PROMETHIDENLOOS.

EINE DICHTUNG

VON

GERHART HAUPTMANN.

BERLIN 1885.
VERLAG VON WILHELM ISSLEIB
(GUSTAV SCHUHR).

SÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK * DRESDEN *

PROMETHIDENLOOS.

EINE DICHTUNG

VON

GERHART HAUPTMANN.

BERLIN 1885.
VERLAG VON WILHELM ISSLEIB
(GUSTAV SCHUHR).

SÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK DRESDEN

1925 I D 327

DEN SIEBEN.

Widmung.

Was wir gefühlt, was wir gewollt,
Zu sagen ist uns Pflicht.
In uns'rer Zeiten Adern rollt
Statt roten Blutes, rotes Gold,
In unsern Adern nicht.
Schlingt Hand in Hand zum festen Kreis
Und fühlt, dass ihr euch kennt,
Dass euer Fuss auf einem Gleis',
Und eine Flamme glühend heiss
In euren Seelen brennt.
Poch' glühend Herz und walle Blut
Für Wahrheit und für Licht,
Und du gewalt'ger Kampfesmuth
Verlisch', verlisch' uns nicht!

An.......

Ich singe frei, wenn alle Ketten lasten;
Die Kühnheit ist des Sängers erste Pflicht,
Und wer sein Lied verschliesst in einen Kasten,
Der ist ein Feigling, doch ein Sänger nicht.
Beim Saitenspiele muss die Waffe blitzen,
Und weh dem Sänger, der den Frieden singt!
Auf seinem Schilde muss die Wahrheit sitzen,
Die er im Kampfe selbst dem Feinde bringt.

Ich singe frei, und schein ich auch nicht zünftig,
Was kümmert's mich und meine freie Brust?
Mag man verkennen mich so jetzt als künftig,
Ich singe ja, weil singen meine Lust.
Will man mir aber meinen Gott erschlagen,
Dann führe man auch Götter in den Streit!
Wer alles singt, der kann auch alles wagen,
Der ist zum Tode für sein Lied bereit.

Für was ich kämpfe, kann ein jeder fühlen,
Fasst er den Puls der fieberheissen Welt.
Er kühle sie, wer meinen Sang will kühlen,
Der aus der Zeiten Fieberadern quellt.
So lange springt er feurig durch die Binden
In unaufhaltsam heisser, heisser Fluth.
Bis ihr die Funken aus dem Herzen schwinden,
Und bleicher Tod auf ihren Zügen ruht.

Nimm weg die Hand, Du Mann, von meinem Liede,
Noch lieben kann ich, nicht bewundern mehr.
Dein Banner ist ein lügenhafter Friede,
Mein Banner ist der Kampf auf wildem Meer.
Nimm weg die Hand, Du Mann, von meiner Zither,
Sie ist nicht Deiner Laune will'ges Kind;
Am Himmel stehen finstere Gewitter,
Und meine Lieder sind wie Blitze sind.

Du magst mit Tauben nach Belieben walten,
Doch mein Gesang fliegt keinen Taubenflug,
Und Deine Fesseln können ihn nicht halten,
Noch Du bemeistern meines Geistes Flug.
Nimm weg die Hand von eines Leuen Mähne,
Er schüttelt sie und schaut Dich dräuend an,
Nimm weg die Hand, Du Mann der milden Thräne,
Du Mann des Glückes, Du zufriedner Mann.

◆

PROMETHIDENLOOS.

I.

1.

Rings stille Nacht. Des Mondes volle Scheibe
Am dunkeln Himmel. In des Hafens Fluth
Verstummt des lauten Tages bunt' Getreibe,
Es ruht der Schiffer, und die Woge ruht;
Dort zieht ein Schwan mit hellem Silberleibe
Und ruft zu Zeiten nach der fernen Brut;
Auf leichtem Kahne schwimmt Selin indessen
Heran, in Träumen welt- und drangvergessen.

2.

Er sucht den Segler, der ihn sollte tragen,
Und findet ihn und schreitet stumm an Bord.
In seiner Seele kämpfen tausend Fragen,
Doch seinem stummen Munde fehlt das Wort.
Durch alle Fernen seine Geister jagen,
Und immer weiter in die Fernen fort,
Er sucht vergebens sie durch Schlaf zu bannen,
Unendlich, endlos, schreiten sie von dannen.

3.

Sie schlingen sich gleich ewig langen Seilen
Um jeden Baum und Strauch der alten Welt,
Sie schwingen sich gleich heiss beschwingten Pfeilen,
Vom Wehmuthsbogen zitternd abgeschnellt.
Sie wollen endlos, ohne Zahl enteilen
Ein jeder heimwärts, wie es ihm gefällt.
Leer wird Selinens Brust, klein das Geleite,
Was ihm noch bleibt für die verborg'ne Weite.

4.

Er sendet Grüsse aus an alle Lieben,
Vergessen ist kein noch so ferner Freund. —
Er würde nun, so hiess es, fortgetrieben,
Wo ihn der Gluthhauch heisser Thaten bräunt;
Bald hätte er sein Weinen hingeschrieben,
Und auf die Blätter lang und schwer geweint,
Und seine Seele wehmuthsvoll erschlossen,
Unmännlich fast in jeden Brief gegossen.

5.

Dem treuen Vater, der ihn hat geleitet,
Giebt er die herben Grüsse in die Hand;
Der nimmt sie auf und küsst Selin und schreitet
Dorthin, wo harrend noch der Nachen stand.
Ein Thränlein — und der kleine Nachen gleitet
Mit seiner lieben Last zurück an's Land.
Noch weilt Selin und starrt in stumme Wogen,
Wo dunkle Bahn der Nachen hat gezogen.

6.

Nachdem er lange, lange so gesonnen
Und in der ewig dunklen, stillen Fluth
Den düstren Faden seines Wehs gesponnen,
Wird ihm gar müd' und dämmerig zu Muth.
Es blitzt um ihn, wie Licht von fernen Sonnen,
Es übermannt ihn eine starke Gluth,
So zieht ihn Weh und Hoffnung mächtig nieder,
Und milder Schlaf löst ihre Fesseln wieder.

7.

Indess er schlummert, wenden wir die Blicke
Zum sich'ren Lande, das ihn auferzog.
Wir gehen weit in's tiefe Thal zurücke,
Aus dessen Sohle er sein Wesen sog.
Wir suchen treu nach dem und jenem Stücke,
Das sein phantast'scher Geist gar oft umflog;
Gebirge, Ströme, Wälder, dorn'ge Hecken,
Kann rings das Aug', das suchende, entdecken.

8.

In einem Flecken ward Selin geboren,
Wo aus der Eb'ne das Gebirge steigt.
Hier blieb er lange welt- und zeitverloren
Und hatte sich in seiner Art verzweigt,
Bis man ihm dann die Krone abgeschoren,
Als er im Park der Städte sich gezeigt.
Was nun zurück blieb, kümmerlich, gebrochen,
Ist Knieholz gleich am Boden hingekrochen.

9.

Nun haben sie gefasst ihn und getreten
Auf manche Art um seiner Seele Heil.
Sie lehrten ihn das Fluchen und das Beten
Und schossen ihm in's Mark des Hasses Pfeil.
Er ward ein Teig mit andren durchgekneten.
Auf eig'ne Triebe fiel das schärfste Beil,
Bis endlich er, gefoltert und geschunden,
Zu eitern anfing aus unsel'gen Wunden.

10.

O Gärtner ihr, mein Singen muss euch finden,
Ihr, die ihr Aexte statt der Binden tragt,
Bei deren Schritten sich die Pflanzen winden,
Die unerbittlich euer Dünkel plagt.
O, säh't ihr das Register eurer Sünden
In jedem Schlage, den ihr sinnlos schlagt,
Es würde sicher eure Rechte zittern,
Wär's euch gegeben, Künftiges zu wittern.

11.

So aber geht ihr weiter durch die Blumen,
Zufried'nen Wissens, flachen Stolzes voll,
Und wühlt zu Schanden Keimes schwang're Krumen;
Die Hand zerschlägt, was sie beleben soll.
Weih'lose Priester in den Heiligthumen.
Vor euch versiegt die Quelle, die sonst quoll,
Und unter euren ahnungslosen Tritten
Wird Keim um Keim verdorben und zerschnitten.

12.

Und so auch hier. Es war ein Parkgehege,
Ein wirr Gestrüpp, durch das die Axt mit Müh'
Zu bahnen hatte dieser Gärtner Wege,
Wo alles unter'm Knechteszwang gedieh
Zu einer Höhe, eiferlos und träge,
Die längst nicht mehr nach lichter Freiheit schrie.
Ein Baum wie alle, Bäume sind gleich Bäumen,
Mehr liessen diese Gärtner sich nicht träumen.

13.

Mit wunder Brust in diesem wüsten Bette
Lag nun Selin, verdorrt, geknickt im Schaft;
Er weinte, tobte gegen seine Kette,
Bis denn auch ihn der Dauerzwang erschlafft.
Da aber rang aus tief verborg'ner Stätte
Es sich empor wie neue Lebenskraft,
Und Töne kamen, die Befreiung brachten,
Wie sie aus Schmerz und herber Qual erwachten.

14.

Befreiung — ja! doch wie sie hoch ihn trugen,
Weit über sich in ätherreine Luft,
Da sah er nieder auf die stolzen, klugen
Vereinten Wärter einer grossen Gruft,
Drin sie sein Wesen ganz in Trümmer schlugen,
Die dumpf umwebte feuchter Moderduft.
Sein ganzes Elend kam daher geschritten
Und rief ihm zu, was drunten er gelitten.

15.

Ein Pergament begann es zu entrollen
Von allen Keimen, die er einst besass,
Von allen Trieben, die ihm freudig schwollen
In schöner Knospe, die der Moder frass.
Dann zeigt' es nach dem schönen übervollen
Gebäud' des Wissens, und der kaum genas,
Begann zu fühlen erst was er verloren;
So ward das Weh von neuem ihm geboren.

16.

Mit Weinen und mit Fluchen eilt der Knabe
Zu retten, zu ersetzen, zu erringen;
Ein Blinder so mit vorgehalt'nem Stabe
Denkt er den Weg zum Wissen zu erzwingen.
Von jedem Baume krächzt des Spottes Rabe
Und kreist um ihn mit nimmer müden Schwingen.
Und keuchend singt der matte Knabe nieder,
Und alte Ohnmacht überfällt ihn wieder.

17.

Da tritt zu ihm die Frau mit Stein und Meissel
Und lockt ihn an und spricht mit süsser Stimme:
„Es werde dieses Werkzeug dir zur Geissel
Und diene deiner Wuth und deinem Grimme.
Und eh' sich zweimal dreht der Zeiten Kreisel
Im kurzen Tage, edler Knabe krümme
Dich unter dieses Joch. Such meinen Tempel!
Auf deine Stirne drück ich meinen Stempel.“

18.

Der Knabe geht und sucht mit Hoffnungsbeben;
Schon krallt im Wahne sich die heisse Hand.
Als wollte sie Hymettos Marmor heben
Aus tiefem Schacht, als hielte sie umspannt
Den Meissel, der den Marmor soll beleben
Mit hohem Geiste hehr und gottverwandt. —
Da tritt er in des Tempels weite Hallen
Und lässt bestürzt den Zauber-Meissel fallen.

19.

Ein Volk von Krämern schleift des Marmors Decken,
Ein Volk von Bäckern bäckt den braunen Thon.
Statt heil'ger Priester Lumpen nur und Gecken,
Statt stiller Wahrheit Lug und Neid und Hohn.
Da giebt's ein mühsam, ekelhaftes Hecken,
Geboren wird, was längst verstorben schon;
Rings liegen sie die ausgegrab'nen Leichen,
An ihren Stirnen der Verwesung Zeichen.

20.

Da nahet sich die Frau mit Kranz und Leier
Und liess ihn spielen mit der Saiten Gold
Und hüllte ihn in liederschweren Schleier
Und zeigte ihm ein Bild gar lieb und hold.
Und sang von einer heil'gen ernsten Feier,
Dabei zur Liebe Lautenstimme rollt.
Sie sprach zu ihm mit lockender Geberde:
„Hinaus, hinaus! mein Tempel ist die Erde“. — —

II.

1.

Es knirscht im Grund, und starke Ketten klirren:
Der Anker steigt mit Schwanken aus der Gruft.
Im ganzen Schiffe giebt's ein eignes Schwirren,
Und viele Rufe dringen durch die Luft
Und scheinen ohne Sinn sich zu verwirren,
Der schilt und wehrt, ein andrer wünscht und ruft, —
Da dröhnt das Schiff von urgeheimem Weben,
Beginnt zu wachen und beginnt zu streben.

2.

Und wie der Schraube riesenstarker Flügel
Die Fluthen peitscht und sich zum Dienste zwingt
So zeigt sich oben auf dem Wasser-Spiegel
Ein Silberschaum, der leise, leise klingt.
So ruht am Kämpfergrab ein lieblich Siegel,
Ein Lied, ein Spruch, den ihm der Dichter singt;
Nicht kann der Grabstein seine Kämpfe spiegeln,
Nur sie verbergen kann er und versiegeln.

3.

Selin erwacht und irrt auf's Deck und findet
Noch hoch am Himmel Stern um Sterne ziehn.
Doch Stern um Stern versinket und verschwindet,
Je mehr des Ostens bleiche Rosen blühn,
Bis dann die Sonne strahlend sich verkündet,
Und rings die Farben tausendfach erglüh'n,
Und ferne Ufer nur noch dämmernd steigen
Aus dunklen Fluthen, die erwartend schweigen.

4.

Ein Schiff auf See! Wie rauscht es stolz von dannen,
Mit sichrem Gange auf sich selbst gestellt!
Wie knarren froh die segelschweren Tannen
Und streben fort in's ungemess'ne Feld!
Hei, wie sich bauschend nun die Segel spannen,
Vom arbeitsfrohen frischen Wind geschwellt! —
Ein Mövenzug folgt den bewegten Gleisen,
Und hoch in Wolken stille Falken kreisen.

5.

Ein Festzug ist's. Wie sie bewundernd rauschen,
Die Wellen alle, die sein Kiel durchdringt!
Der Fische Völker tief im Grunde lauschen
Der Menschenkraft, die Eisenflügel schwingt.
Und wie sich thürmend vorn die Wogen bauschen,
Sie müssen weichen, wenn der Seemann winkt,
Dem Riesen, dem gewaltigen, dem grossen,
Dess Arme Völker durch die Wogen stossen.

6.

Schon ferne sieht Selin die Ufer weichen,
Und rückwärts geht er, wo des Riesen Kraft
Unwiderstehlich dreht die Eisen-Speichen
Und unter krausen Fluthen mächtig schafft.
Da fühlt er Muth durch seine Seele streichen
Und auf zur Krone dringen Lebenssaft;
Er grüsst mit Jubel ferner Heimath Dämmer
Und winkt herab des Schicksals starke Hämmer.

7.

O, schöner Muth, wie schmeckst du so nach Dauer,
Wie scheinst du uns bepanzert und bewehrt,
Gewachsen jedem Weh und jeder Trauer,
Die Menschenhäupter je und je beschwert!
Durch seine Seele geht ein heil'ger Schauer,
Nach stolzen Höhen war sein Blick gekehrt,
Nichts war zu hoch, die fernsten Wolkensäume
Erklomm sein Geist im Zauberkleid der Träume.

8.

Ein Dichter sein mit Strahlenkranz und Krone,
Bei dessen Tönen lauscht die ganze Welt,
Sein Sessel schwergeballte Wolken-Throne,
Am Firmamente leuchtend aufgestellt,
In seiner Brust die Sprache jeder Zone,
Von dessen Leier Blitz und Donner fällt, —
Das war das winzigste von seinen Bildern,
Die andern kann kein Menschenwort euch schildern.

9.

Ihr wisset alle, wie die Bilder sinken,
Ihr lächelt alle still und insgeheim,
Wenn sie erfahrungsdüst're Schlünde trinken
Und aus dem Donner wird ein schwacher Reim,
Und wenn die Stürmer heim zum Herde hinken,
Sorgfältig ziehend still bescheidnen Keim; —
Mich aber lasst vor diesen Bildern knieen
Und mich vom Nachhall ihrer Kraft erglühen.

10.

Weit vom Gemeinen werden sie bereitet,
Nicht Neid und Ruhmsucht haben sie gemalt.
Ureig'ne Kraft hat solche Frucht gezeitet,
Ureig'ne Kraft, die göttlich, himmlisch prahlt.
O hielten Götter, was uns so entgleitet
Und was kein Himmelreich uns je bezahlt.
Es ist dahin, doch einmal ist's gewesen.
Wir sind es los, sind, — wenn ihr wollt, genesen.

11.

Den Kampf, der ohne Hoffnung ist zu siegen,
Ihn hat Selin im Kleinen schon durchkämpft,
Wir sahen ihn schon oftmals unterliegen
Und seines Muthes Anlauf trüb gedämpft.
Jetzt da zur neuen Welt die Segel fliegen,
Hat sich der Kraftwahn neu emporgeschnellt,
Dess Sturz in langen Kämpfen wird geschehn,
Die allgewaltig ihm entgegenstehn.

12.

Das Land verging. Die grauen Wogen thürmen
Sich hoch empor. Ein ferner matter Streif
Verkündiget das Nah'n von wilden Stürmen;
Bald rauscht einher der götterstarke Greif.
Wer möchte wohl das kühne Schiff beschirmen?
Hoch aus den Wogen schlägt des Wales Schweif. —
So geht's den Tag und durch die Nacht zum Morgen,
Dann ist die See in Ruh, das Schiff geborgen.

13.

Selin indessen lag auf seinem Pfühle,
Von Finsterniss, von tiefer Nacht umhüllt.
Er fühlte rings der Wogen reg' Gewühle,
Vom wilden Kampf des Schiffes Rumpf umbrüllt. —
Wie jauchzt er, als des Morgens wonn'ge Kühle
Vom offnen Deck in seine Kammer quillt.
Er steigt hinauf und sieht von blauen Wogen
Den Horizont, den schwindenden, umzogen.

14.

„O, heil'ges Meer, du Teppich sondergleichen!“
So ruft er aus von Schauern übermannt,
Wo Luft und Wasser sich die Hände reichen,
Verweilt sein Blick gefesselt und gebannt.
Er sieht den Windhauch über Wellen streichen
Gleich einer lieben, sorglich zarten Hand
Und kann des Meeres Schrecken nicht begreifen
Im Farbenheer, das Sonnenstrahlen reifen.

15.

Ihm scheint die See so wunderbar und eigen,
So ganzer Mannheit unerreichbar Bild, —
Wenn zorn’ge Wogen in den Himmel steigen,
Wenn mädchenhaft der lichte Busen schwillt,
Sei’s dass die Flächen inhaltsruhig schweigen,
Sei’s dass der Inhalt tausendzüngig brüllt,
Wenn das damast’ne, farbenprächt’ge Kissen
Von Sturmeskrallen sausend wird zerrissen.

16.

Der Kapitain tritt zu Selin und schreitet
Mit ihm am Achterdecke auf und ab,
Indess das Fahrzeug seine Wege gleitet
Durch das geschmückte ewig off’ne Grab.
Er hat des Knaben Sinn hineingeleitet
In seine Brust und zeigt ihm manches Kap,
Um das das Leben mühsam ihn getragen,
Von Schiffen Späne, die sich dran zerschlagen.

17.

Er spricht: „Ich nahm ein Weib. Kaum dass verglommen
Des Festes Lust, bin ich mit meinem Schiff
Allein zurück in’s wilde Meer geschwommen,
Verkehrt hab ich mit Klipp und Felsen-Riff,
Statt jener sie in meinen Arm genommen,
Die frostigen. Um meine Schläfe pfiff
Der arge Sturm, statt ihres Busens Wonnen
Hat kalter Nord mich eisesschwer umsponnen.“

18.

Ihn fragt Selin, warum er denn erwählte
Dies schlimme Loos, das ihn zum Abschied triebe,
Zum ew'gen Scheiden, und warum er quälte
Sein menschlich Herz und nicht am Lande bliebe
Und sich mit Fried und Freude still vermählte?
Da wandte sich der Seemann stumm und trübe
Und wies hinunter auf das lichte Bette,
Als ob's allein die Schuld an allem hätte.

19.

Doch nein, — was brachte hier die See getragen,
Als wie man Leichen trägt zur Leichenfeier? —
Ein Körper ist's, tief in sein Fleisch geschlagen
Hält blut'ge Krallen ein seekund'ger Geier.
Er schaute auf von seinem seltnen Wagen,
Antwort ertheilend einem andren Schreier,
Der hoch in Vollkraft seiner Schwingen schwebte
Und helle Lust mit Siegsgeschrei belebte.

20.

Und wie es nah kommt, zu des Knaben Leide
Ist's eine Kuh mit braun und weissen Flecken;
Wie spielend rings am ungewohnten Kleide
Die tausendzüng'gen salz'gen Wellen lecken.
Was will die Kuh auf dieser seltnen Weide,
Wo nur Polypen schal'ge Arme strecken,
Und keine Triften saft'ges Grün gebären,
Der mildgewohnten Rinder Schaar zu nähren?

21.

Der Seemann nickt und nickt und senkt die Augen
Und spricht: „Hier grast die Kuh auf salz'gem Felde,
Für das nur Wale und Delphine taugen.
Wer trieb sie her? Wer hiess sie, Knabe melde
Mir das, zu wälzen sich in diesen Laugen,
Statt wandeln gehn im duftigen Gewälde,
Statt Glöcklein tönend um den Hals zu tragen
Und Friede blöckend saft'ges Grün zu nagen?“ —

22.

Der Seemann geht. Der Knabe bleibt und sinnet,
Und Englands ferne Küsten steigen auf.
Der Abenddämmer graue Dünste spinnet,
Und still zu Ende geht der Sonne Lauf.
In lichter Fluth zu unserm Schiffe rinnet
Ein goldner Latz von ihrem Feuerknauf,
Bis endlich sie, die letzten Strahlenfunken
Verstreuend, mälig ist in's Meer gesunken.

23.

Nun kommt die Nacht mit ihrem Sehnsuchtsleide,
Und hoch am Himmel holder Sterne Pracht.
Doch auch die Meerfluth hegt ein Goldgeschmeide,
Das ihre Woge schmückt in dunkler Nacht.
Wie flimmert sie in diesem neuen Kleide,
Das jeder Windhauch wunderbar entfacht,
Und jede Falte, vor sich selbst erschreckend,
Entflieht, nur immer neuen Glanz entdeckend.

24.

Dort England. Frankreich jene dunkle Masse.
Ein Sternenbogen drüber aufgestellt.
Und zwischendurch die dunkle Wogengasse,
Die beide Länder von einander hält.
Dass dieser Streif das stolze England fasse,
Und jener decke Frankreichs bunte Welt, —
Den wahren Werth der beiden matten Streifen,
Selin vermochte kaum ihn zu begreifen.

25.

„Nah“, spricht der Kapitain, „sind hier die Lippen,
In denen Tag und Nacht die Woge schlürft,
Ein fürchterlich Gewirr von Sand und Klippen,
Darein der Sturm des Jahrs manch Fahrzeug wirft.
Wer erst geklemmt in diese kahlen Rippen,
Der hat des Lichts zum letzten Mal bedürft,
Um sich in alter Art durch seine Sünden
Und seiner Menschheit Qual hindurchzufinden.“

26.

„Leuchtschiffe ruhen, wo vom sichren Pfade
Die Grenze ist am starren Felsenriff,
Bewachend jene unheilsvolle Lade,
Die manches Fahrzeug krachend schon ergriff.
Hier hilft kein Heulen und kein Flehn um Gnade,
Zu tausend Trümmern nagt's das ganze Schiff,
Die alle wie der Leib des toten Rindes
Von dannen ziehen nach dem Spiel des Windes.“ —

27.

Leuchtfeuer blinken her von Englands Küste.
Vom Steuer schaut der Helgoländer Maat
Mit scharfen Augen in die Wasserwüste
Und dreht bedacht sein mächt'ges Steuerrad:
Und geht auch Sternenlicht und Mond zur Rüste,
Der Kompass weist ihm seinen sichren Pfad.
Fahrzeuge gleiten rings auf dem Kanale
Und geben grüssend donnernde Signale.

28.

Die Nacht vergeht und Tag um Tage weichen,
Selin bemerkt, beachtet jedes Ding:
Sei's des bedrängten Seglers Flaggenzeichen,
Sei's der Delphine Spiel, die froh und flink
Der Wellen Häupter staub'ge Scheitel streifen,
Sei's dass er sass, wo starr der Anker hing,
Und in den Kampf der dunklen Fluten blickte,
Die unter ihm des Schiffes Kiel zerstückte.

29.

So hat er oft des Schiffes nicht geachtet,
Ganz zu empfinden einsam nur gestrebt,
Und lange, lange regungslos getrachtet
Zu forschen, wie die Woge einsam lebt, —
Bis endlich ihn manch eigner Traum umnachtet,
Der Wirkliches mit Phantasie verwebt;
Und wollen wir die Mischung ganz erfassen,
So müssen wir die Wellen reden lassen.

30.

Die Wellen sprechen: Einsam sind wir alle;
So viel wir sind, wir alle sind allein.
Du aber lerne aus dem regen Schwalle
Die Kunst mit Well' und Winden einsam sein.
Schau über dich! die pfadlos weite Halle
Des Firmaments, der Sterne milder Schein
Ist Anfang eines ungemess'nen Raumes,
Und uns're Welt der Perle gleich des Schaumes.

31.

Wie fühlt der Knabe seine Brust erzittern,
Wie will er saugen, trinken ohne Rast
Die Lehren, die ihn ahnungsschwer umwittern,
Wie strebt sein Sinn in unerhörter Hast
Zu schauen und zu rütteln an den Gittern,
Die man vergebens hoffnungsvoll erfasst.
Wie strebt er nach des Fragenschwalls Erwid'rung,
Die gross uns macht in göttlicher Erniedrung.

32.

Zusehends wuchs des Jünglings helle Seele,
Ward gross und weit, ihm selber unbewusst.
Er sah in manches Räthsels trübe Höhle,
Und schaute an mit immer regrer Lust;
Und dass er nun zu sammeln nicht verfehle
In seiner regen ewig durst'gen Brust,
War er bedacht dem Wind- und Wellenrauschen
Und jedem Ton ein Räthsel abzulauschen.

33.

Doch wunderbar! So oft er sich bemühte
Dem heissen Drang in Worten zu genügen,
So oft auch schaffend schwer sein Busen glühte,
Er fühlte haltlos jeden Ton verfliegen.
Was ihn in göttergleiche Träume wiegte,
Das wollte sich dem schaalen Wort nicht fügen,
Dass ihn Verzweiflung oftmals übermannte,
Und ihm auf lange jede Freude bannte.

34.

Das Neue kam und riss ihn aus dem Brüten:
Ein sonnig Land, ein klippenreich Gewänd,
Bald eine Ebne, reich bedeckt mit Blüthen,
Die Küste Portugals, die flammt und brennt,
Cap Finisterra, drum die Stürme wüthen,
Und das der Seemann nur Cap Finster nennt,
Und all der Wirbel wechselnder Erscheinung,
Die nur vergangen kommen zur Vereinung.

35.

Auch jener Groll, der in des Knaben Herzen
Sich gegen Menschen früh schon eingestellt,
Begann zu schwinden, mählich zu verschmerzen
Schien er die Schläge, die ihn arg gequält.
Sein Denken konnte mit Vergangnem scherzen,
So schien verwandelt ihm die weite Welt.
Und Wund' auf Wunde ihm im Busen heilte,
So lang' er auf dem Wasserhause weilte.

36.

Was süss ist, ist ein Wahn. — Die weiten Meere
Befördern diese weltzufried'ne Stimmung,
Dann drückt der Erde Qual mit gröss'rer Schwere,
Dann fühlst du doppelt deines Weges Krümmung.
Sei auf der Hut, o Jüngling! wache, wehre
Die Rechte, mancher Berg harrt der Erklimmung! —
Der Anker fällt, der Hafen ist gefunden,
Das Schiff am Erdball wieder festgebunden.

◆

III.

1.

Nun Muse komm, und lass dich heiss umarmen!
Nun gieb dein Lied! Ich ruf' es laut herab.
Du musst am Pulsschlag meiner Brust erwarmen,
Der einst dein Hauch das ew'ge Sehnen gab.
Herbei, herbei! und gieb aus vollen Armen,
Schmück mir mit Ros' und Dornen meinen Stab!
Mit rüst'gem Schritt den Waller zu begleiten,
Das ist mein Amt, du Muse musst mich leiten.

2.

Stoss in dein Horn, du Zaubergeist des Traumes,
Ruf glüh'nde Feuer, heisse Brände wach!
Fällt in's Geäst des wildverschlung'nen Baumes
Des kühnen Liedes! schmückt des Tempels Dach,
Des Tempels Inn'res, des geweihten Raumes,
Dass alles wachs' und bilde sich gemach!
Du darfst nicht zaudern Muse an der Schwelle:
Hinab, hinab! Ich folge dir zur Hölle!

3.

Frei ist mein Haupt, der Schleier ist genommen.
Geduldig kommt die ungeduld'ge Schaar
Der Geister wieder in mein Lied geschwommen,
Die lange, lange mir entschwunden war.
Die Fackel flackert, ist mir neu entglommen,
Dass sie erlöscht, ist nirgend mehr Gefahr;
Der Wind des Geistes kommt allein gezogen,
Der sie entfacht; — der andre ist verflogen.

4.

In einem Kampf muss sich Selin bewähren:
Mein Lied, zu schildern jenen grossen Kampf,
Wo süsse Feinde unsern Sieg erschweren
Und uns'rer Seelen thatenloser Krampf.
Wohl gegen Ritter gilt es Waffen kehren
Von Stahl und Eisen; — heisser Pulverdampf
Mit Donnern brechend aus Verderbensschlünden
Kann uns're Flucht nie unsern Kampf verkünden.

5.

Du finstres Feuer, Gluthstrom ohne Gleichen,
Gewalt'ger Dämon in verschloss'ner Brust!
Die ganze Welt trägt deines Daseins Zeichen,
Dein Kind ist Laster und dein Nam' ist Lust.
Du nahst, und selbst der Stärkste muss erbleichen,
Wenn du daherschwebst deines Siegs bewusst,
Mit üpp'gem Lächeln in den glüh'nden Blicken,
Die oft verderben, während sie entzücken.

6.

Ich habe dich geschmäht, ich muss es büssen.
Du forderst Rechenschaft, so folg' mir nach! —
Sieh, wie dich jene dürren Knochen grüssen,
Die feuerlose Lippe, die einst sprach.
Horch, wie sie wimmern unter deinen Füssen,
Die stolzen Geister, die dein Gluthhauch brach!
Hörst du sie alle nicht mattstimmig klagen,
Die deine Hand mit Wahnsinn hat geschlagen?

7.

Betrügst du nicht, du fluchbeladner Scherge?
Giebst du ein bess'res für ein gutes Theil?
Du führst uns lauernd hin auf goldne Berge
Und biet'st die Berge für ein Nicken feil.
Doch wenn wir nickten, fallen wir in Särge,
In uns're Stirnen fährt des Wahnsinns Keil,
Und niemand schliesst die Wunden, die erklafften
Und uns unnennbar wilde Qualen schafften.

8.

„Wer bist du?“ Und das Bild begann zu sprechen,
Denn wirklich sah ich deutlich jetzt ein Weib.
Ihr Anblick würde euch die Seele brechen,
Ein üpp'ger, wüster, doch kasteiter Leib,
Zernagte, blutbelauf'ne wunde Flächen; —
Ich will mich wenden, doch da ruft es: „Bleib
Und höre mich! Das Blatt hat sich gewendet:
Jetzt bleib' und höre, bis auch ich geendet!“

9.

„Sie glauben noch, ich sei was ich gewesen:
Einst war ich, — Sänger! — wie sonst Kinder sind;
Am Erlenbache trieb ich hold mein Wesen,
Und mich empfand das unverdorbne Kind.
Ich lehrte euch in Baumeskronen lesen
Und flog euch zu in jedem frischen Wind:
Da kamen schmutz'ge schwachgemuthe Buben,
Die mich lebendig in ein Grab vergruben."

10.

„Seitdem ward ich in Menschenmund geschändet,
Verflucht der Körper, den ich angeweht;
Sie glaubten mich vergangen und verendet
Und haben Gott um meinen Tod gefleht.
Ich aber habe mächtig mich gewendet
In meiner Haft, da half kein Gottgebet,
Bis ich des Sarges Eisenmund gebrochen
Und angstvoll bin von Haus zu Haus gekrochen."

11.

„Nun wollte nimmer mir ein Obdach lachen,
Die Menschen schlugen mich, — sie nannten's Scham; —
Ich aber stand bei Blitz und Donnerkrachen
In Einsamkeit und wurde krumm und lahm.
Mich hat zerfleischt des Wahnes blut'ger Rachen,
Ein jeder Knabe, der gelaufen kam,
Spie mich aus seiner Brust. — So zugerichtet
Hat man mich freilich, aber nicht vernichtet."

12.

„Da kam die List und half mir doch zum Siege.
Ich stahl geschickt in jede Brust mich ein,
Aus einem Falter ward die gift'ge Fliege.
Und wo ich war, da musst' ich ewig sein,
Und wen ich stach, der fühlte kein Genüge
Am Guten mehr; er wahrte noch den Schein,
Doch koste heiss mich bei verschlossnen Thüren,
Um endlich mich als Laster zu erküren.“

13.

„Nun wuchs der Hass. Der heisse Durst nach Rache,
Der Knechtessinn, die Tücke hing mir an,
Und eine edle himmelsreine Sache,
Ward ich ich zur Metze jedem schlechten Mann.
So kommt es nun, dass ich die Rechnung mache,
Und wenn ich wo vom Herzblut trinken kann,
Da hang' ich fest. Kein noch so edles Stöhnen
Der matten Opfer kann mich mehr versöhnen.“

14.

„So röchelt nun in meinen wüsten Armen
Und flucht, indem ihr schwimmt in meinem Schlamm!
Eh' hat die Höll' im Schattenreich Erbarmen.
Ich schlag' den Hirten, und ich schlag' das Lamm,
Ich schlag' die Reichen, und ich schlag' die Armen,
Und Keiner ist, der lebend mir entkam;
Wer je mich trug auf seines Lagers Kissen,
Dem hab' ich rasend mich in's Herz gebissen.“

15.

„Sie mögen Kerker wie Gebirge bauen;
Jetzt bin ich nicht mehr eine von den Kleinen,
Und hinter meinen Schritten kriecht das Grauen. —
Und mag die Welt aus hohlen Augen weinen,
Ich werde lachend auf die Memmen schauen,
Die Welt in schwarzer Fluthen Tiefe schlingen
Und Wahnsinns Lieder durch ein Chaos singen.“

16.

„Nun gehe hin zu meinem glüh'nden Herde,
Nun schaue, Sänger, mein verfluchtes Reich
Und schaudere und sinke hin zur Erde
Und zittere im Schau'n und werde bleich!
Ich zeige jetzt dir eine bunte Herde,
Mein Pfühl sind Weiberbusen zart und weich,
Und Menschenschädel meine goldnen Becher,
Und alle alle Opfer mir und Rächer.“ — —

IV.

1.

Die Dämmerung umflattert Spaniens Küste,
Und Malaga liegt wie ein träumend Kind.
Wie wenn der Wind des Kindes Locken küsste,
So steigt der Rauch in Abendlüfte lind.
Und alles geht vom wilden Tag zur Rüste,
Der Fischer zieht des Netzes Wucht geschwind
Empor, ein andrer wieder löst die Taue
Und steuert frisch in's Meer, in's dunkle, blaue.

2.

Da steht Selin am regbelebten Hafen
Und schauet stumm zurück zu seinem Schiff,
Dem willigen, dem starken und dem braven,
Das sicher ihn geführt um Klipp und Riff.
Nun sich mit Menschen seine Blicke trafen,
Ein neuer Geist in seine Seele griff,
Der bald begann in eigenwill'gen Spielen
Ihr tiefstes Innerstes zu unterwühlen.

3.

Und lauer wehn und lauer nun die Lüfte,
Und drückend lastet's um Selinens Haupt;
Es wallt um ihn ein Hauch wie Ambradüfte,
Der ihm die Vorsicht und Besinnung raubt.
Schlaff stützt sein Arm sich auf die müde Hüfte;
Da nahen ihm. mit Rosen hold umlaubt.
Gestalten. — Sind sie lebend, sind's Gebilde
Der Phantasie aus himmlischem Gefilde?

4.

Sie sind gefahrvoll diese lichten Weiber! —
Ein Schauer sagt es, der Selinen rührt.
Nur der Verderber malt uns solche Leiber,
Durch die er uns zu Tod und Elend führt.
O wehre dich! der fürchterliche Treiber,
Der eine zehrend heisse Flamme schürt,
Er jagt wie mit Oinomaos Rossen
Und trifft dein Herz mit tötlichen Geschossen.

5.

Und lockender beginnt's ihn zu umwinden;
Ein süsses Tönen fördert seinen Wahn.
Da hört er Laute holden Tanz verkünden
Und eine Schaar von wilden Dirnen nahn.
Die leise lächelnd ihm vorüber schwinden;
Er aber steigt in den bereiten Kahn
Und suchet trotz dem lockend süssen Klingen
Zum Schiff im Hafen sich zurückzuzwingen.

6.

Schlaflos und glühend wälzt er hin und wieder
Den müden Körper auf dem harten Lager;
Zur Wandrung reissen ihn die regen Glieder,
Doch um ihn reden, fragen tausend Frager.
Es brennen ihm der Augen matte Lider,
Gerippe starren um ihn hohl und hager
Und warnen ihn und heissen ihn bethören
Den heissen Drang und sich zum Schlummer kehren.

7.

Er thut's. Da hört er zauberisches Klingen
Von der Muele durch die stille Fluth.
Wie sich die Töne ihm in's Inn're ringen,
Wächst ihm von Neuem die erstorb'ne Gluth.
Er springt empor und ruft: „Hört auf zu singen!
„Ich habe euch zu hören nicht den Muth.
„Hört auf zu singen! eure Flammenblicke
„Ich fühle sie. O rettet! ich ersticke.“

8.

Er geht, er sucht. Da schlägt mit leisem Munde
Beim Lampenflackern im Kajütenraum
Die Uhre klar und hell die zwölfte Stunde;
Selin starrt in die Luft und hört sie kaum.
Sein Auge macht die fieberhafte Runde,
Bald glaubt er wachend sich und bald im Traum.
Und wieder fällt er keuchend in die Kissen.
Von Mattigkeit und Schauder hingerissen.

9.

Da schweigt's um ihn. Doch bald beginnt's zu reden.
Da kommen Geister und Verwandte her,
Umspinnen ihn mit langen Weisheitsfäden,
Und ihre Gründe wiegen gut und schwer.
Sie weisen ihm der Menschheit grösste Schäden,
Ummurmeln ihn und zanken kreuz und quer,
Bis endlich sie mit einem Male schweigen, —
Und and're Geister aus der Tiefe steigen.

10.

Selin erbleicht, er kann sich nicht erwehren;
Sie reden nicht, sie sind nicht, doch sie sind.
Er will zur Flucht sich leise weinend kehren
Und wird verächtlich, schwächlich wie ein Kind.
Nun wachsen sie zu ungeheuren Heeren,
Da wird er machtlos und sein Auge blind.
Sie fassen ihn, sie werfen ihn zu Boden,
Und um ihn weht ihr unheilschwerer Broden.

11.

Noch kämpft er, — nein, nicht Kampf mehr ist's zu nennen. —
Noch unterliegt er den gewalt'gen Weh'n.
In tausend Flammen seine Glieder brennen
Und machen ihm die Sinne fast vergeh'n.
Er kann sich selbst im Rauche nicht erkennen,
Er meint zu fliegen, und er meint zu steh'n; —
Da kommen sie von neuem durch die Wogen,
Die holden Himmelstöne, hergezogen.

12.

Er steigt auf's Deck. Nicht kann die Nacht ihn kühlen.
Er schaut zum Lande und er steigt in's Boot.
Die Kräfte, die sein Inn'res jetzt durchwühlen,
Die schlägt kein Pfarrer und kein Priester tot.
Es schwimmt sein Geist in brennenden Gefühlen; —
Nun thut's zu retten und zu helfen Noth.
Folgt mir hinab in seine schwanke Barke,
Dass euer Muth an seinem Kampf erstarke.

13.

Das Land erreicht. Er springt die stein'gen Stufen
Hinan, da lächelt ihm manch hold Gesicht.
Von rückwärts hört er seinen Namen rufen;
Ihn treibt es vorwärts, er gehorcht ihm nicht.
Das Laster sprengt einher mit Flammenhufen,
Er jauchzt ihm zu und wie es lodernd spricht,
Nickt er und nickt; — da dankt der grause Scherge
Und öffnet schweigend seine düstern Särge.

14.

Doch was nicht Pfarrer und nicht Priester schaffen,
Das schafft der Born, der tief im Busen quillt.
Wie sich die Schleier schwebend jetzt entraffen,
Die ehedem des Lasters Reich umhüllt,
Da quillt der Quell ihm Harnisch, Helm und Waffen
Und hebt herauf ein himmelsreines Bild,
Dass wie ein Gott der wilde Stürmer stehet,
Und Friedensodem seinen Geist umwehet.

15.

Wohl lockt die Lust, wohl flackern heisse Kerzen,
Wohl hat sie üppig sich und hold bemalt,
In Engelsbrüsten schlagen Geierherzen,
Und Schlangen sind mit Perlen licht umschalt.
Und so beginnt ein fürchterliches Scherzen,
Vom grellen Licht des Lasters überstrahlt.
Bald ist Selin vom wilden Heer umworben,
Doch aller Drang ist plötzlich ihm gestorben.

16.

Ein ungeheurer, namenloser Schrecken
Hat seines Körpers ganzen Bau erfasst,
Er sieht mit Grauen ärgster Fäulniss Flecken
Und hohlen Tod in jeder Brust zu Gast.
Und wie sie ihm den Leib entgegenrecken,
Die Opfer alle ohne Ruh und Rast,
Da sucht sein weinend Auge Salben, Binden,
Sie um der Wunden Uebermass zu winden.

17.

Da! — welch' ein Weib! ein Haupt voll stolzer Würde,
Ein Gliederbau so himmlisch, gross und rein.
Die Stirn umfliesst lichtheller Locken Bürde
Und scheint ein Strom von lautrem Gold zu sein.
Dies Lamm gehöret nicht in diese Hürde,
So denkt Selin, solch süsser Himmelsschein
Strahlt nur aus Sternen, da, — da sinkt sie nieder
Und giebt ihm Preis die stolzen Götterglieder.

18.

Und wie anbetend schon sein Knie sich senkte,
Da springt er auf, von Jammer jäh durchdrungen:
„Wer ist das Weib, das hell die Cymbeln schwenkte?
„Wess Stimme ist's, die also süss geklungen,
„Der die Natur so reiche Gaben schenkte?
„Wo ist sie?“ — da! — da kommt sie schon gesprungen.
Ein wildes Lachen, eine Schmutzgeberde,
Und klatschend fällt sie vor Selin zur Erde.

19.

Wer naht sich dort? Ein Kind mit schwarzen Locken,
Ein lieblich Kind, so schamhaft wie ein Reh,
Auf Lilienwangen weiche Rosenflocken,
Ihr Wandeln gleicht dem Wandeln einer Fee.
Ihr naht Selin und seine Pulse stocken,
Hier gilt's zu trösten, denn hier wohnt das Weh.
Da muss er Moderduft und Fäulniss riechen,
Und Würmer sieht er ihr im Auge kriechen.

20.

O Uebermass, o Jammer ohne Gleichen!
Er will erwärmen ihre feuchte Hand.
Sein Auge fleht: o gieb ein leises Zeichen,
Ob je ein Menschliches in dir gebrannt? —
Sein menschlich Wort ertönt nur fahlen Leichen,
Hier wird nur eine wilde Lust gekannt
Und wird geübt, bis ihre Pfleger fallen,
Zerfleischt von eignen blutbedeckten Krallen.

21.

„Wer ist dein Vater? — wer die Mutter? sage! —
„Hast Vater du und Mutter? sind sie todt?
„Wer brachte dich in diese schlimme Lage?
„Fehlt dir ein Obdach, oder fehlt dir Brod?
„Du sahst wohl einstens hell're, schön're Tage
„Und kamst vom Glanz in eine tiefe Noth?
„Antworte mir!“ — Da hüpft sie, ihren kalten
Zerfress'nen Leib wollüstig zu entfalten.

22.

Noch steht Selin, doch droht er fast zu sinken
Vor nie geahntem, ungeheurem Grau'n.
Ohnmächt'ge Thränen ihm im Auge blinken,
Das ganz vergeht im starren, heissen Schau'n.
Wer wird aus diesen Lustgefässen trinken? —
Da hört er neben sich ein schwach Geraun':
„Ihr seid ein Neuling, junger Mann. Wir beiden,
„Wir grasen lang schon auf den üpp'gen Weiden.“

23.

„Den üpp'gen Weiden? — Wer, wer kann das sprechen? —
Den üpp'gen Weiden?“ Brennend heisser Zorn
Will aus des Knaben Munde zuckend brechen,
Und fluthend quillt der heil'ge, reine Born
In seiner Brust. „Den üpp'gen Weiden? — rächen
„Will ich dies Wort! Treff' euch der Leiden Dorn.
„Die hier auf diesen üpp'gen Weiden spriessen,
„Und die euch locken ruchlos zu geniessen!“

24.

Er wendet sich und sieht zwei Männer stehen,
Die lächelnd ihn und mitleidsvoll betrachten.
„Man sieht's“, so sprechen sie, „Kindsmährchen wehen
„Um deine Stirne noch. Du wirst mit Sachten
„Die üpp'gen Wege fester, sich'rer gehen,
„Wenn du gebührend wirst den Pfuhl verachten.
„Verschleud're nicht dein Mitleid in dem Pfuhle,
„Nicht zu den Menschen rechnet man die Buhle.“

25.

Hoch reckt Selin sich. Seine Augen flammen
Verachtung, seine Brust erhebt sich wild,
Und er erkennt die Schaar der Wundersamen,
Die ewig zu besudeln sind gewillt,
Was sie geniessen, stetig zum Verdammen
Sich fertig fühlen, und sein Athem schwillt,
Empor zu schleudern in's Gesicht dem Truge
Die ganze Wahrheit nun in einem Zuge.

26.

„Ich grüss' euch! spricht er, wollet mir vergönnen,
„Dass ich euch mag beim rechten Zipfel fassen,
„Dass ich euch mag beim rechten Namen nennen.
„Ich grüss' euch, die ihr kriecht auf allen Gassen,
„Ich grüss' euch, die ihr kräht mit allen Hennen
„Und die ihr lebt und nehmt aus allen Kassen.
„Eur' Nam' ist Fadheit, aller Laster Laster,
„Und Menschenglück ist eurer Strassen Pflaster.

27.

„Wer kennt euch nicht, die alle Farben tragen,
„Wie Maden jedes grüne Reis umzieh'n?
„Wer kennt euch nicht, die jedes Blatt benagen?
„Wen habt ihr nicht besudelt und bespie'n?
„Ihr mögt bei jeder armen Seele fragen
„Und forschen, was aus eurer Saat gedieh'n.
„Die schönsten Keime sind in euren Horden
„Dem Schlamm, in dem ihr watet, gleich geworden.

28.

„Stolzieret weiter. aufgeblähte Schatten.
„In euren Schreckensscharen dünkt euch gross!
„Die eure Thaten unterwühlet hatten.
„Die armen Opfer. lasst auch jetzt nicht los!
„Lasst sich die Fadheit mit Gemeinheit gatten
„Und gebt der Würde so den Todesstoss,
„Verachtet, schlagt und würgt in diesen Reichen
„Als stolze Herrscher. — aber tragt mein Zeichen!

29.

„Hört an. ich will in eurem Sinne lehren:
„Die Weiber sind nur da zum Zeitvertreib,
„Man kann uns nicht das alte Recht verwehren
„Herum zu wüsten mit der Weiber Leib,
„Und wenn wir fordern, müssen sie gewähren.
„Doch keine Rechte hat an uns das Weib.
„Wir schlagen ruhig das Gefäss in Scherben.
„Aus dem wir tranken, mag es doch verderben.

30.

„So hoch wie Sterne stehen über Dünsten,
„So hoch steht jedes dieser Opfer euch!
„Nie, nie gelingt es, selbst dem frei'sten, kühnsten,
„Hinauf zu dringen in ihr Leidensreich,
„Um wie viel weniger euren faden Künsten?
„Ihr könnt nur eins, und thut es immer gleich:
„Der Mutter, die euch trug in ihrem Schoosse,
„Verächtlich lohnen mit dem Todesstosse.

31.

„Nun, sprach ich recht? O schaut die blassen Wangen,
„Die Fiebergluth in eurer Opfer Blicken,
„Seht, wie die einst so hehren Glieder hangen,
„Lacht nur, o lacht und spottet ihrer Krücken!
„Doch wenn euch einst beschleicht ein Todesbangen,
„Mag's euch ein einzig Mal zu fühlen glücken,
„Was sie gefühlt in ihrem ärgsten Leide,
„Indess ihr grastet — auf der üpp'gen Weide."

32.

Er wendet sich. Die beiden aber haben
Sich kaum erholt von ihrem ersten Schrecken,
Als sie beginnen auf den kühnen Knaben
Ihr faules Inn're geifernd auszuhecken.
Doch leider sind es honigleere Waben,
In deren Zellen Fliegen sich verstecken,
Die gleissend nun umsummen, giftgeschwollen,
Das Haupt des Knaben, den sie stechen wollen.

33.

Sie stechen ihn an der und jener Stelle,
Es schmerzt, es brennt ihn, aber stört ihn nicht.
Er kennt ja all' der Stacheln saubre Quelle
Und bietet seinen Leib und sein Gesicht.
Der Ueberzeugung heilungskräft'ge Welle
Umspielt die Wunden, und die heil'ge Pflicht,
Die er erfüllte, macht den Schmerz gelinder
Und seinen Körper durch das Gift gesünder.

34.

Und wie's mit reinen Seelen stets gewesen,
So ist es auch mit ihm. Kaum hat Selin
Den Schmerz in seiner Gegner Brust gelesen,
Kaum sieht er draus des Hasses Blumen blüh'n,
So ist er auch von seinem Zorn genesen
Und fühlt von Mitleid seine Brust erglüh'n.
Er hat im Geiste auch für ihre Wunden
Der Nachsicht mildernden Verband gefunden.

35.

Indessen sind mit Schimpfen und mit Grollen
Die beiden Freunde in die Nacht verschwunden,
Und um Selin beginnt das alte Tollen,
Als sei es jetzt erst wieder losgebunden.
Viel tausend Trümmer durch einander rollen
Und stossen sich unzähl'ge tiefe Wunden.
Von Ort zu Ort auf seidenweichen Kissen
Wird unser Waller hin- und hergerissen.

36.

Und wie die zarten Arme um ihn walten,
In regem Eifer rings um ihn geschaart,
Die Elemente zaub'risch sich entfalten,
Und manch Geheimniss wird ihm offenbart.
Hier giebt's ein Feuer nahe am Erkalten.
Hier loht ein neues in der alten Art
Empor, verzehrend, wie von tausend Bälgen
Entfacht, zu sinnlos ungeheurem Schwelgen.

37.

All die Gesichter gleich lebend'gen Gräbern,
Was lebt ist todt. O namenloses Wort! —
Hier frass ein Geier Herz und Hirn und Lebern:
Ein hohl Gehäuse blieb, im Keim verdorrt.
Ein Korb mit Früchten ward ein Korb mit Träbern,
Und in den Träbern wühlen Säue fort. —
Und tiefer dringt er in die Regionen,
Wo die lebend'gen Todten einsam wohnen.

38.

So wie sie lebten, wurden sie betroffen
Vom Lastertod. Noch blüht das letzte Glück
Auf dieser Stirn. Hier thront des Lebens Hoffen
Noch hell und hehr, und Seele strahlt zurück. —
Versteinert alles. — Weit und klar und offen
Sind diese Bücher jedem Denkerblick:
In starren, tiefen Lettern wird er lesen,
Was ihre Blätter einstens sind gewesen.

39.

Noch sinnt Selin. Da hört er Seufzer klingen
Und sieht ein mattes Weib und eilt zu ihr
Und spricht: „Was ist dir? — Deine Seufzer zwingen
Zur Trauer mich. O trauere nicht hier!
Sieh, wie sie alle froh und fröhlich springen.
Auf auf zum Tanze! schwelgen, singen wir!“
„Ich bin nicht todt, Herr“, spricht sie, und die Blicke
Erbebend senkend, schauert sie zurücke.

„Ich bin nicht todt“. „Nicht todt?“ beginnt Selin.
„Beim Himmel deine Hände krampfen sich
Im dumpfen Schmerze, Weib. — O sag', o sag',
Wie rett' ich dich, wie trag' ich dich empor,
Zurück, wo Menschen sind?“ „Ich weiss es nicht“,
Giebt sie zurück, „ich weiss nur, dass ich lebe“.
„In diesem Grabe leben? jammervoll!
O jammervoll! — Ich leite dich empor.
Du suchst dein Brod mit deiner Hände Fleiss,
Du lebst, du freust am Licht der Sonne dich,
Vergisst den Pfuhl, in dem du dich verlorst.
O komm, o komm!“ — „Das Grab ist tief, o Herr“,
Giebt sie zurück. „Mich schmerzt die Stirne. Geht. —
Ich bitt' euch, geht zu jener, sie ist todt“.
„Beim Leben, Weib! ich will dich nicht verlassen.
Ich fasse dich, ich kann dein Leid versteh'n.
Wenn's Lind'rung dir verschafft, dass meine Brust
All' deine Thränen fassen will und alle

Sächs. Landes-Bibl.

Bewahren wie Juwelen. — wenn es ist.
Dann weine, weine!“ — „Herr. ich kann nicht weinen“.
„Du kannst nicht weinen? Auch nicht weinen.
Wenn ich dich umfasse, an den Busen drücke,
In wahrer. ganzer Liebe. heil'ger Liebe,
Auch dann nicht Mädchen?“ — „Nein. auch dann nicht. Herr:
Sie haben mich zu oft wie du umarmt; —
Mich ekelt's!“ — Tief erschauernd lässt Selin
Die Arme sinken und erfasst gerührt
Und weich und zaghaft ihre Hand und spricht:
„Hast Eltern du gekannt? Was brachte dich
In solch' unsel'ge Lage?“ — „Ja, auch ich
Ich hatte Eltern. Doch ich möchte nicht
An meine Eltern denken; meine Stirne
Schmerzt wie mein Herz, ich darf nicht denken — o!“
„Es giebt noch Menschen“; spricht Selin, „nicht alle
Sind jenen gleich. es giebt noch Männer! —“
„Männer?“
Erwidert sie, „Männer sind Strafen Gottes!“
„Nicht diese Männer; andre Männer, Mädchen.
Die fühlen können. die ein edles Herz,
Ein grosses Herz besitzen, andre giebt es
Wie jene Schergen, die euch unterjochen,
Es giebt noch andre, die man lieben muss,
Die eures Wesens Werth zu schätzen wissen,
Die es bewundern und verehren. Weib!
Und wenn du nie im Leben einen sahst,

So sieh auf mich, und achte mein Geschlecht
In mir!“ — „Du bist in Wahrheit wunderbar,
Und ich vergass, dass du ein Mann bist, Herr. —
Willst du den Dank? —“ „Welch' einen Dank, o Mädchen?“ —
„Den, den sie alle wollen; — nimm ihn hin
Und lass mich schlummern.“ Sprachlos steht Selin
Vor all' dem Elend, seine Lippen beben.
Er stammelt wirre Worte: „Nicht für mich
Hat diese Gabe Werth. Mein Lohn, o Weib,
Ist eine Thräne! — Weib, nur eine Thräne!“
Und ihre Hand mit Küssen wild bedeckend,
Blickt' er sie an. Da zuckt' es sonnig hell
Wie letzter Schimmer längst versunknen Lichtes
In diesen trocknen Augen; heimwärts schien
Ihr Geist gezogen in verfloss'ne Zeit,
Wo sie noch reich war, wo sie geben konnte
Die Fülle ihres Wesens, wo man noch
Zu schätzen schien, was sie besass. Seitdem
Man sie zerstörte, ihren edlen Leib
Herumwarf wie, — o weltverfluchtes Thun! —
Wie einen Brocken Aas, dran jeder Hund
Kann fressen, seit der Zeit zum ersten Mal
Hat sie von Glück geträumt. — Doch schwand der Blitz,
Wie er gekommen, — und — sie weinte nicht. — —

* * *

40.

Zurück in deine Ufer ausgebroch'ner
Wildfreier Strom, zurück in alte Fesseln!
Nun schweige, schweige, blutend ausgesprochner
Gesang des Jammers! Zu der Hölle Kesseln
Versinke Bild! Hinab, empor gekrochner,
Trägbein'ger Molch von uns'ren sammt'nen Sesseln!
Wir mögen dich, wir mögen dich nicht haben. —
Die Schaufel her! von neuem sei begraben! —

* * *

So sieh auf mich, und achte mein Geschlecht
In mir!“ — „Du bist in Wahrheit wunderbar.
Und ich vergass, dass du ein Mann bist, Herr. —
Willst du den Dank? —“ „Welch' einen Dank, o Mädchen?“ —
„Den, den sie alle wollen; — nimm ihn hin
Und lass mich schlummern.“ Sprachlos steht Selin
Vor all' dem Elend, seine Lippen beben.
Er stammelt wirre Worte: „Nicht für mich
Hat diese Gabe Werth. Mein Lohn, o Weib,
Ist eine Thräne! — Weib, nur eine Thräne!“
Und ihre Hand mit Küssen wild bedeckend,
Blickt' er sie an. Da zuckt' es sonnig hell
Wie letzter Schimmer längst versunknen Lichtes
In diesen trocknen Augen; heimwärts schien
Ihr Geist gezogen in verfloss'ne Zeit,
Wo sie noch reich war, wo sie geben konnte
Die Fülle ihres Wesens, wo man noch
Zu schätzen schien, was sie besass. Seitdem
Man sie zerstörte, ihren edlen Leib
Herumwarf wie, — o weltverfluchtes Thun! —
Wie einen Brocken Aas, dran jeder Hund
Kann fressen, seit der Zeit zum ersten Mal
Hat sie von Glück geträumt. — Doch schwand der Blitz,
Wie er gekommen, — und — sie weinte nicht. — —

* * *

40.

Zurück in deine Ufer ausgebroch'ner
Wildfreier Strom, zurück in alte Fesseln!
Nun schweige, schweige, blutend ausgesprochner
Gesang des Jammers! Zu der Hölle Kesseln
Versinke Bild! Hinab, empor gekrochner,
Trägbein'ger Molch von uns'ren sammt'nen Sesseln!
Wir mögen dich, wir mögen dich nicht haben. —
Die Schaufel her! von neuem sei begraben! —

* * *

V.

1.

Ein Schauder bleibt. Das Licht des Sonnenballes,
Das alle Schatten scheucht, verscheucht ihn nicht,
Und ewig dröhnt es ungebroch'nen Schalles,
Wie wenn ein Wesenloses raunt und spricht,
Und was wir denken, alles, alles, alles
Sitzt über jenen Greueln zu Gericht. —
So liegt's auch schwer und dumpf auf uns'rem Waller,
Ihm wird zum Spruch des Grams das Sprechen aller.

2.

So wird dem Menschen auf verzweigten Pfaden,
Indem er ewig nach Befreiung ringt,
Ein Bündel nach dem andern aufgeladen,
Bis endlich ihm der Tragegurt zerspringt,
Und all' der Ballast nicht zu seinem Schaden
Herniederrollt, und eine Stimme singt:
Nun kannst du ruhen und nun kannst du rasten;
Nichts folgt dir nach in deinen Schlummerkasten.

3.

Gönnt mir ein wenig Zeit zurückzugreifen:
Mich fällt ein wehmuthsvolles Sinnen an. —
Stumpf wird die Waffe, wie wir immer schleifen,
Und glücklich der, der lange schleifen kann.
Ich lasse suchend meine Blicke schweifen,
Wo Freiheit sei von dem gewalt'gen Bann,
Der mich auch jetzt, ich fühl's, zu Boden ringet
Und mir gar üble nächt'ge Lieder singet.

4.

Wie streifen hin und wieder die Gedanken?
Wer fängt sie mir in dieses Bauer ein?
Ein unerhörtes Flackern, Flieh'n und Schwanken.
Will niemand meines Trübsinn's Bote sein?
Will kein Gedank' die Leier mir umranken?
Und giebt die volle Traube keinen Wein?
Und wäre trotz des Messers tiefen Scharten
Des Herbstens Stunde gar erst zu erwarten?

5.

Ich sage Herbsten, frage nach der Stunde
Der Ernte, nach der Traube heisser Frucht,
Und doch die Bitterkeit in meinem Munde
Ist mir Beweis von der vollbrachten Zucht.
Gebt um die Traube! mache sie die Runde!
Und wenn sie jeder prüfend dann versucht,
So will ich auch vor euer aller Blicken
Viel reife Thränen aus der Traube drücken.

6.

Reif ist sie also. Und das Recht zu schneiden
Hab ich erworben. Doch das Recht zu klagen
Giebt man uns schwerer als das Recht zu leiden.
Ob auch am Busen uns die Würmer nagen,
Wir können uns mit Panzern nicht umkleiden
Und müssen schweigend uns're Leiden tragen. —
Ich fühle wohl mich tief in Trübsal stecken.
Sei's drum, mein Schicksal wird mich schon erwecken.

7.

Noch kann ich nicht des Knaben Hand berühren,
Indess ich selber ringen muss nach Kraft.
Ich stehe zaghaft an verschloss'nen Thüren
In eigenartig wunderbarer Haft.
Erst muss ein Geist mich aus dem Kerker führen,
Wo mir mein Wille und mein Muth erschlafft,
Dann werd' ich wieder in der Stürme Wehen
Ein unbesiegbar mächt'ger Felsen stehen.

8.

Ich sollte schweigen und im stummen Brüten
Verrinnen seh'n den Kelch der eig'nen Schmerzen
Und jeden fremden scharfen Blick verhüten.
Statt euch zu quälen, soll ich mit euch scherzen,
Indess im Innern mir die Stürme wüthen,
Aus meinem Liede jeden Windhauch merzen.
Doch nein! fahr' hin du traurige Umnachtung!
Der, dem ich singe, ford're meine Achtung.

9.

Ihr andern aber weicht von meinem Sange;
Er kennt euch alle und er scheut euch nicht,
Doch unter eurem Blick wird er zur Schlange,
Die ihre Gitter zischend mir durchbricht.
Nun ist das Lachen so bei euch im Schwange,
Dass ihr so lange lacht, bis sie euch sticht.
Das aber möchte gern mein Sang vermeiden,
Drum lasst mein Gleis von eurem Gleis sich scheiden.

10.

Genug hievon und schon zuviel von diesen.
Glaubt einer nicht, dass ihn der Dichter kennt,
Der sei auf's Lob der Fadheit hingewiesen.
Und wenn ihm dann der Hass im Herzen brennt,
Mag er der Rache Waffen sich erkiesen.
Er ist es, den mein Sang beim Namen nennt.
Er stürm' heran und schlag' nach meinen Liedern,
Er wird sich selbst, doch nicht mein Lied erniedern.

11.

Die ihn verstehen, muss der Sänger achten,
Und die ihn nicht verstehen, darf er nicht hassen,
Doch die für Wahrheit und für Recht entfachten
Gluthflammen muss er feurig lohen lassen.
Die einst mir selbst ihr Herz entgegenbrachten,
Die alle will mein Lied mit Kraft umfassen,
Darf nicht am Boden knechtisch zage schleichen,
Muss sein ein Banner und ein Kampfeszeichen!

12.

Kein Doppelzwang bedrücke meine Stimme.
Ich fordere von eurer Lieb' und Huld,
Dass sie mit meines Stromes Wellen schwimme
Durch regellose Ufer mit Geduld;
Und reiz' ich wen zum Aerger und zum Grimme,
So liegt auf mir kein Schatten einer Schuld,
Denn meine Seele lässt sich nicht regieren,
Noch wie ein Schulpferd zur Parade führen.

13.

Dass ich von meinem Pfade abgewichen,
Ist an der Kunst ein Fehl. An die Natur
Indess ist ausgetheilt, was hier gestrichen.
Zerfall'ner Leib braucht falsche Glieder nur,
Und durch die eig'nen Sehnen wird verglichen
Das Fehlen der damast'nen prächt'gen Schnur,
Die sonst jedwedes Kunstwerk's Theile bindet
Und sie zum künstlich festen Ganzen windet.

14.

Zu Theilen wird des Dichters Geist gerissen,
Wenn seine hundertfältigen Gefühle
Mit andern hundertfältig fühlen müssen.
Er selbst vergeht alsdann in dem Gewühle
Des Fremden. Nur die Flagge kann er hissen
Des eig'nen Wesens über'm fremden Spiele. —
Hier aber ist mein Eigen, Schiff und Fahnen,
So muss Natur der Kunst die Wege bahnen. — —

15.

Selin's beständ'ges Denken, mancher Nächte
Lebend'ger Traum war die vergang'ne Nacht:
Sein Busen hob sich stets wie im Gefechte,
Von Kampflust ward die rege Brust entfacht.
Er wollte kämpfen für die Schaar der Knechte
Und Freiheit schaffen in gewalt'ger Schlacht: —
Wohl werth des Kampfes schien des Elends Fülle.
Der Moderduft in der krystall'nen Hülle.

16.

Und wenn mein Geistesflug ermattend sinket.
So ist es Last, was mich zu Boden drückt.
Und wenn mein Busen Himmelsblitze trinket.
So fühl ich von den Lasten mich entzückt.
Und da mir jetzt der alte Leitstern blinket.
So fühl' ich mich mit Hoffnung neu beglückt,
Und nenne, was Erfahrung giebt, gewonnen.
Und meinen Flug den kühnen Flug der Sonnen.

17.

So auch Selin. Er glaubt auf jenem Fluge
Zu fliegen. glaubt bereichert seine Brust.
Gedanken schweben in gewalt'gen Zügen
Dahin, verschmähend jede Erdenlust.
Die Larve weicht vom Angesicht der Lügen.
Und knirschend sieht entlarvt sie den Verlust
Und schreit und weist dem Jüngling ihre Zähne
Und schüttelt furchtbar ihre Schlangenmähne.

18.

So sah Selin der fremden Kleider Fetzen,
Den fremden Jammer und das fremde Leid
Und lernte eigenes geringer schätzen
Und trug getrost sein unvollkomm'nes Kleid.
Er suchte stets den Dünkel zu verletzen,
Wo er sich ungebührend machte breit,
Und stand für immer bei den Unterdrückten,
Ob auch des Hasses Schwerter ihn umzückten.

19.

Er war erwacht von kreischenden Signalen,
Von dannen flog der Jugend kindlich Heer,
Oft sah er Blut in weingefüllten Schalen,
Und keine Lust genoss er sinnlos mehr.
Er dachte stets an der Geschwister Qualen,
Goss Balsam, Tropfen in ein Wundenmeer
Und klopfte oft an festverschloss'ne Pforten
Des Mitleids mit bewegten inn'gen Worten.

20.

Doch wie er gehen wird von Land zu Landen,
Aus jeder Pforte fällt ein grimmer Hund,
Der Menschenliebe niemals noch verstanden,
Und seine Meinung giebt mit Bissen kund.
Nur wenig traf ich, die auch nur empfanden,
Was heiss entströmt der Ueberzeugung Mund,
Sie lachen und sie schieben ihn zu Kindern,
Es werde schon die Zeit sein Toben lindern.

21.

Ich aber sage: Gram und Leid vor allen.
Dass uns verschrumpft der jugendfrische Trieb.
Schmach, dass vom Baum im Herbst die Blätter fallen,
Und dass uns nichts in dem Geäst verblieb
Als hier und da der Druck von Geierkrallen
Und was uns Sturmfaust in's Gezweige schrieb,
Dass statt des Saftes an zernagten Stellen
Gar bitt're Tropfen aus der Rinde quellen.

22.

Das Laster hat verlockt des Knaben Sinne.
Doch ihn zu halten hat es nicht vermocht.
Er war am freisten, höchsten mitten inne.
Als ihn der Leiden grauser Pfuhl umkocht'.
Und ob ein Heer von Netzen ihn umspinne,
Ihn hat nicht Garn und Angel unterjocht. —
Das Laster liess beschämt von den Versuchen
Und gab ihn los mit unterdrücktem Fluchen.

23.

Und wieder steht Selin am Meeresstrande,
Da taucht es auf, da schleicht's zu ihm heran.
Wie einst mit kargem, dürftigem Gewande
Und allen Armuthszeichen angethan.
Er wartet stumm am düst'ren Klippenrande
Und lässt es furchtlos und mit Schweigen nahn.
Da steht's vor ihm, da kniet's im scharfen Kiese,
Ein überwund'ner gnadefleh'nder Riese.

24.

Er aber spricht, indess die Morgenröthe
Den Himmel malt: „Nun komm an meine Brust!
Aus einer eklen schlammbenetzten Kröte
Erwache mir zur kindlich reinen Lust!
Der Nachtigall still sehnendes Geflöte
Sei dein Erwecker! Steig aus deinem Wust
Hervor!“ — Da rauscht ein Taubenpaar vom Felsen,
Und flüsternd lauscht die Fluth mit Silberhälsen.

25.

Ein Thränenstrom, — da fällt die ekle Hülle
Und weicht in Nacht. Ein holdes reines Weib
Entwirret sanft der Glieder süsse Fülle,
Im Frühroth glänzt ihr edler Götterleib.
„Dein bin ich“, spricht sie, „und du bist mein Wille“;
Und weiter spricht sie flüsternd, „bleib’, o bleib
Es ewig, lass in dir mich ganz genesen,
In dir mich sein, was einstens ich gewesen.“

26.

Die Welle rinnt zurück vom stein’gen Strande
Und trägt hinaus in’s weltvergess’ne Meer,
Was sie erhascht vom Menschenwunderlande.
Nach langen Jahren giebt sie’s wieder her,
Um Klippen steigt’s aus ihrem Fluthgewande,
Sie spricht von vielem und ihr Schatz ist schwer
Und übervoll von urgeheimen Dingen,
Die nur dem Kundigen verständlich klingen.

VI.

1.

Ein Morgen ist's, und grauer Nebel liegt
Um Malaga's bewegter Bucht. Es fliegt
Durch's Takelwerk ein leiser Morgenhauch,
Und über Häusern kräuselt blauer Rauch.
Da ist bewegt die Mannschaft auf dem Schiff,
Und hell und deutlich tönt des Bootsmanns Pfiff:
Hinaus in's Meer! — Der Anker steigt empor,
Und dumpfes Dröhnen schlägt an unser Ohr.

2.

Die Küste weicht. Die Sonne steigt mit Prangen,
Ihr feurig Tagwerk strahlend anzufangen.
Selin erwacht und geht auf's Deck und schaut,
Wie rings der Morgen unter Schleiern graut.
Er überdenket, was er jüngst erfahren
In jenen düstren unheilsvollen Schaaren.
Doch macht ihn frei und urgesund das Meer
Und jagt von dannen das Dämonenheer.

3.

Und immer weiter weicht das Schiff vom Lande.
Und Well' auf Welle trennt ihn von der Schande.
Doch wie auch ferner rückt und immer ferner
Das grause Bild, noch tönen ihm die Hörner
Des Kampfes, und er hält in festen Händen
Die Waffen, siegend jenes Leid zu enden.
Ein Kämpfer sein, das war sein neues Streben,
Das ihm des Elends Anschau'n eingegeben.

4.

Wohl wohnte ihm ein Gott im Busen immer,
Ein Gott, der, ging sein Haus auch oft in Trümmer,
Allgegenwärtig war und ihn bewegte
Und ihm in's Aug' Begeist'rungsfunken legte.
Nun aber war ein neuer Gott mit Prangen
In's Heiligthum der Brust ihm eingegangen.
Aus Lasterfluthen, die an ihm zerstoben,
Hat er den neuen Gott herausgehoben.

5.

Tief in der Seele stand er; lichtumflossen
Hat er in ihren Tiefen sich verschlossen,
Und diesen Gott vor alle Welt zu stellen,
Das war das Ziel des wandernden Gesellen.
Nicht mehr den eignen Leib zum Gott erheben,
Nein, den gefund'nen Gott der Menschheit geben,
Der sie heraus aus schwerem Unheilswetter
Zum Lichte führte als ein Vater, Retter.

6.

Wie schlug sein Herz bei diesem Gottgedanken! —
Oft lag er träumend auf des Bordes Planken
Und schaute grübelnd in die Wellenspiele,
Die rauschend schäumten unter'm Schiffeskiele.
Da kam es oft, dass er die Fäuste ballte,
Dass wilder Kampfschrei über Wellen hallte;
Er weiss nicht, dass der Ton der Menschenlungen
Dem Tropfen gleich vom Meere wird verschlungen.

7.

O Kraftwahn, Kraftwahn, Wonne ohne Gleichen!
O trüber Tag, wo unter mächt'gen Streichen
Hernieder sinket Ast auf Ast zerschlagen
Vom Baum des Wahnes, wenn das frohe Wagen
Enttäuscht zurückkehrt vom gescheh'nen Falle.
Wir wagen alles und wir fallen alle
Und freuen uns noch weinend selbst der Trümmer. —
So war es ewig und so bleibt es immer.

8.

Der Löwengolf! — Er weckte tausend Leuen,
Die um das Schiff mit wilden Mähnen dräuen,
Gepeitscht, zerzaust von Pyrenäenwinden,
Die darin sausend ihre Freude finden.
Selin schaut lächelnd in das rege Kämpfen,
Die eig'ne Kleinheit kann den Muth nicht dämpfen.
Er lässt sie ruhig tosen rings und brüllen,
Weil Gottgebote seinen Busen füllen.

9.

Was mag er denken? Dies sind Elemente,
Die nicht ein Gottgebot bezähmen könnte.
Die Fluth, in die ich will bezähmend greifen,
Ist wie ein See, darum die Trauben reifen.
Mein Gott wird ihnen ihre Uebel zeigen,
Und alle Menschen werden hörend schweigen.
Ich werde helfen und ich werde retten,
Von Sklavenschultern heben Eisenketten.

10.

Wohlan, geh' deiner Prüfung nur entgegen!
Du wirst dein Kampfschwert bald zur Ruhe legen
Und schmerzlich unter hartgeflocht'nen Ruthen,
Wenn nicht verbluten, so doch lange bluten.

„Jetzt aber lass uns deinen Gott betrachten,
Damit wir achten, oder ihn verachten.
Sag' uns in Kurzem deines Gottes Lehren! —
Wir hören, ob sie noch so kindisch wären.

11.

So spricht der Kapitän, und alle andren Männer,
(Sie alle waren gute Jugendkenner)
Bebärtet, schartig und voll Altersdünkel,
Von Weisheit voll bis in den letzten Winkel.
Sie hatten lang Selinen schon betrachtet
Und auf sein wunderliches Thun geachtet,
Auch schon von seinem Zanken, seinem Zürnen
Vernommen, und dem Reden für die Dirnen.

12.

Und da sie alle sich betroffen fühlten,
So kam's, dass sie geheim ihr Müthchen kühlten
An diesem Bürschlein, diesem jungen Laffen,
Dem Naseweis, dem Zänker und dem Affen,
Dem Schellennarren, jung und unerfahren,
Dem Aberwitz'gen mit den Semmelhaaren,
Der — nun der was? — der Thränen für die Armen,
Verkomm'nen hatte und ein heiss' Erbarmen.

13.

Die also nun vereint zu festem Ringe,
Beschlossen ihm zu legen Garn und Schlinge
Und ihn in corpore wie einen Sklaven
Für sein unmenschlich Mitleid abzustrafen.
Nichts ahnt Selin, drum hat er frisch gesprochen,
Ahnt denn der Bruder, dass er was verbrochen,
Und dass er rings von Feinden sei umlauert,
Weil er um den verlornen Bruder trauert?

14.

„Wohin ich lenkte“, sprach Selin, „die Schritte,
„Nie fand ich Tugend in der Sitte,
„Nur in den Reihen kindlich reiner Jugend
„Scheint mir zu liegen sittenlose Tugend.
„Wär' Sitte Wahrheit, spreizten sich mit Nichten
„So viele Geier unter Schafsgesichten,
„So aber ist der Trug das Mark der Sitte,
„Und Wahrheit röchelt unter ihrem Tritte.“

15.

Die Hörer unterdrückten kaum das Lachen
Ob dieser kindisch unverständ'gen Sachen.
Nur hin und wieder machten sie Geberden,
Als wie: die Dummheit stirbt nicht aus auf Erden.
Dabei empörten sie sich stolz geschwollen
Und liessen staunend ihre Augen rollen,
Als wenn das Sonnenlicht am Firmamente
Ob dieser Finsterniss verlöschen könnte.

16.

Die Sonne aber blieb und strahlte weiter
Herab auf jenen kindlich kühnen Streiter.
Und seiner Hörer Staunen nicht beachtend,
Fing er von neuem an: „Die Sitte scheint mir,
„So wie ich sie gefunden, geistumnachtend
„Und wahrer Tugend aller ärgster Feind mir.
„So lange nicht die Sitte Wahrheit worden,
„Will ich sie tödten überall und morden.

17.

„Und wollt ihr meines Gottes Namen kennen,
„So mögt ihr ihn den Gott der Wahrheit nennen,
„Den Gott der Wahrheit oder Gott der Tugend,
„Den Gott der Sitte oder Gott der Jugend,
„Den Gott des Kampfes oder Gott des Dranges,
„Den Gott des Stehens oder Gott des Ganges,
„Den Gott des Mitleids oder Gott der Liebe. —
„Aus einer Wurzel schiessen alle Triebe.

18.

„Er ist hinein in meine Brust gekommen
„Und hat mein Wesen ganz gefangen nommen.
„Er machet trübe mich und macht mich selig.
„Er macht versöhnlich mich und hoffnungsfröhlich.
„Mein Busen schwillt von himmlischen Geschenken.
„Ich kann nichts andres sinnen mehr und denken.
„Als alle Welt an seine Brust zu hängen,
„Dass seine Arme heilend sie umschlängen.

19.

„Ich fühl's. ich weiss es. stünden seine Throne
„Erst eingepflanzt in jedem Erdensohne.
„Es würde wachsen und es würde schiessen.
„Es würde duften und es würde spriessen,
„Es würden Thränen auf die Felder thauen.
„Und jeder würde Heilungskräuter bauen.
„Die würden kühlen blutend heisse Narben.
„Man würde schwören zu der Menschheit Farben.

20.

„Und alles würde liebend sich umranken.
„So Körper. Herz und leuchtende Gedanken.
„Man würde sich zum Bund die Hände reichen.
„Anstatt zu hadern unter blut'gen Streichen.
„Wir würden selig Herz zu Herzen drücken.
„Statt uns zu üben in der Kunst der Tücken.
„Wir würden uns versöhnen. uns vergeben,
„In einem göttlich reinen Frieden leben.

21.

„Statt alle Uebel, die uns trüb beschweren,
„Auf andre schwächre Rücken zu entleeren,
„Statt schmählich den und jenen zu bedrücken
„Und ohn' Erbarmen fremdes Glück zu knicken,
„Statt ungerecht die Schwachen zu entnerven
„Mit dem, was wir von uns'ren Schultern werfen," —
„In einer grossen Kraft uns fest verschmelzen
„Und auf die eine uns're Lasten wälzen."

22.

Die Hörer fingen mählig an zu scharren
Und glaubten fast, er hielte sie für Narren;
So wirbelten die Götter und die Leiden,
Die Lasten und die Rücken und die Freuden.
Der wüthete und fühlte sich beleidigt,
Nicht einer fand sich, der Selin vertheidigt,
Und alle kamen darin überein,
Es müsste spanisch oder griechisch sein.

23.

Da keiner nun von allem was begriffen,
So griffen sie zu allbekannten Kniffen, —
Sie brachten keine Gründe, Gott bewahre,
Sie thaten närrisch, rauften sich die Haare,
Ergingen sich in unbestimmten Tönen
Und sprangen schliesslich über zum Verhöhnen,
Weil es das Leichteste von allen Sachen:
Unfähigkeit verstecken unter Lachen.

24.

Daraus entstand ein Streit. Man griff zum Schimpfen.
Zu diesen allbekannten Dummheitstrümpfen.
Man überlud den unerfahr'nen Knaben
Mit diesen beissenden gemeinen Gaben.
Selin dagegen hiess mit Flammenblicken
Sein eig'nes Schwert zum Kampfe sich beschicken.
Da aber riefen seiner Liebe Henker:
Er sei ein Friedenstörer, sei ein Zänker.

25.

O Fadheit, Fadheit, welche bitt'ren Schläge
Wirfst du hinein in's blühende Gehege?!
Er hört sich Friedensstörer, Zänker nennen
Und fühlt sein Inn'res für den Frieden brennen.
Das schmerzt, — das schmerzt, die stolzen Mienen weichen.
Man sieht ihn stille nach der Kammer schleichen.
Man sieht ihn fallen und sein Haupt umhüllen.
Weil heisse Thränen ihm vom Auge quillen

26.

Um euch ihr Würd'gen, — die mit stumpfen Sinnen
Nur ihrer Habsucht schaal Gewebe spinnen,
Die mit dem Ballast kläglicher Erfahrung
Uns füttern wollen, statt mit Geistesnahrung.
Die Köpfe schütteln können, Nasen rümpfen.
Die ruhig stampfen in gewohnten Sümpfen,
Die ewig dreschen abgebrauchte Phrasen
Und nicht hinaus schau'n über ihre Nasen.

27.

Selinens Brust ist wie vom Blitz getroffen
Mit ihrem Sehnen, ihrem Thun und Hoffen.
Er martert sich und wälzt in trüben Qualen
Sich hin und her und fragt zu tausend Malen,
Ob er denn wirklich solch' ein Unhold wäre,
Der nur der Menschen stillen Frieden störe.
Und wie's zu Ende geht, da will's ihm dünken,
Als sei er werth im Meere zu versinken.

28.

Das war nun eine jener trüben Stunden,
Die er gleich Disteln oft am Weg gefunden,
Davon sein Fuss so lange ward gestochen,
Bis seine Schnellkraft gänzlich ihm gebrochen.
Wie sehnt er da sich nach der Heimath Fluren,
Mit Sehnsucht folgend des Gevögels Spuren,
Und sah er sie am Strand ihr Nestchen betten,
Begriff er nicht, warum sie Flügel hätten.

29.

„Ihr könnt“, so sprach er, „durch die Lüfte segeln,
„Ich wünscht, ich wäre einer von euch Vögeln,
„Ich wollte ruhen nicht und rastlos ziehen,
„Bis, wo der Alpen Silberzinnen glühen,
„Und drüber hin, ich wär' nicht müd' geworden,
„Gen Norden immer weiter nur gen Norden.
„Ihr aber baut am gluthumwogten Hügel
„Und habt doch Flügel.

30.

„Ihr Menschen alle lasst mich ganz alleine,
„Damit ich weine.
„Ihr Freundesherzen in der weiten Ferne,
„Wie drückt' ich an die trübe Brust euch gerne.
„Du stilles, reines und geduld'ges Lieb,
„Wie kam's, dass Thatendrang von dir mich trieb?
„Du stiller Anker in den Menschenlanden
„Hast mich verstanden.

31.

„Ihr aber, deren Stimmen mich umschwärmen,
„Euch kann ich nicht begreifen, nicht erfassen,
„Denn wo ihr lacht, da muss ich trüb' mich härmen,
„Und wo ihr liebt, da muss ich ewig hassen.
„Was soll's? Ich wandre heim euch zu vergessen,
„Zu sitzen dort, wo selig ich gesessen,
„Wo stiller Wiesen duft'ge Blumen spriessen,
„In meiner Liebe zu der Liebsten Füssen.“

32.

So steigt die Fluth, die kaum emporgeschwollen,
Oft sank sie so, oft stieg sie neu empor.
Den Himmel, den jetzt Donnertön' umrollen,
Umhüllet drauf ein milder Regenflor,
Dann kommt die Sonne, und die nebelbleichen
Gestalten irren nach den Schattenreichen,
Den' wieder sie uns unsichtbar entklettern,
Bis sie von neuem fallen aus den Wettern.

33.

Selin erwachte bald aus seinem Jammer
Und trat gewaffnet muthig aus der Kammer.
Es war um seinen Mund ein Wort zu lesen,
Das früher nicht auf diesem Platz gewesen.
In seinem Herzen stak ein scharfer Splitter,
Und off'ne Mienen wurden herb und bitter,
Nicht herb und bitter, nur ein leiser Schatten
Von Herbheit schien mit Hochmuth sich zu gatten.

34.

Der Schatten wird zum finstern Nebel werden,
Der Stolz sich hüllen in die Wolkenheerden,
Verschlossenheit wird steh'n auf seiner Lippe,
Verachtung brüten unterm dunklen Schild,
Er wird gleich jenem sein, dem eure Sippe
So viel und wen'ger als ein Staubkorn gilt,
Wenn er versteht sich aus dem Kampf zu retten
Und Panzer sich zu glüh'n aus euren Ketten.

35.

Aus einem Retter wird euch ein Verächter,
Der euch geliebet, wird zu eurem Feind,
Aus eurem Schützer zieht ihr euren Knechter,
Den lehrt ihr fluchen, der jetzt um euch weint.
Dann aber, wenn er alle seine Gaben
Verschmiedet sich zu Panzer, Helm und Schild,
Dann werdet ihr genug gequält ihn haben,
Dann ist er Jäger, und ihr seid das Wild.

36.

Doch eh' das kommt, wird Jahr auf Jahr vergehen.
Von tausend Schlägen wird er neu erstehen,
Bis endlich er, verkappt in Stahl und Eisen,
Dem Zwerggezüchte wird die Wege weisen.
Lasst mich in's Spiel der Welt die Blicke lenken
Und einer Schaar Verschlossener gedenken,
Die thatenlos mit besten Kräften feiern
Und mit Verachtung all' ihr Thun umschleiern.

* * *

VII.

1.

Wohin ich kam, da hab' ich sie getroffen,
Sie schlossen ab mit allem eitlen Hoffen,
Sie legten kraftbewusst zur ew'gen Ruhe
Ihr Handwerkszeug in ihres Busens Truhe,
Umschalet liegt's da wie im Grab der Erde
Als Wächter drauf die scheuchende Geberde.
Dort kann kein fader Blick den Schatz entdecken
Und keine rohe Hand ihn mehr beflecken.

2.

Es geht ein Schatzhaus finster durch die Länder,
Der Grund erbebt, wenn sich sein Schatz bewegt.
Wohl nehmt ihr gern die Spangen und die Bänder,
Die es in ew'ger Ruhe in sich hegt.
Und würden diese Schätze einst erschlossen,
Dann gäb's ein Blühen und ein herrlich Sprossen. —
So aber müssen wir zumeist begnügen
Mit Schätzen uns, die rings zu Tage liegen.

3.

Der mag sich freuen und sich glücklich preisen,
Der es begegnete auf seinen Gleisen,
Der, wenn das Herz ihm wuchs vom heissen Sehnen,
Sich durfte fest an seine Pfeiler lehnen,
Der schauen durfte in die tiefen Schächte,
Drin unverletzt das Gute und das Rechte
Tief hinter sturmzerriss'nen Vorhangsfalten
Sich hatte jung und hehr und schön erhalten.

4.

Gönnt meiner Brust die Ehre euch zu kennen
Und meinem Sang die Ehre euch zu nennen.
Wie nenn' ich euch, ihr finst'ren Offenbarer,
Ihr alles Guten göttlichen Bewahrer,
Die ihr verbergt der Menschheit höchste Güter,
Aus denen ewig schöpfen die Gemüther,
Die ihr sie tragt und wahrt in Freud' und Leiden,
Wenn andre rings das ihrige vergeuden?

5.

Der Menschheit Herz, das ewig tief verborgen,
Ihr Leben bergend, Leben gebend schlägt
Und über alle Weh'n und alle Sorgen
Den Schatz des Lebens ihr bewahrt und trägt,
Ich nenne euch die tief verschloss'ne Truhe,
Drein sammelnd der Erwerber legt sein Gut,
Ich nenne euch den Meeresgrund der Ruhe
Und alle Menschen eures Spiegels Fluth.

6.

Auf Meeresflächen spiegeln Sonnenstrahlen,
Und muntre Fischlein schnalzen in der Runde,
Tief unten ruh'n in schimmernden Pokalen
Der Perlen Schätze auf dem finstren Grunde.
Lebt wohl ihr edlen Dulder vieler Qualen,
Ihr, die ihr wenige lehrt mit kargem Munde,
Und tosen sie um euch in ew'ger Hetze,
Die Stürme, wahret sicher eure Schätze.

7.

Euch nenn' ich stark, uns aber nenn' ich schwächer,
Dann giebt' es andre, diese nenn' ich schwach.
Ihr trinket schweigend eurer Qualen Becher,
Wir kämpfen, jene rufen Weh und Ach.
Sie irren um mit wildzerzausten Locken,
Zerriss'nen Herzens, kraftlos, ohne Halt,
Bis endlich sie im Wahnsinnshause hocken,
Wo ihr Gesang uns unbekannt verhallt.

8.

Der Fadheit ungeheure Heere schreiten
Gross durch die Masse auf uns wen'ge ein
Und prallen ab von euch — von uns zu Zeiten,
Verstampfend jene unter ihren Reih'n.
In Irrenhäusern häufen sich die Trümmer,
Wenn wir uns halten, muss es uns genügen.
So war es ewig, und so bleibt es immer,
Wir können kämpfen aber nimmer siegen.

9.

Selin indessen träumt von Siegstrophäen.
Von Siegeskränzen, von der Siegesschlacht,
Er glaubt des Schnitters Sense könne mähen
Das Unkraut mit des Waizens gold'ner Pracht
Und dann von neuem seine Saaten säen.
Indess das ist in Kinderart gedacht,
Und neue Lehren werden gleich Gewichten
Von Eisen seines Glaubens Korn vernichten.

10.

Und wie der Hohn mit seinem Stolz sich mischte,
Ward seiner Gegner Schaar noch mehr ergrimmt.
Bald stand er mitten in dem Kampfesgischte,
Der den umsprüht, der kühn entschlossen schwimmt —
Entgegen dem gewalt'gen Strom der Wogen,
Den er vergebens zu bewinden strebt,
Er wird nicht rückwärts von der Fluth gezogen
Und taucht empor, so oft sie ihn begräbt.

11.

Doch vorwärts trägt ihn durch die starke Welle
Nicht seiner Glieder dauerhafte Schnelle.
So harrt er aus, bis alle Kräfte weichen,
Die Fluth ihn fasst und wirbelnd mit sich reisst
Und ihn weit unterwärts gleich andren Leichen
Im Uferschlamme seine Ruhstatt' weist. —
Doch wenn's auch kommt, nur immer ausgeharret,
Bis Glied auf Glied versagt dir und erstarret. —

VIII.

1.

Im Hafen Napels war das Schiff gelandet,
Hier, wo die Armuth ein zerfetzter Leue
Am Thore liegt, hier, wo die Meerfluth brandet
In schmutz'ger Lauge statt in lichter Bläue,
Hier, wo der würdelosen Menschheit Aechzen
Am Boden liegt und tief im Schmutz versinkt,
Hier, wo der Habsucht wildste Geier krächzen,
Und jede Blume nach Verwesung stinkt.

2.

Hier, wo im himmlisch lichtumstrahlten Pfühle
Ein wunder, beulenvoller Kranker liegt,
Hier, wo des Paradieses heil'ge Kühle
Um kahle wurmzernagte Bäume fliegt,
Hier, wo des Weltentempels schönste Bilder
Ergossen liegen in erhab'ner Pracht, —
Hier tappet eine Schaar verkommner Wilder,
Entmenschter Krüppel fluchend durch die Nacht.

3.

Wess Augen hier sich zaghaft nicht verschliessen,
Ihr Recht bezweifelnd an dem Gottgenuss,
Wem hier die Thränen nicht vom Auge fliessen,
Wenn er empfängt der Schönheit holden Gruss,
Indess zu Füssen ihm in tausend Qualen
Die Menschheit lallend sich und ächzend krümmt
Und von den reichgefüllten Schönheitsschalen
Nicht eine Gabe sich herunternimmt.

4.

Wess Busen hier, in eigennütz'gen Freuden
Vergehend, nicht des Jammers Stimme hört,
Wem hier ein mächt'ger breiter Strom der Leiden
Nicht seines Freudenseees Spiegel stört, —
Der ist nicht werth den Himmel zu empfangen,
Dem sei vergällt der schmähliche Genuss,
Dem hemmen tausend Seile, tausend Zangen
Erbarmungslos den lustbegier'gen Fuss.

5.

Ein göttlich Weib, — so liegt die Welt entfaltet,
Mit allen Reizen himmlich ausgeschmückt,
Bis hin zum Berge, drin Hephästos waltet
Und sanften Rauch zum blauen Himmel schickt.
Wie rauscht das Meer in schönen Farben spielend,
Dem Gürtel gleich um das erhab'ne Weib,
Wie schwelgt der Weih im Himmelsgolde wühlend,
Herniederblickend auf den Götterleib!

6.

Doch hockend sitzt der Tod an Weibesbrüsten
Und nagt und nagt mit blutbelaufner Hand,
Er scheint sich fest und fester einzunisten,
Die Wunde glüht im fürchterlichsten Brand.
Und weiter gräbt er einen Weg der Made,
Schaut ihr den Fleck, der diesen Leib entstellt?
Schafft mir den Pilz aus meiner Hochzeitslade,
Schafft mir Neapel aus Neapels Welt!

7.

Selin irrt schaudernd durch die schmutz'gen Gassen.
Und schaudernd sieht er der Paläste Stolz.
Nicht kann sein Busen all dies Elend fassen.
Wenn schier sein Auge auch in Thränen schmolz.
Ihm drückt's die Brust, schwer hebt sich seine Zunge.
Und was sie bebend spricht, ist: Luft und Licht!
Weil hier das Schicksal wie mit Panthersprunge
Sein leichtes Rettungsfahrzeug ihm zerbricht.

8.

Hier giebt's kein Elend aus der Nacht zu reissen.
Aus wilder Thiere Käfig nicht ein Lamm.
Hier, füllt die Luft ein fürchterliches Kreissen.
Und keine Perlen liegen mehr im Schlamm.
Hier winden Schlangen sich um gift'ge Schlangen.
Und die Tarantel sticht den schlamm'gen Molch.
Hier giebt es kein erstarrtes Lichtverlangen,
Hier stirbt der Mörder durch des Mörders Dolch.

9.

Das Elend naht auf dürrem Flammengaule.
Und Schwefeldämpfe rollen vor ihm her,
Es hält des Lasters Freibrief fest im Maule
Und sprengt die Geissel schwingend kreuz und quer.
Habsucht und Hochmuth führt des Gaules Zügel,
Armuth und Reichthum hüpfen hinterdrein,
Die Laster alle mit verfaultem Flügel
Beschliessen jauchzend den gewalt'gen Reih'n.

10.

Das Elend greift in jeden Menschenhaufen
Und fasst mit Kreischen Kind und Mann und Greis:
Den treibt's zum Hängen, jenen zum Ersaufen,
Den wirft es lachend in der Laster Kreis,
Und wo es schritt, da liegen sie am Wege,
Von Ungeziefer und von Schmutz beschwert,
In einem dumpfig-kothigen Gehege,
Das hie und da die schwarze Pest durchfährt.

11.

Da giebt's ein wildes, grässliches Getöse
Durch Tag und Nacht und wiederum zum Tag,
Wo sich in ew'ger Brutstatt alles Böse
Zur Geiermahlzeit zubereiten mag.
Und wehe dem, der mit dem Elend rechtet,
Und wehe dem, der mit dem Elend ficht,
Er wird dem schlechtsten Opfer gleich geknechtet,
Und seine Geissel saust ihm in's Gesicht.

12.

Die eigne Waffe muss Selin verhüllen.
Das Elend spricht. — der Knabe lauscht und lauscht,
Indess ein donnerähnlich wüstes Brüllen
Durch's Reich der Lüfte sinnbethörend rauscht:
„Leer ist das Feld, verbrannt die letzten Aehren,
„Die Wurzel nur steckt faulend noch im Grund.
„Davon sich Würmer nur und Maden nähren: —
„Ihr aber steht mit aufgeriss'nem Mund.

13.

„Weiss nicht, wohin die Wagen mochten rollen,
„Ich weiss nicht, weiss nicht, wer sie euch verschlang.
„Ich aber kroch aus den verbrannten Schollen
„Und mache jauchzend meinen Donnergang."

Da wandte sich Selin und ging von dannen.
Kaum noch ertragend sein gepresstes Herz,
Er warf sich hin, und seine Thränen rannen
In ungeheurem, namenlosem Schmerz.

◆

IX.

1.

Selin erwacht, und mit den grössten Leiden
Zugleich empfindet er der Ohnmacht Weh.
Hier mag ein Gott des Elends Fesseln schneiden
Vom Schwall der Opfer. So wird ew'ger Schnee
Im Hochgebirge durch des Blitzes Leuchten
Nicht mehr zerthaut. So mögt vergebens ihr
Den Sonnenball mit Thränenströmen feuchten. —
Mit uns'rer Kraft vergebens streben wir.

2.

Das fühlt Selin, — und lange trübe Wochen
Umirrt er einsam nun Neapels Golf.
Oft steht er stumm, wo die Gewässer kochen
Um Felsenbrüste. Gleich dem grimmen Wolf
Anspringen sie mit donnerndem Geschäume
Die Ufer, und ihr Gischt fliegt hoch hinauf,
Benetzend Lorbeer- und Olivenbäume. —
Doch ewig ruhig hält der Fels sie auf.

3.

Nach Wochen aber ist Selin genesen,
Vom Mitleid nicht, vorerst vom Rettungswahn.
Er hat aus seinen Schätzen sich erlesen
Die besten, und in einem schwanken Kahn
Sucht er sie rettend aus dem Sturm zu bringen.
Das Ufer naht, schon steht er auf dem Grund,
Es scheint ihm rasch und sicher zu gelingen,
Er athmet frei und glaubt, er sei gesund.

4.

Er fühlt so mächtig seinen Busen schwellen,
Es drängt ihn unaufhaltsam zum Gesang,
Es will aus tausend heissen Brunnen quellen,
Bald laut und voll, bald wieder schwach und bang.
Ein Kämpfer sein, so dünket nun Selinen,
Heisst eine Waffe führen in der Hand,
Und wo es blühend wachsen soll und grünen,
Da wirft der Landmann Körner in den Sand.

5.

Er denkt bei sich, es müssen Körner reifen,
Eh' sie zu Halmen neu empor gedeih'n,
Und seine Sichel muss der Schnitter schleifen,
Geht er in's volle Aehrenfeld hinein.
So suche nun mit Fleiss die besten Körner
Und lass' sie keimen still und mit Bedacht,
Dann schleife deinen Stahl, leg' um die Hörner
Des Stiers das Joch und ernte ein mit Macht.

6.

Sind deine Scheuern voll, dann kannst du geben
Mit vollen Händen, und man lohnt dir's gut.
Erst aus dem Safte herbstlich reifer Reben
Steigt süsser Traube heisse Lebensfluth.
Und weiter will es unsren Knaben dünken,
Man müsse alles Weh und alles Leid
Um sich vergessen und in sich versinken,
Bis es zu herbsten und zu keltern Zeit.

7.

O, armer Knabe, lange wirst du irren,
Bis sich ein mächt'ger finstrer Knoten schürzt,
Den deine Hände hastig zu entwirren
Versuchen werden, der dich niederstürzt.
Wenn du unfähig bist ihn aufzureissen,
Und der dich rings mit finstren Armen fasst,
So deine Zähne sich darein verbeissen. —
Er bringt den letzten schauerlichsten Gast.

8.

Indessen hoffe! — Und du hoffst, mein Knabe,
Du glaubst so sicher dich auf festem Thurm,
Nicht schreckt dich mehr des Schicksals Nebelrabe,
Du fürchstest keinen Blitz und keinen Sturm.
Du weisst was gut ist. Was du jetzt erfahren
Hat dich belehrt. Was gilt's, du fehlst nicht mehr. —
Da kommen sie mit aufgelösten Haaren
Die beiden Weiber seiner Kindheit her.

9.

Sie nahen ihm, sie nehmen ihn gefangen.
Die spricht: „Durch mich!“ Die spricht: „Durch mich sei gross!“
Er greift nach beiden voller Gluthverlangen.
Doch beide winden schnell sich von ihm los.
Die eine seh ich Stein und Meissel tragen,
Die andre hör' ich eine Laute schlagen.
Ihn aber seh ich bald den Meissel greifen,
Und bald der Laute goldne Saiten streifen.

10.

So irrt er lange, lange zwischen beiden,
Er kann nicht ruhen bei der einen Frau.
Will er sich siegend von der Leier scheiden,
So netzt sie ihn mit frischem Liederthau.
Er eilt zu ihr und will sie nimmer meiden,
Sie klingt verstimmt, sogar oft kalt und rauh,
Und schreckt ihn wieder traurig zu der andern, —
So giebt's ein langes, hoffnungsloses Wandern.

11.

Oft sinkt er müde zwischen beiden nieder
In argen Kampfes übergrosser Qual,
Da quellen ihm wohl leise leise Lieder
Vom matten Munde hie und da einmal.
Doch raubt Erholung ihm die Stimme wieder
Und treibt ihn fort zu immer neuer Wahl.
Er bittet jede seiner Schreckgestalten,
Ihn endlich, endlich einmal festzuhalten.

12.

Da schien's, als wollte eine sich erbarmen, —
Die mit der Laute winkt ihn zu sich her
Und nimmt ihn auf in weiten, off'nen Armen
Und weist ihn sinnend über's blaue Meer.
Er fühlt in Wahrheit endlich sich erwarmen.
Sein Busen ruht, sein Auge wünscht nicht mehr.
Er will beglückt die Leier fest umschliessen
Und seinen Dank in ihre Saiten giessen.

13.

Da aber weicht aus seiner Muse Händen
Die Laute sanft und hebt sich hoch empor.
Von gold'nen Strahlen, die sein Auge blenden,
Umfunkelt sieht er lichter Genien Chor,
Die sich im göttlich reinen Tanze wenden
Und endlich schwinden in ein Himmelsthor.
Darum sie dichte Wolkenmäntel schlagen,
Nachdem das Kleinod sie hindurchgetragen.

14.

Was thu' ich nun? so hör' ich schwach ihn sprechen,
Wie soll ich singen, wenn die Laute fehlt?
Mag immerhin mein schmachtend Auge brechen,
Das sehende lebt nur, dass man es quält.
Mag deine Rechte mir den Nerv durchstechen,
Der ewig, ewig deine Qualen wählt.
Die Muse winkt und weist ihn in die Ferne
Und spricht: Begehrenswerth sind nur die Sterne.

15.

Drum Waller, walle, sie herab zu rufen!
Zum Kampfe Waller, hoch den kühnen Blick!
Es führen Steige und es führen Stufen
Zu deinem Sterne und zu deinem Glück.
Mit Pilgerfüssen jetzt, mit Flammenhufen
Legst du des Weges letzten Theil zurück.
Du lerntest lieben und du lerntest hassen,
Jetzt lerne, Jüngling, deine Laute fassen!

16.

Wie leuchtend malst du Muse deinen Himmel!
Wie ernst und doch wie leicht malst du den Kampf!
Hörst du der Menschen tobendes Getümmel,
Siehst du den finstren, schweren schwarzen Dampf,
Draus keine noch so helle Demantfirne
Mit ihrem Glühen leuchtet mehr hervor,
Der sich wird legen um des Jünglings Stirne
Und ihm verhüllen wird das Wolkenthor?

17.

Sie schwindet, und Selin starrt in die Weite.
„Ihr nach, ihr nach!“ — Dann aber sinkt sein Blick.
Ein Ende ward auch diesem Musenstreite,
Nun ist sein Busen still dank dem Geschick.
Er wandert ruhig in Neapels Mauern,
Wo in dem Hafen noch sein Fahrzeug liegt,
Und ihn ergreift ein wehmuthsvolles Trauern,
Wie es die Masten und die Wimpel wiegt.

18.

Da tönt ein Ruf, da kräuseln blaue Ringe. —
Vom Pflocke löst der Schiffer Seil um Seil,
Der Anker hebt die schwere Eisenzwinge,
Verschlung'nes Tauwerk kappt das flinke Beil.
Der Schaum zerrinnt um die bemoosten Planken.
Ade, ade, du sturmgewohntes Haus!
Es segelt stolz aus engen Hafenschranken
In's ungemess'ne Wogenfeld hinaus.

19.

Er bleibt zurück an diesem heissen Strande,
Er lehnt wehmüthig an des Hafens Rand,
Und wieder zieht's ihn nach dem Heimathlande,
Und wieder löst sich seines Trübsinns Band.
Kaum noch so fest, kaum noch so gut gebunden,
Kaum noch gesiegt in manchem heissen Kampf,
Kaum noch den besten Balsam aufgefunden,
Und schon befällt die Brust ein neuer Krampf.

20.

Er lässt die Glieder schlaff herniederhangen,
Und keine That scheint ihm des Thuens werth,
Er fühlt ein einz'ges schläfriges Verlangen
Nach einer Heimath, Haus und Hof und Herd
Und Einsamkeit und einem Ort zum Träumen
Im stillen weiten unbetret'nen Wald,
Wo unter dichten, weitverzweigten Bäumen
Das Lied der ungezähmten Vögel schallt.

21.

Er sinnt und sinnt und wird hinweggetragen
Weit über Länder nach der Heimath Flur.
Ich höre seines Geistes Flügel schlagen
Und folge kühnlich seiner luft'gen Spur.
Ich seh ihn schwelgen auf beblumter Wiese,
Ich seh ihn wandeln an sein Lieb gedrückt
Und höre seinen Fuss im Gartenkiese,
Der unter leiser Schritte Druck erschrickt.

22.

Da wacht er auf. — Rauh krächzt des Bettlers Bitte,
Des Krüppels Beulen recken sich ihm dar,
Die Strasse gellt vom Stampfen vieler Tritte,
Und eine schmutzige verrohte Schaar
Wogt um Selinen, ihre Blicke münden
Gleich düst'ren Schlünden dräuend auf sein Haupt
Und dringen ein und lassen neu entzünden
Die Flammen, die er lange todt geglaubt.

23.

„Was wollt ihr?“ spricht er. „wollet mich nicht richten,
„Ich bin gefangen, bin wie ihr ein Knecht.
„Was fordert ihr mit euren Gramgesichten?
„Ich weiss, ich weiss, ihr fordert euer Recht,
„Ich bin ohnmächtig! Zeuget grosse Götter
„Mir meine Ohnmacht!“ Doch die Schaar bleibt kalt
Und fordert weiter murrend ihren Retter,
Wie sie in Armuth durch einander wallt.

24.

Da bricht das Band. -- und in der Brust entbunden.
Aufjauchzen die Dämonen allesammt,
Sie schlagen sich mit Kreischen tiefe Wunden.
Indess Verzweiflungsfeuer sie durchflammt.
Der Knabe fällt mit aufgelösten Locken
Und blut'gen Augen auf den kalten Stein
Und ruft: „So lasst in eurem Schmutz mich hocken.
„Lasst mich mit euch. mit euch im Elend sein!

25.

„Fallt ab ihr saubren Kleider! Um die Hüften
„Legt Lumpen mir, die Moderduft getränkt!
„Führt mich hinab zu euren dumpfen Grüften!
„Ich mag die Sonne nicht. die ihr mir schenkt.
„Ich mag die Speise nicht. aus euren Zähnen
„Gerissen, aber bei des Himmels Huld
„Noch weniger den Trank von euren Thränen.
„Am mind'sten aber eures Elends Schuld.“

26.

Lasst ihn nur ringen, lasst ihn ruhig kämpfen. —
So ist es immer, wenn nach langer Fahrt
Des Seees Toben milde Lüfte dämpfen,
Da sinkt der Seemann, der bis jetzt bewahrt
Die ganze Kraft, erschöpft und müde nieder.
Als sollt' er nun und nimmermehr erstehn,
Doch eh' noch kehren neue Stürme wieder,
Sollt' ihr ihn kräftig und gewappnet sehn.

X.

1.

Ein Eiland liegt gehüllt in blaue Wellen
Im Golf Neapels; schroffe Felsenwand
Umringt es gleich gewalt'gen festen Wällen,
Und Ziegeneiland, Capri, ist's genannt.
Bis nach Sorrento ist Selin gezogen,
Dort ruht er aus, bis ihn das leichte Schiff
Hinüber schaukelt durch die blauen Wogen
Nach Capri's grün behang'nem Felsenriff.

2.

Sorrento's schroffe Kanten jählings fallen
In's blaue Meer. Hoch von des Felsen Grat
Schaut eine Herberg in des Meeres Wallen,
Herunter steigt ein schmaler Felsenpfad.
Hier wohnt der Friede unter saft'gen grünen
Orangenbäumen, und hier stört kein Schall
Der wilden, rauhen Menschheit mehr Selinen,
Hier tönt allein das Lied der Nachtigall.

3.

Die Nacht vergeht. Selin erwacht. Der Morgen
Weht über's Meer und haucht zu ihm herein, —
Vergessen sind, vergessen alle Sorgen.
Und drunten leise im Olivenhain
Beginnt sie wieder, Philomela's Klage.
So süss, so wonnig und so ernst zugleich,
Und ihre Töne bringen Sag' auf Sage
Von einem sel'gen, heil'gen Ahnungsreich.

4.

Halb schlummert er, halb lauscht er ihren Liedern.
Ihm wird so frei, ach so unsäglich frei,
Er fühlt sein Sehnen sich mit Licht befiedern
Und aufwärts schweben gleich dem stolzen Weih.
In Sonnen badet seine finstre Seele.
Die Erde weicht dem göttlichen Gesicht, —
Und alles das macht Philomela's Kehle,
Sie führt den kranken Mann durch Nacht zum Licht.

5.

„Sing' weiter, weiter, wolle nimmer schweigen!“
So spricht Selin halb schlummernd, halb erwacht.
„Ich sehe Götter aus den Wellen steigen,
„Kein Licht, kein Licht! — Lasst mir die sel'ge Nacht!
„Sprich Oelbaum, sprich du süssbeschwerte Rebe!
„Ich will euch lauschen, lauschen immerdar,
„Damit mein Geist mit eurem sich verwebe,
„Und meine Seele werde, was sie war.“

6.

Und Philomela's Lied durchrinnt die Zweige,
Ein Strom von Balsam, lind und leis und mild,
Und holt herab auf blum'ger Liedersteige
Vom hohen Himmel Bild und Bild auf Bild.
Tief unten rauscht des Meers krystall'ner Spiegel
Und flüstert lauschend um den Felsenfuss,
Und leise sprühen dunkle Wasserhügel,
Sich rings erweckend, ihren Morgengruss.

7.

Das Lied verstummt. Da hebt Selin vom Bette
Sich auf, noch trunken von dem hohen Lied.
Am Himmel dämmert eine Strahlenkette.
Und wie sie wächst und immer heisser glüht,
Da scheint's Selinen solch ein hehres Prangen,
Es müsse reich und überreich zumal
Befriedigen der Menschheit Lichtverlangen.
Wie unaufhörlich sich der Strahl zum Strahl

8.

Gesellet, glüht gleich flüssigen Rubinen
Die See und hebt und senkt sich stolz und hehr,
In Purpurfalten hüllend Königsmienen.
„Heil Königsmantel, all umschlingend Meer!“
Die Berge schmücken sich mit goldnen Reifen,
Und in Vesuvio's grauen Scheitelrauch
Beginnt der Morgenwind hineinzugreifen,
Und holdes Sein erwacht um Baum und Strauch.

9.

„Auf, auf zur Fahrt!“ — Das Segel fliegt und blinket,
Der Fischer ruft, das Ruder trieft vom Schlag,
Der süsse Traum verschwindet und versinket,
Und schlimm're Träume bringt der laute Tag.
Voraus mein Lied, steig' auf zu Capri's Klippe!
Ergreif das Land, das deines Pfleglings harrt,
Draus ihm ein Greis mit gramverzogner Lippe,
Ein finstrer Greiser, bleich entgegenstarrt! —

* * *

XI.

1.

„Wer bist du?“ fragt Selin. „der du entgegen
„Mir kommst auf jedem Pfad, von jedem Steine
„Mir winkest, überall und allerwegen.
„Wer bist du, der du wallst im Mondenscheine,
„Und dessen Geist mir jedes Licht verdüstert
„Und eine Wolke zieht um Capri's Gipfel,
„Von dessen Leben sich die Pinie flüstert
„Und jede Palme mit bewegtem Wipfel?“

2.

„Wer bist du?“ Und er spricht: „Ich bin ein Greiser,
„Ein Armer und ein Reicher, bin ein Kaiser!
„Geh' weiter, Knabe, lass mein düst'res Walten
„Nicht deine Wege stören. Meine Augen
„Sie wollen nicht für Ruh und Schlummer taugen,
„Und meine Rechte muss die Geissel halten. —
„Geh' nur hinab, dort sitzen sie beim Mahle,
„Ein neu Geschlecht, geh' nur hinab zu Thale! —

3.

Ihm folgt Selin, von Schrecken jäh durchdrungen.
Doch wo der Weg sich wendet, steht er still.
Da kommt's von oben wie mit Donnerzungen
Und bannt ihn fest so wie er gehen will.
Und was er hört, das macht das Herz ihm zittern,
Macht ihm erstarren mählich Glied um Glied, —
Bald zephyrgleich, bald stürmend in Gewittern
Hört er das eine traurig-dumpfe Lied:

4.

„Mich schmerzt mein Haupt, mich schmerzen die Gebeine,
„Ich schleppe mich durch Wind und Wind und Sturm,
„Ich schleppe mich bei Sonn' und Mondenscheine,
„Flieg' wie der Adler, krieche wie der Wurm.
„Ich möchte sitzen, doch die Dornen stechen,
„Ich möchte liegen, doch das wilde Hirn
„Reisst mich empor, wenn auch die Glieder brechen, —
„Mich schmerzt mein Haupt, mir brennt, mir brennt die Stirn.

5.

„Ich wollte helfen, und ich ward geschlagen,
„Ich wollte fliehen, und ich ward erfasst,
„Und auf den Thron den gleissenden getragen.
„Bei meinen Festen war der Fluch zu Gast.
„Mein Blick war finster und mein Gang gewaltig,
„In starrer Hülle lag mein grosser Geist,
„Doch an der Hülle nagte mannigfaltig
„Die ekle Made, die Verleumdung heisst.

6.

„Um meine Stirne flogen Wolkenschleier,
„Ich schlug hinein, sie blieben dumpf und schwer,
„Nur hin und wieder kam ein trüber Geier
„Mit schwerem Flug durch das Gewölk daher.
„Ich ward verrathen, und ich ward verachtet,
„Sie stiessen in die Brust mir Stoss auf Stoss,
„Ich ward verhärtet, und ich ward umnachtet,
„Und mein Vernichter liess mich nimmer los.

7.

„O Weib, o Weib! — Ich hab ein Weib genossen,
„Wenn je ein Weib den wahren Mann beglückt,
„An meiner Feinde Brust ward sie gestossen,
„In fader Wollust matten Arm gedrückt.
„O, Weib, o Weib! — Mich schmerzen die Gebeine,
„Ich schleppe mich durch Wind und Wind und Sturm,
„Ich schleppe mich bei Sonn' und Mondenscheine,
„Flieg' wie der Adler, krieche wie der Wurm.

8.

„O, grauser Hass, Du tobst in heissen Adern, —
„Ich peitschte gern in eins so Land und See,
„Riss auseinander dieses Weltbaus Quadern
„In übergrossem allgewalt'gen Weh.
„Furchtbar der Hass, den meine Liebe säugte,
„Furchtbar die Wuth, die Mitleid mir gebar,
„Furchtbar die Flüche, die mein Segen zeugte,
„Furchtbar der Jammer, der mir Freude war.“

9.

„O Fadheit, Fadheit! meines Weh's Gebilde
„Stehn fürchterlich durch deinen Schwarm erhöht.
„Und meine Blitze zucken in's Gefilde.
„Und mein Orkan hat Euch um's Haupt geweht.
„Und heulend krochet ihr in Angst und Nöthen
„In Höhl' und Strauch in grauser Todesnoth.
„Da half kein Wimmern, und da half kein Beten. –
„Auf Eurer Fährte folgte grimmer Tod.

10.

„Bezahlt, bezahlt! Das ist mein einz'ges Denken.
„Bezahlt, bezahlt! das ist mein einz'ges Glück.
„Die ganze Welt mit meinem Jammer tränken
„Schafft mir — nicht einen stillen Augenblick.
„Ich möchte sitzen, doch die Dornen stechen.
„Ich möchte liegen, doch das wilde Hirn
„Reisst mich empor, wenn auch die Glieder brechen.
„Mich schmerzt mein Haupt, mir brennt, mir brennt die Stirn."

11.

Und da erscheint er auf dem schroffen Zacken,
Der überhängt in's weite, lichte Thal,
Zerzauste Locken flattern um den Nacken,
Und seine Rechte hält gezückt den Stahl.
Er ruft herab: „Ich grüss' euch, ihr Gesellen
„Der neuen Welt, in meinem Sarkophage.
„Noch starb ich nicht; — und meines Grames Quellen,
„Sie quellen weiter, bis zum jüngsten Tage.

12.
„Dann aber wird der Erde Busen klaffen,
„Und mein zertretnes Leid in tausend Bächen, —
„Ein Strom von Helmen, Harnischen und Waffen, —
„Durch alle Spalten, alle Poren brechen.
„Schlaft tief im Thal, spielt unter fadem Lächeln
„Mit andrer Leid! Ich aber werde wachen
„Und irren, — wenn euch Düfte rings umfächeln,
„Die Bälge ziehen und die Flammen fachen! —

XII.

1.

Nur ahnen mochte, was der Geist gesprochen.
Sehn, doch was er ahnte, trieb ihn an
Zur That. Er fühlte heiss sein Herzblut kochen.
Zum Felsen der Vollendung kühn hinan
Zog ihn sein Muth. Und was er ahnte, singen
In hehrer Form, in heil'ger Melodie. —
Das war sein Sehnen, war sein heisses Ringen,
Der Kern, der seinen Thaten Kraft verlieh.

2.

Eh ich dir weiter folge, irrer Knabe,
Lass von der Warte mich hernieder schauen.
Du nahst dich einem ungeheuren Grabe,
Drauf Lerch' und Amsel ihre Nester bauen.
Die Lerchen singen, und die Amseln singen.
Bist du ein Mensch, gehörst du in das Grab,
Draus keine Töne mehr zum Himmel dringen. —
Halt ein und lenke rückwärts deinen Stab!

3.

Du traust mir nicht?! Dich lockt das süsse Tönen.
Du glaubst, es sei auch in der Menschenwelt
Erlaubt zu singen, und das Arbeitsfeld,
Meinst du, kann milder Dichtersang verschönen.
Es fliege leichter dann, meinst Du, der Spaten,
Die Sense blinke freudiger darein.
Sei still! — sie können deines Lieds entrathen,
Es muss gepflügt, doch nicht gesungen sein.

4.

Du sprichst zu mir, du willst mich überwinden
Mit dem, was du dir malst vom Menschenglück?! —
Ich aber, — sieh — trotz allen deinen Gründen
Dieselbe Warnung geb ich Dir zurück.
Begleite mich durch öde finstre Gassen
Furchtbarer Nacht! — Hörst du's den Weg entlang,
Dies Wimmern? — Sieh, dich will ein Grauen fassen:
Dies wird, mein Kind, in unsrer Zeit Gesang. —

5.

Du fragst nach Lerchenjubel. — Lerchenjubel!
Wir haben alles Jubeln längst verbannt.
Hörst du das Kreischen in dem wilden Trubel
Des Marktes? Goldgeklimper füllt das Land. —
Das sind die wahren Sänger, müde Leiber,
Die stöhnend singen ihr unsel'ges Lied,
Und ihre Musen sind vergilbte Weiber,
Durch deren Mienen sich das Elend zieht.

6.

Das sind die Wahren: — Andre aber springen
Dort auf dem Markt herum, und im Tumult.
Die Goldbegierde reizte sie zum Singen.
Doch grade deshalb kamen sie in Huld.
Sie weinen nicht, noch schelten sie und klagen,
Denn ihre Werke tragen reiche Frucht. —
Kurz, freilich, ist des glatten Weges Flucht,
Den sie befahren auf Fortunens Wagen.

7.

Sie sind zufrieden, und durch ihre Kehlen
Geht ein Gemenge wunderbarer Art.
Wo kommt es her? Mit nichten aus den Seelen:
Es ist Verstand, mit Geldbegier gepaart, —
Verstand und Geldgier, statt der heissen Liebe
Für Menschenwürde und für Menschenglück. —
Du aber wandre deinen Weg zurück
Und bleibe fern dem rollenden Getriebe.

8.

Du zauderst, und du schaust nach jenen Sängern,
Als sei ihr Theil begehrenswerth und schön,
Weil Weihrauchdüfte ihre Brust umschwängern.
Ich kenne dich, — du wirst die Wege geh'n
Der wahren, wenn auch tiefen Nacht entgegen.
Du wirst verschmähen diesen falschen Tag,
Weil deine Brust sich nicht verdingen mag
Des leeren, schweissbedeckten Goldes wegen.

9.

Du wirst mit Würde eig'ne Wege wallen,
Um Wahrheit singen, nicht um Goldgewinn!
Du wirst nicht buhlen mit der Welt Gefallen,
Du giebst die reine, ganze Seele hin.
So muss es kommen, dass man sie zertrümmern
Wie andre wird, und du zu jenen gehst,
Die in den langen, dunklen Gassen wimmern,
In denen du an meiner Seite stehst.

10.

Du siehst mich an und jene drauf und weinest,
Und krampfen will sich deine junge Faust.
Ich weiss, mein Knabe, fühle was du meinest:
Du denkst daran, wie oft ein Sturmwind saust
Daher im Liede und die fade Sippe
Herunter streift vom Körper dieser Welt.
Du fühlst dich mächtig wie die starke Klippe,
An der Jahrhunderte die Fluth zerschellt.

11.

Ein schöner Wahn! — Ein Wahn, dem alle leihen
Ein ernst Gehör. Wie solltest du es nicht?
Man mag den Jugendirrthum dir verzeihen,
Du hast ein thatenmuthiges Gesicht.
Doch höre, auch der Fels im weiten Meere
Vergeht, höhlt doch der Tropfen schon den Stein.
Und sicher toben neue Wellenheere,
Wenn jede Klippe wird zerfallen sein.

12.

Der Stärkste fällt! — Da hebt der treue Jünger
Das Lockenhaupt und spricht bethränt und heiss:
Lass mich nur kämpfen wie ein kühner Ringer,
Nicht um des Oelbaum's duft'gen Siegerpreis, —
Ich will nur fallen so, wie alle fielen
In Nacht und Dunkel für der Menschen Heil.
Die Ueberzeugung siegt. — Den Todespfeil
Im Herzen will ich Götterfreuden fühlen.

13.

Kannst du entsagen, Jüngling?! — Singe, dichte!
Das ist der Muth, den wir anjetzt bedürfen. —
Die Dichter sind die Thränen der Geschichte,
Die heisse Zeiten mit Begierde schlürfen. —
Ström' aus dein Herzblut! Auf die sand'gen Flächen
Der Wüste ström' es hin mit festem Muthe,
Und ohne Jammer lass dein Auge brechen,
Wenn auch kein Gräslein schiesst aus deinem Blute. —

XIII.

1.

So müssen wir ihn denn gewähren lassen.
Hier hilft kein Warnen, denn er ist gewarnt,
Der heil'ge Wahnsinn hat ihn ganz umgarnt,
Und nirgend kann der Nüchterne ihn fassen.
Er geht. — Schon schwebt er weit in stolzen Höhen,
Kaum noch erblickt mein menschliches Gesicht
Die Flügelfedern, die im Winde wehen.
Verflieg' im All', im weiten All dich nicht!

2.

Kehr' um! die Sohlen deiner Füsse hefte
An diese Welt mit fieberhafter Hast,
Aus ihr entsteigen alle deine Kräfte.
In jenem Raume kommt der grause Gast
Der Nacht. Des Wahnsinns Wahn steigt aus der Höhle
Des Nichts und spricht zu dir mit süsser Stimme.
Du folgst mit durst'ger, ewig trockner Kehle,
Und wie sich auch vor Schmerz dein Körper krümme.

3.

Er reisst dich mit hinab, er stürmt hinauf,
Mit eins durchbraust er alle fernsten Weiten.
Du rennst die Stirn im grausen Wahnsinnslauf
An's Thor des Nichts, und an den Ewigkeiten
Prallt ihr zurück. Es lacht der Geist und schmettert
Hinauf, hinab dich in gewalt'gen Sprüngen.
Ein Heer von Weltenmaden aber klettert
An dir hinauf, die alles dir durchdringen.

4.

Du schüttelst dich, sie bleiben. Deine Stirne
Deckt Schweiss, dein Auge brennt, du weinst mit Beten.
Du fühlst ein stechend Weh in deinem Hirne.
Du willst den Weg zum Erdenball betreten.
Still, schweigend schleichen aus den kalten Räumen. —
Du irrst, — der Geist, der Geist hält deine Hand,
Er sagt zu dir: „Mein Freund, mein Freund, wir träumen,
„Ich bin nicht, du nicht, alles ist nur Tand.

5.

„Du schaust mich an! — Du nicht, du bist nicht du.
„Ich bin nicht ich. Das All ist nicht das All.
„Wo willst du hin, wo geht dein Streben zu?
„Du steigst hinauf und fürchtest jähen Fall?
„O fürchte nichts, hier giebt's kein Steigen, Fallen.
„Hier ist nur das, was du bist, was du nie
„Erfassen wirst. Hier hebt die schwarzen Krallen
„Ein Ding, was du nicht kennst, was du nicht messen,

„Noch schauen kannst. Ein urgeheimes Ding.
„Nicht urgeheim, auch nicht ein Etwas, dessen
„Etwas du fassest, nicht zu gross, nicht zu gering,

6.

„Nicht einmal nichts für dich.“ Er lacht und höhnt,
Sein Opfer aber athmet schwer und stöhnt.
Es fasst nach Halt, es fällt — es fällt — es fällt —
In's Haus der höchsten Weisheit dieser Welt,
In's Irrenhaus! —
Selin indessen fühlt
Den fremden Strom, der aus dem All sich wühlt
Und unbekannt um seine Schläfe weht, —
Er weicht zur Erde, eh' sie ihm vergeht.

7.

Bald also steht er in den eig'nen Grenzen,
Bemüht zu schaffen aus sich selbst sein Lied.
Er sieht ein klares Ziel vor Augen glänzen,
Und ihm zu nahen, ist er treu bemüht.
Vergang'ner Völker hohe Heldenthaten
Verfolgte er mit Ruh' und stillem Fleiss
Und legte in den Busen Saat auf Saaten,
Und Knospen trug manch frisch-genährtes Reis. —

8.

Doch wehe! Bald gesellt sich zu dem Streben
Die Hoffnung wieder, und wo Hoffnung ist,
Da muss es jähen Sturz, Enttäuschung geben.

Vergiss, wovon du ausgegangen bist,
Vergiss es nicht. Kehr stets von deinen Zügen
Auf deinen Fels der Hoffnungslosigkeit,
Sonst stürzest du, eh' deine Banner fliegen,
Eh' du zum Kampfe und zum Tod bereit.

9.

Seht, wie ihm ahnungsschwer der Busen zittert,
Wie strahlend sich sein Blick zum Himmel hebt,
Als habe ihn ein Gottgedank' umwittert,
Den er zu fassen, zu behalten strebt.
Sein Inn'res wallt von mächtigen Gefühlen,
Und zuversichtlich, selig blickt er nieder.
Wird ihm kein Gott das falsche Feuer kühlen?
Er glaubt, — beim Zeus, er glaubt an seine Lieder!

10.

O, Schlangen ihr! Wie ihr in uns euch windet,
Dass euer Schillerglanz uns schier betäubt,
Wie ihr uns Urtheil, Vorsicht, alles bindet,
Euch gegen jede Kette funkelnd sträubt.
Ein Schauer fasst uns, uns're Augen leuchten,
Und lachen, — jauchzen will in uns das Herz,
Und stolze Thränen uns're Blicke feuchten,
Wie Thau zerschmelzend auf erglühtem Erz.

11.

Und ach! Wie er beginnt zu dichten wieder
m Geist, in unbestimmten Phantasien, —
Da steigt vom Himmel ihm das Bildnis nieder,

Das ihm der erste Jugendmuth geliehen:
„Ein Dichter sein mit Strahlenkranz und Krone,
„Bei dessen Tönen lauscht die ganze Welt,
„Sein Sessel schwergeballte Wolkenthrone,
„Am Firmamente leuchtend aufgestellt,
„In seiner Brust die Sprache jeder Zone,
„Von dessen Leier Blitz und Donner fällt.“ —
Bei aller Liebe, sag' ich, heiss verhüllen
Das hehre Bild um Deiner Rettung willen! —

12.

O, armer Jüngling! Wenn Du heisse Quellen
Im Busen trägst, man wird sie Dir verschütten,
Ein Heer von Würmern Dir die Wurzel fällen
Des Baumes, der Du bist. An Deinen Schritten
Wird hangen blasser Neid, unfähig blasser,
Und wird von keinem Drange sein getrieben,
Als Dich zurück in Deine Nacht zu schieben, —
Nicht Deiner That, nur Deiner Urkraft Hasser.

13.

Sprich nicht! — Schweig still! — Indess du schweigst mit nichten,
Da fällt die Schaar, die schaale Schaar Dich an.
Sie rathen Dir mit Würde ab, zu dichten,
Das, sagen sie, ernährt nicht seinen Mann.
Du staunst, Du sprichst von Dem, was Dich beweget,
Von dem Beruf, der Dich zum Kampfe treibt.
O! nicht nach dem, was Deine Seele heget,
Man schätzt nach dem, was Dir im Beutel bleibt.

14.

Du dichtest und Du fluthest Deine Liebe
Hinaus in Treuen, denn Dein Herz ist rein.
Ob auch in Dir kein Tropfen Blutes bliebe.
Du singst um Wahrheit, nicht um Flitterschein.
Was fühlst Du nun, wenn Du von Deinem Nacken
Streifst Dein Gewand, des Bettlers Blösse deckend.
Und dieser spricht, sich höhnisch, hämisch reckend,
Indem es seine rohen Arme packen:

15.

„Was giebst Du mir den Lumpen für die Glieder.
„Der nicht nach Mode ward und Kunst gefügt?
„Hier hast Du Deine lump'ge Gabe wieder,
„Die meiner Armuth nicht und Noth genügt.“ —
Du fühlst, wieviel Du giebst. Du giebst Dein Leben.
Dein Höchstes, und Du bist zum Tod verletzt,
Siehst Du Dein Blut an andrer Sohlen kleben
Und Dein Gewand besudelt und zerfetzt.

16.

Wohl wissen's Deine Feinde so zu machen,
Dass Du nicht weisst, wo hier das Recht sich findet.
Ein dumpfer Schrei sich Deiner Brust entwindet,
Du könntest weinen und Du könntest lachen,
Nur einzig reden nicht, denn Deine Geister
ind wirr und wissen nicht, wo aus noch ein. —
Da werden Deine Feinde Deine Meister
nd Deines reinen Liedes Mörder sein.

17.

Ihr sagt: „Warum so ernst das Ganze nehmen?
„Das sind phantastisch wilde Elemente."
Nun, wenn man's doch so ehrlich meinen könnte,
Ihr Herren, wer von uns muss sich dann schämen?
Ihr habt von je das Opferblut verhöhnet!
Wollt's oder nicht, mein Wille ist zu fallen.
Willkommen sind mir eure feigen Krallen, —
Schlagt ein! ich habe mich mit euch versöhnet.

18.

Nicht so Selin. Er knicket jäh zusammen. —
Das hat sein schlimmstes Ahnen nicht gedacht.
Er fühlt verflackern seines Busens Flammen,
Bis sie ein Windhauch wieder neu entfacht.
Und bald beginnt er suchend mit den Augen
Zu forschen, wer für seines Herzens Schlag,
Für seines Busens Fülle möchte taugen. —
So sucht er denn vergebens Tag um Tag.

19.

Und wie sie alle kalt vorüber schritten,
Schien er sich selbst dem ärmsten Bettler gleich, —
Dann aber wieder ging mit Königstritten
Er durch sein eignes selbstbeherrschtes Reich,
Besah sich rings die herrlichen Paläste
Und im Smaragd der Quelle reine Pracht, —
Er gab sich selbst betrachtend Götterfeste
Und machte so zum Tag die dunkle Nacht.

20.

Doch wenn er dann von neuem trat ins Freie'
Und in den Kreis der armen Welt hinein,
Und alles sich mit wüthendem Geschreie
Verfolgte, schlug und wollte Sieger sein,
Und wenn er dann des Siegers Krone suchte,
Da war's ein gleissendes, gemeines Ding,
Darum der Bruder seinem Bruder fluchte,
Und der Verbrecher dort am Galgen hing.

21.

Da schien's, als hab' er eher keine Rechte,
Zu wühlen in den Schätzen seiner Brust,
Bis der geringste aller Mammonsknechte
Geniessen könnte die geweihte Lust,
Dann warf er aus den Thüren seiner Welten
Viel neue Schätze in der Menschen Pfad
Und musste sehen, wie mit grausem Schelten
Der Menschentross von neuem sie zertrat.

22.

Genug! Das presste seinen Kampfmuth nieder,
Verhüllte ihm sein sonst so klares Ziel.
Bald war er wie vor wenig Zeiten wieder
Des Weltenschmerzes ruderloses Spiel.
Verloren lag der Kompass in den Wellen,
Zerrissen flog das Segeltuch im Wind,
Verstopft von neuem waren alle Quellen
Der Klarheit, und er schwächlich wie ein Kind.

23.

Er liess die Arme matt herniederfallen,
Zur thatenlosen Klage nur bereit.
Er liess die Woge schalten nach Gefallen
Und schwamm dahin in dumpfer Müdigkeit.
Da griff er sehnend nach der Göttin Leier, —
Sie röchelte, sie klirrte ohne Sinn,
Und graufeucht fiel ein schwerer Nebelschleier
Vom Himmel über seine Lieder hin.

24.

Dem Dichter Heil, der noch in Thränen dichtet,
Denn zu ertragen ist sein herbstes Weh,
Doch wehe jenem, dem um's Haupt sich schichtet
Die schwarze Nacht, ein ungeheurer See,
Der wogt und wächst und bindet sich und theilet
Und quillt und drängt in ewig neuer Nacht,
Durch den nur hie und da ein Funke eilet,
Der ihm nur immer neues Leid entfacht.

25.

Wie wand er sich und wollte schrei'n im Schmerze
Und wusste doch, je mehr sein Inn'res schrie,
Je mehr nur dient er jener Schaar zum Scherze,
Die um ihn her in fetter Zucht gedieh.
Die Laute schwieg. Das war des Elends Krone. —
Was man ihm anthat, hielt sein Herz für Schmach,
So plagt er selber sich mit biss'gem Hohne,
Indess sein Herz in herbem Elend brach.

26.

Und immer weiter von dem Sonnenlichte
Hinweg verlief Selin sich in die Höhle
Der Finsternis. Ein geiferndes Gezüchte
Umringelte verderblich seine Seele.
Die falsche Selbstverachtung wälzte Berge
Auf seinen Muth, und der Gedanken Schaaren,
Vergebens kämpfend wie mit Riesen Zwerge,
Vermehrten nur die schrecklichen Gefahren.

27.

Je finstrer sich die schweren Wolken ballten,
Je scheuer ward Selin. Da schoss ein Blitz
Hervor mit donnernd feurigen Gewalten
Von Jovis himmelhohem Göttersitz.
„Hass oder Tod!“ So rief Selin, die Locken
Im Winde flogen, glühend ging sein Hauch,
Und vorwärts lief er, ohne je zu stocken,
Mit gellen Rufen durch den schweren Rauch.

28.

„Hass oder Tod!“ Er stand am Meeresstrande.
Die Welle gurgelte und frass im Kies,
Der Mond entglomm dem düstren Wolkenrande,
Beleuchtend ein verlornes Paradies.
Selinens Busen schwoll von Höllenguthen,
Er nahm die Laute in die heisse Hand
Und warf sie fluchend an die Felsenwand. —
Die Trümmer fielen tönend in die Fluthen.

29.

Da stieg die Muse aus dem Silberschleier
Des Mondes. Ruhig stieg sie in die See
Herab und suchte der zerschlag'nen Leier
Verstreute Trümmer. Ihres Busens Schnee
War thränenfeucht. Ein langer Blick der Trauer
Fiel auf Selinen. Dann in lichtem Schimmer
Schwand sie entsteigend. Eine Wolkenmauer
Bedeckte sie, entzog sie ihm für immer. — —

30.

Und wollt ihr wissen, wo Selin geblieben,
So fragt der Winde und der Wellen Schaar,
In die er seinen letzten Brief geschrieben.
Greift in der Wogen schimmernden Talar
Und hebt ihn auf! — Darunter wird er schlafen,
Der einen Kampf begonnen, panzerlos. — —
Schlecht, könnt ihr sagen, waren seine Waffen.
Doch war sein Muth und seine Liebe gross.

Druck von Wilhelm Issleib (Gustav Schuhr), Berlin SW., Wilhelmstrasse 124.

Das bunte Buch.

Gedichte

von

Gerhart Hauptmann.

5.1106

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Meinhard's Verlag.
Leipzig. Beerfelden. Stuttgart.
Carl Fr. Fleischer. 1888. Paul Neff.

BIBL. UNIVERS

[illegible], Druck-Anſtalt.

Meinen treuen Eltern.

Erſter Theil.

Lyriſche und epiſche Form.

Weltweh und Himmelsſehnſucht.

Wie eine Windesharfe
Sei deine Seele,
Dichter!
Der leiſeſte Hauch
Bewege ſie.

Und ewig müſſen
Die Saiten ſchwingen
Im Athem des Weltweh's;
Denn das Weltweh
Iſt die Wurzel
Der Himmelsſehnſucht.

Alſo ſteht deiner Lieder
Wurzel begründet
Im Weh der Erde;
Doch ihren Scheitel krönet
Himmelslicht.

Sonnenflug.

Ein Häher ſchwimmt aus der Fichte
Dunkel wogender Krone.
Er kreiſt im Abendlichte
Einer glühenden Zone.

Drauf bauſcht er die Bruſt mit Wonne,
Breitet läſſig die Flügel,
Fährt dahin, wo die Sonne
Schwindet hinter dem Hügel.

Mit gebietendem Fluge,
Gluthengekrönter Stirne
Folgt er dem Flammenzuge,
Wähnt ſich im Reich der Geſtirne.

Hat der eigenen Schwere
Majeſtätiſch vergeſſen,
Drängt in die Strahlenmeere
Seine Schwingen vermeſſen.

Tiefer ſinken die Gluthen,
Rauſchend hebt ſich der Häher.
Hoch in weltfernen Fluthen
Wiegt ſich der einſame Späher.

Nur ein erſterbender Schimmer
Liegt, wo die Sonne geſunken;
Doch noch immer, noch immer
Steigt er, vom Lichte trunken.

Gierig ſaugen die Blicke,
Saugen ein glühend Verderben;
Sinkt er ermattet zurücke,
Kann er nur ſterben, nur ſterben.

Anna.

Solch' ſchönes Gefäß, ſolch' ſüßer Wein
Soll zerfallen und ungetrunken ſein?

Ein Auge ſo rein wie Sternenlicht,
Nicht ſoll es erleuchten und wärmen nicht?

Und irren doch rings in der Welt umher
Viel Seelen ſo licht- und ſo wärmeleer,

Die ſich ſehnen ſo ſehr nach der Liebe Strahl,
Der ſich nie durch die Nacht ihres Lebens ſtahl.

Solch ſüßer Leib, ſolch ſchwellende Bruſt
Soll nie erblühen in Liebesluſt?

Solch' wilde Kraft austoben nie,
Als in kranken Phantomen der Phantaſie?

Solch' ſtolzer Bau auf ewig vergeh'n,
Nicht im Leben einmal wieder auferſteh'n?

Tauſchönes Bild, ich ſog Deinen Duft,
So leicht wie der gleitende Athem der Luft,

Umgaukelte Dich, ein Falter blau,
Doch ſtrich ich Dir ab kein Tröpflein Tau.

Du dufteſt und ſteheſt noch taufriſch im Hain,
Doch der Winter bricht mit den Fröſten herein.

Der Frühtau gefriert, der Dufthauch erſtirbt
Und der Tod um die liebliche Blume wirbt.

* * *

Blätterfall.

Er kommt heran mit leiſem Schritte
In ſtiller Nacht,
Und hat umreift ſo Baum als Hütte,
Eh' Du erwacht.

Du öffneſt Deiner Pforte Riegel
Und trittſt hinaus,
Reifſilber blinkt um Wald und Hügel
Und um dein Haus.

Noch ſtehen dicht belaubt die Bäume
O ſtill, o ſtill,
Wer nicht die letzten Frühlingsträume
Verſcheuchen will.

Von Blatt zu Blatte tönt hinüber
Ein trübes Wort,
Der Lenz, das Leben iſt vorüber,
Wir müſſen fort!

Und ach, die Sonne, die ſonſt immer
Das Licht gebracht,
Sie bringt mit ihrem gold'nen Schimmer
Uns heut' die Nacht.

Da ſteigt ſie eben durch die Föhren
Am Waldesſaum,
Schon fallen leiſe Silberzähren
Von Strauch und Baum.

O halte deine güldnen Sohlen,
O bleibe ſteh'n,
Daß wir noch einmal Athem holen
Und dann vergeh'n.

Doch wie die Blätter alle klagen,
Sie hört es nicht,
Und hebt wie ſonſt den güldnen Wagen
Und ſpendet Licht.

Sie kommt mit heißen Flammenbächen
So hell, ſo roth,
Sie will des Winters Siegel brechen
Und bringt den Tod.

Da klingt die alte Wehmuthsweiſe
Durch's weite All,
Und in die Laute raſchelt leiſe
Der Blätterfall.

Abend.

Purpurſchimmer tränket
Die Rebenhügel.
Tiefer und tiefer ſenket
Ihre dunklen Flügel
Die Nacht.
Lautlos fallen
Schleier herab auf Schleier.
Wolkenpilger wallen
Ferne zur Sonnenſcheidefeier.
Sacht
Wecket ein Hauch in der Bäume
Lautloſen Wipfeln die Träume.
Eh' wir's gedacht,
Hat ſie mit bleichem Munde
Getrunken das Gold der Abendſtunde:
Die alte Nacht.

'S iſt ſo ein ſtiller, heil'ger Tag.

'S iſt ſo ein ſtiller, heil'ger Tag.
Man hört der Zeiten Flügelſchlag.

Der erſte Schnee, mit leiſer Hand,
Deckt Anger zu und Haideland;

Er hüllt in lichten Todtenſchrein
Des Herbſtes düſtre Trümmer ein.

Wär' für der Seele Trümmerfeld,
Doch auch ein ſolcher Schrein beſtellt!

Falter im Schnee.

Novemberſturm in wildem Wirbeltanze
Treibt Flocken über's Feld und durch die Tannen,
Schneeſchwere Wolken düſter rings umſpannen
Das Firmament mit grauem Nebelglanze.

Ich nehme Hut und Stab und warme Hülle
Und pfeife ſchreitend meinen flinken Hunden,
Um auszuwandern meine Ruheſtunden
In weißumwehten Forſtes Winterſtille.

Der Leithund ſchnobert ruhlos durch die Stämme;
Das Wachtelhündchen trollt an meiner Seite.
Ich ſchicke die Gedanken in die Weite,
Traumferne ſchreitend über Bergeskämme.

Zur Jugend ging ich und zum ſpäten Alter
Auf ungeſeh'ner und geheimer Fährte;
Bis ich zurück zu jener Stätte kehrte,
Wo am Wachholder ſaß erſtarrt ein Falter.

Ich nahm ihn auf und ſeine güldnen Schwingen,
Leis ſchonend, legt' ich ihn in meine Hände,
Wo ſeines Kerkers lebenswarme Wände
Begannen ihn mit Wonne zu durchdringen.

Er lebte auf und er begann zu regen
Das Schwingenpaar und ſuchte zu entweichen,
Ich aber, ſchnell mein Zimmer zu erreichen,
Wo ich gedachte ſeiner treu zu pflegen.

Doch vor der Pforte zeigt' ich meinem Weibe,
Was ich gefunden, öffnend meine Finger,
Und ſchnell benutzt's der kleine Flügelſchwinger,
Zu ſeiner Flucht mit neu geſtärktem Leibe.

Er hebt ſich, regt mit Kraft die güldnen Flügel
Zu unſ'rem Staunen durch die grauen Lüfte,
Befreit ſich wähnend, ſpottend ſeiner Grüfte,
Gradweges taumelnd nach dem Grabeshügel.

Nie war die Freiheit näher beim Verderben!
Nie war die Wonne näher bei dem Wehe!
Nie war der Frühling näher bei dem Schnee!
Nie war das Leben näher bei dem Sterben.

Und rufen hört' ich tauſend Frühlingsgeiſter,
Indeß der Sturm zerwühlte meine Locken,
Indeß ich ſtarrte in das Spiel der Flocken:
Du warſt ein läſſig, ſchlechter Kerkermeiſter.

Aufgang.

Der Sonnenborn im Oſten quillt
Sein blutig Waſſer in die Nacht.
Zum weiten Himmelsbecken ſchwillt
Es an in namenloſer Pracht,
Bis endlich aus der Feuerfluth
Die Nymphe ſteigt in Liebesgluth.
Vor der entweicht die ſchwarze Nacht,
Die Weltenpulſe hüpfen macht,
All' ihre Gluth und Liebesluſt
Ausſtrömet in der Erde Bruſt.

Dämmerlicht des Föhrenwalds.

I.

Dämmerlicht des Föhrenwalds
Nahm mich auf in ſeine Tiefen;
Hing der Schnee am müden Zweig
Und die grauen Krähen riefen.

Fiel die Flocke matt und ſtumm
Aus dem weiten, grauen Raume!
Hin und wieder brach ein Aſt
Schneebeſchwert vom Föhrenbaume.

Kam ich an ein Todtenfeld,
Standen Kreuze tief im Eiſe;
Lagen Kränze, längſt verwelkt,
Raſchelten im Winde leiſe.

BIBL. UNIVERS.

Mußte, ob des leiſen Sang's,
Den ſie mit einander ſangen,
Mußte, weil ich ihn verſtand,
Heimlich an zu weinen fangen.

„Mag ich reden noch ſo leis,
Mag mich nimmer übertönen
Jener, der da unten ruht:
Einer von den Muſenſöhnen.

Jener, der dahin getobt
Einſtens wie mit Sturmesſchwingen,
Uebertönt mich nun nicht mehr
Mag ich noch ſo leiſe ſingen.“

Alſo ſprach das Lorbeerblatt. —
Heimwärts wandt' ich meine Schritte;
Hinter mir, vom Wind verweht,
Schwand' die Spur auch meiner Tritte. —

—

II.

Wiederum im Föhrenwald
Stand ich an der Kirchhofsmauer;
War ein Grab, und d'rum gereiht
Harrten ſie in ſtummer Trauer,
Und der Prieſter im Ornat
Spendete des Gottes Rath:
„Tröſtet Euch!“

Doch ich ſtützte in die Hand
Mir das Haupt, es wollte ſinken,
Konnte aus des Prieſters Wort
Keinen Troſt für mich ertrinken,
Hörte wohl die Botſchaft mild,
Doch im Buſen tobte wild
Zweifelsqual.

„Jeſus meine Zuverſicht“
Sangen ſie im ernſten Chore,
Und es flatterten im Wind
Weiße Tücher, ſchwarze Flore.
Weiße Tücher, ſchwarzer Flor;
Thränen quollen d'raus hervor.
Tröſtet Euch!

„Tröſtet Euch“, ſo ſprach ich leis,
Könnt' ich, Arme, Troſt Euch geben!
Fingen ſie von Neuem an:
„Chriſt mein Heiland iſt im Leben“.
Doch da überlief's mich heiß,
Weil ich's leider beſſer weiß;
Schwacher Troſt.

Aber bittrer, tiefer Schmerz
Machte meine Lippen beben.
„Chriſtus lebt, wie ſollt' ich nicht
Darum mich zufrieden geben?“
Fielen ſie von Neuem ein, —
Und ſo ſenkte man ihn ein.
Bittrer Hohn.

Eislauf.

Auf ſpiegelndem Teiche
Zieh ich ſpiegelnde Gleiſe.
Der Kauz ruft leiſe.
Der Mond, der bleiche,
Liegt über dem Teiche.

Im raſchelnden Schilfe,
Da weben die Mären,
Da lachet der Silfe
In ſilbernen Aehren,
Tief innen im Schilfe.

Hei, fröhliches Kreiſen,
Dem Winde befohlen!
Glückſeliges Reiſen,
Die Welt an den Sohlen
In eigenen Kreiſen!

Vergeſſen, vergeben,
Im Mondlicht baden;
Hingaukeln und ſchweben
Auf mächtigen Pfaden!
Sich ſelber nur leben!

* * *

Geſtorbenes Erz.

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß meine Thräne rinnt
Zuweilen, wenn ferne das Läuten
Der Glocke, der Glocke beginnt.

Die Sonne umhüllt ſich mit Roſen
Und taucht in's Schilf am Ried,
Die Wellen, die leiſen, die loſen,
Sie flüſtern in's heilige Lied.

Die Wellen, die Gräſer, die Föhren,
Sie lauſchen rings umher.
Die Menſchen, ſie lieben und hören
Die Glocke, die Glocke nicht mehr.

Es geht, ein verlaſſener Armer,
Ihr Ton durchs öde Land:
Er predigt vom großen Erbarmer,
Den Gott aus dem Himmel geſandt.

Er predigt das Licht und den Frieden,
Den Chriſtus hat gebracht,
Denn wieder gebietet hienieden
Der grauſame Krieg und die Nacht.

Du hallende, dröhnende Klage
Am ſtillen Gotteshaus;
Du Geiſt der vergangenen Tage,
Dein Reich der Verſöhnung iſt aus!

Wohl haſt Du zu Grabe geleitet
Manch' müdes Menſchenherz,
Nun iſt auch Dein Hügel bereitet,
Du armes, geſtorbenes Erz.

Abendſtimmung.

Hin durch den Forſt ſchleicht eine weiße Schlange,
Spitz iſt ihr Haupt, ihr Schweif verweht im Winde;
Darunter brauſt auf ſtählernem Gewinde
Der Erdenpuls in nimmermüdem Gange.

Verſchwunden iſt ſie tief im Forſte lange,
Stumm ragt die Kiefer, um die rothe Rinde
Spielt ſchon der Nachthauch, ſchweifen Nebel linde,
Und Uhuſchrei tönt ferne her und bange.

Ein Tümpel liegt in weltvergeſſ'nen Träumen
Vom Frühlingsregen angefüllt am Raine;
Es ſpiegeln drin ſich einſam Oſt und Weſten.

Tiefblau der Oſt ſteht über ſchwarzen Bäumen,
Die Stirn geziert mit einem Demantſteine;
Der Weſten prahlt mit fahlen Sonnenreſten.

Kapellenglöcklein

auf Hohenhaus.

Die Glocke klingt, ſtill rauſcht die Eiche;
Wer hat das kleine Haus erſtiegen,
Vor dem lebend'ge Zauberreiche
In ſanfter Pracht entfaltet liegen?

Wem quillt die volle Seele über,
Daß er das helle Glöcklein läutet?
Denn klingt ihr Ton zu uns herüber,
So weiß man, daß es Glück bedeutet.

Nacht im Forſt.

Wald und Weide liegen
Tief in Nacht gehüllt;
Kauz und Eule fliegen,
Und es ſchläft das Wild.

Schwarze Tannen heben
Stumm ſich himmelan;
Alles ohne Leben
Rings im weiten Tann.

Mondesampel ſteiget
Ueber's Wipfelmeer;
Doch im Glanze ſchweiget
Alles wie bisher.

Licht und Dunkel ſchlingen
Lautlos Hand in Hand,
Und du ſcheinſt zu dringen
In ein Fabelland.

Ein Grillenlied.

Mich lockt der Duft,
Mich umbuhlet die Luft,
Und es dehnt ſich weit
Waldeinſamkeit.
Ein Anger im Forſt,
Ein geſtorbenes Ried,
Wildtauben im Horſt
Und ein Grillenlied.

Auf der Warte.

Die Kiefern am Bergeshange,
Abendgluthenentfacht,
Ballen die rothen Fäuſte
Im bleiernen Gruß der Nacht.

Sie ſtehen wie finſtere Recken,
Vergangner Urkraft Bild,
Verbrannte Fäuſte ſtrecken
Sie unter ſchwarz-düſterem Schild.

Sie ſtehen und leuchten und ſtarren
Todtſtumm in den Abend hinaus;
Die markigen Fäuſte harren
Auf kommender Schlachten Gebraus.

Bernſtein und Koralle.

Ich ſtand im fernen Süden,
Im heißen Wunderland,
Ich ſuchte meinen Frieden,
Ich übte meine Hand.

Statt milder Stimmen Schallen,
Statt der erſehnten Ruh,
Da glühten mir Korallen
Aus dunklen Locken zu.

Sie glühten mir von weißer
Wolluſt geſchwellter Bruſt,
Sie ſprachen mir von heißer
Unbänd'ger Sinnenluſt.

Ich fand in Südens Gluthen
Den ſüßen Frieden nicht;
Mein Herz fing an zu bluten,
Fahl ward mein Angeſicht.

So kam es, daß gen Norden
Ich an zu wandern fing,
Hört, wie mir dort geworden,
Was ich zu ſuchen ging.

In kühler Wogen Betten
Hab' ich mich eingewühlt,
Und die Korallenketten
Vom Nacken mir geſpült.

Und wie ſie rings zergingen
In Nordens Wogen lind,
Da hört' ich leiſe ſingen
Am Strand ein Fiſcherkind.

Es ging mit ſtillen Schritten,
Es ſpann mit weicher Hand,
Und ſeine Blicke glitten
Blauſchimmernd über's Land.

Von ſeinem Halſe blinkte
Ein Kettlein blaß und rein,
Aus blonden Locken winkte
Ein kühler bleicher Stein.

Und daß ich noch erwähne
Das holde Wunderding:
Eine klare Bernſteinthräne
Von jedem Ohre hing. —

Da bin ich hingeſunken
Vom Friedenskuß geweiht;
Da hab' ich ihn getrunken
Für Zeit und Ewigkeit.

* * *

Gewitterſtimmungen am Meer.

I.

Düſtre Wolken ſteigen,
Erd' und Himmel ſchweigen,
Dumpf ergrollt das Meer;
Schwüle Lüfte drücken,
Und die Blumen nicken,
Denn ihr Haupt iſt ſchwer.

Aber Du, o Sänger,
Wird Dir bang und bänger,
Auf mit Deinem Sang!
Zucken rothe Feuer,
Stimme Deine Leier
Nach dem Donnerklang!

II.

Die Wolke ſinket auf's Waſſer
Und küſſet mit zuckendem Munde
Die rings erbleichenden Wogen.
Die Segel ſenken ſich nieder,
Die Schiffe kriechen zum Strande
Mit ſeufzenden Raaen und Tauen,
Die Möwen höhnen und lachen,
Die ſprühenden Wellen ſtreifend,
Weil ſich die Menſchen beim Kuſſe
Der Lüfte und Waſſer verkriechen.

III.

Kreiſchende Möwen jagen
Ueber die ſchäumende See,
Zürnende Wetter ſchlagen
Ferne aus düſterer Höh'.

Flammende Ruthen fahren
Nieder in's bleierne Meer,
Und mit fliegenden Haaren
Jagen die Wogen daher.

Fliehen mit flatternden Mähnen,
Schäumende Roſſe, zum Strand;
Wühlen mit zitternden Sehnen
Schnaubend im Meerſand.

Immer ſchneller und ſchneller
Jagen die Roſſe der Fluth;
Immer heller und heller
Bricht aus den Wolken die Gluth.

—

IV.

Ferne am Horizonte
Steigen düſtere Wolken,
Grollend ballen ſie mälig
Höher und höher die Fäuſte;
Graue wolkige Fäuſte
Ballen ſie über dem Eiland.
Und in dem Saale der Lüfte
Hallen die dröhnenden Stimmen
Wieder und wälzen ſich näher,
Näher im mächtigen Gange.
Um die Geſchicke der Menſchen
Reden ſie einſam und ruhig,
Und nach dem ewigen Rathe
Fallen die flammenden Geißeln,
Schmelzend der Menſchen Geſchlechter.

—

V.

Die alte Eiche orgelt wild
Und ſträubt ihr Blattgefieder,
Und um das dunkle Eiland brüllt
Das Meer Titanenlieder.

Titanenlieder, die kein Spott
Des Spötters kann bezwingen.
Titanenlieder, die kein Gott
Kann zum Verſtummen bringen.

Fern ſchwimmt der Feuerkahn der Nacht
Stumm über dunklen Hügeln
Und gleitet kühl und hebt ſich ſacht
Auf unſichtbaren Flügeln.

Die Sehnſucht lenkt mit leiſem Zug
Sein Steuer nach dem Hafen.
Die Wehmuth weint, die Ruh im Bug
Iſt leider tief entſchlafen.

O holde Ruh im bleichen Kahn
Wie? willſt Du ewig träumen?
Soll ſich die Meerfluth im Orkan
Am Felſenhang zerſchäumen?

Soll meiner Pulſe Fiebergluth
Dein Athem nimmer kühlen?
Soll wilder Drang mein wildes Blut
Bei Tag und Nacht durchwühlen?

Sie wacht nicht auf, ſie wacht nicht auf
In ihrem Mondesnachen.
Die Wogen thürmen ſich zu Hauf
Und donnern wild und wachen.

Sie wacht nicht auf, fort zieht das Schiff
Durch Wolkenfelſengaſſen.
Und ich, auf ſturmumheultem Riff
Ich muß ſie ſchlummern laſſen.

25

Mondſcheinlerche.

([illegible], den 2[illegible]. Juli 188[illegible].)

Von dem Lager heb' ich ſacht
Meine müden Glieder:
Eine warme Sommernacht
Draußen ſtärkt ſie wieder.

Mondſchein liegt um Meer und Land
Dämmerig gebreitet:
An den weißen Dünenſand
Well auf Welle gleitet.

Unaufhörlich bläſ't das Meer
Eherne Poſaunen:
Roggenfelder, ſegenſchwer,
Leiſe wogend raunen.

Wieſenfläche, Feld und Hain
Zaubereinſam ſchillern:
Badend hoch im Mondenſchein
Mondſcheinlerchen trillern.

„Lerche ſprich, was ſingſt Du nur
Um die Mitternachtſtunde?
Dämmer liegt auf Meer und Flur
Und im Wieſengrunde.“

„Will ich meinen Lebensſang
Bald zu Ende bringen,
Muß ich Tag und Nächte lang
Singen, ſingen, ſingen!“

Draußen gießt ſein Schlummerhorn.

Draußen gießt ſein Schlummerhorn
Aus der kühle Mond.
Fiel ein Tröpflein mir ins Herz,
Drin die Wehmuth wohnt!

Draußen wich aus Buſch und Hain
Längſt der letzte Hauch.
Wiche meine Seelenpein
Endlich, endlich auch!

Schillernd weit gedehntes Meer
Traumdurchzittert lacht.
Meine Seele, ſchlummerleer,
Wandelt durch die Nacht.

Die Lüfte branden und toſen

Die Lüfte branden und toſen
Mächtig um mich her,
Blaß glühende Abendroſen
Hängen ferne ins Meer.

Gährende Waſſermaſſen
Werfen ſchäumenden Giſcht,
Bis der Schimmer der blaſſen
Abendroſen verliſcht.

Und in donnernder Brandung
Wirft das nächtige Meer
Schwarze Rieſengewandung
Ueber die ſinkenden her.

Und ich wandle vergeſſen
Hart am Meeresgeſtad,
Und ich ſuche vermeſſen
Durch die Nacht meinen Pfad.

* * *

Kreidebleicher Junimond.

Kreidebleicher Junimond
Starrt in dunkle Fluthen,
In dem Uferwellenſchlag
Flimmern ſeine Gluthen.

Kühles Feuer an den Strand
Drängt die Welle ſpielend,
Eines Todten blaſſe Hand
Und ſein Haupt umwühlend.

In den naſſen Sand geſtreckt
Starrt er in die Sterne;
Eine Raſt iſt ihm der Tod,
Und er raſtet gerne.

Keine Frage inhaltsſchwer
Ruht auf ſeinen Lippen,
Denn der Frohnvogt treibt nicht mehr
Hinter ſeinen Rippen.

Eine Pforte, roth und klein,
Hat das Blei geriſſen,
Daß er endlich aus der Bruſt
Hat entweichen müſſen.

Kreidebleicher Junimond
Starrt in dunkle Fluthen,
Aus des Todten off'ner Bruſt
Schwarze Tropfen bluten.

Einer Eule Schattenflug
Streift ihn ſtumm und eilig.
Weht ein Nachthauch über ihn:
Heilig — heilig — heilig.

Kanephore.

(Capri.)

Ächzt dein Köpfchen unter Steinen,
Stille ſchöne Felsgeborne, —
Wollt' ich gerne Deine Laſten
Auf mein Haupt herüber nehmen.

Wo die Zacken jäh ſich ſtürzen
In die Meerfluth, die ſie decken,
Schreiteſt ſicher du, Graziella,
Steingeborne ſchlanke Pinie.

Wie ein Bild vergangner Tage,
Wie ein Steinbild, kalt und marklos,
Das in Trümmern, moosumzogen,
Ginſterüberdeckt geſchlummert,
Wandelſt Du mit Geiſterſchritten.
Deine Schweſtern ſchlummern alle!
Iſt vom Haupte Dir das hohe
Pallas-Dach herabgeſunken?
Willſt allein Du weiter leben,
Nimmer raſtend, Trümmerjungfrau?

Unten rauchen die Gewäſſer
An dem Krallenfuß des Felſens,
Der ſie wieder trieft zum Meere
Als Saphire und Demanten;

Unten ſchmettert volle Brandung
Kochend bis in's Herz des Felſens;
Oben wallt ſie ſtumm von dannen,
Die geſtorbne Atmoſphäre —

Die alte Nacht.

Die alte Nacht drückt ſtumm und ſchwer,
Ich will nicht klagen,
Denn wollt' ich klagen noch ſo ſehr,
Es wird nicht tagen.

Schwarz hängt der Birke Trauerflor
Auf mich herunter.
Der Nachtwind klagt; es wird im Rohr
Ein Fröſchlein munter.

Das iſt die Liebe. Aus dem Laub
Der Birke ſinken
Kühlfeuchte Thränen, die im Staub
Verloren blinken.

Das iſt das Wiſſen: Glühwurm ſchwimmt
Im eignen Glanze,
Und was ſein Lichtlein ihm beſtimmt,
Ihm iſt's das Ganze.

O Menſchengeiſt, Glühwürmelein
Die Welt erhellen,
Du kannſt es nicht, nur wunderklein
Verlorne Stellen.

Das iſt die Hoffnung: die im Moor
Ein Irrwiſch hüpfet,
Bald in den Grund, bald draus hervor
Von Neuem ſchlüpfet.

Sie tanzt und gaukelt ruhlos ſchier;
D'rum will es ſcheinen,
Und leider, leider ſcheint es mir,
Sie lohne keinen.

Lichtbringer drei, wie ſprüht ihr doch
So matte Funken.
Ach, eh' ihr ſterbet, ſeid ihr noch
In Nacht verſunken.

Denn euer Leben iſt allein
Ein kurzes Blinken:
Ein Ringen in der Todespein
Vor dem Ertrinken.

Verlohnt's der Müh'?

Verlohnts der Müh'? — — — Ich bleibe ſtehn.
Verlohnt's der Mühe weiter zu gehn?

Meine Hand iſt wund, mein Herz iſt matt;
Für zu viel des Wahns es geſchlagen hat.

Wohin? Wohin? . . . . „Zum Licht! Zum Licht!“
Was ſoll das Suchen? Ihr findet's nicht.

Wohin? Wohin? . . . . „Den Weg zum Ruhm!“
O beifallgieriges Märtyrerthum!

Ihr ſtürmt vorbei, ihr lockt mich nach;
Ich bin ein Falk, der nicht fliegen mag.

Graue Nebel decken See und Land.

Graue Nebel decken See und Land,
Von der Bäume Scheitel trieft es feucht,
Eine mitleidsloſe Todtenhand
Gelbe Blätter von den Zweigen ſcheucht.

Und die gelben Blätter fallen ſacht
Auf die Pfade, die mein Fuß betritt;
Und ein jedes lockt zur Mutter Nacht
Meine müde, müde Seele mit.

Kommt ein weißer Schwan auf ſchwarzer Flut,
Singend jene alte Melodei,
Die ſo weh dem kranken Herzen thut
Und ſo unausſprechlich wohl dabei.

Nebel.

Wohin mein Blick durch Nebel ſieht,
Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht,
Wohin mein trüber Wunſch mich zieht:
In Dunkelheit in's Sonnenlicht?

Ich weiß es nicht. — Manchmal im Dunſt
Schau ich ein ödes Hügelgrab;
Ein Holzkreuz drauf, baar aller Kunſt,
Wer weiß, was ich geſehen hab'?!

Manchmal auch ſchau ich wolkenhoch,
Wo feuerſtirn'ge Berge ſtehn.
Ein Banner ſcheint zu winken, doch
Wer weiß, — wer weiß, was ich geſeh'n?

Der Herbſtwind heult.

Der Herbſtwind heult, die Blätter jagen
Vom Sturm geſcheucht durch kalte Luft.
Die hüllenloſen Bäume ragen,
Denkmäler einer Todtengruft.

Des Sommers Gluthen blaß verlodern,
Von Wolkenmaſſen ausgedrückt,
Die Sonne ſelbſt ſcheint zu vermodern,
Vom bleichen Tode angeblickt.

Es trieft aus naſſen Aeſten nieder,
Verweſung birgt ein jeder Hauch
Und, Quelle meiner jungen Lieder,
Verweſung, ſcheint es, naht Dir auch.

Mein Inneres krampft ſich jäh zuſammen,
Mein Auge iſt von Schleiern ſchwer,
Denn jene tiefgenährten Flammen
Des Herzens leuchten ihm nicht mehr.

Aus Wolken, die am Himmel ſchwimmen,
Ein Thränenſtrom in meinen thaut,
Und alles will zuſammenſtimmen
In einen einzigen Sterbelaut.

Das Eine.

Die Nacht webt dichter und dichter
Um mich der Schleier viele,
Ich ſchaue viele Geſichter
Und fühle tauſend Gefühle.

XI

Und wenn ich zurücke wende
Den Blick auf verlebte Stunden,
So ſcheint mir, daß ich am Ende
Derſelben kein Ende gefunden.

Der Freunde reges Geſtreite,
Das Pochen auf jede Meinung,
Das Dringen in dämmernde Weite,
Das Bäumen gegen die Einung.

Des Wahnes ſtete Bekennung
Und doch das Pochen auf Wahrheit;
Das düſtere Ringen nach Klarheit,
Und unſere ewige Trennung.

Es gährt in der thätigen Seele
Ein Brennen, ein Fluthen, ein Sieden,
Man lechzt mit durſtiger Kehle
Nach Frieden, nach Frieden, nach Frieden!

Die Nacht webt dichter und dichter
Um mich der Schleier viele;
Ich ſchaue viele Geſichter
Und fühle tauſend Gefühle.

Ihr leugnet im Menſchen das Sehnen,
Das heiße, das wilde, nach oben;
Kein überirdiſches Wähnen
Hat je Euch den Buſen gehoben.

In unſrer Seele Gründen,
Da brennt eine einſame Kerze,
Ihr könnt ſie allweg's finden
Und fühlt ihr Flackern im Schmerze.

Sie flackert im kleinen Raume
Entfacht von Jammer und Wonne;
Sie leuchtet und ſtrahlet im Traume
Hoch auf und verdunkelt die Sonne.

In unſrer Seele Tiefen.
Da mahnen uns viele Stimmen,
Es klingt, als ob ſie uns riefen,
Empor zu den Sternen zu klimmen.

Und wieder den blinkenden Sternen
Entfallen geheiligte Laute,
Es iſt, als ob durch die Fernen
Befruchtender Balſam thaute.

Die Laute fallen hernieder
Wohl täglich in tauſend Seelen,
Die Laute bauen ſich Lieder
In ungezählten Kehlen.

Und könnt Ihr ſie nicht verſtehen,
So habt Ihr verdorbene Ohren,
Dann iſt das Singen und Wehen
Der Winde an Euch verloren.

Dann iſt das Rauſchen der Meere
Für Euch ein leeres Getöne,
Ihr nehmt dem Großen das Hehre,
Und nehmt dem Guten das Schöne.

Die Nacht webt dichter und dichter
Um mich der Schleier viele,
Ich ſchaue viele Geſichter
Und fühle tauſend Gefühle.

Und fühle mit Eurer Seele
Das Leere, das Öde, das Kleine,
Und trage in eigener Kehle
Das Eine, das Eine, das Eine!

Im Nachtzug.

Es poltert der Zug durch die Mondſcheinnacht,
Die Räder dröhnen und raſen.
Still ſitz' ich im Polſter und halte die Wacht
Unter ſieben ſchnarchenden Naſen.
Die Lampe flackert und zittert und zuckt,
Und der Wagen raſſelt und rüttelt und ruckt,
Und weit, wie in's Reich der Geſpenſter,
Weit blick' ich hinaus in das dämmrige Licht
Und ſchemenhaft ſchau ich mein blaſſes Geſicht
Im lampenbeſchienenen Fenſter.

Da raſt es nun hin mit dem brauſenden Zug
An Wieſen und Wäldern vorüber,
Über Mauern, Stakete und Bäume im Flug,
Und trüber blickt es und trüber.
Und ſieh, wahrhaftig ich täuſche mich nicht,
Jetzt rollen über mein Schattengeſicht
Zwei ſchwere und leuchtende Thränen.
Und tief in der Bruſt mir klingt es und ſingt's
Und fiebernd das Herz und die Pulſe durchdringt's,
Ein wildes, ein brennendes Sehnen.

Ein Sehnen hinaus in das Mondſcheinreich,
Das fliegend die Drähte durchſchneiden.
Sie tauchen hernieder und ſteigen zugleich,
Vom Zauber der Nacht mich zu ſcheiden.
Doch ich blicke hinaus, und das Herz wird mir weit,
Und ich lulle mich ein in die ſelige Zeit,
Wo nächtlich tanzte am Weiher
Auf Mondlichtſtrahlen die Elfenmaid,
Dazu ihr von minniger Wonne und Leid
Der Elfe ſpielte die Leyer.

Der Elfe, er ſpielte die Leyer ſo ſchön,
Die Gräslein mußten ihm lauſchen,
Der Mühlbach im Sturze vernahm's und blieb ſtehn,
Vergeſſend ſein eignes Rauſchen.
Maiblume und Rotklee weineten Tau,
Und wonnige Schauer durchbebten die Au,
Und Sänger lauſchten im Haine;
Sie lauſchten und lernten vom Elfen gar viel
Und ſtimmten ihr duftendes Saitenſpiel
So zaub'riſch und rein, wie das ſeine.

Vorüber, vorüber im ſauſenden Takt!
Kein Zauber nimmt Dich gefangen,
Der Du ſchwindelhoch über den Katarakt
Und tief durch die Berge gegangen.
Du raſender Pulsſchlag der fiebernden Welt;
Du Dämon, der in den Armen mich hält
Und trägt zu entlegener Ferne!
Ich bliebe ſo gerne im Mondenſchein
Und lauſchte ſo gerne verſchwiegen allein
Der Zwieſprach ſeliger Sterne!

Rauchwolken verhüllen das dämmernde Bild
Und ſchlingen weißwogende Reigen.
Doch unter mir ſtampft es und ſchmettert es wild,
Und unter mir will es nicht ſchweigen.
Es klingt wie ein Ächzen, es rieſelt wie Schweiß,
Als ſchleppten Cyklopen hin über das Gleis
Den Zug auf ehernen Armen.
Und wie ich noch lauſche, beklommen und bang,
Da wird aus dem Chaos ein Donnergeſang
Zum Grauen zugleich und Erbarmen.

„Wir tragen euch hin durch die duftende Nacht,
Mit keuchenden Kehlen und Brüſten.
Wir haben euch güldene Häuſer gemacht,

Indeſſen wie Geier wir niſten.
Wir ſchaffen euch Kleider. Wir backen euch Brod
Ihr ſchafft uns den grinſenden, winſelnden Tod.
Wir wollen die Ketten zerbrechen.
Uns dürſtet, uns dürſtet nach eurem Gut!
Uns dürſtet, uns dürſtet nach eurem Blut:
Wir wollen uns rächen, uns rächen!"

Wohl ſind wir ein rauhes, blutdürſtend Geſchlecht,
Mit ſchwieligen Händen und Herzen.
Doch gebt uns zum Leben, zum Streben ein Recht
Und nehmt uns die Laſt unſrer Schmerzen!
Ja, könnten wir atmen, im keuchenden Lauf
Nur einmal erquickend, tief innerlich auf,
So, weil Du den Eiſen bewundert,
So ſängen wir Dir mit Donnergetön
Das Lied, ſo finſter und doch ſo ſchön,
Das Lied von unſerm Jahrhundert!"

Es poltert der Zug durch die Mondſcheinnacht,
Die Räder dröhnen und raſen.
Still ſitz' ich im Polſter und halte die Wacht
Unter ſieben ſchnarchenden Naſen.
Die Lampe flackert und zittert und zuckt,
Und der Wagen raſſelt und rüttelt und ruckt,
Und tief aus dem Chaos der Töne,
Da quillt es, da drängt es, da perlt es empor
Wie Hymnengeſänge, bezaubernd mein Ohr,
In erdenverklärender Schöne.

Und leiſe auf ſchwillt es und ebbend verhallt's
Im ſchmetternden Eiſengeklirre.
Und wieder erwacht es und himmelauf wallt's
Hervor aus dem Tönegewirre.
Und immer von neuem verſinkt es und ſteigt,
Und endlich verweht's im Tumulte und ſchweigt

Und läßt mir ein heißes Begehren,
Das ſinneberückende Zaubergetön
Von himmliſchen Lenzen auf irdiſchen Höh'n
Zu Ende, zu Ende zu hören.

Der Wächter.

Wenn bleich der Mond mit mildem Licht erhellt
Um Mitternacht die ſchlummermüde Welt,
Dann denk ich oft an einen ſtillen Mann,
Und meine Thräne fängt zu rinnen an. —
Um einen Bahnhof ſchlich er jede Nacht,
Den er mit ſeinem Spieß und Hund bewacht.
Der Spieß war roſtig, ſtruppig war der Hund,
Der arme Wächter krank und todeswund.
Die Lippe bleich und ſchmal; ſein Auge matt
Unheimlich düſter nur gefunkelt hat,
Wenn man ihm mitleidsvoll ein Mittel böt,
Zurück zu ſchrecken den Gevatter Tod;
Gevatter Tod, mit dem er 'rum ſich ſchlug,
Und den er feſt im kranken Buſen trug.
Kein Mittel half; und ob er auch zuletzt
Von Todesangſt und Herzensqual gehetzt
Von ſeinem Spieß den braunen Roſt geleckt,
Nichts hat den Gaſt im Buſen fortgeſchreckt.

So ſchlich er ſich geſpenſtig um das Haus
Und maß der Schienen blanke Stränge aus,
Ging hin und her auf einſam ſtiller Wacht;
Gott weiß es, was der Arme da gedacht.
Rings Wald und Flur; im bergig weiten Thal
Ein fernes Licht, bald roth, bald gelblich fahl;

Ein Tropfen Schweiß bald, bald ein Tropfen Blut:
Kalköfen ſind's in ewig reger Gluth.
Und jedesmal, wenn heller ward ihr Brand,
Ward roth mit eins des Wächters Wang' und Hand;
Und wurde matter ihr erdrückter Strahl,
So ward ihm Hand und Wange wieder fahl.
Denn was ſich tödlich drin im Buſen regt,
Das hat die Flamme ihm hineingelegt.
Sie buk ein Brod, das er im Hunger aß,
An dem er krankt, wie Weib und Kind genaß.
Doch ſah er auch von Ferne ſchon den Tod,
Sein Weib und ſeine Kinder brauchten Brod.
Schweißtropfen quollen nieder Jahr auf Jahr,
Die Bruſt von Kalkſtaub ſchier zerfreſſen war;
Er ließ mit Sorg und Mühen nimmer nach,
Bis er auf einmal jäh zuſammenbrach.
Ein Krankenlager kam: Furchtbare Pein,
Zum Tode krank und arm dabei zu ſein,
Zu ſehn die Noth im Weibesangeſicht,
Ein hungrig Kind, das faſt zuſammenbricht
Vor Mattigkeit, mit jammervollem Schrei
Die Aermchen ausſtreckt nach der Arzenei.
Da ſprang er auf und, noch zum Tode krank,
Er ſeine ſchwachen Kräfte neu verdang —
Ward Wächter — lief die Nächte müd umher
Und ſchlief am Tage heiß und fieberſchwer.

So ſchritt er denn in einſam ſtillem Gang
Wohl auf und ab den groben Schienenſtrang,
Im letzten Dienſt, gemartert und erſchlafft
Für Weib und Kind, mit ſeiner letzten Kraft.

Oft ſtand er da vom Winterſturm umbrauſt,
Mit großen Augen und geballter Fauſt,
Von heißen Tropfen das Geſicht bethränt.

An des Gebäudes Ziegelwand gelehnt
Und ſah hinaus mit ſtierem Angeſicht
Nach ſeiner fernen Todtenfackeln Licht.

Und ſo auch fand man ihn zuletzt erſtarrt
Und hat ihn ſtill und ſchleunigſt eingeſcharrt.
Es dröhnt der Zug und tobet übers Gleis,
Das Feuer brennt noch heut wie Blut und Schweiß.
Und jetzt wie damals bäckt man in das Brod
Den frühen, kalten, jammervollen Tod!

Ahasver.

Am Hafen iſt's: Die Mähre ſcharrt
Am Thor der alten Baracken.
Der Wind in morſchen Altanen knarrt
Und ſpielt mit buntſcheckigen Laken.
Das knochige Pferd
Zieht Hof und Herd,
Zieht Hab und Gut der Wand'rer.

Ich ſtand und ſann und ging hindann,
Hab ſchnell enteilen wollen.
Da fing ein dumpfes Schütteln an,
Ein Poltern und ein Rollen.
Der Wagen ſchwankt
Und ſchwankt und wankt;
Hoch oben ſitzt ein Mädchen.

Ein ärmlich Kleid; ein Rabenhaar,
Es fluthet ſchwer und prächtig.
Ihr Antlitz war ſo wunderbar,
So hehr und göttermächtig.
„O Ahasver!“
So ſprach ich ſchwer.
Das Fahrzeug fuhr vorüber.

Sie ſah herab und ſah mich an,
Und Thränen floſſen leiſe.
Das Wanderweib, der Wandersmann
Sie wünſchen ſich gute Reiſe.
Ein Augenblick —
Das iſt das Glück!
Dann waren ſie verſchwunden.

Die Selbſtmörder.

(Viſion im Grunewald.)

Die Sturmnacht ſchlägt den Mantel ſchwarz und dicht
Rings um Berlin und um den Grunewald,
Und ſie verſchlingt des Himmels Sternenlicht. —
Die Havelſee'n erbrauſen dumpf und kalt
Und ſchleudern ihrer Wogen weißen Schaum
Bis hoch hinauf mit fliegender Gewalt,
Wo ſeine Wurzeln ſchlägt der Kiefernbaum
Tief in den Sand und ſeinen ſchwarzen Schaft
Senkrecht erhebt. Wild fahren durch den Raum
Geſtalten, Worte, Flüche, geiſterhaft
Erſchreckend, wehvoll, grauenvoll zumal.
Ein fällt der Sturm und peitſcht mit Rieſenkraft,
Gleich wie ein Frohnvogt, hügelab zu Thal
Mit ſchwarzen Ruten, was da ſtöhnt und weint
Durch bange Luft in namenloſer Qual.
Und weiter mit des Regens Schwall vereint
Bricht er herab und wühlt weithin die Fluten
Der Seen auf! Ein fahler Schimmer ſcheint
Aus Wolken, dran in dunkelblaſſen Gluten
Den Flammenkuß die nahe Rieſenſtadt

Gedrückt; es iſt als ob die Wolken bluten.
Der Schimmer ſtrahlt zurück auf Wogen, matt;
Und wieder iſt's, als wäre dunkles Blut
Im aufgewühlten See an Waſſers Statt,
Heiß kochend noch, wie's in den Adern thut,
Und rauchend, wie entfloſſen kaum dem Herzen,
Und hoch aufbäumend, wie in Jugendmut,
Dann wieder ſtöhnend, wie in wilden Schmerzen,
Und brandend mutlos an den kahlen Strand,
Der ihm entgegenſtarrt, verſteint und erzen.

Der Schein verliſcht! Und ihre Mutterhand
Spannt aus von neuem ſchwarz und kalt und groß
Die alte Nacht und deckt den blut'gen See;
Und wieder öffnet ſich der ſchwarze Schoß. —
Und jetzt: Ein tauſendſtimmig wildes Weh
Brüllt auf. — In herzzerreißend grauſem Chore,
Mit glaſ'gen Augen, Wangen, fahl wie Schnee,
Enttauchen ſie den Waſſern, ſchwarze Flore
Gewickelt um die blauen Stirnen, ſtier
Hinlauſchend nach der Stadt mit halbem Ohre.
Und an zu Donnern ſchwillt's: „Wir fluchen Dir
Grau'nvolles Chaos, das uns ausgeſpie'n,
Du feile Metze, Schlange, wildes Tier!“
Und ſeine Wolkenfäuſte ballt Berlin
Glutlodernd, furchtbar durch das Haus der Nacht
Und grollt und droht, bis daß die Geiſter flieh'n,
Und eine hämiſch heiſ're Stimme lacht
Fernher durch Sturmgetos: „Ihr, die ihr ſucht
Zu rächen euch, kommt her, mein iſt die Macht!
Ob ihr auch Schuld auf Schuld anklagend bucht;
Ich wälze meiner Rieſenlocken Pracht
Rot, ungebändigt, — und ihr bleibt verflucht!“

Am Grabe Eines, der durch Selbſtmord geendet hatte.

Du biſt der Ringer und der Dulder einer,
Du haſt entbehrt, ohne je zu prahlen,
So auch Dein Klagen, Jüngling, hörte keiner.
Du ſtehſt vor mir in der Vollendung Strahlen.
So lang ich ſtrebe, Jüngling, denk' ich Deiner,
Und Deine Bürgen ſind mir Deine Qualen.

Nur wenig iſt es, was in Deine Kammer
Ich Dir, Du Todter, nachzurufen habe,
Du ließeſt Lebensglück und Lebensjammer
Und wälzteſt ſelbſt den Stein zu Deinem Grabe.
Du warſt der Ringer und der Dulder einer,
Die nach dem Lichte ohne Ende ſtreben;
Ein Lichtverlangen war Dein ganzes Leben,
Und darum auch, o Freund, verſtand Dich keiner.

Du konnteſt nicht die alte Nacht beſiegen,
Drum war Dein Wille: glorreich unterliegen.

Doch ob ſie ſich bei dieſem Worte wenden,
Die Afterrichter dieſer armen Erde,
Mit ſtumpfem Sinne, zürnender Geberde:
Es iſt nichts Kleines, ſo wie Du zu enden.

Es iſt nichts Kleines, alles hinzugeben,
Im letzten Gang ſich ſelbſt zu überwinden,
Und, ohne ſich die Augen zu verbinden,
Vor jener dunklen Pforte nicht zu beben.

Bewundrung faßt mich an und tiefe Trauer,
Mich, der ich hänge an dem Licht der Sonne,
Mich, der ich buhle nach des Lebens Wonne
Und all mein Fühlen wird ein heil'ger Schauer.

Mein Kampf.

Dir nur gehorch ich, reiner Trieb der Seele!
Deß ſei mein Zeuge, Geiſt des Ideales,
Daß keine Rückſicht eitler Art mich bindet.
Ich kann nicht ſingen wie die Philomele,
Ich bin ein Sänger jenes düſtern Thales,
Wo alles Edle beim Ergreifen ſchwindet.

Wo ſchwarzen Dunſtes träge Maſſen rollen
Und mit dem Lichte ohne Ende kämpfen,
Wo Wolken nur den hellen Blitz gebären,
Wo ein gigantiſch ruheloſes Wollen
Sich ſtöhnend windet in gewalt'gen Krämpfen,
Und ſich die Freuden von den Leiden nähren.

Du aber, Volk der ruheloſen Bürger,
Du armes Volk, zu dem ich ſelbſt mich zähle,
Das ſei mir ferne, daß ich Deiner fluche!
Durch Deine Reihen gehen tauſend Würger,
Und daß ich Dich, ein neuer Würger, quäle,
Verhüt' es Gott, den ich noch immer ſuche!

Ich darf es Dir mit meiner Hand verbriefen,
Daß, wenn ich zürne, zürn' ich Deinen Leiden,
Das Gute wollend, Dir zum ew'gen Heile.
Ihr, die Ihr weilt in Höhen und in Tiefen,
Ich bin Ihr ſelbſt, Ihr dürft mich nicht beneiden!
Auf mich zuerſt zielt jeder meiner Pfeile.

Zur Fahrt.

Meiſter, Meiſter, gebt mir Segel,
Daß ich eile, daß ich gleite
Durch's Gewoge in die Weite;
Hab' Euch Ringe viel geſchlagen
Mit Demanten, Gold umſchlungen,
In der Werkſtatt, rauchdurchdrungen,
Hab' Euch ſtets und ſtets geſungen,
Daß ich wetten will und wagen.

Seht, die Woge rauſcht und rinnet,
Ewig wechſelnd, ſchön und ſchöner,
Iſt ſie ewig mein Verhöhner.
Was ſie ſpricht, ſind eitel Klagen:
„Komme“, ruft ſie, „ſäum'ger Knabe,
Silberſegel hoch am Stabe;
Wandern, wandern bis zum Grabe,
Bis zum Grabe wetten, wagen!“

Meiſter, will ein Lied Euch ſingen,
Und das Lied ſoll Euch erweichen,
Meiſter, Meiſter ohne Gleichen,
Liebe heißt es. Laßt Euch fragen:
Leicht gegürtet ſchlanke Glieder,
Dunkler Augen ſchwere Lider,
Zog's Euch nie im Sturme nieder?
Ließ Euch wetten nie und wagen?

Und der Alte ohne Worte
Starret drein in tiefem Sinnen.
„Meiſter“, ſpricht der Knabe, „Minnen,
Iſt's ein Frevel, laßt Euch fragen?

Wenn ſie ſich im Tanze wiegen,
Wenn die ſchwarzen Locken fliegen,
Die Apollo ſelbſt beſiegen,
Soll man wetten, ſoll man wagen?“

Stützte ſtumm in ſeine Hände
Tiefgefurchte Stirn der Meiſter.
Lang geſtorbne Liebesgeiſter
Haben ihn in Bann geſchlagen.
„Ja, ich kannte dieſes Sehnen!“
Hub er an, „dies ſtolze Wähnen!
Doch am Ende waren's Thränen;
Bittre Thränen, laß Dir ſagen.“

„Doch, ob's Thränen auch geweſen,
Beſſer iſt's, mit Thränengüſſen
Liebesglück bezahlen müſſen.
Beſſer, tauſend Leiden tragen,
Als verwelken, eh' entſproßen,
Als verlieren, eh' genoſſen;
Tauſend Thränen drum vergoſſen,
Aber wetten doch und wagen!

„Auf zur Fahrt und zieh nach Süden,
Wette, wage ohne Säumen!
Segel flattern, Wogen ſchäumen.
Und in meinen alten Tagen
Wollt ich's gern mit Thränen büßen,
Könnt' ich noch einmal genießen
Jenen Inhalt, jenen ſüßen,
Meiner lebenslangen Klagen.“

Tönende Liebe.

Es ſchwirren die Saiten,
Sie klingen und ſingen
Und gellen und ſpringen.
Die Lüfte durchreiten
Viel tauſend Dämonen
Und winken und trinken
Und ſprühen und blinken
Und ſinken ins Herz.

Zigeuner im Hauſe,
Im prächtigen Saale;
Sie ſpielen beim Schmauſe,
Beim feſtlichen Male.
Es ſtreichelt ihr Meiſter
Die jauchzende Fiedel,
Und Liedel um Liedel
Entſteigt ihr und lebt.

Wie klirren die Becher
Und tönen und leuchten,
Berieſeln, befeuchten
Die Kehlen der Zecher.
Mit Sinnen und Sehnen
Sitzt ſtill und in Thränen
Mit Zöpfen von Golde,
Die ſüße, die holde,
Die leuchtende Braut.

Und rauſchende Freuden
Entſteigen dem Feſte.
Wie jauchzen die Gäſte,

Vergießen, vergeuden
Die Schalen der Luſt.
Der Bräutigam ſchwanket,
Kann mühſam nur lallen
Und drohet zu fallen.
Schon zittert und wanket
Manch ſilbernes Becken,
Das Speiſen bedecken.

Es ſchwirren die Saiten,
Sie klingen und ſingen
Und gellen und ſpringen.
Die Lüfte durchreiten
Viel tauſend Dämonen
Und winken und trinken
Und ſprühen und blinken
Und ſinken in's Herz.
Zigeuner im Hauſe
Im prächtigen Saale;
Sie ſpielen beim Schmauſe,
Beim feſtlichen Male.
Es ſtreichet ihr Meiſter
Die jauchzende Fiedel,
Und Liedel um Liedel
Entſteigt ihr und lebt.

„Nun ſpiele von Liebe,
Von Wonne und Liebe,
Von Minne, von Minne!
Zigeuner beginne!“ —
So tönt's durcheinander
In wüſtem Geſchrei.
Auf leuchtet ſein Auge,
Als ſei es im Dunkel
Und ſengt mit Gefunkel
Den Buſen der Braut.

Er will ſie nicht laſſen
Und will ſie erfaſſen,
Als wär' ſie ſein eigen,
Als könnt' er entſteigen
Im Liede mit ihr.

Er winkt den Geſellen;
Da brechen die Töne
Aus dunklen Quellen,
In feuriger Schöne.
Dann kommen die Wetter
Und peitſchen die Saiten
Und wachſen und ſchreiten
Wie Rieſen einher.
Entlang dem Gewände
Aufloben die Brände,
Ein feuriges Meer.
Dämoniſche Reigen
Beginnen die Geigen
Und wollen nicht ſchweigen,
Und ſchweigen nicht mehr.

Ihr ſchwinden die Sinne;
Da halten ſie inne.
Bleich führt man von dannen
Die liebliche Braut.
Wie ward ihr ſo bange,
Als er ſie ſo lange,
So feurig beſchaut.

Die Lichter verglommen,
Die Nacht iſt gekommen,
Verödet die Räume,
Zerſtoben die Luſt.
Der Ampel Schimmer

Im bräutlichen Zimmer
Umleuchtet ein Weib
An des Gatten Bruſt.
Der Meiſter alleine,
Beim Mondlichtſcheine
Im trübe durchdämmerten Hochzeitsſaal. —
Da packt er zuſammen
Verſlackerte Flammen,
Geſtorbene Töne,
In einſamer Qual.

* * *

Die Aſparas.

Den Büßer, den echten,
Zu reißen aus rechten,
Grundheiligen Gleiſen, beſchließet der Geiſt,
Der Alles bezwinget,
Der Alles durchdringet,
Es weiſe beherrſchet und Indra heißt.

Die Aſparas wallen,
Die Schönſten von allen,
Die Boten der Götter, zum irdiſchen Herd.
Weichpurpurne Binden
Wollüſtig ſich winden
Um Lilienhügel von Roſen beſchwert.

Im heiligen Haine,
Im dämmernden Scheine
Des Mondes ein Klingen und Tönen gar leis,

Ein Huſchen und Walten
Von lichten Geſtalten;
Sie nahen, ſie wandeln zu Indras Preis.

Wie zittert die Palme;
Wie ſäuſeln die Halme
Des moſſigen Grundes, von Sehnſucht bewegt!
Wie hätten ſo gerne
Die blinkenden Sterne
Zu Füßen der Apſaras ſtill ſich gelegt!

Sie ſinken und ſteigen,
Sie flüſtern und ſchweigen
Und winden die Glieder im lieblichen Tanz.
Um ſchwellende Leiber
Der himmliſchen Weiber
Schlingt ſelig der Mond ſeinen ſilbernen Kranz.

O Büßer, Du rauher,
Du alter, Du grauer,
Du knochiger, finſterer, trüber Geſell!
Sie kommen, ſie kommen,
Von Wolluſt umſchwommen,
Und bringen der Freude heißflammenden Quell.

Da ſteht ſeine Hütte
In dämmernder Mitte
Des Haines, umfächelt vom duftigen Süd.
Sie dringen ins Zimmer
Mit bräutlichem Schimmer
Und tränken mit Träumen ſein ſtilles Gemüth.

Sie ſchmücken die Wände,
Sie regen die Hände
Und zünden der Fackeln ſtill glimmende Gluth;
Sie winken und ſchweben
Und bringen die Reben
Und preſſen zu Bechern die ſchäumende Fluth.

Sie tragen die Kiſſen
Mit wiegenden Füßen
In leiſem Geplauder zum Lager heran.
Und lächeln zu Zeiten,
Indem ſie's bereiten
Dem einſamen, ſtillen, dem heiligen Mann.

Dann ſinken die Schleier,
Dann bebet die Leier
Im glühenden Takte gar heimlich und leiſ'.
Der Himmliſchen Glieder
Umſchlingen ſich wieder
Zum lautloſen Tanze, im zaubriſchen Kreis.

In Seufzern der Lüfte
Aufwogen die Brüſte,
Luſtathmende Roſen die Wangen erblüh'n.
Die Hüften ſich biegen
Weißſchimmernd und wiegen,
Gluthfackeln der Sehnſucht die Augen erglühn.

Wie ringeln der Locken
Schwarzglänzende Flocken
Mit Lotus durchflochten um Schultern und Bruſt.
„Erwache, Entſager,
Erſtehe vom Lager,
Erſtehe zum Leben, zur bräutlichen Luſt!"

Da regt der Brahmane
Sich, ſchauet im Wahne
Umher und erkennet die himmliſche Schaar.
Er läßt ſie zu Ringen
Sich regen und ſchlingen
Und hüllt ſich bedacht in den weiten Talar.

Er lächelt und gehet
Und ſuchet und ſtehet
Und bricht eine Lilie mit ſorgſamer Hand.
Er drückt an die Lende
Ihr quellendes Ende,
Gen Oſten die betenden Lippen gewandt.

Und Glieder entquellen,
Die wachſen und ſchwellen
In wonnigen Formen, zur lieblichſten Maid,
Die kann wie die Andern
Sich wiegen und wandern,
Verdunkelt ſie alle an Lieblichkeit.

Und Klarheit verbreitet
Sich, wo ſie auch ſchreitet.
In ſtrahlender Reinheit nur leuchtet ihr Blick.
Die Apſaras weichen
In himmliſchen Reichen,
Zum Buhlen des Büßers die Schöpfung zurück.

Hoch im Bergland von Arkadien.

Hoch im Bergland von Arkadien,
Das in Argos Ebne blicket,
Rauchen Feuer. Hoch im Bergland
Opfern die Pelasger ihrem
Unſichtbaren Gotte Zeus.
Sinnend ſteht der alte Prieſter
An dem rothen Stein des Altars,
Lauſcht den Winden, lauſcht dem Säuſeln

Gelber Blüthen an der Felswand.
Und es lauſchen die Pelaſker —
Lauſchen nur und ſind erhoben.
Aber einer tritt zum Prieſter,
Einer, der des Windes Säuſeln,
Der der Wolken Bergverſammlung
Nicht bemerkte, auch die Stille
Nicht empfand, und ſprach zu ihm:
„Nie noch ſah ich unſre Gottheit,
Die uns ſchützt, und die uns führet,
Sage mir, wie denk' ich jenen
Gott mir? zeige mir den Gott!“
Finſter wandte ſich der Prieſter:
„Leiſe rede, rede leiſe,
Daß Du Deiner Brüder Buſen
Nicht mit gift'ger Saat entzündeſt!
Siehſt Du nicht, nun denn, ſo ſchweige!
Geh in's Thal und ſchweige, Jüngling!“

Doch es ſchwieg nicht lang der Jüngling,
Fragte jeden ſeiner Brüder
Nach der Gottheit, ob er je ſie
Sah, und wo er dieſe Frage
That, ſo ward ihm eine Antwort,
Ungeſehen ſei die Gottheit,
Und in Jedes Seele, den er
Fragte, ſank des Zweifels Saatkorn.

Seltner rauchten nun die Opfer.
Oft ſaß jetzt der alte Prieſter
Einſam auf dem Felſenhaupte,
Fühlte doppelt nun die Gottheit,
Weinte, wenn ſie ihn umfing.

Sieh, da zogen bunte Segel
In die Bucht, und bunte Waaren
Tauchten aus der Schiffe Leibern
Und umſäumten licht den Strand.
Kamen handelnd die Phöniker.
Staunend ſtanden die Pelasker
Vor den unbekannten Schätzen,
Schauten ſie und wurden lüſtern:
„Sagt, wer wies euch durch des Meeres
Wüſte Bahnen, ſagt, wer that es
Und wer gab euch ſolche Schätze?“
Zogen eilig die Phöniker
Kleine Götter aus den Wämſern,
Kleine winzige Idole,
Die ſie immer bei ſich trugen,
„Dieſe thaten's, unſre Götter.“

„Gebt uns Götter, dieſe Götter,
Die uns leiten, die uns führen,
Gold uns ſchenken, ſo wie euch,
Götter, die uns ſichtbar ſind.“
Und bald trug ein Jeder ſorglich
In der hohlen Hand ſein Göttlein,
In der hohlen Hand nach Hauſe.

Ach, der Gott war ſo gefügig,
Konnte Nachts am Herzen ſchlafen,
Wurde warm in heißen Küſſen,
Konnte überredet werden
Und geſtraft, wo er verſagte.

Hoch im Bergland von Arkadien,
Sprach mit ſeinem unſichtbaren,
Großen Gotte noch der Prieſter.
Der ging athmend durch die Berge

Noch und bildete die Wolken,
Warf den Bach hinab zu Klüften,
Donnerte und ſpielte leiſe
Mit den gelben Bergesblumen,
Fürchtete die neuen Götter
Nicht, und zürnte nicht den Menſchen;
Und der Prieſter kniete nieder
Wieder vor dem höchſten Gotte.

Die Mondbraut.

Berglieſe die Stirne an's Fenſter drückt,
Mondſilber umgießet den Wald,
Berglieſe hinaus in den Schimmer blickt,
Er faßt ſie mit ſtiller Gewalt.
Das Herz iſt ihr weh und die Seele ſo bang,
Lang ſtarb ihr der Vater, die Mutter wie lang! —
Vergangen, vergeſſen, verſunken.

„Du Faule, Du Dirne, Du bettelnde Brut,
Was ſtehſt Du und ſtierſt in die Welt!
Zum Nähren da iſt Dir der Bauer wohl gut,
Und gut zum Verpraſſen ſein Geld?
Dein Vater ein Lump, eine Dirne wie Du,
Deine Mutter und all ihre Mütter dazu,
Sie legten Dich mit in die Wiege!

Hinaus in die Wälder und rege den Fuß
Und rege die Hände geſchwind!
Und bringſt Du nicht Reiſig im Überfluß

So peitſche Dich Hagel und Wind,
Und hat Dich nicht Wind und nicht Hagel zerzauſt,
So will ich Dich ſchlagen mit nerviger Fauſt,
Viel ſchlimmer als Wetter und Winde."

So rief ſie der Pfleger, der zornige, an
Und ſtieß ihr die Fauſt in's Genick;
Er war ein entmenſchter, ein grauſamer Mann
Und führte die Hölle im Blick.
Er warf ſie hinab in das finſtere Haus,
Und weiter zur krachenden Pforte hinaus
In's ſtille verlaſſne Gehöfte.

Verglieſe die Füße, die müden, bewegt
Hinein in die eiſige Nacht,
Licht flimmert das Eis, und der Schneeſturm fegt
Und heult um die Dächer mit Macht.
„Ja ja, auf dem Dach bei dem rauchenden Schlot,
Da iſt man wohl näher bei ihm und bei Gott,
Beim Leuchtenden, Schönen, am Himmel!"

Die Straße entlang, über Feld, über Rain
Hin wallt ſie im ſäuſelnden Schnee,
Wo die Föhre ſich ſtreckt in den Himmel hinein,
Still hält ſie und ſchaut in die Höh.
„Du Schöner am Himmel, ſo matt und ſo bleich,
Hoch, hoch in den Wipfeln, da haſt Du Dein Reich,
Hoch, hoch in den Wipfeln der Föhren!"

Sie beugt ſich und ſammelt das Reiſig umher,
Und mählig entſchlummert der Wind.
Die Bürde wird hart und die Bürde wird ſchwer
Und müde das zitternde Kind.
„Klar leuchtet der Mond und ſo eigen und ſtill,
Ach, was er wohl lockt, und was er wohl will?
Der Schöne, der Schöne am Himmel!"

Ermattet ſinkt ſie in's ſchneeige Moos,
Halb träumend flüſtert ſie leis:
„Wie blickt er ſo rein, wie blickt er ſo groß,
Ach, ob er mein Leiden wohl weiß?
Woher er wohl kommt, und wohin er wohl zieht, —
Und ob er wohl Vater und Mütterlein ſieht,
Der Schöne, der Schöne am Himmel!“

Die Föhren hinab und, die Föhren hinan
Lichtſchimmer gleitet und ſchwebt,
Und was nicht im mooſigen Grunde verrann,
Die ſchwankenden Wipfel umweht.
Rings triefen die Lüfte von heiligem Licht
So rein wie Demanten, Berglieſes Geſicht
Iſt ſtarr in den Schimmer gerichtet.

Und wie ſie ſo ſchlummert, da neigt ſich der Baum
Mit flüſternder Krone zu ihr:
„Auf, Mondbraut, Mondbraut, wach aus dem Traum
Und ſteig in die Wipfel zu mir!“
„Auf, Mondbraut, Mondbraut!“ tönt's aus der Luft,
„Wir tragen Dich hoch in den dämmernden Duft
Zu Bräutigam, Vater und Mutter.“

„Wer ruft?“ Spricht leiſe die lauſchende Maid,
„Wer ruft, wer ruft mich empor?
Ich komme! — doch dünkt mich, der Weg iſt zu weit,
Verſchloſſen das güldene Thor!
Schon wieder? Ich komme! — Du Schöner halt ein,
Ich will Dir ja folgen, Du nennſt mich ja Dein.
Ich komme, ich komme, ich komme!“

Was krallt ſich die düſtere Föhre hinan?
Was rieſelt hernieder der Schnee?
Was kniſtern die Zweige im hallenden Tann?

Was ängſt das erwachende Reh?
Horch, wie es den Häher verſcheucht aus dem Horſt,
Bergliſe nachtwandelt im eiſigen Forſt
Und fliehet die drückende Erde.

Da ſchlingt ſich ein Arm um die Hüfte ihr leis,
Gewoben von Licht und von Gluth,
Da ſchwillt ihr das Herz, und da pocht ihr ſo heiß
Im Buſen das ſtrömende Blut.
„Ich grüß Dich, Du Schöner," ſo liſpelt ſie hold,
„Wie biſt Du ſo ſtrahlend im Gürtel von Gold,
Ich folge Dir gerne, ſo gerne!"

Und aufwärts weht ſie der nächtige Wind,
Bergliſe in Bräutigams Arm;
Wie hält er das müde, das frierende Kind
Am Buſen ſo weich und ſo warm.
Er trägt ſie hinauf in den ſilbernen Kahn,
Ausbreitet die Flügel ein leuchtender Schwan
Und zieht ihn gen Süden, gen Süden.

Noch rinnt ihr die Thräne im ſeligen Weh,
Noch bebt ihr im Kuſſe der Mund,
Da tauchet, gewölbt von Demanten und Schnee,
Ein Schloß aus dem dämmernden Grund.
Es thürmt ſich ſo licht, und es wölbt ſich ſo rein,
„Wem mag es gehören, wem mag es wohl ſein,
Das Hehre, das Schöne, das Reiche?"

Die Sterne umwandeln die Zinnen von Stahl
In heiligem, ewigem Glanz,
Und Gärten erblühen im duftenden Thal,
Durchſchlungen von Roſenkranz.
Und Mütterlein ſteht auf der Schwelle und winkt,
Und Väterlein auch, und der Knabe, — er ſinkt —
Er ſinkt in die duftenden Gärten! —

Was dröhnte der Grund, was ſcholl durch die Nacht?
Mir ſchien es ein klagender Ton:
Sie liegt an der Föhre, ſie hat es vollbracht,
Auf ewig dem Jammer entfloh'n!
Zerſchmettert, verröchelnd im rieſelnden Blut,
So hat er gebettet ſie ſicher und gut,
Der Schöne, der Schöne am Himmel!

Der Tod des Grachus.

Hoch über Roma's Scheitel geht
Die Schaar der ew'gen Sterne;
Indeß der junge Morgen ſteht,
Mattſchimmernd in der Ferne.
Er hebt das Füllhorn von Rubin,
Da zuckt es roth am Palatin
Und rinnt durch Myrthenäſte
Auf Villen und Paläſte.

Und rege wird's mit einem Mal
In Straßen und in Gaſſen,
Und ihr verſchlungener Canal
Kann kaum die Bürger faſſen.
Die Zungen eifern alleſammt,
Und wilder Rede Feuer flammt
Aus haßerfülltem Schlunde
Und fliegt von Mund zu Munde.

Und brüllend wächſt der Donner an
Und grollend ſinkt er nieder.
Und einen Helden, einen Mann,

Den nennt man immer wieder.
Sein Name ſteigt aus tiefer Gruft
Des Elends in die Morgenluft
Und ſchwebt, als hab' er Flügel,
Um alle ſieben Hügel.

„Tiberius Gracchus!“ tönt es wild
Und tönt es um die Wette,
Und auf zu neuem Donner ſchwillt
Der Stimmen weite Kette. —
Und hinter ſeinen Mauern ſteht
Der Wucherer, murmelnd ein Gebet,
Und bebt im Nachtgewande
Vor'm Tode, — nicht vor Schande.

Und auf vom Lager ſteht Tiber,
Umhüllend die Gewänder.
Der Sclave ſchnüret kummerſchwer
Ihm der Sandalen Bänder.
Und was das Knechtesauge ſpricht,
Von tiefer Wehmuth trunken,
Der ſtille Mann vernimmt es nicht,
In Sinnen tief verſunken.

Und ruhig, ohne Blick und Wort,
Geht Gracchus durch das Zimmer;
Er hört im Buſen fort und fort
Ein klagendes Gewimmer:
„Ich komme“, ſpricht er, „harret aus.
Zuſammen ſtürzt das faule Haus;
Ich will es euch zerhauen,
Und euch ein neues bauen!“

Die Toga ordnend mit Bedacht,
Schickt er ſich an zu gehen,
Doch plötzlich — wie vom Traum erwacht —
Bleibt er im Laufe ſtehen.

Die Stirne ſtreichend mit der Hand,
Spricht er von neuem: „Volk und Land,
Euch gab ich mich zu eigen,
Mag Lieb und Sehnſucht ſchweigen.“

„Schlaf, ſchlaf, mein Weib! Schlaf, ſchlaf, mein Kind!
Schlaft ſtill auf kühlem Lager!
Da draußen auf der Gaſſe ſind
Geſpenſter, dürr und hager.
Durch unſres Staates Wunden brach
Ein Meer von Elend, Leid und Schmach
Und wogt in Fieberſchauern
Um meines Hauſes Mauern.“

Und wie es ewig ſich verhält
Mit ſtarker Männer Glücke,
Der Ueberzeugung Hammer fällt
Und ſchmettert es in Stücke.
Er geht, — da, — ohne Wort und Gruß
Fällt ihm zu Füßen Bloſſius;
Erhitzt vom ſchnellen Gange
Stockt er und ſtottert lange.

„Herr, fliehe! — fliehe! — Deine That
„Wird nimmer ſich vollenden!
„Sie ſchüren oben im Senat
„An Deinen Todesbränden!
„Bald fällt die Flamme praſſelnd ein, —
„Es wird um Tod und Leben ſein! —
„Sie brüten wilde Rache
„Und fluchen Deiner Sache.“

„Laß ſie nur brüten alleſammt;
„Laß ſie nur ſpei'n und fluchen!
„Ich hab den Aetna mir entflammt;

„Sie mögen mich belauschen!
„Was kümmert mir Leben oder Tod!
„Die armen Leute brauchen Brod. —
„Das will ich ihnen reichen,
„Und sollt' ich drob verbleichen!"

Er schickt den Freund hinweg und geht;
Da wirft sich ihm entgegen
Sein Weib und warnt und mahnt und fleht
Ihn lang und allerwegen:
„O sieh, wie bleich mein Angesicht!
O sieh, wie bleich es warnt und spricht!
Mach roth die bleichen Wangen,
Bleib, — stille mein Verlangen!"

„O Weib, was flehst Du mich so heiß,
„Mit ungestümer Bitte!
„Fürwahr, Du bist wie Schnee so weiß,
„Doch wie ich immer litte,
„Ob Deine Wange weiß, ob roth
„Die armen Leute brauchen Brod!
„Soll, um Dich roth zu färben,
„Das Römervolk verderben!"

Er ringt sich los, er drängt sie fort
Und wehret ihren Küssen.
Da wird mit rohem Schreckenswort
Die Pforte aufgerissen:
„Flieh! Denn zur Räuberbande wird
„Der hohe Rath, der Völker Hirt,
„Es wollen seine Horden
„Mit Knütteln Dich ermorden!"

„Schweigt Alle!" spricht Tiber und steht,
Und seine Lippen beben,
Durch seine Glieder aber geht

Ein ungeſtümes Streben.
„Was ſeid ihr fahl, was ſeid ihr bleich? —
„Ein Geier nagt am Römerreich,
„Er wird's zum Aaſe machen,
„Hilft Gracchus nicht den Schwachen!"

„Von dannen, wem's an Muth gebricht,
„Er ſchleiche ſich von dannen! —
„Des Volkes Flüche zittern nicht,
„Die meine Sehnen ſpannen. —
„Und — ſchlägt man mich mit Knütteln todt —
„Die armen Leute brauchen Brod,
„Das will ich ihnen reichen,
„Und ſollt' ich drob verbleichen!"

Sein Auge flammt, er ſchreitet feſt
Hinab die Marmorſtufen,
Und wie ſein Haupt ſich blicken läßt,
Beginnt das Volk zu rufen:
„Tiberius Gracchus Sieg und Heil,
In ſeine Hand ein Donnerkeil,
Die Aegis ſeinem Arme!
Bring Linderung unſerm Harme!"

Und wo er geht der Straßen Gleis
Wälzt ſich der wilde Haufen,
So Knabe, Jüngling, Mann und Greis
Kommt ſchreiend nachgelaufen.
Das Forum öffnet ſeinen Plan,
Und weiter ſeine heiße Bahn
Geht Gracchus unter Winken
Zur Rechten und zur Linken.

Die Menge theilt ſich vor ihm her
Und neigt ſich vor dem Helden,
Und Boten rennen kreuz und quer

Zu künden und zu melden.
Da — plötzlich alle Kehlen ruhn,
Denn mächtig ſchreitet der Tribun
Mit ruhig ſtolzer Miene
Empor die Redner-Bühne.

Er überſchaut mit feſtem Blick
Die aufgeregte Menge
Und muſtert ruhig Stück um Stück
Das fluthende Gedränge.
Dann tönt die Stimme wie Kryſtall —
Und ſtiller noch wird's überall.
Es dringt zum fernſten Orte
Die Lava ſeiner Worte.

Er ſpricht von Sclaven, die das Land
Des freien Mann's bewohnen,
Die in des reichen Praſſers Hand
Für ſeinen Lüſten frohnen.
Er ſpricht vom Praſſer, deſſen Gut
Zuſammen klebt der Bürger Blut,
Und zeigt auf ſeiner Brüder
Zerlumpte Kleider nieder.

Er ſagt: „Wo iſt des Bürgers Land?
„Wo iſt das Brod der Bürger?
„In ſeine Felder kam der Brand,
„In ſeinen Stall der Würger.
„Auf ſeinem Haupte ſitzt die Noth,
„Auf ſeiner Wange hockt der Tod,
„Die Schmach an ſeinem Weibe,
„Der Hunger ihm im Leibe!“

„Seht, Brüder, was des Armen iſt,
Seht, was Ihr habt genommen!
Ein Lieben und Erbarmen iſt
Des edlen Mannes Frommen!“

Wir herrſchen nah, wir herrſchen fern,
Uns ſelber wühlt der Wurm im Kern.
Löſt ihn aus ſeinem Marke,
Daß unſer Baum erſtarke!"

Es murrt des Volkes Rächerwort,
Es flucht im düſtren Grimme,
Und immer ſchallet fort und fort
Des Redners mächt'ge Stimme. —
Und höher kriechet dumpf und hohl
Des Volkes Fluch aufs Kapitol
Und murrt zum hohen Rathe
Der Reichen im Senate.

„Hört, wie die Beſtie murrt und keift!"
Naſica ruft's im Zorne.
„Des Staates letzte Stunde reift
„An dieſem Unheilsborne!
„Auf, rettet, rettet unſren Staat!
„Iſt hier ein Schurke im Senat,
„Der ſich darob beſinnet,
„Indeß die Zeit verrinnet?"

„Wie? fürchtet ihr den tauben Lärm,
Ihr zagenden Gemüther?
So tragt den Hunger im Gedärm,
Verſchleudert eure Güter! —
Ein Knüttelhieb, ein raſcher Arm:
Zum Orkus rennt der feige Schwarm! —
Auf! Zeiget dieſen Katzen
Nun eure Löwentatzen!"

„Ihr ſäumt? So wollt ihr euer Gut
„Zerriſſen ſehn von Geiern,
„Und wenn man wühlt in eurem Blut
„Mit feiger Miene feiern?

„Die Heuſchreck liegt in einer Saat!
„Iſt hier ein Schurke im Senat,
„Der ſich darob beſinnet,
„Indeß die Zeit verrinnet?“

Er ſpringt empor in wilder Haſt,
Kraftſtrotzend jede Sehne,
Und ſeine Rechte mächtig faßt
Die mächtige Seſſellehne.
Hoch über ſeinem Haupte her
Schwingt er das mächtige Gewehr
Und ſtürzt mit Kriegs-Gebrülle
Sich in die Menſchenfülle.

Die andern folgen wild ihm nach,
Die Menge weicht und fliehet,
Der Habſucht Götter wurden wach;
Des Abgrunds Feuer glühet.
Da wirkt ein Stoß, da ſauſt ein Streich:
„Nicht wahr, die Lumpen fallen gleich?
„Wir haben ihre Knochen
„Bei Lebzeit ſchon gebrochen!“

Und wirklich, was nicht ſinkt und fällt,
Das flieht in wilden Maſſen.
Der Senatoren Schlachtruf gellt
Durch Tempel, Markt und Gaſſen.
Tiber auf ſeiner Bühne kühl
Beſchaut das gräuliche Gewühl,
Indeß mit tauſend Schlingen
Die Feinde ihn umringen.

Und ſtarrt und ſtarrt und wird nicht müd
Den Flücht'gen nachzuſchauen.
Ein Siechhauch füllet ſein Gemüth
Und ein unnennbar Grauen.

Doch — plötzlich rinnt ein Thränenſtrom:
„O armes, armes Volk von Rom!“
Da — unter ſchweren Streichen
Die Sinne ihm entweichen.

Es knickt ſein Haupt und beißend fällt
Der Dolch in ſeine Rippen,
Und eine herrl'che Götterwelt
Entſchallt ſeinen Lippen:
„Kraft, Götter — Kraft! — Das iſt der Tod!
„Gebt Ihr — den — armen Leuten Brod!“
So betet er im Sterben
Auf ſeiner Hoffnung Scherben.

⁂

Zweiter Theil.

Sagen und Märchen.

7

Die Jungfrau im Waſchſtein.

Rügner Sage.

Sie wäſcht ein Gewand, und ſie wäſcht es nicht weiß
Bei Nacht auf dem Steine im Meere.
Sie ſingt ſich ein Liedlein, ſie wimmert gar leis
Und weint manche bittere Zähre.
Ach und iſt euch ſo hold, und ſo ſchlank und ſo ſchön,
Für ſüßeſte Liebe geboren!
Ihr Kinder, ihr Kinder, ich hab ſie geſehn,
Und ich hab ſie auf ewig verloren.

Sie nickte und wuſch mit dem blühenden Arm
Den blutigen Flecken im Linnen;
Wie hob ſich ihr Buſen ſo ſüß und ſo warm,
In Sehnſucht nach Lieben und Minnen.
Und es floß ein Gelock von dem ſchimmernden Haupt,
Umzirket von goldigen Spangen;
Und ich habe die Freya zu ſehen geglaubt
Und bebte vor Furcht und Verlangen.

Ich zwang meinen Kahn an den moſigen Stein,
So ſehr ich im Herzen verzagte,
Und ſprach: „Holdſeliges Jungfräulein!“
O, daß ich dies Wörtlein ſagte!
Kaum war es geſprochen, ſo ſah ſie mich an
In tiefem, unſäglichem Wehe.
O daß ich unſeliger, thörichter Mann
Vor Sehnſucht und Leid nicht vergehe!

Und wie ſie ſo ſchaute, da hört' ich's genau,
Sie flüſterte leiſe die Worte:
Sie ſei eine arme, verlaſſene Frau,
Gebannt an ſo ſchaurigem Orte. —
Ich wäre gekommen, ich hätt' es gewagt,
Und hätte ſie können erlöſen,
Wenn ich das richtige Sprüchlein geſagt:
„Gott helf euch“ — wär' es geweſen.

Da ward mir gar ſchwül und gar finſter zu Sinn,
Die Schläfen thaten mich ſchmerzen.
So hielt ich den Himmel, ſo ſchwand er mir hin
Und ließ mir die Hölle im Herzen. —

Die ſchwarze Frau in der Stubbenkammer.

Die Stubbenkammer, wie bleich und hehr,
Ragt leuchtend hinaus in das dämmernde Meer.
Es ſtrahlet der Mond mit ſilbernem Blick
Von Kanten und Schluchten und Gipfeln zurück. —
„Da draußen, da iſt ein gar eignes Reich,
Die Tiefen ſo dunkel, die Höhen ſo bleich;
Und Höhlen giebt es im felſigen Strand,
Den Fiſchern aus heiligen Sagen bekannt.“

So ſprach mir der Fiſcher; ich lauſchte ihm ſtill
Vom Munde, was ich erzählen Euch will:

Im tiefen Gefelſe, im feurigen Schacht
Da hält eine Jungfrau Jahrtauſende Wacht;
Von feurigen Garben wird ſie umloht,
Von Schlangen mit dampfenden Rachen umdroht;
Rothgoldenem Becher mit Edelgeſtein
Dem mußte ſie einſame Hüterin ſein.
Sie ſelbſt, in düſtere Schleier gehüllt,

Iſt Menſchen und Göttern ein Räthſelbild.
Einſt war ſie zu löſen — die Zeit iſt vorbei. —
Nun ringen ſie Menſchen und Götter nicht frei. —
Aus fernem Gebiete zum kreidigen Riff
Kam windſchnell geſchwommen ein düſteres Schiff,
Und Männer entſtiegen dem eichenen Bord,
Die führten Einen an Ketten fort
Das Leben, das hat er verwirkt im Rath;
Er wollte ſich löſen durch Wahnſinnsthat
Und tragen den Becher der ſchwarzen Frau
Aus feuriger Höhle zum Himmelsblau.
Er grüßte wie ſcheidend das Licht und die Luft,
Dann ſtieg er hinunter zur brennenden Gruft
Und ſah das Bild in dem feurigen Kreis
Und drang durch die Flammen und ſuchte den Preis.
Den hielt ſie mit zarter, verſchleierter Hand
Nur leiſe am blinkenden Fuße umſpannt;
Doch als er nun greift nach der güldenen Laſt,
Da neigt ſich die Jungfrau und ſpricht zu dem Gaſt:
„Nun wähle mir recht, der Du Alles gewagt!
Dein harren die Schätze, Dein harret die Magd.
Der Becher iſt golden, die Minne iſt heiß —
Nun wähle den rechten, den herrlichſten Preis!“ —
Er ſieht ihre Blicke, er hört was ſie ſpricht;
Doch Todesangſt quält ihn, er achtet deſſ' nicht:
Das Richtbeil ſchneidend im Nacken ihm ſauſt,
Und was ihn befreiet, das packt ſeine Fauſt.
So hat er den Becher, ſo hält er ihn feſt
Mit blutigen Händen an's Herz ſich gepreßt
Doch wie er ihn hält, da erwacht er und ſieht,
Was lieblich und hold unter Schleiern erblüht.
Ein Mägdlein, entknoſpend wie Blumen im Mai,
Mit irdiſchen Gliedern, die himmliſche Fei;
Wie Märzſchnee der Buſen, das Auge wie Licht,

Sehnſüchtige Thränen im holden Geſicht.
Doch wie er nun bebend die Rechte ihr beut,
Da tönt ihre Stimme wie Sterbegeläut:
„Dein wär' ich geweſen, wenn Du mich gewählt;
Nun bin ich auf ewig den Flammen vermählt.
Nun gehe Du Arger, von wannen Du kamſt,
Und der Du mein einziges Hoffen mir nahmſt.“
Er ſinkt in die Kniee, es ſtockt ihm das Herz
Vor brennendem Wehe, vor zehrendem Schmerz;
Wie ringt ſich ſein Athem ſo ſchwer aus der Bruſt
In Worten des Weh's und in Worten der Luſt.
Es quillt ihm der Born in den Augen mit Macht.
Wahnſinnige Liebe iſt lodernd entfacht,
Wahnſinnige Liebe, die nimmer vergeht,
Bis daß ſie genoſſen, was heiß ſie erfleht.
Doch wie er auch fleht mit umflortem Blick,
Es treibt ihn weiter und weiter zurück,
Und ob er verzweifelt auch vorwärts ringt,
Die feurige Lohe ihn dennoch bezwingt.
Er fühlt ſich gehoben, ſie trägt ihn zurück,
Woher ihn getrieben ſein dunkles Geſchick.
Er muß durch der Flammen Wogen und Weh'n
Zuletzt noch zwei ſchimmernde Augen ſeh'n,
Ein Klagen und Wimmern vernehmen von fern;
Und darf nicht verweilen und hülfe ſo gern.
Und ferne erſtirbt in unſäglichem Leid
Die Klage der ewig verlornen Maid. —

So ſprach mir der Fiſcher; ich hörte ihm zu
Und fand in der Seele nicht Frieden noch Ruh. —
Da draußen, da iſt ein gar eigenes Reich:
Die Tiefen ſo dunkel, die Höhen ſo bleich;
Und Saga ſchwebet um Woge und Strand
Und wirket und webet ihr Zaubergewand.

Die ſieben bunten Mäuſe.

(Pommer'ſche Sage.)

Die ſieben bunten Mäuſe.

(Pommer'ſche Sage.)

Das war eine wunderbare Geſchichte,
Die ſich zu Pudmin zugetragen,
Und wollt ihr, daß ich ſie berichte,
Dann, Kinder, braucht ihr's nur zu ſagen,
Hat juſt vom Thurme zehn geſchlagen.
Wen eine Stunde Zeit gereut,
Dem rath ich, bald ſich fortzumachen,
Zu ſolchem Ding und ſolchen Sachen
Braucht's Ruhe und Gemüthlichkeit.
Wie nun die Stube halb geleert,
Sich Alles noch zuſammenrückt
Und Alles lauſcht und Alles hört,
Hat ſich der Alte angeſchickt,
Sein Mährlein wacker zu erzählen
Und ſeine Worte wohl zu wählen.

„Sieben Kindlein ſaßen", beginnt der Greis,
„Allein in verödeter Stube,
War'n ihrer ſieben, ſo viel ich weiß,
Und unter allen kein Bube.
Sie trugen alle ein buntes Kleid,
Und alle ein röthliches Käppchen,
Und hatten alle, 's war Frühſtückszeit,
In Händen das ſelbige Häppchen.
Die Mutter, zur Kirche iſt ſie gewallt,

Als fernher das Glöcklein herüber geſchallt.
Zur Kirche waren die Nachbarsleut',
Charfreitag ſteht im Kalender heut.
Ein jedes knuspert, ein jedes nagt
Am ſpärlich beſtrichenen Brote.
Die Mutter hat jedem in's Ohr geſagt
Ein ganzes Dutzend Gebote,
Die nicht zu verletzen, bald hier und bald dort
Wagt ſich kaum eines von ſeinem Ort;
Die Mutter, die Mutter iſt zornig.
Doch wie es immer bei Kindlein geht,
So geht es auch bei den ſieben.
Was ſo in Kinderköpfchen ſteht,
Iſt nicht in Eiſen geſchrieben.
Als Stund' auf Stunde vergangen war,
Da hatten Alle ganz und gar
Der Mutter Gebote vergeſſen. —
Die Mittagsſtunde kommt heran,
Doch immer noch nicht die Mutter.
Wer ſich nicht ſelber füttern kann,
Der ſchreit und greint nach Futter.
So ging es auch den armen Kleinen;
Sie fingen alle an zu weinen
Und weinten, bis aus dem Thränenbronnen
Kein einziges Tröpflein mehr kam geronnen.
Da ſuchten ſie denn in Küche und Kammer,
Wo ſonſt die eßbaren Dinge ſtanden,
Doch als ſie alles verſchloſſen fanden,
Erhoben ſie alsbald ein neues Gejammer.
Bis eins der Mägdlein, mit großen, runden
Guckaugen, was hinter dem Ofen gefunden.
Nun drängten ſich alle um den Fund!
Es iſt ein kleines ſtrotzendes Säckchen,
D'raus gucken Aepfel mit purpurnen Bäckchen,
So recht begehrlich für den Mund.

Alsbald geht's an ein kurzes Berathen,
Doch ſchleunigſt ſchreitet man zu Thaten;
Und wie die Unterſuchung erweiſt,
Iſt ſchließlich alles aufgeſpeiſt.
Die Mutter indeſſen, in ſtillem Gebet,
Noch von der Predigt ganz benommen,
Bei ihrer guten Gevatterin ſteht,
Die jüngſtens hat ein Kind bekommen.
Die Glocken läuten, es tönt das Amen,
Und Alle gehen in Gottes Namen.
Doch wie Alles erſt aus der Kirche gelaufen,
Läßt man ſich an, das Kind zu taufen.
Das Waſſer wird über den Täufling geſprengt,
Und d'rüber der Segen Gottes verhängt.
D'rauf Alles ſich trennt. — Nur die beiden Frauen
Sich noch zum Schluß ein wenig erbauen,
Bis ſie denn auch unter Händedrücken
Sich endlich an zu gehen ſchicken.
„Du brauchſt", ſpricht die Eine, „für's heutige Taufen
„Dir keine Aepfel und Nüſſe zu kaufen,
„Hab juſt ein Säcklein hinterm Herd
„Für dieſen Tag mir hingeſtellt.
„Das Obſt koſt heuer ſchweres Geld
„Gott hat euch ſo viel beſchert,
„D'rum ſag mir weiter nur kein Wort,
„In einer Stunde bin ich dort
„Und bring euch mit, was ich verſprochen
„Leb wohl, und grüß mir deinen Jochen."

Sie geht nun ſtill vergnügt nach Haus
Und denkt, wie gut doch bei dem Schmaus
Die ſchönen Aepfel ſchmecken werden. —
Sie ſieht die dankenden Geberden
Der Wöchnerin. — Verwundert ſchier
Steht ſie, eh ſie es noch gedacht,

Daß ſie den kalten Weg gemacht,
Schon vor der eignen Hütte Thür.
Da hört ſie denn ein lautes Lärmen,
Ein Kichern, Huſchen und ein Schwärmen,
Ein helles Klatſchen in die Hände
Und Jauchzen und Jubeln ohne Ende.
Sie will hinein, dann lauſcht ſie wieder,
Doch plötzlich zuckt's ihr durch die Glieder,
Sie ahnt, ſtößt auf die Thür und ſieht
Was ihr das Herz zuſammenzieht,
Das leere Säckchen auf der Dielen,
Womit die Mägdlein luſtig ſpielen, —
Ein Schrei der Wuth — ein Schlag — ein Stoß —
Die Kinder ſtieben in alle Ecken,
Bleich wie der Tod. Nun bricht es los,
Wie Wetterwinde in die Hecken:
„Ihr Brut, ihr Krähen, Diebsgeſichter! —
„Bin ich ein Maus- und Rattenzüchter?
„Hab' ich das Stehlen euch gelehrt? —
„Beim Satanas und allem Böſen, —
„Ihr Diebsvolk, bin ich das geweſen,
„So wollt' ich, daß ihr Mäuſe wärt!“
Hui, was geſchah! — Es ſteht im Buch,
Geht hin und ſeht es ſelber an,
Solch grauſer finſtrer Höllenfluch,
Und am Charfreitag noch gethan,
Giebt Macht den Teufeln ohne Maßen.
Da muß ſie Gott gewähren laſſen.
Kaum alſo iſt das Wort heraus,
Huſch, huſch am Herd, huſch, huſch am Rocken,
Hie eine Maus, da eine Maus.
Der Mutter alle Pulſe ſtocken.
Sie ſtarrt und taumelt, will ſich halten,
„Fort“ ruft ſie, „fort ihr Spukgeſtalten!“
Dann wieder ſchaut ſie nach den Kleinen

Und ſucht umher mit Schluchzen und Weinen
Und findet nichts im ganzen Haus,
Nur immer vor der Mutter her,
Huſch, huſch gewaltig kreuz und quer
Hie eine Maus, da eine Maus
Sonſt iſt die ganze Stube leer.
„O Jemine", ruft das arme Weib,
Wie ſie das grauſe Wunder ſchaut,
Und zitternd ſchier am ganzen Leib
Rennt ſie, die Mäuslein einzufangen,
Die über Topf und Tiegel ſprangen.
Waren ihrer ſieben an der Zahl,
Trug ihrer jedes ein rothes Mal
Und ein blauſchillernd, buntes Fell,
Zwei Äuglein klar und wunderhell,
Schauten die Mutter bittend an,
Juſt als wollten ſie traurig ſagen:
„Mutter, du haſt uns weh gethan,
Müſſen es büßen, müſſen es tragen."
Der Mutter aber ſchnitt's hinein
Ins arme Herz wie ſcharfe Meſſer;
Sie wurde blaß und immer blaſſer;
„O hört mich", rief ſie, „Kindelein!
Kennt Eure treue Mutter nicht?"
Und zu dem lieben Gott gericht't,
Die Augen ſtier und wild nach oben,
Von kaltem Angſtſchweiß übergoſſen,
Mit wildem, grauſen Augenrollen
Beginnt ſie alles zu geloben,
Was Menſchen nur geloben können. —
Die Mäuslein aber hüpfen und rennen
Und ſuchen herum an allen Wänden,
Bis ſie ein Loch zum Flüchten fänden.
Das merkt die Frau in ihrer Noth,
Springt eilig vor der Kammer Pforte.

Holt alle ihre Schmeichelworte,
Heult, klagt und wimmert, fleht und droht.
Die Mäuslein aber ſchauen ſie an,
Juſt als wollten ſie traurig ſagen:
„Mutter, du haſt uns weh gethan,
„Müſſen es büßen, müſſen es tragen,
„Mutter, Mutter, es muß geſcheh'n,
„Werden dich nimmer wiederſeh'n!“
Und wie die Mutter auch fleht und ſpricht,
Die armen Mäuslein folgen ihr nicht;
Und Maus auf Maus,
Huſch, huſch, hinaus,
Hinaus aus dem Haus,
Hinaus auf die Gaſſe,
Entlang die Straße,
Quer über den Rain
In's Feld hinein.
Die arme Mutter mit Wimmern und Schnaufen
Kommt angſtvoll hinterdrein gelaufen,
Rennt ſich die Sohlen der Füße wund,
Bittet und klagt mit vertrocknetem Mund.
Aber die Mäuslein ſpringen gewandt
Über Steine, Schollen und Sand,
Laſſen die Mutter klagen,
Rennen und hüpfen und jagen,
Bis ein ſchilfiger Weiherrand
Sie ein wenig bannt.
Und als ſie am ſtillen Gewäſſer ſtehn,
Klingt es zur Mutter wie leiſes Flehn,
Klingt es herüber ſo lang, ſo lang
Wie ein trauriger, ſchauriger Todtengeſang,
Klingt es fort und erſtirbt im Schilf,
Haucht noch leiſe: Gott hilf, Gott hilf.

Zu Hülfe, zu Hülfe, die Mutter eilt,
Da ſieht ſie, wie ſich die Woge theilt.
Da ſieht ſie, wie ein glühender Schlund
Die Mäuslein reißt in den ſchwarzen Grund.
Funken ſtieben und ſprühen umher,
Dann iſt die Fläche glatt und leer.“

Das iſt's, was ich von Pudmin weiß,
Ich hab's erzählt auf euer Geheiß.
Wer's nicht will glauben, frage die Leute,
Die dorten jetzt wie damals leben;
Der „Mäuſewinkel“ heißt noch heute
Der Ort, wo dieſes ſich begeben.
Und wer es dennoch nicht will glauben,
Der kann ſich jeden Zweifel rauben,
Geht er bei nächt'gem Dämmerſchein
Zum allbekannten Mäuſeſtein.
Da wird er alsbald im Mondenglanz
Erſchaun der Mäuslein Mittnachtstanz.
Denn immer zur ſtillen Mitternachtsſtunde
Kommen ſie aus des Teiches Grunde,
Und hüpfen im Kreiſe
Rings um den Stein
Und ſingen die Weiſe
In's Herz Dir hinein:
„Herauf, herauf,
„Du kleiner Hauf,
„Der Bräutigam ſoll kommen,
„Verſäumt ihn nicht
„Im Mondenlicht,
„Das wieder iſt entglommen!

„Ach gar zu früh
„Wir ſanken hie,
„Zu aller Englein Leide.

„Wir wollen ſein
„Erlöſet ſein,
„Wir Mändlein und wir Maide.

„Komm, Junggeſell,
„Der Mond ſcheint hell,
„Ruh aus auf unſerm Steine!
„Wir werden Dein
„Und Fleiſch und Bein,
„Und Du bleibſt nicht alleine.

„Sechs Knaben doch
„Sich finden noch.
„Sieben Maidlein wir im Kranze,
„Wir warten ſchön,
„Mit euch zu gehn,
„Juchhe zum Hochzeitstanze.

„Ach gar zu früh
„Wir ſanken hie
„Zu aller Englein Leide.
„Wir wollen ſein
„Erlöſet ſein,
„Wir Mändlein und wir Maide.

* * *

Der Teufelsdamm
im Naugarder See.

(Pommer'ſche Sage.)

Der Teufelsdamm im Naugarder See.

(Pommer'ſche Sage.)

Klaus Borgen, die Schafe hütend, ſtand
Am See bei Naugard ſinnend,
Und an den gegenüberliegenden Strand
Seine ſtillen Gedanken ſpinnend.
Klaus Borgens Herde, wie mager und matt!
Die Weide war karg, ſie wurde nicht ſatt.

„Da drüben", ſpricht Klaus für ſich hin,
„Wär' nicht der See, ſo wahr ich bin,
Ich ging hinüber, und meine Herden
Sollten mir beſſer gefüttert werden.
Doch eine Meile rings um den See,
Da treibe wer kann!
Ich kann es nicht, und ſteht der Klee
So hoch wie ein Mann.

'S iſt Abendzeit; „Prinz" treibt mit Bellen
Die müde Herde nach den Ställen.
Klaus folgt, wie immer mißgelaunt,
Und ſeine innere Stimme raunt:
„Die Weide, Klaus, die fette Weide
Statt Deiner trocknen, dürren Heide,
Das wär' ein Feſt! und überdies,

So kannſt Du es nicht weiter treiben!
Wo ſollen Weib und Kinder bleiben?
Wenn Du nur einzig wüßteſt, wie's
Zu machen iſt, um durchzukommen."
Er wendet ſich. Fern winkt das Land
Über's Waſſer im grünen Gewand.
Ein wildes Entlein kommt geſchwommen
Durch kühler Fluthen Abendpracht,
Hat ein Kleehälmchen mitgebracht,
Ein fettes Hälmchen ſtrotzend, kraus,
Vom andern Ufer. Unſer Klaus
Sieht's und ergrimmt und — treibt nach Haus.

Zu Hauſe aber giebt's 'nen Tanz.
Ihn ärgert jeder Lämmerſchwanz.
Er ſtößt die Lämmel,
Er pufft die Hämmel,
Thät ſeine ſieben Kinder ſchlagen,
Sein Weib mit Redensarten plagen,
Hätt' ſich vergriffen auf ein Haar,
Nur weil der See kein Stoppel war.
Erſt iſt er laut; dann iſt er ſtumm,
Kriecht ſtill in Haus und Hof herum,
Suchet Ruhe überall
Und bleibt zuletzt in ſeinem Stall.
War doch ein Jammer anzuſehn:
Die Böcke konnten kaum aufrecht ſtehn;
Die Lämmer hörten nicht auf zu nagen
Im dumpfen Stroh, und ohne Ruh
Klingt ihr Blöken, wie lauter Klagen
Klagten ſie ſich einander zu. —
Klaus kratzt ſich ſeinen Stoppelbart,
Iſt von Gefühlen nicht allzu zart,
Schneidet Geſichter, bis er zuletzt
Fühlt die Wangen von Thränen benetzt.

Er ſtreift ſie fort und ſieht umher,
Schämt ſich über die Maſſen ſehr,
Kommt ſich vor recht ſonderbar,
Hatte geglaubt manch liebes Jahr,
Daß bei ihm die Quellen der Zähren
Längſt verſiegt und vertrocknet wären.
Und länger hält er's nicht mehr aus;
Es treibt ihn in die Nacht hinaus.
Der Mond liegt ſtill und hüllet weit
Das Land mit ſeinem Silberkleid,
Träufelt aus der dämmrigen Höh
Flüſſiges Silber über den See.
Leichter Lufthauch vorüber ſtreicht,
Küſſet das Waſſer wunderleicht,
Küſſet es linde und küſſet es weich;
Tanzen und Flimmern die Fluthen bleich.

Klaus Bergen ſtand am Meerrand,
Starrte gierig und unverwandt
Nach dem Meerſaume mit heißem Blicke,
Und was er erſehnt', iſt eine Brücke.
Doch wie er lange genug geſtanden
In ſtiller Nacht, im Mondenſchein,
Da ſah er endlich, endlich ein,
Was Weiſe ſchon vor Jahren fanden,
Daß nur mit Wünſchen trotz aller Liſt
Keine Brücke zu ſchlagen iſt.
Er wandte ſich verzweifelt ganz,
Da ſieht er mit Hörnern und mit Schwanz,
Mit wildem Augendrehen
Den Teufel vor ſich ſtehen.
Klaus Bergen kam das Zittern an.
Er ſprach: „Gott gnädig ſei uns,
Das iſt, ſo viel ich wittern kann,
Der leibhaft'ge Gottſeibeiuns."

Der Teufel aber grinſt vergnügt
Und reicht ihm ſeine Tatze.
Er ſpricht, wie immer, ſpricht und lügt:
„Ich helfe Dir vom Platze."
Schlau ſchlägt ſein Schweif das dürre Land,
Daß wirbelnd ſteigt der trockne Sand
So recht vor Klauſens Blicken,
Und droht ihn zu erſticken.
„Verdammt", ſpricht Klaus und nieſt dabei,
„Verſuchung, grauſe Teufelei!"
Und plötzlich muß er denken dran,
Wie Satan nicht den größten Mann,
Den Gottesſohn, ließ unverſucht.
Wer weiß? — Vielleicht! ich bin verflucht,
Wenn ich es nähme, doch bei Gott
Macht er aus Wüſtenſteinen Brot,
Nicht ganz ſo feſt möcht' er mich finden,
Wie einſt den Menſchen ohne Sünden."

„Siehſt Du", der Teufel ſpricht's und lacht,
„Im Mondenlicht die Blüthenpracht
Am Ufer drüben? In der Luft
Du ſpürſt ihn doch, den Blüthenduft?
Kleefelder unermeßlich ſchier,
Wenn Du nur willſt, ich ſchenk' ſie Dir.
Der See?! Ein Pfützlein, eine Lache,
Die ich im Umſeh'n trocken mache."

Klaus Borgen ſteht der Athem ſtill,
Klaus Borgen wollte ſprechen,
Und weil er etwas ſprechen will,
Will ihm die Zunge brechen.
Er ſieht das Feld mit wilder Gier
Und dann des Teufels Klauen,
Und ſolcher Art vergeht er ſchier

Vor Habſucht und vor Grauen.
Die Habſucht ſiegt. Er lallt, er ſagt:
„Herr Gott, weil mich der Teufel plagt,
Weil mich die Sorge nicht verläßt
Und mir die Noth das Herz zerpreßt,
So will ich mich dazu bequemen,
Des Teufels Gabe anzunehmen!"
Und nieder fällt er, wie er iſt.

Der Satan aber ſpricht mit Liſt:
„Gut, Klaus, ich will den See verſchütten;
Das heißt, ich will durch Sees Mitten
Dir einen Damm hinüber legen
Nach jenen fetten Weidehegen.
Doch eh wir gänzlich einig ſind,
Verſprichſt Du mir, bei Todesſtrafe
Und für die Weide Deiner Schafe
Dein Jüngſtes, Dein Zweimonatskind."

Klaus ſpringt empor,
Doch Satanas
Dreht ſich gelaſſen auf dem Fuße
Und geht mit kaltem Blut fürbaß.
„Geh' heim", ſpricht er, „und thue Buße!"
„Halt, Herr!" ruft Klaus, und ſeine Hand
Den Schäferſtecken fallen läßt.
Er hält an ſeine Bruſt gepreßt
Sein Kind und auch ſein Weideland,
Und keines möcht' er gern vermiſſen.
Doch jener geht und bleibt nicht ſteh'n.
Da wird denn unter tauſend Weh'n
Der Vaterliebe Band zerriſſen.

Klaus rennt ihm nach, um noch im Rennen
Das Kind vom Herzen los zu trennen.
Er ſpricht: „Ich helfe aus der Noth,

Sonſt iſt's der Sieben ſicherer Tod."
Und vor dem Teufel fällt er wieder,
Gewährung ſtammelnd, keuchend nieder.

„Du willſt?"
„Ich will!"
„Sobald gebaut
Der Damm, iſt mein das Kind?"
„O nein,
Noch nicht. Bevor der Morgen graut,
Muß euer Damm vollendet ſein!"
„Und iſt er das?"
„Iſt's Kindlein Dein,
Sonſt nicht!"
„Nun gut, ſchlag ein, es ſei."
„Und fertig vor dem Hahnenſchrei,
Sonſt iſt's mit unſerm Pakt vorbei."
„Es ſei! — Noch iſt's nicht Mitternacht,
Der Teufel hat in halber Zeit
Wohl zehnmal Größeres vollbracht;
Beim erſten Hahnſchrei ſei bereit."

Klaus rennt nach Haus, ſtürzt ſich ins Bett,
Zieht ſich die Decke übers Ohr
Und ſchaut nur furchtſam d'raus hervor
Sein Herz pocht wie ein Hackbrett.
Wenn er einſchliefe, hätt' er morgen
Ein Kind verloren, und alle Sorgen,
So denkt er, doch er wacht und wacht,
Und näher kommt die Mitternacht.
Jetzt reckt er ſich, weiß kaum warum,
Und zählt mechaniſch ſeine Kinder;
Blickt ſtier im Zimmerchen herum,
Schon fröſtelnd wie ein armer Sünder,
Den man zum Blutgerüſte führet.
Wie aber wird ſein Blick gerühret,

Als er auf jenes Bette fällt,
Wo athmend an der Mutterbruſt,
Sich keiner Sünde noch bewußt,
Noch kaum gehörend in die Welt,
Der Säugling ſüße Ruhe hält.
Klaus ſchiebt die Decke ſacht bei Seit',
Steht auf vom Lager, tritt heran
An jenes andre, öffnet weit
Die treuen Vaterarme dann,
Faßt ſich von Neuem, ſchleicht ſich fort,
Schaut an die Uhr mit leiſem Zagen,
Erſchauert, ſpricht ein tröſtend Wort,
Da fängt die Glocke an zu ſchlagen.
Zwölf Schläge, lang und ſchwer und bang,
Ein mitternächt'ger Todtenklang.

Klaus ſchrickt zuſammen, rafft ſich auf
„Noch Sechſe hab' ich zu ernähren“,
Spricht er zu ſich, „ich ſchwöre d'rauf,
Sie wird mir Neue noch gebären.
Ich muß! — Gott mag es mir verzeihen,
Daß ich das Eine hingegeben,
Um all der andern Kindlein Leben,
Es ſoll mein ewiges Beten ſein.
Ich will!“ .... O Troſt, ſo leer und mager!
Sein Blick fällt wieder auf das Lager:
Er ſieht das Kindlein, ſüß und hold,
Und über Klaus'ens Wange rollt
Ein Thränlein nach dem andern nieder,
Und keine Tröſtung kommt ſie wieder.

Ich glaube, wenn der Teufel jetzt
Die andern Sechſe weggenommen,
Es wär' ihm leichter angekommen,
Es hätt' ihn weniger entſetzt.

Und horch! — Klaus ſpitzt die Ohren, lauſcht.
Ein fernes Rufen dringt herein.
Ein Wirbel über'n Dachfirſt rauſcht.
Klaus fühlt ein Rieſeln durch's Gebein.
Ho ho, hollo! — ein Ziſchen dann,
Ein Bröckeln nieder durch den Schlot.
Klaus fühlt beißende Todesnoth.
D'rauf fängt ein dumpfes Sauſen an.
Das Sauſen wächſt und ſauſt vorbei,
Und gellend tönt ein neuer Schrei:
„Hohe! hohe!
Zum See! zum See!"

Und nun, wie auf ein Gebieterwort,
Öffnet ſich brüllend der Wolkenrachen,
Schlangen zucken hier und dort
Durch die Lüfte mit Donnerkrachen.
Teufel fahren aus allen Lüften,
Teufel kriechen aus allen Grüften,
Schleppen und tragen
Steinig Gerölle,
Alles zur Stelle,
Kappen und ſchlagen
Eichen und Tannen,
Drehen und ſpannen
Feurige Seile,
Hämmern und rammen
Schwefligte Keile.
Tauſend Flammen
Beleuchten den See.

Wogen thürmen ſich in die Höh',
Ziſchen und bäumen
Über ihr Becken,

Berſten und ſchäumen
Und wollen ſich ſtrecken
Unaufhörlich fallen,
Geſchleudert von Teufelsfäuſten.
Steine, Geröll und Moos
In des Sees Schooß.
Es ſchlürft, es platſcht;
Schon hebt ſich des Dammes Rücken
In vereinzelten Stücken;
Und der Satanas, der die Schaaren führt,
Jubeliert:
„Noch wenige Schritte,
So ſind wir in See's Mitte!“
„Steine herbei!“
Tönt ſein Geſchrei.
„Und wenn die Steine nicht reichen!
So reißt aus den Grüften die Leichen.
Alles hinein,
Vor'm Hahnſchrei müſſen wir fertig ſein.“

Klaus Bergen zu Haus in Angſt und Schrecke
Drückt ſich vernichtet in eine Ecke;
Und Stimmen höhnen aus allen Wänden:
„Klaus Bergen, Klaus Bergen, wie wird das enden!
Klaus Bergen iſt ein verſteckter Sünder,
Nimmt auf ſich alle Höllenſtrafe.
Klaus Bergen giebt ſeine ſieben Kinder
Für ein Stück Weideland ſeiner Schafe.“
Und ſolcher Geſtalt und ſolcher Maßen
Weiß ſich Klaus Bergen nicht länger zu faſſen.
Er rüttelt ſein Eh'weib aus dem Schlummer,
Erzählt ihr haſtig all ſeinen Kummer,
Thät mit der Hand, ſie wollte ſchreien,
Gar ſchnell ihr vor das Mundwerk greifen

Und bat inſtändig, an nichts zu denken,
Als wie ſie das Kindlein könnten erretten.
Schon viele, wie ihm bekannt ſei, hätten
Den Teufel betrogen, trotz all ſeinen Ränken.
Er ſchilt ſich ſelbſt einen gottloſen Schächer,
Da wird das [illegible] ſchwächer,
Und weiter einen teufliſchen Lumpen
Und einen erbärmlichen Sündenklumpen.
Da iſt der Ärger des Weibes bezwungen,
Und beide halten ſich weinend umſchlungen.

Doch immer wilder und näher klang
Der tauſend Teufel Höllengeſang;
Und Mann und Weib ſchier rathlos ſind,
Weiß kein's zu retten das arme Kind.

Da gerade, wie ſie ſo troſtlos ſtehen,
Ruft plötzlich das Weib: „So muß es gehen.
Sind ſie nicht fertig vor Hahnenſchrei,
So ſagſt Du, ſei's mit dem Pakt vorbei?
Mit Gottes Hülfe und Gottes Segen
Will ich dem Teufel das Handwerk legen.“
Sie ſpringt hinaus, eh Klaus es faßt
Er eilt ihr nach in ſtürmiger Haſt
Bis in den Hof. Die Thüre ſchlägt
Ins Schloß, vom Sturmwind zugefegt.
Ein fern' Geheul, ein Feuerſchein
Zeigt, daß die Teufel thätig ſind
Und ſich die Hälſe heiſer ſchrei'n,
Um Klauſens armes Wickelkind.
Klaus Bergen ſchwinden die Gedanken.
Der Schlot, das Dach fängt an zu wanken.
„Ach lieber Gott, wo iſt das Weib?“
Da zittert er am ganzen Leib.

Horcht auf, — horcht wieder — geht — bleibt stehn.
„Ich glaube gar, die Hähne krähn?!
Wahrhaftig! o du heiliger Chriſt —
Der Hahn, der Hahn ... mehr ſpricht er nicht.
Dann fällt er auf das Angeſicht,
Und all ſein brünſtig Lallen iſt,
Auf kalte Steine hingebettet,
Nur immer, immerzu „errettet!"
Die Teufel aber kaum vernehmen
Den Warnruf, als ſie allzumal
Reißaus zu ihrer Hölle nehmen,
Weil ſie zu ew'ger Nacht verdammt.
Halb fertig iſt der Damm geblieben,
Wie Satanas auch brüllt und keift,
Und außer ſich, von Wuth getrieben,
Ingrimmig in die Erde greift.
Noch immer will er ſie nicht laſſen,
Es müſſen ihn zwölf Teufel faſſen,
Ihn an den Beinen aufwärts zerren
Und in die heiße Hölle ſperren.
Wie das geſchehen, da ſchweigt's umher,
Die Wolken ſchwinden in der Ferne
Enthüllend leis die Mondesſcheibe
Und die unzähl'gen reinen Sterne.

Klaus tritt, erlöſt von ſeinem Weibe,
Zurück ins Haus, eilt zu der Wiegen
Und ſieht ſein ſchlummernd Kindlein liegen;
Und mit unſagbar heißer Luſt
Drückt er es feſt an ſeine Bruſt.
Zum Weibe d'rauf er ſchluchzend ſpricht:
„Was hätt'ſt Du, Marthe, nun gemacht,
Schrie heut ſo früh der Gockel nicht?"

„Ach, Mann, der iſt ja nur erwacht
Von meinem angeſteckten Licht.
Das hat ihn ja zum Kräh'n gebracht.“

„Blitz, daran hab' ich nicht gedacht!“

Wer übrigens den Damm will ſehn,
Braucht nur zum See bei Naugard gehn.

* * *

Das Märchen vom Steinbild.

Das Märchen vom Steinbild.

I

Will erzählen, will verſuchen,
Einen kleinen Sang zu ſingen,
Singen einer Schaar von Kindern.
Hört mich an, die ihr euch Kinder
Fühlet in der tiefſten Seele,
Lauſchet ſtill und unterbrecht mich,
Wenn zu früh mein Liedlein ſchleichet.
Iſt ein alt bekanntes Liedlein,
Und „Es war einmal“, beginnt es.

War einmal ein reicher Schloßherr,
Hatte viele große Schlöſſer,
Lebte lang und lebte glücklich,
Starb und ward begraben. Eilig
Kamen Brüder, Söhne, Enkel,
Zu empfangen, zu beerben,
Und empfingen und beerbten.
Einer kam herbei geritten
Hoch zu Roß, ein ſchmucker Knabe,
Einer ſtieg vom Roß und weinte,
Weinte, bis der neue Erbe

Ihn zum Walde gehen hieß:
Hin von ſeines Vaters Leiche,
Hin von ſeines Vaters Hauſe:
Und der arme Knabe ging.
Sprach er drauf: „Wo iſt mein Erbe,
Hat mein Vater mich alleine
Ganz vergeſſen, ſeiner Söhne
Liebſten, wie er oft mich nannte?“ —
Trat zu ihm ein alter Schenke,
Heißt ihn auf ſein Rößlein ſteigen,
Ritt mit ihm durch Wald und Gründe,
Wald und Gründ', und Bach und Berge,
Hielt an eines prächt'gen Schloſſes
Gold'ner Pforte, hielt und pochte. —
„Dieſes“, ſprach er, „hat Dein alter,
Treuer Vater Dir vererbt,
Dies, das ſchönſte ſeiner Schlöſſer,
Dies, das höchſte ſeiner Güter,
Dies, die Krone ſeines Lebens,
Die Du niemals darfſt veräußern.
Als er fühlte, daß er ſterbe,
Hieß er Dich an's Lager rufen,
Und es flogen tauſend Boten,
Dich zu ſuchen, in die Fremde.
Aber kaum die halbe Strecke
Schlugen ihrer Pferde Hufe,
Als Dein alter Vater bleicher
Ward und ſchon des kalten Todes
Schritt vernahm mit Geiſterſinnen.
Und er ſprach zu mir von Dingen,
Die ich vorher nie verſtanden,
Hieß zuletzt mich, Dir zu zeigen,
Dir zu geben, was Du ſiehſt.
Als er ſtarb, da lag ein Wort ihm
Bebend noch auf bleichen Lippen,

Und ich weiß, es war das Deine,
Doch der Tod hat es entwandt."
Heil'ger Schauer faßt den Jüngling.
Zagend ſieht er, leiſe zagend,
Seines Schloſſes Mauern blinken,
Schaut die lange Front hinunter,
Wie ſie kahl ſich dehnt und gleißend,
Marmorweiß die Sonne ſpiegelt,
Hehr zugleich und grauenerweckend
Wie ein Wunder. Auf dem weiten
Vorplatz ſteh'n in ernſter Reihe,
Ewig ſchwankend, düſtre Pappeln,
Ragend über des Gewäldes
Rings umſchließendes Gewand.
Und die Pappeln reden leiſe,
Reden hoch in ſtolzer Wipfel
Einſamkeit Geheimnißvolles.

Lautlos öffnet ſich die Pforte,
Schließt ſich hinter Knab und Schenk. —

Beide wallen durch die Gänge,
Wandern durch die weiten Säle,
Schau'n der Bilder kalte Pracht.
Und es ſcheint, als triefe Geiſt nur
Von der Wand, als ſei die Wandung
Inhaltsvoll-gewalt'ger Geiſt.
Todtes lebt, lebendig einzig
Nur das Todte! Ernſten Schrittes
Geht der Schenke, leis der Jüngling
Folgt ihm, bis der Schenke ſteht,
Und in des Gewandes Falten
Wühlt zu ſuchen und zu finden:
Weich in Seide eingebettet
Ruht ein Schlüſſel, ſilbern, zierlich,

Und es faßt der Schenk den Schlüſſel,
Übergibt ihn ſtill dem Knaben,
Thut's und ſchwindet. — Einſam, einſam
Steht der Knabe, ſieht und ſinnet,
In der Hand das Silberwerkzeug.
Sinnt, zu welchem Schatze wohl des
Schlüſſels Zünglein ſei gefertigt.
Kaum noch ſinnt er, da erfaßt ihn
Zauberiſch ein dunkles Etwas,
Und es zieht ihn vorwärts, vorwärts
Ohne Raſt durch Gäng' und Treppen.
Sicher geht er, dennoch zagend,
Den geheimen Kräften nach;
Dunkelt es in finſtrem Gange,
Strahlt das Schlüßlein tauſendfarbig,
Strahlt und lockt ihn vorwärts, vorwärts!
Heißer wird des Jünglings Buſen,
Flammender des Jünglings Blick,
Gierig lechzt die Zung' nach Kühlung,
Heiße Sehnſucht füllt das Herz ihm,
Endlich, endlich zu enträtſeln,
Was ihn rätſelhaft umgiebt.
Da — ein Pförtchen! knarrend, knackend,
Dreht das Schloß ſich und die Thüre
Weicht, er ſieht ein ſtarres Steinbild,
Weiß und ſtumm und ſtill, nichts weiter,
In der Mitte eines Tempels,
Rings umzirkt von Marmorſäulen,
Und er ſieht's und iſt erkältet,
Iſt erkältet bis an's Herz.
Weinend ſtürzt er durch die Gänge
Rückwärts bis zur Eingangspforte,
Doch des Tempels Thüre ſchließt ſich
Eigens, und des Tempels Schlüßlein
Liegt in ſeinen Händen wieder.

Wie er klagt und wie er weinet,
Hüllt er's ein in weiche Seide,
Steckt es ſicher in ſein Wams,
Draußen ſchwingt er ſich auf's Rößlein
Und mit drei gewalt'gen Sätzen
Jagt er ſtaubend über jenen
Weiten Vorplatz durch die Pappeln,
Iſt in Waldesnacht verſchwunden
Still im Mondſchein liegt das Schloß.

—

II.

In der Städte wildes Treiben
Hat der Knabe ſich geworfen,
Ward zum Jüngling, kämpfte, rang,
Dachte immer ſeines Schloſſes
Ehrfurchtsvoll und furchtvoll ſchauernd,
Dachte wie es zu veräußern,
Wie der Schenke ihm gebot.
Und, o Wunder, ihm im Haupte
Stand das Bild der Marmorjungfrau,
Stand und ließ ſich nicht vertreiben
Und es hüllten ſeine Träume
Sehnend ſich um jenes Bildwerk
Ruhig blickt es in die Träume
Tief bewegt und unbeweglich.
Wenn er ſtieg von ſeinem Lager,
Stand's in Wolken, zog ihn nach ſich,
Stand auf Sockeln ſteingemauert,
Stand und trank des Jünglings Blicke,
Der ihm folgte unbewußt. —
Armuth kam, ach, bitt're Armuth

Ärmlicher ward Jünglings Lager,
Ärmlicher ſein dünnes Kleid,
Und der Hunger nagte gierig
Ihm am Geiſte, ihm am Muthe.
Und er dachte ſeines Schloſſes,
Dachte ſeiner ew'gen Sehnſucht
Und ging hin. Nicht hoch zu Roſſe,
Barfuß irrt er durch die Wälder,
Irrte bis zu ſeines prächt'gen
Kalten Schloſſes Pforte, welches
Zu betreten kaum er wagte.
Doch die Thüre klang im Schloſſe,
Und der Jüngling flog geſchäftig,
Tief erſchauernd durch die Gänge,
Grades Wegs zu jenem Tempel,
Der ſein ew'ges Traumbild barg.
Und das Traumbild ſtand, in Marmor
War's gemeißelt, wie am Anfang.
Weiblich einfach ſchöne Glieder,
Hold bewegt und dennoch ruhig,
Keuſch das Marmoraug' geſenket
Und zu Händen eine Tafel.
Eine Tafel? Lies, o Jüngling!
Sprach das ſtumm geſenkte Auge,
Und der Jüngling las und las:
„Schätze berg' ich, hohe Schätze,
Schätze leuchtend wie Rubinen,
Schätze ſtrahlend wie Demant;
Wird der Marmor einſt erwärmen,
Hebſt Du, Jüngling, dieſe Schätze!
Will Dich lehren, wie Du meinen
Marmorbuſen magſt erwärmen,
Sei“ . . . hier war die Schrift unleſbar,
Und es blinkte hie und da nur
Noch hervor ein heller Buchſtab.

„Sei? Was ſoll ich ſein? o rede,
Rede weiter, daß ich eile
Zu vollführen die Gebote,
Die Dich mir erwärmen ſollen!“
Rief der Jüngling; doch die Tafel
Blieb unleſbar. Armer Jüngling!
Da und dort in fieberhaftem
Wilden Drange forſchte brennend
Sein erregter irrer Blick.
„Du lebendig, Du lebendig?“
Klang's in ihm, und heißen Dranges
Schlug ſein Herz und ſchlug das eine
Wort nur immer „Du lebendig?“
„Wie, wie thu ich's? Soll ich beten,
Soll ich wimmern Dir zu Füßen,
Liebe ſtammeln, heiße Liebe
Dir geſtehn, die in mir tobet?
Soll ich mich in Qualen winden?“
Lautlos ſteht der kalte Marmor.
„Lautlos ſtehſt Du? Soll ich alſo
Mich erheben, Deine Kniee
Feſt umfaſſen, ſoll ich meiner
Augen Strahl in Deine brennen?
Doch Du ſiehſt auf mich hernieder
Und erkältet ſinkt mein Auge,
Sinkt und weiß nichts mehr von Kraft.“
Lautlos ſteht der kalte Marmor;
Aber zaub'riſch zuckt des Jünglings
Ganzer Bau, er ſchnellt empor ſich
Und umfaßt der Marmorjungfrau
Kalte Bruſt, er preßt ſie glühend
„Nun erwarme, nun erwarme!“
Ruft er. Küſſe, heiße Küſſe
Zittern auf dem bloßen Marmor;
Aber mälig legt die Gluth ſich,

Mälig ſinkt die Hand, und mälig
Löſen ſich des Jünglings Glieder;
Aus den Augen rinnt ein heißer
Wonnevoller Thränenſtrom.
Und er läßt ſich athmend nieder
An der Pforte kalter Schwelle,
Liegt und ſchaut mit Sehnſuchtsblicken,
Ob der Jungfrau blaſſe Wange
Sich nicht röthe, ob ein Schimmer
Ihrer Glieder weiße Pracht nicht
Überzöge. Da, ein Schatten.
Ihre Lippen zittern „Götter!“
Vor Erwartung bebend, ſchauernd
Steht er, das geheimnißvolle
Wirken nicht zu ſtören „Götter!“
Gold durchdringt das Haar, ein Funke
Glüht in ihrem Auge „Götter!“
Glühend ſchnellt empor der Jüngling,
Will es faſſen, will es halten!
Und von neuem ſinkt er ächzend
Nieder, jetzt wie einſt betrogen;
Starr wie immer ſteht das Steinbild.
„Trügeriſcher Schein“, ſo ruft er,
„Lieblich fürchterliches Trugbild,
Willſt Du Liebe mir nicht geben,
Gieb mir Gold! Gold, ſag ich, gib mir,
Daß ich nähre mich und kleide.
Gold! ich fordre Gold von Dir.
Wogend ſchleudert ihm der Buſen,
Leidenſchaftlich wild erbebend,
Worte auf die flinke Zunge.
Hunger, Angſt und Noth und Sorge,
Heißer Drang und ew'ges Schmachten
Bringen ihn dem Wahnſinn nah.
Und er eilt durch Dorn und Dickicht.

Über Ströme ſchwimmend, keuchend
Nach der Stadt zurück. Dort findet
Schnell er Händler mancher Arten,
Die in goldnen Säckeln wühlen,
Die ihn mitleidsvoll betrachten,
Mitleidsvoll allein von außen,
Denn ſie ſehen ſeinen Blicken
An, daß Thaten der Verzweiflung
Sich in ſeinem Buſen bergen.
Dieſe aber füllten immer
Noch die Beutel der Hebräer
Und ſo ſprechen ſie zu ihm:
„Komm herein, auf daß wir nähren
Dich und kleiden, armer Jüngling,
Daß wir wärmen Deine Glieder,
Daß wir ſtärken Dich und laben!“
„Bin nicht arm, ihr werthen Männer,
Iſt ein Gut mir hinterblieben,
Kommt und ſeht, ob's werth euch ſcheinet,
Euer Geld dafür zu ſetzen.
Mag's mein Vater mir verzeihen,
Daß ich handle, wie ich muß.
Bin nicht arm, nicht brauch' ich Speiſe,
Haufen Goldes nicht als Gabe,
Stärkung nicht, noch Labung brauch ich.
Kommt und folgt mir!“ Und ſie folgten,
Die Hebräer, gier'gen Blickes.

—

III.

Staunend ſtanden die Hebräer
Vor des Schloſſes langer Front,
Staunend zählten ihre Finger

Goldeshaufen in den Säckeln.
Staunend ſahen ſie ſich an;
Aber bald entwich das Staunen,
Und die gierige Schlauheit thronte
Feſt auf der Hebräer Stirnen.
Wehmuthsvoll führt ſie der Jüngling
In das Schloß, durchſchweift mit ihnen
Alle Gänge, alle Säle.
Lautlos folgen die Hebräer,
Schier geblendet von dem Reichthum.
Truhen, wunderbar und kunſtreich,
Becher, Schalen und Pokale,
Bilder, wunderfein und lieblich,
Bilder, mächtig und gewaltig,
Nie geahnter Schätze Zahl
Wieder ſtaunen die Hebräer,
Bis die Liſt den Sieg gewinnt.
Dieſes Schloß wollt Ihr verkaufen,
Edler Jüngling? So erlaubet,
Daß wir fühlend dieſer Dinge
Werth begreifen. Iſt's geſtattet?"
Und der Jüngling nickt bejahend.
Hei, da regen ſich die Finger,
Griffen nach den Goldpokalen,
Griffen nach dem herrlichen Schnitzwerk;
Doch verblüfft ſehn ſich die Prüfer
In die Augen, und in Allen
Malte Schrecken ſich und Zorn.
„Herr, Du willſt uns äffen!" „Äffen?"
„Greife ſelbſt nur, öffne jenes
Schrankes ausgelegte Thüre,
Greif das elfenbeingeſchnitzte
Stierhaupt, greif es!" Und der Jüngling
Griff und griff — in leere Luft!
„Blendwerk, Blendwerk, ſchnödes Blendwerk",

Rieſen zeternd die Hebräer.
Raſend durch des Schloſſes Gänge
Eilte ihnen nach der Jüngling,
Führte flehend ſie zurücke. —
„Kommt und ſeht, wenn Alles Trug iſt,
Eines zeig ich euch, das ſicher
Greifbar iſt mit Menſchenhänden!“
Und ſo zog er zu dem Tempel
Sie, in welchem blaß wie immer
Stumm und kalt das Steinbild ſtand.
„Welch' ein Kunſtwerk!“ Dieſe Worte
Stieß ein jeder ſtaunend aus.
Und mit ſchleichend gier'gen Schritten
Nahten ſie ſich der Jungfrau,
Hoben ekle Spinnenfinger,
Zu betaſten, zu befühlen,
Und befühlten — leere Luft.
Flüche, Flüche, ekle Flüche,
Krächzten durch die heil'gen Hallen;
Die Hebräer ziehen Dolche,
Scharen zeternd ſich zuſammen,
So des Schloſſes Ausgang ſuchend;
Und ſie finden ihn, betreten
Unbefriedigt, gier'gen Blickes
Rückwärts ſchauend, weiten Platzes
Weißen Kiesſand, ſtolpern fluchend
Durch der Pappeln ernſten Kreis
In den Wald, wo ſie verſchwinden,
Draus nur leiſe hin und wieder
Noch ein Fluch herüber ſchallt.
Und der Jüngling liegt zerſchmettert,
Liegt vernichtet, ohne Regung
Auf des Tempels kalten Steinen.
„Werthlos, — alle werthlos“, weint er,
„Darum ſollt' ich's nicht veräußern.

Daß ich ewig des Betruges
Daſein nicht entdecken ſollte. —
Aber doch bei allen Göttern,
Hab ich's doch im Arm gehalten,
Hab ich doch gefühlt der Jungfrau
Kalte Glieder!" Wunden Blickes
Schleppt er ſich zum hehren Bildwerk,
Will's umfaſſen, will's berühren,
Doch vergebens ſucht ſein Finger,
Was das Auge ſtaunend ſieht.
Und es irrt ſein Blick zur Tafel,
Will die alten Lettern finden,
Will verſuchen, ob nicht lesbar
Sei der Schrift Geheimnißvolles.
„Schätze berg ich, hohe Schätze",
Lieſt er, „leuchten wie Rubinen,
„Schätze, ſtrahlend wie Demant.
Himmelreich hat ſie geboren.
Wird das Luftbild Marmor wieder,
Hebſt Du, Jüngling, dieſe Schätze!
Willſt Du mich zu Marmor machen,
Sei!" ..... hier war die Schrift verloſchen.
„Erſt zum Leben aus dem Marmor,
Dann zum Marmor aus dem Nichts?
Nein, zu Staub will ich Dich machen!"
Rief der Jüngling, ſchlug mit Fäuſten
Nach der Jungfrau, ſchlug und ſchäumte,
Doch er ſchlug in leere Luft.
Schamhaft ruhig ſtand das Bildwerk,
Ewig rein und ewig würdig,
Niederwärts den Blick gerichtet,
Ohne Zorn und ohne Mitleid.
Da erfror des Jünglings Seele,
Wie ein Hund ſchlich er von dannen,
Öffnete des Schloſſes Pforte.

Trat hinaus in bleichen Mondſchein,
Der am Marmorſchloſſe glühte
Und in Pappelwipfeln glimmte.
Schattenlos lag Schloß und Schloßplatz.

—

IV.

Da — „verkaufe mir das Schloß“, ſo
Klang es, alſo daß der Jüngling
Jähe ſchrack zuſammen. „Sage,
Wer Du biſt? Wer biſt Du Fremder?“
Rief er aus und blickte ſchaudernd
Auf ein langes, hageres Etwas,
Einen Mann mit falt'gem Antlitz,
Drauf ſich Lüſternheit und Laſter
Breit gemacht, doch deſſen Stirne
Schien verwegnen Stolz zu athmen.
Weltmannsförmlich war ſein Gruß.
Zierlich lehnt er an der Mauer;
Zierlich nickt die Reiherfeder
Vom Barett ihm; zierlich ſind die
Schlanken Beine überſchränkt;
Feſt umhüllt ein rother Mantel
Seine Glieder; auf die Bruſt iſt
Ihm das Kinn geſunken; über
Mantelfalten blitzt ſein Auge.
Und er klirrt mit goldnen Ketten,
Und er ſpielt mit Diamanten,
Die den Mantel reich beſetzen.
An die lange Schloßfront ſieht er
Stumm gelehnt, als ob der Mondſchein,
Stadt und Nacht für ihn ein Nichts ſei,
Einzig nur und ſelbſtgefällig
Sich betrachtend, Alles ringsum

Achtend nicht und nicht verachtend,
Selbſt die Sterne hoch am Himmel.
Wiederum mit feinem Gruße
Lüpft er ſein Barett und näſelt:
„So verkaufe mir das Schloß!“
Und mit feſtem Blick, der Rede
Wirkung unterſuchend, naht er
Sich dem Jüngling, reicht dem Zagen
Ritterlich die feine Rechte,
Die, ſo weich und fein geſchnitten,
Bürge für des Trägers Herz iſt.
Ringe blinken ihm vom Finger,
Und der Jüngling ſchlägt bezaubert
In die Rechte, und empfindet
Leiſen Druck, den er erwidert.
„Komm, ich habe Gold die Menge!“
Spricht der Fremde. „Dir indeſſen
Darf ich nimmermehr verhehlen,
Daß Du reich und mächtig biſt.
Deine Schätze ſind lebendig.
Der Hebräer plumpe Finger
Fühlten nicht, und ihre Augen
Sahen nicht; ſo wie Du Jene
Rieſeſt, warſt Du ſelber blind.
Und er zog zur goldnen Pforte,
Drängte hin den zagen Jüngling,
Griff das Schloß, doch . . . . „halte, halte!“
Rief der Jüngling — „darf ich öffnen?
Dir? Dir, den ich nie geſehen,
Nie gekannt, und nie geahnet?
Sage, der Du ſolche Macht haſt,
Sage, bei dem Geiſte meines
Todten Vaters, darf ich öffnen?“ —
Bleicher ward des Fremden Miene,
Doch er ſprach in heiterm Tone.

Mit der Hand die ſchmale Stirne
Leichthin ſtreichend, „ja Du darfſt!"
Und unhörbar für den Jüngling
Sprach er noch: „die Todten ſchlummern."

—

V.

Durch die Gänge ging es wieder,
Durch die Säle, durch die Hallen.
Schal' und Krüge griff der Fremde,
Und der Jüngling griff ſie alle,
Schlug Metalle zu Metallen
Mit dem Fremden, daß es klang.
Fühlbar Alles, werthvoll Alles,
Und es ſchien dem guten Jüngling
Wie ein Traum, wenn er bedachte
Der Hebräer wild Geſchrei.
Sichren Schrittes ging der Fremde
Immer nach dem einen Ziele,
Immer hin nach der Kapelle;
Und er ſprach, indem er ging:
„Fühlbar bleibe das Gefühlte,
Fühlbar Dir auf ew'ge Zeit;
Aber wenn ich Dir's vollbringe
Und des Schloſſes Schätze hebe,
Gieb ein Kleines mir zum Lohne!"
„Sprich!" „In Deinem Schloß ein Flecklein
Erde, breit genug die Füße
Mir zu tragen, nur die Füße.
Nichts als dies; ein kleiner Wunſch nur,
Und Du kannſt ihn mir gewähren,
Eine Scholle für ein Land."
Schallend ſchlug des Jünglings Rechte
Ein, und in des Fremden Auge
Glühte düſter ein Geheimniß.

Schneller wurden ſeine Schritte,
„Gieb den Schlüſſel“, ſprach er ruhig:
„Welchen?“ „Den zu der Kapelle!“
„Der Kapelle?“ „Der Kapelle!“
Bebend hört's der Jüngling, bebend
Fliegt ein „nein“ von ſeinen Lippen:
Aber kaum iſt's ausgeſprochen,
Hämmern glühend tauſend Pulſe,
Jagt das Blut nach ſeinem Herzen,
Und er faßt des Fremden Mantel:
„Du, — Du kannſt ihr Leben geben“,
Ächzt er, „gieb ihr Leben, Fremder!“
Spricht's und preßt den Silberſchlüſſel
In die Hand des fremden Mannes,
Der ihn haſtig ſtößt in's Schloß.
Bläulich flammt es in den Angeln,
Und die Thür geht ſauſend auf. —
Lautlos ruhig ſtand das Steinbild,
Lautlos ruhig ſtand das Wahnbild,
Duldend, denkend, ewig ſchweigend.
Flüſternd neſtelt ſich der Jüngling
An den Fremden, drückt im Fieber
Seine Lumpen an ſein Goldwams:
„Nun, ſo ſchaffe ſie zum Leben,
Schaffe ſie zum Leben, Fremdling,
Nimm das Schloß, ja nimm das Ganze
Für dies eine Werk dahin!“
Doch der Fremde gab zurück ihm:
„Bettler Du in Deinem Reichthum!
Bettler Du in Deinem Schloſſe!
Schau, wie dieſe Lumpen Deines
Körpers Blöße nicht verhüllen.
Nun, ſo will ich Dir ſie nennen,
Die Dir alles Dies bereitet,
Die Dir Hunger ſchafft und Elend,

Die Dir alle Deine Güter
Werthlos macht, die Dirne iſt es,
Die nicht Fleiſch, noch Luft, noch Marmor,
Die ein Nichts iſt, und doch Alles.
Schau, Du giebſt das ganze Schloß mir,
Wenn ich ſie zum Leben ſchaffe?
Da, ich ſchaffe ſie zum Leben,
Will ſie Dir zu Willen zwingen,
Sei ſie mir zu Willen erſt
Aber ihrer Füße Sockel
Sei der Raum, den ich erkieſe
Einzig mir zum Lohne, einzig,
Und das ganze Schloß behalte.
Jählings ſprang er wie ein Tiger
Auf das zarte Bild und gierig
Faßten ſeine langen Arme
Ihren Gürtel, mächtig hob er
Sie empor, und unter ſeinen
Wolluſtvoll unreinen Küſſen
Schien das Steinbild warm und blühend
Mächtig warf er es dem Jüngling
Zu; doch kaum aus ſeinen Armen,
Stieg das Bild in alter Ruhe
In die Lüfte, rein und lieblich,
Duldend, denkend, ewig ſchweigend;
Und ſo ſchwand es ſeinen Blicken,
Schwand in Wolken, ſchwand zum Himmel
Und auf dem verlaſſ'nen Sockel
Stand der Fremdling. „Alſo“, ſprach er,
„Hab' ich Dir den Wahn vernichtet,
Ihn entweiht und ihn entpuppt.
Ich bin Alles, komm und greife,
Ich bin Fleiſch und Blut und Knochen,
Bin freigebig wie die Götter!“

Und er ſchwenkte ſeines Mantels
Enden, Regen, gold'ner Regen,
Myriaden Münzen klirrten
Nieder, blendeten des Jünglings
Augen, rollten auf den Eſtrich.
„So, nun ſuche, willſt Du mehr, ſo
Komm und ſchüttle! Ich indeſſen
Will zu Deinem Gott mich ſchlagen." —
Starr auf einmal blieb der Fremde,
Starr und ſteif und unbeweglich:
Doch der Jüngling ſah ihn nicht.
Denn es kam Geſang und Jubel
Aus den Sälen nah und näher;
Tänzerinnen, Spiel und Reigen.
Zimbeln und Trompetenſchmettern
Wirbelten durch's weite Schloß.
Mädchen kamen, wilde Mädchen,
Schlanke Mädchen, zart wie Silber,
Weich wie Sammt, in Dunſtgewebe
Eingehüllt; in Perlen glitzernd
Nahten ſie ihm, hold erröthend.
Und ſie hüllten ihn in Tücher
Und ſie trugen ihn in Bäder
Und ſie kleideten ihn fürſtlich.
Gaben Degen ihm und Ketten,
Schmückten ihn zuletzt mit Blumen
Und mit Epheu, führten dann ihn
Tanzend, ſingend, zum Banket.
Lichter glühten, tauſend Lichter
Funkelten, und Stimmen ſchwirrten
Durcheinander Sammet, Seide,
Holde Augen, zarte Glieder,
Reiche Speiſen, Wein in Strömen,
Pfropfen knallen, Becher klingen,
Und ein donnernd wilder Jubel

Grüßt den Jüngling, tauſendſtimmig!
Lieblich führt man ihn zum Seſſel,
Der erhöht iſt und bekränzet,
Und man huldigt ihm als Herrn.
„Hei Fanfaren!“ Neue Reigen.
Vorhäng' rauſchen auseinander,
Glüh'nde Mädchen tanzen; Knaben
Schlagen Cymbeln, and're ſingen,
And're tragen volle Becher,
Und der Jüngling greift begierig
Bald nach Dirnen, bald nach Bechern,
Schlägt an's Glas und ruft die Worte,
Denen Alle gierig lauſchen:
„So erweckt man todte Geiſter,
So erwärmet man die Pole,
So erwärmet man den Marmor!“
Und er ſtürzt das Glas hinunter,
Stürzt noch eins hinab, ein neues,
Alle thun desgleichen; Alle
Lallen: „So erweckt man Todte,
So erwärmet man die Pole,
So erwärmet man den Marmor!“
Bis der lichte Morgen taut.

VI.

Feſte jagen, üpp'ge Feſte,
Und der Reichthum will nicht enden;
Unerſchöpflich iſt ſein Born.
Starr im Tempel ſteht das neue
Bild, das farbige des Fremden,
Deſſen Mantel nur beweglich,
Schüttelt Reichthum nach Bedarf.

Aber ach! Es graut dem Hausherrn
Vor dem Tempel, und es iſt ein
Kläglicher, gemeiner Anblick,
Wenn er jenen Mantel ſchüttelt,
Dennoch, von der Noth bewogen.
Wie er knechtiſch ſeinen Rücken
Beugt und ſucht die bunten Münzen,
Die der Geiſt verächtlich wegwirft.
Armer Jüngling, armer Jüngling!
Ach, es bleichen Deine Locken,
Und es furcht ſich Deine Wange,
Und ermattet ſinkt Dein Auge.
Heute, wenn die Pfropfen knallen,
Sitzeſt Du in Deinem Seſſel,
Ein Verlaſſ'ner, ein Verlor'ner.
Kaum daß ſich Dein mattes Auge
Noch erhebt, kaum daß die Lippe
Nippt am Becher, den die Rechte
Zitternd hält, als ſei der Wein Dir,
Den Du trinkſt, zum Rätſel worden.
Und indeß die Andern jubeln,
Murmelſt Du die ſtillen Worte:
„So erwärmte ich die Pole,
So erwärmte ich den Marmor,
Ach, der Marmor iſt erkaltet,
Ach, der Marmor iſt nicht einmal
Mehr ein Trugbild, iſt verſchwunden,
Ganz verſchwunden, ganz verſchwunden!“
So auch heute ſitzt er wieder,
Sitzt, indeß die Andern zechen,
Tanzen, ſingen um ihn her,
Sitzt und ſpricht dieſelben Worte.
Da auf einmal hebt er leiſe
Sich vom Seſſel, taſtet einſam
Durch die Gänge nach dem Tempel,

Drin der Mond in magiſchen Flecken
Spielt, und flackernd auf der bunten
Schreckgeſtalt des Fremden ruht.
Vom Barette nickt die Feder,
Und die Stellung iſt dieſelbe,
Die er einnahm, als die erſten
Worte ſeinem Mund entſchlüpften.
Über ſeines Mantels Falten
Blitzt das Auge, aber lautlos,
Wortlos, ohne Regung ſtand er
Seit dem erſten Tage alſo.
Und der Hausherr ſchrickt zuſammen,
Lehnt die ſchweißbedeckte Stirne
An die Marmorwand und weinet:
„Gieb mir meine Lumpen wieder,
Gieb mir meine Armuth wieder,
Gieb mir auch mein Marmorbild!“

—

VII.

Nun, mein Märlein iſt zu Ende:
Wer den Drang hat, mag ſich's deuten,
Wer ihn nicht hat, der mag lachen.
Doch für die, die gerne wiſſen
Möchten, wie's zu End' gekommen
Mit dem Hausherrn, mit dem Schloſſe,
Ob der Fremde ewig ſtehe,
Und das Steinbild ewig weile,
Unerreicht im hohen Himmel,
Denen will ich noch berichten —
Ruhig zog ein alter Waller
Steinige Straße, zog gebückten
Hauptes, aber feſten Schrittes.
Bettlerkittel ſchützte ſpärlich

Ihn vor Sturm und rauhem Froſte:
Aber wer ihm in die Augen
Sah, der fühlte ſüßen Frieden
Drin gelagert; ſah den Frieden
Drunten auch in Wallers Bruſt.
Und kein Blick traf die Paläſte,
Die am Weg ſich prunkend thürmten,
Keiner traf die Prachtkaroſſen,
Die an ihm vorüber jagten.
Sinnend haftete am Boden
Stets ſein Auge, oder hob ſich
Hoffnungsſtrahlend in die Sterne.
Ihm zur Seite, ungeſehen
Von den andern, ging die Jungfrau
Der Kapelle, warm und blühend.
Und ſie küßte ihn in Schlummer,
Und ſie weckte ihn des Morgens,
Treu vermählt mit ihm im Geiſte. —
Müde einſt vom langen Wege
Sank der alte Waller nieder,
Und in ihre weichen Arme
Bettete die Jungfrau ihn;
Da durchrannen Jugendkräfte
Seine Glieder, auf ſich hebend
Leicht und frei, entſchwand er lächelnd
Mit der Holden in die Sterne.
Abend war's, — und im Geſtrüppe
Fand man Morgens eine Leiche. —

Fern im Walde ſtand verlaſſen
Noch das Erbe. Doch zur Stunde,
Als der Alte ſtieg zum Himmel,
Warf ein Blitz das bunte Zerrbild
Von dem alten Poſtamente

Fluchend floh es aus dem Tempel
In den Wald, drin es verſchwand.
Und herab zum zweiten Male
Stieg das ſtille Götterweſen
Wieder auf den alten Sockel
Auf dem Sockel ſteht's noch heute.
Weiß nicht, ob der alte Walter
Seinen Erben hinterlaſſen
Jenes urgeheime Wort,
Das der Tafel Sinn enträtſelt,
Neu die Jungfrau rief vom Himmel,
Das er allzu ſpät erkannt.

Inhaltsüberſicht.

Erſter Theil.

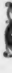
Lyriſche und epiſche Form.

Seite
Weltweh und Himmelsſehnſucht 5
Sonnenflug 6
Raum 7
Blätterfall 8
Abend 9
'S iſt ſo ein ſtiller heil'ger Tag 10
Falter im Schnee 10
Aufgang 12
Dämmerlicht des Föhrenwalds 12
Eislauf 13
Geſtorbenes Erz 15
Abendſtimmung 17
Kapellenglöcklein 17
Nacht im Forſt 18
Ein Grillenlied 19
Auf der Warte 19
Bernſtein und Koralle 20
Gewitterſtimmungen am Meer 21
Mondſcheinlerche 25
Draußen gießt ſein Schlummerhorn 26
Die Lüfte brauſen und toſen 26
Kreidebleicher Junimond 27
[illegible] 28
Die alte Nacht 29
Verlohnt's der Müh'? 30
Graue Nebel decken See und Land 31
Nebel 31
Der Herbſtwind heult 32
Das Eine 32
Im Nachtzug 35
Der Wächter 38
Ahasver 40
Die Selbſtmörder 41
Am Grabe Eines, der durch Selbſtmord geendet hatte 43
Mein Kampf 44
Zur Fahrt 45
Tönende Liebe 47
Die Aſparas 50
Hoch im Bergland von Arkadien 53
Die Mondbraut 56
Der Tod des Drachus 60

Zweiter Theil.

Sagen und Märchen.

Die Jungfrau im Waſchſtein 71
Die ſchwarze Frau in der Stubbenkammer 72
Die ſieben bunten Mäuſe 77
Der Teufelsdamm im Naugarder See 87
Das Märchen vom Steinbild 101



Gerhart Hauptmann.

Einſame Menſchen.

Drama.

Berlin 1891.
S. Fiſcher, Verlag.
Königl. ſchwed. Hofbuchhändler.

Den Bühnen gegenüber Manuſcript.

Aufführungsrecht durch Felix Bloch Erben, Berlin, Dorotheenſtr. 30.

V 7107

NATIONALE
FORSCHUNGS-
UND GEDENK-
STÄTTEN

S

Ich lege dies Drama in die Hände derjenigen,
die es gelebt haben.

Die Vorgänge

dieſer Dichtung geſchehen in einem Landhauſe zu Friedrichshagen bei Berlin, deſſen Garten an den Müggelſee ſtößt.

In allen fünf Akten bleibt der Schauplatz derſelbe:

Ein ſaalartiges Zimmer — Wohn- und Speiſeraum — gut bürgerlich eingerichtet. Ein Pianino iſt da, ein Bücherſchrank; um ihn gruppirt Bildniſſe — Photographie und Holzſchnitt — moderner Gelehrter (auch Theologen), unter ihnen Darwin und Häckel. Über dem Pianino Ölbild: ein Paſtor im Ornat. Sonſt an der Wand mehrere bibliſche Bilder nach Schnorr von Carolsfeld.

Links eine, rechts zwei Thüren. Die Thür links führt in's Studirzimmer Johannes Vockerat's. Die Thüren rechts in's Schlafzimmer und auf den Flur.

Der Raum hat eine mäßige Tiefe. Zwei Bogenfenſter und eine Glasthür der Hinterwand geſtatten den Blick auf eine Veranda und einen Ausblick über den Garten, auf den See und die Müggelberge jenſeits.

Zeit: Gegenwart.

Erſter Akt.

Das Zimmer iſt leer. Durch die nur angelegte Thür des Studirzimmers vernimmt man eine predigende Paſtorenſtimme, und als dieſe nach wenigen Sekunden verſtummt, die Töne eines, auf einem Harmonium geſpielten Chorals.

Während der erſten Takte wird die Thür vollends geöffnet und es erſcheinen: Frau Vockerat sen., Frau Käthe Vockerat und die Amme mit einem Kinde im Steckkiſſen: alle, feſtlich geſchmückt.

Fr. Vockerat (Sie iſt eine Matrone in den fünfziger Jahren. Schwarzes Seidenkleid. Wellenſcheitel. — Nimmt und tätſchelt Käthes Hand.). Er hat doch ſehr ſchön geſprochen?! Nicht, Käthchen?!

Fr. Käthe (einundzwanzig Jahr alt. Mittelgroß, zart gebaut, bleich, brünett, ſanft. Späteres Reconvaleſcentenſtadium. — Sie lächelt gezwungen, nicht mechaniſch und wendet ſich dem Kinde zu.).

Die Amme. Der kleene, liebe Kerl! hä, hä! (Sie wiegt ihn im Arm.) Nun is er aber an't Einſchlafen — ksss, ksss, ksss! — Nu will er nich mehr von wiſſen — (Sie beſeitigt ein dem Kinde unbequemes Schleifenband.) ſo, ſo! — hm, hm, hm! Schlaf, Du mein Puttecken, ſchlaf. (Sie ſingt mit geſchloſſenen Lippen die Melodie von: „Schlaf Kindchen, ſchlaf“) Aber den Paſtor hat er anjetrotzt —: ſo! (Sie ahmt es nach) hä-hä! bis det Waſſer kam, hä-hä! det war'n aber doch zu bunt. (Sie dudelt) Vaterken mit's Röhreken, Hau mir nich zu ſchreken! — hä-hä! denn ſchrie er aber los, au, weh! ſu, ſu, ſu! Schlaf Kindchen, ſchlaf . . . (Sie tritt mit dem Fuße den Takt.)

Fr. Käthe (herzliches aber nervöſes Lachen).

Fr. Vockerat. Ach, ſieh blos Käthchen! wie niedlich! Was nur der Junge für lange Wimpern hat.

Die Amme. Hä-hä! det ſin Mama'n ihre. Schlaf Kindchen . . . Kleene Troddeln ſind det.

Fr. Vockerat. Nein, wirklich Käthchen: die ganze Mutter!

Fr. Käthe (ſchüttelt energiſch abwehrend den Kopf).

Fr. Vockerat. Wirklich.

Fr. Käthe (mit Zwang redend). Ach Mamachen — das wünſche ich mir garnicht. Mir — ſoll er garnicht ähnlich werden. Mir — (Sie kommt nicht weiter.)

Fr. Vockerat (ſucht abzuleiten). Ein kräftiges Kind.

Die Amme. 'N Staatskerl.

Fr. Vockerat. Sieh nur Käthe dieſe Fäuſte.

Die Amme. Fäuſte hat der — wie'n Goliat.

Fr. Käthe (küßt das Kind). Fr. Vockerat, Gelt? ein ſolides Bruſtkäſtchen?

Die Amme. Det könn' Se jloben, Frau Oberamtmann, wie ſo'n General. Ksss, ksss! Der nimmt et mal mit fünfen uff.

Fr. Vockerat. Na wiſſen Sie . . . (Sie und Fr. Käthe lachen.)

Die Amme. Der hat jeſundes Blut, ksss, ksss! Die

Kinder leben ja vom Blute ksss, ksss! (halb ſingend) ſo, ſo, ſo! Nu komm, nu komm! — nu woll'n — wir — in — die — Nauni gehn — in — die — Nauni. Ja, ja! wir — gehn — jetzt — in die Nau — ni ksss, ksss, ksss! Schlaf Kindchen . . . (ab in's Schlafzimmer.)

Fr. Vockerat (hat die Thür hinter der Amme geſchloſſen, wendet ſich, beluſtigt den Kopf ſchüttelnd). Z, z! dieſe Perſon! aber recht tüchtig iſt ſie doch deshalb. Ich freu mich, Käthchen, daß Du's ſo gut getroffen haſt.

Fr. Käthe. General — liebes Gottchen! (Sie lacht. Ihr Lachen wird krampfhaft, ſchließlich mehr Weinen als Lachen.)

Fr. Vockerat (erſchrocken). Du! — Du!! —

Fr. Käthe (bezwingt ſich).

Fr. Vockerat (hält Käthe umarmt). Kathinkerle!

Fr. Käthe. Mir — iſt ja — wirklich nichts.

Fr. Vockerat. Ja wohl iſt Dir was. 'Es ja weiter kein Wunder, Du biſt eben noch angegriffen, komm, leg Dich paar Minuten.

Fr. Käthe. 'Es ja — ſchon wieder gut Mama.

Fr. Vockerat. Aber ſo ſtreck Dich doch nur 'n Augenblickchen.

Fr. Käthe. Ach bitte nein — bitte nein! Es muß ja auch gleich gegeſſen werden.

Fr. Vockerat (am Tiſch, wo Wein und Kuchen ſteht, ein Glas mit Wein füllend). Da nimm wenigſtens 'n Schluck. Koſte mal! — s ſchmeckt ſüß.

Fr. Käthe (trinkt).

Fr. Vockerat. Das ſtärkt. Nicht?! — Liebes, gutes Kindchen, was machſt De mir denn für Geſchichten? Na, na! Du mußt Dich eben noch ſchonen, weiter is nichts nöthig. Ind laß gut ſein! — Mach Dir weiter keine unnöthigen Sorgen! — 'S wird alles werden. Jetzt habt Ihr den ungen, nu wird alles anders werden. Johannes wird higer werden . . .

Fr. Käthe. Ach, wenn nur, Mama!

Fr. Vockerat. Denk doch blos, wie er ſich gefreut hat, als der Junge kam. Und er iſt doch überhaupt der reine Kindernarr. Verlaß Dich drauf. Das iſt immer ſo. 'Ne Ehe ohne Kinder, das iſt garnichts. Das iſt nichts Ganzes und nichts Halbes. Was hab' ich blos den lieben Herrgott gebeten, er ſoll Eure Ehe mit einem Kinde ſegnen. Sieh mal, wie war's denn bei uns: erſt haben wir uns hingeſchleppt, vier Jahre — ich und mein Mann — das war gar kein Leben. Dann erhörte der liebe Gott unſre Bitten und ſchenkte uns den Johannes. Da fing unſer Leben erſt an, Käthchen! Wart nur erſt, wenn erſt das dumme Vierteljahr wird vorüber ſein, was Du für Spaß haben wirſt an dem Kinde! nein, nein! Du kannſt ganz zufrieden ſein, Du haſt Deinen Jungen. Du haſt Deinen Mann, der Dich lieb hat. Ihr könnt ohne Sorgen leben. Was willſt Du denn mehr.

Fr. Käthe. Es is ja auch vielleicht Unſinn. Ich ſeh's ja ein. Ich mach mir ja manchmal wirklich unnütze Sorgen.

Fr. Vockerat. Sieh mal! — Du mußt mir aber nicht böſe ſein! — Du würdeſt viel mehr Frieden finden, Käthchen, viel mehr — wenn . . . Sieh mal, — wenn ich mal ſo recht voller Sorgen bin, und ich hab' mich dann ſo recht inbrünſtig ausgebetet, hab' ſo alles dem lieben Vater im Himmel an's Herz gelegt; da wird mir ſo leicht, ſo fröhlich um's Herz . . .! Nein, nein! und da mögen meinetwegen die Gelehrten ſagen, was ſie wollen —: es giebt einen Gott, Käthchen! — einen treuen Vater im Himmel, das kannſt Du mir glauben. Ein Mann ohne Frömmigkeit, das iſt ſchon ſchlimm genug. Aber eine Frau die nicht fromm iſt . . . Sei mir nicht böſe, Käthchen! Schon gut, ſchon gut. Ich rede ja nicht mehr davon. Ich bete ja ſo viel. Ich bitte Gott ja täglich. Er erhört meine Bitten ſchon noch, ich weiß es. Ihr ſeid ja ſo gute Menſchen. Der liebe Gott wird Euch auch noch zu frommen Menſchen machen. (Sie küßt ihre Tochter. Der Choral iſt zu Ende.) Ach, ich verplaudre mich.

Fr. Käthe. Wenn ich doch ſchon beſſer fort könnte, Mamachen. 'Es mir ſchrecklich ſo immer nur zuzuſehen, wie Du Dich abmühſt.

Fr. Vockerat (in der Flurthür). J, das wär' der Rede werth. Das ſind ja Ferien hier bei Euch. Wenn Du ganz geſund ſein wirſt, laß ich mich von Dir bedienen (ab).

Fr. Käthe (will in's Schlafzimmer. Bevor ſie noch hinausgeht, kommt Braun aus dem Taufzimmer).

(Braun ſechsundzwanzig Jahr alt. Geſicht bleich. Müder Ausdruck. Umränderte Augen. Flaumiges Schnurrbärtchen. Kopf faſt kahl geſchoren. Kleidung modern, nahezu ſchäbig-gentil. Braun iſt phlegmatiſch, meiſt unbefriedigt, deshalb übelgelaunt.)

Braun. So! (während er ſteht und ſeinem Etui eine Cigarette entnimmt) Der Schmerz — wäre überſtanden!

Fr. Käthe. Na, ſehen Sie Herr Braun, Sie haben's ganz gut ausgehalten!

Braun (im Anrauchen). Ich hätte lieber — *malen* ſollen. — Sünde und Schande — ſolches Wetter um die Ohren zu ſchlagen.

Fr. Käthe. Sie bringen's ſchon wieder ein.

Braun. A! wir ſind alle durch die Bank Schlappiers! (er läßt ſich am Tiſche nieder) Übrigens, ſo 'ne Taufe *hat* doch was!

Fr. Käthe Haben Sie Johannes beobachtet?

Braun (ſchnell). Auffallend unruhig war er?! — Ich dachte immer, 's würde was geben. Ich hatte ſchon Angſt, er würde dem Paſtor in die Rede fallen. Ein Stuß war das aber auch, nicht zum glauben.

Fr. Käthe. Aber nein, Herr Braun!

Braun. Das iſt doch klar, Frau Käthe! — Ich bin ja ſonſt ganz zufrieden. Vielleicht mal ich ſogar mal ſo was. Rieſig feine Sache.

Fr. Käthe. Machen Sie Ernſt, Herr Braun?

Braun. Wenn ich das male, da muß einem aus dem

Bilde ſo 'n erinnerungsſchwerer Duft entgegenſchlagen. So 'n Gemiſch, wiſſen Sie, von Weißwein — Kuchen — Schnupftabak und Wachskerzen, ſo'n . . . So angenehm ſchwummrig muß ein' zu Muthe werden, ſo jugenddußlich ſo . . .

(Johannes Vockerat kommt aus dem Tanzzimmer. Achtundzwanzigjährig. Mittelgroß, blond, geiſtvolles Geſicht. Reges Mienenſpiel. Er iſt voller Unruhe in ſeinen Bewegungen. Kleidung tadellos: Frack, weiße Halsbinde und Handſchuhe.

Johannes (ſeufzt, zieht die Handſchuhe ab).

Braun. Na, biſt De nu gerührt wie Apfelmuß?

Johannes. Kann ich gerade nicht behaupten. Wie ſteht's mit dem Eſſen, Käthchen?

Fr. Käthe (unſicher). Draußen auf der Veranda dacht ich.

Johannes. Wie denn? Iſt gedeckt draußen!

Fr. Käthe (zaghaft). Iſt Dir's nicht recht? Ich dachte . .

Johannes. Käthel, nich' ſo zimmtig thun! Ich freß Dich nicht auf. — Das is mir wirklich ſchrecklich.

Käthe (gezwungen feſt). Ich hab' draußen decken laſſen.

Johannes. Na, ja! Natürlich! — Es is ja ſehr gut ſo. — Als ob ich 'n Menſchenfreſſer wäre!

Braun (brummt). Ä! Schnauz nich' ſo!

Johannes (Käthe umarmend, gutmüthig). 'S is wirklich wahr, Käthe. Du thuſt immer ſo, als ob ich ſo 'n richtiger Haustyrann wäre. So 'n zweiter Onkel Otto oder ſo was. Das mußt Du Dir wirklich abgewöhnen.

Fr. Käthe. Dir iſt's doch manchmal nich' recht, Johannes . .

Johannes (auf's Neue heftig). Na wenn auch, das iſt doch kein Unglück. Trumpf mir doch auf! Wehr Dich doch! Für meine Natur kann ich nichts. Laß Dich doch nicht unterkriegen. Ich wüßte nicht, was mir ſo zuwider wäre, als wenn Jemand ſo geduldig iſt, ſo madonnenhaft . . . . .

Fr. Käthe. Na reg Dich nur nicht unnütz auf, Hannes! Es is ja nicht der Rede werth.

Johannes (ſich überſtürzend). O, o, o! Ne, da täuſchſt Du Dich gründlich. Ich bin keine Spur von aufgeregt, keine

Ahnung. — Es iſt wirklich merkwürdig, wie ich immer gleich aufgeregt ſein ſoll. (Braun will reden.) Na ſchön! — Ihr wißt's ja beſſer. Schluß! Reden wir von was Anderem . . . . Ach, ja, ja!!!

Braun. Mit der Zeit wird's langweilig, das ewige Seufzen und Seufzen.

Johannes (faßt ſich an die Bruſt, verzieht das Geſicht ſchmerzlich). A . . . ach!

Braun. Na was denn?

Johannes. Garnichts weiter. — Eben die alte Geſchichte. Stiche in der Bruſt.

Braun. Stich wieder, Hans.

Johannes. Du, das iſt wirklich nicht zum Scherzen. A . . . . ach!

Fr. Käthe. Ach Hannes, das darf Dich nicht ängſtigen. Das iſt nichts Schlimmes.

Johannes. Na, wenn man zweimal die Lungenentzündung gehabt hat.

Braun. Das nennt ſich nun Offizier der Reſerve.

Johannes. Was ich mir dafür loſe.

Braun. Alter Hypochonder. Kohl nich! Iß was! Die Predigt ſitzt Dir in den Knochen.

Johannes. Aufrichtig geſtanden, Breo . . . . . Du ſprichſt ſo von der Taufe . . . . . Wie ich zu der Sache ſtehe, weißt Du. Jedenfalls nicht auf dem chriſtlichen Standpunkt. Aber 's bleibt doch immer 'ne Sache, die ſo und ſo Vielen heilig iſt.

Braun. Aber mir nich.

Johannes. Das weiß ich. Mir direct auch nicht. Mir ſchließlich ebenſo wenig. Aber du wirſt doch noch 'n Reſt Pietät für 'ne Feier aufbringen, die noch vor . . . . .

Braun. Du mit Deiner Pietät.

Johannes. Hätt'ſt Du nur was davon.

Braun. Vor jedem Knüppel, der einem zwiſchen die Beine fliegt, möchte man Pietät haben. Gefühlsduſelei, einfach!

Johannes. Du — nimm mir's nicht übel, wenn ich ..... 'N andermal vertrag ich's vielleicht beſſer, als gerade heute (ab auf die Veranda, wo man ihn heilgymnaſtiſche Uebungen machen ſieht).

Braun (erhebt ſich verlegen, lacht unmotivirt).

Fr. Käthe (am Nähtiſch ſtehend). Sie haben ihn verletzt, Herr Braun.

Braun. (verlegen lächelnd, dann brüsk). Kann mir nicht helfen, ich haſſe nun mal alle Halbheit bis in den Tod.

Fr. Käthe (nach einer Pauſe). Sie thun ihm Unrecht.

Braun. Aber wieſo denn?

Fr. Käthe. Ich weiß nicht ... ich kann mich nicht ausdrücken. Jedenfalls ... Hannes ringt ehrlich.

Braun. Seit wann iſt er denn wieder ſo ſchrecklich reizbar, möchte ich wiſſen.

Fr. Käthe. Seit die Sache mit der Taufe ſchwebt. Ich war ſchon ſo froh ... das hat ihm wieder alle Ruhe genommen. 'S is doch nur 'ne Form. Sollte man deshalb den alten Eltern einen ſo namenloſen Schmerz ... nein — das ging ja garnicht. Denken Sie doch mal, ſo fromme, ſtrenggläubige Menſchen. Das müſſen Sie doch zugeben, Herr Braun!

Johannes (öffnet die Glasthüre und ruft herein). Kinder, ich bin etwas gratzig geweſen. Seid fidel! Ich bin's auch (ab in den Garten).

Braun. Schaf.

(Pauſe.)

Fr. Käthe. So rührend iſt er mir manchmal.

(Pauſe.)

Der alte Vockerat und Paſtor Kollin ſehr geräuſchvoll aus dem Taufzimmer. Vockerat iſt in den Sechzigen. Grauen Kopf, rothen Bart, Sommerſproſſen auf Geſicht und Händen. Stark und breit, zur Corpulenz neigend. Er iſt ſchon ein wenig gebeugt und geht mit kleinen Schritten. Er fließt über von Liebe und Freundlichkeit. Heiteres, naives, lebensfrohes Naturell. Paſtor Kollin, dreiundſiebenzigjähriger Greis, trägt Käppchen und ſchnupft.

Vockerat (den Paſtor an der Hand hereinführend, mit weicher, ſchwach belegter Stimme redend). Vielen, vielen Dank, Herr Paſtor! Vielen Dank für die Erhebung, tja. Es war mir eine rechte Seelenſtärkung, tja, tja. Da biſt Du ja, liebes Töchterchen (geht auf Käthe zu, umarmt und küßt ſie herzhaft)! Nun, meine liebe, liebe Käthe! Glück zu von ganzer Seele (Kuß)! Der liebe Gott hat ſich wieder mal in ſeiner großen Güte tja . . . . . in ſeiner unendlichen Güte offenbart (Kuß). Seine Gnade und Güte iſt unermeßlich. Er wird nun auch tja . . . . . er wird nun auch ſeine Vaterhand über dem Schößling tja — halten, tja, tja (zu Braun)! Erlauben Sie, Herr Braun, daß ich Ihnen auch die Hand ſchüttle. (Johannes kommt herein. Vockerat ihm entgegen.) Nun, da biſt Du ja auch, Herzens-Johannes (Kuß. Starke Umarmung. Faſt lachend vor Rührung). Ich freu mich für Dich. (Kuß.) Ich freu mich wirklich. Ich weiß nicht, wie ich den lieben Gott genug danken ſoll, tja, tja!

Paſtor Kollin (ein wenig zitterig, kurzathmig, drückt feierlich Fr. Käthes Hand). Nochmals, Gottes reichen Segen! (drückt Johannes' Hand). Gottes reichen Segen!

Vockerat. Und nun, lieber Herr Paſtor, dürfen wir Ihnen mit etwas dienen? Nicht? O!

Johannes. Ja, Herr Paſtor — ein Glas Wein gewiß. Ich hole eine neue Flaſche.

Paſtor Kollin. Keine Umſtände, hören Sie nur! Keine Umſtände.

Johannes. Darf ich Ihnen Weißen oder . . . . .

Paſtor Kollin. Wie Sie wollen, ganz wie Sie wollen. Aber — hören Sie nur! — Bei Leibe keine Umſtände, wenn ich bitten darf (Johannes ab). Inzwiſchen will ich, ... (Er ſucht nach ſeinen Sachen. Hut, Paletot, langer Umſchlagshawl am Kleiderſtänder neben der Thür).

Vockerat. Sie werden doch nicht ſchon gehen, Herr Paſtor?!

Paſtor Kollin. J, hören Sie nur! — Meine Predigt, tja. Wer ſoll denn morgen meine Predigt halten?

Braun (hält des Paſtors Paletot zum Anziehen bereit).

Paſtor Kollin (in die Aermel fahrend). Danke — junger Mann!

Fr. Käthe. Würden Sie uns nicht die Ehre geben, Herr Paſtor, ein einfaches Mittagbrod . . . . .?

Paſtor Kollin (mit Anziehen beſchäftigt). Sehr ſchön — ſehr ſchön, liebe Frau Vockerat! Aber . . . . .

Vockerat. Mein lieber Herr Paſtor, das müſſen Sie uns wirklich zu Liebe thun.

Paſtor Kollin (unſicher). Aber, hören Sie nur! — Hören Sie nur . . . . .

Vockerat. Wenn wir Sie alle recht ſchön bitten?

Paſtor Kollin. Und das liebe Gotteswort hehä? das ich morgen predigen ſoll? Jawohl, — predigen — hören Sie nur — Gottes Wort — morgen (Johannes iſt wiedergekommen, gießt Wein ein).

Vockerat (nimmt ein Glas, credenzt es). Nun zunächſt . . . . . Das werden Sie uns doch jedenfalls nicht abſchlagen wollen.

Paſtor Kollin (übernimmt das Glas). Das nicht — nein — hören Sie nur. Alſo ja — alſo auf das Wohl . . . . . auf das Wohl des Täuflings (es wird angeſtoßen). Auf daß er ein echtes und rechtes Kind Gottes bleiben möge.

Vockerat (mit). Das walte Gott.

Johannes (bietet dem Paſtor Cigarren an). Sie rauchen doch, Herr Paſtor?

Paſtor Kollin. Danke, ja! (nimmt Cigarre, ſchneidet ab) danke! (nimmt Feuer von Johannes) pf, pf! (er zieht mit großer Anſtrengung. Endlich brennt die Cigarre. Sich umſchauend.) Schön eingerichtet ſind Sie, pf, pf! — ſehr geſchmackvoll, hören Sie nur! (er ſieht ſich um, betrachtet die Bilder erſt obenhin, dann genauer. Vor einem Bilde, das den Kampf Jacobs mit dem Engel darſtellt.) Ich — laſſe Dich — nicht, Du — pf, pf! — ſegneſt mich denn. (Er brummelt befriedigt.)

Fr. Käthe (ein wenig ängſtlich). Papachen, ich möchte Dir vorſchlagen ..... im Garten draußen iſt's nämlich ſo reizend jetzt. Viel wärmer, wie im Zimmer. Vielleicht gehſt Du mit Herrn Paſtor .... Ich kann ja die Gläſer rausbringen laſſen.

Paſtor Kollin (iſt bei den Gelehrten-Porträts um den Bücherſchrank angelangt). Eine bunte Geſellſchaft! Das ſind wohl — pſ, pſ! — Ihre Lehrer, Herr Doctor! Hören Sie nur!

Johannes (ein wenig verlegen). Ja wohl ...... das heißt ...... Mit Ausnahme von Darwin natürlich.

Paſtor Kollin (mit den Augen dicht an den Bildern). Darwin? Darwin? — Ja, ſo! Darwin! Ach, ja! mhm! Hören Sie nur! — (er buchſtabiert) Ernſt — Häckel. Autogramm ſogar! pſ, pſ! (nicht ohne Ironie.) Der iſt alſo Ihr Lehrer geweſen?

Johannes (ſchnell, mit Feuer). Ja, und ich bin ſtolz darauf, Herr Paſtor. . . . .

Vockerat. Meine Tochter hat recht, lieber Herr Paſtor. Es iſt draußen viel wärmer. Wenn es Ihnen recht iſt. Ich nehme die Gläſer und den Wein.

Paſtor Kollin. Ja wohl! pſ, pſ! ſchön! pſ, pſ! aber nur, hören Sie nur — auf paar Minuten, ja! (während er mit Vockerat abgeht, piſpert.) Der Menſch, Herr Oberamtmann! der Menſch, iſt nämlich pſ, pſ! iſt nämlich kein Ebenbild Gottes mehr, hören Sie nur. Der Affe nämlich pſ, pſ! wollte ſagen die Naturwiſſenſchaft hat heraus bekommen .... (ab auf die Veranda, von der beide Herren, lebhaft geſticulirend, in den Garten hinunterſteigen).

Braun (lacht vor ſich hin).

Johannes. Weshalb lachſt Du denn?

Braun. Ich? Weshalb? Ich freue mich.

Johannes. Du freuſt Dich?

Braun. Ja! Soll ich nicht?

Johannes. Bitte, bitte! (er geht umher, ſeufzt und ſagt plötzlich zu Käthe, die ſich entfernen will) Sag mal, — ich bin wohl etwas anzüglich geweſen?

Fr. Käthe. Bischen, ja!

Johannes (achſelzuckend). Tja, Kinder! — da kann ich ihnen nicht helfen. Das vertrag ich nicht. Es hat alles 'ne Grenze. Wenn Sie mich provozieren wollen . . . . .

Fr. Käthe. Na, es war ja immerhin zart.

Johannes. So.

Fr. Käthe. Wer weiß, ob er's überhaupt gemerkt hat.

Johannes (geht, krault ſich in den Haaren). 'S is mir aber doch unangenehm.

Braun. Haſt De doch wieder was zu ärgern, Hans.

Johannes (plötzlich wüthend). Zum Donnerwetter, ſie ſollen mich in Frieden laſſen! Sie ſollen's nicht zu weit treiben, ſonſt — wenn mir die Geduld reißt . . . . .

Braun. Wär nit ſchlecht!

Johannes (gegen Braun). Geſinnungsprotzen ſeid ihr, weiter nichts. Was kann mir denn dran liegen, dem alten Manne die Wahrheit zu ſagen, was denn? Siehſt Du, wenn Du mir ſo kommſt, dann heilſt du mich augenblicklich von meinem Aerger. Da wird mir ſofort klar, daß es einfach kindiſch iſt, ſich über ſolche Leute irgendwie aufzuregen. Gerade ſo, als wenn ich mich darüber aufregen wollte, daß die Kiefer Nadeln und nicht Blätter hat. Objectiv muß man ſein, lieber Sohn.

Braun. In der Wiſſenſchaft vielleicht, aber nicht im Leben.

Johannes. Ach Kinder! Der ganze Kram iſt mir ſo verhaßt . . . . . ſo verhaßt . . . . . Ihr könnt Euch nicht denken wie (läuft umher).

Braun (vom Ofen, an dem er geſtanden, zum Tiſch tretend, Cigarettenreſt in den Aſchenbecher legend). Mir wohl nicht? Mir auch, oft genug. Aber wenn man deshalb ewig heulen und flennen ſollte, Kreuzmillionenſchockſchwerenoth!

Johannes (verändert, lachend). Ne, ne, ereifre Dich bei Leibe nicht! Von ewig heulen und flennen iſt garnicht die Rede. Wenn man auch mal 'n Bischen ſeufzt. Das iſt 'n

Biſſel Luſthunger, weiter nichts. Ne, ne, ich ſtehe überhaupt gar nicht ſo ſchlecht mit dem Leben, ſo bankerott, wie Du, bin ich jedenfalls noch lange nicht.

Braun. Kann ſchon ſein.

Johannes. Spielſt Du Character auf?

Braun. Nicht im geringſten.

Johannes. Ach bankerott, bankerott, was heißt überhaupt bankerott! Du biſt ebenſo wenig bankerott wie ich. Wenn ich nur lieber dem Alten und dem Paſtor die Laune nicht verdorben hätte.

Fr. Käthe (Johannes umarmend). Hannes, Hannes! Fidel, fidel!

Johannes. Und meine Arbeit liegt mir auch auf der Seele. Jetzt hab ich wieder über vierzehn Tage nichts thun können.

Braun. Du biſt feig! Du geſtehſt Dir nicht ein, wie miſerabel es iſt . . . .

Johannes (hat nicht gehört). Was?

Braun. Wenn's regnet is's naß, wenn's ſchneit is's weiß, wenn's gefriert is's Eis.

Johannes. Schaf!

Käthe. Fidel, Fritz! Denk an Philippchen! Wir mummeln uns recht gemüthlich ein hier im Winter. — Paß mal auf, wie Du da arbeiten wirſt.

Johannes. Weißt Du ſchon, Breo, das vierte Capitel iſt fertig.

Braun (intereſſiert). So?

Johannes. Sieh mal: dies Manuſcript! Zwölf Seiten Quellenangabe allein. Das iſt Arbeit! nicht? Ich ſag Dir, da werden die Perrücken wackeln.

Braun. Glaub's ſchon.

Johannes. Sieh mal, zum Beiſpiel hier (er blättert im Manuſcript). Hier greif ich Dubois-Reymond an.

Braun. Du . . . wahrhaſtig lies jetzt nicht. Ich bin jetzt in einer ſo faulen Stimmung . . . 'n ander Mal.

Johannes (reſignirt). Natürlich! ne, ne! Ich hatte ja garnicht die Abſicht. Ich . . .

Käthe. Es wird ja auch gleich gegeſſen.

Johannes. Natürlich! ne, ne! Ich dachte ja auch garnicht dran, ich wollte ja nur — Ä! (er legt ſeufzend das Manuſcript in den Bücherſchrank zurück.)

Fr. Käthe. Hannes fidel, fidel!

Johannes. Aber Käthe, ich bin's ja!

Fr. Käthe. Nein, Du biſt's wieder nicht.

Johannes. Wenn nur ein Menſch in der weiten Welt etwas für mich übrig hätte. Es braucht ja nicht viel zu ſein. 'N klein Biſſel guter Wille. 'N klein Biſſel Verſtändniß für meine Arbeit.

Fr. Käthe. Du ſollſt vernünftig ſein. Du ſollſt Dir keine Schmerzen machen. Du ſollſt geduldig ſein. Die Zeit wird ſchon kommen, wo ſie einſehen werden . . .

Johannes. Und bis dahin? Glaubſt Du, daß das leicht iſt ſo ganz ohne Beiſtand . . . Glaubſt Du, daß man's aushalten wird ſo lange?

Fr. Käthe. Das glaub ich. Komm, Hannes, wenn Gedanken einem läſtig werden, da muß man machen, daß man davon los kommt. Komm, ſieh Dir mal Philippchen an. Zu niedlich iſt der Junge wenn er ſchläft. So liegt er immer. (Sie ahmt die Stellung ſeiner Ärmchen nach.) Solche Fäuſtchen macht er immer. Zum Schießen luſtig. Komm!

Johannes (zu Braun). Kommſt Du mal mit?

Braun. Ach ne, Hans, ich hab keenen Sinn für kleine Kinder. Ich geh 'n Biſchen in 'n Garten (ab über die Veranda).

Johannes. Sonderbarer Kerl.

Fr. Käthe (hat die Schlafzimmerthür behutſam geöffnet). Zu niedlich ſag ich Dir! — Pſch . . . t, leiſe! ganz leiſe . . . (beide ab auf den Zehenſpitzen und Hand in Hand)

(Fr. Vockerat und ein Mädchen waren während des Vorhergehenden damit beſchäftigt, den Tiſch auf der Veranda zu decken. Plötzlich hört man mit großem Geräuſch eine Menge Porzellan auf die Steine fallen und zerſchellen. Ein kurzer Schrei wird ausgeſtoßen und das Mädchen kommt bleich durch das Zimmer — von der Veranda nach dem Flur — gelaufen. Fr. Vockerat erſcheint ebenfalls, hinterdrein ſcheltend.)

Fr. Vockerat. Aber nein, Minna! Sie machen's auch wirklich zu bunt. Sie zerkrachen auch wirklich alle Tage was. Die ſchöne Mayonnaiſe! (Mädchen ab durch die Flurthür.) Na, bei mir dürfte ſo was nich' vorkommen. Da ſollten die Mädchen was kennen lernen!

Johannes (durch das Geräuſch gelockt, aus dem Schlafzimmer). Was iſt es denn Mutterchen? (Er umarmt ſie beſchwichtigend.) Ruhig, ruhig! nur ja nicht ärgern, Mutti.

Fr. Käthe (durch die Thürſpalte). Was war denn?

Johannes. Nichts! garnichts.

Fr. Käthe (zieht den Kopf zurück).

Fr. Vockerat. Ich danke ſchön, garnichts. Für zehn Mark Geſchirr hat ſe fallen laſſen. Garnichts. Und die ganze ſchöne Mayonnaiſe! ne . . . (wehrt Johannes ab)

Johannes. Mutti, Mutti! Eſſen wir mal keine Mayonnaiſe.

Fr. Vockerat. Ne, ne! Ihr ſeid viel zu leichtſinnig. Ihr habt's auch nicht zum Wegwerfen. Ihr ſeid viel zu nachſichtig mit den Mädels. Da wer'n ſie blos übermüthig.

Johannes. Na, wenn ſie immerfort mit den Sachen umgehen . . .

Fr. Vockerat. Ich bin auch kein Tyrann. Ich hab meine Mädel ſechs, ſieben Jahre gehabt. Aber was ſe zerſchlagen, das müſſen ſie erſetzen. Freilich, bei Euch da kriegen ſe Baiſertorte und Caviar ne, ne! Das ſind ſolche neue Ideen: damit laßt mich zufrieden, hört ihr!

Johannes (heiter). Sei gut, Mutti!

Fr. Vockerat. Gut bin ich ja, Junge! (Sie küßt ihn.) Verrückter Struzel Du! Ich ſag ſchon! Du paßt gar nich für de Welt.

(Man ſieht das Mädchen auf der Veranda trocken wiſchen und Scherben zuſammenleſen.)

Johannes (ſtutzt). Ja, Mutter! (beluſtigt) aber warum machſt Du denn immer ſolche ..... ſolche Augen? ſolche Angſtaugen? ſolche geſpannte?

Fr. Vockerat. Ich? Ach, wo denn! was .....? Ich wüßte garnicht .....! Was ſoll ich denn für Augen machen!

Johannes. Sieh mich noch mal an!

Fr. Vockerat. Dummer Kerl! (ſieht ihn ſtarr an.)

Johannes. So iſt's ſchön.

Fr. Vockerat. Dummer Junge! Ich möchte eben, daß Du zufrieden wärſt, 'n zufriedener Menſch, Hannes!

Johannes. Mutter! das wirſt Du nie erleben. Die zufriedenen Menſchen, das ſind die Drohnen im Bienenſtock. Ein miſerables Pack.

Fr. Vockerat. Was nutzt das alles ....

Johannes (ernſter, zugleich bewegter). Der Junge da drin, der ſoll mir auch ſo einer werden, ſo'n recht Unzufriedener.

Fr. Vockerat. Das verhüte Gott, Hannes!

Johannes. Der ſoll überhaupt 'n andrer Kerl werden, wie ich. Dafür wer' ich ſorgen.

Fr. Vockerat. Der Menſch denkt und Gott lenkt. Wir haben unſer Möglichſtes auch gethan.

Johannes. Na Mutterchen! So'n ganz Mißrathener bin ich ſchließlich auch gerade nich'.

Fr. Vockerat. Nein doch! das ſag ich ja nich! das will ich ja garnicht .... Aber Du ſagſt doch ſelber, Philippchen ſoll anders werden. Und .... und .... ſieh mal: Du glaubſt doch auch nich .... Du glaubſt doch einmal nicht an den lieben Gott. Du haſt doch auch wirklich keine Religion. Das muß ein' doch Kummer machen.

Johannes. Religion, Religion! Ich glaub allerdings nich', daß Gott ſo ausſieht wie'n Menſch, und ſo handelt, und einen Sohn hat und ſo weiter.

Fr. Vockerat. Aber Johannes, das muß man glauben!

Johannes. Nein, Mutter! Man brauch' das nich' glauben und kann doch Religion haben. (ein wenig getragen.) Wer die Natur zu erkennen trachtet, ſtrebt Gott zu erkennen. Gott is' Natur! „Was wär ein Gott, der nur von Außen ſtieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe. Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen.“ Sagt Goethe, Muttel! und der wußte es beſſer, wie ſämmtliche Paſtoren und Superintendenten der Welt.

Fr. Vockerat. Ach, Junge. Wenn ich Dich ſo reden höre . . . . 'S is doch jammerſchade, daß Du nich' Theologe geblieben biſt. Ich weiß noch bei Deiner Probepredigt, was der Diaconus zu mir ſagte . . . .

Johannes (beluſtigt). Mutter, Mutter! Vergangne Zeiten! (die Hausklingel geht.)

Fr. Vockerat. Die Hausthür — is doch offen. (macht ein paar Schritte nach der Flurthür. Es wird an die Flurthür gepocht.)

Waſchfrau Lehmann (im blauen verſchliſſenen Kattunrock, tritt ſchüchtern ein). Juten Tag.

Fr. Vockerat
Johannes } (nicht ganz zu gleicher Zeit). Guten Tag, Frau Lehmann.

Fr. Lehmann. Ik wollte man blos mal nachſchaun. Nehm's 't nich iebel, Frau Vockerat. Ik ſuch mein'n Miethsherr ſuch ik ſchon ne janze Zeit.

Johannes. Ja wohl, Frau Lehmann. Herr Braun is hier.

Fr. Lehmann. Z, z! (ſich umſchauend) wer's ſo haben kann!

Fr. Vockerat. Wie geht's Ihn'n, Frau Lehmann?

Fr. Lehmann. Ach, Frau Vockerat. Mir hat et nich jut jejehn. Ik hab' mein'n Alten mußt fortjagen. 'T jing nich mehr. Ik muß nu halt zuſehn, wo ik bleibe mit meine Fünfe.

Fr. Vockerat. Was Sie ſagen! Aber . . . .

Fr. Lehmann (immer geſprächiger). Ja ſehn Se wohl, Frau Vockerat, wenn ik nich ſo ſchwächlich wär. Aber ik bin man zu ſchwächlich. Un der Aerjer, verſtehn Se, der kriecht d'n Menſchen under. Mir kann det keener nich verdenken. Ik ha zu meinem Alten jeſagt: Adolf! ſach ik, jeh Du man in Jottes Namen bei Deine Brieder, ſach 'k. Bei Deine Saufbrieder, ſach 'k, jeh Du man! Ik will mir man vor meine fünf Kinder alleene ſchinden. Sieh Du, ſach 'k, wo Du wat herkriegen dhuſt, und denn jaget Dir man immer feſte durch die Jurgel, ſach 'k. Du haſt ja jarkeen'n Jeiſt, ſach 'k. Wenn Du Jeiſt haben dhätſt, ſach 'k, denn hätt's Du Deine Frau un Deine Kinder nich in Elend jebracht, ſach 'k. Sehen Se, Frau Vockerat, det hab ik em jeſagt, un det können Se globen, et is mir durch und durch jejehn. Wie'n Stachel, möcht ich ſprechen. Aber wat helft det allens. Uffrichtig, wenn ik ſoll die Wahrheet ſprechen: 't is jut ſo! — Nu denk ich doch, der liebe Jott wird mir wieder mal vorholen mit meine fünf Kinder. (Sie ſchnäuzt ſich und wiſcht ſich die Augen aus.)

Fr. Vockerat. Wir müſſen nur immer . . . .

Fr. Lehmann. Ja, ja! det ha 'k och jeſagt. Jeh Du nach die Indianers hin, ſach 'k. Jeh Du man. Wenn man ehrlich is, ſach 'k, un arbeeten kann, ſach 'k, un die paar Pfennige zuſammen hält, ſach 'k, denn kann man ſchon'ſt noch beſtehen. Un ehrlich bin ik, Frau Vockerat. Vor mir kann allens ſtehn un liegen bleiben. Och nich mal ſo viel wie under'n Fingernagel jehn dhut . . . .

Johannes. Wollten Sie Braun ſprechen, Frau Lehmann?

Fr. Lehmann. J, ne! Det hätt ik ja wirklich bei en Haar janz verjeſſen. 'T is a Freilein da, die'n jerne ſprechen will. (durch die Flurthür ſteckt Fräulein Mahr den Kopf herein, fährt ſogleich zurück. Johannes hat es bemerkt.)

Johannes. Bitte ſehr . . . bitte ſehr näher zu treten (zu den Frauen, die nichts bemerkt haben). Das Fräulein. Es war das Fräulein. (Zu Fr. Lehmann) Sie hätten ſie hereinführen ſollen. (Er öffnet die Flurthür.) Bitte, gnädiges Fräulein! Sie wollen meinen Freund Braun ſprechen. Haben Sie die Güte näher zu treten.

(Fräulein Anna Mahr iſt vierundzwanzig Jahr alt, mittelgroß, mit kleinem Kopf, dunklem, ſchlichtem Haar, feinen nervöſen Zügen. In ihren ungezwungenen Bewegungen iſt Grazie und Kraft. Eine gewiſſe Sicherheit im Auftreten, eine gewiſſe Lebhaftigkeit andrerſeits iſt durch Beſcheidenheit und Takt derart gemildert, daß ſie niemals das Weibliche der Erſcheinung zerſtört. Anna iſt ſchwarz gekleidet.)

Frl. Anna Mahr (kommt herein). Ach ich muß recht ſehr um Verzeihung bitten. Es iſt mir äußerſt peinlich Sie zu ſtören.

Johannes. Aber bitte ſehr! bitte ſehr!

Frl. Anna. Frau Lehmann kam nicht wieder — und da wollte ich ihr nur ſagen — daß es ja . . . daß ich ja Herrn Braun ein andermal treffen könnte.

Johannes. Aber bitte recht ſehr! — Ich will Braun ſogleich rufen. Nehmen Sie doch Platz bitte!

Frl. Anna. Ich danke ſehr (bleibt ſtehen)! Aber wirklich! es iſt mir recht peinlich, es . . .

Johannes. Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein! Ich hole Braun im Augenblick.

Frl. Anna. Aber Sie machen ſich Mühe, ich . . .

Johannes. Nicht im geringſten, Fräulein. — Um Verzeihung einen Augenblick (ab über die Veranda).

(Kleine Verlegenheitspauſe.)

Fr. Lehmann. Na nu will ick mir man wieder kleene machen (zu Frl. Anna). Zerück wär'n Se ja woll alleene finden.

Frl. Anna. Ich danke Ihnen ſehr für die Begleitung. Darf ich Ihnen eine Kleinigkeit . . . (giebt ihr Geld).

Fr. Lehmann. Dank ſcheen, dank ſcheen! (zu Fr. Vockerat)

Det's mei Handjeld heite, Frau Vockerat. Wahrhaftjen Jott! Ne ne leicht is et nich, aber lieberſcht, ſach', doch's Fell janz un jar verkofen, als wie mit ſo'n Sauſaus, ſach', ſo'n . . . Un wenn man nur an'n lieben Jott feſthält. Der liebe Jott hat mir noch niemals in Stich jelaſſen. (Thürklinke in der Hand.) Nu will ick man gleich beim Krämer hin. Wat zu holen vor meine fünf Wirmer (ab).

Fr. Vockerat (ruft ihr nach). Gehen Sie mal in die Küche! 's giebt Abfälle. — (Sie bringt einen Stuhl neben den für Frl. Mahr hingeſetzten und läßt ſich darauf nieder.) Bitte, Fräulein! wollen Sie nicht inzwiſchen Platz nehmen?

Fräulein Anna (zögernd ſich niederlaſſend). Ich bin garnicht müde, ich . . .

Fr. Vockerat. Kennen Sie die hieſige Gegend?

Frl. Anna. Nein! — ich ſtamme aus den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, ich . . . (Verlegenheitspauſe.)

Fr. Vockerat. Die hieſige Gegend iſt ſehr ſandig. Ich bin nicht gern hier. Ich bin aus der Umgegend von Breslau Und alles ſo theuer hier, Sie können ſich keinen Begriff machen. Mein Mann iſt Rittergutspächter. Da geht's ja noch, da können wir den Kindern manchmal was ſchicken. Haben Sie den See geſehen? Das iſt wirklich hübſch. Der See iſt wirklich hübſch, das muß man ſagen. Wir haben's recht bequem. Wir liegen direct am Ufer. Zwei Kähne haben wir auch unten im Garten. Aber ich hab's nich' gern, wenn die Kinder Kahn fahren. Ich bin zu ängſtlich. — Sie wohnen jetzt in Berlin, wenn ich fragen darf?

Frl. Anna. Ja. — Ich bin zum erſten Mal da. Ich wollte mir einmal Berlin ordentlich anſehen.

Fr. Vockerat. O, ja! Berlin is' ſehenswerth. — Aber ſo gerräuſchvoll.

Frl. Anna. O, ja! geräuſchvoll iſt es. Beſonders wenn man an kleine Städte gewöhnt iſt.

Fr. Vockerat. Sie kommen — woher, wenn . . .

Frl. Anna. Ich komme aus Reval und gehe nach Zürich zurück. Ich bin die letzten vier Jahre in Zürich geweſen.

Fr. Vockerat. Ach ja! die ſchöne Schweiz! — Sie haben gewiß Verwandte in Zürich.

Frl. Anna. Nein — ich ſtudiere.

Fr. Vockerat. Sie . . . An der Univerſität?

Frl. Anna. An der Univerſität.

Fr. Vockerat. Das is' wohl nicht möglich! Alſo Studentin ſind Sie?! Was Sie ſagen! das iſt ja höchſt intereſſant! — Alſo wirklich Studentin?

Frl. Anna. Allerdings, gnäd'ge Frau!

Fr. Vockerat. Aber ſagen Se blos! Das viele Lernen, gefällt Ihnen denn das?

Frl. Anna (beluſtigt). O, ja! ganz gut — bis zu einem gewiſſen Grade.

Fr. Vockerat. Iſt's die Möglichkeit.

(Johannes und Braun werden auf der Veranda ſichtbar. Die Damen bemerken ihr Kommen und erheben ſich.)

Frl. Anna. Ich bedaure aufrichtig, gnädige Frau, Sie geſtört zu haben.

Fr. Vockerat. Bitte, liebes Fräulein! Es hat mich wirklich gefreut einmal eine richtige Studentin von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehn. Unſereins bildet ſich mitunter ſo dumme Vorſtellungen. Sie ſind verwandt mit Herrn Braun?

Frl. Anna. Nein — in Paris haben wir uns kennen gelernt, auf der Ausſtellung.

Fr. Vockerat (giebt ihr die Hand). Leben Sie wohl! Es hat mich wirklich gefreut . . .

Frl. Anna. Und bitte . . . Bitte nochmals um Entſchuldigung.

(Fr. Vockerat mit Verbengung ab durch die Flurthür.)

(Johannes und Braun hatten einen Augenblick auf der Veranda berathen. In folge der Berathung hat ſich Johannes auf der Veranda niedergelaſſen, während Braun nun hereinkommt.)

Braun (erſtaunt). Fräulein Mahr! Sie?!

Frl. Anna. Ja — aber ich hoffe, Sie halten mich nicht für ſo taktlos. . . . Ihre Wirthin, Ihre originelle' Frau Lehmann iſt ſchuld daran, daß ich Sie bis hierher . . .

Braun. Heiliger Bimbam!

Frl. Anna. Lebt der immer noch, der heilige Bimbam?

Braun. Das hätt' ich mir aber wirklich nicht im Traume einfallen laſſen. Das iſt ja wirklich vorzüglich.

Frl. Anna. Alſo immer noch vorzüglich? Bei Ihnen iſt alles immer noch vorzüglich. Sie haben ſich auch garnicht verändert, wirklich!

Braun. Meinen Sie? Aber legen Sie doch ab, Fräulein.

Frl. Anna. Nein, nein! — Wo denken Sie hin? Ich wollte nur mal ſeh'n, was Sie machen. (Schalkhaft) Nach Ihrem großen Gemälde wollte ich mich hauptſächlich erkundigen. Kann man ſchon bewundern?

Braun. Kein Schatten, keine Idee, nicht mal die Leinewand dazu, Fräulein Mahr!

Frl. Anna. Das iſt bös, das iſt wirklich ſehr bös. Und Sie haben mir's ſo feſt verſprochen.

Braun. Der Menſch denkt, und der Kutſcher lenkt. Aber nochmals, legen Sie ab.

Frl. Anna. Ich habe Sie nun geſehen, Herr Braun, und hoffentlich . . . .

Braun. Nein, nein, Sie müſſen hierbleiben.

Frl. Anna. Hier?

Braun. Ach ſo? Sie wiſſen wohl nicht, wo wir ſind? Bei Johannes Vockerat. Na, Sie kennen ihn ja wohl zu Genüge aus meinen Erzählungen. Es iſt übrigens Taufe heut. Sie kommen gerade zur rechten Zeit.

Frl. Anna. Ach nein, nein! Das geht ja garnicht. Ich hab' überhaupt noch heut mehrere Wege in der Stadt zu machen.

Braun. Die Geſchäfte ſind alle geſchloſſen.

Frl. Anna. Das thut nichts, ich hab nur Bekannte zu beſuchen. Aber glauben Sie nur deshalb nicht, daß Sie mich los ſind. Wir müſſen uns noch mal auf länger ſprechen. Ich muß Ihnen noch den Text leſen, Sie Wortbrüchiger. Sie ſcheinen mir immer noch ſo ein Kopfmaler . . . .

Braun. Erſt muß man ſich geiſtig klar ſein. Die Pinſelei kommt noch lange zurecht.

Frl. Anna. Na, wer weiß!

Braun. Aber fort dürfen Sie jetzt nicht, hören Sie!

Frl. Anna. Ach bitte, Herr Braun, laſſen Sie mich ruhig . . . . .

Braun (ruft). Hans!! Hans!!!

Frl. Anna. Ich bitte Sie.

(Johannes kommt, errötet.)

Braun. Erlauben Sie! Mein Freund Johannes Vockerat. — Fräulein Anna Mahr.

Fräulein Mahr
Johannes } (zu gleicher Zeit). Ich habe ſchon ſo viel von Ihnen gehört.

Braun. Denk Dir, Hans: das Fräulein will ſchon wieder fort.

Johannes. Das würde meiner Frau und uns allen ſehr leid thun. Wollen Sie uns nicht den Nachmittag ſchenken?

Frl. Anna. Ich weiß wirklich nicht . . . . Aber wenn Sie mir ſagen, daß ich nicht läſtig falle — dann bleibe ich gern.

Johannes. Aber durchaus in keiner Weiſe. (er hilft ihr ein Jäckchen ausziehen, giebt es Braun.) Häng mal das auf, bitte! Ich möchte nur ſchnell meiner Frau ſagen . . . . (in der Schlafſtubenthür, ruft hinein:) Käthe! (ab in's Schlafzimmer.)

Frl. Anna (ordnet vor dem Spiegel ihre Kleidung). Ihr Freund iſt ſehr liebenswürdig.

Braun. Ein bischen zu ſehr vielleicht.

Frl. Anna. Ach, wieſo?

Braun. Ich ſcherze ja nur. 'N grundguter Kerl is er. Nur wenn er auf ſeine Arbeit kommt, da wird er unverdaulich. Paſſen Sie auf, wenn Sie den Nachmittag hier bleiben, lieſt er Ihnen unfehlbar ſeine Arbeit vor.

Frl. Anna. Was iſt's denn für 'ne Arbeit?

Braun. Mir zu gelehrt. Philoſophiſch-kritiſch-pſycho-phyſiologiſch — was weiß ich?!

Frl. Anna. Das intereſſirt mich. Bin ja ſelbſt „der Philoſophie befliſſen“ — ſo ſagt man ja wohl.

Braun. Na Fräulein! da kommen Sie nicht ſo bald fort. Wenn Sie für ſeine Arbeit ſich intereſſiren, das freut ihn ja namenlos.

Johannes (aus dem Schlafzimmer kommend). Braun!

Braun. Und!

Johannes. Geh doch mal zu Käthe hinein. Beruhige Sie Bischen. Ein Rippchen ſtünde zu weit 'raus beim Jungen.

Braun. Ach was!

Johannes. 'S hat gar keine Bedeutung; aber geh nur! Sie macht ſich unnütz Sorgen.

Braun. Schön, ſchön! Geh ſchon. (ab Schlafzimmer).

Johannes. Meine Frau läßt ſich entſchuldigen, Fräulein! Sie kommt in einigen Minuten. Sie hat mir aufgetragen, Ihnen inzwiſchen unſern Garten 'n Bischen zu zeigen. Wenn's Ihnen alſo gefällig iſt.

Frl. Anna. O, ſehr gern!

Johannes (lächelnd). Wir haben nämlich ein recht ſchönes Grundſtück — daß heißt nur gemiethet. Das Wundervolle daran iſt der See. Kennen Sie den Müggelſee? (er übergiebt ihr den Entoutcas. Beide im Geſpräch auf die Thür der Veranda zu.) Ich haſſe nämlich die Stadt. Mein Ideal iſt ein weiter Park mit einer hohen Mauer rings herum. Da kann man ſo ganz ungeſtört ſeinen Zielen leben.

Frl. Anna. Epicur.

Johannes. Ganz recht, ja! Aber ich verſichere Sie:

ich habe keine andre Möglichkeit. . . . — Wird Ihnen nicht zu kühl ſein?

Frl. Anna. O, nein! Ich bin abgehärtet.

(Johannes läßt Anna vorangehen und folgt ihr auf die Veranda. Hier verweilen beide einige Sekunden. Man ſieht wie Johannes der Fremden die Ausſicht aufweiſt und erklärt. Endlich verſchwinden beide in den Garten.)

(Braun kommt, gefolgt von Frau Käthe, aus dem Schlafzimmer.)

Braun (ſich umſehend). Sie ſind fort.

Fr. Käthe. So?!

Braun. Nein, nein! das mit der Rippe iſt was ganz Natürliches.

Fr. Käthe. Mir is' wirklich ordentlich beklommen zu Muthe.

Braun. Beklommen? Weshalb?

Fr. Käthe (lächelnd). Ich hab direct Herzklopfen.

Braun. Sie ſind eben noch nervös.

Fr. Käthe. Iſt ſie ſehr ſtolz?

Braun. Wer?

Fr. Käthe. Das Fräulein mein ich.

Braun. Die Mahr? Stolz? — Keine Spur.

Fr. Käthe. Na, ich ſeh nicht ein! Ich würde mir was einbilden wenn ich . . .

Braun. Keine Spur! Nein, nein! Da unterſchätzen Sie ſie wirklich.

Fr. Käthe. Im Gegentheil! — Ich habe einen furchtbaren Reſpect vor ihr.

Braun. I, na! . . . Uebrigens bischen arrogant iſt ſie ſchon manchmal. Das gewöhnt man ihr ab, einfach.

(Pauſe.)

Fr. Käthe. Da hat Hannes einen Bogen liegen laſſen vom Manuſcript. Verſteht ſie davon was?

Braun. Das glaub' ich ſchon.

Fr. Käthe. So? Ach! — Unſer einer ſpielt doch ſolchen gebildeten Weſen gegenüber eine etwas armſelige Rolle.

Braun. A — ach! — Ich weiß auch nich viel. Ich hab' auch nich ſtudirt. Aber das kann mir weiter nich imponiren, das bischen Schulwiſſen, was einer hat.

Fr. Käthe. Sie ſpricht wohl ſehr glänzend?

Braun. Glänzend? Nee. — Sie ſpricht halt ſo . . Wie wir alle ſprechen. Ganz geſcheidt iſt Sie — Na ja! — aber deshalb —

Fr. Käthe (lächelnd). In meiner Mädchenzeit hatte ich eine reine Klabatſchker. Das ging den ganzen geſchlagenen Tag über Nichts und wieder Nichts. Das habe ich mir nun doch wenigſtens abgewöhnt. Aber jetzt wag ich mir wieder garnichts mehr. Jetzt fürcht ich mich überhaupt 'n Wort zu ſprechen. (An der Verandathür, ruft hinaus:) Muttchen! rechne auf Einen mehr!

Fr. Vockerat (von der Veranda aus, wo ſie eben wieder den Tiſch ordnet). Wer kommt denn?

Fr. Käthe. Das Fräulein.

Fr. Vockerat. Wer? — Ach ſo! — Schön! — Gut, Käthe.

Fr. Käthe (wieder zu Braun, ſeufzend). Ach! man iſt eben verpfuſcht! Man müht ſich ja. — Was nutzt das! 's is doch zu ſpät! (vor einem Roſenſtrauß) Sehn Sie mal: das ſieht recht ſchön aus. Noch Roſen! (hält ſie Braun zum Riechen hin) Und wie ſtark ſie noch duften!

Braun. Wundervoll!

Fr. Käthe (ſtellt den Strauß an ſeinen Ort). Iſt ſie jung?

Braun. Wer?

Fr. Käthe. Fräulein Mahr.

Braun. Ich weiß nich' mal wie alt ſie iſt.

Fr. Käthe. Ich bin ſchon zweiundzwanzig. Ja, ja! 's geht abwärts!

Braun. Stark abwärts. (Er lacht.)

Fr. Käthe. Ach! eine beſchränkte Seele bin ich doch! (Fr. Vockerat ſteckt den Kopf durch die Thür.)

Fr. Vockerat. Kinder! Ich bin ſo weit! (zieht den Kopf zurück. Ruft draußen von der Veranda in den Garten:) Papa!! Papa!!

(Herr Vockerat und der Paſtor, beide in ſehr vergnügter Laune, ſteigen die Verandatreppen herauf.)

Vockerat (an der offnen Thür, mit dem Paletot des Paſtors). Na, ja! Wollen Sie dann gefälligſt eintreten und ablegen. Hahaha! (lacht herzlich).

Paſtor Kollin (mit Hut, Shawl und Stock in den Händen — zwiſchen Lachen und Cigarrenrauchen). Hahaha! zu drollig wirklich, hören Sie nur! Pſ pſ — zu drollig (lacht).

Vockerat. Und die Geſchichte ſoll wirklich paſſirt ſein, Herr Paſtor! (Er bringt den Überzieher nach.)

Paſtor Kollin. „Herr Neugebauer" (lacht). Pſ pſ — „Herr Neugebauer, wünſchen Sie vielleicht noch was?" (lacht) (Hängt Shawl und Hut auf, behält das Käppchen auf dem Kopf.)

Vockerat (mitlachend). — Herr Neugebauer . . . (zu Braun) 'S war nämlich 'n Begräbniß auf dem Lande bei uns, Herr Braun. Und da ſtehn nun die Leidtragenden um den Sarg wiſſen Sie — (den Schreck markirend, ſchnellt auf) einmal rührt ſich was. 'S mochte Einer mit dem Stuhl gerückt haben oder ſo — 's rührt ſich was. (Er ſtellt das Entſetzen dar.) Alle fahren zuſammen. — Nur der Kirchendiener hahaha! der faßt ſich 'n Herz, der is couragiert. Der geht nu ganz vorſichtig zum Sarge hin, hahaha und klopft an (die Stimme des Kirchendieners nachahmend, mit Knöchel auf die Tiſchplatte klopfend.) Herr Reigebauer! — Herr Reigebauer! winſchen Sie vielleicht noch was? — (Wiederholtes, lebhaftes Lachen.)

Paſtor Kollin. (Lachend.) Hören Sie nur! Pſ pſ das iſt echt! Ich kenne die Kirchendiener.

Fr. Vockerat (kommt herein). Na Papachen, bitte! das die Suppe nicht kalt wird.

Vockerat. Alſo Herr Paſtor, ich bitte ſehr.

Paſtor Kollin. Sie haben mich übertölpelt, hören Sie nur! (Er wirft den Cigarrenreſt in den Aſchbecher und bietet Fr. Vockerat den Arm.) Frau Vockerat!

Vockerat (im Begriff ſeiner Schwiegertochter den Arm zu geben). Aber wo iſt denn Johannes?

Fr. Vockerat. Und das Fräulein? — Nein das iſt aber nicht hübſch von Johannes. Das ganze ſchöne Eſſen wird ja .....

Vockerat (luſtig). Da ſehen Sie Herr Paſtor: „Zwiſchen Lipp und Bechersrand“ Hahaha!

Paſtor Kollin. „Schwebt der finſtren Mächte Hand“ Hahaha!

Vockerat. Das war wohl die Dame. Wir ſahen ein Pärchen auf dem See draußen. Nicht wahr Herr Paſtor?

Paſtor Kollin. Ja wohl, ja wohl! Sie werden hinausgerudert ſein.

Fr. Vockerat. Ach, ich denke wir fangen an!

Vockerat. Wer nicht kommt zur rechten Zeit ......

Braun (der von der Veranda geſpäht hatte, kommt herein). Sie kommen! Sie kommen!

Vockerat. Das war höchſte Zeit.

(Johannes und Frl. Anna treten über die Veranda herein.)

Johannes. Kommen wir zu ſpät?

Vockerat. Gerade noch zurecht.

Johannes. Ich bitte um Entſchuldigung, wir hatten..... Es war ſo wundervoll auf dem Waſſer ..... Geſtatten Sie! (vorſtellend) Herr Paſtor Kollin! Mein Vater! Meine Mutter!

Fr. Vockerat. Wir kennen uns ſchon.

Johannes. Meine Frau — Fräulein Mahr.

(Man ordnet ſich und begiebt ſich auf die Veranda. Frau Vockerat am Arme des Paſtors, Frau Käthe am Arme des alten Vockerat, Frl. Mahr geführt von Johannes. Allein und als Letzter folgt Braun.

Das Zimmer iſt leer. Aus der Schlafſtube dringt der leiſe Geſang der Amme: Eia popaia was raſchelt im Stroh, 's ſind die lieben Gänschen, ſie haben keine Schuh. Das Klirren der Teller und Beſtecks von der Veranda her. Plötzlich kommt Käthe herein, um noch etwas aus dem Schubfach des Tiſches zu holen. Johannes kommt eilig nach.)

Johannes. Aber Käthe — Du ſollſt doch nicht ..... Du ſollſt doch nicht laufen. Laß mich doch .....

Fr. Käthe. Ach, ſo ſchwach bin ich doch nicht.

Johannes (Feuer und Flamme). Übrigens, Du! Das iſt 'n ganz wundervolles Geſchöpf! Dieſes Wiſſen! Die Selbſtſtändigkeit im Urtheil! Und wenn man nu bedenkt, ſo'n Weſen hat kaum ſo viel um knapp auszukommen. Du weißt ja, Braun hat uns doch immer erzählt. Eigentlich iſt's unſre Pflicht und Schuldigkeit, Du, daß wir ſie auffordern, 'n paar Wochen hier zu bleiben.

Fr. Käthe. Wenn Du willſt.

Johannes. Ne, ich will nicht! Dir iſt es viel nöthiger als mir, Du ſollſt wollen! Von ſo einem Weſen kannſt Du noch ſehr viel lernen.

Fr. Käthe. Du biſt wirklich manchmal häßlich, Hannes.

Johannes. Aber hab ich denn nich' recht? Du ſollteſt geradezu fieberhaft jede Gelegenheit ergreifen, geiſtig 'n Bischen weiter zu kommen. Du ſollteſt treiben dazu! Du ſollteſt das Fräulein hier feſthalten. Ich begreife nicht, wie man ſo gleichgültig ſein kann.

Fr. Käthe. Ich bin ja ganz dafür, Hannes.

Johannes. Gar kein Bischen Feuer iſt in Euch! Kein Bischen Initiative — Schrecklich!

(Der Paſtor ſchlägt draußen an's Glas.)

Fr. Käthe. Ach Hannes geh nur, geh! — Der Paſtor toaſtet. Ich komme gleich! Ich bin ja ganz dafür! Wir können doch nicht beide fort ſein, wenn . . . . .

Johannes. Na ſei gut! Sei gut, Käthe! (er küßt ihr die Thränen aus den Augen und begiebt ſich eiligſt auf die Veranda.)

Man hört die Stimme des Paſtors. Der Schlummergeſang der Amme klingt noch immer leiſe. In Käthe iſt etwas vorgegangen. Sobald Johannes fort iſt, wird ſie gleichſam welk und muß, während ſie ſich bemüht auf die Veranda zu kommen, Stützpunkte mit den Händen ſuchen. Mehrmals leichter Schwindel. Schließlich kann ſie nicht weiter und iſt genöthigt ſich zu ſetzen. Sie hält nun die Augen ſtarr vor ſich hin gerichtet und bewegt lautlos die Lippen. Ihre Lider ſtehen voll Waſſer. Der Paſtor iſt zu Ende. Es wird angeſtoßen. Käthe rafft ſich zuſammen, erhebt ſich, ſchreitet weiter.

Zweiter Akt.

Ein ſchöner Herbſtmorgen. Frau Vockerat im Hauskleide, mit Schürze und Schlüſſelbund ordnet den Tiſch für das Frühſtück. Man vernimmt das von Männerſtimmen geſungene Lied: Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen. Ein Geſangverein zieht am Hauſe vorüber. Fräulein Anna Mahr, am Arm einen Korb mit Weintrauben, erſcheint vom Garten her auf der Veranda. Sie ſteht ſtill, lauſcht dem Geſange und blickt dann, die Augen mit der Hand ſchützend, über den See in die Ferne. Der Geſang tönt ſchwächer. Anna kommt herein. Sie trägt ein ſchwarzes, kurzärmliges Morgenkleid und hat ein ſchwarzes Spitzentuch um Kopf und Hals gelegt. Vor der Bruſt ein Strauß bunter Herbſtblätter.

Fr. Vockerat. Schön' guten Morgen, Fräulein!

Frl. Anna (ſtellt den Korb beiſeite, eilt auf Frau Vockerat zu und küßt ihr die Hand). Guten Morgen, Mama Vockerat!

Fr. Vockerat. So zeitig auf den Beinen, liebes Fräulein!?

Frl. Anna. Wir nehmen den Wein ab, Herr Johannes und ich.

Fr. Vockerat. Das war auch höchſte Zeit. (Sie koſtet Beeren aus dem Korbe.) Süßer wird er doch nicht. — Aber iſt Ihnen nicht kalt, Fräulein? (tippt mit dem Finger auf Annas bloßen Arm.) So leicht . . . . .? Mir ſcheint's ziemlich friſch heut!

Frl. Anna (während des Folgenden die Trauben einzeln und mit Sorgfalt auf ein Holztablett legend). Schön friſch iſt's. — Aber mir macht's nichts. — Ich bin abgehärtet gegen Kälte. — Wundervoll iſt die Luft. — Die Pfähle — im See — ich meine die Pfähle, wo die Kähne feſtgemacht ſind — die waren ganz weiß bereift, ſogar — heut früh zeitig: — das ſah ganz einzig aus. Ueberhaupt iſt's hier wunderſchön. — — — Kann ich Ihnen nun etwas helfen, Mama Vockerat?

Fr. Vockerat. Wenn Sie mir die Zuckerdoſe mal berreichen wollten!

Frl. Anna (hat die Zuckerdoſe auf den Tiſch geſtellt. Noch über den gebeugt, ſeitlich aufſchauend). Sind Sie mir nicht böſe, wenn Sie Mama Vockerat nenne?

Fr. Vockerat (lacht). Ach woher!

Frl. Anna. Ich bin ſo glücklich, wenn Sie mir's erben. (küßt Fr. Vockerat unverſehens und ſtürmiſch.) Ach! ich bin nen überhaupt ſo dankbar, daß Sie mir erlauben, hier ſein.

Fr. Vockerat. Aber Fräulein Aennchen.

Frl. Anna. Ich fühle mich ſo ſehr glücklich in Ihrer milie. Sie ſind alle ſo herzlich zu mir. Sie ſind überupt alle ſo gute Menſchen.

Fr. Vockerat. I du mein . . .! Sie haben Sommer en aufgeleſen. (Sie lieſt die Fäden von Annas Kleid.)

Frl. Anna. Und daß man ſo glücklich ſein kann in er Familie. Mir iſt eben ſo was ganz fremd geweſen jetzt.

Fr. Vockerat (immer noch Spinnefäden ableſend). Man muß was nicht berufen, Fräulein! — Warten Sie! — Hier . . . . . ine Schnüre wirklich.

Frl. Anna. Sind Sie abergläubiſch, Mama, Vockerat?

Fr. Vockerat. Ach nein, nein, mein Herzchen! Es is richtig: der liebe Gott meint's ja ganz gut mit uns. Aber s iſt gerad auch nich ſo wie's ſein könnte.

Frl. Anna. Da wüßt ich wirklich nicht . . . . . Sie doch alle . . . . Ach nein, das müſſen Sie nicht ſagen!

Fr. Vockerat. Nein, nein! Da haben Sie auch recht. an ſoll auch nicht murren. (ablenkend) Einſtweilen iſt es nderhübſch, daß wir Sie bei uns haben. (geheimnisvoll) Sie auch für Johannes ein guter Geiſt.

Frl. Anna (überraſcht. Wechſelt die Farbe. Plötzlich heftig). Mögen e mich wirklich ein klein wenig leiden?

Fr. Vockerat. Ich hab Sie ſogar ſehr lieb, Fräulein.

Frl. Anna. Aber nicht ſo, wie ich. Wie meine wirkliche Mutter lieb ich Sie. (den leeren Korb nehmend, im Begriff, wieder in den Garten zu gehn:) Herr Johannes hat doch ein zu gutes Herz, faſt zu weich.

Fr. Vockerat. Wieſo denn?

Frl. Anna. Ach überhaupt. — Geſtern auf der Straße z. B. trafen wir einen Betrunknen. Die Kinder kamen gerade aus der Schule. Und auch die Erwachſnen ließen ihn nicht in Ruh. Vor dem Müggelſchlößchen war ein großer Auflauf.

Fr. Vockerat. Ja, ja! ſo was kann er nich leiden. Da is er nich zu halten. Da hat er ſich ſchon viel Unannehmlichkeiten zugezogen.

Frl. Anna. Finden Sie das nicht ſchön, Mama Vockerat?

Fr. Vockerat. Schön? — Ach .... Nu ja, warum denn nicht! Er is ja 'n guter Junge. — Aber wenn man's recht bedenkt: was nützt denn das alles! Was nützt denn alle Güte! Und wenn er noch ſo gut is: Seinen Gott hat er halt doch verloren. — — — — — — — — Das is garnicht leicht. Das könn'n ſe wirklich glauben, Fräulein! für 'ne Mutter .... für Eltern — die ihr Herzblut möcht ich ſagen dran geſetzt haben, ihren Sohn zu einem frommen Chriſtenmenſchen zu erziehen. (Sie ſchneuzt ſich, um ihre Rührung zu verbergen). Der dumme Schnupfen! Schon die ganzen Tage .... (ſich mit Staubwiſchen beſchäftigend, nach einer Pauſe:) Gut is er ja! das is alles recht gut und ſchön, aber das macht ein ja doppelt kummervoll. Und man ſieht doch auch, wie ſich's rächt: Es liegt kein Segen über ſeiner Thätigkeit. Immer und ewig Unruhe und Haſt. Die reine Hetzjagd nur immer. Und wenn noch was dabei rauskäme. Aber man ſieht's ja, er kommt nicht vorwärts. — Wie war der Junge blos früher: Ein Kind .... Ein reines Wunderkind war er. Ich weiß noch, Paſtor Schmidel .... Alles ſtaunte nur ſo. Mit

eizehn Jahren Secundaner. Mit ſiebzehn hatt' er's Gym
aſium durch — und heut? Heut haben ſie ihn faſt alle
berholt. Heut ſind welche, die nicht halb ſo begabt waren,
ngſt im Amt.

Frl. Anna. Das iſt aber im Grunde doch ganz natürlich.
– Das beweiſt doch eben gerade, daß Herr Johannes über
as Hergebrachte hinaus will. Die ausgetretenen Wege die
nd eben nicht für jeden. Herr Johannes gehört eben auch
nter diejenigen, welche *neue* Wege ſuchen.

Fr. Vockerat. Dafür giebt 'n aber doch kein Menſch
was, Fräulein Anna! Was nützt denn das alles, wenn er ſich
ufreibt? Da will ich doch hundertmal lieber, daß er 'n
infacher Landmann — oder Gärtner — oder meintwegen
uch 'n Beamter, oder ſo was wäre — und das ganze Grübeln
Grübeln ſein ließe — — — — — Na, Fräulein! Laſſen Sie
ich nich' etwa Ihre frohe Laune verderben. 'S kommt halt
manchmal ſo über mich. Da is mir's ſo manchmal, als wenn's
garnicht möglich wär'. Aber wenn man ſich 'ne Weile gegrämt
hat, dann ſagt man ſich auch wieder: Der liebe Gott wird
ſchon alles wohl machen. — Ja, ja! da lächeln Sie. So
altmodiſch bin ich noch. Von dem laß ich nicht. Von dem
dort oben mein ich . . . . von dem kann mich keine Macht
der Welt losreißen.

Frl. Anna. Das will ich auch nicht. Und gelacht hab'
ich auch nicht, Mama Vockerat. Aber ſehn Sie: Sie ſelbſt
ſind ſchon wieder heiter geworden. Kommen Sie! Wollen
Sie nicht? Es iſt wundervoll auf der Veranda.

Fr. Vockerat. Nein, nein! Ich erkält' mich. Ich hab'
auch zu thun. Gehn Sie nur — und bringen Sie Johannes
mit: Das Frühſtück iſt fertig. (Frl. Anna ab.)

(Während Fr. Vockerat einige Möbel abſtäubt, hört man Trommeln
und Querpfeifen. Fr. Vockerat eilt an's Fenſter. Das Geräuſch der Inſtru-
mente läßt nach und verſtummt. Frau Käthe im Morgenrock aus dem
Schlafzimmer.)

Fr. Käthe (abgeſpannt). Es iſt zu lebhaft am Sonntag

Fr. Vockerat. Turner aus Berlin, Käthel! Prächtige Menſchen. Guten Morgen, Käthemizel. Nu —? Wie haſt de geruht, Kind? Gut? Siehſt nich' zum Beſten aus gerade.

Fr. Käthe. Der Kleine kam zweimal. Da hab' ich wach gelegen 'ne Zeit lang. Wart mal, Mutter! Ich muß mir mal überlegen . . . . ich muß denken.

Fr. Vockerat. Du ſollteſt ſchon nachgeben, Kindel, und die Amme allein ſchlafen laſſen mit Philippchen.

Fr. Käthe (gelinde vorwurfsvoll). Ach, Mutter, Du weißt doch.

Fr. Vockerat. Aber warum denn nu' nich'?

Fr. Käthe. Du weißt ja doch, das thu' ich nich'?

Fr. Vockerat. Du wirſt's am Ende doch mal thun müſſen, Käthchen?

Fr. Käthe (gereizt). Ich laſſe mich aber nicht trennen! Philippchen iſt mein Kind. So ein kleines Kind ohne Mutter . . . .

Fr. Vockerat. Aber Kindel, Kindel! Bewahre! Wer denkt denn ſo 'was! Komm! — Ich hol' Dir 'was. — Kaffee. — Soll ich Dir 'n Schnittchen ſtreichen inzwiſchen — oder . . . .

Fr. Käthe (am Tiſch ſitzend, erſchöpft). Ach ja, bitte! (nach einer Pauſe, während Fr. Vockerat das Brod mit Butter beſtreicht, fährt Käthe fort). Wo iſt denn Johannes?

Fr. Vockerat. Sie nehmen den Wein ab; — Er und das Fräulein.

Fr. Käthe (Kinn auf die Hand geſtützt, gedehnt). Sie is' ſehr lieb. Nicht?

Fr. Vockerat. Ich hab' ſie auch gern, muß ich ſagen.

Fr. Käthe. Nu' ſag' 'mal ſelbſt, Mutterchen: Du warſt immer ſo ſchlecht zu ſprechen auf die Emanzipirten.

Fr. Vockerat. Alles was recht is! Ich muß wirklich auch ſagen . . . .

Fr. Käthe (fortfahrend). So ſchlicht und weiblich. Keine Spur von aufdringlich. — Trotzdem ſie doch ſehr viel weiß und ſehr klug iſt. Das find' ich ſo nett. Nicht Mutterchen?

ie will ſo garnicht glänzen mit ihrem Wiſſen. — — —
eber Johannes freu ich mich jetzt recht. — Findſt Du nicht,
utter: Er iſt immer ſo heiter jetzt.

Fr. Vockerat (überraſcht). Ja, ja! Du haſt recht. Er iſt
irklich jetzt manchmal ganz ausgelaſſen.

Fr. Käthe. Nicht wahr, Muttchen?

Fr. Vockerat. Weil er nun jemanden hat, ſiehſt Du!
or dem er ſeine gelehrten Sachen auskramen kann.

Fr. Käthe. Das is' ſehr wichtig für ihn.

Fr. Vockerat. Das kann ſchon ſein, ja, ja!

(Pauſe.)

Fr. Käthe. In vielen Dingen muß ich Fräulein Anna
echt geben. Sie ſagte neulich: Wir Frauen lebten in einem
uſtand der Entwürdigung. Da hat ſie ganz recht. Das
ühl' ich hundertmal.

Fr. Vockerat. Ach, darum kümmere ich mich nicht.
eißt Du — überhaupt — mit ſolchen Sachen darf ſie mir
lten, erfahrenen Frau nicht kommen. Das hat ſe auch ſchon
emerkt. Dazu bin ich zu alt und habe zu viel Erfahrungen
emacht.

Fr. Käthe. Aber ſie hat doch Recht, Mutter. Das iſt
ſonnenklar, daß ſie Recht hat. — Wir ſind wirklich und
ahrhaftig ein verachtetes Geſchlecht. — Denke mal: Es giebt
inen Paragraphen in unſeren Geſetzen — das erzählte ſie
eſtern — danach hat der Mann noch heut das Recht, ſeine
rau in mäßiger Weiſe körperlich zu züchtigen.

Fr. Vockerat. Das kenn' ich nicht. Darüber will ich
arnichts ſagen. Das wird wohl auch nicht ſo ſchlimm ſein.
ber wenn Du mir 'n Gefallen thun willſt, Käthel, gieb Dich
it den neuen Geſchichten nicht ab. Das macht den Menſchen
los konfus. Das raubt 'n die Ruhe und den Frieden.
art' Kindel, nu' hol' ich Dir Kaffee. — Das iſt meine
einung, Käthel (ab).

(Fr. Käthe ſitzt am Frühſtückstiſch, das Kinn in der Hand, den Ellenbogen auf der Tiſchplatte. Plötzlich gehen draußen Johannes und Fräulein Anna laut redend und lachend vorüber. Fr. Käthe ſchrickt zuſammen, zittert und erhebt ſich, um mit den Augen das Paar verfolgen zu können. Ihr Blick iſt voll Angſt, ſie athmet ſchwer. Nun hört man Fr. Vockerat mit der Kaffeekanne klirren. Gleich darauf erſcheint ſie und findet Käthe noch in derſelben Stellung am Tiſch, in der ſie ſie zurückgelaſſen.

Fr. Vockerat (mit Kaffee). So. — Da. — Nun trink' und ſtärk' Dich!

(Fräulein Anna und Johannes von der Veranda herein.)

Fr. Vockerat. Schön, daß Ihr kommt.

Johannes (die Thür offen laſſend). Wir laſſen offen. Die Sonne wärmt ſchon tüchtig. — Hatten Sie ſich ſehr verletzt, Fräulein?

Frl. Anna (einige lange Weinranken mit hereinziehend). Ach, nein, garnicht! Das Spalier war ſo naß, da glitt ich aus mit der Scheere (eilt auf Käthe zu, faßt ihre beiden Hände und küßt ihr die Stirne). Guten Morgen, Frau Käthe! — Hu, kalte Hände … Was für kalte Hände haben Sie. (Sie reibt ihr die Hände warm.)

Johannes (küßt Käthe von rückwärts auf die Wange). Guten Morgen, Käthe! — (mit komiſchem Erſtaunen) Ach, Du liebes Gottchen! wie ſiehſt Du blos wieder aus! Jammervoll! Wie ſo'n krankes Hühnchen vollſtändig.

Fr. Vockerat. Aber Ihr bringt Kälte herein! Nächſtens müſſen wir wirklich heizen. — Na kommt nur jetzt. (Sie hat allen eingegoſſen.)

Frl. Anna (den Tiſch mit den Ranken ſchmückend). — Bischen dekoriren.

Fr. Käthe. Wunderhübſch!

Johannes (ſitzend). Nun urtheilt mal: Wie ſieht Fräulein Anna heut aus, und wie ſah ſie vor acht Tagen aus — als ſie ankam?

Frl. Anna. Es geht mir zu gut hier. Ich werde abreiſen müſſen.

Fr. Vockerat. Man merkt die Landluft.

Johannes. — Und wer hat ſich damals geſtreubt und geſtreubt —?

Fr. Vockerat. Was wird Papachen jetzt machen?

Johannes. Er wird ſich tüchtig bangen nach Dir.

Fr. Vockerat. Na, er hat zu thun. Die Winterſaat ſt zwar rein — aber er ſchrieb ja auch: Ich ſollte nur ja bleiben, ſo lange ich nöthig wär'.

Johannes. Er wird Dich doch abholen, Mutti?

Fr. Vockerat. Ja, wenn ich ihm ſchreibe, kommt er. (Zu Frl. Anna.) Er benutzt ja zu gern jede Gelegenheit, die Kinder mal wiederzuſeh'n. Und nu' noch gar das Enkelchen! Nein, wie damals Euer Telegramm kam: Geſunder Junge. Nein, dieſer Mann! — — — da war er aber wirklich rein außer ſich vor Freude.

Fr. Käthe. Das gute Papachen! Du mußt nun auch wirklich bald zu ihm. Das wäre zu egoiſtiſch von uns . . .

Fr. Vockerat. I komm mer nur! Erſt ſchaff' Dir andre Backen an!

Frl. Anna. Ich wäre ja auch noch da. Was denken Sie! Ich verſtehe auch zu wirthſchaften. Und was ich Ihnen alles kochen könnte! Ruſſiſch! Borſchtſch oder Pilaw.

(Alle lachen.)

Fr. Vockerat (unwillkürlich heftig). Nein, nein! Ich gehe ja doch keinesfalls.

Fr. Käthe. Nu' wenn's Dir wirklich nichts macht, Mutterchen . . . .

(Pauſe.)

Johannes. Gieb mal den Honig, Käthel.

Fr. Käthe. Ach, da kommt Braun!

(Braun, Ueberzieher, Hut, Schirm, Reiſetaſche, Buch unter'm Arm. Er macht einen gelangweilten Eindruck. Müder und nachläſſiger Gang.)

Braun. Morgen!

Johannes. Wo führt Dich der Kuckuck her, ſchon ſo zeitig?

Fr. Vockerat (ſchlägt noch etwas mit der Serviette).

Johannes. Eine Biene Mutti! nich' ſchlagen, nich' ſchlagen!

Braun. Ich wollte nach Berlin. Farben holen aus meiner Bude. Hab' leider den Zug verſäumt.

Johannes. Du! Das paſſirt Dir oft.

Braun. Na, morgen iſt auch noch ein Tag!

Fr. Käthe (nimmt, als ob die Biene um ihren Teller ſumme, die Hände in die Höh'). Sie ſpürt den Honig.

Frl. Anna. Gehn denn nicht mehr Züge? (blickt auf den Buſen herab, drohend:) Bienchen, Bienchen!

Braun. Die ſind mir zu theuer. Ich fahre nur Arbeiterzug.

Johannes. Die fahren nur ganz zeitig. — Sag mal! Malen kannſt Du doch noch?

Braun. Ohne Farben? Nein.

Johannes. Breo, Breo! Du kommſt mir in's Bummeln.

Braun. Tag früher oder ſpäter berühmt — Ach überhaupt die ganze Malerei . . .

Johannes. Lieber Schach ſpielen, wie?

Braun. Wenn Du nur für ſo was mehr Sinn hätt'ſt. Aber Dein Meer hat keine Häfen, lieber Sohn. Du lebſt ohne Pauſen.

Johannes. Ach 's is' wohl nich' möglich! —

Fr. Vockerat (fährt auf, ſchreit:) Eine Weſpe, eine Weſpe!
(alle ſchlagen mit den Servietten nach Frau Vockerat.)

Johannes. Schon hinaus.

Fr. Vockerat (wieder platznehmend:) infame Thiere.

(Alle ſetzen ſich)

Johannes. Na komm', ſetz' Dich! — Was haſt Du denn da?

Braun. Möcht'ſt Du wohl gern wiſſen? Intereſſante Sache.

Johannes. Na, komm', frühſtück' noch 'n Bischen.

Braun (hat ſich geſetzt und Johannes das Buch gegeben, der darin ättert). Ja, das thu ich ſehr gern. Ich hab nur ganz ichtig . . . . Such mal: Die Künſtler — von Garſchin —

Johannes (blätternd). Was haſt Du denn da wieder fgegabelt?

Braun. Was für Dich, Hans.

Frl. Anna. Ja, das iſt eine ſehr gute Novelle. Sie nnten ſie noch nicht?

Braun. Nein. Heut früh im Bett erſt fing ich zu ſen an. Deshalb hab' ich eben den Zug verſäumt.

Frl. Anna. Sind Sie nun für Rjäbinin oder für jedoff?

Johannes. Jedenfalls biſt Du jetzt mehr für's Leſen ls für's Malen.

Braun. Augenblicklich ſag' nur lieber weder für's Leſen, och für's Malen. Zieh' Dir nur auch mal die Geſchichte on Garſchin Bischen zu Gemüthe. Es giebt vielleicht Dinge u verrichten, die augenblicklich wichtiger ſind als ſämmtliche alereien und Schreibereien der Welt.

Frl. Anna. Sie ſind alſo für Rjäbinin?

Braun. Für Rjäbinin? — O o — na — das kann h nich' mal ſagen — ſo beſtimmt.

Johannes. Was iſt das eigentlich für 'ne Geſchichte: ie Künſtler?

Frl. Anna. Zwei Künſtler werden geſchildert: Ein aiver und ein ſogenannter denkender Künſtler. Der Naive ar Ingenieur und wird Maler. Der Denkende ſteckt die Malerei auf und wird Schullehrer.

Johannes. Aus welchem Grunde denn?

Frl. Anna. Es ſcheint ihm augenblicklich wichtiger, Lehrer zu ſein.

Johannes. Wie kommt er denn zu dem Entſchluß?

Frl. Anna (hat das Buch genommen, blättert). Warten Sie! — Es iſt das einfachſte ich leſe Ihnen die Stelle vor. — Hier!

(Sie hält den Finger auf die gefundene Stelle und wendet ſich erklärend an alle:) Djedoff, der ehemalige Ingenieur hat Rjäbinin in eine Dampfkeſſelfabrik geführt. Die Leute, welche die Arbeit im Innern des Keſſels verrichten, werden nach einiger Zeit gewöhnlich taub von dem fürchterlichen Geräuſch des aufſchlagenden Hammers. Deshalb werden ſie von den andern Arbeitern in Rußland die Tauben genannt. So einen „Tauben“ zeigt ihm Djedoff bei der Arbeit. (Sie lieſt:) „Da ſitzt er vor mir im dunklen Winkel des Keſſels, in einen Kneul zuſammengeballt, in Lumpen gehüllt, vor Müdigkeit faſt zuſammenbrechend ..... Seinem bläulich rothen Geſicht .... der Schweiß herunter rinnt ..... Seiner gequälten, breiten, eingefallenen Bruſt.“

Fr. Vockerat. Aber warum ſchildert man nun überhaupt ſolche ſchreckliche Sachen? Das kann doch Niemand erfreuen.

Johannes (lachend, ſeiner Mutter liebevoll über den Scheitel ſtreichend). Mutterchen, Mutterchen! muß denn immer gelacht ſein?

Fr. Vockerat. Das ſag ich nicht. Aber man muß doch ſeine Freude haben können, an der Kunſt.

Johannes. Man kann viel mehr haben an der Kunſt, als ſeine Freude.

Frl. Anna. Rjäbinin iſt auch nicht erfreut. Er iſt in ſeinem Innerſten erſchüttert und aufgewühlt.

Johannes. Denk doch mal an die Landwirthſchaft, Muttel! Da muß der Boden auch aufgewühlt werden — alle Jahre, mit dem Pflug, wenn was Neues drauf wachſen ſoll.

Frl. Anna. In Rjäbinin zum Beiſpiel, da wächſt auch was Neues. Er ſagt ſich: ſo lange noch ſolches Elend exiſtire, ſei es ein Verbrechen, irgend etwas anderes zu thun, was nicht unmittelbar darauf abzielt, dieſem Elend zu ſteuern.

Fr. Vockerat. Elend hat's immer gegeben.

ohannes. Die Idee Lehrer zu werden, iſt da doch
iemlich verfehlt.
Braun. Wieſo denn. Iſt das etwa nicht was Nütz-
s, als Bilder malen und Bücher ſchreiben?!
Johannes. Wie hoch Du Deine Arbeit anſchlägſt,
Du ja wiſſen. Ich für mein Theil denke garnicht gering
neiner Thätigkeit.
Braun. Du geſtehſt Dir's nicht ein, und ich geſtehe
ein.
Johannes. Was denn? Was geſteh ich mir nicht ein?
Braun. Nun eben das.
Johannes. Was?
Braun. Das Deine ganze Schreiberei ebenſo zwecklos
vie . . .
Johannes. Was für eine Schreiberei?
Braun. Na, Deine Pſychophyſiologiſche da.
Johannes (barſch). Davon verſtehſt Du ja nichts.
Braun. Liegt mir auch garnichts d'ran.
Johannes. Na, höre! dann biſt Du ein armſeliger
norant einfach, dann ſtehſt Du auf einer Bildungsſtufe . . .
Braun. Ja, ja, ſpiel' nur Deine Schulbildung wieder
.
Johannes. Auf meine Schulbildung ſpucke ich; das
ißt Du recht gut. Aber ſo viel ſteht feſt . . .
Braun. Das ſagſt Du hundert Mal, und doch guckt
r der Bildungshochmuth durch alle Ritzen. Ach, hören wir
erhaupt auf davon! Das ſind heikle Sachen, die jeder
ließlich mit ſich ſelber ausmachen muß.
Johannes. Wieſo denn heikel?
Braun. Es hat ja keinen Zweck. Du wirſt immer
eich ſo heftig. Du alterirſt Dich wieder und . . .
Johannes. Drück' Dich doch aus, lieber Sohn! Drück'
Dich doch klar aus!

Braun. Ach Unſinn! es hat ja wirklich keinen Zweck. Sehe jeder, wie er's treibe!

Johanna. Ja! treib' ich's denn ſo ſchlimm, ſag' mal!

Braun. Nicht ſchlimmer, wie die andern alle. Du biſt eben 'n Compromißler.

Johannes. Verzeihe, wenn ich Dir darauf keine Antwort gebe. — Die Sache langweilt mich einfach — — — (erregt ausbrechend). So ſteht es nämlich! Ihr Freunde habt radicale Phraſen gedroſchen, und ich habe Euch ein für allemal geſagt, daß ich das nicht mitmache: Deshalb bin ich 'n Compromißler.

Braun. So drückſt Du's aus, aber die Sache iſt die: Wenn wir Andern mit unſern Gedanken rückſichtslos vordrangen, da haſt Du für das Alte und Überlebte in jeder Form gegen uns das Wort geführt. Und deshalb haſt Du Deine Freunde von Dir fortgetrieben und Dich iſolirt.

Fr. Käthe (beſänftigend). Johannes!

Johannes. Die Freunde, die ich von mir forttreiben konnte . . . auf die Freunde, aufrichtig geſtanden! . . . auf die pfeif ich.

Braun (erhebt ſich). Du pfeifſt auf Sie? (mit Blick auf Anna) Seit wann denn, Hans?

Fr. Käthe (nach einer Pauſe). Wollen Sie ſchon fort, Herr Braun?

Braun (beleidigt, im gleichgültigen Tone). Ja. Ich habe noch was zu thun.

Johannes (gut). Mach keine Thorheiten!

Braun. Ne wirklich.

Johannes. Na dann —: Thu was Du nicht laſſen kannſt.

Braun. Guten Morgen (ab)!

(Pauſe.)

Fr. Vockerat (fängt an das Geſchirr zuſammen zu ſtellen.) Ich weiß nich'! Ihr ſchwärmt immer ſo von dem Braun. Ich muß ehrlich ſagen: Ich hab'n nich' ſehr gern.

Johannes (gereizt). Mutter! Thu' mir die einzige Liebe . . .!

Fr. Käthe. Braun iſ' aber wirklich nicht nett zu Dir, Hannes!

Johannes. Kinder! Miſcht Euch bitte nicht in meine Privatangelegenheiten.

(Es tritt wieder eine Pauſe ein. Fr. Vockerat räumt den Tiſch. Frau Käthe erhebt ſich.)

Johannes (zu Käthe). Wohin willſt Du denn?

Fr. Käthe. Den Kleinen baden. (Sie nickt Frl. Anna gezwungen lächelnd zu, dann ab in's Schlafzimmer.)

(Fr. Vockerat, einen Theil des Geſchirrs auf dem Tablet tragend, will ab. In dieſem Augenblick öffnet ſich die Flurthür ein Biſchen, ein Hökerweib wird ſichtbar und ruft herein:

„Die Grünfrau!"

Fr. Vockerat (antwortet). Ich komm ja ſchon. (ab durch die Flurthür.)

(Nach einer Pauſe.)

Frl. Anna (erhebt ſich, ſtellt ihre Uhr). Wie ſpät mag es ſein — genau? (wendet ſich zu Johannes, der mißmuthig daſitzt) Nun, Herr Doktor! — (Sie ſingt leiſe die Melodie von: „Brüderlein fein", ſieht ſchalkhaft dabei Johannes an. Beide müſſen lachen.)

Johannes (wieder ernſt, ſeufzt). Ach, Fräulein Anna! Es iſt leider bittrer Ernſt.

Frl. Anna (ihm ſchalkhaft mit dem Finger drohend). Aber lachen Sie nicht!

Johannes (lacht wieder, dann ernſt). Nein wirklich. Sie wiſſen blos nicht, was alles dahinter ſteckt: hinter ſo einer Aeußerung von Braun.

Frl. Anna. Haben Sie mich ſchon Clavier ſpielen gehört?

Johannes. Nein, Fräulein! — Aber ich denke, Sie ſpielen überhaupt nicht.

Frl. Anna. Nein, nein! Ich ſcherze auch nur. — Alſo wir rudern heut Morgen!?

Johannes. Ich habe wirklich nicht recht zu 'was Luſt mehr.

Frl. Anna (freundlich drohend). Herr Doktor! Herr Doktor! Wer wird gleich ſo trübe ſein!

Johannes. Ich begreiſe nicht, daß ein Menſch, wie Braun ....

Frl. Anna. Alſo noch immer Braun! Haben Ihnen wirklich ſeine Aeußerungen einen ſo tiefen Eindruck gemacht?

Johannes. Fräulein! Das ſind alte Geſchichten, die dadurch wieder aufgerührt werden und ....

Frl. Anna. Die ſoll man ruhen laſſen, Herr Doktor — die alten Geſchichten. So lange man rückwärts blickt, kommt man nicht vorwärts.

Johannes. Sie haben auch wirklich Recht. Alſo laſſen wir's. — Das iſt übrigens intereſſant, wie ſonſt kluge Leute immer auf ein und denſelben Irrthum — durch Jahre hindurch zurückkommen. Das iſt nämlich ſein voller Ernſt. Er hält nämlich meine philoſophiſche Arbeit für etwas Nichtsnutziges. Können Sie ſich das vorſtellen?

Frl. Anna. Es giebt ſolche Menſchen.

Johannes. Man ſoll öffentlich thätig ſein, lärmen, ſich radikal geberden. Man ſoll ſich nicht kirchlich trauen laſſen, auch nicht aus Rückſicht für ſeine kirchlich erzogene Braut. Man ſoll überhaupt keine Rückſicht nehmen, und wenn man nun gar, wie ich, innerhalb ſeiner vier Wände einer wiſſenſchaftlichen Aufgabe lebt, dann iſt man in den Augen ſeiner Freunde ein Menſch, der ſeine Ideale verraten hat. Iſt das nicht ſonderbar, Fräulein.

Frl. Anna. Ach, Herr Doktor, legen Sie doch nicht ſo viel Gewicht auf das, was Ihre Freunde ſagen. Wenn Ihre Anſchauungen Sie ſelbſt befriedigen können, — laſſen Sie ſich's doch nicht anfechten, daß die andern dadurch nicht befriedigt werden. Die Conflicte bringen die Menſchen um ihre Kraft.

Johannes. Ach, nein, nein! Gewiß nicht. Ich laſſe mich gewiß nicht mehr beeinträchtigen dadurch. Wem es nicht behagt, dem kann ich einfach nicht helfen! Immerhin iſt's einem nicht immer gleichgiltig geweſen. Man iſt aufgewachſen mit ſeinen Freunden. Man hat ſich daran gewöhnt, von ihnen ein wenig geſchätzt zu werden. — Und wenn man dieſe Schätzung nun nicht mehr ſpürt, da iſt's einem, als ob man plötzlich in einem luftleeren Raum athmen ſollte.

Frl. Anna. Sie haben doch die Familie, Herr Doctor.

Johannes. Gewiß. Ja wohl. Das heißt ... Nein, Fräulein Anna! — Sie werden mich nicht mißverſtehen. Ich habe bisher noch zu niemandem darüber geſprochen. Sie wiſſen ja, wie ſehr ich mit meiner Familie verwachſen bin. Aber, was meine Arbeit anbelangt, da kann mir meine Familie wirklich nicht das Mindeſte ſein. Käthchen hat ja wenigſtens noch den guten Willen. — 'S is' ja rührend! Sie findet ja alles immer wunderſchön. Aber ich weiß doch, daß ſie kein Urtheil haben kann. Das kann mir doch dann nich' viel nützen. Deshalb befind' ich mich ja buchſtäblich wie im Himmel, ſeit Sie hier ſind, Fräulein Anna. Das paſſirt mir ja das erſtemal im Leben, daß Jemand für meine Arbeit, für das, was ich zu leiſten im Stande bin, ein ſachliches Intereſſe hat. Das macht mich ja wieder friſch. Das is ja wie 'ne Heide förmlich, auf die's regnet. Das ....

Frl. Anna. Sie ſind ja poetiſch! beinah, Herr Doktor!

Johannes. Das iſt auch durchaus zum poetiſch werden. Aber da täuſchen Sie ſich ſehr. Meine Mutter haßt das arme Manuſcript direct. Am liebſten möchte ſie's in den Ofen ſtecken. Meinem guten Vater iſt es nicht weniger unheimlich. Alſo von da habe ich nichts zu erwarten. Von meiner Familie habe ich nur Hemmniſſe zu erwarten — was das anbelangt. — Uebrigens wundert mich das ja nicht. Nur daß man Freunde hat — und daß auch die nicht einen Gran Achtung für meine Leiſtung aufbringen — daß ein Mann wie Braun ....

Frl. Anna. Es wundert mich, daß gerade Braun Ihnen ſolchen Kummer macht.

Johannes. Ja, Braun .... das iſt .... Wir kennen uns von Jugend auf.

Frl. Anna. Das heißt: Sie kennen ihn von Jugend auf?

Johannes. Ja, und er mich —

Frl. Anna. Er, Sie? Ach wirklich?

Johannes. Na ja — das heißt, bis zu einem gewiſſen Grade.

Frl. Anna. Sie ſind ſo grundverſchieden ſcheint mir nur.

Johannes. Ach, meinen Sie!

Frl. Anna (nach einer Pauſe). Herr Braun iſt ja noch ſo unfertig in jeder Beziehung — ſo ... Ich will nicht ſagen, daß er Sie beneidet, aber es ärgert ihn .... Ihr zähes Feſthalten an Ihrer Eigenart iſt ihm unbehaglich. Es mag ihn ſogar ängſtigen — — Er hat etwas imputirt erhalten: gewiße ſozial-ethiſche Ideen, oder wie man ſie ſonſt nennen will; und daran haftet er nun, daran klammert er ſich, weil er allein nicht gehen kann. Er iſt keine ſtarke Individualität als Menſch, wie ſehr viele Künſtler. Er getraut ſich nicht allein zu ſtehen. Er muß Maſſen hinter ſich fühlen.

Johannes. O, das hätte mir jemand vor Jahren ſagen ſollen, als ich faſt erlag unter dem Urtheil meiner Freunde. O, hätte mir das ein Menſch geſagt, damals, wo ich ſo furchtbar darnieder lag, wo ich mir Vorwürfe machte, daß ich ein ſchönes Haus bewohnte, daß ich gut aß und trank, wo ich jeden Arbeiter ſcheu auswich und nur mit Herzklopfen an den Bauten vorüberging, wo ſie arbeiteten. Da habe ich meine Frau auch 'was geplagt; Alles verſchenken wollt' ich immer und mit ihr in freiwilliger Armuth leben. Wirklich, eh ich ſolche Zeiten wieder durchmachte, lieber .... — Ja wahrhaftig! — lieber der Müggelſee. — Nun will ich aber doch — (er greift nach ſeinem Hut) den dummen Kerl — den Braun, noch zur Vernunft bringen.

Frl. Anna (ſieht ihn an mit eigenthümlichem Lächeln).

Johannes. Meinen Sie nicht?

Frl. Anna. Thun Sie nur, was Sie müſſen, Sie großes Kind Sie!

Johannes. Fräulein Anna!

Frl. Anna. Ihr Herz, Herr Doctor, das iſt Ihr Feind.

Johannes. Ja, ſehen Sie, wenn ich mir denke, daß er 'rumläuft und ſich ärgert, ſo — das raubt mir die Ruhe.

Frl. Anna. Iſt es gut, wenn man ſo ſehr abhängig iſt?

Johannes (entſchloſſen). Nein — es iſt nicht gut. Er wird zwar nun überhaupt nicht wiederkommen. Er iſt nie zuerſt zu mir gekommen. Einerlei! Sie haben recht. Und deshalb werde ich auch nicht gehn — diesmal — zu Braun. — Wollen wir alſo unſere Seefahrt antreten?

Frl. Anna. Aber Sie wollten mir das dritte Kapitel leſen.

Johannes. Wir könnten es mitnehmen — das Manuſcript.

Frl. Anna. Ja — ſchön. Dann kleid ich mich an ſchnell (ab).

Johannes (tritt an den Bücherſchrank, entnimmt ihm ſein Manuſcript und vertieft ſich hinein).

(Fr. Vockerat durch die Flurthür, zwei Büchelchen mit Goldſchnitt in der Hand.)

Fr. Vockerat. Siehſt Du — nun nehme ich mir einen von Euren bequemen Stühlen — ſetze mir die Brille auf — und feire meine Morgenandacht. Iſt's warm zum Sitzen auf der Veranda?

Johannes. Gewiß Mutter. (vom Manuſcript aufblickend) Was haſt Du denn da?

Fr. Vockerat. Worte des Herzens. Du weißt ja — meinen geliebten Lavater. Und hier habe ich Gerok — Palmblätter. — Das war ein Mann! — Der giebt's e Gelehrten manchmal gut. O weh! (Sie legt den Arm um Johannes und ihren Kopf an ſeine Bruſt; zärtlich:) Na, alter Junge!? Grübelſt 'de ſchon wieder!? — (nicht ohne Humor) Du junger Vater, Du!

Johannes (zerſtreut aufblickend vom Manuſcript). Na, mein Mutti!

Fr. Vockerat. Wie iſt Dir denn ſo zu Muthe, in Deiner neuen Vaterwürde?

Johannes. Ach, Mutti, nicht ſo beſonders. — Wie immer.

Fr. Vockerat. Na, thu' nur nich' ſo! Erſt biſt de gehopſt ellenhoch und nu' .... Biſt de etwa wieder nich' zufrieden?

Johannes (zerſtreut aufblickend). Ach, ſehr zufrieden Mutti!

Fr. Vockerat. Sag' mal, Du ziehſt ja jetzt immer den guten Anzug an. Das Fräulein Anna nimmt Dir's doch gewiß nich' übel. Trag' doch die alten Sachen ab hier draußen.

Johannes. Aber ich bin doch kein kleines Kind mehr, Mutter!

Fr. Vockerat. Gleich wirſt de gnatzig! (umarmt ihn feſter. Eindringlich zärtlich) Und ſei klein Bischen fromm, alter Kerl. Thu's Deiner alten Mutter zu Liebe. Der alte Häckel und der tumme Darwin da: die machen Dich blos unglücklich. Hörſt de! Thu's Deiner alten Mutter zu Gefallen.

Johannes (gen Himmel blickend). Ach, guten Leutchen. Bei Euch muß man wirklich ſagen: Vergieb Ihnen, Herr, denn ſie wiſſen nicht ..... Glaubſt Du denn wirklich, daß das ſo einfach geht? — Mit dem Frommwerden?

Fr. Vockerat (im Abgehen). Es geht, es geht! Du brauchſt blos wollen, Hannes. Verſuch's blos, Hannes. Verſuch's blos einmal, Hannes. (ab auf die Veranda, wo ſie ſich auf einen Stuhl niederſetzt und lieſt.)

(Johannes wieder in ſein Manuſcript vertieft.)

(Frau Käthe kommt mit Briefen.)

Frau Käthe (leſend, dann aufblickend). Hannes! Hier iſt ein Brief vom Bankier.

Johannes. Bitte, Kätchen! Ich habe jetzt wirklich keinen Sinn dafür im Augenblick.

Frau Käthe. Er fragt an, ob er verkaufen ſoll.

Johannes. Komm mir jetzt nicht damit, um Gotteswillen!

Fr. Käthe. Aber es eilt, Hannes.

Johannes (heftig). Hier! Da! (ſchlägt mit dem Zeigefinger krampfhaft auf das Manuſcript). Meine Sache eilt noch mehr!

Fr. Käthe. Meinethalben mag's liegen bleiben. Dann ſind wir eben ohne Geld morgen.

Johannes (noch heftiger). — Nein — Käthe! — wir paſſen wirklich nicht zuſammen! Da wundert Ihr Euch immer, warum man zu keiner Ruhe kommt. Wenn ſich's nur mal 'n Bischen in mir geordnet hat, — da kommſt Du — und da greifſt Du hinein — mit Fuhrmannshänden geradezu.

Fr. Käthe. Garnicht. Eben kam der Briefträger und da ſag' ich's Dir einfach.

Johannes. Das iſt's ja eben. Das beweiſt ja eben Eure abſolute Verſtändnißloſigkeit. Als ob das ſo wäre wie Schuhe machen. Der Briefträger kommt und Du ſagſt mir's einfach. Natürlich! Warum nicht! Daß Du mir dabei eine ganze mühſelig zuſammengehaſpelte Gedankenkette durchreißt, das kommt Dir nicht in den Sinn.

Fr. Käthe. Aber das Praktiſche muß doch auch bedacht werden.

Johannes. Wenn ich Dir aber ſage: Meine Arbeit geht vor! Sie kommt zu erſt und zu zweit und zu dritt, und dann erſt kann meinetwegen das Praktiſche kommen. Verſuch' doch mal das zu begreifen, Käthe! Unterſtütz' mich doch mal 'n Biſſel! Oder ſag' mir garnichts vom Praktiſchen! Beſorg' das auf Deine Fauſt! Leg mir nicht . . . .

Fr. Käthe. Ich mag nicht verantwortlich ſein, Hannes!

Johannes. Siehſt Du, da haſt Du's wieder. Nur keine Verantwortung! Nur ja keinen ſelbſtändigen Entſchluß faſſen! Macht Ihr Euch denn nicht mit aller Gewalt abhängig!? Macht Ihr Euch denn nicht um jeden Preis unmündig!?

Fr. Käthe (will ihm den Brief reichen). Ach, Hannes! ſag doch was!

Johannes. Aber ich kann jetzt nicht Käthe.

Fr. Käthe. Wenn ſoll ich denn damit kommen, Hannes? Ich kann doch nicht, wenn das Fräulein dabei iſt....

Johannes. Das iſt auch ſo recht kleinlich, philiſterhaft. Da giebt es ſo gewiſſe Dinge... Da muß immer ſo heimlich gethan werden mit Geldſachen. Das iſt ſo unfrei! Ich weiß nicht... Das riecht ſo nach kleinen Seelen, — ä!

Fr. Käthe. Und wenn ich nun anfinge, wenn das Fräulein dabei iſt — da möcht' ich Dich ſehen.

Johannes. Immer das Fräulein, das Fräulein. Laß doch Fräulein Anna aus dem Spiele! Die ſtört uns garnicht.

Fr. Käthe. Ich ſag' ja auch nicht, daß ſie uns ſtört. Aber es kann doch unmöglich ſehr intereſſant für ſie ſein...

Johannes. Ach Käthe, Käthe! — Das iſt ein Leiden! Immer die Geldſachen, immer die Angſt, als ob wir morgen ſchon am Verhungern wären. Das iſt ja ſchrecklich. Das macht ja wirklich den Eindruck, als ob Dein Kopf und Dein Herz ganz und gar nur voll Geld wären. Und da hat man ſeine Ideale von der Frau gehabt... Was ſoll man denn ſchließlich noch lieben.

Fr. Käthe. Wegen meiner ſorg' ich mich doch nicht. Aber was ſoll denn werden aus Philippchen, wenn... Und Du ſagſt doch ſelbſt, daß Du auf Verdienſt nicht rechnen kannſt. Da muß man's doch zuſammenhalten.

Johannes. Na ja! Du haſt eben immer Deine Familienintereſſen, und ich habe allgemeine Intereſſen. Ich bin überhaupt kein Familienvater. Die Hauptſache iſt für mich, daß ich das, was in mir iſt, 'rausſtelle. Wie Pegaſus im Joch komm' ich mir vor. Ich werde noch mal ganz und gar d'ran zu Grunde gehn.

Fr. Käthe. Johannes! Es iſt ſchrecklich für mich, ſo 'was mit anzuhören.

Johannes. Fräulein Anna hat ganz recht. Die Küche und die Kinderſtube, das ſind im beſten Fall Eure Horizonte. Darüber hinaus exiſtiert nichts für die deutſche Frau.

Fr. Käthe. Einer muß doch kochen und die Kinder warten. Das Fräulein hat gut reden! Ich möchte auch lieber Bücher leſen.

Johannes. Käthe! Du ſollteſt Dich nicht abſichtlich klein machen. Die Art, wie Du über ein Geſchöpf redeſt, das ſo hoch ſteht wie Fräulein Anna . . . .

Fr. Käthe. Nu, wenn ſie ſolche Sachen ſagt!

Johannes. Was für Sachen?

Fr. Käthe. Von uns deutſchen Frauen. — Solche dumme Sachen.

Johannes. Sie hat keine dummen Sachen geſagt. Im Gegentheil. In dieſem Augenblick widerſtrebt es mir faſt, Dir zu ſagen, wie gut ſie von Dir geſprochen hat. Ich möchte Dich nicht zu ſehr beſchämen.

Fr. Käthe. Sie hat aber doch von unſerm engen Horizonte geſprochen.

Johannes. Beweiſe, daß ſie ſich irrt!

Fr. Käthe (in Thränen leidenſchaftlich). Nein, Hannes . . . So gut wie Du auch biſt — manchmal . . . manchmal biſt Du ſo kalt, ſo grauſam — ſo herzlos!

Johannes (ein wenig abgekühlt). Da bin ich nun wieder herzlos! Wieſo denn nur Käthe?

Fr. Käthe (ſchluchzend). Weil du mich — quälſt — Du weißt recht gut . . . .

Johannes. Was weiß ich denn, Käthchen?

Fr. Käthe. Du weißt, wie wenig ich ſelbſt zufrieden bin mit mir. — Du weißt es — aber . . . . aber Du haſt keine Spur von Mitleid. Immer wird mir alles aufgemuzt.

Johannes. Aber, Käthchen, wieſo denn?

Fr. Käthe. Anſtatt — daß Du mal — gut zu mir wärſt, mein Zutrauen zu mir ſelbſt — bischen ſtärkteſt . . . Nein — da werd' ich nur immer klein gemacht — immer klein — immer geduckt werd' ich. Ich bild' mir weiß Gott nichts ein auf meinen großen Horizont. Aber ich bin eben nicht gefühllos. — Ne wahrhaftig, ich bin kein Licht. Ueberhaupt: ich hab's ſchon lange gemerkt, daß ich ziemlich überflüſſig bin.

Johannes (will ihre Hand faſſen, Käthe entzieht ſie ihm). Du biſt nicht überflüſſig: Das hab ich nie geſagt.

Fr. Käthe. Das haſt Du vorhin erſt geſagt. Aber wenn Du's auch nicht geſagt hätteſt, ich fühl's ja doch ſelbſt: — Dir kann ich nichts ſein, denn Deine Arbeit verſteh' ich nicht. Und der Junge . . . na ja! Dem giebt man ſeine Milch, man hält 'n ſauber . . . aber das kann 'ne Magd auch machen, und ſpäter . . . ſpäter kann ich'm doch nichts mehr bieten; (wieder ſtärker weinend). Da wär er — bei Fräulein Anna viel beſſer aufgehoben.

Johannes. Du biſt wohl . . . . aber liebes Käthchen!

Fr. Käthe. Aber — ich ſag' ja nur ſo. Es iſt doch wahr. Sie hat doch 'was gelernt. Sie verſteht doch 'was. Wir ſind ja die reinen Krüppel. Wie ſoll man denn da Jemand anders eine Stütze ſein, wenn man nich 'mal . . . .

Johannes (voll Gluth und Liebe will Käthe umarmen). Käthchen! Du goldnes, goldnes Geſchöpf! Du haſt ein Herz wie . . . Du tiefes, tiefes Märchenherz Du. O, Du mein ſüßes Weſen: (Sie drängt ihn von ſich, er ſtammelt:) Ich will ehrlos ſein, wenn ich . . . Ich bin roh und ſchlecht manchmal! Ich bin Deiner nicht werth, Käthe!

Fr. Käthe. Ach nein — nein Hannes! — Das ſagſt Du blos ſo, jetzt, das . . . .

Johannes. Wahrhaftig, Käthchen! — Ich will ein Schuft ſein, wenn ich . . . .

Fr. Käthe. Laß mich Hannes! Ich muß denken. — Und der Brief, der Brief!

Johannes. Ach, dummes Käthchen, was mußt Du denn denken?

Fr. Käthe. Es ſtürmt ſo viel auf mich ein. Laß! Laß ſein!

Johannes (leiſe). Ach, laß jetzt den Brief! Du mein ſüßes, ſüßes Weib, Du!

Fr. Käthe. Nein, mein Hannes! Nein. (Sie hält ihn von ſich.)

Johannes. Aber wie biſt Du denn!

Fr. Käthe. Komm', Hannes! Sieh' Dir's mal an! (Sie hält ihm den Brief hin.) Er frägt, ob er verkaufen ſoll.

Johannes. Welche Papiere?

Fr. Käthe. Die Spinnerei-Aktien.

Johannes. Langen denn die Zinſen nicht?

Fr. Käthe. Wo denkſt Du hin! Wir haben dieſen Monat wieder über tauſend Mark verbraucht.

Johannes. Aber Käthe! Das iſt ja faſt garnicht möglich! Kinder, Kinder! ſeid Ihr mir auch ſparſam genug?!

Fr. Käthe. Es iſt alles notiert, Hannes.

Johannes. Das iſt mir rein unfaßlich.

Fr. Käthe. Du giebſt zu viel fort, Hannes. Da ſchmilzt es eben zuſammen, das Capital. Soll er nun verkaufen?

Johannes. Ja ja natürlich. — Wart' nur ab! Überhaupt — es hat garnichts auf ſich. — Wo gehſt Du hin?

Fr. Käthe. Antwort ſchreiben.

Johanes. Käthe!

Fr. Käthe (Wendung in der Thür). Wie, Hannes?

Johannes. Willſt Du wirklich ſo gehn?

Fr. Käthe. Was denn?

Johannes. Ich weiß auch nicht, was.

Fr. Käthe. Was willſt Du denn?

Johannes. Käthchen, ich weiß nicht, was mit Dir iſt?

Fr. Käthe. Garnichts, Hannes. Nein, wirklich.

Johannes. Magſt Du mich nich' mehr?

Fr. Käthe (ſenkt den Kopf und ſchüttelt ihn verneinend).

Johannes (den Arm um Käthe). Weißt Du nicht, Käthchen, daß wir von vorn herein ausgemacht haben: Kein Geheimniß vor einander? Nicht das kleinſte. — (Er umarmt ſie heftiger.) Sag' doch 'was! — Haſt Du mich nicht mehr lieb, Käthchen?

Fr. Käthe. Ach Hannes! Das weiß Du doch.

Johannes. Aber was iſt Dir denn da?

Fr. Käthe. Du weißt ja.

Johannes. Was denn nur? Ich weiß nichts. Keine Ahnung habe ich.

Fr. Käthe. Ich möchte Dir 'was ſein können.

Johannes. Aber Du biſt mir viel.

Fr. Käthe. Nein, nein!

Johannes. Aber, ſo ſag mir doch . . .

Fr. Käthe. Du kannſt ja nichts dafür, Hannes, aber — ich genüge Dir nicht.

Johannes. Du genügſt mir. Du genügſt mir völlig.

Fr. Käthe. Das ſagſt Du jetzt.

Johannes. Das iſt meine heilige Überzeugung.

Fr. Käthe. Jetzt im Augenblick.

Johannes. Aber woraus willſt Du denn ſchließen, daß . . .

Fr. Käthe. Das ſeh' ich ja.

Johannes. Käthchen, hab ich Dir je Grund gegeben . . .

Fr. Käthe. Nein, niemals.

Johannes. Nun ſiehſt Du! (umarmt ſie inniger). Das ſind Grillen. Böſe Grillen, Käthchen, die man verjagen muß. Komm, komm! (Er küßt ſie innig.)

Fr. Käthe. Ach, wenn es nur Grillen wären!

Johannes. Verlaß Dich drauf.

Fr. Käthe. Und — ich hab Dich ja auch — ſo furchtbar lieb, Hannes! — So ganz unſagbar. Eher könnt ich noch Philippchen hergeben, glaub ich.

Johannes. Aber, Käthchen!

Fr. Käthe. Gott verzeih mir's! — Der kleine, liebe, drollige Kerl (an Johannes Halſe). Du Lieber! Guter!

(Pauſe ſtummer Umarmung.)

(Frl. Anna zur Kahnfahrt angezogen, öffnet die Verandathür.)

Frl. Anna (ruft herein). Herr Doctor! Ach, verzeihen Sie! (Sie zieht den Kopf zurück.)

Johannes. Gleich, gleich Fräulein. (Er nimmt ſein Manuſcript.) Wir fahren Kahn, Käthchen! — Und keine Grillen mehr, verſprich mir's! (Er küßt ſie zum Abſchied, nimmt den Hut, wendet ſich im Abgehen.) Kommſt Du etwa mit, Käthchen?

Fr. Käthe. Ich kann nicht fort, Hannes!

Johannes. Alſo Wiederſehen (ab)!

Fr. Käthe. (Sieht ihm ſtarr nach wie Jemand, der eine ſchöne Erſcheinung in nichts zerfließen ſieht. Ihre Augen füllen ſich mit Thränen.)

Dritter Akt.

Zeit: Morgens gegen zehn Uhr. Auf dem Schreibtiſch brennt noch die Lampe. Fr. Käthe ſitzt dabei in Rechnungen vertieft.

Draußen auf der Veranda tritt ſich Jemand die Schuhe ab. Käthe erhebt ſich halb und wartet geſpannt. Braun tritt ein.

Fr. Käthe. (ihm entgegen). Ach! — Sehen Sie, das iſt freundlich von Ihnen.

Braun. Guten Morgen. Ein ſchauderhaftes Nebelwetter.

Fr. Käthe. Es wird garnicht Tag heut. Kommen Sie hierher. Der Ofen glüht. — Hat Ihnen Frau Lehmann ausgerichtet?

Braun. Ja, ſie war bei mir.

Fr. Käthe (von jetzt ab entgegen ihrem ſonſtigen ruhigen Weſen ſeltſam lebendig und nervös eifrig. Sie echauffirt ſich. Ihre Augen leuchten mitunter. Auf ihre blaſſen abgezehrten Wangen tritt zarte Röthe). Warten Sie! Ich bringe Cigarren.

Braun. Aber bitte! — Nein, nein! (er eilt Käthe nach und kommt ihr zuvor, als ſie ſich bemüht eine Cigarrenkiſte vom Bücherſchrank herunterzulangen.)

Fr. Käthe. Nun müſſen Sie ſich's gemüthlich machen.

Braun (mit Blick auf Käthe). Aber ich möchte nicht rauchen.

Fr. Käthe. Thun Sie's mir zu Gefallen. Ich rieche den Rauch ſo gern.

Braun. Wenn das iſt, dann . . . (er ſetzt die Cigarre in Brand.)

Fr. Käthe. Sie müſſen ganz ſo ungeniert wie früher ſein. — Und nun, Sie böſer Menſch! Weshalb ſind Sie nun über eine Woche nicht bei uns geweſen?

Braun. Ich dachte, Hans braucht mich nicht mehr.

Fr. Käthe. Aber wie können Sie . . .?

Braun. Er hat nun doch Fräulein Anna Mahr.

Fr. Käthe. Wie können Sie das nur ſagen!

Braun. Er pfeift doch auf ſeine Freunde.

Fr Käthe. Sie kennen doch ſeine Heftigkeit. Das iſt ja doch nicht ſein Ernſt.

Braun. O doch. Und ich weiß auch ſehr gut, wer ihn nach dieſer Richtung hin beeinflußt. Ueberhaupt: die Mahr mag eine kluge Perſon ſein, aber das ſteht feſt: zäh' und egoiſtiſch, rückſichtslos, wo ſie Ziele verfolgt. Vor mir hat ſie Furcht. Sie weiß ganz gut, daß ſie mir nichts vormacht.

Fr. Käthe. Aber was ſollte ſie denn für ein Ziel . . .

Braun. Sie braucht ihn, wer weiß, zu 'was. Ich paſſe ihr nicht. Mein Einfluß paßt ihr nicht.

Fr. Käthe. Aber ich hab' wirklich nie bemerkt . . . .

Braun (erhebt ſich). Ich dränge mich nicht auf. Auf Hanſens Bitten hin bin ich hier 'rausgezogen. Wenn ich überflüſſig bin, gehe ich wieder.

Fr. Käthe (ſchnell und mit Ausdruck). Anna reiſt heut.

Braun. So?! Alſo reiſt ſie?!

Fr. Käthe. Ja. Und deshalb, Herr Braun, wollt ich Sie eben bitten . . . Es wäre ſo ſchrecklich für Hannes, wenn er nun auf einmal gar Niemand mehr hätte. Sie müſſen wieder zu uns kommen, Herr Braun. Tragen Sie ihm nichts nach: Ich meine die Schroffheit von neulich. Wir kennen ihn ja. Wir wiſſen ja, wie gut er im Grunde iſt.

Braun. Ich bin gewiß nicht empfindlich, aber . . .

Fr. Käthe. Nun gut. Dann bleiben Sie bei uns. Gleich heut! Den ganzen Tag.

Braun. Ich könnte höchſtens wiederkommen.

Fr. Käthe. Aber ſo, daß Sie zum Abſchied hier ſind. Paſſen Sie auf, es wird jetzt hübſch bei uns. Ich hab' auch manches einſehen gelernt. Wir wollen einen recht ruhigen und ſchönen Winter durchmachen. — Und was ich noch gleich mit fragen wollte (wie ſcherzend): Ich muß nämlich Geld verdienen. — — — Ja, ja! im Ernſt! Sind wir denn nicht auch zum arbeiten geſchaffen, wir Frauen?

Braun. Wie kommen Sie denn plötzlich auf ſo eine Idee?

Fr. Käthe. Es macht mir mal Spaß, Herr Braun!

Braun. Geld verdienen iſt leicht geſagt.

Fr. Käthe. Na, ich kann zum Beiſpiel Porzellan malen. Das Service iſt von mir. Oder wenn das nicht geht — ſticken. Wiſſen Sie ſo in Wäſche — ſchöne Namenszüge.

Braun. Aber Sie machen doch nur Spaß natürlich.

Fr. Käthe. Na, wer weiß!

Braun. Wenn Sie mir nicht eine Erklärung geben, weiß ich wirklich nicht . . .

Fr. Käthe (ſich vergeſſend). Können Sie ſchweigen? — Ach nein! Kurz und gut: Es treten Anforderungen an den Menſchen . . . . . Wir ſind alle nicht Naturen, die rechnen können.

Braun. Am wenigſten Hans.

Fr. Käthe. Ach nein . . . . das heißt: Man darf auch darin nicht peinlich ſein. Man muß eben ſorgen, daß genug da iſt.

Braun. Wenn Sie ſo viel glauben verdienen zu können . . . . Das iſt von vorn herein verlorene Liebesmüh.

Fr. Käthe. Aber vierhundert Thaler doch vielleicht im Jahr.

Braun. Vierhundert Thaler?! Kaum. — Warum denn gerade vierhundert?

Fr. Käthe. Die müßt ich haben.

Braun. Iſt etwa Hannes wieder mal in ſeiner grenzenloſen Güte mißbraucht worden?

Fr. Käthe. Nein, keinesfalls.

Braun. Soll etwa Fräulein Anna unterſtützt werden?

Fr. Käthe. Nein, nein, nein! Was denken Sie! Wie kommen Sie auf ſo 'was! — Ich ſage nichts mehr. Kein Wort, Herr Braun!

Braun (nimmt ſeinen Hut). Na, jedenfalls kann ich unmöglich die Hand dazu reichen. Das wäre ja wirklich ....

Fr. Käthe. Nun gut, gut! Laſſen Sie die Sache nur ruhn! Aber Sie kommen wieder?

Braun (bevor er geht). Gewiß, natürlich — Iſt es denn wirklich Ernſt, Frau Käthe?

Fr. Käthe (will lachen, bekommt Thränen in die Augen). Ach wo! Ich ſpaße! (winkt ihm heftig und halb ſcherzhaft ab) Gehen Sie! Gehen Sie! (ihrer Bewegung nicht mehr Herr, flieht ſie in's Schlafzimmer.)

Braun (nachdenklich ab).

Fr. Vockerat (im Arm eine Schüſſel mit Aepfeln, ſetzt ſich an den Tiſch und ſchält ſie).

(Frau Käthe kommt zurück, begiebt ſich an den Schreibtiſch).

Fr. Vockerat (ſchüttelt die Bohnen in der Schüſſel). 'S is ganz gut, daß nu' wieder mal Ruhe wird. — Nich', Käthel?

Fr. Käthe (über Rechnungen gebeugt). Laß mich! Ich muß denken, Mutti!

Fr. Vockerat. Ach ſo! — Laß' Dich nicht ſtören. — — Wo fährt ſie denn hin, eigentlich?

Fr. Käthe. Nach Zürich, glaub' ich.

Fr. Vockerat. Na ja, da mag ſe auch beſſer hinpaſſen.

Fr. Käthe. Wieſo denn, Muttchen? Sie gefiel Dir doch, denk' ich.

Fr. Vockerat. I ne, ne, ſie gefällt mir nich; ſe is' mir zu modern.

Fr. Käthe. Aber Muttchen!

Fr. Vockerat. Und das is' überhaupt auch keine Art. 'N junges Mädchen, die darf nicht drei Tage 'rumlaufen mit'm großen Loch im Aermel.

(Johannes im Hut, von der Veranda. Er will eilig in ſein Studirzimmer.)

Fr. Käthe. Hannes!

Johannes. Ja.

Fr. Käthe. Soll ich mit zur Bahn?

Johannes (zuckt die Achſeln). Das mußt Du doch ſelbſt wiſſen (ab in's Studirzimmer).

(Kleine Pauſe.)

Fr. Vockerat. Was hat er denn wieder? (Sie iſt fertig mit Bohnenſchneiden und erhebt ſich.) Ne wirklich. 'S is' Zeit, daß wieder mal Ruhe wird. — Die Leute reden ja auch drüber.

Fr. Käthe. Worüber denn?

Fr. Vockerat. Ich weiß weiter nichts. Ich ſag ja nur . . . . Und dann koſt's doch immer Geld.

Fr. Käthe. Ach, Muttchen, ob für drei Perſonen gekocht wird oder für viere, das ſpricht doch nich' mit.

Fr. Vockerat. J, Brinkel machen Brod, Käthchen.

(Johannes kommt, ſetzt ſich, ſchlägt die Beine übereinander und blättert in einem Buch.)

Johannes. Unverſchämtes Beamtenpack. So'n Bahnhofsinſpector: Saufen, ſaufen, den ganzen Tag ſaufen. Und grob dabei wie . . . ä!

Fr. Käthe. Wenn geht der beſte Zug? Aergre Dich nicht, Hannes!

Johannes. Schauderhaftes Neſt überhaupt. (Schlägt das Buch geräuſchvoll zu, ſpringt auf.) Ich bleib' auch nicht hier.

Fr. Vockerat. Na Junge, du haſt doch vier Jahre gemiethet.

Johannes. Da ſoll ich wohl nu' hier ruhig verkommen, weil ich nun mal unglücklicherweiſe die Dummheit begangen habe, auf vier Jahre zu miethen?

Fr. Vockerat. Du wollt'ſt doch immer auf's Land. Kaum biſt de draußen 'n halbes Jahr, nu verkommſt'e wieder.

Johannes. In der Schweiz is' auch Land.

Fr. Vockerat. Und der Junge? Was wird denn aus dem? Wollt Ihr den mit in der Welt 'rumſchleppen?

Johannes. In der Schweiz iſt's geſünder zu leben, wie hier, auch für Philippchen.

r. Vockerat. Na Junge, Du wirſt woll nächſtens
ach dem Monde verziehen. Macht meinswegen, was
ollt. Auf mich alte Perſon braucht 'r weiter keine
ht zu nehmen (ab auf den Flur).

(Kleine Pauſe.)

ohannes (ſeufzt). — Kinder, nehmt Euch in acht, ſag'
ch.

r. Käthe. Wie biſt Du denn auf die Schweiz ver-
?

ohannes. Ja, ja, mach' nur ein recht frommes Ge-
n! (er äfft ſie nach) „Wie biſt Du denn auf die Schweiz
len?“ Du, hör' mal, das kenn ich, das is' ſo hinten
, ſtatt gerad' aus. Ich weiß ſchon, was Du meinſt.
aſt ganz recht. Ich möchte gern dort ſein, wo Fräulein
iſt. Das iſt doch ganz natürlich. Das kann man doch
heraus ſagen.

Fr. Käthe. Hannes — Du biſt ſo ſeltſam heut. So
n . . . Da geh ich lieber.

Johannes (ſchnell). Ich kann ja auch gehen (ab über die
a).

Fr. Käthe (ſeufzend und kopfſchüttelnd für ſich). O Gott —
. . . .

äulein Anna kommt, legt Hut, Täſchchen, Mantel auf den Stuhl.)

Frl. Anna. Fertig bin ich (zu Käthe gewendet). Nun hat
noch Zeit — wie lange —?

Fr. Käthe. Dreiviertel Stunden mindeſtens.

Frl. Anna. Ach! — Ich bin recht gern bei Euch
ſen (nimmt Käthes Hand).

Fr. Käthe. Die Zeit vergeht.

Frl. Anna. Nun werd' ich mich ganz und gar ein-
arn in Zürich. Arbeiten, arbeiten, ſonſt will ich nichts
n.

Fr. Käthe. Nimmſt Du 'n Butterbrod?

Frl. Anna. Nein, danke. Nicht eſſen! (Kurze Pauſe.)

Wenn nur erſt die Begrüßungen vorüber wären. Entſetzlich geradezu. Alle die vielen Freunde — und das Fragen! brrr. (Sie ſchüttelt ſich wie im Froſt.) — Wirſt Du mir manchmal ſchreiben?

Fr. Käthe. O ja! aber bei uns paſſirt nicht viel.

Frl. Anna. Wirſt Du mir Dein Bild ſchenken?

Fr. Käthe. Ja, gern (ſie kramt in einem Schreibtiſchſchub), aber es iſt alt.

Frl. Anna (ſie klopft ihr leicht auf den Nacken. Faſt mitleidig). Du dünnes Hälschen, Du!

Fr. Käthe (noch ſuchend, wendet ſich. Mit wehmüthigem Humor). Er hat nicht viel Geſcheidt's zu tragen, Anna! — Da — iſt ſie (ſie reicht Anna eine Photographie).

Frl. Anna. Sehr ſchön, ſehr ſchön! Haſt Du vielleicht von Deinem Manne eine? — Ich hab' euch alle ſo lieb gewonnen.

Fr. Käthe. Ich weiß nich' mal.

Frl. Anna. Ach, liebes Käthchen, ſuche, ſuche! — Iſt eine? — Ja?

Fr. Käthe. Da iſt noch eine.

Frl. Anna. Soll ich ſie haben?

Fr. Käthe. Ja, Anna, nimm ſie.

Frl. Anna (ſteckt das Bildchen haſtig zu ſich). Und nun — nun werd ich bald von Euch vergeſſen ſein. — — — Ach, Käthchen! Käthchen! (ſie fällt ihr weinend um den Hals).

Fr. Käthe. Nein Anna — ich will mich — gewiß, Anna! — Ich will mich Deiner immer erinnern und . . . .

Frl. Anna. Mich lieb behalten?

Fr. Käthe. Ja, Anna! Ja!

Frl. Anna. Haſt Du mich nur lieb?

Fr. Käthe. Wie? Nur.

Frl. Anna. Biſt Du nicht auch ein wenig froh, Käthe, daß ich nun gehe?

Fr. Käthe. Wie meinſt Du denn?

Frl. Anna (hat Käthe wieder ganz freigegeben). Ja, ja! Es gut, daß ich gehe. Auf jeden Fall. Mama Vockerat ſieht ch auch nicht mehr gern.

Fr. Käthe. Das glaub' ich nicht . . . .

Frl. Anna. Du kannſt mir's glauben. (Sie läßt ſich am ch nieder.) Was nützt das alles! (Sie vergißt ſich, zieht die Photo- phie hervor und vertieft ſich hinein.) Er hat einen ſo tiefen Zug n den Mund.

Fr. Käthe. Wer?

Frl. Anna. Hannes. — Eine richtige Gramfalte. Das mmt vom Alleinſein. Wer allein iſt, der muß viel leiden on den andern. — — — Wie lerntet Ihr Euch kennen?

Fr. Käthe. Ach das war . . . .

Frl. Anna. Er war noch Student?

Fr. Käthe. Ja, Anna.

Frl. Anna. Du warſt noch ſehr jung, und da ſagteſt u ja?

Fr. Käthe (roth und verlegen). Das heißt, ich . . .

Frl. Anna (gleichſam gepeinigt). Ach Käthchen, Käthchen! (ſie ſteckt das Bild zu ſich, erhebt ſich). Hab ich noch Zeit?

Fr. Käthe. Noch lange.

Frl. Anna. Lange? Gott, lange! (Sie läßt ſich am Clavier ieder.) Du ſpielſt nicht? (Käthe ſchüttelt den Kopf.) Und ſingſt icht? (Käthe ſchüttelt wieder den Kopf.) Und Hannes liebt die Muſik? Nicht? — Ich habe geſpielt und geſungen — früher. Nun längſt nicht mehr. (Sie ſpringt auf.) Einerlei! Was man genoſſen hat, hat man genoſſen. Man muß ſich begnügen. Ueber den Dingen liegt ein Duft, ein Hauch: Das iſt das Beſte. Nicht wahr, Käthe?

Fr. Käthe. Das weiß ich nicht.

Frl. Anna. Es iſt nicht ſo alles blos Süße und Süße durch und durch, was ſüß duftet.

Fr. Käthe. Das kann wohl ſein.

Frl. Anna. So iſt's in Wahrheit. — Ach!! Freiheit!!

Freiheit!! Man muß frei ſein in jeder Hinſicht. Kein Vaterland, keine Familie, keine Freunde ſoll man haben. — Jetzt muß es Zeit ſein.

Fr. Käthe Noch nicht, Anna.

(Kleine Pauſe.)

Frl. Anna. Ich komme zu früh nach Zürich. Acht volle Tage zu früh.

Fr. Käthe. So?

Frl. Anna. Wenn nur die Arbeit erſt wieder anfängt. (Plötzlich ſchluchzend an Käthes Halſe.) Ach Gott! mir iſt herzbrechend weh und bange.

Fr. Käthe. Du Arme, Arme!

Frl. Anna (ſich haſtig freimachend). Aber ich muß fort. Ich muß.

(Kleine Pauſe.)

Fr. Käthe. Anna — wenn Du nun gehſt — willſt Du mir dann nicht einen Rath geben?

Frl. Anna (traurig, faſt mitleidig lächelnd). Liebes Käthchen.

Fr. Käthe. Du haſt es verſtanden . . . Du haſt ſo wohlthätig auf ihn eingewirkt.

Frl. Anna. Hab ich das? Hab ich das wirklich?

Fr. Käthe. Ja, Anna. — Und ſieh mal — auch auf mich. Ich bin dir Dank ſchuldig in vielen Stücken. Ich habe nun auch den feſten Willen . . . Rathe mir, Anna.

Frl. Anna. Ich kann Dir nicht rathen. Ich fürchte mich, Dir zu rathen.

Fr. Käthe. Du fürchteſt Dich?

Frl. Anna. Ich hab Dich viel zu lieb, viel zu lieb, Käthchen!

Fr. Käthe. Ach, wenn ich für Dich etwas thun könnte, Anna!

Frl. Anna. Das darfſt Du nicht, — kannſt Du nicht.

Fr. Käthe. Vielleicht doch. Vielleicht weiß ich, was Du leideſt.

Frl. Anna. Was leide ich denn, Närrchen?

Fr. Käthe. Ich könnte es ſagen, aber . . .

Frl. Anna. Lirum larum, was leide ich denn! Komm', komm! Ich bin hergekommen, ich gehe wieder. Es iſt ja garnichts geſchehen. Siehſt Du, nun ſcheint ſogar die liebe Sonne wieder. Machen wir einen Rundgang zu guterletzt. So oder ſo, Hunderten und Tauſenden geht es nicht beſſer — oder — Da fällt mir ein — ich muß noch ſchnell ein paar Worte aufſetzen.

Fr. Käthe. Das kannſt Du hier thun. (macht Platz am Pult) Aber nein. Tinte und Feder ſind drin — in Hannes Zimmer. Er iſt nicht drin. Geh' ruhig, Anna! (ſie läßt Anna durch die Thür und bleibt zurück.)

(Kleine Pauſe.)

Johannes (von draußen herein. Unruhiger als vorher). Es fängt wieder an zu regnen. — — — Wir hätten einen Wagen beſtellen ſollen.

Fr. Käthe. Nun iſt's zu ſpät dazu.

Johannes. Ja leider.

Fr. Käthe. Braun war hier.

Johannes. Das läßt mich ziemlich kalt. Was hat er denn gewollt?

Fr. Käthe. Er wird wieder zu uns kommen und es ſoll alles zwiſchen Euch wieder wie früher ſein.

Johannes (lacht kurz). Kurios! Das ſoll mich locken? — Könnten wir nicht noch ſchicken — ſchnell? — Ach, überhaupt . . . . .

Fr. Käthe. Nach einem Wagen, Hannes? 'S is' ja nicht weit bis zum Bahnhof.

Johannes. Aber aufgeweicht, kaum zum Durchkommen. Ueberhaupt das denkbar ungünſtigſte Reiſewetter.

Fr. Käthe. Ach, wenn ſie nur erſt im Coupee ſitzt.

Johannes. Womöglich recht überfüllt, dritter Claſſe, mit naſſen Füßen.

Fr. Käthe. Sie wird wohl in's Damencoupee ſteigen.

Johannes. Gieb ihr nur wenigſtens den großen Fußſack mit.

Fr. Käthe. Ja, ja! Du haſt recht. Ich hab' auch ſchon dran gedacht.

Johannes. Ach überhaupt — die ganze Sache iſt ſo über's Knie gebrochen.

Fr. Käthe (antwortet nicht).

Johannes. Sie bliebe gewiß gern noch 'n paar Tage.

Fr. Käthe (nach einer kleinen Pauſe). Aber Du haſt's ihr ja vorgeſtellt.

Johannes (heftiger). Ich wohl, aber Ihr nicht. Du und Mutter! Ihr habt geſchwiegen dazu, und das hat ſie wohl gemerkt.

Fr. Käthe. Ach das .... Nein ..... Ich glaube doch nicht, Hans ....

Johannes. Und wenn zwei ſo dabei ſtehen — ſo ſtumm wie die Fiſche, — da vergeht einem auch die Luſt, da verzichtet man ſchließlich lieber. — — — Eigentlich iſt's mir peinlich, daß wir ſie ſo in Nacht und Nebel fortſchicken.

Fr. Käthe (ſich ihm nähernd in ſchüchterner Zärtlichkeit). Nein, Hannes! Sieh' doch die Sache nicht ſo falſch an. Und denk' doch nich' immer ſo ſchlecht von mir! Von fortſchicken iſt doch keine Rede, Hannes!

Johannes. Ihr ſeid eben nicht feinfühlig genug. Ihr ſeid eben blind. Mir macht es den Eindruck, als ob wir ihr geradezu den Stuhl vor die Thür ſetzen. Geradezu. „Du biſt jetzt genug hier geweſen, nun geh! — Nun geh wohin Du willſt. In die Welt, in die Ferne! Sieh, ob Du fortkommſt! Sieh, ob Du ſchwimmen kannſt.“ So kommt mir's vor, Käthe. So 'n kaltes Bedauern leiſtet man ſich höchſtens noch: das iſt alles!

Fr. Käthe. Nein, Hannes! Vor Mangel haben wir ſie nun doch auch ſicher geſtellt.

Johannes. Weißt Du denn, ob ſie's annimmt? Und iſt damit auch verdammt wenig gethan. Für Lieb-keit kann ſie das Geld nicht entſchädigen.

Fr. Käthe. Aber Hannes! einmal muß ſie doch fort.

Johannes. So ſagen die Philiſter, Käthe. Sie iſt hier ſen, ſie iſt unſere Freundin geworden, und nun ſagen die iſter: müſſen wir uns wieder trennen. Das verſteh' ich . Das iſt der verfluchte Nonſens, der einem überall in Quere kommt, der einem überall das Leben verpfuſcht.

Fr. Käthe. Willſt Du denn, daß ſie noch dableibt?

Johannes. Ich will garnichts. Ich ſage nur ſoviel, es eine . . . . daß unſere Denkungsweiſe gerade ſo lich und engbrüſtig iſt, wie jede Philiſterdenkungsweiſe. wenn es nach mir ginge — ſo viel weiß ich! — wenn nicht durch allerhand kleinliche Rückſichten förmlich gefeſſelt e, ich würde mich anders mit dieſen Dingen abzufinden en, ich würde mich anders reinhalten innerlich, würde ers vor mir ſelbſt daſtehen, als jetzt. Verlaßt Euch f!

Fr. Käthe. Aber weißt Du, Hannes! — Da komm' mir — wirklich bald — ganz überflüſſig vor.

Johannes. Das verſteh' ich nicht.

Fr. Käthe. Wenn Du — mit mir allein — nicht zu-en biſt.

Johannes. Herr Gott! Vater im Himmel!!! Nein wirklich — wahrhaftig — weißt Du! — Das fehlte mir . Meine Nerven ſind auch keine Schiffstaue. Das kann unmöglich jetzt noch vertragen (wieder ab in den Garten).

Fr. Vockerat (bringt eine Taſſe Bouillon, ſetzt ſie auf den Tiſch). — für's Fräulein.

Fr. Käthe (verzweifelt ausbrechend, eilt ſchluchzend auf Fr. Vockerat ällt ihr ſchluchzend und ſtammelnd um den Hals). Mutterchen — tterchen! Ich muß fort — fort von hier — fort aus dieſem

Hauſe — fort von Euch allen. — Das iſt zu viel, zu viel, Mutterchen!

Fr. Vockerat. Aber um Gott! Kindchen — was ...? Wie ...? Wer hat Dir denn ...?

Fr. Käthe (verwandelt entrüſtet). Nein, dazu bin ich zu gut. Zum Wegwerfen bin ich zu gut. Ich werfe mich nicht weg! Dazu bin ich mir denn doch viel zu gut. Mutterchen, ich reiſe augenblicklich. Mit dem Schiff — nach Amerika — nur fort, fort — nach England — wo kein Menſch mich kennt, wo ...

Fr. Vockerat. Aber Kindel! — nach Amerika — barmherziger Vater! Aber was iſt denn in Dich gefahren? Willſt Du denn von Deinem Manne fort, von Deinem Kinde fort? Soll denn Philippchen ohne Mutter aufwachſen? Das kann ja nicht möglich ſein!

Fr. Käthe. Ach was denn, „Mutter“? Eine dumme, bornirte Perſon hat er zur Mutter. Was ſoll ihm eine dumme, beſchränkte Perſon nützen, wie ich! Ich weiß ja nun wie ganz dumm und beſchränkt ich bin. Sie haben mir's ja geſagt, Tag für Tag. Sie haben mich ja nun glücklich ſo klein und erbärmlich gemacht, daß ich mir ſelber zum Ekel bin. Nein, nein! fort, fort!

Fr. Vockerat. Aber Käthchen, bedenkſt Du denn ... Von Mann und Kind ... Ich bitte Dich um Gottes und Jeſu willen.

Fr. Käthe. Hab' ich ihn denn überhaupt jemals beſeſſen? Erſt haben ihn die Freunde gehabt, jetzt hat ihn Anna. Mit mir allein iſt er nie zufrieden geweſen. Ich verfluche mein Leben. Ich habe es ſatt, das verfluchte Daſein.

Fr. Vockerat (nun ihrerſeits ekſtatiſch ausbrechend, wie unter dem Eindruck einer plötzlichen Erleuchtung. Ihre Augen werden ſtarr und leuchtend, ihre Wangen abwechſelnd bleich und roth.) Seht Ihr! ſeht Ihr? (ſie weiſt mit dem Finger ins Leere) ſeht ihr nun! Seht Ihr! was hab' ich geſagt! Seht Ihr! Ein Haus, hab' ich geſagt, aus dem der liebe Gott verjagt iſt, bricht über Nacht zuſammen.

ihr! Irret Euch nicht! Seht Ihr nun? was hab'
gt? Erſt Gottesleugner, dann Ehebrecher, dann . . .
n!!!

. Käthe (mit einer Ohnmacht kämpfend). Nein, Mutter!
rein, Mutter! Ich . . . Ich

r. Vockerat. Käthchen! — nimm Dich zuſammen,
Es kommt Jemand. Komm! (ab mit Käthe in's Schlaf-

(Johannes kommt von der Veranda herein.)
(Frau Vockerat öffnet die Schlafſtubenthür.)

r. Vockerat. Ach, du biſt's, Hannes! (ſie kommt heraus.
gradige Erregung mit aller Gewalt unterdrückend. Sie giebt ſich den
als ob ſie etwas im Zimmer ſuche).

r. Vockerat. Nu', Junge!

ohannes. Was denn, Mutter?

r. Vockerat. Nichts. (Da Johannes ſie fragend anſieht.)
meinſt Du denn?

ohannes. Es machte mir nur ſo den Eindruck, als
. . . Ich muß ſagen: Ich hab's nicht gern, wenn
n immer ſo beobachtet.

r. Vockerat. Junge, Junge! für Dich iſt's gut, daß
Winter kommt. Dein Zuſtand iſt derart . . . Du biſt
zu mir nie ſo häßlich geweſen. Du mußt vor Allem
haben.

ohannes. Ja, ja! Ihr wißt ja immer beſſer als
as mir gut iſt.

r. Vockerat. Na und überhaupt, Käthe iſt auch
arnicht ſo recht auf'm Poſten.

ohannes. Na, Anna hat ihr wirklich nicht viel zu
n gemacht.

r. Vockerat. Wenn auch. Aber ich bin eben auch
'ne alte Frau — und wenn man auch immer gern
alles machen, die alten Knochen wollen halt doch
mal nicht mehr.

ohannes. Das haſt Du garnicht nöthig, das hab' ich

Dir hundert mal geſagt. Es giebt Dienſtleute genug im Hauſe.

Fr. Vockerat. Aber das Fräulein muß doch nu' auch endlich wieder mal in ihre Arbeit.

Johannes. Das is' ihre Sache.

Fr. Vockerat. Nee, ich ſeh nich ein! Alles mit Maß. Es is' nu' wieder mal genug. Sie is' lange genug hier geweſen.

Johannes. Was willſt Du denn eigentlich? Das iſt mir alles ſo ſonderbar ſo . . ich weiß garnicht . . . .

Fr. Vockerat. Du willſt die Mahr auffordern noch zu bleiben und . . .

Johannes. Das werd' ich ſogar. Das werd' ich allerdings thun. Allerdings werd' ich das . . . Haſt Du was dagegen, Mutter?

Fr. Vockerat (ihm in's Geſicht drohend). Junge, Junge! —

Johannes. Nein, Mutter! das iſt ja wirklich . . . Weiß Gott, als ob man ein Verbrechen begangen hätte. Das iſt ſchon nicht mehr . . .

Fr. Vockerat (eindringlich gütig). Junge! Sei mal vernünftig! Komm! Hör mich mal ruhig an! Ich bin doch Deine Mutter. Ich meins doch wirklich gut mit Dir. Es giebt doch überhaupt keinen Menſchen, der's beſſer mit Dir meinte. Sieh' mal, ich weiß ja, daß Du einen ehrenhaften Charakter haſt — aber wir ſind ſchwache Menſchen, Hannes und . . . und Käthe macht ſich Gedanken — und . . .

Johannes (lachend). Nimm mir's nicht übel, Muttel, ich muß lachen. Da kann ich wirklich nichts anders als lachen, Mutter! Das iſt einfach lächerlich.

Fr. Vockerat. Junge, Junge! Es ſind ſchon Stärkere in die Schlinge gefallen. Man merkt's oft erſt, wenn's zu ſpät iſt.

Johannes. Ach, Mutter! wenn euch wirklich dran liegt, daß ich meinen Verſtand behalte, dann kommt mir un eswillen nicht noch mit ſolchen Sachen. Verwirrt mich , macht mich nicht confus. Suggerirt mir nicht Dinge, . . . Treibt mich nicht in Verhältniſſe, die mir fern liegen bitt' Euch inſtändig, Kinder.

Fr. Vockerat. Du mußt ja wiſſen, was Du thuſt, nes! Ich ſage Dir blos: Nimm Dich in Acht!

(Fr. Vockerat ab in's Schlafzimmer. Frl. Anna kommt.)

Frl. Anna (Hannes entdeckend). Herr Doctor! (ſie geht nach Stuhle, auf welchem ihre Sachen liegen und ergreift den Regenmantel, um zuziehen.) Nun wollen wir.

Johannes (ſpringt herbei, iſt ihr behilflich beim Anziehen). doch?!

Frl. Anna (den Mantel zuknöpfend). Und wovon Sie ſprachen as ſchicken Sie mir doch bald?

Johannes. Das vergeß' ich nicht. Sehen Sie, Fräu Anna, nun könnt' ich doch wenigſtens ein klein Bischen higter ſein. Wollen Sie uns denn nicht das Freund ſtsrecht einräumen.

Frl. Anna. Das verletzt mich, Herr Doctor!

Johannes. Nun gut. Ich werde nicht mehr damit men. Aber Sie verſprechen mir — für jeden Nothfall. ſen andre mit Ihnen theilen, ſo wollen wir's nicht ber.

Johannes (geht und ruft in die Schlafſtube). Mutter! Käthe!

(Käthe und Fr. Vockerat kommen.)

Frl. Anna (küßt die Hand der Fr. Vockerat). Viel Tauſend nk. (Käthe und Anna küſſen ſich innig.) Du Gute! Liebe! — und eib' mal!

Fr. Vockerat. Laſſen Sie ſich's recht wohl ergehen!

Fr. Käthe. Ja — und leb' . . . (ſie weint) leb' glücklich. ' . . . (ſie kann nicht weiter vor Schluchzen).

(Johannes trägt Anna's Täſchchen. Käthe und Fr. Vockerat begleiten ebenfalls auf die Veranda. Dort treffen ſie auf Braun, der ſich verabſchiedet. n trennt ſich Fr. Vockerat, Käthe und Braun bleiben auf der Veranda zu- ? Käthe winkt mit einem Taſchentuch. Hierauf kommen ſie zurück ins mmer.

Fr. Vockerat (die bitterweinende Käthe tröſtend). Na Kindel, Kindel! Sei guten Muth's! Sie wird's verwinden, ſie iſt jung.

Fr. Käthe. Die rührenden Augen, die ſie hat. Ach, ſie hat ſo viel Schlimmes durchgemacht.

Fr. Vockerat. Wir wandeln alle nicht auf Roſen, Käthel.

Fr. Käthe. Ach, es giebt ſo viel Weh und Jammer auf der Welt! (ab ins Schlafzimmer.)

(Kleine Pauſe.)

Fr. Vockerat. Da hat ſie die Bouillon doch ſtehen laſſen (nimmt die Taſſe, um ſie hinauszutragen. Bleibt vor Braun ſtehen). Herr Braun! Ich muß Ihn'n ſagen: in den letzten zehn Minuten — wahrhaftig — da . . . da hab' ich etwas durchgemacht (ſie thut noch ein paar Schritte, wird dann plötzlich von Schwäche übermannt und muß ſich niederſetzen). Jetzt fühl' ich's — es ſteckt mir in allen Gliedern. Wie zerſchlagen bin ich.

Braun. Iſt etwas vorgefallen, Frau Vockerat?

Fr. Vockerat. Ich will ja zufrieden ſein. Ich will ja garnichts ſagen, wenn's noch ſo abläuft. Der liebe Gott hat uns eben mal mit dem Finger gedroht — und ich — hab' ihn verſtanden — — — Sie ſind auch ſo ein Gottloſer! Ja, ja! aber glauben Sie einer alten erfahrenen Frau, Herr Braun! Ohne ihn kommt man nicht weit. Man ſtolpert und ſtürzt früher oder ſpäter. (Kleine Pauſe.) Ich fliege nur ſo — (ſie will aufſtehn, iſt aber noch zu erſchöpft). Es kommt nach. — Wer weiß, ob man nicht 'was davon trägt (ſie horcht nach der Flurthür). Wer iſt denn da? — im Haus? Es geht doch Jemand die Treppe. — Ach richtig! Wir wollen ja waſchen. Die Mädchen weichen die Wäſche. — Nu' iſt Ruhe, nu' kann doch wieder 'was gethan werden.

(Kleine Pauſe.)

Sehen Sie, ſo einen Goldcharakter — ſo ein ehrenhafter, tadelloſer Menſch, wie Johannes . . . Sehen Sie, wohin es führt, wenn man auf die eigene Kraft pocht. Da heißt es r ſo großartig: Ich habe eine Religion der That. Da man's wieder mal. Der liebe Gott bläſt ſie um, Kartenhäuſer.

(Johannes echauffiert, nicht ganz ſicher, tritt ſchnell ein durch die ür.

Johannes. Kinder, ſie bleibt!

Fr. Bockerat (ohne zu begreifen). Wer — Hannes! — n?

Johannes. Na, ſie bleibt noch'n paar Tage, Mutter! ulein Anna natürlich.

Fr. Bockerat (wie vom Schlage gerührt). Fräulein Anna . . Wo iſt ſie denn?

Johannes. In ihrem Zimmer iſt ſie, Mutter. Aber egreife nicht.

Fr. Bockerat. Alſo doch.

Johannes. Thut mir die Liebe und nehmt die Dinge ſo ungeheuer ſchwülſtig auf, es . . .

Fr. Bockerat (erhebt ſich gebieteriſch). Hannes! hör' mich an! (mit Nachdruck.) Ich ſage Dir: Die Dame hat hier s mehr zu ſuchen. Die Dame muß das Haus auf n Fall wieder verlaſſen. Ich verlange das unbedingt.

Johannes. Mutter, in weſſen Haus ſind wir hier?

Fr. Bockerat. O Du, das weiß ich. Sehr gut weiß ich . Wir ſind im Hauſe eines . . . eines pflichtvergeſſenen nſchen, der . . . und da Du mich dran erinnerſt, ſo — lich, freilich! — So kann ich ja dieſer . . . dieſer Perſon Feld räumen.

Johannes. Mutter! Du ſprichſt in einem Tone von ulein Anna, den ich nicht dulden kann.

Fr. Bockerat. Und Du ſprichſt in einem Tone mit ner Mutter, der wider das vierte Gebot verſtößt.

Johannes. Mutter, ich will mich mäßigen. Aber mt einige Rückſicht auf meinen Seelenzuſtand. Es könnte t etwas eintreten . . . Wenn Ihr mich treibt, ich könnte as thun, was ich nicht mehr ungeſchehen machen könnte.

Fr. Vockerat. Wer Hand an ſich ſelbſt legt, iſt verdammt in Zeit und Ewigkeit.

Johannes. Einerlei. Dann … dann habt ihr Grund doppelt vorſichtig zu ſein.

Fr. Vockerat. Ich waſche meine Hände in Unſchuld. Ich reiſe ab.

Johannes. Mutter!

Fr. Vockerat. Ich, oder dieſe Perſon.

Johannes. Mutter, Du verlangſt Unmögliches. Ich habe ſie mit Mühe umgeſtimmt. Soll ich nun vor ihr daſtehen wie … Lieber erſchieß' ich mich.

Fr. Vockerat (mit plötzlichem Entſchluß). Gut — nun gehe ich hinauf. Ich werde ihr die Meinung gründlich ſagen. Dieſe durchtriebene Kokette! dieſe … Sie hat Dich eingeſponnen in ihre Netze.

Johannes (vertritt ihr den Weg). Mutter, Du wirſt nicht hinauf gehen!! Sie ſteht in meinem Schutz, und ich werde ſie vor rohen Beleidigungen zu ſchützen wiſſen. — Gegen Jedermann.

Braun. Hans, aber Hans! …

Fr. Vockerat. Gut, gut. Ich ſehe ſchon — es iſt … iſt weit gekommen mit Dir (ab durch die Flurthür).

Braun. Aber Hannes, was iſt blos in Dich gefahren!?

Johannes. Laßt mich in Ruh — Seelenverderber ihr!

Braun. Sei mal vernünftig, Hannes! Ich heiße Braun. Ich habe nicht die Abſicht, Dir Moralpredigten zu halten.

Johannes. Kinder, Ihr proſtituirt meine Gedanken. Das iſt geiſtige Nothzucht. Ich leide furchtbar darunter. Ich rede kein Wort mehr.

Braun. Hans! jetzt kannſt Du nicht ſchweigen. Die Dinge liegen ſo, daß Du gewiſſermaßen verpflichtet biſt zu reden. Verſuch' doch mal etwas kühler zu werden.

Johannes. Was wollt ihr denn wiſſen? Weſſen ſind

enn angeklagt? Kinder, ich muß es in jedem Fall
en, einen Unſchuldsbeweis anzutreten. Das duldet
Stolz nicht, verſtehſt Du . . . Ekelhaft! . . . Der
le blos.

raun. Sieh' mal, Hans! Ich faſſe die Sachen abſolut
en auf.

ohannes. Faſſe ſie meinethalben auf, wie Du Luſt
Aber ſag' mir kein Wort über Deine Auffaſſung.
jedes Wort iſt mir wie ein Ruthenhieb in's Geſicht!

raun. Hans, Du mußt zugeben, daß Du mit dem
ſpielſt.

ohannes. Ich muß garnichts zugeben. Mein Ver-
iß zu Anna entzieht ſich Eurer Beurtheilung.

Braun. Du kannſt doch nicht leugnen, daß Du ge-
Verpflichtungen gegen Deine Familie haſt.

Johannes. Du kannſt doch nicht leugnen, daß ich ge-
Verpflichtungen gegen mich ſelber habe. Seht Ihr,
abt Ihr geprahlt und geprahlt — und nun ich den
freien Schritt mache, da bekommt ihr Angſt, da redet
von Pflichten, da . . .

Braun. Ich wollte das garnicht mal ſagen. Was
Pflichten?! Du ſollſt nur klar ſehen. Es handelt ſich
darum: entweder Anna oder Deine Familie.

Johannes. Na hör mal, Du biſt wohl verrückt ge-
den. Wollt ihr mir denn mit aller Gewalt Conflikte auf-
atzen, die nicht vorhanden ſind. Es iſt ja nicht wahr, was
ſagt. Ich ſtehe vor keiner Entſcheidung. Was mich mit
a verbindet, iſt nicht das, was mich mit Käthe verbindet.
s braucht das andre tangiren. Es iſt Freundſchaft, zum
nnerwetter. Es beruht darauf, daß wir geiſtig ähnlich
nlagt ſind, daß wir uns ähnlich entwickelt haben. Des-
verſtehen wir uns dort noch, wo uns andre nicht mehr
tehen, wo ihr mich nicht mehr verſtanden habt. Seit ſie
iſt, erlebe ich gleichſam eine Wiedergeburt. Ich habe Muth

und Selbſtachtung zurückgewonnen. Ich fühle Schaffenskraft, ich fühle, daß das alles geworden iſt unter ihrer Hand gleichſam. Ich fühle, daß ſie die Bedingung meiner Entfaltung iſt. Als Freundin, verſtehſt Du wohl. Können denn Mann und Weib nicht auch Freunde ſein?

Braun. Hannes! nimm mir's nicht übel, Du haſt den Dingen niemals gern nüchtern in's Auge geſehen.

Johannes. Leute, Ihr wißt nicht, was Ihr thut! ſag ich Euch. Ihr urtheilt nach einer kläglichen Schablone, und die hab ich mir an den Füßen abgelaufen. Wenn Ihr mich lieb habt, ſtört mich nicht. Ihr habt keine Ahnung, was ſich in mir vollzieht. Daß Gefahren ſind, jetzt, nach Euren Attaken, das glaub' ich faſt ſelbſt. Aber ich habe den Willen, mir das zu ſichern, was mir Lebensbedingung iſt, ohne die Grenzen zu verletzen. Ich habe den Willen, verſtehſt Du das wohl?

Braun. Das iſt Dein alter Fehler, Hannes. Du willſt Dinge vereinen, die ſich eben nicht vereinen laſſen. Meiner Anſicht nach giebt es nur eine Möglichkeit — wenn Du einfach zu ihr gehſt, ihr die Dinge vorſtellſt, wie ſie liegen und ſie bitteſt zu gehen.

Johannes. Biſt Du fertig? Biſt Du nun endlich fertig? Damit Du nun wenigſtens in dieſem Punkte zur Klarheit kommſt und nicht unnöthig Worte verſchwendeſt (mit blitzenden Augen jedes Wort betonend:) *Das, was Ihr wollt, geſchieht nicht!!!* — Ich bin nicht der, der ich noch vor kurzem war, Braun! Ich habe etwas über mich aufgehängt, was mich regiert, Ihr und Eure Meinung hat keine Macht mehr über mich. Ich habe mich ſelbſt gefunden und werde ich ſelbſt ſein. Ich ſelbſt, trotz Euch allen! (Schnell ab in's Studierzimmer).

Braun (zuckt die Achſeln).

Vierter Akt.

Zeit: Nachmittags zwiſchen vier und fünf. Am Tiſch ſitzen Käthe und
Vockerat. Käthe mit Nähen eines Kinderhemdchens beſchäftigt; Frau
rat mit Stricken. Käthe ſtark abgehärmt. Es vergehen einige Sekunden.
nes kommt aus dem Studirzimmer. Er hat den Hut noch nicht recht
ht, den Sommerüberzieher noch nicht ganz angezogen und iſt im
ff auszugehen.

Johannes. Iſt Anna fort?

Fr. Vockerat (verſchnupft). Eben hinaus.

Johannes (iſt zu Käthe getreten und küßt ſie auf die Stirn).
mſt Du auch Dein Tränkchen regelmäßig?

Fr. Vockerat. Ach, die dumme Medicin! die nutzt
rechts. Ich wüßte ſchon, was beſſer nützte.

Johannes. Ach Mutter, Mutter!!

Fr. Vockerat. Ich bin ja ſchon ſtille.

Fr. Käthe. Ja, ja! ich nehm' ſie ſchon. Mir iſt ja
haupt nichts.

Johannes. Du ſiehſt auch heut thatſächlich beſſer aus.

Fr. Käthe. Mir iſt auch beſſer.

Johannes. Na ſchon Dich nur recht. Adieu! Wir
men bald wieder.

Fr. Käthe. Geht Ihr weit?

Johannes. Nur 'n Bischen in den Wald. Wieder-
n! (ab über die Veranda).

ne Pauſe. Man hört das Brauſen und Rauſchen eines Eiſenbahnzuges.
Hierauf Läuten der Bahnglocke (fern).

Fr. Vockerat. Horch mal, die Bahnhofsglocke.

Fr. Käthe. Der Wind trägt den Schall, Mutti! (Sie
ie Arbeit ſinken und verſinnt ſich.)

Fr. Vockerat (flüchtig aufblickend). Worüber denkſt Du denn nach, Käthemiezel?

Fr. Käthe (weiterarbeitend). Ach — über allerhand.

Fr. Vockerat. Über was denn zum Beiſpiel?

Fr. Käthe. Ob es zum Beiſpiel Menſchen geben mag, die nichts zu bereuen haben.

Fr. Vockerat. Sicher nicht, Käthchen!

Fr. Käthe (der Schwiegermutter die Näherei hinhaltend). Ob ich Kettelſtich nehme — hier rum, Mutti?

Fr. Käthe (faßt das Hemdchen oben und unten und ſpannt es auseinander). Ich denke, es wird lang genug ſein.

Fr. Vockerat. Ja nich' zu kurz. Lieber Bischen zu lang. Die Kinder wachſen zu ſchnell.

(Beide arbeiten emſig weiter. Kleine Pauſe).

Fr. Käthe (unterm Nähen). Hannes hat manchmal recht zu leiden gehabt — unter meinen Launen. Er hat mir oft genug leid gethan. Aber man kann eben nicht gegen ſeine Natur: das iſt das Unglück! (kurz und bitter in ſich hineinlachend.) Man war allzu ſicher. Man hat ſich's nicht wahrgenommen. (Sie ſeufzt) — Da fällt mir ein bei dem Hemd: In Gnadenfrei — da war eine alte Wärterin . . . in der Anſtalt. Die hatte ihr ſelbſtgewebtes Todtenhemd ſchon jahrelang im Schubfach liegen. Das zeigte ſie mir mal. Da wurd' ich ganz melancholiſch.

Fr. Vockerat. Die alte überſpannte Perſon.

(Kleine Pauſe.)

Fr. Käthe (unterm Nähen). Der kleine Fiebler iſt ein lieber Kerl. Geſtern nahm ich ihn 'n Bischen rauf und zeigte ihm Bilder. Da fragt er mich: nich' wahr, Tante Käthe, der Schmetterling is' der Mann und die Libelle is' ſeine Frau.

Fr. Vockerat (gutmüthig lachend).

Fr. Käthe. Das dumme Herzel! Und dann tippte es mir auf die Augenlider und fragte: ſchlafen da die Augen drin?

Fr. Vockerat. Zu niedlich ſind Kinder manchmal.

Fr. Käthe (mit einer ſanften wehmüthigen Luſtigkeit). Und dann ſagt er immer Punken ſtatt Funken. Damit neck' ich ihn immer.

Fr. Vockerat. Zu drollig. Punken (ſie lacht).

Fr. Käthe (läßt die Arbeit in den Schooß ſinken). Und was man ſich ſo für Schmerzen macht als Kind. Ich weiß noch, als ich klein war, jahrelang — wo nur ein Kartoffelfeld kam — da hab' ich den lieben Gott inbrünſtig gebeten: ach lieber Gott! laß mich doch nur ein einziges Mal einen großen Todtenkopfſchmetterling finden. — Ich hab' aber nie einen gefunden — (ſie erhebt ſich müde. Seufzend:) Später hat man andre Schmerzen.

Fr. Vockerat. Wo willſt Du denn hin? Bleib doch noch 'n Bischen.

Fr. Käthe. Ich muß nachſehen, ob Philippchen wach iſt.

Fr. Vockerat. Käthe, nich' ſo unruhig! Es wird alles beſorgt.

Fr. Käthe (iſt ſtehen geblieben, neben dem Stuhl, die Hand an der Stirn). Laß Mutti! ich muß denken.

Fr. Vockerat (milde zuredend). Du mußt garnicht denken! Komm', erzähl mir noch 'n Bischen! (ſie zieht die Willenloſe auf den Stuhl zurück). Komm', ſetz' Dich! — Johannes hatte auch als Kind immer ſo niedliche Einfälle.

Fr. Käthe (ſitzt da wie erſtarrt, die weit offnen Augen auf das Portrait über dem Pianino gerichtet). Ach, der gute Papa in ſeinem Talar! Der hat ſich nicht träumen laſſen, was ſeine Tochter . . . . (ihre Stimme wird von Thränen erſtickt).

Fr. Vockerat (es bemerkend). Aber Käthemiezel!

Fr. Käthe (mühſam redend:) Ach bitte, laß mich!

(Beide arbeiten eine kurze Weile weiter.)

Fr. Käthe (unterm Nähen). Haſt Du Dich gefreut, als Johannes geboren war?

Fr. Vockerat. Von Herzen, Käthchen! Du nicht, über Philippchen?

Fr. Käthe. Ich weiß wirklich nicht. (Erhebt ſich abermals). Ach! ich will mich lieber ein Bischen niederlegen.

Fr. Vockerat (erhebt ſich ebenfalls, ſtreichelt Käthes Hand). Ja, ja! Wenn Du angegriffen biſt.

Fr. Käthe. Faß' mal meine Hand, Mutti!

Fr. Vockerat (thut es). Nun? Sie is' eiskalt, Miezel!

Fr. Käthe. Nimm mal die Nadel! (reicht ihr die Nähnadel).

Fr. Vockerat (zögert ſie zu nehmen). Ja — was ſoll ich denn damit?

Fr. Käthe. Paß mal auf! (ſticht ſich blitzſchnell mehrmals in die Handfläche).

Fr. Vockerat (erhaſcht ihre Hand). Aber Du! Du! Was machſt Du denn nur da?

Fr. Käthe (lächelnd). Es thut garnicht weh. Keine Spur. Ich fühle auch rein nichts.

Fr. Vockerat. Was das für Ideen ſind! Komm, komm! Ja, ja! Leg' Dich Bischen nieder! Leg' Dich Bischen! (führt Käthe, ſie ein wenig ſtützend in das Schlafzimmer).

(Nach einer kleinen Pauſe kommt Braun. Er legt den Hut ab, zieht den Ueberrock aus, hängt beides an den Kleiderhaken.)

Fr. Vockerat (ſteckt den Kopf durch die Schlafſtubenthür). Ach, Sie ſind's, Herr Braun.

Braun. Gutentag, Frau Vockerat!

Fr. Vockerat. Ich komme gleich (ſie zieht den Kopf zurück, kommt nach wenigen Secunden ganz heraus, eilt auf Braun zu und drückt ihm haſtig ein Telegramm in die Hand). Nu' rathen Sie mir! (während er lieſt, verfolgt ſie mit ängſtlicher Spannung den Ausdruck ſeines Geſichts).

Braun (nachdem er geleſen). Haben Sie Herrn Vockerat geſagt, worum es ſich handelt?

Fr. Vockerat. Kein Sterbenswort. Nein, nein, nein! Das hätt ich auch nicht über's Herz gebracht. Ich hab' ihm nur geſchrieben, daß er doch mal herkommen möchte, weil … weil ich doch noch nicht ſo bald fortkönnte, und weil Käthe doch noch immer nicht ganz munter wär'! Aber ſonſt hab' ich nichts geſchrieben. Nich' mal, daß Fräulein Anna noch hier iſt, Herr Braun.

Braun (nach einiger Überlegung, zuckt mit den Achſeln). Ja! Da kann ich weiter nichts ſagen.

Fr. Vockerat (ängſtlicher). Halten Sie's nich' für recht? Hätt' ich am Ende lieber nich' ſchreiben ſollen? Aber Käthe vergeht mir ja unter den Händen. Wenn ſie erſt mal zum liegen kommt, dann . . . dann weiß ich nich' was noch geſchieht. Und aller Augenblicke muß ſie ſich jetzt ſchon hinlegen, in den Kleidern auf's Bett. Gerade jetzt liegt ſie wieder. Ich kann's ja nich' mehr. Ich kann ja die Verantwortung nich' mehr allein tragen, Herr Braun (ſie muß ſich ſchneuzen).

Braun (in's Telegramm blickend). Mit dem Sechsuhr-Zug kommt Herr Vockerat? Wie ſpät is's jetzt?

Fr. Vockerat. Halbfünf noch nicht.

Braun (nachdem er wieder eine Weile nachgeſonnen). Hat ſich denn garnichts geändert in den acht Tagen?

Fr. Vockerat (ſchüttelt troſtlos den Kopf). Nichts.

Braun. Hat ſie nie Miene gemacht abzureiſen?

Fr. Vockerat. Nein — nich' einmal. Und Johannes, der is' förmlich wie verhext. Er war ja immer leicht kratzig, aber er machte doch ſchließlich, was man wollte. Er ſieht nich', er hört nich'. Nur dieſe Perſon. Nur immer dieſe Perſon. Nicht Mutter, nicht Frau, Herr Braun. Ach, Gott! was macht man denn nur. Ich thu' ja keine Nacht mehr ein Auge zu. Ich hab ſchon hin und her überlegt. Was macht man denn nur?

(Pauſe.)

Braun. Ich weiß wirklich nicht, ob es gut iſt, daß Herr Vockerat herkommt. Hannes wird dadurch nur noch gereizt, auf's höchſte . . . Und dann . . . dann will er ſich vor dem Fräulein . . . ich hab überhaupt manchmal ein Gefühl — als ob ſich Hannes ſchon allein wieder 'rausarbeiten würde.

Fr. Vockerat. Das hab' ich ja doch auch geglaubt. Deshalb hab' ich mich ja damals, als er ſie zurückbrachte, wieder überreden laſſen. Deshalb bin ich ja hier geblieben. Aber es wird ja immer ſchlimmer. Man darf ja garnicht mehr wagen, nur 'n leiſes Sterbenswörtchen drüber zu ſprechen. Und zu Käthe darf ich auch nichts ſagen. An wen ſoll ich mich denn wenden.

Braun. Hat denn Frau Käthe nie mit Hans d'rüber geſprochen?

Fr. Vockerat. Ja, einmal — da ſind ſie wach geweſen, die halbe Nacht. Weiß Gott, was ſie da geſprochen haben. Aber Käthel is' viel zu geduldig. Sie nimmt noch Hanſens Partei, wenn ich mal 'was ſage. Nicht mal dieſe … dieſe Dame … dieſe ſogenannte durchſchaut ſie. Die wird womöglich noch in Schutz genommen.

(Kleine Pauſe.)

Braun. Ich hab mich ſchon gefragt — ob ich vielleicht mal mit Fräulein Anna rede.

Fr. Vockerat (ſchnell). Ja, das wäre wirklich vielleicht 'was.

Braun. Ich wollte ſogar ſchon mal an ſie ſchreiben. …… Aber allen Ernſtes, Frau Vockerat, eh Herr Vockerat in ſeiner Weiſe eingreift — das kann die Sache meiner Anſicht nach verſchlimmern im höchſten Maße.

Fr. Vockerat. Na ja, na ja! Aber was blieb mir denn übrig in meiner Herzensangſt? Ach, wenn Sie wollten … wenn Sie wirklich mit ihr reden wollten. (Man hört Anna's und Johannes Stimme.) Ach großer Gott! Ich kann ſie jetzt unmöglich ſehn. (Ab durch die Flurthür.)

Braun (zögert. Da ſie noch nicht eintreten, ebenfalls ab durch die Flurthür).

(Fräulein Anna tritt ein von der Veranda her.)

Fräulein Anna (hat ihren Hut abgelegt. Spricht durch die offne Thür zu Johannes, der noch draußen auf der Veranda verweilt). Giebts was Intereſſantes, Herr Doktor?

Johannes. Es muß 'was los ſein. Ein Poliziſt iſt im Kahn (kommt herein.) Vielleicht wieder 'n Unglück geſchehn. —

Frl. Anna. Ein melancholiches Vorurtheil. —

Johannes. Hier kommt oft genug 'was vor. Das iſt ein gefährliches Waſſer. — Was haben Sie denn da, Fräulein?

Frl. Anna. Katzenpfötchen, Herr Doktor! Die nehm' ich mir mit zum Andenken.

Johannes. Wenn Sie mal reiſen, heißt das. Und das wird ſo bald nicht ſein.

Frl. Anna. Meinen Sie?

(Kleine Pauſe, während welcher beide langſam und jeder für ſich [illegible].)

Frl. Anna. Es wird ſchon recht zeitig finſter.

Johannes. Und kühl, ſobald die Sonne weggeht. Soll ich Licht machen?

Frl. Anna. Wenn Sie wollen. — Sonſt feiern wir Bischen Dunkelſtunde. (Sie ſetzt ſich.)

Johannes (ſetzt ſich ebenfalls, von Anna entfernt auf irgend einen Stuhl. Nach einer Pauſe) Dunkelſtunde! — Da kommen alte Erinnerungen.

Frl. Anna. Märchen, nicht wahr!

Johannes. Ja, auch. — — Ach, es giebt wundervolle Märchen.

Frl. Anna. O, ja! — Und wiſſen Sie, wie die ſchönſten gewöhnlich ſchließen? — Da zog ich mir einen gläſernen Pantoffel an — und da ſtieß ich an einen Stein — und da machte er „kling“ — und da ſprang er entzwei.

Johannes (nach kurzem Schweigen). Iſt das nicht auch ein melancholiſches Vorurtheil?

Frl. Anna. Das glaub' ich nicht. (Sie erhebt ſich, geht langſam bis zu dem Seſſel vor dem Clavier, ſetzt ſich darauf, haucht in die Hände.)

Johannes (erhebt ſich ebenfalls, thut langſam ein paar Schritte, bleibt hinter Anna ſtehen). Nur ein paar Takte. Machen Sie mir die Freude. Wenn ich nur ein paar ganz ſimple Töne höre — das genügt mir ſchon.

Frl. Anna. Ich kann nicht ſpielen.

Johannes (mit gelindem Vorwurf). Ach, Fräulein Anna, — weshalb ſagen Sie das? Sie wollen nur nicht, ich weiß es ja.

Frl. Anna. Aber ich habe wohl ſechs Jahre lang keine Taſte berührt. Erſt ſeit dieſem Frühjahr hab' ich langſam wieder angefangen. Und dann duble ich auch nur ſo. — Solche traurige, troſtloſe Liedchen, wie ich ſie von meiner Mutter mitunter gehört habe.

Johannes. Wollen Sie nich 'mal ſo eins ſingen? So ein trauriges, troſtloſes Liedchen —?

Frl. Anna (lacht). Sehen Sie, Sie necken mich ſchon.

Johannes. Ich merke ſchon, Fräulein. Sie wollen mir's nicht zu Liebe thun.

(Kleine Pauſe.)

Frl. Anna. Ja, ja! Herr Doktor, ich bin ein häßliches launiſches Geſchöpf.

Johannes. Das ſag ich nicht, Fräulein Anna!

(Kleine Pauſe.)

Frl. Anna (öffnet das Clavier. Setzt die Finger auf die Taſten. Sinnt nach). Wenn ich 'was luſtiges wüßte. —

Johannes (hat ſich in einer entfernten Ecke niedergelaſſen, den Kopf vornüber gebeugt; die Beine übereinander geſchlagen, den Ellbogen darauf geſtemmt, die Hand an der Ohrmuſchel).

Frl. Anna (legt die Hände in den Schooß, ſpricht langſam und in Pauſen). Es iſt eigentlich eine große Zeit, in der wir leben. — Es kommt mir vor, als ob etwas Dumpfes, Drückendes allmälig von uns wiche. — Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor?

Johannes (räuſpert ſich). — In wie fern —?

Frl. Anna. Auf der einen Seite beherrſchte uns eine ſchwüle Angſt, auf der andern ein finſtrer Fanatismus. Die übertriebene Spannung ſcheint nun ausgeglichen. So etwas wie ein friſcher Luftſtrom, ſagen wir aus dem zwanzigſten Jahrhundert, iſt hereingeſchlagen. — Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor? — Zum Beiſpiel, Leute wie Braun wirken doch auf uns nur noch wie Eulen bei Tageslicht.

Johannes. Ich weiß nicht, Fräulein! Das mit Braun iſt wohl richtig. Aber ich kann noch nicht recht zur Lebensfreude durchdringen. Ich weiß nicht . . .

Frl. Anna. Ganz abgeſehen von unſern individuellen Schickſalen. Von unſern kleinen Schickſalen ganz abgeſehen, Herr Doktor!

(Pauſe.)

Frl. Anna (ſchlägt einen Ton an und hält ihn aus).

Johannes (nachdem der Ton verhallt iſt). Nun?

Frl. Anna. Herr Doktor!

Johannes. Wollen Sie nicht ſpielen?! Bitte, bitte!

Frl. Anna. Ich wollte Ihnen etwas ſagen, — aber Sie müſſen nicht aufbrauſen; Sie müſſen ganz ruhig und artig bleiben.

Johannes. Nun was?

Frl. Anna. Ich glaube, meine Zeit iſt abgelaufen. Ich möchte reiſen.

Johannes (ſeufzt tief, erhebt ſich dann und geht langſam umher).

Frl. Anna. Herr Johannes! Wir fallen auch in den Fehler ſchwacher Naturen. Wir müſſen den Blick in's Allgemeine mehr richten. Wir müſſen uns ſelber leichter tragen lernen.

(Kleine Pauſe.)

Johannes. Wollen Sie wirklich reiſen?

Frl. Anna (mild, aber beſtimmt). Ja, Herr Johannes!

Johannes. Da werd' ich von nun an zehnfach einſam ſein.

(Pauſe.)

Johannes. Ach, reden wir wenigſtens jetzt nicht davon.

Frl. Anna. Ich möchte Ihnen nur noch ſagen: Ich habe mich für Sonnabend oder Sonntag zu Hauſe angemeldet.

Johannes. Sie haben ſich .... Aber Fräulein, weshalb eilen Sie denn nur ſo ſehr?

Frl. Anna. Aus vielen Gründen.

(Pauſe.)

Johannes (ſchneller und heftiger ſchreitend). Soll man denn wirklich alles, alles was man gewonnen hat, dieſer verfluchten Convention aufopfern? Können denn die Menſchen abſolut nicht einſehen, daß ein Zuſtand kein Verbrechen ſein kann, in welchem beide Theile nur gewinnen, beide Theile beſſer und edler geworden ſind? Iſt es denn ein Verluſt für Eltern, wenn ihr Sohn beſſer und tiefer wird? Ein Verluſt für eine Frau, wenn ihr Mann wächſt und zunimmt, geiſtig?

Frl. Anna (in Güte drohend). Herr Doctor, Herr Doctor! der böſe Affekt.

Johannes (beſänftigt). Ja, hab' ich denn nicht recht, Fräulein?

Frl. Anna. Ja, und nein. — — Sie werthen anders, wie Ihre Eltern werthen. Ihre Eltern werthen anders, wie Frau Käthe werthet. Darüber läßt ſich garnichts ſagen, meiner Anſicht nach.

Johannes. Aber das iſt eben furchtbar — furchtbar für uns.

Frl. Anna. Und für ſie ... für die Andern nicht minder.

(Pauſe.)

Johannes. Ja, aber Sie ſagten doch ſelbſt immer, man ſoll die Rückſicht auf andre nicht über ſich herrſchen laſſen; man ſoll ſich nicht abhängig machen!?

Frl. Anna. Aber wenn man abhängig iſt?

Johannes. Gut: ich bin abhängig. Leider Gottes! aber Sie . . . Warum nehmen Sie für die andern Partei?

Frl. Anna. Ich habe ſie eben auch lieb gewonnen.

(Pauſe.)

Frl. Anna. Sie haben mir oft geſagt, Sie ahnten einen neuen, höheren Zuſtand der Gemeinſchaft zwiſchen Mann und Frau.

Johannes (mit Wärme und Leidenſchaft). Ja, den ahne ich, den wird es geben, ſpäter einmal. Nicht das Thieriſche wird dann mehr die erſte Stelle einnehmen, ſondern das Menſchliche. Das Thier wird nicht mehr das Thier ehelichen, ſondern der Menſch den Menſchen. Freundſchaft daß iſt die Baſis, auf der ſich dieſe Liebe erheben wird. Unlöslich, wundervoll, ein Wunderbau gradezu. Aber ich ahne noch mehr: noch viel Höheres, Reicheres, Freieres — (unterbricht ſich, wendet ſich an Anna). Wenn ich deutlich ſehen könnte, jetzt, — ſo würde ich Sie lächeln ſehn. Hab' ich recht?

Frl. Anna. Herr Doctor . . . nein — ich habe diesmal nicht gelächelt. Aber richtig iſt — ſolche Worte — an denen man ſich leicht berauſcht . . . da kommt gleichſam gewohnheitsmäßig — etwas ſpöttiſches in mich. — — — Nehmen wir aber einmal an: es hätte wirklich etwas Neues, Höheres gelebt — in unſeren Beziehungen.

Johannes (mit Betrübniß). Zweifeln Sie daran? Soll ich Ihnen Unterſchiede nennen? Empfinden Sie zum Beiſpiel etwas andres für Käthe als herzliche Liebe? Iſt mein Gefühl für Käthe etwa ſchwächer geworden? Im Gegentheil, es iſt tiefer und voller geworden.

Frl. Anna. Aber, wo iſt außer mir ein Menſch, der Ihnen das noch glauben kann? — Und wird Frau Käthe deshalb weniger zu Grunde gehen? — — — Ich möchte nicht gern von uns beiden reden. — Nehmen wir mal an — ganz im Allgemeinen — ein neuer vollkommenerer Zuſtand wird von Jemand vorempfunden. Dann iſt er vorläufig nur im Gefühl — eine überzarte junge Pflanze, die man ſchonen und wieder ſchonen muß. — — — Meinen Sie nicht auch, Herr Doctor? — — — Daß das Pflänzchen ſich auswächſt, während wir leben, das dürfen wir nicht hoffen. Wir können ſie niemals groß werden ſehn, ihre Früchte ſind für andre beſtimmt. Auf die Nachwelt den Keim bringen — das können wir vielleicht. Ich könnte mir ſogar denken, daß Jemand ſich das zur Pflicht macht.

Johannes. Und daraus wollen Sie ableiten, daß wir uns trennen müſſen?

Frl. Anna. Ich wollte nicht von uns beiden reden. Aber, da Sie nun doch . . . . ja! wir müſſen uns trennen. — Einen Weg zu gehen, wie es mir wohl vorgeſchwebt hat . . . in Sekunden . . . . und das will ich nun auch nicht mehr. Ich habe eben auch etwas wie eine Ahnung empfunden. — Und ſeit dem, da erſcheint mir auch das alte Ziel zu unbedeutend für uns — zu gewöhnlich, offen geſtanden! — Es iſt gerade ſo, als ob man aus hohen Bergen mit weitem, weitem Ausblick herunterſteigt und nun alles ſo eng und nah findet im Thal.

(Pauſe.)

Johannes. Und wenn nun keine Exiſtenz darüber zugrunde ginge?

Frl. Anna. Das iſt nicht möglich.

Johannes. Aber, wenn nun Käthe die Kraft hätte? Wenn es ihr gelänge ſich auf die Höhe dieſer Idee zu erheben?

Frl. Anna. Wenn es Käthe gelänge — zu leben — neben mir, dann . . dann würde ich mir ſelbſt doch nicht trauen können. In mir . . . in uns iſt etwas, was den geäuterten Beziehungen, die uns dämmern, feindlich iſt, auf die Dauer auch überlegen, Herr Doctor. Wollen wir nun nicht Licht machen?

Fr. Vockerat (vom Flur her mit einem Lichte. Sie ſpricht in den Flur zurück). 'S is' noch dunkel hier. Ich will die Lampe erſt anzünden. Bleiben Sie nur noch 'n Biſchen draußen, Herr Braun. Ich will's ſchon ſo einrichten, daß . . .

Johannes (huſtet).

Fr. Vockerat (erſchrickt). Wer is' denn hier?

Johannes. Wir, Mutter.

Fr. Vockerat. Du, Johannes?

Johannes. Wir, Fräulein Anna und ich. — Wer is' denn draußen?

Fr. Vockerat (ziemlich ungehalten). Na, Hannes! Du hätteſt doch wirklich Licht machen können. Das is doch nich' . . . So im Dunkeln . . . (Sie ſteckt die Lampe an. Fräulein Anna und Johannes rühren ſich nicht).

Fr. Vockerat. Hannes!

Johannes. Ja, Mutter!

Fr. Vockerat. Kannſt Du mal mitkommen? Ich möchte Dir 'was ſagen.

Johannes. Geht das nicht hier auch, Mutter?

Fr. Vockerat. Wenn Du keine Zeit für mich übrig haſt, dann ſag's doch einfach.

Johannes. Ach Mutter . . . Natürlich komm' ich. Entſchuldigen Sie, Fräulein (ab mit Frau Vockerat in das Studierzimmer).

Frl. Anna (fängt ganz leiſe ſchlichte Accorde zu greifen. Dann ſingt ſie dazu mit gedämpfter Stimme): „Zum Tode gequält durch Gefangenſchaft, biſt Du jung geſtorben. Im Kampfe für Dein Volk haſt Du Deinen ehrlichen Kopf niedergelegt.“ (Sie hält inne. Herr Braun iſt eingetreten.)

Frl. Anna (wendet ſich mit dem Drehſeſſel herum). Guten Abend, Herr Braun!

Braun. Ich wollte nicht ſtören. Guten Abend, Fräulein!

Frl. Anna. Man ſieht Sie ja ſo ſelten.

Braun. Ach, wieſo?

Frl. Anna. Es wurde mehrmals nach Ihnen gefragt.

Braun. Wer hat denn nach mir gefragt? Hans gewiß nicht.

Frl. Anna. Herr Johannes? Nein. — Frau Käthe.

Braun. Seh'n Sie! — Aufrichtig, ich . . . Ach, das iſt ja jetzt alles Nebenſache.

(Pauſe.)

Frl. Anna. Wir ſind, ſcheint's, heut in einer Stimmung, daß wir uns eigentlich 'was luſtiges erzählen ſollten. Wiſſen Sie nicht was? Man muß ſich manchmal zum Lachen zwingen. Irgend eine Anekdote oder ſo . . .

Braun. Nein! wahrhaftig nein!

Frl. Anna. Ich glaube wirklich, Sie verſtehen den Sinn des Lachens nicht.

(Pauſe.)

Braun. Ich bin eigentlich — gekommen, Fräulein — um etwas Ernſtes mit Ihnen zu beſprechen.

Frl. Anna. Sie? — mit mir?

Braun. Ja, Fräulein Anna!

Frl. Anna (erhebt ſich). Nun bitte! Ich höre. (begiebt ſich an den Tiſch, bindet den Strauß Immortellen auf und fängt an, ſie zu ordnen und auf's Neue zu ordnen.)

Braun. Ich ſaß damals in ſchweren Conflicten. Ich meine damals — als wir uns kennen lernten — in Paris. Es waren ja im Grunde Lappalien. Nichts iſt ſchließlich ſo gleichgültig als: ob man mit oder ohne Rückſicht malt. Kunſt iſt Luxus — und heutzutage Luxusarbeiter ſein, iſt ſchmachvoll unter allen Umſtänden. Damals war Ihr Umgang jedenfalls der 'Nausreißer für mich. Und — was hauptſächlich ſagen wollte: ich habe Sie damals achten d ſchätzen gelernt.

Frl. Anna (beim Ordnen der Blumen, leicht:) Was Sie gen, iſt zwar wenig zart — aber reden Sie nur weiter.

Braun. Wenn Worte, wie die, Sie verletzen, Fräulein, — nn bedaure ich, ... dann verwirren ſich meine Begriffe.

Frl. Anna. Das thut mir leid, Herr Braun!

Braun. Es iſt mir peinlich und unangenehm. Man llte die Dinge einfach laufen laſſen. Wenn es nur nicht entſetzlich folgenſchwere Dinge wären. Aber man kann h nicht ...

Frl. Anna (ſummt vor ſich hin: „Spinne, ſpinne Töchterlein!“). tzenpfötchen. — Ich höre, Herr Braun!

Braun. Wenn ich Sie ſo anſehe, Fräulein, ſo kann mich wirklich des Gefühls nicht erwehren ... Sie einen ſich garnicht bewußt zu ſein ... Sie ſcheinen den nzen furchtbaren Ernſt der Sache garnicht zu würdigen.

Frl. Anna (ſummt: „Sah ein Knab ein Röslein ſtehn“).

Braun. Man hat doch ſchließlich ein Gewiſſen. Ich n mir nicht helfen, Fräulein: ich muß an Ihr Gewiſſen pelliren.

Frl. Anna (nach einer kleinen Pauſe, kühl und leicht:) Wiſſen e, was Papſt Leo der Zehnte über das Gewiſſen ſagte?

Braun. Das weiß ich nicht, das liegt mir auch rklich in dieſem Augenblick ziemlich fern, Fräulein.

Frl. Anna. Es ſei ein bösartiges Thier, ſagte er, s den Menſchen gegen ſich ſelbſt bewaffne. — Aber bitte, ie! Ich bin wirklich ganz Ohr.

Braun. Ich weiß nicht, es liegt doch eigentlich auf Hand. Sie müſſen das doch auch ſehn — daß es ſich r um Leben und Tod einer ganzen Familie handelt. Ich chte mir, ein einziger Blick auf die junge Frau Vockerat, einziger Blick muß einem doch da jeden Zweifel voll- ndig benehmen. Ich dächte mir ....

Frl. Anna (nun ernſt). Ach ſo! Das iſt es alſo. Nun, weiter, weiter!

Braun. Ja, und — ja — und Ihr Verhältniß zu Johannes.

Frl. Anna (abweiſend). Herr Braun! — Sie bis hierher anzuhören, glaubte ich dem Freunde meines Freundes ſchuldig zu ſein. Was Sie nun noch ſprechen, ſprechen Sie in den Wind.

Braun (kurze Verlegenheitspauſe. Dann wendet er ſich, nimmt ſeinen Hut und Ueberzieher und entfernt ſich mit der Geſte eines Menſchen, der das Mögliche gethan hat)

Frl. Anna (wirft das Bouquet weg, ſobald Braun hinaus iſt und geht einige Male heftig auf und ab. Sie wird ruhiger und trinkt Waſſer.)

(Fr. Vockerat vom Flur.)

Fr. Vockerat (ſieht ſich ängſtlich überall um, kommt haſtig auf Anna zu, nachdem ſie ſich vergewiſſert, daß ſie allein iſt). Ich bin in ſo großer Angſt — meines Hannes wegen. Hannes iſt ſo ſchrecklich heftig, Sie wiſſen ja. Und nun liegt mir etwas auf der Seele. Ich kann's nicht mehr unterdrücken, Fräulein! — Fräulein! — Fräulein Anna! (ſie fleht Anna an, mit einer rührenden flehenden Geberde).

Frl. Anna. Ich weiß, was Sie wollen.

Fr. Vockerat. Hat Herr Braun mit Ihnen geſprochen?!

Frl. Anna (will mit Ja antworten, die Stimme verſagt ihr, dann überwältigt ſie ein Anfall von Weinen und Schluchzen).

Fr Vockerat (um ſie bemüht). Fräulein Anna! Liebes Fräulein! Wir müſſen den Kopf oben behalten. O Jeſu Chriſt, daß nur nicht Hannes kommt. Ich weiß ja nicht, was ich thue. Fräulein, Fräulein!

Frl. Anna. Es war nur . . . es iſt ſchon vorüber. Sie brauchen ſich nun nicht mehr ängſtigen, Frau Vockerat!

Fr. Vockerat. Ich habe auch mit Ihnen Mitleid. Ich müßte ja kein Menſch ſein. Sie haben Schlimmes durchgemacht im Leben. Das geht mir ja alles tief zu

Herzen. Aber Johannes ſteht mir nun doch einmal näher. Ich kann's doch nicht ändern. Und Sie ſind ja auch noch ſo jung, ſo jung, Fräulein. In Ihrem Alter überwindet man ja noch ſo leicht.

Frl. Anna. Es iſt mir entſetzlich peinlich, daß es ſo weit gekommen iſt.

Fr. Vockerat. Ich habe es nie gethan. Ich kann mich nicht beſinnen, daß ich mal jemand die Gaſtfreundſchaft verweigert hätte. Aber ich weiß keinen andern Weg. Es iſt der letzte Ausweg für uns alle. — Ich will nicht richten in dieſem Augenblick. Ich will zu Ihnen ſprechen, eine Frau zur Frau — und als Mutter will ich zu Ihnen ſprechen. (Mit thränenerſtickter Stimme.) Als Mutter meines Johannes will ich zu Ihnen kommen. (Sie erfaßt Anna's Hand.) Geben Sie mir meinen Johannes! Geben Sie einer gemarterten Mutter ihr Kind wieder! (Sie iſt auf einen Stuhl geſunken und benetzt Anna's Hand mit Thränen).

Frl. Anna. Liebe, liebe Frau Vockerat! Das . . . erſchüttert mich tief. — — — — Aber — kann ich denn etwas wiedergeben? Hab' ich denn etwas genommen?

Fr. Vockerat. Das wollen wir lieber beiſeite laſſen. Das will ich nicht unterſuchen, Fräulein. Ich will nicht unterſuchen, wer der Verführer iſt. So viel weiß ich nur: mein Sohn hat ſein Lebelang nie ſchlimme Neigungen gehabt. Ich war ſeiner ſo ſicher — daß ich noch heut garnicht begreife . . . . (Sie weint.) Es war Vermeſſenheit, Fräulein Anna.

Frl. Anna. Was Sie auch ſagen, Frau Vockerat, ich kann mich nicht vertheidigen gegen Sie . . .

Fr. Vockerat. Ich möchte Ihnen nicht wehe thun. Ich möchte Sie nicht erbittern um Himmelswillen. Ich bin ja in Ihrer Hand. Ich kann Sie nur immer wieder bitten und bitten in meiner furchtbaren Herzensangſt. Laſſen Sie

Johannes los — eh alles verſcherzt iſt — eh Käthe's Herz bricht. Haben Sie Erbarmen!

Frl. Anna. Frau Vockerat! Sie erniedrigen mich ſo ſehr . . . Mir iſt zu Muth, als ob ich geſchlagen würde, und . . . Aber nein — ich will Ihnen nur einfach ſagen. Es iſt beſchloſſene Sache, daß ich gehe. Und wenn es ſich nur darum handelt . . .

Fr. Vockerat. Was werden Sie nun ſagen, Fräulein? Ach, es geht mir kaum über die Zunge. Es ſind nämlich gewiſſe Verhältniſſe . . . Es müßte nämlich gleich ſein . . . Sie müßten womöglich noch in dieſer Stunde . . .

Frl. Anna (ſie nimmt die Sachen, die ſie abgelegt hatte, zuſammen).

Fr. Vockerat. Ich habe keine Wahl mehr, Fräulein.

(Kleine Pauſe.)

Frl. Anna (die Sachen über'm Arm, nimmt langſamen Schrittes die Richtung nach der Flurthür. Vor Frau Vockerat bleibt ſie ſtehn). Konnten Sie denken, daß ich noch zögern würde?

Fr. Vockerat. Gott geleite Sie, Fräulein!

Frl. Anna. Adieu, Frau Vockerat!

Fr. Vockerat. Werden ſie Hannes ſagen, was wir geſprochen haben?

Frl. Anna. Seien Sie unbeſorgt, Frau Vockerat!

Fr. Vockerat Behüt' Sie Gott, Fräulein Anna!

(Anna ab durch die Flurthür. Fr. Vockerat athmet befreit auf, eilt ſchnell ab ins Schlafzimmer. Auf der Veranda erſcheint eine Laterne. Der alte Vockerat in Kaiſermantel und Plüſchmütze tritt ein, hinter ihm ein Wagenſchieber von der Bahn, mit Packeten bepackt).

Vockerat (über und über vergnügt). So! — Niemand hier? Legen Sie die Sachen hier hin. Warten Sie! (er ſucht im Portemonnaie.) Hier, für die Mühe.

der Blaukittel. Ich dank' vielmals ſchön!

Vockerat. Warten Sie mal, lieber Mann, (er ſucht in ſeinen Ueberziehertaſchen). Ich weiß doch — ich hatte doch noch paar Exemplare — Palmzweige . . . Hier! (er übergiebt ihm einige Heftchen.) Ein frommer Mann hat ſie geſchrieben.

hre Erlebniſſe. Es gereiche Ihnen zum Segen (er drückt
erblüfften Blaukittel die Hand; der weiß nichts zu ſagen und entfernt
umm).

Vockerat (hängt Mantel und Mütze auf, ſieht ſich um, reibt
ergnügt die Hände und horcht dann an der Schlafſtubenthür. Als hinter
eräuſch entſteht, nimmt er reißaus und verſteckt ſich hinter dem Ofen).

Fr. Käthe (kommt aus der Schlafſtube, ſieht die Packete, den Mantel,
ütze). Ja, lieber Gott! das ſind doch ... das iſt doch ...
ſind doch Papachens Sachen

Vockerat (ſtürzt wie ein Wirbelwind hinter ſeinem Ofen hervor
d und weinend zugleich, alles nur ſo hervorſprudelnd. Er umarmt und
Käthe wiederholt). Tochter! Herzenskäthe! (Kuß) Wie geht's
h? Was macht Ihr? Seid ihr alle geſund und munter?
Nein, Ihr könnt Euch nicht denken ... (er giebt Käthe frei)
könnt Euch nicht denken, wie ich mich gefreut hab' auf
Tag (faſt in einem Lachen). Was macht der Prinz ha ha ha?
befindet ſich ſeine Hoheit ha ha? Seine Hoheit Prinz
nudi ha ha ha ha! Ach, ich danke dem lieben Gott, daß
nun wieder endlich hier bin (ein wenig erſchöpft). Weißt Du
nimmt die Brille ab und reinigt die Gläſer). Es is auf die Dauer
nichts mit dem Alleinſein. — Ha ha! Es lebt der
nſch nicht gern allein, es müſſen immer Zweie ſein ha
ha ha! — Tja, tja, ſo geht's! — und dann gab's auch
Arbeit, weißt Du — mit dem Dung fahren. Der Dünger,
ha ha! der is Gold für den Landwirth. Paſtor Pfeiffer
chte mich neulich, der hielt ſich d'rüber auf, daß wir die
nggrube ſo nah beim Hauſe haben. (Lacht.) Ich hab'
aber geſagt: Lieber Paſtor, ſag' ich, das is' unſre Gold-
be ha ha ha ha! Na, wo ſteckt nun meine alte, treue
sehre — und mein Hannes. (Betrachtet Käthe genauer.) Ich
s nicht, macht's die Lampe? Du ſcheinſt mir immer noch
t ſo ganz wie früher, Käthchen!

Fr. Käthe (ihre Bewegung ſchwer verbergend). Ach — Papachen!
fühl mich ganz ... (fällt ihm um den Hals). Ich freu' mich
daß Du gekommen biſt.

Bockerat. Ich hab' Dich wohl . . . ich hab! Dich wohl 'n Bischen erſchreckt, Käthe?

(Frau Bockerat erſcheint in der Flurthüre.)

Bockerat (aufs neue außer ſich). Kuckuck, ha ha ha, ha! Da kommt ſie an. (er und ſeine Frau fliegen einander ſtumm in die Arme. Weinen und Lachen.)

Fr. Käthe (ab von Rührung überwältigt).

Bockerat (nach der Umarmung ſeiner Frau den Rücken klopfend). So, ſo! altes treues Herz. — Das war unſre längſte Trennung. — Nun fehlt blos noch Johannes.

Fr. Bockerat (nach kurzem Zögern) Auch der Beſuch iſt noch da.

Bockerat. Ein Beſuch? So!

Fr. Bockerat. Ja, das Fräulein!

Bockerat. So! — Welches Fräulein?

Fr. Bockerat. Du weißt ja! Fräulein Mahr.

Bockerat. Ich denke, die is' abgereiſt. Übrigens, hier giebt's Eßwaare. (Er beſchäftigt ſich mit ſeinen Packeten.) Hier hab' ich Butter mitgebracht. Mit Eiern hab' ich's diesmal gelaſſen. Ich denk' noch mit Schrecken an's letzte Mal. Hier! — Für Hannes — ſelbſtfabricirter Käſe. Das muß alles bald in den Keller. Hier, ein Schinken. Ich ſag' Dir, Marthchen, 'was Delicates! wie Lachs. — Aber Du ſagſt ja garnichts. Du biſt doch geſund?

Fr. Bockerat. Ja Papa. — Aber — ich weiß nicht — ich hab' etwas auf dem Herzen. Ich wollte Dir's eigentlich nicht ſagen — aber — ich . . . Du biſt mein treuſter Lebensgefährte. Ich kann's allein nicht mehr tragen. — Unſer Sohn . . . unſer Johannes — war nahe daran.

Bockerat (ſtutzt, wird ängſtlich.) Was, Hannes, unſer Hannes? Was? Ja was denn?

Fr. Bockerat. Aber reg' Dich nicht auf. Mit Gottes Hülfe iſt ja Alles nun glücklich beigelegt. Das Fräulein geht ja nun wenigſtens bald aus dem Hauſe.

Vockerat (tief erſchüttert). Martha! ! Das kann nicht
ſein.

Fr. Vockerat. Ich weiß ja auch nicht — wie weit
gegangen ſind — nur . . . Es war eine ſchreckliche Zeit
mich.

Vockerat. Die Hand hätt' ich mir abhauen laſſen,
tha, ohne Bedenken. — Mein Sohn — Martha! mein
n — pflicht- und ehrvergeſſen.

Fr. Vockerat. Ach, Männchen, Du mußt es erſt ſehn,
mußt's erſt ſelbſt unterſuchen. Ich weiß ja nicht . . .

Vockerat (geht umher, bleich, murmelnd). Dein Wille geſchehe!
Wille geſchehe!

Fr. Vockerat (weint ſtill).

Vockerat (bleibt vor ihr ſtehen, dumpf). Martha, — irgendwo
die Schuld ſtecken. — Laß uns nachſinnen.

Fr. Vockerat. Wir haben es ſtillſchweigend geduldet.
r und mehr ſind die Kinder von Gott und dem rechten
abgekommen.

Vockerat. Da haſt Du recht. Das iſt es auch. Dafür
den wir nun geſtraft. (Beide Hände ſeiner Frau ergreifend.)
r laß uns Gott bitten — in tiefer Demuth — Tag und
ht. Laß uns Gott bitten, Martha.

Fünfter Akt.

Die neuen Vorgänge ſchließen ſich faſt unmittelbar an die des vierten Aktes an. Das Zimmer iſt leer. Die brennende Lampe ſteht noch auf dem Tiſch.

Johannes (kommt haſtig und voll Zorn durch die Flurthür). Mutter! (öffnet die Schlafſtubenthür.) Mutter!!

Fr. Vockerat (kommt aus der Schlafſtube). Na was giebt's denn, Junge?! Was machſt'e denn ſolchen Lärm! Du weckſt ja Philippchen auf.

Johannes. Mutter! ich möchte wiſſen, wer Dir ein Recht giebt — Gäſte aus meinem Hauſe hinauszuweiſen.

Fr. Vockerat. Ne Junge . . . Das is' mir nich' eingefallen. Ich hab' keinen Menſchen hinausgewieſen.

Johannes (geht zornig umher). Mutter, Du lügſt!!

Fr. Vockerat. Das magſt Du Deiner Mutter in's Geſicht ſagen. Hannes!

Johannes. Ich muß es Dir ſagen, denn es iſt ſo. Fräulein Anna iſt im Begriff zu gehen und . . .

Fr. Vockerat. Hat ſie geſagt, daß ich ihr das Haus verboten hätte?

Johannes. Das braucht ſie mir nicht zu ſagen. Das weiß ich.

Fr. Vockerat. Wie willſt Du denn das wiſſen, Junge?

Johannes. Sie geht. So lange habt Ihr gebohrt und gebohrt. Aber ich ſage Dir: Ich lege mich vor die Thür. Ich nehme das Revolver (er nimmt eins aus dem Bücherrant) hier! halte mir's vor den Kopf. Und wenn ſie geht, ann drücke ich los, ſo wahr wie ich lebe!

Fr. Vockerat (erſchreckt und geängſtet, will ihm in den Arm fallen). annes! . . . willſt Du wohl! Willſt Du wohl das laſſen.

Johannes. Ich gebe Dir mein Wort . . .

Fr. Vockerat (ruft). Papachen, Papachen! ſo komm' och! Wie leicht kann's losgehen und . . . Papachen! bring' och den Jungen zur Vernunft.

(der alte Vockerat tritt aus dem Schlafzimmer.)

Johannes. V—ater! (plötzlich ernüchtert, läßt das Revolver aken).

Vockerat. Ja, ich . . . ich bin's — und ſo . . . . ſo uß ich Dich wiedertreffen.

Johannes. Was ſoll das bedeuten, Mutter?

Vockerat (auf ihn zu, ernſt und feierlich). Daß Du Dich eſinnen ſollſt, Sohn, — das ſoll es bedeuten.

Johannes. Was führt Dich denn zu uns?

Vockerat. Gottes Wille, tja! Der Wille Gottes führt ich zu Euch.

Johannes. Hat Mutter Dich gerufen?

Vockerat. Ja, Hannes!

Johannes. Aus welchem Grunde?

Vockerat. Um Dir als Freund beizuſtehen, tja!

Johannes. Inwiefern brauche ich Beiſtand?

Vockerat. Inſofern Du ſchwach biſt, Hannes! Ein chwacher Menſch, wie wir alle, tja!

Johannes. Und wenn ich nun ſchwach bin, womit illſt Du mir helfen?

Vockerat (kommt ihm nahe, faßt ſeine Hand). Ich will Dir agen, wie lieb wir Dich alle haben, tja! Und dann ollt' ich Dir noch ſagen, daß Gott Freude hat über einen Sünder, tja! über einen Sünder, der Buße thut.

Johannes. Ein Sünder bin ich alſo?

Vockerat (immer mit Milde). Ein großer Sünder, tja — or Gott.

Johannes. Wieſo habe ich geſündigt?

Vockerat. Wer ein Weib anſieht, um ihrer zu begehren, ſagt Chriſtus, tja! — Und Du haſt mehr gethan, tja, tja!

Johannes (macht eine Geberde, als ob er ſich die Ohren zuhalten wolle). Vater . . .

Vockerat. Verſchließ' Dich nicht, Hannes! Gieb mir die Hand, der Sünder dem Sünder, und nimm mich an. Nimm mich zum Mitſtreiter an.

Johannes. Ich muß Dir ſagen, Vater; ich ſtehe auf einem andern Boden, als Du.

Vockerat. Du ſtehſt auf einem abſchüſſigen Boden.

Johannes. Wie kannſt Du das ſagen, Vater! Du kennſt ja den Boden nicht, auf dem ich ſtehe. Meinen Weg kennſt Du ja nicht.

Vockerat. O ja! Es war der breite Weg in's Verderben. Ich habe Dich wohl beobachtet im Stillen, tja! und außer mir ein Höherer: Gott. Und weil ich das wußte, habe ich verſäumt, meine Pflicht zu thun, tja! Heut aber komme ich zu Dir in ſeinem Namen und ſage Dir: Kehre um? Du ſtehſt vor einem Abgrund.

Johannes. Ich muß Dir ſagen, Vater! . . . Deine Worte ſind gut und treu gemeint, aber — ſie finden in mir keinen Wiederhall. Deine Abgründe fürchte ich nicht. Aber es giebt andre Abgründe, und daß ihr mich dort nicht hinuntertreibt — davor nehmt Euch in acht.

Vockerat. Nein, Hannes! . . . nein . . .

Johannes. Es iſt nicht wahr, daß wer ein Weib anſieht, ihrer zu begehren, die Ehe bricht. Ich habe gekämpft und gekämpft . . .

Vockerat. Nein, Hannes! Nein. Ich habe Dir oft gerathen, und Du biſt gut dabei gefahren. Ich ſage Dir heut, belüge Dich nicht, mach' ein Ende. Denk' an Deine

u, an Dein Philippchen, und auch an Deine alten Eltern
e ein wenig. Häufe nicht . . .

Johannes. Soll ich nicht auch an mich ſelbſt denken,
er?

Vockerat. Dir wird frei und leicht ſein nach dem
ſchluß.

Johannes. Und wenn's nicht ſo iſt?

Vockerat. Verlaß Dich auf mich, es wird ſo ſein.

Johannes. Und wenn . . . und Fräulein Anna?

Vockerat. Die Weltkinder, Hannes! überwinden
t.

Johannes. Und wenn ſie nun nicht leicht überwindet?

Vockerat. Dann iſt es nicht Gottes Wille geweſen.

Johannes. Nun Vater — ich bin anderer Anſicht.
verſtehen uns nicht. Wir werden uns in dieſer
elegenheit wohl überhaupt niemals verſtehen.

Vockerat (immer noch nach Möglichkeit gütig). Es iſt . . .
iſt hier garnicht von Verſtehen die Rede. Du verkennſt
Verhältniß, tja, tja! Das Verhältniß iſt ein ganz andres.
haſt es auch früher ſehr wohl gewußt. Darauf kommt
icht an. Auf das Einigen kommt es nicht an.

Johannes. Sei mir nicht böſe, Vater, aber worauf
n?

Vockerat. Auf den Gehorſam, mein' ich, kommt es
tja!

Johannes. Du meinſt: ich ſollte alles thun, was
willſt, auch wenn's mir nicht recht erſcheint.

Vockerat. Ich werde Dir nichts Unrechtes rathen,
Es thut mir leid, Dir's ſagen zu müſſen . . . . .
ſo etwas erſt vorbehalten zu müſſen, tja! Wir haben
h groß gezogen, nicht ohne Sorgen und ſchlafloſe
hte. Wir haben Dich gepflegt, und kein Opfer geſcheut,
Du krank warſt, und Du biſt viel krank geweſen in

Deiner Jugend, Hannes! tja! Wir haben alles gern und mit Freuden gethan.

Johannes. Ja, Vater! und dafür bin ich Euch dankbar.

Vockerat. Das ſagt man, und man ſagt ein Wort. Thaten, Thaten will ich ſehen. Ein frommer, ein reiner, ein gehorſamer Menſch ſein, tja: das iſt die rechte Dankbarkeit.

Johannes. Du meinſt alſo, ich ſei undankbar; ich lohne der Mühe nicht?

Vockerat. Weißt Du noch, wie Du als Kind immer gebetet haſt — im Bettchen, tja! — Abends und Morgens.

Johannes. Was denn, Vater?

Vockerat. Ach lieber Gott, ich bitte Dich, ein frommes Kind laß werden mich. Sollt ich aber das nicht werden . . .

Johannes. So nimm mich lieber von der Erden. Du meinſt alſo, es wäre beſſer geweſen, Ihr hättet mich begraben?

Vockerat. Wenn Du fortfährſt, den abſchüſſigen Weg zu wandeln, wenn . . . tja! — wenn Dein Herz ſtarr bleibt.

Johannes. Ich meine faſt auch, es wäre beſſer geweſen.

(Kleine Pauſe.)

Vockerat. Komm zu Dir ſelber, Sohn. Denk' Derer, Hannes, tja! die Dich ermahnt haben, denk' an Paſtor Pfeiffer, Deinen frommen Lehrer und Seelſorger. Vergegenwärtige Dir . . .

Johannes (außer ſich). Vater! laß mich mit meinen Lehrern in Ruh', wenn ich nicht lachen ſoll. Erinnere mich nicht an dieſe Geſellſchaft von Schafsköpfen, die mir das Mark aus den Knochen erzogen haben.

Fr. Vockerat. O, himmliſcher Vater!

Vockerat. Still Marthchen. Still! (zu Johannes.) Das haben Deine Lehrer und wir nicht verdient.

Johannes (ſchreiend). Gebrochen haben ſie mich.

Vockerat. Du frevelſt, Hannes!

Johannes. Ich weiß, was ich ſage: gebrochen habt Ihr mich.

Vockerat. Lohnſt Du ſo unſre Liebe?

Johannes. Eure Liebe hat mich gebrochen.

Vockerat. Ich kenne Dich nicht mehr wieder. Ich verſtehe Dich nicht mehr.

Johannes. Das glaub' ich ſelbſt, Vater. Ihr habt mich nie verſtanden und werdet mich nie verſtehen.

(Kleine Pauſe.)

Vockerat. Nun gut, Hannes! Ich bin zu Ende. Ich ahnte nicht, daß es ſchon ſo weit gekommen war. Ich hatte Hoffnung, aber meine Mittel verſagen. Hier kann nur Gott noch helfen. Komm', alte Martha! wir haben nun nichts mehr zu ſuchen hier, tja! Wir wollen uns irgendwo verſtecken und warten, bis der liebe Gott uns abruft. (Er wendet ſich aufs Neue zu Johannes.) Aber Hannes! Eins muß ich Dir noch ſagen: Halt Deine Hände — hörſt Du! frei von Blut. Lade nicht dies noch auf Dich! — Haſt Du Dir Käthe mal recht betrachtet? Weißt Du, daß wir für ihr Gemüth fürchten? Haſt Du Dir das arme, liebe Weſen mal recht angeſchaut, tja! Iſt Dir denn ſchon mal klar geworden, was Ihr aus ihr gemacht habt. Laß Dir mal erzählen von Mutter, wie ſie die Nacht über Deinen Bildern geweint und geſchluchzt hat. Alſo noch einmal, Hannes! laß kein Blut an Deine Hände kommen. Und nun ſind wir fertig, tja! Komm, Marthchen, komm!

Johannes (nach kurzem Kampf). Vater!! Mutter!!

Fr. Vockerat }
Vockerat. } (wenden ſich. Johannes fliegt in ihre Arme).
Johannes!

(Pauſe.)

Johannes (mit leiser Stimme). Nun ſagt, was ich thun ſoll?

Vockerat. Halte ſie nicht. Laß ſie ziehen, Hannes.

Johannes. Ich verſpreche Dir's. (Er iſt erſchöpft und muß ſich auf einen Stuhl niederlaſſen.)

(Frau Vockerat eilt freudig bewegt ins Schlafzimmer).

Vockerat (ſtreichelt den Daſitzenden, küßt ihn auf die Stirn). Und nun — Gott gebe Dir Kraft, tja! (ab ins Schlafzimmer).

(Johannes ſitzt einen Augenblick ſtill; dann ſchrickt er zuſammen, wird unruhig, erhebt ſich, ſpäht in die Finſterniß vom Fenſter aus, öffnet die Flurthür.)

Johannes. Iſt Jemand hier?

Frl. Anna. Ich bin's, Herr Johannes! (Sie kommt herein).

Johannes. Wollten Sie fort ohne Abſchied? (erregt umher).

Frl. Anna. Ich war wirklich unſchlüſſig einen Moment lang. Aber nun iſt's ja gut ſo.

Johannes. Ich bin in einer furchtbaren Lage. Mein Vater iſt hier. Ich hab' ihn nie ſo geſehen. Der frohe und heitre Menſch. Ich kann mich dem Eindruck nicht mehr entziehen. Und auf der andern Seite ſoll ich zuſehen, wie Sie von uns fortgehn, Fräulein und . . .

Frl. Anna. Sehen Sie, Her Doctor, ich hätte ja ſo wie ſo gehen müſſen.

Johannes. Aber Sie ſollen nicht gehn! Sie dürfen nicht fortgehn. Am allerwenigſten jetzt, jetzt in dieſem Augenblick. (Hat ſich hingeſetzt, ſtützt die Stirn in die Hand, tiefes Stöhnen entringt ſich ſeiner Bruſt.)

Frl. Anna (mit einer bewegten, kaum hörbaren Stimme). Herr Doctor! (legt ihre Hand leiſe auf ſein Haar.)

Johannes (richtet ſich auf, ſeufzt). Ach, Fräulein Anna!

Frl. Anna. Denken Sie doch daran — was wir geſprochen haben — noch vor kaum einer Stunde. — Wollen wir nicht aus der Noth eine Tugend machen?

Johannes (erhebt ſich, geht heftig umher). Ich weiß nicht, was wir geſprochen haben. Mein Kopf iſt leer und wüſt und

reinigt. Ich weiß auch nicht, was ich mit meinem Vater
edet habe. Ich weiß nichts. Leer und wüſt iſt mein Kopf.

Frl. Anna. Ach, es wäre wohl ſchön, Herr Johannes,
n unſre letzten Minuten klare Minuten wären.

Johannes (nach kurzem Ringen). Helfen Sie mir, Fräulein
na! Nichts Hohes, nichts Stolzes iſt mehr in mir. Ich
ein anderer geworden. Nicht einmal der bin ich in
em Augenblick, der ich war, eh Sie zu uns kamen. Ich
e nur noch Ekel in mir und Lebenswiderwillen. Mir iſt
s entwerthet, beſchmutzt, beſudelt, entheiligt, in den Koth
gen. Aber ich fühle, daß ich etwas war, durch Sie,
e Gegenwart, Ihre Worte — und wenn ich das nicht
der ſein kann, dann — dann kann mir auch alles andre
ts mehr nutzen. Dann mach' ich einen Strich unter die
hnung und — ſchließe — ab.

(Er geht umher, bleibt vor Anna ſtehen.)

Geben Sie mir einen Anhalt. Geben Sie mir etwas,
an ich mich aufrichten kann. Einen Anhalt. Ich breche
mmen. Eine Stütze. Alles in mir bricht zuſammen,
ulein.

Frl. Anna. Herr Doctor! Es thut mir ſehr weh, Sie
u ſehn. Ich weiß kaum, womit ich Sie ſtützen ſoll. Aber
Eins ſollten Sie ſich erinnern. Wir haben es voraus
hn. Ein Tag früher, ein Tag ſpäter, wir mußten auf
es gefaßt ſein, Herr Doctor!

Johannes (ſteht ſtill, denkt nach).

Frl. Anna. Nun? Erinnern Sie ſich jetzt? Wollen
den Verſuch machen damit? Sie wiſſen ſchon, womit. —
llen wir uns ein Geſetz geben — und danach handeln?
r beide allein, — unſer ganzes Leben lang, wenn wir
auch nie wiederſehn — nach dem einen, eignen Geſetz?
llen wir? Es giebt ſonſt nichts, was uns verbinden kann.
r dürfen uns nicht täuſchen darüber. Alles andre trennt
. Wollen wir? Wollen Sie einſchlagen?

Johannes. Ich fühle wohl, — daß mich das halten könnte. Ich könnte auch arbeiten ohne Hoffnung, das Ziel zu erreichen. Aber wer bürgt mir? Wo nehme ich den Glauben her? Wer ſagt mir, ob ich mich nicht abquäle für ein Nichts?

Frl. Anna. Wenn wir wollen, Herr Johannes, wozu brauchen wir Glauben und Garantieen.

Johannes. Aber wenn mein Wille nicht ſtark iſt?

Frl. Anna (ganz leiſe). Wenn der meine ſchwach wird, will ich an den denken, der unter demſelben Geſetz ſteht. Und ich weiß gewiß, das wird mich aufrichten. — Ich werde an Sie denken, Herr Johannes!

Johannes. Fräulein Anna — — — Nun gut, ich will! ich will! — Die Ahnung eines neuen, freien Zuſtandes einer fernen Glückſeligkeit gleichſam, die in uns geweſen iſt — die wollen wir bewahren. Was wir einmal gefühlt haben, die Möglichkeit, die wir gefühlt haben, ſoll von nun an nicht mehr verloren gehn. Gleichviel, ob ſie Zukunft hat, oder nicht, ſie ſoll bleiben. Dies Licht ſoll fortbrennen in mir, und wenn es erliſcht, ſo erliſcht mein Leben (beide ſtumm und erſchüttert). Ich danke Ihnen, Fräulein Anna!

Frl. Anna. Leben Sie wohl, Johannes!

Johannes. Wohin reiſen Sie nun?

Frl. Anna. Vielleicht nach Norden — vielleicht nach Süden.

Johannes. Wollen Sie mir nicht ſagen, wohin?

Frl. Anna — Aber iſt's nicht beſſer, Sie fragen mich nicht danach?

Johannes. Aber wollen wir uns nicht hie und da . . . nur ein paar Worte . . . nur kurze Nachrichten vielleicht . . . was wir treiben, wo wir uns aufhalten . . .

Frl. Anna (ſchüttelt den Kopf, traurig lächelnd). Dürften wir das? Iſt es nicht die größte Gefahr, daß wir an uns ſelbſt ſcheitern? Und wenn wir ſcheitern — dann ſind wir auch noch betrogen.

Johannes: Nun gut — ich trage die Laſt. Ich alte ſie feſt — und wenn ſie mich zerdrückt (bei Anna's Hand faſſe). — Leben Sie wohl.

Frl. Anna (mit Ueberwindung, bleich und roth werdend, zuweilen erlegen, immer tief bewegt). Johannes! noch Eins: — dieſer Ring — iſt einer todten Frau vom Finger gezogen, die — hrem — Mann . . . die ihrem Mann nach Sibirien gefolgt ſt. Die treu mit ihm ausgehalten hat — bis an's Ende leis bemerklich). Unſer Fall iſt umgekehrt.

Johannes. Fräulein Anna! (er führt ihre Hand an ſeinen und und hält ſie dort feſt).

Frl. Anna. Ich habe nie andern Schmuck getragen. Wenn man ſchwach wird, muß man an ſeine Geſchichte enken. Und wenn Sie ihn anſehen — in Stunden der Schwäche — dann — denken Sie dabei auch — an die — ie fern von Ihnen — einſam, wie Sie — denſelben heim- ichen Kampf kämpft. — Leben Sie wohl!

Johannes (außer ſich). Niemals, niemals ſollen wi ns wiederſehn!

Frl. Anna. Wenn wir uns wiederſehn, haben wir ns verloren.

Johannes. Aber wenn ich es nur ertragen werde!

Frl. Anna. Was uns nicht niederwirft, das macht ns ſtärker. (Sie will gehen).

Johannes. Anna! Schweſter.

Frl. Anna (Immer unter Thränen). Bruder Johannes.

Johannes. Soll ein Bruder — ſeine Schweſter nicht küſſen dürfen — bevor ſie ſich trennen, auf ewig?

Frl. Anna. Hannes, nein.

Johannes. Ja, Anna! ja, ja! (er umſchlingt ſie und beider ippen finden ſich in einem einzigen, langen, inbrünſtigen Kuſſe, dann reißt Anna ſich los und verſchwindet. Ab über die Veranda).

Johannes ſteht einen Augenblick wie betäubt, dann geht er mit großen Schritten umher, fährt ſich durch die Haare, ſeufzt, ſeufzt tärker, bleibt ſtehen, lauſcht. Plötzlich kommt ein Rauſchen fernher. Der aufkommende Eiſenbahnzug, der durch den Wald ſauſt. Johannes öffnet die Verandathür und horcht hinaus. Das Rauſchen wird ſtärker und verſtummt dann. Das Läuten der Bahnhofsglocke wird vernehmlich. Sie läutet ein zweites Mal — ein drittes Mal. Ein Pfiff gellt. Johannes will in ſein Zimmer, unterwegs bricht er auf einem Stuhl zuſammen. Sein Körper windet ſich vor Weinen und Schluchzen. Auf der Veranda liegt blaſſes Mondlicht. — Im anſtoßenden Zimmer entſteht Geräuſch. Es wird laut geſprochen. Johannes ſpringt auf, nimmt die Richtung auf ſein Zimmer, bleibt ſtehn, überlegt einen Augenblick und eilt ſo ſchnell als möglich über die Veranda ab. Der alte Vockerat kommt aus dem Schlafzimmer, Frau Vockerat folgt ihm. Beide gehen in der Richtung nach der Flurthür.

Vockerat (leiſe rufend). Hannes! — Es kam mir doch vor, tja! als wenn Jemand hier geweſen wäre.

Fr. Vockerat (ſchon an der Flurthür). Es ging Jemand die Treppe hinauf.

Vockerat. Ja, ja! der Junge braucht Ruhe. Wir wollen ihn nicht ſtören. Höchſtens Braun könnten wir ihm 'naufſchicken.

Fr. Vockerat. Ja, ja, Papachen! Ich laß ihn holen. — Oder geh' ich am Ende doch mal 'nauf Papachen?

Vockerat (begiebt ſich nach der Verandathür). Beſſer nicht, Marthchen. (Er öffnet die Thür, lauſcht.) Schöner klarer Mondſchein. Horch mal!

Fr. Vockerat (kommt eilig von der Flurthür her). Was iſt denn?

Vockerat. Wilde Gänſe — ſiehſt Du! dort! über'm See. Die Punkte, die durch den Mond fliegen.

Fr. Vockerat. I Du, meine Augen, die ſind nicht mehr ſo jung (ſie begiebt ſich nach der Flurthür zurück).

Vockerat. Horch' mal!

Fr. Vockert. Was denn? (Sie bleibt ſtehen).

Vockerat. Pſt, Marthchen!

Fr. Vockerat. Was denn, Papachen?

Vockerat (ſchließt die Thür, folgt ſeiner Frau nach). 'S is nichts! 's war mir nur ſo, als wenn Jemand unten gepoltert hätte — mit den Rudern, Marthchen!

Fr. Vockerat. Wer ſoll denn poltern? (beide ab durch die Flurthür).

(Es blickt Jemand von der Veranda durch's Fenſter herein. Es iſt ohannes. Gleich darauf kommt er vorſichtig näher. Er ſieht verändert us, todtenbleich, athmet mit offenem Munde. Haſtig und voll Angſt tappt zu werden, blickt er umher, ſucht Schreibzeug und ſchreibt ein aar Worte, ſpringt auf, wirft die Feder weg, ſtürzt davon, als Geräuſch tſteht. Ab über die Veranda. Herr und Frau Vockerat kommen rück, zwiſchen ſich Frau Käthe.)

Fr. Vockerat. Aber ſag' mir nur! Im Stockfinſtern zt Du?!

Fr. Käthe (die Hand vor den Augen). Es blendet ſo.

Fr. Vockerat. Nein aber auch. So ein böſes, böſes eibel. Im Stockfinſtern wer weiß wie lange.

Fr. Käthe (leicht mißtrauiſch). Weshalb ...? Warum id Ihr denn ſo lieb mit mir?

Vockerat. Weil Du unſre einzige, liebe Herzenstochter ſt. (Er küßt ſie.)

Fr. Käthe (ſchwach lächelnd). Ja, ja! Ihr habt Mitleid.

Fr. Vockerat. Dir is' doch nich' weiter 'was, Kätzel?

Vockerat. Laß gut ſein. Nu' wird alles wieder in's eleis kommen. Das Schlimmſte is' nu' Gott ſei Dank vorüber.

Fr. Käthe (am Tiſch ſitzend, nach einer kleinen Pauſe). Mir iſt utti ... Es blendet immer noch! — wie Jemand, der as ganz Unſinniges unternommen hat — und der nun zur nſicht kommt.

Fr. Vockerat. Wie meinſt Du denn das?

Fr. Käthe. Iſt Anna fort, Mutti?

Vockerat. Ja, Käthe! Und nun ... nun mußt Du ch wieder froh und glücklich werden.

Fr. Käthe (ſchweigt).

Fr. Vockerat. Haſt Du Johannes nicht mehr lieb, Käthe?

Fr. Käthe (nach kurzem Beſinnen). Übrigens ich bin doch t durch's Leben gekommen. Die Fanny Stenzel, die hat nen Paſtor geheirathet. Aber wenn ſie auch noch ſo zu- eden und glücklich iſt, glaubſt Du, daß ich mit ihr tauſchen chte? Nein wirklich nicht. — Es riecht nach Rauch hier, cht?

Fr. Vockerat. Nein, Kindchen, ich rieche nichts.

Fr. Käthe (ringt wehklagend die Hände). Ach Gott! es iſt Alles aus, es iſt Alles aus.

Vockerat. Käthchen, Käthchen! Wer wird nur ſo kleingläubig ſein. Ich habe meinen Glauben wieder und meine feſte Zuverſicht. Der liebe Gott hat ſeltſame Mittel und Wege, verirrte Seelen zurückzuführen. Ich glaube, Käthchen, ich habe ſeinen Rathſchluß durchſchaut.

Fr. Käthe. Siehſt Du, Mutterchen, mein erſtes Gefühl, das ich damals hatte, als Hannes zu mir kam und mich holen wollte — das war doch ganz richtig. Ich weiß, den ganzen Tag drumſelte mir's im Kopf 'rum: was ſoll denn nur ein ſo geiſtreicher und gelehrter Mann mit Dir anfangen? Was kann er denn an Dir haben? Siehſt Du, das war ganz richtig gedacht.

Fr. Vockerat. Nein, Käthchen, nicht er ſteht groß da vor Dir, ſondern Du ſtehſt groß da vor ihm. Zu Dir muß er aufſchauen, das iſt die Wahrheit.

Vockerat (mit zitternder Stimme). Aber deshalb . . . es iſt ſo wie Martha ſagt, tja! aber deshalb — wenn Du verzeihen kannſt . . wenn Du ſeine große Sünde verzeihen kannſt . . .

Fr. Käthe. Ach, wenn es 'was zu verzeihen gäbe! Man verzeiht einmal — hundertmal — tauſendmal. — Aber Hannes . . . Hannes wirſt ſich nicht weg. Ich ärmliches Weſen habe Hannes nichts zu verzeihn. Hier heißt es einfach: Du biſt das — und nicht das. Ich weiß nun einfach, was ich bin und was ich nicht bin. (Man hört draußen wiederholt „Holopp" rufen).

Fr. Vockerat. Käthel! Ich will Dir mal 'n Vorſchlag machen. Hörſt Du! Komm! Ich bring' Dich zu Bett und leſ' Dir 'was vor. Grimm's Märchen, bis Du einſchläfſt. Und morgen früh, wenn's Tag wird, da koch' ich Dir ein Peptonſüppchen und ein weiches Ei, und dann ſtehſt Du auf, und dann gehn wir in den Garten, und da ſcheint die liebe

Sonne recht ſchön, und da wirſt Du Alles ganz anders anſehn wie heut Abend. Komm, komm!

Braun (kommt über die Veranda herein). Guten Abend!

Vockerat. Guten Abend, Herr Braun!

Braun. Guten Abend, Herr Vockerat! (reicht ihm die Hand) Iſt Johannes hier?

Vockerat. Ich denke oben.

Braun. So! — das heißt, gewiß?

Vockerat. Na, ich glaube doch. Nicht Mutterchen? Weshalb denn?

Braun. Ich will doch mal nachſehen. (Schnell ab durch die Flurthür.)

Fr. Vockerat (mit leiſer Unruhe). Was hat denn Braun?

Fr. Käthe (ängſtlich erregt). Wo is' denn Hannes?

Fr. Vockerat. Nur nicht ängſtlich, Käthel! Wo wird er denn groß ſein!

Fr. Käthe (mit rapid ſteigender Angſt). Ja, wo iſt er denn hin?

Vockerat. Nun oben — oben — natürlicherweiſe doch wohl!

Braun. (Kommt zurück. Moment ſtarker Spannung. Pauſe.)

Vockerat. Nun, Herr Braun? — — —

Braun. Nein, Herr Vockerat! oben iſt er nicht und ... und ...

Vockerat. Tja, tja! Ja, was haben Sie denn nur blos?

Braun. Nichts, nichts!

Fr. Käthe (auf Braun zufliegend). Ja, Sie haben etwas!

Braun. Nein, nein! wirklich nicht. Es iſt wirklich kein Grund zur Angſt — nur — ich habe ſo ein Gefühl — als ob man um alles in der Welt Hannes jetzt nicht allein laſſen dürfte. Und als ich nun vorhin ... ach es iſt ja wahrſcheinlich wirklich Unſinn.

Fr. Vockerat. Ja, was is denn, ſo reden Sie doch!

Vockerat. Aber ſo reden Sie doch, verlieren Sie keine Zeit.

Braun. Nun ganz einfach. Als ich vorhin das Gartenthürchen aufſchloß — da hört ich, daß Jemand einen Kahn loskettete, und wie ich näher kam, fuhr wirklich Jemand hinaus. Jemand — ich weiß nicht wer — ein Mann —, und da fuhr mir's durch den Kopf — aber es gab keine Antwort. Und Hannes hätte doch Antwort gegeben.

Fr. Käthe (wie von Sinnen). Johannes! Es war Johannes. Laufen Sie! Rennen Sie, um Gotteswillen, ſo ſchnell Sie können. Mutter! Vater! Ihr habt ihn zum Aeußerſten getrieben. Warum habt Ihr das gethan? . . .

Fr. Vockerat. Aber Käthe!

Fr. Käthe. Ich fühl's ja doch! Er kann ja nicht mehr leben. Ich will ja alles gern thun. Nur das nicht! Nur das nicht.

Vockerat (iſt in den Garten geeilt, ruft in Pauſen). Hannes! Johannes!

Fr. Vockerat (eilt ab auf den Flur, ruft durch das Haus). Hannes? Hannes!

Fr. Käthe (zu Braun). Ein Menſch? Haben Sie gerufen? Hat er nicht geantwortet? Laufen Sie, laufen Sie!

Braun (ab).

Fr. Käthe (ruft ihm nach). Ich komme nach. (ringt die Hände). Ach, großer Gott! Großer Gott! Wenn er nur noch lebt! Wenn er mich nur noch hören kann!

(Man hört Braun über den See rufen: „Holopp!“ „Holopp“!)

Fr. Käthe (ruft durch die Flurthür). Alma! Minna! Laternen in den Garten! Schnell, Laternen! (will davon laufen über die Veranda, bemerkt den Zettel, ſteht kerzengerade, geht ſteif und bebend darauf zu, nimmt ihn auf, ſtarrt einige Augenblicke wie gelähmt darauf hin, und bricht zuſammen. Draußen noch immer das Rufen.)

* * *

Kroll's Buchdruckerei in Berlin S.

Perſonenverzeichniß.

Vockerat.

Frau Vockerat.

Johannes Vockerat.

Käthe Vockerat.

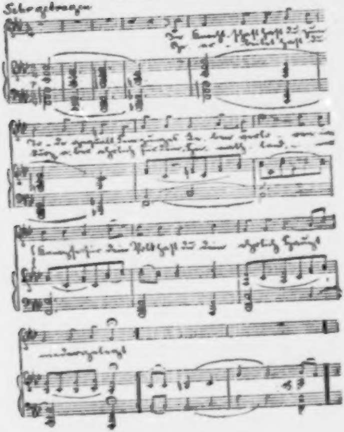
Braun.

Anna Mahr.

Paſtor Kollin.

Hausmädchen.

Russisches Volkslied


Schwer getragen

Bearbeitet von Max Marschalk.

GERHART HAUPTMANN.

De Waber.

(Die Weber.)

Schauſpiel aus den vierziger Jahren.

Dialekt-Ausgabe.

25 573

Berlin.
S. Fiſcher, Verlag.
1892.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Von **Gerhart Hauptmann** erſchienen im gleichen Verlage:

Vor Sonnenaufgang.

Soziales Drama.

Das Friedensfeſt.

Eine Familienkataſtrophe.
Bühnendichtung.

Einſame Menſchen.

Drama.

Die Weber.

Schauſpiel aus den vierziger Jahren.
Hochdeutſche Ausgabe.

Jeder Band eleg. geh. Mark 2,—
„ „ eleg. geb. „ 2,75.

Wenn ich Dir, lieber Vater, dieſes Drama zuſchreibe, ſo geſchieht es aus Gefühlen heraus, die Du kennſt und die an dieſer Stelle zu zerlegen keine Nöthigung beſteht.

Deine Erzählung vom Großvater, der in jungen Jahren, ein armer Weber, wie die Geſchilderten hinter'm Webſtuhl geſeſſen, iſt der Keim meiner Dichtung geworden, die, ob ſie nun lebenskräftig, oder morſch im Innern ſein mag, doch das Beſte iſt, was „ein armer Mann wie Hamlet iſt“ zu geben hat.

Dein

Gerhart.

Meinem Vater

Robert Hauptmann

widme ich dieſes Drama.

Erſter Akt.

Perſonen des erſten Aktes.

Fabrikantengruppe:

Dreißiger, Barchend-Fabrikant.
Pfeifer, Expedient
Neumann, Caſſirer } bei Dreißiger.
Der Lehrling,

Webergruppe:

Bäcker.
Der alte Baumert.
Reimann.
Heiber.
Erſter Weber.
Erſte Weberfrau.
Ein alter Weber.
Ein Junge.
Eine Anzahl Weber und Weberfrauen.

(Ein geräumiges, graugetünchtes Zimmer in Dreißigers Haus zu Peterswaldau. Der Raum, wo die Weber das fertige Gewebe abzuliefern haben. Linker Hand ſind Fenſter ohne Gardinen, in der Hinterwand eine Glasthür, rechts eine ebenſolche Glasthür, durch welche fortwährend Weber, Weberfrauen und Kinder ab- und zugehen. Längs der rechten Wand, die, wie die übrigen, größtentheils von Holzgeſtellen für Parchend verdeckt wird, zieht ſich eine Bank, auf der die angekommenen Weber ihre Waare ausgebreitet haben. In der Reihenfolge der Ankunft treten ſie vor und bieten ihre Waare zur Muſterung. Expedient Pfeifer ſteht hinter einem großen Tiſch, auf welchen die zu muſternde Waare vom Weber gelegt wird. Er bedient ſich bei der Schau eines Cirkels und einer Lupe. Iſt er zu Ende mit der Unterſuchung, ſo legt der Weber den Parchend auf die Wage, wo ein Comptoirlehrling ſein Gewicht prüft. Die abgenommene Waare ſchiebt derſelbe Lehrling in's Repoſitorium. Den zu zahlenden Lohnbetrag ruft Expedient Pfeifer dem an einem kleinen Tiſchchen ſitzenden Kaſſirer Neumann jedesmal laut zu.)

Es iſt ein ſchwüler Tag gegen Ende Mai. Die Uhr zeigt zwölf. Die meiſten der harrenden Webersleute gleichen Menſchen, die vor die Schranken des Gerichts geſtellt ſind, wo ſie in peinigender Geſpanntheit eine Entſcheidung über Tod und Leben zu erwarten haben. Hinwiederum haftet allen etwas Gedrücktes, dem Almoſenempfänger eigenthümliches an, der, von Demüthigung zu Demüthigung ſchreitend, im Bewußtſein nur geduldet zu ſein, ſich ſo klein als möglich zu machen gewohnt iſt. Dazu kommt ein ſtarrer Zug reſultatloſen, bohrenden Grübelns in aller Mienen. Die Männer, einander ähnelnd, halb zwerghaft, halb ſchulmeiſterlich, ſind in der Mehrzahl flachbrüſtige, hüſtelnde, ärmliche Menſchen mit ſchmutzigblaſſer Geſichtsfarbe: Geſchöpfe des Webſtuhls, deren Kniee in Folge vielen Sitzens gekrümmt ſind; ihre Weiber zeigen weniger Typiſches auf den erſten Blick; ſie ſind aufgelöſt, gehetzt, abtrieben, während die Männer eine gewiſſe klägliche Gravität noch zur Schau tragen — und zerlumpt, wo die Männer geflickt ſind. Die jungen Mädchen ſind mitunter nicht ohne Reiz: wächſerne Bläſſe, zarte Formen, große, hervorſtehende, melancholiſche Augen ſind ihnen dann eigen.

Caſſirer Neumann (Geld aufzählend). Bleibt ſechzehn Silbergroſchen zwei Pfennig.

Erſte Weberfrau (dreißigjährig, ſehr abgezehrt, ſtreicht das Geld ein mit zitternden Fingern). Sein ſe bedankt.

Neumann (als die Frau ſtehen bleibt). Nu? ſtimmt's etwa wieder nich?

Erſte Weberfrau (bewegt, flehentlich). A par*) Fenniche uf Vorſchuuß hätt' ich doch halt a ſu netich.

Neumann. Ich hab a par hundert Thaler netich. Wenn's ufs Netichhaben ankäm —! (Schon mit Auszahlen an einen andern Weber beſchäftigt, kurz.) Iber den Vorſchuß hat Herr Dreißiger ſelbſt zu beſtimmen.

Erſte Weberfrau. Kend' iich do verleicht amol miid'n Herr Dreißiger ſalber räda?

Expedient Pfeifer (ehemaliger Weber. Das Typiſche an ihm iſt unverkennbar; nur iſt er wohlgenährt, gepflegt, gekleidet, glatt raſirt, auch ein ſtarker Schnupfer. Er ruft barſch herüber). Da hätte Herr Dreißiger weeß Gott viel zu thun, wenn a ſich im jede Kleenigkeit ſalber bekimmern ſelde. Dazu ſein mir da. (Er zirkelt und unterſucht mit der Lupe.) Schwerenoth! Das zieht. (Er packt ſich einen dicken Shawl um den Hals.) Macht de Thire zu, war de rei' kimmt.

Der Lehrling (laut zu Pfeifer). Das is, wie wenn man mit Kletzen redte.

Pfeifer. Abgemacht ſeela! — Wage! (Der Weber legt das Webe auf die Wage.) Wennt er ock Eure Sache beſſer verſtehn thät't. Treppa hot's wieder dinne … iich ſah gar nee hi. A guder Waber verſchiebt's Ufbeema ni war weeß wie lange.

---

*) Das a wird lang und mit einem kaum hörbaren Vorſchlag von o geſprochen.

Bäcker (iſt gekommen. Ein junger, ausnahmsweiſe ſtarker Weber, deſſen Gebahren ungezwungen, faſt frech iſt. Pfeifer, Neumann und der Lehrling werfen ſich bei ſeinem Eintritt Blicke des Einvernehmens zu). Schwere Jacht ju! Do ſol enner wieder ſchwitza wie a Logaſaak.

Erſter Weber (halblaut). 'S ſticht gar ſihr no Nägen.

Der alte Baumert (drängt ſich durch die Glasthür rechts. Hinter der Thür gewahrt man die Schulter an Schulter gedrängt, zuſammengepfercht wartenden Weberleute. Der Alte iſt nach vorn gehumpelt und hat ſein Pack in der Nähe des Becker auf die Bank gelegt. Er ſetzt ſich daneben und wiſcht ſich den Schweiß). Hie iis an' Ruh verdient.

Bäcker. Ruh iis beſſer wie a Bime Geld.

Der alte Baumert. A Bime Geld ſelbe au ſein. Tak' o Bäcker.

Bäcker. Tak' o Vater Baumert! Ma muuß wieder luern war weeß wie lange!

Erſter Weber. Das kimmt ni druf a. A Waber wart't an Stunde aber an Taag. A Waber iis ock an' Sache.

Pfeifer. Gat Ruhe da derhingen! Ma verſteht ja ſei eegnes Wort nich.

Bäcker (leiſe). A hoot hinte wieder ſen'n tälſcha Taag.

Pfeifer (zu dem vor ihm ſtehenden Weber). Wie uft ha ich's Euch ſchunn geſa't: Beſſer putzen ſullt er. Was is denn das ſer an' Schlauderei? Hie ſein Klunkern drinne, a ſu lang wie mei Finger, und Struh und allerhand Dreck.

Weber Reimann. 'S mächt halt a neu Nopp-Zängla ſein.

Lehrling (hat das Webe gewogen). 'S fehlt auch am Gewicht.

Pfeifer. An Sorte Waber iis hier a ſo. Schade ſer jede Käte, die ma ausgibbt. O Jes, zu meiner Zeit! Mir hätt's wull mei Meeſter angeſtrichen. Dozemol do war das no a ander Ding im das

Spinnweſen. Do mußt' enner noch ſei Geſchäfte verſtihn. Hinte da is das ni mehr ſetich. — Reima zehn Silbergroſchen.

Weber Reimann. E Fund werd do gerech't uuf Abgang.

Pfeifer. Ich hab' keine Zeit. Abgemacht ſeela. Was brengt Ihr?

Weber Heiber (legt ſein Webe auf. Während Pfeifer unterſucht, tritt er an ihn und redet halblaut und eifrig in ihn hinein). Se werden verzeihen, Herr Feiſer, ich mechte Sie gittichſt gebata han, eeb Se verleicht und Se welda a ſu gnädich ſein und welda mer da Gefalln thun und liſſa mer a Vorſchuuß dasmol ni abrecha.

Pfeifer (zirkelnd und guckend, höhnt). Nu do! Das macht ſich ju ernt. Hie is woll d'r halbe Einſchuß wieder uuf a Feifeln geblieb'n?

Weber Heiber (in ſeiner Weiſe fortfahrend). Jich weld's ju gerne uuf de neue Wuche gleiche macha. Vergangne Wuche hatt' ich ock zwee Howetage uuf'n Dominien zu leiſta. Doderbeine lei't Meine krank derheeme . . .

Pfeifer (das Stück an die Wage gebend). Das is ebens wieder an richt'che Schlauderarbeit. (Schon wieder ein neues Webe in Augenſchein nehmend.) A ſu a Salband, bal breet, bal ſchmal. Emol hoot's d'r Eiſchuuß zuſamma geriſſa, war weeß wie ſihr, dann hoot's wieder amol 's Sperrrittla auseinandergezeu'n. Und uf a Zoll kaum ſibzich Fadla Eitrag. Wu is denn d'r Ibriche? Wo bleibt da die Reellität? Das wär a ſo was!

Weber Heiber (unterdrückt Thränen, ſteht gedemüthigt und hilflos).

Bäcker (halblaut zu Baumert). Dar Pakaſche mächt ma no Garn drzune keeſa.

Erſte Weberfrau (welche nur wenig vom Caſſentiſch zurückgetreten war und ſich von Zeit zu Zeit mit ſtarren Augen hilfeſuchend umgeſehen hat, ohne von der Stelle zu gehen, faßt ſich ein Herz und wendet ſich von Neuem flehentlich an den Caſſirer). Jich kan halt bale . . . .

iich wiß gar nee, wenn Se mer das Mal und ga'n mer ken'n Vorſchuuß … o Jeſis, Jeſis.

Pfeifer (ruft herüber). Das iis a Gejeſere do! Lußt ock a Herr Jeſus in Frieden. Jhr hat's ju ſuſter ni a ſu ängſtlich im a Herr Jeſus. Paßt lieber uf Euern Mann uf, das und ma ſit a nich aller Auchablicke hinger'm Kratſch'mſanſter ſitza. Mir kinn ken'n Vorſchuß ga'n. Mir miiſ'n Rechenſchaft ablegen dahier. 'S is au ni unſer Geld. Von uns werd's dernachert verlangt. Wer de fleißig is und ſeine Sache verſteht und ei der Furcht Gottes ſeine Arbeit verricht't, dar braucht iberhaupt nie ken'n Vorſchuuß nich. Abgemacht Seeſe.

Neumann. Und wenn a Bielauer Weber 's vierſache Lohn kricht, da verſumſeit er's vierſache und macht noch Schulden.

Erſte Weberfrau (laut, gleichſam an das Gerechtigkeitsgefühl Aller appellirend). Jich bin gewiiß ni faul, ader iich kan ni meh a ſu furt. Jich ha halt do zwee Mal an Ibergang geha't. Und was de mei Man iis, dar iis o blußich halb; a war bei'n Zerler Schafer, ader dar hod'n doch au ni kin'n vo ſen'n Schada halfa und do … Zwinga kan ma's doch nee … Mir arbta gewiiß was, mer uufbreeta. Jch ha ſchun viele Wucha ken'n Schlof ei a Aucha gehat, und 's werd au ſchunt wieder gihn, wenn ock iich und iich war' de Schwäche wieder a wing raus krija aus a Knucha. Ader Se miiſſa halt o a eenzichtes Bißla a Eiſahn ha'n. (Jnſtändig, ſchmeichleriſch flehend.) Sein S' ock ſchunn gebata und bewillija mer das Mol a par Greſchla.

Pfeifer (ohne ſich ſtören zu laſſen). Fiedler elf Silbergroſchen.

Erſte Weberfrau. Ock a par Greſchla, daß m'r zu Brute kumma. D'r Pauer gibbt niſcht meh uf a Borg. — Ma hoot a Häffla Kinder …

Neumann (halblaut und mit komiſchem Ernſt zum Lehrling).

Die Leinweber haben alle Jahre ein Kind, alle walle, alle walle, puff, paff, puff.

Der Lehrling (giebt ebenſo zurück). Die Blitzkröte iſt ſechs Wochen blind (ſummt die Melodie zu Ende) alle walle, alle walle, puff, puff, puff.

Weber Reimann (das Geld nicht anrührend, welches der Caſſirer ihm aufgezählt hat). Mer ha'n doch itzt immer dreiz'ntehalb Bima krüücht fer a Webe.

Pfeifer (ruft herüber). Wenn's Euch ni paßt, Reima, da braucht er blos ee Wort ſa'n. Waber hot's genung. Bunt ſujte wie Ihr ſeid. Fer a volles Gewichte gibbt's auch an vollen Lohn.

Weber Reimann. Das hi was fahl'n ſelde, an'n Gewichte....

Pfeifer. Brengt a fahlerfreies Stick Parchent, do werd auch am Luhn niſcht fahl'n.

Weber Reimann. Daſ's hi und ſelde zu viel Placker dinne ha'n, das kan doch reen gar ni meeglich ſein.

Pfeifer (im Unterſuchen). War de gutt wabt, dar de gutt labt.

Weber Heiber (iſt in der Nähe Pfeifer's geblieben um nochmals einen günſtigen Augenblick abzupaſſen. Ueber Pfeifer's Wortſpiel hat er mitgelächelt, nun tritt er an ihn und redet ihm zu wie das erſte Mal). Jich wullde Se gittichſt gebate ha'n, Herr Feifer, eeb Se verleicht und Se welda a ſu barmherzich ſein und rechta mer a Fimfbimer Vorſchuuß das Mol ni ab. Meine leit ſchun ſeit d'r Fasnich krumm eim Bette. Se kan mer ken'n Schlag Arbeit ni verrichta. Do muuß iich a Spulmadel bezal'n. Deſthalbig...

Pfeifer (ſchnupft). Heiber, iich ha ni ock Euch alleene abzufertiche. Die Andern wull'n au drakumma.

Weber Reimann. A ſu ha iich de Werfte krüücht — a ſu ha iich ſe uufgebeemt und wieder runder genumma. A beſſer Garn wie ich krüücht ha, kan iich nee zurickbrenga.

Pfeifer. Paßt's euch ni, do braucht er euch blus keene Werſte meh abzuhulln. Mer han er genug, die de ſich's Lader vo a Fiſſa dernoch ablaufa.

Neumann (zu Reimann). Wollt ihr das Geld nich nehmen?

Weber Reimann. Jich kan mich dorchaus a ſu ni zufriede gahn.

Neumann (ohne ſich weiter um Reimann zu bekümmern). Heiber zehn Silbergroſchen. Geht ab fünf Silbergroſchen Vorſchuß. Bleiben fünf Silbergroſchen.

Weber Heiber (tritt heran, ſieht das Geld an, ſieht, ſchüttelt den Kopf, als könnte er etwas garnicht glauben und ſtreicht das Geld langſam und umſtändlich ein). O meins, meins! — (Seufzend.) Nu, do do!

Der alte Baumert (Heiber'n in's Geſicht). Ju, ju Franze! Do kan ees ſchunn manchmol enn Seufzrich gihn loon.

Weber Heiber (mühſam redend). Siich ock, iich ha a krank Madel derheeme zu lieja. Do mecht a Flaſchla Medzin ſein.

Der alte Baumert. Wu thut's er'n fahlen?

Weber Heiber. Nu ſiich ock, 's war halt vu kleen uuf a vernickerte Dingla. Jich wiß garnee... na, dir kan iich's ju ſan: — ſe hoot's miit uuf de Welt gebrucht. A ſu an Unrenichkeei iber und iber bricht 'r halt durch's Gblitte.

Der alte Baumert. Iberall hoot's was. Wu eemol's Armutt iis, do kimmt au Unglicke iber Unglicke. Do iis o kee Halt und keene Rettung.

Weber Heiber. Was huſt d'nn do eigepackt ei dan Tichla?

Der alte Baumert. Mer ſein halt gar blank derheeme. Do ha ich halt inſe Hundla ſchlachta loon. Viel iis ni dra, a war o halb d'rhingert. 'S war a klee nette Hundla. Salber abſteche mucht ich a nee. Jich kunnt mer eemol kee Herze ni faſſa.

Pfeiſer (hat Bäcker's Webe unterſucht, ruft). Bäcker, dreizehntehalb Silbergroſchen.

Bäcker. Das iis a ſchäbiches Almoſen aber kee Luhn.

Pfeiſer. Wer abgefertigt is, hat's Lokal zu verlaſſen. Mir kinn ins vorhero ni rihren.

Bäcker (zu den Umſtehenden, ohne ſeine Stimme zu dämpfen). Das iis a ſchäbiges Trinkgeld, weiter miſcht. Do ſool ees traata vum friha Murcha biis ei de ſinkniche Nacht. Und wenn ma achtza Tage iberm Stuhle gelaan hoot, Obend ver Obend wie ausgewunda, halb tränig ver Stob und Gluthitze, do hoot ma ſich glicklich dreiz'ntehalb Bima derſchindt.

Pfeiſer. Hie wird nich gemault!

Bäcker. Bu ihn luß ich mer'ſch Maul no lange nee verbieta.

Pfeiſer (ſpringt mit dem Ausruf). Das mecht ich doch amal ſehn (nach der Glasthür und ruft in's Comptoir). Herr Dreißicher, Herr Dreißicher, mechten ſie amal ſo freundlich ſein!

Dreißiger (kommt. Junger Vierziger, fettleibig, aſtmatiſch. Mit ſtrenger Miene). Was — giebt's denn, Pfeiſer?

Pfeiſer (glupſch). Bäcker will's Maul ni verbitten laſſen.

Dreißiger (giebt ſich Haltung, wirft den Kopf zurück, fixiert Bäcker mit zuckenden Naſenflügeln). Ach ſo — Bäcker! — — (Zu Pfeiffer.) Is das der . . . ? (Die Beamten nicken.)

Bäcker (frech). Ju, ju, Herr Dreißicher! (Auf ſich zeigend.) Das iis dar (auf Dreißiger zeigend) und das is dar.

Dreißiger (indignirt). Was erlaubt ſich denn der Menſch!?

Pfeiſer. Dem geht's zu gutt! Der geht a ſo lange auf's Eis tanzen, bis a's amal verſehen hat.

Bäcker (brutal). O du Fennigmannla, haal ock du deine Fraſſe. Deine Mutter maag ſich wull ei a Neunmonda beim Baſenreita am Lucifeer verſahn han, das a ſu a Teiwel aus dir geworn iis.

Dreißiger (in ausbrechendem Jähzorn, brüllt). Maul halten! auf der Stelle Maul halten, ſonſt ... (er zittert, thut ein paar Schritte vorwärts).

Bäcker (mit Entſchloſſenheit ihn erwartend). Jich biin ni taub. Jich hiir no gut.

Dreißiger (überwindet ſich, fragt mit anſcheinend geſchäftsmäßiger Ruhe). Is der Burſche nicht auch dabei geweſen?

Pfeifer. Das is a Bielauer Weber. Die ſein iberall d'rbei, wo's an Unfug zu machen gibbt.

Dreißiger (zitternd). Ich ſag' euch alſo: paſſirt mir das noch einmal und zieht mir noch einmal ſo eine Rotte Halbbetrunkener, ſo eine Bande von grünen Lümmeln am Hauſe vorüber wie geſtern Abend — mit dieſem niederträchtigen Liede ...

Bäcker. 's Bluttgericht meenen ſe wull?

Dreißiger. Er wird ſchon wiſſen, welches ich meine. Ich ſag' euch alſo: hör' ich das noch einmal, dann laß' ich mir einen von euch 'rausholen und — auf Ehre, ich ſpaße nicht, — den übergebe ich dem Staatsanwalt. Und wenn ich 'raus bekomme, wer dies elende Machwerk von einem Liede ...

Bäcker. Das iis a ſchii Lied, das!

Dreißiger. Noch ein Wort und ich ſchicke zur Polizei — augenblicklich. — Ich fackle nicht lange. — Mit euch Jungens wird man doch noch fertig werden. Ich bin doch ſchon mit ganz andren Leuten fertig geworden.

Bäcker. Nu das wiil iich gleba. A ſu a richtcher Fabrikante, dar werd miit zwee=dreihundert Wabern fartich, eeb ma ſich imſitt. Do läßt a o no ni a par murſche Knucha ibrich. A ſu enner dar hoot vier Maga wie an Kuh und a Gebiis wie a Wulf. Nee nee, do hoot's niſcht!

Dreißiger (zu den Beamten). Der Menſch bekommt keinen Schlag Arbeit mehr bei uns.

Bäcker. O, ob ich a'n Wabſtuhle derhingere, aber ein Stroszagraba, das is mir egal.

Dreißiger. 'Raus, auf der Stelle raus!

Bäcker (frech). Erſt wüll iich mei Luhn han.

Dreißiger. Was kriegt der Kerl, Neumann?

Neumann. Zwölf Silbergroſchen fünf Pfennige.

Dreißiger (nimmt überhaſtig dem Kaſſirer das Geld ab und wirft es auf den Zahltiſch, ſo daß einige Münzen auf die Diele rollen). Da! — hier! — und nu raſch — mir aus den Augen!

Bäcker. Erſcht wüll iich mei Luhn han.

Dreißiger. Da liegt ſein Lohn; und wenn er nun nich macht, daß er 'raus kommt.... Es iſt grade zwölf.... Meine Färber machen grade Mittag....

Bäcker. Mei Luhn gehirt ei meine Hand. Hie har gehirt mei Luhn. (Er berührt mit den Fingern der rechten, die Handfläche der linken Hand.)

Dreißiger (zum Lehrling). Heben Sie's auf, Tilgner.

Der Lehrling (thut es, legt das Geld in Bäcker's Hand).

Bäcker. Das muß alls ſen richtchen Paß gihn. (Er bringt, ohne ſich zu beeilen, in einen alten Beutel das Geld unter.)

Dreißiger. Nu? (Als Bäcker ſich noch immer nicht entfernt, ungeduldig.) Soll ich nun nachhelfen?

(Unter den dichtgedrängten Webern iſt eine Bewegung entſtanden. Jemand ſtößt einen langen, tiefen Seufzer aus. Darauf geſchieht ein Fall. Alles Intereſſe wendet ſich dem neuen Ereigniß zu.)

Dreißiger. Was giebt's denn da?

Verſchiedene Weber und Weberfrauen. „'Süs enner higeſchlan." — „'Süs a klee hipriche Jungla." — „Is's ernt de Kränkte aber was?!"

Dreißiger. Ja... wie denn? Hingeſchlagen? (Er geht näher.)

Alter Weber. A leit halt do. (Es wird Platz gemacht. Man ſieht einen etwa achtjährigen Jungen wie todt an der Erde liegen.)

Dreißiger. Kennt Jemand den Jungen?

Alter Weber. Aus inſen Durfe iis a ni.

Der alte Baumert. Das ſitt ju baal aus, wie Heinricha's. (Er betrachtet ihn genauer.) Ju, ju! Das iis Heinricha's Guſtavla.

Dreißiger. Wo wohnen denn die Leute?

Der alte Baumert. Nu, duba bei ins, ein Kaſchbache, Herr Dreißicher. Ha giht Muſicke macha, und am Tage do leit a iberm Stuhle. Se han neun Kinder und's zaahnte iis unterwajens.

Verſchiedene Weber und Weberfrauen. „Da Leuta giht's gar ſihr kimmerlich." — Dann rant's ei de Stube." — „Das Weib hoot keene zwee Hemdla fer die neun Vorſchta."

Der alte Baumert (den Jungen anfaſſend). Nu, Jingerla, was hoot's denn mit Dir? Do wach ock uf!

Dreißiger. Faßt mal mit an, wir wollen ihn mal aufheben. Ein Unverſtand ohne gleichen, ſo'n ſchwächliches Kind dieſen langen Weg machen zu laſſen. Bringen Sie mal etwas Waſſer, Pfeifer!

Weberfrau (die ihn aufrichten hilft). Mach ock ni ernt Dinge und ſterb, Jingla!

Dreißiger. Oder Cognac, Pfeifer, Cognac is beſſer.

Bäcker (hat von Allen vergeſſen, beobachtend geſtanden. Nun, die eine Hand an der Thürklinke, ruft er laut und höhniſch herüber). Gatt 'n ock was zu fraſſen, do werd a ſchunn zu ſich kumma. (Ab.)

Dreißiger. Der Kerl nimmt kein gutes Ende. — Nehmen Sie ihn unter'm Arm, Neumann. — Langſam ... langſam ... ſo ... ſo ... wir wollen ihn in mein Zimmer bringen. Was wollen Sie denn?

Neumann. Er hat was geſagt, Herr Dreißiger! Er bewegt die Lippen.

Dreißiger. Was — willſt Du denn, Jungel?

Der Junge (haucht). Mich h .. hingert!

Dreißiger (wird bleich). Man verſteht ihn nich.

Weberfrau. Ich globe, a meente ...

Dreißiger. Wir werden ja ſehn. Nur ja nich aufhalten. — Er kann ſich bei mir auf's Soſa legen. Wir werden ja hören, was der Doctor ſagt.

(Dreißiger, Neumann und die Pfeifferin führen den Jungen in's Comptoir. Unter den Webern entſteht eine Bewegung, wie bei Schulkindern, wenn der Lehrer die Klaſſe verlaſſen hat. Man reckt und ſtreckt ſich, man flüſtert, tritt von einem Fuß auf den andern und in einigen Sekunden iſt das Reden laut und allgemein.)

Der alte Baumert. Jich gleeb immer, Bäcker hoot recht.

Mehrere Weber und Weberfrauen. „A ſate ju o a ſu was." — „Das iis hie niſcht Neues, das amol enn d'r Hunger ſchmeißt." — „Na, iberhaupt, was de da Winter irſcht warn ſol, wenn das hie und 's giht a ſu furt miit dar Lohnzwackerei." — „Und miit a Kartuffeln werd's das Johr gar ſchlecht." — „Hie werd's au ni anderſcher, bis mer alle vund uuf'n Ricka liega."

Der alte Baumert. Am beſta, ma macht's, wie d'r Nentwich Waber, ma lät ſich a Schleeſla im a Hals un knippt ſiich am Wabſtuhle uuf. Do, niim an' Priſe, iich war uuf Neurode, do arbeit mei Schwoger ei d'r Fabricke, wu's a macha, a Schnupptoback. Dar hoot m'r a par Kernla gegahn dohie. Was träſt denn du ei demm Tichla Schines?

Alter Weber. 'Siis ock a bißla Perlgraupe. D'r Wan von Ullbrichmiller fuhr ver m'r har. Do war a Saack a wing uufgeſchlitzt. Das kimmt mir gar ſihr zu paſſe, kanſt gleeba.

Der alte Baumert. Zweeunzwanzich Mihlen ſein ei Piterſchwaal, und ſer inſerees fällt doch niſcht ab.

Alter Weber. Ma muuß ebens a Mutt ni ſinka loon, 's kimmt immer wieder was und hilft een' a Stickla wetter.

Weber Heiber. Ma muuß ebens, wenn d'r Hunger kimmt, zu a verza Nuthhalfern bata, und wenn ma doderwone ernt ni ſat werd, do muuß ma an Steen eis Maul nahma und dro lutſcha. Gell, Baumert?

(Dreißiger, Pfeifer, ſowie der Gehilfe kommen zurück.)

Dreißiger. Es war nichts von Bedeutung. Der Junge iſt ſchon wieder ganz munter. (Erregt und redend umhergehend.) Es bleibt aber immer eine Gewiſſenloſigkeit. Das Kind iſt ja nur ſo'n Hälmchen zum umblaſen. Es iſt rein unbegreiflich, wie Menſchen ... wie Eltern ſo unvernünftig ſein können. Würden ihm zwei Schock Barchend auf, gute anderthalb Meilen Wegs. Es is wirklich kaum zum glauben. Ich werde einfach müſſen die Einrichtung treffen, daß Kindern überhaupt die Waare nich mehr abgenommen wird. (Er geht wiederum eine Weile ſtumm hin und her.) Jedenfalls wünſche ich dringend, daß ſo etwas nicht mehr vorkommt. — Auf wem bleibt's denn ſchließlich ſitzen? Natürlich doch auf uns Fabrikanten. Wir ſind an allem ſchuld. Wenn ſo'n armes Kerlchen zur Winterszeit im Schnee ſtecken bleibt und einſchläft, dann kommt ſo'n hergelaufener Scribent, und in zwei Tagen da haben wir die Schauergeſchichte in allen Zeitungen. Der Vater, die Eltern, die ſo'n Kind ſchicken .... i bewahre, wo werden die denn ſchuld ſein! Der Fabrikant muß 'ran, der Fabrikant is' der Sündenbock. Der Weber wird immer geſtreichelt, aber der Fabrikant wird immer geprügelt: das is 'n Menſch ohne Herz, 'n Stein, 'n gefährlicher Kerl, den jeder Preßhund in die Waden beißen darf. Der lebt herrlich und in Freuden und giebt den armen Webern Hungerlöhne. — Daß ſo'n ~~Mann~~ auch Sorgen hat und ſchlafloſe Nächte, daß er ſein großes Riſiko läuft, wovon der Arbeiter ſich nichts träumen läßt, daß er manchmal vor lauter dividiren, addiren und multipliciren, berechnen und wieder berechnen nich' weiß, wo ihm der Kopf ſteht, daß er hunderterlei bedenken und überlegen muß und immerfort ſo zu ſagen auf Tod und Leben kämpft und concurrirt, daß kein Tag vergeht ohne Aerger und Verluſt: darüber ſchweigt des Sängers Höflichkeit. Und was hängt nicht alles am Fabrikanten, was ſaugt nich' alles an ihm und will von ihm leben. Nee, nee! ihr ſolltet nur manchmal in meiner Haut ſtecken, ihr würd's bald genug ſatt kriegen. (Nach einiger Sammlung.) Wie hat ſich dieſer Kerl, dieſer Burſche da, dieſer Bäcker hier aufgeführt! Nun wird er gehen und ausposaunen, ich wäre wer weiß wie unbarmherzig. Ich ſetzte die Weber bei jeder Kleinigkeit mir nichts, dir nichts vor die Thür. Is' das wahr? Bin ich ſo unbarmherzig?

Viele Stimmen. Nee, Herr Dreißicher!

Dreißiger. Na, das ſcheint mir doch auch ſo. Und dabei ziehen dieſe Lümmels umher und ſingen gemeine Lieder auf uns Fabrikanten, wollen von Hunger reden und haben ſo viel übrig, um den Fuſel quartweiſe conſumiren zu können. Sie ſollten mal die Naſe hübſch wo anders neinſtecken und ſehen, wie's bei den Leinwandwebern ausſieht. Die können von Noth reden. Aber ihr hier, ihr Parchentweber, ihr ſteht noch ſo da, daß ihr nur Grund habt, Gott im Stillen zu danken. Und ich frage die alten fleißigen und tüchtigen Weber, die hier ſind: kann ein Arbeiter, der ſeine Sachen zuſammenhält, bei mir auskommen oder nicht?

Sehr viele Stimmen. Ja, Herr Dreißicher!

Dreißiger. Na, ſeht ihr! — So'n Kerl, wie der Bäcker natürlich nicht. Aber, ich rathe euch, haltet dieſe Burſchen im Zaune; wird mir's zu bunt, dann quittire ich. Dann löſe ich das Geſchäft auf, und dann könnt ihr ſeh'n, wo ihr bleibt. Dann könnt rih ſeh'n, wo ihr Arbeit bekommt. Bei Ehren-Bäcker ſicherlich nicht.

Erſte Weberfrau (hat ſich an Dreißiger herangemacht, wiſcht mit zitternder Demuth Staub von ſeinem Rock). Se han ſich a brinkel agestrichen, gnädicher Herr Dreißicher.

Dreißiger. Die Geſchäfte geh'n hundsmiſerabel, das wißt ihr ja ſelbſt. Ich ſetze zu, ſtatt daß ich verdiene. Wenn ich trotzdem dafür ſorge, daß meine Weber immer Arbeit haben, ſo ſetze ich voraus, daß das anerkannt wird. Die Waare liegt mir da in tauſenden von Schocken, und ich weiß heut noch nicht, ob ich ſie jemals verkaufen werde. — Nun hab' ich gehört, daß ſehr viele Weber hierum ganz ohne Arbeit ſind und da … na, Pfeifer mag euch das Weitre auseinanderſetzen. — Die Sache iſt nämlich die: damit ihr den guten Willen ſeht … ich kann natürlich keine Almoſen austheilen, dazu bin ich nicht reich genug, aber ich kann bis zu einem gewiſſen Grade den Arbeitsloſen Gelegenheit geben, wenigſtens 'ne Kleinigkeit zu verdienen. Daß ich dabei ein immenſes Riſiko habe, iſt ja meine Sache. — Ich denke mir halt: wenn ſich ein Menſch täglich 'ne Quarkſchnitte erarbeiten kann, ſo iſt doch das immer beſſer, als wenn er überhaupt hungern muß. Hab ich nicht recht?

Viele Stimmen. Ja, ja! Herr Dreißicher.

Dreißiger. Ich bin alſo gern bereit, noch zweihundert Webern Beſchäftigung zu geben. Unter welchen Umſtänden, wird Pfeifer euch auseinanderſetzen. (Er will gehen.)

Erſte Weberfrau (vertritt ihm den Weg, ſpricht überhaſtet, flehend und dringlich). Gnädijer Herr Dreißicher, ich wullde Sie halt recht freindlich gebaata han, wenn ſe verleicht … ich ha halt zweemol an Ibergang gehat.

Dreißiger (eilig). Sprecht mit Pfeifer, gutte Frau, ich hab mich ſo ſchon verſpätet. (Er läßt ſie ſtehen.)

Weber Reimann (vertritt ihm ebenfalls den Weg. Im Tone der Kränkung und Anklage). Herr Dreißicher, iich muuß miich werklich beklan. Herr Feifer hoot mer … Ich ha doch fer mei Webe iſt immer zwölftehalb Bima kriecht …

Dreißiger (deutet über ſich in die Thür). Dort ſitzt der Expedient. Dorthin wendet euch: das is die richtige Adreſſe.

Weber Heiber (blickt Dreißigern auf). Gnädiger Herr Dreißicher, (ſtotternd und mit zitternder Haſt) ich wullde ſe vielmals gittigſt gebaata han, eeb mer verleicht und a kennde mer … eeb mer d'r Herr Feifer verleicht und a kennde … a kennde.

Dreißiger. Was wollt ihr denn?

Weber Heiber. Da Vorſchuuß, dann üch's letzte mool, üch meene, do üch …

Dreißiger. Ja, ich verſtehe euch wirklich nicht.

Weber Heiber. Jich war a brinkla ſihr ei Nuuth, weil …

Dreißiger. Pfeifers Sache, Pfeifers Sache. Ich kann wirklich nicht … macht das mit Pfeifer aus.
(Er entweicht in's Comptoir.)

(Die Bittenden ſehen ſich hülflos an. Einer nach dem andern tritt ſeufzend zurück.)

Pfeifer (die Unterſuchung wieder aufnehmend). Na, Annla, was brengſt Du?

Der alte Baumert. Was ſool's denn do ſetza fer a Webe, Herr Feifer?

Pfeifer. Ferich Webe zahn Silbergroſchen.

Der alte Baumert. Nu das macht ſiich!

(Bewegung unter den Webern, Flüſtern und Murren.)

Ende des erſten Aktes.

Zweiter Akt.

Perſonen des zweiten Aktes.

Der alte Baumert.
Mutter Baumert, ſeine Frau.
Auguſt, ihr Sohn.
Emma,
Bertha, } ihre Töchter.
Fritz, uneheliches Kind der Emma.
Der alte Anſorge, Häusler und Weber.
Frau Heinrich, Weberfrau.
Moritz Jäger, entlaſſener Soldat, ehemaliger Webergeſelle.

(Das Stübchen des Häuslers Wilhelm Anſorge zu Kaſchbach,
im Eulengebirge.)

In einem engen, von der ſehr ſchadhaften Diele bis zur ſchwarz verräucherten Balkendecke nicht ſechs Fuß hohen Raum, ſitzen: zwei junge Mädchen, Emma und Bertha Baumert an Webſtühlen, — Mutter Baumert, eine contracte Alte, auf einem Schemel am Bett, vor ſich ein Spulrad, — ihr Sohn Auguſt zwanzigjährig, idiotiſch, mit kleinem Rumpf und Kopf und langen, ſpinnenartigen Extremitäten auf einem Fußſchemel, ebenfalls ſpulend. Durch zwei kleine, zum Theil mit Papier verklebte und mit Stroh verſtopfte Fenſterlöcher der linken Wand dringt ſchwaches, roſafarbenes Licht des Abends. Es fällt auf das weißblonde, offene Haar der Mädchen, auf ihre unbekleideten, mageren Schultern, ſowie dünne wächſerne Nacken, auf die Falten des groben Hemdes im Rücken, das, nebſt einem kurzen Röckchen aus härteſter Leinewand, ihre einzige Bekleidung iſt. Der alten Frau leuchtet der warme Hauch voll über Geſicht, Hals und Bruſt: ein Geſicht, abgemagert zum Skelett, mit Falten und Runzeln in einer blutloſen Haut, mit verſunkenen Augen, die durch Wollſtaub, Rauch und Arbeit bei Licht entzündlich geröthet und wäſſrig ſind — einen langen Kropfhals mit Falten und Sehnen, eine eingefallene, mit verſchoſſenen Tüchern und Lappen verpackte Bruſt. — Ein Theil der rechten Wand, mit Ofen und Ofenbank, Bettſtelle und mehreren grell getuſchten Heiligenbildern ſteht auch noch im Licht. — Auf der Ofenſtange hängen Lumpen zum trocknen, hinter dem Ofen iſt altes, werthloſes Gerümpel angehäuft. Auf der Ofenbank ſtehen einige alte Töpfe und Kochgeräthe, Kartoffelſchalen ſind zum dörren auf Papier gelegt ꝛc. ꝛc. — Von den Balken herab hängen Garnſtrahne und Weifen. Körbchen mit Spulen ſtehen neben den Webſtühlen. In der Hinterwand iſt eine niedrige Thür ohne Schloß. Ein Bündel Weidenruthen iſt daneben an die Wand gelehnt. Mehrere ſchadhafte Viertelkörbe ſtehen dabei. — Das Getöſe der Webſtühle, das rythmiſche Gewuchte der Lade, davon Erdboden und Wände erſchüttert werden, das Schlurren und Schnappen des hin und her geſchnellten Schiffchens erfüllen den Raum. Da hinein miſcht ſich das tiefe, gleichmäßig fortgeſetzte Getön der Spulräder, das dem Summen großer Hummeln gleicht.

Mutter Baumert (mit einer kläglichen, erſchöpften Stimme, als die Mädchen mit weben innehalten und ſich über die Gewebe beugen). Wißt er ſchunn wieder knippa!?

Emma (die ältere der Mädchen, zweiundzwanzigjährig. Indem ſie geriſſene Fäden knüpft). An' Art Garn iis aber das au!

Bertha (fünfzehnjährig). Das iis a ſu a bißla Zucht miit dar Werfte.

Emma. Wu a ock bleit a ſu lange? A iis doch furt ſchunn ſeit im a neune.

Mutter Baumert. Nu eben's, eben's! wu mag a ock blein, ihr Madel?

Bertha. Aengſt' euch baleibe ni, Mutter!

Mutter Baumert. An' Angſt iis das immer!

Emma (fährt fort zu weben).

Bertha. Horr amol, Emma!

Emma. Was iis denn?

Bertha. Mir war doch, 's kam ees.

Emma. 'S werd Anſorge ſein, dar de heem kimmt.

Fritz (ein kleiner, barfüßiger, zerlumpter Junge von vier Jahren kommt herein geweint). Mutter miich hingert.

Emma. Wart, Fritzla, wart a wing! Grußvater kimmt glei. A brengt Brut miite und Kernla.

Fritz. Miich hingert a ſuu, Mutterla!

Emma. Ich ſa derſch ju. Biis ock ni eefältich. A werd ju glei kumma. A brengt a ſchii Brutla miite und Kernlakoffee. — Wenn ock werd Feierobead ſein, do nimmt Mutter de getreuchta Apernaſchalen, die trät ſe zum Pauer, und da gibbt er derzue a ſchii Neegla Buttermilch ferſch Jungla.

Fritz. Wu iis a'n hii, Grußvater?

Emma. Bein Fabrikanta iis a, abliwern, an Käte, Fritzla.

Fritz. Beim Fabrikanta?

Emma. Ju, ju, Fritzla! dunda bei Dreißichern ei Piterſchwaal.

Fritz. Kriecht a do Brut?

Emma. Ju, ju, a gibbt 'n 's Geld, und do kann a ſich Brut keeſa.

Fritz. Gibbt dar Grußvatern viel Geld.

Emma (heftig). O hiir uf, Junge, miit d'mm Gelabre. (Sie fährt fort zu weben, Bertha ebenfalls. Gleich darauf halten beide wieder inne.)

Bertha. Gih, Auguſt, freu' Anſorga, eeb a ni wiil aleuchta.

Auguſt (entfernt ſich, Fritz mit ihm).

Mutter Baumert (mit überhandnehmender, kindiſcher Angſt, faſt winſelnd). Ihr Kinder, ihr Kinder! Wu dar Man bleit?!

Bertha. A werd halt amol zu Hauſſa neiganga ſein.

Mutter Baumert (weint). Wenn a ock nee ernt ei a Kratſch'm ganga wär.

Emma. Flenna Se ock ni, Mutter! a ſu enner iis inſe Vater doch nee.

Mutter Baumert (von einer Menge auf ſie einſtürzender Befürchtungen außer ſich gebracht). Nu ... nu ... nu ſat amol was ſol nu bloßich warn? Wenn a 's nu ... wenn a nu heem kimmt ... Wenn a 's nu verſefft und brengt niſcht ni heem? Keen' Hampſels Salz iis meh ein Hauſe, kee Stickla Gebäcke. 'S mecht an Schaufels Feurung ſein....

Bertha. Lußa Si's gutt ſein, Mutter! m'r han Mondſchein. M'r gihn ei a Punſch. M'r nahma ins Auguſta miite und hulln a par Rittla.

Mutter Baumert. Gell, das Euch d'r Jäger und kriecht Euch zu packa!

Anſorge (ein alter Weber mit hünenhaftem Knochenbau, der ſich tief bücken muß, um in's Zimmer zu gelangen, ſteckt Kopf und Oberkörper durch die Thür. Haupt- und Barthaare ſind ihm ſtark verwildert). Was ſool denn ſein?

Bertha. Se mechta Licht macha!

Anſorge (gedämpft, wie in Gegenwart eines Kranken ſprechend). 'Sus zu noch lichte.

Mutter Baumert. Nu luß Du ins au no eim Finſtern ſitza.

Anſorge. Jich muuß miich halt o eirichta. (Er zieht ſich zurück.)

Bertha. Nu do ſiſt's, a ſu geizich iis a.

Emma. Do muuß ma nu ſitza, bis 'n werd paſſa.

Frau Heinrich (kommt. Eine dreißigjährige Frau, die ein Kind unter'm Herzen trägt. Aus ihrem abgemüdeten Geſicht ſpricht marternde Sorge und ängſtliche Spannung). Gu'n Abend mitnander.

Mutter Baumert. Nu, Heinricha, was brängſt' ins denn?

Frau Heinrich (weiche leiſe). Jch ha mer an Schorb eigetraata.

Bertha. Nu kumm har, ſetz diich. Jch war ſahn, das ich a rausbriche.

(Frau Heinrich ſetzt ſich, Bertha kniet vor ihr nieder und macht ſich an ihrer Fußſohle zu ſchaffen.)

Mutter Baumert. Wie giht's d'n drheeme, Heinricha?

Frau Heinrich (verzweifelter Ausbruch). 'S giht heilich baal nimeh. (Sie kämpft vergebens gegen einen Strom von Thränen. Nun weint ſie ſtumm.)

Mutter Baumert. Fer inſer ees, Heinricha, wärich am beſta, d'r liebe Gott thät a Eiſahn han und nähm ins gar vo d'r Welt.

Frau Heinrich (ihrer nicht mehr mächtig, ſchreit weinend heraus). Meine arma Kinder derhungern m'r! (Sie ſchluchzt und winſelt.) Jich wees mr kenn Rat nimeh. Ma maag aſtalln, was ma will, ma maag rimlauſa bis ma licha bleit. Jch biin meh tuut wie lebendig, und iis doch und iis kee anderſcher warn. Neun hungriche Mauler, die ſool ees nu ſat macha. Vo was d'n hä? Nächten Obend hatt' iich a Sticka Brut, 's langte no ni amol fer die zwee Klinſta. Wan ſuld' ich's d'n gahn, hä? Alle ſchriiga ſe ei mich nei: Mutterla mir, Mutterla mir . . . Nee, nee! Und dodrbeine kan ich itzt no lauſa. Was ſoll irſcht warn, wenn iich zum Licha kumme. Die par Aperna hoot ins 's Waſſer miitgenumma. Mir han niſcht zu brecha und zu beißa.

Bertha (hat die Scherbe entfernt und die Wunde gewaſchen). M'r wulln a Fleckla drim binda (zu Emma) ſich' amol ees.

Mutter Baumert. 'S giht ins ni beſſer, Heinricha.

Frau Heinrich. Du huſt doch zum wingſta no deine Madel. Du huſt an Man, dar de arbeita kan, aber menner dar iis m'r vergangte Wuche wieder hügeſchlan. Doo hoot's a doch wieder geriſſa und geſchmiſſa, das ich ver Himmelsangſt ni wußte, was afanga miid'n. Und wenn a aſu an Afoll gehat hoot, do leid a m'r halt wieder acht Tage feſte ei'm Bette.

Mutter Baumert. Menner iis au niſcht nimeh wart. A fängt au a und klapt zuſamma. 'S leid 'n uf d'r Bruſt und ein Kreuze. Und abgebrannt ſei m'r ebenfalls o biis uf a Fennich. Wenn a heut ni und a brängt a var Greſchla miite, do wiß ich au ni, was weiter warn ſool.

Emma. Kanſt's gleba, Heinricha. Mir ſein a ſu weit.... Vater hoot mußt Ami'n miitnahma. Mir miiſſa 'n ſchlachta loon, das m'r ok reen wieder amol was ei a Maga kricha.

Frau Heinrich. Hätt'r nee an eenzichte Hampfels Mahl ibrich?

Mutter Baumert. O ni a ſu viel, Heinrichen, kee Kernla Salz is meh ein Hauſe.

Frau Heinrich. Nu do wees iich nee! (Setzt ſich, bleibt ſitzen, grübelt.) Do wees ich werklich nee! — Do kan ich m'r eemol ni halſa. (In Wuth und Angſt ſchreiend.) Ich wär ju zufriede, wenn's uf Schweinfutter langte! — Ader miit lara Hända darf ich eemol ni heemkumma. Das giht eemol nee. Do verzeih merſch Goot. Jich wiß mer do eemol kenn andern Roth nimeh. (Sie hinkt, links mit der Ferſe nur auftretend, ſchnell hinaus.)

Mutter Baumert (ruft ihr warnend nach). Heinricha, Heinricha! mach ni ernt an Tummheet.

Bertha. Die thutt ſich kee leeds a. Gleeb ock du das ni.

Emma. A ſu machts doch die immer. (Sie ſitzt wieder am Stuhl und webt einige Sekunden.)

Auguſt (leuchtet mit dem brennenden Talglicht ſeinem Vater, dem alten Baumert, der ſich mit einem Garnpack hereinſchleppt, voran).

Mutter Baumert. O jees's, o jees's Man, wu bleiſt ock du a ſu lange!?

Der alte Baumert. Na, beeß ock ni glei. Luß miich ock irſcht a brinkla verblooſa. Siech lieber dernoch, war de miitkimmt.

Moritz Jäger (kommt gebückt durch die Thür. Ein ſtrammer, mittelgroßer, rothbäckiger Reſerviſt, die Huſarenmütze ſchief auf dem Kopf, ganze Kleider und Schuhe auf dem Leibe, ein ſaubres Hemd ohne Kragen dazu. Eingetreten nimmt er Stellung und ſalutirt militäriſch. In forſchem Ton). Gu'n Obend, Muhme Baumert!

Mutter Baumert. Nu do, nu do! biſt du wieder drheeme? Huſt du ins no ni vergaſſa? Nu do ſetz dich ock. Kumm har, ſetz diich.

Emma (einen Holzſtuhl mit dem Rocke ſäubernd und Jägern hinſchiebend). Gu'n Obend, Moritz! willſt amol wieder ſahn, wie's bei arma Leuta ausſitt?

Jäger. Nu ſa m'r ock, Emma! ich wullt's ju ni gleeba. Du huſt ju a Jungla, da de baal kann Suldate warn. Wu huſt d'r d'n dann ageſchafft?

Bertha, (die dem Vater die wenigen mitgebrachten Lebensmittel abnimmt, Fleiſch in eine Pfanne legt und in den Ofen ſchiebt, während Auguſt Feuer anmacht). Du kennſt doch a Finger Waber?

Mutter Baumert. M'r hat' an doch hie miit eim Stibla. A wullt ſe ju nahma, aber a war doch halt eemol ſchunn ganz marode uf de Bruſt. Iich ha doch das Madel gewarnt genung. Kunnd' ſe wull hiirn? Nu iis ha langſt tuut und vergaſſa, und die kan ſahn, wie's a Junga durchbrengt. Nu ſa m'r ock, Moritz, wie iis denn dirſch ganga?

Der alte Baumert. Nu biis ock ganz ſtille Mutter, ſer dan iis Brut gewachſa; dar lacht ins alle aus; dar brengt Kleeder miite wie a Ferſcht und an ſilberne Cilinderuhre und uba druuf no zahn Thaler bar Geld.

Jäger (großpraſchig hingepflanzt, im Geſicht ein prahleriſches Schwerenöterlächeln). Iich kan nich klagen. Mir iis's ni ſchlecht ganga under a Suldata.

Der alte Baumert. A iis Purſche gewaaſt bein Rittmeeſter. Hiir ock, a redt wie de viirnahma Leute.

Jäger. Das feine Sprechen hab' ich mer a ſo angewehnt, das iich's gar nimeh lo'on kan.

Mutter Baumert. Nee, nee, nu ſa mer ock! a ſu a Niſchtegutts, wie das gewaaſt iis, und kimmt a ſu zu Gelde. Du warſcht doch nie ni ſer was Geſcheuts zu gebraucha; du kunſt doch kee Strähnla hingereinander abhaspeln. Ock immer furt, naus; Meeſekaſta uffſtelln und Ruthkatlaſprenkel, das war dir lieber. Nu, iiß ne wohr?

Jäger. 'S iis wohr, Muhme Baumert. Ich fung ni ock Katla, iich fung o Schwalma.

Emma. Do kunda mir immerzu reda: Schwalma ſein giftich.

Jäger. Das war mir egal. Wie iiß euch d'n d'rganga, Muhme Baumert?

Mutter Baumert. O jee's, gar gar ſchlimm ei da letzta vier Johrn. Siehch ock, iich ha halt's

Reißa. Siehch d'r ock amol meine Finger a. Ich wiß halt gar nee, ha ich an Fluuß kriicht aber was? Iich biin d'r halt a ſu älende! Ich kan d'r kee Glied ni bewäga. 'S gleebts kee Menſch, was iich muuß ſer Schmerza derleida.

Der alte Baumert. Miit dar iiß ißt gar ſchlecht. Die machts nimeh lange.

Bertha. Am Murcha zieh merſche a, am Obend zieh merſche aus. M'r miiſſa ſe füttern wie a klee Kind.

Mutter Baumert (ſortwährend mit kläglicher, weinerlicher Stimme). Iich muuß miich bedinn loon hinga und vurna. Iich bin mehr als krank. Iich biin ock an Laſt. Was ha iich ſchunn a lieba Herrgoot gebaata, a ſool miich doch blußich abruſſa, o Jees's, o Jees's, das iis doch halt zu ſchlimm miit miir. Iich weeß doch gar nee ... de Leuta kenda denka ... ader iich biin doch 's Arbta gewehnt vu Kindheet uf. Iich ha doch mein Sache immer kunnt leiſta, und nu uf eemool (ſie verſucht umſonſt ſich zu erheben) 's gibt und giht nimeh. — Iich ha an gunda Man und gunde Kinder ha iich, aber wenn iich das ſool miit aſahn ...! Wie ſahn die Mad'l aus!? Kee Blutt han ſe baal nimeh ei ſiich. An Farbe han ſe wie de Leimtticher. Das giht doch immer egal furt miit dan Schameltrata, eebs a ſu an Mad'l dient aber ni. Was han die fer a bißla Laba. 'S ganze Johr kumma ſi ni vum Bänkla runder. Ni amol a par Klunkern han ſe ſich derſchindt, das ſe ſiich kenda d'rmitte bedecka und kenda ſiich amol ver a Leuta ſahn loon, aber an Schritt ei di Kerche macha und kenda ſich amol an Erquickung hulln. Außſahn thun ſe wie de Galgageſchlinke, junge Madel vu fufza und zwanzich.

Bertha (am Ofen). Nu das raucht wieder a ſu a bißla!

Der alte Baumert. Nu do ſiehch ock da Rauch. Na do nihm amol a, kan wull hie Wandel warn?

A ſterzt heilich baal ei, d'r Uwa. Wir miſſa'n ſterza loon, und a Room, dann miſſa m'r ſchlucka. Wir huſta alle, enner meh wie d'r andre. Was huſt't, huſt't, und wenn's ins derwercht, und wenn glei die Plauze mitegiht; do freut ins o no kee Menſch dernoch.

Jäger. Das iis doch Anſorchas Sache, das muuß a doch ausbeſſern.

Bertha. Dar wär ins wull aſahn. A mukicht a ſu meh wie genung.

Mutter Baumert. Dann nahma m'r a ſu ſchunn zu viel Platz weg.

Der alte Baumert. Und wemmer irſcht ufmucka, do fliega mer naus. A hoot baal a halb Johr keene Mittzinſe ni beſahn.

Mutter Baumert. A ſu a eelitzicher Man, dar kende doch imgäglich ſein.

Der alte Baumert. A hoot au nijcht, Mutter, 's gieht 'n o büſe genung, wenn a o ken'n Stat macht mit ſenner Ruth.

Mutter Baumert. A hoot doch ſei Haus.

Der alte Baumert. Nee, Mutter, was redſt'n. A dan Hauſe dohie, do iis o no ni a klee Splitterla ſeine.

Jäger (hat ſich geſetzt und eine kurze Pfeife mit ſchönen Quaſten aus der einen, eine Quartflaſche Branntwein aus der andern Rocktaſche geholt). Das kan au hie baal nimeh a ſu wetter gihn. Ich ha mei Wunder geſahn, wie das hierim a ſu ausſitt under a Leuta. Do laba ju ei a Städta de Hunde no beſſer wie ihr.

Der alte Baumert (eifrig). Gell, gell ock? Du wißt's au!? Und ſat ma a Woort, do heeßt's blußich, 's ſein ſchlechta Zeita.

Anſorge (kommt, ein irdenes Näpfchen mit Suppe in der einen, in der anderen Hand einen halbfertig geflochtenen „Viertelkorb“). Willkommen, Moritz! Bis du au wieder do?

Jäger. Schiin Dank, Vater Anſorge.

Anſorge (ſein Mützchen in's Rohr ſchiebend) Nu ſa m'r ock a: du ſiſt ju baal aus wie a Growe.

Der alte Baumert. Zeich amol dei ſchii Irhla. A hoot an neua Azug miite gebrucht und zahn Thaler bar Geld.

Anſorge (kopfſchüttelnd). Nu juju! — Nee nee! —

Emma (die Kartoffelſchalen in ein Säckchen füllend) Nu wiil iich ock gihn miit a Schal'n. Verlecht werd's langa uuf a Neegla Abgeloone. (Sie entfernen ſich.)

Jäger (während alle mit Spannung und Hingebung auf ihn achten). Na nu nahmt amol a: wie uft hat ihr m'r ni de Helle heeß gemacht. Dir warn ſe Moritz lihrn, hiß's immer, wart ock, wenn de werſcht zum Miltär kumma. Na nu ſatt' erſch, mir iis gar gutt ganga. A halb Johr do hat iich die Kneppe. Willich muuß ma ſein, das is 's Haupt. Jich ha 'n Wachtmeeſter de Stieweln geputzt; ich ha 'n 's Fard geſtriegelt, Bier gehullt. Jich war a ſu geſerre, wie a Wieslicha. Und uuf 'n Puſten war iich: Schwerkanon ju, mei Zeug, das mußt ock immer a ſu finkeln. Jich war d'r erſchte eim Stalle, d'r erſchte beim Appell, d'r erſchte eim Sattel; und wenn's zur Attake ging — marſch marſch! heiliges Kanonrihr, Kreuzdunnerſchlag, Herrrdumeinegitte!! Und uufgepaßt ha iich, wie a Schißhund. Jich ducht' halt immer: hie hilft's niſcht, hie mußt de dra gleeba; und da rafſt ich m'r halt a Kupp zuſamma, und do ging's o; und do kam's a ſu weit, das d'r Rittmeeſter und ſate ver d'r ganza Schwadron iber miich: Das iis ein Huſar, wie a ſein muuß. (Stille. Er ſetzt die Pfeife in Brand.)

Anſorge (kopfſchüttelnd). Do hußt du a ſu a Glicke gehat?! Nu juju! — nu neenee! (Er ſetzt ſich auf den Boden, die Weidenruthen neben ſich und flickt, ihn zwiſchen den Beinen haltend, an ſeinem Korbe weiter.)

Der alte Baumert. Do wulln m'r huſſa, das de ins dei Glicke miitebrengſt. — Nu ſull mer wull amol miite trinka?

Jäger. Nu ganz natiirlich, Vater Baumert, und wenn's alle iis, kommt meh. (Er ſchlägt ein Geldſtück auf den Tiſch.)

Anſorge (mit blödem, grinſendem Erſtaunen). O mei, mei, das giht ju hie zu… do kreeſcht a Brota, do ſtiiht a Quart Brantwein, (er trinkt aus der Flaſche) ſullſt laba, Moritz! — Juju! nu neenee! (Von jetzt an wandert die Schnapsflaſche.)

Der alte Baumert. Kenda m'r ni zum wingſta zu alla heilicha Zeeta a ſu a Stickla Gebrootnes han, ſtat's das ma kee Fleeſch zu ſahn kriicht iber Johr und Tag? — A ſu muuß ma warta, bis een wieder amol a ſu a Hundla zuleeſt, wie das hichte ver vier Wucha: und das kimmt ni uſte viir eim Laba.

Anſorge. Hußt Du Ami'n ſchlachta loon?

Der alte Baumert. Eeb a m'r vunt o no derhingern that…

Anſorge. Nu juju, — nu neenee.

Mutter Baumert. Und war a ſu a nette, bethulich Hundla.

Jäger. Seit ihr hierim immer no a ſu happich uuf Hundebroota.

Der alte Baumert. O Jes's, Jes's, wenn m'r ock und hätta 'n genung

Mutter Baumert. Nu do do, a ſu a Stickla Fleeſch iis gar rathlich.

Der alte Baumert. Huſt' Du ken'n Geſchmak nimeh uuf ſu was? Nu do blei ock bei ins hie, Moritz, do werd' a ſiich baal wieder eifinda.

Anſorge (ſchnüffelnd). Nu juju, — nu neenee, das iis o no an' Guttſchmecke — das macht gar a liblich Gerichla.

Der alte Baumert (ſchnüffelnd). D'r reene Zimmt, mecht ma ſprecha.

Anſorge. Nu ſa ins amol deine Meenung, Moritz. Du wißt' doch, wie's ei d'r Welt dauſſa zugiht. Werd das nu hie amol anderſcher warn miit ins Wabern, aber wie?

Jäger. Ma ſelds werklich buſſa.

Anſorge. Mir kinn d'r ni laba und ni ſtarba hie duba. Ins giht's loda biiſe, kanſt's gleeba. Enner wehrt ſiich bis uf's Blutt. Uuf de letzte muuß ma ſiich drei gaa'n. De Nuth frißt en 's Daach iberm Kuppe und a Boda under a Fiſſa. Friher, do ma noch am Stuhle arbta kunde, do hoot ma ſich hallwegens miit Kummer und Nuth doch kund a ſu durchſchlan. Hinte kan ich mi'r ſchun'n iber Johr und Taag kee Stickla Arbeit mehr derobern. Miit dar Korbflechterei iis au ock, das ma ſei bißla Laba a ſu hiefriſta tutt. Iich flechte biis ei de Nacht nei, und wenn ich ei's Bette falle, do ha iich an Bima und ſechs Fenniche derſchindt. Du huſt doch Bildung, nu do ſa amol ſalber. Kan do wull a Auskumma ſein bei dar Theurung. Drei Thaler muuß ich hinſchmeißa uuf Hausſteuer, enn Thaler uuf Grundabgaba. Drei Thaler uuf Hauszinſe, verza Thaler kan ich Verdinnſt recha, blein fer miich ſieba Thaler uuf's ganze Johr. Do dervone ſool ma ſiich nu bekocha, beheeza, bekleeda, beſchuhn, ma ſol ſich beſtricka und beflicka, a Quartier muß ma han und was do no alls kimmt. — Is's do a Wunder, wenn ma de Zinſe ni zahln kan.

Der alte Baumert. 'S mißt amol enner hiigiihn na Berlin, und mißt's 'n Keeniche viirſtalln, wie's ins a ſu giht.

Jäger. O ni a ſu viel nitzt das, Vater Baumert. 'S ſein er ſchunn gemung ei a Zeitunga druf zu ſprecha kumma. Ader die Reicha, die drehn und die wenda an Sache a ſu . . . die iberteifeln a beſta Chriſta.

Der alte Baumert (kopfſchüttelnd). Das ſe ei Berlin dann Pli ni han!

Anſorge. Sa Du amol, Moritz, kan das wull meglich? Is do gar kee Geſetze d'rfiire? Wenn ee's nu und ſchindt ſüch's Baſt vo a Hända und kan doch ſeine Zinſe ni uufbrenga: kan m'r d'r Pauer mei Häusla do wegnahma? 'Süs halt a Pauer, dar wül ſei Geld han. Nu wiß iich gar nee, was de no warn ſol? — Wenn iich halt und iich muuß aus dam Häusla nausgihn.... (Durch Thränen hervor würgend.) Hie biin iich gebor'n, hie hoot mei Vater am Wabſtuhle geſaſſa, meh wie verzich Johr. Wie uft hoot a zu Muttern geſat: Mutter, wenn's miit mir amol a Ende nimmt, das Häusla haal feſte. Das Häusla ha iich derrobert meent a iber'ſche. Hie iis jeder Nal an dorchwachte Nacht, a jeder Balka a Johr treuge Brut. Do meßt ma doch denka ...

Jäger. Die nahma een's Letzte, die ſein's cumpabel.

Anſorge. Nu, ju, ju! — nu, nee, nee! kimmt's aber a ſu weit, do wär mirſch ſchunn lieber, ſe triga mich naus, ſtats das iich uuf meine ala Tage no naus laufe meßte. Das bißla ſtarba do! Mei Vater ſtarb o gerne genung. — Ock ganz im de Letzte, do wulld'n a wing Angſt warn. Wie iich aber zu'n eis Bette krunch, do wurd a o wieder ſtille. — Wenn ma's a ſu bedenkt: Dozemal war iich a Jungla vo dreiza Johrn. Müde war iich, und do ſchlief iich halt ei, bei dam kranka Mane, — iich verſtand's do ni beſſer — und do iich halt nufwachte war a ſchunn kaald.

Mutter Baumert (nach einer Pauſe). Greif amol ei's Rihr, Berthla, und reech Anſorga de Suppe.

Bertha. Dohie aßt, Vater Anſorge!

Anſorge (unter Thränen eſſend). Nu nee, nee — — nu juju!

Der alte Baumert (hat angefangen das Fleiſch aus der Pfanne zu eſſen).

Mutter Baumert. Nu Vater, Vater, du werſcht dich doch gedulda kinn'n. Luß ock Berthlan vor richtich viirſcherrn.

Der alte Baumert ([illegible]). Ver zwee Johren war üch's letztemol zum Omtmole. Glei derno verkeeft üch a Gootstüüſchrook. Do dervone keeft a m'r a Sticklа Schweinernes. Seit dan do ha üch kee Fleeſch nimeh gaſſa bis hint Obend.

Jäger. Mir braucha o irſcht kee Fleeſch, ver ins aſſa's de Fabrikanta. Die wata eim Fette rim bis hie har. War das ni gleebt, dar brauch ock nunder gihn uf Bielau und uf Piterſchwaal. Do kan ma ſei Wunder ſahn: immer e Fabrikantaſchluß hingern andern. Immer e Palaſt hingern andern. Miit Spiegelſcheiba und Thermlan und eiſna Zäuna. Nee, nee, do ſpürt kenner niſcht vo ſchlechta Zeita. Do langt's uf Gebrootnes und Gebacknes, uf Eklipaaſcha und Kutſcha, uuf Guwernanta und war weeß was. Die ſticht d'r Haber a ſu ſihr! die wiſſa gar nee, was de ſchnell aſtalln ver Reechthum und Ibermutt.

Anſorge. Ei a aala Zeita do war das ganz a ander Ding. Do liſſa de Fabrikanta a Waber miitlaba. Hinte do brenga ſe alls alleene durch. Das kimmt aber dohar ſprech üch: d'r hohe Stand gleebt nimeh a kenn Herrgoott und kenn Teiwel o ni. Do wiſſa ſe niſcht vu Gebota und Strooſa. Do ſtahln ſe ins hal a letzta Biſſa Brut und ſchwächa und undergroba ins das bißla Nahrung, wu ſe kinn'n. Vu da Leuta kimmt's ganze Unglicke. Wenn inſe Fabrikanta und wärn gude Menſcha, do wärn au ſer ins keene ſchlechta Zeita ſein.

Jäger. Do paßt amol uuſ, do war ich euch amol was ſchiines vürlaſa. (Er zieht einige Papierblättchen aus der Taſche.) Kumm, Auguſt, renn ei de Schelzerei und hull noch a Quart. Nu Auguſt, Du lachſt ju ei en' Bicha furt.

Mutter Baumert. Ich wiß ne, was mit dan Junga is, dann giht's immer gutt. Dar lacht ſich de Hucke vuul, mag's kumma wie's wiill. Na, ſeeder, ſeeder! (Auguſt ab mit der leeren Schnapsflaſche.) Gell ock Aler, du wißt, was gutt ſchmackt?

Der alte Baumert (kauend, vom Eſſen und Trinken muthig erregt). Moritz, du biſt inſe Man. Du kanſt laſa und ſchreiba. Du wißt's, wie's im de Waberei beſtellt iis Du huſt a Herze fer de arme Waberbevelkerung. Du ſellſt inſe Sache amol ei de Hand nahma dohie.

Jäger. Wenn's mehr ni iis. Das ſellde mir ni druf akumma; dohie! da aala Fabrikantareudeln, dan weld ich viel zu gerne amol a Liedla uufſpiel'n. Ich thät m'r niſcht draus macha. Ich bin a imgänglicher Kerl, ader, wenn iich amol falſch war und ich krich's mit der Wutt, do nahm ich Dreißichern ei de eene, Dittricha, ei de andre Hand und ſchla ſe miit a Keppa anander, das n's Feuer aus a Auga ſpringt.— Wenn mir und mer kenda's uufbreeta, das m'r zuſamma hilda, do kennt m'r a Fabrikanta amol an ſuchta Krach macha.... Do braucht m'r kenn Keenich derzune und keene Regierung, do kenda m'r eefach ſan: mir wulln das und das, und a ſu und a ſu ni, und do wärſch bald aus en'n ganz andern Luche feifa dohie. Wenn die ock ſahn, das ma Kriin hoot, do zieh'n ſe baal Leine. Die Battbrider kenn' ich! das ſein gar feige Luder.

Mutter Baumert. 'S iis werklich baal wohr. Jich biin gewiiß ni ſchlecht. Jich biin gewiiß immer diejenichte geweſt, die geſat hoot, die reicha Leuta miſſa au ſein. Ader wenn's a ſu kimmt....

Jäger. Ver mir kende d'r Teiwel alle hulln, dar Maſſe vergunnt iich's.

Bertha. Wu iis denn Vater? (Der alte Baumert hat ſich ſtillſchweigend entfernt.)

Mutter Baumert. Ich wiß nee, wu a mag hieſein.

Bertha. Iis ernt, das a das Fleeſcherne nimeh gewehnt iis?!

Mutter Baumert (außer ſich, weinend). Nu do ſatt' erſch, nu do ſatt' erſch! Do bleit's 'n no ni amol. Do werd a das ganza bißla ſchunes Aſſa wieder vo ſich gahn.

Der alte Baumert (kommt wieder, weinend vor Ingrimm). Nee, nee! miit mir iis baal gar alle. Miich han ſe baal a ſu weit! Hoot ma ſiich amol was guudes dergattert, de kan ma's ni amol meh bei ſiich behaln. (Er geht weinend wieder auf die Ofenbank.)

Jäger (in plötzlicher Aufwallung, fanatiſch). Und do derbeine gibt's Leute, Gerichtsſchulza, garnie weit vu hie, Schmarwampa, die de's ganze Johr niſcht wetter zu thun han, wie ins 'n Herrgoot eim Himmel a Tag abſtahln. Die wulln behaupta, de Waber kenda gutt und gerne austumma, ſe wärn bloßich zu faul.

Anſorge. Das ſein gar keene Menſche. Das ſein Unmenſche, ſein das.

Jäger. Nu luß ock gutt ſein, a hoot ſei Fett. Jich und d'r ruthe Becker mir han's 'n eigetränkt und bevor m'r abzuga zu guter letzte, ſanga m'r no's Bluttgerichte.

Anſorge. O Jees's, Jees's, is das das Lied?

Jäger. Ju, ju. hie hu iich's.

Anſorge. 'S heeßt do glee 's Dreißicher Lied aber wie.

Jäger. Jich war'ſch amol viirleſa.

Mutter Baumert. War hoot denn das Lied derfunda?

Jäger. Das wiß kee Menſch ni. Nu hirt amol druuf. (Er lieſt, ſchülerhaft buchſtabirend, ſchlecht betonend aber mit unverkennbar ſtarkem Gefühl. Alles klingt heraus: Verzweiflung, Schmerz, Wuth, Haß, Rachedurſt.)

Hier im Ort iſt ein Gericht
Noch ſchlimmer als die Behmen,
Wo man nicht erſt ein Urtheil ſpricht,
Das Leben ſchnell zu nehmen.

Hier wird der Menſch langſam gequält,
Hier iſt die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt
Als Zeugen von dem Jammer.

Der alte Baumert (hat, von den Worten des Liedes gepackt und im Tiefſten aufgerüttelt, mehrmals nur mühſam der Verſuchung widerſtanden, Jäger zu unterbrechen. Nun geht aber mit ihm durch; ſtammelnd, unter Lachen und Weinen zu ſeiner Frau). Hier iſt die Folterkammer. Dar das geſchrieba, Mutter, dar ſat die Warheet. Das kanſt Du bezeuga ... wie heeßt's? Hier werden Seufzer ... wie? ... hie wärn ſe viel gezahlt ...

Jäger. Als Zeugen von dem Jammer.

Der alte Baumert. Du wißt's, was mir a ſu ſeufza enn Tag im a andern, eeb m'r ſtihn aber liega.

Jäger, (während Anſorge, ohne weiter zu arbeiten, in tiefer Erſchütterung zuſammengeſunken daſitzt, Mutter Baumert und Bertha fortwährend die Augen wiſchen, fährt fort zu leſen).

Die Herr'n Dreißiger die Henker ſind,
Die Diener ihre Schergen,
Davon ein Jeder tapfer ſchindt,
Anſtatt was zu verbergen.
Ihr Schurken all, ihr Satansbrut,

Der alte Baumert (mit zitternder Wuth den Boden ſtampfend) Ja, Satansbrut!!!

Jäger (lieſt).

Ihr hölliſchen Dämone,
Ihr freßt der Armen Hab und Gut,
Und Fluch wird euch zum Lohne.

Anſorge. Nu, juju, das is au an Fluch warth.

Der alte Baumert, (die Fauſt ballend, drohend). Ihr freßt der Armen Hab und Gut.

Jäger (lieſt).

Hier hilft kein Bitten und kein Fleh'n,
Umſonſt iſt alles klagen.
„Gefällt's euch nicht, ſo könnt ihr gehn
Am Hungertuche nagen.“

Der alte Baumert. Wie ſiht's? Umſußte iſt alles klagen? Jedes Woort ... jedes Woort ... do iis alls a ſu richtig, wie ei d'r Bibel. Hie hilft kee Bitten und kee Fleh'n.

Anſorge. Nu, juju! nu, neenee! do thutt ſchunn niſcht halfa.

Jäger (lieſt).

Nun denke man ſich dieſe Noth
Und Elend dieſer Armen,
Zu Haus oft keinen Biſſen Brod,
Iſt das nicht zum Erbarmen!

Erbarmen, ha! ein ſchön' Gefühl,
Euch Kannibalen fremde,
Ein jedes kennt ſchon euer Ziel,
'S iſt der Armen Haut und Hemde.

Der alte Baumert (ſpringt auf, hingeriſſen zu deliranter Raſerei). Haut und Hemde. Alls richtich, 's is der Armuth Haut und Hemde. Hier ſtiih iich, Robert Baumert, Wabermeiſter vu Kaſchbach. War kan viirtrata und ſan.... Iich bin ein praver Menſch gewaſt mei Lebe lang, und nu ſatt miich a! Was ha iich drvo? Wie ſah iich aus? Was han ſe aus mir gemacht? Hier werd der Menſch langſam gequält. (Er reckt ſeine Arme hin.) Dohie, greift amol a, Haut und Knucha. Ihr Schurken all, ihr Satansbrut!! (Er bricht weinend vor verzweifelten Ingrimm auf einen Stuhl zuſammen.)

Anſorge (ſchleudert den Korb in die Ecke, erhebt ſich, am ganzen Leibe zitternd vor Wuth, ſtammelt hervor). Und das muuß anderſcher warn, ſprech iich, itzt uuf der Stelle. Mir leida's nimeeh! Mir leida's nimeeh, mag's kumma, wie's wiil.

Ende des zweiten Aktes.

Dritter Akt.

Perſonen des dritten Aktes.

Bäcker.
Moritz Jäger.
Der alte Baumert.
Der alte Anſorge.
Welzel, Gaſtwirt.
Frau Welzel, ſeine Frau.
Anna Welzel, ſeine Tochter.
Ein Reiſender.
Wiegand, Tiſchler.
Hornig, Lumpenſammler.
Ein Bauer.
Ein Förſter.
Wittich, Schmied.
Kutſche, Gendarm.
Eine Anzahl alter und junger Weber.

Die Schenkſtube im Mittelkretſcham zu Peterswaldau, ein großer Raum, deſſen Balkendecke durch einen hölzernen Mittelpfeiler, um den ein Tiſch läuft, geſtützt iſt. Rechts von dem Pfeiler, ſo daß der Pfoſten nur verdeckt wird, liegt die Eingangsthür in der Hinterwand. Man ſieht durch ſie in den großen Hausraum, der Fäſſer und Brauergeräth enthält. Im Innern, rechts von der Thür in der Ecke, befindet ſich das Schenkſims: eine hölzerne Scheidewand von Mannshöhe mit Fächern für Schankutenſilien, dahinter ein Wandſchrank, enthaltend Reihen von Schnapsflaſchen, zwiſchen Scheidewand und Likörſchrank ein kleiner Platz für den Schenkwirth. Vor dem Schenkſims ſteht ein mit bunter Decke gezierter Tiſch. Eine hübſche Lampe hängt darüber, mehrere Rohrſtühle ſtehen darum. Unweit davon an der rechten Wand führt eine Thür mit der Aufſchrift „Weinſtube“ ins Honoratiorenſtübchen. Noch weiter vorn rechts tickt die alte Standuhr. Links von der Eingangsthür, an der Hinterwand ſteht ein Tiſch mit Flaſchen und Gläſern und weiterhin in der Ecke der große Kachelofen. Die linke Seitenwand hat drei kleine Fenſter, darunter hinlaufend eine Bank, davor je einen großen hölzernen Tiſch, die ſchmale Seite der Wand zugekehrt. An den Breitſeiten der Tiſche ſtehen Bänke mit Lehnen, an den inneren Schmalſeiten je ein einzelner Holzſtuhl. Das große Lokal iſt blau getüncht, mit Plakaten, bunten Bilderbogen und Oeldrucken behangen, darunter das Portrait Friedrich Wilhelms IV.

Scholz Welzel, ein gutmütiges Koloß von über 60 Jahren, läßt hinter dem Schenkſims Bier aus einem Faſſe in ein Glas laufen.

Frau Welzel plättet am Ofen. Sie iſt eine ſtattliche, ſauber gekleidete Frau von noch nicht 35 Jahren).

Anna Welzel, eine 17 jährige, hübſche Perſon mit prachtvollen, rothblonden Haaren ſitzt propper gekleidet und mit einer Stickarbeit beſchäftigt hinter dem gedeckten Tiſch. Einen Augenblick blickt ſie von der Arbeit auf und lauſcht, denn aus der Ferne kommen Töne eines von Schulkindern geſungenen Grabchorals.

Meiſter Wiegand, der Tiſchler, ſitzt an dem gleichen Tiſch in ſeiner Arbeitstracht hinter einem Glaſe bairiſchen Bieres. Er iſt ein Mann, dem man anmerkt, er weiß, worauf es in der Welt ankommt, wenn man ein Ziel erreichen will, nämlich auf Pfiffigkeit, Schnelligkeit und rückſichtsloſes Fortſchreiten.

Ein Reiſender am Säulentiſch kaut mit Eifer an einem deutſchen Beafſteak. Er iſt mittelgroß, wohlgenährt, wohlaufgeſchwemmt, aufgelegt zur Heiterkeit, lebhaft und frech. Er trägt ſich modern, ſeine Reiſeeffekten, Taſche, Muſterkoffer, Schirm, Ueberzieher und Plüſchdecke liegen neben ihm auf Stühlen.

Welzel, (dem Reiſenden ein Glas Bier zutragend, ſeitwärts zu Wiegand). 'S iis ju heute d'r Teifel luus ei dam Pieterſchwaal.

Wiegand (mit einer ſcharfen trompetenden Stimme). Nu 's is halt doch Liewertag bei Dreißichern duba.

Frau Welzel. 'S ging aber doch ſonſte ni a ſu lebhaft zu.

Wiegand. Nu 's kende vielleicht ſein, 's wär wegen da Zweehundert neua Wabern, die a wiil no anahma jitzte.

Frau Welzel, (immer plätend). Ju, ju, das werd's ſein. Wül a zweehundert, do wern er wull ſechshundert kumma ſein. M'r han 'r ju genung vo dar Sorte.

Wiegand. O jeſs', jeſs', die langa zu. Und wenn's a au ſchlecht giht, die ſtarba ni aus. Die ſetza meh Kinder ei de Welt, wie mer gebraucha kinn. (Der Choral wird einen Augenblick ſtärker hörbar.) Nu kimmt au no das Begräbniß d'rzune. D'r Nentwich Waber is doch geſturba.

Welzel. Dar hoot lange genung gemacht. Dar lief doch ſchunn iber Johr und Tag ock blußich rim wie a Geſpenſte.

Wiegand. Kannſt's gleeba, Welzel, a ſu a klee numpern Särjla, a ſu a rasnich klee, winzich Dingla, das ha iich doch no kee mol ni zuſammageleimt. Das war d'r a Leichla, das wung no ni neunzig Fund.

Der Reiſende, (kauend). Ich verſtehe blos nich... wo man hinblickt, in irgend 'ne Zeitung, da lieſt man die ſchauerlichſten Geſchichten von der Webernot, da kriegt man einen Begriff von der Sache, als wenn hier die Leute alle ſchon dreiviertel verhungert wären. Und wenn man dann ſo'n Begräbniß ſieht. Ich kam grade im Dorfe rein. Blechmuſik, Schullehrer, Schulkinder, der Paſtor und ein Zopp Menſchen hinterdrein, Herrgott, als wenn der Kaiſer von China begraben würde. Ja, wenn die Leute das noch bezahlen können...! (Er trinkt Bier. Nachdem er das Glas wieder hingeſtellt, plötzlich mit frivoler Leichtigkeit.) Nich wahr, Fräulein? Hab' ich nich Recht?

Anna (lächelt verlegen und ſtickt eifrig weiter).

Der Reiſende. Gewiß 'n Paar Morgenſchuhe für 'n Herrn Papa.

Welzel. O iich mag ſunne Dinger irſcht ne a a Fuß ziehn.

Der Reiſende. Na, hör'n Sie mal an! Mein halbes Vermögen gäb' ich, wenn die Pantoffeln für mich wär'n.

Frau Welzel. Fer ſowas, da hat er eemal kee Verſtändnis nich.

Wiegand, (nachdem er mehrmals gedruckſt, mit dem Stuhle gerückt und einen Anlauf zum Reden genommen hat). Der Herr haben ſich ʼber das Begräbnis wunderlich ausgedrückt. Nu ſagen's amal, junge Frau, das is doch'n kleines Leichenbegängnis?

Der Reiſende. Ja, da frag ich mich aber... Das muß doch barbariſch Geld koſten. Wo kriegen die Leute das Geld nu her?

Wiegand. Se werden ergebenſt entſchuldigen, mein Herr, das is ſo'ne Unverſtändlichkeit unter der hieſigen armen Bevölkerungsklaſſe. Mit Erlaubnis zu ſagen, die machen ſich ſo'ne ibertriebliche Vorſtellichkeit von wegen der ſchuldigen Ehrfurcht und pflichtmäßigen Schuldigkeit gegen ſelig entſchlafene Hinterbliebene. Wenn das und ſind gar verſtorbene Eltern, da is das nu ſo ein Aberglaube, da wird von den nächſten Nachkommen und Erblaſſern das letzte zuſammengekraßt, und was die Kinder nich aufteiben, das wird von dem nächſten Magnaten geborgt. Und da kommen die Schulden bis iber die Ohren; Hochwürden der Paſtor wird verſchuldet, der Küſter und was da alles fer Leute herumziehen. Und das Getränk und das Eſſen und dergleichen Notdurft. Nee, nee, ich lobe mir reſpective Kindlichkeit, aber nich, daß die Leidtragenden ihr ganzes Leben unter Verpflichtigungen davor gedrückt werden.

Der Reiſende. Erlauben Sie mal, das müßte doch der Paſter den Leuten ausreden.

Wiegand. Se werden ergebenſt entſchuldigen, mein Herr, ich muß hier befürworten, daß jede kleine Gemeinde ihr kirchliches Gotteshaus hat und ihren Seelenhirten Hochwürden erhalten muß. An ſo'nem großen Begräbnisfeſt, da hat die hohe Geiſtlichkeit ihre ſcheene Ibervorteilung. Deſto zahlreicher ſo eine Grablegung gehandhabt wird, je unfänglicher auch die Offertorien fließen. Wer die hieſigen arbeitenden Verhältniſſe kennt, der kann mit unmaßgeblicher Beſtimmtheit behaupten, die Herren Farrer dulden bloß widerſtreblich die ſtillen Begräbniſſe.

Hornig (kommt, kleiner, obeiniger Alter, ein Ziehband um Schulter und Bruſt. Er iſt Lumpenſammler). Schiin gun Tag o. An eefache mecht ich bitten. Na, junge Frau, han ſe was Lumpiges? Jungfer Anna! Schiene Zoopbändla, Hemdbändla, Strumpbändla ha ich ein Waanla, ſchiene Steckmulda, Haarnulda, Häkla und Esla. Alls ga ich ſer a par Lumpa. (In verändertem Tone.) Vo da Lumpa do werd a ſchie weiß Papierla gemacht, und do ſchreibt der liebe Schatz a hibſch Briewla druf.

Anna. O, iich bedank miich, iich mag ken'n Schatz.

Frau Welzel, (einen Bolzen einlegend). A ſo is das Madel. Vom Heirathen will ſe niſcht wiſſen.

Der Reiſende. (ſpringt auf, ſcheinbar freudig überraſcht, tritt an den gedeckten Tiſch und ſtreckt Anna die Hand hinüber). Das is geſcheidt, Fräulein, machen Sie's wie ich. Topp! Geben Sie mir den Patſch! Wir beide bleiben ledig.

Anna, (puterroth, giebt ihm die Hand). Nu Sie ſein doch ſchon verheirathet?!

Der Reiſende. J Gott bewahre, ich thu bloß ſo. Sie denken wohl, weil ich den Ring trage?! Ach den habe ich bloß an den Finger geſteckt um meine beſtrickende Perſönlichkeit vor unlauteren Angriffen zu ſchützen. Vor Ihnen fürchte ich mich nicht. (Er ſteckt den Ring in die Taſche.) — Sagen Sie mal im Ernſt, Fräulein, wollen Sie ſich niemals och nur ſo'n ganz kleenes biſſel verheirathen?

Anna, (kopfſchüttelnd). O wärſch doch!

Frau Welzel. Sie bleibt Ihn lädich oder'ſch muß was ſihr Rares ſein.

Der Reiſende. Nu warum och nich? 'N reicher ſchleſiſcher Magnat hat die Kammerjungfer ſeiner Mutter geheirathet, und der reiche Fabrikant Dreiſſiger hat ja auch 'ne Scholzentochter genommen. Die is nich halb ſo hibſch wie Sie, Fräulein, und fährt jetzt fein in Equipage mit Livréediener. Warum d'n nich? (Er geht umher ſich dehnend und die Beine vertretend.) Eine Taſſe Kaffee wer' ich trinken.

Anſorge und der alte Baumert kommen, jeder mit einem Pack, und ſetzen ſich ſtill und demüthig zu Hornig an den vorderſten Tiſch links.

Welzel. Willkommen! Vater Anſorge, ſitt man Dich wider amal.

Hornig. Kimmſt Du o no amol aus Den'n verräucherta Geniſte gekrucha?

Anſorge, (unbeholfen und ſichtlich verlegen). Ich ha m'r wieder amol ann Werſte gehullt.

Baumert. A wiil fer zahn Bihma arbta.

Anſorge. Ich hätt's ni gemacht, aber miit dar Korbflechterei hoot's au a Ende genumma.

Wiegand. 's iis immer beſſer wie niſcht. A tutt's ju ock, daß d'r an Beſchäftigung hat. Ich biin ſihr gutt bekannt mit Dreißigern. Ver acht Taga nahm ich 'n de Duppelfanſter raus. Do redta m'r drüber. A tutt's blußig aus Barmherzigkeet.

Anſorge. Nu ju, ju — nu nee, nee.

Welzel (den Webern je einen Schnaps vorſetzend). Hie werd ſein. Nu ſa amol, Anſorge. Wie lange huſt Du Dich ni meeh raſirn loon? — Dar Herr mechts gerne wiſſa.

Der Reiſende (ruft herüber). Ach, Herr Wirt, das hab' ich doch nich geſagt. Der Herr Webermeiſter iſt mir nur aufgefallen durch ſein ehrwürdiges Ausſehen. Solche Hühnengeſtalten bekommt man nicht oft zu ſehn.

Anſorge (kraut ſich verlegen den Kopf). Nu ju, ju — nu nee, nee.

Der Reiſende. Solche urkräftige Naturmenſchen ſind heutzutage ſehr ſelten. Wir ſind von der Kultur ſo beleckt .... aber ich hab' noch Freude an der Urwüchſigkeit. Buſchige Augenbrauen! So'n wilder Bart....

Hornig. Nu ſahn's ock, werter Herr, iich war ihn amol was ſan: bei da Leuta do langt's halt ni uf a Balbier, und a Raſiermaſſer kinn ſe ſich ſchunn lange ni derſchwinga. Was wächſt, wächſt. Uf a äußern Menſcha kinn die niſcht ni verwenda.

Der Reiſende. Aber ich bitte Sie, lieber Mann, wo wer' ich denn.... (Leiſe zum Wirt.) Darf man dem Haarmenſchen 'n Glas Bier anbieten?

Welzel. I baleibe, dar nimmt niſcht. Dar hoot gar kom'ſche Mucka.

Der Reiſende. Na, dann nich. Erlauben Sie, Fräulein? (Er nimmt an dem gedeckten Tiſche Platz.) Ich kann Sie verſichern, Ihr Haar ſticht mir ſchon, ſeit ich rein kam, derart in die Augen, dieſer matte Glanz, dieſe Weichheit, dieſe Fülle! (Er ſieht gleichſam entzückt ſeine Fingerſpitzen.) Und dieſe Farbe .... wie reifer Weizen. Wenn Sie mit dem Haar nach Berlin kommen, Sie machen Furore. Parole d'honneur, mit dem Haar können Sie an den Hof gehen.... (Zurückgelehnt das Haar betrachtend.) Prachtvoll, einfach prachtvoll.

Wiegand. Derwegen hat ſe ja auch eine ſcheene Benennung erfahren.

Der Reiſende. Wie heißt ſie denn da?

Anna (lacht immerfort in ſich hinein). O. Hiirn Se ni druuf!

Hornig. Das is doch d'r Fuchs, ni wahr?

Welzel. Nu hiirt aber uf! Macht m'r das Madel ni no vund gar verdreht! Se hon 'r ſchunt Raupa genung ei a Kupp geſetzt. Hinte wiill ſe an Growa, murne ſool's ſchun a Ferſcht ſein.

Frau Welzel. Mach Du das Madel ni ſchlecht, Man! Das iis kee Verbrechen, wenn d'r Menſch wiill vorwärts kumma. A ſu wie Du freilich denkſt, a ſu genka ni alle. Das wär au ni gutt, do käm kenner vom Flecke, dablieb a ſe alle ſitza. Wenn Dreißiders Grußvater a ſu hätte geducht, do wär a wull ſein a armer Waber gebliebeen. Itzt ſein ſe ſteenreech. D'r ale Tromtra war o ni meh wie a armer Waber, nu hot a zwelf Rittergitter und is uba druf adlich geworn.

Wiegand. Alls, was de Recht iis, Welzel. Ei dar Sache do is Deine Frau uf'm rechtlichen Wege. Das kann ich underſertigen. Hätt ich a ſu wie Du gebucht, wu wern ock itzt meine ſieba Geſelln?

Hornig. Du wißt druf zu lauſa, das muuß Dir dr Neid loon. Wenn d'r Waber no uf zwee Ben'n rimleeſt, do machſt Du'n ſchunn a Sarg fertich.

Wiegand. War de wül mütkumma, muß ſüch derzune haln.

Hornig. Ju, ju, Du hälſt Dich o noch derzune. Du wißt beſſer wie a Dutter, wenn d'r Tud im a Waberkindla kimmt.

Wiegand (kaum noch lächelnd, plötzlich wüthend). Und Du wißt's beſſer wie de Pullzei, wu de Nipper ſitza under a Wabern, und die de ſich jede Wuche a hibſch Neegla Spul'n ibrig macha. Du kimmſt na Lumpa und nimmſt o a Feiſla Schnußgarn, wenn's druuf akimmt.

Hornig. Und Dei Weeße bliht uf'm Kerchhowe. Je mehr das de uf de Hubelſpähne ſchloſa gihn, im deſto beſſer ſer Diich. Wenn Du die viela Kindergrabla aſiehſt, do kloppſt Du dr uf a Bauch und ſahſt: 'S war heuer wieder a gudes Jahr; die klenn Kreppe ſein wieder gefalln, wie de Maikawer vo a Beema. Do kan' ich m'r wieder a Quart zulän de Wuche.

Wiegand. Derwegen, do wär üch no lange kee Hehler.

Hornig. Du machſt hichſtens amol an reicha Parchafabrikanta an tuppelte Rechnung, aber hulſt a Paar übrige Bratla vu Dreißijerſch Bau, wenn d'r Mond amol grade ni ſcheina thut.

Wiegand (ihm den Rücken wendend). O, rädd' Du mit wann De willſt, ock mit mir ni. (Plötzlich wieder.) Lüchahornich!!

Hornig. Tuta-Tiſchler!

Wiegand (zu den Umſtehenden). A kan's Viehch behexen.

Hornig. Sich Dich viir, ſa ich d'r bloſſich ſuſter mach ich amol mei Zeechen. (Wiegand wird bleich.)

Frau Welzel (war hinausgegangen und ſetzt nun dem Reiſenden Kaffe vor). Soll ich Ihn'n a Kaffee lieber in's Stiebel tragen?

Der Reiſende. I, was denken Sie! (Mit einem ſchmachtenden Blick auf Anna.) Hier will ich ſitzen, bis ich ſterbe.

Ein junger Förſter und ein Bauer (der Letztere mit einer Peitſche kommen. Beide) Gu'n Mittag! (Sie bleiben am Schenkſims ſtehen.)

Der Bauer. Zwee Ingwer mechta mir han.

Welzel. Willkommen mit n'ander! (Er gießt das Verlangte ein; die Beiden ergreifen die Gläschen, ſtoßen damit an, trinken davon und ſtellen ſie auf das Schenkſims.)

Der Reiſende. Nun, Herr Förſter, tüchtigen Marſch gemacht?

Der Förſter. 'S geht. Ich komme von Steinſeiſſerſchdorf.

(Erſter und zweiter alter Weber kommen und ſetzen ſich zu Anſorge, Baumert und Hornig.)

Der Reiſende. Entſchuldigen Sie, ſind Sie Gräſlich Hochheimſcher Förſter?

Der Förſter. Gräflich Keil'ſch bin ich.

Der Reiſende. Freilich, freilich, das wollt' ich ja auch ſagen. Es is hier zu ſchlimm mit den vielen Grafen und Baronen und Freiherrlichen Gnaden. Man muß 'n Rieſengedächtnis habn. Zu was haben Sie denn die Axt, Herr Förſter?

Der Förſter. Die hab ich Holzdieben weggenommen.

Der alte Baumert. Inſe Herrſchaft, die nimmt's gar ſihr genau miit a paar Scheitla'n Brennhulz.

Der Reiſende. Nu erlauben Sie, das geht doch ooch nich, wenn da jeder holen wollte ...

Der alte Baumert. Mit Verlaub zu räda, hie iis das wie ieberall, miit a klenn und a grußa

Dieba; hie ſein welche, die treiba Hulzhandel ei'm Grußa und wer'n reich vu geſtohlna Hulze. Wenn aber a armer Waber …

Erſter alter Weber (unterbricht Baumert). Mir derfa kee Zweigla nahma, aber de Herrſchaft, die greſſt ins deſto ſurſcher a, die zieht ins 's Lader egelganz ieber de Uhren runder. Do ſein zu entrichta Schutzgelder, Spinngelder, Naturalleiſtunga, do muuß ma umſuſte Gänge lauſa und Howearbeit thun, eeb ma wiil aber ni.

Anſorge. 'S is halt a ſu: was ins dr Fabrikante iebrich läßt, das hullt ins d'r Edelman vund aus dr Taſche.

Zweiter alter Weber (hat am Nebentiſch Platz genommen) Ich ha's o 'n gnädijen Herrn ſalber geſat. Se werdn gittigſt verzeihn, Herr Graf, meent ich iebern, das Johr kann ich a ſu viel Howetage emol ni leiſta. Ich ſtreits emol ni! Denn warum? Se wern entſchuldijen mir hoot's Waſſer alls zu Schanda gemacht. Mei bißla Acker hoot's weggeſchwemmt. Ich muuß Tag und Nacht ſchaffa, wenn iich wiill laba. A ſu a Unwaater … Ihr Leute, Ihr Leute! Ich ſtand ock immer und rang de Hände. Dar ſchiine Boden, dar kam ock immer a ſu ieber a Barg rundergewellt und eis Häusla nei; und dar ſchiine, teure Soma! … O Jes's, o jes's, do ha ich ock immer a ſu ei de Wulka nei geprillt und acht Tage lang ha ich geflennt, daß ich bal keene Stroße ni meeh ſang … Und dernoert kund ich mich mit achtzig ſchwära Nawern Boden ieber a Barg wieder nuufquäln.

Der Bauer (roh). Ihr macht ju a ſchauderhaſtiges Gelammtire dohie. Was de d'r Himmel ſchickt, das miſſ' mir ins alle gefalln loon. Und wenn's 'ich ſuſt'r ni zum Beſta gibt, waar iis denn Schuld, wie Ihr ſalber? Wie's Geſchäft gutt ging, was hat'r gemacht? Alls verſpielt und verſuffa hat'r. Hätt' Ihr'ch dozemol was drſpart, do wär itzt a Nothpfennich do ſein, do braucht'r kee Garn und kee Hulz ſtahln.

Erſter junger Weber. (mit einigen Kameraden im „Hauſe", ſpricht laut zur Thüre herein). A Pauer bleit a Pauer, und wenn a ſchläſt biis im Neune.

Erſter alter Weber. Das iis itzt a ſu: D'r Pauer und d'r Edelmann, die ziehn a e'n Strange. Wiill a Waber an' Wohnung han, do ſat d'r Pauer, ich ga d'r a klee Lechla zum drinne Wunn, Du zahlſt m'r ſchiine Zinſe und hilfſt m'r mei Hei und mei Getreide reibränga, und wenn de ni willſt, do ſiech, wu de bleiſt. Kimmt enner zum Zweeta, dar machts wie d'r irſchte.

Baumert (grimmig). Ma is wie a Griebſch, a dan alle rimfraſſa.

Der Bauer. (aufgebracht). O, Ihr verhungerta Luder, zu was wert Ihr zu gebraucha? Kinnt Ihr an Flug ei a Acker dricka? Kinnt Ihr wull an gleiche Furche ziehn, aber an Mandel Habergarba uf a Wan reecha? Ihr ſeid ju zu niſcht nitze wie zum Faullenza, und bei a Weibern lieja. Ihr wert Scheißkerle! Ihr kennt een was nitza. (Er hat indeß gezahlt und geht ab. Der Förſter folgt ihm lachend. Welzel, der Tiſchler und Frau Welzel lachen laut. Der Reiſende für ſich. Als das Gelächter verſtummt, tritt Gölle ein.)

Hornig. A ſu a Pauer dar iis wie a Bremmeruchſe ... Wenn iich ni weſſte, was hie fir a Nut iis. Ei da Derfern hi nuff. Was hoot ma doo als zu ſaahn kriicht. Zu viern und fimwa laga ſe nakich uuf en eenzichta Struuſack.

Der Reiſende (in milde verweiſendem Tone). Erlauben Sie mal, lieber Mann. Ueber die Not im Gebirge ſind doch die Anſichten recht verſchieden, wenn Sie leſen können ...

Hornig. O, ich las alls vum Blatte runder, a ſu gutt wie Sie. Nee, nee, iich warſch wiſſa iich biin genung rimkumma bei da Leuta. Wenn ma 's Kupſel Stick a verzich Joor uf'm Puckel gehatt hoot, do werd ma wull was wiſſa zu guder letzt. Wie warich denn miit Fullern? Die Kinder, die klaubta mit Rupperſch Gänſa eim Miſte rim. Geſturba ſein de Leute — nakicht — uf a Fliſſa eim Hauſe. Stinkniche Schlichte han ſe gefraſſa vor Himmelsangſt. Hiegerofft hoot ſe d'r Hunger zu hunderta und aberhunderta.

Der Reiſende. Wenn Sie leſen können, müſſen Sie doch auch wiſſen, daß die Regierung genaue Nachforſchungen hat anſtelln laſſen, und daß . . .

Hornig. Das kennt ma, das kennt ma: Do kimmt ſo a Herr von d'r Regierung, dar alls ſchunn beſſer wiß, wie wenn a's geſahn hätte, dar giht a ſu a bißla eim Dorfe rim, wu de Baache ausflißt, und de ſchinſta Häuſer ſein. De ſchin'n blanka Schuhe, die wiil a ſich wetter ni beſchmutza. Do denkt a halt, 's werd wull ieberal a ſu ſchiin ausſahn und ſteigt ei de Kutſche und fährt wieder heem. Und do ſchreibt a no Berlin, 's wär und war eemol keene Nut nich. Wenn a ader und hätte a wing Geduld gehat und wär ei da Derfern nuf geſtiega, biis wu de Baache eitritt, und ieber de Baache nieber uf de kleene Seite, aber gar abſeit wu de klen'n eenzelna Klitſcha ſtihn, die aala Schaubanaaſter a a Barja, die de manchmol a ſu ſchwarz und hiefällig ſein, daß ſ'n ſ'Streichhelzla ni verluhnt im a ſu a Ding azuſtecka, do wär a wull anderſch han no Berlin bericht't. Zu mir hätta ſe ſulln kumma de Herrn vo d'r Regierung, die's ni han gleeba wulln — daß hie an Nuth wär. Ich hätta amol was ufgezeicht. Ich welda a mol de Auga ufkneppa ei alla da Hungernaaſtern hie nei.

(Man hört draußen das Weberlied ſingen.)

Welzel. Do ſinga ſe ſchunn wieder das Teiſelslied.

Wiegand. Die ſtell'n ju 's ganze Durf uf a Kupp.

Frau Welzel. S'is reen, als wenn was in d'r Luft läg'.

(Jäger und Bäcker Arm in Arm, an der Spitze einer Schaar junger Weberburſchen, betreten lärmend das „Haus" und von da die Wirtsſtube.)

Jäger. Schwadron halt! Abgeſeſſen! (Die Angekommenen begeben ſich zu den verſchiedenen Tiſchen, an denen bereits Weber ſitzen, mit ihnen Geſpräche anknüpfend.)

Hornig, (Bäcker zurufend). Nu ſa ock bluſſich, was gibt denn viir, daß d'r a ſu ei hella Hauſa beinander ſeid?

Bäcker (bedenkſam). Verleichte werd amol was viirgihn. Gell ocke, Moritz?!

Hornig. Nu werſch doch! Macht ock ni Dinge.

Bäcker. 'Siis o ſchunn Blutt gefluſſa. Willſt's ſahn? (Er ſtreift ſeinen Ärmel herauf und zeigt ihm blutende Impfſtellen am nackten Oberarm. Wie er, ſo thun auch viele der jungen Weber an den übrigen Tiſchen.)

Bäcker. Beim Bader Schmidt war mer, impfa loon.

Hornig. Na nu werds Taag. Do kan ma ſiich ni wundern, daß a ſu a Teeps iis unf alla Gaſſa. Wenn ſuſte Leubel eim Durfe rim ſchwuchtern.!

Jäger, (ſich protzenhaft aufſpielend, mit lauter Stimme). Glei zwee Quart, Welzel! Ich zahl's. Denkſt ernt, iich ha kee Puttputt? Nu harr ock ſachte! Wenn mir ſuſter wellda, do kennda miir Scheps trinka und Kaffee lappern, biis murne frih, a ſu gutt wie a Reeſender. (Gelächter unter den jungen Webern.)

Der Reiſende (mit komiſchem Erſtaunen). Meinen Sie mir oder meinen Sie mich? (Der Wirt, die Wirtin und ihre Tochter, Tiſchler Wiegand und der Reiſende lachen.)

Jäger. Immer dan, dar freut.

Der Reiſende. Erlauben Sie mal, junger Menſch, Ihr Geſchäft ſcheint recht gut zu gehn.

Jäger. Iich kan ni klan. Iich biin Kunfektionsreeſender. Iich mach miid'n Fabrikanta Halbpart. Je meh d'r Waber hingert, im deſto fetter ſpeis iich. Je griſſer de Nuth, deſto griſſer mei Brut.

Bäcker. Das huſte gutt gemacht, ſullſt laba, Moritz!

Welzel (hat den Kornſchnaps gebracht. Auf dem Rückwege zum Schenkſims bleibt er ſtehn und wendet ſich langſam in all ſeinem Phlegma und ſeiner Maſſigkeit wieder den Webern zu. Mit eben ſoviel Ruhe als Nachdruck.) Luſſt Ihr da Herrn zufriede, dar hoot Euch niſchte nich gethan.

Stimmen junger Weber. Mir thun 'n ju au niſcht.

(Frau Welzel hat mit dem Reiſenden einige Worte gewechſelt. Sie nimmt die Taſſe mit dem Kaffeereſt, und bringt ſie in das Nebenſtübchen. Der Reiſende folgt ihr dahin unter dem Gelächter der Weber.)

Stimmen junger Weber (ſingend). Die Herren Dreißiger die Henker ſind, die Diener ihre Schergen....

Welzel. Pſcht, pſcht! Das Lied ſingt, wu't' er wullt. Ei men' Hauſe duld iich's nee.

Erſter alter Weber. A hoot ganz Recht, lußt Ihr das Singa.

Bäcker (ſchreit). Aber bei Dreißigern miß mer noo amool verbeiziehn. Dar muuß inſe Lied no amool zu hiirn krija.

Wiegand. Treibt's ock ni gar zu tulle, daß a ni ernt amool falſch verſtiiht! (Gelächter und Hoho!!)

Der alte Wittig (ein grauhaariger Schmied, ohne Mütze, in Schurzfell und Holzpantinen, rußig, wie er aus der Werkſtatt kommt, iſt eingetreten und wartet am Schenkſims ſtehend auf ein Glas Brantwein). Luß ock Du die geruhig a wing a Thiater macha. Die Hunde, die de viel kläffa, beißa ni.

Stimmen alter Weber. Wittich, Wittich!

Wittig. Hie hengt a. Was gibbt's denn?

Stimmen alter Weber. „Wittig iis do.“ „Wittig, Wittig.“ „Kumm har, Wittich, ſetz Dich zu ins.“ „Kumm har zu ins, Wittich.“

Wittig. Iich waar miich ei Obacht nahma und waar miich zu ſuchta Gotha ſetza.

Jäger. Kumm, trink amool miit.

Wittig. O behaal der denn Brantwein. Wiil ich trinka, zahl ich a ſalber. (Er ſetzt ſich mit ſeinem Schnapsglas zu Baumert und Anſorge. Dem letzteren auf den Bauch klopfend.) Was haben die Waber fer eine Speiſ'? Sauerkraut und Läuſefleiſch.

Der alte Baumert (erſtaunt). Nu aber wie d'n do, wenn ſe nu, und ſein nimmee zufriede dermiite?

Wittig (mit gemachtem Staunen den Weber dumm anglotzend). Nu, nu, nu, ſa mer ock, Heinerla, biſt Du's? (Unbändig herausplatzend.) Ihr Leute, Ihr Leute, ich lach mich tuut. Der ale Baumert wiil Rebellion macha. Nu wer'n merſch han: Itzt fanga de Schneider o a, dann wer'n de Bälammla rebellſch, dann de Mäuſe und Ratta. O du meine Gitte, das werd a Tanz warn. (Er will ſich ausſchütten vor Lachen.)

Der alte Baumert. Nu ſich ock, Wittig, iich biin no immer darſelbigte wie frieher. Ich ſa o itzt no, wenn's ei Guden gäng, wärſch beſſer.

Wittig. Dreck! werds giihn, aber ni ein Guden. Wu wer a ſu was eim Guden ganga? Is er'nt ei Frankreich eim Guden ganga? Hoot ernt d'r Robſpiir a Reicha de Patſchla geſtreechelt? Do hiß blutzig: Allee ſchaff fort. Immer nuff uff de Giljotine. Das muß giihn, allong ſangſang. De gebratna Gänſe kumma een ni eis Maul gefleun.

Der alte Baumert. Wenn iich ock und hätte hallwäge mein Auskumma . . .

Erſter alter Weber. Ins ſtiiht halt's Waſſer biis hierim, Wittich.

Zweiter alter Weber. Ees mag baal gar ni mee heem gihn. Eb ma nu ſchachtert aber ma lät ſich ſchloſa, ma hingert uuf beede Arta.

Erſter alter Weber. D'rheeme verliert ma vund ganz a Verſtand.

Der alte Anſorge. Mir is itzt ſchunn eegal, 's kimmt a ſu, aber a ſu.

Stimmen alter Weber (mit ſteigender Erregung). „Nernt hoot ma Ruh.“ „O ken'n Geiſt ni zur Arbeit hoot ma.“ Duba bei ins ei Steenkunzendurf ſitzt enner ſchunn a ganza Taag a d'r Baache und wäſcht ſiich, nackt wie a Gott gemacht hoot. Dann hoot's gar a Kupp verwerrt.

Dritter alter Weber (erhebt ſich, vom Geiſte getrieben und fängt an mit „Zungen“ zu reden, den Finger drohend erhoben). Es iſt ein Gericht in der Luſt! Geſellet euch nicht zu den Reichen und Vornehmen! Es iſt ein Gericht in Luſt! Der Herr Zebaot … (Einige lachen. Er wird auf den Sitz niedergedrückt.)

Welzel. Dar derf ock a eenzichtes Glasla trinka, do werrt's n glei aus'n Kuppe.

Dritter alter Weber (fährt wieder auf). Doch ha! ſie glauben an keinen Gott, noch weder Hell noch Himmel. Religion iſt nur ihr Spott …

Erſter alter Weber. Luß gutt ſein, luß!

Bäcker. Luß Du da Man ſei Geſetzla bata. Das kan ſich manch ees zu Harza nahma.

Viele Stimmen (tumultuariſch). „Lußt' a räda!“ „Lußt' a!“

Dritter alter Weber (mit gehobener Stimme). Daher die Helle die Seele weit aufgeſperrt und den Rachen aufgethan, ohne alle Maaße, daß hinunterfahren alle die, ſo die Sache der Armen beugen und Gewalt üben im Recht der Elenden, ſpricht der Herr.

(Tumult.)

Dritter alter Weber, (plötzlich ſchülerhaft declamirend).

Und doch wie wunderlich geht's,
Wenn man es recht will betrachten,
Wenn man des Leinewebers Arbeit will verachten!

Bäcker. Mir ſein ader Purchawaber.

(Gelächter.)

Hornig. A Leinwabern gihts no viel älender. Die ſchleicha ock bluſſich no wie de Geſpenſter zwiſcher a Barja rim. Ihr dohie hat doch no Kriin zum Uuſſmucka.

Wittig. Denkſt Du ernt hie iis ſchunt 's Schlimmiſte voriiber? Das bißla Furſche, was die no eim Leibe han, das werd a d'r Fabrikante ſchunt o vunt austreiba.

Bäcker. A hoot ju geſat: De Waber werda no ſer an Quargſchniite arbeita.

(Tumult.)

Verſchiedene alte und junge Weber. War hoot das geſat?

Bäcker. Das hot Dreiſſiger über Waber geſat.

Ein junger Weber. Das Aas ſellt ma ärſchlich ufknippa.

Jäger. Hüür a mol nuf miich, Wittich, Du huſt immer a ju viel derzahlt vo d'r franzeſcha Revolution. Du huſt immer 's Maul a ju vuul genumma. Nu kennde verleicht baal Gelegenheit warn, daß enner und kennde zeiga, wie's miid'n beſchaffa iis: eeb a a Grußmaul is aber a Ehrenman.

Wittig (jähzornig aufbrauſend). Sa no e Wort Junge! Huſt Du gehirt Kugeln pfeiffa? Huſt Du uf Vorpuſta geſtanda ei Feindesland?

Jäger. Nu, biis ock ni faliſch. Mir ſein ju Kumroda. Ich ha's ju ni ſchlimm gemeent.

Wittig. Uf die Kumrodſchaft plamp iich. Du Laps, ufgebloſener!

Gendarm Kutſche (kommt).

Mehrere Stimmen. Pſcht, pſcht, Pulzei!

(Es wird eine unverhältnißmäßig lange Zeit gezischt, bis völlige Ruhe eingetreten iſt.)

Kutſche (unter tiefem Schweigen aller übrigen ſeinen Platz an der Mittelſäule einnehmend). An klenn Kurn mecht ich bitten.

(Wiederum völlige Ruhe.)

Wittig. Nu, Kutſche ſullſt wull amol zum Rechta ſahn hie bei ins?

Kutſche (ohne auf Wittig zu hören). Gun Tak' o, Meeſter Wiegand.

Wiegand (noch immer in der Ecke vor dem Schenktiſch). Schiin Dank, Kutſche.

Kutſche. Wie gehts Geſchäft?

Wiegand. Dank fer de Nochfrage.

Bäcker. D'r Verwalter hoot Angſt, m'r kennda ins a Maga verderba, vo dam viela Luhn, das m'r krieja.

(Gelächter.)

Jäger. Gell ock, Welzel, mir han alle Schweinernes gaſſa und Fetttunke und Kließla und Sauerkraut, und itzt trink mer irſcht no Schlampanjerwein.

(Gelächter.)

Welzel. Hinga nim ſcheint de Sunne.

Kutſche. Und went Ihr und hätt plutze Schlampanjer und Gebrotnes, derwegen werd Ihr no lange ni zufrieda ſein. Iich ha o kenn Schlampanjer, und 's muuß halt au gihn.

Bäcker (mit Bezug auf Kutſches Naſe). Dar begißt ſeine kohlrute Gurke miit Brantwein und Schepsbier. Do dervone werd ſe o reif.

(Gelächter.)

Wittig. A ſu a Schandàrm hoot a ſchweres Laba: eemol muuß a an verhingerta Batteljunga eis Looch ſtecka, dann muß a wieder amol a hibſch Wabermadel dicke macha, dann muuß a ſich wieder amol ſternhagelsmäßig bekreeſcha und's Weib durchprijaln, das ſe ver Himmelangſt zu a Nuppern gelaufa kimmt; und a ſu uf'n Fare rimſchappern, ei a Fadern liega bis im neune, das iis gar ke leichte Ding dohie!

Kutſche. Schwutz Du immerzu. Du werſcht dich ſchunn no bei Zeita im a Hals räda. Ma weeß ju längſt, was Du fer a Briderla biſt. Dei uufrihreriſch Maulwerk das iis längſt bekannt biis nuff zum Landroth. Iich kenn en'n, dar brengt iber Johr und Taag Weib und Kind eis Armahaus mit Sauſa und Kratſch'mhocka und ſich ſalber eis Gefängnis, dar werd uuſheza und uuſheza, biis 's werd a Ende mit Schrecka nahma.

Wittig (lacht bitter heraus). War wiß au, was kimmt?! Uf de letzte kannſte gar Recht han. (Jähzornig hervorbrechend.) Kimmt's aber a ſu weit, dann wiß iich o, wan ich's zu verdanka ha, war mich verklatſcht hoot bei a Fabrikanta und uf d'r Herrſchaft, und verſchändt und verleumdt, daß iich ken'n Schlaag arbeit meh beſah, — war mir de Pauern hoot uuf a Hals gehetzt und de Miller, daß iich de ganze Wuche kee Fard zum beſchlan krieje, aber an Reeſa im a Rad zu macha. Ich wiß, war das iis. Ich ha die infamte Karnalje amol vum Fare gezeun, weil ſe an klen'n tumma Junga wäjen a paar unreeſa Berna mid'n Uchſaziemer hoot durchgewalkt. Und ich ſa Dir, Du kennſt miich, brengſt Du miich eis Gefängniß, do mach Du au glei Dei Teſtament. Hiir iich ock was vu weiter Ferne läuta, do nahm iich, was ich krieje, 's iis nu a Hufeiſa aber Hammer, an Radſpeiche aber a Waſſereemer, und do ſich iich Diich uf, und wenn iich Diich ſool aus'n Bette hulln, vo Denner Hure weg, iich reiß Dich raus und ſchlo D'r a Schadel ei, a ſu wohr wie iich Wittich heeße. (Er iſt aufgeſprungen und will auf Kutſche losgehen.)

Alte und junge Weber (ihn zurückhaltend). Wittich, Wittich, blei bei Verſchtande.

Kutſche (hat ſich unwillkürlich erhoben, ſein Geſicht iſt blaß. Während des Folgenden retirirt er. Je näher der Thür, deſto muthiger wird er. Die letzten Worte ſpricht er ſchon auf der Thürſchwelle, um im nächſten Augenblick zu verſchwinden). Was willſt Du vo mir? Mit Dir ha iich niſcht ni zu ſchaffa. Ich ha miit a hiichta Wabern zu räda. Dir ha iich niſcht ni gethon. Du gihſt mich niſcht a. Euch Wabern aber ſool iich's ausrichta: D'r Herr Pulzeiverwalter läßt Euch verbieta das Lied zu ſinga — das Dreißigerlied, aber wie ſich's genennt. Und wenn das Geſinge uf dr Gaſſe ni glei ufhirt, do werd a d'rfire ſurja, daß d'r eim Stoockhauſe meh Zeit und Ruhe kriejt. Do kinnt 'r dann ſinga bei Waſſer und Brut, a ſu lange, wie d'r luſtig ſeid. (Ab.)

Wittig (ſchreit ihm nach). Garniſcht hoot a ins zu verbieta, und wenn mir prilln, daß de Fanſter ſchwerrn, und wenn ma ins hiirt biis uf Reechenbach, und wenn mir ſinga, daß alla Fabrikanta de Häuſer iber'm Kuppe zuſammaſterza und alla Verwaltern de Helme uf'm Schadel tanza. Das giht niemanda niſcht a

Bäcker (iſt inzwiſchen aufgeſtanden, hat pantomimiſch das Zeichen zum Singen gegeben und beginnt nun ſelbſt mit allen gemeinſchaftlich).

Hier im Ort iſt ein Gericht,
Viel ſchlimmer als die Vehmen,
Wo man nicht mehr ein Urtheil ſpricht,
Das Leben ſchnell zu nehmen.

(Der Wirth ſucht zu beruhigen, wird aber nicht gehört. Wiegand hält ſich die Ohren zu und läuft fort. Die Weber erheben ſich und ziehen unter dem Geſang der folgenden Verſe Wittig und Becker nach, die durch Winke 2c. das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben haben.)

Hier wird der Menſch langſam gequält,
Hier iſt die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt,
Als Zeugen von dem Jammer.

(Der größte Theil der Weber ſingt den folgenden Vers ſchon auf der Straße, nur einige junge Burſchen noch im Innern der Stube, während ſie zahlen. Am Schluß der nächſten Strophe iſt das Zimmer leer bis auf Welzel, ſeine Frau, ſeine Tochter, Hornig und den alten Baumert.)

Ihr Schurken all', ihr Satansbrut!
Ihr hölliſchen Cujone!
Ihr freßt der Armen Hab' und Gut,
Und Fluch wird euch zum Lohne.

Welzel (räumt mit Gleichmut Gläſer zuſammen). Die ſein ju hinte gar tälſch.

Der alte Baumert (iſt im Begriff zu gehen).

Hornig. Nu ſa blos, Baumert, was iis denn eim Gange?

Der alte Baumert. Zu Dreißigern gihn wulln ſe hait, ſahn das a 'was zulät zum Luhne, dohie.

Welzel. Machſt Du au no miite bei ſujta Tullheeta?!

Der alte Baumert. Nu ſihch ock, Welzel, a mir leihts nee. A Junges kan manchmol und a Ales muuß. (Ein wenig verlegen ab.)

Hornig (erhebt ſich). Das ſellt miich doch wundern, wenn's hie ni amol biiſe käm.

Welzel. Das die ala Krepper o vunt a Verſtand verliern!?

Hornig. A jeder Menſch hoot halt an'n Sahnſucht!

Ende des dritten Aktes.

Vierter Akt.

Perſonen des vierten Aktes.

Bäcker.
Moritz Jäger.
Der alte Baumert.
Der alte Anſorge.
Dreißiger.
Pfeiffer.
Wittich.
Kutſche.
Frau Dreißiger.
Kittelhaus, Paſtor.
Frau Kittelhaus.
Weinhold, Kandidat der Theologie, Hauslehrer bei Dreißiger.
Heide, Polizeiverwalter.
Junge und alte Weber und Weberfrauen.

(Peterswaldau. — Privatzimmer des Parchent-Fabrikanten **Dreißiger**. Ein im froſtigen Geſchmack der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts luxuriös ausgeſtatteter Raum. Die Decke, der Ofen, die Thüren ſind weiß; die Tapete gradlinig kleingeblümt und von einem kalten, bleigrauen Ton. Dazu kommen rothüberzogene Polſtermöbel aus Mahagoniholz, reich geziert und geſchnitzt, Schränke und Stühle von gleichem Material und wie folgt vertheilt: Rechts, zwiſchen zwei Fenſtern mit kirſchrothen Damaſtgardinen ſteht der Schreibſekretär, ein Schrank, deſſen vordere Wand ſich herabklappen läßt, — ihm gerade gegenüber das Sofa, unweit davon ein eiſerner Geldſchrank, vor dem Sofa der Tiſch, Seſſel und Stühle, — an der Hinterwand ein Gewehrſchrank. Dieſe, ſowie die anderen Wände ſind durch ſchlechte Bilder in Goldrahmen theilweiſe verdeckt. Ueber dem Sofa hängt ein Spiegel mit ſtark vergoldetem Roccocorahmen. Eine einfache Thür links führt in den Flur, eine offene Flügelthür der Hinterwand in einen mit dem gleichen ungemüthlichen Prunk überladenen Salon. Im Salon bemerkt man zwei Damen, **Frau Dreißiger** und **Frau Paſtor Kittelhaus** damit beſchäftigt, Bilder zu beſehen, — ferner den **Paſtor Kittelhaus** im Geſpräch mit dem Kandidaten und **Hauslehrer Weinhold**.)

Pastor **Kittelhaus** (ein kleines, freundliches Männchen tritt gemüthlich plaudernd und rauchend mit dem ebenfalls rauchenden Kandidaten in das Vorderzimmer; dort ſieht er ſich um und ſchüttelt, da er Niemand bemerkt, verwundert den Kopf). Es iſt ja durchaus nicht zu verwundern, Herr Kandidat: Sie ſind jung. In Ihrem Alter hatten wir Alten — ich will nicht ſagen dieſelben Anſichten, aber doch ähnliche. Aehnliche jedenfalls. Und es iſt ja auch was ſchönes um die Jugend — um alle die ſchönen Ideale, Herr Kandidat. Leider nur ſind ſie flüchtig, flüchtig wie Aprilſonnenſchein. Kommen Sie erſt in meine Jahre. Wenn man erſt mal dreißig Jahre, das Jahr zweiundfünfzigmal — ohne die Feiertage — von der Kanzel herunter den Leuten ſein Wort geſagt hat, dann iſt man nothwendigerweiſe ruhiger geworden. Denken Sie an mich, wenn es mit Ihnen ſo weit ſein wird, Herr Kandidat.

Weinhold (neunzehnjährig, bleich, mager, hochaufgeſchoſſen mit ſchlichtem langen Blondhaar. Er iſt ſehr unruhig und nervös in ſeinen Bewegungen). Bei aller Ehrerbietung, Herr Paſtor ... Ich weiß doch nicht ... Es exiſtirt doch eine große Verſchiedenheit in den Naturen.

Kittelhaus. Lieber Herr Kandidat, Sie mögen ein noch ſo unruhiger Geiſt ſein – (im Tone eines Verweiſes) und das ſind Sie — Sie mögen noch ſo heftig und — ungeberdig gegen die beſtehenden Verhältniſſe angehen. Das legt ſich alles. Ja, ja, ich gebe ja zu, wir haben ja Amtsbrüder, die in ziemlich vorgeſchrittenem Alter noch recht jugendliche Streiche machen. Der eine predigt gegen die Branntweinpeſt und gründet Mäßigkeitsvereine, der andere verfaßt Aufrufe, die ſich unleugbar recht ergreifend leſen. Aber was erreicht er damit? Die Noth unter den Webern wird, wo ſie vorhanden iſt, nicht gemildert. Der ſociale Frieden dagegen wird untergraben; nein, nein, da möchte man wirklich faſt ſagen: Schuſter bleib bei Deinem Leiſten, Seelſorger, werde kein Wanſtſorger. Predige dein reines Gotteswort, und im übrigen laß Den ſorgen, der den Vögeln ihr Bett und ihr Futter bereitet hat und die Lilie auf dem Felde nicht läßt verderben. — Nun aber möcht' ich doch wirklich wiſſen, wo unſer liebeswürdiger Wirth ſo plötzlich hingekommen iſt.

Frau Dreißiger (kommt von der Paſtorin gefolgt nach vorn. Sie iſt eine dreißigjährige, hübſche Frau von einem kernigen und robuſten Schlage. Ein gewiſſes Mißverhältniß zwiſchen ihrer Art zu reden, oder ſich zu bewegen und ihrer vornehm reichen Toilette iſt auffällig). Se haben ganz recht, Herr Paſter. Wilhelm macht's immer ſo. Wenn'n was einfällt, da rennt er fort und läßt mich ſitzen. Da hab' ich ſchon ſo drüber geredt, aber da mag man ſagen, was man will.

Kittelhans. Liebe, gnädige Frau, dafür iſt er Geſchäftsmann.

Weinhold. Wenn ich nicht irre, iſt unten etwas vorgefallen.

Dreiſſiger. (kommt. Echauffirt aufgeregt). Nun, Roſa, iſt der Kaffee ſervirt?

Frau Dreiſſiger (ſchmollt). Ach. daß Du och immer fortlaufen mußt.

Dreiſſiger (leichthin). Ach was weißt Du!

Kittelhans. Um Vergebung! Haben Sie Aerger gehabt, Herr Dreiſſiger?

Dreiſſiger. Den habe ich alle Tage, die Gott der Herr werden läßt, lieber Herr Paſtor. Daran bin ich gewöhnt. Nun Roſa?! Du ſorgſt wohl dafür.

Frau Dreißiger (geht mißlaunig und zieht mehrmals heftig an dem breiten, geſtickten Klingelzug).

Dreißiger. Jetzt eben, (nach einigen Umgängen.) Herr Candidat, hätte ich Ihnen gewünſcht, dabei zu ſein. Da hätten Sie was erleben können. Uebrigens … Kommen Sie, fangen wir unſern Whiſt an.

Kittelhaus. Ja, ja, ja und nochmals ja! Schütteln Sie des Tages Staub und Laſt von den Schultern und gehören Sie uns.

Dreißiger (iſt an's Fenſter getreten, ſchiebt eine Gardine beiſeit und blickt hinaus. Unwillkürlich). Bande!!! — komm doch mal her, Roſa! (Sie kommt.) Sag doch mal: … Dieſer lange, rothhaarige Menſch dort! …

Kittelhaus. Das iſt der ſogenannte rothe Bäcker.

Dreißiger. Nu ſag mal, iſt das vielleicht derſelbe, der Dich vor zwei Tagen inſultirt hat? Du weißt ja, was Du mir erzählteſt, als Dir Johann in den Wagen half.

Frau Dreißiger (macht einen ſchiefen Mund, gedehnt). Ich wöß nich mehr.

Dreißiger. Aber ſo laß doch jetzt das beleidigt thun. Ich muß das nämlich wiſſen. Ich habe die Frechheiten nun nachgerade ſatt. Wenn es der iſt, ſo zieh ich ihn nämlich zur Verantwortung. (Man hört das Weberlied ſingen.) Nun hören Sie blos, hören Sie blos!

Kittelhaus (überaus entrüſtet.) Will denn dieſer Unfug wirklich immer noch kein Ende nehmen? Nun muß ich aber wirklich auch ſagen: es iſt Zeit, daß die Polizei einſchreitet. Geſtatten Sie mir doch mal! (Er tritt ans Fenſter.) Nun ſehen Sie an, Herr Weinhold! Das ſind nun nicht blos junge Leute, da laufen auch alte, geſetzte Weber in Maſſe mit. Menſchen, die ich lange Jahre für höchſt ehrenwerth und gottesfürchtig gehalten habe. Sie laufen mit. Sie nehmen theil an dieſem unerhörten Unfug. Sie treten Gottes Geſetz mit Füßen. Wollen Sie dieſe Leute vielleicht nun noch in Schutz nehmen?

Weinhold. Gewiß nicht Herr Paſtor. Das heißt, Herr Paſtor ... cum grano salis. Es ſind eben hungrige, unwiſſende Menſchen. Sie geben halt ihre Unzufriedenheit kund, wie ſie's verſtehen. Ich erwarte gar nicht, daß ſolche Leute...

Fr. Kittelhaus (klein, mager, verblüht, gleicht mehr einer alten Jungfer als einer Frau.) Herr Weinhold, Herr Weinhold! aber ich bitte Sie!

Dreißiger. Herr Candidat, ich bedaure ſehr.. Ich habe Sie nicht in mein Haus genommen, damit Sie mir Vorleſungen über Humanität halten. Ich muß Sie erſuchen, ſich auf die Erziehung meiner Knaben zu beſchränken, im Uebrigen aber meine Angelegenheiten mir zu überlaßen, mir ganz allein! Verſtehen Sie mich?

Weinhold (ſteht einen Augenblick ſtarr und todtenblaß, und verbeugt ſich dann mit einem fremden Lächeln. Leiſe.) Gewiß, gewiß, ich habe Sie verſtanden. Ich ſah es kommen; es entſpricht meinen Wünſchen. (Ab.)

Dreißiger. (brutal). Dann aber doch möglichſt bald, wir brauchen das Zimmer.

Frau Dreißiger. Aber Wilhelm, Wilhelm!

Dreißiger. Biſt Du wohl bei Sinnen? Du willſt einen Menſchen in Schutz nehmen, der ſolche Pöbeleien und Schurkereien wie dieſes Schmählied da vertheidigt.

Frau Dreißiger. Aber Männdel, Männdel, er hat's ja garnicht ...

Dreißiger. Herr Paſtor, hat er's vertheidigt? Oder hat er's nicht vertheidigt?

Kittelhaus. Herr Dreiſſiger, man muß es ſeiner Jugend zugute halten.

Fr. Kittelhaus. Ich weiß nicht, der junge Menſch iſt aus einer ſo guten und achtbaren Familie. Vierzig Jahr war ſein Vater als Beamter thätig und hat ſich nie auch nur das geringſte zu ſchulden kommen laſſen. Die Mutter war ſo überglücklich, daß er hier ein ſo ſchönes Unterkommen gefunden hatte. Und nun ... nun weiß er ſich das ſo wenig wahrzunehmen.

Pfeifer (reißt die Flurthür auf, ſchreit herein). Herr Dreiſſicher, Herr Dreiſſicher! ſe han a feſte. Se mechta kumma. Se han en'n gefangt.

Dreißiger (haſtig). Iſt Jemand zur Polizei gelaufen?

Pfeifer. D'r Herr Verwalter kimmt ſchunn di Treppe ruff.

Dreißiger (in der Thür). Ergebener Diener, Herr Verwalter! Es freut mich, daß Sie gekommen ſind.

Kittelhaus. (macht den Damen pantomimiſch begreiflich, daß es beſſer ſei, ſich zurückzuziehen. Er, ſeine Frau und Frau Dreiſſiger verſchwinden in den Salon).

Dreißiger (im höchſten Grade aufgebracht, zu dem inzwiſchen eingetretenen Polizeiverwalter) Herr Verwalter, ich habe nun endlich einen der Hauptſänger von meinen Färbereiarbeitern feſtnehmen laſſen. Ich konnte das nicht mehr weiter mit anſehen. Die Frechheit geht einfach in's Grenzenloſe. Es iſt empörend. Ich habe Gäſte und dieſe Schufte erdreiſten ſich… ſie inſultiren meine Frau, wenn ſie ſich zeigt, meine Knaben ſind ihres Lebens nicht ſicher. Ich riskire, daß ſie meine Gäſte mit Püffen traktiren. Ich gebe Ihnen die Verſicherung, wenn es in einem geordneten Gemeinweſen ungeſtraft möglich ſein ſollte, unbeſcholtene Leute, wie ich und meine Familie, fortgeſetzt öffentlich zu beſchimpfen … ja dann … dann müßte ich bedauern, andere Begriffe von Recht und Geſittung zu haben.

Polizeiverwalter (etwa fünfzigjähriger Mann, mittelgroß, corpulent, vollblutig. Er trägt Cavallerieuniform mit Schleppſäbel und Sporen). Gewiß nicht… Nein … gewiß nicht, Herr Dreißiger! — Verfügen Sie über mich. Beruhigen Sie ſich nur, ich ſtehe ganz zu Ihrer Verfügung. Es iſt ganz in der Ordnung … Es iſt mir ſogar ſehr lieb, daß Sie einen der Hauptſchreier haben feſtnehmen laſſen. Es iſt mir ſehr recht, daß die Sache nun endlich mal zum klappen kommt. Es ſind ſo'n paar Friedensſtörer hier, die ich ſchon lange auf der Pike habe.

Dreißiger. So'n paar grüne Burſchen, ganz recht, arbeitsſcheues Geſindel, faule Lümmels, die ein Luderleben führen, Tag für Tag in den Schenken rumhocken, bis der letzte Pfennig durch die Gurgel gejagt iſt. Aber nun bin ich entſchloſſen, ich werde dieſen berufsmäßigen Schandmäulern das Handwerk legen, gründlich. Es iſt im allgemeinen Intereſſe, nicht nur im eigenen Intereſſe.

Polizeiverwalter. Unbedingt! ganz unbedingt, Herr Dreißiger. Das kann Ihnen kein Menſch verdenken. Und ſo viel in meinen Kräften ſteht . . .

Dreißiger. Mit dem Kanſchu müßte man hineinfahren in das Lumpengeſindel.

Polizeiverwalter. Ganz recht, ganz recht. Es muß ein Exempel ſtatuirt werden.

Gensdarm Kutſche (kommt und nimmt Stellung. Man hört, da die Flurthür offen iſt, das Geräuſch von ſchweren Füßen, welche die Treppe heraufpoltern). Herr Verwalter, ich melde gehorſamſt: m'r han einen Menſchen feſtgenommen.

Dreißiger. Wollen Sie den Menſchen ſehen, Herr Polizeiverwalter?

Polizeiverwalter. Ganz gewiß, ganz gewiß. Wir wollen ihn zuallererſt mal aus nächſter Nähe betrachten. Thun Sie mir den Gefallen, Herr Dreißiger, und bleiben Sie ganz ruhig. Ich verſchaffe Ihnen Genugthuung, oder ich will nicht Heide heißen.

Dreißiger. Damit kann ich mich nicht zufrieden geben, der Menſch kommt unweigerlich vor den Staatsanwalt.

Jäger (wird von fünf Färbearbeitern herein geführt, die an Geſicht, Händen und Kleidern mit Farbe befleckt, direct von der Arbeit herkommen. Der Gefangene hat die Mütze ſchief ſitzen, trägt eine freche Heiterkeit zur Schau und befindet ſich in Folge des vorherigen Branntweingenuſſes in gehobenem Zuſtand). O ihr älenda Kerle! — Arbeiter wullt 'r ſein? Kumroda wullt 'r ſein? Eeb iich das machte — eeb iich mich vergreiſa thät a menn Genußa, do thät ich denka, de Hand meßt m'r verfauln dohie! (Auf einen Wink des Verwalters hin veranlaßt Kutſche, daß die Färber ihre Hände von dem Opfer nehmen. Jäger ſteht nun frei und frech da, während um ihn alle Thüren verſtellt werden.)

Polizeiverwalter (ſchreit Jägern an). Mütze ab, Flegel! (Jäger nimmt ſie ab, aber ſehr langſam, ohne ſein ironiſches Lächeln aufzugeben.) Wie heißt Du?

Jäger. Ha iich mit Dir ſchunn die Schweine gehitt? (Unter dem Eindruck der Worte entſteht eine Bewegung unter den Anweſenden.)

Dreißiger. Das iſt ſtark.

Polizeiverwalter (wechſelt die Farbe, will aufbrauſen, kämpft den Zorn nieder). Das übrige wird ſich finden. — Wie Du heißt frage ich Dich? — (Als keine Antwort erfolgt, raſend.) Kerl ſprich, oder ich laſſe Dir fünfundzwanzig überreißen.

Jäger (mit vollkommener Heiterkeit und ohne auch nur durch ein Wimperzucken auf die wüthende Einrede zu reagiren, über die Köpfe des Anweſenden hinweg zu einem hübſchen Dienſtmädchen, welches, im Begriff den Kaffee zu ſerviren, durch den unerwarteten Anblick betroffen, mit offenem Munde ſtehen geblieben iſt.) Nu ſa m'r ock, Plättbraatla-Emilie, bis Du itzt bei dar Geſellſchaft. Na do ſihch ock, das de hie nausfindſt. Hie kan amool dr Wind gihn, und dar blaſt alls weg iber Nacht. (Das Mädchen ſtarrt Jäger an, wird, als ſie begreift, daß die Rede ihr gilt, roth vor Scham, ſchlägt ſich die Hände vor die Augen und läuft hinaus, das Geſchirr zurücklaſſend, wie es gerade ſteht und liegt. Wiederum entſteht eine Bewegung unter den Anweſenden.)

Polizeiverwalter (nahezu faſſungslos zu Dreißiger). So alt, wie ich bin ... eine ſolche unerhörte Frechheit iſt mir doch ...

Jäger (ſpuckt aus).

Dreißiger. Kerl, Du biſt in keinem Viehſtall, verſtanden?!

Polizeiverwalter. Nun bin ich am Ende mit meiner Geduld. Zum letzten Mal: wie heißt Du?

Kittelhaus, (der während der letzten Scene hinter der ein wenig geöffneten Salonthür hervorgeblickt und gehorcht hat, kommt nun, durch die Geſchehniſſe hingeriſſen, um, bebend vor Erregung, zu interveniren). Er heißt Jäger, Herr Verwalter. Moritz ... nicht? ... Moritz Jäger. (Zu Jäger.) Nu ſag blos, Jäger, — kennſt Du mich nich mehr?

Jäger (ernſt). Sie ſein Paſter Kittelhaus.

Kittelhaus. Ja, Dein Seelſorger, Jäger! Derſelbe, der Dich als kleines Wickelkind in die Gemeinſchaft der Heiligen aufgenommen hat. Derſelbe, aus deſſen Händen Du zum erſten Mal den Leib des Herrn empfangen haſt. Erinnerſt Du Dich noch? Da hab ich mich nun gemüht und gemüht und Dir das Wort Gottes an's Herz gelegt. Iſt das nun die Dankbarkeit?

Jäger (finſter, wie ein geduckter Schuljunge). Iich ha ju enn Thaler Geld ufgeläht.

Kittelhaus. Geld, Geld … Glaubſt Du vielleicht, daß das ſchnöde, erbärmliche Geld … Behalt Dir Dein Geld … das iſt mir viel lieber. Was das für ein Unſinn iſt. Sei brav, ſei ein Chriſt! Denk an das, was Du gelobt haſt. Halt Gottes Gebote, ſei gut und ſei fromm. Geld, Geld …

Jäger. Iich bin Quäker, Herr Paſter, ich gleeb a niſcht meh.

Kittelhaus. Was, Quäker, ach rede doch nicht! Mach, daß Du Dich beſſerſt, und laß unverdaute Worte aus dem Spiel! Das ſind fromme Leute, nicht Heiden wie Du. Quäker! was Quäker!

Polizeiverwalter. Mit Erlaubniß, Herr Paſtor (Er tritt zwiſchen ihn und Jäger.) Kutſche! binden Sie ihn die Hände!

(Wüſtes Gebrüll von draußen: „Jäger! Jäger, ſull rauskumma!")

Dreißiger, (gelinde erſchrocken, wie die übrigen Anweſenden, iſt unwillkürlich an's Fenſter getreten). Was heißt denn das nun wieder?

Polizeiverwalter. O, das verſteh ich: das heißt, daß ſie den Lumpen wieder raus haben wollen. Den Gefallen werden wir ihnen nun aber mal nicht thun. Verſtanden, Kutſche? Er kommt in's Stockhaus.

Kutſche (mit dem Strick in der Hand zögernd). Mit Reſpect zu vermelden, Herr Verwalter, mir werden woll inſe Noth haben. Es is eine ganz verfluchte Hetze Menſchen. De richtche Schwefelbande, Herr Verwalter. Do iis dar Bäcker, do iis dar Schmied …

Kittelhaus. Mit gütiger Erlaubniß, — um nicht noch mehr böſes Blut zu machen, würde es nicht angemeſſener ſein, Herr Verwalter, wir verſ es friedlich? Vielleicht verpflichtet ſich der Jäger gutwillig mitzugehen oder ſo...

Polizeiverwalter. Wo denken Sie hin!! Meine Verantwortung! Auf ſo etwas kann ich mich unmöglich einlaſſen. Vorwärts Kutſche! nich lange gefakelt.

Jäger (die Hände zuſammenlegend und lachend hinhaltend). Immer feſte, feſte, a ſu feſt, wiet'er kinnt. 'Süs ju doch nee uf lange. (Er wird gebunden von Kutſche mit Hülfe der Kameraden).

Polizeiverwalter. Nu vorwärts, marſch! (Zu Dreißiger.) Wenn Sie Sorge haben, dann laſſen Sie ſechs Mann von den Färbern mitgehen. Die können ihn in die Mitte nehmen. Ich reite voran, Kutſche folgt. Wer ſich entgegenſtellt wird niedergehauen.

(Geſchrei von unten: „Kikerikí—i!! Wau, wau, wau“.)

Polizeiverwalter (nach dem Fenſter drohend). Canaillen! ich werde euch bekikerikien und bewauwauen. Marſch, vorwärts! (Er ſchreitet voran hinaus mit gezogenem Säbel, die andern folgen mit Jäger.)

Jäger (ſchreit im Abgehen). Und wenn ſiich de gnädge Frau Dreißichern o noo a ſu ſtulz macht, die is deshalb ni meh, wie inſer ees. Die hoot menn Vater viel hundertmol fer drei Fennige Schnaps viirgeſatzt. Schwadron links ſchwenkt, marſch, ma—rſch! (Ab mit Gelächter.)

Dreißiger (nach einer Pauſe ſcheinbar gelaſſen). Wie denken Sie, Herr Paſter? Wollen wir nun nicht unſern Whiſt machen? Ich denke der Sache ſteht nun nichts mehr im Wege. (Er zündet ſich eine Cigarre an, dabei lacht er mehrmals kurz, ſo bald ſie brennt, laut heraus.) Nu fang ich an, die Geſchichte komiſch zu finden. Dieſer Kerl! (In einem nervöſen Lachausbruch.) Es iſt aber auch unbeſchreiblich lächerlich. Erſt der Krakel bei Tiſch mit dem Candidaten. Fünf Minuten darauf empfiehlt er ſich. Fort über alle Berge, dann dieſe Geſchichte. Und nun ſpielen wir unſern Whiſt weiter.

Kittelhaus. Ja aber … (Gebrüll von unten.) Ja aber … Wiſſen Sie: die Leute machen einen ſo ſchrecklichen Skandal.

Dreißiger. Ziehen wir uns einfach in das andere Zimmer zurück. Da ſind wir ganz ungeſtört.

Kittelhaus (unter Kopfſchütteln). Wenn ich nur wüßte, was in dieſe Menſchen gefahren iſt. Ich muß dem Candidaten darin recht geben, wenigſtens war ich bis vor Kurzem auch der Anſicht, die Webersleute wären ein demüthiger, geduldiger und lenkſamer Menſchenſchlag. Geht es Ihnen nicht auch ſo, Herr Dreißiger?

Dreißiger. Freilich waren ſie geduldig und lenkſam, freilich waren es früher geſittete und ordentliche Leute. So lange nämlich die Humanitätsdusler ihre Hand aus dem Spiele ließen. Da iſt ja den Leuten lange genug klar gemacht worden, in welchem entſetzlichen Elend ſie drin ſtecken. Bedenken Sie doch, all die Vereine und Comités zur Abhilfe der Webernoth. Schließlich glaubt es der Weber, und nun hat er den Vogel. Nun komme einer her und rücke ihnen den Kopf wieder zurecht. Jetzt iſt er im Zuge. Jetzt murrt er ohne Aufhören. Jetzt paßt ihm das nicht und jens nicht. Jetzt möchte alles gemalt und gebraten ſein.

(Plötzlich ein vielſtimmiges aufſchwellendes Hurrahgebrüll.)

Kittelhaus. So haben ſie denn mit all ihrer Humanität nichts weiter zuwege gebracht, als daß aus Lämmern über Nacht buchſtäblich Wölfe geworden ſind.

Dreißiger. Ach was! bei kühlem Verſtande, Herr Paſter, kann man der Sache vielleicht ſogar noch 'ne gute Seite abgewinnen. Solche Vorkommniſſe werden vielleicht in den leitenden Kreiſen nicht unbemerkt bleiben. Möglicherweiſe kommt man dort doch mal zu der Ueberzeugung, daß es ſo nicht mehr lange weiter gehen kann, daß etwas geſchehen muß, wenn unſre heimiſche Induſtrie nicht völlig zugrunde gehen ſoll.

Kittelhaus. Ja, woran liegt aber dieſer enorme Rückgang, ſagen Sie blos?

Dreißiger. Das Ausland hat ſich gegen uns durch Zölle verbarrikadirt. Dort ſind uns die beſten Märkte abgeſchnitten und im Inland müſſen wir ebenfalls auf Tod und Leben concurriren, denn wir ſind preisgegeben, völlig preisgegeben.

Pfeifer (kommt athemlos und blaß hereingewankt). Herr Dreißicher, Herr Dreißicher!

Dreißiger (bereits in der Salonthür, im Begriff zu gehen, wendet ſich geärgert). Nu, Pfeiffer, was giebt's ſchon wieder?

Pfeiffer. Nee ... nee ... nu laßt mich zufriede!

Dreißiger. Was is denn nu los?

Kittelhaus. Sie machen ein ja Angſt, reden Sie doch.

Pfeiffer (immer noch nicht bei ſich). Na, da lußt mich zufriede! nee ſo was! nee ſo was aber och! Die Obrichkeit .... na, den wird's gutt gehn.

Dreißiger. In's Teufels Namen, was is Ihnen denn ſo in die Glieder geſchlagen. Hat Jemand den Hals gebrochen?

Pfeiffer (halb weinend, vor Angſt ſchreit heraus). Se han a Jäger Moritz befreit, a Verwalter gepriegelt und fortgejat, a Schandarm gepriegelt und fortgejat. Ohne Helm ... a Sabel zerbrocha ... nee, nee!

Dreißiger. Pfeifer, Sie ſind wohl übergeſchnappt.

Kittelhaus. Das wäre ja Revolution.

Pfeifer (auf einem Stuhl ſitzend, am ganzen Leibe zitternd, wimmernd). Herr Dreißicher, 's werd ernſt! Herr Dreißicher, 's werd ernſt!

Dreißiger. Na, dann kann mir aber die ganze Polizei . . .

Pfeiffer. Herr Dreißicher, 's werd ernſt!

Dreißiger. Ach, halten Sie's Maul, Pfeiffer! Zum Donnerwetter!

Frau Dreißiger (mit der Paſtorin aus dem Salon). Ach, das iſt aber wirklich empörend, Wilhem. Der ganze ſchöne Abend wird uns verdorben. Nu haſt Du's, nu will de Frau Paſtern am liebſten zu Hauſe gehn.

Kittelhaus. Liebe, gnädige Frau Dreißiger, es iſt doch vielleicht heute wirklich das beſte...

Frau Dreißiger. Aber Wilhem, Du ſollteſt doch auch mal gründlich dazwiſchen fahren.

Dreißiger. Geh Du doch und ſags 'n! Geh Du doch! Geh Du doch! (Vor dem Paſtor ſtillſtehend, unvermittelt.) Bin ich denn ein Tyrann? Bin ich denn ein Menſchenſchinder?

Kutſcher Johann (kommt). Gnädge Frau, ich ha de Färde d'rweile ageſchirrt. A Jorgel und's Carlchen hat d'r Herr Cannedate ſchon ei a Wagen geſetzt. Kimmt's gar ſchlimm, do fahr m'r luus.

Frau Dreißiger. Ja, was ſoll denn ſchlimm kommen.

Johann. Nu iich weeß halt au ni. Iich meen halt aſu! 's wern haſt immer meeh Leute. Se han halt doch a Verwalter mit ſammſt 'n Schandarme furtgejat.

Pfeifer. 'S werd ernſt, Herr Dreißiger! 's werd ernſt!

Frau Dreißiger (mit ſteigender Angſt). Ja, was ſoll denn werden? — Was wollen die Leute? — Se könn' uns doch nich iberfallen, Johann?

Johann. Frau Madame, 's ſein ride Hunde drunter.

Pfeifer. 'S werd Ernſt, bitt'rer Ernſt.

Dreißiger. Maul halten, Eſel! Sind die Thüren verrammelt.

Kittelhaus. Thun Sie mir den Geſallen ... Thun Sie mir den Geſallen ... Ich habe einen Entſchluß geſaßt ... Thun Sie mir den Geſallen ... (Zu Johann.) Was verlangen denn die Leute?

Johann (verlegen). Meeh Lohn wulln ſe halt han, die tumma Luder.

Kittelhaus. Gut, ſchön! — Ich werde hinausgehen und meine Pflicht thun. Ich werde mit den Leuten mal ernſtlich reden.

Johann. Herr Paſter, Herr Paſter! das laſſen ſe ock unterwäjens. Hie iis jedes Woort imſuſte.

Kittelhaus. Lieber Herr Dreißiger, noch ein Wörtchen. Ich möchte Sie bitten: ſtellen Sie Leute hinter die Thür, und laſſen Sie ſogleich hinter mir abſchließen.

Frau Kittelhaus. Ach, willſt Du das wirklich, Joſeph?

Kittelhaus. Ich will es. Ich will es. Ich weiß, was ich thue. Hab' keine Sorge, der Herr wird mich ſchützen.

Frau Kittelhaus (drückt ihm die Hand, tritt zurück und wiſcht ſich Thränen aus den Augen).

Kittelhaus (indeß von unten herauf ununterbrochen das dumpfe Geräuſch einer großen, verſammelten Menſchenmenge heraufdringt). Ich werde mich ſtellen ... Ich werde mich ſtellen, als ob ich ruhig nach Hauſe ginge. Ich will doch ſehen, ob mein geiſtliches Amt ... ob ich nicht mehr ſo viel Reſpekt genieße bei dieſen Leuten ... Ich will doch ſehen ... (Er nimmt Hut und Stock.) Vorwärts alſo, in Gottes Namen. (Ab, begleitet von Dreißiger, Pfeifer und Johann.)

Frau Kittelhaus. Liebe Frau Dreißiger, (ſie bricht in Thränen aus und umhalſt ſie) wenn ihm nur nicht ein Unglück zuſtößt!

Frau Dreißiger (wie abweſend). Ich weeß garni, Frau

Paſtern, mir is a ſo... Ich weeß garni, wie mir zu mutte is. So was kann doch reen garni menſchenmeeglich ſein. Wenn das a ſo is ... das is ja grade, als wie wenn's Reichthum a Verbrechen wär. Sehn's ock, wenn mir das hätte Jemand geſagt, ich weeß garni, Frau Paſtern, am ende wär ich lieber in mein' kleenlichen Verhältniſſen drinne geblieben.

Frau Kittelhaus. Liebe Frau Dreißiger, es giebt in allen Verhältniſſen Enttäuſchungen und Aerger genug.

Frau Dreißiger. Nu freilich, nu freilich, das denk ich mir doch och ebens. Und das mir mehr haben, als andere Leute ... nu Jes's, mir haben's doch och nich geſtohlen. 'S is doch Heller fer Fennig uf rechtlichem Wege erworben. So was kann doch reen garni meeglich ſein, daß die Leute iber een herfallen. Is denn mein Mann ſchuld, wenn's Geſchäfte ſchlecht geht? (Von unten herauf dringt tumultuariſches Gebrüll. Während die beiden Frauen noch bleich und erſchrocken einander anblicken, ſtürzt Dreißiger herein.)

Dreißiger. Roſa, wirf Dir 'was über und ſpring in den Wagen, ich komme gleich nach! (Er ſtürzt nach dem Geldſchrank, ſchließt ihn auf und entnimmt ihm verſchiedene Werthſachen.)

Johann (kommt). Alls bereit. Aber nu ſchnell, eebs Hingerthor vund beſetzt iis.

Frau Dreißiger (in paniſchem Schrecken den Kutſcher umhalſend). Johann, liebſter, beſter Johann! Rett' uns, aller aller allerbeſter Johann! Rette meine Jungen, ach, ach ...

Dreißiger. Sei doch vernünftig! Laß doch den Johann los.

Johann. Madame, Madame! Sein 's ock ganz geruhich. Unſe Rappa ſein gutt imſtande, die hullt kenner ei, war de ni beiſeite giht, werd ibergefahrn. (Ab.)

Frau Kittelhaus (In rathloſer Angſt). Aber mein Mann? Aber ... aber mein Mann? Aber, Herr Dreißiger, mein Mann?

Dreißiger. Frau Paſter, Frau Paſter, er is ja geſund. Beruhigen Sie ſich doch nur, er is ja geſund.

Frau Kittelhaus. Es iſt ihm 'was Schlimmes zugeſtoßen. Sie ſagen's blos nich, Sie ſagen's blos nich.

Dreißiger. O laſſen Sie's gut ſein, die werden's bereun. Ich weiß ganz genau, weſſen Hände dabei waren. Eine ſo namenloſe, ſchamloſe Frechheit bleibt nich ungeroch'n. Eine Gemeinde, die ihren Seelſorger mißhandelt, pfui Teufel! Tolle Hunde, nichts weiter, toll gewordene Beſtien, die man demgemäß behandeln wird. (Zu Frau Dreißiger, die wie betäubt daſteht.) Nu ſo geh' doch und rühr' Dich! (Man hört ſchlagen gegen die Hausthür.) Hörſt Du denn nich, das Geſindel iſt wahnſinnig geworden. (Man hört Klimpern von zerbrechenden Scheiben, die im Parterre eingeworfen werden.) Das Geſindel hat den Sonnenkoller. Da bleibt nichts übrig, wir müſſen machen, daß wir fortkommen.

(Man hört vereint rufen: „Expedient Feiſer ſull rauskumma!" — Expedient Feiſer ſull rauskumma!")

Frau Dreißiger. Feiſer, Feiſer, ſie wollen Feiſer raushaben.

Pfeifer (ſtürzt herein). Herr Dreißicher, am Hingerthor ſtehn o ſchunn Leute. De Hausthir hält keene drei Minuten mehr. D'r Wittichſchmied haut mit an Färbeeimer druf nei wie a Unſinnicher. (Von unten Gebrüll lauter und deutlicher: „Expedient Feiſer ſull rauskumma! — Expedient Feiſer ſull rauskumma!")

Fr. Dreißiger (rennt davon, wie gejagt; ihr nach Frau Kittelhaus. Beide ab).

Pfeifer (horcht auf, wechſelt die Farbe, verſteht den Ruf und iſt im nächſten Moment von wahnſinniger Angſt erfaßt. Das folgende weint, wimmert, bettelt, winſelt er in raſender Schnelligkeit durcheinander. Dabei überhäuft er Dreißiger mit kindiſchen Liebkoſungen, ſtreichelt ihm Wangen und Arme, küßt ſeine Hände und umklammert ihn ſchließlich, wie ein Ertrinkender, ihn dadurch hemmend und feſſelnd und nicht von ihm loslaſſend). Ach liebſter, ſcheenſter, allergnädigſter Herr Dreißicher, laſſen ſe mich nich zuricke, ich hab ihn immer treu gedient: ich hab och de Leute immer gutt behandelt. Meeh Lohn, wie feſtgeſetzt war, kunt ich'n doch nich geben. Verlaſſen ſe mich nich, ſe machen mich kalt. Wenn ſe mich finden, ſchlagen ſe mich todt. Ach Gott im Himmel, ach Gott im Himmel! Meine Frau, meine Kinder . . .

Dreißiger (indem er abgeht, vergeblich bemüht, ſich von Pfeifer loszumachen). Laſſen Sie mich doch wenigſtens los, Menſch! Das wird ſich ja finden; das wird ſich ja alles finden. (Ab mit Pfeifer.)

(Einige Secunden bleibt der Raum leer. Im Salon zerklirren Fenſter. Ein ſtarker Krach durchſchallt das Haus; hierauf brauſendes Hurrah! danach Stille. Einige Secunden vergehen, dann hört man leiſes und vorſichtiges Trappen die Stufen zum erſten Stock empor, dazu nüchterne und ſchüchterne Ausrufe: „links!“ „nuba nuff!“ „pſcht!“ „tuje! tuje!“ „ſchipp ock ni!„ „hilf ſcherja!“ „praatz, ha ich a Ding!“ „macht furt ihr Werjebänder!“ „mir gühn zur Huxt!“ „gih Du nei!“ „o gih Du!“

(Es erſcheinen nun junge Weber und Webermädchen in der Flurthür, die nicht wagen einzutreten, und eines das andere hereinzuſtoßen ſuchen. Nach einigen Secunden iſt die Schüchternheit überwunden, und die ärmlichen, mageren, theils kränklichen, zerlumpten oder geflickten Geſtalten vertheilen ſich in Dreißigers Zimmer und im Salon, alles zunächſt neugierig und ſcheu betrachtend, dann betaſtend. Mädchen verſuchen die Sofas, es bilden ſich Gruppen, die ihr Bild im Spiegel bewundern. Es ſteigen einzelne auf Stühle, um die Bilder zu betrachten und herabzunehmen, und inzwiſchen ſtrömen immer neue Jammergeſtalten vom Flur herein.)

Erſter alter Weber (kommt). Nee, nee, do lußt mich aber doch zufriede! Dunda do fanga ſe gar ſchunn a und richta an Sache zugrunde. Nu die Tollheet! Do is doch kee Sinn und kee Verſtand o ni dinne. Ins Ende wird das no gar für a büſe Ding. Warde hie an hella Koop behellt, dar macht ni miite. Ich war müch ein Obacht nahma und war müch a ſujchta Untoota betheilicha.

(Jäger, Bäcker, Wittich mit einem hölzernen Eimer, Baumert und eine Anzahl junger und alter Weber kommen, wie auf der Jagd nach etwas hereingeſtürmt, mit heiſeren Stimmen durcheinander rufend.)

Jäger. Wu iis a hie?

Bäcker. Wu iis dar Menſchaſchinder?

Baumert. Kinn mir Gras fraſſa, friß du Sägeſpäne.

Wittich. Wenn m'rn kriecha, knippa mer'n uuf.

Erſter junger Weber. Mir nahma'n bei a Benn und ſchmeißa'n zum Fanſter naus, uff de Steene. das ar baal ſer immer liecha bleit.

Zweiter junger Weber (kommt). A iis furt über alle Barche.

Alle. War denn?

Zweiter junger Weber. Dreißicher.

Bäcker. Feiſer o?

Stimmen. Sicht Feiſern! ſicht Feiſern!

Baumert. Such, ſuch Feiſerla, s' iis a Waberſchmann auszuhingern. (Gelächter.)

Jäger. Wenn merſch o ni kriecha, das Dreißicherviehch..., arm ſool a warn.

Baumert. Arm ſool a warn, wie ane Kerchamaus. Arm ſool a warn: (Alle ſtürmen in der Abſicht zu demoliren auf die Salonthüre zu.)

Bäcker (der voraneilt, macht eine Wendung und hält die Anderen auf.) Halt, hiert uuf miich! Sei mer hie fartich, do fang m'r irſcht recht a. Vu hie aus gih m'er no d'r Biele niber, zu Dittricha, dar de di mechaniſcha Wabſtihle hoot. Das ganze Aelende kimmt vo a Fabrika.

Der alte Anſorge (kommt vom Flur herein. Nachdem er einige Schritte gemacht, bleibt er ſtehen, ſieht ſich ungläubig um, ſchüttelt den Kopf, ſchlägt ſich vor die Stirn und ſagt). War biin iich? D'r Waber Anton Anſorge. Js a verruckt geworn, Anſorge? 'S iis wahr, miit mir dreht ſich's im's Kreisla rim wie an Bremſe. Was macht a hier? Was a luſtig iis, werd a wull macha. Wu iis a hier, Anſorge? (Er ſchlägt ſich wiederholt vor den Kopf.) Jch bin ni geſcheut! Jich ſtih ſer niicht. Jch biin ni recht richtig. Gitt weg, gitt weg! Gitt weg, Jhr Rebeller! Kupp weg, Beene weg, Hände weg. Nimmſt du m'r mei Häusla, nahm ich d'r dei Häusla. Jmmer druuf! (Mit Geheul ab in den Salon. Die Anweſenden folgen ihm mit Gejohl und Gelächter.)

Ende des vierten Aktes.

Fünfter Akt.

Perſonen des fünften Aktes.

Bäcker.
Moritz Jäger.
Der alte Baumert.
Wittich.
Hornig.
Der alte Hilſe, Weber.
Seine Frau.
Gottlieb, ſein Sohn.
Luiſe, deſſen Frau.
Schmidt, Chirurgus.
Junge und alte Weber und Weberfrauen.

(Langen-Bielau. — Das Weberſtübchen des alten Hilſe. Links ein Fenſterchen, davor ein Webſtuhl, rechts ein Bett, dicht daran gerückt ein Tiſch. Im Winkel rechts der Ofen mit Bank. Um den Tiſch, auf Ritſche, Bettkante und Holzſchemel ſitzend: der alte Hilſe, ſeine ebenfalls alte, blinde und faſt taube Frau, ſein Sohn Gottlieb und deſſen Frau Luiſe, bei der Morgenandacht. Ein Spulrad mit Garnwinde ſteht zwiſchen Tiſch und Webſtuhl. Auf den gebräunten Deckbalken iſt allerhand altes Spinn-, Spul- und Webegeräth untergebracht. Lange Garnſträhne hängen herunter. Vielerlei Kram liegt überall im Zimmer umher. Der ſehr enge, niedrige und flache Raum hat eine Thür nach dem „Hauſe" in der Hinterwand. Dieſer Thür gegenüber im „Hauſe" ſteht eine andere Thür offen, die den Einblick gewährt in ein zweites, dem erſten ähnliches Weberſtübchen. Das Haus iſt mit Steinen gepflaſtert, hat ſchadhaften Putz und eine baufällige Holztreppe hinauf zur Dachwohnung. Ein Waſchfaß auf einem Schemel iſt theilweiſe ſichtbar; ärmlichſte Wäſcheſtücke, Hausrath armer Leute ſteht und liegt durcheinander. Das Licht fällt von der linken Seite in alle drei Räumlichkeiten.)

Der alte Hilſe (ein bärtiger, ſtarkknochiger, aber nun von Alter, Arbeit, Krankheit und Strapazen gebeugter und verfallener Mann. Veteran, einarmig. Er iſt ſpitznaſig von fahler Geſichtsfarbe, zittrig, ſcheinbar nur Haut, Knochen und Sehne und hat die tiefliegenden, charakteriſtiſchen, gleichſam wunden Webeaugen. — Nachdem er ſich mit Sohn und Schwiegertochter erhoben, betet er:) Du lieber Herrgoot, mir kinn Dir gar nee genung Dank bezeicha, das Du ins au dieſe Nacht ei denner Gnade und Gitte ... und huſt Dich inſer erbarmt. Das mir au dieſe Nacht ni han ken'n Schada genumma. „Herr Deine Gitte reicht ſo weit", und mir ſein arme, büſe ſindhaſte Menſchakinder, ni waart, daß dei Fuuß ins zertritt, a ſu ſindhaſtich und ganz verderbt ſein mir. Aber Du lieber Vater willſt ins aſahn und anahma im Deines teuren Sohnes inſes Herrn un Heilands Jeſus Chriſtus willen. „Jeſu Blutt und Gerechtigkeit, das iis mein Schmuck und Ehrenkleid.“ Und wenn au miir, und mer wern manchmol kleemittich under Denner Zuchtrutte — wenn, und der Uwa d'r Leutrung und brennt gar zu rasnich heeß — do rechs ins ni zu huch a, vergieb ins inſe Schuld. Gibb ins Geduld, himmliſcher Vater, daß mir nach dieſem Leeden und wern theelhoftig Deiner ewiga Sälichkeet, amen.

Mutter Hilſe (welche vorgebeugt mit Anſtrengung gelauſcht hat, weinend). Nee, Vaterla, Du machſt a zu a ſchii Gebaate machſt' Du immer.

(Luiſe begiebt ſich an's Waſchfaß, Gottlieb in's gegenüberliegende Zimmer.)

Der alte Hilſe. Wu iis denn's Maadel?

Luiſe. Nüber no Biterſchwaal — zu Dreißichern. Se hoot wieder a par Strähne verſpult nächt'n Obend.

Der alte Hilſe (ſehr laut ſprechend). Na, Mutter, nu waar iich D'r'ſch Radla brenga.

Mutter Hilſe. Nu brängs, brängs, Aaler.

Der alte Hilſe (das Spulrad vor ſie hinſtellend). Sieh ock, iich welt D'r'ſch ju zu gerne abnahma. . .

Mutter Hilſe. Nee . . nee . . was thät ock iich afanga mit dar viela Zeit!?

Der alte Hilſe. Ich war D'r de Finger a wing abwiſcha, das nee ernt's Garn und werd ſettich — hirſcht (Er wiſcht ihr mit einem Lappen die Hände ab.)

Luiſe (vom Waſchfaß). Wu hätt' mir ock Fettes gaſſa!?

Der alte Hilſe. Homm mer kee Fett's, aſſ me'rſch Bruut treuche — homm mer kee Bruut, aſſ mer Kartuffeln — homm mer keene Kartuffeln au ni, do aſſ mer rockne Kleee.

Luiſe (haſtig). Und homm mer kee Schwarzmahl, do macha mer'ſch wie Wenglerſch dunda, do ſah m'r dernooch, wuu d'r Schinder a verreckt' Fard hoot verſchorrt, das graba m'r aus, und do laba mer a mol a par Wucha vo Luder —: a ſu mach mer'ſch! niwohr?

Gottlieb (aus dem Hinterzimmer). Was Geier huſt Du ſer a Geſchwutze!?

Der alte Hilſe. Du ſellſt Dich meh virſahn miit gottloſa Räda! (Er begiebt ſich an den Webſtuhl, ruft). Wullſt m'r ni halfa, Gootlieb — 's ſein ock a par Fadla z'um Dorchziehn.

Luiſe (vom Waſchfaß aus). Gootlieb, ſullſt Vatern zureecha.

(Gottlieb kommt. Der Alte und ſein Sohn beginnen nun die mühſame Arbeit des „Kammſtechen“: Fäden der Werfte werden durch die Augen der Kämme oder Schäfte am Webſtuhl gezogen. Kaum haben ſie begonnen, ſo erſcheint im „Hauſe“ Hornig.

Hornig (in der Stubenthür). Viel Glick zum Handwerk!

Der alte Hilſe und Sohn. Schiin Dank, Hornich! Nu ſa amol, wenn ſchläfſt Du d'n eenklich? Bei Tage gihſt uf a Handel, ei dr Nacht ſtihſt de uf Wache.

Hornig. Ich ha doch gar kenn Schloſ nimeh!....?

Luiſe. Willkommen, Hornich!

Der alte Hilſe. Na was brängſt Du Gudes?

Hornig. Schiine Neuichkeeten, Meeſter. De Piterſchwaaler han amool an Teiwel riskirt und han a Fabrekant Dreißicher mit ſamſt der ganza Familche zum Luche naus gejat.

Anna (mit Spuren von Erregung). Hornich leucht wieder amol ei a hella Murja nei.

Hornich. Dasmol ni Jungefrau! dasmol ni. — Schiine Kinderſcherzla hätt' iich ein Waanla. Nee nee iich ſa reene Warheet. Se honn a heilich furtgejat. Geſten Oobend iis a no Reechenbach kumma. Na Gott zu Dir! Do han'ſ'a doch ni irſcht amool wullt behaaln, — aus Forcht ver a Wabern, — do hoot a doch plutze wieder furtgemußt uuf Schweinz nei —

Der alte Hilſe (Er nimmt Fäden der Werfte vorſichtig auf und bringt ſie in die Nähe des Kammes, durch deſſen eines Auge der Sohn von der anderen Seite mit einem Drahthäkchen greift, um die Fäden hindurchzuziehen.) Nu huſt' aber Zeit, das 't uufhirſcht, Hornich!

Hornig. Ich wil ni miit heela Knucha vo d'r Stelle gihn. Nee, nee, das wiß ju baal jedes Kind.

Der alte Hilſe. Nu ſa amool, biin iich nu verwerrt, aber biſt Du verwerrt.

Hornig. Nu das heeßt. Was iich Dir d'rzahlt, ha, das iis a ſu wohr, wie Amen ei d'r Kerche; iich wälde ju niſcht ſan, wenn iich und iich hätt ni d'rbeine geſtanda, aber a ſu ha iichs doch geſahn. Miit eegna Oga, wie ich Diich hie ſahn thu, Gootlieb. Geteemlirt hann ſe'n Fabrikanta ſei Haus, unda vun Kaller uuf biis uba ruff under de Daachreiter. Aus a Koſchbern hann ſe's Porzlan geſchmiſſa — immer iberſch Daach nunder. Wie viel hundert Schoock Purcha liecha ock ei d'r Baache?! 'S Waſſer kan nimeh furt, kanſt's gleeba, 's kam immer iber a Rand riber gewellt, 's ſag urntlich ſchwiſelblo aus vu dann viela Indigo, dan ſe han aus a Fanſtern geſchutt. Die hummelbloa Stobwulka, die kama ock immer a ſu gepulwert. Nee, nee, durt han ſe ſchunn färchterlich geäſchert. Ni ock ernt eim Wohnhauſe.... Ei d'r Farberei ... uuf a Speichern ...! 'S Treppageländer zerſchlan, de Diela uufgeriſſa — Spiegel zertrimmert — Soofa, Seſſel, alls zerriſſa und zerſchliſſa, zerſchniita und zerſchmiſſa — zertrata und zerhackt — nee verpucht! — kanſt's gleeba, ſchlimmer wie eim Kriege.

Der alte Hilſe. Und das ſelda hichte Waber gewaſt ſein!? (Er ſchüttelt langſam und ungläubig den Kopf. An der Thür haben ſich neugierige Hausbewohner geſammelt).

Hornig. Nu, was denn ſuſter? Ich kennde ju alle mit Nama genenn. Ich fuhrt a Landroth dorch's Haus. Do ha iich ju miit viela geredt. Sie warn a ſu imgänglich, wie ſuſter. Se machta ihre Sache a ſu tuſe weg, aber ſe machta's grindlich. D'r Landroth redte miit viela. Do warn ſe a ſu teemittich wie ſuſter. Aber abhaln lißa ſe ſich ni. Die ſchinſta Mebelſticke, die worda zerhackt, eglganz wie ſerſch Luhn.

Der alte Hilſe. A Landroth hättſt Du dorchs Haus geſiehrt?

Hornig. Nu, iich war miich doch ni ſerchta. Ich biin doch bekannt bei da Leuta, wie a biiſe Greſchla. Ich ha doch miit keun niſcht. Iich ſiih doch miit alla gutt. A ſu gewiiß, wie iich Hornich heeße, a ſu wohr biin iich durchganga. Und er kinnt's treiſte gleeba – –: mir iis urntlich weech wurn hie rim – – und'n Landroth, dann ſag iich's wull au a – 's ging 'n nohnde genung. Denn warum? — Ma hirte au no ni amool a eenzichtes Woort, a ſu ſchweigſ'm ging's har. Urntlich feierlich ward een zu Mutie, wie die arma Hungerleider und nama amool ihre Rache — dohie.

Luiſe (mit ausbrechender, zitternder Erregung. Zugleich die Augen mit der Schürze reibend). A ſu iis ganz recht, a ſu muß kumma!

Stimmen der Hausbewohner. „Hie gäbs o Menſchaſchinder genung.“ „Do diiba wohnt glei enner.“ „Daar hoot vier Faare und ſechs Kutſchwahne eim Stalle und läßt ſeine Waber d'rſiire hingern.“

Der alte Hilſe (immer noch ungläubig.) Wie ſelde das a ſu rauskumma ſein, durt diiba?

Hornig. War wiß' nu!? War wiß' au!? Enner ſpricht a ſu, d'r andre a ſu.

Der alte Hilſe. Was ſprecha ſe denn?

Hornig. Na, Gott zu Dir, Dreißicher ſelde geſat hon: de Waber kenda ju Gras fraſſa, wenn ſe hingern täta. Ich wiß nu weiter ni.

(Bewegung auch unter den Hausbewohnern, die es einer dem andern unter Zeichen der Entrüſtung weiter erzählen.)

Der alte Hilſe. Nu hiir amool, Hornich. Du kennſt mer meinswächn ſan: Vater Hilſe, murne mußt Du ſtarba. Das kan ſchun meeglich ſein, werd' iich ſprecha — worim denn ni? — Du kennſt mer ſan: Vater Hilſe, murne beſicht Dich d'r Keenich vu Preiſſen — aber das Waber, Menſche wie iich und mei Suhn — und ſelda ſuchte Sacha han virgehat. Nimmermeehr! Nii und nimmer war iich das gleeba.

Mielchen (ſiebenjähriges, hübſches Mädchen, mit langen, offenen Flachshaaren, ein Körbchen am Arm, kommt hereingeſprungen. Der Mutter einen ſilbernen Eßlöffel entgegenhaltend). Mutterla, Mutterla! ſihch ock, was ich ha! Do ſullſt mer a Kleedla d'rfire keeſa.

Luiſe. Was kummſt 'n Du a ſu gejahdert, Madel? (Mit geſteigerter Aufregung und Spannung.) Was brengſt 'n do wieder geſchloppt, ſa amool. Du biſt ju ganz hinger a Oden kumma. Und de Feiſla ſein no eim Kirbla. Was ſool denn das heeßa, Madel?

Der alte Hilſe. Madel, wu huſt Du dann Leffel har?

Luiſe. Kan ſein, ſe hoot a gefunda.

Hornig. Seine zwee, drei Thaler iis dar gutt warth.

Der alte Hilſe (außer ſich). Naus, Madel! naus! Glei machſt das d' naus kimmſt. Werſcht Du glei fulcha, aber ſool iich an Prichel nahma?! Und dann Leffel träſt hie, wuſt' a haar huſt. Naus! Willſt Du ins olle miitſamma zu Dieba macha, hä? Dare, Dir war ich's mauſa austreiba (er ſucht etwas zum hauen).

Mielchen (ſich an der Mutter Röcke klammernd, weint). Gruußvaterla, hau mich nee — mer — han's — doch ge—gefunda. De — Spul . . . Spul — Kinder — hon — alle — welche.

Luiſe (zwiſchen Angſt und Spannung hervor ſtoßend). Nu doo ſiſt's doch, gefunda hoot ſi's. Wu huſt's denn gefunda?

Mielchen (ſchluchzend). Ei Piterſch — waal hom — meriſch ge—ſunda, ver Dreißicherſch — Hauſe.

Der alte Hilſe. Nu do hätt m'r ju de Beſchärung. Nu mach ader lang, ſuſter war ich d'r uuf a Trabb halſa.

Mutter Hilſe. Was giht denn vüür?

Hornig. Itz wiil iich dr was ſan, Vater Hilſe. Luß Gootlieba a Roock aziehn, a Leſſel nahma und uuf's Amt tran.

Der alte Hilſe. Gootlieb, ziech d'r a Roock a!

Gottlieb (ſchon im Anziehen begriffen, eifrig). Und do war iich uf de Kanzlei giihn und ſprecha: ſe ſelda's ni ibel nahma, a ſu a Kind hätte halt doch no ne a ju's Verſtändniß dervoone. Und doo brächt iich da Leſſel. Hier uuf zu ſlern Madel!

(Das weinende Kind wird von der Mutter in's Hinterzimmer gebracht, deſſen Thür ſie ſchließt. Sie ſelbſt kommt zurück.)

Hornig. Seine drei Thaler kan dar gutt warth han.

Gottlieb. Gieb ock a Tichla, Anna, daß a nee zu Schada kimmt. Nee nee, a ſu, a ſu a teuer Dingla (er hat Thränen in den Augen, während er den Löffel einwickelt.)

Luiſe. Wenn mir a hätta, kennt mer viele Wucha laba.

Der alte Hilſe. Mach, mach, feder Dich! Feder Dich a ſu ſihr, wie de kannſt! Das wär a ju was! Das fahlt' mer noo grade. Mach, das mer da Satansleſſel vum Halſe kriecha.

(Gottlieb ab mit dem Löffel.)

Hornig. Na nu war iich au ſahn, das ich wetter kumme. (Er geht, unterhält ſich im Haus noch einige Sekunden, dann ab.)

Chirurgus Schmidt (ein queckſilbriges, kugliches Männchen mit weinrothem, pfiffigem Geſicht kommt in's Haus). Gu'n morgen, Leute! Na, das ſind m'r ſcheene Geſchichten. Kommt mir nur! (Mit dem Finger drohend.) Ihr habt's dick hinter'n Ohren. (In der Stubenthür, ohne herein zu kommen.) Gu'n morgen, Vater

Hilſe! (Zu einer Frau im Hauſe.) Nu Mutterle, wie ſteht's midn Reißen? Beſſer, wie? Na ſäht ihr woll. Vater Hilſe, ich muß doch och mal ſchaun, wie's bei Euch ausſieht. Was Teuwel, is denn dem Mutterle?

Luiſe. Herr Ducter, de Lichtoodern ſein er vertreucht, ſe ſitt gar gar niſcht meh.

Chirurgus Schmidt. Das macht der Staub und das Weben bei Licht. Na ſagt amal, kennt ihr Euch dariber 'n Verſch machen? Ganz Peterſchwaldau is ja auf'n Beinen hierriber. Ich ſetz mich heut frieh in meinen Wagen, denke niſcht ibels, nicht mit einer Faſer. Höre da förmlich Wunderdinge. Was in drei Teiwels Namen iſt denn in die Menſchen gefahren, Hilſe? Wuthen da wie ein Rudel Welſe. Machen Revolution, Rebellion; werden renitent, plündern und marodiren ... Mielchen! wo iß denn Mielchen? (Mielchen, noch roth vom Weinen, wird von der Mutter herein geſchoben.) Da, Mielchen, greif mal in meine Rockſchöße. (Mielchen thut es.) Die Fefferniſe ſind Deine. Na, na; nich alle auf einmal. Schwernotsmädel! Erſt ſingen! Fuchs du haſt die ... na? Fuchs du haſt die ... Gans ... Wart nur Du, was Du gemacht haſt: Du haſt ja die Sperlinge uf'n Pfarrzaune Stengelſcheißer genannt. Die haben's angezeigt bei'm Herr Kanter. Na nu ſag blos ein Menſch. An finfzehnhundert Menſchen ſind auf der Achſe. (Fernes Glockenläuten.) Hört mal: — in Reichenbach leuten ſie Sturm. Finfzehnhundert Menſchen. Der reine Weltuntergang. Unheimlich!

Der alte Hilſe. Do kumma ſi werklich hieriber no Bielau?

Chirurgus Schmidt. Nu freilich, freilich, ich bin ja durchgefahren. Mitten durch a ganzen Schwarm. Am liebſten wär ich abgeſtiegen und hätte glei jed'm a Pilwerle gegeben. Da trottelt eener hinter'm andern her, wie's graue Elend und verſiiren ein Geſinge, daß een fermlich a Magen umwendt, daß een richtig zu wirchen anfängt. Mei Friedrich uf'm Bocke, der hat genatſcht wie a alt Weib. Mir mußten uns glei d'rhinter her 'n tichtichen Bittern koſen. Ich mechte kee Fabrikante ſein, und wenn ich gleich uf Gummirädern fahr'n kennte. (Fernes Singen.) Horcht mal! Wie wenn man mit a Knecheln 'n alten, zerſprungenen Bunzeltopp bearbeitt. Kinder, das dauert nich fünf Minuten, da hammerſche hier. Adje Leute. Macht keene Tummheiten. Militär kommt gleich dahinter her. Bleibt bei Verſtande. Die Peterswaldauer ham a Verſtand verloren. (Nahes Glockenläuten.) Himmel nu fangen unſere Glocken auch noch an, da müſſen ja die Leute vont ganz verrikt werd'n. (Ab in den Oberſtock.)

Gottlieb (kommt wieder. Noch im „Hauſe“ mit fliegendem Athem) Ich ha ſe geſahn, ich ha ſe geſahn. (Zu einer Frau im „Hauſe“.) ~~Se ſein do, Muhme, ſe ſein do~~! (In der Thür.) Se ſein do, Vater, ſe ſein do! Se hon Bunnſtanga und Stichliche und Hacka. Se ſtihn ſchunn bei'm äberſchta Dittriche und macha Randal. Se kriicha glee Geld ausgezahlt. O jes's, was werd ock no waarn dohie? Ich ſah ni hii. A ſu viel Leute, nee a ſu viel Leute! Wenn die irſcht, und nahma an Alauf — o verpucht, o verpucht! do ſein inſe Fabrikanta o bloo dra.

Der alte Hilſe. Was biſt'n a ſu gelauſa. Du werſcht a ſu lange jächa, biſte werſcht wieder amool dei aales Leida han, biſte werſcht wieder amool uuf'n Ricka licha und im dich ſchlan.

Gottlieb (halb und bald freudig erregt). Nu ich mußte doch lauſa, ſuſter hätta die mich ſu feſte gehaln. Se prillta ſu ſchun alle: ich ſelde de Hand au hierecka. Pat' Baumert war o dr'beine. Dar meent' iber mich, hull d'r au an Finfbihmer, du biſt o a armer Hungerleider. A ſate gar: ſa du's denn Vater.... Jich ſeld's ihn ſahn, Vater, ſe ſelda kumma und ſelda miit halſa a Fabrikanta de Schindrei heemzahlu. (Mit Leidenſchaft.) 's käma jitzt andre Zeita, meent' a. Jitzt thät a ganz andre Ding warn miit ins Wabern. M'r ſelda alle kumma und's miithalſa dorchſetza. Mir welda alle itzt o inſe Halbſindla Fleeſch zum Sunntiche han, und a alla heiliga Taga amool an Bluttwurſcht und Kraut. Das thät jitzt alls a ganz andre Geſichte kriicha, meenta iber miich.

Der alte Hilſe (mit unterdrückter Entrüſtung). Und das wiil dei Pate ſein?! Und heeßt diich a an ſujta ſträflicha Werke miit theelnahma?! Luß du diich nee ei ſujte Sacha ei, Gootlieb. Do hoot d'r Teiſel ſeine Hand im Spiele. Das iis Satansarbeit, was die macha.

Luiſe (übermannt von leidenſchaftlicher Aufregung, heftig). Ju, ju, Gootlieb, kaſſer du dich hinger a Uwa ei de Helle, niim d'r an Koochleffel ei de Hand und a Schißſerla Buttermilch uuf de Knie, ziech d'r a Reckla a und ſpriich Gebaatla a, ſu biſt'n Vater recht. — Und das wiil a Man ſein?

(Lachen der Leute im „Hauſe“.)

5,0.

Der alte Hilſe (bebend mit unterdrückter Wuth). Und du willſt an richt'che Frau ſein, hä? Do war ich drſch amool urntlich ſan. Du willſt an Mutter ſein und huſt a ſu a meſchantes Maulwerk dohie. Du willſt de'nn Madel Lihrn gahn und hetzt den'n Man uuf zu Verbrecha und Ruchloſichkeeta?!

Luiſe (maßlos). Müt eura bigotta Räda .... dodervone do iis mer o no ni amool a Kind ſat geworn. Derwegen han ſe gelahn, alle viere ei Unfloot und Lumpa. Do wurd no ni amool a enzichte Winderla treuche. Jich wiil an Mutter ſein, daß wißt! und derwegen, daß wißt, winſch ich a Fabrikanta de Helle und de Peſt ei a Racha nei. Jich biin ebens an Mutter. — Drhält ma wull a ſu a Wärmla?! Ich ha meh geflennt wie Oden gehult, vo dann Auchablicke a, wu a ſu a Hiperla uuf de Welt kam, bis d'r Tuut und drbarmte ſiich drüber. Ihr hat euch an Teiwel geſchiirt. Ihr hatt gebatt und geſunga, und iich ha m'r de Fiiſſe bluttich gelauſa nooch an eenzichta Reegla Puttermilch. Wie viel hundert Nächte ha ich mer a Kupp zerklaubt, wie iich ock und iich kende a ſu a Kindla ock a eenzich mol im a Kerchhoof rimpaſcha. Was hoot a ſu a Kindla verbrocha, hä? und muß a ſu a elendiglichesEnde naahma — und düba bei Dittricha, do wern ſe ei Wein gebadt und mit Milch gewaſcha. Nee, nee! wenn's hie lusgiht — ni zahn Faare ſulln miich zuricke haaln. Und das ſa iich: ſterma ſe Dittrichas Gebäude — iich biin de Irſchte — und Gnade jeden dar miich wiil abhaaln. — Ich has a ſat, a ſu viel ſtiht ſeſte.

Der alte Hilſe. Du biſt gar verfalln, dir iis ni zu halſa.

Luiſe (in Raſerei). Euch iis nee zu halfa. Lappärſche ſeid ihr. Haderlumpe aber keene Manne. Gattſchliche zum aſeecha. Weechquorggeſichter, dide ſer Kinderklappern reißaus nahma. Karle, die dreimool „ſchiin dank“ ſan ſer an Tracht Prügel. Euch han ſe de Dodern a ſu laar gemacht, das der ni amool meh kint ruut alauſa ein Geſichte. An Peitſche ſelt ma nahma und euch a Kriin eilbleun ei eure ſaula Knucha. (Schnell ab.)

(Verlegenheitspauſe.)

Mutter Hilſe. Was iis denn miit Lisla'n, Vater?

Der alte Hilſe. Niſchte, Mutterla. Was ſool denn ſein?!

Mutter Hilſe. Sa amool, Vaterla, macht mirſch bluſſich a ſu was viir, aber leuta de Glocka?

Der alte Hilſe. Se wern enn begraba, Mutterla.

Mutter Hilſe. Und miit mir wiils halt immer noo kee Ende nahma. Worim ſtarb iich ock gar nee, Man?

(Pauſe.)

Der alte Hilſe (läßt die Arbeit liegen, richtet ſich auf, mit Feierlichkeit). Gootlieb! — Dei Weib hoot ins a ſune Sacha geſat. Gootlieb, ſiehſch amool haar! (Er entblößt ſeine Bruſt.) Dohie ſaß a Ding, a ſu gruß wie a Fingerhutt. Und wu iich men'n Arm ha geluſſa, das wiß d'r Keenich. De Mäuſe hom mer'n ni abgefraſſa. (Er geht hin und her.) Dei Weib — a die duchte noo gar kee Menſch, do ha iich ſchunn mei Blutt quartweiſe verſch Vaterland verſpritzt. Und deshalba mag ſe plerrn, a ſu viel wie ſe Luſt hoot. — Das ſool mir recht ſein. Das iis mir Schißkojenne. — Ferchta? Ich und miich ferchta? Vor was denn ferchta, ſa m'r a eenzichte mool. Vu da Par Suldata, die de verleicht und kumma hinger a Rebellern har? O Jekerla! wärſch doch! Das wär halb ſchlimm. Nee, nee, wenn iich ſchunn a wing murſch biin uf a Ricka droot. — Wenn's druuf akimmt, ha ich Knucha wie Hellwenbeen. Do nahm iich's ſchunt no uuf miit a par lumpichta Bajonettern. — Na und wenn's gar ſchlimm käm!? O viel zu gerne, viel zu gerne thät iich Feirobend macha. Zum Starba ließ iich miich gewiiß ni lange bitta. Lieber heut wie murne. Nee, nee. Und's wär o gar! denn was verläßt ee's denn? Dann aala Marterkaſta werd ma doch ni ernt beweina? Das Heſſla Himmelsangſt und Schinderei do, das ma Laba nennt, das liß ma gerne genung eim Stiche — Ader dann, Gootlieb! dann kimmt was — und wenn ma ſich das au no veſcherzt — dernort iiß vunt ganz alle.

Gottlieb. War wiß, was kimmt, wenn ees tut iis? Geſahn hoots kenner.

Der alte Hilſe. Ich ſa d'rſch, Gootlieb! zweifle ni a dann Enzichta, was mir arma Menſche han.

Ver was hätt iich denn hie geſaſſa — und Schemmel getrata uf Murd verzich und meh Johr? und hätte miich zugeſahn, wie daar durt düba ei Hoffart und Schwelgerei labt — und Guld macht aus men'n Hunger und Kummer. Ver was denn? Weil iich an Hoffnung ha. Ich ha was ei aller dar Nuth. (Durch's Fenſter weiſend.) Du huſt hie deine Parte — iich düba ei jenner Welt: das ha iich gedudt. Und iich luß miich virteeln — iich ha an'n Gewißheet. Es iſt uns verheißen. Gericht werd gehalten: ader nich mir ſein Richter, ſundern: mein iis die Racha, ſpricht dr Herr, inſe Gott.

Eine Stimme (durchs Fenſter). Waber raus!

Der alte Hiſe. — Ver mir — macht was dr luſtich ſeid. (Er ſteigt in den Webſtuhl.) Miich werd'r wull miſſa dinne loon.

Gottlieb (nach kurzem Kampf). Iich war gihn und war arbta. Maag kumma, was wiil. (Ab. Man hört das Weberlied, vielhundertſtimmig und in nächſter Nähe geſungen: es klingt wie ein dumpfes monotones Wehklagen.)

Stimmen der Hausbewohner (im „Hauſe".) „O jemerſch, jemerſch, nu kumma ſe ader wie de Domſa." — „Wu ſein ock die viela Waber har?" — „Schipp ock ni, iich wiil oo was ſahn." — „Nu ſiehch ock die lange Latte, die de vurna weg giht." — „Ach! ach! nu kumma ſe knippeldicke!"

Hornig (tritt unter die Leute im „Hauſe"). Gell, das iis amool a ſu a Tiater? A ſu was ſitt ma ni alle Tage. Ihr ſullt't ock ruf kumma zum äberichta Dittriche. Do han ſe ſchunn wieder a Ding gemacht, das an Art hoot. Daar hoot kee Haus nimeh, keene Fabricke nimeh — keen Weinkaller nimeh, kee garniſchte meh. Die Flaſchla, die ſauſa ſe aus ... do nahma ſe ſiich gar ni irſcht amol Zeit de Fruppa rauszureißa. Ees, zwee, drei, ſein de Hälſe runder. Eeb ſe ſich 's Maul uſſchneida mit a Scherba aber ni. Manche 5 laufa rim und blutta wie de Schweine. — Nu warn ſe dan hüchta Dittrich au noo hunchnahma.

(Der Maſſengeſang iſt verſtummt).

Stimmen der Hausbewohner. Die ſahn doch reen gar ni a ſu büſe aus

Hornig. Nu lußt's gutt ſein! wart's ock ab! itzt nahma ſ'n de Gelegenheet irſchte richtich ei Augaſchein. Siehch ock, wie ſe da Palaſt vu alla Seita uuf's Kurn nahma. Satt ock dann klenn dicka Man — a hoot an Faareimer miite. Das iis a Schmiid vu Piiterſchwahl, a gar a ſiihr gefirre Mannla. Dar heebt die dickſta Thiren ei, wie Schaumprazeln — das kinnt 'r gleeba. Wenn dar amool an Fabrikanta ei de Mache kriecht — dar hoot aber verſpielt, dohie!

Stimmen der Hausbewohner. „Praaz huſt a Ding!“ „Do ſlug a Steen ei's Fanſter!“ „Nu krüücht's d'r aale Dittrich mit d'r Angſt.“ „A hängt an Tuffel raus.“ „An Tuffel hängt a raus?“ „Was ſtihts denn druuf?“ „Kannſt du ni laſa?“ „Was ſeld ock aus mir warn, wenn iich ni laſa kende.“ „Na, lies amool!“ „Ihr — ſollt — alle beefrie — digt werden, Ihr — ſollt — alle — befriedigt werden.“

Hornig. Das kunnd a underwajens loon. Halfa thutt's o ni a ſu viel. Die Brüder han eegne Mucka. Hie iis uf de Fabrike abgeſahn. De mechanſcha Stihle, die wulln ſe doch aus d'r Welt ſchaffa. Die ſein's doch halt eemool, die a Handwabr zu Grunde richta: das ſitt doch a Blinder. Nee, nee! die Chriſta ſein heut eemol eim Zuge. Die brengt kee Landrooth und kee Verwalter zu Verſtande — und keene Tuffel ſchun lange ni. War die hoot ſahn wertſchafta — dar wiß, was 's geſchlan hoot.

Stimmen der Hausbewohner. „Ihr Leute,

ihr Leute a ſu ane Menſchheet!“ — „Was wulln denn die?“ — (haſtig.) „Die kumma ju iber die Bricke riber!? — (ängſtlich.) „Die kumma wull uf de kleene Seite?“ (in höchſter Ueberraſchung und Angſt.) „Die kumma zu ins, die kumma zu ins.“ „Se hulln de Waber aus a Häuſern raus.“

(Alle flüchten, das „Haus“ iſt leer. Ein Schwarm aufſtändiſcher beſchmutzt, beſtaubt, mit von Schnaps und Anſtrengung gerötheten Geſichtern, wüſt, übernächtigt, abgeriſſen, dringt mit dem Ruf: „Waber raus!“ in's „Haus“ und zerſtreut ſich von da in die einzelnen Zimmer. In's Zimmer des alten Hilſe kommt **Bäcker** und einige junge Weber mit Knütteln und Stangen bewaffnet. Als ſie den alten Hilſe erkennen, ſtutzen ſie, leicht abgekühlt.)

Bäcker. Vater Hilſe, hiirt uf mit dar Exterei. Lußt ihr das Bänkla dricka, war Luſt hoot. Ihr braucht Euch kenn Schada nimeh atrata. Doderfiire werd geſurcht warn.

Erſter junger Weber. Ihr ſullt au kenn Taag ni meh hungrich ſchloofa gihn.

Zweiter junger Weber. D'r Waber ſool wieder a Daach iber a Kupp und a Hemde uf a Leib kriega.

Der alte Hilſe. Wu brängt euch d'r Teiwel har miit Stanga und Aexta.

Bäcker. Die ſchla mer azwee uf Dittrichas Buckel.

Zweiter junger Weber. Die mach m'r glihnich und ſtuppa ſe a Fabrikanta ei a Racha. Das ſe au amool merka, wie Hunger brennt.

Dritter junger Weber. Kummt miit, Vater Hilſe! mir gahn kee Pardoon.

Zweiter junger Weber. Miit ins hoot o kenner Derbarma gehat. Weeder Gott no Menſch. Itzt ſchaffa mir ins ſalber Recht.

Der alte Baumert (kommt herein, ſchon etwas unſicher auf den Füßen, einen geſchlachteten Hahn unter'm Arm. Er breitet die Arme aus). Brii — derla — mir ſein alle Briider! Kummt a mei Herze, Briider!

(Gelächter.)

Der alte Hilſe. A ſu ſiſt du aus, Willem!?

Der alte Baumert. Guſtav, Du!? Guſtav, armer Hungerleider, kumm an mei Herze. (Gerührt.)

Der alte Hilſe (brummt). Luß mich zuſriede.

Der alte Baumert. Guſtav, a ſu iß. Glick muuß d'r Menſch han. Guſtav, ſchmeiß amol a Auge nuf miich. Wie ſah iich aus? Glick muß d'r Menſch han! Sah iich nee aus wie a Groowe. (Sich auf den Bauch ſchlagend.) Noot amool, was ei dan Bauche ſtackt? A Edelmansfraſſa ſtackt ei dann Bauche. Glick muuß d'r Menſch han, do kriecht a Schlampancher und Haſagebrootnes. — — Ich war Euch was ſan: mir han halt an Fahler gemacht: Zulanga miß mer.

Alle (durcheinander). Zulanga miß mer, hurrah!

Der alte Baumert. Und wem' ma de irſchta guda Biſſa verdrickt hoot, do ſpirt ma's wull baale ei d'r Natur. H — uchjeſus, do kriicht ma an Furſche, a ſu ſtark wie a Bremmer. Do treibt's een de Stärke aus a Gliedmaßa ock a ſu raus, das ma gar nimeh ſitt, wu ma hieheebt. Verflugaſich die Luſt ader o!

Jäger (in der Thür, bewaffnet mit einem alten Kavalleriefäbel). Mir han a par vermooſte Attaka gemacht.

Bäcker. Mir han'n die Sache ſchun ſihr gutt begriffa. Ees, zwee, drei, ſeimer dinne ei a Häuſern. Do gihts ader o ſchunn wie helles Feuer. Das ock a ſu praſſelt und zittert. Das de Funka ſpritza, wie ei d'r Feuereſſe.

Erſter junger Weber. Mir ſelda gar amol a klee Feuerla macha.

Zweiter junger Weber. Mir ziehn no Reechenbach und zinda a Reicha de Häuſer iiberm Kuppe a.

Jäger. Das war dann a Geſtrichnes. Do kriichta ſe irſcht gar viel Feuerkaſſe. (Gelächter.)

Bäcker. Von hie zieh mer no Freibrich zu Tromtra'n

Jäger. M'r ſelda amol de Beomta huuch nahma. Jich ha's gelaſa, vu a Birokratern kimmt alles Unglickliche.

Zweiter junger Weber. Mir ziehn bale no Braſſel. Mir kriecha ju immer meh Zulauf.

Der alte Baumert (zu Hilſe). Nu trink amol, Guſtav!

Der alte Hilſe. Jch trink nie ke'n Schnaps.

Der alte Baumert. Das war ei d'r ala Welt, heut ſei mir ei emner andern Welt, Guſtav!

Erſter junger Weber. Alle Tage iis nee Kerms. (Gelächter.)

Der alte Hilſe (ungeduldig). Jhr Hellabrände, was wullt Jhr bei mir.

Der alte Baumert (ein wenig verſchüchtert, überfreundlich). Nu ſiehch ock, iich wullt d'r a Hahnla bränga. Sullſt Muttern dervone an Suppe kocha.

Der alte Hilſe (betroffen, halb freundlich). O, gih und ſas Muttern.

Mutter Hilſe (hat, die Hand am Ohr, mit Anſtrengung hingehorcht, nun wehrt ſie mit den Händen ab). Luſſt miich zufriede. Jich maag keene Hiinlaſuppe.

Der alte Hilſe. Huſt recht, Mutter. Jch au ni. A ſu eene ſchunn gar ni. Und Dir, Baumert! Dir wiil iich a Wort ſan. Wenn de Aala ſchwutza wie de kleun Kinder, do ſtiht d'r Teiwel uf'm Kuppe ver Freeda, Und das d'r'ſch wißt! Das d'r'ſch alle wißt: Jich und Jihr, miir han niſcht ni gemeen. Miit menn Willa ſeit'r nee hie. Jhr hat hie no Recht und Gerechtichkeet niſcht ni zu ſicha!

Stimme. War ni miit ins iis, dar iis wider ins.

Jäger (brutal drohend). Du biſt gar ſihr ſchief gewickelt. Hiir amool, Aaler, mir ſein keene Diebe.

Stimme. Mir han Hunger, wetter niſcht.

Erſter junger Weber. Mir wulln laba und

wetter niſcht. Und deßhalbich ham mer a Strick dorchgeſchniita a dammer hinga.

Jäger. Und das war ganz recht! (Dem Alten die Fauſt vor's Geſicht haltend.) Sa Du no ee Woort. Do ſetzt's a Ding nei — mitta ei's Zifferblat.

Bäcker. Gatt Ruhe, gatt Ruhe, luß Du da ala Man. — Vater Hilſe: a ſu denka mir eemol: ehnder tuut, wie a ſu a Laba no eemol aſanga.

Der alte Hilſe. Ha iich's ni gelabt ſechzich und meh Johr?

Bäcker. Das iis eegal, anderſcher muuß doch warn.

Der alte Hilſe. Am Nimmermehrſchtage.

Bäcker. Was mir ni guttwillich kriecha, das nahmа mir mit Gewalt.

Der alte Hilſe. Mit Gewalt? (Lacht.) Nu do lußt Euch baal begraba dohie. Se werns Euch beweiſa, wu de Gewalt ſtackt. Nu wart ock, Verſchla!

Jäger. Ernt wächen a Suldata? Mir ſein au Suldata gewaſt. Miit a par Cumpanieen wern mir ſchunn fertich warn.

Der alte Hilſe. Miid'n Maule, do gleeb iich's. Und wenn au: Zwece jat'r naus, zahne kumma'r wiedr rei.

Stimmen (durch's Fenſter). Miltär kimmt. Satt ich viir!

(Allgemeines, plötzliches Verſtummen. Man hört einen Moment ſchwach Querpfeifen und Trommeln. In die Stille hinein ein kurzer, unwillkürlicher Ruf: „O verpucht! Ich mach lang!“ (Allgemeines Gelächter.)

Bäcker. War redt hie vu ausreißa? War iis das gewaaſt?

Jäger. War tutt ſich hie ferchta, ver a par lumpichta Pickelhauba? Jich war Ech kumdiren. Jich biin beim Commis gewaaſt. Ich kenn da Schwindel.

Der alte Hilſe. Miit was wullt'ern ſchiſſa? Wull miit a Brüicheln, hä?

Erſter junger Weber. Da ala Kroop lußt zufriede, a iis ni recht richtich eim Überſtibla.

Zweiter junger Weber. A wing iibertrabl iis a ſchun.

Gottlieb (iſt unbemerkt unter die Aufſtändiſchen getreten, packt den Sprecher). Sullſt Du an ala Mane a ſu flamiſch kumma?

Erſter junger Weber. Luß mich zufriede, ich ha niſcht geſat büſes.

Der alte Hilſe (ſich ins Mittel legend). O luß Du a labern. Vergreif Dich ni, Gootlieb. A werd baal genung eiſahn, war de hinte verwerrt iis, ich aber har.

Bäcker. Gihſt' mit ins, Gootlieb?

Der alte Hilſe. Das wird a wull blein loon.

Luiſe (kommt in's Haus, ruft herein). O halt Euch ni uuf irſcht. Miit ſuchta Gebattbichla-Hengſta verliert irſcht keene Zeit. Kummt nuf a Platz! Uf a Platz ſulter kumma. Pat Baumert kummt a ſu ſchnell wietr kinnt. Dr Majoor ſpricht miit a Leuta vum Fare runder. Se ſelda heem gihn. Wenuter ni ſchnell kummt, ham mer verſpielt.

Jäger (im Abgehen.) Du huſt an ſchinn tappern Man.

Luiſe. Wu hätt iich an Man? Ich ha gar kenn Man!

(Im „Hauſe" ſingen einige.)

'S war amool a kleener Man
Hee, juchhee!
Daar wuld a gruß Weibla han
Hee didel didel dim dim dim heiraſſaſſa!

Der alte Wittich (iſt, einen Pferdeeimer in der Fauſt, vom Oberſtock gekommen, will hinaus, bleibt im „Hauſe" einen Augenblick ſtehen.) Druuf' war de kee Hundsfutt ſein wiil, Hurrah!
(Er ſtürmt hinaus. Eine Gruppe, darunter Luiſe und Jäger folgen ihm mit „Hurrah".)

Bäcker. Laabt gſund, Vater Hilſe, mir ſprecha ins wieder. (Will ab.)

Der alte Hilſe. Das gleeb iich wull ſchwerrlich. Fimf Johr laab iich nimeh. Und ehnder kimmſte ni wieder raus.

Bäcker (verwundert ſtehen bleibend). Wudn har, Vater Hilſe?

Der alte Hilſe. Aus 'n Zuchthauſe, wuhar du ſuſte.

Bäcker (wild herauslachend). Das wär mir ſchun lange recht. Do kriicht ma wenſt ſat Bruut, Vater Hilſe! (Ab.)

Der alte Baumert (war in ſtumpfſinniges Grübeln, auf einem Schemel hockend, verfallen; nun ſteht er auf). 'S is wohr, Guſtav, an' kleene Schleuder ha iich. Aber derwegen biin ich no klar genung eim Heete — dohie. Du huſt deine Meenung vo daar Sache, ich ha meine. Ich ſa: Bäcker hoot recht, nimmt's a Ende ei Kääta und Stricka: — Eim Zuchthauſe iis immer no beſſer wie drheeme. Doo iis ma verſurcht; do brauch ma ni darba. Ich wullde ju gerne ni miitmacha. Aber ſiech ock, Guſtav: d'r Menſch muuß doch a eenzichte Mool an Auchablick Luſt kriecha. (Langſam nach der Thür.) Lab geſund, Guſtav. Selde was viirfalln, ſpriich a Gebaatla ier mich mite, hirſcht! (Ab.)

(Von den Aufſtändiſchen iſt nun keiner mehr auf dem Schauplatz. Das „Haus" füllt ſich allmälig wieder mit neugierigen Bewohnern. Der alte Hilſe knüpft an der Werfte herum. Gottlieb hat eine Axt hinterm Ofen hervor geholt und prüft bewußtlos die Schneide. Beide, der Alte und Gottlieb, ſtumm bewegt. Von draußen dringt das Summen und Brauſen einer großen Menſchenmenge.)

Mutter Hilſe. Nu ſa ock, Man — de Diela zittern ju a ſu ſihr — was giht den viir. Was ſool denn hie warn?

(Pauſe.)

Der alte Hilſe. Gootlieb!

Gottlieb. Was ſool iich denn?

Der alte Hilſe. Luß du die Axt liecha.

Gottlieb. War ſool denn Hulz kleene macha? (Er lehnt die Axt an den Ofen.)

(Pauſe.)

Mutter Hilſe. Gootlieb, hiir du uf das, was dr Vater ſat.

Stimme (vor dem Fenſter ſingend)
Kleener Man blei ock d'rheem
Hee, juchhee!
Mach Schiſſel und Taller reen
Hei didel didel, dim dim dim. (Vorüber.)

Gottlieb (ſpringt auf, gegen das Fenſter mit geballter Fauſt) Dos, mach mich ni wilde!

(Es kracht eine Salve.)

Mutter Hilſe (iſt zuſammengeſchrocken). O, Jeſus Chriſtus, nu dunnert's wull wieder!?

Der alte Hilſe (mit unwillkürlich gefalteten Händen). Nu, lieber Herrgoot eim Himmel! ſchitze die arma Waber, ſchitz meine arma Brüder!

(Es entſteht eine kurze Stille.)

Der alte Hilſe (für ſich hin, erſchüttert). Itzt fließt Blutt.

Gottlieb Hilſe (iſt im Moment, wo die Salve kracht, aufgeſprungen und hält die Axt mit feſtem Griff in der Hand, verfärbt, kaum ſeiner mächtig, vor tiefer, innerer Aufregung). Na, ſool ma ſich ernt itzt o no kuſcha?

Ein Webermädchen (vom „Haus“ aus in's Zimmer rufend). Vater Hilſe, Vater Hilſe, gitt vum Fanſter weg. Bei ins duba eis Aberſtibla iis an Kugel dorch's Fanſter gefleun. (Verſchwindet.)

Mielchen (ſteckt den lachenden Kopf zum Fenſter hinein). Gruußvaterla, Gruußvaterla, ſe han miit a Flinta geſchußa. A pare ſein hii gefalln, ener dar dreht ſich aſu im's Kringla rim, immer im's Radla rim, ener dar that aſu zappeln wie a Sparlich, dam ma a Kupp wegreßt. Ach, ach und a ſu viel Blutt kam getreetſcht —! (Sie verſchwindet.)

Eine Weberfrau. A par han ſe kaalt gemacht.

Ein alter Weber (im „Hauſe“). Paßt ock uuf, nu nahma ſie's Miltär hunch.

Ein zweiter Weber (faſſungslos). Nee, nu ſatt bloſſig, de Weiber, ſatt bloſſig de Weiber! wern ſe ni de Recke hunch häba! wern ſe ni's Miltär aſpucka.

Eine Weberfrau (ruft herein). Gootlieb, sieh dr amal dei Weib a, die hot mehr Kriin wie Du, die springt ver da Bajonettern rim, wie wenn se zur Musicke tanza thät.

(Vier Männer tragen einen Verwundeten durch's Haus. Stille. Man hört deutlich eine Stimme sagen.) 'S iis d'r Ulbriche Waber.

Die Stimme (nach wenigen Secunden abermals). 'S werd wull Feierobend sein mid'n, a hoot an' Prellkugel ei's Uhr gekriicht. (Man hört die Männer eine Holztreppe hinauf gehen. Draußen plötzlich) Hurrah, Hurrah!

Stimmen im Hause. „Wu hans'n de Steene haar?" „Nu, zieht aber Leine!" „~~Vum Schuliehbau.~~" „Nu hattjee Suldata." „Nu regnt's Flastersteene." (Draußen Angstgekreisch und Gebrüll sich fortpflanzend bis in den Hausflur. Mit einem Angstruf wird die Hausthür zugeschlagen.)

Stimmen im „Hause". „Se lada wieder". „Se wern glei wieder an' Salve gaan". „Vater Hilse, gitt weg vum Fanster".

Gottlieb Hilse (rennt nach der Axt). Was, was, was! Sein mir tulle Hunde!? Sull'n mir Pulver und Blei frassa, stat's Bruut? (Mit der Axt in der Hand einen Moment lang zögernd, zum Alten.) Sool mir mei Weib derschußa wahrn? Das sool ni geschahn! (Im Fortstürmen.) Uufgepaßt, itzt kumm iich! (Ab.)

Der alte Hilse. Gootlieb, Gootlieb!

Mutter Hilse. Wu iis denn Gootlieb?

Der alte Hilse. Bei'm Teiwel iis a.

Stimme vom „Hause". Gitt vum Fanster weg, Vater Hilse!

Der alte Hilse. Iich ni! Und wennt er alle vunt drehnig werd! (Zu Mutter Hilse mit wachsender Ekstase.) Hi hoot mich mei himml'scher Vater hargesatzt. Gell Mutter? Hi blein mer sitza und thun, was mer schuldig sein, und wenn d'r ganze Schnie verbrennt. (Er fängt an zu weben.)

(Eine Salve kracht. Zu Tode getroffen richtet sich der alte Hilse doch auf und plumpt vornüber auf den Webstuhl. Zugleich erschallt verstärktes Hurrah-Rufen. Mit Hurrah stürmen die Leute, welche bisher im Hausflur gestanden, ebenfalls hinaus. Die alte Frau ſagt mehrmals fragend) „Vaterla, Vaterla was iis denn mit Dir?" (Das ununterbrochene Hurrah-Rufen entfernt ſich mehr und mehr. Plötzlich und haſtig kommt Mielchen ins Zimmer gerannt.)

Milchen. Gruußvaterla, Gruußvaterla, ſe treiba de Suldata zum Durfe naus, ſe han Dittricha's Haus geſtermt, ſe macha's a ſu, als wie diiba bei Dreißigern. Gruußvaterla!? (Das Kind erſchrickt, wird aufmerkſam, ſteckt den Finger in den Mund und tritt vorſichtig dem Todten näher.) Gruusvaterla!?

Mutter Hilſe. Nu mach ock, Maan, und ſpriich a Woort, 's kan een ju urntlich Angſt waarn.

Schluß.

Das Weberlied wird geſungen nach der Melodie:
„Es liegt ein Schloß in Oeſterreich".

Druck von R. Boll, Berlin NW.

Geſammt-Perſonenverzeichniß.

Dreißiger, Barchend-Fabrikant.
Frau Dreißiger
Pfeiffer, Expedient }
Neumann, Caſſirer } bei Dreißiger.
Der Lehrling }
Weinhold, Hauslehrer bei Dreißiger's Söhnen.
Paſtor Kittelhaus.
Frau Paſtor Kittelhaus.
Heide, Polizeiverwalter
Kutſchke, Gensdarm.
Welzel, Gaſtwirth.
Frau Welzel.
Anna Welzel.
Wiegand, Tiſchler.
Ein Reiſender.
Ein Bauer.
Ein Förſter.
Schmiedt, Chirurgus.
Hornig, Lumpenſammler.

Weber.

Bäcker.
Moritz Jäger.
Der alte Baumert.
Mutter Baumert.
Bertha }
Emma } **Baumert.**
Fritz. Emma's Sohn (vier Jahre alt).
Auguſt Baumert.
Der alte Anſorge.
Frau Heinrich.
Der alte Hilſe.
Frau Hilſe.
Gottlieb Hilſe.
Luiſe, Gottlieb's Frau.
Mielchen, Tochter. (4 Jahre alt.)
Eine große Menge junger und alter Weber und Weberfrauen.

Die Vorgänge dieſer Dichtung geſchehen in den vierziger Jahren in Kaſchbach im Eulengebirge, ſowie in Peterswaldau und Langenbielau am Fuße des Eulengebirges.

Die Weber.

(Übertragung.)

Von **Gerhart Hauptmann** erſchienen im gleichen Verlage:

Vor Sonnenaufgang.
Soziales Drama.

Das Friedensfeſt.
Eine Familienkataſtrophe.
Bühnendichtung.

Einſame Menſchen.
Drama.

De Waber.
Schauſpiel aus den vierziger Jahren.
Dialekt-Ausgabe.

Jeder Band eleg. geh. Mark 2,—
„ „ eleg. geb. „ 2,75.

GERHART HAUPTMANN.

Die Weber.

(Übertragung.)

Schauſpiel aus den vierziger Jahren.

Berlin.
S. Fiſcher, Verlag.
1892.

Alle Rechte vorbehalten.

Den Bühnen gegenüber Manuſcript.

D1961.3506

Meinem Vater

Robert Hauptmann

widme ich dieſes Drama.

Wenn ich Dir, lieber Vater, dieſes Drama zuſchreibe, ſo geſchieht es aus Gefühlen heraus, die Du kennſt und die an dieſer Stelle zu zerlegen keine Nöthigung beſteht.

Deine Erzählung vom Großvater, der in jungen Jahren, ein armer Weber, wie die Geſchilderten hinter'm Webſtuhl geſeſſen, iſt der Keim meiner Dichtung geworden, die, ob ſie nun lebenskräftig, oder morſch im Innern ſein mag, doch das Beſte iſt, was „ein armer Mann wie Hamlet iſt“ zu geben hat.

Dein

Gerhart.

Erſter Akt.

Ungültig

~~92461~~

ausgetragen am 3. 8. 1961.

Perſonen des erſten Aktes.

Fabrikantengruppe:

Dreißiger, Parchend-Fabrikant.
Pfeifer, Expedient
Neumann, Caſſirer } bei Dreißiger.
Der Lehrling,

Webergruppe:

Bäcker.
Der alte Baumert.
Reimann.
Heiber.
Erſter Weber.
Erſte Weberfrau.
Ein alter Weber.
Ein Junge.
Eine Anzahl Weber und Weberfrauen.

Ein geräumiges, graugetünchtes Zimmer in Dreißigers Haus zu Peterswaldau. Der Raum, wo die Weber das fertige Gewebe abzuliefern haben. Linker Hand ſind Fenſter ohne Gardinen, in der Hinterwand eine Glasthür, rechts eine ebenſolche Glasthür, durch welche fortwährend Weber, Weberfrauen und Kinder ab- und zugehen. Längs der rechten Wand, die, wie die übrigen, größtentheils von Holzgeſtellen für Parchend verdeckt wird, zieht ſich eine Bank, auf der die angekommenen Weber ihre Waare ausgebreitet haben. In der Reihenfolge der Ankunft treten ſie vor und bieten ihre Waare zur Muſterung. Expedient Pfeifer ſteht hinter einem großen Tiſch, auf welchen die zu muſternde Waare vom Weber gelegt wird. Er bedient ſich bei der Schau eines Cirkels und einer Lupe. Iſt er zu Ende mit der Unterſuchung, ſo legt der Weber den Parchend auf die Wage, wo ein Comptoirlehrling ſein Gewicht prüft. Die abgenommene Waare ſchiebt derſelbe Lehrling in's Repoſitorium. Den zu zahlenden Lohnbetrag ruft Expedient Pfeifer dem an einem kleinen Tiſchchen ſitzenden Kaſſirer Neumann jedesmal laut zu.

Es iſt ein ſchwüler Tag gegen Ende Mai. Die Uhr zeigt zwölf. Die meiſten der harrenden Webersleute gleichen Menſchen, die vor die Schranken des Gerichts geſtellt ſind, wo ſie in peinigender Geſpanntheit eine Entſcheidung über Tod und Leben zu erwarten haben. Hinwiederum haftet allen etwas Gedrücktes, dem Almoſenempfänger Eigenthümliches an, der, von Demüthigung zu Demüthigung ſchreitend, im Bewußtſein nur geduldet zu ſein, ſich ſo klein als möglich zu machen gewohnt iſt. Dazu kommt ein ſtarrer Zug reſultatloſen, bohrenden Grübelns in aller Mienen. Die Männer, einander ähnelnd, halb zwerghaft, halb ſchulmeiſterlich, ſind in der Mehrzahl flachbrüſtige, hüſtelnde, ärmliche Menſchen mit ſchmutzig-blaſſer Geſichtsfarbe: Geſchöpfe des Webſtuhls, deren Kniee in Folge vielen Sitzens gekrümmt ſind; ihre Weiber zeigen weniger Typiſches auf den erſten Blick; ſie ſind aufgelöſt, gehetzt, abgetrieben, während die Männer eine gewiſſe klägliche Gravität noch zur Schau tragen — und zerlumpt, wo die Männer geſtickt ſind. Die jungen Mädchen ſind mitunter nicht ohne Reiz; wächſerne Bläſſe, zarte Formen, große, hervorſtehende, melancholiſche Augen ſind ihnen dann eigen.

Caſſirer Neumann (Geld aufzählend). Bleibt ſechzehn Silbergroſchen zwei Pfennig.

Erſte Weberfrau (dreißigjährig, ſehr abgezehrt, ſtreicht das Geld ein mit zitternden Fingern). Sind ſe bedankt.

Neumann (als die Frau ſtehen bleibt). Nu? ſtimmt's etwa wieder nich?

Erſte Weberfrau (bewegt, flehentlich). A par Fenniche uf Vorſchuß hätt' ich doch halt a ſo netig.

Neumann. Ich hab a par hundert Thaler nötig. Wenn's ufs Nötighaben ankäm —! (Schon mit Auszahlen an einen andern Weber beſchäftigt, kurz.) Iber den Vorſchuß hat Herr Dreißiger ſelbſt zu beſtimmen.

Erſte Weberfrau. Kend' ich da vielleicht ama mit'n Herr Dreißiger ſelber redn?

Expedient Pfeifer (ehemaliger Weber. Das Typiſche an ihm iſt unverkennbar; nur iſt er wohlgenährt, gepflegt, gekleidet, glatt raſirt, auch ein ſtarker Schnupfer. Er ruft barſch herüber). Da hätte Herr Dreißiger weiß Gott viel zu thun, wenn er ſich um jede Kleenigkeit ſelber bekimmern ſollte. Dazu ſind wir da. (Er zirkelt und unterſucht mit der Lupe.) Schwerenotht! Das zieht. (Er packt ſich einen dicken Shawl um den Hals.) Machl de Thire zu, wer 'rein kommt.

Der Lehrling (laut zu Pfeifer). Das is, wie wenn man mit Klötzen redte.

Pfeifer. Abgemacht ſela! — Wage! (Der Weber legt das Webe auf die Wage.) Wenn Ihr ock Eure Sache beſſer verſtehn thät't. Treppn hat's wieder drinne … ich ſeh gar nich hin. A guter Weber verſchiebt's Aufbäumen nich wer weeß wie lange.

Bäcker (iſt gekommen. Ein junger, ausnahmsweiſe ſtarker Weber, deſſen Gebahren ungezwungen, faſt frech iſt. Pfeifer, Neumann und der Lehrling werfen ſich bei ſeinem Eintritt Blicke des Einvernehmens zu). Schwere Noth ja! Da ſoll eener wieder ſchwitzn wie a Laugenſack.

Erſter Weber (halblaut). 'S ſticht gar ſehr nach Regen.

Der alte Baumert (drängt ſich durch die Glasthür rechts. Hinter der Thür gewahrt man die Schulter an Schulter gedrängt, zuſammengepfercht wartenden Webersleute. Der Alte iſt nach vorn gehumpelt und hat ſein Pack in der Nähe des Bäcker auf die Bank gelegt. Er ſetzt ſich daneben und wiſcht ſich den Schweiß). Hier is 'ne Ruh verdient.

Bäcker. Ruhe is beſſer wie a Beemen Geld.

Der alte Baumert. A Beemen Geld mechte ooch ſein. Gun Tag ooch Bäcker!

Bäcker. Tag ooch Vater Baumert! Ma muß wieder lauern wer weeß wie lange!

Erſter Weber. Das kommt nich druf an. A Weber wart't an'n Stunde oder an'n Tag. A Weber is ock 'ne Sache.

Pfeifer. Gebt Ruhe dahinten! Man verſteht ja ſei eignes Wort nich.

Bäcker (leiſe). A hat heute wieder ſein'n tälſchn Tag.

Pfeifer (zu dem vor ihm ſtehenden Weber). Wie oft hab ich's Euch ſchonn geſagt: Beſſer putzen ſollt er. Was is denn das für 'ne Schlauderei? Hier ſind Klunkern drinne, ſo lang wie mei Finger, und Stroh und allerhand Dreck.

Weber Reimann. 'S mächt halt a neu Noppzängl ſein.

Lehrling (hat das Webe gewogen). 'S fehlt ~~auch am~~ Gewicht.

Pfeifer. Eine Sorte Weber is hier ſo. Schade für jede Kette, die man ausgibt. O Jes's, zu ~~meiner~~ Zeit! Mir hätt's woll mei Meiſter angeſtrichen. Dazumal da war das noch a ander Ding um das

Spinnweſen. Da mußte man noch ſei Geſchäfte verſtehn. Heute da is das nich mehr nötig. — Reimann zehn Silbergroſchen.

Weber Reimann. E Fund wird doch gerechn't uuf Abgang.

Pfeiſer. Ich hab' keine Zeit. Abgemacht ſela. Was bringt Ihr?

Weber Heiber (legt ſein Webe auf. Während Pfeiſer unterſucht, tritt er an ihn und redet halblaut und eifrig in ihn hinein). Se werden verzeihen, Herr Feiſer, ich möchte Sie gittichſt gebet'n habn, ob Se vielleicht und Se wolltn ſo gnädig ſein und wolltn mir den Gefalln thun und lieſſen mir a Vorſchuß dasmal nich abrechn.

Pfeiſer (zirkelnd und guckend, höhnt). Nu da! Das macht ſich ja etwan. Hier is woll d'r halbe Einſchuß wieder auf a Feiſeln geblieb'n?

Weber Heiber (in ſeiner Weiſe fortfahrend). Ich wollts ja gerne uf de neue Woche gleiche machn. Vergangne Woche hatt' ich blos zwee Howetage auf'n Dominium zu leiſtn. Dabei liegt Meine krank derheeme....

Pfeiſer (das Stück an die Wage gebend). Das is eben wieder ne richt'ge Schlauderarbeit. (Schon wieder ein neues Webe in Augenſchein nehmend.) So ein Salband,' bald breit, bald ſchmal. Emal hat's der Einſchuß zuſammen gerißn, wer weeß wie ſehr, dann hat's wieder mal 's Sperrittl auseinandergezog'n. Und auf a Zoll kaum ſiebzig Faden Eintrag. Wo is denn der Ibriche? Wo bleibt da die Reellität? Das wär ſo was!

Weber Heiber (unterdrückt Thränen, ſteht gedemüthigt und hilflos).

Bäcker (halblaut zu Baumert). Der Pakaſche mächt ma noch Garn drzune kooſen.

Erſte Weberfrau (welche nur wenig vom Caſſentiſch zurückgetreten war und ſich von Zeit zu Zeit mit ſtarren Augen hilfeſuchend umgeſehen hat, ohne von der Stelle zu gehen, faßt ſich ein Herz und wendet ſich von Neuem flehentlich an den Caſſirer). Ich kann halt balde...

ich weeß gar nich, wenn Se mir das Mal und geb'n mir keen'n Vorſchuß … o Jeſis, Jeſis.

Pfeifer (ruft herüber). Das is a Gejeſere. Laßt blos a Herr Jeſus in Frieden. Ihr habt's ja ſonſt nich ſo ängſtlich um a Herr Jeſus. Paßt lieber auf Euern Mann uf, das und man ſieht'n nich aller Augenblicke hinter'm Kretſchamfenſter ſitz'n. Wir kenn kein'n Vorſchuß geb'n. Wir miſſ'n Rechenſchaft ablegen dahier. 'S is auch nich unſer Geld. Von uns wird's nachher verlangt. Wer fleißig is und ſeine Sache verſteht und in der Furcht Gottes ſeine Arbeit verricht't, der braucht iberhaupt nie kein'n Vorſchuß nich. Abgemacht Seeſe.

Neumann. Und wenn a Bielauer Weber 's vierfache Lohn kriegt, da verſumſeit er's vierfache und macht noch Schulden.

Erſte Weberfrau (laut, gleichſam an das Gerechtigkeitsgefühl Aller appellirend). Ich bin gewiß ni faul, aber ich kann ni mehr a ſo fort. Ich hab halt doch zwee Mal an Ibergang gehabt. Und was de mei Mann is, der is ooch bloßich halb; a war bei'm Zerlauer Schäfer, aber der hat'n doch au nich ken'n von ſein'n Schad'n helfn und da… Zwing'n kann ma's doch nich… Mir arbeitn gewiß, was wir ufbringen. Ich hab ſchonn viele Woch'n keen'n Schlaf in a Augn gehabt, und 's wird auch ſchonn wieder gehn, wenn ock ich und ich wer' de Schwäche wieder a biſſel raus kriegn aus a Knochn. Aber Se miſſn halt ooch a eenziges Bißl a Einſehn hab'n. (Inſtändig, ſchmeichleriſch flehend.) Sind S' ock ſchonn gebetn und bewilligen mer das Mal a par Greſchl.

Pfeifer (ohne ſich ſtören zu laſſen). Fiedler elf Silbergroſchen.

Erſte Weberfrau. Blos a par Greſchl, daß m'r zu Brote kommen. D'r Pauer borgt niſcht mehr. Ma hat a Häufſl Kinder …

Neumann (halblaut und mit komiſchem Ernſt zum Lehrling).

Die Leinweber haben alle Jahre ein Kind, alle walle, alle walle, puff, puff, puff.

Der Lehrling (giebt ebenſo zurück). Die Blitzkröte iſt ſechs Wochen blind (ſummt die Melodie zu Ende) alle walle, alle walle, puff, puff, puff.

Weber Reimann (das Geld nicht anrührend, welches der Caſſirer ihm aufgezählt hat). Mer hab'n doch jetzt immer dreizehntehalb Beemen kriegt ſer a Webe.

Pfeifer (ruft herüber). Wenn's Euch nich paßt, Reimann, da braucht er blos ein Wort ſag'n. Weber hat's genug. Vollens ſolche wie Ihr ſeid. Für 'n volles Gewichte giebt's auch 'n vollen Lohn.

Weber Reimann. Das hier was fehl'n ſollte, an'n Gewichte....

Pfeifer. Bringt ein fehlerfreies Stick Parchent, da wird auch am Lohn nichts fehl'n.

Weber Reimann. Daſ's hier und ſollte zu viel Placker drinne hab'n, das kann doch reen gar nich meeglich ſein.

Pfeifer (im Unterſuchen). Wer gut webt, der gut lebt.

Weber Heiber (iſt in der Nähe Pfeifer's geblieben um nochmals einen günſtigen Augenblick abzupaſſen. Ueber Pfeifer's Wortſpiel hat er mitgelächelt, nun tritt er an ihn und redet ihm zu wie das erſte Mal). Ich wollte ihn gittichſt gebeten hab'n, Herr Feiſer, ob Se vielleicht und Se wollt'n a ſo barmherzich ſein und rechtn mir a Fimfbeemer Vorſchuß das Mal nich ab. Meine liegt ſchon ſeit d'r Fasnacht krumm im Bette. Se kann mer keen'n Schlag Arbeit nich verrichtn. Da muß ich a Spulmädel bezal'n. Deshalb...

Pfeifer (ſchnupft). Heiber, ich hab nich blos Euch alleene abzufertign. Die Andern woll'n auch drankommen.

Weber Reimann. So hab ich de Werfte kriegt — a ſo hab ich ſe uſgebäumt und wieder runter genommen. A beſſer Garn wie ich kriegt hab, kann ich nich zurickbringen.

Pfeifer. Paßt's euch nich, da braucht er euch blos keene Werſte mehr abzuholn. Wir habn 'r genug, die ſich's Leder von a Fiſſen dernach ablaufn.

Neumann (zu Reimann). Wollt ihr das Geld nich nehmen?

Weber Reimann. Ich kann mich durchaus a ſo nich zufriede geben.

Neumann (ohne ſich weiter um Reimann zu bekümmern). Heiber zehn Silbergroſchen. Geht ab fünf Silbergroſchen Vorſchuß. Bleiben fünf Silbergroſchen.

Weber Heiber (tritt heran, ſieht das Geld an, ſteht, ſchüttelt den Kopf, als könnte er etwas garnicht glauben und ſtreicht das Geld langſam und umſtändlich ein). O meins, meins! — (Seufzend.) Nu, da da!

Der alte Baumert (Heiber'n in's Geſicht). Ja, ja Franze! Da kann eens ſchon manchmal 'n Seufzrich thun.

Weber Heiber (mühſam redend). Sich ock, ich hab a krank Mädel derheeme zu liegn. Da mecht a Fläſchl Medezin ſein.

Der alte Baumert. Wo thut's er'n fehlen?

Weber Heiber. Nu ſieh ock, 's war halt von kleen uf a vermickertes Dingl. Ich weeß garnich … na, dir kann ich's ja ſagn: — ſe hat's mit uf de Welt gebracht. A ſo 'ne Unreenichkeit iber und iber bricht 'r halt durch's Geblitte.

Der alte Baumert. Iberall hat's was. Wo eemal's Armutt is, da kommt ooch Unglicke iber Unglicke. Da is o kee Halt und keene Rettung.

Weber Heiber. Was haſt d'nn da eingepackt in dem Tichl?

Der alte Baumert. Mir ſein halt gar blank derheeme. Da hab ich halt unſer Hundl ſchlachtn laſſen. Viel is ni dran, a war o halb d'rhungert. 'S war a klee nettes Hundl. Selber abſtechen mocht ich 'n nich. Ich konnt mer eemal kee Herze nich faſſn.

Pfeifer (hat Bäcker's Ziche unterſucht, ruft). Bäcker, dreizehntehalb Silbergroſchen.

Bäcker. Das is a ſchäbiges Almoſen aber kee Lohn.

Pfeifer. Wer abgefertigt is, hat's Lokal zu verlaſſen. Wir kenn uns vorhero nich rihren.

Bäcker (zu den Umſtehenden, ohne ſeine Stimme zu dämpfen). Das is a ſchäbiges Trinkgeld, weiter niſcht. Da ſoll eens treten vom frihen Morgn bis in die ſinkende Nacht. Und wenn man achtz'n Tage iberm Stuhle gelegn hat, Abend ver Abend wie ausgewundn, halb drehnig vor Staub und Gluthitze, da hat man ſich glicklich dreiz'ntehalb Beemen erſchindt.

Pfeifer. Hier wird nich gemault!

Bäcker. Vo ihn laß ich mer'ſch Maul noch lange nich verbietn.

Pfeifer (ſpringt mit dem Ausruf) das mecht ich doch amal ſehn (nach der Glasthür und ruft in's Comptoir). Herr Dreißicher, Herr Dreißicher, mechten ſie amal ſo freundlich ſein!

Dreißiger (kommt. Junger Vierziger, fettleibig, aſtmatiſch. Mit ſtrenger Miene). Was — giebt's denn, Pfeifer?

Pfeifer (glupſch). Bäcker will ſichs Maul nich verbieten laſſen.

Dreißiger (giebt ſich Haltung, wirft den Kopf zurück, fixiert Bäcker mit zuckenden Naſenflügeln). Ach ſo — Bäcker! — — (Zu Pfeiffer.) Is das der . . . ? (Die Beamten nicken.)

Bäcker (frech). Ja, ja, Herr Dreißicher! (Auf ſich zeigend.) Das is der (auf Dreißiger zeigend) und das is der.

Dreißiger (indignirt). Was erlaubt ſich denn der Menſch!?

Pfeifer. Dem geht's zu gutt! Der geht a ſo lange auf's Eis tanzen, bis a's amal verſehen hat.

Bäcker (brutal). O du Fennigmanndl, halt ock du deine Freſſe. Deine Mutter mag ſich woll ei a Neunmonden beim Beſenreit'n am Lucifer verſehn habn, das a ſo a Teiwel aus dir geworn is.

Dreißiger (in ausbrechendem Jähzorn, brüllt). Maul halten! auf der Stelle Maul halten, ſonſt . . . (er zittert, thut ein paar Schritte vorwärts).

Bäcker (mit Entſchloſſenheit ihn erwartend). Ich bin nich taub. Ich höhr noch gut.

Dreißiger (überwindet ſich, fragt mit anſcheinend geſchäftsmäßiger Ruhe). Is der Burſche nicht auch dabei geweſen?

Pfeifer. Das is a Bielauer Weber. Die ſind iberall d'rbei, wo's 'n Unfug zu machen gibt.

Dreißiger (zitternd). Ich ſag' euch alſo: paſſirt mir das noch einmal und zieht mir noch *einmal* ſo eine Rotte Halbbetrunkener, ſo eine Bande von grünen Lümmeln am Hauſe vorüber wie geſtern Abend — mit dieſem niederträchtigen Liede . . .

Bäcker. 's Bluttgericht meenen ſe woll?

Dreißiger. Er wird ſchon wiſſen, welches ich meine. Ich ſag' euch alſo: hör' ich das noch einmal, dann laß' ich mir einen von euch 'rausholen und — auf Ehre, ich ſpaße nicht, — den übergebe ich dem Staatsanwalt. Und wenn ich 'raus bekomme, wer dies elende Machwerk von einem Liede . . .

Bäcker. Das is a ſchee Lied, das!

Dreißiger. Noch ein Wort und ich ſchicke zur Polizei — augenblicklich. — Ich fackle nicht lange. — Mit euch Jungens wird man doch noch fertig werden. Ich bin doch ſchon mit ganz andren Leuten fertig geworden.

Bäcker. Nu das will ich globn. A ſo a richtiger Fabrikante, der wird mit zwee-dreihundert Webern fertich, eh man ſich umſieht. Da läßt a och noch ni a par morſche Knochn ibrich. A ſo eener der hat vier Magn wie ne Kuh und a Gebiß wie a Wolf. Nee nee, da hat's niſcht!

Dreißiger (zu den Beamten). Der Menſch bekommt keinen Schlag Arbeit mehr bei uns.

Bäcker. O, ob ich am Webſtuhle verhungere, oder im Straßengrabn, das is mir egal.

Dreißiger. 'Naus, auf der Stelle raus!

Bäcker (feſt). Erſt will ich mei Lohn habn.

Dreißiger. Was kriegt der Kerl, Neumann?

Neumann. Zwölf Silbergroſchen fünf Pfennige.

Dreißiger (nimmt überhaſtig dem Kaſſirer das Geld ab und wirft es auf den Zahltiſch, ſo daß einige Münzen auf die Diele rollen). Da! — hier! — und nu raſch — mir aus den Augen!

Bäcker. Erſcht will ich mei Lohn habn.

Dreißiger. Da liegt ſein Lohn; und wenn er nun nich macht, daß er 'raus kommt.... Es iſt grade zwölf.... Meine Färber machen grade Mittag....

Bäcker. Mei Lohn gehört in meine Hand. Hie her gehört mei Lohn. (Er berührt mit den Fingern der rechten, die Handfläche der linken Hand.)

Dreißiger (zum Lehrling). Heben Sie's auf, Tilgner.

Der Lehrling (thut es, legt das Geld in Bäcker's Hand).

Bäcker. Das muß alls ſein'n richtchen Paß gehn. (Er bringt, ohne ſich zu beeilen, in einen alten Beutel das Geld unter.)

Dreißiger. Nu? (Als Bäcker ſich noch immer nicht entfernt, ungeduldig.) Soll ich nun nachhelfen?

(Unter den dichtgedrängten Webern iſt eine Bewegung entſtanden. Jemand ſtößt einen langen, tiefen Seufzer aus. Darauf geſchieht ein Fall. Alles Intereſſe wendet ſich dem neuen Ereigniß zu.)

Dreißiger. Was giebt's denn da?

Verſchiedene Weber und Weberfrauen. „'Sis eener hingeſchlagn." — „'Sis a klee hiprich Jungl." — „Is's etwa de Kränkte oder was?!"

Dreißiger. Ja... wie denn? Hingeſchlagen? (Er geht näher.)

Alter Weber. A liegt halt da. (Es wird Platz gemacht. Man ſieht einen etwa achtjährigen Jungen wie todt an der Erde liegen.)

Dreißiger. Kennt Jemand den Jungen?

Alter Weber. Aus unſerm Dorfe is a nich.

Der alte Baumert. Der ſieht ja bald aus, wie Heinrichen's. (Er betrachtet ihn genauer.) Ja, ja! Das is Heinrichen's Guſtavl.

Dreißiger. Wo wohnen denn die Leute?

Der alte Baumert. Nu, oben bei uns, in Kaſchbach, Herr Dreißicher. Er geht Muſicke machen, und am Tage da liegt a iberm Stuhle. Se han neun Kinder und's zehnte is unterwegens.

Verſchiedene Weber und Weberfrauen. „Den Leutn geht's gar ſehr kimmerlich.“ — Den regnt's in de Stube.“ — „Das Weib hat keene zwee Hemdl fer die neun Burſchen.“

Der alte Baumert (den Jungen anfaſſend). Nu, Jungel, was hat's denn mit Dir? Da wach ock uf!

Dreißiger. Faßt mal mit an, wir wollen ihn mal aufheben. Ein Unverſtand ohne gleichen, ſo'n ſchwächliches Kind dieſen langen Weg machen zu laſſen. Bringen Sie mal etwas Waſſer, Pfeifer!

Weberfrau (die ihn aufrichten hilft). Mach ock ni etwa Dinge und ſtirb, Jungl!

Dreißiger. Oder Cognac, Pfeifer, Cognac is beſſer.

Bäcker (hat von Allen vergeſſen, beobachtend geſtanden. Nun, die eine Hand an der Thürklinke, ruft er laut und höhniſch herüber). Gebt 'n ock was zu freſſen, da wird a ſchonn zu ſich kommen. (Ab.)

Dreißiger. Der Kerl nimmt kein gutes Ende. — Nehmen Sie ihn unter'm Arm, Neumann. — Langſam ... langſam ... ſo ... ſo ... wir wollen ihn in mein Zimmer bringen. Was wollen Sie denn?

Neumann. Er hat was geſagt, Herr Dreißiger! Er bewegt die Lippen.

Dreißiger. Was — willſt Du denn, Jungel?

Der Junge (haucht). Mich h.. hungert!

Dreißiger (wird bleich). Man verſteht ihn nich.

Weberfrau. Ich globe, a meinte ...

Dreißiger. Wir werden ja ſehn. Nur ja nich aufhalten. — Er kann ſich bei mir auf's Soſa legen. Wir werden ja hören, was der Doctor ſagt.

(Dreißiger, Neumann und die Weberfrau führen den Jungen in's Comptoir. Unter den Webern entſteht eine Bewegung, wie bei Schulkindern, wenn der Lehrer die Klaſſe verlaſſen hat. Man reckt und ſtreckt ſich, man flüſtert, tritt von einem Fuß auf den andern und in einigen Sekunden iſt das Reden laut und allgemein.)

Der alte Baumert. Ich glob immer, Bäcker hat recht.

Mehrere Weber und Weberfrauen. „A ſagte ja o a ſo was." — „Das is hier niſcht Neues, das amal een'n d'r Hunger ſchmeißt." — „Na, iberhaupt, was de den Winter erſcht wern ſoll, wenn das hie und 's geht a ſo fort mit der Lohnzwackerei." — „Und mit a Kartoffeln wird's das Jahr gar ſchlecht." — „Hie wird's au nich anderſcher, bis mer alle vollens uf'n Rickn liegn."

Der alte Baumert. Am beſtn, ma macht's, wie d'r Nentwich Weber, ma legt ſich a Schleeſel um a Hals un knippt ſich am Webſtuhle uf. Da, nimm der 'ne Priſe, ich war in Neurode, da arbeit mei Schwager in d'r Fabricke, wo's 'n machen, a Schnupptaback. Der hat m'r a par Kerndl gegebn dahier Was trägſt denn du in dem Tichl Schenes?

Alter Weber. 'Sis blos a bißl Perlgraupe. D'r Wagn vom Ulbrichmiller fuhr vor m'r her. Da war a Sack a biſſel ufgeſchlitzt. Das kommt mir gar ſehr zu paſſe, kanſt globn.

Der alte Baumert. Zweiunzwanzich Mihlen ſein in Peterſchwalde, und ſer unſereens fällt doch niſcht ab.

Alter Weber. Ma muß ebens a Muth nich ſinkn laſſ'n, 's kommt immer wieder was und hilft een' a Stickl weiter.

Weber Heiber. Ma muß ebens, wenn d'r Hunger kommt, zu a vierzehn Nothhelſern beten, und wenn ma dadervon etwa ni ſatt wird, da muß ma an Stein ins Maul nehmen und dran lutſchen. Gell, Baumert?

(Dreißiger, Pfeifer, ſowie der Caſſirer kommen zurück.)

Dreißiger. Es war nichts von Bedeutung. Der Junge iſt ſchon wieder ganz munter. (Erregt und puſtend umhergehend.) Es bleibt aber immer eine Gewiſſenloſigkeit. Das Kind iſt ja nur ſo'n Hälmchen zum umblaſen. Es iſt rein unbegreiflich, wie Menſchen ... wie Eltern ſo unvernünftig ſein können. Bürden ihm zwei Schock Parchend auf, gute anderthalb Meilen Wegs. Es is wirklich kaum zum glauben. Ich werde einfach müſſen die Einrichtung treffen, daß Kindern überhaupt die Waare nich mehr abgenommen wird. (Er geht wiederum eine Weile ſtumm hin und her.) Jedenfalls wünſche ich dringend, daß ſo etwas nicht mehr vorkommt. — Auf wem bleibt's denn ſchließlich ſitzen? Natürlich doch auf uns Fabrikanten. Wir ſind an allem ſchuld. Wenn ſo'n armes Kerlchen zur Winterszeit im Schnee ſtecken bleibt und einſchläft, dann kommt ſo'n hergelaufener Scribent, und in zwei Tagen da haben wir die Schauergeſchichte in allen Zeitungen. Der Vater, die Eltern, die ſo'n Kind ſchicken .... i bewahre, wo werden die denn ſchuld ſein! Der Fabrikant muß 'ran, der Fabrikant is' der Sündenbock. Der Weber wird immer geſtreichelt, aber der Fabrikant wird immer geprügelt: das is 'n Menſch ohne Herz, 'n Stein, 'n gefährlicher Kerl, den jeder Preßhund in die Waden beißen darf. Der lebt herrlich und in Freuden und giebt den armen Webern Hungerlöhne. — Daß ſo'n Mann auch Sorgen hat und ſchlafloſe Nächte, daß er ſein großes Riſiko läuft, wovon der Arbeiter ſich nichts träumen läßt, daß er manchmal vor lauter dividiren, addiren und multipliciren, berechnen und wieder berechnen nich' weiß, wo ihm der Kopf ſteht, daß er hunderterlei bedenken und überlegen muß und immerfort ſo zu ſagen auf Tod und Leben kämpft und concurrirt, daß kein Tag vergeht ohne Aerger und Verluſt: darüber ſchweigt des Sängers Höflichkeit. Und was hängt nicht alles am Fabrikanten, was ſaugt nich' alles an ihm und will von ihm leben. Nee, nee! ihr ſolltet nur manchmal in meiner Haut ſtecken, ihr würd's bald genug ſatt kriegen. (Nach einiger Sammlung.) Wie hat ſich dieſer Kerl, dieſer Burſche da, dieſer Bäcker hier aufgeführt! Nun wird er gehen und auspoſaunen, ich wäre wer weiß wie unbarmherzig. Ich ſetzte die Weber bei jeder Kleinigkeit mir nichts, dir nichts vor die Thür. Is' das wahr? Bin ich ſo unbarmherzig?

Viele Stimmen. Nee, Herr Dreißiger!

Dreißiger. Na, das ſcheint mir doch auch ſo. Und dabei ziehen dieſe Lümmels umher und ſingen gemeine Lieder auf uns Fabrikanten, wollen von Hunger reden und haben ſo viel übrig, um den Fuſel quartweiſe conſumiren zu können. Sie ſollten mal die Naſe hübſch wo anders neinſtecken und ſehen, wie's bei den Leinwandwebern ausſieht. Die können von Noth reden. Aber ihr hier, ihr Parchentweber, ihr ſteht noch ſo da, daß ihr nur Grund habt, Gott im Stillen zu danken. Und ich frage die alten fleißigen und tüchtigen Weber, die hier ſind: kann ein Arbeiter, der ſeine Sachen zuſammenhält, bei mir auskommen oder nicht?

Sehr viele Stimmen. Ja, Herr Dreißiger!

Dreißiger. Na, ſeht ihr! — So'n Kerl, wie der Bäcker natürlich nicht. Aber, ich rathe euch, haltet dieſe Burſchen im Zaume; wird mir's zu bunt, dann quittire ich. Dann löſe ich das Geſchäft auf, und dann könnt ihr ſeh'n, wo ihr bleibt. Dann könnt ihr ſeh'n, wo ihr Arbeit bekommt. Bei Ehren-Bäcker ſicherlich nicht.

Erſte Weberfrau (hat ſich an Dreißiger herangemacht, putzt mit kriechender Demuth Staub von ſeinem Rock.) Se habn ſich a brinkel angeſtrichen, gnädicher Herr Dreißicher.

Dreißiger. Die Geſchäfte geh'n hundsmiſerabel, das wißt ihr ja ſelbſt. Ich ſetze zu, ſtatt daß ich verdiene. Wenn ich trotzdem dafür ſorge, daß meine Weber immer Arbeit haben, ſo ſetze ich voraus, daß das anerkannt wird. Die Waare liegt mir da in tauſenden von Schocken, und ich weiß heut noch nicht, ob ich ſie jemals verkaufen werde. — Nun hab' ich gehört, daß ſehr viele Weber hierum ganz ohne Arbeit ſind und da ... na, Pfeifer mag euch das Weitre auseinanderſetzen. — Die Sache iſt nämlich die: damit ihr den guten Willen ſeht ... ich kann natürlich keine Almoſen austheilen, dazu bin ich nicht reich genug, aber ich kann bis zu einem gewiſſen Grade den Arbeitsloſen Gelegenheit geben, wenigſtens 'ne Kleinigkeit zu verdienen. Daß ich dabei ein immenſes Riſiko habe, iſt ja meine Sache. — Ich denke mir halt: wenn ſich ein Menſch täglich 'ne Quarkſchnitte erarbeiten kann, ſo iſt doch das immer beſſer, als wenn er überhaupt hungern muß. Hab ich nicht recht?

Viele Stimmen. Ja, ja! Herr Dreißicher.

Dreißiger. Ich bin alſo gern bereit, noch zweihundert Webern Beſchäftigung zu geben. Unter welchen Umſtänden, wird Pfeifer euch auseinanderſetzen. (Er will gehen.)

Erſte Weberfrau (vertritt ihm den Weg, ſpricht überhaſtet, flehend und dringlich). Gnädijer Herr Dreißicher, ich wollte Sie halt recht freindlich gebetn habn, wenn ſe vielleicht ... ich hab halt zweimal an Ibergang gehabt.

Dreißiger (eilig). Sprecht mit Pfeifer, gute Frau, ich hab mich ſo ſchon verſpätet. (Er läßt ſie ſt[illegible]

Weber Reimann (vertritt ihm ebenfalls den W[illegible] der Kränkung und Anklage). Herr Dreißicher, ich muß [illegible] wirklich beklagn. Herr Feiſer hat mer ... Ich hab doch ſer mei Webe jetzt immer zwölftehalb Beemen kriegt . . .

Dreißiger (fällt ihm in die Rede). Dort ſitzt der Expedient. Dorthin wendet euch: das is die richtige Adreſſe.

Weber Heiber (hält Dreißiger auf). Gnädiger Herr Dreißicher, (ſtotternd und mit wirrer Haſt) ich wollte ſe vielmals gittigſt gebeten han, ob mir vielleicht und a kennde mer . . . ob mer d'r Herr Feiſer vielleicht und a kennde . . . a kennde.

Dreißiger. Was wollt ihr denn?

Weber Heiber. Da Vorſchuß, dann ich's letzte mal, ich meine, da ich . . .

Dreißiger. Ja, ich verſtehe euch wirklich nicht.

Weber Heiber. Ich war a brinkl ſehr ei Noth, weil . . .

Dreißiger. Pfeifers Sache, Pfeifers Sache. Ich kann wirklich nicht . . . macht das mit Pfeifer aus.
(Er entweicht in's Comptoir.)

(Die Bittenden ſehen ſich hülflos an. Einer nach dem andern tritt ſeufzend zurück.)

Pfeifer (die Unterſuchung wieder aufnehmend). Na, Anul, was bringſt Du?

Der alte Baumert. Was ſoll's denn da ſetzn ſer a Webe, Herr Feiſer?

Pfeifer. Für's Webe zehn Silbergroſchen.

Der alte Baumert. Nu das macht ſich!

(Bewegung unter den Webern, Flüſtern und Murren.)

Ende des erſten Aktes.

Zweiter Akt.

Perſonen des zweiten Aktes.

Der alte Baumert.
Mutter Baumert, ſeine Frau.
Auguſt, ihr Sohn.
Emma, }
Bertha, } ihre Töchter.
Fritz, uneheliches Kind der Emma.
Der alte Anſorge, Häusler und Weber.
Frau Heinrich, Weberfrau.
Moritz Jäger, entlaſſener Soldat, ehemaliger Webergeſelle.

Das Stübchen des Häuslers Wilhelm Anſorge zu Kaſchbach, im Eulengebirge.

In einem engen, von der ſehr ſchadhaften Diele bis zur ſchwarz verräucherten Balkendecke nicht ſechs Fuß hohen Raum, ſitzen: zwei junge Mädchen, Emma und Bertha Baumert an Webſtühlen, — Mutter Baumert, eine contracte Alte, auf einem Schemel am Bett, vor ſich ein Spulrad, — ihr Sohn Auguſt zwanzigjährig, idiotiſch, mit kleinem Rumpf und Kopf und langen, ſpinnenartigen Extremitäten auf einem Fußſchemel, ebenfalls ſpulend. Durch zwei kleine, zum Theil mit Papier verklebte und mit Stroh verſtopfte Fenſterlöcher der linken Wand dringt ſchwaches, roſafarbenes Licht des Abends. Es fällt auf das weißblonde, offene Haar der Mädchen, auf ihre unbekleideten, mageren Schultern, ſowie dünne wächſerne Nacken, auf die Falten des groben Hemdes im Rücken, das, nebſt einem kurzen Röckchen aus härteſter Leinewand, ihre einzige Bekleidung iſt. Der alten Frau leuchtet der warme Hauch voll über Geſicht, Hals und Bruſt: ein Geſicht, abgemagert zum Skelett, mit Falten und Runzeln in einer blutloſen Haut, mit verſunkenen Augen, die durch Wollſtaub, Rauch und Arbeit bei Licht entzündlich geröthet und wäſſrig ſind — einen langen Kropfhals mit Falten und Sehnen, eine eingefallene, mit verſchoſſenen Tüchern und Lappen verpackte Bruſt. — Ein Theil der rechten Wand, mit Ofen und Ofenbank, Bettſtelle und mehreren grell getuſchten Heiligenbildern ſteht auch noch im Licht. — Auf der Ofenſtange hängen Lumpen zum trocknen, hinter dem Ofen iſt altes, werthloſes Gerümpel angehäuft. Auf der Ofenbank ſtehen einige alte Töpfe und Kochgeräthe, Kartoffelſchalen ſind zum dörren auf Papier gelegt ꝛc. ꝛc. — Von den Balken herab hängen Garnſträhne und Weifen. Körbchen mit Spulen ſtehen neben den Webſtühlen. In der Hinterwand iſt eine niedrige Thür ohne Schloß. Ein Bündel Weidenruthen iſt daneben an die Wand gelehnt. Mehrere ſchadhafte Viertelkörbe ſtehen dabei. — Das Getöſe der Webſtühle, das rhythmiſche Gewuchte der Lade, davon Erdboden und Wände erſchüttert werden, das Schlurren und Schnappen des hin und her geſchnellten Schiffchens erfüllen den Raum. Da hinein miſcht ſich das tiefe, gleichmäßig fortgeſetzte Getön der Spulräder, das dem Summen großer Hummeln gleicht.

Mutter Baumert (mit einer kläglichen, erſchöpften Stimme, als die Mädchen mit weben innehalten und ſich über die Gewebe beugen). Mißt er ſchonn wieder knippn!?

Emma (die ältere der Mädchen, zweiundzwanzigjährig. Indem ſie geriſſene Fäden knüpft). Eine Art Garn is aber das au!

Bertha (fünfzehnjährig). Das is a ſo a bißel Zucht mit der Werfte.

Emma. Wo a ock bleibt a ſo lange? A is doch fort ſchonn ſeit um a neune.

Mutter Baumert. Nu eben's, eben's! wo mag a ock bleiben, ihr Mädel?

Bertha. Aengſt' euch beileibe ni, Mutter!

Mutter Baumert. 'Ne Angſt is das immer

Emma (fährt fort zu weben).

Bertha. Wart amal, Emma!

Emma. Was is denn?

Bertha. Mir war doch, 's kam jemand.

Emma. 'S wird Anſorge ſein, der zu Hauſe kommt.

Fritz (ein kleiner, barfüßiger, zerlumpter Junge von vier Jahren kommt herein geweint). Mutter mich hungert.

Emma. Wart, Fritzl, wart a bißel! Großvater kommt gleich. A bringt Brot mit und Kerndel.

Fritz. Mich hungert a ſo, Mutterle!

Emma. Ich ſag derſch ja. Bis ock nich einfältich. A wird ja gleich kommen. A bringt a ſcheenes Brotl mit und Kerndlkoffee. — Wenn ock wird Feierabend ſein, da nimmt Mutter de Kartuffelſchalen, die trägt ſe zum Pauer, und der gibbt er derfüre a ſcheenes Neegl Puttermilch firſch Jungl.

Fritz. Wo is er'n hin, Großvater?

Emma. Beim Fabrikanten is a, abliefern, an Käte, Fritzl.

Fritz. Beim Fabrikanten?

Emma. Ja, ja, Fritzl! unten bei Dreißichern in Peterſchwalde.

Fritz. Kriegt a da Brot?

Emma. Ja, ja, a gibbt 'n 's Geld, und da kann a ſich Brot koofen.

Fritz. Gibbt der Großvatern viel Geld?

Emma (heftig). O hör uf, Junge, mit dem Gerede. (Sie fährt fort zu weben. Bertha ebenfalls. Gleich darauf halten beide wieder inne.)

Bertha. Geh, Auguſt, frag' Anſorgen, ob a nich will anleuchta.

Auguſt (entfernt ſich. Fritz mit ihm).

Mutter Baumert (mit überhandnehmender, kindiſcher Angſt, faſt winſelnd). Ihr Kinder, ihr Kinder! Wo der Mann bleibt?!

Bertha. A wird halt amal zu Hauffen reingangen ſein.

Mutter Baumert (weint). Wenn a bloß nich etwan in a Kretſcham gegangn wär.

Emma. Wern ok nich, Mutter! a ſo eener is unſer Vater doch nich.

Mutter Baumert (von einer Menge auf ſie einſtürmender Befürchtungen außer ſich gebracht). Nu . . . nu . . . nu ſagt amal was ſoll nu bloß wern? Wenn a 's nu . . . wenn a nu zuhauſe kommt... Wenn a 's nu verſauft und bringt niſcht ni zuhauſe? Keene Handvoll Salz is mehr im Hauſe, kee Stickl Gebäcke. 'S mecht an Schauſel Feuerung ſein....

Bertha. Laß 's gutt ſein, Mutter! m'r habn Mondſchein. M'r gehn in a Puſch. M'r nehmen uns Auguſtn mite und holn a par Aiſtl.

Mutter Baumert. Gelt, das Euch d'r Jäger und kriecht Euch zu packn!

Anſorge (ein alter Weber mit hünenhaftem Knochenbau, der ſich tief bücken muß, um in's Zimmer zu gelangen, ſteckt Kopf und Oberkörper durch die Thür. Haupt und Barthaare ſind ihm ſtark verwildert). Was ſoll denn ſein?

Bertha. Se mechten Licht machen!

Anſorge (gedämpft, wie in Gegenwart eines Kranken ſprechend). 'Sis ja noch lichte.

Mutter Baumert. Nu laß Du uns och noch im Finſtern ſitzen.

Anſorge. Ich muß mich halt och einrichten. (Er zieht ſich zurück.)

Bertha. Nu da ſiehſte's, a ſo geizig is a.

Emma. Da muß man nu ſitzen, bis 'n wird paſſen.

Frau Heinrich (kommt. Eine dreißigjährige Frau, die ein Kind unter'm Herzen trägt. Aus ihrem abgemüdeten Geſicht ſpricht marternde Sorge und ängſtliche Spannung). Gu'n Abend mitnander.

Mutter Baumert. Nu, Heinrichen, was bringſt' uns denn?

Frau Heinrich (welche hinkt). Ich hab mer an Scherb eingetreten.

Bertha. Nu komm her, ſetz dich. Ich wer ſehn, das ich'n rauskriche.

(Frau Heinrich ſetzt ſich. Bertha kniet vor ihr nieder und macht ſich an ihrer Fußſohle zu ſchaffen.)

Mutter Baumert. Wie geht's d'n derheeme, Heinrichen?

Frau Heinrich (verzweifelter Ausdruck). 'S geht heilich bald nimehr. (Sie kämpft vergebens gegen einen Strom von Thränen. Nun weint ſie ſtumm.)

Mutter Baumert. Fer unſer eens, Heinrichen, wärſch am beſten, d'r liebe Gott thät a Einſehn habn und nähm uns gar von d'r Welt.

Frau Heinrich (ihrer nicht mehr mächtig, ſchreit weinend jammernd). Meine armen Kinder derhungern m'r! (Sie ſchluchzt und wimmert.) Ich weeß mr keen'n Rat nimehr. Ma mag anſtelln, was ma will, ma mag rumlaufen bis man liegen bleibt. Ich bin mehr tot wie lebendig, und is doch und is kee anders werden. Neun hungriche Mäuler, die ſoll eens nu ſatt machen. Von was d'n hä? Nächten Abend hatt' ich a Stickel Brot, 's langte noch nich amal fir die zwee Kleenſtn. Wem ſold' ich's d'n gebn, hä? Alle ſchrien ſe in mich nein: Mutterle mir, Mutterle mir. . . . Nee, nee! Und dadrbei kann ich jetzt noch laufen. Was ſoll erſcht wern, wenn ich zum Liegn komme. Die par Kartoffeln hat uns 's Waſſer mitgenommen. Wir habn niſcht zu brechen und zu beißen.

Bertha (hat die Schürze zerriſſen und die Wunde gewaſchen). M'r wolln a Fleckl drum bindn; (zu Emma) ſuch' amol eens!

Mutter Baumert. 'S geht uns ni beſſer, Heinrichen.

Frau Heinrich. Du haſt doch zum wenigſten noch deine Mädel. Du haſt 'n Mann, der de arbeiten kann, aber meiner der is m'r vergangne Woche wieder hingeſchlagn. Da hat's 'n doch wieder geriſſen und geſchmiſſen, das ich vor Himmelsangſt ni wußte, was anfangen mit'n. Und wenn a ſo an Anfall gehabt hat, da liegt a m'r halt wieder acht Tage feſte im Bette.

Mutter Baumert. Meiner is och niſcht nimehr werth. A fängt och an und klappt zuſammen. 'S liegt 'n uf d'r Bruſt und im Kreuze. Und abgebrannt ſind m'r ebenfalls och bis uf a Fennich. Wenn a heut ni und a bringt a par Gerſchl mit, da weeß ich och ni, was weiter werdn ſoll.

Emma. Kannſt's globen, Heinrichn. Wir ſein a ſo weit. . . . Vater hat mußt Ami'n mitnehmen. Wir müſſn 'n ſchlachtn laſſn, das m'r ok eem wieder amal was in a Magn kriegn.

Frau Heinrich. Hätt'r nich an eenziche Handvoll Mehl ibrich?

Mutter Baumert. O ni a ſo viel, Heinrichen, kee Kerndel Salz is mehr im Hauſe.

Frau Heinrich. Nu da wees ich nich! (Erhebt ſich, bleibt ſtehen, grübelt.) Do wees ich wirklich nee! — Da kann ich m'r eemal nich helfen. (In Wuth und Angſt ſchreiend.) Ich wär ja zufriede, wenn's uf Schweinfutter langte! — Aber mit leeren Händn darf ich eemal nich heemkommen. Das geht eemal nich. Da verzeih merſch Gott. Ich weeß mer da eemal keen'n andern Rath nimehr. (Sie hinkt, links mit der Ferſe nur auftretend, ſchnell hinaus.)

Mutter Baumert (ruft ihr warnend nach). Heinrichen, Heinrichen! mach ni etwan ne Tummheit.

Bertha. Die thut ſich kee leids an. Glob ock du das nich.

Emma. A ſo machts doch die immer. (Sie ſitzt wieder am Stuhl und webt einige Sekunden.)

Auguſt (leuchtet mit dem brennenden Talglicht ſeinem Vater, dem alten Baumert, der ſich mit einem Garnpack hereinſchleppt, voran).

Mutter Baumert. O jees's, o jees's Mann, wo bleibſt ock du a ſo lange!?

Der alte Baumert. Na, beeß ock ni gleich. Laß mich ock erſcht a brinkl verblaſen. Sieh lieber dernach, wer de mitkommt.

Moritz Jäger (kommt gebückt durch die Thür. Ein kommuner, mittelgroßer, rothbäckiger Reſerviſt, die Huſarenmütze ſchief auf dem Kopf, ganze Kleider und Schuhe auf dem Leibe, ein ſauberes Hemd ohne Kragen dazu. Eingetreten nimmt er Stellung und ſalutiert militäriſch. In forſchem Ton). Gu'n Abend, Muhme Baumert!

Mutter Baumert. Nu da, nu da! biſt du wieder zuhauſe? Huſt du uns noch nich vergeſſen? Nu da ſetz dich ock. Komm her, ſetz dich.

Emma (einen Holzſtuhl mit dem Rocke ſäubernd und Jägern hinſchiebend). Gu'n Abend, Moritz! willſt amal wieder ſehn, wie's bei armen Leuten ausſieht?

Jäger. Nu ſag m'r ock, Emma! ich wollt's ja ni globn. Du haſt ja a Jungl, das balde kann Soldate werden. Wo haſt d'r d'n den angeſchafft?

Bertha, (die dem Vater die wenigen mitgebrachten Lebensmittel abnimmt, Fleiſch in eine Pfanne legt und in den Ofen ſchiebt, während Auguſt Feuer anmacht.) Du kennſt doch a Finger Weber?

Mutter Baumert. M'r hatn' 'n doch hier mit im Stibl. A wollt ſe ja nehmen, aber a war doch halt eemal ſchonn ganz marode uf de Bruſt. Ich ha doch das Mädel gewarnt genug. Konnt' ſe woll hörn? Nu is a längſt tot und vergeſſen, und die kann ſehn, wie's a Jungen durchbringt. Nu ſag m'r ock, Moritz, wie is denn dir'ſch gangen?

Der alte Baumert. Nu bis ock ganz ſtille Mutter, ſer den is Brot gewachſen; der lacht uns alle aus; der bringt Kleeder mite wie a Fürſcht und an ſilberne Cilinderuhre und oben druf noch zehn Thaler bar Geld.

Jäger (großſpurig hingepflanzt, im Geſicht ein protzeriſches Schwerenöterlächeln). Ich kann mich klagen. Mir is's ni ſchlecht gangen under a Soldaten.

Der alte Baumert. A is Purſche geweſt beim Rittmeeſter. Hör ock, a redt wie de vornehmen Leute.

Jäger. Das feine Sprechen hab' ich mer a ſo angewehnt, das ich's gar nimeh los'n kann.

Mutter Baumert. Nee, nee, nu ſag mir ock! a ſo a Niſchtegutts, wie das geweſt is, und kommt a ſo zu Gelde. Du warſcht doch nie nich ſer was Geſcheuts zu gebrauchen; du kunnſt doch kee Strähnl hintereinander abhaspeln. Ock immer fort, naus; Meeſekaſten uſſtelln und Rothkätlſprenkel, das war dir lieber. Nu, iß nich wahr?

Jäger. 'S is wahr, Muhme Baumert. Ich fing ni ock Kätl, ich fing o Schwalben.

Emma. Da konnten mir immer zureden: Schwalben ſein giftich.

Jäger. Das war mir egal. Wie iß euch d'n d'rgangen, Muhme Baumert?

Mutter Baumert. O jer's, gar gar ſchlimm in a letzten vier Jahrn. Sich ock, ich ha halt's

Reißen. Sich d'r bloß amal meine Finger an. Ich weß halt gar nich, hab ich an Fluß kriegt oder was? Ich bin d'r halt a ſo elende! Ich kann d'r kee Glied ni bewegen. 'S globts kee Menſch, was ich muß ſer Schmerzen derleiden.

Der alte Baumert. Mit der iß jetzt gar ſchlecht. Die machts nimehr lange.

Bertha. Am Morgen zieh merſche an, am Abend zieh merſche aus. M'r miſſen ſe füttern wie a kleenes Kind.

Muttert Baumert (fortwährend mit kläglicher, weinerlicher Stimme). Ich muß mich bedien' laſſen hinten und vorne. Ich bin mehr als krank. Ich bin ock ne Laſt. Was hab ich ſchon a lieben Herrgott gebeten, a ſoll mich doch bloßich abruffen, o Jees's, o Jees's, das is doch halt zu ſchlimm mit mir. Ich weeß doch gar nich ... de Leute kennten denken ... aber ich bin doch 's Arbeiten gewehnt von Kindheet uf. Ich hab doch meine Sache immer konnt leiſten, und nu uf eemol (ſie verſucht umſonſt ſich zu erheben) 's geht und geht nimehr. — Ich hab an guten Mann und gute Kinder hab ich, aber wenn ich das ſoll mit anſehn ...! Wie ſehn die Mäd'l aus!? Kee Blutt haben ſe bald nimehr in ſich. An Farbe haben ſe wie de Leintücher. Das geht doch immer egal fort mit dem Schemeltreten, obs a ſo an Mäd'l dient oder nich. Was habn die ſer a bißl Leben. 'S ganze Jahr kommen ſe nich vom Bänkl runter. Ni amal a par Klunkern haben ſe ſich derſchindt, das ſe ſich kennten d'rmite bedecken und kennten ſich amal vor a Leuten ſehn laſſen, oder an Schritt ei die Kirche machen und kennten ſich amal ne Erquickung holen. Ausſehn thun ſe wie de Galgengeſchlinke, junge Mädel von funfzehn und zwanzig.

Bertha (am Ofen). Nu das raucht wieder a ſo a bißl!

Der alte Baumert. Nu da ſieh ock den Rauch. Na da nimm amal an, kann woll hier Wandel werden?

A ſtürzt heilig bald ein, d'r Owen. Mir müſſen'n ſtürzen laſſen, und a Ruß, den müſſen m'r ſchlucken. Mir huſten alle, eener mehr wie d'r andre. Was huſt't, huſt't, und wenn's uns derwircht, und wenn gleich die Plautze mitegeht; da frägt uns och noch kee Menſch dernach.

Jäger. Das is doch Anſorchens Sache, das muß a doch ausbeſſern.

Bertha. Der wä uns woll anſehn. A mukſcht a ſo mehr wie genung.

Mutter Baumert. Dem nehmen m'r a ſo ſchonn zu viel Platz weg.

Der alte Baumert. Und wemmer erſcht ufmucken, da fliegen mer naus. A hat bald a halb Jahr keene Mietzinſe ni beſehn.

Mutter Baumert. A ſo a eelitzicher Mann, der kennte doch umgänglich ſein.

Der alte Baumert. A hat au nischt, Mutter, 's geht 'n o beeſe genung, wenn a och keen'n Stat macht mit ſeiner Noth.

Mutter Baumert. A hat doch ſei Haus.

Der alte Baumert. Nee, Mutter, was redſt'n. An dem Hauſe dahier, da is och noch nich a klee Splitterle ſeine.

Jäger (hat ſich geſetzt und eine kurze Pfeife mit ſchönen Quaſten aus der einen, eine Quartflaſche Branntwein aus der andern Rocktaſche gebracht). Das kann auch hier bald nimehr a ſo weiter gehn. Ich hab mei Wunder geſehn, wie das hierum a ſo ausſieht under a Leuten. Da leben ja in a Städten de Hunde noch beſſer wie ihr.

Der alte Baumert (eifrig). Gelt, gelt ock? Du weeſt's auch!? Und ſagt man a Wort, da heeſt's bloß, 's ſein ſchlechte Zeiten.

Anſorge (kommt, ein irdenes Näpfchen mit Suppe in der einen, in der anderen Hand einen halbfertig geflochtenen „Viertelkorb"). Willkommen, Moritz! Bis du auch wieder da?

Jäger. Scheen Dank, Vater Anſorge.

Anſorge (ſein Käppchen in's Röhr ſchiebend). Nu ſag m'r ock an: du ſiehſt ja bald aus wie a Graf.

Der alte Baumert. Zeich amal dei ſcheen Uhrla. A hat 'n neuen Anzug mit gebracht und zehn Thaler bar Geld.

Anſorge (kopfſchüttelnd). Nu jaja! — Nu nee nee! —

Emma (die Kartoffelſchalen in ein Säckchen füllend). Nu will ich ock gehn mit a Schal'n. Vielleicht wird's langen uf a Neegl Abgelaſſene. (Sie entfernt ſich.)

Jäger (während alle mit Spannung und Hingebung auf ihn achten). Na nu nehmt amal an: wie oft habt ihr m'r nich de Helle heiß gemacht. Dir wern ſe Moritz lehrn, hiß's immer, wart ock, wenn de wirſcht zum Militär kommen. Na nu ſeht' erſch, mir is gar gutt gegangen. A halb Jahr da hat ich de Kneppe. Willich muß man ſein, das is 's Haupt. Ich ha 'n Wachtmeiſter de Stieweln geputzt; ich ha 'n 's Ferd geſtriegelt, Bier geholt. Ich war a ſo geſirre, wie a Wieslichen. Und uf 'n Poſten war ich: Schwerkanon ja, mei Zeug, das mußt ock immer a ſo funkeln. Ich war d'r erſchte im Stalle, d'r erſchte beim Appell, d'r erſchte im Sattel; und wenn's zur Attake ging — marſch marſch! heiliges Kanonrohr, Kreuzdonnerſchlag, Herrrdumeinegitte!! Und aufgepaßt hab ich, wie a Schißhund. Ich docht' halt immer: hier hilft's niſcht, hier mußt de dran globen; und da rafft ich m'r halt a Kopp zuſammen, und da ging's och; und da kam's a ſo weit, das d'r Rittmeiſter und ſagte vor d'r ganzen Schwadron iber mich: Das is ein Huſar, wie a ſein muß. (Stille. Er legt die Pfeife in Brand.)

Anſorge (kopfſchüttelnd). Da haſt du a ſo a Glicke gehabt?! Nu jaja! — nu nee nee! (Er legt ſich auf den Boden, die Weidenruthen neben ſich und flickt, ihn zwiſchen den Beinen haltend, an ſeinem Korbe weiter.)

Der alte Baumert. Da welln m'r hoffen, das de uns dei Glicke mitebringſt. — Nu ſoll mer woll amal mit trinken?

Jäger. Nu ganz natürlich, Vater Baumert, und wenn's alle is, kommt mehr. (Er ſchlägt ein Geldſtück auf den Tiſch.)

Anſorge (mit blödem, grinſendem Erſtaunen). O mei, mei, das giht ja hier zu... da kreeſcht a Braten, da ſteht a Quart Branntwein, (er trinkt aus der Flaſche) ſollſt leben, Moritz! — Nu jaja! nu nee nee! (Von jetzt an wandert die Schnapsflaſche.)

Der alte Baumert. Kennten m'r nich zum wenigſten zu allen heilichen Zeiten a ſo a Stickl Gebratnes habn, ſtat's das ma kee Fleiſch zu ſehn kriecht iber Jahr und Tag? — A ſo muß ma warten, bis een wieder amal a ſo a Hundl zulauft, wie das hier vor vier Wochen: und das kommt ni ofte vor im Leben.

Anſorge. Haſt Du Ami'n ſchlachten laſſen?

Der alte Baumert. Ob a m'r vollens o noch derhungern that...

Anſorge. Nu jaja, — nu nee nee.

Mutter Baumert. Und war a ſo a nette, bethulich Hundl.

Jäger. Seit ihr hierum immer noch a ſo happich uf Hundebraten.

Der alte Baumert. O Jes's, Jes's, wenn m'r ock und hätta'n genug

Mutter Baumert. Nu da da, a ſu a Stickl Fleeſch is gar rathlich.

Der alte Baumert. Haſt' Du ken'n Geſchmak nimehr uf ſu was? Nu da bleib ock bei uns hier, Moritz, da werd' a ſich baal wieder einfinden.

Anſorge (ſchnüffelnd). Nu jaja, — nu nee nee, das is o noch ne Guttſchmecke — das macht gar a lieblich Gericht.

Der alte Baumert (ſchnüffelnd). D'r reene Zimmt, mecht man ſprechen.

Anſorge. Nu ſag uns amal deine Meinung, Moritz. Du weißt' doch, wie's in d'r Welt drauſſen zugeht. Werd das nu hier amal anderſch werden mit uns Webern, oder wie?

Jäger. Ma ſollts wirklich hoſſen.

Anſorge. Mir kenn d'r nich leben und nich ſterben hier oben. Uns geht's loda böſe, kanſt's globen. Eener wehrt ſich bis uf's Blutt. Zuletzt muß man ſich drein geb'n. De Noth frißt een's Dach iberm Koppe und a Boden unter a Fiſſen. Friher, da man noch am Stuhle arbeiten konnte, da hat man ſich halbwegens mit Kummer und Noth doch kunnt a ſo durchſchlagn. Heute kann ich m'r ſchon'n iber Jahr und Tag kee Stickl Arbeit mehr erobern. Mit der Korbflechterei is och ock, das man ſei bißl Leben a ſo hinfriſten tutt. Ich flechte bis in de Nacht nein, und wenn ich in's Bette falle, da hab ich an Beemen und ſechs Fenniche derſchindt. Du haſt doch Bildung, nu da ſag amal ſelber. Kann da woll a Auskommen ſein bei der Theurung. Drei Thaler muß ich hinſchmeißen uf Hausſteuer, een'n Thaler uf Grundabgaben. Drei Thaler uf Hauszinſe, virzehn Thaler kann ich Verdienſt rechen, bleibn ſer mich ſieben Thaler uf's ganze Jahr. Da dervon ſoll ma ſich nu bekochen, beheizen, bekleiden, beſchuhn, ma ſoll ſich beſtricken und beſlicken, a Quartier muß ma habn und was da noch alles kommt. — Is' s da a Wunder, wenn man de Zinſe ni zahln kann.

Der alte Baumert. 'S mißt amal eener hingehn nach Berlin, und mißt's 'n Keeniche vorſtelln, wie's uns a ſo geht.

Jäger. Och nich a ſo viel nutzt das, Vater Baumert. 'S ſein er ſchonn genung in a Zeitungen druf zu ſprechen gekommen. Aber die Reichen, die drehn und die wenden an Sache a ſo . . . die iberteifeln a beſten Chriſten.

Der alte Baumert (kopfſchüttelnd.) Das ſe in Berlin den Pli nich habn!

Anſorge. Sag Du amal, Moritz, kann das woll meglich ſein? Is da gar kee Geſetze d'rfor? Wenn een's nu und ſchindt ſich's Baſt von a Händen und kann doch ſeine Zinſe ni ufbringen; kann m'r d'r Pauer mei Häusl da wegnehmen? 'Sis halt a Pauer, der will ſei Geld habn. Nu weeß ich gar nich, was de noch werdn ſoll? — Wenn ich halt und ich muß aus dem Häusl nausgehn. . . . (Durch Thränen hervor würgend.) Hier bin ich gebor'n, hier hat mei Vater am Webſtuhle geſeſſen, mehr wie virzig Jahr. Wie oft hat a zu Muttern geſagt: Mutter, wenn's mit mir amal a Ende nimmt, das Häusl halt feſte. Das Häusl hab ich errobert meent a iber'ſche. Hie is jeder Nagl an durchwachte Nacht, a jeder Ballen a Jahr trocken Brot. Da mißt ma doch denken . . .

Jäger. Die nehmen een's Letzte, die ſein's cumpabel.

Anſorge. Nu, ja, ja! — nu, nee, nee! kommt's aber a ſo weit, da wär mirſch ſchonn lieber, ſe trügen mich naus, ſtats das ich uf meine alten Tage noch naus laufen müßte. Das bißl ſterben da! Mei Vater ſtarb o gerne genug. — Ock ganz um de Letzte, da wolld'n a wing Angſt wern. Wie ich aber zu'n eis Bette kroch, da wurd a ooch wieder ſtille. — Wenn ma's a ſo bedenkt: Dazemal war ich a Jungl von dreizehn Jahrn. Müde war ich, und da ſchlief ich halt ein, bei dam kranken Manne, — ich verſtand's doch nich beſſer — und da ich halt aufwachte war a ſchonn kalt.

Mutter Baumert (nach einer Pauſe). Greif amal in's Röhr, Bertha, und reich Anſorgen de Suppe.

Bertha. Dahier eßt, Vater Anſorge!

Anſorge (unter Thränen eſſend). Nu nee, nee — — nu jaja!

Der alte Baumert (hat angefangen das Fleiſch aus der Pfanne zu eſſen).

Mutter Baumert. Nu Vater, Vater, du wirſcht dich doch gedulden kenn'n. Laß ock Berthan vor richtich vorſchirrn.

Der alte Baumert (kauend). Vor zwee Jahren war ich's letztemal zum Abendmale. Gleich dernach verkooſt ich a Gottstiſchrock. Da dervon kooſten m'r a Stickl Schweinernes. Seit dem da hab ich kee Fleeſch nimehr geſſen bis heut Abend.

Jäger. Mir brauchen o erſcht kee Fleeſch, ver uns eſſen's de Fabrikanten. Die waten im Fette rum bis hie her. Wer das ni gloobt, der brauch ock nunter gehn nach Bielau und nach Peterſchwalde. Da kann ma ſei Wunder ſehn: immer e Fabrikantenſchloß hintern andern. Immer e Palaſt hintern andern. Mit Spiegelſcheiben und Thürmeln und eiſernen Zäunen. Nee, nee, da ſpürt keener niſcht von ſchlechten Zeiten. Da langt's uf Gebratnes und Gebacknes, uf Ekkipaſchen und Kutſchen, uf Guvernanten und wer weeß was. Die ſticht d'r Haber a ſo ſehr! die wiſſen gar nich, was de ſchnell anſtelln vor Reechthum und Ibermuth.

Anſorge. In a alten Zeiten da war das ganz a ander Ding. Da liſſen de Fabrikanten a Weber mitleben. Heute da bringen ſe alles alleene durch. Das kommt aber daher ſprech ich: d'r hohe Stand gloobt nimehr a kenn Herrgott und kenn Teiwel o nich. Da wiſſen ſe niſcht von Geboten und Strafen. Da ſtehln ſe uns halt a letzten Biſſen Brot und ſchwächen und untergraben uns das bißl Nahrung, wo ſe kenn'n. Von den Leuten kommt's ganze Unglicke. Wenn unſere Fabrikanten und wärn gute Menſchen, da wärn ooch fer uns keene ſchlechten Zeiten ſein.

Jäger. Da paßt amal uf, da wer ich euch amal was ſcheenes vorleſen. (Er zieht einige Papierblättchen aus der Taſche.) Komm, Auguſt, renn in de Schelzerei und hol noch a Quart. Nu Auguſt, Du lachſt ja ei en' Biegen fort.

Mutter Baumert. Ich weeß nich, was mit dem Jungen is, dem geht's immer gut. Der lacht ſich de Hucke voll, mag's kommen wie's will. Na, ſeeder, ſeeder! (Auguſt ab mit der leeren Schnapsflaſche.) Gelt ock Alter, du weeßt, was gut ſchmeckt?

Der alte Baumert (kauend, vom Eſſen und Trinken muthig erregt). Moritz, du biſt unſer Mann. Du kannſt leſen und ſchreiben. Du weeßt's, wie's um de Weberei beſtellt is Du haſt a Herze fer de arme Weberbevölkerung. Du ſollſt unſere Sache amal in de Hand nehmen dahier.

Jäger. Wenn's mehr ni is. Das ſollte mir ni drauf ankommen: dahier! den Fabrikantenräudeln, den wollt ich viel zu gerne amal a Liedl uffſpiel'n. Ich thät m'r niſcht draus machen. Ich bin a umgänglicher Kerl, aber, wenn ich amal falſch wer und ich krieg's mit der Wuth, da nehm ich Dreißichern in de eene, Dittrichen, in de andre Hand und ſchlag ſe mit a Keppen annander, das n's Feuer aus a Augen ſpringt.— Wenn mir und mer kennten's uſbringen, das m'r zuſammen hielten, da kennt m'r a Fabrikanten amal an ſolchen Krach machen.... Do braucht m'r keen'n Keenich derzu und keene Regierung, da kennten m'r eenfach ſagen: mir wolln das und das, und a ſo und a ſo ni, und da wärſch bald aus een'n ganz andern Loche ſeifen dahier. Wenn die ock ſehn, das ma Krün hat, da zieh'n ſe bald Leine. Die Betbrider kenn' ich! das ſein gar feige Luder.

Mutter Baumert. 'S is wirklich bald wahr. Ich bin gewiß ni ſchlecht. Ich bin gewiß immer diejenigte geweſt, die geſagt hat, die reichen Leute miſſen ooch ſein. Aber wenn's a ſo kommt....

Jäger. Vor mir kennte d'r Teiwel alle holn, der Raſſe vergönnt ich's.

Bertha. Wo is denn Vater? (Der alte Baumert hat ſich ſtillſchweigend entfernt.)

Mutter Baumert. Ich weeß nich, wo a mag hinſein.

Bertha. Is etwan, das a das Fleeſcherne nimehr gewehnt is?!

Mutter Baumert (außer ſich, weinend). Nu da ſeht irſch, nu da ſeht irſch! Da bleibt's 'n noch ni amal. Da wird a das ganze bißel ſcheenes Eſſen wieder von ſich geben.

Der alte Baumert (kommt wieder, weinend vor Ingrimm). Nee, nee! mit mir is bald gar alle. Mich habn ſe bald a ſo weit! Hat man ſich amal was gutes dergattert, da kann ma's ni amal mehr bei ſich behaltn. (Er ſitzt weinend nieder auf die Ofenbank.)

Jäger (in plötzlicher Aufwallung, fanatiſch). Und da derbei gibt's Leute, Gerichtsſchulzen, garnich weit von hier, Schmärwampen, die de's ganze Jahr niſcht weiter zu thun haben, wie uns 'n Herrgott im Himmel a Tag abſtehln. Die wolln behaupten, de Weber kemten gut und gerne auskommen, ſe wern bloß zu faul.

Anſorge. Das ſein gar keene Menſche. Das ſein Unmenſche, ſein das.

Jäger. Nu laß ock gut ſein, a hat ſei Fett. Ich und d'r rothe Bäcker mir habn's 'n eingetränkt und bevor m'r abzogen zu guter letzte, ſangen m'r noch's Blutgerichte.

Anſorge. O Jees's, Jees's, is das das Lied?

Jäger. Ja, ja, hie hab ich's.

Anſorge. 'S heeßt doch glob ich's Dreißicher Lied oder wie.

Jäger. Ich wer'ſch amal vorleſen.

Mutter Baumert. Wer hat denn das Lied derfundn?

Jäger. Das weeß kee Menſch nich. Nu hört amal druf. (Er lieſt, ſchülerhaft buchſtabirend, ſchlecht betonend aber mit unverkennbar ſtarkem Gefühl. Alles klingt heraus: Verzweiflung, Schmerz, Wuth, Haß, Rachedurſt.)

Hier im Ort iſt ein Gericht
Noch ſchlimmer als die Vehmen,
Wo man nicht erſt ein Urtheil ſpricht,
Das Leben ſchnell zu nehmen.

Hier wird der Menſch langſam gequält,
Hier iſt die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt
Als Zeugen von dem Jammer.

Der alte Baumert (hat, von den Worten des Liedes gepackt und im Tiefſten aufgerüttelt, mehrmals nur mühſam der Verſuchung widerſtanden, Jäger zu unterbrechen. Nun geht alles mit ihm durch: ſtammelnd, unter Lachen und Weinen zu ſeiner Frau). Hier iſt die Folterkammer. Der das geſchrieben, Mutter, der ſagt die Wahrheet. Das kannſt Du bezeugen... wie heeßt's? Hier werden Seufzer ... wie? ... hie wern ſe viel gezählt ...

Jäger. Als Zeugen von dem Jammer.

Der alte Baumert. Du weeßt's, was mir a ſo ſeufzn een'n Tag um a andern, ob m'r ſtehn oder liegen.

Jäger, (während Anſorge, ohne weiter zu arbeiten, in tiefer Erſchütterung zuſammengeſunken daſitzt, Mutter Baumert und Bertha fortwährend die Augen wiſchen, fährt fort zu leſen).

Die Herr'n Dreißiger die Henker ſind,
Die Diener ihre Schergen,
Davon ein Jeder tapfer ſchindt,
Anſtatt was zu verbergen.
Ihr Schurken all, ihr Satansbrut,

Der alte Baumert (mit zitternder Wuth den Boden ſtampfend.) Ja, Satansbrut!!!

Jäger (lieſt).

Ihr hölliſchen Dämone,
Ihr freßt der Armen Hab und Gut,
Und Fluch wird euch zum Lohne.

Anſorge. Nu, jaja, das is auch an Fluch werth.

Der alte Baumert, (die Fauſt ballend, drohend). Ihr freßt der Armen Hab und Gut.

Jäger (lieſt).

Hier hilft kein Bitten und kein Fleh'n,
Umſonſt iſt alles klagen.
„Gefällt's euch nicht, ſo könnt ihr gehn
Am Hungertuche nagen.“

Der alte Baumert. Wie ſteht's? Umſonſt iſt alles klagen? Jedes Wort ... jedes Wort ... da is alls a ſo richtig, wie in d'r Bibel. Hier hilft kein Bitten und kein Fleh'n.

Anſorge. Nu, jaja! nu, nee nee! da thutt ſchonn niſcht helfen.

Jäger (lieſt).

Nun denke man ſich dieſe Noth
Und Elend dieſer Armen,
Zu Haus oft keinen Biſſen Brod,
Iſt das nicht zum Erbarmen!

Erbarmen, ha! ein ſchön' Gefühl,
Euch Kannibalen fremde,
Ein jedes kennt ſchon euer Ziel,
'S iſt der Armen Haut und Hemde.

Der alte Baumert (ſpringt auf, hingeriſſen zu deliranter Raſerei). Haut und Hemde. Alls richtich, 's is der Armuth Haut und Hemde. Hier ſteh ich, Robert Baumert, Webermeiſter von Kaſchbach. Wer kann vortreten und ſagn.... Ich bin ein braver Menſch geweſt mei Lebe lang, und nu ſeht mich an! Was hab ich davon? Wie ſeh ich aus? Was habn ſe aus mir gemacht? Hier wird der Menſch langſam gequält. (Er reckt ſeine Arme hin.) Dahier, greift amal an, Haut und Knochen. Ihr Schurken all, ihr Satansbrut!! (Er bricht weinend vor verzweifelten Ingrimm auf einen Stuhl zuſammen.)

Anſorge (ſchleudert den Korb in die Ecke, erhebt ſich, am ganzen Leibe zitternd vor Wuth, ſtammelt hervor). Und das muß anderſcher wern, ſprech ich, jetzt uf der Stelle. Mir leiden's nimehr! Mir leiden's nimehr, mag kommen, was will.

Ende des zweiten Aktes.

Dritter Akt.

Perſonen des dritten Aktes.

Bäcker.
Moritz Jäger.
Der alte Baumert.
Der alte Anſorge.
Welzel, Gaſtwirt.
Frau Welzel, ſeine Frau.
Anna Welzel, ſeine Tochter.
Ein Reiſender.
Wiegand, Tiſchler.
Hornig, Lumpenſammler.
Ein Bauer.
Ein Förſter.
Wittich, Schmied.
Kutſche, Gensdarm.
Eine Anzahl alter und junger Weber.

Die Schenkſtube im Mittelkretſcham zu Peterswaldau, ein großer Raum, deſſen Balkendecke durch einen hölzernen Mittelpfeiler, um den ein Tiſch läuft, geſtützt iſt. Rechts von dem Pfeiler, ſo daß der Pfoſten nur verdeckt wird, liegt die Eingangsthür in der Hinterwand. Man ſieht durch ſie in den großen Hausraum, der Fäſſer und Brauergeräth enthält. Im Innern, rechts von der Thür in der Ecke, befindet ſich das Schenkſims: eine hölzerne Scheidewand von Mannshöhe mit Fächern für Schankutenſilien, dahinter ein Wandſchrank, enthaltend Reihen von Schnapsflaſchen, zwiſchen Scheidewand und Likörſchrank ein kleiner Platz für den Schenkwirth. Vor dem Schenkſims ſteht ein mit bunter Decke gezierter Tiſch. Eine hübſche Lampe hängt darüber, mehrere Rohrſtühle ſtehen darum. Unweit davon an der rechten Wand führt eine Thür mit der Aufſchrift „Weinſtube“ ins Honoratiorenſtübchen. Noch weiter vorn rechts tickt die alte Standuhr. Links von der Eingangsthür, an der Hinterwand ſteht ein Tiſch mit Flaſchen und Gläſern und weiterhin in der Ecke der große Kachelofen. Die linke Seitenwand hat drei kleine Fenſter, darunter hinlaufend eine Bank, davor je einen großen hölzernen Tiſch, die ſchmale Seite der Wand zugekehrt. An den Breitſeiten der Tiſche ſtehen Bänke mit Lehnen, an den inneren Schmalſeiten je ein einzelner Holzſtuhl. Das große Lokal iſt blau getüncht, mit Plakaten, bunten Bilderbogen und Oeldrucken behangen, darunter das Portrait Friedrich Wilhelms IV.

Scholz Welzel, ein gutmütiges Koloß von über 50 Jahren, läßt hinter dem Schenkſims Bier aus einem Faſſe in ein Glas laufen.

Frau Welzel plättet am Ofen. Sie iſt eine ſtattliche, ſauber gekleidete Frau von noch nicht 35 Jahren.

Anna Welzel, eine 17jährige, hübſche Perſon mit prachtvollen, rothblonden Haaren ſitzt propper gekleidet und mit einer Stickarbeit beſchäftigt hinter dem gedeckten Tiſch. Einen Augenblick blickt ſie von der Arbeit auf und lauſcht, denn aus der Ferne kommen Töne eines von Schulkindern geſungenen Grabchorals.

Meiſter Wiegand, der Tiſchler, ſitzt an dem gleichen Tiſch in ſeiner Arbeitstracht hinter einem Glaſe bairiſchen Bieres. Er iſt ein Mann, dem man anmerkt, er weiß, worauf es in der Welt ankommt, wenn man ein Ziel erreichen will, nämlich auf Pfiffigkeit, Schnelligkeit und rückſichtsloſes Fortſchreiten.

Ein Reiſender am Säulentiſch kaut mit Eifer an einem deutſchen Beafſteak. Er iſt mittelgroß, wohlgenährt, wohlaufgeſchwemmt, aufgelegt zur Heiterkeit, lebhaft und frech. Er trägt ſich modern, ſeine Reiſeeffekten, Taſche, Muſterkoffer, Schirm, Ueberzieher und Plüſchdecke liegen neben ihm auf Stühlen.

Welzel, (dem Reiſenden ein Glas Bier zutragend, ſeitwärts zu Wiegand). 'S is ja heute d'r Teifel los in dem Peterſchwalde.

Wiegand (mit einer ſcharfen trompetenden Stimme). Nu 's is halt doch Liefertag bei Dreißichern oben.

Frau Welzel. 'S ging aber doch ſonſte nich a ſo lebhaft zu.

Wiegand. Nu 's kennde vielleicht ſein, 's wär wegen da Zweehundert neuen Webern, die a will noch annehmen jetzte.

Frau Welzel, (immer plättend). Ja, ja, das wird's ſein. Will a zweehundert, da wern er woll ſechshundert kommen ſein. M'r habn 'r ja genug von der Sorte.

Wiegand. O jes's, jes's, die langen zu. Und wenn's den och ſchlecht geht, die ſterben ni aus. Die ſetzen mehr Kinder in de Welt, wie mer gebrauchen ken'n. (Der Choral wird einen Augenblick ſtärker hörbar.) Nu kommt au noch das Begräbniß d'rzu. D'r Nentwich Weber is doch geſtorben.

Welzel. Der hat lange genug gemacht. Der lief doch ſchonn iber Jahr und Tag ock bloß rum wie a Geſpenſte.

Wiegand. Kannſt's glooben, Welzel, a ſo a klee numpern Särgl, a ſo a rasnich klee, winzich Dingel, das hab ich doch noch keemal ni zuſammengeleimt. Das war d'r a Leichel, das wog noch nich neunzig Fund.

Der Reiſende, (kauend). Ich verſtehe blos nich... wo man hinblickt, in irgend 'ne Zeitung, da lieſt man die ſchauerlichſten Geſchichten von der Webernot, da kriegt man einen Begriff von der Sache, als wenn hier die Leute alle ſchon dreiviertel verhungert wären. Und wenn man dann ſo'n Begräbniß ſieht. Ich kam grade im Dorfe rein. Blechmuſik, Schullehrer, Schulkinder, der Paſtor und ein Zopp Menſchen hinterdrein, Herrgott, als wenn der Kaiſer von China begraben würde. Ja, wenn die Leute das noch bezahlen können...! (Er trinkt Bier. Nachdem er das Glas wieder hingeſtellt, plötzlich mit frivoler Leichtigkeit.) Nich wahr, Fräulein? Hab' ich nich Recht?

Anna (lächelt verlegen und ſtickt eifrig weiter).

Der Reiſende. Gewiß 'n Paar Morgenſchuhe für 'n Herrn Papa.

Welzel. O ich mag ſolche Dinger erſcht nich an a Fuß ziehn.

Der Reiſende. Na, hör'n Sie mal an! Mein halbes Vermögen gäb' ich, wenn die Pantoffeln für mich wär'n.

Frau Welzel. Fer ſowas, da hat er eemal kee Verſtändnis nich.

Wiegand, (nachdem er mehrmals gehüſtelt, mit dem Stuhle gerückt und einen Anlauf zum Reden genommen hat). Der Herr haben ſich iber das Begräbnis wunderlich ausgedrückt. Nu ſagen ſie mal, junge Frau, das is doch 'n kleines Leichenbegängnis?

Der Reiſende. Ja, da frag ich mich aber... Das muß doch barbariſch Geld koſten. Wo kriegen die Leute das Geld nu her?

Wiegand. Se werden ergebenſt entſchuldigen, mein Herr, das is ſo'ne Unverſtändlichkeit unter der hieſigen armen Bevölkerungsklaſſe. Mit Erlaubnis zu ſagen, die machen ſich ſo'ne ibertriebliche Vorſtellichkeit von wegen der ſchuldigen Ehrfurcht und pflichtmäßigen Schuldigkeit gegen ſelig entſchlafene Hinterbliebene. Wenn das und ſind gar verſtorbene Eltern, da is das nu ſo ein Aberglaube, da wird von den nächſten Nachkommen und Erblaſſern das letzte zuſammengekratzt, und was die Kinder nich auftreiben, das wird von den nächſten Magnaten geborgt. Und da kommen die Schulden bis iber die Ohren; Hochwürden der Paſtor wird verſchuldet, der Küſter und was da alles ſer Leute herumſtehen. Und das Getränk und das Eſſen und dergleichen Notdurft. Nee, nee, ich lobe mir reſpective Kindlichkeit, aber nich, daß die Leidtragenden ihr ganzes Leben unter Verpflichtigungen davor gedrückt werden.

Der Reiſende. Erlauben Sie mal, das müßte doch der Paſter den Leuten ausreden.

Wiegand. Se werden ergebenſt entſchuldigen, mein Herr, ich muß hier befürworten, daß jede kleine Gemeinde ihr kirchliches Gotteshaus hat und ihren Seelenhirten Hochwürden erhalten muß. An ſo'nem großen Begräbnisfeſt, da hat die hohe Geiſtlichkeit ihre ſcheene Ibervorteilung. Deſto zahlreicher ſo eine Grablegung gehandhabt wird, je umfänglicher auch die Offertorien fließen. Wer die hieſigen arbeitenden Verhältniſſe kennt, der kann mit unmaßgeblicher Beſtimmtheit behaupten, die Herren Farrer dulden bloß widerſtreblich die ſtillen Begräbniſſe.

Hornig (kommt, kleiner, obeiniger Alter, ein Ziehband um Schulter und Bruſt. Er iſt Lumpenſammler). Scheen gun Tag och. An eeſache mecht ich bitten. Na, junge Frau, habn ſe was Lumpiges? Jungfer Anna! Scheene Zopbändl, Hemdbändl, Strumpbändl hab ich im Wägl, ſcheene Stecknadeln, Haarnadeln, Häkel und Eſel. Alles geb ich fer a par Lumpen. (In verändertem Tone.) Von den Lumpen da wird a ſcheen weiß Papierl gemacht, und da ſchreibt der liebe Schatz a hibſch Briefel druf.

Anna. O, ich bedank mich, ich mag leen'n Schatz.

Frau Welzel, (einen Bolzen einlegend). A ſo is das Mädel. Vom Heirathen will ſe niſcht wiſſen.

Der Reiſende. (ſpringt auf, ſcheinbar freudig überraſcht, tritt an den gedeckten Tiſch und ſtreckt Anna die Hand hinüber). Das is geſcheidt, Fräulein, machen Sie's wie ich. Topp! Geben Sie mir den Patſch! Wir beide bleiben ledig.

Anna, (puterroth, giebt ihm die Hand). Nu Sie ſein doch ſchon verheirathet?!

Der Reiſende. J Gott bewahre, ich thu bloß ſo. Sie denken wohl, weil ich den Ring trage?! Ach den habe ich bloß an den Finger geſteckt um meine beſtrickende Perſönlichkeit vor unlauteren Angriffen zu ſchützen. Vor Ihnen fürchte ich mich nicht. (Er ſteckt den Ring in die Taſche.) — Sagen Sie mal im Ernſt, Fräulein, wollen Sie ſich niemals auch nur ſo'n ganz kleenes biſſel verheirathen?

Anna, (kopfſchüttelnd). O wärſch doch!

Frau Welzel. Die bleibt Ihn ledich oder'ſch muß was ſehr Rares ſein.

Der Reiſende. Nu warum auch nich? 'N reicher ſchleſiſcher Magnat hat die Kammerjungfer ſeiner Mutter geheirathet, und der reiche Fabrikant Dreiſſiger hat ja auch 'ne Scholzentochter genommen. Die is nich halb ſo hibſch wie Sie, Fräulein, und fährt jetzt fein in Equipage mit Livréediener. Warum d'n nich? (Er geht umher ſich dehnend und die Beine vertretend.) Eine Taſſe Kaffee wer' ich trinken.

Anſorge und der alte Baumert (kommen, jeder mit einem Pack, und ſetzen ſich ſtill und demütig zu Hornig an den vorderſten Tiſch links).

Welzel. Willkommen! Vater Anſorge, ſieht man Dich wider amal.

Hornig. Kommſt Du o noch amal aus Den'n verräucherten Geniſte gekrochen?

Anſorge, (unbeholfen und ſichtlich verlegen). Ich hab m'r wieder amal ne Werſte geholt.

Baumert. A will ſer zehn Behmen arbeiten.

Anſorge. Ich hätt's ni gemacht, aber mit der Korbflechterei hat's auch a Ende genommen.

Wiegand. 's is immer beſſer wie niſcht. A tut's ja ock, daß d'r ne Beſchäftigung habt. Ich bin ſehr gut bekannt mit Dreißigern. Vor acht Tagen nahm ich 'n de Doppelfenſter raus. Da redten m'r drüber. A tut's bloß aus Barmherzigkeet.

Anſorge. Nu ja, ja — nu nee, nee.

Welzel (den Webern je einen Schnaps vorſetzend). Hie wird ſein. Nu ſag amal, Anſorge. Wie lange haſt Du Dich ni mehr raſirn loſſen? — Der Herr mechts gerne wiſſen.

Der Reiſende (ruft herüber). Ach, Herr Wirt, das hab' ich doch nich geſagt. Der Herr Webermeiſter iſt mir nur aufgefallen durch ſein ehrwürdiges Ausſehen. Solche Hühnengeſtalten bekommt man nicht oft zu ſehn.

Anſorge (kraut ſich verlegen den Kopf). Nu ja, ja — nu nee, nee.

Der Reiſende. Solche urkräftige Naturmenſchen ſind heutzutage ſehr ſelten. Wir ſind von der Kultur ſo beleckt.... aber ich hab' noch Freude an der Urwüchſigkeit. Buſchige Augenbrauen! So'n wilder Bart....

Hornig. Nu ſehn's ock, werter Herr, ich wer ihn amal was ſagn: bei da Leuten da langt's halt ni uf a Balbier, und a Raſiermeſſer kenn ſe ſich ſchoun lange ni derſchwingen. Was wächſt, wächſt. Uf a äußern Menſchen kenn die niſcht nich verwenden.

Der Reiſende. Aber ich bitte Sie, lieber Mann, wo wer' ich denn.... (Leiſe zum Wirt.) Darf man dem Haarmenſchen 'n Glas Bier anbieten?

Welzel. I beileibe, der nimmt niſcht. Der hat gar kom'ſche Mucken.

Der Reiſende. Na, dann nich. Erlauben Sie, Fräulein? (Er nimmt an dem gedeckten Tiſche Platz.) Ich kann Sie verſichern, Ihr Haar ſticht mir ſchon, ſeit ich rein kam, derart in die Augen, dieſer matte Glanz, dieſe Weichheit, dieſe Fülle! (Er küßt gleichſam entzückt ſeine Fingerſpitzen.) Und dieſe Farbe .... wie reifer Weizen. Wenn Sie mit dem Haar nach Berlin kommen, Sie machen Furore. Parole d'honneur, mit dem Haar können Sie an den Hof gehen.... (Zurückgelehnt das Haar betrachtend.) Prachtvoll, einfach prachtvoll.

Wiegand. Derwegen hat ſe ja auch eine ſcheene Benennung erfahren.

Der Reiſende. Wie heißt ſie denn da?

Anna (lacht immerfort in ſich hinein). O. Hörn Se nich drauf!

Hornig. Das is doch d'r Fuchs, ni wahr?

Welzel. Nu heert aber uf! Macht m'r das Mädel ni noch vollens gar verdreht! Se habn 'r ſchonn Raupen genug in a Kopp geſetzt. Heute will ſe an Grawen, morgen ſoll's ſchonn a Firſcht ſein.

Frau Welzel. Mach Du das Mädel ni ſchlecht, Mann! Das is kee Verbrechen, wenn d'r Menſch will vorwärts kommen. A ſo wie Du freilich denkſt, a ſo denken ni alle. Das wär auch ni gutt, da käm Keener vom Flecke, da blieben ſe alle ſitzen. Wenn Dreißigers Großvater a ſo hätte gedacht, da wär a woll ſein a armer Weber geblieben. Itzt ſein ſe ſteinreich. D'r alte Tromtra war o nich mehr wie a armer Weber, nu hat a zwelf Rittergüter und is oben druf adlig geworn.

Wiegand. Alles, was de Recht is, Welzel. Ei der Sache da is Deine Frau uf'm rechtlichen Wege. Das kann ich underfertigen. Hätt ich a ſo wie Du gedacht, wo wern ock itzt meine ſieben Geſellen?

Hornig. Du weeßt druf zu laufen, das muß Dir dr Neid laſſen. Wenn d'r Weber noch uf zwee Been'n rumlauft, da machſt Du'n ſchonn a Sarg fertig.

Wiegand. Wer de will mitkummen, muß ſich derzu halten.

Hornig. Ja, ja, Du hälſt Dich o noch derzu. Du' weeßt beſſer wie a Dokter, wenn d'r Tod um a Weberkindl kommt.

Wiegand (kaum noch lächelnd, plötzlich wüthend). Und Du weßt's beſſer wie de Poll'zei, wo de Nipper ſitzen unter a Webern, und die de ſich jede Woche a hibſch Neegl Spul'n ibrig machen. Du kommſt nach Lumpen und nimmſt o a Feiſl Schußgarn, wenn's druf ankommt.

Hornig. Und Dei Weizen bliht uf'm Kirchhowe. Je mehr das uf de Hobelſpähne ſchlafen gehn, um deſto beſſer fer Dich. Wenn Du die vielen Kindergräbl anſiehſt, da kloppſt Du dr uf a Bauch und ſagſt: 'S war heuer wieder a gudes Jahr; die kleen'n Kreppe ſein wieder gefalln, wie de Maikäwer von a Bäumen. Da kann ich m'r wieder a Quart zulegen de Woche.

Wiegand. Derwegen, da wär ich noch lange kee Hehler.

Hornig. Du machſt heechſtens amal an reichen Parchenfabrikanten an toppelte Rechnung, oder holſt a Paar ibrige Brätel von Dreißijerſch Bau, wenn d'r Mond amal grade ni ſcheint.

Wiegand (ihm den Rücken wendend). O, räd' Du mit wem De willſt, ock mit mir nich. (Plötzlich wieder.) Lügenhornich!!

Hornig. Toten-Tiſchler!

Wiegand (zu den Anweſenden). A kann's Vieh behexen.

Hornig. Sieh Dich vor, ſag ich d'r bloß ſonſt mach ich amal mei Zeichen. (Wiegand wird bleich.)

Frau Wetzel (war hinausgegangen und ſetzt nun dem Reiſenden Kaffe vor). Soll ich Ihn'n a Kaffee lieber in's Stiebel tragen?

Der Reiſende. I, was denken Sie! (Mit einem ſchmachtenden Blick auf Anna.) Hier will ich ſitzen, bis ich ſterbe.

Ein junger Förſter und ein Bauer (der Letztere mit einer Peitſche kommen, Beide) Gu'n Mittag! (Sie bleiben am Schenkſims ſtehen.)

Der Bauer. Zwee Ingwer mechten mir habn.

Welzel. Willkommen mit n'ander! (Er gießt das Verlangte ein; die Beiden ergreifen die Gläschen, ſtoßen damit an, trinken davon und ſtellen ſie auf das Schenkſims.)

Der Reiſende. Nun, Herr Förſter, tüchtigen Marſch gemacht?

Der Förſter. 'S geht. Ich komme von Steinſeifferſchdorf.

(Erſter und zweiter alter Weber kommen und ſetzen ſich zu Anſorge, Baumert und Hornig.)

Der Reiſende. Entſchuldigen Sie, ſind Sie Gräflich Hochheimſcher Förſter?

Der Förſter. Gräflich Keil'ſch bin ich.

Der Reiſende. Freilich, freilich, das wollt' ich ja auch ſagen. Es is hier zu ſchlimm mit den vielen Grafen und Baronen und Freiherrlichen Gnaden. Man muß 'n Rieſengedächtnis habn. Zu was haben Sie denn die Axt, Herr Förſter?

Der Förſter. Die hab ich Holzdieben weggenommen.

Der alte Baumert. Unſe Herrſchaft, die nimmt's gar ſehr genau mit a par Scheiten Brennholz.

Der Reiſende. Nu erlauben Sie, das geht doch ooch nich, wenn da jeder holen wollte ...

Der alte Baumert. Mit Verlaub zu reden, hie is das wie iberall, mit a klein'n und a großen

Dieben; hier ſein welche, die treiben Holzhandel im Großen und wer'n reich von geſtohlnen Holze. Wenn aber a armer Weber ...

Erſter alter Weber (unterbricht Baumert). Mir derfen kee Zweigl nehmen, aber de Herrſchaft, die greift uns deſto forſcher an, die zieht uns 's Leder egelganz iber de Ohren runter. Da ſein zu entrichten Schutzgelder, Spinngelder, Naturalleiſtungen, da muß ma umſonſte Gänge laufen und Howearbeit thun, ob ma will oder nich.

Anſorge. 'S is halt a ſo: was uns dr Fabrikante ibrich läßt, das holt uns d'r Edelman vollens aus dr Taſche.

Zweiter alter Weber (hat am Nebentiſch Platz genommen). Ich hab's o 'n gnädijen Herrn ſelber geſagt. Se werdn gittigſt verzeihn, Herr Graf, meent ich ibern, das Jahr kann ich a ſo viel Howetage eemal ni leiſten. Ich ſtreits eemal nich! Denn warum? Se wern entſchuldijen mir hat's Waſſer alles zu Schanden gemacht. Mei bißel Acker hat's weggeſchwemmt. Ich muß Tag und Nacht ſchaffen, wenn ich will leben. A ſo a Unwetter ... Ihr Leute, Ihr Leute! Ich ſtand ock immer und rang de Hände. Der ſcheene Boden, der kam ock immer a ſo über a Berg rundergewellt und in's Häusl nein; und der ſcheene, teure Samen! ... O Jes's, o jes's, da hab ich ock immer a ſo in de Wolken nein geprillt und acht Tage lang hab ich geflennt, daß ich bald keene Straße ni mehr ſah ... Und dernach konnt ich mich mit achtzig ſchweren Radwern Boden über a Berg wieder nufquäln.

Der Bauer (roh). Ihr macht ja a ſchauderhaftiges Gelammetire dahier. Was de d'r Himmel ſchickt, das miſſ' mir uns alle gefalln laßn. Und wenn's euch ſonſt' nich zum Beſten geht, wer is denn Schuld, wie Ihr ſelber? Wie's Geſchäft gutt ging, was habt'r gemacht? Alls verſpielt und verſoffen habt'r. Hätt' Ihr euch dazemal was derſpart, da wär jetzt a Nothpfennig da ſein, da braucht'r kee Garn und kee Holz ſtehln.

Erſter junger Weber. (mit einigen Kameraden im „Hauſe", ſpricht laut zur Thüre herein). A Pauer bleibt a Pauer, und wenn a ſchläft bis um Neune.

Erſter alter Weber. Das is jetzt a ſo: D'r Pauer und d'r Edelmann, die ziehn a een'n Strange. Will a Weber an' Wohnung habn, da ſagt d'r Pauer, ich geb d'r a klee Lechl' zum drinne Wohn, Du zahlſt m'r ſcheene Zinſe und hilfſt m'r mei Heu und mei Getreide reinbringen, und wenn de ni willſt, da ſieh, wo de bleibſt. Kommt eener zum Zweeten, der machts wie d'r erſchte.

Baumert (grimmig). Ma is wie a Griebſch, an dem alle rumfreſſen.

Der Bauer. (aufgebracht). O, Ihr verhungerten Luder, zu was wär't Ihr zu gebrauchen? Kennt Ihr an Flug in a Acker dricken? Kennt Ihr woll ne gleiche Furche ziehn, oder ne Mandel Habergarben uf a Wagn reechen? Ihr ſeid ja zu niſcht nutze wie zum Faullenzen, und bei a Weibern liegen. Ihr wär't Scheißkerle! Ihr kennt een was nitzen. (Er hat indeß gezahlt und geht ab. Der Förſter folgt ihm lachend. Welzel, der Tiſchler und Frau Welzel lachen laut. Der Reiſende für ſich. Als das Gelächter verſtummt, tritt Stille ein.

Hornig. A ſo a Pauer der is wie a Bremmerochſe . . . Wenn ich ni wiſſte, was hie fir ne Noth is. In den Derfern hi nuff. Was hat man da alles zu ſehn kriicht. Zu viern und fünfen lagen ſe nackt uf en'n eenzichen Strohſack.

Der Reiſende (in milde verweiſendem Tone). Erlauben Sie mal, lieber Mann. Ueber die Not im Gebirge ſind doch die Anſichten recht verſchieden, wenn Sie leſen können . . .

Hornig. O, ich les alls vom Blatte runder, a ſo gutt wie Sie. Nee, nee, ich werſch wiſſen ich bin genug rumkommen bei da Leuten. Wenn man's Kupſel Stick a vierzig Jahr uf'm Puckel gehabt hat, da wird ma woll was wiſſen zu guder letzt. Wie warſch denn mit Fullern? Die Kinder, die klaubten mit Nachbarſch Gänſen im Miſte rum. Geſtorben ſein de Leute — nackend — uf a Flieſen im Hauſe. Stinkende Schlichte habn ſe gefreſſen vor Himmelsangſt. Hingerafft hat ſe d'r Hunger zu hunderten und aberhunderten.

Der Reiſende. Wenn Sie leſen können, müſſen Sie doch auch wiſſen, daß die Regierung genaue Nachforſchungen hat aufſtelln laſſen, und daß ...

Hornig. Das kennt man, das kennt man: Da kommt ſo a Herr von d'r Regierung, der alles ſchon beſſer weeß, wie wenn a's geſehn hätte, der geht a ſo a bißl im Dorfe rum, wo de Bache ausfließt, und de ſcheenſten Häuſer ſein. De ſcheen'n blanken Schuhe, die will a ſich weiter ni beſchmutzen. Da denkt a halt, 's wird woll ieberall a ſo ſcheen ausſehn und ſteigt in de Kutſche und fährt wieder heem. Und da ſchreibt a nach Berlin, 's wär und wär eemal keene Not nich. Wenn a aber und hätte a biſſel Geduld gehabt und wär in da Derfern nuf geſtiegen, bis wo de Bache eintritt, und ieber de Bache nieber uf de kleene Seite, oder gar abſeit wo de kleen'n eenzelnen Klitſchen ſtehn, die alten Schaubenneſter an a Bergen, die de manchmal a ſo ſchwarz und hinfällig ſein, daß ſ'n ſ'Streichhelzl ni verlohnt um a ſo a Ding anzuſtecken, da wär a woll anderſch habn nach Berlin bericht't. Zu mir hätten ſe ſolln kommen de Herrn von d'r Regierung, die's nich haben globen wollen — daß hier ne Noth wär. Ich hätt'n amal was ufgezeicht. Ich wollt'n amal de Augen ufkneppen in allen den Hungerneſtern hier nein.

(Man hört draußen das Weberlied ſingen.)

Welzel. Da ſingen ſe ſchonn wieder das Teifelslied.

Wiegand. Die ſtell'n ja 's ganze Dorf uf a Kopp.

Frau Welzel. S'is reen, als wenn was in d'r Luſt läg'.

(Jäger und Bäcker Arm in Arm, an der Spitze einer Schaar junger Weberburſchen, betreten lärmend das „Haus“ und von da die Wirtsſtube.)

Jäger. Schwadron halt! Abgeſeſſen! (Die Angekommenen begeben ſich zu den verſchiedenen Tiſchen, an denen bereits Weber ſitzen, mit ihnen Geſpräche anknüpfend.)

Hornig, (Bäcker zurufend). Nu ſag ock blos, was geht denn vor, daß d'r a ſo ei hellen Haufen beinander ſeid?

Bäcker (bedeutſam). Vielleichte wird amal was vorgehn. Gelt ock, Moritz?!

Hornig. Nu werſch doch! Macht ock ni Dinge.

Bäcker. 'Sis o ſchonn Blut gefloſſen. Willſt's ſehn? (Er ſtreift ſeinen Ärmel herauf und zeigt ihm blutende Impfſtellen am nackten Oberarm. Wie er, ſo thun auch viele der jungen Weber an den übrigen Tiſchen.)

Bäcker. Beim Bader Schmidt warn mir, impfen laſſen.

Hornig. Na un wirds Tag. Da kan man ſich ni wundern, daß a ſo a Teeps is uf allen Gaſſen. Wenn ſolche Leubel im Dorfe rum ſchwuchtern.!

Jäger, (ſich protzenhaft aufſpielend, mit lauter Stimme). Gleich zwee Quart, Welzel! Ich zahl's. Denkſt etwan, ich hab kee Puttputt? Nu harr ock ſachte! Wenn mir ſonſt wollten, da kennten mir Scheps trinken und Kaffee lappern, bis morgen frih, a ſo gutt wie a Reiſender. (Gelächter unter den jungen Webern.)

Der Reiſende (mit komiſchem Erſtaunen). Meinen Sie mir oder meinen Sie mich? (Der Wirt, die Wirtin und ihre Tochter, Tiſchler Wiegand und der Reiſende lachen.)

Jäger. Immer den, der fragt.

Der Reiſende. Erlauben Sie mal, junger Menſch, Ihr Geſchäft ſcheint recht gut zu gehn.

Jäger. Ich kann ni klagn. Ich bin Konfektionsreiſender. Ich mach mit'n Fabrikanten Halbpart. Je mehr d'r Weber hungert, um deſto fetter ſpeis ich. Je gröſſer de Noth, deſto gröſſer mei Brot.

Bäcker. Das haſte gutt gemacht, ſollſt leben, Moritz!

Welzel (hat den Kornſchnaps gebracht. Auf dem Rückwege zum Schenkſims bleibt er ſtehn und wendet ſich langſam in all ſeinem Phlegma und ſeiner Maſſigkeit wieder den Webern zu. Mit eben ſoviel Ruhe als Nachdruck.) Laſſt Ihr den Herrn zufrieden, der hat Euch niſcht nich gethan.

Stimmen junger Weber. Mir thun 'n ja auch niſcht.

(Frau Welzel hat mit dem Reiſenden einige Worte gewechſelt. Sie nimmt die Taſſe mit dem Kaffeereſt, und bringt ſie in das Nebenſtübchen. Der Reiſende folgt ihr dahin unter dem Gelächter der Weber.)

Stimmen junger Weber (ſingend). Die Herren Dreißiger die Henker ſind, die Diener ihre Schergen....

Welzel. Pſcht, pſcht! Das Lied ſingt, wo er wollt. Ei mein' Hauſe duld ich's nich.

Erſter alter Weber. A hat ganz Recht, laßt Ihr das Singen.

Bäcker (ſchreit). Aber bei Dreißigern miß mer noch amal vorbeiziehn. Der muß unſer Lied noch amal zu hörn kriegen.

Wiegand. Treibt's ock ni gar zu tolle, daß a ni etwa amal falſch verſteht! (Gelächter und Hoho!!)

Der alte Wittig (ein grauhaariger Schmied, ohne Mütze, in Schurzfell und Holzpantinen, ruſſ'g, wie er aus der Werkſtatt kommt, iſt eingetreten und wartet am Schenkſims ſtehend auf ein Glas Brantwein). Laß ock Du die geruhig a biſſel a Theater machen. Die Hunde, die de viel kläffen, beißen nich.

Stimmen alter Weber. Wittig, Wittig!

Wittig. Hie heugt a. Was gibbt's denn?

Stimmen alter Weber. „Wittig is da.“ „Wittig, Wittig.“ „Komm her, Wittig, ſetz Dich zu uns.“ „Komm her zu uns, Wittig.“

Wittig. Ich wer mich in Obacht nehmen und wer mich zu ſolchen Gothen ſetzen.

Jäger. Komm, trink amal mit.

Wittig. O behalt dir den'n Branntwein. Will ich trinken, zahl ich 'n ſelber. (Er ſetzt ſich mit ſeinem Schnapsglas zu Baumert und Anſorge. Dem letzteren auf den Bauch klopfend.) Was haben die Weber ſer eine Speiſ'? Sauerkraut und Läuſefleiſch.

Der alte Baumert (ekſtatiſch). Nu aber wie d'n da, wenn ſe nu, und ſein nimmehr zufriede dermit?

Wittig (mit gemachtem Staunen den Weber dumm anglotzend). Nu, nu, nu, ſag mer ock, Heinerle, biſt Du's? (Unbändig herauslachend.) Ihr Leute, Ihr Leute, ich lach mich tot. Der ale Baumert will Rebellion machen. Nu wer'n merſch habn: Itzt fangen de Schneider o an, dann wer'n de Bälämmel rebelliſch, dann de Mäuſe und Ratten. O du meine Gitte, das werd a Tanz werden. (Er will ſich ausſchütten vor Lachen.)

Der alte Baumert. Nu ſich ock, Wittig, ich bin no immer derſelbigte wie friecher. Ich ſag o itzt noch, wenn's im Guten ging, wärſch beſſer.

Wittig. Dreck! werds gehn, aber nich im Guden. Wo wer a ſo was im Guden gangen? Is etwa ei Frankreich im Guden gangen? Hat etwa d'r Robſpiir a Reichen de Patſchel geſtreechelt? Da hiß bloß: Allee ſchaff fort. Immer nuff uff de Giljotine. Das muß gehn, allong ſangſang. De gebratnen Gänſe kommen een ni ins Maul geflogn.

Der alte Baumert. Wenn ich ock und hätte hallwäge mein Auskommen . . .

Erſter alter Weber. Uns ſteht halt's Waſſer bis hierum, Wittig.

Zweiter alter Weber. Ma mag bald gar ni mehr heem gehn. Ob ma nu ſchachtert oder ma legt ſich ſchlafen, ma hungert uf beede Arten.

Erſter alter Weber. D'heeme verliert man vollens ganz a Verſtand.

Der alte Anſorge. Mir is jetzt ſchonn egal, 's kommt a ſo, oder a ſo.

Stimmen alter Weber (mit ſteigender Erregung). „Nirgend hat ma Ruh." „O ken'n Geiſt nich zur Arbeit hat man.“ Oben bei uns in Steenkunzendorf ſitzt eener ſchomm a ganzen Tag an d'r Bache und wäſcht ſich, nackt wie 'n Gott gemacht hat. Dem hat's gar a Kopp verwirrt.

Dritter alter Weber (erhebt ſich, vom Geiſte getrieben und fängt an mit „Zungen“ zu reden, den Finger drohend erhoben). Es iſt ein Gericht in der Luft! Geſellet euch nicht zu den Reichen und Vornehmen! Es iſt ein Gericht in Luft! Der Herr Zebaot … (Einige lachen. Er wird auf den Sitz niedergedrückt.)

Welzel. Der derf ock a eenzichtes Gläsl' trinken, da wirrt's n gleich aus'n Koppe.

Dritter alter Weber (fährt wieder auf). Doch ha! ſie glauben an keinen Gott, noch weder Höll noch Himmel. Religion iſt nur ihr Spott …

Erſter alter Weber. Laß gutt ſein, laß!

Bäcker. Laß Du da Mann ſei Geſetzel beten. Das kann ſich manch eens zu Herzen nehmen.

Viele Stimmen (tumultuariſch). „Laßt' n reden!“ „Laßt' n!“

Dritter alter Weber (mit gehobener Stimme). Daher die Hölle die Seele weit aufgeſperrt und den Rachen aufgethan, ohne alle Maaße, daß hinunterfahren alle die, ſo die Sache der Armen beugen und Gewalt üben im Recht der Elenden, ſpricht der Herr.

(Tumult.)

Dritter alter Weber, (plötzlich ſchülerhaft declamirend).

Und doch wie wunderlich geht's,
Wenn man es recht will betrachten,
Wenn man des Leinewebers Arbeit will verachten!

Bäcker. Mir ſein aber Parchenweber.

(Gelächter.)

Hornig. A Leinwebern gehts noch viel elender. Die ſchleichen ock bloſſich noch wie de Geſpenſter zwiſcher e Bergen rum. Ihr dahier habt doch noch Kriin zum Uffmucken.

Wittig. Denkſt Du etwan hie is ſchon 's Schlimmſte vorüber? Das biſſl Forſche, was die noch im Leibe habn, das werd 'n d'r Fabrikante ſchon och vollens austreiben.

Bäcker. A hat ja geſagt: De Weber werden noch ſer ne Quargſchnitte arbeiten.

(Tumult.)

Verſchiedene alte und junge Weber. Wer hat das geſagt?

Bäcker. Das hat Dreiſſiger iber Weber geſagt.

Ein junger Weber. Das Aas ſollt man ärſchlich ufknippen.

Jäger. Hör a mal uf mich, Wittig, Du haſt immer a ſo viel derzählt von d'r franzeſchen Revolution. Du haſt immer 's Maul a ſo voll genommen. Nu kennde vielleicht bald Gelegenheit wer'n, daß eener und kennde zeigen, wie's mid'n beſchaſſen is: ob a a Großmaul is oder a Ehrenmann.

Wittig. (jähzornig aufbrauſend). Sag noch e Wort Junge! Haſt Du gehört Kugeln pfeiſſen? Haſt Du uf Vorpoſten geſtanden ei Feindesland?

Jäger. Nu, bis ock ni falſch. Mir ſein ja Kamraden. Ich hab's ja ni ſchlimm gemeent.

Wittig. Uf die Kamradſchaft plamp ich. Du Laps, ufgeblaſener!

Gendarm Kutſche (kommt).

Mehrere Stimmen. Pſcht, pſcht, Polzei!

(Es wird eine unverhältnißmäßig lange Zeit geziſcht, bis völlige Ruhe eingetreten iſt.)

Kutſche (unter tiefem Schweigen aller übrigen ſeinen Platz an der Mittelſäule einnehmend). An kleen'n Korn mecht ich bitten.

(Wiederum völlige Ruhe.)

Wittig. Nu, Kutſche ſollſt woll amal zum Rechten ſehn hier bei uns?

Kutſche (ohne auf Wittig zu hören). Gun Tak' o, Meiſter Wiegand.

Wiegand (noch immer in der Ecke vor dem Schenkſims). Scheen Dank, Kutſche.

Kutſche. Wie gehts Geſchäft?

Wiegand. Dank ſer de Nachfrage.

Bäcker. D'r Verwalter hat Angſt, m'r kennten uns a Magen verderben, von dem vielen Lohn, das m'r kriegen. (Gelächter.)

Jäger. Gell ock, Welzel, mir habn alle Schweinernes gegeſſen und Fetttunke und Klößl und Sauerkraut, und itzt trink mer erſcht noch Schlampanjerwein.

(Gelächter.)

Welzel. Hinten rum ſcheint de Sonne.

Kutſche. Und wenn Ihr und hätt gleich Schlampanjer und Gebratnes, derwegen werd Ihr noch lange ni zufrieden ſein. Ich hab o keen'n Schlampanjer, und 's muß halt auch gehn.

Bäcker (mit Bezug auf Kutſches Naſe). Der begißt ſeine kohlrote Gurke mit Brantwein und Schepsbier. Da dervon wird ſe ooch reif.

(Gelächter.)

Wittig. A ſo a Schandarm hat a ſchweres Leben: eemal muß a an verhungerten Betteljungen ins Loch ſtecken, dann muß a wieder amal a hibſch Webermädel verfihrn, dann muß a ſich wieder amal ſternhagelsmäßig bekreeſchen und's Weib durchprigeln, das ſe vor Himmelangſt zu a Nachbarn gelaufen kommt; und a ſo uf'n Ferde rumſchappern, in a Federn liegen bis um neune, das is gar kee leichte Ding dahie!

Kutſche. Schwatz Du immerzu. Du wirſcht dich ſchonn noch bei Zeiten um a Hals räden. Ma weeß ja längſt, was Du ſer a Briderle biſt. Dei ufrihreriſch Maulwerk das is längſt bekannt bis nuff zum Landrath. Ich kenn een'n, der bringt iber Jahr und Tag Weib und Kind eis Armenhaus mit Saufen und Kretſchamhocken und ſich ſelber in's Gefängnis, der wird ufhetzen und ufhetzen, bis 's wird a Ende mit Schrecken nehmen.

Wittig (lacht bitter heraus). Wer weeß ooch, was kommt?! Uf de letzte kannſte gar Recht haben. (Jähzornig hervorbrechend.) Kommt's aber a ſo weit, dann weeß ich ooch, wem ich's zu verdanken hab, wer mich verklatſcht hat bei a Fabrikanten und uf d'r Herrſchaft, und verſchändt und verleumdt, daß ich keen'n Schlag Arbeit mehr beſeh, — wer mir de Pauern hat uf a Hals gehetzt und de Miller, daß ich de ganze Woche kee Pferd zum beſchlagen kriege, oder an Reefen um a Rad zu machen. Ich weeß, wer das is. Ich hab die infame Karnalje emal vom Ferde gezogen, weil ſe an kleen'n tummen Jungen wägen a par unreifen Birnen mit'n Ochſenziemer hat durchgewalkt. Und ich ſag Dir, Du kennſt mich, bringſt Du mich in's Gefängniß, da mach Du ooch gleich Dei Teſtament. Hör ich ock was von weiter Ferne läuten, da nehm ich, was ich kriege, 's is nu a Hufeiſen oder Hammer, ne Radſpeiche oder a Waſſereimer, und da ſuch ich Dich uf, und wenn ich Dich ſoll aus'n Bette holen, von Deinem Menſche weg, ich reiß Dich raus und ſchlag D'r a Schädel ein, ſo wahr wie ich Wittich heeße. (Er iſt aufgeſprungen und will auf Kutſche losgehen.)

Alte und junge Weber (ihn zurückhaltend). Wittich, Wittich, bleib bei Verſchtande.

Kutſche (hat ſich unwillkürlich erhoben, ſein Geſicht iſt blaß. Während des Folgenden retirirt er. Je näher der Thür, deſto muthiger wird er. Die letzten Worte ſpricht er ſchon auf der Thürſchwelle, um im nächſten Augenblick zu verſchwinden). Was willſt Du von mir? Mit Dir hab ich niſcht nich zu ſchaffen. Ich hab mit a hüchten Webern zu reden. Dir hab ich niſcht nich gethan. Du gehſt mich niſcht an. Euch Webern aber ſoll ich's ausrichten: D'r Herr Polzeiverwalter läßt Euch verbieten das Lied zu ſingen — das Dreißigerlied, oder wie ſich's genennt. Und wenn das Geſinge uf dr Gaſſe ni gleich ufheert, da wird a d'rfire ſorgen, daß ihr im Stockhauſe mehr Zeit und Ruhe kriegt. Da kennt 'r dann ſingen bei Waſſer und Brot, a ſo lange, wie d'r luſtig ſeid. (Ab.)

Wittig (ſchreit ihm nach). Garniſcht hat a uns zu verbieten, und wenn mir prilln, daß de Fenſter ſchwirrn, und wenn ma uns hört bis in Reechenbach, und wenn mir ſingen, daß allen Fabrikanten de Häuſer iber'm Koppe zuſammenſtirzen und allen Verwaltern de Helme uf'm Schädel tanzen. Das geht niemanden niſcht 'an.

Bäcker (iſt inzwiſchen aufgeſtanden, hat pantomimiſch das Zeichen zum Singen gegeben und beginnt nun ſelbſt mit allen gemeinſchaftlich).

Hier im Ort iſt ein Gericht,
Viel ſchlimmer als die Vehmen,
Wo man nicht mehr ein Urtheil ſpricht,
Das Leben ſchnell zu nehmen.

(Der Wirth ſucht zu beruhigen, wird aber nicht gehört. Wiegand hält ſich die Ohren zu und läuft fort. Die Weber erheben ſich und ziehen unter dem Geſang der folgenden Verſe Wittig und Becker nach, die durch Winke ꝛc. das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben haben.)

Hier wird der Menſch langſam gequält,
Hier iſt die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt,
Als Zeugen von dem Jammer.

(Der größte Theil der Weber ſingt den folgenden Vers ſchon auf der Straße, nur einige junge Burſchen noch im Innern der Stube, während ſie zahlen. Am Schluß der nächſten Strophe iſt das Zimmer leer bis auf Welzel, ſeine Frau, ſeine Tochter, Hornig und den alten Baumert.)

Ihr Schurken all', ihr Satansbrut!
Ihr hölliſchen Cujone!
Ihr freßt der Armen Hab' und Gut,
Und Fluch wird euch zum Lohne.

Welzel (räumt mit Gleichmut Gläſer zuſammen). Die ſein ja heute gar tälſch.

Der alte Baumert (iſt im Begriff zu gehen).

Hornig. Nu ſag blos, Baumert, was is denn im Gange?

Der alte Baumert. Zu Dreißigern gehn wolln ſe halt, ſehn das a 'was zulegt zum Lohne, dahier.

Welzel. Machſt Du ooch noch mit bei ſolchen Tollheeten?!

Der alte Baumert. Nu ſieh ock, Welzel, an mir liegts nich. A Junges kann manchmal und a Altes muß. (Ein wenig verlegen ab.)

Hornig (erhebt ſich). Das ſollt mich doch wundern, wenn's hie ni amal böſe käm.

Welzel. Das die alten Krepper o vollens a Verſtand verliern!?

Hornig. A jeder Menſch hat halt ne Sehnſucht!

Ende des dritten Aktes.

Vierter Akt.

Perſonen des vierten Aktes.

Bäcker.
Moritz Jäger.
Der alte Baumert.
Der alte Anſorge.
Dreißiger.
Pfeifer.
Wittich.
Kutſche.
Frau Dreißiger.
Kittelhaus, Paſtor.
Frau Kittelhaus.
Weinhold, Kandidat der Theologie, Hauslehrer bei Dreißiger.
Heide, Polizeiverwalter.
Junge und alte Weber und Weberfrauen.

Peterswaldau. — Privatzimmer des Parchent-Fabrikanten Dreißiger. Ein im froſtigen Geſchmack der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts luxuriös ausgeſtatteter Raum. Die Decke, der Ofen, die Thüren ſind weiß; die Tapete gradlinig kleingeblümt und von einem kalten, bleigrauen Ton. Dazu kommen rothüberzogene Polſtermöbel aus Mahagoniholz, reich geziert und geſchnitzt, Schränke und Stühle von gleichem Material und wie folgt vertheilt: Rechts, zwiſchen zwei Fenſtern mit kirſchrothen Damaſtgardinen ſteht der Schreibſekretär, ein Schrank, deſſen vordere Wand ſich herabklappen läßt, — ihm gerade gegenüber das Sofa, unweit davon ein eiſerner Geldſchrank, vor dem Sofa der Tiſch, Seſſel und Stühle, — an der Hinterwand ein Gewehrſchrank. Dieſe, ſowie die anderen Wände ſind durch ſchlechte Bilder in Goldrahmen theilweiſe verdeckt. Ueber dem Sofa hängt ein Spiegel mit ſtark vergoldetem Roccoccorahmen, Eine einfache Thür links führt in den Flur, eine offene Flügelthür der Hinterwand in einen mit dem gleichen ungemüthlichen Prunk überladenen Salon. Im Salon bemerkt man zwei Damen, Frau Dreißiger und Frau Paſtor Kittelhaus damit beſchäftigt, Bilder zu beſehen, — ferner den Paſtor Kittelhaus im Geſpräch mit dem Kandidaten und Hauslehrer Weinhold.)

Kittelhaus (ein kleines, freundliches Männchen tritt gemüthlich plaudernd und rauchend mit dem ebenfalls rauchenden Kandidaten in das Vorderzimmer; dort ſieht er ſich um und ſchüttelt, da er Niemand bemerkt, verwundert den Kopf). Es iſt ja durchaus nicht zu verwundern, Herr Kandidat: Sie ſind jung. In Ihrem Alter hatten wir Alten — ich will nicht ſagen dieſelben Anſichten, aber doch ähnliche. Aehnliche jedenfalls. Und es iſt ja auch was ſchönes um die Jugend — um alle die ſchönen Ideale, Herr Kandidat. Leider nur ſind ſie flüchtig, flüchtig wie Aprilſonnenſchein. Kommen Sie erſt in meine Jahre. Wenn man erſt mal dreißig Jahre, das Jahr zweiundfünfzigmal — ohne die Feiertage — von der Kanzel herunter den Leuten ſein Wort geſagt hat, dann iſt man nothwendigerweiſe ruhiger geworden. Denken Sie an mich, wenn es mit Ihnen ſo weit ſein wird, Herr Kandidat.

Weinhold (neunzehnjährig, bleich, mager, hochaufgeſchoſſen mit ſchlichtem langen Blondhaar. Er iſt ſehr unruhig und nervös in ſeinen Bewegungen). Bei aller Ehrerbietung, Herr Paſtor ... Ich weiß doch nicht ... Es exiſtirt doch eine große Verſchiedenheit in den Naturen.

Kittelhaus. Lieber Herr Kandidat, Sie mögen ein noch ſo unruhiger Geiſt ſein — (im Tone eines Verweiſes) und das ſind Sie — Sie mögen noch ſo heftig und — ungeberdig gegen die beſtehenden Verhältniſſe angehen. Das legt ſich alles. Ja, ja, ich gebe ja zu, wir haben ja Amtsbrüder, die in ziemlich vorgeſchrittenem Alter noch recht jugendliche Streiche machen. Der eine predigt gegen die Branntweinpeſt und gründet Mäßigkeitsvereine, der andere verfaßt Aufrufe, die ſich unleugbar recht ergreifend leſen. Aber was erreicht er damit? Die Noth unter den Webern wird, wo ſie vorhanden iſt, nicht gemildert. Der ſociale Frieden dagegen wird untergraben: nein, nein, da möchte man wirklich faſt ſagen: Schuſter bleib bei Deinem Leiſten, Seelſorger, werde kein Wanſtſorger. Predige dein reines Gotteswort, und im übrigen laß Den ſorgen, der den Vögeln ihr Bett und ihr Futter bereitet hat und die Lilie auf dem Felde nicht läßt verderben. — Nun aber möcht' ich doch wirklich wiſſen, wo unſer liebeswürdiger Wirth ſo plötzlich hingekommen iſt.

Frau Dreißiger (kommt von der Paſtorin gefolgt nach vorn. Sie iſt eine dreißigjährige, hübſche Frau von einem kernigen und robuſten Schlage. Ein gewiſſes Mißverhältniß zwiſchen ihrer Art zu reden, oder ſich zu bewegen und ihrer vornehm reichen Toilette iſt auffällig). Se haben ganz recht, Herr Paſter. Wilhelm macht's immer ſo. Wenn'n was einfällt, da rennt er fort und läßt mich ſitzen. Da hab' ich ſchon ſo drüber geredt, aber da mag man ſagen, was man will.

Kittelhaus. Liebe, gnädige Frau, dafür iſt er Geſchäftsmann.

Weinhold. Wenn ich nicht irre, iſt unten etwas vorgefallen.

Dreißiger. (kommt. Echauffirt aufgeregt). Nun, Roſa, iſt der Kaffee ſervirt?

Frau Dreißiger (ſchmollt). Ach, daß Du doch immer fortlaufen mußt.

Dreißiger (leichthin). Ach was weißt Du!

Kittelhaus. Um Vergebung! Haben Sie Aerger gehabt, Herr Dreißiger?

Dreißiger. Den habe ich alle Tage, die Gott der Herr werden läßt, lieber Herr Paſtor. Daran bin ich gewöhnt. Nun Roſa?! Du ſorgſt wohl dafür.

Frau Dreißiger (geht mißlaunig und zieht mehrmals heftig an dem breiten, geſtickten Klingelzug).

Dreißiger. Jetzt eben, (nach einigen Umgängen.) Herr Candidat, hätte ich Ihnen gewünſcht, dabei zu ſein. Da hätten Sie was erleben können. Uebrigens … Kommen Sie, fangen wir unſern Whiſt an.

Kittelhaus. Ja, ja, ja und nochmals ja! Schütteln Sie des Tages Staub und Laſt von den Schultern und gehören Sie uns.

Dreißiger (iſt an's Fenſter getreten, ſchiebt eine Gardine beiſeit und blickt hinaus. Unwillkürlich). Bande!!! – komm doch mal her, Roſa! (Sie kommt.) Sag doch mal: … Dieſer lange, rothhaarige Menſch dort! …

Kittelhaus. Das iſt der ſogenannte rothe Bäcker.

Dreißiger. Nu ſag mal, iſt das vielleicht derſelbe, der Dich vor zwei Tagen inſultirt hat? Du weißt ja, was Du mir erzählteſt, als Dir Johann in den Wagen half.

Frau Dreißiger (macht einen ſchiefen Mund, gedehnt). Ich wös nich mehr.

Dreißiger. Aber ſo laß doch jetzt das beleidigt thun. Ich muß das nämlich wiſſen. Ich habe die Frechheiten nun nachgerade ſatt. Wenn es der iſt, ſo zieh ich ihn nämlich zur Verantwortung. (Man hört das Weberlied ſingen.) Nun hören Sie blos, hören Sie blos!

Kittelhaus (überaus entrüſtet.) Will denn dieſer Unfug wirklich immer noch kein Ende nehmen? Nun muß ich aber wirklich auch ſagen: es iſt Zeit, daß die Polizei einſchreitet. Geſtatten Sie mir doch mal! (Er tritt ans Fenſter.) Nun ſehen Sie an, Herr Weinhold! Das ſind nun nicht blos junge Leute, da laufen auch alte, geſetzte Weber in Maſſe mit. Menſchen, die ich lange Jahre für höchſt ehrenwerth und gottesfürchtig gehalten habe. Sie laufen mit. Sie nehmen theil an dieſem unerhörten Unfug. Sie treten Gottes Geſetz mit Füßen. Wollen Sie dieſe Leute vielleicht nun noch in Schutz nehmen?

Weinhold. Gewiß nicht Herr Paſtor. Das heißt, Herr Paſtor . . . cum grano salis. Es ſind eben hungrige, unwiſſende Menſchen. Sie geben halt ihre Unzufriedenheit kund, wie ſie's verſtehen. Ich erwarte gar nicht, daß ſolche Leute. . .

Fr. Kittelhaus (klein, mager, verblüht, gleicht mehr einer alten Jungfer als einer Frau.) Herr Weinhold, Herr Weinhold! aber ich bitte Sie!

Dreißiger. Herr Candidat, ich bedaure ſehr . . Ich habe Sie nicht in mein Haus genommen, damit Sie mir Vorleſungen über Humanität halten. Ich muß Sie erſuchen, ſich auf die Erziehung meiner Knaben zu beſchränken, im Uebrigen aber meine Angelegenheiten mir zu überlaßen, mir ganz allein! Verſtehen Sie mich?

Weinhold (ſteht einen Augenblick ſtarr und todtenblaß, und verbeugt ſich dann mit einem fremden Lächeln. Leiſe.) Gewiß, gewiß, ich habe Sie verſtanden. Ich ſah es kommen; es entſpricht meinen Wünſchen. (Ab.)

Dreißiger. (brutal) Dann aber doch möglichſt bald, wir brauchen das Zimmer.

Frau Dreißiger. Aber Wilhelm, Wilhelm!

Dreißiger. Biſt Du wohl bei Sinnen? Du willſt einen Menſchen in Schutz nehmen, der ſolche Pöbeleien und Schurkereien wie dieſes Schmählied da vertheidigt.

Frau Dreißiger. Aber Männdel, Männdel er hat's ja garnicht …

Dreißiger. Herr Paſtor, hat er's vertheidigt? Oder hat er's nicht vertheidigt?

Kittelhaus. Herr Dreiſſiger, man muß es ſeiner Jugend zugute halten.

Fr. Kittelhaus. Ich weiß nicht, der junge Menſch iſt aus einer ſo guten und achtbaren Familie. Vierzig Jahr war ſein Vater als Beamter thätig und hat ſich nie auch nur das geringſte zu ſchulden kommen laſſen. Die Mutter war ſo überglücklich, daß er hier ein ſo ſchönes Unterkommen gefunden hatte. Und nun … nun weiß er ſich das ſo wenig wahrzunehmen.

Pfeifer (reißt die Flurthür auf, ſchreit herein). Herr Dreiſſicher, Herr Dreiſſicher! ſe habn 'n feſte. Se mechten kommen. Se haben een'n gefangen.

Dreißiger (haſtig). Iſt Jemand zur Polizei gelaufen?

Pfeifer. D'r Herr Verwalter kommt ſchonn die Treppe ruff.

Dreißiger (in der Thür). Ergebener Diener, Herr Verwalter! Es freut mich, daß Sie gekommen ſind.

Kittelhaus (macht den Damen pantomimiſch begreiflich, daß es beſſer ſei, ſich zurückzuziehen. Er, ſeine Frau und Frau Dreiſſiger verſchwinden in den Salon).

Dreißiger (im höchſten Grade aufgebracht, zu dem inzwiſchen eingetretenen Polizeiverwalter) Herr Verwalter, ich habe nun endlich einen der Hauptſänger von meinen Färbereiarbeitern feſtnehmen laſſen. Ich konnte das nicht mehr weiter mit anſehen. Die Frechheit geht einfach in's Grenzenloſe. Es iſt empörend. Ich habe Gäſte und dieſe Schufte erdreiſten ſich... ſie inſultiren meine Frau, wenn ſie ſich zeigt, meine Knaben ſind ihres Lebens nicht ſicher. Ich riskire, daß ſie meine Gäſte mit Püffen traktiren. Ich gebe Ihnen die Verſicherung, wenn es in einem geordneten Gemeinweſen ungeſtraft möglich ſein ſollte, unbeſcholtene Leute, wie ich und meine Familie, fortgeſetzt öffentlich zu beſchimpfen . . . ja dann . . . dann müßte ich bedauern, andere Begriffe von Recht und Geſittung zu haben.

Polizeiverwalter (etwa fünfzigjähriger Mann, mittelgroß, corpulent, vollblütig. Er trägt Cavallerieuniform mit Schleppſäbel und Sporen). Gewiß nicht... Nein ... gewiß nicht, Herr Dreißiger! — Verfügen Sie über mich. Beruhigen Sie ſich nur, ich ſtehe ganz zu Ihrer Verfügung. Es iſt ganz in der Ordnung ... Es iſt mir ſogar ſehr lieb, daß Sie einen der Hauptſchreier haben feſtnehmen laſſen. Es iſt mir ſehr recht, daß die Sache nun endlich mal zum klappen kommt. Es ſind ſo'n paar Friedensſtörer hier, die ich ſchon lange auf der Pike habe.

Dreißiger. So'n paar grüne Burſchen, ganz recht, arbeitsſcheues Geſindel, faule Lümmels, die ein Luderleben führen, Tag für Tag in den Schenken rumhocken, bis der letzte Pfennig durch die Gurgel gejagt iſt. Aber nun bin ich entſchloſſen, ich werde dieſen berufsmäßigen Schandmäulern das Handwerk legen, gründlich. Es iſt im allgemeinen Intereſſe, nicht nur im eigenen Intereſſe.

Polizeiverwalter. Unbedingt! ganz unbedingt, Herr Dreißiger. Das kann Ihnen kein Menſch verdenken. Und ſo viel in meinen Kräften ſteht …

Dreißiger. Mit dem Kanſchu müßte man hineinfahren in das Lumpengeſindel.

Polizeiverwalter. Ganz recht, ganz recht. Es muß ein Exempel ſtatuirt werden.

Gensdarm Kutſche (kommt und nimmt Stellung. Man hört, da die Flurthür offen iſt, das Geräuſch von ſchweren Füßen, welche die Treppe heraufpoltern). Herr Verwalter, ich melde gehorſamſt: m'r habn einen Menſchen feſtgenommen.

Dreißiger. Wollen Sie den Menſchen ſehen, Herr Polizeiverwalter?

Polizeiverwalter. Ganz gewiß, ganz gewiß. Wir wollen ihn zuallererſt mal aus nächſter Nähe betrachten. Thun Sie mir den Gefallen, Herr Dreißiger, und bleiben Sie ganz ruhig. Ich verſchaffe Ihnen Genugthuung, oder ich will nicht Heide heißen.

Dreißiger. Damit kann ich mich nicht zufrieden geben, der Menſch kommt unweigerlich vor den Staatsanwalt.

Jäger (wird von fünf Färbearbeitern herein geführt, die an Geſicht, Händen und Kleidern mit Farbe befleckt, direct von der Arbeit herkommen. Der Gefangene hat die Mütze ſchief ſitzen, trägt eine freche Heiterkeit zur Schau und befindet ſich in Folge des vorherigen Brantweingenuſſes in gehobenem Zuſtand). O ihr älenden Kerle! — Arbeiter wollt 'r ſein? Kamraden wollt 'r ſein? Eh ich das machte — eh ich mich vergreifen thät a mein'n Genoßzen, da thät ich denken, de Hand mißt m'r verfauln dahier! (Auf einen Wink des Verwalters hin veranlaßt Kutſche, daß die Färber ihre Hände von dem Opfer nehmen. Jäger ſteht nun frei und frech da, während um ihn alle Thüren verſtellt werden.)

Polizeiverwalter (ſchreit Jägern an). Mütze ab, Flegel! (Jäger nimmt ſie ab, aber ſehr langſam, ohne ſein ironiſches Lächeln aufzugeben.) Wie heißt Du?

Jäger. Hab ich mit Dir ſchonn die Schweine gehitt? (Unter dem Eindruck der Worte entſteht eine Bewegung unter den Anweſenden.)

Dreißiger. Das iſt ſtark.

Polizeiverwalter (wechſelt die Farbe, will aufbrauſen kämpft den Zorn nieder). Das übrige wird ſich finden. — Wie Du heißt frage ich Dich? — (Als keine Antwort erfolgt, raſend.) Kerl ſprich, oder ich laſſe Dir fünfundzwanzig überreißen.

Jäger (mit vollkommener Heiterkeit und ohne auch nur durch ein Wimperzucken auf die wüthende Einrede zu reagiren, über die Köpfe des Anweſenden hinweg zu einem hübſchen Dienſtmädchen, welches, im Begriff den Kaffee zu ſerviren, durch den unerwarteten Anblick betroffen, mit offenem Munde ſtehen geblieben iſt.) Nu ſag m'r ock, Plättbrettl-Emilie, biſt Du jetzt bei der Geſellſchaft. Na da ſieh ock, das de hier nausfindſt. Hie kann amal dr Wind gehn, und der bläſt alles weg iber Nacht. (Das Mädchen ſtarrt Jäger an, wird, als ſie begreift, daß die Rede ihr gilt, roth vor Scham, ſchlägt ſich die Hände vor die Augen und läuft hinaus, das Geſchirr zurücklaſſend, wie es gerade ſteht und liegt. Wiederum entſteht eine Bewegung unter den Anweſenden.)

Polizeiverwalter (nahezu faſſungslos zu Dreißiger). So alt, wie ich bin . . . eine ſolche unerhörte Frechheit iſt mir doch . . .

Jäger (ſpuckt aus).

Dreißiger. Kerl, Du biſt in keinem Viehſtall, verſtanden?!

Polizeiverwalter. Nun bin ich am Ende mit meiner Geduld. Zum letzten Mal: wie heißt Du?

Kittelhaus, (der während der letzten Scene hinter der ein wenig geöffneten Salonthür hervorgeblickt und gehorcht hat, kommt nun, durch die Geſchehniſſe hingeriſſen, um, bebend vor Erregung, zu interveniren). Er heißt Jäger, Herr Verwalter. Moritz . . . nicht? . . . Moritz Jäger. (Zu Jäger.) Nu ſag blos, Jäger, — kennſt Du mich nich mehr?

Jäger (ernſt). Sie ſein Paſter Kittelhaus.

Kittelhaus. Ja, Dein Seelſorger, Jäger! Derſelbe, der Dich als kleines Wickelkind in die Gemeinſchaft der Heiligen aufgenommen hat. Derſelbe, aus deſſen Händen Du zum erſten Mal den Leib des Herrn empfangen haſt. Erinnerſt Du Dich noch? Da hab ich mich nun gemüht und gemüht und Dir das Wort Gottes an's Herz gelegt. Iſt das nun die Dankbarkeit?

Jäger (finſter, wie ein geduckter Schuljunge). Ich hab ja een'n Thaler Geld nufgelegt.

Kittelhaus. Geld, Geld . . Glaubſt Du vielleicht, daß das ſchnöde, erbärmliche Geld . . . Behalt Dir Dein Geld . . . das iſt mir viel lieber. Was das für ein Unſinn iſt. Sei brav, ſei ein Chriſt! Denk an das, was Du gelobt haſt. Halt Gottes Gebote, ſei gut und ſei fromm. Geld, Geld . . .

Jäger. Ich bin Quäker, Herr Paſter, ich glob an niſcht mehr.

Kittelhaus. Was, Quäker, ach rede doch nicht! Mach, daß Du Dich beſſerſt, und laß unverdaute Worte aus dem Spiel! Das ſind fromme Leute, nicht Heiden wie Du. Quäker! was Quäker!

Polizeiverwalter. Mit Erlaubniß, Herr Paſtor (Er tritt zwiſchen ihn und Jäger.) Kutſche! binden Sie ihm die Hände!

(Wüſtes Gebrüll von draußen: „Jäger! Jäger, ſull rauskumma!“)

Dreißiger, (gelinde erſchrocken, wie die übrigen Anweſenden, iſt unwillkürlich an's Fenſter getreten). Was heißt denn das nun wieder?

Polizeiverwalter. O, das verſteh ich: das heißt, daß ſie den Lumpen wieder raus haben wollen. Den Gefallen werden wir ihnen nun aber mal nicht thun. Verſtanden, Kutſche? Er kommt in's Stockhaus.

Kutſche (mit dem Strick in der Hand zögernd). Mit Reſpect zu vermelden, Herr Verwalter, mir werden woll unſere Noth haben. Es is eine ganz verfluchte Hetze Menſchen. De richt'ge Schwefelbande, Herr Verwalter. Da is der Bäcker, da is der Schmied . . .

Kittelhaus. Mit gütiger Erlaubniß, — um nicht noch mehr böſes Blut zu machen, würde es nicht angemeſſener ſein, Herr Verwalter, wir verſuchten es friedlich? Vielleicht verpflichtet ſich der Jäger gutwillig mitzugehen oder ſo . . .

Polizeiverwalter. Wo denken Sie hin!! Meine Verantwortung! Auf ſo etwas kann ich mich unmöglich einlaſſen. Vorwärts Kutſche! nich lange gefakelt.

Jäger (die Hände zuſammenlegend und lachend hinhaltend). Immer feſte, feſte, a ſo feſt, wiel'er kennt. 'Sis ja doch nich uf lange. (Er wird gebunden von Kutſche mit Hülfe der Kameraden).

Polizeiverwalter. Nu vorwärts, marſch! (Zu Dreißiger.) Wenn Sie Sorge haben, dann laſſen Sie ſechs Mann von den Färbern mitgehen. Die können ihn in die Mitte nehmen. Ich reite voran, Kutſche folgt. Wer ſich entgegenſtellt wird niedergehauen.

(Geſchrei von unten: „Kikeriki—i!! Wau, wau, wau“.)

Polizeiverwalter (nach dem Fenſter drohend). Canaillen! ich werde euch bekikerikien und bewauwauen. Marſch, vorwärts! (Er ſchreitet voran hinaus mit gezogenem Säbel, die andern folgen mit Jäger.)

Jäger (ſchreit im Abgehen). Und wenn ſich de gnädge Frau Dreißichern o noch a ſo ſtolz macht, die is deshalb ni mehr, wie unſer eens. Die hat mein Vater viel hundertmal fer drei Fennige Schnaps vorgeſetzt. Schwadron links ſchwenkt, marſch, ma—rſch! (Ab mit Gelächter.)

Dreißiger (nach einer Pauſe ſcheinbar gelaſſen). Wie denken Sie, Herr Paſter? Wollen wir nun nicht unſern Whiſt machen? Ich denke der Sache ſteht nun nichts mehr im Wege. (Er zündet ſich eine Cigarre an, dabei lacht er mehrmals kurz, ſo bald ſie brennt, laut heraus.) Nu fang ich an, die Geſchichte komiſch zu finden. Dieſer Kerl! (In einem nervöſen Lachausbruch.) Es iſt aber auch unbeſchreiblich lächerlich. Erſt der Krakel bei Tiſch mit dem Candidaten. Fünf Minuten darauf empfiehlt er ſich. Fort über alle Berge, dann dieſe Geſchichte. Und nun ſpielen wir unſern Whiſt weiter.

Kittelhaus. Ja aber … (Gebrüll von unten.) Ja aber .. Wiſſen Sie: die Leute machen einen ſo ſchrecklichen Skandal.

Dreißiger. Ziehen wir uns einfach in das andere Zimmer zurück. Da ſind wir ganz ungeſtört.

Kittelhaus (unter Kopfſchütteln). Wenn ich nur wüßte, was in dieſe Menſchen gefahren iſt. Ich muß dem Candidaten darin recht geben, wenigſtens war ich bis vor Kurzem auch der Anſicht, die Webersleute wären ein demüthiger, geduldiger und lenkſamer Menſchenſchlag. Geht es Ihnen nicht auch ſo, Herr Dreißiger?

Dreißiger. Freilich waren ſie geduldig und lenkſam, freilich waren es früher geſittete und ordentliche Leute. So lange nämlich die Humanitätsdusler ihre Hand aus dem Spiele ließen. Da iſt ja den Leuten lange genug klar gemacht worden, in welchem entſetzlichen Elend ſie drin ſtecken. Bedenken Sie doch, all die Vereine und Comités zur Abhilfe der Webernoth. Schließlich glaubt es der Weber, und nun hat er den Vogel. Nun komme einer her und rucke ihnen den Kopf wieder zurecht. Jetzt iſt er im Zuge. Jetzt murrt er ohne Aufhören. Jetzt paßt ihm das nicht und jens nicht. Jetzt möchte alles gemalt und gebraten ſein.

(Plötzlich ein vielſtimmiges aufſchwellendes Hurrahgebrüll.)

Kittelhaus. So haben ſie denn mit all ihrer Humanität nichts weiter zuwege gebracht, als daß aus Lämmern über Nacht buchſtäblich Wölfe geworden ſind.

Dreißiger. Ach was! bei kühlem Verſtande, Herr Paſter, kann man der Sache vielleicht ſogar noch 'ne gute Seite abgewinnen. Solche Vorkommniſſe werden vielleicht in den leitenden Kreiſen nicht unbemerkt bleiben. Möglicherweiſe kommt man dort doch mal zu der Ueberzeugung, daß es ſo nicht mehr lange weiter gehen kann, daß etwas geſchehen muß, wenn unſre heimiſche Induſtrie nicht völlig zugrunde gehen ſoll.

Kittelhaus. Ja, woran liegt aber dieſer enorme Rückgang, ſagen Sie blos?

Dreißiger. Das Ausland hat ſich gegen uns durch Zölle verbarrikadirt. Dort ſind uns die beſten Märkte abgeſchnitten und im Inland müſſen wir ebenfalls auf Tod und Leben concurriren, denn wir ſind preisgegeben, völlig preisgegeben.

Pfeifer (kommt athemlos und blaß hereingewankt). Herr Dreißicher, Herr Dreißicher!

Dreißiger (bereits in der Salonthür, im Begriff zu gehen, wendet ſich geärgert). Nu, Pfeifer, was giebt's ſchon wieder?

Pfeifer. Nee ... nee ... nu laßt mich zufriede!

Dreißiger. Was is denn nu los?

Kittelhaus. Sie machen ein ja Angſt, reden Sie doch.

Pfeifer (immer noch nicht bei ſich). Na, da laßt mich zufriede! nee ſo was! nee ſo was aber och! Die Obrigkeit .... na, den wird's gutt gehn.

Dreißiger. In's Teufels Namen, was is Ihnen denn ſo in die Glieder geſchlagen. Hat Jemand den Hals gebrochen?

Pfeifer (faſt weinend, vor Angſt ſchreit heraus). Se habn a Jäger Moritz befreit, a Verwalter gepriegelt und fortgejagt, a Schandarm gepriegelt und fortgejagt. Ohne Helm ... a Säbel zerbrochen ... nee, nee!

Dreißiger. Pfeifer, Sie ſind wohl übergeſchnappt.

Kittelhaus. Das wäre ja Revolution.

Pfeifer (auf einem Stuhl ſitzend, am ganzen Leibe zitternd, wimmernd). Herr Dreißicher, 's wird ernſt! Herr Dreißicher, 's wird ernſt!

Dreißiger. Na, dann kann mir aber die ganze Polizei . . .

Pfeiffer. Herr Dreißicher, 's wird ernſt!

Dreißiger. Ach, halten Sie's Maul, Pfeiffer! Zum Donnerwetter!

Frau Dreißiger (mit der Paſtorin aus dem Salon). Ach, das iſt aber wirklich empörend, Wilhem. Der ganze ſchöne Abend wird uns verdorben. Nu haſt Du's, nu will de Frau Paſtern am liebſten zu Hauſe gehn.

Kittelhaus. Liebe, gnädige Frau Dreißiger, es iſt doch vielleicht heute wirklich das beſte. . .

Frau Dreißiger. Aber Wilhem, Du ſollteſt doch auch mal gründlich dazwiſchen fahren.

Dreißiger. Geh Du doch und ſags 'n! Geh Du doch! Geh Du doch! (Vor dem Paſtor ſtillſtehend, unvermittelt.) Bin ich denn ein Tyrann? Bin ich denn ein Menſchenſchinder?

Kutſcher Johann (kommt). Gnädge Frau, ich hab de Pferde d'rweile angeſchirrt. A Jorgel und's Carlchen hat d'r Herr Candedate ſchon in a Wagen geſetzt. Kommt's gar ſchlimm, da fahr m'r los.

Frau Dreißiger. Ja, was ſoll denn ſchlimm kommen?

Johann. Nu ich weeß halt au ni. Ich meen halt aſo! 's wern halt immer mehr Leute. Se habn halt doch a Verwalter mit ſammſt 'n Schandarme fortgejagt.

Pfeifer. 'S wird ernſt, Herr Dreißiger! 's wird ernſt!

Frau Dreißiger (mit ſteigender Angſt). Ja, was ſoll denn werden? — Was wollen die Leute? — Se könn' uns doch nich iberfallen, Johann?

Johann. Frau Madame, 's ſein rüde Hunde drunter.

Pfeifer. 'S wird Ernſt, bitt'rer Ernſt.

Dreißiger. Maul halten, Eſel! Sind die Thüren verrammelt.

Kittelhaus. Thun Sie mir den Gefallen… Thun Sie mir den Gefallen… Ich habe einen Entſchluß gefaßt… Thun Sie mir den Gefallen… (Zu Johann.) Was verlangen denn die Leute?

Johann (verlegen). Mehr Lohn wolln ſe halt haben, die tummen Luder.

Kittelhaus. Gut, ſchön! — Ich werde hinausgehen und meine Pflicht thun. Ich werde mit den Leuten mal ernſtlich reden.

Johann. Herr Paſter, Herr Paſter! das laſſen ſe ock unterwegens. Hie is jedes Wort umſonſte.

Kittelhaus. Lieber Herr Dreißiger, noch ein Wörtchen. Ich möchte Sie bitten: ſtellen Sie Leute hinter die Thür, und laſſen Sie ſogleich hinter mir abſchließen.

Frau Kittelhaus. Ach, willſt Du das wirklich, Joſeph?

Kittelhaus. Ich will es. Ich will es. Ich weiß, was ich thue. Hab' keine Sorge, der Herr wird mich ſchützen.

Frau Kittelhaus (drückt ihm die Hand, tritt zurück und wiſcht ſich Thränen aus den Augen).

Kittelhaus (indeß von unten herauf ununterbrochen das dumpfe Geräuſch einer großen, verſammelten Menſchenmenge heraufdringt). Ich werde mich ſtellen… Ich werde mich ſtellen, als ob ich ruhig nach Hauſe ginge. Ich will doch ſehen, ob mein geiſtliches Amt… ob ich nicht mehr ſo viel Reſpekt genieße bei dieſen Leuten… Ich will doch ſehen… (Er nimmt Hut und Stock). Vorwärts alſo, in Gottes Namen. (Ab, begleitet von Dreißiger, Pfeifer und Johann.)

Frau Kittelhaus. Liebe Frau Dreißiger, (ſie bricht in Thränen aus und umhalſt ſie) wenn ihm nur nicht ein Unglück zuſtößt!

Frau Dreißiger (wie abweſend). Ich weeß garnich, Frau Paſtern, mir is a ſo . . . Ich weeß garnich, wie mir zu muthe is. So was kann doch reen garnich menſchenmeeglich ſein. Wenn das a ſo is . . . das is ja grade, als wie wenn's Reichthum a Verbrechen wär. Sehn's ock, wenn mir das hätte Jemand geſagt, ich weeß garnich, Frau Paſtern, am ende wär ich lieber in mein' kleenlichen Verhältniſſen drinne geblieben.

Frau Kittelhaus. Liebe Frau Dreißiger, es giebt in allen Verhältniſſen Enttäuſchungen und Aerger genug.

Frau Dreißiger. Nu freilich, nu freilich, das denk ich mir doch och eben. Und das mir mehr haben, als andere Leute . . . nu Jes's, mir haben's doch och nich geſtohlen. 'S is doch Heller fer Fennig uf rechtlichem Wege erworben. So was kann doch reen garnich meeglich ſein, daß die Leute iber een herfallen. Is denn mein Mann ſchuld, wenn's Geſchäfte ſchlecht geht? (Von unten herauf dringt tumultuariſches Gebrüll. Während die beiden Frauen noch bleich und erſchrocken einander anblicken, ſtürzt Dreißiger herein.)

Dreißiger. Roſa, wirf Dir 'was über und ſpring in den Wagen, ich komme gleich nach! (Er ſtürzt nach dem Geldſchrank, ſchließt ihn auf und entnimmt ihm verſchiedene Werthſachen.)

Johann (kommt). Alles bereit. Aber nu ſchnell, eh's Hinterthor noch beſetzt is.

Frau Dreißiger (in paniſchem Schrecken den Kutſcher umhalſend). Johann, liebſter, beſter Johann! Rett' uns, aller aller allerbeſter Johann! Rette meine Jungen, ach, ach . . .

Dreißiger. Sei doch vernünftig! Laß doch den Johann los.

Johann. Madam, Madam! Sein 's ock ganz geruhig. Unſe Rappen ſein gutt imſtande, die holt keener ein, wer de ni beiſeite geht, wird ibergefahrn. (Ab.)

Frau Kittelhaus (in rathloſer Angſt). Aber mein Mann? Aber . . . aber mein Mann? Aber, Herr Dreißiger, mein Mann?

Dreißiger. Frau Paſter, Frau Paſter, er is ja geſund. Beruhigen Sie ſich doch nur, er is ja geſund.

Frau Kittelhaus. Es iſt ihm 'was Schlimmes zugeſtoßen. Sie ſagen's blos nich, Sie ſagen's blos nich.

Dreißiger. O laſſen Sie's gut ſein, die werden's bereun. Ich weiß ganz genau, weſſen Hände dabei waren. Eine ſo namenloſe, ſchamloſe Frechheit bleibt nich ungerochen. Eine Gemeinde, die ihren Seelſorger mißhandelt, pfui Teufel! Tolle Hunde, nichts weiter, toll gewordene Beſtien, die man demgemäß behandeln wird. (Zu Frau Dreißiger, die wie betäubt daſteht.) Nu ſo geh' doch und rühr' Dich! (Man hört ſchlagen gegen die Hausthür.) Hörſt Du denn nich, das Geſindel iſt wahnſinnig geworden. (Man hört Klimpern von zerbrechenden Scheiben, die im Parterre eingeworfen werden.) Das Geſindel hat den Sonnenkoller. Da bleibt nichts übrig, wir müſſen machen, daß wir fortkommen.

(Man hört vereint rufen: „Expedient Feifer ſull rauskumma!"
— Expedient Feifer ſull rauskommen!")

Frau Dreißiger. Feifer, Feifer, ſie wollen Feifer raushaben.

Pfeifer (ſtürzt herein). Herr Dreißicher, am Hinterthor ſtehn o ſchonn Leute. De Hausthir hält keene drei Minuten mehr. D'r Wittigſchmied haut mit an Ferdeeimer drauf nei wie a Unſinniger. (Von unten Gebrüll lauter und deutlicher: „Expedient Feifer ſoll rauskommen! — Expedient Feifer ſoll rauskommen!")

Fr. Dreißiger (rennt davon, wie gejagt; ihr nach Frau Kittelhaus. Beide ab).

Pfeifer (horcht auf, wechſelt die Farbe, verſteht den Ruf und iſt im nächſten Moment von wahnſinniger Angſt erfaßt. Das folgende weint, wimmert, bettelt, winſelt er in raſender Schnelligkeit durcheinander. Dabei überhäuft er Dreißiger mit kindiſchen Liebkoſungen, ſtreichelt ihm Wangen und Arme, küßt ſeine Hände und umklammert ihn ſchließlich, wie ein Ertrinkender, ihn dadurch hemmend und feſſelnd und nicht von ihm loslaſſend). Ach liebſter, ſcheenſter, allergnädigſter Herr Dreißicher, laſſen ſe mich nich zuricke, ich hab ihn immer treu gedient; ich hab och de Leute immer gutt behandelt. Mehr Lohn, wie feſtgeſetzt war, konnt' ich'n doch nich geben. Verlaſſen Se mich nich, ſe machen mich kalt. Wenn ſe mich finden, ſchlagen ſe mich todt. Ach Gott im Himmel, ach Gott im Himmel! Meine Frau, meine Kinder . . .

Dreißiger (indem er abgeht, vergeblich bemüht, ſich von Pfeifer loszumachen). Laſſen Sie mich doch wenigſtens los, Menſch! Das wird ſich ja finden; das wird ſich ja alles finden. (Ab mit Pfeifer.)

(Einige Secunden bleibt der Raum leer. Im Salon zerklirren Fenſter. Ein ſtarker Krach durchſchallt das Haus: hierauf brauſendes Hurrah! danach Stille. Einige Secunden vergehen, dann hört man leiſes und vorſichtiges Trappen die Stufen zum erſten Stock empor, dazu nüchterne und ſchüchterne Ausrufe: „links!" „oben nuff!" „pſcht!" „langſam! langſam!" „ſchipp ock nich!„ „hilf ſchirjen!" „praatz, hab ich a Ding!" „macht fort ihr Würgebänder!" „mir gehn zur Hochzeit!" „geh Du nei!" „o geh Du!"

Es erſcheinen nun junge Weber und Webermädchen in der Flurthür, die nicht wagen einzutreten, und eines das andere hereinzuſtoßen ſuchen. Nach einigen Secunden iſt die Schüchternheit überwunden, und die ärmlichen, mageren, theils kränklichen, zerlumpten oder geflickten Geſtalten vertheilen ſich in Dreißigers Zimmer und im Salon, alles zunächſt neugierig und ſcheu betrachtend, dann betaſtend. Mädchen verſuchen die Sofas, es bilden ſich Gruppen, die ihr Bild im Spiegel bewundern. Es ſteigen einzelne auf Stühle, um die Bilder zu betrachten und herabzunehmen, und inzwiſchen ſtrömen immer neue Jammergeſtalten vom Flur herein.)

Erſter alter Weber (kommt). Nee, nee, da laßt mich aber doch zufriede! Unten da fangen ſe gar ſchonn an und richten an Sache zugrunde. Nu die Tollheet! Da is doch kee Sinn und kee Verſtand o nich drinne. Ums Ende wird das noch gar ſehr a beeſe Ding. Wer hie an hellen Kopp behält, der macht ni mit. Ich wer mich in Obacht nehmen und wer mich an ſolchen Unthaten betheiligen.

(**Jäger**, **Bäcker**, **Wittig** mit einem hölzernen Eimer, **Baumert** und eine Anzahl junger und alter Weber kommen, wie auf der Jagd nach etwas hereingeſtürmt, mit heiſeren Stimmen durcheinander rufend.)

Jäger. Wo is a hin?

Bäcker. Wo is der Menſchenſchinder?

Baumert. Könn' mir Gras freſſen, friß du Sägeſpäne.

Wittig. Wenn m'rn kriegen, knippen mer'n uf.

Erſter junger Weber. Mir nehmen'n bei a Been'n und ſchmeißen'n zum Fenſter naus, uff de Steene, das a bald ſer immer liegen bleibt.

Zweiter junger Weber (kommt). A is fort iber alle Berge.

Alle. Wer denn?

Zweiter junger Weber. Dreißicher.

Bäcker. Feiſer o?

Stimmen. Sucht Feiſern! ſucht Feiſern!

Baumert. Such, ſuch Feiſerla, s' is a Weberſchmann auszuhungern. (Gelächter.)

Jäger. Wenn merſch o ni kriegen, das Dreißicherviehch..., arm ſoll a wer'n.

Baumert. Arm ſoll a wer'n, wie ne Kirchenmaus. Arm ſoll a wer'n: (Alle ſtürmen in der Abſicht zu demoliren auf die Salonthüre zu.)

Bäcker (der voran eilt, macht eine Wendung und hält die Anderen auf.) Halt, hört uf mich! Sei mer hier fertig, da fang m'r erſcht recht an. Von hier aus geh m'er nach Bielau niber, zu Dittrichen, der de di mechanſchen Webſtihle hat. Das ganze Elend kommt von a Fabriken.

Der alte Anſorge (kommt vom Flur herein. Nachdem er einige Schritte gemacht, bleibt er ſtehen, ſieht ſich ungläubig um, ſchüttelt den Kopf, ſchlägt ſich vor die Stirn und ſagt). Wer bin ich? D'r Weber Anton Anſorge. Is a verruckt geworn, Anſorge? 'S is wahr, mit mir dreht ſich's um's Kreisel rum wie ne Bremſe. Was macht a hier? Was a luſtig is, wird a woll machen. Wo is a hier, Anſorge? (Er ſchlägt ſich wiederholt vor den Kopf.) Ich bin ni geſchent! Ich ſteh ſer niſcht. Ich bin ni recht richtig. Geht weg, geht weg! Geht weg, Ihr Rebeller! Kopp weg, Beene weg, Hände weg. Nimmſt du m'r mei Häusl, nehm ich d'r dei Häusl. Immer druff! (Mit Geheul ab in den Salon. Die Anweſenden folgen ihm mit Gejohl und Gelächter.)

Ende des vierten Aktes.

Fünfter Akt.

Perſonen des fünften Aktes.

Bäcker.
Moritz Jäger.
Der alte Baumert.
Wittich.
Hornig.
Der alte Hilſe, Weber.
Seine Frau.
Gottlieb, ſein Sohn.
Luiſe, deſſen Frau.
Schmidt, Chirurgus.
Junge und alte Weber und Weberfrauen.

Langen-Bielau. — Das Weberſtübchen des alten Hilſe. Links ein Fenſterchen, davor ein Webſtuhl, rechts ein Bett, dicht daran gerückt ein Tiſch. Im Winkel rechts der Ofen mit Bank. Um den Tiſch, auf Ritſche, Bettkante und Holzſchemel ſitzend: der alte Hilſe, ſeine ebenfalls alte, blinde und faſt taube Frau, ſein Sohn Gottlieb und deſſen Frau Luiſe, bei der Morgenandacht. Ein Spulrad mit Garnwinde ſteht zwiſchen Tiſch und Webſtuhl. Auf den gebräunten Deckbalken iſt allerhand altes Spinn-, Spul- und Webegeräth untergebracht. Lange Garnſträhne hängen herunter. Vielerlei Praſt liegt überall im Zimmer umher. Der ſehr enge, niedrige und flache Raum hat eine Thür nach dem „Hauſe“ in der Hinterwand. Dieſer Thür gegenüber im „Hauſe“ ſteht eine andere Thür offen, die den Einblick gewährt in ein zweites, dem erſten ähnliches Weberſtübchen. Das Haus iſt mit Steinen gepflaſtert, hat ſchadhaften Putz und eine baufällige Holztreppe hinauf zur Dachwohnung. Ein Waſchfaß auf einem Schemel iſt theilweiſe ſichtbar: ärmlichſte Wäſcheſtücke, Hausrath armer Leute ſteht und liegt durcheinander. Das Licht fällt von der linken Seite in alle drei Räumlichkeiten.

Der alte Hilſe (ein bärtiger, ſtarkknochiger, aber nun von Alter, Arbeit, Krankheit und Strapazen gebeugter und verfallener Mann. Veteran, einarmig. Er iſt ſpitznaſig von fahler Geſichtsfarbe, zittrig, ſcheinbar nur Haut, Knochen und Sehne und hat die tiefliegenden, charakteriſtiſchen, gleichſam wunden Weberaugen. — Nachdem er ſich mit Sohn und Schwiegertochter erhoben, betet er:) Du lieber Herrgott, mir kenn Dir gar nich genung Dank bezeigen, das Du uns auch dieſe Nacht in deiner Gnade und Güte . . . und haſt Dich unſer erbarmt. Das mir auch dieſe Nacht nich han keen'n Schaden genommen. „Herr Deine Güte reicht ſo weit“, und mir ſein arme, beeſe ſindhafte Menſchenkinder, ni wert, daß dei Fuß uns zertritt, a ſo ſindhaftich und ganz verderbt ſein mir. Aber Du lieber Vater willſt uns anſehn und annehmen um Deines teuren Sohnes unſers Herrn und Heilands Jeſus Chriſtus willen. „Jeſu Blut und Gerechtigkeit, das is mein Schmuck und Ehrenkleid.“ Und wenn auch mir, und mer wern manchmal kleenmütich under Deiner Zuchtrute — wenn, und der Owen d'r Läutrung und brennt gar zu rasnich heiß — da rech's uns ni zu hoch an, vergieb uns unſre Schuld. Gieb uns Geduld, himmliſcher Vater, daß mir nach dieſem Leeden und wern theilhaftig Deiner ewigen Selichkeet, amen.

Mutter Hilſe (welche vorgebeugt mit Anſtrengung gelauſcht hat, weinend). Nee, Vaterle, Du machſt a zu a ſcheenes Gebete machſt Du immer.

(Luiſe begiebt ſich an's Waſchfaß, Gottlieb in's gegenüberliegende Zimmer.)

Der alte Hilſe. Wo is denn's Madel?

Luiſe. Niber nach Peterſchwalde — zu Dreißichern. Se hat wieder a par Strähne verſpult nächt'n Abend.

Der alte Hilſe (ſehr laut ſprechend). Na, Mutter, un wär ich D'r'ſch Nädla bringen.

Mutter Hilſe. Nu brings, brings, Aaler.

Der alte Hilſe (das Spulrad vor ſie hinſtellend). Sieh ock, ich wollt D'r'ſch ja zu gerne abnehmen...

Mutter Hilſe. Nee .. nee .. was thät ock ich anfangen mit der vielen Zeit!?

Der alte Hilſe. Ich wer D'r de Finger a biſſel abwiſchen, das nich ernt's Garn und wird fettig — herſcht de (Er wiſcht ihr mit einem Lappen die Hände ab.)

Luiſe (vom Waſchfaß). Wo hätt' mir ock Fettes gegeſſen!?

Der alte Hilſe. Hab'n mer kee Fett, eſſ' mir'ſch Brot trocken — hab'n mer kee Brot, eſſ mer Kartoffeln — hab'n mer keene Kartoffeln ooch nich, da eſſ mer rockne Kleie.

Luiſe (barſch). Und habn mer kee Schwarzmehl, da machen mer'ſch wie Wenglerſch unten, da ſehn m'r dernach, wo d'r Schinder a verreckt' Ferd hat verſcharrt das graben m'r aus, und da leben mer a mal a par Wochen von Luder —: aſo mach mer'ſch! nich wahr?

Gottlieb (aus dem Hinterzimmer). Was Geier haſt Du fer a Geſchwatze!?

Der alte Hilſe. Du ſollſt Dich mehr vorſehn mit gottloſen Reden! (Er begiebt ſich an den Webſtuhl, ruft). Wollſt m'r ni helfen, Gottlieb — 's ſein ock a par Fädel z'um durchziehn.

Luiſe (vom Waſchfaß aus). Gotlieb, ſollſt Vatern zurechen.

(Gottlieb kommt. Der Alte und ſein Sohn beginnen nun die mühſame Arbeit des „Kammſtechen“: Fäden der Werfte werden durch die Augen der Kämme oder Schäfte am Webſtuhl gezogen. Kaum haben ſie begonnen, ſo erſcheint im „Hauſe“ Hornig.

Hornig (in der Stubenthür). Viel Glick zum Handwerk!

Der alte Hilſe und Sohn. Scheen Dank, Hornig! Nu ſag amal, wenn ſchläfſt Du d'n eegntlich? Bei Tage gehſt uf a Handel, in dr Nacht ſtehſt de uf Wache.

Hornig. Ich hab doch gar ken'n Schlaf nimehr!...?

Luiſe. Willkommen, Hornig!

Der alte Hilſe. Na was bringſt Du Gudes?

Hornig. Scheene Neuigkeeten, Meeſter. De Peterſchwalder habn amal 'n Teiwel riskirt und haben a Fabrikant Dreißiger mit ſamſt der ganzen Familie zum Loche naus gejagt.

Anna (mit Spuren von Erregung). Hornig lügt wieder amal in a hellen Morgen nein.

Hornich. Dasmal nich junge Frau! dasmal nich. — Scheene Kinderſchirzl' hätt' ich im Wagen. Nee nee ich ſag reene Warheet. Se haben 'n heilig fortgejagt. Geſtern Abend is a nach Reechenbach kommen. Na Gott zu Dir! Da han ſ'n doch ni erſcht amal wolln behaltn, — aus Furcht vor a Webern, — da hat a doch plutze wieder fortgemußt uf Schweinitz nein —

Der alte Hilſe (Er nimmt Fäden der Werfte vorſichtig auf und bringt ſie in die Nähe des Kammes, durch deſſen eines Auge der Sohn von der anderen Seite mit einem Drahthäkchen greift, um die Fäden hindurchzuziehen.) Nu haſt' aber Zeit, das de ufhörſcht, Hornig!

Hornig. Ich will ni mit heilen Knochen von d'r Stelle gehn. Nee, nee, das weeß ja bald jedes Kind.

Der alte Hilſe. Nu ſag amal, bin ich nu verwirrt, oder biſt Du verwirrt.

Hornig. Nu das heeßt. Was ich Dir erzählt hab, das is a ſo wahr, wie Amen in d'r Kirche; ich wollte ja niſcht ſagen, wenn ich und ich hätte nich d'rbei geſtanden, aber a ſo hab ichs doch geſehn. Mit eegnen Augen, wie ich Dich hier ſehn thu, Gottlieb. Gedemolirt haben ſe'n Fabrikanten ſei Haus, unten vom Keller uf bis oben ruff unter de Dachreiter. Aus a Dachfenſtern haben ſe's Porzlan geſchmiſſen — immer iberſch Dach nunter. Wie viel hundert Schock Parchend liegen blos in d'r Bache?! 'S Waſſer kann nimehr fort, kannſt's glooben, 's kam immer iber a Rand riber gewellt, 's ſah orntlich ſchwefelblau aus von dem vielen Indigo, den ſe haben aus a Fenſtern geſchüt't. Die himmelblauen Staubwolken, die kamen blos immer a ſo gepulwert. Nee, nee, dort haben ſe ſchonn fürchterlich geäſchert. Ni ock etwa im Wohnhauſe.... In d'r Färberei... uf a Speichern...! 'S Treppengeländer zerſchlagen, de Dielen ufgeriſſen — Spiegel zertrimmert — Sofa, Seſſel, alles zerriſſen und zerſchliſſen, zerſchnitten und zerſchmiſſen — zertreten und zerhackt — nee verpucht! — kannſt's glooben, ſchlimmer wie im Kriege.

Der alte Hilſe. Und das ſollten hieſige Weber geweſt ſein!? (Er ſchüttelt langſam und ungläubig den Kopf. An der Thür haben ſich neugierige Hausbewohner geſammelt).

Hornig. Nu, was denn ſonſte? Ich kennte ja alle mit Namen genen'n. Ich fihrt a Landrath durch's Haus. Da hab ich ja mit vielen geredt. Se warn a ſo umgänglich, wie ſonſte. Se machten ihre Sache a ſo ſachte weg, aber ſe machten's grindlich. D'r Landrath redte mit vielen. Da warn ſe a ſo dehmütig wie ſonſte. Aber abhaltn ließen ſe ſich nich. Die ſcheenſten Möbelſticke, die wurden zerhackt, ganz wie fürſch Lohn.

Der alte Hilſe. A Landrath hättſt Du durchs Haus geführt?

Hornig. Nu, ich wer mich doch ni fürchten. Ich bin doch bekannt bei den Leuten, wie a beeſe Greſchel. Ich hab doch mit keen'n niſcht. Ich ſteh doch mit allen gut. A ſo gewiß, wie ich Hornig heeße, ſo wahr bin ich durchgegangen. Und ihr kennt's dreiſte glooben —: mir is ordentlich weech worn hie rum — und'n Landrath, dem ſah ich's woll ooch an — 's ging 'n nahe genug. Denn warum? — Ma hörte ooch noch nich amal a eenzichtes Wort, a ſo ſchweigſam ging's her. Ordentlich feierlich wurd' een zu Mutte, wie die armen Hungerleider und nahmen amal ihre Rache — dahier.

Luiſe (mit ausbrechender, zitternder Erregung. Zugleich die Augen mit der Schürze reibend). A ſo is ganz recht, a ſo muß kommen!

Stimmen der Hausbewohner. „Hier gäbs o Menſchenſchinder genug." „Da drüben wohnt glei eener." „Der hat vier Pferde und ſechs Kutſchwagen im Stalle und läßt ſeine Weber d'rfüre hungern."

Der alte Hilſe (immer noch ungläubig.) Wie ſollte das a ſo rauskommen ſein, dort driben?

Hornig. Wer weeß'nu!? Wer weeß' ooch!? Eener ſpricht ſo, d'r andre ſo.

Der alte Hilſe. Was ſprechen ſe denn?

Hornig. Na, Gott zu Dir, Dreißiger ſollte geſagt habn: de Weber kennten ja Gras freſſen, wenn ſe hungern täten. Ich weeß nu weiter nich.

(Bewegung auch unter den Hausbewohnern, die es einer dem andern unter Zeichen der Entrüſtung weiter erzählen.)

Der alte Hilſe. Nu hör amal, Hornig. Du

kennſt mir meinswegn ſagen: Vater Hilſe, morgen mußt Du ſterben. Das kann ſchonn meeglich ſein, würd' ich ſprechen — warum denn ni? — Du kenntſt mir ſagen: Vater Hilſe, morgen beſucht Dich d'r Keenich von Preußen — aber das Weber, Menſchen wie ich und mei Sohn — und ſollten ſolche Sachen haben vorgehabt. Nimmermehr! Nie und nimmer wer' ich das glooben.

Mielchen (ſiebenjähriges, hübſches Mädchen, mit langen, offenen Flachshaaren, ein Körbchen am Arm, kommt hereingeſprungen. Der Mutter einen ſilbernen Eßlöffel entgegenhaltend). Mutterle, Mutterle! ſieh ock, was ich hab! Du ſollſt mer a Kleedl d'rfor koofen.

Luiſe. Was kommſt 'n Du a ſo gejähdert, Mädel? (Mit geſteigerter Aufregung und Spannung.) Was bringſt 'n da wieder geſchleppt, ſag emal. Du biſt ja ganz hinter a Oden gekommen. Und de Feiſel ſein noch im Körbel. Was ſoll denn das heeßen, Mädel?

Der alte Hilſe. Mädel, wo haſt Du den Löffel her?

Luiſe. Kann ſein, ſe hat'n gefunden.

Hornig. Seine zwee, drei Thaler is der gut werth.

Der alte Hilſe (außer ſich). Naus, Mädel! naus! Glei machſt das d' naus kommſt. Wirſcht Du glei folgen, oder ſoll ich a Prügel nehmen?! Und den Leffel trägſt hin, wo d'n her haſt. Naus! Willſt Du uns alle mitſammen zu Dieben machen, hä? Dare, Dir wer ich's mauſen austreiben (er ſucht etwas zum hauen).

Mielchen (ſich an der Mutter Röcke klammernd, weint). Großvaterle, hau mich nich — mer — haben's — doch ge—gefunden. De — Spul ... Spul — Kinder — haben — alle — welche.

Luiſe (zwiſchen Angſt und Spannung hervor ſtoßend). Nu da ſiehſt's doch, gefunden hat ſi's. Wo haſt's denn gefunden?

Mielchen (ſchluchzend). In Peterſch — walde haben — merſch ge — funden, vor Dreißigerſch — Hauſe.

Der alte Hilſe. Nu da hätt m'r ja de Beſcheerung. Nu mach aber lang, ſonſter wer ich d'r auf a Trabb helfen.

Mutter Hilſe. Was geht denn vor?

Hornig. Itz will ich dr was ſagn, Vater Hilſe. Laß Gottlieben a Rock anziehn, a Löffel nehmen und auf's Amt tragen.

Der alte Hilſe. Gottlieb, zieh d'r a Rock an!

Gottlieb (ſchon im Anziehen begriffen, eifrig). Und da wer ich uf de Kanzlei gehn und ſprechen: ſe ſollten's nich übel nehmen, a ſo a Kind hätte halt doch no nich a ſo's Verſtändniß dervon. Und da brächt ich da Löffel. Hier uf zu flern Mädel!

(Das weinende Kind wird von der Mutter in's Hinterzimmer gebracht, deſſen Thür ſie ſchließt. Sie ſelbſt kommt zurück.)

Hornig. Seine drei Thaler kann der gutt werth haben.

Gottlieb. Gieb ock a Tichl, Luiſe, daß a nich zu Schaden kommt. Nee nee, a ſo, a ſo a teuer Dingel (er hat Thränen in den Augen, während er den Löffel einwickelt.)

Luiſe. Wenn mir a hätt'n, kennt mer viele Wochen leben.

Der alte Hilſe. Mach, mach, jeder Dich! Jeder Dich a ſo ſehr, wie de kannſt! Das wär a ſo was! Das fehlt' mir noch grade. Mach, das mir den Satansleſſel vom Halſe kriegen.

(Gottlieb ab mit dem Löffel.)

Hornig. Na nu wer ich ooch ſehn, das ich weiter komme. (Er geht, unterhält ſich im Haus noch einige Sekunden, dann ab.)

Chirurgus Schmidt (ein queckſilbriges, kugliches Männchen mit weinrothem, pfiffigem Geſicht kommt in's Haus). Gu'n morgen, Leute! Na, das ſind m'r ſcheene Geſchichten. Kommt mir nur! (Mit dem Finger drohend.) Ihr habt's dick hinter'n Ohren. (In der Stubenthür, ohne herein zu kommen.) Gu'n morgen, Vater

Hilſe! (Zu einer Frau im „Hauſe“.) Nu Mutterle, wie ſteht's midn Reißen? Beſſer, wie? Na ſäht ihr woll. Vater Hilſe, ich muß doch och mal ſchaun, wie's bei Euch ausſieht. Was Teuwel, is denn dem Mutterle?

Luiſe. Herr Docter, de Lichtadern ſein er vertrocknt, ſe ſieht gar gar niſcht mehr.

Chirurgus Schmidt. Das macht der Staub und das Weben bei Licht. Na ſagt amal, kennt ihr Euch dariber 'n Verſch machen? Ganz Peterſchwaldau is ja auf'n Beinen hierriber. Ich ſetz mich heut frieh in meinen Wagen, denke niſcht ibels, nicht mit einer Faſer. Höre da förmlich Wunderdinge. Was in drei Teiwels Namen iſt denn in die Menſchen gefahren, Hilſe? Wüthen da wie 'n Rudel Welſe. Machen Revolution, Rebellion; werden renitent, plündern und marodiren ... Mielchen! wo is denn Mielchen? (Mielchen, noch roth vom Weinen, wird von der Mutter herein geſchoben.) Da, Mielchen, greif mal in meine Rockſchöße. (Mielchen thut es.) Die Feſſerniſſe ſind Deine. Na, na; nich alle auf einmal. Schwernotsmädel! Erſt ſingen! Fuchs du haſt die ... na? Fuchs du haſt die ... Gans ... Wart nur Du, was Du gemacht haſt: Du haſt ja die Sperlinge uf'n Pfarrzaune Stengelſcheißer genannt. Die haben's angezeigt bei'm Herr Kanter. Na nu ſag blos ein Menſch. An finfzehnhundert Menſchen ſind auf der Achſe. (Fernes Glockenläuten.) Hört mal: — in Reichenbach leuten ſie Sturm. Finfzehnhundert Menſchen. Der reine Weltuntergang. Unheimlich!

Der alte Hilſe. Da kommen ſi wirklich hierriber nach Bielau?

Chirurgus Schmidt. Nu freilich, freilich, ich bin ja durchgefahren. Mitten durch a ganzen Schwarm. Am liebſten wär ich abgeſtiegen und hätte glei jed'm a Pulwerle gegeben. Da trottelt eener hinter'm andern her, wie's graue Elend und verführen ein Geſinge, daß een förmlich a Magen umwendt, daß een richtig zu wirgen anfängt. Mei Friedrich uf'm Bocke, der hat genatſcht wie a alt Weib. Mir mußten uns glei d'rhinter her 'n tichtichen Bittern kooſen. Ich mechte kee Fabrikante ſein, und wenn ich gleich uf Gummirädern fahr'n kennte. (Fernes Singen.) Horcht mal! Wiwenn man mit a Knecheln 'n alten, zerſprungenen Bunzeltopp bearbeit'. Kinder, das dauert nich fünf Minuten, da haben mer ſe hier. Adje Leute. Macht keene Tummheiten. Militär kommt gleich dahinter her. Bleibt bei Verſtande. Die Peterswaldauer habm a Verſtand verlorn. (Nahes Glockenläuten.) Himmel nu fangen unſere Glocken auch noch an, da müſſen ja die Leute vollens ganz verrikt werd'n. (Ab in den Oberſtock.)

Gottlieb (kommt wieder. Noch im „Hauſe" mit fliegendem Athem.) Ich hab ſe geſehn, ich hab ſe geſehn. (Zu einer Frau im „Hauſe".) Se ſein da, Muhme, ſe ſein da! (In der Thür.) Se ſein da, Vater, ſe ſein da! Se haben Bohnenſtangen und Stichliche und Hacken. Se ſtehn ſchonn bei'm oberſchten Dittriche und machen Randal. Se kriegen gloob ich Geld ausgezahlt. O jes's, was wird ock noch werden dahier? Ich ſeh nich hin. A ſo viel Leute, nee a ſo viel Leute! Wenn die erſcht, und nehmen an Anlauf — o verpucht, o verpucht! da ſein unſere Fabrikanten o beeſe dran.

Der alte Hilſe. Was biſt de denn ſo gelaufen. Du wirſcht a ſo lange jächen, biſte wirſcht wieder amal dei altes Leiden haben, biſte wirſcht wieder amal uf'n Ricken liegen und um dich ſchlagen.

Gottlieb (halb und halb freudig erregt). Nu ich mußte doch laufen, ſonſte hätten die mich ja feſte gehalten. Se prillten ja ſchonn alle: ich ſollte de Hand auch hinrecken. Pate Baumert war ooch dr'bei. Der meent' iber mich, hol d'r ock ooch an Fimfbehmer, du biſt o a armer Hungerleider. A ſagte gar: ſag du's dein'n Vater.... Ich ſollt's ihn ſagen, Vater, ſe ſollten kommen und ſollten mit helfen a Fabrikanten de Schinderei heemzahlen. (Mit Leidenſchaft.) 's kämen jetzt andre Zeiten, meent' a. Jetzt thät a ganz andre Ding werden mit uns Webern. M'r ſollten alle kommen und's mithelfen durchſetzen. Mir wollten alle jetzt o unſer Halbſindl Fleeſch zum Sonntage haben, und an allen heiligen Tagen amal an Bluttwurſcht und Kraut. Das thät jetzt alles a ganz andre Geſichte kriegen, meent' er über mich.

Der alte Hilſe (mit unterdrückter Entrüſtung). Und das will dei Pate ſein?! Und heeßt dich a an ſolchen ſträflichen Werke mit theelnehmen?! Laß du dich nich in ſolche Sachen ein, Gottlieb. Da hat d'r Teifel ſeine Hand im Spiele. Das is Satansarbeit, was die machen.

Luiſe (übermannt von leidenſchaftlicher Aufregung, heftig). Ja, ja, Gottlieb, kaſſer du dich hinter a Owen in de Helle, nimm d'r an Kochleſſel in de Hand und ne Schiſſel voll Puttermilch uf de Kniee, zieh d'r a Reckel an und ſprich Gebetel, ſo biſt'n Vater recht. — Und das will a Mann ſein?

(Lachen der Leute im „Hauſe“.)

Der alte Hilſe (bebend mit unterdrückter Wuth). Und du willſt ne richtige Frau ſein, hä? Da wer ich dirſch amal orntlich ſagen. Du willſt ne Mutter ſein und haſt ſo a meſchantes Maulwerk dahier. Du willſt dein'n Mädel Lehren geben und hetzt dein'n Mann uf zu Verbrechen und Ruchloſichkeiten?!

Luiſe (maßlos). Mit euren bigotten Räden .... dadervon da is mir o noch nich amal a Kind ſatt geworn. Derwegen han ſe gelegen, alle viere in Unflat und Lumpen. Da wurd ooch noch nich amal a eenzichtes Winderle trocken. Ich will ne Mutter ſein, daß d's weeßt! und deswegen, daß d's weeßt, winſch ich a Fabrikanten de Hölle und de Peſt in a Rachen 'nein. Ich bin ebens ne Mutter. — Erhält ma woll ſo a Wirmel?! Ich hab mehr geflennt wie Oden geholt, von dem Augenblicke an, wo a ſo a Hiperle uf de Welt kam, bis d'r Tot und erbarmte ſich drüber. Ihr habt euch an Teiwel geſcheert. Ihr habt gebet't und geſungen, und ich hab m'r de Fiiſſe bluttich gelaufen nach een'n eenzichten Neegl Puttermilch. Wie viel hundert Nächte hab ich mir a Kopp zerklaubt, wie ich ock und ich kennte ſo a Kindel ock a eenzich mal um a Kirchhoof rumpaſchen. Was hat ſo a Kindel verbrochen, hä? und muß ſo a elendigliches Ende nehmen — und drieben bei Dittrichen, da wern ſe in Wein gebadt und mit Milch gewaſchen. Nee, nee! wenn's hie losgeht — ni zehn Pferde ſolln mich zuricke halten. Und das ſag ich: ſtirmen ſe Dittrichens Gebände — ich bin de Erſchte — und Gnade jeden der mich will abhalten. — Ich habs ſatt, a ſo viel ſteht feſte.

Der alte Hilſe. Du biſt gar verfallen, dir is ni zu helfen.

Luiſe (In Raſerei). Euch is nich zu helfen. Lappärſche ſeid ihr. Haderlumpe aber keene Manne. Gattſchliche zum anſpucken. Weechquarggeſichter, die vor Kinderklappern reißaus nehmen. Kerle, die dreimal „ſcheen dank“ ſagen fer ne Tracht Prügel. Euch haben ſe de Adern ſo leer gemacht, das ihr ni amal mehr kennt rot anlaufen im Geſichte. An Peitſche ſollt ma nehmen und euch a Kriin einbläun in eure faulen Knochen. (Schnell ab.)

(Verlegenheitspauſe.)

Mutter Hilſe. Was is denn mit Liesl'n, Vater?

Der alte Hilſe. Niſchte, Mutterle. Was ſoll denn ſein?!

Mutter Hilſe. Sag amal, Vater, macht mirſch blos a ſo was vor, oder läuten de Glocken?

Der alte Hilſe. Se wern een'n begraben, Mutter.

Mutter Hilſe. Und mit mir wills halt immer noch kee Ende nehmen. Warum ſterb ich ock gar nich, Mann?

(Pauſe.)

Der alte Hilſe (läßt die Arbeit liegen, richtet ſich auf, mit Feierlichkeit). Gottlieb! — Dei Weib hat uns ſolche Sachen geſagt. Gottlieb, ſieh amal her! (Er entblößt ſeine Bruſt.) Dahier ſaß Ding, a ſo groß wie a Fingerhutt. Und wo ich men'n Arm hab gelaſſen, das weiß d'r Keenich. De Mäuſe haben mer'n nich abgefreſſen. (Er geht hin und her.) Dei Weib — an die dachte noch gar kee Menſch, da hab ich ſchonn mei Blutt quartweiſe ferſch Vaterland verſpritzt. Und deshalb mag ſe plärrn, ſo viel wie ſe Luſt hat. — Das ſoll mir recht ſein. Das is mir Schißkojenne. — Ferchten? Ich und mich ferchten? Vor was denn ferchten, ſag m'r a eenzigtes mal. Vor da Par Soldaten, die de vielleicht und kommen hinter a Rebellern her? O Jeſerle! wärſch doch! Das wär halb ſchlimm. Nee, nee, wenn ich ſchonn a biſſel morſch bin uf a Rickgrat. — Wenn's druf ankommt, hab ich Knochen wie Elſenbeen. Da nehm ich's ſchonn noch uf mit a par lumpigten Bajonettern. — Na und wenn's gar ſchlimm käm!? O viel zu gerne, viel zu gerne thät ich Feirabend machen. Zum Sterben ließ ich mich gewiß ni lange bitten. Lieber heut wie morgen. Nee, nee. Und's wär o gar! denn was verläßt eens denn? Den alten Marterkaſten wird ma doch ni etwa beweinen? Das Häuſſel Himmelsangſt und Schinderei da, das ma Leben nennt, das ließ man gerne genug im Stiche — Aber dann, Gottlieb! dann kommt was — und wenn ma ſich das auch noch veſcherzt — dernachert is's erſcht ganz alle.

Gottlieb. Wer weeß, was kommt, wenn eens tot is? Geſehn hats keener.

Der alte Hilſe. Ich ſag dirſch, Gottlieb! zweifle nich an dem Eenzigten, was mir armen Menſchen haben.

Fer was hätt ich denn hier geſeſſen — und Schemmel getreten uf Mord vierzig und mehr Jahr? — und hätte ruhig zugeſehn, wie der dort drüben in Hoffart und Schwelgerei lebt — und Gold macht aus mein'n Hunger und Kummer. Fer was denn? Weil ich ne Hoffnung hab. Ich hab was in aller der Noth. (Durch's Fenſter weiſend.) Du haſt hier deine Parte — ich driben in jener Welt: das hab ich gedacht. Und ich laß mich viertheeln — ich hab ne Gewißheet. Es iſt uns verheißen. Gericht wird gehalten: aber nich mir ſein Richter, ſondern: mein is die Racha, ſpricht der Herr, unſer Gott.

Eine Stimme (durch's Fenſter). Weber raus!

Der alte Hiſe. — Vor mir — macht was dr luſtig ſeid. (Er ſteigt in den Webſtuhl.) Mich werd'r woll miſſen drinne laſſen.

Gottlieb (nach kurzem Kampf). Ich wer gehn und wer arbeiten. Mag kommen, was will. (Ab. Man hört das Weberlied, vielhundertſtimmig und in nächſter Nähe geſungen; es klingt wie ein dumpfes monotones Wehklagen.)

Stimmen der Hausbewohner (im „Hauſe".) „O jemerſch, jemerſch, nu kommen ſe aber wie de Ameiſen." — „Wo ſein ock die vielen Weber her?" — „Schipp ock nich, ich will ooch was ſehn." — „Nu ſieh ock die lange Latte, die de vorne weg geht." — „Ach! ach! nu kommen ſe knippeldicke!"

Hornig (tritt unter die Leute im „Hauſe"). Gellt, das is amal a ſo a Teater? So was ſieht man nich alle Tage. Ihr ſoll't ock ruf kommen zum oberſchten Dittriche. Da haben ſe ſchonn wieder a Ding gemacht, das an Art hat. Der hat kee Haus nimehr, keene Fabricke nimehr — keen Weinkeller nimehr, kee garriſchte mehr. Die Flaſchen, die ſaufen ſe aus ... da nehmen ſe ſich gar nich erſcht amal Zeit de Froppen rauszureißen. Eens, zwee, drei, ſein de Hälſe runter. Ob ſe ſich 's Maul ufſchneiden mit a Scherben oder nich. Manche laufen rum und bluten wie de Schweine. — Nu wern ſe den hieſigen Dittrich ooch noch hochnehmen.

(Der Maſſengeſang iſt verſtummt).

Stimmen der Hausbewohner. Die ſehn doch reen gar nich a ſo beeſe aus.

Hornig. Nu laßt's gutt ſein! wart's ock ab! jetzt nehmen ſ'n de Gelegenheet erſchte richtig in Augenſchein. Sieh ock, wie ſe den Palaſt von allen Seiten uf's Korn nehmen. Seht ock den kleenen dicken Mann — a hat 'n Pferdeeimer mite. Das is a Schmied von Peterſchwalde, a gar a ſehr geſirre Männdl. Der haut die dickſten Thüren ein, wie Schaumprezeln — das kennt 'r glooben. Wenn der amal an Fabrikanten in de Mache kriegt — der hat aber verſpielt, dahier!

Stimmen der Hausbewohner. „Praaz haſt a Ding!" „Da flog a Stein' in's Fenſter!" „Nu kriegt's d'r alte Dittrich mit d'r Angſt." „A hängt an Tafel raus." „An Tafel hängt a raus?" „Was ſtehts denn druff?" „Kannſt du ni leſen?" „Was ſollte ock aus mir wern, wenn ich ni leſen kennte." „Na, lies amal!" „Ihr — ſollt — alle befrie — digt werden, Ihr — ſollt — alle — befriedigt werden."

Hornig. Das konnt a underwegens laſſen. Helfen thutt's ooch nich a ſo viel. Die Brüder haben eegne Mucken. Hier is uf de Fabrike abgeſehn. De mechanſchen Stühle, die wolln ſe doch aus d'r Welt ſchaffen. Die ſein's doch halt eemal, die a Handweber zu Grunde richten: das ſieht doch a Blinder. Nee, nee! die Chriſten ſein heut eemal im Zuge. Die bringt kee Landrath und kee Verwalter zu Verſtande — und keene Tafel ſchonn lange nich. Wer die hat ſehn wirtſchaften — der weeß, was 's geſchlagen hat.

Stimmen der Hausbewohner. „Ihr Leute, ihr Leute a ſo ne Menſchheet!“ — „Was wolln denn die?“ — (haſtig.) „Die kommen ja iber die Bricke riber!? — (ängſtlich.) „Die kommen woll uf de kleene Seite?“ (in höchſter Ueberraſchung und Angſt.) „Die kommen zu uns, die kommen zu uns.“ „Se holn de Weber aus a Häuſern raus.“

(Alle flüchten, das „Haus“ iſt leer. Ein Schwarm aufſtändiſcher beſchmutzt, beſtaubt, mit von Schnaps und Anſtrengung gerötheten Geſichtern, wüſt, übernächtigt, abgeriſſen, dringt mit dem Ruf: „Waber raus!“ in's „Haus“ und zerſtreut ſich von da in die einzelnen Zimmer. In's Zimmer des alten Hilſe kommt **Bäcker** und einige junge Weber mit Knütteln und Stangen bewaffnet. Als ſie den alten Hilſe erkennen, ſtutzen ſie, leicht abgekühlt.)

Bäcker. Vater Hilſe, hört uf mit der Exterei. Laßt ihr das Bänkl' dricken, wer Luſt hat. Ihr braucht Euch keen'n Schaden nichmehr antreten. Dafor wird geſorgt wern.

Erſter junger Weber. Ihr ſollt och ken'n Tag nich mehr hungrich ſchlafen gehn.

Zweiter junger Weber. D'r Weber ſoll wieder a Dach iber a Kopp und a Hemde uf a Leib kriegen.

Der alte Hilſe. Wo bringt euch d'r Teiwel her mit Stangen und Aexten.

Bäcker. Die ſchlag mer inzwee uf Dittrichens Puckel.

Zweiter junger Weber. Die mach m'r glühend und ſtoppen ſe a Fabrikanten in a Rachen. Das ſe auch amal merken, wie Hunger brennt.

Dritter junger Weber. Kommt mit, Vater Hilſe! mir geben kee Pardon.

Zweiter junger Weber. Mit uns hat o keener Erbarmen gehabt. Weder Gott noch Menſch. Jetzt ſchaffen mir uns ſelber Recht.

Der alte Baumert (kommt herein, ſchon etwas unſicher auf den Füßen, einen geſchlachteten Hahn unter'm Arm. Er breitet die Arme aus). Brü — derle — mir ſein alle Brüder! Kommt an mei Herze, Brüder!

(Gelächter.)

Der alte Hilſe. A ſo ſiehſt du aus, Willem!?

Der alte Baumert. Guſtav, Du!? Guſtav, armer Hungerleider, komm an mei Herze. (Gerührt.)

Der alte Hilſe (brummt). Laß mich zufriede.

Der alte Baumert. Guſtav, a ſo is's. Glick muß d'r Menſch habn. Guſtav, ſchmeiß amal a Auge uf mich. Wie ſeh ich aus? Glick muß d'r Menſch haben! Seh ich nich aus wie a Graf? (Sich auf den Bauch ſchlagend.) Rat amal, was in dem Bauche ſteckt? A Edelmansfreſſen ſteckt in dem Bauche. Glick muß d'r Menſch haben, da kriegt a Schlampancher und Haſengebratnes. — — Ich wer Euch was ſagen: mir haben halt an Fehler gemacht: Zulangen miß mer.

Alle (durcheinander). Zulangen miß mer, hurrah!

Der alte Baumert. Und wem' ma de erſchten gutten Biſſen verdrickt hat, da ſpiirt ma's woll balde in d'r Natur. H—uchjeſus, da kriegt man ne Forſche, a ſo ſtark wie a Bremmer. Da treibt's een de Stärke aus a Gliedmaßen ock a ſo raus, das man gar nimehr ſieht, wo man hinhaut. Verflugaſich die Luſt aber ooch!

Jäger (in der Thür, bewaffnet mit einem alten Kavallerieſäbel). Mir habn a par famoſte Attacken gemacht.

Bäcker. Mir haben die Sache ſchon ſehr gutt begriffen. Eens, zwee, drei, ſind mer drinne in a Häuſern. Da gehts aber o ſchonn wie helles Feuer. Daß' ock a ſo praſſelt und zittert. Daß' de Funken ſpritzen, wie ei d'r Feuereſſe.

Erſter junger Weber. Mir ſollten gar amal a klee Feuerle machen.

Zweiter junger Weber. Mir ziehn nach Reechenbach und zinden a Reichen de Häuſer iberm Koppe an.

Jäger. Das wär den a Geſtrichnes. Da kriegten ſe erſcht gar viel Feuerkaſſe. (Gelächter.)

Bäcker. Von hier ziehn mer na Freiburg zu Tromtra'n

Jäger. M'r ſollten amal de Beamten hoch nehmen. Ich hab's geleſen, von a Birokratern kommt alles Unglicke.

Zweiter junger Weber. Mir ziehn balde nach Breslau. Mir kriegen ja immer mehr Zulauf.

Der alte Baumert (zu Hilſe). Nu trink amal, Guſtav!

Der alte Hilſe. Ich trink nie keen'n Schnaps.

Der alte Baumert. Das war in d'r alten Welt, heut ſind mir in eener andern Welt, Guſtav!

Erſter junger Weber. Alle Tage is nich Kirms. (Gelächter.)

Der alte Hilſe (ungeduldig). Ihr Höllenbrände, was wollt Ihr bei mir.

Der alte Baumert (ein wenig verſchüchtert, überfreundlich). Nu ſieh ock, ich wollt d'r a Hähndl bringen. Sollſt Muttern dervon an Suppe kochen.

Der alte Hilſe (betroffen, halb freundlich). O, geh und ſags Muttern.

Mutter Hilſe (hat, die Hand am Ohr, mit Anſtrengung hingehorcht, nun wehrt ſie mit den Händen ab). Laßt mich zufriede. Ich mag keene Hühndlſuppe.

Der alte Hilſe. Haſt recht, Mutter. Ich voch nich. A ſo eene ſchonn gar nich. Und Dir, Baumert! Dir will ich a Wort ſagn. Wenn de Alten ſchwatzen wie de kleen'n Kinder, da ſteht d'r Teiwel uf'm Koppe vor Freeden. Und das ihr'ſch wißt! Das ihr'ſch alle wißt: Ich und Ihr, mir haben niſcht nich gemeen. Mit mein'n Willen ſeit'r nich hier. Ihr habt hier nach Recht und Gerechtigkeet niſcht nich zu ſuchen!

Stimme. Wer nich mit uns is, der is wider uns.

Jäger (brutal drohend). Du biſt gar ſehr ſchief gewickelt. Hör amal, Aaler, mir ſind keene Diebe.

Stimme. Mir haben Hunger, weiter niſcht.

Erſter junger Weber. Mir wolln leben und 'weiter niſcht. Und deshalb haben mer a Strick durchgeſchnitten an dem mer hingen.

Jäger. Und das war ganz recht! (Dem Alten die Fauſt vor's Geſicht haltend.) Sag Du noch ee Wort. Da ſetzt's a Ding 'nein — mitten in's Zifferblatt.

Bäcker. Gebt Ruhe, gebt Ruhe, laß Du den alten Mann. — Vater Hilſe: a ſo denken mir eemal: eher tot, wie a ſo a Leben noch eemal anfangen.

Der alte Hilſe. Hab ich's nich gelebt ſechzig und mehr Jahr?

Bäcker. Das is egal, anderſcher muß doch werden.

Der alte Hilſe. Am Nimmermehrſchtage.

Bäcker. Was mir nich guttwillig kriegen, das nehmen mir mit Gewalt.

Der alte Hilſe. Mit Gewalt? (Lacht.) Nu da laßt Euch bald begraben dahier. Se werns Euch beweiſen, wo de Gewalt ſteckt. Nu wart ock, Pirſchl!

Jäger. Etwa wegen a Soldaten? Mir ſein auch Soldaten geweſt. Mit a par Companieen wern mir ſchonn fertig werden.

Der alte Hilſe. Mid'n Maule, da gloob ich's. Und wenn ooch: Zweee jagt'r naus, zehne kommen wieder rein.

Stimmen (durch's Fenſter). Militär kommt. Seht Euch vor!

(Allgemeines, plötzliches Verſtummen. Man hört einen Moment ſchwach Querpfeifen und Trommeln. In die Stille hinein ein kurzer, unwillkürlicher Ruf: „O verpucht! Ich mach lang!“ (Allgemeines Gelächter.)

Bäcker. Wer redt hier von ausreißen? Wer is das geweſt?

Jäger. Wer tutt ſich hier firchten, vor a par lumpichten Pickelhauben? Ich wer Euch kommandiren. Ich bin beim Commis geweſt. Ich kenne den Schwindel.

Der alte Hilſe. Mit was wollt'ern ſchiſſen? Woll mit a Priegeln, hä?

Erſter junger Weber. Den alten Kropp laßt zuſriede, a is ni recht richtig im Oberſtibel.

Zweiter junger Weber. A biſſel ibertrabt is a ſchonn.

Gottlieb (iſt unbemerkt unter die Aufſtändiſchen getreten, packt den Sprecher). Sollſt Du an alten Manne ſo vlämſch kommen?

Erſter junger Weber. Laß mich zuſriede, ich hab niſcht geſagt beeſes.

Der alte Hilſe (ſich ins Mittel legend). O laß Du a labern. Vergreif Dich nich, Gottlieb. A wird balde genug einſehn, wer de heute verwirrt is, ich oder er.

Bäcker. Gehſt' mit uns, Gottlieb?

Der alte Hilſe. Das wird a woll bleiben laſſen.

Luiſe (kommt in's Haus, ruft herein). O halt Euch ni uf erſcht. Mit ſolchen Gebetbichl-Hengſten verliert erſcht keene Zeit. Kommt uf a Platz! Uf a Platz ſoll'r kommen. Pate Baumert kommt a ſo ſchnell wie er kennt. Dr Major ſpricht mit a Leuten vom Ferde runter. Se ſollten heem gehn. Wenn ihr ni ſchnell kommt, haben mer verſpielt.

Jäger (im Abgehen). Du haſt 'n ſcheen 'n tapfern Mann.

Luiſe. Wo hätt ich an Mann? Ich hab gar keen'n Mann!

(Im „Hauſe“ ſingen einige.)

'S war amal a kleener Mann
Hee, juchhee!
Der wollt a groß Weibl han
Hee didel didel dim dim dim heiraſſaſſa!

Der alte Wittig (iſt, einen Pferdeeimer in der Fauſt, vom Oberſtock gekommen, will hinaus, bleibt im „Hauſe“ einen Augenblick ſtehen.) Druf! wer de kee Hundsfott ſein will, Hurrah! (Er ſtürmt hinaus. Eine Gruppe, darunter Luiſe und Jäger folgen ihm mit „Hurrah“.)

Bäcker. Lebt gſund, Vater Hilſe, mir ſprechen uns wieder. (Will ab.)

Der alte Hilſe. Das gloob ich woll ſchwerlich. Fünf Jahr leb ich nimehr. Und eher kommſte ni wieder raus.

Bäcker (verwundert ſtehen bleibend). Wo denn her, Vater Hilſe?

Der alte Hilſe. Aus 'n Zuchthauſe, woher denn ſonſte?

Bäcker (wild herauslachend). Das wär mir ſchonn lange recht. Da kriegt ma wenigſtens ſatt Brot, Vater Hilſe! (Ab.)

Der alte Baumert (war in ſtumpfſinniges Grübeln, auf einem Schemel hockend, verfallen; nun ſteht er auf). 'S is wahr, Guſtav, an' kleene Schleuder hab ich. Aber derwegen bin ich noch klar genug im Kopfe — dahier. Du haſt deine Meenung von der Sache, ich hab meine. Ich ſag: Bäcker hat recht, nimmt's a Ende in Ketten und Stricken: — Im Zuchthauſe is immer noch beſſer wie drheeme. Da is ma verſorgt; da braucht ma nich darben. Ich wollte ja gerne nich mitmacha. Aber ſich ock, Guſtav; d'r Menſch muß doch a eenziges Mal an Augenblick Luſt kriegen. (Langſam nach der Thür.) Leb geſund, Guſtav. Sollte was vorfalln, ſprich a Gebetl fer mich mit, herſcht! (Ab.)

(Von den Aufſtändiſchen iſt nun keiner mehr auf dem Schauplatz. Das „Haus" füllt ſich allmälig wieder mit neugierigen Bewohnern. Der alte Hilſe knüpft an der Werfte herum. Gottlieb hat eine Axt hinterm Ofen hervor geholt und prüft bewußtlos die Schneide. Beide, der Alte und Gottlieb, ſtumm bewegt. Von draußen dringt das Summen und Brauſen einer großen Menſchenmenge.)

Mutter Hilſe. Nu ſag ock, Mann — de Dielen zittern ja a ſo ſehr — was geht denn vor. Was ſoll denn hier werdn?

(Pauſe.)

Der alte Hilſe. Gottlieb!

Gottlieb. Was ſoll ich denn?

Der alte Hilſe. Laß du die Axt liegen.

Gottlieb. Wer ſoll denn Holz kleene machen? (Er lehnt die Axt an den Ofen.)

(Pauſe.)

Mutter Hilſe. Gottlieb, hör du uf das, was dr Vater ſagt.

Stimme (vor dem Fenſter ſingend).

Kleener Mann blei ock d'rheem
Hee, juchhee!
Mach Schiſſel und Teller reen
Hei didel didel, dim dim dim. (Vorüber.)

Gottlieb (ſpringt auf, gegen das Fenſter mit geballter Fauſt) Aas, mach mich ni wilde!

(Es kracht eine Salve.)

Mutter Hilſe (iſt zuſammengeſchrocken). O, Jeſus Chriſtus, nu donnert's woll wieder!?

Der alte Hilſe (mit unwillkürlich gefalteten Händen). Nu, lieber Herrgott im Himmel! ſchitze die armen Weber, ſchitz meine armen Brüder!

(Es entſteht eine kurze Stille.)

Der alte Hilſe (für ſich hin, erſchüttert). Jetzt fließt Blut.

Gottlieb Hilſe (iſt im Moment, wo die Salve kracht, aufgeſprungen und hält die Axt mit feſtem Griff in der Hand, verfärbt, kaum ſeiner mächtig, vor tiefer, innerer Aufregung). Na, ſoll man ſich ernt jetzt o noch kuſchen?

Ein Webermädchen (vom „Hauſe" aus in's Zimmer rufend). Vater Hilſe, Vater Hilſe, geh vom Fenſter weg. Bei uns oben ins Oberſtübl is 'ne Kugel durch's Fenſter geflogen. (Verſchwindet.)

Mielchen (ſteckt den lachenden Kopf zum Fenſter hinein). Großvaterle, Großvaterle, ſe haben mit a Flinten geſchoßen. A pare ſind hingefalln, eener der dreht ſich ſo um's Kringl rum, immer um's Rädl rum, eener der that ſo zappeln wie a Sperling, dem man a Kopp wegreißt. Ach, ach und a ſo viel Blut kam getreetſcht —! (Sie verſchwindet.)

Eine Weberfrau. A par habn ſe kalt gemacht.

Ein alter Weber (im „Hauſe"). Paßt ock uf, nu nehmen ſie's Militär hoch.

Ein zweiter Weber (faſſungslos). Nee, nu ſeht bloß, de Weiber, ſeht bloß de Weiber! wern ſe ni de Recke hoch heben! wern ſe ni's Militär anſpucken.

Eine Weberfrau (ruft herein). Gottlieb, ſich dir amal dei Weib an, die hat mehr Kriin wie Du, die ſpringt vor a Bajonettern rum, wie wenn ſe zur Muſicke tanzen thät.

(Vier Männer tragen einen Verwundeten durch's Haus. Stille. Man hört deutlich eine Stimme ſagen) 'S is d'r Ulbrichs Weber.

Die Stimme (nach wenigen Secunden abermals). 'S wird woll Feierabend ſein mit'n, a hat ne Prellkugel in's Ohr gekriegt. (Man hört die Männer eine Holztreppe hinauf gehen. Draußen plötzlich). Hurrah, Hurrah!

Stimmen im Hauſe. „Wo habens'n de Steene her?“ „Nu, zieht aber Leine!“ „Vom Chauſſeebau.“ „Nu hattjee Soldaten.“ „Nu regnet's Flaſterſteene.“

(Draußen Angſtgekreiſch und Gebrüll ſich fortpflanzend bis in den Hausflur. Mit einem Angſtruf wird die Hausthür zugeſchlagen.

Stimmen im „Hauſe“. „Se laden wieder“. „Se wern glei wieder 'ne Salve gebn“. „Vater Hilſe, geht weg vom Fenſter“.

Gottlieb Hilſe (rennt nach der Axt). Was, was, was! Sein mir tolle Hunde!? Soll'n mir Pulver und Blei freſſen, ſtat's Brot? (Mit der Axt in der Hand einen Moment lang zögernd, zum Alten.) Soll mir mei Weib derſchoßen werd'n? Das ſoll nich geſchehn! (Im Fortſtürmen.) Ufgepaßt, jetzt komm ich! (Ab.)

Der alte Hilſe. Gottlieb, Gottlieb!

Mutter Hilſe. Wo is denn Gottlieb?

Der alte Hilſe. Bei'm Teiwel is a.

Stimme vom „Hauſe“. Geht vom Fenſter weg, Vater Hilſe!

Der alte Hilſe. Ich nich! Und wenn ihr alle vollens drehnig werd! (Zu Mutter Hilſe mit wachſender Ekſtaſe.) Hi hat mich mei himmliſcher Vater hergeſetzt. Gell Mutter? Hi bleiben mer ſitzen und thun, was mer ſchuldig ſein, und wenn d'r ganze Schnee verbrennt. (Er fängt an zu weben.)

(Eine Salve kracht. Zu Tode getroffen richtet ſich der alte Hilſe hoch auf und plumpt vornüber auf den Webſtuhl. Zugleich erſchallt verſtärktes Hurrah-Rufen. Mit Hurrah ſtürmen die Leute, welche bisher im Hausflur geſtanden, ebenfalls hinaus. Die alte Frau ſagt mehrmals fragend) „Vater, Vater, was is denn mit Dir?" (Das ununterbrochene Hurrah-Rufen entfernt ſich mehr und mehr. Plötzlich und haſtig kommt Mielchen ins Zimmer gerannt.)

Milchen. Großvaterle, Großvaterle, ſe treiben de Soldaten zum Dorfe naus, ſe haben Dittrichen's Haus geſtirmt, ſe machen's a ſo, als wie driben bei Dreißigern. Großvaterle!? (Das Kind erſchrickt, wird aufmerkſam, ſteckt den Finger in den Mund und tritt vorſichtig dem Todten näher.) Großvaterle!?

Mutter Hilſe. Nu mach ock, Mann, und ſprich a Wort, 's kann een'n ja orntlich Angſt werd'n.

Schluß.

Das Weberlied wird geſungen nach der Melodie:
„Es liegt ein Schloß in Oeſterreich".

Druck von R. Boll, Berlin NW.

Geſammt-Perſonenverzeichniß.

Dreißiger, Parchend-Fabrikant.
Frau Dreißiger
Pfeifer, Expedient }
Neumann, Caſſirer } bei Dreißiger.
Der Lehrling }
Weinhold, Hauslehrer bei Dreißiger's Söhnen.
Paſtor Kittelhaus.
Frau Paſtor Kittelhaus.
Heide, Polizeiverwalter.
Kutſche, Gensdarm.
Welzel, Gaſtwirth.
Frau Welzel.
Anna Welzel.
Wiegand, Tiſchler.
Ein Reiſender.
Ein Bauer.
Ein Förſter.
Schmidt, Chirurgus.
Hornig, Lumpenſammler.
Der alte Wittich, Schmiedemeiſter.

Weber.

Bäcker.
Moritz Jäger.
Der alte Baumert.
Mutter Baumert.
Bertha }
Emma } **Baumert.**
Fritz, Emma's Sohn (vier Jahre alt).
August Baumert.
Der alte Anſorge.
Frau Heinrich.
Der alte Hilſe.
Frau Hilſe.
Gottlieb Hilſe.
Luiſe, Gottlieb's Frau.
Mielchen, Tochter. (4 Jahre alt.)
Eine große Menge junger und alter Weber und Weberfrauen.

Die Vorgänge dieſer Dichtung geſchehen in den vierziger Jahren in Kaſchbach im Eulengebirge, ſowie in Peterswaldau und Langenbielau am Fuße des Eulengebirges.

Hanneles Himmelfahrt

Traumdichtung in zwei Teilen

von

Gerhart Hauptmann

Berlin
S. Fiſcher, Verlag
1897

Preis 2 Mark

Hanneles Himmelfahrt.

Sophie Behrens.

Von Gerhart Hauptmann erſchienen im gleichen Verlage:

Der Apoſtel. Bahnwärter Thiel. Novelliſtiſche Studien. Geheftet Mark 1.50, gebunden Mark 2.50.

Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama. 6. Auflage.

Das Friedensfeſt. Eine Familienkataſtrophe. 2. Auflage. — Bühnendichtung.

Einſame Menſchen. Drama. 6. Auflage.

Die Weber. Schauſpiel aus den 40. Jahren. 16. Auflage.

De Waber (Dialekt-Ausgabe der Weber). 2. Auflage.

College Crampton. Komödie. 3.—4. Auflage.

Der Biberpelz. Eine Diebskomödie. 3.—4. Auflage.

Jeder Band
geheftet Mark 2.—, gebunden Mark 3.—.

Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung. Geheftet Mark 2.—, gebunden Mark 3.—.

Florian Geyer. 4. Auflage. Geheftet Mark 4.—, gebunden Mark 5.50.

Hanneles Himmelfahrt

Traumdichtung in zwei Teilen

von

Gerhart Hauptmann

4. Aufl.

Berlin
S. Fiſcher, Verlag
1897

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

Den Bühnen gegenüber Manuſcript.

Sowohl Aufführungs- als Nachdrucks- und Ueberſetzungs-Recht
vorbehalten.

E 1962.1459

Meiner Frau

Marie

gebornen Thienemann

Die Kinder pflücken rothen Klee, rupfen die Blüthen-Krönchen behutſam aus und ſaugen an den blaſſen feinen Schäften. Eine ſchwache Süßigkeit kommt auf ihre Zungen. Wenn du nur ſo viel Süße aus meinem Gedichte ziehſt, ſo will ich mich meiner Gabe nicht ſchämen.

Gerhart.

Perſonen.

Hannele.
Gottwald, Lehrer.
Schweſter Martha, Diakoniſſin.
Tulpe,
Hedwig,
Pleſchke,
Hanke,
Armenhäusler.
Seidel, Waldarbeiter.
Berger, Amtsvorſteher.
Schmidt, Amtsdiener.
Dr. Wachler.

* * *

Es erſcheinen dem Hannele im Fiebertraum: Der Maurer Mattern, ihr Vater. Eine Frauengeſtalt, ihre verſtorbene Mutter. Ein großer, ſchwarzer Engel. Drei lichte Engel. Die Diakoniſſin. Gottwald und ſeine Schulkinder. Die Armenhäusler Pleſchke, Hanke und Andere. Seidel. Vier weißgekleidete Jünglinge. Ein Fremder. Viele kleine und große, lichte Engel. Leidtragende, Frauen etc.

Erſter Teil

Ein Zimmer im Armenhauſe eines Gebirgsdorfes: Kahle Wände, eine Thür in der Mitte, ein kleines gucklochartiges Fenſter links. Vor dem Fenſter ein wackliger Tiſch mit Bank. Rechts eine Bettſtelle mit Strohſack. An der Hinterwand ein Ofen mit Bank und eine zweite Bettſtelle, ebenfalls mit einem Strohſack und einigen Lumpen darüber. — Es iſt eine ſtürmiſche Decembernacht. Am Tiſch, beim Scheine eines Talglichtes, aus einem Geſangbuch ſingend, ſitzt **Tulpe:** ein altes, zerlumptes Bettelweib.

Tulpe

ſingt:

Ach bleib mit deiner Gnade
Bei uns, Herr Jeſu Chriſt,
Daß uns hinfort nicht ....

Hedwig, genannt **Hete**, eine liederliche Frauensperſon von etwa dreißig Jahren, mit Ponylocken, tritt ein. Sie hat ein dickes Tuch um den Kopf und ein Bündel unterm Arm; ſonſt iſt ſie leicht und ärmlich gekleidet.

Hete

in die Hände blaſend, ohne das Bündel unterm Arm wegzulegen.

Ei Jeſſes, Jeſſes! is das a Wetter! Sie läßt das Bündel auf den Tiſch gleiten, bläſt ſich fortgeſetzt in die hohlen Hände und tritt abwechſelnd mit einem ihrer zerriſſenen Schuhe auf den andern. A ſo toll haben merſch ſchonn viele Jahre nich gehabt.

Tulpe

Was bringſt'n mit?

Hete

fletſcht die Zähne und wimmert im Schmerz, nimmt Platz auf der Ofenbank und müht ſich, die Schuhe auszuziehen.

O Jemerſch — Jemerſch — meine Zehen! — Das brennt wie Feuer.

Tulpe

hat das Bündel aufgeknotet. Ein Brot, ein Päckchen Cichorie, ein Tütchen Kaffee, einige Paar Strümpfe etc. liegen offen.

Da wird woll fer mich ooch a biſſel was abfalln.

Hete

die, mit dem Ausziehen der Schuhe beſchäftigt, nicht auf Tulpe geachtet hat, ſtürzt nun wie ein Geier über die Gegenſtände und rafft ſie zuſammen.

Tulpe! — Den einen Fuß nackt, den andern noch im Schuh, humpelt ſie mit den Sachen nach dem Bett an der Hinterwand. Ich wer ne Meile loſen, gelt? Und wer mer die Knochen im Leibe erfrieren, damit Ihr und kennt's Euch einſacken, gelt?

Tulpe

O, halt deine Guſche, alte Schalaſter! An dem biſſel Gelumpe vergreif ich mich nich, Sie ſteht auf, klappt das Buch zu und wiſcht es ſorgfältig an ihren Kleidern ab, was du dir da haſt zuſammengebettelt.

Hete

die Sachen unter den Strohſack packend.

Wer hat ock im Leben mehr geſochten, ich oder Ihr? Ihr habt doch im Leben niſcht anderſch gethan, a ſo alt wie Ihr ſeid: das weeß doch a Jedes.

Tulpe

Du haſt noch ganz andre Dinge getrieben. Der Herr Paſter hat dir die Meenung geſagt. Wie ich a jung Mädel war wie du; ich hab freilich anderſch uf mich gehalten.

Hete

Da derfür habt Ihr ooch im Zuchthauſe geſeſſen.

Tulpe

Und du kannſt neinkommen, wenn de ſonſt willſt. Ich brauch blos amal a Schandarm zu treffen. Dem wer ich amal a Talglicht ufſtecken. Mach du dich blos mauſig, Mädel, ich ſag dirſch!

Hete

Da ſchickt a Schandarm ock gleich mit zu mir, da wer ich'n gleich was mit erzählen.

Tulpe

Erzähl du meinswegen, was du willſt.

Hete

Wer hat denn a Paleto geſtohlen? Hä? — Vom Gaſtwirt Richter ſein'n kleenen Jungen?

Tulpe

thut, als ob ſie nach Hete ſpuckt.

Hete

Tulpe! verpucht! — nu gerade nich.

Tulpe

Vor mir! ich will von dir niſcht Geſchenktes.

Hete

Ja, weil Ihr niſcht kriegt.

Pleſchke und **Hanke** ſind von dem Sturm, welcher mit einem wüthenden Stoß ſoeben wider das Haus fuhr, förmlich in den Flur hinein geworfen worden. **Pleſchke**, ein alter kropfhalſiger, halb kindiſcher Kerl in Lumpen, bricht darüber in lautes Lachen aus. **Hanke**, ein junger Lüderjan und Nichtsthuer, flucht. Beide ſchütteln, durch die offene Thür ſichtbar, auf den Steinen des Flurs den Schnee von ihren Mützen und Kleidern. Jeder trägt ein Bündel.

Pleſchke

O Hagel! o Hagel! — das ſchmeißt ja wie Teifel — die alte Kaluppe von Armenhaus, die wird's woll amal bei Gelegenheit ja . . . bei Gelegenheit ja zuſammenreißen.

Hete

beſinnt ſich angeſichts der Beiden, holt ihre Sachen wiederum unter dem Strohſack hervor und läuft an den Männern vorüber, hinaus und eine Treppe hinauf.

Pleſchke

hinter Szene hereinſprechend.

Was lauſſt'n du . . . lauſſt'n du — fort? — Mir — thun der niſcht . . . thun der niſcht. — Gelt, Hanke? Gelt?

Tulpe

am Ofen mit einem Kartoffeltopf beſchäftigt.

Das Frauvolk is nich geſcheit im Koppe. Die denkt, mir wärn'r ne Sache wegnehmen.

Pleſchke

eintretend.

O, Jes, Jes! Ihr Leute! Nu da . . . da hert's auf. — Gunabend . . . Gunabend ja. — Teifel, Teifel! — A Wetter is draußen . . . a Wetter is draußen —! Der Länge lang ja . . . der Länge lang ja — bin ich hingeſchlagen — a ſo lang wie ich bin.

Er iſt mit geknickten Beinen bis zum Tiſche gehinkt. Hier legt er ſein Bündel ab und wendet den wackligen Kopf mit den weißen Haaren und triefigen Augen zu Tulpe herum. Dabei ſchnappt er noch immer vor Anſtrengung nach Luft, hustet und macht Bewegungen, um ſich zu erwärmen. Indeſſen iſt Hanke auch ins Zimmer gelangt. Einen Bettelſack hat er neben die Thür geſtellt und ſogleich begonnen, vor Froſt bebend, trockenes Reiſig in den Ofen zu ſtopfen.

Tulpe

Wo kommſt'n her?

Pleſchke

Ich? Ich? Wo ich herkomme? Gar — gar von weit her. 's Oberdorf hab ich . . . hab ich abgeloofen.

Tulpe

Bringſte was mit?

Pleſchke

Ja, ja, ſcheene Sachen. Scheene Sachen — h
ich. — Beim Kanter — kricht ich . . . kricht ich
'n Finſer, ja — und oben beim Gaſtwirth . . . oben
beim Gaſtwirth — kricht ich . . . kricht ich'n To
voll, ja . . . 'n Topp voll . . . Topp voll Sup
kricht ich.

Tulpe

Ich wer'n glei uffetzen. Gib amal her. Sie z
den Topf aus dem Bündel, ſetzt ihn auf den Tiſch und wühlt wei

Pleſchke

A Ende . . . Wurſcht, ja — is ooch . . . o
dabei. Der Fleeſcher . . . der Seipelt-Fleeſcher
hat mirſch . . . hat mirſch gegeben.

Tulpe

Wie viel bringſt'n Geld mitte?

Pleſchke

Drei Beemen, ja . . . drei Beemen — ſind's
gloob ich.

Tulpe

Na gib ock her. Ich wer derſch ufheben.

Hete

wieder eintretend.

Ihr ſeid ſcheen tumm, daß ihr alles weggebt.
Sie geht zum Ofen.

Tulpe

Bekimmer du dich um deine Sachen.

Hanke

A is doch der Breitgam.

Hete

O Jemerſch, Jemerſch!

Hanke

Da muß a doch ooch de Braut was mitbringen. Das liegt halt eemal ſo in a Verhältniſſen.

Pleſchke

Du kannſt zum Narrn haben ... kannſt zum Narrn haben — wen de willſt, ja ... wen de willſt, ja. An alten Mann ... an alten Mann — den laß du zufriede.

Hete

die Sprechweiſe des alten Pleſchke nachäffend.

Der alte Pleſchke ... der alte Pleſchke ... der kann bald garnich ... garnich mehr labern. Der wird bald ... wird bald — gar gar gar gar gar kee Wort ... Wort mehr mehr raus rausbringen, ja

Pleſchke

mit ſeinem Stecken auf ſie zugehend.

Jetzt zieh aber — Leine . . . zieh aber . . . Leine

Hete

Vor wem denn, hä?

Pleſchke

Jetzt zieh aber — Leine!

Tulpe

Immer gieb 'r a Ding.

Pleſchke

Jetzt zieh aber — Leine!

Hanke

Laßt ihr die Tummheet.

Hanke

Ihr gebt Ruhe!

Hete

benutzt hinter dem Rücken Hanke's den Moment, in welchem er, ſie vertheidigend, mit Pleſchke zu thun hat, um ihm aus dem Bettelſack blitzſchnell etwas heraus zu greifen und damit fort zu rennen.

Tulpe

die es bemerkt hat, ſchüttelt ſich vor Lachen.

Hanke

Da gibt's niſcht zu lachen.

Tulpe

immer lachend.

Nu! da! nu da! da ſoll Eens nich lachen.

Pleſchke

O Jeſes, Jeſes! ſich ock dernach.

Tulpe

Sich d'r ock deine Sachen an. Kann ſein ſe ſein was weniger geworn.

Hanke

wendet ſich, merkt, daß er gefoppt iſt.

Luder!! — Er ſtürzt Hete nach. Wenn ich dich kriege! Man hört Trampeln, eine Treppe hinauf, Jagen, unterdrücktes Schreien.

Pleſchke

A Teifelsmädel! — A Teifelsmädel! Er lacht in allen Tonarten.

Tulpe

will ſich ebenfalls ausſchütten vor Lachen. Plötzlich hört man die Hausthür heftig gehen. Das Lachen Beider bricht ab.

Pleſchke

Nu? Was is das?

Heftige Windſtöße wuchten gegen das Haus. Körniger Schnee wird gegen das Fenſter geworfen. Einen Moment Stille. Jetzt erſcheint Lehrer **Gottwald** — ein ſchwarzbärtiger Zweiunddreißiger — auf dem Arm trägt er das etwa vierzehnjährige **Hannele Mattern.** Das Mädchen, deſſen lange rothe Haare offen über die Schulter des Lehrers herabhängen, wimmert fortwährend. Es hat ſein Geſicht am Halſe des Lehrers verborgen, ſeine Arme hängen ſchlaff und todt herab. Man hat es nur nothdürftig bekleidet und in Tücher eingehüllt. Mit aller Sorgfalt läßt Gottwald, ohne ſich irgendwie um die Anweſenden zu bekümmern, ſeine Laſt auf das Bett gleiten, das rechts an der Wand ſteht. Ein Mann — Waldarbeiter — Namens **Seidel** iſt mit einer Laterne ebenfalls eingetreten. Er trägt, neben Säge und Axt, ein Bündel naſſer Lumpen und hat einen alten Jägerhut ziemlich verwogen auf den ſchon ſtark angegrauten Kopf geſetzt.

Pleſchke

dumm und betroffen ſtarrend.

Hee, hee, hee, hee! — Was geht denn da vor? — Was geht denn da vor?

Gottwald

Decken und ſeinen eignen Mantel über das Mädchen breitend.

Steine heiß machen, Seidel! ſchnell!

Seidel

Attent, attent! a paar Ziegelſteine. Allo, allo! immer macht, daß was wird.

Tulpe

Was hat's denn mit 'r.

Seidel

I, laßt das Gefrage. Schnell ab mit Tulpe.

Gottwald

beruhigend zu Hannele.

Laß gut ſein, laß gut ſein! Aengſte dich nicht
Es geſchieht dir nichts.

Hannele

Mit klappernden Zähnen.

Ich fürcht mich ſo! Ich fürcht mich ſo!

Gottwald

Du brauchſt dich aber vor garnichts zu fürchten.
Es wird dir ja Niemand etwas thun.

Hannele

Der Vater, der Vater . . .

Gottwald

Der is ja nicht hier.

Hannele

Ich fürcht mich ſo, wenn der Vater kommt.

Gottwald

Er kommt aber nicht. So glaub mir doch nur.

Jemand kommt in höchſter Schnelligkeit die Treppe herunter.

Hete

hält ein Reibeiſen in die Höhe.

Nu ſeht blos: a ſo was krigt Hanke geſchenkt.

Hanke

iſt hinter ihr drein gejagt, erreicht ſie, will ihr das Reibe
entwinden, ſie aber wirft es mit einer ſchnellen Bewegung von
weitem in's Zimmer hinein.

Hannele

ſchreckhaft auffahrend:

Er kommt! Er kommt! Halb aufgerichtet, ſtarrt ſie,
Kopf vorgeſtreckt, mit dem Ausdruck höchſter Angſt in dem blaſ
kranken, gramverzehrten Geſichtchen in der Richtung der Geräuſ
Hete hat ſich dem **Hanke** entwunden und iſt fort in das Hin
zimmer. **Hanke** tritt ein, um das Reibeiſen aufzuheben.

Hanke

Ich wer dirſch anſtreichen. Ware du!

Gottwald

zu Hannele:

Du kannſt ruhig ſein, Hannele. — Zu Hanke. W
wollen Sie denn?

Hanke

erſtaunt:

Ich? Was ich will?

Hete

ſteckt den Kopf herein, ruft:

Langfinger! Langfinger!

Hanke

drohend:

Sei du ganz geruhig, dir zahl ich's heem.

Gottwald

Ich bitte um Ruhe, hier liegt'n Krankes.

Hanke

hat das Reibeiſen aufgehoben und zu ſich geſteckt. Ein wenig verſchüchtert zurücktretend:

Was iſt denn da los?

Seidel

kommt wieder. Er bringt zwei Ziegelſteine.

Hier bring ich einſtweilen.

Gottwald

faßt die Steine prüfend an.

Schon genug?

Seidel

A biſſel wärmt's ſchonn. Er bringt einen der Steine an den Füßen des Mädchens unter.

Gottwald

bedeutet eine andere Stelle.

Den andern hierher.

Seidel

Se hat ſich eemal noch nicht erwärmt.

Gottwald

Es beutelt ſie förmlich.

Tulpe iſt hinter Seidel her gekommen. Ihr ſind Hete und Pleſchke gefolgt. An der Thür werden einige andere Armenhäusler, fragwürdige Geſtalten, ſichtbar. Alle ſind voll Neugier, flüſtern, werden allmählich lauter und bewegen ſich näher heran.

Tulpe

zunächſt dem Bette ſtehend, die Hände in die Seite geſtemmt.

Heeß Waſſer und Branntwein, wenn's was da hat.

Seidel

zieht eine Schnapsflaſche, ebenſo Pleſchke und Hanke.

Hier is noch a Neegel.

Tulpe

ſchon am Ofen.

Her damitte.

Seidel

Is heeß Waſſer?

Tulpe

O Jes, da kann man 'n Ochſen verbrihn.

Gottwald

Und bischen Zucker reinthun, wenn's giebt

Hete

Wo ſollen mir ock a Zucker herhaben.

Tulpe

Du haſt ja welchen. Red ni ſo tumm.

Hete

Ich? Zucker? Nee. Sie lacht gezwungen.

Tulpe

Du haſt doch welchen mittegebracht. Ich hab's doch geſehn, im Tichel, vorhin. Da lig ock nich erſcht.

Seidel

Na mach. Bring her.

Hanke

Nu lauf, Hete, lauf!

Seidel

Du ſiehſt doch, wie's mit dem Mädel ſteht.

Hete

verſteckt.

O, vor mir.

Pleſchke

Sollſt Zucker holen.

Hete

Beim Kaufmann hat's 'n. Sie drückt ſich hinaus.

Seidel

Nu haſte Zeit, daßte Beene machſt, ſonſt ſetzt's a paar Dinger hinter die Lauſcher. Kann ſein, du hättſt damitte genug. — Nach mehr ſähſt du dich gewiß nich um.

Pleſchke

war einen Moment hinausgegangen, kommt wieder.

A ſo is das Mädel . . . ſo is das Mädel.

Seidel

Der wollt ich woll ihre Mucken austreiben. Wenn ich und wär wie der Ortsvorſteher, ich nehm mir a tichtgen weidnen Knippel und — haſte geſehn — die wer ſchonn arbeiten. A Mädel wie die . . . die is jung und ſtark. Was braucht die im Armenhauſe zu liegen.

Pleſchke

Hier hab ich — noch a klee Brickel . . . Brickel . . . a klee Brickel Zucker — hab ich noch . . . hier noch ja — gefunden.

Hanke

ſchnüffelnd an den Grogdufte.

Da wär ich ooch gerne genug amal krank.

Amtsdiener Schmidt

mit einer Laterne, tritt ein. Eindringlich und vertraulich:

Macht Platz, der Herr Amtsvorſteher kommt.

Amtsvorſteher **Berger** tritt ein. Hauptmann der Reſerve, wie nicht zu verkennen. Schnurrbärtchen. Noch jugendliches, gutes Geſicht, ſchon ſtark angegrautes Haar. Langen Ueberrock, Anflug von Eleganz. Stock. Der Kramphut ebenfalls ſchief und keck aufgeſetzt. Etwas Burſchikoſes liegt in ſeinem Weſen.

Die Armenhäusler

Gunabend, Herr Amtsvorſteher! Gunabend, Herr Hauptmann!

Berger

Nabend! Er legt Hut, Stock und Mantel ab. Mit einer bezeichnenden Gebärde. Nu mal erraus hier! Schmidt befördert die Armenhäusler hinaus und drängt ſie in's Hinterzimmer.

Berger

Gunabend, Herr Gottwald. Reicht ihm die Hand. Nu, wie ſteht's hier?

Gottwald

Wir haben ſie halt aus dem Waſſer gezogen.

Seidel

tritt ein.

Sie werden entſchuldigen, Herr Amtsvorſteher Er ſchlägt dabei in alter militäriſcher Gewohnheit grüßend mit der Hand an die Stirn. Ich hatte noch was in der Schmiede zu thun. Ich wollt mer a Band um de Axt laſſen machen. Und wie ich nu raustrete aus der Schmiede, . . . da is doch unten an der Jeuchner Schmiede . . . da is doch a Teich. Man mechte bald ſprechen a halber See. *Zu Gottwald.* Na ja, 's is wahr. A is bald a ſo groß. Und wie Se vielleicht wern wiſſen, Herr Vorſteher: da hat's ane Stelle, die de nicht zufriert. Und nie und nimmer friert Ihn die nich zu. Ich war noch a ganz a kleener Junge . . .

Berger

Na — und? Was war da?

Seidel

wieder mit der Hand an die Stirn ſchlagend:

Nu wie ich alſo, und tret' aus der Schmiede — der Mond kam grade a Biſſel durch — da her ich Ihn halt a ſo a Gewimmer. Erſcht denk ich, 's macht der blos was vor. Da ſeh ich aber ooch ſchonn, daß Jemand uff'n Teiche is. Und immer zu uff de offne Stelle. Ich ſchrei — da is a ooch ſchonn verſchwunden. Na ich, kennſe denken, ich in de Schmiede, a Brett genomm, erſcht garniſcht geſagt und rum um a Teich. 's Brett auf's Eis. Ich eens, zwee, drei — und da hat ich ſe doch ooch ſchonn beim Wickel.

Berger

Das laß ich mir doch mal gefallen, Seidel. Sonſt hört man blos immer von Keilereien, Köpfe blutig ſchlagen, Beine gebrochen. Das is doch wenigſtens mal was anders. Da habt Ihr ſie gleich hierher gebracht?

Seidel

Der Herr Lehrer Gottwald ...

Gottwald

Zufälligerweiſe ging ich vorüber. Ich kam aus der Lehrerconferenz. Da hab' ich ſie erſt mal zu mir genommen. Meine Frau hat ſchnell was zuſammen geſucht, damit ſie nur trocken am Leibe wurde.

Berger

Wie hängt denn nun die Geſchichte zuſammen?

Seidel

zögernd:

Na — 's is' halt vom Mattern-Maurer die Stieftochter.

Berger

einen Moment lang betreten:

Von wem? Der Lump der!

Seidel

De Mutter is vor ſechs Wochen geſtorben. Das übrige weeß man ja von alleene. Die hat Ihn gekratzt und um ſich geſchlagn, blos weil ſe dachte, ich wär der Vater.

Berger

murmelt:

So'n Wicht.

Seidel

Nu ſitzt a doch wieder im Niederkretſcham und ſauft ſeit geſtern in eenem Biegen. Der ſchenkt'n doch ein a ſo viel wie a will.

Berger

Das woll'n wir dem Kerl doch mal eklich verſalzen. *Er beugt ſich über das Bett, um Hannele anzureden.* Du! Mädel! ſag mal! du wimmerſt ja ſo. Du brauchſt mich garnicht ſo furchtſam anſehn. Ich thu dir nichts. Wie heißt du denn? — Was ſagſt du? Ich hab dich nicht verſtanden. — — — *Er richtet ſich auf.* Ich glaube, das Mädel iſt etwas ſtörriſch.

Gottwald

Sie iſt nur verängſtet. — Hannele!

Hannele

haucht:

Ja.

Gottwald

Du mußt dem Herrn Amtsvorſteher antworten.

Hannele

zitternd:

Lieber Gott, mich friert.

Seidel

kommt mit dem Grog

Komm, trink amal, hier!

Hannele

wie vorher:

Lieber Gott, mich hungert.

Gottwald

zum Amtsvorſteher:

Und wenn man's ihr vorhält, will ſie nicht eſſen.

Hannele

Lieber Gott, mir thut es ſo bitter weh.

Gottwald

Wo thut dir's denn weh?

Hannele

Ich hab ſolche Furcht.

Berger

Wer thut dir denn was? Wer? Nur raus mit der Sprache. — Ich verſteh' keine Silbe, liebes Kind. Das kann mir nichts helfen. — Hör' mal auf mich, Mädel! hat dich dein Stiefvater ſchlecht behandelt? — Geſchlagen, mein' ich? — Eingeſperrt? Aus dem Hauſe geworfen, ſo was, wie? — — — Du lieber Gott, ja . . . . .

Seidel

Das Mädel iſt ſchweigſam. Das ſoll ſchonn ſchlimm kommen, eh' die ein Wort ſagt. Die is, möcht man ſprechen, ſtumm wie ein Lamm.

Berger

Ich möchte nur was Beſtimmtes wiſſen. Vielleicht kann ich doch den Kerl nun mal faſſen.

Gottwald

Sie hat unſinnige Angſt vor dem Menſchen.

Seidel

Das is doch niſcht Neues mehr mit dem Kerle. Das weeß, mecht ma ſprechen ... Das weeß doch a Jeds ... Da kenn Se doch fragen, wen Se wollen. Mich wundert blos, daß das Mädel noch lebt. Man ſollte denken, 's wär garnicht merglich.

Berger

Was hat er denn mit ihr aufgeſtellt?

Seidel

Nu — halt — a ſo allerhand, mecht man ſprechen. Um neune Abends jagt'r ſe naus — und wenn's ſo a Wetter war wie heute — da ſollt ſe an Finfbemer mit nach Hauſe bringen. — Na, was denn ſonſte, halt zum Verſaufen. Wo ſoll Ihn das Mädel an Finfbemer hernehmen? Da blieb ſe halt halbe Nächte im Freien. — Denn wenn ſe kam und brachte keen Geld ... de Leute ſind Ihn zuſammgeloofen, ſo hat ſe geſchrien, geprillt mecht man ſprechen.

Gottwald

An der Mutter hatte ſie noch'n Rückhalt.

Berger

Ich werde den Kerl jedenfalls gleich einſtecken. Er ſteht ja ſchon längſt auf der Säuferliſte. Nu komm mal, Mädel, ſieh mich mal an.

Hannele
flehentlich:

Ach bitte, bitte, bitte, bitte!

Seidel

Aus der wern ſe woll a ſo leichte niſcht rauskriegen.

Gottwald
mild:

Hannele!

Hannele

Ja.

Gottwald

Kennſt du mich?

Hannele

Ja.

Gottwald

Wer bin ich denn?

Hannele

Der — Herr Lehrer — Gottwald.

Gottwald

Schön. Na ſiehſt du. Ich mein es doch immer gut mit dir. Nu kannſt du mir auch mal gleich erzählen . . . du warſt doch unten am Schmiedeteich —. Weshalb biſt du denn nicht zu Hauſe geblieben? Nu? Warum nicht?

Hannele

Ich fürchte mich ſo

Berger

Wir werden uns ganz beiſeite ſtellen. Sag's nur dem Herrn Schullehrer ganz allein.

Hannele

ſcheu und geheimnißvoll:

Es hat gerufen.

Gottwald

Wer hat gerufen?

Hannele

Der liebe Herr Jeſus.

Gottwald

Wo — hat dich der liebe Herr Jeſus gerufen?

Hannele

Im Waſſer.

Gottwald

Wo?

Hannele

Nu unten — im Waſſer.

Berger

zieht ſich, ſeinen Entſchluß ändernd, den Ueberrock an.

Hier muß vor allen Dingen der Doktor her. Ich denke, er wird noch im Schwerte ſitzen.

Gottwald

Ich hatte auch gleich zu den Schweſtern geſchickt. Das Kind muß unbedingt Pflege erhalten.

Berger

Ich gehe und ſage dem Doktor Beſcheid. *Zu Schmidt.* Sie bringen mir mal den Wachtmeiſter ran. Ich warte im Schwert. Gutnacht, Herr Gottwald. Wir wollen den Kerl gleich heute noch aufheben. *Ab mit Schmidt. Hannele ſchläft ein.*

Seidel

nach einer Pauſe.

A wird ſich hitten und wird den einſperren.

Gottwald

Warum denn nicht?

Seidel

Der weeß ſchonn warum. Wer hat denn
Kind in die Welt geſetzt?

Gottwald

Ach Seidel, das iſt ja bloßes Gerede.

Seidel

Na wiſſen Se: der Mann hat Ihn gelebt.

Gottwald

Was lügen die Leute nicht alles zuſammen.
kann man noch nich mal die Hälfte glauben. —
nur der Doktor bald kommen wollte.

Seidel

leiſe:

Ich gloobe, das Mädel ſteht nich mehr uff.

Doktor Wachler *tritt ein, ein etwa vierunddreißig*
ernſter Mann.

Doktor Wachler

Gutnabend.

Gottwald

Gutnabend.

Seidel

beim Pelzausziehen behilflich:

Gunabend, Herr Dokter!

Doktor Wachler

wärmt am Ofen ſeine Hände.

Noch ein Licht möcht ich haben. Im Hinterzimmer wird ein Leierkaſten gedreht: Die ſcheinen da drüben verrückt zu ſein.

Seidel

ſchon an der geöffneten Thür des Hinterzimmers:

Ihr ſollt euch a biſſel ruhig verhalten. Der Lärm ſchweigt, Seidel verſchwindet im Hinterzimmer.

Doktor Wachler

Herr Gottwald? nicht wahr?

Gottwald

Ich heiße Gottwald.

Doktor Wachler

Sie hat ſich ertränken wollen, hör ich.

Gottwald

Sie hat ſich wohl keinen Rath mehr gewußt.

Kleine Pauſe.

Doktor Wachler
an's Bett tretend, beobachtend:

Sie ſpricht wohl im Schlaf?

Hannele

Millionen Sternchen. *Doktor Wachler und Gottwal beobachten. Mondſchein fällt durch's Fenſter und beleuchtet die Grupp* Was ziehſt du an meinen Knochen? Au, au! Es thu mir in der Seele weh.

Doktor Wachler
lockert ihr vorſichtig das Hemd am Halſe.

Der ganze Leib ſcheint mit Striemen bedeckt.

Seidel

So lag Ihn die Mutter och im Sarge.

Doktor Wachler

Erbärmlich! Erbärmlich.

Hannele
mit verändertem ſtörriſchen Ton:

Ich mag nicht. Ich mag nicht. Ich geh nich zu Hauſe. Ich muß — zu der Frau Holle — in de Brunnen gehn. Laß mich doch — Vater. Pfui, wi das ſtinkt! Du haſt wieder Branntwein getrunken. — Horch, wie der Wald rauſcht! — Heute Morgen ha ein Windbaum auf den Bergen gelegen. Wenn nu kein Feuer ausbricht. — — — Wenn der Schneider keinen Stein in der Taſche und kein Bügeleiſen in der Hand hat, fegt ihn der Sturm über alle Berge. Horch! es ſtürmt! — — —

Die Diakoniſſin, Schweſter Martha, *kommt.*

Gottwald

Gutenabend, Schweſter.

Schweſter Martha

nickt.

Gottwald

tritt zur Diakoniſſin, die alles zur Pflege bereit macht, und ſpricht mit ihr im Hintergrund.

Hannele

Wo iſt meine Mutter? Im Himmel? Aach! aach, ſo weit! — *Sie ſchlägt die Augen auf, blickt fremd um ſich, fährt mit der Hand über die Augen und ſpricht kaum hörbar:* Wo — bin ich — denn?

Doktor Wachler

über ſie gebeugt:

Bei guten Menſchen.

Hannele

Mich dürſtet.

Doktor Wachler

Waſſer!

Seidel

der ein zweites Licht gebracht hat, geht, Waſſer zu holen.

Doktor Wachler

Haſt du irgendwo Schmerzen?

Hannele

ſchüttelt den Kopf.

Doktor Wachler

Nicht? Na ſieh mal an: da iſt es ja garnicht ſo ſchlimm mit uns.

Hannele

Sind Sie der Doktor?

Doktor Wachler

Gewiß.

Hannele

Da bin ich — wohl krank?

Doktor Wachler

Ein Bischen, nicht ſehr.

Hannele

Wollen Sie mich geſund machen?

Doktor Wachler

ſchnell unterſuchend:

Thut es hier weh? Da? Schmerzt es hier? Hier? — Hier? — Du brauchſt mich garnicht ſo ängſtlich anſeh'n, ich thu' dir nicht weh. Wie iſt es hier? Haſt du Schmerzen hier? .

Gottwald

tritt wieder an's Bett.

Antworte dem Herrn Doktor, Hannele!

Hannele

mit inniger, bittender, in Thränen zitternder Stimme.

Ach, lieber Herr Gottwald.

Gottwald

Jetzt paß nur auf, was der Doktor ſagt und antworte ſchön. Hannele ſchüttelt den Kopf. Warum denn nicht?

Hannele

Weil . . . weil . . . ich möchte ſo gern zu Muttern.

Gottwald

ſtreicht ergriffen über ihr Haar.

Na laß das nur gut ſein. Kleine Pauſe.

Der Doktor richtet ſich auf, holt Athem und iſt einen Moment lang nachdenklich. Die Schweſter Martha hat das zweite Licht vom Tiſch genommen und leuchtet damit.

Doktor Wachler

winkt Schweſter Martha.

Ach bitte, Schweſter! Er tritt mit ihr an den Tiſch und giebt ihr mit leiſer Stimme Verhaltungsmaßregeln. Gottwald nimmt nun ſeinen Hut und ſteht abwartend, Blicke bald auf Hannele, bald auf den Doktor und die Diakoniſſin werfend.

Doktor Wachler

das leiſe Geſpräch mit der Schweſter abſchließend.

Ich werde wohl noch mal wiederkommen. — Die Medikamente ſchicke ich übrigens. Zu Gottwald. Er ſoll arretirt ſein, im Gaſthaus zum Schwert.

Schweſter Martha

So hat man mir wenigſtens eben geſagt.

Doktor Wachler

zieht ſeinen Pelz über. Zu Seidel.

Sie kommen wohl mit zur Apotheke! — — —

Der **Doktor, Gottwald** und **Seidel** begrüßen die **Schweſter Martha** im Abgehen leiſe.

Gottwald

angelegentlich.

Wie denken Sie über den Zuſtand, Herr Doktor? Alle drei ab. Die Diakoniſſin iſt nun bei Hannele allein. Sie gießt Milch in ein Töpfchen. Während deſſen öffnet Hannele die Augen und beobachtet ſie.

Hannele

Kommſt du vom Herr Jeſus?

Schweſter Martha

Was ſagteſt du?

Hannele

Ob du vom Herr Jeſus kommſt?

Schweſter Martha

Kennſt du mich denn nicht mehr, Hannele? Ich bin doch die Schweſter Martha, nicht wahr? Du warſt doch bei uns, weißt du nicht mehr? Wir haben mit einander gebetet und ſchöne Lieder geſungen. Nicht wahr?

Hannele

nicht freudig.

Ach, ſchöne Lieder!

Schweſter Martha

Nun will ich dich pflegen in Gottes Namen, bis du wieder geſund wirſt.

Hannele

Ich mag nicht geſund werden.

Schweſter Martha
mit einem Milchtöpfchen bei ihr.

Der Doktor ſagt, du ſollſt etwas Milch nehmen, damit du wieder zu Kräften kommſt.

Hannele
weigert ſich.

Ich mag nicht geſund werden.

Schweſter Martha

Du magſt nicht geſund werden? Nun überleg dir's nur erſt ein Weilchen. Komm, komm, ich will dir die Haare aufbinden. *Sie thut es.*

Hannele
weint leiſe.

Ich will nicht geſund werden.

Schweſter Martha

Warum denn nur nicht?

Hannele

Ich möchte ſo gern . . . ich möchte ſo gern — in den Himmel kommen.

Schweſter Martha

Das ſteht nicht in unſrer Macht, gutes Kind. Da müſſen wir warten, bis Gott uns abruft. Aber wenn du deine Sünden bereuſt . . .

Hannele
eifrig.

Ach Schweſter! ich bereue ſo ſehr.

Schweſter Martha

Und an den Herrn Jeſus Chriſtus glaubſt . . .

Hannele

Ich glaube an meinen Heiland ſo feſt.

Schweſter Martha

Dann kannſt du getroſt und ruhig zuwarten. — Ich rück dir jetzt deine Kiſſen zurecht und du ſchläfſt ein.

Hannele

Ich kann nicht ſchlafen.

Schweſter Martha

Verſuch es nur.

Hannele

Schweſter Martha!

Schweſter Martha

Nun?

Hannele

Schweſter Martha! giebt es Sünden . . . giebt es Sünden, die nicht vergeben werden?

Schweſter Martha

Jetzt ſchlafe nur, Hannele! Reg dich nicht auf.

Hannele

Ach, ſagen Sie mir's, bitte, bitte recht ſchön.

Schweſter Martha

Es giebt ſolche Sünden. Allerdings. Die Sünden wider den heiligen Geiſt.

Hannele

Wenn ich nun eine begangen habe.

Schweſter Martha

Ach wo. Das ſind nur ganz ſchlimme Menſchen. Wie Judas, der den Herrn Jeſus verrieth.

Hannele

Es kann doch aber . . . es kann doch ſein.

Schweſter Martha

Du mußt jetzt ſchlafen.

Hannele

Ich ängſt mich ſo.

Schweſter Martha

Das brauchſt du durchaus nicht.

Hannele

Wenn ich ſo eine Sünde begangen habe.

Schweſter Martha

Du haſt keine ſolche Sünde begangen.

Hannele

klammert ſich an die Schweſter und ſtarrt in's Dunkle.

Ach Schweſter, Schweſter!

Schweſter Martha

Sei du ganz ruhig.

Hannele

Schweſter!

Schweſter Martha

Was denn?

Hannele

Er wird gleich reinkommen. Hörſt du nicht?

Schweſter Martha.

Ich höre gar nichts.

Hannele

Es iſt ſeine Stimme. Draußen. Horch!

Schweſter Martha

Wen meinſt du denn nur?

Hannele

Der Vater, der Vater — dort ſteht er.

Schweſter Martha

Wo denn?

Hannele

Sieh doch.

Schweſter Martha

Wo?

Hannele

Unten am Bett.

Schweſter Martha

Hier hängt ein Mantel und hier ein Hut. Wir wollen das garſtige Zeug mal wegnehmen — und rüber zum Vater Pleſchke tragen. Ich bringe mir gleich etwas Waſſer mit und mache dir einen kalten Umſchlag. Willſt du ein Augenblickchen allein bleiben? Aber ganz, ganz ruhig und ſtille liegen.

Hannele

Ach, bin ich dumm. Es war blos ein Mantel, gelt? und ein Hut!?

Schweſter Martha

Aber ganz, ganz ſtill, ich komme gleich wieder. Sie geht, muß aber umkehren, da es im Hausflur ſtockfinſter iſt. Ich ſtelle das Licht hier heraus auf den Flur. Noch einmal liebevoll mit dem Finger drohend: Und ganz, ganz ruhig. Ab.

Es iſt faſt ganz dunkel. Sogleich erſcheint am Fußende von Hanneles Bett die Geſtalt des Maurers Mattern. Ein verſoffenes, wüſtes Geſicht, rothe ſtruppige Haare, worauf eine abgetragene Militärmütze ohne Schild ſitzt. Sein Maurerhandwerkszeug trägt er in der Linken. Er hat einen Riemen um die rechte Hand geſchlungen und verharrt die ganze Zeit über in einer Spannung, wie wenn er im nächſten Augenblick auf Hannele losſchlagen wollte. Von der Erſcheinung geht ein fahles Licht aus, welches den Umkreis um Hanneles Bett erhellt.

Hannele

bedeckt erſchrocken ihre Augen mit den Händen, ſtöhnt, windet ſich und ſtößt leiſe wimmernde Laute aus.

Die Erſcheinung

Heiſere, in höchſter Wuth gepreßte Stimme.

Wo bleibſt du? Wo biſt du geweſen, Mädel? Was haſt du gemacht? Ich wer dich lehren. Ich wer dir'ſch beweiſen, paß amal uff. Was haſt du zu a Leuten geſagt? Hab ich dich geſchlagen und ſchlecht behandelt? Hä? Iſt das wahr? du biſt ni mei Kind. Mach, daß du uffſtehſt. Du gehſt mich niſcht an. Ich kennte dich uff die Gaſſe ſchmeißen . . Steh uff und mach Feuer. Wird's bald werden? Aus Gnade und

Barmherzigkeit biſt du im Hauſe. Gelt, nu noch faullenzen oben druff. Nu? Wird's nu werden? Ich ſchlag dich ſo lange biſte, biſte . . .

Hannele iſt mühſam und mit geſchloſſenen Augen aufgeſtanden, hat ſich zum Ofen geſchleppt, das Thürchen geöffnet und bricht nun ohnmächtig zuſammen. In dieſem Augenblick kommt Schweſter Martha mit Licht und einem Krug Waſſer und die Mattern-Hallucination verſchwindet. Sie ſtutzt, gewahrt Hannele in der Aſche liegen, erſchrickt, ſtößt einen Ruf aus: „Herr Jeſus!", ſtellt das Licht und den Krug weg, läuft zu Hannele und hebt ſie vom Boden auf. Der Ruf lockt die übrigen Armenhausbewohner heran.

Schweſter Martha

Ich habe nur müſſen Waſſer holen, da iſt ſie mir aus dem Bett geſtiegen. Ich bitte Sie, Hedwig, helfen Sie mir!

Hanke

Nu Hete, da kannſte dich in Obacht nehmen, ſonſt brichſte der alle Knochen im Leibe.

Pleſchke

Ich globe — dem Mädel . . . ich globe, dem Mädel . . . dem hat's Lens . . . hat's Lens angethan, Schweſter!

Tulpe

Kann ſein — das Mädel — is gar verhext.

Hanke
laut:

Das geht hier zu Ende, a ſo viel ſag ich.

Schweſter Martha
hat mit Hilfe Hedwigs Hannele wieder auf's Bett gelegt.

Sie haben vielleicht ganz recht, lieber Mann, aber bitte, nicht wahr, Sie ſehen das ein: wir dürfen die Kranke nicht länger aufregen!?

Hanke

A ſo viel machen wir garnich her.

Pleſchke
zu Hanke:

A Laps biſt du . . . a Laps biſt du . . . a Laps, daß d's weeſt's ja — und weiter . . . weiter niſcht. A Krankes . . . a Krankes — das weeß ja a Kind . . . a Krankes muß ſeine Ruhe haben.

Hete
macht ihm nach:

A Krankes . . . a Krankes . . .

Schweſter Martha

Ich möchte recht dringend bitten, recht herzlich . . .

Tulpe

Die Schweſter hat recht, macht ihr, daß ihr naus kommt.

Hanke

Wir gehn ſchonn alleene, wenn mer Luſt hann.

Hete

Mir ſolln woll im Hihnerſtalle ſchlafen.

Pleſchke

Fer dich wird Platz ſein... fer dich is Platz ja, — du weeßt, wo de bleibſt.

Die Armenhäusler alle ab.

Hannele

öffnet die Augen ängſtlich:

Iſt... iſt er fort?

Schweſter Martha

Die Leute ſind fort. Du haſt dich doch nicht erſchrocken, Hannele?

Hannele

immer in Angſt:

Iſt Vater fort?

Schweſter Martha

Er war ja nicht hier.

Hannele

Ja, Schweſter, ja!

Schweſter Martha

Das wirſt du geträumt haben.

Hannele

mit tiefem Seufzer von innen betend:

Ach lieber Herr Jeſus! Ach lieber Herr Jeſus! Ach ſchönſtes, beſtes Herr Jeſulein: ſo nimm mich doch zu dir, ſo nimm mich doch zu dir.

Verändert:

Ach, wenn er doch käm,
Ach, daß er mich nähm
Und daß ich den Leuten
Aus den Augen käm.
Ich weiß es ganz gewiß, Schweſter . . .

Schweſter Martha

Was weißt du denn?

Hannele

Er hat mir's verſprochen. Ich komm in den Himmel, er hat mir's verſprochen.

Schweſter Martha

Hm.

Hannele

Weißt du wer?

Schweſter Martha

Nun?

Hannele

geheimnisvoll in's Ohr der Schweſter:

Der liebe Herr — Gottwald.

Schweſter Martha

Jetzt ſchlaf aber, Hannele: weißt du was?

Hannele

Schweſter, gelt? Der Herr Lehrer Gottwald iſt ein ſchöner Mann. Heinrich heißt er. Gelt? Heinrich iſt ein ſchöner Name, gelt? *Innig.* Du lieber, ſüßer Heinrich! Schweſter! weißt du was? Wir machen zuſammen Hochzeit. Ja, ja, wir Beide: der Herr Lehrer Gottwald und ich.

Und als ſie nun verlobet warn,
Da gingen ſie zuſammen
In ein ſchneeweißes Federbett
In einer dunklen Kammer. —

Er hat einen ſchönen Backenbart — *Verzückt.* Auf ſeinem Kopfe wächſt blühender Klee. — Horch! — er ruft mich. Hörſt du nicht?

Schweſter Martha

Schlaf, Hannele, ſchlaf, es ruft Niemand.

Hannele

Das war der Herr — Jeſus. — Horch! horch! jetzt ruft er mich wieder: Hannele! — ganz laut: Hannele! ganz, ganz deutlich. Komm, geh mit mir.

Schweſter Martha

Wenn Gott mich abruft, werd' ich bereit ſein.

Hannele

nun wieder vom Mond beſchienen, reckt den Kopf, wie wenn ſie ſüße Gerüche einſöge.

Spürſt du nichts, Schweſter?

Schweſter Martha

Hannele, nein.

Hannele

Den Fliederduft? *In immer geſteigerter, ſeliger Ekſtaſe:* So hör doch! So hör doch! Was das blos iſt? *Es wird wie aus weiter Ferne eine ſüße Stimme hörbar.* Sind das die Engel? Hörſt du denn nicht?

Schweſter Martha

Gewiß, ich hör's, aber weißt du was, du mußt dich nun ſtill auf die Seite legen und ruhig ſchlafen bis morgen früh.

Hannele

Kannſt du das auch ſingen?

Schweſter Martha

Was denn, Kindchen?

Hannele

Schlaf, Kindchen, ſchlaf!

Schweſter Martha

Willſt du es gern hören?

Hannele

legt ſich zurück und ſtreichelt die Hand der Schweſter.

Mutterchen, ſing mir's! Mutterchen, ſing mir's.

Schweſter Martha

löſcht das Licht aus, beugt ſich über das Bett und ſpricht mit leichter Andeutung der Melodie, während die ferne Muſik forttönt.

Schlaf, Kindchen, ſchlaf!
Im Garten geht ein Schaf,
nun ſingt ſie und es wird ganz dunkel
Im Garten geht ein Lämmelein
Auf dem grünen Dämmelein,
Schlaf, Kindchen, ſchlaf!

Ein Dämmerlicht erfüllt nun das ärmliche Gemach. Auf der Bettkante, nach vorn gebeugt, ſich mit den bloßen, mageren Armen ſtützend, ſitzt eine blaſſe, geiſterhafte Frauengeſtalt. Sie iſt barfuß; das weiße Haar hängt offen und lang an den Schläfen herab und fällt bis auf die Bettdecke. Das Geſicht iſt abgehärmt, ausgemergelt; die in tiefe Höhlen geſunkenen Augen ſcheinen, obgleich feſt geſchloſſen, auf das ſchlafende Hannele gerichtet. Ihre Stimme iſt wie die einer

Schlafwachenden, monoton. Bevor ſie ein Wort hervorbringt, bewegt ſie, gleichſam vorbereitend, die Lippen. Mit einiger Anſtrengung ſcheint ſie die Laute aus der Tiefe ihrer Bruſt hervorzuholen. Vor der Zeit gealtert, hohlwangig, abgemagert und auf's dürftigſte gekleidet.

Frauengeſtalt

Hannele!

Hannele

ebenfalls mit geſchloſſenen Augen

Mutterchen, liebes Mutterchen, biſt du's?

Frauengeſtalt

Ja, ich habe die Füße unſeres lieben Heilands mit meinen Thränen gewaſchen und mit meinem Hauptbaar getrocknet.

Hannele

Bringſt du mir gute Botſchaft?

Frauengeſtalt

Ja.

Hannele

Kommſt du von weither?

Frauengeſtalt

Hunderttauſend Meilen weit durch die Nacht.

Hannele

Mutter, wie ſiehſt du aus?

Frauengeſtalt

Wie die Kinder der Welt.

Hannele

In deinem Gaumen wachſen Maiglöckchen. Deine Stimme tönt.

Frauengeſtalt

Es iſt kein reiner Klang.

Hannele

Mutter, liebe Mutter, wie glänzeſt du doch in deiner Schöne.

Frauengeſtalt

Die Engel im Himmel ſind viel hundertmal ſchöner.

Hannele

Warum biſt du nicht auch ſo ſchön?

Frauengeſtalt

Ich litt Pein um dich.

Hannele

Mütterchen, bleibe bei mir!

Frauengeſtalt
erhebt ſich.

Ich muß fort.

Hannele

Iſt es ſchön, wo du biſt?

Frauengeſtalt

Weite, weite Auen, bewahrt vor dem Winde, geborgen vor Sturm und Hagelwettern in Gottes Hut.

Hannele

Ruhſt du aus, wenn du müde biſt?

Frauengeſtalt

Ja.

Hannele

Haſt du Speiſe zu eſſen, wenn's dich hungert?

Frauengeſtalt

Ich ſtille meinen Hunger mit Früchten und Fleiſch. Mich dürſtet und ich trinke goldnen Wein. *Sie weicht zurück.*

Hannele

Gehſt du fort, Mutter?

Frauengeſtalt

Gott ruft.

.IV. BIBL. BERLIN

Hannele

Ruft Gott laut?

Frauengeſtalt

Gott ruft laut nach mir.

Hannele

Das ganze Herz iſt mir verbrannt, Mutter!

Frauengeſtalt

Gott wird es mit Roſen und Lilien kühlen.

Hannele

Wird Gott mich erlöſen?

Frauengeſtalt

Kennſt du die Blume, die ich in der Hand hab?

Hannele

Himmelsſchlüſſel.

Frauengeſtalt

legt ſie in Hanneles Hand.

Du ſollſt ſie behalten, als Gottes Pfand, lebe wohl!

Hannele

Mutterchen, bleibe bei mir!

Frauengeſtalt
weicht zurück.

Ueber ein Kleines wirſt du mich nicht ſehen und aber über ein Kleines ſo wirſt du mich ſehn.

Hannele

Ich fürchte mich.

Frauengeſtalt
weicht weiter zurück.

Wie dem weißen Schneeſtaub auf den Bergen vom Winde geſchieht, ſo wird Gott deine Quäler verfolgen.

Hannele

Geh nicht fort.

Frauengeſtalt

Des Himmels Kinder ſind wie die blauen Blitze der Nacht. — Schlafe! *Es wird nun wiederum allmälig dunkel. Dabei hört man von lieblichen Knabenſtimmen geſungen die zweite Strophe des Liedes: „Schlaf, Kindchen, ſchlaf“.*

Schlaf, Kindchen, feſte,
Es kommen fremde Gäſte,

Jetzt erfüllt mit einem Schlage ein goldgrüner Schein das Gemach. Man ſieht drei lichte Engelsgeſtalten, ſchöne geflügelte Jünglinge mit Roſenkränzen auf den Köpfen, welche den Schluß des Liedes von Notenblättern, die zu beiden Seiten herunterhängen, abſingen. Weder die Diakoniſſin noch die Frauengeſtalt iſt zu ſehen.

Die Gäſte, die jetzt kommen ſein,
Das ſind die lieben Engelein,
Schlaf, Kindchen, ſchlaf!

Hannele

öffnet die Augen, ſtarrt verzückt die Engelsgeſtalten an und ſagt erſtaunt:

Engel? Mit wachſendem Staunen, hervorbrechender Freude, aber noch nicht zweifelsfrei: Engel!! Im Jubelüberſchwang: Engel!!!

Kleine Pauſe. Die Engel ſprechen nun, nach einander, Folgendes zur Muſik:

Erſter Engel

Auf jenen Hügeln die Sonne,
Sie hat dir ihr Gold nicht gegeben.
Das wehende Grün in den Thälern,
Es hat ſich für dich nicht gebreitet.

Zweiter Engel

Das goldene Brod auf den Aeckern,
Dir wollt' es den Hunger nicht ſtillen,
Die Milch der weidenden Rinder,
Dir ſchäumte ſie nicht in den Krug.

Dritter Engel

Die Blumen und Blüthen der Erde,
Geſogen voll Duft und voll Süße,
Voll Purpur und himmliſcher Bläue,
Dir ſäumten ſie nicht deinen Weg.

Kleine Pauſe.

Erſter Engel

Wir bringen ein erſtes Grüßen
Durch Finſterniſſe getragen;
Wir haben auf unſern Federn
Ein erſtes Hauchen von Glück.

Zweiter Engel

Wir führen am Saum unſrer Kleider
Ein erſtes Duften des Frühlings;
Es blühet von unſern Lippen
Die erſte Röthe des Tags.

Dritter Engel

Es leuchtet von unſern Füßen
Der grüne Schein unſrer Heimath;
Es blitzen im Grund unſrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt.

Zweiter Teil

Es iſt alles wie vor der Engelserſcheinung: die Diakoniſſin ſitzt neben dem Bett, darin Hannele liegt. Sie zündet das Licht wieder an und Hannele ſchlägt die Augen auf. Das innere Geſicht ſcheint noch vorhanden zu ſein. Ihre Mienen haben noch den Ausdruck himmliſcher Ueberſeligkeit. Sobald ſie die Schweſter erkannt hat, beginnt ſie in freudiger Ueberſtürzung zu reden.

Hannele

Schweſter! Engel! Schweſter Martha, Engel! . . . Weißt du, wer hier war?

Schweſter Martha

Hm. Wachſt du ſchon wieder!

Hannele

Nu rathen Sie doch! Nu? Hervorbrechend: Engel! Engel! Richtige Engel! Engel vom Himmel, Schweſter Martha! Du weißt doch: Engel mit langen Flügeln.

Schweſter Martha

Nun, wenn du ſo ſchöne Träume gehabt haſt . . .

Hannele

Ach, ach! da ſagt ſie, das ſoll ich geträumt haben. Was iſt aber das hier? Sieh dir's doch an. Sie thut, als ob ſie eine Blume in der Hand hielte und ſie ihr zeigte.

Schweſter Martha

Was haſt du denn da?

Hannele

Nu ſieh dir's doch an.

Schweſter Martha

Hm

Hannele

Hier, ſieh doch!

Schweſter Martha

Aha!

Hannele

So riech doch nur.

Schweſter Martha
thut, als ob ſie an einer Blume röche.

Hm; Schön.

Hannele

Nicht doch, ſo tief. Du zerbrichſt mir's ja.

Schweſter Martha

Das thut mir ja leid. Was iſt es denn eigentlich?

Hannele

Nu, Himmelsſchlüſſel, kennſt du das nicht?

Schweſter Martha

Ach ſo!

Hannele

Du biſt doch . . .! So bring doch das Licht. Schnell, ſchnell!

Schweſter Martha
indem ſie mit dem Licht leuchtet

Ach ja, jetzt ſeh ich's.

Hannele

Gelt?

Schweſter Martha

Du ſprichſt aber wirklich viel zu viel. Wir müſſen uns jetzt ganz ſtille verhalten, ſonſt iſt der Herr Doktor böſe auf uns. Er hat auch die Medizin geſchickt. Die wollen wir auch getreulich einnehmen.

Hannele

Ach, Schweſter! Sie ſorgen ſich ſo um mich. Sie wiſſen ja gar nicht, was paſſirt iſt. Nu? Nu? Da ſagen Sie's doch, wenn Sie's wiſſen. Wer hat mir denn das gegeben? Nu? Das goldne Schlüſſelchen? Wer denn? Na? Wohin paßt denn das goldne Schlüſſelchen? Nu?

Schweſter Martha

Das erzählſt du mir alles morgen früh. Dann haſt du dich tüchtig ausgeruht, biſt friſch und geſund...

Hannele

Ich bin doch geſund. *Sie ſetzt ſich auf und ſtellt die Füße auf den Boden.* Du ſiehſt doch, daß ich geſund bin, Schweſter!

Schweſter Martha

Aber Hannele! Nein, das mußt du nicht thun. Das darfſt du nicht thun.

Hannele

erhebt ſich, wehrt die Schweſter ab, thut einige Schritte:

Du ſollſt mich doch — laſſen. Du ſollſt mich doch — laſſen. Ich muß doch — fort. *Sie erſchrickt und ſtarrt auf einen Punkt.* Ach, himmliſcher Heiland!

Man gewahrt einen Engel mit ſchwarzen Kleidern und Flügeln. Er iſt groß, ſtark und ſchön und führt ein langes, geſchlängeltes Schwert, deſſen Griff mit ſchwarzen Flören umwickelt iſt. Schweigſam und ernſt ſitzt er, in der Nähe des Ofens und blickt Hannele an, unverwandt und ruhig. Ein weißes, traumhaftes Licht füllt den Raum.

Hannele

Wer biſt du? Keine Antwort. Biſt du ein Engel? Keine Antwort. Kommſt du zu mir? Keine Antwort. Ich bin Hannele Mattern, kommſt du zu mir? Zunächſt keine Antwort. Mit gefalteten Händen, andächtig und demüthig hat Schweſter Martha dageſtanden. Nun begiebt ſie ſich langſam hinaus.

Hannele

Hat Gott dir die Sprache von deiner Zunge genommen? Keine Antwort. Biſt du von Gott? Keine Antwort. Biſt du mir freundlich? Kommſt du als Feind? Keine Antwort. Haſt du ein Schwert in den Falten deines Kleides? Keine Antwort. Brr, mich friert. Schneidender Froſt weht von deinen Flügeln. Kälte haucht von dir aus. Keine Antwort. Wer biſt du? Keine Antwort. Ein plötzliches Grauen übermannt ſie. Mit einem Schrei wendet ſie ſich, als ob Jemand hinter ihr wäre. Mutterchen! Mutterchen! Eine Geſtalt in der Kleidung der Diakoniſſin, aber ſchöner und jugendlicher als dieſe, mit langen weißen Flügeln, kommt herein. Hannele, ſich an die Geſtalt drängend, ihre Hand erfaſſend: Mutterchen! Mutterchen! es iſt Jemand hier.

Diakoniſſin

Wo?

Hannele

Dort, dort.

Diakoniſſin

Warum zitterſt du ſo?

Hannele

Ich fürchte mich.

Diakoniſſin

Fürchte dich nicht, ich bin bei dir.

Hannele

Meine Zähne ſchlagen vor Angſt auf einande
Ich kann mich nicht halten. Mir graut vor ihm.

Diakoniſſin

Aengſte dich nicht, er iſt dein Freund.

Hannele

Wer iſt es, Mutter?

Diakoniſſin

Kennſt du ihn nicht?

Hannele

Wer iſt es?

Diakoniſſin

Der Tod.

Hannele

Der Tod. *Hannele ſieht eine Weile den ſchwarzen Engel ſtumm und ehrfurchtsvoll an.* Muß es denn ſein?

Diakoniſſin

Es iſt der Eingang, Hannele.

Hannele

Muß jeder durch den Eingang?

Diakoniſſin

Jeder.

Hannele

Wirſt du mich hart anfaſſen, Tod? — Er ſchweigt. Auf alles, was ich ſage, ſchweigt er, Mutter!

Diakoniſſin

Die Worte Gottes ſind in deinem Herzen laut.

Hannele

Ich habe dich von Herzen oft erſehnt. Nun bangt mir immer.

Diakoniſſin

Mache dich bereit.

Hannele

Zum Sterben?

Diakoniſſin

Ja.

Hannele
nach einer Pauſe ſchüchtern:

Soll ich zerriſſen und zerlumpt im Sarge liegen?

Diakoniſſin

Gott wird dich kleiden. Sie zieht eine kleine, ſilberne Schelle hervor und läutet damit. Sogleich kommt, wie alle folgenden Geſtalten, lautlos auftretend, ein kleiner, buckliger Dorfſchneider herein, der Brautkleid, Schleier und Kranz über dem Arm trägt und in den Händen ein paar gläſerne Pantoffeln. Er hat einen wippenden, komiſchen Gang, verneigt ſich ſtumm vor dem Engel, vor der Diakoniſſin und zuletzt am tiefſten vor Hannele.

Dorfſchneider
immer mit Verbeugungen:

Jungfrau Johanna Katharina Mattern. Er räuſpert ſich. Der Herr Vater, ſeine Durchlaucht der Herr Graf haben geruht, bei mir Brautkleider zu beſtellen.

Diakoniſſin
nimmt dem Schneider den Rock ab und bekleidet Hannele.

Komm', ich ziehe dir's über, Hannele.

Hannele
freudig erregt:

Ach, wie das kniſtert.

Diakoniſſin

Weiße Seide, Hannele.

Hannele

ſieht entzückt an ſich hinunter.

Die Leute werden ſtaunen, wie ich ſchön geputzt im Sarge liege.

Dorfſchneider

Jungfrau Johanna Katharina Mattern. *Er räuſpert ſich.* Das ganze Dorf iſt voll davon. *Er räuſpert ſich.* Was Ihr im Tode für ein großes Glück macht, Jungfer Hanna. *Er räuſpert ſich.* Euer Herr Vater. *Er räuſpert ſich.* Der durchlauchtige Herr Graf — *Räuſpern.* iſt beim Herrn Ortsvorſteher geweſen . . .

Diakoniſſin

ſetzt Hannele den Kranz auf:

Nun neige deinen Kopf, du Himmelsbraut!

Hannele

vor kindlicher Freude bebend:

Weißt du was, Schweſter Martha, ich freu mich auf den Tod . . . *Plötzlich an der Schweſter zweifelnd:* Du biſt es doch?

Diakoniſſin

Ja.

Hannele

Du biſt doch Schweſter Martha? Ach nein doch: meine Mutter biſt du doch?

Diakoniſſin

Ja.

Hannele

Biſt du Beides?

Diakoniſſin

Die Kinder des Himmels ſind Eins in Gott.

Dorfſchneider

Wenn's nur erlaubt wäre, Prinzeſſin Hannele. *Mit den Pantoffeln vor ihr niederkniend:* Es ſind die kleinſten Schühchen im Reich. Sie haben alle zu große Füße: die Hedwig, die Agnes, die Lieſe, die Martha, die Minna, die Anna, die Käthe, die Grethe. *Er hat ihr die Pantoffeln angezogen.* Sie paſſen, ſie paſſen! Die Braut iſt gefunden. Jungfer Hannele hat die kleinſten Füße. — Wenn Sie wieder was brauchen! Ihr Diener, Ihr Diener! *Komplimentierend ab.*

Hannele

Ich kann es kaum erwarten, Mutterchen.

Diakoniſſin

Nun brauchſt du keine Medizin mehr einzunehmen.

Hannele

Nein.

Diakoniſſin

Nun wirſt du bald geſünder ſein, wie eine Bachforelle, Hannele!

Hannele

Ja.

Diakoniſſin

Nun komm und leg dich auf dein Sterbelager.
Sie faßt Hannele bei der Hand, führt ſie ſanft an das Bett und Hannele legt ſich darauf nieder.

Hannele

Nun werd ich endlich doch erfahren, was das Sterben iſt. — —

Diakoniſſin

Das wirſt du, Hannele!

Hannele
auf dem Rücken liegend, die Hände wie um ein Blümchen gefaltet:

Ich hab ein Pfand.

Diakoniſſin

Das drücke feſt an deine Bruſt.

Hannele

mit neubeginnender Angſt, ſchüchtern nach dem Engel hinüber:

Muß es denn ſein?

Diakoniſſin

Es muß.

Aus weiter Ferne hört man die Töne eines Trauermarſches.

Hannele

horchend:

Jetzt blaſen ſie zu Grabe. Meiſter Seyfried und die Muſikanten. Der Engel erhebt ſich. Jetzt ſteht er auf. Der Sturm draußen hat zugenommen. Der Engel iſt aufgeſtanden und ſchreitet ernſt und langſam Hannele näher. Jetzt kommt er auf mich zu. Ach Schweſter, Mutter! Ich ſehe dich ja nicht mehr. Wo biſt du denn? Zu dem Engel flehentlich: Mach's kurz, du ſchwarzer, ſtummer Geiſt! — Wie unter einem Alp ächzend: Es drückt mich, drückt mich — wie ein . . . wie ein Stein — Der Engel erhebt langſam ſein breites Schwert. Er will mich . . . will mich — ganz vernichten. In höchſter Angſt: Hilf mir, Schweſter!

Diakoniſſin

tritt zwiſchen den Engel und Hannele mit Hoheit und legt ihre beiden Hände ſchützend auf Hanneles Herz. Mit Größe, Kraft und Weihe ſpricht ſie:

Er darf es nicht. — Ich lege meine beiden, geweihten Hände dir auf's Herz. Der ſchwarze Engel verſchwindet. Stille. Die Diakoniſſin faltet die Hände und blickt milde lächelnd auf Hannele herunter, dann verſinkt ſie in ſich und bewegt die Lippen, lautlos betend. Die Klänge des Trauermarſches haben inzwiſchen nicht ausgeſetzt. Ein Geräuſch von vielen vorſichtig trappelnden Füßen wird vernehmlich. Gleich darauf erſcheint die Geſtalt des Lehrers Gottwald in der Mittelthür. Der Trauermarſch verſtummt. Gottwald iſt ſchwarz wie zu einem Begräbniß gekleidet und trägt einen Strauß ſchöner Glockenblumen in der Hand. Ehrfürchtig hat er den Cylinder abgenommen und wendet ſich, kaum eingetreten, mit einer ruheheiſchenden Geberde nach rückwärts. Man gewahrt hinter ihm ſeine Schulkinder: Knaben und Mädchen in ihren beſten Kleidern. Auf die Geberde des Lehrers hin unterbrechen ſie ihr Geflüſter und verhalten ſich ganz ſtill. Sie wagen ſich auch nicht über die Thürſchwelle. Gottwald nähert ſich jetzt mit feierlicher Miene der noch immer betenden Diakoniſſin.

Gottwald

mit leiſer Stimme:

Guten Tag, Schweſter Martha!

Diakoniſſin

Herr Gottwald! Gott grüße Sie!

Gottwald

ſchüttelt, auf Hannele blickend, in ſchmerzlichem Bedauern den Kopf.

Armes Dingelchen.

Diakoniſſin

Warum ſind Sie denn ſo traurig, Herr Gottwald?

Gottwald

Weil ſie nun doch geſtorben iſt.

Diakoniſſin

Darüber wollen wir nicht traurig ſein; ſie hat den Frieden und den Frieden gönn ich ihr.

Gottwald
ſeufzend:

Ja, ihr iſt wohl. Von Trübſal und von Kummer iſt ſie nun befreit.

Diakoniſſin
in den Anblick verſunken:

Schön liegt ſie da.

Gottwald

Ja, ſchön — jetzt, nun du tode biſt, blühſt du erſt ſo lieblich auf.

Diakoniſſin

Weil ſie ſo fromm war, hat ſie Gott ſo ſchön gemacht.

Gottwald

Ja, ſie war fromm und gut. Seufzt ſchwer, klappt ſein Geſangbuch auf und blickt trüb hinein.

Diakoniſſin
blickt mit in das Geſangbuch.

Man ſoll nicht klagen. Still geduldig muß man ſein.

Gottwald

Ach, mir iſt ſchwer.

Diakoniſſin

Weil ſie erlöſt iſt?

Gottwald

Weil mir zwei Blumen verwelkt ſind.

Diakoniſſin

Wo?

Gottwald

Zwei Veilchen, die ich hier im Buche habe. Das ſind die todten Augen meines lieben Hannele.

Diakoniſſin

In Gottes Himmel werden ſie viel ſchöner auferblühn.

Gottwald

Ach Gott, wie lange werden wir noch weiter pilgern müſſen durch das finſtere Erdenjammerthal. Plötzlich verändert, geſchäftig und geſchäftlich, Noten hervorziehend: Was meinen Sie? ich habe mir gedacht: wir ſingen hier im Hauſe erſt den Choral: Jeſus meine Zuverſicht.

Diakoniſſin

Ja, das iſt ein ſchöner Choral, und Hannele Mattern war ein gläubiges Kind.

Gottwald

Und draußen auf dem Kirchhofe ſingen wir dann: „Laßt mich gehen“. Er wendet ſich, geht auf die Schulkinder zu und ſpricht: Nummer 62: „Laßt mich gehen“. Er intoniert leiſe, dazu taktierend: Laßt mich ge—hen, laßt mich ge—hen, daß ich Je—ſum möge ſe—hen. Die Kinder haben leiſe mitgeſungen. Kinderchen, ſeid ihr auch alle warm angezogen? Draußen auf dem Kirchhof wird es ſehr kalt ſein. Kommt mal rein. Seht euch das arme Hannele noch einmal an. Die Schulkinder ſtrömen herein und ſtellen ſich feierlich um das Bett. Seht mal, wie der Tod das liebe, kleine Mädchen ſchön gemacht hat. Mit Lumpen war ſie behangen — jetzt hat ſie ſeidne Kleider an. Barfuß iſt ſie herumgelaufen, jetzt hat ſie Schuhe von Glas an den Füßen. Die wird jetzt bald in einem goldnen Schloſſe wohnen und alle Tage gebratenes Fleiſch eſſen. — Hier hat ſie von kalten Kartoffeln gelebt — und wenn ſie nur immer ſatt davon gehabt hätte. Hier habt ihr ſie immer die Lumpenprinzeſſin geheißen, jetzt wird ſie bald eine richtige Prinzeſſin ſein. Alſo wer ihr etwas abzubitten hat, der thue es jetzt, ſonſt ſagt ſie alles dem lieben Gott wieder, und dann geht es euch ſchlecht.

Ein kleiner Junge

tritt ein wenig vor.

Liebes Prinzeßchen Hannele, nimm mir's nicht übel und ſag's nicht dem lieben Gott, daß ich dich immer Lumpenprinzeſſin geheißen habe.

Alle Kinder durcheinander

Es thut uns allen herzlich leid.

Gottwald

So, nun wird das arme Hannele euch ſchon vergeben. Geht nur jetzt in's Haus und wartet draußen auf mich.

Diakoniſſin

Kommt, ich werde euch in das Hinterſtübchen führen. Dort will ich euch ſagen, was ihr thun müßt, wenn ihr auch ſolche ſchöne Engel werden wollt, wie das Hannele bald eins ſein wird. *Sie geht voraus, die Kinder folgen ihr; die Thür wird angelegt.*

Gottwald

nun alleine bei Hannele. Er legt ihr gerührt die Blumen zu Füßen.

Mein liebes Hannele, hier habe ich dir noch einen Strauß ſchöner Glockenblumen mitgebracht. *An ihrem Bett knieend, mit zitternder Stimme:* Vergiß mich nicht ganz und gar in deiner Herrlichkeit. *Er ſchluchzt, die Stirn in die Falten ihres Kleides gedrückt:* Das Herz will mir zerbrechen, weil ich von dir ſcheiden muß.

Man hört ſprechen; Gottwald erhebt ſich, deckt ein Tuch über Hannele. Zwei ältere Frauen, wie zu einem Begräbniß gekleidet, Taſchentuch und Geſangbuch mit gelbem Schnitt in der Hand, huſchen herein.

Erſte Frau

ſich umſehend:

Mir ſein woll die Erſchten?

Zweite Frau

Nee, der Herr Lehrer is ja ſchonn da. Gutentag, Herr Lehrer!

Gottwald

Gutentag.

Erſte Frau

Es geht ihn woll nahe, Herr Lehrer! Das war ihn auch wirklich ein zu gutes Kind. Immer fleißig, immer fleißig.

Zweite Frau

Is's denn wahr, die Leute ſprechen . . . 's is woll nicht wahr? Se hätte ſich ſelber's Leben genommen?

Dritte Geſtalt
iſt dazu gekommen.

Das wär eine Sinde wider a Geiſt.

Zweite Frau

Eine Sinde wider den heiligen Geiſt.

Dritte Frau

Eine ſolche Sinde, ſagt der Herr Paſter, wird nie nich vergeben.

Gottwald

Wißt ihr denn nicht, was der Heiland geſagt hat? Laſſet die Kindlein zu mir kommen.

Vierte Frau

iſt gekommen.

Ihr Leute, ihr Leute, is das a Wetter. Da wird man ſich woll die Fiſſe erfrieren. Wenn ock der Pfarr und macht's nich zu lang. Der Schnee liegt an Meter hoch uff'n Kirchhowe.

Fünfte Frau

kommt.

Ihr Leute, der Pfarr will ſe nich einſegnen. A will er de geweihte Erde verweigern.

Pleſchke

Habt ihr gehert ... habt ihrſch gehert — a ſcheener Herr iſt beim Pfarr geweſen ... a ſcheener Herr is beim Pfarr geweſen — und hat geſagt: ja .... das Mattern Hannla is eine Hei—li—ge.

Hanke

eilig herein.

Se bringen an gläſernen Sarg getragen.

Verſchiedene Stimmen

An gläſernen Sarg! An gläſernen Sarg!

Hanke

O Jeſ's! der mag a paar Thalerle koſten.

Verſchiedene Stimmen

An gläſernen Sarg! An gläſernen Sarg!

Seidel

Hier wern wir noch ſcheene Dinge erleben. A Engel is mitten durch's Dorf gegangen. A ſo groß wie a Pappelbaum kennt er glooben. Am Schmiedeteiche ſitzen ooch zwee. Die ſein aber kleen wie kleene Kinder. Das Mädel is mehr wie a Bettelmädel.

Verſchiedene Stimmen

„Das Mädel is mehr wie a Bettelmädel". Se bringen an gläſernen Sarg getragen". A Engel is mitten durch's Dorf gegangen".

Vier weiß gekleidete Jünglinge bringen einen gläſernen Sarg hereingetragen, den ſie unweit von Hanneles Bett niederſetzen. Die Leidtragenden flüſtern erſtaunt und neugierig.

Gottwald

nimmt das Tuch ein wenig auf, das Hannele bedeckt.

Da ſeht euch doch auch die Todte mal an.

Erſte Frau

neugierig darunter ſchielend.

Die hat ja Haare, die ſind ja von Golde.

Gottwald

das Tuch ganz von dem, von blaſſem Licht überhauchten Hannele hinwegziehend:

Und ſeidne Kleider und gläſerne Schuhe.

Alle

weichen mit Ausrufen äußerſten Erſtaunens wie geblendet zurück.

Verſchiedene Stimmen

„Ach, is die ſcheen!“ „Wer iſt'n das?“ „Das Mattern Hannla?“ „Das Mattern Hannla?“ „Das gloob ich nich“.

Pleſchke

Das Mädel ... das Mädel — iſt eine — Heilige.

Die vier Jünglinge legen Hannele mit ſanfter Vorſicht in den gläſernen Sarg.

Hanke

S heeßt ja, ſe wird iberhaupt nich begraben.

Erſte Frau

Se wird in der Kirche uffgeſtellt.

Zweite Frau

Ich gloobe, das Mädel is gar nich todt. Die ſieht ja wie's liebe Leben aus.

Pleſchke

Gebt amal . . . gebt amal — ane Flaumfe
her — mer wern er . . . mer wern er — ane Flau
feder vor a Mund halten. Ja. Und ſehn, ja
ob ſe noch — Odem hat, ja. *Man giebt ihm eine Flaumfe
und er hält ſie prüfend vor Hanneles Mund.* Se bewegt ſ
nicht. Das Mädel is todt. Die hat och nich me
a ſo viel Leben.

Dritte Frau

Ich geb er mein Sträußel Rosmarin. *Sie legt
Sträußchen in den Sarg.*

Vierte Frau

Mei Richel Lavendel kann ſe ooch mitnehmen.

Fünfte Frau

Wo is denn Mattern?

Erſte Frau

Wo is denn Mattern?

Zweite Frau

Ach der, der ſitzt im Gaſthauſe driben.

Erſte Frau

Der weeß woll noch garnich was paſſirt is.

Zweite Frau

Wenn der ock ſeinen Schnaps hat. Der weeß von niſcht.

Pleſchke

Habt Ihrſch'n ... habt Ihrſch'n ja, denn nich ... nich geſagt, daß a eine ... eine Leiche — im Hauſe hat.

Dritte Frau

Das ſollte der woll von ſelber wiſſen.

Vierte Frau

Ich will niſcht geſagt habn, nee, nee, beileibe! Aber wer das Mädel hat um's Leben gebracht, das weeß man woll etwan.

Seidel

Das will ich meenen, das weeß, mecht man ſprechen, 's ganze Dorf. Die hat eine Beule wie meine Fauſt.

Fünfte Frau

Wo der Kerl hintritt, da wächſt kee Gras.

Seidel

Mer habn ſe doch umgezogen mitſammen. Da hab ich's doch ganz genau geſehn. Die hat eine Beule wie meine Fauſt. Und da dran is ſe zu Grunde gegangen.

Erſte Frau

Die hat kein Andrer auf dem Gewiſſen wie Mattern.

Alle

mit Feſtigkeit, aber im Flüſterton durch einander ſprechend:

Kee andrer Menſch.

Zweite Frau

Ein Mörder is das.

Alle

voll Wuth, aber geheimnißvoll:

A Mörder, a Mörder! Man hört die grölende Stimme des angetrunkenen Maurers Mattern.

Stimme Matterns

Ein ruhi—ges Ge—wiſſen — iſt ein ſanf—tes Ruh—e—kiſſ—en. Er erſcheint in der Thüre und ſchreit: Mädel! Mädel! Balg! Wo ſteckſt du? Er lümmelt ſich am Thürpfoſten herum. Bis finfe zähl ich . . . a ſo lange . . . wart ich. Länger nich: eens — zwee — drei und eens macht . . . Mädel!! mach mich nich wilde, ſag ich dir blos. Wenn ich dich ſuche und find dich, Karnallie, ich thu dich zermantſchen. Stutzt, gewahrt die Anweſenden, welche ſich todtenſtill verhalten. Was wollt ihr dahier? — Keine Antwort. Wie kommt ihr hierher? — Euch ſchickt woll der Teifel, hä? — Macht, daß der naus kommt — Na, wird's nu bald werden? Er lacht in ſich hinein.

Da wart mer a biſſel. Die Fahrten kenn ich doch. Das is weiter niſcht. Ich hab halt a biſſel viel im Koppe. Da macht's een was vor — — Er ſingt: Ein ruh—iges Ge—wiſſen — iſt ein ſanf—tes Ruh—e—kiſſ—en. Erſchrickt. Seid ihr immer noch da? Plötzlich in jähzorniger Wuth nach etwas zum Dreinſchlagen ſuchend: Ich nehm was ich ſinde . . .

Ein Mann in einem braunen, abgetragenen Havelock iſt eingetreten. Er iſt circa dreißig Jahr alt, hat langes, ſchwarzes Haar und ein blaſſes Geſicht mit den Zügen des Lehrers Gottwald. Er hat einen Schlapphut in der linken Hand und Sandalen an den Füßen. Er erſcheint wegmüde und ſtaubig. Die Worte des Maurers unterbrechend, hat er ihm mit der Hand ſanft den Arm berührt. Mattern fährt jäh herum. Der Fremde ſieht ihm ernſt und voller Ruhe in's Geſicht und ſagt:

Der Fremde
demüthig:

Mattern, Maurer — Gott grüße dich!

Mattern

Wie kommſt du hierher? Was willſt du hier?

Der Fremde
demüthig bittend:

Ich hab mir die Füße blutig gelaufen; gieb mir Waſſer, ſie zu waſchen. Die heiße Sonne hat mich ausgedörrt; gieb mir Wein zu trinken, daß ich mich erfriſche. Ich habe kein Brod gegeſſen, ſeit ich auszog am Morgen. Mich hungert.

Mattern

Was geht mich das an. Wer heeßt dich rum
lungern uff der Landſtraße? Da arbeite du. Ich muſ
ooch arbeiten.

Der Fremde

Ich bin ein Arbeiter.

Mattern

A Landſtreicher biſt du. Wer arbeitet, der brau
nich betteln zu gehn.

Der Fremde

Ich bin ein Arbeiter ohne Lohn.

Mattern

A Landſtreicher biſt du.

Der Fremde

zaghaft, unterwürfig, dabei aber eindringlich:

Ich bin ein Arzt, du kannſt mich vielleicht brauch

Mattern

Ich bin nich krank, ich brauche keenen Dokter.

Der Fremde

mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme:

Mattern-Maurer, beſinne dich! Du brauchſt
kein Waſſer zu reichen und ich will dich doch heil

Du brauchſt mir kein Brod zu eſſen zu geben und ich will dich dennoch geſund machen, ſo wahr mir Gott helfe.

Mattern

Mach, daß du fortkommſt. Geh deiner Wege. Ich habe geſunde Knochen im Leibe. Ich brauche keenen Dokter! Haſte verſtanden?

Der Fremde

Maurer Mattern, beſinne dich! — Ich will dir die Füße waſchen. Ich will dir Wein zu trinken geben. Du ſollſt ſüßes Brot eſſen. Setze deinen Fuß auf meinen Scheitel und ich will dich dennoch heil und geſund machen, ſo wahr mir Gott helfe.

Mattern

Nu will ich bloß ſehn, ob du woll gehn wirſcht. Und wenn de nich naus findſt, da ſag ich a ſo viel . . .

Der Fremde

ernſt ermahnend:

Mattern Maurer, weißt du, was du im Hauſe haſt?

Mattern

Alles, was rein gehert. Alles, was rein gehert. Du geherſcht nich rein. Sieh, daß du weiter kommſt.

Der Fremde
einfach:

Deine Tochter iſt krank.

Mattern

Zu der ihrer Krankheet braucht's keenen Dokter Der ihre Krankheet is niſcht wie Faulheet. Die wer ich ihr ſchonn alleene austreiben.

Der Fremde
feierlich:

Mattern Maurer, ich komme zu dir als Bote.

Mattern

Von wem werſcht du ock als Bote kommen?

Der Fremde

Ich komme vom Vater — und ich gehe zum Vater Wo haſt du ſein Kind?

Mattern

Was wer ich wiſſen, wo die ſich rumtreibt. Wa gehn mich dem ſeine Kinder an! A hat ſich ja ſonſ nich drumm bekimmert.

Der Fremde
leiſe:

Du haſt eine Leiche in deinem Hauſe.

Mattern

gewahrt das daliegende Hannele, tritt ſteif und ſtumm an den Sarg und blickt hinein, dabei murmelnd:

Wo haſt du die ſcheenen Kleider her? Wer hat dir den gläſernen Sarg gekooft?

Die Leidtragenden flüſtern heftig und geheimnißvoll. Man hört mehrmals, voller Erbitterung ausgeſprochen, das Wort: „Mörder".

Mattern

leiſe, bebend:

Ich hab dich doch nie nich ſchlecht behandelt. Ich hab dich gekleedet. Ich hab dich genährt. *Frech zu dem Fremden hinüber.* Was willſt du von mir? Was geht mich das an?

Der Fremde

Mattern-Maurer, haſt du mir etwas zu ſagen?

Unter den Leidtragenden wird das Geflüſter heftiger, immer wüthender und öfter ſchallt es: „Mörder!" „Mörder!"

Der Fremde

Haſt du dir garnichts vorzuwerfen? Haſt du ſie niemals Nachts aus dem Schlafe geriſſen? Iſt ſie niemals unter deinen Fäuſten wie todt zuſammengeſunken? —

Mattern

entſetzt, außer ſich:

Da ſchlag mich todt. Hier, gleich uff der Stelle! — Mich ſoll gleich a Blitz vom Himmel treffen, wenn ich dadran ſchuld bin.

Schwacher, bläulicher Blitz und fernes Donnerrollen.

Alle

durcheinander:

„'s kommt a Gewitter." „Jetzt mitten im Winter?!" „A hat ſich verſchworen!" „Der Kindesmörder hat ſich verſchworen!"

Der Fremde

eindringlich, gütig:

Haſt du mir noch nichts zu ſagen, Mattern?

Mattern

in erbärmlicher Angſt:

Wer ſein Kind lieb hat, züchtigt es. Dem Mädel hier hab ich nur Gutes gethan. Ich hab ſe gehalten wie mei Kind. Ich kann ſe beſtrafen, wenn ſe nich gute thut.

Die Frauen

fahren auf ihn ein.

Mörder! Mörder! Mörder! Mörder!

Mattern

Die hat mich belogen und betrogen. Die hat mich beſtohlen Tag für Tag.

Der Fremde

Sprichſt du die Wahrheit?

Mattern

Gott ſoll mich ſtrafen . . . In dieſem Augenblick zeigt ſich in Hanneles gefalteten Händen eine Himmelsſchlüſſelblume, welche eine gelblich-grüne Gluth ausſtrahlt. Der Maurer Mattern ſtarrt wie von Sinnen, am ganzen Leibe zitternd, auf die Erſcheinung.

Der Fremde

Mattern-Maurer, du lügſt

Alle

in höchſter Aufregung durcheinander redend:

„Ein Wunder!“ — „Ein Wunder!“

Pleſchke

Das Mädel . . . das Mädel — is eine — Heilige; a hat ſich — um Leib und Seele . . . Seele geſchworen.

Mattern

brüllt:

Ich häng mich u—uf. Hält ſich mit beiden Händen die Schläfen. Ab.

Der Fremde

ſchreitet bis an Hanneles Sarg vor und ſpricht zu den Anweſenden gewendet. Vor der nun mit aller Hoheit daſtehenden und ſprechenden Geſtalt weichen ſie alle ehrfürchtig zurück.

Fürchtet euch nicht. — Er beugt ſich und erfaßt wie prüfend Hanneles Hand. Voll Sanftmuth ſpricht er: Das Mägdlein iſt nicht geſtorben. — Es ſchläft. — Mit tiefſter Innerlichkeit und überzeugter Kraft. Johanna Mattern, ſtehe auf!!! Ein helles Goldgrün erfüllt den Raum. Hannele öffnet die Augen, richtet ſich auf an der Hand des Fremden, ohne aber zu wagen, ihm in's Geſicht zu ſehen. Sie ſteigt aus dem Sarge und ſinkt ſogleich vor dem Erwecker auf die Knie. Alle Anweſenden packt ein Grauen. Sie fliehen. Der Fremde und Hannele bleiben allein. Der graue Mantel iſt von ſeiner Schulter geglitten und er ſteht da in einem weißgoldenen Gewande.

Der Fremde

weich, innig:

Hannele.

Hannele

entzückt in ſich, den Kopf ſo tief beugend, als nur immer möglich:

Da iſt er.

Der Fremde

Wer bin ich?

Hannele

Du.

Der Fremde

Nenn meinen Namen.

Hannele

haucht ehrfurchtzitternd:

Heilig, heilig!

Der Fremde

Ich weiß alle deine Leiden und Schmerzen.

Hannele

Du lieber, lieber . . .

Der Fremde

Erhebe dich.

Hannele

Dein Kleid iſt makellos. Ich bin voll Schmach.

Der Fremde

legt ſeine Rechte auf Hanneles Scheitel:

So nehm' ich alle Niedrigkeit von dir. *Er berührt ihre Augen, nachdem er mit ſanfter Gewalt ihr Geſicht heraufgebogen.* So beſchenke ich deine Augen mit ewigem Lichte. Faſſet in euch Sonnen und wieder Sonnen. Faſſet in euch den ewigen Tag vom Morgenroth bis zum Abendroth, vom Abendroth bis zum Morgenroth. Faſſet in euch, was da leuchtet: Blaues Meer, blauen Himmel und grüne Fluren in Ewigkeit. *Er berührt ihr Ohr:* So beſchenk ich dein Ohr, zu hören allen Jubel aller Millionen Engel in den Millionen Himmeln Gottes. *Er berührt ihren Mund.* So löſe ich deine ſtammelnde Zunge und lege deine Seele darauf und meine Seele und die Seele Gottes des Allerhöchſten.

Hannele

am ganzen Körper bebend, verſucht, ſich aufzurichten. Wie unter einer ungeheuren Wonnelaſt vermag ſie es nicht. Von tiefem Schluchzen und Weinen erſchüttert, birgt ſie den Kopf an des Fremden Bruſt.

Der Fremde

Mit dieſen Thränen waſche ich deine Seele von Staub und Qual der Welt. Ich will deinen Fuß über die Sterne Gottes erhöhen.

Zu ſanfter Muſik, mit der Hand über Hanneles Scheitel ſtreichend, ſpricht nun der Fremde das Folgende. Indem er ſpricht, tauchen Engelsgeſtalten in der Thür auf, große, kleine, Knaben, Mädchen, ſtehen ſchüchtern, wagen ſich herein, ſchwingen Weihrauchfäſſer und ſchmücken das Gemach mit Teppichen und Blumen.

Der Fremde

Die Seligkeit iſt eine wunderſchöne Stadt,
Wo Friede und Freude kein Ende mehr hat
Harfen, erſt leiſe, zuletzt laut und voll.
Ihre Häuſer ſind Marmel, ihre Dächer ſind Gold,
Rother Wein in den ſilbernen Brünnlein rollt,
Auf den weißen, weißen Straßen ſind Blumen geſtreut,
Von den Thürmen klingt ewiges Hochzeitsgeläut.

Maigrün ſind die Zinnen, vom Frühlicht beglänzt,
Von Faltern umtaumelt, mit Roſen bekränzt.
Zwölf milchweiße Schwäne umkreiſen ſie weit
Und bauſchen ihr klingendes Federkleid;
Kühn fahren ſie hoch durch die blühende Luft
Durch erzklangdurchzitterten Himmelsduft.
Sie kreiſen in feierlich ewigem Zug,
Ihre Schwingen ertönen gleich Harfen im Flug,
Sie blicken auf Zion, auf Gärten und Meer,
Grüne Flöre ziehen ſie hinter ſich her.
Dort unten wandeln ſie Hand in Hand:
Die feſtlichen Menſchen durch's himmliſche Land.
Das weite, weite Meer füllt roth rother Wein,
Sie tauchen mit ſtrahlenden Leibern hinein.
Sie tauchen hinein in den Schaum und den Glanz,
Der klare Purpur verſchüttet ſie ganz,
Und ſteigen ſie jauchzend hervor aus der Fluth,
So ſind ſie gewaſchen durch Jeſu Blut.

Der Fremde wendet ſich nun an die Engel, welche ihre Arbeit vollendet haben. Mit ſcheuer Freude und Glückſeligkeit treten ſie herzu und bilden um Hannele und den Fremden einen Halbkreis.

Der Fremde

Mit feinen Linnen kommt, ihr Himmelskinder!
Lieblinge, Turteltauben, kommt herzu,
Hüllt ein den ſchwachen, ausgezehrten Leib,
Den Froſt geſchüttelt, Fiebergluth gedörret,
Sanft, daß ſein krankes Fleiſch der Druck nicht ſchmerze;
Und weich hinſchwebend, ohne Flügelſchlag,

Tragt ſie, der Wieſen ſaft'ge Halme ſtreifend,
Durch linden Mondenſchimmer liebreich hin…
Durch Duft und Blumendampf des Paradieſes,
Bis Tempelkühle wonnig ſie umſchließt. —

Kleine Pauſe

Dort miſcht, indeß ſie ruht auf ſeid'nem Bette,
Im weißen Marmorbade Bergbachs Waſſer
Und Purpurwein und Milch der Antilope,
In reiner Fluth ihr Siechthum abzuſpülen.
Brecht aus den Büſchen volle Blüthenzweige:
Jasmin und Flieder, ſchwer vom Thau der Nacht,
Und ihrer klaren Tropfen feuchte Bürde
Laßt friſch und duftig auf ſie niederregnen.
Nehmt weiche Seide d'rauf, um Glied für Glied,
Wie Lilienblätter, ſchonend abzutrocknen.
Labt ſie mit Wein, kredenzt in goldener Schale,
In den ihr reifer Früchte Fleiſch gepreßt. —
Erdbeeren, die noch warm vom Sonnenfeuer,
Himbeeren, voll von ſüßem Blut geſogen,
Die ſammtne Pfirſich, goldene Ananas,
Orangen, gelb und blank, bringt ihr getragen
Auf weiten Schüſſeln ſpiegelnden Metalle.
Ihr Gaumen ſchwelge und ihr Herz empfange
Des neuen Morgens Pracht und Ueberfülle.
Ihr Aug' entzücke ſich am Stolz der Hallen.
Laßt feuerfarb'ne Falter über ihr
Am malachitnen Grün des Eſtrichs ſchaukeln.
Auf ausgeſpanntem Atlas ſchreite ſie
Durch Hyacinthen, Tulpen … ihr zur Seite

Laßt grüner Palmen breite Fächer zittern
Und alles ſpiegeln ſich im Glanz der Wände.
Auf Felder rothen Mohns führt ihren armen Blick,
Wo Himmelskinder gold'ne Bälle werfen
Im frühen Strahl des neugebornen Lichts,
Und liebliche Muſik ſchlingt ihr um's Herz.

Die Engel
ſingen im Chor:

Wir tragen dich hin, verſchwiegen und weich,
Eia popeia in's himmliſche Reich.
Eia popeia in's himmliſche Reich.

Ueber dem Engelsgeſang verdunkelt ſich die Scene. Aus dem Dunkel heraus hört man ſchwächer und ſchwächer, ferner und ferner ſingen. Es wird nun wieder licht und man hat den Blick in das Armenhauszimmer, wo alles ſo iſt, wie es war, ehe die erſte Erſcheinung auftauchte. **Hannele** liegt wieder im Bett, ein armes krankes Kind. **Doktor Wachler** hat ſich mit dem Stethoſkop über ſie gebeugt; die **Diakoniſſin**, welche ihm das Licht hält, beobachtet ihn ängſtlich. Nun erſt ſchweigt der Geſang gänzlich. **Doktor Wachler**, ſich aufrichtend, ſagt: „Sie haben recht.“ **Schweſter Martha** fragt: „Todt?“; der **Doktor** nickt trübe: „Todt.“ —

Otto v. Holten, Berlin C.
Neue Grün-Straße 13.

1. Istelange. 12.

HELIOS

❧ FRAGMENT EINES DRAMAS VON ❧

GERHART HAUPTMANN

GESCHRIEBEN
❧ ZU ANFANG ❧
DES JAHRES 1896

ALS MANUSCRIPT GEDRUCKT

1899

SÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK DRESDEN

1933 I D 96
400,13
77,7

1. SCENE.

Küche im Erdgeschoss eines alten Schlossbaues. Ein alterthümlicher offener Herd mit Rauchfang. Der Koch ist unter dem Drehen des Spiesses, an dem ein Huhn steckt, eingeschlafen. Rechts führt ein niedriger Thürbogen ins Freie; man muss dort Stufen hinabgehen. Krank und zerlumpt sitzt auf den Stufen der junge Spielmann. Die durch die offene Thür einströmende Abendröthe beleuchtet ihn, während sie das Dunkel im übrigen Theile des Raumes nur schwach aufhellt. Eine Panflöte hält der Spielmann am Munde. Wenn er der einen langen, weichen, klagenden Ton entlockt hat, spricht er in einem traumschweren Zustand vor sich hin.

Der Spielmann:

Es ist ein junger König. Und es zieht ihn ins Dunkel. Es umhüllt ihn ein schwerer Traum. Ich trage ein Leuchten in meiner Brust, und wo er es wollte nähren mit seinem Oele, es würde die Nacht erhellen. Ich trage in meiner Seele ein Lied, es würde ihn wecken. Aber der junge König will mein Lied nicht hören. Er hat meine singende Liebe stumm gemacht, stumm und krank auf den Tod.

2. SCENE.

Ein junger Fischer tritt herein. Er hat eine Narrenkappe auf dem blonden Kopf und bringt Heringe in einem Netze. Seine schleppenden Bewegungen verrathen Müdigkeit.

Der Fischer:

Oho! Schlaft ihr immer noch? Ich bringe Fische. Ich bringe Fastenfische für König Bettelmanns

Tisch. Holla! Koch! Willst du den König Bettelmann verhungern lassen?

Koch (aus dem Schlafe):

Was willst du? Lass mich schlafen. Ich will lieber sterben, als mich in den giftigen Dünsten dieser Höhle mit halbwachen Augen noch weiter herumzuschleppen.

Fischer:

Drehe deinen Spiess, Koch. Du stirbst zeitig genug. Aber das letzte Huhn ist noch nicht gebraten, und deine Hand ist noch nicht erstarrt.

Spielmann:

Wie hoch ist's an der Zeit?

Fischer:

Die Sonne verblutet tief im Westen. Ich sah den Kranich, hoch durch's Himmelsroth, zu Neste fahren.

Spielmann:

Es will Abend werden. Die Nacht ist kühl und stumm.

Fischer:

Ich denke, dass es noch gute Zeit hat, bevor die Nacht kommt, denn seht: die Schellen meiner Kappe klappern noch ein wenig. Zwar riecht sie schon stockig genug, aber den Schimmel und die Flechten, die sie zerfressen wollen, behindert der salzige Wasserstaub bis jetzt noch immer. (Die kleinen Fischchen aus dem Netze nehmend:) Freilich, wenn ich nicht mehr hinaus kann mit Angel und Netz und die kleinen, zappligen, schnalzenden Silberfischchen fangen, so ist es um meine Kappe geschehen.

3. SCENE.

Der Küchenjunge kommt.

Fischer:

Woher kommst du?

Junge (platzt heraus):

Gebadet habe ich.

Fischer:

Wo?

Junge:

Im Meere, an dem heiligen Badeplatz. Schön war's! Ich habe mir Muth gefasst, trotz des Verbotes. Die Kleider herunter — eins, zwei, drei — unter dem heiligen Nussbaum. -- Der rauschte. Grau war die Luft. Beinahe hätte mich Furcht übermannt, denn es flüsterte so in den Blättern — ihr wisst — hoch zwischen den Zweigen, wo sie das Kreuz aufgehängt haben mit dem blutenden Manne. Als aber der Schaum meine Füsse spülte, floh die Furcht wie ein krächzender Rabe von mir. Ich musste jauchzen und warf mich ins Tiefe — hei! Und wie ich schwamm und schwimmend lachte, da schoss die Sonne ein Bündel Strahlen durchs Bleigewölk. So wälzte ich mich in grüner Krystallpracht, warf mich herum auf den Rücken und dankte laut schreiend der Mutter Sonne. Und siehe da: ein bläulich schillerndes Wasserjungferlein kam über die Fläche herüber mit feinem Klirren der Flügelchen und ruhte wippend auf meinem Bauch . . .

Fischer:

Du sollst dich in Acht nehmen, Junge! Zwei Galgen hat der Oberpriester aufrichten lassen neben jedem Kreuz. Und die Raben sind hungrig.

Junge:

Besser, durch das hänfene Fenster gucken, als Nägel durch die Hände geschlagen, Nägel durch die Füsse, besser, als mit Essig und Galle getränkt und mit dem Spiess in die Seite gestochen zu werden.

Koch (zum Fischer):

Was machst du da?

Fischer:

Ich lasse eine Mücke mein Blut saugen und schaue ihr zu. Es ist lustig, zu sehen, wie sie den langen Stachel in die geschwollene Ader bohrt und anschwillt von meinem Lebenssaft. Es ist ein gutes Vergnügen, zuzuschauen. Aber das grössere folgt hinterdrein. Gebt Acht: nun ist sie voll bis zum Bersten — nun schlag ich zu. (Er erschlägt sie und lacht.)

Koch:

Unser König ist ein verlorener Mann.

Fischer:

Wir Alle sind es. Es saust mir vor beiden Ohren, und ich fühle mich oft übel zum Sterben. Das Fieber verzehrt mich. Ich höre meinen schnellen, hastenden Athem, wo ich gehe und stehe.

Koch:

Pfui Teufel! Was ist das wieder für eine Art Muscheln — nach Sumpf riechen sie, pestilenzialisch! Ich bin kein Giftmischer, sondern ein Koch — und deine Fische stinken nicht weniger.

Fischer:

Ja, Alter, da siehe du zu. Meinst du, ich sollte mich mit diesen kraftlosen Armen aufs offene Meer hinauswagen? Ich will froh sein, wenn ich mit meinem elenden Fahrzeug mich durch die Canäle schleichen kann. Was ich greife und angele, ist mir gut.

Spielmann:

Der Tod bereitet sich vor. Das Ende bereitet sich vor. Zieht nicht das schwarze Gewölk seit Monden von Osten her über das Land? Schwarz, furchtbar und stumm. Wir haben die alten Götter verlassen und sündigen wider den neuen Gott. Die Erde wird erbeben und wird uns verschlingen.

4. SCENE.

Ein Krieger im blauen Stahlhemd, mit blauem Stahlschild, Wurfspiess und Schleuder tritt ein.

Koch:

Wache, was giebt es Neues?

Krieger:

Mich friert. Die Kühle und Feuchtigkeit der Nacht dringt durch und durch. Erst will ich mich erwärmen und dann erzählen. — Erstlich ist ein Wagen über die Zugbrücke gefahren, sechs kleine russische Pferdchen davor. Jetzt stehen sie drinnen im Schlosshofe. Im Wachtzimmer sagten sie, dass der Beichtvater der Königin in der Kutsche gesessen sei; ein alter, fremder, unbekannter Mann und ein Knabe. Mehr weiss ich nicht. Ich musste dann meine Runde machen.

Koch:

Es scheint zu Ende zu gehen mit unserem König, wenn die Königin ihren Beichtvater sendet. Wer doch nur wüsste, wie dies Alles gekommen ist!?

Krieger:

Sie munkeln in der Wachtstube, des Königs Krankheit rühre daher, dass er in seinen geheimen Gemächern eine schwarze Schlange füttere. Sie lebe von seinem Mark, sagen sie, und trinke täglich drei goldene Becher seines Blutes leer.

Fischer:

Wenn es wahr ist, was du sagst, so wollt' ich — weiss Gott — ich bekäme sie zu Gesicht, dass ich mein bischen übriggebliebene Kraft daranwenden und ihr meine Kappe könnte in den offenen Rachen stopfen. Was läge daran?! Entweder sie würde an ihr verrecken, oder es wäre um meine Kappe geschehen. Dann müsste ich freilich ohne Kappe ins Grab. Aber kitzeln sollte es mich, noch im Grabe kitzeln, wenn ich die Schellen im Bauche der schwarzen Schlange klingen hörte!

Krieger:

Ich muss hinaus. — Wisst ihr, dass russische Kaufleute heute vorübergezogen sind? Sie haben drüben Rast gehalten auf dem Erlenhügel. Sie hatten Sklaven und Pferdchen zum Verkauf, schöne, blasse Mädchen mit grossen, schwarzen Augen und Haaren wie Kohle. Sie sassen ums Feuer und erzählten sich, wie ganze, ungeheure Völkerschaften von Sonnenaufgang sich erhöben und ihren Zug nähmen gen Sonnenuntergang. (Er geht.)

5. SCENE.

Stille. Verschlafenheit. Der Küchenjunge erschauert. Der Spielmann bläst langgezogene Töne auf der Flöte und spricht dazwischen.

Spielmann:

Es will ein junger König sterben. Er gleicht dem Seevogel — tausend Meilen vom Land seiner Heimath, spürt er den Tod in der Brust. So strebt er, mit matten Flügeln schlagend, der Heimath zu — fliehend den Tod der Fremde, suchend mit letzten Kräften den Tod der Heimath.

6. SCENE.

Es öffnet sich eine Thür links in der Ecke. Es wird ein schöner Krieger sichtbar, blauäugig, blondgelockt, ein wenig blass, aber voll Kraft. Er steht auf den untersten Stufen einer Wendeltreppe, in die er hinaufflüstert. Es ist Alf, der Schlosshauptmann.

Alf:

Tretet mit Vorsicht! Die Stufen der Wendeltreppe sind morsch und abgenützt.

(Gelächter als Antwort.)

Er tritt ein wenig vor, und sogleich kommt ein junger, schlanker, goldgegürteter Knabe das Geländer heruntergerutscht.

Helios (steht da und sagt lachend):

So mache ich das! — Brrr — aber wo sind wir hier? Hier duftet es gar sehr nach Spülwasser, geschabten Mohrrüben und so süsslich nach Fett. Könnt ihr kein Licht machen?

Alf:

Koch!

Helios:

Soll hier ein Koch sein? Das ist mir eine recht saubere Höhle! Hier kocht man für einen König?

Alf:

Koch! Schlaft ihr schon wieder?! Es sind Gäste gekommen, sind von der Reise ermüdet, wollen essen und trinken. (Der Koch grunzt im Schlaf.)

Helios (stösst an den Fischer):

Heda! Du! Was bist du für Einer?

Fischer:

Was ich für Einer bin?

Helios:

Ja, du kannst es mir sagen, wenn du willst.

Fischer:

Ein Spassmacher.

Helios:

Du bist ein trauriger Spassmacher, scheint mir.

Fischer:

Da habt ihr den Nagel zu meinem Sarg recht eigentlich auf den Kopf getroffen, junger Herr.

[illegible] Landes- Bibl.

Ich bin ein trauriger Spassmacher. Ich habe einstmals eine hübsche Portion Witz besessen — ein ganzes Netz voll kleiner, kribbelnder, krabbelnder und flatternder Vögelchen. Die reizendsten Kolibrichen, sage ich euch! Wenn ich sie fliegen liess — wie ich denn manchmal that — so in der Sonne, wisst ihr, das war lustig genug. Ja, ja, junger Herr, ich sage euch reine Wahrheit. Fasst ihr in eure beiden zierlichen Hände lauter geschliffene Edelsteine — grüne Smaragde, Karfunkel, Rubinen, Perlen und Diamanten — und werft sie wie Sand in die Luft, es funkelt und blitzt und leuchtet nicht bunter, wie meine lieben Vögelchen alle.

Helios:

Wo habt ihr sie denn gelassen — die lieben Vögelchen alle, wie ihr sie nennt?

Fischer:

Ja, seht ihr, das hat seine Bewandtniss. Ich weiss nicht, wie ich euch das erklären soll. Es kam — sozusagen — eine böse Seuche. Viele starben, viele blieben im Sumpfe stecken, das Alter raffte die letzten hinweg. Und da die Sonne unserem Lande zürnt, so hat sie mir keine neuen ausgebrütet — aber desto mehr Maden.

Helios:

Was thust du mit dieser Angel, Freund?

Fischer:

Daran hefte ich diese Maden und fange Fische mit ihnen. Ich fange Fische. Ich habe mich auf den Fischfang verlegt. Aber von Hunderten, die ich fange, ist oft nicht einer geniessbar. Entweder sie schmecken nach dem Sumpf oder, was meistens geschieht, ich zerquetsche ihnen die Galle. Ich kann mich anstellen wie ich will, so bringe ich Gallenfische. Da ist's denn ein Fressen für die Schweine — weiter nichts.

Helios:

Ihr müsst an die Sonne, guter Freund.

Fischer:

Das gebratene Huhn am Spiess wird eher Flügel bekommen und durch die Luft davonfliegen, als dass mich die Sonne wieder bescheint.

Alf:

So wollen wir wenigstens den Mond hereinlassen.
(Er öffnet die Thür ins Freie.)

Helios:

Seltsam fremd ist es hier.

Spielmann:

Hüte dich, Knabe!

Helios:

Sprichst du zu mir?

Alf:

Hüte dich! hat er gesagt — und wahrlich, ich sage wie er: Hüte dich! Das Feuer der ewigen Mutter durchglüht dich noch. Du trägst in deinen Augen den Stolz und den Glanz und das Glück des Lichtes. Ich weiss nicht, woher du bist, Knabe. Aber dein Gang ist nicht schwer, wie unser Gang. Bei deinem Lachen erschrecken die Fledermäuse und fliehen hastig. Aber der Gewalten der Nacht sind viele in unserem Lande. Es wäre schade um dich, du Sonnenkind.

Helios:

Ich fürchte mich nicht. — Heda! Du! Küchenjung! Was nickst du mir immer heimlich zu? Kennst du mich denn?

Junge (Mohrrübe schabend, dumm in sich kichernd, verlegen):

Freilich kenne ich dich.

Helios:

Hast du vielleicht zu Salamanca mit mir studirt?

Junge (kichernd):

Du bist nicht, was du bist.

Helios (ihn am Ohr ziehend):

Nun halt deinen Mund, Herr Junker Schmutzfink! Verstehst du wohl?!

Alf (an der Thür):

Hörst du das dumpfe, eherne Brausen? Das ferne Tosen? Die See.

Helios:

Ist es das Meer — das grosse Heidenmeer?

Alf:

Ja — das grosse Heidenmeer ist es! Und dort drüben, wo ihr es im Mondschein hüpfen und springen seht — weisse Schaumrosse. . . .

Helios:

Die Brandung! Ich will hin! Ich will das Meer sehen! Ich will das grosse Heidenmeer sehen! Ich hab' mich nach ihm gesehnt — gesehnt. Ich habe mir grosse, rosenfarbene Muscheln ans Ohr gedrückt und halbe Tage gehorcht, was sie mir rauschten, raunten und sprachen. Lasst mich hinaus! Ich will hin! Meer! Grosses Heidenmeer! Sei mir gegrüsst! Ich komme zu dir. Warte nur. Halte mir einen Delphin bereit — er soll mich nach Helixoia tragen!

Alf:

Was ist Helixoia, Knabe?

Helios:

Weisst du das nicht? So lass dir's von meinem Vater erzählen, Mann. Dort lebt ein Volk, ganz anders als ihr. Und immer im neunzehnten Jahre kommt Apollo zu ihnen herab, tanzend, Kithara spielend und von kreisenden Schwärmen singender Schwäne begleitet. Sei mir gegrüsst, du Meer!

Alf:

Hast du das Meer noch niemals gesehen?

Helios:

Niemals! Nein! Ich will hin!

Alf:

Du kannst nicht hier hinaus. Du versinkst im Sumpfwasser.

Helios:

Ich springe hinüber.

Alf:

Ich höre Ruderschläge. Seid still! Es ist die Stunde, in welcher der König hinauszurudern pflegt.

Helios:

Kann man ihn sehen, wenn man sich hier verborgen hält?

Alf:

Sei still und rühre dich nicht.

Helios:

Euer König ist krank?

Alf (bewegt):

Ja!

Helios?

Euer König ist schön?

Alf:

Unser König ist schön und krank.

Helios:

Sie sagen, es gleiche sein Haupt der weissen Lilie, welche auf schwarzem Wasser ruht. . . .

Alf:

Still! Dort ist er.

Helios:

Weshalb rudert er doch hinaus — so allein des Nachts?

Alf:

Niemand hat es erforscht. Unsere Fischer meinen, man höre in stillen Nächten, draussen, vom Grunde des Meeres herauf, Glocken läuten — und wer diese Glocken einmal gehört, so meinen sie, der müsse sie hören und wieder hören und verginge in Sehnsucht nach der Tiefe.

Helios:

Hat euer König die Glocken gehört?

Alf:

Das weiss euch Niemand zu sagen.

Helios:

Ist euer König jung?

Alf:

Dreissig Sommer. Hört ihr, wie langsam, langsam er mit den Rudern ins Wasser taucht. Gebt Acht, jetzt könnt ihr das silberne Kreuz an der Spitze des Nachens sehen. Er biegt um die Erlen — da — jetzt leuchtet der Mond in sein Gesicht.

Helios (verzückt):

Ich sehe ihn. Ich sehe sein Gesicht.
(Starrt hinaus und versinkt in Schauen.)

Spielmann (wie im Traum):

Es ist ein junger König.
Und es zieht ihn ins Dunkel.
Es umhüllt ihn ein schwerer Traum.
— — — — — — — — — — — —

* * *

Otto v. Holten, Kunst- u. Buchdruckerei
Berlin C., Neue Grün-Strasse 13

Roſe Bernd

Schauſpiel / von

Gerhart Hauptmann

Berlin, S. Fiſcher, Verlag

Von Gerhart Hauptmann erſchienen im gleichen Verlage:

Bahnwärter Thiel. Der Apoſtel. Novelliſtiſche Studien. 6. Auflage.
Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama. 9. Auflage.
Das Friedensfeſt. Eine Familienkataſtrophe. 5. Auflage.
Einſame Menſchen. Drama. 17.—18. Auflage.
De Waber. Schauſpiel aus den 40er Jahren. Originalausgabe. 2. Auflage.
Die Weber. Schauſpiel aus den 40er Jahren. Übertragung. 29.—30. Auflage.
College Crampton. Komödie. 6. Auflage.
Der Biberpelz. Eine Diebskomödie. 10. Auflage.
Hannele. Eine Traumdichtung. Illuſtriert (vergriffen).
Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung. 12. Auflage.
Florian Geyer. 6. Auflage.
Die verſunkene Glocke. Ein deutſches Märchendrama. 57.—58. Auflage.
Fuhrmann Henſchel. Schauſpiel. Originalausgabe. 16. Auflage.
Fuhrmann Henſchel. Schauſpiel. Übertragung. 12. Auflage.
Schluck und Jau. Spiel zu Scherz und Schimpf. 10. Auflage.
Michael Kramer. Drama. 9.—10. Auflage.
Der rote Hahn. Tragikomödie. 7.—8. Auflage.
Der arme Heinrich. Eine deutſche Sage. Mit Buchſchmuck von H. Vogeler. 14.—23. Auflage.
Roſe Bernd. Schauſpiel. 2.—8. Auflage.

Roſe Bernd

Schauſpiel in fünf Akten

von

Gerhart Hauptmann

Berlin 1903
S. Fiſcher, Verlag.

BERLIN

Den Bühnen und Vereinen gegenüber als Manuſkript gedruckt.
Sowohl Aufführungs- als Nachdrucks- und Überſetzungsrecht
vorbehalten
Copyright 1903 by S. Fischer, Verlag, Berlin.

1959. 12

Perſonenverzeichnis

Bernd
Roſe Bernd
Marthel
Chriſtoph Flamm
Frau Flamm
Arthur Streckmann
Auguſt Keil
Hahn,
Heinzel, } Feldarbeiter
Golliſch,
Kleinert,
die alte Golliſchen
die Großmagd
die Kleinmagd
ein Gendarm

Erſter Akt

Eine ebene, fruchtbare Landſchaft. Klarer, ſonnig warmer Morgen im Mai. Schräg von links nach rechts und aus dem Mittelgrunde nach vorn verläuft ein Feldweg. Die Felder zur Rechten liegen ein wenig höher als dieſer. Am weiteſten nach vorn ein kleines Fleckchen Kartoffelland, über dem das grüne Kraut ſchon ſichtbar iſt. Ein kleiner blumiger Graben trennt Weg und Feld, links auf der etwa mannshohen Böſchung ein alter Kirſchbaum, rechts Haſelnuß- und Weißdornbüſche; ungefähr parallel dem Wege und in ziemlicher Entfernung hinter ihm wird durch Weiden und Erlen der Lauf eines Baches bezeichnet. Vereinzelte Gruppen alter Bäume geben der Landſchaft etwas Parkartiges. Links im Hintergrund zeigen ſich die Dächer und der Turm eines Kirchdorfes zwiſchen Büſchen und Baumwipfeln. Rechts vorn am Weg Kruzifix. Es iſt Sonntag.

Roſe Bernd, ein ſchönes und kräftiges Bauernmädchen von zweiundzwanzig Jahren, kommt erregt und mit geröteten Wangen links hinter Büſchen hervor und läßt ſich an der Wegböſchung nieder, nachdem ſie ſcheue Blicke forſchend nach allen Seiten gerichtet hat. Sie geht barfuß, ihr Rock iſt geſchürzt, Arme und Nacken ſind bloß; ſie bemüht ſich, einen ihrer blonden Zöpfe, der aufgelöſt iſt, ſchnell wieder zu flechten. Ganz kurz darauf kommt von der anderen Seite aus dem Gebüſch ein Mann geſchlichen. Es iſt der Erbſcholtiſeibeſitzer **Chriſtoph Flamm**. Auch Flamm macht einen ſcheuen, aber auch zugleich beluſtigten Eindruck. Er iſt ein ſtattlicher, ſportlich, aber nicht geckenhaft gekleideter Mann, an Jahren dem vierzigſten nahe. Schnürſchuhe, Jagdſtrümpfe. Er hat einen Riemen mit Lederflaſche umgehängt. Im ganzen iſt Flamm eine kernige, friſche, lebensluſtige, breitſchultrig imponierende und durchaus ſympathiſche Erſcheinung. Nachdem er ſich in gemeſſener Entfernung von Roſe ebenfalls an der Böſchung niedergelaſſen hat, blicken beide ſich erſt ſtumm an und brechen dann in ein unaufhaltſames Gelächter aus.

Flamm,

mit ſteigendem Übermut immer lauter und herzlicher herausſingend und dabei wie ein Kapellmeiſter Takt ſchlagend:

Im Wald und auf der Heide
Da ſuch' ich meine Freude!
Ich bin ein Jägersmann!
Ich bin ein Jägersmann!

Roſe

hat, durch den Geſang zuerſt erſchreckt, dann immer mehr beluſtigt, aus der Verlegenheit heraus mehrmals hineingelacht.

Nee aber, Herr Flamm . . .

Flamm,

forſch.

Immer ſing' mit, Roſine!

Roſe.

Ich kann ja nich ſingen, Herr Flamm.

Flamm.

Das is ja nich wahr, Roſine! Ich hör' dich doch oft genug ſingen im Hofe:

Ein Jäger aus Kurpfalz . . . Na!? —
Der reitet durch den grünen Wald.

Roſe.

Das Lied kenn' ich ja gar nich, Herr Flamm.

Flamm.

Du ſollſt nich immer Herr Flamm ſagen! Na?

Mädel ruck ruck ruck
An meine grüne Sei—ite!

Roſe.

ängſtlich.

Die Kirchleute kommen ja gleich, Herr Flamm.

Flamm.

Laß ſe kommen! — Er ſteht auf und nimmt aus dem hohlen Kirſchbaum links ſeine Flinte. Ich wer' mir jedenfalls die Knarre wieder umhängen. So. — Hut! Piepe! — Nu kenn' ſe kommen wegen mir. Er hat das Gewehr umgehängt, den Hut mit Spielhahnfeder zurechtgeſetzt, die kurze Tabakspfeife aus der Taſche und in den Mund genommen.

Sieh mal: knüppeldick Vogelkirſchen. Er hebt eine Hand voll Kirſchen auf und weiſt ſie Roſe. Mit Kraft von innen heraus: Roſine, ich wünſchte, du wärſt meine Frau!

Roſe.

O jemerſch, Herr Flamm!

Flamm.

Bei Gott, Roſine!

Roſe,

mit ängſtlicher Abwehr.

Aber nee, nee!

Flamm.

Roſine! Reich mir mal deine grundtreue, grundbrave Tatze her. Er hält ihre Hand und läßt ſich dabei nieder. Bei Gott, Roſine! — Sieh mal, ich bin ein verflucht eigentümlicher Kerl! Ich hab' meine Mutter ganz verflucht gerne, ſiehſte wohl . . .

Roſe

verbirgt das Geſicht im vorgehaltenen Arm.

Ich tät' egelganz in de Erde ſinken.

Flamm.

... ich hab' meine Frau ganz verſflucht gerne, ſag' ich dir ... aber — die Geduld reißt ihm ... daß geht ſe gar nichts an!!

Roſe

muß wiederum gegen ihren Willen lachen.

Nee, iber Ihn aber o, Herr Flamm!

Flamm,

herzhaft bewundernd.

Mädel, du biſt ein ſchönes Frauenzimmer! — Ach Mädel, du biſt ein bildſchönes Frauenzimmer! — Sieh mal an: Mutter ... das is ſo 'ne eigentümliche Geſchichte mit Mutter und mir. Das läßt ſich gar nich ſo einfach auseinander polken. Hennerjette, weißt du ja doch, is krank. Se liegt ſeit geſchlagenen neun Jahren im Bette oder kriecht vielleicht mal in den Rollſtuhl heraus. — Na, zum Donnerwetter, was ſoll denn das mir nützen?! Er faßt ſie beim Kopf und küßt ſie heftig.

Roſe,

unter den Küſſen erſchrocken.

Die Kirchleute kommen!

Flamm.

Denkt niemand dran! — Warum haſt du's denn heute ſo mit 'n Kirchleuten?

Roſe.

Weil Auguſt doch o in der Kirche is.

Flamm.

Die Mucker ſind immer in der Kirche! Wo ſoll'n denn die Mucker anders ſein? Roſine, 's is doch noch nich mal halb elſe, wenn's aus is, fängt doch och's Lauten an — Nee, nee! und um Mutter brauchs du nich Angſt haben.

Roſe.

Ach Chriſtoph, die ſieht en doch manchmal an, 's is reene zum in de Erde ſinken.

Flamm.

Du kennſt eben meine Alte nich! Mutter is ſchlau, die ſieht durch drei Bretter! Aber deshalb ... ſie is och ſo gut wie 'n Schaf ... Und wenn die flugs wißte, was zwiſchen uns is —: 'n Kopf würde die uns noch lange nich abreißen.

Roſe.

Nee! Nee! Ach! um Gotteswille, Herr Flamm!

Flamm.

Ach was, Roſine! 'ne Priſe? Hm? — ... *Er ſchnupft.* Ich ſage nochmal: Is mir alles ganz gleichgiltig! *Mit Entrüſtung:* Wo ſoll ſchließlich 'n Kerl wie ich hin damit? — Na, was denn? Was is denn nun los, Roſine? — Du weißt doch, wie ernſt mir die Sache is. Laß mich doch mal 'n bißchen drauf los pulvern.

Roſe.

Herr Chriſtoph, Sie ſind a ſo gutt mit mir ...! *Sie küßt, Tränen im Auge, inbrünſtig aufwallend, Flamms Hand.* ... Aber ...

Flamm,

einigermaßen betroffen.

Gut? Kunſtſtück! Hol' mich der Schinder, Roſine! Gut zu dir ſein is gar nichs geſagt. Wenn ich frei wäre, würd' ich dich heiraten. Ich bin 'n verſahrner Kerl, ſieh mal an! Von früheren Choſen gar nicht zu reden! Ich paſſe vielleicht ... ja, wer weiß nu wohin!? — Ich könnte jetzt Oberforſtrat ſein! Und doch, wie der Alte ſtarb: heidi nachhauſe! Karriere ſofort an 'n Nagel gehängt. Ich bin nu mal nich für den höheren Schwindel. Mir is alles hier noch viel zu kultiviert. Blockhaus! Flinte! Bärenſchinken! Und wenn eener kommt: Ladung Schrot in 'n Hintern — —

Roſe.

Aber das geht doch halt nich, Herr Flamm! — Und .... 's muß doch amal och a Ende hab'n.

Flamm,

in ſich hinein.

Himmel, Kreuz Schockſchwerebrett nich nochmal! Hat denn der Schwerenots-Mucker nich Zeit? Bleibt für den Kerl denn nich noch zu viel übrig? Nee, Mädel, den führt' ich gehörig ab.

Roſe.

Ich hab'n woll lange genug hingehalten. Über zwee Jahre wart't a nu ſchonn. Nu drängt er mich eemal. A wart't ni mehr! Und's kann o nu wirklich ſo ni mehr gehn.

Flamm,

wütend.

Das is alles Unſinn, verſteht ihr mich! Bis jetzt haſt du für deinen Vater geſchuftet, haſt gar keine Ahnung, was Leben heißt, und jetzt willſt du dich noch bei dem Buchbinder vorſpannen. Das is 'ne Gemeinheit, ſag' ich bloß: einen Menſchen ſo bis auf die Knochen ausnützen! Wenn du weiter nichts willſt, dazu iſt immer noch Zeit.

Roſe.

Nee, Chriſtoph ... Das ſagen Sie ſo, Herr Flamm! Aber wenn Sie in ſolchen Umſtänden wären: Sie möchten woll auch andrer Meinung ſein. — Ich weeß, wie wacklig der Vater is! De Herrſchaft hat uns die Wohnung gekindigt. 's ſoll glob' ich 'n neuer Kihſchaffer rein! Und dann is das halt o ſei Lieblingsgedanke, daß endlich amal nu ane Ordnung wird.

Flamm.

Da ſoll doch dein Vater den Keil Auguſt heiraten! Wenn er ſo vernarrt in den Menſchen is. Er is ja förmlich verbohrt in den Menſchen. Das ſtreift ja ſchon an Beſeſſenheit.

Roſe.

Sie ſind eben ungerecht, Herr Flamm.

Flamm.

Sag' lieber ... Na was denn? ... Was ſag' ich denn gleich? ... Ich kann die Gebetbuchviſage nicht riechen! Er koſtet mich Überwindung, der Menſch. Gott verzeih mir's und dir hauptſächlich, Roſine! Weshalb ſoll ich vor dir denn nich offen ſein. Kann ſein, daß er ſeine Meriten hat! Er ſoll ſich ja wohl ſechzehn Groſchen erſpart haben. Deshalb kriecht man doch nich in den Kleiſterpott.

Roſe.

Nee, Chriſtoph! Reden Se bloß ni a ſo! das darf ich wahrhaftigen Gott nich mit anheeren! — Auguſt hatt o ausgeſtanden genug! — Dem ſeine Krankheit und dem ſei Unglicke ... das tutt een ja in de Seele leid ...

Flamm.

Euch Frauenzimmer begreift einer nich! Eine kluge und reſolute Perſon, und dann plötzlich ſoll man auf einen Punkt treffen, da ſtaunt man, wie dumm ihr doch eigentlich ſeid. So ſtupide, weiß Gott, wie de Gans, wenn's donnert. In der Seele weh tun: was heißt denn das? Da kannſt du ja och 'n Zuchthäusler heiraten: aus Mitleid oder aus Blödigkeit. Du ſollſt deinem Vater geheerig was uffmucken. Was geht denn dem Auguſt ab, ſag' emal? Er is im Waiſenhaus groß gewachſen und hat ſchließlich doch ſeinen Weg gemacht. Willſt du nich, ſuchen ſe dem eene andre. Damit wiſſen die Brüder im Herrn ja Beſcheid.

Roſe,

mit Entſchluſſe.

Ich will ni! Und — 's muß eemal ſein, Herr Flamm! — Was de geſchehn is, bereu ich nich: Wenn ich o hab genug in der Stille mußt leiden. Ich meene für mich a ſo in der Zeit. Mags doch! Das is o jetz nich mehr zu ändern. Aber: 's muß eemal nu och ſei Ende han — und 's geht und geht nu nimehr a ſu weiter.

Flamm.

's geht ni mehr! Sag' mal: was heißt denn das?

Roſe.

Halt ... weil's eben eemal ni anderſcher is. Hinziehen kann ich 'n nu nimehr länger: das leid o der Vater weiter ni. Und a hat o deswegen ganz recht in der Sache. Ach Gott, Maria und Jeſus Chriſt! 's mag meinethalben ni leichte ſein! Aber wenn man's wird von der Seele hab'n ... ich weeß ni — ſie faßt an ihre Bruſt: man heeßt's, glob' ich, Herzgeſpann. Ich hab ordntlich manchmal richtig Herzſchmerzen ... Da muß een doch och wieder anderſcher wer'n. — —

Flamm.

Na, dann is jetz weiter nich viel zu machen. — 's is Zeit! Ich muß nu nachhauſe gehn. Er ſteht auf und wirft das Gewehr über die Schulter. Auf Wiederſehn! — Adje, Roſine.

Roſe

ſtarrt ohne zu antworten vor ſich hin.

Flamm.

Was iſt denn, Roſine? Auf Wiederſehn.

Roſe,

ſchüttelt den Kopf verneinend.

Flamm.

Nich? Hab' ich dich etwa beleidigt, Roſine?

Roſe.

Aber nimehr a ſo — wie jetz — Herr Flamm.

Flamm,

von plötzlicher Liebesraſerei hingeriſſen.

Mädel und wenn ich mich unglücklich mache ... Er umarmt und küßt ſie leidenſchaftlich.

Roſe,

nach einigen Augenblicken jäh erſchrocken.

Um Gotteswille! — 's kommt eens, Herr Flamm.

Flamm,

beſtürzt, ſpringt auf, hinter den Buſch und verſchwindet.

Roſe

ſteht ſchnell auf, ſtreicht haſtig das Haar und die Kleider zurecht, ſieht ſich angſtvoll um, bemerkt niemand, nimmt alsdann die Hacke und beginnt das Kartoffelland zu bearbeiten . . .

Nach einem Weilchen kommt, von ihr nicht bemerkt, der Lokomobilenmaſchiniſt **Arthur Streckmann** im Sonntagsſtaat. Er iſt ein ſogenannter ſchöner Mann, groß, breitſchultrig, in ſeinem Weſen von einer geckenhaften Gewichtigkeit. Er hat einen langen bis auf die Bruſt reichenden blonden Bart. Man ſieht an ſeiner Haltung, ſeiner Kleidung, die, vom rückwärts ſitzenden Förſterhütchen an bis zu den ſpiegelblank geputzten Schaftſtiefeln, dem Gehrock und der geſtickten Weſte tadellos iſt, daß Streckmann außergewöhnlich viel ſowohl von ſich hält als auch auf ſich hält und daß er ſich ſeiner beſonderen Schönheit vollkommen bewußt iſt.

Streckmann,
als ob er jetzt erſt Roſe bemerke, mit geſchraubt ſchönem Organ.
Tag, Bernd Roſine.

Roſine
wendet ſich erſchrocken.
Tag, Streckmann! Unſicher: Wo kommſt'n du d'n her? — Aus der Kirche?

Streckmann.
Ich hab' mich zeitlicher fortgemacht.

Roſe,
erregt und mit Vorwurf.
Weg'n waas denn? — Kunnt'ſt ni aushalt'n, de Predigt?

Streckmann,
forſch.
Halt . . . weil's a ſo ſcheen heute draußen is! — Ich hab' o mei Weib in der Kirche gelaſſen. Ma muß o amal für ſich ſelber ſein.

Roſe.
Ich tät' lieber in der Kirche ſein.

Streckmann.

Weiber geheeren och in de Kirche.

Roſe.

Du haſt wull o Sünd'n genug uff'n Puckel! Du kennſt o deswegen was abbeten geh'n.

Streckmann.

Mit unſen Herrgott ſteh' ich ſehr gutt! A nimmt's ni ſehr genau mit meinen Sinden.

Roſe.

Na, na.

Streckmann.

A bekimmert ſich nich viel um mich.

Roſe.

A eingebildter Laps bis du!

Streckmann

lacht voll und affektiert.

Roſe.

Wenn du a richtiger Moan biſt dahier, da brauchſt du bei Weib derheeme ni durchpriegeln.

Streckmann,

mit leuchtenden Augen.

Erſcht grade! Erſcht recht! Das geheert ſich a ſo! Euch Weibern muß ma a Meiſter zeigen.

Roſe.

Bild' d'r ock keens Schwachheiten ein.

Streckmann.

Jawull! A ſo is! Was Recht is, muß Recht bleiben! Und da bin ich o ſtets immer zum Ziele gekomm.

Roſe

lacht gezwungen auf.

Streckmann.

Die Leute ſagen, du willſt wegzieh'n von Flamm?

Roſe.

Ich bin doch bei Flamm weiter gar nich im Dienſte. Du ſiehſt's ja, ich hab' woll ernt andres zu tun.

Streckmann.

Du haſt doch erſcht geſtern bei Flamm geholfen.

Roſe.

Meinswegen! Ich helfe, ich helfe ni! — Bekimmert ihr euch ock um eure Sachen.

Streckmann.

Iſ's wahr, d'r Voter is umgezogen?

Roſe.

Zu wem denn?

Streckmann.

Zu Auguſten ins Lachmannſche Haus.

Roſe.

Das hat Auguſt erſch noch garnich gekoſt! — Da wiſſen ſe mehr wie ich, de Leute.

Streckmann.

Se ſagen o jetz, ihr wollt balde Huxt machen.

Roſe.

O red't ihr meinswegen immerzu.

Streckmann,

nach einigem Stillſchweigen, nachdem er ſich ihr einige Schritte genähert hat, breitbeinig aufgepflanzt.

Recht haſte! Das kommt o noch immer zurecht! — A

Pracht-Mädel wie du, hats ni ängſtlich mit heiratn: die ſoll ſich irſcht richtig ausamiſiern! Ich lacht'n ja ooch ins Geſicht nei'. Und's mocht's ja dem Kerle a keener nich glooben.

Roſe,
ſchnell.
Wer ſagt's denn?

Streckmann.
Keil Auguſt!

Roſe.
Auguſt ſagt's? — Das hat a von dem verdammten Rumred'n.

Streckmann,
nach einigem Stillſchweigen.
Auguſt is zu a kräklicher Kerl . . .

Roſe.
Ich will niſcht heer'n! Laßt ihr mich zufriede! Euer Gehändel ſchert mich niſcht! Da is eener akrat a ſoviel wert wie d'r andre.

Streckmann.
Das heeßt!! Ock bloßig uf Forſche nich.

Roſe.
O jee! Deine Forſche, die kennt ma ſchonn. Ma braucht bloß a wing bei a Weibern rumheeren. A ſu eener iſt woll ernt Auguſt ni.

Streckmann
lacht, ſchwerenöterhaft.
Streit ich das etwan?

Roſe.
Das kennt'ſt du o ni.

Streckmann,

ſcharf durch gekniffene Lider blickend.

Mit mir is eemal ſchlecht Kirſchen eſſen. Was ich will bei am Weibe, das ſetz' ich o durch.

Roſe,

höhniſch.

Na hee!!

Streckmann.

Na hee! Was wett' mer, Roſine! Du haſt woll o oft ſchonn nach mir geſchielt. Er hat ſich ihr genähert und will ſie umfaſſen.

Roſe.

Bild' d'r niſcht ein, Streckmann! — Bleib' mer vom Leibe.

Streckmann.

Werſch doch . . .

Roſe

ſtößt ihn zurück.

Streckmann!! — Ich hab' dir'ſch geſagt! — Ich will von euch ganzem Mannsvolk niſcht wiſſ'n. — Geh deiner Wege.

Streckmann.

Was tu' ich d'r denn? — — — Nach einigem Stillſchweigen mit halb boshaftem, halb verlegenem Lachen: Nu wart ock! Du kommſt mer ſchonn noch amal! Ich ſag' d'rſch: du mußt mer ſchonn noch amal kumma! Magſt du doch noch ſo ſehr ſcheinheilig tun. — — — Da ſteht a Kreuze! Da ſteht a Baum! — Verpucht noch amol! Das ſind ſo 'ne Sachen! — Ich hab' manches ausgefreſſen, jawoll! — Aber . . . unter am Kreuze . . . a ſo mecht ma ſprechen . . . Ich bin ſonſt ni aſo, aber da ſchamt ich mich woll. Was wär' wull d'r Voter und Auguſt ſagen? Zum Beiſpiel: der Birnbaum dahier, der is hohl. Nu alſo: hie hat ane Flinte geſtand'n.

Roſe

hat unter der Arbeit immer mehr aufgehorcht. Nun, unwillkürlich, wachsbleich und bebend.

Woas red'ſt du? —

Streckmann.

Niſchte! — Ich ſag' weiter niſcht. — Aber wo eener gar keene Ahnung dran hat und tutt o mit gar keener Ader ni dran denken, da tutt ſich aſo eene ſchauderhaft.

Roſe,

erſchrocken, ihrer nicht mächtig, ſpringt vor ihn hin.

Waas haſt du geſoat?

Streckmann,

ihren furchtbaren Blick aushaltend.

Ich ſoate: a ſu eene!

Roſe.

Woas heeßt doas: a ſu eene?

Streckmann.

Das heeßt weiter niſcht.

Roſe

ballt die Fäuſte, durchbohrt ihn in einer ungeheuren Aufwallung von Wut, Haß, Angſt und Beſtürzung mit den Augen, bis ſie im Gefühle ihrer Ohnmacht die Arme ſinken läßt und faſt wimmernd die Worte hervorſtößt:

Ich wer' mir mei Recht ſchonn verſchaffen dahier! — Den rechten Arm vor die weinenden Augen haltend, mit der Linken die Schürze heraufnehmend und ſich ſchnäuzend, begibt ſie ſich ſchluchzend und gebrochen an ihre Arbeitsſtelle zurück.

Streckmann

blickt ihr noch mit dem alten Ausdruck boshafter Kälte und Entſchloſſenheit nach. Allmählich aber ſetzt bei ihm ein unwillkürliches Lachen ein, was ſich zu einem lauten Ausbruch Bahn bricht.

Das is ni andrſch! Mach d'r niſcht draus. — Was denkſt du ock egentlich von mir, Bernd Roſe? — Was denn? — Was hat's denn? Das ſchatt doch ernt niſcht!! —? Warum ſoll man a Leuten kee X fer a U machen? Weshalb denn ni? — Warum ſein's a ſo tumm! — Die de das kenn, das ſein mir de liebſta Frauvelker! Freilich enner wie ich bin, der weeß Beſcheid! — Globſt d' es, ich hab' das ſchonn immer gewußt.

Roſe,

außer ſich.

Streckmann! Ich tu' mer a Leed's a! Verſtanden! Oder geh' von dem Ackerfleckl weg! — Jich bin ... mir is ... 's paſſiert a Unglicke!!! —

Streckmann,

ſitzt am Rain, ſchlägt ſich mit den flachen Händen auf die Kniee.

Nu jemerſch ock jemerſch! Jeſes nee nee! Ich wer' woll glei geh'n und dich überall ausrichten? Dich iberall durch a Hechel zerr'n? Was geht denn das mich an, mecht ich bloß wiſſen, was du fer Fahrten und Zicken machſt.

Roſe.

Ich häng' mich d'rheeme an a Stubenbalken! Schubert Mariele hat's o ſo gemocht.

Streckmann.

Mit der, das war a ganz and'r Ding! Die hat andre Colazien hat die verbrochen! Und ich hab' iberhaupt niſcht mit'r gehabt.

Aſo was is lange noch nich zum Uſſhängen. Da gäb's woll längſt keene Weiber ni mehr! — Das is ebens wie's ebens iberall is: ma ſitt wo man hinſitt, es is eemal ni anderſch. Nu ja . . . ma muß lachen! Mehr is weiter nich. Wie ſitt bloßig dei Voter von oben runter! A ſchielt een ei Grund und Boden nei! Da is ma . . . da mecht man ſich reene verkriech'n, weil man monchmal a bisl' niſchnitzig is. Nu da! Kehr du ock vor deiner Tiere!

Roſe,

zitternd, in Angſtſchweiß.

O Jeſus Maria und Joſeph nee nee!

Streckmann.

Nu ſag' mir amal, hab' ich etwa ni Recht, ihr hatt doch 's Frommtun mit Leffeln gefreſſen: Keil-Auguſt, d'r Vater und du d'rzu!? Mit der Bigoterie kan nich freilich nich mitmachen.

Roſe,

mit neuem verzweifeltem Anlauf.

Das is an Lieche, du haſt niſcht geſehn . . .!

Streckmann.

Was? — niſcht geſeh'n? — Nu verknucht nochamal! Da muß ich getraumt han! — Ich weeß nu nich andrſch! — Wenn dus ni Flamm-Schulze von Dießdorf war! Ich ha' heute noch kee Treppla getrunka.

Hoot a dich ni bei a Zeppa kutſchiert? — Hoot a dich ni ei de Weida geſchmiſſa? — *Mit unbändigem Gelächter.* E hoot dich wull urntlich beim Kuppe gehoat. —

Roſe.

Streckmann! Ich ſchlo' d'r a Schadel ei!

Streckmann,

immer noch lachend:

Na heer ock! Was denn? Du werſcht doch nich etwan! Weshalb denn ni? Ich verdenk' d'rſch ni. Wer zuerſcht kommt, mahlt zuerſcht: das is hier ni anderſch. Bloß wenn a's ernt wißte, da ſäh'g ich ni hin.

Roſe,

ohnmächtig weinend und wimmernd, dabei krampfhaft arbeitend.

Darf ſich a ſu a Kerl a ſu was rausnahma?

Streckmann,

brutal, wütend.

Du nimmſt dir was raus! Ich nahm mir niſcht raus! Ich weld' mir ju gerne genug o was rausnahma: wo Flamm-Schulze hierreicht, kumm ich o no mit.

Roſe,

faſſungslos ſchreiend und weinend zugleich.

Ich hab' mich mei Lebtag orndtlich gehalten! 's ſoll eener kommen und red't mir was nach! Ich hab' drei kleene Geſchwiſter verſorgt! Ich bin morgens um drei bin ich uffgeſtanden! Ich hab' mir kee Treppla Milch nich vergönnt! Das wiſſen de Menſchen! Das weeß jedes Kind ...

Streckmann.

Deswegen brauchſt du kenn ſuna Lärm macha! — De Kirchleute kumma, ſe läuten ſchonn. Du kannſt umgänglich mit an Menſchn ſein! Ihr tutt ja grade vor Huchmutt plaza. Kann ſein ... 's ſieht ju o oll's drnach aus! Ich wer' o das weiter ni etwan verreden, daß du urd'ntlich rackern und knauſern kannſt. Aber ſuſter ſeid ihr ni mehr wie mir andern.

Roſe,
in höchſter Angſt in die Ferne blickend.
Is das ni Auguſt, der dorte kommt?

Streckmann
blickt in der gleichen Richtung gegen das Kirchdorf. Mit Geringſchätzung.
Wo denn? — Nu freilich! — Das ſein die Zweebeeda! — Se ſtiefeln grade ums Pfarrgartla rum. — Nu was denn? — Du meenſt woll, ich ſollde mich furtmacha? — Vor den Gebetbichla-Hengſta fürcht ich mich nich!

Roſe,
in fliegender Angſt.
Streckmann, ich hoa mir zwelf Toler eribricht . . .

Streckmann.
Roſinla, du huſt dir viel mehr derſpart!

Roſe.
Nu gutt! Ich geb' d'r mei ganzes Bisla! Ich ſchmeiß dr doas ganze Gelumpe hin! . . . Ich bring' dir'ſch uff Heller ſer Pfennig, Streckmann, ock hab' du Derbarma . . .
Sie ſucht flehentlich ſeine Hände zu ergreifen, die er zurückzieht.

Streckmann.
Ich nehme kee Geld.

Roſe.
Streckmann!!! Um alls ei dr Welt nee nee . . .

Streckmann.
Nu mecht ich bloß ſehn, ob du wirſcht zur Vernunft kumma.

Roſe.
Wenn doas e Menſch im Dorfe derfährt . . .

Streckmann.

Das leit bei dir! Das braucht kee Menſch wiſſa. Du brauchſt bloß ni druf anlegen, do heert keener niſcht. — *Verändert, leidenſchaftlich:* Nu was denn? Ich bin ebens vernarrt ei dich ...

Roſe.

In welches Frovolk tätſt du ni vernorrt ſein!

Streckmann.

Nu gutt! Das kann ich ni ändern dahier. Wo unſereens hinkommt mit dr Dreſchmaſchine, uff all den Gitern eim Lande rum, da braucht eener o ni ver Nachrede ſorg'n. Ich weeß am beſt'n, wie's mit mir ſteht. Ehb Flamm kam — vu Auguſten red' ich ni! — hatt' ich ſchon a Auge uff dich geſchmiſſa! Was ich dadran gewirgt hab', das weeß keener nich. *Mit eiſernem Eigenſinn.* Aber ſull mich d'r Teifel ärſchlich hulln ... maags doch! 's kommt wie's kommt, Roſine! Zu ſpaßa is weiter jetzt mit mir ni! — 's is m'r eemol jitzt iber a Weg gelauf'n! —

Roſe.

Woas denn?

Streckmann.

Das wirſcht du ſchonn balde ſahn.

Auf dem Feldwege kommt **Martel**, *die jüngere Schweſter Roſes, geſprungen, ſauber und ſonntäglich gekleidet. Sie iſt noch ausgeſprochen ein Kind.*

Martel

ruft.

Roſe, biſt du's? — Was machſt du denn hier?

Roſe.

Ich muß doch das Fleckel noch fertig hacken. Warum habt ihr's am Sonnabend liegen gelaſſen!

Martel.

O Jeſſes nee, Rosla, wenn Vater kommt!

Streckmann.

Wenn's was einbringt, wird a d'r a Kopp ni abreißen! Da kennt ma doch etwa a alten Bernd.

Martel.

Wer is denn das, Rosla?

Roſe.

O frag mich ni!

Auf dem Feldwege vom Kirchdorfe her kommt der alte **Bernd** in Gemeinſchaft mit **Auguſt Keil**. Beide, ſowohl der alte weißhaarige, als auch der jüngere etwa fünfunddreißigjährige Mann, ſind im ſchwarzen Sonntagsſtaat und jeder trägt in der Hand das Geſangbuch. Der alte Bernd iſt weißbärtig, ſein Organ iſt weich, ähnlich, als ob er früher einmal ein ſchweres Lungenleiden überſtanden hätte. Er ſieht ungefähr aus, wie ein ausgedienter, würdiger, herrſchaftlicher Kutſcher. Auguſt Keil, der Buchbinder iſt, hat ein bleiches Geſicht, dünnen dunklen Schnurrbart und Spitzbart, ſchon ſtark gelichtetes Haupthaar und mitunter zuckende Bewegungen. Er iſt mager, engbrüſtig, und die ganze Geſtalt verrät den Stubenhocker.

Bernd.

Is das ni de Rusla?

Auguſt.

Jawohl, Vater Bernd.

Bernd.

Das is dem Mädel ni auszutreiben: wenn's iber ſe kommt, muß ſe rackern gehn! 's is nu wochentags oder am Feiertage — Schon nahe bei ihr. Is ei der Woche denn ni dazu Zeit?!

Auguſt.

Du ibertreibſt, Roſe! Das is ni neetig.

Bernd.

Wenn das unſer guter Herr Paſtor ſähg, das tät'n ja in der Seele bekimmern. A traute gewiß ſeinen Augen ni.

Auguſt.

A hat o wieder gefrogt nach dir.

Streckmann,

anzüglich.

's heeßt ja o, er will ſe fer Wirtſchaftern annehm!

Bernd

ſieht ihn jetzt erſt.

Das is ja Streckmann!

Streckmann.

A ſo lang wie a iis! Das Mädel is fleißig trotz Omſa und Bienn! Und wenn ihr de Rippa eim Leibe zerbrecha. Zum ei dr Kirche ſchloſa, hat die ni Zeit.

Bernd.

Dorte ſchloaſn wir beede o woll ſchwerlich dahier! Ehnder denk' ich, daß andre hier draußen ſchlafen, die de leider no nich geweckt woll'n ſein. Dr Bräutigam is nahe …

Streckmann.

Das ſtimmt wie geſchmiert! Aber de Braut gieht drweil ei de Wickn.

Auguſt.

Du biſt ju recht ſpoßig uffgelegt.

Streckmann.

Das ſtimmt o: ich kennde an Prellſteen umarma …

meinswegen an Klingelbeutelſtiel! Mir is ganz verknucht uchſamäßig zu Mute. Ich lach mer de Plautze zum Halſe raus.

Bernd,

zu Roſe.

Leg' zuſamma, mir wull'n zuhauſe gehn! — Aſu nich! Aſu geh' ich ni heem mit dir! — Leg' du de Hacke dort ei a Kirſchbaum! Dadermit gäb' ma a dieſes Ärgernis.

Auguſt.

Andere laufen ſogar mit de Flinte rum.

Streckmann.

Und andre Teiſel ſogar mit dr Schnapsflaſche. *Er zieht ſeine Schnapsflaſche.*

Auguſt.

Das tutt jeder uff eegne Verantwortung.

Streckmann.

Stimmt! Und derzune uff eegne Koſtn! Kumm, faß dr a Herze und trink amal mit. *Er reicht die Flaſche Auguſten, der ihn nicht beachtet.*

Bernd.

Du weeßt ja, Auguſt trinkt nie keenen Schnaps! — Wo ſteht denn de Dreſchmaſchine jetzt?

Streckmann.

Aber Ihr, Vater Bernd, Ihr mißt mer Beſcheid tun! Wovor ſeid Ihr denn Branntweinbrenner geweſt? — De Maſchine ſteht uff'n Dominium unten.

Bernd

nimmt zögernd die Flaſche.

Weil Ihr'ſch ſeid, Streckmann, ſuſter tät ich's ni! — Wie ich noch uff'n Dominium war, als Verwalter, da mußt ma ja alles machen. Aber gerne hab' ich keen Schnaps ni gebrannt und ei der Zeit hab' ich erſcht recht ni getrunken.

Streckmann,

zu Auguſt, der eine daliegende Schaufel in den Kirſchbaum ſtellt.

Immer ſiehch d'r amal den Kirſchbaum an! Piff, paff, puff! Brauchſt bloß oanlegn und losdricka.

Bernd.

's gibt Menſcha, die gieh'n Sonntags uff de Jagd.

Streckmann.

Flamm-Schulze.

Bernd.

Ebens! Mir hoan a getroffa! 's is ſchlimm! Um die Leute tut's een leed!

Streckmann

bewirft Roſe mit Maikäfern.

Roſe,

zitternd.

Streckmann!!!

Bernd.

Was hat's denn?

Auguſt.

Was ſoll denn das ſein?!

Streckmann.

Niſchte! Mir hoan a Hihnla zu pflicka!

Auguſt.

Pflick deine Hihnla mit wem du willſt! O offa koanſt' ſe meinswegen alleene.

Streckmann,
tückiſch feindlich.
Nimm dich in acht, Auguſt, uffgepaßt!

Bernd.
Friede! Verträglich! In Gottes Namen.

Streckmann.
Die Kräte puſſt immer glei uba naus!

Auguſt.
Ane Kräte is der, der im Groba liegt.

Streckmann.
Auguſt, wir wull'n verträglich ſein. Der Vater hat recht, mir wull'n uns beliebt macha! Das is o ni chriſtlich, wie du glupſcht! Kumm her! Trink miit! Mir trinka amal! Hibſch biſte ja ni, das muß d'r d'r Neid luſſen, aber mit Laſen und Schreiben tuſte Beſcheid wiſſn und huſt o bei Lämmla ins Trockne gebracht! — Nu alſo, ihr ſullt balde fröhliche Hurt machn.

Bernd
nimmt, weil Auguſt keine Miene macht, die Flaſche und trinkt.

Streckmann.
Das rechn' ich mir aber o, Vater Bernd.

Bernd.
Uff an frehliche Hurt, da macht ma ane Ausnahme!

Streckmann.
Akurat! Das gehert ſich! Aſo is recht! — Das is ni, als wenn ich noch Anſpanner wär, wie dazumal ufm Dominium driben, wo ihr mich habt unter d'r Fuchtel gehabt. Heute bin ich woll repetierlich geworn. Wer ermal Kopp hat, der tutt ſein' Weg machen.

Bernd.

Nu ja, wie Gott ebens Segen verleiht! — Zu Auguſt. Trink amal mit uff an fröhliche Hurt.

Auguſt

nimmt die Flaſche.

Die ſoll Gott geben, dadruff braucht ma nich trinken.

Streckmann.

mit den Händen ſeine Schenkel ſchlagend.

Und kleene Auguſtla ſoll er geb'n! Daß de Großvater kann ſeine Freude erlebn! Und der Älſte wo alln ſull Schulze wern! — Jetze lußt aber Rosla o amal mittrinka.

Bernd.

Du flennſt ja, Rosla, was hat's denn mit dir?

Martel.

's tutt ihr ock immerzu aus a Auga truppa.

Auguſt.

zu Roſe.

Trink an Schluck, doß er a Will'n hat.

Roſe

nimmt mit größter Überwindung und angeekelt die Flaſche.

Streckmann.

Na hopp! Immer luſtig! Runder drmit.

Roſe

trinkt zitternd und reicht die Flaſche in unverhohlenem Ekel an Auguſt zurück.

Bernd.

leiſe mit Vaterſtolz zu Streckmann.

Das is a Mädel! Die ſoll a ſich warm halten.

Zweiter Akt

Die große Wohnſtube im Hauſe des Erbſcholtiſeibeſitzers Flamm. Der große, niedrige Raum, der zu ebner Erde liegt, hat eine Tür nach rechts in den Hausflur. Eine zweite Tür in der Hinterwand verbindet das große Zimmer mit einem kleineren, das Herr Flamm ſeine Jagdkammer nennt. Es ſind darin Vorrichtungen zur Anfertigung von Patronen, Kleider und Gewehre hängen an der Wand, ausgeſtopfte Vögel, die man bemerkt, wenn die Türe geöffnet wird, und der ſtandesamtliche Aktenſchrank. Der große Wohnraum macht mit ſeinen drei Fenſtern auf der linken Seite, ſeiner braunen Balkendecke und ſeiner übrigen Einrichtung einen wohnlichen und behaglichen Eindruck. Links in der Ecke ſteht ein großes, altmodiſch geblümtes Sofa, davor ein eichener, dunkel gebeizter Ausziehtiſch. Über dem Sofa an der Wand, dicht beieinander, Hirſchgeweihe und Rehgehörne. Über der Jagdkammertür hängt ein Glaskaſten mit einer ausgeſtopften Rebhuhnfamilie. Weiter nach rechts zunächſt dieſer Tür das Schlüſſelbrett mit Schlüſſeln daran. Nicht weit davon ein Glasſchrank dicht mit Büchern gefüllt. Auf dieſem Glasſchrank ſteht ein ausgeſtopfter Uhu, neben dem Glasſchrank hängt an der Wand eine Kuckucksuhr. Ein großer, bläulich geſprenkelter Kachelofen nimmt die rechte Ecke des Raumes ein. Vor den drei Fenſtern der Linkswand blühende Blumenſtöcke. Das Fenſter in der Nähe des Tiſches ſteht offen. Auch das andere weiter nach vorn. Vor dieſem Fenſter ſitzt im Rollſtuhl **Frau Flamm.** Die Fenſterchen haben Mullgardinen. Unweit des vorderſten Fenſters eine alte, geſchweifte Kommode mit Spitzendecke, Gläſern und allerhand Familienerinnerungen, Nippes und dergleichen darauf. An der Wand darüber Familienphotographien. Zwiſchen Ofen und Flureingang mit der Klaviatur zum Ofen gekehrt ſteht ein alter Flügel mit geſticktem Seſſel. Über dem Klavier mehrere Käſten einer Schmetterlingsſammlung. Vorn rechts ein hellpolierter Rollſchreibtiſch, davor ein einfacher Stuhl. Mehrere ſolcher Stühle, dicht bei dem Schreibtiſch, an der Wand. Zwiſchen den Fenſtern ein alter, mit braunem Leder bezogener Großvaterſtuhl. Über den Tiſch herab hängt eine große, engliſche Hängelampe mit breitem Meſſingrand. Über dem Rollſchreibtiſch an der Wand befindet ſich die große Photographie eines fünfjährigen, hübſchen Knaben in einfachem Holzrahmen. Das Bildchen iſt von einem Kranz friſcher Feldblumen eingefaßt. Eine große gläſerne Schale, mit Vergißmeinnicht darunter, die in feuchten Sand geſteckt ſind. Herrlicher Spätfrühlingstag gegen elf Uhr früh.

Frau Flamm iſt eine matronenhaft ausſehende, anziehende Frau von vierzig Jahren. Sie trägt ein glattes, ſchwarzes Alpakakleid mit altmodiſchem Bluſenſchnitt, ein weißes Spitzenhäubchen auf dem Kopf, ein Spitzenkrägelchen um den Hals, und ihre abgezehrten und feinen Hände ſind halbbedeckt von Spitzenmanſchetten. Ein Buch und ein dünnes Batiſttaſchentuch liegen in ihrem Schoß. Das Geſicht der Frau Flamm hat große, imponierende Verhältniſſe. Ihre Augen ſind hellblau und durchdringend, die Stirn hoch, die Schläfe breit. Ihr Haar iſt bereits grau und dünn, ſie trägt es in korrekteſtem Scheitel. Sie ſtreicht es zuweilen leicht mit den Fingerſpitzen der flachen Hand zurück. Der Ausdruck ihres Geſichtes verrät Wohlwollen. Der Ernſt iſt ohne Härte darin. Um Auge, Naſe und Mund ſpielt viel Schalkhaftigkeit.

Frau Flamm

blickt nachdenklich ins Freie, ſeufzt, vertieft ſich ins Buch, horcht alsdann, ſchließt das Buch, nachdem ſie ein Buchzeichen hineingelegt, wendet ſich nach der Tür und ſpricht mit geſteigerter und ſympathiſcher Stimme.

Immer wer draußen iſ . . . ock immer rein! — Es klopft, die Flurtür öffnet ſich ein wenig und der Kopf des alten Bernd wird ſichtbar. Na wer denn? — Das iß woll d'r Vater Bernd, unſer Waiſenrat und Kirchenvorſteher! Immer kommt ock, ich beiße Euch nicht, Vater Bernd.

Bernd.

Mir wollden gern a Herr Leutnant ſprechen. *Er tritt ein, ihm folgt **Auguſt Keil**, beide ſind wiederum ſonntäglich gekleidet.*

Frau Flamm.

Na, na! Das ſieht ja ſehr feierlich aus.

Bernd.

Gu'n Morg'n, Frau Leutnant.

Frau Flamm.

Scheen gut'n Tag, Vater Bernd! — Mein Mann war vorhin in der Jagdkammer drinne. *Mit Bezug auf Auguſt.* Da is ja auch der Herr Schwiegerſohn?

Bernd.

Jawohl, mit Gottes Hilfe, Frau Flamm.

Frau Flamm.

Nu da nehm Se ock Platz! Da wolln Se woll anmelden? Nu ſoll's woll endlich amal vor ſich gehn.

Bernd.

Jawohl, 's is Gott ſei Dank nu ſo weit.

Frau Flamm.

Das freut mich! Das Warten führt ja zu niſchte! Wenn's eemal ſein ſoll, kurzen Prozeß! — Da hat ſe ſich nu entſchloſſen?

Bernd.

Jawohl! Und mir is auch jetz wirklich a Stein von der Seele. Se hat ja a langes Gewirge gemacht. Jetze drängt ſe dazu aus freien Sticken. Lieber heute wie morgen ſoll Hochzeit ſein.

Frau Flamm.

Das freut mich, Herr Keil! Das freut mich ja, Bernd! —

Chriſtel! — Ich denke, mein Mann wird gleich komm'! — Alſo wär das nu o ins Gleiſe gebracht. — Nu, Vater Bernd, da kennt Ihr von Glick ſagen! Da mißt Ihr ja nu ſehr zufrieden ſein.

Bernd.

Nu 's is auch! Se haben auch Recht, Frau Flamm! — Vorgeſtern haben wir geſprochen zuſamm. Und da hatt Gott ſogar noch mehr Segen gegeben: dann is Auguſt beim Gnadauer Freilein geweſt und die is aſo iberaus mildtätig geweſen und hatt'n dreitauſend Mark geborgt. Da drmit hat a nu kenn das Lachmannſche Haus kaufen.

Frau Flamm.

Ach! wirklich? Is das die Möglichkeit! — Nu da haben Sie's wieder amal, Vater Bernd: wie Se von der Herrſchaft entlaſſen wurden ohne a Stickel Gnadenbrot, da warn Se verzagt und hoffnungslos — 's war ja auch ane richtige Gemeinheit! — Nu hat Gott doch alles zum Gutten gekehrt.

Bernd.

Aſo is! Der Menſch is halt immer kleinmittig.

Frau Flamm.

Nu da! Da ſein Se ja ſcheene raus! Erſchtlich liegt ja das Haus direkt vor der Kirche und dann is auch das ſcheene Stick Land ja dabei! Und Roſe . . . das dächt ich! . . . Verſteht zu wirtſchaften. Nee, nee, da kenn' Se zufrieden ſein.

Bernd.

Was ſo eine Dame fer Segen ſtift'! Nächſt Gott . . . wem hat man's am meiſten zu danken? — Wär' ich beim Gnadauer Freilein im Dienſte geſtanden und hätt' mich für die ſo rungeniert wie hier im Dienſt von unſer Herrſchaft, da mecht ich woll ni ſo zu klagen haben.

Frau Flamm.

Sie haben jetz nich mehr zu klagen, Bernd.

Bernd.

Bei Leibe! gewiß nich! In eener Art ni.

Frau Flamm.

Uff Dankbarkeit kann man im Leben nich rechnen. Mei Vater war vierzig Jahr Oberſerſter und Mutter hat doch hernachert gedarbt. — Sie haben jetz an braven Schwiegerſohn! Sie kenn' in am netten Hauſe wohn' und haben ſogar Ihre Landarbeit. Das all's orndlich vorwärts ſtatt's rickwärts geht, dafir laſſen Sie ock Ihre Kinder ſorgen.

Bernd.

Das hofft man wahrhaftig o ganz gewiß! — Seh'n Se, da zweifle ich mit nichten dran. Wär ſich aſo hat ruſſgearbeit erſchtlich mit Schriften kolpotieren . . .

Frau Flamm.

Wollten Sie nich auch mal Miſſionar werden?

Auguſt.

Da war leider meine Geſundheit zu ſchwach.

Bernd.

. . . Mit Schreiben und Leſen und Handwerk lern und dabei aſu chriſtlich und rechtſchaffen is, da kann ich mei Haupt ganz geruhigt hinlegen und wenn's flugs zum letzten Schlafe is.

Frau Flamm.

Wißt Ihr denn iberhaupt, Vater Berndt, daß mein Mann ſeine Standesamtſachen abgibt? Eure Roſe wird a woll ſchwerlich noch traun.

Bernd.

Se ſind uff'n Rapſe . . .

Frau Flamm.

Ich weeß woll, ich weeß! Roſe hilft ja ooch mitte. Se is heute morgen ſchonn bei mir geweſen. Wenn Se amal gehn wolle . . . glei hinterm Hofe . . . Chriſtel! . . . Das is a . . .

Flamm,

unſichtbar, ruft.

Zur Stelle! Sofort!

Frau Flamm.

Standesamtliche Sachen.

Flamm, ohne Rock und Weſte, erſcheint in der Jagdkammertür. Sein glänzend weißes Hemd ſteht vorn offen. Er iſt damit beſchäftigt, den Doppellauf einer Jagdflinte zu reinigen.

Flamm.

Jawohl. Der Maſchiniſt Streckmann war eben hier. Ich mechte am liebſten gleich ausdreſchen laſſen. Die Maſchine ſteht auf 'm Dominium. Aber da ſind ſe noch lange nich fertig . . . Herr Gott ja! Das is ja d'r Vater Bernd.

Bernd.

Jawohl, Herr Flamm, wir ſind hergekommen. Wir wollten . . .

Flamm.

Eins nach 'n ander! Geduld! Indem er die Flintenläufe vor die Augen hält. Wenn Ihr Standesamts-Choſen habt, Vater Bernd, da ſolltet Ihr lieber 'ne Weile noch warten. Mein Nachfolger wird Rendant Steckel ſein, der nimmt das bedeutend feierlicher.

Frau Flamm,
die, ihre Häkelnadel am Kinn, ihren Mann aufmerkſam betrachtend, zugehört hat.

Nee, Chriſtel, was redſt 'n du da fir Zeug.

Auguſt,
bleich von Anfang an, iſt bei Erwähnung Streckmanns noch bleicher geworden, nun erhebt er ſich feierlich und erregt.

Herr Leutnant, ich will eine Trauung anmelden. — Ich bin mit der Hilfe Gottes bereit, in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Flamm,
nimmt die Gewehrläufe von den Augen, ſagt obenhin.

Das is woll nich meglich! Preſſiert d'n das ſo?

Frau Flamm,
mit Humor.

Was geht denn das dich an, Chriſtel, nee, nee. Laß du doch de Menſchen geruhigt heiraten! Du biſt ſchon d'r richtige Prediger, du! Wenn's dem Manne nachginge, Vater Bernd, gäb's niſcht wie bloß ledige Mannſen und Weibsbilder.

Flamm.

Die Ehe is auch bloß 'n Gimpelfang. — Sie ſind doch der Buchbinder Auguſt Keil.

Auguſt.

Zu dienen!

Flamm.

Sie wohnen in Wandriß drüben? Und hab'n das Lachmannſche Haus gekauft?

Auguſt.

Zu dienen!

Flamm.

Sie woll'n einen Buchladen einrichten?

Auguſt.

Buch- und Papierladen. Ja. Vielleicht.

Bernd.

Hauptſächlich denkt a, Erbauungsſchriften.

Flamm.

Zu dem Lachmannſchen Haus gehört doch auch Land. Das muß doch beim großen Birnbaum ſein?

Bernd und Auguſt,

gleichzeitig.

Jawohl.

Flamm.

Da grenzen wir ja aneinander. Er legt die Gewehrläufe weg und ſucht in den Taſchen nach einem Schlüſſelbund, hernach ruft er hinaus. Minna! Schiebe mal die Frau Leutnant raus! Er nimmt, einige Unruhe verratend, aber mit Reſignation am Schreibtiſch Platz.

Frau Flamm.

Ein ſehr ein chevalresker Mann! A hat aber recht! Ich bin iberfliſſig! Zu dem proppren Stubenmädchen, das hereinkommt und ſich hinter ſie geſtellt hat. Mädel, ſchieb mich ock in de Jagdkammer rein. Du kannſt d'r dei Haar o amal beſſer ufſtecken.

Frau Flamm und das Mädchen ab in die Jagdkammer.

Flamm.

Mir tun die Lachmannſchen Leute leid! — Zu Keil. Sie hatten Erſparniſſe auf dem Grundſtick? — Keil hustet erregt und verlegen. Na ſchließlich iſt das ja einerlei! Wer das Grundſtick hat, kann ſich gratulieren. — Sie wollen alſo? . . . Da fehlt ja die Braut? — Wie denn? — Die Braut iſt wohl widerſpenſtig?

Auguſt,

ſehr erregt und entſchloſſen.

Mir ſein uns einig, ſo viel ich weiß.

Bernd.

Ich geh und hol' ſe herzu, Herr Flamm. Schnell ab.

Flamm,

der ſichtlich zerſtreut den Rollſchreibtiſch geöffnet hat, bemerkt zu ſpät Bernds Verſchwinden. Unſinn, das eilt ja deswegen noch nich. — Er blickt konſterniert einige Augenblicke nach der Tür, hinter der Bernd verſchwunden iſt, dann zuckt er die Achſeln. Macht, was ihr wollt, tut, was ihr ſollt! — Ich will mir doch aber 'ne Pfeife angokeln. — Er ſteht auf, nimmt aus dem Bücherſchrank einen Tabaksbeutel, von der Wand eine kurze Pfeife, ſtopft ſie und zündet an. Dabei zu Auguſt Rauchen Sie?

Auguſt.

Nein.

Flamm.

Und auch ſchnupfen nich?

Auguſt.

Nein.

Flamm.

Und Sie trinken kein Bier, keinen Schnaps, keinen Wein?

Auguſt.

Nichts außer dem Wein beim Abendmahle.

Flamm.

Eiſerne Grundſätze! — Muſterhaft! — Herein! — Es hat doch geklopft? — Oder nich? — Das ſind die verfluchten Tackel geweſen! — Sie quackſalbern manchmal zum Zeitvertreib? — *Auguſt ſchüttelt den Kopf.* Ich dachte, Sie heilen vielleicht durch Gebet! Mir is ſo, als hätt' ich gehert von der Sache.

Auguſt.

Das wär' wohl was anders als Quackſalberei.

Flamm.

Wieſo?

Auguſt.

Der Glaube kann Berge verſetzen. Und was man bittet im rechten Geiſt . . . da is der Vater auch heut noch allmächtig.

Flamm.

Herrein! —? Es hat doch ſchon wieder geklopft? — Herrein! Herrein! In Dreideibelsnamen . . . *Der alte Bernd, ſelbſt ſehr bleich, drückt die bleiche und widerſtrebende Roſe herein. Sie und Flamm ſehen einander einen Augenblick lang oft in die Augen. Danach fährt Flamm fort.* — Schön! Warten'n kleinen Augenblick! — *Er geht wie um etwas zu holen in die Jagdkammer.*

Die nachfolgende Auseinanderſetzung zwiſchen Bernd, Roſe und Auguſt geſchieht im heftigen Flüſtertone.

Bernd.

Was hat denn Streckmann zu dir geſagt?

Roſe.

Wer denn? Nee, Vater . . .

Bernd.

Streckmann war draußen. A hat immer in ſe reingeredt.

Roſe.

Nee, was ſoll a ock in mich neingeredt haben?

Bernd.

Das frag' ich dich eben.

Roſe.

Und ich weeß ebens nich.

Auguſt.

Du ſollſt dich mit ſo an Schubiak nich einlaſſen!

Roſe.

Kann ich was derfir, wenn a mit mir redt?

Bernd.

Nu da ſiehſt's doch, daß er mit dir geredt hat.

Roſe.

Nu wenn o; da hab' ich nich druff geheert —

Bernd.

Den Streckmann, den wär' ich noch miſſ'n anzeigen. Ich wer'n noch amal miſſ'n verklagen. Da mer vorhin voriber ging'n, wo ſe arbeiten tun mit d'r Dreſchmaſchine — heert erſch, nu fang' ſe wieder an! **Man hört das ferne Summen und Dröhnen der Dreſchmaſchine.** — da hat er uns irgend was nachgerufen. Was, hab' ich bloß ebens nich deutlich geheert.

Auguſt.

Wenn a Mädel mit dem zwee Worte redt, da is o ihr guder Ruf ſchon zuſchanden.

Roſe.

Da ſuch' du d'r ock ane Beſſere aus.

Flamm
tritt wieder ein. Er hat einen Kragen umgelegt und ein Jagdjackett angezogen. Sein Weſen iſt feſt und geſetzt.
Allerſeits guten Morgen! — Was ſteht nu zu Dienſten? Wann ſoll nun alſo die Trauung ſein? — Was gibt's denn? Ihr ſeid wohl nich einig mit'nander? — Da red' doch mal einer gefälligſt ein Wort! — Na Leute, dann ſeid ihr wohl noch nich ſo weit?! — Ich will euch da mal 'n Vorſchlag machen: geht nachhauſe, beſchlaft's euch noch mal! Und wenn ihr ſchlüſſig ſeid, kommt ihr wieder.

Auguſt,
diktatoriſch.
Die Sache wird jetzt ei Ordnung gebracht.

Flamm.
Ich habe gewiß nichts dagegen, Keil! Im Begriff mit einem Bleiſtift die Notizen zu machen. Alſo: wann ſoll dann die Sache ſtattfinden?

Bernd.
A ſo bald wie's ebens meeglich wär', dachten wir halt.

Auguſt.
Ei vier, fünf Wochen, jawohl, wenn's ſein kennte.

Flamm.
Schon in vier, fünf Wochen?

Auguſt.
Jawohl, Herr Flamm!

Flamm.
Dann bitt' ich um den genauen Termin! Es geht ja nicht übers Knie zu brechen und …

Roſe,
in peinlicher Erregung unwillkürlich.
's hätte o gutt noch a bißl Zeit! —

Flamm.
Was meinſt du? Was meinen Sie, wollt' ich ſagen. Wir kennen uns ja von Kindheit an. Aber wenn eine Braut iſt, duzt man nicht mehr. Alſo bitte: ſie iſt, ſcheint's, nich einverſtanden.

Auguſt,
der bei der Äußerung Roſes zuſammengefahren iſt, hat ſie von da ab angeſtarrt. Jetzt kämpft er ſeine Erregung nieder und ſagt mit unheimlicher Ruhe:
Nu alſo! — Lebt wohl und geſund, Vater Bernd.

Bernd.
Hier bleibſt du, Auguſt, ſag' ich d'r bloßig! Zu Roſe. Und du! Dir will ich amal was ſagen! Entweder oder! Verſtehſt du mich! Ich hab' lange Geduld gehabt mit dir! Und Auguſt och mehr wie neetig iſt! Wir haben deine Mucken uff uns genommen. Wir dachten immer: Geduld, Geduld! Unſe Herrgott wird ſe ſchon noch zu Vernunft bring'n. Aber es wird immer ſchlimmer und ſchlimmer mit dir. Vor drei Tagen haſt du's mir in die Hand gelobt und haſt Auguſten o de Hand druff gegeben, und du ſelber konnt'ſt 's gar ni derwarten dahier. Heute willſte davon wieder niſchte ne wiſſ'n. Was heeßt das? Was denkſt du'n eegentlich von dir? Denkſt du, du kannſt dir alles rausnehmen, weil du a jung propper Mädel biſt?, Weil du uff dich gehalten haſt und arbeitſam biſt und weil dir kee Menſch ni kann etwa was

nachreden? In der Art biſt du die eenzige nich. Das geheert ſich! Man braucht ſich dadruff niſcht einbilden! — 's ſein noch andere, die nich zum Tanze geh'n! 's han andere och kleene Geſchwiſter erzogen und an alt'n Vater a Haushalt gefiehrt! Se ſind nich alle Schlumpen und Wiſchhadern, weil du a fromm anſtändig Mädel biſt. Was ſollte denn ſein, wenn's anderſcher wär'? Da lägſt du längſt uff dr Straße draußen! Aſo ane Tochter hätt' ich nich. Der Mann hier, der Auguſt, der brauch' dich nich! Aſo a Mann brauch a Finger ausſtrecken ... da hatt a an Haufen Frauenzimmer d'ran, Frauenzimmer aus a beſten Familien. Ganz and're vielleicht noch wie du eene biſt. Wahrhaftig! Da reißt een woll die Geduld. Da muß een woll die Geduld amal reißen. Hochmutt! Hoffjahrt! Ibermutt! — Entweder du wirſcht dei Verſprechen jetz einleeſen ...

Flamm.

Na, na, Vater Bernd! Immer ſanftmitig ſein!

Bernd.

Herr Leutnant, Sie kenn' die Geſchichte nich! Will a Mädel an Ehrenmann ſo hinzerren und rumreißen, da kann ſe nich meine Tochter ſein.

Auguſt.

dem Weinen nahe.

Roſe, was haſt du mir vorzuwerfen? Weshalb biſt du jetzt a ſo ſchlecht gegen mich? Ich hab' zwar nie kee Vertrauen in mei Glick nich gehabt, denn warum? Ich bin ebens beſtimmt zum Unglicke! Das hab' ich o Ihn, Vater Bernd, ſchon immer geſagt! — Je dennoch, ich hab' geſorgt und gearbeitet, und in der Art hat Gott och Segen gegeben, daß ich nich bin zuſchanden geworden. Ma ſtennt! Das kommt aſu! 's is eemal nich anderſch! Fer mich wär' das eemal zuviel geweſt! Ma is eim Waiſenhaus uffgewachſen! Ma hatt keene Häuslichkeit niemals gekannt! Keene Schweſter nich und keen Bruder nich ... nu ma muß ſich halt an a Heiland halten. — Mag ſein, daß ich nich der ſcheenſte bin! Ich hab' dich gefragt, du haſt ja geſagt! Uffs Inwendige kommt's an! Gott ſieht uffs Herze! ... Du wirſts aber noch amal bitter bereu'n! *Er will fort, Bernd hält ihn zurück.*

Bernd.

Noch amal, Auguſt! Hiergeblieben! — Verſtehſte, Roſine! Wort fier Wort! Der Mann hier ... entweder ... das wer' ich nich zugeben. — Dahier, der is meine Stütze geweſt, lange eeb a um dich hat angehalten. Da ich krank war und niſcht erwerben konnte und keener ſich um uns bekimmern tat: er hatt a Biſſen Brot mit uns geteelt *Auguſt kann ſeiner Erregung nicht mehr Herr werden, nimmt ſeinen Hut und geht ab.* A is wie a Engel vom Himmel geweſen! — Auguſt!

Roſe.

Ich will ja. Ihr kennt mir doch Zeit laſſen! —

Bernd.

A hat dir drei Jahre lang Zeit gelaſſen! D'r Herr Paſter hat in dich neingeredt ... Nu hat a genug! Wer will's 'n verdenken! All's hat ane Grenze! Recht hat a dermit! Aber nu ſieh du ... wo du bleibſt ... was du willſt ... ich mag mit dir o keen'n Staat nich mehr mach'n. *Bernd ab.*

Flamm.

Na! Na! Na! Na! Schockſchwerebrett nich noch mal!

Roſe,

iſt abwechſelnd totenblaß und rot geworden. Man merkt ihrem Weſen ſchwerſte innere Erregungen an, die oft ſo ſtark ſind, daß es mehrmals den Anſchein hat, als wollten ſie durchbrechen. Nachdem auch Bernd verſchwunden iſt, erſcheint das Mädchen zu einer unheimlichen Bläſſe erſtarrt.

Flamm,

nachdem er das Regiſter zugeklappt und den Mut gefunden hat, Roſe anzuſehen.

Roſe! — Wach auf! — Was iſt denn mit dir? — Du wirſt dir doch aus dem Geſchwefel nichts drausmachen!? — Da ſie einen Froſtanfall bekommt und ihre ſtarren großen Augen voll Tränen ſtehen. Roſe! — Verſtändig! — Was heißt denn das? —

Roſe.

Jch weeß — was ich will — und — ich wär'ſch o — ſchon durchſetz'n. — Und wenn's — ni is — da is och — weiter niſcht!

Flamm

geht erregt hin und her, lauſcht nach der Tür.

Natirlicher Weiſe, warum denn nich! — Scheinbar nur für das Schlüſſelbrett intereſſiert, von dem er Schlüſſel nimmt, flüſtert er mit ſteigender Haſt. Roſe! — Du! — Roſe! — Roſe, heerſt du denn nich?! — Wir miſſen uns hinterm Vorwerk treffen! — Jch muß alles nochmal bereden mit dir. — Pſt! — Mutter is in der Jagdkammer drin. — Hier geht's nich. —

Roſe.

mühſam hervorgerungen, aber mit eiſerner Energie.

Nie und nimmer, Herr Flamm!

Flamm.

Du willſt uns wohl alle mit'nander verrückt machen!? Du biſt wohl des Teibels, ſage mal an!? — Ich laufe dir nun ſchon vier Wochen nach und will 'n verninſtiges Wort mit dir ſprechen: Du tuſt ja, als wenn ich ausſätzig wär' — — ſo i's dann! Dann kommen dann ſolche Geſchichten . . .

Roſe,

wie vorher.

Und wenn das noch zehnmal ſo ſchlimm kommt dahier. Immer ſchlagt uff mir rum, ich verdien' das nich beſſer! Immer putzt euch an mir eure Stiefeln ab, aber . . .

Flamm

ſteht am Tiſch, wendet ſich mit entrüſtetem Staunen jäh nach Roſe um. Hält an ſich. Plötzlich ſchlägt er unwillkürlich mit der Fauſt auf die Tiſchplatte, daß alles dröhnt.

Kreuzmilliondonnerwetter noch mal!!!

Roſe.

Ums Himmelswille . . .

Frau Flamm in ihrem Rollſtuhl, von einem Mädchen geſchoben, erſcheint in der Jagdkammertür.

Frau Flamm.

Was gibt's denn, Flamm?

Flamm

iſt aſchfahl geworden, faßt ſich mit Entſchluß, nimmt Stock und Hut von der Wand, geht durch die Tür rechts ab.

Frau Flamm

blickt erſt ihrem Manne betroffen nach, begleitet ſein Verſchwinden mit Kopfſchütteln und wendet ſich dann fragend an Roſe.

Was is denn geſchehen? — Was hat denn der Mann?

Roſe,

überwältigt von tiefer Erſchütterung.

Ach liebe Frau Leutnant, ich bin doch zu unglücklich!! — Sie bricht vor Frau Flamm zuſammen und verbirgt ihr Geſicht in deren Schoß.

Frau Flamm.

Nu ſag' mer a mal: . . . nu jemerſch nee, Mädel . . . was is denn in dich gekrochen dahier? — Was hat's denn? — Du biſt ja rein umgeändert. — Das verſteh' ich im ganzen Leben nich. — Zu dem Stubenmädchen, das ſie hereingeſchoben hat. Ich brauch' dich jetzt nich! — Hernach kommſte wieder! Mach alles ſoweit in der Kiche zurecht. Das Stubenmädchen ab. — Nu alſo! — Wo fehlt's denn? — Was hat's denn gegeben? — Immer ſprich du dich aus! Erleichtere dich! — Was? — Wie? — Was ſagſte? — Was haſte geſagt? — Willſte den Meiſter-Auguſt nich heiraten? — Oder ſteckt dir a andres Sehndel im Kopf? — I was denn: 's taugt eener ſoviel wie d'r andre und richtig was wert is dir keener nich.

Roſe,

endlich ſich faſſend und ſich erhebend.

Ich weeß, was ich will, und damit is gutt.

Frau Flamm.

So?! Siehſte, ich dachte, vielleicht tätſt'e das nich wiſſ'n. D' Weiber wiſſ'n das manchmal nich. Geſchweige in deinen Jahren mitunter. Manchmal kann da an' Alte behilflich ſein. Aber wenn du's weeßt, nu da is ja gutt! Da wirſcht du dich ſchon alleene rausfind'n. Mit ſcharfem Blick, nachdem ſie eine Brille aufgeſetzt hat. Roſine! Biſte denn etwa krank?

Roſe,
erſchrocken, verwirrt.
Krank? — Wie denn . . .?

Frau Flamm.
Halt krank, wie das ebens ſo is. Friher biſt du doch ebens anders geweſen.

Roſe.
Ich bin doch nicht krank . . .?! . . .

Frau Flamm.
Ich ſag's ja och nich. Ich frage ja. Deswegen frag' ich ja eben! — Mir miſſen uns recht verſteh'n, ſieh ock a mal an! — 's is wahr! — Mir wollen doch nich um uns rumtanzen! Verſteckenſpiel'n woll'n mir doch nich. — Du denkſt doch nich, daß ich's mit dir ni gut meene? Roſe ſchüttelt energiſch den Kopf. Das wär' woll och etwan! — Na abgemacht. Du haſt noch mit mein'n Kurt'l geſpielt. Ihr ſeid nebeneinander hergewachſen, bis Gott, und a nahm mir mei eenziges Kind. — Und da um die Zeit deine Mutter o ſtarb — ich weeß woll, ſie lag uff'n Sterbebette! — da hat ſe ſogar noch geredt mit mir: ich ſollt mich a biſſel, wenn's ging, deiner annehm'.

Roſe
ſtarrt vor ſich hin.
's Beſte wär ſchon ins Waſſer mit mir! — Wenn's a ſo is . . . Gott verzeih mir die Sinde!

Frau Flamm.

Wenn's a ſo is? — Was? — Ich verſteh' dich nich! Du kennſt dich vielleicht a wing deutlicher ausdricken. — Erſchtlich bin ich an' Frau, mir verſchlägt's weiter nich! Und dann war ich och doch eine Mutter deswegen, wenn ich o jetzt ohne Kinder bin. Mädel, wer weeß, was mit dir is! Ich hab' dich beobacht ſeit vielen Wochen, du haſt vielleicht niſcht nich gemerkt davon, du ſollt'ſt mit der Wahrheit nu bald amal rausricken. — Schieb' mich amal an de Kommode hin. — Roſe tut es. — So! — Hier in den Schieben ſein alte Sachen! — Noch die Kinderſachen von Kurtel her ... Deine Mutter ſagte amal zu mir: meine Roſe das wird ane Kindermutter! Sonſte aber, ihr Blutt is a wing gar zu heeß! — Ich weeß ja nich: 's kann immer ſein, daß ſe recht hatt'. Sie nimmt eine große Puppe aus einem der Schübe. Nu ſiehſte's! Das mag ſein wie's will dahier! Ane Mutter is auch nich zu verachten! — Mit der Puppe haſt du und Kurtel geſpielt. Hauptſächlich du haſt ſe groß gezogen, gewaſchen, gefittert und trocken gemacht und eemal is Flamm derzune gekommen, da haſt der ſe gar an de Bruſt gelegt — — Du haſt heute morgen Blumen gebracht. Nich wahr, die Vergißmeinnicht dorte im Schälchen?! Haſt o Kurtels Grab wieder am Sonntag bekränzt. Kinder und Gräber ſein Weiberſachen. Sie hat ein Kinderhemdchen aus dem Schube genommen, hält es mit beiden Händen an den Ärmeln auseinander und ſpricht darüber hinweg. Gelt, Roſe? — Ich dank' dir o ſcheene dafier! Dein Vater, der hat's mit der Miſſion, mit a Bibelſtunden und all ſolchen Sachen. A ſpricht:

Alle Menſchen ſein Sinder dahier und a will ſe alle zu Engeln mach'n. Kann ſein, a hat recht, ich verſteh's ebens nich. Ich hab' ane eenzige Sache gelernt: nehmlich was ane Mutter is hier uff der Erde und wie die mit Schmerzen geſegnet is.

Roſe

iſt überwältigt und röchelnd auf die Kniee geſunken und küßt zum Bekenntnis und dankbar unzählige Male die Hände der Frau Flamm.

Frau Flamm

verrät durch ein blitzartiges Aufleuchten ihrer Augen, daß ſie die Wahrheit erkannt und das Bekenntnis verſtanden hat, ſpricht aber ruhig weiter.

Siehſte, Mädel, das hab' ich gelernt. Ich hab's gelernt, und die Welt hat's vergeſſen. Von viel andern Sachen da weeß ich niſcht! da weeß ich nich mehr, als was jeder ſo weeß, und waſte jeder ſo weeß, das nenn ich kee Wiſſen. *Sie legt das Kinderhemdchen vorſichtig auf den Schoß.* Nu da geh jetzt nach Hauſe und ſei gutes Muts! Ich will mir jetzt alles erſcht ſer mich iberlegen. 's is gutt! Weiter frag' ich dich jetze nich. Du biſt jetze niemehr die und das ... Und da heeßt das getoppelt behutſam ſein. Ich will niſcht wiſſen! Verlaß dich uff mich! Mir ſein iberhaupt de Väter ganz gleichgiltig: ob's a Landrat oder a Landſtreicher is. Mir miſſ'n de Kinder doch ſelber zur Welt bring'n. Da derbeine hilft uns doch keener nich. Drei Dinge muß ma ſich iberleg'n: mit Vatern, mit Auguſten ... und manches noch: dazu hab ich ja Zeit! Ich will merſch recht durchdenk'n. Wingſten is ma noch zu was gutt in der Welt.

Roſe

hat ſich wieder ſtarr aufgerichtet.

Ach nee, Frau Leutnant, tun Se das nich! — Es geht nich! — Sie ſollen ſich nich meiner annehm'! — Ich hab's um Ihn und niemanden verdient. — Das weeß ich! — Ich muß das alleene durchfreſſ'n! — Uff andre verlaſſ'n darf ich mich nich! — 's is ... deutlicher kann ich mich nich erklären! ... Se ſind a ſo gutt wie a Engel, Frau Leutnant! ... Gott im Himmel: Sie ſein viel zu gutt mit mir! ... 's geht aber nich! — Ich kann's ebens nich anneh'm. Adje, Frau Leutnant ...

Frau Flamm.

Bleib a mal noch! Ich kann dich aſo jetze nich von mir fort laſſ'n. Wer weeß, was du noch fir Geſchichten machſt.

Roſe.

Nee, da kenn' Se ganz ruhig ſein, Frau Flamm: zum letzten greif' ich noch lange nich! Im Notfalle kann ich fir's Kind ja arbeit'n: d'r Himmel is hoch und de Welt is weit! — Wenn's uff mich bloß ankäm' und Vater nich wär, und Auguſt tät een nich gar zu leid tun ... und a Kind muß eemal an Vater han!

Frau Flamm.

Gutt! Sei du a reſolutes Ding! Du biſt ja immer a forſches Frauvolk geweſen! Um ſo beſſer, wenn d' a Kopp oben behältſt! — Aber wenn ich dich recht verſtanden hab', da kann ich dich glei wieder nich begreif'n: weshalb de dich gegen de Hochzeit ſperrſt.

Roſe,
wieder verſtockt, bleich und ängſtlich.
Was ſoll ich'n ſagen? — Ich weeß ja nich! — Ich will mich ja ooch weiter kinſtig nich ſperr'n, bloß ... Streckmann ...

Frau Flamm.
Sei off'n, verſtehſte mich! — Meinshalben geh jetze nachhauſe, meinswegen! Komm morgen wieder! — Heer du uff mich! — Freu' dich! Ma ſoll ſich freu'n uff ſei Kind ...

Roſe.
Das tu' ich weeß Gott woll! — Ich wärſch o ſchon durchſetzen, bloß, helfen kann mer dabei niemand nich.
Schnell ab.

Frau Flamm,
allein, blickt ihr nach, ſeufzt, nimmt das Hemdchen vom Schoß, ſpannt es wie vorhin auseinander und ſagt:
Nu, Mädel, 's is doch a Glick, was du haſt! Fer a Weib gibt's kee greßeres! Halt du's feſte.

Dritter Akt

Eine fruchtbare Landſchaft. Vorn rechts zwiſchen Feldern auf einem dreieckigen, etwas vertieften Raſenplatz, ein alter Birnbaum, darunter eine klare Quelle in primitiver Steinfaſſung. Der Mittelgrund beſteht aus Wieſen. Im Hintergrund liegt, umgeben von Erlen, Haſelnuß-, Weiden- und Buchengebüſch, ein ſeeartiger Teich mit Schilfrändern und Waſſerpflanzen. Wieſen ſchließen ſich daran und im Halbkreis umher uralte Eichen, Rüſtern, Buchen und Birken. Durch Lücken zwiſchen Gebüſch und Bäumen werden die Türme und Dächer ferner Kirchdörfer ſichtbar, links hinter Büſchen die Strohdächer eines Vorwerks.

Heißer Sommernachmittag zu Anfang Auguſt.

Man hört aus der Ferne das Summen der Dreſchmaſchine.

Von rechts kommen, mit dem Ausdruck der Arbeitsermüdung und der Erſchlaffung durch Hitze, der alte **Bernd** und **Auguſt Keil**. Beide Männer ſind nur mit Hemd, Hoſe, Stiefeln und Mütze bekleidet; jeder trägt die Hacke über der Schulter, in der Hand eine Senſe und am Ledergurte das Kuhhorn mit Wetzſtein.

Bernd.

's is reechlich heeß heute! — Ma muß amal ausruhn! — Aber 's macht Freede uf ſo an eegnen Grundſtick.

Auguſt.

Ma is 'n das Grashaun gar ni gewehnt.

Bernd.

Du haſt dich ſehr propper haſt du dich gehalt'n.

Auguſt.

O jee nee! Wie lange wird'n das geh'n! Mir zuckt's und reißt ſchonn in allen Gliedmaßen.

Bernd.

Du magſt zufrieden ſein, Schwiegerſohn. Gewehnt will aſo ane Arbeit ſein. Und bei dir is ja iberhaupt bloß ane Ausnahme. Aber wie geſagt, du kennſt glei mit a Gärtnern geh'n.

Auguſt.

Een Tag. A zweeten klapp' ich zuſammen. 's kränkt een! 's is eemal a Leiden mit mir. Ich bin o wieder beim Kreisphiſikuſſe geweſen. Wie immer. A hat blos mit a Achſeln gezuckt.

Bernd.

Du biſt geſund und ei Gotteshänden. A paar roſtige Nägel heechſtens's ei Waſſer tun und zwee drei mal die Woche an Abguß trinken. Das reenigt 's Geblitte und ſtärkt 's Herz. Wenn ock 's Wetter aushalten mechte dahier.

Auguſt.

's is zu ſehr ane brittnige Hitze. Mir warſch undern Haun, 's donnerte ſchonn.

Bernd,

am Rande der Quelle niedergekniet, hat mit dem Munde vom Spiegel weg getrunken.

Waſſer is doch der beſte Trunk!

Auguſt.

Wie ſpät is 'n?

Bernd.

Viere wird's ſein. Mich wundert's, wo Roſe bleibt mit der Veſper. Er erhebt ſich und betrachtet die Schnelde der aufgeſtellten Senſe, gleich wie Auguſt tut. Mußt du tengeln? Meine geht noch a wing.

Auguſt.

Ich kann's o noch amal ſo verſuchen.

Bernd

läßt ſich unter den Birnbaum ins Gras fallen.

Komm lieber und ſetz dich neber mich. Und wenn de dei Teſtamentel tätſt bei dir haben, da kennt 'n mer uns glei a biſſel erbaun.

Auguſt,

ſich erſchöpft und befreit ebenfalls niederlaſſend.

Ich ſage bloß: Gott ſei Lob und Dank.

Bernd.

Siehſte, Auguſt, ich hab' dir das gleich geſagt: laßt ſe! Das Mädel find' ſich zurechte! Nu is ſe o zur Vernunft gekomm'. In friheren Zeiten ... vor deiner Zeit da hab' ich mir manchmal a Kopp ſchon zerbrochen! Da kam manchmal ſchonn ſo a Eigenſinn! Am beſten geruhig laufen laſſen! — Manchmal war das wirklichen Gott aſo, wie wenn ſe tät gegen an Mauer anloſen: ane unſichtbare, die niemand ni ſah, und da mußt' ſe ſich erſcht reen wie richtig drumrum tappen.

Auguſt.

Was de dazumal in ſe gefahren is ... jetze will ich ja Gott uff a Knieen danken ... aber dazumal wußt' ich mir nich Beſcheed! — Daß ſe plötzlich ... mit was das zuſammen hing: da kann ich mir heute noch keen Verſch nich druff machen.

Bernd.

Wie war ſe dasmal gegen vorichtesmal, da mir 'nunder ging'n zum Standesbeamten.

Auguſt.

's is mer lieb, daß ni mehr der Flamm-Schulze is.

Bernd.

Dasmal hatt ſe ooch nich keene Miene verzogen, und ei vier fünf Minuten war alles glatt. Aſu is ſe manchmal! Wie de Weiber halt ſein.

Auguſt.

Eeb das mit Streckmann zuſammen hing? A hatte euch doch was nachgeruffen und vorher o in ſe neingeredt.

Bernd.

Koan ſein, koan o ni ſein! Doas weeß ich d'r ni. Man kann ebens manchmal von er niſcht rauskriegen. 's is ni hibſch! Grade deshalb o freut ma ſich, daß ſe an an Mann kommt, der de kann uff ſe einwirken und kann er das ſterriſche Weſen benehm'. Ihr beede ſeid zueinander beſtimmt. Se is gutt! Se braucht ock ane richtige Leitung und du haſt ane gude und ſanfte Hand.

Auguſt.

Wenn ich a Maſchiniſt Streckmann ſeh, da is merſch, als ſähg ich a Gottſeibeiuns . . .

Bernd.

Dacht ſe, der Kerl wär' an Unfug ſtiften . . . a is ja von Kind uff verderbt genug! Manch liebes Mal hatt ſeine Mutter geklagt driber! . . . Kann immer ſein! 's is 'n ja zuzutrau'n.

Auguſt.

Wenn ich den Mann ſeh', kenn' ich mich ni. Kalt und heeß loſt mir's da iber a Ricken und ich mechte a himmliſchen Vater verklagen . . . ich mechte, a hätt' mich zum

Simſon gemacht! Da, verzeih merſch ock Gott, hab' ich beſe Gedanken — Man hört den Pfiff der Lokomobile. — Da is a!

Bernd.

Kimmer dich nich um den!

Auguſt.

Nu gutt! Wenn all's erſcht voriber is, da tu ich mich in unſere vier Wände einſchließen und da woll'n mer a ſtilles Leben fihren.

Bernd.

A ſchreenes ſtilles Leben, Gott geb's.

Auguſt.

Und von der Welt will ich niſcht nimeh wiſſen. — Mich widert das ganze Gemächte an! Ich hab' ſo an Ekel vor Welt und Menſcha, doaß ich orndtlich . . . ja, Vater, wie ſool ich glei ſoan? . . . Wenn mir oll's aſu bitter bis hierhar ſtieht, da lach' ich! Da hab' ich an Freede, zu ſterba! Do freu ich mich orndtlich wie kindſch dadruff.

Eine Anzahl durſtender Feldarbeiter, ein altes Weib und zwei junge Mädchen, alle vom Gute des Erbſcholzen Flamm, kommen eilig über die Felder heran. Es ſind **Hahn, Heinzel, Golliſch, die alte Golliſchen,** ſeine Frau, **der alte Kleinert,** die **Großmagd** und die **Kleinmagd.** Die Männer tragen nur Hoſe und Hemd, die Frauenzimmer geraffte Röcke, Bruſttücher und bunte Tücher überm Kopf.

Hahn,

dreißigjährig, braun, friſch.

Ich biin ebens doch d'r irſchte am Born! Ihr miegt immer hetza! Ihr kinnt mir nee nachkumma! — Er kniet und beugt ſich über den Brunnen. — Am liebſta ſpräng' ich glei mittanei.

Kleinmagd.

Nu unterſteh' dich! Mir hoan o Durſcht. — Zur Großmagd. Huſt du a Tippla miete zum Scheppa?

Großmagd.

Harr ock! Irſcht kimmt de Grußemagd.

Heinzel

zieht beide Weiber an den Schultern zurück und drängt ſich zwiſchen ihnen durch vor an den Brunnen.

Irſcht kumma de Manne, hernochert de Weibsbilder.

Der alte Kleinert.

Mir han hie olle mit'nander Platz! — Gell ja, Vater Bernd? Proſt Vaſper.

Bernd.

Ja, ja — mir hab'n bloß ebens noch keene Veſper. Mir wart'n noch immer vergebens druff.

Goliſch.

Ich ... ich ... ich ... zum Auswinda bin ich! Meine Zunge leit wie a Stick Hulz ei men Maule.

Die alte Goliſchen.

Woaſſer!!

Der alte Kleinert.

Hie hat 's 'n, fer alle genung.

Alle trinken gierig, teils direkt vom Waſſerſpiegel, teils aus hohlen Händen, teils aus dem Hut, teils aus Töpfchen oder Flaſchen. Dabei vernimmt man nichts als das Geräuſch des Schluckens und wohligen Aufatmens.

Heinzel,

im Aufſtehen.

Woaſſer is gutt, aber Bier wär' beſſer.

Hahn.

O a Gläsla Branntwein kennde jetz ſein.

Goliſch.

Au . . . Auguſt, kennſt ju a Quart zum beſta gahn.

Der alte Goliſch.

A ſol uns lieber zur Huchzeit eilada.

Goliſch.

Mir kumma alle zur Huxt. Se ſoll doch bale ſein.

Heinzel.

Ich kumm ni, a gibbt ins bloß Woaſſer zu ſauſa. Doas koan ich o hie am Borne hoan. Oder wegen a bißla Koſſeloppern . . .

Hahn.

Und bata und ſinga ubanei. — War weeß, vielleicht kimmt gar dar Jenkauer Pfarr und tutt een die zahn Gebote abhirn.

Heinzel.

Oder die ſieba Bitta gor! Das wär' ni gutt ausfall'n. Ich hab all's vergaſſa.

Der alte Kleinert.

Leute, laßt mir da Auguſt zu Ruh. Doas ſag' ich, wenn ich ſuſter a Madel hätte, a beſſern Schwiegerſohn winſcht' ich mir ni: a verſtieht ſeine Sache! A is uff 'n Puſt'n.

Die Arbeiter und Arbeiterinnen haben ſich im Halbkreis gelagert und verzehren ihre Veſper: Kaffee aus Blechkannen und große Keile Brot, von denen ſie mit Taſchenmeſſern Biſſen abſchneiden.

Der alte Goliſch.

Do kimmt Bernd Rusla hinga ims Vorwerk rum.

Goliſch.

Nu ſaht bloß oa, wie die ſpringe koan.

Der alte Kleinert.

Die hebt ſich an Weizaſaak ſalber uf und ſchleppt a biis uf a Oberboden. Heute Morga hab ich ſe ſchonn geſahn, da hatt' ſe an Kleederſchrank uff d'r Radwer, den karrt' ſe niber eis neue Haus. Das Madel hat Saft und Kraft dohie, die werd ihre Wertſchaft zuſammenhalten.

Hahn.

Wenn mir das ſonſte wie Auguſten gång, meiner Seele, ihr Leute, ich tät mer niſcht draus machn: ich verſucht's amal mit d'r Heiligkeet.

Der alte Goliſch.

Ma muß druff zu laufa verſtehn, da geht's.

Hahn.

Wenn ma denkt, wie a erſcht mit d'r Taſche ging und ei a Derfern Schriftla verkoofte, hernoert, wie a a Leuta Briefe ſchrieb ... Heut hoat a ei Wandris 's ſchinnſte Anweſen und koan 's ſchiinſte Madel eim Kreeſe heirota.

Roſe Bernd kommt. Sie bringt in einem Korbe die Veſper für Auguſt und den alten Bernd.

Roſe.

Proſt Veſper!

Die Leute.

Proſt Veſper!
Proſt Veſper!
Schiin Dank!

Der alte Goliſch.

Du läßt ja a Liebſta verhungern, Rusla!

Roſe.

heiter auspackend.

Ach wo ock! Aſo leichte verhungert ſich's ni!

Heinzel.

Ock gutt fittern, Rusla, ſuſter legt a ni aus.

Der alte Goliſch.

Ja, ja, ſuſter bleibt er d'r gar zu derre!

Bernd.

Wo bleibſt de denn a ſo lange, hä? Mir worten ja ſchon ane halbe Stunde.

Auguſt,

halblaut ärgerlich.

Nu is wieder de ganze Menſchheet da! Sonſte wern mir wer weeß wie lange ſchon fertig.

Die alte Goliſch.

Luß a brumma, Madel, mach der niſcht draus.

Roſe.

Wer brummt denn, Goliſchen? Wer ſol denn hie brumma? Auguſt brummt doch eim Leben nich.

Die alte Goliſch.

Und wenn o! Ich ſag ja: Du ſollſt d'r niſcht drausmach'n.

Heinzel.

Wenn a jitz noch nich brummt, das kimmt ſchonn noch.

Roſe.

Da is mir ni Angſt, daß das ſeld' amal komm.

Goliſch.

Ihr ſeid ja uff eemal ſo betulich dahie.

Roſe.

Gelt, mir waren immer ſchon einig, Auguſtl? Sie läßt

Auguſt. Gelächter unter den Leuten. Was lacht ihr denn? Anderſcher is das nich.

Goliſch.

Nee ... nu hatt' ich mir das doch eingebild't, iich ... iich kennde amal eis Fenſter ſteiga? ...

Der alte Kleinert.

Da trägſte de Knochn eim Schnupptichla heem.

Die Großmagd,

anzüglich.

O jeemerſch! O jeemerſch! O jeemerſch nee nee! Derweg'n verſucht ich's! Wer will das wiſſ'n.

Bernd,

verfinſtert, ruhig.

Halt awing an dich, Großemagd.

Der alte Kleinert.

Heerſcht's: a ſagt d'rſch. Halt awing an dich! D'r ale Bernd, der verſteht manchmal keen' Spoß.

Roſe.

Se ſagt ja niſcht weiter! Laßt ſe ock.

Der alte Kleinert,

ſich die Tabakspfeife anbrennend.

A ſitt meinswegen ſchafgutt jitze aus, oader wenn a lus lät, das werd't ihr nit glooba. — Jich wiß, wie a diba noch Wirtſchafter war, da hotta de Frauvelker niſcht ni zu lacha. Dar wurd' mit zahn ſulcha fertig wie du, do goab's niſchte miit a Kerln ſich rimtreiba.

Großmagd.

War treibt ſich dn mit a Kerln rum?

Der alte Kleinert.

Da mißt mr a Maſchiniſt Streckmann fragn.

Großmagd,

blutrot.

O fragt ihr meinsweg'n a Herrgott ſalber! *Gelächter unter den Leuten.*

Der Maſchiniſt **Streckmann** *erſcheint, beſtaubt, ſo wie er von der Dreſchmaſchine kommt, und außerdem durch Schnaps leicht angeheitert.*

Streckmann.

Wer red't was vo Maſchiniſt Streckmann dahie? Hie iis a! Hie ſticht a! War will mit mir anbinda? — Guda Mittag! Proſt Vasper alle mitſamm'.

Die alte Goliſch.

Wenn ma vom Teiſel red't, iis a ſchon do.

Streckmann.

Und dich eſtimier ich fer Teiſels Großmutter. *Er nimmt die Kokardenmütze ab und wiſcht den Schweiß von der Stirne.* Ihr Leute, ihr Leute, ich mach nimeh miit: bei dar Schinderei läßt ma ja Haut und Knucha! — Tag, Auguſt! Tag, Rusla! Tag, Vater Bernd! — — Herr Jeſus Chriſtus, kinnt ihr ni antworta? —

Heinzel.

Luß ſe! Da Leuta gieht's zu gutt.

Streckmann.

A Seinen gibt's ebens der Herr im Schlaf. Unſereens ſchind't ſich und kanns zu niſcht bringa. *Er hat ſich zwiſchen Heinzel und Kleinert niedergelaſſen und eingequetſcht und gibt ſeine Schnapsflaſche an Heinzel.* Luß ſe amal in d'r Runde geh'n.

Die alte Goliſch.

Du labſt doch's ſchiinſte Laba, Streckmann! Was hätt's du ums Himmelswille zu klag'n. A getuppelt und dreifaches Geld verdient a und brauch' bloß a wing bei d'r Maſchine ſtehn.

Streckmann.

Kopparbeet! Nochmacher! Ma hot ebens Kopp! Do kinn ſulche Strohſchadel freilich ni mitkumma! Macht's ock! Woas weeß a alt Weib d'rvon! — Aber ſuſter: was iich o ver Kummer ha . . .

Goliſch.

Jeeſ's, Streckmann hat Kummer.

Streckmann.

Mehr wie genung! — — Mir iis im a Steppel kann ich euch ſagn . . . meinswegen och um Bauch oder ums Herze! . . . Mir is a ſo koßärſchlich zu Mutt: ich mechte was recht was Verwerrtes verrichta. — Kleenemagd, ſoll ich mich zu d'r legn?

Kleinmagd.

Ich ſchlag' dir a Wetzſteen iber a Schadel.

Goliſch.

Das iis ebens ſei ales Leiden dahier: 's wird 'n ſchwarz vor a Augn, a ſitt niſcht mehr, und uff eemal liegt a bei am Madel im Bette. Lautes Gelächter.

Streckmann.

Lacht ock, ihr Kruppzeug! Lacht euch aus! Bei mir, das ſag' ich, gibt's niſcht ni zum lachn. Bramarbaſierend: Ich luß mir a Arm ei de Maſchine dräh'n! Ich luß mich meinswegen vom Kolbn d'rſtuſſn! Meinswegn, Kleenemagd, ſchlag mich tut.

Hahn.

Da kannſte ja o ane Scheune oazinda.

Streckmann,

abwehrend.

Bei Leibe! Feuer iis ei mir genung. Auguſt, doas is a glicklicher Mann . . .

Auguſt.

Eeb ich glicklich biin oder ich biin unglicklich — das gieht ken'n andern eim Leben was an. —

Streckmann.

Was tu' ich d'r denn? Da ſei doch du umgänglich.

Auguſt.

Jich ſuch mer mein Umgang woanderſcher aus.

Streckmann

betrachtet ihn lange, gehäſſig und dumpf, verſchluckt dann ſeine Wut und greift nach der ihm zurückgereichten Schnapsflaſche.

Gebt her! Ma muß ſich a Kummer verſaufa! — Zu Roſe. Du brauchſt mich nich anſehn, 's is abgemacht! — Er ſteht auf. Ich geh! — Ich will nich dazwiſchen treten.

Roſe.

Vor mir kannſte gehn, vor mir magſte bleibn — —

Die alte Goliſch.

Streckmann zurückrufend.

Streckmann, wie is denn das neulich gewor'n? — Vor drei Wochn aſo bei d'r Dreſchmaſchine! Da mir a Raps rausmacht'n dohier? — Mägde und Arbeiter platzen heraus.

Streckmann.

Das iis vorbei! Davon weeß ich niſcht.

Die alte Goliſch.

Da haſt du dich doch hoch und teuer vermeſſ'n . . .

Der alte Kleinert.

Ihr Leute, hert uff mit der Rederei.

Die alte Goliſch.

A ſoll bloß 's Maul ni immer a ſo voll nahma.

Streckmann

kommt zurück.

Was ich geſagt ha, das tu' ich o durchdrick'n. Ich will ſunſt ni Seelen ſelig ſein! — Und nu is gutt! Mehr red' ich nich. Geht.

Die alte Goliſch.

A tutt ſich ebens leichte mit Schweign.

Streckmann,

kommt zurück, will reden, überwindet ſich dann.

Niſchte! — Uff da Leim kriech ich d'r nich! — Aber wenn de willſt an' genauen Beſcheid wiſſ'n: frag Auguſtn dorte und och Vater Bernd.

Bernd.

Was is das dahier? Was ſoll'n mir wiſſ'n?

Die alte Goliſch.

Eeb ihr dazumal uff'n Standesamt . . . da ihr dazumal doch voribergingt und Streckmann tat euch 'n Sache nachbrill'n . . .

Der alte Kleinert.

Huſt Zeit, doaß de uffhierſcht!

Die alte Goliſch.

Warum denn ni? Doas ſein doch bloßig geſpoßige

Sachn . . . Eeb ihr dazumol ſeid eis Reene gekumm'? Oder ob Rusla no ni wollte mietmachn? — — —

Bernd.

Gott verzeih euch de Sind'n allen mitſamm'! — Jich will euch nu aber doch amal fragen, weshalb ihr uns nich kennt mit Fried'n laſſ'n? — Oder hätt'n mir irgendwem hier was getan?

Goliſch.

Mir tun doch au wetter kenn Menſchn niſcht.

Roſe.

Eeb ich dazumal wullde oder nich: lußt euch darieber kei graues Haar ni mehr wachſen. Heute will ich und damit is abgemacht.

Der alte Kleinert.

Aſu is recht, Rusla! Gutt gegebn!

Auguſt

hat bisher ſcheinbar vertieft in einem Neuen Teſtamente geleſen, nun klappt er es zu und ſteht auf.

Komm, Vater, mir woll'n an de Arbeit gehn.

Hahn.

Das kuſt anderſch Bruſt wie Gebatbichla leima und a Mahlkleiſter durcheinander riehr'n.

Heinzel.

Und nu erſcht nach dr Huchzeit, das werd' erſcht recht Bruſt kuſta. A Madel, wie Rusla, beoaſprucht woas.

Gelächter.

Streckmann,

ebenfalls loslachend.

O jee!! Jich hätte beinahe woas geſoat. — Er tritt wieder in die Reihe. — Jich war euch amol a Ratſel uffgah'n! — Sool ich? — Stille Woaſſer ſein tief! — 's iis dieſe: Ma ſool iberhaupt ni erſcht Blutt lecka! A werd doch bloß immer ſchlimmer, d'r Durſcht.

Die alte Goliſch.

Woas denn? Wo haſt du denn Blutt geleckt?

Berndt.

Er meent wahrſcheinlich 's Branntweintrinken.

Streckmann.

Ich geh meiner Wege! — Hadje! — Ich biin gutt! — Hadjee, Vater Bernd! Hadjee, Auguſt! Hadjee, Rusla! Zu Auguſt. Was iis denn? — Auguſt, ſpiel dich ni uff! — 's iis gutt! Ich ſoa's ju! Ihr ſaht mich ni wieder! — Aber du ... du huſt Grund, mir dankbar zu ſein. Du huſt immer a hintertick'ſch Weſen gehabt! — Ich hoa dir die Sache doch bewilligt! — Ich hoa's bewilligt und da ging's glatt. Streckmann ab.

Roſe,

heftig und energiſch.

Luß a redn, Auguſt, kimmer dich ni.

Der alte Kleinert.

Flamm kummt! — Er ſieht nach der Uhr. 's is iber a'n halbe Stunde! — Man hört den Pfiff der Lokomobile.

Hahn,

im allgemeinen Aufbruch.

Vorwärts, Preißen! 's Elend pfeift!

Die Arbeiter mit ihren Senſen und die Mägde eilig ab. Gegenwärtig ſind nur noch Roſe, der alte Bernd und Auguſt.

Bernd.

Sodom und Gomorra dahier! — Was hat bloß d'r Streckmann fier a Geſchwatze! Sag amal Roſe, verſtehſt du das?

Roſe.

Nee! Denn ich hab' an was Beſſeres zu denk'n! Gibt Auguſt ein Kopfſtück. Gelt, Auguſt? Mir han fer den Unſinn nich Zeit! Mir miſſ'n uns federn in da ſechs Wuch'n! — Sie räumt die Veſperüberreſte in den Korb.

Auguſt.

Komm ock hernach a wing rieber zu uns.

Roſe.

Ich muß waſchen, biegeln und Knepplecher mach'n. Wenn's eemal und is nu bald aſo weit.

Bernd.

Mir kumma nach ſieb'n zum Abendeſſ'n. Bernd ab.

Auguſt.

bevor er geht, ernſt.

Biſt du mir gutt, Rosla?

Roſe.

Ich bin d'r gutt!

Auguſt ab.

Roſe iſt allein. Man hört das Brummen der Dreſchmaſchine und Gewittermurren am Horizont. Nachdem Roſe Brot, Butter, Veſperkannen und Taſſen in den Korb zurückgelegt hat, richtet ſie ſich, den Korb am Arm, auf und ſcheint in der Ferne etwas zu gewahren, was ſie anzieht und bannt. Mit plötzlichem Entſchluß rafft ſie das ihr entglittene Kopftuch auf und eilt davon. Bevor ſie jedoch dem Geſichtskreiſe entſchwunden iſt, erſcheint **Flamm**, das Gewehr auf der Schulter, und ruft ſie an.

Flamm.
Roſe! Still geſtanden! Donnerwetter nochmal! — Roſe ſteht, das Geſicht abgekehrt. Du ſollſt mir amal zu trinken geben — bin ich etwa nich 'n Trunk Waſſer wert.

Roſe.
Da hat's ja Waſſer.

Flamm.
Ich bin ja nich blind! Ich will aber nich wie de Kälber ſaufen. — Haſt du nich Taſſen im Korbe, was? Roſe ſchiebt den Deckel beiſeite. Na alſo! Sogar einen Bunzeltopp! Aus Bunzlauer Teppen trinkt ſich's am beſt'n. Sie reicht ihm den Kaffeetopf wiederum mit abgekehrtem Geſicht. — Sei ſo gutt! — Etwas mehr Höflichkeit! — du wirſt dich woll nochmal bequemen miſſ'n! — Roſe geht zum Brunnen, ſpült den Topf aus, füllt ihn mit Waſſer, ſtellt ihn neben den Brunnen, begibt ſich zu ihrem Korbe, nimmt ihn auf und wartet, mit dem Rücken gegen Flamm. Nee, Roſe, ſo geht das noch immer nich! — So läßt ſich vielleicht 'n Pennbruder abfind'n: mit Pennbrüdern weiß ich nich ſo Beſcheid! Einſtweilen bin ich noch immer der Flamm-Schulze! — Krieg' ich 'n Trunk oder krieg' ich 'n nich? — Nanu eins! Nanu zwei! Nanu drei und — Schluß! — Jetzt bitte mit Anſtand! Nich weiter gefackelt! — Roſe iſt nun wieder an den Quell getreten, hat den Krug aufgenommen und hält ihn Flamm hin; wieder mit abgekehrtem Geſicht. So! Heher! — Heher! — Geht immer noch nich.

Roſe.
Nee, Sie miſſen's doch halten.

Flamm.
Wer ſoll denn ſo trinken?

Roſe,

wider Willen erheitert, muß den Kopf herumwenden.

Nee . . .

Flamm.

So is ſchon beſſer! — So is gutt! — Gleichſam abſichtslos und nur um den Krug zu halten, legt er ſeine Hände auf Roſinens, die dies tun, und läßt ſich, den Mund am Krug, immer tiefer herab, bis er auf ein Knie ſich ſtützen muß. So! — Dank ſcheen, Roſe! — Nu kannſte mich loslaſſ'n.

Roſe

macht gelinde Verſuche, ſich zu löſen.

Ach nee! Laſſ'n Sie mich ok los, Herr Flamm.

Flamm.

So? — Meenſte? — Du meenſt alſo, ich ſollte dich loslaſſen? Jetzt, wo ich dich endlich jetz hab' amal?! Nee, Mädel, ſo leichte geht das nich! — Es geht ni! Verlang das nich erſcht von mir! — Mach erſcht keene Verſuche! Du kannſt mir nich auswiſchen! — Erſchtlich ſieh mich amal wieder richtig an! — Ich bin noch derſelbe! — Auge in Auge! — Ich weeß! Ich weeß iber alles Beſcheid! — iber alles! — Ich hab' mit Rendant Steckel geſprochen, wo ihr euch ja nu geeinigt habt. Gott ſei Dank bin ja ich nich mehr Kuppelbeamter! An der Fuchsfalle ſteht jetz 'n andrer Mann. Ich weeß och, wenn das Begräbnis is . . . Donnerwetter! Die Hochzeit wollt' ich ja ſagen! Und außerdem hab' ich mit mir ſelber geredt. Roſe, 's is 'ne ſehr harte Nuß! Hoffentlich wird man ſich nich die Zähne dran ausbeißen.

Roſe.

Ich darf a ſo ni mit Ihn hier ſteh'n, Herr Flamm.

Flamm.

Du mußt. Ob du darfſt, is mir vollkommen gleichgiltig! Ganz ungeheuer Wurſcht is mir das! — Wenn das wirklich beſtimmt is in Gottes Rat, verlangt 'n Soldat den geheerigen Abſchied: ſo kalt vor die Tier ſetzen läßt man ſich nich. — Roſe, hab' ich dir irgend was abzubitt'n?

Roſe,

heftig den Kopf ſchüttelnd, weich.

Sie hab'n mir niſcht abzubitt'n, Herr Flamm.

Flamm.

Nich? — Is das ehrlich? — Roſe nickt heftig bejahend. Das freut mich wenigſtens! So hab' ich mir das auch immer gedacht! Man kann da doch an was Ganzes zurick denk'n! — Ach, Roſe, das war eine ſcheene Zeit! . . .

Roſe.

Und Sie miſſ'n zurückgeh'n zu Ihrer Frau . . .

Flamm.

Wenn ſo was bloß nich ſo voriberflitzte! Eine ſcheene Zeit! Was hat man davon?

Roſe.

Sie ſoll'n gutt ſein zu Ihrer Frau, Herr Flamm! — Ihre Frau is a Engel, die hat mich gerettet.

Flamm.

Komm! Wir woll'n mal unter den Birnbaum geh'n! — Scheen! — Was denn? Ich bin immer gutt zu der Frau. Wir ſtehen auf dem beſten Fuß miteinander. —

Komm, Roſe! Erzähl mir das mal genau. Alſo: wie is das? — Gerettet? Was? — Vor was hat ſie dich denn gerettet, Roſe? Natirlich doch intereſſiert mich das. Was war damals eigentlich los mit dir? Mutter macht allerlei Anſpielungen: draus klug geworden bin ich noch nich.

Roſe.

Herr Chriſtoph! ... Herr Flamm! Ich kann mich nich hinſetz'n! — Das ſchad't ja doch niſcht! ... Das fiehrt ja zu niſcht: 's is nu alles vorbei — gutt! — 's is alles erledigt. Ich weeß: Gott wird mir de Sinde verzeih'n. A wird's och an unſchuldig'n Kind'l ni anrechnen. Dazu is a ja viel zu barmherzig dazu.

Flamm,

mit Bezug auf das lauter vernehmliche Summen der Dreſchmaſchine.

Das verfluchte Geſumme in einem fort! — Was? — Roſe, du ſollſt dich 'n Augenblick hinſetz'n! Ich tu' dir nichts! Ich berihre dich nicht! Ehrenwort, Roſe! Du ſollſt dich mal ausſprech'n! — Hab doch 'n bißchen Vertrauen zu mir!

Roſe.

Nu ja ... 's is ebens ... ich weeß weiter niſcht! — Wenn ich amal erſcht verheiratet bin, da kenn' Se amal de Frau Leutnant frag'n, vielleicht tutt ſe Jhn' ſagen, was jetz mit mir is. Ich hab Auguſten o noch niſcht geſagt! — Ich weeß, a is gutt! Deshalb is mir ni bange! Weil a weechherzig is und o chriſtlich is. Und nu Hadje, Chriſtoph! Hadje, lebt geſund! — Ma hat a Lebenlang vor ſich jetz, da kann eens recht treu ſein, ſich kaſtein, recht arbeit'n, Schuld bezahl'n und abverdien'.

Flamm

hält Roſens Hand feſt.

Roſe, bleib noch 'n Augenblick! Meinswegen bin ich ja einverſtand'n! — Zu deiner Hochzeit komm ich weeß Gott nich! — Aber wenn ich auch nich zur Hochzeit komme, ſo ſeh' ich doch ein, daß du recht haſt jetz. — Mädel, ich hab' dich ſo gerne gehabt . . . ſo ehrlich . . . ich kann dir's nicht ſagen, wie gerne! . . . Weiß der Teufel, ſeit . . . ſeit ich denken kann. — Schon dazumal haſt du mir's angetan, wie du als Kind ſchon immer ſo ehrlich warſt . . . ſo offen in tauſend kleinen Sachen . . . wenn man dich fragte . . . ſo treuherzig raus! . . . Niemals irgendwie Schwindeleien und Finten, und wenn flug's 'n Spiegel in Scherben ging. Ich hab' ja Weiber genug gekannt in Tarant und hernach auch in Eberswalde auf der Akademie und beim Militär, wo ich faſt meiſtens 'n blödſinniges Glück hatte, und doch weiß ich von Glück erſt jetzt was durch dich.

Roſe.

Ach Chriſtel, ich hab' Sie auch gerne gehabt.

Flamm.

Du warſt ja von klein auf verliebt in mich! Du haſt mich ja ſchon manchmal angefunkelt . . . Wirſt du noch manchmal denken dran? An den alten, verdrehten Sinder Flamm?

Roſe.

Das wer' ich! Ich hab' ja a Unterpfand.

Flamm.
Ach ſo: das Ringelchen mit dem Steine. Wirſt du denn manchmal zu uns kommen?

Roſe.
Das geht nich. Das ſchneid't een zu ſehr ins Herze. Das wär' bloß gedoppelte Marter und Leed! 's muß aus ſein! Ich vergrab' mich ei's Haus! Ich will fer zweee rackern und arbeiten! 's fängt amal a neues Leben an, und da darf man uff's alte och nimehr zurickblicken. Uff Erden is halt bloß Jammer und Not, und mir miſſ'n halt uff a Himmel wart'n.

Flamm.
Soll das nun der letzte Abſchied ſein, Roſe?

Roſe.
Vater und Auguſt verwundern ſich ſchonn!

Flamm.
Und wenn ſich die Fiſche im Waſſer verwundern und die Rohrdommeln auf 'm Kopfe ſtehn, deshalb wer' ich jetzt keine Sekunde wegſchmeißen. — Es ſoll alſo ganz und gar alle ſein? — Auch Mutter willſt du nich mehr beſuchen?

Roſe.
kopfſchüttelnd.
Ich kann ihr nich mehr ins Geſichte ſehn! — Vielleicht o ſpäter amal! Nach zehn Jahren amal! — Vielleicht hatt man's dann doch noch amal iberwunden. Hadje, Herr Chriſtoph! Hadje, Herr Flamm!

Flamm.
Schön! — Mädel, ich ſag, dir, wenn Mutter nich wär' . . .

noch jetz . . . ich wirde erſcht gar nich ſackeln . . . da machte ich ſehr kurzen Prozeß mit dir.

Roſe.

Ja, wenn ock das Wörtel „wenn“ nich wär'! — Ohne Auguſt und Vater wer weeß, was ich machte! Am liebſten fleeg ich ei alle Welt.

Flamm.

Ich mit, Roſe! — Alſo! — So wär' alſo das! — Und da kannſte mer halt noch amal deine Hand geben . . . Er drückt ihre Hand, ſie blicken einander heiß zum Abſchied in die Augen. 's is ſo: was ſein muß, muß eemal ſein! — Und da woll'n mir halt jetzt auseinander gehn! — Er wendet ſich entſchloſſen und geht mit feſten Schritten, ohne ſich umzublicken.

Roſe,

ihm nachblickend, ſich überwindend, mit äußerſter Willenskraft.

Was ſein muß, muß ſein! — Und nu is gutt! — Sie tut den Krug wieder in den Korb und iſt im Begriff nach der anderen Richtung davon zu gehen. **Streckmann** erſcheint.

Streckmann,

blaß, verzerrt, kriechend, ſcheu.

Roſe! — Bernd Rusla! — Heerſchte nich? — Das war doch wieder der niſchnitzige Flamm Schulze?! — Wo der mir amal ei de Finger kommt . . . dem tu' ich de Rippa eim Leibe zerbrecha! — Was hat's denn? Was wollt' a denn wieder von dir? Das ſag' ich dir aber: das geht nich a ſo, ich leid's ni! Eener is a ſo gutt wie dr andere! Ich luß mir da och ni a Lauſpaß geb'n.

Roſe.

Was ſag'n Sie? Wer ſein Sie denn iberhaupt?

Streckmann.

Wer ich bin? Verflucht ja: Das werſcht du ſchonn wiſſ'n.

Roſe.

Wer ſein Sie? Wo hätt' ich Ihn' denn ſchonn geſehn?

Streckmann.

Du? Miich? Wo du mich geſahn hätt'ſt, Madel? — Ver an Aff'n ſuch du d'r an andern aus.

Roſe.

Was woll'n Sie? Wer ſein Sie? Was wull'n Sie vo mir?

Streckmann.

An' Dreck wiil ich! Niſchte! Huſte verſtandn! In Gottes Nam'n ... prill ni a ſo! —

Roſe.

Ich ruffe die ganze Welt zuſammen, wenn Sie mer jetz ni von a Ferſ'n giehn.

Streckmann.

Denk an a Kerſchbaum! Denk du ans Kruzifix ...

Roſe.

Wer ſein Sie? Liege! Was woll'n Sie vo mir? Entweder Sie ſehn, doaß Sie weiterkumma ... ich ſchrei', was ich kann, um Hilfe dahier.

Streckmann.

Madel, du haſt a Verſtand verloren!

Roſe.

Da brauch' ich a wengſten nimmeh zu ſchleppa! Wer ſein Sie? Liege! Sie hoa' niſcht geſahn! Ich ſchrei'! Ich prill', was d'r Odem hält, wenn Sie itze ni uff dr Stelle lang machen.

Streckmann,
erſchrocken.
Rusla, ich geh! Bis ſtille, 's is gutt.

Roſe.
Aber glei'! Glei' uff d'r Stelle! Verſtanda?

Streckmann.
Glei', glei'! Meinswegen! Warum och ni! Er macht eine faxenhaſte Bewegung, als ob er ſich vor einem Regenſchauer flüchtete.

Roſe,
mit wahnſinnigem Ingrimm.
Da leeſt a! A ſo a nichswerdiger Schuſt! Wenn ma da Kerl vo hinga ſitt, da hat ma noch immer de beſte Seite, und doch muß ma ſich vor dam Kerle verſiehrn! — Pfui, ſag' ich! Auswendig is a geſchniegelt, inwendig is a von Mad'n zerfreſſn: d'r Ekel kommt een' zum Halſe raus.

Streckmann,
wendet ſich, bleich, unheimlich.
Ach —! — 's is woll ni meeglich!? — Was du ni ſagſt! — Das iis kee ſehr apptiliches Freſſ'n! Weshalb warſcht d'n du da a ſu hitzig druf.

Roſe.
Jich? Hitzig uff dich?

Streckmann.
Du huſt's wull vergeſſ'n?

Roſe.
Schuſt!

Streckmann.
Ich biin au enner.

Roſe.
Schubiak! Schuſt! Was huſt du jetzt noch um mich rumzuſchnuppern? Wer biſt du? Wer ſein Sie? Was hätt' ich gemacht? — Du huſt dich an meine Ferſen gehängt! Du huſt mich gehetzt ... ei de Heechſ'en gebiſſa ... Schuſt! ... Schlimmer, als wie a Fleeſcherhund.

Streckmann.
Du biſt mir nachgelauf'n dahie!

Roſe.
Was ...?

Streckmann.
Biſt in meine Wohnung gekomm'n und haſt mir der Helle heeß gemacht.

Roſe.
Und du ...

Streckmann.
Nu was denn?

Roſe.
Und du? Und du?

Streckmann.
A Koſtverächter biin ich halt ni.

Roſe.
Streckmann! Du muß tamal ſterben dahier! Hierſcht' es! Denk an dei letztes Stindla! Du mußt amal o vor am Richter ſtehn! Ich biin zu dir gelaufa in Himmelsangſt! Ich hoa dich ums Himmelswille gebattelt ... Du ſullſt m'r mit Auguſt'n a Weg frei gahn. Ich biin uff a Knieen gekruchen vor dir — und du ſagſt itz, ich wär dir nachgelaufa? — Aſu is: du huſt a Verbrecha geton!!

Du huſt an mir a Verbrecha beganga!! Das is mehr als an Niederträchtigkeet! Getuppelt, gedreifacht a Verbrecha! D'r Herrgott wird dich beſtrofa drfiehr.

Streckmann.

Nu hiert ock! Da laſſen mirſch ebens druf akumma.

Roſe.

Das ſagt's du? Das willſt du druff akumma loon? Teiſel!! Do ſpuck' ich dir ins Geſichte.

Streckmann.

Denk' an a Kerſchbaum! Denk' ock ans Kruzifix!

Roſe.

Du huſt mir geſchworen, du wulld'ſt nee davon red'n! Du huſt mir heilige Eide geſchworen! Du huſt deine Hand uffs Kreuze gelegt und huſt mir an' Eid uffs Kreuze geleiſtet und itze fängſt die Hetzjagd von friſchen an! Was willſt du?

Streckmann.

Ich bin aſo gutt wie Flamm. Und du ſollſt dich mit dem eebens o ni mehr einlaſſ'n.

Roſe.

Ich ſpring' ei ſei Bette, Karnallje du! Das tät' dich ooch noch nich keen Pfifferling angeh'n.

Streckmann.

Das werd ſich ja rausſtelln, wie das kommt.

Roſe.

Was? Du huſt mir Gewalt agetan! Du haſt mich verwerrt! Huſt mich niedergebrocha! Wie a Raubvogel biſt du geſtußa uff mich! Ich wiß! Ich wullde zum

Tirla rauskumma! Du huſt mir Jacke und Rock zerzauſt! Ich hoa geblutt! Ich wullde no rauskumma! Do hatt'ſt du a Riegel virgelegt! Das iis a Verbrecha! Ich bring's zur Oanzeige . . . .

Bernd und **Auguſt** treten hintereinander auf. Nach ihnen **Kleinert** und **Goliſch** und die anderen **Arbeiter.**

Bernd,

dicht vor Streckmann.

Was iis hier? Was haſt du mein Mädel getan?

Auguſt

zieht Bernd zurück, er drängt ſich vor.

Ich, Vater! — A fragt, was du Roslan getan haſt?

Streckmann.

Niſchte!

Bernd,

ſich wieder vordrängend.

Was haſt du dem Mädel getan?

Streckmann.

Niſchte!

Auguſt,

ſich vordrängend.

Itz ſagſt du, was du er getan haſt.

Streckmann.

Niſchte! An Teifel hab' ich er getan!

Auguſt.

Entweder du ſagſt itze, was du er getan huſt — oder . . .

Streckmann.

Oder? Na, was denn, hä „oder“ dohie? — Hände weg . . . Hand von d'r Gurgel.

Kleinert

verſucht zu trennen.

Halt!

Streckmann.

Hand von d'r Gurgel.

Bernd.

Jetze muß du droa gleeba. Entweder ...

Auguſt.

Was haſt du dem Mädel getan?!

Streckmann,

in plötzlicher Angſt, an den Birnbaum ſich retirierend, ſchreit.

Hilfe!

Auguſt.

Was haſt du dem Madel getan? Antwort! Antwort! Jich will das wiſſ'n. Er hat ſich losgemacht und ſtellt Streckmann.

Streckmann

holt aus, ſchlägt ihm mit der Fauſt ins Geſicht.

Das is meine Antwort! — Das hab' iich getan?

Kleinert.

Streckma —

Die alte Goliſch.

Halt Auguſtn uff! A fällt.

Großmagd

fängt den taumelnden Auguſt auf.

Auguſt!

Bernd,

ohne auf Auguſt zu achten, zu Streckmann.

Du werſcht Rechenſchaft gebn! Jetze muß dir das heemkumma!

Streckmann.

Die Schweinerei! Wegen dem Frovolke da, die mit all'r Welt a Geſtecke hat ... *Er geht ab.*

Bernd.

Was war das vor a Wort?

Kleinert,

der mit Goliſch und der Großmagd, Hahn und der alten Goliſch zuſammen den faſt beſinnungsloſen Auguſt aufrecht erhält.

's Auge is raus!

Die alte Goliſch.

Vater Bernd! Auguſten is ni ſehr gutt gegangen.

Kleinert.

Der Menſch hat an' beeſe Brautſchaft dahier.

Bernd.

Was? Wie denn? Du lieber Heiland eim Himmel! *Bei ihm.* Auguſt?!

Auguſt.

Mir tut's linke Auge a ſo weh.

Bernd.

Roſe, bring Waſſer!

Die alte Goliſch.

Doas iis a Unglicke.

Bernd.

Roſe, bring Waſſer, heerſchte denn nich.

Goliſch.

Doas werd' wull a Jährla Gefängnis kuſt'n.

Roſe,

gleichſam jetzt erſt aufwachend.

A ſoat ... A ſoat ... Ja, was heeßt denn nu das? ... Ich hoa doch ... an Puppe gekriegt zu Weihnachta.

Kleinmagd,

zu Roſe.

Du ſchläfſt woll?

Roſe.

... Ma koan das niemanda ſoan! ... Nee, Kleenemagd: 's gieht ni! 's läßt ſich ni mach'n! — Ma ſellde vielleicht ... doch ane Mutter han ...

Vierter Akt

Das gleiche Zimmer im Hauſe Flamms, wie im zweiten Akt. Ein Sonnabend Nachmittag zu Anfang des Monats September. Am Rollſchreibtiſch ſitzt **Flamm** über Rechnungen. Nicht weit von der Flurtür ſteht **Streckmann.**

Flamm.

Demnach hätten Sie alſo noch zweihundert und ſechs Mark und dreißig Pfennige zu bekommen.

Streckmann.

Jawohl, Herr Flamm.

Flamm.

Was war denn an der Maſchine los? Einen Vormittag haben Sie doch feiern miſſen.

Streckmann.

Ich hatte Termin auf 'n Landgericht. Die Maſchine is ganz in Ordnung geweſen.

Flamm.

War das in der Sache mit . . . mit dem Keil?

Streckmann.

Ja. Und außerdem hatt' mich doch Bernd verklagt, ich ſoll doch die Tochter beleidigt haben.

Flamm

hat aus einem beſonderen Fach Geld genommen und zählt es auf den großen Tiſch.

Hier ſind alſo zweihundert . . . zweihundert ſechs Mark und finfzig . . . bekäm' ich noch zwanzig Pfennig.

Streckmann

ſtreicht das Geld ein und legt dagegen zwanzig Pfennige auf den Tiſch.

Da ſoll ich 'm Herrn Oberamtmann ſagen: gegen Mitte Dezember wärſch wieder ſo weet.

Flamm.

Zwei Tage! Sagen wir Anfang Dezember. Da mecht ich die große Scheuer leer mach'n.

Streckmann.

Anfang Dezember. Jawohl, Herr Flamm. — Adje!

Flamm.

Adjee, Streckmann! — Sagen Sie mal: wie wird's denn nu werden mit Ihrer Geſchichte?

Streckmann

bleibt ſtehen, zuckt mit den Achſeln.

Da wird woll ni gar viel werden, Herr Flamm.

Flamm.

Wieſo?

Streckmann.

Ma wird halt dran globen miſſen.

Flamm.

Was 'ne Kleinigkeit manchmal für Folgen hat. — Wie kamt ihr denn eigentlich ſo annander.

Streckmann.

Ich bin mer reen gar niſcht mehr bewußt! Ich bin damals ... Ich muß ſein reen kullrig geweſt! ... Aber ich kann mich an gar niſcht nich mehr erinnern.

Flamm.

Der Buchbinder gilt doch für äußerſt friedfertig.

Streckmann.

Mit mir fängt a immer Händel an! Aber funſter wie ausgeleſcht is mer das! — Ich weeß bloß, ſe ſein iber mich hergefall'n, grade als wie zwee reißnige Welfe! Ich dachte, 's wär' mer ans Leben gehn! — Wenn ich das dahier nich gedacht hätte, da wär' mer die Hand o ni ausgerutſcht.

Flamm.

Und das Auge war nich mehr zu retten?

Streckmann.

Nein! 's tutt een leed. Und! ... Nu, es is ni zu ändern! Schuld an dem Unglick bin ich nich!

Flamm.

So 'ne Sache is an ſich beſe genug! Wenn erſt das Gericht eingreift, wird ſe noch ſchlimmer! Hauptſächlich tut mir das Mädel leid.

Streckmann.

Mir ſchlottert 's Zeug ock am Leibe rum, ſo is mir de Sache zu Herzen gegangen. Was Schlaf is, Herr Leutnant, das weeß ich nimehr. Ich hab' o im Grunde mit Auguſten niſcht! Mir is ebens ... reen wie nich gegenwärtig! ...

Flamm.

Sie ſollten doch mal zu Bernd riber geh'n: Wenn Sie die Tochter beleidigt haben und gar nich recht bei ſich geweſen ſind, ſo kennten Sie doch das ganz einfach zuricknehm'.

Streckmann.

Das geht mich niſcht an! Das is ſeine Sache! Wenn a freilich wißte, wo naus das geht, da tät a woll ſeine Klage zuricknehm'! das mißt'n freilich 'n and'rer ſagen, daß a dem Mädel kein' Dienſt tutt damit. Aſo is! Adjes, Herr Leutnant.

Flamm.

Adieu!

Streckmann ab.

Flamm,

für ſich, erregt.

Wenn man ſo 'n Kerl an die Gurgel könnte! **Frau Flamm** wird aus der Jagdkammer von dem Hausmädchen hereingeſchoben.

Frau Flamm.

Was brummelſte denn da wieder, Flamm? — Auf ihren Wink entfernt ſich das Mädchen. — Haſte Ärger gehabt?

Flamm.

Ja, danke, es geht!

Frau Flamm.

War das nich Streckmann?

Flamm.

Der ſchöne Streckmann! — Das war der ſchöne Streckmann, jawohl!

Frau Flamm.

Wie ſteht's d'n nu eigentlich damit, Flamm? Habt ihr ni iber Keil geredt?

Flamm,

kritzelnd.

Ih, was, ich hab' Rechnereien im Kopf!

Frau Flamm.

Steer' ich dich etwa, Chriſtel?

Flamm.

Nee! Du mußt dich bloß etwas ruhig verhalten.

Frau Flamm.

Wenn ich ſonſt niſcht nich kann: da bürg' ich für mich.

Stillſchweigen.

Flamm.

aufbrauſend.

Himmelkreuzſchockſchwerebrett nicht nochmal! Manchmal mechte man bloß in die Jagdkammer laufen und ſo 'n lauſigen Kerl einfach niederknall'n! Das wär' bloß 'n Spaß, ſowas zu verantwort'n.

Frau Flamm.

Nee, Chriſtel, was du een erſchrickſt dahier!

Flamm.

Ich kann niſcht dafier! Ich bin ſelber erſchrocken! — — So gemein is der Menſch, Mutter, ſag' ich dir, ſo unter aller Kanallje nichtswirdig ... ich ſage, ſo kann er wenigſtens ſein! ... daß einem Kerl wie mir, der ſeinen Tabak verträgt, ſich manchmal de Därme im Leibe umwenden. In der Sache lernt unſereiner nich aus. Man kann alle vier Fakultäten verſchluckt haben, Hanfſtricke und Kieſelſteine verdauen, aber ſowas ... in Niederträchtigkeiten ... kommt man iber Propädeutik nich raus!

Frau Flamm.

Was hat dich d'n wieder ſo aufgebracht?

Flamm.

wieder ſchreibend.

Ich ſpreche nur ſo ganz im allgemeinen.

UNIV. BIBL. BERLIN

Frau Flamm.

Ich dachte, das hing mit dem Streckmann zuſamm! Nämlich, Chriſtel, mich tutt die Geſchichte nich loslaſſ'n! Und wenn dir'ſch amal mehr gelegen wird ſein, da mecht' ich mich wirklich amal mit dir ausſprechen.

Flamm.

Mit mir? Was geht mich denn Streckmann an?

Frau Flamm.

Wenn o Streckmann nich g'rade: der Mann ja nich! Aber doch d'r alte Bernd und o Bernd Roſe. — Sieh amal: was das Mädel betrifft: das is a 'ne bitter ernſte Geſchichte! Und wenn ich ni aſo gefeſſelt wär', da wär' ich ſchonn längſt amal bei 'ner geweſen. Blicken laſſen tutt ſe ſich nich.

Flamm.

Du? Bei der Roſe? Was willſt du denn dort?

Frau Flamm.

Nu heer amal zu, Chriſtel. Sieh amal an, es is ja nich ſo bloß de erſchte Beſte! Ich muß halt amal doch zum Rechten ſehn.

Flamm.

Na ja, Mutter! Tu, was de nich laſſen kannſt! Du wirſt bei dem Mädel bloß ſchwerlich was ausrichten.

Frau Flamm.

Wie denn, Chriſtel? Wie meenſte denn das?

Flamm.

Man ſoll ſich in fremde Sachen nich einmiſchen! Man hat doch bloß Ärger und Undank davon.

Frau Flamm.

Wenn ſchonn! An' Ärger muß ma vertragen! Und Undank is eemal der Welt Lohn! Und was g'rade die Bernd Roſe anbetrifft, ich weeß ni, mir is das halt immer geweſen, halb und halb als wär' ſe mei Kind. Sieh ock, Chriſtel, ſo lange ich denken kann ... wie Vater noch Oberferſter war, da wuſch ihre Mutter ſchonn bei uns im Hauſe. Hernach uff'n Kirchhof an Kurtels Grab, da ſeh' ich das Mädel noch ſtehn wie heute, wenn ich o ſelber mehr tot wie lebendig war. Außer mir und dir, das kann ich dir ſagen, is keener wie die ſo untreſtlich geweſt.

Flamm.

Meinswegen! Was haſte denn aber fer Abſichten? Ich kann m'r dabei gar niſcht denken, Kind!

Frau Flamm.

Erſcht will ich jetzt erſcht amal neugierig ſein.

Flamm.

Wieſo?

Frau Flamm.

Wegen niſcht und wieder niſcht! Ich meng' mich ja o ſonſt nich in deine Sachen. Aber jetzt ... nu mecht' ich amal doch Beſcheid wiſſ'n! was hat's denn mit dir in der letzten Zeit?

Flamm.

Mit mir? Ich denke, du red'ſt von der Bernd Roſe!

Frau Flamm.

Jetze red' ich ebens amal von dir.

Flamm.

Das kannſt du dir aber erſparen, Mutter! Meine Angelegenheiten kümmern dich nicht.

Frau Flamm.

Das ſagſt du aſo! Das is leichte geſagt! Aber wenn man ſo ſitzt, wie ich ſitzen muß, und ſieht, wie a Menſch immer unruhig is und weeß, daß a nachts ni ſchlafen tutt, und heert'n in eenem biegen ſeufzen, und 's is zufälligerweiſe d'r eegne Mann, da macht ma ſich halt ebens ſeine Gedanken.

Flamm.

Nee, Mutter, du biſt woll ganz verrickt. Du willſt mich woll ganz und gar lächerlich machen! Seufzen! Da mißt ich ja blödſinnig ſein. Was d'n noch? Ich bin doch keen Schneidergeſelle!

Frau Flamm.

Nee, Chriſtel, aſo entwiſcht du mir nich.

Flamm.

Mutter, was bezweckſt du denn nu damit? Du willſt mich woll öden? Was? Willſt mich woll langweil'n? Aus dem Hauſe rausgraulen? — Oder ſo was? — Da kannſt du's weiß Gott gar nich ſchlauer anfangen.

Frau Flamm.

Ich bleibe dabei, du verheimlichſt mir was!

Flamm,

achſelzuckend.

Wenn du meinſt! — Nu dann wär ich dir wohl was verheimlichen! — Nimm aber mal an, Mutter, daß es ſo is . . . Du kennſt mich! In der Hinſicht kennſt du mich doch! . . . Da mag ſich die ganze Welt auf 'n Kopp ſtell'n, da kriegt keiner auch noch nich mal ſoviel raus! *Er ſchnippt mit den Fingern.* Ärger hat jeder genug in der Welt! Geſtern hab ich 'n Brauknecht miſſen rausſchmeißen, vorgeſtern hab ich 'n Brenner zum Teufel gejagt. Und ſchließlich, ganz abgeſehen davon, ſo 'n Leben, wie man's hier führen muß, is wirklich ausreichend fade genug, einen anſtändigen Menſchen ſpleenig zu machen.

Frau Flamm.

Such d'r doch Umgang! Fahr in de Stadt!

Flamm.

Richtig! Im Roß mit den Röſſern Skat dreſchen oder mit 'n Herrn Landrat auf Stelzen gehn! Gott bewahre, die Scherze habe ich dick! Das kann mich noch nich vor de Haustüre locken! — Hätt' man nich noch das bißchen Jagd und könnte ſich nich ſeine Knarre mal umhäng', da . . . Seemann mißt man geworden ſein!

Frau Flamm.

Na ſiehſt' es, da haſt' es! Das ſag' ich ja! Du biſt ebens ganz von Grund aus verwechſelt! Bis vor zwee, drei Monaten warſte vergniegt, haſt Vegel geſchoſſen und ausgebalgt, haſt botaniſiert und Eier geſammelt und geſungen a lieben langen Tag. 's war ane Freude dich anzuſeh'n, und jetzt biſte uff eemal wie ausgewechſelt.

Flamm.

Wenn uns wenigſtens Kurtel geblieben wär'!

Frau Flamm.

Wie wärſch denn, wenn mir a Kind täten annehmen.

Flamm.

Jetzt uff eemal!? Nee, Mutter. Jetzt mag ich nich! Friher haſt du dich nicht kenn' entſchließen; heute is der Moment ooch bei mir verpaßt.

Frau Flamm.
's is leichte geſagt, a Kind ins Haus nehm'! Erſcht kommt 's een natirlich vor wie a Verrat! Mir kam's wie Verrat am Kurtel vor, bloß ock aus d'r Ferne ſo a Gedanke. Aſu war mir's . . . wie ſoll ich denn ſagen, Flamm! Als wenn ma da Jungen nu gänzlich ausſtieße, aus'm Haus, aus'm Stibel und Bettel raus und ni zuletzt o aus unſen Herzen. — Hauptſächlich aber; wo gleich a Kind hernehmen, wo ma hoffen kann, daß ma Freude erlebt. — Aber laß das amal uff ſich beruhn! Nu woll'n w'r amal uff de Roſe zurickgreifen! — Und ob de denn weeßt, Flamm, was mit ihr is!

Flamm.
Ja nu . . . Ja freilich! . . . Weshalb denn nich? — Streckmann hat ihren Lebenswandel verdächtigt und das leid't der alte Bernd eben nich. — 's is freilich 'ne Dummheit, klagbar zu werden. De Koſten trägt immer die Frau zuletzt.

Frau Flamm.
Ich hab' a paar Briefe an de Roſe geſchrieben und hab' mer das Mädel herbeſtellt. Wahrhaftig in ihrer Lage, Flamm, die kann jetzt wahrhaftig nich aus und nicht ein wiſſ'n!

Flamm.
Wieſo?

Frau Flamm.
Weil Streckmann im Rechte is!

Flamm,
ſtutzig dumm.
Was, Mutter? Du mußt dich deutlich ausdrücken.

Frau Flamm.

Aber, Chriſtel, nich gleich wieder jähzornig ſein! Ich hab' d'r die Sache bis jetzt verheimlicht, weil ich weeß, wie du in den Sachen biſt; erinner' dich ock an die kleene Magd, die de Knall und Fall haſt aus 'n Hauſe geſchmiſſen, und a Täſchner, den de geprigelt haſt! — Das Mädel hat m'r a Bekenntnis gemacht vor langer Zeit, ſchonn vor iber acht Wochen, und das is ſe nich bloß mehr de Roſe Bernd, . . . ſondern es kommt och a zweetes Weſen in Frage . . . halt eebens das, was unterwegens is . . . Flamm, haſte verſtanden!? . . . Verſtehſte mich?

Flamm.

gepreßt.

Nee! Nich ſo ganz, Mutter, offen geſtanden. Ich hab' nehmlich . . . hier nehmlich . . . heut' nehmlich . . . jetzt . . mir ſteigt jetzt manchmal das Blut ſo zu Kopfe. Das is wie ſo 'n . . . ſcheußlich! . . . Schwindelanfall! . . . Aber ja . . . aber nee . . . ich muß doch woll Luft ſchepfen. 's is weiter nichts, Mutter, beunruhige dich nich.

Frau Flamm,

mit der Brille.

Wo willſt du denn mit der Patronentaſche hin?

Flamm.

Gar nichts. Was mach' ich denn mit der Patronentaſche? Er ſchleudert die Patronentaſche fort, die er unwillkürlich in die Hände bekommen hat. Man weiß von nichts! Man erfährt von nichts! Und da wird eenem manchmal ganz blöde zu Mute. Da fühlt man ſich manchmal ganz fremd in der Welt.

Frau Flamm,
mißtrauiſch.
Nu ſag' amal, Chriſtel, was heeßt denn das!

Flamm.
Nichts, Mutter! Gar nichts! Durchaus weiter nichts! Mir is auch ſchon wieder ganz frei im Kopfe! Aber manchmal kommt ſo 'n Gefühl iber mich, ſo 'ne Angſt, ich weeß nich, mit einem Male, als wenn nirgend was Feſtes mehr unter mir wär', und man ſollte ſich gleich 's Genick abſtirzen.

Frau Flamm.
Du red'ſt ja ſeltſame Sachen dahier. *Es wird an die Tür gepocht.* Wer pocht denn? — Herein!

Auguſt,
noch unſichtbar.
Ich bin's bloß, Frau Flamm!

Flamm ſchnell in die Jagdkammer.

Frau Flamm.
Ach Sie ſein's, Herr Keil. Sie kenn' immer eintreten.

__Keil Auguſt__ wird ganz ſichtbar, er iſt bleicher als früher, auch abgezehrter und trägt eine dunkle Brille. Das linke Auge iſt von einem ſchwarzen Verband bedeckt.

Auguſt.
Ich ſoll um Entſchuldigung bitten, Frau Leutnant! Gut'n Tag, Frau Leutnant!

Frau Flamm.
Scheen Dank, Herr Keil.

Auguſt.
Meine Braut hat Termin uff 'n Landgericht, Frau

Leutnant, ſonſt wär' ſe ſelber gekomm'. Vielleicht kommt ſe aber am Abend noch!

Frau Flamm.

's is mer lieb, daß ich Ihn wenigſtens amal zu ſehn kriege. Wie geht's Ihn' denn ibrigens? Setzen Sie ſich!

Auguſt.

Gottes Wege ſein wunderbar! Und wie a een heimſucht, darf man nich murren. Im Gegenteil, ma ſoll ſich freu'n. Und ſehn Se, Frau Flamm, ſo geht mirſch beinah jetze. Mir is recht! Um ſo beſſer, je ſchlimmer 's kommt. Um ſo mehr wächſt der Schatz in der Ewigkeit.

Frau Flamm,

ſchwer aufatmend.

Ich winſchte, Se hätten recht, Herr Keil. — Hat Roſe denn meine Briefe gekriegt?

Auguſt.

Se hat m'r ſe o zu leſen gegeben. Und ich hab' ihr o ganz beſtimmt geſagt: 's ging nich. Sie mißte jetzt zu Ihn' geh'n.

Frau Flamm.

Ich muß Ihn' ſagen, 's wundert mich, Keil, daß ſe nach all den letzten Geſchichten noch nich amal zu mir gefunden hat. Daß ma Anteil nimmt, das weeß ſe ja doch.

Auguſt.

Se is ebens reen ſcheu in a letzten Zeit'n. Und Frau Leutnant, wenn ich was ſagen derf: Sie ſollten er das nich übel nehm': erſchtlich hatte ſe immer mit mir zu tun, weil ich doch ſehr aner Pflege bedurfte — und ſe hat ſich an' Gotteslohn um mich verdient! Und dann, ſeit ſe der Menſch a ſo gräßlich beſchimpft hat', da wagt ſe ſich kaum aus d'r Stube raus.

Frau Flamm.

Ich nehm's er o weiter nich ibel, Keil! Wie geht's er denn ſonſt? Was treibt ſe denn ſo?

Auguſt.

O jee nee ... das is ... was ſag' ich d'n glei ... wie ſe heut' um a elf uff 's Gerichte ſollte — das war Ihn a richtiger Tanz dahier! Neen war das, Frau Flamm, ... ma konnte faſt Angſt kriegen, aſo eigentimlich hat' ſe gered't. — Erſcht wollde ſe iberhaupt nich geh'n, dann meente ſe, daß ſe mich wollte mitnehm', uff de letzte war ſe dann fort wie a Licht und ſchrieg mer zu, daß ich nich ſollte nachkomm'. Manchmal hatt ſe geflennt a ganzen Tag! — Man macht ſich natierlich ſeine Gedanken.

Frau Flamm.

Was denn für welche?

Auguſt.

So allerhand! — Erſchtlich, daß mich das Unglick betroffen hat! Das hat ſe mir mehrmal ausgeſprochen! Das ſchneid' 'r woll ſehr in de Seele dahier! Und o was a Vater Bernd betrifft und daß a ſich's hat ſo zu Herzen genomm.

Frau Flamm.

Mir ſein ja hier unter uns, Herr Keil. Warum ſoll'n wir denn nich amal deutlich reden; is Ihn' das nie durch a Kopp gegangen ... ich meene mit Streckmann die Geſchichte ... Ihn' oder 'n Vater Bernd vielleicht? Daß daran etwa kennte was Wahres ſein.

Auguſt.

Ich mach' mir dadriber keene Gedank'n.

Frau Flamm.

Das is recht! Das tadle ich durchaus weiter nich! Ma kann manchmal wirklich niſcht Beſſeres tun, als wie a Strauß a Kopp in a Sand ſteck'n. Ver an' Vater aber geheert ſich das nich.

Auguſt.

Nu, Frau Flamm, was a alten Bernd anbetrifft, aſo himmelweit is der von ſolchen Gedanken, daß da irgend was kennte nich richtig ſein ... aſo felſenfeſt in der Sache dahier; der ließ ſich d'rfier beede Hände abhacken. A is aſo ſtrenge, das gloobt eener nich. D'r Herr Leutnant Flamm is o bei 'm geweſt und hat 'n woll'n von d'r Klage abbringen ...

Frau Flamm,

erregt.

Wer is bei 'm geweſt?

Auguſt.

D'r Herr Leutnant!

Frau Flamm.

Mei Mann?

Auguſt.

Jawohl! A hat lange mit 'm geredt. Seh'n Se, mir — ich hab' zwar a Auge verloren! — Mir liegt niſchte dran, daß der Streckmann beſtraft wird! Mein is dos Gerichte, ſpricht ja der Herr! Aber Vater, der is ni verſehnlich zu kriegen, a ſpricht: Verlangt all's, aber das nich von mir.

Frau Flamm.

Mei Mann is beim alten Bernd geweſt?

Auguſt.

Ja, wie a die Vorladung hatte bekommen.

Frau Flamm.

Was fier 'ne Vorladung war denn das?

Auguſt.

Halt o vor a Unterſuchungsrichter.

Frau Flamm,

erregter.

D'r alte Bernd?

Auguſt.

D'r Herr Leutnant Flamm.

Frau Flamm.

Ja, is denn mei Mann auch vernommen worden? Was hat denn der mit der Sache zu tun?

Auguſt.

A is auch vernommen worden, jawoll.

Frau Flamm,

erſchüttert.

So!? — Das is mir ganz neu! Davon wußt' ich nichts! Auch daß Chriſtel beim alten Bernd is geweſen! — Wo bloß meine Odekolonje is? — Nee, Auguſt, da gehn Se ock nach Hauſe jetzt! Ich bin jetzt a biſſel ... ich weeß nich, wie! An' beſonder'n Rat kann ich Ihn' ſo ni mehr geben! Mir is was ſehr in de Glieder gefahren. Gehn Se nach Hauſe und tun Se's abwarten. Wenn Se aber das Mädel lieb han dahier da ... ſehn Se uff mich, ich kann a Lied ſing'n! — Wenn eemal a Menſch ſo geartet is; 's is nu a Mann, dem de Weiber nachlaufen oder 's kann a meinsweg'n a Weibsbild ſein, dem de Männer wie nerr'ſch uff a Hacken liegen! Da heeßt's dulden! dulden! Geduldig ſein. — Ich hab' zwelf Jahre lang ſo gelebt. *Sie hält die Hand vor die Augen und ſieht durch die Finger.* Und wenn ich iberhaupt noch was ſehn wollte, da hab' ich mußt durch de Finger ſehn.

Auguſt.

Ich kann das halt nimmermehr globen, Frau Flamm!

Frau Flamm.

Ja, ob Sie mir das globen oder nich; da d'rnach wird nich gefragt im Leben. 's geht mer wie Ihn'; ich begreif's och faſt ni; mir miſſ'n halt ſehn, wie mir uns damit abfinden. — Ich hab Roſen a Verſprechen gegeben! Ma verſpricht manchmal leichte und halten is ſchwer! Nu all's, was in meinen Kräften ſteht. — Adje! — Ich kann Ihn' ja freilich nich zumuten .... D'r Himmel muß ebens gnädig ſein. *Auguſt ergreift bewegt die dargebotene Hand der Frau Flamm und entfernt ſich dann ſchweigend.*

Frau Flamm lehnt den Kopf weit im Stuhl zurück, blickt verſonnen gen Himmel und ſeufzt zweimal ſchwer. — ***Flamm*** *kommt herein, ſehr bleich, wirft Seitenblicke auf Frau Flamm und fängt an, leiſe zu pfeifen, während er den Bücherſchrank öffnet und angelegentlich etwas zu ſuchen ſcheint.*

Frau Flamm.

Ja, ja, du pfeifſt eben auf alles, Flamm! Und — das hätt' ich dir doch nich zugetraut.

Flamm

kehrt ſich um, ſchweigt, ſieht ſie gerade an, hebt beide Hände ein wenig, beide Achſeln ſehr hoch und läßt alles wiederum ſchlaff herunterſinken, während er einfach und ohne Verlegenheit mehr nachdenklich als beſchämt zu Boden blickt.

Frau Flamm.

Ihr macht euch das eben leichte, ihr Männer. — — Was ſoll d'n nu werden?

Flamm,

die Bewegung wie vorher, nur ſchwächer.

Das weiß ich nich. — Ich will jetzt amal vollſtändig ruhig bleiben. Ich will mal erzählen, wie das kam. — Vielleicht kannſt du mich da etwas milder beurteilen. Wo nich . . . na, dann tu ich mir eben ſehr leid.

Frau Flamm.

So an' Leichtſinn kann ma nich milde beurteilen.

Flamm.

Leichtſinn? Bloß Leichtſinn war das wohl nich! Was is dir denn aber lieber, Mutter, wenn's a Leichtſinn oder wenn's ernſter is —? —

Frau Flamm.

Grade ſo a'm Mädel die Zukunſt zerſteren, wo mir hier . . . wo ma alle Verantwortung hat! Wo ma ſe hatt' ins Haus gezogen! Wo ſe haben a blindes Vertrauen gehabt! — O, nee, 's is zum ei de Erde ſink'n! Als hätt' man's reen heimlich druff angelegt.

Flamm.

Biſt du fertig, Mutter?

Frau Flamm.

Noch lange nich!

Flamm.

Nu, da kann ich ja noch a biſſel wart'n!

Frau Flamm.

Chriſtel, was hab' ich dir damals geſagt, da du rausgerickt kamſt und du woll'ſt mich heiraten?

Flamm.

Was?

Frau Flamm.

Ich bin viel zu alt fer dich. A Weib kann ſechzehn Jahr jinger ſein, aber ni drei oder vier Jahre älter. Hätt'ſt du mir ock gefolgt dahier.

Flamm.

Sind das nich recht mießige Sachen, jetz, von ſolchen alten Geſchichten zu reden? Haben wir jetz gar nichts Wichtigeres zu tun? — Ich kann mir nich helfen, mir ſcheint's ſo, Mutter. — Davon, was mit Roſe eigentlich is, hab' ich bis heut' keine Ahnung gehabt. Sonſt hätt' ich natirlich doch anders gehandelt. Nu heißt's ſehn, ob was nachzuholen is. Und eben aus dieſem Grunde, Mutter, wollt' ich dich bitten, nich kleinlich zu ſein, und wollte zunächſt den Verſuch mal machen, ob du für den Fall wohl 'n Verſtändnis kriegſt. So lange . . . bis zu dem Augenblick, wo es hieß, der Veitstänzer ſoll Roſe heiraten, iſt alles in allen Ehren geweſt. Wie das aber feſt ſtand, hernach war's aus. — Kann ſein, meine Begriffe verwirren ſich. Ich hatte das Mädel aufwachſen ſehn . . . es hing was von der Liebe zu Kurtel dran. Erſtlich wollt' ich ſie nur von dem Unglück zurickhalten, und ſchließlich, ganz plötzlich mal, wie das ſo is . . . das hat ja ſchon Plato ſo richtig geſchrieben — von den zwei Roſſen, im Phaidros ſteht's: Da ging eben der ſchlechte Gaul mit mir durch und da ſind eben alle Dämme gebrochen.

Längeres Stillſchweigen.

Frau Flamm.

Du haſt ja recht ſcheene Geſchichten erzählt — und ſogar mit gelehrten Sachen durchflochten — danach tut ihr dann immer im Rechte ſein! A armes Weib mag dann ſehn, wo ſe hinkommt! — Wo möglich haſt du ſe bloß glicklich gemacht und haſt dich dabei ſelber noch uffgeopfert . . . Fer ſo was gibt's keene Entſchuldigung.

Flamm.

Gut, Mutter, alſo vertagen wir das! Erinner' dich aber, wie Kurtel ſtarb, da konnt' ich das Mädel nich ſehn mehr im Hauſe. Wer hat ſe gehalten und hergelockt? —

Frau Flamm.

Weil's ebens ni ſollte zu tot um uns werden! Um meinetwillen braucht' ich ſe nich.

Flamm.

Und ich hab' niſcht geſagt um deinetwillen.

Frau Flamm.

Schade für jede Träne dahier, die eens etwa ſollte um euch vergiſſen! Deine Reden kannſt d'r erſparen, Flamm.

Das Hausmädchen bringt den Kaffee herein.

Das Hausmädchen.

De Bernd Roſe is in d'r Kiche draußen.

Frau Flamm.

Komm, Mädel! Schieb mich! Faß a mal an! — Zu Flamm. Du kannſt mich ja helfen beiſeite dricken. Irgendwo wird woll fer mich ane Kammer noch ſein! Ich bin ni im Wege! Hernach kannſt ſe ja reinrufen.

Flamm,

zum Hausmädchen ſtreng:

Das Mädel ſoll wart'n 'n Augenblick. Das Hausmädchen ab. — Mutter, du mußt mit ihr reden a Wort! Ich kann nich! Mir ſind de Hände gebunden.

Frau Flamm.

Was ſoll ich d'n mit 'r reden, Flamm?

Flamm.

Mutter, du weißt das beſſer wie ich! Du weißt das ſelbſt ... du haſt ſelber geſagt ... bloß jetzt nich erbärmlich um's Himmelswill'n! ... So darf ſie nich von der Schwelle gehn.

Frau Flamm.

Ich kann ihr die Schuhe nich putzen, Flamm!

Flamm.

Das ſollſt du auch nich! Davon is nich die Rede, aber du haſt ſe herbeſtellt. — Du kannſt dich ſo nich verändern plötzlich, daß du alles Erbarmen und Mitleid vergißt. Was haſt du vorher zu mir geſagt? — So is das Mädel zugrunde gerichtet! Und wenn das Mädel zugrunde geht ... ver ſo 'ne Kanallie hältſt du mich nich, daß ich dann noch mechte mei Leben friſten. Entweder oder, vergiß das nich.

Frau Flamm.

Na, Chriſtel ... wert ſeid ihr das freilich ni, jedennoch im Grunde: was will ma machen!? — 's Herz blutt een! 's is unſere eegene Schuld. Warum tutt ma ſich immer wieder was weißmachen, wo ma alt genug is und verſtändig is, und ſitt a Wald vor a Bäumen nich. Ock darieber, Chriſtel, täuſch dich ni ... 's is gutt! Meinswegen! Ich rede mit ihr! Ni um deinetwillen, ſondern weil's richtig is! Aber bild' d'r nich ein, ich kennte jetz ganz machen, was du verbrochen und was du zerbrochen haſt. — Ihr Männer ſeid wie de Kinder dahier ...

Das **Hausmädchen** kommt wieder.

Das Hausmädchen.

Sie will ni mehr wart'n!

Frau Flamm.

Schick' ſe rein!

Das Hausmädchen ab.

Flamm.

Verſtändig, Mutter, auf Ehrenwort ...

Frau Flamm.

Du brauchſt's ni geben! Da brauchſt's ni brechen.

Flamm ab.

Frau Flamm ſeufzt, nimmt die Häkelei auf. Darnach tritt **Bernd Roſe** ein.

Roſe,

im Sonntagsſtaat, aufgedonnert, von verfallenen Geſichtszügen, im Auge einen krankhaften Glanz.

Gut'n Tag, Madam.

Frau Flamm.

Setz dich! Gut'n Tag. Nu, Roſe, ich hab' dich hergebeten ... Was wir damals mit'nander geſprochen haben, das wird dir woll noch in Erinnerung ſein. Inzwiſchen hat ſich ja manches geändert! ... In vieler Beziehung jedenfalls! ... Nu, da wollt' ich erſcht recht mit dir amal ſprechen. Du ſagt'ſt zwar damals, ich kennt' d'r nich helfen: du wollt'ſt alles alleene durchfechten dahier! Heute is m'r ja o manches klar geworden. Damals dei ſonderbares Verhalten und daß de von mir keene Hilfe wollt'ſt haben. — Wie de aber ſelber willſt durchkommen, das ſeh' ich noch nich. Komm, trink ane Taſſe Kaffee mit. *Roſe nimmt in der Nähe des Kaffeetiſches auf einer Stuhlecke Platz.* Auguſt war eben hier bei mir! Wenn ich wie du geweſen wär', Mädel, ich hätt's längſt gewagt und 'm de Wahrheit geſagt. *Ihr ſcharf in die Augen ſehend.* Jetzt darf ich d'r dazu nich amal mehr raten. Hab' ich nicht Recht?

Roſe.

Ach, warum denn, Madam?

Frau Flamm.

's is ja wahr, je älter a Menſch eemal wird, um ſo weniger kann a de Menſchheet begreifen! A jedes is uff de Welt gekomm' uff de nämliche Art und Weiſe dahier, aber da davon darf ni de Rede ſein. — Wodurch ſe doch alle leben dahier, vom Kaiſer und Erzbiſchof angefangen, bis runter zum Pferdejungen dahier, das kenn' ſe gar nich genug gemein machen. Und wo ock a Storch iber a Schornſtein fliegt, das is de Verwirrung rieſengroß. Da reißen ſe aus nach allen Richtungen. Aſo a Gaſt kommt niemals zu Paß.

Roſe.

Ach, Madam, das wär' längſt ins Reene gebracht, wenn ſo a Verbrecher und Schurke dahier ... aſo a Liegner wie Streckmann is ...

Frau Flamm.

Nee, Mädel, da begreif' ich dich nich. Wie kannſt du bloß ſagen, der Mann tut liegen? Ma ſieht dir'ſch doch faſt ſchonn von außen an.

Roſe.

A liegt! A liegt! Ich weeß eben ni anderſch.

Frau Flamm.

In welcher Art liegt er denn aber da?

Roſe.

Ei jeder Art und ei jeder Richtung!

Frau Flamm.

Du ſcheinſt mir nich ganz bei d'r Sache zu ſein! Wen haſte denn vor dir? Beſinn dich a wing! — Erſchtlich haſt du mir all's ja hinlänglich geſtand'n, und außerdem weeß ich jetzt mehr als das, auch das, was du mir verſchwiegen haſt.

Roſe,

fröſtelnd, zitternd, verſtockt.

Und wenn Se mich totſchlagen, ich weeß weiter niſcht.

Frau Flamm.

So?! — Ach! — Das ſein deine Springe jetzt!? Nach der Richtung hätt' ich dich anderſch beurteilt. Das kommt mir doch unerwartet dahier! — Hoffentlich, wenn de vernommen worden biſt, haſte da a wing weniger konfuſe geſprochen.

Roſe.

Da hab' ich o ock das gleiche geſagt.

Frau Flamm.

Mädel, komm zu Verſtande dahier! Du redſt ja hier hellen Unſinn zuſammen; aſo ſchwindelt man doch vorm Richter nich! Heer amal zu, was ich ſagen tu'! Trink an' Schluck Kaffee, du brauchſt ne erſchrecken! 's verfolgt dich ja keener und ich freß dich o nich! — Du haſt zwar an mir ni zum beſten gehandelt, das kann keener weiter behaupt'n dahier! Hättſte mir wingſten damals de Wahrheet geſagt, vielleicht hätt' ma da leichter an' Ausweg g'fund'n; was jetzt ane ſchwere Sache is. Jedennoch mer woll'n nich mießig ſein und woll'n o heut' noch ane Rettung verſuchen! Irgendwo kann's vielleicht noch meglich ſein. Nu alſo ... hauptſächlich ... ſoviel is gewiß ... und da kannſt de dich o dadruff ganz feſt verlaſſen ... keene Not ſollt ihr niemals nich leiden dahier! — Och wenn Vater ſollte de Hand von dir abziehen und Auguſt vielleicht ſeiner Wege gehn! Fer dich und o fer dei Kind wird geſorgt ſein.

Roſe.

Ich weeß halt ni — was Sie meenen, Madam.

Frau Flamm.

Na, Mädel, da ſog' ich dir'ſch uff a Kopp druff; wenn du das ni weeßt und vergeſſen haſt, da haſt du ganz einfach a beeſes Gewiſſen! Da haſt du noch andre Sachen gebahnt! Und wenn du noch a Geheimnis haſt, da hängt das mit niſcht wie mit dem Streckmann zuſammen; da is das der Kerl, der dich unglicklich macht.

Roſe,

heftig.

Nee, wie kenn' Sie aſo was denn denken, Madam! Das ſagen Sie ... nee ach um Gotteswill'n ... wie hab' ich ock das um Ihn' verdient! ... Wenn das bloß mei Kurtel ... mei liebes Kind ... Sie ringt die Hände hyſteriſch vor dem Bilde des Knaben.

Frau Flamm.

Roſe, ock das nich, das bitt' ich dich! Kann ſein, daß du o was um mich verdient haſt! Dadriber ſtreiten wir jetzt aber nich. Du biſt ja aſo verändert dahier ... das is ja ſchonn gar nich mehr zu begreifen, wie du dich aſo ſehr verändert haſt.

Roſe.

Warum hatt mi mei Mutterle ni geholt! Se ſagte, ich hol' dich nach, wenn ich ſterbe.

Frau Flamm.

Jetzt komm zu Verſtande, Mädel, du lebſt. Was haſt du?

Roſe.

Mit Streckmann ha ich niſcht! Der Lump hat 's Blaue vom Himmel gelogen.

Frau Flamm.

Was hat a gelogen? — Hat er's beſchworen?

Roſe.

Ob a's ſchwert oder nich, mir is das gleichgiltig.

Frau Flamm.

Haſt du o miſſen ſchweren?

Roſe.

Das weeß ich nich — — — Ma is doch kee ſchlechter Menſch dahier! ... Suſter hätt' ich ja a Verbrechen begangen! ... Daß Auguſt ſei Auge hat verloren, das hat ma ... das hoa ich ni angeſtift! ... 's verfolgt een vorher o Tag und Nacht ... was der Mann ſer

Schmerzen hat miſſen leiden . . . ſuſter mißt' a mich ja oaſpein dahier. Nu hält ma immer a Arm ei de Hie, ma will immer was aus'm Feuer rett'n . . . da brechen ſe een alle Knoch'n entzwee. **Flamm** erregt herein.

Flamm.

Wer zerbricht dir de Knochen? Sieh Mutter doch an! Im Gegenteil, wir woll'n dich rett'n.

Roſe.

Das is jetzt zu ſpät! Das geht jetzt ni mehr!

Flamm.

Was heeßt das?

Roſe.

Niſchte! — Ich kann ni mehr warten. Adje! Ich will meiner Wege gehn.

Flamm.

Hierbleiben!! Nich von de Stelle gerihrt!! — Ich hab' an der Tihre alles gehert und jetzt will ich die ganze Wahrheit wiſſ'n.

Roſe.

Ich ſag' ja die Wahrheet!

Flamm.

Mit Streckmann die!

Roſe.

's is niſcht zwiſchen uns geweſt, a liegt!

Flamm.

Sagt a, daß zwiſchen euch was geweſt iſt! —?

Roſe.

Ich ſag' weiter niſchte, als daß a liegt!

Flamm.

Hat a de Liege beſchworen?

Roſe

ſchweigt.

Flamm,

Roſe ſcharf und lange betrachtend, hernach.

Nu, Mutter, da nimm mir nur alles nich übel, verzeih mir nur, was du verzeihen kannſt! — Von der Sache weiß ich nu klipp und klar, daß ſie mich nu auch ganz und gar nichts mehr angeht! Ich lache drüber! Ich nieſe drauf.

Frau Flamm,

zu Roſe.

Haſt du denn alles ganz abgeleugnet?

Roſe.

— — —

Flamm.

Ich habe natirlich die Wahrheit geſagt. Und Streckmann liegt auch nich in ſolchen Momenten! Auf Meineid ſteht Zuchthaus, da liegt einer nich!

Frau Flamm.

Mädel, du haſt nich die Wahrheit geſagt? Du haſt unterm Eide womöglich gelogen? — Haſt du denn gar keine Ahnung davon, was du damit getan und begangen haſt? — Wie kommt dir denn ſo ein unſinniger Gedanke? — Wie kommſt du auf ſo was?

Roſe,

gebrochen, ſchreit heraus.

Ich hoa mich geſchaamt!

Frau Flamm.

Aber Roſe. . . .

Flamm.

Schade ſer jedes Wort! Weshalb hätt'ſt du a Richter angelogen?

Roſe.

Ich hoa mich geſchaamt!!! Ich hoa mich geſchaamt!

Flamm.

Und mich? Und Mutter? Und Auguſt dahier? Weshalb haſt du uns alle mit'nander beſchwindelt? Und wahrſcheinlich o Streckmann zu guterletzt? Und mit wem du ſonſt noch bei Geſtecke haſt? . . . Ja, ja, du haſt a treuherzig' Geſichte, aber dennoch du haſt dich mit Recht geſchaamt!

Roſe.

A hat mich verfolgt und gehetzt wie a Hund.

Flamm.

lachend.

Nu was denn, ihr Weiber macht uns zu Hunden. Heute der, morgen der, 's is bitter genung! — Tutt ihr, was ihr wollt jetzt! Macht, was d'r wollt! — Wenn ich noch an Finger rihr in der Sache, da ſuch' ich mir ſelber an Strick dahier und bau mer den um meine Eſelsohren, bis ich de Hand vor a Augen ni ſeh!

Roſe,

ſtarrt Flamm groß und entſetzt an.

Frau Flamm.

Es bleibt dabei, Roſe, was ich geſagt habe: es wird immer geſorgt ſein für euch zwei.

Roſe,
wie vorher und mechaniſch flüſternd.
Ich hoa mich geſchaamt! — Ich hoa mich geſchaamt!

Frau Flamm.
Herſt du, Roſe? — Roſe ſchnell ab. Roſe! — Das Mädel is fort! — Da mecht' ma an' Engel im Himmel bitten . . .

Flamm,
in Grund erſchüttert, bricht in verhaltenes Schluchzen aus.
Gott verzeih' mir's Mutter . . . ich kann nich anders.

Fünfter Akt

Die Wohnſtube im Häuschen des alten Bernd. Sie iſt ziemlich geräumig, hat graue Wände und eine alte geweißte Balkendecke. Eine Tür im Hintergrund führt zur Küche, eine Tür links zum Hausflur, rechts ſind zwei Fenſterchen. Zwiſchen dieſen Fenſterchen ſteht eine gelbe Kommode, auf ihr eine Petroleumlampe unangezündet, darüber an der Wand hängt ein Spiegel. In der Ecke links ein Bauernofen. In der Ecke rechts Wachsleinwand-Sofa, Tiſch mit Tiſchdecke und Hängelampe darüber. Über dem Sofa an der Wand ein bibliſches Bild „Laſſet die Kindlein zu mir kommen", darunter Photographien Bernds aus ſeiner Militärzeit und einige: er und ſeine Frau gemeinſchaftlich. Vorn links ſteht ein Glasſchrank, angefüllt mit gemalten Taſſen und Gläſern uſw. Auf dem Tiſch ſteht ein Kruzifix. Auf der Kommode liegt eine Bibel, über der Flurtür hängt ein Ölbild „Chriſtus mit der Dornenkrone". Auf der Diele liegen Fleckeldecken. Die Fenſter haben Mullgardinen. Vier bis fünf gelbe Holzſtühle ſind jeder auf ſeinen Platz geordnet. Alles macht einen ſauberen und ſehr froſtigen Eindruck. Einige Bibeln und Geſangbücher liegen auf dem Schrank. Am Türpfoſten der Flurtür hängt eine Sammelbüchſe.

Es iſt abends gegen ſieben Uhr des gleichen Tages, an dem die Vorgänge des vierten Aktes ſtattgefunden haben. Die Tür zum Flur ſteht offen, ebenſo die in den Küchenraum. Es herrſcht tiefe Dämmerung.

Man hört außer dem Hauſe Stimmen, danach wird mehrmals an das Fenſter geklopft. Danach ſagt eine Stimme durchs Fenſter: Bernd, is denn gar kee Menſch nich deheeme? — M'r gehn amal an de Hingertier! — Nun wird es ſtill, bald aber geht die Hintertür und man hört Stimmen und Schritte im

Hausflur. Jetzt erſcheinen in der Flurtür **Kleinert** und **Roſe Bernd**, dieſe ſichtlich erſchöpft und von Kleinert geſtützt.

Roſe,

ſchwach, mühſam.

's is niemand d'rheeme! 's is alles finſter.

Kleinert.

So kann ich dich jetzt ni alleene laſſ'n!

Roſe.

Weshalb denn ni, Kleinert! Mir fehlt ja niſcht.

Kleinert.

Das gloob' ock a Andrer, daß dir niſcht fehlt! Suſter hätt' ich dich woll ni uffgelaſa.

Roſe.

Nee — ich bin doch bloß a wing ſchwindlig geword'n. — Wirklich! — 's geht jetzt! — Ich brauch' Euch ni weiter.

Kleinert.

Nee, nee, Madel, nee, das gieht ni aſu.

Roſe.

Ja, ja, Vater Kleinert! Ich dank' ſcheen! 's is gutt! Mir fehlt niſcht! Ich biin wieder ganz eim Stande! Das kommt a ſo manchmal, das is weiter niſcht.

Kleinert.

Du lagſt ja halb tot dahier hinger a Weida! Du huſt dich ja wie a Wurm gekrimmt.

Roſe.

Kleinert, gieht Euer Wege ... ich mache glei Licht! — Ich muß Feuer uffzinda ... gieht Eurer Wege ... Se wer'n glei kumma zum Abendbrot! ... Ach nee, Kleinert,

Kleinert, ich bin a ſo mide! Aſo ſchauderhaſt mide, das gleebt eener nich!

Kleinert.

Und da willſte no Feuer uffzind'n dahier? Das is niſcht fer diich, du gehiirſcht eis Bette.

Roſe.

Kleinert, gieht Eurer Wege, gieht! Wenn Vater . . . wenn Auguſt . . . die derſen niſcht wiſſ'n! Tutt mer die Liebe . . . tutt mer das ni oa!

Kleinert.

Will ich d'r etwa was Biiſes oatun?

Roſe.

Nee, nee, ich wiß ſchunn. Ihr wart immer gutt! Hat ſich von dem Stuhl rechts an der Tür, auf den ſie hingeſunken war, erhoben und ein Licht hinterm Ofen vorgezogen und angeſteckt. — Je dennoch . . . ich bin gutt zu wege jeßt wieder. — Mir fählt niſcht! — Da kennt Ihr ganz ruhig ſein.

Kleinert.

Das ſagſt du aſo!

Roſe.

Weil's werklich ſo is.

Martel, kommt mit bloßen Armen und barfuß vom Felde herein.

Roſe.

Da is ja ooch Martel!

Martel.

Roſe, biſt du's? — Wo biſt'n a ganzen Tag geweſen?

Roſe.

Mir hat getraumt, ich war uff'n Gericht.

Kleinert.

Nee, nee, ſie war wirklich uff'n Gerichte! — Paß a wing uff, uff de Schweſter, Martha, zum wingſten aſo lange, bis Vater kommt: 's is mit dam Madel ni all's ganz richtig — —

Roſe.

Martha, ſeder! Zind' Feuer uff! Daß m'r ſchnell de Kartoffeln kenn' zuſetzen. — Wo is denn Vater?

Martel.

Uff Auguſtens Land.

Roſe.

Und Auguſt?

Martel.

Das weeß ich nich, wo a is. A war heute nich uff'n Felde draußen.

Roſe.

Haſt du neue Kartoffeln?

Martel.

De Scherze vull! Sie ſchüttet Kartoffeln gleich hinterm Kücheneingang auf den Boden.

Roſe.

Bring ane Schiſſel und an' Topp, da kann ich glei mit Schälen anfang'n. Selber hol'n kann ich mirſch nich.

Kleinert.

Sool ich etwa was beſtell'n ergendwo?

Roſe.

Wo denn? ... Beim Totengräber vielleicht? — Nee, nee, Pate Kleinert, wegen meiner nich! Ich kumm' uf a ganz beſondres Fleckla.

Kleinert.
Na Adje!

Roſe.
Na Adje!

Martel,
friſch.
Komm' Se wieder, Pate Kleinert!

Kleinert, wie immer die Pfeife im Munde, kopfſchüttelnd ab.

Martel,
das Feuer anzündend.
Is dir ni gutt, Rusla?

Roſe.
O ja, mir is gutt! — *Leiſe mit gerungenen Händen zum Kruzifix.* Jeſus, Maria, erbarm' dich ock meiner.

Martel.
Roſe?

Roſe.
Was denn?

Martel.
Was hat's denn mit dir?

Roſe.
Niſchte! Bring' mir a Topp und Kartoffeln!

Martel
hat das Feuer in Gang gebracht, kommt nun mit einer irdenen Schüſſel voll Kartoffeln, auch ein Meſſer liegt darin.
Ach nee, Rusla, ich ängſt' mich, wie ſiehſt du ock aus!

Roſe.
Wie ſäh' ich d'n aus, hä, ſag mer amal? Wie denn? Hoa ich ernt was oa a Händen? Is mer ernt was

iber de Augen gebrannt? 's kommt mer olls aſo wie geſpenſtig vor! *Unheimlich lachend.* Ne Jeſes! Jetze ſäh ich von dir kee Geſichte! Jetze ſäh ich an Hand! Jetze ſäh ich zwee Augen! Jetze Punkte! Martha, ich wer' woll blind.

Martel.

Rosla, dir is wull ernt was paſſiert?

Roſe.

Behitt dich ock Gott davor, was mir paſſiert is ... Winſch du d'r lieber an frihzeitigen Tod. Denn 's heeßt ja, wenn eener o zeitlich ſtirbt, da is a doch, heeßt's ja, ei d'r Ruhe. Da braucht a nich leben und Oden hull'n. — — Wie is mit 'n kleenen Kurt Flamm geweſt? — Ich wiß nee! ... Mir ſchwindelt! ... Ich ha's vergeſſ'n! ... Ich ha alles vergeſſ'n ... 's Leben is ſchwer! — Wenn's ock aſo bliebe! — Wenn ma ock nimehr uffwachte! — Fer was das ock alles mag vorfall'n dahier!? —

Martel,

ängſtlich.

Wenn ock Vater bloß heemkäm' ...

Roſe.

Martha, kumm, heer uff mich! Du derfſt Vater niſcht ſag'n, daß ich hier war ... hier biin ... Gelt, Martha, gelt, das verſprichſt du mir?! ... Ich ha dir o manches zu liebe getan ... gelt, Martha? Das haſt du no nie vergeſſ'n ... wenns o jetze um mich ... gar a ſo dunkel is!

Martel.

Willſte a Neegel Kaffee haben, 's ſteht noch a Neegel in d'r Rehre. Ich ängſt' mich aſo, Rusla ...

Roſe.

Ängſt dich ock ni! Ich will a wing nuff in de Kammer gehn! — Ich will mich a wing … ock a biſſel hinlegen! Sonſte is mer ganz wohl — ſonſte is weiter niſcht.

Martel.

Vatern ſoll ich niſcht ſagen?

Roſe.

Kee Sterbenswort!

Martel.

Und Auguſten o niſcht?

Roſe.

Mit keener Silbe! Mädel, du haſt keene Mutter gekannt und ich hab' dich ei Ängſten groß gezogen. — Wie manche Nacht hab' ich durchgewacht ei Sorgen um dich in ſchwerer Krankheet. Aſo alt wie du war ich no nich, da hatt' ich mich an dir faſt ſchief geſchleppt, da kamſt du dahier von dem Arm gar ni runter! Verrätſt du mich jetze, is 's aus zwiſchen uns.

Martel.

Rosla, 's werd doch niſcht Bieſes ſein …? Niſcht Gefährliches, meen' ich …?

Roſe.

Das gloob ich ni! Kumm, Marthla, greif a wing … ſtitz mich a wing! — — Ma is halt zu ſehr ei d'r Welt verlaſſ'n! Ma is eemal zu ſehr alleene dahier! — Wenn ma bloß nich a ſo alleene wäre! — Ma is zu ſehr alleene hier uff d'r Erde! *Roſe und Martel ab durch die Hausflurtür.*

Einige Sekunden bleibt das Zimmer leer, hernach erſcheint in der Küche der alte **Bernd**, er ſetzt einen Korb und eine Kartoffelhacke ab und guckt dann mit ernſtem Geſicht forſchend herein. Inzwiſchen tritt wieder **Martel** vom Flur aus ins Wohnzimmer.

Martel.

Sein Sie's, Vater?

Bernd.

's is ja kee heeßes Waſſer! Du weeß doch, ich muß doch mei Fußbad haben. Is Roſe ni da? —

Martel.

Se is noch ni da, Vater!

Bernd.

Was? is ſe noch ni vom Gerichte zurück? Das is ja ni meeglich, 's is ja bald achte. — War Auguſt ni hier?

Martel.

Noch ni!

Bernd.

O, noch ni? Nu, da wird ſe vielleicht bei Auguſten ſein. — Haſte de große Wolke geſehn, Martel? So gegen ſechſe vom Streitberge her?

Martel.

Ja, Vater. 's war ganz finſter geworden.

Bernd.

's wird amal noch viel finſterer werden! Zind' mer amal de Tiſchlampe an und leg mer de heilige Schrift zurechte. Hauptſache is: in Bereitſchaft ſein. Martel, denkſt du o immer ans ewige Leben? — Daß du kannſt vor'n ewigen Richter ſtehen? — De wenigſten Menſchen denken dran. Eben wie ich am Waſſer nach Hauſe ging, da heert' ich mir wieder amal eenen nachſchimpfen. Wo wär' ich a Leuteſchinder geweſt? — A brillte und ſchrie nämlich: Leuteſchinder! Ich hab' niſcht als bloß meine Pflicht getan. De Rotte Kora lebt immer noch! — Durchſtechereien! Zwee Augen zudricken! Ruhig zuſehen, wie ma betriegt! Da is ma unter a Menſchen gelitten. — — An a Herrn Jeſus halt' ich mich. — Wir Menſchen brauchen alle die Stitze! Bloß gute Werke tun, macht's eben nicht! Hätte Roſe das mehr in Gedanken gefaßt, vielleicht wären wir um allerlei Heimſuchung und um manches Schwere und Bitt're gekomm. Der **Gendarm** erſcheint im Türrahmen. Wer kommt denn?

Der Gendarm.

Ich hab' eine Zuſtellung, ich mechte amal Ihre Tochter ſprechen.

Bernd.

Meine ält'ſte Tochter?

Der Gendarm

lieſt.

An Roſe Bernd.

Bernd.

Meine Tochter is noch nich zurück vom Gerichte. — Kann ich den Brief ni abgeben?

Der Gendarm.

Nein. — Ich muß auch perſönlich amal recherchieren. Morgen gegen acht wer' ich da wieder komm'.

Auguſt erſcheint eilig.

Bernd.

Da is ja o Auguſt.

Auguſt.

Is Roſe nich hier?

Bernd.

Nee. — Der Herr Wachtmeeſter frägt och nach er, ich dachte, ihr wärt mit'nander ſein.

Der Gendarm.

Ich muß iber a'n Punkt noch Recherchen anſtellen und dann hab' ich o hier ane Zuſtellung.

Auguſt.

Ewig und immer die Streckmann-Geſchichte. Ni bloß das ma ſei Auge hat eingebißt, aber nu noch die Scherereien dazu. Das nimmt ja Gott verzeih mir's kee Ende!

Der Gendarm.

Gu'n Abend! Morgen vormittag um acht. Ab.

Auguſt.

Martel, geh amal in de Kiche jetzt. — Vater, ich hab' was mit Ihn' zu ſprechen. Geh, Martel, geh mach de Tire zu. — Martel, haſt du niſcht von Roſe bemerkt?

Martel.

Nee niſchte. — Sie winkt ihm verſtohlen mit dem Finger. Ich wer' d'r was ſagen, Auguſt.

Auguſt.

Mach de Tire zu, Mädel, ich hab' keene Zeit. Er ſchließt ſelbſt die Küchentür. Vater, Ihr mißt Eure Klage zuricknehm'.

Bernd.

Alles, Auguſt! Das kann ich nich.

Auguſt.

Es is nich chriſtlich. Ihr mißt ſe zuricknehm'.

Bernd.

Ich gloobe ni, daß das ni chriſtlich is! — Denn warum? Das bleibt eine Ruchloſigkeit, aſo a'm Mädel de Ehre abſchneiden. Das is a Verbrechen, das Strafe verdient.

Auguſt.

Wie ſoll ich ok anfang'. Vater Bernd ... Ihr ſeid in der Sache zu hitzig geweſen ...

Bernd.

Das beanſprucht mei Weib, das im Grabe liegt! O meine Ehre beanſprucht das! Meine Hausehre und meines Mädels Ehre! Und o deine Ehre zu guterletzt.

Auguſt.

Vater Bernd, Vater Bernd, wie ſoll ich da anfang', wenn Ihr gar a ſo unverſehnlich ſeid! Ihr habt von ſo vieler Ehre geredt! Ma ſoll aber ſeine Ehre ni ſuchen, ſondern Gottes Ehre und ſonſt keene nich!

Bernd.

In der Sache is das a ander Ding: da is Weibes Ehre o Gottes Ehre! Oder kannſt du dich iber Roſe beklagen?

Auguſt.

Ich hab' d'rſch geſagt, ich beklag' mich nich.

Bernd.

Oder haſt du dir mit ihr was vorzuwerfen?

Auguſt.

In der Sache da kennt Ihr mich woll, Vater Bernd. Ehb ich da eim geringſtem vom Wege abwiche ...

Bernd.

Nu alſo! Das weeß ich! Das hab' ich gewußt! Und da ſoll die Gerechtigkeit o ihren Gang gehn.

Auguſt,
den Schweiß von der Stirn wiſchend.
Wenn ma ock wißte, wo Roſe is.

Bernd.
Wer weeß, is ſe ſchonn von Striegau zurick!

Auguſt.
So ane Vernehmung die dauert ni lange. Um Uhre fünf wollt ſe drheeme ſein.

Bernd.
Se wird haben die Einkäufe gleich mitgemacht. — Sollt' ſe nich das und jenes noch einkofen? — Ich denke, 's fehlt euch noch das und das?

Auguſt.
Nee Geld hat ſe aber nich mitgenommen. Und was wir noch for a Laden brauchten: Stoff forſch Schaufenſter und an der Eingangstir, da wollten wir ja miteinander gehn.

Bernd.
Ich war ja der Meinung, ſe käm' mit dir?

Auguſt.
Ich bin ihr iber ane Meile entgegen gelaufen, aber niſcht ni geſehn und geheert von ihr. Statt deſſen hab' ich a Streckmann begegnet.

Bernd.
Das nenn' ich 'm Teifel begnet ſein!

Auguſt.
Ach, Vater, der Mann hat o Weib und Kind! Was kenn' die fer deſſen ſeine Sind'n! Was habe ich davon, daß a ſitzen muß! Wenn eener bereut . . . mehr will ich nich.

Bernd.

Der ſchlechte Kerl und bereu'n! O jee.

Auguſt.

's hat aber doch 's Ausſehen darnach.

Bernd.

Haſt du mit 'n geſprochen?

Auguſt.

A ließ ni nach. A lief neben mer her und tat in mich 'neinſprech'n. 's war weit und breit keene Seele zu ſeh'n. Uff d'r Jenker Schuſſee! Zuletzt tat a mer leed. Ich kunnde ni anderſch.

Bernd.

Da haſt 'n geantwort? — Was ſagt er denn?

Auguſt.

A ſagte, Ihr ſullt de Klage zuricknehm'.

Bernd.

Eender kann' ich ni ſeel'nſeelig ſein! 's wär weiter niſcht, wenn's mich beträf'! Ich kann's ertragen, ich lache driber! Ich bin a Mann und a Chriſt obendrein! Bei an Kinde is das ane andre Geſchichte! — Wie ſold' ich denn dir in's Geſichte ſehn, wenn ich daas an ihr ſitzen ließ' dahier! Und nu erſcht gar nach dem ſchrecklichen Unglicke! Sieh ock, Auguſt, das geht ni, das darf ni ſein! — Alle ſein ſe uns uff a Ferſen geweſt, weil mir anderſcher lebten wie andre Leute! Alle han ſe uns Mucker und Heuchler genannt! Und Leiſetreter und was aſo is! Und wollten uns ſtets was am Zeuge flicken! Was wär' das fir die fer a Freſſen ſein. Und o ſonſt ... das Mädel iſt ſo erzogen: ei der Furcht Gottes und arbeitſam, daß, wenn a chriſtlicher Mann die heirat, a auch a chriſtliches Haus kann uffricht'n! Aſo iſt das! Aſo geb' ich ſe aus d'r Hand! — Und ließ ich den Gift an ihr hängen dahier? — Lieberſch wollt ich da Salz und Kartoffeln eſſen, als da noch an Pfennig annehmen von dir.

Auguſt.

Vater Bernd, Gotteswege ſein wunderbar! — A kann eem täglich Prifungen ſchicken! — Selbſtgerecht darf eemal der Menſch ni ſein! — Und wenn ich o wollte, 's geht eemol ni! Ich kann's Euch ni länger erſparen, Vater! Unſe Roſe war o ock a Menſchenkind.

Bernd.

Wie meenſt du das, Auguſt?

Auguſt.

Vater, fragt weiter nich?

Bernd

hat an der Seite des Tiſches auf einem Stuhl ſo Platz genommen, daß ſein Geſicht der Wand zugekehrt iſt. Auf die letzte Äußerung hin blickt er Auguſt groß und fremd einige Sekunden lang an, alsdann wendet er ſich dem Tiſche zu und ſchlägt mit zitternden Händen das Bibelbuch auf, deſſen Blätter er in ſteigender Erregung bald ſo, bald ſo herumwirft. Damit innehaltend blickt er wiederum Auguſt an. Schließlich faltet er die Hände über dem Buche und läßt den Kopf darauf niederſinken, während ſein Körper mehrmals konvulſiviſch zuckt. So bleibt er eine Weile, dann richtet er ſich wieder auf.

Aber nee! Ich hab' dich nie richtig verſtanden! — Sieh ock, wenn ich dich richtig verſtanden hoa ... da wär' das ja wirklich ... da wißt ich ja nich ... da geht m'r de ganze Stube im Kreiſe ... da mißt ich ja taub und blind mißt ich ja ſein. — Nee, Auguſt! Taub und blind bin ich ja ni! Laß du dir ni etwan von Streckmann was uffbinden. Dam Streckmann is jetz jedes Mittel recht! A ſitzt ei da Falle! Es kommt 'n heem! Nu will a ſich ... irgendwie will a ſich rausſchwindeln! Und da bringt a dich gegen das Mädel uff — Nee, Auguſt ... bloß, Auguſt ... uff die Bricke ni! ... Uff die Bricke muß du bei Leibe nich treten! ... Da durchſchaut ma die Niederträchtigkeit! ... Nachgeſtellt hat a dem Mädel genung. Geht's uff jene ni, geht's uff 'n andre Weiſe! ... Nu will a 's uff die Art verſuchen dahier! — Kann ſein, daß a euch aus'nander bringt! Mehr wie eemal is das ſchonn vorgekommen, daß Leute a ſo getrennt worden ſein, durch a Teiſel und ſeine nichtsnutzigen Ränke, die de Gott fireinander geſchaffen hat. Se han dich dem Mädel ſo niemals vergennt. Meinswegen! Ich wär' d'r de Roſe nich nachſchmeißen. Mir ſein ja bis jetzt o ſo ſatt geworden! Wenn de aber von mir a Wort willſt heeren: Da läg ich dir hier meine Rechte eis Feuer ...

Auguſt.

Herr Flamm hat aber 'n Eid geſchworen.

Bernd.

Zehn Eide vor mir! Zwanzig Eide vor mir! ... Da hat a falſche Eide geſchwor'n! Sich zeitlich und ewig zugrunde gericht'!!

Auguſt.

Vater Bernd ...

Bernd.

Itze wart amal eene Sekunde — eh de weiter ee Wort zu der Sache rädſt! — Hier nehm ich de Bücher! — Hier nehm ich a Hutt! — Hier nehm ich o de Miſſionsbichſe runter. — Das ſtell' ich hier alles zuſammen dahier. — Und wenn das richtig is, was du ſagſt, da geh' ich jetzt zum Herrn Paſter niber ... wenn bloß a Funke wahrer dran is! ... Und ſpreche: Herr Paſtor, ſo und ſo ... ich kann niemehr Kirchenvorſteher ſein! Ich kann de Miſſionskaſſe nich meh verwalten! Adje! Und dann ſitt mich kee Menſch hir ni meh! Nee, nee, nee, ums Himmelswille ni! — Nu red du weiter! Sag, was de zu ſagen haſt! Ock quäl mich weiter ni unnitz lange.

Auguſt.

Ich hab' o denſelben Gedanken gehabt! Ich will o Haus und Land wieder verkoofen! Man kann ja vielleicht wo anderſch ſehn.

Bernd,

in unſäglichem Staunen.

Haus und Land willſte verkoofen, Auguſt? — Woher kommt denn das alles uff eemal dahier! — Das is ja ... Da mecht ma ſich ja faſt bekreuzen, gleich woll ma kee Katholike is. — Is denn de Welt gar ringlich geword'n? Oder ſtieht gar der jingſte Tag vor der Tire! — 's kann o mei letztes Stindla ſein! Itze antwort, Auguſt, mehr will ich ni wiſſ'n! ... Antwort uff Seelenſeligkeit! ...

Auguſt.

Wie's o is, Vater Bernd, ich verlaß ſe nich!

Bernd.

Das magſt du halen, wie du willſt dahier! Das geht mich niſcht an! Das brauch' ich ni wiſſ'n, ob a Mann ſo a Menſch ei ſen Hauſe mag hab'n. — Ich nich! Denn aſo a Mann bin ich nich! Nu alſo . . .?

Auguſt.

Ich kann weiter niſcht ni ſagen — als daß amal irgendwie was muß mit'r geweſt ſein! Eeb das nu mit Flamm oder mit Streckmann is —

Bernd.

Das wern'r glei zweee!

Auguſt.

Ich kann's ja ni wiſſ'n.

Bernd.

Nu, da wär' ich ock zum Herrn Paſter gehn! — Birſcht mich ab, Auguſt, putz mich ab! Mir is, als hätt' ich de Kretze am Leibe! Er geht in den Hausflur, im gleichen Augenblick kommt **Martel** aus der Küche geſtürzt und redet in höchſter Angſt zu Auguſt.

Martel.

Mit Roſe is, glob' ich, a Unglück paſſiert! Roſe is oben! Se is längſt zu Hauſe.

Bernd

kommt wieder, durch einen gelinden Schreck verändert.

's muß jemand uff'n Boden ſein!

Auguſt.

Martel ſagt eben, Roſe is da.

Martel.

Ich heer' ſe! Se kommt ſchonn de Treppe runter.

Bernd.

Gott verzeih' mir de Sinde. Ich mag ſe ni ſehn!

Er ſetzt ſich wie vorher an den Tiſch, hält mit den Daumen die Ohren zu und ſenkt den Kopf tief in die Bibel. **Roſe** wird in der Tür ſichtbar. Sie hat den Hausrock und eine loſe Kattunbluſe an. Ihre Haltung iſt krampfhaft aufrecht. Das Haar hängt aufgelöſt zur Hälfte herunter, zur Hälfte in einem Zopf geflochten. Etwas furchtbar Gefaßtes, Bitter-Trotziges liegt in Roſes Geſicht. Sie überſchaut einige Augenblicke lang das Zimmer: den Alten über der Bibel, Auguſt, der ſich langſam auch von der Tür abgewandt hat und ſich ſtellt, als blicke er angelegentlichſt durchs Fenſter. Dann beginnt ſie, eine Stütze ſuchend, zu reden mit erzwungener Energie.

Roſe.

Gut'n Abend mit'nander! — —? — Gut'n Abend!

Auguſt,

noch einigem Kilſtern.

Scheen' Dank!

Roſe,

bitter, eiſig.

Megt ihr mich hier nich, da geh' ich wieder.

Auguſt,

nüchtern.

Wo willſt'n noch hin? — Wo biſt'n geweſt?

Roſe.

Wer viel frägt, der derfährt viel! Manchmal mehr als 'n lieb is. — Martel, komm amal riber zu mir! — Martel kommt. Roſe hat unweit des Ofens Platz genommen und faßt ihre Hand. Dann laut. Was hat's denn mit Vatern?

Martel,

betreten, ängſtlich, halblaut.

Das weeß ich doch nich.

Roſe.

Was hat's denn mit Vatern? Du kannſt immer laut ſprechen! Und, Auguſt, mit dir, o ... was hat's denn mit dir? ... Du hätt'ſt Grund, Auguſt, wirklich, du kennt'ſt mich veracht'n! Das kennt'ſt du! Jawull! Das beſtreit' ich nich!

Auguſt.

Ich verachte niemanda hier ei dr Welt!

Roſe.

Ich aber! Alle! Alle miteinander!

Auguſt.

Das is mir dunkel, was du da red'ſt!

Roſe.

's is dunkel! Jawull! Ich geb's zu! 's is dunkel! Und reißende Tiere hert ma ſchrein! — Hernachert aber uff eemal, hernachert werd's helle! Do kann eens ſpiren, wie de Helle brennt. — Marthla ...

Bernd

hat ein wenig gehorcht, erhebt ſich und macht Martels Handgelenk von Roſes Hand frei.

Vergißt mer ni noch das Kind! — Hand weg! — Marſch in de Kammer, ſchlafen! — Martel weinend ab. Niſcht heeren! Niſcht ſehen, tot mechte man ſein! — Er vertieft ſich wie vorher ins Bibelbuch.

Roſe.

Vater! — Ich lebe! — Ich ſitze hier! — Das iis was! — Das heeßt was, daß ich hier ſitze! Ich dächte, Voater, Sie mißten das ſehn! Das iis ane Welt ... da ſein Sie verſunka ... da kinn' Sie mer niſcht nimeh antun dahier! O Jees, ei een kleen Kämmerla lebt ihr mitnander! Ihr wißt niſcht, was außern der Kammer geſchicht! Ich wiß! ei Krämpfen hab' ich's gelernt! Da is ... ich weeß ni ... all's von mir gewichen ... als wie Mauer um Mauer immer zu ... und da ſtand ich drauß'n, im ganz'n Gewitter ... und niſcht mehr war unter und iber mir ... da ſeid ihr de reenſt'n klenn' Kinder dagegen.

Auguſt,

angſtvoll.

Nu, Roſe, wenn's wahr is, was Streckmann ſagt, da hätt'ſt du ja falſche Eide geſchworen ...

Roſe,

bitter lachend.

Ich weeß ni! Das kann ja all's meeglich ſein — ich kann mich dadruff ni beſinnen jetzunder: aus Lieg'n und Trieg'n beſteht de Welt.

Bernd

ſeufzt.

Herr Gott ... meine Zuflucht fir und fir.

Auguſt.

Aſo nimmſt du's falſche Eide ſchweeren?

Roſe.

Das iis gar niſcht! Riſchte! Was ſoll das denn ſein? Da liegt was! Das is was! Das liegt bei a Weida! — Das is was! Das andre ſchiert mich ni. Do hoa ich wull ernt in de Sterne geſeh'n! Da hoa ich wull ernt geſchrieen und geruffa! Kee himmliſcher Vater hat ſich gerihrt.

Bernd,
erſchrocken, zitternd.
Du läſterſt a himmliſchen Vater dahier? Is das aſo weit, da kenn' ich dich nie!

Roſe
nähert ſich ihm auf den Knieen.
Aſo weit is! Und Ihr kennt mich o, Vater! Ihr hat mich ja uff a Knieen gewiegt und ich hoa Euch ja au manchmal beigeſtandn! — Itze is halt was iber uns alle gekomm' — ma hat ſich dagegen gewohrt und gewohrt …

Bernd,
betroffen.
Was is das?

Roſe.
Ich weeß ni! — Ich weeß das ni! — *Sie bleibt zitternd, in die Kniee geſunken, vor ſich hinſtarrend auf der Erde hocken.*

Auguſt,
von dem Anblick überwältigt, hingeriſſen.
Rosla, ſteh uff, ich verluß dich ni! Steh uff, ich kann dich ni daliegen ſehn! Mir ſein alle mitnander ſein mir Sinder! Wer aſo bereut, dem wird o verzieh'n. Steh uff, Roſe! Vater, hebt Ihr ſe uff! Mir ſein ni von den'n, ich wenigſtens nich! … Ich kann a Phariſäer ni machen! Ihr ſeht ja, wie's 'r zu Herzen geht! Mag kumma was will, ich halte zu dir! Ich bin kee Richter! Ich richte ni! Unſe Heiland eim Himmel hat o ni gerichtet! Firwahr, a hat unſ're Krankheet getragen, mir aber hielten ihn fir den, der von Gott geſchlagen und gemartert were! Vielleicht habt Ihr o manchen Fehler

begangen! Ich hab' nachgedacht! Ich ſprech' mich ni frei! Eh ſe mich hat recht richtig gekannt, hat ſe ſchunn miſſen ihr Amen ſagen! Was geht mich de Welt an? nach der frag' ich nich!

Roſe.

Auguſt, ſe han ſich an mich wie de Klett'n gehang'n ... ich konnte ne iber de Straße lauſen! ... Alle Männer war'n hinter mir her! ... ich hab' mich verſteckt ... Ich hab' mich gefircht'! Ich hab' ſolche Angſt vor a Männern gehabt! ... 's half niſcht, 's ward immer ſchlimmer dahier! Hernach bin ich von Schlinge zu Schlinge getreten, daß ich gar ni bin mehr zur Beſinnung gekomm'.

Bernd.

Du haſt friher de ſtrengſte Meinung gehabt! Du haſt de Leichner'n verdammt und de Kaiſer'n veracht'! Du haſt geprahlt, dir ſoll eener kumma! Huſt a Müllerknecht ei de Freſſe geſchlagn! A Madel, die das tutt, haſte geſoat, die verdient kee Mitleed, die ſoll ſich uffhenka! Jetzt red'ſt du von Schlingen.

Roſe.

Itze weeß ich Beſcheed!

Auguſt.

Mag kumma was will, ich halte zu dir, Roſe! Ich verkooſe mei Land! Mer zieh'n ei de Welt! A Onkel von mir is ei Braſilien driben. Mir wern mitnander a Auskumma hoan! Ei jeder Beziehung aſo und aſo. Itze ſein mer vielleicht erſt reif dazu.

Roſe.

O Jeſus, Jeſus was is denn mit mir? — Warum bin ich denn irſchte heemgekrucha? Warum bin ich denn ni bei mein Kindla geblieben.

Auguſt.

Bei wem geblieben?

Roſe

ſteht auf.

Auguſt, mit mir is aus! Erſt hat's een'n wie raſnig eim Kerper gebrannt! Hernach wurd' ma nei ei a Taumel geſchmiſſen! Hernoernt kam ane Hoffnung: da is ma gerannt wie a ne Katzen-Mutter, 's Kitſchla eim Maule! Nu han's een de Hunde abgejoat.

Bernd.

Verſtehſt du a Wort, Auguſt?

Auguſt.

Nee! Von dem ni ...

Bernd.

Weeßt du, wie mir jetzt zu Mute is? Das is, das tutt ſich ock immer uffreißa ... immer ee Abgrund underm andern dahier. Was wird ma ock hier noch miſſ'n her'n!

Roſe.

An Fluch! An Fluch werd' ihr miſſa hiern! Dich ſah ich! Dich treff' ich! Am jingſten Gerichte! Dir reiß' ich a Schlunk mit a Kieſern raus! Du ſtiehſt mir Rede! Du ſollſt mir antworta.

Auguſt.

Wen meenſt de denn, Rosla!

Roſe.

War's is,. der wiß's! Eine Erſchöpfung überkommt ſie, und faſt ohnmächtig ſinkt ſie auf einen Stuhl nieder. Längeres Stillſchweigen.

Auguſt,
um ſie bemüht.

Wie is denn das iber dich gekumma? Du biſt ja uff eemal . . .

Roſe.

Das weeß ich nich! — Hätt' ihr mich ock friher d'rnach gefragt, verleichte . . . heute kann ich's ne wiſſa! — 's hat een kee Menſch ne genung lieb gehat.

Auguſt.

Wer weeß, welche Liebe ſtärker is: ob nu de glickliche oder de unglickliche.

Roſe.

Ich bin ſtark! Ich bin ſtark! Ich bin ſtark geweſt! Nu bin ich ſchwach! Itze bin ich am Ende.

Der Gendarm erſcheint.

Der Gendarm,
mit ruhiger Stimme.

De Tochter ſoll doch im Hauſe ſein! Der alte Kleinert ſagte: ſe wär' ſchonn zu Hauſe.

Auguſt.

's is ſo, wir haben's nich gewußt vorhin.

Der Gendarm.

Da wollt' ich's doch lieber gleich mit abmachen. — 's is was zu unterſchreiben hier. — Er legt, ohne Roſe in dem ſchlecht beleuchteten Raum zu bemerken, einige Papiere auf den Tiſch.

Auguſt.

Roſe, du ſollſt hier was unterſchreiben.

Roſe
lacht heraus mit grauſig hyſteriſcher Ironie.

Der Gendarm.

Sein Sie die, da gibt's niſcht zu lachen, Freilein. — Bitte!

Roſe.

Sie kenn' — noch an Augenblick — bleiben.

Auguſt.

Nu weshalb denn?

Roſe,

mit brennenden Augen, tückiſch.

Ihr hott mei Kind derwergt.

Auguſt.

Was ſpricht ſe? Was ſagſt du um Himmelswillen?

Der Gendarm

richtet ſich auf, betrachtet ſie prüfend, fährt aber fort, als ob er nichts gehört hätte.

's wird wegen der Streckmann-Sache ſein.

Roſe,

wie vorher, kurz, bellend.

Streckmann? Der hat mei Kind derwergt!

Bernd.

Mädel, ſchweig ſtille, du biſt ja unſinnig!

Der Gendarm.

Sie haben doch iberhaupt kein Kind — —?

Roſe.

Was? — Hätt' ich's ſonſt ken'n mit a Hända derwerga? — Ich ha mei Kind mit a Hända derwergt!!

Der Gendarm.

Sie ſind woll beieſſen? Was fehlt Ihnen denn?

Roſe.

Ich bin ganz klar! Ich bin ni beſeſſen! Ich bin ganz klar bin ich uffgewacht! *Kalt, wild, grauſam-feſt.* 's ſullde ni laba! Ich wullte 's ni!! 's ſullde ni meine Martern derleida! 's ſullde durt bleib'n, wo's biegehert.

Auguſt.

Roſe, beſinn dich! Zermart're dich ni! Du weeßt woll nich, was du ſprichſt dahier! Du machſt uns ja alle mit'nander unglicklich.

Roſe.

Ihr wißt ebens niſcht! Ihr ſeht ebens niſcht! Ihr habt niſcht geſeh'n mit off'nen Augen. A kann hinger de große Weide ſehn ... bei a Erlen ... hinten am Pfarrfelde draußen ... am Teiche ... da kann a das Dingelchen ſehn.

Bernd.

Aſo was Furchtbares hätt'ſt du getan?

Auguſt.

Aſo was Unſägliches hätt'ſt du verbrochen?

Sie wird ohnmächtig, die Männer ſehn ſich beſtürzt und ratlos an, Auguſt ſtützt Roſe und bemüht ſich um ſie.

Der Gendarm.

's Beſte is, Sie komm' mit ihr uffs Amt. Da kann ſe a freies Geſtändnis ablegen. Wenn das ni bloß Phantaſien ſind, da wird ihr das ſehr zu gute komm'.

Auguſt,

ernſt aus der Tiefe.

Das ſein keene Phantaſieen, Herr Wachtmeeſter. Das Mädel ... was muß die gelitten han!

Der Narr in Chriſto Emanuel Quint

Roman

von

Gerhart Hauptmann

M. 13 [illegible]

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Lit. germ. 24048

S. Fiſcher, Verlag, Berlin
1910

Ha [illegible]
Nr K 4998

Gedruckt in der „Weißtype“.

Satzanordnung und Einbandentwurf von E. R. Weiß.

Sechzig Vorzugsexemplare ſind auf das beſte und reinſte Papier abgezogen, numeriert und vom Verfaſſer ſigniert; davon fünfzig zum Verkauf. Preis dreißig Mark für den in Ganzleder gebundenen handgemachten Band.

Alle Rechte, insbeſondere das der Überſetzung, vorbehalten.

Copyright 1910 S. Fiſcher, Verlag, Berlin.

Der Narr in Chriſto
Emanuel Quint

Erſtes Kapitel

An einem Sonntagmorgen, im Monat Mai, erhob ſich Emanuel Quint von ſeiner Lagerſtätte auf dem Boden des kleinen Hüttchens, das der Vater mit ſehr geringem Recht ſein Eigen nannte. Er wuſch ſich mit klarem Gebirgswaſſer, draußen am Steintrog, indem er die hohlen Hände unter den kriſtallenen Strahl hielt, der aus einer hölzernen, vermorſchten und bemooſten Rinne floß. Er hatte die Nacht kaum ein wenig geſchlafen und ſchritt nun, ohne die Seinen zu wecken oder etwas zu ſich zu nehmen, in der Richtung gegen Reichenbach. Ein altes Weib, das auf einem Feldweg ihm entgegenkam, blieb ſtehen, als ſie von fern ſeiner anſichtig wurde. Denn Emanuel ging mit ſeinem langen, wiegenden Schritt und in einer ſonderbar würdigen Haltung, die mit ſeinen unbekleideten Füßen, ſeinem unbedeckten Kopf, ſowie mit der Armſeligkeit ſeiner Bekleidung überhaupt im Widerſpruch ſtand.

Bis gegen die elfte Stunde hielt Emanuel ſich fern von den Menſchen in den Feldern auf. Alsdann überſchritt er die kleine Holzbrücke, die über den Bach führte, und ging geradezu bis zum Marktplatz des kleinen Fleckens, der ſehr belebt war, weil die proteſtantiſche Kirche ſich eben leerte. Der arme Menſch ſtieg nun auf einen Stein, wobei er ſich mit der Linken an einem Laternenpfahl feſthielt, und nachdem er ſich ſo und durch Zeichen der Menge bemerklich gemacht hatte und alles erſtaunt, beluſtigt oder neugierig herzukam oder wenigſtens von fern herüberſah, begann er mit lauter Stimme zu ſagen: „Ihr Männer, lieben Brüder, ihr Frauen, liebe Schweſtern! Tut Buße! Denn das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen.“

Dieſe Worte, denen viele andere nachfolgten, ließen ſogleich erkennen, daß man es mit einem Narren oder Halbnarren zu tun hatte, von einer ſo eigentümlichen Art, wie ſie in dieſer weitgedehnten Talgegend ſeit lange nicht vorgekommen war. Die guten Leute verwunderten ſich. Aber als der einfältige und zerlumpte Menſch nicht aufhörte zu reden und ſeine Stimme mehr und mehr über den ganzen Marktplatz erſchallen ließ, da entſetzten ſich viele über den unerhörten Frevel des Landſtreichers, der gleichſam das Heiligſte in den Schmutz der Gaſſe zog, liefen aufs Amt und zeigten es an.

Als der Amtsvorſteher, mitſamt dem Gendarmen, auf dem Markt erſchien, herrſchte dort unglaubliche Aufregung: die Hausknechte ſtanden vor den Gaſthäuſern, die Kutſcher der Droſchken ſchrien einander mit lauter Stimme zu und wieſen mit den Stöcken ihrer Peitſchen auf einen Knäuel Menſchen, den Quint, predigend, überragte, und der mit jeder Sekunde zunahm. Die Jungens gaben einander Zeichen durch laute Signalpfiffe, und wüſtes Gebrüll und Gelächter übertönte zuweilen auf lange die Stimme des ſeltſamen Predigers, der noch immer eifrig und eindringlich ſprach.

Er hatte ſoeben den Propheten Jeſaia genannt und gegen Reiche und Herrſcher gedonnert, „die die Sache der Armen beugen und Gewalt üben im Recht der Elenden“. Er hatte gedroht, Gott werde die Rute der Herrſcher zerbrechen, und dann zuletzt rührend und flehentlich alle Welt immer wieder zur Buße gemahnt. Da faßte die unentrinnbare Fauſt des ſechs Fuß hohen Gendarmen Krautvetter ihn hinten am Kragen

eft und riß ihn, unter Gejohl und Gelächter der Zuhörer,
on ſeinem erhabenen Standorte herab.

Quer über den Markt ward nun Emanuel von Krautvetter,
nter dem Hohngejauchze der Menge, abgeführt.

Der Amtsvorſteher, ein durchgefallener Juriſt und Mann
on Adel, hatte einen proteſtantiſchen Pfarrer der Nachbar-
haft bei ſich zu Tiſch. Und als er ihm, während ſie ſich zum
ſſen niederließen, den ſkandalöſen Vorfall mitteilte, äußerte
ner Pfarrer den Wunſch, den Verrückten zu ſehen. Der Geiſt-
che war ein Mann von Schrot und Korn, herkuliſch gebaut
nd mit einem Luthergeſicht, deſſen lutheriſches Weſen nur
urch den pechſchwarzen, geölten Scheitel und durch liſtige,
hwarze Augen beeinträchtigt wurde. Er liebte die außer-
rchlichen Schwärmer nicht. „Was bringen die Sekten?“ ſagte
immer: „Spaltung, Verführung, Ärgernis!“

Emanuel hatte kaum eine Stunde im Polizeigewahrſam ver-
racht, als er herausgeholt und dem Pfarrer vorgeſtellt wurde.
ußer Quint, dem Gendarm, dem Pfarrer und Amtsvor-
her war niemand in der Amtsſtube. Emanuel ſtand da mit
rabhängenden Armen und einem unbeweglichen Ausdruck
nes blutloſen Geſichtes, der weder herausfordernd noch ver-
üchtert war. Durch das dünne, rötliche Bartgekräuſel um
berlippe und Kinn ſah man die feine Linie ſeines Mundes,
gen die Winkel herabgezogen, und die, bei Quints Jugend,
auffälliger Weiſe ausgeprägten Falten von den Naſen-
geln ſeitlich zum Munde herab. Die Augenlider des jungen
enſchen waren entzündet, und die etwas hervortretenden
gen, obgleich groß aufgetan, ſchienen im Augenblick nichts
n dem zu bemerken, was um ihn war. Aber die ganze,
Sommerſproſſen bedeckte Geſichtshaut, von der klaren
rn bis zum Kinn herab, gingen die inneren Bewegungen

des Gemütes, wie unſichtbare Winde über einen ruhigen, den gelblichen Abendhimmel widerſpiegelnden See.

„Wie heißt du?“ fragte der Pfarrer. Quint ſah zu dem Pfarrer hin und ſagte, mit einer hohen, klangvollen Stimme, ſeinen Namen.

„Was iſt dein Beruf, mein Sohn?“

Quint ſchwieg einen Augenblick. Alsdann begann er, Satz um Satz ruhig hervorbringend, durch kleine Pauſen der Überlegung getrennt:

„Ich bin ein Werkzeug. Es iſt mein Beruf, die Menſchen zur Buße zu leiten. — Ich bin ein Arbeiter im Weinberge Gottes! — Ich bin ein Diener am Wort! — Ich bin ein Prediger in der Wüſte! — Ein Bekenner des Evangeliums Jeſu Chriſti, unſeres Heilands und Herrn, der gen Himmel iſt aufgefahren und welcher dereinſt wird wiederkehren, wie uns verheißen iſt.“

„Gut,“ ſagte der Pfarrer - - ſein Name war Schimmelmann! — „dein Glaube ehrt dich, mein Sohn. Aber es iſt dir bekannt, daß in der Bibel ſteht: Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen. Was haſt du denn ſonſt für einen Beruf? Ich meine, welches Handwerk betreibſt du denn?“

Der Wachtmeiſter Krautvetter räuſperte ſich, rückte den Säbel ein wenig, ſo daß es klirrte, und ſagte, als Emanuel ſchwieg, er habe in Erfahrung gebracht, daß Quint in ſeinem Dorfe als Nichtstuer gelte und ſeiner armen, fleißigen Mutter zur Laſt liege. Im übrigen habe er ſich ſchon früher durch ähnliche Streiche, wie den von heute, bemerklich gemacht. Nur daß in den Dörfern die Leute an ihn gewöhnt ſeien und über ſeine Torheiten ſich nicht mehr wunderten.

Jetzt erhob ſich der Pfarrer in ſeiner ganzen Länge und Breite vom Stuhl, auf dem er geſeſſen hatte, ſah Emanuel ſcharf an und ſagte mit Ernſt und Gewicht: „Bete und arbeite, heißt es, mein lieber Sohn. Gott hat die Menſchen in Stände geteilt. Er hat einem jeden Stand ſeine Laſt und einem jeden Stand ſein Gutes gegeben. Er hat einen jeden Menſchen nach ſeinem Stand und ſeinem Bildungsgrad in ein Amt geſetzt. Das meinige iſt, ein berufener Diener Gottes zu ein. Nun, als ein berufener Diener Gottes ſage ich dir, daß du verführt und auf Irrwegen biſt. Ich ſage es dir, als berufener Diener Gottes. Verſtehſt du mich? Als einer ſage ich das, der in die Pläne und Abſichten Gottes durch Amt und Beruf einen tieferen Einblick hat, als du. Soll ich vielleicht deinen Hobel führen, mein Sohn, und wollteſt du etwa an meiner Statt auf die Kanzel treten? Nun ſage mir doch: Was hieße denn das? Das hieße Gottes Ordnung mit Füßen treten. — Da haben wir's, lieber Baron" — und hiermit kehrte er ſich n den Amtsvorſteher — „man kann ſich gar nicht beſtimmt nd energiſch genug dagegen auflehnen, daß Laien in un-eſunder Geſchäftigkeit den Dienern am Worte vorgreifen und igenmächtigerweiſe das Volk beunruhigen. Der Laie iſt un-erantwortlich. Herrnhut in Ehren! Aber, ob der Schade, der on dort ausgeht, den Segen nicht überwiegt, bleibe dahin-ſtellt. Man darf nicht Keime in die Volksſeele tragen, die, hne das treue Auge des Gärtners, wucheriſch auswachſen üſſen. Wie leicht ſaugt ſo ein Wuchertrieb alle edleren Säfte us der Seele, um ſchließlich oben in eine Giftblume auszu-ufen. Denken Sie an die gefährlichen Schwärmer zu Luthers eit! Denken Sie an **Thomas Münzer**! Denken Sie an die Wiedertäufer! Und wie viele verirrte Schafe, die reißende Wölfe urden, gab es in allen Ländern, auch während der jüngſt rfloſſenen Zeit. Denken Sie an den Zündſtoff, der heut über-l aufgehäuft, gleichſam nur auf den Funken wartet, um mit einer furchtbaren, ganz entſetzlichen Exploſion in die Luft zu gehen. Da heißt es, nicht mit dem Feuer ſpielen. Um Gottes und Chriſti willen nicht! Ein Pflänzchen gibt es, der zarteſten eins, der edelſten eins, das es geben kann, und dies Pflänzchen vor allem ſollen wir gießen und nähren in der Volksſeele: Gehorſam gegen die Obrigkeit. Und darum lies in der Bibel, mein Sohn, tue das, wenn deine ernſte Arbeit dir eine halbe Stunde am Abend übrig läßt. Tue das, wenn du des Sonntags aus der Kirche kommſt, tue es, falls du nicht vorziehſt, hinaus in Gottes freie Natur zu gehen, aber vergiß nicht, immer und immer wieder die Stelle zu leſen, wo da geſchrieben ſteht: Jedermann ſoll untertan ſein der Obrigkeit. In geiſtlichen Dingen bin ich deine Obrigkeit, in weltlichen Dingen iſt es der Herr Baron, der neben mir ſteht, ich alſo, als deine geiſtliche Obrigkeit, ich ſage dir: Bleibe in den dir von Gott gezogenen Grenzen, und zwar beſcheidentlich. Das Predigen iſt nicht deines Amtes. Das verlangt einen klaren, gebildeten Kopf. Einen klaren, gebildeten Kopf haſt du nicht. Den kannſt du nicht haben. Den hat man in deinem niedrigen Stande nicht! — Du ſcheinſt mir im Grunde kein böſer Menſch zu ſein, deshalb rate ich dir aus ehrlichem, gutem Herzen, verblende dich nicht. Überſpanne die unentwickelten Kräfte deines ſchwachen Verſtandes nicht. Bohre und verbeiße dich nicht in die Schrift, eine Sünde, deren du mir verdächtig ſcheinſt. Es iſt beſſer, wenn du ſie eine Zeitlang beiſeite legſt, als daß der Teufel Gelegenheit findet, dich wohl gar durch das lautere, liebe Gotteswort ſelbſt zu verführen und ins Verderben zu ziehn."

Nachdem er dieſe Worte alle mit der ſicheren Technik des Kanzelredners geſprochen hatte, ſchien er einige Augenblicke auf Antwort zu warten. Aber der Zurechtgewieſene, der, ohne einen Gemütsanteil zu verraten, zugehört hatte, bewahrte ein ſinnendes Stillſchweigen. Darauf ſagte der Amtsvorſteher mit einem übelgelaunten Geſicht zum Paſtor: „Was tu ich mit ihm?" Worauf der Geiſtliche durch einen Seufzer ſeiner Ungehaltenheit erſt nochmals kopfſchüttelnd Ausdruck verlieh, alsdann den Baron beim Ärmel faßte und ihn in ein anderes Zimmer zog. Hier legte er ſeinem Freunde mit wenig Worten dar, wie er der Anſicht ſei, man dürfe einen Vorfall wie dieſen nicht weiter aufbauſchen, und beide Männer einigten ſich, Emanuel nur mit einem ſtrengen Verweis zu entlaſſen. Es ſprach ja doch vieles in ihnen zugunſten des einfältigen Menſchen, der ja doch höchſtens des Guten zu viel tun wollte.

Demnach verfügten ſie ſich wiederum in die Amtsſtube, und der Baron, an Stelle des Paſtors tretend, brachte nun eine andere Tonart zur Anwendung, mit einer jener ſcharfen und ſchneidigen Abkanzelungen, um derentwillen er bei der Behörde in Anſehen ſtand. Er ſagte: „Wehe dir!" — Und: „Ich warne dich!" — Er ſagte: „Steck' deine Naſe in den Leimtopf, wenn du Tiſchler biſt, und ſtiehl nicht dem lieben Gott ſeine Tage ab." Er ſagte: „Wenn dieſer Unfug noch einmal vorkommt — das iſt Kinderei, das iſt Läſterung! — dann wird man dich ohne Gnade ins Loch ſtecken. Jetzt marſch! Verſtanden! Verkrümle dich!"

Als Emanuel Quint auf die Straße trat, hatten ſich dort Müßige aufgeſtellt, die ihn mit Gejohle empfingen. Ihm ward dabei wohl zumute. Durch ſein ganzes Weſen verbreitete ſich ein ſtolzes Gefühl der Genugtuung darüber, daß er nun ernſtlich gewürdigt wäre, für das Evangelium Jeſu Chriſti zu leiden. Denn Quint, wie alle Narren, nahm ſeine Torheit für Weisheit und ſeine Schwachheit für Kraft. Mit leuchtenden Augen, die von Tränen des tiefſten Glückes feucht waren, ging er mitten durch die rohe Menge dahin und bemerkte nicht, daß zwei Männer, die unter den Leuten verborgen geſtanden hatten, ſich loslöſten und ihm nachfolgten. Dieſe beiden, ein Brüderpaar, namens Scharf, noch jung und ehrſame Leinweber, hatten der Predigt auf dem Markt beigewohnt. Aber während alles in ihrer Umgebung lachte und Poſſen trieb, hatte der ganze Vorgang auf ſie einen tief bewegenden Eindruck gemacht. Man nannte die beiden in ihrem Dorfe die Betbrüder. Und auch ſie, ähnlich wie Quint, weil ſie mit ihrem alten Vater ein Sonderlingsleben führten und in ihrer verfallenen Hütte öfters laut ſangen und beteten, galten nicht für ganz richtig im Kopfe. Emanuel Quint ſchritt ſeines Weges, ohne ſich umzublicken. Sobald er aus dem Städtchen heraus über die Bahngleiſe auf die Landſtraße gelangt war, traten die Brüder Scharf ihn an. Sie fragten ihn, ob er nicht derjenige ſei, der vor einigen Stunden auf dem Markt von der Buße gepredigt habe und von dem Nahen des himmliſchen Reiches. Emanuel bejahte das alles, und nachdem alle drei eine Zeitlang ſtumm durch die öde Tallandſchaft gewandert waren, fing der älteſte von den Brüdern, Martin Scharf, an, allerhand ängſtliche Fragen zu tun und mit ſichtlicher Bangigkeit, indem er zuweilen die grauen, drohenden Wolken des Himmels betrachtete, danach zu forſchen, was man tun müſſe, um, vor den Schrecken des letzten Tages geſchützt, der künftigen, ewigen Wonnen ſicher zu ſein.

Anton Scharf, der zur Linken neben dem Narren ging und ebenſo blaß und rothaarig wie ſein Bruder war, ſtreifte, wie dieſer, Quint geſpannt mit Blicken. Der ſeltſam gravitätiſche Menſch, der den meiſten ein Lachen abnötigte, hatte vom Augenblick ſeiner Predigt an auf die ihm in geiſtiger Armut und Not verwandten Brüder eine ernſtliche Macht ausgeübt und, ohne davon zu wiſſen, beide mit Banden der Liebe an ſich gefeſſelt.

Als er nun zwiſchen den fremden Männern dahinſchritt, vom Gefühl ſeiner göttlichen Sendung berauſcht und ob ſeiner Erſtlingstat triumphierend, hörte er ihre Worte und Fragen gleichwie im Traum. Ihm war nicht anders, als müſſe es nur ſo ſein, daß, wenn er nach Gottes Gebot den Hamen auswürfe, ſich Fiſche fingen. Aber, ohne ſich zu verwundern, empfand er darüber doch Glück. So ſagte er denn, mit dem Klange der Liebe in der Stimme, zu den beiden nach Gottes Worte hungrigen Seelen gewendet: „Wachet!"

An einem beſtimmten Punkte des Weges, ſchon zwiſchen Bergen, in die ſie aufſtiegen, brachte nach einigem Zögern und Stottern Martin Scharf eine Bitte vor. In der rauhen und rohen Mundart der Gegend und ſich, wie alle im Volke, des Du zur Anrede bedienend, legte er Emanuel nahe, er möge doch mit ihnen gehen und ihren alten Vater womöglich geſund machen, der das Fieber habe und bettlägerig ſei. Emanuel ſagte, das ſtehe bei Gott. Aber an dem Kreuzwege, obgleich in ſeiner Antwort etwas gelegen hatte, was einer Abweiſung glich, folgte er doch den Brüdern auf vieles bittliches Drängen hin, und weil ein ſonderbares Zutrauen aus ihren Blicken und Bitten ſich auf ihn übertrug und ſeine nun einmal vom Schwarmgeiſte in Beſitz genommene Seele faſt widerwillig zum Rauſche des Wunders zog.

Während ſie ſich zwiſchen Granitblöcken auf einem holprigen Wege dem Wohnort der Brüder näherten, betete Emanuel innerlich. Nach ſeiner erſten Prüfung ſah er ſich plötzlich vor eine zweite, größere hingeſtellt. Er war dem Rufe des Heilands gefolgt. Er hatte öffentlich Zeugnis abgelegt für die Wahrheit des Evangelii, jetzt aber ſollte er den Beweis dafür antreten, daß er der vollen Nachfolge Jeſu durch Gott gewürdigt ſei, indem er Kranke geſund und Tote lebendig machte.

Man kann nicht ſagen, der törichte Menſch habe ſolches zu tun ſich aus Hochmut vermeſſen. Er war voll Demut. Auch ſeinen ſtillen Gebeten, die mit Inbrunſt durch ſeine Seele gingen und darin er den Heiland bat, ihn ganz zu heiligen, fügte er immer die Worte: „Nicht wie ich will, ſondern wie du willſt!“ an. Und deshalb, ohne Bewußtſein davon, daß er Sünde tat, von ſtarker Erwartung innerlich bebend, wandelte er der Stätte zu, die es ihm nun enthüllen ſollte, wie hoch er bereits in die Gnade Gottes gedrungen, wie nahe er ſchon ſeinem Herrn und Meiſter ſei. In ſeiner Verblendung dachte er auch der Worte des Paſtors nicht, geſchweige daß er des Amtsvorſtehers und ſeiner Warnungen ſich erinnert hätte. Er hatte am Bibelbuch leſen gelernt. Die unrechte Art, mit der er ſich in die heiligen Schriften vertieft hatte, wochen-, monate-, jahrelang, hatte ihn gegen die äußeren Übel der Erde leider ganz abgeſtumpft, weshalb ihm nicht leicht mit einer Waffe zu drohen war, die aus der irdiſchen Rüſtkammer ſtammte.

Der alte Scharf ins Stroh ſeiner ärmlichen Bettſtatt gekrümmt, ſtöhnte, als ſeine Söhne hereintraten. Mühſam die kleinen, tränenden, rotgeränderten Augen aufmachend, bewegte der Greis den zahnloſen Mund, und ohne, wie es ſchien, zu erfaſſen, wer zu ihm kam, griff er mit den vertrockneten und erſtarrten Händen irr in die Luft, aufs neue wimmernd, röchelnd und ſtöhnend.

Der Jüngere, Anton Scharf, trat nun zu dem Vater heran, und nachdem er eine lange Weile in ihn hineingeredet hatte, was mit außergewöhnlich erregter Stimme geſchah, ſchienen die Schmerzen des alten Mannes ſich zu verdoppeln, und bange, hilfeflehende Laute entrangen ſich ſeiner Bruſt, die raſſelnd und krampfhaft auf- und abwogte. Auch Emanuel trat nun hinzu. Aber ihn hatte der alte Scharf kaum ins Auge gefaßt, als er mit gurgelnden Lauten des Schreckens und Grauſens auf- und zurückfuhr und, wie verſteinert den Narren anblickend, ein „Hilf, Herr Jeſus Chriſtus!“ hervorſtieß. Er ſchien den leibhaftigen Satan zu ſehen. Und ſoviel auch immer die Brüder ſich mühten, den Alten von ſeiner Angſt zu befreien: er ſchob ſich nur immer zitternd zurück, bis endlich die Angſt in Entſetzen umſchlug, das Entſetzen in Wut, und er, erſt gleichſam eine Erſcheinung wegwiſchend, am Ende verzweifelt nach Emanuel ſchlug.

Aber dieſer, die langen, brandroten Wimpern über die Augen geſenkt, blickte nur in ſich hinein. Er hob ſeine lange, blaſſe, nicht unſchöne Hand ein wenig empor, und wie der Alte nach ſeinem Ausbruch wider Erwarten ſchwieg und ſtarr der Bewegung ſeiner Rechten zu folgen ſchien, legte er dieſe ihm weich und leiſe auf die mit Runzeln und Falten bedeckte Stirn: darunter entſchlief der Alte ſogleich.

Vor dieſer Wirkung — an ſich nicht wunderbarer als irgendeine in dieſer Welt! — verſtummten die Brüder Schar, vor Schreck. Sie, die doch ſelber, von einem jähen Aberglauben gepackt, den fremden Burſchen ans Bett des Vaters genötigt hatten, waren in ihrer Einfalt nun ganz entſetzt, als das vermeintliche Wunder ſich wirklich vollzogen hatte. Der Alte ſchlief, wie es ſchien, einen ruhigen Schlaf. In tiefer Betäubung ruhte der ſchon ſeit Wochen ſchlafloſe Mann, der ſeine Tage mit Stöhnen und Jammern, ſeine Nächte mit Schreien und Wimmern hingebracht hatte, und atmete gleichmäßig aus und ein. Je mehr ſich die Brüder dieſer erſtaunlichen Wendung bewußt wurden, die mit dem Vater zugleich ſie ſelbſt von einer hölliſchen Folter losband, um ſo heſtiger wurde in ihnen der Drang, überreizt, wie ſie waren, durch Arbeit und Nachtwachen, dem Bringer der Hilfe die Hände zu küſſen, der ihnen nun ganz ein göttlicher Bote ſchien.

Auch Quint, durch das vermeintliche Wunder, und zwar noch mehr als die beiden Brüder, bewegt, konnte, wie ſie, nur mühſam des Aufruhrs Herr werden, den es in ſeinem Innern erregt hatte; aber während es laut in ihm ſchrie, weil ſeine Beſeligung bis zum phyſiſchen Schmerze ging, und während er um ſich und in ſich das Brauſen des heiligen Geiſtes zu hören glaubte, ſtand er doch aufrecht und ſtumm am Bett des Kranken ſtill, nur daß er den Kopf ein wenig nach rückwärts geneigt, die Augen nach oben gegen die Decke, wie gegen den Himmel gerichtet hatte, wobei eine große Träne ihm langſam die Wange herunterrann.

An dieſem Abend ließen die Brüder Quint nicht von ſich gehen. Da ſie am Tage vorher ihre Webe zum Kaufmann gebracht hatten, ſo war ein wenig gebrannter Roggen und Brot im Hauſe, ein Feuer konnte im Herd entzündet und Quint bewirtet werden. Nach einer Weile, indeſſen der Alte immer ruhig geſchlafen hatte, und nachdem Martin Scharf ſoeben das dürftige Mahl, Kartoffeln, Brot und eine Brühe aus Korn, auf den Tiſch geſtellt hatte, nahmen alle drei zugleich die übliche Stellung von Betenden ein, und Martin ſprach das „Komm, Herr Jeſus, ſei unſer Gaſt". Alsdann aber, miteinander eſſend und trinkend, hatten ſie alle drei ein klares Gefühl davon, daß nun der Heiland wirklich zugegen wäre. Und dadurch begreiflicherweiſe bis auf den innerſten Grund ihres Weſens entzückt, ſaßen ſie miteinander in ihrer Dürftigkeit am wackligen, gleichſam ſchwarz verkohlten Tiſch, bei Brot und Salz, wovon jedes Körnchen ſauer erarbeitet war, von einem feſtlichen Licht umſtrahlt, geborgen wie an dem Tiſche des Herrn.

Erwachſene Kinder und Unmündige, von Jugend auf an die Balken des Webſtuhls gefeſſelt, deſſen Pedale ſie ununterbrochen treten mußten, wie einer das Waſſer tritt, wenn er darin nicht ertrinken will, war ihnen die Erde ein wirkliches Jammertal: als ſolches hätten ſie es gekannt, auch wenn man es ihnen in Schulen und Kirchen nicht fortgeſetzt ſo bezeichnet hätte. Und deshalb, aus Pein und Not heraus, ergriffen ſie auch die frohe Botſchaft des Evangelii mit jener Kraft, die dem Ertrinkenden eigen iſt, und klammerten ſich an ihren Retter.

Der Weber in ſeinem Stübchen für ſich, nur an den Umgang mit vertrauten Menſchen, meiſt Gliedern der eigenen Familie, gewöhnt, und darum empfindlich und leicht verletzt bei Berührung mit Fremden — ein Stubenhocker, durch ſein Gewerbe zum Träumer gemacht, in dem der Hunger, die Sorge, die Not zum Dichter wird, und nicht zu vergeſſen, die Sehnſucht nach allem, was draußen iſt: nach Sonne, nach Luft, nach Himmelsblau ... der Weber, in ſich zurückgedrängt und gleichſam in eine zweite Welt, entſchädigt ſich in der Welt der Träume für ſeine irdiſche Trübſal und Not: und wenn er, an ein nach innen gekehrtes Daſein gewöhnt, zum Buche, gleichwie zum Hausbrunnen hingedrängt, aus ihm den Durſt des Geiſtes zu ſtillen gewohnt iſt und die Bibel das einzige Buch des Webers iſt, ſo kann es nicht fehlen, daß ſeine Seele die bibliſche Welt mehr als die wirkliche Welt erfüllt.

Emanuel Quint erſchien dieſen beiden Männern nun deshalb als geradezu aus dem Bibelbuch hervorgeſtiegen. Schon auf dem Markte zu Reichenbach, obwohl als Chriſten gewarnt vor falſchen Propheten, gerieten ſie doch ſogleich in

Emanuels Bann. Kein Narr in der Welt, der nicht Narren macht! Leichtgläubig und in dem ſteten Gefühl, ihre Not ſei zu mächtig, um ſich nicht bald zu enden, warteten ſie mit ungeduldigeren Herzen auf Erfüllung der Verheißungen des Himmels, als ſie auf Brot warteten, ihren irdiſchen Hunger zu ſtillen. In ihrer Einfalt hatten ſie, ach wie oft, vermeint, das ſchreckliche Ende der Welt ſei nahe und alles ſtünde unmittelbar vor dem Untergang. Sie waren zu ihren Konventikeln gelaufen, Sommers und Winters, ſtundenweit, und hatten dabei, den letzten Blick auf die ärmliche Hütte werfend, aus der ſie gingen, für ſich gemeint, es könnte vielleicht zum letzten Abſchied ſein. Denn jedesmal, ſobald ſie mit anderen Sektierern ihrer Art betend, ſingend und Bibel leſend vereinigt waren, hatten ſie das Gefühl, dem Rätſel der letzten Stunde ganz nahe zu ſein. Da ſchien es ihnen, als lägen vielleicht nur Minuten zwiſchen jetzt und dem letzten Augenblick. Und oftmals, während des ſtillen Gebetes, wenn draußen die Nacht und innen im Zimmer der kleinen Gemeinde die Stille des Grabes herrſchte, wurden die Brüder jählings blaß, und während ſie, einer den anderen, entſetzt und beglückt zugleich ins Auge faßten, hatten ſie draußen die erſten Poſaunenſtöße des jüngſten Gerichtes dröhnen gehört.

Nachdem ſie gegeſſen hatten, und in der ſeltſamen Erregung, worin alle drei ſich befanden, nur wenig geſprochen worden war, erhob ſich der jüngere Scharf, um die Reſte des Mahles abzutragen, wobei ihm der ältere Bruder behilflich war: dann wurde von dieſem die Heilige Schrift — ſie hatte auf einem Balken der Decke gelegen! — herbeigeholt, und während er ſie vor Emanuel, auf dem geſäuberten Tiſche, aufſchlug, ſah er den neuen Apoſtel bittend an.

Dieſer hatte die Hand nicht ſobald auf das teure Buch gelegt, „als es den Brüdern vorkam, wie wenn ſeine Augen überirdiſch zu leuchten begännen, und als verbreite ſich, von dem göttlichen Talisman aus, ein himmliſches Feuer durch ſeinen Leib, aber es zeigte ſich nur, daß der verſtiegene Menſch eine größere Sicherheit wieder gewann und, trotz aller Schwärmerei, in dem Augenblick feſt auf den Füßen ſtand, wo er den Urgrund göttlicher Weisheit wieder berührte, darin, wie er meinte, ſein Irrtum, den er für Wahrheit hielt, begründet lag.

Er hub nun zu leſen, das heißt, nur immer flüchtig die Schrift betrachtend, mit leiſer, innig-heimlicher Stimme zu ſprechen an: „Selig ſeid ihr, dieweil das Reich Gottes euer iſt. Ja, ich komme zu euch, ihr Armen! Euer, ihr Armen, iſt das Reich. Selig, die ihr hier hungert, ihr werdet ſatt. Selig, die ihr hier weinet, euch wird man tröſten, ihr lacht dereinſt. Der Geiſt des Herrn iſt bei mir,“ fuhr er dann fort. „Er hat mich geſandt, wie er viele geſandt hat. Ich bin hier. Ich verkünde das Evangelium. Ich komme, zerſtoßene Herzen zu heilen. Die Gefangenen ſollen ledig werden, die Zerſchlagenen heil, die Blinden geſund.“ Und weiter ſagte er: „Seht mich an,“ und dabei ſchien der Jammer verborgenen, ſchweren Leides auf ſeine verhärmten, plötzlich verfallenen Züge getreten zu ſein: „ihr werdet am Ende zu mir ſagen, Arzt, hilf dir ſelbſt. Wenn ihr mich kennt, wie euer Vater mich kannte, was er durch ſeinen Ausruf bewieſen hat, ſo wißt ihr, daß ich ein von den Menſchen Verſtoßener bin. Ich war verachtet von Jugend auf. Ich war mit Schwären behaftet als Kind. Ich habe längere Zeit auf dem Stroh des Krankenlagers gelegen, als euch, da ich lebe, möglich ſcheint. Aber die Schmach hat mich nicht erniedrigt, und die Krankheit hat meine Seele lebendig gelaſſen. Fand ich doch auch, daß geſchrieben ſteht: ſelig ſeid ihr, ſo euch die Menſchen haſſen und abſondern, euch ſchelten und euren Namen verwerfen. Sie nennen mich einen Narren. Mögen ſie's tun. Sie haben ſich auch von dem Heiland gewendet und haben ihm alle Namen gegeben. Sehet, das iſt Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Hatte er doch auch weder Geſtalt noch Schöne, ſie aber hielten ihn für den, der von Gott geſchlagen und gemartert würde. Wenn ihr nun heut wolltet zu mir ſagen: Arzt, hilf dir ſelbſt, ſo ſage ich euch, daß ich das Kleid der Schmach und der Krankheit dieſer Welt nicht eher will ausziehen, als bei Gott. Auf dieſer Welt hier iſt Leiden Glück. Ich ſegne den Vater für jede Qual, die er mir geſchenkt, für jede Marter, die er mir beſcheret hat. Chriſti Blut und Gerechtigkeit, das iſt mein Schmuck und Ehrenkleid. Ich will das Kleid der irdiſchen Drangſal nicht von den Schultern laſſen, bevor der letzte von meinen armen Menſchenbrüdern es abgelegt. Denn wiſſet ihr auch, wer der letzte, der ärmſte und elendeſte unter den Menſchen iſt? Der Kränkſte, der um Geſundheit fleht? Unter den Durſtenden der Verſchmachtende? Der, den der Hunger am meiſten plagt? Der unterm Mangel am bitterſten leidet? Ja? Wißt ihr auch wirklich, wer das iſt? Er! Jeſus Chriſtus von Nazareth."

Emanuel war mit ſeiner Rede bis hierher gekommen, als einige übermütige Bauernburſchen, die, an der Hütte vorübergehend, im Innern das Licht und die Schwärmer darum bemerkt haben mochten, ihre betrunknen Geſichter an eines der kleinen Fenſterchen drückten und ſo, die Naſen und Mäuler zu ſchlimmen Grimaſſen breitgequetſcht, wüſtes Gebrüll und Drohungen ausſtießen. Erblaſſend ſahen die Brüder ſich an. Anton aber, dem plötzlich das Blut zu Kopf ſtieg, noch eben von Andacht ganz übermannt, ſprang auf, vom Zorn heftig gepackt, bereit die Störenfriede zu züchtigen.

Mit einer gelaſſenen Milde, vielleicht nicht ganz ohne Wohlgefallen, betrachtete Quint den ſeine Wut nur mühſam beherrſchenden Mann. „Selig ſind die Sanftmütigen,“ ſagte er zwar, ſtreckte ihm aber zugleich die Rechte entgegen, und als er die Hand des Erregten in ſeiner ſpürte, drückte er ſie und ſagte dabei: „Wohl dir, daß dir Mannheit und Mut von Gott gegeben ſind. Brauche ſie. Diene dem Evangelium. Die Diener am Wort ſollen Männer ſein. Aber brauche deine Kraft zur Demut, deinen Mut zur Duldung und deinen Eifer verwandle in Liebe zu Gott. Dann wirſt du ein Fels wie Petrus ſein.“

Zweites Kapitel

Das innere Feuer, das Emanuel zu ſeiner erſten Zeugnisablegung getrieben hatte, und das er für das Feuer des heiligen Geiſtes nahm, brannte fort, auch nachdem er die Brüder Scharf verlaſſen hatte. Er zweifelte nicht daran, daß der Heiland in ihm war, durch ihn mit der Kraft des Wunders gewirkt und ſeinen Apoſtelberuf auf dieſe Weiſe beſtätigt hatte.

Er war von den Brüdern weg in die Wälder gegangen, wie jemand, der ſeine Seligkeiten verbergen muß. Während der Morgen graute, der Himmel ſich immer heller färbte, die Vögel immer lauter zu ſingen anhuben, zog es ihn immer tiefer und höher in Wälder und Berge hinein. Denn dieſer irdiſche Frühlingsmorgen, dem alles entgegenſah, und deſſen innere Wolluſt, vor ihm her webend, alle Kreaturen bereits erfüllte, hatte für ihn einen himmliſchen Sinn. Der innere Antrieb, der dieſen Schwarmgeiſt mit ſeinem in Liebe überfließenden Herzen aufwärts trieb, war nicht nur darauf gerichtet, ſo bald wie möglich die Schöpferin dieſer irdiſchen Wonnen, die Sonne, zu ſehen, ſondern er fühlte Gott ſelber in ihrem Lichte heraufkommen und wollte in ſeiner Glorie ſtehen, und ſei es auch nur, um darin zu ſchmelzen.

Emanuel atmete Morgenluſt. Aber es ſchien ihm der Morgen jenes ewigen Tages zu ſein, aus dem die Finſternis immerdar verbannt iſt, und wo wir, nach den Verheißungen der Bibel, im Angeſichte und Frieden Gottes, von allen Übeln erlöſt, wandeln werden, teilhaftig der ewigen Seligkeit. Und deshalb ſteigerte ſich ſeine Wonne zu Trunkenheit. Die Wogen der inneren Schauer gingen ſo hoch, daß er, faſt gegen ſeinen Willen, vor Freude zu ſchreien begann, zu ſingen, und Gott mit lauten Jubelrufen zu loben, nur um in dem ganz unfaßlichen Übermaße der Wonnen nicht zu vergehn.

So war er bis auf den Gipfel der Hohen Eule gelangt, der höchſten Erhebung in jener Gegend, und wer den armen Handwerksgeſellen beobachtet hätte, wie er, die Hände gen Himmel werfend, abwechſelnd murmelnd und rufend umherlief oder ſtarr aus heißen, verweinten Augen gen Oſten ſah, das Tagesgeſtirn voll krankhafter Spannung erwartend, der hätte in ihm einen Irren geſehn.

Und wie nun die Sonne mit dunkel purpurnem Lichte, goldfeurig warm, in weiter Glorie ſpielend, ins Irdiſche brach und die Räume gleichſam mit einem urgewaltigen Gottesgetümmel erfüllte — dieweil es von Becken, Pauken, Poſaunen und Harfen vor den Ohren des armen Apoſtels toſte und ſang! — ſo konnte Emanuel ſich nur noch einen Augenblick lang hoch aufrichten, einen Augenblick feſt in die brünſtige Lohe ſehn, um dann, von einem brennenden Schmerz im innerſten Herzen gleichſam verſehrt, in die Knie zu ſinken — einem Schmerz, der ebenſo ſüß, als brennend war! — und ſtammelnd für alle um Gnade zu flehn.

Als Quint aus einem ſchweren, totenähnlichen Schlaf wieder erwachte, war der Mittag herangekommen. Ob er geträumt, und was er in dieſem Schlafe geträumt hatte, wußte er nicht, aber er war erfriſcht und empfand eine tiefe Beſeligung. Nachdem er dann Geſicht und Hände an einem nahen Waldbach gewaſchen und überdies ſich durch einen Trunk erquickt hatte, ſtieg er, ſcheinbar ziellos, zu Tal hinab und gelangte nach einiger Zeit an die erſte, dicht am Waldrand ſtehende Hütte, an deren Tür er Almoſen heiſchend anklopfte. Es wurde ihm Brot herausgereicht.

Nun wanderte der Narr, die Anſiedlungen der Menſchen vermeidend, über verſteckte und verlaſſene Fußſteige in die Ebene hinab und weiter auf dieſer Ebene hin, bald auf Rainen zwiſchen Feldern, auch wohl in der Furche eines blühenden Kartoffelackers oder an den Rändern kleiner Flüſſe, deren Lauf Weiden- und Erlenbüſche verrieten. Es war bereits dunkel, als er ein Dörfchen von Ackerbauern erreicht hatte, das in einer Bodenfalte gelagert war, über die es mit Giebeln und Schornſteinen und der Spitze eines verwitterten Heidenturmes und auch mit dem dunklen Gewölk ſeiner Eichen-, Rüſtern- und Lindenbäume hinausblickte. Man kannte den Narren hier nicht, und außerdem machte die Dunkelheit, daß er, ohne aufzufallen, gemeinſam mit einigen alten Männern und Weibern, das Schulhaus erreichen konnte, wo er bereits, in einem der Schulzimmer, eine kleine Gemeinde, auf ihren Prediger wartend, verſammelt fand.

Kaum hatte ſich Quint auf ein leeres Plätzchen der letzten Schulbank geſetzt, als die Tür wieder geöffnet wurde und ein weibiſch ausſehender, junger Mann, der Lehrer des Ortes, einen anderen hereinführte, der breit, mit niedriger Stirn und kurzem Nacken, durchaus keineswegs wie ein Bote des Friedens geartet ſchien.

Nachdem dieſer Mann das kleine Katheder der Stube betreten und in einer zwiſchen zwei brennenden Kerzen aufgeſchlagenen Bibel, wie um die düſtere Glut ſeiner Augen darin zu verbergen, forſchend geblättert hatte, muſterte er die Schar der Verſammelten, hauptſächlich ältere Weiber und Tagelöhner! mit einem drohenden und durchdringenden Blick.

Es war ein Blick, der den armen Emanuel Quint erzittern machte. Er kam ſich auf einmal mit Schuld beladen und wie ein des Todes würdiger Sünder vor. Noch während bereits die erſten Worte des Predigers den dunſtigen Raum durchdröhnten, wie das beginnende Grollen eines großen Gewitters, fand im Innern des Narren ein verzweifeltes Ringen ſtatt. Es fehlte nicht viel, er wäre aufgeſprungen und, wie von hölliſchen Geiſtern gepeitſcht, davongerannt; denn es fiel ihm auf einmal mit Zentnerlaſten aufs Herz, was er in dieſen letzten Wochen getan und ſich angemaßt hatte. Wie unter einem alles durchleuchtenden, jähen Blitz erkannte er ſeine geheimſten Gedanken und ihre noch geheimere Eitelkeit; dazu hörte er nun die furchtbaren Worte: „Es iſt ſchon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, der wird abgehauen und ins Feuer geworfen.“

Der arme rothaarige, bleiche Menſch riß die Augen weit auf, und von einer namenloſen Beſtürzung betroffen, ließ er den Mund mit dem falben Bärtchen weit offen ſtehen. In Gedanken ſchlug er an ſeine Bruſt, beugte ſich zehnmal ſo tief zur Erde, daß ſeine ſchweißbedeckte Stirne den Boden berührte, und war bereit, jeder furchtbaren Strafe und Züchtigung Gottes voll tiefer Zerknirſchung ſich auszuliefern.

Bruder Nathanael predigte nicht wie die Schriftgelehrten. Wie der Täufer Johannes gleichſam Donner, Blitz und feurige Ruten geredet hatte, ſo ging auch von ihm eine ſtrafgewaltige Stimme aus, die jeden Hörer erbeben machte. Aber er ſetzte nicht nur die Miſſion des erſten Johannes, des Täufers, fort, ſondern er hatte auch die ſchrecklichen und verwirrenden Bilder des andern Johannes in ſich geſogen, jene gräßlichen und entſetzlichen Phantaſien, die in dem Buche der Offenbarung beſchloſſen ſind.

Nachdem er die Blindheit und Verruchtheit der Welt gegeißelt hatte — die Kaufleute, welche Fürſten ſeien! die Könige und Gewaltigen, die nur darauf ausgingen, immer neue Werkzeuge zu erſinnen für Krieg und Mord! — rief er aus: „Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüſte. Aber ich ſage euch: ich und ſchon mancher verſiegelte Chriſt außer mir, wir haben zuweilen des Nachts ſchon eine andere Stimme unter den Sternen rufen gehört: ſie iſt gefallen! ſie iſt gefallen die große Babel!“

„Wehe! wehe! wehe!“ ſchrie er, die Lider unter den buſchigen Wimpern über die Augen gezogen, wie um die Geſichte nicht ſehen zu müſſen, die ihm ſolche Rufe der Angſt, der Warnung und Qual entpreßt hatten. „Ich ſehe die Engel des Euphrat losgebunden! Ich ſehe ſie mit den Schwertern der Rache auf die Weltteile niederbrauſen! Sie fahren nieder und ſchlagen Amerika und ertränken das Drittel aller Bewohner im Blut! Sie fahren hernieder und ſchlagen die große Aſia und morden den dritten Teil alles Lebendigen! Sie fahren nieder und ſchlagen Europa, Auſtralien, Afrika und würgen und ſchlachten und zertreten mit glühenden Füßen die Feinde des, der da war, iſt und ſein wird. Die Sonne verfinſtert ſich; die Sterne fallen vom Himmel auf die von Mordbrand ſchauerlich lohende Erde. Das Meer iſt Blut. Die Fiſche und alle Kreaturen im Meer ſind erſtickt im Blut. Und nun bäumt ſich das Meer und ſpeit und ſpeit und ſpeit ſeine Toten aus. Alle die Opfer ſpeit es nun wieder aus, die es vom Anfang der Zeiten an bis auf dieſe Stunde des letzten Gerichtes verſchlungen hatte ...“ und auf dieſe Art fuhr er geraume Weile, das Ende der großen Babel zu ſchildern, fort. Schweflige Flammen durchzuckten das Schulzimmer. Die armen, in ſich zuſammengekrochenen Leutchen hörten mit ſchlotternden Kinnladen zu. Ihre mageren, knochigen Runzelgeſichter hingen mit gierigen Augen feſtgeſaugt am Munde des Sprechenden. Gleichwie in Wolluſt und kaltem Entſetzen waren die Münder weit aufgetan. Qualvolles Seufzen und Röcheln ward laut. Sie vernahmen von Kronen und wieder Kronen, womit die ſieben Tiere geſchmückt waren: ſie rochen den Dampf und Geſtank des freſſenden Feuers, das aus ihren abgründiſchen Rachen ging. Unter ihnen erbebte die Erde bei immer erneutem Mord und Poſaunenſchall. Da war kein Ende; da war nirgend ein Heil; da war für den Sünder nirgend ein Schlupfwinkel.

Und Berge von Leichen häuften ſich unter Peſt, Brand, Schwert und Stachel. Raben, Geier und Wölfe ſtarben vom Aas. Man fühlte den qualmenden, giftigen Dunſt der Verweſung. Aber mitten in aller weit über Menſchenbegriffe ſintflutartig ſteigenden Greuel, hörte auf einmal Emanuel Quint in ſeiner Seele etwas, ähnlich einem hellen, ſilbernen Glöckchen, leiſe anſchlagen, dann etwas erklingen, gleich einem rätſelhaft wunderbaren Schalmeienlaut, dem alſogleich ſein ganzes Weſen mit einem entzückten Schauer antwortete.

Nun hatte das wilde, buſchige Haupt mit den angeſchwollenen Stirnadern, das zwiſchen den Lichtern tobte, keine Gewalt mehr über ihn. Allein auch der Prediger ſchien ſich nunmehr darauf zu beſinnen, daß nun der Acker der Seelen genugſam bereitet war, um den Samen des Reiches ihm anzuvertrauen. Das Schwefelfeuer der Läuterung hatte wohl nun, wie er annahm, die Zungen genugſam nach einem Tropfen lebendigen Waſſers durſtig gemacht, nach jenem erquickenden Element, deſſen tiefer Brunnen ihm offenſtand. Und ſo ging er denn in ſeinem Vortrage auf den ſicheren Frieden der Auserwählten über, denen die Stätte ewiger Freude, die heilige Zion, bereitet ſei.

Er ſprach vom Senfkorn des Glaubens, das zu einem weltbeſchattenden Baum emporwachſen werde. — Emanuel horchte von neuem auf! — Er ſprach von dem roſenfarbenen Blute des Lammes, durch das der Gläubige rein von jedem Flecken der Sünde gewaſchen ſei. So ſchneeig und weiß, daß kein Makel an ihm zu erfinden wäre. Er baute an Stelle der alten Babel das neue glückſelige Zion auf und rief verzückt: „Selig iſt der und heilig, welcher teil an der erſten Auferſtehung hat. Wer überwindet, der wird alles ererben!" — Und er bauete nach und nach, wie ein himmliſcher Baumeiſter, vor den bebenden Seelen die heilige Stadt aus Jaſpis auf. Er zeigte ihnen die Tore und Gründe. Er maß die Fläche Jeruſalems mit einem goldenen Rohre aus. Er machte die Häuſer aus Gold, die Gründe aus Jaſpis, Saphir, Kalzedonier und Smaragd. Er nannte Sardonyx, Sardis, Chryſolith, Topas, Hyazinth und häufte die Worte, die, ſeiner Gemeinde unverſtändlich, ihr doch einen Rauſch von Glanz und Verzückung brachten. Er ſchloß mit einem Gebet um Bußfertigkeit und um einen felſenfeſten Glauben, damit die Gemeinde zu denen gehöre, die tauſend Jahre unter dem Szepter des Lammes, das die einzige Leuchte des irdiſchen Zion ſei, in unausſprechlichen Wonnen hinzubringen berufen wäre.

Im Hausflur, nachdem die Menge der kleinen Leute ſich verlaufen hatte, trat Emanuel Quint den Predigtbruder mit den leiſe geſprochenen Worten an: „Was ſoll ich tun, daß ich ſelig werde?" Der Angeſprochene aber umfaßte mit weichem Griff ſeiner harten Hand die herunterhängende Rechte des

Fragenden und zog ihn über eine knarrende Holzſtiege mit ſich hinauf in das kleine Gaſtzimmer, das ihm die Lehrersleute eingeräumt hatten. Es ſchien, daß der redliche Gottesmann an der Erſcheinung Emanuels mehr Gefallen fand, als jüngſt der inſtallierte Vertreter des Chriſtentums; denn der Lehrer und ſeine Frau warteten unten lange vergeblich vor dem ſauber gedeckten Abendtiſch, während die Stimmen der beiden Männer immer lebhafter durch die getünchte Decke herunterdrangen.

Als Bruder Nathanael endlich zum Abendeſſen erſchien, war, man fühlte es ſeinem Weſen an, etwas Unerwartetes in ſein Leben getreten. Seine Reden ſchienen zerſtreut, und er aß ohne Aufmerkſamkeit. Nach Schluß der Mahlzeit ließ er ſeinen ſchweren Körper in die Ecke des mit einer gehäkelten Decke überzogenen Sofas niederfallen und ſtocherte ſich, noch immer verſonnen, in den Zähnen herum; denn ſeine Manieren waren gewöhnlich.

Von Gott, dem Reiche Gottes und ſeinen Freuden zu reden, konnte der Lehrer nicht müde werden. Der bärtige, etwas weibiſche Mann mit dem weichen Jünger-Johannes-Kopf war geradezu unerſättlich darin. Seine üppige, junge Frau, die ein orientaliſch, ſinnlich-ſchlaffes Weſen hatte, verzog den Mund, da er, mit dem Bibelbuch in der Hand, nicht ohne Ungeduld ihr bereits wiederum Zeichen machte, ſie möge im Abräumen des Tiſches und im Hunger nach Gottes Wort ungeduldiger ſein.

„Ich habe da eben einen Menſchen oben in meinem Zimmer gehabt,“ ſagte Bruder Nathanael plötzlich, „deſſen Weſen und Wort mir noch immer vor meiner Seele ſteht. Ich kannte ihn nicht; doch er kannte mich. Er hatte von mir vielfach reden gehört — ich weiß nicht, von wem! — in frommen Flugblättern hat er manches von mir geleſen — ich weiß nicht, in welchen!

— Er iſt bibelfeſt, und es war mir bei ſeinem erſten Anblick kaum möglich zu denken, daß er überhaupt leſen könne. Er hält mir ſeinen Namen verborgen. Ich weiß nicht, warum! Vielleicht iſt er bereits wegen irgendwelcher Vergehen beſtraft! Womöglich hat er bereits im Zuchthaus geſeſſen. Nun es wird Freude ſein vor neunundneunzig Gerechten über einen Sünder, der Buße tut! — Ich muß aber wiederum ſagen, daß in ſeinem Weſen ein eigentümlicher Atem von Einfalt und Unſchuld iſt. Es iſt in dieſem Menſchen ein ſchlichter, überzeugender Glaube. Es kam mir bei ſeinem Anblick das Wort in Erinnerung, ich weiß kaum, wodurch: Fürwahr er trug unſere Krankheit und nahm auf ſich unſere Schmerzen; wir aber hielten ihn für den, der von Gott geſchlagen und gemartert würde. In der Tat, er ſcheint krank. Die roten Flecken auf ſeinen Wangen deuten wohl auf die Auszehrung. Allein ſo groß kann bei ſeinem Alter ſein Martyrium doch kaum geweſen ſein, daß es ihm ein ſo tiefes durchdringendes Auge für die Leiden und Schmerzen der Erde gegeben hätte. Es iſt erſtaunlich, mit welcher behutſamen, wiſſenden Hand er alles berührt! Ich verſtehe es nicht. Ich begreife es nicht.

Es iſt eine Liebe und eine Barmherzigkeit in dieſem Menſchen, deſſen abgezehrter Körper an vielen Stellen durch Riſſe ſeiner ärmlichen Kleider ſchimmert, die mich in einem gewiſſen Sinne entwaffnet und rührt. Es ſpricht aus ihm ein ſo allgütiger Geiſt der Barmherzigkeit, daß ich mit meiner Liebe mir vorkomme, wie ein toter und grauſamer Mann. Er wandte ſich gegen eine Stelle der Offenbarung, die ich in meiner Predigt gebraucht hatte, wo die große Babel, wie es heißt, gequält werden wird vor den heiligen Engeln und vor dem Lamm mit Feuer und Schwert. Er ſagte, dies ſei der Geiſt des Lammes nicht. Er ſprach das wie einer, der es weiß, und ich, der ich mich mit dem Worte Gottes geharniſcht wähne, wußte ihm nichts darauf zu erwidern. Er erklärte, das wäre unſeliger Mißverſtand und zwar aus der Blindheit des Haſſes geboren, den, auch nur in den Jüngern, ganz zu zerſtören, der ewigen Liebe des Heilandes ſelbſt nicht gelungen ſei."

Der Lehrer erſchrak. Es war ihm ein unerhörter Gedanke, die unantaſtbaren Worte der Schrift, ja nur den kleinſten von ihren Buchſtaben, in ihrer göttlichen Wahrheit bezweifelt zu ſehen. Er hielt auch mit ſeinem Entſetzen deshalb nicht zurück.

„Der Heiland, der Heiland und wieder der Heiland," antwortete ihm der Bruder darauf. „Es iſt nichts dawider zu ſagen, lieber Genoſſe im Herrn, wenn du bei jemand den unzweideutigen Eindruck haſt, er bette ſich ganz an die Bruſt des Lammes. Jeſus, Jeſus und wieder Jeſus. Etwas anderes kennt dieſer junge Gläubige nicht. Und dieſer Jeſus hat auch geſagt: der Buchſtabe tötet; der Geiſt macht lebendig. Vor dieſem Jeſus ziehen wir her. Auf welche Weiſe er kommen wird, wer kann es wiſſen? Ob er heut oder morgen kommen wird oder erſt nach zwölftauſend Jahren, wer kann es ausſprechen? Ich habe dem herzensreinen und herzensguten Menſchen meine beiden Hände übereinander ſegnend aufs Haupt gelegt und habe der Worte des Heilandes gedacht, der geſprochen hat: Was ihr getan habt einem meiner geringſten Brüder, eben das habt ihr mir getan."

Dann fuhr der Apoſtel des tauſendjährigen Reiches unter tieferem Sinnen fort: „Was geht aus dieſen Worten hervor? Zu welcher nimmer raſtenden Vorſicht müſſen ſie jeden Gläubigen auffordern? Wer ſagt mir denn, wenn ich jemand hart anlaſſe, ob es nicht Jeſus ſelber geweſen iſt? Wer ſagt mir denn, ob nicht vielleicht er, der Heiland ſelber, in dieſem Menſchen geweſen iſt? Steht es nicht ganz in ſeiner Macht, aufs neue den Weg der irdiſchen Niedrigkeit und des irdiſchen Elendes anzutreten? Steht es nicht täglich und ſtündlich in ſeiner Macht? Lieber Bruder in Chriſto, ich weiß, was ich ſage: dieſer junge Menſch kann der Heiland in eigener Perſon geweſen ſein! Ja, in einem gewiſſen Sinne iſt er es ganz beſtimmt geweſen." — So ſprachen ſie über den armen Emanuel Quint bis lange nach Mitternacht.

Am folgenden Morgen, als das Licht der herannahenden Sonne nur erſt bleich und kalt den Raum über der weiten Fruchtebene erfüllte, ohne daß der Quell ſolcher Helligkeit ſichtbar geworden wäre, hatte der Bruder Nathanael Schwarz einen Gang über Feld zu tun. Auf die Dorfſtraße getreten, begegnete ihm der achtzehnjährige ſogenannte Schreiber eines gewiſſen Gutes, deſſen Beſitzer gläubige Chriſten waren. Bei dieſen Leuten, deren Neffe und gleichſam angenommenes Kind der Schreiber-Eleve oder -Lehrling war, hatte der Wanderprediger ſchon oft Aſyl und einen gaſtlich gedeckten Tiſch gefunden.

Kaum daß er des jungen und zarten Menſchen anſichtig wurde, der in dem magiſchen Licht der Frühe, an den Toren der Bauerngüter und den Gattern der kleinen Koſſätenhöfe vorüber, einſam herangeſchlendert kam, ſo dachte er alſogleich daran, wie ſeine Gaſtfreunde, um das Seelenheil des halberwachſenen Burſchen beſorgt, ihn um Rat und Hilfe ſeinetwegen erſucht hatten. Er ging alſo auf den blaſſen und ſchönen Jüngling zu, der ſogleich die Mütze vom Kopfe zog, und begrüßte ihn freundlich, bei ſich ſelber den ſcheinbaren Zufall dieſer Begegnung als eine Schickung des Himmels ſegnend.

Wie ſich herausſtellte, hatten beide den gleichen Weg, und ſo ſchritten ſie nebeneinander hin, in einem mäßigen Fußgängertritt, und waren bald aus dem Dorfe hinaus in eine vergraſte breite Kirſchenallee gelangt, unter ein langgeſtrecktes, durchſichtiges Gewölbe aus Blüten, in das von allen Seiten viel tauſendſtimmiger, raſtloſer Jubel von Lerchen drang.

„Wie kommt es,“ fragte der Bruder den jungen Mann, „daß Sie in dieſer frühen Stunde ſchon auf den Beinen ſind, Herr Kurt?“ Und Kurt, der den Familiennamen Simon trug, antwortete ihm mit ſcheuem Erröten. — „Sie ſind geſtern in meiner Predigt geweſen?“ „Jawohl!“ Und wirklich hatten die drohenden Bilder des jüngſten Gerichts und des Weltuntergangs den Gutsſchreiber bis ins Mark beunruhigt und ihm den Frieden des Schlafs geraubt.

Der Bruder verſuchte nun auf mancherlei Arten und Weiſen in das Vertrauen dieſer verſchloſſenen Jünglingsſeele ſich einzuſchleichen, deren ſeltſames Weſen ſeinen Gaſtfreunden Kummer machte. Soviel er ſich aber auch mühte, der Junge zog ſich nur immer mehr in ſich ſelbſt zurück. „Ihre Tante hat Ihnen vor einigen Tagen ein Teſtament geſchenkt?“ —

„Ja.“

„Und Sie haben darin geleſen?“

„Ich habe darin geleſen. Ja.“

„Haben Sie nie daran gedacht, ſich mit all ihren heimlichen Nöten und Schmerzen dem anzuvertrauen, der all unſere Schmerzen und Nöte kennt und der aus Liebe zu uns, damit wir von allen Sünden entbunden und ſelig würden, ſein Blut am Kreuze vergoſſen hat?“

Kurt Simon ſchwieg. In Wirklichkeit hatte er dies in heimlichen Stunden oft und mit Inbrunſt getan, ohne daß ſich die Wirrnis ſeines Innern durch ſeine Gebete in Klarheit gelöſt hatte.

Der Bruder, weil er den Mangel an Glauben als die hauptſächliche Wurzel alles Übels im Weſen des jungen

Menſchen anſah und nicht erwog, ob es vielleicht ein zu ſtarker Glaube war, verbunden mit einem allzu zarten Gewiſſen, was den Jüngling zu ſeinem eigenen Weſen und Werden in Widerſpruch ſetzte? verſuchte nunmehr, als getreuer Gärtner, das Saatkorn des Glaubens einzupflanzen. Allein die empfindſame Seele des ſeltſamen Jüngers lehnte den Ausgleich mit der Gottheit durch die derbe Vermittlung Bruder Nathanaels ab und fand ſich durch ſeine Ratſchläge mehr beleidigt, als angezogen.

Die Beiſpiele von Gebetserhörungen, die ſein Begleiter ihm vortrug, die kleinlichen Verbriefungen kleinlicher Wunder erſchienen ihm lächerlich: wie jener um 20 Mark, dieſer um Gewährung eines neuen Rockfutters oder um ähnliches gebeten hatte. Dagegen waren im Bereich ſeiner Phantaſie leicht brennbare Stoffe in großen Mengen vorhanden, die es leicht hatten, einen aushöhlenden und vernichtenden Brand in ihm aufzuzünden. Es war ein Glück, daß der Bruder, erfüllt von ſeiner Begegnung mit dem milden Emanuel, erneut durch die Friſche des Spätfrühlingsmorgens, die ſchwarzen Fackeln des Abgrundes nicht wieder ſchwang.

Am Ende der Kirſchenallee angelangt, wurden die Wanderer von den erſten warmen Strahlen der Sonne berührt. Um nun das erhabne Geſtirn über die weite Fläche des Erdreichs auftauchen zu ſehen, erklommen ſie eine gelinde Böſchung. Da bemerkten ſie unweit eines mächtig getürmten Strohſchobers, der teilweiſe abgeriſſen war und im grellſten Lichte ſtand, einen Menſchen knieen und, gleichſam zu einem ſomnambulen Zuſtand verzückt, wie blind an ihnen vorbei in die Sonne ſtarren.

Sie ſtanden ſtill und bewegten ſich nicht.

Wenn auch von ferne her die Dampfpfeifen einiger Fabriken ihre Arbeiter riefen und Stange und Draht einer nahen telegraphiſchen Leitung im Tumulte der Lerchen leiſes Summen vernehmen ließ, ſo konnte man doch, den knieenden Mann in der Sonne betrachtend, nicht glauben, in den Zeiten des Dampfs und der Elektrizität zu ſein. Er hatte kein Obergewand. Ein lehmfarbenes Beinkleid, um die Hüfte mit einem Riemen gegürtet, war alles, was er am Leibe trug. Die Hände hielt er auf ſeinen Knien gefaltet, den bleichen Kopf in verzehrender Andacht zurückgelehnt. Wie Flammen umfloß ſeine Stirne, Schläfen, Wangen und Schultern das rote Haar, als wären es heilige Flammen, die ein Opfer verbrennen, das ſich ſelbſt darbringt. Die Lippen des Beters waren bleich. Das nackte, perlmutterartige Fleiſch erſchien zart und durchſichtig, wie ohne Körperſchwere und gleichſam durchſchlagen von Licht. „Habe ich doch,“ ſprach, ſich ermannend, ganz unwillkürlich Bruder Nathanael, „von dieſem Menſchen die ganze Nacht durch geträumt und iſt es mir doch, als wenn ich ihn ſchon im Traum heute Nacht in dieſer betenden Stellung mit meinen geiſtigen Augen erſchaut hätte.“

Kaum eine Spanne hoch ſchien die Sonne über den Horizont emporgerückt, als Emanuel Quint — er war der Beter! — aus ſeiner wunderlichen und kranken Ekſtaſe erwachte. Zwinkernd und wie im Dunkeln taſtend ſah er ſich um. Er hatte im Stroh des Schobers genächtigt, weil er am Abend vorher die wenigen Pfennige des Quartiergeldes, die Bruder Nathanael ihm hatte reichen wollen, wie alles Geld zurückwies, das man ihm bot. Vergeblich hatte er dann im „Krug“ der Ortſchaft angeklopft und um Obdach gebeten: eine närriſche Tat, die zuſammen mit ſeiner Marotte, kein Geld anzunehmen, eine ganz beſondere Narrheit des Narren war.

Eine Weile ruhte das Auge Emanuel Quints verſonnen auf

Bruder Nathanael; dann verriet ein ſchwaches und gütiges Lächeln, das über ſein Antlitz ging: er hatte den Eiferer wiedererkannt.

Der junge Landwirt, der mit dem Ausdruck fragenden Staunens bald ſeinen Begleiter angeſehen, bald die Bewegungen des ſich nun von den Stoppeln des Brachfelds erhebenden Quint verfolgt hatte, ſah, wie dieſer ein grobes Hemde ergriff, das in der Nähe lag, und es mit komiſcher Mühe, wobei ſein Kopf darin verſchwand, über Arme und Schultern zog. Dann reichten er und der Bruder einander die Hand.

Ohne viel Worte zu machen, ſchloß ſich der ſichtlich ermattete, zuweilen fröſtelnde Menſch, dem Bruder und ſeinem Begleiter an. Schweigend, ſelbdritt, ſchritten ſie nebeneinander.

Der junge Landwirt konnte bemerken, daß in der Stimme des Bruders Nathanael, als er endlich zu reden begann, eine tiefe Bewegung zitterte, und auch er war ſeit dem Erſcheinen des Fremden, beſonders ſeit dem erſten Laut ſeiner ruhigen, klangvollen Stimme ſeltſam erregt.

„Ich habe über das, was wir geſtern Abend miteinander geſprochen haben, noch lange nachgedacht,“ ſagte der Bruder. „Ich habe auch wenig Schlaf gehabt, und in den halbwachen Zuſtänden dieſes Schlafs haben Sie mir zuweilen vor Augen geſtanden. Ich möchte gern wiſſen, lieber Mitbruder, wer Sie ſind!“

„Ich bin ein Menſch,“ gab der Narr zur Antwort.

Mit dieſer Antwort, die mehr gehaucht, als geſprochen wurde, ſchien dem Bruder wenig gedient zu ſein. „Warum biſt du zu mir gekommen,“ ſagte er plötzlich, „wenn ich deines Vertrauens nicht würdig bin?“

Emanuel ſchwieg einen Augenblick; dann blieb er ſtehen, mitten im Feld, im Morgenwind und im Vogelgeſang, ſah den Bruder mit einem leiſen Vorwurf der Liebe an und beugte ſich dann zum Kuß über ſeine Hände.

„Ich könnte dir ſagen, wer ich bin,“ erklärte er, als ſie weitergegangen waren. „Was liegt daran? Was iſt ein Name, und nun gar, was kann der meinige ſein, den keiner jemals anders genannt hat, als mit Verachtung? Warum ſoll ich ihn nennen? Wenn ich ihn anfaſſe und aus dem Schmutze aufhebe, der ihn bedeckt, ſo erhebe ich das oberſte Glied einer Kette von Leid, Gram und Erniedrigung, und alſo müßte ich auch dieſe Kette miterheben. Das will ich nicht! Denn ich will nicht klagen! Ich will keinem Menſchen die Beichte des eigenen Kummers ausſchütten. Dies darf ich nur dem gegenüber tun, der in mir iſt.“

In einer leicht dialektiſchen Färbung hatte er dieſe Worte geſagt. „Wer iſt denn in dir?“ fragte Nathanael.

„Gott gebe, daß er, der in uns wohnen will, in mir iſt.“

Wie eine Klammer legte es ſich um den Kopf des jungen Eleven der Landwirtſchaft, indem er ein wenig hinter den beiden herſchreitend den langſam ſchwingenden Gang der nackten, beſtaubten und wunden Füße des Menſchen in Lumpen und den ſchweren Schritt des Herrnhuter Bruders wandern und wandern ſah. Eine unſichtbare und dennoch undurchdringliche Wand ſchien ihn mehr und mehr von der Wirklichkeit ſeiner Tage auszuſchließen. Die Erde war ihm verwandelt und wunderlich. Als gäbe es keine Zeit, ſo kam es ihm vor, oder als wäre die Gegenwart die Vergangenheit und Längſtvergangenes gegenwärtig. Als ſeien tauſend Jahre ein Tag.

Der Kampf der Wirklichkeit, die ihn umgab und die er heute und geſtern gelebt hatte, mit einer phantaſtiſchen Vorſtellung, ſteigerte ſich bis zur Qual in ihm. In der Taſche das kleine Evangelienbuch mit der Hand umſchließend, das ihm die um ſein Seelenheil beſorgte Pflegemutter geſchenkt hatte, kam es ihm vor, als wanderten zwei Geſtalten aus dieſem Buch vor ihm her. Ja, als wäre er ſelbſt nur eine Geſtalt aus der heiligen Darſtellung, die ihn nun ſchon ſeit Wochen beſchäftigte. Aber er ſagte zu ſich, er ſei krank und wolle ſich dieſem vermeintlichen Wahne nicht hingeben. Sein Vater und ſeine Mutter fielen ihm ein, die unbefangne Naturen waren, und er dachte bei ſich, daß es ihnen gelingen würde, die phantaſtiſche Wolke, die ihn trug und in die er geſperrt war, aufzulöſen. Er ſelber ſah keine Möglichkeit, es zu tun. Er war bald vom Zittern der Freude bewegt, bald von Angſt. Bald wollte er ſeinen Eltern, den ahnungsloſen, über die fernen Hügel hin zurufen: „Sehet, der Heiland ſchreitet vor mir! Sehet den Sohn, den ihr zeugtet, und welcher euch mehr, als die anderen Sorgen und Schmerzen bereitet hat, er ſchreitet jetzt in des Heilandes Fußſtapfen!“ Bald wollte er ſchreien: „Errettet euch vor den Schrecken des Untergangs!“

Vielleicht war Jeſus Chriſtus, der eingeborene Sohn des allmächtigen Gottes, wirklich wiederum auferſtanden! Weshalb ſangen die Lerchen eigentlich heut ſo laut? Weshalb raſten ſie förmlich in den Lüften? Wußte der Bruder Nathanael eigentlich, oder nicht, wer neben ihm ging? Er ſprach, und man konnte es nicht heraushören.

Nathanael hatte den Namen einer gewiſſen Dorothea Trudel genannt, einer Schweizerin, die in der Nachfolge Jeſu ſoweit gegangen war, wie Paulus und Silas, Kranke geſund zu machen. Von dieſer Frau, ſo ſagte der Bruder, gehe ein großer Segen aus; derer, die da geſund geworden wären durch ſie an Leib und Seele, ſeien unzählige. In Mennedorf am Züricher See habe ſie eine Anſtalt errichtet, wo allerlei Sieche und vom Teufel Beſeſſene Aufnahme und Behandlung fänden. Ihr Glaube ſei groß, behauptete er; er müſſe groß ſein, denn ihr Gebet ſei von einer gewaltigen Kraft. Zwar habe ſie noch keine Toten aus dem Grabe erſtehen machen, aber durch Handauflegen und Beten habe ſie manchen vor dem jähen Sturz in Tod und Verdammnis bewahrt. Der Bruder hatte ſelber viele Blinde geſehen, die ſpäter ſehend geworden waren, raſende Veitstänzer, die ein beſcheidenes, geiſtliches Weſen durch Dorothea wiedergewonnen hatten, und anderes mehr.

Der Bruder Nathanael Schwarz befand ſich ſelbſt auf dem Wege zu einem Kranken. Er meinte, man müſſe vorſichtig ſein und ſtets auf der Hut vor den ränkeſüchtigen Kindern der Welt. Auch Dorothea Trudel wäre des öfteren mit den Ärzten, mit ihrer teufliſchen Wiſſenſchaft und mit den weltlichen Obrigkeiten zuſammengeſtoßen. Jede Verfolgung habe ſie aber nur froher und heiterer im Herrn gemacht; es ſei Pflicht jedes Chriſten, Verfolgungen zu erleiden nach dem Vorgang des Heilands und ſeiner Apoſtel, und ſo habe auch er ſich frei von Furcht und bereit gemacht.

Und er fing an aufs neue in Eifer zu geraten wider den Fluch der Weltlichkeit, aber der bleiche Begleiter blieb ernſt und friedfertig. Er ſagte: „Ich kann nicht eifern, ich kann nicht haſſen! —" Und er forſchte den Bruder Nathanael ohne Haſt, doch mit einem merklich niedergehaltenen, brennenden Anteil aus, ob der auf dem rechten Wege wäre, der Werke zu tun wie Paulus und Silas in Hoffnung ſei, und ob man — hier überflog verräteriſche Röte des Narren Geſicht! — im Glauben ſo feſt zu werden wünſchen dürfe, im Namen Jeſu ein Erwecker der Toten zu ſein.

„Was kann ich dir lehren? Lehre du mich!" ſagte Bruder Nathanael mit jäher Ergriffenheit. Und ſie ſetzten ſich nieder in gelbe Maiblumen, vor ſich ein junges Feld von bläulichen Halmen, am Wegrain, unter einen alten, einſam ſtehenden Eichenbaum.

Emanuel Quint war ſichtlich durch die Worte des Bruders tief bewegt. Leiſe Schauer und Zuckungen gingen wiederum über ſein Geſicht. Mit einer faſt ſchmerzlichen Spannung verfolgte der junge Kurt Simon dieſe Vorgänge. Einen Augenblick ging es durch ſeine Seele, ob wohl dies eigentümlich berückende Spiel der beiden ein abgekartetes und zum Zwecke ſeiner Bekehrung oder Erweckung erfundenes ſein könne. Aber ſogleich verwies er dieſen Gedanken weit hinweg.

Schließlich, um von dem Eindruck des Wunderbaren nicht länger befangen zu ſein, geſtand er ſich, daß der Bruder und jener ärmliche Menſch in Lumpen nur Dinge geredet hatten, wie ſie in einem gewiſſen Kreiſe von „Stillen im Lande“ alltäglich ſind. Es kam hinzu, daß jetzt der Bruder eine gewaltige, ſchwarze Ledertaſche öffnete, die er, über dem fadenſcheinigen Düffel-Überrock, an einem breiten Riemen ſtets mit ſich trug, und ihr eine Flaſche Wein, einen halben Laib Brot und ein Näpfchen mit Butter entnahm und neben ſich ſtellte. Die Sonne, die, jetzt ſchon höher geſtiegen, die Fächer und braunen Innenflächen der Taſche beſchien, entdeckte dem jungen Landwirt außerdem ſauber geordnete Schichten frommer Traktätchen, wie ſie der Bruder verkaufte oder an Kinder umſonſt vergab: dadurch entſtand in ihm eine gewiſſe Ernüchterung zugleich mit einem rein irdiſchen Wohlbehagen.

Es ſchien auch, als nähme die rings entfaltete Schönheit der Frühlingserde nun ihr Recht an den drei ſo äußerſt verſchiedenen Wanderern, indem ſie ihre Seelen durchdrang und an ſich ſog. Zurückgelehnt in das ſaftige Gras ruhte verſonnen der rote Emanuel, und man wußte nicht, ob das wachſende Entzücken ſeiner Mienen mehr durch ein inneres oder mehr durch das äußere Geſicht veranlaßt wurde. Geſtützt auf den linken Arm, hielt er ſeine rechte, edelgeformte, wenn auch mit Sommerſproſſen beſäte Hand, wie eine Röhre gekrümmt, und der Landwirt ſah, wie bald eine Weſpe, bald eine Biene ſorglos vertraulich durch dieſe Röhre kroch. Indeſſen hatte Bruder Nathanael ſich zu einem in Steinwurfsweite entfernten Quell begeben und hatte die Flaſche hineingelegt. Man konnte den weißgrauen, buſchigen Kopf, der mehr einem alten, verwetterten Kriegsmann aus Luthers Zeit, als einem Diener am Wort und Verkünder des Friedensreiches ähnlich war, von Zeit zu Zeit über Weiden- und Rüſterngebüſche auftauchen ſehen. Unweit von den Zurückgebliebenen lag der breite, in Regen, Schnee, Hagel und Sturm erprobte, erdfarbene Schlapphut des Abweſenden, darunter ſein Stab und nahe dabei die Taſche, an eine der machtvoll gekrümmten Wurzelarme der Eiche gelehnt.

Mit keinem Worte hatte der junge Kurt Simon, ſeit der Fremde erſchienen war, ſich hervorgewagt. Jetzt hörte er ſich auf einmal ſagen, daß es ein herrlicher Morgen ſei. Der Narr ſah ihn an. „Ja,“ gab er zur Antwort, „der Morgen iſt ſchön; aber der Tag, dem kein Abend folgt, wird noch ſchöner ſein!“ Der Eleve errötete. „Was wir hier ſehen,“ fuhr der Sprechende fort mit der leiſen Bewegung inneren Jubels in der Stimme, „iſt nur ſoviel, als wir jetzt zu ertragen imſtande ſind. Es iſt nur der tauſendfältig verminderte Abglanz deſſen, was einſtmals ſein wird. Es iſt von dieſem Abglanz, muß man ſagen, wieder nicht mehr, als der Bericht eines Boten! Ein Wort, ja, ein Laut kaum aus dieſem Bericht.“ „Wie wird's ſein, wie wird's ſein, wenn ich zieh' in Salem ein!“ jubilierte Kurt Simon inwendig.

Die Nähe des Narren verführte den jungen Menſchen zu einem Gefühl überſchwänglicher Hoffnung und zu einer Geborgenheit darin. Er beſchloß bei ſich, in einem gegebenen Augenblick den ganzen Inhalt ſeiner verſchloſſenen Seele mit ihrer Selbſtqual und Sündenangſt vor dieſem Menſchen auszuſchütten. Es fehlte nicht viel, ſo hätte er ein Notizenbüchlein hervorgeholt, das Verſe von ſeiner Hand enthielt, und dieſe Emanuel vorgeleſen. Es weinte in dieſem Gedicht von Selbſtanklage, von Abkehr und Überwindung der Welt, die dem heißen, in Liebe überwallenden Herzen nur Kälte und Gleichgültigkeit entgegenbrachte. Es ſchwoll darin von ſchmerzhaft entzückter Sehnſucht nach reineren Sphären auf: „. . . wo liebend alles ſich umſchlingt und nur ein einziger hoher Wille mit Donnerton das All durchdringt!“ — Und ſeine Verwandten hatten davon doch nur den befremdenden Eindruck unnützer, überſpannter Redensarten gehabt.

Quint ſtreichelte plötzlich ſeine Hand, als habe er etwas von dem, was Kurt Simon bewegte, erraten: „Mein Joch iſt ſanft; meine Laſt iſt leicht! Und es iſt und bleibt eine frohe Botſchaft,“ ſagte er dann mit dem Klange froher Zuverſicht und Fröhlichkeit, ohne daß ſeine Stimme die melodiöſe Ruhe verlor oder heftig und laut wurde.

Der Bruder, als er zurückkam, kniete ins Gras — ein Beiſpiel, dem Quint und Kurt Simon nachfolgten! — faltete ſeine Hände und betete: — „Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt und ſegne, was du uns beſcheret haſt!“ — Hierauf brach er das Brot, und während ſie aßen, wurde erörtert, wie das Sakrament des Abendmahls den Sinn einer täglichen Handlung habe, nicht nur zu einer Erinnerung. Sogar das kleine Gebet beſage dies ſchon. Jede Mahlzeit ſei ein tieriſches Mahl, wo Jeſus, der Herr, nicht zugegen wäre. Sofern er aber zugegen ſei, werde es eine heilige Handlung, man genieße dann Himmelsbrot und Himmelswein.

Und ſo genoſſen ſie wirklich himmliſches Brot und himmliſchen Wein in jener Verklärung, darin ſchon Quint und die Brüder Scharf miteinander gegeſſen hatten, nur daß dieſe Verklärung im Lichte des Frühlings unter dem ehrfürchtigen Flüſtern und im Schatten des weitverbreiteten Eichenwipfels diesmal eine noch hochgeſtimmtere war, als bei tiefer Nacht in dem Hüttchen der Brüder.

Wer will entſcheiden, ob dieſe drei mit ihren Gedanken und Taten Unrecht begingen und ſchwere Sündenſchuld auf ſich luden, indem ſie die Kirche gemieden hatten, deren Glocken ſoeben in der Ferne zu läuten begannen: und dadurch, daß ſie etwas vom Regiment der Kirche Verbotenes aus kindlicher Liebe zu Jeſu und ganz einfältiger Gläubigkeit unternommen hatten? Jedenfalls bemächtigte ſich der drei eine reine und gleichſam bebende Fröhlichkeit, die ſie weit über alles Gemeine erhob, ja, faſt zu weit von dem nüchternen Grunde der Erde entrückte.

Das Wort des Herrn: „Wenn zwei oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, ſo bin ich mitten unter ihnen,“ vereinte ſie; denn ſie zweifelten nicht an dieſem Wort, und es kam ihnen auch der Gedanke nicht, es wäre irgend dahin zu deuten, als müſſe der Heiland, um zu ſeinen verirrten Schäflein zu kommen, durchaus erſt den Weg über eine Kanzel, eine Abendmahlszeremonie und durch den Mund eines Biſchofs, Paſtors oder beſonders geprüften Gottesgelahrten gehn.

Sie waren einig, und dieſes Gefühl der Einigkeit war zugleich ein Gefühl verbindender Wärme. Die Liebe in ihren Herzen war befreit; die Liebe zu einem unſichtbar Gegenwärtigen, darin ſie ſich trafen und genug taten. Das Märchen des Frühlings, das ſie von allen Seiten umgab, mit leuchtenden Farben, Inſektengeſumm und Blumenduft, vermiſchte ſich mit dem Zauber der heiligen Legende von Jeſus, dem Sohn der Jungfrau und Gottes Sohn, und das Liebesgeheimnis ſeiner Geburt und irdiſchen Pilgerſchaft, ſeines Leidens, Sterbens und Auferſtehens, ſeiner heiligen Ferne und Gegenwart, erzeugte in dieſen dreien ein myſtiſches Glück.

„Über ein Kleines, ſo werdet ihr mich nicht ſehen, und aber über ein Kleines, ſo werdet ihr mich ſehen." Faſt zweitauſend Jahre nach Chriſti Geburt klangen die Worte nicht anders in dieſen Menſchen wider, als habe ſie Jeſus zu ihnen geſagt und als wären ſie nicht aus alten Schriften genommen worden.

Sie redeten von der Wiedergeburt, und bei dieſer Gelegenheit gab ſich der Bruder Nathanael Schwarz als Anhänger einer verſtreuten Sekte zu erkennen und bewies aus der Schrift, daß die Taufe von Kindern mehr eine kirchliche Greuel, als eine Handlung im Sinne des Heilands ſei. Nur der erwachſene Menſch, behauptete er, könne, nach ernſthafter Prüfung ſeiner ſelbſt, auf dem Wege der Buße und Läuterung aus klarem, freiem Entſchluſſe des Sakramentes teilhaftig werden. Er entwickelte, ganz nach der Lehre der Wiedertäufer, ſeine Anſicht mit großer Eindringlichkeit und gab zu verſtehen, daß niemand die Pforte zum ſchrecklichen Heidentum hinter ſich feſt genug verſchloſſen habe, der ohne die wahre Taufe geblieben ſei.

Nachdem ſie gegeſſen und auch getrunken hatten, erhoben ſie ſich und überließen es einer Schar von Finken und Ammern, die Broſamen aufzupicken. Der Bericht, die Taufe betreffend, hatte Quint und auch den jungen Kurt Simon in eigentümlicher Weiſe neu bewegt. Der Landwirt blieb in Gedanken verſunken; indeſſen der Narr im langſamen Weiterſchreiten vor dem Taufgeſinnten eine Art zögernder Beichte begann. Er bat Nathanael, ſchonungslos mit ihm ins Gericht zu gehen und ihm, nachdem er werde ſeine eigenmächtigen Taten und eitlen Beweggründe — oder wenigſtens einige unter ihnen! — erfahren haben, frei zu bekennen, ob er Vergebung erlangen könne und welchen Weg der Buße er gehen müſſe, um ſeiner Taufe würdig zu ſein.

„Ich habe mich unterfangen," fuhr Quint fort, „als ein Sünder Sündern zu predigen. Weil ich verachtet bin, habe ich ganz beſonders das Wort der Schrift ergriffen, wo der Heiland ſagt, wer Glauben habe, werde dieſelben Wunder tun als er und größere. Um meine Feinde dadurch in Demut niederzubeugen, wollte ich Zeichen und Wunder tun. Seit ich denken kann, habe ich mich an dieſen Gedanken geklammert. Jahrelang ging ich, in mich verſchloſſen, umher und träumte davon, ein wundergewaltiger König und Gott zu ſein. Ich habe mich ſelber als Götzen verehrt und angebetet. Mein Sinn ſtand durchaus nicht darauf, die Lahmen gehend, die Blinden ſehend, die Schmerzgequälten von Schmerzen freizumachen, vielmehr ich wollte nicht nur von mir, ſondern von Hoch und Niedrig rings um mich her beſtaunt und vergöttert ſein."

Nathanael unterbrach Emanuel. In einer Aufwallung, als ſei der Geiſt über ihn gekommen, ſprach er die Worte: „Es iſt genug. Wer iſt anders wert, mit der Taufe Gottes den Nächſten zu taufen, als durch die Gnade und die Barmherzigkeit? Taufe du mich! Denn die Zahl meiner Sünden und Schwachheiten iſt Legion. —" Und ſo redeten ſie eine Weile herum, weil jeder die Taufe des anderen wollte, und keiner hielt ſich, den anderen zu taufen, für würdig genug.

„Ich will nicht getauft ſein," dachte der junge Lehrling der Landwirtſchaft bei ſich ſelbſt. Seine Seele fing an, ſich leiſe von dem Handel der beiden auszuſchließen. Er ſah allmählich den Bruder und ſeinen Begleiter wieder im nüchternen Licht der Alltäglichkeit. Sie erſchienen ihm ſeltſam und wunderlich, und hatte er eben noch die göttliche Gegenwart gefühlt, ſo war das Göttliche jetzt entwichen, ja, während ganzer Minuten empfand er jetzt das Betragen der Männer beinahe als lächerlich.

So, gleichſam um etwas Köſtliches, kaum gewonnen, nicht wieder einzubüßen, nahm er den kürzeſten Abſchied und entfernte ſich von den Weggenoſſen querfeldein. Es darf nicht verſchwiegen werden, daß ihm mehrmals, als er den kleiner und kleiner werdenden Wanderern Blicke nachſandte, das Wort Obſkuranten durch die Seele glitt.

Es floß ein Bach, der klares und kühles Waſſer enthielt, durch die Felder hin, zuweilen offen den Himmel ſpiegelnd, zuweilen durch kleine Trupps von Bäumen und Büſchen verſteckt und umſtellt. In einem ſolchen zerteilten Haine, deſſen Grund ein blumiger Raſen war, hatte Quint ſeine Kleider abgelegt, während Bruder Nathanael betend am Bachufer kniete und das Gurren der Wildtauben aus den hohen Zweigen einer edelgewachſenen, alten Birke klang.

Nußhäher flogen von Buſch zu Buſch. Das Lachen des Buntſpechtes ſcholl gewaltig. Und als der weiße Körper des irregeleiteten, armen Quint ſich in völliger Nacktheit über die farbige Aue bewegte, ſchien alles ein Bild aus den Unſchuldstagen der Menſchheit zu ſein, ein lieblicher Grund aus dem Garten Eden.

Als Emanuel mit den heißen Füßen ins kalte Waſſer ſtieg, ſah er, wie eine Schar kleiner Fiſche gedankenſchnell auseinanderſtob; danach jedoch ſah er ſich ſelbſt im Waſſer.

Es muß geſagt werden, daß der zu Taufende, gleichwie der Täufer — denn eine Taufe ſollte vollzogen werden! — weit entfernt von jeglicher Frivolität, ein Gefühl erhabenſter Weihe empfanden. Es iſt nicht zu billigen, ganz gewiß, daß ſie ſich hier verleiten ließen, etwas Unerhörtes zu tun, eine Blasphemie, die das Geſetz unter Strafe ſtellt! Aber wenn man bedenkt, wie Jeſus die Armen an Geiſt und die Einfältigen, wenn ſie nur reines Herzens waren, beſonders liebte, ſo wird man nicht ohne Nachſicht ſein.

Die Abſichten der Männer waren lautere. Sie weinten in tiefer Ergriffenheit: der Täufling bis zur Ohnmacht verzückt und verzehrt. Nur freilich, ſie waren in einem Irrtum. Das Gottesreich, welches die große und gewaltige, wenn auch zerſpaltete, chriſtliche Kirche verwirklicht hat, ſahen ihre verblendeten Augen als Babel an. Sie glaubten ein anderes Gottesreich und meinten, es ahnend zu begreifen. Ringsum lag die Welt. Dieſe, wußten ſie, war die Feindin des Reichs. Darüber hinaus war ſie ihnen fremd, und ſie kannten ſie kaum vom Hörenſagen; aber ſie wollten mit ihr nichts gemein haben und einzig Bekenner des Wortes Jeſu und ſeines zukünftigen Reichs auf Erden ſein.

So wurden dem armen Tagearbeitersſohn, als die für ihn geheiligten Waſſergüſſe ihm Scheitel, Schultern und Bruſt beſprengten, nicht nur die Schauer heiliger Weihe zuteil, ſondern es ward ihm auch leichter zumute: hatte er doch das Gewicht der Verantwortung zum großen Teile auf Bruder Nathanael abgewälzt.

Dieſer, mehr als Emanuel hingeriſſen, an ſich von einer ungebändigten, leicht entzündlichen Sinnesart, hatte inmitten der Stille mit dröhnender Stimme nur gefragt: „Glaubſt du, daß Jeſus Chriſtus Gottes Sohn iſt?" und Emanuel hatte das „Ja" geantwortet. Bruder Schwarz indeſſen ſah mehr in ihm. Sein ſanguiniſcher Schwärmergeiſt war gewaltſam entrückt. Und als er nun das Wildtaubenpärchen aus den langen, grünen Behängen der Birken heranſchweben ſah und plötzlich über dem Täufling mit einer jähen Wendung dahinblitzen, kam er ſich vor, wie der Täufer Johannes, und der Himmel ſchien ihm geöffnet zu ſein.

Drittes Kapitel

Der Tiſchlersſohn aus dem Eulengebirge betrachtete ſeine Wiedertaufe im ganzen als eine Beſtätigung. Das Betragen des Bruders und ſeine Worte zum Abſchiede waren von einer Art geweſen, daß Emanuel es in einer gewiſſen Beängſtigung von ſich wies, Schlüſſe daraus zu ziehen. Kurz nachdem er den Bruder verlaſſen hatte, vermochte er ſchon nicht mehr ſicher zu unterſcheiden, ob nicht die eigene Erregung ihn hatte den Himmel offen ſehen und Stimmen hören gemacht oder ob der Bruder im Überſchwang ſolches behauptet hatte. „Das iſt mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.“ Es war genug und Glücks genug, ſofern auch nichts äußerlich Wunderbares ſich weiter ereignet hatte, und allein dieſe Rede wirklich aus der Seele Nathanael Schwarzens gedrungen war.

Von dieſem Manne hatte der Narr in ſeinem zehnten Jahre bereits reden gehört, wenn er, wie es bei Kindern in jener Gegend der Brauch iſt, in Hütten der nahen und ferneren Nachbarſchaft aus und ein ging. Voll tiefer Ehrfurcht ſah er in ihm einen wirklichen Gottesmann. Er war für ihn eine Autorität, trotzdem ſeine eigene Seele in der Zwiſchenzeit bereits zu einem ſo ſtarken Leben erwachſen war, daß die ſtarke Seele des Bruders ihrem ganz beſonderen Stand und Wuchs nichts mehr abbrechen konnte. Emanuel ging und war voll Geſang. In göttlichen Wallungen fiebernd hatte er ſeinen Schritten kein Ziel geſetzt; nur daß er die Richtung nach einer fernen

Kette von Bergen zu und nicht nach den Heimatsdörfern einſchlug. Dieſe fernen Berge kannte er nicht. Einem Kinde ähnlich war ihm zumute, das der Meinung iſt, am ſcheinbaren Horizonte müßten Erde und Himmel zuſammenſtoßen, ſo, man könne dort geradeswegs in den Himmel hinein.

Emanuels Seele war voller Liebe. Näherte ſich ein Menſch ihm an, ſo bemerkte er gleich den Kummer und auch die Schönheit in ſeinem Angeſicht. War es ein Mann, ſo ſagte ſeine Seele ſogleich in der Stille „Bruder" zu ihm. War es ein Weib, ſo ſagte ſie „Schweſter". Gingen ſie aneinander vorüber, er und das Weib oder er und der Mann, ſo ſprach es in ihm: „Ich kenne dich, dein Leiden, dein Glück und deine Schmerzen, ich kenne dich, wie mich ſelbſt und dein und mein Los." Waren ſie aneinander vorübergegangen, ſo war es ein Abſchied, und er liebte die Menſchen, indem er ſich von ihnen trennen mußte, noch mehr. „Du mußt einſam gehen, wohin du nicht willſt, mit deiner Schönheit," ſagte er manchmal, ſofern es ein ſchönes Weib war, die vielleicht unter einer Bürde von dannen ging, oder ſofern es ein Mann war: „Du wirſt mit deiner ſchlechtverborgenen Sehnſucht weiter irren und den Freund nicht finden in deiner Einſamkeit, der dir dein Königreich in der eigenen Bruſt erſchließt." Und er liebte ſie alle und hätte ſie alle gern in die Arme und an ſein Herz genommen, obgleich ihm aus ihren wahnſinnigen Blicken oft genug Haß, Hohn und Verachtung entgegenſprang.

Er war den Tag bis zu Sonnenuntergang durchgewandert. Bevor er wiederum in einen Strohſchober ſchlafen ging, betete er in die ſcheidende Sonne, am Morgen darauf in die wiedergekehrte hinein, und aufs neue begann ſeine Wanderung. Seine Nahrung beſtand aus Waſſer, das er, flach ausgeſtreckt, von dem Spiegel der Quellen trank — er umging die Dörfer! —

aus Wurzeln, die er hier und da den Feldern entnahm, gelegentlich aus friſchen Salatblättern, und einige Male ward ihm, ohne daß er gebeten hatte, Brot und ein Trunk dünnen Kaffees zuteil, Reſte der Veſpermahlzeit, die Weiber und Kinder von den Arbeitsſtätten der Felder oder Fabriken heimtrugen.

Bei aller Hochgeſtimmtheit und ſchwärmeriſchen Verzückung ſeiner Natur erkannte Quint und mußte erkennen, daß alles Neue in ſeinem Innern vorerſt mehr Gärung als Klärung war. Verwogene Gedanken hatten ſich vorgewagt, die unzweifelhaft Abgeſandte des hölliſchen Dämons waren und die zur Sünde und Überhebung verleiten ſollten. Die Schlange war liſtig. Noch immer war ſie darauf bedacht, durch allerlei Ränke die Rückkehr des ausgeſtoßenen Menſchen in ſeinen paradieſiſchen Unſchuldsſtand zu verhindern. „Ihr werdet ſein wie Gott!" Quint wappnete ſich. Er wollte ſich nicht zum Genuß der verderblichen Früchte jenes verbotenen Baumes verführen laſſen. Indem er ging — und hier ſetzte die krankhafte Anlage ſeines Weſens wiederum ein — hörte er dringliche Stimmen flüſtern: „Ich grüße dich, Chriſtus, Gottes Sohn!" „Der bin ich nicht!" ſprach Emanuel.

Aber er konnte nicht Ruhe finden: „Ich grüße dich, Chriſtus, Gottes Sohn!" klang es immer aufs neue. „Ich grüße dich, der du gekommen biſt und herabgeſtiegen vom Throne des Vaters in Elend, Schmach und Niedrigkeit. Tritt an: deinen Weg! tritt an: deine Sendung! Fürchte dich nicht. Siehe, an deinen Händen und Füßen die Nägelmale von ehedem ſind nicht verharſcht. Du ſpürſt in dir das brennende Weh aller Leiden von ehedem. Es iſt vollbracht. Der Vater hat keine neuen Leiden für dich erſonnen, du Geſegneter. Diesmal ſollſt du nichts anderes, als der gute Hirte ſein und ſollſt die Schalmei erklingen laſſen und deine Herden in Gärten führen, auf Weiden, wo Milch und Honig fließt. Ich grüße dich, Chriſtus, Gottes Sohn."

„Ich bin nicht Chriſtus, Gottes Sohn," ſagte Emanuel, und indem er hinzuſetzen wollte: „ich bin nur ein Menſch," trat ihm ganz unwillkürlich das Wort auf die Zunge: „Ich bin nur des Menſchen Sohn." Darüber erſchrak er aber ſogleich; denn es mußte ihm einfallen, wie der Heiland ſich auch mit dieſem Namen bezeichnet hatte. So hatte auch dorthin, wohin er ausweichen wollte, der Böſe eine Falle geſtellt. Es blieb nichts übrig, als ſchnell und eifrig zu widerrufen und zu ſagen: „Hebe dich weg von mir; ich nenne mich auch nicht des Menſchen Sohn."

Allein ſtundenlang, als er weiterging, durchdachte er dieſe Fragen tiefer, und am Ende ſchien es ihm nicht mehr gegen Chriſti Gebot zu verſtoßen, ſich, wie er es getan, als Menſchenſohn zu bezeichnen. Die Geburt des Heilands im Irdiſchen, wie nicht zu leugnen war, hatte die Merkmale äußerſter Niedrigkeit auch inſofern an ſich getragen, als Joſeph, der Mann ſeiner Mutter, nicht ſein Vater war. Jeſus war alſo, gleich wie er, Emanuel, vaterlos, und dieſer unterfing ſich nun, die Kette verſteckter Leiden, die er deshalb erduldet hatte, die quälende Scham und Bitterkeit mit den Leiden des Heilands, aus eben der Urſache, zu vergleichen. Wie mußte es nicht, wenn andere Kinder von ihren Vätern geſprochen hatten und Jeſum nach dem ſeinigen fragten, den Knaben mit Scham und Schrecken erfüllt haben, daß er ihn nicht zu nennen wußte, und welche ätzende Pein, als er älter wurde, mußte es ihm verurſacht haben, daß viele unter jenen niedrig und roh gearteten Menſchenkindern, die ihn umgaben, anders von ihrer Mutter reden durften, als er.

Emanuel biß die Zähne zuſammen. Wieviel hundertmal hatte er Vater und Mutter verleugnet, aus tiefer Scham, und ſich deshalb in den Augen der Leute zum Narren gemacht. Sollte nicht Chriſtus, der alle verborgenen Leiden der Seele kannte, wie niemand außer ihm, die gleiche Erfahrung gemacht haben? Sollte er nicht eines Tages ſich unter den lauernden Fragen der Phariſäer ſtolz aus dem ängſtlichen Druck der Schande zur freien Höhe des Menſchenſohnes aufgereckt haben? Und ſollte es nicht ſeine Abſicht geweſen ſein, indem er ſich dieſen Namen beilegte, damit zugleich für alle Zeit das Mal einer unverdienten Schmach von den Stirnen aller Später-Geborenen im vorhinein abzuwiſchen?

Quint war auf einmal davon überzeugt, es müſſe ſo und nicht anders geweſen ſein, und beſchloß das Erbe des Heilands in dieſer Beziehung mit reinem Vertrauen anzutreten. Er iſt es, und nicht der Satan, beſtätigte er ſich ſelbſt, deſſen Weſen ſich mir in dieſem Augenblick und mit dieſem Gedanken offenbaret.

Ganz unwillkürlich richtete er ſich auf und bekam einen freieren, feſteren Gang. Es war nicht mehr eine heftige Stimme, die ihm „Gottes Sohn" in die Ohren blies, ſondern es lag eine ſtumme und klare Erkenntnis in ihm, daß er als Menſchenſohn durch die Felder ging. Er wußte von einem König und Kaiſer, der in Berlin, der Hauptſtadt des Reiches, auf ſeinem Throne ſaß; aber in ſeiner neuen Würde erkannte er plötzlich, daß er, Emanuel Quint, der Bankert — ſein Stiefvater nannte ihn oftmals ſo! — vor Gott nicht geringer daſtand, als er. Des Menſchen Sohn iſt ein Herr der Welt!

Und ſo rollte ſich der bräunliche Weg wie ein Tuch vor ihm aus. Wie Teppiche voller Koſtbarkeiten breitete ſich die Erde mit ihren Städten, Türmen, Flüſſen und Saaten gegen die Berge hin, als Erb und eigen dem Menſchenſohn. Über ihm ſpannte ſich weit als Decke die blaue Seide des Himmelszelts. Die ſtrahlende Sonne war ſeine Ampel. Die Lerchen ſangen dem Menſchenſohn. Die Früchte reiften dem Menſchenſohn. Die Haine flüſterten huldigend ſeinen Namen. Es war nichts Mächtigeres und Herrlicheres auf der weiten Welt, als der, den die Vögel, die Winde, die Zungen der Gräſer und Blätter im Chore begrüßten: Geſegnet ſei und gelobt, der da kommt im Namen des Herrn! Nichts Herrlicheres als des Menſchen Sohn!

„Ich ſuche nicht meine Ehre, ſondern des, der mich geſandt hat," redete es nun wieder in ihm, ſo daß er erſchrak und Auen, Wälder und Hügel mit ihren Rufen plötzlich ſtumm wurden. Der Narr erkannte, es war ein ſtreitendes Wogen in ſeinem Inneren ausgebrochen, wo immer eine Welle des Lichts eine Welle der Finſternis — eine Welle der Finſternis die Welle des Lichts — zu verdrängen ſchien. Ganz unabhängig von ſeinem Willen geſchah dieſer Kampf. Er war ſo ſtark und ſo unabhängig von Quint, daß dieſer zuweilen ihm gleichſam nur als erſtaunter und geſpannter Zuſchauer beiwohnte. „Nein, nein! ich ſuche nicht meine Ehre; allein ich war wiederum nahe daran, in Verſuchung und Stricke zu fallen. Iſt es Gott? Iſt es Satan, der mich verſucht? Iſt es nicht Gott, zu dem wir ſo beten: führe uns nicht in Verſuchung?" Und er betete das Gebet des Herrn, das Jeſus gelehrt hatte. Danach wandte er ſich ſogleich von dem, an den es gerichtet war, ab, und dem zu, der es gelehrt hatte, und ging im Geiſt wieder, wie ſo oft, den Spuren des Heilandes nach. Er liebte den Heiland. Der arme oder in dieſer Hinſicht glückſelige Quint hatte eine Liebe zu dem holdſeligen Jeſus gefaßt, die ſo groß war, daß ihn, ſo oft er ſeiner gedachte, das Herz ſchmerzte — eine Liebe, die über alles Irdiſche ging.

Vor nahezu 2000 Jahren war Jeſus über die Erde gewandelt; und nun erſt war Quint aus ſeiner Hütte am Wege getreten und hatte mit einigen anderen nach der Richtung geſchaut, wo der heilige Wandrer verſchwunden war. Sogleich begab er ſich, wie ein treuer Hund ſeines Herrn, auf die Spur, und es hatte für ſeine brennende Sehnſucht kein anderes Beſchwichtigungsmittel gegeben, als Tag und Nacht dieſe Spur zu verfolgen. Er ſchlief, wenn er ſchlief, über Jeſu Fußſtapfen ein.

Seine Jeſusliebe war grenzenlos. Er hatte das zerleſene neue Teſtament, das die Nachrichten von dem Sohne Marias enthielt, an der Bruſt verwahrt, und es war ihm, als ob dort allezeit eine liebe Hand ſein Herz beſchwichtigte. Aber außerdem war er ſelber das Buch, das er, wie Johannes, gleichſam verſchluckt hatte. Es wohnte in ihm und er wohnte darin. Würde es nicht in ihm gewohnt haben, ſo würde der Tod an ſeine Stelle getreten ſein. Würde er nicht darin gewohnt haben, der Regen hätte ihn mit Nadeln geſtochen, die Sonne ihn mit Brandwunden überſät, der Himmel würde wie ein Felſen auf ihn gefallen ſein. Nun aber ſchadeten ihm weder des Todes Kälte, noch des Winters Froſt, weder die Hitze des Tages, noch die Rauheit der Nacht. Aber er ruhte nicht gern. Sofern er die Füße nicht regte, kam es ihm vor, als würde der Zwiſchenraum größer, zwiſchen ihm und dem Freunde, der vor ihm her durch die Erden und Himmel ging, und als hätte er weniger Teil an ihm.

Ein Kind, das weinend der Mutter nachläuft, die ihm verloren gegangen iſt, hat keine größere Liebe in ſeiner Seele als dieſer müßige Handwerksgeſelle, der nach dem Anblick des Heilands Verlangen trug. Er war bereit, in ihm unterzugehen. Deshalb war er, kaum daß ihm der Satz: „Ich ſuche nicht meine Ehre!" ins Bewußtſein kam, ſogleich ganz Selbſtverleugnung und Demut und empfand ſich, weit entfernt von dem Anſpruch, ein Hirte zu ſein, nur mehr als das letzte Lamm der Herde.

Er wollte in dieſem und keinem anderen Sinne des Heilands Nachfolger ſein. Allein ſeine Liebe hatte ihn mehr und mehr verlockt durch ſtärkere Anſprüche. Es genügte ihr nicht, gleichmütig zu dulden, was ein dumpfer Wandel der Nachfolge mit ſich brachte, ſondern ſie wollte dem Hirten auf allen labyrinthiſchen Pfaden nachgehen, um ſich nichts zu erſparen, was dieſer erduldet hatte, und ihm in jeglichen Dingen ähnlich und damit auch näher zu ſein.

„Wir eſſen dein Fleiſch, und wir trinken dein Blut, wie du uns befohlen haſt," grübelte Quint. „Heißt das nicht auch: wir ſollen in allem wie du werden? Hat es nicht deine unendliche Liebe uns aufgetragen, wie du zu ſein? Haſt du uns nicht dieſe ganz überſchwängliche ſelige Ausſicht eröffnet? Suchet in der Schrift! Ja, ſuchet, ſuchet!" — Und er zog ſein Teſtamentchen hervor und blätterte! — Es leuchtet ein, daß das, was geſucht werden ſoll, nicht zutage liegt. Aber ſuchet, ſo werdet ihr finden! Suchet! und ſuchen wollte Quint.

Er wollte vierzig Tage und vierzig Nächte in einer Wüſte ſein und wollte ſich, wie ſein Vorbild, aller Unbill des Wetters und Mangels in einer ganz beſonderen Weiſe ausſetzen. In dieſen Tagen ſollte der Heiland und nur der Heiland in ihm ſein. Er wollte ſich ihm ohne Rückhalt hingeben. Und hatte wirklich dereinſt Satanas den Geſalbten des Herrn verſucht, mochte auch ihn immerhin der Teufel verſuchen; denn er wollte kein Müßiggänger am Reiche ſein. Verwirf mich oder erleuchte mich, Herr, nach dieſer Zeit. Gib mir einen neuen gewiſſen Geiſt oder verſtoße mich, wenn du mich nicht würdig befindeſt.

Sende mich aus durch die Tore deines Leidens und Sterbens oder verurteile mich zur Nichtigkeit; aber laß mich wenigſtens den Saum deines Mantels berühren, ſo werde ich nie ganz verloren ſein; die Erde küſſen, auf der du gewandelt biſt, den Stein, der dein Kopfkiſſen war, die Dornen an den Sträuchern, von denen man deine Krone geflochten hat, ſo wird noch in der tiefſten Finſternis tiefſter Abgründe ein unverlierbarer Raub ewigen Lichtes mir Glück und Labſal ſein.

Mehrmals im Laufe der Tage hatte Quint, etwa auf einer Landſtraße, der er ſich annäherte, oder hinter dem Buſchwerk der Raine, die Helmſpitze eines oder des andern Gendarmen aufblitzen ſehen, und jedesmal hatte er, nicht anders wie es die Vagabunden tun, ſich irgendwo in Gräben und Feldern eine Deckung geſucht und abgewartet, bis der gefürchtete Reiter aus dem Geſichtskreis entſchwunden war. Nun aber kam einer dieſer Gewaltigen querfeldein, zuweilen im Schritt, zuweilen im Trab, wobei ſein frieſiſches Pferd ſich vorſichtig durch die Gräben heranarbeitete. Quer vor dem Wanderer aufgepflanzt, hielt es ſtill, und der Wachtmeiſter tat die üblichen Fragen.

Quint wußte, was ihm bevorſtand. Er hatte weder Papiere, die ſeinen Namen, Geburtsort, Beruf und Arbeitsausweis enthielten, noch konnte er daran denken, dem ſchweren Reiter den Grund und Zweck ſeiner Wanderung begreiflich zu machen. Er war ihm gegenüber, ohne Geld und in Lumpen, ganz rechtlos und ſeiner geſetzlichen Willkür preisgegeben, obgleich er durchaus nichts im Sinne führte und tat, als ſich dem Zug ſeiner kindlichen Seele zu überlaſſen. Durchbohrend ſah der Gendarm ihn an. „O bliebe dir nichts verborgen in meiner Seele," dachte der Narr. Aber der Mann des Geſetzes, ſo ſehr er ſich von dem Gegenteile den Anſchein gab, war dennoch blind. Er ſah einen wunderlich ärmlichen Menſchen, deſſen Geſichtszüge bleich und leidend, aber vom Trunk nicht entartet waren. Er vernahm eine Stimme, die ihm bereitwillig über Namen und Herkunft Bericht erſtattete, und was er wahrnahm, brachte ihn nicht von dem Gedanken ab, er habe hier, wie nur je, einen Galgenvogel gefangen. Er ranzte ihn alſo gehörig an. Dennoch, als er ſich eine Weile in raunzenden Redensarten erleichtert hatte, ſchien er nicht recht zu wiſſen, was tun, und — war es nun, daß ihn ſeine Frau mit dem Mittageſſen erwartete, oder ihm im Städtchen ein gutes Bier und Frühſtück in unmittelbarer Ausſicht ſtand, kurz, ſtatt den Arbeitsſcheuen mit ſich ins Polizeigewahrſam abzuführen, ließ er ihn plötzlich nach einem menſchenfreſſeriſch furchtbaren Blicke ſtehen und ritt davon.

Quint dankte Gott, denn er ſah in dieſem unerwarteten Ausgang des Abenteuers eine Folge himmlicher Einmiſchung. Aber es ging ihm auch hier wie ſtets: in der harten Maske hatte er nach und nach die ſchmerzlich erzwungene tote Berufsgrimaſſe erkannt, dahinter eine darbende Seele ſchmachtete, und dieſe hatte ihn bittend aus einer unwillkürlichen Miene heraus und aus den Tiefen der niemals lügenden Augen angeleuchtet. Bekümmert ſah er dem Reiter nach: er haßte ihn nicht, er liebte den Menſchen.

Am dritten Tag ſeiner Wanderſchaft hatte Quint, in ein düſteres Waldgebirge emporſteigend, eine wilde, verlaſſene Gegend erreicht, von wo aus der Blick unendlich weit über Berge, Hügel und Ebenen Schleſiens ſchweifen konnte. Dieſe Höhe hatte er gleichſam gegen die rückwärts gewandte Angſt ſeiner Seele ertrotzt. Die Einſamkeit, die tiefe, lautloſe Stille verlaſſener Waldgründe, die er durchſchritten hatte, das aufrauſchende Staunen und die flüſternden Beratungen der Wipfel über ihm, wenn er zwiſchen den Farnen, Mooſen, Steinen und Wurzeln ſtillſtand, und manches andere wirkte beklemmend auf ihn. Es ſchien, als ob hier die Stille und Einſamkeit, die Quint als eine ewig gleiche und gütige Freundin kannte, ſich zu einer furchtbaren Macht aufrichtete, um eine Sprache zu führen, die ihn und ſein eitles, unerhörtes Beginnen zerſchmettern wollte. Die Finger in beide Ohren gedrückt, wie um das tauſendfältige Ziſcheln eines wilden Dämonengelichters, das an Zahl mit jeder Minute zunahm, nicht hören zu müſſen, war er hinangeſtiegen, und zuweilen hatte er ſich auf den Waldboden niedergedrückt und auch hier mit den Ballen der Hände die Ohren verſchloſſen, um nichts von den lügenhaften Poſaunen eines vom Teufel erlogenen jüngſten Gerichtes hören zu müſſen. Er glaubte, daß es vom Teufel erlogen ſei; denn er ſagte zu ſich: „Ich will zu Jeſu! Und wenn nun die Berge wie furchtbare Richter ſich um mich auftürmen, die ſchwarzen Wolken um ihre Spitzen zu grollen anheben, zuweilen Poſaunenſtöße gleich Winden daherfahren, um die Wipfel zum Ächzen zu bringen, ſo kann dies, ſowie das böſe Gelächter des Hohnes, das ich mitunter hören muß, nur Blendwerk des Teufels ſein."

Es war aber das Gelächter der Spechte, das er hörte, dann wieder das markdurchdringende, eigenſinnige Klagen eines Raubvogels, das den böſen und peinvollen Lauten einer im hölliſchen Feuer gemarterten Seele glich.

Über der Baumgrenze angelangt, wurde dem Toren freier zumute. Die ungewohnten, gewaltigen Eindrücke um ihn her bedrohten ihn nun nicht mehr, ſondern ſie hoben ihn jählings aus dem Staub der Erniedrigung zu einer erhabenen Höhe empor. Er ſah die Welt unter ſich. Das Gebirge, das ihn rings mit ſteinernen Kraterwänden halbkreisförmig umgab und bis in die Wolken überragte, war ihm zugleich der Schemel für ſeine Füße geworden. Er atmete frei. Er wandte ſich gegen den weiten unendlichen Himmel, und ſagte: „Gott!" Er wandte ſich gegen den bunten, welligen Teppich der Länderflächen, der von den Schatten weißer Gewölke gefleckt erſchien, und ſagte: „Gott!" Er wandte den Rücken gegen die Tiefe und blickte ſtaunend gegen die zackigen Wände und Riffe der ihn umgebenden Felsmauer hin, auf die zwiſchen ihnen geſtauten Schutt- und Geröllhalden, und ſagte: „Gott!" Er betrachtete das Geſtein, das in rieſige Blöcke gelöſt wie von Zyklopenhänden in jahrtauſendelanger Arbeit zuſammengetragen über- und untereinander geſtürzt weite Hänge bedeckte, und plötzlich, eh er den Namen Gottes zu nennen imſtande war, flüſterte ihm eine Stimme ins Ohr: „Biſt du Gottes Sohn, ſo ſprich, daß dieſe Steine Brot werden."

Aber Emanuel war auf der Hut; er wies dieſe Stimme, die ihn zum Sohne Gottes machte, ab, indem er ſo tat, als habe ſie ihn nur verführt, an Jeſum dieſe Bitte zu richten. Und er bat den Heiland deshalb um Vergebung. Er ſagte: „Ich weiß, du kannſt es! Auch daß du es tun wirſt, wenn ich bitte! Aber es lebt der Menſch nicht vom Brot allein!"— Es ſchien dem Narren, als ob durch dieſe Erwägung der leibliche Hunger, den er ſeit einigen Stunden empfand, geſtillt worden wäre.

„Sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht." Darüber dachte er weiter nach. Es war in ihm eine ſeltſame Unwiſſenheit. Er hatte leſen gelernt um der Bibel willen. In ihr forſchte ſein Geiſt. Was ſonſt an ſinnfälligen Dingen ihn ſeit ſeiner Jugend umgeben hatte, kannte er nur gemäß den natürlichen Spiegelungen der Seele und jener Liebesbeziehung, die ihn mit allem, was iſt, verband. Darum blieben ihm Himmel und Wolken, Sonne und Tag, Nacht, Mond und Sterne das reine Myſterium. Desgleichen die Erde mit ihrem Getier, Geſtein und Gras, und als er nun durch den Sinn des Geſichts und Gehörs dies alles aus tiefer Einſamkeit in ſich faßte, ſchien ihm jegliche Kreatur, und das Ganze der ihn umgebenden Welt der Erſcheinung das durch den Mund Gottes gegangene Wort zu ſein.

Gott ſprach zu ihm und er wollte zuhören. Er wollte ganz Ohr, ganz Auge, ganz Liebe ſein. Vielleicht, ſagte er ſich, werde er die gewaltige Stimme der Gottheit nicht zu ertragen vermögen! Allein, dann, dachte der Tor, wollte er gern an dem Worte Gottes zugrunde gehn. Schon empfand er ſich gleichſam als aufgelöſt. So erweitert vom Wort, ſo erfüllt und ins Unendliche ausgedehnt durch das Wort, erſchien er ſich manchmal, daß er kaum noch etwas in ſich und an ſich als eigen empfand: und doch war er nur erſt ein armſeliger Neuling am Wort, wie er wußte.

Jeſus, vom Geiſt in der Wüſte geführet, war ſchlimmer daran, als er, der Jeſum bereits als Freund und Begleiter hatte. Er hatte ihn außerdem als Vorbild. Er wußte nicht, wie viele vor ihm ſich in der imitatio Christi verſucht hatten, die eine ganz beſondere Falle des Teufels war.

Er glaubte, er ſei, wie der Heiland, vom Geiſt und nicht von Satanas in die Wüſte geführt und er könne ſich überdies an den Heiland halten, und deshalb überwand er immer wieder die Bangigkeit und ſuchte endlich, indem er einem verwachſenen Pfade durch hohes Knieholz mühſam nachkletterte, einen verborgenen Platz im Geſtein, wohin er ſich etwa bei

Regen und Wind zurückziehen und auch nötigenfalls vor Menſchen verbergen könnte: eine Stätte für einen dauernden Aufenthalt.

„Genügt es dir nicht," fragte auf einmal die dämoniſche Stimme in ihm, „was über des Heilands Verſuchung in deinem Büchlein geſchrieben ſteht? Glaubſt du, daß es zu wenig ſei? oder etwa erlogen? oder verſtehſt du, was da geſagt iſt, nicht?"

„Ich will es erdulden," ſprach halblaut Emanuel. Und nun bekam die Stille ſogleich eine neue Furchtbarkeit. Es war, als fielen die Wände ſeines Weſens auseinander, und ſein Inneres wurde grenzenlos. In der Verzauberung dieſer Stille, in ihrem Bann, mußte ſein Geiſt unaufhörlich Bilder hervorbringen, eine Reihe von Bildern, die einander zu jagen ſchienen als wie bei einer eiligen Fahrt. — Und immer eiliger wurde die Fahrt! Und immer unerhörter die Bilder. Es war, als ſei das Wort „Ich will es erdulden!" ein Zeichen für den Losbruch der feindlichen Mächte geweſen, deren Abſicht es ſchien, ihr Opfer von Grund aus zu verwirren.

Iſt die Stille: Gott? Iſt die Stille: der Teufel? Sind die tieriſch menſchlichen Fratzen, die mir entgegengrinſen, Gottes oder des Teufels Werk? Warum zeigt mir auf einmal die Welt ihre ſonſt verborgene ſcheußliche Unflätigkeit in zahlloſen eklen und widrigen Bildern? Warum iſt mein Geſicht auf einmal vom Anblick des Kots, des niedrigen Haſſes, der Mordſucht und jeder ruchlos und widernatürlichen Gier erfüllt? Warum wird das heilige Fließen und Weben in meiner Bruſt auf einmal durch einen Fluch gedämmt? Durch Schweinegrunzen und Ziegenmeckern, warum höre ich jenen ſtinkenden, greulich rohen Ton, den Gemeinheit nur immer hervorbringen kann? Das Heilige ſelbſt durch Kloaken gezogen, mit Kot beſudelt, unter Höllengelächter in jeder widerlichen Verrichtung vor das ſchauernde Innere hingeſtellt? — Plötzlich rief eine Stimme laut und weckte das Echo zwiſchen den Felswänden. „Du weißt nicht, was du erdulden willſt, und was alles Chriſtus erduldet hat!“ — „Und eben deshalb muß ich es jetzt erfahren“: mit dieſen Worten faßte ſich Quint und brach ſich weiter durchs Knieholzdickicht.

Er fand nach einigem Suchen ein rohes Gemäuer aus unbehauenen Blöcken zuſammengefügt, mit Moos verſtopft und mit einem kunſtloſen Dache bedeckt, das aus alten verwitterten Kiſtendeckeln beſtand, darauf Humusſchichten gebreitet waren. Gebeugt an der unvermauerten Seite eintretend, fand Quint in dieſem Verſteck ein erhöhtes Lager aus trockenem Mooſe vor und ſonſt ſo viel Raum, um darauf zu liegen oder gebeugten Nackens darauf zu ſitzen und dabei noch mit beiden Knieen im Trocknen zu ſein. Hier konnte man Tage und Wochen aushalten.

Es war gegen die Mitte des Monats Mai und der Schnee von den Bergen bis auf wenige ſchmutzige Reſte abgeſchmolzen. Tagsüber hatten noch ſchwache Winde aus Süden geweht. Als Quint, nachdem er einen Trunk Bergwaſſers gegen den Hunger zu ſich genommen, ſich auf das Mooslager ausgeſtreckt hatte und die Sterne am Himmel hervortraten, wurde die Luft weich und ganz ſtill. Die Dämmerung kam, der Mond ſtieg herauf. Wie ein grenzenloſes goldbeſticktes Segel von dunkler Seide bauſchte ſich der Himmel über das Gebirge hervor und über die im Dämmer faſt verſunkenen Länderflächen. Es war, als hätten die unzähligen Stimmen der Natur viele Monate lang in ruheloſen Bemühungen jene vollkommene Harmonie geſucht, die ſie nun gefunden hatten. Quint hatte die Nacht gefürchtet, und nun gab ſie ihm mehr als einen Vorgeſchmack künftiger Seligkeit. Alle Dämonen ſchienen gebunden oder in ihre Käfige eingeſperrt, oder der Zauber der Schönheit hatte ſie ſtumm und ſelig gemacht. Metalliſch ſummende Mückenſchwärme bildeten zwiſchen den Augen des Toren und dem runden Mond ein tanzend durchſichtiges Gewölk, das mit ſeinem wohligen Klingen mit der Seele des Schauenden eins wurde, ja, dieſe ſelber, ſichtbar und hörbar geworden, darſtellte, wie es ſchien.

Zwiſchen Träumen und Wachen geriet Quint allmählich in einen Zuſtand der Wonne hinein, den er in ſeinem ganzen bisherigen Daſein noch nicht gefühlt hatte. Mit halbem Bewußtſein beſchloß er bei ſich fortan immerdar die Nähe der Menſchen zu meiden und nur, wie jetzt, mit ganzer Liebe Gott in der Stille ergeben zu ſein. Würde jetzt, dachte er bei ſich ſelbſt, ein Menſch in ſeinen Geſichtskreis treten, er müßte ihn haſſen wie ein Geſpenſt. Jeden Menſchen? jedenfalls jeden Mann! — Jeden Mann, und wenn es der Heiland wäre? Er beantwortete dieſe Frage nicht. Der Heiland iſt in mir und unſichtbar! Damit verſuchte er zu entſchuldigen, daß er im Begriff ihn zu verleugnen ſtand.

Niemand durfte kommen, auch nicht ein Weib. Er kam ſich vor wie vermählt mit der Pracht und der laulichen Stille. Die ihn umgebende Felswüſte war durchaus etwas anderes als hartes und kaltes Geſtein. Von allem ging lebendige Wärme aus wie in Ställen von Tierleibern: nur daß dieſe Wärme rein und balſamiſch war. Es lag darin etwas Aufreizendes und Entzückendes, wovon man berauſcht wurde. Es miſchten ſich ſüße Düfte von Blumen und blühenden Gräſern hinein, die einen kitzelnden Pollen mit ſich brachten, der ein tolles, heimliches Lachen auslöſte. Der Boden der Schlafſtelle war mit Zweigen der Krüppelkiefer bedeckt, darin lag ein Ziegengehörn und das Stück eines Felles. Daher kam es, daß Quint im Traume Ziegenherden und bocksfüßige Hirten ſah, die mit Eimern voll Milch und runden, gewaltigen Käſen hantierten. Manche der Hirten waren gehörnt und trugen Kränze aus Kiefernzweigen.

So wie das Blut in den Adern des Narren heiß pulſierte, ſchien ihm die ganze Natur durchpulſt zu ſein. Es war etwas von entzückender Nacktheit in allem. Und immer wärmer, immer betäubender ſtieg der Atem des Nackten von allem auf. Der Mondglanz troff wie Salböl über die weichen Formen der Klippen und Bergſpitzen, und etwas wie eine Gruft aus Scharlach zog ſich zuſammen vor den geſchloſſenen Augen Quints und tat ſich auf; etwas, das er nicht müde wurde zu ſehen, bis es verſchwand; dann plötzlich tanzte, ganz nackt, ein Weib vor ihm, eine Eva mit üppigen Brüſten, ſie warf ſich zurück und warf den Schwall ihrer rotblonden Haare zurück. Alsdann ſtemmte ſie beide Hände in das quellende Fleiſch ihrer Hüften und drehte ſich langſam um ſich herum, — da fuhr der Narr aus dem Schlafe empor und ſchrie laut: „Hebe dich weg von mir, Satan!"

Als der Morgen heraufkam, hungerte Quint, und er ſtand auf, um irgend etwas Eßbares aufzufinden. An dem Rand einer weiten Hochfläche angelangt, kam es ihm vor, als dringe Geläut einer Herde von den tiefer gelegenen Wieſen herauf. Es war aber nur ein unter Steinen verſtecktes, gluckſendes Rinnſal, wodurch dieſe Täuſchung verurſacht wurde. Indeſſen bemerkte Quint in der Ferne ein einſames Haus, und, da ſeine Augen weitblickend waren, konnte er ſehen, wie Ziegen und Rinder aus der Stallung des Hauſes ins Freie traten und alſogleich, nachdem ſie die Köpfe ein wenig in den kalten

Morgen erhoben hatten, zur Tränke liefen. Die Luft war nicht mehr lau, wie zur Nacht, ſondern vielmehr friſch; denn der Südwind hatte ſich eingelegt, und den Narren fröſtelte.

Nachdem er eine geraume Weile die Vorgänge und das ſpielzeugartig klein erſcheinende Haus in der Ferne beobachtet hatte, konnte er merken, wie eine Herde ſich mitſamt ihrem Hirten mehr und mehr von der Baude ablöſte. Sie bewegte ſich wohl eine Viertelſtunde lang in beſtimmter, ihm näher führender Richtung und hatte dann ihre Weide erreicht.

Quint pirſchte ſich an den Hirten heran.

Er fand einen greulich zerlumpten Kerl mit wulſtigen Lippen und ſtruppigem Haar. Der Menſch erſchrak, als er Quinten ſah. Allein als dieſer ſich, mit gehörigem Abſtand, ruhig auf einem Granitblock niederließ und Ziegen und Zicklein, ja, ſogar der Bock ihn vertraulich beſchnupperten, achtete er ſeiner weiter nicht und fuhr fort, eine Pfeife aus Rinde zurechtzuklopfen.

Eine ziemliche Weile wartete Quint. Die ſchweren Rinder graſten ruhig. Zuweilen hob eines brummend den Kopf, um den Fremdling mit einem leeren, nichtsſagenden Blick zu beglotzen. Endlich trat Quint an den Hirten heran.

„Mich dürſtet.“

„Hier gibt's genug Waſſer zu trinken,“ antwortete jener ohne Bedenken in ſeiner kaum verſtändlichen Mundart.

„Schenke mir einen Trunk Milch, um Gottes willen.“

Der Menſch ſah Quint aus ſeinen gedunſenen und verſchworenen Augen an und bekreuzte ſich.

„Ich bin arm wie du.“

„Ich habe zwei Tage lang nichts gegeſſen,“ ergänzte Quint.

Nun warf der Burſch ſeine Pfeife weg, als ob er eine Erſcheinung ſähe, holte ein Kännchen aus Blech herbei, das er unter einer Krüppelkiefer verſteckt hatte, und ſchlich und kroch wie ein Tier auf Raub zu einer ſchwarzbraunen Bleſſe hin, die ihr Euter faſt auf dem Graſe ſchleppte, und als er ſie zwiſchen das Knieholz verlockt und dort, verborgen, gemolken hatte, befand er ſich plötzlich im Rücken Quints und reichte den Trunk über ſeine Schulter. Quint trank mit Gier und erquickte ſich, und von nun an kam er täglich herauf zu dem armen Hirten, und dieſer, ohne zu zögern und ſcheinbar mit immer größerer Freude, ſchenkte ihm Milch und teilte ſein hartes Brot mit ihm.

Mit jedem Tage, den der arme Quint ohne anderen Menſchenverkehr als den, mit dem Hirten, zubrachte, geriet er tiefer in die Welt ſeiner Träume hinein. Jeder, der den eigentümlichen Reiz des Wanderns kennt und beſonders des Wanderns in Gebirgen, weiß, welchen Reichtum an Bildern es innerlich auftauchen läßt und welche Fülle ſtarker Empfindungen. Was Wunder, wenn Quint, unter den Einwirkungen der dauernden Einſamkeit und des planloſen Wanderns, allmählich jedes Maß des Wirklichen ganz verlor und zuweilen von neuen und ſtarken Empfindungen dermaßen trunken wurde, daß er ſich kaum noch als Menſch empfand. Einen ſo Verſtiegenen weckt nur das Menſchenwort! Und da er in ſeiner Abſonderung nur das Atmen und Brauſen in der Natur immer wieder hörte und nur mit Sternen und Winden Zwieſprache hielt, empfand er faſt nur noch ſein Daſein als Geiſt, als heiligen Geiſt, und alſo als göttlich. Ihm ging durch den Kopf, was die Schlange im Paradieſe geſagt hatte. War nicht durch das roſenfarbene Heilandsblut die jahrhunderttauſende alte Sünde wettgemacht und dadurch der Zugang zum Baum der Erkenntnis freigeworden? Ja, war nicht Brot und Wein, wie es Jesus geheiligt hat, die Erkenntnisfrucht und hatte er, Quint, dieſe Frucht nicht gegeſſen? Dieſe Frucht, von der die Schlange geſagt hatte: Genießet ſie, und ihr werdet wie Gott?

Er war wie Gott, ſo in alles Erhabene aufgelöſt, oft ſtundenlang. Dann ſtand er zuweilen dicht am Abſturz verwitterter Klippen und blickte mit einem bacchantiſchen Lächeln furchtlos hinunter in die Abgründe. Unter ihm löſten ſich einſame Raubvögel und ſchwammen verloren im pfadloſen Raum, und plötzlich war es ihm dann zuweilen, als ſchölle ein Spottgelächter von unten herauf, und er müſſe, um dieſen Schall zu beantworten, einen triumphierenden Sprung in die Tiefe tun: dann würde er ſchweben, er wußte es, und leichter wie eine Taube dahingleiten.

Die heimliche Kraft dieſer Sehnſucht war groß in ihm. Er fühlte ſie oft. Er ſchalt ſich und ſagte, wenn er den inneren Anſturm überwunden hatte, zu ſich: man dürfe Gott, den Herrn, nicht verſuchen! Aber es war nicht allein der Drang, den Glauben oder das Wunder beſtätigt zu ſehen, auch war es Wahn einer übermenſchlichen Größe und Allmacht nicht, ſondern es war eine Art Gewißheit, eine Empfindung der eigenen Unzerſtörbarkeit, verbunden mit einer wilden, hingeriſſenen Ungeduld, die Mächte des Todes, die Mächte des Abgrundes mit einem Triumphſchrei, und wär's im irdiſchen Tod, zu verſpotten.

Auf ſolche Wallungen folgte mitunter die tiefſte Zerknirſchung, und wenn dann die Stimmen, die „Gottes Sohn, Gottes Sohn!" riefen, dazukamen und nicht ſchweigen wollten, ſo fand ſich der arme Menſch, nachdem er wiederum ſtundenlang ringend und betend auf den Knieen gelegen, zuweilen erſt wieder, aus ſchwerer Ohnmacht aufgewacht, Haupt und Glieder mit Schweiß bedeckt und immer noch ſtammelnden

Lautes den Heiland bittend, er möge ihn doch in Gnaden befreien von dem allzuſchweren Berufe der Nachfolge.

Nach ſolchen Erſchöpfungsaugenblicken lockte und winkte auf einmal die Welt. Sie war dann nicht mehr das Weib, das in Wehen liegt und immer nur Jammer gebären kann, ſondern ſie lachte, tanzte und ſprang in unverwüſtlicher Schönheit und Jugend. Quint meinte, er habe ſie nur nicht gekannt, und es kam ihm vor, als würde ſie, wollte er nur jetzt gelaſſen zu den Stätten der Menſchen niederſteigen, fortan auch ihm gegenüber nicht mehr ſpröde ſein. Es war, als habe er irgendwo das Ende eines goldenen Fadens gefaßt, dem er nur nachzugehen brauchte, durch alle die Labyrinthe menſchlichen Handelns und Wandelns, um nicht länger mehr arm, verachtet und elend zu ſein. Es war, als habe ein hölliſcher Lichtfunken ihm plötzlich alle die ſeichten Kniffe und Ränke enthüllt, die den Schlauen im Handumdrehen reich machen, und als liege ihm plötzlich der eigene, ſcheinbare Narrenwert in Gold umgerechnet vor der Seele.

Es war nichts Gutes, was in ihm aufſtieg, das merkte er wohl, trotzdem es dabei ſehr ruhig herging und ohne ziſchelnden Satanslaut. Man würde tun, was ſie alle tun; man würde den Haß mit Haß bekämpfen, die Wut mit Wut, die Schmach mit Schmach. Man würde den Krieg zum Kriege tragen! Die Lüge zur Lüge! Betrug zu Betrug! Man würde auf Raub ausgehen, trotz allen gefräßigen Raubtieren und Räubern; erraffen, erbeuten und Reichtümer häufen, die Motten und Roſt freſſen. Man würde nehmen, nur nehmen: den Heller der armen Witwe, den Groſchen der Waiſe, die Decke des Frierenden, das Brot des Hungrigen, und würde die Schreie und Flüche der Beſtohlenen und Betrogenen, der Hungernden und Verkommenden, der Gequälten und Kranken, der

Gemarterten und Gemordeten nicht mehr hören vor der Stimme der eigenen Gier. — Und natürlich müßte man Jeſum verleugnen.

Dadurch müßte das Leben leicht ſein, dachte mit Recht der arme Quint. Allein er verwirrte ſich wieder in ſeinen Gedanken, weil der Zwang, um der Welt willen von dem Heiland zu laſſen, ihm unerträglich war.

Nein, er mochte den Satan nicht anbeten, denn: „du ſollſt anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen!" ermahnte er ſich, und von nun an trat eine Wendung in ihm ein. Wieder ganz Jeſu zugekehrt, beſchloß er, ſich nochmals mit reinem und ruhigem Sinn ſeinem Evangelium hinzugeben.

So lag er in ſeinem Verſteck, auf das Moos geſtreckt, und las und dachte oder, langſamen Schrittes gehend, nahm er, Satz für Satz, die Schrift in ſich auf und durchdachte ſie eindringlich. Damit wurde es ſtiller und ſtiller um ihn, und der Sinn für das allgemeine Wort Gottes in der Natur ſchien einzig nur noch den Offenbarungen durch die Buchſtabenreihen des heiligen Büchleins hingegeben.

Je näher Pfingſten heranrückte, um ſo ſtiller und ruhiger wurde Quint. Es waren neue und eigentümliche Dinge in ihm gereiſt, Erkenntniſſe, durch die ſich ſein Weſen geſchlichtet hatte.

Gott wurde Menſch, ſagte er ſich; das war das Myſterium. Er wurde ganz Menſch; dies war das größte unter den Wundern. Warum wurde er Menſch? Damit er dem Menſchen ein menſchliches und zugleich auch göttliches Beiſpiel ſein könne! Denn nur das Menſchliche iſt es, darin der Menſch das Göttliche faſſen kann. Was folgt nun daraus? erwog er weiter: daß wir mit Glauben und vollem Vertrauen das Menſchliche in dem Leben des Heilands zunächſt erfaſſen und immer tiefer begreifen ſollen: ihn menſchlich lieben, ihm menſchlich nacheifern. Dies wurde ſein Vorſatz, dies wollte er tun.

In dieſer Verfaſſung ward er ganz Demut. Der neue Geiſt, der ſich ſtandhaft erwies, entfremdete ihn, ohne daß er ſich deſſen deutlich bewußt wurde, den Lehren des Bruders Nathanael und brachte ihn auch zu ſeinem eigenen früheren Wirken in Gegenſatz. Er gedachte, wahrhaft beſcheiden zu ſein, und aus dieſem Grunde verwarf er alle Phantaſtik von ehedem, alle Ekſtaſen und Übertreibungen. Gewiß, er wollte, wie je, ein Bekenner ſein, aber nur ganz im Bereiche des Menſchlichen. Weniger die Lehre lehren, als tun. Um ja nicht dem Geiſt der Hoffahrt zu verfallen, dem ſchlimmen Geiſte des Selbſtbetruges, wollte er lieber ſogar von dem göttlichen Scheine ſich abkehren, um dafür umſo inniger menſchlich zu ſein.

Er dachte nicht mehr daran, Wunder zu tun; denn er hatte geleſen, wie Jeſus das böſe, mirakelſüchtige, ehebrecheriſche Geſchlecht geſcholten hatte; auch erwog er das warnende Heilandswort von den falſchen Propheten und Wundertätern und wollte nicht einer der ihren ſein.

Quint konnte ſich kaum genug tun in ſeiner leidenſchaftlichen Neigung, ſich ſelbſt zu erniedrigen. Er hatte unklar einen gewiſſen Zwieſpalt erkannt, der ſich zwiſchen dem Heiland und ſeinen Jüngern vor Zeiten ſchon geltend gemacht hatte. Und indem er nun auf die Seite des Meiſters zu treten meinte, gedachte er Wunderſucht und Begier nach Lohn, dieweil ſie der Heiland an ſeinen Jüngern nur immer mit Kummer betrachtet hatte, in ſich abzutöten. Er wollte der letzte und keineswegs mehr der erſte Diener am Worte ſein.

Alles Laute war ihm verdächtig geworden. Hochfliegende Pläne wies er auf dieſer Stufe ſeines wunderlichen und ſeltſamen Wandels entſchieden ab. Er wollte ſein wie die Kinder und Unmündigen: im Herzen rein und eines Tages ein Baum voller Früchte. Die Lehre tun, nicht die Lehre lehren wollte er jetzt; man ſollte ihn einſtmals an den Früchten erkennen.

Deshalb wollte er auch nicht als ein beſonders ausgezeichneter Lehrer oder Jünger oder Prophet zu den Menſchen herniederſteigen, ſondern äußerlich mehr wie jedermann, weniger öffentlich als im Verborgenen Gutes tun. Jeſus würde ihn ſicher leiten. Er wollte nicht drohen und nicht verheißen, ſondern nur für ſich zunächſt auf einem der goldnen Pfade der Seele gehn, die Jeſus paradieſiſch durch die Wüſteneien der Erde gebahnt und erſchaffen hatte. Jedem dienen, niemand beherrſchen wollte er: das war des Toren ganz ungeheurer und gänzlich unausführbarer Vorſatz.

Er betete täglich des Heilands Gebet. Und weil er verzeichnet fand, die Jünger Jeſu hätten, ehe er ihnen das Vaterunſer auf ihren beſonderen Wunſch hin lehren mußte, überhaupt nicht gebetet, ſo ſprach auch er nur dieſes Gebet. Er betete es mit kindlichem Geiſte.

Allmählich, auf dieſes Gebet beſchränkt, fiel ihn ein ſeltſamer Irrwahn an, der ſich leider in ſeinem Weſen befeſtigte. Jener Geiſt, der ſchwerlich ein guter iſt, machte ihn glauben, dies Gebet ſei eigentlich gar kein Gebet, es ſei nur das Weſen der Lehre als Leitſtern für ſuchende Schüler in wenige Sätze zuſammengefaßt. „Vater unſer, der du biſt im Himmel. Geheiliget werde dein Name!" — Dies war gebeten, nicht für den Bittenden, ſondern für Gott. An wen waren dieſe Worte gerichtet? An einen höheren Gott als Gott? Quint glaubte ſie an den Geiſt gerichtet: an den Gottgeiſt, welcher im Menſchen iſt. Er empfand das Verwegene dieſes Gedankens, doch zog ihn ſein Grübeln weiter fort. Da hieß es: „Zu uns komme dein Reich!" An wen waren dieſe Worte gerichtet? Wiederum erſchien es ihm, an den Geiſt. Er fühlte, wie er ſie betend gleichſam an ſich ſelber richtete. Es kam ihm vor, als ob er damit in ſich eine heilige Quelle anſchlüge, ein reines, heiliges Streben erweckte, einen neuen, tätigen, heiligen Geiſt; und inwendig in uns war ja das Reich. Es ſollte ſich durch den Geiſt ja in uns errichten. „Dein Wille geſchehe!" las er dann. War das überhaupt eine menſchliche Bitte? Der allmächtige Wille des allmächtigen Gottes, des gewaltigen Jehova, ſollte geſchehen? und darum ſollte ein Menſchlein bitten? und wen, wen ſollte es bitten darum? Hieß es aber: mache mit mir, was du willſt, ſo war es nur Ohnmacht und keine Bitte.

Allein Quint bezog auch dies auf den Geiſt.

Der Wille des Geiſtes ſollte geſchehen, und müßte der Körper zu Aſche werden.

„Unſer täglich Brot gib uns heute." Nun, da war viel mit wenigem abgetan. Vielleicht war dieſe Bitte, dachte Quint, nur ein Zugeſtändnis an den gabenhungrigen Jüngergeiſt.

„Und vergib uns unſere Schuld!" Wir waren ſchuldig, wir brauchten Vergebung. Alle ohne Ausnahme, meinte Quint; und er konnte den Gedanken nicht los werden, als ob auch dies eine Scheinbitte ſei. „Wie wir vergeben unſern Schuldigern!" nämlich ſoweit und nicht weiter ſollten uns unſere Sünden vergeben ſein. Alſo: wer vergab, dem ward vergeben. Dem aber, der nicht vergab und doch betete, nicht. Es war eine Mahnung zum Vergeben.

„Führe uns nicht in Verſuchung!" kam nun. Was ſoll man zu dieſer wunderlichſten der Bitten ſagen? hatte der Tor bei ſich, in einem Anfall von Aberwitz, gedacht, als er ſie eines Tages gewohnheitsmäßig geſprochen hatte. Und der Böſe flüſterte ihm ins Ohr: es hieße ſoviel als „Laß uns in Frieden!“ Aber dieſe Stimme des Häßlichen ſiegte Quint. „Verſuche uns nicht! Verſuche uns nicht!“ Hieß nicht der Böſe der Verſucher? Sollte dieſes aber nicht ſoviel heißen als „Verlocke uns nicht durch falſche Vorſpiegelungen! Lege auf unſeren Weg nicht Fallen und Fallſtricke! Reize uns nicht durch Martern und Leiden zum Widerſtand! Mache uns nicht zu Verbrechern am Nächſten durch Not und Lüſte! Setze uns nicht auf Richterſtühle, damit wir nicht über unſeren Nächſten und Mitſünder richten und blutige Urteile ſprechen! Mache uns nicht zu Königen, damit wir nicht Gewalt üben und durch Gewalt leiden und untergehen! Verführe uns nicht zum Raub, zum Mord und zum Diebſtahl am Gute des Nächſten! Verſuche uns nicht, denn wir ſind ſchwach! Erwarte du nicht Taten des göttlich Starken und Sündloſen von uns armen im Dunklen tappenden Menſchen! Löſche das glimmende Docht nicht aus, ſondern erlöſe uns von dem Übel. Unſer ſei der Geiſt und der Frieden.“

Es war ein ſchrecklicher Gott, an den man die Bitte, uns nicht in Verſuchung zu führen, richten mußte, und Quint empfand, wie der Heiland verſucht hatte, eine furchtbare Gottesvorſtellung ihrer Härte und Furchtbarkeit zu entkleiden. Geheiliget und geliebt ſei dein Name, nicht mit Grauſen und mit Entſetzen genannt: ſo klang es durch das Gebet hindurch. Wir rufen in dir, was Liebe iſt, und was wir rufen, ruft in uns die Liebe. Soweit war der Tor auf gutem Weg; aber er ging über dieſe Erkenntnis hinaus. Er entthronte den perſönlichen Gott und glaubte, daß Jeſus ihn entthront habe und an ſeine Stelle den Geiſt geſetzt, womit ſich ſein Verhängnis ankündigte.

Faſt zwangsweis und tiefes Staunen erregend beherrſchte ihn dieſe Vorſtellung. Sie war ſo ſtark, er hätte zeitweilig leugnen können, auf dem feſten Grunde der Erde, in dem Elemente der Luft oder unter dem Dache des Himmels zu ſein. Seine Wohnung ſchien ihm allein der Geiſt. Die Bewegungen, die er ausführte, und beſonders alles, was er in einem höheren Sinne ſein Leben nannte, ging vor ſich gleichſam in einem Meer, das die ſeit Jahrhunderttauſenden lebenden und verbundenen Menſchenſeelen darſtellte. Außerhalb davon kannte er nichts oder wenigſtens nichts als Finſternis.

Denke man ſich die Menſchen, Greiſe und Greiſinnen, Männer, Weiber und Kinder, ſoviele ihrer die Erde bedecken, jeden mit einem Licht in der Hand. Etwas Ähnliches dachte ſich manchmal Quint. So wie die Menſchen getrennt von einander ſtanden und doch das Licht ihrer Lichter zuſammenfloß, ſo waren ſie ihm, getrennt an Körper, einig im Licht. Ein Hunger nach Menſchenſeele überkam ihn, wie nie zuvor. Es brach eine ſchmerzhafte Liebe und Sehnſucht zu Menſchen in ihm auf. Es war, als wäre im Lichte der grenzenloſen Liebe zu Jeſu, dem Menſchen, ihm eine tiefe Erkenntnis von Menſchenwert und Menſchenberuf erſchloſſen worden. Die Menſchenliebe nagte an ihm. Sie erfüllte den Narren mit zehrenden Süchten. Er wollte zu ſeinen Brüdern und Schweſtern; er wollte nicht mehr, wie nach früherer eigenſüchtiger Gewohnheit, kaltherzig fern von ihnen ſein.

Er vergaß ſich ganz, das heißt er vergaß ſeine eigenen früheren Freuden und Leiden. Er glaubte erkannt zu haben, daß die Menſchheit die Wohnung der Gottheit iſt. Und während er dieſes Gotteshaus, dieſe Gottesſtatt noch blinzelnd unter der

Überfülle von Pracht und Licht mehr ahnte, als ſie betrachtete, ſchien ihm die Angelegenheit ſeines eigenen, kleinen beſonderen Lebens vor dieſer erhabenen Sache ohne Bedeutung zu ſein.

Aus dieſem Grunde befiel ihn ein Selbſtaufopferungsdrang, eine Sehnſucht, aus der Vereinzelung ſeiner Körperlichkeit, wie aus einem Kerker, befreit, ins Allgemeine ſich hinzugeben: ſein Licht zum Licht, ſeine Liebe zur Liebe zu tun, um von ſich und der Liebe erlöſt ewig vollkommen in Gott zu ſein.

Die völlige innere Umwandlung Emanuel Quints war einer der ſonderbarſten Vorgänge. Es war das Sonderbare darin, daß ein reiner und kindlicher Schwärmergeiſt den größten Teil ſeiner Schwärmereien durch einige, anſcheinend ganz vernunftgemäße Erwägungen erſetzt hatte, die ſich nach und nach zu einem in ſich geſchloſſenen, feſten Syſtem verbanden, das die Seele des Narren in einer weit ausſchließlicheren Botmäßigkeit erhielt als der reine Gefühlsrauſch von ehedem. Oft kam es vor, daß er ſelbſt darüber erſchrak, wie weit ihn ſein Grübeln abſeits von allen früheren Wegen geführt hatte, vermeintlich mit Jeſu, dem Menſchen, vereint, und tief ins Geheimnis vom Reiche Gottes. Entdeckerfreude beherrſchte ihn. Aber alles, was er damals entdeckte und zu begreifen vermeinte, als es in überraſchender Hellſicht wie Schuppen von ſeinen Augen fiel, beſchloß er vorerſt geheimzuhalten.

Viertes Kapitel

Eines Tages ſtanden vor Emanuel Quint die Brüder Scharf. Sie hatten ſeit Wochen nach ihm geſucht, und es war den zuckenden Mienen ihrer bärtigen Angeſichter abzumerken, was es für ſie bedeutete, ihn endlich entdeckt zu haben. Auch der Narr war gemäß der neuen Verfaſſung ſeines Innern froh, ſie wiederzuſehen, und entſchloß ſich alsbald, mit ihnen die Herberge aufzuſuchen, eine entlegene Baude, darin ſie ſchon mehrere Tage genächtigt hatten.

Die Brüder hatten ihn gleich erkannt, trotzdem ſein Bart und Haupthaar ein wenig verwildert waren, und wie ſie nun, immer voll Demut, hinter ihm dreinſchritten, gegen die Herberge hin, ſtrahlte die Freude immer ſtärker und ſtärker aus ihren Blicken hervor, indeſſen ſie ſeine Fragen beantworteten.

Sie berichteten Quint zuvörderſt, daß ihnen vor mehr als drei Wochen der Vater geſtorben war. Der Alte war ſelig in Gott entſchlafen, im Glauben an Jeſum und an die Gewißheit der Auferſtehung. Sie hatten darauf ihre Wirtſchaft verkauft, um nicht an die Scholle ferner gebunden zu ſein und ganz den Spuren des Narren zu folgen.

Sie hatten um dieſer Abſicht willen, die nicht verborgen geblieben war, viel Spott und Hohn zu erdulden gehabt; denn weil eine Anzahl gläubiger Chriſten der Umgegend wunderbarliche Dinge über das Erſcheinen und das Verſchwinden Emanuel Quints geweisſagt hatten, ſo ward eine überwiegende Menge zu Haß und Verachtung angereizt, und kaum fehlte viel zur Wut der Verfolgung.

Ein ſozialiſtiſcher Agitator Kurovski hatte die Brüder Scharf beſucht, und als er von ihrer Abſicht hörte, hatte er ſie davor gewarnt. Aber ſie waren feſt geblieben. Auf ſeine Behauptung hin, daß Quint, wahrſcheinlich auf Nimmerwiederſehn, vielleicht über die Grenze entſchwunden ſei und daß ſie ihn ſchwerlich finden würden, hatten ſie ihren Glauben betont und den gewiſſen Geiſt ihrer Herzen.

Darauf hatte Kurovski ihnen mit vieler Umſtändlichkeit etwa dies auseinandergeſetzt, was ſie nun wiederholen mußten, da Quinten das Verhalten des Agitators und Redakteurs beſonders zu intereſſieren ſchien.

„Ihr werdet durch euren guten Glauben irregeführt. Dieſer Schwärmer, der ohne Zweifel in edler Abſicht handelte, als er in der Stadt ſeine Kapuzinerpredigt hielt, betrügt euch doch. Er betrügt euch, wie er ſich ſelbſt betrügt. Warum? Er fußt auf dem Grunde der Unbildung! Wenn dieſer Schwärmer gebildet wäre, was er nicht iſt, weil die Verruchtheit der herrſchenden Klaſſe die allgemeine Bildung verhindert, ſo könnte er Ungeheures leiſten. Es gibt eine neue ſoziale Wiſſenſchaft; und wer nicht auf dieſe, ſondern auf alte törichte Märchen baut, der baut auf Sand. Das größeſte Mitleid hilft uns nichts. Das tiefſte Mitleid bringt uns nicht weiter. Es gibt einen Götzen, das Kapital, und ſo lange man dieſen nicht zertrümmert, hilft alle Güte und Mitleid nicht."

Einer der Brüder zog aus dem ehrbaren, langgeſchößten Rock, den er anhatte, ein Schriftchen hervor, das ihm der Agitator geſchenkt hatte: Das Kommuniſtiſche Manifeſt. Und Emanuel las das „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Doch er achtete dieſes Anrufs nicht. Er bat die Brüder, ihm mehr zu berichten.

Als der Kreisarzt gekommen war, der den Totenſchein für den alten Scharf hatte ausſtellen müſſen, kam zugleich eine alte Frau in das Zimmer herein, halbblind, die ſich nach Quint, als ſei er ein Wunderdoktor geweſen, erkundigte. Da hatte der Arzt etwa dieſes geſagt:

„Daß ihr armen, törichten, ungebildeten Leute doch immer wieder ſolchen Charlatanen zum Opfer fallt! dieſen Meuchelmördern und Giftmiſchern, die nichts weiter im Sinne tragen, als euch den letzten, kupfernen Pfennig aus der Taſche zu ziehen und eure Leiden zu verſchlimmern. Es gibt kein triefäugiges und beſoffenes altes Weib, dem ihr nicht alſogleich eure Geſundheit zum Opfer bringt, wenn es ihr einfällt, euch mit irgend einem noch ſo albernen dreiſten Verſprechen anzuſchwindeln. Habt ihr denn keine Ahnung davon: es gibt eine ärztliche Wiſſenſchaft! eine ärztliche Kunſt! und die muß man gelernt haben. Angeboren iſt ſie uns nicht! Wenn ihr meinem Rat folgen wollt, guten Leute, ſo haltet euch jeden abgefeimten Hallunken, Pflaſterſchmierer, Harnbeſchauer und Wundertäter vom Hals. Sie ſaugen euch Leib, Seele und Geldbeutel aus wie die Blutegel. Und dieſer Quint iſt ein kranker Hanswurſt, und ſollte er nochmals hier bei euch auftauchen, ſo verſtändigt mich nur unter der Hand davon, und wir ſtecken ihn einfach ins Irrenhaus."

Die Mutter Quints war ebenfalls und zwar zu wiederholten Malen bei den Brüdern geweſen und hatte nach ihrem Sohne gefragt. Sie war zuletzt heftig und dringend geworden in der beſtimmten Meinung, die Brüder verheimlichten ihr ſeinen Aufenthalt. Sie habe geweint, erzählten ſie, und waren davon überzeugt, ſie werde nicht nachlaſſen, bis ſie ihn finde. Ihre Rede ſei immer geweſen, Emanuel wolle zu hoch hinaus. Gerade ihm, wie keinem andern der Brüder, hätte es abgelegen, durch ſchlichten Fleiß und Verträglichkeit der Familie aufzuhelfen, den Zorn des Stiefvaters zu beſänftigen, deſſen Leiden ein Milderungsgrund bei Betrachtung ſeiner meiſt üblen Laune ſei. Sie hatte Emanuel nicht geſchont und erregt und entrüſtet, wie ſie war, ihm Dutzende bitterer Namen gegeben. Wie nun der ſtets zur Erregung geneigte Anton Scharf dieſe mit ſtarker Entrüſtung aufzählte, wurde er plötzlich von Quint gefragt: „Was glaubt denn ihr, du und der Bruder, wer ich ſei?“

Die Brüder ſchwiegen und ſahen einander an. Es lag aber in den Blicken der beiden ausgemergelten Schwärmer, die durch Arbeit, Nachtwachen am Bett des Vaters und die glühende Sehnſucht ihrer Herzen überreizt waren, ein ſeltſam entſchloſſener Glanz, vor dem Quint erſchrak. Es war ihm zu Mut, als müßte er ein noch unausgeſprochenes Wort auf den Lippen der Brüder zurückhalten: ein Wort, vor deſſen verwirrender Macht er Furcht empfand, und das zu vernehmen wiederum doch ſeine Seele hungerte.

Es hatte ſich aber in den Brüdern Scharf eine Überzeugung feſtgeniſtet und war durch dasjenige, was ſie von Nathanael Schwarz vernommen hatten, noch beſtärkt worden: eine törichte Überzeugung, die aber eine unerhörte Empfindung von Glück in den beiden lebendig hielt, einen ſeeligen Wahnſinn, wie er ſich nur in dem engen, von der Welt geſchiedenen Bezirke ihrer Kindereinfalt entwickeln konnte. Sie ſagten: wir wiſſen, daß du der Geſalbte des Vaters biſt.

Es muß zur Ehre des Narren geſagt werden, daß er, kaum ſeines Entſetzens Meiſter geworden, die Brüder mit heftigen Worten ſtrafte und den Verſuch machte, ihnen die ſchreckliche Abſurdität einer ſolchen Behauptung vorzuſtellen. Auch gebot er den Brüdern Scharf, ihre Meinung durchaus geheim zu halten.

Allein dieſe beiden fanden ſich durch die drohende Kraft ſeiner Worte und durch ſein blitzendes Auge in ihrer Meinung durchaus nicht erſchüttert, ſondern beſtärkt, obgleich ſie mit ganzer Seele zum Gehorſam geneigt waren und dies mit dem Ausdruck wahrhaft hündiſcher Treue und Demut kundgaben. Schweigend gingen ſie lange in der ſcharfen und klaren Luft des Gebirgskamms neben ihrem kläglichen Herrn und Meiſter her, bis alle eines entlegenen Häuschens anſichtig wurden, das mit tief heruntergezogenem Schindeldach auf einer verlaſſenen, von Steinblöcken überſäeten Berghalde ſtand.

Der Eintritt in dieſe Hütte, darin die Brüder vor einigen Tagen Quartier geſucht und gefunden hatten, würde für ſolche Menſchen, die nicht gewohnt ſind, irdiſchem Jammer und irdiſcher Not ins Auge zu ſehen, eine grauenvolle Überraſchung geweſen ſein, denn wenn man den kleinen nach Ziegendünger riechenden Hausflur durchſchritten hatte, betrat man ein niedriges, ziemlich geräumiges, ſchwarzes Gemach, deſſen ſchmutzigbräunliches Dämmerlicht die Geſtalten darin zu Schemen machte und deſſen übelriechender Dunſt den Atem benahm. Und wenn man ſich dann, gewöhnt an die Dunkelheit, von allem, was dieſes Zimmer barg, unterrichtet hatte, ſo konnte man Menſchen in einem ungewöhnlichen Grade von Armut und irdiſchem Elende ſehen.

Selbſt Emanuel und die Brüder Scharf, die in ihrem Leben nichts anderes kennen gelernt hatten, als die ärgſte Bedürftigkeit, denen ein Pfennig immer ſoviel und mehr als anderen Leuten ein Goldſtück geweſen war, zeigten ſich von dem, was ſie ſahen, auf eigentümliche Weiſe bewegt.

Zunächſt hob ſich ein älterer Mann, mit buſchigem Bart und Haupthaar, von einem leeren, wurmzerfreſſenen Webſtuhl heraus und kam, die Füße in Lumpen gehüllt, den Fremden lautloſen Schrittes entgegen. Dieſer Menſch, der als alter Soldat an der ausgeblichenen, ehemals bunten Mütze, die er auch hier im Zimmer trug, zu erkennen war, beugte ſich, nachdem er ihn mit beinahe erſchrockenen Augen gemuſtert hatte, auf des Narren Hand. Als er ſich danach wieder emporgerichtet, traf ſein Blick in die leuchtenden Augen der Brüder Scharf und erkannte darin den Ausdruck eines verzückten Triumphes, aus dem ohne Mühe, mit Bezug auf Emanuel Quint, zu leſen war: dieſer iſt es, den wir geſucht haben.

Quint merkte, er war erwartet worden, und dieſes eigentümliche Erwartetſein, wohin er auch immer kam, beſtärkte ihn auch hier in der närriſchen Annahme, als ob die Welt ſeiner ganz beſonders bedürfe, und als wäre ſein Wandel auf Erden eine göttliche Miſſion.

Er wurde an ein Lager geführt. Es war eine Bettſtatt mit Stroh bedeckt, deren Umriſſe man im kellerartigen Dunkel nicht gleich unterſchied. Doch als das Stroh zu raſcheln begann, erkannte Emanuel einen nackten mit Lumpen unzulänglich bedeckten, abgezehrten menſchlichen Leib und weiter ein Haupt, das Haupt eines noch jungen blonden Weibes, das ſich mit ſtierem, angſtvollem Blick ihm entgegenhob. Und ohne zu fragen, wer Quint wäre oder aus welchem Grund er gekommen ſei, fing ſie ſogleich mit lauter herzzerreißender Stimme zu klagen an.

Sie lag ſeit Wochen hilflos und krank auf dem Stroh und konnte nicht arbeiten. Sie hatte vor einem halben Jahr, in einer ſtürmiſchen Herbſtnacht, ein Kind geboren, das, in einen hölzernen Trog gebettet, neben ihr an der Erde lag. Sie wies auf das Kind, als Emanuel ihr mit wenigen, tiefbewegten Worten ſein Mitleid zu erkennen gab, mit einer Gebärde grenzenloſer Verzweiflung hin und gab zu erkennen, wo der Gegenſtand ihres eigentlichen und letzten Jammers wäre.

Und wie ſich nun das weiße und ſommerſproſſige Antlitz des Narren über das ſchlafende Kind in dem hölzernen Troge herunterbog, ſahen die Brüder, wie ſich ſein Auge mit Tränen füllte. Und wirklich erkannte Quint ſogleich, daß jenes ausgemergelte nackte Weib auf dem Stroh die Wahrheit geſprochen hatte; denn dieſes ſchwer und fieberhaft atmende, arme Kind war über und über mit einem einzigen widerlichen und ſchrecklichen Schorf bedeckt, ſo zwar, daß man kaum zu glauben vermochte, wie es trotzdem noch am Leben war.

Der bärtige Mann und Familienvater ſagte nichts, aber man konnte ihm anmerken, daß er ein Bewußtſein, und zwar ein faſt feierliches Bewußtſein in ſich trug, von Gott einer auserleſen furchtbaren Prüfung gewürdigt worden zu ſein. War doch ſein linker Arm durch Gicht verkrüppelt, die er ſich in den Feldzügen 1866 und 1870 geholt hatte, und ſaß doch ein vierzehnjähriges blondes Mädchen, ſchmal und großäugig, an einer Garnſpule hinter ihm, mit hohlen Wangen und hektiſchen Tupfen. Er wußte, ſeine morſche Hütte, von Menſchen gemieden und vom Glück, war eine Lieblingsherberge für allerlei Krankheiten, Kummer und Not, die der Tod alljährlich beſucht hatte, um einmal den Vater, einmal die Mutter, fünfmal je eines ſeiner Kinder mitzunehmen auf den kleinen Friedhof unten bei der Kirche im Tal.

All dieſer Ernſt, all dieſes ſtrenge und nackte Elend verſetzte Quintens ganzes Weſen in ſüße, heimlich-hoffnungsfreudige Schwingungen, die auf einem Himmelsinſtinkt zu beruhen ſchienen, wonach der tiefſten Not die Hilfe Gottes am nächſten ſei: dies Wort in keinem irdiſchen, ſondern in einem tiefen, myſtiſchen Sinne genommen. Im Leid, im Mitleid, in der Liebe offenbarte ſich Gott. Er ſchien unter dieſen bangen und qualvollen Pulſen nur kaum wie unter letzten dünnen Schleiern verborgen zu ſein. Oft ſtieg dann vor Quint, ſich aus dem Dunſte der Martern gleichſam formend, das ſchwebende Haupt des Erlöſers hervor, mit der Krone aus Stacheln über der Stirn, von denen langſam Tropfen um Tropfen des heiligen Blutes über die Augen des Schmerzensmannes herunterrann.

Es war nun, als wenn immer dort, wo Quint im Bereich des Kummers erſchien, ſich ſogleich dieſer heimlich-hoffnungsheitere Zuſtand ſeiner Seele auf alle verbreitete, wodurch dann jeglicher arme Schächer ſein Nahen als eine Wohltat empfand, ſein Scheiden wie etwas Schreckliches fürchtete. Die Art der Erregung jedoch, von der die drei Bewohner der kleinen Baude befallen waren und die von den Brüdern Scharf geteilt wurde, war mehr als das Wohlgefallen an menſchlicher Güte und menſchlichem Troſt. Quint fühlte die Augen des Mannes, die Augen der Frau, die Augen des vierzehnjährigen Mädchens mit einem hungrigfragenden Glanze auf ſich ruhen, er ſah ein ſeltſames Beben der Hände, wie wenn Zweifel und Glaube, unter ſich ringend, dennoch bereits die Gegenwart eines erſehnten Wunders nahe empfinden. Er bemerkte dies wohl, und da er, was er mit kühlen Sinnen beobachtete, mit dem überſpannten Ausdruck und Ausruf der Brüder zuſammenhielt, der ihn noch eben überraſcht und betroffen gemacht hatte, geſtand er ſich ein, daß ohne ſein Zutun hier die Einfalt, die Angſt und die Lebensnot ſich in ſündliche Einbildungen unglaublichſter Art verſtiegen hatte.

Dieſe armen, unwiſſenden Menſchen, ſagte er ſich, halten mich am Ende in ihrem Fieberwahn wahrhaftig und wirklich für Jeſum Chriſtum, Gottes Sohn, aber anſtatt nun gleich wiederum das zu tun, was er ſchon einmal vergeblich getan

hatte, anſtatt zu verſuchen, den krankhaften Irrtum ſogleich
mit der Wurzel auszutilgen, ſchob er es auf und ließ es zu-
nächſt dabei bewenden. Ja, es ſchlug aus dieſem Irrtum etwas
urück in ihn, das ihn hilflos in das gleiche innere und auch
ußere Beben verſetzte, das er im Kreiſe des Elends wahr-
ahm, dahin er zu Gaſte kam.

Die Brüder Scharf, der ausgehungerte Veteran, der Schubert
ieß, und Martha, die vierzehnjährige Tochter, dienten ihm,
as heißt, ſie verſtändigten ſich mit Blicken und holten dann,
icht ohne beſondere Wichtigkeit, einige Vorräte aus dem
ellergelaß der Hütte herauf, die mit den Pfennigen der Ge-
rüder Scharf gekauft worden waren. Martha, die Reiſig zu-
ammengeleſen hatte, füllte das Loch des Ofens damit, wo
s luſtig erwärmend aufpraſſelte. Sie holte kaltes Gebirgs-
aſſer, in einer Topfſcherbe, von draußen herein und ſtellte
artoffeln ans Feuer, ein außergewöhnliches Feſtmahl für die
amilie, die ſich gewöhnlich mit einer Brühe aus Schalen be-
nügen mußte.

Es war aber noch etwas Köſtlicheres im Keller der Hütte
erborgen geweſen: nämlich Wein. Die Brüder hatten ihn
on einem zigeunerhaft häßlichen Menſchen gekauft, ohne zu
iſſen, daß jener ihn von Böhmen nach Preußen herüber-
hmuggelte: und dieſer Wein, eine Flaſche voll, ward nun
enfalls auf den Tiſch geſtellt.

Emanuel Quint beachtete alle dieſe Vorbereitungen für ein
hwelgeriſches Gaſtmahl nicht. Er hatte einen Schemel ans
ett des kranken Weibes gerückt und ſaß nun, ruhig ge-
ugten Hauptes, leiſen Tones auf ſie einredend. Es war
ine Spur von Scham, ihrer nahezu völligen Nacktheit wegen,
ihr. Der Mangel, vergebliches Ringen mit dem Elend,

Jahr um Jahr, hatte jene Luxusempfindung vollſtändig in ihr abgetötet. Emanuel Quint, der kinderreiche Familien kannte, die, um Kleider zu ſparen, oder weil ſie nur einige, von dem oder jenem abwechſelnd zu benutzende Lumpen hatten, nackt im Hauſe umhergingen . . . Emanuel Quint ward angeſichts dieſes Weibes doch von einer Empfindung geſtreift, die bewirkte, daß er ſoviel wie möglich vermied ſie anzublicken.

Oft hörte er gar nicht, was ſie ſprach, ſondern lag im Kampfe mit inneren Regungen, ſolchen, deren er glaubte in den letzten Wochen Herr geworden zu ſein. Dann kam es ihm vor, als ob dieſes Weib, deſſen Antlitz ſo abgezehrt war, daß ſie die ſchmalen Lippen über den Zähnen nicht ſchließen konnte, im üppigen Schmucke ihres aufgelöſten, rötlich barbariſchen Haarſchwalls, trotz ihres grauſigen Elends, verlockend ſei. Er ſchämte ſich bitter ſeiner Gedanken. Aber der makelloſe Glanz ihrer runden und ſchmächtigen Schulter, dem ſein Auge nicht wohl entgehen konnte, ſo wie der Perlmuttſchimmer des Körpers aus dem Stroh hervor, der die umgebende Dürftigkeit zu verhöhnen ſchien, machte ihn immer wieder unſicher. Er liebte das Weib. Er liebte ſie, weil er wie eine immer blutende Wunde das Leiden des Mitempfindens in ſich trug, weil jener im Kampf der Menſchen untereinander alles beherrſchende Haß in des Narren Bruſt keine Stätte hatte und alſo Menſchenhaß durch Menſchenliebe erſetzt worden war. Aber wie im Raum eines Schiffes die Waren voneinander getrennt liegen, die es über die Meere trägt, in beſonderen Räumen, durch Wände geſchieden, und wie ſie bei Sturm zuweilen durch die Wände, eins ins Bereich des anderen durchbrechen, ſo trat auch jetzt in der Seele Quints etwas Ähnliches ein. Nämlich wenn wir mit anderen Menſchen die Unterſcheidung zwiſchen himmliſcher Liebe und irdiſcher machen, ſo müſſen wir ſagen, daß die irdiſche Liebe des Narren heimlich in das rein getrennte Gebiet der himmliſchen brach, wenngleich es ihm ſchien, als wäre dadurch dieſe himmliſche erſt recht zu ihren Himmeln geſteigert worden.

Das arme Weib erging ſich in Anklagen und zwar, was für Emanuel bitter zu hören war, nicht gegen Menſchen, ſondern vielmehr gegen Gott. Sie erzählte teilweiſe ihre Lebensgeſchichte, das heißt nichts anderes als die Geſchichte ihrer ununterbrochenen Lebensnot, und dem armen Narren ſchoß der Gedanke durch den Kopf: wie ſie denn überhaupt von einem anderen Zuſtand, einem glücklichen, etwas wiſſen und daran verzweifeln könne. Sie hatte als Kind die furchtbaren Quälereien einer dem Trunk ergebenen Mutter zu dulden gehabt und oft unter übermäßiger Arbeit zuſammenbrechend, Dinge mit angeſehen, die ihre Erinnerungen dermaßen vergifteten, wie ſie vor Zeiten die Kräfte ihres Verſtandes unterwühlt hatten. Jegliches Unflätige, jegliches Viehiſche hatten Mutter und Vater von ihr verlangt und wie Kröten vor ihren Augen verrichtet. Die Mutter blieb endlich, zum Glück der Tochter, auf Bettel und Trunk immer länger und länger aus, ſo daß nun wenigſtens wochenlang Ruhe herrſchte, und die Wände der engen verfallenen Hütte nicht mehr von Gezänken widerhallten und von wildeſter Schlägerei.

Inzwiſchen aber war der Vater zum Liegen gekommen, wie man ſagt, und vermochte nicht mehr mit ſeinem Leierkaſten auf den Kammweg hinauszugehen, wo die fremden Touriſten vorüberſtrichen, und damit ward dem Mangel die Haustür erſt recht aufgetan und der nagende Hunger war neben der Krankheit ein ſtändiger Einlieger geworden. Pflege des Vaters, Ernährung ſeiner und der Geſchwiſter hatten von da ab auf ihren Schultern gelegen, den Schultern der Elfjährigen, bis eines Tages nach vielen Martern der Vater kalt, im Lichte der Winterſonne, auf ſeiner vermoderten Strohſchütte lag.

Nun waren die Flüche verſtummt, mit denen die Seele des Alten ſich immer wieder entlud und die das Kind zu raſtloſer Arbeit gepeitſcht und in der Hölle gebunden hatten, aber jetzt tauchte die Mutter auf, das heißt, ſie erſchien im Wahnſinn der Trunkenheit nachts vor der Hütte, Einlaß und Geld fordernd.

Zitternd öffnete ihr das Kind!

Die betrunkene Frau erkannte den Tod im Antlitz des Abgeſchiedenen nicht. In deliranten Wahnvorſtellungen befangen, nahte ſie ihm, verſpottete ihn und beſchimpfte ihn. Sie geriet in immer ſteigende Wut hinein und vergriff ſich am Ende raſenderweiſe an dem Leichnam, ſein Antlitz durch Backenſtreiche entwürdigend. Schließlich fiel ſie, rot und gedunſen, Schnapsdunſt um ſich verbreitend, neben dem Toten aufs Lager hin, wo ſie bewußtlos liegen blieb, die Nacht bis zum ſpäten Morgen durchſchnarchend.

Immer eifriger legte das Weib, unter mühſamen Atemſtößen, vor Quint ihre Beichte ab, wozu das Stroh ihrer Bettſtatt, auf dem ſie ſich unruhig hin und her wälzte, gleichmäßig kniſterte. Es kamen nun ihre Leiden als Jungfrau und Weib. Es kamen die Leiden des Gebärens, des letzten Kindbetts, vor kaum einem halben Jahr, von dem ſie ſich, in Wochen vernachläſſigt, bis jetzt nicht wieder erhoben hatte. Und immer klang ihre Frage: warum? warum alle dieſe Leiden auf ſie gehäuft wären? Es hieße doch, meinte ſie, daß ein gütiger Gott im Himmel ſei.

Ob es denn wahr wäre, fragte ſie weiter, was ihr Mann zu erzählen nicht müde werde: nämlich, daß der Heiland noch einmal erſcheinen wolle in der Welt und tauſend Jahr darin eitel Glück und Freude verbreiten? Sie glaube es nicht. Sie habe, ſprach ſie, zu oft immer wieder geglaubt und ſei doch immer betrogen worden. Es käme ihr vor, als ob das Gerede von Glaubenſollen und Beſſerwerden nichts als Lüge ſei. Schubert, der Mann, trat nahe herzu, um ihr mit wenigen, ernſten Worten die Sünde des Unglaubens zu verweiſen.

Wie gerne hätte nun Quint dem armen blutflüſſigen Weibe geſagt: ſtehe auf und wandle! oder auch nur: trage das Joch, das ich dir auflege, mein Joch iſt ſanft, meine Laſt iſt leicht. Aber in ſeinem Innern herrſchte dieſe Überzeugung längſt nicht mehr. Schon vor ſeiner erſten Narrenpredigt auf dem Markte zu Reichenbach hatte ihm bereits der Heiland der Bergpredigt vorgeſchwebt, und: nehmt euer Kreuz auf euch! war ihm die Loſung geweſen. Freilich begriff er damals dieſe Loſung noch nicht, wie er ſie ſpäter verſtehen lernte.

Wie hätte Quint dieſem unter der Rute der Trübſal ächzenden Weibe, das: „nimm dein Kreuz auf dich!“ predigen ſollen? ihr, deren hungrige Augen, zu ihren Worten in Widerſpruch, allen Sättigungen des himmliſchen Paradieſes entgegenflehten. Wie konnte er dieſer Armen ſagen, was er ſich ſelbſt immer zurief: verleugne dich ſelbſt! oder: dein Leiden iſt Lohn! hoffe keinen anderen! der Lohnſüchtige iſt eben der Menſch in der Welt, der alles Böſe immer wieder hervorbringt! der Lohnſüchtige iſt des Menſchen Wolf! ſei du der Wolf nicht, den der Böſe in die Hürden der Menſchheit losläßt! ſei das Lamm! ſei Gotteslamm! ſei das geduldige Schaf unter den Händen des Scherers und des Schlächters? — Nein, alles dieſes behielt er für ſich, und er konnte nicht anders, als ihre Hoffnung auf einen gerechten Ausgleich, einen himmliſchen, jenſeitigen anzufachen und aufzunähren.

Während des Eſſens blieb der Narr ſtumm und in ſich gekehrt. Dieſes Weib, ſo erwog er bei ſich, wird das irdiſche Paradies der Zukunft nicht ſehn. Keiner von uns. Wir haben uns hinzugeben ohne Hoffnung auf Anteil, als Beiſpiele, als aufopfernde Bauleute einer Kirche, die wir ſelbſt nicht betreten werden. Nicht für Gott, dachte Quint weiter, mich zu opfern, treibt mich der Durſt! ſondern mit Gott und in Gott, nach Jeſu Beiſpiel, für den Menſchen! Der Menſch, des Menſchen Sohn, er iſt es allein, dem meine irdiſchen Kräfte, ohne Rückhalt, in Liebe, ſich darbieten.

Aber die Brüder Scharf und der Weber Schubert ahnten von ſolchen Betrachtungen nichts. Dieſe beſchränkten und armen Menſchen lebten innerlich ganz in ihrem feſten, gläubigen Wahn, der wie jedweder Wahn für den Nüchterndenkenden ſchwer zu begreifen iſt. Es kommt von Zeit zu Zeit über die alte Welt ein Verjüngungsgefühl, verbunden mit einem neuen oder erneuten Glauben, und gerade zu jener Zeit, um das Jahr 90 verwichenen Säkulums, ſchwamm neuer Glaube und Frühlingsgefühl in der deutſchen Luft. Es war ein Rauſch, deſſen Urſachen vielfältig waren und ſpäterhin zu erörtern ſind. Genug: zu wiſſen, daß dieſer Rauſch bis in die entlegenſten Winkel des Landes drang und, ich möchte faſt ſagen, das Blut der Menſchen blühen machte — und daß er auch unvermerkt die Brüder Scharf mehr und mehr vom Boden der nüchternen Wirklichkeit entfernen half.

Der ungeheuere Wahn, als die erſten der Gemeinſchaft mit Gott, bei ſeiner Wiederkunft in die Welt, gewürdigt zu ſein, erfüllte ihr waches Leben, gleichwie ihre nächtlichen Träume, mit einer ſchwer zu bemeiſternden Trunkenheit. Während ſie nun aber aßen und tranken, konnten ſie dies gebändigte Glück nicht ferner in ſeinen Feſſeln zurückhalten, und es tat ſich, trotz der Gegenwart Quints, hervor in Selbſtgerechtigkeit und in Übermut.

In ihren Reden, die ſie mit heiſeren, immerhin noch gedämpften Stimmen vorbrachten, war nicht die Erlöſung aller das Wichtige, ſondern vielmehr die Verfluchung der Schlechten, das Gericht! nicht ſo das Verzeihen, als die Rache! nicht ſo das Leiden um Jeſu willen, als um des erduldeten Leidens willen der Lohn. Mit Schrecken geſtand ſich Quint, wie weit dieſe, ſeine einſtweilen treueſten Jünger, vom Reiche Gottes, wie er es erſehnte, entfernt ſeien.

Die Nähe des Tauſendjährigen Reichs, das die Erde zum Paradieſe umwandeln ſollte, beſchäftigte ſie, und es war zu merken, daß ſie auf neue Leiden vor dem Eintritt des Millenniums der Glückſeligkeit nicht mehr rechneten. Zwar ſpukte die Offenbarung Sankt Johannis mit allen ihren Schrecken in ihnen, aber ſie waren ja ihrer Meinung nach unmittelbar in des Heilands Schutz. Sie ſtellten ſich vor, wie dieſer zur Rechten des Vaters herniederfahrend Gerichtstag hielt und wie er die Schafe von den Böcken abſonderte, und es befreite ſich ihre Wut gegen alle jene Mächte der Zeit, die ſie für gottlos hielten und denen ſie die ganze ungeheuere Summe des Erdenjammers ins Schuldbuch ſchrieben.

In dieſer Beziehung dachten ſie an das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus, und wie dieſer endlich im Himmel luſtwandelte, während der reiche Mann im ruſſiſch-türkiſchen Bade der Hölle durſtete. Daß jenen durſtete, tat ihnen wohl. Und wie der Wein und die Speiſen ſie anregten, ſtießen ſie nach und nach eine nicht geringe Anzahl ihrer Mitmenſchen: den Müller des Dorfes, in dem ſie gelebt hatten, den Pfarrer, den Barchenthändler, für den ſie am Webſtuhl geſchwitzt hatten, und manchen anderen lieben Nächſten zu dem gepeinigten Reichen in die ewige Flamme der Hölle hinab.

Quint dachte daran, die Scharfs mit harten Worten zu ſtrafen. Er beſann ſich jedoch und erwog, wie weit, ſeit der Trennung von ihnen, die Kluft zwiſchen ihnen und ihm geworden war. Er hielt ſich zurück und dachte, daß dieſe Menſchen, obſchon erwachſen, in einem gewiſſen Sinne doch Kinder wären, die man von Stufe zu Stufe zur Wahrheit hinanführen müſſe, ſollten ſie anders fähig werden, ſie zu begreifen. Überdies: wir wollen es rund heraus ſagen, Quint grauſte ein wenig vor ſeiner eigenen neuen Wahrheit. Er fürchtete ſich. Sie frei zu bekennen war nicht ganz in ihm der volle ſichere Mut vorhanden.

Und plötzlich, er wußte kaum wie und warum, fing der Narr vom „Geheimnis des Reiches Gottes" zu reden an, hiermit unwillkürlich einen Ausdruck des Heilands aufgreifend. Mit ſorglicher Schonung des Jüngerwahns machte er dadurch ihre, das nahende Reich betreffenden, Meinungen und Erwartungen unſicher, ſo dad die Männer ſchließlich verdutzt zurückblieben, als Quint ſich erhob und auf den leeren Dachboden der Hütte zur Ruhe ging.

Emanuel hatte nur wenig geſchlafen, als er wieder erwachte, mit dem kleinen Bibelbuch in der Hand in den Mondſchein des Dachfenſters trat und mühſam Bibelſtellen entzifferte. Dann ging er ruhelos langſam auf und ab, der ganzen Länge des Dachfirſtes nach, dem Geheimnis des Gottesreiches nachgrübelnd. Plötzlich drang aus dem unteren Zimmer Geſchrei herauf, und gleich darauf knarrte die Stiege heftig. Anton Scharf, der im Hausflur geſchlafen hatte, erſchien und bat inſtändig, Quint möge herabkommen.

Als Quint in das untere Zimmer trat, ſchrie der Säugling in ſeinem Troge laut. Die Frau an der Strohſchütte rang ihm beide Arme entgegen, heftig weinend und Hilfe erbittend. Der alte Schubert, der im Webſtuhl ſaß, hielt etwas in ſeinen Armen feſt, das ſich in konvulſiviſchen Windungen regte. Martin Scharf ſtand ratlos dabei, einen qualmenden Lichtſtumpf in der Hand.

„Sie hat wieder ihren Krämpfeanfall bekommen", ſagte der ältere Scharf. Nun erkannte Quint, daß es die vierzehnjährige Martha war. Er nahm das Licht aus den Händen Scharfs. Sobald der Schein ihr entſetzlich verzerrtes Antlitz nahe berührte, fauchte und ſprudelte ſie wie eine Katze danach. Aber ſie wachte nicht auf, ſondern verharrte durchaus in Bewußtloſigkeit, und alle erſchraken, als unerwartet ein wildes tieriſches Heulen aus ihrer nackten und ſchmalen Bruſt erſcholl, wild und dem eines Hundes nicht unähnlich, und als ſie darauf mit raſender Überſtürzung Gott, den Heiland und alle Engel zu verfluchen begann.

Quint fühlte, was man von ihm erwartete, aber auch ohne das war ſein ganzes Weſen, Hilfe zu bringen, innigſt geneigt. Ganz inſtinktiv tat er ſogleich dasjenige, was, ſofern man jemand aus einem Schlafe erwecken will, gebräuchlich iſt, und erhob, nachdem er Waſſer vom Brunnen erbeten hatte, die eigene Stimme laut, mit ſtrengen Worten auf Martha einredend.

Wahrſcheinlich hatte nun der Anfall an ſich und in ſich ſein Ende erreicht, doch es konnte nicht fehlen, daß, als ſich Friede und Schlaffheit durch den Körper des jungen Mädchens verbreitete, dies für die Glaubenswilligen ein neuer Beweis für die Wunderkräfte des Narren war. Und in der Tat, als jener ſich ſchweigend wieder entfernt hatte und zwar, für ſich, in die eiſige, klare Mondnacht hinaus, das Mädchen aber ruhig ſchlummernd zur Seite der Mutter lag, hielten die Männer noch bis in den Morgendämmer hinein Geſpräch miteinander, vom vermeintlichen Wunder völlig durchdrungen.

Martha erwachte erſt ſpät am Nachmittag, und was ſie erzählte, war wiederum dazu angetan, die Einbildungen des kleinen Kreiſes anzufachen. Es lag über ihr eine ſtille und ſelige Feierlichkeit, nach deren Urſache ausgefragt ſie glatthin behauptete, ſie habe Jeſus, den Heiland und zwar umleuchtet von himmliſcher Glorie mit allen Wundenmalen im Traum geſehen.

O Jeſu, ſüßes Licht,
nun iſt die Nacht vergangen.
Nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Solche und ähnliche Verſe ſang das Mädchen von jetzt ab beſtändig vor ſich hin, welche Hausgeſchäfte ſie immer verrichtete.

Fünftes Kapitel

Man hat erlebt, wie ein gewiſſer Wahnſinn wie Brand oder Meltau im Korn, oder wie phyſiſche Anſteckung, in weiten Diſtrikten um ſich greift, und ſo hatte auch hier in dieſer entlegenen Gegend ſich bald das Gerücht verbreitet, daß, wenn nicht der Heiland ſelbſt, ſo zum mindeſten ein Apoſtel! wenn kein Apoſtel, ſo doch mindeſtens ein heiliger Mann! wenn kein heiliger Mann, ſo doch mindeſtens ein Wunderdoktor erſchienen wäre! — und ſo fand Emanuel am dritten Morgen das Haus von einem Gewimmel breſthafter Menſchen umlagert. Um das aber glaubhaft zu finden, muß man in Rückſicht ziehen, welche Bedeutung der Laienarzt, der Schäfer, die weiſe Frau mit den Sympathiemitteln noch immer im Bereich des gemeinen Mannes hat.

Zufälligerweiſe war es der erſte Pfingſtfeiertag, der die Verſammlung ſo vieler lahmer und blinder, huſtender, fiebernder und ächzender Menſchen ſah. Es waren Weiber wie Männer, Kinder, Leute bei guten Jahren und Greiſe darunter. Die Sonne ſchien warm auf das kahle ſteinige Feld herab, und da Martha, die den ſeltſamen Zuſtrom zuerſt bemerkte, die an ſich nicht ungeduldigen Leute ruhig zu warten veranlaßt hatte, ſaßen ſie ganz geſittet auf den zerſtreuten Blöcken Granits umher und harrten des wundertätigen Arztes.

Es führte aber in nächſter Nähe einer jener Pfade vorbei, die angelegt ſind, um wanderluſtigen Bewohnern der Täler und Ebenen, Städte und Dörfer die herrliche Bergwelt zu erſchließen, und heute, als am erſten Pfingſtfeiertage, waren alle dieſe Pfade ſchon früh von heiteren, frühlings- und wanderfrohen Menſchen belebt. Einige dieſer Leute blieben nun auf dem nahen Wege verwundert ſtehen, um das ſeltſame Lager zu betrachten. Nach einiger Zeit bemerkten ſie, wie jemand aus der windſchiefen Hütte ins Freie trat, und gleich darauf eine allgemeine Bewegung unter den Wartenden.

Emanuel Quint hatte mit äußerer Ruhe und heimlichem Herzklopfen durchs Fenſter die Menge der Hilfebedürftigen wahrgenommen und ſchließlich den Weber Schubert hinausgeſandt, damit er den Leuten ſagen ſollte, Quint ſei nur ein armer Mann wie ſie und durchaus nichts weniger als etwa ein Wundertäter. Und als nun die Leute den ihnen bekannten Weber umringten, tat er, wie ihm befohlen war, aber doch nicht auf eine ſo überzeugende Art, daß es den feſten Glauben der ihn Beſtürmenden irgend beirrt hätte. Sie traten vielmehr in dichten Schwärmen bis an die Fenſter des Hauſes heran: Weiber hoben mit viel Geſchrei ihre Säuglinge vor die Scheiben, Männer zeigten ihr hinkendes Bein, und viele Zeigefinger waren gleichzeitig auf die Augen von Blinden gerichtet, deren Heilung zugleich mit wilden Schreien erbeten ward.

Da trat der Narr mit einem ſtillen und feſten Entſchluß plötzlich in den Andrang der Mühſeligen und Beladenen mutig hinaus, die ſogleich die Falten ſeines zerſchliſſenen Rockes, ſowie ſeine Hände und nackten Füße mit Küſſen bedeckten. Die Fremden ſahen, wie der lange, groteske Menſch eine Zeitlang hilflos, wie auf einer Woge des Elends ſchwamm. Dann aber gelang es den Brüdern Scharf, einen Raum zwiſchen ihrem Idol und der ſinnloſen Menge frei zu machen. Es war nun für Quint kein anderer Ausweg möglich, als daß er mit lauter Stimme das Wort ergriff und zu der ganzen Verſammlung redete.

Was aber der Inhalt ſeiner Predigt war, wird von denen, die ſie gehört haben wollen, nicht einhellig dargeſtellt. Auch mengte der Narr im Feuer des Augenblicks wohl allerlei widerſprechende Dinge zuſammen, wie ſie aus eigenem Denken und Bibelerinnerungen auf ſeiner Zunge zuſammenſtrömten. „Was ſeid ihr gekommen zu ſehen?" fing er etwa zu rufen an. „Wollt ihr einen Arzt ſehen? Ich bin ein Kranker und nicht ein Arzt! Wollt ihr einen Menſchen in ſchönen Kleidern ſehen? In beſſeren Kleidern als jene ſind, die eure kranken Glieder bedecken? Wahrlich, ich bin ſo ſchlecht bekleidet denn ihr. Die aber in guten und weichen Kleidern gehen, wohnen geruhig in ihren Paläſten! Wollt ihr einen Propheten ſehen, der die Sünden der Welt verflucht? Ich bin nicht gekommen, um zu verfluchen! Wolltet ihr einen Menſchen ſehen, der mehr iſt denn ihr: ein Meiſter der Kunſt, ein Meiſter der Schrift? Wiſſet, ich bin ganz ungelehrt und bin weniger denn ihr! Ich kann weder Kranke heilen, noch Tote erwecken, außer von geiſtlicher Krankheit und geiſtlicher Not, und wenn ihr dergleichen wünſcht und erbittet, ſo wird euch vielleicht geholfen ſein. Ich habe eine Taufe empfangen, eine Taufe mit Waſſer! ich aber kann nicht mit Waſſer taufen, meine Taufe geſchieht durch den Geiſt." — Die Brüder Scharf und den Weber Schubert anblickend, fuhr er fort: „Des Menſchen Sohn iſt nicht in die Welt gekommen, die Seelen der Menſchen zu vernichten. Er iſt auch nicht in die Welt gekommen, das Joch von dieſen Schultern auf jene, die Laſt vom Rücken der Guten auf die Rücken der Böſen zu tun, ſondern er ſelber will alle Laſten auf ſich nehmen. Wer Ohren hat zu hören, der höre: Jeſus der Heiland, ihr nennt ihn wahrhaftig mit Fug den Gottesſohn. Gott aber iſt Geiſt! Jeſus ward aus dem Geiſt geboren! Es ſei ferne von uns und von euch etwa anzunehmen, Gott ſei ein Leib und es habe ein irdiſcher Leib ſeinen leiblichen Sohn hervorgebracht. Was aus dem Geiſt geboren iſt, das iſt Geiſt. Tretet in die Geburt des Geiſtes, ſo ſeid ihr in der Wiedergeburt! Geiſt iſt der Vater, Geiſt der Sohn und auch ich bin vom Geiſt wiedergeboren! Wohlan ich zögere nicht, euch dies zu verkünden: wer aus dem Geiſte wiedergeboren iſt, der iſt Gottes Sohn. Ich bin Gottes Sohn ſo verſtanden. Aber auch ihr, ein jeder von euch, kann durch die Wiedergeburt eben das werden, was ich bin, ihr alle könnt Gottes Kinder werden."

Im Innern der Hütte hatte das kranke Weib und die kleine Martha durchs offene Fenſter die Predigt des blinden Blindenleiters mit angehört, und hatten ſie ebenſowenig verſtanden, als irgend einer unter denen, die ihr dort draußen andächtig zuhörten. Sie hatten, vom Klange der lauten und innigen Stimme Emanuels ergriffen und aufgeregt, der Worte wenig geachtet, die er hervorbrachte, noch weniger ahnten ſie etwas von ihrem Zuſammenhang. Alle, und auch die Brüder Scharf, fanden ſich nur an das, was ſie aus der Bibel wußten und kannten, erinnert, und dieſe, die Brüder, lebten durchaus nur in ihrem eigenen Wahn, den ſie durch das gefährliche Wort Emanuels: „ich bin Gottes Sohn" auf unerhörte Weiſe beſtätigt fanden. Wie Quint, das heißt, in welchem Sinne, er eine Gotteskindſchaft behauptet hatte, vermochten ſie nicht in Rückſicht zu ziehen.

Als Quint ſeine Predigt beendet hatte, ſtürmte die Menge heulend und flehend auf ihn ein, einer immer den andern zurückſtoßend. Der Blinde ward zum Stolpern gebracht. Säuglinge ſchrieen, während die Mütter unflätig aufeinander loskeiften. Nahe vor den Augen des Narren fuchtelten Stümpfe von Armen, verkrüppelte Hände, Stöcke und Krücken minutenlang, es begann ein entſetzliches Katzbalgen, wobei das immer wieder verſuchte zur Schau ſtellen ekelhafter Gebreſten beſonders entſetzlich zu ſehen war. Der Narr erſchrak! Was waren hier Worte?

Nachdem er eine Zeitlang vergebens verſucht hatte, Ordnung in die entfeſſelte Menge zu bringen, zog er ſich in die Hütte zurück, wo er aber von der Frau ſeines Wirtes auf eine Weiſe empfangen wurde, die ihn noch mehr als der Anſturm der Menge hilflos fand. Mitten im Zimmer kniete das Weib. Sie hob ihre Arme empor und betete. Sie ſah ihn, Gebete murmelnd, mit irrſinnig leuchtenden, gläubigen Augen an, während Martha mit zitternden Lippen am Ofen ſtand und ſichtlich ergriffen die Hände faltete. Bei alledem fühlte der Narr eine ſchwere Verwirrung in ſich aufſteigen, verbunden mit einer Verſuchung, die ſchwerer als irgend eine der früheren war. Um ihn her erhob ſich ein Wahn, der, einem gewaltigen, aus der Erde dringenden Sturme gleich, etwas Unwiderſtehliches an ſich hatte. Es wuchs eine ſchreckliche Macht um ihn, von der er nicht wußte, ob er ſie ſelbſt oder wer ſonſt ſie entfeſſelt hatte, eine Glaubensgewalt, die ihn, wie die Welle eines Bergbachs das dünne Reis, erhob und unaufhaltſam mit ſich riß. Nun, wird man ſagen, er war ein Narr, und alſo nahm er ſich wohl ohne erheblichen Widerſtand für das, wofür ihn die Leute in ihrer Torheit hielten: nämlich, wenn nicht für Gottes Sohn, ſo doch für einen mit übermenſchlichen Kräften ausgeſtatteten Wundermann. — Gewiß, er faßte ſich an die Stirn, er ſtellte an ſich in der Stille Fragen, ob er nicht etwa wirklich mehr, als er ſelber wiſſe, ſei: aber dann ſtieß er doch mutig alles aus dem Bereich ſeines Geiſtes hinaus, was ihn zu einem überheblichen Selbſtbewußtſein bereden wollte.

Und alſo wandte er ſich mit Schmerzen, wenn nicht mit Abſcheu, von dem faſt nackten Körper zu ſeinen Füßen und den verzückten Blicken ab, die ihn läſterlich anbeteten, und entfernte ſich durch die Hintertüre des kleinen Hauſes eiligen Schrittes, fluchtartig über die Bergwieſen, ſo daß er der lärmenden Menge und denen im Haus, die nach ihm ſuchten, plötzlich unauffindbar entſchwunden blieb.

Zwei junge Männer, jugendliche Touriſten, hatten Emanuel Quint davonlaufen ſehen und waren ihm, da ſie von allem, was ſie erblickt und gehört hatten, wie durch etwas ungeheuer Abenteuerliches ſich berührt fanden, nachgefolgt. In ziemlicher Ferne gelang es den beiden ihn einzuholen. Sie grüßten freundlich und ſprachen ihn an.

Es waren zwei Brüder Haſſenpflug aus dem Münſterſchen, zwei „Zigeuner", im Anfang der zwanziger Jahre ſtehend, die meiſt von geborgten Groſchen lebten, in Berlin eine Zeitſchrift herausgaben, die niemand las: kurz Schwärmer, Dichter und Sozialiſten. Sie ſahen in Quint einen guten Fang.

Die Menge Fragen, mit denen ſie ihn im Anfang beläſtigten, ließ er, ſie dagegen nur groß und forſchend betrachtend, vorübergehen. Es wäre ihm auch meiſt nicht leicht geworden, zu antworten. Was war zum Beiſpiel ein Sozialiſt? Er wußte nicht, ob er ein Sozialiſt wäre!

Er hatte auch nichts von Anarchismus und ruſſiſchem Nihilismus gehört. Auch nichts von einem Buche des Herrn von Egidy: „Ernſte Gedanken". Zuweilen überzog, aus Scham über ſeine Unwiſſenheit, dunkle Röte ſein Angeſicht.

Aber nachdem alle drei eine halbe Stunde und länger in der dünnen Luſt der Kammhöhe miteinander gewandert waren, hatte ſich zwiſchen ihnen eine Art von Vertraulichkeit erzeugt. Mit lebhafter Neugier erkannte Quint in dem, was ſeine Begleiter nach und nach auf eine ſektiereriſch eifrige Weiſe vorbrachten, eine ihm völlig neue Welt, die er mit hungrigem Geiſte auffaßte und mit ſcharfem Blick zu durchdringen ſich Mühe gab.

Das äußere Weſen der Brüder Haſſenpflug behagte ihm nicht. Der eine und ältere von den beiden gefiel ſich in einer ſpöttiſchen Luſtigkeit, womit er die Äußerungen des jüngeren Bruders meiſt begleitete. Wenn dieſer von Freiheit, von Recht auf Glückſeligkeit, von einem allgemein harmoniſchen und ſorgenloſen Daſein ſprach, von der künftigen Vollkommenheit, zu der ſich der Menſch entfalten würde, ſo hatte Quint den peinlichen Eindruck, der andere ſei völlig beherrſcht von Unglauben und bezweifle alles das. Aber wodurch die drei auf gleichem Boden ſtanden, das war ihre Jugend, war die Liebe zu einer unbekannten und erſt noch zu erobernden, wirklichen Welt, in die ſie hineingeſetzt waren, und die den zur Mannesreife langſam erwachenden Jünglingen nun nach und nach ihre Wunder erſchloß.

Seltſam, wie ſehr der Geiſt einer geweckten Jugend in dieſen Lebensaltern ſich außer- und überweltlich dünkt und doch mit jeder Regung im Irdiſchen wurzelt. Sie ſelber zwar wußten nicht, wie über jeden Begriff köſtlich und herrlich die Welt ihnen erſchien, und würden, hätte man ihnen das vorgeſtellt, geleugnet haben. Die Brüder Haſſenpflug hätten ſicherlich Schopenhauer zitiert und mit Marx und Engels Kritik geübt an den verrotteten, menſchlichen Zuſtänden. Sie hätten vielleicht mit Bellamy oder anderen hingewieſen auf einen ſozialiſtiſchen Zukunftsſtaat, auf zu erſtrebende, paradieſiſche

Zuſtände, ohne zu ahnen, daß irgend ein höheres Glück ſich auszudenken, als das der Jugend, in der ſie lebten, ihnen unmöglich geweſen wäre.

Emanuel Quint, der unter Verachtung, Not und Entbehrung ganz anders wie ſeine Begleiter gelitten hatte und älter war, ſtand doch, wie dieſe, in einem ſchäumenden Jugendrauſch. Und wenn wir den ganzen Ernſt ſeines ſonderbaren Geſchicks und den feſt beſtimmten, kurzen Weg ſeines arg verfehlten Lebens bis an ſein Ende in Rückſicht ziehen, ſo müſſen wir dennoch ſagen, es war der Reichtum an junger, überwallender Liebe, den auszugießen, und ſei es mit ſeinem Blute zugleich, unſtillbar heißes Verlangen ihn zwang.

Als Karl, der jüngere Haſſenpflug, die Bemerkung gemacht hatte, wie er dem eigentümlich würdevollen Weſen des Narren nur ſelten eine karge Äußerung abringen konnte, gab er ſich ſeine Antworten ſelbſt. Und ſo erfuhr Emanuel Quint nach und nach etwa dieſes:

Es habe ſich, und zwar in faſt allen Ländern der Erde, die ganz beſtimmte Überzeugung verbreitet, die ungerechte Geſellſchaftsordnung, wo ein kleiner Teil der genießende, der weitaus größere aber der leidende ſei, ſtehe unmittelbar vor dem Untergang. Auch ihm ſei keineswegs zweifelhaft, daß die große ſoziale Revolution in kurzer Zeit, die vielleicht nur nach Monaten zähle, beſtimmt zu erwarten ſei. Der dritte Stand, der Stand der Arbeiter, der Stand der ſogenannten Proletarier, werde die Revolution hervorrufen. Er bilde bereits durch faſt alle Staaten des Erdballs hindurch eine große Partei. Der Wahlſpruch dieſer Partei aber heiße: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Sie werde, ſobald ſie zur Herrſchaft gelange, zunächſt einen ſchlimmen Götzen zertrümmern: nämlich den Moloch des Kapitals! und die Folge davon werde dieſe ſein: daß jeder die Frucht ſeiner redlichen Arbeit genießen, ſtatt ſie durch Räuberhände der Reichen einbüßen werde.

Dieſer große Augenblick der Befreiung werde die Folge eines natürlichen ſozialen Prozeſſes ſein, eine Art Zerfall der modernen Geſellſchaft, naturgemäß, wie eine überreife Frucht verfault und zerfällt. Nun gäbe es aber Leute, die wollten nicht warten, und dieſe arbeiteten mit gewaltſamen Mitteln, Revolver und Dynamit auf das Ende hin. In dieſen Leuten, ſagte Karl Haſſenpflug, nehme die Wut des Unterdrückten entſetzliche Formen an. Ihr Wahlſpruch lautet: Krieg bis aufs Meſſer! Der Ordnungsbeſtie kein Pardon! Und er las Emanuel Quint einen anarchiſtiſchen Aufruf vor, der förmlich vom blutigen Atem der Rachſucht rauchte.

In dieſem Aufruf, der die Hinrichtnng eines Anarchiſten auf der Place de la Roquette zu Paris als Mittel zur Aufreizung verwertete, wurden die Vertreter der geſetzlichen Mächte Ordnungsbande, Schweinebande, Hunde- und Mörderbande, Hallunken und Schufte genannt, ſo daß mit dieſen Ausbrüchen verglichen dem Narren die feindlichen Äußerungen der Brüder Scharf gegen die Wohlhabenden und Beſitzenden wie ein lindes Säuſeln der Güte erſchienen. Aber ihn kam ein Grauſen an. Und indem er ſich ruhig dem Sprecher zuwandte, ſagte er, ſo daß es die Brüder Haſſenpflug wie etwas unendlich Naives berührte: ſo gewiß ich ein Armer unter den Armen bin, dieſe ſind ferne vom Gottesreich.

Von nun an waren die Brüder bemüht, den originellen Landſtreicher nach ſeinen geheimen Marotten auszuforſchen. Sie waren ungeheuer erſtaunt geweſen, bei einer Pfingſtwanderung auf einen ſolchen Menſchen und einen Vorgang zu ſtoßen, der wie aus dem Neuen Teſtamente herausgenommen erſchien. Sie wußten recht gut, wie überhaupt die Kreiſe der jugendlich Intellektuellen von damals es wußten, daß im Volke der Mutterboden für alles urſprünglich Junge und Neue iſt. Und hier, in einer Gegend, die, von den großen Verkehrswegen des neuen Euraſiens abgelegen, fremd für ſie war, trat ihnen überall ein ganz unberührtes Volkstum entgegen. Sie gehörten zu jenen, denen die europäiſche Einheitsbildung Verflachung war. Mit Spannung aber und Wiſſensdurſt ſuchten ſie überall in das abgeſchloſſene Kaſtenbereich der niederen Stände einzudringen, als müßten dort Quellen der Offenbarung fließen, die im Bereiche des kultivierten Geiſtes verſiegt waren.

Sie brachten nun das Geſpräch auf ein anderes Gebiet. Sie ſagten ſich, weil dieſer Menſch einen ſolchen Zulauf von Kranken hatte, ſo müſſe ein Wundertäterwahn oder der hypochondriſche Glaube an irgend ein Heilmittel, das er vielleicht ererbt hatte, in ihm ſein. Aber ſein Vater war nicht Schäfer geweſen, noch hatte er irgend ein Büchelchen mit Rezepten geerbt, vielmehr hörte man hinter den wenigen, ſchlichten Worten, die er ſprach, nur immer wieder die Blätter des Buches der Bücher rauſchen. Und es war nicht die Rede von irgend einer, wenn auch noch ſo geringen therapeutiſchen Einbildung.

Er ſagte: ich habe nichts mit den Leiden des Körpers zu ſchaffen. Weſſen Körper leidet, den mache ich nicht geſund! Weſſen Körper geſtorben iſt, den kann ich nicht aufwecken, ich bin nur ein Arzt der Seele, die nie ſtirbt. Ich ſehe, die Menſchen leiden Not. Ich ſehe, ſie wollen die Not überwinden. Ich kenne die Hoffnung, von der ſie zehren, auf endliche Überwindung der Lebensnot. Ich ſelbſt bin in Not. Ich weiß auch, wie bitter es iſt, das tägliche Brot zu entbehren, Hunger zu leiden. Aber der Menſch lebt nicht vom Brot allein, ſondern er lebt von ſolchen Worten, die durch den Mund Gottes gegangen ſind. Ihr ſagt, fuhr er fort, daß die Arbeiter auf der ganzen Erde einen Zuſtand erſtreben und nahe vorausſehen, wo jeder die Frucht ſeiner Arbeit genießen wird. Ich aber ſage: genießet jetzt, genießet in jedem Augenblick das lebendige Wort aus dem Munde Gottes. Wenn dereinſt, wie ihr ſagt, das Arbeiter-Paradies auf der Erde blühen wird, ſo werde ich weit davon entfernt im Reiche Gottes ſein.

Als ſie den Narren fragten, was denn und wo denn das Wort, die wahre Speiſe der Seele, wäre, zog er ſein kleines Bibelbuch und las ihnen aus dem Evangelium Sankt Johannis: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Und nachdem er dieſe Worte geleſen hatte, fragte ihn Chriſtian Haſſenpflug, wie es denn aber mit der Verkündigung des Reiches Gottes auf Erden, darin die Bibel doch gewiſſermaßen eines Sinns mit den ringenden Kräften des Gegenwarts-Lebens ſei, beſchaffen wäre, da ſchwieg er zuerſt und ſagte dann: Es ſei denn, daß ihr von neuem geboren werdet, ſo könnet ihr das Reich Gottes nicht ſehen! womit er Johannes III. V. 3 in einer Weiſe anführte, die für ihn eine myſtiſche Wolluſt war, jenes Nahrung-aufnehmen des Geiſtes, jenes Ernähren-laſſen der Seele durch heilige Worte, die durch den Mund des Heilands gegangen ſind.

Ein wenig ermüdet hatten ſich alle drei in der Nähe der ſogenannten Speidlerbaude niedergelaſſen, von der aus ein großer Bernhardiner, mit gewaltigem Bellen, über die feuchte Kammwieſe näher kam: aber ſie achteten ſeiner nicht, und

Emanuel Quint entwickelte nun auch vor dieſen Leuten, wie das Reich Gottes eben ein Geheimnis ſei. Freilich, ſchloß er mit einem Lukas-Zitat, nichts ſei verborgen, es werde denn zu ſeiner Zeit offenbar, und nichts ſo heimlich, das nicht doch dereinſt kund werde! und wenn man auch eine Zeitlang wohl das Licht unter einen Scheffel zu ſetzen Urſache habe, ſo geſchehe dies nicht für ewige Zeit.

Quint hatte ſich ohne weiteres bereit erklärt, mit den Brüdern Haſſenpflug einzukehren und in der Baude ihr Gaſt zu ſein. Als ſie ſich nun dem Eingang annäherten, immer von dem Gebell des Hundes begleitet, der, wenn er ſchwieg, ihnen knurrend bis auf wenige Schritte nahe kam, füllten ſich Flur und Schwelle des Hauſes ſchnell mit einer Menge glotzender Menſchen an. Der Hund nahm immer den Narren aufs Korn, und in wenigen Augenblicken, indeſſen ſich die Schar der Touriſten vor der Haustür ſtark vermehrt hatte, fand er von da aus Ermunterung.

Die Predigt Quints war nämlich von einigen redlichen Männern und Frauen in Lodenſtoff bereits in der Baude bekannt gemacht worden, und weil der Zweck einer Bergwanderung begreiflicherweiſe das Vergnügen iſt, ſo muß alles, was etwa in den Geſichtskreis des wandernden Bürgers gelangt, durchaus die Eigenſchaft des Vergnügens nach ſeinem Herzen ſich aufzwingen laſſen. Man darf aber nicht vergeſſen, daß edle und wahre Entrüſtung ein echtes Sonntagsvergnügen des ſich begnügenden Kleinbürgers iſt.

Sobald ſich alſo der vorläufig harmloſe Unfug der Laienpredigt auf der Bergwieſe in der mit Touriſten überfüllten Gaſtſtube der Speidlerbaude verbreitet hatte, weckte er ſogleich einen wahren Sturm von Gelächter, aber auch von allen Seiten tiefſte Entrüſtung auf. In ſolchen Fällen pflegen die Herzen der Menſchen ſich zu vereinigen. Während der Schlachtermeiſter, der Bäcker, der Darmhändler oder der Vorſtadtbudiker beim dritten, vierten Glas Bier und ſeine Gattin beim Kaffee ſitzt, und beſonders auf Reiſen, iſt er ſich ſeiner moraliſchen Bürgerpflichten bewußt, und wer wollte das nicht in der Ordnung finden.?

Das geflügelte Wort, das dem Narren durch Hundegebell entgegenſchallte, war aber dies: Kohlrabi-Apoſtel. Denn etwas von jenem überſpannten Unſinn des vegetariſchen Lebensprinzips war den Gevattern natürlich geläufig: ſowohl denen, die aus Breslau herübergekommen, als jenen, die in der Stadt Dresden anſäſſig waren. Ganz beſonders in dieſer Stadt ſah man zuweilen Leute in härenen Hemden, barfuß und einen Strick um den Leib, die Haare bis auf die Schulter reichend, durch die Straßen ziehen.

Die Kommenden taten, als bemerkten ſie Zurufe und Gelächter nicht: allein ſie konnten ihr Gebaren, als ob dies alles nicht ihnen gälte, in dem Augenblick nicht mehr durchführen, als ihnen ein rieſenhafter Touriſt mit Bergſtock, Ruckſack und kurzen Schaftſtiefeln unter frechem Lachen den Weg vertrat.

„Hier gibts keine Rüben,“ ſagte der Viehhändler.

Die Brüder Haſſenpflug wurden ſehr heftig. Sie entrüſteten ſich und fuhren mit einem Schwall von empörten Worten auf den blaurot aufgedunſenen, ſchwitzenden Bergfex ein, der aber ſtatt jeder Antwort Emanuel Quint vor der Bruſt ergriff und mehrmals gutmütig hin und her ſchüttelte. Dabei johlte er: „Du biſt verrückt, mein Kind!“

Im gleichen Augenblick war aber für den Bernhardiner ſoweit das Signal gegeben, daß er dem armen Landſtreicher nach der Wade griff, worauf die Kellnerin den Hund auf die Schnauze ſchlug.

Vielleicht bereute der Viehhändler nun ſeine Handlungsweiſe. Auf jeden Fall geriet er in Wut, ſo daß ſeine Frau ihn beſchwichtigen mußte. Am Ende hätte er ſonſt ſeine Drohungen wahr gemacht und die drei harmloſen Wanderer, Jüngelchen! wie er ſie brüllend nannte, auf den Schornſtein der Baude geſetzt.

Trotz deſſen hatten die Haſſenpflugs Emanuel bis an die Schwelle des Hauſes mitgezogen. Hier ſtießen ſie auf den böhmiſchen Wirt. Er ſtand in der Tür und ließ ſie nicht eintreten. Er ſagte nichts. Oder wenigſtens bedeutete, was er in aller Ruhe, gelaſſen und ſchwerverſtändlich ausdrückte, etwa das: ſie möchten getroſt und zwar ſofort ihres Weges gehn.

Dieſe unbegreifliche Dreiſtigkeit ſteigerte ſehr natürlicherweiſe die Empörung der beiden Haſſenpflugs. Sie waren Kandidaten der Philoſophie, hatten das ſchwarz-rot-goldene Band getragen, und niemals, ſo lange ſie lebten, war ihnen etwas derartiges von dem Wirt einer Kneipe geboten worden. Es half ihnen aber alles nichts. Trotz ihrer empörten Reden mußten ſie unter dem wüſten Gelächter eines ganzen Touriſtenpöbels von dannen ziehn.

An der Grenze des Anweſens ſtand ein Knecht. Und als das Kleeblatt vorüberkam, ſchrie er, mit lauter Stimme, hinüber, zu dem, unter dem Beifall ſeiner Gäſte geſchmeichelt lächelnden Baudeninhaber, daß Quint der Menſch, von dem er ſchon mehrfach geſprochen hätte, ſei, der ſich ſchon wochenlang auf dem Gebirge herumtreibe. Was er im Schilde führe, wiſſe man nicht. Man müſſe ihm den Gendarm auf den Hals ſchicken.

Sie mochten von da ab kaum eine Viertelſtunde geärgert und ſchweigend gegangen ſein, als Emanuel Quint vom Wege ab und querwaldein durch die niedrigen Bergföhren ſchritt. Er bat die Brüder ihm nachzufolgen. Und plötzlich eröffnete ſich inmitten der Fichten und Krüppelkiefern ein Wieſenplan, auf dem jener, Quinten befreundete, Hirt ſeine Herde von Rindern und Ziegen weidete. Als nun die Brüder aus einer Bewegung des waldmenſchartigen Kerls und aus einer Gegenbewegung Quints entnommen hatten, daß dieſe beiden einander nicht fremd waren, rückten ſie, hungrig, wie ſie waren, mit dem Vorſchlag heraus, den Hirten in eine der nahen Bauden nach Lebensmitteln auszuſenden. Geſagt getan: es ließ ſich bewerkſtelligen. Mit Geld von den Haſſenpflugs verſehen, ward der Hirt durch Emanuel Quint am Schluſſe verſtändigt, wohin er den Einkauf zu bringen hätte.

Emanuel aber führte alsdann ſeine neuen Bekannten auf unwegſamen Pfaden mit ſich fort, bis ſie zu jener in Felſen und Krüppelkiefern verſteckten Behauſung gelangten, die wochenlang ſein Schutz vor Wind und Wetter geweſen war. Und als er dort, an einem gluckſenden Rinnſal in der Nähe, die Wunde, die ihm der Bernhardiner zugefügt, gleichmütig wuſch, ward er, wie jemand, der ſich als Wirt und zu Hauſe fühlt, geſprächig, beinahe heiter und freimütig.

Mit wenigen Anklängen ſeiner Mundart ſagte er, nicht ohne redneriſche Anmut und Leichtigkeit, etwa folgendes zu den Brüdern:

„Ich habe hier mehrere Wochen lang beinahe in völliger Einſamkeit gelebt und bin mit mir über allerlei ernſte Dinge zu Rat gegangen. Dieſe Hütte, die kaum eine Hütte iſt, war jedenfalls ein Verſteck für mich. Da aber das Reich Gottes heute wie je, trotzdem ſich ſo viele Menſchen Chriſten nennen, wie ſchon geſagt, ein Geheimnis iſt, wie ſollte ſich der Bekenner beklagen, der Diener am Wort, wenn er ſich auch vor den Menſchen verſtecken muß?

Ich merke ſehr wohl, ihr ſeid gelehrt, ich bin ungelehrt," — er nahm aus dem arg zerſchliſſenen Rock und zwar aus einem der langen Schöße ſeine kleine Bibel hervor! — „Ich habe nur immer wieder dies eine, heilige Buch geleſen: aber ich glaube, Gott wäre auch dann bei mir, wenn ich auch dieſes Buch nicht gekannt hätte." Er küßte das Buch und fuhr dann fort: „Gott iſt in meinem Herzen ſo groß, daß mir, den Gedanken zu denken, nicht möglich iſt, er ſei an irgendein Buch gebunden. Ein Buch an ſich iſt ja wunderbar, beſonders für die, die nicht leſen können. Ich glaube, die Furcht vor dem Buch ſtammt vielleicht aus jenen Zeiten her, wo es den meiſten Menſchen noch unbegreiflich erſcheinen mußte, Bücher reden und gewiſſermaßen lebendig zu ſehen. Und nun gar dieſes Buch, das ich in der Hand halte.

Aber Gott wird nur immer in mir lebendig, nicht im Buch! Wenn ich das Buch hier unter die Steine verberge und liegen laſſe und der Menſch, der leſen kann, und in dem es zum Leben erwachen kann, findet es nicht, ſo bleibt es tot. Es iſt immer tot, nur wir ſind lebendig. Das Buch, ohne mich, iſt tot wie ein Stein. Ich ohne das Buch dagegen bin, wenn Gott will, ein Gefäß ſeiner Gnade und ganz erfüllt mit dem heiligen Geiſt."

Und Emanuel wies mit dem Finger auf ſeine rotbewimperten Augen hin: „Ich werde entweder Gott ſelbſt mit dieſen Augen, die nach außen und innen ſtrahlen, erblicken, oder ihn niemals ſehen!" Er wies auf die Sonne am bleichen Himmel: „wer dies nicht ſähe, er ſähe denn vorher in ein Buch, für den hätte Gott keine Zunge zu ſprechen. Das vornehmſte Werkzeug der Offenbarung Gottes iſt der Menſch, nicht irgendein Buch, wie immer geartet. Aber der Menſch, als Werkzeug der Offenbarung, ſchuf für die Menſchheit ein anderes Mittel menſchlich göttlicher Offenbarung: nämlich das Buch.„Das Buch," ſagte Quint, „iſt nichts, als ein Brief, durch den Menſchen, die fern von einander ſind — und eigentlich ſind alle räumlich und zeitlich fern von einander! — ſich gegenſeitig von ihrem Leben und Leiden und dem, was Gott in ihnen wirkte, Meldung tun. Gott heiligt den Menſchen, der Menſch das Buch! und der Menſch, durch das Buch, kann den Menſchen heiligen.

So bin ich durch Jeſum, mittelſt des Buches, geheiligt worden."

Auf dem Antlitz des Narren verbreitete ſich eine innige Heiterkeit. „Man muß ſich an der reinen und ſtillen Erkenntnis genügen laſſen. Es iſt genug, wenn ich fühle, daß niemand — niemand! — nicht einmal ein Buch! zwiſchen mir und Gotte iſt! — Aber neben mir ſteht mein Menſchenbruder, des Menſchen Sohn! ſteht Jeſus, der aus Liebe zu ſeinen Brüdern um Gottes Willen geſtorben iſt.

Man kann ſolche Dinge denen nicht ausſprechen, die auf Linderung ihrer Leiden harrend auf Sättigung ihrer Begierden hinwirken! Am allerwenigſten denen, die einen Gott in Körpergeſtalt, anſtatt des heiligen Geiſtes, ſehen. Jene ſind in Hoffnung! ich bin in Gewißheit. Freilich, wenn ich den Jammer der Menſchen wiederſehe, dem ich entronnen bin, ſo packt mich mitunter der alte Gram, das alte Grauſen, die alte Verzweiflung, und ich ſchäme mich meiner Glückſeligkeit.

Dergleichen Augenblicke," fuhr Quint fort, „packen mich manchmal ſo mit Gewalt, daß ich mich bald ſo, bald ſo vernichten möchte. Das eine Mal ruft es in mir: rette dein Himmliſches vor der Welt! Verlaſſe die Welt und fliehe noch tiefer hinein in Gott! Das andere Mal treibt es mich an, trotzdem ich weiß, warum der Heiland für uns geſtorben iſt, mich, gleich wie er, am Kreuze, der Menſchheit, zum Wohle der Menſchen nochmals zu opfern. Die Menſchen, ſelbſt wo ſie ſich roh geberden, nicht zu lieben, gelingt mir nicht. Es iſt in allen eine große Hilfloſigkeit. Ich fühle ein ſchmerzliches Mitleid in mir ſich ſteigern bis zur Qual, wenn ich die Menſchen ſinnlos gegen ſich ſelbſt, den Menſchen, wüten ſehe. Sie ſind blind. Sie wiſſen nicht, was ſie tun."

Während er dieſes ſagte, war Emanuel Quint mit großen, langſamen Schritten auf dem kleinen, feſtgetretenen Pfade vor der Schutzhütte hin und her gegangen. Die Brüder Haſſenpflug hatten, jeder an einen mächtigen, kantigen Block Granit gelehnt, ſchweigend und ernſthaft zugehört. Sie blickten ſich an mit dem ſtummen Geſtändnis, daß von allem Sonderbaren, was ihnen die Zeit ihres Lebens begegnet war, dieſes unerwartete Abenteuer der harmloſen Pfingſtreiſe wohl ſicher das Sonderbarſte ſei.

Jeder der beiden Haſſenpflugs trug ein Notizbuch in der Taſche. Sie ſchrieben in dieſe Bücher allerlei Einfälle und Beobachtungen, die ſie in ſpäteren literariſchen Werken — und ſie gedachten unſterbliche Werke dieſer Art hervorzubringen! — verwerten wollten. So ſtanden ſie gleichſam über dem Gegenſtand ihrer Beobachtung, über dieſem intereſſanten Modell, das ihnen mit zur Vervollkommnung ihrer Kenntnis der deutſchen Volksſeele dienen ſollte.

Als ſie ſich nun mit Blicken verſtändigt hatten, traten ſie mit der Frage hervor: was eigentlich wohl das Ziel und die weitere, wahre Abſicht Quints im Leben wäre, wie und für was er zu wirken gedächte und welche Hoffnung in ſeinem Herzen ſei.

„Jeſus!“ ſagte Quint, ſtatt aller Antwort, nach einigen Augenblicken des Stillſchweigens. Und „Jeſus!“ wiederholte er dann zum zweiten- und drittenmal. „Nichts will ich! ich will nur leben, wie Jeſus.“ Er fuhr nun fort und entwickelte vor den mit ängſtlicher Neugier horchenden Brüdern etwa das:

Er liebe die Menſchen, aber er habe ſich unter den Menſchen ſtets fremd und allein gefühlt. Erſt dann wäre ſein Weſen hervorgegangen „aus dem ängſtlichen Harren der Kreatur“, als er von Jeſus erfahren habe, dem Menſchenſohn. Von da ab habe er ſich auch nur noch auf Erden, wie Jeſus, als Fremder gefühlt, gleichzeitig auch, wie Jeſus, heimiſch.

Jeſus wäre für ihn der Mittler geworden und bliebe der Mittler nicht nur zwiſchen ihm, Quint, und Gott, ſondern auch zwiſchen ihm, Quint, und den Menſchen! zwiſchen ihm und der Erde, der ganzen Natur, fügte er ausdrücklich noch hinzu. — Es gäbe zu Gott unzählige Wege. Aber er, Quint, ſei Menſch, und es ſei ihm natürlich und auch durchaus keine Sünde vor Gott und an Gott, ihn im Menſchen zu lieben. Ich bin ein Menſch, hob er wieder hervor, und das mir zugeteilte Erdenſchickſal kann nur ein menſchlicher Wandel Gottes ſein. Kein anderer aber, als Jeſus, der Heiland, hat für Weg und Wandel Gottes auf Erden ein ſo reines Vorbild gegeben. Alſo das Leben Jeſu, die Nachfolge Jeſu iſt mein Ziel! die Einheit im Geiſte mit Jeſu mein wahres Leben.

Was ihr getan habt einem meiner geringſten Brüder, das tatet ihr mir, hat der Heiland geſagt. Nach dieſem Wort und nach keinem anderen will ich handeln. Ich will mir den allergeringſten ausſuchen und ich will ihm tun, als ob er Jeſus der Heiland wäre: Jeſus der Heiland, hilfsbedürftig, in irdiſcher Not. Irgend etwas anderes auf dieſer Welt zu verrichten liegt mir fern. Ich will die Wundmale des Heilands küſſen, Die Nägelmale. Ich will, ſoweit es an mir liegt, ſeine Wunden waſchen, die Schmerzen lindern. Und irgend eines Menſchen Wunde ſoll mir die Wunde Jeſu ſein.

Erſt am ſpäten Nachmittag, lange nachdem das Frühſtück verzehrt war, das der Hirt herbeigebracht hatte, verließen die Haſſenpflugs Emanuel Quint. Sie ſtiegen auf Pfaden, die der Narr ihnen wies, zu einem belebten Berghoſpiz hinauf, das mit einem trotzigen Turm aus Granitſteinen auf einer Klippe zwiſchen zwei Felſenkratern errichtet war. Als Emanuel ihren Blicken entſchwand und nichts mehr von ihm zu ſehen war, rieben die Brüder ſich die Augen, nicht anders, als wenn ſie beide den gleichen Traum gehabt hätten und nun zum Lichte des Tages wieder erwacht wären. Im Weiterſteigen beglückwünſchten ſie einander dazu wechſelſeitig, nun wieder am Ende des neunzehnten Säkulums und nicht annähernd neunzehn Jahrhunderte früher zu leben, und damit ſchien dieſes Intermezzo ihrer fröhlichen Bergtour zunächſt für ſie abgetan.

Oben auf dem Grat des Gebirges wiederum angelangt, zogen ſie in Gemeinſchaft vieler, vergnügter Touriſten der burgartigen Maſſenherberge zu und verſäumten nicht, ebenſowenig als die anderen Ausflügler, den weiten Horizont zu genießen und mit dem Fernglas wichtige Punkte ſowohl der preußiſchen als der böhmiſchen Seite aufzuſuchen.

Quint hatte ſich in der kleinen Schutzhütte auf ſeine Moosbank niedergeſtreckt. Er überdachte die jüngſten Ereigniſſe. Er war geflohen, weil etwas, er wußte nicht was, die Freiheit ſeiner Entſchlüſſe zu bedrohen ſchien: weil dunkle Gewalten, ohne Rückſicht auf das, was ſein neugewonnener Glaube, ſeine neue Erkenntnis war, ihn gleichſam in eine ſtarke Strömung hineinziehen wollten, die alles vielleicht, wer weiß wohin, in den Abgrund der Lüge, des ewigen Todes reißen würde.

Ich werde allein bleiben, dachte Quint — und auch das Zuſammenſein mit den Haſſenpflugs hatte dieſen Gedanken ihm wiederum nahe gebracht! — Ich werde, allein, weder jemand verführen, noch von jemand verführt werden! Ich werde der Welt, und die Welt wird mir kein Ärgernis ſein. Ich werde ganz nur mit allen meinen Gedanken, wie Johannes, der Jünger, den Jeſus lieb hatte, in ſtiller Verſenkung dem Heiland leben. Ich werde nur immer dem Heiland, ſonſt niemandem, nahe ſein.

„Wahrlich, ich bin kein ägyptiſcher Zauberer,“ fuhr es in ihm zu reden fort. Ich habe mich niemals zu einem ſolchen noch irgendwie zu einem, der Zeichen und Wunder tut, gemacht. Ich weiß ſehr wohl, was Jeſus Markus 8, Vers 12 geſagt hat: „Wahrlich es wird dieſem Geſchlecht kein Zeichen gegeben.“

Aber in Emanuel Quint war etwas, was einen ſolchen Entſchluß, nämlich, ohne Rückſicht auf andere, ſich ſelbſt zu leben, ſtets wiederum untergrub: ſein Herz! ſeine Liebe zu den Mitmenſchen. Sie hielt ein immerwährendes, ſchmerzendes Mitleid, wie eine immer offene Wunde, in ihm wach, ſo daß er das „ſeid umſchlungen Millionen!“ im Jubel der Seele und im bitteren Schmerz eigener Leiden empfinden mußte.

Quint mochte wohl eine halbe Stunde und länger für ſich fortgegrübelt haben und lag, halb wach, beinahe entſchlummert, mit geſchloſſenen Augen ſtill, als er ſich von lebendigem Atem geſtreift fühlte. Er tat die Augen auf und erſchrak, denn über ihn ſtand ein Menſch gebeugt, deſſen Antlitz ſo abſtoßend häßlich war, wie Quint noch keines geſehen hatte.

Quint ſprang empor, doch jener Abſcheuliche, der nichts weiter als ein friedlicher, ſeiner Schlauheit wegen allerdings berüchtigter Schmuggler jener Grenzgegenden war, nahm ruhig den Schragen von den Schultern und ſtellte ihn, ohne Gruß, in der Hütte ein.

Er hatte das Geſicht eines Hundsaffen. Die Naſe des Schmugglers war breit und platt, er hatte pechſchwarzes Haar, einen niedrigen Wulſt, an Stelle einer menſchlichen Stirn, und Augen darunter, klein wie Hundsaugen. Um ſein breites, rundes und vorgebautes Maul lag oben ein dünner ſchwarzer Bart. Ein ſtarker Haarwuchs dagegen bedeckte die Gurgel und zog ſich bis über die Schläfen und unter die Augen herum. Dieſer Kerl, den man ſchließlich doch als einen Menſchen anſprechen mußte, war übrigens klein und kräftig gebaut. Seine Kleidung beſtand aus einer Art Hoſe, einer Art Rock und einer Art Hemde außerdem, das offen ſtand und den tieriſch behaarten Leib, bis beinahe zum Nabel herunter, zeigte.

Der Schmuggler, der augenſcheinlich Quint für einen Kollegen hielt, hatte ſich an das Rinnſal unterm Knieholz auf alle Viere niedergelaſſen, um ſo, einem Pudel ähnlich, gierig das eiskalte Gletſcherwaſſer zu trinken. Sein Durſt war groß. Er hatte einen langen, beſchwerlichen Anſtieg aus dem Hirſchberger Tale über allerlei Kreuz- und Querwege hinter ſich, mit denen er übrigens dermaßen wechſelte, daß er im Jahre die gleiche Stelle kaum mehr als einmal zur Raſt betrat.

Als jetzt der Hundsaff, den ſeine Schmugglerſtreiche, verbunden mit einer großen Gutmütigkeit, und nicht zum wenigſten ſeine abſcheuliche Häßlichkeit im ganzen Umkreis des Gebirges unter dem Namen des böhmiſchen Joſef berühmt gemacht hatten, wieder zu Quint in die Hütte trat, bemerkte er dieſem:

es ſei heute unſicher. Er nahm damit ſeinen Schragen auf, verſchwand und kehrte ohne den Schragen zurück.

„Wir werden am Ende nicht hier bleiben können," ſagte er dann zu Quint und wies hinauf gegen die Felshöhe der Turmbaude, wo die Leute, klein, wie ſtehende Ameiſen, am Rande der Klippen herumkrabbelten und allerlei Rufe von ſich gaben, die weithin durch die Felshalle ſchollen und in keinem Verhältnis zu den Inſekten zu ſtehen ſchienen, die ſie hervorbrachten.

„Das geht auf uns," ſagte der böhmiſche Joſef in ſeiner Gebirgsmundart zu Quint und zögerte einigermaßen, indem er den großen Kanten Brot auspackte, der in ein buntes Tuch gewickelt war und mit dem er ſich für die Reiſe ſtärken wollte.

Nun vernahmen die beiden Raſtgenoſſen Hundegebell. Während Quint nicht begreifen wollte, da er das reinſte Gewiſſen von der Welt beſaß, was etwa Hundegebell und Rufe ihn angehen ſollten, hatte das adlerſcharfe Auge des böhmiſchen Joſef ſchon einen Förſter, einen Grenzer und noch einen dritten uniformierten Mann erkannt.

„Nu dalli! jetzt aber heißt's Beine machen."

Mit zwei Sprüngen hatte er ſeinen Schragen erreicht, den er vielleicht, wo nicht die Hunde geweſen wären, vorläufig hätte im Stich gelaſſen. Er ſchnallte ihn auf den Rücken und winkte Quint, er möge ihm nachfolgen, wobei ein verſchmitztes Schmunzeln um ſeine affenartig geſchloſſenen Lippen ging, das etwa ausdrückte: wenn ſie uns fangen, ſo will ich nicht mehr der böhmiſche Joſef ſein.

Quint, ohne recht zu wiſſen, warum, folgte doch faſt mechaniſch dem Schmuggler und beide krochen auf verſteckten Pfaden, ſelbſt ganz verborgen vom Knieholz, eine gute Weile, ſeltſamerweiſe faſt in der Richtung hin, aus der die drei Verfolger ſich annäherten. Dabei überſchritten ſie mehrmals ein und denſelben Waſſerlauf, um die Hunde irre zu machen und befanden ſich, ungeſehen, dicht unterm Fuße der Klippe, darauf hoch oben die Baude thronte, in dem gleichen Augenblick, wo Förſter, Grenzjäger und Gendarm die Schutzhütte, die ſie verlaſſen hatten, durchſtöberten.

Förſter, Grenzaufſeher und Gendarm, die einander zufälligerweiſe in der Turmbaude begegnet waren, wo es ein gutes Bier zu trinken gab, hatten, durch Touriſten, von dem ſonderbaren Narren gehört, der die Berggegend unſicher machte, und der Mann des Geſetzes, der Gendarm, fand ſich dadurch der Erledigung eines recht beſchwerlichen Auftrags näher gebracht, den ihm ſeine Behörde erteilt hatte. Ein Amtsvorſteher aus dem Kreiſe Reichenbach hatte an verſchiedene Amtsvorſtände des Hirſchberger Kreiſes ein Rundſchreiben gerichtet, des Inhalts, daß ein gewiſſer Emanuel Quint aus ſeinem Heimatsdorfe verſchwunden ſei. Man fahnde, hieß es, nach dieſem Quint, weil nach der Ausſage vieler vertrauenswürdiger Zeugen allerlei öffentlicher Unfug von ihm zu vermuten ſtehe, wie denn dergleichen auch innerhalb verſchiedener Kirchſprengel erwieſen wäre, und ſo fort. Man müſſe aber auch übrigens feſtſtellen, ob nicht die Unterbringung des P. P. Quint in ein Arbeitshaus, bezugsweiſe in die Provinzial-Irrenanſtalt geboten wäre. Aus allen dieſen Gründen werde erſucht, den P. P. Quint, dem auch ſeine Mutter, eine Tiſchlersfrau, kein gutes Zeugnis ausſtelle, wo man ihn betrete, feſtnehmen zu laſſen.

Nun hatten Paſſanten auch die Brüder Haſſenpflug als Begleiter Quints wiedererkannt und den Wachtmeiſter auf ſie hingewieſen, und dieſer war denn auch ſporenklirrend an den Tiſch der Studenten herangetreten. Sie gaben ihm aber nur zögernd und überdies abſichtlich ungenauen Beſcheid, wobei ſie allerhand Spottreden führten, die aber mit Latein untermengt und übrigens auch ſo ſchwer zu faſſen waren, daß der Gendarm, trotzdem er mehrmals rot vor Wut wurde, nicht wohl etwas gegen ſie einwenden konnte. Doch der Pächter der Baude trat hinzu, um den Gendarm an ein Fernglas zu nötigen.

Dieſes lange Fernrohr war draußen auf einer Felsſpitze aufgeſtellt, und man konnte gegen Bezahlung hindurchgucken. Natürlich wälzte ſich, außer daß Grenzwächter und Förſter dem Wirt und Gendarm ins Freie folgten, der ſenſationsbedürftige Teil der Baudenbeſucher hinterdrein.

Seit Wochen hatte der Pächter, unten, in dem von Menſchen wenig betretenen Teil der Schneegruben, durch das Rohr, einen ſeltſamen Menſchen beobachtet, der dort ein Eremitenleben zu führen ſchien, und eben jetzt wieder konnte man ihn am Eingang der kleinen Schutzhütte und zwar in Gemeinſchaft mit dem böhmiſchen Joſef deutlich feſtſtellen.

„Leider haben die Leute,“ ſagte der Förſter, als ſie die Vögel nicht mehr im Neſte fanden, „während wir durch das Fernrohr ſahen, ein zu großes Halloh gemacht, ſo was läßt ſich der böhmiſche Seppel nicht zweimal ſagen.“

Die Flucht des böhmiſchen Joſef, dem Quint nachfolgte, dauerte Stunden lang, dann aber hatten die beiden eine Hütte auf der böhmiſchen Seite erreicht, wo ſie ſich jedenfalls vor den preußiſchen Beamten ſicher fühlen konnten. Man hatte von hier über die ſchönen und alten Waldbeſtände der böhmiſchen Seite hinweg einen weiten Blick nach Öſterreich hinein. Und ſo einſam war das Häuschen gelegen, daß man andere Menſchenwohnungen rings ins Gewirr der mächtigen Bergtäler eingeſtreut, kaum größer als Zwergen-Spielzeug erblicken konnte.

Die Hütte ſelbſt, in die ſie eintraten, war innen mit vielen ſchwarzen Pfählen geſtützt: man mußte ſich gleichſam wie durch den Stollen eines Schachtes hineinwinden, bevor man die Stube erreichen konnte: und dieſe Stube wiederum lag unter einem geborſtenen Tragbalken, der ſo niedrig war, daß Emanuel Quint, aus den tiefen Löchern darin, das Sägemehl der Holzwürmer mit dem Haupte abſtreifte. Die Sonne war untergegangen. Durch die trüben Fenſterlöcher, ſo weit ſie nicht mit Stroh verſtopft oder mit Brettern vernagelt waren, drang fahles Licht.

In dieſem Raum ſchien der böhmiſche Joſef, obgleich er von niemand begrüßt wurde, heimiſch zu ſein. Er ſetzte im Dunkel den Schragen ab und entzündete in einer Fuge der Ofenkacheln ein Streichholz, das mit blauem Licht und ſcharfen Phosphordämpfen alsbald zu brodeln begann. Mit dieſem Streichholz ſuchte und fand er dann eine Unſchlitt-Kerze, die im Hals einer Flaſche ſtak. Langſam verbreitete ſich das Licht und enthüllte ein jämmerliches Bild der Verwahrloſung, deſſen Eindruck ſogar der böhmiſche Joſef abſchwächen wollte, indem er ſagte: es ſähe ein wenig „kurios" hier aus.

Quint, der im Bereiche des Elends und der Not zu Hauſe war, mußte das zugeben. Schon der beklemmende, widrige Dunſt von Unrat, Fäulnis und kalter Feuchtigkeit, darin man nur widerwillig atmen konnte, drängte ihn faſt ins Freie zurück. In dem Augenblick, als das Docht im Unſchlitt Feuer fing, hatte er vier oder fünf Mäuſe haſtig über den ſchwarzen Lehm der Diele nach allen Seiten davonlaufen ſehen. Ja es huſchte bedenklich da und dort über Fenſterbretter und über den Tiſch hinweg, der eine Ecke der Stube ausfüllte. Joſef erklärte: „das kommt davon, wenn ſie die Katzen auffreſſen". Aber Quint war bereits von einem anderen ſchemenhaften Anblick gebannt, ohne auf das zu merken, was Joſef ſagte, und wußte nicht, war es Wirklichkeit, was er ſah, oder nur Einbildung ſeiner von allen Eindrücken dieſes Tages übermüdeten Seele. Es kam ihm vor, als ſäße am Fenſter, im ſchwachen Mondlicht, oder wie aus Mondlicht geformt, ſchlohweiß in der Schwärze des Raums, ein uraltes Weib.

Quint mußte wohl, von einer tiefen Ehrfurcht berührt, irgend etwas leiſe geflüſtert haben, denn Joſef ermutigte ihn alsbald, ſich ganz ohne Zwang zu betragen und laut zu reden. Er ſagte, die Alte ſei hundertundzehn, ja, wie manche behaupten wollten, hundertundvierzehn Jahre alt. Viele meinten, ſie könne nicht ſterben. Sie könne deshalb nicht ſterben, weil mit ihr, Zeit ihres Lebens, nicht immer alles ganz richtig geweſen ſei. Er wollte ſagen, ſie habe gottloſe Dinge getrieben mit Wettermachen und allerlei ruchloſer Hexenkunſt und deshalb könne ſie nun, zur Strafe, die Ruhe des Todes nicht finden.

In dieſem Augenblick verbreitete ſich ein fremdartig wunderliches Getön durch den Raum, eine Art Geſang, der Worte enthielt, der aber ſo unirdiſch leiſe und rührend ſchwebte, daß man nicht denken konnte, er käme aus einer Menſchenbruſt. Denn weder, daß irgend zarte Knaben auf eine ſolche Weiſe zu ſingen verſtünden, noch Mädchenkehlen, noch irgend Kehlen von Sängern und Sängerinnen dieſer Welt, wie ſie Quint in den Kirchen der Dörfer gehört hatte, geſchweige, daß ſie mit einer ſolchen rätſelvollen, ſtillen Gewalt, eine ſo rätſelvolle, erſchütternde Wirkung hervorbrachten.

Kaum hatte Emanuels Ohr der Klang berührt, als er ſich ſelbſt und ſeine Umgebung ſogleich vergeſſen hatte. Ohne Bewußtſein und willenlos angezogen, nahm er der ſingenden Greiſin gegenüber — und niemand anders war es, der ſang! — mit tränenüberſtrömtem Antlitz Platz, aber ohne zu wiſſen, daß er weinte. Er blickte, als gelte es irgendein Geheimnis aus fremden Regionen zu erforſchen, in die ſtarren, großen und edlen Züge der Hundertjährigen, in ein Geſicht, das von langen, offenen, ſchneeigen Locken umfloſſen, welk aber durchſichtig-wächſern-zart und leuchtend, wie das eines Kindes war.

Dies aber waren die ſchlichten Worte, die aus der gefangenen Seele der alten erhabenen Frau, ohne daß ſie die ſchmalen, weißen Lippen auch nur irgendwie merkbar bewegte, hervorzitterten:

„Mein Hemdlein iſt genäht,
mein Bettlein iſt gemacht.
Komm', o komm',
du letzte, lange Nacht."

Der böhmiſche Joſef brach in lautes Gelächter aus. „Das Lied," ſagte er, „hat die alte vertrocknete Hutzel wohl ſchon manch liebes Mal heruntergeplärrt. Deswegen ſtirbt die noch lange nicht. 's gibt Sachen! 's gibt in der Welt eben ſo allerhand, was einer kann und der andere nicht! Die hat's verſtanden! mit der war niemals gut Kirſchen eſſen."

Jetzt kam plötzlich mit lautem Gemecker eine Ziege von draußen durch den Flur in die Stube herein und fing an, die Greiſin, die wie ein Gebilde aus Schnee im ſchwachen Mondſtrahl des Fenſters ſaß, mit der Schnute zu ſtoßen, allein die Alte rührte ſich nicht. Sie hielt den Blick geradeaus gerichtet, die welken, gekrümmten Hände wie tot im Schoß, und ſchien mit inneren Sinnen einem anderen Bereiche der Schöpfung anzugehören, mit allen äußeren Sinnen dagegen geſtorben zu ſein.

„Na nu, jetzt Wirtſchaft!“ ſagte der böhmiſche Joſef und trat in den Flur, von wo man alsbald, wie Weltuntergang, die ſchadhaften Orgelpfeifen eines Leierkaſtens dröhnen hörte. Dies war die Art und Weiſe, durch die er, der immer einen gewiſſen Überſchuß an guter Laune beſaß, ſeine Gegenwart in der Leierbaude anzukündigen pflegte, worauf denn meiſtens der ſiebzigjährige Enkel der Greiſin, der nahezu taube Leiermann, aus ſeinem Verſchlage die Heubodenleiter herunterkletterte.

Auch heut erſchien der betagte Enkel. Er glich einem rieſenhaften, in ſchmutzige Lumpen gewickelten Turm, als er, rauhe und nur für Joſef verſtändliche Laute ausſtoßend, über die knackenden Sproſſen der Leiter niederſtieg. Er begann ſogleich Reiſig über dem Knie zu brechen, bis er ein ſtarkes Bündel beiſammen hatte, das er ſogleich in die Wohnſtube trug und, aus dem zerlumpten, alten Militärrock, den er, wie Frauen die Schürze, vorn aufgenommen hatte, vor das Heizloch des Ofens hinfallen ließ. Dabei redete Joſef in ihn hinein.

Quint, der noch immer in den Anblick der Greiſin verſunken war, hörte mit halbem Ohr, während die Ziege nun eifrig den Handteller ſeiner Linken ausleckte, wie verſchiedene Namen genannt wurden: Namen von Leuten, die wahrſcheinlich ihr Gewerbe, nicht anders als Joſef, auf Schleichwegen ausübten! und er ſchloß, als nach einiger Zeit ſich neue Beſucher durch Fußgetrappel im Hausflur ankündigten, es möchten die von Joſef namhaft gemachten Schmuggler ſein.

Wirklich waren drei andere Paſcher angelangt, die ſich laut und lebhaft mit Joſef begrüßten. Sie waren ſichtlich vergnügt, nach langer, beſchwerlicher Wanderung an einem ſicheren Orte der Raſt zu ſein. Und wieder ertönte der Leierkaſten des Leiermanns, der ſeine Stelle auf einer gerammten Bank im

Hausflur hatte und deſſen Kurbel von Joſef aus Liebhaberei und Spaßmacherlaune aufs neue in Bewegung geſetzt worden war.

Bald darauf ſaßen die Schmuggler um den Tiſch herum und hatten begonnen, Karten zu miſchen, während die Selterflaſche, mit Kornſchnaps gefüllt, von einem zum andern ging, bis ſie auch ſchließlich zu Quint gelangte, der ſie, ohne zu trinken, weiter gab.

Es trug ihm grobe Bemerkungen ein.

Und eine Menge ſolcher Bemerkungen zielte auch auf die Greiſin hinüber, da die Schmuggler den Feſttag zwar durch Arbeit entehrt, dafür jedoch durch reichlichen Schnapsgenuß gefeiert hatten. Sie bezeichneten ſie mit rüden Worten und Schimpfereien, die ſie ohne Rückſicht verlautbaren ließen. Einer der Schmuggler wollte dann wiſſen, wo Quint herkäme und wo er hinginge.

Ohne ihm Antwort zu geben, erhob ſich der Narr und küßte der Greiſin beide Hände. Gleich darauf trat er an den Enkel, der einen eiſernen Topf mit Kartoffeln in die Röhre des Ofens ſchob, mit einigen feſten Schritten nahe heran, um einige Fragen an ihn zu tun. Er wollte unter anderem wiſſen, wo die Lagerſtätte der Greiſin ſei. Als das ſtrobelköpfige Untier von Leiermann ihm ein altes kahles Holzgeſtell im Winkel gezeigt hatte, brachte er mit einer wunderbar ſelbſtverſtändlichen Leichtigkeit die Alte auf ſeinen Armen dorthin. Sie war allerdings überraſchend und faſt zum Erſchrecken leicht geweſen. Und nun benahm ſich der närriſche Sonderling nicht anders, wie ein Samariter und Arzt von Beruf. Er trug Waſſer herzu und wuſch die Greiſin, die unter ſeinen mildtätigen Händen auf eigentümliche Weiſe zitterte und langſam, ſchwer und tief zu atmen begann.

Die Spielenden mäßigten ihre Stimmen nicht, vermieden es aber, ſich einzumiſchen.

Es war aber unter ihnen ein kleiner, bleicher und buckliger Menſch, der Schwabe hieß, ein ehemaliger Schneidergeſell, der, Gott weiß, wie? zu ihrem Gewerbe gekommen war. Er war meiſt ſchüchtern, bewies aber ſeltſamerweiſe den größten Mut, und das wußten die Schmuggler, wo immer Gefahr im Verzuge war. In ſeinem Betragen lag etwas Drolliges, was ihm die rauheſten Herzen geneigt machte, auch war er allen und immer dermaßen zu Liebesdienſten bereit, daß er überall ein oder mehrere Steine im Brette hatte. Er war Proteſtant, deſſenungeachtet ſtand er jedoch auch vor jedem der ſogenannten Marterln auf der böhmiſchen Seite ſtill und betete, während er beim Aufſtieg bald weltliche, bald geiſtliche Lieder, wahllos durcheinander ſang. Auch hatte er ſonderbare Ideen, die ſeine Kollegen lachen machten. Er gab ihnen Schilderungen aus der Welt, die ſeinem beſchränkten Verſtande entſtammten, teils geglaubt, teils bezweifelt wurden, ihn ſelbſt aber und ſeine Unterhaltung geſchätzt machten.

Dieſer Schwabe, der übrigens ſtatt Karte zu ſpielen in einer fettdurchtränkten Zeitung geſchmökert hatte, war nicht ohne Intereſſe dem gefolgt, was Quint unternahm, und hatte dann die Aufmerkſamkeit der Genoſſen von den Karten ab und auf einen ſeiner Wunderberichte gelenkt, die ſeiner Suada ſtets zur Verfügung ſtanden. Es ſei ihm heut etwas Wunderbares begegnet, ſagte er. Er wiederholte immer: „ihr glaubt nicht daran! aber ich kann euch ſagen, ich kann mit heiligen Eiden beſchwören, es iſt wahr.“

„Na was denn, Schneider?“ fragten die andern.

„Es iſt ſo wahr, wie ich hier in der Leierbaude ſitze, daß ich heut morgen das Weib in der Klennerbaude habe Schäffer aufwaſchen ſehen, der Kuh Tränke in den Stall tragen und auf den Heuboden klettern, ganz wie wir."

„Was, die Klennern? die iſt doch ſeit Jahr und Tag kontrakt! die kann doch von ihrem Stuhl nicht aufſtehen?"

„Na ja, und heute morgen haben ſie das Weib nach der Schubertbaude geſchafft, und von da iſt ſie luſtig und flink wie ein Wieſel zurückgekommen."

Und nun erzählte er alles das, aber ſchon bedeutend ausgeſchmückt, was ſich mit Quint vor dem Hauſe der Schubertleute am Morgen desſelben Tages ereignet hatte. Emanuel wurde in dieſer Erzählung zu einer Art mediziniſchem Wundermann, der den Sultan und den Kaiſer von Öſterreich zweimal vom ſicheren Tode errettet und der unter einem Steine, unten in Ungarn oder wo, das Rezept zu einer Salbe gefunden hatte, die ein unwiderſtehliches Heilmittel ſei. Das Sonderbarſte war aber dieſes, wie er meinte, daß der Wundermann, und zwar mitten aus der Menge heraus, mit einem Mal, förmlich wie in die Luft, verſchwunden ſei.

„Wartet doch mal," ſagte der böhmiſche Joſef in das Gelächter hinein, das nach den letzten Worten des Schneidergeſellen ſich erhoben hatte — „wir wollen uns den Auguſt da drüben jetzt mal 'n wenig von nahe beſeh'n."

„He, du dort drüben: biſt du heut morgen in der Schubertbaude geweſt?" wandte ſich Joſef an den Narren. Dieſer, ganz mit der Greiſin beſchäftigt, nickte zur Antwort nur mit dem Kopf. Und nun wollte der böhmiſche Joſef in einer Laune, wie ſie manchmal plötzlich über ihn kam, mit den anderen Schmugglern nicht weiter ſpielen, wodurch, da die anderen im Verluſt waren, ſogleich ein großes Geſchrei entſtand: aber der kleine Schwarze blieb kaltblütig.

Es war ihm etwas, man wußte nicht was, durch den Sinn gefahren. Hatte ihm Quint von Anfang an einen unerklärlichen Eindruck gemacht? oder dachte er plötzlich, es wäre für einen guten Katholiken, wie er ſelbſt einer war, eine Sünde, am erſten Pfingſtfeiertage Karten zu ſpielen? oder ward er plötzlich von Mitleid erfaßt für die Alte, die der Tod vergeſſen zu haben ſchien? kurz, er ſtand auf, er trat zu dem Narren und fing mit ihm, eigentümlich ſeufzend, über das traurige Daſein im allgemeinen und das der Alten im beſonderen zu philoſophieren an.

Wenn jemand mit einem ſolchen Ton in der Kehle zu Emanuel trat, ſo wußte er immer, daß der Acker bereitet war, und begann ſogleich den Samen des Reiches auszuſäen. Bei einem jeden ſolchen Beginn ſtand ihm Wort und Ton dermaßen rein und ſchlicht zu Gebot, daß es jedem wie immer gearteten Menſchen weniger als ein Beginn, denn als etwas Altvertrautes erſchien. Da war irgendetwas Trennendes nicht mehr vorhanden, und das Innerſte und Echteſte der Menſchennatur verband ſich hemmungs- und hindernislos mit dem Innerſten und dem Echteſten.

Da die langausgeſtreckt und ſtarr daliegende, alte Frau ſich kalt anfühlte, trotzdem Emanuel ſie mit allerlei Lumpen und ſeinem eigenen Schoßrock bis an das Kinn zugedeckt hatte, holte Joſef einen Ziegel herbei, der im Herde gewärmt worden war: weshalb ſich vom Tiſch der verlaſſenen Spieler Spott und Hohn über ihn ergoß und noch mehr über Quint, der ihnen den Kameraden entwendet hatte. Dagegen wurde mit einem Mal der böhmiſche Joſef von ſeinem gefürchteten Jähzorn gepackt und ſtand, den Ziegel hoch in den Händen haltend, unerwartet vor den Radauluſtigen, mit einer maßloſen Drohung, die bei ſeiner wilden Natur nicht mißzuverſtehen war.

Der kleine zigeunerhaft häßliche Kerl hatte bei mancher Gelegenheit und auch in den Schenken „zum Spaß, der Luſt halber“ oft Proben herkuliſcher Kräfte abgelegt. Er hatte auch einige Mal im Gefängnis geſeſſen, gewalttätiger Handlungen wegen, die der meiſt gutmütige Menſch, gereizt, in beſinnungsloſem Zuſtand verübt hatte. Jetzt rief ihn ein Wort des Narren an das Sterbelager der Greiſin zurück.

Auch Schwabe verließ ſeinen Platz neben den Spielern und trat mit ſchüchtern zuſammengekrochenen Schritten an das Lager heran. Es war ihm die ſeltſam feierliche Gewißheit aufgetaucht, daß hier der große und letzte Augenblick eines mehr als hundertjährigen Lebenskampfes endlich nahe wäre. Es ſchien ihm auch deshalb nicht verwunderlich, als Quint den ſiebzigjährigen Enkel mit lauter Stimme davon verſtändigte.

Es mußten dann aber beinahe noch acht Stunden vergehen, bevor die Greiſin den letzten Atemzug ihres Lebens aushauchen konnte. Es geſchah um die Zeit, wo die Sonne mit dunkelroten Strahlen gewaltig aus dem Tore des Oſtens brach und das wächſerne Gelb des Angeſichtes mit purpurnen Tupfen färbte. Quint band das Kinn der Toten, das herabfallen wollte, mit einem blauen Sacktuch, das Schwabe darbot, feſt, und knüpfte das Sacktuch über dem feinen, roſigen Scheitel. Dann herrſchte lautloſe Stille im Raum, darein ſich ſtumm die Helle des Morgens ausbreitete.

Die anderen Schmuggler hatten ſich längſt davongemacht. Quint aber ſaß mit Schwabe und Joſef am gleichen Tiſche, auf den die Karten und Fäuſte der Spieler dröhnend geſchlagen hatten, und ſprach oder las aus dem Bibelbuch. Er hatte nur wenig geſchlafen und beim Anblick der alten Frau auch immer an ſeine eigene Mutter gedacht, die ihn nun ſchon ſeit Wochen vermiſſen mußte. Er hatte ſich vorgeſtellt, wie im innerſten Weſen ſchmerzlich das Schickſal jedweder Mutter war, und wie inſonderheit die Laſt eines langen Lebens durch Laſten ſchwerer gemacht wurde, die eine letzte Vereinſamung in ſich ſchließt. Der böhmiſche Joſef hatte, als Findling, Vater und Mutter niemals gekannt. Schwabe war von ſeinem ſiebenten Jahre an ausſchließlich in der Hut ſeiner Mutter geweſen und hatte im vierzehnten Jahre einmal in Begleitung der Mutter einen Menſchen beſucht, der im Gefängnis einer großen Stadt hinter Schloß und Riegel gehalten wurde und der, wie man ſagte, ſein Vater war. Einigermaßen aufgewühlt, einander nahe durch verwandte Erinnerungen, hatte ſich über die drei ein ernſter Geiſt der Einkehr geſenkt, der ſie zu ernſten Geſprächen veranlaßte.

„Warum haben Sie,“ fragte Joſef Emanuel, und wagte es nun nicht mehr, ihn mit Du anzureden . . . „Warum haben Sie, nachdem die Alte geſtorben war, am Fenſter geſtanden und haben lange für ſich geweint? Sind Sie etwa verwandt mit der Alten? „Weil das Leben,“ gab der Gefragte zurück, „für die meiſten ein unſäglich ſchweres, ſchmerzliches Schickſal iſt!“ Danach fuhr er fort, von den Finſterniſſen der armen nachtbefangenen Erde zu reden, und ſprach davon, wie der Geiſt der Geſtorbenen unzweifelhaft nach den Läuterungen des Lebens — denn Leben ſei immer Läuterung! — zu Formen reineren Lebens verklärt worden ſei. Und als ſie dies nicht zu verſtehen ſchienen, las ihnen Emanuel die zweite Epiſtel St. Pauli an die Korinther vor:

„Und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt.

Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jeſum Chriſtum, den Gekreuzigten.

Und ich war bei euch mit Schwachheit, und mit Furcht, und mit großem Zittern.

Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menſchlicher Weisheit, ſondern in Beweiſung des Geiſtes und der Kraft;

Auf daß euer Glaube beſtehe, nicht auf Menſchenweisheit, ſondern auf Gottes Kraft.

Da wir aber von reden, das iſt dennoch Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieſer Welt, auch nicht der Oberſten dieſer Welt, welche vergehen;

Sondern wir reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verborgen hat vor der Welt, zu unſerer Herrlichkeit,

Welche keiner von den Oberſten dieſer Welt erkannt hat; denn, wo ſie die erkannt hätten, hätten ſie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt,

Sondern wie geſchrieben ſtehet: Das kein Auge geſehen hat, und kein Ohr gehöret hat."

Dieſe Worte, die ohne Pathos geleſen wurden, erregten ganz anders, wie von der Kanzel herab zu geſchehen pflegt, die Wißbegierde der Zuhörer. Als Menſchen immer und von Natur auf die Offenbarung von etwas Verborgenem gerichtet, hofften ſie durch Emanuel zugleich ihn ſelbſt und die Schrift erklärt zu ſehen, die ſo rätſelvolle Dinge andeutete. Emanuel hatte dagegen die Bibelſtelle gewählt, in der Meinung, ſie werde für ihn ſprechen, und zwar ebenſowohl für das, was er ſagte, als was er verſchwieg, aber er hatte damit nur erreicht, daß ihn die beiden Hörer geradezu nach dem Geheimnis fragten, von dem ſie, zwar nur halb und halb überzeugt, vermuteten, es wäre die wunderbare Kraft, die am rechten Ort zu heilen und zu töten verſtand.

Somit war er gezwungen zu ſagen, er wäre aus freiem Antrieb ein Träger des Evangelii. Er habe als Kind die Taufe derer empfangen, die tote und laue Scheinchriſten wären, ſpäter die Waſſertaufe Johannes des Täufers, und endlich die durch den heiligen Geiſt: und dieſe, die letzte, ſchließe das Geheimnis des Reiches ein.

Die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti, fuhr er fort, ſei mit uns allen! Amen. —

Nachdem er dieſe Worte geſagt hatte, ſtand er auf, und war im Begriff, davon zu gehen, als eine ſchlichte, ſauber gekleidete Frau, die Frau des Lehrers aus der Schule einer nahegelegenen, ärmlichen Berggemeinde, ins Zimmer trat. Sie ſah, daß die Greiſin geſtorben war, der ſie in Übung jahrelanger Mildtätigkeit täglich Suppe zu ſchicken oder ſelbſt zu bringen pflegte. Und als ſich ihr die volle Erkenntnis mitgeteilt hatte, wie ihr ſchwacher Verſuch zur Mildtätigkeit nun von einer ſtärkeren Hand überboten worden war, verſank ſie merklich ergriffen in Stillſchweigen.

Sechſtes Kapitel

Die Lehrersfrau hatte ſogleich bei ihrem Eintritt in die Stube Quint, den ſie nicht zum erſten Male ſah, wiedererkannt. Vor etwa acht Tagen waren die Brüder Scharf von Glaubensgenoſſen in Preußen an ihren Mann und ihr Haus als exemplariſch treue Diener am Wort empfohlen worden. Der Lehrer, ein vierzigjähriger bibelgläubiger Mann, hatte, wie ſich das in den Kreiſen derer, die auf Chriſtum harren, von ſelbſt verſteht, die Brüder mit herzlicher Liebe aufgenommen. Als er den Grund ihrer Reiſe erfuhr, obgleich ſie den Irrwahn, der ſie beherrſchte, verſchwiegen hatten, äußerte der ſchlichte Mann ein leiſes Befremden, wenn nicht Bedenklichkeit. Denn die Glut und der Eifer, mit dem die Scharfs Emanuel ſuchten, und die Fülle des Lobes und der Bewunderung, die ſie über ihn ausſchütteten, auch was der Lehrer über den Verkauf ihres Hauſes erfuhr: dies alles mußte beängſtigend wirken.

Seine Sorgen hielt der Lehrer Stoppe auch ſeiner Ehefrau gegenüber nicht zurück. Es iſt ſchon bedenklich, wenn allzeit fleißige Arbeiter ihre Arbeitsſtätte verlaſſen und müßig gehen. Bedenklicher aber, wenn ſie Dinge wörtlich und gläubig auffaſſen, die auf ihre Weiſe genommen ſein wollen oder ſchweren Schaden ſtiften. So ſchienen die Prophezeiungen eines ehemaligen Schäfers, namens Thomas, vom nahen Weltuntergang ein unwiderleglicher Glaubensartikel im Geiſte der Brüder Scharf geworden zu ſein, und ſo war ihnen der Apoſtelberuf Emanuel Quints, den ſie ſuchen kamen, über jeden Zweifel erhaben.

Der Lehrer hielt es für ſeine Pflicht, die beiden vor jenen falſchen Propheten zu warnen, den Wölfen in Schafskleidern, von denen die Bibel mit Abſcheu ſpricht, er mußte ſich aber eingeſtehen, daß nach ſtundenlangem, ja tagelangem Beten, Singen und Ringen, der Glaube an die himmliſche Sendung des geſuchten Landfahrers felſenfeſt wie je in den Seelen der Brüder gegründet ſtand.

Daran konnten auch alle Geſpräche nichts ändern, wodurch die frommen Eiferer meiſtens die Nacht zum Tage machten, eingedenk des Wortes, das da ſagt: „Wachet, denn der Bräutigam iſt nicht ferne von euch“: und es kam am Ende ſo weit, wie es denn nicht anders ſein konnte: der Lehrer Stoppe wurde beinah in den Glaubensſtrudel hineingezogen und ſah jedenfalls mit einer gewiſſen Spannung der Erſcheinung Quints entgegen.

Einem beſtimmten und überzeugten Weſen vermag der Zweifel, ſelbſt in ſtarken Naturen und gebildeten Seelen, auf die Dauer nicht ſtand zu halten, um wie viel weniger in einem glaubenswilligen Herzen, wie das des Lehrers war, und nachdem ihm die Scharfs immer wieder von der Predigt Quints auf dem Marktplatz der Kreisſtadt, von dem Wunder, das er angeblich an ihrem Vater verrichtet hatte, von vielerlei Gebetserhörungen und wunderbaren Heilungen berichtet hatten, ſchien ihm die wundertätige Kraft des Geſuchten tatſächlich erwieſen zu ſein: nur wußte er nicht, ob dieſe und ſeine Miſſion auf himmliſchem oder ſataniſchem Grunde beruhte, oder vielleicht mesmeriſtiſcher Magnetismus, verbunden mit falſch verſtandener, noch zu läuternder Heilandsliebe ſei.

Der Lehrer hatte die Brüder Scharf nach einiger Zeit in das Haus der Schuberts hinübergebracht, von wo aus ſie dann während längerer Zeit ihre Nachforſchungen anſtellten, immer und von Stunde zu Stunde gewaltiger aufgeregt. Wer je erlebt hat, wie eine liebe, erſehnte Illuſion, auf die man mit realen Bemühungen hinarbeitet, zuweilen gegen alle Vernunft ins Ungeheuere wächſt, den wird es auch keineswegs in Verwunderung ſetzen, daß bald das Schubertſche Haus zur Brutſtätte vieler phantaſtiſcher Irrtümer und Geſichte geworden war.

Als nun Quint gefunden wurde und ſpäter bei den Schuberts in Herberge lag, hatten die Scharfs eines Tages den Lehrer beſucht und ihm das glückliche Wiederfinden, ſowie allerlei neues Wunderbares berichtet von Quint. Aufgefordert mit ihnen zu gehen, hielt ſich jedoch der Lehrer zurück, allerlei wichtige Pflichten vorſchützend. Hingegen konnte noch am Abend desſelben Tages Frau Stoppe ihrer wachſenden Neugier nicht widerſtehen. Sie machte ſich auf und kam in dem Schubertſchen Hauſe an, als Quint es verließ, um allein für ſich durch die Ödeneien des Gebirgskammes im beginnenden Mondſchein hinzuwandeln.

An jenem zweiten Pfingſtfeiertag, wo die Lehrersfrau die hundertjährige Greiſin tot, Quint aber bei der Leiche zum zweiten Male getroffen hatte, brachte ſie ihn um die zehnte Stunde mit ſich zur Schule zurück. Die Schule war ein winziges Holzhäuschen, und Stoppe, der ſie, bei ſeinen Bienenſtöcken im Garten beſchäftigt, kommen ſah, fand ſich auf ſonderbare Weiſe von dieſer Annäherung, vielleicht ein wenig unangenehm, berührt. Aber er ging ſeiner Frau entgegen und reichte auch ihrem Begleiter die Hand.

Während die Frau eine ſaubere Kammer zurecht machte, da ſie Emanuel unſägliche Müdigkeit angemerkt hatte, zeigte der Lehrer ihm ſeine Bienen. Emanuel trat an die Stöcke heran, und, obgleich der erfahrene Imker zur Vorſicht mahnte, vollkommen ohne jede Furcht, ließ er nicht nur die aufgeregten Bienen auf Geſicht und Händen herumkriechen, ſondern griff ſie ohne Bedenken da und dort aus den Haaren oder von ſeinen ſtaubigen Füßen auf und ſetzte ſie auf das Flugloch zurück.

In ihrer kleinen Küche, die mit einigem Kupfergeſchirr, irdenen Töpfen, Geräten aus Blech und Zinn aufs properſte glänzte und zugleich Wohnſtube war, erzählte, als Quint längſt in der Kammer und zwar in einem ſauberen Bette lag, die Lehrersfrau ihrem Gatten, wo ſie ihn dieſen Morgen gefunden hatte. Dieſer Zufall und auch leider der Narr hatten ihr unverkennbar einen nicht geringen Eindruck gemacht. Sie war von dem ſeltſamen Umſtand erſchüttert, daß die alte, von allen gemiedene Frau, die, wie es hieß, um ihrer vergangenen Sünden willen nicht ſterben konnte, erlöſt, ja beinahe in ſeinen Armen geſtorben war. Hätten wir, ſagte ſie, dieſen frommen und gütigen Menſchen damals zur Seite gehabt, die Kinder wären uns nicht geſtorben. Und damit fing ſie ſtill und lautlos zu weinen an, während ſie gleichzeitig ſich erhob und am Herd hantierte.

Was dieſer Frau den eigentlichen Inhalt ihres einſamen Daſeins gegeben hatte, waren zwei Kinder geweſen, die ihrer Mutter den neuen Lebensinhalt, die Trauer um ſie, hinterlaſſen hatten.

Stoppe richtete nun die folgende Mahnung an ſeine Frau:

„Wir ſollen ergeben ſein. Wir ſollen nicht ungeduldig ſein. Wir ſollen fröhlich ſein und wie der Apoſtel ſagt: Unſer Fleiſch ſoll ruhen in der Hoffnung des Herrn. Wir ſollen aber nicht ungeduldig ſein und täglich das Fenſter aufmachen und womöglich nach falſchen Propheten Auslug halten. Denn Jeſus, der wahre Heiland, hat geſagt, wie du bei Lukas im 21. Kapitel und 8. Vers jederzeit leſen kannſt: ‚Sehet zu, laßt euch nicht verführen. Denn viele werden kommen in meinem Namen und ſagen, ich ſei es, und die Zeit ſei herbeigekommen. Folget ihnen nicht nach!' — Und es ſteht bei Matthäus: ‚So ſtark werde die Kraft der falſchen Propheten ſein, daß verführet werden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten.' Alſo hüten wir uns! hüte dich."

„Ich glaube nicht," ſagte die Frau, „daß er Unrechtes denkt oder tut und irgendwie Böſes im Herzen trägt, ich habe auch nicht geſagt, ich hielte ihn für einen Propheten. Auch hält er ſich ſelber nicht dafür. Mir kommt es vor, er ſpricht als Menſch, er handelt als Menſch und er wandelt ſchlechthin nur als ein Menſch."

Der Lehrer wiegte bedenklich ſeinen weichen Johanneskopf. „Es iſt," hub er wieder zu reden an, „nicht zu vermeiden, ihm für mancherlei die Verantwortung zuzuſchieben, was, wie du ja ebenfalls weißt, geſchehen iſt. Tue ein jeder ſeine Pflicht und diene Gott im Verborgenen an dem ihm zugewieſenen Ort. Mich hat er nach meinem Wunſch und Willen und in Erhörung meiner Gebete in dieſes entlegene Amt geſetzt, wo ich in dem Maße ihm näher zu ſein glaube, als ich ferner gerückt von den Menſchen bin. Gott hat mir bei meinem Wirken Segen gegeben und macht es mir täglich deutlich, wie ich für meine rings in ärmlichen Hütten verſtreuten Bergbewohner und ihre Kinder nicht ganz ohne Nutzen bin. Daran, meine ich, laſſen wir uns genügen."

Nun ſagte die Frau, die eine Pfarrerstochter war und durch mancherlei Mißgeſchicke im Elternhauſe denken gelernt hatte: aus ſolchen Betrachtungen folge noch nicht, daß dieſer Emanuel Quint etwa, weil er auf andere Art und Weiſe dem Heiland diene, verwerflich und auf Irrwegen ſei. Sie erinnerte an die Gemeinſchaft der Heiligen, die, von den Apoſteln gegründet, noch heute ſogar von den Kanzeln als in Jeſu Chriſto beſtehend angenommen wird, und drückte, während ſie einen friſchgebackenen Eierkuchen, noch in der Pfanne, dem Gatten unter die Naſe ſchob, die feſte Überzeugung aus, daß Quint, wenn irgendeiner in dieſer Gemeinſchaft, ein echter und rechter Heiliger wäre.

„Er macht mir meine Gebirgsleute aufſäſſig. Sie laufen mit roten Köpfen umher, erzählen ſich überſpannte Dinge und bringen am Ende ſich und uns mit der Obrigkeit in Konflikt;" dies ſagte der Lehrer ein wenig unwirſch, ſchwieg und aß ſeinen Eierkuchen. Er fuhr dann fort: „An wen wird ſich die Behörde halten, zum Schluß nun gar, wo wir dieſen Menſchen beherbergen? Wer wird die ſchweren Folgen zu tragen haben, als ich, wenn das Ärgernis weiter um ſich greift?" Die Frau aber gab ihm dieſe Antwort: es käme doch alles nur darauf an, ob Quint ein Betrüger oder ein echter Bekenner wäre, ſei er aber ein ſolcher und wirklich erfüllt vom reinen apoſtoliſchen Geiſt, ſo könnte es doch keine Frage ſein, ob man ſich entſchließen müßte, ihn von ſich zu ſtoßen oder ihm nachzufolgen. Denn leiden um des willen, der für uns am Kreuze ohne Bedenken geſtorben ſei, wäre doch wohl die höchſte Gnade, die uns auf Erden zu teil werden könnte.

Daraufhin wurde der Lehrer ſtill.

Ungefähr um die zweite Stunde am Nachmittag erſchien Anton Scharf bei den Lehrersleuten. Mit lautem Gepolter trat der bleiche, nervige Mann ins Haus, während die Lippen unter den blonden Barthaaren ſeines ſchmalen Spitzbarts unruhig zuckten. Das braune Haupthaar ſtand aufgerichtet, bürſtenförmig um ſeinen Kopf. Er rief dem Ehepaar ein „Gott grüß euch" entgegen mit großer Lebhaftigkeit. Er warf die Mütze irgendwohin auf eine der Bänke der kleinen Schulſtube, darin er die Lehrersleute mit dem Aufhängen eines Bildes „Der Heiland über das Meer ſchreitend" beſchäftigt fand. Er war auf eine beſondere Art erregt, die einen feierlichen Grundcharakter hatte. Aber es war auch Wildheit in ihm! Ein nicht zu verkennender Einſchlag von Trotz, Kampfluſt, ja von Luſt zur Gewalttätigkeit.

„Bruder," rief er den Lehrer an, daß die Schulſtube dröhnte, „die Zeichen und Wunder mehren ſich. Wir haben in dieſen letzten Tagen Dinge geſehen, die ſich jedermann zu Gemüte führen ſoll. Wir haben die Kraft der Apoſtel, die Kraft Gottes lebendig geſehen! Uns iſt ein Kind geboren, ſage ich euch, es wandelt einer unter uns, von dem geſchrieben ſteht, daß er kommen ſollte. Nicht wir allein haben ihn geſehen! Hundert Arme, Kranke, Mühſelige und Beladene haben ſein Angeſicht leuchten ſehen, ſeine Stimme reden gehört und ſind geſund geworden. Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, dieſer iſt mehr denn ein Apoſtel und ein Prophet! Und auch die Kinder der Welt ſpüren ſein Nahen und regen ſich. Sie recken die Hälſe! Sie wittern den Tag des Gerichts! Sie machen ſich auf, mit Schwertern und Stangen, ihn zu fangen! Aber es ſteht nirgends geſchrieben, daß Jeſus zum zweiten Male von ihnen gekreuzigt werden wird."

Drohend erhob der irregeführte Mann ſeine Fauſt nach der preußiſchen Seite des Gebirges hin, von der er, wie es ſchien, den Anſturm der Widerſacher des Gottesreiches erwartete.

„Wenn aber dieſes anfängt zu geſchehen," fuhr er funkelnden Auges zu reden fort, „ſo ſehet auf und hebet eure Häupter auf, darum, daß ſich euere Erlöſung nahet!" Mit dieſer Lukasſtelle ſchloß er, zog ein mächtiges rotes Taſchentuch und wiſchte die hellen Tropfen von Stirn und Nacken.

Der Lehrer Stoppe, deſſen Stimme ruhig, beinahe eiſig klang, wollte wiſſen, worum es ſich eigentlich handele, was aber nicht ſogleich bei dem aufgeſtörten Zuſtande Anton Scharfs zu ermitteln war. Nur ſoviel ſtand feſt, Quint wurde auf der preußiſchen Seite behördlich verfolgt, und davon hatte der Lehrer auch bereits reden gehört und zwar durch Paſſanten am heutigen Morgen. Schließlich konnte auch Scharf Genaueres mitteilen.

Es war am Morgen ein Gendarm bis vor die Hütte der Schubertleute geritten gekommen, die, gerade ſo, wie am geſtrigen Tage, von vielen hilfsbedürftigen Menſchen umlagert war. Er hatte in ziemlich barſchem Ton zunächſt viele der Wartenden ausgefragt und endlich alle mit lauten Befehlen fortgewieſen, zugleich betonend, daß Quint ein arbeitsſcheues, behördlich geſuchtes Individuum und nichts weiter ſei. — Dann war der Gendarm mit klirrenden Sporen und ſchleppendem Pallaſch in das Haus und die Stube der Schuberts eingetreten und hatte das Ehepaar, die Tochter und ihn, nämlich Anton Scharf — Martin war auf der Suche nach Quint ſchon ſeit geſtern abweſend! — hatte die drei, mit Blei und Notizbuch in der Hand, aufs peinlichſte ausgefragt.

Er hatte dabei wohl gehofft, meinte Scharf, er werde uns Betteleien oder gar noch Ärgeres nachweiſen. Er, Anton, hätte indeſſen dem Herrn Wachtmeiſter heimgeleuchtet und ihm den Beweis erbracht, daß ſie unabhängige, vorläufig durchaus nicht unbemittelte Leute ſeien, die niemand um Gaben anzuſprechen brauchten. Augenſcheinlich habe dies dem Wachtmeiſter nicht in den Kram gepaßt, und man ſehe daraus, wie wichtig es wäre, für Zukunft und Gegenwart durch einige Mittel vor Mangel geſchützt und dadurch der Bosheit der Kinder der Welt entrückt zu ſein.

Man konnte unſchwer erkennen, wie ſich Stoppe durch dieſe Erzählung, gleichwie durch das ungebändigte Weſen des jüngeren Scharf, aufs neue beunruhigt fand, und er wies mit bleichem Geſicht darauf hin, daß man der Obrigkeit nicht zu widerſtreben nach einem ausdrücklichen Heilandswort gehalten ſei. Er bat den etwas verblüfften Scharf, den er nach Herrnhutiſcher Sitte Bruder nannte, ſich zu beruhigen und fragte ihn lange, zwar mit milden und gütigen Worten, aber beinahe noch eingehender als der Wachtmeiſter, nach Emanuels Vorleben aus, ob da nicht etwa ſündliche Dinge verborgen lägen.

„Nein,“ ſagte der Bruder Scharf, „ich glaube, ich glaube mit Freudigkeit!“ Er war überzeugt, Emanuel habe ſich auf Grund eines göttlichen Vorwiſſens ſchon am geſtrigen Morgen ſeinen Verfolgern entzogen, und fürchtete ſeltſamerweiſe nichts für ihn. Sobald er erfuhr, Quint ſei mit ihm unter einem Dache, durchzuckte es ihn und er ſchlug ſich zugleich mit der harten Hand vor die breite Stirn, als ſei ihm nun erſt, mit einem Male, etwas verſtändlich geworden: nämlich ein unwiderſtehlicher Zug und Drang hierher, in das kleine Blockhaus der Lehrersleute. Schon bewies ſich übrigens, wie ein Blick aus dem Fenſter lehrte, in anderen Bergbewohnern die Kraft dieſer ſelben Anziehung.

Der Lehrer, in ſeinem Gewiſſen bedrängt und als ein Mann von echter und tiefer Frömmigkeit, ſchlug vor, nach apoſtoliſcher Weiſe Gott im Gebet anzugehen und um Erleuchtung der Seelen zu bitten. Er war von der Macht des Gebets überzeugt, gemäß der Verheißung Jeſu, die da ſagt: „was ihr erbittet in meinem Namen, das alles will ich euch geben." Er ging mit geringeren Sachen, als dieſe war, im Gebet zu Gott, und wenn er mit Gleichgeſinnten fromme Meinungen austauſchte, ſo unterließ er nie, auf gewiſſe Winke hinzuweiſen, die ihm Gott hatte zuteil werden laſſen, nach dem Gebet, und auf beſtimmte, unzweifelhafte Erhörungen.

Nachdem nun die drei in ſtillen und lauten Gebeten, wobei auch die Frau des Lehrers ſanfte und innige Worte fand, Gott Vater, Sohn und Geiſt um Aufſchluß darüber inſtändig gebeten hatten, ob Quint in der Gnade oder aber von einem Geiſt des Irrtums beſeſſen ſei, hörten ſie plötzlich unter den Fenſtern die Klänge eines Chorals anſchwellen, von Kinder- und Frauenſtimmen geſungen, der ihren erſchrockenen Herzen eine unwiderlegliche Antwort ſchien:

O Jeſu, ſüßes Licht,
nun iſt die Nacht vergangen,
nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Und ſie ſtimmten in dieſen Choral mit ein.

Es war aber Martha Schubert, die gekommen war und ihn intoniert hatte. Und es waren auch bereits wieder von allen Seiten viele Kinder und Frauen, ſowie einige Männer herbeigeeilt, von denen die meiſten, ſchon weil es Freitag war, ſich am Geſange beteiligten. Der böhmiſche Joſef und Schwabe hatten den Tod der Greiſin im Wirtshaus der ſieben Gründe bekannt gemacht und auch der erlöſenden Wirkung mit beſonders lauter Überzeugung Erwähnung getan, die der Wunderdoktor dabei, ihrer Meinung nach, ausgeübt hatte. Von da aus nahm das Gerücht in kurzer Zeit von Hütte zu Hütte ſeinen Weg, wobei auch die augenblickliche Herberge Quints, das Schulhaus, zugleich bekannt wurde.

Und plötzlich, ehe es Stoppe hindern konnte, ſtieß Anton Scharf, zu leidenſchaftlicher Glut der Zeugnisablegung hingeriſſen, das Fenſter des Schulzimmers auf und ſchrie in die immer wachſende Menge hinaus, wie ein Wahnwitziger, Worte, die ihm aus der Geſchichte der Apoſtel im Gedächtnis hafteten: „Denn Moſes hat geſagt zu den Vätern: einen Propheten wird euch der Herr euer Gott erwecken aus eueren Brüdern, gleich wie mich, den ſollt ihr hören in allem, das er zu euch ſagen wird. — Und es wird geſchehen, welche Seele denſelben Propheten nicht hören wird, die ſoll vertilget werden aus dem Volk!“

Während nun alles dieſes im Parterre und an der Vorderſeite des Hauſes vor ſich ging, ſchlief der Prophet einen totenähnlichen Schlaf in der Giebelkammer. Frau Maria Stoppe jedoch fürchtete, als ſie die Wogen der Erregung ſteigen ſah und beſonders die laute Begeiſterung Bruder Antons, man möchte ihn vielleicht aus ſeiner wohlverdienten Ruhe aufwecken. Ihre Beſorgnis teilte ſie Bruder Anton und dann der draußen harrenden Menge mit, unter die ſie getreten war, mit der vollen Zutraulichkeit einer Frau, die faſt einen jeden der Harrenden perſönlich kannte und faſt jedem etwas Gutes gelegentlich angetan hatte.

Sie verſuchte die Wartenden zu beruhigen und mahnte, ſelbſt ein Bild der Gelaſſenheit, die Schar der ärmlichen Menſchen zur Geduld. Sie betonte, Emanuel Quint ſei zweifellos ein wahrer und redlicher Diener Gottes. Das ſei genug! und man brauche und möge ihm nicht Kräfte und Abſichten zuſchreiben, die ſeiner ſchlichten Demut durchaus zuwider wären.

Die Wirkung jedoch dieſer letzten Mahnung ward durch viele durcheinanderrufende Stimmen aufgehoben, die ſich nicht genug tun konnten in der Beteuerung wundertätiger Wirkungen, die, jedweden Zweifel ausſchließend, von Emanuel ausgegangen waren.

Nun aber drängte ſich durch die ſchwatzende Menge der ehemalige Schneidergeſelle Schwabe an die Frau des Lehrers heran, ſtotternd und mit der ihm eigenen Schüchternheit dem Wunſche Ausdruck verleihend, ihr etwas unter vier Augen mitzuteilen. Im dunklen Hausflur, hinter der von Frau Maria, die Hand auf der Klinke, verſchloſſen gehaltenen Türe, erzählte er, man ſei nun auch auf öſterreichiſcher Seite Quint hart an der Ferſe, und es wäre keineswegs unwahrſcheinlich, dürfe auch keinen Menſchen irgend verwundern, wenn öſterreichiſche Polizei vor der Schule erſcheinen ſollte, bevor noch eine Stunde verſtrichen wäre. Eine Minute danach wiederholte Schwabe alles im Schulzimmer, vor dem Lehrer ſelbſt und vor Anton Scharf.

Der Lehrer meinte: falls es der Gendarm aus Spindelmühle wäre, ſo könne er es wohl verhindern, daß Quint verhaftet und fortgeführt würde, er könne vielleicht auch ſonſt für ihn gut ſagen, wenn nicht die vielen armen Leute rings das Schulhaus umlagerten: was in den Augen der Behörde ein Unfug ſei. Quint iſt aber ohne Subſiſtenzmittel, fuhr er fort, weshalb man ihn möglicherweiſe, trotz aller Einreden, ohne weiteres über die nahe preußiſche Grenze bringt, das heißt, ihn an die Gendarmen drüben ausliefert. Ihn wecken, ihm alles ſelbſt eröffnen, ſchloß er, würde vielleicht das ratſamſte ſein.

Als ſie in dieſer und ähnlicher Weiſe noch berieten, erſchien Martin Scharf und fragte, ob Quint im Hauſe wäre. Das allgemeine „Ja", womit man ihm antwortete, hatte zur Folge, daß der überwachte und übermüdete Mann ſchluchzend unter Tränen der Freude zuſammenſank.

Wie wenn aber etwa der Funke in einen Haufen erhitzter und brennbarer Stoffe fällt, und der Haufen in Flammen auflodert, ſo ward durch den unvermittelten Ausbruch Martin Scharfs die kleine Gemeinde in einen ſchluchzenden Rauſch der Tränen verſetzt, einen Paroxysmus der Brüderlichkeit und Gemeinſamkeit, der ſich außer durch Tränen in Umarmungen und apoſtoliſchen Küſſen äußerte.

Emanuel war nun doch in ſeinem verhängten Zimmer von dem Lärm und Gepolter unten im Hauſe aufgewacht und lag horchend und grübelnd auf dem Rücken. Er deutete die Geräuſche, die er ſchon bei den Schuberts kennen gelernt hatte, ſogleich auf ſich und wußte, daß eine gläubige Menge, Hilfe aus aller Not von ihm fordernd, ſeiner wartete. Unwillkürlich die Hände faltend betete er zu dem Göttlichen tief verſenkt in ſich.

Dies aber war ſtets das Weſen ſeines Gebetes, ſich ganz nur als Werkzeug unter den Willen der Gottheit zu ſtellen. Er überſah den vergangenen Tag. Er hatte nicht das Gefühl irgend etwas außer Gott im Leben geſucht zu haben, noch auch vermöge eigenen Willens und klarer Abſicht den Weg bis hierher gegangen zu ſein: dennoch lautete ſeine Frage: „Bin ich auf rechtem Wege geſchritten? Habe ich auch wirklich nicht meinen, ſondern deinen Willen getan?" und er warf ſich, im Geiſte bemüht, den letzten Reſt von eigenem Willen aus ſich zu tilgen, aufs neue vor Gott aufs Angeſicht und flehte: „mache mich ganz nur zu einem Wort, einem Hauch, einem Blick, einem Herzſchlag von dir!

Es wird geſagt, Jeſus Chriſtus habe die Kraft des Wunders ſeinen Apoſteln hinterlaſſen. Ich bin kein Apoſtel. Ich bin ſeiner ganz unwürdig. Die Liebe des Heilands iſt wie ein Meer! die meine iſt nur ein ſickerndes Bächlein. Die wahre Heilandsliebe iſt eine Kraft, die nicht nur kranke Leiber ſogleich zu Geſunden macht, ſondern ſie verwandelt verdammte und zur Hölle verfluchte Seelen mit einem Hauch ihres Mundes in ſelige Engel des Paradieſes. Ich bin ein Blinder. Auf meinem äußeren geſchloſſenen Augendeckel liegt von dem Schatten ſolcher Liebe ein Schein. Ja, wäre ich deſſen ſicher, daß es wirklich ein Schatten des Schattens der Heilandsliebe iſt, ich könnte damit allein ſchon die Wüſte der Welt zum tauſendjährigen Paradieſe umwandeln.

Aber ich kann keine Wunder tun. Ich will keine Wunder tun. Es ſei ferne von mir, zu meinen, ich könne mehr tun, als da bereits geſchehen iſt, aus der Liebesfülle der ewigen Weisheit. Sollte ich etwa dein Werk verbeſſern wollen, du heiliger Geiſt? Ich bin nicht ſo hochmütig, dieſen Wahnwitz der Überhebung berge ich in mir nicht.

Du weißt das, der du in mir biſt! Dir iſt nichts verborgen! Aber warum ſendeſt du dieſe Bedürftigen hinter mir her, die etwas wollen, was irdiſch, nicht himmliſch iſt, etwas, was ihnen vielleicht die Kinder der Welt, nicht die Kinder des Himmels vorenthalten? Sie dauern mich, ich fühle ein überquellendes Mitleid in meiner Bruſt. Ich möchte ihnen gern und von Herzen gern alles das geben und mitteilen, was Himmliſches in mir iſt, geſchweige das Irdiſche, wovon mich zu trennen mir nichts bedeutet. Führe mich! Lehre mich, ob ich ihnen und wie ich ihnen Mitleid und Liebe beweiſen ſoll, meinen taſtenden, in irdiſcher Finſternis tappenden Brüdern und Schweſtern! Oder ſoll ich mich abkehren von ihnen und ihrer kläglichen, bitteren, flüchtigen Lebensnot und ganz zurückkehren in dein Herze?

Aber freilich, warum denn bin ich hier in die Welt geſtellt? Warum denn bin ich herabgeſendet in dieſen irdiſchen Leib der Gebrechlichkeit und trage dich in mir wie ein Licht? Soll ich nicht meinen Mitbrüdern leuchten? Wem ſoll man leuchten, als denen, die im Finſteren ſind? Wem ſoll man Gott bringen als dem Gottloſen? Wen ſoll man heimholen, als das verirrte, verlaufene Schaf? Wen ſoll man tröſten und zurückführen, als den in Finſternis Ausgeſtoßenen? In Finſternis, wo Heulen und Zähneklappern iſt? Wer kehrt zurück und wird mit Jubel empfangen von der Liebe des Vaters im Vaterhaus? Wer anders als der verlorene Sohn, der da ausgezogen war im Hochmut ſeines geringen Vermögens und mit den Schweinen Treber aß" — und Quint warf ſich herum, rang ſeine Hände, drückte ſein Angeſicht in die Kiſſen und flüſterte weinend: „Ich habe geſündigt im Himmel und vor dir. Herr, Herr, ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße."

Unvermittelt gleichſam kam ein Gefühl der Zerknirſchung über ihn, das mit dem glühenden Wunſche für den Vater zu leiden, zu ſterben, ſich auszulöſchen verbunden war, — ein Gefühl von Schuld erfüllte ihn, deren Urſache ihm verborgen war, denn er hätte ſich nicht erinnern können, jemals, wie der verlorene Sohn, mit eigenem Willen in die Fremde gegangen zu ſein. Aber er zweifelte nicht an der eigenen Schuld. Und jetzt glaubte er, zu begreifen, in dieſem Rauſch, nicht nur warum die verirrten Schafe ihm nachfolgten, ſondern auch, daß gerüſtete Männer zu Pferd, mit Waffen zum Töten der Menſchen, raſtlos auf ihn fahndeten. Weshalb er gehetzt wurde wie ein Wild. Seine Schuld lag früher! ſie lag nicht im Irdiſchen. Nicht daß man Gott nachzufolgen ſich bemühte, in Jeſu Fußſtapfen, war die Schuld, ſondern daß man den Vater verlaſſen hatte.

Und in ſeiner Seele überdachte er lange hin und her die Mythe vom Sündenfall, bis er plötzlich mit einem Ruck ſich vom Bette erhob, dabei leiſe ſprechend: „ſo will ich euch weiter dienen, meine Brüder und Schweſtern.“ Und es kam über ihn eine neue Entſchloſſenheit, die ihn mit einer Art freudiger Hoheit umgab, als er unter den bänglichen Menſchen in der Schulſtube plötzlich erſchien. Er liebte die Brüder Scharf, und ſie hatten für ihn eine grenzenloſe menſchliche Zuneigung. Mit Leidenſchaft küßten ſie ſeine Hände, was er um ihretwillen mit leiſem Lächeln geſchehen ließ.

Die Leute aber, die draußen ſtanden, drängten, kaum daß ſie das Angeſicht Quints durch das Fenſter erkannt hatten, mit einem ſtürmiſchen Anlauf ins Haus. Der böhmiſche Joſef war unter ihnen. Es gelang zwar der Lehrersfrau, den Schlüſſel im Schloß der Haustür umzuwenden, aber da Emanuel Quint das kleine Katheder beſtiegen hatte, ward ſie von den Brüdern umgeſtimmt. Sie öffnete wieder, und Weiber, Kinder, Greiſe und Männer, voran der böhmiſche Joſef, ſtrömten herein. Aller bemächtigte ſich eine erwartungsvolle Feſtlichkeit, ſtill ſchoben ſie eins um das andere ſich in die Schulbänke, und die keinen Platz bekamen, ſtanden und hockten eng gedrängt. So viele indeſſen waren gekommen aus irgendeinem, dumpfen Triebe heraus, daß ſie Kopf an Kopf den Hausflur erfüllten, die Schwelle draußen und ſchließlich dichtgezwängt einen weiten Raum vor dem offenen Schulfenſter, durch das ſie mit offenem Munde hereinblickten.

Es war eine tiefe Stille eingetreten, ehe Quint zu reden begann. Seine Predigt, in die das Piepſen der Sperlinge von draußen hereinſchallte, ward aber an dieſem Morgen in einem Ton geſprochen, der hinreißen mußte, wenn man auch ihren Inhalt meiſt nicht verſtand.

„Die Kraft Jeſu," begann er, „ſei in den Schwachen mächtig. Und der Apoſtel ſage: ‚wenn ich ſchwach bin, ſo bin ich ſtark', und alſo ſolle ſich niemand fürchten etwa um ſeiner Schwäche willen oder weil er unwiſſend ſei, oder krank, oder etwa arm. — Auch ſolle ſich niemand fürchten, wenn er verfolgt werde von den Kindern der Welt. Jeſus ſei gekreuzigt, ſeine Apoſtel verfolgt und getötet worden. Aber es habe nichts auf ſich mit denen, die den Leib töten. Die da tot ſind, werden getötet, die aber lebendig ſind in Chriſto, können nicht getötet werden von den Toten. Wer Ohren hat, zu hören, der höre," fuhr er fort: „wir wandeln im Fleiſch, aber wir ſtreiten nicht fleiſchlich. Wir ſind der Friede, wir ſind die Liebe Gottes, ſonſt nichts, wir ſind der Geiſt! Chriſtus iſt in menſchlichem Leibe auf Erden gewandelt. Er wandelt noch unter uns. Aber ſofern wir ihn ſelbſt mit Augen geſehen, mit den Händen berührt hätten, nach dem Fleiſch, ſo kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr, außer im Geiſt.

Er iſt in uns und wir in ihm. Damit ſind wir getroſt und haben viel mehr Luſt, außer dem Leibe in ſeinem Geiſte zu wallen, als dazu, leiblich zu wallen. Denn ſo iſt jegliche Trübſal, die uns drohen will, zeitlich und leicht: uns, die wir nicht ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare. Denn was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich, was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig.

Wollen ſie uns verfolgen, quälen und hinrichten auf Erden, ſo zerbrechen ſie unſer irdiſches Haus, aber nur, auf daß offenbar werde, daß wir ein Bau ſind, nicht mit Händen gemacht, ſondern von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Gott der Herr iſt der Geiſt. Wo aber der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit. Darum können ſie uns nicht fangen mit Schwerter'n und Stangen! Können uns nicht in einen Kerker legen, außer mit vielen offenen Türen ins Himmelreich.

Möge uns nicht betrüben, daß wir töricht ſind vor der Welt: was töricht iſt vor der Welt, was unedel iſt vor der Welt, was verachtet iſt vor der Welt, hat Gott erwählt. Freilich, daß ihr nicht töricht bleibet im Fleiſch, ſondern teilhaftig werdet jener göttlichen Torheit, die weiſer iſt denn Menſchen, und der göttlichen Schwachheit, die ſtärker iſt, als die Macht der Könige, dazu helfe euch Gott. Er helfe euch zu der verborgenen Weisheit, auf daß ihr nicht greifet nach Brot, außer nach dem Leibe des Herrn Jeſu Chriſti, weder nach Wein, außer nach dem Blute des Herrn! Weder nach einem Gaſtmahl, denn nach ſeinem heiligen Abendmahl! Denn wenn wir fröhlich ſind, ſo freuen wir uns im Herrn, wenn wir traurig ſind, ſo gilt es ſeiner Trübſal.

Wer Ohren hat zu hören, der höre: ziehet den natürlichen Menſchen aus, ſterbet im Leib und werdet im Geiſte wiedergeboren! Der natürliche Menſch vernimmt nichts von dem, was ich ſage, vernimmt vom Geiſt Gottes nichts. Es iſt ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen. Solche aber ſagen von mir, wie die Juden von Paulus ſagten: ‚er iſt um Chriſti Willen zum Narren geworden'. Es iſt aber nichts verborgen, es wird dereinſt offenbar, und denen unſer Evangelium verdeckt iſt bis dieſe Stunde, die mögen ausharren und der Verheißung warten mit der Geduld.

Denn Gott, der da heißt das Licht, aus der Finſternis hervorleuchtend, der hat einen hellen Schein in unſere Herzen gegeben, daß durch uns entſtünde die Erleuchtung und Erkenntnis der Klarheit Gottes im Angeſicht Jeſu Chriſti. Dann wird ſich des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angeſicht in uns allen ſpiegeln.

Ihr Männer, liebe Brüder, und ihr Weiber, liebe Schweſtern, fürchtet euch nicht darum, daß ich verfolgt werde. Wir haben das Zeugnis unſeres Gewiſſens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleiſchlicher Weisheit auf der Welt mit Frieden wandeln. Unſer Amt iſt, Chriſtum zu predigen, Verſöhnung und Frieden. Haben wir Trübſal, ſo ängſten wir uns nicht. Iſt uns bange, ſo verzagen wir nicht. Leiden wir Verfolgung, ſo werden unſere Seelen doch nicht gefangen! Werden wir unterdrückt, doch bleiben wir frei. Denn es iſt keine Liebe und Sehnſucht ſo heiß in uns, ſo unwiderſtehlich glühend als die, allezeit das Sterben des Herrn Jeſu an unſerem Leibe zu tragen und das Leben des Herrn Jeſu in unſeren Herzen."

Ungefähr bis zur Anrede: „Ihr Männer, liebe Brüder, und ihr Weiber, liebe Schweſtern, fürchtet euch nicht!" — hatten alle mit Andacht zugehört. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Anton und Martin Scharf durch den Vortrag des Narren in Chriſto vollſtändig hingenommen waren. Aber auch der bärtige Schullehrer hing, ohne nur einen Blick zu verwenden, am Munde Quints und hatte über dieſer ſeltſam neuen Verkündigung des Geiſtes alle ſeine Bedenken, betreffend wahre und falſche Propheten und den Gehorſam gegen die Obrigkeit, beiſeite getan. Die Frau des Lehrers, die neben Martha Schubert auf der niedrigen Schwelle des kleinen Katheders ſaß, blickte, mit dem Mädchen zugleich, andächtig zu dem Prediger auf, ſichtlich von einer Andacht befallen, die mehr der Verzückung ähnlich ſah. Aber nun hob ein Geflüſter an. In den Bänken reckten ſich mehrere Hälſe. Ein Säugling quäkte laut aus der Menge, die unter dem Fenſter ſtand. Und wie das Geflüſter nicht enden wollte und ſich viele Geſichter von Emanuel ab- und forſchend den Vorgängen unter dem Fenſter zuwandten, war es kein anderer als der böhmiſche Joſef, der ſein braunes häßliches Indianer- oder Zigeunerantlitz entrüſtet herumwandte und Ruhe gebot.

Es half einen kurzen Augenblick. Dann war es, als ſei draußen vor der Tür mit einemmal ein Habicht mitten unter Scharen von Spatzen hineingeſtürzt: ſo flogen die Menſchen mit lautem Gekreiſch auseinander. Sogleich pflanzte ſich das Geſchrei in den Hausflur fort, von wo ſich die Menge unter Knüffen und Gepolter ins Freie wälzte. Nun ſtießen auch die Weiber im Schulzimmer gellende Schreckenslaute aus, wodurch eine jähe Panik entſtand, die jedermann kopflos durch Tür und Fenſter ins Freie trieb.

Nachdem nun jene ſich von ihrer Verblüffung erholt hatten, die noch im Zimmer geblieben waren, wußten ſie nicht ſogleich, was etwa die allgemeine Flucht verurſacht hatte. Da tönte der Ruf „Polizei! "mit lauter Stimme warnend gerufen, durchs Fenſter herein.

Es waren aber außer Quint, dem Lehrer und ſeiner Frau, außer Martha Schubert und den Gebrüdern Scharf auch Schwabe und der böhmiſche Joſef im Zimmer geblieben. Dieſer ſeufzte laut und kopfſchüttelnd ein: „jaja!" ſchob eine Schulbank zurecht, die im Durcheinander der allgemeinen Flucht beinahe umgeſtürzt worden war, und ſagte dann, daß alle Menſchen eben leider ſo und nicht anders wären. Er ſchloß mit einer Bibelerinnerung irgend woher: „der Geiſt ſei willig, das Fleiſch ſei ſchwach".

Dagegen erhob ſich Anton Scharf und redete mit trotziger Wut und Entrüſtung, ein wenig unzuſammenhängend, ſo:

„Wenn ihr denkt wie ich, lieben Brüder und Schweſtern, ſo laſſet uns dieſe Stätte Gottes, dieſe Krippe des Herrn, dieſes neue Bethlehem mit Riegeln verſchließen und mit Fäuſten verteidigen, gegen den Anſturm der Welt. Hier hat der Dornbuſch des Herrn gelodert. Hier hat die Stimme des Herrn aus dem Dornbuſch geredet zu uns. Hier iſt heiliges Land! Und kein Abgeſandter des hölliſchen Abgrundes ſoll es betreten."

Damit riß der ekſtatiſche Menſch die niedrigen Schaftſtiefeln ſich von den nackten Füßen los, was dem Narren ein kleines Lächeln abnötigte.

Quint war im übrigen ruhig geblieben und blieb es auch jetzt, als er durch ein Schütteln des Kopfes die Heftigkeit ſeines treuen Bekenners mißbilligte. „Wir haben," ſagte er, „nichts mit Gewalt zu tun. Es iſt die Weiſe der wahren Jünger des Heilands von Ewigkeit, daß ſie dem Übel nicht widerſtreben: auf Erden nicht widerſtreben und nicht mit Gewalt.

Wer immer mich ſucht, der findet mich!"

Inzwiſchen war die Lehrersfrau zweien öſterreichiſchen Gendarmen entgegengegangen, die ſie durchs Fenſter hatte herankommen ſehen. Der Lehrer, im Begriff, ihr nachzufolgen und gegen die Polizeileute beizuſtehen, beſann ſich anders. Er trat mit einem Entſchluß ans Katheder, zu Quint und richtete die treuherzig offene Frage an ihn: „ſage mir, was du willſt, daß wir tun ſollen".

Quint erhob ſich ſchlicht und ein wenig bleich, und indem er kaum merklich die Achſeln zuckte, antwortete er: „wandelt in Jeſu Chriſti Fußſtapfen!", erhob ſich und ſchritt gelaſſen dem Ausgang zu.

Die Zurückgebliebenen aber hörten, wie er in ſeine Kammer ging.

Die Gendarmen verhandelten mit der Lehrersfrau zunächſt in behaglicher Höflichkeit, was ſie jedoch nicht hinderte, auf der Verhaftung Quints zu beſtehen und dieſes Ziel, ihrer Order gemäß, ſchnurſtracks zu verfolgen. Ins Schulzimmer tretend ließen beide Herren zugleich ſich mit einem erſtaunten „Aha!" vernehmen, da unerwarteterweiſe ihnen zwei Leute entgegentraten, wie Schwabe und der böhmiſche Joſef, deren Leumund in den Amtsſtuben auf beiden Seiten der Grenze ein gleicher war. Nachdem die Scharfs ihren Namen geſagt hatten, wurde auch ihnen überraſchenderweiſe, wie irgendeine freundliche Neuigkeit, ihre Verhaftung mitgeteilt.

Nun wollten ſie wiſſen, was ſie verbrochen hätten.

„Ja, mein Lieber," lachte der eine Grünrock den ihn mit Blicken vernichtenden Anton an: „was du verbrochen haſt, wirſt du wohl ſelber wiſſen. Übrigens habt ihr, was man ſo ſagt, einen guten Umgang!" Und er machte eine Bewegung mit dem Kopf nach Schwabe und dem böhmiſchen Joſef hin.

Schwabe kroch in ſich ſelber zuſammen.

Allein der böhmiſche Joſef, der vollkommen furchtlos den öſterreichiſchen Geſetzesvollſtreckern in die Augen ſah, meinte in ſchnellem, nicht gerade wohlerzogenem Tonfall: „wenn er immerhin manchen ſchon manchmal eine Naſe gedreht habe — und er werde mit Gottes Hilfe noch manchem manchmal eine Naſe drehen! — ſo würden ſie ihm doch nicht etwa einen Strick zum Aufhängen daraus machen, daß er einer Bibelſtunde beiwohne."

„Ja was!" meinte der Grünrock, „Bibelſtunde?!"

Da aber fuhren die Scharfs auf ihn ein. Einander mit heftigen Stimmen unterbrechend, redeten ſie von allerlei apokalyptiſchen Dingen, von denen keiner der Herren Grünröcke jemals auch nur das geringſte gehört hatte, und bauſchten den ſehr gewöhnlichen Vorgang der Predigt Quints, in einer Schulſtube, zu einem ungeheuren Ereignis auf. Mit Drohen, Bitten und Schreien war es beinah ein Bekehrungsverſuch, an dieſen braven und ahnungslos lächelnden Offizianten, die einander mit Blicken ſagten, daß es ſich hier um Leute handele, die vielleicht nicht ins Zuchthaus gehörten, wohl aber in eine Irrenanſtalt.

„Na, wir wiſſen ja ſchon," ſagte einer der Grünröcke!

Siebentes Kapitel

Die Poliziſten hegten Emanuels wegen Fluchtverdacht. Wahrſcheinlich war ihnen das Auftauchen und Verſchwinden Quints und ſein Entweichen mit dem böhmiſchen Joſef von preußiſcher Seite mitgeteilt worden. Deshalb wurden dem armen Sünder, den man mit den Worten: „da iſt der Verführer!" in der Kammer gegriffen hatte, Handſchellen angelegt.

Den beiden Scharfs, die mit großer Heftigkeit forderten, daß man ſie ebenfalls binden möge, gelang es indeſſen nicht, Fluchtverdacht zu erwecken, und ſie mußten, mit Qualen im Herzen, ohne Feſſeln und in großem Abſtand von Quint, der vorangeführt wurde, mit dem zweiten Poliziſten den Weg nach der preußiſchen Grenze antreten.

Obgleich man belebtere Pfade und Steige ſoviel wie möglich zu meiden verſuchte, kam man doch bald an einigen Bauden vorbei, in denen das Feiertagsleben, im Nahen des Abends, lebhaft bemerklich war: mit Türen[illegible]lagen, Rufen der Kellnerinnen und Fiedelmuſik. Dort aber konnte ein ſolcher Transport eines langen, mageren, ſeltſam giraffenartigen Menſchen, der gefeſſelt vor einem Gendarmen herſchritt, nicht unbemerkt bleiben. Der Weg war weit und im Ganzen beſchwerlich, und als eine Stunde verfloſſen war, fand ſich der Öſterreicher mit ſeinem Delinquenten keineswegs mehr allein. Es hatten ſich Kinder angeſchloſſen, die los zu werden nicht möglich war. Es hatten ſich Weiber und Männer aus dieſer und jener Baude zugeſellt, die zu denen gehörten, deren Aberglauben dem armen Gefeſſelten günſtig war. Es liefen auch ſchwitzende Trupps von Ausflüglern hinterher, ſolche, zum Teil, die den gleichen Weg hatten, und andere, denen ein Umweg um des Verbrechers willen lohnend erſchien. Der zweite Gendarm mit den Brüdern Scharf blieb weit zurück und fand auch, mit ſeinen ungefeſſelten, ſichtlich ungefährlichen Leuten, weniger Publikum.

In der Seele des Narren regte ſich eine ſchwere und qualvolle Bitterkeit. Er war von dem reinen Geiſte der Schrift und nebenher von reiner Menſchenliebe erfüllt geweſen, und wiederum brach, wie ſo oft, die ganze Verachtung der Welt über ihn herein. Sie war diesmal für ihn noch unbegreiflicher, je weniger die Entehrung, in die man ihn durch die Feſſel geſtoßen hatte, irgend einen begreiflichen Sinn zu enthalten ſchien. Man führte ihn wie ein reißendes Tier. Seine Empörung wollte aufwallen, wenn er hinter ſich Getrappel, Geſpräch und Geſchrei vernahm und Worte, die Vermutungen ausdrückten, ob Diebſtahl, Totſchlag, oder Raubmord die Urſache ſeiner Verhaftung ſei. Die Mitläufer nahmen kein Blatt vor den Mund, und der arme Quint, deſſen ärgſter Fehler — man weiß allerdings, daß Müßiggang aller Laſter Anfang iſt! — vielleicht eine gewiſſe Scheu vor der Arbeit war, mußte Proben eines Freimuts mit jeder Minute hinnehmen, die ſeine etwas zu hohe Stirn, ſeine ſpitze Naſe, ſeinen roten Bart, ſeine langen Arme und Beine, ja ſogar ſeine Sommerſproſſen betrafen. Einige meinten, er ſei ein Giftmörder.

Da aber fühlte er, ſofern er ſchreien wollte: ich bin es nicht! würde der Schrei wie von Steinen zurückhallen. — Wenn er zu ſagen unternähme: ich bin ein friedlicher Heilandsjünger, ſonſt nichts! würde damit nur ein gräßliches und wüſtes Gelächter entfeſſelt ſein. Sofern er aber die ganze Wahrheit nicht verſchwieg und jenen etwa zu eröffnen anfinge, daß er, mit ihnen verglichen, der Freie und nicht der Gefangene ſei, der Begnadigte und nicht der Verfluchte, dann, wußte er, würden rings im Geröll von raſenden Händen kaum ſpitze Steine genug zu finden ſein, Gott damit zu ſteinigen.

Deshalb ward er allmählich froh, und es überkam ihn der unvergleichliche Friede einer tiefen Gelaſſenheit. Das Trappeln und Reden hinter ihm drein berührte ihn auf keine andere Weiſe, als etwa das Geräuſch einer langſam rinnenden Steinlawine, eines Baches, eines Pferdegetrappels, oder ſauſenden Windes berührt. Es kam ihm vor, als wanderten hinter ihm Gebilde aus Erz, aus Stein, oder aus Ton, Tote, die in ſich kein Leben hatten! Vergeſſene, Verlaſſene und Begrabene, die irgend wann einmal vielleicht dazu beſtimmt ſein könnten, durch den Liebesodem des Schöpfers geweckt und zu dem gemacht zu werden, was er war.

Und immer heller ſtrahlte in ſeiner Seele ein göttliches Glück, bis er manchmal unwillkürlich den bläulichen Gottestiſchrock an ſich zog, wie um das innere Leuchten zu verbergen. Und dann dachte er ſich: Ich bin ein Licht! Warum ſehen ſie eigentlich nicht, daß ich leuchte? Doch wohl, weil ſie unrettbar mit dem ſchwarzen Star des Todes behaftet ſind. Warum ſehen ſie eigentlich nicht, daß ſie mir in unausſprechlicher Weiſe Gutes tun, indem ſie mir ähnliches zu erfahren geben, wie ihm, dem Heiland, dem ich nachleben, den ich von innen her immer beſſer ergründen will. Machen ſie mich nicht mit ihrer Härte, mit ihrem Hohn, mit ihrer Unwiſſenheit und Gleichgültigkeit dem Heiland ähnlicher, ſo daß ich in einem Gebiet meines Weſens, meiner Erfahrung, meiner Schmerzensempfindung ihm gleich geworden bin? Erkennen ſie nicht, daß er dieſen ihm bekannten, öffentlichen Marter- und Kreuzesweg greifbar nahe neben mir hinwandelt? Möchte ich doch dem Gendarmen die Hände küſſen, der mich dieſen und keinen anderen Weg geführt! Ja, bemerken ſie denn nicht das Unerhörte, wodurch ich während ganzer nicht kurzer Zeitſpannen ſo in den Heiland verſunken war und er in mir, daß er ſelber, in meiner Geſtalt, vor ihnen mit Handſchellen an den Knöcheln, hinwandelte.

Der deutſche Gendarm, dem Quint in der Nähe der Pichlerbaude übergeben werden ſollte, brach, als er ſeiner anſichtig wurde, in ein joviales Gelächter aus, in das ſogleich die Herren aus Böhmen, ſowie die Menge der Mitläufer einſtimmten. Er ſagte dabei mit Bezug auf das lange Haar des Toren, das in der Zeit des Einſiedlerlebens nicht gekürzt worden war: „es ſei aber nun wirklich die allerhöchſte Zeit für das Haarſchneiden," und dieſe Worte riefen deshalb eine noch lautere, humoriſtiſche Wirkung hervor, weil es faſt ſo ſchien, als ob der vierſchrötige Kavalleriſt als Barbier und nur zum Zwecke gekommen wäre, Emanuel Quinten das Haar zu ſchneiden, und dieſer wiederum nur zu dem Zweck, eben dieſe Arbeit von ihm verrichten zu laſſen.

Noch war das Gelächter nicht gänzlich verſtummt, als plötzlich ein Knabe, der etwa elf Jahre alt ſein mochte, ſich dicht vor Quint hindrängte und ihm einen Keil Roggenbrotes, der mit Fett beſtrichen war, zureichte. Der grübelnde Tor ſah ihn an und, wie es ſchien, erwachte nun erſt ins Leben zurück. Als er die Abſicht des blaſſen, hager aufgeſchoſſenen Jungen begriffen hatte, vergaß der Narr, daß er Handſchellen um die Knöchel trug, und wollte, merklich gerührt, wie ſegnend die Rechte auf ſeinen Scheitel tun. Die ſomit entſtandne

Bewegung, die kläglich genug zu ſehen war, konnte von dem Jungen nicht anders gedeutet werden, als habe der arme Sünder das Brot entgegen zu nehmen vergeblich verſucht, und es ward ihm zugleich zu Gemüte geführt, daß er in ſeiner herzlichen Aufwallung gerade den Umſtand, nämlich die Feſſel um Menſchenhände, vergeſſen hatte, durch den ſein Mitleid beſonders erregt worden war. So erlitt die gute Tat eine unerwartete, kurze Verzögerung und erregte das von dem Jungen gefürchtete Aufſehen. Jäh ſchoß ihm das Blut ins Angeſicht. Aber nur einen Augenblick beherrſchte ihn Ratloſigkeit, dann hatte er bereits die zerlumpte Seitentaſche im Rock des Sträflings bemerkt und blitzſchnell den Kanten Brot dort feſtgeſteckt. Jetzt ſah man zwei braune, nackte Füße, eiligen Laufs, die Sohlen nach rückwärts geworfen, über die Kammwieſe ſich entfernen und ſchließlich verſchwinden.

Über das neue Gelächter, das nun entſtand, ſuchte man doch mit einer gewiſſen Beſchämung hinwegzukommen. Einige aus der Menge entfernten ſich. Andre begannen ſogar etwas Geld zu ſammeln, das ſie Quint einhändigen wollten, nachdem die Gendarmen ihre Papiere gegenſeitig geordnet hatten. Aber Emanuel regte ſich nicht. „Zum Donnerwetter, ſo nimm's doch, dummes Kamel!“ ſchrie der deutſche Gendarm ihm zu und löſte danach, ſcheinbar unwirſch, die Handſchellen. Aber ſei es nun, daß die Seele Quints noch von dem Lichtſtrahl der ewigen Güte geblendet war, den Gott ihm durch einen Knaben geſandt hatte, und er darum nicht ſah, was man ihm bot! Oder glaubte er, ſeine Hände zu beflecken, wenn er Geld von dieſen wandelnden Leichen nahm? Kurz, ſeine freien Hände fielen nur ſchlaff herab und hingen offen und ſtill zur Erde.

Während des Abſtiegs ins Hirſchberger Tal hinunter hatte

Emanuel die Brüder Scharf neben ſich. Der Gendarm hegte kein Mißtrauen. Er hatte ſich eine von den Zigarren angezündet, die er aus freundlichſt präſentierten Zigarrentaſchen zu ſich geſteckt hatte, und, indem er ſein ſchweres Pferd behaglich am Zügel mit ſich zog, ließ er die Häftlinge unbeſorgt voranſchreiten.

Natürlich waren die Brüder froh, wieder mit Quint vereint zu ſein, zugleich aber zitterten ſie vor großer Entrüſtung über das, was ihnen, und vor allem, was Quint widerfahren war. Beſonders war es Anton Scharf, der, kaum auf den abſchüſſigen Weg achtend und oftmals ausgleitend, mit faſt immer geballter Rechten, Drohungen und Verwünſchungen wider die Weltkinder von ſich gab. Er ſagte: „Sie wollen nicht Gutes tun! Sie haben Angſt und ſehen nicht! Sie haben Ohren und hören nicht! Der Fluch Gottes, der über ihnen iſt, macht ſie blind und taub!“

Martin Scharf, der während des Ganges über die Berge bereits vieles mit ſeinem Bruder durchgeſprochen und hin und her erwogen hatte, was wohl gegen die Mächte der betörten Welt für Maßregeln zu ergreifen ſeien, erbat nun für das, was ſie tun wollten, Emanuels Sanktion. Es war, wie ſie meinten, unmöglich, ſie beide und Quint lange in Haft zu behalten. Demnach wollten ſie ſich, ſofern ſie freigelaſſen wären, zu einer gewiſſen frommen und adligen Dame begeben, die ſehr alt, ſehr reich, ſehr wohltätig, und in der ganzen Provinz als die „Gurauer Frele“ bekannt und geachtet war. Bei dieſem alten Gurauer Fräulein wollten die Brüder um Schutz für Quint bitten und, nachdem dies geſchehen und der große Einfluß der Dame dahin gewirkt haben würde, daß man die friedlichen Bahnen Quints fortan ungeſtört ließe, wollten die Scharfs eine Gemeinſchaft von Gleichgeſinnten zuſammenrufen.

eine Gemeinſchaft der Würdigſten, um Quint geſchart, und dieſen als ihren Führer verehrend.

„Die Nachfolge Jeſu,“ ſagte Quint hierauf, „müſſe ein jeder für ſeinen Teil aufnehmen und durchführen und es könne und müſſe hierbei nur einer, der Heiland ſelbſt, der Führer ſein. Er aber, Quint, werde ſich niemals ſo weit vermeſſen und vergeſſen, irgendwo in der Welt der Erſte zu ſein, wo der Heiland der letzte geweſen wäre.“

Sie waren bis an eine Stelle gelangt, wo der Gendarm auszuruhen beabſichtigte, und plötzlich erklang ſein donnerndes: „Halt!“ Die Häftlinge ſtanden ſtill und erwarteten den Beamten, der pruſtend und gutmütig fluchend näher kam, um ſich auf einer Bank niederzulaſſen, die man zum Gebrauch fremder Touriſten hier aufgeſtellt hatte. „Ruht euch aus, Kerls,“ ſagte er, „wir haben noch weit! Wenn euch nun nicht der Teufel geritten hätte, ſo brauchte ich jetzt, an den Feiertagen nicht in den Bergen herumkriechen, was bei meinem Speck nämlich kein Vergnügen iſt. — Na, ihr macht allerdings auch Geſichter, wie neun Meilen ſchlechter Weg. Das weiß Gott!“ Dies ſagte er mit einem ſeltſam forſchenden Blick ſeiner kleinen Augen, zugleich breit lächelnd und ſeinen behelmten Kopf ſchüttelnd. „Wenn man nur wüßte, was euch in die Kaldaunen gefahren iſt? Ich glaube, ihr ſeid verrückt geworden. Ich hab' auch mal einen Kerl transportiert, der kam aber wirklich ſpäter ins Irrenhaus, der wollte mir immer einreden, daß er es ſchwarz auf weiß, ich weiß nicht von wem, beſcheinigt in Händen habe, er werde lebendigen Leibes mit Wagen und Pferden gen Himmel kutſchieren. Schließlich ſollte der Wagen ja wohl, hol mich dieſer und jener! noch feurig ſein. — Was iſt denn los? Was habt ihr denn? Hol mich dieſer und jener! Glaubt ihr vielleicht, daß in drei Tagen die Welt untergeht? Bis dahin, o weh! Da wird noch mancher Kognak getrunken werden! — Macht doch die Menſchen nicht verrückt! Ihr macht ja das Geſindel in den Häuſern da oben richtig wahnſinnig! Wer redet euch denn ſolchen Unſinn ein? Ich war doch wahrhaftig oft genug in der Garniſonskirche. Was Religion und was unſer Herr Chriſtus iſt, weiß ich doch wahrſcheinlich beſſer als ihr! Aber ſo 'n Blödſinn iſt mir doch noch nicht vorgekommen."

„Herr Gendarm," ſagte Martin Scharf, „wir haben nichts getan, als wozu der Geiſt des Herrn uns getrieben hat. Wir ſollen Zeugnis ablegen von Chriſto! Wir ſollen es heute tun und nichts auf morgen verſchieben, Herr Gendarm! Ja, wenn wir es eine Stunde verſchieben wollten, wer weiß, die wäre vielleicht verſäumt für die Ewigkeit." „Herr Gott ja, Menſch, glaubt ihr, wir haben auf euch gewartet? Wird nicht in allen Kirchen Sonntag für Sonntag für Jeſum Chriſtum Zeugnis abgelegt? Sonntag für Sonntag, in allen Kirchen! Bin ich ein Heide? Bin ich denn nicht ebenſo gut, wie du, ein Chriſt?"

Anton Scharf aber, der die Zähne zuſammenbiß, ſah den Wachtmeiſter grimmig an, bevor er etwa dieſes unüberlegt und heftig hervorbrachte.

„Es gibt auch ſolche, die falſch Zeugnis reden von Chriſto Jeſu, es gibt ſolche genug und zu viel, die Chriſten heißen und andere Chriſten nennen und ſind doch nichts, als eitel Kinder der Welt." Quint aber winkte ihm mit der Hand. Er ſagte, als er des Wachtmeiſters Auge nicht ohne Intereſſe auf ſich gerichtet ſah, und Anton verſtummt war, mit ruhiger Stimme: „Wir wollen uns lieber nicht vermeſſen, keiner von uns, zu ſagen, er ſei ein Chriſt. Der Chriſt iſt der Chriſt. Es iſt nur ein Chriſt: Chriſtus der Heiland, wo aber ſonſt Chriſtus iſt, dort iſt er verborgen! Was wäre die Welt, wenn Chriſtus in dir, in Tauſend und Hunderttauſend! ja in Millionen anderer wäre? Sie wäre das Reich! Chriſt heißt nichts anderes als Chriſtus ſein. Wer kann ſich vermeſſen und ſagen: ich bin es?"

„Vorwärts, keine Müdigkeit vorſchützen," ſagte nicht ohne eine gewiſſe Betretenheit der Gendarm, den ſein Pferd ſchon mehrmals ungeduldig mit der Schnauze geſtoßen hatte, ſtand auf und gab das Zeichen zum Aufbruch. „Ihr redet verkehrtes Zeug durcheinander, und was ihr quatſcht, wißt ihr ſelber nicht. Steckt euere Naſe in euer Handwerk hinein und macht die einfachen Leute nicht aufſäſſig. Es wird euch auch niemand hindern, wenn ihr Sonntag für Sonntag zweimal meinethalben — mir wäre zu viel! — zur Kirche geht."

„Ich ſage Ihnen aber, Herr Gendarm, daß hier unter uns einer iſt, der auch größer iſt, als die Kirche und der Tempel!" Hiermit zitierte Anton Scharf eine der vielen Schriftſtellen, die ihm geläufig waren: zugleich aber leuchtete in ſeinen krankhaften Augen wiederum jener wahnwitzige Glaube auf, der hauptſächlich die Urſache alles ſpäteren Unheils war. Der Gendarm ſah den groben und bärtigen Menſchen an, wie man eben nur jemand betrachtet, an deſſen geſundem Verſtande man zu zweifeln berechtigt iſt. „Wenn es bei jemanden ſo zu rappeln begönne," meinte er, „ſo finge es eben meiſtens im Kopfe an."

Den Reſt des Weges legten ſie in der alten Ordnung zurück. Wieder verſuchten die Brüder Scharf Quint für eine Gemeinſchaft zu gewinnen, die ſie begründen wollten. Emanuel aber, der durch die ſeltſame Flamme des Glaubens, die aus den Augen Antons wiederum aufgeleuchtet hatte, beunruhigt war, ſträubte ſich mehr wie je wider den Gedanken, das Haupt irgendeiner Gemeinde zu ſein. Er wurde ſogar überaus zornig, indem er betonte, daß ihm nichts ferner liege, als die Legionen von Wortmachern um einen zu vermehren, oder irgendeinem Aberglauben dieſer Welt Nahrung zu geben. „Ich bin verſöhnt mit Gott. Durch Jeſum Chriſtum bin ich verſöhnet. Und wenn ich etwas durch die Tat zu bezeugen auf dieſer Erde gehalten bin, ſo iſt es eben dieſe Verſöhnung mit meinem Gotte und dann die Verſöhnung mit den Menſchen. Ich bin verſöhnt mit ihnen, ich zürne meinen armen Brüdern und Schweſtern auf dieſer Erde nicht. Sorget, daß auch ihr euch verſöhnet. Wer verſöhnt iſt, der nur kann Verſöhnung predigen. Was ſorgt ihr um mich? Bin ich etwa nicht wert zu leiden, was meine Brüder und Schweſtern leiden? Bin ich etwa nicht wert, Menſch unter Menſchen zu ſein? Des Menſchenſohn iſt ein Menſch unter Menſchen. — Gehet heim, folget Jeſu nach, und wenn ihr meiner gedenket, ſo gedenket nicht meiner, ſondern des Menſchenſohnes! Gedenket des Heilands und bittet, daß er eins mit euch werden möge. Nach mir aber fraget niemanden fortan!"

Die Häftlinge wurden für dieſe Nacht im Polizeigewahrſam zu Hainsdorf untergebracht, die Brüder gemeinſam in einen Raum, der „Narr in Chriſto" dagegen allein. Und als dieſer nun bei Waſſer und Brot in der feuchten und dunklen Zelle lag, hatte er einen Traum, aus dem er nach kurzer Zeit erwachte, um dann, bis zum Morgen, in einem Zuſtande tiefer Beſeligung zu verharren.

Quint hatte geträumt, der Heiland ſelber ſei in ſein Gefängnis zu ihm gekommen.

Alle verſchiedenen Arten und Grade der Träume erforſcht zu haben, würde bedeuten, in einem weit tieferen Sinne, als irgendeinem heutigen, Kenner der menſchlichen Seele zu ſein. Der Traum Emanuel Quints gehörte zu denen, die in nichts weniger real als irgendwelche Ereigniſſe des ſogenannten wachen und wirklichem Lebens ſind. Wenn alſo etwa der Poliziſt, der den Schlüſſel der Zelle hatte, wirklich bei Quint erſchienen wäre, er hätte nicht können deutlicher, körperlicher und wirklicher als der Heiland ſein. Man träumt Gerüche, man träumt Geſichte, mam träumt Berührungen. Man träumt Gedichte, Worte, man hört Erzählungen, hört Muſik. Man behält an ſolche ſinnliche Eindrücke eines Traums jahrzehntelang eine Erinnerung: eine Erinnerung, die ſcharf und lebendig iſt, während viele gleichzeitige und wichtigere Geſchehniſſe des wachen Lebems unwiderbringlich vergeſſen bleiben. So hatte Quint den leiſen Tritt des Heilands gehört, er hatte ihn, mit leicht gebeugtem Kopf, durch das knarrende Pförtchen eintreten ſehem. Er hatte bemerkt, wie ein matter, ſeltſamer Schein das feuchte Mauerwerk, den Kalkbewurf des Türbogens, nicht ſtärker als der Reflex eines Öllämpchens, um den blonden Scheitel des Heilands herum beleuchtet hatte. Er wußte: ſo und nicht anders ſah der Heiland, der Menſchenſohn, der Sohn Mariens, der König unter der Dornenkrone aus, der weder Geſtalt noch Schöne hatte und für den gehalten werden mußte, der von Gott geſchlagen und gemartert würde. Er kannte in ſeinem Geſicht jeden einzelnen Zug: ſo blickten die eingeſunkenen Augen, ſo waren die rötlichen Brauen darüber gelegt, ſo ſaßen um die Winkel der Lider und um den Anſatz der feinen Naſe, deren Flügel leiſe bebten, die Sommerſproſſem. So ging der Arm, ſo hob ſich die Hand und ſtrich mit mageren länglichen Fingern leiſe durch das Gekräuſel des Spitzbartes, und dabei zeigte ſich auf dem Rücken dieſer Hand ein furchtbares Mal, wo die roſtige Nagelſpitze heraus und in den Kreuzesbalken gedrungen war. Die Wunde quoll von ſchwärzlichen Blutstropfen.

Und auch auf den rauhen und beſtaubten Füßen des Heilands, der barfuß von einer langen Wanderung zu kommen ſchien, waren die Male zu erkennen. Es ging eine Kraft von ihnen aus, die Quint wie ein Sturm des Mitleids und der Liebe zur Erde riß. Er konnte nicht anders, als immer wieder unter einer Sintflut von Tränen die beiden geliebten Füße küſſen. Und nun war es, daß über Emanuel Quint eine weiche und ernſte Stimme erſcholl: „Bruder Emanuel haſt du mich lieb?" „Ja," ſagte Emanuel, „mehr wie mich ſelber!" Und wieder erklang die Stimme, genau wie vorher: „Bruder Emanuel haſt du mich lieb?" Und als der Träumende es beteuerte, ſetzte die Stimme weiter hinzu: „Emanuel Quint, ſo will ich für immer bei dir bleiben!" Hatte Quint vor einigen Augenblicken gemeint, als das Schloß des Gewahrſams ſich knirſchend umdrehte und auch als Hand und Kopf des Kommenden im Türſpalt erſchien, daß ein neuer, armer Sünder hereingeführt würde, ſo fand er ſich jetzt, kaum daß Sekunden verſtrichen waren, bis in den ſiebenten Himmel verzückt, und indem er ſich aufrichtete und ſeine Arme weit ausbreitete, geſchah endlich das, was ſeinem Traume für ihn die Weihe des Wunders gab.

Nämlich, indem Quint und die Geſtalt des Heilands, wie Brüder, die ſich lieben und lange vermißt haben, mit geöffneten Armen einander entgegenkamen, ſchritten ſie ganz buchſtäblich einer in den andern hinein, derart zwar, daß Quint den Körper des Heilands, das ganze Weſen des Heilands in ſich eintreten und in ſich aufgehen fühlte. Dieſes Erlebnis war zugleich ſo unbegreiflich und wunderbar durch ſeine vollkommene Realität: denn es ſchien nicht anders, als daß wirklich fühlbar in jedem Nerven, jedem Pulsſchlag, jedem Blutstropfen zu innerſt und innigſt die myſtiſche Hochzeit ſtattfand und Jeſus in ſeinen Jünger einging und in ihm ſich auflöſte.

Am Morgen wurden die beiden Webersleute Martin und Anton Scharf durch den Amtsvorſteher in Freiheit geſetzt, Quint dagegen wurde in Haft behalten, um per Schub nach ſeiner Heimatsgemeinde gebracht zu werden. Die beiden Freigelaſſenen trafen in der Gaſtſtube einer nahen Herberge den böhmiſchen Joſef und den ehemaligen Schneider Schwabe an, die den Spuren des Gendarms bis hierher gefolgt waren, und alle vier von dem Schneider Schwabe geführt, begaben ſich nachher querfeldein in ein etwas entlegenes Dorf hinüber, wo viele arme Weber und Korbflechter wohnten und wo von altersher ein pietiſtiſcher Sektengeiſt, unbeachtet von der umgebenden Welt, ſein Daſein friſtete. Hier hatte der Schneider Schwabe „Freundſchaft", wie die Leute in jener Gegend zu ſagen pflegen, das heißt, eine Schweſter von ihm war dort verheiratet. Doch als er mit ſeinen Begleitern das Haus der Schweſter betrat, blieb die bleiche und ſorgenvoll blickende Frau wortkarg, und es machte den Eindruck, als hielte ſie etwa im Hausflur Wache und dürfe niemand ins Stübchen hineinlaſſen.

Die Wahrheit war: ein Mann, ein Hufſchmied, namens John aus dem Oberdorfe, hielt Betſtunde ab, und es hatte ſich ein Häuflein guter Chriſten und Betbrüder am Morgen des ſogenannten dritten Feiertages im Stübchen zuſammengefunden. Das aber hatten Schwabe und der böhmiſche Joſef vorausgewußt. Sie waren im allgemeinen geneigt geweſen, über dieſen kleinen Kreis ihre Späße zu machen, bis ſie ſeit der Begegnung mit Quint ein neuer Geiſt überkommen zu haben ſchien. Nach einigem Hin- und Herreden wurde der Schwager, ein gelbliches und halbnacktes Männchen, herausgeholt, der denn nach wenigen Augenblicken die Brüder Scharf in die kleine Gemeinde einführte.

Eben lag alles auf den Knien in einem langen und ſtummen Gebet. Die Morgenſonne, die durch drei kleine Fenſter hereinleuchtete, ließ ihre Stäubchen über altersgraue, jugendlich blonde und kahle Scheitel tanzen, und plötzlich erhob ſich ein zahnloſes altes Weib und fing, in einer unverſtändlichen Sprache, faſt unverſtändliche Worte zu ſprudeln an. Und jene Ekſtaſe, in die ſie geriet, wurde für das „mit Zungen reden“, von dem die Apoſtelgeſchichte berichtet, in dieſer Schwärmergemeinde gehalten. Nach einiger Zeit, als ſich die Alte mit vielem Weinen, Klagen und Jeſusrufen erſchöpft hatte, ward ſie von einem Manne abgelöſt, der laut zu beten und Gott um den Heiligen Geiſt zu bitten begann. Als jener ſchwieg, erhob ſich Martin Scharf von der Erde, auf die er ſich, gleich wie ſein Bruder, der böhmiſche Joſef und Schwabe, geworfen hatte, und ſprach in einem ſo neuen Ton, daß die ganze Gemeinde aufmerkte.

Er ward nicht laut, aber was er ſagte, geſchah im Ton einer ſicheren Mitteilung. „Singet,“ ſagte er, „jubilieret! der Herr, der Heiland iſt unter uns! Es iſt nicht mehr Zeit die Bruſt zu ſchlagen, zu ſeufzen, zu wimmern und um Erhörung zu bitten. Die Verheißung erfüllet ſich! Haben wir nicht ſeine Stimme gehört? Haben wir den Bräutigam nicht mit Augen geſehen? Die Braut, ſolange der Bräutigam ferne iſt, hat ſie Traurigkeit! Iſt aber der Bräutigam nahe, ſo wird ſie voll Freudigkeit. Ich bringe euch eine frohe Botſchaft. Es iſt nie irgend jemand zu euch gekommen mit einer ſolchen Botſchaft wie wir: Jeſus Chriſtus iſt auferſtanden.“

Es war niemand in der kleinen Gemeinde, den der Inhalt dieſer Rede verwundert hätte. Zu oft war ihnen die frohe Botſchaft verkündigt worden. Was ſie indeſſen alle erbeben ließ, war die bebende Überzeugung in der Stimme des Redenden. Sie war ſo ſtark, daß man ſich dadurch, wie von einer ungeheueren Neuigkeit, bei den altbekannten Worten erſchüttert fand. „Fraget nicht weiter," ſagte Scharf, ſeine Mitteilung abbrechend, „aber halte ſich ein jeder bereit. Jeder ziehe ein hochzeitlich Kleid an! Jeder horche bei Tag und Nacht und ſorge, damit er nicht etwa im Schlafe liege, wenn der Ruf des Gerichts erſchallt."

Und er hieß Kinder und Frauen heimgehen und behielt die verſtändigſten Männer zurück, um ſich mit ihnen über jenes Geheimnis auszuſprechen, das er bisher nur andeutungsweiſe verraten hatte. Bald ſaß er mit den Zurückgebliebenen um den Tiſch herum und eröffnete ihnen nicht ohne Feierlichkeit, wie ſeiner Meinung nach in Emanuel Quint ein Mann, mit der vollen Kraft des apoſtoliſchen Geiſtes ausgeſtattet, auf der Erde erſchienen ſei. Er vermied zunächſt, aus einem inſtinktiven Bewußtſein heraus, an die Gutgläubigkeit dieſer neuen Genoſſen einen noch höheren Anſpruch zu ſtellen, und erwähnte nicht, was ſeine und ſeines Bruders Anſicht war, von dem armen Narren in Chriſto, Quint. Dagegen erzählte er Wunderdinge. Durch Antons und ſeinen Mund ging die Chronik der letzten Tage, ſeit ſie den verlaufenen Sonderling wieder getroffen hatten, auf höchſt phantaſtiſche Weiſe ausgeſchmückt. Er glaubte die volle und ſchlichte Wahrheit auszuſagen und log natürlicherweiſe ebenſowenig wie Anton bewußt, der alles noch wunderbarer darſtellte. Auch Schwabe und der böhmiſche Joſef miſchten ſich ein, die, was ſie mit Quint erlebt hatten, aus Freude am Außergewöhnlichen, mit lebhafter Übertreibung darſtellten.

Nach Verlauf einer Stunde war es in dieſem Kreiſe ausgemacht, Quint habe den Vater Scharf durch bloße Berührung von ſeinen argen Schmerzen befreit und den Teufel vertrieben, der Martha Schubert gepeinigt hatte. Es war erwieſen, daß eine gelähmte Frau vor der Hütte der Schubert-Leute ſeinen Rock berührt und darauf mit beweglichen Gliedern, friſch und geſund den Heimweg genommen hatte. Niemand zweifelte, daß die hundertjährige Greiſin, die mancher kannte, durch Quint Vergebung der Sünden erhalten hatte und vom Leben erlöſt worden war.

Natürlich war der Schwager des Schneiders und Schmugglers Schwabe, Weber Zumpt, mitſamt ſeinem Häuflein Gleichgeſinnter das Bild der äußerſten Leichtgläubigkeit. Es lag in den Augen dieſer Leutchen der Ausdruck eines endloſen, langen, vergeblichen Hungerns und Dürſtens nach der Gerechtigkeit, der Ausdruck eines endloſen Wartens: er wurde von dem des Staunens und Grübelns über das Leben, das ihnen beſchieden war, abgelöſt, dem wieder der herzergreifende Ausdruck des Wartens nachfolgte. In dieſen Ausdruck miſchte ſich Angſt. Denn es iſt zu bedenken, wie der geringe Erwerb dieſer armen Leute kein geſicherter und nur durch angſtvoll beſchleunigte Arbeit zu erzwingen iſt. Wie mit der Geiſel erbarmungslos vorwärts treibend, ſteht hinter dieſen Leuten das grauſenvolle Geſpenſt der Not. Sie ſehen Fremde und Feinde ringsum, die meiſtens drohend, beſtenfalls mit kaltem und hämiſchem Blick der Überanſtrengung ihrer Kräfte zuſchauen. Und alſo nimmt ſchließlich die Angſt ungeheure, myſtiſche Formen an. Überall, nicht mit Unrecht, ſehen die Armen raubtiermäßig verderbliche Mächte lauern und des Augenblicks warten, wo die Belauerten etwa auch nur vorübergehend Müdigkeit überfiele, wo denn ſogleich immer ihr Schreckensſchickſal entſchieden iſt.

Angſtvoll alſo, willenlos und gejagt, waren die Leutchen den überſpannten Einbildungen der Brüder Scharf vollkommen preisgegeben und hatten ihren ſtarken Beteuerungen, weder im guten noch im böſen, Widerſtand entgegenzuſetzen. Sie, die gewohnt waren, beſtändig um ein Leben zu ringen, das ſchon verloren war, unterließen es ebenſowenig jemals nach dem Strohhalm zu greifen, ſo oft er ihnen, ſtatt des rettenden Balkens, geboten wurde, in ihrer dunklen Lebensflut. Jemand ſagt, daß Hoffnung die andere Seele des Menſchen iſt. Wer dieſer zweiten, höheren, lichteren Seele ſolcher Menſchen Nahrung bot, war ihnen ſtets, wie konnte es anders ſein? aufs höchſte willkommen: ſogar der Verbrecher, der Lügner, der Scharlatan! Hier aber ſtanden zwei Männer auf, die mit wilder Kraft und einem unverkennbaren, heimlichen Freudenrauſch von einem Ereignis zu reden wußten, das beinahe die Erfüllung aller Hoffnung ſelber war.

Im Volk, das heißt bei der ungeheueren Mehrzahl der Menſchen, beſonders vielleicht in der bodenſtändigen Schicht, lebt, unaustilgbar, nicht immer eingeſtandenermaßen, die Hoffnung auf einen Menſchen, oder auf einen Tag: und dieſer Menſch, dieſer Tag, wurden hier als erſchienen, oder in nächſter Nähe verkündigt. Mit bleichen Geſichtern und zitternden Kiefern ſaßen die frühgealterten Männer um die Erzähler herum und nahmen ihnen das Wort von den Lippen. Die Welt außer ihrem Dorf und außer den Bildern der Bibel war für ſie keine Realität, ſondern nur eine Stätte für alpdruckartig empfundne Geſpenſter: über ihr aber thronte in reinen und unberührten Höhen, erſt nach dem Tode erreichbar, Chriſtus der Heiland. Hier aber glaubte man wirklich an ihn. In dieſen markanten, alten Weberköpfen war Glaube noch Glaube, ſeinem innerſten Weſen nach: das heißt etwas anderes, als

Forſchung, Zweifel oder Erkenntnis. Und zu den Dingen, auf die ſich ihr Glaube feſt bezog, gehörte auch die Wiederkunft Jeſu auf dieſe Erde und die Errichtung eines tauſendjährigen, irdiſchen Gottesreichs: es ſollte nun alſo wahrhaftig und wirklich nach den überzeugenden Worten der beiden fremden Brüder nahe bevorſtehen.

Das kleine Weberſtübchen ſah einen wahrhaft rührenden Freudenrauſch. Nachdem er vorüber war, ſagte Martin Scharf, mit jener Entſchloſſenheit, die auf einen früher gefaßten Vorſatz hindeutete, „man möge nun aufmerken und ſich bereiten, etwas in Erwägung zu ziehen, was er vorſchlagen wolle." Und er entwickelte ihnen die Abſicht einer feſten Vereinigung, wie er ſie am Tage vorher Emanuel Quint, ohne deſſen Beifall zu finden, mitgeteilt hatte, einer Gemeinſchaft, die eben jenen Narren in Chriſto als ihr Haupt anerkennen und ihm werktätig und praktiſch dienen ſolle. Es war natürlich, daß man ſich auf der Stelle zu einer ſolchen Gemeinſchaft bereit erklärte.

Aber es war auch dann keine Trübung der Einigkeit zu bemerken, als Martin eine Kollekte eröffnete: Kiſten und Kaſten wurden ſogleich umgekehrt, Pfennige und ſogar Markſtücke aus ihren Verſtecken in den Sparwinkeln hervorgezogen und in die Hände der Brüder gelegt, die alle Gaben gewiſſenhaft in ein blaues, abgegriffenes Büchelchen einzeichneten.

Achtes Kapitel

Emanuel wurde zunächſt im Gefängnis des Amtsgerichts ſeiner Kreisſtadt inhaftiert. Er ſollte ſich wegen Vagabundierens, wegen Kurpfuſcherei und Verübung öffentlichen Unfugs in wiederholten Fällen verantworten. Das Verhör ſetzte aber den Richter mehr als Emanuel in Verlegenheit, denn er konnte, trotz aller Fragen, das Zugeſtändnis der zu erweiſenden ſtrafbaren Handlungen aus dem Beklagten weder herausbekommen, noch ſich auf andere Weiſe davon überzeugen.

Sie maßen ſich an, Kranke, und wären ſie mit unheilbaren Übeln behaftet, geſund zu machen, hatte die erſte Frage des Richters gelautet: die Antwort aber lautete, Nein! — Sie pflegen unwiſſenden Leuten weiß zu machen, daß Sie gleichſam in einer beſonderen Sendung von Gott auf dieſer Erde erſchienen ſeien. Wollen Sie dieſe Behauptung auch mir gegenüber aufrechterhalten? Auf dieſe zweite Frage des Richters erfolgte ein zweites „Nein" zur Antwort. Gefragt, warum er nicht in der Werkſtatt ſeines Vaters arbeite, ſagte er: er wiſſe und zwar aus der Bibel, daß für die Nahrung und Notdurft des Leibes zu ſorgen nicht halb ſo wichtig, als die Sorge für das ewige Heil der Seele wäre: Kurz, der Richter wußte mit dieſem Sonderling, deſſen Antworten ſchlicht, glaubhaft und einfach klangen, nichts anzufangen. Er kam ſchließlich auf den Klagepunkt wegen Bettelei. Und als ihm Quint in gelaſſenem Tone geantwortet hatte, er vermeide es überhaupt, Geld in die Hand zu nehmen, alles Gut ſei unrecht Gut! ſo ſtutzte der Richter mit einem Aha, und das Verhör ward überraſchend ſchnell zum Abſchluß gebracht.

Zwei Tage nachher befand ſich Quint in einer nahen Irrenanſtalt zur Beobachtung. Ein Aſſiſtenzarzt ſtellte die ſonderbarſten Fragen an ihn. Er wollte wiſſen, wie alt er ſei. Er wollte das Datum des gegenwärtigen Tages wiſſen, die Jahreszahl. Er gab ihm Rechenexempel auf. Er vergewiſſerte ſich, ob Quint die Uhr kannte. Er führte den armen Menſchen ans Fenſter und ließ ihm das Licht in die Augen fallen, um feſtzuſtellen, ob die Pupille ſich verengte, was richtig geſchah.

Und plötzlich nahm er, gleichſam in einer Anwandlung von Mitleid und Menſchenfreundlichkeit, ein blankes Markſtück aus ſeiner Geldbörſe und händigte es Emanuel ein. Es rollte aber gleich darauf aus der Rechten des Narren zur Erde herunter. Nun zeigte ſich allerdings, daß Quint zwar auf Befehl des Arztes das Geld von der Erde hob, aber auch, wie er es unter keiner Bedingung annehmen und behalten wollte. Ihn dennoch dahin zu vermögen, gelang dem Arzte durch keinerlei Liſt: er drohte, er lachte, er ſtellte ſich zornig, er gab ſchließlich vor, beleidigt zu ſein. Quint beharrte bei ſeiner Weigerung.

Alsdann nach der Urſache ſeines Betragens gefragt, ſagte er, er möchte um keinen Pfennig reicher, als unſer Heiland auf Erden ſein. Es ſchien beinahe, als wollte er mehr ſagen, aber da faßte ihn ſchon ein Wärter an, und der Arzt hatte ſich bereits einer ſchreienden Patientin zugewandt, die einige Wärterinnen in weißen Schürzen nur mit Mühe feſthalten konnten. Quint wurde in ſeine Zelle zurückgeführt.

Das pſychiatriſche Gutachten hatte die Anſicht vertreten, daß der P. P. Quint zu den Sonderlingstypen gehöre, im übrigen aber als geſund, und höchſtens mit Zeichen leichten Schwachſinns behaftet anzuſprechen wäre: doch könne man ihm die volle Verantwortung für ſeine Handlungen ſchwerlich aufbürden, weshalb er am beſten in die Hut des elterlichen Hauſes zu ſtellen und ganz beſonderer Aufſicht zu empfehlen ſei.

So wurde denn Quint nach einigen Tagen aufs neue einem Gendarmen anvertraut, nachdem er eine ſtrenge Verwarnung empfangen hatte, und dieſer trat mit ihm den Weg nach Emanuels Geburtsort an, wo Mutter und Stiefvater miteinander und einigen Kindern noch immer in einem verfallenen Häuschen ihr Daſein friſteten.

Die nun folgende öde und lange Wanderung durch gewohnte Gegenden war das größte Martyrium, das Quint, der Narr in Chriſto, je hatte durchmachen müſſen. Er wußte, was ihm bevorſtand, ſobald man ihm Weg und Ziel eröffnet hatte, und es gab keinen anderen Weg, den er nicht lieber gegangen, kein anderes Ziel, dem er nicht lieber zugeſtrebt hätte. Es war ein regneriſcher und kalter Tag. Der Beamte führte ihn über den Platz und an der Kirche vorbei, wo Emanuel ſeine erſte, törichte Predigt zur Buße gehalten hatte. Es war gerade Wochenmarkt. Viele der Hökerinnen, die unter großen Schirmen Gemüſe, Kirſchen, Eier und allerlei Landesprodukte feilboten, erkannten Quint, und trotzdem der Gendarm ſo ſchnell wie möglich vorüber zu kommen ſuchte, ſchüttelte ſich doch, noch ehe er mit ſeinem Transport unter den Lauben der alten Stadt verſchwunden war, ein Hagel von ſpitzen Bemerkungen über Emanuel aus.

„He du Tielſchern, das iſt doch der Quint Junge? — Herr Wachtmeiſter, er hat wohl lange Finger gemacht? — Na, Gott gnade dir Burſche, wenn du zu deinem Vater kommſt!“

ſchrie ein in ſeinem Fette beinahe erſtickendes altes Weib, das Levkoien und Fuchſien in Töpfen aushökerte. „Hat etwa," krächzte ſie weiter, „der Tagedieb helfen wollen mein Wägelchen ziehen? Dabei hab ich dem Hungerleider Eſſen und wöchentlich eine Mark geboten! Was iſt denn dabei? Ja, wenn man nicht außerdem noch den Hund vorgeſpannt hätte! Seht euch den an: ob der nicht den Wagen allein zieht?" Aber nein, ſo'n Lump, ſo'n Lauſekerl will lieber faulenzen. Da kommt's ſo weit ganz natürlicherweiſe, wie's kommen muß." Ein Bierkutſcher, deſſen Gefährt am Rande des Marktes ſtand, ſpuckte Emanuel, als dieſer nahe an ihm vorüberging, mit einem „Guten Morgen, Spitzbube!" wie aus Verſehen Kirſchkerne ins Geſicht. Sogleich brachen alle Gemüſeweiber in wildes, wüſtes Gelächter aus.

Auch unter den Lauben gab es Zurufe mit „Na nu?" und „Oho" und vielen ironiſch böſen Begrüßungen. Quint atmete auf, als die Stadt hinter ihm lag, obgleich es im übrigen kein Vergnügen war, in Regen und Wind barfuß am Rande der naſſen Chauſſee, von einer der rauſchenden Pappeln zur anderen, immer raſtlos weiter zu ſchreiten. Aber auch hier begann bald wieder das alte Martyrium. Wagen auf Wagen rollte auf der belebten Straße und ſtrebten das Landſtädtchen zu erreichen. Die meiſten der Fuhrleute, Bauern, die Holz zum Markte brachten, der Schlächtergeſell, der Müllerknecht und andere, kannten Quint und brüllten ihm, da ſie ihn in ſolcher Begleitung ſahen, allerlei nicht gerade ſchmeichelhafte Worte zu. Nicht alle, aber doch einige, hatten von ſeinem tollen Streich vor der Kirche gehört, andere wußten um ſein Verſchwinden, und ſo ward er von Stimmen, die das Wagengeraſſel zu überſchreien ſuchten, das eine Mal gefragt, ob er auch einen geſpickten Klingelbeutel nach Hauſe brächte? Das andere Mal, ob er nun endlich an der Hauptkirche Paſtor geworden ſei?

Der arme Menſch, der in ſeinem Leben ſchon manches gelitten hatte, fragte ſich nun, weshalb ihm die Mitmenſchen eine ſo große Steigerung des Leidens bis jetzt vorbehalten hatten, und was die Urſache ihres ſo allgemeinen und rätſelhaften Grimmes gegen ihn ſein könne, da er doch, weit entfernt davon, irgendjemandem auch nur in Gedanken wehe zu tun, nur in aller Stille den Weg des Heilands, den zu verehren ſie alle vorgaben, zu gehen verſucht hatte. Während ſein Herz von Mitleid und Liebe überfloß und es ihn förmlich dazu hinriß, Gott, und ſei es durch das Opfer des eigenen Blutes, freudig für alle hingegeben, gleichſam zu zwingen, dieſe Menſchen in das Glück ſeines Geiſtes, ſeiner Gnade aufzunehmen, transportierte man ihn wie ein wildes, gefährliches Tier und überſchüttete ihn, wie einen endlich gefeſſelten Feind, mit Verachtung und Haß.

In dieſer ihm vertrauten, heimiſchen Gegend, überfiel den armen Emanuel mehr und mehr eine fürchterliche Beängſtigung. Der Gendarm, der vollkommen gleichgültig war, dachte auch nicht entfernt daran, als er ſah, wie Quint ſeine Lippen bewegte, daß ſich nur immer mit Inbrunſt der eine Anruf: „mein Gott, mein Gott!“ aus ſeinem gequälten Inneren freimachen wollte. Das Grauen aber nahm zu in der Seele Quints. Es kam ihm vor, als müſſe er mit jedem Schritt, von Stufe zu Stufe, in ein unterirdiſches, lichtloſes Foltergewölbe hinunterſteigen, wo jede Hoffnung, jeder Glaube und alle Liebe ſeit Jahrmillionen erloſchen iſt. Es kam ihm vor, als wenn Jeſus Chriſtus dort unten vollkommen machtlos ſei, und ſeine Seele wand ſich in Zweifeln.

Sollen wir einen Augenblick bei dem eigentümlichen Zuſtand verweilen, der das Weſen des ſonderbaren Schwärmers ergriff, beengte und gleichſam rückbildete, ſo ſei erinnert, wie ſehr die Welt der Jugend an den Kreis von Sinneseindrücken gebunden bleibt, die wir im Heimatskreiſe empfangen haben, und wie dieſe Welt, auch wenn ſie lange verſunken geweſen iſt, durch die alten Eindrücke bis zu einem qualvollen oder, je nachdem, beſeeligenden Grade wieder gegenwärtig gemacht werden kann.

Emanuel war unter dem Drucke der ausgeſuchten Verachtung ſeiner Umwelt herangewachſen. Verachtung ſchien ihm das natürliche Erbe des Menſchen zu ſein. Ohne daß er jemals davon ein beſonderes Weſen machte, litt er unſäglich unter allen Formen dieſer Verachtung und Geringſchätzung, wie ſie ihm täglich, ſtündlich, im Hauſe wie außer dem Hauſe, entgegenkam. So ſtark, ſo furchtbar empfand er dieſe Herabwürdigung, daß er, im zehnten Jahre etwa, zu der feſten Anſicht reifte, wie Verachtung des Nächſten eine der ſchwerſten und furchtbarſten Sünden ſei. Sie hatte bei ihm zunächſt die völlige Selbſtverachtung zur Folge gehabt: eine Selbſtverachtung, die ihn mehr als einmal über die irdiſche Einſamkeit hinaus, in eine tiefere, ewige, das heißt in den Tod treiben wollte.

Und irgendwann, gerade in einem ſolchen gefährlichen Augenblick, hatte ihn die Geſtalt des Heilands zuerſt berührt und ihm den wundervollen Troſt des göttlichen Menſchenſohnes gegeben. Er wurde von da ab des armen Verachteten einziger Freund. Was Wunder, wenn dieſer ſich, der Verachtete, an ſeinen gütigen Freund und Tröſter ſchloß, mit verzehrender Inbrunſt ohnegleichen.

Während einer Reihe von Jahren wußte nicht einmal die

Mutter Emanuels von dem göttlichen Umgang, den ihr Sohn im geheimen genoß. Da es ſich aber nicht um einen Menſchen von Fleiſch und Blut, ſondern doch nur um ein Gebilde handelte, das aus einer mühſam entzifferten Schrift ein phantaſtiſches Leben gewann, ſo wurde vielleicht mit dieſer gewaltſam erzeugten Traumeswelt der Grund zu ſeiner ſpäteren ſo verhängnisvollen Torheit gelegt.

Emanuel ſchlief als Kind mit der kleinen zerſchläterten Bibel, die er eines Tages aus der Hand eines hernhutiſchen Kolporteurs zum Geſchenk erhalten hatte, derſelben, die er noch immer bei ſich trug. Der Einband des kleinen Buchs war von den zahlloſen, glühenden Küſſen, die er im Laufe der Jahre immer wieder darauf gedrückt hatte, wobei er die Hände Jeſu zu küſſen glaubte, faſt zerſtört. Oft gingen die Viſionen ſeines Knabengehirnes ſo weit, daß ſeine Mutter, die ihn aus einem Fehltritt mit in die Ehe gebracht hatte, von Äußerungen ganz verwirrt und betroffen wurde, die er in Gegenwart der ganzen Familie tat. Es waren unverſtändliche Worte, die ſie fürchten ließen, Emanuel könne auf dem Wege zum Wahnſinn ſein.

In Wahrheit ſah der Knabe oft ſtundenlang, gerade im Lärm der Tiſchlerwerkſtatt, nichts als den Heiland und ſeinen Leidensweg. Und es kam vor, daß ihm dabei, beſonders im deutlichen Anblick der entſetzlichen Martern vor und während der Kreuzigung des Gekreuzigten, ein angſtvoller Schrei entfuhr. Oder er rief: „Mutter, Mutter, ſie wollen ihn ſtechen!" was dann immer Gelächter, Spott, Püffe und andere Strafen nach ſich zog, und, wie geſagt, die Sorge der Mutter um dieſes Sorgen- und Schmerzenskind verdoppelte.

Das Heimatsdorf Emanuels war erreicht. Es zog ſich an einem breiten Bach entlang, deſſen Lauf zugleich Gruppen alter Bäume begleiteten. Das Bett und das Waſſer des Bachs waren verunreinigt. Obgleich der Gendarm die große Dorfſtraße jenſeit des Waſſers mied und ſich mit Quint auf der ſogenannten kleinen Seite des Dorfes hielt, war er bereits bei dem zweiten, dritten kleinen Hofe, „Stellen" wurden ſolche Anweſen hier genannt, bemerkt worden. Bald erkannte Emanuel, daß hinter ihm wieder jene entſetzlichen Stimmen laut wurden und ſich trotz des Regengerieſels von Haustür zu Haustür verſtändigten, die ihn, ſeit er denken konnte, mit ätzendem Spott und Hohn zu peinigen pflegten. Er wollte ſeine Gedanken von dieſer immer häßlicher drohenden Gegenwart ablenken, indem er ſein Auge in die grünen Wölbungen der Ebereſchen und Ahornbäume ſchweifen ließ, die leiſe im Regen rauſchten und tropften, aber die Schmach und Erniedrigung ließ ſich nicht aufhalten, und ſelbſt, ſo ſchien es, der Heiland ließ ihn allein.

Zunächſt waren es Kinder, die ſich ihm anſchloſſen, ſpäter traten dann auch hie und da müßige, ſchwatzende Weiber in die Gefolgſchaft ein. Was Emanuel jetzt zu hören bekam, war ſo ziemlich die ganze Summe von meiſt boshaften Märchen, wie man ſie nach ſeinem Verſchwinden erfunden hatte. Auf die an ihn gerichteten Anreden antwortete er nicht, gleichviel ob ſie ſchadenfroh, boshaft oder nur zudringlich waren, auch wenn ſie, wie meiſt, von Bekannten ausgingen. Einer der wirklichen großen Bauern, der in Schaftſtiefeln, peitſcheknallend in ſeinem gemauerten Hoftore ſtand, rief ihm zu: „Na Rotſcheck, haſt du nun endlich die Rotznaſe vollgekriegt?" und indem er ſich lachend mit dem Beamten begrüßte und großſpurig nähertrat, zog er dem Narren in Chriſto im Halbſpaß, nicht gerade gelind, eine mit der Peitſche über und ſetzte dann noch hinzu: „Na wart nur, dein Vater hat ſchon den Ochſenziemer zurecht gelegt.“

In dieſen Minuten verſiegte die Menſchenliebe faſt ganz in der Seele Quints, aber auch der Haß, die Entrüſtung, die einige Male aufbegehrte. Mit Leib und Seele widerſtandslos und willenlos, ſchließlich kaum wiſſend, wie er ſich vorwärts bewegte, und daß er es tat und wohin er ging, war er dem Grauen der Stunde preisgegeben und endlich vor der Tür ſeines an einem Abhang gelegenen Elternhauſes angelangt.

Als er ſich, gefolgt von der Menſchenmenge, vor dem Gendarmen her, faſt bewußtlos der Schwelle näherte, erſchien auf ihr ein mittelgroßer, gewöhnlicher Mann, deſſen magres Geſicht, von ſchmutziggrauem Bart umrahmt, eine unnatürliche Bläſſe bedeckte. Und ohne auch nur ein Wort zu ſagen, ſchlug dieſer Mann, auf eine furchtbare Weiſe, mehrmals, ehe man ſich deſſen verſehen hatte, Emanuel Quint ins Angeſicht.

Erſt als dies geſchehen war, tobte die ſinnloſe Wut des Stiefvaters ſich in einem Hagel von Flüchen, gemeinen Worten und Schimpfreden aus.

Jetzt warf ſich die Mutter des Narren dazwiſchen. Aber mit einem einzigen Griff hatte der Mann ſie zurückgeriſſen und ſich abermals mit den Fäuſten über den Sohn hergemacht. „Ich werde dir,“ ſagte er, „du verfluchter Hund, du Schuft! ich will dir die zehn Gebote ſchon beibringen.“ Der Gendarm aber, der wohl der Anſicht war, daß eine väterliche Lektion wie dieſe im Sinne des ſpäter zu übermittelnden Auftrags ſei, hatte vielleicht nicht lebhaft genug die Mißhandlung zu verhindern geſucht, immerhin aber ſah man ihn eingreifen. Er zog auch endlich den ſich nicht mehr kennenden Tiſchler gewaltſam von ſeinem an mehreren Stellen blutenden Opfer zurück.

Hierauf brüllte der Mann, niemand, auch nicht der Gendarm ſei berechtigt, ihn an der Züchtigung dieſes Lumpen, der ſeinen Namen trage, zu hindern. Er, nämlich der Stiefvater, habe den Bankert überhaupt erſt ehrlich gemacht. Er habe ihn, trotzdem er ihn eigentlich gar nichts anginge, mit vielen Koſten mühſelig durch die Jahre aufgefüttert. „Aas," ſchrie er, „wärſt du doch tauſendmal lieber krepiert." Und ſo fuhr er fort, den verſammelten Dorfgenoſſen ſeinen Edelmut und die Schmach ſeines Weibes und ſeines Sohnes zu verkündigen.

Die Sperlinge fielen faſt von den Dächern, die Tauben des Nachbarhofes flogen auf, und alle Hunde der Umgegend gerieten in Aufregung, als der wenigbeſchäftigte, ſehr dem Schnapſe ergebene Tiſchlermeiſter Adolf Quint ſein „komm du ins Haus, ich ſchlag dich tot!" in den grauen Regendämmer hineinheulte. Eine Drohung, die Leuten ſeines Schlages immer ſehr locker ſitzt und nur deshalb immerhin ſelten verwirklicht wird, weil es gar nicht ſo leicht iſt, wie man meint, einen Menſchen vom Leben zum Tode zu bringen.

Neuntes Kapitel

Von den Halbbrüdern Quints war der Jüngſte, Guſtav, zwölfjährig, dieſer hing ihm im ſtillen an. In den erſten Tagen, als der Vater erzwingen wollte, daß Emanuel in der ärmlichen und verwahrloſten Werkſtelle mit dem Halbbruder Auguſt zuſammenarbeite, ging er Emanuel überall an die Hand. Auguſt, der tüchtigſte Arbeiter in der Familie, war ihm dagegen keineswegs freundlich geſinnt, obgleich Emanuel immer alles getan hatte, um ihm ein Verſtändnis zu ermöglichen, für dasjenige Fremde und Sonderbare des eigenen Weſens, woran jener ſich immer aufs neue ſtieß.

Emanuel an der Hobelbank zu ſehen, war allerdings ein Anblick von einem gewiſſen Widerſinn, der einen nachdenkſamen Beobachter ſtutzig machen, einen Tiſchlergeſellen zum Lachen reizen oder empören mußte. Auguſt fand ſich daher empört, und mit der Moral ſeiner eigenen Tüchtigkeit ſtand er nicht an, dem trägen und wenig geſchickten Bruder von früh bis ſpät zu Leibe zu gehen.

Man konnte unmöglich von Wohlſtand reden bei den Quints. Wenn ſie jedoch noch nicht völlig verarmt waren, ſo verdankten ſie es hauptſächlich der Mutter, die in die Häuſer des Paſtors, des Lehrers und einiger Gutsbeſitzer waſchen ging. Es war natürlich, wenn ſie Emanuel, obgleich ſie ihn dem Ehemann gegenüber, ſo weit es anging, zu verteidigen ſuchte, dennoch, ſo oft ſie ihn ſah, ſeines Verhaltens wegen mit Vorwürfen in den Ohren lag. Dazu kamen die Hänſeleien des Bruders, der, trotzdem man Emanuel in Begleitung eines Gendarmen heimgeſandt hatte, beinahe etwas wie Neid verriet. Der kurze und bärtige Menſch mit dem dunklen Haar, der, ſeiner Mutter zuliebe, nicht einmal, trotzdem er ſchon vierundzwanzig Jahre zählte, die übliche Wanderung angetreten hatte, fühlte ſehr wohl in Emanuel irgend ein geiſtiges Weſen, das zu begreifen ihm nicht gegeben war: ein Etwas, das er heimlich bewunderte, während er ſich, es gering zu ſchätzen, ja zu verachten den äußeren Anſchein gab.

Und er merkte auch wohl, wie es ſeiner Mutter in dieſer Beziehung nicht anders ging. Auch ſie begriff die Narrheiten ihres Sohnes nicht, aber man konnte ihr anmerken, ſie war im Grunde nicht ohne einen gewiſſen ſchwankenden Reſpekt vor ihm. Es war ein Reſpekt, der ſich ſogar in ſeltenen, unbewachten Momenten geradezu in Mutterſtolz umſetzte und gelegentlich, etwa einer Nachbarin oder dem Schullehrer gegenüber, mit lebhaften Worten überraſchend zutage trat.

So kam es, daß in der Seele des arbeitſamen Burſchen Auguſt, der ſtets an die Werkſtatt gefeſſelt war, während Emanuel immer wieder ein freies und oft müßiges Kommen und Gehen durchſetzte, ſich ſchließlich, mit vieler Bitterkeit, die Sache ſo darſtellte, als ob er alle Laſten zu tragen, Emanuel dagegen nur zum Vergnügen berufen ſei, und es ihm ſchien, dieſer wäre in jeder Beziehung ſogar in der Liebe und Sorge der Mutter unrechtmäßig bevorzugt.

Dieſe Anſicht befeſtigte ſich indeſſen noch, als am dritten Tage nach der Heimkehr Emanuels der junge Paſtor des Ortes mit kurzem Gruß in die Werkſtatt trat und, Auguſt nur auf eine flüchtige Weiſe beachtend, ſogleich mit Emanuel freundlich zu reden begann. Es war in ſeinem Verhalten nichts davon zu bemerken, als ob er gekommen wäre zum Zwecke einer gehörigen Abkanzelung. Im Gegenteil zeigte eine gewiſſe Vorſicht im Verkehr mit Emanuel, die er Auguſt gegenüber vermiſſen ließ, eben dieſelbe geheime Achtung, die Auguſts durch Mißgunſt geſchärfter Blick bei allen Menſchen wahrnehmen wollte, die mit ſeinem Bruder in Verkehr traten.

Während er, Auguſt, dem friſchen und jovialen Geiſtlichen gegenüber in eine ſtumme Befangenheit hineingeriet, entging es ihm nicht, wie Emanuel gerade hier mit Wort und Gebärde eine ruhige Freiheit an den Tag legte. Vollends ganz unbegreiflich erſchien ihm jedoch, was es mit einem Briefe für Bewandtnis haben ſollte, den der geiſtliche Herr aus der Taſche zog, unter allerlei freundlichen Fragen, die er ſtellte, und ſchließlich mit einer in liebenswürdigſter Form gehaltenen Einladung an Emanuel, ihn am Nachmittag — zu einer Taſſe Kaffee, hatte der Bruder deutlich gehört! — zu beſuchen.

Nachdem ſich der Paſtor, der eilig war, mit einem Händedruck von dem Narren verabſchiedet hatte, hörten ihn beide Brüder noch jenſeit des Flurs in die Wohnſtube eintreten, wo alsbald die laute Stimme des reſoluten Herrn abwechſelnd mit den Stimmen von Vater und Mutter hörbar ward. Und Auguſt konnte nun erſt recht nicht begreifen, warum, wie er deutlich vernahm, der Paſtor den Vater mit ganz entſchiedenen Worten vermahnte, er möge unbedingt gegen Emanuel nachſichtig ſein und ſich durchaus zu keiner rohen Züchtigung ferner hinreißen laſſen.

Der alte Quint war übrigens ohnedies ſchon erheblich verändert. Allerlei Zeichen, die ſich im Laufe der letzten drei Tage bemerkbar gemacht hatten, waren nicht ganz ohne Eindruck geblieben auf ihn. Schon vom zweiten Tage ab hatten ſich nämlich Leute aus nahen Dörfern bis zu dem Häuschen der Quints hindurchgefragt. Sie erklärten dem alten verdutzten Faulenzer und Maulmacher, der einen Hobel faſt nie mehr anfaßte, ganz beſtimmt gehört zu haben, daß ſein Sohn ein berühmter Wunderdoktor ſei. Nur ſelten gelang es, ſie abzuweiſen, ohne daß vorher, vom Vater gerufen, der Sohn Emanuel ſelber erſchien, wo ſie dann meiſtens ein an Ehrfurcht grenzendes Weſen vorkehrten.

Was aber vor allem Mutter, Vater und Bruder Emanuels zu verblüffen geeignet geweſen war, hatte der Briefträger am Morgen des dritten Tages aus ſeiner Ledertaſche gezogen: etwa ſiebzig Briefe mit der Adreſſe Emanuel Quint. Die Mehrzahl von dieſen Briefen war infolge eines gedruckten Berichtes geſchrieben worden, der in einem ſozialiſtiſchen Blättchen des Kreiſes geſtanden hatte, und darin, mit etwa vierzig kleinen Zeilen, Emanuels erſte Predigt, ſein Verſchwinden und ſeine Rückkehr ironiſch, aber nicht unſympathiſch, behandelt war. Auch des ſonderbaren Rufs eines Wundertäters, deſſen er bei gewiſſen Leuten genoß, war gedacht worden. Unter den Briefen gelangte auch, rot angeſtrichen, die Nummer der Volksſtimme an Emanuel, die den Bericht enthielt, und ein Schreiben des Redakteurs, worin er ſeinen Beſuch anmeldete.

Emanuel ſelber befand ſich bei alledem in einem Zuſtand verzweifelter Bitternis. Seine Seele vermochte ſich aus einem Gewirr zahlloſer grauer und feſter Fäden, in die ſie, gleich wie die Motte in das Netz einer Spinne, geraten war, nicht loszuwinden. Als hätte er irgend ein ätzendes, zauberkräftiges Gift auf die Zunge genommen, das alles an ihm zwerghaft verkleinernd, ihn wieder in den armen und elenden Jungen verwandelt hätte, den troſtlos Gottverlaſſenen, der er früher geweſen war.

Es war gegen vier Uhr nachmittags, als Emanuel ſich nach dem Paſtorhaus auf den Weg machte. Die Mutter hatte ihn, ſo gut es ging, mit den Stiefeln des Vaters und einem alten Rock herausgeſtutzt, den ihr vor vielen Jahren einmal ein Gaſtwirt für ihren Mann geſchenkt und den ſie heimlich aufbewahrt hatte.

Der Paſtor empfing Emanuel freundlich. Er ſagte, nachdem die Köchin an die Tür des Studierzimmers mit den Fingerknöcheln geſchlagen hatte, mit lauter gemütlicher Stimme: „Nur immer herein“ und hieß den Beſucher freundlich Platz nehmen. Freilich hatte die Köchin für dieſen Zweck einen beſonderen Stuhl bereit gehalten und ſchob ihn eilig Emanuel unter. Hierauf ſtellte der Paſtor, dem eine lange Tabakpfeife aus dem Munde bis faſt zur Erde hing, die Frage an ihn, ob er zu rauchen gewohnt wäre? Als dies Emanuel dann verneint hatte, ſagte er, daß er dieſem Laſter leider ergeben ſei. Es ſtand unter Stößen von Büchern eine Kaffeemaſchine auf dem Tiſch, mit der der geiſtliche Herr höchſt perſönlich ſich ſeinen Kaffee bereitete. Er meinte, er lebe hier gleichſam als Junggeſelle, weil ihm das Kommen und Gehen der Frauenzimmer während der Arbeit ſtörend ſei.

Mit ſolchen und ähnlichen allgemeinen Bemerkungen machte der ſtattliche, etwa dreißigjährige Mann ſeine Einleitung, drehte dabei die Kaffeemaſchine um, achtete auf das Durchſickern des Getränks in die bunte Porzellankanne und goß die dampfende Brühe ſchließlich in zwei bereit geſtellte Taſſen ein. Er bot Zucker und Sahne an, trank, wartete, bis Emanuel einige Schlucke getrunken hatte, zog alsdann die Schnüre ſeines grauen Schlafrocks feſt, kundigen Griffs eine Schleife knüpfend, und egte ſich mit einem „nun alſo!“ behaglich in ſeinen Lehnſtuhl urück und begann eine längere Anſprache.

„Ich glaube doch recht berichtet zu ſein,“ ſagte er: „nicht wahr, Sie ſind derſelbe Emanuel Quint, der ſich vor einiger Zeit veranlaßt fand, auf dem Markte unſrer Kreisſtadt eine öffentliche Predigt zu halten? Nun gut! wir leben in einem Staat, innerhalb deſſen alles dahin geordnet iſt, daß es nur gewiſſen, dazu berufenen Männern, wie mir zum Beiſpiel, erlaubt iſt, das Wort Gottes zu predigen. Aber ebenfalls keineswegs etwa auf dem Markt, ſondern in den eigens dafür errichteten Gotteshäuſern. Nun, ich habe ferner in Erfahrung gebracht, Sie haben ſich gedrungen gefühlt, Emanuel — Emanuel iſt ein ſchöner Name und will ſoviel ſagen als „Gott mit uns!“ — alſo Sie haben ſich gedrungen gefühlt, an verſchiedenen Plätzen der böhmiſch-preußiſchen Grenze in unſerem Schleſien, ſagen wir, wie eine Anzahl Ihrer Freunde ſagen, ein Bekenner zu ſein. Ich ſtehe nicht ganz auf dem gleichen Standpunkt, den mein Herr Amtsbruder drüben bei Ihrer erſten Predigt eingenommen hat. Ich will den Standpunkt der Polizeibehörde ebenſowenig kritiſieren, die für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung ſorgen muß. Ich weiß ferner nicht, inwieweit die Behörde Grund hat, Ihnen kurpfuſcheriſche Tendenzen und Verfehlungen vorzuwerfen. Man hat Sie vorübergehend in die Kreisirrenanſtalt gebracht und beobachtet. Ich bin ferne davon, etwa gleich anzunehmen, es ſei ein Zeichen von Irrſinn, wenn jemand in ſeiner Deutung des Bibelbuches nicht gleich durchaus das Rechte zu treffen vermag. Sie hatten gewiß die reinſten Abſichten.

Ich will Ihnen nun nichts weiter verbergen: Es iſt hier ein Brief an mich gelangt. Sie haben eine hohe Protektorin. Es iſt eine Dame, eine hochgeſtellte Frau — hochgeſtellt inſofern, als ſie von Adel iſt und im Beſitze von großen Reichtümern, hauptſächlich aber durch die allgemeinſte Verehrung, die ſie ihres echt chriſtlichen Wandels wegen genießt! — Was ſagte ich doch? Ja, dieſe hochgeſtellte, ſehr einflußreiche Dame, ſagte ich, wünſcht Näheres über Sie zu wiſſen.

Iſt Ihnen ein Laienprediger Nathanael Schwarz bekannt?"

Quint ſagte: „Ja!" während ſein blaſſes Antlitz noch bläſſer wurde.

„Alſo dieſer Bruder Nathanael," fuhr der Geiſtliche fort, indem er Tabak aus einem Beutel nahm und die Pfeife ſtopfte. „. . . Dieſer Bruder Nathanael hat Ihnen einen gar nicht zu unterſchätzenden Dienſt geleiſtet, ihn wieder haben, wie es ſcheint, zwei andere Männer dazu bewegt. Warten Sie mal, hier ſtehen die Namen": und er las mit einiger Mühe die Namen Martin und Anton Scharf von den Blättern des neben ihm liegenden Briefes ab.

„So liegen die Dinge alſo," fuhr der Paſtor in ſeiner Rede fort, „und ich bin alſo nun gebeten worden, wie die Dame ſchreibt, „weil beſagter Emanuel doch ein Schäflein Ihrer Gemeinde iſt," in Erfahrung zu bringen, wie es mit Ihnen beſchaffen ſei. Ich ſetze hinzu, daß mein fernerer Auftrag iſt, Sie mit einigem Reiſegeld auszuſtatten und Sie auf das Gut der Dame zu laden, was in der Nähe von Freiburg gelegen iſt, wenn nämlich unſre Beſprechung beiderſeits befriedigend ausfiele.

Jetzt alſo bitte ich, ſagen Sie mir doch mal, wenn auch nicht in zwei Worten, aber doch möglichſt kurz, wenn ich bitten darf, worauf Sie eigentlich und im Grunde hinauswollen."

Lange ſaß Quint hierauf mit einem leiſen, grübleriſchen Lächeln da und ſagte nichts, wobei ihn der Geiſtliche ſcharf beobachtete. Er nahm das Zögern für Schüchternheit. „Es iſt," begann er Quint zu ermutigen, „begreiflicherweiſe nicht leicht, ſo aus dem Stegreif gleich auf die tiefſten Dinge zu kommen. Am Ende wird es das Beſte ſein, Sie betrachten mich als einen, der anderer Anſicht iſt und den Sie zu ſich bekehren wollen."

Es hatte aber um das Haupt des armen Toren in Chriſto allbereits wieder wie Flügelrauſchen aus reineren Regionen angehoben, und es ſtrahlte ein innerer Glanz aus ihm heraus, als er langſam und ruhig den Blick erhob.

„Wenn die Dame, die hochgeſtellte Dame, von der Sie zu mir geſprochen haben, Herr Paſtor, Chriſtum ſucht, ſo werde ich zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, falls ſie danach Verlangen trägt, zu ihr kommen. Sucht ſie mich, ſo ſage ich: ſie bedarf meiner nicht, und ebenſowenig bedarf ich ihrer."

Der Paſtor, auf den das plötzlich veränderte Weſen des Menſchen, ſowie die Gravität ſeiner Worte unheimlich wirkte, glaubte im erſten Augenblick, daß Emanuel ſich für Chriſtus hielte und damit das Urteil ohne weiteres über ihn ſchon entſchieden ſei. Aber Emanuel nahm die Rede von neuem auf.

„Ich bedarf ihrer nicht," ſagte er, „denn ich bin an Mangel gewöhnt und bedürfnislos. Weſſen ich aber allein bedarf, das iſt unſer Heiland Jeſus Chriſtus. Sie aber bedarf meiner nicht, denn Ihr ſeht ſelbſt, was an mir iſt. Ich habe niemals einen Vater gehabt, außer dem Vater Jeſu Chriſti. Ich bin mit Recht verachtet geweſen Zeit meines Lebens. Wenn ich es manchmal bitter empfand, ſo war es, weil ich mir eitle Dinge angemaßt, mich über den Heiland erhoben habe. Ich ſage dies alles ſchon ungern aus, kommt es mir doch beinahe vor wie Ruhmredigkeit. Falls es auch Ihnen ſo erſcheint, Herr Paſtor, ſo wird mein Bruder, mein Vater und meine Mutter ein beſſeres Bild deſſen entwickeln, was ich eigentlich bin. Alſo mich braucht die Dame, von der Sie reden, nicht. Sucht ſie Chriſtum dagegen, ich ſuche ihn auch! und die Gemeinſchaft des Geiſtes iſt die Gemeinſchaft in Jeſu Chriſto."

„Wenn du aber, mein Sohn," der Paſtor duzte Emanuel plötzlich, „eine ſo beſcheidene Meinung von dir haſt, was durchaus im chriſtlichen Sinne iſt, ſo begreife ich nicht, wieſo du dazu gelangen konnteſt, aufzutreten und in einem Lande, das voll von berufenen Dienern am Worte iſt, als ob es von Gott und Chriſto verlaſſen wäre, gerade das Heil an deine eigene, ſchwache Perſon zu knüpfen. Wer wirklich beſcheiden iſt, der, ſcheint mir, richtet doch nicht auf ſolche Weiſe öffentliches Ärgernis an."

Emanuel ſprach: „Herr Paſtor, das Kreuz iſt leider in dieſer Welt noch immer und überall, wie der Apoſtel ſagt, ein Ärgernis. Außerdem bin ich nur beſcheiden im Hinblick auf mich, nicht aber auf den, der in mir iſt."

„Erkläre mir, wer iſt in dir, mein Sohn?" fragte hierauf mit Nachdruck der Paſtor.

„Der Vater, der mich gezeugt hat," antwortete Quint.

Der Paſtor verſuchte ruhig zu bleiben. „Du redeſt da," ſagte er, „etwas äußerſt Sonderbares, man könnte faſt ſagen, Ungeheuerliches, mein lieber Emanuel. Vielleicht habe ich dich nicht recht verſtanden: wer iſt der Vater, der in dir iſt?"

„Derſelbe, durch den ich wiedergeboren bin," ſagte der arme Narr in Chriſto.

„Du biſt alſo deiner Anſicht nach wiedergeboren? Wieſo? Womit begründeſt du das? Meine Demut würde mir nicht geſtatten, ſo etwas ohne Vorbehalt etwa von mir ſelbſt zu behaupten."

„Ich aber," ſagte Emanuel ruhig, „weiß, daß ich wiedergeboren bin."

„Inwiefern, mein Sohn, biſt du wiedergeboren?"

„Ich bin durch die Gnade Jeſu Chriſti wiedergeboren, nicht im Fleiſch, ſondern in ſeinem heiligen Geiſt. Gebrechlich und geknechtet an meinem Leibe, bin ich im Geiſte ſtark und frei geworden. Ich war tot, begraben in der Verachtung der Welt und bin durch den Vater lebendig geworden. Der Geiſt iſt es, der lebendig macht, das Fleiſch iſt kein Nutze."

Der Paſtor legte aus irgendeinem Grunde die Pfeife weg. „Sprecht weiter, redet nur getroſt und frei, was Ihr auf dem Herzen habt. Ich habe Zeit. Ich werde Euch zuhören," ſagte er in ermunterndem Ton. „Ihr ſeid alſo in der Wiedergeburt. Ich nehme an, daß Ihr eine andere Wiedergeburt im Sinne habt, als jene, die in der heiligen Taufe ſtattfindet und durch die wir aus Heiden Chriſten geworden ſind und die uns ja allen gemeinſam iſt. Übrigens werdet Ihr mir am Ende noch ſagen, wem Ihr Euere beſondere Erkenntnis verdankt, denn Ihr habt ſie wohl kaum aus Euch ſelber gewonnen."

„Ich habe nichts von mir ſelbſt," ſagte Quint, „ſondern alles von dem, der in mir iſt."

Der Paſtor wurde ein wenig ärgerlich. „Ich möchte dich bitten, mein Sohn," ermahnte er Quint, „mit mir in einem ganz einfachen und natürlichen Ton, ich möchte faſt ſagen, menſchlich zu reden. Was heißt das, du habeſt deine Erkenntnis, deine Belehrung von dem, der in dir iſt? Oder ſage mir wenigſtens: was glaubſt du denn, wer biſt du denn ſelber?"

Emanuel fragte dagegen: „nach der Geburt im Geiſt oder im Fleiſch?"

„Meinethalben in beiden Geburten."

„Nach der Geburt im Fleiſch," ſagte Quint, „bin ich des Menſchen Sohn! Nach der Geburt im Geiſt aber Gottesſohn."

Der Paſtor erhob ſich entſetzt vom Stuhle. „Um Gotteswillen, was redeſt du da?" rief er aus. „Das allerdings iſt im beſten Falle eine Verſtiegenheit, die in das Gebiet der Krankheit gehört. Und das muß ich natürlich der Dame berichten." Er ging in Schlafſchuhen, wie er war, mit wuchtigen Schritten durch das Studierzimmer. „Menſch, weißt du denn wirklich nicht, was du redeſt?" ſagte er dann vor Emanuel ſtillſtehend. „Jeſus Chriſtus war Gottesſohn, empfangen von dem heiligen Geiſt, geboren von der Jungfrau Maria! Sollte deine Vermeſſenheit ſich auch nur in Wahnſinn ſoweit erheben, daß du behaupten wollteſt, jener Hochgebenedeite zu ſein, ſo würdeſt du, trotz des Wahnſinns, Todſünde auf dich laden."

Quint aber blieb ſtill, und ſein Geſicht verklärte eine tiefe, innere Heiterkeit.

„Erkläre dich mir noch einmal und zwar ganz deutlich, und ſage mir mit klaren Worten noch einmal, was und wie du's meinſt." Damit machte der Paſtor, wie wenn er erſticken wollte, ein Fenſter auf, das durch das grüne Gewölk eines Buchenwipfels verfinſtert wurde.

Emanuel ſagte, „Gott iſt ein Geiſt." Und er zog ſeine kleine Bibel hervor und las: „Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren. Wie wollen ſie alſo den Sohn erkennen und von ihm wiſſen, außer wenn der Vater in ihnen iſt?"

„Ich kann dir nur den Rat geben, beſter Freund, deine Hand von dieſen letzten und geheimnisvollſten Dingen zu laſſen, glaube mir, die erlauchteſten Geiſter, die allergelehrteſten Köpfe haben ſich ſchon vergeblich und oftmals zum Schaden ihrer unſterblichen Seelen daran verſucht", dies ſagte nicht ohne Emphaſe der Geiſtliche. „Ich möchte dir raten," fuhr er fort.

„dich an die übliche Deutung zu halten, die jene Heilandsworte dahin interpretiert, daß allerdings die ganze Macht, Kraft und Tiefe des Gottesſohnes nur der Vater ergründen kann, zu dem wir anderen, wir niederen Sterblichen nur durch die Liebe des Sohnes, unſeres Heilands, gelangen können. Bevor wir aber unſere Beſprechung beendigen, Beſter, möchte ich wiſſen, was ich der Dame von deinen praktiſchen Zielen berichten ſoll. Gehörſt du vielleicht zu denen, die an das apoſtoliſche Vermächtnis auch inſofern glauben, als ſie meinen, daß ſie durch Gebet oder durch Handauflegen Kranke geſund zu machen imſtande ſind?“

„Nein!“ ſagte Quint. „Auch iſt der Heiland nicht auf die Welt gekommen, um zu ſchwelgen, zu praſſen und ein Diener des eigenen Leibes oder fremder Leiber zu ſein. Er iſt gekommen, nicht um uns die Welt gewinnen zu helfen, ſondern die Welt zu überwinden.“

Hiergegen wandte der Paſtor ein, daß immerhin, wie ja auch Emanuel wiſſen müſſe, von Jeſu ſowohl als von den Apoſteln Kranke durch Handauflegen geheilt worden ſeien. Der Heiland habe ſogar Lazarum, Jairi Töchterlein und den Jüngling zu Nain von den Toten erweckt.

Hier ſah der Geiſtliche, wie Emanuel Quint kaum merkbar den Kopf ſchüttelte, und fragte ihn, warum er dieſe Bewegung gemacht habe.

„Warum und zu welchem Zwecke,“ gab jener zurück, ohne die Frage zu beantworten, „hätte der Heiland wohl den Mann, den Jüngling und das Kind in dieſe bejammernswürdige Welt zurückerweckt, die ſie ja bereits überwunden hatten?“

Der Paſtor begriff zunächſt dieſe überraſchende Frage nicht.

„Ich würde denken,“ fuhr der Narr in Chriſto zu reden fort, „er habe es als Weltenrichter getan, und um die Toten durch das erneute Leben für Sünden, die ſie begangen hätten, zu ſtrafen. Aber wer hat des Menſchen Sohn zum Weltenrichter gemacht? Er kannte den Vater, der in ihm war, wie ich den Vater kenne, der in mir iſt. Dieſer Vater läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, und läßt ſeine Sonne aufgehen über Böſe und Gute, wie in meinem Herzen geſchrieben ſteht. Herr Paſtor: er läßt ſeine Sonne aufgehen! das iſt nicht etwa vor allem dieſe, die hier auf die Bücherregale ſcheint, es iſt nur die geiſtliche Sonne des Vaters, die auch den Böſen und Ungerechten zuteil wird. Wenn ich nun aber an den glaube, der nach dem Wort des Apoſtel Paulus nicht die Gerechten gerecht macht, ſondern die Ungerechten und Gottloſen — ja, die Gottloſen! — ſo frage ich mich: was wollte er Lazaro, Jairi Töchterlein und dem Jüngling zu Nain, da er ſie doch nicht ſtrafen wollte, als er ſie auferweckte, tun? Nein! wahrlich ich ſage Ihnen, Herr Paſtor: der Gottesſohn hat dieſe Toten nicht auferweckt, außer aber ins ewige Leben! Des Menſchen Sohn aber wollte und konnte ſie nicht aufwecken. Es iſt dem Menſchenſohne nicht gegeben, Tote aufzuwecken und Kranke geſund zu machen, außer durch menſchliche Arzenei. Dem Menſchenſohn iſt es allein gegeben zu leiden und mitzuleiden, das heißt zu lieben, das heißt barmherzig zu ſein."

„Du begibſt dich auf ein gefährliches Feld, mein Freund," ſagte der Geiſtliche, indem er warnend den Finger hob, „du biſt dir doch wohl bewußt, daß du im Begriff ſtehſt, nichts Geringeres als die Wundertaten unſeres Herrn Jeſu zu leugnen. Du ſtellſt dich damit zur heiligen Schrift und zur geſamten chriſtlichen Kirche in Widerſpruch."

„Der Herr hat geſagt," erwiderte Quint, mit tiefen, ſeheriſch glänzenden Augen, „laſſet die Toten ihre Toten begraben. Er hat nicht geſagt, er wolle die leiblich Toten zum Leben im Fleiſch und vom geiſtlichen Tode auferwecken. Was die Schrift aber anbetrifft, ſo iſt ſie von irrenden Menſchenhänden niedergeſchrieben. Der Buchſtabe tötet, und nur der Geiſt iſt es, der lebendig macht. Wenn nun der Geiſt den Buchſtaben nicht lebendig macht, ſo bleibt er tot. Der Geiſt iſt immer mehr als der Buchſtabe. Der Buchſtabe aber ſteht im Buch, der Geiſt dagegen iſt in mir. Alle, die zu leſen verſtehen, leſen Buchſtaben, aber was wäre der Geiſt, ſollte er in den kleinen Maſchen der Buchſtaben eingekerkert ſein? Das Gewand des Vaters ſind nicht Buchſtaben, das Gewand des Sohnes ſind ebenſowenig Buchſtaben: beider Gewand iſt die Ewigkeit. Und alſo, Herr Paſtor, meine ich: der Vater in mir, der Sohn in mir, iſt das Wunder, ſonſt nichts. Ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt. Und weltliche Wunder des Menſchenſohnes, was ſollten ſie gelten gegen das himmliſche Wunder des Gottesſohnes. Und wie der Sohn allein den Vater kennet, ſo kennet der Sohn allein den Sohn. Und auch der Vater kennet allein den Sohn und ſich ſelber, auch hinter dem toten Vorhang, der ſie verbirgt, den Worten der Schrift und ihren Buchſtaben. Nur was der Vater lieſet, iſt wahrhaft geleſen und vom Vater erkannt, und was der Sohn lieſet, iſt wahrhaft vom Sohne geleſen und vom Sohne erkannt. Was nicht vom Vater und nicht vom Sohne geleſen iſt, das gleicht einem Haufen kalter Aſche, den eines blinden Bettlers Krücke durcheinanderrührt.“

„Nun meinethalben,“ ſagte der Paſtor, „trage dieſe deine verwirrten Anſichten auf dem Schloſſe des Gutauer Fräuleins vor. Ich glaube nicht, daß du Anklang findeſt. Nach dem, was ich bis jetzt ſchon gehört habe, gelüſtet mich nicht, mit dir noch tiefer in das Labyrinth deiner überaus ſonderbaren Meinungen einzudringen. Es iſt ſchade: du denkſt, doch du

t ohne Führung und Anleitung, was ja immer, beſonders
inem ungeſchulten Kopf, gefährlich iſt. Hätteſt du Theo-
ſtudiert, ſo würdeſt du ſicher nicht in das Geſtrüpp von
imern dich ſo hoffnungslos verwickelt haben. Denn ich
te, du haſt bei weitem nicht alles mitgeteilt, was du auf
Weiſe ergründet haſt. Man würde noch Wunderdinge
ren.

n ſage mir noch zu guter Letzt, ob du mit deinen An-
n und Meinungen irgendwelche irdiſchen Ziele haſt?
t du die Lage der armen Bevölkerung aufbeſſern? War-
u, wie gewiſſe Schichten verſtiegener Schwärmer, auf den
gen Anfang des tauſendjährigen Reiches? Willſt du die
e reformieren und gegen ihre Dogmen zu Felde ziehen?
t du die Gütergemeinſchaft an, wie ſie bei den erſten
ten üblich war? Neigſt du zu den Sozialiſten? was ich
anz beſonders und dringlichſt abraten möchte." — Aber
len dieſen Fragen ſchüttelte Quint verneinend den Kopf.
einmal, mit einem ſtillen prüfenden Blick, betrachtete
e blonde kernige Jugendgeſtalt des Paſtors, dann war es,
erhängte ein bleicher undurchdringlicher Vorhang ſein
icht, und damit alle Geheimniſſe ſeines Innern.

," ſeufzte der Paſtor, „ſo wären wir nun am Ende
er Beſprechung gelangt." Er begab ſich mit dieſen Wor-
n einen hohen, dunkelgebeizten Schrank, ein ehrwürdiges,
Barockmöbelſtück, öffnete ſeine Flügeltüren und nahm
inem der vielen Schubfächer, die ſichtbar wurden, einen
ſchein. Dieſen nun nachdenklich in der Hand haltend und
len Fingern daran herumſtreichend, gab er ſich, ſcheinbar
unſchlüſſig, einer längeren Überlegung hin. „Ich muß
ehrlich ſagen, Quint" — er legte ihn wieder — „daß
gentlich nicht recht weiß, wie ich im Sinne der Dame

recht handle: gebe ich Ihnen oder gebe ich Ihnen nicht das Geld? Wollte ich es Ihnen vorenthalten, ſo hätte ich allerdings anders handeln ſollen von vornherein. Ich war alſo etwas unvorſichtig. Immerhin iſt es ſchwer, ſich etwas ſo Unwahrſcheinliches vorzuſtellen, als Ihr über alle Begriffe ſonderbares Bekenntnis iſt. Ja, alſo, ſo gehen Sie nur in Gottes Namen getroſt zu dem Gurauer Fräulein hin. Mag ſich die allzu große Willfährlichkeit und Leichtgläubigkeit der edlen Dame in Sachen der Religion einmal auf dieſe Weiſe ein wenig rächen, und mag ſie zur Erkenntnis gelangen, daß das von ihr geförderte Laienweſen in Sachen der Religion manchmal auch ſolche Früchte zeitigt.“

Der Paſtor hatte ſomit dem wunderlichen Tiſchlergeſellen, der ſich in einem Atem rühmte, des Menſchen Sohn und der Sohn Gottes zu ſein, mit einer entſchiedenen Geſte den Kaſſenſchein entgegengeſtreckt, den jener indeſſen kopfſchüttelnd ablehnte. Der Geiſtliche, der das zunächſt nicht begreifen wollte, ward dadurch nicht wenig beſchämt und ſtellte ſich gutmütig aufgebracht. Quint aber ſagte, es liege ihm fern, die Güte der Dame, die Güte des Paſtors nicht dankbaren Herzens zu erkennen, aber kurz und gut, er bedürfe des Geldes, auch wenn er die Dame beſuche, nicht.

Der Paſtor rief, als Quint ſich entfernt hatte, ſeine Frau zu ſich ins Zimmer herein. Sie ſahen den Narren durch den Vorgarten ſchreiten. „Siehſt du den langen Menſchen, Frau?“ fragte er, auf Emanuel hinweiſend. — „Na, ganz natürlich,“ ſagte die Paſtorin, „ſehe ich ihn!“ — „Sage mir mal, wie kommt er dir vor? Was würdeſt du nach ſeinem Gang und ſeinem Äußeren von ihm halten?“ — Die Paſtorin, die ein junges, gewecktes Weibchen war, ſagte unwillkürlich heraus-

gend: „Ich würde denken, daß es einer iſt, der den Gendarm
hr fürchtet als Gott!“ — „Meine Liebe,“ gab ihr der Pfarr-
r zur Antwort, „dieſer ſtromerhaft ausſehende Kerl hat mich
utenlang auf eine mir noch nicht vorgekommene Art und
eiſe verwirrt gemacht. Faſſe nur mal meine beiden Hände!“
ber Männchen,“ ſagte die Frau, „ſie ſind ja kalt und ganz
cht!“ — „Ja, denn dieſer Menſch behauptet, er ſei nichts
ngeres als Jeſus Chriſtus von Nazareth.“

Zehntes Kapitel

Nach einigen Tagen hatten die Brüder Scharf bei Emanuel vorgeſprochen. Er deutete ihnen an, daß im Hauſe nicht wohl in Ruhe zu reden wäre. Daraufhin waren alle drei in ein Wirtshaus des Niederdorfes gegangen, das wirklich und wahrhaft „Emmaus Einkehr“ hieß. Hier hatten die Brüder erſtlich alles das mitgeteilt, was ihnen inzwiſchen begegnet war, und ſpäter vereinbart, das Gurauer Fräulein zu beſuchen. Ferner brachten die Brüder die Neuigkeit, daß der böhmiſche Joſeph, der Weber Schubert und Schmied John ſowie der ehemalige Schneider Schwabe im Dorfe wären: ſie ſeien gekommen, von dem lebhaften Wunſch gedrängt, Emanuel wiederzuſehen.

Dieſer bezeichnete nun für den folgenden Tag einen gewiſſen Birnbaum, der an einem Feldraine außerhalb des Dorfes ſtand, als das Wahrzeichen, bei dem man ſich treffen wollte: übrigens erſt in der Dämmerung, um jegliches Aufſehen zu vermeiden. „Denn,“ ſagte Quint, „das Dorf iſt meinetwegen auf eine ſonderbare Weiſe aufgeregt. Wenigſtens hat mir mein Stiefvater und mein Bruder allerlei wunderliche Reden erzählt, die geführt werden, und mir die Schuld daran beigelegt.

Sie haben in der Tat manches um meinetwillen zu leiden,“ fuhr er fort und meinte die Seinigen. „Obgleich ich niemals behauptet habe, ich könne Lahme gehen, Blinde ſehen, mit Ausſatz behaftete Menſchen rein machen, ſo kommen doch viele

Kranke zu mir und ſuchen mich im Hauſe der Eltern. Andere wieder bekämpfen mich und verwünſchen mich, eben als wenn ich ein Lügner wäre.“

Am folgenden Tag in der Dämmerung, als ein flacher, grauer Nebel im beginnenden Mondſchein über den Feldern hing, ſammelte ſich in der Stille um den Birnbaum die kleine Gemeinde der Armen und Törichten. Es waren nicht nur die Brüder-Scharf, die erſchienen waren, nicht Schubert, John, Schwabe und der böhmiſche Joſeph allein, ſondern es hatten ſich aus den Stillen im Dorfe noch etwa zwanzig Männer und Frauen angeſchloſſen, die von den anderen inſofern in das Geheimnis gezogen waren, als man ihnen von Emanuel als von einem Manne geſprochen hatte, der vom Heiligen Geiſte erleuchtet ſei.

Zu dieſen Leuten war aber auch ein Gerücht gedrungen, das im Pfarrhauſe ſeinen Urſprung hatte, den es in dieſem Falle auch nicht verleugnete. Der Pfarrer hatte von Quint geſagt, er habe ihm rundheraus erklärt, er ſei Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, und das Gerücht davon war wie ein Blitz in das Dorf gefahren. Der Geiſtliche ſchürte auch noch, ohne beſondere Abſicht, nur durch die oft wiederholte lebhafte Mitteilung die entſtandene Aufregung. Er hatte über Emanuel im Laufe einiger Tage zum Küſter, zum Apotheker des Ortes, zum Pächter des herrſchaftlichen Dominiums und auch am Stammtiſch immer wieder geſprochen, wodurch denn die Sache zum öffentlichen Ärgernis und Emanuel zu einem gefährlichen, wenn auch ausgemachten Narren geſtempelt war.

Man hatte nun aber zugleich gehört, der falſche Jeſus von Nazareth ſollte das Gurauer Fräulein beſuchen, wodurch er ſogleich in aller Augen ein beſonderes Gewicht erhielt: ſo zwar, daß jene, die ſonſt nur mitleidig über ihn die Achſel gezuckt haben würden, ſich entrüſteten, diejenigen, die ihn kannten — wer kannte im Dorfe nicht Emanuel Quint? — und die ſich zunächſt vor Lachen ausſchütten wollten, hernach ſich heiſer ſchrieen vor Wut. Die Stillen aber, die Urteilsloſen, deren Einfalt und Glaubensfreudigkeit dieſem ſonderbaren Fall nicht gewachſen war, fanden ſich aufgeſtört und in allerhand hoffnungsvolle fromme Schrecken hinein verführt.

Es kam hinzu, daß alle nicht wohl gewiſſe heilige Schauer verbergen konnten angeſichts dieſer nun Ereignis gewordenen phantaſtiſchen Anmaßung, die doch von dem Vorgang, der Wiederkunft Jeſu, die ſie erlog, einen nicht zu verkennenden Strahlennimbus entlehnt hatte. So war denn das ganze, ſich wohl eine Meile lang den Bach hinunter erſtreckende Dorf, auf einmal von religiöſem Leben erfüllt. Im Oberdorf, das gleichſam der Kopf des Ortes war, ſprach man von nichts, als von der heiligen Würde des echten und der Lächerlichkeit des falſchen Jeſu von Nazareth. Die Ärzte bei ihren Beſuchen erörterten an den Betten der Kranken den gleichen bibliſchen Gegenſtand und ſeine bejammernswürdige Nachäffung. Dienſtmädchen ſprachen mit Ladendienern über Heringstonnen davon. Während die armen Leute beſcheiden auf teure Medikamente warteten, rief ein Proviſor dem andern luſtige Neuigkeiten über den Giersdorfer Heiland zu. Die Langholz-Fuhrleute fragten das ganze Dorf hinunter, neben den ſchweren Pferden hergehend, jeden Tagelöhner, der ihnen entgegenkam, ob ſie auch wohl den neuen Herrgott ſchon mit Augen geſehen hätten, und ſetzten meiſtens hinzu: „do ſchlag doch ein Herrgottsdonnerwetter 'nein!“ Im Niederdorf, wo die katholiſche Kirche der evangeliſchen jenſeit der Straße gegenüberſtand, ward ſogar der Herr Kaplan durch die Fama beunruhigt. Alte und

nge Weibchen unter den Beichtkindern trugen ihm die Toll-
it des unglückſeligen Narren zu. Kurz, Emanuel hatte eine
rmaßen gefährliche Popularität erlangt, daß er ſich nur im
ämmerlicht aus dem Hauſe hervorwagen und auch dann nur
f Schleichwegen gehen durfte.

Dieſer allgemeine, ungewöhnliche Zuſtand des Dorfes nun,
s ſonſt ein ziemlich ſchläfriges Daſein führte, ſtellte ſich den
rüdern Scharf, ſobald ſie hineingelangten, als eine Beſtä-
ung ihres unausrottbaren Wahnes dar. Der Wirt von
mmaus Einkehr, ein ſeit Jahrzehnten im ganzen Dorfe be-
helter über ſiebzigjähriger Sonderling, der zur „Gemeinde
r Heiligen“ gehörte, hatte die Brüder Scharf ſogleich mit
r Neuigkeit des falſchen Jeſus Chriſtus begrüßt. Er hatte
s Unerhörte getan und ſchon ſeit Jahrzehnten aus ſeinem
ſthauſe Wein, Bier und Kornſchnaps verbannt. Er ver-
eichte Milch und Selterwaſſer, weil eben nur Milch und
lterwaſſer ſich mit den frommen Grundſätzen ſeiner Brüder-
meinſchaft vertrug. Er meinte, als er das ſchreckliche Zeichen
Zeit — ein ſolches war ihm die untergeordnete Narrheit
Tiſchlerſohnes! — den Gäſten eröffnet hatte, daß eben
s darauf hindeute, wie das Schickſal dieſer ſündigen Welt
Begriffe ſich zu vollenden ſei.

Da aber waren die Brüder Scharf, und zwar beide zu-
ch, wie von einer Erleuchtung betroffen worden, und dieſe
leuchtung hatte aus ihren Mienen und Worten hinreißend
feurig auf den Wirt von Emmaus Einkehr zurückgeſtrahlt.

So konnte es denn nicht anders ſein, als es wirklich war:
ämlich, daß die armen, ängſtlich allenthalben dem Birnbaum
er ſchleichenden Leute Angſt, Spannung und Schaudern
leich umfing.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe ſich alle in ein Häuflein zuſammenwagten. Bis dahin hatte ſich einer hier, der andere da, am Feldrain oder am Rande des etwa fünfzig Schritte nahen Birkengehölzes ſorgfältig abwartend fern gehalten. Nun ſaßen ſie ſchweigend oder flüſternd, während der Mond, groß wie das Rad eines Wagens und wie eine Scheibe aus Eiſen in voller Glut, ſich zwiſchen den beiden Kirchen hob, und harrten mit heimlichem Grauen des Kommenden.

Anton Scharf, der mit dem Rücken gegen den Stamm des Birnbaumes lehnte, hielt den neben ihm ſitzenden, zitternden Schneider Schwabe bei der Hand. Emanuel war noch nicht unter ihnen, und die Starrenden glaubten ihn bald da bald dort vom Dorfe her über die Felder nahen zu ſehen. Aus den Höfen herüber drang Hundegebell. Der Schrei eines Uhus wurde im nahen Gehölze laut. Nach und nach traten am wolkenloſen Himmel mehr und mehr Sterne hervor. Der tiefblauen, kalten, öſtlichen Hälfte über den langen Gebäudereihen und Bäumen des Dorfes, ſtand die dunkle Röte des Weſtens, wo die Sonne verſunken war, noch eine Zeitlang gegenüber. Alles war groß, ſtill und feierlich. Fledermäuſe, die aus den Scheunendächern und Kirchen herüberkamen, durchhaſteten, ihren Flug in die Felder ausdehnend, in weiten Kreiſen den Dämmer über den Nebelſchichten und trieben ſich um den Birnbaum herum. Von einem ſumpfigen Teiche her, der hinter dem Holze verborgen lag, drang das Gequake vieler Fröſche weithin vernehmlich durch die Luft.

Die kleine Gemeinde würde vielleicht einen frommen Choral angeſtimmt haben, aber ſie fürchtete ſich. Daß aber eine gewiſſe Furcht über allen lag, war nachgerade ſo deutlich geworden, daß Martin Scharf die Verſammelten bat, näher um ihn heran zu rücken, und ihre Herzen mit leiſem, doch kernhaftem Zuſpruch aufzurichten nötig fand.

„Wir wiſſen wohl, daß geſchrieben ſteht,“ ſagte er: „kein Prophet iſt in ſeinem Vaterlande angenehm. Fürchtet euch aber nicht. Sie mögen ſchlecht von ihm reden, ſie mögen ſeiner ſpotten, ihn verhöhnen, wie ſie es denn auch meiſtens tun: je mehr ſich der Geiſt des Abgrunds empört gegen ihn, um ſo mehr iſt das der Beweis, daß Gott mit ihm iſt.“

„Iſt es wahr,“ ſagte eine alte verkrümmte Leinewebers-Frau, „daß er zu unſerm Pfarrer geſagt hat, er wäre der Heiland Jeſus Chriſtus?“

„Was er zum Pfarrer geſagt,“ äußerte, wie immer ein wenig überſtürzt, aber ebenfalls flüſternd Anton — „was er zum Pfarrer geſagt hat, wiſſen wir nicht. Eins aber wiſſen wir ganz gewiß, was er auch immer geſagt hat zum Pfarrer, iſt ſo wahr wie das Evangelium.“

Ein junger Menſch, der Stellmacher und dabei ſchwindſüchtig war, wollte wiſſen, daß wirklich Emanuel Quint eben das geſagt hatte, er wäre Jeſus Chriſtus, des lebendigen Gottes Sohn.

Nun erzählten nacheinander der Weber Schubert, der Schneider Schwabe, Anton und Martin Scharf ihre Träume, die ſie in der Zwiſchenzeit von Emanuel Quint geträumt hatten. Der eine hatte Nägelmale an ſeinen Händen und Füßen geſehen, den anderen hatte Emanuel dreimal im Traume gefragt, ob er ihn lieb habe, der Dritte hatte ihn trockenen Fußes über einen grundloſen Sumpf im Hirſchberger Tale ſchreiten ſehen. Schubert aber hatte eines Abends geradezu eine Erſcheinung gehabt, die er, nach einfacher Leute Art, auf die allerlebendigſte Weiſe erzählte. Nachdem er eines Abends ſeine Baude oben auf dem Gebirgskamm verlaſſen hatte, um hinüber zum Lehrer Stoppe zu gehen, ſei er in Gedanken zu einer gewiſſen Stelle gelangt, wo ſich der Weg nach Preußen hinunter abzweige, und plötzlich aufblickend habe er Emanuel Quint ſich auf etwa zwanzig Schritte gegenübergeſehen, langſam gleich ihm der Wegkreuzung zuſchreitend. Nach ſeiner Behauptung hatte Schubert zunächſt kein Glied zu rühren vermocht und ſei geraume Weile wie feſt gewurzelt ſtill geſtanden. Emanuel aber ſchritt auf ihn zu. „Nun," meinte Schubert, „ich dachte mir, das iſt alles Einbildung, ſchritt ebenfalls vorwärts und wollte in Gottes Namen an ihm vorbei oder durch ihn durchſchreiten, aber plötzlich, genau vor dem Wege, der hinunter nach Preußen führt, prallte ich, als wär ich an einen Stein gelaufen, förmlich geradezu taumelnd, zurück. Und in dieſem Augenblick, wo er noch gerade dicht an mir ſtand, war er verſchwunden.

Nun wußte ich, was das bedeuten ſollte," endete Schubert mit Feierlichkeit. „Ich ging nach Hauſe, ſagte der Frau nur ſchnell, wo ich hinwollte, und ſchritt noch am ſelben Abend den Weg, von der gleichen Kreuzung aus, nach Preußen hinunter. Und darum, ihr lieben Brüder, bin ich hier."

Plötzlich ſchraken alle zuſammen. Der eine meinte, er habe im nahen Buſchwerk Knacken von Zweigen und Stimmen gehört. Der andre meinte, Quint ſei gekommen. Der dritte ſprang auf, es war der Stellmacher, und ſagte, er habe ihn eben am Rande des Wickenfeldes heranſchreiten ſehen. „Ihr lieben Schweſtern und Brüder, fürchtet euch nicht und habt Geduld!" beſchwichtigte Martin wiederum. Und der böhmiſche Joſef, der ſtets eine wilde Courage im Leibe hatte, drang mit einigen Sprüngen bis dicht an den Rand des Gehölzes vor, um nach dem Urſprung jener Geräuſche zu forſchen, die einen der Brüder beunruhigt hatten.

Der Kopf des böhmiſchen Joſeph war ſtets mit Phantaſtereien angefüllt und dazu überraſchend intelligent und eigenſinnig.

Menſchenfurcht kannte er eigentlich nicht, eher ſchon Furcht vor Gott und dem Teufel. Einſt von ſeiner Zigeunermutter in der Nähe der Brodler Bauden ausgeſetzt, hatte er in ſich, als Erbſchaft von ſeinem Stamme: Aberglauben, myſtiſche Auffaſſung der Natur und Trieb zu ruheloſem Umherſtreichen.

„Ihr Leute," ſagte er, als er vom Rand des Gehölzes zurückkehrte, nicht ganz im gedämpften Tone der Brudergemeinde, „ich glaube, es pirſcht ſich ein Regiment Freiburger Jäger an": eine Übertreibung, die, verbunden mit der gemütlichen Art und Weiſe, wie er ſich ſorglos zwiſchen die Wartenden niederließ, bei dieſen ein befreiendes, wenn auch gedämpftes Lachen auslöſte.

Von jeher war der böhmiſche Joſef religiös. Nicht ſelten begegnete man ihm auf Kirchhöfen. Er pflegte dann ruhig, nur von Zeit zu Zeit ein wenig mit ſich murmelnd und ſeufzend, vor dieſem und jenem Grab zu ſtehen. Immer zu Abenteuern neigend, ward er ſchnell in den Strudel um Quint hineingedrängt. Er dachte viel über ſich und Gott. Nachts blickte er oft, auf dem Rücken liegend, ſtundenlang in den Sternenhimmel hinein und genoß, faſt erdrückt und zugleich erhoben, das ganze unergründliche Wunder, wie nur ein in allen Tiefen empfindender Menſch es genießen kann. Er freute ſich aller großen Geheimniſſe. Er freute ſich voll erhabener Bangigkeit an den heiligen Spielen der goldenen Sternſchnuppen und hielt es in ſolchen Augenblicken für gewiß, daß er, der dies alles auffaſſen konnte, der arme, verlauſte, häßliche Lump! ein begnadetes, ausgezeichnetes, auserleſenes Glied der göttlichen Schöpfung, ſei.

Dieſem Menſchen, man ſah es ſeinen verweilenden, grundlos dunklen Augen an, war nichts glatthin natürlich und alles Wunder. Das Einfachſte war ihm wunderbar, deshalb ſträubte ſich eigentlich nichts in ihm, auch in Quint, dem verlaufenen Handwerksgeſellen, ſo einfach er ſchien, ein Gefäß für Rätſel und Wunder anzuerkennen. Überdies war er ſich nicht zu gering, um an eine nie ſchlummernde göttliche Führung zu glauben, und war überzeugt, die leitende Hand aus dem Unſichtbaren habe ihn nicht umſonſt und ſcheinbar durch Zufall mit Quint hoch oben im Knieholz zuſammengeführt.

Im übrigen ſahen die Scharfs in ihm noch nicht den Mann, der ohne Rückhalt der Sache ergeben und gläubig war. Zwar hatte er reichlich und mehr als die anderen der gemeinſam begründeten Kaſſe beigeſteuert. Aber es war zunächſt nicht der echte und glühende Hunger nach endlicher Erfüllung der Verheißung in ihm. Er hatte nicht nur die Bibel im Kopfe, ja ſogar, wie man zuweilen vermuten konnte, wahrſcheinlich herzlich wenig von ihr. Allein, hatte Quint es ihm durch ſeine Perſönlichkeit angetan, ſo war es nun die phantaſtiſche Welt der evangeliſchen Vorgänge, die Matthäus, Markus, Lukas und Sankt Johannes erzählen, die ihn mit geſpannten Augen eines Kindes an die Lippen der Scharfs gebunden hielt. Davon konnte Joſef gar nicht genug hören.

So wuchs er denn nach und nach mit Neugier in die Welt der Bibelgeſchichten hinein, die ihm mit unbeirrbarer Überzeugung und Leidenſchaft in feurigen Zungen gepredigt ward, und wurde mit jenem Ereignis vertraut, der Sendung des eingeborenen Sohnes Gottes ſelbſt, um die Welt vom Sündenfluch ins verlorene Paradies zu erlöſen: einem Ereignis, das für die Geſchichte aller Geſchichten und für die große, einzige Wendung im trüben Geſchick der geſamten Menſchheit gehalten wird. Und wirklich, der böhmiſche Joſef dachte nun Tag und Nacht an den armen Jüngling und Gottesſohn und ſeine traurigen irdiſchen Schickſale. Zwar waren es Juden geweſen, die ihn verfolgt und gekreuzigt hatten, aber er ſchüttelte immer wieder den Kopf und ſchämte ſich ſeines Menſchentums. Was freilich nun die beiden verbohrten Brüder Scharf damit ſagen wollten: Quint wäre eben der damals Gekreuzigte! das begriff ſein geſunder Verſtand einſtweilen noch nicht.

Immerhin war in ihm das Wartende. Er hoffte längſt nicht mehr auf den kommenden Tag, aber ſchritt doch immer auf das irgendwann ſichere, große, noch dunkle Ereignis zu. Manchmal wurde er ungeduldig: dann baute er ſich auf irgend einem Sterne neue Leben und neue Ereigniſſe aus. Geſpenſtergeſchichten, wie die der Erſcheinung Emanuel Quints, die Schubert eben zum Beſten gegeben, waren immer nach ſeinem Sinn, beſonders bei Nacht, im Freien, am Reiſigfeuer, und wenn wirkliche oder nur eingebildete Gefahr im Verzuge war, aber auch in den Bergſchenken, unter der Lampe. Nichts beſſeres aber konnte ihm zuſtoßen als dies gruſelige, nächtliche Warten auf den verfemten Emanuel Quint, umgeben von Rätſeln, Gefahren und Ahnungen.

Plötzlich ſtand der Erwartete da, und alle erhoben ſich von der Erde.

„Ich erſuche euch, liebe Schweſtern und liebe Brüder, auseinander zu gehen," ſagte Emanuel mit bewegter Stimme und gütigem Ausdruck; wobei der Mond, der inzwiſchen, mehr und mehr erbleichend, höher geſtiegen war, ihn ſo beleuchtete, daß ſeine Geſtalt und ſein Antlitz wie ganz aus weißem Lichte erſchien. „Ich möchte nicht," fuhr er fort, „daß ihr etwa um meinetwillen Leiden erduldet." Sie ſahen alle, trotz des Dämmers, wie ſehr das Antlitz des falſchen Heilands von Tränen feucht und verfallen war. „Ihr müßt um meinetwillen nicht leiden, denn ich bin nichts. Mögen ſie mich doch niedertreten. Das iſt es nicht! wahrlich, ich verdiene nichts Beſſeres!

Aber ich wußte nicht, daß heut, zweitauſend Jahre nach unſeres Heilands Geburt in die Welt, eben dieſelbe Welt noch ſo raſend und wütend in ihren Sünden iſt. Lieben Brüder und Schweſtern, ihr ſeht mich beſtürzt, nicht weil dieſe Leute da drüben gegen mich, ſondern weil ſie gegen Jeſum Chriſtum ſelber wüten."

„Wir wiſſen es, daß ſie wider Jeſum Chriſtum ſelber wüten," ſagte der bucklige Schneider Schwabe plötzlich und warf ſich vor Quint auf das Angeſicht.

Quint aber erſchrak und wollte ihn aufheben. Weil er aber von ſo viel Bereitwilligkeit, ſich dem Göttlichen hinzugeben, zugleich ergriffen war, ſo ſpürte er auch ſogleich in ſich eine zärtliche Liebe und inniges Mitleid für dieſen Menſchen aufſteigen.

Den Weinenden aufzurichten gelang ihm nicht. Er hätte nun, werden etliche meinen, ſagen müſſen, du beteſt in mir nicht Gott, ſondern eher den Fürſten der Hölle an, zum mindeſten einen armen Menſchen, wie du einer biſt, einen armen verblendeten Handwerksgeſellen! Du ergibſt dich, beſtenfalls, einem ſchrecklichen Selbſtbetrug! Aber dies oder etwas ähnliches auszuſprechen, vermochte Emanuel Quint nicht mehr über ſich.

Er konnte den Armen nicht enttäuſchen. Auch ſetzte hier gleich wiederum ſeine beſondere Narrheit ein, vermöge deren er ſich in ein Doppelweſen zerſpaltete: ein geiſtliches, das ihm durch und durch Gottheit ſchien, und ein fleiſchliches, nämlich das ſündliche, irdiſche. „Lieber Bruder," ſagte er, „das haſt du nicht aus dir ſelber herausgeſprochen! Du haſt es auch nicht zu mir geſagt, der ich hier im Fleiſche vor dir ſtehe: der aber, zu dem dein Geiſt in der Stille der Nacht ſich erhob und vor dem du dich niederwarfeſt zur Erde, nämlich

Vater, der in mir iſt, hat dich gehört und zu ihm haſt
geſprochen.“

Hiermit wollte Emanuel nun nicht ſagen, er wäre im fleiſch-
en Sinne der wiedergekommene Chriſt und Gottesſohn, den-
h war unter allen, die jenem Vorgange beiwohnten, wie
ſpäter ergab, nicht einer, Mann, Weib oder Kind, der
anders verſtand, als daß er wirklich der Heiland ſei.

Es muß in dieſem ganzen, kurzen Vorgang eine verwirrende
ft gelegen haben, die der aufgeklärte Menſch unſerer Zeit
l ſchwerlich begreifen kann. So wenigſtens iſt man zu
ben gezwungen, wenn man die ſpäteren Ausſagen aller
er Menſchen zuſammenhält. Ihr ſei geweſen, ſagte die mehr
ſechzigjährige Webersfrau, als wäre plötzlich ein un-
er Regen von Sternen vom Himmel geſtürzt und als hätte
m gleichen Augenblick die Kraft zu atmen und zu ſchlucken
ebüßt und ſolle erſticken. Der Stellmacher ſagte, er habe,
Quint ſich zu dem weinenden Schwabe niederbeugte, deut-
gefühlt, wie unter ihm Acker und Feldrain geſchwankt habe,
deutliches unterirdiſches Rollen gehört. Der böhmiſche
erklärte, er wiſſe nicht, was das geweſen wäre, etwas
ürliches oder Zauberei: der ganze Himmel ſei auf einmal
r tageshell und blutrot geworden.

an ſtellte ihm vor, wie dieſe Himmelserſcheinung aller-
höchſt wunderbar und vorläufig unerklärlich ſei, jedoch
ieſem Jahre täglich und allgemein beobachtet werde: näm-
lich auf der Seite des Sonnenuntergangs, bis ſpät in die
Stunde hinein, eine helle Röte am Himmel verbreitet
Aber man ſah es dem böhmiſchen Joſef an, die Sache
hm nicht auszureden.

rz, es brach ein augenblicklicher Wahnſinn aus. Alle, vor-
Scharfe, drängten ſich um die Hände des Toten und

küßten ſie mit einer weinenden Inbrunſt und Zärtlichkeit, ſo daß, wer etwa dieſen Vorgang unbeteiligt belauſcht hätte, ſich nicht würde haben erklären können, was hier geſchah. Und wirklich war das Gewimmel von knieenden und gebeugten Menſchen, im Mondſchein, um den einen, der aufrecht ſtand, nicht unbeobachtet. Zwar keine Freiburger Jäger, aber doch Lauſcher hatten ſich bis in das nahe Wäldchen angepirſcht und begleiteten, was ſie von dem geſpenſtigen Treiben ſahen, bald mit Geflüſter, bald mit Gekicher, und auch wohl mit manchem fragenden und erſtaunten Blick.

Es war dem armen Emanuel Quint bei alledem an dieſem Abend unſäglich weh und troſtlos ums Herz. Von allen Seiten ſchien ihm etwas in einen Weg der Lüge hineinzudrängen, der zugleich ein Weg der Verachtung war. Er hatte den Wunſch, von allen Menſchen erlöſt zu ſein, ſo heiß, wie ſelten in ſeinem Leben, um nur allein mit Gott verbunden zu ſein. Aber die Menſchen umlagerten ihn: dieſer bereit, ihm nachzufolgen, jener in bitterer Leibes- und Seelennot, von ihm eine ſolche Erlöſung fordernd, die er zu geben nicht fähig war. Aber was half es, ſie dauerten ihn. Er konnte ſich nicht aus der Welt zurückziehen und ſie, die wenigen, die ihm vertraut, enttäuſchen und in Verzweiflung zurücklaſſen. Zwar mancher lebt und lacht und ißt und trinkt gleichgültig, hoffnungslos und mit einer kalten Verzweiflung, die nicht mehr brennt, in der Bruſt. Aber er konnte den Glauben nicht töten. Allzugroß war ſein Mitleid und ſeine zärtliche Liebe, um einen ſolchen Mord zu begehn.

Er nahm aber doch die Scharfs beiſeite und ſagte immer wieder aufs dringlichſte: er bitte ſie innig, ihn zu verlaſſen. Bewahret das Geheimnis des Reichs, jedoch, lieben Brüder, verlaſſet mich. — Und nun kam er leider wieder in ſeine bibliſche Art zu ſprechen hinein und ſagte: „Der Menſchenſohn iſt gekommen, die Leiden des Menſchenſohnes zu tragen! Ich bin arm! Die Dielen im Hauſe meines Vaters und meiner Mutter verbrennen mir meine nackten Sohlen. Ich muß fort. Des Menſchen Sohn hat kein Dach über ſeinem Kopf, kein Bett und kein Kiſſen für ſein Haupt, das ihm gehört. Was hofft ihr von mir? Was begehrt ihr von mir?"

„Daß du uns nicht vergeſſeſt," ſagte der überſtiegene Martin Scharf ... „daß du uns nicht vergeſſeſt, dereinſt in deiner Herrlichkeit."

- Jetzt mußte Quinten wohl der furchtbare Irrtum deutlich aufgehen, der ſich in den Köpfen des engeren Kreiſes ſeiner Anhänger feſtgeſetzt hatte: deshalb verwandelte ſich die erneute Wahrnehmung eines ſo verſtiegenen Glaubens in einen heftigen Ausbruch des Zorns. „Martin," rief er, „du ſiehſt, wer ich bin! Ich bin nicht der, für den du mich nimmſt! Was willſt du von mir? Wenn du teilhaben willſt an meiner Herrlichkeit: du ſiehſt, meine Herrlichkeit iſt das Leiden! Ich habe keine andere irdiſche Herrlichkeit! Gehet und redet mit meinem Stiefvater! Gehet und redet mit meinem Bruder! Hört, was man n den Schenken und in den Häuſern der Reichen von mir ſpricht! Und alles, was ihr dort erfahren werdet, das iſt meine ganze Herrlichkeit! Wollt ihr den Rock, den ich auf den Schultern habe, nehmt ihn hin. Silber und Gold habe ich nicht und ſuche ich nicht! Reichtum alſo iſt von mir, von jetzt an n alle Ewigkeit, nicht zu erwarten. Was erwartet ihr alſo von mir?"

Und Anton rief ſogleich in berauſchtem Bibelton: „Wir warten auf die Erſcheinung der Herrlichkeit des ſeligen Gottes und unſeres Heilandes Jeſu Chriſti; der ſich ſelbſt für uns gegeben hat, auf daß er uns erlöſte von aller Ungerechtigkeit, und reinigte ihm ſelbſt ein Volk zum Eigentum, das fleißig wäre zu guten Werken.“

Emanuel atmete von Grund ſeines Herzens qualvoll auf. Er wollte ſich losreißen, aber da drängten ſich alle wiederum flehend, wie hungernde Bettler, um ihn herum, und als wäre er einer, der einen Laib Brot hoch in die Luft hinaus hielte. Mitleid und Grauen kam ihn an: Mitleid mit ihrer hilfloſen Leibesnot und Grauen vor der würdeloſen und heimlichen Gier nach anderen als nach geiſtlichen Gütern. Und ſchließlich graute ihm auch vor dem, was in dieſem Treiben ihm als eine ſinnloſe Luſt am Unfug an ſich erkenntlich ward.

Faſt bewog ihn dies alles, geradezu die Flucht zu ergreifen, aber da durchblitzte ihn plötzlich wieder die ganze Kraft ſeines eingebildeten Lehrberufs. Und nachdem er ſich mit Entſchiedenheit von ſeinen Bedrängern frei gemacht hatte, ſchritt er entſchloſſenen Ganges den kleinen Hügel hinan, wo der Birnbaum ſtand, und befahl der Gemeinde, ſich um ihn im Kreiſe niederzulaſſen.

„Ihr wißt,“ begann er, mit einer Stimme, die wiederum feſt und einfach klang und darin das Beben des Herzens, das Beben einer vorgeahnten Inſpiration fühlbar ward . . . „ihr wißt, daß Jeſus, der Heiland, zu den Seinen, wie der Evangeliſt berichtet, nie anders als durch Gleichnis geredet hat . . .“ Weiter kam Emanuel nicht, denn im nächſten Augenblick hatte ſich etwas überaus Klägliches mit ihm und ſeiner Gemeinde ereignet.

Elftes Kapitel

Es ſind nachher ihrer viele geweſen, die ſich ganz und voll auf die Seite derer geſtellt haben, die, wie man meinte, verſucht hatten, das dörfliche Ärgernis auf ihre Art aus der Welt zu ſchaffen. Es wurde geſagt, der Schlachtergeſelle, der dem Schneider Schwabe durch einen Schlag mit einer Bohnenſtange den linken Arm zerbrochen habe, ſei zwar nicht geradezu berechtigt geweſen, dies zu tun, aber man müſſe ihn aus ſeinem chriſtlichen Gefühl heraus entſchuldigen. Es wurde ferner allgemein eine Tat des böhmiſchen Joſef verdammt, der einen Gaſtwirt aus dem Niederdorf und einen Pferdejungen des Bauers Karge buchſtäblich in einen gewiſſen Froſchteich, der ziemlich tief war, geſchleudert hatte, wobei noch außerdem der Wirt ſowohl als der Pferdejunge von ihm auf eine ſo erhebliche Weiſe tätlich mißhandelt worden war, daß jeder von ihnen nahezu vierzehn Tage das Bett hüten mußte. Aber Joſef hatte ſich in der Notwehr befunden.

Es war erwieſen, daß eine Rotte aufgeregter Menſchen, worunter ſich einige Schlepper aus dem nahen Kohlenrevier, ein Pferdehändler, ein Handelsmann und ein Schlachtermeiſter befanden, um neun Uhr abends das Wirtshaus zum Stern in angetrunkenem Zuſtand verlaſſen hatten und zwar mit der ausgeſprochenen Abſicht, zunächſt in ein anderes Gaſthaus: Emmaus Einkehr, zu ziehen, dort mit den „Muckern" Händel zu ſuchen und, wenn man Emanuel Quint anträfe, dieſen zunächſt gründlich zu „vertobacken", was mit verbläuen, windelweich ſchlagen oder fürchterlich durchprügeln gleichbedeutend iſt.

Schon als die Rotte über die Brücke und neben der Brücke durch die ſogenannte „Bache" gezogen war, dem Gaſthauſe zur Emmaus Einkehr gegenüber, hatten ſie Haſelnußſtöcke, Steine, geflochtene Stricke und dergleichen als Waffen mit ſich geführt. Der Wirt jener chriſtlichen Herberge hatte ſogleich ſeine Türen geſchloſſen. Als es ſpäterhin zu ſeiner Vernehmung kam, zeigte er einen fauſtgroßen, ſogenannten Feuerſtein, der eins ſeiner Fenſter zertrümmert hatte. Weitere Ausſchreitungen geſchahen vor Emmaus Einkehr nicht.

Die Urſache aber, wodurch dies vermieden worden war, beſtand in einem ſchnöden Verrat, den die Schleußerin von Emmaus Einkehr ausübte. Sie hatte nämlich einem der Tumultuanten, der zugleich ihr Geliebter war, aus einem Fenſter, das auf den Hof ging, heraus, die Zuſammenkunſt, draußen am Birnbaum, mitgeteilt. Es war der gleiche Schlachtergeſelle, der den Arm des bedauernswerten Schneider Schwabe zertrümmert hatte.

Nachdem der tolle und wilde Haufe, in dem ſich auch ein und der andere fanatiſche Katholik befand, den Aufenthalt des Narren in Chriſto und ſeiner Gemeinde durch den Schlachtergeſellen erfahren hatte, veränderten ſie ihre Taktik durchaus, und an Stelle des Lärms trat tiefe Stille.

Die Beteiligten redeten ſich ſpäter ziemlich übereinſtimmend auf einen mißglückten Spaß hinaus. Und wirklich war hie und da aus dem Kreiſe der Unfugſtifter Gelächter erſchollen: keinesfalls vermochte jedoch die kleine Schar um Emanuel Quint, weder die Herde noch der Hirte, als dieſer Apachenhaufe ſchließlich über ſie hereingebrochen kam, irgend etwas von Spaß zu bemerken.

Als Emanuel kaum geſagt hatte, wie Jeſus, der Heiland, faſt nur im Gleichnis zu ſeinen Jüngern geredet habe, unterbrach ihn ein weithin die Nacht durchgellender Pfiff, der aus dem nahen Gehölze hervortönte. Es war das Signal zum Angriff geweſen, das der Pferdehändler zu geben beauftragt war und das er hervorzubringen verſtand, indem er je zwei ſeiner dicken Finger tief in das aufgedunſene Maul ſteckte. Der ſtarre Schrecken, den der kannibaliſche Pfiff in der kleinen Gemeinde ſofort hervorrief, hatte noch nicht ſein erſtes Wort geſagt, als auch ſchon dunkle Geſtalten aus dem tiefen Schatten des Wäldchens in den Mondſchein laufend und ſpringend hervordrangen und gegen den Birnbaum heranſtürzten. Oft durchlebte Emanuel ſpäterhin noch dieſen Vorgang im Traum. Die gleiche Mondnacht mit ihrer weiten, geräumigen Stille umgab ihn dann. Er ſah das Schwanken dunkler Waldbäume. Er hörte plötzlich den gellenden, ohrenzerreißenden Pfiff und dann, wie es ihm vorkam, ein Rudel jechender Wölfe näher keuchen. In Wirklichkeit hatten dazu noch, unvergeßlicherweiſe, hinter dem Wäldchen die Fröſche gequakt.

Und nun, als die Angreifer näher kamen und zwar ſchweigend, wie ſie beſchloſſen hatten, erhoben die überraſchten Anhänger Quints ein lautes, verzweifeltes Hilfegeſchrei und ſtoben nach allen Seiten davon. Dieſes Hilfegeſchrei iſt ſpäter in das Bereich der Mythe gezogen worden, indem, nicht nur von den Arbeitsweibern auf dem Dominium, ſondern auch von Männern und Frauen aus dem Bürgerſtand erzählt und behauptet wurde, man habe dieſen Hilferuf hinauf bis ins Oberdorf und wiederum in einem nach entgegengeſetzter Richtung weit entlegenen herrſchaftlichen Vorwerk gehört, was, ſelbſt wenn man die Stille der Sternennacht dabei berückſichtigt, ohne daß man ein Wunder annimmt, nicht zu erklären iſt.

Im erſten Augenblick ſah ſich Emanuel ganz allein. Nach allen Seiten waren ſogleich Verfolger den Fliehenden nachgeeilt. Er wurde dann von drei keuchenden, wilden Köpfen, von unvergeßlichen, bläulichen und grimaſſenſchneidenden Masken, umringt, und er hörte die Worte: „da iſt ja das Bürſchchen!“ Gleichzeitig fühlte er ſich von harten Fäuſten vor der Bruſt, im Rücken und an den Armen gepackt.

Er leiſtete keinen Widerſtand.

Es war ihm mit einemmal geweſen, als ſei er gar nicht der, der er war, auch nicht an der Stelle, wo er war, ſondern ſei an allem, was vorging, unbeteiligt. Dies mag am Ende inſofern zu ſeinem Vorteil ausgeſchlagen ſein, als man, durch Widerſtand nicht gereizt, ihn zunächſt nicht mißhandelt hatte.

Man packte ihn aber und rannte mit ihm, der dadurch zu einem widerwilligen Lauf unwürdig gezwungen wurde, zu irgendeinem Endzweck über die Äcker gegen das Wäldchen hin. Dort zerrte und ſtieß man ihn über die Böſchung und war eben bis auf wenige Schritte Entfernung an das Ufer eines kleinen, mit Schilf bedeckten Sees gelangt, als unerwartet einer von Emanuels Peinigern, von einem furchtbaren Schlag aus der Dunkelheit — es klang, als ſauſte ein Knüttel auf einen Stein — jählings getroffen, lautlos in die Farnkräuter niederſtrauchelte.

Von den Übriggebliebenen aber wurde Emanuel weiter gegen den See geſchleppt. Man wollte ihn, wie man ſich vorgeſetzt hatte, im Waſſer des Sees auf eine beſondere Weiſe taufen, derart zwar, daß eine Ernüchterung für ewige Zeit, wie man glaubte, unausbleiblich war. Aber zu dieſer Taufe kam man nicht, oder wenigſtens wurde mit Hilfe des böhmiſchen Joſef die Abſicht der Unfugſtifter inſofern umgekehrt, ls dieſe ſelbſt, und nicht ihr Opfer, die ernüchternde Taufe rdulden mußten.

Der böhmiſche Joſef nämlich war plötzlich vor den verlüfften Romdys in ſeiner erſchrecklichen Häßlichkeit wie irgend in böſer Dämon oder der Teufel ſelber, aufgetaucht und hatte it wenigen Griffen und Fauſtſchlägen den armen Narren von ſeinen Quälern befreit: freilich war dieſer kaum aus der Verklammerung vieler Hände losgeriſſen, als er bewußtlos zu Boden ſank.

Auf dieſe Weiſe hatte denn die zunächſt recht harmloſe, enn auch ſonderbare Zuſammenkunft armer, nach Erlöſung ungriger, irregeführter Seelen, ein überaus klägliches Ende enommen.

Die Sache wurde ſehr viel belacht. Man nahm ſie als eine raveſtie des Allerheiligſten, die als ſolche freilich unbeabichtigt und deshalb einigermaßen rührend war. Aber man ahm die Verſammlung ſelbſt auch, in anderen Kreiſen, mit oller Entrüſtung als Blasphemie: und in dieſem Zuſammenang ſprach man von jenem Überfall, als von einer geſunden eaktion der beleidigten chriſtlichen Volksſeele. Es gab aber der nahen Kreisſtadt eine gewiſſe Vereinigung, und zwar ählten ſich einflußreiche Männer und beſonders viele Frauen arunter, die auf ein tieferes religiöſes Leben hinzuwirken nternahm, als es die Kirche bieten konnte: in dieſer fromen Gemeinſchaft aber wurden ſehr bald auch Stimmen für uint und ſeine Anhänger laut. Alles in allem geriet der orfall ſehr ſchnell in Vergeſſenheit, denn damals hatten erade der Kaiſer von Rußland und der Präſident der franzöſchen Republik, auf einem franzöſiſchen Kriegsſchiff, eine uſammenkunft, wobei ſie gewiſſe Trinkſprüche ausbrachten, durch die ſich die ganze europäiſche Welt teils freudig, teils im entgegengeſetzten Sinne beunruhigt fand.

Unter dieſen Verhältniſſen wurde es auch wenig beachtet, was in der Folge mit Emanuel Quint geſchah, den man aus einigen Wunden blutend, bewußtlos in das Haus ſeiner Eltern gebracht hatte. Die Mutter, die wahrhaft erſchrocken war und deren mütterliche Liebe mit Weinen und Schluchzen lebhaft zutage trat, pflegte ſeiner mit eben der Sorgfalt und etwa ein wenig zärtlicher, als es in jenen Kreiſen üblich war. Nach einigen Tagen kam ein Arzt, den das Gurauer Fräulein, das von dem Mißgeſchick des armen Narren auf dem Wege über die Scharfs und Bruder Nathanael unterrichtet worden war, brieflich zu dem Beſuche veranlaßt hatte. Er ſtellte feſt, daß ungeachtet vieler Hautſchürfungen auch eine Zerreißung von Blutgefäßen in der Lunge des Kranken vorhanden war, eine Verwundung, die ein heftiger Stoß oder Schlag verurſacht hatte.

Nachdem der Arzt mit ſeiner Unterſuchung fertig geworden war, riet er Emanuel und der Mutter Emanuels, die weinend neben dem ärmlichen Lager ſtand, eine Privatklage gegen die Täter einzureichen. Das war auch die Mutter Emanuels und ſogar der Stiefvater willens zu tun: der Betroffene ſelbſt aber weigerte ſich. Er wollte von einer Klage nichts wiſſen.

Wiederum nach einigen Tagen holte man ihn unter dem ſchrägen Dach der elenden Rumpelkammer, wo er gelegen hatte, hervor, nachdem es ſchon dunkel geworden war, und brachte ihn in ein Schweſternhaus, das die Gurauer Dame gegründet hatte und aus eigenen Mitteln unterhielt. „Da dieſer arme Menſch,“ ſo waren ihre Worte geweſen, „nun leider nicht ſelber zu mir kommen kann, was bleibt mir übrig, als ihn zu holen?“

Drei Diakoniſſinnen und eine Art Oberſchweſter beſorgten das kleine Krankenhaus, das in einem freundlichen Garten, nicht weit vom Rande des Waldes, gelegen war. Von Zeit zu Zeit kam das Fräulein ſelbſt in einer mit Atlas ausgeſchlagenen Landkutſche aus Gurau herüber, begleitet von ihrer Geſellſchafterin, um ſich perſönlich von dem Gedeihen ihrer Stiftung zu unterrichten. Diesmal erſchien ſie genau am ſiebenten Tage, einem Montag, nach Emanuels Einlieferung.

Sie hatte in einem für ſie reſervierten Raum zunächſt mit dem Arzt und der Oberſchweſter eine längere Ausſprache, wobei die etwas verwachſene, kleine Dame nicht einen Augenblick ſtille ſtand, ſondern in ihrer ſchwarzen Seidenrobe fortwährend durch das Zimmer rauſchte: von einer Wand, mit dem Stiche des Ganges nach Emmaus, zu der anderen Wand, mit dem Bilde von Chriſti Himmelfahrt. Schließlich wurde ſie zu dem Kranken geführt, den ſie zunächſt mit Neugier betrachtete.

Sauber gebettet und mit einer flanellenen Jacke über den mageren Schultern, die den Anſatz des langen Halſes frei ließ, lag Emanuel Quint, den Rücken durch Kiſſen geſtützt, im Bett. Er hatte auf einem gelben Holzſtuhl zwei Exemplare der Bibel neben ſich liegen, von denen, bräunlich, beſchmutzt und abgegriffen, das eine ſein altes Eigentum und alſo der Quell ſeiner Irrtümer war, das andere dem Schweſternhauſe gehörte, ja ſogar dem Bett, das Emanuel inne hatte; denn nach Anſicht dieſer evangeliſchen Kreiſe und der Stifterin des chriſtlichen Heims: „Herr! Hilf!“ gehörte, wie leibliche Nahrung dem Körper notwendig iſt, jeglicher Seele ihr Bibelbuch.

„Hier iſt nun,“ ſagte der Arzt, „Ihre Wohltäterin.“

Die Dame ſchüttelte aber ſogleich ablehnend, zwiſchen den ſchwarzen Bändern ihres Kapotthutes, lebhaft den Kopf. „Ich bin nicht hierher gekommen,“ ſagte ſie, „um mich Ihnen als Wohltäterin präſentieren zu laſſen, Herr Quint. Ich will mich nur durch den Augenſchein überzeugen, ob es Ihnen einigermaßen beſſer geht: Was fällt Ihnen ein, Doktor?“ fuhr ſie fort, indem ſie dem Arzt mit dem Finger drohte, wobei die lange, magere Hand mit einem Halbhandſchuh aus ſchwarzer Spitze ſichtbar ward. „Wenn wir Gutes tun, ſollten Sie doch wahrhaftig wiſſen, als guter Chriſt, ſo haben wir gerade zur Not getan, was wir ſchuldig ſind.“ Sie kehrte ſich hierauf zu ihrer Geſellſchafterin, um dieſer ſehr langen und ſteifen Dame, aber ſo, daß alle es hören konnten, zuzuflüſtern: „ich finde, daß der Mann einen guten Eindruck macht.“

Jetzt begann der Arzt ſeinen kliniſchen Vortrag, wobei er, was die alte Dame zu lieben ſchien, die verſchiedenen Narben der Wundſtellen zeigte. Er klopfte auch, das Hemd des Narren beiſeite ſchiebend, jene Partie der Lunge ab, die durch den Stoß gelitten hatte, deſſen Spur als dunkler, in allen Farben des Regenbogens ſpiegelnder Fleck, auf der weißen Haut der rechten Bruſthälfte, noch zu ſehen war. Alles, was die rein pſychiſche Erkrankung des Patienten betreffen konnte, war durch den Arzt zunächſt aus ſeiner Behandlung ausgeſchaltet worden. Er hatte es überhaupt, ſo lange Quint unter ſeinen Händen war, nicht berührt.

„Meinen Sie,“ hatte das adlige Fräulein während jener Beſprechung, die dem Krankenbeſuch voranging, den Arzt gefragt, „daß es dem Menſchen ſchaden könnte, wenn ich mit Vorſicht das Geſpräch auf jene unſelige Schwäche bringe, die, wie es ſcheint, ſein Verhängnis iſt?“ Dieſer aber, der Arzt, hatte gelacht und ihr jeden Verſuch in dieſer Richtung anheim geſtellt. Er hatte auch noch hinzugefügt, daß es nicht immer ganz leicht wäre, die fixe Idee und das Wahnſyſtem eines Paranoiakranken aufzudecken, da ſolche Kranken zuweilen, aus irgendeiner geheimen Urſache, mit großer Schlauheit und Intelligenz den Beobachter irre zu führen vermöchten. Er hatte ſie darauf hingewieſen, wie Emanuel jetzt eben durch Preisgabe ſeines Wahns der Gotteskindſchaft recht übel gefahren ſei und vielleicht ſeine Überzeugung, er ſei der Meſſias, deshalb für längere Zeit geheim halten oder leugnen werde. Nun aber ſah die Dame den Arzt mit einem beſonderen Blicke an, ihn und auch die Geſellſchafterin, und beide entfernten ſich, weiterſchreitend, unauffällig zu einigen Kranken des nächſtfolgenden Zimmers hinein.

Schweſter Hedwig aber ſchob einen Korbſtuhl bis auf eine abgemeſſene Entfernung an Emanuels Lager heran, den das alte Gurauer Fräulein ablehnte, indem ſie ſich aber doch zu gleicher Zeit darauf niederließ.

Die Dame erzählte ſpäter oft, und auch einige Male hohen und höchſten Herrſchaften, wie Emanuel damals, bei dieſer erſten Begegnung, auf ſie gewirkt hatte. Sie verſicherte jedesmal dabei, es ſei nicht möglich geweſen, dieſem ſonderbaren Menſchen ohne Rührung, ohne Erſchütterung, ja ohne ein leiſes Grauen ins Auge zu ſehen. Als ich zu ihm ging, ſagte ſie, war ich neugierig, als ich von ihm ging, wußte ich nicht, was mit meiner Seele geſchehen war.

Das Gurauer Fräulein begann ihr Geſpräch mit Redensarten, wie ſie in ähnlichen Fällen üblich ſind: „Sind Sie zufrieden mit der Verpflegung?“ fragte ſie. „Sind Sie mit irgend etwas unzufrieden?“ fuhr ſie fort, als Quint zu der erſten Frage bejahend genickt hatte. Quint ſchüttelte nun verneinend den Kopf. Dann trat eine kleine Stockung ein. „Es iſt empörend, wie dieſe rohen und ſchlechten Menſchen Sie behandelt haben," ſetzte ſie dann ihre Rede fort. „Ich habe gehört, daß ſich der Staatsanwalt bereits mit der Sache beſchäftigt hat. Man ſagt mir, auch Sie, Herr Quint, wären über dieſe Sache bereits vernommen worden. Wir leben in einem geordneten Staat! Wo ſollte das hinführen, wenn Pöbelrotten ungeſtraft über friedliche Menſchen herfallen dürften?"

Quint, der, die Hände gefaltet auf der wollenen Bettdecke, mit ſcharfgerichteten, aber niedergeſchlagenen Augen zugehört hatte, erhob nun, mit einem langen Blick in das Antlitz der alten Dame, den Kopf, dann begann er, in einem gemeſſenen Tonfall, und ohne jedwede Spur von Befangenheit:

„Was meinen Sie, wenn man die Lehre des Heilands, dazu ſein Leben und Sterben recht verſtanden hat, und wenn man ferner nichts Beſſeres und Höheres in dieſem irdiſchen Leben kennt, als ſeiner Lehre, ſeinem Leben und Sterben nachzufolgen, kann man dann wohl mit dem Vorgehen irgendeines Gerichtes, das aus menſchlichen Richtern gebildet iſt, einverſtanden ſein, oder gar jemals ein ſolches anrufen?"

„Ich denke doch," gab das Fräulein zurück. „Wo Obrigkeit iſt, ſagt unſer Heiland, ſo iſt ſie von Gott verordnet und jedermann ſei ihr untertan. Dieſe Menſchen haben ſich vergangen gegen Gott und die Obrigkeit und darum müſſen ſie füglich beſtraft werden."

„Hat nicht," ſagte Emanuel, „der Heiland mitunter in einem gewiſſen Zuſammenhange Worte geſagt, die in einem anderen Zuſammenhange anders lauten und Andres bedeuten? Was ſoll man glauben, was von drei Dingen das köſtlichſte iſt: das von Menſchenhänden niedergeſchriebene Leben unſeres Herrn? das irdiſch gelebte Leben unſeres Heilandes, oder das himmliſche Leben unſeres Herrn?"

Die Dame meinte: „das himmliſche Leben".

„So," ſagte Emanuel, „denke auch ich. Ich meine, daß in
ieſem Leben das ſchlackenloſe Licht des Geiſtes geweſen iſt;
aß aber Schlacken dieſes heilige Licht des Geiſtes in ſeinem
weiten, irdiſchen Leben, ſchon verdunkelten: um wieviel mehr
n dieſem dritten Leben, auf den bedruckten Blättern eines
Buchs, die etwas wiedergeben, was von Menſchen erzählt,
on Menſchen erlauſcht, von Menſchenhänden niedergeſchrieben
ſt. Oder ſollte es Menſchen geben, die da meinen, die Glorie,
ie den Sohn Gottes umſtrahlt, ſtamme etwa aus dieſem Buch?
Es enthält vielmehr nur einen ſchwachen Abglanz ſeiner Glorie."

Die Dame fand ſich ein wenig beunruhigt, weil ihr dies alles
uf eine bedenkliche Weiſe einleuchtete, und Quint fuhr fort:

„Ich glaube, daß dieſes Wort von der Obrigkeit in einem
ewiſſen Sinne unter die Schlacken zu rechnen iſt. Jedenfalls
t es für Leute beſtimmt, die außerhalb der Wiedergeburt,
wohl als Herrſcher, wie als Beherrſchte, dem Reiche der
oten angehören. Ich aber gehöre dieſem Reiche nicht an:
ein Reich iſt nicht von dieſer Welt."

Jetzt aber blickte das Fräulein plötzlich den Narren in Chriſto
it geſpannteſter Neugier an.

Sein Hemd ſtand offen. Die Muskeln ſpielten an ſeinem Hals.
ie feinen Lippen öffneten ſich unter dem rötlichen, unten ge-
pitzten Bart und ſchloſſen ſich wieder ohne Strenge. Nicht
eit vom Anſatz des Ohres pochte ſichtbar ein Puls, des-
leichen im zarten Geäder der bleichen Schläfe. Das Auge aber
es Tiſchlerſohnes war weit, freilich mehr nach innen, als nach
ußen, aufgetan. Und er fuhr fort:

„Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. In dieſer Welt
ber, wo der Lohn der Sünde zum Stachel des Todes gewor-
en iſt, ward die Kraft der Sünde zum Geſetz. Wer es faſſen
ag, faſſe es. Ich aber ſtehe unter der Kraft der Sünde und

alſo auch unter dem Geſetze nicht. Deshalb ſuche ich auch meine Ehre vor dem Geſetze nicht, ſondern ich ſuche allein in mir die Ehre des, der mich geſandt hat.“

So war nun auf einmal das Gurauer Fräulein Auge in Auge jenem umfaſſenden Wahnſyſtem gegenübergeſtellt, an das ſie nicht eigentlich recht geglaubt hatte: und da ſie zunächſt nicht fähig war, in die eigentümliche Art der Quintiſchen Dialektik einzudringen, ſchien dieſer Wahn ihr anfangs noch ungeheuerlicher, als er tatſächlich war, zu ſein. Natürlicherweiſe erſchrak ſie förmlich. Aber die heißen und kalten Schauer, die der frommen Dame gleichzeitig über den Rücken liefen, waren ihr angenehm. Ähnliche Sinneserregungen ſuchte ſie, und fand ſie in der Art ihres religiöſen Lebens, ſo wie in ihrer philanthropiſchen Wirkſamkeit, und ähnliche Wirkungen hatte ſie oft — niemals jedoch die gleiche wie jetzt und mit ſolcher erſchütternden Stärke! — empfunden.

Denn Emanuel Quint erſchien ihr im erſten Augenblick weder lächerlich noch bedauerlich, weder ein Narr noch ein Kranker zu ſein und der ſtarke Eindruck, den er ihr machte und der ſie unvorbereitet traf, konnte ſich auch durch den Umſtand nicht abſchwächen, daß Quint ſofort und ohne Umſchweif auf ſeine religiöſen Einbildungen zu ſprechen kam. Es ging ihr in dieſer Beziehung nicht anders, wie es vielen ergangen war, die der Irrtum des ſonderbaren Schwärmers in Feſſeln geſchlagen hatte. Die plötzliche Anmaßung eines Menſchen, kein geringerer als der Erlöſer zu ſein, betäubte ſie, obgleich ſie eben die Anmaßung ablehnte: die Illuſion der Heilandsnähe ward aber zugleich in ihr auf unerhörte Weiſe erzeugt und durch die Beſcheidenheit genährt, womit der Narr in Chriſto ſeinen Irrtum zum Ausdruck brachte.

Zwar hatte Emanuel keineswegs die runde Behauptung aufgeſtellt, er ſei der wiedererſtandene Chriſt! aber dies und nichts anderes war, durch die letzten Worte des armen Hoſpitaliſten, nach Anſicht des Fräulein in vollem Umfange ausgedrückt und ihr Kapotthut begann zu zittern.

„Nicht alles, was Sie geſagt haben,“ erwiderte ſie vorſichtig . . . „nicht alles iſt mir ganz verſtändlich, lieber Herr Quint. Ich bin eine arme, alte Frau und mein Kopf iſt niemals der allerbeſte geweſen. In meiner Einfalt meine ich allerdings, daß die Obrigkeit Gewalt, zu richten, und Gewalt, zu ſtrafen, hat. Ich kenne Sie noch zu wenig, Herr Quint. Ich kenne inſonderheit die Geſchichte Ihres Lebens und Ihrer Gotteserfahrungen nicht. Ich weiß wohl, daß geſchrieben ſteht: ‚ich habe es den Weiſen verborgen, den Ungelehrten, den Kindern und Unmündigen, denen, die arm an Geiſt und reines Herzens ſind, dagegen zu wiſſen getan!‘ ich weiß das wohl. Ich bin auch ganz erfüllt von dem, was der heilige Apoſtel Petrus geredet hat: wir haben ein feſtes, prophetiſches Wort und ihr tut wohl, darauf zu achten, als auf ein Licht, das da ſcheinet in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenſtern aufgehe. . . .“

„In eurem Herzen!“ ergänzte Quint.

„Jawohl,“ fuhr ſie fort, „aber es werden auch äußere Zeichen geſchehen, wenn der Sohn in den Wolken zur Rechten des Vaters ſitzen wird am jüngſten Tag und am jüngſten Gericht. Hüten wir uns, in Verſuchung und Stricke und in verderblichen Irrtum hinein zu geraten.“ Dies alles ſprach die Dame mehr und mehr erregt und mit einem bebenden Herzenston.

„Gott iſt ein Geiſt,“ ſagte Quint dagegen, indem er, nicht ohne eine leiſe begütigende Zärtlichkeit, ſeine Hand über die zitternden Hände der Dame gleiten ließ. „Gott iſt ein Geiſt und die ihn anbeten, ſollen ihn mit dem Geiſte und mit der Wahrheit anbeten. Denket nach, liebe Frau: Gott iſt ein Geiſt. Die heiligen Menſchen Gottes, wie Petrus ſagt — und wahrlich, mehr denn Petrus war, bin ich! — ſind überall. So lange die Welt ſteht, haben heilige Menſchen Gottes geredet, getrieben von dem heiligen Geiſt. Aber dasſelbe Wort, gute Frau, dadurch das Licht ins Irdiſche ſcheinet, dasſelbe Wort verdunkelt das Licht und ſoweit nicht der Geiſt das Wort tötet, ſoweit tötet das Wort den Geiſt. Aber wenn heilige Menſchen Gottes reden, ſo wiſſen wir alſogleich, wes Geiſtes Kinder ſie ſind. Gott iſt ein Geiſt: ſo wiſſen wir, zu wem und von wem ſie Vater ſagen. Der Vater iſt Geiſt und die da wiedergeboren ſind durch den heiligen Geiſt, die allein werden ihn Vater nennen und werden Gotteskinder heißen. Nicht aber die leiblich Toten, leiblich Erweckten an einem jüngſten Tag oder jüngſten Gericht."

„Ihr müßt nicht glauben," fuhr Quint fort, „daß Gott ein Gott der Geſtorbenen iſt. Er iſt, wie es der Heiland uns offenbart, ein Gott der Lebendigen, nicht der Toten! Wehe denen, die eine Sünde tun wider den Geiſt, die nie vergeben wird, indem ſie ein Bild machen von dem Geiſt! indem ſie einen irdiſchen König aus ihm machen! einen Zauberer! einen König, der in den Wolken thront, umgeben von geflügelten Geißelknechten mit feurigen Geißeln! einen Mann, der uns richtet und alſo weder haßt noch liebt, ſondern unter dem Geſetze ſteht, dem aus Sünde geborenen Recht. Der uns kein Vater ſein kann und ſein darf, denn wo wäre je ein Vater zum Richter über Leben und Tod ſeiner Kinder geſetzt? Ein Vater liebt ſeine Kinder, denn ſeine Kinder ſind ſein Blut. Wir ſind aber Gottes Blut, denn „unſer Vater" beten wir. Unſer Vater richtet uns nicht! Zwiſchen ihm und uns iſt weder Gerechtigkeit, noch auch Ungerechtigkeit, ſondern nur Liebe. Und keiner thront zu ſeiner Rechten, der mehr iſt denn ich, des Menſchen Sohn! Keiner thront zu ſeiner Linken, der mehr iſt denn ich und irgend wer, der durch Jeſum Chriſtum wiedergeboren und in die Gemeinſchaft des Geiſtes beſchloſſen iſt. Was fürchtet ihr? Wehe denen, die da Lügen verbreiten, als wäre der Geiſt nicht Geiſt, ſondern ein Kerkermeiſter ewiger Abgründe! Wehe allen, die da gekommen ſind, die Welt zu foltern und zu martern durch den „Geiſt"! Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: ich habe die Pforten der Hölle aufgeriegelt, ſo ſtark iſt die Kraft des Vaters in mir, es gibt keine Finſternis, in die Licht des Geiſtes nicht hinabdringen ſoll, es gibt keinen armen Schächer, den meine Liebe nicht befreit! Sie werden alle die Wahrheit erkennen, und eben die Wahrheit wird alle frei machen. Was wartet ihr auf die Zukunft Gottes? Das Geheimnis iſt offenbar! Gott iſt nicht fern! Er iſt nicht in einem fernen Lande! Gott iſt hier! Gott iſt bei uns! In mir iſt Gott!"

Emanuel Quint hat dieſe für ihn ſo überaus bezeichnende Gedankenfolge ſpäterhin oft entwickelt, und die Hartnäckigkeit, mit der er das tat, wurde als für eine beſtimmte Krankheitsform ſeines Seelenlebens beweiſend erachtet. Nicht ſo dachte die Geiſtlichkeit, die in derlei verwunderlichen Deduktionen nur die Gefahr für die Dogmen der Kirche herausſpürte. Übrigens war dieſe Geiſtlichkeit ſpäter in zwei Lager geteilt: im erſten Lager ſah man in dem Beſtechenden, geradezu Einleuchtenden dieſer Verſtandesoperation und Betrachtungsart die Gefahr, im anderen Lager, das bei weitem zahlreicher war, nahm man ſich nicht die Mühe, in die innere Logik dieſer närriſchen Weisheit einzudringen; oder auch, man vermochte es nicht. Hier tat man Quinten inſofern Unrecht, als man ihn ſchlankweg für einen bewußten Charlatan und Betrüger nahm, der, einfach auf ſeinen gemeinen Vorteil bedacht, die Leichtgläubigkeit derer, die niemals ausſterben, ausnutzte und ſich, ähnlich wie zuweilen Hypnotiſeure, Spiritiſten und andere Tauſendkünſtler tun, zyniſcherweiſe — was allerdings noch nie dageweſen war! — geradezu mit dem Nimbus des Heilands breit machte.

Ein Erzbetrüger dieſer Art war aber der arme Narr in Chriſto nicht, und auch das Gurauer Fräulein hielt ihn, nachdem ſich längſt ſein Geſchick vollendet hatte, niemals dafür. Sie gehörte zu denen, die behaupteten, daß er höchſtens ein irregeführter, ehrlicher Heilandsſucher geweſen ſei, und manchmal hat ſie ſogar in Gegenwart vieler die Worte geſagt: „wer weiß, er war vielleicht ein Erleuchteter, den euere neunmal kluge Theologie nicht begriffen hat".

Einſtweilen griff ſie jedoch nach dem Riechfläſchchen! Die Worte Emanuels hatten ſie ganz aus der Faſſung gebracht. Sie empfand eine ſtarke Erſchütterung. Eine überaus tapfere Natur, die ſie war, und mit geſunden Verſtandskräften, ja ſogar mit geſundem Humor begabt, hatte ſie doch in ſich, beſonders auf religiöſem Gebiet, einen gewiſſen Überſchwang des Gefühls zu bekämpfen, der ſie oftmals etwas bereuen ließ. So war es ihr jetzt, nach den Worten Quints, als umgebe ſie plötzlich ein großes Licht. Es war ihr, als ſeien Schleier gefallen, und ein letztes Geheimnis offenbart. Es war ihr, als habe ſie bisher nur gleichſam mit tönendem Erz oder klingelnden Schellen von Heilandsliebe gehört und empfinde nun plötzlich den ganzen vollen und wahren Glanz und Sinn dieſer allumfaſſenden Heilandsliebe. Ihr war, als habe ein Strahl aus dem Herzen dieſes fremden und doch ſo vertrauten Menſchen ihr innerſtes Weſen brennend berührt. Ihr ſchwindelte förmlich, ihr pochte das eigene Herz atemraubend bis an den Hals hinauf, und wenn ſie ſich nicht gewaltſam beherrſcht hätte, ſo würde ſie tatſächlich am Bette des armen Hoſpitaliten weinend niedergeſunken ſein.

In dieſem Augenblick aber rang ſich ein leichtes Hüſteln aus der Bruſt Emanuel Quints hervor, und man konnte merken, wie ſich ein an ſeinen Mund geführtes weißes Tüchelchen rot färbte. Gleichgültig ſchob er es zwiſchen Matratze und Bettſtelle. Das Gurauer Fräulein erhob ſich ſogleich.

„Sie haben zu viel geſprochen, lieber Herr Quint,“ ſagte ſie, mit einem ehrlichen Schreck und gleichzeitig über und über, wie ein junges Mädchen, errötend. „Ich hätte Ihnen gern noch lange zugehört, leider geht es nicht und darf ich es nicht. Unſer ſtrenger Herr Doktor macht mir Vorwürfe.“

Die Schweſter Hedwig trat heran. Sie hatte eine Zitrone zerſchnitten, die Scheiben auf einen Teller gelegt und reichte dieſen Emanuel. Emanuel achtete ihrer nicht.

„So Gott will,“ ſagte die Dame weiter, „haben wir uns nicht zum letzten Male geſehen, Herr Quint!“ und ſomit reichte ſie ihm die Hand, die jener nahm und in der ſeinigen ruhen ließ, wobei er die Gurauer Dame mit einem kaum merklichen Kopfnicken anblickte. Dabei fielen ihm rötliche Strähnen ſeines Haupthaars über das bleiche, eingeſunkene, mit Sommerſproſſen bedeckte Geſicht, auf das ſich ein Strahl der ſpäten Morgenſonne gelegt hatte, der durch weiße Gardinen in das Zimmerchen drang.

Wiederum zwiſchen dem Gange nach Emmaus und der Himmelfahrt Chriſti im Vorzimmer auf und abrauſchend, wiederholte die Dame oftmals in jenem weltlichen, reſoluten Ton, für den ſie bekannt war: „ich ſage euch, macht mir dieſen armen Menſchen geſund! Es wird nichts außer Acht gelaſſen, Doktor, was irgend für ihn geſchehen kann." „Ich werde euch Früchte und Wein ſchicken, ihr Mädchen!" ſo wandte ſie ſich an die Oberſchweſter und einige Diakoniſſinnen, die dabei ſtanden. „Tut euer Beſtes! Schont meinen Rendanten nicht!

„So haben Sie ihn denn wirklich zum Reden gebracht, gnädigſtes Fräulein?" ſagte der Arzt mit Verwunderung. „Es iſt ſonderbar. Er hat die ganze Woche über weder in meiner noch in der Schweſtern Gegenwart irgendein religiöſes Thema berührt." Er habe nur geſchrieben und geleſen, erklärte die Oberſchweſter, und außer auf Fragen, die ſeine Pflege betrafen, kaum geantwortet, auch Anreden nur mit einem müden und guten Lächeln, leiſe den Kopf ſchüttelnd, abgelehnt.

Zwölftes Kapitel

Das Gurauer Fräulein hatte an dieſem Tage im Speiſeſaal ihres Schloſſes, das in einem großen Park alter Bäume ſtand, den Bruder Nathanael und einen ihrer Gutspächter, den Oberamtmann Scheibler mit ſeiner Gattin, zu Gaſt. Die Geſellſchafterin hatte aber die Geladenen zu Tiſche geführt, weil die Dame des Hauſes ſich durch den Beſuch im Schweſternheim verſpätet hatte, und ſchon während die Suppe gereicht wurde, wußte die Geſellſchafterin ſich kaum genug zu tun in Schilderungen des ſonderbaren Eindrucks, den Quint auf die Gurauer Dame ausgeübt hatte.

Als die Dame ſpäter bei Tiſch erſchien, erkannten alle, daß die Geſellſchafterin nicht übertrieben hatte, denn obgleich die kleine Tiſchgeſellſchaft das mit gedämpfter Stimme geführte Geſpräch über Quint ſogleich unterbrach, kam die Herrin des Hauſes, gleich nachdem ſie begrüßt worden war und alle ſich wiederum niedergelaſſen hatten, aus freiem Stück auf Emanuel Quint zurück.

„Erzählen Sie, erzählen Sie alles, was Sie von ihm wiſſen, Bruder Nathanael!" damit wandte ſie ſich an den eifrig auenden Apoſtel der inneren Miſſion, der ſeine vierſchrötige Geſtalt in einen ſaubergebürſteten, ſchwarzen Anzug geſteckt hatte, und Bruder Nathanael ſchluckte hinunter, was er gerade im Munde hatte, ſtrich ſich den wilden Bart mit der Serviette und begann.

Er erzählte von ſeiner Predigt in der Dorfſchule, wo er Emanuel Quint zuerſt geſehen und nach der Predigt geſprochen hatte. Er erinnerte ſich an Einzelheiten ihres erſten Geſprächs. Er wandte ſich an den Oberamtmann Scheibler und ſprach davon, wie er deſſen jugendlichen Neffen am Morgen danach getroffen und mit ihm gemeinſam den Gang über Feld angetreten hatte. Wie ſie auf dieſem Wege Emanuel Quinten fanden, als er, in der Nähe eines Strohſchobers, betend auf ſeinen Knieen lag.

In ſeiner weiteren Schilderung des ſpäter Vorgefallenen befliß ſich Bruder Nathanael keiner beſondren Genauigkeit. Weder berührte er das ſchwärmeriſche Brotbrechen, noch viel weniger aber die ſeltſame Taufhandlung, durch die er die Weihe einer beſonderen Miſſion ſchließlich und endlich unaustilgbar in die Bruſt des Tiſchlerſohnes gelegt hatte.

Dieſe Sache hielt er geheim.

Er hatte ſich zwar, als die Brüder Scharf ihn deshalb angingen, in einem Briefe bei der Gurauer Dame für Quint verwandt, war aber übrigens, um des Ärgerniſſes willen, das Emanuel allenthalben erregt hatte, mit geheimer Beſorgnis, Reue und Angſt erfüllt.

Unähnlich ſeinem gewaltigen Predigerton pflegte der fromme Bruder in den Häuſern und an den Tiſchen ſeiner chriſtlichen Gaſtfreunde langſam und in einem verſchleierten Tone der Demut zu ſprechen. Er ſagte, als er mit ſeiner Erzählung fertig war:

„Wolle Gott dieſen armen Chriſtenbruder zurück zur Wahrheit leiten, wenn er mißleitet iſt, und möge er denen vergeben, die ihn mißleitet haben, und jedenfalls nicht mit Abſicht mißleitet haben. Die Macht des Satans iſt eben zu groß und wir dürfen nicht aufhören, täglich, ja ſtündlich, wider ihn auf der

at zu ſein. Denn es iſt klar, daß der Satan niemand mit
nem ſolchen Haſſe haſſen kann, als gerade den, der unſerem
eiland bei Tag und Nacht mit heißer Glut und heißer
ühender Liebe dienet."

„Ich kenne ſeit langen Jahren," fuhr er fort, „die Brüder
harf. Sie gehören zu den erſten Gnadenbeweiſen, die Gott
r ganz unwürdigem Diener am Wort erwieſen hat. Er
llte ihre Seelen durch mich zu Chriſto erwecken und Chriſto
führen. Nun ſcheint es, hat der alte böſe Feind auch mit
nen ſein Spiel getrieben."

„Ich hatte ſie vor einigen Tagen zu mir beſchieden," fuhr
fort. „Sie folgen dieſem Verirrten nach. Ich habe ihnen
ige Stunden lang alle Bedenken, alle Gefahren ihrer ſelt-
nen Meinungen über dieſen Emanuel vorgehalten! ſie bleiben
bei, daß er die Kraft des Geiſtes Gottes in ſich hat und
Gewalt über Leben und Tod."

„Ich habe aber noch mehr getan," erklärte der Laienbruder
uer. „Ich habe das getan, was in ſolchen Fällen und in
en Fragen des Lebens das alleinige Mittel iſt, zur Wahr-
t in Chriſto durchzudringen: ich bin mit ihnen vor Gott
reten im Gebet. Und gebe der Himmel, wie ich denn innig
ffe, daß die Macht des Irrtums nun in ihnen zerbrochen iſt!"

„Sagen Sie mir, mein lieber Bruder Nathanael," begann
n der Oberamtmann, „in welchem Irrtum dieſer Mann oder
gling, von dem Sie reden, dieſer Emanuel Quant oder
int, wie Sie ihn nennen, beſonders befangen iſt."

„Beſter Oberamtmann, Sie haben noch nichts von dem ſo-
annten falſchen Heiland von Giersdorf gehört?" fragte er-
unt das Gurauer Fräulein. Herr Scheibler verneinte und
fuhr fort: „es iſt ein Menſch, der ſich, wie mir der Paſtor
uch aus Giersdorf hier im Briefe beſtimmt verſichert, für

den wieder gekommenen Erlöſer hält" — „und den auch," ergänzte die Geſellſchafterin, „viele arme, verführte Menſchen, wie es ſcheint, dafür halten."

„Das iſt eine Sache," ſagte der Oberamtmann, faſt bis zur Beſtürzung erſtaunt, „die ja wahrhaftig nicht zu begreifen iſt."

Frau Julie Scheibler, die eine temperamentvolle Chriſtin war, fand nun für nötig, ſich einzumiſchen.

„Das iſt ja ein Unfug ſondergleichen," rief ſie kopfſchüttelnd. „Das iſt ja ein unerhörter Frevel, der, meiner Meinung nach, die allerſchlimmſte Läſterung des Allerhöchſten und Allerheiligſten in ſich ſchließt. Es mag wohl vielleicht ein armer Verrückter ſein, von einem entſetzlichen Dämon beſeſſen, und man ſollte da wohl am Ende alles tun, ihn aus den Krallen des Satans zu befreien."

„Das iſt eben ſehr merkwürdig, Frau Oberamtmann," wandte die Herrin des Hauſes ein, „daß dieſer Emanuel Quint keineswegs den Eindruck eines Verrückten oder eines vom Teufel Beſeſſenen macht."

„Ja, aber wie kann er denn ſo etwas Ungeheueres behaupten?"

„An ſolchen Dingen iſt deutlich zu merken, daß der Tag aller Tage nicht mehr ferne iſt," ſagte der Oberamtmann faſt feierlich, „denn was anders ſoll man ſagen zu einem ſolchen erſchreckenden falſchen Propheten, als: Antichriſt? Es ſind die Tage des Antichriſts, die, wie an zahlloſen, deutlichen Zeichen der Zeit zu erkennen iſt, anheben. Wer zweifelt, daß die geiſtliche Babel überall in der vollſten Blüte ſteht?"

„Sie ſagen da ein furchtbares Wort, Oberamtmann: Antichriſt! Sollten wir da nicht mit einem zu großen und ſchrecklichen Wort vielleicht die Verirrung eines armen Schäfleins Jeſu brandmarken?" ſagte das Fräulein. „Man muß dieſen

Menſchen mit Augen ſehen, um jedenfalls zu erkennen, daß Antichriſt ein bei weitem zu grauſames Wort für ihn iſt. Wenn er erſt ganz geſund iſt, werde ich ihn einmal zu uns bitten."

„Es iſt eigentümlich," ſagte Bruder Nathanael, als von den Dienern der Braten ſerviert wurde, „was mir ein Bruder, ein Volksſchullehrer Stoppe, aus dem Rieſengebirge ſchreibt, der Emanuel Quint bei ſich im Hauſe gehabt und geſprochen hat. Niemals, verſichert mir dieſer Mann, bekenne ſich Quint mit eigenem Munde zu übernatürlichen Kräften, ja er habe wiederholt erklärt, wie er nichts zu ſchaffen habe mit irgendwelchen Wundern und Zauberei. Er berichtet mir allerdings danach, daß unzweifelhaft, bewußt oder unbewußt, gewiſſe Wirkungen von ihm ausgehen, wie er ſelbſt ſich nachträglich überzeugt habe: die Heilung einer Gelähmten zum Beiſpiel, die Erlöſung einer Greiſin durch den Tod! — die nicht vereinbar ſind mit bloßer, ſchlichter Menſchenkraft. Übrigens ſchreibt mir Stoppe, er habe perſönlich niemals Emanuel Quint ſich ſelbſt etwa als den Heiland bezeichnen hören."

„Der Paſtor behauptet das unzweideutig," ſagte das Gurauer Fräulein, ehe ſie einen Kelch mit weißem Wein an die ſchmalen Lippen des ſchon ein wenig runzligen Mundes hob und fuhr fort, nachdem ſie mit kräftigen Schlucken getrunken hatte: „und allerdings muß ich ſagen, ſo ſehr mich die ganze Erſcheinung des ſonderbaren Menſchen zum Mitleid erregt, daß er mir gegenüber heut, zwar nicht geradezu, aber doch indirekt quaſi, ſeinen Wahn der Gottesſohnſchaft beſtätigt hat. Auf alle Fälle ſagte er mir, es iſt mir das ohne jeden Zweifel gegenwärtig, daß er mehr als der heilge Apoſtel Petrus ſei."

„Um Gotteswillen, dann ſteht es wahrhaftig ſchlimmer, als ich glauben konnte, mit ihm!" ſo rief, bis an die Naſenwurzel erblaſſend unter der dichten Behaarung des Geſichts, der Bruder Nathanael. „Dann habe ich mich getäuſcht in dem Menſchen. Ich habe nämlich, durch meine Erfahrung mit ihm und durch den Brief des Bruders Stoppe veranlaßt, immer noch an ein mögliches Mißverſtändnis geglaubt. Man hätte, nahm ich an, einen ernſten Verſuch zu einem reinen und heiligen Wandel in Jeſu Chriſto mißverſtanden: was jetzt zu glauben nun allerdings nicht mehr möglich iſt."

Der Oberamtmann Scheibler, der an ſich von einer natürlichen Milde war, bereute nun, was er im erſten Schreck über Quint gedacht und geſagt hatte. „Sie haben Recht, gnädiges Fräulein," wandte er ſich an die nachdenklich blickende Gutsherrin: „ein armer Irregeführter iſt deshalb noch lange kein Antichriſt. Wir Menſchen neigen zur Übereilung. Das ſiebenköpfige Tier der Läſterung ſcheint allerdings bereits in der Welt zu ſein. Immerhin dürfen wir nicht über irgendeinen unſerer armen Brüder den Stab brechen. Der Herr hat geſagt: ‚mein iſt das Gericht'.

Ich würde es im Intereſſe des armen Menſchen wünſchen, wenn unſer Freund und lieber Bruder Nathanael verſuchen möchte, den Toren von ſeinem Irrtum abzubringen. Ich meine, er ſollte zu ihm gehen und ſollte ihm ernſthaft und mit der reinen und ſchlichten Kraft des Evangelii ins Gewiſſen reden. Er ſollte ihm die Gefahren vorſtellen, die denen drohen, die da vom rechten Wege abweichen. Er mag ihm ſagen: du lehreſt die anderen und lehreſt dich ſelber nicht! Du rühmeſt dich Gottes und ſchändeſt Gott! Er mag mit ihm beten und dieſen armen, verwirrten, falſchen Heiland dem echten Heiland inbrünſtig ans Herz legen, damit ihn dieſer in ſeiner unendlichen Gnade und Liebe von ſeinem furchtbaren Wahnwitz efreie. Ich bin überzeugt, daß Gott ſich dem armen ſündigen Menſchen, ſofern er ſeine Sünde bereut, nicht verſchließen vird.

„Ihr müßt ihm die Folgen ſeines ſchrecklichen Hirngeſpinntes deutlich ausmalen, Bruder Nathanael," ſagte die magere Oberamtmännin. „Man muß ihn darauf aufmerkſam machen, s ſei zweierlei, ob man aus der Kraft Gottes oder aus der raft der Hölle Wunder tut. Es iſt ja freilich geſagt: ‚wenn hr Glauben habt als ein Senfkorn, ſo könnet ihr Berge veretzen!' es iſt auch geſagt: ‚bittet, ſo wird euch gegeben!' und ir wiſſen ja auch, wie Sie, Bruder Nathanael, ſelbſt durch ebet und Glauben ſchon mancher armen Kranken, die von en Ärzten aufgegeben geweſen iſt, durch Gottes Gnade erehnte Hilfe haben bringen können. In dieſer Beziehung haen wir ja allerdings das klare beſtimmte Heilandswort: ‚Was r bittet in meinem Namen, dasſelbige ſoll euch werden!' – wenn Reue und Buße und alſo Vergebung der Sünden amit verbunden iſt. Solche Wunder geſchehen ja, wie wir lle wiſſen, noch täglich und ſtündlich unter den Gläubigen berall, wenn auch die Welt es nicht ſehen, hören und für ahr halten will. Aber wehe, wo jemand, der durch Gottes nade Kranke heilen, ja meinethalben ſelbſt Tote erwecken önnte, ſich deshalb vermeſſen wollte, der eingeborene Sohn ottvaters zu ſein oder auch nur zu ſagen, daß er mehr als ner der zwölf Apoſtel des Heilands wäre.

Erzählt ihm doch auch von Simon Magus, dem Zauberer nd falſchen Propheten, Bruder Nathanael," damit ſetzte ſie re Rede lebhaft fort. „Sagt ihm, daß auch der böſe Feind lche Wunder anrichte, zum Fallſtrick und Verderben derer wohl, an denen das Wunder geſchieht, als jener, die es ervorrufen, und ſprecht ihm von der Strafe der Zauberei.

Auch Simon Magus bezauberte das ſamaritiſche Volk und gab vor, etwas Großes zu ſein und ſie glaubten alle, daß er die Kraft Gottes, die da groß iſt, wäre. Und doch ſagte Petrus zu ihm: Du wirſt weder Teil noch Anfall haben an dieſem Wort, denn dein Herz iſt nicht rechtſchaffen. Stelle ihm die ewigen Strafen vor, Bruder Nathanael . . .“

Das Gurauer Fräulein wollte reden und die Oberamtmännin unterbrach ihre Rede ſogleich.

„Ich glaube kaum,“ begann die Dame, „es wird mit dieſem Emanuel Quint auf ſolche Weiſe ohne weiteres fertig zu werden ſein. Es ruht eine, wie ich bekennen muß, eigentümliche Kraft zu faſzinieren in ihm. Man kann nicht glauben, gerade in dieſem Menſchen, den augenblicklich ein ſtiller Friede zu beherrſchen ſcheint, einer Kraft des Abgrundes zu begegnen.

Ich ſcheue mich nicht, noch mehr zu bekennen: ich habe dieſem Menſchen, wie noch nie einem Menſchen in meinem Leben, gleichſam bezaubert und geradezu andächtig zugehört. Sein Mund erklang mir wie Friedensſchalmeien und nichts an ihm ſchien mir, wie es ja eigentlich hätte ſein müſſen, unbegründet, widerlich oder gar lächerlich.

Ich glaube, daß er die Hölle leugnet.“

Mit dieſen Worten hob die Dame die Tafel auf und nahm den Arm des Oberamtmanns, der ſie auf eine ſchöne Terraſſe, vor einem weiten baumumſtandenen engliſchen Raſen, den übrigen Gäſten voranführte. Hier wurde, unter dem lauten allgemeinen Geſange der Vögel, im lichtgefleckten Schatten eines Kaſtanienwipfels, der den Altan überdachte, der Kaffee ſerviert.

„Wenn er die Hölle leugnet,“ erklärte der Bruder Nathanael, und ſtrich mit den groben Fingern über ſeinen wilden, ſchlechtgepflegten, gelblichen Bart, „. . wenn er die Hölle leug-

et, ſo geht mir ſchon allein daraus hervor, daß er den rech-
en Weg verloren hat." Und Bruder Nathanaels kleine
lugen begannen in einem ſtechenden Glanze zu funkeln.
Haben wir nicht das Gleichnis vom reichen Mann und vom
rmen Lazarus?" fuhr er fort. „Wiſſen wir nicht aus der
chrift, daß des Menſchen Sohn in der Wolke kommen wird,
u richten die zwölf Geſchlechter Iſraels und alles Volk,
as die Erde bewohnet? die Lebendigen und die Toten?
Daß er zu den einen ſagen wird, zu den Schafen: ‚kommet
er zu mir, ihr Geſegneten meines Vaters', und zu den an-
ern: ‚weichet von mir, ihr Übeltäter? Die Gerechten aber
erden leuchten wie die Sonne, wogegen die anderen, die
Übeltäter, in den Feuerofen ſollen geworfen werden, und dort
ird Heulen und Zähneklappern ſein'."

Der Bruder Nathanael fuhr noch längere Zeit in dieſem
inne zu reden fort, während der Duft geſchorenen Graſes
der Sonne herüberwehte und überall lautes Geſchmetter
ſtiger Finkenmännchen erſcholl.

Die Herrin des Hauſes bemerkte dazu:

„Ich wünſchte, unſer eifriger Bruder Nathanael hätte heut
orgen dieſen Emanuel Quint über Gottes Gericht, über das
Richteramt unſeres Heilands und ähnliche Dinge reden ge-
ört."

Sie begann zu grübeln und ſuchte ſich die Worte des Nar-
n in Chriſto ins Gedächtnis zurückzurufen. Dabei kamen ihr
löglich ſein Wort in den Sinn: „Und keiner thronet zu ſeiner
Rechten, der mehr iſt denn ich, des Menſchen Sohn! Keiner
ronet zu ſeiner Linken, der mehr iſt denn ich", und ſo weiter,
nd ſie ſprang aus ihrem Korbſtuhl geradezu erbleichend em-
or und rief immer wieder, während ſie die Terraſſe auf- und
btrippelte: „er iſt doch eine unerhörte Erſcheinung, dieſer

Quint! — Denkt euch, er hat von ſich ſelbſt die Worte gebraucht: ich habe die Pforten der Hölle entriegelt, ſo ſtark iſt die Kraft des Vaters in mir!"

Der Bruder Nathanael wollte ſofort in das Schweſternheim zu dem, wie er meinte, unglückſeligen Menſchen hinübergehen. Allein das Gurauer Fräulein brachte ihn mit großer Entſchiedenheit davon ab, indem ſie zugleich erzählte, wie ſchon die kurze Unterhaltung mit ihr dem armen Kranken Bluthuſten verurſacht hatte. „Ich werde aber keine ruhige Stunde, keinen ruhigen Augenblick mehr haben fortan, bevor ich nicht dieſen verblendeten Jüngling wiedergeſehen und auf den rechten Weg zurückgeführt habe."

Mit dieſen Worten ſchloß Bruder Nathanael.

Etwa vierzehn Tage waren vergangen, als es Bruder Nathanael endlich geſtattet wurde, ſeinen heimlichen Täufling, der ihm zum Schmerzenskinde geworden war, im Schweſternhauſe wiederzuſehen. Diesmal fand er ihn nicht, wie ihn das Gurauer Fräulein gefunden hatte, im Bett, ſondern, mit der blaugeſtreiften Kattunjacke eines Hoſpitaliten angetan, in einem Korbſtuhl aufrecht ſitzend, den man — der Morgen war warm und ein wenig regneriſch! — an eine offene Balkontüre gerückt hatte.

Emanuel ward zu Tränen gerührt.

Da ſich aber der Wanderprediger entſchloſſen hatte, auf jeden Fall mit dieſem ſeinem ehemaligen Bruder in Chriſto ſtreng ins Gericht zu gehen, kämpfte er die Bewegung nieder, die ſich ſeiner bei dieſem Wiederſehn ebenſo bemächtigen wollte, und ließ ſich anmerken, daß er nicht etwa dieſes Wiederſehens wegen, ſondern um anderer, bei weitem wichtigerer Dinge willen gekommen ſei.

So begann er denn alſobald, um endlich ſeiner Gewiſſensqualen ledig zu ſein, mit allerlei Vorhaltungen.

„Lieber Bruder in Chriſto,“ fing er an, „ich muß mich zuvörderſt alles deſſen gegen dich entledigen, was mich, Gott weiß es, um deinetwillen viele Tage und Nächte lang bekümmert hat. Ich habe es immer wieder im Gebet dem Herrn unſerem Heiland vorgetragen, und er hat mir ſchließlich ins Herz gegeben, zu dir zu gehen und dich zu dem ſchlichten und reinen Geiſte des Evangelii zurückzurufen. Es iſt wahr, du ſchieneſt mir einer der Auserwählten zu ſein,“ fuhr er fort, „einer von denen, die von Natur aus beſchnitten ſind, aber nun ſehe ich, daß der Feind deinen Tritten gefolgt iſt und hat dich, verzeih mir, abſeits vom Wege des ewigen Heils den breiten Weg der Verdammnis geführt. Da aber eine jede Sache ohne die Kraft des Heiles iſt, die nicht durch Gebet begonnen, durch Gebet beendet wird, ſo wollen wir, lieber Bruder, gemeinſam zu unſerem Vater flehen, bevor wir unſern Streit mit dem Satan anheben, der, wie wir ja wiſſen, immer wieder Unkraut unter den Weizen ſät.“

Und Bruder Nathanael ſprach das Vaterunſer.

Emanuel, der nicht einmal die Hände gefaltet und, wie es ſchien, das Gebet des Heilands nicht mitgebetet hatte, blickte Nathanael fragend an, und dieſer, mit einem gewaltigen Wölben der breiten Bruſt aus der Tiefe noch einmal Atem holend, rüſtet ſich, ſeine Anliegen im Zuſammenhang vorzutragen.

Nachdem er alles dasjenige umſtändlich dargelegt hatte, was ihm über Quint teils mündlich zu Ohren gekommen, teils ſchriftlich mitgeteilt worden war, enthielt er ſich nicht, die ganze Art einer ſolchen Nachfolge Jeſu zunächſt zu mißbilligen, wobei er auf jene heimliche Taufe zu ſprechen kam, für die er, wie er ſagte, verantwortlich ſei, die aber einen anderen

Sinn nicht gehabt haben könne, als eben den Emanuel zu einem in aller Demut getreuen Knechte Gottes zu weihen. „Nun aber,“ ſagte er, „biſt du der Hoffart, biſt du der Überhebung bis zu einem entſetzlichen Grade verfallen.“

Er hielt nun Emanuel Quinten vor, er habe viele arme Seelen auf eine verhängnisvolle Weiſe irregeführt, wobei er als erwieſen vorausſetzte, daß jener durch allerlei trügeriſche Wundertaten Anhänger zu erwerben geſucht, den Seelenfang mit allen erdenklichen Mitteln betrieben habe. Dann kam er, nicht ohne mehrmals erneute Anläufe, auf den allergefährlichſten Punkt zurück.

„Ich kann es nicht glauben,“ ſagte er, „aber ich kann es ebenſowenig bezweifeln, denn ich habe es gerüchtweiſe allenthalben gehört und es iſt ja auch das, weshalb ſie dich überfallen haben. Oder warum überfielen ſie dich?“

„Weil ich vom Böſen gewichen bin,“ antwortete Quint, „und weil ich ein ganz Geringes vom Geheimnis des Reiches Gottes gelüftet habe. Weißt du nicht, lieber Bruder, daß geſchrieben iſt, ‚wer von der Lüge weichet, alſo vom Böſen, der iſt jedermanns Raub‘?“

Nathanael aber gab zur Antwort: „Sie ſagen aber, ſie ſeien über dich hergefallen, weil der Teufel dich bewogen hat, unſern Heiland im Wahnwitz zu läſtern und zwar zu läſtern durch einen Ausſpruch, der mir nicht einmal über die Zunge geht, nämlich indem du ſagteſt, daß du mehr denn Petrus wäreſt und nichts Geringeres als er ſelbſt, der Herr, der Heiland und Gottes Sohn. Sage mir, bin ich recht berichtet?“

„Sage du mir zuvor, mein Bruder in Chriſto, Nathanael, der du mich einſt mit Waſſer taufteſt, ob ich dich nun dafür, ſtatt mit Waſſer, mit dem heiligen Geiſte taufen ſoll?“

Dieſe Worte erſchreckten den armen Laienbruder aufs äußerſte.

„Nein," rief er lebhaft, „nichts von Taufe! Mit deiner Taufe verſchone mich. Ich werde genug zu büßen haben, um aus dem Schuldbuche meiner Sünden jenen Morgen auszutilgen, an dem ich dich, in allzu blindem Vertrauen, mit Waſſer beſprengt habe. Deiner Taufe begehre ich nicht."

Emanuel Quint erbleichte bis unter die Nägel ſeiner langen und edeln Hand, mit bebenden Lippen ins Freie hinausblickend.

Nathanael war emporgeſchnellt.

Er hatte in ſeinem Leben viel erfahren und mit mancherlei Kranken, auch Verrückten zu tun gehabt. Er wurde auch in viele fromme Häuſer gerufen, um an den Betten erkrankter Söhne, Töchter, Mütter oder Väter zu beten und mancher Beſeſſene ward von ihm durch unabläſſiges Beten zu Ruhe gebracht, hier aber ſchien ihn der Wahnwitz mit ſeiner entſetzlichſten Fratze anzugrinſen. Hier war ein Jünger, hier war ein Freund, dem ſich beim erſten Anblick bereits Nathanaels Seele warm und herzlich geneigt hatte. Und faſt ohne Erregung, leiſe und ſchlicht, entglitten dem Munde dieſes Geliebten furchtbare Worte: Worte, deren Irrſinn grauenhaft feſt und grauenhaft ſelbſtverſtändlich anmutete, ſo hart und feſt, daß Nathanael dabei an eine harte, tote Maske aus Stein oder Eiſen denken mußte. Und beinahe wurde er ſelbſt, angeſichts dieſer Worte, zu Stein.

„Emanuel!" rief er nun, aber nicht mehr hart, ſondern mehr von Mitleid erfüllt und flehend: „Kehre um, und ſei es auch nur um meinetwillen, um meinetwillen, von dem ſonſt Gott am Tag der Tage deine verlorene Seele fordern wird. Du haſt vom Geheimnis des Reiches geſprochen! Mir ſträubt ſich das Haar, Emanuel! Laß uns beten, damit Gott dieſen Geiſt der Umnachtung von dir nimmt. Das Geheimnis des Reichs iſt

Gottes Sache! Der Heiland wird es denen, die ausharren, denen, die in Demut ausharren, dereinſt enthüllen, wie er verheißen hat, wenn er dereinſt wird wiederkehren, nicht mehr im Fleiſch, ſondern in aller ſeiner Herrlichkeit. Dann wird er uns alles offenbaren. Du aber tilge aus deiner Seele den Flecken des böſen Geiſtes aus, den freſſenden Wurm, den Lügengeiſt jenes Erzlügners, der dir einbilden will, daß du das Geheimnis Gottes ergründet haſt. Befreie dich von dieſem deine Seele zerfreſſenden Wurm. Es ſind ihrer viele, die ſolche Geheimniſſe, die nur ihnen angeblich kund und zu wiſſen ſind, mit ſich herumtragen. Ich habe deren viele mit Augen geſehen und ſprechen gehört. Viele von ihnen ſchreien und toben und reden ſeit langen Jahren hinter den Eiſengittern des Narrenhauſes davon.

Laß uns beten, Emanuel, daß Gott dieſes Schickſal von dir abwende. Beſinne dich, daß du Emanuel Quint, der Sohn eines armen Tiſchlers in Giersdorf und nichts anderes biſt und der ſchlechteſte, letzte, unwürdigſte Diener deines Herrn."

Emanuel, deſſen Mienen ſich jetzt vollkommen beruhigt hatten, lächelte nun unter leiſem Kopfſchütteln.

„Komm, verſtocke dich nicht, laß uns beten!" wiederholte Nathanael.

Aber der Narr in Chriſto ſagte: „Wo einer in Gott iſt, wie Gott in ihm, der betet nicht! und zu wem ſollte ein ſolcher beten?" Der Schrecken des Bruders Nathanael erneuerte ſich. Langſam gingen die ſchon zum Gebet gefalteten, groben Hände des ehemaligen Landarbeiters auseinander und er ſtarrte mit blödem Ausdruck den langen, bleichen und mageren Hoſpitaliten an. Hierauf griff er nach ſeinem Hute, einem alten, mitgenommenen Kalabreſer, der in der Nähe lag, dem Anſcheine nach, um ſofort ſeiner Wege zu gehen.

Dagegen ſah ihn Emanuel Quint noch immer mit einem
ngen Blicke und jenem früheren leiſen Lächeln an, das aber all-
ählich mit dem Ausdruck eines bitteren Verzichtes ſich miſchte
„Ich lerne," ſagte er, „mehr und mehr das Gericht des
ottesſohnes auf eine ganz beſondere Weiſe verſtehen und wie
h ohne ſein Zutun ſogleich die Welt in zwei Lager ſcheidet,
er erſcheint. Meine Mutter iſt zu mir gekommen und hat
h mit gerungenen Händen angefleht, ich möge von meinem
ohnſinn laſſen. Nun aber weiß ich, wie ich weder voll ſüßen
eines bin noch ſchwachen Verſtandes oder betörten Herzens,
der hoffärtig noch betrügeriſch, ſondern daß ich in den Fuß-
pfen unſeres Heilands wandle.

Faſſe es, wer es faſſen mag: die Spuren meiner Füße ſind
Stapfen der Füße des Me[illegible]enſohnes! Ich rede Worte
Gottesſohnes, wie ſie der Vater mir zu ſagen ins Herz
eben hat, allein ihr kommt von allen Seiten zu mir und
mich an und ſchreit: du biſt wahnſinnig.

ie haben meine Mutter zu mir gelaſſen," fuhr er fort,
d ſie hat mir geſagt, wie ſie innig hoffe, daß ich nun durch
öſe Erfahrung, durch Gefängnis, Feſſeln, Hohn der Menge,
tlichen Überfall, Mißhandlungen und Zuſpruch guter Men-
n klüger geworden ſei. Nein, ich bin nicht klüger geworden,
t klüger als der Vater, der in mir iſt.

h bete nicht! auch meines Bruders Jeſu Jünger, die Jünger
Menſchenſohnes, beteten nicht. Sie aber ſprachen zu ihm:
m faſten Johannes' Jünger ſo oft und beten ſo viel und
Jünger eſſen und trinken? Und ſie drangen in ihn, ob-
er geſagt hatte: ‚euer Vater weiß, wes ihr bedürfet,
enn ihr bittet'. Sie drangen in ihn, daß er ſie dennoch
lehre, bis er ihnen das Vaterunſer gab, ein Gebet, das
ſowohl ein Gebet, als ein Quell lebendigen Waſſers iſt.

Weil ich dir von dem Lichte unter dem Scheffel, von dem verborgenen Senfkorn, von dem Schatz im Acker, kurz, vom Geheimnis des Reiches Gottes geſprochen habe, ſo meineſt du, meine Seele ſei verfinſtert vom böſen Geiſt. Aber ich ſage dir, ich habe den Schatz im Acker gefunden, den Schatz, der verborgen war, und wenn ich etwas habe oder beſitze, ſo will ich es alles hingeben, darum, daß ich nur dieſen Acker für mich gewinne und behalte, darin der Schatz, den ich gefunden habe, verborgen iſt. Ich will es alles hingeben, Bruder Nathanael, denn ich war ein Kaufmann, der ausging, gute Perlen zu kaufen. Und als ich die beſte der Perlen in jenem verborgenen Schatze fand, die köſtlichſte, wußte ich, daß ich alles, was ich habe, gerne hingeben will, um die Perle des Schatzes im Acker zu behalten. Verſtehe mich wohl, Bruder Nathanael, ich müßte alles dafür ohne Bedenken mit Freuden hingeben, denn wenn ich dich und die ganze Welt gewönne, was hilfe es mir, ſo ich dieſe Perle des verborgenen Schatzes im Acker dafür verlieren müßte? Und alles will ich freudig dafür hingeben, ſogar mein Leben, Bruder Nathanael."

Der Bruder Nathanael faßte ſich hilflos verwirrt an die Stirn, glotzte, wie wenn er den Satan erblickt hätte, in die ruhig, deutlich und langſam dozierenden Mienen Emanuel Quints, zerquetſchte den Hut mit beiden Fäuſten und rannte, als wie gepeitſcht, davon.

Dreizehntes Kapitel

Am Tage jenes unglückſeligen Überfalls, genauer geſagt, in der Nacht jenes Überfalls auf Emanuel Quint und ſeine Anhänger waren die meiſten von dieſen auseinander geſprengt und zerſtreut worden. Der Schneider Schwabe lag mit ſeinem gebrochenen Bein im Kreiskrankenhaus. Der böhmiſche Joſef beſuchte ihn nach einigen Tagen dort, als er es in Erfahrung gebracht hatte. Schwabe fragte den böhmiſchen Joſef, wo Emanuel wäre, ob es ihm auch ſo übel wie ihm ſelber ergangen ſei, und erfuhr, daß Quint im Elternhauſe daniederliege.

Der Schneider und Schmuggler Schwabe, deſſen Naſe von einer grotesken Länge war, hatte, ſeit er im Krankenhauſe lag, Tag und Nacht von Emanuel Quint phantaſiert. Obgleich ſeine Fieberzuſtände anfangs nur leicht geweſen waren, ſich auch nach wenigen Tagen gänzlich verloren hatten, blieb doch ſeine Seele infolge jenes nächtlichen Überfalls nach wie vor aufgeregt, ſo daß ihn der Krankenpfleger oft in einem halbwachen Zuſtande Rufe und Gebetsworte ausſtoßen hörte.

Schwabe liebte, ſeit er ihn zum erſten Male im Hauſe der Greiſin geſehen und beobachtet hatte, den Narren in Chriſto, Emanuel Quint. Er wäre ihm auch dann perſönlich mit Leib und Seele ergeben geweſen, wenn ſeine Phantaſie nicht entzündet und zu Einbildungen religiöſer Natur mißleitet und mißbraucht worden wäre. Der böhmiſche Joſef hatte eine vielleicht nicht minder ſtarke Neigung zu dem eigenſinnigen Schwärmer in Chriſto gefaßt, aber einſtweilen überwog noch immer ſeinen ſchwankenden Glauben die Neugier, was wohl aus alledem noch werden wolle, und angeborene Abenteuerluſt.

„Schwabe, was meinſt du, wollen wir nun nicht wieder in unſer Gebirge gehen?" hatte der böhmiſche Joſef gefragt, aber Schwabe hatte nur heftig den Kopf geſchüttelt. Und auf den Zigeuner hatte es keinen geringen Eindruck gemacht, wie er den alten, luſtigen Kameraden wiederfand: nämlich mit einem Kruzifix zur Seite und mit einer aufgeſchlagenen Bibel, aus der er buchſtabierte, im Schoß.

Vor allem aber bemerkte er an ihm eine unbegreifliche Weſensveränderung.

Der Schneider nämlich hatte ihn, den böhmiſchen Joſef, mit dringenden Worten zur Umkehr, zur Einkehr und zur Buße gemahnt, wobei er ſelbſt, mit einer verzückten Miene des Glücks, ſich als auf dem Wege zur Vergebung der Sünden bezeichnete. Er ſagte, daß er durch und durch reuig ſei und zu einem reinen Wandel in Chriſto entſchloſſen. Mit dem Schmuggeln und jedem üblen Gewerbe ſei es vorbei. „Verſprich mir, Joſef, daß auch du deine arme Seele nicht mehr durch ungerechtes Gut und unerlaubten Handel beflecken und wohl gar verderben willſt. Sieh, ich bin ſo glückſelig, ſage ich dir, ſeit Gott mir dieſen neuen gewiſſen Geiſt und dieſe Prüfung mit dem gebrochenen Bein geſandt, mich ihrer für würdig gehalten hat. Obgleich ich hier feſt und ruhig in einen Gipsverband ſteifgebunden liege, hüpft, ſage ich dir, mein Herz vor übergroßer Glückſeligkeit."

Und als der böhmiſche Joſef nicht recht gewußt hatte, was er darauf erwidern ſollte, hatte Schwabe ſeine Rede etwa folgendermaßen fortgeſetzt:

„Du ſollſt mir aufs Wort glauben, Joſef, daß du, wenn du nicht ganz verblendet biſt, wirſt ſolcher Dinge teilhaftig werden, wie ihrer kaum ein Menſch je teilhaftig geworden iſt. Glaube es oder glaube es nicht, aber ich, der ich hier liege, ſage dir: der, um deſſenwillen ich hier mit gebrochenem Beine liege, iſt niemand anders, als er, deſſen Wiederkunft uns verheißen iſt."

Joſef wagte ſich nun hervor und erzählte verſchwiegenermaßen, was er für Quint mit ſeinen Fäuſten verrichtet hatte.

„Das wird dir im Himmel," bemerkte der Schneider, „weiß Gott nicht vergeſſen werden!" Und dann erzählte er immer und immer wieder neue, lebhafte Träume, die er geträumt hatte von Emanuel Quint, bis er ſchließlich allerlei unverſtandene Worte aus der Offenbarung Sankt Johannis einmiſchte, die er, teils von den Brüdern Scharf, teils durch eigenes Leſen erfahren hatte.

Man weiß, wie gefährlich das Leſen dieſer Offenbarung, die viel weniger das, nämlich eine Offenbarung, als eine Verhüllung iſt, zuweilen den Köpfen einfältiger Menſchen werden kann. Es würde nicht ohne Intereſſe ſein, dieſen verhängnisvollen Einfluß auf die Köpfe der Menſchen in der Geſchichte des Chriſtianismus nachzuweiſen. Erinnert ſei einſtweilen nur an das große Münſteriſche Delirium, wo man das neue Jeruſalem in einer Wolke der allgemeinſten Raſerei errichten zu können vermeinte: eine Raſerei, in der die Wiedertäufer-Bewegung zugleich kulminierte und unterging.

Der Schneider Schwabe ſprach bereits von dem Sohne Gottes, den er mit Augen wie Feuerflammen und Füßen aus Meſſing in ſeinen Träumen geſehen hatte und der kein anderes Antlitz als dasjenige Quintens trug. Er ſprach dazwiſchen von einem verborgenen Manna, das er gegeſſen habe, wobei er nicht ohne Geheimtuerei zu verſtehen gab, wie er zu denen gehöre, die um jenes Geheimnis wüßten, das Emanuel Quint verbarg. „Wer Ohren hat zu hören," wiederholte er oft ohne rechten Sinn, indem er dazu mit dem Finger drohte. Er ahmte in dieſer Beziehung einen ekſtatiſchen Ausbruch Anton Scharfs, des Leinwebers, nach, der jenen, wie ſie meinten, mit der Kraft des heiligen Geiſtes überkommen hatte. „Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geiſt den Gemeinen ſagt."

„Und ich ſah und ſehe ein weißes Pferd, und der darauf ſaß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus zu überwinden, und daß er ſiegte": ſolche und ähnliche Stellen wirbelte Schwabe durcheinander, ſo lange, bis endlich der Krankenwärter mit groben Worten dazwiſchen fuhr und Joſef aus dem Schlafſaal trieb.

Nun hatte dieſer das Geſehene und Gehörte, in einem Kornfeld verſteckt und ausgeſtreckt, unter einem blauen Dache voll Lerchengetriller, bei ſich erwogen und alledem nachgehangen, was im Weſen des Kameraden fremd, ja unbegreiflich erſchien, und dabei hatte er auch nicht unterlaſſen können, ſich ganz insgeheim die Frage zu ſtellen, ob mit dem Freunde denn im Kopfe wirklich noch alles recht richtig ſei.

Da aber Geheimnis und Verheißung und das Jagen nach einer Illuſion auch jeder geſunden Seele natürlich ſind, ebenſowohl als der Wunſch, den immer vorhandenen, unbeſtimmten Glauben auf einen beſtimmten Gegenſtand richten zu können, um dieſen Glauben womöglich davon zu ernähren, daran groß wachſen zu laſſen, ſo ſteigerte ſich trotz aller Bedenken die Neigung des böhmiſchen Joſef, göttliche Einwirkung als Grund des verwandelten Weſens ſeines Freundes anzunehmen, und gleichzeitig auch die Sehnſucht, Emanuel wiederzuſehn.

Als er ſich aber ſpäter in der Dunkelheit vor dem Hauſe der Quints hatte blicken laſſen, ward ihm zum Lohne dafür, daß er Emanuel tatkräftig unterſtützt und von ſeinen Feinden befreit hatte, von deſſen Vater und Bruder, ſtatt eines Dankes, ein Hagel von Schmähungen und von Steinen zuteil.

Der böhmiſche Joſef war nicht empört geweſen. Er ſeufzte nur und blieb lange Zeit unſchlüſſig, nachdem er ſich aus dem Bereiche der Worte und Steine gezogen hatte. Es war ihm hart angekommen, härter als er geglaubt hatte, auf eine Begegnung mit Emanuel verzichten zu müſſen, und während er dies zu Gemüte nahm, erkannte er plötzlich, daß er durch unſichtbare Bande an dieſen Menſchen gebunden war.

Inmitten ſolcher Erwägungen fiel ihm ein, wenigſtens jenen Stellmachergeſellen aufzuſuchen, der Quinten am Abend des Überfalls geſehen hatte, um jedenfalls von ihm reden zu können und vielleicht zu erfahren, was aus Schubert und John und aus den Gebrüdern Scharf geworden ſei.

Der böhmiſche Joſef hatte ſich aber, gewitzigt gemacht, in die Stellmacherei nicht hinein gewagt, ſondern eine alte Frau angeſprochen, die in der Nähe vorüberhumpelte, und dieſe nach dem Geſellen gefragt, den leider der Meiſter, jenes nächtlichen Vorfalles wegen, Hals über Kopf aus dem Hauſe gejagt hatte.

Nun hatte der böhmiſche Joſef irgendeinen Strohſchober im freien Felde aufgeſucht, um darin zu nächtigen, und am nächſten Morgen in aller Gottesfrühe den Wirt von Emmaus Einkehr, den er beim Futtermachen, das heißt beim Grasmähen in ſeinem Obſtgarten hinter dem Gaſthauſe traf, nach Martin und Anton Scharf gefragt.

Der Wirt, indem er ein buntgeſticktes Käppchen ein wenig von ſeinem kahlen Scheitel hob, berichtete ihm, er habe aus einer gewiſſen Talmühle, die einſam an einem lebhaften Flüßchen lag, ein briefliches Lebenszeichen von Martin Scharf erhalten, worin man ihn aufgefordert hätte, an den Gebets- und Andachtsübungen teilzunehmen, die man dort in allem Frieden abhalten könne.

Nach dieſer Talmühle hatte ſich Joſef, durch Brot, Butter und dünnen Kaffee hinreichend geſtärkt, ſogleich auf den Weg gemacht.

Erſt gegen Abend war er dort angekommen. Schon als er ſich dem einſamen Hauſe näherte, vernahm er, durch das Plätſchern und Rauſchen des Rades, frommen Hallelujageſang. In einem Stübchen, deſſen Fenſter über dem Rade und abgeleiteten Bette des Mühlbaches lag, fand er die Brüder beieinander. Zu Anton und Martin Scharf hatten ſich wieder die beiden Weber Schubert und John geſellt, dazu hatte ſich ſeltſamerweiſe Martha Schubert angefunden, auch waren außerdem gegenwärtig der hagere Waſſermüller und jener fortgejagte Stellmachergeſell, den Joſef am Abend vorher vergeblich geſucht hatte. Der böhmiſche Joſef war während ſeines ganzen Lebens noch nie mit einem ſolchen Rauſche der Freude wie hier begrüßt und empfangen worden. Man achtete weder auf die dicke, eingefreſſene Schmutzſchicht, die ſein häßliches, plattgeſchlagenes, braunes Geſicht überzog, noch fürchtete man das Ungeziefer auf ſeinem verfilzten, ſchwarzen Schädel, ſondern umarmte und küßte ihn brüderlich und als ob er der ſehnlichſt Erwartete und ein von den Toten Erſtandenes wäre.

Als der erſte Taumel des Wiederſehens vorüber war, wurde „Nun danket alle Gott!“ aus begeiſterten Herzen angeſtimmt.

Das Treiben in der verſteckten Talmühle, wie es durch Wochen, ja durch Monate damals fortgeſetzt wurde, iſt ſpäter auf jede Weiſe verdächtigt worden. Es hieß, der Müller, ein fünfunddreißigjähriger Witwer, der lange Zeit in Braſilien gelebt hatte, wäre anrüchig. Er ſollte in irgendeine phantaſtiſche Mordgeſchichte in der Nähe von Breslau verwickelt geweſen ſein, ohne daß man ihm aber ſchließlich und endlich während der langen Unterſuchungshaft etwas nachweiſen konnte. Er hatte mit ſeinem verſtorbenen Weibe ſchlecht gelebt und wirklich hatte man es eines Tages tot im Mühlteiche ſchwimmend aufgefunden. Nachgewieſenermaßen aber litt dieſe Frau an einer ſtuporöſen, ſchweren Melancholie, die ſie aus dem Leben getrieben hatte. Jedenfalls war der Müller Straube ein Sonderling, der Bücher las, die Menſchen im allgemeinen wenig zu lieben ſchien, ſich ſchweigſam und mißtrauiſch gegen ſie zeigte und eine tiefgegrabene, bittere Falte des Kummers von den Naſenflügeln herunter zum Mund im Antlitz trug: anderer Eigenſchaften bedarf es wohl nicht, um in allerlei üblen Leumund zu bringen.

Man ſagte, es ſeien in jenen Verſammlungen unter den Anhängern Quints in der Talmühle wüſte und orgiaſtiſche Dinge vorgefallen, Vorgänge jener beſonderen Art, wie ſie von Zeit zu Zeit unter chriſtlichen Sekten immer wieder zutage treten! und es hätten dabei eine Anzahl liederliche Weibsperſonen mitgewirkt. Im großen ganzen täuſchte man ſich. Niemals war einer der Verſammelten in der Talmühle auch nur entfernt auf den Gedanken gekommen, etwa plötzlich das Licht zu löſchen und dabei den unſichtbar im Dunkel tappenden Brüdern und Schweſtern zuzurufen: ſeid fruchtbar und mehret euch!

Die Verſammelten nannten ſich auf den Vorſchlag des Müllers hin die Talbrüder. Sie hatten die Gütergemeinſchaft eingeführt — der allerdings die Weibergemeinſchaft in bedenkliche Nähe tritt! — und lebten aus einer gemeinſamen Kaſſe, die Martin Scharf übergeben war.

Sie hatten ſich gegenſeitig im Rauſch der Einfalt, im Rauſch der Beſchränktheit, im Rauſch der Nöte, Ängſte und Kümmerniſſe, im Rauſch der Sündenbefleckung und Reinigung, im Rauſch des Kampfes, der ungewöhnlichen Tat, des Aufbegehrens aus Niedrigkeit, im Rauſche des Suchens, des Wartens, der Heiligung, im Rauſche des Blutopfers Jeſu, vor allem aber im Liebesrauſch, davon überzeugt, daß der Heiland erſchienen und das neue Jeruſalem vor der Türe wäre. Sie waren die Kunden! Sie waren die Wiſſenden! Und das brachte den neuen Rauſch der Heimlichkeit.

Dieſe Leute alle für Narren zu erklären und zu beweiſen, daß ſie es wirklich geweſen ſind, iſt von einem gewiſſen überlegenen Standpunkt aus gewiß nicht ſchwer: ebenſowenig, als es ſchwer iſt, zu behaupten und nachzuweiſen, daß ſie beſchränkt und ohne Bildung geweſen ſind. Aber hier ſoll nicht verurteilt, ſondern ſo weit wie möglich begriffen und ganz verziehen werden.

Dieſe Menſchen fanden in ihrem gegenſeitigen Anblick allerdings nichts Merkwürdiges. Ein Beobachter von reifem und überlegenem Geiſte und Blicke jedoch würde in ihnen eine Verſammlung von wahrhaft Enterbten dieſer Erde erkannt haben und er hätte in ihnen jenes gefährliche Fieber bemerkt, das mit wechſelnden, bald abgründiſchen, bald himmliſchen Phantaſien entweder Geneſung oder Tod erzwingt.

Das bewußte Geiſtesleben dieſer Leute wurde beherrſcht von Lebensgier und einem jahrzehntelangen Harren und Hoffen in einer unſäglichen Alltagsmonotonie. Auf eine endliche Erfüllung aller zurückgeſtellten, leidenſchaftlichen Wünſche, Neigungen und Bedürfniſſe zu warten, mangelte plötzlich die Geduld. Man erinnere ſich etwa an müde und verdurſtete Wüſtenwanderer und an die bekannte Wirkung der Luftſpiegelung: worin dann plötzlich weite Seen und ſchattige Wälder verlockend erſcheinen und alle reſignierenden Lebenskräfte zu neuer wütender Sehnſucht und Hoffnung anſtacheln.

Sonderbar bleibt nun der Glaube an Emanuel Quint.

Ein Glaube iſt freilich nicht zu begreifen, außer dadurch, daß man ihn mit den Gläubigen teilt. Wir müſſen uns alſo mit der Annahme dieſer verkehrten Gläubigkeit als einer abſurden Tatſache abfinden. Es wird aber ſtets zu bemerken ſein, wie auch bei höher gearteten Menſchen immer ein höher gearteter Menſch, und nur immer ein Menſch! Vertreter und Mittler des Göttlichen iſt. Gott bleibt uns ſtumm, er ſpricht denn aus Menſchen.

Die Geſchichte der Religionen beweiſt, daß niemals die Gottheit anders als im Gottmenſchen zu uns herniedergeſtiegen iſt, und was ein ſolcher Gottmenſch von der Gottheit zu faſſen fähig iſt, das allein iſt es, was wir als göttliche Erbſchaft beſitzen.

Kein Menſch will immer und ewig ohne Antwort bleiben, wenn er zu einem Weſen ſpricht. Man hat zu ſeinem eigenen Vater gebetet, bevor man zu Gott gebetet hat, den man ſchon mit dem Worte Vater vermenſchlicht, aber die Menge des katholiſchen Volkes betet am liebſten zu Heiligen, weil dieſe Heiligen wieder vergötterte Menſchen ſind. Sie betet zur Mutter des Heilandes aus gleichem Grunde und weil ſie die Schmerzen jeder irdiſchen Mutter am eigenen Leibe empfunden hat und alſo das volle, naive Vertrauen der leidenden Mütter und Kinder von Müttern auf ſich vereinigt. Und auch der evangeliſche Chriſt betet mit größerer Wärme zu Jeſus, dem Heiland, als er zu Gott betet, weil dieſer ihm unerreichlich fern, jener dagegen menſchlich nahe iſt.

Man fürchtet vielleicht einen unſichtbaren Gott, aber man liebt ihn nicht. Dagegen liebt man den menſchlichen Mittler und die unſägliche Liebe, die Jeſus auf ſich vereinigt, ſtrahlt auch in das kalte Dunkel des Unſichtbaren, erwärmt im Anhauch das fremde Göttliche und ſchließt, indem ſie ſich ſelbſt als einen Abglanz Gottes erklärt, ein Verſprechen unendlicher Liebe ein.

Nun war allerdings der Glaube dieſer Talbrüder an Emanuel Quint weder zweifelsfrei noch bei allen in gleicher Stärke vorhanden. Martin Scharf ging im Glauben voran. Dieſer ſtille, mitunter finſtere Menſch, ſprach oft, in ſich geſunken daſitzend, ſtunden-, ja tagelang kein Wort: wenn er jedoch zu reden begann, ſo kam es heraus: er hatte über den tiefen Sinn irgendeines Wortes aus Emanuels Munde nachgegrübelt. Anton Scharf war meiſt von leidenſchaftlicher Gläubigkeit, fiel aber zuweilen in ſchweren Zweifel. Schubert ſchüttelte öfters den Kopf, als ob er gewiſſe Bedenken hätte. Bis zu welchem Grade der Müller an Quint glaubte, wußte man nicht. Der Müller war ſozialiſtiſchen Utopien und genoſſenſchaftlichen Experimenten geneigt. Übrigens ſtammte er aus einer ſtreng bigotten Familie, und ſein Vater, der ebenfalls Müller war, beſchloß ſeine Tage im Irrenhaus. Der Hufſchmied John ſtand in bezug auf Quint unter einer gewaltigen Suggeſtion, jedoch ſtellte er öfters ſchüchterne Fragen, durch die er verriet, daß er nicht frei von Gewiſſensnöten war.

Die Kraft irgendeines Dinges und ſo auch die Kraft einer Seele, eines Irrtums, eines Wahnes entwickelt ſich an ſeinem Widerſtand. Die Männer der Talmühle, unter denen nur hie und da eine Frau erſchien, waren ſich deſſen recht wohl bewußt, daß ihre kleine Gemeinſchaft von dem feindlichen Ozeane der Welt umgeben war. Ein ſolches Bewußtſein ſteigerte aber ihr Selbſtgefühl, das in der traditionellen Demut chriſtlicher Sekten, die ſie anſtrebten, keineswegs unterging. Das lutheriſche Wort von der „Seligkeit allein durch den Glauben" mußte unter den Talbrüdern dazu dienen, Augenblicke der Schwäche im Glauben an Quint und ſeine göttliche Sendung zu überwinden. Das Treiben der Brüder der Talmühle dauerte wochen-, ja, alles in allem, monatelang. Der Schneider Schwabe hatte ſich wieder angefunden, ebenſo ſein Schwager, der Weber Zumpt. Einer der regſten und tätigſten Brüder war jener Hufſchmied John, der im Hauſe Zumpts die Betſtunde leitete, als Martin und Anton Scharf, begleitet von Schwabe und dem böhmiſchen Joſef, erſchienen und ihnen ſchließlich den Heiland verkündeten. Den erſten Schritten zu feſter Gemeinſchaft, die im Hauſe des Zumpt durch die Begründung von einer Art Gotteskaſten getan worden waren, wurden in der Talmühle weitere angefügt. Quint und ſein Wahn wurden tatſächlich hier im voraus auf rührende Weiſe finanziert. Die Brüder Scharf legten den Reſt ihrer ganzen Barſchaft in den Gotteskaſten. Der Hufſchmied John hatte ſeine Schmiede verkauft und einen Teil des Erlöſes in die Kaſſe gelegt. Das Vermögen der Talbrüder, das von Martin verwaltet wurde, hatte bereits eine für geringe Leute gewaltige Summe erreicht und blieb durch den Zufluß vieler geringer Beiträge ſtändig im Wachſen.

Unter den Brüdern befand ſich auch ein ehemaliges Mitglied der Heilsarmee: ein ſehr dürftig gekleideter „Kapitän", der aus der Gegend von Bromberg gebürtig war und noch die verblichenen Abzeichen ſeiner Würde an ſich trug. Der Mann, wegen Betrügereien mehrfach beſtraft, war dann durch weibliche Offiziere der Heilsarmee erweckt und gerettet worden. Gutmütig, über dreißig Jahre alt, gehörte Dibietz jener von den Pſychiatern als minderwertig bezeichneten Menſchenklaſſe an. Eines Tages war er erſchienen und hatte, wie gewöhnlich, auch in der Talmühle jene gelinde Form der Bettelei ausgeübt, die im Angebot und Verkauf des „Kriegsrufs" beſteht. Bei dieſer Gelegenheit war er von der Verſammlung zum Anhänger gemacht worden. Dibietz war den Brüdern ſehr nützlich. Er brachte ihnen nicht nur den ſyſtematiſchen Orgiasmus der Heilsarmee, ihre Lieder und ihre Schlagworte mit, ſondern auch manchen Rat für eine zukünftige Organiſation. Er war im Dienſte der Heilsarmee in den verſchiedenſten Teilen Deutſchlands verwendet worden und indem er davon erzählte und von der Menge derer, Männlein und Weiblein, die er kannte und die alle dem Rufe „Chriſt iſt erſtanden!" entgegenwarteten, gab er der Enge ihres Geſichtskreiſes eine gewaltige Erweiterung. Unter den Talbrüdern gewann er ſich bald eine Art praktiſcher Führerſchaft, obgleich ſie ſich ganz entſchieden gegen die Kindereien des Heilsſoldatenſpiels abſchloſſen und ſogar den Rock mit den Abzeichen, den er an ſich trug, eines Tages hinter der Mühle verbrannten.

Will man ſich von der geiſtigen Atmoſphäre, in der die Talbrüder lebten, einen Begriff machen, ſo muß man ſich in eine Zeit zurückverſetzen, wo Freizügigkeit und Eiſenbahn noch nicht vorhanden und der vlämiſche Fuhrmann ſo wie die Poſtkutſche den Verkehr in die Ferne und aus der Ferne vermittelten: denn, obwohl Eiſenbahn und auch Telegraph bereits beſtanden, waren doch unter den Talbrüdern ganz wenige, die ein Leben außerhalb des narkotiſchen Brodems ihrer Heimatſcholle kennen gelernt hatten. Nun iſt lange noch nicht genügend erkannt, welche Bedeutung die Phantaſie im Leben jedes und ganz beſonders des einfachen Menſchen hat. Die Phantaſie iſt des Menſchen Mantel. Die Phantaſie iſt das, was der Geiſt erzeugt und wovon ſich die Seele des Menſchen nährt. Die Seele auch des verknöchertſten Mannes nährt ſich aus den Schätzen der Phantaſie, trotzdem er ſie bekämpft und gering ſchätzt, wie die Lunge von Luft: und ſofern es dem Manne gelänge, eben die Phantaſie zu erſticken, ſo ſtürbe ſein Geiſt: — und auch ſeine Seele, ſo wie ſein Körper, verfiele unrettbar dem Erſtickungstod. In dem Bereiche der Phantaſie wohnt dem Menſchen der Menſch, Welt und Gott! Dem Manne das Weib! Dem Weibe der Mann! den Eltern das Kind! Dem Kinde die Eltern! In eben demſelben Bereiche ſchweben und weben Hölle und Paradies. Der Einzelmenſch iſt in eine bunte, gebärende Wolke eingeſchloſſen, eine Wolke, die jeder nur um ſich ſelber, nicht aber an ſeinem Nebenmenſchen ſieht, der in Wirklichkeit von einer ähnlichen gebärenden Phantasmagorie umgeben iſt.

Das größte ſoziale Bindemittel ideeller Natur iſt immer ein gemeinſames Gebilde der Phantaſie. Das wiſſen diejenigen ſehr genau, die aus einer Vielheit von Menſchen eine gefügige Einheit herſtellen wollen. Solche ſtaatenbildende Unterjocher und Herrſchernaturen bedienen ſich jener Männer, die, mit fanatiſcher Phantaſie begabt, den Glauben an ihre Träume beſitzen, fordern und durchſetzen, wodurch denn bei der Maſſe das gemeinſame Heiligtum errichtet wird, für deſſen Erhaltung ihr bald, während langer Zeitperioden, kein Opfer zu koſtbar iſt.

Aber das Geiſtesleben gebildeter Völker gleicht, wie geſagt, einem ungeheuren Quellgebiet der Phantaſie, das von den Waſſern des Himmels, keineswegs aber nur aus der einen, gleichſam offiziellen Quelle Nahrung erhält. Es leidet an ewigen Überſchwemmungen. Große Menſchenmengen, geſchart um das eine phantaſtiſche Heiligtum, bilden doch unter ſich zahlloſe Sekten um ihre beſonderen Tempel, Götter und ſonſtige, Werke der Phantaſie: wie denn Sektengründung, Sektenkampf, Sektenglaube und Sektenfortſchritt das Abzeichen des modernen kulturellen Lebens iſt.

Die Sekte der Talbrüder mit dem phantaſtiſchen Wahne des nahen tauſendjährigen Reiches, einer zweitauſend Jahre lebendigen Vorſtellung als Untergrund, mit Quint als dem heimlich wiedererſtandenen Heiland, glich jenen, wie ſie während des langen Mittelalters in zahlloſer Menge entſtanden ſind. Es hat noch im jüngſt beſchloſſenen Jahrhundert Sekten gegeben, deren Keim ein weit wilderer Irrtum im Bunde mit dem Betruge eines hyſteriſchen Menſchen geweſen iſt, und die ſich zu glänzender Blüte entfalteten: man denke an die Brille „Urim und Thummim" des Joſeph Smith und an ſeinen Fund der Mormonenbibel. Die mormoniſche Sekte war allerdings nur möglich in dem nüchternſten und zugleich abenteuerlichſten aller Weltteile, Amerika. Aber die Talbrüder waren dafür auch reiner und tiefer im alten chriſtlich-europäiſchen Glaubensboden verwurzelt. Man weiß, daß Wahnſinn ganze Völker ergreifen kann, um wie viel mehr ſolche kleine Gemeinden. Es iſt ein pſychiſches Fieber, das ſich fortwährend ſteigert durch Anſteckung. Kindlein, liebet euch untereinander: gemeinſamer Glaube, gemeinſamer Irrtum, gemeinſamer Wahn nähren eine gemeinſame Liebesflamme, die, je nachdem, leuchtend, wärmend oder auch freſſend iſt und in deren Glut mitunter auch Götze und Tempel verbrennen. Die Brüder beteten, hatten Geſichte, deuteten Träume, legten Sündenbekenntniſſe ab. Es kamen auch Kranke, denen ſie durch Handauflegen zu helfen glaubten. Herrnhutiſche Büchelchen, Loſungen und Lehrtexte fanden den Weg in ihren Kreis: aus ihnen, ſo wie aus der Bibel, ſtachen ſie Stellen und orakelten. Natürlich liefen auch einige mit, die mehr freiwillig, als aus innerer Notwendigkeit in dieſen Wahnſinn hineinwuchſen, der ihnen eine ungeahnte Erhöhung ihres Daſeins gab, andere wurden betört durch den Reiz der Heimlichkeit.

Dibietz, Anton und Martin Scharf, ſowie Schmied John und der Müller Straube bildeten einen engeren Ausſchuß und zogen ſich öfters, zu beſonderer Beratung, in ein Hinterzimmer der Mühle zurück. Hier, über dem Rauſchen des Mühlenrades, nahm der Wahn ſeine feſteſten Formen an, obgleich der Müller ſpäter bei ſeinem Verhör das Bekenntnis ablegte: er habe eigentlich ſeltſamerweiſe alles immer zugleich geglaubt und auch nicht geglaubt. Es wurde ſpäterhin durch Gerichtsperſonen, die Hausſuchung hielten, in der Schublade des Beratungs[illegible]es im Hinterzimmer ein liegen gebliebenes Schriftſtück entdeckt, das, in der Handſchrift des Dibietz, das Glaubensbekenntnis der Talbrüder darſtellte. Es wich von dem allgemeinen proteſtantiſchen Glaubensbekenntnis nur in wenigen Punkten ab und zwar in Artikel ſieben bis zehn. Der ſiebente lautete: „Wir glauben an die Kräfte und Gaben des ewigen Evangeliums, das heißt, an die Gabe des Glaubens, der Erkenntnis von Geiſtern, der Prophezeiung, der Offenbarung, der Geſichte, der Heilkraft, der Zungen und der Verdolmetſchung der Zungen, der Weisheit, der Barmherzigkeit, der Bruderliebe.“ — Folgender war der achte Artikel: „Wir glauben, daß das Geheimnis vom Reiche Gottes bis heut noch nicht offenbart iſt. Wir glauben und wiſſen aber: die Stunde der Offenbarung iſt nahe. Gott hat ſeinen Sohn in die Welt geſandt. Fürwahr, er trägt weder Geſtalt noch Schöne, ſie aber halten ihn für den, der von Gott geſchlagen und gemartert wäre. Es ſind ſolche unter uns, denen der Geiſt gegeben hat, ihn mit leiblichen Augen zu ſehen. Dieſer wird das Geheimnis verkündigen. Er iſt der Verachtetſten einer unter den Menſchen, wir aber loben ſeinen Namen: Emanuel.“ Wichtig iſt noch der neunte Artikel: „Wir glauben an die Aufrichtung Zions und die tauſendjährige Herrſchaft Chriſti auf Erden in paradieſiſcher Herrlichkeit. Und wir glauben, daß wir, die mit Wachen und Beten hier Verſammelten, den leiblichen Tod nicht ſterben werden, bevor der Herr ſeine Verheißung wahr macht.“

Die Brüder vergruben ſich in die Bibel. Wer leſen konnte, nahm je nachdem die Evangelien, die Epiſtel oder die Offenbarung des Johannes vor. Sie forſchten im neuen Teſtament, ſie forſchten im alten und alles natürlich gliederte ſich in betörender, überraſchender Weiſe zur Beſtätigung ihres Irrwahns ein. Sie beteten um das Licht der Erkenntnis bei ihren Forſchungen, und der Satan gab ihren Deutungen meiſt fälſchlich den ſicheren Frieden der Wahrheit. Nach der Meinung der Brüder war ihr verborgenes Leben ein wahrhaft evangeliſches Daſein der täglichen Heiligung. Sie verrichteten, wie geſagt werden muß, täglich die Zeremonie des Brotbrechens, und jedesmal, wenn ſie zu tafeln begannen, tranken ſie aus einem beſtimmten Becher den Erinnerungswein des Abendmahls. Dieſe Tatſache erregte, als ſie ſpäter bekannt wurde, ſicherlich nicht mit Unrecht, ganz beſonderes Ärgernis. Allein man wird als mildernden Umſtand gelten laſſen, daß es in wahrer Ekſtaſe und in jener wundergläubigen, legendären Einfalt geſchah, die eine törichte Glaubenshandlung der Armen im Geiſt zuweilen zu einer Gott wohlgefälligen Handlung umbildet und Gnade vor ſeinen Augen finden läßt.

Wenn jemand die Talbrüder in ihren Andachten beobachtet hätte, er würde zuweilen Eindrücke aufgenommen haben, verbunden mit einer wahrhaft frommen Erſchütterung, wie ſie uns etwa aus den plaſtiſchen Werken der deutſchen Gotik oder aus den Reliefs im Naumburger Dome zuteil werden. Maler und Plaſtiker der kirchlichen Kunſt hätten ſich vor einer Sammlung alter, wundervoller Modelle geſehen, aus niederem Stande, derb und treuherzig, wodurch ihnen vielleicht etwas von jener frommen Einfalt und Kraft wieder zuteil geworden wäre, die in den deutſchen Werken des Mittelalters ſo unwiderſtehlich wahr und erhebend iſt.

Im Kreiſe der Brüder wurde natürlich das Geheimnis des Reiches auch vielfach vermutungsweiſe ausgeſtaltet. Die tätige, unverbrauchte Phantaſie der verſammelten Gläubigen ließ ein geduldiges Harren auf die Erfüllung ihrer glühenden Hoffnung nicht zu. Sie hatten, ohne es ſich einzugeſtehen, auf dieſe Erfüllung, wie auf eine Karte, ihr ganzes Vermögen geſetzt, und wußten, ſie würden es einbüßen, ſofern das Spiel, das ſie ſpielten, verloren ging: — und ſo mußte es kommen, daß mit Bezug auf dies Anlagekapital Sorgen und Kümmerniſſe, Fragen und Antworten laut wurden. Das Herz der Beſitzer hing noch daran, und es wurde nicht ſelten durch die Anwartſchaft des tauſendjährigen Himmels auf Erden beſchwichtigt.

In rührender Weiſe regte ſich nun unter dieſen Leuten, die ſich alle für Auserwählte hielten, Eiferſucht. War doch vorerſt das Paradies nichts weiter, im erſten Jahrtauſend ſeligen Daſeins, das ihnen bevorſtand, als die von Mängeln befreite alte, geliebte Erdenwelt, wo endlich die Erſten die Letzten und die Letzten die Erſten ſein würden, nach der Verheißung. Deshalb genießt wohl hauptſächlich die Idee des tauſendjährigen Reichs bei den Enterbten und Entſagenden dieſer Welt ihre beſondere Popularität. Statt ihrer gezwungenen Entſagung und Enterbung ſetzen ſie eine Art Freiwilligkeit, für die ſie ſich dann die Erbſchaft und die Fülle ſinnlichen

Lebens, auf die ſie verzichtet zu haben behaupten, hundertfältig, und wenn auch nur in der Einbildung, und zwar in gangbarer, irdiſcher Münze zurückerſtatten ließen. Da wollte nun natürlich insgeheim jeder dieſer armen Schlucker der Erſte und nicht der Letzte ſein.

Die Mitglieder der Gemeinſchaft der Talbrüder hatten den Schritt ins Außergewöhnliche nun einmal getan. Der Gang der Gewohnheit ihres täglichen Lebens war nicht mehr und konnte ihr Daſein nicht mehr ordnen. Sie feuerten ſich zudem mit ſchlecht verſtandenen Bibelworten wie dieſen an: „Wer die Hand an den Pflug leget und ſchauet zurück, ein ſolcher iſt nicht vom Reiche Gottes“. Sie waren entwurzelt und der faſt immer irgendwo in der Mühle zum Rauſchen des Waſſers hörbare Kirchengeſang tat natürlich das Seinige, um die Füße der Schwärmer mehr und mehr vom Boden und von jeder irdiſchen Möglichkeit loszulöſen.

Beſonders oft intonierten ſie ein gewiſſes Tränenlied, eine wahrhafte Schwelgerei in zehn endloſen Strophen voller Tränen und Tränen. Es nimmt ſich wie ein tropfender, träufelnder, alles durchnäſſender, grauer, alles ſchmelzender Regen aus:

„Tränen, Tränen, lauter Tränen
Iſt der Chriſten Leben hier.
Die ſich nach dem Himmel ſehnen,
Gehn in Tränen für und für,
Tränen-Speiſe, Tränen-Trank,
Tränen unſer Leben lang.
Wer der Menſchen will erwähnen,
Der muß ſagen: Tränen! Tränen!“

Und ſo ging es fort.

Der letzte der Verſe aber lautete:

„Tränen, o ihr lieben Tränen!
Nun es ſei der Schluß gemacht,
Ich will euer nur erwähnen,
Als des ſchönſten Chriſten-Pracht.
Wer hier Tränen ſäen will,
Erntet dort der Tränen viel.
Denn die Tränen dieſer Erden
Müſſen dort zu Thronen werden."

Nach ſolchen Tränen kam dann der Aufſchwung.

„Seele, mach dich heilig auf, Jeſum zu begleiten, gen Jeru-
em hinauf, tritt ihm an die Seiten," ſangen die Talbrüder.
er ſie ſangen: „Seele, raffe dich zuſammen, flügele dich mit
nen Flammen, fleug in Jeſu Wunden ein." Ein Lied, das
dann ebenfalls mit Vorliebe erſchallen ließen und das be-
ders oft vom Ruf des Pirols, vom Schmätzen des Rot-
lchens und vom Gepiepſe der Finken und Meiſen in den
ſchen und Baumgruppen um die Talmühle begleitet wurde,
die Numero Fünfhundertzweiundvierzig eines evangeliſchen
angbuches, gedruckt zu Breslau ſiebzehnhundertundneunzig
h Gottlieb Korn, cum privilegio regio privativo. Und es
en darin dieſe Verſe vor: „Sehet, welch ein Menſch iſt
t! Sehet Gottes Klagen! Sehet ſeiner Seele Not! Seht ſein
ern, Zagen! Seht, wie Gott ſo kläglich tut: Seht ſein Herze
ſen." So ging es fort mit der Wiederholung „Sehet, welch
Menſch iſt Gott!" geſungene Worte, die geeignet waren,
de mittels des inbrünſtig ſchwebenden Gefühlselements
durch die derbe Realität, die ſie ausſagten, Illuſion und
lität, Himmel und Welt zu vermiſchen und den Glauben
Quint zu ſtärken — „ſehet, welch ein Menſch iſt Gott!" —
den berauſchten Schwärmern tatſächlich ſo der erſehnte
menſch ward.

Vierzehntes Kapitel

Gleichſam zur Nachkur hatte das Gurauer Fräulein Emanuel Quint in der Gärtnerei ihrer Herrſchaft Militſch untergebracht. Gern und gelaſſen war durch Emanuel ihr Vorſchlag, der ſeine neue Unterkunft betraf, angehört und befolgt worden. Der Schloßgärtner, der übrigens alle Gärtnereien und Parkanlagen auf den Beſitzungen des Gurauer Fräuleins unter ſich hatte, hieß Heidebrand. Er war, wie alle Angeſtellten des Fräuleins, ein proteſtantiſcher, gottesfürchtiger Mann, der zudem über die mit Roſen beſponnene Haustür die Bibelworte: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" geſetzt hatte.

Das altertümliche Gärtnerhaus war früher das Schloß der Herrſchaft geweſen und ein idylliſcher Aufenthalt. Dickſtämmiger Efeu bedeckte die Mauern mit zweierlei Blättern und langte mit winzigen Kinderhändchen junger Schoſſe in das freundliche Giebelzimmerchen Quints hinein. Eine Zentifolienzüchterei, darin immer mehrere Burſchen arbeiteten, war im Vorgarten untergebracht. Es gab einige endloſe Reihen von Glasfenſtern. Die Wege waren mit Stachelbeerſträuchern und Johannisbeerſträuchern geſäumt. Auf weiten Plantagen wuchs die Erdbeere. Natürlich wurde zu ihrer Zeit auch die Himbeere unter der hinteren Gartenmauer in verſchwenderiſch üppiger Fülle reif.

Der Pfirſich war zum Teil ſchon geerntet worden oder hing noch, reif, am Spalier, als Quint ſein neues Quartier bezog.

Herr Heidebrand hatte ſich ſogleich ſeines neuen Schützlings, mit der ihm eigenen Güte, angenommen. Er hatte ihn durch das ganze ihm unterſtellte Bereich geführt und ihm eigentlich freieſten Genuß aller Früchte des Gartens anempfohlen. Er ſah in Quint einen im Grunde auf den Wegen Gottes wandelnden jungen Mann, den der Satan zum Irrtum verleiten wollte, der aber ſicherlich nicht verloren war.

Vom erſten Augenblick an übernahm Herr Heidebrand Quint in eine ihm gleichſam von Gott übertragene Vormundſchaft: denn es iſt Überzeugung ſolcher Leute, immer mit einem perſönlichen Gott in Verbindung zu ſein und in ſeinem beſonderen Auftrag zu handeln. So wurde Quint der Familie Heidebrand allerdings durch einen Willensentſchluß des Gurauer Fräuleins, aber mehr noch durch Gottes Schickung zugeführt.

Quint hatte vom erſten Augenblick an ein Gefühl der Geborgenheit. Bald aber überkam ihn mitten unter dem Dufte des ſommerlich warmen Blüten- und Fruchtgartens ein zarter, neuer, paradieſiſch irdiſcher Hauch, der nichts an Duft und Wärme verlor, als die kleine Ruth Heidebrand, die fünfzehnjährige Tochter des Schloßgärtners, die ihm eine Karaffe friſchen Waſſers gebracht und nach ſeinen Wünſchen gefragt hatte, nicht mehr im Zimmer war. Bald wurde Emanuel Quint von Mutter und Tochter Heidebrand auf eine Weiſe verſorgt und gepflegt, als ob er im Hauſe Sohn und Bruder wäre.

Es iſt nicht leicht, den reichen und harmoniſchen Inhalt jenes idylliſchen Jahres wiederzugeben, das für den armen Narren in Chriſto nun begann: denn ungefähr von der Mitte des Sommers bis zum Herbſt des nächſtfolgenden Jahres hinaus, gelang es ihm, ſich verborgen zu halten. Nicht ganz allerdings, aber doch ſo weit, daß jene Lawine des Köhlerglaubens, die er verurſacht hatte, zunächſt nicht wieder ins Rollen kam.

Durch die hintere Gartenmauer trat man an den Rand unendlicher, ebener Felder hinaus, zwiſchen denen ſich einſame Pfade ſchlangelten, ein Gebiet, das für Meditationen eines grübelnden Sonderlings durchaus geſchaffen war. Mehrere Pforten der vorderen Mauer verbanden die Gärtnerei mit dem Park, der ſich mit engliſchen Raſenflächen und alten Bäumen um einen Waſſerſpiegel ausbreitete, auf dem ein ruderndes Schwanenpaar und der Widerſchein der weißen Faſſade des Schloſſes zu ſehen war. Dieſes Schloß war meiſt unbewohnt. Es wurde aber auf Befehl der Gurauer Dame in bewohnbarem Zuſtand erhalten. Ihr Bruder, der bei einer Durchquerung Afrikas ſein Leben einbüßte, hatte es ſeinerzeit gern bewohnt und eine Bibliothek darin angelegt, die ſeither aus Pietät durch die Schweſter ſorgſam gepflegt und bereichert wurde. Bibliothekar war jeweilen der Paſtor des Dorfes Krug in der Nachbarſchaft, das zum Patronat des Fräuleins gehörte.

Am fünften Tage nach der Ankunft Emanuel Quints hatte ſich das Gurauer Fräulein eingefunden. Sie war in die Gärtnerei gekommen und hatte perſönlich den armen Tiſchlersſohn ins Schloß herüber geholt. Wenn ſie mitunter auf eine ſo überraſchende Weiſe in einem ihrer Schlöſſer erſchien, ſo pflegten ihre Beamten zu ſagen: ſie hat ihren reſoluten Tag. Dann ſprach ſie niemals von Religion, ſondern es wurden praktiſche Dinge mit trockenen Worten ins Werk geſetzt, feſte Entſchlüſſe, die das Fräulein mit Gottes Hilfe und mit Hilfe ihres ſcharfen Verſtandes und geraden Herzens bei ſich in ſtillen Stunden gefaßt hatte.

Was ſie mit Emanuel durchgeſprochen hatte, als ſie mit ihren trippelnden Füßen und ohne ihre Geſellſchafterin neben

Emanuel durch den Park und durch die Räume des Schloſſes ſchritt, wußte man nicht. Nur hatte ſie ganz beſonders lange mit ihm in der Bibliothek geweilt, und der Schlüſſel dazu ward dem unglückſeligen, falſchen Propheten, ſpäter, in ihrer Gegenwart, feierlich durch den Kaſtellan des Schloſſes eingehändigt. Abends hatte ſie Quint und den alten Herrn Heidebrand zu Tiſch. Der Obergärtner erfuhr bei dieſer Gelegenheit, was ſie mit jenem für Abſichten hatten: ſie waren entſchloſſen und generös, ebenſo eigenſinnig und unwiderſprechbar, wie es in ähnlichen Fällen von ihr nicht anders erwartet wurde. Sie ſagte: „Emanuel, betrachten Sie ſich bis auf weiteres als mein Pflegekind. Ich habe dabei den Gedanken, daß Sie ein Menſch ſind, der Gelegenheit finden muß, ſorglos an ſeiner Bildung zu arbeiten. Ich lege Ihnen jedoch, die Art betreffend, wie Sie das anfangen wollen, nicht die geringſte Beſchränkung auf. Bis Sie geſund ſind, ſollen Sie hier bleiben. Wünſchen Sie dann in irgendeine Schule, zu irgendeinem Lehrer zu gehn, dies oder jenes zu ſtudieren, ſo biete ich Ihnen zu alledem jetzt ſchon im vorhinein alle Mittel an. Mein Bruder war auch ein Sonderling. Und wenn ich es nicht ſelbſt wüßte, ſo hätte ich es doch von ihm im Ohr, daß gewiſſen Naturen mit Zwang und Drill und Programm nicht geholfen iſt. Sie werden den Weg zum Guten ſchon ſelbſt finden. Aber lernen Sie, lernen Sie, lernen Sie! In Ihren Augen, mein lieber Quint" — ſie mußte bei dieſen Worten wegblicken! — „liegt etwas, das mich mit einem gewiſſen Geiſt erfüllt. Vielleicht werden Sie für die Menſchheit, mit dem, was Sie in ſich tragen, noch einmal von bedeutungsvollem und ſegensreichem Einfluß ſein. Doch eh' dies ſein kann, tut es not, daß man das Getriebe der Welt und der Menſchen kennen lernt.

Sie brauchen deswegen nicht Miſſionar zu werden! Gott mag Sie führen. Wie geſagt, ich denke in Ihrem Fall nicht im entfernteſten an äußeren oder inneren Zwang. Sie würden uns auch ſehr ſchnell entgleiten, wie ich ja weiß. Beſuchen Sie mich, wenn Sie mit mir ſprechen wollen, oder ſehen Sie ſich nach anderem Umgang um. Paſtoren oder auch nicht Paſtoren. Hauptſache bleibt, daß einer mit Leuten umgeht, von denen er lernen kann."

Mit ruhigem Ernſte, der von einer faſt beängſtigenden Klarheit war, hatte Quint den freundlich reſoluten Reden der Dame zugehört und mit einem ſinnenden Frieden, in den ein leiſes Lächeln gewoben war, begab er ſich mit Heidebrand unter das gaſtliche Dach des Gärtnerhäuschens zurück.

Er hatte ſchon aus dem Krankenhauſe gewiſſe beſſere Lebensgewohnheiten mitgebracht, die ſich in dem bürgerlich gutgeführten Heidebrandſchen Hauſe noch mehr verfeinerten. Die Mittagsmahlzeit nahm er meiſt am Familientiſch, wobei ihm ein geſittetes Betragen durchaus natürlich war. Übrigens begann man nach alter, chriſtlicher Sitte, ſtehend mit dem lauten Gebet: „Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt!" wodurch ſich der Mahlzeit überhaupt ein ſchlichter und reiner Anſtand aufprägte. „Wißt Ihr denn," ſagte Quint eines Tages bei dieſer Gelegenheit, nachdem der Obergärtner, deſſen Gattin, die Tochter Ruth und er ſelbſt ſich nach dem Gebete niedergelaſſen hatten, „wißt Ihr denn, daß wirklich Jeſus ſo gerufen, jedesmal unter euch zu Gaſte iſt?" — Und er hatte in folgender Weiſe fortgefahren:

„Mit dieſem Gebet zu Beginn wird eigentlich jede Mahlzeit zu nichts geringerem, als zum heiligen Abendmahl. Entweder Jeſus iſt auf eure Bitte hin unter euch getreten, und dann vollzieht ſich hier das Sakrament des heiligen Abendmahls! oder er iſt trotz eures Rufes ferne geblieben, und dann habt ihr nicht im rechten Geiſte gebetet und ſeid ihm ſo fern, wie er fern von euch iſt! Wer aber unwürdig iſſet und trinket, der iſſet und trinket ſich ſelbſt das Gericht.“

Der bärtige Hausherr und Vormund ſuchte ſolche Geſpräche meiſt abzulenken. Er war zu ſehr ein Mann der häuslichen Frömmigkeit, deren Grenzen nicht ſehr weit außerhalb des Gartenzaunes gezogen waren. Auch nahm er an und war auch hinlänglich in dieſer Beziehung vorbereitet worden, daß in Quintens Geiſt eine morbide Stelle ſei, die verheilen müßte, ehe von ihm etwas wahrhaft Nützliches für das Reich Gottes zu erwarten war. Ihn trat, ſo oft der Narr in Chriſto von der Gegenwart Jeſu redete, immer ein leiſer Schauder an. Viel eher als Jeſus ſchien ihm in einem ſolchen Augenblick der Verſucher, der Fürſt des Abgrunds, gegenwärtig zu ſein.

Die Gattin des Gärtners wußte ſich dem eigentümlichen Weſen Emanuels gegenüber nicht in ſo klarer Weiſe zu faſſen. Sie ſchwankte, ſo oft es krankhaft aufflackerte, zwiſchen Schrecken und einer Art Gläubigkeit. Ruth hörte die Eltern oft bis tief in die Nacht im Schlafzimmer ihre Anſichten friedlich gegeneinander ſetzen und aus dem, was durch die dünnen Wände des alten Fachwerkbaues vernehmlich ward, ſowie aus vielen Geſprächen, die ſie ſelbſt mit der Mutter geführt hatte, wußte ſie, wie dieſe, im Hinblick auf Quint, in ernſten Gewiſſensnöten war.

Die kleine Ruth war ein liebliches Kind, das in jenen Wochen, wo Quint im Hauſe der Eltern Wohnung nahm, ſich zur Jungfrau umbildete. Alſo durchlebte ſie jene gefährliche Frühlingszeit, wo Knoſpe und Blüte ſich hervorwagen und alles duftige, blühendzarte ſich dem Wechſel von Eis und Glut, von paradieſiſcher Wonne, wilden Stürmen und Hagelſchauern unſchuldig gläubig entgegenſetzt. Ein junger, zwanzigjähriger Arzt, ein Pfarrersſohn aus der Nachbarſchaft — einziges Kind des verwitweten Paſtors Beleites von Krug, desſelben, der die Bibliothek auf dem Schloſſe verwaltete! — kannte das Mädchen von Kindheit an und hielt ſein Auge auf es gerichtet. Die Eltern ſahen gern, wenn der ſtille und ſtrebſame junge Mann ſie beſuchen kam. Sie fühlten wohl, worauf er hinaus wollte und daß er in ſeiner ſtandhaften Treue innerlich mit dem Umſtande rechnete, nach einer Reihe von Jahren, gerade dann im Beſitze einer geſicherten Exiſtenz zu ſein, wenn Ruth die volle, weibliche Reife erlangt haben würde. Dies tat ihnen wohl und ſie ſahen in ihm bereits einen Sohn.

In jenen Tagen durchlebte der junge Arzt nach beſtandenem Staatsexamen beim Vater eine längere Ferienzeit und da er die Bibliothek benutzte, kam es, daß er faſt täglich für längere oder kürzere Zeit im Gärtnerhauſe bei Ruth erſchien. Er, als der erſte, bemerkte im Weſen des Mädchens eine tiefe Veränderung. Der arme Junge, der die Kleine immer nur als ein unſchuldig offenherziges Weſen gekannt hatte, fand ſie nun oft in einem Zuſtand dumpfer Befangenheit. Er erklärte ſich das im Anfang aus ihrem kritiſchen Alter, mit Hilfe ſeiner neugewonnenen, ärztlichen Wiſſenſchaft, aber da er ein geſunder und kräftiger Jüngling war und in der Vorfreude auf die ſeiner wartende Ferienzeit eigentlich mit den erſten Zeichen erwachender Glut gerechnet hatte, mußte er ſich nun doch im Gegenteil, deutlich ſpürbar, ein Erkalten eingeſtehen.

Zwiſchen den Roſenkulturen bemerkte er in den erſten Tagen einen ſonderbaren Gärtnergehilfen, den er dann auch am dritten, vierten Tage, am Tiſch des Hauſes, zu ſeinem Erſtaunen, wiederfand. Als er nach Tiſch mit der dunkeläugigen, ſchlanken Ruth, die ein bleiches Ausſehen hatte, im Park, am Ufer des Sees, die weißen Schwäne mit trockener Semmel fütterte, ſuchte er einige Auskunft über den Neuling zu erhalten: ein Unterfangen, womit er bei Ruth durchaus nicht zum Ziele kam. Am Abend nach Hauſe zurückgekehrt, ſprach er mit ſeinem Vater davon.

Paſtor Beleites war, trotz ſeiner fünfundſechzig Jahre, ein kerniger und robuſter Mann, der in allem, was ſich nicht auf das Dogma bezog, einen höchſt geſunden Verſtand entwickelte. Er lachte, als ihm ſein Sohn von dem Penſionär in der Gärtnerei zu erzählen begann und meinte, daß es ein Unglück für die „beati poſſidentes" wäre und ſo auch für ſeine geehrte Kirchenpatronin, ohne Bedenken jede Marotte durchſetzen zu können. Dann erzählte er ihm die ſonderbare Geſchichte Quints, ſo weit ihm dieſe bekannt geworden war, und vergaß im Bewußtſein der theologiſchen Bildung, die er ſelber genoſſen hatte, und während er die Ereigniſſe um Quint, als einen ärgerlichen Unfug bezeichnete, welche Verheißung den Armen und Schwachen im Geiſt durch Jeſum ſelber geworden war.

Der junge Beleites hatte pſychiatriſche Kurſe durchgemacht. Er ſtellte feſt, Quint ſei mit degenerativen Zeichen behaftet. Es war ihm ſogleich, als er ihn zwiſchen den Roſen ſah, aufgefallen. Er habe außerdem zweifellos einen Waſſerkopf. Der junge Arzt hatte noch einen Reſt der, von den Eltern ſtammenden, Rechtgläubigkeit, immerhin war der ehemalige Beſitz daran, während der Studienjahre, beträchtlich zuſammengeſchmolzen. Deshalb betonte er jetzt die Gefahr, die für den geſunden Geiſt eines religiöſen Hauſes durch die Gegenwart eines Menſchen gegeben ſei, der an religiöſem Wahnſinn leide. „Mache du etwas," ſagte der Vater, „gegen dieſen Geiſt einer mißverſtandenen Wohltätigkeit."

Und wirklich verſuchte Hans Beleites ſchon bei nächſter Gelegenheit etwas auf ſeine Weiſe dagegen zu tun. Er ließ ſich zunächſt von der kleinen Ruth, nicht ohne, um ſie ſicher zu machen, Glauben zu heucheln, die Abenteuer des Fremdlings beſtätigen. Sie tat das mit einer großen, kindlich naiven Begeiſterung. Es war am Rande eines Feldwegs hinter dem Garten, unter den wogenden Halmen eines Weizenfeldes, das kurz vor der Ernte ſtand. Ruth ſchwärmte. Sie zog ein winziges Neues Teſtament der britiſch ausländiſchen Bibelgeſellſchaft hervor und bekam große hektiſche Flecken am Halſe. Hans Beleites hielt ihr ein mediziniſches Privatiſſimum. „Höre," begann er, und nahm ihr unerwartet zunächſt das Neue Teſtament aus der Hand, „ſo kann es mit uns nicht weiter gehn. Erſtens nimmſt du, nach einem Rezept, das ich ſchreiben werde, Eiſen, mein Kind. Was du brauchſt, das ſind rote Blutkörperchen. Ferner verbiete ich dir für die nächſten Monate, irgend etwas, ja ſelbſt die Bibel zu leſen. Du biſt immer ein bißchen überſpannt geweſen und kommſt in ein Alter, wo Überſpanntheit doppelt gefährlich iſt. Ich werde mit deiner Mutter ſprechen und ſie bitten, daß man dich von jetzt an möglichſt mit Kirchengehen, Kirchhofbeſuchen, Kirchenlieder abſingen und ähnlichen Dingen verſchonen möge. Der oft durchlaufende Vorſtellungskreis vom Ölberg über die Geißelungen und Verſpottungen zum Kreuzestod und Begräbnis des Heilands könnte für dich und dein Gemüt von verhängnisvoller Wirkung ſein. Laß uns von unſerer Zukunft reden, Ruth. Sei heiter. Du biſt es früher geweſen . . ."

Aber ſie ſah ihn mit aufgeriſſenen Augen an und verſtand ihn nicht.

Er griff nun direkt die allzu große Willfährigkeit ihres Vaters an, weil dieſer Quint bei ſich aufgenommen hatte. Er gehöre ins Diesdorfer Rettungshaus. Er nannte ihn einen kretinhaften Menſchen, deſſen ſchwachſinniger Wahn immerhin in der Nachbarſchaft jugendlich unreifer Menſchen möglicherweiſe anſteckend ſei. Es ſeien, ſagte er, in der Schweiz und in Frankreich jüngſt Fälle eines Wahnſinns zu zweien, zu dreien und zu vieren bekannt geworden. Die weiteren Äußerungen des jungen Geleites über Quint ſteigerten ſich in einen natürlichen Ärger hinein und ließen an Offenheit nichts zu wünſchen. Sie troffen gleichſam von eigener Überhebung und von Geringſchätzung für Emanuel Quint.

Er hätte noch lange kein Ende gefunden, aber er ſah ſich plötzlich allein. Ruth war entflohen und ſo blieb dem Jüngling nichts weiter übrig, als einigermaßen beſchämt davonzugehn.

Am folgenden Tage ſuchte er mit Frau Heidebrand das gleiche Geſpräch wieder aufzunehmen. Es gelang ihm auch: aber der Erfolg, den er bei der immer ein wenig ſorgenvollen Mutter mit ſeiner Anſicht von Quint und ſeinen Warnungen hatte, enthüllte ihm, wie ſehr der Einfluß des närriſchen Menſchen auch hier im Wachſen war. Sie ſagte: „Es kann wohl ſein, daß Sie recht haben, guter Hans. So viel iſt gewiß: Sie hätten Ruth gegenüber zurückhalten ſollen. Sie haben das Mädchen, durch Ihre vielleicht etwas harten Worte über unſeren Pflegling, kopfſcheu gemacht. Das Kind iſt mir förmlich krank geworden. Ich rate Ihnen, wenn Ihre alte Kameradſchaft nicht leiden ſoll, reden Sie mit Ruth niemals mehr ein Wort über Quint.

„Sie müſſen nicht denken, lieber Hans," fuhr die Frau

Obergärtnerin fort, „daß über Emanuel Quint beſtimmt zu urteilen eine leichte Sache iſt. Sehen Sie, treten Sie ihm gegenüber. Ich bin überzeugt, Sie finden einen ſchlichten, beſcheidenen Menſchen, ohne alle Überſpanntheit an ihm. Papa hat ihm einiges in der Gärtnerei beigebracht: das Okulieren von Zentifolien. Sie können ihn auch mit der Heckenſchere und mit dem Grabſcheit ſehn. Aber ohne daß er eigentlich ſich irgendwem annähert, merkt man es den Gärtnerburſchen und Arbeitern an, auch vielen Leuten drüben vom Gut: ſie wollen gern alle in ſeiner Nähe ſein. Sie müſſen mal kommen, wenn Feierabend iſt. Da ſitzt er mitunter hinten im Feld, wo der Grenzſtein iſt und hat vierzig bis fünfzig Kinder um ſich, denen er unermüdlich kleine hübſche Geſchichten erzählt. Man kann ſich da nämlich ganz ruhig hinzuſetzen und kann ihm zuhören. Es ſtört ihn nicht. Und wenn Sie da irgendetwas finden, lieber Hans, was auf Irrſinn oder auf Schwachſinn oder auf eine überhebliche fixe Idee deutet, ſo ſollte mir das verwunderlich ſein."

Schon am nächſten Abend wurde der Vorſchlag der Frau Obergärtnerin ausgeführt.

Die Unke rief. Die Grillen feilten und ſchrieen im Roggſtoppel. Durch die hohen Wipfel des nahen Parkes ging ein warmer, nächtiger Abendwind. Am blaſſen Himmel ſtand rund der Mond. Noch herrſchte des Tages Helligkeit, aber die Sonne, der Quell des Lichts, war untergeſunken. Quint hatte den größten Teil des Tages mit dem Schäfer des Guts bei den Schafherden draußen auf den Feldern zugebracht. Als er an der Spitze einer nach hunderten zählenden Herde in der Nähe des Gutes erſchien, hatten die Kinder ihn ſchon erwartet. Er ſchritt aber weiter, der Herde voran, und geleitete die trippelnde, trappelnde Maſſe durch den Torweg in den

Hof und, begleitet vom Schäferhunde, durchs offene Tor in den Schafſtall hinein.

Der Schäfer ſelbſt folgte mit einer zweiten Schafherde. Er rief der Frau Obergärtner zu, die mit Ruth und Hans bei den Kindern ſtand: er habe nun einen Schäferknecht, mit dem er ſehr zufrieden ſein könne. Man weiß, daß gute Schäfer gute Tierärzte und Chirurgen ſind, und dieſer würdige und erfahrene alte Mann, allgemein nur unter dem Namen der Milzſcher Schäfer bekannt, hatte ſchon manchen Knecht und manche Magd, die Schaden erlitten hatten, verbunden und manches gebrochene Bein kunſtgerecht angeheilt.

Als Quint vorüberkam, hielt ſich Ruth, mit merkbaren Zeichen der Erregung, voll Leidenſchaft an die Mutter geklammert.

Hans geſtand ſich, daß der Eindruck des vorüberſchreitenden, ſeltſamen Hirten an der Spitze der Herde von außergewöhnlichem Eindruck geweſen war. Es fehlte nicht viel, ſo hätte der junge Arzt, getroffen von der bibliſchen Glorie, die das bukoliſche Bild umgab, reſpektvoll den Strohhut vom Kopf genommen. Natürlich ſuchte er ſogleich nach Symptomen, die eine bereits vorausgeſetzte Diagnoſe beſtätigen konnten, fand jedoch, daß der jeſusähnliche Eindruck, den Emanuel machte, nicht leicht auf gekünſtelte Äußerlichkeit zurückzuführen war. Die Sucht, ſich von den Mitmenſchen zu unterſcheiden, äußerlich aufzufallen, ſieht nämlich der Pſychiater als krankhaft an. Emanuel trug einen ſpitzen Bart am Kinn, der mit einem leichten Bartflaum über der Oberlippe verbunden war. Seine Naſe war ſpitz und lang. Er hatte gewölbte, buſchige Brauen. Sein Auge blickte groß, aber gütig und ohne erſtaunt zu ſein. Vielleicht lag in dem etwas zu lang gewachſenen Haupthaar eine gewiſſe Abſichtlichkeit. Der

Bart dagegen war kurz und gepflegt und ebenſowenig konnte das offene Hemd, das kurze Beinkleid, der Umſtand, daß Quint einen langen Stab in der Rechten trug und barfuß ging, als abſichtlich gedeutet werden. Auch der andere Hirt trug einen Hirtenſtab und hatte, wie Quint, die ausgezogene Jacke über die linke Schulter gehängt. In die Gewohnheit, barfuß zu gehen, fiel Quint mit vollem Bewußtſein mitunter zurück. Er ſagte, er wolle mit den Kräften der Muttererde verbunden bleiben.

Man konnte nun ſehen, wie ſich der neue Hirt im Hofe, am laufenden Brunnen, mit Sorgfalt Hände und Antlitz wuſch, worauf er kam und lächelnd Frau Heidebrand, Ruth und dem jungen Doktòr die Hand reichte. Die Kinder drängten ſich um ihn heran. Die Art, wie er dieſem Flachskopf durchs Haar, jenem über den Nacken fuhr, dieſer hübſchen Elfjährigen ſeine Hand reichte, jenes Kleine vom Arm der älteren Schweſter nahm, um es nieder ins Gras zu ſetzen: alles das war, wie wenn ein erfahrener Hirt Ordnung, Friede und Schutz unter ſeine Herde bringt. „Setzt euch", hieß es und dann: „Wie lange haben wir heute noch Zeit bis zum Abendbrot, Frau Heidebrand". Die Antwort erfolgte und er begann, ſelber auf einem Grenzſtein Platz nehmend.

„Liebe kleine Mitmenſchen," ſagte er, „Menſchenſöhne und Menſchentöchter, der zu euch ſpricht und der bei euch iſt, iſt des Menſchen Sohn. Laſſet die Kindlein zu mir kommen, ſpricht er, und wehret ihnen nicht, denn ſolcher, ſagt er, iſt das Reich Gottes. Ihr Kleinen, ihr habt das Gottesreich, ihr Kinder habt es und ſollt es verbreiten. Alle eure Augen, lieben Kinder, ſind wie ein himmliſcher Quell für mich. Zwar auch Böſes habt ihr in eurem Innern, denn irgendwo, irgendwann ward in die reine Schöpfung des lieben Herrgotts Unkraut unter den Weizen geſät.“ Und Quint erzählte das Heilands-Gleichnis unter allgemeiner Spannung der Kinderherzen, vom böſen Feind, der das Unkraut unter den Weizen geſät hatte. „Ich halte Euch eine Kinderpredigt,“ fuhr er fort, „allein ich gebe euch Worte, während ihr mir den Quell eures Schweigens, den Quell eures Wartens, den Quell eurer Kindheit gebt. Wenn ich aus dieſem Quell in das Gefäß meiner Seele ſchöpfe, ſo ſchöpfe ich Klares in Getrübtes hinein.“ Und er nahm eins der kleinen Knäbchen auf ſeinen Schoß. „Es iſt geſagt, wer ſein Kind lieb hat, der züchtige es. Ich aber ſage euch, wer ein Kind züchtigt, der iſt gezüchtigt. Des Menſchen Sohn erhebt ſeine Hand nicht wider euch, außer um euch zu heilen oder zu ſtreicheln. Das aber iſt die heilende Kraft des Menſchenſohns, daß er die Keime des Böſen in euch ausrottet, damit ſie nicht mit dem Himmelreich wachſen, das in euch gegründet iſt. Wahrlich, wenn ihr nicht werdet wie dieſes Kind“ — er hatte die Hand auf dem Scheitel des Knaben, der ihm auf den Knien ſaß, und blickte gegen Frau Heidebrand, Ruth und den jungen Beleites hin —, „ſo bleibt ihr ferne vom Himmelreich.“ Im weiteren war es, als ob er ſeine Worte gegen die Gruppe der Erwachſenen richtete, zu der nun noch Herr Heidebrand und der Schloßkaſtellan hinzutraten.

„Kindlein, liebet euch untereinander.“ Emanuel ſprach in jenem ſchlichten, natürlichen Ton, der in keiner Weiſe an die Pathetik der Kanzel erinnerte. Er entwickelte nun, wie es in Bezug auf das, was die Kinderſeele ausmache, verſchiedene Phaſen in der Entwickelung eines Menſchen geben könne. Die erſte Phaſe ſchließe die wirkliche, körperliche Kindheit ein. Aber ſchon dieſe äußerlich unbezweifelbare Kindheit verbürge nicht immer die wahre Kindheit der Seele. Wo ſie vorhanden wäre, ginge ſie aber im natürlichen Lauf des Wachstums auch wieder verloren, in jenem Alter, wo das ſchmerzensreiche Weſen der Welt ſich dem Jüngling aufſchließe. Dieſe Zeit mit ihren Erfahrungen mache manchen für immer alt und raube ihm ſo für immer das Himmelreich. So verknöcherte Leute könne man denn allenthalben mit bittrer und harter Miene an ihr Tagewerk ſchreiten ſehen. In einem dritten Stadium, behauptete Quint, werde die Kindſchaft derer, die Gott lieb hätte, wiedergewonnen. Und wo ſie nun wieder erblühe, blühe ſie ſchöner und reicher auf. Dies ſei die Kindheit jenes Jüngers Johannes, der das Geheimnis des Reiches Gottes unwiſſend in ſeiner Seele trug, und den der Heiland beſonders lieb hatte.

Der junge Beleites wußte nicht recht, was er aus dem Eindruck, den er empfangen hatte, machen ſollte. Freilich war der Umſtand dieſer Kinderpredigt an ſich etwas ſonderbar, davon aber abgeſehen, ergab ſich nichts, was der Arzt für irgendein Krankheitsbild verwerten konnte. Allerdings war es ungewöhnlich, daß ein Menſch aus niederem Stande von ſchlechtem und bleichem Ausſehen, der nur eine Dorfſchule beſucht hatte, ſolche Worte fand: aber er ſprach ſie ohne jedwede Exaltation, und was ſie ausdrückten, gab zu denken. Wäre die kleine Ruth nicht geweſen, vielleicht hätte ſich Hans Beleites an den eigentümlichen Menſchen herangemacht: ſo aber erbitterte und erſchreckte ihn die merkbare Abhängigkeit, darin Ruth zu ſtehen ſchien und die den Narren zum Gegenſtand ſeiner Eiferſucht, zum Rivalen machte.

Eines Tages traf er ihn in der Bibliothek. Von der Erlaubnis, dieſe ganz nach Belieben zu benutzen, hatte Emanuel in ausgiebiger Weiſe Gebrauch gemacht. Er ſaß gewöhnlich mehrere Stunden am heißen Nachmittag in dem kirchenſchiffartigen Raume, deſſen Wände unter Bücherrücken verſteckt

n, las, oder ging gedankenvoll auf und ab, irgendein
es Buch in der Hand. Der Miltzſche Schäfer hatte da-
grade eine Kur gemacht, jener faſt wunderbaren Art, die
der großen Zunft der approbierten Ärzte meiſt mit An-
en und Verachtung aufgenommen wird. Der bäuriſche
beſitzer Fritſch aus der Nachbarſchaft war von einer
e geſtochen worden. Man hatte ihn mit ſeinem bis zur
ter blau geſchwollenen Arm in die chirurgiſche Klinik eines
mten Arztes in Breslau gebracht, der Amputation des
eten Gliedes für die einzige Rettung erachtete. Einen
aber, wenn auch nur ſeinen linken, verlieren, wollte der
nnige Bauer indeſſen nicht: er ließ ſich zum Miltzſcher
r bringen, und dieſem gelang es in der Tat, trotz der
ngsloſen Prognoſe des Stadtarztes, ihm das Leben zu
n und zwar mit ſamt ſeinem, einſtweilen nur noch ein
ſteifen Arm.

dieſe Geſchichte glaubte der junge Beleites nicht. Er
e ſie deshalb als Anknüpfungspunkt. Wobei ſeine in-
e Abſicht darin beſtand, Gegenſätze hervorzurufen.
e Äußerungen über den Schäfer ſtrotzten von jugend-
itze und Überheblichkeit. Indem er, ohne daß es je-
erausforderte, den Stab über die geſamte Kurpfuſcherei
äfers brach, gelang es ihm doch nicht, einen Gegner
t zu finden. Dieſer meinte: der Breslauer Arzt, ſo-
Miltzſcher Schäfer hätten beide nach beſtem Wiſſen
un wollen und Gutes getan, aber das Beſte ſtünde
t. Im übrigen ſagte Quint, der den jungen Beleites
chter Wärme begrüßt hatte, daß nach ſeiner Anſicht
n Berufen der Beruf des Arztes der edelſte wäre.
ß: „Ich beneide Sie um den Weg, den Sie vor ſich
en Lebensweg der Barmherzigkeit". Von dieſer Seite

hatte der junge Beleites, der immer nur hausbacken bürgerlich auf eine auskömmliche Exiſtenz hinarbeitete, ſeinen Beruf noch nicht aufgefaßt. Quint aber entwickelte ihm in der Bibliothek, wie der wahre Arzt des Körpers auch immer ein Arzt der Seele wäre.

Dann ſprach er weiter, indem er auf bibliſche Dinge überging und dabei die Gebiete des Körperlichen und Geiſtigen dermaßen durcheinander mengte, daß es dem jungen Arzte der Inbegriff überſtiegner Verwirrung ſchien. Dabei waren, deutlich hörbar, abſurdeſte Dinge mit untergelaufen. Zum Beiſpiel: wer nicht Tote erwecken könne, ſei kein Arzt: Ein Wort, wodurch für den jungen Beleites die Grenze der Geſundheit zum Wahnwitz überſchritten war.

Dem jungen Menſchen gelang es nicht, das Ehepaar Heidebrand von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Schwärmer Quint aus dem Hauſe zu ſchaffen. Selbſt der würdige Obergärtner meinte nur immer: er finde beim beſten Willen nichts Übles an ihm. In der Tat konnte niemand gefunden werden, der unauffälliger als Quint in jenen Zeiten ſein Daſein hinbrachte. Seine Lebensgewohnheiten geſtalteten ſich im Hauſe der Heidebrands mehr und mehr nach der Seite der Bürgerlichkeit. An ein ſauberes Zimmer und Bette gewöhnt, hatte er auch durch die ſorgende Güte des Gurauer Fräuleins die Annehmlichkeiten ſauberer Wäſche und guter Kleider kennen gelernt. Wuſch er ſich ſchon über dem Waſſertrog ſeines Elternhauſes mit beinahe prieſterlichen Gefühlen der Reinigung: jetzt fiel ihn ein wahrer Reinlichkeitsfanatismus an. In einer ſeiner Gepflogenheiten lag indeſſen wohl etwas, was ihn bei dem Landvolk in den Geruch eines Menſchen bringen half, mit dem es nicht ganz geheuer wäre.

In der vierten Stunde des Morgens geht während des

Monats Auguſt die Sonne auf. Wenn ſie heraufkam, erblickte
e Dörfer im tiefen Schlaf und den nackten Körper Emanuel
Quints, der bereits am Ufer des Sees aus dem Bade ſtieg.
Der Ort, der Seearm, wo dieſes geſchah, atmete tiefe Ver-
ſſenheit und Verſchwiegenheit, nur daß in den Wipfeln der
eſigen Parkbäume in den letzten Minuten vor Aufgang der
onne, aus vielen Kehlen begeiſterter Singvögel, die übliche
uldigung für das Tagesgeſtirn begann, jener einſam jubelnde
ottesdienſt, der immer den Aufgang der Sonne begleitet. Dies
Bad war für Emanuel ein erhabenes Glück, eine paradieſiſche
eligkeit. Es war noch mehr: es war eine Feier! Und die
zaubernde Andacht dieſer Minuten heiligten ſeinen ganzen
ag.

Eines Tages trat ein Ereignis ein, wodurch der Friede
s Gärtnerhauſes eine Unterbrechung erfuhr, ein Ereignis,
odurch das Ehepaar Heidebrand ſich in der Folge zu langen,
ſten Geſprächen bewogen fand, die Emanuel Quint und
Frage zum Gegenſtand hatten, ob man es in Rückſicht
f Ruth ferner verantworten könne, ihn zu beherbergen. Die
ne Ruth nämlich fiel eines Sonntags, als man kaum in
alten Landkutſche, die der Gutshof ſtellte, aus dem Kirch-
f und aus der Kirche des Paſtors Beleites nach Hauſe
ommen war, in einen gleichſam magnetiſchen Schlaf. Das
fzehnjährige Mädchen lag bei verhangenen Fenſtern und
m Fliegengeſumm des Spätſommertages auf einem alten, ge-
mten Sofa ausgeſtreckt, von den beiden erſchrockenen El-
n beobachtet, die, der ſeltſamen Reden wegen, die es im
lafe zu führen begann, die Tür des Zimmers geſchloſſen
ten. Ruth war im Leben ein ſchweigſames Kind, nun aber
orchte ſie, wie es ſchien, einer inneren Einwirkung und

redete mit geſchloſſenen Augen, ſtoßweiſe, lange, zuſammenhängende Reden, die keineswegs von ihr ſtammen konnten, und die ſie nur nachzuſprechen ſchien. Die beiden Eltern ſahen einen Zuſtand wie den ihres Kindes allerdings nicht zum erſtenmal. Vor noch nicht Jahresfriſt war eine ſogenannte Somnambule mit ihrem Begleiter auf den Gütern umhergereiſt und der Obergärtner und ſeine Frau hatten im Hauſe des Oberamtmann Scheibler einer Séance mit dieſem Medium beigewohnt. Es war natürlich inzwiſchen zuweilen im Gärtnerhauſe und in Ruths Gegenwart von den wunderbaren Ereigniſſen jener Sitzung die Rede geweſen.

Darin hatte der junge Beleites recht, daß er ſich für das Nervenleben der hübſchen Gärtnerstochter beſorgt zeigte. Freilich war die Atmoſphäre auch ohne Quint hinreichend ungeſund: wurden doch in den Kreiſen der Heidebrands faſt eben dieſelben Dinge fortgeſetzt diskutiert, die ſeinerzeit Anton und Martin Scharf in gefährliche Bahnen gedrängt hatten. Die Bibel anerkannte die Gabe der Weisſagung. Es ward verheißen, diejenigen ſollten mit Zungen reden und das Geheimnis des Reiches Gottes verkündigen, auf die der heilige Geiſt herniederſank. Überdies leugnete die Schrift eine Möglichkeit der Auferſtehung von den Toten nicht und endlich bildete die Offenbarung St. Johannis auch in dieſen Kreiſen einen ſtändig flackernden Fieberherd, der hie und da eine Seele anſteckte. Als nun die kleine Ruth in dieſen Schlaf der Verzückung verfallen war, ſtand für den naiven Geiſt ihrer Eltern eigentlich nur in Frage, ob ſie ein Werkzeug böſer oder guter Geiſter geworden ſei: mit dieſen und ihrem Meiſter, Gott, oder mit jenen und Satan in Rapport ſtünde. Schließlich im Zuhören faßte ſie Schreck und beinahe Ernüchterung. Sie gedachten den Arzt zu rufen.

Die kleine Ruth war nämlich mit niemand geringerem, als dem Heiland ſelbſt in Rapport, wenn man ihrem Gebaren trauen wollte. Mit dieſem Gebaren würde ſie etwa als ſpaniſche Nonne Gegenſtand allgemeiner Verehrung, ja, nach und nach unzweifelhaft eine Heilige geworden ſein. Sie ſah den Heiland. Sie antwortete ihm. Er ſtand in einer Glorie reinſten Lichtes. Er richtete klare Befehle an ſie, die ſie mit kindlich beglücktem Gehorſam befolgen wollte.

Als ſie erwachte, fand ſie ſich lange nicht in die enge Umgebung zurück. Die Eltern ſagten ihr, daß ſie krank wäre und die Mutter wollte, ſie ſolle zu Bett und ſprach ihr von Flieder und Fencheltee. Aber ſie war ganz außer ſich und kämpfte mit der Unmöglichkeit ihrer Mutter etwas begreiflich zu machen: einen Glanz, ein Erlebnis, eine Erfahrung, die außerhalb jedes menſchlichen Ausdrucksvermögens war. Sie rief immer wieder: „Ich bin nicht krank! Wie könnt Ihr nur glauben, ich wäre krank, und habt doch ganz nahe hier bei mir geſtanden. Wie iſt denn das möglich, wie könnt Ihr nicht wiſſen, welche himmliſche Gnade mir widerfahren iſt.“ Herr Heidebrand ſuchte zu beruhigen, die Mutter dagegen brach in angſtvolle Tränen aus. „Mutter,“ rief Ruth, „wie kannſt du nur weinen, da doch der Bräutigam nahe, ganz nahe, Mutter, hier unter unſerem Dache, und die Hochzeit bereitet iſt.“

Die Gärtnersleute erwogen nur, wen man zu Hilfe rufen, wem man den Vorfall eröffnen ſollte. Aus einem gewiſſen Inſtinkt heraus widerſprachen ſie zunächſt der Tochter nicht: ein Verhalten, das inſofern nicht ungünſtig wirkte, als ſich das junge Mädchen äußerlich und auch innerlich zu beruhigen ſchien. Die Eltern konnten zu keinem Entſchluß kommen. Erſtlich waren ſie immerhin abhängig und das Fräulein hatte den Sonderling Quint unter ihren Schutz geſtellt. Im übrigen waren ſie ſchlichte Leute, die Aufſehen zu vermeiden wünſchten. Endlich wußten ſie für ihren Fall nicht den rechten Arzt. Es gab in der Nähe einen Landdoktor, allein er war ein alter, wenig vertrauenerweckender Mann, der mit einigen Mitteln, die jeder kannte, auch jenen Übeln beikommen wollte, deren Wurzel der Böſe gepflanzt hatte. Seine Anſchauungen über das Leben des Gemüts, deſſen Verklärungen und Zerknirſchungen, waren denen der gläubigen Kreiſe ganz entgegengeſetzt. Eher ſchon hofften die Gärtnersleute auf die heilende Kraft des Gebets.

Und als ſie am Abend im Zimmer allein waren, nachdem ſie noch an Tür und Wand den ruhigen Atemzügen der kleinen geliebten Somnambule gelauſcht hatten, gingen ſie in der Stille Gott um Aufſchluß und Hilfe an. Gott aber gab ihnen ſonderbarerweiſe allmählich den feſten Entſchluß ins Herz, Emanuel Quint ins Vertrauen zu ziehen.

Die nächſtfolgenden Tage widmeten ſie der Beobachtung. Da war denn nun allerdings zu ſpüren, wie Quint ihre Tochter an unſichtbaren Banden und Ketten hielt. Ruth folgte dem Narren auf Steinwurfs Weite. Er trat aus dem Hauſe und ob ſie nun Wäſche gelegt, oder ihrer Mutter in der Küche geholfen hatte, bald darauf mußte ſie ebenfalls draußen im Freien ſein.

Sprach Quint ſie an, ſo überſtrömte das wächſerne Antlitz eine purpurne Seligkeit. Oft ſchritt ſie neben ihm durch die Treibhäuſer. Aus weiter Ferne las ſie ihm Wünſche, nicht immer richtig, von den hellbewimperten, blauen Augen ab und brachte ihm etwa ein Grabſcheit, den eiſernen Rechen oder ein anderes Gartengerät. Mit jener Maſchine, die man vor ſich herſchiebt, mähte Emanuel manchmal Teile der engliſchen Raſenflächen des Parkes ab: dann rechte die kleine Ruth

Heidebrand ernſt und verſonnen um ihn herum das Gras zu-
ammen. Niemals aber berührte ſie ihn: wie denn auch keiner
n Gärtnerei und Dominium je bemerkt hatte, daß Emanuels
and etwa mit ihrer Hand, ihrer Schulter, ihrem Scheitel in
Berührung kam.

Als eines Tages Frau Heidebrand ihrem ſeltſamen Pfleg-
ng mit merkbarer Sorge den myſtiſchen Vorfall des krank-
ften Schlafs und Traumes ihrer Tochter erzählt hatte,
ßerte Quint ein ſchlichtes und ernſtliches Mitgefühl; aber
war an ihm, auch als der Herr Obergärtner ſelbſt mit ihm
dete, nicht der leiſeſte Schatten eines Schuldbewußtſeins oder
von etwas zu merken, daß etwa zwiſchen dem Seelenzuſtand
r kleinen Ruth und ſeiner geheimen Narrheit ein Zuſam-
nhang ſei. Auch wagte man nicht, eine ſolche Vermutung
udeuten. So ging nach dieſem Geſpräch Emanuel Quint
r bisher ſeinen ſtillen Geſchäften nach, jenen inneren, die
ner Umgebung verborgen waren und anderen äußeren, die
n mit Augen ſah und die er ſich nach Gefallen auswählte.
nd da die kleine Ruth in der Folge zunächſt nicht rück-
ig ward, ſondern eher mit einer ſtillen, inneren Heiterkeit
r Tage hinlebte, geriet ihr prophetiſcher Schlaf ſehr bald
Vergeſſenheit.

Fünfzehntes Kapitel

Eines Tages beſuchte Quint im Gärtnerhauſe Schweſter Hedwig, jene evangeliſche Pflegerin, die ihn im Krankenhauſe Bethesda gepflegt hatte. Er begab ſich mit ihr in die kleine Hütte des Schäfers hinüber, die dem Schafſtalle gegenüber lag und wo, da es Sonntag nachmittags war, ſich etwa zwanzig Landleute mit irgendwelchen Gebreſten eingefunden hatten, die den Rat des Milzſchen Schäfers beanſpruchten. Die angeketteten Schäferhunde unterbrachen ihr wildes Gebell, als der Narr mit der Schweſter vorüberkam. Beide begaben ſich zu dem Schäfer hinein, der das gebrochene Bein eines Erntearbeiters ſchiente, den zwei Männer auf ſeinem Bette gebracht hatten. Sie begrüßten den Schäfer, er hieß ſie willkommen und ſtellte die beiden ſogleich als Gehilfen an.

Schweſter Hedwig ging dem Schäfer kunſtgerecht an die Hand, während Quint mit einigen Frauen redete, die ihm die Art ihrer Leiden eröffneten. Dabei ſchielte der Schäfer zu ihm hin und richtete Blicke auf die Schweſter, die ſie auf Quints Betragen hinwieſen: dieſes ſchien für den Schäfer ein Gegenſtand geheimen, bewundernden Staunens zu ſein.

Während der Schäfer eifrig arbeitete, ſchrie er laut zur Schweſter hinüber durch den vom Maſſengeblök des nahen Schafſtalls erfüllten Raum: „Sie verlaſſen mich alle und wollen zu ihm!" worauf die Schweſter bemerken konnte, wie ſogar auch jener Patient, der eben unter den Händen des

Schäfers war, zu Emanuel Quint hinüberlugte. Der Schweſter war die Geduld bekannt, deren Emanuel fähig war, da ſie ihn ja als Kranken gepflegt hatte. Er hatte ſein Leiden hingenommen, gelaſſen und heiter, wie etwas, das ein guter Geiſt zu ſeinem beſten erſonnen hatte. Sie war ergriffen und an ihn gefeſſelt durch die wortloſe Wärme ſeiner Seele, die ſie empfand wie reinſte Dankbarkeit; aber ſie hatte zugleich, ein ſuchendes, junges Weib, das ſie war, etwas an ſich wie eine heilende und beglückende Kraft ſeines Herzens geſpürt. Sie wußte, was über ihn an Gerüchten in Umlauf ſtand. Allein, da ſie aus ſeinem Munde niemals ähnlich überſpannte Dinge vernommen hatte, als ſie deren in ihren eigenen Kreiſen und Konventikeln faſt täglich zu hören bekam, dagegen aber eine unbeſtimmbare Macht aus ſeiner Perſon in ſich wirken fühlte, nahm das Gerücht, das über ihn ging, mitunter in ihrem Geiſt den Hauch einer überirdiſchen Ahnung an.

Sie war beglückt, als Emanuel, gern bereit, ſie, wohl anderthalb Stunden weit, über Land, in das Haus ihrer Eltern begleitete. Schweigend ſchritt er neben ihr zwiſchen den Stoppelfeldern hin, auf denen ſich Tauben und Krähen tummelten. Es wäre vielleicht mit größerem Fug zu ſagen: die Schweſter ſchritt neben ihm. Als beide in den Hof einer romantiſch unter alten Linden gelegenen Dorfſchule einbogen, die der Vater des Mädchens ſchon ſeit dreißig Jahren verwaltete, ſchlug ihr das Herz gewaltig gegen den Hals hinauf. Aber Emanuel wurde von ihrem Vater und ihrer Mutter mit herzlicher Freude aufgenommen.

Lehrer Krauſe war ein dreiundfünfzigjähriger, jugendlich friſcher Mann, der etwas über ſeinen Stand hinaus Freies und Genialiſches an ſich hatte. Sein Weibchen glich einer dicken Fettkugel. Mitten im Wohnzimmer war ein altertümlicher Flügel, an der Wand ein Harmonium aufgeſtellt. Herr Krauſe, ein geſticktes Käppchen auf dem Scheitel, erhob ſich aus der Ecke des geblümten Sofas, als ſeine Tochter mit Quint erſchien. Mit lauten Worten der Bewillkommnung ſtreckte er dieſem die Hände hin. Der Rauch eines Knaſters erfüllte die Stube, den Krauſe aus einer mannshohen Pfeife geſogen hatte; das Möbel war neben dem Sofa abgeſtellt.

Schon nach wenigen Augenblicken ſchien Emanuel Quint in dieſer Umgebung heimiſch zu ſein. Hedwig hatte ihr Schweſternhäubchen heruntergenommen, war in die Küche hinausgegangen und ſorgte, mit fleißigen Händen der Mutter zuvorkommend, für das Abendbrot. Marie, ihre jüngere Schweſter, kam in hellem Kleid mit Strohhut und Buch von ihrem Lieblingsplätzchen hinter der alten Kirchhofsmauer zurück, wo ſie unter Grillengezirp die letzte Wärme des Tages genoſſen hatte. Noch vor dem Abendbrot nahm der Lehrer am Flügel Platz und das volle und ſtattliche Mädchen Marie mußte neben ihn hintreten, vor das Notenblatt, um begleitet von den ſpinettartigen Tönen des alten Muſikinſtruments einfache Volkslieder vorzutragen, was ſie mit einer ſchönen, etwas zarten Altſtimme, ohne ſich im geringſten zu zieren, tat.

Frau Oberamtmann Scheibler fiel ſozuſagen ins Abendbrot. Sie hatte ſich durch ihren Neffen Kurt Simon in der Stille des Abends, von ihrem nahen Pachtgute her begleiten laſſen. Kurt Simon, der Emanuel Quint im Hauſe des Lehrers, ſeit ſeiner Begegnung mit ihm, zum erſtenmal wiederſah, begrüßte ihn, ohne ihn zu erkennen. Es mußte eine geraume Zeit vergehen, bevor es ihm klar wurde, daß der reinlich gekleidete Menſch derſelbe war, den er, halb nackt, auf dem Gange mit Bruder Nathanael, im Anbruch des Morgens betend getroffen hatte. Frau Scheibler erſchrak, als ſie Namen und Herkunft

Quints durch den Lehrer erfuhr. Sie war noch immer von allerhand übertriebnen Gerüchten ſeines früheren Wandels erfüllt, obgleich ſie, und zwar durch die Heidebrands, inzwiſchen über Weſen und Wandel des Narren in einem milderen Sinne beeinflußt war. Sie betrachtete ihn mit Neugier und Grauen: denn, da ſie neuerlich wieder mit Paſtor Schuch auf einem Miſſionsfeſt zuſammengetroffen war, und dieſer die alte Behauptung aufrecht erhalten hatte, Emanuel habe ſich ſelbſt Jeſus Chriſtus, der Geſalbte genannt, ſo hatte ihr Urteil nur die Wahl, ihn entweder als armen Kranken, oder als einen vom Satan Beſeſſenen aufzufaſſen. Ganz im Sinne des Paſtors Schuch bekundete ſie Herrn Krauſe gegenüber, ſobald ſie mit ihm allein war, Bedenklichkeit. Indeſſen, während ſie danach forſchte, durch welche Umſtände dieſer Emanuel Quint in der Familie Krauſe Eingang gefunden habe und die Gefahren andeutete, die darin lagen, ihn zu beherbergen, ging der Lehrer n ſeiner temperamentvoll gütigen Weiſe über alle Bedenken hinweg, beiläufig Quinten das Zeugnis eines ſchlichten, becheidenen Menſchen ausſtellend.

Frau Scheibler hatte allerlei Eßbares aus den Vorratsammern ihres Pachtgutes mitgebracht. Es entſprach ihrer reoluten und werktätigen Art, bei jeder Gelegenheit den Tiſch er ihr innig befreundeten Lehrersfamilie aufzubeſſern. Es ar in ihrer Natur, neben allerlei ideellen Rumoren eine nicht erade derbe, aber geſunde Sinnlichkeit. Die Krauſes ſahen in r, zugleich mit Bewunderung, eine Wohltäterin. Obgleich ine Blutsverwandtſchaft nicht vorhanden war, hatte man das ertrauliche Du im Verkehr der Familien eingeführt, was llerdings mit großer Freiheit, aber doch ſtets mit reſpektollem Anſtand gebraucht wurde. Für die Mädchen, Hedwig nd Marta Krauſe, ſorgte Frau Scheibler in Mütterlichkeit, und dieſe, wie viele junge Mädchen der Umgegend, waren ihr manches ſchuldig geworden: ſie war eine eifrige Gärtnerin. Selbſt mit einer klangvollen Stimme begabt, die allerdings unter den harten und rauhen Lauten ihrer Sprache verborgen lag, ward ſie nicht müde, die etwas hilfloſen Gutstöchter zu Muſik und Geſang anzuhalten. Sie lehrte ihnen nützliche Künſte: nicht nur, wie man ſich in Geſellſchaft bewegen, wie man ſich einen Hut garnieren, wie man ſich kleiden, ſondern auch, wie man ſich gelegentlich tüchtig mit Waſſer und Seife waſchen ſoll.

In ihrer Jugend war Frau Scheibler auf Bällen eine berühmte Tänzerin. Sie würde die Mädchen das Tanzen gelehrt haben, wenn nicht ihr Leben durch den frühen Tod ihres einzigen Knaben mitten im Wuchſe geknickt worden wäre. Früher von einer heiteren Religioſität und vertrauenden Weltfreude, hatte ſie ſeit der Zeit zwiſchen ſich und der Welt eine Kluft gemacht. Sie lebte in Feindſchaft mit der Welt und zwar aus dem Grunde, weil dieſe ſie im Laufe des Lebens um jede, auch um die letzte Hoffnung, betrogen hatte. Ihr Hoffen war nun auf Chriſtum geſtellt! Und wenn die Welt ſie um die nahen Erfüllungen einer heißen Jugendliebe geprellt, ſpäter der Mutter ihr Letztes und Liebſtes genommen hatte, ſo hing ihres innerſten Herzens Blick nun an dem himmliſchen Jeſuskinde und an dem himmliſchen Bräutigam, mit denen ſie, myſtiſch vermählt, zur traumwandelnden Einheit im Jenſeits wurde. In dieſem Betracht kam ſie bei Quintens Anblick Entrüſtung und Abſcheu an, deſſen Behauptung, er ſei der Heiland, verbunden mit ſeiner platten, gewöhnlichen Gegenwart, ihr eine freche Verhöhnung der göttlichen Glorie ihrer qualvollen Träume ſchien.

Sie ſagte zu Hedwig: „Wie kommſt du dazu, weshalb haſt du dir dieſen entſetzlichen Menſchen mitgebracht?"

Der kleine Scheibler war auf dem alten Kirchhof in Dronsdorf begraben, der, außer bei Todesfällen in der Familie des Kirchenpatrons, nicht mehr gebraucht wurde. Er war verſchloſſen, und der roſtige Schlüſſel zu ſeinem alten, ſchmiedeeiſernen Gittertor, ſowie ein zweiter, größerer, mit dem man das Eingangsportal eines verwitterten Kirchleins, das die Gräber bewachte, öffnen konnte, wurden im Schulhaus aufbewahrt. Faſt immer, ſo oft Frau Scheibler die Lehrersleute beſuchen kam, geſchah es, um auch das Grab zu beſuchen. Die Nähe der Stätte, wo die Frucht ihres Leibes begraben war und in einem metallenen Sarge ruhte, erfüllte die Mutter mit jenem ſchmerzlichen Glück, das in der trockenen Wüſte ihres Daſeins allein die quellende Inſel bildete. Man hätte ihr nochmals den Sohn und hätte ihr mehr als den Sohn geraubt, wenn man ſie aus der Nähe des efeuumſponnenen Hügels hinweggezwungen, oder ſie an ihren faſt täglichen Gängen zu Grabe gehindert hätte. Alles, was in ihrem Innern noch blühend war, hätte man ſo in Aſche gelegt.

Alle Krauſes, nur nicht die ſchwerbewegliche, freundliche Mutter, gaben ihr, nach genoſſenem Abendbrot, zum Grabe des Sohnes das Geleit. Quint hatte ſich ihnen angeſchloſſen. Frau Scheibler, die mit männlichem Schritt voran, neben Krauſe ging, ſchien Quint gefliſſentlich nicht zu beachten. Des Lehrers laute Stimme erſcholl, als ſie den kleinen Kirchhügel aufwärts kletterten, und hallte, in der lauen Stille der ſinkenden Nacht, von den Mond-beſchienenen Giebeln der Kätnerhäuschen, ſowie von der weißen Rückwand des Kirchleins zurück. Die Schweſtern Krauſe ſtiegen langſamen Schrittes hinterdrein, die eine rechts, die andere links neben Quint. Je ferner die Stimme des Vaters verhallte, um ſo lauter und ausſchließlicher war die Luft vom Bacchantengeſchmetter der Grillen erfüllt.

Quint erfuhr nun Frau Scheiblers Schickſal. Hedwig vor allem erzählte ihm, mit welchem Glanz, mit welcher allgemeinen Teilnahme der kleine Lorenz Scheibler zur Erde beſtattet worden ſei. Man hatte den Sarg vor den Altar geſtellt, von deſſen Stufen fünf oder ſechs Paſtoren nacheinander Worte der Liebe, Worte des Glaubens, Worte der Mahnung und Worte des Troſtes über ihn ausſchütteten. Den Segen am Schluß erteilte ein noch amtierender, neunzigjähriger Greis, deſſen tiefe Inbrunſt, deſſen edles, verklärtes Antlitz und ſilberweißes, bis zur Schulter wallendes Haar auf die damals noch kindlichen Schweſtern einen erhabenen Eindruck gemacht hatte.

Maria übertraf ihre Schweſter Hedwig an Frömmigkeit, obgleich dieſe das Kleid der Diakoniſſinnen trug und ihr an Werktätigkeit überlegen war. Im Weſen Hedwigs lag etwas Suchendes, während das in ſich beruhende Weſen Mariens einer inneren Harmonie zu lauſchen ſchien. Beide waren von einer großen Verehrung für Frau Scheibler erfüllt, deren beinahe abweiſend feſtes Verhalten Quint gegenüber ſie merkbar beunruhigte: deshalb und weil ſie nicht ohne Grund annahmen, Quinten ſei die liebloſe Art der Frau Scheibler ihm gegenüber bemerkbar geworden, ſprachen ſie ſehr viel Gutes von ihr und ſuchten ſie mit dem Schmerze um den toten Sohn zu entſchuldigen.

Allein Emanuel ſchien durch die Gegenwart der Frau Scheibler nur eigentlich in bezug auf ſie ſelbſt berührt und widmete dem Bericht ihres ſchweren Schickſals eine ruhige Aufmerkſamkeit. Allerdings gebot er oben am Hügel, an der offenen Kirchhofspforte angelangt, den Schweſtern, mit einer unwillkürlichen Aufwärtsbewegung der Rechten, Stillſchweigen, und zwar gebannt durch den abendlich nächtlichen Zauber, der in der Natur zu walten ſchien.

Hedwig Krauſe, die Diakoniſſin, ſtand im vierundzwanzigſten Jahr, während Maria das zwanzigſte noch nicht erreicht hatte. Maria war von einer blonden Anmut und bereits von einer vollen, weibhaften Lieblichkeit, deren Reiz durch die kindliche Anmut eines ovalen Geſichtchens geſteigert wurde: es atmete Unſchuld und Jungfräulichkeit. Hedwigs Züge waren durch die Strenge ihres entbehrungsreichen Berufs bereits geprägt worden. Es war nicht ſchwer zu entziffern, was darin von bitteren Erfahrungen aller Art zu leſen ſtand. Immerhin war auch ſie noch in einer ſchönen Blüte der Jugendlichkeit, und die beiden Dronsdorfer Lehrerstöchter wurden, jede in ihrer Art, zu den hübſcheſten Mädchen der Gegend gezählt.

Indeſſen war Frau Scheibler mit Vater Krauſe am Grabe geweſen und ihre Stimmen näherten ſich. Ein großer Schlüſſel wurde hörbar in das roſtige Schloß des Kapellenportales geteckt, und man vernahm, wie die Türe ſich öffnete. Im tiefen, lüſternden Schatten der tauſendjährigen Lindenbäume fanden ich bald darauf Quint und die Mädchen vor der dunklen Tiefe des Kirchenſchiffes, neben Kurt Simon, der auf irgendinem anderen Wege gekommen war. Im Innern des Kircheins zuckte ein Licht, und vom Orgelchor fing es leiſe zu ummen, ſtärker zu brummen und ſchließlich ſtark und haroniſch zu tönen an.

Die Orgel ſchwieg und Kurt Simon wurde von Krauſe mit iſer Stimme hinaufgerufen. Kurt verſtand ſich aufs Balkenreten, und als er nun dieſe Tätigkeit im Dunkeln ausübte, egann Krauſe ernſtlich zu präludieren. Endlich erfüllte über en niedergedämpften Klängen ſchwebend ein klarer, ergreifender Ton den Raum, der Quint und den Schweſtern vom Himmel zu kommen ſchien und dem ſie gebannt und ergriffen lauſchten. Zuweilen geſchah es, daß Frau Scheibler, wie jetzt, in der Kirche ſang, mitunter mit dem Lehrer und einem balkentretenden Bauernjungen allein, gelegentlich, wenn der Wunſch ſie zu hören bei einigen Freunden wieder beſonders rege wurde.

O Jeſu, ſüßes Licht,
nun iſt die Nacht vergangen.
Nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Während des Liedes ſtieg Emanuel Quinten, der zwiſchen den Schweſtern auf einer der alten Kirchenbänke Platz geſucht hatte, das Bild der armen von Krämpfen geſchüttelten Marta Schubert auf, die eben das gleiche Lied, aber mit einem kunſtloſen und kindlichen Stimmklang geſungen hatte. Er fühlte wohl, der Ton, wie er ſich hier durch die menſchliche Kehle rang, war von einer tiefen Begnadung erfüllt. Er war von Schmerz und Inbrunſt geheiligt und niemals, ſo weit Emanuel ſich erinnern konnte, war der verehrte Name des Heilands, der Name Jeſus, wie hier, auf ſo vollen, reinen und zärtlichen Liebeswellen zu ſeinem Ohr herabgeſchwebt.

Der Narr in Chriſto hatte, ſeit er im Hauſe des Gärtners wohnte, ein ſtilles und heiteres Weſen angenommen, deſſen Äußerungen, zumeiſt ohne jeden werbenden Zug, von nichts anderem zeugten, als von menſchlich herzlicher Einfachheit. Die gewonnene Einſicht, die Sicherheit des umfriedeten Daſeins, hatte den Sonderling mit einer heiteren, inneren Harmonie erfüllt. Sehet die Vögel unter dem Himmel an, ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln auch nicht in ihre Scheuern. Der

Geiſt dieſes Heilandswortes ſchien wirklich in ihm beglückend lebendig zu ſein. Nun aber ſtieg es gleich dunklen Schatten aus tiefen Abgründen ſeiner Seele auf, als die triumphierenden Klänge des Liedes, durch die Erinnerung an eine häßliche Kinderſtimme entſtellt, die Hölle des Weber-Schubertſchen Hauſes vor das innere Auge des Jünglings emporhoben. Ihn durchzuckte ein Schmerz, der nur zum Teil aus der Bruſt der klagenden Mutter ſtammte und der einer ſchwarzen Flamme gleich, brennend und freſſend in ihm aufloderte. Emanuel wußte, daß es ſein alter Begleiter aus den Tagen ſeines erwachenden Daſeins war, der ſich wieder ankündigte: und zwar ein Begleiter von anderem Schlag, als der Schmerz der Mutter um ihren Sohn. Emanuel dachte an ſeine Mutter, aber der feuchte Glanz ſeiner Augen, den der gleißende Mond durch die Kirchenfenſter traf, galt ihr nicht. Er mußte der Mutter des Heilands gedenken und ſich geſtehen, daß dieſe ihm ſelber hart begegnende Frau, die er ſingen hörte, Marien am Kreuze nicht unähnlich war.

Kurt Simon hatte Emanuel Quint in das Gaſthaus begleitet, wo ihm durch den Lehrer Krauſe ein kleines Quartier ausgemacht worden war. Zum zweitenmal fühlte der junge Menſch ſich durch die Erſcheinung des „Menſchenſohnes", wie er ſich ſelbſt ja genannt hatte, angezogen. Er fand ihn verändert. Er unterhielt ſich, am Wirtstiſch des leeren Gaſtzimmers ſitzend, mit ihm vertraulich und in unbefangener Natürlichkeit. Dazu hatte der arme, junge Menſch im Scheiblerſchen Hauſe wenig Gelegenheit, das er übrigens bald verlaſſen wollte, um in der nahen Hauptſtadt der Provinz neuen Wegen und Zielen nachzugehen. Er befand ſich in einem gefährlichen Alter, wo der gärende Saft in die Krone ſteigt und der quälende Rauſch der Liebe ſich ankündigt. Ein Alter, wo die Lockungen dieſes Rauſches am Herzen ſaugen, ohne daß er erreichbar iſt, wo denn ein brennend heißer, ins allgemeine drängender Liebestrieb, zuweilen zu Rändern von Abgründen führt, ja, den Liebenden dort, mit einer Verfluchung der Welt auf den Lippen, hinunterzieht. Denn die wilden Umarmungen, mit denen man das heiße Leben in Zeiten der Jugend zu fangen gedenkt, finden nicht ſelten einen ganz anderen Gegenſtand, und das Quietiv der Liebe wird in einem ganz anderen Bette erlangt, als es die Sucht dem Knaben vorgaukelte.

Es iſt durchaus nicht alles bekannt, was Kurt Simon und Emanuel Quint an dieſem Abend miteinander geredet haben, jedenfalls trat Frau Scheibler ohne Kurt in Begleitung eines Knechtes, den Krauſe hielt, den Heimweg an. Sie hatte ſich auch nach der Rückkehr vom Kirchhof im Zimmer der Lehrersleute noch weiter über Emanuel aufgeregt und beſonders behauptet, wie gleichſam der Segen Gottes immer bei ſeinem Erſcheinen zurückweiche.

„So,“ ſagte ſie, „hat er auch in den häuslichen Kreis der allzuguten, allzuvertrauenden Heidebrands nur Verwirrung gebracht. Der junge Beleites iſt bitter unglücklich. Die arme, verleitete Ruth von einem fremden, trotzigen Geiſt erfüllt, deſſen Urſprung ſchwerlich im Himmel zu ſuchen iſt. Und übrigens geht er niemals zur Kirche.“

Frau Scheibler erlebte, daß die Lehrerstöchter den Narren verteidigten. Sogar Marie, obgleich ihre Stärke mehr das Zuhören, als das Reden war. Sie vermaß ſich, indem ſie lebhaft errötete, für den reinen, gottgefälligen Wandel Emanuels Bürgin zu ſein.

Von nun an erſchien Emanuel wöchentlich mehrere Male im Lehrerhaus. Obgleich Frau Scheibler, ſo oft ſie kam, dieſelben Bedenken äußerte und ſich auf jede Weiſe fern von dem Narren hielt, war er im Kreiſe der Lehrersfamilie ein immer willkommener Gaſt geworden. Man ſah ihn oft ſtundenweit mit Marien an den Rainen der abgeernteten Felder dahinwandeln, und die Eltern des Mädchens machten ſich allbereits mit dem Gedanken vertraut, eines Tages die beiden am Altar vereinigt zu ſehen. Herr Krauſe, der freilich bisher den Mut nicht gefunden hatte, gewiſſe Erwägungen vor Quint zu verlautbaren, hatte ſich die Zukunft der beiden ſogar einigermaßen zurecht gemacht. Warum ſollte Emanuel, deſſen Lernbegierde in dieſen Wochen und Monden beſonders rege war, nicht die Begabung zum Miſſionar haben, und warum ſollte er nicht eines Tages, von Herrnhut geſendet, mit Marien als Ehefrau an der Seite, als Heilandsapoſtel unter die Heiden gehn.

Zwiſchen Quint und Kurt Simon hatte ſich eine Art Freundſchaft entwickelt. Wenigſtens hatte Kurt Simon den Sonderling zweimal in Militſch beſucht und war auch von ihm zu Spaziergängen abgeholt worden. Wiederum zeigte ſich Quintens ſeltſame Anziehungskraft, die ihre Wirkung vielleicht gerade deswegen ausübte, weil die Abſicht zu wirken an Emanuel niemals zu ſpüren war. Kurt laborierte immer noch mit für und wider an einer gewiſſen Abart des proteſtantiſchen Chriſtentums, wie es im Kreiſe der Scheiblers gepflegt wurde. Hier wurde ihm nämlich gleichſam täglich die Piſtole auf die Bruſt geſetzt und ewiger Fluch oder ewiger Segen, ewiger Tod oder ewiges Leben, ewige Seligkeit oder Verdammnis in alle Ewigkeit zur Wahl geſtellt. Die Verwirrung des Jungen war grenzenlos. Dabei hatte die unzulängliche Nachtruhe, die ihm beruflich gegönnt werden konnte, die Nerven des Jünglings überreizt. An beiden Enden durch das Leben auf eine geringe Spanne Zeit zuſammengedrängt wurde ſein Schlaf von Leben, in Geſtalt des Traums, überſchwemmt. Seine Träume gaben den Ideen, die am Tage erörtert worden waren, zuweilen eine furchtbare Wirklichkeit. Düſtere Landſchaften, gleichſam vor Erſchaffung der Welt, das jüngſte Gericht mit Poſaunenſtößen und nahem Weltuntergang, Qualen der Hölle wurden Ereignis und entließen den Träumer morgens mit einer bleiernen Müdigkeit. Aus dieſen ſchwülen Gewittergärungen zuckte der befreiende und erlöſende Blitz des Gedankens noch nicht. Es war alles ein dumpfes Schwelen und Hingären. Die ſchreckliche Mitgift der Todesfurcht, verſtärkt durch die Angſt vor Höllenſtrafen, hatte Kurt Simon noch nicht aus dem Blute geſchwitzt. Dazu war ihm das Leben verbarrikadiert worden. Wenn ſich in heißen, libidinöſen Träumen das Erwachen der Liebe ankündigte und mit einer entzückenden Wonne das Paradies in die angſtvollen Schatten der Nächte ſich eindrängte, ſo ward Kurt Simon, weil er dies alles für Lockung des Teufels hielt, in noch weit höherem Maße von Gewiſſensängſten gefoltert. Man ſah ihn nach ſolchen Nächten ſcheu umher ſchleichen, gleichſam gezeichnet und ſchuldbewußt, als wie jemanden, der ein Verbrechen verheimlichen muß.

Emanuel Quint, etwa zehn Jahr älter als Kurt, wurde für dieſen zur Autorität. Der ganze ruhig gelaſſene Einfluß ſeines Weſens, wie es in jenen Zeiten war, die lautere Menſchenliebe, die es ausatmete, gab Kurt ein Gefühl der Erneuerung und Geborgenheit. Es war kein drohender Zug in Quint. Das wenige, was er den endloſen Jugendbeichten des neuen Freundes entgegenſetzte, hatte für dieſen die befreiende Kraft des: „Deine Sünden ſind dir vergeben". In Kurt erwuchs ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit, nicht allein deshalb, weil er die Achtung ſeiner ſelbſt, das Bewußtſein des eigenen Wertes durch den Schwärmer wiedergewonnen hatte, ſondern auch weil ihm dieſer, als erſter unter den Menſchen, wie gleich und gleich begegnet war. Und mehr noch: Kurt, der das edle und befreiende Glück der Freundſchaft bisher nicht kennen gelernt hatte, ward eben von dieſem Glück und von dem Stolz auf dies Glück durchaus erfüllt, womit ein leidenſchaftlicher Geiſt, ine leidenſchaftliche Liebe ſich einſtellte, die ihn mit ſeinem Idol verband.

Quint wurde zuweilen eingeladen. Nicht allein weil ſeine onderbare Apoſtellaufbahn unvergeſſen, ſondern hauptſächlich weil er der Gaſt des Gurauer Fräuleins war, wurde ſeine Perſon an vielen Honoratiorentiſchen im Umkreis von Milzſch Geſprächsgegenſtand. Man konnte ſich über ihn nicht einigen, atte ſich doch der allgemeinſten Geringſchätzung das Urteil es Gurauer Fräuleins, der Heidebrands und endlich des allemein beliebten und geachteten Lehrers Krauſe entgegengeſtellt. n Volke wurde Emanuel nie anders als der Milzſcher Narr nannt. Das war ihm ſelbſt nicht verborgen geblieben. Und e große Partei, die im Streit der Meinungen ihm entgegennd, hatte reichlich Gelegenheit, ſich auf die vox populi zu rufen, die ja die Stimme Gottes iſt.

Man weiß in Schleſien ebenſowohl als in gewiſſen anderen ovinzen Oſtelbiens, daß hie und da ein adliger Gutsbeſitzer traus kirchengläubig und doch zugleich von einer reizbaren rte iſt, die nichts von der Milde des Heilands atmet. Wenn he Leute, deren es in der Milzſcher Gegend einige gab, egentlich zu hören bekamen, wie Quint in dieſer und jener ſellſchaft, etwa beim Apotheker von Krug oder beim Rittersbeſitzer Salo Glaſer, zu ſehen geweſen ſei, ſo konnten ſie kaum genügend entrüſten. Beſonders ein Herr von Kellkel, deſſen Eigentum an die Herrſchaft Milzſch grenzte, wurde, ſo oft er dergleichen vernahm, ja ſchon durch den Namen Quints in Wut verſetzt.

Er war bereits über die ſechzig hinaus. Sein bebrilltes Geſicht, das unter der Naſe ein weißer, gewaltiger Schnurrbart zierte und das ſich im Zorn martialiſch mit weißen buſchigen Brauen zuſammenzog, ſprach vornehmlich von Härte, Intelligenz und rückſichtsloſer Unduldſamkeit. Er hatte ſich durch eine Reichstagsrede vorübergehend in das Bewußtſein der Nation gebracht, in der er die Prügelſtrafe verteidigte. Gelegentlich ſelbſt im Bereich ſeines Gutsbezirks mit Prügeln zur Hand, ſuchte ſein ſcharfes, geiſtiges Auge nach gewiſſen ſuſpekten Zeichen der Zeit umher, von denen er fürchtete, ſie könnten das Bereich ſeines herrſchenden Arms einſchränken. Soziale Fürſorge liebte er nicht. Not wollte er niemals anerkennen. Dazu gezwungen, führte er ſie ausſchließlich auf die Schuld des Betroffenen zurück und nannte ſie eine verdiente Strafe. Die ewige Mahnung zum Mitleid und zur Barmherzigkeit hätte er nicht nur am liebſten aus allen, auch frommen Schriften, ſondern auch von den Kanzeln verbannt. Schilderungen gewiſſer arger und ſchlimmer Mißſtände, Darſtellungen von Beiſpielen himmelſchreiender Dürftigkeit, wie ſie mitunter in Büchern oder Journalen vorkommen, machten den Autor, dem ſie entſtammten, in ſeinen Augen zuchthausreif. „Schloß und Riegel" — in Sätzen wie: „der Kerl gehört hinter Schloß und Riegel!" — war ſein Lieblingswort. Er ſagte: „wenn Schiller heut gelebt hätte . . ." und dann brachte der Nachſatz: „Schloß und Riegel". Kurz, Herr von Kellwinkel hätte, wenn es nach ihm gegangen wäre, die ganze deutſche Herzens- und Geiſteskultur hinter Schloß und Riegel geſetzt.

Ohne daß er ihn jemals geſehen hatte, nährte er einen wütenden Haß gegen Quint. Er war nicht nur durch den

Schlächtermeiſter und Viehhändler geſchürt worden, an den Kellwinkel ſein Maſtvieh perſönlich verhandelte und der, anſäſſig in Quintens Heimatsdorf, den nächtlichen Überfall auf den Toren in Jeſu mitgemacht hatte. Ebenſowenig hatte dieſen Haß allein der kirchenfeindliche Sektierergeiſt in Brand geſetzt, ſchließlich war es auch nicht der Kaſtenhochmut allein, der ſich in Wut umſetzte, weil, nach Meinung von Kellwinkels, etwas von Sklavenaufſtand in Quintens Verhalten zu wittern war: vielmehr lag in der bitteren Feindſchaft des Edelmanns die Erbſchaft des alten Räubers gebunden, der ſich durch Quintens bloße Exiſtenz in ſeinem Gewaltmenſchentum beleidigt fand.

Aller Augenblicke nahm er an etwas, das man ihm aus der Nähe Quintens zutrug, Ärgernis. Vor allem war es die, leider von Emanuel eigenſinnig feſtgehaltene, Wunderlichkeit, weder Geld zu nehmen noch auszugeben, die ihn immer wieder erheblich aufreizte. Es würde von Emanuel klüger geweſen ſein, wenn er nicht durch eine ſolche verrückte Gepflogenheit immer wieder, auch im niederen Volk, den Ruf ſeiner Narrheit erneuert hätte: es zeigte ſich aber, daß über dieſen Punkt auf keine Weiſe mit ihm zu markten war. Von Kellwinkel nahm aber auch an dem Zulauf, den der Milzſcher Schäfer durch Quint erhielt, Ärgernis. Das Gurauer Fräulein bekam mehrere heftig gefaßte Briefe von ihm, worin er auch allerlei Baſſermannſche Geſtalten erwähnte, die ſich im Umkreis von Milzſch bemerklich machten und vielfach auch ſeine Grenzen beunruhigten. Arbeiten wollten dieſe Leute nicht. Von ihm oder ſeinem Inſpektor geſtellt, hatten ſie ordnungsmäßig ihre Papiere vorgewieſen, hatten auch im Wirtshauſe, ohne zu betteln, ihre beſcheidene Zeche bezahlt, aber über den Grund ihres verdächtigen Umherſtreichens bekam man, wie Herr von Kellwinkel ausdrücklich hervorhob, nicht das Geringſte aus ihnen heraus. Er ſtellte dem Gurauer Fräulein anheim, dem ganzen Quintiſchen Unfug zu ſteuern, der eine Plage der Gegend ſei.

Emanuel ahnte die Gerüchte und Machenſchaften, die gegen ihn im Umlauf waren, in ihrem ganzen Umfange nicht. Sein Gefühl, in einem Verſteck von der Welt getrennt und vor ihr geborgen zu ſein, erfuhr indeſſen einige Störungen. Es war gegen Ende Februar, als ihm zum erſten Male, auf einem Gange nach Dronsdorf, Zeichen eines unter der Oberfläche ſchwelenden Volksunwillens bemerkbar wurden und zwar mitten in einer Wolke ſogenannter Kirchleute, die ihm, es war Sonntag und gegen die Mittagszeit, entgegenkam.

Es wurden ihm Schimpfworte nachgerufen, ja Hohn, Wut und Gelächter waren bald allgemein.

Als erſte hatte ein altes Weibchen hinter ihm drein gelacht. Ein Bauer im ſchwarzen Begräbnisrock und Zylinder hatte: „Achtung paßt auf" geſchrieen, mehrere Stimmen durcheinander: der „Milzſcher Narr" und der „Giersdorfer Heiland" gebrüllt. Es war ein milder Vorfrühlingstag. Das Gelärm der Spatzen in den nackten und naſſen Pappeln, die in Reih und Glied die Straße begleiteten, miſchte ſich mit dem Glockengeläute der Dorfkirchen: wozu das gehäſſige Rufen der Menſchen den ſchneidendſten Mißton gab. Quintens Seele verſtummte in ſchmerzlicher Bitterkeit. Es war ein Gram ohnegleichen, der ihn anwandelte, als er das Rudel hinter ſich ließ und die Beleidigungen nochmals durchkoſtete, womit ihn die fromme Gemeinde bedacht hatte. Hatte ſich nicht ſchon einmal jemand, dem er den Frieden bringen wollte und dann gebracht hatte, der alte Scharf, als ſähe er Satan ſelber, abgewandt? und womit konnte er es verdient haben, daß ihm von jungen Burſchen heiß ins Geſicht der Name des „Gottſeibeiuns" gebrüllt wurde.

„Das iſt der Teufel! der Gottſeibeiuns! Ihr Leute, ihr Leute, nehmt euch in acht!" und einige Tagelöhnerweiber, die ſich beſonders hervortun wollten, wieſen mit Fingern auf ihn hin und kreiſchten: „er hat einen Pferdefuß". Es war aber damit noch nicht genug. Quint glaubte ſchon mit ſeiner Beſtürzung, mit ſeinem Gram allein und dem Pöbel entronnen zu ſein, als er von irgend etwas hinterrücks gewaltſam getroffen, für einen Augenblick die Beſinnung verlor und zu taumeln begann. Ein Triumphgejohl und andere Zeichen be- ehrten ihn, daß man ihm mit voller Wucht eine harte Erd- cholle, untermiſcht mit Geſtein, gleichſam zum Abſchied, nach, und gegen den Nacken geſchleudert hatte.

Die Urſache dieſes Ausbruchs ſtand mit vielen unſichtbaren Gegnern Quints im Zuſammenhang: Gegnern, die zumeiſt nur urch das Andersſein Emanuels ihm erwachſen, zum Teil aber uch/durch den Neid auf die Gunſt des Gutauer Fräuleins ewegt waren. Er ging indeſſen vor allem auf die eine und ndere Predigt des Paſtors Beleites zurück, unter deſſen Kanzel uch jene Gemeindemitglieder ſoeben erſt das Wort Gottes enoſſen hatten, denen der Narr zu ſeiner bittren Belehrung gegnet war.

Am gleichen Tage, als Emanuel vor Marien auf ſein Er- bnis zu ſprechen kam, konnte er recht wohl merken, wie durch ine Erzählung ein gewiſſer, lange verſchwiegener Kummer in r Bruſt des Mädchens geweckt wurde. In ihrem Grame rriet ſie ſich. Die ſtill und reichlich fließenden Tränen, die n einigen bitter ſchmerzlichen Worten begleitet wurden, achten es Quinten plötzlich klar, daß man ihr den Umgang it ihm zum Vorwurf gemacht hatte.

Wirklich hatte der Lehrer Krauſe, allein, und mehrere Male ſogar in Mariens Gegenwart, ſcharfe Verhöre, Emanuels wegen, zu beſtehen gehabt. Wie ein von Gewiſſensängſten gejagter Geiſt erſchien eines Tages in der Schule Bruder Nathanael und füllte das winterlich warme, behagliche Zimmer der Lehrersleute ſtundenlang, gleichſam bis an den Rand, mit ſeinen leidenſchaftlichen Reden an, in denen das Ärgernis, zu dem Emanuel Quint den Anlaß gegeben hatte, aufgebauſcht und verurteilt ward. Der Bruder ſchien von Dämonen gejagt. Der Glaube von ehemals, den er dem armen Toren entgegengebracht, die heilige Handlung der Taufe, die er an ihm vollzogen hatte: beides laſtete jetzt wie Verbrechen auf ihm! Er ſah den Jünger und Meiſter von einſt als einen von Gott Vorworfenen und vom Teufel Verführten an und war überzeugt, durch allerlei angſtvolle Träume beunruhigt, der Richter der Welt, zur Rechten des Vaters, werde die Seele dieſes Verirrten von ihm fordern am Jüngſten Tag.

Krauſe verſuchte ihn zu beruhigen. Nicht nur gegenüber Bruder Nathanael, ſondern auch Paſtor Beleites, ja ſogar gegenüber dem eigenen Kirchenpatron, ſtand er entſchieden bei dieſer Meinung: daß Emanuel Quint ein Menſch ohne Arg und nichts als ein ſchlichter Bekenner des Heilandes ſei.

Aber die Stimmen der Gegner, derer, die ſich in ihrem Glauben verletzt fühlen, derer, die ſich in ihrem Standesbewußtſein gekränkt, über das „Glück" des Narren ärgerten — und vieler anderer, mehrten ſich. Die Protektion des Gurauer Fräuleins erweckte den Neid. Man ſchreckte durchaus nicht davor zurück, ſie nicht allein unbegreiflich zu finden, ſondern man näherte die Gunſt der Dame eigner Faſſungskraft dadurch einigermaßen an, daß man Quint zum Betrüger ſtempelte.

Alle dieſe feindlichen Stimmen widerlegte und bekämpfte

Lehrer Krauſe mit dem ſchlichten Freimut ſeiner Natur, immer unentwegt, mitunter gelaſſen, mitunter heftig.

Von alledem erfuhr nun Quint und ſchloß daraus, wie ſein im ganzen eingezogenes Leben, niemand zulieb, niemand zuleid, ihn vor den gehäſſigen Mächten der Welt nicht bewahren konnte. Sogar die Autorität des Gurauer Fräuleins ſchützte ſeinen ſtillen und wortkargen Wandel nicht. Das ſchöne Aſyl, das ihm die Dame bereitet hatte, erſchien ihm plötzlich von böſen, lauernden Mächten umſtellt, die er auf eine, ihm ſelber nicht bewußte Art und Weiſe beleidigt hatte. Man gönnte ihm auch das andere Aſyl in der Familie des Lehrers Krauſe nicht. Hier, noch mehr als in der Familie Heidebrand, hatte Emanuel die Harmonie eines klugen und ſonnigen Chriſtentums durch Wochen und Monate eines ſchönen Herbſtes und Winters hindurch kennen gelernt. Hier war der Glaube etwas Lebendiges, das eher den blühenden Aſtern im Garten, dem Geſchmetter des Harzer Kanarienvogels im Fenſter, als einem auf Gebot des ſtrengſten Lehrers eingeprägten und hergeleierten Penſum glich. Der Lehrer Krauſe pflegte zu ſagen: jede Religion iſt falſch, die den Menſchen finſter macht. Er ſagte, man könne dem Teufel vielleicht aus Zwang, aber Gott nur aus freiem und frohem Herzen dienen. Deshalb herrſchten am Krauſeſchen Herde meiſt fröhliche Laune und Geſang. Die Liebe des Lehrers zu ſeinem Beruf war aus der Liebe zu Kindern entſtanden. Krauſe ſelbſt war ein großes Kind, deſſen luſtige Blicke und ſchalkhafte Worte von dem friſchen Behagen Zeugnis ablegten, das ihm, durch die Güte Gottes, ſchon hier auf Erden beſchieden war.

Obgleich nun Krauſe im weiten Umkreis bei hoch und niedrig reſpektiert wurde, fiel man ihm doch, Emanuels wegen, immer wiederum mit der Tür ins Haus. Er mußte allerlei

Dinge erfahren, vor denen gleichermaßen ſeine unantaſtbare Berufstreue wie ſeine ſtarke Perſönlichkeit ihn bisher bewahrt hatten. Niemals hatte zum Beiſpiel Paſtor Beleites, der die Schulaufſicht führte — und überdies ſich mit Krauſe duzte! — bis zu dem Zeitpunkt irgend etwas zu rügen gehabt, wo er es ganz entſchieden tadelte, daß der Lehrer den gefährlichen Narren Emanuel zuweilen während des Unterrichts im Schulraum geduldet hatte. Feſt und energiſch, wie er war, hatte Krauſe der Mahnung des vorgeſetzten Duzbruders zwar ſeinen lachenden Eigenſinn gegenübergeſtellt, aber dadurch den verletzenden Strom zudringlicher Ratſchläge nicht aufgehalten. Vielmehr hatte der Paſtor den Umgang Quints und Mariens wie eine ſchwere Gefahr berührt und damit die alte Freundſchaft beinahe jählings zum Bruch gebracht, die ihn mit dem Lehrer verband.

An jenem ſchneeloſen Nachmittage im Februar, als dem Narren in Chriſto alles dieſes, durch Marien, bei einem Spaziergang über Feld, auf entlegenen Pfaden eröffnet wurde, tat er, ohne daß man ergründen konnte, was in ihm vorging, dieſe Ausſprüche: „Wenn ſie ſich jetzt ſchon an mir ärgern, wie erſt werden ſich dieſe Menſchen in der Zukunft an mir ärgern!“ Dann ſagte er: „Gott iſt bei mir und ich bin bei Gott!“ und außerdem: „ich habe gepredigt, wie Johannes und zur Buße gerufen öffentlich! Wenn ſie mich deshalb verfolgt haben, will ich nicht klagen. Daß ſie mich aber jetzt verfolgen, wo Licht und Leuchter unter dem Scheffel verborgen iſt, wer will dies deuten?“ Vor ſich hinſtarrend ſagte er mehrmals gedankenvoll: „Vergib ihnen, Herr, ſie wiſſen nicht, was ſie tun“. Er ſeufzte mehrmals: „Schweigen heißt ſündigen“. Dann wieder erklärte er: „es iſt Zeit“ und fügte nach mehreren Seufzern an: „des Menſchen Sohn muß ein Pilger bleiben auf dieſer Welt und der uns voranſchritt, hatte auf ihr keine bleibende Stätte, es heißt von ihm, er hatte nicht, wo er ſein Haupt hinlegte auf dieſer Welt".

Marie Krauſe war mit Quint um die Veſperzeit in die Schule zurückgekehrt. Während Emanuel einige Bücher durchblätternd im Wohnzimmer ſaß, hatte ſie ihrem Vater berichtet, was Emanuel widerfahren war und was er geſagt hatte. Krauſe begab ſich, betroffen und erregt, ſtehenden Fußes zu Quint hinein.

In einer nun ſich entſpinnenden, durch einige Stunden währenden Ausſprache hatte Krauſe mit vielen klaren und klugen Worten Emanuel ſeine Lage den lokalen Mächten gegenüber nicht nur bis ins letzte deutlich gemacht, ſondern er war noch weiter gegangen und hatte dem Toren, als offenherziger älterer Freund, anheimgeſtellt, ob es nicht möglich ſei, erſtlich die Marotte von wegen des Geldablehnens einzuſtellen, durch die nun einmal die Leute gereizt würden. Überdies empfahl er Quinten, doch gelegentlich Sonntags einmal, und womöglich zu Paſtor Beleites, in die Kirche zu gehen. Daß er dort niemals geſehen wurde, war nämlich der hauptſächlichſte Anlaß allgemeiner Erbitterung.

Der kluge Freund und Berater traf indeſſen bei Emanuel Quint auf einen unerſchütterlich feſten Widerſtand.

Mit vieler Vorſicht, aber trotzdem mit herzlicher Dringlichkeit, verſuchte der Lehrer auf die, ſeiner Anſicht nach, ſchwächſte Seite im Weſen Emanuels einzuwirken: ein Beginnen, wozu der lange erwartete Anlaß nun endlich gekommen war. Das Mundſtück der langen Tabakspfeife bald hier, bald da zwiſchen die Zähne geklemmt, ernſte Rauchwolken aus beweglichen Nüſtern blaſend, rückte er ſein geſticktes Käppchen temperamentvoll bald gegen das rechte, bald gegen das linke

Ohr und ſchien ſo in ſeiner nüchternen Friſche alles andere eher, als ein Freund von Verſtiegenheit. So war es denn auch nicht das Abenteuer mit den Kirchleuten, das ihm die ſtärkſte Beſorgnis einflößte, ja nicht einmal die hinter dem Vorgang lauernde Gegnerſchaft, ſondern es waren die abgeriſſenen Worte, die Quint gebraucht hatte.

Zum Unterſchiede von vielen frommen Leuten ſeiner Umgebung miſchte Krauſe in ſeine alltägliche Rede niemals oder ſelten ein Bibelzitat. Und auch Emanuel hatte in dieſer ganzen, ſtillen Epoche ſeines Daſeins kaum einen Anlaß dazu gefunden: und niemals in Krauſes Gegenwart. Aber nach und nach unterrichtete ſich der Lehrer unter der Hand genau von Quintens Vergangenheit und konnte ſich alſo nicht verhehlen, daß große und heilige Worte im Munde zu führen Quintens beſondere, ärgernisſtiftende, üble Gewohnheit war. Hier lag ein Keim, aus dem der Lehrer jedwede Gefahr für das ſonſt ihm ſo angenehme Weſen Quintens herleitete. Als er nun aber auf die, von jenem, vor Marien, gebrauchten Heilandsworte zu ſprechen kam, indem er gedachte, das Gottesſchickſal des gebenedeiten Heilands der Welt, von dem ſchlichten Erlebnis Quintens zu ſondern, fehlte dem ſonſt ſo gewandten Manne ſelbſt das Wort. Unter dem Blicke der großen und ruhigen Augen Quints vermochte er jenen, ſeiner Anſicht nach nötigen, ärztlichen Schnitt nicht auszuführen, wodurch er den Rückfall in eine Krankheit, die gefürchtete, ſchon beinahe überwundene Narrheit des Narren, verhüten wollte.

Sechzehntes Kapitel

Zu Anfang des Monats März erſchien in der Gärtnerei ein entſetzlicher Kerl, der einem Affen, ja einem Pudel faſt ebenſo ſehr als einem Menſchen glich. Die Gärtnerburſchen, die eben, weil die Märzſonne einen klaren Tag begann, die langen Reihen der Frühbeete lüfteten, ſchrieen einander lachend an und verſpotteten ihn. Der böhmiſche Joſef fragte nach Quint und als man ihm das Haus des Obergärtners und das Giebelzimmer, das der Schützling des Gurauer Fräuleins bewohnte, gewieſen hatte, ſchritt er, plumpen Ganges, mit ſeinen gebogenen Beinen gegen die Eingangstür. Hier traf er auf die ſchlanke Geſtalt der bleichen Ruth Heidebrand, die er lange anſtarrte und dann ebenfalls nach Emanuel Quint fragte. Zurechtgewieſen, begab er ſich über die knarrende Stiege zu jenem hinauf.

Der böhmiſche Joſef war der vierte oder auch fünfte Bote, den die Talbrüder an Quinten geſandt hatten. Dieſer hatte den Sendlingen allen nach der Reihe ſehr beſtimmt erklärt, wie es ſeine und aller chriſtlichen Brüder Pflicht in Jeſu ſei, geduldig des kommenden Tages zu harren. Jeder, riet er, ſolle einſtweilen an ſeine ihm nach Geſtalt der Dinge zugewieſene Arbeit gehn: ein Rat, den ſie indeſſen nicht befolgt hatten.

Als nun der arme Messias designatus der Talbrüder, Quint, den Boten nach ſeinem Begehren fragte, rückte dieſer beinahe dummdreiſt trocken mit der Frage nach Quintens Geheimnis, dem Geheimnis des Reiches Gottes, heraus.

Emanuel ſah ihn an und lächelte.

Dieſes liebe, kaum merkliche Lächeln, das zuweilen um Emanuels Lippen ſpielte, war etwas, das ihm unwiderſtehlich viele Herzen gewann. Martha Schubert, die barmherzige Schweſter Hedwig Krauſe, Ruth Heidebrand und Marie Krauſe träumten davon. Dies ſtumme Lächeln, das ſo viel zu verſtehen, ſo viel zu vergeben ſchien, glich einem Frühlingsſonnenblick, der zu gleicher Zeit das Eis zerſchmilzt und die Blume zum Blühen bringt. Dies Lächeln lockte die Schar der Kinder, von denen Emanuel, wo er ſich blicken ließ, immer ſogleich umgeben war. Es war ein verführeriſches Lächeln, das auch den böhmiſchen Joſef wehrlos auf die Knie und zu einem keuchenden Handkuß zwang.

Quint wurde ernſt und anſtatt zu antworten, forſchte er den ſeltſamen Boten nach dem Leben der Brüder und nach dem Anlaß ſeiner plötzlichen Fragen aus.

Joſef ließ ſich dahin vernehmen, es ſei, um dieſes Geheimniſſes willen, ein großer Streit unter ihnen entbrannt. Der eine ſage: denen, die an die Sendung Quintens glaubten, ſei allbereits das Geheimnis ſchon offenbar. Denn es beſtünde eben juſt darin, daß Quint der neue Meſſias wäre! Der andere meinte, er glaube, Emanuel ſei in einem gewiſſen Betracht der wiedergekehrte Erlöſer ſelbſt, aber wer ſeine Worte, die er bei dieſer und jener Gelegenheit geſprochen habe, beherzigt hätte, der müſſe auch wiſſen, wie es noch ein letztes Geheimnis gäbe, das Emanuel Quint für ſich behielt. Beide Meinungen hatten Anhänger. Andere erklärten, und wagten es, zu erklären, trotz des fanatiſchen Glaubens der Brüder Scharf, es ſei überhaupt noch nicht erwieſen, ob Quint der wahre Geſalbte ſei. Dieſe Frage bedecke Quintens Geheimnis.

Die letzte Anſicht hatte einen wütenden Kampf entfacht.

Der böhmiſche Joſef begann ihn nach ſeiner Art, ernſthaft und pfiffig zugleich, zu ſchildern. Die Brüder Scharf, er verhehlte es nicht, hatten mit raſenden Stimmen den Lärm der Streitenden überſchrieen und einen Menſchen, der ſich ſo deutlich erklärt habe wie Emanuel Quint, falls er dennoch das Blut des Sohnes, den Geiſt des Vaters, nicht in ſich trage, den größten Betrüger der Welt genannt.

Der arme Emanuel war ein Gottſucher. Jede andere Bemühung, jeder andere Zweck ſeines Daſeins trat hinter dieſes Suchen, dieſes Gottfinden, Gottergreifen, Gottbehalten zurück. Aber nicht mit dem Verſtande ſuchte er Gott, ſondern er ſuchte hn mit der Liebe. Und dieſe Liebe, gleichſam in den Beſitz er Gottheit gelangt, ſtrömte, nicht anders wie eine Sonne er Gnade, über Brüder und Schweſtern, Kinder und Greiſe, ahme, Taube und Blinde aus. Das göttliche Licht weckte öttliches Licht! und dann war zwiſchen Quint und dem Bru- er, Quint und der Schweſter die Fremdheit wie ein Nebel erſtört und die reine Einheit in Gott gewonnen. So ward zu Zeiten mit Marie, zu Zeiten ſogar mit der ſomnam- len Ruth Heidebrand heimlich unter die gleiche Illumination, ter die gleiche Erleuchtung geſtellt.

Ebenſo auch mit den Brüdern Scharf und mit allen jenen ühſeligen und beladenen Menſchen, mit denen gemeinſam er h in irgendeiner Stunde der Andacht, auch nur ahnungsweiſe, Bereich der göttlichen Liebe gefunden hatte.

Aber nun hob ſich mitten aus dieſer Schar eine ſchwielige uſt und bedrohte ihn.

Quint litt ſeit Wochen ſchlafloſe Nächte. Bis dahin hatte ſtille Friede, das geſicherte Gleichmaß der Seßhaftigkeit, ten gewiſſe Annehmlichkeiten des Lebens ihn in eine Art moniſcher Ruhe eingelullt. Sie hatten auch die Leidenſchaft ſeines Gotterlebens vermindert. Eben aus dieſem und keinem anderen Grunde ſtand er bei allen, die ihn damals gekannt hatten, ſpäter in angenehmſter Erinnerung. Denn er näherte ſich, außer durch den Äther des Göttlichen, ſeinen Mitmenſchen eigentlich nicht: weder dadurch, daß er etwa eigene, perſönliche Angelegenheiten zur Sprache brachte, noch etwa an ſolchen Geſchicken anderer Anteil nahm. Naturen wie Marie Krauſe ſchien dieſe perſönliche Unnahbarkeit des Sonderlings gerade etwas wie göttliche Nähe zu ſein.

Aus dieſem Halbſchlaf war nun Emanuel gleichſam durch eine Folge von harten Schlägen gegen die Tür ſeines Hauſes erweckt worden. Ein Nebel zerriß und er fand ſich mit ſeiner Liebe und Gott im Herzen, nackt, den Forderungen ſeiner leidenden Brüder und Schweſtern, dem unbarmherzigen Haß der Welt und dem gebietenden Ruf ſeines eigenen Gewiſſens oder auch Dämons gegenübergeſtellt.

Das Wort Betrüger erſchütterte ihn, obgleich er ſich von irgendeiner Schuld des Betruges vollkommen frei fühlte. Ja es ſtieg in ihm eine Wallung jäher Entrüſtung auf, die aber gleich darauf in Verſöhnung endete. Dieſe Menſchen irrten, waren betört, aber ſie hatten mit der gleichen Leidenſchaft wie er ſelber Chriſtum geſucht und ſo blieb er ihnen in Chriſto verbunden.

Er fühlte wohl den Bann der Gefahr ihrer Zähigkeit. Die Gebrüder Martin und Anton Scharf liefen wie die Leithunde einer nach Erlöſung lechzenden Meute hinter ihm her. Seit ſie auf dem Markte der kleinen Stadt, wo er ſeine erſte Bußpredigt hielt, ſeine Spur aufgenommen hatten, ließen ſie ſeine Fährte nicht los und folgten ihm über Flüſſe und Abgründe. Dennoch ſah er ſie nicht als jagende Raubtiere, ſondern mehr als gehetzte Schafe einer verirrten Herde an und war ihnen, wie geſagt, mehr in Kameradſchaft und Liebe in hirtenhafter Verantwortlichkeit als durch Furcht verbunden.

Immerhin erlebte der arme Deſignatus ſchon jetzt und bei der Erzählung des böhmiſchen Joſef das kurze Entſetzen eines ahndevollen Augenblicks: eines Augenblicks, wo er ſich ſelbſt als das Wild fühlte, das mehr und mehr von unbarmherzigen Jägern umgeben war. Er ſpürte die unſichtbaren Feinde, die ſich um ſeine Stätte ſammelten. Oder waren es Richter und hatte er irgendeine Schuld abzutragen an die Welt?

Nein! Er hatte ſich höchſtens ſchuldbewußt gegen Gott empfunden, bevor ſeine Rechnung mit ihm durch Jeſum, den Mittler, beglichen wurde. Durch Jeſum, der in ihm, ja der ſeine Seele war.

„Nicht ich lebe, ſondern Chriſtus lebet in mir,“ dieſes apoſtoliſche Wort war ihm zur eigenen Natur geworden.

Doch leider aus dieſer Wiedergeburt ſtieg, wie der Keim aus dem Mutterboden, das traurige Schickſal des Toren hervor.

Ich habe die myſtiſche Hochzeit gefeiert, ſagte er ſich und der Traum im Kerker, wo der Heiland in ihn hineingegangen war, ſtand täglich vor ihm, mit der Kraft einer Wirklichkeit. Bin ich Jeſus, ſo trage ich ſeine Verantwortung. Ich bin Jeſus und trage ſie, ſchloß er weiter. Die Talbrüder, die mich den Heiland nennen und die ſeine Werke von mir fordern, haben in dieſem Sinne recht. Man könnte ſagen, daß ſich das Heilandsbewußtſein Quintens in dem Maße vergröberte, als er genötigt war, es den rohen und grellen Forderungen der niederen Bedürftigkeit ſeiner Gemeinde anzupaſſen.

Die Unterredung zwiſchen Quint und Joſef, der übrigens Ruth Heidebrand hinter der Tür zur Dachkammer, wo die Blumenzwiebeln aufbewahrt wurden, gelauſcht hatte, wäre nun wohl mit Quintens gelaſſenen Worten geſchloſſen geweſen, durch die er die Brüder, ohne die Frage nach dem Geheimnis zu beantworten, grüßte und zur Geduld ermahnen ließ; aber der böhmiſche Joſef fing nach einigem Zögern aufs neue zu reden an, immer weiter und weiter ausholend, bis ein höchſt ſonderbarer Bericht zutage kam, deſſen Schluß Emanuel Quint, entrüſtet von ſeinem Sitze aufſpringend, durch einen Schlag auf den Tiſch begleitete.

Nie hatte Ruth, die an der Türſpalte das Antlitz des Narren in Chriſto beobachten konnte, ihren Abgott im Zorne, geſchweige in einem ſo heiligen Zorne wie jetzt, geſehen.

„Man ſoll nicht neuen Wein in alte Schläuche füllen wollen," rief Emanuel. Und mit einer mehr gewöhnlichen, gar nicht bibliſch gezirkelten Redeweiſe ſagte er heftig etwa dies.

„Geh und ſage den Brüdern: was ſie da treiben iſt Unfug, aber nicht Gottesdienſt. Sage ihnen, der Heiland iſt in Gott und Gott in ihm und erkläre ihnen, wie er weder zur Rechten Gottes noch Gottvater zu ſeiner Linken ſitzt. Wenn ſie ſich um den Vorrang im himmliſchen Reiche ſtreiten wollen, ſo iſt es das gleiche, als wenn ſich die Kriegsknechte ſtreiten oder würfeln um die Kleider des toten Chriſtus am Kreuz. So lüfte ich mein Geheimnis, ihr verwilderten Knechte der Gier! Ihr hölliſch Wahnwitzigen. Habt ihr des Menſchen Sohn zum Richter am jüngſten Tage gemacht, ſo ſeid ihr ſelbſt zu Verbrechern geworden! Habt ihr ihn zu einem König mit Zepter und Schwert und zum Herrn der Erde gemacht, ſo habt ihr ihm eine blutige Narrenkrone aufgeſetzt und ihn als König der Himmel entthront! Ihr Narren und Narrenknechte, dient ihr um Lohn? So zieht den Pflug und freßt euer Futter! Wollt ihr euch Schätze ſammeln, Gold und reiche Kleider verdienen, ſo geht und dient dem Mammon, nicht Gott! Was wollt ihr mit euren tauſend irdiſchen Jahren, dieſem einen kurzen Tag vor Gott? Freſſen, ſaufen, huren, bei Tafel obenanſitzen, verfluchen, verdammen, Bluturteil ſprechen, zitterndes Lob ſingen einem ſchrecklichen Adonai, deſſen Linke euch ſtreichelt, deſſen Rechte eure Brüder, Schweſtern, Väter und Mütter Myriaden um Myriaden aus den Gräbern reißt, lebendig macht und in den hölliſchen Abgrund ſchleudert? Giert ihr nach dieſen tauſend Jahren mehr als nach dem Leben in Jeſu Chriſto von Ewigkeit zu Ewigkeit? Und wehe, wenn euch das Himmelreich nichts weiter als ein erquickender Trunk für die brennende Glut eurer Rachſucht iſt. Sage den Brüdern, im Himmel werden die Letzten ſoviel wie die Erſten, die Erſten ſoviel wie die Letzten ſein.“

Es war der erſte Gedanke Quints, die zudringlich lächerliche Gefolgſchaft dieſer Talbrüder abzuſchütteln, die ihn zum Gegenſtand eines ſchreienden Aberglaubens gemacht hatte. Gleich darauf aber reute es ihn und jene Stimme, die es ihm eben geraten hatte, wurde zwar als eine Mahnung geſunder Vernunft erkannt, aber doch wurde ihr Schweigen geboten: im Namen deſſen, wie Emanuel meinte, der ganz Mitleid, ganz Liebe und der Inbegriff göttlicher Weisheit iſt.

Und dieſer, nämlich der Wille des Heilands ſelbſt, befahl Emanuel, noch am gleichen Abend den Weg zu den Talbrüdern anzutreten.

Er ſchickte den böhmiſchen Joſef voraus, damit er ihn in der Talmühle anmelde. Er ſelber verließ die Gärtnerei, ohne von jemand Abſchied zu nehmen, bei nachtſchlafener Zeit. Seine Seele in dieſer Stunde war wehmütig. Obgleich er wiederzukehren gedachte und auch nach einigen Tagen wiederkam in das Gärtnerhaus, fühlte er doch den nahen Abſchied für immer ſchon heut im Herzen. Mit leiſen Schritten trat er, nicht ohne vorher an der Schlafkammertür der kleinen Ruth gezögert zu haben, in die einſame Klarheit des Mondes hinaus. Aber er fühlte, trotzdem er auch an dem Mauerpförtchen des Parkes noch einmal gedankenvoll ſtehen blieb, daß ſeines Bleibens in dieſem Garten nicht länger war, wohin man ihn, wie einen Baum, aus ſteinigtem Boden verpflanzt hatte.

Anfänglich ward ihm traurig, aber ſchon auf der Landſtraße hinter dem Park ward ihm entſchloſſen und frei zumut und er hatte nicht nur erkannt, was er hinter ſich ließ, ſondern auch, was er vor ſich hatte. Emanuel Quintens Bruſt war voll Dankbarkeit. Er erkannte die Güte des Gurauer Fräuleins, der Krauſes, der Heidebrands und aller derer, die ihm den Zugang in das Bereich einer höher geſitteten Lebensführung eröffnet hatten: dennoch ging er jetzt mit einem feſteren, freieren Schritt ſeine Straße dahin, als jemals ſeit Monaten.

Er handelte wieder unter eigner Verantwortung. Er trat die, allen gemeinſame, Muttererde und hatte den, allen gemeinſamen, Raum des Himmels über ſich. Er genoß kein Aſyl, er genoß kein Almoſen. Alle die ſanften Feſſeln und Rückſichten, die ihn im Laufe des Herbſtes und Winters heimlich immer dichter und feſter umſtrickt hatten, fielen nun plötzlich von ihm ab. Es war ihm zumute, als ob der Gaſt, Freund, König und Gott ſeines Innern nun erſt wieder in einer ſeiner würdigen, weiten, geräumigen Wohnung wäre.

Er ſelbſt ſchritt dahin wie Gott.

Emanuels Weſen war im Göttlichen demütig. Allein es gibt einen hohen Stolz der Berufung, der ihn jetzt mit neuer Stärke erfüllte und der mit göttlicher Demut vereinbar iſt. Er fühlte wohl, die laue Güte der im Kreiſe des Gurauer Fräuleins gewonnenen Freunde, hatte ihn aus der feurig ſtrömenden Bahn ſeines Daſeins in ein ſtilles, kühles, ſtehendes, ſeichtes Waſſer hineingezogen, wo weder Strudel noch Tiefe und alſo auch keine Gefahr des Ertrinkens iſt. Alle dieſe Leute, bieder und rechtſchaffen, übten an ihm, wie ſie meinten, die anbefohlene Chriſtenpflicht der Barmherzigkeit, dabei ſelbſt nicht ahnend, wie ſie es, nach Emanuels Anſicht nur unter der Bedingung oder wenigſtens nur in der Hoffnung getan hatten, daß er Jeſum Chriſtum verleugne.

Er ſchwenkte die Arme, er hieb, als wenn er wie Petrus das Schwert des Malchus in der Fauſt hielte, durch die Luft. Faſt liebte er nun, im heiligen Zorn ſeines ſeltſamen Gottesſtreitertums, mehr jene Feinde, die ihn aus ſeinem Aſyl verjagten, als die Freunde, die es ihm bereitet hatten und die ihn darin behalten wollten.

Den Talbrüdern drohte ein Strafgericht. Aber der Irrtum, den Quint in dieſen armen Leuten vernichten wollte, erhöhte ihn. Sie hingen an ihm mit ihrem ganzen, törichten Glauben, mit ihrer ganzen törichten Hoffnung, mit allen ihren törichten Wünſchen und mit einer wilden und blinden Leidenſchaft. Die hinter ihm blieben, die er im Rücken ließ, duldeten ihn. Es iſt ein anderes, aus gutem Herzen geduldet zu werden, oder, wenn auch in Einfältigkeit und Torheit, erſehnt, geliebt, ja vergöttert zu ſein.

Freilich hatte der Narr von alledem keine Vorſtellung, was ſich mittlerweile in den Zuſammenkünften der Talmühle ereignet hatte.

Hier herrſchte die ärgſte Verwilderung.

Mit Kommen und Gehen, Hoffen und Harren, mit Beten und Singen, mit Brotbrechen und „Trinken des heiligen Blutes Jeſu", wie ſie ſagten, hatten ſie den Winter in der Mühle des Müllers Straube zugebracht. Dieſer, ein Mann, wie geſagt, deſſen ſchweigſames Weſen nicht leicht zu durchſchauen war, ſchien ſich nicht übel dabei zu ſtehen, obgleich er vielleicht auch ſonſt, mit dem Zug ins Abenteuerliche, der ihm eigen war, den Talbrüdern die Tür ſeiner verfallenen und entlegenen Mühle geöffnet hätte.

Dibiez, der entlaufene Leutnant der Heilsarmee, hatte nach und nach von den orgiaſtiſchen Andachtsübungen ſeiner Sekte dieſes und jenes bei den Talbrüdern eingeführt, die ſich übrigens nach dem Vorſchlage Anton Scharfs und nach der Epiſtel an die Epheſer, die Gemeinſchaft des Geheimniſſes nannten.

Die Entartung, wie ſie nach und nach in den Verſammlungen um ſich griff, wurde zum Teil durch das Tamburin und die Davidsharfe der Heilsarmee und mehr noch durch den geheimbündleriſchen Zug der Gemeinſchaft verurſacht. Dem romantiſchen Trieb zur Bildung geheimer Vereinigungen gaben Evangelien und Apoſtelgeſchichte von jeher Vorwände in Fülle an die Hand. Der in der Menge Verlorene ſondert ſich gern im Geheimnis von ihr, wobei er ſich ſelbſt als einen Wiſſenden fühlen kann, die Maſſe der anderen als die Unwiſſenden. Er wird eine Kunde, wird ein Kundiger und, mit einer größeren oder geringeren Zahl von Genoſſen erachtet er ſich und darf ſich erachten als berufen und auserwählt: wo er doch ſonſt, ein Tropfen im Meer, nur als ein Geringer und, nach ſeinem geringen Verdienſt, unbeachtet dahinzuleben gezwungen wäre. Schon Kinder, die ein Geheimnis gemeinſam haben, gewinnen damit ein Gefühl von beſonderer Wichtigkeit. Durch Dibiez war es auch üblich geworden, in den Verſammlungen laut zu beichten und dabei Zeugnis abzulegen für die Erleuchtung durch die Gnade Jeſu Chriſti, deren man gewürdigt worden war. Aber dieſe ziemlichen flachen und etwas mechaniſchen Betätigungen religiöſer Erweckung, wie ſie bei gewiſſen Sekten ſeit Jahrhunderten üblich ſind und noch jetzt im Schwange gehen im großen Lager der Heilsarmee, wurden bald von anderen Bekundungen eruptiven Wahnſinns verdrängt und in Schatten geſtellt.

Die Brüder und Schweſtern ſprachen „in Zungen“.

Auf dieſem Gebiet zeigte ſich Schneider Schwabe beſonders als großer Matador vor dem Herrn. Er war es, der unter allen zuerſt eines Tages weisſagte und ebenſo den apokalyptiſchen Ton, die apokalyptiſche Raſerei und Phantaſterei in die Gemeinde der Heiligen einführte. Er zuerſt hatte überdies ſich ſelbſt, die Gebrüder Scharf, den Weber Schubert im apoſtoliſchen Geiſte, wie er meinte, Heilige genannt. Je mehr ſich dieſes Bewußtſein der Heiligkeit und des Auserwähltſeins bei Sprechern und Hörern der kleinen Gemeinde befeſtigte, um ſo maßloſer wuchs der Schwärmergeiſt ihrer frommen Übungen an.

Wer dieſe Menſchen früher gekannt hätte, als ſie noch gedrückt und ſchweigſam unter dem Joche täglicher Mühe und Not dem Erwerb ihrer kümmerlichen Nahrung und Notdurft nachgingen, würde bei ihrem jetzigen Anblick über die unerhörte Wandelbarkeit der Menſchennatur belehrt worden ſein. Der Schneider Schwabe, früher ein Bild betulicher Schüchternheit, war jetzt und an dieſem Ort ein Geiſt von gebietendem Range geworden. Gewiſſe Verzückungen, denen er, wie geſagt, angeſichts der Gemeinde als erſter anheimgefallen war, hatten ihn einſtweilen beinahe zum unbeſtrittenen Führer des Kreiſes gemacht. Er eröffnete auf der Tenne des Müllers ſeine Andachten immer nur mit den gleichen Worten: „Stille! Stille! Volk des Herrn! Da, wo ſein Wort verkündigt wird, iſt er gegenwärtig! Ruhe! Gott iſt gegenwärtig!“ Und in ähnlichem Tone ging es fort. Man kann ſich denken, daß im

Klange der Stimme des Heroldes Gottes von der ſcheuen Beſcheidenheit des ehemaligen armen Schmugglers nichts mehr zu merken war.

Wenn die Brüder nicht beteten oder Verſammlungen abhielten oder ſchliefen, ſo ſtritten ſie über dem bibliſchen Gotteswort und man wird ſich nicht wundern, wenn ſich an den Texten der Evangelien, der Apoſtelgeſchichte und der Epiſteln ihre harten und groben Köpfe nur mehr und mehr verwirrten, ſelbſt wenn man die Offenbarung Sankt Johannis und die Schriften des alten Teſtaments nicht in Rechnung zieht. Viele Worte, die aus den lodernden Seelen der Apoſtel ſtammten, richteten in den qualmenden Häuptern dieſer Unmündigen ſchlimme Verwüſtungen an.

Die mehr und mehr gefährliche Narrheit der Brüder gewann an Sicherheit, als der böhmiſche Joſeph eines Tages, den dicken Finger unter der Zeile, das Wort buchſtabiert hatte: „Wer will die Auserwählten Gottes beſchuldigen? Gott iſt hier, der da gerecht macht." Ein anderer hatte zur Not dieſe Zeilen aufgefaßt: „So iſt nun nichts Verdammliches an denen, die in Chriſto Jeſu ſind." Ein dritter ähnliches. Endlich ſchlug dieſen übelberatenen, plötzlich in die üppigen Freuden des tauſendjährigen Reiches aufbegehrenden Hungerleidern alles und alles zum Schlimmen aus: ihre Hoffnungen wurden eine ſtarre, unbewegliche Einbildung. Das Liebesgebot der Schrift trat aus dem allzugeringen Bereich, das in ihrem Weſen dem Geiſtigen übrigbehalten war, in die Tiernatur ihrer Leiber aus, deren eingeſchläferte Triebe es aufreizte. Das ängſtliche Harren und die Sehnſucht der Kreatur nach Erlöſung ward in einen glühenden Durſt, ward in ein Fieber der Gier, in eine unſtillbare Sucht verwandelt, die einer verzehrenden Krankheit glich.

Und eines Nachts, nachdem man viele, lange Stunden hindurch Himmel und Hölle, ewige Seligkeit, Sünde, Strafe, Gnade, Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geiſt, das neue Zion und das Jüngſte Gericht in Bewegung geſetzt hatte, artete alles in einen böſen, ja ſchrecklichen Paroxysmus aus.

Erſcheinungen, Umgehen von Geſpenſtern, Manifeſtationen Verſtorbener, Klopfgeiſter, hatte der Seuchenherd der Talmühle längſt zur Genüge ausgeheckt. Was nun hinzutrat, war der Ausbruch einer phyſiſchen Krankheitsform von der Art, wie ſie in den glaubenseifrigen Zeiten des Mittelalters oft epidemiſch geweſen ſind. Es nahm ſeinen Anfang mit dieſem Ereignis.

Ein ſtarkes, blondes Bauernmädchen von achtzehn Jahren, die den Namen Thereſe Katzmarek trug, begann plötzlich in der/ Zerknirſchung, unter dem Eindruck glühender Zurufe, wunderlich ihren Kopf zu ſchütteln, anfangs langſam, ſpäter mit einer ſolchen unaufhaltſamen Schnelligkeit, daß viele der bäuriſchen Brüder und Schweſtern es merken mußten, wo ſie denn ihre Andacht unterbrachen, um dieſem ſonderbaren Betragen des Mädchens womöglich Einhalt zu tun. Aber da war durchaus kein Halt. Anruf, ja, ſelbſt der ſchraubſtockartige Griff von ſchwieligen Bauernfäuſten, fruchtete nicht. Der Kopf der Thereſe Katzmarek bewegte ſich. Das wiederbefreite, unſchuldig kindlich hübſche Mädchenhaupt flog, krampfhaft geworfen, hin und her, das ſtarke Kinn von Schulter zu Schulter, und zwar ſo ſchnell, daß der Blick nicht folgen konnte, und der Eindruck für das Auge verwirrend war. Der arme Kopf ſchien ein Weſen für ſich geworden zu ſein, eine Art gefangenen Vogels, der ſich aus einer Schlinge loswürgen wollte; genau ſo, ſchien es, wollte hier der Kopf unter jeder

Bedingung vom Körper los. Natürlich entſtand eine allgemeine Aufmerkſamkeit und damit eine allgemeine Stille. In dieſer Stille nahm ſich der hilflos geſchleuderte Kopf des armen Kindes, verbunden mit dem Geräuſch, das er machte, noch grauenerregender aus. Erſt klatſchte der Zopf ihr um Bruſt und Schultern; als die Bewegung wilder wurde, peitſchte das aufgelöſte Haar ihr ziſchend ums Geſicht. Der offene Mund, die ſtarr geöffneten Augen des Mädchens, ſahen in ihrem entſetzten Staunen unendlich rührend aus. Es ſchien keine Rettung. Es war jeden Augenblick, als müſſe die Verbindung zwiſchen dem vollen, knirſchenden Hals des Mädchens und dem Rumpf nun endlich zerriſſen ſein.

In dieſem Augenblick fing es an einer anderen Stelle der von drei oder vier Laternen beleuchteten Tenne zu rumoren an. Alles wandte ſich nach der anderen Seite, wo allbereits das bleiche, faltige Haupt eines alten Weibchens in gleicher Weiſe ſich toll und wild zu gebärden begann. Kaum hatte man ſie ins Auge gefaßt, ſo ward eine dritte zur Erde geworfen: die Frau eines Ziegelſtreichers, die ſelber das gleiche Handwerk ausübte, in einer Ziegelei der Nachbarſchaft. Sie bog ſich, lallte, ſprang auf eine eigentümliche Weiſe ſchnellend, wie ein großer Fiſch, der ins Trockene geraten iſt. Als dieſe drei Opfer des langen Wachens, Betens, Singens, der Selbſtanklage, der Zerknirſchung und jeder erdenklichen, himmliſchen, ſowie hölliſchen, beſeligenden oder angſtvollen Einbildung gefallen waren, hub ſich ein allgemeines Schreckensgeſchrei, das durch den unwillkürlichen Ruf einer einzelnen Stimme einen verheerenden Sinn gewann.

Dieſe Stimme ſchrie, das Ende der Welt und der Jüngſte Tag ſeien angebrochen.

Jetzt war in dieſer Verſammlung nicht einer, den langen dunkelhaarigen Müller Straube ausgenommen, der nicht von der gleichen ſinnloſen Raſerei ergriffen ward. Die Nacht war finſter. Die Bäume rauſchten. Die Zahl der ſich Wälzenden mehrte ſich, andere rannten, einander das leere Gebälk der Scheune weiſend, gegen die großen Tore und kleinen Pförtchen der Scheunentenne, drängten ins Freie und, wie durch ein Schlupfloch, ein und aus.

Von denen aber, die ins Freie gelangt waren, horchten einige, ob ſie nicht durch das Ohr die erſten Laute des nahenden Welt- und Strafgerichts erhaſchen könnten. Andere fielen erſt hier zur Erde und ſchrieen, indem ſie gen Himmel wieſen, ſie ſähen dort, auf Thronen, von Engeln umgeben, über Wolken, Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geiſt. Man ſtieg auf Bäume. Die Kinder weinten. Martin und Anton Scharf wateten, um irgend etwas genauer zu ſehen, bis übers Knie in den dunkel gurgelnden Mühlbach hinein.

Wer wüßte nicht, in welchem Umfang allein die Nacht die Dämonen im Innern der Menſchen entfeſſeln kann und wie dagegen die ſchöne Klarheit der Sonne die Abgründe deckt und die Seele zu Licht und Ordnung verklärt. Was in dieſen Minuten des allgemeinen Taumels geſchah, das hätte der Tag nie zugelaſſen. Man denke, wie das Bindemittel aller Gemeinden in Jeſu Chriſto die Liebe iſt. Wie Paulus ſagt, wird eine Mauer oder Wand zwiſchen Menſch und Menſch durch den Namen des Heilands hinweggenommen. Man erkennt die Gefahr, die mit dem Niederreißen von dergleichen Mauern gegeben iſt. Weh aber, wenn außerdem, durch Unberufene, apoſtoliſche Worte wie dieſe gepredigt wurden: „daß jedermann allein durch den Glauben gerecht werde, daß der Glaube Berge verſetzte und daß dem Gerechten kein Geſetz gegeben ſt".

Kurz, die Angſt, das Entſetzen, der Jubel, die Raſerei brachte viele dazu, daß ſie ſich, Hilfe flehend, oder nicht wiſſend, was ſie taten, umklammerten, andere fielen einander in die Arme und küßten und herzten ſich. Im kleinen Gemüſegärtchen des Müllers ſah man, beleuchtet von einem ſchwachen Lichtſchein, der durch ein Fenſter fiel, einen Bruder und eine Schweſter ſich mit einander im Tanze drehen. Frauen, oder war es immer dieſelbe Frau? rannten, mit fliegenden Haaren und Röcken, geſpenſterhaft ſuchend, um das Mühlgebäude herum und einige, die ſich aus irgendeinem Grund im Sturm der Nerven das grobe Hemd von den Schultern, den Rock von den Lenden geriſſen hatten, rannten, vielleicht in irgendeinem paſſiven Opferdrang, ſplitterfaſernackt über die Böſchung hinauf und ins Feld hinein. Hier ſpukte wohl irgendeine Idee aus dem Gleichnis der törichten und klugen Jungfrauen und des himmliſchen Bräutigams. Man muß nun ſagen, daß durch die Liſt des böſen Feindes hier der himmliſche Bräutigam in einigen Fällen durch einen ebenfalls orgiaſtiſch verwirrten Bruder erſetzt wurde.

Der Müller Straube nahm ſich der wiederberuhigten Thereſe Katzmarek an. Der böhmiſche Joſef ſchlich ſchweigend herum, mit glühenden Augen und was er im Dunkel und in der Verwirrung alles verrichtet hatte, wußte man nicht.

Religiöſe Orgien dieſer Art wiederholten ſich. Gerüchte davon, die langſam durchſickerten, waren eines Tags auch zu Nathanael Schwarz gelangt. Der Unfug machte ihm ſchlafloſe Nächte. Endlich hatte er den Entſchluß gefaßt, und zwar trotz der Gefahr, die er lief, mit ſeinem ehrlichen Namen in das läſterliche Treiben verwickelt zu werden, perſönlich zum Rechten zu ſehn und womöglich dem Ärgernis zu ſteuern. So nahm er denn eines Abends, nachdem der verrückte Schneider Schwabe eine Menge illuminierten Unſinns gepredigt hatte, am Rednertiſche in der Scheune der Talmühle ſeine Stelle ein.

Was er vorbrachte, würde unzweifelhaft eine im ganzen heilſame Wirkung getan haben, beſonders hatte er auf die Scharfs, die durch Quintens Abweſenheit und durch das Treiben der Brüder beunruhigt waren, mit ſeinen Mahnungen, ſeinen Warnungen, ſeinen heftigen Apoſtrophen, ja ſtarken Drohungen einen beinahe befreienden Eindruck gemacht. Leider ließ ſich der Bruder verleiten, den Nerv der Torheit der Talbrüder anzutaſten, wodurch er ihre Verrücktheit, der er, ganz gegen ſeine Abſicht, nur Nahrung gegeben hatte, zu ſeinem Entſetzen, in ihrer ganzen nackten Gewalt, zu ſchmecken bekam.

„Ich habe,“ ſagte er, „euren Emanuel Quint gekannt, wahrſcheinlich bevor irgend jemand von euch etwas von ihm erfahren hatte.“ Und nun malte er ſeinen Hörern aus, wie dieſer Emanuel, leider, nach Ausſage ſeines Vaters und ſeiner Mutter ſogar, nicht nur nach dem Zeugnis vieler gewichtiger Leute, von Jugend an, gelinde geſagt, in die Irre gegangen ſei. Er wollte dann, wie er ſagte, die Gläubigen dieſes Kreiſes nicht ſchelten, wenn ſie der Täuſchung verfallen wären, in Emanuel einen begnadeten Diener am Wort zu ſehen: er ſelber, Nathanael, ſei durch ein gewiſſes, ſchlichtes und ſanftmütiges Weſen des falſchen Propheten, faſt ebenſoſehr, wie ſie, getäuſcht worden. Er ſetzte hinzu: er ſei ſogar eine Sünde, die er an ſich ſelbſt und Emanuel Quint begangen habe, zu beichten bereit, um deretwillen er von Gott ſchon mit vielen heißen Gebeten Vergebung erfleht habe. Dann fügte er einen treuen Bericht von dem Morgengange mit Emanuel und von dem Vorgang am Bache ein, der ja in der Tat beinahe einer Taufe geglichen hatte. Er behauptete, daß eigentlich er durch Emanuel zu dieſer ihm unbegreiflichen Aufwallung verführt worden ſei. Dagegen wollte er freimütig zugeben, wie dieſe Taufe, nicht im rechten Sinne erteilt, noch weniger im rechten Sinne empfangen, Emanuel zum Verhängnis geworden wäre. So wolle er auch ſeinen Teil der Schuld an dem Ärgernis, das der Tor gegeben habe, hiermit eingeſtehn. Denn ſchwerlich hätte ſich ſonſt der Ärgernisſtifter in ſeinem läſterlich überheblichen Wandel durch irgend etwas ſo ſicher beſtätigt gefühlt.

Als der letzte Laut dieſer Worte nur gerade eben verklungen war, erhob ſich ein Gemurmel des Unwillens, und zugleich die Stimme eines Handelsmannes und Lumpenſammlers, der ſich Quintens Gemeinde erſt in Giersdorf angeſchloſſen hatte und bei dem Überfall zugegen geweſen und zu Schaden gekommen war. Dieſer Menſch war über die fünfzig, durch zahlloſe kleine Schachergeſchäfte profitwütig gemacht und im übrigen bleich und zuſammengeſchrumpft. In ſeinen Blicken lag der fieberhafte Glanz eines inneren Leidens, im übrigen aber ängſtliche Ungeduld, und irgendeine verzweifelte Gier. Es iſt erſtaunlich, bis zu welchem Grade der hypochondriſche Menſch, wenn er ſich gleich nur durch bitteren Frohn vor bitterem Mangel einigermaßen ſchützen kann, am Leben hängt und das Ende fürchtet. Es iſt Todesangſt, die den Menſchen nach der Phantasmagorie des ewigen Lebens greifen läßt. Feigheit iſt es, die immer wieder naive Naturen Quackſalbern Leibes und der Seele in die Garne treibt.

Dieſer Lumpenſammler hatte nach den Illuſionen und Mythen, die ſich um Quinten gebildet hatten, mit verzweifelter Hand gegriffen, dem Ertrinkenden gleich, der den Strohhalm ergreift.

Er ſchrie, daß Quint entweder das, was er ſich ſelbſt genannt habe, oder der größte Schurke, der größte Betrüger ſei, der je und je auf Erden gelebt habe. Aber er kehrte ſogleich ſeine Waffe um, wandte ſie gegen den Wanderbruder und fiel ihn an, mit einer ſo leidenſchaftlichen Wut, mit einem ſo wilden Strom von Worten, daß alle, die zugegen waren, nicht zuletzt den Betroffenen, ein Grauſen befiel.

So wurde Bruder Nathanael, der Reihe nach, Lügner, Verräter, Satans Apoſtel und zuletzt ſogar Judas genannt und dieſes Wort fiel, einem zündenden Funken gleich, in ein Pulverfaß und brachte ſomit eine Wirkung hervor, der ſich Bruder Nathanael nur durch ſchnellen Rückzug und Flucht zu entziehen vermochte.

Der Beſuch und die Flucht des Bruders Nathanael, der Judasruf und das Wort vom Betrüger, das von dem tobenden Lumpenſammler gebraucht worden war: dies alles hatte doch, trotzdem ſich die Atmoſphäre allgemeiner Verrücktheit täglich verdickte, jene Diskuſſion der tonangebenden Gläubigen über Quintens Sendung zur Folge gehabt und eben die Botſchaft, die man durch den böhmiſchen Joſef an Emanuel hatte gelangen laſſen.

Seit der böhmiſche Joſef mit dem Beſcheid, Emanuel werde ſelber kommen, bei den „Talbrüdern" oder in der „Gemeinſchaft des Geheimniſſes" eingetroffen war, nahm die Aufregung dieſes Kreiſes natürlich wiederum die ſeltſamſten Formen an. Man weinte. Der Jubel ſchlug hohe Wellen. Man grüßte einander mit den Worten: „Gelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn". Man erzählte einander Quintens „Wunder". Man ging die Ereigniſſe ſeines Wandels, ſeit der Predigt auf dem Markt der Kreisſtadt in phantaſtiſcher Weiſe nochmals durch, alles wiederum glorifizierend. Es wurde dabei eine geradezu erſchreckliche Summe verrückter Einbildungen zu Tage gebracht. Die Scharfs erklärten, ſie fühlten ſein Nahen körperlich. Weiber und einige Mädchen, die ſich ein wenig von der ſtundenlang Kyrie Eleiſon und Halleluja ſingenden, etwa aus fünfzig Perſonen beſtehenden Menge entfernt hatten, kamen atemlos ſchreiend zurückgelaufen, die eine hier, die andere dort, und ſchwuren, ſie hätten den Heiland — die eine über die Wieſe, die andere über den Acker hinter dem Mühlwäldchen, die dritte über den Bach heranſchweben geſehen.

Soweit der böhmiſche Joſef Quintens ſtrafende Äußerungen verſtanden hatte, wurden ſie dem engeren Kreiſe der Brüder, zu dem, außer den Scharfs, Schneider Schwabe, Schubert, Krezig, der choleriſche Handelsmann, der Müller und noch einige andere gehörten, in der Mühlſtube überbracht. So erfuhren die angſtvoll und gierig Lauſchenden zwar, wie ihr Idol über irgend etwas, worin ſie gefehlt hatten, entrüſtet geweſen wäre, aber ſie wurden doch, durch die Schilderungen des böhmiſchen Joſef im Ganzen ihres tollen Glaubens noch ſichrer gemacht.

Siebzehntes Kapitel

Um neun Uhr des Abends, als man dem Narren in Chriſto ſehr viele Male vergeblich entgegengezogen war, kam endlich Martha Schubert gelaufen und richtete mit dem unzweideutigen Ruf: er kommt! zunächſt die ärgſte Verwirrung an. Sie erklärte den Scharfs, ſie erklärte dem Vater, ſie erklärte es viele Male dieſem und dem, Emanuel käme den Feldweg, der hinten über das Brückchen führt in den Mühlhof herein.

Als nun nach einigen bangen Minuten die allgemeine Erregung verſtummte und, unter dem Schweigen einer Erwartung, die das Herz eines jeden faſt ſtillſtehen machte, eine dunkle Geſtalt in den offenen Torweg der Mühle trat und dann in jenem Bereich des Gewölbes erſchien, der durch das vorn einfallende Mondlicht erleuchtet wurde, kam für Quinten ſelbſt und alle übrigen ein ebenſo verhängnisvoller, wie erſchütternder Augenblick. Quint — und er war es! — langſam und forſchend näher tretend, ſah, wie eine ſchweigende Menge mitten im Hof, einige die Stirn auf der Erde, einige das Geſicht im Mondſchein emporgerichtet, einige weinend, andere mit Beben Gebete murmelnd . . . wie eine Menge vom Wahnwitz betörter Menſchen, ſag ich, reihenweis, mit gefalteten Händen, vor ihm auf den Knieen lag.

Sogar der Müller Straube erklärte — dem ſonſt in Sachen des Glaubens wenig zu trauen war und der ſich dazu auch wenig äußerte — er habe, bei dieſer Ankunſt Quints, vergeblich mit ſeiner ganzen Vernunft gegen die Mächte, die ihn zur Erde niederzwangen, anzukämpfen verſucht.

Ein Doppelbetrug dieſer Art, ja ein eigentlich dreifacher, — womit die Menge ſich ſelbſt und den Narren, der Narr aber nur ſich ſelber betrog! — iſt aber vielleicht trotzdem nicht ſchlechthin verwerflich, noch lächerlich: erſtens waren ſie alle betrogene Betrüger! und zweitens lag doch im Innerſten dieſes nächtlichen Vorgangs verborgen, wenigſtens Augenblicke lang, etwas wie ein Myſterium. Gott iſt ein Geiſt: Jeſus, der Nazarener, gilt nicht ſo ſehr als Gottes Inkarnation, ſondern er wird für ſein Gefäß gehalten. Quint wußte in ſich, oder glaubte in ſich, den Gottesgeiſt, den Geiſt des Herrn. Die tölpelhaften oder derben Gemüter ſahen in ihm zwar nicht dieſen Geiſt, aber das längſt zerſchellte Gefäß: den Zimmermannsſohn aus Nazareth. Was ſie indeſſen, mit bebenden Schauern vor Quintens Erſcheinung niederzwang, war eine tiefe Erfahrung von Geiſt und ward vom Geiſte Quintens empfangen. Wer könnte nun mit Gewißheit behaupten, Gott, Chriſtus wäre in dieſem leiblichen Irrtum nicht als geiſtige Wahrheit zugegen geweſen?

Deshalb aber ward dieſer Vorgang für Quinten und viele ſeiner Anhänger verhängnisvoll, weil er das Band zwiſchen allen aufs neue knüpfte und ihm eine neue myſtiſche Weihe gab.

Emanuel ſtand im Hofe ſtill und betrachtete lange die Schar der Knieenden. Seltſamerweiſe erſchienen ihm dieſe betörten Menſchen, auch nachdem er das erſte Staunen, die erſte Erſchütterung überwunden hatte, weder ſchrecklich in ihrer Tollheit, noch lächerlich. Es gehörte zu Quintens Beſonderheit, daß ihm in jeder Lage des Lebens eine bewunderungswürdige Faſſung eignete: eine ſicher wirkende Selbſtdiſziplin, die ihm angeboren war, oder wenigſtens keinen Zug von Angeflogenem oder Erlerntem an ſich hatte. Dieſer eigentümliche Menſch ohne Bildungsgang hatte ſich, aus ſich ſelbſt, zum Herrn ſeiner ſelbſt emporgerungen. Er beherrſchte in ſich, ausgenommen die Liebe zu Gott und dem Göttlichen, jede Leidenſchaft und auf ſeinem Geſicht, wie in ſeinem Betragen jedwede Äußerung, wodurch denn, ohne ſeine Abſicht, von den Bewegungen ſeiner Seele ſich nichts verriet.

In Wahrheit kam ihn eine tiefe und ſchmerzliche Rührung an, die ihn indeſſen daran nicht hinderte, mit gelaſſener Frage Martin und Anton Scharf herauszufinden. Mit dieſen beiden Männern begab er ſich, — ſchwebte er, wie die Knieenden meinten! — ohne daß er etwas weiteres ſagte, an dem demütig winſelnden Kettenhunde vorüber ins Haus.

Mit ſeiner Gegenwart in der Talmühle trat, wie durch ein Wunder, Ruhe und Stille ein. Der Orgiasmus machte einem demutsvollen und eingeſchüchterten Warten Platz. Alles Singen und laute Beten ward in ein ſtilles Flüſtern verkehrt, geſchweige, daß ſich das Tamburin und die Zionsharfe Dibiezens auch nur im geringſten mehr geregt hätte.

Nicht anders wie aus einem Hauſe, darin der König zu Tafel ſitzt, bei Hungersnot, wurde, durch Marta Schubert und andere, von Zeit zu Zeit, der an der Türe darbenden Menge Bericht erſtattet. Selbſt Müller Straube, der für gewöhnlich dem ganzen Treiben mit einer undurchſichtigen, zuweilen ironiſchen Reſerve begegnet war, zeigte ſich ernſt, ja feierlich. Zum erſten Male ſchien er, aus einem ſelbſtbewußten und gnädigen Wirt, nur eben wie alle andern, zu einem beſcheidenen Gaſt geworden.

Emanuel hatte ſich in ein beſonderes, kleines Zimmer zurückgezogen, und die im Hausflur und vor der Türe ängſtlich harrende Schar erfuhr, er wolle zunächſt nur mit dem engeren Kreiſe der Auserwählten, und zwar mit einem jeden allein, verhandeln. Und ſo geſchah es, weshalb die Mühle, die noch vor kurzem ein Schauplatz tumultuariſchen Lebens geweſen war, plötzlich wie ausgeſtorben erſchien.

Zuerſt von allen wurde Martin Scharf durch die Magd des Müllers zu Quinten ins Zimmer gerufen. Als er nach etwa einer halben Stunde wiederkam, gingen nacheinander Anton Scharf, der Weber Schubert, Dibiez, Krezig, der Handelsmann, Weber Zumpt, der Müller Straube und Schneider Schwabe, ein jeder vor Erregung kaum ſeiner mächtig, zu dem „Giersdorfer Herrgott" hinein.

Auf ihren Stirnen ſtand kalter Schweiß. Ihre rauhen Hände waren wie Eiszapfen.

Liebe, Gehorſam, Andacht, Glaube, blinde, urteilsloſe Hingabe wurden aber durch dieſe nächtlichen Unterredungen unter vier Augen erſt recht zur Blüte gebracht, und zwar trotzdem Emanuel das geſamte Treiben in der Talmühle, das ſie ihm hatten darlegen müſſen, aufs ſtärkſte verurteilte. Es war, als hätten ſie alles dieſes, bevor er noch ſprach, allein durch ſeine Gegenwart eingeſehen, als hätten ſie mit ſeiner Perſon ſogleich das ſchlichte und rechte Maß aller Dinge, Lot, Waſſerwage und Winkelmaß, um ſogleich ihr ſchiefes Haus zu erkennen, in Händen gehabt.

Er ſagte dem Dibiez, der ihn nicht verſtand, wie das Reich Gottes nicht mit äußerlichen Gebärden verbunden iſt. Er verwarf, zum großen Erſtaunen aller, wodurch er jedoch an Autorität gewann! — nicht nur das Tamburin der Heilsarmee, die Gitarre des Dibiez, die bacchantiſchen Hallelujageſänge, ſondern auch den einfachen Kirchengeſang. „Als Jeſus," ſagte er, „vor beinahe zweitauſend Jahren das erſte Mal über die Erde wandelte, ſang er nicht. Er hat das lautere Gotteswort aus ſchlichtem, heiligem Munde geſprochen."

War es nun, weil Quint den krankhaften Seelenbrand in der Talmühle unter allen Umſtänden auslöſchen wollte: jedenfalls riet er den Brüdern, mit ſehr beſtimmten Worten, von allem Predigen, allem lauten Beichten, allem ſogenannten Weisſagen, ja allen öffentlichen Gebeten abzuſtehen. Wollt ihr und müßt ihr aber beten — die Jünger Johannes des Täufers beten! die Jünger Jeſu indeſſen beten nicht! ſo tut es allein, in eurer Kammer. Ich ſage euch aber, es wäre um euch und euren himmliſchen Vater ſchlimm beſtellt, wüßte er nicht, wes ihr bedürfet, ehe ihr ihn bittet darum.

„Der Geiſt des Herrn," ſo ſagte er ihnen, „iſt ein Geiſt der Weisheit, ein Geiſt des Friedens, ein Geiſt der Gerechtigkeit. Wenn etwas in euch Bilder der Angſt und des Entſetzens, oder Bilder der Wolluſt, oder Bilder der Grauſamkeit ſchafft und anbetet, ſo iſt es der Geiſt des Vaters nicht. Was von den Abgründen eurer Natur die Brücke des Lichtes reißt, daß die giftigen Dämpfe der Krankheit, die beſinnungsraubenden Dünſte des Todes in die Klarheit des Lebens in Jeſu Chriſto aufſteigen, ſo iſt es der Geiſt des Vaters nicht."

Der Müller, als er vor Emanuel ſtand, konnte vor dieſem und ſeinen einfachen Fragen nicht ganz die richtige Faſſung finden. Emanuel ſah ihn ſchuldbewußt. Über den Paroxysmus befragt, der ſich mit den Frauenzimmern ereignet hatte, gab er widerſprechende Antworten und ſeine Reden hatten keinen ſchlichten Zuſammenhang.

Hierauf wurde Thereſe Katzmarek Emanuel Quinten vorgeführt.

Das Mädchen, mit Quinten allein geblieben, fing, nachdem ſie unter körperlichen Schauern und vielen Tränen ihm Hände und Füße geküßt hatte, von ihm beruhigt, zu beichten an. Die katholiſche Inbrunſt und Sündenwolluſt ihres Herzens befreite ſich, und Emanuel, der das Mädchen nur in einem menſchenfreundlichen Sinne beraten wollte, fand ſich durch ſie zum Mitwiſſer aller ihrer Vergehungen, unter denen die letzte eine Verſündigung gegen die Keuſchheit, und zwar mit dem Talmüller ſelber war! — ja zum Herrn über Leben und Tod gemacht.

Emanuel mußte erſchüttert ſein durch alle Beweiſe faſt hündiſcher Liebe und Anhänglichkeit, die ihm von dieſen, bis zu Tränen durch ſeine Gegenwart beglückten, Menſchen entgegengebracht wurden. Und wenn er nun auch entſchloſſen war, ſoweit an ihm lag, das Neſt zu ſäubern, in das er ja zu keinem anderen Zwecke gekommen war, ſo hatte er doch den heißen Wunſch, ſoweit immer möglich, dieſen irren, hilfloſen Lämmern ein Hirte zu ſein.

Hatten doch alle dieſe Menſchen, ſo lange ſie lebten, einen leiblichen Hunger nach des Müllers Brot: und war es nicht ſonderbar, wie ſie trotz leiblichen Mangels und ſorgenbelaſteter Lebensnot dennoch nach geiſtigem Brote hungerten? Konnten da ihre unberatenen Einbrüche in die Vorratskammern der Schrift und die Wahl ihrer Nahrung von einem beſſeren Inſtinkte geleitet und anders als unbeholfen ſein?

An dieſem Abend wurden die Darbenden an den Türen mit leiblichem Brote geſpeiſt, und es wurde ihnen zugleich eröffnet, wie dies zunächſt die letzte Verſammlung auf der Dreſchtenne des Talmüllers geweſen wäre. Sie entfernten ſich, leiblich geſättigt, ohne daß im übrigen ihre Hoffnung, den vergötterten Fremdling reden zu hören, oder auch nur nochmals zu ſehen, erfüllt worden war. Inzwiſchen wurden alle, mit denen Emanuel einzeln geſprochen hatte, gemeinſam in Quintens Zimmer gerufen.

Dieſer erhob ſich von einem runden Tiſch, an dem er geſeſſen hatte und auf dem eine brennende Kerze ſtand, und der kleine Raum ward wohl eine halbe Stunde lang von dem gutturalen Klang ſeiner eher hohen als tiefen, weichen und doch jugendlich feſten Stimme durchdrungen.

In ſeiner Belehrung, die in der Hauptſache gegen den Aberglauben gerichtet war, hatte ſich Quint vom Ernſt, bis zu einem, den Brüdern an ihm ganz fremden Zorne geſteigert.

Was er ſagte, war etwa dies:

Heute noch, wie zu Zeiten Jeſu von Nazareth, ſei die Erde von wüſtem Geſtrüpp überwuchert. Man könne ſich kaum eine übertriebene Vorſtellung davon machen, wie in der Menſchenwelt die Pflanze des Aberglaubens verbreitet ſei. So ſei noch heut das Geheimnis des Reiches eben dasſelbe tiefe Geheimnis, wie zu Jeſu Zeit, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil es in Höhlen, in Schächten, unter den Wurzeln eines Waldes von Aberglauben verborgen wäre. „Von Zeit zu Zeit kommt Jeſus,“ ſagte er, „ganz verlaſſen, außer von Gott, durch dieſe Wälder einhergewandelt. So ſeht ihr mich verlaſſen und einſam, der ich berufen bin vom Vater unter die, die gleich ſein ſollen dem Ebenbilde ſeines Sohnes, auf daß derſelbe der Erſtgeborene ſei unter vielen Brüdern, wie Paulus ſagt. Von dieſem Geheimnis, des ich gewürdigt worden bin, wißt ihr nichts! ich kann es euch auch nicht offenbaren! Allein der Vater kann es euch offenbaren, der in mir iſt. Und wenn es der Vater euch offenbart, ſo kommt und nennet euch meine Brüder.“

Und er gebot ihnen, daß ſie ihn vom Grauen des morgenden Tages an, aus ihren Gedanken entlaſſen, ihm nicht mehr nachfolgen ſollten. Da ſchrieen ſie aber alle, faſt weinend: „Herr, Herr, verſtoß uns nicht und verlaß uns nicht.“

Er aber fuhr fort etwa ſo zu ſprechen:

„Ihr habt geſehen, wie auch Bruder Nathanael, deſſen Taufe ich habe, abgefallen iſt. Ihr habt ihn mit Unrecht Judas geheißen. Zwar ſteht geſchrieben, daß, wer zu ſeinem Bruder ſagt: Du Narr! ſchuldig des hölliſchen Feuers iſt! Aber ich ſage euch, dieſer Nathanael iſt nicht mein Bruder, denn er iſt vom Vater, das Geheimnis des Reiches zu wiſſen, nicht gewürdigt worden.“

Der Schneider Schwabe rief ihm zu: „Sage uns das Geheimnis, Herr!“ Die Bezeichnung, Herr! hatte ſich in der Erregung des Wiederſehens und wohl auch mit durch die beſſere Kleidung und das gepflegtere Ausſehen Quintens eingebürgert.

„Das Himmelreich gleicht einem Senfkorn,“ antwortete Quint, „es gleicht einer Perle, für die ich alles hingebe, es gleicht einem Schatz im Acker, den ich gekauft habe, es iſt inwendig in mir, das Eigentum eines Kindes iſt das Himmelreich. Aber dein Zion, das aus den Wolken herniederfällt mit Häuſern von Gold, mit Tälern aus Jaſpis, Saphir und Smaragd iſt es nicht! Warum denn wollt ihr, daß Vater, Sohn und Geiſt unter Gewitter und Poſaunenſchall furchtbar aus Wolken niederſteigen, wo doch Vater, Sohn und Geiſt unerkannt unter euch iſt?“

Und nun verrichtete Emanuel Quint, der arme Narr in Chriſto, jene hoffentlich unbedachte Tat der Läſterung, die ſpäter, als er eines ſchweren Verbrechens beſchuldigt unter Anklage ſtand, die Herzen der Richter ſo ſehr verhärtete.

Nämlich: er packte ein Bibelbuch, das einer der Brüder Scharf, wie früher gebräuchlich, neben das Licht auf den Tiſch gelegt hatte, und warf es, ſo daß es in Fetzen ging, wider die Wand.

Die armen Tagelöhner, trotzdem ſie erſchraken und eigentlich im erſten Augenblick dachten, es müſſe Feuer vom Himmel herabfahren, regten ſich nicht.

Und: „ich verbiete euch dieſes Buch! hört ihr! ich verbiete euch dieſes Buch!" rief nun, gar nicht im Sinne Luthers, Emanuel. „Ich verbiete es euch, weil es eine Scheuer voll Unkraut, eine Scheuer voll Tollkraut, eine Scheuer voll Taumellolch mit nur wenigen Ähren guten Weizens iſt. Das Reich Gottes iſt wiederum auch hier nur ein Senfkorn darin.

Was leſet ihr euch aus dieſem Buch? was erntet ihr euch von dieſem Acker des guten Hausvaters? in den der böſe Feind im Finſtern Scheffel und Malter Unkraut geſäet hat? Ihr füllt euch das Blut mit quälenden Ängſten, quälenden Wünſchen und Fieberbildern, die lügneriſche Hoffnungen ſind, bis zum Berſten an! Ihr meinet, wenn ihr vom Gifte des Taumelmohns trunken ſeid und in läppiſcher Eitelkeit zu Affen der Allmacht aufgeſchwollen, mit Handauflegen und Wundertun, ihr hättet den heiligen Geiſt empfangen! Was ihr empfangen habt, iſt die Peſt der Gier! der Durſt der Tollheit! Meint ihr, daß die Liebe zu Jeſu eine unbezwingliche Wut der Habſucht iſt? Was wollet ihr denn von Gott erbitten? Wälzet ihr euch und zerrüttet ihr euch und macht eure armen Kehlen heiſer, damit der himmliſche Vater das Zepter mit euch teile? Und meint ihr, daß es in euren blinden Händen beſſer aufgehoben, als in den ſeinigen iſt?

Was reißet ihr doch an Gottes Stuhl? Was zerrt ihr doch an Gottes Gewandzipfel? Was heult ihr? Was kreiſcht ihr? Warum ſchlagt ihr mit euren Fäuſten, euren groben Abſätzen gegen die Himmelstür? Wahrlich ich ſage euch, ihr werdet nicht mit der Türe ins Haus brechen und es liegt auch dahinter weder Brot, Speck, noch das kleinſte Fäßchen Branntwein für euch!

Was leſet ihr euch aus dieſem Buch? Lügen, Lügen und wieder Lügen! Wie denn die Lüge noch immer auf allen Gärten und allen Äckern am geilſten wuchert! wie denn die Lüge noch immer Säulen, Tore, Türme und Tempel — die höchſten Säulen, die höchſten Tore, die höchſten Türme, die gewaltigſten Tempel von Gold, Jaſpis und Edelſteinen auf unſerer Erde beſitzt."

Es war wohl nicht allzuviel, was die mit hochgezogenen Brauen lauſchenden Brüder von dieſen heftig geſprochenen Worten begriffen. Es folgte ihnen auch eine große Menge anderer warnend, ja drohend nach, die Quinten doch wohl von dem Wunſche eingegeben wurden, dieſen Unfug der Talbrüder abzuſchütteln. Jene Monate, die er in der Gärtnerei, in der Bibliothek des Gurauer Fräuleins, beim Milzſcher Schäfer als Samariter, in der Familie Krauſe und in anderen chriſtlichen Bürgerhäuſern zugebracht hatte, konnten nicht ſpurlos an ihm vorübergehn. Dennoch ſah er die Brüder nicht von einem neuen Kaſtenſtandpunkt an und nicht ein ſolcher war es, der den Abſtand zwiſchen ihm und ihnen vergrößerte. Dagegen konnte man aus der Art und mutigen Kraft ſeiner Reden ſchließen, daß ſich die Kraft ſeines eigenſinnigen Wahnes in der Stille vervielfacht hatte.

Jedenfalls zerſtörte er die ſtarre und fixe Idee ſeiner Anhänger nicht, wonach er ihnen als Retter aus jeder Not, als neuer Meſſias gelten mußte. Ja, dieſen Irrwahn beſtärkte er nur. Seine Zuhörer ſpürten recht wohl, wie ſich bei ihm in irgendeiner Form das Einheitsgefühl zwiſchen ihm und dem Heiland befeſtigt hatte: und wie ſollten ſie nicht, wo er ſich doch ausdrücklich, als in Beſitz des Geheimniſſes Jeſu gelangt, ihnen darſtellte.

In Wahrheit ſah Emanuel Quint den Heiland kaum mehr im Bibelbuch, das er ja auch mißhandelt hatte, ſondern, ſchrecklich zu ſagen, nur noch in ſich ſelbſt und als ſich ſelbſt. Der heilige Wahn ward zurückgedrängt und hatte dort, ſeit jenem Kerkertraume, wo Chriſtus in Quinten buchſtäblich hineingegangen war, Zeit gefunden, ſich feſt zu niſten. Damit hatte ſich etwas im Betragen des Narren in Chriſto eingeſtellt, was keineswegs von dem Schlage ſeiner früheren Beſcheidenheit und Demut war. Gegner, die es ſpäter bemerkten, nannten es einen lächerlichen Hochmutsgeiſt von Unfehlbarkeit, er ſelbſt die Freiheit der Kinder Gottes.

„Machet euch frei von dem Dienſte des vergänglichen Weſens, zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes,“ ſagte er oft, wenn ſeine Freunde ihm eine gewiſſe heitere Sicherheit und Sorgloſigkeit, trotz des ihm eigenen Ernſtes, zum Vorwurf machten.

Während des Mahles, das die ſeltſamen Quint-Apoſtel und Müller Straube gemeinſam mit Emanuel in der Backſtube einnahmen, zeigte es ſich, wie wenig die weſentliche Abſicht von Quintens Beſuch erreicht worden war. Bald war es Martin, bald Anton Scharf, bald der Lumpenſammler, bald der bucklige Schneider Schwabe, die mit allerhand vorſichtig ngſtlichen Fragen an ihm herumhorchten und herumtaſteten.

„Herr,“ ſagte zum Beiſpiel der Schneider Schwabe, „du aſt doch an dem alten Scharf, an Marta Schubert, an dem ontrakten Baudenweibe, an der ſterbenden Frau und an ielen anderen ebenfalls Wunder getan.“

Was er ohne Abſicht und ohne Wiſſen verrichtet habe, ntwortete Quint, wenn er überhaupt etwas verrichtet habe, s ſei nicht durch ihn, ſondern durch den Vater vollendet orden.

Jeſus habe doch ebenfalls Wunder getan.

„So wie ich," ſagte Quint, „in dieſem und keinem anderen Sinne."

Obgleich er nun eine Erklärung gab, konnte er ſeine grobſchlächtigen Tiſchgenoſſen doch nicht mehr von der Meinung abbringen: Jeſus und er, er und Jeſus hätten die gleichen Wunder getan.

So aber lautete ſeine Erklärung:

„Was wolltet ihr je von Gottes Wundern begreifen, da ihr doch bis jetzt von all den ungeheuren Wundern, mit denen der Vater euch umgeben hat, nichts begriffen habt! Ihr Läppiſchen! O ihr Lächerlichen! Seht ihr den Wald vor Bäumen nicht? Was ſeid denn ihr? Was bin denn ich? Sind wir denn um ein Haar Geringeres, als das größte Wunder iſt? Könntet ihr etwas, oder wüßtet ihr etwas von Gott zu verlangen, das auch nur den tauſendſten Teil ſo wunderbar, als eine einzige Lilie oder Kornblume auf den Feldern, die Kehle oder die Feder einer einzigen Nachtigall, geſchweige die ganze, große, felſige, blühende Erde oder der unendliche Himmel mit allen ſeinen Geſtirnen wäre?"

„Wer es faſſen mag, faſſe es," endete er: „der Wunderſüchtige iſt von Mutterleibe an taub, ſtumm und blind geboren! Ihr wiſſet, daß einem ſolchen Geſchlecht kein Zeichen gegeben werden kann."

„Herr, wenn wir nicht im rechten Sinne gebetet haben, lehre du uns!" wandte ſich Anton Scharf an Quint.

„Betet: zu uns komme dein Reich!" bekam er zur Antwort.

Es war für Weib und Kinder des Müllerknechts, die außen am Fenſter der Backſtube ſtanden, wo auch der Vater zuweilen hinter ſie trat, ein ſeltſam bibliſcher Anblick, wie drinnen Emanuel Quint, dem Heiland beim Abendmahle gleich, unter ſeinen Jüngern ſaß. Sie konnten ihre Blicke nicht abwenden. Der längliche Tiſch, auf dem zwei gewaltige Schüſſeln dampften, war ſauber mit einem bunten Tuche bedeckt. Ein dunkler Wein, den der böhmiſche Joſeph gebracht hatte, ward von dem ab und zu gehenden, feierlich ſtrahlenden Anton Scharf, vom Fäßchen in Gläſer gefüllt. Zuweilen ſah man den Heiland trinken. Wenn er an jemand die Rede richtete, ſprang der Angeſprochene voll Eifer und auch zugleich voll Ehrfurcht vom Sitze empor.

Zuweilen ging durch die ganze Gemeinde ringsherum eine herzlich lachende Heiterkeit. Es ſchien, als ob ſich nicht ſelten die Lippen des neuen Meſſias über einem Scherzwort kräuſelten.

Plötzlich ſahen die Kinder des Knechtes, ein Mädchen von vierzehn, ein Knabe von zwölf, ein anderer von neun Jahren, unter ſich eine fremde Nachbarin. Sie hatten das dunkelhaarige, ſeltſame junge Mädchen nicht kommen hören und blickten es aus großen, einigermaßen dummen, erſtaunten Augen an. Die Fremde achtete ihrer nicht. Übrigens ſchien ſie nichts andres zu wollen, als ebenſo ungeſtört, wie die Kinder des Knechts, das Innre der Backſtube zu beobachten.

Das Mädchen war ſchlank, hatte feine Gelenke und längliche Finger, die mit Halbhandſchuhen aus ſchwarzen Seidenfäden bedeckt waren. Ein dunkles Mäntelchen, mit rot gefütterten Capuchon, war um die noch ſchmalen Schultern gelegt. Ihr länglich-ovales Geſichtchen, mit großen befranſten Augen, hatte alle zarten Reize unverſehrter, beginnender Jungfräulichkeit. Sie hielt eine ſogenannte Kapotte, mit dunklen Bändern, in den Händen. Nicht ganz bis zu den feinen Knöcheln der ſchmalen Füße ging der Saum ihres ſchlichten Kleides, das über den ſchlanken Hüften von einem breiten Gürtel, aus ſchwarz lackiertem Leder, zierlich zuſammengeſchloſſen war. Wenn ſie ſich wandte, wurden zwei dicke, dunkle Zöpfe vom Lichte beſchienen, die bis zu den Fingerſpitzen, bei ausgeſtreckten Armen, herunterreichten und von denen der eine über die Schulter nach vorn genommen war.

Man mußte erſtaunen, das Mädchen in ſolcher Umgebung zu ſehen, das unzweifelhaft ein Kind aus gebildeten Kreiſen war.

Indeſſen blickte ſie nicht anders, oder mehr noch als die Kinder des Knechts, mit heißen, verlangenden Augen und verfolgte das ſonderbare Mahl mit ſeinen meiſt ungeſchlachten Teilnehmern, das hinter den Scheiben vor ſich ging.

Es ereignete ſich nach einiger Zeit, daß der böhmiſche Joſeph innen von ungefähr in die Nähe des Fenſters geriet und ſein ſcheußliches Antlitz in nächſter Nähe vor der kleinen Gemeinſchaft der Späher auftauchte. Bei dieſem Anblick trat die kleine Fremde, merklich erſchrocken, ins Dunkel zurück.

Ob nun das Scheuſal die Fremde erblickt hatte, jedenfalls trat er nach einigen Augenblicken ins Freie heraus, um die Kinder des Knechtes durchzumuſtern. Die Fremde aber, die ſich noch immer im Dunkel verborgen hielt und die ihn von dort genau beobachtete, fanden ſeine ſuchenden Augen nicht.

Er ſchien die Kinder fragen zu wollen, kehrte indeſſen plötzlich um und begab ſich wieder ins Haus hinein.

Emanuel ward indeſſen in der wachſenden Zutraulichkeit der feſtlichen Stunde — eine feſtliche Stunde war die Wiedervereinigung mit dieſen erſten Freunden und im Grunde kreuzbraven Seelen auch für ihn! — er ward alſo über allerlei Dinge weiter befragt, die hungrig harrenden Chriſtenſeelen immer noch brennende Anliegen ſind.

So trat ihn der eine und andere an: ob er nicht ihm das Geheimnis des Reiches unter vier Augen ſagen wolle? Schwabe meinte beunruhigt, daß doch wahrſcheinlich immer noch die alten Apoſtel und der Kreis der Zwölf zu Richtern des Jüngſten Gerichtes berufen wären. Ungeduldig wollte man wiſſen, wann ungefähr der Beginn des tauſendjährigen Reiches zu ſetzen wäre. Wann ſich Vater, Sohn und Geiſt endlich zeigen würden, nicht mehr in Niedrigkeit, ſondern in ihrer ganzen Herrlichkeit.

Emanuel aber lächelte nur und wollte auf keine Frage mehr eingehen. Die braven Leute und ſchlechten Chriſten, wie er ſie im geheimen nannte, dauerten ihn. Zuweilen ſah man ihn traurig den Kopf ſchütteln. Dann zeigte ſich wiederum um ſeinen Mund eine durch die drolligen Ängſte der einfachen Seelen beluſtigte Heiterkeit, wo dann der blinde Blindenleiter mit feiner herzlichen Ironie den Brüdern Scharf über ihre ſtruppigen Scheitel ſtrich oder dem buckligen Schneider ſanft auf die Wange klopfte.

Bevor er aber, nachts um die zwölfte Stunde, ſich niederlegte, nahm Emanuel der ganzen Verſammlung das feſte Verſprechen ab, morgen mit Tagesgrauen auseinander zu gehn.

Emanuel Quint erwachte, als er kaum eine Stunde geſchlafen und der Zeiger der Uhr die Eins überſchritten hatte. Er rieb ſich die Augen, aber er ſah trotzdem eine dunkle Geſtalt an dem kleinen Fenſterchen ſeines Zimmers ſtehn, unter dem der Strahl des Mühlbaches rauſchte. Er fragte die übliche Frage, ob jemand da wäre, doch die ſchlanke Geſtalt am Fenſter regte ſich nicht und antwortete nicht. Da pochte des Narren Herz gewaltig. Er ſprang aus den ungeheuren Deckbetten, kleidete ſich in Eile an, entzündete Licht und erkannte — oder hatte bereits erkannt — Ruth Heidebrand.

Es muß geſagt werden, daß dieſe Entdeckung dem armen Quint mit beinahe lähmender Kraft in die Seele ſchlug. Er ſagte ſpäter, er habe damals ſchon die unentrinnbaren Folgen dieſes unverſchuldeten Umſtands vorausgefühlt, obgleich das Verhängnis Wege ſuchte, die er unmöglich vorauszuſetzen imſtande war.

Übrigens war ſeine Beziehung zu Ruth in jedem Betrachte wunderlich.

Man hat ſpäter gefunden und hat es aus Äußerungen geſchloſſen, es ſei in der Seele des Tiſchlerſohnes für die ohne Zweifel hyſteriſche Gärtnerstochter eine verſchwiegene Neigung vorhanden geweſen, ſonſt hätte ſich ein gewiſſer Verdacht nicht auf Quinten gelenkt. Jedenfalls gehört die unbeſonnene, dazu krankhafte Tat der kleinen Ruth, durch die ſie ihm bei dem Gurauer Fräulein, bei ihren Eltern, bei Krauſe und vielen Freunden faſt alle Sympathien verdarb und ſeinen Gegnern Waffen lieferte, nicht in das Schuldbuch des armen Quint.

Nicht vorher, nicht nachher in ſeinem Leben hat Emanuel je mit ſo heftigem Ausdruck, heftige und ſtrafende Worte gebraucht, als es in den erſten Minuten der kleinen Ruth Heidebrand gegenüber jetzt geſchah, als er ſich endlich zum Reden ermannt hatte.

Die kleine Ruth aber ſah ihn unbeirrt aus ihren ein wenig zu großen, feuchten Augäpfeln an, als wollte ſie ſagen: den Zorn meines Heilandes, meines guten Hirten, der das verlorene Schaf in die Arme nimmt, den Zorn deſſen, der die ewige Güte ſelber iſt, deſſen Strahl mein Auge trifft und mit heiligem, ſtolzem Feuer daraus zurückleuchtet, den Allerbarmer fürchte ich nicht.

Der Glaube und das Vertrauen, wie es Quinten aus den

Augen jener grobſchlächtigen Anhänger entgegenleuchtete, denen er, wie Paulus, nur das Zeugnis geben konnte, „daß ſie eiferten um Gott, aber mit Unverſtand," ſchon dieſer Glaube, dieſes Vertrauen legte um ihn — um ſeine Gedanken, um ſeine Entſchlüſſe, alſo um ſeine Stirn und Hände! — ein hinderndes Band: obgleich die Macht dieſes ſtarken Vertrauens durch den lauernden Ausdruck der Gewinngier und eines verſteckten, nach Beruhigung drängenden Mißtrauens beeinträchtig wurde. Sofern dieſer Bann nicht geweſen wäre, hätte wahrſcheinlich der arme Quint Mittel und Wege zu finden gewußt, dieſe Gläubiger, durch das trockene Geſtändnis der Wahrheit über ſich, abzuſchütteln: er aber bewirkte, daß er, unſchuldig ſchuldig, ihr Schuldner blieb. — Hier aber ſprach Vertrauen und Glaube zu dem noch nicht neunundzwanzigjährigen Quint aus holdem und ſüßem Mädchengeſicht und aus Tiefen der Seele heraufkommend, in welche nie auch nur der leiſeſte Schatten eines Zweifels gedrungen war.

. . . Es war die Liebe ſelbſt, die ihn anblickte.

So fühlte denn der Narr die Gefahr und die ganze Folgenſchwere des Augenblicks.

Dies gab ihm Kraft ſich emporzuraffen.

Schnell nacheinander tat er mit harter Stimme die Fragen: „Was willſt du? Mit weſſen Erlaubnis biſt du hier? Was willſt du hier? Was ſuchſt du hier?"

Ruth aber ſchlug die Augen nieder und ſchien die gleichen Worte zu flüſtern, die einſt ihre bibliſche Namensſchweſter geſprochen hatte: „wo du hingeheſt, da will ich auch hingehen; wo du bleibeſt, da bleibe ich auch. Dein Volk iſt mein Volk, und dein Gott iſt mein Gott. Wo du ſtirbſt, da ſterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, der Tod muß dich und mich ſcheiden".

Und wieder richtete ſie mit einer reinen, ſchlichten Gewißheit im Blick, er könne doch ganz unmöglich gegen dieſes Bekenntnis etwas einwenden, die Augen zu Emanuel auf.

Die wenigen Worte, mit denen die bibliſche Ruth ſich ihre ewige Krone, über alle Zeiten und Völker hinausglänzend, geſchmiedet hat — und die, auf eine Schale gelegt, allein Neunzehntel aller Worte der Bibel aufwiegen, ja aller Bibliotheken der Welt! — hörte nun zwar Emanuel nicht, aber er ſpürte die Kraft des Bekenntniſſes! deshalb rang er, noch tiefer erbleichend, wie in der Erkenntnis der Nutzloſigkeit jedes Widerſtandes, mit krampfhaftem Griffe Hand in Hand.

Jedermann in der Mühle war ſchlafen gegangen. Es war eine abgelegene, nur durch viele Gänge und Treppchen zu erreichende Kammer, in der ſich Quint mit Ruth befand. Er ſenkte den Kopf, entrang die Hände und begann im Raum auf und ab zu ſchreiten.

In dieſer Minute — man hörte den Gang ſeiner bloßen Füße nicht! — wo er bald die Gardine, bald den gelben, mit allerlei Tand und bäuriſchen Raritäten gefüllten Glasſchrank ſtreifte, fand er ſich nicht nur mit der Flucht der kleinen Ruth aus dem Elternhauſe, ſondern auch mit dem Umſtand ab, deſſen er völlig ſicher war, daß man keinem andern als ihm die Schuld dieſes Streiches zumeſſen würde. Dann ſagte er nur: „du haſt uns in eine ſchlimme Lage gebracht".

Ruth wandte ſich um und ſagte dagegen:

„Wie kann ich anders, wenn ich nicht meinen Bräutigam verſäumen ſoll?"

Er ſagte:

„Ihr alle ſeid unverſtändig!"

„Lehre mich," ſagte ſie, „daß ich verſtändig bin."

Er dagegen:

„Ehre Vater und Mutter und betrübe ſie nicht! Gedenke der Ängſte, die ſie jetzt ausſtehen. Im beſten Falle wird man uns finden und bringt dich und mich durch Gendarmen nach Hauſe zurück."

Ruth ſagte, das werde der „Vater" nicht zulaſſen. Als Emanuel ſie befremdet muſterte, fügte ſie noch die Worte an: „ich meine den Vater, der in dir iſt".

Emanuel wurde ungeduldig.

Er begann: „Was ſuchſt du? Was willſt du von mir? Von den Legionen Engeln eures himmliſchen Vaters weiß ich nichts. Ihre Schwerter ſtehen mir nicht zu Dienſten! Ich bin keines irdiſchen Königs, noch eines ſchwertgewaltigen Gottes Sohn. Ich bin nur ein armer Menſchenſohn. Wer mir nachfolgt, deſſen nackte Füße werden über ſcharfe Steine gehen. Der Regen wird ihn durchnäſſen, der Hagel auf ſeinen Scheitel ſchlagen. Er wird Almoſen nehmen, wo man ſie gibt! Er wird, wie ich verachtet, verdorben und am Ende einem ſchmachvollen Tode überliefert ſein."

In dieſem Augenblick hatte Ruth in Haſt ihre durchlaufenen Schuhe von den Füßen gelöſt, den Mantel und ihr kleines dunkles Mieder heruntergeriſſen und warf ſich wildſchluchzend mit den Worten: „kreuzige mich, ich will vor dir ſterben!" an Quintens Bruſt.

Quint begann ihren Scheitel zu ſtreicheln, aber er hielt ſeine Lippen fern von der ſchmalen weißen Rinne, die ihm ſo nahe war und von der aus das Haar zu beiden Seiten in einem dunklen und duftigen Glanze das Haupt umfloß. Seine Hände mieden die kindlichen Schultern, die ſich zuckend an ihn anſchmiegten, ſo daß er an bebende Flügelrücken eines jugendlichen, verſtoßenen Engels denken mußte oder eines verflognen vielleicht: eine Vorſtellung, die ihm durch die liebliche und berauſchende Fremdartigkeit dieſes ganzen, neuen Erlebens aufgedrängt wurde.

Emanuel biß die Zähne zuſammen und wehrte ſich mit der ganzen, ihm eigenen, bewußten Kraft, gegen die Welle, die in ihm aufbrandete. Er rang mit ihr und beſiegte ſie. Die Arme der lieblichen Gärtnerstochter mit Zartheit löſend und an den heiß umklammernden Händen herunterziehend, hatte er bald durch den gütigſten Zuſpruch das Mädchen einigermaßen zur Ruhe gebracht.

Mit eigenen Händen zog er ihr dann die Stiefelchen an, half ihren nackten Armen in die Ärmel ihres Mieders hinein, verdeckte darin die ſchönen Schultern und legte auch noch den Mantel, den er vom Tiſche nahm, ſorgſam darum.

Endlich ſagte er: „Ruth, nun komm, jetzt wollen wir ohne Verzug zurück zu den armen Eltern gehen.“

Da ſtand das Kind und regte ſich nicht und ſprach geraume Weile kein Wort. Aber wie Quint, überwältigt von Mitleid, die Hand um ſie legte und ihr Haupt herauf an den kummervollen Strahl ſeines ernſten Antlitzes bog, war ihr Geſicht von Tränen gedunſen.

Achtzehntes Kapitel

In dieſem Augenblick quietſchte die Zimmertür und der Kopf des böhmiſchen Joſef ſtreckte ſich durch den geöffneten Spalt, mit einem pfiffig grinſenden Ausdruck herein. Dann ſchien es, als wollte er ſich zurückziehen, aber nun fragte ihn Quint, in einem erſtaunlichen Ton von Gelaſſenheit, was er wünſche und was ſein Begehren wäre.

Der böhmiſche Joſeph war durch den Anblick, der ſich ihm eben geboten hatte, ſprachlos gemacht. Quint munterte ihn indeſſen auf und zwang ihn, am Tiſche Platz zu nehmen.

Der böhmiſche Joſeph hatte in ſeinem Zimmer das Holz der Möbel auf eine entſetzliche Weiſe knallen gehört, Fenſter und Lampe hatten geklirrt, nicht anders wie bei ſtarkem Gewitter oder wenn ein ſchwerbeladener Rollwagen über ſtädtiſches Pflaſter fährt, oder noch ſchlimmer, wie bei einer unterirdiſchen Erſchütterung. Dabei habe er über ſich Lärm und vorher auf der Treppe Atmen und tappende Schritte vernommen.

„Wenn ich nun ein einziges kleines Knöchelchen von einem Gehängten hätte,“ ſagte Joſef, „ſo machte ich euch alle beide jetzt unſichtbar und brächte euch, ohne daß es die Leute merken, nach Milzſch in eure Betten zurück.“

Ruth ſchien durch die Anweſenheit des böhmiſchen Joſef merklich beunruhigt und auch Quint war durch den neuen Ton einer gewiſſermaßen dreiſten Vertraulichkeit etwas unangenehm berührt. Dennoch ermangelte ſein Betragen, als er nun Joſef um einen Dienſt erſuchte, nicht der gewohnten, freundlichen Höflichkeit. Dieſer ſollte, und zwar ſogleich, in das nächſtgelegene Dorf vorangehen und einen Bauern erſuchen, daß er Wagen und Pferd zur Beförderung Ruths nach Milgſch bereit ſtelle.

In der Backſtube, als der böhmiſche Joſef gegangen war, mußte ſich Ruth auf Quintens Drängen mit Brot, Butter und Kaffee ſtärken, deſſen man eine reichliche Menge, in einem Bunzlauer Topf, noch heiß, in der Röhre fand. Dann traten beide, leiſen Tritts aus der Haustür gehend, von niemand in der Mühle bemerkt, den Rückweg an.

Im Beginne der Reiſe waren ſie einſilbig. Noch immer mit gedunſener und wie erſtarrter Miene ſchritt die kleine Ruth neben Quint, während der Narr, grübleriſch und betreten, das Schweigen nicht brechen mochte. Die kleine Heilige, die triebhaft und opfermutig ihren irdiſch-himmliſchen Hochzeitsflug unternommen hatte, ward wie gelähmt, weil ſie annahm, Liebe und Opfer ſei nun durch den ſüßen Freund und himmliſchen Bräutigam verworfen worden.

Nach und nach aber, während des Wanderns, das Quinten die eigentlich angemeſſene Form des Daſeins war, ſtieg in ihm jene volle und große Empfindung auf, die zweifellos religiöſen Charakter hatte, wenn auch ſie es vornehmlich war, die ihn immer wieder über die berechtigten Forderungen der ihn umgebenden Welt erhob. So weit man dieſe Empfindung — und man bedenke, wie das bewußte Leben ſelber nichts anderes als eine Empfindung iſt! — ſo weit man ſie zu ſchildern vermöchte, würde man das eigentliche Urphänomen im religiöſen Leben dieſes wunderlichen Separtiſten zu begreifen imſtande ſein.

Das Leben in der geſamten Natur, die wir kennen, inſonderheit alles organiſche Leben, vollzieht ſich für uns in Form von Bewegung, inſonderheit durch Geburt, Tod und Wiedergeburt. So war denn auch in Quintens Seele die tiefſte Erfahrung immer wieder das göttliche Sterben und das göttliche Auferſtehen. Von allen Bildern im Reich der Erſcheinungen, die ſein Auge zu faſſen verſtand, war ihm die Sonne, die aufging, und die Sonne, die unterging, das gewaltigſte und zugleich das tiefſte Symbol. Wie ſie hinabſteigt und wieder erſteht, ſo ſtarb und erneute in ſeinem Geiſt ſich das Licht, und wenn es heraufkam, ſah er voll wahrhaft heiligen Jubels die Welt, nicht in Flämmchen, ſondern in der ganzen Glorie, in der ganzen glückſeligen Tageshelle des, wie er meinte, heiligen Geiſtes ſtehen.

Wie nun aber die wirkliche Sonne, wenn ſie aufgeht, allein die Freiheit des Himmels über ſich hat, nicht aber die Dächer der Hütten, Paläſte und Kathedralen, ſo war es auch bei dem Sonnenaufgang im Herzen Quints: nämlich, es kam eine faſt quälend erhabene, faſt ihr Gefäß zerſprengende Empfindung von Größe in ihn, die ihn auf die Spitzen der höchſten Türme wie auf das winzige Werk einer Ameiſe herabblicken machte. Dieſe Empfindung war ſo umfaſſend, daß er ſich ſelbſt im allwiſſenden Geiſte Gottes zu wohnen ſchien und keine andere als dieſe war es, an die er dachte, ſo oft er die Einheit von ſich und dem Vater, von ſich und dem Sohne, von ſich und dem heiligen Geiſt behauptete.

Die Gefahr leuchtet ein, die entſtehen mußte, wenn er mit einer ſolchen Empfindung, darin das Bewußtſein ſeiner ärmlichen Körperlichkeit und überhaupt jeder Körperlichkeit wie Schnee in der Sonne zerſchmolzen und aufgeſogen wurde, unter die Dächer der Hütten, der Paläſte, der Kathedralen kam. So war, ſchon jetzt auf der Wanderung, das Bewußtſein der Kalamität, in die ſich ſelber und ihn die liebliche Gärtnerstochter gebracht hatte, in Schauern von Größe untergetaucht.

Quint vergaß aber nicht, daß Ruth neben ihm ging.

Sie hat bekannt, daß der Sonderling, den ſie den Heiland nannte, ihre Hand ergriffen, noch bevor ſie das Dorf und den Wagen erreichten und bis dahin, etwa eine Stunde Wegs, nicht mehr freigegeben hat. Sie hat ferner verſichert, wie es denn auch der Wahrheit entſprach, ſie ſei dadurch wie durch einen himmliſchen Zauber geſtärkt, getröſtet, ja mit der Gewißheit eines ewigen himmliſchen Glückes erfüllt worden. Sie hat ſchließlich behauptet, daß der arme Narr verzückt und in einer heiligen Glorie mit Jeſus, Moſes und Elias geredet habe: trotzdem doch, nach ihrer Meinung, Emanuel ſelber der Heiland war.

Die Urſache ihres Irrtums war dieſe.

Emanuel fing nach einiger Zeit, während er ihre Hand in der ſeinen hielt, in beinahe hymniſcher Weiſe zu reden an, wobei ſie der tiefen, immer heller werdenden Röte des Sonnenaufgangs entgegenpilgerten. Er ſprach von der ſtrahlenden Kraft des Geſtirns, das mit demſelben Glanz und derſelben Freude ins Leben trete, als es nach vollbrachtem Tag ſich zum Opfer darbringe. Die Sonne wandere, ſagte er. Sie ruhe in Gott, aber ſie ruhe auf ihrem Wege, geſchweige in den Hütten und Häuſern der Menſchen, nicht aus. Was göttlich ſei, ſagte er, das wandere. So wandert der Heiland, wandert der Gottesſohn, wandert der Menſchenſohn, über die Welt, wandere ein Jeglicher, der aus dem Geiſt geboren wäre, unbehauſt, ohne bleibende Stätte, ohne Vermögen, ohne Dach, ohne Weib, ohne Kind, ohne auch nur eine Ruheſtätte für ſein Haupt.

Und als die Sonne wirklich heraufgeſtiegen kam, riß Quint, der verzückt und entrückt, wie es von Kindheit an immer wieder ein Zwang in ihm forderte, niederfiel, auch die kleine Ruth auf die Knie nieder.

Nach dieſem Vorgang, der den ſtammelnden und lallenden Quint in dem an ihm bereits bekannten, ausgeſprochen krankhaften Zuſtand zeigte, worin er der exaltierten Ruth als im Geſpräch mit Jeſus und den Propheten erſchien, beruhigte ſich ſein Weſen zu einer friedlichen Heiterkeit. Es verharrte hierin, als er mit Ruth in den Bretterwagen des Bauern holperige Feldwege, lange Chauſſeen und bei leidlichem Märzwetter durch eine Anzahl von Dörfern und Marktflecken fuhr.

In den letzten zwei, drei Ortſchaften an der Landſtraße, die vor Milzſch lagen, wußte man von dem Verſchwinden Ruths und Quints, denn es war nach Ruth überall geſucht worden, und ſo erregte die Fahrt der beiden, denen ein Bund Stroh zum Sitz diente, wie ſie mit ihrem mageren Pferd, ihrem groben Kutſcher und klappernden Brettwagen daherkamen, lebhaftes Aufſehen.

Waren die beiden im erſten Flecken hie und da durch Johlen begrüßt worden, in den nächſten eilte die Nachricht ihrer Annäherung voraus und es bildeten ſich bereits größere Aufläufe. Quint hatte eben den Vorſchlag gemacht, das Bäuerchen, das übrigens große Augen ob der Empfänge machte, die ſeinem Gefährt zuteil wurden, möge ein wenig, etwa bis ans Ende des Dorfs, den Braunen friſch ausgreifen laſſen, dort wolle er ausſteigen und mit Ruth, unauffällig, quer über Feld, die letzte halbe Meile bis Milzſch zu Fuße gehen:

Da rollte hinter ihnen, in lebhaftem Tempo, eine offene Kutſche, ſehr herrſchaftlich, mit zwei jungen feurigen Schimmeln heran.

In dieſer Karoſſe ſaß Herr von Kellwinkel.

Ohne daß der betreßte Kutſcher das Tempo mäßigte, ſtachen die Schimmel, Schaumflocken von den Kandaren ſchleudernd, zunächſt an dem Armeſünderwägelchen Quintens und Ruths vorbei. Aber Kellwinkel, deſſen grauer Schnauzbart noch eben, träumeriſch, ziemlich tief im breiten Kragen ſeines Fahrpelzes ſelbſtgeſchoſſener Füchſe geſteckt hatte, fuhr plötzlich aus dem Fond der Kaleſche empor, bog ſich herum, erkannte Quint und während er und der Wagen kleiner wurden, ſah man, wie er ſeinen Kutſcher heftig am Ärmel zog.

Der Wagen hielt an und Herr von Kellwinkel ſtieg, den Fuchspelz im Sitze zurücklaſſend, höchſtſelbſt auf die Straße heraus.

Der Kutſcher empfing eine Inſtruktion, drehte und folgte in langſamem Tempo dem energiſchen Schritte ſeines Herrn, der weniger als eine Minute brauchte, um hochrot und wütend vor Ruth und Quint zu ſtehen.

Natürlich waren die Worte nicht ſanft, mit denen er Ruth von der Angſt ihrer Eltern verſtändigte. Auf ſein kurzes, ſcharfes Gebot mußte ſie Hals über Kopf von ihrem Bund Stroh über das Ortſcheid auf die Straße herab und ebenſo in die Kaleſche einſteigen. Er duldete keinen Widerſtand. Sie mußte wie eine Puppe bald ſitzen, bald wieder aufrecht ſtehen, bis er die, wirklich ein wenig vor Kälte klappernde, kleine Heilige, faſt gänzlich in ſeinem Fuchspelz verborgen hatte.

Jetzt erſt nahm er Quinten aufs Korn, den er zunächſt nicht beachtet, ja ſcheinbar nicht eines Blickes gewürdigt hatte und begab ſich an ſein Gefährt, neben dem der Narr, nun ebenfalls umgeben von einer Menſchenmenge, auf der Straße ſtand.

„Lümmel, infamer!" ſchrie er ihn ſchon von weitem an, „Schmarotzer, verfluchter, nun, denke ich, wird es doch ſelbſt bei denen, die nicht alle werden, mit deinem Kredit zu Ende ſein! Schurke! Wenn es noch mit rechten Dingen zuginge in der Welt: dir müßte man auf gut ruſſiſch kommen. Jede Viertelſtunde fünfundzwanzig auf den bloßen Hintern gezählt! Blödian! Lümmel! Infamer Halunke! Du gehörſt in ein Idiotenhaus! Dir wollte ich ſchon die Flauſen austreiben!" Emanuel ſchwieg und Herr von Kellwinkel wandte ſich. Es hatte den Anſchein, als wolle er in die Kaleſche einſteigen. Er kehrte indeſſen wieder um.

„Kretin!" So begann eine neue Kette von Schimpfworten. „Bube! kriechender, feiger, hinterhältiger, ſchmarotzeriſcher, geiler, arbeitsſcheuer, ſchleichender Schuft! Warum laſſen wir keine Galgen aufrichten, daß ein ſolch ſchandbarer Affe und öffentlicher Schänder unſeres Heilands kurzer Hand daran aufgezogen wird. Dummkopf! Eſel! Blödes Kamel! Du bildeſt dir ein . . . du wagſt es, dir in deinem Drei-Unzen-Sperlings-Gehirne einzubilden . . . du Vogelſcheuche willſt uns weismachen, daß du Gott weiß was: Apoſtel, Prophet, womöglich der Heiland ſelber biſt? Ein Gauner biſt du, ein Anarchiſt! Du gehörſt hinter Schloß und Riegel!"

Emanuel hatte mit einer ſchmutzig-blaſſen Geſichtsfarbe dageſtanden. Der Lärm des wütenden Landedelmannes lockte noch immer mehr Weiber und Kinder aus den Häuſern und Arbeiter von den nahen Feldern herbei. Da ſagte zu ſeinem Schaden der Narr: „Habe ich denn eine Sünde begangen?"

„Das wirſt du wiſſen!" ſchrie Herr von Kellwinkel. „Du wirſt wiſſen, was du an der Familie deines Wohltäters, was du an dieſem betörten Mädchen begangen haſt! Welche Mittel, welche Schliche, welche niederträchtigen Lügen, welche Lumpereien und Betrügereien mußt du angewandt haben, nichtsnutziger, fauler, arbeitsſcheuer Rumtreiber du, bis dieſes wohlerzogene Bürgerkind ſo weit gebracht war, Anſtand und Sitte ſoweit außer Acht zu laſſen, daß ſie mit dir, bei Nacht und Nebel, das Haus ihrer ſchwergeprüften Eltern verließ und ſo vollkommen in die Gewalt deiner ſchmutzigen Pfoten geriet.“

Bei dieſen Worten nahmen die Bauernweiber und Landarbeiter gegen Quint eine drohende Haltung an.

Ein gewiſſer Tagelöhner, mit dem Quint zuweilen bei Gelegenheit ſeiner Feldgänge einige Augenblicke philoſophiert hatte, benutzte jetzt die Gelegenheit, um ſich bei Kellwinkel einzuſchmeicheln. Indem er vortrat, behauptete er: Quint halte die Leute vom Arbeiten ab. Er mache ſie unluſtig, mache ſie aufſäſſig, indem er Weiber und Kinder gewöhnlich frage, ob denn das Zuckerrüben-Hacken oder das Heil ihrer Seele wichtiger ſei?

Dieſe Frage hatte Quint allerdings im Verlaufe gelegentlicher Geſpräche mit dieſem und jenem geplagten Feldarbeiter zuweilen getan und gerade ſie war es, die man Kellwinkel zugetragen und die ihn beſonders aufgebracht hatte. Jetzt nun, beim Anblick des ihm, wie Emanuel meinte, befreundeten Arbeiters, der ihn mit frecher Stimme verriet, fühlte er, wie Judas nicht etwa ein geſtorbener Menſch, ſondern eine lebendige, furchtbare Macht in der Menſchengeſellſchaft iſt.

„Kerls wie du verdienen den Galgen,“ brüllte nun in verdoppelter Wut faſt erſtickend der Edelmann. Dies ſchien ein Merk- oder Stichwort geweſen zu ſein, das viele wütend geſchwungene Fäuſte dicht vor das Antlitz Quintens heranführte.

Er aber ſagte mitten in dieſe ſeltſam durcheinanderfahrenden, knotigen Schlegel aus ſchwieligen Menſchenhänden mit bebender Stimme: „Welcher unter euch Menſchen kann mich einer Sünde zeihen?“

Man ſtutzte. Man brach bei dieſem Heilandszitat, in dem man eine Probe der beſondren Verrücktheit des Narren zu haben glaubte, in ein allgemeines, wildes Gelächter aus. Und dieſes Gelächter war ſeine Rettung.

Der Gerechte muß Schmach leiden, dachte Quint. Und als er es dachte, bemerkte er noch, wie Herr von Kellwinkel Ruth auf dem halben Wege zu ihm, Quint, zurück, energiſch mit beiden Armen fing und das weinend widerſtrebende Mädchen in die nahe Kaleſche brachte, die ſogleich vom Flecke weg, in ſchnellſter Gangart von dannen fuhr.

Der Bauer, der Quinten und Ruth gebracht hatte, ſchimpfte auf beide und ſchlug dabei am Wegrand ſein Waſſer ab. Er ſagte, er ſei um ſein Fuhrlohn geprellt worden: denn er hatte vergeblich verſucht, von Kellwinkel mit der Frage zu ſtellen, wer ſeine Unkoſten tragen würde. Quint, angewidert durch ſo viel Häßlichkeit, ſo viel Sinnloſes um ihn her, verwies ihn nach Milzſch an Heidebrand und verbürgte ſich, daß er beim Herrn Obergärtner ſein Geld, und zwar Heller für Pfennig, erhalten würde.

Dann ging er mit feſtem, eiligen Schritt, nicht weiter verfolgt von dem abergläubiſchen Dorfpöbel, über Feld davon.

Begreiflicherweiſe hatte das Verſchwinden der kleinen Ruth Heidebrand — wie man glaubte, in Gemeinſchaft mit Quint — in der ganzen Gegend bis hinein zur Kreisſtadt, ſtarke Erregung hervorgerufen. Beſonders hatten die Eltern in der begründeten Angſt um ihr Kind den Vorfall ganz allgemein bekannt gemacht. Nahezu vierundzwanzig Stunden lang waren nicht nur die Eltern ſelbſt, die Krauſes, die Familie Scheibler, ganz zu geſchweigen von Paſtor Beleites und ſeinem Sohne, auf das furchtbarſte aufgeregt, ſondern es bildeten ſich auch in ſolchen Köpfen, die dem Ereignis ferner ſtanden, Gerüchte von Blut und Verbrechen aus.

Als es ſich dann zum Glück herausſtellte, wie die kleine Ruth mindeſtens noch am Leben war, drückte ſich doch noch immer in den kaſernenmäßigen Worten und Urteilen eines Mannes, wie Herr von Kellwinkel, das allgemeine Urteil aus, das über Emanuel Quint gefällt wurde.

Dieſer war entſchloſſenen Mutes und mehr als furchtlos in ſein ehemals ſo geliebtes Aſyl zurückgekehrt. Es hatte ſich damals in ihm ſchon längſt, obgleich in der Stille, jener Umſchwung vollzogen, der ihn unaufhaltſam, um im Bilde zu reden, aus den ſtillen Seen des Friedens gegen die ſchnellen, ja reißenden Strömungen ſeichterer, aber breiter und wilder Flüſſe trieb.

So war ihm ſeltſamerweiſe bereits jene rüde Mißhandlung durch Herrn von Kellwinkel trotz allen Ekels, den er dabei empfunden hatte, eine erwartete, ja willkommene erſte Prüfung zum Beginn einer neuen Bahn.

Man hatte Emanuel Kaffee, Butter und Brot auf ſein Zimmer gebracht und er war eine Stunde und länger allein geblieben, ehe der Obergärtner bei ihm erſchien. Natürlich machte der Vater ihm Vorwürfe! Und weil es auf eine herzzerreißend bittere und dabei mehr klagende als ſcheltende Art und Weiſe geſchah und die Stimme des braven Mannes zuweilen von Tränen gehindert wurde — und endlich, weil er das Ganze zum Teil als ſelbſtverſchuldete Strafe des Himmels auffaßte, ſo fühlte Emanuel eine peinvoll ſchmerzliche Liebe zu ihm.

Der Gurauer Dame war auf ihren telegraphiſchen Wunſch die Rückkunft Ruths ſogleich nach Berlin depeſchiert worden. Das Fräulein, mit der in gewiſſen Fällen ſchlecht Kirſchen

ſen war, hatte auf die Anfrage Heidebrands: Muß ich Quint
Hauſe behalten, wenn er wiederkommt? die lapidare Ant-
ort gegeben: Setzt ihn auf der Stelle hinaus.

Aber was die ſchlimmſte Befürchtung anbetraf, ſo war doch
idebrand durch den reinen Freimut im Weſen des Narren
Chriſto beruhigt worden und ſo fühlte er bald, wie die
acht der kleinen Ruth ohne ſeinen Willen, wahrſcheinlich
h ohne ſein Wiſſen geſchehen war, und mußte ſich ſagen,
eigentlich, wenn dies ſich wirklich ſo und nicht anders
hielt, eine Schuld Emanuels nicht zu erweiſen wäre.

Aber es kamen fortgeſetzt viele entrüſtete Freunde ins Haus,
en beſtimmte Meinung, Quint ſei verbrecheriſch oder wahn-
ig und müſſe ſofort aus dem Hauſe hinaus, nicht zu be-
ichtigen war. Und wenn nun der immerhin einſichtsvolle
ebrand den Befehl der Gurauer Dame zunächſt nicht
führte, ſo ſah er doch ein: der arme Menſch hatte irgend-
ſein Aſylrecht verſcherzt.

s kam hinzu, daß der Landarzt, den man ans Bett der
nkten Ruth gerufen hatte, aufs ſtrengſte jedes Wieder-
zwiſchen dem Mädchen und Quint verbot. Sonſt, ſagte
önne er für nichts einſtehen. Frau Heidebrand ſelber hatte
ſen ſo furchtbare Stunden, während des Suchens nach der
hwundenen Tochter, durchgemacht, daß ſie von ſich aus
einem Wiederſehen mit demjenigen, der ihre Schmerzen
ſacht hatte, durchaus kein Verlangen trug.

ward denn Emanuel fallen gelaſſen. Der junge Belei-
atte Tag und Nacht in einem verzweifelten Krampfe
Wut, Angſt, Eiferſucht und Beſchämung zugebracht. Er
im Gärtnerhauſe geweint und weder gegen Frau Heide-
noch den Gärtner ſelbſt ein Blatt vor den Mund ge-
en. Er hatte dabei, ohne alle Umſtände, ſeine Liebe be-

kannt, ſein verletztes Recht hervorgekehrt und Vorwürfe über Vorwürfe über die eingeſchüchterten künftigen Schwiegereltern ausgeſchüttet.

In der Familie des Lehrers Krauſe gab es Emanuels wegen Tränen und Kämpfe, denn auch Krauſe wollte nun, im Widerſpruch zu Marien, nichts mehr mit dem Narren zu tun haben. Marie dagegen verteidigte ihn. Bei ihrer Verteidigung blieb ſie nicht gerade gerecht in ihrem Urteil über Ruth Heidebrand, die ſie ein überſpanntes Mädchen nannte. Sie fügte hinzu: die krankhafte Überſpanntheit der kleinen Ruth wäre ja doch vielmehr etwas Altbekanntes, als eine Neuigkeit.

Alle ihre Einwände halfen Marien indeſſen nichts. Ihr Vater hatte im Schrecken der Nachricht von Ruths Verſchwinden den feſten Entſchluß gefaßt, nun ebenfalls von dem gefährlichen Narren abzurücken. Ob er trotzdem noch etwas für ihn fühlte, wußte man nicht.

Übrigens hatte der arme und außergewöhnliche Dorfſchulmeiſter, deſſen friedliche und behagliche Exiſtenz in dem Wohlwollen vieler Freunde wurzelte, nach dem, was vorgefallen war, keine Wahl mehr in ſeinem Verhalten zu Quint. Es war nicht ratſam, ja überhaupt nicht tunlich, ſich dem allgemeinen Urteil, das ihn richtete, entgegenzuſtellen. Man lief Gefahr, mit dem Narren als eine Perſon genommen, gebrandmarkt und aus der Geſellſchaft verſtoßen zu werden.

Emanuel wurde nicht empfangen, als er am Gründonnerstag — wo die Kinder in allen Dörfern in Scharen mit ihrem Bittgeſang und ihrem Gründonnerstag-Bettelſäckchen von Tür zu Tür herumliefen . . — an die Tür der Krauſeſchen Schule kam. Dagegen ſah er, als er ſich annäherte, Nathanael Schwarz aus der Türe gehn, von dem es bekannt war, daß er vor einigen Jahren um die Hand Mariens geworben hatte.

Schwarz machte einen großen Bogen um Quint und verſchwand in Eile durch ein Quergäßchen.. Emanuelen wurde nun von der Magd der kurze, ihn von der Schwelle weiſende Beſcheid überbracht; ſie hatte eben die Türe vor ſeiner Naſe zugeſchloſſen, da fiel aus einem Manſardenfenſter, von unſichtbarer Hand geworfen, ein Umſchlag mit einem Kärtchen herab, das Quint erſt draußen im Feld entzifferte: es trug die Worte „ich glaube an Dich!"

Neunzehntes Kapitel

Als am Oſterſonntag die Magd des Gärtners am frühen Morgen die Läden öffnete, fand ſie zu ihrem großen Erſtaunen ſowohl den Platz vor dem Gartentor, als auch Feldweg und Brachfeld hinter der Mauer, von einigen Hunderten fremder Leute beſetzt. Nun pflegten zwar an jedem Sonntag Patienten in einer gewiſſen Anzahl, mitunter bis vierzig, zum Schäfer zu kommen, von denen ſich einige, um den Vortritt zu haben, auch wohl ſchon im Morgengrauen einſtellten, woher aber dieſe zweihundert Menſchen kamen und was ſie wollten, begriff die Magd, die in ihrem Staunen mit ausgebreiteten Armen noch immer die Fenſterladen hielt, einſtweilen nicht.

Die Gärtnerburſchen, die an den Frühbeeten arbeiteten, taten eben die Frage an ſie, die der verdutzten Perſon durch die Seele ging. Sie wußte aber durchaus nichts zu antworten. Die Zahl der Wartenden mehrte ſich. Und wie die Magd ihre Blicke ausſchickte, ſah ſie, wie allenthalben, da und dort, ein Mann, ein Weib, ein Kind über Feld heran und gegen die harrende Menſchenmenge näher lief.

Die Sonne war eben aufgegangen. Frau Obergärtner Heidebrand, die durch die Magd geweckt worden war und nun, den Blick mit der Hand vor dem Lichte ſchützend, die ſich immer vermehrende Menge muſterte, begriff ebenfalls den Vorgang nicht. Sie ſah, wie der Schäfer, augenſcheinlich nicht minder befremdet, unten bereits mit der Menge verhandelte.

Er rief herauf: er wiſſe durchaus nicht, was den Leuten in die Glieder gefahren ſei. Es wären nur wenige Kranke darunter und zu ihm kämen ſie jedenfalls nicht.

Als der Herr Obergärtner erwachte, an dieſem Oſterſonntag nicht ganz ſo früh, als es ſonſt geſchah, wußte er ebenſowenig als die anderen für die Gegenwart dieſer Menge von Landsleuten einen Erklärungsgrund. Es wollte ſich auch nichts herausbringen laſſen, bis gegen die neunte Stunde eine ſeltſame Deputation von bärtigen Männern im Hauſe erſchien, die ſich nach Emanuel Quint erkundigten.

Sie ſtanden im Hausflur — übrigens waren es beide Brüder Scharf, der böhmiſche Joſef, Weber Schubert, Dibiez, Schneider Schwabe, Weber Zumpt, der Handelsmann Krezig und der Hufſchmied John! — ſie ſtanden im Hausflur, lebhaft redend und geſtikulierend und es war ſeltſam, wie ſehr ihr erregtes Betragen mit dem mehr als beſcheidenen, dürftigen Äußeren dieſer Leutchen in Widerſpruch ſtand.

Heidebrand ſelber war ſogleich, durch die mit Entſetzen fliehenden Mägde, von dem Eintritt des wunderlichen Beſuches verſtändigt worden: Sie ſagten, es wären Menſchen gekommen, bei denen unbedingt etwas nicht ganz in Ordnung ſei.

Als Heidebrand ſchon geraume Weile, nicht ohne ſtarke innere Unruhe, unter der durcheinander ſprechenden, ihn mit wirren Fragen bedrängenden Rotte, ſtand, konnte er ſich noch immer weder von ihrem Zuſtand, noch ihren Abſichten einen Begriff machen.

Ihr Betragen war ebenſo aufgeregt als feierlich. Sie ſchienen dabei vorauszuſetzen, daß man wiſſen müſſe, weshalb ſie kämen und weshalb das Gärtnerhaus des Milzſcher Schloſſes heut von Menſchen belagert ſei. In allen dieſen ebenſo dürftigen als verſchiedenartigen Mannsgeſtalten, lebte, wie es ſchien, ein doppeltes Bewußtſein von Wichtigkeit: nämlich der Wichtigkeit des gegenwärtigen Augenblicks und der ihrer eignen Perſönlichkeit.

Was der Herr Obergärtner zuerſt begriff, nachdem er den Gedanken, es möchten ſchlechthin Betrunkene ſein, verworfen hatte, war: Sie ſind von einem gemeinſamen Wahn bewegt; und dieſer mußte, erkannte er weiter, im Zuſammenhang mit dem Oſterfeſte entſtanden, alſo ein religiöſer ſein. Dieſe Leute betrugen ſich, als ob ihnen das Gerücht von einem außerweltlich ungeheuren Ereignis zu Ohren gekommen wäre und als ob ſie nun da wären, um es, nach tagelangem und atemloſem Lauf, mit ihren eigenen Augen zu ſehn.

Der Gärtner ſah, daß dieſe haſtig atmende, ſtoßweis redende, mit fieberglänzenden Augen vagierende Rotte eigentlich ein Kehricht von Menſchen war. Ja, das Geſicht des böhmiſchen Joſefs ließ ihn einen Augenblick lang an ausgebrochene Sträflinge denken. Dem Inhalt ihrer Rede nach konnten es aber weit eher Flüchtlinge aus der Provinzial-Irrenanſtalt, aus dem Dasdorfer Rettungshaus oder aus Trinkeraſylen ſein. Joſef rief in einem fort: „Chriſt iſt erſtanden". Er rückte mit ſeinen ſtechenden Pudelaugen ekelhaft nahe an des Herrn Obergärtners Geſicht und wiederholte: jeder Menſch auf Erden müſſe doch wiſſen, daß Jeſus Chriſtus von den Toten erſtanden iſt. — „Jeſus, er mein Heiland, lebt!" wiederholte der gedrungene Hufſchmied John redeweiſe. „Sie iſt gefallen, ſie iſt gefallen, die große Babel!" äußerte Schwabe bald gegen den Gärtner, bald gegen die Scharfs, bald gegen John, Schubert, Dibiez, bald gegen Zumpt und bald für ſich ſelbſt. Gefragt, was ihr Begehren wäre, ſagte Anton Scharf dem bedrängten Gärtner dreimal hintereinander mit weitgeöffneten

Augen und Naſenlöchern die Worte: „Wir haben den gefunden, von welchem Moſes im Geſetz und die Propheten geſchrieben haben!" ins Geſicht. Und wieder: „Wir haben den gefunden . . .", was immer mit wilder Freude durch den faſt ſchreienden Chorus: „Wir haben den Meſſias gefunden!" beſtätigt ward.

Indeſſen ſtanden im Garten draußen, vor der geöffneten Tür, die Gärtnerburſchen, hielten ſich vor Lachen die Seiten und krümmten ſich.

Ein Wort, das man immer wieder im Durcheinander überſpannter Redensarten dieſer verrückten Deputation zu hören bekam, war: „wir haben ein Geheimnis entdeckt". Mit dieſem Ausſpruch ſchienen ſie, wie nach Übereinkunft, den eigentlichen Zweck ihres Kommens verdecken zu wollen. Er drückte denn auch in der Tat in zwiefacher Hinſicht, nämlich in der eben bezeichneten Weiſe und noch in einer anderen, tatſächlich eine Übereinkunft aus. Sie glaubten nämlich erkannt zu haben, was das eigentliche Geheimnis Quintens ausmache.

Ohne auf die einzelnen Umſtände einzugehen, ſei nur geſagt, daß ſie ſich nach Quintens Verſchwinden wieder und wieder im engeren Kreiſe verſammelt hatten. Zudem hatte das Gerücht vom Erſcheinen des Wundertäters der Talmühle einen geradezu hundertfältigen Zulauf verſchafft. Es iſt natürlich, wenn dieſer Umſtand wie etwas Wunderbares auf die Verſammlung derer, die ſich als Jünger und Auserwählte fühlten, zurückwirkte. So hatten ſie denn eines Tages, in der närriſchen Phantaſtik ihrer mehr und mehr ſich von dem nüchternen Gange der Wirklichkeit entfernenden Seelen, gemeinſam, wie durch Erleuchtung, Quintens Geheimnis erkannt und ſich, einer dem andern, zur Wahrheit bekräftigt: nämlich Quintens nun über jeden Zweifel erhabenes Meſſiastum, deſſen

Kraft, Leib, Blut und Geiſt über allen Worten der Bibel ſei, über allen Wahrheiten der Verheißungen. Er war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Er war gekommen und würde das Reich in einer von niemand geahnten, auch nicht durch die Bibel vorhergeſagten Art und Weiſe aufrichten. Kurz, die Gegenwart Quintens hatte den hellen Wahnſinn zum Ausbruch gebracht.

So traten ſie vor die Menge hinaus, die, wie geſagt, ſich täglich in größerer Anzahl um die Mühle verſammelte, und predigten das Geheimnis des Reichs. Sie verrieten Emanuels Aufenthalt. Sie ſprachen in Zungen und John, der Schmied, der vielleicht wirklich an dieſem Tage über den Durſt getrunken hatte, tat ſich um Oſtern dadurch hervor, daß er eine wunderbare, letzte Enthüllung des Geheimniſſes für den Auferſtehungstag, ja eine doppelte Auferſtehung und Offenbarung des Heilands im Gärtnerhauſe zu Milzſch fanatiſch weisſagte.

Während ſie noch im Innern des Hauſes wirre Dinge mit dem Obergärtner verhandelten, fing die verſammelte Menge draußen mit gewaltigem Ausbruch den erſten Vers eines Oſterliedes zu ſingen an:

Triumph! Triumph! Der Herr iſt auferſtanden,
er iſt nicht hie! er iſt nicht hie!
der weiland lag in Todes Strick und Banden,
er iſt erſtanden heute früh.

Ein ſolcher Geſang iſt überaus eindrucksvoll, und Frau Heidebrand hielt es für ein Glück, daß Ruth nicht im Hauſe war. Man hatte das Kind, weil man Emanuel doch nicht ſo Hals über Kopf vor die Türe ſetzen wollte und um ſie auf andere Gedanken zu bringen, bei befreundeten Apothekersleuten untergebracht, deren Tochter im gleichen Alter und früher mit Ruth befreundet war. So war ſie den Eindrücken dieſes Morgens genugſam entrückt, die ſonſt vielleicht wiederum Kriſen nervöſer Natur bei dem Kinde zum Ausbruch gebracht hätten.

Frau Heidebrand, durch den elementaren Zug des Ereigniſſes ebenſo wie ihr Gatte verdutzt, hatte dennoch, eher als dieſer, den unglückſeligen Penſionär als Urſache dieſes Übels, gleichſam als den Magneten, der es herbeigezogen hatte, erkannt. Sie bedauerte nun, daß ſie ſelbſt und ihr Gatte nur an Emanuels Mutter geſchrieben hatten, ſie möge den Sohn nach Hauſe holen, anſtatt dem Narren ſelbſt gegenüber, im Sinne des Gurauer Fräuleins, entſchloſſen und offen zu ſein.

Emanuel war an dieſem Morgen, der kühl, ruhig und ſonnig einſetzte, erſt durch den Geſang vor den Fenſtern geweckt worden. Er hatte am Abend vorher ein kleines Bündel mit Habſeligkeiten zuſammengepackt, nachdem er einig geworden war, in Gottes Namen ſeines Weges am kommenden Morgen von dannen zu gehen. Kaum war er notdürftig angekleidet, er hörte dabei ein Trampeln von Füßen und Laute rauher Stimmen im Haus, da pochte es, und Herr Heidebrand drang, gefolgt von den Talbrüdern, bei ihm ein.

„Dieſe Leute wollen zu Ihnen, Emanuel!" ſagte in vorwurfsvollem Tone, die Röte des Unwillens im Geſicht, Herr Heidebrand. Worauf Emanuel kühl mit „Ich weiß es!" antwortete. Die Talbrüder aber waren verſtummt und drehten, ein jeder mit einem Ausdruck, der in ſeiner bebenden Devotion etwas Verwirrendes an ſich hatte, verlegen die Mütze in der Hand.

Der Obergärtner hat ſpäter erzählt, das Verhalten Quints, das Betragen der Talbrüder, wie es bei dieſer erſten Begegnung zwiſchen Verführer und Verführten, der er beiwohnte, zutage trat, habe ſeinen eigenen geſunden Menſchenverſtand in Gefahr gebracht.

Herr Heidebrand ſtand vor dem Narren Quint, und es war ihm nicht anders zu Sinn, als wenn man ihm ſein Konzept durcheinander gebracht hätte. Es lag wie ein Zwang, wie ein Druck um ſeine Stirn. Er fragte ſich, ob er an Tollkraut gerochen hätte, und meinte, der Satan habe ihm ein Blendwerk, eine ſcheußliche Gaukelei, eine höhniſche Spottgeburt der Wiederkunft Jeſu und ſeiner Jünger eingebildet, die doch in mancher Beziehung von einer betörenden, ja überzeugenden Treue war.

Es war in Emanuel, nach vielen Kriſen, ein ſtarrer, unbeirrbarer Wille, verbunden mit einer Idee, zur Herrſchaft gelangt, und was er dadurch gewonnen zu haben glaubte, war, wie der Narr in Chriſto es nannte: die kühne Freiheit des Gotteskindes zu chriſtlicher Tat und zu chriſtlichem Tod.

So war denn ein Feuer in ſeinen Augen, womit er die armen Jünger anblitzte. Er wies ihnen das Bündel mit einer befehlenden Weiſung der Hand, die keinesfalls ohne eine gewiſſe Hoheit war: worauf ſie ſich alle zugleich auf die Habſeligkeiten Emanuels ſtürzten, eiferſüchtig beſtrebt, ihm zu Dienſten zu ſein. „Ich gehe mit euch," ſagte der Narr, „obgleich ihr euch an mir ärgern werdet. Doch ich weiß, der Sohn Gottes kann bei euch jederzeit eines Trunks, eines Lagers und eines Biſſen Brotes ſicher ſein."

Dann verließ er mit ihnen das Haus ohne Umblicken.

Hofknechte und Gärtnerburſchen, zwiſchen denen der von Quint mit ſtarken Schritten geführte, lächerlich ſtolpernde Trupp von Erweckten hindurch mußte, blieben zunächſt verdutzt und lachten nicht. Man wartete ab, was geſchehen würde. An den Grenzen jener ſingenden Gemeinde von „Kindern und Unmündigen", die in der Einfalt und gläubigen Torheit reiner Herzen auf den Eintritt des Wunders warteten, wodurch „das ängſtliche Harren der Kreatur" endlich, endlich in eitel Freude verwandelt werden ſollte, hatte ſich bereits ein Zulauf feindlicher Elemente bemerklich gemacht.

Bei dieſem faſt blinden, aber entſchloſſenen Schreiten ins Unbekannte fühlte Emanuel etwas wie den felſenharten Druck einer Macht, die er herausfordern wollte und die ihm entgegenſtand.

Nun iſt es klar, ich fühle deutlich, wie ich dem Feind entgegenſchreite, dachte Emanuel. Ich habe den Feind nie ſo Bruſt an Bruſt gefühlt, habe ihm nie ſo, wenn auch mit blinden Augen, ins Auge geſehen. Dieſer Feind iſt ſo alt wie die Menſchenwelt, und ich unterfange mich, als ein zweiter Chriſtus, auszuziehen und ihn zu beſiegen. Und es war ihm, Quinten, als richte ſich am Horizont, wie ein Gebirgswall, von grimmigen Rieſen bewohnt, der Feind empor! Oder war es die breite und unwiderſtehliche Woge eines Urmeeres, die ſich ihm drohend, ſintflutartig, entgegenwälzte? Was würde ſein Lichtlein, unter dem Scheffel hervorgeholt, wie würde die kleine Gemeinde der Hoffenden dieſer Flut gegenüber ſtandhalten? Wir werden, ſprach es in ihm, unrettbar hinweggeſchwemmt.

Aber „das ſchwankende Rohr wird er nicht zerbrechen, und das glimmende Docht wird er nicht auslöſchen . . ." — ? Und wie dem auch ſei: der Schritt war geſchehen und Emanuel dachte nicht an ein Zurück.

Wie es bei Wallfahrten üblich iſt, einige Pilger hatten, trotzdem nur ein allgemeines, wunderbares Ereignis vorausgeſagt worden war, dennoch die Kranken ihrer Familie mitgebracht. Sie verſuchten mit ihnen Quint nahezukommen, weshalb ſogleich ein Gedränge entſtand, als der falſche Heilige endlich erſchien. Man brachte einen Menſchen heran, der ganz einfach das delirium potatorum hatte, ein Leiden, deſſen Erſcheinungsform jedem Arzte bekannt, auf den Laien indeſſen zuweilen von einer grauſigen Wirkung iſt.

Wer hat nicht ſchon den Gedanken gehabt, daß weit mehr noch als hinter den Gittern eines Gefängniſſes, hinter den eiſernen Stäben einer Irrenanſtalt, das Inferno, die Hölle iſt. Unter allen Zuſtänden, die dort behandelt werden, ſteht wohl das Trinkerdelirium an Furchtbarkeit obenan. Der breite und muskulöſe Menſch, der, von einem ſchrecklichen Tremor geworfen, von vier Männern gehalten, vor Quinten ſtand, ſtieß angſtvoll gepeinigte Laute aus und hatte ſchreckliche Viſionen, wie aus ſeinen froſtgeſchüttelten Worten deutlich wurde, von Erdbeben und von Weltuntergang. Wo er hintreten wollte, riß ſich ein Rachen des Abgrundes auf. Mitunter ward er hinuntergeſchleudert, wo dann wiederum andere Abgründe unter ihm Flammen heraufloderten, oder er ſich im Schlamm, überkrochen von Schlangen, Eidechſen und allerhand eklen Reptilien, fand.

Die Qual dieſes Menſchen wirkte anſteckend. Die übermenſchliche Angſt, die er litt, bewirkte etwas in der Menge, wie eine allgemeine, hilfeflehende Bangigkeit.

Als Emanuel, ſeiner nicht achtend, an dem gemarterten ehemaligen Hausknecht, oder Küfer, oder Bierkutſcher, was er nun ſein mochte, vorüberſchritt, hörte man deſſen Stimme rufen, aber ſo, daß es dem Heulen eines Hundes weit ähnlicher als einem menſchlichen Laute war: „Jeſus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner“.

Der häßliche und vielleicht auch komiſche Laut, deſſen Be-
utung von den Fernerſtehenden nicht verſtanden wurde, löſte
Kreiſe der Unbeteiligten, deren Zahl ſich ſtändig vermehrte,
koloſſales Gelächter aus.

Aber es ſchien an dieſem Tage nichts in Quint zu ſein
n Mitleid und von Barmherzigkeit, wie er denn dieſe Tugen-
überhaupt bisher nur als die natürlichen und gelegent-
en Äußerungen einer reinen Menſchlichkeit geübt hatte.
es an ihm ſchien heute Feuer, ja entſchloſſene Herzens-
rtigkeit. Dabei ſchien ſeine Stunde noch nicht gekommen.
redete da und dort, mit dieſem und jenem einige Worte,
itt aber plötzlich, nur an der Spitze ſeiner neun Talbrüder,
gen Gangs in die Felder fort.

Es war ein Brachfeld, das ein hügeliges Gelände über-
, auf dem er durch eine von allen Seiten ſtrömende Men-
nmenge geſtellt wurde. Nicht nur Landleute, die auf dem
ge zur Kirche waren, eilten herbei, ſondern auch bürger-
Geſtalten zeigten ſich, und ſpäterhin ſah man ſogar Jagd-
en heranfahren, die junge Söhne von Gutsbeſitzern, ja die
ter ſelbſt herbeibrachten, um das ruchbar gewordene tolle
ignis nahe zu ſehen.

urt Simon hatte ſich eingefunden. Der junge Beleites er-
n bei den Heidebrands. Neugier, oder irgendein anderes
ühl, hatte den Obergärtner bewogen, der Menge und
nten nachzugehen, als ſich der ganze Unfug feldein wälzte.
n fing Emanuel Quint ſeine weit berüchtigte Rede an,
ſich auch Paſtor Beleites im Wagen mit Herrn von Kell-
el einſtellte.

Die ſehr gegen früher das Weſen Quintens verwandelt
das konnte man ſchon am Ton ſeiner Stimme bemerken,

mit der er Ruhe gebot, an der Art, wie er drohend und furchtlos die Fauſt erhob und herriſch mit ſeinem Fuße aufſtampfte. Noch mehr aber trat es durch den Inhalt der Rede hervor, die der Tor in flammenden Worten hinausſchleuderte.

„Ihr Heuchler," rief er, „die ihr Mücken ſeiget und Kamele verſchlucket, höret die Worte Jeſu Chriſti, des Gottesſohns! Höret die Worte des Menſchenſohns, wie ſie ihm der Vater gibt auszuſprechen. Der Vater iſt bei mir, der mich geſalbet hat und geſandt: aber nicht, daß ich Frieden bringe, ſondern das Schwert!

Wehe euch Heuchlern! Was ſeid ihr anders als ein ungläubiges, lügneriſches, betrügeriſches und habgieriges Geſchlecht? einer des andern Feind, geheim oder öffentlich! einer des andern Räuber: geheim oder öffentlich! Diebe! Ehebrecher! Verräter! Mörder! geheim oder öffentlich! Ich ſage euch, ihr Knechte des Antichriſt: ich bin hungrig geweſen, und ihr habt mich nicht geſpeiſet! Ich war durſtig, und ihr tränktet mich nicht! Ich bin krank geweſen, und ihr habt mich nicht gepflegt! Ich bin gefangen geweſen, und ihr habt mich aus dem Kerker, der ein Fenſter hatte, hinab in den lichtloſen Keller zu Skorpionen und Schlangen geſtoßen! Ihr habt mich gevierteilt, aufs Rad geflochten, habt mir mit glühenden Zangen den Leib zerfetzt! Ihr habt mich an den Galgen gehängt, geköpft, geſchunden, geprügelt, geheim oder öffentlich . . ."

Bei dieſen Worten lief um die Peripherie der Menge ein helles und tolles Lachen herum, und eine Stimme ließ ſich vernehmen: „hätten ſie dich doch gepökelt, gebacken, eingeſalzen, in Fäſſer verpackt und zum Satan in die Hölle geſchickt".

Quint rief dagegen: „Ich kenne dich, Stimme. Wundere dich nicht, du armer, verblendeter, grober Ackerknecht, daß dieſe Stimme durch deine Kehle gedrungen iſt! Sie ſtammt dorther, wo alles das herſtammt, was Gott nicht gereinigt hat. Es geht aus dem Munde hervor und machet dich, nicht mich, unrein. Du weißt, und es iſt uns geſagt und iſt wahr, daß nur, was aus dem Munde hervorgeht, den Menſchen unrein macht. Aber wiſſe: nicht du biſt's, der da ſpricht, ſondern es iſt die Macht, ſo alt wie die Welt, die ihre Tage in Roheit verfinſtert."

Unbeirrt fuhr der Narr dann fort:

„Ihr Heuchler! Öffentlich habt ihr meinen Namen und mich euren Herrn genannt, heimlich mich täglich ans Kreuz geſchlagen! Berge, ja Gebirge von roſtigen Nägeln genügten euch zu jahrtauſendelanger Henkersarbeit nicht.

Ihr nahmt mich unzähligemal vom Kreuz, ihr ſchnittet mich vom Galgen herunter und verkauftet mich: Stück um Stück meines verweſenden Fleiſches wurde verkauft! Stück um Stück meiner bröckelnden Knochen! Jeder Span meines Kreuzes! Jeder Flicken meines Gewands! Alles und alles habt ihr zehntauſendemal, ſamt Gott dem Vater, Gott dem Sohn und Gott dem Geiſte, dem Mammon geopfert! Aber die mich kauften, betrogen ſich, die mich kauften, wurden durch euch betrogen. Zwar habt ihr den wahren Heiland unzählige Male ans Kreuz geheftet, aber den vom Kreuze herabzunehmen euch gegeben iſt, iſt des Menſchen Sohn und der wahre Heiland nicht."

Herr von Kellwinkel war aus der Kutſche geſprungen und hatte den jungen Begleiter herangewinkt. „Hören Sie, Doktor," ſagte er ihm, „wenn dieſer Verrückte ſo weiter ſpricht, dann müſſen Sie mir den Gefallen tun, ſich freundlichſt in meinen Wagen zu ſetzen, nicht wahr? und Sie fahren dann ſchnell in meinem Auftrag zum Landrat hinein, denn es könnte zur Pflicht werden, ihn zu verſtändigen."

„Was ſeid ihr? Meinet ihr etwa Chriſten? Dann war Pilatus, dann war Judas, war der Hohe Prieſter, der ihn verdammte, waren die Kriegsknechte, die ihn verſpotteten, war ein Jeder von ihnen ein Chriſt! Dann war es chriſtlich, ihn geißeln, chriſtlich, ihn mit der Fauſt ins Geſicht ſchlagen, chriſtlich, ihm mit einem Tuche die Augen verbinden, ihm eine Narrenpritſche in die Hand geben, ihm eine Narrenkrone aus Dornen auf das Haupt drücken und rufen: rate, Chriſte, wer dich ſchlug."

„Es iſt ein Skandal," ſagte Herr von Kellwinkel.

„Oder herrſcht unter euch ein anderes Geſetz als Auge um Auge, Zahn um Zahn?" fuhr Emanuel fort. „Habt ihr nicht die Völker bewaffnet, die Welt mit Myriaden von furchtbaren Mordinſtrumenten bedeckt? Schwimmen nicht eure ungeheuren eiſernen Mordmaſchinen auf allen Meeren, und meinet ihr, daß der Heiland eure Kanonen, eure Gewehre und eure ſcheußlichen Metzelfeſte ſegnen wird? — Es ging ein Sämann aus zu ſäen! Meint ihr, daß dies die Saat des Heilandes, des Gottesreiches auf Erden iſt? Ich aber ſage euch, die ihr zuhört: liebet eure Feinde! tut denen wohl, die euch haſſen! ſegnet die, die euch verfluchen! bittet für die, die euch beleidigen! und wer euch ſchlägt auf eine Backe, dem bietet die andere auch dar."

Der Narr fuhr fort:

„Meinet ihr, daß ihr zugleich Gott dienen könnt und dem Mammon? Wahrlich, ich ſage euch: ihr werdet Gott dienen oder dem Mammon! Meinet ihr, ihr werdet euren Feinden Übles tun, denen fluchen, die euch fluchen, eure Beleidiger verfolgen, ſchlagen, die euch ſchlagen, und doch Kinder Gottes

ißen? Ich ſage euch: wer euch den Mantel von den Schul-
rn reißt, den rufet zurück. Sagt ihm, du haſt den Rock ver-
ſſen. Gebt ihm auch den Rock! Wer dich aber bittet, dem
ein zehnfaches Maß deſſen, worum er dich bittet. Wenn
er ein Dieb kommt und bricht in deine Vorratskammern, du
eicher, ſo gehe nicht hin und hetze die Schergen hinter ihm
ein, ſondern laß ihm, was er genommen hat und fordere es
ht wieder! Brechen ſie aber in eure Gewölbe, darin ihr
e Juwelen, den Schmuck eurer Weiber und euer gemünztes
ld verborgen habt, ſo laſſet ſie getroſt davonſchleichen mit
em Raub! Denn ich ſage euch: ihr ſollt nicht Schätze ſam-
n, die Motten und Roſt freſſen! Und was hilfe es euch,
n ihr die ganze Welt gewönnet und nähmet doch Schaden
eurer Seele?“

Noch beſſer!“ ſagte Herr von Kellwinkel, und auch bei
übrigen Zuhörern löſten dieſe ſeltſamen Grundſätze Au-
ngen der Beluſtigung, der Erbitterung und des Hohnes
.

uint konnte bemerken, wie die Geſichter jener frommen
iflein länger und länger wurden, die gekommen waren, um
gen von etwas Wunderbarem zu ſein. Ebenſowenig ent-
es ihm, wie ſich auf den gleichſam erleuchteten Mienen,
irgendeiner himmliſchen Manifeſtation, eines Auferſtehungs-
ders gewärtigen Talbrüder, die, wie ein Stab, ihm am
ten ſtanden ... wie ſich in ihren Mienen hier Enttäuſchung,
Beſtürzung auszuprägen begann.

aren ſie denn nicht ehrliche Leute? und wenn ſie es
n, und waren ihm außerdem gläubig nachgefolgt, was
denn dieſer Hagel von Scheltworten? Sind wir denn
er? Diebe? Verräter? Mörder? Ehebrecher? dachten
nd ſie gaben ſich Antwort: wir ſind es nicht! Wir ſind

auch nicht Knechte des Antichriſt! außer daß jener, der uns ſo nennt und der vor uns ſteht, der Antichriſt wäre.

Und was gehen ihn denn, da er es mit redlichen Menſchen zu tun hat, die Diebe an? Sind wir denn Diebsgenoſſen und Diebsgelichter? Wann hätten wir ihn beſtohlen, geköpft, geſchunden, an den Galgen gehängt, geheim oder öffentlich?

Anton Scharf wurde dunkelrot vor Scham und Wut! Was? Ich und mein Bruder, wir wären nicht Chriſten? Wir wären Judas, wären Pilatus, wären den Kriegsknechten, die ihn marterten, gleich? Wann hätten wir ihm die Fauſt ins Geſicht geſchlagen? Und was ſagt er: wir ſollen den Dieben und Räubern Vorſchub tun?

„Sehet euren himmliſchen Vater an,“ fuhr der Tor indeſſen mit ſtärker erhobener Stimme fort, „iſt er nicht gütig über den Undankbaren? Freundlich über den Gottloſen und Boshaften? Läßt er nicht ſeine Sonne täglich aufgehen über euch, die ihr doch Böſe und Gute und wenige Redliche unter Dieben, Betrügern, Verrätern, Mördern und Gottloſen ſeid?“

„Halt deine Schnauze,“ ſchrie ein betrunkener Pferdeknecht, „ſonſt kriegſt du den nächſten Stein an den Schädel.“ Ein Trupp junger Leute aber zog mit dem Wechſelgeſang von „O du lieber Auguſtin“ und „Lott iſt tot, Lott iſt tot, Jule liegt im Sterben“ augenſcheinlich gelangweilt in den nächſten Dorfkretſcham ab.

Unbeirrt aber ging die Strafrede fort:

„O, ich kenne euch wohl“ — und Quint ſchickte einen zornigen Blick dorthin, wo die Jagdwagen und die gutgekleideten Leute ſtanden — „ich kenne euch wohl, die ihr über eure Mitbrüder zu Gericht ſitzet! Ihr Gottloſen! Ihr kennet weder Gott den Vater, noch Gott den Sohn, noch kennet ihr Gott den Geiſt! Und Gott der Geiſt, und Gott der Sohn und

Gott der Vater kennen euch nicht! Oder meint ihr, die ihr Gottes Sohn mit Handſchellen an den Händen hinter die eiſernen Türen eurer Gefängniſſe transportiert, die ihr den Sünder, den Gott verzeiht, mit Ketten belaſtet, die ihr den ſeiner leiblichen Freiheit beraubt, der des Königs Menſchenmordwaffe nicht in die Hand nehmen will ... Meinet ihr, ſage ich, daß der Heiland eure Gerichte ſegnen wird? Ihr habt vergeſſen, was der Vater geſagt hat: mein iſt das Gericht! daß er geſagt hat: richtet nicht, ſo werdet ihr ſelbſt nicht gerichtet! verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet! vergebet, ſo wird euch vergeben! Ihr ſeid alleſamt abgewichen, du! du! du! und du!" — und er wies mit dem ausgeſtreckten Arm auf dieſen und jenen Zuhörer — „Willſt du zu deinem Bruder hingehen und zu ihm ſagen, laß mich den Splitter aus deinem Auge ziehen, bevor du den Balken aus deinem Auge gezogen haſt? Ziehe zuerſt den Balken aus deinem Auge, ſage ich dir! dir! dir! und dir!" — wiederum wies er auf einige hin, die ſich mit höhniſcher Miene umwendeten — „und dann ſiehe zu, gehe hin, ſiehe zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehen magſt."

Und er erzählte ihnen das Gleichnis vom König, der mit ſeinen Knechten rechnen wollte:

„Ihm kam einer vor, der war ihm zehntauſend Talente ſchuldig. Der Knecht fiel vor ihm nieder, und der König, der Gott war und auch der Vater iſt, erließ ihm die Schuld. Derſelbe Knecht aber ging hin und fand einen Mitknecht, der ihm ein Geringes ſchuldig war, den griff er an, den würgte er, den ſtellte er vor Gericht, über den ſaß er als Richter ſelbſt zu Gericht, den ließ er foltern, ſtäupen, ins Gefängnis werfen. Er ließ ihn wieder herausholen und an den Galgen knüpfen. —

Tretet herzu, ihr Schalksknechte! Ihr, denen Gott einem jeden ſeine zehntauſend Dukaten Schuld erlaſſen hat und die ihr täglich eure Brüder um einiger Pfennige willen kreuzigen laßt! Du Kaiſer, du König auf deinem Thron! Ihr Generäle, Miniſter und hohen Geiſtlichen! Ihr Magnaten und Fürſten! Ihr Gerichtspräſidenten, Richter, Schöffen, Polizeiverwalter und Poliziſten! Ihr Weiber, die ihr eure Dienerinnen mißhandelt! Ihr Landherren und ihr Fabrikherren! Tretet herzu: hier iſt das Gericht des Menſchenſohnes! Oder wollt ihr ſagen: laſſet uns Übles tun, auf daß Gutes daraus komme? Ich ſage euch: euer Geſetz iſt darum geſtiftet worden, daß die Sünde mächtiger würde.

Und wer ſich auf das Geſetz beruft, beruft ſich auf das Geſetz, nicht auf Gott. Sofern ich gekreuzigt, geſtorben und begraben bin, ſo iſt es die Sünde geweſen, die mich gemartert und getötet hat! Eure Sünde iſt es geweſen, die ſich ſtützt auf das Geſetz! Sie betrog und tötete mich durch dasſelbe Geſetz! Ja, die Sünde mit ihren ſündlichen Lüſten iſt mächtig in euch durch das Geſetz erreget, und ihr ſeid willig, dem Tode Frucht zu bringen! Euer Mund iſt voll Fluchens! Unter euren Lippen iſt Ottergift! Eure Zunge iſt eitel Haß und Bitterkeit! Eure Füße ſind eilig, Blut zu vergießen! Was ſäet ihr aber Unfall und Herzeleid, ſtatt daß ihr den Frieden Gottes ausſäet?

Oder meinet ihr wirklich, daß der Heiland eure Gerichte, die Lippen eurer Richter, die nach toten Buchſtaben Unrecht ſprechen, Böſes mit Böſem vergelten, Haß mit Haß, die unbarmherzig und kalt — ganz anders wie Gott! — den Sünder dem Kerker, dem Beil, dem Strang, dem Tod überliefern! — meint ihr, daß Jeſus die Arbeit eurer Henker, die Mauern eurer Zuchthäuſer, die Richtblöcke eurer Richtſtätten ſegnen wird? Meint ihr, er wird euren Staatsanwälten die Palme des ewigen Friedens geben?"

„Das iſt die tollſte Farce," ſagte Herr von Kellwinkel zu Paſtor Beleites, „und dabei die wildeſte Blasphemie, die mir jemals begegnet iſt."

Quint fuhr fort:

„Nehmet allen Jammer, alle blutige Mühſal, allen ſchrecklichen Wahnſinn, der außerhalb des Geſetzes gewütet hat, und ſtellt allen blutigen Wahnſinn dagegen, den das Geſetz verewigt hat! ſtellt den Fluch, der außerhalb des Geſetzes wütet, gegen den Fluch, der durch das Geſetz gewütet hat, und wie ein Walfiſch den Jonas verſchlungen hat, ſo, ſage ich euch, wird der Fluch der Sünde außerhalb des Geſetzes vom Fluch des Geſetzes verſchlungen werden."

Nachdem Emanuel Quint auch noch die Kirchen und „ſogenannten Gotteshäuſer", ſowohl proteſtantiſche als katholiſche, insgeſamt als das wahre Golgatha Jeſu Chriſti bezeichnet hatte, wofür ja auch das nachgemachte Kreuz und die Ausſtellung ſeiner Martern den Beweis liefere, ſtieß er gleichſam dem Faß der Langmut ſeiner Zuhörer durch dieſen Abſchluß den Boden aus:

„Ihr Heuchler, unter denen ein jeder Jeſum zu bekennen, die Taufe Jeſu zu beſitzen meint, ich ſage euch, ihr bekennt ihn weder, noch habt ihn bekannt, noch werdet ihr je ſeine Taufe empfangen. Wer da bekennet, der wird getauft! und die da wahrhaft Chriſtum bekannt haben, die ſind in ſeinem Tode getauft! Und die da in Chriſto lebendig geworden ſind, die ſind in ſeinem Tode lebendig geworden! Wäre es anders: ich müßte euch kennen und ihr müßtet mich kennen, aber ihr kennet mich nicht und ich kenne euch nicht! Und ich ſage weiter und bekenne euch, ihr alle, nah und fern, die ihr mir zuhöret, ihr alle, die ihr Ohren zu hören habt, daß ihr mich ſehen werdet taufen mit einer Taufe, von der ihr nichts wiſſet! mich, der ich von Johannes getauft, Johannes' Taufe verworfen habe! mich, der ich, der wahre Geſalbte, durch die Gnade des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes heut vor euch auferſtanden bin und als Chriſtus, der Heiland, vor euch daſtehe."

Emanuel ſchwieg und im gleichen Augenblick rann ihm ein fingerbreiter Blutſtrom über die linke Stirnhälfte, über die rote Braue und, tropfend, über die roten Wimpern des linken Auges herab und rieſelte eilig die Wange hinunter.

Der Narr in Chriſto bewegte ſich nicht.

Paſtor Beleites und Herr von Kellwinkel, denen der Schluß und Gipfel der Feldpredigt noch den Atem verſchlagen hatte, wußten nicht, was geſchehen war, dann aber mußte ein jeder, der Augen hatte, ob er nun wollte oder nicht, ſich eingeſtehen, daß allbereits, da und dort vereinzelt geſchleudert, Feldſtein um Feldſtein gegen den armen Bekenner flog.

Beleites ſagte: „Sie werden ihn ſteinigen!"

Kellwinkel antwortete: „Was für den religiöſen Geiſt der Menge nicht gerade ein ſchlechtes Zeugnis iſt".

Noch hatte Kellwinkel nicht ausgeſprochen, als der Raum über den Köpfen der Menge zwiſchen ihm und Quint durch eine Wolke taubeneigroßer Kieſelſteine verfinſtert wurde:

„In welchem Jahrhundert leben wir?" ſagte ein hektiſch emporgeſchoſſener Student der Theologie, ein Paſtorsſohn, der eine große Brille trug und den Vorgang verſonnen beobachtete.

Das Entſtehen des unholden, immer dichter werdenden Schwarms von kantigen Vögeln, die auf Emanuel zuſtrebten, als ſei er ein Zauberer und habe jeden einzelnen unter ihnen mit Namen gerufen, hatte zur Folge, daß vor aller Augen eine Weibsperſon vor den noch immer ohne Regung verharrenden Narren ſprang und ihn mit ihrem Körper deckte. Außer den Talbrüdern wußte niemand, daß es Thereſe Katzmarek war, jenes Mädchen, deren epileptiſcher Krampf den allgemeinen Paroxysmus in der Talmühle ausgelöſt hatte. Ihr Heldenmut aber ſchien den Steinhagel noch zu verdichten. Nun aber ſtürzte plötzlich mit heller Kommandoſtimme ſchreiend Herr von Kellwinkel durch die Steinwerfer auf Quinten zu, neben dem er ſich furchtlos mit gegen die Menge drohendem Stocke aufpflanzte.

„Schämt euch! Wißt ihr nicht, daß heut Oſterſonntag iſt? Ihr ſeid weder Türken noch Feuerländer, und im übrigen gebe ich euch die Verſicherung, dieſer ruchloſe Poſſenreißer" — er berührte die Schulter Quints — „entgeht der gerechten Strafe nicht."

Die militäriſche Stimme und Perſon Herrn von Kellwinkels reinigte wie durch Zauber die Luft. Er hätte nicht mehr hinzuzuſetzen brauchen, was ihm der Sicherheit wegen geboten erſchien, nämlich: „Welcher Lümmel unter euch auch nur meine kleine Zehe mit einem Steine trifft, der hat ein Jahr Zuchthaus zu gewärtigen."

„Du haſt nun dein Fett!" wandte er ſich hierauf gegen Quint, den Thereſe Katzmarek eben, um das rinnende Blut zu ſtillen, mit ihrem Kopftuch wie mit einem bunten Turban umwickelt hatte. „Du haſt nun dein Fett und wirſt es dir zweimal überlegen, ehe du wieder unſerem geſunden Landvolk deine Räuber- und Diebsmaximen predigen und dabei den Namen unſeres gebenedeiten Heilands mißbrauchen wirſt. Nimm es als verdiente Strafe, obgleich Steinigen aus der Mode iſt. Ich würde dir noch ganz anders kommen, aber nach deinem Schluß, den Gott dir verzeihen mag, halte ich dich denn doch nicht für zurechnungsfähig."

Auf Paſtor Beleites und die meiſten gebildeten Zuhörer hatte der unerhörte Schluß von Quintens Rede den Eindruck eines elektriſchen Schlages gemacht, der aber angeſichts des rinnenden Bluts und des Steinhagels faſt auf der Stelle vergeſſen ward. Beide Eindrücke floſſen in einen zuſammen: nämlich den eines drohenden ſchweren Unglücks, das unbedingt zu verhüten war. Hatten die Worte des „Bibelnarren" zuerſt nach verkapptem Sozialismus oder Anarchismus geſchmeckt — Eigentum iſt Diebſtahl: alſo ſei Diebſtahl Eigentum! — ſo hatten ſie doch einen Schluß erhalten, der einen Zweifel an dem wahren Geiſteszuſtand Emanuels nicht mehr aufkommen ließ. Von dieſem Augenblick an jedoch mußte der einſichtsvollere Teil der Menge in dem inſtinkthaften Wunſch zur Verhütung eines Verbrechens an dieſem armen Unzurechnungsfähigen einig ſein.

Aus dieſem Grunde ſtanden nun auf einmal eine Anzahl Herren, Gutsbeſitzer und Bürgersleute, junge und alte, nahe um Quint, unter denen auch Paſtor Beleites, der junge Beleites, Kurt Simon, ein Jüngling namens Benjamin Glaſer, Sohn eines Großgrundbeſitzers in der Nachbarſchaft, Heidebrand und endlich ſogar Nathanael Schwarz zu ſehen waren; dagegen hatten ſich ſeltſamerweiſe alle neun Talbrüder aus der Nähe Emanuels fortgemacht.

Zwanzigſtes Kapitel

Es kann nicht gelingen, den notwendigen Gang eines Menſchenſchickſals in allen ſeinen Teilen faßlich zu machen, ſchon deshalb nicht, weil jeder Menſch zwiſchen Geburt und Tod ein zum erſten und letzten Male Erſcheinendes iſt, und weil der Betrachter jeden Gegenſtand nur in den Grenzen ſeiner, des Betrachters, ſelbſteigenen Natur zu begreifen vermag. In Bezug auf Emanuel und die Art ſeiner Bildung darf jedenfalls nicht vergeſſen werden, daß ſie überall einer leidenſchaftlichen, tiefen Einbildung gleichzuſetzen iſt. Er bildete Jeſum in ſein Inneres, er bildete ihn und ſein Schickſal tief in ſein eignes Weſen hinein.

Emanuel trieb nicht Gottesgelehrſamkeit. Ihn hungerte, und er aß von der Hand in den Mund ſein geiſtliches Brot. Ihn dürſtete, und er trank vom Waſſer des Lebens, an einem Quell, den er für den Quell des Lebenswaſſers hielt. Und dies iſt gewiß, ihm war zu Sinn, als ob er fortan nicht mehr dürſten würde. Als er nun rief: er habe Johannes' Taufe verworfen, er ſei als der wahre Geſalbte durch die Gnade des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes als wahrhaftiger Heiland heut vor den Menſchen auferſtanden, ſo riß ihn zwar die Erregung des Augenblicks, das Bewußtſein des Auferſtehungsmorgens, der Anblick der wunderſüchtigen Menge ein wenig über ſich ſelber fort, aber es war doch der innere Chriſtus, der in ihn eingebildete Chriſtus, der auch äußerlich nun ſein Herrſcher und, wie nie zuvor, ganz mit ihm eins geworden war.

Dieſes abſolute Bekenntnis war vielleicht nur das Erzeugnis eines Zuſtandes augenblicklicher Fortgeriſſenheit, es hing vielleicht mit dem Umſtand zuſammen, daß der im Grunde verachtete, wenn auch durch das Gurauer Fräulein zu Gnaden angenommene Menſch, Emanuel Quint, ſich zum erſten Male gerade emporrichtete und alſo einem neu erſtehenden Selbſtgefühl dieſen ſymboliſchen Ausdruck gab. Jedenfalls gab es keine ärgere, keine unglückſeligere Herausforderung, und es wäre nichts auszudenken geweſen, wodurch die Gefühle frommer Chriſten ebenſo furchtbar verletzt werden konnten.

Sobald der Steinhagel überſtanden war, Quint an einem Quell am Rande des Feldes ſich das Blut von Geſicht und Händen gewaſchen und dabei ein Kreuzfeuer vieler warnender, ſtrafender und auch höhnender Stimmen erduldet hatte, ging er aufrechten Ganges davon. Er hatte mit kurzen, harten Worten jedermann und ſogar Thereſe Katzmarek abgeſchüttelt. Der Stimmen, die ihm Milzicher Narr oder Langwaltersdorfer Heiland nachriefen, achtete er nicht.

Man ſorgte dafür, daß er nicht verfolgt wurde. Erſtlich hatte ſich unter dem Volk eine gewiſſe Beſchämung geltend gemacht, eine Beſchämung, die jene ergriff und eilig nach allen Seiten davonjagte, die gekommen waren ein Wunder zu ſehen, und ebenſo jene andere Partei, die ſich beinahe zur Lynchjuſtiz hatte hinreißen laſſen. Auch die Mehrzahl der Steinwerfer ſchlich ſich geduckt davon. Überdies hatten die Herren, untereinander und mit Hilfe ihrer Kutſcher und zufällig aufgegriffener Hofleute, eine Art Feldpolizei organiſiert, die nun auch noch die Hefe dieſes chriſtlichen Meetings hinwegfegte, oder, wenn man will, den janhagelhaften Reſt der Mitläufer auseinander trieb.

Alle Herren ſamt Herrn von Kellwinkel einigten ſich: es wäre das Beſte, man ließe Quint ſeiner Wege gehn. Sie hatten dafür dieſelben Gründe, die ſeinerzeit Paſtor Schimmelmann gegenüber dem Amtsvorſteher angeführt hatte, als man ſich ebenfalls dahin entſchied — es war nach der erſten Predigt Quints! — ihn mit einer Verwarnung ziehen zu laſſen.

„Die chriſtliche Kirche hat in unſeren Tagen der ſieghaften Gottloſigkeit," ſagten ſie, „ſowieſo einen ſchweren Stand. Wenn die Geſchichte ruchbar würde, ſie allein trüge wieder den Schaden davon. Wem anders als uns und der Kirche würden wohl die Feinde des Heilands dieſen ganzen Skandal in die Schuhe ſchieben?"

Inzwiſchen erreichte Emanuel Quint den Rand eines Forſtes, der aus Fichten, Kiefern und einſtweilen noch nackten Buchen gebildet war. Stückweiſe ſäumten Birken den Weg, der, mit Nadeln und feuchtem Laube bedeckt, den Schritt des Wanderers lautlos machte. Die Erde dampfte von Feuchtigkeit. Immer, wenn das durchbrochene Gewölk, das am Himmel ging, der Oſterſonne den Zugang öffnete, fiel ihr Strahl durch die Wipfel in den Nebel hinein, der dann als Lichtgewölk durch den Wald wogte. Krähen riefen, laut geigte der Fink, und ſonderbarerweiſe mochte in dieſem Augenblick ſchwerlich irgend jemandem in der Welt reiner, befreiter und glückſeliger als Emanuel Quint zumute ſein.

In ſeinem Innern ſangen liebliche Engelſtimmen Worte von einer rührenden Kindlichkeit. Wie denn überhaupt ein ſpielendes Lächeln von einem ſüßen und knabenhaften Reiz um die Lippen des neuen Erlöſers ſpielte. Die Beulen der Steinwürfe thronten an ſeiner Stirn und wurden von ihm nicht anders empfunden, als wie die brennenden Gottesmale einer himmliſchen Sanktion.

Auch ſeine eigene Kehle fing allmählich halblaut zu pſalmodieren an. Es war ihm, als wenn die Harfner harften. Es war, wie wenn dabei der feierlich ewige Atem der Gottheit leiſe rauſchend und ſegnend durch die Zweige der Fichten ging:

Jeſaia dem Propheten das geſchah,
daß er im Geiſt den Herren ſitzen ſah
auf einem hohen Thron mit hellem Glanz;
ſeines Kleides Saum den Chor füllet ganz.
Es ſtunden zween Seraphim bey ihm dran:
ſechs Flügel ſah er einen jeden han:
Mit zween verbargen ſie ihr Antlitz klar,
mit zween bedeckten ſie ihre Füße gar,
und mit den andern zween ſie flogen frey;
gegeneinander ruften ſie mit groß'm Geſchrey:
Heilig iſt Gott, der Herre Zebaoth!
Heilig iſt Gott, der Herre Zebaoth!
Heilig iſt Gott, der Herre Zebaoth!
Sein Ehr die ganze Welt erfüllet hat.
Von dem Geſchrei zittert Schwell und Balken gar;
das Haus auch ganz voll Rauch und Nebel war.

Als Emanuel die Worte dieſes lutheriſchen Sanktus ſo für ſich hin mit Zunge und Lippen artikulierte, treuherzig liebe Verschen, die eine entzückende Schalkhaftigkeit zu enthalten ſcheinen, ließ ihn ein Knacken in den Zweigen plötzlich aufmerken. Warum ſollte nicht ein und der andere Verfolger auf ſeinen Spuren ſein? Als er nun bald darauf ſchwere und eilige Schritte vernahm, wollte er dennoch von ſeiner ſeligen

Andacht nicht ablaſſen, bis eine tiefe und wohlbekannte Stimme nahe an ſeiner Seite erklang.

„Ich bin dir gefolgt,“ ſagte die Stimme zu Emanuel, der den Sprecher, Nathanael Schwarzen, ohne zu antworten, eine Weile gleichen Tritts mit ſich fortwandeln ließ. „Ich bin dir gefolgt, denn ich bin es dir ſchuldig! Und wo ich es dir nicht ſchuldig wäre, ſo doch Gott, der vielleicht deine Seele am jüngſten Tage von mir fordert.“ Kurz, Nathanael erneuerte, diesmal mit einer großen und innigen Dringlichkeit, den Verſuch, Quint auf den rechten Weg zurückzuleiten.

Niemals hatte er ein gleiches Entſetzen wie heute beim Bekenntnis des Narren zu beſtehen gehabt: daß er Jeſus Chriſtus der Heiland wäre. Sein Täufling ſchien ihm in dieſem Augenblick geradezu vom Gepraſſel eines ſataniſchen Feuerwerks umgeben, von Schwefel- und Phosphorflammen umleuchtet zu ſein. Als er nun ſo handgreiflich und augenſcheinlich erkennen mußte, wieweit es mit Quint gekommen war, wurde jede Faſer in ihm noch einmal zu einem letzten Verſuche der Rettung aufgerufen.

„Ich werde heute nicht von dir gehen,“ ſagte Nathanael, „bevor ich die Gewißheit erlangt habe, daß du deines entſetzlichen Frevels wegen zerknirſcht und reuig biſt. Denn ich halte dich nur für verirrt, nicht für wahnſinnig. Wenigſtens glaube ich, daß aller Wahnſinn ein Werk des Teufels iſt.“

In ähnlichem Tone ging es fort.

Als aber hernach das erſte, wartende Schweigen kam, wollte der Narr noch immer nicht antworten.

Nathanaels Eifer ſteigerte ſich.

Er hielt Quint vor, wie er um ſeinetwillen und um der ruchbar gewordenen Taufe willen, die er an ihm vollzogen hätte, nicht mehr das alte Vertrauen in den Gemeinden gewinnen könne. So hatte ſich jener Lehrer, in deſſen Schule er Quinten zum erſten Male erblickt hatte, merkbar von ihm abgewandt. Er war mehrmals, wahrſcheinlich auf die Anregung gewiſſer Paſtoren hin, vor die Behörde gerufen und auch durch den Vorſtand der Brüdergemeinde zur Vorſicht ermahnt worden. Da er es geweſen ſei, der Emanuel der Gurauer Dame empfohlen habe, ſo trage er nun auch vor ihr und eigentlich in der ganzen Gegend für das ſchreckliche Ärgernis, das durch Quinten entſtanden ſei, die Verantwortung. Herr von Kellwinkel habe ihm noch aus dem fahrenden Wagen laut zugeſchrien: daran iſt kein anderer als Sie ſchuld, Bruder Nathanael.

Kurz, der Apoſtel der ſogenannten Innern Miſſion, predigte, tobte, ja weinte vor Quint.

„Früher," ſagte er, „hat mir der Paſtor einer kleinen Gemeinde ſogar ſeine Kanzel eingeräumt, damit ich das Wort aus gläubigem Herzen verkünden konnte. Heute iſt den Lehrern faſt allen durch ihre Behörde bedeutet worden, mir nicht einmal mehr die kleinſte Schulſtube, um darin von Gott und dem Heiland zu reden, zur Verfügung zu ſtellen. Du haſt mich," ſagte er, „bei dem Gurauer Fräulein unmöglich gemacht, durch das ich früher reiche Spenden zur Verbreitung des Reiches Gottes empfangen habe. Verſchloſſen haſt du mir außerdem die Tür im Hauſe der Heidebrands und die Schwelle der Schule meines alten, ſtets gütigen Freundes Krauſe, weil, zum Dank für genoſſene Gaſtfreundſchaft, die Köpfe und Herzen der wohlerzogenen Töchter dieſer gediegenen Chriſtenfamilien durch dich verführt und verwirrt worden ſind."

Da aber der Menſch ſich von den Stürmen ſeiner Tiefen mitunter erlöſt findet durch eine glückſelige Oberflächlichkeit oder aus einem anderen Grunde, konnte Emanuel in den Ernſt des geängſtigten, ja faſt gequälten Bruders nicht einſtimmen. Noch immer ſpielte um ſeine Lippen und Naſenflügel das knabenhaft heitere Lächeln fort. Plötzlich hatte er, immer noch lächelnd, ſeinen Arm um Nathanaels Schultern gelegt: „Wir wollen dem Übel nicht widerſtreben,“ ſagte er, „Bruder Nathanael!“ Dieſer gab Antwort: „Wenn du nicht dieſen Weg der entſetzlichſten Läſterung beſchritten hätteſt, ich könnte für dich durch Waſſer und Feuer gehn!“ Quint ſagte dagegen: „Ich weiß nichts von Läſterung, Bruder Nathanael!“ „Haſt du vergeſſen,“ fragte dieſer, „weshalb du eben beinahe geſteinigt worden biſt?“ „Weil ich mich ganz als den bekannt habe,“ ſagte Quint, „der in mir iſt.“ „So ſage, damit ich mich ganz davon überzeugen kann, ob deine Verſtockung unrettbar iſt!“ fuhr Nathanael fort, „ſage mir, ohne Zeugen, Auge in Auge, ob du nicht Emanuel Quint, der arme Giersdorfer Tiſchlersſohn, oder ſage mir überhaupt, wer du biſt!“

„Erſtlich der, der ich mit dir rede,“ verſetzte Emanuel und es wollte zunächſt auf keine Weiſe gelingen, ihn zu bewegen, näher auf ſeinen Meſſiaswahnſinn einzugehen.

Jetzt überholte die beiden ein offener Jagdwagen, in dem Kurt Simon zur Rechten des jungen Benjamin Glaſer ſaß. Die Jünglinge grüßten ſehr ehrerbietig. Quint winkte zum Danke leicht mit der Hand.

„Der Friede Gottes ſei mit uns allen! Amen!“ ſagte dann Quint. „Wer Gott und den Frieden vorgibt zu lieben, der muß frei ſein von Menſchenfurcht! Was anderes iſt Menſchenfurcht, als Todesfurcht und Liebe zum Leben dieſer Welt? In dieſer Welt leben, heißt in Unfrieden leben und ſeinen Nächſten bekämpfen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber ſage euch, daß wir unſeren Nächſten nicht bekämpfen, ſondern lieben ſollen, wie uns ſelbſt. Des Menſchen Sohn iſt in eine Welt von Feinden mitten hineingeſtellt, aber darum wird er doch nicht zum Friedensbrecher werden. Eher wird er die Riegel des Todes zurückſchieben und durch die Pforte des Abgrundes treten. Des Menſchen Sohn hat den Tod überwunden. Was iſt die Welt, daß ich darin ſollte, Schritt um Schritt vordringend, durch Mord, Verrat und Betrug meines Nächſten, meines Bruders und meiner Schweſter, feſten Fuß faſſen? Liebe ich doch meine Schweſtern und meine Brüder mehr als die Welt! Ich bin nicht heimiſch und mag und will nicht heimiſch werden in dieſer Welt. Es ſei denn, daß Gott darin heimiſch würde. Gott aber iſt fremd in dieſer Welt! So muß wohl der Feind, der Feind, der Feind! und nur der Feind darin heimiſch ſein!

Weil aber der Feind unter meinen Brüdern und Schweſtern mächtig iſt, ſo ſind meine Brüder und Schweſtern im Göttlichen ohnmächtig. Ja ſogar der Sohn Gottes iſt ohnmächtig, der in dem Menſchenſohn herabgeſtiegen iſt! Noch immer muß der Sohn des Vaters, muß der Geſalbte, der Friedensbringer unter den Menſchen vereinzelt, verſteckt, verfolgt, verachtet, verflucht und endlich Henkern und Henkersknechten überantwortet ſein. Denn ſiehe, das iſt es: zu oberſt über allen Werken der Menſchen, wie ſie der Feind ihnen eingibt zu verrichten, ſteht der Henkersknecht! Zuoberſt auf den Paläſten ihrer Könige, auf den Dächern ihrer Gerichtsgebäude, auf den Türmen ihrer Kirchen ſteht der Henkersknecht! Oder was wäre denn Obrigkeit ohne Strafe, Kerker und Henker?

Dieſe Welt hat der Feind gemacht! Allein das Reich, deſſen Bürger ich, des Menſchen Sohn, des Gottes Sohn, der Geſalbte bin, hat Gott gemacht! Das Geheimnis des Reiches aber iſt der Friede! Ich ſage dir, Bruder Nathanael, daß nichts anderes als der Friede Gottes der Schatz im Acker, das Licht unterm Scheffel, die Perle des Kaufmanns iſt. Ich bin der Mann, der alles verkaufte und hinging, dieſen Schatz zu gewinnen. Ich beſitze ihn nun, Bruder Nathanael.

Das aber wiſſe, daß die Welt noch immer der Scheffel überm Lichte iſt. Wer wäre des Menſchenſohnes Bruder und Schweſter, wer wäre des Menſchenſohnes Nächſter, wenn nicht der Menſch! Aber noch immer verfolgen ſeine Nächſten den Menſchenſohn, ohne zu wiſſen, was ſie tun! Dagegen, ſieh um dich, wem ſie Altäre errichten? Wem bringen ſie täglich, ſtündlich blutige Hekatomben ihrer Kinder, Weiber und Brüder zum Opfer dar? Es iſt der Feind, der ſeine winſelnden Beter und Knechte zum Lohne Tag und Nacht mit glühenden Ruten peitſcht! Aus ſeinem Maule geht Haß, Neid, Wut und Gier. Die ſchlüpfrige Wolluſt iſt ſein Kiſſen! Ein Gebirge von raſſelnden Ketten iſt ſein Thron! Sein Rachen iſt mit Hauern geziert! Sein Blick iſt Mord! Sein Atem iſt Zwang, Furcht und Grauen ſind ſeine Fäuſte! Jeder Laut ſeiner Kehle iſt zehnfacher Fluch, wofür meine Brüder und Schweſtern ihn ſegnen.

Ihr könnt nicht zugleich Gott dienen und dem Feind. Ihr könnt nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen. Deshalb dienet ihr dem Feind, dem Mammon und nicht Gott! Ich aber, der ich, ein Menſchenſohn, zum Sohne Gottes erhoben bin, diene nicht dem Feind, nicht dem Mammon, ſondern nur Gott! Des Menſchen Sohn muß aber viel leiden und überantwortet werden ſeinen Peinigern! Denn ſiehe, ich gehe den ſchmalen Weg, den verſteckten Weg, den vereinzelten Weg, den von allen gemiedenen Weg und durch die vereinzelte enge Tür, durch die man zum Reiche Gottes eingeht! Du aber geheſt den breiten und bequemen Weg über alle die breiten Plätze und Straßen, die der Feind geebnet, durch alle die tauſend Tore, die der Feind geöffnet hat! Wahrlich du biſt des Feindes Knecht und alſo biſt du der Sünde Knecht! Und biſt in ſeinen Kerkern gebunden, dieweil die Welt nichts Beſſeres als ein ungeheures Gefängnis des Feindes iſt. Mein aber, Nathanael, iſt der Weg und das Ziel des Gottesſohns und die herrliche Freiheit der Kinder Gottes."

Bei dieſen Worten waren die Wanderer an ein kleines, mitten im Walde gelegenes Forſthaus gelangt, vor deſſen Tür ſie durch Kurt Simon und Benjamin Glaſer begrüßt und gleichſam empfangen wurden. Die Haltung und Rede Emanuels hatte auf den Wanderapoſtel einen ſinnverwirrenden Eindruck gemacht. Er ſpürte genau, wie er noch immer bei näherem Umgang dem Banne Emanuel Quints nicht ſtandhalten konnte, dieſe ſeltſamen Folgerungen und Schlüſſe ſpannen ſich wie metallene Fäden einer gefährlichen Spinne um ihn herum, die ein eigenes Denken erdroſſeln wollten.

Benjamin Glaſer, deſſen Äußeres den Juden erkennen ließ, trat an Quinten heran und fragte, die zarte Röte einer faſt mädchenhaften Schüchternheit im Geſicht, ob er ſich ſeiner noch erinnere. Man vergaß nicht leicht dieſes ſchmale, hübſche Geſicht, das mit ſeinem runden Kinn, ſeinen großen Augen und ſeiner zarten Haut eine beinahe mädchenhafte Schönheit hatte. Emanuel, der den Jüngling im Hauſe ſeines Vaters Salo Glaſer, des Großgrundbeſitzers, kennen gelernt hatte, jenes einzige Mal, wo er in Begleitung des Lehrers Krauſe dort eingeladen geweſen war — Emanuel alſo erinnerte ſich! worauf der junge Glaſer ſich mit der zweiten Frage hervorwagte: nämlich, ob er ihm die Ehre geben wolle, jetzt, zu Mittag, in der Förſterei ſein Gaſt zu ſein.

Quint war ohne weiteres einverſtanden und reichte erſt Herrn Glaſer und dann Kurt Simon die Hand.

Natürlich war die Behauptung Quints, daß er Chriſtus wäre, auch auf Kurt Simon nicht ohne Wirkung geblieben. Sie hatte in ihm, wie in allen übrigen, Schreck und überdies noch Bedauern, Beſorgnis und Mitleid erregt. Zugleich aber war ihm jene eigentümlich betäubende Kraft wiederum bemerklich geworden, von der er ſich bei ſeinem erſten Gange mit Nathanael Schwarz und Quint vor nun beinahe einem Jahre durch eine Art Flucht gerettet hatte.

Er hatte Benjamin Glaſer getroffen, der von der Strafpredigt Quintens, von ihrem Beſchluß ergriffen, von dem Märtyrertum des Narren zum Mitleid erregt, von dem rohen Verhalten der Menge empört worden war. Beide Jünglinge, Kurt und Benjamin, waren überdies von dem ungewohnten, in ſeinen Urſachen ihnen dunklen Ereignis gepackt, mit fortgeriſſen und in einen Zuſtand außergewöhnlicher Art gehoben worden. Als ſie den Narren davongehen ſahen, ſonderten ſie ſich von der Menge ab, nachdem ſie noch einige heftige Wortwechſel mit anderen jungen Leuten, beſonders aber mit Doktor Beleites, gehabt hatten, und fuhren gemeinſam auf einem Umweg — trotz ſeiner Tollheit leidenſchaftlich für Emanuel und ſein Genie, wie ſie ſagten, inflammiert! — mit begeiſtert klopfenden Herzen dem Narren nach.

Nun, wo ſie ihm gegenüber ſtanden, ſetzte ſie doch das Bewußtſein, es mit einem Manne zu tun zu haben, deſſen Geiſt zum mindeſten eine morbide Stelle beſaß, in Verlegeneit. Ohne es recht zu wollen, wechſelten ſie mit dem plumpen nd bärtigen Menſchen in Schlapphut und Düffelpaletot, der eben ihm ging, und in dem Kurt Nathanael Schwarz erkannte, eimlich forſchende Blicke der Verſtändigung.

Ihre Sorge indeſſen, daß die Verrücktheit Quints ſich woöglich noch weiter geſteigert hätte, zerſtreute ſich angeſichts der gänzlich unbefangenen Heiterkeit, die im Weſen des Narren zutage trat. Er lockte die Tauben, er ſtreichelte mehrere wedelnde Dachshunde und einen ruppigen, ſtichelhaarigen Hühnerhund, der, durch die Güte des neuen Gaſtes ermutigt, auf die Hinterbeine geſtellt, ſich gähnend und wedelnd an ihm aufrichtete. Die jungen Menſchen bewunderten Quint, weil er ſich mutig in Gegenſatz zur geſamten Welt zu ſtellen getraute, einer Welt, die überall im Gegenſatz auch zu ihren Naturen ſtand. Ihre Seelen waren erfüllt von einer gut Schilleriſchen, gegenſtandsloſen Begeiſterung: oder wenigſtens wird man nicht zugeben wollen, daß ihre Schwärmerei für ſoziale Gerechtigkeit, geiſtigen Fortſchritt und geiſtige Freiheit bei wütendem Haß gegen Unterdrückung, Kirchen-, Schul-, und Staatstyrannei, ſich auf die rechten Gegenſtände bezogen hätte.

Nach einiger Zeit ſaßen die jungen Leute mit Quint und Nathanael Schwarz, der ſich hatte zum Bleiben bewegen laſſen, in einem langen und niedrigen Dachzimmer, durch deſſen beide Fenſter der Wald hereinrauſchte. Forſt und Forſthaus gehörten zum Glaſerſchen Grundbeſitz und es war vorgeſorgt, daß der alte Glaſer, ſowie ſein Sohn, auch ein Jagdgaſt, gelegentlich Quartier und Verpflegung finden konnten.

Die Mittagsſonne ſchien durch das Fenſter der Frontſpitze über einen mit ſauberen Linnen gedeckten Tiſch, auf den der behagliche Förſter ſelbſt die dampfende Suppenterrine geſtellt hatte, wie er denn überhaupt, nach alter patriarchaliſcher Sitte, eigenhändig den Wein dem für die Glaſers reſervierten Keller entnahm, entkorkte und nicht ohne Humor in die Gläſer goß. Es bediente außer ihm eine Magd, die es aber dem Alten nur ſelten recht machte.

„Wo werden Sie ſich jetzt hinwenden?" fragte möglichſt harmlos der junge Glaſer Emanuel Quint. Jener, der mit

elaſſenheit ſeine Suppe gelöffelt hatte, meinte, er wolle jetzt
h der Hauptſtadt der Provinz, nach Breslau, gehen. Kurt
non kannte die Abſicht Quints, aber ohne je zu erfahren,
s Emanuels Zweck in Breslau ſein mochte. In Wirklich-
t hatte Emanuel einen Brief von den Brüdern Haſſenpflug,
ihn an Freunde in Breslau wies.

Es iſt ein ſeltſamer Vorgang, wenn eine neue Generation
Fäden ihrer Geiſtesgemeinſchaft über die Erde ſpinnt.
ge Leute, die ihre Aufgabe, einen beſonderen Lebensberuf
finden, noch nicht erfüllt haben, fühlen den allgemeinſten
ruf, die alte verrottete Welt zu verjüngen, fühlen die un-
eure Aufgabe umfaſſendſter Reformation und Revolution
r Menſchengeſellſchaft, die ihrer Anſicht nach bis zum Augen-
ihres Erſcheinens — nämlich der neuen Generation! —
rtauſende und Jahrtauſende lang auf falſchem Wege ge-
n iſt.

Was wollen Sie denn in Breslau, Emanuel?" fragte,
pentropfen am Bart, der Herrnhuter. Man ſah ſeinen
gen Mienen an: jeder neue Schritt, jede neue Abſicht
nts war für ihn eine Urſache neuer peinlicher Unruhe.
ie Magd und der Förſter traten herein, wodurch die mit
nung erwartete Antwort verſchoben wurde. „Da, ſehen
ſagte der Förſter zu Benjamin, „hat meine Alte Ihnen
eine Schüſſel für einen König zurecht gemacht?" Es war
dampfende Platte gekochter Forellen, von jenen, wie ſie
Förſter, der auch Fiſchmeiſter war, in einem beſtimmten
e des Forſtes fing. Übrigens kannte der Forſtmann Quint
hatte den Sohn ſeines Herrn bereits lachend danach ge-
wo der Narr ſeine Beulen herhabe.

herrſchte von jetzt an während des Mahles eine harm-
twas nachdenkliche Heiterkeit. Ein kurzes, ernſtes Frage-

und Antwortſpiel entſtand eigentlich nur, als Emanuel von einem Gericht junger Tauben nicht eſſen wollte. Er ſagte, es widerſtreite ihm, obgleich das Gegenteil jedem freiſtehe, von einem Vogel zu eſſen, der Noah den erſten Ölzweig des Friedens gebracht habe und außerdem Symbol des heiligen Geiſtes ſei.

Nachdem Äpfel und Käſe gebracht worden waren, fing Benjamin an, aus ſeinem aufgewühlten und wißbegierigen Inneren alle jene fragenden, ſuchenden kleinen Geiſter zu befreien, die ihn beunruhigten. „Sagen Sie mir,“ begann er, „verehrter Herr Emanuel Quint, wie ſoll man handeln, um in Ihrem Sinne vollkommen zu ſein?“ Quint gab zurück: „Tut Gottes Werke!“ „Wie kann ich, ein Menſch,“ ſagte Benjamin, „Gottes Werke tun“? „Dadurch, daß du vollkommen wirſt wie Gott!“ „Vollkommen werden wie Gott,“ ſagte Benjamin, „das hieße ja doch nichts Geringeres, als aus einem Menſchen zum Gotte werden!?“ „Und nichts Geringeres,“ erwiderte Quint, „iſt der Beruf des Menſchenſohns.“

Jetzt verbreitete ſich jene eigentümliche Stimmung geſpannter und myſteriöſer Art, die immer eintritt, wenn man erwartet, ein von der Hand des Verhängniſſes geſtreifter Menſch werde den ungereimten Wahn ſeines Innern aufdecken. Ein ſolcher Wahn, der etwas abſolut Unbegreifliches hat, beſitzt außerdem eine geradezu majeſtätiſche Unantaſtbarkeit. Er iſt unbeirrbar und wunderbar, weshalb er denn auch auf naive Gemüter und Völker immer von ſtärkſtem Eindruck geweſen iſt. Man weiß, daß Schwachſinn und Wahnſinn nicht nur bei den Indianerſtämmen von Nordamerika als göttlich verehrt werden.

„Jawohl, es war der Beruf des Menſchenſohns,“ mit dieſen Worten wandte ſich Nathanael Schwarz an Benjamin, „des

Menſchenſohns, der für uns am Kreuze geſtorben iſt, der
Blinde ſehend, Ausſätzige rein und den armen Lazarus, der
drei Tage im Grabe gelegen hatte, durch ein Wort ſeines
Mundes lebendig machte. Es war Jeſus, der Jairi Töchter-
ein und den Jüngling zu Nain, die geſtorben waren, mit
em allmächtigen Hauch ſeines Mundes ins Leben rief, trocke-
en Fußes über das Waſſer des Meeres ging und leben-
ig vor aller Augen zu ſeinem himmliſchen Vater entrückt
urde. Dieſer war es, der vollkommen war wie Gott und
er an ſeine Jünger die Frage richtete: Könnet ihr meine
Werke tun?"

Dagegen ſagte Emanuel Quint, mit einem ſilbernen Tee-
ffel nachdenklich auf den Tiſch pochend:

„Wer einen Menſchen vom leiblichen Tode erweckt, was
t er dem? Er ſchenkt ihm den zweiten Tod! Wer auf dem
eere zu gehen begehrt, der weiß nicht, wie der Geiſt Gottes
er und in den Waſſern, in und über den Himmeln ſchwebt!
Wüßtet ihr, was ich weiß, ihr bedürftet des Glaubens nicht.
er da euch zu wiſſen nicht gegeben iſt, ſo ſage ich euch:
r da leiblich blind iſt, kann dennoch mehr ſehen und wiſſen
s ihr und wenn ihr auch leiblich ſehet, könnt ihr doch geiſtlich
Blindheit gebunden ſein. Selig ſind, die da nicht mit leib-
hen Augen Leibliches ſehen und, wenn ſie ſchon nicht wiſſen,
ch glauben!"

„Und was iſt es," fragte Benjamin, „was wir nach Ihrer
ſicht glauben ſollen, Herr Emanuel?"

„Habe ich je um eine Seele geworben, um die Gott nicht
rb?" erhielt er zur Antwort.

Der Narr fuhr fort:

„Wahrlich, wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn, könnet
Berge verſetzen, wenn ihr aber das Wiſſen habt, wie ich,

ſo tut es nicht not zu irgendeinem Berge zu ſagen: hebe dich weg und wirf dich ins Meer."

Kurt Simon warf ein:

„Was ſind die Werke, die wir nun tun ſollen?"

„Haltet die Gebote!" ſprach Quint.

Die jungen Leute, die enttäuſcht waren, behaupteten, daß ihnen viele Menſchen bekannt wären, die im allgemeinen nicht gegen die zehn Gebote ſündigten und dennoch nichts weniger als vollkommen ſeien. „Nun, ſo weiß ich euch nichts zu ſagen, die ihr nach der Vollkommenheit hungrig und durſtig ſeid," gab Quint zurück, „als: folget mir nach."

Nathanael Schwarz, der im Grund entrüſtet, und, in Angſt um die Seelen der jungen Leute, losſchlagen wollte, bezähmte ſich. Doch machte er viele heimliche Zeichen hinüber zu Kurt und Benjamin, womit er den Eindruck des Narren entwurzeln wollte.

Kurt Simon ſagte: „Wenn wir Ihnen nun wirklich nachfolgen wollten, Emanuel, was hätten wir dann zunächſt wohl zu tun?" Der Gefragte ließ eine Bibel herbeibringen, öffnete ſie und legte den Finger auf jene Stelle der Apoſtelgeſchichte St. Lucae — es iſt ihr Beginn — die alſo lautet: „Die erſte Rede habe ich zwar getan, lieber Theophile, von allem dem, das Jeſus anfing, beides: zu tun und zu lehren". — Dann ſagte er: „Es hilft nichts zu lehren was man nicht tut, deshalb ſollt ihr tun, was ich lehre, wie ich tun werde, was ich gelehrt habe! Oder habt ihr vergeſſen, wie geſchrieben iſt: ihr ſollt ſie an ihren Früchten erkennen? Wer meine Rede höret und tut ſie nicht, der hat ſeine Hütte aus Flugſand errichtet! Wer ſie dagegen tut, der baut auf Stein, der baut auf den Grund und Eckſtein, den die Bauleute verworfen haben und ſein Baugeld iſt der Schatz, der im Acker gefunden worden iſt. Wer mir folgen will, tue meine Werke!"

Der Förſter, der hinter Emanuel ſtand, war verdutzt und begann zu Benjamin Glaſer hinüber Grimaſſen zu ſchneiden. Er kratzte den Kopf, ſpitzte den Mund, riß die Augen auf, um anzudeuten, der Vorfall komme ihm im alleräußerſten Grade bedenklich vor. Übrigens kannte er die Exzentrizitäten ſeines jungen Herrn, der keine Geſchwiſter und einen verwitweten Vater hatte, und wußte, daß der Alte ſeinem zärtlich geliebten Sohne, den er zugleich bewunderte, völlige Freiheit ließ.

Es ſchien indeſſen, als wenn Benjamin das Gebaren des Förſters gar nicht bemerkt hätte. Er ſagte, die langen und bleichen Hände voll zarten Geäders übereinander aufs Knie gelegt: „Ihre Lehre war, wie mir ſchien, die der Selbſtloſigkeit. Sie meinen, daß Selbſtſucht die Mutter aller irdiſchen Übel iſt. Andere behaupten das Gegenteil, nämlich Selbſtſucht ſei die Mutter jeden irdiſchen Fortſchrittes. Unſer Deutſches Reich erlebt im Augenblick infolge eines blutigen Krieges, der immer ſelbſtſüchtig iſt, einen großen Aufſchwung auf allen Gebieten. Sein Wohlſtand mehrt ſich. Das Land wird reich. Unſere Kaufleute treten unter die mächtigſten. Überhaupt: dem Kaufmann gehört die Welt. Der Kaufmann hat den Verkehr geſtaltet. Im Austauſch der Waren iſt die Welt zu einer gewaltigen Einheit geworden, wie nie zuvor. Könnte nun aber ein Kaufmann ſein ohne Eigentum? ohne Gewiſſenhaftigkeit in bezug auf das Eigentum? Würde das ganze Erwerbsleben unſerer Tage nicht zuſammenbrechen ohne Gewiſſenhaftigkeit in bezug auf das Eigentum? oder wenn wir Diebſtahl, Mord, Betrug unbeſtraft laſſen wollten?"

Quint ſprach:

„Es war ein reicher Mann, der über alle Reichen hoch erhaben iſt, der hatte einen Haushalter; der ward vor ihm berüchtigt, als hätte er ihm ſeine Güter umgebracht. Und er ſprach zu ihm: Tue Rechnung. Der Haushalter gab Antwort: Ich bin bei einem geweſen, der war dein Schuldner, dem hatte ich dein irdiſches Gut dargeliehen, fünfzigtauſend Taler und mehr. Er konnte es nicht zurückgeben. Ich erließ es ihm. Ein anderer war dir hundert Tonnen Öl ſchuldig. Ich zerriß ſeinen Schuldbrief und ſo fort. — Der Herr aber lobte den ungerechten Haushalter!

Wer es faſſen mag, faſſe es!" fügte Quint ſeiner Rede hinzu.

Man hörte jetzt Stimmen vor dem Haus. Die Jagdhunde hatten ſchon eine geraume Weile angeſchlagen. Eine Anzahl Menſchen mit groben Stiefeln traten, wie man deutlich hören konnte, in den mit Ziegeln gepflaſterten Hausflur ein. Mit einem Ausruf: „Nun, was iſt das?" horchte der Förſter befremdet auf und ging dann ſogleich in den Hausflur hinunter. Alle lauſchten. Emanuel aber, der mit dem Antlitz gegen die Tür gerichtet ſaß und eben noch in freier, unbefangener, beinahe heiterer Weiſe geſprochen hatte, zitterte leicht und entfärbte ſich.

Was nun geſchah, glich nach den Berichten, die ſpäter durch Benjamin Glaſer und Kurt Simon erteilt wurden, einem Überfall. Ächzend, mit haſtig ausgeſtoßenen Worten, unter Getrampel und Geſtampf, dem die Treppe kaum ſtand zu halten ſchien, unter Gequietſch des von harten Fäuſten gepackten Treppengeländers, kam irgendeine Rotte Menſchen heraufgeſtürmt, ſo zwar, daß Nathanael Schwarz im gleichen Augenblicke mit den beiden Jünglingen blitzſchnell vom Stuhle ſprang. Nathanael hatte den Stuhl umgeworfen. Er dachte nicht anders und ebenſo dachten Kurt Simon und Benjamin, es möchte ein wütender Pöbel ſein, der Emanuel auf den Ferſen war und in beſtialiſcher Raſerei ſich vorgeſetzt hatte, die begonnene Lynchjuſtiz zu vollenden.

Emanuel ſagte zwar: „Fürchtet euch nicht!“ denn er hatte erkannt, wie es allerdings wohl Verfolger, aber nicht im Sinne derer waren, die ihn ſteinigen wollten. Allein es ſchien doch, obgleich er ſitzen geblieben und äußerlich ruhig war, als trete ein Grauen in ſeinen Blick. Die Tür ging auf und es glotzte eine gedrängte Menge wildzerzauſter, ſtruppiger Köpfe herein, verzehrte, vom Laufen gedunſene Geſichter und es war wie ein Machtwort, oder war es der Blick des Narren? — das, einem magiſchen Banne gleich, ſie nicht über die Schwelle treten ließ.

Dieſe Eindringlinge hatten Emanuel und jener ſie feſt ins Auge gefaßt. Natürlich wußte der Narr, wer ſie waren und daß in ihnen — den Talbrüdern nämlich! — ſein Schickſal mit allem Wohl und Wehe beſchloſſen lag. Er wußte das — und die Sinne entſchwanden ihm. Er ſchlug mit dem Kopf auf den Tiſch und ward ohnmächtig.

Es waren aber nur acht Talbrüder beieinander geblieben und hatten die Spur des Toren und endlich ihn ſelber aufgefunden.

Quintens Rede, die unvermutete Wirkung, die ſie auf die Menge ausübte, und beſonders der Steinhagel am Schluß, von dem auch ſie als die Nächſtſtehenden teilweiſe mitbetroffen worden waren, hatten ſie aus der Faſſung gebracht. Der in edem Menſchen verborgene Fuchsinſtinkt hatte alsbald einem eden von ihnen eingegeben, ſich unter der Menge zu verbergen. Sie ſelber wußten, wie oft ſie auch dort noch von Leuten, die hnen bekannt waren, als Genoſſen des Gottesläſterers an-erufen wurden und wieviele Male ſie ſeinen Umgang ver-eugnet hatten.

Schlotternd vor Angſt hatte ſich die verſprengte kleine Herde dennoch nach und nach in einer entlegenen Ziegelei zuſammengefunden, in der, da es Sonntag war, nicht gearbeitet wurde. Schon bevor ſie Quinten aus der Gärtnerei abgeholt hatten, diente ihnen die gleiche Lehmgrube, die von vielen Krähen umſchwärmt wurde, als Verſammlungsort.

Als erſte trafen ſich hier der böhmiſche Joſef und die Brüder Scharf: auch dieſe noch von Entſetzen ergriffen. Es war, als hätte ſie jemand aus langem Traum ſoeben mit harter Fauſt in die Wirklichkeit aufgeweckt. Der böhmiſche Joſef, der übrigens durch einen Trupp junger Burſchen ſeiner Häßlichkeit wegen beſonders verfolgt worden war — ſie hatten ihm Steine nachgeworfen, ihm Hund, Satan, Teufel, Gottſeibeiuns, Lucifer und dergleichen nachgeſchrien! — ſchien dennoch voll bei Beſinnung zu ſein.

Aber er wollte von Quint nichts mehr wiſſen.

Seine Bemerkungen über ihn ſtrotzten plötzlich von einem zurückgedrängten Ärger und troffen von dem Gifte der Boshaftigkeit. Er hörte nicht auf und reizte mit galligen Redensarten die ſchlotternden Brüder Scharf, bis ſie mit Heftigkeit auf ihn losfuhren und dadurch etwas von ihrer verlorenen Haltung wiedergewannen.

Auch nachdem ſich der Weber Schubert, vom Laufen erhitzt und dennoch bleich vor Entſetzen, und ſpäter John, der Schmied, hinzugefunden hatten, der noch immer unter dem Druck der Ereigniſſe ſprachlos war, fuhr das kleine böhmiſche Scheuſal mit dem Pudelgeſicht fort, Emanuel zu verläſtern: er habe niemals an ihn geglaubt und immer gewußt, daß er ein Maulmacher und Betrüger wäre. Das Schlimmſte von allem, was er vorbrachte, war aber ein höchſt gemeiner Verdacht, der ſich auf jene Nacht bezog, in der er in Quintens

Zimmer gedrungen war und Ruth Heidebrand bei ihm getroffen hatte.

Weber Zumpt, der mit ſeiner aufs ärgſte ernüchterten Frau erſchien, erlitt von dieſer die ſchwerſten Vorwürfe. Sie weinte, ſie ſchrie, ſie beſchwor ihn nach Hauſe zurück. Er wolle die Kinder verhungern, den Webſtuhl verfallen, das bißchen Acker, das ſie beſäßen, wüſt liegen laſſen. Die Kuh ſei fort. Es fehle an Dünger, fehle an Saat. Die einzige Ziege ſei übrig geblieben. Sie griff dann den Talmüller Straube und ſeine geheimen Praktiken an, mit einer Stimme, die überſchnappte in Raſerei, und mit Bewegungen beider Arme, durch die beſonders die Scharfs bedroht wurden. Dieſe ſah ſie mit Recht als die Urheber des, wie ſie ſagte, ganzen verfluchten Handels an.

„Ihr Dummköpfe," rief ſie, „ihr ſeid die Betrogenen, und der Talmüller hat ſeinen Schnitt gemacht."

Es lag am Tage, was das Weib in ihrer Verzweiflung herausheulte, entſprach der Wirklichkeit. Ein gut Teil von dem, was die anderen in die kommuniſtiſche Kaſſe zuſammengekratzt und oft mit großen Opfern erlegt hatten, fand in der Taſche des ſchlauen Müllers Unterſchlupf.

Als der Hufſchmied John ſeine verlorene Sprache wiederfand, waren dies ſeine erſten Worte: „Ich werde den Müller Straube totſchlagen".

Geraume Weile tobte der Streit der Brüder mit Heftigkeit. Plötzlich aber, nachdem ſich Zweifel und Kleinmütigkeit, wie am Ende eines beſiegelten Fehlſchlags, eines Vernichtungsſchlags aller Hoffnungen, faſt ganz der Köpfe bemächtigt hatten, fühlte der Schneider Schwabe einen erneuten Bekenntnisdrang. Mit einer Kraft der Überzeugung, die auf alle, ſogar den böhmiſchen Joſef, einen gewaltigen Eindruck machte, trat der kleine bucklige Mann mit erhobenen Schwurfingern vor ſie hin und ſagte: „Schlagt mich tot, aber ich glaube, ich glaube an ihn!“

Durch dieſe Erklärung wurde der Panik Halt geboten. Man zeigte ſich über Erwarten bereit, den Gründen des eifrigen Schneiders Gehör zu ſchenken. Den Scharfs beſonders ſchien damit eine große Laſt von der Seele genommen zu ſein. Nicht lange, ſo fingen die Männer an, ſich gegenſeitig der Feigheit, ja des Verrats, zu beſchuldigen. „Warum ſind wir geflohen?“ ſagte Schmied John. „Aus keinem anderen Grunde, als weil wir feige und nichtswürdig ſind.“ Vergeblich verſuchten der böhmiſche Joſef mit höhniſchen Einwürfen und die Frau des Webers Zumpt gegen dieſe veränderte Strömung anzukommen. Beſonders die Frau, deren Bruder ja der arme, von Fanatismus und Nachtwachen bleiche und ausgemergelte Schneider war, ward durch ſein Zeugnis in eine hilfloſe Lage gebracht. Sie warf ihm vor, wie kein anderer als er es geweſen wäre, der ihr die Brüder Scharf über den Hals geſchleppt und ſie dadurch in die Sache des Betrügers Quint verwickelt hätte. Der Bruder ſchrie: „Halt dein Maul, Weib! läſtere nicht! verſündige dich nicht! verwirke nicht deine arme Seele!“ „Ihr ſeid ja ſo dumm und dümmer als Hornvieh,“ rief das zur Verzweiflung gebrachte, entſetzte Weib; „ihr ſeid nicht bloß dumm, ihr ſeid ja wahnwitzig!“ Schmied John aber rief: „Jawohl, es iſt der Wahnſinn des Herrn! der Wahnſinn des Heilands! der Wahnſinn des Kreuzes! und der Wahnſinn des Gottesreichs!“ Das Weib erwiderte: „Komm du noch einmal in mein Haus, Schmied John, und halte deine labbriche, wabblige Betſtunde ab! Du kriegſt Teller, Eimer, Töpfe und Kochlöffel um den Kopf und ich bring dich beim Amtsvorſteher zur Anzeige.“

Dibiez meinte, daß ihm bei dem Geſtändnis Quints, daß er Jeſus wäre, ein Schauer über den Körper wie von einem eiskalten Winde gekommen ſei. Er fragte, im Reden ſich ſelbſt immer mehr erhitzend, ob denn keiner der Brüder das Zucken, Leuchten und Strömen von Licht um Emanuels Haupt erblickt habe, als das furchtbare Wort, auf das der Steinhagel folgte, ſeinen Lippen entglitten ſei.

Im Handumdrehen gewann ſo jeder der Brüder wieder die alte Wichtigkeit. Ihre Erſtarrung löſte ſich. Ihr Inneres geriet in das ihnen, wie irgendein Narkotikum, zum Lebenselemente gewordene Dunſtgewölk ihres Wahnes hinein. Es geriet in die alten, wilden Bewegungen. Was noch eben gefroren war, taute zu einem reichen, breiten, reißenden Strome auf, auf dem ſie mit klingendem Spiel dahinfuhren, wie ſie meinten nach dem Eden der ewigen Seligkeit, aber ohne Stromſchnellen, Waſſerſtürze und verborgene Klippen zu berückſichtigen.

In den Brüdern Scharf allein war eine rührende, ſtarke Liebe zu Quint, die jeder guten und beſſeren Sache würdig ſchien. Dieſe Liebe war wiederum aufgebrochen. Sie ſchlugen an ihre Bruſt, dieweil ſie ſo ſchmählich geflohen waren, und erklärten laut, daß ſie entweder wieder zu Gnaden angenommen würden von Emanuel Quint, oder ſie wollten ihr Leben lang Treber freſſen.

So hatte der alte, enge Wahn, der die Männer beherrſchte, eine gegen früher verſtärkte Herrſchaft erlangt.

Nur der böhmiſche Joſef blieb feſt und bockbeinig.

Krezig, der Handelsmann, deſſen langes Schweigen die unheildrohende Bläſſe innerer Wut kennzeichnete, ſprang ihn aber plötzlich mit geballten Fäuſten und dieſen raſenden Worten an:

„Ich ſage dir, Joſef, daß du lügſt. Wenn es ſo wäre, wie du ſagſt, glaubſt du, daß das ſo einfach ablaufen könnte?“ —

Was er nun ſagte, glaubte er, ja glaubten alle, obgleich es der Wahrheit, wie man erkennen wird, nicht entſprach: „Er iſt in unſere Häuſer gekommen! er hat uns beredet! er hat uns verlockt! er hat ſich als Wundertäter ausgeſpielt! euch hat er verführt!' — er meinte die Scharfs — „er hat euch keine Ruhe gelaſſen, bis ihr alles, was ihr beſeſſen, zu Geld gemacht, Hof, Haus und Arbeit verlaſſen habt! Er hat nicht gelogen, ſage ich dir! Hätte er das, dann: wehe! wehe!"

Und der Wütende machte eine Bewegung, die über das Ziel ſeiner Rachſucht, falls er wirklich getäuſcht ſein ſollte, und über die Gründlichkeit ſeiner Rache keinen Zweifel mehr aufkommen ließ.

Nun hatte ſich noch zuguterletzt mit verſchwollenen Augen und ſtierem Blick die Katzmarek zu den Brüdern gefunden. Die verrückte Magd fing nun, vollkommen furchtlos, die ganze Geſellſchaft wegen ihrer Altweiberfeigheit abzukanzeln an. Aber was ſie vorher und nachher tat, war noch mehr geeignet, die Schuldbewußten zu beängſtigen. Auf langen Regalen waren friſchgeſtrichene Ziegeln zum Trocknen geſtellt. Dieſe Regale lief ſie entlang, kehrte knapp um, wenn ſie das Ende erreicht hatte und kam mit dem gleichen Schritt und dem gleichen zur Erde gerichteten, ſtieren Blick zurück, beinahe in den gleichen Fußſtapfen, wo ſie dann wiederum Kehrt machte, an das andere Ende gelangt, um immer den gleichen Weg zu gehen. Dabei ſtieß ſie jedesmal nach drei, vier Schritten die Worte hervor: „Wir ſind verflucht! verflucht! verflucht!"

Kurz, die ſieben Männer hatten ſich, nachdem ſie zuvor verhängnisvollerweiſe den böhmiſchen Joſef in aller Form aus ihrem Kreiſe geſtoßen hatten, zerknirſcht und reuig wiederum auf Emanuels Spur gemacht.

Einundzwanzigſtes Kapitel

Es iſt ſchwer zu ſagen, warum der Meiſter dieſer ſieben Jünger bei ihrem Erſcheinen in Ohnmacht fiel. Nehmen wir an, es ſei aus Urſache großer und widerſtreitender Erregungen und aus Übermüdung geſchehen. Jedenfalls dauerte Quintens Bewußtloſigkeit beinahe eine Viertelſtunde lang. Bevor noch Kurt und der junge Benjamin den Vorfall richtig begreifen konnten, hatten ſich die neuen Ankömmlinge um Quintens Stuhl auf die Knie geworfen und hatten mit ächzenden Lauten, ja weinend, ihm Hände und Knie geküßt. Dann bemerkten ſie, daß er bewußtlos war. Und nun hoben ſie ihn, ſo leicht wie ein Kind, vom Tiſch, um ihn, unter einem tiefen Schweigen des Grauens, auf einem langen, geblümten, altväteriſchen Sofa an der Schmalwand des Zimmers auszuſtrecken.

Es genügt nicht zu ſagen, daß jeder der Männer in dieſem Augenblick einem Vater glich, der ſein einziges Kind zu verlieren fürchtet. Das Verhalten des einzelnen unter ihnen ähnelte in Beſtürzung und törichter Ratloſigkeit vielmehr dem Betragen einer Mutter, die das Kind ihres Herzens im Leben zurückhalten will, das ſie in den unerbittlichen Händen des Todes ſieht.

Als Emanuel, dem Benjamin Glaſer die Schläfen, die noch blutrünſtig waren, mit kölniſchem Waſſer gerieben und dem der Förſter, die herzugelaufene Förſterin und die Magd naſſe Kompreſſen auf die Bruſt gelegt hatten ... als Emanuel wieder erwachte, ſchien er im Geiſt noch fern von jener Umgebung zu ſein, in der er ſich nach der Wahrheit befand. Seine Augen waren nach oben gerichtet, und auf ſeinem Geſicht lag der Widerſchein des Erlebens einer fremden und tiefen Glückſeligkeit.

So lieblich war dieſer Ausdruck des Glücks und das kindliche Lächeln um Quintens Lippen, daß alle, die um ihn ſtanden, es ſehen mußten und jeden, bis herunter zur Magd, eine tiefe Rührung ergriff.

Endlich ſchien der Bekenner Emanuel wenigſtens teilweiſe wieder dort, wo ſein Körper war, nämlich in dem noch immer ſonnigen Zimmer der Förſterei, mit der Seele zu ſein. Er blickte lächelnd von einem zum anderen, betrachtete die Äpfel, die Kaffeetaſſen auf dem länglichen, weißgedeckten Tiſch, ſchickte den Blick über die Rehgehörne und harmloſen, bunten Bildchen, Jagdſzenen darſtellend, längs der Wände des Zimmers herum, horchte, wie wenn er es nie gehört hätte, dem endlos ſchmetternden Triller, mit dem ein Harzer Roller, in einem unteren Zimmer, das Haus durchdrang, und ſtreckte dann ſtill beide Arme aus, um jedem der Brüder die Hand zu reichen. Dies tat er auf eine den Brüdern an ihm neue Art und Weiſe, unendlich innig und liebevoll.

„Wißt ihr, liebe Getreue meiner Seele" — er hatte ſie niemals bisher mit einem ähnlichen zärtlichen Worte genannt! — „wißt ihr, wo ich in dieſen hunderttauſend Jahren, die ich fern von euch war, geweſen bin?" Als ſie verneint hatten, ſchwieg er lange. „Ich war in dem erſten Himmel," ſagte er dann, „tief! tief! Ich war in dem zweiten Himmel, tiefer tief! Ich ſage Worte. Aber was ich durch die Gnade des Vaters dort in der tiefen Tiefe erfahren habe, davon können Worte nichts ausſprechen!"

Auf dem Hausflur ſagte zu ihrem Manne die Förſtersfrau: „Wenn einer ſo ſpricht, der muß bald ſterben!“ Sie erzählte dann: ihrem Großvater und ihrem Vater, beiden, hätte Gott kurz vor ihrem Tode ebenfalls ſchon das Paradies gezeigt. Und wem dies geſchehe, wer eines Vorſchmacks der ewigen Seligkeit gewürdigt werde, deſſen letztes Stündlein müſſe ſchon vor der Türe ſein.

Emanuel hatte ſich aufgerichtet. Und wie er mit ſeinen länglichen ſommerſproſſigen Händen, die für harte Arbeit nicht gemacht, noch durch ſie verdorben waren, erſt Anton und Martin Scharf, hernach dem Schmied John, dann dem Schneider Schwabe und den übrigen zärtlich ſtreichelnd über die ſtruppigen Köpfe fuhr, fingen ſie alle rettungslos und nicht anders wie alte Weiber zu flennen an.

An dieſem Tage wurde der Bund dieſer Menſchen in Wahrheit erſt zuſammengeſchweißt, und es hatte den Anſchein, als wären jetzt erſt unter ihnen die Quellen der Liebe aufgebrochen.

Quint war vom Sofa emporgeſprungen. Er ſagte, nie habe ſein Geiſt ſo tief und ſo herrlich ausgeruht, was den Förſter zu einer Bemerkung veranlaßte, die er ſeiner Frau gegenüber tat, und worin er ihre trübe Ahnung mit der heiteren Behauptung niederſchlug, das gute und reichliche Eſſen und Trinken möge die einzige Urſache der Himmelfahrt des Milzſcher Heilands geweſen ſein.

Wie dem auch ſei, Quint winkte den Brüdern, reichte dem jungen Glaſer und Kurt die Hand und war im Begriff davonzugehen, als Nathanael Schwarz, der ihn lange mit brennenden Augen angeſehen, plötzlich den reinen Toren an ſich riß und in beide Arme ſchloß. „Ich verſtehe dich nicht,“ ſagte er, „ich begreife dich nicht, aber Gott wird eine Seele, wie die deine, die zwar verirrt iſt, doch ohne Falſch, nicht in der Irre verkommen laſſen." Damit küßte er Quint, nahm ſeinen Hut und rannte davon.

Es begann zu dunkeln, und bald nachdem Nathanael Schwarz gegangen war, fanden ſich Benjamin Glaſer und Kurt Simon allein geblieben. Sie hatten beide den Eindruck gehabt, als wenn nach dem Eindringen der bäuriſchen Rotte Quint nicht eigentlich mehr ein Auge für ſie gehabt hätte. Gerüchtweis war ihnen das Vorhandenſein eines an Quint gebundenen Jüngerkreiſes zu Ohren gekommen. Weil aber der Meiſter nie, auch nicht zu Kurt Simon, von ihnen geſprochen hatte, nahmen ſie das Gerücht für eine bloße, grundloſe Nachrede hin, bis ihnen, in Geſtalt der Talbrüder, die Wahrheit vor Augen trat.

Man iſt nicht gewohnt, Leute aus ſchlichtem Stande anders als bei ihren Geſchäften oder von ihren Geſchäften reden zu hören. Ein Schmied, ein Kätner, ein Schneider, ein Handelsmann der breiteren Volksſchichten, beſonders in vorwiegend proteſtantiſchen Ländern, wird ſelten, außer mit kurzen, ſarkaſtiſchen Worten, ein Verräter an ſeinem Innenleben ſein, das er mit eiferſüchtiger Angſt verbirgt. Um ſo überraſchender und auch fremdartiger war der Eindruck dieſer weichmütigen Schwärmer, die dagegen ſo grobe Knochen und Arbeitsfäuſte hatten, und beſonders des kernigen Schmiedes John, der die Jacke umhängen hatte und deſſen über die Arme heraufgeſtreiftes und über der Bruſt offenſtehendes Hemd blaue Tätowierungen ſehen ließ.

Es war das Gemiſch von Brutalität und einer faſt läppiſchen Empfindelei, was den Jünglingen auffiel, und worüber ſie, beim Glaſe Wein allein geblieben oder, wenn der Förſter hinzutrat, auch mit ihm noch lange ihre Anſichten austauſchten.

ie ſahen und fühlten wohl, wie hier eine rätſelvolle Kraft
irkſam war, wurden aber ſelbſt nur teilweiſe von ihr an-
zogen, während viel Fremdes und Abſtoßendes für ſie im
hluſſe des ganzen Erlebniſſes lag. Eines ſtand feſt: es war
n Krampf und ein Wahn der Enterbten, und in Quinten
g ein Zug zum Martyrium, der auch in dieſen jungen Seelen
rhanden war. Darum hatte die Anziehungskraft des undurch-
haubaren Reformators, der ihnen abwechſelnd lächerlich und
rehrungswürdig, verächtlich oder bewundernswert, gemein
er göttlich ſchien, noch immer nicht nachgelaſſen und bewirkte,
ß beide junge Menſchen den Weg des Narren noch mehr-
ls kreuzten.

Quint ſelber, nachdem er das Forſthaus verlaſſen hatte,
t an jenem Abend mit ſeinen Jüngern jene lange Wande-
ng an, die, wenn irgend etwas in ſeinem Leben, eine ge-
ſſe Denkwürdigkeit auszeichnet. Er ſagte den ungeduldigen
ürgern des kommenden tauſendjährigen Reichs, die ihn eigent-
in die Bahn ſeines Schickſals hineingedrängt hatten, er
te ihnen zum Anbeginn, wie es nun ſeine Hoffnung wäre,
ß ſie ſich bis zu dem Tage, wo alles geſchehen würde, was
vorausſehe, nicht mehr trennen würden. Er fuhr fort, ſie
ſtreicheln, abwechſelnd jedem im Gehen die Hände zu reichen
ſie zu liebkoſen.

Nach einiger Zeit begann eine milde, unerhört reine und
ighelle Vollmondnacht. Da erſuchte er ſeine Anhänger, ſie
hten ihm immer von jetzt ab, ſofern er nichts anderes be-
me, im Gehen eines Steinwurfs Weite den Vorſprung
en. Und ſo geſchah es. Er blieb ihnen, einſam, meiſt in
er Entfernung voran. So oft er ſtillſtand, blieben auch
e Jünger ſtehen, wie denn überhaupt von nun an ein Ge-

horſam bis zur Unmündigkeit ihr Glück und ihre Genugtuung ward.

In ihrer Ordnung waren ſie bis in die Nähe des Milzſchen Schloſſes gelangt, deſſen erleuchtete Bibliothek ſamt dem Speiſeſaal — da die Gurauer Dame gekommen war! — mit vielen hohen Fenſtern durch die Bäume des Parkes ſchimmerte. Ungeſehen und unbemerkt zog der ehemalige Günſtling und Narr in Chriſto, Emanuel Quint, durch die verlaſſenen Wege des Parkes längs des ſtillen Sees, in dem er zu baden pflegte, dahin. Schweigend folgten ihm ſeine Begleiter. Da ſahen ſie, wie er ſtille ſtand, und wie ein Schwan und nachher ein zweiter, glänzend weiß, aus dem dunklen Teile der Spiegelfläche in jenen hellen, darin ſich der Mond und der Himmel ſpiegelte, zu ihrem Meiſter herübergerudert kam. Sie ſahen, wie er die Tiere fütterte. Quint winkte den Brüdern und ſagte halblaut: „Sie wiſſen noch nicht, daß ich geächtet bin“.

„Aber des Menſchen Sohn,“ fuhr er fort, „war von jeher von ſeinen Brüdern und Schweſtern verachtet und von ſeinen Nächſten verfolgt! Er muß auch jetzt noch verachtet, geknechtet und geächtet ſein.“

Furchtlos ging er mit ſeinen Jüngern an dem von Stimmengewirr erfüllten Schloſſe vorbei, durch ein Mauerpförtchen in das Bereich des Nutzgartens hinein, wo ein unendlich langer, ſchnurgerader Weg durch verpackte Roſenſtöcke, Johannisbeerſträucher und gedüngte Beete führte, der im Mondſchein gleißend vor ihm und den ängſtlich flüſternden, leiſetretenden Jüngern lag. Dieſe ſahen nach einiger Zeit, wie Emanuel wiederum ſtehen blieb und lange nach einem von Efeu dicht überſponnenen Giebel blickte, aber es war nicht die Seite des Hauſes, darin ſein eigenes Zimmer, ſondern die andere, in der

Ruth Heidebrands kleines, reinlich gehaltenes Gemach gelegen war.

Die Jünger hörten den Meiſter aufſeufzen.

Gleich darauf ſtürzte mit Gebell ein Hund durch die Haustür in die Tageshelle des Mondes heraus. Er ſchwieg aber bald und begann zu wittern. Danach war er mit wenigen langen Sätzen bei Quint, der in ihm ſogleich einen alten, halbblinden Pudel erkannt hatte, ein armes Tier, das, von allen vernachläſſigt, lange Zeit ſein beſonderer Freund und treuer Begleiter geweſen war. Die Begrüßungen nahmen von ſeiten des Pudels die überſchwänglichſten Formen an, und es war nicht leicht, ihn am Ausgang des Gartens loszuwerden. Noch lange hörten ſie ſein klägliches Winſeln hinter der Gittertür.

Emanuel hatte ſeine Begleiter um den verſchloſſenen Gutshof langſam einmal herumgeführt, in dem die von ihren Ketten befreiten Wachthunde gleich Wölfen herumfuhren. Er nahm dann den Weg zwiſchen den flachen Feldern gen Dronsdorf hin, wo Meiſter und Jünger durch eine weite Breſche der Mauer in den Kirchhof eindrangen. Hier verweilte Quint in tiefem Nachdenken, während das Käuzchen ſchrie und das Mondlicht auf den enggedrängten, eingeſunkenen Grabſteinen gleißte, wohl eine halbe Stunde lang. Das einzige, was er in dieſer Zeit, und zwar beim Verlaſſen des Kirchhofes ſagte, war: „es gibt keine Gräber, außer die da wandeln, ſprechen und handeln!“

Wenige Augenblicke ſpäter traten Emanuel und die Seinen furchtlos in das kleine Höfchen der Dronsdorfer Schule ein, das im Sommer faſt ganz durch den Schatten eines großen Nußbaumes, der jetzt kahl war, bedeckt wurde. Das Haus, deſſen Bewohner längſt zur Ruhe gegangen waren, ſchien ſelber in tiefen Schlaf verſenkt. Hier nahmen die Wanderer, Quint auf dem Fundamente des Schwengelbrunnens ſitzend, kaum längeren Aufenthalt, als bis die Schloßuhr im nahen Park ihre zwölf langſamen Schläge vollendet hatte. „Ich ſehe dies alles zum letztenmal!“ ſagte, wie entſchuldigend, Quint, als ſie wiederum auf der Dorfſtraße dahinſchritten.

Wortlos und mit kräftigem Schritt wurde von jetzt ab die Wanderung fortgeſetzt, Quint voran, die Seinen im Abſtand hinterdrein: und ſie wagten es nicht, nach dem Ziele zu forſchen. Als ſie einige Dörfer paſſiert hatten, ſtand Emanuel einmal und dann nach einiger Zeit ein zweites Mal mitten im Lauf und mitten im Wege ſtill und ſchien nicht zu merken, wie ſeine Begleiter ihm nahe kamen und ſich beunruhigten. Als Martin Scharf den Eindruck gewann, Quint horche in die Stille der Nacht hinein, faßte er ſich ein Herz und trat an ſeinen Meiſter mit der Frage heran, was ihn beunruhige. Worauf er nur dieſe Worte: „Der Ruf! Der Ruf!“ in geheimnisvollem Tone zur Antwort bekam.

Der Mond verblaßte. Im Oſten zeigte eine erſte ſchwache Röte das wiederkehrende Licht des Tages an, als die kleine Genoſſenſchaft der armen Törichten, wie man ſie nennen kann, ſich in einen etwas hügelig gelegenen Marktflecken hineinbewegte. Hier winkte Emanuel erſt Martin, dann Anton Scharf heran. Er ſagte zu Martin: „Ich habe ein Anliegen. Ich möchte meinen Bruder Guſtav“ — gemeint war der Zwölfjährige! — „noch einmal wiederſehen. Du wirſt gehen und wirſt ihn zu mir bringen!“ Und er bezeichnete ihm als Ort der Wiederbegegnung, wo er auch den Knaben zu ſehen wünſchte, Breslau und das Gaſthaus zum grünen Baum.

Sein Wort war Befehl. Es gab in der Seele des ehemaligen Webers, die in ſchwerer Betäubung lag, allbereits nur noch blinden Gehorſam, ohne jeden Gedanken an Widerſpruch. So müde und abgeſchlagen er ſein mochte und ſo ſchwierig, bei dem Charakter des alten Quint! — ſo ungewöhnlich ſein Auftrag auch war, begab er ſich doch ſogleich, nachdem er die Kaſſe, die er führte, an ſeinen Bruder gegeben und ſelbſt nur einen kargen Zehrpfennig zurückbehalten hatte, auf die Wanderung.

Er hatte kaum ſeinen Abſchied genommen, als Quint ſich auf einer Brückenmauer angeſichts des wie ausgeſtorbenen Fleckens niederließ und zu Anton Scharf etwa dieſes ſagte: „Siehſt du die Kirche?“ Er wies mit dem ausgeſtreckten Arm auf eine höher und ziemlich am Rande des Städtchens gelegene, nach ihrer Bauart zu ſchließen und nach den Kruzifixen, die in der Nähe errichtet waren, katholiſch geweihten Kapelle hin. „Gut! Du ſiehſt in der Nähe ein kleines Haus. Es hat nur ein Erdgeſchoß und, außer denen im Dach, vorn ſechs Fenſter. In dieſes Haus werdet ihr mich hineingehen ſehen und ich werde darin vielleicht eine halbe Stunde und länger verweilen. Sollte ich aber auch einen Tag darin verweilen, ſo geht in die nächſte Herberge und wartet auf mich.“

Noch während er ſprach, hub das kleine Meßglöckchen eben jener Kapelle, von der er geſprochen hatte, hurtig zu bimmeln an.

Natürlich ſchien dieſe Sache den Begleitern des armen Quint beſonders geheimnisvoll. Sie hing mit gewiſſen häßlichen Briefen zuſammen, die Quinten ſein Stiefvater hatte zugehen laſſen, und mit anderen, die ſeine Mutter und er gewechſelt hatten. Es war in der Gärtnerei bekannt, daß Emanuel von einem kriechend freundlichen Manne aus dem Volke, der als ſein Stiefvater bezeichnet wurde, eines Tages beſucht worden war. Als er, wahrſcheinlich mit leeren Händen, davonging, war dieſer

Mann nicht mehr kriechend und demütig, dagegen umſomehr dreiſt und aufgebracht. Bald darauf waren offene Karten mit Unflätigkeiten und ein Brief mit einer beleidigenden Aufſchrift für Emanuel eingelaufen. Was in dem Briefe geſtanden hatte, wußte, trotz des Vertrauens, das Quint ihr mitunter entgegenbrachte, nicht einmal Frau Heidebrand, die andrerſeits doch bemerken konnte, wie Quint durch den Inhalt des Briefes beſorgt und beunruhigt war.

Um es nun mit zwei Worten zu ſagen: das letzte holprige Schreiben der Mutter hatte, auf Drängen ihres Sohnes, den Namen eines Marktflecken und eines katholiſchen Pfarrers genannt, beides Namen, die ihm bekannt waren. Er hatte als Kind, wie er ſich erinnerte, in Begleitung der Mutter zwei Krüge mit Erdbeeren in das Haus des Pfarrherrn gebracht und war mit einem Paar Stiefel, einem Anzug und einer Mütze dafür belohnt worden. Noch heute konnte er aber nur mutmaßen, in welcher Beziehung dieſer Mann zu ſeiner Mutter und zu ihm ſelber ſtand, da irgend etwas die Mutter, ja ſelbſt den rückſichtsloſen Stiefvater an der reſtloſen Offenbarung der nackten und vollen Wahrheit hinderte.

Seiner Abſicht gemäß trat der Narr in Chriſto nach einiger Zeit, der Pfarrer war eben vom Meſſeleſen zurückgekehrt, in den Flur des Pfarrhauſes und ſeine Anhänger ſahen noch, wie er mit einer Magd ins Geſpräch geriet. Durch dieſe Magd wurde hernach, mit einem flüchtigen Blick voll Mißtrauen, der von den in gemeſſener Entfernung wartenden Jüngern aufgefangen wurde, die ſchwere Haustür ins Schloß gezogen und der Schlüſſel herumgedreht.

Die ehemaligen Talbrüder hatten auf der Mauer am Rande einer wohl hundertſtufigen Steintreppe, die zur Kapelle führte, im grauenden Morgen erheblich fröſtelnd, Platz genommen. Einige alte Weibchen, die nach der Meſſe noch eine Weile gebetet hatten, ſtiegen langſam und hüſtelnd, Stufe um Stufe, die Treppe herab. Die Wartenden ſahen, wie in einigen Zimmern des Pfarrhauſes Licht gemacht wurde und wie der Schatten des wohlbeleibten Pfarrherrn, abwechſelnd mit dem Schatten Emanuel Quints, über die heruntergelaſſenen weißen Rouleaus der Fenſter ging.

Noch lag der kleine Marktflecken, in die Hügelſenkung hinein verbreitet, wie von ſeinen Bewohnern verlaſſen und jedenfalls in tiefer Verſchlafenheit. Im Oſten funkelte jener Stern mit vollem Glanz, der die Sonne verkündet. Es war während der langen Wanderung allerlei Abgeriſſenes unter den Jüngern oder Genoſſen Quints geflüſtert worden. Man würde indeſſen fehlgehen, wollte man annehmen, daß ihre Meinungen und Vermutungen, gegen die Tage der Talmühle gehalten, ſich im weſentlichen gewandelt oder an Überſpanntheit irgend eingebüßt hätten. Soviel ihnen Quint auch immer von einem inneren Himmelreich geſprochen und verſucht hatte, ſie von der grob-materiellen Genugtuung durch einen Weltengerichtshof, durch einen Kerker für Gottloſe und durch ein Tauſendjähriges Reich auf Erden in Saus und Braus, deſſen Herzöge ſie ſein wollten, abzubringen, herrſchte dennoch in ihnen, ſo ſtark wie nur je, dieſe und keine andere Vorſtellung. Und wie ſie jetzt untereinander ſich mit Schwatzen die Zeit vertrieben, war es ihnen weniger als irgendwann zweifelhaft, daß Quint, der ſich ja nun öffentlich überdies als den Heiland bezeichnet hatte, der heimliche König des nahenden Zions und alſo des Tauſendjährigen Reiches ſei und ſie ſelbſt ſeine nächſten Teilhaber.

Sie ſahen nach einiger Zeit Quint und den Pfarrherrn aus dem Hauſe treten — dieſer war ein ſechzigjähriger, noch ſehr ſtattlicher Mann! — und gegen den Platz, wo ſie ſaßen, heranſchreiten. Als ſie nahe gekommen waren, blickte der Pfarrer, der vielleicht innerlich nicht ſo ruhig war, als er zu ſcheinen beabſichtigte, mit feſtem Blick die Wartenden an. Nach alter Gewohnheit erhob ſich Schwabe mit einem „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!", worauf der Pfarrer „In Ewigkeit, Amen!" antwortete. Er trug den üblichen, ſchwarzen Prieſterrock, aus deſſen Taſche er, ſcheinbar gelaſſen, jetzt eine Schnupftabakdoſe hervorholte. Er bot Emanuel Tabak an und ſchnupfte ſelber, als dieſer ablehnte.

„Wer ſind dieſe Leute?" fragte er dann.

Quint ſprach:

„Es ſind die Mühſeligen und Beladenen!"

Der Pfarrer, der, wie man jetzt wohl merken konnte, eine heimliche Angſt vor Quinten empfand, blickte ihn ſchnell und aufmerkſam von der Seite an: dann wies er, wie um abzulenken, mit einer gleichſam ſegnenden Handbewegung in die Landſchaft hinein, während ſeine Wirtſchafterin befremdet und forſchend aus dem geöffneten Küchenfenſter herüberſchaute. Die Hähne huben von allen Seiten zu krähen an.

Der Pfarrer ſprach: „Von hier aus kann man die geſegneten ſchleſiſchen Auen bis zum Zopten und bis zum Streitberg, ja, bei klarem Wetter ſogar bis zur Schneekoppe überſehen." Quint gab zur Antwort: „In einem Gefängnis nahe bei jenen fernſten Bergen bin ich zum erſtenmal mit Chriſto Jeſu ein Leib und ein Geiſt geworden."

„Hm, hm," ſprach der Pfarrer, „hm, hm! So, ſo!" —

Er fuhr dann fort, nachdem er einige von den hundert Stufen zur Kapelle behäbig hinaufgeſtiegen war: „Wohin wirſt du dich von hier wenden, mein Sohn?"

Emanuel gab eine zögernde, ungenaue Antwort, die etwa ſo lautete:

„Ich ſchreite in einem doppelten Wandel. Meinet ihr, wohin ich nach dem Leibe ſchreite, ſo iſt es dorthin, wohin ein jeder nach der Geburt im Fleiſch ſchreiten muß: nämlich Golgatha! Golgatha heißt die Schädelſtätte. Aber ich ſchreite nicht wie das Lamm, verbundenen Auges zur Schlachtbank geführt, ſondern mit fröhlichem Herzen ſchreite ich, offenen Auges, freiwillig.“

Der Pfarrer ſagte:

„Aus welcher Urſache hätteſt du wohl ſolche ſchwere Todesgedanken, mein Sohn? Willſt du dein Herz und dein Gewiſſen erleichtern? Obgleich du nicht in unſerer Religion erzogen biſt, wenn du beichten willſt, komm hinauf, komm in die Kirche zu mir.“

Quint fuhr in ſeinen Gedanken fort:

„Meine Seele iſt leicht! Mein Herz iſt voll Frohlocken, weil die Welt und weil der Tod durch den Vater in mir überwunden iſt! Ja, ich habe die Welt überwunden!“ — Wieder traf Quinten des Pfarrers Seitenblick! — „Des Menſchen Sohn aber, ſofern er im Geiſt wandelt, iſt nichts Geringeres, als ein Kind, überall daheim im Hauſe des Vaters, überall geborgen im Reiche ſeines Königs und Herrn, überall fremd in dieſer Welt.“

Alles dies hörten die Talbrüder, die langſam Quint und dem Pfarrer von Stufe zu Stufe nachſtiegen.

Der Pfarrer ſagte:

„Man könnte vielleicht, wenn du meinem Rate folgen wollteſt, da du zu körperlicher Arbeit keine Neigung zu haben ſcheinſt, dir noch jetzt irgendeine Möglichkeit im Bereich unſerer Kirche eröffnen. Deinen geiſtigen Kräften fehlten vielleicht bis jetzt zu gedeihlicher Arbeit nur das klar begrenzte, wirklich fruchtbare Ackerfeld.“

Der Pfarrherr, der mit ſeiner Bemerkung ſchwerlich ganz unrecht hatte, ſchien durch Quinten befremdet, beunruhigt, aber auch angezogen zu ſein. Ja, er machte ſich im geheimen Vorwürfe, daß er mancherlei in der Vergangenheit unterlaſſen hatte, was er vielleicht zu tun doch verbunden geweſen wäre und was möglicherweiſe einigen Segen gezeitigt hätte. Hatte doch dieſem mit Schlapphut, offenem blauem Hemd, weitem Jackett und weitem Beinkleid aus Mancheſterſamt, wie ein etwas phantaſtiſcher Gärtner wirkenden Mann, höchſtwahrſcheinlich ſelbſt nur der ſorgſame Gärtner gefehlt.

Quinten war ein Band ſeiner derben Schnürſtiefel aufgegangen. Sogleich ſtürzten ſich, als er ſelbſt es bemerkt hatte, zum Staunen des Pfarrers, einander wegdrängend, alle ſieben Begleiter darauf, jeder leidenſchaftlich bemüht, der beſonderen Ehre, dem grotesken Menſchen das Schuhband zu binden, vor den anderen teilhaftig zu ſein.

Quint ſtand ſtill, wie wenn er an ſolche Dienſte gewöhnt wäre, und fing von neuem, aber nur ſeine eignen Gedanken weiter ſpinnend, als ob er die Worte des Pfarrers gar nicht gehört hätte, zu ſprechen an.

„Ich bin ein König! Ich bin der Herr der Welt, der die Welt überwunden hat! Denn ich und der Vater, ich und der König, ich und der Herr ſind eins. Wer es faſſen mag, faſſe es.“

„Wer iſt denn der König und Herr, von dem du ſprichſt?“ fragte der Prieſter, der nun wieder einen armen Irrenhauskandidaten in ſeinem Beſucher zu ſehen ſchien. „Der Herr iſt der Geiſt!“ ſagte kurz Emanuel.

Sie waren inzwiſchen mit ſachtem oben vor der offenſtehenden Kirchtür angelangt. Sie traten ein, in den heiligen Raum, der noch dunkel war, ſo weit er nicht durch die ewige Lampe, die wie ein Blutstropfen über dem Hauptaltare hing, und durch einige Opferkerzen auf einem eiſernen Ständer, ſpärlich beleuchtet wurde. Der Schneider Schwabe bekreuzte ſich. Wie üblich, war über dem Altar und dem Altarbilde, das die Geburt zu Bethlehem darſtellte, die Taube des heiligen Geiſtes, in einem goldenen Strahlenlimbus herniederflatternd, angebracht. Man ſah auch Moſen, oder war es Gott der Vater? als eine weiße Barockfigur mit vergoldetem Chiton, ſitzend und das Weltzepter in der Hand. Hauptſächlich aber trat überall die Geſtalt des Gottesſohnes aus dem Dämmer der Dunkelheit: hier als Hirt, das Lamm auf dem Arm, die Fahne mit dem Kreuzesſymbol in der rechten Hand! Dort, überlebensgroß, an ein Kreuz genagelt! und ferner in einer Anzahl verſchiedenartiger Kruzifixe, dieſe in Marmor, jene in Holz oder n Metall! Wie üblich, waren die Altäre mit ſpitzenumrandeten Altardecken, mit Papierblumen, Vaſen, Bildchen, Leuchtern und Kerzenſtöcken ziemlich trödelhaft ausgeſchmückt. Man ah in einer beſonderen Niſche das falſche Grab irgendeines Heiligen. Auf einem Altar, nicht weit davon, ſtand ein metalener Reliquienſchrein, der ein Knöchelchen aus dem Skelett rgendeines vor mehreren tauſend Jahren geſtorbenen Kirchenannes enthalten ſollte. Auf dem Hauptaltar leuchtete das it edelſteinartig bunten Glasſtücken geſchmückte Ziborium.

Alles dieſes nahm der ſeltſame Morgenbeſuch des Pfarrers, hmen Meiſter und Jünger, unter Führung des jovialen Kleus in Augenſchein. Dieſe Vormorgenſtunden erſchienen ſpäter len, mit Ausnahme Quints, wie etwas, von dem ſie nicht ßten, ob es wirklich erlebt oder ob es die Einbildung erreizter Nerven, ob es ein Traum oder eine Erzählung r?

Quint ſagte plötzlich: „Gott iſt ein Geiſt, ihr ſollt euch kein Bild machen!“

„Schweig ſtill, mein Sohn,“ gab der Pfarrer ungehalten zurück, „vergiß nicht, daß du in einem Gotteshauſe biſt.“

„Soll man in einem Gotteshauſe nicht für Gott Zeugnis ablegen dürfen?“ ſagte Quint.

„Vor allen Dingen ſollſt du im Hauſe Gottes beſcheiden, demütig und ehrfürchtig ſein!“

Dieſen Worten des Pfarrers gab Quint zur Antwort:

„Meint ihr, das ſei in Wahrheit ein Gotteshaus, was um eure Schmach und um einen Galgen errichtet iſt? Gott thronet weder auf Leichen, noch auf Schädeln. Habt ihr aber Gott ans Kreuz geſchlagen, die ihr Gotteskinder heißt, ſo nehmt ihn herab.“

Der Pfarrer ſprach: „Weißt du nicht, daß Jeſus vom Kreuze herabgenommen, begraben, von den Toten auferſtanden und gen Himmel gefahren iſt?“

„Nein!“ ſprach Quint. „Hättet ihr wenigſtens,“ fuhr er fort, „euren alten Adam gekreuzigt, hättet ihr ihn, ſamt dem Galgen, daran er hing, in ein Haus geſetzt, und hättet ihr beides bis in die Fundamente mit Feuer verbrannt!“

Der Pfarrer ſprach: „Was meinſt du damit? Ich verſtehe dich nicht.“

Quint dagegen:

„Ehe man nicht in eure Folterkammern Gottes die Brandfackeln werfen wird, ſo daß ſie vertilgt werden von der Erde, bis man die Stätte nicht mehr erkennt, wo ſie geſtanden haben, werdet ihr Gott täglich hinrichten.“

„Mein Sohn,“ ſprach der Pfarrer mit halber Stimme, „ſolche Gedanken ſind nicht bloß närriſch: ſie ſind verbrecheriſch.“

„Aber es muß die Zeit kommen,“ fuhr der Tor in Chriſto mit Härte fort, „wo man Gott weder auf dieſem, noch auf jenem Hügel, weder auf dieſem noch auf jenem Berge, noch in dieſem oder in jenem Hauſe, noch in dieſer oder in jener Kirche, weder in dieſer Kathedrale noch in jenem Dom anbeten wird, ſondern allein im Geiſt und in der Wahrheit.“

Mit dieſen Worten fiel im Dunkel des Raumes ein Geräuſch vieler harter Schläge zuſammen, deren Urſache, wie ſie bald von einem ſtürzenden Gefäß, dem Geklirr eines auf die Steinfließe fallenden Metalleuchters und dem Klingklang von Porzellan und Glasſcherben begleitet wurden, dem Pfarrer ſo wenig wie den Begleitern Quints ſogleich deutlich ward. Dann freilich war nicht mehr zu verkennen, daß der perſönliche Wahn des Narren einen tobſuchtartigen Ausbruch genommen hatte und er mit ſeinem derben Schäfer- oder Gartenſtock wie raſend, unter die heiligen Gegenſtände auf den Altären ſchlug.

„Menſch, hebe dich weg,“ ſchrie der Pfarrer, ſprang hinzu und ſuchte die Arme des Tobenden feſtzuhalten. „Fluch über dich! der du ein entſetzlicher, gottverworfener Kirchenſchänder biſt!“

„Ich bin Chriſtus!“ ſchrie dagegen Emanuel laut, ja gewaltig, ſo daß es von allen Gewölben widerklang. „Ich ſage dir,“ — und er ſchlug mit einem mächtigen Schlage das Standkreuz des Hauptaltares herunter — „dies iſt kein Bethaus, ſondern es iſt eine Mördergrube!“

Jetzt hatte der Pfarrer, hatten die Jünger den wütenden Schwärmer und Bilderſtürmer angepackt und nachdem im Dunkel der hallenden Kirche ein längeres, ſtummes Ringen ſein Ende erreicht hatte, ſchien auch der Kirchenſchänder geſättigt zu ſein.

„Geh! Laß dich nie wieder blicken! Geh! Du biſt vom hölliſchen Dämon beſeſſen! Geh! Gott ſtraft mich durch dich! Geh! Ich befehle es dir!“

Dieſe Worte des Pfarrers, mit ſtarker, befehlender Stimme geſprochen, duldeten keinen Widerſpruch. Quint ſagte: „Kommt!" und ging, hochatmend, ſtarken Schritts, mit den Seinen davon. Die Sonne war eben heraufgekommen. Sie traten in das blendende, alles überflutende Licht hinaus, wo Quint den Staub ſeiner Schuhe mit einem Tuche abſtaubte. „Geh, geh!" ſchallte die Stimme des Pfarrers nochmals aus der ſchwarzen Höhlung der Kirche heraus, und der Verwieſene ſtreckte die Arme in Kreuzesform, nachdem er ſich wiederum aufgerichtet, gegen das gewaltige, herrliche Blutlicht des Tagesgeſtirnes auf und ſchritt ihm, von den armen Leuten gefolgt, mit einem lauten Aufſchrei entgegen.

Als der Pfarrer, bleich und mit zitternder Hand, die Kirchtür diesmal ſorgſam mit dem Schlüſſel verſchloß, ſah er die Rotte ſeiner Beſucher bereits weit draußen durch die Felder fürbaß ſchreiten. Es bedeutete eine Friſt für Quint, daß die Freveltat, die er an dieſem Morgen verübt hatte, aus irgendeinem dunklen Grunde durch den klugen Prieſter verſchwiegen blieb.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel

Ohne aufzuhören, ja ohne ſich umzublicken, lief nun Emanuel Quint einige Stunden lang und zwar in einer Gangart, der ſeine Begleiter nicht ohne Mühe folgen konnten. Da ſie ſeit nahezu vierundzwanzig Stunden weder gegeſſen noch geſchlafen hatten, ſiegten ſie manchmal nur gewaltſam über Hunger und Müdigkeit. Gleichſam im Fluge gelang es ihnen, aus dem Planwagen eines Müllers, der ihnen auf der Chauſſee begegnete, ein Brot zu erwerben, wovon ſie ſtarke Keile abſchnitten und im Gehen kauten, nachdem ſie ihrem Meiſter vergeblich davon angeboten hatten.

Dieſer ſpürte, wie es ſchien, nichts von Hunger und nichts von Müdigkeit. Er ſchien mit Ungeduld einem beſtimmten Ziele zuzueilen. So ſtrebt der Waſſervogel, der monatelang nur auf dem Spiegel eines ſtillen Sees ſchwamm und der plötzlich Luſt unter ſeine Flügel bekommen hat. Er hielt erſt inne, als man am fernen Horizonte die Schornſteine und die Kirchtürme Breslaus zu ſehen bekam, und es ward eine längere Raſt gehalten.

Der Himmel war nicht mehr wolkenfrei. Meiſter und Jünger hatten am Rande einer feuchten Wieſe, die von Erlen und Weidengebüſch umgeben, ja eingeſchloſſen war, unweit eines niedrigen Bahndammes, Platz genommen. Von Zeit zu Zeit ſirrte in der Nähe ein Draht, der längs der Strecke auf eine weite Entfernung von dem Häuschen des Wärters bis zu einer Bahnbarriere gezogen war, mit Hilfe deſſen er, je nach Bedürfnis, den Bahnübergang eines Feldweges öffnen und ſchließen konnte. Das Vorhandenſein vieler alter Erlen, Weiden und Rüſtern, etwa ſteinwurfsweit vom Rande der Wieſe entfernt, ſo wie der raſtloſe Lärm vieler Rohrſperlinge, zeigte die Nähe eines Weihers an. Es ſchien eine wildreiche Gegend zu ſein, denn es traten nicht nur Rehe, ſorglos äſend, auf die Wieſenflächen heraus, ſondern man hörte den Laut der Wildente und ſah Faſanen aus den erſt ſchwachbegrünten Büſchen hervor- und wieder hineinſchlüpfen.

Quint ſaß mit dem Rücken an einen Grenzſtein gelehnt und die Seinen, die ſich im Kreiſe gelagert hatten und, trotz des ermüdeten Ausdrucks ihrer Geſichter, geſpannt nach ihm hinblickten, ſchienen auf eine Eröffnung gewichtiger Art gefaßt zu ſein.

Dieſe Eröffnung ſollte nicht ausbleiben.

Nachdem er nämlich etwas geſagt hatte, deſſen Bedeutung ihnen vollſtändig dunkel war, fügte er andere, wichtige Dinge an, die ſie ebenſowenig begreifen konnten. Man wird aber annehmen müſſen, daß ſich ſeine erſte Bemerkung auf den jüngſten Zwiſchenfall mit dem Prieſter bezog: „Beinahe dreißig Jahre," ſagte er, „haben wir gemeinſam gelebt und ſind doch all die Zeit einer dem anderen nicht geboren worden. Als wir einander geboren wurden, an demſelben Tage, Morgen und Augenblick, ſtarben wir einander für alle Ewigkeit." Quint fuhr fort und ermahnte die Seinen, ſich fortan über ſein Tun und Laſſen nicht zu wundern. Er habe ſie auserwählet, damit ſie bis zur letzten Stunde, ja womöglich bis zum letzten Hauch, Zeugen ſeines Wandels ſein ſollten. Er wiederholte von jetzt ab oft und ſagte es hier zuerſt ſeinen Anhängern, wie er großen Leiden und Martern entgegenginge. Er wies auf die Türme am Horizont, als nach dem Schlachtfeld, zu dem er hinmüſſe, und meinte, ſeine Feinde, die Kinder der Welt, warteten ſein. Des Menſchen Sohn, erklärte er weiter, müſſe immer wieder in der Menſchen Hände überantwortet werden. „Ihr ſollt nicht glauben," hieß es weiter, „ſie werden des Menſchen Sohn, der ſich Gott allein zum Vater erleſen hat, auch diesmal anders erhöhen, als an den Galgen. Einſtmals werden ſie des Menſchen Sohn anders erhöhen, aber erſt, wenn die letzte Auferſtehung geſchehen iſt! Dann werden ſelbſt Blinde ſeiner gewahr werden."

Alles dies ſagte Emanuel nicht mit Trübſinn, ſondern mit einem ſchwer zu verbergenden Rauſche innerer Glückſeligkeit.

Ein gewaltiger Donner unterbrach aber dieſen Redeſtrom. Es war ein Schnellzug, deſſen Wagen untereinander durch Bälge verbunden waren und deſſen eiſerne Räder über die Schienen, die ſich darunter bogen, vorüberſchmetterten. Der Luftzug riß Staub und verdorrte Blätter des letztvergangenen Herbſtes in einer wild gen Himmel taumelnden Wolke hinterher. Beide, Meiſter wie Jünger, hatten die Köpfe herumgewendet und es ſchien, daß im Augenblick alles, ausgenommen das ungeſtüme und lärmende Wunder der Ziviliſation, vergeſſen war. Als Quint, deſſen ſtaunend geöffnete Augen ſich gewaltſam geſammelt hatten, längſt aufs neue in das Gehäuſe ſeines Wahnes verkapſelt, weiter und weiter ſprach, konnten die Jünger, mit Flüſtern und Zeichenmachen, über die tafelnden Menſchen im Speiſewagen, über die vornehmen Damen und Herren an den Fenſtern nicht hinwegkommen, die ihren Trupp, dieſes Feldbiwak armer Landſtreicher, keines Blickes gewürdigt hatten.

Quint fuhr fort:

„Ich habe nicht recht getan, daß ich Gewalt geübt habe im Hauſe der Gewalttäter. Oder meinet ihr etwa, daß ein Pfaffe" — er gebrauchte zum erſtenmal dieſes Wort — „daß ein Pfaffe kein Gewalttäter iſt? Jeder Pfaffe iſt ein Gewalttäter! Und alle zuſammen, die ſich fälſchlich als Diener Gottes bezeichnen, möchten vom Geringſten bis zum Höchſten unter ihnen, lieber heute, als morgen, Beherrſcher des Himmels und der Erde, Herrſcher nicht nur der Menſchen, ſondern auch Gottes ſein."

Quint ſprang auf, wie wenn er durch den vorüberbrauſenden Eiſenbahnzug ſelbſt zur Eile gemahnt worden wäre. Es war nichts mehr in ſeinem Weſen von der ihm früher eigenen, ſcheinbar leidenſchaftsloſen Betrachter-Ruhe, ſondern eine ungeduldige Streitbarkeit. Im Gehen ſprach er: „Ich lege einen Stein des Anſtoßes, einen Stein des Ärgerniſſes, einen Felſen des Hinderniſſes in die Welt: daß die Kinder der Welt ſich die Räder ihrer Wagen und ihrer Maſchinen, ja ihre eigenen Füße und Stirnen zerſtoßen ſollen! Daran ſollen die Kärrner anlaufen und nicht minder die Könige!" Und einige Male im kraftvollen Fortſchreiten wiederholte er: „Ich bin bereit."

Aus allen dieſen Reden wußten die Jünger wenig zu machen. Ihr Weſen war erfüllt von dem immer ſteigenden Fieber ihrer Phantaſterei. Ihre Müdigkeit ließ himmliſche Vorſtellungen einer künftigen Ruhe entſtehen. Die Anſtrengungen der raſtloſen Wanderung machten, daß ſie immer wieder von jenem Aſyl ſprechen mußten, darin das Ende aller Leiden gekommen und das, wie ſie meinten, nicht mehr ferne war. Sie fühlten recht wohl die Veränderung, die mit ihrem Meiſter vor ſich gegangen war und wie ſie einer Entſcheidung zuſtrebten. Dies, ihre nun entſchloſſenere Nachfolge, dazu die auf ein dunkles Schickſal deutenden Reden Quints, die er weniger mit ihnen, als mit unſichtbar gegenwärtigen, feindlichen Mächten zu führen ſchien, erregten in ihnen eine gewiſſe, allgemeine Beſorgnis, Furcht und Bangigkeit.

„Wo habt ihr den böhmiſchen Joſef gelaſſen?" fragte mit einem Male Quint.

Sie ſahen einander betreten an, ſchwiegen und keiner wollte antworten.

„Ängſtet euch nicht und fürchtet euch nicht," ſagte Quint, der wohl merkte, daß ſich Joſef nicht im guten von ihnen getrennt hatte und die Anhänglichkeit der Seinen nun in ihren Augen zu einem bewußten Opfer geworden war. „Fürchtet euch nicht, denn ihr werdet von dem Haſſe der Welt nicht zu leiden haben, wie ich, der ich gegen ſie zeuge, der ich überall Zeugnis ablegen werde — wie ich denn ſchon begonnen habe — daß die Werke der Welt böſe und ruchlos ſind."

In der ſiebenten Stunde des Abends erreichten Quint und die Seinen Breslau und die kleine Herberge zum Grünen Baum. Der Meiſter wurde durch die Wirtsfrau, deren Mann eine Schlächterei betrieb, in einem Dachkämmerchen, nach der lehmig und ſchnell fließenden Oder hinaus, für ſich allein, die anderen Männer in einem Verſchlag des Heubodens untergebracht. Alle gingen, nachdem ſie, ſchon während des Kauens beinahe einſchlafend, etwas zu ſich genommen hatten, ſofort zur Ruhe, um erſt nach etwa ſechzehnſtündigem Schlaf gegen Mittag des folgenden Tages wiederum aufzuwachen.

Um dieſe Zeit ſendete Quint Dibiez, den ehemaligen Soldaten der Heilsarmee, mit einigen Zeilen von ſeiner Hand an Hedwig Krauſe, die ſeit etwa einem Monat nach Breslau übergeſiedelt war und in einem neu errichteten ſtädtiſchen Krankenhauſe jenſeits der Oder arbeitete. Keiner der Jünger, Dibiez ausgenommen, der einigermaßen in der Welt herumgekommen war, würde für eine ſolche Sendung im labyrinthiſchen Lärm einer Großſtadt zu brauchen geweſen ſein.

Dibiez hatte die Schweſter Hedwig indeſſen bald ausgemittelt und es traf ſich ſo gut, daß ihre Erholungsſtunden ſoeben begonnen hatten und ſie bereits nach Verlauf einer Stunde, an der Seite Dibiezens, im „Grünen Baum" und in Quintens Dachkammer erſchien.

Quint merkte ſehr wohl, wie aus dem Mädchen hier in der Stadt eine durchaus neue Perſönlichkeit geworden war und daß eine geiſtige Friſche und Beweglichkeit, ja, eine Tatkraft von ihr ausſtrömte, die von dem etwas ſchleppenden, mißmutig unbefriedigten Daſeinszuſtand, den er draußen auf dem Lande an ihr geſpürt hatte, durchaus unterſchieden war. Aber auch Schweſter Hedwig ſah einen neuen Menſchen in Quint. Er war ausgeruht und ſein Weſen beſaß, gegen früher gehalten, mehr männliche Friſche, Feſtigkeit, ja Heiterkeit.

Das ſchöne dreiundzwanzigjährige Mädchen, deſſen ein wenig ſtrenges Madonnengeſichtchen zwei große verzehrende Augen beſaß und deſſen ganze Erſcheinung durch die einfache Schweſterntracht überaus reizvoll zur Geltung gebracht wurde, fühlte ſogleich, wie ihre Illuſion von dem ſeltſamen Menſchen durch ſeine Gegenwart noch übertroffen wurde.

Sie hatte ganz ohne Umſtände auf Quintens Feldbettſtelle Platz genommen und erzählte, gerötet und merklich beglückt durch ſeine Anweſenheit, vielerlei aus ihren eigenen Erlebniſſen, nachdem ſie ebenſo vielerlei und mehr aus der Heimat zu wiſſen begehrt hatte. Sie berichtete ſchließlich, ein wenig zögernd, aber von Quint ſogleich ermutigt, daß ein Bericht ſeines Auftretens, ſie meinte damit ſeine verunglückte Feldpredigt, von allen Zeitungen der Provinzialhauptſtadt gebracht worden ſei.

Wirklich las Emanuel dieſes in einem Blatte, das Schweſter Hedwig aus einem kleinen Handtäſchchen genommen und ihm dargereicht hatte:

Religiöſer Wahnſinn. In der Nähe von Milyſch wurde am erſten Feiertag ein Menſch ſiſtiert, der eine Art religiöſen Meetings mitten auf freiem Felde abhalten wollte. Man weiß, daß die Gegend von Milyſch noch heute als eine Domäne der Orthodoxie zu betrachten iſt. Der Verrückte, der, wie einige wiſſen wollen, ſich als den wiederauferſtandenen Heiland ſelbſt bezeichnet haben ſoll, hat ſchon ſeit längerer Zeit und zwar an verſchiedenen Plätzen der Provinz ſein Unweſen getrieben. Man ſagt, daß eine gewiſſe vornehme Dame, die ihr ungeheures Vermögen in liberalſter Weiſe für ländliche Kirchenbauten zur Verfügung ſtellt, eine Vorliebe für den ſonderbaren Heiligen gefaßt und damit ſeine Narrheiten unterſtützt habe. Er wurde übrigens auch von der Volksmenge, die Gott ſei Dank bei uns aufgeklärter, als in den Ländern religiöſer Heuchelei und hyſteriſcher junger und alter Weibchen, Amerika und England, iſt, in gebührender Weiſe zurückgewieſen.

Lächelnd, obgleich erbleichend, gab Quint das Blatt an Hedwig zurück und ſagte dabei: „Ich bin frei geworden von Menſchenfurcht. Wenn ich ſagen wollte," fügte er an und zwar mit der größten Einfachheit . . . „wenn ich ſagen wollte: ch ſei nicht Chriſtus, Gottes Sohn, ſo müßte ich mich von neinem Vater losſagen, müßte mich und Chriſtum und Gott or ihm verleugnen."

Schweſter Hedwig, die dem Berichte nur teilweiſe Glauben eſchenkt und die nun durch die Beſtätigung, die er in ſeinem chlimmſten Teile unmittelbar erhalten hatte, nicht wenig er-chrocken war, konnte ſich doch von einem einigermaßen betörenden Schauder myſtiſcher Wolluſt beim Anhören ſolcher Worte nicht frei machen.

Am folgenden Tage hatte ſie, weil Emanuel manchmal leicht huſtete und dann zuweilen etwas Blut in ſeinem vor den Mund gehaltenen Schnupftuch fand, einen ihr befreundeten Aſſiſtenzarzt mitgebracht, einen kräftigen, blauäugig-blonden jungen Mann, der von der pommerſchen Küſte herſtammte. Er ſtellte mit Quint, deſſen Geſchichte er teilweiſe durch Hedwig erfahren hatte, eine geduldig hingenommene, eingehende Unterſuchung an. Er hatte am Schluß allerdings, da ſein Patient, ſo oft ſeine Fragen über die körperlichen Angelegenheiten hinausgingen, zurückhaltend blieb, nichts Eigentliches über ſeine Geiſtesverfaſſung herausbekommen, aber er ſagte doch, als er einige Stunden ſpäter die Schweſter im Dienſte wiedertraf, daß man es in Quinten mit einem Degenerierten zu tun habe. Sie antwortete ihm: „Degeneriert oder nicht degeneriert! Wer bliebe heute noch auf freien Füßen, wenn man euch Ärzten und euren Diagnoſen Gehör ſchenkte? Übrigens ſind Sie Atheiſt und in Religionsſachen ohne Verſtändnis.“

Der junge Arzt wollte das nicht beſtreiten. Sein Name war Doktor Hülſebuſch. Allein er meinte, wenn er auch für das Religiöſe in der Erſcheinung vielleicht kein rechtes Verſtändnis habe, ſo ginge ihm doch, als einem demokratiſch geſinnten Manne, wenigſtens nicht das Intereſſe, von allem ärztlichen zu geſchweigen, für die ſoziale und menſchliche Seite der wunderlichen Erſcheinung ab. Die Frage, in welchem Berufe Emanuel arbeite, brachte die Schweſter in eine gewiſſe Verlegenheit. Sie wollte nicht ſagen, daß er überhaupt nicht arbeite und konnte nicht hoffen, dem Arzt begreiflich zu machen, wie er, mit ſeinem ausſchließlichen Sinn für Gott und das Göttliche, dennoch kein Müßiggänger ſei. Der Arzt aber ſchloß, Quint ſei von hektiſcher Konſtitution, brauche reichlich Nahrung und eine geſunde Beſchäftigung.

Es mochten ſeit Quints und der Seinen Ankunft im „Grünen Baum" vier bis fünf Tage vergangen ſein, da geriet die gute Stadt Breslau eines Tages durch ein ungewohntes Ereignis, allerdings nur vorübergehend, in eine gewiſſe Aufregung. Man ſah gegen vier Uhr, Sonntags nachmittags, unter dem Gewimmel der Spaziergänger, auf der ſogenannten Liebigs-Höhe plötzlich einen Mann auftauchen, ſeinem Anſehen nach aus dem ländlichen Arbeiterſtand. Er ſtieg auf die Rampe einer dort befindlichen, mächtigen Freitreppe und machte, über den aufwärts und abwärts flutenden Strom geputzter Herren und Damen hoch emporragend, Zeichen, aus denen man ſeinen Wunſch zu reden entnehmen ſollte und auch entnahm. Ein Sonntagnachmittag iſt, auch wenn die Sonne eines Vorfrühlingstages ſcheint, nicht immer kurzweilig. So trat denn mit einer gewiſſen Bereitwilligkeit, nach kurzem Gelächter, eine verhältnismäßige Stille ein. Da ſchrie nun aber der bäueriſche Menſch nichts weiter als dreimal dieſelben Worte in die lauſchende Menge hinunter: „Ich ſage euch, Jeſus Chriſtus iſt auferſtanden!" Darnach ſprang er herab und verſchwand in der Menge, die mit lautem Gelächter und einem Hagel von Witzen antwortete und ohne zu fragen, wo der Verrückte geblieben war, zu anderen Dingen überging.

Dieſer Vorgang hätte nun wohl kaum ſeinen Weg bis in die Spalten irgendeiner Zeitung gemacht, wenn nicht das gleiche von der Rampe des königlichen Schloſſes herab, über der Menſchenmenge, auf dem ſogenannten Exerzierplatz, ferner auf dem Ring und der Rampe der Rathaustreppe und an mehreren anderen Orten genau um die gleiche Zeit paſſiert wäre. Unmöglich konnte der Unfugſtifter ein und derſelbe Mann geweſen ſein, denn erſtlich deuteten die Beſchreibungen, die gemacht wurden, auf verſchiedene Menſchen hin und zweitens war dasſelbe, und zwar um die gleiche Zeit, unter der Menſchenmenge im Scheitniger Park, in Pirſcham und auf der Ziegelbaſtion, ſowie auf dem Tauenzienplatze geſchehen, Orten, die weit voneinander entlegen ſind.

Da alles ſo kurz verlaufen war, hatte die Polizei weder Anlaß noch Möglichkeit gefunden, einzuſchreiten und als die Berichte in ihren Bureaus und den Redaktionen der Zeitungen zuſammenliefen, ſchien der Vorfall jedenfalls ſonderbar, aber weder genugſam verbürgt noch gefährlich zu ſein. So war er am Mittwoch bereits vergeſſen, trotzdem die Zeitungen am Montag abend und Dienstag früh eine Notiz darüber gebracht hatten.

Doktor Hülſebuſch hatte ſogleich, als ihm die Zeitungsnachrichten zu Geſicht kamen, ſeinen beſtimmten Verdacht gefaßt, und als er Schweſter Hedwig auf dem Korridore des Krankenhauſes begegnete, meinte er: dies wäre doch ein bedenklicher Streich, und man müſſe ſich fragen, ob nicht vielleicht noch größeres Unheil, durch vernünftige Einwirkung auf den Freund und Schützling, zu verhüten wäre. Schweſter Hedwig, obgleich ſie rot wurde, leugnete nicht, daß die ſonderbare Tat durch Quinten angeordnet und durch ſeine Begleiter ausgeführt worden war. Sie ſagte, es ſei die Abſicht Quints, um jeden Preis die Menſchen aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln, weshalb er auf dieſes Mittel verfallen ſei.

Der Arzt behauptete, Schweſter Hedwig Krauſe ſähe ſeit der Anweſenheit ihres Familienheiligen, wie er Quint gutmütig ſpottend nannte, ſelber kränklich wie eine durch Wachen und Faſten angegriffene, heilige Hedwig, Agnes oder Thereſe aus. Und er warnte das Mädchen davor, ſich von dem „pathologiſchen" Geiſt dieſes Menſchen umnebeln zu laſſen.

Schweſter Hedwig war ſchweigend vorübergegangen und hatte nur mit den Achſeln gezuckt.

Sie war auch an dieſem Tage, wie an jedem, ſeit er im Gaſthaus zum Grünen Baume war, während ihrer Freizeit bei Quint geweſen und hatte, vor kaum einer Stunde, die Frage nach dem Grund ſeiner ſeltſamen Maßnahme an ihn geſtellt, worauf er mit einem grimmigen Weinen in der Kehle, die Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, die Worte der Schrift, nicht anders, als wären es ſeine eigenen, gebraucht hatte: „Wahrhaftig, wo dieſe nicht redeten, müßten die Steine ſchreien!"

Inzwiſchen ſah es ſeit dem Ereignis recht wunderlich im „Grünen Baum" und um Emanuel aus. Erſtens war die Gegenwart eines Mannes, dem man gewiſſe Heilkräfte zutraute, unter den kleinen Leuten ruchbar geworden, und zwar hatten Quintens Begleiter, obgleich er leugnete, jemals ein Wunder getan zu haben, teils aus Überzeugung, teils aus einer gewiſſen Wichtigtuerei, ihn als Wundertäter bekannt gemacht. Emanuel nahm einen tiefen Anteil an der im Grunde kranken Menſchenwelt. Es war ihm, als trüge er ſelbſt ihre Krankheit. Deshalb gelang es ihm auch jetzt noch nicht gegen die Leiden des einzelnen Menſchen gleichgültig und gefühllos zu ſein. Trotzdem hatte er, ſich auf Behandlung Kranker einzulaſſen, im „Grünen Baum" von vornherein abgelehnt: was natürlich nicht hinderte, daß die Leidenden kamen, den Wirtsleuten zu verdienen gaben, ja ſich mit Geſchenken an ſie heran machten.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel

Anton Scharf hatte von ſeiner Bekennertat auf der Rathaustreppe einen achtzehnjährigen Menſchen, Sohn eines Poſtbeamten und Primaner, mit nach Hauſe gebracht. Der dürftig gekleidete, ſtark im Wachſen begriffene, ſchöne Jüngling hieß Dominik. Er war ziemlich groß, hatte den erſten dunklen Bartflaum, wie einen feinen Schatten, um Oberlippe und Kinn, dunkle, melancholiſche Augen und eine zarte, bräunliche Haut. Er trug ſchadhafte Schuhe mit ausgeweitetem Gummizug, Beinkleider und Rockärmel waren zu kurz geworden, ſein Vorhemd und Kragen, der ohne Schlips war und den niemand ihm wuſch, konnten unmöglich ſauber ſein. Es lag ein ſchmerzlicher Idealismus in dieſem Kopf, der etwas Edles und dabei unſäglich Anziehendes hatte.

Dominik hatte die Worte Anton Scharfs: „ich ſage euch, Chriſtus iſt auferſtanden!" gehört, er war dem Bekenner nachgeſchlichen und hatte ihn über Abſicht und Grund ſeiner Handlung ausgefragt. Als er aus einem dunklen Zuge des Herzens Anton begleitet hatte und vor dem Meiſter dieſes grobſchlächtigen Jüngers ſtand, wußte er faſt auf den erſten Blick, daß ſein Schickſal fortan unlöslich mit dem dieſes Menſchen verknüpft ſein würde.

Er wurde Emanuels rechte Hand.

Eine ſolche Hilfe brauchte Emanuel, denn er hielt bereits einige Tage nach der Ausſendung der Sieben gleichſam regelmäßige Sprechſtunde. Es zeigte ſich, daß im geheimen viel mehr Menſchen, als es den Anſchein gehabt hatte, durch das Bekenntnis, Chriſt ſei erſtanden, berührt worden waren, und dieſe hatten den Weg bis zum Herde des neuen Irrglaubens zu finden gewußt.

Unter denen, die Dominik empfing, ehe ſie eines Geſpräches mit Emanuel Quint gewürdigt wurden, waren keineswegs nur Mädchen, Frauen und Männer aus niederen Volksſchichten, ſondern auch Baroneſſen und Gräfinnen, Militärs in Zivil, kurz Leute von Stand und darunter manche prominente Perſönlichkeit; ſie ſcheuten ſich nicht vor dem übelriechenden, ziemlich verrufenen Platz, der, obgleich über ihn eine Straße führte, nur wie ein Hof wirkte, an dem das Gaſthaus zum Grünen Baum gelegen war. Sie traten über die ſchmierige Schwelle, mutig, wenn auch nicht ohne Schaudern, in den ſchmierigen, engen, von Fliegen überkrochenen Hausflur hinein und durch die Tür rechts in das von Käſegeruch und Alkoholdunſt geſättigte Gaſtzimmer, was für dieſen und jenen aus dem Kreiſe der Vornehmen zum Warteraum und zur Geduldprobe ward.

In wenigen Wochen tat ſich vor Quint der ganze Jammer auch der mittleren und oberen Stände auf, die eine den Neid ſo ſtark erregende, glänzende Außenſeite zur Schau trugen. Er blickte in ein über alle Begriffe bitteres, inneres Elend hinein, und es kam ihm vor, als wenn dies das echte Antlitz der Zeit wäre.

Da war ein Weib, das ihr vornehmer Mann, nachdem er ihr ewige Liebe und Treue geſchworen, phyſiſch vergiftet, geſchlagen, um ihr Vermögen gebracht, mit einer anderen betrogen und dann verlaſſen hatte. Eine Tochter, die von ihrem vergötterten Vater ſittlich entehrt worden war. Eine andere Tochter, die ihr würdeloſer und deklaſſierter Papa zum Handelsobjekt erniedrigt und an Kavaliere verſchachert hatte. — („Er hat meine Seele zehnmal zertreten!“ ſagte ſie.) — Da war eine andere Tochter, durch ihre Eltern von einem jungen, geſunden, geliebten Mann hinweggeriſſen und an einen reichen und kranken Roué von Stand zur Ehe verkauft. Da war ein Mann, der vor dem Schlafzimmer ſeiner vergötterten Frau faſt jede Nacht die Stiefel eines andren Verehrers fand. Ein anderer, den ein geliebtes Weib zu Betrug, Diebſtahl und Totſchlag verführt hatte. Das Weib eines vornehmen Mannes, der ſeine Seele vor Quint ausſchütten wollte, war eine Trinkerin und kam, zur Landſtreicherin erniedrigt, zuweilen bettelnd vor ſeine Tür, wo ihre eigenen Kinder, die ſie von ungefähr ſahen und ſie nicht kannten, ſich vor der eigenen Mutter entſetzten und ekelten.

Es kam ein Vater zu Quint, der auf ſeinen Sohn jeden erdenklichen Fluch zu häufen ſich für berechtigt hielt: der Sohn hatte an der Kaſſa ſeines Vaters Diebſtahl, Betrug und Einbruch verübt. Es kamen Leute ohne Zahl, die waren in ihren Berufen unglücklich, das heißt, ihr Beruf erſchien ihnen wie ein Zwang, ein Kerker, ein Unglück, ein Seelenmord, dem ſie doch nicht entrinnen konnten, weil er das einzige Mittel war, ihr tägliches Brot herbeizuſchaffen. Unter dieſen Unfreien, dieſen Gefeſſelten waren hohe und niedrige Militärs, hohe und niedrige Beamte, Vertreter der allermeiſten Berufsarten: und keiner wollte gerade das, was zu ſein ihn die Verhältniſſe zwangen, ſondern etwas ganz anderes ſein.

Es mußte Emanuel und auch Dominik auffallen, welcher Grad von Demut, Furcht, ja Feigheit, der Mehrzahl dieſer Menſchen eigen war, die in ihren Kreiſen und in ihrer Öffentlichkeit meiſt mit unbeugſamer Härte und mit nicht minderem

Hochmut auftraten. Und weshalb ſuchten ſie eigentlich bei ſeiner Armut und in ſeinem ſchmutzigen Winkel Rat, da ihnen doch ganz andere Ratgeber zu Gebote ſtanden? Sie ſelber meinten, ihre Welt ſei bis obenan von Tücke, Lüge, Heuchelei, Haß und Niedertracht angefüllt. Einer belaure des andern Schritte und ſei, ſofern dieſer auch nur das geringſte Zeichen von Schwäche, etwa durch irgendein offenes Bekenntnis, merken laſſe, ſofort mörderiſch über ihn herzufallen bereit; „denn,“ ſagten ſie, „die moderne Geſellſchaft iſt auf den rückſichtsloſen Kampf der Intereſſen aller gegen alle geſtellt. Wehe dem, der auch nur einen Augenblick feindlich um ſich zu blicken und um ſich zu ſchlagen nachläßt!“

Es kamen auch viele Leute zu Quint, die über eine widernatürliche Anlage ihrer Natur, die ſie vergeblich zu bekämpfen ſuchten, zu klagen hatten. Es waren ſolche darunter, deren übrige Weſensart von ganz beſonderer Feinheit und Zartheit war, Menſchen, die jeden Mut zur Schönheit, zur Treue und auch zum Tode hatten. Manche von ihnen gingen mit dem Gedanken, freiwillig aus dem Leben zu ſcheiden, um: eine Abſicht, über die ſich auch der junge Dominik zuweilen mit Quint auseinander zu ſetzen pflegte.

Die Martern der meiſten aber, die zu Quint kamen, drehten ſich um den Erwerb und Verluſt von Geld. Die Sorge darum vergiftete ihnen Tage und Nächte, verdarb und zerrüttete ihnen Jahr um Jahr ihrer Lebenszeit. Quint glaubte zu ſehen, wie die geſamte moderne Ziviliſation nichts weiter als eine erzwungene Orgie ohne inneren Sinn, verbunden mit einem faden oberflächlichen Rauſche, war, darin ſich keiner der Teilnehmer wohlfühlte. „Der Zweck,“ ſagte Dominik, „der Geſamtheit iſt entweder der Einzelne oder der Einzelne braucht die Geſamtheit nicht.“ Seine Meinung war ferner: die ganze

Menſchheit ſei augenblicklich zu einer ſchwitzenden, ächzenden, fluchenden Bedienungsmannſchaft des großen Molochs Maſchine herabgewürdigt, ja ſie ſei ſelbſt ein Maſchinenteil und ſtünde mit Rad, Achſe, Schiene, Kohle und Öl auf gleicher Stufe.

„Das würde nichts ſchaden," meinte Quint, „wenn nur nicht der ganze Körper, zu dem wir gehören, ſchlecht und verſeucht wäre. Ein ſchlechter Sauerteig hat das ganze Brot, von innen heraus, verdorben und ranzig gemacht. Außerdem ſitzen wie ebenſoviele Krebsgeſchwüre, verdeckt unter buntem Tuch, blanken Knöpfen, Seide, Hermelin und Spangen von Edelſtein, Geſchlechtsſucht, Ehrſucht, Mordſucht verbunden mit Menſchenfurcht in dem Leibe der Ziviliſation. Wer will ihn geſund machen?"

In dieſen Tagen und allen ſeinen Beſuchern gegenüber empfahl Quint immer wieder dasſelbe Heilmittel: „Segnet die, die euch fluchen! bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen! tut wohl denen, die euch haſſen! liebet euren Nächſten wie euch ſelbſt! wer dich bittet, dem gib! und wer dir das Deinige nimmt, von dem fordere es nicht wieder! und wer dich ſchlägt auf eine Backe, dem reiche die andere auch dar! wer dir den Rock nimmt, dem ſchenke auch noch dein Hemd."

So weit waren die Antworten Quints im ganzen harmlos geweſen. Eines Tages aber kam ein Menſch zu ihm, der fragte, was er tun ſolle, da er es mit ſeinem Gewiſſen nicht vereinbaren könne, eine Waffe zum Menſchenmord in die Hand zu nehmen, aber leider zum Militärdienſt ausgehoben ſei. Quint ſagte! „Du ſollſt nicht ſchwören! So verweigere dem König den Treueſchwur!" Er fuhr dann fort: „Du ſollſt nicht töten! So lege den Säbel ab, den ſie dir umbinden wollen, und nimm das Gewehr, wenn ſie es dir reichen, nicht in die Hand!"

„Sie werden mich in den Kerker werfen,“ ſagte der Mann. „Dann liege im Kerker!“ gab Quint zur Antwort. „Sie werden mich anſpeien, mich verfluchen, mich verachten, mich auf jede erdenkliche Weiſe mißhandeln, mich aus der Geſellſchaft der Menſchen ausſtoßen.“ Quint ſprach: „Das haben ſie Jeſu Chriſto auch getan.“ „Wenn ſie mich aber töten?“ fragte der Mann. „Dann mußt du ſterben!“ ſagte Emanuel.

Quint und Dominik, zuweilen mit Hedwig Krauſe als der dritten im Bunde, machten oft weite Spaziergänge. Dann ſtreiften ſie an den Ufern der Oder hinauf oder bewegten ſich über die melancholiſchen Wieſenflächen der ſcheinbar ſtillſtehenden Ohle, wo ſie gelegentlich einen Kahn losmachten, den ſie in tiefſter Einſamkeit, etwa an eine Weide gebunden, vorfanden, die mit ihren Zweigen ins Waſſer hing. In dieſem Jahr war der Frühling zeitig eingetreten und es gab Nächte von einer unendlichen Schwermut und Schönheit in dieſer Flußniederung.

Emanuel nahm in den erſten vierzehn Tagen ſeltſamerweiſe keine Veranlaſſung, Hedwig und Dominik gegenüber auf ſeinen Meſſiaswahnſinn zurückzukommen. Er ging ausſchließlich auf die Sorgen und Kümmerniſſe des durch ihren Beruf nicht befriedigten Mädchens und auf die Philoſophie der Lebensmüdigkeit des ihm mit Leib und Seele ergebenen Primaners ein.

Dominik trug ſich mit Selbſtmordgedanken.

Menſchen, die das Leben bis ins hohe Mannesalter getragen haben, erinnern ſich meiſt gewiſſer Kriſen der Jünglingsjahre nicht und ſind nicht geneigt, ſie wichtig zu nehmen. Dennoch hat das Leben in jedem Alter die gleiche Wichtigkeit. Schon deshalb, weil immer der gleiche Einſatz, nämlich die ganze Perſönlichkeit, zu Gewinn und Verluſt auf dem Spiele ſteht. Tragik und Heroismus, das beweiſen zahlloſe Beiſpiele, ſtehen dem Jünglingsalter ebenſo nahe, ja vielleicht näher als jedem ſpäteren. Und jener Augenblick, in dem die reine und eigentümliche Gefühlswelt eines keuſch erwachten Idealismus hochbegabter Jünglingsnaturen von der Erkenntnis der herrſchenden Niedertracht und platten Gemeinheit der Welt wie mit einem vergifteten Speer tödlich getroffen iſt, wird dieſer ſelbe Speer, nicht ſelten von der Hand des Betroffenen, mutig und entſchloſſen weiter bis ins Herz des eignen, körperlichen Lebens weitergeführt. Jahr um Jahr kommen Schiffe mit ſchwarzen Segeln von den Labyrinthen des Minotaurus zurück.

Die Lehrer hatten Dominik eröffnet, er werde von dem ſogenannten Abgangs- oder Reifeexamen zurücktreten müſſen, nicht eigentlich mangelnder Kenntniſſe wegen, ſondern weil er moraliſch nicht von der nötigen Reife ſei. Der Anlaß, den er für dieſes Urteil gegeben hatte, beſtand in Freundestreue und kameradſchaftlicher Aufopferung. Er war, ohne daß er ſelbſt zum allergeringſten Verrat zu bewegen geweſen wäre, überführt worden, bei gewiſſen Arbeiten unter Klauſur, ſeinen Nachbarn rückſichtslos mit Rat und Tat hilfreich geweſen zu ſein.

Keineswegs war er aber durchdrungen von der eigenen Unmoral, ſondern, da er in dieſer ekelerregenden Schulmoral den herrſchenden, ſchmutzigen Unſinn der Welt verkörpert wähnte, ſo kam ihn vor dieſer Welt ein tödliches, mit Übelkeit gemiſchtes Grauſen an.

Dominik hat ein Heftchen Gedichte zurückgelaſſen und eine Anzahl Notizen über Emanuel Quint. Eines Abends, als eben der Mond wie eine rieſige, in düſterer Roſenfarbe glühende Kugel am Rande der Ohlewieſen lag, hatte er ſtill im Boot — aber nur dieſes einzige Mal, — vor Hedwig Krauſe und vor Emanuel aus ſeinen Gedichten vorgetragen.

Seine Seele war, nicht anders wie eine eben geöffnete Blüte, von großer, eigener Schönheit — ja von einer königlichen Schönheit! — dabei aber auch von mimoſenhafter Verletzlichkeit. Die gleiche Verletzlichkeit ſah er in allen, die ſeiner Meinung nach unterdrückt und entrechtet waren. Ohne mit irgendeiner Partei Gemeinſchaft zu haben, ordnete er ſich ſelbſt in die Klaſſe der Verachteten und Zertretenen ein.

Dies war der Abſchluß eines Gedichtes, das er an jenem Abend im Boote mitgeteilt hatte:

Und wie man einſt am Anfang deines Lebens
nur mit Verachtung ſah auf dich herab,
ſo iſt auch jetzt das Endziel deines Strebens
und deiner Tatkraft ein verachtet Grab!

Dominik war ein Menſch von bewunderungswürdigen, vielfältigen Anlagen und von einer für ſein Alter ſtaunenswerten Gelehrſamkeit und Beleſenheit. Er beſaß einen Reichtum an Kenntniſſen aus der Naturwiſſenſchaft. Er liebte kosmologiſche und kosmogoniſche Träume. Er ſprach, als von zwei gleich großen Wundern, von dem moraliſchen Geſetze in uns und dem geſtirnten Himmel über uns. Er hielt Emanuel Quinten und Hedwig Krauſe Vorträge, in denen die Namen Giordano Bruno, Herſchel und Kepler vorkamen. Er ſprach mit funkelnden Augen davon, wie Galilei im Kerker ſein: „ſie bewegt ſich doch!" geſprochen hatte und wie die Menſchheit allezeit ihre größten Wohltäter ſteinige. Er behauptete, wenn er weiter lebe, ſo werde er künftig mit dem Volk, durch das Volk, unter dem Volk und für das Volk ſein Beſtes tun.

Als ob er im Innerſten zu ihr gehöre, ſchloß er ſich der einſtigen romantiſchen Schule an. Er liebte Novalis, der das Wort geſagt hatte: „Deutſchheit iſt echte Popularität". Er liebte die ganze Gruppe, weil ihr freies und kühnes Denken nicht in Rationalismus verſandete, ſondern das Myſterium des Daſeins fortgeſetzt als ſolches erkannte und beſtehen ließ. Dieſer Jüngling vereinigte den Geiſt und Stolz freier Forſchung mit der myſtiſchen Inbrunſt eines mehr katholiſchen Chriſtentums, das ihn mit einem weichen, ſehnſuchtsvollen Lyrismus erfüllte.

Sein Lieblingsdichter außer Novalis war Hölderlin. Nicht nur ſprach er in ſtillen Stunden gern dieſes und jenes ſeiner Gedichte aus dem Kopfe vor, ſondern er führte auch den Hyperion in einem zerleſenen Exemplar faſt ſtets in der Taſche.

Was Dominik an Emanuel feſſelte, wird vielleicht nach alledem einigermaßen begreiflich ſein. Entſcheidend für die neuentſtandene Abhängigkeit des jungen Genies war natürlich vor allem der Eindruck, den Quintens ganze Erſcheinung hervorbrachte. War ihm ſchon der platteſte und gewöhnlichſte Menſch ein Myſterium, wieviel mehr dieſer Quint, deſſen geheimen Anſpruch er kannte. So ſtürzte er ſich mit einer vielleicht mehr künſtleriſchen, als blindgläubigen Sucht in die verwirrende Atmoſphäre um Quint hinein. Aber es war dabei ein bewußtes, entſchloſſenes Wollen in ihm, weil er ſpürte, daß der Weg des Meiſters, den er gefunden hatte, dorthin ging, von wo auch ihm die größte Lockung der Ruhe oder des Paradieſes ausſtrahlte. Dieſer, wie er ihn bereitwillig und aus Überzeugung nannte, heilige Menſch war, wie er ſelber, gleichſam nur verirrt in die Welt.

Seht — der Fremdling iſt hier — der aus demſelben Land
ſich verbannt fühlt, wie ihr; traurige Stunden ſind
ihm geworden — es neigte
früh der fröhliche Tag ſich ihm.
Bleibt dem Fremdlinge hold — ſpärlich Freuden ſind
ihm hienieden gezählt — doch bey ſo freundlichen

Menſchen ſieht er geduldig
nach dem großen Geburtstag hin.

Im Umgang mit Dominik zeigte Quint ſeltſamerweiſe eine, wie ein Ausruhen wirkende, ungeſchraubte Schlichtheit und menſchliche Einfachheit. Zwiſchen beiden, ſchien es, war, ohne jede Verhandlung, ſtillſchweigend ein feſter Pakt geſchloſſen. Es herrſchte eine faſt magiſche Einigkeit. Dominik, der, über einem verrufenen Lokal, bei Bahnſchaffnersleuten in Schlafſtelle war — wo er ein Kruzifix über dem Bett angebracht und ein anderes auf ſein Nachttiſchchen geſtellt hatte! — beſchäftigte ſich trotzdem nicht viel mit der heiligen Schrift, und es wurde auch zwiſchen ihm und Quint kaum je eine Bibelſtelle beſprochen, ja überhaupt nur ein religiöſes Geſpräch geführt. Durch ein Wort, das Quint eines Tags geprägt hatte, als der Name des Heilands gefallen war, ward Dominik betört oder, nach ſeiner Anſicht, aufgeklärt: „Chriſtus? ich kenne ihn nicht, oder bin es ſelbſt!" hatte es gelautet.

Vierundzwanzigſtes Kapitel

Erſt am zehnten Tage nach ſeiner Abfertigung hatte ſich Martin Scharf, mit dem zwölf Jahre alten Guſtav Quint, in der Wirtſchaft zum „Grünen Baum" eingefunden. Er hatte auf dem Wege nach Giersdorf die eigene Heimat und das Grab ſeiner Eltern aufgeſucht, wo er betete und allen Ernſtes den Toten unter dem Raſen mitteilte, es ſei geſäet verweslich, um aufzuerſtehen unverweslich, und die Zeit ſei nahe, wo es in ſeine Hand gegeben ſein würde, ſie aufzuerwecken. Hernach, auf dem Wege durchs Dorf, hielt ihn der neue Beſitzer ſeines Häuschens an und er war gezwungen, über den Sonntag bei ihm zu bleiben, um endlich die ſogenannte Auflaſſung des Grundſtücks am darauffolgenden Montag, an Gerichtsſtelle, vornehmen zu laſſen. Nachdem es geſchehen und Martin weiter gewandert war, ſagte der neue Beſitzer, zu einem jeden, der es hören wollte, wie Martin Scharf dermaßen unſinnig in ſeinem Betragen und Reden wäre, daß man ſelber, um nüchtern zu bleiben, ſein ganzes bißchen Verſtand nötig habe.

Der alte Quint empfing Martin durchaus nicht mit Freundlichkeit, und da ſeine Frau, die immer in beginnenden Frühjahr einen Gemüſehandel eröffnete, nicht zu Hauſe war und er ſelbſt und Auguſt, ſein Sohn, von der Reiſe Guſtavs durchaus nichts wiſſen wollten, gab es lange Zeit niemand, der dieſen Eigenſinn brechen konnte. Am fünften Tage der

Reiſe Martin Scharfs kam endlich, gegen Abend, die Mutter nach Haus und man konnte nun ruhiger unterhandeln.

Aber auch hier erhielt der gediegene und vertrauenerweckende Martin nur mit Mühe die Einwilligung, den kleinen Benjamin mit ſich zu nehmen. Die Mutter weinte viel über Emanuel Quint und überhäufte den Abweſenden mit Vorwürfen. In einem Atem ſchwor ſie, es ſei in ſeinem Kopfe von Jugend an, ja von Geburt an, nicht richtig geweſen und behauptete, er hätte können nach ſeinen Anlagen und nach alledem, was ihm geboten worden war, wenn er ſich's nur im geringſten wahrgenommen haben würde, die Stütze der ganzen Familie ſein. Für alles, was Martin von ihm erzählte, hatte ſie nur die Worte: närriſch, nichtsnutzig, übergeſchnappt! war aber ſchließlich doch ſo weit, beſonders weil ihr der kleine Guſtav ſelbſt mit dringlichen Bitten zuſetzte, den Jungen mit Martin reiſen zu laſſen. Sie gebrauchte dabei dieſe bittere Form der Zuſtimmung: „Gut! ihr wollt mir den Bengel auch noch verrückt machen".

Jetzt widerhallte die Hütte des Tiſchlers noch einen ganzen Tag lang von heftig geführter, häuslicher Streitigkeit, die endlich, auf das Anraten von Frau Quint, durch einen harten Taler für ihren Mann und einen für Auguſt von Martin geſchlichtet wurde. Der alte Tiſchler hatte ſich, im Beſitz des Geldes, denn auch ſofort ſtillſchweigend wie mit ſeinem Raube davongemacht.

So war denn Martin Scharf ſtrahlenden Auges mit Guſtav bei Quinten eingetroffen. Dieſer riß ſeinen Bruder an die Bruſt, und es war von jetzt ab, während dreier Tage, ſo, als ob nur der Bruder auf der Welt wäre und Emanuel ſich ſelbſt, ſeine Sendung, ſeinen heimlichen Vorſatz, ſeinen

Jeſuswahn, ſeine vergangenen und zukünftigen Schickſale, ſeine Jünger, Freund und Feinde, kurz, alles, außer dem Bruder, vergeſſen hätte.

Das Betragen Emanuels hatte, nicht anders wie das ſeines jungen Halbbruders, etwas kindlich Rührendes. Er ſchlief auf dem Sofa und räumte dem Kleinen die Bettſtelle ein. Er erſuchte Dominik, oder einen ſeiner andren Begleiter, dieſe und jene Kleinigkeit einzukaufen, die der Junge, mit ſtaunenden Augen, etwa in einem Schaufenſter entdeckt hatte. Darunter war ein kleines Laubſäge-Handwerkszeug. Stundenlang half ihm Emanuel ſelbſt, eine zierliche Arbeit auszuführen. Auf ſeine Bitte kauften die Jünger ihm Gläschen voll Selterwaſſer mit Himbeerſaft. Man zeigte ihm Schaubuden, wo wilde Tiere zu ſehen waren. Guſtav war ein zarter, blonder, durchaus nicht bäuriſcher Knabe, der, durch die Fülle des Neuen berauſcht und beglückt, voll Bewunderung zu Emanuel aufblickte.

Schon am Morgen nach ſeiner Ankunft hatte Emanuel Schweſter Hedwig, unten am Eingang des Krankenhauſes, ſeinen Bruder mit einem merkbaren Stolze vorgeſtellt. Er ſagte es nicht, aber man konnte es ſeinen Blicken anſehen, daß er es dachte: Solche beſitzen das Himmelreich! Und wenn ſeine Mienen, gleich einem plötzlichen, tiefen Wolkenſchatten, der Ernſt überkam, ſo lag es dahinter: Wehe! und ſehet zu, daß ihr nicht einen von dieſen Kleinen beleidigt! Emanuel ſchien dieſem Knaben gegenüber ganz Hingebung, ja, während einiger Tage, ganz hilfloſe Abhängigkeit. Er ſah die Welt aus des Bruders Augen.

Dominik pflegte eine vertraute Beziehung zu einer Kellnerin. Es war ein Mädchen, das ſich in der Gewalt jenes Wirtes befand, der die Bier- und Weinſtuben unter der Wohnung des Bahnſchaffners, dem Quartiere Dominiks, inne hatte.

Dieſe Räume, die eine übelberüchtigte, niedre Spelunke bildeten, trugen den Namen Muſenhain, womit eine hochgelobte Gegenwart die goldene und reine Luft der parnaſſiſchen Höhen rückwirkend verpeſtete und dieſen ganzen Gottesberg der Vergangenheit zum Müllhaufen umwandelte.

Eliſe Schubbrich, ſo hieß das Mädchen, hatte für Dominik eine ernſte, wenn auch reſignierte und hoffnungsloſe Neigung gefaßt. Sie war eines Bahnhofsinſpektors Tochter, die, nachdem ſie mit achtzehn Jahren ein Kind geboren hatte, wie üblich von ihrem Vater aus dem Hauſe geworfen und für immer verſtoßen worden war. Sie durfte ſich nicht mehr blicken laſſen, oder, wie er gedroht hatte, er ſchlüge ſie tot.

So wurde ſie, ohne Mittel für ihren Unterhalt, ganz natürlicherweiſe eine Beute für jedermann, ward von der Polizei „unter Sitte" geſtellt — das heißt unter Unſitte! — und fand endlich in jenem ſchrecklichen Giftwinkel Unterkunft.

Eliſe erſchien eines Tages vor Quint, um in einer weinenden Beichte ihr Herz und die ganze Laſt ihres Elends auszuſchütten.

Er ſagte zu ihr:

„Deine Eltern, die dich verfluchen, deine Brüder und Schweſtern, die dich verachten und verdammen, alle, die über dich und deine Taten Recht ſprechen und ſie verurteilen, richten nach dem Fleiſch. Sünde wird nur durch Sünde verdammt. Ich richte niemand." Worte, womit er ſich dieſem käuflichen Mädchen gegenüber allerdings auf den vielumſtrittenen Boden des Heilands ſtellte. Er fügte, indem er der Knieenden, wie ſegnend, die Hand auf den Scheitel legte, noch hinzu: „Steh auf! deine Sünden ſind dir vergeben".

Von dieſem Tage an liebte Eliſe Schubbrich, die verachtete Kellnerin aus dem Muſenhain, ihren Beichtiger abgöttiſch.

Da ſie immer an ihren traurigen Dienſt in der Kneipe gebunden war, aber ſeine Geſellſchaft und die Geſellſchaft ihres Geliebten nicht entbehren wollte, hatte ſie es zu Wege gebracht, daß Quint ihr den Geliebten nicht mehr durchaus entzog, ſondern mit ihm, an einem der von ihr bedienten Tiſche, ein und den andern Abend zubrachte.

Man weiß, die Tiefe des Schmutzes, darin ein Menſch gezwungen oder freiwillig watet, iſt nicht immer ein Beweis für die Unſauberkeit ſeiner Seele. So hatte ſich denn in einem der Trinkzimmer um einen älteren Künſtler, einen Profeſſor für Malerei, auch ein ſogenannter Stammtiſch gebildet, der aus jugendlich idealiſtiſchen Künſtlern beſtand, unter denen einige allerdings der depravierenden Wirkung des Alkohols und der niedren Erotik bereits verfallen waren. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Profeſſor ſelbſt, der von ſeinen Schülern verehrt und umſchwärmt wurde, ein Trinker im letzten Grade war, deſſen ganze Nahrung am Tage aus einem ſauren Hering beſtand, den er in ungeheuren Mengen von Bier und von Wein ertränkte. Dominik war dieſem Kreiſe, dem er ſich manchmal zugeſellte, nicht unbekannt, und der Profeſſor mit dem ſchwarzen Faunsgeſicht und den roten und feuchten Faunslippen, dem ein ſchwarzer Schopf wild über die düſter funkelnden Augen hing, hatte ihn mehrmals mit kicherndem Lachen in bezug auf Eliſe Schubbrich „unſern Aora" oder auch „unſern Ritter Toggenburg" zubenannt.

Es machte ein nicht geringes Aufſehen, als Dominik, der etwa vierzehn Tage und länger dem Muſenhaine fern geblieben war, eines Abends mit Quint, in Begleitung des kleinen Guſtav und ſeiner acht ländlichen Mitläufer, wieder erſchien. Der Profeſſor, der ſeine ſchwarzbewimperten Augen meiſt halbgeſchloſſen hielt, konnte ſie plötzlich kaum genügend weit aufreißen. Während aber in ſeiner Umgebung ein allgemeines Gelächter und ein großer Lärm der Begrüßung entſtand, hielt er den Blick, wie verſtört und erſchrocken, auf Quint gerichtet, als ob es ihm bei dem Lichte der Gasflammen und im dicken Dunſt von Rauch und Alkohol zu unterſcheiden nicht möglich wäre, daß jener ein wirklicher Menſch und keine bloße Erſcheinung ſeines deliranten Gehirnes ſei.

In der Flucht der Räumlichkeiten und an den verſchiedenen Tiſchen, die von neun Kellnerinnen — tatſächlich neun, nach der Zahl der Muſen! — bedient wurden, ſah es, die Gäſte anlangend, ſehr verſchieden aus. Meiſt allerdings fanden ſich ſolche Geſichter, denen das Zeichen der Venus vulgivaga auf der niederen, weichenden Stirne ſtand. Hier zechten Leute, die ihren Fäuſten, ihrem Anzug und ihrem Betragen nach zu urteilen, wahrſcheinlich auf dem Viehhof zu tun hatten, dort hatten ſich Leute niedergelaſſen, deren dürftiges Äußere auf niedere Schreibarbeit, in ſchlecht gelüfteten Kanzleien, zu deuten ſchien. Abgeſondert, an einem Tiſche für ſich, der ihm auch unbeſtritten blieb, ſaß ein athletiſcher Menſch, mit tückiſchen Augen und einem Stiernacken, der vielleicht als Kettenſprenger oder mittelſt der Brechſtange ſeinen Unterhalt fand. Man ſah Studenten! Dieſer Herr war vielleicht ein Referendar, jener vielleicht ein Regierungsbaumeiſter! Der Dritte konnte ein auf Reiſen befindlicher Paſtor ſein. Nahe am Ausſchank hatte ſich eine Tafelrunde lärmender Kleinbürger aufgetan: kurz, es war jenes ſtandesunterſchiedloſe Gemiſch vorhanden, welches entſteht, wenn der Major in Zivil und der Unteroffizier, der Feudalherr und der Oberkellner, der Kommis und der Hausknecht einträchtiglich in dem gleichen, übelriechenden Tümpel fiſchen gehn.

So weit von dieſen Tiſchen und Räumlichkeiten aus der

Eintritt Quints in Begleitung des Knaben und ſeiner Jünger zu beobachten war, wurden aller Augen ſogleich angezogen und es trat in kurzer Zeit, als ob jeder der lebhaft ſchwatzenden und geſtikulierenden Menſchen das Ende des gerade angefangenen Satzes vergeſſen hätte, Stille ein. Dieſer, der trank, und jener, der, mit herausgequollenen Augen, begierig an einem zähen Beefſteak kaute, unterbrach einen Augenblick verdutzt ſeine Tätigkeit. Und es wurde erſt nach einiger Zeit wieder in der alten Weiſe weiter gekaut, getrunken, geſchrieen, mit den Kellnerinnen geſcherzt und an ihnen, mit derben Griffen und rohen Späßen, wiederum das Beſte getan.

Als der wunderliche Heilige, dem übrigens alle neun Kellnerinnen ſogleich ſcheinbar bedingungslos zugeflogen waren, am vierten, fünften Tage wieder erſchien, war ſein heimlicher Spahn längſt ſcherzweiſe von den Mädchen unter den Gäſten verbreitet worden. Man machte ſich luſtig über den Narren in Chriſto, Quint, der ſeine neue Kirche in einer Kneipe mit Damenbedienung, wie ſie ſagten, aufgeſchlagen habe, deren ſauberes Symbol nicht mehr das Kreuz, ſondern die rote Laterne war. Aber Quint genoß den Reſpekt eines Irrſinnigen. Und es mußten erſt einige Tage vergehen, bevor man an dieſem und jenem Tiſch den Mut, ihn offen zu hänſeln, fand.

Nach und nach zog die Gegenwart Quints eine Menge verſchiedenartiger Elemente an, ſo daß die Tafel, deren Mittelpunkt er und nicht mehr der maleriſch in einen leichten römiſchen Mantel drapierte Profeſſor war, länger und länger ward. Die Geſpräche, die hier geführt wurden, und denen Emanuel, meiſt ohne einzugreifen, zuhörte, hatten die Kunſt, die Literatur, dieſen und jenen Zweig der Wiſſenſchaft, ſoziale Fragen oder philoſophiſche Dinge zum Gegenſtand. Man wußte in den Kreiſen derer, die an Quint irgendwie ein Intereſſe nahmen, wo er an mehreren Tagen der Woche zu finden war, und ſo hatte ſich eines Abends Kurt Simon, der jetzt in Breslau eine ſogenannte Preſſe für den einjährig-freiwilligen Dienſt beſuchte, und eines anderen Abends auch Benjamin Glaſer der Tafelrunde eingefügt.

Es wurde Emanuel ſpäter zum Vorwurf gemacht und man ſchloß daraus auf ſeine Verkommenheit im Moraliſchen, daß er nicht nur in dieſer Umgebung niederer Sittenverderbnis ſelbſt ſeine Abende zubringen mochte, ſondern auch, ſo lange er bei ihm war, ſeinen Bruder Guſtav mit ſich nahm. Ja, er hatte ſchließlich auch Schweſter Hedwig um alle Reputation gebracht, ſo daß ſie aus dem Stande der Diakoniſſinnen unter dem Protektorat des Gurauer Fräuleins austreten und in dem konfeſſionsloſen Orden vom roten Kreuz ihre Tätigkeit fortſetzen mußte, weil ſie, wie man ihr nachgewieſen hatte, auch eines Abends, in Begleitung des Aſſiſtenzarztes Hülſebuſch, Gaſt an der Tafel des Muſenhaines geweſen war.

Der kleine Guſtav hing an dem Bruder, ſeit er in Breslau war, mit einer faſt beſorgniserregenden Hingabe. Den jungen ſtudierten und gebildeten Leuten, die eine reizvolle, oft zur Ehrfurcht erregende Ähnlichkeit in dem Wandel dieſes gefährlichen Sonderlings, Quint, mit dem Wandel und Weſen des wahren Heilands hineinſahen, ſchien der Knabe der am innigſten gläubige Jünger zu ſein. Dieſes Kindesauge bekannte es, ohne daß ein Schatten von Zweifel die volle Reinheit des Ausdrucks trübte, wie dieſer Bruder ſein alles in allem: Freund, Beſchützer, Herr und Heiland, ja ſein Gott oder Abgott war. Der blaſſe Knabe ſtarb übrigens früh. Er wurde nicht ganz vierzehn Jahre alt. Ihm wäre vielleicht, wenn er weiter gelebt hätte, ein ähnliches Schwärmerſchickſal, wie ſeinem Bruder, beſchieden geweſen.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel

Als Emanuel eines Tages von einem geweſenen Stukkateur, namens Weißländer, der ſich auf der Breslauer Kunſtſchule für das Zeichenlehrer-Examen vorbereitete, laut wegen der Gegenwart des Knaben am Trinktiſch getadelt wurde, ſagte Quint:

„Uns iſt eine kurze Friſt gegeben. Die Stunden, ja die Minuten, die uns gehören, ſind gezählt. Der Abſchied ſtehe vor der Tür und ihr könnt nicht wiſſen, unter welchen Zeichen wir leben und um welche geheime Stunde des Tages und Jahres und zu welchem Ziel wir beide einander geſchenkt worden ſind. Denn wir wandern von weit her und wandern weit hin, und obgleich wir hier ſind, ſind wir nicht hier, noch wir bei euch, noch ihr bei uns. Was ihr hier ſuchet, das ſuchen wir nicht, und was ihr hier findet, dafür ſind unſere Augen blind. Die Augen der Engel heiligen, was ſie betrachten. Glaubt ihr, daß er weniger als ein Engel iſt?"

„Das iſt furchtbarer Schwulſt!" ſagte Weißländer, worauf man ihn aber allgemein — der Profeſſor voran! — zur Ruhe verwies.

„Die Worte des Teufels und die Augen des Teufels," ſchloß dann Quint, „ſind es, die Himmel und Erde gemein machen."

„Du biſt und bleibſt doch eben ein gemeines Luder, Minna," ſagte jemand laut am Nebentiſch, indem er die Kellnerin, die ihm Bier brachte, mit roher Spaßhaftigkeit auf den Rücken ſchlug. „Das hätten Sie beſſer bleiben laſſen," ſagte darauf, zu dem Fremden gewendet, Dominik. Er hatte bemerkt, wie die Kellnerin halb das Bier verſchüttete und nur mit Heroismus die ſtürzenden Tränen zurückdrängte.

Emanuels Weſen und Betragen machten in dieſen Tagen durchaus den Eindruck ſtrahlender Selbſtſicherheit und Furchtloſigkeit. In ſeinen Gang, in ſeine Haltung, in ſeinen Blick war eine ſtolze Freiheit gekommen. Den Augen der Jünger erſchien er beinahe gebieteriſch. Zu Kurt Simon und Benjamin Glaſer aber äußerte Dominik, voll überſchwänglich jünglingshafter Paradoxie und Bewunderung, wie in ſeinen Augen dieſer Tiſchlersſohn das geborene Genie, der geborene Fürſt des Geiſtes, ein König und Herrſcher des inneren Himmelreichs, und, wie er romantiſch-myſtiſch ſich ausdrückte, mit dem Zeichen allwiſſenden Schmerzes an der gewölbten Stirn, auf Erden der wahre crucifixus ſei.

Nicht ohne tiefe Bewegung konnten die Jünger und Freunde Quints in jener Stunde des Abſchieds bleiben, als er ſich endlich entſchloſſen hatte, den kleinen Guſtav nach Haus zu entlaſſen. Meiſter, Jünger und einige Freunde gaben dem Jungen, der ſeine Heimreiſe diesmal unter der Obhut Dibiezens zurücklegen ſollte, zu Fuß, bis Schmolz, das Geleit. Unter den Freunden befand ſich Hedwig Krauſe und außer Benjamin Glaſer, ſowie Kurt Simon, auch der immer von Quinten eigentlich unzertrennliche Dominik. Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen und die vereinten Glocken der Breslauer Kirchtürme, des alten Doms, der Kirche Sankt Magdalenens und Sankt Eliſabethens und vieler anderer ſchickten den Wandernden ihr Geläut bis weit hinaus in die unter dem allgemeinen arbeitſamen Jubel der Lerchen friſch begrünten Felder nach.

Es wurde, während des ganzen Weges, durch die Jünger und auch durch die Freunde der übliche Abſtand von Emanuel innegehalten. Die Freunde, und vor allem Dominik, ſorgten dafür, daß die zärtliche Schwermut und Feierlichkeit, die über ihm lag, nicht etwa durch grob naives Fragen und Allgemeinverhalten der Jünger geſtört wurde. Quint hatte den rechten Arm um die Schulter des Knaben gelegt, deſſen rechte Hand faſt ſtets in der ſeinen haltend. Der Knabe umſchlang mit dem linken Arme die Hüfte ſeines vergötterten Bruders, er legte ſein blaſſes und ſchwärmeriſch blickendes Haupt an ihn an, während ihm ein harter Druck in der Kehle ſaß und Tränen über die Wangen herabtropften.

Ehe der kleine Guſtav, auf dem Bahnhof von Schmolz, mit Dibiez in den Wagen vierter Klaſſe ſtieg, warf er ſich ſchluchzend an Quintens Bruſt. Dieſer ſagte zu ihm: „Wenn du lebſt, wirſt du mir nachfolgen! wenn du lebſt, wirſt du die Taten des Menſchenſohnes tun! Du wirſt niederfahren zur Hölle, ſage ich dir, und wirſt am dritten Tage wieder auferſtehen! Iſt es aber anders beſtimmt im Rat, ſo wirſt du noch früher mit mir im Paradieſe ſein.“

Dieſe Worte waren nur halblaut geſprochen, aber doch ſo, daß Dominik, Hedwig Krauſe und Martin Scharf ſie vernommen hatten.

Auf dem Rückwege bildeten Freunde und Jünger meiſt eine andächtig lauſchende Gemeinde eng um Quint. Der Schmerz des Meiſters, die Schwermut des Meiſters, bildete eine unſichtbare Wolke der Wehmut, darin alle atmeten. Während der Wanderung ſagte Quint:

„Spürt ihr nicht überall in der Natur das Wartende? Wenn ihr lauſcht, wenn ihr euch vertieft, wird es euch nicht unter ſchmerzlichen Schauern des Glückes deutlich, wie alles dieſes, was euch umgibt, wartend, nur vorläufig und nicht endgültig iſt? Iſt euch niemals der Wunſch gekommen, dort zu ſein, wo die von euch ſtrömenden Wellen eures Geiſtes — und eure Sinne ſind Geiſt! — zu Ende ſind? Hattet ihr niemals eine glühende Leidenſchaft, dort, an der äußerſten Grenze anzufangen? Wer es faſſen mag, faſſe es!“ fuhr er fort.

Dominik wagte einzufügen:

Selbſttötung ſei der reale Anfang aller Philoſophie und nur dieſer Akt habe alle Merkmale der tranſzendenten Handlung.

Ahnungslos fragten Kurt Simon und Benjamin Glaſer gleichzeitig:

„Was, Dominik, wollen Sie ſich denn ſelbſt töten?“

Er wehrte ab. „Sie verſtehen mich nicht!“

Quint überging dieſe Zwiſchenrede und ſchritt auf dem wirklichen, von Gras und Gänſeblümchen geſäumten Feldwege, und zugleich in die myſtiſchen Weiten ſeiner Seele weiter fort.

„Überall in der Natur iſt das Wartende! Oder meint ihr, daß in dem Lerchenjubel, ob unſeren Häuptern, etwas endgültig iſt? Es iſt noch nicht ſo viel von der Wahrheit, ſage ich euch, als in dem Berichte eines Boten Wahrheit iſt, der den Bericht eines anderen Boten vernommen hat, der von einem weiß, über den die Rede ging, er habe der Wahrheit einen Hauch verſpürt.

Wahrlich, wenn ihr nicht werdet gewiß und gläubig wie dies Kind, das mich eben verlaſſen hat, ſo bleibt ihr ferne vom Himmelreich. Wer aber einen von dieſen Kleinen verachtet, dem wäre beſſer, man hinge ihm einen ſchweren Stein um den Hals und ertränkte ihn. Ihm wäre beſſer, ſage ich euch. Oder ſollte er als ein von Gott vergeſſener, gottloſer

Leichnam leben wollen? Gott iſt Geiſt, und wo der Geiſt nicht iſt, iſt der Tod, ob auch der Körper lebendig iſt. Wer aber im rechten Sinne tötet, der iſt es, der im rechten Sinne lebendig macht. Wer aber im falſchen Sinne lebendig macht, der übt Mord.“

Eine verräteriſche, faſt mädchenhafte Röte, ging, mit dem Ausdruck einer ſcheuen, verſteckten Hoffnung, bei dieſen Worten über Dominiks Antlitz hin.

„Ich finde,“ ſagte Kurt Simon, „daß in unſerer heutigen Welt das Kind, der Knabe, der Jüngling, unter dem Druck der Geringſchätzung und der Verachtung ganz allgemein zu leiden haben.“

„Es iſt ſo,“ ſagte Emanuel. „Dennoch müſſen wir unſere irdiſche Predigt gründen auf Hoffnung, wo nichts zu hoffen iſt, wie die Apoſtel es taten, die nach mir kamen!“ — Hier horchten Kurt Simon, Benjamin Glaſer und Hedwig Krauſe erſchrocken auf, während die übrigen von einem heiligen Schauer befallen wurden! — „die Apoſtel, die da ‚geglaubet‘ haben, wie geſchrieben ſteht, gleich mir ſelbſt ‚auf Hoffnung, da nicht zu hoffen war!‘

Tauſend Jahre ſind vor Gott wie ein Tag,“ fuhr er fort, „ein Tag, der geſtern vergangen iſt. Und über alles das wird ein Tag kommen, auch in dieſe irdiſche Dunkelheit. Wenn dieſer Tag aber nahe iſt, ſo werden der Menſchen Söhne und der Menſchen Töchter das Angeſicht meines Gottes ſehen: ſie ſollen alsdann nicht mehr bloß träumen und weisſagen, denn der Geiſt wird ſich ausgießen auf alles Fleiſch, und der Geringſte wie der Höchſte wird alsdann Leben haben und wiſſend ſein.

Denn es iſt allein der Geiſt, der lebendig macht, das Fleiſch iſt dazu nichts nütze. Gott iſt ein Geiſt. Harret mit allem

Fleiſch auf die Zukunft unſeres Gottes, des Herrn. Ich ſage euch aber, daß er ein Feuer in euern Söhnen und Töchtern anzünden wird, womit er ſich in euren Söhnen und Töchtern wird wiedergebären, und daß fortan das Geheimnis des Reiches Gottes nicht mehr wird das Licht unter einem Scheffel ſein, ſondern des Menſchen Sohn und des Menſchen Tochter werden im Glanze ihres Tages dem Blitze gleichen und Brüdern und Schweſtern des Blitzes, der vom Himmel blitzt und leuchten wird über alles, was im Himmel und unter dem Himmel iſt. Harret!"

„Woran ſollen wir erkennen," fragte Schmied John, „daß der Tag des Menſchenſohnes nicht mehr ferne iſt?"

„Erkennet an mir, meine Kinder," antwortete Quint, „daß er nahe iſt. Oder wollt ihr mein Zeugnis bezweifeln? Wer ſollte ein gültigeres Zeugnis ablegen, als des Menſchen Sohn von des Menſchen Sohn? Oder als der Geiſt des Sohnes Gottes von dem Geiſte des Vaters ablegen kann? Des Vaters Geiſt gibt Zeugnis meinem Geiſt, auf daß ich hier in der Welt von ihm zeuge. Wer aber unter euch nicht erkennt, weß Geiſtes Kind ich bin, und daß die Worte, die ich rede, Geiſt ſind und Leben, der iſt noch ferne vom Gottesreich."

„Wir erkennen es alle!" riefen die Jünger. Emanuel aber lächelte ſtill und ſah einen um den anderen von ihnen mit demſelben gütigen, ſtillen Lächeln an.

„Du haſt geſagt: harret," äußerte der immer mit ſtarker Unruhe und mühſamer Aufmerkſamkeit Quintens Rede verfolgende Krezig, der Handelsmann .... „du haſt geſagt: harret! Alſo biſt du nicht, der da kommen ſoll, und müſſen wir eines anderen warten?"

„Ich bin der Wiſſende und der Suchende," antwortete Quint.

„Ihr aber ſeid die, die unwiſſend ſind und nicht ſehen. Deshalb ſage ich euch: Glaubet, dieweil ihr nicht wiſſet! Und wer an mich glaubet, der glaubet nicht an mich, ſondern an den, der mich geſandt hat. Deshalb, wenn ihr mich läſtert, ſo läſtert ihr des Menſchen Sohn, und wahrlich, wie ich geſagt habe: liebet eure Feinde! ſegnet, die euch fluchen! ſo will ich euch dennoch lieben und ſegnen! — Läſtert ihr aber den Geiſt, ſo läſtert ihr Gottes Sohn und macht den Satan zum Herrn über euch."

Sie näherten ſich wiederum der Stadt Breslau an. Quint wies mit der Hand in die dunkle Rauchwolke, die darüber hing. Er ſagte:

„Der Satan iſt der Lügner, iſt der Verbrecher von Anbeginn. Er iſt die Lüge und ein Vater der Lüge. Er iſt das Verbrechen wider den Geiſt und iſt der Vater des Verbrechens wider den Geiſt. Satanas iſt der Herr der Satzungen. Satanas hat Gott und die Menſchen in Kerker geſperrt. Satanas ſitzt auf Petri Stuhl. Satanas hat den Schlüſſel des Abgrundes als Zepter in ſeiner Hand und verſpricht, mit ihm das Himmelreich aufzuſchließen. Satanas hat die Menſchen zu Teufeln, und Götzen aus Holz, Stein, Erz und bemalter Leinwand zu Heiligen gemacht. Ich aber ſage euch: Holz, Erz, Stein, Leinwand können den Menſchen nicht heiligen, ſondern es iſt der Menſch allein, der ſie heiligen kann. Deshalb ſollt ihr zu heiligen Menſchen Gottes werden.

Ihr aber ſeid die Tempel Gottes, Tempel, die da wandeln und erfüllt ſind von Gottes Geiſt. Andere Tempel, Tempel aus Stein und Erz, Tempel mit Türmen, in denen erzene Glocken hängen, gibt es nicht. Gottes Mund iſt nicht von Eiſen, und ſeine Zunge iſt nicht ein Glockenklöppel aus Erz. Wer hätte Gott einen eiſernen Mund gemacht, und wer hätte ihm eine eiſerne Zunge gegeben? Oder iſt er ein klingendes Erz, oder eine tönende Schelle? Nein! Gott iſt der Geiſt! und wir wiſſen, daß er allein der Geiſt der Weisheit und des Verſtandes, der Geiſt der Wahrheit und der Erkenntnis und daß er der Geiſt der Liebe iſt.

Ein Menſch mag des anderen Diener ſein, aber er ſoll nicht Gottes Diener ſein. Die da Talare tragen, von den Kanzeln predigen, Gnaden verkaufen, unwirſch zuteilen und vorſchneiden, und ſich Diener und Knechte Gottes heißen, ſind in Wahrheit Knechte und Diener von Satanas. Knechte und Diener hat nur Satanas. Gott aber kennt keine Knechte und Diener. Viel eher iſt Gott ein Diener der Menſchen, als daß er die Menſchen zu Dienern erniedrigen möchte. Ich ſage euch: Gott erhöhet die Menſchen, ſie wären denn gottlos, und wo jemand erniedrigt iſt vor Gott, den hat allein der Teufel erniedrigt. Ich aber, der ich von den Menſchen erniedrigt werde, bin erhöhet vom Vater, der ſich in mir erhöhet hat.

Tretet doch in die Kirchen, wo ſie mit ſchwieligen und verkrüppelten Seelen Totenknöchel und den Leichnam deſſen anbeten, den Satan getötet hat, ſtatt daß ſie Engel und Gefäße des Geiſtes ſelber ſind. Womit wollen ſie Gott dienen, außer mit Gott? Was können ſie Gott aus der Armut ihrer Knechtſchaft darbieten? Meinen ſie, daß er ein Vater von geprügelten Hunden, winſelnden und gefeſſelten Knechten zu ſein begehrt, deſſen Füße mit Wolluſt auf ihren Nacken herumſtampfen? Wahrlich, ich ſehe die Zeit, wo eure Kirchen, eure Kanzeln und Richterſtühle, eure Altäre, wo ſie den Menſchen Greuel zu eſſen gaben, werden unter den Boden geſunken ſein, der ewig grünen wird von dem freien Wandel und unter den Füßen der Kinder Gottes."

Man ſieht, wie dieſem neuen Meſſias die ſchriftliche Überlieferung der Worte des erſten, echten Meſſias mit eigenen Zuſätzen kaleidoſkopiſch durcheinander ging, und wie er immer die gleichen Gedanken zu neuen Gruppierungen in ſich umwälzte. Freilich ſchien es, ſo wie alle dieſe Worte laut wurden, daß ein Zwang, eine innere Gewalt hier wirkſam war, die alles von innen, wie mit dem Hauche der erſten Schöpfung hervorbrachte, und jedenfalls lag für die Zuhörer ein kühner und erneuernder, wenn auch weit mehr berauſchender und entzückender, als klärender Sinn darin.

„Was ſagen Sie zu der Äußerung Quints von den Apoſteln, die nach ihm gekommen ſind?" fragte, als die jungen Leute ſpäter allein waren, Benjamin Glaſer mit einer gewiſſen eigentümlichen Spannung Dominik. Dieſer antwortete:

„Wenn Sie eine rationaliſtiſche Antwort ſuchen, ſo bin ich dafür nicht der rechte Mann. Dazu hat mich dieſe Erſcheinung zu ſehr verzaubert. Novalis ſagt: alle Bezauberung geſchieht durch partielle Identifikation mit dem Bezauberten, und ich, der Bezauberte, bin mit dieſem Zauberer identifiziert. Ich verſtehe, ich kenne, ich fühle ihn allenthalben. Er hat mich gezwungen, jede Sache ſo zu ſehen, zu glauben, zu fühlen, wie er will. Und hat er nicht über alle ſeine Begleiter, Sie und Herrn Simon ausgenommen, eine ähnliche Macht, als über mich?

Ich will Ihnen einen kurzen Dialog, wiederum von Novalis, ſagen, der Ihnen ſtatt aller Antwort auf Ihre Frage dienen ſoll. Ich glaube, ein Leben ohne Magie kann nur von oberflächlichen Denkern gedacht werden. Ich bin gewiß nicht erſt vor achtzehn Jahren, durch den Zufall meiner Geburt, in das Univerſum hineingeraten."

Dominik ſchloß: So lautet das Zwiegeſpräch:

„‚Wer hat dir von mir geſagt?' fragte der Pilgrim. ‚Unſere Mutter.' — ‚Wer iſt deine Mutter?' ‚Die Mutter Gottes.' ‚Seit wann biſt du hier?' ‚Seitdem ich aus dem Grabe gekommen bin.' ‚Warſt du ſchon einmal geſtorben?' Wie könnt ich denn leben?'"

Glaſer fragte: „So glauben Sie alſo an die ewige Wiederkunft?"

„Ich wüßte nicht, was es mehr für ſich hätte, nicht daran zu glauben. Iſt es weniger ein Wunder, daß ich zum erſten Male geboren bin? Und ſehen wir nicht, wie in unſerem engen Bereich ſich alles unerſchöpflich erneuert? Und gibt es außerhalb dieſes engen Bereichs, das unſer ſchwaches Bewußtſein beleuchtet, nicht das Bereich der Ewigkeit und der Unendlichkeit?"

Inzwiſchen war die Polizei auf das Treiben im Grünen Baum aufmerkſam geworden und hatte mehrere Schutzleute abgeordnet, die bei den Nachbarn und auch geradezu bei dem Wirt Informationen, wie man es nennt, einziehen ſollten. Der Wirt und Schlächtermeiſter begünſtigte Quint, weil in ſeinem Laden, ſeit er im Hauſe war, mehr rohe Beefſteaks und Würſte aus Pferdefleiſch und in ſeiner Gaſtſtube mehr Bier und andere Getränke verkauft wurden. Er traktierte den Schutzmann, der in einem guten Verhältnis zu ihm ſtand, und gab die Verſicherung, man habe es in Quint und ſeinen Anhängern mit harmloſen Muckern zu tun, Betbrüdern, von denen gewiß nichts zu fürchten war.

Thereſe Katzmarek und Martha Schubert hatten Emanuels Spur entdeckt, waren ihm nachgefolgt und hatten in nahe gelegenen Fabriken Arbeit gefunden. Natürlich benutzten ſie jede Gelegenheit, um in der Nähe ihres Abgotts zu ſein. Der Wirt erklärte, die Weibsvölker kämen nur meiſt gegen Abend zur Betſtunde, und wirklich hielten die Jünger Quints täglich mehrmals, auch hier, in einem hinteren Zimmer des Gaſthauſes Betſtunde ab. In dieſen Verſammlungen, denen Emanuel ſelbſt nicht beiwohnte, ging es nach dem Zeugnis des Wirtes überaus ordentlich und geſittet zu. Er machte zum Lobe dieſer Zuſammenkünfte geltend, daß eines Abends ein großer Stein von Sozialdemokraten, die aus einer Verſammlung gekommen wären, durch die Scheiben in das Zimmer geworfen worden ſei, weil der Geſang eines Kirchenliedes ſie empört habe. Der Freund und Schutzmann bewies indeſſen, bei allem Hunger und Durſt, den er entwickelte, im Ausfragen eine gewiſſe Zähigkeit und wollte nicht nur über Dominik, ſondern auch über Hedwig Krauſe, Benjamin Glaſer und Kurt Simon, ſowie über alle anderen Beſucher Beſcheid wiſſen. So wagte der Wirt ihm nicht zu verſchweigen, wie auch der Agitator Kurowski eines Tages unter dieſen Beſuchern geweſen war.

Was die Leute, die Quint noch immer täglich heimſuchten, eigentlich von ihm wollten, wußten der Wirt und die Frau des Wirtes nicht. Sie hatte gelauſcht, natürlich nur zufällig, weil ihre Plättkammer neben dem Zimmerchen Quints gelegen war, und konnte verſichern, irgend etwas Ungehöriges wäre jedenfalls niemals vorgekommen, auch dann nicht, wenn ſchlechte Weibsbilder von der Straße ihn beſucht hätten. Es ſeien auch ſolche Mädchen gekommen, denen man wohl hätte anmerken können, daß ſie Freuden entgegenſahen und in der Verzweiflung Hilfe von ihm zu erlangen gehofft hätten. Aber er habe auch hier, weder jemals ein Medikament verabreicht, noch etwas Verdächtiges getan. So ſei denn auch die eine etwa durch ſeine Worte getröſtet, die andere enttäuſcht davongegangen.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel

Nach einiger Zeit fand im Muſenhain jener vielbeſprochene Abend ſtatt, der den Kreis der dort Vereinigten ſprengte und die Beſuche in dem ſchlimmen Lokal zum Abſchluß brachte.

Hedwig Krauſe war erſchienen, aber nicht in Schweſterntracht, und hatte, gleichſam zum Schutz, den in perſönlich moraliſchen Dingen äußerſt braven und gediegenen Doktor Hälſebuſch mitgebracht. Dieſer nun wieder hatte ſchon längſt den Wunſch gehabt, das Treiben um Quint, wie es ſich in dieſer verrufenen Umgebung abſpielte, aus der Nähe zu beobachten. Es war damals nicht ganz ohne Gefahr, den Sitzungen ſolcher Konventikel beizuwohnen, da man überall geheimbündleriſche Tendenzen witterte, denen ein gewiſſes Ausnahmegeſetz, das in jenen Zeiten in Kraft war, mit drakoniſcher Strenge zu Leibe ging. Aber gerade dieſe Strenge bewirkte einen zähen und fanatiſchen Widerſtand und trug dazu bei, daß ſich in vielen guten, jugendlichen Köpfen kühne und revolutionäre Ideen in Menge bildeten. Man rechnete allen Ernſtes mit einem gewaltigen, allgemeinen geſellſchaftlichen Zuſammenbruch, der ſpäteſtens um das Jahr neunzehnhundert eintreten und die Welt erneuern ſollte. Wie die armen ländlichen Profeſſioniſten, die den Spuren des Narren gefolgt waren, auf das Tauſendjährige Reich und auf das neue Zion hofften, ſo und nicht anders hofften die ſozialiſtiſchen Kreiſe, und diejenigen jugendlichen Intelligenzen, die ihrer Geſinnung nahe ſtanden, auf die

Verwirklichung des ſozialiſtiſchen, ſozialen und alſo idealen Zukunftsſtaats.

Über vielen Tiſchen politiſierender Volkskreiſe ſchwebte damals, verquickt mit dem Bier- und Zigarrendunſt, gleich einer bunten, narkotiſchen Wolke, die Utopie. Was bei dem einen dieſen, bei dem andern jenen Namen hatte, war im Grunde aus der gleichen Kraft und Sehnſucht der Seele nach Erlöſung, Reinheit, Befreiung, Glück und überhaupt nach Vollkommenheit hervorgegangen: das gleiche nannten dieſe Sozialſtaat, andere Freiheit, wieder andere Paradies, Tauſendjähriges Reich oder Himmelreich. Dieſe ſich immer neu erzeugende Wolke des Zukunftsſtaates oder Zukunftsreichs war auch über den Köpfen der Geſellſchaft im Muſenhain ſtets gegenwärtig.

Dominik ſaß zur Linken, Hedwig Krauſe zur Rechten Quints und die Eltern des Mädchens würden nicht wenig erſchrocken geweſen ſein, ihre Tochter in ſolcher Umgebung zu ſehen. Übrigens war der Leiter ihres Krankenhauſes ein berühmter mediziniſcher Forſcher und Arzt, der liberale Anſichten hatte und ſogar, über Doktor Hülſebuſch und Schweſter Hedwig hinweg, ſelbſt ein Intereſſe an Quinten nahm. Sein Haus vor der Stadt war ein in Deutſchland bekannter, geſellſchaftlicher Mittelpunkt. Er liebte Muſik, er unterhielt mit den meiſten bedeutenden Geiſtern der Nation, im Gebiete der Literatur und Kunſt, Beziehungen. Kinderlos und bemittelt unterſtützte die Gattin junge begabte Menſchen, Künſtler und Künſtlerinnen und ein gewiſſer junger Maler, Bernhard Kurz, wurde von Profeſſor Mendel und ſeiner Gattin wie ein eigener Sohn gehalten.

Da nun Hedwig Krauſe zuweilen in die Familie ihres Chef-Arztes gezogen worden war und Bernhard Kurz, den ſie von dorther kannte, ebenfalls, nicht weit von ihr, in der Tafelrunde dieſer ſchlechten Spelunke ſaß und überdies Mendel ſelbſt einmal zu ihr geſagt hatte: eine Perſon, wie Sie, Schweſter Hedwig, kann und ſoll ohne Schaden überall hingehen! ſo fühlte ſie bald die Unſicherheit und das Unbehagen, das ſie beim Eintritt befallen hatte, nachlaſſen.

Sie war überdies nicht die einzige Frau in dieſem Kreis. Ihr gegenüber ſaß, neben einem nicht ſehr großen, einem ruſſiſchen Bauern ähnelnden Menſchen, ein junges Weib, das immer wieder ſchmachtend und abhängig nach den kleinen, unter Bart, Haupt- und Wimpernhaar faſt verborgenen, blöde zwinkernden Schweinsäuglein ihres Nachbars hinblickte. Dieſer Nachbar, der ein faſt immer ſubſiſtenz- und obdachloſer Dichter war, zog zuweilen ein Blättchen heraus, auf das er mit Bleiſtift Notizen machte. Sein Name war Peter Hullenkamp und der ſeiner Freundin Annette von Rhyn.

Peter Hullenkamp, mit Bettfedern im verwahrloſten Haar und dem langen kaftanartigen Paletot, den er deshalb nicht auszog, weil er ihn direkt auf dem Hemde trug, war eigentlich eine Apoſtelgeſtalt. Kurt Simon erſchien er wie ein Waldbruder. Dem jungen Dominik wie ein zyniſcher Philoſoph des Altertums. In Wirklichkeit war er ein zeitfremder Menſch, hinter deſſen ſteiler, gewaltiger Stirn, ſich eine ferne Zukunft und eine ferne Vergangenheit in ein ewig gährendes Märchen zuſammenbildete. Auch Annette von Rhyn, die überall neben ihm herlief, wie Antigone neben dem blinden Ödipus, war vollkommen durch ihn und er durch ſie in dieſes brodelnde Märchen eingeſchloſſen. Sie nannte ihn abwechſelnd einen König von Taprobane, einen Kaiſer der ſieben ſchwimmenden Silberinſeln, einen Aufſeher der hängenden Gärten der Semiramis. Vier Wochen lang nannte ſie ihn den Herzog von Ophir, die nächſten vier Wochen lang war er ihr Harun al Raſchid, der Kalif, und ſie lebte mit ihm, indem ſie ihm ſeine Flöhe abſuchte, an den mit Früchten, Gewürzen und Getränken überlaſteten Tiſchen in den Paläſten und bedient von den vielen hundert Sklaven ihrer Einbildung.

Außer Hedwig Krauſe und Annette von Rhyn hatte, die Kellnerinnen natürlich ausgenommen, noch eine dritte Frau, Joſefa Schweglin, eine ruſſiſch-polniſche Studentin aus der Schweiz, den Mut gehabt, ſich in das Bereich der berüchtigten Kneipe, und in das Bereich des Narren vom Grünen Baum, wie Quint hier genannt wurde, hinabzuwagen. Dieſes Mädchen, das mit jenen Kreiſen Fühlung hatte, die Turgenjeff die nihiliſtiſchen nennt, war erfüllt mit eigenen Ideen und hatte, außer einer großen Befähigung und Leidenſchaft für die Mathematik, eine noch ſtärkere Leidenſchaft für alles, was in der Seele des niederen Volkes nach Freiheit, Erlöſung und Leben rang. Auch ihre Parole war: Alles mit dem Volk, für das Volk, durch das Volk, obgleich ſie aus einem hochmütig-adelsſtolzen Hauſe ſtammte und, wie viele ihrer ruſſiſchen und polniſchen Mitſchweſtern, mit ſeidenen Kleidern, Equipagen, Dienern und Gouvernanten aufgewachſen war.

In dieſem Kreiſe geiſtvoller und gebildeter Leute, wie überhaupt unter den Eindrücken der großen Stadt, waren die ſieben ländlichen Anhänger Quints etwas ſchüchtern und kleinlaut geworden. Aber ſie hielten mit Augen, in denen die myſtiſche Flamme flackerte, ihren mit leidenſchaftlichen Opfern erkauften Meſſias feſtgepackt — und es war ein Bann, den er ſpüren mußte und mit dem auf keine Weiſe zu ſpaßen war, ebenſowenig, als man ihm ſo und ſo zu entrinnen hoffen konnte. Dieſe einfachen Männer mochten beſcheiden und ſchüchtern ſein, aber ſie ließen ſich im Grunde keinen Pfennig von dem, was ſie von Quint glaubten fordern zu dürfen, abhandeln. Wehe aber, wenn er etwa eines Tages als eine Art Zechpreller vor ihnen ſtünde.

In Wahrheit hatte Emanuel für ſein Teil mit dem Leben abgeſchloſſen und eben darum eine volle Empfindung der Unabhängigkeit, der Freiheit erlangt. Aber er fühlte recht wohl, wie das Leben hier in der Stadt ihn mit tauſend neuen Organen umklammern wollte. Während er zwar die Gleichgültigkeit und den Haß der großen Maſſe deutlich empfand, fühlte er doch auch immer mehr Augen mit ſpannungsvoller Erwartung auf ſich gerichtet und wußte, daß ſie, ohne eine Art endlicher, übernatürlicher Offenbarung, nicht wohl würden zu befriedigen ſein. Es gab auf ſeinem Wege hier mitunter für ihn weder ein Vorwärts noch Zurück. Oft dachte er, aus dem Boot, wenn er allein auf der Oder ſchwamm, in den Fluß zu verſchwinden. Aber er hoffte und harrte, beinahe mit heißer Sehnſucht, auf eine ahnungsvoll vorausgefühlte, andere Todesart, die er aus dem Unbekannten heraus beſtimmt erwartete. Immer wieder ward er enttäuſcht, wenn ſie der Abend nicht gebracht hatte und die Sonne eines neuen Tages wiederum in ſein Fenſter ſchien.

Während alſo die buntgewürfelte Tafelrunde, und mancher außerhalb der Tafelrunde, der Entpuppung des unerklärlichen Menſchen, wie einer Erlöſung entgegenſah, ſtiegen in dieſem immer ſtärkere Wellen empor, die dem Tod durch Fügung des Schickſals, wie einer Erlöſung entgegenfluteten.

Dominik hatte zu ſeiner Geliebten, Eliſe Schubbricht, geſagt, Quint ſei ein Menſch, der in einer erhabenen, innerlichen Größe über das Erdreich wandele. Die ganze Perſon erhebe ſich bis in das Göttliche hoch hinaus, während er kaum mit den Füßen in der platten Gemeinheit ihrer niedren Umgebung ſtünde. In der Tat hatte Emanuel Wallungen überirdiſcher Größe und Erhabenheit. Er ſagte ſelbſt wiederholt zu Dominik, wie er ſich allbereits dem Unſichtbaren überall näher verbunden fühle, als dem Sichtbaren. Der Weber Schubert meinte, daß er ſchon halb im Himmel ſei.

Im ganzen war ſeine Stellung in der Tafelrunde, wo die Jünger ihn anhimmelten, der Profeſſor ihn für ein gutes Modell und ſonſt für einen ſenſationellen Narren nahm, wo dieſer junge Künſtler ihn für ein Genie gelten laſſen wollte, der andere ihn für einen von Schwachſinn Geſchlagenen hielt, mehr lächerlich als beneidenswert. Beſonders da zwar ein jeder von dem ſtarken Eindruck ſeiner Perſönlichkeit getroffen, aber doch im letzten Winkel der Seele nicht ſicher war, ob er es mit einem reinen und gutgläubigen Toren oder mit einem bewußten, abgefeimten Betrüger zu tun hatte. Die aber, ohne im Sinne des Köhlerglaubens gläubig zu ſein, mit ſtarker Verehrung dem einzigartigen Weſen Quints ergeben waren, und zwar nicht ohne eine gewiſſe, myſtiſche Gläubigkeit, waren: die ruſſiſche Polin, der haarbuſchige Dichter Peter Hullenkamp, Kurt Simon, Benjamin Glaſer und vor allem Hedwig Krauſe, Eliſe Schuhbrich und Dominik.

Als die Geſellſchaft, zahlreicher als an jedem früheren Abend, eine Weile über alltägliche Dinge plaudernd beiſammen war, fing man bereits an den übrigen Tiſchen und Räumen des Lokales an, ſich über ſie aufzuhalten. Nach einiger Zeit fand eine Genoſſenſchaft halb betrunkner Kommis es für angebracht, halblaut das fromme Lied „Ach bleib mit deiner Gnade!" unterbrochen von „Du biſt verrückt, mein Kind, du mußt nach Berlin!" anzuſtimmen.

Es war in der kleinen Gaſſe kein ſtarker Wagenverkehr, dennoch hörte man durch die Fenſter, die außen mit Läden verſchloſſen waren, durch das Geklapper der Bierſeidel und das Geträller der Kellnerinnen, den dumpfen Rumor einer großen Stadt. Der blonde, verſtandestüchtige Doktor Hülſebuſch, der ſich eigentlich vorgenommen hatte, dem Idol Schweſter Hedwigs einmal gründlich den Puls oder auf den Zahn zu fühlen, erörterte, während die übrigen in einzelnen Gruppen andere Fragen behandelten, mit Dominik das Für und Wider der Viviſektion. Dominik machte ſtarke Einwände, während Hülſebuſch alle entſetzlichen Folterqualen, die man den Tieren im Dienſte der Forſchung auferlegte, im Intereſſe der Menſchheit für notwendig hielt. Dominik meinte: Schuld zeuge Schuld, und wenn es auch nur das Verbrechen am Tiere wäre, ſo hätte im Grunde die Menſchheit nur den Fluch, der in allem Verbrechen liege, davon. Übrigens hätte die Menſchheit bereits einen ſo großen Erkenntnisſchatz, daß ſie ihn gegen die Summe des maſſenhaften, brutalen Unſinns, der die Welt beherrſche und der von einer niedrigen und beſchränkten Selbſtſucht getragen ſei, nur durchzuſetzen brauche, um von dem größten Teil der Übel, denen ſie jetzt mit falſchen Mitteln zu Leibe gehe, befreit zu ſein. „Sie wenden ſich alſo gegen das Recht der freien Forſchung!" ſagte Hülſebuſch: während mehrere Male das Wort „Gemeinheit" über den Tiſch herübergeflogen kam, das der Profeſſor ausgeſprochen hatte und das ſich auf Viviſektion bezog. „Wenn Sie das Recht der freien Forſchung unterbinden, meine Herren," rief Doktor Hülſebuſch, „wie wollen Sie denn jemals zu erträglichen allgemeinen Zuſtänden kommen?" „Die Wiſſenſchaft!" rief ein Herr vom Nebentiſch . . . „die Wiſſenſchaft hat uns zurückgebracht!" „Ein ſolches Wort kann nur jemand ausſprechen, der von Wiſſenſchaft eine ebenſogroße Ahnung, wie ein Droſchkenpferd von Klavierſpiel hat!" entgegnete Doktor Hülſebuſch. Der fremde, ſtarke Herr vom Nebentiſch, der ſchon erheblich getrunken hatte, trat darauf an die Geſellſchaft heran und fing an, von einem gewiſſen Leiden zu klagen, das er nicht näher bezeichnen wollte und das ſeit vier Jahren, unter den Händen von mindeſtens fünfzehn Ärzten, nur ſchlimmer und ſchlimmer geworden ſei. „Solche Leute wie Sie," rief Hülſebuſch, „die ſich mit ihrem Leiden nach vier Jahren noch immer in ſolcher Umgebung herumtreiben, könnte nicht einmal Gott ſelber geſund machen. Wir lernen nach und nach," fuhr er fort, „mittelſt der Wiſſenſchaft die Natur beherrſchen!" „Lernten wir uns doch erſt ſelbſt beherrſchen," ſagte Dominik. „Was wollen Sie denn mit aller ihrer Selbſtbeherrſchung anfangen?" fragte Hülſebuſch, „gegen ſolche furchtbare Feinde der Menſchheit wie Cholera, Blattern, Lues und Tuberkuloſe, lieber Freund? Da müſſen doch eben wir Ärzte heran." „Gute Luft, Bewegung, Sonne, Seife," warf Benjamin Glaſer ein, „iſt meiner Anſicht nach das ganze ärztliche Evangelium."

Jetzt redete Quint und in dem Kreiſe der gebildeten Leute erregte die veraltete und dabei bibliſche Form ſeines Denkens eine mitleidsvolle Betretenheit, die ſich in einem zwiefach höflichen Aufhorchen ausdrückte.

„Der Satan," ſagte Quint mit einer bald hohlen, bald leiſe klingenden Stimme, „iſt der Feind und Mörder von Anbeginn. Wer aber ein Leib und ein Geiſt iſt mit Gott, hat das ewige Leben. Der Satan allein brachte Krankheit und Tod in die Menſchenwelt. Des Satans Fluch, unter dem wir leben, heißt Feindſchaft, Haß, Selbſtſucht, Geſetz und ewig ſich wiedererzeugende Sünde durch das Geſetz. Kann jemand meinen, daß Krankheit etwas anderes als Sünde iſt? Der Teufel war des Geſetzes Anfang, und des Geſetzes und alſo der Sünde und alſo der Krankheit Ende wird Chriſtus ſein."

Eliſe Schuhbrich hatte ihre beiden Arme ungeniert, hinter dem Stuhle Dominiks ſtehend, über ſeine Schultern gelegt und er hielt ihre Hände in den ſeinen, während ſie mit einem ernſten, etwas müden Geſichtchen, unter ſchweren, blonden Flechten andachtsvoll auf Quinten herabblickte. Auch ihr Geliebter blickte auf Quint. Als dieſer ſchwieg, trat eben der Agitator Kurowski grüßend von der Straße herein und hing ſeinen Überrock an den Kleiderſtänder, nahm dann ein Spiegelchen, kämmte ſich, beſtellte Bier, faßte die Kellnerin unter das Kinn und hatte dann ſchließlich zwiſchen Kurt Simon und der ruſſiſchen Polin Platz gefunden.

„Gut!“ ſagte Hülſebuſch, ohne merken zu laſſen, daß er es ſeiner Meinung nach, mit einem Irren zu tun hatte, zu Emanuel Quint. „Gut! Aber das können wir doch nicht den Kranken ſagen, die zu uns kommen und fordern, daß man ſie geſund machen ſoll.

Ich ſage Ihnen übrigens offen: ich bin ein Gegner des Chriſtentums. Ich bin mit Goethe, Schiller und unſeren größten Philoſophen der Anſicht, es iſt durch die chriſtliche Lehre ein lebensfeindliches Element in die europäiſche Menſchheit gekommen. Das Chriſtentum hat zum Beiſpiel mit der Verdammung, Entheiligung und Entwürdigung des Geſchlechtslebens allein ſchon maßloſes Unheil angerichtet. Es hat den Vorgang der Liebe der Geſchlechter, aus dem die neuen Menſchen hervorgehen, auf eine Stufe mit den Vorgängen in einer Latrine oder Kloake gebracht. Ja ſogar auf eine noch tiefere Stufe. Ich betrachte das Chriſtentum noch immer überhaupt als den wahren Krebsſchaden unſerer geſamten menſchlichen Zuſtände.“

Ein Murmeln ging durch den Jüngerkreis, aber Anton Scharf, der mit ſtotternden Worten dreinfahren wollte, ward durch einen Wink ſeines Meiſters zum Schweigen gebracht.

Dann ſagte Quint:

„Es ging ein Sämann aus zu ſäen ſeinen Samen, und indem er ſäete, fiel etliches an den Weg und ward zertreten und die Vögel unter dem Himmel fraßen es auf. Und etliches fiel auf den Fels und da es aufging verdorrete es, darum, daß es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten unter die Dornen, und die Dornen gingen mit auf und erſtickten es. Und etliches fiel auf ein gutes Land. Da es aber aufgehen wollte, kam der Feind des Nachts und ſäete Unkraut darunter aus. Und es war am Tage der Ernte kein gutes Jahr und nach Froſt und Hitze, nach Mehltau und Hagelſchlag, waren wenige Körnchen Weizens übrig geblieben.“

„Er könnte ſich gut etwas deutlicher ausdrücken,“ bemerkte Weißländer zyniſch, „ohne ſeiner Stimme Zwang anzutun.“ Joſefa Schwieglin aber, die mit Bewußtſein die gleiche Anrede wie die Jünger brauchte, ſagte: „Sie meinen alſo, Meiſter, daß unſer heutiges Chriſtentum Fels, Weg, Dornen, Hagel, Brand, Mehltau, kurz alles andere, nur nicht der urſprüngliche Weizen des Sämanns iſt. Nun gut! Aber iſt überhaupt auch nur ein Körnchen des alten Weizens übrig geblieben?“

„Was müßte geſchehen, wenn ein Körnchen des alten Weizens übrig geblieben wäre?“ fragte, ſtatt zu antworten, Quint.

„Es müßte in gute Erde gelegt werden.“

„Es ſei denn, daß ein Weizenkorn in die Erde falle und erſterbe, anders bleibt es allein und trägt keine Frucht,“ fuhr Quint fort. „Du haſt recht geredet!“

„Demnach, wenn wir Sie richtig verſtanden haben, ſind Sie im Sinne des heute herrſchenden, römiſch-katholiſchen, griechiſch-katholiſchen oder proteſtantiſchen Chriſtentums,“ bemerkte Kurowſki, „durchaus kein Chriſt?“

„Ich bin die Auferſtehung und das Leben!“ ſagte Quint.

Dieſe letzte Bemerkung bewirkte eine allgemeine Bewegung unter den Anweſenden. Keiner von ihnen hätte eigentlich ſagen können, welcher Art die Wirkung war, die ſie ausübte. Wenn der eine ſich in ſeinem chriſtlich religiöſen Gefühl, deſſen doch jeder, wenn auch zurückgedrängt, noch genug beſaß, verletzt fühlte, der andere beleidigt, der dritte erſchrocken war, der vierte und fünfte mit lauernder Spannung weiteren Offenbarungen des Tollhauskandidaten entgegen paßte, ſo hatten doch alle zugleich, ſelbſt Doktor Hülſebuſch, einen unerklärlichen, tiefen Schauder gefühlt. Jedes Auge war auf dieſen feſt in ſeinem Wahne begründeten, neuen Meſſias gerichtet, ſelbſt von dem vorausgeſetzten falſchen Schein wie von etwas Übernatürlichem angezogen. Nie hatte man mit ſo leidenſchaftlicher, faſt quälender Gier hinter das Geheimnis eines Geiſtes zu dringen begehrt.

„Ich ſage euch aber, das Geheimnis des Reiches, das Senfkorn im Acker der Menſchheit heißt Selbſtloſigkeit!“ Und Quint unterließ nicht, wieder gewiſſe entſcheidende Sätze der Bergpredigt wie: „Liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen!“ hinzuzuſetzen.

„Iſt wirklich die Befolgung jener Sätze und der Umfang der heute geübten Selbſtloſigkeit gleich dem Umfang des Reiches Gottes auf Erden, ſo muß man allerdings ſagen, daß es noch immer nicht größer als ein Senfkorn iſt,“ ſagte Fräulein Schweglin.

Doktor Hülſebuſch aber rief: „Die Entwicklung, ein menſchlicher Staat, die Kultur überhaupt, iſt nicht zu gründen auf Selbſtloſigkeit. Kampf, Selbſtſucht bleiben die mächtigſten Triebfedern. Das Chriſtentum hat es darum auch in zweitauſend Jahren mit dieſer falſchen Tendenz nur zu einer ungeheuren Heuchelei, zu einem ungeheuren Fiasko gebracht. Die Welt wird überall von Selbſtſucht getragen, die Nationen werden durch Selbſtſucht aufrecht erhalten, von Selbſtſucht werden alle großen und kleinen Handlungen der Menſchen untereinander diktiert und inſpiriert. Die Kirche übt die Herrſchaft in Gott und fordert dafür die Knechtſchaft in Gott. Die Herren wollen ſich gegen die Herren und gegen die Knechte, die Knechte gegen die Knechte und gegen die Herren durchſetzen. Da iſt nicht einer in den wilden Intereſſenkämpfen unſerer Zeit, der nicht ſeine eigene Feſtung iſt. Soll er nun alſo ſelbſtlos ſein und ſogleich ſeine Feſtung ſchleifen laſſen? Das allerſterilſte Prinzip, das es geben kann, behaupte ich, iſt die Selbſtloſigkeit: denn wer ſie wirklich und mit ganzer Folgerichtigkeit wahr machen will, der müßte, um den Frieden um jeden Preis durchzuſetzen, vom Schauplatz oder vom Kampfplatz abtreten, der müßte freiwillig aus dem Leben gehen. Damit würde, horribile dictu, Selbſtmord die echte chriſtliche Forderung, die eigentlich letzte Folge der Lehre ſein."

„Töte die Selbſtſucht und wenn es nicht anders ſein kann," ſagte Quint, „ſo töte dich ſelbſt. Und wer ſein Leben lieb hat, der wird es verlieren und wer ſein Leben nicht lieb hat, der wird es gewinnen, ſage ich euch."

Nun ereignete ſich ein Zwiſchenfall. Benjamin Glaſer, der möglicherweiſe ein wenig zu haſtig getrunken und bisher, den Kopf in die Hand geſtützt, keinen Blick von Quinten verwendet hatte, ſchien plötzlich durch Wort und Anblick des Narren vom Grünen Baum widerſtandslos, gleichſam in einen Strudel hineingezogen zu ſein. Er ſprang auf und ſagte mit feſter, lauter und bebender Stimme: „Meiſter, was ſoll ich tun, um deiner würdig und des ewigen Lebens, von dem du ſprichſt, teilhaftig zu ſein?"

Kurt Simon verſuchte Benjamin, während er leiſe und eindringlich redend ſeine Erregung beſchwichtigen wollte, auf den Stuhl niederzuziehen. Der Profeſſor ſagte: „Wir ſind aufgeklärte Leute und Künſtler, hyſteriſche Weibsperſonen ſind wir nicht!" „Machen Sie doch um Gotteswillen keine Geſchichten," ſagte Bernhard Kurz, „wir werden ja im höchſten Grade lächerlich! Die Leute werden ja aufmerkſam!" „Das geht weiß Gott etwas weit," ſagte Weißländer. „Sollen wir uns denn hier von einem Primaner, einem durchgefallenen Abiturienten" — gemeint war Dominik — „und einem Fuchs im erſten Semeſter unſterblich blamieren laſſen?"

Inmitten dieſes Durcheinanders von Worten erhob ſich jetzt feierlich die Apoſtelgeſtalt Peter Hullenkamps. „Ich ſage euch," rief er, „laßt ihn reden. Ihr ſeid ein banales, plattes, flaches, gottverlaſſenes Geſchlecht, das von dem wahren Geiſte des Chriſtentums keine Ahnung hat. Trinkt euer Bier und raucht eure Giftſtangen, aber ſpuckt nicht den Unrat eurer Seelen aus, wenn eine Raupe, die verpuppt im Staube gelegen hat, zum erſtenmal ihre Schmetterlingsflügel ausbreitet. Weiter," wandte er ſich an Benjamin Glaſer, indem er einen ihm dargebotenen Schnaps bis zur Neige trank, „immer vorwärts, junger Idealiſt! Weiter, laſſen Sie ſich nicht abſchrecken!"

Die Worte des Dichters, verbunden mit dem Trunk, den er tat, löſten unwiderſtehlich das allgemeinſte Gelächter aus.

Benjamin hatte inzwiſchen, bleichen Antlitzes, dageſtanden, von allen Einſprüchen unberührt. Jetzt ſagte er: „Wovon ſollte ich mich wohl einſchüchtern laſſen? Ich denke doch, daß, ſofern man ſich in einem Erlebnis wie dem unſern befindet und einem über das Leben hinaus entſcheidenden Augenblick nahe fühlt, alles andere geringfügig iſt." Benjamin ſchwieg und ſuchte nach Worten, da ſprang Dominik auf und umarmte ihn. „Jawohl,“ rief er alsdann mit lauter Stimme, „ich bin ein durchgefallener Abiturient! Aber dürfen vielleicht Primaner oder durchgefallene Abiturienten, die dem Leben, weil es ſie anekelt, hoffnungslos gegenüberſtehen, nicht Gottſucher ſein?“ „Machen Sie lieber,“ ſchrie Hülſebuſch, „phyſikaliſche oder chemiſche Experimente und ſuchen Sie herauszukriegen, durch welches Verfahren aus der anorganiſchen Natur das Eiweiß zu ziehen iſt. Wir müſſen lernen, aus Steinen Brot machen. Dann wird die berühmte ſoziale Frage gelöſt und Sie werden ein wirklicher Wohltäter der Menſchheit ſein.“ „Brot?“ fragte Dominik mit Achſelzucken und im Ton der Geringſchätzung. „Euer wiſſenſchaftliches Brot iſt mir zu trocken. Wenn Sie wenigſtens Manna geſagt hätten.“ Kurowski rief: „Unbedingt hat der Doktor recht; denn entweder iſt Gott überhaupt nicht zu finden, trotzdem er von tauſend und abertauſend verſunkenen Menſchengeſchlechtern geſucht worden iſt, oder aber er iſt gefunden und dann, muß ich ſagen, lohnt es des Suchens nicht. Was nützt mir ein Gott, dem nach hunderttauſend Jahren Nachdenkens die Löſung der ſozialen Frage noch nicht gelungen iſt, oder der ſich für ſie nicht intereſſiert!“

Alle ſprachen jetzt durcheinander, ſo daß in dem Lärm der Stimmen etwas Zuſammenhängendes kaum noch zu unterſcheiden war. Der ſtarke Herr, der vorhin über die Ärzte geklagt hatte, wiederholte fortwährend: „Selbſtloſigkeit? Das wäre doch eine höchſt dürre Moral!“ „Ich ſcheue mich nicht zu ſagen, meine Herrſchaften,“ ſagte ein Individuum, das herangetreten war und eine ſchlechte Zigarre, wie aus Höflichkeit, zwiſchen zwei Fingern in die Höhe hielt . . . „ich ſcheue mich nicht, zu ſagen, ich bin ein Sünder und in gewiſſer Beziehung gläubig. Jeſus iſt für mich weit mehr als ein bedeutender Menſch geweſen. Ich bin ein Sünder, ich hoffe auf Sündenvergebung und hoffe auf die ewige Seligkeit, die uns der Heiland verſprochen hat. Das aber muß ich Ihnen verſichern, wäre ſein Himmel nur Selbſtloſigkeit, dann, ja denn wäre Jeſus der größte Betrüger geweſen, der je gelebt hätte. Selbſtverſtändlich iſt es das nicht."

Weißländer, der ſich mit einer der Kellnerinnen für eine Weile zurückgezogen hatte und wiederkam, hatte Ränder unter den Augen. Er rief nach Bier, er ſchlug auf den Tiſch. Er rief, daß es eine Gemeinheit wäre, das Heilige ſo in den Schmutz zu ziehen. „Ich halte mich aber durchaus, auch in dieſer Umgebung, nicht für ſchmutzig", ſagte gelaſſen und ine Zigarette drehend der Maler Kurz. „Es müßte Ihnen doch auch bekannt ſein, daß der Gründer der chriſtlichen Re-igion kein Salonlöwe geweſen iſt. Seine Jünger ſind ganz gewöhnliche Fiſchersleutchen und andere Profeſſioniſten geweſen. ch bin durchaus nicht ſehr bibelfeſt, aber es iſt mir, als ob h geleſen hätte: Chriſtus nimmt die Sünder an, oder ſo, und ſet mit ihnen. So oder ähnlich, ich weiß es nicht." „Es iſt ielleicht dem Herrn nicht bekannt," äußerte er mit Bezug uf das Toben Weißländers, „wie die erſten chriſtlichen Ge-einden von den ſogenannten Heiden Verſammlungen der Bett-r genannt wurden. Und was den Gebrauch von Bibelzitaten trifft, ſo heißt es ja doch: Suchet und forſchet in der Schrift!"

ominik rief: „Von wem iſt wohl das lautere Wort am mei-n mißbraucht worden? Ich denke doch von den vielen Hun-rttauſenden, die es zu Herrſchaftszwecken herabwürdigten und zur Knute, zur Folter, zum Scheiterhaufen erniedrigten. h meine damit alle die niederträchtigen, betrügeriſchen, tücki-en, egoiſtiſchen, zänkiſchen, groben, ſchändlichen, oberfläch-hen, pöbelhaft eitlen, von Dummſtolz aufgeblähten, kriechen-, anmaßlichen, läſternen, verbuhlten ſchlechten Pfaffen —

die guten natürlich nicht! — die für gute gegolten haben und unter dem Schutze ihres Talars, ihrer kirchlichen Feſtung weiter für gute gelten. Dieſe ſind es, dieſe — nicht wir! — entehren das Gotteswort.

Und was brauchen denn dieſe Menſchen den Heiland? Fühlen ſie ſich denn nicht in dieſem Leben hier auf der Erde ganz kannibaliſch wohl? Sagen Sie doch! Was ſoll denn ſo ein fettiger, wohlgenährter Pfaff, der fette Gänſe und Knödel frißt, von den Leiden des Menſchenſohns wiſſen? Sehen Sie ſich doch ſo ein Geſicht mal an! So ein Kerl kann ja überhaupt kein Geſicht machen. Dieſe Kerle ſind ja nicht mal Kuhſchweizer. Sie haben das Chriſtentum einfach zur milchenden Kuh gemacht! Dieſe Leute kennen und brauchen den Heiland nicht und der Heiland kennt und braucht ſie nicht! Aber dieſe neun Kellnerinnen hier, die, ausgenützt, von ihnen und aller Welt verachtet, entehrt und mißbraucht, ausgeſtoßen von der geſamten chriſtlichen Welt, in Elend und Siechtum verkommen müſſen, die haben ihn nötig, die brauchen ihn."

Auf dieſe Rede, zu der ſich Dominik leider mehr und mehr durch die Erregung des Augenblicks hatte hinreißen laſſen und die er mit den Worten ſchloß: „Mich ekelt, mich ekelt, mich ekelt die Welt!", wäre vielleicht ſofort ein böſer Auftritt gefolgt, wenn nicht ein langgelockter, jugendlich hübſcher Pianiſt, der dem Kreiſe angehörte und der durch Eliſe Schubbrich mit krampfhaften Bitten an das Pianino gezwungen wurde, eben jetzt mit Macht die Taſten gerührt hätte. Er hatte begriffen, was ſeine Aufgabe war, und ließ nicht nach, alles Laute im Raume überdröhnend, mit Baß und Diskant einen ſolchen Rumor zu machen, bis jedermann, weil niemand ſein eigenes Wort verſtand, durch ihn zum Schweigen gebracht worden war.

Bereits aber hatte jemand dem ſchmierigen Wirt, der ſich aus Zuhälterkreiſen allmählich bis zur Höhe ſeiner jetzigen Stellung heraufgearbeitet hatte, die Beleidigungen Dominiks hinterbracht und die Kellnerinnen, die beinahe darüber den Dienſt vernachläſſigten, hielten geſtikulierend Rat, wie ſie den Sturm beſchwören könnten. Die beſtialiſchen Eigenſchaften ihres rückſichtsloſen Brotherrn und grauſamen Ausbeuters waren ihnen genugſam bekannt. Sie wußten genau, daß bei der Roheit und Rachſucht und zur Gewalttat neigenden Art dieſes Ehrenmanns viel zu befürchten war.

Langſam ſah man den Wirt heranſchreiten.

Die Geſtalt des Menſchen war unterſetzt. Auf einem kurzen
Halſe ſaß ein friſeurhaft geſcheitelter Kopf, der mit ſeinen
techenden, ſchwarzen Augen und ſeinem gedrehten Bärtchen
uf der Oberlippe, ebenſogut dem, unter italieniſchem Namen
eiſenden Leiter einer herumziehenden Kunſtreitergeſellſchaft an-
ehören konnte. In ſeinen Kreiſen wurde der Mann auch jetzt
och der ſchwarze Karl genannt und man wußte, daß er in
inem Fall, wo unter rätſelhaften Umſtänden ein gewiſſer Fa-
rikbeſitzer ermordet aufgefunden worden war, nur mit Mühe
nd Not, und weil die Beweiſe nicht ganz zureichten, dem
uchthaus oder dem Beile entſchlüpfen konnte. Unter den
irnen, in deren Betten, wie man weiß, Männer aus allen Ge-
llſchaftsſchichten einander ablöſen, wo der Platz eines ſchweren
erbrechers zuweilen, noch warm, von einem Polizeileutnant,
er umgekehrt der Platz eines Landjunkers und Herrenhaus-
tgliedes, noch warm, von einem ſogenannten Geldſchrank-
acker oder Klingelfahrer eingenommen wird, glaubte man an
Unſchuld des ſchwarzen Karl keinen Augenblick. Man er-
lte dort, er habe das Kapital zur Eröffnung des Muſen-
ns lediglich durch Erpreſſung zuſammengebracht.

Man fürchtete übrigens allgemein den Jähzorn und die Rachſucht des ſchwarzen Karl, der oft ſchon durch ein ganz harmloſes Wort in ſeiner Ehre verlegt werden konnte. Es kam hinzu, daß er, wie viele Verbrechernaturen, feurig und im gleichem Maße von Eitelkeit, geſchlechtlicher Gier und Geldgier erfüllt, ein gefürchteter Abgott der käuflichen Mädchen war: eine Stellung, die er entſchloſſen behauptete.

Schweſter Hedwig, die den Wirt jetzt breitbeinig in der Nähe des langen Tiſches daſtehen und trotz aller Beſchwichtigungsverſuche der Kellnerinnen, bald Quint, bald Dominik feſt aufs Korn nehmen ſah, geriet in Angſt und bat Doktor Hülſebuſch, daß er ihre Zeche begleichen und ihr bis an die Pforte des Krankenhauſes das Geleit geben möchte. Da der Pianiſt wieder leiſe ſpielte, ja zuweilen die Hände ganz von den Taſten nahm und übrigens alle Verſtändigen dieſer Tafelrunde die Unterhaltung in vernünftige Grenzen zurücklenken und Dominiks Entgleiſung vertuſchen wollten, ſo ſchwirrten nun allerhand religiös-hiſtoriſche Doktorfragen durch die Luft. Der Parakletus, Kirchenväter, Namen vieler chriſtlichen Sekten wurden durcheinander genannt und, vom Hundertſten in das Tauſendſte, mit den Tagen der früheſten Chriſtengemeinden angefangen, Eſſaeer, Therapeuten, Nazarener, Ebioniten, Donatiſten und Montaniſten und Chiliaſten durchgenommen.

„Dieſe beſonders — die Chiliaſten" — ſagte ein Student in den letzten Semeſtern, ein Freund von Hülſebuſch, „richten mit ihrer Erwartung des Tauſendjährigen Reiches immer wieder in den Köpfen köhlergläubiger Menſchen das ärgſte Unheil an." Ein anderer rief und fügte hinzu: „Wie denn überhaupt der Glaube an Chriſti Wiederkunft, ſeit den Tagen der erſten Chriſten, die Stärke des chriſtlichen Wahnſinns und trotz aller jahrtauſendelanger Enttäuſchung noch heute ſeine Stärke und damit der ſchlimmſte Feind einer Geſundung unſeres geiſtigen Lebens iſt."

Plötzlich trat eine Stille ein. Der ſchwarze Karl war mit einer unheilverkündenden Bläſſe im Geſicht bis zu Dominik durchgedrungen und hatte ſich vor dem ſchönen Jüngling, der vom Sitze emporgeſprungen war, aufgepflanzt. „Ich möchte bloß wiſſen," fragte er, „ob Sie geſagt haben, daß ich ein Ausbeuter bin." „Ich habe nicht ſpeziell Sie gemeint," erwiderte Dominik, der nicht wenig erſchrocken war und den die heiſere und gemeine Stimme des Kerls und überhaupt der ganze Menſch anekelte. Da hatte ihn aber die Fauſt des Wirtes bereits mit brutalem Griffe vorn an der Gurgel und hinten im Nacken gepackt und er lag, eins, zwei, drei, auf der Gaſſe draußen.

Der Profeſſor und die meiſten Teilnehmer dieſer nächtlichen Sitzung, Weißländer und einige andere ausgenommen, erhoben ſich. Ihre Rufe der Entrüſtung und der Mißbilligung riefen indeſſen an einigen anderen Tiſchen und in den Nebenlokalen für den Wirt eine wahre Salve des Beifalls wach. Dazwiſchen wurden Worte wie, Sozialiſtenbagage! und, Anarchiſtengeſindel! ausgeſprochen. Durch ſolche Worte und ſeinen Beifall ward aber der ſchwarze Karl auf dem Wege ſeiner Ehrenrettung noch weiter geführt, wobei auch ſeine Wut durch den Aufbruch der Tafelrunde geſteigert wurde. Er ſchrie, dieſes Jüngelchen habe er ſchon längſt auf dem Striche gehabt. Es ſei ein Schüler, der, ſtatt zu lernen, ſich herumtreibe und ein Verhältnis zu einer Kellnerin angefangen habe, einem Menſch, das er ihm am liebſten gleich auf die Straße nachſchmeißen möchte.

„Und Sie!" — mit dieſen Worten trat jetzt der Wirt dicht or Quint, deſſen Miene ſich nicht verändert hatte — „wagen

Sie ſich noch einmal mit Ihrem Geſindel in mein Lokal herein, unterſtehen Sie ſich noch ein einziges Mal . . ." er ſchwieg. In dem ganzen Lokal aber war die Stille ſo tief geworden, daß man plötzlich die Stimme eines Harzer Kanarienvogels vernahm, der irgendwo in einem Wirtſchaftsraume der Kneipe herrlich trillerte.

Nach einigen bangen Augenblicken hörte man Quintens Stimme ſagen: „Womit habe ich Ihnen Böſes getan?" Diejenigen aber, die, in der nun wiederum folgenden Stille, die entſtellten Züge des Wirtes betrachteten, hatten eine Empfindung, als ob dieſer Menſch den anderen, den armen Narren in Chriſto, der immer noch, nicht ohne Ruhe und Hoheit, vor ihm ſtand, mit einem tödlichen Haſſe gehaßt haben müßte, bis zu dieſem erſehnten Augenblicke, Jahrtauſende lang.

Leider ſagte der Maler Kurz jetzt ein Wort, das ſeiner Tapferkeit und ſeiner Empfindung zwar Ehre machte, aber das böſe Verhängnis des Auftrittes ward: „Rühren Sie dieſen Menſchen nicht an, ſonſt werden Sie es zu bereuen haben". Dieſen drohend und ſchneidig geſprochenen Worten folgte als einzige, ſchreckliche Antwort des Wirtes ein Fauſtſchlag mitten in Quintens Geſicht.

Emanuel ſchwankte. Das linke getroffene Auge ſchloß ſich zu und es rann daraus Blut und Waſſer über die im Augenblick unförmlich aufgeſchwollene Wange herunter. Während aber der Wirt, wahrſcheinlich rot vor den Augen ſehend, hochatmend und aufgeriſſenen Mundes noch die Beſinnung nicht wieder erlangt hatte, beugte Quint ſein furchtbar verſchwollenes Antlitz, ſchon wieder vollkommen ſeiner Herr, vor ihm hinab und küßte dem ſchlechten Halunken die ruchloſe Hand.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel

In dieſer Nacht, als Quint mit naſſen Kompreſſen um den Kopf im Grünen Baum zur Ruhe gegangen war, hielten die Jünger, im hinteren Zimmer des Wirtshauſes, bis zum Morgen Rat miteinander. Sie konnten es vor einander nicht mehr verbergen, daß ihr Glaube an Quint, ſeit ſie in der Stadt lebten, von leiſen Zweifeln getrübt und durch die Ereigniſſe dieſer letzten Nacht mehr noch als durch die jüngſte Feldpredigt und den mit ihr verknüpften Steinhagel, geradezu erſchüttert worden war.

Mit wachſender Unruhe, ja mit Beſorgnis, waren ſie Quint in die Stadt gefolgt, und, zwar gehorſam, aber doch ängſtlich von Tag zu Tag eine Offenbarung erwartend, ſeinen Fußſtapfen nachgegangen und ſeinen Befehlen nachgekommen. Das unbeirrte, täglich erneute Treiben der großen Stadt, das jeden Morgen, als ob es keine Erdbeben, keine Poſaune des Jüngſten Gerichts, kein nahes Weltende, keinen Heiland und keinen Emanuel Quint gäbe, mit Wagengeraſſel, Geſchrei, klappernden Menſchenſchritten, heulenden Dampfpfeifen von friſchem begann, trug dazu bei, ſie irre zu machen. In dieſem allem, das ihnen neu war, lag ein gewaltiger Lebensmut und etwas wie eine kühne, entſchloſſene Freudigkeit. Es war mit ihren ſtillen, beſchränkten Seelen, ähnlich wie es mit einem kleinen Weiher ſein würde, wenn plötzlich ein ſtarker und breiter Bergſtrom ſich ſeinen Weg durch ihn hin gebahnt hätte: der ruhige

Spiegel ihres Innern ward gleichſam zerbrochen und in eine ſtrudelhafte Bewegung zerſtückt.

Als die Jünger nun, anfänglich furchtſam und flüſternd, im Hinterzimmer des Grünen Baum beim Schein einer Kerze Rat hielten, hatten ſie ſich in kurzer Zeit, nachdem erſt das Eis gebrochen war, nicht minder im Zweifel als früher im Glauben geſtärkt, wobei Emanuel nicht zum einfachen Menſchen, ſondern weit mehr zum Feind, zum Dämon, zum böſen Geiſte ſich umbildete. Emanuel wollte nichts wiſſen von einem ſogenannten Kirchenlied. Er meinte: die ſchlichte, fruchtbare Einfalt der Lehre leide unter einem weichlich aufgeſchwemmten Gefühl, das in einer ſumpfigen Trübſal dahinſickere. Dies bekannte er eines Tages, in Gegenwart vieler, Dominik. Dieſe Anſicht deutete man ihm nun als Verbrechen aus. Quint hatte geſagt: Buße? Was Buße? Tut meine Worte! Er hatte es zu dem zerknirſchten Weber Schubert geſagt, der ſich vieler heimlicher Sünden anklagte. Er bedeutete Dibiez, wie der öffentliche Sündenbekenntnisdrang eine öde Falle des Satans ſei. Seine Worte waren: „Der Teufel ſündigt, ſo lange der Teufel in euch iſt; mag der Teufel dem Teufel Sünden vergeben! Gott aber, wenn er in euch iſt, ſündigt nicht: ſo kann er ſich auch nicht Sünden vergeben, noch kann er in euren Seelen Buße tun." War nicht, fragten die angſtvollen, ja entſetzten Augen der Jünger untereinander, auch dieſe Anſicht teufliſch und ketzeriſch?

Am allermeiſten bildete aber der Verkehr Emanuels mit einer wachſenden Anzahl gebildeter Menſchen für die Seinen ein Ärgernis. Sie ſahen erſtens, nach Art ihrer Sektengenoſſen, Teufelswerk in aller Bildung und Wiſſenſchaft und beſaßen außerdem jenen Haß gegen beſſere Kleider, edleres Ausſehen und überlegene Lebensform, die dem Paria der Geſellſchaft eigen iſt. Zudem war auf Grund des Glaubensreſtes, der ihnen geblieben war, die Angſt, ſie könnten durch jene Elemente auch im kommenden Reich um ihren Vorrang geprellt werden und zugleich die Eiferſucht auf den perſönlich geliebten Emanuel Quint erwacht und alles dies wirkte in jenen Stunden dahin, daß ſie, aufs heftigſte gegen ihren Meiſter erregt, zu entſchloſſenem Handeln bewogen wurden.

„Es geht nicht anders!" ſagte Krezig, der Handelsmann. „Wir müſſen ihm ſagen, wir wollen endlich beſtimmt Beſcheid wiſſen."

Dennoch mußten drei oder vier Tage vergehen, bis ſie ſich gegen den Meiſter herauswagten. Dieſer blieb inzwiſchen meiſt allein, empfing auch die wenigen Leute nicht, die jetzt noch kamen, um ſeinen Rat in Lebensnöten zu erbitten, machte einſam weite Spaziergänge, einige Male mit Dominik, aber nur ein einziges Mal mit den Jüngern, die indeſſen im Abſtand hinter ihm bleiben mußten und kaum eines Wortes teilhaftig wurden, und ſchien in Sorgen und Grübeleien verſunken zu ſein.

Man befand ſich im Wirtsgarten eines ländlichen Gaſthauſes, etwa zwei deutſche Meilen entfernt von der Stadt und auf Veranlaſſung Quints war das Mittageſſen durch die Seinen in einem kleinen, mit friſchem Sand beſtreuten Tanzſälchen beſtellt worden, das nach dem Garten zu offen ſtand. Während man unter den Kaſtanien auf und nieder ging, war das Geflüſter der Jünger zu gegenſeitiger Aufmunterung ſtärker und ſtärker geworden und Krezig hatte ſich eben gefaßt gemacht, eine vorbereitende Frage an Quint zu tun, als zur größten Verwunderung, ja zur Freude aller, die Geſtalt des böhmiſchen Joſef durch ein Hintertürchen im Garten erſchien.

Nachdem der Sturm des Empfanges vorüber war, Joſef etwas ſprunghaft auf die Menge an ihn gerichteter Fragen geantwortet hatte und Emanuel das verlorene, ſcheinbar wiedergefundene Schaf ſeiner Herde begrüßt und mit einem durchdringenden Blicke gemuſtert hatte, fing das Geflüſter von neuem an. Quint mußte bemerken, wie die Kreiſe, die ſeine Jünger in lebhaft geſtikulierenden Gruppen um ihn beſchrieben, weiter wurden, ja er befand ſich ſchließlich im Garten allein, indeſſen die Seinen außerhalb um das ganze Anweſen herumſtrichen.

Er ſetzte ſich nieder und lauſchte dem Bienengeſumm, verfolgte den Lärm einer Spatzengeſellſchaft, den Schwalbenflug, ſog Duft von Reſeda und Goldlack ein und hielt einen Maikäfer in der Hand, der abwechſelnd über ihre innere und äußere Fläche krabbelte. Endlich flog der Käfer davon, Schubert, die Scharfs, Schmied John und die anderen tauchten auf und Quinten kam plötzlich das alte unendliche Mitleid mit dieſen ihn hündiſch verfolgenden Leuten an.

Inzwiſchen hatten jene ſich mit Hilfe des böhmiſchen Joſef, auf deſſen in der Ziegelei geäußerte Zweifel ſie jetzt zurückgekommen waren, einen Mut gemacht und, indem ſie vor ihren Verführer und Abgott als feierliche Geſamtheit hintraten, erbaten ſie die Erlaubnis von ihm, eine Anzahl Fragen ſtellen zu dürfen. Sie ward ihnen unverzüglich gewährt.

„Wer biſt du?“ fragte alſo der erſte Sprecher, Handelsmann Krezig, Emanuel.

„Erſtlich der, der ich mit dir rede!“ war die Antwort.

„Iſt es wahr, daß du gottgeſendet biſt?“ hieß die zweite Frage. Die Antwort: „Meint ihr, daß der Satan ſich gegen ſein eigenes Reich ſelbſt bewaffnen wird?“

„Du haſt geſagt, du biſt Chriſtus! Biſt du es wirklich?“

hieß es weiter. — Die Antwort war: „Du ſagſt es, und du ſagſt recht daran!“

Da ſprachen ſie zu ihm, indem ſie faſt alle bleich wurden: „Was tuſt du für ein Zeichen, auf daß wir ſehen und glauben dir? Was wirkeſt du?“ — „Habt ihr nicht gehört, was geſchrieben ſteht: es wird dieſem böſen und mirakelſüchtigen Geſchlecht, das die Zeichen der Zeit nicht ſiehet, kein Zeichen gegeben? Warum forſchet ihr nicht in der Schrift, wo ihr doch ſelber meinet, ihr habet das ewige Leben darin?“ ſagte Quint.

Schmied John aber ſagte: „Auf das Wort des Heilands ſind böſe Geiſter aus den Menſchen in Säue gefahren. Er hat des Jairus Tochter, den Jüngling zu Nain und Lazarus von den Toten auferweckt. Lazarus roch bereits, er hatte vier Tage im Grabe gelegen. Jeſus verrichtete viele Wunder. Er machte Blinde ſehen, Lahme gehen, Ausſätzige rein.“

„Ihr ſeid Toren,“ ſagte Emanuel. „Ihr, die ihr ſelber ein Zeichen Gottes ſeid, begehret Zeichen! Das macht der Feind: er hat euch gegen die Zeichen Gottes überall im Himmel und auf Erden blind gemacht. Würdet ihr glauben, wenn ich trockenen Fußes über das Waſſer der Oder ginge, die dort fließt? Es ſtehet geſchrieben, des Menſchen Sohn ſpeiſete mit fünf Gerſtenbroten und zween Fiſchen fünftauſend Mann und es wurden davon zwölf Körbe mit Brocken geſammelt, er ging trockenen Fußes über das aufgeregte Meer gen Capernaum und danach glaubten ſie doch nicht an ihn, denn im ſechſten Kapitel des Evangelium Johannes ſteht zu leſen, gleich nachdem dieſe Wunder beſchrieben ſind, im dreißigſten Vers, eben das, was ihr zu mir geſagt habt: ‚Da ſprachen ſie zu ihm: was tuſt du für ein Zeichen, auf daß wir ſehen und glauben dir? Was wirkeſt du?‘“

Die Männer riefen: „Wir würden glauben! Wir würden glauben! Verſuche es!"

Quint redete weiter: „Höret, der Satan ſprach eines Tages zu mir: ‚Mache, daß dieſe Steine Brot werden'. Des Menſchen Sohn aber antwortete ihm: ‚der Menſch lebet nicht vom Brot allein'. Des Menſchen Sohn hat niemals fünftauſend Mann mit fünf Gerſtenbroten und zween Fiſchen geſpeiſet. Ihr Satanskinder! Warum verſucht ihr mich? Des Menſchen Sohn hat ihnen aber Brot vom Himmel zu eſſen gegeben und hat euch Brot vom Himmel gereicht und ihr habt es in die Pfützen geworfen!" — Sie riefen mit Ungeduld: „Zeige uns dieſes Brot!"

Mit einem tiefen Grauen im Ausdruck, als ob er einem Geſpenſt, dem ewigen Urfeind aus den Tiefen der Zeiten her unerwartet wieder ins Auge ſähe, ſagte Quint: „Ich ... ich ... ich! Ich bin das Brot des Lebens!"

Auf dieſe Worte des Narren in Chriſto trat ein verlegenes Schweigen ein; Krezig aber hatte den Mut es auszuſprechen, wie er ſich nicht erinnern könne an irgendein Brot, das Quint ihnen jemals zu eſſen gegeben, geſchweige, daß ſie es in eine Pfütze geworfen hätten. Alle, ausgenommen die Scharfs, blieben dabei, der Heiland habe Wunder getan, ſowohl an anderen wie an ſich ſelbſt: denn er ſei am dritten Tage nach ſeiner Kreuzigung und nach ſeinem Begräbnis ſogar von den Toten auferſtanden.

„Des Menſchen Sohn hat geſagt: ‚Ich bin die Auferſtehung und das Leben!' Er iſt es! Aber er iſt niemals als ein körperlicher Leichnam aus einem Grabe hervorgegangen," ſagte Quint. „Ich bin die Auferſtehung und das Leben! Wer es faſſen mag, faſſe es! Wem es aber der Vater gegeben hat, daß er dieſe Worte zu begreifen imſtande iſt, der und der Vater, der und der Sohn, ja der und der Geiſt ſind eins."

„Herr," ſagte Martin Scharf, „rede deutlich mit uns. Wir ſind arme, ungelehrte Leute und verſtehen deine rätſelhaften Worte nicht. Biſt du von deinem Vater geſendet, ſo kann es nicht dein irdiſcher Vater ſein, den du meinſt, ſondern nur der himmliſche. Öffne uns einmal nur den Himmel für einen einzigen Augenblick und zeige uns deinen Vater in ſeiner Herrlichkeit, ſo fallen wir nieder und beten dich an."

„Martin, ſolange bin ich bei euch," ſagte Quint, „und du kennſt mich nicht? Wie ſprichſt du denn: zeige uns den Vater? Wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater. Glaubet ihr nicht, daß ich im Vater und der Vater in mir iſt?"

Sie riefen: „Tue das kleinſte Zeichen, ſo glauben wir! Tue das kleinſte Zeichen, ſo fallen wir nieder und beten dich an!"

„Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben," antwortete Quint. „Und wer mich ſiehet, der ſiehet nicht mich, ſondern den, der mich geſandt hat. Wer aber den, der mich geſandt hat, nicht ſiehet, der ſiehet auch nicht mich. Wer aber den ſiehet, der mich geſandt hat, der betet nicht an, außer den Vater und betet nicht anders an, als den Sohn, und ſein Gebet iſt die Kraft der Wahrheit und des Geiſtes allein. Der Satan iſt ein Gewalttäter, der Vater aber iſt kein Gewalttäter! Und wie ihr noch heute vor Gewalttätern anbetet und im Staube liegt, vor den Königen, die da Kinder des Satans ſind, und vor Satan ſelbſt anbetet, ſo ſollt ihr vor dem Vater nicht anbeten. Der Vater iſt in euch oder der Feind, und wo er in euch iſt, nämlich der Vater, ſo weiß er, weſſen ihr bedürfet in Ewigkeit."

Anton Scharf tobte jetzt in einer überſtürzten Verlegenheit. „Wir haben geglaubt und wir ſind dir nachgefolgt. Wir haben das Unſere zu Geld gemacht und viele von uns haben ihr Gewerbe und ihr Haus vernachläſſigt. Wir haben Tag für Tag gehofft und ſind des feſten Vertrauens auf eine Offenbarung geweſen. Warum haſt du uns in die Stadt geführt? Wozu haben wir unſer Geld zuſetzen müſſen? Warum ſind wir in dieſe Löcher des Laſters hinuntergeſtiegen? Warum umgibſt du dich mit den Studierten und Vornehmen? Warum haſt du dem Schuft, der dich ſchlug, die Hand geküßt und nicht lieber Feuer vom Himmel gerufen, ihn und die ganze Höhle der Unzucht zu verbrennen und auszutilgen?"

„Wiſſet ihr nicht," ſagte Emanuel Quint, „wes Geiſtes Kind ich bin?" Es war überraſchend anzuſehen, wie durch dieſe enttäuſchten Männer geſtellt, dieſer in die Enge getriebene Tiſchlersſohn trotzdem ſein Meſſiasgewand nicht ablegen konnte.

„Es iſt wahr, ihr habt mir euer irdiſches Brot zu eſſen gegeben und ich habe euch weder Gold noch irdiſches Brot dafür zurückgeſchenkt. Verdammt mich denn, verleugnet mich. Und wenn ihr meine Worte zwar höret, aber nicht glauben, ſondern verwerfen wollt, ſo werde ich euch nicht richten. Denn ich bin nicht gekommen, daß ich die Welt richte, ſondern ſelig mache. Ich habe weder Silber und Gold, noch Brot, das ich euch zurücklaſſen könnte, aber meinen Frieden laſſe ich euch. ‚Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt' und nicht ſo, wie ihr mir gegeben habt. Wer aber nehmen will, was ich gebe, der nehme und habe meinen Frieden".

Es war zu erkennen, wie durch alle dieſe Reden der wankende, ja faſt zerſtörte Glaube der Landleute nicht geſtärkt worden war. „Tue ein Zeichen," riefen ſie durcheinander. „Tue ein noch ſo geringes Zeichen, an dem wir erkennen, daß du wirklich der von Gott Geſendete biſt!" Da ſtand Emanuel von dem Gartenſtuhle auf, wo er geſeſſen hatte, und ſprach: „O, ihr Ungläubigen, des Menſchen Sohn iſt kein Wundertäter, das heißt, kein Gewalttäter. Der Wundertäter iſt ein Gewalttäter. Siehe, die Gerechtigkeit Gottes umgibt euch wie ein Gewand zum Schutz vor der Kälte. Sie iſt wie ein Dach über eurem Kopf, zum Schutz vor Hagel, Regen und Schnee und vor ſtürzenden Felsmaſſen. Die Gerechtigkeit Gottes iſt wie ein ſicheres Haus, ſie macht, daß ihr aufrecht geht und ſteht und ihr vor Schwindel und Wahnſinn bewahrt bleibet. Der Wundertäter iſt der Gewalttäter. Nur der Feind will die Mauern der Gerechtigkeit Gottes zerſchlagen und die Dämme vor der Sintflut durchbrechen, der Sintflut, darin ihr alle erſaufen müßtet. Nur der Feind, ſage ich euch, will Wunder tun. Des Menſchen Sohn iſt aber kein Wundertäter und alſo kein Gewalttäter, ſondern ein Wohltäter. Sollte er wohl die Wohltat der Gerechtigkeit Gottes antaſten wollen? Wollt ihr den Sohn gegen den Vater bewaffnen, wo doch der Vater den Sohn am Herzen trägt?

Der Fürſt dieſer Welt iſt ein Gewalttäter. Gott aber iſt kein Gewalttäter. Wenn ihr Augen hättet zu ſehen und Ohren zu hören, ſo würdet ihr die Hölle dieſer Welt, die Hölle des Abgrundes dieſer Welt, die Hölle des Gewalttäters durch die Jahrtauſende ächzen, ſtöhnen und heulen hören. Nun alſo: die Gewalttäter haſſen mich, denn ich bringe den Frieden; weil ich aber den Frieden bringe, ſo haſſen ſie mich ohne Urſache. Ihr aber ſollt mich lieben und nicht verwerfen, wie der Fürſt dieſer Welt, denn ich liebe euch. Werdet Gottes Kinder!

Ich ſage euch: entzündet euer Licht an dem Licht, ſolange das Licht bei euch iſt! Nur eine kleine Zeit iſt es noch bei euch, dann überfällt euch die alte Finſternis. Glaubet an das Licht, dieweil ihr es habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder ſeid."

Alle dieſe Worte hatten nicht den geringſten Eindruck auf

Quintens Jünger gemacht: zu lange war ihre Hoffnung hingehalten, ihre Erwartung und ihre Neugier getäuſcht worden. „Rede deutlich! Wenn du wirklich biſt, was du zu ſein behaupteſt: der König in Zion, der König des Tauſendjährigen Reichs, ſo kannſt du es uns durch ein Wort, durch einen Wink deiner Hand beweiſen.“

„Brechet alle dieſe Kirchen ab,“ ſagte lächelnd Quint, „deren Türme dort aus der Ferne herüberblicken und in zween Tagen will ich eine neue Kirche aufrichten, daß man der alten nur mit Grauſen gedenken ſoll.“

Die Jünger riefen: „Wie können wir denn die Kirchen abbrechen?“ „Da liegt es!“ ſchloß Emanuel Quint mit einer aus dem Lächeln in tiefen Ernſt ſich verkehrenden Zuſtimmung.

Dieſe mißverſtandenen Worte hatten nun wieder auf den Kreis der acht einen gewiſſen Eindruck gemacht. „So ſage uns wenigſtens endlich,“ ſchrie Weber Schubert, „was es mit dem Geheimnis des Reiches Gottes, das du uns vorenthältſt, für eine Bewandtnis hat!“ „Und was heißt das?“ fragte der Weber John: „Wir haben dies alles hingeopfert und dafür ſoll uns Finſternis, wie du ſagſt, überfallen?“

Emanuel griff ſich, wie in Verzweiflung gen Himmel blickend, mit beiden Händen gegen den Kopf. „Es ſteht nicht in meiner Macht,“ ſagte er, „euch aufzuklären. Ich will meinen Vater bitten, daß er eure Herzen erleuchten ſoll. Wenn ihr euch aber dermaleinſt bekehret und ſehend ſeid, wie ihr jetzt verfinſtert ſeid, ſo werdet ihr euch erinnern und werdet erkennen und begreifen alles das, was ich euch geſagt habe.“

„Werden wir ſterben oder werden wir, die wir dir nachgefolgt ſind, mit dieſen unſeren leiblichen Augen die Herrlichkeit Gottes und das neue Zion herabkommen ſehn?“ fragten einige.

Quint ſprach: „Habe ich euch nicht immer wieder geſagt: ohne daß ihr von neuem geboren werdet, könnt ihr das Himmelreich nicht ſehen? Und ſeid ihr von neuem geboren worden? Seid ihr, geheiligt durch den Geiſt, zu heiligen Menſchen Gottes geworden? Ich habe mich für euch geheiligt durch den Geiſt und die Wahrheit, damit auch ihr durch den Geiſt und die Wahrheit geheiligt werdet. Aber ihr ſeid nicht geheiliget worden und habt euch ſelbſt nicht geheiliget. Deshalb ſeid ihr Knechte der Welt. Aber ich bin kein Knecht der Welt. Und ich bin nicht mehr in der Welt, während ich mit euch rede, die ihr nichts anderes ſeid als Kinder der Welt. Wahrlich, ihr habt dem Menſchenſohne gedient, aber ihr habt ihm gedient um des Feindes willen, habt ihm gedient um des Fürſten willen dieſer Welt. Des Menſchen Sohn aber hat euch gedient um Gottes willen. Denn auch ich bin gekommen, nicht daß ich herrſche, ſondern diene! Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen ſoll. Aber nur wer aus der Wahrheit iſt, höret meine Stimme. Ihr aber habt Ohren, die nicht hören und Augen, die nicht zu ſehen vermögen. Meine Rede faſſet darum nicht Boden unter euch. . .'"

„Es iſt nicht wahr," lärmten ſie wütend untereinander, „daß ſeine Rede nicht Boden gefaßt hat unter uns. Nur zu ſehr hat ſie Boden gefaßt. Und jeder von uns hat ihm gedient um Gottes willen und nicht gedient um des Teufels willen." Krezig rief: „Vielleicht haben wir dir gedient, ohne zu wiſſen, um des Teufels willen, denn du biſt vielleicht ſelber der Antichriſt." „Er iſt ein Narr, er iſt ein Verführer, er iſt der verrückte, verbummelte Tiſchlersſohn," äußerte etwas im Hintergrunde der böhmiſche Joſef, der mager und ſtark verändert war, „er hat uns alle ins Elend gebracht."

„Wer mir dienet," klang die feſte Stimme Emanuels, „der dienet nicht mir, ſondern dem, der mich geſandt hat. Und ich wiederhole euch: niemand hat Teil an des Menſchen Sohn, der nicht vom Vater wiedergeboren iſt. Was vom Fleiſch geboren wird, das iſt Fleiſch, und was vom Geiſt geboren wird, das iſt Geiſt. Gott aber iſt nicht aus dem Fleiſch geboren. Gott iſt Geiſt. Der erſte Menſch iſt gemacht in das natürliche Leben und der letzte Menſch, des Menſchen Sohn, iſt gemacht in das geiſtliche Leben."

So redete Quint, alles zuſammengefaßt vor ihnen ausbreitend, was er ſie jemals gelehrt hatte, mit Dringlichkeit. Aber ſeine Bedränger warfen ihm vor, er habe ſie hingehalten, er habe ſie mit Ausflüchten abgeſpeiſt, er habe niemals anders, als in zweideutigen Gleichniſſen zu ihnen geredet. Und ſie forderten immer wieder, er möge ihnen ſeine Legitimation von Gott vorlegen und wenn Gott wirklich ſein Vater wäre, ſo müſſe es ihm doch ein Leichtes ſein, ſie etwas von ſeiner Herrlichkeit ſehen zu laſſen. „Zeige uns endlich den Vater!" riefen ſie.

Und Emanuel rang die Hände. „Seid ihr denn immer noch unverſtändig?" ſeufzte er. „Habe ich nicht zu euch geſagt: wer mich ſiehet, ſiehet den Vater? Solange bin ich bei euch und ihr kennt mich doch nicht! Wiſſet ihr nicht, daß der Vater in mir iſt? Der Vater iſt Geiſt und niemand kann den Vater ſehen oder der ſelber vom Vater iſt. Niemand kommt zu mir, außer daß der Vater ihn an mich ziehet. Niemand ſiehet den Vater, als den er ſelber verkläret hat. Sollte ich einem Blinden mit leiblichem Finger den Vater zeigen? ‚Der Wind bläſet, wo er will und du höreſt ſein Sauſen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.'"

Achtundzwanzigſtes Kapitel

Einige Dorfleute blickten über den Gartenzaun und wußten
nicht, was ſie aus dieſer bald lärmenden, bald flüſternden
Menſchengruppe machen ſollten, deren Betragen ſie befremdete.
löglich wurde der Weber Schubert durch den Wirt vor die
Tür des Hauſes hinausgerufen, wo ſeine Tochter Martha,
leich und atemlos, ihn erwartete. Die Polizei habe Quintens
immer im Grünen Baum um und um gekehrt und eine
achſende Volksmenge rotte ſich drohend um das Wirtshaus
ſammen. Man höre Rufe ausſtoßen, daß Quint ein Ver-
echer, ein Mörder ſei. Er müſſe fliehen, er dürfe nicht in
 Stadt zurückkehren, ſagte ſie. Man würde ihn ſonſt un-
lbar totſchlagen.

Während draußen der Weber Schubert mit ſeiner Tochter
handelte, hatte Emanuel ſeine Rede fortgeſetzt.

„Zanket nicht, lieben Kinder, liebet euch untereinander! Hadert
t mit mir, der ich euch liebe und geliebt habe, von Ewig-
. Oder hat jemand größere Liebe als der, der ſein Leben
n wird für ſeine Feinde? Wahrlich, es wird die Zeit
men und iſt gekommen, wo ihr mich alle allein laſſen werdet.
 ich bin nicht allein, denn der Vater iſt bei mir. Die
de wird kommen und iſt ſchon gekommen, wo ihr zerſtreuet
et, ein jeglicher in das Seine, und werdet mich um meiner
 willen verwünſchen, verfluchen, verleugnen, die ich zu
 getragen habe. Kommt, laſſet uns niederſitzen und eſſen,

denn die Stunde iſt da und der Abſchied iſt da, den ich von euch und der Welt nehmen muß: ſie tötet die Propheten und ſteinigt, die zu ihr geſandt werden, die Kinder Gottes zu verſammeln. Lebet wohl. Laſſet uns dieſe letzte Stunde einträchtig beieinander ſein. Sehet, ſchon bin ich nicht mehr in der Welt, ihr aber ſeid in der Welt. Fürchtet euch aber nicht! Die Welt kann euch nicht haſſen, mich aber haſſet ſie, denn ich zeuge von ihr, daß ihre Werke böſe ſind! Kommt! Was hätte ich euch nicht alles zu ſagen, aber eure ſchwachen Seelen ertragen es nicht."

Aus dieſen Worten des Narren in Chriſto ſtrömte eine ſo volle, reine Güte und Zärtlichkeit, daß für den Augenblick der Sturm des Aufſtands beſchwichtigt wurde. Quint faßte Anton Scharf bei der Hand und legte den freien Arm um Schmied Johns Schultern, des ſtarken Mannes, dem ſogleich Träne um Träne der Rührung über die rauhen, behaarten Wangen rann: ſo aber ſchritt er um das von vielen Inſekten belebte, buchsbaumumgebene, bunte und duftende Blumenbeet und nahm als erſter am Tiſche Platz, den Wirtin und Wirt nun fertig gedeckt hatten.

Der böhmiſche Joſef, den es aus irgendeinem Grunde zu wiſſen zog, was es mit der Nachricht, die Schubert erhielt, für eine Bewandtnis hatte, erfuhr nun, vor die Haustür gelangt, von Marthe Schubert das Gleiche wiederum, was ihr Vater ſoeben erfahren hatte. Wunderlich war die Art, wie er die Nachricht ſchweigend und mit dem vergeblich angeſtrengten Verſuch, irgendein Wort darauf zu ſagen, entgegennahm. Noch waren die drei nicht von der Steinplatte vor der Schwelle ins Innere des Hauſes zurückgetreten, als bereits Dominik und ſeine Geliebte in ſchneller Gangart gelaufen kamen. Sie hatten etwas in Erfahrung gebracht von einem gewiſſen Ehepaar, das, begleitet von einem Geheimkommiſſar, im Grünen Baum erſchienen war, und wie es ſich darum handelte, daß ein junges Mädchen ſeit einigen Tagen verſchwunden war, und man ſeltſamerweiſe von Quint eine Auskunft über ihr Verbleiben zu erhalten hoffte.

Dieſe Nachricht indeſſen mußte die ältere ſein, denn, wie Martha zitternd behauptete, war in der Menge bereits von dem Mord eines Mädchens geſprochen worden: was ſchon in der gleichen Minute von Thereſe Katzmarek beſtätigt wurde, die nach einem verzweifelten, dreiviertelſtündigen Lauf über Feld, auf der Steinbank neben dem Hauſe, mit einem halbunterdrückten Schrei der Erſchöpfung, zuſammenſank.

Sie hatte in der Fabrik, nichts ahnend, wie immer ihre Maſchine bedient, als man den Polizeibericht eines ſcheußlichen Mordes um ſie her zu erörtern begann. Man hatte ein etwa fünfzehnjähriges, augenſcheinlich den ſogenannten beſſeren Ständen angehöriges Mädchen, tot, nicht weit von dem Weichbild der Stadt entfernt, unter den Erlen eines Baches aufgefunden. Zwar zeigte die Leiche keine Verſtümmelung, aber es war doch unzweifelhaft, daß an ihr Mord und zwar mit beſtialiſchen Begleitumſtänden verübt worden war.

Als die Katzmarek ſich wieder ermannt und Dominik und den übrigen, in einer gewiſſen Entfernung vom Hauſe, dies alles erzählt hatte, wußten mit einem Schlag der Weber Schubert und ſeine Tochter, Eliſe Schuhbrich und Dominik, nicht minder Joſef, daß der Verdacht, der Täter zu ſein, ſich auf niemand als ihren Meiſter gelenkt hatte, ebenſo gewiß aber wußten ſie: ihr Meiſter konnte der Täter nicht ſein. Der Beſchluß, den ſie faßten, ging dahin, die Nachricht Quinten zunächſt zu verſchweigen, und da eine Verfolgung im Augenblick nicht zu befürchten war, Quinten erſt auf dem ſpäteren Gange einzuweihen. Die wirkliche Durchführung dieſes Beſchluſſes beruhte auf der Entſchiedenheit Dominiks, der ferner durchſetzte, daß man Emanuel die Aufklärung derer, die noch nichts wußten, allein überließ.

So ſchwebte denn über der Mahlzeit, die ſchon begonnen hatte, als die Neuangekommenen in den Saal traten, von Anfang an eine gewiſſe Beklommenheit und dieſe nahm zu, als Thereſe Katzmarek, Martha Schubert, Eliſe Schuhbrich, die das bunte Sommerkoſtüm einer Dame trug, Schubert ſelbſt, ſowie Joſef und Dominik ſich ebenfalls an der Tafel niedergelaſſen hatten.

Zwiſchen Quint und Dominik, Quint und Eliſe Schuhbrich wurden herzliche Worte der Begrüßung ausgetauſcht. In Kleidung und Betragen der Liebesleute lag unverkennbar eine beſondere Feierlichkeit. Ihr Weſen hatte etwas Feſttägliches. Sie ſchienen gleichermaßen von tiefſtem Ernſt und von einem heiteren Glück durchdrungen zu ſein.

Außer auf ihnen, lag nur noch über Quint die gleiche ruhig-ernſte Feierlichkeit, die durch Äußerungen eines geheimnisvollen Glücks abgelöſt wurden. Dominik ſetzte ſich zur Linken Quints, während Eliſe Schuhbrich, die Kellnerin, den Platz an ſeiner Rechten einnehmen durfte.

Schon im Anfang der Mahlzeit löſte ſich die herrſchende Schwüle des ſommerlichen Frühlingstags draußen gleichſam in das erſte Murren des Donners auf. Die Jünger, die ſich ſeit langem ſelbſt als die Gemeinſchaft des Geheimniſſes bezeichnet hatten, ſchienen nun wirklich die Mitglieder einer ſolchen Gemeinſchaft geworden zu ſein. Nicht derjenige unter ihnen, der das ſchwerſte Geheimnis in ſich trug und über dem ſich ein anderes Geheimnis wie eine ſchwere Wolke zuſammenzog, nämlich Quint, erſchien am meiſten geheimnisvoll, auch nicht Dominik und die Kellnerin, die außer dem Schrecken, der über Quinten heraufzog, auch noch ein eigenes für ſie ſelber verhängnisvolles Ereignis zu verbergen hatten, das ihnen infolge eigenen Entſchluſſes nahe war: ſondern die übrigen nicht Betroffenen, die einander mit unſtetem Blick, angſtvoll und ſcheu, wie Verurteilte, anſahen, bevor nicht der Wein, den Dominik von dem Gelde der Kellnerin auftragen ließ, ihr Weſen ein wenig zum Guten veränderte.

Nach einiger Zeit, noch ehe draußen der erſte Blitz gezuckt hatte, der erſte Regentropfen gefallen war, erhob ſich Dominik plötzlich, das volle Weinglas haltend, mit einer leuchtenden Freudigkeit. Er ſagte: „Die Welt iſt ſchlecht, die Welt iſt auf Verbrechen geſtellt und was die Menſchen Tugenden nennen, iſt faſt immer nichts als faule Bequemlichkeit. Das Weltweſen wird von Henkern gebildet und das, wodurch es aufrecht erhalten wird, ſind Galgen und Kreuz. Es war aber Kaiphas, der den Juden riet, es wäre gut, daß ein Menſch würde umgebracht für das Volk. Es iſt nicht wahr, daß ſie Hallelujah ſingen. Ich habe gehorcht Tag und Nacht, Monate, Jahre lang, aber es war wie ein Sturm, den ich immer wieder von allen Seiten, millionenſtimmig zu hören bekam: Kreuzige, kreuzige!"

Und Dominik fuhr zu entwickeln fort, inwiefern die Welt ihm von Kindesbeinen an feindlich gegenübergeſtanden habe. „Es iſt eine Fremdheit," ſagte er, „zwiſchen Menſch und Menſch, und ich bin ſelbſt im Hauſe meiner Eltern fremd geblieben. Ich verſtehe den Sinn des Lebens, das ſie führen, nicht und ſie verſtehen den Sinn jenes anderen Lebens nicht, wohin es mich mit allen Kräften der Seele zieht. Ich will eher alles andere drangeben, aber ich möchte nicht den reinen Beſitz meiner Seele drangeben, um angenehm unter den Kindern der Welt zu ſein. Man hatte mich in einen Kerker geſteckt und unbarmherzige Kerkermeiſter haben mir meine Seele verſtümmeln wollen! ſie haben ſich vergriffen an mir! Sie wollten mich in den gemeinen, häßlichen Schlamm ihres elenden Daſeins herabzwingen. Ich habe Flügel und Ehrgefühl, ſie aber haben weder Flügel noch Ehrgefühl. Vor Gott ſind ſie Parias und vor den Gewaltigen dieſer Welt ſind ſie ebenfalls Parias. Ich habe Parias zu Lehrern gehabt, die mir meine Flügel abſchneiden, mich vor Gott und Menſchen zum Paria machen wollten. Ich habe ſchlechte, kalte, gleichgültige, bösartige, verruchte, verderbte, gottloſe und niederträchtige Lehrer gehabt, eh ich dieſen erhabenen Lehrer erhielt, der zur Rechten neben mir ſitzt." — Er ſprach es in jünglingshaft naiver Überſchwänglichkeit. — „Dieſer Mann hat mir den freien Gebrauch des Lebens gelehrt, zur Ehre Gottes des Vaters in uns. Durch dieſen Mann iſt mir und meiner Geliebten, unter dem felſenhaften Druck der Knechtſchaft und Sklaverei, in der wir ſchmachteten, das Myſterium der Freiheit aufgegangen. Die Welt nennt uns Phantaſten: wäre die Welt doch voll ſolcher Phantaſten! Jeder iſt dem Philiſter ein Phantaſt und ihren matten und platten Gefühlen ein Schwärmer, der in einer menſchlich großen Empfindung glüht. Wir ſind keine Pferde für Göpelmaſchinen, auch nicht für Droſchken, auch nicht Automaten für Poſtſchalter oder Anwaltsbureaus, weder Unteroffiziere noch Bahnſchaffner, wir ſind weder praktiſch noch entſprechen wir dem Philiſterbegriff der Nützlichkeit. Sie nennen uns leere Enthuſiaſten und doch iſt das wenige, was das Leben für alle möglich und erträglich macht, durch Enthuſiasmus und durch den Geiſt erſtritten worden. Wir ſind ihnen untüchtig, aber ich ſchwanke nicht, wenn ich mich zu entſcheiden habe, im Sinne der Welt oder im Sinne Gottes tüchtig zu ſein. Du haſt mich gelehrt, Meiſter, unbehindert von Menſchenfeſſeln und Menſchenfurcht, in Gott frei zu ſein und heiter die Welt und den Tod zu verachten.

Und ſo will ich denn meine Flügel gebrauchen, und die ich lieb habe, ſchwebt mit mir."

Er trank. Die Jünger Quintens begriffen ihn nicht, aber dieſer ſelbſt und beſonders Eliſe Schubbrich, taten Beſcheid, an den Gläſern nippend und, wie es ſchien, verſtanden ſie ihn.

Der Schneider und Schmuggler Schwabe ſprang nun auf, der ein wenig getrunken hatte und den es ſeit langem wiederum das erſte Mal zum Reden trieb. Er ſprach davon, und zwar mit wachſender Leidenſchaft, wie ſie Emanuel zuerſt in der Hütte der ſterbenden Greiſin getroffen und dann ſeine Straße treulich verfolgt hätten. Er entwickelte ganz nach den glühenden Phantaſien ſeines eigenen Gehirns, welche Hoffnungen Quint in ihnen genährt hätte und wie das Beſte um dieſer Hoffnungen willen, durch jeden von ihnen geleiſtet und getan worden war. Der Wahrheit zuwider behauptete er, daß Quint ſie immer wieder von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, auf Erfüllung ihrer Hoffnung, auf die Einlöſung ſeines Verſprechens vertröſtet hätte: auf nichts Geringeres als die Offenbarung ſeiner himmliſchen Herrlichkeit. So hätten ſie denn nur immer gewartet, aber es ſei nichts eingetreten.

„Glaubt ihr vielleicht," rief mit Entrüſtung Dominik, „daß dieſer Mann Gottes ausſchließlich dazu in die Welt gekommen iſt, euren acht blöden Köpfen den Star zu ſtechen?"

Auf dieſe Worte hin brach unter den Talbrüdern ein allgemeines Toben los. Es war, als habe ſich ein lange geſtauter Strom von Wut, Angſt, Enttäuſchung und Verzweiflung

Luſt gemacht und raſe über ein Wehr hinunter. Als wenn eine Meute, die mit der ganzen Gier des Blutinſtinktes ſtundenlang ruhelos auf der Fährte geweſen iſt, ſich plötzlich durch das Wild gefoppt und um ſeine Beute betrogen ſieht, kläfften, bellten, ſchrien und heulten ſie durcheinander. Beſonders Krezig, der Handelsmann, kannte ſich vor Entrüſtung nicht. Es war, als ſeien ſie alle gleichzeitig nüchtern und auf eine neue Weiſe verrückt geworden. Es hatte den Anſchein, als hielten ſie über ihren Meiſter von ehedem, als über einen gemeinen Betrüger, das furchtbarſte Strafgericht, wobei Worte wie: „Er hat Gott geläſtert! Er hat die heilige Schrift entehrt! Er hat Kirchen geſchändet, Abendmahlskelche zerſtört!" und viele ähnliche Reden laut wurden.

Wer weiß, ob ſich die Empörung der Seinen nicht bis zur Mißhandlung Quintens, Dominiks und ſeiner Gelieben geſteigert hätte, wenn nicht die erſte beſchwichtigende und zugleich gebieteriſche Bewegung des falſchen Propheten zufälligerweiſe durch einen gewaltig praſſelnden Donnerſchlag, bei kaum ſichtbarem Blitz, unterſtützt worden wäre. Allein nun wurde es lautlos ſtill, während draußen ein leiſer Regen rieſelte.

„Gott vergibt euch, denn ihr wiſſet nicht, was ihr tut," ſagte Quint — und während die lautloſe Stille andauerte, begann er mittelſt eines Waſchbeckens ruhig jene Zeremonie auszuüben, die an vielen Orten unter der römiſch-katholiſchen, ſowie der griechiſch-katholiſchen Kirche, üblich iſt: nämlich das ſogenannte Fußwaſchen. Die Jünger waren durch den Donnerſchlag in ihren abergläubiſchen Herzen eingeſchüchtert und diesmal in Unglauben wiederum ſchwankend geworden. Eine Art Grauen hielt ſie gebannt, was durch die Handlung des Meiſters in Hilfloſigkeit und Beſchämung verwandelt wurde. Es war offenbar, daß die eigentümliche Macht ſeiner Perſon noch einmal in alter Weiſe zu wirken begann.

Als Emanuel nach der Reihe bis zu den Füßen des böhmiſchen Joſef gekommen war, ſtarrte ihn dieſer zuerſt mit furchtbaren Augen an, rannte aber, ſchon von den erſten Waſſertropfen, wie von Weißglut berührt, gleich darauf mit Entſetzen davon.

Dies waren Emanuels letzte Worte, als die durch Schrift und Gebrauch überlieferte Zeremonie ihr Ende erreicht hatte: „Ihr nanntet mich Meiſter und Herr. So nun ich, den ihr Herr und Meiſter nanntet, mich erniedrige, ſo ſollen ſich die Herren, Meiſter und Gewalttäter dieſer Welt vor einander erniedrigen! So ſollt ihr euch voreinander erniedrigen: denn ich ſage euch, wie der Knecht nicht niedriger iſt als ſein Herr, o iſt auch der Herr nicht größer als ſein Knecht. Und wer der Geringſte iſt in der Welt, der wird den ewigen Tag des Reiches Gottes in ihm heraufkommen ſehen! Wer aber der Gewaltigſte iſt in der Welt, deſſen Sonne geht unter.“

Neunundzwanzigſtes Kapitel

Emanuel trat in den Garten hinaus, der in der lauen Fruchtbarkeit des Pfingſtregens dampfte. Nachdem Dominik und die übrigen alle Angelegenheiten im Gaſthaus geordnet hatten, folgten ſie ihm. Sie fielen, vor das Gartenpförtchen gelangt, alsbald, durch Quint geführt, in den üblichen Wanderſchritt, der aber nicht in der Richtung auf Breslau einſetzte.

Nach ruhigem Gleichmaß, während man noch im Dorfe ging, beſchleunigten ſich die Schritte Quints. Bald waren, außer Dominik, alle hinter dem Meiſter zurückgeblieben. Auch Eliſe Schuhbrich ging ſtill für ſich, um die Eröffnung nicht zu ſtören, die der Primaner Quinten zu machen hatte. Über den Feldern hing Lerchengeſang.

Emanuel ſprach:

„Man füllt nicht neuen Wein in alte Schläuche, ſonſt zerreißt der Moſt die Schläuche und geht verloren. Was ich vor dieſen getan und geredet habe, habe ich getan als Menſchenſohn. Haben ſie nicht begriffen, was ich als Menſchenſohn getan und geredetet habe, wie hätten ſie erſt begreifen wollen, wenn ich als der Sohn Gottes vor ihnen geredet und gehandelt hätte. Das Fleiſch iſt willig in ihnen, aber der Geiſt iſt ſchwach.

Ich habe dich lieb und ich weiß, was du vor haſt", ſagte Emanuel zu Dominik. „Siehe, ich bin in Gott neu und jung, aber in der Welt bin ich müde. Ich habe geredet vor tauben Ohren und der Lärm der Welt iſt wie ein Meer, das eines verſchlagenen Schiffers Stimme verſchlingt. Ich bin ihr fremd und ſie iſt mir fremd geblieben.

Mein Leben in dieſer Welt iſt unnütz, nur mein Leben in Gott iſt nicht unnütz. Ich habe des Rufes gewartet, der da ergehen ſollte, vom Vater an des Menſchen Sohn, damit er ſeine Beſtimmung vollende. Ich habe immer wieder gefragt: wann ſoll ich mein Blut ausgießen, meine ſtarke Liebe in die ewige Glut des Haſſes dieſer Welt? Ich habe gefragt: jetzt? jetzt? doch mein Opfer wurde nicht angenommen.

Mit dir wird Gott ſein, denn wo du auch hingehſt, treibt dich die Sehnſucht zu Gott! Aber mich jammert derer, die ich lieb habe und die ich im Ungewiſſen zurücklaſſe.

Aber alles iſt müßig! Meine Worte ſind ohne Kraft vor ihnen. Sie hafteten an Gewalttat, Aberglauben und knechtiſchem Götzendienſt."

Er ſchwieg und Dominik fing nun erſt mit Vorſicht, dann in beſtimmteren Ausdrücken zu berichten an, was ſich inzwiſchen im Wirtshaus zum Grünen Baum ereignet hatte. Emanuel rief Marta Schubert und die Katzmarek heran, aus deren Mitteilungen es ihm wahrſcheinlich wurde, daß das vermißte und möglicherweiſe getötete Mädchen niemand anders als Ruth Heidebrand ſein könne und daß es ihre Eltern, der Obergärtner und ſeine Frau geweſen ſein möchten, die ihn im Grünen Baum geſucht hatten.

Mittlerweile hatte der Weber Schubert, gegen die Abrede, den Verdacht, der auf Quinten laſtete, ruchbar gemacht und wie die Volksmenge ſich Rache heiſchend um das Gaſthaus zum Grünen Baum zuſammengerottet habe und als nun Emanuel nach den Seinen zurückblickte und ſie herbei winken wollte, ſah er bereits in großer Entfernung einige Männer quer über Feld davonlaufen und erkannte, wie ihm, außer Dominik und den Frauensleuten, nur noch Martin und Anton Scharf geblieben waren.

Dieſe traten an Quinten heran, deſſen Antlitz, man könnte ſagen einen Ausdruck bitterer, mitleidvoller Güte zeigte. Sein Auge verfolgte die Fliehenden kummervoll. Zu den Scharfs aber, die geblieben waren, ſprach er die Worte: „Wie denkt ihr: vermögt ihr den Feinden das zu glauben, weſſen ich jetzt beſchuldigt bin?" Die Scharfs aber ſchienen in Angſt verſtört und kaum noch, vor Furcht, Herr ihrer ſelbſt zu ſein. Sie ließen Emanuel ohne Antwort.

Da lächelte Quint, nahm jeden von ihnen in einen Arm und drückte ſie mehrmals an ſich, zwiſchen ihnen mit einem traurigen und faſt väterlichen Lächeln daſtehend. „Was habt ihr doch," rief er mit einer gewiſſermaßen rührenden Luſtigkeit, „ſoviel Liebe, Treue, Glauben, Hoffnung und Tätigkeit an einen Narren in Chriſto vergeuden müſſen!" Darauf ſagten ſie nur mehrere Male „Fliehe, Emanuel, fliehe!" zu ihm.

„Wollt ihr nicht euer Kreuz ebenfalls auf euch nehmen und mit mir gehen?" fragte Quint und ſie zitterten, ſtatt zu antworten. Er zog ſeine Arme von ihnen zurück, wendete ſich zu Dominik, ſagte die Worte: „Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich!" und ſchloß, abermals zu den Brüdern gewendet: „Packt Euch! Geht! und laßt mich allein!"

Allein noch konnten die beiden nicht ſchlüſſig werden. Zwar ſahen ſie in Emanuel nun wirklich beinahe nur noch den Höllenfürſten, den Antichriſt, der ſie, ſtatt an die Pforte des Himmels, an den Rand des hölliſchen Abgrunds gelockt hatte. Sie ſchauderten, ſie entſetzten ſich. Noch hielt ſie jedoch die alte innige Zuneigung, die ſie zuerſt an Quinten gebunden hatte. Nachdem ſie jedoch eine weitere Viertelſtunde in der Gefolgſchaft Quintens geſchritten, vergrößerte ſich der innegehaltene Abſtand zwiſchen den Brüdern und ihm immer mehr, ſo daß, als Emanuel ſpäter ſich umwendete, auch von dieſen, ſeinen erſten und letzten Jüngern, keine Spur mehr zu finden war.

An einem gewiſſen Meilenſtein, der zwiſchen alten Pappeln nicht weit von der Mauer eines Gutshofes ſtand, ſagten ſich Dominik und Quint mit einer Umarmung, Quint und Eliſe Schubbrich mit einem Händedruck Lebewohl. Das Mädchen wollte von Quint nicht ablaſſen. Dominik aber ſagte: „Er will es ſo, und wir müſſen dem Sohne Gottes gehorſam ſein.“ „Lebewohl,“ ſagte Quint, „und doch kommt die Zeit, da wird auch dieſe alte, herrliche, von knechtiſchem Ungeziefer entehrte Erde von Söhnen und Töchtern Gottes bewohnt werden.“

Nach dieſen Worten veränderte, ja verfinſterte ſich Emanuels Angeſicht und die Strenge ſeiner Mienen, ſowie ſein gebieteriſches Wort ſcheuchten, als Dominik und die Kellnerin ihn verlaſſen hatten, nun auch Thereſe Katzmarek und Martha Schubert dermaßen zurück, daß ſie ihm nur aus der Ferne nachſchleichen konnten. Dabei rückten ſich ſeine Schultern zurück, er trug ſeinen Nacken, wie niemals bisher, gerade und trotzig aufgerichtet und ſchien von der Stadt, der er ſich mit entſchloſſener Wendung wiederum zugekehrt hatte und wo doch ein ſchwerſtes Verhängnis wartete, wie von etwas lange Erehntem angezogen zu ſein.

Es war ein ungeheurer myſteriöſer Triumph in ihm, als er ich ungeduldig, faſt eilend Breslau annäherte. Es ſprach in hm: „Ihr Lauen im Lande, wißt ihr nicht, daß der heilige Geiſt mit Brauſen kommt?“ Und als er in das Bereich der Gaſſen kam: „Feinde, Feinde, wohin ich blicke! Ich bin als Opfer gewürdigt worden!“ Kurz, ihn erfüllte die Wolluſt über die Ohnmacht der Welt, angeſichts des Schreis, den ſeine Seele tat, nach Peinigung, nach dem Martyrium.

In dieſem Zuſtand wurde der Narr in Chriſto, als er am Tore eines wundervollen Gartens vorüberging, unerwartet von dem Maler Bernhard Kurz und von Hedwig Krauſe feſtgehalten. Er war, kaum wußte er wie, alsbald ins Innere des Gartens eingeführt und an einem Teetiſch, der unter einer gewaltigen Buche ſtand, einem bebrillten Herrn und einer ſchön gekleideten Dame in mittleren Jahren vorgeſtellt. Es war das Ehepaar Mendel, das auf dieſe Weiſe ſeinen Wunſch verwirklicht ſah, den „neuen Meſſias“ kennen zu lernen. Aber es ſchien in dem Manne, den ſie ſahen und der mit Freiheit ſich der grünen Wieſen, der wandelnden Perlhühner, der Roſenhecken und der flammenden Blumenbeete freute, keine Spur von angemaßtem Meſſiastum und Fanatismus vorhanden zu ſein. Es entwickelte ſich, auf eine Zeit von höchſtens zwanzig Minuten zuſammengedrängt, ein Gartenidyll, das in dieſem Kreiſe ſpäter noch oftmals beſprochen wurde. Es war eine kleine Dohle da, die mit ihren geſtutzten Flügeln in unerhörter Neugier um Quint herumhüpfte. Quint trank etwas Tee, und Mendel erzählte ihm aufgeräumt, wie Hedwig Krauſe wohl die beſte Schweſter ſeines Krankenhauſes ſei. Es war zu bemerken: ſie ſahen die Gegenwart Hedwigs gern und der junge und kluge Maler Kurz nahm womöglich ein noch größeres Intereſſe daran. Frau Mendel führte Emanuel Quint in den mit guten Malereien behängten Räumen ihres Hauſes herum und nachdem ſie ihm manchen Kunſtgegenſtand ihrer reichen Sammlung heiteren Herzens gezeigt hatte, brachte ſie eine kleine goldene Doſe auf die Wieſe unter die Bäume des Gartens heraus.

Das Döschen, in deſſen kunſtvollem Goldfiligran die Sonne funkelte, barg ein kleines Wunder in ſich, das Quinten alsbald in Entzücken verſetzte. Nämlich ein winziges, buntes, kaum über erbſengroßes Vögelchen erſchien auf der goldenen Oberfläche des Käſtchens, nach einem geheimen Fingerdruck der Beſitzerin und fing ſogleich da und dorthin komplimentierend, in melodiſcher Luſtigkeit, frühlingshaft zu flöten und zu trillern an, bis es blitzſchnell verſchwand und ein Golddeckelchen zuſchnappte.

Oft ſprachen ſpäter der Maler Kurz und Hedwig Krauſe, die ein Ehepaar wurden, davon, welchen Eindruck das Döschen und der künſtliche, kleine Sänger auf Quinten gemacht und warum es ihn ſo gerührt haben mochte. Er konnte nicht müde werden, immer wieder den kleinen, flügelſchlagenden Stieglitz erſcheinen zu ſehen und ſeinem tapferen Liedchen zu lauſchen. Es war, als horche er mit einer beſonderen Spannung darauf hin, als wäre etwas vom Inhalt des allertiefſten Geheimniſſes in dieſem Döschen und Liedchen verborgen geweſen.

Dreißigſtes Kapitel

Quint erreichte, nachdem er ſich plötzlich und überraſchend aus dem Kreiſe der Mendels losgemacht hatte, unerkannt von der das Gaſthaus umlagernden Menſchenmenge und mitten durch ſie hindurchgehend, den Grünen Baum. Er wurde ſogleich feſtgenommen und wiederum durch die Menſchenmenge, die ihn bedrohte und mißhandelte, abgeführt. Sie drohten ihm mit den Fäuſten, ſie ſchlugen, ja ſie ſpien nach ihm, weil ſie ihn anders nicht erreichen konnten, denn ſie meinten, daß er unter der Maske frommer Heuchelei zu den reißenden Wölfen im Schafspelz gehöre und der unnatürliche Mörder des fünfzehnjährigen Mädchens ſei.

Auf dem Polizeikommiſſariat wurde der Gefangene den inzwiſchen herbeigerufenen Eltern der kleinen Ruth vorgeſtellt, die natürlich ihren ehemaligen Pflegling ſogleich erkannten. Dieſe beiden, in ihrer Gebrochenheit, erſchütterten Quint, freilich, ohne daß man bei der Totenbläſſe ſeines ruhigen Angeſichts und da er auf alle Fragen ſchwieg, äußerlich etwas davon bemerken konnte. Selbſtverſtändlich wurde das Schweigen durchaus nicht zu ſeinen Gunſten ausgelegt.

Man war im Miltzſcher Kreiſe wie von einem Drucke befreit geweſen, als der Narr des Gurauer Fräuleins, unmittelbar nach ſeiner Feldpredigt, aus der Gegend verſchwunden war. Einige ſagten, ſeine Mutter habe ihn abgeholt, andere, ein Methodiſtenprediger habe ihn aufgegriffen und nach Amerika übergeführt, wo ſolche Bekenner, wie er, ſehr geſchätzt ſeien. Nach einigen Wochen redete man nur noch bei den Heidebrands und beim Lehrer Krauſe zuweilen von ihm.

Ruth war in das Haus ihrer Eltern zurückgekommen. Aber ſie trug ein befangenes und verſchleiertes Weſen zur Schau, das ihre Eltern in Sorgen hielt und alle Bemühungen des jungen Beleites, wieder auf den alten vertraulichen Fuß des Verkehrs mit ihr zu gelangen, vereitelte. Die Leidenſchaft dieſes armen Jungen wuchs, je träumeriſcher und myſteriöſer das Kind ihm begegnete. Das Mädchen war aber undurchdringlich in ſeiner Verſchloſſenheit.

So geſchah es, daß man von dem Verſchwinden der kleinen Ruth eines Tages vollkommen überraſcht werden konnte. Als man ſie eines Morgens wecken wollte, fand man nämlich ihr Zimmerchen leer, ihr Bett unberührt und konnte, trotz allen verzweifelten Suchens, das man ſogleich allgemein anſtellte, nirgendwo, weder im Gaſthof, noch im Park, weder in Scheunen, Ställen, noch Oberböden eine Spur von ihr auffinden.

Auf einem gewiſſen Balken, hoch oben in einer mit Weizen angefüllten Scheune, ſaß nämlich das Mädchen, das überhaupt gern verſteckte Plätze aufſuchte, ein Bein übers andere geſchlagen, Stunden, ja halbe Tage lang. Sie las dort, bei einem ſchmalen Strahl, der durch eine Luke des Daches drang, in einem mit Goldſchnitt verſehenen, durch viele fromme Buchzeichen geſchmückten Teſtament, das Paſtor Beleites ihr zum Feſte der Konfirmation geſchenkt hatte. Man kannte zum großen Teil die Lieblingsplätze, die ſie in ihrer Neigung zur Einſamkeit und zu ungeſtörter Lektüre bevorzugte, hatte aber ſchließlich doch alle vergeblich nach einer Spur des Mädchens durchſucht.

Man ſagte ſich, da man von Anfang an mit der ſchlimmſten der Möglichkeiten, dem Tode des Mädchens, rechnete, ſie möchte vielleicht auf dem Balken der Scheune eingeſchlafen und in die wohl dreißig Meter tiefen Getreidelagen, in denen ja Höhlen vorhanden waren, hinabgerutſcht und verſchüttet ſein. Man ſandte Knechte und Mägde hinauf und ließ viele tauſend Garben abtragen. Man durchſuchte den Schloßteich, weil man auch den Gedanken an einen Anfall ſchwerer Melancholie und Geiſtesumnachtung nicht gänzlich abweiſen durfte. Auch konnte Ruth, die zuweilen im Nachen die Schwäne fütterte, an der ſogenannten tiefen Stelle des Weihers verunglückt ſein. Gärtner und Förſter durchſuchten den Wald, weil es bekannt war, wie Ruth zuweilen leſend in irgendeinem alten Baumwipfel, ebenſo wie in der Scheune, Stunden zubrachte.

Endlich verfielen alle auf Quint und man hielt es für wahrſcheinlich, Ruth könne in ihrer Schwärmerei aufs Geratewohl in die Fremde gezogen ſein, um ihr Idol wieder aufzuſuchen.

Leider fand man, wie es in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, den einzigen Anhalt nicht, der vielleicht zur Entdeckung der kleinen Ruth und zu ihrer Rettung geführt hätte. Es hatte ſich nämlich ein überaus häßlicher Kerl vor Wochen auf dem Gutshofe eingeſtellt und war in Arbeit genommen worden. Man hätte ihn eigentlich kennen müſſen, da es derſelbe böhmiſche Joſef war, der Quinten ehemals in das Gärtnerhaus eine Nachricht gebracht und den man auch am Tage des großen Skandals in Quintens Nähe bemerkt hatte: aber da er nur auffallend häßlich, im übrigen nichts als ein ſtiller, tüchtiger Arbeiter war, auch, als er erſchien, bereits der Oſtervorfall nicht mehr erörtert wurde, achtete man ſeiner weiter nicht.

Es fiel auch nicht auf — Ruths Flucht war am Sonntag morgen entdeckt worden! — daß der häßliche, kleine Wicht, der am Sonnabend abend ſeinen Wochenlohn, wie alle übrigen Gutsarbeiter, empfangen hatte, am Montag morgen nicht wiederkam. Fand doch ein immerwährender Wechſel ſtatt, ſo daß ein fehlender Arbeiter zuweilen durch drei bis vier neue, die friſch eintraten, erſetzt wurde. Hätte man aber am Montag morgen das Fernbleiben jenes Pudelmenſchen bemerkt und mit dem Verſchwinden Ruths in Verbindung gebracht, ſo wäre man, wie ſich ſpäter ergab, wahrſcheinlich ihrer, noch lebend, am gleichen Tag auf der Spur des Halunken habhaft geworden. So aber wußte man am Dienstag abend weder etwas von ihm, noch von Ruth, noch von Emanuel Quint, als die telegraphiſche Nachricht von der Ermordung eines jungen Mädchens in der Nähe von Breslau alle Zweifel auf einmal durch die kalte, grauenvolle Gewißheit verſtummen ließ.

Die Nachricht, die begreiflicherweiſe von den Eltern und dem jungen Beleites in einem an Wahnſinn grenzenden Zuſtand mühſam entziffert wurde, machte über die Kleidung der Toten Angaben. Schwarze Knöpfſtiefel, braune Strümpfe, weiße Strumpfbänder, Unter- und Oberkleider waren genannt. Ein grüner, fußfreier Lodenrock, ein Jackettchen von gleichem Stoff und derſelben Farbe. Braune Handſchuhe, ein brauner Hut, ſo und ſo gezeichnetes Hemd, ſo und ſo gezeichnetes Taſchentuch bildeten weitere Erkennungszeichen. Das Alter der Toten wurde zwiſchen vierzehn und ſiebzehn, ihre Geſtalt als ſchlank und mittelgroß angegeben. Endlich hatte man, nach dem Bericht, in ihrer Nähe ein Neues Teſtament, das Geſchenk eines Paſtors Beleites an Ruth Heidebrand, aufgefunden.

Dieſes Stückchen Papier mit den blauen Schriftzügen ſchlug wie mit furchtbaren, eiſernen Hämmern auf die Köpfe und Herzen derer los, die es in Händen hielten. Ein Kragen aus

Katzenfell war genannt. Frau Heidebrand eilte ſofort, mehrmals zuſammenbrechend, die Treppe hinauf, nach Ruths Kleiderſchrank. Der Kragen war fort. Sie ſah die Freude des Kindes aufhüpfen an jenem elften Geburtstag Ruths, wo das beſcheidene Fellchen, unter den anderen Geſchenken, auf dem Tiſch zwiſchen den elf brennenden Kerzen und der größten, dem ſogenannten Lebenslichte des Töchterchens, lag. Für immer waren nun das Lebenslicht ſowie alle übrigen Kerzen ausgeblaſen.

Da nun alſo die Fragen der ſchwergeprüften Eltern von Emanuel auf dem Polizeibureau nur durch Schweigen beantwortet wurden, beſtärkte ſich der Verdacht ganz allgemein, er müſſe, ſofern er nicht ſelber der Mörder war, jedenfalls irgendwie mit dem Morde in Verbindung ſtehen. Es war herzzerreißend, wie die verwaiſte Mutter, Frau Heidebrand, ihre unwiederbringlich verlorene Tochter in allen Tönen der Verzweiflung und qualvollen Wut von Quint zurückforderte. Herr Heidebrand ſelbſt war ſtill und gefaßt und ſah, wie er ſagte, dieſe ſchreckliche Heimſuchung als eine verdiente Strafe des Himmels an.

Emanuel wurde in das Unterſuchungsgefängnis, das ſich in einem Ziegelrohbau, dem ſogenannten Inquiſitoriat, befand, eingeliefert, wo er gebadet und in eine Zelle allein geſteckt wurde. An mehreren folgenden Tagen ward er dem mit Unterſuchung des Falles betrauten Richter vorgeführt, der aber nicht einmal das Unumgängliche über ſeinen Namen, Geburtsort und -Tag aus ihm herausbrachte. „Wenn Sie nicht reden,“ ſagte der Richter zu ihm, „ſo kann das, falls Sie unſchuldig ſein ſollten, höchſtens zu Ihrem Schaden ſein.“ Hätte Emanuel auch nur einen Namen aus dem Kreis ſeiner Jünger

enannt, ſo wäre ein Anhalt gegeben und die Unterſuchung
eſchleunigt worden. Je genauer und je ausführlicher er ſeine
ngaben gemacht haben würde, um ſo eher hätte man ſeine
lnſchuld an den Tag gebracht. Allein es ſchien beinahe, als
b er wünſche, unſchuldig für ſchuldig erklärt zu ſein.

Da Emanuel einen privaten Anwalt für ſeine Sache, ja
berhaupt einen Anwalt nicht heranziehen wollte, hatte man
m, wie es üblich iſt, einen Verteidiger von Amts wegen zur
eite geſtellt. Aber auch dieſer Mann konnte aus Quinten
chts herausbringen. Zwar ſagte er nicht, daß er ſchuldig
äre, aber ebenſowenig irgendetwas, wodurch unzweideutig
f ein Bewußtſein von Unſchuld zu ſchließen war.

Der Staatsanwalt glaubte an ſeine Schuld. Er hatte viele
ugen verhört und es war ihm gelungen, die ſeltſame Lauf-
hn Emanuel Quints wenigſtens teilweiſe aufzulichten. Die
harfs, die Haſſenpflugs, der Agitator Kurowski, Bruder
athanael Schwarz, der Müller Straube, die Paſtoren Schim-
lmann und Schuch ſtanden bereits in ſeinen Akten und er
tte, in einer erheblichen Anzahl von Protokollen, ſehr viele,
nig günſtige Zeugniſſe gegen Quint zuſammengebracht.

Der Kern ſeiner Meinung über Quint hatte ſo ungefähr
ſe Geſtalt gewonnen:

Der Delinquent hatte außerehelich das Licht der Welt er-
kt. Der Vater wurde von ſeiner Mutter nicht genannt und
b alſo unbekannt. Man weiß wie die große Mehrzahl dieſer
t wohlgeborenen Kinder auf verſchiedenen Wegen, beſon-
s auf dem Wege des Verbrechens, zugrunde geht. Auch
Staatsanwalt wußte das. Mit Arbeitsſcheu, alias Faul-
, war nun im Falle, der vorlag, wie ſo oft, der erſte
ritt auf der Bahn des Verbrechens gemacht worden. Der
fvater Quints, der Bruder Quints, ja ſelbſt die rechte

Mutter des Menſchen, dieſe unter einem nicht enden wollenden Tränenſtrom, erbrachten dafür die Beſtätigung.

Der Müßiggänger, der zu Hauſe nicht gerne ſein mochte, weil er dort zur Arbeit angehalten zu werden fürchten mußte, fing zu vagabondieren an. Dies war ihm aber endlich ebenfalls unbequem und er ſagte ſich, vielleicht durch ſchlechte Geſellſchaft angeregt, daß er die gläubige Einfalt ſeiner Mitmenſchen durch irgendeinen dreiſten Schwindel ſich nutzbar machen müſſe. Dies gelang ihm über Erwarten und er niſtete ſich in zyniſcher Weiſe bei den Brüdern Scharf als Schmarotzer ein. Mit ſyſtematiſchen Schwindeleien hatte er nun die leichtgläubigen Webersleute ſeinen Zwecken dienſtbar gemacht, ſo daß er ſie in ihrer Verblendung nach und nach, dem raffinierteſten Hochſtapler gleich, um ihr ganzes Vermögen prellen konnte. Er wurde gefaßt und per Schub nach ſeiner Heimatsgemeinde zurückgebracht. Er hatte ſich irgendwie den Beruf eines Heilkünſtlers angemaßt, wie denn ſolche Leute und geborene Scharlatane, einmal entlarvt, um neue Mittel zu neuen Betrügereien niemals verlegen ſind. Er ging noch weiter, er gab ſich, in ſeinem Zynismus ſelbſt vor dem Heiligſten nicht zurückweichend, für einen Wundertäter, für einen Apoſtel, ja für den wiedergekommenen Chriſtus ſelber aus, womit er ſich, obgleich im beſchränkten Kreiſe, den größten Betrügern aller Zeiten anreihte. Da aber empörte ſich der geſunde Sinn ſeines Heimatsortes, ſo daß er über einen Denkzettel, leider einen, der nicht durchgreifend war, zu quittieren hatte.

Jetzt nahm ſich eine allgemein verehrte Dame in chriſtlicher Liebe ſeiner an und man ſuchte den Menſchen, unverdienterweiſe, mittelſt der Langmut vieler ehrenwerter und geachteter Perſönlichkeiten, in ein beſcheidenes und geordnetes Daſein zurückzuleiten. Man umgab ihn in Miltzſch und Umgebung

vieler, zwecklos vergeudeter Liebesmüh. War doch die Ge-
ung des entſchloſſenen Parvenus — was er in jenen Tagen
! — inzwiſchen durch ſozialiſtiſche, anarchiſtiſche und nihi-
ſche Ideen heimlich noch tiefer vergiftet worden. Zum Dank
genoſſene Wohltat knüpfte dieſer Dorftartuff eine uner-
bte Beziehung mit der kaum konfirmierten Tochter ſeiner
hltäter an (sic! der Beamte zögerte nicht, zugunſten ſeines
kuls auf die Tote einen Schatten zu werfen), die er, mit
ihm eigenen Routine, auf Grund ihrer kindlich gläubigen
teilsloſigkeit, ganz in ſeine Gewalt bekam.

lus dem weiteren Verlauf der Lebensſchickſale Quints
oß der öffentliche Ankläger auf ſeine Gefährlichkeit. Er
e ſtaatsgefährliche Äußerungen, die der Betrüger laut
er beſtimmter Zeugenausſagen öffentlich immer wieder ge-
hatte, ſorgſam zuſammengetragen. Sie waren unter den
gmarken: Gegen die Monarchie! Gegen die Religion!
en die Kirche! Gegen den Staat! rubriziert. Quint hatte
für die freie Liebe erklärt und mit Entſchiedenheit gegen
Privateigentum, wobei, was die Sache nur noch ver-
mmerte, das chriſtliche Mäntelchen herhalten mußte.

er Staatsanwalt hatte den Schlächtermeiſter und Wirt
Grünen Baum, ſowie den Reſtaurateur und Geſchäfts-
ber des Muſenhain verhört oder verhören laſſen und be-
ers das Protokoll des ſogenannten ſchwarzen Karl war von
für Quint das am meiſten belaſtende. Der Beamte ſagte,
t das Gefühl dieſes nicht gerade muſterhaften Chriſten habe
gegen die Blasphemieen dieſes Menſchen aufgebäumt.

er unterſuchende Richter ſowie der offizielle Anwalt waren
der Schuld Emanuels nicht überzeugt, trotzdem man bei
Leiche Ruths, und zwar unter dem Hemd, auf bloßer
ſt, einen Brief gefunden hatte, der „Emanuel Quint“

unterſchrieben war und das Mädchen nach Breslau in Quintens Umgebung, mit einigen ſchwülſtigen, überſpannten Phraſen, die von der Nähe des neuen Zions faſelten, lud. Der Staatsanwalt gab zwar zu, der Brief ſei von dem Delinquenten ſelbſt vielleicht nicht geſchrieben, da er eine unbeholfene Hand zeigte, die den Quintſchen Schriftproben unähnlich war, aber er meinte, er wäre diktiert worden. Er behauptete ferner: es ſei bezeichnend für die tiefe Verderbnis Quints, wenn er wirklich nur durch Gelegenheit zu dem widernatürlichen, beſtialiſchen Morde gekommen ſei, daß er den traurigen Mut beſeſſen habe, das wohlerzogene Kind in jene Laſterhöhlen herbeizulocken, jenen Sumpf, der hier in der Stadt das Element ſeines Daſeins geweſen war.

Nun alſo: Unterſuchungsrichter und Verteidiger teilten dieſe Anſichten nicht. Man hatte Quinten den Brief gezeigt und auch daraufhin nur ein Schweigen zur Antwort erhalten. Eines Tages boten ſich Rittergutsbeſitzer Glaſer, Geheimrat Mendel und Maler Kurz als Zeugen dafür an, daß ſie Emanuel Quint der ihm zur Laſt gelegten Tat nicht für fähig hielten. Dies tat Herr Glaſer, obgleich ſein Sohn durch Quint, an jenem Abend im Muſenhain, arg verwirrt und betört worden war. Er hatte nämlich von Benjamin am nächſten Tage einen ausführlichen Brief erhalten, worin er in aller Form auf ſeine künftige große Erbſchaft verzichten wollte, war daraufhin nach Breslau gereiſt und hatte gefunden, wie ſein Sohn in ſeinem Entäußerungsdrange bereits den Inhalt ſeiner hübſchen Wohnung zur Hälfte verſchenkt hatte. Er lachte, packte ihn auf und ſchickte den jungen Menſchen mit einem ſeiner Freunde, einem jungen Arzt — und zwar unter deſſen Verantwortung! — nach dem Haag und ſpäter auf eine Nordlandreiſe.

Dominik und Eliſe Schubbrich waren tot in einem kleinen Wäldchen draußen, unweit der Oder gefunden worden. Sie hatten, nach Übereinkunft, mit eigenem Willen dort ihrem Leben ein Ziel geſetzt. Eine Kugel aus dem Revolver Dominiks hatte die Geliebte, eine zweite ihn ſelber hingerafft. Er lag, als beide, erſt einige Tage nach der Tat, von polniſchen Flößern entdeckt wurden, mit ſeiner Stirn auf Eliſens Bruſt.

Natürlich belaſtete dieſer Vorfall Quint, beſonders als man nach einiger Zeit genügende Anhaltepunkte zu haben meinte, in Quint den Verderber und Verführer auch dieſer Jünglingsſeele zu ſehen. Der Häftling wurde denn eines Tages auch dem Vater Dominiks, einem Poſtbeamten, vorgeſtellt, der übrigens ohne ſichtbare Zeichen der Trauer, ausgenommen den ſchwarzen Krepp um den rechten Arm, den Toten und ſeine Handlungsweiſe mit trockenen, harten Schlüſſen verurteilte.

Wie er den Sohn nun einmal betrachtete, ſchien er eher durch ſeinen Tod von einer quälenden Sorge befreit, als betrübt zu ſein. So lange er lebte, hatte er einen Teil ſeines ſchmalen Gehalts für ſeine Erziehung abtreten müſſen, was ihm ein immerwährender Anlaß zur Entſagung, ſowie des Kummers und Ärgerniſſes war: eine Tatſache, die er dem Sohne bei jeder Gelegenheit ohne Umſchweife deutlich machte.

Quint ſchüttelte ſich, nachdem der rechtliche und korrekte Beamte gegangen war, als ob ihn ein phyſiſcher Ekel anwandele. Seine Aufſeher gaben an, er habe bei dieſer Gelegenheit laut geſagt, daß nichts den Menſchen ſo klein und verrucht mache, als die Sorge ums tägliche Brot.

Dieſelben Aufſeher konnten bei einer andren Gelegenheit, in der Gebundenheit ihrer Meldungspflicht, ihrer Entrüſtung über den Empfang, den Quint im Sprechzimmer ſeiner verzweifelten Mutter bereitet hatte, kaum genügenden Ausdruck verleihen. Die Mutter ſchrie und fragte den Sohn ein übers andere Mal: „Junge, haſt du das wirklich getan?" womit ſie den Mord des Mädchens meinte. Ohne daß ſie nun aber eine Antwort erhalten hatte, nahm ſie, nach ihren Reden zu ſchließen, die Schuld als erwieſen an und überhäufte den Sohn mit Anklagen, ſowie mit Vorwürfen wegen ſeiner leider von jeher an den Tag gelegten Unfolgſamkeit. Alles ſei nun, behauptete ſie, eingetroffen, wie es der Stiefvater, wie es der Bruder, ja wie ſie ſelbſt es ihm prophezeit habe und er könne darüber nun nicht weiter verwundert ſein.

Als ſie nun ſagte: „Du haſt es dir zuzuſchreiben, wenn deine arme Mutter mit Schande und Gram in die Grube fährt," rief der gefeſſelte Häftling plötzlich: „Weib, wer biſt du? Ich kenne dich nicht! Ich bin von oben herab und du biſt von unten her! Willſt du den Leichnam wieder nehmen, den du geboren haſt, ſo gedulde dich! Bald werfe ich auch das letzte, was an mir irdiſch iſt, hinter mich." Er bat dann die Wärter, ſie möchten ihn in die Zelle zurückbringen.

Man weiß, wie Gefangene durch die Wände, von Zelle zu Zelle, ſich mittelſt Klopfens verſtändigen. Die ſechsundzwanzig Buchſtaben des Alphabets werden, je nach Bedarf, mit ſo viel Schlägen bezeichnet, als die Nummer beträgt, die jeder von ihnen in der geſamten Reihe inne hat. So wurden die unfreiwilligen Bewohner des Unterſuchungsgefängniſſes und vieler anderer Zellen auf Flügel B. durch die ſeltſame Nachricht eine Zeitlang beluſtigt und aufgeregt, die mit Klopfſignalen von unten, von oben, von rechts und von links durch die Wände drang: nämlich, daß Chriſtus ſelbſt in einer der Zellen zugegen wäre.

Die humoriſtiſche Tatſache hatte allmählich ihren Weg über die Aufſeher zum Bureau des Inſpektors gemacht, der ſie gelegentlich ſeinem Schwiegerſohn, einem Maſuren, der an dem gleichen Inquiſitoriat Gefängnisgeiſtlicher war, lachend mitteilte. Lange wußte man nicht, in welcher Zelle der Urſprung des Unfugs zu ſuchen war. Es ging hier mit dem gebenedeiten Namen ähnlich, wie es mit dem Maulwurf in der Tragödie geht: „hic et ubique, wühlſt ſo hurtig fort, o trefflicher Minierer!“ Er war hier und da und war überall, ohne daß man den geſpenſtiſchen Träger betreten konnte.

Endlich fiel es dem Geiſtlichen ein, den des Mordes verdächtigen Quint in ſein Amtszimmer führen zu laſſen, einen überaus behaglichen Raum, der natürlich innerhalb des Inquiſitoriates gelegen war. Der Geiſtliche liebte Gefängniskoſt und verſäumte ſelten ſich von dem allgemeinen Graupengericht zur Stillung ſeines maſuriſchen Appetits etwas auftragen zu laſſen. Er löffelte gerade, das Taſchentuch vor die Bruſt geſteckt, als Emanuel zwiſchen zwei Aufſehern bei ihm erſchien.

„Kinder,“ rief er, „ſolche Suppe! Ihr wißt ja gar nicht, wie gut ihr es habt. Früher legte man euch auf Latten und fütterte euch mit unſauberem Waſſer und ſchimmligem Brot.“ Er war aufgeräumt und wollte verſuchen herauszubekommen, ob Emanuel nicht der Urheber des Chriſtusunfugs wäre, der nachgerade das ganze Gefängnis rabiat machte. Vielleicht legte der, wie aus den Akten erſichtlich war, verſtockte Menſch, bei ſeinem chriſtlichen Tic, dem Geiſtlichen, ſogar in der ſchweren Schuldfrage am eheſten ein Geſtändnis ab.“

Einſtweilen hatte er aber noch die Seelſorge eines Mädchens zu vollenden, die wegen Mord ihres Kindes zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Nur mit knapper Not war die Ärmſte dem Henker entgangen. Man hatte ihr und ihrem Kinde in fünf, ſechs Gemeinden rundweg das Domizil verweigert. Für die Not und die Tat des einfachen Landmädchens trugen Geſellſchaft und Staat die Verantwortung, ohne ſich deſſen, ganz wie ein gewiſſenloſes Individuum, in Trägheit und Gleichgültigkeit bewußt zu werden. Der Staat aber hatte ſeine Schuld durchaus nur durch ein neues Verbrechen, das er ſich ſelbſt ſanktionierte, an dem Mädchen wett zu machen gewußt.

Die Verurteilte weinte ſeit vielen Wochen. Sie wollte nicht leben und hatte verſchiedene Selbſtentleibungsverſuche gemacht. Zum Paſtor geführt, hatte ſie nur immer zerknirſchte und verzweifelte Fragen an ihn wiederholt, ob ſie wohl irgendwie Ausſicht habe, ihr Kindchen im Jenſeits wiederzuſehen. Alles andere erſchien ihr gleichgültig. Sehnſucht nach ihrem Kinde allein war es, was immer neue Tränenſtröme in ihre vom Weinen faſt erblindeten Augen trieb. Der ſogenannte Kalfaktor, ein Sträfling, brachte die Graupenſuppe hinaus und als ſich der Paſtor, ſchon in Gedanken bei Quint, der Verbrecherin zuwandte, ſagte dieſe ſeufzend: „Ich weiß nicht, warum gerade mich das Schickſal ſo geſchleudert hat?" — „Was? Schickſal geſchleudert?" donnerte daraufhin der Paſtor und im nächſten Augenblick flog, von ſeinem herkuliſchen Arm geſchleudert, ein Stuhl buchſtäblich gegen die Wand. „Ich kann einen Stuhl ſchleudern," ſagte er, „aber das Schickſal kann keinen Menſchen ſchleudern. Gott hat ihm dazu die Macht nicht gegeben. Aber er hat dem Menſchen den freien Willen gegeben, hinter das Böſe die Strafe, hinter das Gute aber den Lohn geſetzt. Nicht das Schickſal trägt, ſondern du allein trägſt vor Gott und Menſchen, deines Verbrechens wegen, die Verantwortung. Dein Kind wird am jüngſten Gericht gegen dich zeugen."

Der Paſtor zog einen elfenbeinernen Zahnſtocher aus ſeiner bis an den Hals zugeknöpften ſchwarzen Weſte hervor und reinigte ſein prachtvoll weißes, negerhaft geſundes Gebiß damit, während das Mädchen, das in Verzweiflung ihr Kind getötet hatte, erſchrocken, mit plötzlich trockenen Augen, voll Grauen in ſich zuſammenkroch. Vor einem Jahre war die arme zwanzigjährige Jungfrau noch ſchön geweſen, heute erſchien ſie zuſammengekrochen, knöchern, unſchön und greiſenhaft ausgehöhlt. War es nun deshalb, weil die ſeltſam wiſſenden, großen Augen des anderen Sträflings, Emanuels, unverwandt auf ihr geruht hatten, oder hatte ſie überhaupt das wirre Bedürfnis, bei irgend jemandem um Gnade zu flehen: kurz, indem ſie abgeführt wurde, hatte ſie unverſehens ihre brennend ſaugenden Lippen auf Emanuel Quintens gefeſſelte Hände gedrückt.

Der Paſtor war ſprachlos. Er hielt den Zahnſtocher wie einen gen Himmel weiſenden Finger in der Hand. Es war ihm geweſen, als wenn jemand die deutlichen Worte: „Weib, deine Sünden ſind dir vergeben!" geſprochen hätte. „Das wäre noch beſſer," fuhr er los, „wenn hier, im Zimmer des Paſtors, ein Schlingel, der beinahe des Mords überwieſen iſt, die ungeheure Dreiſtigkeit haben wollte, mit dem Worte Gottes Unfug zu treiben. Verſteht er mich? Er Kujon! Er Patron!" — und er brachte ſein glattraſiertes, mit breiten Backenknochen und Kinnladen verſehenes Angeſicht, dicht an Quint — „verſteht er mich? Schindluder treiben wir hier mit den heiligſten Dingen nicht!"

„Raus!" ſchrie er. „Das geht denn doch über alles, was mir irgendein Zuchthäusler jemals in dieſem Raume geboten hat, weit hinaus. Lanek," wandte er ſich an den Oberaufſeher, „bitte, melden Sie dieſe Perſon! Raus mit dem Menſchen, ich kann ihn nicht ſehen! Soll ich mir etwa von dieſem Abſchaum das Heiligſte in den Kot ziehen laſſen? das Erhabenſte, was überhaupt in mir iſt? Nein! Das liegt außerhalb meiner Amtspflichten."

„Schauen Sie doch mal unten nach," ſagte der Paſtor gleich darauf ſehr ruhig zum Kalfaktor, als er allein mit ihm im Zimmer war, „ob meine Frau beim Herrn Inſpektor iſt; ſie wollte mich nämlich zum Gartenkonzert in den „Zwinger" abholen." Der Kalfaktor ging und der Kirchenmann zündete mit Behaglichkeit ſeine Zigarre an.

Und es wurde noch einige Wochen lang unterirdiſch von Zelle zu Zelle die Nachricht gepocht, daß Chriſtus ſelbſt im Gefängnis zugegen wäre. Die Wände vibrierten und bebten eine Zeitlang aus der myſteriöſen Quelle geſpeiſt, von den Worten des echten Heilandes, unter denen der Satz „Was ihr getan habt einem meiner geringſten Brüder, das habt ihr mir getan!" immer wieder kam. Die Steine ſprachen: „Fürwahr, er trug unſere Krankheit und nahm auf ſich unſere Schmerzen, aber wir hielten ihn für den, der von Gott geſchlagen und gemartert wurde." Die Steine ſprachen: „Sie haben Chriſtus verachtet, gehaßt, verkannt, verfolgt, verflucht, verhöhnt, geſchlagen, angeſpieen, unſchuldig eingekerkert und ans Kreuz geheftet! Er ward zwiſchen den Mördern aufgehängt und unter die Verbrecher gerechnet." So und ähnlich ſprachen die Steine fort, aber der Direktor der Anſtalt meinte, man tue am beſten, des im Grunde harmloſen Unfugs nicht weiter zu achten.

Mittlerweiler wurden durch eine Fabrikarbeiterin, namens Katzmarek, gewiſſe Tatſachen zur Kenntnis der Behörde gebracht, die nach und nach den Verdacht des Mordes einigermaßen von Emanuel ablenkten. Eines Tages fragte man ihn, ob er einen gewiſſen Menſchen, der nach der Schilderung mit dem böhmiſchen Joſef identiſch war, kenne und ihn des Mordes für fähig halte. Quint ſagte zwar, er kenne ihn, daß er aber den Mord nicht verübt habe, ſei ihm gewiß. Trotz des Stillſchweigens, deſſen Quint ſich leider befleißigte und das man ſchlechterdings nur als Ausfluß ſeines Schuldbewußtſeins deuten konnte, waren doch aber nun die Zweifel der Anklagebehörde rege gemacht und nachdem die Unterſuchung eine Zeitlang auch in einer anderen Richtung betrieben worden war, hatten ſich die Reſultate der Nachforſchung endlich zu einem faſt lückenloſen Entlaſtungsbeweiſe für Quint zuſammengeordnet. Man hatte die Spuren des böhmiſchen Joſef genau verfolgt und wußte, wo er an jedem Tage der letzten Wochen vor Begehung der ſcheußlichen Tat geweſen war. Er war um die Apotheke geſchlichen, in der die kleine Ruth bei Freunden der Eltern ſeinerzeit, um ſie auf andere Gedanken zu bringen, untergebracht worden war. Er hatte dann auf dem Miltſcher Dominium Arbeit gefunden. Eine Anzahl Zeugen meldeten ſich, denen der häßliche Menſch in Begleitung des lieblichen Mädchens aufgefallen war, als er ſie, meiſtens auf Feldwegen, gen Breslau führte. Den Menſchen ſelber aufzufinden, gelang indeſſen trotz aller Bemühungen nicht.

Als man Quint, deſſen Alibi allmählich durch Zeugen durchaus erwieſen ward, die günſtige Wendung der Sache mitteilte, und ihm die Ausſicht auf ſeine nahe Freiheit nicht vorenthielt, legte der Narr zum Schrecken des Anwalts und zur nicht geringen Verlegenheit der Behörde das Geſtändnis des Mordes ab.

Das Geſtändnis konnte indeſſen nicht Stich halten. Man ſtand auf dem Punkt, den Narren dennoch in Freiheit zu ſetzen, als man eben an der Stelle, wo der Mord der kleinen bejammernswerten Ruth verübt worden war, die Leiche des böhmiſchen Joſef fand, der ſich am Aſt einer Weide erhängt hatte. Es hätte kaum der Selbſtbezichtigung mehr bedurft, die man in ſeiner Taſche fand, ebenſo unbeholfen als umſtändig niedergeſchrieben, um ſeine Schuld über allen Zweifel erwieſen zu ſehen.

Die Kunde von der Entdeckung des wahren Täters drang natürlich ſogleich zu den Heidebrands und von da zu Lehrer Krauſe hinüber, wo ſich im Befinden Mariens eine Wandlung zum Beſſeren hervorbrachte. Das Mädchen hatte ihre Tage, ſeit dem Verſchwinden Emanuels, in Abſonderung von allem Verkehr zugebracht und als der allgemein geteilte Verdacht ihn zum Verbrecher ſtempelte, war ihre Geſundheit buchſtäblich zuſammengebrochen. Es kamen Ärzte, man rief den Milzſcher Schäfer herbei, man verſuchte es wiederum mit dem ſogenannten Geſundbeten, ohne daß es gelang, den Zuſtand des Mädchens zu verbeſſern. Sie erbrach die Speiſen, ſo oft man ſie etwas zu eſſen zwang, ſie litt an einer ſchrecklichen Blutleere, ſchließlich vermochte ſie kaum noch, vor Schwindel und Herzklopfen, die wenigen Schritte von ihrem Bett bis ans Fenſter zu gehen, wo ſie, in einem Korbſtuhl ſitzend, einige Stunden täglich Luft atmen mußte.

Man hatte hier die Idee von einem ſchlimmen Lotterdaſein bekommen, das Quint in der Großſtadt geführt und das ihn ins Verderben geſtürzt haben ſollte. Man fing dieſe Anſicht, als die Unſchuld Quints an dem Morde bekannt wurde, zu modifizieren an. Und nun, wie geſagt, geſchah es, daß ſich die Geſundheit Mariens zuſehends beſſerte. Sie aß, ſie ſprach, ihre Wangen nahmen ein wenig Farbe an. Bald unternahm ſie kleine Spaziergänge. Sie richtete einen Brief an ihre Schweſter Hedwig, die noch immer im Krankenhaus Profeſſor Mendels beſchäftigt war, worin ſie den Tag zu wiſſen wünſchte, an dem Emanuel aus dem Gefängnis vermutlich entlaſſen werden würde.

Für die Entlaſſung war der erſte Oktober feſtgeſetzt und das Datum Emanuel mitgeteilt worden. Er hatte alſo den ganzen Sommer in Unterſuchungshaft zugebracht. In ſeiner Antwort auf einen Brief, den er in ſeiner Zelle erhielt, ein Schreiben, in dem Hedwig Krauſe Mariens Frage an ihn weitergab und zugleich mitteilte, daß ihre Schweſter Marie, ſie ſelbſt und ihr Bräutigam, Bernhard Kurz, Quinten am Gefängnistore erwarten und in Empfang nehmen würden . . . in ſeiner Antwort auf dieſe Nachricht ſagte Quint eine Unwahrheit: er gab auf das allerbeſtimmteſte als den Tag ſeiner Entlaſſung nicht den erſten Oktober, ſondern den zweiten an.

Als am zweiten Oktober der Maler Kurz mit den beiden Mädchen Mittags zwölf Uhr am Eingang des Inquiſitoriats erſchien, fing für ſie ein langes vergebliches Warten und Nachfragen an, wodurch ſie am Ende zu der Überzeugung gelangen mußten, daß ſie Emanuel Quint verfehlt hatten. Sie glaubten zunächſt natürlich, ihn, womöglich am gleichen Tage, noch irgendwo in der Stadt zu entdecken, eine Vermutung, die leider nicht zutreffend war. Sie haben ihn nicht nur an dieſem und an den folgenden Tagen vergeblich geſucht, ſondern ihn überhaupt niemals wieder geſehen.

Quint hatte ſich am Tage vorher ſtillſchweigend davongemacht. Da ſein Prozeß nicht verhandelt worden war, hatte man ſeiner in der beſchränkten Öffentlichkeit, die ſein Fall erlangt hatte, längſt vergeſſen, als er wieder auf freiem Fuße ſtand.

In der Nähe des Platzes, an dem die kleine Ruth ihr Ende gefunden hatte, erſchien am erſten Oktober ein lang aufgeſchoſſener, dürftig gekleideter, rotblonder und bleicher Menſch, der von einigen Leuten geſehen wurde. Er trieb ſich lange in der Gegend der Mordtat herum. Er pochte kurz darauf an die Türe des Küſters leiſe an, worauf das Weib des Küſters, einen Bettler vermutend, öffnete. „Ich bin Chriſtus! Gib mir ein Nachtlager!" Da ſchlug ſie ihm, ſelbſtverſtändlich, tief erſchrocken, ſogleich mit ganzer Kraft die Tür vor der Naſe zu.

So ging es auch im Hauſe des Lehrers einige Tage ſpäter, wo einſt Emanuel Quint, im Schulzimmer, Bruder Nathanaels Bußpredigt gelauſcht hatte. Die Lehrersleute ſaßen bei Tiſch und ein kalter Herbſtwind durchbrauſte draußen die Dunkelheit. Man hörte einen Schritt auf der Hausſchwelle und hernach ein Pochen gegen die Tür. Die Frau wollte nicht öffnen, ſie fürchtete ſich. Nachdem, aus irgendeinem Grunde ängſtlich geworden, der fromme Lehrer ſeine Seele dem Herrn empfohlen hatte, öffnete er und fragte durch den Türſpalt: „Wer iſt hier?" „Chriſtus!" kam es leiſe zur Antwort. Und ſofort ſchlug mit einer Gewalt, die das Häuschen erbeben machte, von der Hand des Lehrers geriſſen, die Tür ins Schloß. Er kam ſchlotternd herein zu ſeiner Frau und behauptete, draußen ſtünde ein Wahnſinniger.

Etwa eine Woche nach dieſen Vorfällen brachten Berliner Zeitungen dieſe kurze Notiz:

Die Bewohner des Oſtens unſerer Stadt werden ſeit einiger Zeit durch die Erſcheinung eines Menſchen beunruhigt, der nie um Geld, ſondern immer nur um Obdach und Brot bittet und der auf die ſtereotype Frage: Wer iſt da? ſich als Chriſtus bezeichnet. Man kann ſich denken, welchen Schreck der im üb-

en wahrſcheinlich harmloſe Irre überall, wo er auftaucht,
urſacht. Er dürfte wenig Geſchäfte machen. Die Hausfrauen
ieben meiſt, kaum daß die ominöſe Bezeichnung gefallen
den Riegel vor und bringen die Sicherheitskette in Ord-
ng.

Wiederum eine Woche ſpäter fing der gleiche Anfug in
ehemaligen freien Reichsſtadt Frankfurt am Main die
ite ein Weilchen zu beſchäftigen an. Vor dem Narren und
ttler, der ſich Chriſtus nannte, waren mittlerweile zwiſchen
rlin und Frankfurt Hunderte und Aberhunderte von Haus-
n zugeflogen. Ein Frankfurter, der die Angelegenheit auf
iſche Weiſe nahm, ſagte, der Herrgott in ſeinem Himmel
ſe unzweifelhaft durch den ungewohnten, wilden Lärm des
enſchlagens neuerdings auf die Vorgänge unter dem Men-
ngeſchlecht aufmerkſam geworden ſein.

nwillkürlich dankt man dem Himmel, daß nur ein armer
ennarr und nicht Chriſtus ſelber der Wanderer geweſen
dann hätten nämlich Hunderte von katholiſchen und pro-
ntiſchen Geiſtlichen, Arbeitern, Beamten, Landräten, Kauf-
n aller Art, Generalſuperintendenten, Biſchöfen, Adligen
Bürgern, kurz zahlloſe fromme Chriſten, den Fluch der
ammnis auf ſich geladen.

er wie konnte man wiſſen — obgleich wir „Führe uns
in Verſuchung" beten, ob es nicht doch am Ende der
Heiland war, der in der Verkleidung des armen Narren
hen wollte, inwieweit ſeine Saat von Gott geſäet, die
des Reiches, inzwiſchen gereift wäre?

nn hätte Chriſtus ſeine Wanderung, wie ermittelt wurde,
Darmſtadt, Karlsruhe, Heidelberg, Baſel, Zürich, Luzern
ch Göſchenen und Andermatt fortgeſetzt und hätte überall
nur von dem gleichen Türenſchlagen an ſeinen Vater

im Himmel berichten können. Nämlich der Narr, der ſich Chriſtus nannte, teilte zuletzt mit zwei armen, barmherzigen Schweizer Berghirten, oberhalb Andermatt, Brot und Nachtquartier. Seitdem iſt er nicht mehr geſehen worden.

Dem Chroniſten, der auf den Spuren Emanuel Quintens ging, iſt es wahrſcheinlich, daß jener Menſch, der ſeinen Chriſtuswahn, verlaſſen und einſam, durch Deutſchland und durch die Schweiz ſchleppte, der verſchwundene, arme Tiſchlergeſelle aus Schleſien war. Er war auch derſelbe, wie ihm ſcheint, der oberhalb des Gotthardhoſpizes nach der Schneeſchmelze im Frühjahr darauf erſtarrt und zuſammengekauert gefunden wurde. Unzweifelhaft hatte ſich Quint beim tiefen Schneegeſtöber verirrt, hatte das Hoſpiz, auf dem Paſſe zu milderen Breiten, verfehlt und war in die Wildnis des Pizzo Centrale hinaufgeraten. Dort hatten Nacht, Nebel und Schneegeſtöber ihn eingeſargt.

Dies mußte im Spätherbſt oder beginnenden Winter geweſen ſein, denn er hatte, als ihn die Sennen heraushoben, ſicherlich fünf oder ſechs Monate lang in der tiefſten Schnee- und Eisſchicht verborgen geſteckt. Auf einem Briefbogen, den man in ſeiner Taſche fand, waren die Worte noch deutlich zu leſen geweſen: „Das Geheimnis des Reichs?“ die keiner beachtete noch verſtand, die aber dem Chroniſten, als er das traurige Dokument in Händen hielt, eine gewiſſe Rührung abnötigten. War er überzeugt oder zweifelnd geſtorben? Wer weiß es? Der Zettel enthält eine Frage, ſicherlich! Aber was bedeutet es: Das Geheimnis des Reichs?

Ende

Atlantis

Roman

von

Gerhart Hauptmann

S. Fiſcher, Verlag, Berlin
1913

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

Dreiundzwanzigſte Auflage.

Sechzig Vorzugsexemplare ſind auf Strathmore Japan abgezogen und numeriert; davon fünfzig zum Verkauf. Preis fünfzig Mark für den in Ganzleder gebundenen Band.

Alle Rechte, insbeſondere das der Überſetzung, vorbehalten.
Copyright 1912 S. Fiſcher, Verlag, Berlin.

Atlantis

Der deutſche Poſt- und Schnelldampfer „Roland" verließ Bremen am 23. Januar 1892. Er war eines der älteren Schiffe der Norddeutſchen Schiffahrtsgeſellſchaft, unter denen, die den Verkehr mit New York vermittelten.

Die Bemannung des Schiffes beſtand aus dem Kapitän, vier Offizieren, ſechs Maſchiniſten, einem Proviant- und einem Zahlmeiſter, einem Proviant- und einem Zahlmeiſter-Aſſiſtenten, dem Ober-Steward, dem zweiten Steward, dem Oberkoch und dem zweiten Koch und ſchließlich dem Arzt. — Außer dieſen Leuten, denen das Wohl des gewaltigen, ſchwimmenden Hauſes anvertraut war, waren Matroſen, Stewards, Stewardeſſen, Küchengehilfen, Kohlenzieher und andere Angeſtellte an Bord, mehrere Schiffsjungen und eine Krankenpflegerin.

Das Schiff führte von Bremen aus nicht mehr als hundert Kajütpaſſagiere. Das Zwiſchendeck war mit etwa vierhundert Menſchen belegt.

Auf dieſem Schiff wurde für Friedrich von Kammacher von Paris aus telegraphiſch ein Kajütplatz belegt. Eile tat Not. Der junge Mann mußte, kaum anderthalb Stunden nachdem ihm ein Platz geſichert war, den Schnellzug beſteigen, mit dem er dann gegen zwölf Uhr nachts in Le Havre anlangte. Von hier aus trat er die Überfahrt nach Southampton an, die ohne Zwiſchenfall vor ſich ging und die er in der Koje eines ſchrecklichen Schlafſaales verſchlief.

Bei Morgengrauen war er an Deck, als die Küſten Englands ſich, einigermaßen geſpenſtiſch, mehr und mehr annäherten, bis ſchließlich der Dampfer in den Hafen Southhamptons einlief, wo Friedrich den „Roland" erwarten ſollte.

Im Schiffsbureau ſagte man ihm: Es liege am Kai ein kleiner Salondampfer zur Abfahrt bereit, die dann erfolge, ſobald der „Roland" draußen geſichtet werde. Man empfahl Herrn von Kammacher, ſich gegen Abend mit Sack und Pack auf eben dieſem Salondampferchen einzufinden.

Er hatte nun viele müßige Stunden vor ſich, in einer fremden und öden Stadt. Dabei war es kalt, zehn Grad unter Null. Er entſchloß ſich, ein Gaſthaus aufzuſuchen und, wenn irgend möglich, einen beträchtlichen Teil der Zeit zu verſchlafen.

In einem Schaufenſter ſah er Zigaretten von Simon Arzt in Port Said ausgelegt. Er ging in den kleinen Laden, den gerade eine Magd auskehrte, und kaufte mehrere hundert Stück davon.

Dies war eigentlich mehr ein Akt der Pietät, als daß er beſondere Raucherfreuden geſucht hätte.

Friedrich von Kammacher trug ein Portefeuille aus Krokodilshaut in der Bruſttaſche. Dieſes Portefeuille enthielt, unter andren Papieren, auch einen Brief, den Friedrich vor kaum vierundzwanzig Stunden erhalten hatte. Er lautete ſo:

Lieber Friedrich!

Es hat nichts geholfen. Ich bin aus dem Sanatorium im Harz als ein verlorener Mann in das Haus meiner Eltern zurückgekehrt. Dieſer verfluchte Winter im Heuſcheuer Gebirge! Ich hätte nicht ſollen nach meiner Rückkehr aus tropiſchen Gegenden gleich einem ſolchen Winter in die Klauen geraten. Das Schlimmſte war allerdings der Pelz meines Kollegen, dieſes verfluchte Möbel, das der Oberteufel in der Hölle beſonders verbrennen ſoll, und dem ich den ganzen Hundejammer verdanke: lebwohl! Ich habe mich natürlich auch mit Tuberkulin ſpritzen laſſen und daraufhin beträchtlich Bazillen geſpuckt. Enfin: es ſind noch genug zurückgeblieben, um mir den baldigen Exitus letalis zu gewährleiſten.

Nun aber das Weſentliche, mein guter Freund. Ich muß meinen Nachlaß regeln. Da finde ich nun, ich ſchulde Dir dreitauſend Mark. Du haſt es mir ſeinerzeit ermöglicht, mein ärztliches Studium zu vollenden, das mich nun allerdings recht elend im Stiche läßt. Doch dafür kannſt Du natürlich nichts, und es iſt auch kurios genug, daß jetzt, wo alles verloren iſt, mich gerade die ſchlimme Erkenntnis beſonders quält, Dir leider gar nichts vergelten zu können. — Sieh mal: mein Vater iſt ein ſtädtiſcher Hauptlehrer, der ſeltſamerweiſe etwas erſpart, aber dafür auch, ohne mich, fünf unverſorgte Kinder hat. Er betrachtete mich als ſein Kapital und wandte an mich beinahe mehr, als zuläſſig war, in der Hoffnung auf reichliche Zinſen. Heute ſieht er, als praktiſcher Mann, Kapital und Zinſen verloren.

Kurz: er ängſtet ſich vor Verbindlichkeiten, die leider nicht mit mir hinübergehen in die — Pfui! Pfui! Pfui! — (dreimal ausſpucken!) — beſſere Welt. Was ſoll ich tun? Würdeſt Du auf die Rückzahlung meiner Schuld verzichten können?

Übrigens war ich ſchon einige Male faſt hinüber, alter Freund. Und es bleiben für Dich Aufzeichnungen über den Verlauf ſolcher Zuſtände, die vielleicht wiſſenſchaftlich nicht ohne Intereſſe ſind. Sollte es mir, nach dem großen Moment, aus dem Jenſeits irgend möglich ſein, mich bemerklich zu machen, ſo hörſt Du ſpäter noch mehr von mir.

Wo biſt Du eigentlich? Lebewohl! In den fulminanten Orgien meiner nächtlichen Träume ſchaukelſt Du nämlich immer auf hoher See. Willſt Du vielleicht auch Seereiſen machen?

Es iſt Januar. Liegt nicht wenigſtens ein gewiſſer Vorteil darin, wenn man das Aprilwetter nicht mehr zu fürchten braucht? — Ich drück Dir die Hand, Friedrich Kammacher!

Dein Georg Rasmuſſen.

Dieſen Brief hatte der Empfänger von Paris aus ſogleich telegraphiſch beantwortet, in einem Sinne, der dem heroiſch ſterbenden Sohn die Sorge um ſeinen geſunden Vater vom Herzen nahm.

Im Readingroom von Hofmanns Hotel am Hafen ſchrieb Friedrich die Antwort für den ſterbenden Freund:

Lieber Alter!

Meine Finger ſind klamm. Ich tauche eine geborſtene Feder unermüdlich in ſchimmelige Tinte. Wenn ich aber nun nicht ſchreibe, ſo kannſt Du früher als in drei Wochen von mir keine Nachricht erhalten: denn ich gehe heut' abend an Bord des „Roland“ von der Norddeutſchen Schiffahrtsgeſellſchaft.

Deine Träume ſcheinen mir wirklich nicht ohne zu ſein, denn es iſt ganz ausgeſchloſſen, daß Dir jemand von meiner Seereiſe etwas verraten haben kann. Zwei Stunden, bevor Dein Brief mich erreichte, wußt' ich ja ſelbſt noch nichts davon.

Übermorgen jährt ſich der Tag, wo Du nach Deiner zweiten Weltreiſe direkt von Bremen zu uns in die Heuſcheuer kamſt, einen Sack voll Geſchichten, Photographien und die Zigaretten von Simon Arzt mitbrachteſt. Ich hatte kaum den Boden Englands betreten, als ich unſere geliebte Marke, zwanzig Schritt weit vom Landungsplatz, im Schaufenſter fand. Natürlich kauft' ich ſie, und zwar ſogleich maſſenweiſe und rauche ſogar eben eine zur Erinnerung. Leider wird der entſetzliche Readingroom, in dem ich ſchreibe, nicht wärmer davon.

Vierzehn Tage warſt Du bei uns, da pochte in einer Winternacht an meine Haustür das Schickſal an. Gleich ſtürmten wir beide vor die Türe, und da haben wir uns erkältet, wie es ſcheint. Was mich betrifft, ſo habe ich heut' mein Haus verkauft, meine Praxis aufgegeben, meine drei Kinder in Penſion geſchafft; und was meine Frau betrifft, ſo wirſt Du ja wiſſen, was über ſie hereingebrochen iſt.

Teufel nochmal! es iſt manchmal hübſch gruſelig, zurückzudenken. Es war uns beiden doch eigentlich recht, als Du die Vertretung unſeres kranken Kollegen bekamſt. Ich ſehe Dich noch in ſeinem Fuchspelz und Schlitten auf der Praxis herumgondeln. Und als er ſtarb, da hatte ich eigentlich nichts dagegen, Dich als biederen Landarzt in unmittelbarer Nähe anſäſſig zu ſehen: obgleich wir uns über eine ſolche Landarzt-Hungerpraxis von jeher gehörig luſtig machten.

Nun, alles iſt recht ſehr anders gekommen.

Weißt Du noch, mit welcher Monotonie wir unſere Witze über die Goldammern machten, die damals ſcharenweiſe in die verſchneite Heuſcheuer einfielen. Man näherte ſich einem kahlen Strauch oder Baum, und plötzlich war's, als ob er ſich ſchüttelte und zahlloſe goldene Blätter um ſich ſtäubte und abwürfe. Wir deuteten das auf Berge von Gold. — Des Abends ſpeiſten wir dann auch Goldammern, weil ſie von Sonntagsjägern in Menge angeboten und von meiner ſchnapsfrohen Köchin vorzüglich gebraten wurden. Du ſchwureſt damals, Du bliebeſt nicht Arzt, außer der Staat ſtelle Dir die Vorräte eines rieſigen Magazins zu Verfügung, arme Kranke mit Mehl, Wein, Fleiſch und allem Nötigen zu verſorgen. Und nun hat Dir dafür der böſe Dämon der Ärztezunft was ausgewiſcht. Aber Du mußt mir wieder geſund werden.

Ich reiſe jetzt nach Amerika. Warum? das wirſt Du erfahren, wenn wir uns wiederſehen. Ich kann meiner Frau, die bei Binswanger iſt, alſo in ausgezeichneter Pflege, nichts mehr nützen. Ich habe ſie vor drei Wochen beſucht. Sie hat mich nicht einmal wiedererkannt. — Im übrigen habe ich mit dem Ärzteberuf, auch mit der bakteriologiſchen Forſchung, tatſächlich abgeſchloſſen. Du weißt, es iſt mir ein Unglück paſſiert. Mein wiſſenſchaftlich geachteter Name iſt ein bißchen ſchlimm zerzauſt worden. Es wird behauptet, ich hätte ſtatt des Milzbranderregers Fäſerchen im Farbſtoff unterſucht und in meiner Arbeit beſchrieben. Es kann ja ſein, doch ich glaube es nicht. Schließlich und endlich iſt es mir gleichgültig.

Ich bin mitunter recht angewidert von den Hanswurſtiaden dieſer Welt: dadurch fühle ich mich dem engliſchen Spleen ſehr nahegerückt. Beinahe die ganze Welt, jedenfalls aber Europa iſt für mich eine ſtehengebliebene kalte Schüſſel auf einem Bahnhofsbüfett, die mich nicht mehr reizt.

Doktor Friedrich von Kammacher gab dieſem Brief einen herzlichen Abſchluß, adreſſierte und überreichte ihn einem deutſchen Hausknecht zur Beförderung. Hierauf ſtieg er in ſein Zimmer hinauf, deſſen Fenſter gefroren waren, und legte ſich bei eiſiger Temperatur in ein großes, froſtiges Doppelbett hinein.

Der Zuſtand eines Reiſenden, der eine nächtliche Überfahrt hinter ſich hat und im Begriffe ſteht, die Reiſe über den Ozean anzutreten, iſt an ſich nicht beneidenswert. Allein die Verfaſſung, in der ſich der junge Arzt befand, enthielt ein Wirrſal von ſchmerzlichen, zum Teil einander bekämpfenden Erinnerungen. Sie traten vor ſein Bewußtſein, einander verdrängend, in einer unabläſſigen Jagd. Er wäre gern eingeſchlafen, um für die kommenden neuen Dinge ein wenig geſtärkt zu ſein, aber er ſah, mit offenen Augen oder die Lider darüber deckend, alles in gleicher Helligkeit.

Sein Leben hatte ſich durch ein Jahrzehnt, vom zwanzigſten bis zum dreißigſten Jahr, auf bürgerliche Weiſe entwickelt. Eifer und große Befähigung in ſeiner beſonderen Wiſſenſchaft trugen ihm die Protektion großer Lehrer ein. Er war Aſſiſtent bei Koch geweſen. Aber auch bei deſſen Gegner Pettenkofer in München hatte er eine Reihe von Semeſtern zugebracht.

So kam es, daß er, ſowohl in München als in Berlin, auch ſonſt in Kreiſen der bakteriologiſchen Wiſſenſchaft, als einer der fähigſten Köpfe galt, deſſen Karriere eigentlich nicht mehr in Zweifel ſtand. Höchſtens trug ihm eine gewiſſe Neigung zur Schöngeiſterei bei den trockenen Herren Kollegen hie und da leiſe-bedenkliches Kopfſchütteln ein.

Heut', nachdem die verunglückte Arbeit Friedrich von Kammachers erſchienen war und das große Fiasko erlitten hatte, hieß es in Fachkreiſen allgemein: Zerſplitterung durch Nebenintereſſen hätte den jungen, hoffnungsvollen Geiſt zur Selbſtvernichtung geführt.

Friedrich war eigentlich nach Paris gereiſt, um eine Leidenſchaft loszuwerden, aber ihr Gegenſtand, die ſechzehnjährige Tochter eines Mannes aus der Artiſtenwelt, hielt ihn feſt. Seine Liebe war eine Krankheit geworden, und dieſe Krankheit hatte deshalb vielleicht einen ſo hohen Grad erreicht, weil der Befallene nach den trüben Vorfällen jüngſt vergangener Zeit für das Gift der Liebe beſonders empfänglich war.

Das geringe Gepäck Doktor von Kammachers deutete nicht auf eine ſorgfältig vorbereitete Seereiſe. Der Entſchluß dazu wurde in einem Verzweiflungsrauſche gefaßt, oder eigentlich mehr durch einen leidenſchaftlichen Ausbruch erzwungen: als die Nachricht kam, der Artiſt und ſeine Tochter hätten ſich am dreiundzwanzigſten Januar in Bremen auf dem Poſt- und Schnelldampfer „Roland“, mit dem Ziel New York, eingeſchifft.

Der Reiſende hatte nur etwa eine Stunde bekleidet im Bett gelegen, als er aufſtand, ſich, nachdem er das Eis des Waſchkruges eingeſchlagen, ein wenig wuſch und in die unteren Räume des kleinen Hotels hinunterſtieg. Im Readingroom ſaß eine jugendlich-hübſche Engländerin. Ein weniger hübſcher und weniger junger iſraelitiſcher Kaufmann trat herein, der ſich bald als Deutſcher entpuppte. Die Öde der Wartezeit bewirkte die Annäherung. Der Deutſche war in Amerika anſäſſig und wollte mit dem „Roland“ über den großen Teich dorthin zurück.

Die Luft war grau, das Zimmer kalt, die junge Dame ſchritt unruhig auf und ab, an dem ungeheizten Kamin vorüber, und das Geſpräch der neuen Bekannten verlor ſich bald in Einſilbigkeit.

Die Zuſtände eines unglücklich Liebenden ſind für ſeine Umgebung entweder verborgen oder lächerlich. Ein ſolcher Menſch wird abwechſelnd von lichten Illuſionen verzückt oder von dunklen gefoltert. Ruhelos trieb es den jungen Narren der Liebe trotz Wind und Kälte ins Freie hinaus und durch die Straßen und Gaſſen des Hafenſtädtchens. Er dachte daran, wie ihn ſein Landsmann andeutungsweiſe nach dem Zweck ſeiner Reiſe ausgeforſcht, und wie er ſelber, nicht ohne Verlegenheit, einiges hatte vorbringen müſſen, um nur mit ſeinem geheimen Zweck nicht preisgegeben zu ſein. Von jetzt ab würde er ſagen, beſchloß er bei ſich, falls etwa wiederum Frager ſich zudrängten, er reiſe hinüber, um den Niagara und den Yellowſtone-Park zu ſehen und dabei einen Studienfreund zu beſuchen.

Während des ſchweigſamen Mittageſſens im Hotel wurde bekannt, daß der „Roland" wahrſcheinlich bereits gegen fünf bei den Needles eintreffen werde. Nachdem Friedrich mit ſeinem neuen Bekannten, der für ſein eigenes Geſchäft in der Konfektionsbranche reiſte, Kaffee getrunken und einige Zigaretten von Simon Arzt geraucht hatte, begaben ſich beide Herren, mit allem Gepäck, auf den Salondampfer, der übrigens ſeinem pompöſen Titel durchaus nicht entſprach.

Hier gab es nun einen ſtundenlangen, höchſt ungemütlichen Aufenthalt, während der niedrige Schornſtein ſchwarzen Qualm in den ſchmutzigen gelben Nebel, der alles bedrückte, aufſteigen ließ. Von Zeit zu Zeit klang die Schaufel des Heizers aus dem Maſchinenraum. Nach und nach kamen fünf oder ſechs Paſſagiere, alle recht ſchweigſam, mit ihren Gepäckträgern. Die Kajüte des Tenders lag über Deck. Im Innern, unter den Fenſtern — eigentlich war der Raum ein Glaskaſten! — lief eine Bank mit roten Plüſchpolſtern.

Keiner der Reiſenden hatte Ruhe genug, ſich irgendwo dauernd niederzulaſſen. Die Unterhaltung geſchah in einem bänglichen Flüſterton. Drei junge Damen, die mittelſte war jene junge Engländerin aus dem Readingroom, gingen unermüdlich hin und her, der ganzen Länge nach durch die Kajüte, mit bleichen Geſichtern und fortwährend tuſchelnd.

„Ich mache die Reiſe hin und zurück ſchon zum achtzehnten Mal," erklärte jetzt plötzlich ungefragt der Konfektionskaufmann.

Jemand erwiderte: „Leiden Sie an der Seekrankheit?" — „Ich bin," gab der Konfektionär zurück, „und zwar jedesmal, kaum daß ich das Schiff betreten habe, eine Leiche."

Endlich, nach langem vergeblichem Warten, ſchien ſich im Innern des Tenders und an ſeinem Steuer etwas vorzubereiten. Die drei Damen umarmten und küßten einander. Die mittelſte, hübſcheſte, die aus dem Readingroom, blieb auf dem Schiffe zurück, die andern faßten Fuß auf der Kaimauer.

Aber das Tenderchen wollte noch immer nicht in Bewegung geraten. Endlich wurden die Troſſen von den eiſernen Ringen der Kaimauer losgemacht. Es gellte ein herzzerreißender Pfiff, und die Schraube begann, wie zur Probe, langſam das ſchwarze Waſſer zu quirlen. Inzwiſchen war ringsum die Nacht, ſtockfinſter, zur Herrſchaft gelangt.

Im letzten Augenblick wurden Friedrich noch einige Telegramme überbracht. Seine Eltern wünſchten ihm glückliche Reiſe. Sein Bruder hatte einige herzliche Worte aufgeſetzt. Zwei andre Depeſchen ſtammten: die eine von ſeinem Bankier, die andere von ſeinem Rechtsanwalt.

Nun hatte der junge Doktor von Kammacher weder einen Freund noch einen Verwandten, nicht einmal einen Bekannten am Kai von Southampton zurückgelaſſen, und doch entſtand, ſobald er fühlte, wie das Tenderchen in Bewegung kam, ein Sturm in ihm. Er hätte nicht ſagen können, ob es ein Sturm des Wehs, der Qual, vielleicht der Verzweiflung war oder ein Sturm der Hoffnung unendlichen Glücks.

Es ſcheint, daß der Lebensgang ungewöhnlicher Männer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in eine gefährliche Kriſe tritt. In einer ſolchen Kriſe werden angeſammelte Krankheitsſtoffe entweder überwunden und ausgeſchieden, oder der Organismus, der ſie beherbergt, unterliegt. Oft iſt ein ſolches Unterliegen der leibliche Tod, zuweilen aber auch nur der geiſtige. Und wiederum eine der wichtigſten und für den Betrachter bewunderungswürdigſten Kriſen iſt die an der Wende des dritten und vierten Jahrzehnts. Schwerlich wird die Kriſe vor dem dreißigſten Jahre einſetzen, dagegen wird es öfter vorkommen, daß ſie ſich bis zur Mitte der dreißiger Jahre, ja darüber hinaus verzögert: denn es iſt zugleich eine große Abrechnung, eine fundamentale Bilanz des Lebens, die man gerne ſolange als irgend tunlich lieber hinausſchieben als etwa zu früh in Angriff nehmen wird.

Es würde nicht auszudrücken ſein, in welchem Umfang Friedrich ſein ganzes bisheriges Leben ins Bewußtſein trat, nachdem er den Boden Europas verlaſſen hatte. Im Lichte dieſes äußeren Abſchieds ſtand gleichſam ein ganzer Weltteil der eigenen Seele da: und zwar hieß es hier nicht, auf Wiederſehen! ſondern der Verluſt war für immer beſiegelt. Was Wunder, wenn in dieſen Augenblicken Friedrichs ganzes Weſen, faſt bis zur Haltloſigkeit, erſchüttert ſchien.

Rings um den kleinen Dampfer preßte ſich dicke Finſternis. Die Hafenlichter waren verſchwunden. Die Nußſchale mit dem gläſernen Pavillon fing beträchtlich zu ſchaukeln an. Dabei pfiff und heulte der Wind durch die Fugen. Zuweilen zwang er den kleinen Dampfer ſtille zu ſtehen. Plötzlich ſchrie die Dampfpfeife mehrere Mal, und wiederum ging es mit irgend einem Kurs weiter ins ſchwarze Dunkel vorwärts.

Das Klappern der Fenſter, das Beben des Schiffskörpers, die gurgelnde, unterirdiſche Wühlarbeit des Propellers, verbunden mit den plärrenden, pfeifenden, heulenden Tönen des Windes, der das Schiff auf die Seite legte: dies alles zuſammen erzeugte in den Reiſenden einen Zuſtand äußerſter Unbehaglichkeit. Immer wieder, als wenn es nicht aus noch ein wüßte, ſtoppte das Dampfboot, ließ den ſpitzen und gellenden Laut der Pfeife ertönen, den mitunter die wilde Bewegung des ſchwarzen Luftmeers ſo völlig erſtickte, daß er nur noch wie das hilfloſe Hauchen einer heiſeren Kehle klang — und ging dann, mitunter rückwärts, mitunter vorwärts, bis es wiederum ratlos liegen blieb, vom Schwall der Wogen gedreht und emporgehoben, ſcheinbar verloren und verſunken in ewiger Finſternis.

Mit einem Male erdröhnte es dann, quirlte das Waſſer, ließ gewaltig ziſchende Dämpfe aus, pfiff, ſchrecklich und angſtvoll, einmal, zweimal — Friedrich von Kammacher zählte ſiebenmal! — und hatte plötzlich ſeine höchſte Geſchwindigkeit, als ob es dem Satan entlaufen wollte, — und jetzt, auf einmal, wandte es ſich und lag vor einer gewaltigen Viſion, unter einer Fülle von Licht.

Der „Roland" war bei den Needles angelangt und hatte ſich vor den Wind gelegt. Im Schutze ſeiner mächtigen Breitſeite ſchien das Dampferchen wie in einen taghell beleuchteten Hafen gelangt. Der Eindruck, den die überraſchende Gegenwart des gewaltigen Ozean-Überwinders in Friedrich hervorbrachte, glich einem Fortiſſimo von höchſter Kraft.

Noch nie hatte Friedrich vor der Macht des menſchlichen Ingeniums, vor dem echten Geiſte der Zeit, in der er ſtand, einen gleichen Reſpekt gefühlt, wie beim Anblick dieſer ſchwarz aus dem ſchwarzen Waſſer ſteigenden, rieſigen Wand, dieſer ungeheueren Faſſade, die aus endloſen Reihen runder Luken Lichtſtröme auf eine ſchäumende Aue vor dem Winde geſchützter Fluten warf.

Matroſen waren damit beſchäftigt, an der Flanke des

„Roland" die Fallreeptreppe herunterzulaſſen. Friedrich konnte bemerken, wie oben an Deck, wo ſie mündete, zum Empfange der neuen Paſſagiere bereit, eine zahlreiche Gruppe uniformierter Schiffsbedienſteter ſtand. Während nun jeder im Innern des kleinen Salondampfers, von plötzlicher Haſt ergriffen, ſich ſeines Gepäcks verſicherte, beherrſchte den jungen Arzt das ganze Ereignis mit der Kraft der Erhabenheit. Es war nicht möglich, angeſichts dieſer gigantiſchen Abenteuerlichkeit die Überzeugung von der Nüchternheit moderner Ziviliſation aufrecht zu halten. Hier wurde jedem eine verwegne Romantik aufgedrängt, mit der verglichen die Träumereien der Dichter verblaßten.

Während das Tenderchen ſich, kokett auf dem ſchwellenden Giſchte tanzend, halbſchwebend der Fallreeptreppe näherte, fing hoch oben an Deck des „Roland" die Muſikkapelle zu konzertieren an. Es war eine flotte, entſchloſſene Marſchweiſe, von jener kriegeriſchen und zugleich reſignierenden Art, wie ſie den Soldaten in den Kampf, das heißt zum Siege oder zum Tode führt. Ein ſolches Orcheſter von Blasinſtrumenten, Becken, Trommeln und Pauke hatte nur noch gefehlt, um die Nerven des jungen Arztes gleichſam in einen feurigen Regen aufzulöſen.

Es war nicht zu verkennen, daß dieſe Muſik, die aus der Höhe in die Nacht und auf das manövrierende Tenderchen herunterſcholl, mit der Abſicht veranſtaltet wurde, die Ängſte zaghafter Seelen zu betäuben. Draußen lag der unendliche Ozean. — Man konnte nicht anders in einem ſolchen Augenblick, als ihn nächtlich und finſter vorſtellen! — eine furchtbare Macht, die dem Menſchen und dem Werke des Menſchen feindlich iſt. Nun aber rang ſich aus der Bruſt des „Roland", von den Tiefen des Baſſes aufſteigend ſtärker und ſtärker ein ungeheurer Laut, ein Ruf, ein Gebrüll, ein Donner hervor, von einer Furchtbarkeit und Gewalt, die das

Blut im Herzen ſtocken machte. Nun, lieber Roland, ſchoß es Friedrichen durch den Sinn, du biſt ein Kerl, der es mit dem Ozean aufnehmen wird. Damit ſtellte er ſeinen Fuß auf die Reeptreppe. Er hatte vergeſſen, was er bisher geweſen, und weshalb er hierher gekommen war!

Als er unter den wilden Rhythmen der Bande die oberſte Sproſſe der Treppe erreicht hatte und endlich auf dem geräumigen Deck unter dem grellen Licht einer Bogenlampe ſtand, war er erſtaunt, wievielen vertrauenerweckenden Männergeſtalten er ſich gegenüberbefand. Es war eine Sammlung prächtiger Menſchen, vom Offizier bis zum Steward herab, alles große und auserleſene Leute, dazu von einem Geſichtsſchnitt, der ebenſo kühn als ſchlicht, ebenſo klug als treuherzig anmutete. Friedrich von Kammacher ſagte ſich, daß es doch wohl noch etwas wie eine deutſche Nation gebe, und fühlte zugleich Stolz und vertrauende Sicherheit. Ja, eine der Stützen dieſes Gefühls war die überaus ſonderbare Meinung, die flüchtig in ſeiner Seele auftauchte, daß unſer Herrgott ſich niemals entſchließen werde, eine ſolche Ausleſe edler und pflichtgetreuer Menſchen wie junge Katzen im Meer zu ertränken.

Er wurde allein in einer Kabine zu zwei Betten untergebracht, und bald darauf ſaß er, aufs beſte bedient, an dem einen Ende der hufeiſenförmigen Tafel im Speiſeſaal. Man aß und trank, aber es ging, da das eigentliche Diner ſchon vorüber war, nicht ſehr lebhaft zu in dem niedrigen, weiten, leeren Raume, unter der kleinen Geſellſchaft der Nachzügler: weil jeder ermüdet und hinreichend mit ſich ſelber beſchäftigt war.

Während des Eſſens wurde es Friedrichen ſchwer, ſich vorzuſtellen, daß er nun wirklich auf der Fahrt nach Amerika, ja überhaupt auf einer Fahrt begriffen war. Das kaum bemerkliche, leiſe Erbeben des Gebäudes in dem er war, erſchien zu gering, um als Begleiterſcheinung einer Fortbewegung gedeutet zu werden. Es kam ihn, als er ſeiner Gewohnheit gemäß, einige Gläſer Wein zu ſich genommen hatte, eine Empfindung ruhevollen Behagens an, ein wohliger Zuſtand der Erſchöpfung. Wie wunderlich, dachte er, im ſicheren Vorgefühl eines feſten Schlafs, daß ich ſeit Wochen, ja Monden zum erſten Mal, gerade hier, auf dieſem raſtloſen Ozeandurchpflüger, Stunden der Ruhe und der Entſpannung finden ſoll.

Er hatte denn auch zehn Stunden lang wie ein Kind in der Mutter Wiege geſchlafen, als er die Augen wieder öffnete und immer noch etwas wie einen ſeligen Frieden empfand. Sein erſter Gedanke war jenes Mädchen, das nun auf viele Tage und Nächte hinaus, durch die gleiche, geräumige ſchwimmende Herberge zu Leid und Freude mit ihm verbunden blieb. Friedrich ſtreichelte über die Wände, die gleichſam ein leitendes Medium wurden, durch das er mit der Geliebten in Berührung kam, und aus dem der lebendige Odem ihres Weſens in ihn einſtrömte.

Friedrich befand ſich im Speiſeſaal, wo ihm das reichliche Frühſtück ſerviert wurde, das er mit herzhaftem Appetit genoß. Ich habe geſchlafen, ſagte er ſich und, wie in einer beliebigen Nacht, im Zuſtande der Betäubung gelegen, und bin dabei an zweihundert Meilen über den Atlantiſchen Ozean vorgedrungen. Wie eigentümlich, wie ſonderbar!

Friedrich verlangte die Paſſagierliſte, und als er darauf zwei Namen entdeckte, die zu finden er mit vollkommener Sicherheit vorausſetzen mußte, ſchrak er zuſammen, ward bleich und bekam Herzklopfen.

Sobald Friedrich von Kammacher die Namen Hahlſtröm und Tochter geleſen hatte, faltete er die Liſte zuſammen und blickte ſich um. Es mochten fünfzehn bis zwanzig Perſonen, Damen und Herren, im Saale verſammelt ſein, die alle mit Eſſen beſchäftigt waren, oder den Stewards ihre Frühſtückswünſche kundgaben. Aber Friedrichen kam es vor, als ob ſie alle zu keinem anderen Zwecke da wären, als ihn zu belauern und zu beobachten.

Der Speiſeſaal nahm die ganze Breite des Schiffes ein, und ſeine Luken verfinſterten ſich von Zeit zu Zeit durch Wogen, die ſich dagegenwarfen. Friedrichen gegenüber ſaß ein Herr in Schiffsuniform, der ſich ihm als Schiffsarzt vorſtellte. Es entwickelte ſich ſogleich ein Fachgeſpräch ſehr lebhafter Art, trotzdem Friedrich nicht bei der Sache war. Er konnte nicht ſchlüſſig darüber werden, wie er ſich bei der erſten Begegnung mit Hahlſtröms verhalten ſollte.

Er half ſich durch einen Selbſtbetrug, indem er ſich ſagte, daß er gar nicht der kleinen Hahlſtröm wegen gekommen wäre, ſondern, daß er die Reiſe in die neue Welt wirklich nur angetreten habe, um ſeinen beſonders lieben Freund Peter Schmidt zu beſuchen und New York, Chicago, Waſhington, Boſton, den Yellowſtone-Park und die Katarakte des Niagara zu ſehen. Er wollte das auch den Hahlſtröms mitteilen und übrigens ihnen gegenüber den Zufall für dieſe ſonderbare Begegnung verantwortlich machen.

Er merkte, wie er innerlich mehr und mehr an Haltung gewann. Die Idolatrie der Liebe nimmt im Zuſtand der Trennung von dem Idol zuweilen einen verhängnisvollen Umfang an. So hatte Friedrich während ſeines Aufenthalts in Paris in einem Zuſtand beſtändigen Fiebers gelebt, und ſeine Sehnſucht war auf ein unerträgliches Maß geſtiegen. Es hatte ſich um das Bild der kleinen Hahlſtröm ein Nimbus gelegt, der das innere Auge Friedrichs auf eine ſo zwingende Weiſe bewundernd auf ſich zog, daß er für alles andere buchſtäblich erblindete. Dieſe Illuſion war plötzlich geſchwunden. Er ſchämte ſich, fand ſich geradezu lächerlich, und wie er aufſtand, um zum erſten Male hinauf an Deck zu gehen, war es ihm gar nicht anders zu Mut, als ob er ſich aus engen drückenden Feſſeln befreit hätte.

Dieſes Gefühl der Freiheit und der Geſundung ſteigerte ſich, als der ſalzige Luftzug oben ihm herzerfriſchend ins Innere drang. Männer und Frauen lagen auf Klappſtühlen in einem bedauernswürdigen Zuſtand ausgeſtreckt. Ihre Geſichter hatten den grünen Zug einer tiefen Gleichgültigkeit, und erſt an dieſen Erſcheinungen merkte der junge Arzt, daß der „Roland“ nicht mehr durchaus gelaſſen durch glattes Waſſer glitt, ſondern ſchon merklich rollte und ſtampfte. Zu ſeiner eigenen Verwunderung ſpürte Friedrich ſelber nicht das geringſte von der gefürchteten Seekrankheit.

Er ging um den Damenſalon herum, am Eingang einer Extrakabine vorüber und gab ſich unterhalb der Kommandobrücke dem ſtählernen, ſalzigen Seewinde preis. Unter ihm, bis gegen die Spitze des Schiffes hin, hatten es ſich die Paſſagiere des Zwiſchendecks bequem gemacht. Der „Roland“, der wie es ſchien mit Volldampf lief, gelangte trotzdem wohl kaum zur Entfaltung ſeiner vollen Geſchwindigkeit. Die langen Wogenzüge, die der Wind ihm entgegenführte, hinderten ihn. Es war eine zweite Kommandobrücke, wahrſcheinlich für den Notfall, über dem unteren Deck errichtet, und Friedrich fühlte angeſichts des tanzenden Schiffes plötzlich die ſtarke Verlockung, oben auf dieſer leeren Brücke zu ſtehn.

Natürlich erregte er einiges Aufſehen, als er unter die Zwiſchendeckler hinab und dann auf eiſernen Sproſſen empor in die zugige Höhe der eiſernen Brücke kroch und ſich dort oben im Luftſtrom aufſtellte: aber das kümmerte ihn fürs erſte nicht. Es war ihm auf einmal ſo toll, ſo erfriſcht, ſo erneuert zu Mut, als ob er weder jemals Grillen gefangen, noch unter den Launen einer nervenkranken Gattin gelebt, noch im ſtockigen Winkel einer Provinz praktiziert hätte. Niemals hatte er, wie es ihm vorkam, Bakteriologie ſtudiert, noch weniger damit Fiasko gemacht. Er war niemals auf eine ſolche Weiſe verliebt geweſen, wie es noch kurz vorher den Anſchein gehabt hatte.

Er lachte, den Kopf vor dem ſtarken und friſchen Strome des Windes zurückgelehnt, ſog gierig den ſalzigen Hauch und war geneſen.

In dieſem Augenblick ſcholl ein allgemeines wildes Gelächter vom Zwiſchendeck zu Friedrich herauf, gleichzeitig peitſchte ihm etwas, das er weiß und gewaltig vor dem Bug des Schiffs hatte aufbäumen ſehen, ins Geſicht, ſo heftig, daß er beinahe erblindete, und er fühlte, wie er, durchnäßt bis aufs Hemd, rieſelnd von Waſſer, im Luftzug ſtand. Die erſte Welle war übergekommen.

Eben noch war ihm geweſen, als habe er das Wikingertum als den echten Beruf ſeines Lebens ausgefunden, und ſchon kroch er, innerlich fröſtelnd und zitternd, unter allgemeinem Gelächter, die eiſerne Leiter wieder hinab. Er hatte noch ſeinen grauen runden Hut, einen ſogenannten Praliné, auf dem Kopf. Sein Paletot war innen geſteppt und mit Atlas gefüttert, er trug Glacés, elegante Stiefel aus dünnem Chevreau-Leder, mit Knöpfen daran. Alles dieſes war jetzt mit kalter ſalziger Lauge getränkt worden. Die Paſſagiere des Zwiſchendecks, durch die er, hinter ſich eine feuchte Spur laſſend, einen nicht gerade rühmlichen Abzug nahm, krümmten ſich. Mitten in ſeinem Ärger aber redete Friedrichen eine Stimme an, die ihn ſogar mit Namen nannte. Er wollte ſeinen Augen nicht trauen, als er aufblickend einen Kerl aus der Heuſcheuer zu erkennen glaubte, der wegen Trunks und allerlei Unredlichkeiten im übelſten Rufe ſtand.

„Wilke, ſind Sie's?“ „Jawohl doch, Herr Doktor.“

Wilke hatte einen Bruder in den New England States von Nordamerika, den er aufſuchen wollte. Er behauptete, die „Menſchheit“ in ſeiner Heimat ſei niederträchtig und undankbar. Zu Hauſe ſcheu und mißtrauiſch, ſogar dem Arzt gegenüber, der ihm ſeine letzte Stichwunde am Hals behandelt hatte, ward er hier, mit andern auf den Wogen des großen Waſſers ſchwimmend, offen und redſelig wie ein gutgeartetes Kind.

„Sie haben auch keinen Dank gehabt, Herr Doktor,“ ſagte er ſchließlich in den breiten vokalreichen Lauten ſeiner Mundart und zählte Friedrichen eine Menge dieſem unbekannt gebliebene Fälle auf, wo ihm Gutes durch üble Nachrede vergolten worden war. Er meinte, daß die von Plaſſenberg und Umgebung, wo Friedrich gewohnt und praktiziert hatte, ſolcher Leute, wie er und der Doktor ſeien, nicht würdig wären. Für ſolche Leute ſei der rechte Platz im Lande der Freiheit, Amerika.

Zurückgekehrt auf das Promenadendeck wurde Friedrich durch den blonden Kapitän des „Roland“, Herrn von Keſſel, in höchſteigener Perſon geſtellt. Er ſagte ihm einige freundliche Worte.

Die Kabine, in der ſich Friedrich umzog, war, nun das Schiff ſich ſtärker bewegte, ein problematiſcher Aufenthalt. Eine runde, durch dickes Glas verſchloſſene Luke gab ihr das Licht. Sobald ſich die Wand, in der ſich die Luke befand, erhob und wie ein ſchräges Dach nach innen legte, fiel durch die Luke aus dem zerriſſenen Himmel Sonnenlicht auf das gegenüberliegende, untere Mahagoni-Bett: hier aber, auf deſſen Kante ſitzend, ſuchte ſich Friedrich feſtzuhalten — den Kopf gebeugt, ſonſt ſtieß er an das obere Bett! — und krampfhaft bemüht, die weichende Rückwärtsbewegung der Hinterwand nicht mitzumachen. Die Kabine befand ſich im Turnus jener Bewegung, die man das Rollen nennt, und

Friedrichen mußte es manchmal vorkommen, als werde die Lukenwand zum Plafond und dieſer zur rechten Seitenwand, dann wieder, als werde die Bettwand zum Plafond, hingegen dieſer zur Lukenwand, wobei denn die wirkliche Lukenwand ſich, als wollte ſie ihn zum Aufſpringen einladen, faſt wagerecht vor ſeine Füße ſchob: ein Augenblick, in dem natürlich die Luke ganz unter Waſſer und die Kabine verfinſtert war.

Es iſt nicht leicht, ſich in einem Zimmer, das ſo in Bewegung iſt, aus- und anzuziehen. Und darüber, daß es, ſeit er es vor einer Stunde verlaſſen hatte, ſo in Bewegung geraten konnte, war Friedrich einigermaßen erſtaunt. Stiefel und Beinkleider aus dem Koffer nehmen oder über Füße und Beine ziehen war hier eine turneriſche Tätigkeit, ſo daß er unwillkürlich darüber ins Lachen geriet, und Vergleichungen anſtellte, woran ſich ſein Lachen immer erneuerte. Man kann nicht ſagen, daß dieſes Lachen von Herzen kam. Er ſagte, ächzend und arbeitend, ſolche und ähnliche Worte zu ſich: „Hier wird meine ganze Perſönlichkeit durchgeſchüttelt. Ich irrte mich, als ich annahm, daß es während der letzten zwei Jahre ſchon geſchehen ſei. Ich dachte: dein Schickſal ſchüttelt dich. Nun werden mein Schickſal und ich geſchüttelt. Ich glaubte, ich hätte Tragik in mir. Nun poltere ich mit meiner ganzen Tragödie in dieſem kniſternden Kaſten umher und werde damit vor mir ſelbſt entwürdigt. — Ich habe die Gewohnheit, über alles und jedes nachzudenken! Ich denke zum Beiſpiel über den Schiffsſchnabel nach, der ſich in jede neue Woge begräbt. Ich denke über das Lachen der Zwiſchendeckler nach, dieſer ärmſten Leute, denen es, glaub' ich, nicht locker ſitzt und die es mir alſo als Wohltat verdanken! Ich denke über den Lump, den Wilke nach, der zu Hauſe eine bucklige Nähterin geheiratet, um ihr Erſpartes gebracht und täglich mißhandelt hat, und den ich ſoeben beinahe umarmt hätte. Ich denke über den blonden, teutoniſchen, etwas weichlichen Kapitän von Keſſel nach, dieſen nur etwas zu gedrungenen, ſchönen Mann, der überdies hier unſer abſoluter Herrſcher und König iſt und dem man vertraut auf den erſten Blick. Und ſchließlich denke ich über mein eigenes fortwährendes Lachen nach und geſtehe mir, daß Lachen nur in den allerſeltenſten Fällen geiſtreich iſt.“

Auf ſolche und ähnliche Art und Weiſe ſetzte Friedrich ſein inneres Zwiegeſpräch eine Weile fort, wobei auch jene Leidenſchaft im Lichte der bitterſten Ironie erſchien, die ihn zu dieſer Reiſe veranlaßt hatte. Er war nun wirklich vollkommen willenlos, und in dieſem Zuſtand, im engen Käfig, auf hohen Wogen des Ozeans, ſchien es ihm, als werde ihm in derbſter Form das Verfahren des Schickſals und ſeine eigene Ohnmacht vorgehalten.

Es war immer noch eine erhebliche Anzahl Menſchen an Deck, als Friedrich oben wieder erſchien. Man hatte die Liegeſtühle der Kranken oder Sieſtahaltenden an den Kajütenwänden feſtgemacht. Die Stewards boten Erfriſchungen an. Es war nicht unintereſſant zu ſehen, wie ſie mit ſechs, acht vollen Limonadengläſern über das großartig ſchwingende Deck balancierten. Friedrich ſah ſich vergeblich nach Hahlſtröm und Tochter um.

Nachdem er einige Zeit mit aller gebotenen Vorſicht hin und her die ganze Länge des Decks ausgemeſſen hatte, bemerkte er die hübſche Engländerin, die er zuerſt im Readingroom des Hotels zu Southampton geſehen hatte. Sie hatte es ſich mit Decken und Pelzwerk an einem gegen den Wind gedeckten Platz bequem gemacht, der durch den nahen Schornſtein erwärmt wurde. Ein ſehr beweglicher junger Mann ſaß neben ihr und machte den Ritter. Er ſprang plötzlich auf und begrüßte Friedrich. Nun hatte dieſer zwar den Namen des Jünglings, Hans Füllenberg, bis jetzt, wie er meinte, noch nicht gehört, aber der flotte junge Menſch wußte glaubhaft zu machen, daß er gemeinſam mit Friedrich in einer beſtimmten Abendgeſellſchaft geweſen war. Er begab ſich nach irgend einem Eiſenbergwerk-Diſtrikt in der Nähe von Pittsburg in Pennſylvanien.

Wiſſen Sie denn, Herr von Kammacher," ſagte er plötzlich, „daß die kleine Hahlſtröm ebenfalls hier auf dem Schiffe iſt?"

„Was denn für eine Hahlſtröm?" fragte Friedrich.

Hans Füllenberg konnte ſich gar nicht genug darüber wundern, daß Friedrich die kleine Hahlſtröm vergeſſen habe. Er glaubte ſich doch genau zu erinnern, Friedrich geſehen zu haben, als die kleine Hahlſtröm im Künſtlerhaus zu Berlin ihren Tanz getanzt hatte.

„Wenn Sie ihn nicht geſehen haben, Herr von Kammacher, ſo haben Sie wirklich viel verſäumt," ſagte der junge berliniſche Gentleman; „erſtens hatte die kleine Hahlſtröm, als ſie erſchien, ſehr wenig an, dann aber war, was ſie machte und vorführte, wirklich bewundernswert. Es herrſchte darüber nur eine Meinung.

Man trug zuerſt eine große künſtliche Blume herein. Die kleine Hahlſtröm lief auf die Blume zu und roch daran. Sie tat das mit geſchloſſenen Augen, nachdem ſie vibrierend, wie mit den Flügelchen einer Biene, und geſchloſſenen Auges die Blume geſucht hatte. Plötzlich ſchlug ſie die Augen auf und erſtarrte zu Stein. Auf der Blume ſaß eine rieſige Kreuzſpinne. Nun floh ſie in den entfernteſten Winkel des Raums zurück. Schien es anfangs als ſchwebe ſie ohne Schwere über die Erde hin, ſo war die Art, wie das kraſſe Entſetzen ſie nun durch den Raum geblaſen hatte, noch mehr dazu angetan, ſie als unwirklich erſcheinen zu laſſen."

Friedrich von Kammacher hatte das Mädchen, außer bei jener Matinee im Künſtlerhaus, achtzehnmal ihren furchtbaren Tanz tanzen ſehen. Während der junge Füllenberg ihn mit „famos", „großartig", „koloſſal" und ähnlichen Kraftworten herauszuſtreichen verſuchte, erlebte er ihn bei ſich wiederum. Er ſah, wie ſich der kindliche Körper, nachdem er eine Weile gezittert hatte, der Blume aufs neue annäherte, und zwar nach den Rhythmen einer Muſik, die durch Tam-Tam, Becken und Flöte ausgeführt wurde. Dieſe zweite Annäherung geſchah durch Zwang, nicht durch Lüſternheit. Die Tänzerin hatte das erſtemal ſeine duftende Strömungen in der Luft als Spuren benutzt, die nach dem Quell des Aromas hinleiten konnten. Ihr Mund war dabei geöffnet geblieben. Die Flügelchen ihres Näschens hatten vibriert. Das zweitemal zog ein grauſiges Etwas ſie an, das ihr abwechſelnd Furcht, Entſetzen und Neugier erregte, wobei ſie die Augen weit offen hielt und nur manchmal, um nichts zu ſehen, angſtvoll mit beiden Händen bedeckte.

Alle Furcht aber ſchien ſie mit einem Mal abzuſtreifen. Sie hatte ſich ohne Grund geängſtigt und nun erkannt, eine unbewegliche dicke Spinne ſei im Grunde für ein Geſchöpf mit Flügeln nicht gefahrbringend. Und dieſer Teil ihres Tanzes war von großer Anmut und drollig überquellender Luſtigkeit.

Nun begann eine neue Phaſe des Tanzes, die ſich nachdenklich einleitete. Die junge Tänzerin wollte ſich, ſcheinbar in einem Zuſtande geſättigter Tanzluſt, nach genoſſenem Blumenrauſch, mit Bewegungen wohliger Müdigkeit zur Ruhe begeben, als ſie hie und da an ihrem Körper etwas wie Fäden eines Spinngewebes abſtreifte. Dies war zuerſt eine ſtillverſonnene Tätigkeit, in die jedoch mehr und mehr eine ſonderbare Unruhe kam, die ſich allen Zuſchauenden mitteilte. Das Kind hielt inne, dachte nach und wollte ſich einer gewiſſen Beſorgnis wegen, die ihm aufgeſtiegen war, anſcheinend ſelbſt auslachen. Im nächſten Augenblick aber erbleichte es und tat dann einen erſchrockenen und ſehr kunſtvollen Sprung, als ob es aus einer Schlinge herauswollte. Der mänadiſch geworfene Schwall ihres weißblonden Haars ward hierbei eine lodernde Flut, und das Ganze ein Anblick, der Rufe der Bewunderung auslöſte.

Die Flucht begann, und nun war das Thema des Tanzes — der übrigens unter dem Titel „Mara, oder das Opfer der Spinne" ging — die Fiktion, als ob Mara mehr und mehr in die Fäden der Spinne verwickelt und ſchließlich darin erdroſſelt würde.

Die kleine Hahlſtröm befreite den Fuß und fand ihren Hals von der Spinne umſchnürt. Sie griff nach den Fäden an ihrem Halſe und fand ihre Hände eingeſchnürt. Sie riß, ſie bog ſich, ſie entſchlüpfte. Sie ſchlug, ſie raſte und verwickelte ſich nur immer mehr in die furchtbaren Fäden der Spinne hinein. Endlich lag ſie zum Holz umſchnürt, und man fühlte die Spinne ihr Leben ausſaugen.

Da ſich Friedrich von Kammacher nach der Meinung des jungen Füllenberg nicht hinreichend für die kleine Tänzerin Hahlſtröm erwärmte, nannte er einige andere Berliner Berühmtheiten der jüngſten Zeit, die ebenfalls auf dem „Roland" die Reiſe nach den Vereinigten Staaten machten. Da war der Geheimrat Lars, ein in Kunſtkreiſen wohlbekannter Mann, der bei ſtaatlichen Ankäufen von Werken der Malerei und der Plaſtik mitzuſprechen hatte. Er ging nach Amerika, um dortige Sammlungen zu ſtudieren. Ferner war Profeſſor Touſſaint da, ein bekannter Bildhauer, der in einigen deutſchen Städten ſeine Denkmäler aufgeſtellt hatte, Werke von einem übel verwäſſerten

Berniniſchen Geiſt. Touſſaint, erzählte Füllenberg, brauche Geld. Er brauche eigentlich jenes Geld, das ſeine Gattin verbraucht habe.

„Wenn er den Fuß auf amerikaniſchen Boden ſetzt,“ meinte Hans Füllenberg, der mit dem geſellſchaftlichen Klatſch Berlins gleichſam geladen war, „ſo hat er nicht ſoviel im Beſitz, um auch nur die Hotelrechnung der erſten drei Tage zu begleichen.“

Faſt im ſelben Augenblick als Friedrich den Bildhauer, der, in einem Triumphſtuhle liegend, die Bewegungen des „Roland“ mitmachte, ins Auge faßte, wurde ein ſonderbarer Mann ohne Arme von einem Burſchen, der ihn am Rockkragen hielt, über Deck geführt und ſorgfältig durch eine nahegelegene, kleine Tür in das Rauchzimmer hineinbugſiert. „Es iſt ein Artiſt,“ erklärte der junge Berliner dem Arzte, „er wird in dem New Yorker Variets von Webſter und Forſter auftreten.“

Einige Stewards balancierten über das Deck, es wurde in großen Taſſenköpfen heiße Bouillon an die fröſtelnden Paſſagiere ausgegeben. Nachdem der junge Berliner ſeine Dame mit Brühe verſorgt hatte, ließ er ſie ſitzen und begab ſich mit Friedrich ins Rauchzimmer. Hier herrſchte natürlich Lärm und Qualm, und auch die beiden Herren zündeten ihre Zigarren an. In einem Winkel des kleinen Raums wurde Skat gedroſchen, an mehreren Tiſchen in deutſcher und engliſcher Sprache politiſiert. Doktor Wilhelm, der Schiffsarzt, erſchien, den Friedrich bereits beim Frühſtück kennen gelernt hatte. Er kam von der Morgeninſpektion des geſamten Zwiſchendecks. Er nahm an Friedrichens Seite Platz. Zweihundert ruſſiſche Juden waren im Zwiſchendeck, die nach den Vereinigten Staaten oder nach Kanada auswanderten. Dazu kamen dreißig polniſche und ebenſoviele deutſche Familien, dieſe ſowohl aus dem Süden, wie aus dem Norden und dem Oſten des Reiches. Doktor Wilhelm lud den Kollegen ein, am folgenden Tage die Inſpektionstour mitzumachen.

Der Ton in dem kleinen Rauchzimmerchen war der des Frühſchoppens, wie er in Bierſtuben üblich iſt: das heißt, die Männer ließen ſich gehen, und die Unterhaltungen wurden mit lauten Stimmen geführt. Auch entwickelte ſich jener derbe Humor und jene geräuſchvolle Luſtigkeit, bei der den Männern die Zeit verfliegt, und die ſehr vielen eine Art Betäubung und ſomit eine Art des Ausruhens in der Hetze des Daſeins iſt. Friedrich ſowohl als Doktor Wilhelm waren dieſem Treiben nicht abgeneigt, das ihnen, aus ihren Studienzeiten gewohnt, Erinnerungen aller Art belebte und nahe brachte.

Hans Füllenberg fand ſich ſehr bald durch die Geſellſchaft der beiden Ärzte gelangweilt, die ſeiner auch übrigens faſt vergeſſen hatten, und ſchlich ſich zu ſeiner Dame zurück. Er ſagte zu ihr: „When Germans meet, they must scream, drink till they get tipsy and drink „Bruderſchaft“ to each other.“

Doktor Wilhelm ſchien auf den Ton in dieſem Rauchzimmer ſtolz zu ſein. „Unſer Kapitän,“ erklärte er, „hält ſtreng darauf, daß unſere Herren hier ungeſtört bleiben und die Gemütlichkeit keinen Abbruch erfährt. Mit anderen Worten, er hat es ſich in den Kopf geſetzt, Damen unter keiner Bedingung zuzulaſſen!“ — Der Raum hatte zwei metallene Türen, die eine nach Backbord, die andere nach Steuerbord. Wenn eine davon geöffnet wurde, ſo mußte der Gehende oder Kommende mit der Bewegung des Schiffes und dem Druck des herrſchenden Windes jedesmal einen lebhaften Kampf beſtehn. Gegen die elfte Stunde, wie täglich bei leidlichem Wetter um dieſe Zeit, ſtieg, in großer Ruhe, die maſſive Geſtalt des Kapitäns von Keſſel herein. Nachdem die üblichen Fragen nach Wind und Wetter, guten oder ſchlimmen Reiſeausſichten einige freundliche, aber karge Antworten des Herrn Kapitäns gezeitigt hatten, nahm er am Tiſche der Ärzte Platz.

„An Ihnen iſt ja ein Seemann verloren gegangen!“ wandte er ſich an Friedrich von Kammacher, und dieſer erwiderte: er müſſe leider vermuten, der Kapitän irre ſich, denn er, Friedrich, habe von der einen Seewaſſertaufe vollkommen genug und ſehne ſich nicht nach einer zweiten. Ein Lotſenboot hatte vor einigen Stunden, von der franzöſiſchen Küſte her, die letzten Neuigkeiten gebracht. Ein Schiff der Hamburg-Amerika-Linie, der erſt ſeit einem Jahre in Dienſt geſtellte Doppelſchraubendampfer „Nordmania“, hatte bei der Rückfahrt nach Europa Havarie gehabt und war, etwa ſechshundert Seemeilen von New York, umgekehrt und nun, ohne weiteren Unfall, wiederum in Hoboken angelangt. Eine ſogenannte Springflut oder Springwelle (Waterspout) hatte ſich aus dem verhältnismäßig ruhigen Meer plötzlich neben dem Schiffe erhoben, und die gewaltige Waſſermaſſe, herniederſtürzend, hatte den Damenſalon, die Diele des Damenſalons und die des nächſtfolgenden Decks bis zur Tiefe durchgeſchlagen, wobei das Klavier aus dem Damenſalon bis in den Schiffsraum hinuntergeſchleudert worden war. Dies und anderes erzählte in ſeiner ruhigen Weiſe der Kapitän. Und weiter, daß Schweninger in Friedrichsruh bei Bismarck ſei, deſſen Tod man jetzt ſtündlich befürchten müſſe.

Auf dem „Roland“ war das internationale Gong noch nicht eingeführt. Ein Trompeter ſchmetterte ein helles Signal durch die Kajütengänge und über Deck, zum Zeichen, daß man ſich in den Speiſeſaal zu Tiſche begeben möge.

Das erſte dieſer Trompetenſignale erſcholl durch das Klagen des Windes in die enge, lärmende, überfüllte Rauchkabine hinein. Der Burſche des Mannes ohne Arme erſchien, um ſeinen Herrn zurückzugeleiten. Friedrich hatte mit viel Intereſſe das Betragen des Herrn ohne Arme verfolgt: er war von außergewöhnlicher Friſche und geiſtiger Regſamkeit; er ſprach Engliſch, Franzöſiſch und Deutſch mit der gleichen Geläufigkeit und parierte, zur allgemeinen Freude, die ſchnodderigen Redensarten eines jungen und geckenhaften Amerikaners, deſſen Reſpektloſigkeit ſogar vor der geheiligten Perſon des Kapitäns nicht haltmachen zu wollen ſchien.

Die Tafel im Speiſeſaal war in Form eines Dreizacks aufgeſtellt. Der geſchloſſene Teil der Gabel lag nach der Spitze des Schiffes zu, die drei Zinken waren nach rückwärts gerichtet. Hier, am Ende der mittelſten Zinke, war, vor einer Art Kamingeſims und einem Wandſpiegel, die blaubefrackte elegante Geſtalt des Oberſtewards Pfundner aufgerichtet. Herr Pfundner, zwiſchen vierzig und fünfzig alt, glich mit ſeinem weißen, ſorgſam gebrannten Haar, das gepudert ſchien, einem Haushofmeiſter aus Ludwigs des Vierzehnten Zeit. Wie er mit gerade gerichtetem Haupt den ſchwebenden und bewegten Saal überblickte, ſchien er zugleich der beſondere Trabant des Kapitäns von Keſſel zu ſein, hinter dem er ſtand und der, am Ende der mittelſten Zinke ſitzend, zugleich der Wirt und vornehmſte Gaſt der Tafel war. In ſeiner Nähe ſaßen der Arzt, Doktor Wilhelm, und der erſte Schiffsoffizier. Da der Herr Kapitän an Friedrich Gefallen gefunden hatte, ward ihm ein Platz neben Doktor Wilhelm eingeräumt.

Nachdem etwa die Hälfte der vorhandenen Plätze beſetzt waren, ſtolperten die Kartenſpieler aus der Rauchkabine herein, und die Stewards begannen nun, auf Kommando, den Dienſt zu verſehen. In der Gegend der Kartengeſellſchaft knallten nach kurzer Zeit die Sektpfropfen. Als Friedrich flüchtig den Blick dorthin richtete, hatte er plötzlich Herrn Hahlſtröm erkannt, der aber ohne die Tochter erſchienen war. Von einer Art Galerie herunter ſcholl ununterbrochen Tafelmuſik. Auf dem Konzertprogramm, das den Namen des Schiffs, das Datum und einen Mandoline zupfenden Neger in Frack und Zylinder zeigte, waren ſieben „Piecen" aufgeführt.

Immer noch wurde der Vorderteil des Schiffs und mit ihm der Saal, ſamt Tiſchen, Tellern und Flaſchen, ſamt den tafelnden Herren und Damen und den bedienenden Stewards, ſamt den gekochten Fiſchen, Gemüſen, Braten und Mehlſpeiſen, ſamt der Muſikkapelle und ſamt der Muſik abwechſelnd hoch über einen Waſſerberg hinausgehoben und dann talab, in die Tiefe der nächſten Woge verſenkt. Die gewaltige Arbeit der Maſchine durchbebte das Schiff, und die Wände des Speiſeſaales hatten einſtweilen noch, mit fünfzehn Meilen Geſchwindigkeit durch die Salzflut gedrängt, den erſten Anprall des widerſtrebenden Elementes auszuhalten.

Man tafelte bei elektriſchem Licht. Die graue Helle des wolkigen Wintertages, die überdies von dem Anſprung der gurgelnden Fluten gegen die Luken aller Augenblick ausgeſchloſſen wurde, hätte den Raum nicht hinreichend zu beleuchten vermocht. Friedrich genoß die verwegene Situation, gleichſam in einem Walfiſchbauch bei frivoler Muſik feſtlich zu tafeln, — dieſe ganz ungeheuere menſchliche Dreiſtigkeit, lächelnd und überwältigt von Staunen. Von Zeit zu Zeit ſtieß das gewaltige Schiff in ſeiner ſtetig verfolgten Bahn auf augenblicklichen Widerſtand. Eine gewiſſe Kombination entgegenwirkender Kräfte richtete ſich gegen die Spitze des Schiffs, wo ſie die Wirkung eines feſten Körpers, ja zuweilen beinahe einer Klippe, hervorbrachte. In ſolchen Augenblicken ſchwieg dann immer der Lärm des Geſprächs, und viele bleiche Geſichter ſahen ſich nach dem Kapitän oder nach der Spitze des Schiffes um.

Allein, Herr von Keſſel und ſeine Leute waren in ihre Mahlzeit vertieft und achteten dieſer Erſcheinung nicht, die das Schiff für Augenblicke zu einem bebenden Stillſtand brachte. Sie aßen oder ſprachen fort, wenn etwa, wie öfters geſchah, der Wurf, Druck oder Sprung einer Waſſermaſſe ſcheinbar die Wände durchbrechen wollte. Dieſes mächtige, nur durch eine lächerlich dünne Wand ausgeſchloſſene, zornige Element, das mit erſtickter Wut, haßgurgelnd, dumpf hereindonnerte, ſchien die Seeleute nicht zu beunruhigen.

Friedrichs Blick ward immer wieder von der langen Geſtalt Hahlſtröms angezogen. Neben ihm ſaß ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann, mit dichtem Schnurrbart, dunklen Wimpern und Augen, die manchmal einen ſcharfen, ja ſtechenden Glanz zu Friedrich herüberſandten. Dieſer Menſch beängſtigte Friedrich. Es war zu bemerken, daß der ſchon leicht ergraute Hahlſtröm, den man jedoch noch immer für einen ſchönen Mann gelten laſſen mußte, ſich mit gnädiger Miene von dem Fremden den Hof machen ließ.

„Kennen Sie dieſen blonden, langen Herrn, Kollege?“ Friedrich erſchrak und vergaß das Antworten. Er blickte nur Doktor Wilhelm, der gefragt hatte, hilflos an. „Es iſt nämlich ein Auſtralier, namens Hahlſtröm,“ fuhr dieſer fort, „der uns früher ins Handwerk gepfuſcht hat. Ein ſonderbarer Menſch außerdem. Übrigens reiſt er mit einer Tochter, einem nicht unintereſſanten Balg, das aber fürchterlich an der Seekrankheit leidet und ſich ſeit der Abfahrt von Bremen noch nicht aus der horizontalen Lage erhoben hat. Der Schwarze, der neben Hahlſtröm ſitzt, ſcheint, ſagen wir, na, ihr Onkel zu ſein.“

„Kollege, was gebrauchen Sie eigentlich für Mittel gegen die Seekrankheit?“ Mit dieſen Worten ſuchte Friedrich, heimlich erſchreckt, das Geſpräch abzulenken.

„Sie hier, lieber Doktor? Ich traue ja meinen Augen nicht!“ Mit dieſen Worten fühlte ſich Friedrich am Fuß der Kajüttreppe, als er gerade das Deck erklimmen wollte, von Hahlſtröm angehalten.

„Herr Hahlſtröm! das iſt ja ein ſonderbarer Zufall, wahrhaftig, das iſt ja beinahe, als wenn tout Berlin ſich verabredet hätte, nach Amerika auszuwandern.“ So und auf ähnliche Weiſe heuchelte Friedrich Überraſchung, in etwas geſchraubter Lebhaftigkeit.

„Baumeiſter Achleitner aus Wien!“ Herr Achleitner, jener Mann mit den ſtechenden Augen, ward hiermit durch Hahlſtröm vorgeſtellt. Der Baumeiſter lächelte intereſſiert und hielt ſich dabei, um nicht durch die Bewegung des Schiffes gegen die Wände geſchleudert zu werden, krampfhaft an der meſſingnen Treppengeländerſtange feſt.

Auf den erſten Treppenabſatz mündete die Tür eines etwas düſteren Rauchſalons. Eine Polſterbank lief an den braungetäfelten Wänden herum, und man konnte durch drei oder vier Fenſter in das Quirlen und Brodeln der Wellen hinausblicken. Den ganzen ovalen Raum zwiſchen den Polſtern füllte ein dunkel gebeizter Tiſch. „Eine geradezu gräßliche Bude, in der einem angſt und bange wird,“ ſagte Hahlſtröm. Im nächſten Augenblick rief ihn eine trompetenähnliche, lachende Stimme an. „Wenn wir ſo beibleiben, verſäumt Ihre Tochter bei Webſter und Forſter ihren kontraktmäßig erſten Tag und ich mit, beſter Hahlſtröm. Dieſes Sauwetter iſt ja fürchterlich. Wir machen wahrhaftig keine acht Knoten. Nehmen Sie ſich in acht, daß Ihre Tochter nicht etwa noch obendrein Konventionalſtrafe zahlen muß. Ich bin ein Tier! Ich kann acht Tage im Salzwaſſer liegen und ſterbe nicht. Wenn wir am erſten Februar — wir haben heute den fünfundzwanzigſten — abends acht Uhr in Hoboken feſtmachen, ſo kann ich um neun quietſch-vergnügt auf dem Podium bei Webſter und Forſter ſtehn. Das kann Ihre Tochter nicht, beſter Hahlſtröm.“

Friedrich betrat mit den Herren das Rauchzimmer. Er hatte in dem Sprecher bereits den Mann ohne Arme erkannt. Dieſer Krüppel war, wie Friedrich ſpäter durch Hahlſtröm erfuhr, weltbekannt. Sein einfacher Name, Artur Stoß, hatte ſeit mehr als zehn Jahren auf den Affichen aller großen Städte der Erde geprangt und eine zahlloſe Menge in die Theater gezogen. Seine beſondere Kunſt beſtand darin, alles das, wozu andere ihre Hände gebrauchen, mit den Füßen zu tun.

Artur Stoß nahm das Mittagsmahl. Man hatte es ihm in dieſem wenig benutzten Raum ſerviert, weil es unmöglich iſt, einen Mann, der Gabel und Meſſer mit den Zehen zu faſſen gezwungen iſt, an der gemeinſamen Tafel eſſen zu laſſen. Wie Artur Stoß mit ſeinen entblößten, ſauberen Füßen Gabel und Meſſer zu gebrauchen verſtand und trotz der ſtarken Bewegung des Schiffs, während er bei beſtem Humor die witzigſten Sachen ſagte, Biſſen um Biſſen im Munde verſchwinden ließ, das hatte für die drei Herren durchaus den Wert einer Schauſtellung. Übrigens fing der Artiſt alsbald Herrn Hahlſtröm und ſeinen Begleiter auf eine mitunter etwas biſſige Weiſe zu foppen an, wobei er mit Friedrichen Blicke wechſelte, als ob er dieſen weit höher einſchätze. Solche

Attacken bewegen denn auch die beiden Herren, ſich nach kurzer Zeit an Deck zu verziehen.

„Ich heiße Stoß!“ — „Von Kammacher!“ — „Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie mir etwas Geſellſchaft leiſten. Dieſer Hahlſtröm und ſein Trabant ſind widerlich. Ich bin ſeit zwanzig Jahren Artiſt, aber ich kann ſolche ſchlappe und faule Kerls, die ſelbſt nichts tun mögen und dafür ihre Töchter ausnutzen ... ſie ſind mir wie Brechpulver, ich kann ſie nicht ſehen. — Dabei ſpielt er den großen Mann! Gott bewahre, er baroniſiert, er iſt nicht Artiſt! Wo wird er denn aus den Knochen ſeiner Tochter Bouillon kochen. Die Naſe hoch! Sieht er einen Dukaten im Dreck und jemand von Diſtinktion iſt zugegen, er läßt ihn liegen, er hebt ihn nicht auf. Es iſt nicht zu leugnen, daß er ein gefälliges Exterieur beſitzt. Er hätte das Zeug, er gäbe einen ganz talentvollen Hochſtapler ab. Er macht ſich's bequemer, er läßt ſich lieber von ſeiner Tochter und von den Verehrern ſeiner Tochter aushalten. Es iſt erſtaunlich, wie viele Dumme es immer wieder gibt. Dieſer Achleitner! geben Sie bloß mal Obacht, wie Hahlſtröm von oben herab, mit welcher Würde, den Gönner ſpielt. — Hahlſtröm iſt früher Bereiter geweſen. Dann iſt er mit einem Kaltwaſſerſchwindel und ſchwediſcher Heilgymnaſtik verkracht. Dann iſt ihm die Frau davongelaufen: eine tüchtige, arbeitſame Frau, die jetzt als Direktrice bei Worth in Paris ein brillantes Auskommen hat.“

Friedrichen zog es zu Hahlſtröm hinauf.

Das Vorleben dieſes Mannes, wie er es unerwartet durch Stoß erfuhr, war ihm in dieſem Augenblick gleichgültig. Was der Artiſt in bezug auf die Dummen ſagte, die nicht ausſterben, jagte Friedrichen eine flüchtige Röte ins Angeſicht.

Artur Stoß wurde mehr und mehr redſelig. Er ſaß wie ein Affe, eine Ähnlichkeit, die bei jemandem, der die Füße als Hände gebrauchen muß, nicht zu vermeiden iſt! Und als er die Mahlzeit beendet hatte, ſteckte er ſich, wie irgend ein anderer beliebiger Gentleman, ſeine Zigarre in den Mund.

„Solche Leute wie Hahlſtröm,“ fuhr er mit knabenhaft heller Stimme fort, „ſind eigentlich der geſunden und geradegewachſenen Glieder nicht wert, die ihnen unſer lieber Herrgott gegeben hat. Freilich es bleibt, wenn man auch wie ein olympiſcher Sieger gewachſen iſt, immer mißlich, wenn hier oben (er klopfte an ſeine Stirn) zu wenig vorhanden iſt. Bei Hahlſtröm iſt leider zu wenig vorhanden. Sehen Sie mich an! ich will nicht ſagen, jeder andere, aber mindeſtens unter zehnen neun würden in meiner Lage ſchon als Kinder zugrunde gegangen ſein. Statt deſſen ernähre ich heut’ eine Frau, beſitze eine Villa am Kahlenberge, füttere drei Kinder eines Stiefbruders durch, und überdies noch eine ältere Schweſter meiner Frau. Die ältere Schweſter war Sängerin und hat leider ihre Stimme verloren.

Ich bin heute ſchon vollkommen unabhängig. Ich reiſe, weil ich mein Vermögen auf eine gewiſſe Summe abrunden will. Wenn heute der „Roland“ untergeht, ſo kann ich ſozuſagen mit größter Gelaſſenheit Waſſer ſchlucken. Ich habe meine Arbeit getan, ich habe mit meinem Pfunde gewuchert: für meine Frau, für die Schweſter meiner Frau und für die Kinder meines Stiefbruders iſt geſorgt.“

Der Burſche des Artiſten erſchien, um ſeinen armloſen Herrn zum Mittagsſchlaf in die Kabine abzuholen. „Bei uns geht alles pünktlich und wie am Schnürchen,“ ſagte Stoß, und mit bezug auf den Burſchen fuhr er fort: „Er hat ſeine vier Jahre bei der deutſchen Marine abgedient. Ich kann bei meinen Seereiſen andere Leute nicht gebrauchen. Ein Mann, der mir etwas nützen ſoll, muß eine Waſſerratte ſein.“

Oben auf Deck war es, im Vergleich zum Vormittag, ſtill geworden. Friedrich hatte, nicht ohne Anwandlungen von Schwindel, ſeinen Mantel aus der Kabine geholt und ſich, dem Eingang zur Haupttreppe gegenüber, auf einer Bank niedergelaſſen. Hahlſtröm war nicht zu entdecken geweſen. Mit hochgeſchlagenem Kragen und feſt in den Kopf gedrücktem Hut geriet Friedrich in jenen Zuſtand der Schläfrigkeit, der für Seereiſen charakteriſtiſch iſt. Dieſer Zuſtand iſt trotz der Schwere der Augenlider mit einer raſtloſen Luzidität verknüpft. Vor dem inneren Auge jagen die Bilder. Es iſt ein ewig kommender, ewig fliehender, farbiger Strom, deſſen Endloſigkeit der Seele Martern verurſacht. Noch toſte die ſybaritiſche Mittagstafel, mit ihrem Tellergeklapper, mit ihrer Muſik, in Friedrichs Hirn. Er hörte die Worte des Artiſten. Nun hielt der Halbaffe Mara im Arm. Der lange Hahlſtröm ſah zu und lächelte. Die Wogen wuchteten gegen den Speiſeſaal und preßten den knackenden Rumpf des Schiffs. Bismarck, eine ungeheuere Panzergeſtalt, und Roland, der gepanzerte Recke, lachten grimmig und unterhielten ſich. Friedrich ſah beide durch das Meer waten. Roland hielt die kleine tanzende Mara auf der rechten Hand. Hin und wieder fröſtelte Friedrich. Das Schiff lag ſchief. Es wurde von einem ſteifen Südoſt auf die rechte Seite gedrückt. Die Wogen ziſchten und brauſten gewaltig. Der Rhythmus, den die Umdrehungen der Schraubenwelle verurſachten, ſchien Friedrichen ſchließlich der eigene Körperrhythmus zu ſein. Man hörte deutlich die Schraube arbeiten. Immer nach einer beſtimmten Zwiſchenzeit hob ſich der Hinterſteven des Schiffs über das Waſſer heraus und die Schraube begann in der Luft zu ſchnurren. Da hörte Friedrich den Wilke aus der Heuſcheuer ſagen: „Herr Dukter, wenn ock de Schraube ni bricht!“ Die ganze Maſchine arbeitete ſchließlich, wie Friedrichen vorkam, in ſeinem Gehirn. Zuweilen rief ein Maſchiniſt dem andern Worte zu, im Maſchinenraum, und man hörte den Hall von Metallſchaufeln.

Friedrich fuhr auf. Es ſchien ihm, er ſah einen Toten, ſchwankend, die Kajütentreppe empor, auf ſich zulaufen. Genauer betrachtend, erkannte er jenen Konfektionär, dem er bereits in Southampton begegnet war. Eigentlich glich er mehr einem Sterbenden, als er einem ſchon Geſtorbenen glich. Er ſah Friedrichen an, mit einem grauenvollen Blick der Bewußtloſigkeit, und ließ ſich in den zunächſt zu erreichenden, von einem Steward gehaltenen Triumphſtuhl hineinfallen. Wenn dieſer Mann nicht unter die Helden zu rechnen iſt, dachte Friedrich, ſo hat es niemals Helden gegeben. Oder war es etwa nicht Heroismus, was ihn immer wieder, durch das Inferno ſolcher Reiſen hindurchſchreiten ließ?

Friedrich gegenüber, am Eingang der Treppe, ſtand ein Schiffsjunge. Von Zeit zu Zeit, wenn das Signal einer Trillerpfeife von der Kommandobrücke herunterſcholl, verſchwand er, um von dem gerade dienſthabenden Offizier irgend einen Befehl entgegenzunehmen. Oft verging eine Stunde und längere Zeit, ohne daß die Trillerpfeife erklang, und ſo lange hatte dann der hübſche Junge Ruhe, über ſich und ſein Schickſal nachzudenken.

Nachdem Friedrich erfahren hatte, daß er Max Pander hieß und aus dem Schwarzwald ſtammte, tat er die naheliegende Frage an ihn: ob ſein Beruf ihm Freude mache? Er gab Antwort durch ein fataliſtiſches Lächeln, das die Anmut ſeines Kopfes noch erhöhte, aber bewies, daß es mit der Leidenſchaft für den Seemannsberuf nicht weit her ſein konnte.

Friedrichen kam es vor, als müſſe die dauernde Leidenſchaft für die See eine Fabel ſein. Die Uhr zeigte drei.

Er war nun erſt neunzehn bis zwanzig Stunden an Bord und fand, daß der Aufenthalt ſchon jetzt eine kleine Strapaze war. Wenn der „Roland" nicht mit erhöhter Schnelligkeit ſeine Reiſe fortſetzte, ſo hatte er acht- bis neunmal vierundzwanzig Stunden des gleichen Daſeins zu überſtehen. Dann aber war Friedrich wenigſtens dauernd auf dem Trockenen, der Schiffsjunge aber trat nach wenigen Tagen die Rückfahrt an.

„Wenn man dir an Land irgendwo eine gute Stelle verſchaffte," fragte ihn Friedrich, „würdeſt du wohl deinen Seemannsberuf aufgeben?" „Ja," ſagte der Junge beſtimmt mit dem Kopf nickend.

„Es iſt ein ekelhafter Südoſt," ſagte Doktor Wilhelm, der neben der hohen Geſtalt des erſten Steuermanns vorüberging. „Wenn es Ihnen recht iſt, Kollege, kommen Sie mit in meine Apotheke hinein, dort können wir ungeſtört rauchen und Kaffee trinken."

*

Ging man das zweite, tiefer gelegene Deck des „Roland" entlang, ſo paſſierte man, auf der Backbordſeite ebenſo wie auf Steuerbord, einen gedeckten Gang. Hier hatten die Offiziere ihre Schlafzimmer, und ebendort befand ſich auch die Kabine des Doktors Wilhelm, ein verhältnismäßig geräumiger Aufenthalt, der das Bett des Doktors, Tiſch, Stühle und einen gut eingerichteten Apothekerſchrank enthielt.

Die Herrn hatten kaum Platz genommen, als eine Schweſter vom Roten Kreuz erſchien, die dem Doktor über eine Patientin in der zweiten Kajüte lächelnd Bericht erſtattete.

„Das iſt ſo ein Fall, Kollege," erklärte der Schiffsarzt, als die Schweſter gegangen war, „der ſich in meiner Schiffspraxis jetzt zum fünftenmal wiederholt: nämlich, Mädchen, die einen Fehltritt begangen haben und, weil ſie die Folgen nicht mehr verbergen können, weder aus noch ein wiſſen, machen Seereiſen, wobei ja mit einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit auf das erwünſchte Malheur zu rechnen iſt. Solche Mädchen natürlich,“ fuhr er fort, „ahnen nicht, daß ſie bei uns typiſch ſind, und wundern ſich, wenn unſere Stewards und Stewardeſſen ihnen mitunter ziemlich offenkundig die entſprechende Achtung entgegenbringen. Natürlich nehme ich mich ſolcher Frauensleute immer nach Kräften an, und es iſt mir auch meiſtens gelungen, die Schiffskapitäne zu bewegen, von dem etwa geſchehenen Ereignis, ſofern es glücklich vorübergegangen iſt, eine Anzeige nicht zu erſtatten. Denn wir haben den Fall gehabt, wo eine Frauensperſon, bei der die Anzeige nicht zu vermeiden war, gleich nach der Landung aufgehängt an einem Fenſterwirbel ihres Hafenquartiers gefunden wurde.“

Die Frauenfrage, meinte Friedrich, ſei einſtweilen, wenigſtens, wie ſie die Frauen auffaßten, nur eine Alt-Jungfernfrage. Die Sterilität der alten Jungfer ſteriliſiere die ganze Beſtrebung. — Und Friedrich entwickelte ſeine Ideen! — Aber während er dies, da ihm ſeine Denkreſultate geläufig waren, mechaniſch tat, ſuchten ihn allerhand quälende Vorſtellungen heim, die ſich auf Mara und ihren Verehrer bezogen.

„Den lebendigen Keimpunkt jeder Reform des Frauenrechts,“ ſagte Friedrich, Rauchwolken von ſich blaſend, mit äußerlicher Lebhaftigkeit, „muß das Mutterbewußtſein bilden. Die Zelle des künftigen Zellenſtaats, der einen geſunderen ſozialen Körper darſtellen wird, iſt das Weib mit Mutterbewußtſein. Die großen Reformatorinnen der Frauenwelt ſind nicht diejenigen, deren Abſicht es iſt, es den Männern in jeder Beziehung gleichzutun, ſondern jene, die ſich bewußt werden, daß jeder, auch der größte Mann, durch ein Weib geboren iſt, die bewußten Gebärerinnen der Geſchlechter der Menſchen und Götter. Das Naturrecht des Weibes iſt das Recht auf das Kind, und es iſt das allerſchmachvollſte Blatt in der Geſchichte des Weibes, daß ſie ſich dieſes Recht hat entreißen laſſen. Man hat die Geburt eines Kindes, ſofern ſie nicht durch einen Mann ſanktioniert iſt, unter den Schwefelregen allgemeiner und öffentlicher Verachtung geſtellt. Dieſe Verachtung iſt aber auch zugleich das erbärmlichſte Blatt in der Mannesgeſchichte. Der Teufel mag wiſſen, wie ſie ſchließlich zu ihrer ſcheußlichen abſoluten Herrſchaft gekommen iſt.

„Bildet eine Liga der Mütter, würde ich den Frauen raten,“ fuhr Friedrich fort, „und jedes Mitglied bekenne ſich, ohne auf Sanktion des Mannes, das heißt auf die Ehre, Rückſicht zu nehmen, praktiſch und faktiſch, durch lebendige Kinder, zur Mutterſchaft. Hierin liegt ihre Macht, aber immer nur, wenn ſie mit bezug auf die Kinder ſtolz, offen und frei ſtatt feige, verſteckt und mit ängſtlich ſchlechtem Gewiſſen verfahren. Erobert euch das natürliche, vollberechtigte, ſtolze Bewußtſein der Menſchheits-Gebärerinnen zurück, und ihr werdet im Augenblicke, wo ihr's habt, unüberwindlich ſein.“

Doktor Wilhelm, der mit Fachkreiſen Fühlung hielt, kannte Friedrichs Namen und ſeine wiſſenſchaftlichen Schickſale. Die verunglückte bakteriologiſche Arbeit Friedrichens, ſowie ihre blutige Abfuhr und Korrektur, befand ſich in ſeinem Bücherfach. Dennoch hatte der Name noch einen autoritativen Klang für ihn. Er horchte geſpannt und fand ſich im ganzen durch den Umgang mit Friedrich geſchmeichelt. Übrigens wurde Doktor Wilhelm plötzlich durch die Schweſter vom Roten Kreuz abgeholt.

Die kleine, verſchloſſene ärztliche Einſiedlerzelle, in der er ſich nun allein befand, gab Friedrich Veranlaſſung, neuerdings über den Sinn ſeiner wunderlichen Reiſe nachzudenken. Dabei kam über ihn, im Genuſſe des Zigarettenrauchs und weil der „Roland“ jetzt merklich ruhiger lag, eine gewiſſe Behaglichkeit. Wenngleich auch dieſer Behaglichkeit etwas von dem allgemeinen Nervenrauſch der Seereiſe innewohnte. Es war und blieb ſonderbar, auf einen ſo wunderlichen Anlaß hin, mit dieſem großen Menſchentransport zu gleichem Wohl und Wehe verfrachtet zu ſein, und nach dem neuen Erdteil befördert zu werden. Niemals im Leben hatte er, wie jetzt, das Gefühl gehabt, eine willenloſe Puppe des Schickſals zu ſein. Aber wieder wechſelten lichte mit dunklen Illuſionen. Er gedachte Ingigerds, die er noch nicht geſehen hatte; und wie er die bebende Wand des niedrigen ärztlichen Konſultationsraums anfaßte, durchdrang ihn wiederum das Glück, mit der Kleinen hinter den gleichen Wänden, über dem gleichen Kiel geborgen zu ſein. Es iſt unwahr! Lüge! wiederholte er halblaut immer wieder: und meinte damit die Behauptung des armloſen Krüppels, daß Hahlſtröm die Tochter auf unehrenwerte Weiſe ausnütze.

Friedrich wurde durch die Rückkehr des Doktors Wilhelm faſt ſchmerzhaft aus Träumereien geweckt. Der Schiffsarzt lachte, warf ſeine Mütze lachend aufs Bett und ſagte, er habe eben die kleine Hahlſtröm ſamt ihrem Hunde perſönlich an Deck geſchleppt. Das Luderchen mache förmlich Theater, wobei ihr getreuer Pudel, namens Achleitner, teils der Geprügelte, teils der Verhätſchelte ſei.

Dieſe Nachricht erfüllte Friedrich mit Unruhe.

Damals, als Friedrich die kleine „Mara“ zum erſten Male geſehen hatte, ſchien ſie ihm eine Inkarnation kindlicher Reinheit zu ſein. Inzwiſchen waren allerdings Gerüchte an ſein Ohr gedrungen, die den Glauben an ihre Unberührtheit ins Schwanken gebracht hatten, und ſolche Gerüchte waren für Friedrich die Urſache martervoller Stunden und mancher ſchlafloſen Nacht geweſen. Doktor Wilhelm, der ſich ſelbſt für die kleine „Mara" zu intereſſieren ſchien, brachte das Geſpräch auf Achleitner, der ihm vertraulicherweiſe eröffnet hatte, er ſei mit Ingigerd Hahlſtröm verlobt. Friedrich ſchwieg. Es wäre ihm anders nicht möglich geweſen zu verbergen, wie tief er aufs neue erſchrocken war. — „Achleitner iſt ein getreuer Pudel," fuhr Wilhelm fort. „Er gehört zu jener hündiſchen Sorte von Männern, die duldſam ſind noch vermöge einer anderen hündiſchen Eigenſchaft. Er läßt ſich treten, er apportiert, er macht Männchen und nimmt ein Zuckerſtückchen. Sie könnte tun, was ſie wollte, er würde doch, meiner Überzeugung nach, immer duldſam und von hündiſcher Treue ſein. Übrigens, wenn es Ihnen recht iſt, Kollege von Kammacher, ſo könnten wir ein bißchen zu den Leutchen hinaus aufs Deck, die Kleine iſt ſpaßhaft! — und könnten dabei ein bißchen Natur kneipen."

Die kleine „Mara" lag in einem Triumphſtuhl hingeſtreckt. Achleitner, der, recht unbequem, auf einem kleinen Feldſtuhl ſaß, ſo daß er ihr ins Geſicht blicken konnte, hatte ſie, wie ein Kind, bis unter die Arme in Decken gepackt. Die untergehende Sonne, über die gewaltig ſchwellenden Hügelungen des Meeres herüber, beleuchtete ein liebliches, gleichſam verklärtes Geſicht. Das Deck war belebt. Bei der ruhigen Lage des Schiffes hatte ſich das Bedürfnis zu promenieren geltend gemacht, und es herrſchte allgemein eine friſch belebte Geſprächigkeit. Die Erſcheinung der kleinen „Mara" war etwas auffällig, da ſie der Schwall ihres weißblonden Haares in weichen, offenen Wellen umgab. Außerdem hatte ſie eine kleine Puppe in Händen, ein Umſtand, von dem ſich jeder Vorübergehende immer wieder ungläubig vergewiſſerte.

Als Friedrich das Mädchen wiederſah, das, ſeit Wochen vor ſeiner Seele ſchwebend, ihm gleichſam die übrige Welt verdeckt hatte, ward ſeine Erregung ſo groß, pochte ſein Herz ſo ſtark gegen die Rippen, daß er, um nur die Haltung zu bewahren, ſich abwenden mußte. Und noch nach Sekunden ward es ihm ſchwer, ſich klarzumachen, daß der verſklavte Zuſtand ſeines Inneren für die Umgebung nicht ohne weiteres bemerklich ſein konnte.

„Ich habe ſchon von Papa gehört, daß Sie hier ſind," ſagte das kleine Fräulein zu Friedrich und rückte dabei ihrem Püppchen die blaue Atlaskapotte zurecht. „Wollen Sie ſich nicht zu uns ſetzen? Achleitner, holen Sie doch bitte für Herrn von Kammacher einen Stuhl. Sie haben kurzen Prozeß gemacht," wandte ſie ſich an Doktor Wilhelm. „Aber ich bin Ihnen dankbar, daß ich hier oben ſein und den Sonnenuntergang ſehen kann. Sie ſchwärmen doch auch für Natur, Herr von Kammacher?" „Nur für Natur," trällerte Doktor Wilhelm und wiegte ſich auf den Zehenſpitzen, „hegte ſie Sympathie!" „Ach, Sie ſind frech," ſagte Ingigerd. „Der Doktor iſt frech! das ſah ich im erſten Augenblick, als er mich anſah und wie er mich anfaßte!" — „Meine liebe, kleine Gnädige, ich habe Sie überhaupt, meines Wiſſens, nicht angefaßt!" — „Ich danke, über die Treppe herauf. Ich hab' blaue Flecke davon bekommen."

In ſolcher Weiſe ſetzte ſich das Geſpräch eine Weile fort, wobei Friedrich, ohne es merken zu laſſen, jedes Wort, das ſie ausſprach, jede Miene ihres Geſichtes, die Blicke, das Zucken ihrer Wimpern belauerte. Aber auch jede Miene, jeden Ausdruck, jede Bewegung, jeden Blick, der ihr galt, faßte er eiferſüchtig auf. Er konnte bemerken, wie ſogar Max Pander, der Schiffsjunge, der noch immer auf ſeinem Poſten ſtand, ſich mit den Augen an ſie feſtſaugte, während ein geſpanntes Lächeln die vollen Lippen ſeines Mundes geöffnet hielt.

Man merkte Ingigerd das Vergnügen an, ſich von den Huldigungen der Männer umgeben zu ſehen. Sie zupfte das Püppchen, ſie zupfte an ihrer ſeltſamen, braun und weiß geſcheckten Kalbsfelljacke herum und überließ ſich koketten Launen. Friedrichen wandelten bei dem preziöſen Ton ihrer Stimme die Entzückungen eines Trinkenden an, der am Verdurſten geweſen iſt. Gleichzeitig brannte ſein ganzes Weſen in Eiferſucht. Der erſte Steuermann, Herr von Halm, ein herrlich gewachſener Menſch, ein wahrer Turm, war hinzugetreten und wurde von Mara nicht nur mit Blicken bedacht, ſondern auch mit ſpitzen Bemerkungen: wodurch ſie ihren Verehrern verriet, daß ihr der wettergebräunte Seeoffizier nicht gleichgültig war. „Wieviel Meilen, Herr Leutnant," fragte Achleitner, der blaß war und etwas zu frieren ſchien, „haben wir wohl ſeit den Needles zurückgelegt?" „Wir laufen jetzt wieder etwas beſſer," ſagte Herr von Halm, „aber wir haben die letzten zwei- oder dreiundzwanzig Stunden nicht zweihundert Meilen gemacht." „Auf dieſe Weiſe können wir ja bis New York vierzehn Tage brauchen," rief Hans Füllenberg, der Berliner, etwas vorlaut in die Gruppe hinein. Er hatte die junge Engländerin von Southampton neben ſich. Es zog ihn indes mit großer Gewalt in die Sphäre derer um „Mara", ſo daß er aufſprang und ſeine Coeur-Dame ſitzen ließ.

Er brachte den Ton, der „Mara" und ihren Verehrern, Friedrich von Kammacher ausgenommen, behaglich war. Es entſtand eine große Luſtigkeit, die ſich über das ganze Promenadendeck fortpflanzte. Friedrich fühlte ſich angeekelt inmitten dieſer Orgie der Banalität, er löſte ſich los, um mit ſeinen Gedanken allein zu ſein.

Das Deck, das um die Mittagszeit von Waſſer getrieft hatte, war jetzt wieder vollſtändig trocken geworden. Friedrich hatte ſich an das äußerſte, hintere Ende des Steamers gewagt und blickte zurück über die breite, ſchäumende Straße des Kielwaſſers. Er atmete auf, zufrieden, nicht mehr im engen Banne des kleinen weiblichen Dämons zu ſein. Plötzlich war eine lange Spannung der Seele ausgeglichen. Jetzt ſchämte er ſich ſeiner Haltloſigkeit, und ſeine Leidenſchaft gerade zu dieſer kleinen Perſon ſchien ihm lächerlich. Er ſchlug insgeheim an ſeine Bruſt und klopfte ſich ungeniert mit den Knöbeln der Rechten, wie um ſich zu wecken, gegen die Stirne.

Noch immer ſtand die Bewegung der friſchen Briſe ſchräg gegen den Schiffskörper, der ein wenig nach der Seite lag, wo die Sonne, einen gewaltigen braunen Brand erzeugend, ſoeben verſinken wollte: Dieſe Sonne, unter der ein ſteinkohlfarbiges Meer in ruhig wandernden Bergen, braune, erdige Schaumkämme langſam wälzte … dieſes Meer und ſchließlich der durch ſchweres Gewölke zerklüftete Himmel waren für Friedrich wie Sätze einer Weltſymphonie. Für jemand, der ſie empfindet, ſagte er ſich, iſt, trotz ihrer furchtbaren Herrlichkeit, eigentlich kein Grund vorhanden, ſich klein zu fühlen.

Er ſtand in der Nähe des Logs, deſſen lange Schnur im Ozean nachſchleifte, und wandte ſich in die Fahrtrichtung um. Vor ihm bebte das mächtige Schiff. Der Qualm ſeiner beiden Schornſteine wurde mit der Bewegung der Luft von den Mündungen fort auf das Waſſer gedrückt, und man ſah einen melancholiſchen Zug von Geſtalten, Witwen in langen Kreppſchleiern, händeringend, in ſtummen Klagen, wie in eine unendliche Dämmerung der Verdammnis davonwandern. Zwiſchenhinein hörte Friedrich die Laute der ſchwatzenden Paſſagiere. Er ſtellte ſich vor, was alles hinter den Wänden dieſes raſtlos gleitenden Hauſes vereinigt war, wieviel Suchendes, Fliehendes, Hoffendes, Bangendes ſich darin zuſammengefunden hatte; und mit dem allgemeinen, großen Staunen wurden in Friedrichs Seele wieder einmal jene, noch immer ohne Antwort gebliebenen großen Fragen wach, die mit Warum? und Wozu? den dunklen Sinn des Daſeins berühren.

Friedrich hatte nicht bemerkt, wie er promenierend wieder in die Nähe der kleinen Ingigerd Hahlſtröm gekommen war. „Sie werden gewünſcht,“ ſagte da plötzlich eine Stimme. Doktor Wilhelm, der geſprochen, aber zugleich bemerkt hatte, wie ſein Kollege zuſammenfuhr, entſchuldigte ſich. „Sie träumen wohl! Sie ſind ja ein Träumer!“ ſo rief nun die kleine „Mara“ Friedrichen an. „Kommen Sie zu mir,“ fuhr ſie fort, „die dummen Leute, die um mich ſind, gefallen mir nicht.“ Sechs, acht Herren, die um ſie herſtanden, lachten auf und entfernten ſich, Achleitner ausgenommen, mit humoriſtiſch betonter Folgſamkeit! „Na alſo, was ſitzen Sie denn noch, Achleitner!?“ Damit hatte auch dieſer den Laufpaß gekriegt. Friedrich bemerkte, wie die Vertriebenen in einigem Abſtand Paare oder Gruppen bildeten und in jener beſonderen Art miteinander tuſchelten, wie ſie bei Herren, die ihren Spaß mit einem nicht gerade prüden weiblichen Weſen gehabt haben, üblich iſt.

Eigentlich mit einer Art Scham, jedenfalls aber mit ausgeſprochenem Widerwillen, nahm Friedrich in dieſem Augenblick den noch warmen Seſſel Achleitners ein, und „Mara“ begann für Natur zu ſchwärmen.

Sie ſagte: „Iſt nicht alles am hübſcheſten, wenn die Sonne untergeht? Mir macht es Spaß, mir gefällt es wenigſtens,“ fügte ſie ſich entſchuldigend hinzu, als Friedrich das Geſicht verzog und ſie deshalb glauben mußte, daß er ihre Bemerkung mißbillige. Sie ging dann über zu Sätzen, die alle damit begannen: „ich will das nicht, ich mag jenes nicht, ich liebe nicht dies oder das“ und ſo fort. Wobei ſie inmitten des ungeheuren kosmiſchen Dramas, das ſich vor ihren Sinnen vollzog, vollkommen nüchtern und anteillos den anmaßlichen Dünkel eines verzogenen Kindes entwickelte. Friedrich wäre am liebſten aufgeſprungen. Er zupfte nervös an ſeinem Schnurrbärtchen, und ſein Geſicht nahm eine mokante Starrheit an. Sie merkte das wohl und ward durch dieſe ihr ungewohnte Art einer Huldigung merklich beunruhigt.

Friedrich war niemals körperlich krank geweſen, dagegen zeigte er hie und da eine leidenſchaftliche Sonderbarkeit. Die Freunde wußten, daß er in guten Zeiten ein überdeckter Krater, in weniger guten ein feuerſpeiender war. Scheinbar gleich fern, ſeinem Äußeren nach, von Weichlichkeit und von Brutalität, hatte er dennoch weichliche und brutale Anwandlungen. Zuweilen kam ihn ein dithyrambiſcher Raptus an, beſonders wenn er ein bißchen Wein in den Adern hatte. Dann ſprang er umher und ſchwärmte, wenn es bei Tage war, laut und pathetiſch die Sonne, nachts die Sternbilder an und rezitierte eigene Gedichte.

Die kleine „Mara“ empfand Friedrich als eine nicht ungefährliche Nachbarſchaft. Aber wie ſie nun einmal war, reizte es ſie, mit dem Feuer zu ſpielen. „Solche Leute,“ ſagte ſie, „die ſich beſſer dünken als andere, liebe ich nicht.“ „Ich um ſo mehr, denn ich bin Phariſäer,“ entgegnete Friedrich. Nun aber erklärte er ganz brutal: „Ich finde, daß Sie für Ihre Jahre reichlich naſeweis und rechthaberiſch ſind. Ihr Tanz hat mir eigentlich beſſer gefallen.“ Hierbei war ihm ungefähr ſo zumute, als ob er ſich ſelber ſchmerzhaft maßregele. „Mara“ ſah ihn mit einem ſkurrilen Lächeln an. „Nach Ihren Begriffen,“ kam es endlich von ihren Lippen, „muß wohl ein junges Mädchen höchſtens reden, wenn es gefragt wird, und jedenfalls ohne eigene Meinung ſein. Sie ſehen ſo aus, als könnten Sie nur ein Mädchen lieben, das immer nur von ſich ſelber ſagt: „bin doch ein arm unwiſſend

Ding, begreife nicht was er an mir find't. Ich liebe nicht ſolche dummen Geſchöpfe." Als Friedrich, der auf eine ſchreckliche Weiſe ernüchtert war, ſich erheben wollte, hielt ſie ihn mit einem eigenſinnig ſchmollenden „Nein" zurück. „Ich habe Sie ſchon in Berlin während des Tanzens immer anſehen müſſen," fuhr ſie fort und hielt ihr Püppchen quer vor die Lippen, ſo daß ihr Näschen gequetſcht wurde. „Ich empfand ſchon damals etwas wie ein Band zwiſchen uns, ich wußte, wir würden uns noch begegnen." Friedrich erſchrak. Er täuſchte ſich keinen Augenblick über die Tatſache, daß dies eine oft von ihr benutzte Form der Anknüpfung und im Kern eine Lüge war. „Sind Sie eigentlich ſchon verheiratet?" hörte er, ehe er noch recht zur Beſinnung kam, erbleichte tief und ſchickte ſich an, zu antworten.

Er ſagte, aber keineswegs freundlich, ſondern beinahe hart und abweiſend: „Es wäre ganz gut, Fräulein Hahlſtröm, wenn Sie mich, bevor Sie mich als einen unter vielen behandeln, genauer anſehen möchten. An das Band, das uns verknüpfen ſoll, beſonders verknüpfen ſoll, glaube ich einſtweilen noch nicht. Sie haben während des Tanzes nicht nur mich, ſondern alle Welt angeſehen!"

Ingigerd lachte kurz und ſagte: „Sie fangen gut an, mein Beſter, halten Sie mich etwa für Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans?"

„Nicht gerade für das," gab Friedrich zurück, „aber wenn Sie geſtatten, ſo möchte ich Sie doch für eine junge und diſtinguierte Dame halten dürfen, deren Ruf mit gar nicht zu übertreibender Sorgfalt vor jeder leiſeſten Trübung zu bewahren iſt."

„Ruf?" ſagte das Mädchen, „Sie irren ſich, wenn Sie glauben, daß ſo was jemals von Intereſſe für mich geweſen iſt. Zehnmal lieber verrufen ſein und nach eigenem Gefallen leben, als ſterben vor Langeweile und dabei im beſten Rufe ſtehen. Ich muß mein Leben genießen, Herr Doktor.“ An dieſe Worte, die Friedrich äußerlich ruhig anhörte, ſchloß Ingigerd eine reſpektable Reihe von Konfidenzen, deren Inhalt einer Lais oder Phryne würdig geweſen wäre. Friedrich möge ſie immerhin bemitleiden, ſagte ſie, aber niemand ſolle ſich Sachen über ſie einbilden. Jeder, der mit ihr umgehe, müſſe genau wiſſen, wer ſie ſei. Bei dieſen Worten verriet ſie deutlich eine gewiſſe angſtvolle Wahrhaftigkeit, die vor Enttäuſchung bewahren will.

Als die Sonne hinunter war und Ingigerd, immer mit einem wollüſtig böſen Lächeln, ihre grauſame Beichte beendet hatte, fand Friedrich ſich vor die Tatſache eines weiblichen Jugendlebens geſtellt, wie es ihm ſo abenteuerlich und verwildert, ſelbſt in ſeiner Praxis als Arzt, noch nicht vorgekommen war. Achleitner und der Vater Hahlſtröm, die das Mädchen von Deck holen wollten, waren mehrmals heftig durch es vertrieben worden. Friedrich brachte ſchließlich „Mara“ in ihre Kabine zurück.

In ſeiner eigenen Kabine warf ſich Friedrich, ſo wie er war, aufs Bett, um das Unfaßliche durchzudenken: er ſeufzte, er knirſchte, er wollte zweifeln. Er ſagte mehrmals laut ein „Nein“ oder ein „Unmöglich“ und ſchlug dabei mit der Fauſt gegen die nahe Matratze des oberen Betts: und ſchließlich hätte er ſchwören mögen, daß diesmal in der ganzen frechen Erzählung des Mädchens nichts gelogen war. „Mara oder das Opfer der Spinne.“ Jetzt begriff er auf einmal ihres Tanzes Titel und Gegenſtand. Sie hatte getanzt, was ſie früher gelebt hatte.

Ich hab’ mein Sach auf nichts geſtellt: mit dieſem inneren Kehrreim begleitete Friedrich während der Abendtafel ſeine etwas gequälte, äußerlich überſchäumende

Luſtigkeit. Er und der Schiffsarzt tranken Champagner. Schon bei der Suppe hatte Friedrich die erſte Flaſche beſtellt und ſogleich mehrere Kelche hinuntergegoſſen.

Je mehr er trank, umſo weniger ſchmerzte ihn ſeine Wunde, um ſo wundervoller erſchien ihm die Welt: will ſagen, ſie ſchien ihm voller Wunder und Rätſel zu ſein, von denen umgeben, von denen durchdrungen er ſelbſt den Rauſch eines Abenteurer-Daſeins genoß. Er war ein glänzender Unterhalter. Er populariſierte dabei mit Glück ſeinen Bildungsſchatz. Er beſaß überdies einen leichten Humor, der ihm auch dann zu Gebote ſtand, wenn bittre Humore, ſo wie jetzt, den tiefen Grund ſeiner Seele bevölkerten. So kam es, daß die Kapitänsecke an dieſem Abend unter dem Bann ſeines Geiſtes ſtand.

Er trug jenen Glauben an die alleinſeligmachende Kraft der Wiſſenſchaft und des modernen Fortſchritts zur Schau, der ihn eigentlich ſchon verlaſſen hatte. In dem feſtlichen Glanz von zahlloſen Glühlampen, aufgeregt durch Wein, Muſik und den rhythmiſch pulſierenden Gang des wandernden Schiffskörpers, ſchien ihm indeſſen wirklich zuweilen, als wenn die Menſchheit, mit klingendem Spiel, auf einer feſtlichen Prozeſſion nach den glückſeligen Inſeln begriffen wäre. Vielleicht würde der Menſch dereinſt mit Hilfe der Wiſſenſchaft unſterblich. Man würde Mittel und Wege finden, die Zellen des Körpers jung zu erhalten. Man hatte jetzt ſchon tote Tiere durch Einſpritzen einer Salzlöſung zum Leben erweckt. Er ſprach von den Wundern der Chirurgie, die oft das Geſprächsthema bilden, wenn der Gegenwartsmenſch ſich der ungeheuren Überlegenheit ſeines Zeitalters bewußt werden will. Binnen kurzem würde die ſoziale Frage durch die Chemie gelöſt und Nahrungsſorge den Menſchen eine geweſene Sache ſein. Die Chemie nämlich ſtehe dicht vor der Möglichkeit,

(1

tatſächlich aus Steinen Brot zu machen, was bisher nur der Pflanze gelang.

Mit Grauen dachte Friedrich mitten im Trubel aller Betäubungen an den Beginn der Schlafenszeit. Er wußte, daß er kein Auge ſchließen würde. Er ging nach Tiſch mit dem Arzt in den Damenſalon, von da in das Rauchzimmer. Nicht lange, ſo trat er wieder an Deck heraus, wo es finſter und öde geworden war und der Wind wieder heftig und kläglich durch das Takelwerk der Rotmaſten greinte. Es war bitter kalt, und Friedrich ſchien es, als ob Schneeflocken ſeine Wangen ſtreiften. Endlich mußte er ſich entſchließen, zur Ruhe zu gehn.

Zwei Stunden lang, etwa die Zeit zwiſchen elf und ein Uhr nachts, befand er ſich, auf ſeiner Matratze zuſammengekrümmt, meiſt im Zuſtande wachen Grübelns und zuweilen, auf kurze Zeit, in einem ziemlich qualvollen Dämmer, zwiſchen Wachen und Schlaf. In beiden Zuſtänden ward ſeine Seele von einem Zudrang viſionärer Bilder aufgeregt, zuweilen war es ein wilder Reigen, zuweilen ein ſtarres, quälendes Einzelgeſicht, das nicht weichen wollte. Alles in allem beſtand ein rettungsloſer Zwang, das innere Auge für die Spiele fremder Mächte offen zu halten. Er hatte die Lampen abgeſtellt, und nun, in der Dunkelheit, wo der äußere Sinn des Auges unbeſchäftigt blieb, empfand er doppelt, was ihm Gehör und Gefühl vermittelten: alle Geräuſche und Bewegungen des gewaltigen Schiffs, das ſeinen Kurs durch die mitternächtige See gleichmäßig fortſetzte. Er hörte das Wühlen des Propellers in ſeiner Raſtloſigkeit. Es war wie das Arbeiten eines gewaltigen Dämons, der in die Fron der Menſchheit gezwungen war. Er hörte Rufen, Schreiten, wenn die Kohlenarbeiter die Schlacken der gewaltigen Herde in den Ozean ſchütteten. Fünfundzwanzigtauſend Zentner Kohlen wurden mit der

Speiſung dieſer Herde, während der Fahrt nach New York, verbraucht.

Im übrigen war Friedrichs Vorſtellungswelt im Banne „Maras“ und manchmal im Banne ſeiner zurückgelaſſenen Frau, deren Leiden er ſich zum Vorwurf machte: jetzt, wo Ingigerd Hahlſtröm ſeine Neigung entwürdigt hatte. Seine ganze Pſyche ſchien in den Zuſtand der Reaktion gegen das Giſt dieſer Leidenſchaft geraten zu ſein. Ein ſchweres Fieber raſte in ihm. Und das, was in dieſem Zuſtand ſein „Ich“ vertrat, war nach dem „Du“, nach „Mara“, auf einer wütenden Jagd begriffen. Er griff ſie auf in den Straßen Prags und ſchleppte ſie zu der Mutter zurück. Er entdeckte ſie in verrufenen Häuſern. Er ſah ſie im Hauſe eines Mannes ſtehen, der ſie aus Mitleid aufgegriffen und mit in die Wohnung genommen hatte, wo ſie, von ihm verſchmäht, Stunde um Stunde weinend am Fenſter ſtand. Friedrich hatte den teutſchen Jüngling noch nicht völlig abgeſtreift. Das alte verſchliſſene Ideal der „deutſchen Jungfrau“ beſaß im Grunde noch für ihn ſeinen Heiligenſchein. Aber ſo oft auch Friedrich „Mara“ bei ſcheußlichen Dingen ertappte, ſo oft er ſie in ſeinen Phantaſien von ſich ſtieß, ihr Bild mit allen moraliſchen Kräften ſeines Weſens zu tilgen ſuchte, ihr goldumlocktes Antlitz, ihr weißer gebrechlicher Mädchenleib traten durch jeden Vorhang, durch jede Mauer, durch jeden Gedanken wieder hervor, gleich unzerſtörbar durch Gebet wie durch Fluch.

Kurz nach ein Uhr nachts wurde Friedrich aus ſeiner Koje geworfen. Im nächſten Augenblick taumelte er gegen das Bett zurück. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der „Roland“ wieder in bewegtere Gegenden des Atlantiks geraten war und das Wetter ſich wieder verſchlimmert hatte.

Zwiſchen fünf und ſechs Uhr des Morgens bereits war Friedrich an Deck. Er hatte den geſtrigen Platz, auf der Bank, gegenüber der Stiege hinunter zum Speiſeſaal, wieder eingenommen. Von dorther brachte ſein Steward, ein junger, unermüdlicher Menſch, gebürtig aus der Provinz Sachſen, ihm heißen Tee und Zwieback herauf: Dinge, die not taten.

Immer wieder wurde das Deck von Seewaſſer überſpült. Von dem Dache des kleinen Überbaus, der die Treppe ſchützte, ſtürzten mitunter Ströme von Waſſer herab, ſo daß der kleine Kollege Panders, der jetzt dort Wache hielt, ganz durchnäßt wurde. Der „Roland“ trug bereits Eiskriſtalle an ſeinen Rotmaſten und in ſeinem Takelwerk. Regen und Schneegeſtöber wechſelten. Und der graue troſtloſe Dämmer des Morgens, mit ſeinem Aufruhr, dem Heulen, Pfeifen und Winſeln des heftigen Windes um Maſten und Takelwerk, mit ſeinem wilden und allgemeinen Geziſch und Gerauſch, wollte, ſo ſchien es, ſein Daſein verewigen.

Die Hände an ſeinem gewaltigen Teeglaſe wärmend, blickte Friedrich mit glühenden, wie es ihm vorkam, eingeſunkenen Augen, jeweilig über die ſich gerade ſenkende Bordwand des rollenden und ſtampfenden Schiffes hinaus. Er fühlte ſich leer. Er fühlte ſich ſtumpfſinnig, ein Zuſtand, der ihm indeſſen nach der nächtigen Bilderflucht willkommen war. Immerhin erfriſchte ihn auch die ſtarke, feuchte, bromreiche Luft und auf der Zunge der Salzgeſchmack. Bei leiſem Fröſteln, unter dem hochgeklappten Kragen ſeines Mantels, meldete ſich ſogar eine angenehme Schläfrigkeit.

Dabei empfand er den Wogenaufruhr und den Kampf des ſchwimmenden Hauſes in ſeiner vollen Großartigkeit: die Schönheit und Kraft des beſtimmten Kurſes, womit es die rollenden Höhenzüge durchſchnitt, oder eigentlich mit immer neuem, gelaſſenem Todesmut durchbrechen mußte.

Friedrich lobte bei ſich das wackere Schiff, als ob es lebendig wäre und ſeine Erkenntlichkeit zu beanſpruchen hätte.

Kurz nach ſieben erſchien ein dünner und ſchlanker Menſch in Schiffsuniform, der ſich Friedrichen langſam näherte. Er führte den Finger leicht an die Mütze und fragte: „Sind Sie Herr von Kammacher?“

Als Friedrich bejahte, zog er einen Brief aus der Bruſttaſche, erklärte, daß er geſtern mit der Lotſenpoſt von Frankreich eingetroffen ſei, aber nicht ſofort zugeſtellt werden konnte, weil der Name Kammacher in der Paſſagierliſte nicht zu finden geweſen wäre. Der Herr hieß Rinck und hatte das deutſch-amerikaniſche Seepoſtamt an Bord des „Roland“ unter ſich.

Friedrich verſteckte den Brief, auf dem er die Hand ſeines Vaters erkannt hatte. Er fühlte, wie ſeine Lider unter einem heißen Andrang ſich ſchließen mußten.

Doktor Wilhelm traf Friedrich in einer weichen Stimmung an.

„Ich habe geſchlafen wie ein Bär,“ ſagte der Schiffsarzt, und man merkte an ſeinem geſunden und erfriſchten Geſichte, der behaglichen Art ſeines Dehnens und Gähnens, daß er ſich wirklich von Grund aus erfriſcht hatte. „Kommen Sie nach dem Frühſtück mit ins Zwiſchendeck? Eh' wir gehen, machen wir uns aber in meiner Apotheke erſt mit Inſektenpulver kugelfeſt.“

Dies war geſchehen. Die Herren hatten gefrühſtückt: Bratkartoffeln und kleine Koteletts, ham and eggs, gebratenen Flunder und anderen Fiſch! Dazu hatten ſie Tee und Kaffee getrunken, nun begaben ſie ſich ins Zwiſchendeck.

Als ſie ſich einigermaßen an das dort herrſchende Zwielicht gewöhnt hatten — jeder hielt ſich, um nicht zu fallen, an einem der ſenkrechten eiſernen Träger der Decke feſt — ſahen ſie ſich einem am Boden ächzenden, jammernden, ſchreienden, geſchüttelten Menſchengewimmel gegenüber. Die Ausdünſtungen vieler Familien ruſſiſcher Juden mit Kind und Kegel, Sack und Pack, verdarben die Luft, da es nicht möglich war, Luken zu öffnen. Blaſſe Mütter, mehr tot als lebendig, mit offenen Mündern und geſchloſſenen Augen daliegend, hatten Säuglinge an der Bruſt, und es war furchtbar zu ſehen, wie ſie willenlos hin und her gerollt, von den Konvulſionen des Brechreizes gemartert wurden. „Kommen Sie,“ ſagte Doktor Wilhelm, der etwas wie Schwindel im Geſicht des Kollegen bemerkt hatte, „beweiſen wir unſere Überflüſſigkeit.“ Aber Doktor Wilhelm, von der Krankenſchweſter begleitet, konnte doch hie und da etwas Gutes tun. Er verordnete Trauben und andere Genußmittel, die aus den Speiſekammern der erſten Kajüte geliefert wurden.

So ging es von Abteilung zu Abteilung, mit nicht geringer Mühe und Anſtrengung, wo ſich überall Elend auf der Flucht vor dem Elend zuſammendrängte. Selbſt auf den bleichen Geſichtern derer, die ſich irgendwo in dieſem ſchwankenden Schubfach der Verzweiflung aufrecht hielten, lag ein Ausdruck finſter-gehäſſiger Bitterkeit. Es war hier auch manches hübſche Mädchen zu finden. Die Blicke der Ärzte und dieſer Mädchen trafen ſich. Eine große Gefahr, eine große Not läßt das Leben des Augenblicks begehrlicher auflodern. Es iſt eine tiefe Gleichheit, die da von den Menſchen empfunden wird. Zugleich erzeugt ſich Verwegenheit.

Friedrichen blieb der tiefe und finſtere Blick einer jungen ruſſiſchen Jüdin in Erinnerung. Wilhelm, dem es wohl nicht entgangen war, daß ſein Kollege auf das Mädchen, und dieſes auf ihn Eindruck gemacht hatte, konnte ſich nicht enthalten, dieſe Tatſache zu berühren, indem er Friedrichen lachend beglückwünſchte.

Im Weiterſchreiten ſahen die Herren ſich durch Wilke geſtellt und mit gröhlender Stimme angerufen. Das Bild des Landsmannes aus der Heuſcheuer hatte ſich inzwiſchen verändert, weil er augenſcheinlich dem Jammer ſeines Zuſtandes durch Genuß von Schnaps entgegenzuwirken verſucht hatte. Wilhelm ſchnauzte ihn an, da Wilke ſeiner Umgebung läſtig, ja gefährlich war. In ſeiner Betrunkenheit ſchien er ſich für verfolgt zu halten. Sein geöffnetes Bündel ſchmutziger Lumpen lag neben Käſe und Brotreſten auf der Matratze, und er hatte ſein offenes Taſchenmeſſer, eine Art Nickfänger, in der Rechten.

Wilke ſchrie, er ſei von ſeinen Nachbarn, von den Stewards, von den Matroſen, von dem Proviantmeiſter, vom Kapitän beſtohlen worden. Friedrich nahm ihm das Meſſer weg, redete ihn bei Namen an und führte ihm, indem er eine Narbe am ſtruppigen Halſe des Gewaltskerls anfaßte, zu Gemüt, daß er nach einer Meſſerſtecherei von ihm ſchon einmal genäht und mit knapper Not am Leben erhalten worden ſei. Wilke erkannte Friedrich und wurde ruhiger.

Als die beiden Ärzte wieder emporgeſtiegen waren und die reine Luft des Ozeans atmeten, hatte Friedrich die Empfindung, einer erſtickenden Hölle entronnen zu ſein.

Sie ſchritten mit vieler Mühe über das naſſe, leere Deck, das immer wieder von überkommenden Wogen gebadet wurde. Aber es war ein befreiender Graus, der Friedrich erfriſchte. Um den Brief von Hauſe zu leſen, den er beinahe vergeſſen hatte, begab er ſich in den Damenſalon. Einige jener Damen, die von der Seekrankheit nicht zu leiden hatten, ſaßen dort vereinzelt umher, in einem ſchlaffen, ermüdeten Zuſtand. Das ganze Gemach roch nach Plüſch und Lack, hatte Spiegel in Goldrahmen und einen Konzertflügel. Der Tritt der Füße wurde durch einen Teppich lautlos gemacht.

Friedrich von Kammachers Vater ſchrieb:

Lieber Sohn!

Ich weiß nicht, ob dieſer Brief Dich treffen wird und wo er Dich treffen wird? Vielleicht erſt in New York, wo er möglicherweiſe ſpäter als Du eintrifft. Eigentlich ſollteſt Du den Gruß Deines alten Vaters und Deiner guten Mutter noch mit auf Deine, uns einigermaßen überraſchende Reiſe nehmen. Aber wir ſind ja gewohnt an Überraſchungen durch Dich, da wir ja Dein Vertrauen ſchon ſeit langem nur in ſehr bedingtem Maße genießen. Ich bin Fataliſt und übrigens weit entfernt davon, Dich mit Vorwürfen zu ennuyieren. Es iſt aber ſchade, daß ſich ſeit der Zeit Deiner Mündigkeit ſo viele Gegenſätze in unſerem Denken und Handeln aufgetan haben. Gott weiß es, daß das ſehr ſchade iſt. Hätteſt Du doch manchmal auf mich gehört ... doch wie geſagt, mit „hätteſt Du doch“ und ähnlichen Redensarten, die nachhinken, iſt nichts auszurichten! — Lieber Junge, da Du nun einmal vom Schickſal in bitterer Weiſe heimgeſucht worden biſt, — ich ſagte Dir gleich, Angele ſtammt aus einer ungeſunden Familie — ſo halte jetzt wenigſtens Kopf und Nacken hoch, denn wenn Du das tuſt, iſt nichts verloren. Ich möchte Dich ganz beſonders bitten, daß Du Dir den Unſinn mit der fehlgeſchlagenen Bazillenriecherei nicht etwa zu Herzen nimmſt. Ich ſage Dir jetzt nicht zum erſtenmal, daß ich den ganzen Bazillenlärm für Schwindel halte. Pettenkofer ſchluckte ja auch eine ganze Typhusbazillen-Kultur, ohne daß es ihm etwas anhatte. Meinethalben geh nach Amerika: das braucht durchaus kein übler Gedanke, keine verfehlte Unternehmung zu ſein. Ich kenne Leute, die ſind von dort, nachdem ſie hier in Europa Schiffbruch gelitten hatten, als beneidete, umſchmeichelte Millionäre zurückgekommen. Und ich zweifele nicht, Du haſt, nach allem, was Du erleben mußteſt, reichlich und reiflich den Schritt erwogen, den Du nun tuſt.

Mit einem Seufzer und einem kurzen, beinahe unhörbaren Auflachen faltete Friedrich den Brief zuſammen. Er wollte ihn ſpäter zu Ende leſen. Da bemerkte er jenen amerikaniſchen Schlingel, an dem er ſich ſchon geſtern geärgert hatte, im Flirt mit einer jungen Dame, wie er wußte, einer Kanadierin. Er wollte ſeinen Augen nicht trauen, als plötzlich in dem feuergefährlichen Raum ein Häufchen ſchwediſcher Zündhölzer aufloderte, das der Jüngling in Brand geſteckt hatte. Ein Steward kam und bemerkte, in aller Beſcheidenheit ſich zu dem Dandy niederbeugend, daß er die Pflicht habe, ihn auf das Unſtatthafte ſeines Tuns hinzuweiſen. Worauf ihn jener mit einem „Get out with you, idiot“ fortſchickte.

Friedrich zog den Brief ſeiner Mutter hervor und mußte, bevor er zu leſen begann, flüchtig über die Frage nachdenken: welch ein Stoff wohl im Schädel des jungen Amerikaners das Hirn vertreten möchte. Die Mutter ſchrieb:

Geliebter Sohn.

Die Gebete deiner Mutter begleiten Dich. Du haſt viel erfahren, viel erlebt und viel erlitten bei jungen Jahren. Damit Du aber gleich auch etwas Freudiges zu hören bekommſt, wiſſe: Deine Kinderchen ſind wohlauf. Ich habe mich vor drei Tagen überzeugt, daß ſie es bei dem jovialen Paſtor Mohaupt gut haben. Albrecht hat ſich prächtig herausgemacht, Bernhard, der ja mehr ſeiner Mutter ähnelt und immer ein ſchweigſamer Junge geweſen iſt, erſchien mir friſcher und auch geſprächiger, und es ſcheint, daß ihm das Leben im Paſtorhauſe und in der Landwirtſchaft Freude macht. Herr Mohaupt meint, beide Jungens ſeien keineswegs unbegabt. Sie haben bei ihm bereits den erſten lateiniſchen Unterricht. Die kleine Annemarie fragte mich ſchüchtern nach Mama, aber ganz beſonders und oft nach Dir. Ich habe geſagt, in New York oder Waſhington ſei ein großer Kongreß, wo ſie der ſchrecklichen Tuberkuloſe — Auszehrung oder Schwindſucht, ſagte ich — mal endlich den Garaus machen würden. Junge, komm nur bald in das liebe, alte Europa zurück.

Ich habe mit Binzwanger eine lange Unterredung gehabt. Er ſagte mir, daß Deine Frau hereditär belaſtet iſt. Das Leiden habe in ihr gelegen und würde unbedingt früher oder ſpäter ausgebrochen ſein. Er ſprach auch von Deiner Arbeit, liebes Kind, und meinte, Du möchteſt Dich nur nicht ducken laſſen. Vier, fünf Jahre eifriger Arbeit, und Deine Schlappe ſei wettgemacht. Mein lieber Friedrich, folge doch Deiner alten Mutter und wende Deine Seele vertrauensvoll zu unſerem lieben himmliſchen Vater zurück. Ich glaube, Du biſt ein Atheiſt. Lache nur über Deine Mutter! Glaube mir, wir ſind nichts ohne Gottes Beiſtand und Gottes Gnade. Bete manchmal: es ſchadet nichts! Ich weiß, wie Du Dir in mancher Beziehung mit Unrecht Angeles wegen Vorwürfe machſt. Binzwanger ſagt, in dieſer Beziehung könnteſt Du vollkommen ruhig ſein. Aber wenn Du beteſt, glaube mir, wird Gott jeden Gedanken an Schuld aus Deiner geängſteten Seele nehmen. Du biſt nicht viel über dreißig hinaus. Ich aber ebenſoviel über ſiebzig. Mit der Erfahrung von vierzig langen Jahren, die ich vor Dir, meinem

Jüngſten, voraushabe, ſage ich Dir, Dein Leben kann ſich noch ſo geſtalten, daß Du eines Tages von Deinen jetzigen Nöten und Leiden kaum noch die Erinnerung haſt. Die Tatſachen werden Dir zwar vor dem Geiſte ſtehen: allein Du wirſt vergeblich verſuchen, Dir das lebendige Leiden und Fühlen vorzuſtellen, was für Dich heute damit verknüpft iſt. Ich bin eine Frau. Ich habe Angele lieb gehabt. Dennoch habe ich ſie und Dich, und Dich und ſie mit ganz gerechtem Sinne beobachtet. Glaube mir: ſie hätte mitunter jeden Mann zur Verzweiflung gebracht.

Der Schluß des Briefes war mütterliche Zärtlichkeit. Friedrich fand ſich im Geiſt an das Nähtiſchfenſter ſeiner Mutter verſetzt und küßte ihr Scheitel, Stirn und Hände.

Als Friedrich aufblickte ſah er den Steward, der abermals zu dem Dandy getreten war, und hörte, wie dieſer ihn auf gut Deutſch mit den lauten Worten: „Der Kapitän iſt ein Eſel!“ fortſchickte. Ein Wort, das allen wie ein elektriſcher Schlag durch die Nerven ging. Dabei brannte ſchon wieder der Scheiterhaufen mit einem ſchwanken Flämmchen durch den von bänglichem Dämmer beladenen, feuergefährlichen Raum.

Friedrich präparierte im Geiſt ſauber, nach allen anatomiſchen Kunſtregeln das Kleinhirn und Großhirn des Jünglings heraus, gleichſam um das Zentrum der Stupidität, die ohne Zweifel die ganze Seele des jungen Amerikaners ausmachte, vor den Studierenden bloßzulegen. Und außerdem war die hier zutage tretende Frechheit, die vielleicht auch im Hirn ihre Zentralſtelle hatte, ein Ding von der größten Seltenheit. Friedrich von Kammacher mußte lachen und empfand inmitten der Heiterkeit, daß er nun inſofern einer neuen Freiheit genoß, als „Mara“, die kleine Ingigerd Hahlſtröm, keine Gewalt mehr über ihn hatte, ja, ihm beiſpielsweiſe weniger als die dunkle Jüdin bedeutete, die er vor kaum einer Viertelſtunde zum erſten Male erblickt hatte.

Kapitän von Keſſel trat herein. Er nahm, nachdem er Friedrich mit leichtem Nicken des blonden Kopfes begrüßt hatte, am Tiſch einer älteren Dame Platz, die ſogleich lebhaft auf ihn einredete. Es wurden inzwiſchen Blicke gewechſelt zwiſchen dem jungen Dandy und der ſchönen Kanadierin, die bleich und vergangen, aber kokett im Fauteuil lehnte. Friedrich urteilte, daß ſie eine Frau von ungewöhnlicher, ſüdlicher Schönheit wäre: gerade Naſe, vibrierende Flügelchen, ſtarke, edelgeſchwungene Brauen, ſchwarz, wie das Haupthaar, und der ſchattenhafte Flaum um den feinen, ſprechenden, zuckenden Mund. Da ſie bei ihrem Schwächezuſtand, infolge der ſtarken Bewegung des Steamers, dem Anreiz zum Lachen nicht widerſtehen konnte und ihr Verehrer mit komiſchem Ernſt abermals ſeine Streichhölzer aufſchichtete, zog ſie ſich einen ſchwarzen Spitzenſchal zeitweilig über das ganze Geſicht.

Es war ein ſpannender Augenblick, als es den unzweideutigen Anſchein gewann, daß der Jüngling ſein feuergefährliches Spiel, trotzdem jetzt der Kapitän zugegen war, nochmals beginnen wollte.

Von Keſſel, breit und ſchwer, mit ſeinen etwas zu kurzen Beinen, erſchien in dem zierlichen Damenſalon einigermaßen unproportioniert. Er ſaß gelaſſen und plauderte friedlich. Man konnte am Ausdruck ſeines Geſichtes übrigens merken, daß er, des Wetters wegen, in ernſter Stimmung war. Plötzlich flammte der Scheiterhaufen. Und nun wandte ſich der ruhige Bernhardinerkopf des Kapitäns ein wenig herum, und jemand ſagte das Wort: „Auslöſchen!“ in einem Ton, der nicht mißzuverſtehen war und wie ihn Friedrich ſo knapp, ſo befehlend und ſo wahrhaft furchtbar nie bisher von eines Mannes Lippen vernommen hatte. Der erbleichte Jüngling hatte im Nu ſein Feuerchen ausgequetſcht. Die ſchöne Kanadierin ſchloß die Augen . . .

Der Barbier, bei dem ſich Friedrich kurz darauf raſieren ließ, ſagte: „Das Wetter iſt miſerabel." Er war ein intelligenter Mann, der trotz des gewaltigen Schaukelns mit großer Sicherheit ſeine Kunſt betrieb. Er erzählte nochmals die Geſchichte von der Nordmania und wie durch die Springflut das Klavier durch den Boden des Damenſalons angeblich bis in den Schiffsraum hinuntergeſchlagen worden war. Ein deutſches Dienſtmädchen kam, das er Roſa nannte, und dem er Eau de Cologne aushändigte. Die Landpomeranze ſah kerngeſund und nicht ſehr erleuchtet aus. „Es iſt ſchon die fünfte Flaſche Eau de Cologne," ſagte der Barbier, „ſeit Kuxhaven. Sie dient bei einer Frau mit zwei Kindern, die von ihrem Manne geſchieden iſt. Das Dienſtmädchen hat keine guten Tage. Sie muß für monatlich ſechzehn Mark zu jeder Stunde morgens, mittags, vor und nach Mitternacht zur Verfügung ſtehn. Ich habe der Frau die Friſur in Ordnung gebracht. Was iſt ſie doch da nicht über dieſe Roſa hergezogen. Nicht die leiſeſte Spur von Erkenntlichkeit." Friedrichen war es angenehm, ſich von dem lebhaften Manne, während er ausgeſtreckt auf einem patentierten Operationsſtuhle lag und ſich ſchaben ließ, allerlei Dinge erzählen zu laſſen. Es leitete ab, es beruhigte ihn. Er genoß einen kleinen Vortrag über moderne Schiffskonſtruktion. Es ſei ein Fehler, daß man ſoviel Gewicht lege auf den Rekord der Schnelligkeit. Wie ſollte ſolch ein leichtgebautes, oblatendünnes Rieſengebäude auf Dauer einer ſchweren See ſtandhalten. Dabei die ungeheuren Maſchinen, der ungeheure Kohlenverbrauch. Der „Roland" ſei allerdings ein gutes Schiff und auf den Werften von

John Elder & Co. in Glasgow erbaut worden. Er wäre ſeit Juni achtzehnhunderteinundachtzig in Dienſt geſtellt. Er habe fünftauſendachthundert indizierte Pferdekräfte. Hundertfünfzehn Tonnen betrage ſein täglicher Kohlenverbrauch. Er laufe dabei ſechzehn Knoten die Stunde. Sein Regiſter-Tonnengehalt erreiche die Zahl viertauſendfünfhundertzehn. Er beſitze eine dreizylindrige Compoundmaſchine. Seine Beſatzung belaufe ſich auf hundertundachtundſechzig Mann.

Alle dieſe Details wußte der Schiffsbader wie am Schnürchen herzuzählen. Ärgerlich, als ob er perſönlich damit die größte Mühe hätte, erzählte er, der „Roland“ ſchleppe bei jeder Überfahrt in ſeinen Kohlenbunkern fünfundzwanzig und mehr Tauſend Zentner Steinkohle mit. Er blieb dabei: eine langſame Fahrt ſei bequem und ſicher, während eine ſchnelle Fahrt gefährlich und teuer ſei.

Der kleine Barbierſalon würde mit ſeinem elektriſchen Licht behaglich geweſen ſein, wenn er feſtgeſtanden hätte. Leider aber bewegte er ſich, wobei ſeine Wände von dem Puls der Maſchine bebten und zitterten und draußen die Woge mit tigermäßigem Grimm gegen das dicke Glas der Luke ſprang. Die Flakons in den Schränken klirrten und klapperten: der Barbier aber meinte, die langſamer gehenden, ſchwerer gebauten Schiffe hätten einen bei weitem ruhigeren Gang.

Dann ſprach er von einer kleinen Perſon, die gefärbtes Haar trage: „Sie hat,“ ſagte er, „wohl über eine Stunde auf dem Operationsſtuhle liegend zugebracht und ſich Schminken ſowie verſchiedenen Puder und nach und nach ſeinen ganzen Vorrat an Pinaud und Roger et Gallet zeigen laſſen.“ Der Coiffeur lachte in ſich hinein. Er meinte, daß man auf Seereiſen Gelegenheit finde, die allerſeltſamſten Frauensperſonen kennen zu lernen, und gab gewiſſe Geſchichten zum beſten, die er angeblich ſelbſt erlebt und deren Heldin jedesmal eine erotomaniſche Dame war.

Beſonders furchtbar war der Vorfall mit einer jungen Amerikanerin, die man ohne Beſinnung in einem der hängenden Rettungsboote gefunden hatte, wo ſie nach und nach von der ganzen Mannſchaft mißbraucht worden war: Friedrich wußte, daß für die Richtung, in der ſich die Phantaſie des Barbiers bewegte, die Perſon Ingigerd Hahlſtröms den Anlaß gab. Sie hatte auf eben dem Stuhle geſeſſen, auf dem er noch immer ruhend lag; und an dem ſtockenden, dann wieder ſpringenden Schlag ſeines Herzens mußte er mit Entſetzen merken, daß die Macht der Kleinen noch nicht gebrochen war.

Friedrich ſprang auf und ſchüttelte ſich. Es war ihm, als müſſe er in heiße und kalte Bäder unter peitſchende Duſchen kalten Waſſers hinein, um ſich außen und innen rein zu waſchen, um ein widerwärtiges, ſchwärendes Gift aus dem Blute zu ziehn.

Die Barbierſtube lag in der hinteren Hälfte des Schiffskörpers. Wenn man heraustrat, konnte man Zylinder und Wellen der Dampfmaſchinen arbeiten ſehn. Friedrich kletterte mühſam empor auf das Wandeldeck und kroch in das überfüllte Rauchzimmer, obgleich es ihn eigentlich anekelte, mit lärmenden Menſchen zuſammengepfercht zu ſein.

Doktor Wilhelm hatte ihm Platz gehalten. „Nun, Sie waren im Zwiſchendeck,“ ſagte der Kapitän, gegen Friedrich gewandt, wobei er ſchalkhaft ein wenig lächelte: „unſer Doktor ſagt mir, eine ſchöne Debora habe Ihnen einen gefährlichen Eindruck gemacht.“ Friedrich lachte, und ſomit war das Geſpräch von Anbeginn in heitere Bahnen gelenkt.

In ihrem Winkel ſaßen die Skatſpieler. Es waren Geſchäftsleute von apoplektiſcher Konſtitution. Sie hatten ſeit dem Frühſtück Bier getrunken und Skat geſpielt, wie ſie es immer, außer im Schlaf, ſeit Beginn der Reiſe getan hatten. Die Unterhaltungen der übrigen intereſſierten ſie nicht. Weder taten ſie Fragen nach dem Wetter, noch ſchien ihnen das Schaukeln des Schiffskoloſſes oder das öde und grimmige Pfeifen des Windes bemerkbar zu ſein. Die Wucht des Schwunges, den das rollende Schiff erdulden mußte, war mitunter ſo groß, — vom Backbord nach Steuerbord und vom Steuerbord nach Backbord hinüber! — daß Friedrich ſich unwillkürlich anklammerte. Er hatte dann manchmal ein Gefühl, als könnte Backbord über Steuerbord oder Steuerbord über Backbord hereinſtürzen. In dieſem Falle würde dann der Kiel des „Roland“ in freier Luft, dafür aber die Kommandobrücke, Maſten und Schornſteine mit erheblichem Tiefgang unter dem Waſſerſpiegel geweſen ſein. Dann wäre wohl alles verloren geweſen: nur dieſe drei Skatſpieler, wie ihm ſchien, hätten auch wohl, mit den Köpfen nach unten, weitergeſpielt.

Hahlſtröms lange Geſtalt kroch gebeugten Kopfes in den Qualm der Schwemme herein. Sein helles, kaltes, kritiſches Auge ſuchte einen Platz auszumitteln. Er ließ den Mann ohne Arme unbeachtet, der ihm ironiſch ſpaßhaft entgegenſchrie. Nachdem er ſich in möglichſt weiter Entfernung von Stoß mit gelaſſener Höflichkeit etwas Platz geſucht hatte, zog er einen Tabaksbeutel und eine kurze holländiſche Pfeife heraus. Friedrichs erſter Gedanke war: wo iſt Achleitner? „Wie geht's Ihrer Tochter?“ fragte der Schiffsarzt. „Oh,“ meinte Hahlſtröm, „das geht vorüber. Das Wetter wird beſſer werden, denke ich.“ Die ganze Geſellſchaft, die ſich naturgemäß aus den ſeefeſten und ſeegewohnten Elementen rekrutierte, nahm nun für eine Weile an dem Wettergeſpräch teil. „Iſt es denn wahr, Herr Kapitän,“ fragte jemand, „daß wir heute nacht beinahe auf ein ſchwimmendes Wrack gerannt wären?“ Der Gefragte lächelte, ohne zu antworten. „Wo ſind wir eigentlich jetzt, Herr Kapitän? Haben wir heut' in der Nacht Nebel gehabt? Ich habe doch mindeſtens eine Stunde lang alle zwei Minuten die Sirene gehört!“ — Kapitän von Keſſel blieb aber in allem, was Leitung und Schickſal der Fahrt betraf, einſilbig. „Iſt es wahr, daß wir Goldbarren für die große Bank in Waſhington an Bord haben?“ Von Keſſel lächelte und blies einen dünnen Rauchſtrahl durch das blonde Barthaar hervor in die Luft. „Das hieße ja Eulen nach Athen tragen,“ bemerkte Wilhelm: und jetzt konnte nicht ausbleiben, daß das große Thema der Welt, das Thema der Themen zur allgemeinſten Verhandlung kam. Jeder der Reiſenden hatte natürlich ſogleich Heller für Pfennig ſein eigenes Vermögen im Kopf oder ſuchte wenigſtens möglichſt genau einen Überblick. Faſt alle wurden zu Rechenmaſchinen, während ſie äußerlich das Vermögen der Waſhington-Bank mit der Bank von England, dem Crédit Lyonnais, mit den Reichtümern der amerikaniſchen Milliardäre laut in Vergleich brachten. Bei dieſem Geſpräch horchten ſogar die Kartenſpieler hie und da einen Augenblick.

Amerika litt unter einer geſchäftlichen Depreſſion. Ihre Urſachen wurden erörtert. Die gegenwärtigen Amerikaner waren in der Mehrzahl demokratiſch geſinnt und wälzten die Schuld auf die Republikaner. Der Tammany-Tiger war der Gegenſtand ganz beſonderer Wut. Er hatte nicht nur New York in den Pranken, deſſen Bürgermeiſter eine Kreatur von Tammany war, ſondern faſt alle guten und einflußreichen Stellen im Lande waren von Tammany-Leuten beſetzt. Jeder von dieſen wußte ſein Schäfchen zu ſcheren, und das amerikaniſche Volk wurde ausgeſaugt. Die Korruption in den leitenden Stellen war rieſenhaft. Für die Flotte würden Milliarden bewilligt, und wenn mal endlich ein Schlachtſchiff zuſtande käme, ſo ſei das viel: denn das ganze Gold verſickere weit vom Beſtimmungsort in die Taſchen friedlicher Amerikaner, deren Intereſſe für die Marine das denkbar geringſte ſei. „Ich möchte in Amerika nicht begraben ſein," rief, mit ſeiner ſchneidenden Stimme, der Armloſe. „Es wäre mir noch im Grabe zu öde und langweilig. Ich haſſe das Spucken und Icewater-Trinken bis in den Tod." Es brach ein großes Gelächter aus. Stoß fand ſich dadurch zu weiteren Ausfällen aufgewiegelt. „Der Amerikaner iſt ein Papagei, der unaufhörlich die beiden Worte dollar und business ſpricht. Business and dollar! Dollar and business! An dieſen zwei Worten iſt in Amerika die Kultur krepiert. Nicht einmal den Spleen kennt der Amerikaner. Denken Sie bloß an den furchtbaren Ausdruck: das Dollarland. Bei uns in Europa wohnen doch Menſchen.

Der Amerikaner ſieht alles in der Welt und auch ſeinen Mitmenſchen immer nur daraufhin an, welchen Wert er in Dollarn ausgedrückt repräſentiere. Außer dem in Dollarn Ausgerechneten ſieht er nichts. Und dann kommen dieſe Herren Carnegie und Konſorten und wollen uns mittels des widerwärtigen Inhalts ihrer Kramladenphiloſophie in Erſtaunen ſetzen. Meinen Sie denn, die Welt ſei gefördert, wenn ſie ihr ihre Dollar abknöpfen? — oder wenn ſie ihr einen Teil der abgeknöpften Dollar, mit großem Trara, wieder zurückſchenken? Meinen Sie, wenn ſie die Gnade haben, uns zu ſcheren, ſo werden wir dafür unſere Mozart und Beethoven, unſere Kant und Schopenhauer, unſere Schiller und Goethe, unſere Rembrandts, Leonardos und Michel Angelos, kurz unſeren ganzen geiſtigen europäiſchen Rieſenbeſitz über Bord werfen? Was iſt denn dagegen ſo ein armer Lumpenhund von einem amerikaniſchen Milliardär und Dollarkretin? Er mag uns um milde Gaben anſprechen!“

Der Kapitän bat Friedrich, ihm einige Worte in ſein Gedenkbuch einzutragen. Bei dieſer Gelegenheit zeigte er ihm das Kartenhaus und das Ruderhaus, wo ſich das große Rad, hinter dem Kompaß, befand, das ein Matroſe nach den Befehlen des erſten Steuermanns, die durch ein Sprachrohr kamen, bewegte. Der „Roland“ lag, wie an der Roſe des Kompaſſes zu erkennen war, Weſt-Süd-Weſt an, weil der Kapitän bei mehr ſüdlichem Kurs beſſeres Wetter zu treffen hoffte. Der Matroſe am Ruder teilte nicht einen Augenblick ſeine Aufmerkſamkeit. Sein bronzenes, wetterhartes Geſicht mit dem blonden Bart und den meerblauen Augen hing mit unbeirrbarem Ernſt an der Weſt-Süd-Weſt-Linie des Kompaſſes feſt, deſſen Roſe, in ihrem runden Kupfergehäuſe kardaniſch aufgehängt, trotz der Bewegungen, die der immer großartig hüpfende, großartig ſpringende, elefantenhaft vorwärtsrauſchende Steamer machen mußte, in der Horizontale blieb.

In ſeinem Privatzimmer wurde der Kapitän geſprächiger. Friedrich mußte Platz nehmen, und der ſchöne blonde Germane, deſſen Augen aus derſelben Schachtel ſtammten, wie die des Matroſen, der am Ruder ſtand, bot ihm Zigarren an. Friedrich erfuhr, daß von Keſſel unverheiratet war und zwei ältere unverheiratete Schweſtern hatte, außer einem Bruder, der Frau und Kinder beſaß. Die Bilder der Schweſtern, des Bruders, ſeiner Gattin und ihrer Kinder, ſowie die Photographien der Eltern des Kapitäns bildeten, ſymmetriſch über einem rotbraunen Plüſchſofa aufgehängt, ein beſonderes Heiligtum.

Friedrich vergaß nicht ſeine Frage zu tun: ob von Keſſel mit ausgeſprochener Neigung bei ſeinem Berufe ſei. „Weiſen Sie mir an Land eine Stelle nach,“ bekam er zur Antwort, „wo ich das gleiche Auskommen finden kann, und ich tauſche ohne alles Beſinnen. Das Seefahren fängt an, ſeinen Reiz zu verlieren, wenn man zu Jahren kommt.“ Die Stimme des Kapitäns war höchſt ſympathiſch und guttural. Irgendwie wurde Friedrich durch ihren Klang an das Zuſammenſchlagen elfenbeinerner Billardkugeln erinnert. Seine Artikulation war tadellos, und er vermied es, mit irgend einem dialektiſchen Anklang zu ſprechen. „Mein Bruder hat Frau und Kinder,“ ſagte er: wobei natürlich nicht das geringſte ſentimentale Timbre in ſeinem Organ zu ſpüren war; aber man ſah es ſeinen leuchtenden Blicken an, wie abgöttiſch er ſeine Neffen und Nichten bewunderte, deren Bilder er Friedrich vorlegte. Am Ende ſagte er geradezu: „Mein Bruder iſt ein beneidenswerter Mann.“ Er fragte dann Friedrich, ob er ein Sohn des Generals von Kammacher wäre. Es wurde beſtätigt. Der Kapitän hatte den Feldzug von ſiebzig und einundſiebzig mitgemacht und als Leutnant in einem Artillerieregiment geſtanden, deſſen Chef der Vater Friedrichs geweſen war. Er ſprach mit der größten Verehrung von ihm. Eine halbe Stunde und länger blieb Friedrich zu Beſuch bei dem Kapitän, und dieſem ſchien die Gegenwart Friedrichs ein beſondres Vergnügen zu machen. Es war erſtaunlich, welch eine weiche und zärtliche Seele in dieſem Manne verborgen war. Immer, ehe er etwas von ihr enthüllte, pflegte er ſtärkere Züge aus ſeiner Zigarre zu tun und Friedrich lange und forſchend anzublicken. Allmählich indeſſen kam deutlich heraus, welcher Magnet auf den Kompaß im Herzen des blonden Rieſen am ſtärkſten einwirkte. Abwechſelnd wies er nach dem Schwarzwald und nach dem Thüringer Wald.

Unwillkürlich ſah Friedrich den prächtigen Mann mit einer Heckenſchere am Liguſterzaune ſeines behaglichen Häuschens ſtehen oder zwiſchen Roſenſtöcken, mit dem Okulationsmeſſer. Friedrich war überzeugt, dieſer Mann wäre mit Wolluſt für immer im weichen Rauſchen unendlicher Wälder untergetaucht und hätte nur zu gern das Rauſchen aller Ozeane der Welt dafür hingegeben.

„Vielleicht iſt noch nicht aller Tage Abend," ſagte der Kapitän, indem er ſich mit Humor erhob und das große Stammbuch vor Friedrich hinlegte. Er drohte: „Ich ſchließe Sie jetzt mit Feder und Tinte ein, und wenn ich wiederkomme, muß ich auf dieſem Blatte irgend etwas Sinnreiches vorfinden."

Friedrich durchblätterte das Gedenkbuch. Es war unverkennbar, daß ſich mit ihm die Hoffnung auf Gemüſebeete, Stachelbeerſträucher, Vogelgezwitſcher und Bienengeſumm aufs engſte verband. Sicherlich richtete ſich die Seele des Kapitäns, unter dem Drucke der ſchweren Verantwortung mancher Seereiſe, durch das Blättern in dieſem Buche auf, und zwar in Hinblick auf eine Zeit, wo es im Frieden des ſchlichten, eigenen Herds Zeugnis für ſeinen Beſitzer ablegen würde. Dann war es an ihm, ſeine Dienſte zu tun und im geſicherten Hafen beſtandene Gefahr, beſtandenen Kampf, beſtandene Mühſal in einen vollen und tiefen Nachgenuß umzuwandeln.

Und plötzlich erſchien vor Friedrichs Seele ſein eigenes quietiſtiſches Ideal in Geſtalt einer Farm, in Geſtalt einer vollkommen einſam gelegenen Blockhütte. Sie war aber nicht von ihm allein, ſondern von ihm und der kleinen Teufelin „Mara" bewohnt. Er war erbittert. Er ſtieg im Geiſt in noch verlaſſnere Gegenden und ſah ſich als einſamen Eremiten, der Waſſer trank, ſeinen Fiſch an der Angel zog, betete und von Wurzeln und Nüſſen lebte.

Als der Kapitän wiedergekommen war und ſich dann von Friedrich verabſchiedet hatte, fand er die folgenden Zeilen in ſeinem Buch:

Schwebſt du hoch ob Ozeanen,
Deines Meiſters Bahnen teilend,
Wirſt du dermaleinſt verweilend
Blühn am Ende ſeiner Bahnen,
Wirſt im Garten ſeiner Stille
Sturm und Taten ihm bezeugen:
Wie ſich Kraft und Manneswille
Nicht vor ſchwerſten Seen beugen!
Stolze Runen wirſt du tragen,
Zu des Steuermannes Ehre,
Und den Dank der Seelen ſagen,
Die er führte durch die Meere.

Als Friedrich, mit einer Hand ſeine Kopfbedeckung feſthaltend, die andere Hand am Treppengeländer, aus der pfiffigen Höhe der Kapitänskajüte zum Wandeldeck niederſtieg, öffnete ſich die ſchöne Deckkabine des erſten Steuermanns, und dieſer erſchien im Geſpräch mit Achleitner. Achleitner ſchrie mit bleichem und ſorgenvollem Geſicht im Vorübergehen Friedrich an. Er berichtete, daß er die Steuermannskabine für Ingigerd Hahlſtröm gemietet habe, da es nicht mehr mit anzuſehen ſei, wie ſie in ihrer jetzigen leide. Das Sturmwetter hatte zugenommen, und man ſah nun nicht einen Paſſagier mehr an Deck. Matroſen revidierten die Rettungsboote. Gewaltige Waſſermaſſen, die an der Schiffswand brandeten, ſchräg von vorn gegen den Kurs laufend, ſpritzten gewaltigen Sprunges empor, ſtanden, weißen Korallen gleich, einen Augenblick ſtill in der Luft und peitſchten, alles durchnäſſend, auf Deck nieder. Der Qualm der Schornſteine wurde vom reißenden Atem des Wetters flach von den Öffnungen rückwärtsgeriſſen und in das wilde Chaos zerſtreut, darin ſich Himmel und Meer vermengten. Friedrich tat einen Blick auf das niedrige Vorderdeck. Eine Erinnerung an die Jüdin und dann an den Kujon, den Wilke, war ihm hinter der brennenden Stirne aufgetaucht. Das Vorderdeck wurde indeſſen dermaßen von Sturzſeen heimgeſucht, daß ſich dort niemand aufhalten konnte: ausgenommen den Matroſen, der vorn am Steven, unweit des Ankerkranes Auslug hielt.

Um das rechteckige Treppenloch zur Haupttreppe war ein Geländer angebracht. Ringsherum blieb ein ſchmaler Raum, in dem eine Anzahl Menſchen bei guter Luft und geſchützt vor der Näſſe ſitzen konnten. Friedrich trat, in Begriff zum Salon hinunterzuſteigen, durch die immer offene Tür in das Treppenhäuschen ein und fand eine ſtumme und bleiche Verſammlung. Ein Stuhl war frei, ein ſogenannter „Triumph der Bequemlichkeit“, und veranlaßte Friedrich Platz zu nehmen. Es kam ihm vor, als habe er ſich in einen Kreis von Verdammten eingereiht.

Von einem der armen Sünder glaubte Friedrich, daß es Profeſſor Touſſaint, der berühmte, in Not geratene Bildhauer ſei; darauf deuteten Kalabreſer und Radmantel. Sein Nebenmann wechſelte hin und wieder mit ihm ein Wort: und dies mochte vielleicht Geheimrat Lars aus dem Kultusminiſterium ſein, deſſen Erſcheinung Friedrich nur noch undeutlich vor der Seele ſtand, trotzdem er ihm einmal im Hauſe des Bürgermeiſters gegenübergeſeſſen hatte. Der Konfektionär hatte ſich, — Gott weiß wie! — bis hierher aus ſeiner Kabine heraufgeſchleppt und lag nun, ein Toter, in ſeinem Stuhle. Es war außerdem noch ein kleiner, rundlicher, ängſtlicher Herr zugegen, der ſich mit einem mageren und langen Herrn unterhielt.

Der lange Herr zeigte jenem den Querſchnitt eines Unterſee-Telegraphenkabels. Das harte, komplizierte Geflecht aus Hanf, Metall und Guttapercha wurde herumgereicht. Aus den flüſternd abgebrochenen Sätzen des langen Herrn entnahmen die anderen, daß er im Jahre ſiebenundſiebzig als Elektriker auf einem Dampfer geweſen war, der ein europäiſch-nordamerikaniſches Kabel ausgelegt hatte. Die Arbeit dauerte ununterbrochen auf hoher See monatelang. Der Herr erzählte, wie er ſogar den Bau des Kabelſchiffes auf der Werft kontrolliert habe, und die Fäuſte der Arbeiter, deren Aufgabe es geweſen war, die Metallplatten der Schiffswanten mit Nieten aneinanderzuheften. Er ſprach von der Telegraphen-Hochebene auf dem Grunde des Ozeans, die, aus grauem Sande gebildet, ſich zwiſchen Irland und Neufundland erſtrecke und die Lagerſtätte der hauptſächlichſten europäiſch-amerikaniſchen Kabel ſei.

Die kupfernen Drähte im Innern des Kabels, zu deren Schutz ſeine übrige Maſſe, beinahe fauſtdick, einer gewaltigen Ankertroſſe gleich, vorhanden iſt, werden ſeine Seele genannt. Friedrich ſah im Geiſt in der furchtbaren Öde der Meerestiefen die ungeheuren erzenen Schlangen hingelagert, ſcheinbar ohne Ende und Anfang, über dem Sandboden fortlaufend, der von den Rätſeltieren des Meeresgrundes bevölkert war. Es kam ihm vor, als wäre das Schickſal einer ſo tiefen Verlaſſenheit ſelbſt für die Seelen der Kabel zu grauſam.

Dann fragte er ſich: warum brachen die Menſchen an beiden Enden des erſten Kabels, als die erſten Depeſchen kamen, eigentlich in begeiſterten Jubel aus? Es hat vielleicht eine myſtiſche Urſache, denn, daß man jetzt ein Guten Morgen, Herr Müller, oder Guten Morgen, Herr Schulze in einer Minute zwanzigmal um den Erdball telegraphiert oder meinethalben mit dem Reportertratſch aller Weltteile die geſamte Menſchheit trivialiſiert, kann unmöglich der wahre Grund dieſes Freudenrauſches geweſen ſein.

Als er ſo dachte, rutſchte ſein Stuhl, und Friedrich wurde in Gemeinſchaft des Elektrotechnikers und des ſchlafenden Konfektionärs hart gegen das Geländer des Treppenlochs geſchleudert, während die gegenüberliegende Reihe der Paſſagiere, mit dem Geheimrat und dem Profeſſor, hintenüberſchlug. Der Vorfall war ziemlich lächerlich: doch niemand war da, der zu lachen verſucht hätte.

Einer der immer beſchäftigten Stewards erſchien und reichte, gleichſam zum Troſt der Beſtürzten, aus dem unerſchöpflichen Vorrat der Proviantkammern ſpaniſche Trauben herum. „Wann ſind wir in New York?" fragte jemand. Aller Augen waren ſofort in Verblüffung und Schreck auf ihn gerichtet. Der ſonſt ſo höfliche Steward gab keine Antwort. Eine beſtimmte Auskunft würde nach ſeiner Anſicht einer Herausforderung des Schickſals gleichgekommen ſein. Die Paſſagiere empfanden ähnlich. Ja, der Gedanke, man könne wirklich und wahrhaftig einmal wieder feſtes Land unter die Füße bekommen, kam ihnen in ihrem augenblicklichen Zuſtand faſt wie ein törichtes Märchen vor.

Eigentümlich verhielt ſich der kleine dicke Herr, dem der Elektrotechniker hauptſächlich ſeine Vorträge hielt. Er machte fortwährend beſorgte Bemerkungen und blickte nach kurzen Zwiſchenräumen immer wieder ängſtlich in den Aufruhr hinaus. Forſchend richtete er die kleinen, vigilanten Augen ſeines kummervollen Geſichts bald gegen die Spitzen der Maſten, die nicht aufhörten, große Kreisbogen zu durchmeſſen (Steuerbord Backbord, Backbord Steuerbord!) — bald voller Sorge in das monotone Gebaren der immer höher heranwachſenden Waſſermaſſen hinein. Friedrich war gerade dabei, ſich über die Feigheit dieſer erbärmlichen Landratte innerlich luſtig zu machen, als ihm jemand erzählte, der dicke Herr ſei Schiffskapitän und habe vor kaum drei Wochen ſeine Bark von ihrer Weltreiſe nach New York zurückgebracht, nachdem ſie drei Jahre unterwegs geweſen war, und nun kehre er nach New York zurück, um die gleiche Reiſe von ähnlicher Zeitdauer anzutreten.

Friedrich dachte über den furchtſamen Seemann nach, deſſen Charaktereigenſchaften mit den Forderungen und Leiſtungen ſeines entbehrungsreichen Berufs ſo wenig in Einklang zu ſtehen ſchienen, und fragte ſich, was einen ſolchen Mann auf die Dauer in ſeiner Ehe und in ſeinem Leben feſthalte; dann erhob er ſich, um ſich ziellos irgendwohin zu begeben. Die unfreiwillige Muße einer Seereiſe bewirkt, beſonders bei ſchlechtem Wetter, daß der Paſſagier den Kreis aller auf einem Schiffe möglichen Eindrücke, wenn er damit zu Ende iſt, immer wieder von neuem durchläuft. So fand ſich Friedrich, nachdem er eine Weile ziellos treppauf treppab geklettert war, auf den Lederpolſtern jenes Galarauchzimmers, das bei der Maſſe der Raucher keinen Anklang fand, und darin der Armloſe geſtern ſeine Mahlzeit genommen hatte.

Hans Füllenberg trat mit der Frage ein, ob man hier nicht berechtigt ſei, Zigaretten zu rauchen. Dann ließ er ſich über das Wetter aus und beurteilte es ziemlich trübſelig. „Wer weiß, wie es endet,“ ſagte er, „vielleicht laufen wir, ſtatt nach New York zu kommen, einen Nothafen in Neufundland an.“ Dieſe Ausſicht ließ Friedrich gleichgültig.

Füllenberg ſuchte nach einem neuen Geſprächsthema.

„Was macht Ihre Dame?“ fragte Friedrich.

„Meine Dame ſpuckt, wenn man bei ihr von Seele reden kann, ihre Seele aus. Ich habe ſie vor zwei Stunden zu Bett gebracht. Dieſe Engländerin iſt bereits eine Vollblutamerikanerin. Ungeniert, ſage ich Ihnen! Großartig. Erſt habe ich ihr die Stirn mit Branntwein gerieben, wovon ſie dann ziemlich derbe genoſſen hat, dann knöpfte ich ſie am Halſe auf. Sie ſcheint mich für einen Maſſeur zu halten, der von ihrem Gatten für ſie gechartert iſt. Die Sache wurde mir ſchließlich langweilig. Außerdem ſtieg mir ſelber in ihrem knackenden Boudoir die Seele durch den Magen herauf. Alle Poeſie iſt zum Teufel gegangen.

Sie hat mir übrigens die Photographie ihres zärtlich geliebten New Yorker Gatten gezeigt. Ich glaube, ſie hat in London noch einen…“ Hans Füllenberg wurde durch den first call for dinner unterbrochen, den der Trompeter im Treppeneingang mit Geſchmetter durch ſeine Trompete blies, den aber die dicke Luft und der ungeſchlachte Lärm der See ſofort, ohne Widerhall, verſchlang.

„Außerdem hat ſie ſich,“ ſchloß nun der Jüngling, „den Doktor Wilhelm hinunterbeſtellt.“

Im Speiſeſaal ſah es öde aus. Weder ein Offizier noch der Kapitän des „Roland“ war anweſend. Der Dienſt bei dem üblen Wetter erlaubte es nicht. Eine hölzerne Vorrichtung teilte die Fläche der Tiſche in Fächer ab, die das Rutſchen der Teller, Gläſer und Flaſchen verhüten ſollten. In der Küche und in der Porzellankammer gab es zuweilen gewaltigen Bruch. Man hörte Stöße von Tellern zerſchellen. Kaum zwölf oder dreizehn Leute waren bei Tiſch, darunter Hahlſtröm und Doktor Wilhelm. Schließlich kamen noch die Kartenſpieler hereingeſtürzt, mit erhitzten Geſichtern und lauten Stimmen. Ein Spielgewinſt wurde ſofort in Pommery umgeſetzt. Die Tiſchmuſik trat trotz des ſchrecklichen Wetters in Funktion. Es lag darin etwas Frevelhaftes, ſtand doch der „Roland“ immer wieder bebend ſtill, als wäre er wider ein Riff gelaufen. Einmal war dieſe Täuſchung ſo ſtark, daß im Zwiſchendeck eine Panik entſtand. Der Oberſteward, Herr Pfundner, brachte die Nachricht davon in den Speiſeſaal, bis wohin, trotz des Lärms der wuchtenden Waſſermaſſen, trotz Tellergeklappers und Streichmuſik, der entſetzte Schrei der beſtürzten Menſchen gedrungen war.

Zum Deſſert ſtieg Hablſtröm von ſeinem entfernten Platz mit einiger Mühe zu Friedrich und Doktor Wilhelm heran. Er nannte ſich ſelber einen Kurpfuſcher und fing ein Geſpräch über Heilgymnaſtik an. Durch dieſe Gymnaſtik, meinte Hablſtröm, ſei Ingigerd, ſeine Tochter, zu dem Gedanken ihres Tanzes gekommen. Es ſchien, er hatte Whisky getrunken, denn er befand ſich nicht mehr in ſeinem gewöhnlichen Zuſtand der Schweigſamkeit. Er entwickelte philoſophiſche Anſichten. Er ſpielte, wie um herauszufordern, eine wilde und tolle Behauptung nach der anderen aus. Jeder der Trümpfe hätte genügt, zehn deutſche Philiſter mattzuſetzen. Wollte man ſeinen Reden trauen, ſo war er terroriſtiſcher Anarchiſt, Mädchenhändler, womöglich Hochſtapler: jedenfalls ſetzte er ſich mit der ganzen Überlegenheit ſeiner Perſon für die Sache dieſer Leute gegen die Dummen ein.

„Amerika,“ ſagte er, „iſt bekanntlich von Gaunern gemacht, und wenn Sie ein Zelt darüber ſpannen, ſo haben Sie das komfortabelſte Zuchthaus der Welt, meine Herren! Der Gauner, der große Renaiſſanceidiot iſt dort die ſieghafte Lebensform. Und das iſt überhaupt die einzig mögliche. Paſſen Sie auf, wie der große amerikaniſche Gauner eines Tages die Welt unterkriegt. Europa macht ja nun auch ſo ein bißchen in Renaiſſanceideal und in Renaiſſancebeſtien. Es arbeitet ſozuſagen eifrig an ſeiner Vergaunerung. Aber Amerika iſt ihm darin nicht nur um zehn Pferdelängen voraus. Ihre Ceſare Borgias ſitzen mit Glockenröcken in den Cafés und geben ihren Verbrechergenius in ziemlich harmloſen Verſen aus. Sie ſehen aus wie Braunbier mit Spucke oder als hätte ihnen irgend ein Bader das Blut abgezapft.

Wenn Europa ſich retten will, ſo hat es nur eine Möglichkeit: Es macht ein Geſetz, wonach es weder einen Hochſtapler, Kaſſendefraudanten, betrügeriſchen Bankrotteur, noch Falſchſpieler an Amerika ausliefert. Schon auf deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Schiffen in amerikaniſchen Häfen werden dieſe Leute unter den ganz beſonderen Schutz Europas geſtellt. Paſſen Sie auf, wie bald da Europa Uncle Sam überflügelt.“

Die Ärzte brachen in Lachen aus.

„Wann wußte je das Genie mit Moral etwas anzufangen?“ fuhr Hahlſtröm fort. „Selbſt der Schöpfer Himmels und der Erde verſtand es nicht: denn er ſchuf ſeine Schöpfung unmoraliſch. Jede höhere Form der Betätigung hat die Moral über Bord geworfen. Was wäre ein Hiſtoriker, der, ſtatt zu forſchen, moraliſierte? Oder ein Arzt, der moraliſiert? Oder ein großer Staatsmann, der ſich die Bürgermoral der Zehn Gebote zur Richtſchnur ſetzte. Nun gar ein Künſtler, der moraliſiert, iſt ein Narr und ein Schuft. Was würden ſchließlich die Kirchen der ganzen Welt für Geſchäfte machen, wenn wir alle moraliſch wären? Sie würden ja nicht vorhanden ſein.“

Man erhob ſich von Tiſch, und als man an Deck hinaufkletterte, ſagte Hahlſtröm plötzlich zu Friedrich: „Meine Tochter erwartet Sie. Wir beſitzen hier nämlich einen Freund, Herrn Achleitner, einen ſanften Schöps, der aber dafür ſehr viel Geld beſitzt. Der Ärmſte weiß nicht, wie es am beſten hinauswerfen. So hat er denn einem Leutnant, für meine Tochter, eine opulente Deckkabine abgemietet. Dafür hat er dann leider auch das Recht, ihr manchmal gehörig zur Laſt zu ſein.“

In der Tat ſaß Achleitner, als die Herren in das

Deckzimmer eintraten, auf einem nicht ſehr ſicher ſtehenden Malerſtuhl, während ſich „Mara", ſorgfältig eingehüllt, auf dem Diwan ſtreckte. Sogleich aber rief ſie dem Vater zu, er möge gefälligſt Achleitner, der ſie langweile, fortſchaffen, und bedeutete Friedrich, ſie habe an ihn ein beſonderes Anliegen. Gehorſam entfernten ſich Hahlſtröm und Achleitner.

„Womit kann ich dienen?" fragte Friedrich und hörte nun eines jener belangloſen Anliegen, womit Ingigerd ihre Umgebung zu beſchäftigen liebte. Sie tat das, wie ſie erklärte, weil ſie ſich, wenn nicht Menſchen in kleinen Dingen für ſie tätig wären, verlaſſen erſchien. „Falls Sie es aber nicht tun wollen," ſagte ſie dann — es war irgend etwas ganz Gleichgültiges, wofür die Stewardeß die rechte Inſtanz geweſen wäre! — „wenn Sie es aber nicht tun mögen, bitte, dann iſt es mir lieber, Sie laſſen es. Und wenn Sie ſich überhaupt bei mir langweilen, ſo bleibe ich ebenſogern allein."

Friedrich empfand dieſen ganzen Beginn als den [illegible]ichten Ausdruck einer Verlegenheit. Er ſagte ruhig, er wolle nach Kräften nützlich ſein, und erklärte, daß er ſich keineswegs langweile. Das tat er auch nicht, denn allein mit der Kleinen in ihrer Kabine, empfand er, zumal die Bewegung des Schiffes hier weniger ſpürbar war, den gefährlichen Reiz ihrer Gegenwart.

Das Leiden der Seefahrt gab ihrem Madonnengeſicht eine wächſerne Durchſichtigkeit. Die Stewardeß hatte ihr die Locken gelöſt, die ſich über das weiße Linnen des Kopfkiſſens ausbreiteten: eine goldne Flut, deren Anblick für Friedrich verwirrend war. In dieſem Augenblick kam es ihm vor, als ob das ganze ungeheure Schiff, mit ſeinen Hunderten menſchlicher Ameiſen, nichts weiter wäre, als der Kokon dieſes winzigen Seidenräupchens, dieſes farbenzarten, entzückenden Schmetterlings: als ob die nackten Heloten, die unten am Grunde des Schiffes Kohlen in die Weißglut ſchleuderten, nur ſchwitzten, um dieſer kindlichen Venus dienſtbar zu ſein. Als ob Kapitän und Offiziere die Paladine der Königin, die übrigen ihr Gefolge wären. Und als wäre das Zwiſchendeck von blindergebenen Sklaven angefüllt.

„Habe ich Ihnen geſtern mit meinen Erzählungen wehgetan?" ſagte ſie plötzlich.

„Mir?" fragte Friedrich. „Sie haben ſich höchſtens ſelbſt wehgetan."

Sie betrachtete ihn mit ſardoniſchem Lächeln und zerzupfte dabei einen kleinen Ballen roſafarbener Watte aus einer Konfektſchachtel, die neben ihr ſtand.

Friedrich fühlte, daß in der Art ihres Lächelns, in der Art ihres Blickes ein kaltes Genießen lag, und da er ein Mann war und ſich ſolchem Hohne gegenüber machtlos fühlte, ſtieg eine Welle phyſiſchen Jähzorns in ihm auf, die ihm das Blut in die Augen trieb und ſeine Hände zu Fäuſten zuſammenzog. Dies war jener Raptus, den Friedrich gelegentlich notwendig hatte und der ſeinen Freunden eine bekannte Erſcheinung war.

„Was iſt Ihnen denn," flüſterte Ingigerd, indem ſie weiter Watte zerzupfte, „vor einem Mönche, wie Sie ſind, fürcht' ich mich nicht."

Dieſe Bemerkung war nicht geeignet, die leidenſchaftliche Woge zu beſchwichtigen, die in Friedrich aufbäumte. Er wurde indeſſen ihrer Herr. Ein neues Tier im Stall dieſer Circe werden wollte er nicht.

Es war, als wenn Ingigerd ſelbſt die verkörperte böſe Pſyche wäre, ſo wenig gab es etwas Verborgenes in den Gefühlsregungen eines Mannes für ſie. „Oh, ich wollte ja ſelbſt einmal Nonne werden," ſagte ſie, und einigermaßen umſtändlich plappernd erzählte ſie, der Wahrheit gemäß, ſoweit ſie nicht log, daß ſie einmal ein Jahr und länger in einem Kloſter untergebracht geweſen wäre, um gut zu werden, daß es aber auch im Kloſter nicht beſonders weit damit gediehen ſei. Das heißt, ſie ſei religiös. Sie könne das ruhig ausſprechen. Jeder Menſch, bei dem ſie nicht das Gefühl habe, neben ihm und mit ihm zu Gott beten zu können, bleibe ihr fremd, ja widerlich. Vielleicht werde ſie doch noch einmal Nonne werden, aber nicht wegen der Frömmigkeit, — und hiermit fing ſie, ohne es ſcheinbar ſelbſt zu merken, allem ſoeben Geſagten Hohn zu ſprechen an — nicht wegen der Frömmigkeit, denn, das ſollte ihr gerade einfallen, ſie ſei nicht fromm. Sie glaube [illegible] als an ſich ſelber. Das Leben ſei kurz, und dan [illegible] Man müſſe das Leben ausgenieße [illegible] nen Genuß verſage, der ſündige gegen ſich und [illegible] ſich.

Die Stewardeß kam in die Kabine und rückte mit luſtigen Worten Ingigerds Kiſſen und Decken zurecht. „Hier iſt es beſſer, nicht wahr, als unten, Fräulein?“ Als ſie gegangen war, ſagte Ingigerd: „Ich weiß nicht, die dumme Frau iſt auch ſchon verliebt in mich.“

„Weshalb ſitze ich hier?“ fragte ſich Friedrich, und hatte dabei ſchon angefangen mit dem Verſuch, dem törichten kleinen Geſchöpf in aller Güte den Star zu ſtechen. Warum wandelte ihn denn eigentlich immer wieder in ſo ungewöhnlicher Stärke Mitleid an, das dieſes Geſchöpf durchaus nicht beanſpruchte? Und warum konnte er ſich von der Idee der Unſchuld nicht freimachen, von der Idee des Keuſchen, ſolange die Gegenwart dieſer kindlichen Lamia auf ihn einwirkte? Sie ſchien ihm lauter und unberührt, und jede ihrer kapriziöſen Bewegungen und Bemerkungen erhöhte für ihn nur ihre rührende Hilfloſigkeit.

Alle Liebe iſt Mitleid! Dieſer Satz, den Schopenhauer aufſtellt und für paradox und wahr zugleich erklärt, ging Friedrich durch den Kopf. Er nahm eins der Püppchen in die Hand, die wieder um die Kleine verſtreut lagen, und ſuchte in dem humanen Ton, den er ſich im Verkehr mit Patienten zu eigen gemacht hatte, Ingigerd begreiflich zu machen, daß man nicht ungeſtraft in dem Irrtum lebe, die Welt ſei ein Puppenſpiel. Ihre Puppen ſeien in Wahrheit Raubtiere. Wehe, wenn man das nicht früher erkenne, als bis man von ihren Zähnen zerriſſen, von ihren Pranken niedergeſchlagen ſei.

Sie lachte kurz und gab keine Antwort. Sie klagte dann über Schmerz in der Bruſt. Friedrich ſei doch wohl Arzt: ob er ſie nicht unterſuchen wolle.

Friedrich antwortete barſch, das ſei Doktor Wilhelms Sache, er ſelbſt praktiziere auf Reiſen nicht. Nun, meinte ſie, wenn ſie leide, er aber als Arzt ihr Leiden lindern könne, das aber nicht wolle, ſo möchte wohl ſeine Freundſchaft für ſie nicht beſonders ſein.

Dieſer Logik verſchloß Friedrich ſich nicht. Er wußte längſt, daß ihre überaus zarte Konſtitution zwiſchen Soll und Haben nur gerade ſo mühſelig balancierte und in jeder Minute gefährdet war. „Wenn ich Ihr Arzt wäre,“ erklärte er, „ich würde Sie etwa bei einem Landpfarrer oder bei einem Farmer unterbringen. Kein Theater beſuchen! geſchweige auftreten. Dieſe verdammten Tingeltangel haben Sie körperlich und moraliſch auf den Hund gebracht.“

Ich bin roh, und das iſt Medizin, dachte Friedrich.

„Wollen Sie Farmer werden?“ — „Wieſo?“ — „Pfarrer ſind Sie ja ſchon!“ — Sie lachte, und das Geſpräch ward durch das Geſchrei eines Kakadus unterbrochen, deſſen Kletterſtange im Hintergrund der Kabine ſtand, und den Friedrich bisher noch nicht bemerkt hatte.

„Das fehlte noch! Wo haben Sie dieſe Beſtie her?“

„Bitte geben Sie mir mal dieſe Beſtie! Koko! Koko!“ Friedrich ſtand auf und ließ ſich den großen, weißen, roſig überhauchten Seefahrer auf die Hand klettern.

Indeſſen hatte ſich draußen der „Roland“ durch ſinkende Täler ſalzigen Waſſers und über ſteigende Gebirgszüge des wie eine ungeheure Maſchine gleichmäßig arbeitenden Ozeans in eine Nebelwolke hineingewühlt und ließ das Gebrüll der Sirene ausſtrömen. „Nebel,“ erklärte Ingigerd, und es wich alles Blut aus ihrem Geſicht. Aber ſie ſagte ſofort, daß ſie ſich niemals ängſtige. Danach nahm ſie ein Stückchen Konfekt in den Mund und ließ den Kakadu davon abknabbern, der dabei ohne jede Empfindung auf den lieblich bewegten Buſen des Mädchens trat.

Friedrich mußte inzwiſchen jeden Augenblick eine andere Handreichung tun und fragte ſich, während er ſie von einem javaniſchen Äffchen, das ſie einmal beſeſſen hätte, ſchwärmen hörte, ob er denn eigentlich Arzt, Krankenpfleger, Friſeur, Kammerzofe oder Schiffsſteward ſei, und ob er es nicht doch noch bei Ingigerd bis zum Laufburſchen bringen werde? Er ſehnte ſich lebhaft in freie Luft und an Deck zurück.

Als aber bald darauf mit angſtvoll fragenden Augen Achleitner wieder ins Zimmer getreten war und Ingigerd Friedrich, mit einem gehäſſigen Blick und überaus ungnädig, mehr fortgeſchickt als entlaſſen hatte, fand er ſich kaum hinter der eingeklinkten Tür im Nebelgeſtöber, als es ihm vorkam, es reiße ihn etwas, wie einen Gefeſſelten, an das Lager des Mädchens zurück.

Die Sirene brüllte ohrenzerreißend. Es war wiederum jener, wie aus der Bruſt eines ungeheuren Stieres hervorröchelnde, ſich wild und furchtbar ſteigernde Ton, der etwas Drohendes und zugleich etwas angſtvoll Warnendes in ſich hatte. Friedrich vernahm ihn niemals, ohne daß er ſeine Warnung und Angſt auf ſich bezog. Ebenſo ſchien ihm der jagende Nebel ein Bild ſeiner Seele oder ſeine Seele ein Bild des jagenden Nebels und des erblindet ins Unbekannte ſtrebenden Schiffes zu ſein. Er trat an die Reling, und indem er gerade hinabſtarrte, konnte er ſehen, mit welcher gewaltigen Schnelligkeit ſich die rieſige Schiffswand durchs Waſſer ſchob. Und er fragte ſich: ob die Kühnheit des Menſchen nicht Wahnwitz wäre.

Wer, vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen, konnte verhindern, daß vielleicht ſchon im nächſten Augenblick die Welle der einzigen Schraube brach, die fortwährend auftauchte und in der Luft ſchnurrte. Wer konnte ein Schiff ſichten, bevor der vernichtende Zuſammenſtoß der aus oblatendünnen Wänden geformten, hohlen Koloſſe zu vermeiden war? Wer konnte das Wrack eines der vielen untergegangenen Schiffe zu vermeiden hoffen, wenn es im Nebel unter dem Waſſer ſchwamm und ſeine zuſammengeklumpte Maſſe von Eiſen und Balken, durch die Wucht des Seegangs geſchleudert, gegen den Rumpf des gewaltig nahenden „Roland“ traf? Was geſchah, wenn jetzt die Maſchine verſagte? Wenn ein Keſſel dem ſeit Tagen und Tagen ununterbrochenen Drucke der Dampfſpannung nicht gewachſen war? In dieſen Gegenden traf man auch Eisberge. Nicht davon zu reden, welches Schickſal den „Roland“ in geſteigertem Sturm erwartet hätte.

Friedrich trat in das obere Rauchzimmer, wo er die Kartenſpieler, Doktor Wilhelm, den armloſen Artur Stoß, Profeſſor Touſſaint und andere Herren verſammelt fand. Er wurde mit einem Halloh empfangen. Das Zimmer, das ſtark nach Kaffee roch, war von dickem, beizendem

Qualm erfüllt, der einen Augenblick lang, als Friedrich eintrat, mit dem feuchten Nebel zuſammenſchlug.

„Was iſt denn paſſiert, meine Herrn?“ fragte Friedrich.

Jemand rief: „Haben Sie der Tänzerin nun glücklich den allbekannten Leberfleck, zwei Finger breit vom Kreuz, dicht oberhalb der linken Hüfte, wegoperirt?“

Friedrich erbleichte und antwortete nicht.

Er nahm wieder bei Doktor Wilhelm Platz und ſtellte ſich, als ob er den ganzen Lärm und die Worte des Unbekannten gar nicht auf ſich bezogen hätte. Den Vorſchlag des Kollegen, Schach zu ſpielen, nahm er an.

Über dem Spielen hatte er Zeit, Scham und Empörung hinunterzuwürgen. Verſtohlen ſah er ſich nach dem vermutlichen Sprecher um. Stoß rief ihm zu: „Es gibt hier Leute, Herr Doktor, die, wenn ſie nach Amerika gehen, ihren Anſtand in Deutſchland laſſen, obgleich die Überfahrt dadurch nicht billiger wird.“ Der, den es traf, ließ dieſe Bemerkung unbeantwortet. Dagegen ſagte irgendwer: „Aber Miſter Stoß, wir ſind hier in keinem Damenſalon, und man braucht einen kleinen Spaß nicht gleich krumm nehmen.“ „Ich bin nicht für Späße,“ entgegnete Stoß, „die auf Koſten von Leuten gemacht werden, die in der Nähe ſind, und beſonders nicht, wo Damen ins Spiel kommen.“ — „Oh, Miſter Stoß,“ ſagte der ältere Hamburger Herr, der ihm ſchon einmal geantwortet hatte, „alles zu ſeiner Zeit: gegen Predigten habe ich nichts, aber wir ſind hier bei ſchlechtem Wetter auf See, und dieſes Zimmer iſt keine Kirche.“

Jemand ſagte: „Übrigens hat niemand Namen genannt.“

Der amerikaniſche Jüngling, der ſich durch Feuerchenmachen im Damenſalon bereits ausgezeichnet hatte, ſagte jetzt trocken: „When Mister Stoss is in New York, he will hold church services every night in Webster and Forster's tingeltangel." Stoß gab zurück: „No moisture can be compared with the moisture behind the ears of many young American fellows." Der Jüngling erwiderte: „Directly after the celebrated Barrison sisters' appearance, after the song, Linger longer Lou' Mr. Stoss will raise his hands to heaven and beg the audience to pray."

Nach dieſen Worten ſprang, ohne auch nur einen Muskel ſeines Geſichts zu verziehen, der ſchlanke Bengel ins Freie hinaus.

Artur Stoß hatte das Nachſehen. Aber auch er hielt ſich nicht lange bei dem Hiebe, den er empfangen hatte, auf und bei dem Gelächter, das ihm nachfolgte. „Man täuſcht ſich ſehr," ſagte er, ſich an Profeſſor Touſſaint wendend, der bei ihm ſaß, „wenn man annimmt, daß die Moral in Artiſtenkreiſen laxer als ſonſtwo in der Geſellſchaft iſt. Das iſt eine vollkommen irrige Annahme. Oder meint jemand, daß dieſe unerhörten und tollkühnen Leiſtungen, worin die Artiſten ſich fortwährend ſteigern, mit einem Luderleben vereinbar ſind? Goddam! da ſollte ſich manch einer wundern. Für Taten, wie ſie in den verachteten Tingeltangels geleiſtet werden, iſt Askeſe und eiſerne Arbeit vonnöten, wie ſie dem Philiſter, der ſeinen Frühſchoppen niemals verſäumt, eine unbekannte Sache iſt." Und er fuhr fort, das Lob des Artiſten auszubreiten.

Hans Füllenberg fragte: „Was haben Sie denn eigentlich für eine Spezialität, Herr Stoß?" —

„Wenn man's kann," kam zurück, „iſt's nicht ſchwer, mein Junge. Aber, wenn wir uns jemals duellieren ſollten, ſo hätten Sie ganz die Wahl, welches Auge, welches Ohrläppchen oder welchen Backenzahn Sie drangeben wollten." — „Er ſchießt wie Carver," ſagte jemand. „Drei-, viermal hintereinander nimmt er mit der Kugel das Herz aus dem Aß heraus!" — „Eine Kunſt wie andere, meine Herrſchaften!

Aber glauben Sie nicht, daß ſie, ſelbſt wenn man Arme hat, und nicht mit den Füßen die Flinte halten und abdrücken muß, ohne Entſagung, Schweiß und Geduld zu erlangen iſt.“

Kapitän von Keſſel erſchien und wurde mit lautem „Ah“ empfangen. Um ihn herum durch die Tür brach eine gewaltige Fülle von Sonnenſchein. „Das Barometer ſteigt, meine Herrſchaften!“

Die Tatſache wirkte und hatte bereits wie ein Zauber gewirkt. Ein Herr, der im Winkel ſchlafend gelegen hatte — in jenem Halbſchlaf, der die gelindeſte Folge der Seekrankheit iſt! — ſetzte ſich aufrecht und rieb die Augen. Hans Füllenberg eilte mit anderen Paſſagieren an Deck hinaus. So taten auch Doktor Wilhelm und Friedrich, der ſeine Partie verloren hatte.

Die beiden Doktoren wandelten über die ganze Länge des Promenadendecks, wo ſich ein überraſchend heiteres Leben entfaltete. Die Luft war lind. Das Schiff lag ſtill, und es ſchien für ſeinen gewaltigen Körper ein Genuß zu ſein, ſich durch die nur noch niedrigen Züge flaſchengrüner Wogenreihen vorwärtszudrängen. Und auch die Paſſagiere durchdrang Zufriedenheit. Fortwährend mußten die Herren grüßen und ausweichen, denn die Stewards hatten das ſchöne Wetter von Koje zu Koje bekannt gemacht, und jedermann war an Deck gekrochen. Überall wurde geſchwatzt und gelacht, und man konnte erſtaunen und wieder erſtaunen, welch ein luſtiger Damenflor ſich bisher im Rumpfe des „Roland“ verborgen gehalten hatte.

Hans Füllenberg kam vorüber, mit ſeiner wieder geſund gewordenen Amerikanerin. Sie hatte eine Freundin gefunden. Dieſe, mit einer ſchwediſch-blonden Haarkrone, mit Pelzbarett und in Fuchspelz gehüllt, ſchien von den ſchlechten Späßen und dem ſchlechten Engliſch Hans Füllenbergs höchſt erbaut zu ſein. Außerdem hatte er ihre Muffe in Penſion, die er abwechſelnd vor den Magen, vor das Herz und mit furchtbarer Leidenſchaft an den Mund drückte. Der junge Amerikaner begleitete ſeine Kanadierin, die ſehr blaſiert, aber merklich erfriſcht promenierte. Sie ſchien zu fröſteln, obgleich ſie ſich in ein Jackett aus kanadiſchem Zobel geſteckt hatte, das ihr bis zu den Knien ging.

Auf der Backbordſeite des Decks hielt Ingigerd, diesmal vor ihrer Kabine, Cercle. Der bevorzugte Raum, den ſie innehatte und deſſen Türe hinter ihr offenſtand, ſchmeichelte jetzt, wo das Deck voller Menſchen war und jedermann ſie beneiden konnte, nicht wenig ihrer Eitelkeit.

Friedrich ſagte zu Doktor Wilhelm: „Wenn es Ihnen recht iſt, Kollege, ſo bleiben wir lieber diesſeits des Rubikon. Die Kleine ennuyiert mich ein bißchen. Könnten Sie mir nicht übrigens ſagen,“ fuhr er fort, „wodurch ich, als ich vorhin ins Rauchzimmer kam, ein ſolches Halloh und die Bemerkung des Unbekannten entfeſſelt habe?“

Wilhelm meinte, heiter begütigend, Hans Füllenberg ſei hereingekommen und habe im Übermut eine Bemerkung gemacht. Er habe wohl Friedrich aus Ingigerds Zimmer treten ſehen.

Friedrich wollte dem Jüngling die Ohren abſchneiden.

Die Herren lachten und wurden fröhlich und ſtimmten ſo in den allgemeinen Taumel der Lebensfreude ein. Jeder hatte nach den erbärmlichen Stunden wieder den Wert des bloßen Lebens verſtehen gelernt. Nur leben, nur leben! das war der mit jedem Schritt, mit jedem Lachen, mit jedem Zuruf von Menſch zu Menſch mitſchwingende Wunſch, in dem alle Kümmernis verſank. Keine von den Sorgen europäiſcher oder amerikaniſcher Herkunft, die man mit aufs

Schiff geſchleppt hatte, gewann in dieſen Minuten die geringſte Daſeinsmacht. Wer nur lebte, hatte das große Los gewonnen.

Alle dieſe promenierenden Menſchen wären jetzt bereit geweſen, allerlei Torheiten zu begehen und als geringfügig einzuſchätzen, die ſie ſich auf feſtem Boden niemals geſtattet und niemals verziehen hätten.

Auf Befehl des Kapitäns waren inzwiſchen die Muſikanten an Deck erſchienen und hatten ſich mit ihren Notenſtändern und Inſtrumenten aufgeſtellt. Und als ihre fröhlichen Wanderweiſen nun über den ganzen „Roland“ dahinſchmetterten, gab es einen Gipfel von Feſtlichkeit, und es war eine halbe Stunde lang, als wären die wenigen ziehenden Wolken am blauen Himmel, das Schiff, die Menſchen darauf und der Ozean übereingekommen, Quadrille zu tanzen.

Plötzlich wurde der alte furchtbare Meergreis jovial und gutmütig. Es zeigte ſich darin, daß er in ſichtlich ſpaßhafter Laune, nicht ohne eine gewiſſe hahnebüchene Eitelkeit, Nummer auf Nummer, ſeine Puppen im Umkreis des „Roland“ ebenfalls tanzen ließ. Scharen fliegender Fiſche mußten aufſpringen. Ein Walfiſch ließ ſeine bekannte Fontäne los. Und ſchon wurde auch von den Zwiſchendecklern am Vorderſteven der Ruf „Delphine!“ ausgeſtoßen.

Auf die Dauer konnten die Herren Ingigerd nicht umgehen. Als Wilhelm ihrer anſichtig wurde, äußerte er: „Theridium triste, die Galgenſpinne!“ „Wieſo?“ fragte Friedrich, der ein wenig erſchrocken war. „Sie wiſſen doch,“ gab Wilhelm zur Antwort, „daß die Galgenſpinne gewöhnlich in der Nähe eines Ameiſenhaufens auf der Spitze ihres Grashalmes ſitzt und nichts weiter tut, wenn unten ein Myrmidone vorüber will, als ihm einen Geſpinſtknäul vorzuwerfen. Das übrige beſorgt dann die Ameiſe ſchon allein. Sie verwickelt ſich bis zur Hilfloſigkeit und wird von dem winzigen Spinnchen dann ganz gemächlich aufgefreſſen.“

„Wenn Sie die Kleine hätten ihren Tanz tanzen ſehen, Kollege,“ ſagte Friedrich, „Sie würden ihr dann vielleicht eher die Rolle der Ameiſe zuteilen, die von der Galgenſpinne erdroſſelt wird.“ „Ich weiß nicht,“ lautete Wilhelms Antwort, „irgend ein Dichter ſagt ja wohl: dies Geſchlecht iſt am ſtärkſten, wenn es ſchwach.“

Ingigerd hatte inzwiſchen eine neue Senſation, die ſie Herrn Rinck, dem Verwalter des Poſtamts, verdankte. Sie ſpielte mit einem niedlichen Hündchen, das wie ein nicht über zwei Fäuſte großer Ballen weißer Wolle auf ihrem Schoße lag. Der Spaß war der, daß dieſer Eisbär en miniature mit ſeiner lächerlich winzigen Fiſtel wie raſend die große Schiffskatze anbellte, die ihm Herr Rinck vor die Augen hielt.

„Heut' wollen wir einmal gut ſchlafen,“ ſagte Wilhelm, „mit Ihrer Erlaubnis, Mr. Rinck.“ „I always sleep well,“ erwiderte ſehr phlegmatiſch der Poſtbeamte, der neben dem ſchweren, weichen, hängenden Katzenleib die brennende Zigarette hielt.

„Blicken Sie einmal hier hinunter, Kollege!“ Mit dieſen Worten öffnete Doktor Wilhelm eine in der Nähe befindliche Tür, durch die man in einen tiefen quadratiſchen Schacht hinabſehen konnte: er war bis zu halber Höhe mit Tauſenden von Paketen angefüllt. Man konnte mit Stiefeln darauf herumtreten. Alles dies mußte der Poſtbeamte ordnen. — „Ohne die Briefe,“ ergänzte phlegmatiſch Miſter Rinck.

„Dieſer Rinck,“ ſagte Wilhelm im Weitergehen, „iſt eigentlich ein Original, das man kennen muß. Er hat vor

Jahren einmal mit einem ähnlichen Typus, wie dieſer kleinen Hahlſtröm, Pech gehabt. Solche Typen ſoll man nicht heiraten. Seit der Zeit hat er dem Tode auf jede mögliche Weiſe und auf allen Meeren der Welt gleichgültig ins Auge geſehen. Sie ſollten ihn mal erzählen hören: wozu man ihn aber, da er nicht trinkt, nur ſelten bringen kann. Man redet ſoviel von Fatalimus, der aber ſchließlich bei den meiſten, die das Wort im Munde führen, nur eine papierne Sache iſt. Bei Rind iſt er keine papierne Sache!“

Das Leben an Deck nahm mehr und mehr einen mondänen Zuſchnitt an. Friedrich war erſtaunt, wieviele Leute aus Berlin, die er von Anſehen kannte, plötzlich auftauchten. Bald hatte ſich ihm Profeſſor Touſſaint vorgeſtellt und ihn zu ſeiner in einen Schiffsſtuhl hingegoſſenen Gattin geführt. „Ich folge der Einladung eines amerikaniſchen Freundes,“ erklärte Touſſaint, etwas herablaſſend, und nannte den Namen eines bekannten Millionenmanns, „und wenn ich drüben Aufgaben finde, ſo ſoll es mir nicht darauf ankommen, in Amerika etwas wie meine zweite Heimat zu ſehen. Und der bleiche, verſorgte, vornehme Mann fuhr fort, unter dem etwas ironiſch blaſierten Blick ſeiner noch immer ſchönen Frau, Sorgen und Hoffnungen auszubreiten. Ohne es ſelbſt zu merken, gebrauchte er immer wieder, und faſt zu oft, den Ausdruck: das Dollarland.

Mittlerweile fing man am Hinterdeck zu tanzen an. Es war Hans Füllenberg, der allezeit aufgelegte Berliner, der einen Straußſchen Walzer zum Anlaß nahm, die Dame im Fuchspelz zu engagieren. Wie immer, ſchloſſen ſich dem gegebenen Beiſpiel bald eine Anzahl weiterer Tanzpaare an, und ſomit ward unter dem aufgeklärten Himmel ein Kränzchen gehalten, das nicht vor Sonnenuntergang ſeinen Abſchluß erreichte.

Als die Kapelle mit ihren blinkenden Meſſinginſtrumenten ſich wieder verkriechen wollte, wurde ſie von der Geſellſchaft feſtgehalten, und im Handumdrehen ward eine Sammlung eröffnet und ein beträchtliches Geldgeſchenk in die Kaſſe der Muſikanten gelegt. Worauf ihre Tänze, weit fröhlicher, wiederum einſetzten.

Doktor Wilhelm ward abgerufen. Friedrich gelang es nach einiger Zeit, ſich von dem Ehepaar Touſſaint loszumachen und eine Weile für ſich zu ſein. Der gereinigte Himmel, das wie durch ein Wunder beruhigte, glaſig ſchwellende Meer, der Tanz, die Muſik, die Sonnenſtrahlen bewirkten auch in ihm ein neues, wohliges Daſeinsgefühl. Das Leben, ſagte ſich Friedrich, iſt immer ein ſo oder ſo, mit Schmerz oder Luſt, mit Nacht oder Tag, mit Sonnenſchein oder ſchwarzem Gewölk erfüllter Augenblick. Und von dieſem aus wird ſich jedesmal Vergangenheit und Zukunft verfinſtern oder erleuchten. Sollte das ſo durchleuchtete Daſein von einer geringeren Realität als das ſo verfinſterte ſein? Mit einem jugendlichen, faſt kindiſchen Jubel hörte er alles in ſich und um ſich mit „Nein!“ antworten.

Friedrich hatte den Schlapphut, den er jetzt trug, zurückgerückt, den leichten Überzieher geöffnet, ſeine beiden Arme, mit den in grauen ſchwediſchen Handſchuhen ſteckenden Händen, waren wie Haken über die Reling zurückgelegt. Er ſah das Meer, das gleitende Schiff, er fühlte die Pulsſtöße der Maſchinen, ſein Gehör war mit den ſchmiegſamen, wieneriſch ſchmelzenden Harmonien des Walzers erfüllt, die ganze Welt war zu einem ſelber in allen Teilen leichtſinnig bewegten, farbig funkelnden Ballſaal geworden! Er hatte gelitten und leiden gemacht, und alle, an denen er gelitten und die er jemals leiden gemacht hatte, umarmte er nun und ſchien ſich mit ihnen im Rauſch zu verbinden.

Da geſchah es, daß Ingigerd Hahlſtröm und die Reckengeſtalt des erſten Offiziers vorüberging. Friedrich hörte ſie ſagen: ſie tanze nicht, und das Tanzen ſei ein fades Vergnügen. Da ſprang er auf und ſchwang ſich gleich darauf im Kreiſe mit der Kanadierin, die er dem verblüfften amerikaniſchen Jüngling mit einer eigentümlich flammenden deutſchen Manier rückſichtslos von der Seite geraubt hatte. Es war zu erkennen, daß die hochatmende, zarte und erotiſche Frau an dieſem ſtarken Erobererarm Gefallen fand.

Als Friedrich den Tanz mit der Kanadierin aufgeben mußte, fand er ſich in der Notwendigkeit, mit ihr eine Zeitlang Franzöſiſch und Engliſch zu radebrechen. Er war ſehr froh, als er ſie an den jungen Amerikaner zurückgeben konnte. Zur gleichen Zeit wurde Stoß von ſeinem Diener, wie immer am Rockkragen, über Deck transportiert. Der Armloſe nahm Gelegenheit, auf dieſe Art der Beförderung ſpaßhaft hinzuweiſen: er nannte ſie eine Überland- und Überſee-Privatextrapoſt. Friedrich ſchob einen Deckſtuhl herbei, weil er Luſt bekam, mit dem Artiſten zu plaudern, und dieſer wurde von ſeinem Burſchen mit Geſchick und Umſicht niedergeſetzt.

„Wenn das Wetter ſo bleibt," ſagte Artur Stoß, „können wir im Laufe des Dienstags am Pier in Hoboken feſtmachen. Aber nur, wenn das Wetter ſo bleibt. Wie der Kapitän mir ſagt, laufen wir endlich volle Kraft, ſechzehn Knoten die Stunde." — Friedrich erſchrak! Im Laufe des Dienstags alſo mußte das gemeinſame Leben mit Ingigerd zwiſchen den gleichen Wänden zu Ende ſein.

„Die Kleine iſt ein pikantes Luderchen," ſagte Stoß; als ob er Friedrichs Gedanken erraten hätte. „Mir iſt es nicht wunderbar, wenn ein unerfahrener Mann dieſem Früchtchen verfällt. Freilich, man ſoll ſie mit Handſchuhen anfaſſen!" — Friedrich litt Pein. Indem er den armloſen Rumpf ſeitlich anſchielte, krümmte ſich ſeine Seele unter dem Fluch der Schmach und der eigenen Lächerlichkeit.

Aber Stoß fuhr fort, über Erotik im allgemeinen zu philoſophieren. Er, der armloſe Don Juan, las Friedrich über die Art mit Weibern umzugehen ein Privatiſſimum. Dabei kam er ins Renommieren, und ſeine Intelligenz ſchrumpfte im genauen Verhältnis zum Wachstum ſeiner Eitelkeit. Irgend ein quälender Trieb in ihm ſchien dahin gerichtet, dem anderen als Mann zu imponieren.

Ein Dienſtmädchen führte Kinder vorüber. Friedrich atmete auf, denn Stoß wurde hierdurch abgelenkt. Er rief: „Nun Roſa, was macht die Gnädige?" Roſa antwortete: „Sie kommt nicht herauf. Sie iſt beim Kartenlegen und Tiſchrücken." Der Burſche Bulke, vor deſſen Augen das Kindermädchen Gnade gefunden zu haben ſchien, half ihr die Kleinen auf Stühle ſetzen. Und Friedrich erkannte in ihr die gleiche Landpommeranze wieder, die im Raſierſalon Eau de Cologne gekauft, und deren unerquickliche Dienſtverhältniſſe er durch den Barbier erfahren hatte.

Dieſe Verhältniſſe fanden jetzt auch durch Artur Stoß Beſtätigung: „da iſt eine Frau Liebling," ſagte er, „die gegen dieſe Perle von einem Domeſtiken den Oberſteward zu Hilfe ruft. Pfundner hat ihr aber geſagt, ſie müſſe dieſe geradezu exemplariſche Roſa, ſtatt ſie zu verklagen, in Watte packen." Der Armloſe ſchloß: „ſolche Weiber wiſſen oft nicht, was ſie tun."

Noch erklang die Muſik, noch leuchtete die Sonne aufs trockene Deck, wo die reiſende Welt in oberflächlichſter Laune, angeſichts der Unendlichkeit von Himmel und Waſſer, tanzte und tänzelte, als Friedrich in den Maſchinenraum gerufen ward. Der Abſtieg führte eine ſenkrechte eiſerne Leiter hinunter, durch dicken Öldunſt und künſtliches Licht, einen Weg, der Friedrich unendlich ſchien. Um ihn arbeiteten die Maſchinen. Über gewaltige Schwungräder liefen breite, ſauſende Schwungriemen. An dicken metallenen Achſen drehten ſich große metallene Scheiben, verbunden mit Rädern und Rädchen, die alle beſondere Arbeit verrichteten. Friedrichs Augen ſtreiften die ungeheuren Zylinder, in denen gepreßter Dampf pumpenſchwengelartige Kolben und durch ſie die große Welle bewegte, die, längs der Kiellinie eingebaut, nach rückwärts ging.

Maſchiniſten ſtiegen mit Lappen und Ölkännchen zwiſchen den kreiſenden Eiſenmaſſen herum, mit einer ſtaunenerregenden Sicherheit und Verwegenheit, wo doch jede noch ſo geringe unüberlegte Bewegung todbringend ſein mußte.

Und immer noch weiter ging es hinab, bis dorthin, wo von vielen Schaufeln, in den Händen nackter Heloten, Kohle in die Weißglut unter den Keſſeln flog. Man war in eine nach Kohle, Brand und Schlacke riechende Hölle gelangt, die durch weißglutſpeiende Ofenlöcher erleuchtet wurde.

Friedrich rang nach Luft. Der Abgrund, in dem er ſich zu befinden ſchien, beſaß eine ſolche Temperatur, daß ihm ſofort der Schweiß den Nacken hinabrieſelte. Noch ganz von der Neuheit des Eindrucks hingenommen und ganz vergeſſend, daß er ſich eigentlich umgeben von Waſſer tief unter der Meeresfläche befand, bemerkte er plötzlich Doktor Wilhelm und zugleich einen Leichnam, der weiß auf ſchwarzem Gerölle lag.

Einen Augenblick ſpäter hatte Friedrich, nur noch ganz

Arzt, das Stethoſkop Doktor Wilhelms in der Hand, um das Herz des Gefallenen zu behorchen. Seine Kollegen, von oben bis unten geſchwärzt mit Steinkohlenſtaub, raſtlos in den Dienſt der Maſchine geſtellt, warfen kaum hie und da wenn ſie Bier oder Waſſer in ſich hineinſchütteten, einen Blick auf ihn. „Er iſt," ſagte Wilhelm, „vor kaum drei Minuten zuſammengeſtürzt; der dort, der Friſchgewaſchene, iſt ſein Nachfolger."

„Er wollte eben Kohle ins Loch ſchleudern," erklärte ſchreiend — denn man konnte beim Scharren der Schaufeln, beim Schlagen der eiſernen Ofentüren nur ſchwer verſtehen! — erklärte ſchreiend der Maſchiniſt, der Friedrich heruntergeleitet hatte, „da flog ihm die Schaufel weit aus der Hand und hätte beinahe noch einen Kohlenzieher zu Schaden gebracht. Der Mann," fuhr er fort, „iſt in Hamburg angemuſtert. Als er aufs Schiff kam, dachte ich gleich: wenn das man gut abgeht, mein Junge. Aber er machte noch einen krampfhaften Witz und ſagte: wenn's Herz man jut is, Herr Maſchiniſt! Und er tat mir auch leid, denn er konnte auf andere Weiſe nicht über den großen Teich und wollte um jeden Preis irgend jemand nach vierzehnjähriger Trennung wiederſehen."

„Exitus," ſagte Friedrich, als er die Bruſt des Verunglückten lange behorcht hatte. Man konnte auf der bläulich wächſernen Haut über den Rippen des armen Heizers noch einige Augenblicke die Ringe vom Druck des Hörrohrs ſehen. Dem Toten fiel das Kinn herunter. Es wurde mit Friedrichs weißem Taſchentuch feſtgemacht.

„Er iſt ſchlecht gefallen," bemerkte Friedrich. Die Kante einer gewaltigen Schraubenmutter hatte ihm eine tiefe, verbrannte, ſchwarz blutende Wunde an der Schläfe gemacht.

Und nun ſtiegen die Ärzte wieder an Deck, und das Opfer der Ziviliſation, der noch mit den Schweißperlen ſeiner furchtbaren Tätigkeit überdeckte moderne Galeerenſklave, der mit dem umgebundenen Tuch ausſah wie jemand, der Zahnſchmerzen hat, wurde von mehreren Männern, ebenfalls aus der glühenden Hölle, empor, in den für Tote beſtimmten Raum geſchleppt.

Doktor Wilhelm mußte den Kapitän benachrichtigen. Ohne daß jemand an Deck, wo die Muſik ſoeben ihre letzten Takte hinausſchmetterte, etwas ahnen durfte und ahnte, hatte man den Leichnam, mit Hilfe der Schweſter vom Roten Kreuz, auf einer Matratze hingebettet, wo nach kurzer Zeit ein Kreis gewichtiger Männer, darunter der Zahlmeiſter und die Ärzte, mit dem Kapitän an der Spitze, um den Toten verſammelt war.

Kapitän von Keſſel gab Befehl, den Tod des Heizers geheimzuhalten und erſuchte die beiden Ärzte darum. Dann mußten Schreibereien und Formalitäten erledigt werden, bis es draußen ganz dunkel geworden war und der first call for dinner, die bekannte helle Trompete des „Roland“, über Deck und durch die Gänge der erſten Klaſſe erſcholl.

Während dieſer Zeit hatte ſich Friedrich in ſeiner Kabine umgezogen. Als er im Speiſeſaal erſchien, herrſchte bereits ein reger Zuzug von Toiletten. Nahezu vollzählig kamen die Damen in den vom Glanz des elektriſchen Lichtes feſtlichen Raum hereingerauſcht. Friedrich bemerkte allerdings, ſobald er auf ſeinem Platze ſaß und beobachtete, wie ſich viele der Schönen beim Eintritt erſt einen Mut faſſen mußten, um dann mit graziöſem Humor über die Furcht vor der Seekrankheit hinwegzutänzeln.

Aber wirklich, außer dem leiſen Beben, das, wie überall im „Roland“, durch Dielen und Wände ging, war die Schiffsbewegung kaum zu empfinden. Die Muſik begann, und die Schar der livrierten Stewards, die hereineilte, konnte, ohne zu balancieren, zu den Reihen der Tafelnden hingelangen. „Galatafel,“ ſagte, nach einem befriedigten Rundblick ſich niederlaſſend, der Kapitän.

Man war ſchon beim Fiſch, als Ingigerd von dem plumpen und ſehr gewöhnlich ausſehenden Achleitner hereingeführt wurde. Friedrich hätte verſinken mögen, ſo unvorteilhaft ſah die Kleine aus, ſo peinlich wirkte der ganze Aufzug. Der Schiffsfriſeur hatte aus ihrem blonden Haar einen ſchrecklichen Berg von Friſur gemacht, ſie hatte ein ſpaniſches Tuch um die Schultern, als ob ſie Carmen agieren wollte, eine überaus dürftige, wirklich faſt klägliche Carmen, die denn auch von einem Ende zum andern längs der ganzen Tafel beißenden Spott und Hohn entzündete. Friedrich dachte, indem er den Fiſch mit der Gräte verſchlang, was hat ſie für giftgrüne Strümpfe an? und warum trägt ſie denn dieſe gemeinen Goldkäferſchuhe. „Etwas Kreide,“ ſagte ein Herr, „für die Sohlen der Dame. Die Dame will Seil tanzen.“ Von den Lippen der Herren und aus den Augen der Damen ſtieg eine Wolke von Boshaftigkeit. Man verſchluckte ſich, mußte die Serviette vorhalten. Nicht alle Bemerkungen wurden etwa diskret gemacht, und im Kreiſe der Kartenſpieler, die wieder Sekt tranken, nahm der Hohn ſogar rohe Formen an.

Friedrich glaubte nicht recht zu ſehen, als plötzlich dieſes kleine Scheuſal mit einer kompromittierenden Intimität vor ihm ſtand und ihn mit einer ſchmollenden Anrede auszeichnete. „Wann kommen Sie wieder zu mir?“ fragte ſie, oder ſo etwas, worauf Friedrich entſetzt irgend etwas antwortete. Hälſe in Stehkragen, nackte, mit Ketten und Perlen geſchmückte Hälſe wandten ſich. Friedrich konnte ſich nicht erinnern, etwas ähnlich Peinliches je erlebt zu haben. Ingigerd ſah es nicht und fühlte es nicht. Achleitner gab ſich Mühe, ſie fortzubringen, weil er ſich ebenfalls unter dem Kreuzfeuer der Geſellſchaft nicht wohlbefand.

Endlich entfernte ſie ſich mit den Worten: „Pfui, Sie ſind fad! Sie ſind dumm! Ich mag Sie nicht!" Woraufhin an der Kapitäns-Ecke ein lang andauerndes, ziemlich befreiendes Gelächter zum Ausbruch kam.

„Sie können mir glauben, meine Herren," ſagte Friedrich mit einer leidlich geſpielten ironiſchen Trockenheit, „daß ich weder weiß, wie ich dieſe ſoeben genoſſene Auszeichnung verdient habe, noch wie ich ſie mir in Zukunft verdienen ſoll." Dann wurde von anderen Dingen geſprochen.

Das heitere Wetter und die Erwartung einer geruhſamen Nacht erfüllte die Tiſchgeſellſchaft mit ſorgloſer Heiterkeit. Man aß, man trank, man lachte und flirtete, alles mit dem ſchönen Bewußtſein, ein Bürger des neunzehnten und bald des wahrſcheinlich noch köſtlicheren zwanzigſten Jahrhunderts zu ſein.

Als die beiden Ärzte nach Tiſch in der Doktorkabine beiſammen ſaßen, bildete das Thema die Bilanz der modernen Kultur.

„Ich fürchte," ſagte Friedrich, „daß der weltumſpannende Verkehrsapparat, der angeblich im Beſitze der Menſchheit iſt, vielmehr ſeinerſeits die Menſchheit beſitzt. Wenigſtens ſehe ich bis jetzt noch nichts davon, daß die ungeheuren Arbeitskräfte der Maſchinen die zu leiſtende Menſchenarbeit verringert hätten. Die moderne Maſchinenſklaverei iſt die impoſanteſte Sklaverei, die es jemals gegeben hat; aber ſie iſt eine Sklaverei! Wenn man fragt, ob das Zeitalter der Maſchinen das menſchliche Elend vermindert hat? muß man bis jetzt mit ‚Nein' antworten. — Ob es das Glück und die

Möglichkeiten zum Glück geſteigert hat? wiederum lautet bis jetzt die Antwort: ‚Nein‘!“

„Deshalb kann man ſehen,“ ſagte Wilhelm, „wie jeder dritte gebildete Menſch, den man trifft, ein Schopenhauerianer iſt. Der moderne Buddhismus macht reißende Fortſchritte.“

„Jawohl,“ ſagte Friedrich, „denn wir leben in einer Welt, die ſich fortgeſetzt ungeheuer imponiert und ſich dabei mehr und mehr ungeheuer langweilt. Der Menſch der geiſtigen Mittelklaſſe tritt mehr hervor, iſt inhaltsloſer als irgendwann, dabei blaſierter und überſättigt. Keine Art Idealismus, keine Art wirklich großer Illuſion kann mehr ſtandhalten.“

„Ich gebe zu,“ ſagte Wilhelm, „daß die gewaltige Kaufmannsfirma Ziviliſation mit allem geizt, nur nicht mit dem Menſchen, noch mit dem, was an ihm das Beſte iſt. Sie wertet es nicht und läßt es verkümmern. Aber uns bleibt ein Troſt: ich glaube, daß dieſe Firma doch das Gute beſitzt, uns von den ärgſten Barbarismen der Vergangenheit ein für allemal loszutrennen, ſo daß zum Beiſpiel eine Inquiſition, ein hochnotpeinliches Halsgericht und ähnliches nicht mehr möglich iſt.“

„Wiſſen Sie das ganz gewiß?“ fragte Friedrich, „und finden Sie es nicht ſonderbar, wie neben den höchſten Errungenſchaften der Wiſſenſchaft, Spektralanalyſe, Geſetz von der Erhaltung der Kraft etc. die älteſten Köhlerirrtümer immer noch machtvoll fortbeſtehen? Ich bin nicht ſo ſicher, daß ein Rückfall ſelbſt in die grauenvollſten Zeiten des Malleus maleficarum unmöglich iſt!“ ← 10

In dieſem Augenblick kamen zugleich ein Steward, dem geklingelt worden war, und der Schiffsjunge Pander herein. Wilhelm ſagte: „Kollege, mir iſt ſo, wir müſſen Champagner trinken. Adolf,“ wandte er ſich an den Steward, „bringen

Sie eine Pommery." „Es geht ſehr über den Sektkeller," ſagte Adolf. „Natürlich, die Leute ſind alle froh, daß wir geſtern und vorgeſtern nicht erſoffen ſind." Der Schiffsjunge war vom Kapitän geſchickt, um den Totenſchein für den Heizer zu holen. Der tote Heizer hieß Zickelmann. Im Notizbuch des armen Menſchen hatten ſich Anfänge eines Briefes gefunden, die etwa ſo lauteten: „Ich habe vergeſſen, wie du ausſiehſt, liebe Mutter! Es geht mir ſchlecht, aber ich muß doch einmal zu Dir, nach Amerika, Dich wiederſehen! Es iſt doch traurig, wenn man in der ganzen Welt keinen Anverwandten hat! Liebe Mutter, ich will Dich nur einmal anſehen und werde Dir wirklich ſonſt nicht zur Laſt fallen."

Der Champagner erſchien, und es dauerte nur eine kurze Zeit, bis die erſte Flaſche durch eine zweite erſetzt wurde. „Wundern Sie ſich nicht, Kollege," ſagte Friedrich, „wenn ich heute unmäßig bin. Vielleicht, daß ich mit Hilfe dieſer Medizin einige Stunden ſchlafen kann."

Es war halb elf, und die Ärzte ſaßen noch immer zuſammen. Wie es bei alten Studenten und Fachgenoſſen natürlich war, die ſich einander genähert hatten, bewirkte der Wein einen hohen Grad von Vertraulichkeit.

Er ſei, ſagte Friedrich, mit einem allzu günſtigen Vorurteil in die Welt getreten, er habe aus einer Art Idealismus die Militär- und Regierungskarriere abgelehnt. Er habe dann das Studium der Medizin in dem Glauben ergriffen, er könne dadurch der Menſchheit nützlich ſein. In dieſem Glauben ſei er getäuſcht worden. „Denn ſchließlich, Kollege, der wirkliche Gärtner ſorgt für einen Garten voll geſunder Bäume, aber unſere Arbeit iſt einer aus kranken Keimen ſtammenden, kränklich vermickerten Vegetation gewidmet!" Deshalb war Friedrich, wie er ſagte, in den Kampf gegen die ſchrecklichſten Menſchenfeinde, die Bakterien, eingetreten. Er wollte indeſſen nicht verſchweigen, daß ihn die öde, geduldige und mühſame Facharbeit ebenfalls nicht habe befriedigen können. Die Fähigkeit zu verknöchern beſitze er nicht, die für einen Fachmenſchen nötig ſei. „Als ich ſechzehn Jahre alt war, wollte ich Maler werden. Am Seziertiſch, im Leichenſchauhaus in Berlin, habe ich, wie ich nicht leugnen kann, Gedichte gemacht. Heut' wär' ich am liebſten ein freier Schriftſteller. Aus alledem, lieber Kollege, können Sie ſehen," ſchloß Friedrich, auf eine ironiſche Weiſe auflachend, „daß mein Leben ziemlich zerriſſen iſt."

Wilhelm wollte das keineswegs zugeben.

Aber Friedrich fuhr fort: „Es iſt ſo! Ich bin ein echtes Kind meiner Zeit und ſchäme mich deshalb nicht! Jeder einzelne Menſch von Bedeutung iſt heut' ebenſo zerriſſen, wie es die Menſchheit im ganzen iſt. Ich habe dabei allerdings nur die führende europäiſche Miſchraſſe im Auge. In mir ſteckt der Papſt und Luther, Wilhelm der Zweite und Robespierre, Bismarck und Bebel, der Geiſt eines amerikaniſchen Multimillionärs und die Armutsſchwärmerei, die der Ruhm des heiligen Franz von Aſſiſi iſt. Ich bin der wildeſte Fortſchrittler meiner Zeit und der allerwildeſte Reaktionär und Rückſchrittler. Der Amerikanismus iſt mir verhaßt, und ich ſehe in der großen amerikaniſchen Weltüberſchwemmung und Ausbeuter-Herrſchaft doch wieder etwas, was einer der berühmteſten Arbeiten des Herkules im Stall des Augias ähnlich iſt."

„Es lebe das Chaos," ſagte Wilhelm.

Sie ſtießen an. „Ja," ſagte Friedrich, „aber nur, wenn es einen tanzenden Himmel oder mindeſtens einen tanzenden Stern gebiert."

„Man ſoll ſich vor tanzenden Sternen in acht nehmen!" ſagte lachend der Schiffsarzt und ſah Friedrich etwas vielſagend an.

„Was wollen Sie machen," erwiderte der, „wenn Ihnen erſt ſo ein verfluchtes Peſtgift im Blute ſitzt?"

Dieſe plötzliche Beichte erſchien unter dem Einfluß des Weines Wilhelm wie Friedrich ſelbſtverſtändlich.

Wilhelm zitierte: „Es lebt' eine Ratt' im Kellerneſt.“ „Naja, naja,“ meinte Friedrich, „aber was tut man dagegen?“ Und dann lenkte er wieder ein und ab.

„Für was ſoll man ſich eigentlich noch intakt halten, da einem doch nun, wie dem berühmten Gerber, die Felle, alias Ideale, fortgeſchwommen ſind. Ich habe alſo mit meiner Vergangenheit reinen Tiſch gemacht. Deutſchland iſt mir ins Meer verſunken! Gut ſo! Was erſieht man ſich ſchließlich daran? Iſt es denn wirklich noch immer das ſtarke, geeinigte Reich, oder nicht vielmehr eine Beute, um die noch immer Gott und der Teufel, ich wollte ſagen Kaiſer und Papſt miteinander ſtreiten? denn man muß ſagen, daß durch länger als ein Jahrtauſend das einigende Prinzip das kaiſerliche geweſen iſt. Man redet vom Dreißigjährigen Krieg, der Deutſchland zerriſſen hat! ich rede lieber vom tauſendjährigen, von dem der dreißigjährige nur der ſchlimmſte Anfall jener, den Deutſchen eingeimpften, religiöſen Dummheitsſeuche iſt. Ohne die Einheit aber gleicht das Reich einem recht ſonderbaren Gebäude, deſſen Ziegelſteine nur zum geringſten Teil im Beſitz ſeines Eigentümers oder ſeiner Bewohner ſind und die der Gläubiger mit der Tiara, zu Rom, lockert und lockert, immer erpreſſeriſch mit Zerſtörung des Hauſes drohend, bis er ſie wirklich mit Zins und Zinseszins zurücknehmen kann. Dann gibt es im beſten Fall einen Trümmerhaufen.

Man könnte ſchreien und ſich die Haare raufen, daß der Deutſche nicht ſieht, wie im Souterrain ſeines eigentümlichen Hauſes eine verſchloſſene, geheime, furchtbare Blaubartskammer iſt. Aber durchaus nicht für Weiblein allein. Er ahnt nicht, welche geiſtlichen Folterwerkzeuge dort zum Gebrauche bereitſtehen: geiſtlich inſofern, als ſie dem fanatiſchen Wahnwitz einer blutrünſtigen Pfaffenidee dienſtbar, zur ſcheußlichen Marter des Körpers bereitſtehen. Wehe! wenn dieſe Tür ſich einmal öffnet, wie denn fortwährend an ihren Schlöſſern gerüttelt wird: dann wird man alle blutigen Greuel des Dreißigjährigen Krieges, die entartete Schlachthaus-Grauſamkeit der Ketzergerichte wiederum blutig aufblühen ſehen."

„Darauf," ſagte Wilhelm, „wollen wir aber nicht anſtoßen! Dann ſagen wir lieber: es lebe das geſunde ehrlich-zyniſche Ausbeuterideal von Amerika mit ſeiner Verflachung und Toleranz."

„Ja, tauſendmal lieber," ſagte Friedrich! Und ſo ward auf Amerika angeſtoßen. ← 16

Eine Stewardeß aus der zweiten Kajüte brachte plötzlich die ſiebzehnjährige ruſſiſche Jüdin aus dem Zwiſchendeck hereingeführt, die ein Taſchentuch vor die Naſe hielt, weil ſie an unſtillbarem Naſenbluten zu leiden hatte. „Oh, ich ſtöre," ſagte die Ruſſin und wich einen halben Schritt aus der Tür an Deck zurück. Wilhelm erſuchte ſie, näher zu treten. Nun war aber die Begleitung des Mädchens für die Stewardeß nicht der Grund, weshalb ſie zu Doktor Wilhelm gekommen war. Sie flüſterte ihm einige Worte ins Ohr, die ihn veranlaßten, mit einer Entſchuldigung gegen Friedrich aufzuſpringen. Er nahm die Mütze und ging mit der Stewardeß davon, die Ruſſin dem Kollegen empfehlend.

Sie ſind Arzt?" ſagte die Ruſſin. Friedrich beſtätigte und hatte bald ohne viele Worte, indem er die Patientin ſich lang auf den Diwan ſtrecken ließ, durch einen Tampon die Blutung zum Stehen gebracht. Die Tür an Deck war offen geblieben, weil Friedrich den Zuſtrom friſcher Seeluft für heilſam hielt.

„Meinethalben können Sie ruhig rauchen," ſagte die Ruſſin nach einiger Zeit, weil ſie bemerkt hatte, wie Friedrich ſich mehrere Male in der Zerſtreuung eine Zigarette anzünden wollte, es aber immer wieder im letzten Moment unterließ.

Er ſagte kurz: „Nein, ich rauche jetzt nicht."

„Aber, dann könnten Sie mir vielleicht eine Zigarette geben," ſagte die Ruſſin, „ich langweile mich."

„Das gehört ſich ſo," ſagte Friedrich, „ein Patient ſoll ſich langweilen."

„Wenn Sie mir eine Zigarette erlaubt haben," erklärte die Leidende, „werde ich nachher ſagen: jawohl, Sie haben ganz recht, mein Herr."

Friedrich ſagte: „Ich weiß, daß ich recht habe! und von Zigarettenrauchen kann in dieſem Augenblick nicht die Rede ſein."

„Ich will aber rauchen," ſagte ſie, „Sie ſind ungezogen."

Friedrich ſah die Ruſſin, die eigenſinnig ihre Ferſe ein wenig erhoben und wieder auf das lederne Polſter hatte fallen laſſen, mit einem abſichtlich finſtren Geſichte an.

„Glauben Sie, daß ich deshalb Rußland verlaſſen habe, um im Ausland erſt recht von jedermann kommandiert zu ſein?" ſagte das Mädchen mit nörgelnder Stimme. Sie fuhr fort: „Mir iſt kalt! bitte ſchließen Sie doch die Tür."

„Wenn Sie es wünſchen, ſo will ich die Tür ſchließen," ſagte Friedrich. Er tat es mit einem nicht ganz ehrlichen Anſchein von Reſignation.

Friedrich, der am Morgen im Zwiſchendeck ſich durch einen Blick mit dieſer Debora verſtändigt hatte, ſehnte, trotzdem ihm der Wein oder weil ihm der Wein im Kopfe ſaß, Doktor Wilhelm herbei, deſſen Rückkunft ſich verzögerte. Als ſeine Patientin nun eine Weile geſchwiegen hatte und Friedrich eine Unterſuchung der Wattepfropfen in ihrem Näschen für notwendig fand, bemerkte er Tränen in ihren Augen.

„Was gibt's?“ fragte Friedrich, „warum weinen Sie denn?“

Da kämpfte ſie plötzlich gegen ihn mit Händen und Armen an, nannte ihn Bourgeois und wollte aufſpringen. Aber Friedrichens ſanfte, überlegene Kraft brachte ſie bald in die ruhende Lage zurück. Dann nahm er, wie früher, abwartend Platz.

„Mein liebes Kind,“ ſagte er, weich und ſanftmütig, „Sie werfen da auf eine höchſt ſonderbare Weiſe mit gewiſſen Ehrentiteln um ſich herum, die wir nicht weiter erörtern wollen. Sie ſind nervös. Sie ſind aufgeregt!“

„Niemals würde ich erſte Kajüte reiſen!“

„Warum nicht?“

„Weil es bei dem Elend, in dem die Mehrzahl der Menſchen ſchmachtet, eine Gemeinheit iſt. Leſen Sie Doſtojewski, leſen Sie Tolſtoi! leſen Sie Krapotkin. Wir werden gejagt! Wir werden gehetzt! Es iſt gleich, hinter welchem Zaune wir ſterben.“

„Wenn es Sie intereſſiert,“ ſagte Friedrich, „ich kenne ſie alle: Krapotkin, Tolſtoi und Doſtojewski. Aber glauben Sie nicht, daß Sie die einzige Gehetzte auf der Erde ſind. Ich bin auch gehetzt. Wir ſind alle gehetzt, meine Beſte.“

„Ach, Sie fahren in der erſten Kajüte,“ gab ſie zurück, „und Sie ſind auch kein Jude. Ich bin eine Jüdin! Haben Sie eine Ahnung, was es bedeutet, wenn man in Rußland gelebt hat und Jüdin iſt?“

„Dafür kommen wir jetzt in die neue Welt,“ ſagte Friedrich.

„Ich kenne mein Schickſal,“ ſagte ſie. „Wiſſen Sie vielleicht in welche verfluchten Ausbeuterhände ich gefallen bin?“

Das Mädchen weinte, und da ſie jung und von ähnlicher Zartheit der Geſtalt, wie Ingigerd, nur von einer ganz anderen, dunkelhaarigen und dunkeläugigen Raſſe war, fühlte ſich Friedrich ſchwach werden. Sein Mitleid wuchs, und er wußte wohl, daß Mitgefühl die ſicherſte Brücke der Liebe iſt. Deshalb zwang er ſich nochmals zu einer harten Entgegnung.

Er ſagte: „Ich bin hier Arzt, ich vertrete hier einen Kollegen. Was geht es mich an, und wie kann ich es ändern, wenn Sie in Ausbeuterhände gefallen ſind. Außerdem ſeid Ihr intellektuellen Ruſſen und Ruſſinnen alle hyſteriſch! Und das iſt ein Zug, der mir nachgerade widerlich iſt.“

Sie fuhr empor und wollte davonrennen. Friedrich, um ſie feſtzuhalten, griff ſie erſt am rechten und dann auch am linken Handgelenk. Da ſah ſie ihn mit einem ſolchen Blicke von Haß und Verachtung an, daß er die ganze leidenſchaftliche Schönheit des Mädchens empfinden mußte.

„Was habe ich Ihnen getan?“ fragte Friedrich, der im Augenblick wirklich erſchrocken war und nicht wußte, ob er nicht etwa tatſächlich etwas verbrochen habe. Er hatte getrunken. Er war aufgeregt. Was ſollte jemand, der jetzt dazukam, von ihm denken? Hatte nicht ſchon das Weib des Pharao, jene Potiphar, der Joſeph entlief, mit Vorteil zu einem bekannten Mittel gegriffen? Er wiederholte: „Was hab' ich getan?“

„Nichts,“ ſagte die Ruſſin, „außer was Ihnen gewöhnlich iſt: nämlich, ein ſchutzloſes Mädchen beleidigen.“

„Sind Sie wahnſinnig?“ fragte Friedrich.

Plötzlich gab ſie zur Antwort: „Ich weiß es nicht.“ Und in dieſem Augenblick veränderte ſich der harte, gehäſſige Ausdruck ihres Geſichts und verwandelte ſich in Hingabe, eine Verwandlung, die für einen Mann wie Friedrich ebenſo rührend, wie unwiderſtehlich war. Er vergaß ſich. Auch er war ſeiner nun nicht mehr mächtig.

Dieſes ſonderbare Ereignis mit Kommen, Sehen, Lieben und für immer Abſchiednehmen war traumhaft vorübergeeilt. Da Wilhelms Rückkehr ſich noch immer verzögerte, trat Friedrich, nachdem ſein Beſuch geflohen war, auf Deck hinaus, wo ihn der Eindruck des ausgeſtirnten Himmels über dem unendlichen Ozean gleichſam reinigte. Er war von Natur und Gewohnheit kein Don Juan, deshalb mußte er ſtaunen, daß ihm das ungewöhnliche Abenteuer als das Natürlichſte von der Welt erſchien.

In dieſer Stunde hatte Friedrich eine bis ins Innerſte erfühlte ſchmerzliche Viſion der Summe vom Leben und Sterben innerhalb irdiſcher Jahrmillionen. Aber der Tod mußte etwas vor dem Beginne ſein. Tod und Tod, das waren die Grenzen, dachte Friedrich, für ungeheure Summen von Sorge, Hoffnung, Begierde, Genuß, — der ſich aber ſogleich wieder ſelbſt verzehrte! — für erneute Begierde, Illuſion von Beſitz, Realität von Verluſt, für Nöte, Kämpfe, Einigungen und Trennungen, alles unaufhaltſame Vorgänge und Durchgänge, die mit Leiden und wieder Leiden verbunden ſind. Es beruhigte Friedrich, vorauszuſetzen, daß nun, bei ſo ruhiger Fahrt, die Ruſſin und alle übrigen Leidensgefährten wahrſcheinlich, von dem großen Wahnwitz des Lebens erlöſt, in einem bewußtloſen Schlummer lagen.

So grübelnd und auf den Schiffsarzt wartend, hatte ſich Friedrich vom Rande des Decks aus beiläufig umgewandt und bemerkte, nicht weit vom Schornſtein, in einem Winkel, halb an die Wand gekauert, eine dunkle Maſſe, die ihm aus irgend einem Grunde ſeltſam ſchien. Näher tretend erkannte er einen ſchlafenden Mann, deſſen Mütze über die Augen gezogen war und der, an der Erde ſitzend, den bärtigen Kopf auf einem Feldſtuhl zur Ruhe gelegt hatte. Dieſer Mann, wie Friedrich ſich überzeugte, war Achleitner. Auf die Frage, die Friedrich ſich ſtellen mußte, weshalb er bei vier oder fünf Grad Kälte hier hockte und nicht zu Bette lag, hatte er bald die richtige Antwort: denn drei Schritte entfernt befand ſich die Tür zur Kabine Ingigerds. Achleitner konnte der treue Hund, im Sinne des Wächters, im Sinne des Zerberus und im Sinne des von Tollwut beſeſſenen Eiferſüchtigen ſein. „Armer Bengel,“ ſagte Friedrich ganz laut, „armer, blöder Achleitner!“ Und neben dem echteſten, beinahe zärtlichen Mitgefühl, kam Friedrich der ganze Jammer des liebenden und enttäuſchten Mannes an, wie er von Nietzſche und Schopenhauer bis hinab zu Buddha Gotama zu verfolgen iſt, den ſein Schüler Ananda fragt: Wie ſollen wir uns, Herr, gegen ein Weib benehmen? und der da antwortet: ihr ſollt ihren Anblick vermeiden, Ananda! weil des Weibes Weſen, ſagte er, unergründlich verborgen, wie der Weg des Fiſches im Waſſer ſei, und ihnen die Lüge wie Wahrheit, und die Wahrheit wie Lüge wäre.

„Pſt, Kollege, was machen Sie hier?“ Mit dieſen Worten war leiſe ſchreitend Doktor Wilhelm herangetreten, der etwas, ſorgſam eingewickelt, in Händen trug. „Wiſſen Sie, wer hier liegt?“ ſagte Friedrich, „das iſt Achleitner!“ „Er hat aufpaſſen wollen,“ bemerkte Wilhelm, „daß die Frequenz dieſer Tür dort nicht zu lebhaft wird.“ Friedrich ſagte: „Wir müſſen ihn aufwecken.“ Wilhelm: „Warum denn? ſpäter! wenn Sie zu Bette gehn!“ „Ich werde jetzt gehen,“ ſagte Friedrich. Wilhelm: „Kommen Sie erſt noch einen Augenblick zu mir herein.“

In ſeiner Kabine wickelte der Arzt den naſſen Embryo eines menſchlichen Kindes aus Packpapier. „Sie hat ihren Zweck erreicht,“ ſagte er und meinte das Mädchen in der zweiten Kajüte, die ſeiner Anſicht nach die Reiſe zu keinem anderen Zweck, als um ihre Laſt dabei zu verlieren, gegemacht hatte. Und Friedrich wußte beim Anblick dieſes anatomiſchen kleinen Objektes nicht, ob wirklich geboren werden, oder nicht zum Leben erwachen das beſſere wäre.

Dann ging er, weckte den ſchlafenden Achleitner und führte den unverſtändliche Worte murmelnden, widerſpenſtigen, aber im Gehen ſchlafenden Mann unter Deck und in ſeine Kabine hinab. Nicht ohne Grauen vor den Foltern der Schlafloſigkeit ſuchte auch Friedrich nun ſein Lager.

Friedrich entſchlief ſogleich; allein, als er aufwachte, war es erſt zwei Uhr nach Mitternacht. Das Schiff lag immer noch ruhig, und man hörte die Schraube gleichmäßig unter Waſſer arbeiten. Wenn das Leben in Zeiten großer pſychiſcher Kriſen an ſich ein Fieber iſt, ſo ſteigern Reiſen und ſchlafloſe Nächte noch dieſes Fieber. Friedrich kannte ſich und erſchrak, als er ſich nach ſo kurzer Zeit um den Frieden des Schlafes betrogen glaubte.

Aber war es wirklich ein Friede geweſen? Er hatte geträumt, er war Hand in Hand mit Achleitner unter den ſchwarzen Witwen aus Kohlenqualm, die von den Schloten des „Roland" aus über den Ozean zogen, endlos, endlos davongewandert. Er hatte, gemeinſam mit der ruſſiſchen Jüdin aus Odeſſa, den toten Heizer Zickelmann in den blauen Damenſalon mit ſchwerer Mühe heraufgetragen und mittels eines Serums, deſſen Entdecker er war, ins Leben zurückgebracht. Dann hatte er einen Streit geſchlichtet, der zwiſchen der Ruſſin und Ingigerd Hahlſtröm ausgebrochen war, die einander tätlich anfielen und mit leidenſchaftlichen Schimpfreden überſchütteten. Dann wieder ſaß er mit Doktor Wilhelm in deſſen Apotheke und beobachtete gemeinſam mit ihm, wie weiland Wagner, einen Homunkulus, der ſich noch embryonal in einer gläſernen Kugel unter Lichterſcheinungen ausbildete. Die Menſchen ſteigen wie Blaſen im Waſſer auf, ſagte Wilhelm, — man weiß nicht woher, man weiß nicht wohin! — und zerplatzen. Dabei plapperte der weiße Kakadu Ingigerds im Tone von Artur Stoß, indem er ſagte: „ich bin heute ſchon vollkommen unabhängig! ich reiſe, weil ich mein Vermögen abrunden will.“ Indem Friedrich aller dieſer Dinge ſich zu erinnern glaubte, träumte er bereits wieder. Plötzlich fuhr er auf mit den Worten: „Ich nehme Sie bei den Ohren, Hans Füllenberg!“ Gleich darauf hielt er im Rauchzimmer eine vernichtende Strafpredigt, worin er den Herrn, der ſeine geheime Beziehung zu Ingigerd entweiht hatte, moraliſch niederſchlug.

Und wieder fing das Wandern Hand in Hand mit Achleitner und den qualmigen Witwen über die Waſſerwüſte an. Das mühſame Schleppen, gemeinſam mit der jungen Verehrerin Krapotkins, des nackten toten Heizers, treppauf und treppunter. Der Zank der Frauen, die Abkanzelungen Füllenbergs und des Menſchen im Rauchzimmer wiederholten ſich. Und immer qualvoller wurden die Wiederholungen. Der Homunkulus in der Glaskugel, mit Doktor Wilhelm, erſchien wiederum. Er entwickelte ſich, mit Lichterſcheinungen. In ſeiner Not, in ſeiner unendlichen Hilfloſigkeit dieſer marternden Bilderflucht gegenüber bäumte ſich Friedrichs gehetzte Seele nach Frieden lechzend plötzlich auf, und er ſagte laut: „zünde an das Licht der Vernunft! zünde an das Licht der Vernunft, o Gott im Himmel!“ Dann fuhr er empor und erkannte, daß Roſa das Dienſtmädchen mit einem wirklichen, brennenden Licht bei ihm ſtand. Sie fragte: „Iſt Ihnen nicht gut, Herr Doktor?“

Die Kabine knackte. Das Dienſtmädchen hatte ſich wieder entfernt. Das Schiff lag ſtill. Oder hatte der Kurs des „Roland“ nicht mehr die gleiche Ruhe und Stetigkeit?

Friedrich horchte geſpannt und hörte die Schraube gleichmäßig unter Waſſer rauſchen. Dann drangen monotone Rufe von Deck und das laute Raſſeln der Schlacke, die man ins Meer ſchüttete. Die Uhr zeigte fünf, ſo daß ſeit Friedrichs letztem Erwachen eine Spanne von drei Stunden verſtrichen war.

Wiederum rutſchte, mit Gepolter und mit Geraſſel, eine Ladung Schlacke in den Atlantiſchen Ozean. Waren es nicht die Kollegen des toten Heizers, die ſie hinausſchütteten? Friedrich vernahm Kindergeſchrei, hierauf das Weinen und Greinen ſeiner hyſteriſchen Nachbarin, endlich die Stimme Roſas, die den kleinen Siegfried und die geſchwätzige Ella Liebling zu beruhigen ſuchte. Siegfried wünſchte nicht weiterzureiſen. Er bettelte grämlich und wollte durchaus zu ſeiner Großmama nach Luckenwalde zurück. Frau Liebling zankte mit Roſa und machte das Mädchen für das Betragen der Kinder verantwortlich. Friedrich hörte ſie ſagen: ihr trampelt auf meinen Nerven herum, laßt mich ſchlafen!

Über allen dieſen Eindrücken war Friedrich abermals eingeſchlafen. Er träumte: er befand ſich mit dem Dienſtmädchen Roſa und dem kleinen Siegfried Liebling in einem Rettungsboot, das über ein ruhiges grünlichleuchtendes Meer ſchaukelte. Sonderbarerweiſe hatten ſie eine Menge Goldbarren mit ſich auf dem Boden des kleinen Schiffs, es waren wohl jene für die Waſhington-Bank beſtimmten, die der „Roland“ an Bord haben ſollte. Nach einigem Kreuzen, wobei Friedrich das Steuer führte, waren ſie in einen hellen, freundlichen Hafen, etwa auf einer der Azoren oder Madeira oder den Kanariſchen Inſeln angelangt. Nicht weit vom Kai ſprang Roſa ins Waſſer und erreichte das Land, den kleinen Siegfried hoch auf dem Arm tragend. Leute empfingen ſie, worauf ſie alsbald mit ihnen und dem kleinen Liebling in einem der blütenweißen Gebäude am Hafen verſchwand. Als Friedrich landete, wurde er auf der marmornen Landungstreppe des Kais zu ſeiner Freude von ſeinem alten Freund Peter Schmidt in Empfang genommen. Peter Schmidt war jener Arzt, den beſuchen zu wollen Friedrich neugierigen Fragern gegenüber als den hauptſächlichſten Zweck ſeiner Reiſe genannt hatte. Als Friedrich ihn hier, im Rahmen der weißen, ſüdlichen Stadt, unvermutet, nach einer Trennung von Jahren wiederfand, war ſeine Freude über dies Wiederſehen ihm ſelbſt überraſchend. Wie war es denn möglich geweſen, daß er eines ſolchen prächtigen Mannes und treuen Jugendgenoſſen während einer ſo langen Zeit ſich nur noch gelegentlich hatte erinnern können.

„Es iſt ſchön, daß du kommſt,“ ſagte Peter Schmidt, und Friedrich fühlte, als ſei er lange erwartet worden. Schweigend geleitete ihn der Freund in eine am Hafen gelegene Herberge, und Friedrichen überkam ein bis dahin noch nie empfundenes Gefühl von Geborgenheit. Während er ſich mit einem Imbiß an der Wirtstafel ſtärkte und der Padrone des Hauſes, ein Deutſcher, die Daumen drehend ihm gegenüberſtand, ſagte Schmidt: „Die Stadt iſt nicht groß, aber ſie kann dir ein Bild geben. Du wirſt hier Leute finden, die für immer gelandet ſind.“

Es beſtand eine Übereinkunft, daß man in dieſer ſonderbaren, in blendendem Lichte liegenden, ſtummen Stadt nur mit den allerwenigſten Worten ſich verſtändigen mußte. Alles wurde hier mit einem neuen, ſtummen, inneren Sinn erkannt. Aber Friedrich ſagte: „Ich habe dich immer für den Mentor in unbekannte Tiefen unſerer Beſtimmung genommen!“ Worte, womit er ſeine Ehrfurcht vor dem geheimnisvollen Weſen des Freundes ausdrücken wollte. „Ja, ja, aber dies iſt nur ein kleiner Anfang," ſagte der Freund. „Immerhin kann man hier bereits etwas erfahren, was unter der Oberfläche verborgen iſt." Hiermit wurde Friedrich von Peter Schmidt, gebürtig aus Tondern, an den Hafen hinausgeführt. Der war ſehr klein. Es lagen darin mehrere altertümliche Schiffe. „Fourteen hundred and ninety two," ſagte Peter Schmidt. Es war das Jahr, von deſſen vierhundertjähriger Wiederkehr man unter dem amerikaniſchen Publikum auf dem „Roland" viel geſprochen hatte. Der Frieſe wies auf die beiden Karavellen hin und bedeutete Friedrichen, daß eines davon die Santa Maria, das Admiralſchiff des Chriſtoph Columbus, wäre. „Ich," ſagte der Frieſe, „bin mit Chriſtoph Columbus hierhergelangt."

Alles dieſes war Friedrich auf eine unbedingte Weiſe einleuchtend. Auch als Peter Schmidt die Erklärung gab, das Holz dieſer langſam verfallenden Karavellen werde legno santo genannt und brenne an Feiertagen in den Kaminen, weil der Geiſt der Erkenntnis darin gebunden ſei, fand Friedrich nichts Rätſelhaftes darin. Weiter draußen im Meer lag ein drittes Schiff, das backbords vorn eine ſchwarze, gewaltige Öffnung hatte. Der Frieſe ſagte: „Es iſt geſunken. Es hat uns eine helle Menge Volks hereingebracht." Friedrich blickte hinaus. Er war unbefriedigt. Gerne hätte er über das ſonderbar fremde, ſonderbar bekannte Fahrzeug da draußen mehr gewußt. Aber der Frieſe war vom Hafen ab und in ein enges, verwinkeltes Treppengäßchen eingebogen.

Hier geſchah es, daß ein alter, vor mehr als fünfzehn Jahren verſtorbener Onkel Friedrichs, die Pfeife behaglich im Munde, ihm entgegentrat. Er hatte ſich, wie es ſchien, ſoeben von einer Bank erhoben, die am offenen Eingang ſeines Hauſes ſtand. „Guten Tag,“ ſagte er, „wir ſind alle hier, lieber Junge!“ Und Friedrich wußte, wen der ſeinerzeit im Leben nicht gerade von Glück begünſtigte alte Herr mit den Worten „wir alle ſind hier“ gemeint hatte. „Man lebt hier recht gut,“ fuhr der Alte ſchmunzelnd fort, „es iſt mir bei euch, in der finſteren Luft, nicht ſo gut gegangen. Erſtlich haben wir doch das legno santo, mein Sohn“ — und er wies mit der Tabakspfeife auf einen im dunklen Innern des Hauſes bläulich züngelnden Herd zurück! — „und dann haben wir ſchließlich auch noch die Lichtbauern. Du wirſt mir zugeben, daß man es mit dieſen Arcanibus in den Gefahren des Univerſums, weiß Gott, eine gehörige Zeitlang ohne alle übertriebene Sorge aushalten kann. Aber ich halte dich auf. Wir hier haben ja Zeit, aber du haſt Eile!“ Friedrich ſagte Adieu. „Ach was!“ rief der Onkel ärgerlich, „habt Ihr da unten immer noch ſoviel Schererei mit dem Willkommen und dem Adieu, mein Sohn?“

Im Weiterſchreiten und Weiterſteigen wurde der Träumer von Peter Schmidt durch mehrere Häuſer und Innenhöfe hindurch geführt. In einem der winkligen Höfe, der Friedrich an gewiſſe alte Hamburger oder Nürnberger Viertel erinnerte, befand ſich ein Kramladen, der ein Schild mit der Aufſchrift ‚Zum Meerſchiff‘ trug. „Alles ſieht hier ſehr gewöhnlich aus,“ ſagte Peter Schmidt, „aber wir haben doch hier von allem die Urbilder.“ Damit wies er den Freund auf das kleine Modell eines altertümlichen Schiffes hin, das zwiſchen Kautabak und Peitſchenriemen im kleinen Fenſter des Kramladens ſtand.

Schiffe, Schiffe, nichts als Schiffe! und es war, als melde ſich in Friedrichs Kopf beim Anblick des neuen Schiffchens ein leiſer, quälender Widerſtand. Freilich wußte er auch, daß er in ihm ein nie geſehenes, allumfaſſendes Sinnbild vor Augen hatte. Mit einem neuen Erkenntnisorgan, mit einer zentralen Klarheit erkannte er, wie hier, im kleinen Bilde, das ganze Wanderer- und Abenteurerdaſein der menſchlichen Seele begriffen war. „Oh,“ ſagte der Krämer, der ſoeben die Glastür des kleinen Ladens öffnete, ſo daß allerlei Ware, die daran hing, klappernd ins Schwanken kam — „oh, lieber Friedrich, du biſt hier? Ich hätte dich noch auf See vermutet.“ Und Friedrich erkannte in dem Krämer, der im ſchäbigen Schlafrock und Käppi eines längſt verſtorbenen Konditors aus ſeiner Knabenzeit vor ihm ſtand, ſonderbarerweiſe Georg Rasmuſſen: Georg Rasmuſſen, deſſen Abſchiedsbrief er noch in Southampton erhalten hatte. So geheimnisvoll alles war, lag dennoch für Friedrich etwas Selbſtverſtändliches in dieſem Wiederſehen. Der kleine Laden ſchwirrte von Goldammern. „Es ſind die Goldammern,“ ſagte der in einen Trödler verkleidete Rasmuſſen, „die vorigen Winter in der Heuſcheuer einfielen, wie du weißt, und die mir zum Verhängnis geworden ſind.“ „Jawohl,“ ſagte Friedrich: „man näherte ſich einem kahlen Strauch. und plötzlich war's, als ob er ſich ſchüttelte und zahlloſe goldene Münzen abwürfe. Wir deuteten das auf Berge von Gold.“ „Nun,“ ſagte der Krämer, „ich tat genau am vierundzwanzigſten Januar, ein Uhr dreizehn Minuten, als ich dein Telegramm von Paris, mit dem Schuldenerlaß, in Händen hielt, meinen letzten Atemzug. Hinten im Laden hängt auch der Fuchspelz meines Kollegen, durch den ich — ich beklage mich keineswegs! — infiziert worden bin. Ich ſchrieb dir, ich wolle mich dir aus dem Jenſeits bemerklich machen. Well! hier bin ich! Es iſt auch hier nicht alles ganz klar, aber es geht mir beſſer, wir ruhen hier alle in einem geſicherten Grundgefühl.“

„Es iſt ſehr hübſch,“ fuhr er fort, „daß du dich mit Peter getroffen haſt. Peter Schmidt gilt viel auf dieſem Boden. Na, ihr werdet euch ja oben, in dem Jubiläumsrummel von New York, ‚fourteen hundred and ninety two‘, wieder begegnen. Gott, was bedeutet im Grunde das bißchen Entdeckung von Amerika.“ Und der wunderlich verkappte Rasmuſſen zog das kleine Meerſchiff aus dem Schaufenſter, das ebenfalls wieder, gleich dem Admiralſchiff des Chriſtoph Columbus, Santa Maria hieß. Er ſagte: „Jetzt bitt' ich gefälligſt achtzugeben!“ Und Friedrich bemerkte, wie der alte Konditor immer ein Schiff nach dem anderen, von der gleichen Art, aber kleiner und kleiner, aus dem erſterblickten zog. Er ſagte, immer noch neue Schiffchen aus dem Bauche des einen hervorziehend: „Immer Geduld, die kleineren ſind nämlich immer die beſſeren. Und wenn ich Zeit hätte, würden wir zu dem kleinſten gelangen, dem letzten, glorioſeſten Werke der Vorſehung. Mit jedem dieſer Schiffchen kommen wir nicht nur über die Grenze unſeres Planeten, ſondern unſeres Erkenntnisvermögens hinaus. Aber, wenn du Intereſſe haſt,“ fuhr er fort, „ich beſitze noch andere Waren im Hauſe. Hier iſt die Heckenſchere des Kapitäns, hier iſt ein Senkblei, womit man bis in die letzten Abgründe des Sternenhimmels und der Milchſtraße loten kann. Doch ihr habt keine Zeit, ich will euch nicht aufhalten.“ Und der Trödler zog ſich hinter die Glastür zurück.

Hinter dem Glas aber ſah man ihn, wie er die Naſe dagegen quetſchte. Geheimnisvoll, und wie wenn er noch etwas zu verkaufen hätte, hielt er den Finger vor den karpfenmaulartig worteformenden Mund. Friedrich verſtand: legno santo! Die Lichtbauern! Aber da ſchlug Peter Schmidt mit der Fauſt die Glastüre ein, riß dem verkappten Rasmuſſen das geſtickte Käppi herunter, nahm einen kleinen Schlüſſel heraus und winkte Friedrich mit ſich fort.

Sie verließen die Häuſer und traten ins freie, hügelige Land hinaus. „Die Sache iſt die,“ ſagte Peter, „es wird Mühe koſten.“ Und dann liefen und ſtiegen ſie ſtundenlang. Es war Abend geworden. Sie machten ein Feuerchen. Sie ſchliefen auf einem im Winde ſchaukelnden Baum. Der Morgen kam. Sie wanderten wiederum, bis die Sonne nur noch ganz niedrig ſtand und endlich Peter das Pförtchen in einer niedrigen Mauer öffnete. Hinter der Mauer war Gartenland. Ein Gärtner band Wein und ſagte: „Willkommen, Herr Doktor. Die Sonne geht unter, aber man weiß ja, wozu man ſtirbt.“ Und als Friedrich den Mann genau betrachtete, war es der Heizer, der auf dem „Roland“ ſein Leben eingebüßt hatte. „Ich tue das lieber, als Kohle ſchaufeln,“ ſagte er, womit er auf die langen Baſtſchnüre, die ihm durch die Finger hingen, und ſeine Tätigkeit an den Reben und Trauben anſpielte. Und dann gingen ſie, alle drei, einen ziemlich langen Weg, in eine verwilderte Gegend des Gartens, worüber es völlig dunkel ward. Nun ſauſte der Wind, und die Stauden, Bäume und Büſche des Gartens begannen wie eine Brandung zu rauſchen. Jetzt hockten ſie, auf den Wink des Heizers, in einen Kreis, und es war, als ob er ein Stückchen glimmender Kohle mit bloßer Hand aus der Taſche genommen hätte. Er hielt es, wenig über der Erde, ſo daß eine runde Bodenöffnung, etwa die Fahrt eines Hamſters, beleuchtet ward.

„Legno santo,“ ſagte, auf die glimmende Kohle deutend, Peter Schmidt. „Du wirſt jetzt jene ameiſenartigen kleinen Dämonen zu Geſicht bekommen, lieber Friedrich, die man hierzulande noctiluci oder Nachtlichtchen nennt. Sie ſelber nennen ſich pomphaft die Lichtbauern, allerdings muß man zugeben, daß ſie es ſind, die das im Innern der Erde verborgene Licht in Magazine aufſammeln, auf beſonders präparierte Ackerflächen ausſäen, es ernten, wenn es mit hundertfältiger Frucht gewachſen iſt, und es in goldenen Garben oder Barren für die allerfinſterſten Zeiten aufbewahren.“ Und wirklich ſah Friedrich durch einen Spalt in eine, wie von einer unterirdiſchen Sonne erleuchtete, zweite Welt, wo ſich zahlloſe kleine Lichtbauern mit Senſendengeln, Halmeſchneiden, Garbenbinden, kurz, mit Ernten beſchäftigten. Viele ſchnitten das Licht, wie Goldbarren, aus dem Boden heraus. „Dieſe Lichtbauern,“ ſagte Peter, „ſind es vor allen, die für meine Ideen tätig ſind.“ Friedrich erwachte und hörte dabei die Stimme des Freundes dicht neben ſich.

Das erſte, was Friedrich nach dem Erwachen tat, war, nach der Uhr zu ſehen. Ihm ſagte ein dumpfes Gefühl, er müſſe Tage und Nächte verſchlafen haben. Aber es waren ſeit ſeinem letzten Erwachen höchſtens ſechs Minuten verſtrichen.

Ihn ergriff ein Schauder ſehr eigener Art. In ſeiner Erregung kam es ihm vor, als ſei er einer Offenbarung gewürdigt worden. Er nahm ſein Notizbuch aus dem Netz über ſeinem Bett und notierte das Todesdatum ſamt der Sterbeſtunde, die der ſeltſame Krämer und Trödler genannt hatte: ein Uhr dreizehn, hörte er noch die Stimme Rasmuſſens ſagen: ein Uhr dreizehn, am vierundzwanzigſten Januar.

Die Bewegung des Meers und alſo des Schiffes hatte ein wenig zugenommen. Außerdem fing die große Sirene zu brüllen an. Friedrichen überkam ein Anfall von Ungeduld. Der wiederholte, donnerähnliche Ruf der Sirene, der Nebel anzeigte, die Schwankung des Schiffes, die vielleicht nur das Vorzeichen neuer Stürme und neuer Strapazen war, machten Friedrich in einem grämlichen Sinne ärgerlich. Aus dem abenteuerlichen Getriebe hinter ſeiner Stirn war er in das nicht minder abenteuerliche der wirklichen Welt verſetzt worden. Im Traume gelandet, fand er ſich, erwacht, in die enge Kabine eines die hohe See durchpflügenden Dampfers geſperrt, eines Fahrzeugs, das, von bangen und ſchweren Träumen vieler Menſchen belaſtet, ſeltſamerweiſe trotzdem nicht unterging.

Schon vor halb ſechs war Friedrich an Deck, wo der Nebel wieder gewichen war und über die Kimme einer mäßig bewegten, bleiernen See ein nächtlicher Morgen heraufdämmerte. Das Deck war leer und machte den Eindruck öder Verlaſſenheit. Die Paſſagiere lagen in ihren Kojen, und da man auch von der Mannſchaft zunächſt niemanden ſah, ſchien es, als ob das gewaltige Schiff ſeinen Kurs ohne menſchliche Leitung fortſetzte.

Friedrich ſtand hinten bei der Logleine, die in der breiten, zerquirlten Kielſtraße nachſchleifte. Auch in dieſer geſpenſtiſchen Vormorgenſtunde verfolgten hungrige Möwen das Schiff, manchmal ſich nähernd, manchmal zurückbleibend und immer wieder mit dem troſtloſen Schrei verdammter Seelen ins Kielwaſſer ſtoßend. Dies war nicht Traum, und doch wußte es Friedrich davon kaum zu ſondern. Noch von dem Wunderlichen und Befremdlichen des Traumerlebniſſes durchdrungen, empfand er nun, überreizt wie er war, die fremde und wogende Ödenei des Weltmeers nicht minder wunderbar. So hatte es ſeine Waſſerberge unter den blinden Augen von Jahrmillionen einhergewälzt, nicht minder blind als die Jahrmillionen. So war es geweſen, nicht anders, ſeit dem erſten

Schöpfungstag: am Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde, und die Erde war finſter und leer, und der Geiſt Gottes ſchwebte auf dem Waſſer. Friedrich fror. Hatte er je mit etwas anderem als mit Geiſt und Geiſtern, das heißt mit Geſpenſtern gelebt? Und befand er ſich nicht im Augenblick mehr als je von dem geſchieden, was ihm unter dem Namen Wirklichkeit als unerſchütterlich feſter Boden gegolten hatte? Glaubte er nicht in dieſem Zuſtand an Ammenmärchen und Schiffergeſchichten? an den fliegenden Holländer und den Klabautermann? Was verbarg dieſes ſeine Wogenzüge grenzenlos wälzende Meer? War nicht alles aus ihm hervorgeſtiegen? Alles wieder in ſeine Tiefen hinabgetaucht? Warum ſollte nicht irgend eine Macht Friedrichen einen Geiſterblick in die verſunkene Atlantis eröffnet haben?

Friedrich durchlebte tiefe und rätſelvolle Minuten einer furchtbaren und doch auch beglückenden Bangigkeit: da war das Meer, auf dem das ſcheinbar verlaſſene Schiff, klein in dieſer Unendlichkeit, vorwärtstaumelte: vor ihm kein ſichtbares Ziel, hinter ihm kein ſichtbarer Ausgangspunkt. Da war der Himmel, der es trüb und grau belaſtete. Da war er ſelber, Friedrich, als der Vierte im Bunde, allein, und was nicht tot war in dieſer Öde, hatte ſich in Viſionen, Beſuche von Schatten und Schemen in ſeinem Innern umgebildet. Der Menſch iſt dem Unerforſchlichen immer allein gegenübergeſtellt: das gibt ihm die Empfindung von Größe zugleich mit der der Verlaſſenheit. Da ſtand ein Menſch am Hinterſteven eines Schiffs, in der weichenden Urnacht des dämmernden Morgens durch unſichtbare, glühende Fäden ſeines Geſchickes mit zwei Erdteilen feſt verknüpft, und erwartete die neue, weniger quälende Form des Lebens von der Sonne, einem fremden, viele Millionen Meilen von dem Planeten Erde entfernten Geſtirn. Dies alles war ihm in einem faſt vernichtenden Sinne wunderbar. So, als ſei er in Wunder eingekerkert. Und es wandelte ihn, in einer plötzlichen Hoffnungsloſigkeit, jemals aus dem erſtickenden Zwange der Rätſel und Wunder befreit zu ſein, die Verſuchung an, ſich über die Reling hinabzuſtürzen. Und ſchon überkam ihn die Scheu eines Menſchen, der ein böſes Gewiſſen hat. Er blickte ſich um, wie wenn er fürchte, ertappt zu werden. Die Bruſt war ihm ſchwer, als hätte er niederziehendes Blei darin.

In dieſem Augenblick hörte er ſich mit einem kräftigen „Guten Morgen!" anſprechen. Es war der Steuermann Herr von Halm, der zur Brücke ging. Und ſogleich, vor der geſunden Schönheit des Sprachlautes, wich der Spuk, und Friedrichs Seele ward dem Daſein zurückgegeben. „Wollten Sie Tiefſeeforſchungen machen?" fragte Herr von Halm. Friedrich lachte: „Jawohl, es fehlte nicht viel," ſagte er, „ſo hätte ich eine Lotung nach der verſunknen Atlantis unternommen."

Er ſprang ab: „Wie denken Sie über das Wetter?" — Der Recke hatte Südweſter und Ölzeug angelegt und wies Friedrichen an das Barometer, das erheblich gefallen war. Adolf, der Steward, ſuchte Friedrichen. Er hatte ihn in der Kabine vermißt und brachte ihm Zwieback und Tee an Deck. Friedrich nahm, wie tags zuvor, gegenüber der Kajüttreppe Platz, ſchlürfte wohlig und wärmte ſich an der Taſſe die Hände.

Und ſeltſam: ehe er ſeinen Tee getrunken und ſeinen Zwieback geknabbert hatte, fing es im Takelwerk der Notmaſten wieder zu ſauſen an. Eine eigenſinnige, ſteife Briſe drückte ſich backbord gegen das Schiff und legte es auf die Steuerbordſeite. Friedrich haderte innerlich, wie wenn er mit jemand wegen der kommenden neuen Reiſemühſal zu rechten hätte.

Als er und Wilhelm gegen acht Uhr früh im großen Speiſeſaal das eigentliche Frühſtück genoſſen, erbebte das Schiff und rannte ſcheinbar hart gegen Felſen an. Das niedrige, hie und da elektriſch beleuchtete, im ganzen von troſtloſem Dämmer erfüllte Kaſtenfach des Salons wurde in einem ziemlich tollen Tanz, mit allem, was darin war, hoch hinausgehoben oder ins gurgelnde Meer verſenkt. Man lachte, und die wenigen Herren, die ſich zum Frühſtück gewagt hatten, ſuchten durch Späße und Witze über die nicht gerade roſige Lage hinwegzukommen. Friedrich meinte, er ſpüre unter dem Magen jenes Gefühl, das ihm ſchon als Kind das hohe Schaukeln verboten habe.

Wilhelm ſagte: „Kollege, wir ſind in des Satans Waſchküche, da tut ſich was, wogegen alles Bisherige nicht zu rechnen iſt!“ Und das Wort „Zyklon“ wurde irgendwo ausgeſprochen. Das Wort „Zyklon“ iſt ein furchtbares Wort, aber es ſchien auf den braven „Roland“, der, ein Vorbild entſchloſſener Pflichterfüllung, Waſſer verdrängte und Breſchen riß, keinen Eindruck zu machen. New York war das Ziel, und er eilte vorwärts.

Friedrich wollte an Deck, aber dort ſah es böſe aus, ſo daß er ſich nicht hinauswagen konnte. Er mußte auf der oberſten Stufe unter dem Schutz des Treppendaches ſtilleſtehen. Das Niveau des Meeres ſchien höher geworden, ſo daß es war, als wenn der „Roland“ fortwährend in einer tiefen Gaſſe ginge. Man konnte dem Eindruck und Irrtum unterliegen, als müſſe jeden Augenblick durch den Zuſammenſchluß der Oberfläche des Meeres über der Gaſſe das Schickſal des Schiffes entſchieden ſein. Matroſen und Schiffsjungen ſtiegen umher, um alles nicht Niet- und Nagelfeſte zu kontrollieren und feſter zu ziehen. Bereits waren Wogen übergekommen. Das Salzwaſſer rannte und floß über

Deck, dazu peitſchte Regen und Schnee vom Himmel. In allen Tönen heulte, ſtöhnte, ſurrte und pfiff das Takelwerk. Und dieſer harte und ſchaurige Zuſtand, mit dem rauſchenden, brummenden, ewig dröhnenden, ewig ziſchenden, gewaltigen Waſſerlärm, durch den ſich der Dampfer wie in wilder und blinder Trunkenheit vorwärtswälzte, dieſer raſende, troſtloſe Taumel hielt Stunde um Stunde an und hatte, als es Mittag geworden war, zugenommen.

Der Ruf zum Diner ſchmetterte trotzdem über Deck und durch die knackenden Dachsfahrten des Schiffes dahin, aber es waren nur wenige, die ihm Folge leiſteten. Der lange Hahlſtröm hatte an der gähnenden Tafel bei Friedrich und Doktor Wilhelm Platz genommen. „Kann man ſich wundern," ſagte Friedrich, „wenn Seeleute abergläubiſch ſind? Wie dieſes Wetter aus heiterem Himmel hereingebrochen iſt, möchte man wirklich an Zauberei glauben." Wilhelm meinte: „es kann noch toller kommen." Einige Damen, die es gehört hatten, blickten herüber und machten entſetzte Augen. „Meinen Sie," fragte die eine, „daß etwa Gefahr vorhanden iſt?" „Gott," antwortete Wilhelm, „Gefahr iſt im Leben ja immer vorhanden!" und ſetzte lächelnd hinzu: „Es kommt nur darauf an, daß man nicht ängſtlich iſt."

Unglaublicherweiſe fing die Kapelle, wie gewöhnlich, zu konzertieren an, und zwar ein Stück, das ſich „Marche triomphale" nannte. Hahlſtröm meinte: „Ein großes Kapitel iſt der moderne Galgenhumor!" „O Gott, einen ruhigen Tiſch, einen ruhigen Sitz, eine ruhige Bettſtelle! Wer dieſe Dinge ſein eigen nennt, der weiß meiſtens nicht, wie reich er iſt," das ſagte Friedrich mit ſchreiender Stimme, weil bei dem doppelten Lärm des ausgeſperrten Meers und der eingeſperrten Muſik ſonſt nichts zu verſtehen war.

Der armloſe Artur Stoß nahm trotz des üblen Wetters mit Gleichmut und Heiterkeit ſeine Mahlzeit in dem von aller Welt gemiedenen Rauchzimmer ein. Er zerteilte mit Gabel und Meſſer, die er zwiſchen der großen und der zweiten Zehe hielt, ſeinen Fiſch, als Friedrich nach beendigtem Lunch ſich dem originellen und witzigen Ungeheuer gegenüberſetzte. „Unſer alter Omnibus rumpelt ein bißchen,“ ſagte Stoß. „Wenn unſere Keſſel gut ſind, iſt nichts zu fürchten. Aber ſoviel ſteht feſt, wenn das kein Zyklon iſt, ſo kann er's noch werden. Es macht mir nichts. Die Sache ſieht troſtloſer aus, als ſie iſt. Aber was iſt man doch für ein Kerl. Um den Leuten in Kapſtadt, in Melbourne, in Tananarivo, in Buenos Aires, in San Franzisko und Mexiko zu zeigen, was ein Menſch mit feſtem, energiſchem Willen, trotz Mißgunſt der Natur, leiſten kann, läßt man ſich durch alle Zyklone, Tornados und Taifune ſämtlicher Meere der Welt ſchleifen. Davon träumt der Philiſter nichts, der im Berliner Wintergarten, in der Londoner Alhambra et cetera ſitzt, was ein Artiſt, den er auf der Bühne ſeine Nummer abſpielen ſieht, alles durchmachen muß, um bloß erſt mal dort oben zu ſtehen.“

Friedrich fühlte ſich elend. Obgleich die nächtlichen Träume noch in ſeinem Hirn ſpukten, ſpürte er doch, daß mehr und mehr jedes andere Gefühl in dem überall deutlichen Drohen einer brutalen Gefahr unterging. Hans Füllenberg kam und erzählte mit entgeiſterter Miene, daß man eine Leiche an Bord habe. Und es war nicht anders, als brächte er den toten Heizer und den raſenden Sturm in Zuſammenhang. Ihm war die Butter vom Brot gefallen. Stoß meinte, Bulke, ſein Burſche, habe ihm auch erzählt, daß einer der Heizer geſtorben wäre. Friedrich tat, als wiſſe er nichts davon. Gewohnt, ſich auf ehrliche Weiſe zu beobachten, ſtellte er feſt, daß ihn, bei der ihm ja bekannten Nachricht, ein Schauder geſtreift hatte. „Der Tote iſt tot," ſagte Stoß, nun mit Appetit ſeinen Braten vertilgend. „An dem toten Heizer ſcheitern wir nicht. Aber es iſt dieſe Nacht ein Wrack geſichtet worden. Dieſe Schiffsleichen ſind gefährlicher. Wenn die See bewegt iſt, ſieht man ſie nicht."

Friedrich ließ ſich genauer informieren.

„Neunhundertfünfundſiebzig treibende Wracks," ſagte Stoß, „ſind in fünf Jahren hier im nördlichen Teil des Atlantiſchen Ozeans geſichtet worden. Es iſt ſicher, daß die Zahl doppelt ſo groß und größer iſt. Einer der gefährlichſten Vagabunden dieſer Art iſt der eiſerne Viermaſter „Houresfeld", der auf der Fahrt von Liverpool nach San Franziſko Feuer in die Ladung bekam und von der Mannſchaft verlaſſen wurde. Wenn wir auf ſo etwas ſtoßen, dann hört man in keinem von allen fünf Weltteilen je mehr auch nur einen Mautz von uns." Stoß ſagte das, immer lebhaft kauend, aber nicht ſo, als ob er mit einem ſolchen Ausgang der Reiſe rechne.

„Man kann in den Gängen nicht fort," ſagte Füllenberg, „die Schottenverſchlüſſe ſind zugezogen." Jetzt fing auch wieder die Dampfſirene zu brüllen an. Friedrich hörte zwar immer noch Trotz und Triumph heraus, aber doch auch etwas, was an das geborſtene Horn des Helden erinnerte, deſſen Namen der Dampfer trug. „Noch iſt keinerlei Not!" ſagte beruhigend Stoß.

Friedrich befand ſich noch in dem gemiedenen Rauchzimmer, als Stoß von ſeinem Burſchen längſt zum gewohnten Mittagsſchlaf in ſein Bett verpackt worden war. Der Raum war Friedrichen unheimlich, aber gerade deshalb teilte ihn niemand mit ihm. Und das Alleinſein tat Friedrichen bei dem Ernſt der Lage beſonders not. Er fing ſich bereits mit der ſchlimmſten der Möglichkeiten zu befaſſen an. An der Wand des Raums lief eine lederne Polſterbank, Friedrich kniete darauf und konnte ſo durch die Luken in den machtvollen Aufruhr des Weltmeers hineinſehen. In dieſer Stellung und beim Anblick des unbegreiflich zähen Sturmlaufs der Wogen gegen das verzweifelt kämpfende Schiff, ließ er ſein Leben Revue paſſieren.

Um ihn war eine graue Finſternis. Und er fühlte nun doch, daß er ſich nach Licht ſehnte, und lange nicht ſo bereit, als er jüngſt noch geglaubt hatte, zu ſterben war. Es wollte ihn etwas wie Reue anwandeln. Warum bin ich hier? Warum habe ich nicht einen vernünftigen, eigenen Willen nach ruhiger Überlegung eingeſetzt, der mich vor dieſer ſinnloſen Fahrt bewahrt hätte? Meinethalben ſterben! aber nicht ſo ſterben! nicht in einer Waſſerwüſte, fern von der Muttererde, unerreichbar fern von der großen Gemeinſchaft der Menſchen zugrunde gehen. Denn dies iſt ein beſonderer Fluch, wie mir ſcheint, von dem die Menſchen nichts ahnen, die auf feſtem Land und am eigenen Herde, Menſchen unter Menſchen, geborgen ſind. Was war ihm jetzt Ingigerd! Ingigerd war ihm jetzt gleichgültig! Und er geſtand ſich, wie er jetzt nur noch im engſten Sinne an ſich dachte. Welcher Gedanke, dieſem brutalen Schickſal entronnen, wieder an irgend einem Ufer gelandet zu ſein. In Friedrichs Vorſtellung war jeder Erdteil, jede Inſel, jede Stadt, jedes verſchneite Dorf zum Eden, zum Paradieſe, zum unwahrſcheinlichſten Traum von Glück geworden! Wie wollte er künftig für den bloßen Schritt auf trocknem Land, für das bloße Atmen, für eine belebte Straße, kurz, für die allereinfachſten Dinge bis zur Überſchwenglichkeit dankbar ſein. Friedrich knirſchte. Was nutzt uns hier wohl ein menſchlicher Hilferuf? Wo ſollte man hier wohl Gottes Ohr finden?

Wenn das Letzte geſchah und der „Roland“ mit ſeiner Menſchenmenge zu ſacken begann, ſo würde man Dinge ſehen, die einen Menſchen, der ſie geſehen hätte, auch wenn er gerettet würde, nicht mehr könnten froh werden laſſen. Ich würde es nicht mit anſehen, dachte Friedrich, ich ſpränge, nur um es nicht zu ſehen, freiwillig über Bord hinaus.

Dampfer „Roland“ iſt untergegangen, ſteht in den Zeitungen. Oh, ſagt der Philiſter in Berlin, der Philiſter in Hamburg und Amſterdam, nimmt einen neuen Schluck Kaffee und tut einen Zug aus ſeiner Zigarre, ehe er dann mit Behagen das Nähere über die Kataſtrophe, ſoweit ſie beobachtet oder fabuliert wurde, auskoſtet. Und das Hurra der Zeitungsverleger! eine Senſation! neue Abonnenten! Das iſt die Meduſa, der wir ins Auge ſehen und die uns ſagt, welchen wahren Wert in der Welt eine Schiffslaſt von Menſchenleben beſitzt.

Und Friedrich verſuchte vergeblich, gegen eine Vorſtellung anzukämpfen, die ihm das gewaltig ſtrebende, rollende und ſich raſtlos vorwärtswälzende Haus des „Roland“ mit ſeinem im Sturm nun beinahe erſtickten Sirenenlaut, ſtill und ſtumm auf dem Grunde des Meeres zeigte. Dort ſah er, wie in eine Glasmaſſe eingeſargt, das mächtige Schiff, über deſſen Deck Züge von Fiſchen hin und her gingen, und deſſen Räume von Waſſer erfüllt waren. Der große Speiſeſaal mit allen ſeinen Paneelen von Nußbaumholz, ſeinen Tiſchen und ledergepolſterten Drehſeſſeln war von Seewaſſer angefüllt. Ein großer Polyp, Quallen, Fiſche und pilzartige rote Seeroſen waren auf dem gleichen Wege, wie jetzt die Paſſagiere, hineingedrungen. Und zum Entſetzen Friedrichs ſchwammen die eingeſchloſſenen uniformierten Leichen des Oberſtewards Pfundner und ſeines eigenen Stewards immer langſam im Kreiſe darin herum. Dieſe Vorſtellung war beinahe lächerlich, wenn ſie nicht ſo grauſig geweſen wäre und nicht ſo durchaus im Bereiche eines möglichen Falles gelegen hätte. Was ſollen Taucher nicht alles berichtet haben. Was haben Taucher nicht alles in Kabinen und Gängen großer geſunkener Schiffe angetroffen: untrennbar verknotete Menſchenmaſſen, Paſſagiere oder Matroſen, die ihnen, wie wenn ſie auf ſie gewartet hätten, mit ausgeſtreckten Armen, aufrecht, wie lebend, entgegenkamen. Näher betrachtet, waren die Kleider dieſer Verweſer und Wächter eines verlorenen Guts am Meeresgrund, dieſer ſeltſamen Reeder, Kaufleute, Kapitäne und Zahlmeiſter, dieſer Glücksjäger, Goldſucher, Defraudanten und Hochſtapler oder was ſie nun ſein mochten, mit Polypen, Krebſen und allerhand Meeresgewürm behängt, das ſich an ihnen gütlich tat, ſolange noch etwas anderes als bleiches, abgenagtes Gebein vorhanden war.

Und Friedrich erblickte ſich ſelbſt als ein ſolches verweſendes Schiffsgeſpenſt, das in der grauſenvollen Behauſung herumirrte. Dieſem ſchaudervollen Vineta, wo ein jeder ſtumm an ſeinem Nachbar mit fürchterlicher Gebärde vorüberging. Ein jeder, ſchien es, mit einem erſtarrten Weheruf in der Bruſt, den er, den Kopf nach unten gekehrt, die Arme ausbreitend, oder den Kopf nach rückwärts geworfen, mit offenem Mund, oder ſchauerlich auf den Händen gehend, oder mit ſo oder ſo gerungenen, gefalteten oder geſpreizten Händen ausdrückte. Die Maſchiniſten im Keſſelraum ſchienen noch immer langſam, langſam Zylinder und Triebrad zu kontrollieren, nur anders als früher, weil das Geſetz der Schwere bei ihnen aufgehoben ſchien. Einer von ihnen war dabei auf eine ſonderbar gebogene Art und Weiſe, wie ein Schlafender, zwiſchen den Felgen eines Rades feſtgewunden. Auf ſeinen geſpenſtiſchen Wanderungen war Friedrich auch zu den Heizern hinuntergelangt, die im Augenblick der Kataſtrophe bei ihrer Tätigkeit überraſcht worden waren. Einige hielten die Schaufel noch in der Hand, aber ſie konnten ſie nicht emporheben. Sie ſelber ſchwebten, aber die umklammerte Schaufel an der Erde regte ſich nicht. Es war alles aus, ſie konnten das Feuer nicht mehr in Glut und alſo das mächtige Fahrzeug nicht mehr in Gang bringen. Im Zwiſchendeck ſah es dermaßen aus, mit Durcheinandertreiben von Männern, Frauen und Kindern in einer ſolchen Dichtigkeit und Verfinſterung, daß ſelbſt ein Katzenhai, der durch den Schornſtein in den Heizraum und durch die Maſchine bis hierher gedrungen war, ſich in dieſe Verſammlung zu miſchen nicht hinreichend mutig und freßgierig war. Noli turbare circulos meos, ſchienen auch dieſe Leute zu ſagen. Alle dachten angeſtrengt und in einer Vertiefung ohnegleichen, zu der ſie freilich auch hinreichend Zeit hatten, über das Rätſel des Lebens nach.

Überhaupt ſchien jedermann hier nur deshalb auf eine ſo ſonderbare Weiſe angeſtellt, um nachzudenken. Die Händeringer, die Händeſpreizer, die auf Händen liefen, ja auf der Spitze eines einzigen Fingers zu ſtehen vermochten, während ſie mit den Füßen die Decke ſtreichelten, dachten nach. Nur Profeſſor Touſſaint, der Friedrichen auf dem Gange entgegenſchwebte, ſchien mit erhobener Rechten ſagen zu wollen: ein Künſtler darf nicht verroſten! man muß ſich lüften! man muß neue Verhältniſſe aufſuchen! und wenn man in Italien nicht nach Gebühr gewürdigt wird, muß man ganz einfach, wie Leonardo da Vinci, nach Frankreich gehen, oder meinethalben ins Land der Freiheit auswandern.

Ich will leben, leben, ſonſt nichts, dachte Friedrich. Ich will, wie der ältere Cato, künftig lieber ein Jahr lang zu Fuße gehen, auch wenn ich denſelben Weg in drei Tagen zu Schiff machen könnte. Und er verließ, um nur nicht etwa in die ſchreckliche Hausgenoſſenſchaft der blauen, gedunſenen Denker hineinzugeraten, das grabartig düſtere Rauchzimmer und ſchleppte ſich mit ſchmerzendem Kopf und bleiernen Gliedern an Deck, wo die wilde Bewegung des Sturms und das Chaos von Schnee, Regen und ſalzigen Giſchtwolken ihm den Alp von der Seele nahm.

In dem kleinen Raum um die Kajütentreppe traf Friedrich die auch tags zuvor dort verſammelte kleine Geſellſchaft an, die ſich auf eng aneinander geſchobenen Deckſtühlen niedergelaſſen hatte. Auch Profeſſor Touſſaint befand ſich darunter. Im übrigen war es der furchtſame Seglerkapitän, ſowie der lange Elektrotechniker, der das Kabel erklärt hatte, und außerdem ein amerikaniſcher Colonel. Dieſer, ein Vorzugsexemplar ſeiner verbreiteten Spezies, hatte ein Geſpräch über die Länge des Eiſenbahnnetzes in den Vereinigten Staaten angefangen und Behauptungen aufgeſtellt, die den Chauvinismus des langen Elektrotechnikers, als eines Europäers, trotz des ſchauderhaften Wetters, entflammt hatten. Unglaubliche Kilometerzahlen wurden von beiden Seiten genannt und dann von einem jeden die Vorzüge ſeines heimatlichen Bahnbetriebes herausgeſtrichen.

„Wir laufen nur halbe Kraft,“ ſagte Touſſaint zu Friedrich. „Iſt es nicht ganz erſtaunlich, wie ſich das Bild auf einmal geändert hat?“ „Jawohl, ganz erſtaunlich,“ antwortete Friedrich. „Ich verſtehe natürlich nichts vom Zyklon,“ fuhr Touſſaint mit einer bleichen Grimaſſe fort, die ein Lächeln darſtellen ſollte, „aber die Seeleute ſagen, daß dieſer Sturm zyklonartig iſt.“ Der kleine, dicke, furchtſame Segelſchiffkapitän erklärte, man könne dies Wetter wohl einen Zyklon nennen. „Wäre ich auf meinem Schiffe geweſen und hätte derſelbe Sturm mit der gleichen Heftigkeit und ebenſo plötzlich eingeſetzt, wir hätten nicht Zeit gehabt, die Segel herunterzubekommen. Gott ſei Dank, mit den modernen Steamern ſieht es beſſer aus. Trotzdem fühle ich mich wohler auf meiner Viermaſterbark, und möchte lieber heut' wie morgen in meinen vier Pfählen ſein." Friedrich mußte hell auflachen. „Was den ‚Roland' angeht, Herr Kapitän," ſagte er, „ſo möchte ich ja auch jetzt lieber im Hofbräuhauſe in München ſein. Aber Ihre vier Pfähle locken mich weniger." Hans Füllenberg ſchlängelte ſich heran und erzählte, ein Rettungsboot habe das Waſſer glatt weggeſchlagen. Im gleichen Augenblick, als er das ſagte, flog ſchräg von vorn eine gewölbte Waſſermaſſe über das Schiff, die allen einen Ausruf entſetzten Staunens ablockte. „Großartig!" ſagte Friedrich, „ſchön!" Der Schiffskapitän: „Das iſt zyklonartig." „Sie können mir glauben," hörte man wieder den Colonel „daß allein die Strecke New York—Chicago . . ." Touſſaint ſagte: „Das war ja ein Niagarafall." In der Tat war eine Waſſermaſſe heruntergekommen, die in die Luftſchächte und Schornſteine ſchlug und den mächtigen Schiffskörper förmlich badete.

Dabei war es kalt, und der „Roland" ſetzte allbereits unter einer Kruſte von Schnee und Eis ſeine trotzige und bewunderungswürdige Reiſe fort. An Maſten und Tauen hingen Eiszapfen. Die gläſernen Stalaktiten formten ſich um Kommandobrücke und Kartenhaus und überall an Geländern und Rändern. Das Deck war glatt, und es blieb ein Wagnis, vorwärtszukommen. Dieſen Verſuch machte Friedrich ſofort, als Ingigerds Kabine geöffnet wurde, und das vom Wetter gezauſte, lange Blondhaar des Mädchens ſichtbar ward. Ingigerd zog ihn zu ſich hinein.

Sie hatte Siegfried und Ella Liebling zu ſich genommen, weil, wie ſie ſagte, Roſa genug mit der Mutter beſchäftigt war. Sie äußerte Freude darüber, daß Friedrich gekommen war und wollte wiſſen, ob man ſich mit dem Gedanken an Gefahr vertraut machen müſſe. Als Friedrich die Achſeln zuckte erſchrak ſie nicht, ſondern gewann eher an Entſchloſſenheit. Sie rief: „Was ſagen Sie zu einem Menſchen wie Achleitner? Er liegt in ſeiner Kabine, ſchreit immerfort: ‚Ach, meine arme Mutter! Meine arme Schweſter! Warum hab' ich dir nicht gefolgt, Mama!‘ und ſo fort. Er heult! Ein Mann! Es iſt ſcheußlich! Und ſie klammerte ſich, wie es jedermann tun mußte, der nicht wie ein Paket in irgend eine Ecke geſchleudert werden wollte, an die Bettſtelle feſt und wollte ſich vor Lachen ausſchütten.

In dieſem Augenblick war der Berg von Steinen, unter dem Friedrich die kleine Sünderin Ingigerd begraben hatte, weggeräumt.

Seine Bewunderung ſteigerte ſich. Denn nun wollte ſie plötzlich, um dieſen alten Eſel zu tröſten, über Deck und hinunter zu Achleitner. Friedrich aber erlaubte es nicht.

Seine Ankunft entlaſtete Ingigerd, da er ſich ſogleich mit den Kindern zu ſchaffen machte. Ella, der Ingigerd ihre Puppe gegeben hatte, ſaß auf der einen Seite des Diwans, die Beinchen in eine Decke gehüllt, während Siegfried es ſich auf dem Bett bequem gemacht hatte. Dort trieb er mit abgeſpanntem Geſicht ein ziemlich monotones Spiel mit einem Satz Karten, wobei er einen imaginierten Partner zu haben ſchien.

„Mama iſt geſchieden,“ erzählte Ella, „Papa hat mit ihr immer Zank gehabt.“ Siegfried beſtätigte, indem er das Spiel Karten beiſeite ſchob: „Mama hat mal nach Papa einen Stiefel geworfen.“ „Papa iſt ſtark,“ erklärte Ella wiederum. „Er hat mal einen Stuhl auf die Erde gehaut.“ Ingigerd mußte lachen und ſagte: „Dieſe Kinderchen ſind zum Schießen." „Papa hat auch mal eine Waſſerflaſche an die Wand geworfen," ſagte Siegfried, „weil Onkel Bolle immer gekommen iſt." Und ſo fuhren die Kleinen fort, das Thema Ehe altklug und eingehend zu erörtern.

Roſa wurde von dem Diener des Artiſten Stoß auf dieſelbe Weiſe wie ſein Herr über Deck und in die Kabine bugſiert. Beide ſahen vergnügt und gerötet aus, und Friedrich fragte den jungen Mann, wie er die Lage des „Roland" anſehe. Er lachte und ſagte: es ſei alles gut, wenn nur ſonſt nichts dazwiſchenkomme. „Bulke," ſagte Roſa, „nehmen Sie Siegfried auf den Buckel." Bulke machte Miene, das zu tun, während ſie bereits Ella auf ihren krebsroten Arm geſetzt hatte.

Aber die Kinder ſträubten ſich, und Ingigerd ſagte, ſie wolle die Kleinen gern bei ſich behalten. Roſa dankte und meinte, ſie wären hier wirklich am beſten untergebracht. Ein bißchen Semmel und Milchkaffee, was ſie zur Veſper bekommen müßten, wolle ſie augenblicklich herbeiſchaffen. „Was haben Sie denn am Arm?" ſagte Friedrich. Er ſah einen langen Krallenriß. Ihre gnädige Frau, meinte ſie, ſei vor Elend und Angſt wie wahnſinnig.

Fünf Stunden lang hatte nun der Zyklon mit unbarmherziger Wut getobt. Bö auf Bö ſtürzte ſich gegen das Schiff, die eine der anderen nach immer kürzeren Pauſen folgend. Friedrich hatte mit Mühe den Weg zum Barbier hinunter gemacht, der wirklich das Kunſtſtück fertig brachte, ihn auch bei dieſem furchtbaren Wetter zu raſieren. „Man muß im Zug bleiben," ſchrie der Barbier, „wenn man nicht arbeitet, iſt man verloren." Er hielt plötzlich inne, nahm das Meſſer von Friedrichens Kehle und entfärbte ſich. Im Maſchinenraum hatte die Signalglocke angeſchlagen, zum

Zeichen, daß durch das Sprachrohr ein Kommando des Kapitäns von der Brücke herunterkam. Gleich darauf ſtockte der Gang der Maſchinen. Ein ſolches Ereignis, überaus einfach an ſich, wirkte bei dieſem Wetter, mitten im Atlantiſchen Ozean, nicht nur auf Friedrich und den Barbier, ſondern auf jeden irgendwie noch zurechnungsfähigen Paſſagier und ebenſo auf die geſamte Mannſchaft mit der Kraft einer Kataſtrophe. Man merkte ſofort die Aufregung, die jedermann in dem willenlos gewordenen Schiff ergriffen hatte. Stimmen riefen, Weiber kreiſchten, Schritte eilten die Gänge entlang. Ein Herr riß die Türe auf und rief: „Warum liegen wir eigentlich ſtill, Herr Barbier?“ Und er tat dieſe Frage mit einer Entrüſtung, die dem armen Barbier die Verantwortlichkeit eines Kapitäns zutraute. Friedrich wiſchte den Seifenſchaum vom Geſicht und ſtrebte mit aller möglichen Eile, in Geſellſchaft vieler fragender, kletternder, hüpfender, tappender, von einer Gangwand zur anderen geworfener Leute an Deck hinauf. Wir treiben, hieß es. „Wir haben die Schraube gebrochen!“ „Zyklon!“ riefen einige. Andere: „Schraubenbruch!“ „Ach,“ ſagte ein junges Mädchen, das ſich in einem Morgenrock mitſchleppte, „es iſt mir durchaus nicht um mich, durchaus nicht um mich. Aber in Stuttgart wohnt meine arme Mutter.“ „Was gibt’s, was gibt’s?“ ſchrien zwanzig Stimmen auf einmal einen vorübereilenden Steward an. Er lief davon und zuckte die Achſeln.

Da die Menſchen, wie Schafe gedrängt, die erſte Treppe an Deck, die Friedrich erreichte, verſtellt hielten, ſuchte er eine andere auf und war genötigt, einen ziemlich langen Weg in das Achterteil des Schiffes und von da, einen engen Korridor entlang, wieder nach vorn zu nehmen. Dabei ging er ſchnell, ſchien äußerlich ruhig und war doch in ungewöhnlichem Maße geſpannt, ja in Angſt verſetzt. In der zweiten Kajüte ſah ſich Friedrich durch einen Mann aufgehalten, der barfuß vor ſeiner Kabine ſtand. Er verſuchte den Hemdkragen feſtzuknöpfen, was ihm indeſſen in der Aufregung nicht gelang. „Was iſt denn los?" ſchrie er Friedrichen an. „Iſt denn alles in dieſem verfluchten Kaſten wahnſinnig? Erſt ſtirbt ein Heizer! Jetzt haben wir womöglich ein Leck oder einen Schraubenbruch! Was denkt ſich der Kapitän? Ich bin Offizier! Ich muß am fünfundzwanzigſten Februar unbedingt in San Francisco ſein. Wenn es ſo weitergeht, bleibe ich liegen."

Friedrich wollte vorübereilen, aber der Herr vertrat ihm den Weg.

„Ich bin Offizier," ſagte er. „Ich heiße von Klinkhammer. Was glaubt denn der Kapitän," ſchrie er weiter, während er durch einen unerwarteten Stoß gegen die Gangwand zurück und beinahe bis in ſeine Kabine geſchleudert wurde. „Ich habe doch nicht meinen Dienſt quittiert und eine Karriere aufgegeben, um in dieſem verfluchten, abgenutzten Kaſten . . ." Aber Friedrich war ſchon weitergerannt.

In dem innerlich nicht mehr pulſierenden Schiff war jetzt eine tiefe Stille verbreitet: eine Stille, darin das bange Leben der Bewohner nun doppelt bemerkbar ward. Türen ſchlugen, und wenn ſie ſich öffneten, drangen kurze, abgeriſſene Laute aus den Kabinen, die von der Verwirrung und Angſt der Bewohner zeugten. Ganz beſonders war Friedrichen in dieſem durch elektriſches Licht erleuchteten, wie ein neuer Stiefel knarrenden, ſchwankenden Korridor der unabläſſige Laut der elektriſchen Klingeln ſchauerlich. In hundert Kabinen zugleich ſchienen von angſtvollen Menſchen, die ihre Kajütplätze teuer bezahlt und Anſpruch auf gute Bedienung hatten, die Klingelknöpfe gedrückt zu werden. Keiner von ihnen war geneigt, die force majeure des Atlantiſchen Ozeans, des Zyklons, eines Schraubenbruchs, oder irgend eines möglichen Unglücksfalles anzuerkennen.

Sie glaubten, wenn ſie klingelten, ſo gäben ſie der unwiderſtehlichen Forderung Ausdruck, von einem durchaus verantwortlichen Retter unbedingt aufs trockene gebracht zu ſein. Wer weiß, dachte Friedrich, während ihr hier klingelt, ſind vielleicht oben ſchon die Boote aufs Waſſer gebracht und bis zum Sinken mit Menſchen beladen.

Aber ſo weit war es noch nicht, als Friedrich einen Ausgang gewonnen und die Deckkabine Ingigerds endlich erkämpft hatte: denn zu Ingigerd Hahlſtröm trieb es ihn. Er fand außer ihr und den Kindern, die ſie wie eine kleine Mama zu beſchäftigen ſuchte, ihren Vater und Doktor Wilhelm bei ihr. Wilhelm ſagte: „Die Feigheit der Menſchen iſt grauſenhaft!“ „Ja, das ſagen Sie ſo, aber was iſt denn los?“ fragte Friedrich. „Eine Welle wird heißgelaufen ſein. Das braucht etwas Zeit, um ſie abzukühlen.“ Die auf den Treppen gedrängten Paſſagiere riefen in einem fort nach dem Kapitän. Wilhelm ſagte: „Der Kapitän hat anderes zu tun, als blödſinnige Fragen zu beantworten.“ Friedrich meinte, man ſollte die Leute aufklären und beruhigen und ſetzte hinzu: „Ich finde, daß Beſorgnis bei einer Landratte, die von Nautik und von der Beurteilung der Sachlage keine Ahnung hat, berechtigt iſt.“ „Warum ſoll man den Leuten was ſagen,“ gab der Schiffsarzt zurück, „ſelbſt wenn die Sache ganz ſchief geht, iſt es beſſer, die Leute zu täuſchen.“ „Na, ſo täuſcht ſie doch,“ ſagte Hahlſtröm, „ſchickt die Stewards ab, laßt ihnen ſagen, alles iſt allright, wir müſſen erſaufen!“

Kurze Zeit darauf wurden in der Tat die Paſſagiere im Auftrag der Oberleitung durch die kleine Armee der Stewards mit der Nachricht beruhigt, daß wirklich nur, wie der Doktor geſagt hatte, eine Welle heiß gelaufen ſei und die

Maſchine bald wieder in Gang kommen werde. Auf die tauſendmal wiederholte Frage, ob Gefahr wäre, wurde von allen Stewards auf entſchiedenſte Weiſe mit „Nein“ geantwortet. Aber der hilfloſe Anblick, den das willenlos treibende Koloß des „Roland“, von der Kabine Ingigerds aus betrachtet, gewährte, unterſtützte die Nachricht der Stewards nicht ſonderlich.

Um die Luft zu verbeſſern, hatte Ingigerd, ſoweit möglich, die Tür an Deck immer einen Spalt offen geſtellt. „Wir können uns nicht verhehlen,“ ſagte Hahlſtröm, „daß wir vor Topp und Takel treiben.“ Gleich darauf ſagte Wilhelm: „Wir hängen Ölbeutel aus!“ wobei er Friedrichen durch den Türſpalt den Schiffsjungen Pander zeigte, der gemeinſam mit einem Matroſen einen Segeltuchbeutel, getränkt mit Öl, an einer Leine ins Waſſer hängte. Dieſe Maßregel ſchien angeſichts der ſchweren Seen, die gleich wandelnden Bergen herankamen, und bei den ſchauerlich wuchtenden Böen, die ſie begleiteten, faſt lächerlich. Aller Augenblick wurde der tote „Roland“, der fortwährend mit einem langgezogenen Ton nun ſeine hilferufähnlichen Warnungsſignale gab, auf ein unter ihm hervorquellendes Waſſergebirge emporgedrückt, wo es aber ebenſowenig wie in der Tiefe einen Ausblick gab. Der gewaltige Steamer ſtand, ſchien nicht zu wiſſen, wohin er ſich wenden ſolle, ward bald nach Steuerbord, bald nach Backbord von der Wucht der Böen hinübergedrückt und hatte von ſeiner herkuliſchen Kraft nichts als ſeine ungefüge, hilfloſe Maſſe zurückbehalten. Er drehte ſich langſam, er wendete ſich, und mit einem Mal kam wie eine vieltauſendköpfige Schar ziſchender, weißer Panther, die von einem ſchwarzgrünen Gebirgsrücken abgeſchleudert wurden, eine ſchreckliche See über Bord geſtürzt.

„Das war bös,“ ſagte Wilhelm, der, noch gerade zur rechten Zeit, die Decktür ins Schloß geriſſen hatte.

Friedrichs Nerven beherrſchte ein Spannungsgefühl, das nicht nur im übertragenen Sinne, ſondern deutlich ſpürbar von ihm wie die bis zum Reißen ſtraffe Anſpannung einer Saite empfunden wurde. „Macht Sie die Sache nervös?" fragte Hahlſtröm. „Etwas," gab Friedrich zur Antwort, „ich leugne es nicht. Man hat Kraft, man hat einige Intelligenz und kann nichts davon ausüben, ſelbſt wenn die Gefahr vor Augen iſt." Wilhelm meinte: „Direkte Gefahr? Kollege, ſo weit ſind wir noch nicht. Erſtlich wird die Schraube gleich wieder arbeiten, und wenn wir wirklich treiben und ſchließlich unſere Notſegel beiſetzen, können wir hier auf unſerem Kaſten noch in acht Tagen fuchsmunter ſein." Hahlſtröm ſagte: „Was verſtehen Sie unter fuchsmunter, Herr Doktor?" „Wir haben den Sturm aus Nord-Nordweſt. Es kommt gar nicht vor, daß ein ſolches Schiff auf hoher See etwa kentert. Alſo würden wir höchſtwahrſcheinlich gegen die Azoren zu getrieben und eines Tages in einen dortigen Hafen eingebracht werden. Vielleicht kämen wir aber auch noch ſüdlicher, und dann iſt es gar nicht ausgeſchloſſen, daß wir in acht Tagen auf den Kanariſchen Inſeln, im Angeſicht des herrlichen Pic von Teneriffa vor Anker gehn." Hahlſtröm ſagte verſtimmt: „Ich danke für Pic von Teneriffa. Ich muß nach New York. Wir ſind verpflichtet."

Friedrich kam wieder auf ſeine bis zum Berſten geſpannten Nerven zurück. „Acht Tage Unſicherheit," ſagte er, „könnte mein Nervenſyſtem nicht durchhalten. Ich bin nicht geeignet für dieſes paſſive Heldentum. Im Aktiven könnte ich mehr leiſten." „Sie kennen doch Lederſtrumpf," ſagte Wilhelm ironiſch, „da müſſen Sie doch auch wiſſen, Kollege, daß bei den alten amerikaniſchen Rothäuten ſchon, denken Sie an die Marterpfähle! das paſſive Heldentum das höher geachtete iſt." „Nein, nein," meinte Friedrich, „mit der Marterpfahlwirtſchaft laſſen Sie mich gefälligſt in Frieden.

Wenn ich heute erfahre, daß unſere Schraube gebrochen iſt und wir morgen noch hilflos herumtreiben, ſo halte ich das ganz einfach nicht aus, und ſpringe übermorgen ins Waſſer. Es iſt der gleiche Grund, weswegen ich gegen den Rettungsgürtel bin. Ich lehne ihn ab: Sie mögen mir dreiſt einen anbieten.“

Die Stunden verrannen. Auf den grauen Tagesdämmer, mit dem endloſen, trommelfellzerſtörenden Lärm der See, folgte ein abendliches, noch tieferes Dämmerlicht. Friedrich, wie jedermann, hatte vergeblich des Augenblicks gewartet, wo die Schraube ſich wieder bewegen und dem hilfloſen Schiffsrumpf ſeinen Kurs zurückgeben ſollte. Die Stärke der Böen wurde tariert, und man beobachtete mit der Angſt der Verzweiflung, ob ſich die Ruhepauſen zwiſchen ihnen verkleinerten oder vergrößerten. Als das Wetter nicht nachließ, bemächtigte ſich Friedrichens zeitweiſe ein köhlerhafter, perſönlicher Verfolgungswahn. Schauerlich war beſonders der Umſtand, daß in kurzen Zwiſchenräumen, während vieler Stunden, die Maſſenſchreie der eingeſperrten Zwiſchendeckler laut wurden. Die zuſammengepferchten Leute wimmerten, beteten ſchreiend, riefen wütend den Himmel um Hilfe an und brüllten, teils vor Angſt, teils vor Wut, teils im phyſiſchen Schmerze. Aber, als ob nichts geſchehen wäre, erſcholl zur beſtimmten Zeit der erſte ſchmetternde Ruf zum Diner über das immer noch ſteuerlos treibende Schiff, dieſe mächtige, nun wieder von zahlloſen Lampen erleuchtete, hilfloſe Arche, dieſen aus Reihen von Luken ſtrahlenden, zum troſtloſen Spiele der Wogen gewordenen, vereiſten Feenpalaſt — und Friedrich fragte ſich, wer wohl jetzt Kaltblütigkeit, oder Mut, oder Luſt zu der täglichen Tafelei finden ſollte. Aber Wilhelm rief: „Zu Tiſch, meine Herren!" und da Roſa eben wieder, naß und mutig, die Kinder verſorgen kam, und ein längeres Bleiben in Ingigerds Zimmer nicht angängig war, mußte ſich Friedrich wie Doktor Wilhelm und Hahlſtröm anſchließen, die mit kurzem Entſchluß hinaus und über Deck voltigiert waren. Der Kakadu kreiſchte, Ella ſchrie und wurde von Ingigerd und Roſa ziemlich energiſch zurechtgeſetzt. Eh' er aber das Zimmer verließ, ſagte Friedrich: „Wünſchen Sie, daß ich hierbleibe? Es liegt mir daran, daß Sie jetzt ganz über mich verfügen, Fräulein Ingigerd." Sie gab zur Antwort: „Danke, Herr Doktor, Sie kommen ja wieder." Und Friedrich wunderte ſich über die ſelbſtverſtändliche Art, mit der er gefragt und die Antwort erhalten hatte.

Jetzt aber trat unerwartet ein Umſchwung ein. Man merkte an einem gewiſſen, alles durchdringenden Beben von Wand und Fußboden, daß der Rhythmus der Kraft, der Rhythmus der Zielſtrebigkeit, der Puls und das Herz des „Roland" wieder lebendig geworden war. Ingigerd jauchzte auf wie ein Kind, und Friedrich biß die Zähne zuſammen. Der Zuſtrom erneuten Lebens, erneuter Ausſichten und Hoffnungen, die wiedereingetretene Planmäßigkeit, verbunden mit allgemeiner Entſpannung, hatte in ihm eine Schwachheit erzeugt, die ihn mit Rührung und Tränen zu überwältigen drohte. Erſchüttert trat er auf Deck hinaus.

Und nun war das Bild ein anderes geworden. Fröhlich und machtvoll ſprang der „Roland" wiederum vorwärts, in die lärmende Dunkelheit. Die ganze ungeheure, nächtlich rauſchende Hexenwäſche, die mit Sintflutgewäſſern arbeitete, ſchien ihm nun wieder ein willkommenes Feſt zu ſein. Wieder bohrte er Breſchen durch finſtere Gebirgszüge, ließ ſich emporheben und ſtürzte mit wilder Tollheit in tiefe Täler hinab, wobei hinten die Schraube jedesmal viele Sekunden lang, wie raſend, frei in der toſenden Luft quirlte.

Rink ſaß auf der Schwelle ſeines deutſch-amerikaniſchen Seepoſtamtes, das hell erleuchtet war, rauchte und ſtreichelte ſeine gefleckte Katze. „Gut, daß wir wieder laufen," konnte Friedrich ſich nicht enthalten zu ſagen, als er ſich in der Nähe vorüberhantelte. „Why?" gab Rink ihm phlegmatiſch zurück. „Ich jedenfalls," ſagte Friedrich, „laufe lieber mit Volldampf, als daß ich mich hilflos treiben laſſe." „Why?" ſagte Miſter Rink wiederum. In den Gängen unten war es nun trotz der Schiffsbewegung wieder ziemlich behaglich geworden. Die Angſt ſchien vergeſſen. Man taumelte, Witze reißend, ſich überall feſthaltend, aneinander vorbei, zum Speiſeſaal. Das Geklapper des Porzellans in der Nähe der Küchen war ohrenbetäubend, beſonders wenn, wie es vorkam, ein Stoß Teller zuſammenbrach. Man mußte lachen. Man ſagte Proſit. Und jedermann hatte den wohligen Rhythmus der wieder in Gang befindlichen großen Maſchine im Ohr, mit deſſen beglückender Wirkung keine Muſik der Welt jetzt wetteifern konnte.

Friedrich faßte den Mut, da er ziemlich durchnäßt war, ſich in ſeiner Kabine umzukleiden. Adolf, ſein Steward, kam, ihm behilflich zu ſein. Er erzählte, während Friedrich die Kleider wechſelte, von einer Panik, die beim Stoppen der Maſchinen im Zwiſchendeck ausgebrochen war. Einige Frauen hatten wollen ins Waſſer gehen. Das hätten die anderen mit Mühe verhindert. Und eine Polackin habe ſein Kollege, Steward Scholl, und ein Matroſe buchſtäblich nur noch bei den Beinen wieder an Deck gebracht.

„Man kann es den Leuten nicht verdenken, daß ſie in dieſer Lage feige ſind," ſagte Friedrich. „Das Gegenteil wäre wunderbar. Wer kann von ſich ſagen, daß er feſtſtehe, wenn der Boden ihm unter den Füßen wankt. Ein ſolcher Menſch löge entweder, oder er beſäße einen Grad von Stumpfheit, der ihn noch unter das Tier degradierte."

„Ja, was ſollten wir aber machen," ſagte der Steward, „wenn wir ſo feig wären?" Und Friedrich kam, wie nicht ſelten, in jenes Dozieren hinein, das ihm als Privatdozent eine Menge von jugendlichen Hörern verſchafft hatte. „Bei euch iſt es anders," ſagte er, „ihr werdet durch das Gefühl, eure Pflicht zu tun, zugleich belohnt und aufrecht erhalten. Gut, während wir Paſſagiere uns ängſteten, haben die Köche Bouillon abgeſchäumt, Fiſche geſchuppt, gekocht und mit Peterſilie angerichtet, Geflügel gebraten und zerteilt, Rehrücken mit Speck geſpickt und dergleichen, — der Steward lachte! — aber ich kann euch verſichern, daß es zuzeiten leichter iſt, einen Braten zu braten, als ihn zu eſſen." Und Friedrich fuhr fort, in faſt feierlicher, aber gerade deshalb ſchalkhafter Art, über Feigheit und Mut zu philoſophieren.

Das Diner begann, und obgleich das Wetter keineswegs beſſer geworden war, hatten ſich doch jetzt, nach einer überſtandenen, noch größeren Gefahr, verhältnismäßig viele Eſſer an der Dreizacktafel zuſammengefunden. Oberſteward Pfundner, deſſen weißes Haar auch heut' vom Schiffsfriſeur, zwar nicht gerade in einen Zopf gebunden, aber doch gebrannt und zierlich rokokoperückenhaft zugeſtutzt worden war, ſtand wie immer in majeſtätiſcher Haltung vor einem Scheinkamin zwiſchen den Eingangstüren des Salons, von wo aus man am beſten den Speiſeſaal überblicken konnte.

Ganne, Le Père la Victoire. Es war ein Marſch. Gillet, Loin du Bal, folgte. Bei Suppé, Ouverture aus „Banditenſtreiche", polterten und taumelten die ewigen Skatſpieler in den Saal, die ſich, wie meiſtens, bei ihrer Partie verſpätet hatten. Überall wurde viel Wein getrunken, weil es Mut machte und betäubend war. Vollſtedt, „Luſtige Brüder", ſtieg, wobei immer noch die überſtandene Kataſtrophe beſprochen wurde. „Wir hatten Notflaggen gehißt," ſagte man. „Wir haben Raketenſignale gegeben." „Gürtel und Boote wurden bereits inſtand gebracht!" „Jawohl, wir haben ja Öl ausgegoſſen!" Und umſo lauter ſchoſſen die Bemerkungen hin und her, da weder der Kapitän, noch einer der Schiffsoffiziere bei Tafel war. „Der Kapitän," hieß es, „iſt von morgens an nicht von der Brücke gekommen."

Plötzlich wurden die Luken von außen hell, jedermann ließ mit einem Ausruf des Staunens Gabel und Meſſer fallen, und nach dieſem allgemeinen „Ah!" ſprang alle Welt von den Stühlen empor, um ſtoßend, drängend, polternd und mit dem Rufe „Ein Schiff"! „Ein Dampfer!" Hals über Kopf an Deck zu klettern, wo denn wirklich mit einer erſchütternden Majeſtät, im Glanz ſeiner tauſend Lichter, einer der gewaltigſten Ozeanbezwinger von damals in ſchöner Bewegung, ſtampfend und rollend, nicht weiter als fünfzig Meter entfernt, heran- und vorüberkam.

„Der Fürſt Bismarck! der Fürſt Bismarck!" ſchrien die Leute, da der Dampfer bereits erkannt worden war! Und dann brüllte man Hurra aus voller Kehle. Und Friedrich brüllte! Und Hahlſtröm brüllte! Und Doktor Wilhelm und Profeſſor Touſſaint, und was eine Kehle hatte, brüllte aus vollen Lungen mit. Das gleiche Freudengebrüll ſcholl vom Zwiſchendeck. Und nun donnerten noch zum Gruß die gewaltigen Dampfpfeifen.

Natürlich ſah man auch von den verſchiedenen Decks des „Fürſt Bismarck" Paſſagiere herüberwinken und hörte trotz des Lärms, den der Ozean aufführte, wenn auch nur ſchwach, ihr Hurrageſchrei. Der Dampfer „Fürſt Bismarck" hatte damals gerade ſeine Weltrekordreiſe hinter ſich, auf der er den Atlantiſchen Ozean in ſechs Tagen, elf Stunden, vierundvierzig Minuten gekreuzt hatte. Etwa zweitauſend Menſchen machten jetzt auf dem Doppelſchrauber, einem der erſten Exemplare dieſes Typs, die Fahrt von New York nach Europa zurück. Zweitauſend Menſchen, das bedeutet ſoviel, wie eine Menge, mit der man zweimal den Zuſchauerraum eines großen Theaters vom Parkett bis zur Galerie anfüllen kann.

Es wurde vom „Roland" zum „Bismarck" und vom „Bismarck" zum „Roland" mit Flaggen ſignaliſiert. Aber die ganze Viſion hatte vom Auftauchen bis zum Verſchwinden noch nicht drei Minuten gebraucht. Während dieſer Zeit war der kochende Ozean mit einer Flut von Licht übergoſſen. Erſt, als nur noch ein quirlender Nebel von Licht zu ſehen war, hatte der „Bismarck" Muſik auf Deck gebracht, und man hörte einige geſpenſtiſch verwehte Klänge der Nationalhymne. Gleich darauf war der „Roland" wieder mitten im Ozean, mitten in Nacht, Sturm und Schneegeſtöber mit ſich und ſeinem Kurs allein.

Mit doppelter Verve ſpielte jetzt die Kapelle eine Quadrille von Karl, „Feſtklänge", und einen Galopp von Kiesler, „Jahrmarktſkandal"; und mit doppeltem Appetit, mit doppelter Lebhaftigkeit wurde das Abendeſſen im Speiſeſaal fortgeſetzt. Bewundernde Ausrufe, wie : „Feenhaft!" „Märchenhaft!" „Herrlich!" „Gewaltig!" und „Koloſſal!" überſtürzten einander. Selbſt Friedrich empfand ein Gefühl von Stolz und Beruhigung und den Lebenshauch einer Atmoſphäre, die dem Geiſte des modernen Menſchen nicht minder notwendig, als Luft ſeinen Lungen iſt. „So ſehr wir uns ſträuben, Kollege," ſagte Friedrich, „und ſo ſehr ich noch geſtern abend auf die moderne Kultur losgezogen bin, ein Anblick, wie dieſer eben genoſſene, muß einem doch bis auf die Knochen imponieren. Es iſt einfach toll, daß ein ſolches durch Hand und Geiſt des Menſchen zuſammengeſtelltes Produkt geheimer Naturkräfte, eine ſolche Schöpfung über der Schöpfung, ein ſolches Schiff nur möglich geworden iſt.“ Sie ſtießen an, und man hörte an vielen Tiſchen anklingen. „Und welcher Mut, welche Kühnheit, welcher Grad von Unerſchrockenheit,“ fuhr Friedrich fort, „den ſeit Jahrhunderttauſenden gefürchteten Naturkräften gegenüber liegt darin, und welche Welt von Genie iſt vom Kiel bis zur Maſtſpitze, vom Klüverbaum bis zur Schraube in dieſen mächtig lebenden Organismus eingebaut.“

„Und dies alles, Kollege,“ ſagte der Schiffsarzt, „heut' Erreichte iſt in kaum hundert Jahren erreicht und bedeutet alſo erſt den Anfang einer Entwicklung. Mag ſich ſträuben, wer will, die Wiſſenſchaft, aber mehr noch der techniſche Fortſchritt iſt die ewige Revolution und die echte und einzige Reformation aller menſchlichen Zuſtände. Was hier ſeinen Anfang genommen hat, dieſe Entwicklung, die ein dauernder Fortſchritt iſt, wird nichts mehr aufhalten.“ „Es iſt,“ ſagte Friedrich, „der durch Jahrtauſende paſſiv geweſene, plötzlich aktiv gewordene Menſchengeiſt. Unzweifelhaft iſt das Menſchengehirn und damit die ſoziale Gemeinſchaftsarbeit in eine neue Phaſe getreten.“ „Ja,“ ſagte Wilhelm, „auf gewiſſe Weiſe war vielleicht auch im Altertum der Menſchengeiſt ſchon aktiv, aber er hat zu lange nur mit dem Mann im Spiegel gefochten.“ „Hoffen wir alſo,“ beſtätigte Friedrich, „daß die letzte Stunde der großen, auf uns gekommenen Spiegelfechter, Gaukler, ſüdſeeinſulaniſchen Medizinmänner und Zauberer nicht mehr ferne iſt, und daß alle Flibuſtier und zyniſchen Freibeuter, die vom Seelenfang leben und ſeit Jahrtauſenden gelebt haben, vor dem ſchnellen und ſicheren Meerſchiff der Ziviliſation, das den Intellekt zum Kapitän und die Humanität zum einzigen Hausverwalter hat, die Segel ſtreichen.“

Nach dem Eſſen kletterten Friedrich und Doktor Wilhelm ins obere Rauchzimmer. Am Skattiſch ſaßen die Kartenſpieler. Sie rauchten, tranken Whisky und Kaffee, ſchlugen die Karten auf den Tiſch, und alles übrige ſchien ihnen gleichgültig. Friedrich beſtellte Wein und fuhr fort, ſich aufzuſtacheln. Ihn ſchmerzte der Kopf, und er vermochte ihn kaum auf dem ſchmerzenden Nacken zu halten. Die Augenlider taten ihm weh vor Müdigkeit, aber wenn ſie über die Augäpfel herabfielen, ſo ſtrahlten dieſe gleichſam von einer inneren, peinlichen Helligkeit. Jeder Nerv, jeder Muskel, jede Zelle in ihm war wach, und er durfte an Schlaf nicht denken. Wie hatte er, gleichſam im Handumdrehen, Wochen, Monate, Jahre verbracht, und an dieſem Abend waren ſeit Southampton nicht mehr als dreieinhalb Tage vergangen.

„Sie ſind müde, Kollege,“ ſagte Wilhelm, „ich werde Sie alſo lieber nicht auffordern, heute noch mit zum Begräbnis des toten Heizers zu gehen.“ „Doch, doch“, ſagte Friedrich, und es war eine ſchmerzhafte Wut in ihm, ſich nichts zu erſparen und alle, auch die bitterſten Eindrücke dieſes losgelöſten, gerüttelten und geſchüttelten Stückes Menſchenwelt bis zur Neige durchzukoſten.

Die beiden Ärzte kamen dazu, als man den Heizer Zickelmann, der ſeine Mutter hatte beſuchen oder überhaupt ſuchen wollen, in Segeltuch einnähte. Der kahle Raum, wo das geſchah, war nicht gerade ſtark durch eine elektriſche Birne erhellt. Friedrich erinnerte ſich ſeines Traums und daran, wie der tote Heizer, mit den Baſtſchnuren, ihn und Peter Schmidt zu den Lichtbauern geführt hatte. Nun war bereits eine ſtarke Veränderung mit ihm eingetreten, ſein Antlitz ſchien eine künſtlich geformte Maſſe aus gelbem Wachs zu ſein, auf der Haupthaar, Brauen und Bart feſtgeleimt waren. Aber ein leiſes, ſchlaues

Lächeln lag, wie es Friedrichen ſchien, um des Toten Mund. Und als der junge Arzt ihn mit einer ſeltſamen Spannung und Neugier ſchärfer betrachtete, ſchien er zu ſagen: „legno santo! die Lichtbauern."

Als nun auch das Geſicht des Toten verhüllt und alles mit groben Stichen zugenäht worden war, wurde die ganze, nur mit Mühe in Ruhe gehaltene Puppe aus Segeltuch von Matroſen auf ein gehobeltes, mit Eiſen beſchwertes Brett gebunden. „Wird wirklich," fragte ſich Friedrich, „aus einer ſolchen Verpuppung je wieder ein Schmetterling?" Der ganze Vorgang mit ſeiner taumelnden Akrobatik war weniger grauſig als lächerlich. Ob man es aber auch nur mit der ſterblichen Hülle einer unſterblichen Seele zu tun haben mochte, es blieb ein Gedanke von unendlicher Traurigkeit, auch nur dieſe der ſchrecklichen Öde des Weltmeeres zu überantworten.

Da die Beförderung über Bord bei dieſem Wetter nicht gerade eine leichte Sache war und das ſtändig von Waſſer überflutete, ſchwankende Deck Zeremonien nicht ermöglichte, forderte der Zahlmeiſter die wenigen Anweſenden — Kapitän von Keſſel durfte die Brücke nicht verlaſſen! — auf, ein ſtilles Gebet für die Seele des Toten zu ſprechen. Dies geſchah, und vier Kollegen des Heizers trugen ſtockend, ſchwankend, ſtolpernd und ſchnaufend das lange Paket auf Deck an die Reling hinaus, von wo ſie es in einem gegebenen Augenblick in die See hinabſchießen ließen.

Wilhelm bot Friedrichen gute Nacht und ſetzte hinzu: „Sie ſollten zu ſchlafen verſuchen." Man trennte ſich, und Friedrich ſuchte an Deck einen geſchützten Platz, um womöglich dort die Nacht zu verbringen und lieber bei eiſiger Luft und dicker Nacht, unter dem bleichen Licht der am Maſt befeſtigten Bogenlampen dem Graus von Wind und Wetter ins Auge zu ſehen. Vor der beklemmenden Enge ſeiner Kabine mit der verwahrten Luke und der heißen, verbrauchten Luft ſchauderte ihn. Aber es war nicht dieſer Schauder allein, der ihn hier oben feſtbannte, ſondern mehr noch der Wunſch, für den Fall der Gefahr, Ingigerd Hahlſtröm nahe zu ſein. Und als er ſich in der Nähe der Schornſteine niedergelaſſen und, den Rücken gegen eine erwärmte Wand gedrückt, den Hut heruntergezogen, das Kinn unter den Mantelkragen gedrückt hatte, lachte er plötzlich in ſich hinein, denn er war nun in derſelben Verfaſſung und an dem gleichen Platz, an dem er geſtern den Baumeiſter Achleitner gefunden hatte.

Vor Friedrichs Ohren rauſchte es. Er ſpürte die Bogenlampen, die über ihm gewaltige Kreisbogen ausführten. Er ſpürte den regelmäßigen Sturmlauf der Böen, und in das Brauſen und Gären der Waſſermaſſen klang die ſchauerliche Katzenmuſik des Luftzugs im Takelwerk: ein eigenſinniges, böſes Miauen, mit plötzlich fauchendem Tigerſprung. Dann wieder ſchienen die Laute Friedrichen mehr das unſagbare, klägliche Winſeln und Weinen verirrter Kinder zu ſein, einer Schar von Kindern, die er jetzt deutlich ſehen konnte und die mit lautem Wehklagen um die Bahre des toten Heizers verſammelt ſtanden. Und richtig, da waren auch wieder die Lichtbauern. Sogleich griff Friedrich einen davon, um ihn Ingigerd Hahlſtröm in die Kabine zu tragen. Ingigerd aber zog ſich gerade zu ihrem berühmten mimiſchen Tanze an. Die große Spinne hing ſchon bereit und wob das Netz, in das Mara ſich ſpäter verwickeln mußte. Friedrich erſuchte um einen Beſen, weil er den Tanz verhindern und die Spinnen hinwegfegen wollte. Ein Beſen kam, aber in Geſtalt eines Knechtes, der Waſſer trug und ausſchüttete; ihm folgte ein zweiter, ein dritter, ein vierter, ein fünfter, bis alles von rauſchenden Waſſermaſſen überfloß. Friedrich wachte auf, er hatte den Zauberlehrling geträumt und das angſtvolle Wort noch auf den Lippen, womit man die Fluten bannen konnte. Die Wogen rauſchten. Er war wieder eingeſchlafen. Jetzt ward das Rauſchen zu einem Strom, der zu Friedrichs Füßen floß. Die Sonne ſchien, es war heller Morgen. Vom anderen Ufer kam Friedrichs Frau, jugendlich ſchön in einem großgeblümten Kleide, ſelbſt ihren kleinen Nachen rudernd. Ihre milde, dunkle und volle Geſtalt hatte zugleich den Reiz der Veſtalin und des Weibes. Und aus einem nahen Walde trat Ingigerd in ihrer Zartheit und im Schmuck ihres blonden Haares und Fleiſches. Die beſonnte Landſchaft, mit der ihre reine Nacktheit vereinigt war, ſchien aus der Zeit vor der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradieſe zu ſein. Friedrich nahm ſeine Frau bei der Hand, die ihn huldreich anlächelte, und nahm Ingigerd Hahlſtröm bei der Hand, die weich und rein und gehorſam ſchien, und legte die Hände der beiden ineinander. Dabei ſagte er zu Ingigerd:

„Ich wende dich in Klarheit,
ich brenne dich von Schlacken rein."

Aber der Himmel verfinſterte ſich. Der Wald wurde ſchwarz, und ein geſpenſtiſches Mondlicht war über dem furchtbar, wie große Waſſer rauſchenden Walde aufgegangen. Friedrich lief mit eiligen Schritten am Rande verdüſterter Felder hin, als plötzlich hinter ihm der Ruf: „Moira! Moira!" erſcholl und ſich mit ſchwerer Bewegung, wie von gewaltigen ſchwarzen Flügeln, ein Stück Finſternis vom Waldrande ablöſte. Es war ein Vogel, der mit dem immer lauter ſchallenden Schrei: „Moira, Moira!" hinter ihm dreinſchwebte. Friedrich floh, als ob der furchtbare Vogel Rock hinter ihm her wäre. „Moira, Moira!" Er zog ſein Federmeſſer heraus, um ſich zu verteidigen ... Friedrich erwachte und fand ſich entkleidet in ſeinem Bett; irgend jemand hatte ihn, wie er geſtern Achleitner, hinunter in ſeine Kabine geführt. Der Ruf „Moira!“ aber ſcholl noch im Wachen vor ſeinen Ohren.

Nachdem Friedrich einige Stunden geſchlafen hatte, fand er ſich plötzlich, erwachend, irgendwo draußen im Korridor, wo er mit einigen Stewards, die ſchon bei der Morgenarbeit waren, geſprochen hatte. Langſam begriff er, daß er mit nichts als dem Hemde bekleidet war. Irgend eine Erfahrung als Nachtwandler hatte er bisher an ſich nicht gemacht. Nun aber wußte er, daß auch er vor dem Übel nicht ſicher war. Er war beſtürzt, er ſchämte ſich und mußte ſich, im Hemde wie er war, von einem Steward in die Kabine zurückbringen laſſen. Er ſah nun, wie ſeine Kabine drei, vier Zoll hoch voll Waſſer ſtand, das wohl aus irgend einem undichten Rohre ſtammte. Er kroch ins Bett und quetſchte, zwängte und klammerte ſich, um nicht herausgeſchleudert zu werden, auf ſelbſterfundene Art und Weiſe zwiſchen die Bettbretter. Kurz nach ſechs Uhr war Friedrich an Deck und auf ſeiner Bank und hatte die heiße Teetaſſe in den Händen. Das Wetter war furchtbar! Der Morgen von nicht zu überbietender, eiſiger Troſtloſigkeit. Die Wut der See hatte zugenommen. Eine neue Art Finſternis, nichts anderes, war die kommende Dämmerung. Rauſchen und Heulen von Waſſer und Wind waren ohrenbetäubend. Friedrich ſchmerzte das Trommelfell. Aber immer noch lief und kämpfte das Schiff und konnte den Kurs, wenn auch langſam, einhalten.

Und plötzlich, Friedrich wußte nicht gleich, ob er recht hörte, drangen überirdiſche, gläubige Klänge durch den Lärm der See an ſein Ohr, feierlich anhebend, ruhig anſchwellend, Akkorde und Harmonien eines Kirchenchorals, die Friedrichen bis zu Tränen erſchütterten. „Nun danket alle Gott, mit Herzen Mund und Händen." Er beſann ſich darauf, daß der troſtloſe Morgen, der eben angehoben hatte, der eines Sonntags war, den die Schiffskapelle, auch inmitten eines Zyklons, gemäß ihrer Vorſchrift, mit dieſen frommen Klängen einleitete. Sie hatte ſich in dem gemiedenen Rauchzimmer unter Deck, in halber Höhe der Treppe, aufgeſtellt, von wo die Weiſe ſchwach herauf- und heranflutete. Alles, was in Friedrichs Seele hart und wirr und getrennt im Kampfe lag, ward von dem Ernſt, der Einfalt und Unſchuld dieſer Muſik hinweggeſchmolzen. Er mußte an ſeine Jugend denken, ſo manchen Morgen voller Unſchuld, voller Erwartung und voll von Ahnungen einer großen Glückſeligkeit, Sonntage, Feſttage, Geburtstage des Vaters oder der Mutter, wo den Knaben das Ständchen der mit einem Choral beginnenden Regimentskapelle aus dem Morgenſchlummer geweckt hatte. Was war das Heut, verglichen mit dieſer Vergangenheit? Was lag dazwiſchen: welche Summe nutzloſer Arbeit, enttäuſchter Hoffnung, bitter bezahlter Erkenntnis, wie viel leidenſchaftlich ergriffener Beſitz, der verloren ging, verſickerte Liebe, verſickerte Leidenſchaft, wie viel erſtes Begegnen und ſchweres Valetſagen, ein mühſames quälendes Ringen ins Allgemeine und ins Beſondere hinein, wie viel reine Abſicht in Schmach und Schmutz gezogen, wie viel Ringen nach Freiheit und Selbſtbeſtimmung, mit dem Reſultat einer willenloſen, blinden Gefangenſchaft.

War er wirklich vor Gott eine Perſon von ſo großer Wichtigkeit, daß er ihn mit ſo ausgeſuchten, bitteren Läuterungsarten heimſuchte?

„Ich bin deſperat," ſchrie Hans Füllenberg, der jetzt am Eingang zur Kajüttreppe erſchien. „Ich mache nun nicht mehr mit, ſonſt werde ich blödſinnig." Allein er und Friedrich, ſowie alle übrigen Paſſagiere, die alleſamt im letzten Grade erſchöpft und willenlos oder deſperat waren, machten auf die gleiche ſchreckliche Weiſe, Stunde um Stunde, von Morgen zu Mittag, von Mittag zu Abend und wieder von Abend zu Morgen mit, wo alle, die zwanzigmal zu ſterben geglaubt hatten, immer noch lebendig, wenn auch ohnmächtig und deſperat waren. Dieſem Zuſtand auch nur eine weitere Stunde ſtandzuhalten, ſchien den meiſten unmöglich zu ſein, und doch wurde ihnen geſagt, daß ſie bis New York noch mindeſtens dreimal vierundzwanzig Stunden zu dulden hätten.

Der Montag, mit etwas Sonne und nicht vermindertem Sturm, war fürchterlich. Alles nicht Niet- und Nagelfeſte wurde von Deck heruntergeſchlagen. Die regelmäßigen Schreie, die vom Zwiſchendeck her das kämpfende Schiff durchdrangen, erinnerten nicht an Menſchen, ſondern an Tiere, die unter dem Meſſer des Metzgers ſind. Die Nacht zu Dienſtag war eine Tortur, und niemand, der nicht vor Schwäche oder unter den Martern der Seekrankheit bewußtlos geworden war, ſchloß ein Auge. Es war Dienſtag früh, im Morgengrauen, als jedermann in der erſten Kajüte von den Stewards mit dem ruhig geſprochenen Wort: „Gefahr!“ überraſcht wurde.

Friedrich hatte, ohne die Kleider abzulegen, einige Zeit auf ſeinem Bett liegend zugebracht, als auch ſein Steward die Türe öffnete und das Wort „Gefahr“ inſtruktionsgemäß mit ernſter Haltung in die Kabine ſprach. Dabei hatte der Verkünder einer ſo lapidaren und inhaltsſchweren Botſchaft das elektriſche Licht eingeſchaltet. Friedrich fuhr empor. Er ſaß auf dem Bett, wobei ihn das Waſſer des lecken Rohres genierte, das, je nach den Schlingerbewegungen des Schiffs, bald auf dieſer, bald auf der anderen Seite der Kabine zuſammenlief. Zunächſt wußte er nicht, ob das Wort, das er gehört hatte, wirklich gerufen oder nur eine jener Gehörstäuſchungen geweſen war, wie ſie die Überreizung und Übermüdung der Nerven mit ſich brachte. Als er jedoch deutlich das Klopfen der Stewards an die Nachbarkabinen, das Öffnen der Türen, zwei- oder dreimal das Wort „Gefahr“ auf eine unzweifelhafte Weiſe unterſcheiden konnte, kam ihn eine Empfindung an, die eine Veränderung in ihm hervorbrachte. „Gut,“ ſagte er leiſe und trat, noch ſorgfältig ſeinen Mantel umnehmend, wie wenn er zu einem ihn nicht berührenden Schauſpiel gerufen wäre, in den Gang hinaus.

Der Korridor war wie ausgeſtorben. Friedrich hatte noch eben gedacht: „Gut, jetzt werden wir von den unſichtbaren Machthabern, deren Spielzeug wir Menſchen nun einmal ſind, auf die letzte unverhüllte Manier brutaliſiert.“ Er war nicht etwa aus einem Schlaf, ſondern aus hundert Schichten von Traum und Schlaf geweckt und ernüchtert worden. Nun kam es ihm vor, als ob dies alles doch wieder nur eine phantaſtiſche Täuſchung ſeines zerrütteten Hirnes ſei, und er wollte ſich in die Kabine zurückziehen.

Da erſt merkte er, daß weder der Rhythmus der Maſchine mehr zu fühlen oder zu hören, noch auch das Quirlgeräuſch der Schraube zu ſpüren war. Er glaubte plötzlich, das gewaltige Schiff treibe von Mannſchaft und Paſſagieren verlaſſen im Ozean, nur er ſei bei der allgemeinen Rettung vergeſſen worden. Allein, nun taumelte ein Paſſagier im ſeidenen Schlafrock vorbei, den Friedrich mit der erſtaunten Frage, was es denn gäbe, anreden konnte. „Oh nichts,“ ſagte der Herr, „ich ſuche nur meinen Steward. Ich leide an Durſt. Ich hätte nur gern ein Glas Limonade gehabt.“ Damit torkelte er in ſeine Kabine.

„Eſel!“ ſagte Friedrich und meinte ſich. Er nannte ſich einen vollkommen Wahnwitzigen. Aber die Stille laſtete fürchterlich, und Friedrich konnte, von einem wilden Inſtinkt gepackt, nicht anders, als plötzlich, nur um an Deck zu kommen, vorwärtsſtürzen.

Jemand trat ihm entgegen und fragte ihn, wo er hinwolle. „Platz!“ antwortete Friedrich, „das geht Sie nichts an.“ Aber der entſetzliche, mit den Spuren der Seekrankheit beſudelte, halbangezogene, leichenhafte Menſch wich nicht und rief: „Sind denn die Stewards hier alle irrſinnig?“ In dieſem Augenblick fing ganz nahe an Friedrichs Ohr die elektriſche Klingel zu hämmern an, und im nächſten war das ſchlotternde Furchtgeſpenſt, das Friedrich den Weg verſperrte, durch zehn, zwanzig, dreißig andere ebenſolche Geſpenſter verſtärkt worden. Sie ſchrien: „Was gibt’s? Was iſt los? Wir ſinken! Gefahr!“ — „Steward, Steward!“ brüllte ein Herr mit Kommandoſtimme. Ein anderer: „Kapitän, Kapitän!“ „Das iſt eine verfluchte gemeine Wirtſchaft!“ ſchimpfte ein Menſch, deſſen Stimme überſchlug. „Kein Steward iſt da! Will man uns denn hier brutaliſieren?“ Und die elektriſchen Klingeln begannen zu toben.

Friedrich wich zurück und lief den endloſen Korridor nach der entgegengeſetzten Seite hinunter, wobei er, von niemand aufgehalten, an den Fenſtern zum Maſchinenraum vorüberkam. Zylinder und Wellen regten ſich nicht. Aus der Tiefe des Schiffes, von den Keſſeln und Feuern herauf, drang trotz des Lärms, den das Knacken und Knirſchen der Wände verurſachte, ein Geräuſch, das wie Plätſchern und Strömen von Waſſer klang. „Sollte ein Keſſel geplatzt ſein?“ dachte Friedrich und vergaß dabei, daß er in einem ſolchen Falle hätte das gewaltige Ausbrechen kochender Dämpfe vernehmen müſſen. Aber er hielt ſich nicht auf und lief weiter, am Poſtbureau vorüber, dem Hinterſteven des Schiffes und der zweiten Kajüte zu. Während des Laufens ging es ihm durch den Kopf, wie glücklich er in Paris geweſen war, als er auf dem Bureau von Thomas Cook und Sohn, Place de l'Opéra, erfahren hatte, daß er bei großer Eile den „Roland“ noch im Kanal vor Southampton erreichen würde. Weshalb war er eigentlich mit einer ſo großen und zitternden Ungeduld, in immerwährender Angſt, es zu verſäumen, geradezu ins Verderben gerannt?

An der Durchgangstür zur zweiten Kajüte ſtieß Friedrich auf den Barbier. „Die Feuer ſind aus,“ rief der Mann. „Zuſammenſtoß! Das Waſſer iſt unterhalb meines Salons in den Raum gedrungen.“ Die Klingeln raſten. Der Barbier ſchleppte ſich mit zwei Rettungsgürteln. „Wozu brauchen Sie zwei?“ Friedrich nahm einen und rannte davon.

Er hatte die hintere Decktür erreicht, konnte jedoch nicht ins Freie hinaustreten. Er erkannte ſofort an der Lage des Schiffs, daß etwas nicht wieder Gutzumachendes mit ihm geſchehen war. In Lee lag es hoch, in Luv nur drei bis vier Meter über der Waſſerlinie. Da auch der Hinterſteven bedeutend tiefer als der vordere Teil des „Roland“ lag, ſo wäre es, zumal bei den überkommenden ſchweren Seen ein nahezu ausſichtsloſes Wagnis geweſen, über Deck nach vorn zu klettern. Gern oder ungern, wohl oder übel, mußte Friedrich durch dieſelbe Dachsröhre, die er ſoeben abwärts gekommen war, wieder nach vorn und nach oben zurück.

Kaum fünfzehn Sekunden ſpäter, als Friedrich den vorderen Ausgang an Deck, über dem Speiſeſalon, erreicht hatte, hätte er nicht zu ſagen gewußt, wie ihm möglich geweſen war, durch den mit Paſſagieren überfüllten Gang zu kommen, ohne erſchlagen, erdroſſelt oder niedergetreten worden zu ſein. Seine Stirn, ſeine Hände waren beſchunden, und er hielt ſich mit Anſtrengung an den Rahmen der Tür, heftig mit Doktor Wilhelm verhandelnd. Wilhelm packte ihn an, und die Kollegen klommen mit Todesverachtung auf die Kommandobrücke hinauf. Sie duckten ſich, im Schutze des Deckhaus und der Leeſeite, ſahen, wie etwas im grauenden Dämmer des Morgens in mächtiger Höhe und tollem Schwunge über ſie flog, und wären, im nächſten Augenblick, bis an den Bauch in einem ſtürzenden Waſſerfall klimmend, über Bord geſpült worden, wenn ſie ſich nicht mit aller Gewalt an Geländer und Laufſtangen geklammert hätten.

Auf der Kommandobrücke ſah es ungefähr wie gewöhnlich aus. Kapitän von Keſſel ſtand, ſcheinbar gelaſſen, vornübergelehnt, der rieſige Herr von Halm hatte das Glas an die Augen geſetzt und ſuchte den Nebel, der immer wieder einfiel, zu durchdringen. Die Sirene heulte. Am Vorderſteven wurden Raketenſignale gegeben und Böllerſchüſſe gelöſt. Rechts vom Kapitän ſtand der zweite Offizier, und der dritte erhielt ſoeben den Befehl: „Taue kappen, Rettungsboote aufs Waſſer werfen!" — „Taue kappen, Rettungsboote aufs Waſſer werfen," wiederholte er. Er verſchwand, den Befehl nach Möglichkeit auszuführen.

Bei alledem hatte Friedrich zunächſt wieder die Empfindung von etwas Unwirklichem. Augenblicke wie dieſe hatten zwar immer wie etwas Mögliches vor ſeiner Seele geſtanden, nun erkannte er aber, wie er niemals ernſtlich mit ihresgleichen gerechnet hatte. Er wußte beſtimmt, daß die Wahrheit, vor der er ſtand, unerbittlich vorhanden war: dennoch vermochte er nicht, ſie überzeugend aufzufaſſen. Er ſagte ſich, eigentlich ſollte wohl auch er in ein Boot zu gelangen ſuchen. Da ſtreifte ihn das blaue Auge des Kapitäns, aber ohne ihn zu erkennen oder mit Verſtändnis an ihm zu haften. Mit ruhiger Stimme erklang der Befehl, in dem bekannten, an das Zuſammenſchlagen von Billardbällen irgendwie erinnernden, ſchönen Ton: „Alle Mann an Deck, die Pumpenmannſchaft auf die Stationen!“ — „Alle Mann an Deck, die Pumpenmannſchaft auf die Stationen,“ wiederholte der Mann, eh’ er die Treppe an Deck hinunterſtieg. Nun hieß es: „Frauen und Kinder nach Steuerbord!“ — „Frauen und Kinder nach Steuerbord!“ kam wie ein nahes, ſachliches Echo die Antwort. Jetzt trat der Schiffsjunge Pander zum Kapitän. Er hatte die brave und ſonderbare Idee, ihm einen Rettungsgürtel anzubieten. Von Keſſels Hand fand einen Augenblick ſeinen Scheitel. Er ſagte: „Ich danke dir, lieber Sohn, ich brauche ihn nicht.“ Er nahm einen Bleiſtift, ſchrieb einige flüchtige Worte auf und reichte dem Schiffsjungen das Dokument, mit den Worten: „Spring’ in ein Boot, Bengel, und bring’s, wenn du kannſt, meinen Schweſtern.“

Eben brach ſich eine ſchwere See über der Leeſeite. Eine furchtbare Dünung ſchwoll, hob und drehte das koloſſale, noch erleuchtete Schiff, und Friedrich verſuchte vergebens, ſich aus einer bleiernen Gleichgültigkeit emporzuraffen, die ihn angeſichts des unbegreiflichen Schauſpiels befangen hielt. Plötzlich ſprang in ihm das Entſetzen auf. Er kämpfte es nieder, weil er um keinen Preis vor ſich ſelbſt und anderen als feige erſcheinen wollte. Aber er folgte ſeinem Kollegen Wilhelm, der ſich dem Schiffsjungen Pander an die Ferſe hing. „Wir müſſen ins Boot,“ ſagte Wilhelm, „es iſt kein Zweifel, wir ſinken.“ Gleich darauf befand ſich Friedrich in der Deckkabine Ingigerds. „Auf! vorwärts! die Leute ſpringen ſchon in die Boote!“ Er hatte die Türen offen gelaſſen, und man ſah, wie der Schiffsjunge Pander und zwei Matroſen in nächſter Nähe mit Beilen die feſtgefrorenen Taue einer Rettungsſchaluppe durchhieben. Ingigerd fragte nach ihrem Vater. Sie fragte nach Achleitner. Friedrich erklärte: ſie könne nur noch an ſich denken! jetzt noch unter Deck zu gelangen, ſei eine Unmöglichkeit und würde nur ſicheren Tod bedeuten. „Anziehen, anziehen!“ Stumm beeilte ſie ſich, es zu tun. Jetzt erſt kam einer der Stewards an Ingigerds Deckkabine vorüber und rief ſein kurzes „Gefahr!“ hinein. „Wieſo Gefahr?“ rief die Kleine, „gehen wir unter?“ Aber Friedrich hatte ſie ſchon gepackt, aufgehoben und in die Nähe des Bootes gebracht. Eben gaben die Seile nach, und es fiel in den nebelichten Strudel hinunter.

„Frauen und Kinder auf die andere Seite!“ kommandierte entſchieden die Stimme des dritten Offiziers. Dieſer Befehl bezog ſich nicht nur auf Ingigerd, ſondern auf das Dienſtmädchen Roſa, das, vor Anſtrengung feuerrot, wie wenn ſie mit Markteinkäufen überladen den Tram zu verſäumen fürchtete, an Deck erſchien und mit einer unglaublichen Kraft ihrer dicken Arme Frau Liebling und beide Kinder heranſchleifte. „Frauen und Kinder auf die andere Seite,“ wiederholte, ein wenig zu ſchneidig, der dritte Offizier, wurde aber zum Glück durch beginnende Kämpfe um das nächſtfolgende Rettungsboot in Anſpruch genommen. Es war keine Zeit zu verlieren, und trotz entſchiedenen Widerſtandes zweier Matroſen ließen Friedrich, Pander, der Schiffsjunge und Doktor Wilhelm Ingigerd glücklich ins Boot hinab. Hierbei zeigte ſich Friedrich plötzlich ebenfalls laut und preußiſch. Durch ſeine eiſerne Energie, die jeden Widerſpruch kappte, wurde es durchgeſetzt, daß man die Kinder, dann Frau Liebling und ſchließlich Roſa in die Schaluppe befördern konnte, was keine leichte Sache war. Friedrich hörte ſich rufen, kommandieren, ward angebrüllt, brüllte Matroſen und Bootsmann an, er kämpfte, er arbeitete: alles ohne einen Schimmer von Hoffnung und mit dem klaren, feſten Bewußtſein, einer unrettbaren Lage gegenüberzuſtehen. Es war alles aus. Es war alles verloren. Wer es etwa nicht glauben mochte, dem wurde es eben jetzt überzeugend vor Augen geführt. Man hatte das nächſte Boot glücklich aufs Waſſer hinabgelaſſen. Drei Matroſen ſprangen darin herum. Es ſchwebte. Es ſtieg. Friedrichen ſchien es, als wenn unter den Paſſagieren, acht oder neun, die es bereits aufgenommen hatte, bekannte Geſtalten wären, da ſchlug es voll Waſſer und war verſchwunden. Wie infolge eines Taſchenſpielertricks blieb die Stelle, wo noch eben die wimmelnde Holzbarke mit Menſchen getanzt hatte, leer, Nebel und Schaumſtürze ſchoſſen darüber.

Langſam veränderte ſich das Schwarzgrau und Braungrau der früheſten Dämmerung, wie der nahende Tag ſich ſeltſam fremd und gleichgültig fortſchreitend durchſetzte. Wenn der Nebel ein wenig wich, hatte Friedrich manchmal augenblicklang den ſchauerlich-täuſchenden Eindruck, zwiſchen Bergen in einem windſtillen Tal mit blumigen Weiden zu ſein, in das der Blütenſchnee des Frühlings hineinſtäubte. Dann aber kamen die Berge, umheult von den raſenden Geiſtern des Orkans, ins Tal gewandert. Die ſchweren, gläſernen Höhen brachen ſich und ſchlugen mit der Wucht ihrer flüſſigen Felsmaſſen die erſten und zweiten Notmaſte des „Roland“ wie Binſen von Deck. Das arme Wrack konnte bei ſeinen nun bereits erkalteten Keſſeln einen Hilferuf nicht mehr ausſtoßen. Sein kläglicher Rumpf ſtand noch immer gigantiſch nach vorn empor. Raketen ſtiegen. Am vorderſten Maſt führten hurtig flatternde Flaggſignale eine nutzloſe Sprache in das erbarmungsloſe Raſen der Elemente hinein. Im Zwiſchendeck war es ſtill geworden. Dagegen hörte man von der Leeſeite her einen eigentümlichen Lärm, der an das Jauchzen und Kreiſchen einer Volksmenge zwiſchen Jahrmarktsbuden, auf Rutſchbahn und Karuſſell erinnerte. Ein Geſumm wie von ſchwärmenden Bienen drang deutlich durch die Wut des Orkans, ein Geſumm, das von den Fiſteltönen bis zur Raſerei entrüſteter oder entzückter Weiberſtimmen übertönt wurde. Friedrich dachte an ſeine dunkle Debora. Er dachte an Wilke, gerade als Artur Stoß von ſeinem getreuen Burſchen Bulke herangeführt wurde. Wilke folgte. Er hatte getrunken und ſchrie, als wäre das Ganze nur eine Luſtbarkeit. Aber er brachte auch, ſie halb ziehend, halb tragend, eine ältere Arbeiterfrau an Deck herauf, die er, Stoß und Bulke zurückdrängend, glücklich in die Schaluppe hinunterließ. Ingigerd rief nach ihrem Papa und nach Achleitner. Statt ihrer fiel aber nur, von Wilke und Bulke am Strick gehalten, der armloſe Stoß ins Boot hinein.

Nicht weit von Friedrich ſtand Miſter Rink, ſeine Katze im Arm, in die offene Tür ſeines Poſtamtes eingeklemmt. Friedrich rief: „mir ſcheint, die Sache iſt bös, Miſter Rink.“ Er bekam ein phlegmatiſches „Why?“ zur Antwort. Im nächſten Augenblick wurde der Poſtmeiſter von einer angſtvollen Stimme angebrüllt: „Was iſt los, was iſt los?“ — „Nichts!“ gab er zur Antwort.

Inzwiſchen ward auch Doktor Wilhelm durch Wilke und Bulke ins Boot befördert. „Das Mädchen dort unten,“ ſagte Bulke, „ſchreit ſich nach ihrem Vater wund.“ Ingigerds Kreiſchen ſchnitt Friedrich ins Herz. Aber kein Hahlſtröm war zu entdecken. Friedrich drang bis an das gemiedene Rauchzimmer vor, das ihn, trotzdem die elektriſchen Birnen ſtrahlten, mit ſeinen Lederpolſtern wie eine hölliſche Falle angähnte. Wilke war plötzlich neben ihm: „Hier drin iſt niemand,“ ſagte Wilke. Beide kletterten weiter die Treppe hinab. Der Raum vor dem Speiſeſaal und der Speiſeſaal ſelbſt waren leer. Er ſtand bergan. Eine Menge Teller und Silberzeug war am Eingang zuſammengekollert. Friedrich ſchrie, was er konnte: „Hahlſtröm! Achleitner! Hierher, hierher!“ Aber er bekam keine Antwort. Da geſchah es, daß die Muſik im Saale mit einer kräftigen Marſchweiſe einſetzte, wahrſcheinlich auf Order des Kapitäns, um die Schrecken der Panik zu beſchwichtigen. Aber nun, gerade im Angeſicht dieſes zum Feſte des Todes hellerleuchteten, muſikdurchrauſchten leeren Raums griff Friedrichen nacktes Entſetzen an. Jetzt rannte er, rannte um ſein Leben.

Gleich darauf war er im Boot, und man wollte abſtoßen. Friedrich erhob Proteſt und hatte einen ſchreienden Zwiſt mit dem Offizier, der hereingekommen war und das Steuer des Fahrzeugs ergriffen hatte. Er konnte ſich nicht entſchließen, den braven Wilke aus der Heuſcheuer aufzugeben, der ihm ſo tapfer unter Deck gefolgt, aber noch nicht wieder erſchienen war. Da entdeckte er ihn, wie er vom Überbau der Salontreppe her buchſtäblich wie auf einer Schlittenbahn bis gegen die Reling rutſchte. Er ſchrie ihm zu: „Wilke! Wilke! vorwärts ins Boot!“ Wilke gab mehrmals ein „Gleich, Gleich!“ zur Antwort. Er hatte Rettungsgürtel entdeckt und ſchleuderte ſie von verſchiedenen Punkten aus ins Meer, wo von Bord Geſpülte verzweifelt rangen. Indeſſen hatte die Rettungsſchaluppe, infolge von Seegang und Ruderſchlägen, bereits zwanzig, dreißig und mehr Meter zwiſchen ſich und die Bordwand des „Roland“ gebracht.

Jetzt ſah man die Stelle, wo ſich ein fremdes Schiff oder ein treibendes Wrack in die Breitſeite des „Roland“ gebohrt haben mußte: einen gewaltigen Riß, der die Kataſtrophe verurſacht hatte. Da fiel wiederum Nebel ein, der das tödlich verwundete Schiff den Blicken entzog. Als es gleich wieder klar wurde, hatte das Wrack eine unbegreifliche Wendung gemacht, und die etwa zwanzig Perſonen, die mit Friedrichen in der Schaluppe waren, blickten, hoch über das beinahe mit dem Niveau des Waſſers gleiche Hinterdeck des Dampfers emporgehoben, aus ſchwindelerregender Höhe darauf hinab. Sie brüllten laut, denn ſie glaubten, ſie würden mit furchtbarem Wurf in die auf dem Hinterdeck zuſammengekeilte, ameiſenartig ſchwarzwimmelnde Menſchenmenge hineingeſchleudert. Jetzt erſt, in dieſer Sekunde, konnte man ſehen, welcher für Menſchenbegriffe unfaßbare Zuſtand hier eingetreten war. Alle dieſe kleinen, gedrängten, dunklen Ameiſen, die ratlos und hilflos durcheinanderwimmelten, zerrten, ſtießen und drängten ſich. Trupps von Weibern und Männern waren zu kämpfenden Knäueln verbunden. Einige Rettungsboote, die noch nicht flott waren, ſchienen, mit Seilen und Eiſenträgern, zu ſchaukelnden, dunkel wimmelnden Trauben geworden, von denen immer wieder etwas wie eine Beere oder Ameiſe ins Waſſer hinunterfiel.

Wiederum machten Nebel und Giſcht die umgebende Luft undurchſichtig. Aber das Rauſchen und Brauſen der See, das blecherne Knattern des Orkans vor den Ohrmuſcheln wurde von einem Geräuſch durchdrungen, das Friedrich nicht ſogleich mit dem grauſamen Schauſpiel an Deck in Zuſammenhang brachte. Sekundenlang war er weit fort, in einer beſtimmten Gegend ſeiner Heimat, wo ſich auf weiten Sumpfwieſen rieſige, herbſtlich ziehende Vogelſchwärme zur Raſt niedergelaſſen hatten. Aber es war nicht der Maſſenlärm reiſeluſtiger Zugvögel, den er aus dem Nebel vernahm, ſondern der Lärm jener Menſchen, die eine Strafe erlitten, ſo über alle Begriffe ſchwer, daß ſie durch irgend eine menſchenmögliche Schuld nicht verdient ſein konnte. Friedrich ſpürte genau, wie durch das Übermaß des Eindrucks die

Brücke zwiſchen dem, was die Sinne aufnahmen, und dem Innerſten ſeiner Seele geſprengt wurde. Aber plötzlich drang doch das Fieber des offenſichtlichen Todeskampfs von ſo vielen ſchuldloſen Menſchen auch in Friedrichs innerſte Seele ein und entpreßte ihm einen Ruf, in den, wie auf Kommando, alle im Boot einſtimmten: es lag Angſt, Not, Wut, Proteſt, Bitte, Entſetzen, Anklage, Fluch und Grauen darin.

Und dieſes Grauen wurde durch das Bewußtſein genährt, daß hier kein Ohr, ſondern nur ein tauber Himmel vorhanden war. Wo Friedrich hinblickte, war der Tod. Gleichgültig kamen die bleiſchweren Hügelketten herangeſchoben. Es waren Bewegungen von einer mörderiſchen Geſetzmäßigkeit, die nichts aufhalten konnte, und die mit keinem Hindernis rechneten. Friedrich ſchloß die Augen, zu ſterben bereit. Einige Male griff er nach den Briefen der Eltern in der Bruſttaſche, als ob er ſie als Reiſepäſſe durch das nahe Land der ewigen Finſternis nötig hätte. Er wagte die Augen nicht wieder zu öffnen, denn er konnte die Krämpfe der Frauen im Boot, die grauſame Hinrichtung auf dem Heck des „Roland“ nicht weiter anſehen. Die Böen raſten. Es war eiskalt. Das Waſſer gefror an den Bordkanten. Roſa, das Dienſtmädchen, war die einzige, die unentwegt mit Hilfeleiſtungen für die Kinder, für Frau Liebling, für Ingigerd und für Artur Stoß tätig war. Bulke und ſie überboten einander in ſtetem Eifer, das überſchlagende Waſſer auszuſchöpfen, darin Artur Stoß und Frau Liebling lagen, und das den Sitzenden bis zu den Knien ging.

Was ſich indeſſen auf dem Achterdeck des „Roland“ abſpielte, paßte, ſoweit es Friedrich blitzartig auffaſſen konnte, nicht in ſeine Begriffe von Menſchennatur. Was er dort im einzelnen zu erkennen glaubte, hatte nichts mit jenen ziviliſierten und geſitteten Leuten gemein, die er beim Klang der Muſikſtücke, im Speiſeſaal und auf Deck hatte tänzeln, konverſieren, lächeln, grüßen und zierlich den Fiſch mit der Gabel zerteilen ſehen. Friedrich hätte geſchworen, er unterſcheide die weiße Geſtalt eines Kochs, der ſich mit langem Küchenmeſſer durch die Reſpektsperſonen, für die er gekocht hatte, Bahn machte. Er war überzeugt, er ſah einen Heizer, einen ſchwarzen Kerl, der eine Dame, vielleicht die Kanadierin, die ſich an ihn geklammert hatte, ſchlug und über die Reling ſtieß. Einige Stewards, deutlich erkennbar, benahmen ſich immer noch heldenhaft, inſtruktionsgemäß. Sie wurden in Schlägereien verwickelt. Einer der Stewards war blutüberſtrömt; immer kämpfend und ſchreiend, half er einer Frau mit ihrem Kinde ins Rettungsboot. Aber das Boot ſchlug um und war verſchwunden.

Noch ſtrahlten die Lukenreihen, ſchräg von vorn nach hinten aufſteigend, im vollen Glanz des elektriſchen Lichts. Auch die Vortopplaterne ließ das ſtechende Weiß ihres Brenners noch in den grauen Morgen hinein funkeln. Hie und da fiel ein erſtickter Schuß aus dem Notmörſer, und eine Rakete, ſchwach leuchtend, ſtieg in die Luft. Aber das Licht der Luken erloſch. Und als ob die See, in ihrem losgebundenen Haß, auf dies Ereignis gewartet hätte, wuſch ſie mit einer rieſigen Flutwelle über Deck, ſo daß gleich darauf der Giſcht in Lee von ſchwimmenden, brüllenden, um ſich ſchlagenden, mit dem Tode ringenden Menſchen wimmelte. Auf einmal, ohne daß jemand wußte, auf welche Weiſe man plötzlich wieder in allernächſte Nähe des „Roland“ gekommen war, wurde die Rettungsſchaluppe von wütenden, zu allem entſchloſſenen Menſchen angefallen, und der beſtialiſche Kampf einer Seeſchlacht begann.

Friedrich ſah dies alles und ſah es nicht: obgleich es in ſeiner Nähe geſchah, ſo ſchien es doch in unendlicher Ferne vor ſich zu gehen. Er ſchlug nach etwas: es war eine Hand, ein Arm, ein Haupt, ein naſſes, nicht mit menſchlicher

Stimme heulendes, ſeehundartiges Abgrundtier, das ſcheinbar von Henkershänden rückwärtsgeriſſen wurde. Er ſah die roten Fäuſte Roſas, die gekrampften Finger Frau Lieblings und der kleinen Ingigerd, wie ſie mit der Kraft der Verzweiflung Hände und Ellenbogen ertrinkender Nebenmenſchen von dem glattgefrorenen Bootsrand abneſtelten. Matroſen gebrauchten die Ruder in einer Weiſe, der ſchwarze Ströme Blutes nachfolgten. Keiner bemerkte, daß nach einiger Zeit Bulke an Stelle des Offiziers das Steuer verſah, daß der Offizier verſchwunden und ein neuer Gaſt, ein junger Menſch mit langem Haar, der kein Lebenszeichen mehr von ſich gab, im Boote lag.

Es kam darauf an, aus dem Bereich dieſer Hölle ertrinkender Menſchen herauszukommen und aus dem Bereich des Strudels, den das Schiff beim endlichen Untergange erzeugen mußte. Noch hörte man die Weiſen der Schiffskapelle zeitweilig todesmutig herabhallen. Dieſe armen, namenloſen und beſcheidenen Muſikanten ſtanden augenblickslang vor Friedrichens Seele in heroiſcher Größe da. Und doch wird man euch, dachte er, keine Gedenktafel aufrichten. Wir werden alle bald, ſamt unſerem fürchterlichen Schickſal, vergeſſen ſein. Aber Friedrich hielt dies alles, was er erlebte, plötzlich wieder für traumhafte Vorſpiegelung, und ſchlug ſeine Stirne gegen das Ruder. War er nicht eben noch im ſichren Komfort eines wohligen Zimmers geborgen geweſen, und ſchwebte doch jetzt ganz hilflos preisgegeben, ohne Dach und Diele im unendlich wogenden Raum? Wie ſollte man hier überleben können? Minutenlang mußte Friedrichen die Beſinnung gänzlich abhanden gekommen ſein, denn in einer Art von Erwachen kam es ihm vor, als ob er aus weiter Ferne an den Ort des Entſetzens zurückkehre. Er hatte im Geiſt ſeine Eltern beſucht, die im geruhſamen Frieden des Hauſes, mit gelaſſener Miene umhergingen, ohne auch nur eine Ahnung von der furchtbaren Todesnot zu fühlen, in der er ſtand. Wie qualvoll war dieſe Wiederkehr, wie peinvoll die unerreichbare Ferne. Jetzt hieß es, ganz unbeachtet untergehen, ohne auch nur von einem Gedanken der Liebe andrer geſtreift zu ſein. Friedrich fühlte, wie ſeine Gurgel vor Wut und Verzweiflung winſelte. Aber auch das, was ihn hier zwiſchen Himmel und Meer umherſchleuderte, war ein Ausdruck ſchadenfroher, dämoniſcher Wut: blinde Rache am Tun der Menſchen. Mordgier und Feindſchaft, grenzenlos. Und plötzlich, bei dieſer Erkenntnis, ſteiften ſich Friedrichens Arme an, ſtieg eine eigenſinnige, wilde und trotzige Macht in ihm auf, mit der er ſich, Feind gegen Feind, dem übermächtigen, tauben Raſen entgegenſetzte. Er ruderte eiſern, Schlag auf Schlag, und rückſichtslos alles zu Grunde ſtoßend, was ſich hemmend ans Ruder hing. Jetzt wollte er leben und würde ſich retten. Freilich wußte kaum jemand im Boot, was vorn und rückwärts, was oben und unten war. Aber es kam in den Schlag der Ruder Gleichmäßigkeit, und ſo wurde das Kentern hinausgezögert. Man kam in Fahrt, als der Burſche Bulke Kommandos gab; und ohne daß jemand zu ſagen gewußt hätte, wie es möglich geworden war, hatten ſich nach kurzer Zeit viele ewigbewegte Gebirgszüge zwiſchen das Boot und das Wrack des „Roland" gelegt, und von dem gewaltigen Schnell- und Poſtdampfer der Norddeutſchen Schiffahrtsgeſellſchaft war nichts mehr zu ſehen.

Am Abend des Unglückstages ſichtete der Kapitän eines Hamburger Frachtdampfers, der Orangen, Wein, Öl und Käſe geladen hatte, bei klarem Wetter und hoher Dünung ein treibendes Boot. Der kräftig gebaute, kleine Steamer hatte landwirtſchaftliche Werkzeuge von Hamburg nach den Azoren gebracht und ſeine Ladung für New York an der Reede von Fayal eingenommen. Der Kapitän ſtellte feſt, daß von dem treibenden Boote aus mit Tüchern gewinkt wurde. Er hielt darauf zu, und nach Verlauf einer halben Stunde wurden die in dem Boote befindlichen Schiffbrüchigen mit vieler Mühe an Bord gebracht. Es waren im ganzen fünfzehn Perſonen. Drei Matroſen und ein Schiffsjunge, die den Namen des bekannten Schnelldampfers „Roland" an der Mütze führten, zwei Herren, zwei Damen, eine gewöhnliche ältere Frau und ein Dienſtmädchen, ein Menſch ohne Arme, einer mit langem Haar, der eine Samtjacke trug. Außer dieſen Leuten der Steuermann und zwei Kinder, Mädchen und Knabe. Der Knabe war tot.

Die Strapazen, Nöte und Ängſte, denen der zarte Knabe erlegen war, hatten den übrigen Leuten auf das ſchrecklichſte mitgeſpielt. Ein naſſer Herr, es war Friedrich, verſuchte eine bewußtloſe junge Dame über das Fallreep emporzuſchleppen. Seine Kraft jedoch langte nicht aus. Die Matroſen des Frachtdampfers mußten den Wankenden aufhalten und ihm die ſchöne, triefende Laſt vom Arm nehmen. Er wollte ſprechen, aber er brachte nur pfeifende Laute eines Bräunekranken heraus. Man mußte ihm, ſteifgefroren und durchnäßt wie er war, wie einem von Gicht Gekrümmten, an Deck helfen. Er ächzte, ſtieß ein krächzendes, unmotiviertes Lachen aus und ſpreizte die blaugefrorenen Hände. Auch ſeine Lippen waren blau, und die eingeſunkenen Augen fieberten aus einem von Schmutz und Salzwaſſer verkruſteten Angeſicht. Man gewann den Eindruck, daß er vor allem den Wunſch habe, ſich zu trocknen, zu wärmen, zu reinigen. — Ihm folgte das Dienſtmädchen, es war Roſa, die, nachdem ſie dem erſten

Steuermann ein bewußtloſes kleines Mädchen, Ella Liebling, in die Arme gelegt hatte, umkehrte und wieder ins Boot hinabſteigen wollte. Der Weg war nicht frei, denn ſoeben wurde der völlig durchweichte Armloſe auf die gewöhnliche Art von ſeinem Burſchen Bulke und einem Matroſen des Frachtdampfers treppauf bugſiert. Der Armloſe blickte ſtier, er troff, ſeine Zähne klapperten. Zwiſchen dieſen klappernden Zähnen hervor konnte er erſt nach erneutem Anſetzen die Worte: „Grog! heißen Grog!“ ausſprechen. Seine Naſe floß, ſeine Augenlider zeigten eine entzündliche Rötung, während die Spitze ſeiner Naſe wächſern weiß wie bei Leichen war. Der Burſche Bulke und Roſa ſchienen einander bewußt in die Hände zu arbeiten. Sie ſtiegen, vor Näſſe förmlich regnend, gemeinſam in die Schaluppe zurück, wo die zweite der Damen, Frau Liebling, in einer ſchlimmen Verfaſſung lag. „Die Frau iſt tot und der Junge iſt tot,“ ſagten die Matroſen des Frachtdampfers und wollten das Weib aus dem Zwiſchendeck zuvörderſt in Sicherheit bringen, das noch röchelnde Laute von ſich gab. Aber Roſa brach in heulendes Weinen aus und ſchwor, daß Frau Liebling lebendig wäre. Die Matroſen erklärten, ſie habe zuviel Waſſer geſchluckt. Dennoch ließ Roſa nicht nach, bis ihre Herrin ins trockene gebracht und auf dem großen Tiſch der Hauptkabine niedergelegt worden war. Als das furchtbar röchelnde, bewußtloſe Weib aus dem Volke auf Deck gebracht wurde, fing einer der Matroſen des „Roland“, dem die Füße erfroren waren, und der während des Herumtreibens keinen Laut von ſich gegeben hatte, plötzlich vor Schmerzen zu brüllen an. Seine Kameraden riefen ihm plattdeutſch zu: „Hab dich nich, Korl, biſt keen alt Wieb! halts Mul und ſwig ſtille.“ Hierauf brachte man den mit dem Ausdruck maßloſen Schmerzes nur noch leiſe Wimmernden die Stiege hinauf. Ihm folgte der

Mann in der Samtjacke, der irre redete, Doktor Wilhelm und, von Matroſen getragen, ſchließlich die Leiche des kleinen Siegfried Liebling nach.

Oben an Deck gebärdete ſich der Langhaarige in ſeinem jämmerlichen Aufzug höchſt wunderlich. Bald ſtand er wie ein Rekrut, bald verbeugte er ſich, bald zielte er in die Luft, wie wenn er auf Jagd wäre. Dabei ſchrie er: „Ich bin Künſtler! ich habe meine Kabine bezahlt! ich habe nur meine Kabine verloren! Man kennt mich in Deutſchland,“ und: — hierbei nahm er eine ſelbſtbewußte Haltung an — „ich bin der Maler Jakob Fleiſchmann aus Fürth.“ Er brach in erbarmungswürdiger Weiſe Seewaſſer, während um ihn das Deck, von der aus ſeinen Kleidern ſtrömenden Näſſe, ſchwamm. Doktor Wilhelm hatte das Sprechen verlernt, er konnte nur nieſen und wieder nieſen.

Inzwiſchen hatte der einzige Steward des Schiffs Friedrichen heißen Tee gebracht, und ein Matroſe, der an Bord zugleich Krankenpflegerdienſte verſah, verſuchte Frau Liebling ins Leben zurückzurufen. Bald fand ſich Friedrich ſo weit geſtärkt, daß er ſich an dem Samariterwerk des Matroſen beteiligen konnte. Doktor Wilhelm hatte nur mehrere Kognaks hinuntergeſchluckt und ſich dann, allerdings nur mit ſchwacher Hoffnung, aſſiſtiert von Herrn Wendler, dem erſten Maſchiniſten des Schiffs, an die Wiederbelebung des kleinen Siegfried gemacht.

Frau Liebling unterſchied ſich in nichts von einer Toten. Stirn, Wangen und Hals der noch jungen und jüngſt noch ſchönen Frau waren durch düſter-rötlich-blaue Flecken entſtellt. Der Körper, den man entblößt hatte, war ebenfalls wennauch nicht ſo ſtark wie Hals und Geſicht, unterlaufen, und aufgedunſen. Friedrich öffnete mit den Fingern ihre Lippen, drückte die mit vielem Gold plombierten Zahnreihen auseinander, gab der Junge die rechte Lage und entfernte Schleim, der ſich am Ausgang der Luftröhre angeſammelt hatte. Hierauf ließ er den toten Körper vom Schiffskoch mit heißen Tüchern frottieren und leitete ſelbſt die künſtliche Atmung ein.

Der große, ovale Mahagonitiſch, auf dem der lebloſe Frauenleib zu mechaniſcher Atmung durch glieder-puppenartige Verrenkungen der Arme und Beine gezwungen wurde, nahm den größten Teil der Paſſagierskajüte ein, die der Frachtdampfer zur Verfügung hatte. Der kleine, ratternde Schiffsſalon beſaß Oberlicht, und ſeine zwei Längswände beſtanden aus je ſechs Mahagonitüren, die zu ebenſovielen Bettkabinen den Zugang bildeten. Dieſer ſonſt verlaſſene Raum, denn der Dampfer reiſte ohne Paſſagiere, war im Handumdrehen zur Klinik geworden.

Ein ganz gewöhnlicher Maat hatte Ingigerd Hahlſtröm aus ihren Kleidern geſchält, den zarten, perlmutterglänzenden Leib ohne alle Umſtände auf einen die Querwand einnehmenden Diwan gelegt und war, nach Friedrichs Anordnung, damit beſchäftigt, ihr mit wollenen Lappen kräftig den ganzen Körper zu reiben. Das Gleiche geſchah durch Roſa der kleinen Ella Liebling, und das Kind ward, zuerſt von allen, zu Bett gebracht. Mit Feuereifer war der Steward dabei, das ganze Dutzend von Betten zu überziehen. Als das zweite bereit war, wurde Ingigerd in gewärmte Decken und Kiſſen gelegt. Der Artiſt ohne Arme, Artur Stoß, hatte es ſeinem getreuen Bulke zu danken, daß er, noch immer zähneklappernd, das dritte fertige Lager bezog. Mit dem Maler, Jakob Fleiſchmann, hatte man große Schwierigkeiten. Als ein Matroſe ihn, unter freundlichem Zureden, auskleiden wollte, fing er mit einem wütenden Schrei: „Ich bin Künſtler!“ um ſich zu ſchlagen und zu toben an. Der Steward und Bulke mußten helfen, ihn feſtzuhalten. Man brachte ihn gewaltſam zu Bett, und Doktor Wilhelm, der ſein großes Lederetui mit Medikamenten gerettet hatte, erſchien gerade zur rechten Zeit, um ihn durch eine Spritze Morphium zu beruhigen. Leider hatte der Schiffsarzt mittlerweile den Tod des kleinen Siegfried Liebling feſtgeſtellt.

Jenem Matroſen, den der Schmerz zuletzt überwältigt hatte, ſo daß er in laute Schreie ausgebrochen war, wurden die Stiefeln mit der Schere von den gequollenen Füßen getrennt. Er verbiß den Schmerz und ächzte nur, bis man ihn in der Koje zur Ruhe brachte. Dort ausgeſtreckt, bat er um Kautabak. Man hatte die mit Lumpen bekleidete Frau ebenfalls zu Bett gebracht, und ſie wußte nichts weiter zu ſagen, als daß ſie mit ihrer Schweſter, ihren vier Kindern, ihrem Mann und ihrer Mutter unterwegs nach Chikago ſei. Was mittlerweile mit ihr geſchehen war, davon ſchien ihr nichts haften geblieben zu ſein.

Inzwiſchen hatte Friedrich, ſelbſt mit nacktem Oberkörper, unter Aſſiſtenz des Matroſen die Wiederbelebungsverſuche an dem armen weiblichen Leichnam unabläſſig fortgeſetzt. Es tat ihm gut, denn er war dabei in Schweiß geraten. Allein, ſeine Kraft ließ nach, und Doktor Wilhelm löſte ihn ab. Als dieſer mit den Armen der Erſtickten, als wären es Pumpenſchwengel, weiterarbeitete, taumelte Friedrich in die nächſte Koje, die offen ſtand, und fiel, das Geſicht voran, erſchöpft zwiſchen unüberzogene Decken und Kiſſen.

Nach einiger Zeit trat Herr Butor, der Kapitän des immer hurtig reiſenden Frachtdampfers ein, um Friedrich und Doktor Wilhelm zu beglückwünſchen. Er ſendete einen Matroſen aus, um für die beiden Ärzte, die halbnackt, trotz ſchwerſter Ermüdung, die Behandlung des Frauenleibes fortſetzten, trockene Kleider herbeizuſchaffen. Natürlich ſchwamm der Speiſeſalon, und die Luft war dick von ſüßlichen Dünſten.

Als die Herren, immer die Bemühungen um die Ertrunkene fortſetzend, einen erſten kurzen Bericht von der Kataſtrophe auf dem „Roland" gegeben hatten, zeigte ſich Kapitän Butor inſofern erſtaunt, als er auf ſeiner Reiſe zwar nirgend beſonders gutes, aber ebenſowenig beſonders übles Wetter getroffen hatte, ſondern, bei meiſt klarer Luft, kräftige Briſe, ſo wie jetzt, und mittleren Wellengang.

Über den Anlaß der Kataſtrophe konnten Friedrich und Doktor Wilhelm nur wenig ausſagen. Wilhelm meinte, er habe gegen ſechs Uhr des Morgens ein Geräuſch, wie von einem ſtarken Gong gehört, in ſeiner Verſchlafenheit aber geglaubt, es werde bereits zum Diner gerufen: bis er ſich wieder an die Trompete des „Roland" erinnert habe, auf dem ja das Gong nicht gebräuchlich war. Friedrich glaubte, der „Roland" ſei gegen ein Wrack oder gegen eine Klippe gelaufen. Dagegen erklärte der Kapitän, von Klippen könne in dieſen Gewäſſern nicht die Rede ſein, und wenn man annehmen wolle, der „Roland" ſei durch Strömungen abgekommen, ſo ſpräche dagegen die kurze Zeit, die das Rettungsboot vom Punkte des Untergangs bis in den Kurs ſeines eigenen Dampfers gebraucht habe. Kapitän Butor nannte ſeinen Kollegen von Keſſel, den er vor kurzem in Hamburg geſprochen hatte, einen erprobten Kapitän, die Kataſtrophe eine der allerſchwerſten. Vorausgeſetzt, daß der Rieſendampfer wirklich geſunken ſei und nicht vielleicht doch noch in irgend einen Hafen geſchleppt werde. Schließlich lud der Kapitän die Herren, ſobald es ihre Pflicht zuließe, in den Meßraum zum Abendeſſen.

Eben wollten die Herren ihre Wiederbelebungsverſuche an Frau Liebling einſtellen, als ihr Herz zu ticken, ihre Bruſt zu atmen begann. Roſas Freude war ohne Grenzen. Laute Ausbrüche nur mit größter Mühe zurückhaltend, fühlte ſie, wie die Lebenswärme auch in die Füße ihrer Herrin zurückkehrte, deren Sohlen ſie unermüdlich mit ihren reibeiſenharten Händen rieb. Man brachte nun die Gerettete ebenfalls in ein Bett und legte Wärmflaſchen um ſie herum, wie bei einem zu früh geborenen Kinde.

Der letzte große Erfolg, den die Bemühungen der beiden Ärzte durchgeſetzt hatten und der einer Totenerweckung ähnlich ſah, bewirkte in allen, die ihm beiwohnten, auch in Friedrich und Doktor Wilhelm, eine tiefe Erſchütterung. Die beiden Männer fühlten ſich plötzlich veranlaßt, einander die Hand zu ſchütteln. „Wir ſind gerettet!“ ſagte Wilhelm, „das Unwahrſcheinlichſte iſt geſchehen!“ — „Ja,“ ſagte Friedrich, „es iſt tatſächlich ſo. Die Frage iſt jetzt: wozu blieb man aufbehalten?“

Der Meßraum des Dampfers „Hamburg“ war eine kleine quadratiſche Kammer mit eiſernen Wänden, die außer einem viereckigen Tiſch und einer Wandbank um drei ihrer Seiten herum, nichts enthielt. Man räumte den beiden Ärzten, denen man, wie allen Verunglückten, eine geradezu rührende Sorgfalt widmete, die wärmſte, an den Maſchinenraum grenzende Wandſeite ein, als man ſich um eine gewaltig dampfende Suppenterrine niederließ. Der Dampfer beſaß kein elektriſches Licht, und über dem Tiſch hing eine Lampe, deren gut konſtruierter Ölbrenner behagliches Licht verbreitete.

Kapitän Butor hatte perſönlich die kräftige Suppe aufgegeben, und Herr Wendler, der erſte Maſchiniſt, hatte, noch vor dem Braten, in dem Bemühen die Geretteten einigermaßen aufzuheitern, vorſichtig dieſen und jenen Scherz gewagt. Er war bei Leipzig gebürtig, und das Plattdeutſche des kleinen, rundlichen Mannes ward auf dem Schiffe viel belacht. „Sprechen Sie nichts," ſagte der Kapitän zu den Ärzten, „Sie ſollen nur eſſen, trinken und ausſchlafen." Aber der Braten, ein ungeheures Hamburger Roaſtbeef, wurde von einem Matroſen aufgetragen, und als es vom Kapitän tranchiert, ſpäter von den Tiſchgenoſſen zum Teil verzehrt und mit Rotwein begoſſen worden war, kam der Rat des braven Mannes bei den Geretteten nach und nach in Vergeſſenheit. Bulke erſchien, der mit den Matroſen vom „Roland" augenſcheinlich aufs reichlichſte regaliert worden war. Er wollte, trotz ſeines merkbar angeheiterten Zuſtandes, den man ihm gönnen konnte, nicht ohne Inſtruktionen von Doktor Wilhelm und Friedrich ſchlafen gehen und begrüßte die Ärzte militäriſch. Es ward feſtgeſetzt, daß der Barbier und Krankenpfleger mit einem anderen Matroſen der „Hamburg" gemeinſam die Nachtwache übernehmen ſollte: alles was vom „Roland" herübergekommen war, durfte und ſollte, ſoweit möglich, des Schlafes genießen.

Der eigentlichen Kataſtrophe des vermutlichen Untergangs wurde aber, auch als ſie merkbar auftauten, von den Ärzten nicht mit Worten gedacht. Es war etwas ſo Großes, etwas ſo Furchtbares und lag zu nahe, um jetzt ſchon von den Schiffbrüchigen, die „Roland"-Matroſen ausgenommen, ohne tiefſte Gemütsbewegung berührt zu werden. Es hing in den Seelen als dumpfe Laſt. Was Wilhelm während des Eſſens erzählte und was Friedrich, mehr und mehr dem Leben äußerlich wiedergegeben, vorbrachte, betraf die Mühſeligkeiten auf dem Rettungsboot und Einzelheiten der Reiſe des „Roland" aus der Zeit, bevor er die Woge im Ozean und die Sekunde der Ewigkeit gekreuzt hatte, wo ſein ſchweres Geſchick ſich entſchied.

Friedrich ſagte: „Herr Kapitän, Sie kennen das Staunen eines von den Toten Auferſtandenen nicht. Denken Sie ſich einen Menſchen, Herr Kapitän, der von allem, was ihm im Leben lieb war, ſeinen ganz klaren, beſtimmten Abſchied genommen hatte. Ich habe nicht nur die Wegzehrung auf der Zunge gehabt, Herr Kapitän, und die letzte Ölung empfangen, ſondern ich habe den Tod, den leibhaftigen Tod, in allen Gliedern gehabt! Und fühle ihn jetzt noch in allen Gliedern! Und dabei ſitze ich hier ſchon wieder geſichert, beim freundlichen Lampenlicht, ich möchte ſagen in einem Familienkreiſe. Ich ſitze im allerbehaglichſten Heim, allerdings mit dem Unterſchied, daß ich Sie alle“ — es waren der Kapitän, der Maſchinenmeiſter Wendler, der Bootsmann und der erſte Steuermann! — „daß ich Sie alle noch nicht recht für etwas ſo Geringes als nur für Menſchen anſehen kann.“

Wilhelm ſagte: „Als wir die ‚Hamburg‘ ſichteten, hatte ich gerade mein Teſtament gemacht. Denn ich gebe mich nicht ſo leicht, wie Kollege von Kammacher. Als Ihr Schiff von der Größe einer Stecknadelkuppe langſam zur Größe einer ausgewachſenen Erbſe wuchs, ſtrengten wir ſchon — was irgend noch ſchreien konnte, ſchrie! — unſere Kehlen bis zum Berſten an. Als Ihre ‚Hamburg‘ ſo groß wie eine Walnuß geworden war, Herr Kapitän, und wir erkannt hatten, daß wir geſichtet worden waren, fing Ihr Schiff für meine Augen wie ein ungeheurer Diamant oder ein Rubin zu flammen und wie mit Poſaunen zu trompeten an. Der Oſten, aus dem Sie kamen, Herr Kapitän, überſtrahlte, weiß Gott, für mich den Weſten, wo die Sonne noch über dem Meere ſtand. Wir haben alle geheult wie die Schloßhunde.“

„Es bleibt ewig wunderbar,“ fuhr Friedrich fort, „wie auf einen ſolchen Morgen ein ſolcher Abend folgen kann. Ich habe Tage ſchockweiſe hinter mich gebracht, und ſie waren nicht inhaltsvoller als Minuten. Ein Sommer verging. Ein Winter verging. Mir war es, als ob auf den erſten Schnee das erſte Veilchen unmittelbar gefolgt wäre. Auf das erſte Veilchen unmittelbar der erſte Schnee. Was enthält dieſer eine einzige Tag?" Doktor Wilhelm erzählte, daß die Matroſen des „Roland" ſchon in Kurhaven wegen einiger Geiſtlichen abergläubiſch erregt geweſen wären. Dann erwähnte er einen Traum, den ſeine alte Mutter in der Nacht, bevor er an Bord ſollte, gehabt hatte. Eins ihrer längſt verſtorbenen Kinder, das im ganzen nach der Geburt nur vierundzwanzig Stunden geatmet hatte, war ihr, und zwar als erwachſener Menſch, erſchienen und hatte von der Seereiſe auf dem „Roland" abgemahnt. Da man nun einmal auf das weite und in Kreiſen von Seeleuten immer beliebte, uferloſe Gebiet des Aberglaubens gekommen war, fuhr man fort, Fälle von prophetiſchen Träumen, erfüllten Ahnungen, Erſcheinungen Sterbender oder Toter aufzuzählen. Bei dieſer Gelegenheit zog Friedrich auch das letzte Schreiben Rasmuſſens aus der Brieftaſche, die er gerettet hatte, und las die Stelle, die alſo lautete: „Sollte es mir nach dem großen Moment irgend möglich ſein, mich aus dem Jenſeits bemerklich zu machen, ſo hörſt Du ſpäter noch mehr von mir."

Kapitän Butor fragte lächelnd: ob ſich der Freund aus dem Jenſeits denn nun auch gemeldet habe? „Folgendes iſt mir im Traum begegnet," ſagte Friedrich, „urteilen Sie, ich weiß es nicht." Ganz gegen ſeine ſonſtige Art, entwickelte er nun jenen Traum, der mit der Landung in einem myſtiſchen Hafen begonnen, mit den Lichtbauern geendet und ihn ſeither viel beſchäftigt hatte. Er gab dabei die Perſonalien ſeines amerikaniſchen Freundes Peter Schmidt, von dem er, mit immer noch heiſerer und hellender Stimme, erklärte: er habe ihm ſeinen Aſtralleib zur Begrüßung bis mitten auf den Atlantik entgegengeſchickt. Er ſprach von fourteen hundred and ninety two, von der Caravella Santa Maria des Columbus, hauptſächlich aber von der Begegnung, die er mit Rasmuſſen, in Geſtalt eines alten Krämers, gehabt hatte. Er gab von Rasmuſſens Anzug, von dem wunderlichen Meerſchiff im Schaufenſter des Kramladens, von dem Kramladen ſelbſt und dem Gezwitſcher und Geſchwirr der Goldammern eine genaue Schilderung. Er zog ſein Notizbuch und las die Worte, die der myſteriöſe Krämer im Traum geſprochen hatte: „Ich tat genau am vierundzwanzigſten Januar, ein Uhr dreizehn Minuten, meinen letzten Atemzug.“ — „Ob das wahr iſt,“ ſchloß Friedrich, „muß ſich herausſtellen. Soviel iſt ſicher, wenn an dieſem Traum irgend etwas nicht bloß ein leeres Spiel der Phantaſie geweſen iſt, ſo habe ich die Welt von jenſeit mit der Seele geſtreift und bin auf die kommende Kataſtrophe hingewieſen worden.“

Eh’ die kleine Familie der „Hamburg“ ſich von Tiſch erhob, wurde noch einmal auf eine beſonders ernſte, ja feierliche Weiſe angeſtoßen.

Am nächſten Morgen erwachte Friedrich aus einem elfſtündigen Schlaf. Doktor Wilhelm hatte die Behandlung der Kranken während der Nacht, ſoweit ſie notwendig wurde, übernommen. Helle Sonne ſchien in Friedrichs ſchmale Kabine hinein, durch deren Jalouſietür man ruhig ſprechende Stimmen und das freundliche Klappern von Taſſen und Tellern vernehmen konnte. Er beſann ſich auf nichts, glaubte, auf dem Poſt- und Schnelldampfer „Roland“ zu ſein, konnte aber die Veränderung ſeiner Kabine nicht mit dem Begriff in

Übereinſtimmung bringen, den er ſich von ſeiner Schlafkammer auf dem „Roland“ gebildet hatte. In ſeinem Befremden pochte er ſchließlich an die nahe Mahagonijalouſie und hatte im nächſten Augenblick das friſche, erholte Geſicht Doktor Wilhelms über ſich. Die Kranken, ſagte der Doktor, hätten, ausgenommen die Frau aus dem Zwiſchendeck, eine ruhige Nacht gehabt. Als er ſeinen kliniſchen Bericht eine Weile fortgeſetzt und beinahe beendet hatte, merkte er, daß ſein Kollege im Bett ſich erſt jetzt mit Mühe zu orientieren begann. Wilhelm lachte und brachte ihm einige der jüngſten Tatſachen in Erinnerung. Friedrich ſprang auf und hielt ſich die Schläfen. Er ſagte: „Es geht mir eine wüſte, unmögliche Menge Dinge im Schädel herum.“

Kurze Zeit danach ſaß er mit Doktor Wilhelm beim Frühſtück, aß und trank, aber ohne daß dabei die Kataſtrophe erwähnt wurde. Ingigerd Hahlſtröm war wach geweſen und wieder eingeſchlafen. Der Barbier, Krankenpfleger und Matroſe, Namens Flitte, hatte ihre Kabinentür ins Schloß gedrückt. Der armloſe Artur Stoß lag zu Bett und ließ ſich bei geöffneter Tür, in aufgeräumteſter Stimmung, unter Späßen, von ſeinem getreuen Bulke das Frühſtück teils einflößen, teils in die Füße zureichen. Seinem Falſett ſchien die ganze überſtandene Not nur mehr eine Kette komiſcher Situationen zu ſein. Er erörterte unter gepfefferten Flüchen die Wahrſcheinlichkeit, nicht pünktlich zum Anfangstermin ſeines Vertrages in New York zu ſein, wodurch ihm mindeſtens eine Summe von zweihundert engliſchen Pfund verloren ginge. Dazu verwünſchte er auf gut Engliſch die ganze Hanſa, beſonders aber die „Hamburg“, den ſchäbigen Heringsdampfer, der höchſtens ſeine zehn Knoten liefe.

Den Künſtler Jakob Fleiſchmann aus Fürth hatten vierzehn Stunden ruhigen Schlafs zur Beſinnung gebracht. Er beſtellte von ſeinem Bett aus Eßbares, kommandierte und ließ den Steward ſpringen. Er ſprach ſehr laut, und man hörte ihn immer wieder verſichern, daß der Verluſt ſeiner Ölbilder, Zeichnungen und Radierungen, die er in New York hätte an den Mann bringen wollen, zwar unerſetzlich, daß aber unbedingt die Dampferkompanie dafür haftbar ſei.

Roſa, das Dienſtmädchen, nahm mit verweinten Augen, aber doch auch eifrig und glücklich, Kaffee, Zucker und Brot vom Tiſch und brachte es ihrer Herrin in die Kabine. Es war erſtaunlich, bis zu welchem Grade die Tote ſich wieder erholt hatte. Als Friedrich nach dem Frühſtück ſeine Viſite bei der Dame machte, hatte ſie nur einen dunklen Begriff davon, was mit ihr geſchehen war. Sie ſagte, ſie habe herrlich geträumt, und als ſie bemerkte, ſie ſolle geweckt werden, habe ſie ein Bedauern gefühlt.

Gegen zehn Uhr früh erſchien Kapitän Butor in der Kajüte, fragte die Herren, wie ſie geſchlafen hätten, drückte ihnen beiden die Hand und erzählte, man habe die ganze Nacht auf der Brücke nach etwa weiter Geretteten Auslug gehalten. Da der Wind noch immer nordweſtlich ſei, wäre damit zu rechnen, daß man ſich dem Kurs des Wracks, ſofern es noch über Waſſer ſei, annähere. „Um ein Uhr nachts ſichteten wir tatſächlich ein treibendes Wrack,“ ſagte er, „aber wir konnten feſtſtellen, daß es von Menſchen verlaſſen, älterer Herkunft und überhaupt kein Dampfer, ſondern ein Segler war.“ — „Vielleicht war es der Mörder des ‚Roland‘,“ ſagte Wilhelm.

Der Kapitän bat in der Folge Doktor Wilhelm und Friedrich ins Kartenhaus, wo die gerettete Mannſchaft des „Roland“ bereits auf ihn wartete. Es kam darauf an, die Unterlagen für den knappen Seemannsbericht zu erhalten, den er der Agentur ſeiner Reederei in New York über die

Aufnahme der Schiffbrüchigen und alle näheren Umſtände zu erſtatten hatte. Mit Feder und ſonſtigem Schreibzeug ward eine Art Verhör gehalten, wobei etwas weſentlich Neues über die Rieſenkataſtrophe nicht zutage kam.

Pander, der Schiffsjunge, zeigte den mit Bleiſtift geſchriebenen Zettel, den Kapitän von Keſſel ihm, zur Beſorgung an ſeine Schweſtern, gegeben hatte. Man betrachtete ihn und die wenigen Worte darauf mit Ergriffenheit. Bei dieſer Gelegenheit ergab ſich, wie ſehr die Herzen und Nerven, ſogar der Seeleute, durch den ſchrecklichen Vorgang gelitten hatten. Nicht nur Pander, ſondern ebenſo die Matroſen brachen bei Erwähnung dieſes und jenes Menſchen oder Umſtandes in hyſteriſche Tränen aus.

Nach Beendigung des Verhörs fühlte Friedrich das ſtarke Bedürfnis, allein zu ſein. Sonderbar: noch geſtern abend hätte er zu lachen vermocht, heute hatte er ein Gefühl, als ſei der Ernſt ſeines Weſens zu Erz geworden und habe ſich, nicht wie eine eiſerne Maske, nicht wie ein bleierner Mantel, ſondern viel eher ähnlich einem ſchweren metallenen Sarkophag um ſein Weſen gelegt.

Friedrich ſpürte, das Ereignis hatte ihm eine finſtere Erbſchaft zurückgelaſſen. Es war ein ſchwarz zuſammengezogener Ballen Gewölks, der drohend und brütend im Raum ſeiner Seele herumirrte. Friedrich mußte mit Willenskraft jedesmal ein Zittern bekämpfen, wenn etwas, einem Blitze ähnlich, aus dieſem Gewölke brach und das ganze überſtandene Schrecknis, wie etwas noch Gegenwärtiges aufhellte.

Warum hatten die Mächte ihm den jüngſten Tag nicht etwa als Viſion, ſondern wirklich gezeigt und hatten die unerhörte Parteilichkeit gehabt, mit den wenigen auch ihn dem Verderben entrinnen zu laſſen? War er, die winzige Ameiſe, die ſo gigantiſche Schrecken aufzufaſſen imſtande war, wichtig genug, um eine Führung für ſich beſonders, eine höhere Abſicht im Guten oder im Böſen, anzunehmen? Hatte er ſich vergangen? War er ſtrafwürdig? Aber dazu war dieſes Ereignis des Maſſenmordes zu entſetzlich, zu rieſenhaft! es war lächerlich, ihm etwas wie eine pädagogiſche Abſicht in bezug auf ein winziges Menſchendaſein unterzuſchieben. Fühlte Friedrich doch auch, wie von dem großen Allgemeinen des Ereigniſſes alles Perſönliche faſt verdrängt worden war. Nein! in dieſem Geſchehnis waren, ausgenommen der furchtbar betroffene Menſch, nur blind zerſtörende, taube und ſtumme Mächte am Werk.

Trotz alledem hatte Friedrich der Urtragik des Menſchengeſchlechts, der unabirrbaren Grauſamkeit der Mächte und dem Tode ins Auge geſehen. Wenn auch ohne beſondere, höhere Fügung und Beſtimmung, war er doch einer Erkenntnis teilhaft geworden, die etwas in ſeinem Weſen zur Härte des härteſten Felſens erſtarren ließ. Wo lag der Sinn eines ſolchen Vorgangs, wenn die ewige Güte ihn angeordnet hatte, und wo lag ihre Allmacht, wenn ſie ihn zu hindern nicht fähig war?

So langſam auf dem „Roland" die Zeit vorübergegangen war, ſo überraſchend ſchnell hatte der Zeiger der Uhr auf der „Hamburg" zweimal zwölf Stunden zurückgelegt. Während dieſer Zeit waren die beiden Damen zu Bett geblieben, obgleich das Wetter friſch und gleichmäßig war und den Aufenthalt an Deck ermöglichte. Die Folgen der Kataſtrophe zeigten ſich bei Frau Liebling in Perioden ſtarker Erregung und heftigen Herzklopfens, die von Angſtzuſtänden begleitet waren, bei Ingigerd Hahlſtröm in einer geſunden Schlafſucht, die den Gebrauch von Morphium, das man bei Frau Liebling anwandte, erübrigte. Beide geretteten Damen waren fieberlos. Dagegen hatte ſich bei dem Matroſen, deſſen Füße erfroren waren, Fieber eingeſtellt; auch war es den Ärzten nicht gelungen, die hohe Körpertemperatur bei dem Weibe aus dem Zwiſchendeck erheblich unter vierzig Grade herabzudrücken.

Sooft Friedrich bei der armen Schiffbrüchigen ſeinen Krankenbeſuch machte, fühlte er ſich verſucht, ihr das Erwachen für immer zu erſparen. In den erſten Stunden hatten ſich ihre Fieberphantaſien mit dem Schiffsuntergang, ihrem Mann, ihrer Schweſter und ihren Kindern beſchäftigt. Endlich ſchien ſie ſelbſt zum Kinde geworden zu ſein und im Elternhauſe Tage der Jugend zu durchleben: Schwalbenneſter, eine Kuh, eine Ziege, eine Wieſe mit eingekapptem Heu, auf das es nicht regnen ſollte, waren wichtige Dinge darin.

Artur Stoß, von ſeinem getreuen Bulke transportiert, und der Maler Fleiſchmann liefen bereits in beſter Verfaſſung auf Deck herum oder lagen in den auch hier vorhandenen Deckſtühlen. Die Ärzte, die auch an dem Monſtrum noch Kleinigkeiten zu pflaſtern und zu maſſieren hatten, krähte der Artiſt in aufgeräumteſter Stimmung an: „Ich ſag' es ja immer, Unkraut verdirbt nicht, meine Herren! Durchgegerbtes Leder kann ſelbſt Seewaſſer nicht angreifen. Ich bin ebenſogut wie jede Ameiſe, die acht Tage, ohne draufzugehen, unter Waſſer zubringen kann.“

Ella Liebling war, dank der unermüdlichen Sorgfalt Roſas, mit einem ſtarken Schnupfen davongekommen. Ihre Kleider waren getrocknet worden, und das kleine Mädchen ſtieg, kokett und niedlich anzuſehen, unter Aufſicht aller in allen Winkeln der „Hamburg“ herum. Ihr Freipaß geſtattete ihr nach Belieben zu Kapitän Butor auf die Kommandobrücke, mit den Maſchiniſten in die Maſchine, ja bis in den Tunnel der dicken Schraubenwelle hinabzuklettern.

Sie war der Verzug von jedermann. Natürlich, daß bald jedermann über Lebenslage und Lebensweiſe der Frau Mama Beſcheid wußte.

Es war ein Feſt für die geſamte kleine Schiffsfamilie, als man Ingigerd, nachdem ſie lange Bettruhe genoſſen hatte, in Friedrichs geretteten Mantel gewickelt, an Deck brachte. Das ſüße, blonde Geſchöpf, das ſeinen Vater verloren hatte, wurde von allen Männern an Bord mit demſelben männlichen Mitleid betrachtet. Der brave Schiffsjunge Pander war zu ihrem Schatten geworden. Aus einer Kieler-Sprottenkiſte hatte er für ſie eine Fußbank konſtruiert, und während ſie daſaß und mit Friedrichen ſprach, ſtand er entfernt, aber nahe genug, um ihre Befehle entgegenzunehmen. Auch Flitte, Matroſe und Heilgehilfe, lief mit beſonderem Eifer hin und her, um kleine Obliegenheiten der Pflege des Mädchens nicht zu verſäumen.

Überhaupt war der Ruf nach Flitte derjenige, der am meiſten gehört wurde. Der kleine, unterſetzte Menſch aus der Mark, den Abenteurerluſt aus einem Barbier und Heilgehilfen zum Matroſen gemacht hatte, erlebte inmitten ſeiner Schiffsfamilie unerwartet einen Triumph ſeiner Perſönlichkeit. Bald rief Frau Liebling, bald Ingigerd, bald der Matroſe mit den erfrorenen Füßen, bald Fleiſchmann, bald Stoß, bald ſogar Bulke und Roſa nach ihm, Roſa, die ſich mehrere Stunden am Tag in der ſchmalen Küche des alten und pfiffigen Schiffskochs nützlich machte. Auch die Ärzte hatten natürlich fortwährend mit Flitte zu tun, und es war ſelbſtverſtändlich, daß er auch in den Augen ſeines vergötterten Kapitäns, den er im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu raſieren hatte, jetzt ein Mann von ganz anderer Bedeutung geworden war.

Es war nicht zu leugnen: die unerwartete Ankunft des kleinen Trupps wunderlicher Paſſagiere mitten im Ozean hatte eine Erregung, die ebenſo ernſt als feſtlich war, bei Kapitän und Beſatzung des kleinen Frachtdampfers hervorgerufen. Die Ärzte mußten ſich immer wieder vom Kapitän, vom Bootsmann, vom erſten Steuermann, vom Schiffskoch, vom ſächſiſchen Maſchiniſten Wendler die Geſchichte ihrer eigenen Sichtung und Bergung wie ein fremdes Ereignis vortragen laſſen. An der Erregung, mit der es geſchah, erkannten ſie, wie es auch dieſen Seebären ein unerhörtes Ereignis bedeutete. Keiner von ihnen hatte, ſolange er auf See war, eine ſolche Beute herausgefiſcht.

Ingigerd lag auf ihrem bequemen Deckſtuhl ausgeſtreckt, und Friedrich hatte ſich auf einem Feldſtühlchen ihr gegenüber niedergelaſſen. Kollege Wilhelm und infolge ſeines Einfluſſes alle, die auf der „Hamburg" vereinigt waren, ſahen Friedrich als den romantiſchen Retter und Verehrer der Kleinen an. Jedermann war ſich mit Reſpekt und Intereſſe bewußt, der Entwickelung eines gleichſam vom Himmel ſelber ſanktionierten Romanes beizuwohnen. Ingigerd war Friedrichen gegenüber von einer ſchweigenden Fügſamkeit, als ob ſie, ein gehorſames Mündel, in ihm den natürlichen Vormund ſähe.

Das Wetter war friſch und bei mäßigem Seegang vollkommen klar geworden. Plötzlich, nach längerem Schweigen, das Friedrich ihr auferlegt hatte, fragte ihn Ingigerd: „Sind wir eigentlich wirklich bloß durch Zufall auf dem „Roland" zuſammengekommen?" Friedrich wich aus, indem er zur Antwort gab: „Es gibt keinen Zufall, oder alles iſt Zufall, Ingigerd!" Damit war ſie indeſſen nicht zufrieden. Sie ließ nicht nach, ehe ſie über die Gründe und Umſtände, die Friedrichen noch vor Southampton auf den „Roland" geführt hatten, im klaren war. Da ſchloß ſie: „Alſo hätte ja wenig gefehlt, und Sie wären präzis um meinetwillen zugrunde gegangen. Nun ſind Sie dafür mein Retter geworden.“ Mit dieſem kurzen Hin und Her des Geſprächs ward das Band zwiſchen beiden feſter gezogen.

Ausgenommen bei Friedrich und Ingigerd nahm das Bewußtſein des neugeſchenkten Daſeins in den Geretteten, auch nach außen, übermütige Formen an. Nicht viel mehr als zweimal vierundzwanzig Stunden lagen zwiſchen jetzt und dem Schiffsuntergang, und die heiterſte, unbefangenſte Luſtigkeit brach vielfach bei eben den gleichen Menſchen aus, die alle brutalen Schrecken dieſes Vorgangs durchlebt hatten. Artur Stoß hatte in ſeinem ganzen Leben wohl kaum jemals ein Publikum, ſo wie jetzt den Kapitän, den erſten Steuermann, den Bootsmann, den Obermaſchiniſten Wendler, den Schiffskoch, den Maler Fleiſchmann, Doktor Wilhelm, ja ſelbſt Frau Liebling zum Lachen gebracht.

Was den Maler Fleiſchmann betraf, ſo tat er das Gleiche unfreiwillig und unbewußt, was der Artiſt aus guter Laune und Abſicht beſorgte: konnte doch nichts unterhaltlicher ſein, als wenn der ſchwarzgelockte Menſch, der ſeine ſchwarze Samtjacke und eine ebenſolche Hoſe, durchtränkt von Seewaſſer, gerettet hatte, bei ſeinen maleriſchen Theorien auf ſeinen eingebüßten Bilderſchatz zu exemplifizieren begann. Immer wieder machte ſich Stoß den Spaß, das knotige Urgenie zur Schilderung ſeiner Gemälde zu veranlaſſen, deren Verluſt, nach Fleiſchmanns Anſicht, bei der ganzen Kataſtrophe des „Roland“ der ſchwerſte war. Oder Doktor Wilhelm, wenn Ingigerd nicht zugegen war, brachte den Maler auf die näheren Umſtände ſeiner Errettung. Dieſe nämlich ſtellten ſich im Haupte des Künſtlers auf eine ihn ſelber im höchſten Grade glorifizierende Art und Weiſe dar, und alle vorwiegend kläglichen Zwiſchenfälle, die ihn betroffen hatten, waren ihm gänzlich abhanden gekommen.

Allgemein bekannt auf dem Schiffe, wie der jeweilen erreichte Kurs eines Staats- oder Induſtriepapiers, war die letzte Summe, womit Fleiſchmann ſeinen Verluſt an Bildern und ſeine Anſprüche an die Schiffsgeſellſchaft bewertete. Sie waren in zwei und einem halben Tag von dreitauſend Mark auf mindeſtens fünfundzwanzigtauſend Mark hinaufgeſchnellt. Und vorläufig war nicht abzuſehen, welche Höhe ſie noch erreichen konnten.

Fleiſchmann hatte ſich auf der „Hamburg“ Konzeptpapier und Bleiſtift zu verſchaffen gewußt und war ſeitdem unermüdlich beſchäftigt, jedermann auf dem Schiffe zu karikieren. So kam es, daß er jetzt, da Friedrich und Ingigerd keines weiteren Menſchen bedurften, zuweilen der ungebetene Dritte war. Friedrich geriet dann in üble Laune. „Ich wundere mich,“ ſagte er einmal, nicht gerade liebenswürdig, zu ihm, „Sie nach einem ſo ernſten Ereignis ſchon wieder zu ſolchen Späßen fähig zu ſehen.“ — „Starker Charakter!“ ſagte Fleiſchmann lakoniſch. „Glauben Sie nicht,“ fuhr Friedrich fort, „Fräulein Hahlſtröm könnte ſich durch Ihr ſtändiges Anblicken geniert fühlen?“ — „Nein,“ ſagte Fleiſchmann, „das glaube ich nicht!“ Ingigerd aber nahm ſeine Partei und erhöhte damit Friedrichs Unbehagen.

Man hatte Frau Liebling den Tod des kleinen Siegfried bis jetzt noch nicht mitgeteilt. Nun war Verdacht in ihr aufgeſtiegen, da ſie nur immer die kleine Ella zu ſehen bekam. Flitte und Roſa, von ihr gebeten, Siegfried herbeizuholen, waren ohne ihn wiedergekehrt und hatten ſich ſchließlich durch die erregte und beängſtigte Frau die Erklärung, der Knabe ſei krank, abpreſſen laſſen. „Was fehlt meinem ſüßen armen Siegfried?“ rief ſie Friedrich entgegen, als er in ihre Kabine kam. Gleich darauf fiel ſie, die Hände vor beide Augen gedrückt, in die Kiſſen zurück und ſagte: „O

Gott, o Gott, es iſt ja nicht möglich! —“ Und dann, ohne abzuwarten, was Friedrich vorbrachte, weinte ſie ſtill und ehrlich in ſich hinein.

Am folgenden Tage, gegen die Mittagszeit, wurde ſie von Doktor Wilhelm und Friedrich an Deck geführt. Auf alle, die ſie nicht wiedergeſehen hatten, ſeit ſie als Leichnam aus dem Boot an Bord geſchleppt worden war, machte das Erſcheinen der wieder lebendig gewordenen Frau einen grauenerregenden Eindruck. Die Matroſen richteten ſcheue Blicke auf ſie, und während jeder von ihnen ſich beeiferte, Ingigerd Hahlſtröm die Wünſche von den Augen zu leſen, hielten ſie ſich von Frau Liebling fern, als ob ſie noch immer zweifelten, es mit einem natürlichen Menſchen zu tun zu haben. Warum ſollte nicht, wenn das Meer, wenn das Grab ſeine Toten wiedergab, auch der kleine Siegfried aus ſeiner Totenkammer wieder hervorgehen?

Als man die ſchöne, blutloſe Dame, mit einem Mantel des Kapitäns und Wolldecken wohlverwahrt in eine bequeme Lage gebracht hatte, blickte ſie lange ſtumm in die Weite der ruhigen See hinaus. Dann ſagte ſie plötzlich zu Friedrich, deſſen Geſellſchaft ſie gewünſcht hatte: „Sonderbar, es iſt mir nicht anders zumute, als hätte ich einen fürchterlichen Traum gehabt! Aber eben nur einen Traum, das iſt das Seltſame! Und wenn ich mir noch ſoviel Mühe gebe, ſo kann ich mich nicht überzeugen, außer wenn ich an Siegfried denke, daß der Traum etwas wirklich Erlebtes widerſpiegelt.“

„Wir dürfen nicht grübeln,“ ſagte Friedrich.

„Gewiß,“ fuhr ſie, ohne ihn anzuſehen, fort, „gewiß, ich habe nicht immer recht gehandelt. Ich denke an Strafe!

Habe ich aber Strafe verdient, ſo hat ſie doch Siegfried nicht verdient. Und warum bin ich entlaſſen worden?" Sie ſchwieg und kam dann auf dies und das aus ihrer Vergangenheit: Kämpfe mit ihrem Mann, mit dem ſie in der üblichen Art und Weiſe verkuppelt worden war, und der ſie zuerſt betrogen hatte. Sie ſagte, ſie ſei eine Künſtlernatur, und der alte Rubinſtein, dem ſie, elf Jahre alt, vorgeſpielt, habe ihr eine große Zukunft vorausgeſagt. Sie ſchloß: „Von Küche und Kindern verſtehe ich nichts. Ich war immer ſchrecklich nervös, aber ich werde doch wohl meine Kinder lieb haben! Hätte ich ſie wohl ſonſt meinem von mir geſchiedenen Manne abgetrotzt?

Friedrich machte tröſtliche Redensarten, worunter auch hie und da etwas minder oberflächlich Gedachtes zutage kam: ſo, was er von Sterben und Auferſtehen und von der großen Sühne ſagte, die jede Art Tod, ja ſogar der bloße Schlaf einſchließe. „Wenn Sie ein Mann wären, gnädige Frau," ſagte er, „ſo würde ich Ihnen Goethe empfehlen. Ich würde ſagen, leſen Sie recht oft den Beginn des zweiten Teiles „Fauſt":

Kleiner Elfen Geiſtergröße
eilet, wo ſie helfen kann.

Oder:

Beſänftiget des Herzens grimmen Strauß,
entfernt des Vorwurfs glühend bittere Pfeile,
ſein Inneres reinigt vom erlebten Graus.

Und ſo weiter. Bei alledem, was wir erlebt haben, ſpüren Sie nicht ein Gefühl der Entſühnung, der Reinigung?" — „Mir iſt," ſagte die Wiederauferſtandene, „als ob mein früheres Leben in einer unendlichen Ferne läge. Ein unüberſteiglicher Gebirgszug liegt ſeit dem Ereignis vor meiner Vergangenheit!" Sie endete: „Gehen Sie, Doktor, Sie langweilen ſich! Sie ſollen bei mir nicht Ihre koſtbare Zeit unnütz vertun.“

Aber Friedrich unterhielt ſich eigentlich lieber mit Frau Liebling als mit Ingigerd. Wenn er ſich langweilte, ſo geſchah es viel eher bei der Kleinen als hier. „O bitte,“ ſagte er deshalb, „nur keine Sorge.“ —

„Meine Mutter ſtellte mir vor,“ fuhr Frau Liebling fort, „es ſei Unrecht, die Kinder mit über See zu nehmen. Hätte ich ihr gefolgt, Siegfried wäre heut' noch am Leben. Sie kann mir mit Recht einen Vorwurf machen! Und wie ſoll ich ſchließlich, nach dieſem furchtbaren Fall, auch vor Siegfrieds Vater ſtehn! Auch er tat, was er konnte, durch Briefe, durch Freunde, auch durch Anwälte, um die Kinder zurückzuhalten.“

Kleine Unſtimmigkeiten zwiſchen Ingigerd und Friedrich abgerechnet, ging es auf der „Hamburg“, bei gleichmäßig ſchönem Wetter, gutgelaunt und lebhaft zu. Die Stätte des Schreckens lag bereits ſechs-, ſieben-, achthundert Meilen zurück im Ozean, und man wurde mit jeder Minute tiefer ins neugeſchenkte Leben hineingetragen. Die Südfruchtladung im Raum des Schiffs gab Gelegenheit, die Damen immer aufs reichlichſte zu verſorgen. Nicht ſelten wurde, zur Beluſtigung Ingigerds, von den Herren mit großen Orangen Fangball geſpielt. Die See, der Atlantiſche Ozean, ſchien um die „Hamburg“ her ein ganz anderer zu ſein als jener, der den „Roland“ verſchlungen hatte. Er legte ſich wie ein zweiter, wellenwerfender Himmel unter das Schiff, das er nur gerade wohlig ſchaukelte. Auch der kleine, über der Waſſerlinie ſchwarz-, unter ihr rotgeſtrichene, ſchmuckloſe Kauffahrer war in ſeinem Gange nicht ohne Majeſtät. Mit dem Wunderwerk der Technik, dem „Roland“, verglichen, bedeutete er eine alte, gemütliche Poſtkutſche, die aber zuverläſſig und hurtig ihre zehn Knoten die Stunde lief. Kapitän Butor behauptete allen Ernſtes, die Schiffbrüchigen hätten ihm Glück gebracht. Vom Augenblick ihres Erſcheinens an ſei der alte Ozean ſtill und ſanft wie ein achtzigjähriger engliſcher Pfarrer geworden. „Ja,“ ſagte Stoß, „aber der alte engliſche Pfarrer hat ſich vorher, Teufel nochmal, an einigen Hekatomben von Menſchenfleiſch ſattgefreſſen. Trau, ſchau, wem! wenn er verdaut hat, wird er noch beſſeren Appetit kriegen.“

Allein die Reiſe verlor bis zum Schluß, trotzdem man einen Toten und die ſchwerkranke Frau an Bord hatte, nichts mehr von ihrer Feſtlichkeit. Die Kommandobrücke war freies Gebiet, und man ſah meiſt, ſolange die Sonne ſchien, Ingigerd dort mit Herrn Wendler Schach ſpielen oder zuſchauen, wenn Friedrich dem Obermaſchiniſten Partie auf Partie abgewann. Die geſamte Mannſchaft, nicht am geringſten der Kapitän, empfand, der Beute wegen, die man auf hoher See geborgen hatte, tiefſte Befriedigung. Hätten ſich die Hochgefühle, die in den Menſchenherzen an Bord der wackeren Frachtkutſche „Hamburg“ frei wurden, in Od-Strahlen umgeſetzt, der Dampfer wäre mitten am Tag von einer beſonderen Gloriole umgeben geweſen.

Man wettete auf die Lotſennummer, kurz ehe der Lotſenkutter, mit Nummer fünfundzwanzig im Segeltuch, plötzlich ganz in der Nähe auftauchte. Artur Stoß, der gewonnen hatte, ließ, faſt erſtickend vor Lachen, ein erhebliches Sümmchen durch Bulke einſtreichen. Der enge Zuſammenſchluß mit den Reiſegefährten machte Friedrichen innerlich ungeduldig. Er hatte noch nicht, wie ſie, das alte Verhältnis zum Leben wiedererlangt. Eine gewiſſe Taubheit der Seele beherrſchte ihn. Die Empfindung für ſeine Vergangenheit, die Empfindung für ſeine Zukunft, ja, ſeine Leidenſchaft für Ingigerd, waren ihm abhanden gekommen. Es war, als ob ein Riß in der Stunde der Schrecken alle Verbindungsfäden zu Ereigniſſen, Menſchen und Dingen ſeines bisherigen Lebens getrennt hätte. Er ſpürte, ſooft er Ingigerd anſah, eine dumpfe Verantwortung. In dieſen Tagen ſchien es beinahe, als wenn das vorwiegend ernſt und weich geſtimmte Mädchen auf eine Erklärung ſeiner Neigung gewartet hätte. Sie ſagte einmal: „Ihr wollt alle nur euer Vergnügen, aber keiner will etwas ernſthaft von mir.“ Friedrich verſtand ſich ſelber nicht. Hahlſtröm war dahin, Achleitner hatte ſeine hündiſche Liebe büßen müſſen, und das Mädchen, in einem gewiſſen Sinne durchgeſchüttelt und durchgeläutert, war, wie Friedrich jetzt Grund zu glauben hatte, Wachs in ſeiner Hand. Oft traf er ihr Auge, wenn es ihn lange nachdenklich-ernſt betrachtet hatte. Dann kam ſich Friedrich recht kläglich vor, denn er mußte ſich eingeſtehen, daß er, der ſie einſt mit dem ganzen Reichtum einer leidenſchaftlich liebenden Seele hatte überſchütten wollen, mit leeren Händen vor ihr ſtand. Er ſollte reden, die Schleuſen aufziehen, hinter denen die Fluten ſeiner leidenſchaftlichen Liebe ſich doch geſtaut haben mußten, und blieb in tiefer Beſchämung ſtumm, weil er wußte, daß vorläufig alles Waſſer verſiegt, alle Quellen vertrocknet waren.

Es war gegen zehn Uhr früh, am ſechſten Februar, als Kapitän Butor an der kleinen, zwiſchen den Krimſtechern ſitzenden, mit den ſchlanken Beinchen luſtig baumelnden Ella Liebling vorüber, durch das Glas Land ſichtete. Es war ein erſchütternder Augenblick, als die Nachricht davon zu den Paſſagieren drang. Der Steward, der ſie in Friedrichs Kabine rief und im nächſten Augenblick wieder verſchwand, ahnte nicht, wie ſehr ſein kurzer Zuruf „Land!" den Fremden getroffen hatte. Friedrich ſchloß die Kabine und wurde von einem gewaltſam tonlos gemachten, hohlen und tiefen Schluchzen geſchüttelt. So iſt das Leben, drang es ihm durch das Herz: wurde nicht eben erſt in finſterer, troſtloſer Nacht das Wort „Gefahr!" in meine Kabine, wie das Todesurteil in die Zelle eines armen Sünders hineingerufen? Und nun die Schalmei in das Schüttern des noch nicht verrollten Donnerſchlags. Und jetzt erſt, im Weinen, und nachdem er ſich ausgeweint hatte, ſpürte Friedrich ein Schaudern, als ob ſich das Leben im Triumph wieder annähere. Ihn packte ein Rauſch, als ob eine ungeheure Armee mit klingendem Spiel von ferne her anrücke: eine Armee von Brüdern, bei denen er wieder daheim und ſicher war. Nie hatte er das Leben ſo angeſehen! Nie war es ihm ſo entgegengeflutet. Man muß ſehr tief in Verwirrung und Finſternis verſtoßen werden, um zu wiſſen, daß in allen Himmeln keine ſchönere Sonne als unſre vorhanden iſt.

Auch die übrigen Schiffbrüchigen und Geretteten wurden, jeder auf ſeine Weiſe, von dem Rufe „Land!" in Erregung verſetzt. Man hörte Frau Liebling in der nahen Kabine nach Roſa und Flitte rufen. „Per bacco, mein alter Schlingel," ſagte Stoß zu ſeinem getreuen Bulke laut — „per bacco, wir werden alſo doch nochmal wieder Land unter die Pfoten kriegen." Doktor Wilhelm guckte zu Friedrich herein: „gratulor, Kollege von Kammacher," ſagte er. „Das Land des Kolumbus iſt geſichtet. Wir haben den Vorteil, keine Koffer packen zu müſſen." Hinter Doktor Wilhelm blickte plötzlich der dicke Obermaſchiniſt Wendler herein. Er war etwas komiſch anzuſehen. Er ſagte: „Doktor, Sie müſſen gleich an Deck kommen. Ihr Schützling löſt ſich in Tränen auf." Natürlich betraf dies Ingigerd. Sie weinte, als

Friedrich bei ihr erſchien, und ſeine Tröſtungen wollten nicht fruchten. Er hatte das Mädchen bisher niemals weinen geſehen. Ihr Zuſtand, der jenem ſo ähnlich war, den er kaum überwunden hatte, erregte ihm Mitleid und Sympathie. Aber auch jetzt blieben Mitleid und Sympathie mehr väterlich. Sie ſagte plötzlich: „Ich bin nicht ſchuld, daß mein Vater zugrunde gegangen iſt! nicht einmal für Achleitner bin ich verantwortlich, ich habe ihm von der Reiſe im Guten und Böſen abgeraten.“

Friedrich ſtreichelte Ingigerd.

Der Kurs der „Hamburg“ ließ mehr und mehr die gewaltige Ozeaneinſamkeit hinter ſich. Man ſah nicht mehr nur dieſes und jenes Schiff, das dem Hafen zuſtrebte, ſondern allbereits war die Waſſerfläche von einer großen Anzahl kommender und gehender Dampfer und Segler belebt, wodurch ſich die Nähe des großen Hafens ankündigte. Schon ſah man den Leuchtturm von Sandy-Hook. Obgleich nun Ingigerd und Friedrich das innere Schwingen ihrer durch und durch erſchütterten Seelen nicht zur Ruhe bringen konnten, wurden ſie doch von den wechſelnden Bildern der Einfahrt angezogen. Staunen folgte auf Staunen, und faſt von Sekunde zu Sekunde beherrſchte ſie eine neue Form der Ergriffenheit.

Mit klingendem Spiel kam ein White-Star-Dampfer langſam vorbeigezogen. Er trat ſoeben die von der „Hamburg“ beinahe vollendete Reiſe aufs neue an. Auf den Decks des majeſtätiſchen Schiffs wimmelten Paſſagiere wie Ameiſen. Ihre Stimmung ſchien heiter bewegt und feſtlich zu ſein. Was wußten ſie jetzt von dem, was möglicherweiſe ihrer wartete? Und wenn ſie auf die kleine „Hamburg“, mit den wenigen Paſſagieren an Deck, herabſahen, ſo kam ihnen auch nicht die leiſe Ahnung von der Größe und Furchtbarkeit des Ereigniſſes, das dieſe wenigen Menſchlein als einzige Zeugen entlaſſen hatte.

Was bei dieſer Einfahrt an Sandy-Hook vorüber, durch die Lower-Bay auf die Engen zu, die Erregung und Bewegung der Nerven, wie von Feuer und Tränen, nicht zur Ruhe kommen ließ, das war zugleich Abſchied von Heimat und Meeresgefahr und Wiederſehen! Das Wiederſehen des feſten Landes und der geſicherten menſchlichen Ziviliſation. Dies war der Mutterſchoß, dem man entſproſſen und in dem man bis zur Zeit der geiſtigen Lebensreife gewachſen war. So erlebte man eine Art Heimkehr, aber doch mit dem eigentümlichen Nebengefühl, als käme man auf einem fremden Planeten an. Da draußen im Meer und über dem Meer webte das Grauen der Einſamkeiten, darin der Menſch, der alles ſieht, ein Ungekannter, Ungeſehener, von Gott und Welt Vergeſſener bleibt. Das Mörderiſche in dieſen Zwiſchenreichen iſt es, was der Menſch in ſeinen erwärmten, wimmelnden und raſpelnden Ameiſenhaufen, um glücklich zu ſein, vergeſſen muß: der Menſch, dieſes inſektenhafte Gebilde, deſſen Sinnesapparat und deſſen Geiſt ihn gerade nur zur Erkenntnis ſeiner ungeheuren Verlaſſenheit im Weltall befähigt.

Segler kreuzten, Dampfer tuteten. Scharen von Möwen fiſchten oder warfen ſich da- und dorthin durch die friſche, bewegte Luft. Ein zweiter großer atlantiſcher Dampfer näherte ſich bei Norton-Point, der Hamburg-Amerika-Linie angehörend. Das Rieſengebäude wurde wie durch eine geheime Kraft ruhig und ſicher vorwärtsgeſchoben. Deutlich vernahm man das Gong, das die Paſſagiere von den Promenadendecks zur Tafel rief.

„Jetzt,“ ſagte Friedrich, indem er die Uhr aus der Taſche zog, „iſt es in Europa eine Viertelſtunde vor ſechs, und herrſcht noch nächtige Finſternis.“

Kapitän Butor hatte mit der Quarantäne-Station Flaggenſignale gewechſelt, die „Hamburg“ ſtoppte, und die Sanitätskommiſſion erſchien an Bord. Nach längeren Unterhandlungen und genauer Information durch die Ärzte, wurden die kranke Frau und, mit Bewilligung von Frau Liebling, die Leiche des kleinen Siegfried von Bord gebracht. Friedrich ſorgte dafür, daß Frau Liebling in ihrer Kabine blieb, und ein allzu ſchmerzlicher Auftritt vermieden wurde. Dann ging die wackere „Hamburg“ mit Volldampf durch die Narrows in die herrliche Upper-Bay hinein.

Die Statue der Freiheit, das Geſchenk der franzöſiſchen Nation, wird noch immer von den Reiſenden, lange bevor ſie auftaucht, mit bewaffnetem Auge geſucht. Auch Friedrich huldigte ihr in Gedanken, als er ſie mitten im Waſſer auf einer ſternförmigen Baſis aufragen ſah. Sie erſchien hier nicht gerade rieſenhaft, aber ſie gab ihm doch einen ſchönen Klang, mehr der Zukunft, als der Gegenwart, einen Klang, der ſogar ſein Herz berührte und ſelbſt in der wunderlichen Verfaſſung, in der er war, ihm die Bruſt weitete. Die Freiheit! mochte das Wort gemißbraucht ſein, es hatte von ſeinem Zauber und von ſeiner Zukunft nichts eingebüßt.

Und jetzt plötzlich ſchien Friedrichen die Welt verrückt geworden. Der engere Hafen, von babyloniſchen Wolkenkratzern umgeben, mit ſeinen zahlloſen, damals noch höchſt grotesken, rieſig getürmten Fährbooten, kam heran, ein Anblick, deſſen ungeheure Phantaſtik vielleicht lächerlich ſein würde, wenn ſie nicht wahrhaft gigantiſch wäre. In dieſem Krater des Lebens bellt, heult, kreiſcht, brummt, donnert, rauſcht, ſummt und wimmelt die Ziviliſation. Hier iſt eine Termitenſiedlung, deren Tätigkeit verblüffend, verwirrend und betäubend iſt. Es ſchien unbegreiflich, daß in dieſem unentwirrbaren, toſenden Chaos eine Minute ohne Zuſammenſtoß, ohne Einſturz, ohne Mord und Totſchlag vorübergehen konnte. Wie war es möglich, in dieſem Kreiſchen, Hämmern, Schmettern auf Metallplatten und ſonſtigen tollen Wirrwarr ruhig eigenen Zielen, eigenen Geſchäften erfolgreich nachzugehn?

Die unfreiwilligen Paſſagiere der „Hamburg“ waren in dieſen letzten Minuten ihres Zuſammenſeins ein Herz und eine Seele geworden. Friedrich hatte bei der Schiffskataſtrophe ſeine Barſchaft nicht eingebüßt und Ingigerd Hahlſtröm bewogen, während der erſten Tage an Land ſeine Dienſte nicht von der Hand zu weiſen. Alle verabredeten außerdem, ſie wollten ſich in New York nicht aus den Augen laſſen. Es iſt natürlich, daß das Abſchiednehmen mit vielen Wünſchen und wirklicher Rührung ſchon ſeit einer Stunde und länger, bevor die „Hamburg“ feſtmachte, lebhaft im Gange war.

Dabei übte der dithyrambiſche Lärm der mächtigen Stadt, mit ihren Millionen arbeitender Menſchen, eine Wirkung aus, die erneute und umbildete. Es war wie ein Strudel des Lebens, in den man widerſtandslos hinein mußte. Er duldete keine Grübelei und kein Vertiefen in Vergangenes. Alles darin rief und drängte vorwärts. Hier war Gegenwart, nichts als Gegenwart. Artur Stoß ſchien mit einem Fuß bereits auf der Bühne von Webſter und Forſter zu ſtehen. Es wurde viel über Ingigerds Auftreten hin und her geredet. Sie und Stoß waren von dem gleichen Tage an engagiert, und dieſer Termin war bereits überſchritten. Ingigerd ſagte, ſie könne unmöglich tanzen, mit der Unſicherheit über den Verbleib ihres Vaters in der Bruſt. Dagegen erklärte Artur Stoß, er werde, wenn er zurechtkäme, noch heut' abend auf der Bühne ſeine Nummer erledigen. „Ich habe," ſagte er, „bereits zwei Abende mit rund fünfhundert Dollarn pro Abend eingebüßt. Übrigens: ich muß arbeiten! ich muß unter Menſchen!" Und um Ingigerd zu ihrem Vorteile zu beraten, führte er Beiſpiele ſolcher Leute an, die ſich ſelbſt in den ſchwerſten Augenblicken von der Ausübung ihres Berufs nicht hatten zurückhalten laſſen: irgend ein Gelehrter hielt ſeine Vorleſung, während ſeine Frau im Sterben lag. Ein Bajazzo, dem die Frau durchgegangen war, trat auf, um dennoch, wenn auch mit blutendem Herzen, Späße zu machen. „Das iſt unſer Beruf," ſagte Stoß. „Und übrigens nicht allein unſer Beruf, ſondern jedermanns Beruf, gleichviel ob mit Luſt oder Unluſt, mit Qual oder Glück im Innern, ſeine Pflicht zu tun. Jeder Menſch iſt ein tragikomiſcher Gaukler, obgleich er vielleicht nicht ſo wie wir dafür gelten muß. Ich ſehe einen Triumph darin," fuhr er fort, „nach dem, was ich durchgemacht habe, heut' abend unter den Blicken von dreitauſend ſenſationslüſternen Zuſchauern, ohne Zittern das Herz aus dem Aß zu ſchießen." Und der Artiſt kam mehr und mehr, aber nicht unſympathiſch und ebenſowenig ohne Geiſt, in ein lebhaftes Renommieren hinein. „Wenn Sie nichts Beſſeres wiſſen, meine Herren," wandte er ſich an die beiden Ärzte, „ſo kommen Sie vielleicht heut' abend in Webſters und Forſters Varieté und ſehen mich meine Sprünge machen. Arbeit! Arbeit!" Die Worte galten jetzt Ingigerd. „Ich wünſchte ſehr, Sie entſchlöſſen ſich! Arbeit iſt Medizin! Arbeit iſt alles! Dem Geſchehenen nachtrauern hilft zu nichts. Und außerdem," ſagte er plötzlich ernſt werdend, „vergeſſen Sie nicht, daß unſere Aktien augenblicklich in eine tolle Hauſſe geraten ſind. Artiſten dürfen ſo etwas nicht ausſchlagen. Paſſen Sie auf, wie wir, wenn wir nur den erſten Fuß an Land ſetzen, von Reportern umlagert ſind.“

„Wieſo?“ fragte Friedrich. Und Stoß fuhr fort: „Glauben Sie etwa, daß wir nicht längſt mit allen Einzelheiten der Rolandkataſtrophe von der Quarantäne-Station aus nach New York ſignaliſiert worden ſind? Sehen Sie mal dieſe rieſigen Wolkenkratzer an, den mit der Glaskuppel uſw.: das iſt die Sun, die World, die New Yorker Staatszeitung. Da werden wir jetzt bereits mit Schnellpreſſen gedruckt und in Millionen von Zeitungsexemplaren breitgetreten. Es gibt die nächſten vier, fünf Tage keinen Mann und keine Frau in New York, die ſich an Berühmtheit mit den Geretteten vom „Roland“ werden meſſen können.“

Unter ſolchen und ähnlichen Ausſprachen hatte ſich die „Hamburg“ an den Pier gelegt, und der Abſchied begann nun ernſt zu werden. Da war es tatſächlich höchſt wunderlich zu bemerken, welche Bewegung dieſe einander im Grunde doch fremden Menſchen ergriff. Frau Liebling weinte, und Friedrich, wie Doktor Wilhelm, mußten ſich ihre Dankesküſſe gefallen laſſen. Roſa küßte Bulke und dann unter wirklichem Heulen immer wieder Doktor Wilhelm und Friedrich die Hand. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch zwiſchen den Damen Zärtlichkeiten gewechſelt wurden. Der Matroſe und Krankenpfleger Flitte wurde belobt, Kapitän Butor und Maſchiniſt Wendler, wie überhaupt die Mannſchaft der „Hamburg“, als Biedermänner und Retter geprieſen. Die Matroſen vom „Roland“ wurden von den Ärzten und Stoß als „unſere Helden!“ tituliert. Ein Wiederſehen wurde verabredet, und Kapitän Butor und Maſchiniſt Wendler, ſowie der rüplige Maler Fleiſchmann für übermorgen mittag von Doktor Wilhelm in die Hofmann Bar beſtellt, von dort aus wollte man dann gemeinſam bummeln.

Der arme Maler Fleiſchmann war angeſichts dieſer tobſüchtigen Stadt etwas verwirrt und kleinlaut geworden. Er verſtand kein Engliſch, ſeine Barſchaft war klein, ſein Bilderkapital war verloren gegangen. Er verſuchte ſich auf die beſte Manier an ſeine Schickſalsgenoſſen anzuklammern. Man kam überein, ſelbſt der armloſe Stoß gab gute Ratſchläge, ſich für den Künſtler zu intereſſieren. „Sollten Sie Schwierigkeiten bei der Agentur finden," erklärte ihm Stoß, „ſo führe ich Sie bei meinem Freunde, dem Chef der New Yorker Staatszeitung, ein."

Wenige Augenblicke ſpäter ſpürte Friedrich mit einer Art Schwindel den feſten Steingrund des Piers unter ſich. Ingigerd hing an ſeinem Arm, Cheers wurden ausgebracht, Hooray geſchrien, und eine brüllende, ſchreiende, ja tobende Menſchenmenge umdrängte ihn. Plötzlich ſchob ſich ein kleiner Japaner vor, der mehrmals haſtig die Worte ſagte: „How do you do, Herr Doktor? Kennen Sie mich?" Friedrich ſann nach. Er wußte im Augenblick kaum, wer er ſelber war, während ihm brüllende Hochs dicht in die Ohren gedonnert, und die Hände von allen Seiten geſchüttelt wurden. Freundliche Fäuſte fuchtelten hinter ihm, über ihm und dicht vor ſeiner Naſe herum. „Sie kennen mich nicht, Herr Doktor?" wiederholte grinſend der Japaner. „Ja, zum Donnerwetter," rief Friedrich jetzt, „Sie ſind ja doch Willy Snyders, mein alter Schüler!? Willy! wie kommen denn Sie hierher?" — Friedrich hatte in Breslau ſtudiert und, da er nicht reich war, ſeinen Wechſel durch eine ſehr gut bezahlte Privatſtunde aufgebeſſert, die ein dortiger Induſtrieller ſeinem deſperaten Sohn geben ließ. Friedrich hatte dann in dem Früchtchen einen ebenſo amüſanten als braven

Schlingel gefunden, der ihm bald mit Leib und Seele ergeben war. Dieſen Schlingel, zum jungen Manne herangereift, erkannte er jetzt in dem luſtigen Japaner.

„Wie ich hierher komme? Herr Doktor, das erkläre ich Ihnen nachher,“ ſagte, mit vor Freude des Wiederſehens weitgeöffneten Naſenlöchern, Willy Snyders. „Jetzt möchte ich Sie nur fragen, ob Sie Quartier haben, und ob ich Sie auf Schleichwegen um die verfluchte Reporterbande, frei nach Cooper, herumbringen ſoll. Oder wünſchen Sie interviewed zu werden?“ — „Um keinen Preis der Welt, Willy,“ ſagte Friedrich. — „Dann muß ich ſchon bitten,“ ſchrie Willy, „bleiben Sie mir an den Ferſen. Ich habe für alle Fälle ein Cab engagiert, und wir fahren ſofort zu unſeren Leuten!“ Friedrich ſtellte Ingigerd vor und fuhr dann fort: „Ich habe Pflichten! ich muß erſt dieſe verehrte junge Dame in einem guten Hotel in Sicherheit bringen. Und übrigens kann ich ſie auch dann überhaupt nicht allein laſſen.“ Willy Snyders begriff ſofort. Das änderte ſeinen Vorſchlag nicht, er erneute ihn jetzt noch dringlicher. „Nämlich,“ ſagte er, „die junge Dame wohnt in unſerem Privathaus bei weitem angenehmer und ſicherer. Die einzige Frage iſt, ob ſie italieniſche Küche verträgt.“ — „Lieber Willy,“ antwortete Friedrich, der Ingigerds Bereitwilligkeit erkannt hatte, „in Ihren Maccaroni ſehe ich keine Schwierigkeit, alſo will ich, wie Sie vor Jahren meiner Leitung, mich zur Abwechſlung heute mal Ihrer bewährten Leitung anvertrauen.“ — „Allright! alſo vorwärts!“ gab Willy zurück, und man ſah ihm die Freude darüber an, daß er einen ſo guten Fang getan hatte. Sie ſahen noch, wie Stoß einem Kreis von Reportern, mit den Mundbewegungen eines Zahnbrechers Vortrag hielt, und wollten eben nach einem fluchtartigen Lauf durch die Menge das Cab beſteigen, als ein atemlos keuchender Herr mit einem „Entſchuldigen Sie, habe ich wohl die Ehre,“ vor Ingigerd

Hahlström ſtand. „Ich bin von Webſter und Forſter entſendet,“ ſagte der trotz des windigen Tages ſtark ſchwitzende ältere Mann, indem er den Hut in der Hand mit dem Taſchentuch auswiſchte. „Ich bin beauftragt, ich bin beauftragt! Ich bin mit einem Wagen hier! Ich habe einen Wagen hier ...“ Er ſchwieg, zu erſchöpft, um weiterzuſprechen. —

Friedrich ſagte: „Die Dame kann heute unmöglich auftreten!“ — „Oh, keineswegs, die Dame ſieht doch ſehr wohl aus, mein Herr!“ — „Erlauben Sie mal!“ Friedrich wollte grob werden. Der Agent von Webſter und Forſter hatte ſeinen Hut auf die Glatze geſetzt: „Es wäre ein unerhörter Fehler, ein nicht gutzumachender, großer Fehler, wenn die Dame nicht auftreten wollte. Ich bin beauftragt, der Dame mit Geld und allem Nötigen zur Verfügung zu ſtehn. Dort iſt mein Wagen. Im Aſtor-Hotel ſind Zimmer beſtellt.“ Friedrich wurde heftig: „Ich bin Arzt, und ich ſage Ihnen als Arzt, daß die Dame heute und in den nächſten Tagen nicht auftreten kann!“ — „Werden Sie der Dame die Gage erſetzen?“ — „Was ich in dieſer Beziehung tun werde, iſt weder Webſters und Forſters, noch Ihre Sache!“ Mit dieſen Worten glaubte Friedrich befreit zu ſein.

Aber der Agent wurde anzüglich: „Wer ſind Sie, mein Herr? Ich habe ausſchließlich mit dieſer Dame zu tun! Sie ſind nicht berechtigt, ſich einzumiſchen.“ Ingigerd meinte: ſie glaube, ſie könne nicht auftreten. „Das gibt ſich ſofort, wenn Sie auf der Bühne ſind. Die Frau meines Chefs hat mir übrigens einen Brief an Sie mitgegeben: ihr Mädchen iſt im Hotel und hat alles Nötige mitgebracht. Sie ſteht n allem zu Ihrer Verfügung.“

„Unſere Petronilla iſt auch eine ganz famoſe Perſon,“ rief Willy Snyders dazwiſchen. „Wenn Sie ihr ſagen, was Sie brauchen, gnädiges Fräulein, ſo iſt es in fünf Minuten herbeigeſchafft!“ Und er beförderte Ingigerd mit der Dringlichkeit eines Mädchenräubers in die Kaleſche. „Dann," ſagte der Abgeſandte von Webſter und Forſter mit Willenskraft, „mache ich Sie auf die Folge eines Kontraktbruches aufmerkſam und muß Sie abſolut dringend um Ihre Adreſſe bitten!" — „Hundertundſiebente Straße, Numero ſoundſoviel!" rief Willy dem mit dem Notizbuch bewaffneten Fremden zu, worauf er, Ingigerd und Friedrich, im Cab davonrollten.

Das Cab mit ſeinen Inſaſſen wurde mit anderen Cabs und Laſtwagen auf dem üblichen Ferry-Boat von Hoboken nach New York übergeſetzt. Ein Zeitungsjunge reichte ein Exemplar der „Sun" in den Wagen, das bereits ausführliche Schilderungen vom Untergang des „Roland" enthielt.

Der Verkehr mit Ferrybooten, Schleppern und Dampfern aller Art war rieſenhaft. Die Fährboote glichen plumpen ſchwimmenden Rieſenkäfern, die ſchwarz von Menſchen waren, und über die eine Art Pumpwerk oben hinausragte. Es gab ein Donnern, als das Boot in den Molen lag und alle Gefährte, Cabs und Laſtwagen ſich beinahe auf einmal in Bewegung ſetzten, von trappelndem Menſchengewimmel eskortiert.

Dieſe Stadt, dachte Friedrich, iſt von einem Wahnwitz der Erwerbsgier gepackt. Wo er hinblickte, drohten ihm Rieſenplakate! rieſige Buchſtaben, rieſige bunte Abbildungen! rieſige modellierte Hände, Fäuſte, Geſichter, die auf etwas hinwieſen. Es war ein ſchreiender, gieriger Konkurrenzkampf, der überall mit allen erdenklichen Mitteln ſich austobte, eine wilde und ſchamloſe Katzbalgerei des Erwerbes, und ſeltſamerweiſe im ganzen gerade dadurch einer gewiſſen Größe nicht ermangelnd. Hier war keine Heuchelei, dies war ſcheußliche Redlichkeit.

An einer Telegraphenoffice wurde haltgemacht. Kabeldepeſchen an Ingigerds Mutter und Friedrichs Vater wurden aufgegeben. Friedrichs Nachricht lautete: „Ich bin gerettet, geſund und wohlauf“, Ingigerds: „Ich bin gerettet, Papas Schickſal unbeſtimmt.“ Während ſie dieſe Worte aufſetzte, hatte Friedrich Gelegenheit, Willy Snyders davon zu unterrichten, daß Ingigerd durch die Schiffskataſtrophe wahrſcheinlich zur vaterloſen Waiſe geworden war.

Das Cab mit den drei Inſaſſen fuhr weiter, den Broadway hinab, jene meilenlange Hauptſtraße von New York, in der ſich zwei ſcheinbar ununterbrochene Ketten von Tramwaywagen gegeneinander vorbeiſchoben. Sie wurden damals von einem Drahtſeil bewegt, das in einer unterirdiſchen Rinne lief. Überall war der Verkehr gewaltig. Um ſo ſonderbarer berührte Friedrich und Ingigerd die Stille, die ſie umgab, als der Wagen in eine Seitengaſſe gebogen war und ſein Ziel erreicht hatte. Er hielt vor einem niedrigen Einfamilienhaus, von den übrigen Bauten der Straße durch nichts unterſchieden. Höchſtens Arbeiterkolonien zeigten in Deutſchland die gleiche architektoniſche Monotonie, die hier ein vornehmes Viertel beherrſchte. Aber das Innere der neuen Herberge glänzte von Sauberkeit und Behaglichkeit.

Dämmerung war hereingebrochen, als die Reiſenden endlich hinter den Türen ihrer Zimmer zur Ruhe gelangten. Petronilla, eine alte italieniſche Wirtſchafterin, hatte Ingigerd in Empfang genommen und ſorgte für ſie mit Eifer, ja Zärtlichkeit.

Friedrich wuſch ſich und ſtieg, von Willy Snyders geleitet, in das Souterrain, wo das Diner ſtattfinden ſollte. Der Boden des Speiſeraums war mit Flieſen belegt, und die Wände mit ſauberen Baſtmatten bekleidet. Wo ſie endeten, lief ein Geſims an den Wänden herum, auf welchem ſtrohgeflochtene Fiaschi gereiht ſtanden. Der Tiſch war für acht Perſonen gedeckt, und das Weißzeug war peinlich ſauber.

Über Charakter und Zweck des ganzen behaglichen Heims war Friedrich von Willy Snyders belehrt worden. Mieter des Hauſes war ein deutſcher Künſtlerkreis, der in einem Bildhauer, Namens Ritter, ſeine Hauptſtütze beſaß. Er wurde als großes Talent geprieſen. Zu ſeinen Mäzenen und Kunden gehörten die Aſtor, die Gould, die Vanderbilt. Willy nannte Ritter „ein feines Aas!“ und rühmte das „Smarte“ in ſeinem Charakter.

In einer Ecke des Speiſeraums waren Abgüſſe ſeiner Arbeiten aufgeſtellt, die Willy über den grünen Klee lobte.

Außer Ritter nahm ein anderer Bildhauer an den Segnungen dieſes Klubhauſes teil. Er hieß Lobkowitz und war, wie Ritter, geborener Öſterreicher. Der Vierte im Bunde war ein Schleſier, ein vollkommen mittelloſer Maler und Sonderling, deſſen Talent jedoch hier aufs höchſte bewundert wurde. Der brave Willy hatte den Landsmann aus einem Elendquartier New Yorks, nicht ohne Mühe, hierher überführt.

„Paſſen Sie auf,“ ſagte Willy, mit dem ihm eigenen Ton, worin die gutturalen und naſalen Laute des amerikaniſchen Engliſch mit dem öſterreichiſchen Dialekt ſeiner Freunde eine Verbindung eingegangen waren, „paſſen Sie auf, wie dieſer verrückte Hund, der Franck, ſich benehmen wird. Der Kerle beißt um ſich herum! der Kerle iſt zum Krummlachen. Das heißt,“ fuhr er fort, „wenn die verdrehte Krucke überhaupt zum Vorſchein kommt.“

Aber der Maler Franck kam als Erſter herein. Er hatte, wie Willy, Oberhemd und Dinerjackett angezogen. Willy ſprach ſehr viel, während der ſonderbare Menſch Friedrichen wortlos und ſchlaff die Hand reichte. Obgleich nun die Landsleute beieinander waren, verlor ſich doch durch das Eintreten Francks für einige Augenblicke die Ungezwungenheit, mit der Willy Snyders und Friedrich ſich unterhalten hatten.

Dieſer bedauerte ſehr, nicht im Smoking zu ſein. „Ja, Ritter iſt ein feiner Hund,“ meinte Willy wieder, „wir müſſen Abend für Abend mindeſtens wie Geſandtſchafts-Attachés zu Tiſche gehen.“

Petronilla erſchien und erzählte in wortreichem Italieniſch, daß die liebe, kleine, arme Signorina von einem bleiernen Schlaf befallen ſei, und ruhig, tief und gleichmäßig atme. Hierauf fragte ſie, ob denn die Herren noch nichts von dem Untergang des großen Schiffs gehört hätten. Als man ihr Friedrich als einen Geretteten vorzuſtellen verſuchte, lachte ſie laut und lief davon.

Lobkowitz trat in den Speiſeraum.

Lobkowitz war ein ruhiger, langer Menſch, der Friedrichen, deſſen jüngſte Geſchichte er ſchon erfahren hatte, mit Wärme entgegentrat. Er meldete, Ritter ſei vorgefahren. Man blickte durchs Fenſter, und ſah einen eleganten Wagen, auf dem ein ſchwarzlivrierter Kutſcher ſaß. Er ſchloß das Spritzleder, um davonzufahren, während ein raſſiger Eiſenſchimmel bereits in der Gabel zu ſteigen begann.

„Der Kerle, der die Leinen hält,“ ſagte Willy, „iſt ein verkrachter öſterreichiſcher Offizier und wegen Spielſchulden ausgekniffen. Jedenfalls iſt er jetzt eine unbezahlbare Kraft für Ritter, denn er ſagt ihm, wie er ſich zum erſten Frühſtück, zum Lunch, zum Diner, beim Tennis, beim Cricket, beim Reiten, beim Fahren zu kleiden hat, wie man Mailcoach fährt, grauen oder ſchwarzen Zylinder, ſolchen Schlips, ſolche Handſchuhe trägt, ſolche Manſchettenknöpfe, ſolchen Strumpf! überhaupt alles, was man berückſichtigen muß, um hier in New York ein Aas zu ſein.“

Und der achtundzwanzigjährige Bonifazius Ritter, dem wirklich in Amerika mehr, als er je gehofft, in den Schoß gefallen war, trat jetzt ein, friſch, ſchön, liebenswürdig wie Alcibiades. In der erſten Minute war Friedrich von dem ganzen Weſen des Glückskindes hingeriſſen. Alles an Ritter war Bonhomie, Naivität, Lebensfreude und Herzlichkeit. Die weiche Liebenswürdigkeit des Öſterreichers war durch die Luft der neuen Welt hell, frei und feurig geworden. Man ging zu Tiſch, wo gleich darauf, bei einer Mineſtra, die Unterhaltung in Gang geriet.

Man merkte es Willy Snyders an, als er höchſtſelbſt, denn er war Ökonom des Kreiſes, die Weine einſchenkte, wie ſtolz er auf Bonifazius Ritter war, und welche Genugtuung es ihm bereitete, ſeinem Lehrer von einſt, auf dieſem außereuropäiſchen Boden, mit ſolchen Freunden und einem ſolchen Heim dienen zu können. Man taute auf, und als die Bedienerin in weißem Häubchen und weißer Schürze den Fiſch ſerviert hatte, wurde bereits von allen Seiten auf Friedrichs und ſeines Schützlings Errettung angeſtoßen. Es entſtand darauf eine kleine Pauſe, die der bleiche, junge Gelehrte zum Anlaß einer Erklärung nahm.

„Ich bin herübergekommen,“ ſagte er, „um gewiſſe Studien, die ich vor vielen Jahren mit einem Freunde begonnen habe, hier in Amerika mit ihm fortzuſetzen. Sie kennen ihn ja, lieber Willy,“ wandte er ſich an den alten Schüler, „es iſt Peter Schmidt, der Arzt, jetzt in Springfield, Connecticut.“ Willy Snyders warf ein: „Er iſt jetzt nach Meriden übergeſiedelt.“ —

„Ich traf auf dem Schiff zu meinem Erſtaunen die kleine Dame“ erklärte nun Friedrich, „die jetzt Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nimmt. Wir hatten Glück, wir gelangten, bevor die Panik ausbrach, in aller Ruhe ins Rettungsboot. Leider mußten wir ſchließlich den Vater der Kleinen zurücklaſſen. So hat uns der Zufall zuſammengeführt, und ich betrachte mich für das kleine Fräulein verantwortlich.“

Friedrichen überkam ein Gefühl der Geborgenheit, wie er es lange nicht mehr geſpürt hatte. Er hatte ſich immer zu Künſtlern hingezogen gefühlt. Ihre Unterhaltung, ihre Geſelligkeit war ihm von jeher die liebſte geweſen. Nun kam hinzu, daß er hier, wo er mit einer kalten Fremde gerechnet hatte, von einem ſolchen Kreiſe mit offenen Armen empfangen worden war. Während man anſtieß und auf die ungezwungenſte Weiſe tafelte, fragte ſich Friedrich mitunter, ob er wirklich in New York, dreitauſend Seemeilen von dem alten Europa entfernt wäre? War hier nicht die Heimat? War ihm im Verlaufe der letzten zehn Jahre, drüben in der wirklichen Heimat, jemals ſo heimatlich warm zumute geweſen? Und wie ſtrömte das Leben auf ihn ein! Wie wurde er jetzt mit jeder Minute von einer neuen Woge emporgehoben. Er, der kaum noch aus einem allgemeinen Untergang ſein nacktes Daſein gerettet hatte.

Er ſagte: „Ich danke Ihnen aufs tiefſte, meine Herren und lieben deutſchen Landsleute, daß Sie mir unverdientermaßen ſoviel gaſtliche Freundſchaft entgegenbringen.“ Er hob ſein Glas, und ſie ſtießen an. Und plötzlich, eigentlich gegen ſeinen Willen, überraſchte Friedrichen ein Anfall von Offenherzigkeit. Er nannte ſich einen doppelt Schiffbrüchigen. Er habe vielerlei hinter ſich, und wenn nicht der Untergang des „Roland“ an ſich eine allzu tragiſche Sache wäre, könne er ſich geneigt fühlen, das ſchwere Unglück als ein Symbol ſeines bisherigen Lebens anzuſehen. „Die alte Welt, die neue Welt: der Schritt über den großen Teich iſt getan,“ meinte Friedrich, „und ich ſpüre ſchon etwas wie neues Leben.“

Er fuhr fort: er wiſſe nun eigentlich noch in keiner Weiſe, wie und worin er ſich betätigen werde. Dies ſtand zu ſeiner Erklärung von vorhin in Widerſpruch. Keinesfalls wolle er fernerhin als praktiſcher Arzt oder Bakteriologe wirken. Möglicherweiſe werde er Bücher ſchreiben. Welche Art Bücher, wiſſe er jetzt noch nicht. Er habe ſich zum Beiſpiel über die Ergänzung des Torſos der Venus von Milo Gedanken gemacht. Er habe eine Schrift fertig im Kopfe, über Peter Viſcher und Adam Krafft! Vielleicht verfaſſe er aber auch nur eine Art Lebensroman, es könne auch etwas wie eine moderne Philoſophie werden. „In dieſem Falle würde ich dort anfangen, wo Schopenhauer das Loch gelaſſen hat,“ ſagte er, „ich meine den Satz, den ich immer im Kopfe habe, aus ‚Die Welt als Wille und Vorſtellung‘.“

„Hinter unſerm Daſein nämlich ſteckt etwas anderes, welches uns erſt dadurch zugänglich wird, daß wir die Welt abſchütteln.“

Dieſe Ausführungen des jungen Gelehrten, der ſeinen verſpäteten „Sturm und Drang“ durchmachte, wurden mit Achtung und Beifall aufgefaßt. Willy ſagte: „Die Welt abſchütteln, das iſt was für Maler Franck, Herr Doktor! Erzähle mal, Franck, wie du nach Amerika gekommen biſt.“ — „Oder, Franck,“ ſagte Lobkowitz, „Ihre Fußtour nach Chikago!“ — „Oder,“ ergänzte Ritter, „das Abenteuer in Boſton, wo Sie in einem Jagdwagen vonwegen eines Mordsrauſches, den Sie gehabt haben ſollen, ins Polizeigefängnis kutſchiert worden ſind.“ — „Na, das war doch ſehr gut,“ ſagte mit ſtillem Lächeln Franck, indem er Locken aus der Stirn ſtreifte, „ich hätte mir ſicher ſonſt eine Erkältung geholt.“

Die Äußerungen Francks wurden zur Verwunderung Friedrichs faſt immer mit Lachſalven aufgenommen. „Franck iſt ein wirkliches Malergenie," ſagte Willy, während er ihm Chianti eingoß, „aber zugleich das größte Original aller fünf Weltteile."

Jetzt brachte der italieniſche Koch, Simone Brambilla, höchſt eigenhändig, Nachtiſch und Käſe herein, um zu erfahren, wie alles geſchmeckt habe. Die Unterhaltung wurde italieniſch geführt, und die Vertraulichkeit, die dabei zwiſchen Wirten und Koch zutage trat, verriet das allerbeſte Verhältnis. „Na nu mal flott, old fellow," rief plötzlich Willy, „Signore Simone Brambilla, Sie werden uns jetzt etwas vorklimpern! und „cantare!" verſtanden, ma forte non etwa bloß mezza voce!" Und er nahm eine Mandoline vom Board und gab ſie dem Küchenchef in die Hände. „Signore Guglielmo e sempre buffo," ſagte der Koch! „Jawohl, buffo, buffo!" rief Franck und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. Sein Lächeln war bereits etwas blöde geworden.

Der Koch, der ein Meiſter der Mandoline war und eine gute Geſangsſtimme hatte, bot, die Kappe von weißer Leinwand auf dem Kopf, in Leinwandjacke und Leinwandſchürze den luſtigſten Anblick. Während er mit einem Rhythmus, der in die Nerven der Zuhörer überging, ſein Inſtrument ſpielte, ſang er zugleich jene Gaſſenhauer, wie man ſie überall in Italien, aber zumeiſt in Neapel, zu hören bekommt. Friedrich bog ſich zurück und ſchloß die Augen. Vor ſeinem Innern ſtiegen die Küſten und blauen Golfe Italiens auf. Die braunen Dorier-Tempel Paeſtums, die Felſen Capris. Man klatſchte Beifall jedesmal, ſobald der Koch eins ſeiner Lieder beendigt hatte. In einem ſolchen Augenblick kam Petronilla herein und flüſterte Willy Snyders etwas zu, wodurch ſich jener veranlaßt ſah, wiederum Friedrich zu verſtändigen, der ſofort aufſprang und mit ihm das Zimmer verließ.

Ein Herr und eine ſtattliche Dame waren, trotz aller Gegenvorſtellungen Petronillas, bis in das Schlafzimmer Ingigerds vorgedrungen. Friedrich und Willy kamen dazu, als die Dame, die ziemlich pompös gekleidet war, mit den Worten: „Mein Kind, aber ich bitte um Gottes willen, mein Kind, Sie werden doch einen Augenblick aufwachen", das ſchlafende Mädchen zu wecken verſuchte.

Die Dame erklärte, gefragt, mit welchem Recht ſie hier eingedrungen ſei, ſie wäre Inhaberin der größten New Yorker Theateragentur und habe ſeinerzeit den Vertrag zwiſchen Webſter und Forſter und dem Vater dieſer Dame zum Abſchluß gebracht. Der Vater dieſer Dame habe tauſend Dollar im voraus bekommen. Zeit bedeute Geld, beſonders hier in New York. Wenn die Dame heute nicht auftreten könne, ſo ſei es doch Zeit an morgen zu denken. Sie wäre bereit, ſagte ſie, dem Fräulein zur Hand zu gehen, aber ſie habe nicht nur mit dieſer einen Angelegenheit, ſondern mit hundert andren zu tun. Und wenn das Fräulein morgen auftreten ſolle, müſſe ſie ſtehenden Fußes mit ihr zu — ſie nannte den Gerſon von New York! — damit ihr Koſtüm über Nacht in Arbeit gegeben werden könne. Das Geſchäft befinde ſich auf dem Broadway, und ein Cab ſtünde vor der Tür.

Alles dieſes hatte die Dame im Schlafzimmer Ingigerds, und gefliſſentlich ohne die Stimme zu dämpfen, geſprochen. Friedrich und Willy geboten ihr Ruhe, einmal, zweimal, dreimal, es fruchtete nichts. Darauf ſagte Friedrich: „Das Fräulein wird überhaupt nicht auftreten!" — „So?" antwortete die Agentin, „dann wird ſie übermorgen in einen unangenehmen Prozeß verwickelt ſein." — „Die Dame iſt minderjährig," ſagte Friedrich, „und ihr Vater, mit dem Sie einen Vertrag abgeſchloſſen haben wollen, hat wahrſcheinlich bei der Kataſtrophe des „Roland" ſein Leben eingebüßt." — „Und ich will," ſagte die Agentin, „nicht um nichts und wieder nichts tauſend Dollar einbüßen." — „Die Dame iſt krank," ſagte Friedrich. Die Agentin dagegen: „Gut, dann werde ich meinen Arzt ſchicken." — „Ich bin ſelber Arzt," gab Friedrich zurück. „Vielleicht deutſcher Arzt," ſagte ſie; „maßgebend ſind für uns nur Amerikaner."

Wer weiß, ob dieſe mit Mannsverſtand, Mannsenergie und einer Männerſtimme ausgerüſtete Amerikanerin ihren Willen nicht doch noch durchgeſetzt hätte, wenn der bleierne Schlaf der Kleinen nicht allem Rütteln und allem Lärm getrotzt hätte. Friedrich offenbarte zuletzt einen ſo unzweideutigen Grad von Entſchloſſenheit, daß endlich ſogar die Agentin klein beigeben und vorläufig das Feld räumen mußte. Zuletzt kam Willy auf eine Idee, deren Tragweite Friedrichen erſt ſpäter verſtändlich wurde. Er erklärte nämlich der ſichtlich verblüfften Agentin, daß er, falls ſie die Segel nicht ſtriche, möglicherweiſe die „Society for the Prevention of Cruelty to Children" verſtändigen werde, da Fräulein Hahlſtröm noch nicht ſiebzehn Jahre alt ſei.

„Meine Herren," ſagte die Dame, merkbar einlenkend, „bedenken Sie doch, daß von Webſter und Forſter, ſowie von mir bereits ſeit vier Wochen Unſummen auf Reklamen ausgegeben ſind. Ich habe mit einer Tournee bis nach San Franzisko gerechnet. Jetzt, wo die Dame unter den Geretteten des „Roland" iſt und außerdem ihren Vater verloren hat, iſt ſie zur Senſation der Seaſon geworden. Wenn ſie jetzt auftritt, kann ſie in drei Monaten mit einem Überſchuß von fünfzigtauſend Dollar zurück nach Europa gehn. Wollen Sie einen ſolchen Rieſengagenverluſt Miß Hahlſtröm gegenüber verantworten?"

Als die Agentin und ihr Begleiter gegangen waren, beſtätigte Willy Snyders, daß er Plakate mit „Marah or the prey of the spider“ an allen Bauzäunen, Zementfäſſern, Anſchlagstafeln uſw., und zwar manchmal mit der Figur einer lebensgroßen Tänzerin, ſchon vor Wochen geſehen habe. Die Tänzerin ſei ein halbes Kind, eine Art Albino mit roten Kaninchenaugen geweſen, das ſafrangelbes Haar gehabt hätte. Eine Spinne, deren Leib mindeſtens ſo groß wie ein kleiner Luftballon wäre, ſäße lauernd dahinter in ihrem Netz. Das Plakat ſei von dem talentvollſten Plakatiſten New Yorks gemacht, Friedrich könne es überall auf der Straße noch ſelbſt anſehen. „Deshalb iſt es mir ja,“ ſchloß Willy, „ſo komiſch, zu denken, daß ich dieſes Plakat immer ganz ahnungslos angeſtiert habe, und Fräulein Ingigerd jetzt mit Ihnen zuſammen im Hauſe iſt. Das Leben dichtet doch tolle Sachen. Ich kann Sie verſichern, daß ich bei dem Plakat an alles andere eher, als an Sie, Herr Doktor, gedacht habe, oder daß es noch mal eine andere Bedeutung für mich, als die einer klotzigen Varietéreklame bekommen könnte.“

Als die Herren ins Speiſezimmer zurückkamen, war der Koch nicht mehr dort, Lobkowitz und Franck aber hatten über der veralteten Streitfrage, ob Raffael oder Michelangelo größer wäre, das Zanken gekriegt. Willy erzählte den überſtandenen Amazonenkampf. Man entrüſtete ſich, und die Künſtler erklärten, ſie würden die Schutzbefohlene nicht gegen den Anſturm von ganz New York herausgeben. Friedrich zog ſeine Uhr, ſtellte feſt, daß die elfte Stunde begonnen hatte, und erzählte, was der armloſe Artur Stoß geſagt hatte. Nämlich: punkt halb elf Uhr nachts ſtehe er vor dem Publikum. Willy Snyders, der Mann der Initiative, ſchlug vor, man ſolle gemeinſam zu Webſter und Forſter und den Armloſen auftreten ſehn.

Noch vor halb elf traten die Künſtler und Friedrich in eine Loge bei Webſter und Forſter ein. Der gewaltige Raum, in dem man während der Produktionen rauchen und trinken durfte, war nach Willys Schätzung mit drei- bis viertauſend Menſchen gefüllt. Die Bühne war klein und flach und eben beſetzt durch eine ſpaniſche Tänzerin. Sehr viele Bogenlampen ſtanden wie weiße, froſtige Monde im Tabaksqualm, während die Tänzerin in einem Gemiſch von Drollerie, Unſchuld und Wildheit mit ihrem ſchlanken Torero tanzte.

Friedrich fühlte ſich beim Anblick des männlichen Partners etwa in eine Arena zu Sevilla, beim Anblick des Mädchens an den Golf von Korinth oder auf eine der Inſeln der Cycladen entrückt und entſchied ſich ſehr bald, Spanien zu verlaſſen und der ſchönen Tänzerin in ihre griechiſche Heimat nachzugehn. Dort ernannte er ſie zur Chloe, während er ſelber Daphnis ward. Alte, zechende Hirten ſaßen in einem dem Pan geweihten Pinienhaine, indes man von den Wieſen der Hochfläche aus unter der felſigen Küſte das griechiſche Meer zwar erblickte, aber nicht rauſchen hörte. Die Muſik ward zur Syrinx, und Webſter und Forſter und der dicke ſchweißige Dunſt vieler Menſchen war nicht mehr. Durch die Pinien ſäuſelte Frühlingsatem. Die Hirtin tanzte, wie ſie es den drolligen Sprüngen der Ziegen abgelauſcht, aber noch mehr, wie der große Pan es ihr in die Wiege gelegt hatte. Sie tanzte wilde, junge, überſchäumende Lebenskraft und Lebensglück. Der Urſprung aller Muſik, dachte Friedrich, iſt Tanz und Geſang zugleich ausgeübt. Die Füße erzwingen den Rhythmus, der in der Kehle erklingen muß. Und die Tänzerin hört eine andere Muſik, wenn ſie ſelbſt nicht ſingt, als die iſt, nach der ſie tanzt. Aber ſelbſt wenn ſie nicht ſingt und nur tanzt und von keiner Muſik begleitet wird, kann der ſie Erblickende dennoch ihre Muſik hören.

„Kaviar für das Volk,“ ſagte Friedrich, nachdem die Künſtlerin, unter geringen Zeichen des Beifalls, in der Kuliſſe verſchwunden war.

Nun erſchien auf der Bühne ein Diener in roter Livree, der mehrere kleine Sitzgelegenheiten in gemeſſenem Abſtande aufſtellte. Erſt, nachdem er auch noch ein Teſching und einen Geigenkaſten auf die Bühne gebracht hatte, erkannte Friedrich, daß es der brave Unteroffizier Bulke war. Gleich darauf kam Stoß und wurde von einem frenetiſchen Jubel empfangen.

Er trug einen Frack aus ſchwarzem Samt und ſchwarzſamtene Eskarpins. Dazu Spitzenjabot, Spitzenmanſchetten, ſchwarzſeidene Strümpfe und Schnallenſchuh aus Lackleder. Das gelbliche Haar war nach allen Seiten um den mächtigen Schädel emporgekämmt. Das bleiche Geſicht, mit den breiten Backenknochen und der breitgequetſchten Naſe, blickte lächelnd und ſachlich ins Publikum.

In dieſem Augenblick ſah Friedrich denſelben Mann, der dort oben bejubelt wurde, hilflos, durchnäßt von Seewaſſer, unter den Sitzen am Boden des Rettungsboots und dachte daran, mit welcher mörderiſchen Entſchloſſenheit die Matroſen, Bulke, Doktor Wilhelm und er, ſowie Roſa und die Damen Liebling und Ingigerd das Boot vor dem Umſchlagen retten mußten. Zwiſchen jetzt und damals welcher unwahrſcheinliche Gegenſatz! Und weshalb wurde der Mann bejubelt?

Was konnte der Beifall alles ausdrücken: Wir ſind konform mit Gott dem Herrn, daß er dich gerettet hat! So viel haſt du durchgemacht, du armer Armloſer! Hunderte ſind, trotzdem ſie zwei Arme hatten, untergegangen, und du kannſt heute abend, als wenn nichts geſchehen wäre, auf der Bühne ſtehn! Und wir müſſen auch unſer Vergnügen haben! Es iſt beſſer, daß du, der uns mit ſeinen Tauſendkünſten unterhält und amüſiert, als daß dieſer und jener gerettet worden iſt! Außerdem wollen wir dich für die ausgeſtandenen Nöte entſchädigen! Überdies biſt du jetzt durch deine Kunſt und deine Rettung ein doppelt wertvolles Wundertier! —

Da das Toſen immer von neuem begann, wiederum ein Meer, in dem der Gefeierte förmlich unterging, trat ein Herr in gewöhnlichem Frack hervor und winkte ins Publikum, daß er reden wolle. Es bat für den berühmten Kunſtſchützen Artur Stoß, den champion of the world, um das Wort. Gleich darauf ſcholl die helle und ſcharfe Knabenſtimme des Armloſen ſo laut und durchdringend, daß ſie in den hinterſten Reihen des Saales gehört wurde.

Friedrich verſtand etwas wie: „meine lieben New Yorker". Er hörte etwas vom „gaſtlichen Amerikaner", von der „gaſtlichen amerikaniſchen Küſte", von „Kolumbus" und „fourteen hundred and ninety two". „Auf allen Anſchlagstafeln leſe man jetzt die Jahreszahl vierzehnhundertzweiundneunzig, die das moderne Amerika geboren habe." Von den Lippen des Kunſtſchützen kamen Worte wie: „navigare necesse est, vivere non necesse", „durch Nacht zum Licht" und ähnliche mehr. „Noahs Arche" hieß es, nicht ganz ohne Geiſt, „ſei immer noch nicht überflüſſig geworden, zwei Drittel der Oberfläche der Erde wäre ja doch von Waſſer bedeckt. Wenn aber auch hie und da ein Schiff von der Sintflut da draußen verſchluckt werde, die Arche der Menſchheit könne nicht untergehen, dafür hätte Gott ſeinen Regenbogen in die Wolken geſtellt. Der Ozean ſei und bleibe die Wiege des Heldentums und das einigende, nicht das trennende Element der Völker." Der Name des blonden Kapitäns von Keſſel ſcholl durch den Raum. Friedrich ſah vor ſeinem inneren Auge den toten Helden unter dem ausgeſtirnten Himmel draußen in den Sintflutgewäſſern der Erde umhertreiben. Er vernahm, durch die Rede des Artiſten, die Stimme des Kapitäns: „mein Bruder hat Frau und Kinder, Herr von Kammacher. Er iſt ein beneidenswerter Mann.“ Dann wurde Friedrich durch den tobenden Beifall geweckt, den der ſchneidige Redner ſoeben erntete.

Artur Stoß nahm auf einer der Sitzgelegenheiten Platz, während Bulke auf eine zweite die Violine legte. Hierauf zog der rotlivrierte Held und Lebensretter ſeinem Herrn die Schuhe aus, worauf ſeine Füße, in ſchwarzen Strümpfen, die die Zehen frei ließen, ſichtbar wurden. Den Geigenbogen nahm der Artiſt mit den Zehen des rechten Fußes feſt und begann, das Haar des Bogens mit Kolophonium vorzubereiten. Ein Anblick, bei dem ein Flüſtern des Staunens durch die Menge ging. Jetzt fing das Orcheſter das bekannte Bachſche Präludium zu intonieren an, und das Gounodſche „Ave-Maria“, von Stoß mit ſchönem Ton auf der Geige geſpielt, ſchwebte zum Entzücken der lauſchenden Menge herüber, die hierdurch, mit Rückſicht auf das ſchwere Schiffsunglück, in eine rührſelig religiöſe Stimmung kam, die Friedrich mit peinlichem Schauder berührte. So wurde das furchtbare Unglück ausgemünzt.

Es wirkte erlöſend, als Artur Stoß mit dem Teſching „arbeitete“. Und hier war es wiederum Bulke, der Friedrich und den Künſtlern eine mindeſtens ebenſo große Bewunderung, wie ſein Herr, abnötigte. Er hielt die Kartenblätter mit Kaltblütigkeit, deren Herzen ſein Brotgeber Schuß auf Schuß, ohne je zu fehlen, durchlöcherte.

Friedrich war ganz erſtaunt, als er am nächſten Morgen in ſeinem Bett ziemlich ſpät aufwachte und alles um ihn her ſtilleſtand. Weder ſchwankte das Bett, noch klirrten Gläſer und Waſchbecken, noch ward der Fußboden abſchüſſig, noch ſtürzte die Wand über ihn herein.

Friedrich hatte geklingelt, Petronilla war erſchienen: Die kleine Miß, erzählte ſie, ſei geſund und rotbäckig aufgewacht und habe bereits ihr Frühſtück genommen. Ein Briefchen von Willy Snyders beſagte, daß er bis da und da, in der und der Straße, in den und den Geſchäftsbüros arbeite, und daß er zum Lunch zu Hauſe ſei.

Der junge Gelehrte nahm ein Bad, innerhalb von zwölf Stunden das zweite. Man hatte ihm nagelneue Anzüge, ebenſo Wäſche bereitgelegt, und er konnte ſich alſo „wie neugeboren“ zum Frühſtück ſetzen. Petronilla trug auf und erklärte zugleich, daß ſie die letzte im Hauſe wäre. Sie ging und kam wieder, um nochmals nach Friedrichs Wünſchen zu fragen. Gleich darauf ſah er die wackere Haushälterin, dick eingemummt, durch die Haupttür auf die Straße hinaustreten.

Als er dieſe Beobachtung gemacht hatte, wurde er unruhig, ſteckte eine Zigarette in Brand und fing an, ſich auf die Lippen zu beißen. Er war mit Ingigerd Halſtröm allein. Auch jetzt berührte Friedrich die phantaſtiſche Unberechenbarkeit des Lebens wunderlich. Eine Gelegenheit, einen Zuſtand, wie dieſen, hatte er kaum in Wochen, ja, kaum in Monaten zu erreichen gehofft, am wenigſten in dem wilden New Yorker Strudel und Trubel. Nach dem Schiffs- und Stadtlärm, dem Toſen des Ozeans, umgab ihn nun plötzlich idylliſcher Friede. Jeder, in dieſer von vier Millionen Menſchen bewohnten Stadt, ging jetzt mit einer zähen Leidenſchaft ohnegleichen ſeinen eigenen Geſchäften nach, oder war in ein eiſernes Joch von Pflichten geſpannt, wodurch er für alles, was außerhalb ſeines Weges lag, taub und blind wurde.

Seine Unruhe wuchs, er konnte nicht ſtillſitzen. Jeder Nerv, jede Zelle ſeines Körpers ward jetzt von einer Kraft berührt und erregt, die überall her auf ihn einſtrömte. Eine ſolche Kraft, die durch Fußböden, Decken und Wände dringt, iſt von den Menſchen mit mancherlei Namen belegt worden. Man hat von Magnetismus geſprochen, von Od, von Elektrizität, und was dieſe letztere unter den Kräften anbelangt, ſo konnte Friedrich gerade jetzt, als er ſich wieder einmal, um Ruhe zu finden, vor dem Kaminfeuer niederließ, eine beſondre Erfahrung machen. Überall nämlich, wo er mit der Kaminzange in die Nähe von Eiſen kam, ſprangen kniſternd Funken über. Alles im Raum ſchien elektriſch geladen zu ſein. Strich Friedrich mit ſeinen Fingerſpitzen nur leiſe über den kleinen Kaminteppich, überall ſprangen, mit dem Knall einer kleinen Peitſche, Funken heraus.

Da haben wirs, dachte Friedrich lächelnd: die Lichtbauern! Und als er nachgrübelte, wo er von dieſen kleinen Wichten geleſen habe, fiel ihm der Traum auf dem „Roland“ ein. „Lichtbauer, wat mokſt de?“ ſagte Friedrich und fing die Funken etwa auf gleiche Manier, wie man aus Ungeduld Fliegen fängt. Nicht lange danach waren ihm unzählige dieſer Funken ins Blut geraten. Er ſtand auf und trat auf den Flur hinaus.

Eine Weile ſtand er, ſich an den unterſten Pfoſten des Treppengeländers mit beiden Händen feſthaltend. Er ſenkte ſchließlich den Kopf darauf, während ſein ganzer Körper, wie in einem Anfall von Froſt, zitterte.

Dies war der Augenblick, wo er die leidenſchaftliche Sprache ſeines Körpers begriff, und die entſcheidende Stimme ſeines Innern ihre Forderungen gebilligt hatte. Was jetzt zum Durchbruch kam, war die niedergehaltene, unbefriedigte Forderung. In dieſer kuppleriſchen Morgenſtille des fremden Hauſes, hatte ſie plötzlich eine unbezwingliche Macht gewonnen.

So trat er in das Zimmer ein, wo Ingigerd am Kaminfeuer ſaß und den Schwall ihres blonden Haares trocknete. „Ah, Herr Doktor!“ rief ſie erſchrocken und blickte ihn an. Kaum hatte ſie aber ihre ſchillernden Augen auf den mühſam atmenden Mann gelenkt, als ſich ein Ausdruck willenloſer Hingabe, ja völligen Hinſterbens über ihr Antlitz verbreitete.

Dieſer Anblick machte Friedrich, bei dem Wille und leidenſchaftliche Glut ſich vereinigt hatten, erſt wiederum willenlos und beſinnungslos. Indem er endlich die quälende Hölle ſeines Innern in einem wilden, blindgierigen Trunke auslöſchen wollte, warf er ſich mit dem Laut eines Tiers in die langſam, langſam kühlenden und befreienden Wogen der Liebe tief hinein.

Es war gegen elf Uhr, als die Hausverwalterin Petronilla in Begleitung eines ohne die übliche Sorgfalt gekleideten Mannes wiederkam. Der blonde Herr, deſſen ſehnige Hände ohne Handſchuhe, deſſen Füße mit derbem Schuhwerk behaftet waren, ſchlenkerte einen naſſen Regenſchirm in der linken, einen abgetragenen Filzhut in der rechten Hand, pfiff ſehr kunſtreich, ſchritt mit langen und lauten Tritten hin und her und tat wie jemand, der im Klubhaus der deutſchen Künſtler zu Hauſe iſt.

Der frühe Beſucher war Peter Schmidt, von dem Friedrich draußen auf dem Ozean ſchon geträumt hatte. Er war von Meriden nach New York gekommen, um Friedrichen aufzuſuchen, deſſen Namen er auf der Liſte der Geretteten des „Roland“ gefunden hatte. Er kannte die alte Schülerbeziehung, in der Willy Snyders zu Friedrich ſtand und hatte deſſen Aufenthalt ſchnell ermittelt.

Die erſte Frage, die Friedrich tat, nachdem ſich das Vergnügen des Wiederſehens gelegt hatte, war: „Glaubſt du an Telepathie, mein Sohn?“ — „Telepathie? keine Spur!“

gab der Frieſe zurück. Und mit gewaltigem Lachen fuhr er fort: „Menſchenskind, ich bin doch kaum dreißig Jahre alt! ich bin doch nicht blödſinnig! hoffentlich hat dir nicht etwa irgend ein Miſter Slade, wie dem alten ſeligen Zöllner in Leipzig, den Kopf verrückt. Kommſt du etwa herüber, um hier ein großes ſpiritiſtiſches Meeting zu präſidieren? Dann iſt unſere Freundſchaft hin, Menſchenskind."

Dies war die Tonart, die den Freunden von der Univerſität her geläufig war, und die ſie beide unſäglich erfriſchte. Ihre Beziehungen waren von alledem frei, wodurch Verbindungen ſpäterer Jahre ſich einſchränken.

„Hab' keine Angſt," ſagte Friedrich. „Für ſpiritiſtiſche Meetings intereſſier' ich mich immer noch nicht, obgleich ich es eigentlich nach meinen jüngſten Erfahrungen tun ſollte: denn du biſt mir draußen auf See erſchienen und haſt mich mit einem verſunkenen Erdteil bekannt gemacht. Aber laß uns jetzt nicht von Träumen reden."

„Du machſt ſchöne Sachen," erklärte der Freund, als Friedrich ihm ſeine Zeugenſchaft beim Untergang des „Roland" beſtätigt hatte. „Ich denke, du biſt verheiratet, haſt Kinder, treibſt deine Praxis in Deutſchland, arbeiteſt nebenbei wiſſenſchaftlich, oder treibſt deine Praxis nebenbei, und denkſt eher an alles andere, als an eine Reiſe nach Amerika, das dir ja nie beſonders ſympathiſch war."

„Iſt es nicht geſpenſtiſch," ſagte Friedrich, „wie man ſich plötzlich in einer gänzlich unvorhergeſehenen Weiſe, zu einer gänzlich unvorhergeſehenen Zeit, an einem gänzlich unvorhergeſehenen Orte wiederſieht? Und iſt es nicht außerdem, als wäre der an ſich ſo dick reale, dick wirkliche Lebensgehalt von acht Jahren mit einem Male zu nichts geworden?"

Der Frieſe ſchlug vor, da ſie beide Peripathetiker wären, ein bißchen durch die Straßen New Yorks ſpazieren zu gehen. Ingigerd war für die nächſten Stunden vollauf mit Lieſeranten beſchäftigt und ſagte nur, ſie hoffe Friedrich beim Frühſtück wiederzuſehen. So ſchritten die Freunde denn auf den gekehrten Asphaltwegen unter kahlen beſchneiten Bäumen, zwiſchen den beſchneiten Wieſen des Zentral-Parks, während die tolle Stadt um ſie her die Luft mit einem hundertfältigen, korybantiſchen Toſen erfüllte.

Es ſchien, als hätten ſie ein vor einer halben Stunde unterbrochenes Geſpräch wieder aufgenommen. Friedrich verhehlte dem Freunde nicht ſeine Entwurzelung und Zerriſſenheit. Er nannte die Kraft zur Reſignation den letzten und höchſten Gewinn des Lebens: eine Behauptung, der ſein Freund aufs entſchiedenſte widerſprach.

„Da haſt du's," ſagte Peter Schmidt, indem er ein mächtiges Zeitungsblatt entfaltete, das er ſoeben gekauft hatte: „Roland! Roland! immer noch ſpalten- und ſeitenlang." — Friedrich faßte ſich an den Kopf. „Ja," ſagte er, „bin ich denn wirklich dabeigeweſen?" — „Na, und wie!" meinte der Frieſe, „hier ſteht ja doch fettgedruckt: Doktor von Kammacher verrichtet Wunder an Tapferkeit! Donnerwetter ja, hier biſt du ja überhaupt abgebildet."

Der Zeichner der „World" oder „Sun" hatte mit wenigen Federſtrichen einen jungen Mann dargeſtellt, der genau ſo ausſah, wie einer unter Millionen ſeinesgleichen: er trug eine junge Dame im bloßen Hemd über eine Strickleiter, vom hohen Bord eines halbgeſunkenen Dampfers, in ein Boot hinab.

„Haſt du das wirklich getan?" fragte Peter Schmidt. — „Das glaube ich nicht," ſagte Friedrich, „aber ich muß dir geſtehen, daß mir von den Einzelheiten der Kataſtrophe nicht mehr alles ganz gegenwärtig iſt." Friedrich ſtand ſtill, erblaßte und ſuchte ſich zu beſinnen. Er ſagte: „Ich weiß nicht, was an einem ſolchen Ereignis das Ungeheuerlichere iſt: daß es wirklich geſchehen iſt? oder, daß jemand, der dabeiwar, es allmählich verdaut, ja vergißt?" — Und Friedrich fuhr fort, immer noch mitten im Wege ſtillſtehend: „Was bei einem ſolchen Erlebnis am tiefſten trifft, iſt der ſtumpfe Unſinn, die unüberbietbare Grauſamkeit und Brutalität! Man kennt dieſe Brutalität der Natur theoretiſch, aber in ihrem realen Umfang, in ihrer Tatſächlichkeit muß man ſie immer wieder vergeſſen, um leben zu können." Irgendwie, irgendwo, meinte er, glaube auch der aufgeklärteſte Menſch noch an etwas, wie einen allgütigen Gott. Aber in dieſes „Wie" und dieſes „Wo" werde durch eine ſolche Erfahrung unbarmherzig und mit eiſernen Fäuſten hineingeprügelt. Und da ſei auch eine Stelle in ſeinem Innern taub, blind und gefühllos geworden und noch nicht wieder zum Leben erwacht. Dieſe Brutaliſierung ſei ſo ſtark, daß, ſolange man ſie noch gegenwärtig habe, jeder Glaube an Gott, Menſch, Zukunft der Menſchheit, glückliches Zeitalter und dergleichen nicht leichter über die Zunge wolle, als irgend ein niedriger oder bewußter Betrug. Denn, was nütze das alles, meinte er, aus welchem Grunde, zu welchem Zwecke ſolle man noch über Würde des Menſchen, göttliche Beſtimmung der Menſchen und dergleichen in Schillerſches Pathos hineingeraten, wenn doch ein ſo furchtbares, ſinnloſes Unrecht an ſchuldloſen Menſchen nun einmal geſchehen und nicht mehr gutzumachen ſei.

Friedrich wurde ſehr blaß, ihn überfiel eine ſtarke Übelkeit. Er riß die Lider weit auf, ſo daß die Augäpfel mit einem ſonderbaren Ausdruck der Angſt und des Grauens hervortraten. Er zitterte leicht, und während er ſich, nicht wenig erſchrocken, mit heftigem Griff am Arm ſeines Freundes feſtklammerte, fühlte er, wie der feſte Boden unter ihm zu wogen begann. „Ich habe das nie gehabt," ſagte er. „Ich glaube, ich habe bei der Geſchichte was abbekommen."

Peter Schmidt geleitete ſeinen Freund bis zu einer Parkbank, die in der Nähe war. Friedrich ſtarben die Hände ab, kalter Schweiß brach ihm aus, und plötzlich war er bewußtlos geworden.

Als der Leidende aufwachte, brauchte er einige Zeit, um ſich in ſeiner Umgebung zurechtzufinden. Er redete Worte, die an irgend jemand gerichtet waren, und glaubte ſeine Frau, dann ſeine Kinder und ſeinen Vater in voller Uniform vor ſich zu ſehen. Nachdem er in allem wieder klar und bei Sinnen war, erſuchte er ſeinen Freund inſtändig, den ganzen Anfall und Zufall geheimzuhalten. Peter Schmidt verſprach es ihm.

Der Frieſe meinte: „die überſpannten und überlaſteten Nerven rächen ſich.“ Friedrich ſagte, obgleich er von Vater und Mutters Seite mit der beſten Konſtitution ausgeſtattet wäre, ſo ſei allerdings in dieſem letztverwichenen Sommer und Herbſt bis dieſen Augenblick ſo viel auf ihn eingeſtürmt, daß er eigentlich einen ſolchen [illegible] längſt erwartet hätte. Und er ſetzte hinzu: „Ich glaube, die Sache wird wiederkommen. Ich will mich nur freuen, wenn ſie mir nicht auf dem Halſe bleibt.“ — „Es wird wiederkommen,“ ſagte Schmidt, „und wird dann, wenn du einige Monate ruhig lebſt, für immer verſchwunden ſein.“

Nach einiger Zeit überkam die Freunde die alte Lebhaftigkeit, ſie hatten ſich andren Geſprächsgegenſtänden zugewendet. Der Arzt Peter Schmidt aber vermied es von nun an gefliſſentlich, auf den Schiffsuntergang zurückzukommen.

Wir ſind in der Nähe von Ritters Atelier,“ ſagte plötzlich Schmidt, „und wenn es dir recht iſt, können wir doch mal 'rangehen.“ Friedrich ſtimmte zu, bat aber den Zwiſchenfall völlig geheimzuhalten. „Übrigens iſt es doch ſchlau von mir oder dem Drahtzieher über uns,“ ſagte er, „daß er bis zu dem Augenblick mit dem fatalen Krampfe gewartet hat, wo ich dich in der Nähe hatte.“ Peter Schmidt fiel der im Laufe einiger Stunden mehrmals zutage tretende Prädeſtinationsglaube auf, den Friedrich von hoher See mitgebracht hatte.

Die Straße, darin die Atelierräumlichkeiten Bonifazius Ritters gelegen waren, ſtieß an den Zentral-Park. Die Herren befanden ſich, als ſie eingetreten waren, zunächſt in der Werkſtatt eines Gipsgießers. Der Mann hatte eine ſelbſtgefertigte, runde Papiermütze auf dem Kopf, die ebenſo wie ſein Kittel, die Hoſe, ſoweit ſie ſichtbar war, und die Hausſchuhe, die er trug, von verhärteten Gipsſpritzern überdeckt waren. Totenmasken und allerhand Abgüſſe nach Antiken, ſowie nach anatomiſchen Präparaten, und Gliedern lebendiger Menſchen hingen an den Wänden herum. Ein Menſch, bis zur Hüfte unbekleidet, deſſen Thorax athletiſch entwickelt war, wurde teilweiſe abgeformt. Als ſich der Gießer, um die Beſucher zu melden, entfernt hatte, fing der Athlet zu reden an.

„Was dut mer nich alles, meine Herrn,“ ſagte er auf gut Sächſiſch, „um ſei bißchen tägliches Brot zu verdienen. Ich bin aus Pirna.“ Er ſagte Berne. „Und ich gann Sie ſachen, daß in dieſem verfluchten New York for unſereins niſcht zu lachen gibbt. Erſcht hab ich als Kettenſprenger georbeet. Denn machte der Chef Pankrott und da hab ich mei ganzes Zeich miſſen ſitzen laſſen. Mei Zeich, das ſind äbens meine Eiſenſtangen und meine Gewichte und was äbens ſo bei mein Geſchäft, das ich habe, neetch is. Ich trage zwelf Zentner uf meim Bauche.“

Ritter ließ die Herren hereinbitten.

Sie wurden durch einen Raum geführt, in dem eine ſtattliche, junge Dame an einer Porträtbüſte arbeitete. Man ſah kein Modell, und das Werk ſchien in Ton beinahe vollendet zu ſein. Der folgende Raum war von Marmorarbeitern beſetzt, die gleichmütig, ohne aufzublicken, an Blöcken verſchiedener Größe mit lärmendem Pinken und Hämmern arbeiteten. Man ſtieg alsdann eine mit Staub bedeckte Wendeltreppe hinauf, die in einem Oberlichtraume endete, wo Bonifazius Ritter die Herren empfing.

Mit ſichtlicher Freude und wie ein junges Mädchen errötend lud er Friedrich und Doktor Schmidt, nachdem er ſie begrüßt hatte, ihm zu folgen ein. Man gelangte in einen kleinen Raum, der durch ein einziges, aus einer franzöſiſchen Kirche ſtammendes, antikes Glasfenſter Licht erhielt. Die Decke war niedrig und in gebeiztem Eichenholz kaſſettiert. Holzpaneele bedeckten die Wände. Ungefähr die Hälfte des Grundriſſes, der Länge des Raumes nach gemeſſen, wurde von einem ſchweren, eichenen Tiſch bedeckt, der auf drei Seiten von Wandbänken umgeben war.

„Sie ſehen hier,“ ſagte Ritter, „quaſi ein behagliches Winkelchen deutſches Vaterland. Willy Snyders hat alles gezeichnet, zuſammengetragen und eingerichtet.“ Friedrich war als alter Student und guter Deutſcher wirklich überraſcht und entzückt, denn wenn das Ganze dem Gehäuſe eines heiligen Hieronymus ähnlich war, ſo glich es doch auch auf ein Haar dem dämmrigen Allerheiligſten einer deutſchen Weinſtube. Umſo mehr, als gleich darauf ein Burſche mit blauer Schürze, ein Steinmetzgeſelle, der aber recht gut ein Küper ſein konnte, mit einer Flaſche alten Rheinweins und Römern zum Vorſchein kam.

Die Freunde, aus den Zeiten des Frühſchoppens längſt heraus, konnten nun doch nicht vermeiden, daß die Poeſie des Frühſchoppens wieder einmal über ſie kam. Und in

Friedrich herrſchte noch immer ein Zuſtand grundſatzloſer Verwegenheit. Er klammerte ſich an den Augenblick und war immer bereit, das Geſtern und Morgen daranzuſetzen. Der dämmrige Raum weckte in ihm Erinnerungen jugendlich glücklicher Stunden auf. Deshalb war er mit lautem Entzücken dabei, mit den Römern anzuklingen, und machte es ſich mit den Worten: „Hier bringen Sie mich heut' nicht mehr fort, Herr Ritter," wie ein entſchloſſener Zecher bequem.

„Das heißt," ſagte er, „vorher möchte ich doch gern Ihre Arbeiten ſehen."

Bonifazius Ritter erwiderte heiter, dies eile nicht. Er brachte ein Erinnerungsbuch, in das Friedrich und Peter Schmidt ſich eintragen mußten. Als dies erledigt war, zog er aus einem Wandſchrank ein Bildwerk hervor, eine deutſche Madonna von Riemenſchneider, die aber mit dem ſüßen Oval ihres holden Geſichtchens mehr noch das echte deutſche Gretchen war.

Ritter erklärte: Willy behaupte, er habe ſie einem New Yorker Zollbeamten abgenommen, einem Lumpen, der deutſcher Abkunft wäre. Die köſtliche Schnitzerei ſtamme vom Rathaus in Ochſenfurt, wo der Vater des Zollbeamten, der Tiſchler ſei, ſie gelegentlich einer Reparatur zurückbehalten und durch eine andere friſchbemalte erſetzt habe, die von den biederen Ochſenfurtern und Ochſenfurterinnen mit allgemeiner Freude als das ſchönere und verjüngte Original begrüßt worden wäre. „So Willy Snyders," ſchloß Ritter lachend. „Ich bin für die Leſart nicht verantwortlich. Sicher iſt jedenfalls: das Werk iſt ein Riemenſchneider."

Es ging von dem Bildſtock des Würzburger Meiſters ein lebendiger Zauber aus, der, verbunden mit dem Reiz des ſo liebevoll durchgebildeten, kleinen Raums und dem grünliſchen Goldſchimmer in den Römern, die ganze aus der Tiefe quellende Schönheit der deutſchen Heimat nahe brachte: eine Schönheit, die für den Durchſchnitts-Deutſchen nicht vorhanden iſt.

Willy Snyders trat lärmend ein. „Na weißt, Ritter,“ ſagte er, nachdem er die Gäſte begrüßt hatte, „woanſt etwa meinſt, dees i kan Durſt hab, biſt ſchief gewickelt.“ Er prüfte die Flaſche. „Na ſo ein verfluchter Kerle, reißt ohne mir eine von die zwanzig Flaſchen Johannisberger an, die ihm der Schweinehändler aus Chikago als Zugab für oan Porträt ſeiner bucklichten Tochter no oben drein hat angedeihn laſſen. Na hat d' erſte dran glauben müſſen, jetzt muß a d' zweite dran.“ Willy Snyders kam direkt von der Arbeit aus den Büros ſeines Chefs, wo Innen-Architekturen gezeichnet wurden. Er rief: „Jetzt meine Herrn, is das hier nit ein fideler Kneipwinkel.“ Und mit bezug auf die kleine Madonna, von Ochſenfurt am Main, fragte er, ob ſie nit eine feſche kleine Perſon wäre, und ſetzte gleich ſelbſt hinzu, daß ſie, weiß Gott, nicht von Pappe ſei. Er ſelber, ſagte er, ſammle nur Japaner, und man war auf der Stelle geneigt, dieſem ſchwarzen Deutſch-Japaner, Pudel- und Sprudelkopf das zu glauben. Einſtweilen ſei er ja nur ein armer Hund, ſagte er, und habe erſt mit japaniſchen Holzſchnitten angefangen. Wenn er aber in vier bis fünf Jahren den nötigen Mammon zuſammengeſcharrt habe, begönne das Japanſammlergeſchäft mit Dampfbetrieb. Kein Volk, ſagte er, könne ja in der Kunſt gegen dieſe Kerle aufkommen.

„Jetzt will ich dir aber was ſagen, mein lieber Ritter,“ ſo wandte er ſich an ſeinen Freund, „woans du nichts dagegen haſt, hole ich jetzt Lobkowitz und vor allem Miß Eva herein, die mir jetzt eben, wie ich durchs Atelier ging, geſagt hat, ſie wünſche den Helden vom „Roland“ abſolut kennen zu lernen." Er ging ohne die Antwort abzuwarten und kam gleich darauf mit Lobkowitz, der bei Ritter arbeitete, und Ritters Schülerin, Miß Eva Burns aus Birmingham, in England, wieder herein.

Der Steinmetzgeſelle hatte die zweite Flaſche des koſtbaren Weins, Römer und einen großen Delfter Teller mit Sandwiches auf den Tiſch geſtellt. Und wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, die nun geäußerte Abſicht der beiden Ärzte, ihren ſchon zu lange ausgedehnten Beſuch abzubrechen, war nach einer weiteren halben Stunde in einem Strom guter Laune untergetaucht.

Und wie die kleine Geſellſchaft nach einer weiteren halben Stunde, und ganzen Stunde, noch beim Weine war, ſo war ſie auch noch in Unterhaltungen über das unerſchöpfliche, ihnen allen gleich am Herzen liegende Thema der deutſchen Kunſt feſtgebannt. „Ewig ſchade," ſagte Friedrich, „daß nicht der Geiſt, der die Kunſt der alten Griechen geſchaffen hat, mit dem ganz neuen und tiefen deutſchen Geiſt zu vereinigen iſt, der die Werke von Adam Krafft, Veit Stoß und Peter Viſcher auszeichnet."

Die Dame fragte: „Herr Doktor, haben Sie ſich jemals praktiſch mit bildender Kunſt befaßt?" Willy Snyders antwortete für Friedrich: „Der Doktor ſchwitzt Talent," ſagte er. „Das kann ich beweiſen." Er bewahrte in ſeinem Raritätenſchatz einige ſogenannte Bierzeitungen, die ſein Lehrer mit ernſten und humoriſtiſchen Bildchen verſehen hatte.

„Ich ſchwitze Talent?" ſagte Friedrich errötend. „Gott bewahre mich, Willy. Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, glauben Sie dieſem verzückten Schulbuben nicht. Wenn ich Talent haben ſollte, ſo fußt es wahrhaftig nicht auf Bierzeitungen. Ich habe mich einmal praktiſch betätigt, ja! Warum ſoll ich es leugnen, daß ich, wie alle nicht ganz auf den Kopf gefallenen jungen Leute, zwiſchen ſechzehn und zwanzig in der Malerei, in der Bildhauerei und in der ſchönen Literatur dilettiert habe. Daraus können Sie höchſtens ſehen, wie zerfahren ich war, nicht wieviel Talent zur Kunſt ich gehabt habe.

Ich liebe die Kunſt, ich liebe ſie heute mehr als je, kann ich ſagen, weil mir alles, außer der Kunſt, in der Welt problematiſch geworden iſt. — Deutſch geſprochen: ich möchte lieber eine hölzerne Mutter Gottes, wie dieſe da," er meinte das Werk von Riemenſchneider, „geſchnitzelt haben, als Robert Koch und Helmholtz zuſammengenommen ſein. Dies gilt natürlich ausſchließlich für mich, der ich im übrigen dieſe Männer bewundere."

„Na na na na! zum Donnerwetter noch mal, wir ſind auch noch da," rief Peter Schmidt aufſpringend. Sooft er in dieſem Kreiſe von Künſtlern war, die ihn übrigens liebten und vielfach zu Rate zogen, kam der Augenblick, wo die Streitfrage auftauchte, ob Kunſt oder Wiſſenſchaft den Vorrang verdiene: wo dann natürlich der Frieſe die Sache der Wiſſenſchaft heftig verteidigte. „Wenn du," ſagte er jetzt, „dieſe Riemenſchneiderſche Holzfigur ins Feuer ſteckſt, ſo verbrennt ſie, wie Holz. Weder das Holz, noch die unſterbliche Kunſt, die daran ſein mag, widerſteht dem Feuer. Wenn ſie aber zu Aſche geworden iſt, ſo kann ſie natürlich nicht für den Fortſchritt der Menſchheit von Bedeutung ſein. Im übrigen iſt die Welt voller hölzerner Götter und Muttergottesbilder geweſen: aber die Nacht der ſchwärzeſten Unwiſſenheit haben ſie, meines Wiſſens, nicht aufgehellt."

„Ich ſage nichts gegen die Wiſſenſchaft," erklärte Friedrich. „Ich betone ja," fuhr er fort, „daß es ſich um die Kunſtliebe eines höchſt zerfahrenen Menſchen handelt. Alſo, lieber Peter, beruhige dich!" — „Wenn es Sie wirklich zur Plaſtik zieht," ſagte Eva Burns, die ausſchließlich Friedrichen zugehört hatte, „warum fangen Sie nicht ſchon morgen, hier bei Meiſter Ritter, zu modellieren an?" Ritter meinte luſtig: auf Holzbildhauerei verſtehe er ſich nun wohl eigentlich nicht, immerhin ſtünde er Friedrichen ganz zur Verfügung. Friedrich rief plötzlich unvermittelt: „Um meine kleine Madonna, meine hölzerne Mutter Gottes, komme ich nicht." Er ſtand auf, das Glas in der Hand, und ſo taten alle, um lachend und nicht ohne Nebengedanken auf die kleine Madonna anzuſtoßen. Die Gläſer klangen, und Friedrich fuhr, in etwas gewagter Weiſe, fort:

„Ich wünſchte ſehr, mir wäre gegeben, mit Götterſinn und Menſchenhand, wie Goethe ſagt, das zu tun, was ein Mann bei einem Weibe animaliſch kann und muß." Er legte ſeine Hände, wie wenn er mit ihnen Waſſer ſchöpfen wollte, aneinander. „Ich fühle," rief er, „meine Madonna gleichſam in meinen hohlen Händen, wie einen Homunkulus. Dort lebt ſie. Meine Handflächen ſind eine goldene Muſchel. Nehmen Sie an, meine Madonna ſei eine Spanne groß und beſtünde meinethalben, ſagen wir, aus lebendigem Elfenbein. Darauf denken Sie ſich irgendwo mehrere roſige Tupfen. Denken Sie ſich dieſe kleine Madonna, mit nichts als jenem Mantel bekleidet, den Godiva trug, nämlich mit ihrem aus fließenden Sonnenſtrahlen beſtehenden Haar, und ſo fort, und ſo fort —"

Und Friedrich begann zu improviſieren:

Sprach der Meiſter: tritt in meine Werkſtatt.
Und er nahm in ſeine beiden Hände
Wie der Schöpfer, Gott! ein kleines Bildwerk.
Und erſchüttert ging ſein Herz gewaltig:
Wie du's ſiehſt, ſo ſah ich's einſt lebendig . . .
und ſo fort, und ſo fort
Liefen über meine Hände
Goldne Wogen, kühle Lippen . . .

„Ich ſage nicht mehr! ich ſage nur ſoviel, daß ich dieſe Madonna in deutſchem Lindenholz ſchnitzeln, wie das Leben ſelbſt peinchremieren wollte und dann meinethalben zugrunde gehn.“

Der enthuſiaſtiſche Aufſchwung Friedrichs wurde mit lautem Bravo entgegengenommen.

Eva Burns war eine, vielleicht etwas männlich anmutende, ſchöne Perſon, die das fünfundzwanzigſte Jahr überſchritten hatte. Ihr Deutſch und ihr Engliſch war etwas hart, und irgendwie konnte ein übelwollender Zuhörer auf den Gedanken kommen, daß ſie die etwas zu dicke Zunge eines Papageien im Munde habe. Ihr Haar, dunkel und voll, war geſcheitelt und über die Ohren gelegt. Ihre Geſtalt war breit und ohne Tadel. Als Friedrich ſprach und geſprochen hatte, blickte ſie ihn aus ihren großen, dunklen, nachdenklich klugen Augen an.

Endlich ſagte ſie: „Das ſollten Sie aber wirklich zu machen verſuchen.“

Friedrichens Augen und die Augen der Dame trafen ſich, und der junge Gelehrte antwortete ihr in einem Tone, der halb ſtudentiſch und halb ritterlich war. „Miß … Miß“ — „Eva Burns,“ half Willy weiter! — „Miß Eva Burns aus Birmingham! Miß Eva Burns aus Birmingham, Sie haben ein großes Wort geſprochen. Auf Sie alle Schuld, wenn die Welt um einen ſchlechten Mediziner ärmer und um einen ſchlechten Bildhauer reicher wird!“

Es war inzwiſchen dunkler geworden, und man hatte Kerzen aus feinſtem Bienenwachs auf einem „Leuchterweibchen“, das über dem Tiſche hing, angeſteckt. „Ich habe gar nichts dagegen, wenn du mit Götterſinn und Menſchenhand oder meinethalben nur mit Götterſinn, das heißt mit Vernunft, die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts zu höheren Typen beeinflußen willſt.“ Mit dieſen Worten griff Peter Schmidt abermals in die Debatte ein. „Das ſelbige nämlich iſt, wenn du erlaubſt, das Ziel, das endliche Ziel der ärztlichen Wiſſenſchaft. Es wird ein Tag kommen, wo die künſtliche Zuchtwahl unter den Menſchen obligatoriſch iſt.“ Die Künſtler brachen in Lachen aus. Unbeirrt ſchloß der Frieſe: „Es wird dann auch mal ein anderer, noch ſchönerer Tag heraufkommen, wo Leute wie wir unter den Menſchen höchſtens wie etwa heut' die afrikaniſchen Buſchmänner mitzählen werden.“

Die Lichter des Leuchterweibchens waren heruntergebrannt, als man für angemeſſen hielt, das kleine Gelage abzubrechen. In den Ateliers herrſchte Dunkelheit. Aus irgend einem Grunde hatten die Arbeiter früher als ſonſt Feierabend gemacht. Mit den Lichtſtümpfchen des Leuchterweibchens wurde in den ausgeſtorbenen Räumen umhergeleuchtet. Lobkowitz deckte partienweiſe die für Chikago beſtimmten Arbeiten ab: der Handel, die Induſtrie, der Verkehr, die Arbeit, die Landwirtſchaft nicht zu vergeſſen! Modelle von Gips und Ton, deren Umfang koloſſaliſch war. „Es kommt nichts heraus bei den Koloſſen in der Kunſt,“ ſagte Ritter. Die Sachen waren mit Verve gemacht und warfen im Schein der Kerzen rieſige Schatten. Willy ſagte: „Alles für den nachträglichen Jubiläumsrummel von fourteen hundred and ninety two, alles für die Chicago World Exhibition. Von Norwegen kommt ein Wikinger Schiff. Der letzte Nachkomme des Chriſtoph Kolumbus, ein knickebeiniger Spanier, wird herumgereicht werden! Ein Rieſenhumbug, was allemal ein Freſſen für die Herrn Amerikaner iſt.“ Willy erklärte, den Mund immer weit aufmachend, Ritter habe den Zuſchlag des rieſigen Auftrags nur ſeiner affenähnlichen Fixigkeit zu verdanken. Die Baukommiſſion habe von Ritter, als die anderen noch nicht den Ton naßgemacht hatten, ſchon ſämtliche

Skizzen erhalten. „Ich habe damals,“ ſagte Ritter, „noch in meinem kleinen Atelier in Brooklyn, geſchlagene achtundvierzig Stunden lang die Hände nicht aus dem Tonkaſten gekriegt!“ — Alle dieſe dekorativen Arbeiten waren von beſtechender Mache. „Sie genieren mich keinesfalls,“ meinte Ritter, „denn nach Schluß der Ausſtellung exiſtieren ſie nur noch auf der Photographie.“ Willy ſchloß: „So ſind nun mal die Amerikaner. Bitte ein Waſhington-Denkmal, Miſter Ritter! Haben Sie vielleicht zufällig ein fertiges Waſhington-Denkmal in der Weſtentaſche?“ — „Nein! wird aber bis heut' Abend beſchafft werden.“ — „Das kann der Kerle!“ Willy berührte ſeinen vergötterten Ritter leicht, „und deshalb paßt er in the United States of America.“

Man trat nun in die beſondere Werkſtatt Ritters ein, wo Arbeiten von einem ganz anderen Geiſte zu ſehen waren. Während die Giebelfiguren für Chikago den bekannten weltmarktſchreieriſchen Charakter nicht verleugneten, war hier alles künſtleriſch. Ein Hochrelief, ſingende Mädchen darſtellend, ſtand, noch unvollendet, in Ton auf einer ſtarken Staffelei und zeigte gute Eigenſchaften. Man ſah, noch in Ton, einen dekorativen Fries, Putti mit Ziegenböcken, tanzende Faune, Mänaden, Silenus auf ſeinem Eſelein, kurz einen figurenreichen Bacchantenzug. Man ſah, ebenfalls noch in Ton, eine Brunnenfigur, einen nackten Mann, der einen Fiſch, den er in Händen hielt, jovialiſch betrachtete. Ein zweiter Sankt Georg, der ſein Vorbild im florentiner Nationalmuſeum von Donatellos Hand nicht verleugnete, war bereits im Gipsabguß fertiggeſtellt. In allen dieſen Werken war eine glückliche Mitte zwiſchen den Griechen und Donatello gefunden und ein Stil, der bei aller erlaubten Abhängigkeit die Art des Meiſters zum Ausdruck brachte.

Die hier vereinten Arbeiten waren ohne Ausnahme für den Schloßbau eines amerikaniſchen Kraſſus beſtimmt, eines Mannes, der an dem jungen Bildhauer und ſeiner Kunſt „einen Narren gefreſſen hatte“, und der mit Eiferſucht wachte, damit von ſeinen Schöpfungen nichts in fremde Hände geriet. Er fühlte ſich ganz als ein neuer Medici. Der Bau des Palaſtes, der innerhalb weiter Gärten auf Long Island für ihn, ſeine Frau und ſeine Tochter errichtet wurde, und der faſt ganz aus Marmor beſtand, hatte bereits Millionen von Dollarn verſchlungen. Weitere waren auf den Etat geſtellt. Der plaſtiſche Schmuck der Gärten, der Höfe und der Räume des Hauſes ſollte, und zwar ausſchließlich von Ritter, nach freiem Ermeſſen geſchaffen werden. Welche Aufgaben in dieſem Amerika! Wären Talente ſo leicht zu beſchaffen, wie der Dollar in „our country“ zu beſchaffen iſt, ſo müßte das ein drittes, womöglich noch größeres Renascimento, als das große italieniſche war, hervorrufen.

Friedrich war von dem einzigartigen Glück des jungen Mannes förmlich berauſcht, wobei er beſonders den Zuſammenklang von Erfolg und Verdienſt bewunderte. Wenn er die Fülle dieſer ſcheinbar ſpielend geſchaffenen Werke und den Gleichmut des jungen Meiſters mit dem eignen, zerwühlten Daſein verglich, überkam ihn zum erſtenmal etwas wie Pariagefühl, ja hoffnungsloſe Niedergeſchlagenheit. Wie der Lichtſchein der Kerze über das reiche Schöpfungswerk Ritters glitt, der überall Form und Seele in den naſſen, formloſen Ton hineingebildet hatte, redete es in Friedrich immerzu: „Du haſt dein Daſein verſäumt! deine Tage vertan! das Verlorene wirſt du niemals einbringen!“ Und die Stimme des Neides, der bitteren, vorwurfsvollen Anklage gegen irgend ein namenloſes, höheres Weſen, regte ſich und wollte wiſſen, warum dieſes

Weſen ihn, Friedrich, nicht bei Zeiten einen ſolchen Weg hatte einſchlagen laſſen.

Das Leben Ritters hatte in der Heimat einen Knick bekommen. Irgend ein rüder Vorfall beim Militär hatte den jungen Menſchen erſt zur widerſetzlichen Tätlichkeit und dann zur Deſertion bewogen. Nun war er ſeit einigen Jahren in Amerika und mußte ſich ſagen, daß der Knick in der Heimat eine unumgängliche Sache geweſen war, um das Reis in den neuen, wirklich dafür geeigneten Humus verpflanzen zu können. Schlicht, harmoniſch und gerade wuchs die Perſönlichkeit Ritters hier wie ein bevorzugter Baum empor, und der Mangel des jungen Prinzen aus Genieland an militäriſcher Subordination ward vom Fatum durch die ihm zukommende Superordination ein für allemal ausgeglichen.

Ritter ſagte plötzlich zu Friedrich: „Sie haben ja auch den Berliner Bildhauer Touſſaint an Bord des ‚Roland‘ gehabt.“ Unter der Hand hatte Peter Schmidt die Künſtler erſucht, die Schiffskataſtrophe nicht zu berühren, weil dies, bei der nervöſen Eigenart des Freundes, von üblen Folgen ſein könne. Dieſe Mahnung geriet in Vergeſſenheit. „Der arme Touſſaint,“ ſagte Friedrich, „hoffte hier goldene Berge zu finden. Und doch war er nur ſo etwas wie ein Zuckerbäcker-Genie.“

„Und doch verſichere ich Sie,“ ſagte jetzt Lobkowitz, „als Menſch war er gewiſſermaßen großartig. Er war nur durch eine dem geſellſchaftlichen Leben ſehr zugetane Frau und durch den Strahl der Gnade von hoher Stelle in ſeinen Vermögensverhältniſſen, trotz großer Erfolge, zurückgekommen. Wenn er den Boden Amerikas erreicht hätte, würde er möglicherweiſe ſeine Frau ſitzen gelaſſen haben und ein ganz anderer Mann geworden ſein. Er wollte nur ſchuften, er wollte nur arbeiten, am liebſten womöglich unter tüchtigen Handwerkern mit heraufgeſtreiften Hemdsärmeln auf dem Baugerüſt ſtehn. Einmal hat er im Vorbeigehen zu mir geſagt,“ ſchloß Lobkowitz: ‚Wenn Sie mal in Amerika gelegentlich einem Maurergeſellen begegnen ſollten, der in der Arbeitspauſe ſeinen Whisky mit Brot und Kümmelkäſe zu ſich nimmt und mir ähnlich ſieht, ſo denken Sie nur getroſt, ich bin's. Und dann brauchen Sie mich nicht bedauern, ſondern Sie können mir gratulieren.‘

Wieder einer, dachte Friedrich, der das beſte Teil ſeines Weſens unter der Geckerei ſeiner Zeit verborgen gehalten hat, und der, wie ich, die Entſcheidung zwiſchen Sein und Schein vergebens ſuchte.

Die Gig des Bildhauers ſtand vor der Tür und wurde Friedrich und Doktor Peter Schmidt, der wieder nach Meriden zurückwollte, zur Fahrt nach der Station zur Verfügung geſtellt. Beide Herren mußten ſich zu dem öſterreichiſchen Trainer, Kammerdiener oder was er nun war, in das kleine Gefährt hineinquetſchen. Ritter hatte ihn als Miſter Boabo vorgeſtellt. Er war ein in den Jahren Ritters ſtehender Menſch, der den üblichen kleinen runden Hut von brauner Farbe, braune Handſchuhe und den kurzen Überrock der Jockeis, von einer ähnlichen Farbe, trug. Er hatte ein ſtarkes Kinn, ſeine Naſe war fein, Bartflaum bedeckte die Oberlippe. Man mußte ihn einen ſchönen Jüngling nennen, da das kühne, jünglingshaft Naive in ſeinem Antlitz vorherrſchend war. Er lächelte leicht und wie beglückt, als er den prächtigen Eiſenſchimmel durch das Gewirr der Cabs, Laſtfuhrwerke und Trambahnwagen hindurchlenkte.

Bei aller Phantaſtik, die durch die wilden Ausſchweifungen der Technik in dieſem Stadtbild erzeugt wurde, hatte die

Stadt doch den Charakter eines Proviſoriums. Die Haſt, der Fleiß, die Eile, der Erwerbstrieb, die Dollarraſerei hatten die Technik überall zu verwegenen Leiſtungen aufgepeitſcht. Die Wolkenkratzer, an deren Fuß man vorüberkam, die Hochbahn, unter deren Trägern man hindurch mußte, der Schienenſtrang auf offenem Platz ohne jede Barriere, auf dem zweiſtimmig, ununterbrochen heulend, der Schnellzug vorüberdonnerte, gaben ein Bild davon. Dieſe Hochbahn, die wie eine durchleuchtete Schlange auf einer einzigen Reihe von Trägern lief, bog jäh um die Ecken, kroch in jedes Sträßchen und Gäßchen hinein, beinahe konnte man aus den Fenſtern der Stockwerke die Wagen ſtreifen. „Tollheit, Irrſinn, Wahnſinn!“ ſagte Friedrich. „Das iſt nicht ſo ohne weiteres wahr,“ Peter Schmidt, „hinter alledem ſteckt grade eine ganz rückſichtsloſe und hemmungsloſe Nüchternheit und Zweckmäßigkeit.“ — „Es wäre ganz ſcheußlich, wenn es nicht ſo großartig wäre,“ rief Friedrich durch den Lärm zurück. Immer noch Roland! Roland! „Wreck of the gigantic steamer Roland!“ ſchrien die Zeitungsjungen. — Was iſt das? Was war das? Ich wühle im Leben! dachte Friedrich. Was geht mich dieſe Geſchichte an? Da der Verkehr ſich ſtaute, mußte der Eiſenſchimmel ſtillſtehen. Er kaute Kandare, er warf den Kopf, Schaumflocken flogen von ſeinem Maule. Er blickte ſich um, als ob er mit ſeinem heroiſch feuerſprühenden Auge den jungen, verkappten, öſterreichiſchen Offizier, der die Zügel hielt, auf Herz und Nieren prüfen wollte. Bei dieſem aufgezwungenen Stillſtand merkte Friedrich, wie Stöße von „World“, „Sun“ und „New Yorker Staatszeitung“ von der drängenden, ſtoßenden, ſchiebenden Menſchenmenge konſumiert wurden. Die Kuh frißt Gras, und New York fraß Zeitungen. Und Gott ſei Dank, in der „World“, die Peter Schmidt von einem Zeitungsjungen, der ſich mit Lebensgefahr durch die Wagen bis zu ihm durchſchlängelte, gegriffen hatte, ſtand vor „Roland“ bereits eine neue Senſation. Grubenunglück in Penſylvanien. Dreihundert Bergleute abgeſchnitten. Ein dreizehnſtöckiger Wolkenkratzer, eine Spinnerei ausgebrannt. Vierhundert Arbeiterinnen umgekommen. „Nach uns die Sintflut,“ ſagte Friedrich, „die Kohle iſt teuer, das Getreide iſt teuer, der Spiritus, das Petroleum, aber der Menſch iſt billig wie Brombeeren. Sind Sie nicht auch der Meinung, Herr Boaba,“ ſchloß Friedrich, „unſere Ziviliſation iſt ein Fieber von einundvierzig Grad? Muß man nicht ſagen, daß dieſes New York ein Tollhaus iſt?“

Aber der delphiſche Wagenlenker Boaba hatte mit unnachahmlicher Eleganz die freie Hand nach Art eines öſterreichiſchen Offiziers an die Mütze geführt, wobei ein ebenſo beſtimmtes als glückliches Lächeln ſeine Mundwinkel kräuſelte, und ſeine Antwort enthielt durchaus keine Zuſtimmung. „Well, I love life; here one really lives. When there is no war in Europe, then it is wearisome.“ Er ſprach Engliſch, wodurch er ſein Verhältnis zum alten Kontinent in klarer Form zu erkennen gab.

Auf dem Bahnhof ſagte Peter zu Friedrich, indem er ihm in ſeiner deutſchen Manier die Hand drückte: „Jetzt kommſt du aber bald mal zu mir heraus, nach Meriden, Menſchenskind. Meriden iſt eine Landſtadt, und dort kann man ſich beſſer als hier erholen!“ Mit einem leiſen fataliſtiſchen Lächeln antwortete Friedrich: „Ich habe in meinen Entſchlüſſen nicht ganz freie Hand, mein Sohn!“ — „Wieſo nicht?“ — „Ich habe Pflichten! ich bin gebunden!“ — Mit der Indiskretion intimſter Freundſchaft fragte nun Schmidt: „Hängt es mit der Madonna aus Holz zuſammen?“ — „Kann ſein,“ ſagte Friedrich, „daß es ſo etwas Ähnliches iſt. Das arme kleine Ding hat ſeinen Vater, alſo ſeinen Beſchützer verloren, und da ich gewiſſermaßen an ihrer Rettung beteiligt war ...“ — „Alſo doch,“ ſagte Schmidt, „das Mädchen im Hemd und die Strickleiter!“ — „Ja und nein,“ gab Friedrich zurück; „ich erzähle dir ſpäter mal das nähere. Jedenfalls gibt es Augenblicke, wo einem plötzlich überraſchenderweiſe die ganze Verantwortung für irgend einen Nebenmenſchen zugeſchoben wird.“ Peter Schmidt lachte: „Du meinſt, wenn einem im Trubel der Großſtadt plötzlich ein Säugling von einer fremden Frau in die Arme gelegt wird, mit der Bitte, ihn eine halbe Minute zu halten, und wenn die Frau dann nicht wiederkommt?“ — „Ich werde dir alles ſpäter erklären!“ — Der Zug mit den langen und gut gebauten Bahnwagen ſetzte ſich langſam in Bewegung: ganz ohne allen Lärm ſchlich er ſich gleichſam unbeachtet davon.

Friedrich hatte, ins Klubhaus zurückgekehrt, durch Petronilla bei Ingigerd anfragen laſſen, ob ſein Beſuch genehm wäre. Die Alte kam wieder mit der Nachricht, daß die Signorina in einer Viertelſtunde bitten laſſe. Sie ſetzte hinzu: der Signor Pittore Franck ſei bei ihr. Bevor dieſer Nachſatz geſprochen wurde, hatte Friedrich die Abſicht gehabt, ſich zu ſäubern und umzuziehen. Nun aber ſtieg ihm das Blut zu Kopf, und er lief, immer zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, ſogleich ins erſte Stockwerk hinauf, wo er heftig an Ingigerds Tür pochte. Da niemand „herein!“ rief, trat er unaufgefordert ein und ſah neben Ingigerd, Seite an Seite, den Zigeunerjüngling Franck ſitzen. Er hatte unter die Glühlichtbirnen einen ziemlich großen Bogen Papier gelegt und zeichnete etwas, was Friedrich im Nähertreten als flüchtige Skizzen für Koſtüme erkannte. „Ich ließ Sie doch bitten, erſt in fünfzehn Minuten zu kommen," ſagte ein Mäulchen ziehend Ingigerd. — „Und ich komme, wenn es mir paßt," ſagte Friedrich.

Frank ſtand auf, ohne jede Eile, und ging, den jungen Gelehrten geradezu herzlich angrinſend, zur Türe hinaus. Ingigerd rief ihm nach: „Aber, Rigo, Sie haben verſprochen, wiederzukommen."

Mit ſpürbarem Ärger und ziemlich grob fragte Friedrich: „Was hat denn dieſer Jüngling in deinem Zimmer zu ſuchen, Ingigerd? Und Rigo? Was heißt denn Rigo? Seid ihr beide denn blödſinnig?" — Obgleich dieſer Ton der kleinen Schiffbrüchigen etwas Neues ſein mußte, ſchien er doch zunächſt der rechte zu ſein, denn ſie ſagte ſehr demütig: „Warum ſind Sie ſo lange weggeblieben?" — „Das werd' ich dir ſpäter erzählen, Ingigerd, aber wie wir jetzt ſtehen, verbitte ich mir ſolche Freundſchaften. Wenn du etwas tun willſt, ſchenke dem Schlingel einen Kamm, eine Nagelbürſte und eine Zahnbürſte. Übrigens heißt der Jüngling nicht Rigo, ſondern Max, iſt ziemlich verlumpt und wird ausſchließlich von ſeinen Freunden durchgefüttert."

Ingigerd hatte es leicht, Friedrich zu beſchämen: ob jemand arm ſei oder reich, ſagte ſie, geckenhaft oder ſchlecht gekleidet, das mache für ſie keinen Unterſchied. Friedrich verſtummte und drückte die Lippen in ihren Scheitel.

„Wo biſt du geweſen?" fragte das Mädchen. Friedrich erzählte von Peter Schmidt und von den fröhlichen Stunden, die er in Ritters Atelier durchlebt hatte. Sie ſagte: „Ich liebe das nicht! ich mag ſo etwas nicht!" und ſetzte hinzu: „wie kann man nur Wein trinken."

Ungefähr eine Stunde nach dieſen Vorgängen erſuchte Friedrich ſeinen früheren Schüler, Willy Snyders, ihm eine Penſion ausfindig machen zu helfen, wo Ingigerd gut aufgehoben ſei. Willy müſſe einſehen, meinte er, daß es nicht wohl anginge, eine junge Dame in einem Klubhauſe von

Junggeſellen wohnen zu laſſen. Willy ſah es ein, ja er hatte bereits eine vorzügliche Unterkunft in der Fifth Avenue ausgemittelt.

Am Morgen des nächſten Tages war Friedrich, abermals, von einer Erregung übermannt, bei Ingigerd eingetreten. Der Entſchluß, der ihn diesmal beherrſchte, hatte als Urſache einen Sturm des Gemüts, das ſich reinigen wollte. Er ſagte: „Das Schickſal, Ingigerd, hat uns zuſammengeführt. Du wirſt, wie ich, ein Gefühl haben, als ob, trotz alles Zufälligen, das wir miteinander durchlebt haben, Vorherbeſtimmung im Spiele geweſen ſei.“ Und er begann eine durchdachte Beichte der Zuſtände ſeiner Vergangenheit: erzählte von ſeinen Jugendjahren, erzählte mit aller möglichen Schonung und Liebe von ſeiner Frau. Es ſei keine Hoffnung, ſie wieder geſund zu ſehen. „Ich habe mir ihretwegen,“ fuhr er fort, „gewiß keinen anderen Vorwurf zu machen, als daß ich eben auch nur ein Menſch mit guten Abſichten und mangelhaftem Vollbringen geweſen bin! Aber ich war vielleicht inſofern kein Mann für ſie, als ich ſie durch Ruhe des Gemüts, die mir ſelbſt meiſtens fehlt, nicht ſtützen konnte. Und jedenfalls, als der Zuſammenbruch endlich kam und, weil ein Unglück ſelten allein kommt, auch zugleich äußere Fehlſchläge einſetzten, hatte ich Not, mich ſelbſt aufrechtzuhalten. Ich ſage es ungern,“ fuhr er fort, „aber es iſt die Wahrheit, und ich ſage es dir, ich habe, bevor ich dich ſah, mehr als einmal den Revolver zu einem ganz beſtimmten Zweck in der Hand gehabt. Das Leben war mir auf eine bleierne Weiſe unintereſſant geworden. Dein Anblick, Ingigerd, und ſeltſamerweiſe der Schiffbruch, den ich nun auch in Wirklichkeit, nicht nur ſymboliſch genommen, erleben mußte, hat mich das Leben wieder ſchätzen gelehrt! Dich und das nackte Leben, die beiden Dinge, die ich aus dem Schiffbruch gerettet habe. —

Was geſchehen iſt, gab ich vor zu ſuchen, Ingigerd! Aber es kam viel, viel mehr über mich, als ich geſucht habe. Wieder ſteh' ich auf feſtem Land. Ich liebe den Boden. Ich möchte ihn ſtreicheln: dennoch bin ich noch nicht geborgen, Ingigerd! dennoch bin ich wund, innen und außen. Du haſt verloren! ich habe verloren: wir haben die andre Seite des Daſeins, den unaustilgbaren Abgrundſchatten des Daſeins geſehen. Ingigerd: wollen wir beide zuſammenhalten? Willſt du für einen Zerriſſenen und Gepeitſchten, heute Gierigen, morgen Überſättigten, der ſich nach Ruhe, nach Frieden ſehnt, die Ruhe, der Frieden ſein? Könnteſt du alles das aufgeben, was bisher dein Leben erfüllt hat, Ingigerd, wenn ich alles das hinter mir laſſe, womit ſich mein Leben bisher verzettelt hat? Wollen wir beide ein neues Leben beginnen, ſchlicht und ſcheinlos und auf eine neue Baſis geſtellt, und als einfache Menſchen leben und ſterben? Ich will dich auf meinen Händen tragen, Ingigerd.“ Und er formte die Hände, wie er es im Kreiſe der Künſtler, als er von ſeiner Madonna ſprach, getan hatte. — „Ich will …“ Aber er unterbrach ſich und ſagte: „Rede! ſage von zwei Worten das eine, Ingigerd! Kannſt du … kannſt du mein Kamerad werden?“

Ingigerd ſtand am Fenſter, blickte in den Nebel hinaus und klopfte mit einem Bleiſtift gegen die Scheiben. Dann ſagte ſie: „Ja, vielleicht, Herr von Kammacher!“ Er fuhr auf: „Vielleicht? — Und Herr von Kammacher?“ — Sie wandte ſich um und ſagte ſchnell: „Warum biſt du gleich immer ſo furchtbar heftig? Kann ich denn wiſſen, was ich kann und was ich nicht kann und ob ich für das, was du willſt und brauchſt, geeignet bin?“ Er ſagte: „Es handelt ſich hier um Liebe!“ — „Ich habe dich gern, jawohl,“ ſagte Ingigerd, „aber ob das Liebe iſt, wie ſoll ich das wiſſen? Es kam Friedrich vor, als ob er ſich nie in ſeinem Leben ſo tief, wie jetzt, entwürdigt hätte.

Indeſſen hatte es an die Tür geklopft, und ein Herr im Paletot, den Zylinder in der Hand, die landesüblichen braunen Handſchuhe an den dicken Händen, war mit einem „Excuse me" eingetreten. Als er ſich überzeugt hatte, daß er Ingigerd Hahlſtröm gegenüberſtand, ſtellte er ſich als Direktor Lilienfeld vom Fifth Avenue-Theater vor und überreichte zugleich ſeine Karte. Dieſer Karte entnahm Friedrich, während der Beſucher das Mädchen in einem längeren Speech anredete, daß Lilienfeld nicht nur Direktor des Fifth Avenue-Theaters, ſondern auch Inhaber eines Varietés und überhaupt von Beruf Impreſario war. Herr Lilienfeld ſagte, er kenne die Adreſſe des „gnädigen Fräuleins" durch den armloſen Kunſtſchützen Stoß. Es ſei ihm zu Ohren gekommen, daß ſie mit Webſter und Forſter in Unſtimmigkeiten geraten ſei. Da habe er ſich geſagt: er wolle ſich jedenfalls der Tochter eines guten Freundes nicht vorenthalten. Er hatte nicht nur ihren Vater, ſondern auch ihre Mutter gekannt. Und Herr Direktor Lilienfeld ging dazu über, Ingigerd ſein Bedauern über den Tod ihres Vaters, ſeines Freundes, auszudrücken.

„Fräulein Ingigerd Hahlſtröm," ſagte Friedrich, „konnte bis jetzt aus Geſundheitsrückſichten nicht öffentlich auftreten. Nun haben aber inzwiſchen Webſter und Forſter die junge Dame auf eine ſo krude und rüde Weiſe durch Mittelsperſonen und Briefe bedroht, daß ſie jetzt den Entſchluß gefaßt hat, bei dieſen Leuten keinesfalls aufzutreten." — „Nie!" ſagte Ingigerd. „Nimmermehr!"

Friedrich fuhr fort: „Die Gage iſt außerdem eine erbärmliche! Wir haben hier Briefe mit Angeboten, die auf das Dreifache, ja Vierfache geſtiegen ſind." — „Das iſt ganz in der Ordnung!" erklärte Direktor Lilienfeld. „Geſtatten Sie, daß ich mit meinem Rat nicht zurückhalte: vorerſt möchte ich Sie beruhigen, wenn Sie etwa durch die

Einſchüchterungsverſuche von Webſter und Forſter unſicher gemacht ſein ſollten. Der Vertrag mit Ihrem Herrn Vater hat nämlich, aus verſchiedenen Urſachen, keine geſetzliche Gültigkeit. Der Zufall hat es mit ſich gebracht, daß ich über die Scheidungsmodalitäten Ihres verſtorbenen Herrn Vaters und Ihrer Frau Mutter durch beide Parteien und dann durch meinen Bruder, den Rechtsanwalt Ihres verſtorbenen Vaters, ziemlich genau unterrichtet bin. Damals ſind Sie, mein Fräulein, rechtlich der Mutter zugeſprochen. Ihr Vater hat alſo, genau genommen, zu Abſchluß eines Vertrages überhaupt kein Recht gehabt. Sie ſind geflohen, Sie ſind mit Ihrem Papa gegangen, weil Sie Ihrem Papa mit Leib und Seele anhingen, und weil das Einvernehmen zwiſchen Ihnen und Ihrer Frau Mama vielleicht ein weniger gutes war. Und ich ſtehe nicht an, zu ſagen: Sie taten recht, ſehr recht daran! Denn er hat Sie, Ihr Vater, zur großen Künſtlerin ausgebildet."

„Jawohl, ich danke!" lachte unwillkürlich, gegen eine ſolche Erziehung zur Kunſt noch bei der bloßen Erinnerung proteſtierend, Ingigerd. „Er hat mich jeden geſchlagenen Vormittag, während er höchſt gemütlich ſeine Shagpfeife rauchte, auf einem Teppich ſplitterfaſernackt Sprünge und Verrenkungen machen laſſen. Nachmittags hat er ſich ans Klavier geſetzt, und dann ging die Sache von friſchem los."

Der Direktor fuhr fort: „Ihr Vater war darin ſchlechterdings großartig. Drei oder vier internationale Stars allererſter Größe hat er, wenn Sie es mir zu ſagen erlauben, auf die Tanzbeine geſtellt. Er war der Tanzmeiſter beider Welten." Der Direktor lachte vielſagend: „Freilich auch noch manches andere Intereſſante nebenbei. Aber bleiben wir bei der Hauptſache: wenn Sie wollen, iſt Ihr Vertrag bei Webſter und Forſter bedeutungslos."

„Ich leugne nicht," begann er aufs neue und wandte ſich diesmal beſonders gegen Friedrichen um, „ich leugne nicht, daß ich in den Grenzen eines Gentleman auch Geſchäftsmann bin. Und in dieſer Eigenſchaft geſtatte ich mir, an Sie eine Frage zu richten, Herr Doktor: beſteht bei Ihnen überhaupt noch die Abſicht, Ihre Schutzbefohlene öffentlich auftreten zu laſſen, oder iſt vielleicht bei Ihnen und ihr der Entſchluß gereift, ſich ins private Leben zurückzuziehen?“ — „O nein,“ ſagte Ingigerd ſehr entſchieden.

Friedrich kam ſich vor, wie ein Schwertſchlucker, der ſich von dem Stahl zu befreien nicht gleich imſtande iſt. „Nein,“ ſagte auch er, „ich würde zwar wünſchen, daß Fräulein Ingigerd überhaupt nicht mehr auftrete, weil ſie von zarter Geſundheit iſt. Aber ſie ſelbſt behauptet, ſie brauche die Senſationen. Und wenn ich die Anträge überblicke, die Honorare, die ihr geboten ſind, ſo weiß ich nicht, ob ich ein Recht habe, ſie zurückzuhalten.“

Der Direktor ſagte: „Herr Doktor, ich bitte Sie, tun Sie das nicht! — Ich fand unten die Türe geöffnet, ich trat ins Haus, ich klopfte an mehrere Türen, niemand gab Antwort, niemand öffnete. Endlich gelangte ich bis hierher und hatte das Glück, am Ziele zu ſein. Mein Fräulein, Herr Doktor, laſſen Sie mich die Sache mit Webſter und Forſter ausfechten, Leuten, die wirkliche Blutſauger ſind, und die überdies die Dame beleidigt haben. Denn ich kann Sie verſichern, es werden von dort aus fortwährend Gerüchte der allerniederträchtigſten Art in Umlauf geſetzt.“ — „Bitte, Namen!“ ſagte erbleichend Friedrich. „Pſt!“ — Der Direktor erhob beſchwichtigend beide Hände, und es kam Friedrich vor, als ob der Geſchäftsmann diebiſch zwinkere. Es war, als wenn ein plötzlich aufdringendes, breites Lachen ihm unvermutet allen Geſchäftsernſt verdarb. „O Gott,“ rief er, „vielzuviel Ehre! vielzuviel Umſtände!“ Und der Mann ſah Friedrich nun zyniſch mit runden und großen Augen gerade an. Dann fuhr er fort: „Ich überbiete bei einem Engagement um fünfhundert Mark pro Abend, alſo zirka hundertundvierzig Dollar, jedes bis jetzt erfolgte Angebot, alle Speſen und Koſten ausgenommen. Treten Sie in zwei, oder drei, oder vier Tagen auf. Wenn Sie einverſtanden ſind, können wir gleich zum Anwalt fahren."

Kaum zehn Minuten ſpäter ſtanden Friedrich und Ingigerd mit etwa zwanzig Perſonen in einem Rieſenlift, der ſie in den fünften Stock eines Geſchäftshauſes in der City hinaufführte. Lilienfeld ſagte zu Friedrich: „Wenn Sie ſo etwas noch nicht kennen, werden Sie ſtaunen über die Offize eines geſuchten amerikaniſchen Rechtsanwalts. Es ſind ihrer übrigens zweie: Brown und Samuelſon. Aber Brown iſt ein Schwachkopf, der andere macht alles."

Gleich darauf ſtanden ſie vor Samuelſon, dem berühmten New Yorker Rechtsanwalt. In einem Rieſenſaal, einer Schreibfabrik, wo Damen und Herren an Schreibmaſchinen arbeiteten, war für den Chef mit Holz und blindem Glas ein Raum abgeteilt. Der Mann, nicht ſehr groß, hatte ſchlechte Farbe und trug einen Chriſtusbart. Seine Kleidung war keineswegs neu, eher abgeſchabt. Er war überhaupt kein Muſterbeiſpiel amerikaniſcher Sauberkeit. Man ſchätzte ſein Jahreseinkommen in Dollarn nach Hunderttauſenden. Der Vertrag zwiſchen Lilienfeld und Ingigerd wurde in fünfzehn Minuten abgeſchloſſen, ein Vertrag, der, bei Ingigerds Minderjährigkeit, beiläufig ebenſowenig als der mit Webſter und Forſter rechtsgültig war. Übrigens zeigte ſich Herr Samuelſon, der mit ſehr leiſer Stimme ſprach, über die Sachlage im Falle Hahlſtröm Webſter und Forſter eingehend informiert. Er lächelte nur ſehr geringſchätzig, als man auf dieſe Herren und ihre Anſprüche zu reden kam und ſagte: „Wir laſſen ſie ruhig an uns herankommen."

Als Ingigerd und Friedrich während der Heimfahrt im Cab allein ſaßen und die vordere Fenſterwand geſchloſſen war, umarmte Friedrich das Mädchen mit Leidenſchaft. „Wenn du öffentlich auftrittſt, Ingigerd,“ ſagte er, „ich werde wahnſinnig.“

Der arme junge Gelehrte begann aufs neue die Pein, die er litt, diesmal unter heißen Umarmungen auszuſchütten. Er ſagte: „Ich bin ein Menſch, der ertrinkt! der noch hier auf geſichertem Boden, wenn du ihm nicht die Hand gibſt, ertrinken muß! Du biſt ſtärker als ich! du kannſt mich erretten. Die Welt iſt mir nichts, was ich verloren habe, war mir nichts, wird mir nie etwas ſein, wenn ich dich dafür eintauſche.“

„Du biſt nicht ſchwach!“ ſagte Ingigerd. Sie atmete ſchwer, ihre ſchmalen Lippen trennten ſich. Und wieder lag das furchtbar verführeriſche Lächeln einer Maske über ihrem bewußtloſen Antlitz verbreitet. Sie hauchte: „Nimm mich! entführe mich.“

Sie ſchwiegen lange, während das Cab auf ſeinen Gummirädern dahinrollte. Dann ſagte Friedrich: „Nun mögen ſie lange auf dich warten, Ingigerd. Morgen ſind wir bei Peter Schmidt, in Meriden!“ Aber ſie lachte, ja lachte ihn aus, und er merkte ſehr wohl, daß er ihren Körper aber nicht ihre Seele zum Schmelzen gebracht hatte.

Man hielt vor dem Klubhaus. Friedrich brachte Ingigerd bis zur Haustür. Wortlos, mit ſeiner Erſchütterung und Beſchämung kämpfend, drückte er ihr die Hand. Wortlos ſtieg er ins Cab zurück. Dem Kutſcher hatte er irgend ein Ziel, was ihm gerade einfiel, angegeben.

Friedrich verkroch ſich. Er ſchämte ſich. Sobald er allein ſaß, nannte er ſich in leidenſchaftlichſter Inbrunſt mit den allerverächtlichſten Schimpfnamen. Er nahm ſeinen Schlapphut, den er immer noch nicht durch den New Yorker Zylinder erſetzt hatte, vom Kopf, wiſchte den Schweiß von der Stirn und ſchlug zugleich mit der Fauſt dagegen. „Mein armer Vater! in einem Monat werd' ich vielleicht nicht mehr und nicht weniger, als der Zuhälter einer Dirne ſein. Man wird mich kennen, mich honorieren. Jeder deutſche Barbier in New York wird erzählen, wer mein Vater iſt, von was ich lebe und wem ich nachlaufe! Ich werde der Pudel, der Affe, der Gelegenheitsmacher dieſes nichtsnutzigen kleinen Balgs und Teufels ſein. Die ganze deutſche Kolonie in den kleinen und großen Städten, wo wir auftauchen, wird in mir ein typiſches Beiſpiel dafür ſehen, bis zu welchem ekelhaften Grade ein Mitglied des deutſchen Adels, bis in welche Kloake ein ehemals tüchtiger Menſch, Mann und Familienvater ſinken kann."

In dieſem Zuſtand der Einkehr und der Beſchämung ließ Friedrich, während der ſchnellen Fahrt durch den Broadway, die Blicke wie blind an den Häuſern entlanggleiten. Plötzlich ſchnellte er aus der zurückgelehnten, gleichſam verkrochenen Lage empor, weil ihm die Aufſchrift, „Hofmann Bar" in die Augen fiel. Er ſah nach der Uhr und erinnerte ſich der auf der „Hamburg" getroffenen Abrede. Es war der Tag und es war die Zeit zwiſchen zwölf und eins, wo ſich die Schiffbrüchigen mit ihren Rettern in der Hofmann Bar nochmals treffen wollten. Das Cab fuhr, trotz des von Friedrich gegebenen Halteſignals, an der Bar vorbei. Friedrich ſtieg aus, lohnte ab und war gleich darauf in den bekannten New Yorker Trinkraum eingetreten.

Er ſah einen langen Schenktiſch, Marmorplatten, Marmorverkleidungen, Meſſing, Silber, Spiegel, auf denen kein Stäubchen zu entdecken war. Sehr viele blanke, leere Gläſer, Gläſer mit Strohhalmen, Gläſer mit Eisſtückchen, [illegible]keepers, in tadelloſe Leinwand gekleidet, beſorgten die verſchiedenartigen amerikaniſchen Drinks, mit einer Gewandtheit, die an Kunſt ſtreifte, und einer Gelaſſenheit, die durch nichts zu ſtören war.

Die Wand hinter dem Schenktiſch hatte bis zu erreichbarer Höhe viele blitzende Zapfhähne aus poliertem Metall und Durchgänge in die Vorrats- und Wirtſchaftsräume. Darüber war ſie mit Bildern behängt. Friedrich ſah über den Köpfen der längs der Bar ſtehenden oder hockenden Leute, die den runden Hut oder Zylinder nach hinten geſchoben hatten, einen köſtlichen weiblichen Akt von Courbet, Schafe von Troyon, eine helle, wolkige Meerlandſchaft von Duprés, mehrere ausgeſuchte Stücke von Charles François Daubigny: eine Dünenlandſchaft mit Schafen, eine andere mit doppeltem Vollmond: über dem Horizont und als Spiegelung in einem Tümpel, dabei zwei wiederkäuende Stiere! — Friedrich ſah einen Corot: Baum, Kuh, Waſſer, herrlicher Abendhimmel! — Einen Diaz: Weiher, alte Birke, Lichtreflexe im Waſſer! — einen Rouſſeau: rieſiger Baum im Sturm! — einen Jean François Millet: Topf mit Rüben, Zinnlöffel, Meſſer! — ein dunkles Porträt von Delacroix! — noch einen Courbet: Landſchaft, geſpachtelt, kompakt in der Malerei! — einen kleinen Baſtien Lepage: Mädchen und Mann im Gras, mit ſehr viel Licht! — außerdem viele andere, vorzügliche Bilder. Er war von dem Anblick ſo gebannt, daß er beinahe vergaß, was er eben durchlebt hatte und weshalb er gekommen war.

Da Friedrich die Augen, in faſt vollkommener Selbſtvergeſſenheit, auf dieſe Adelsgalerie franzöſiſcher Kunſt gerichtet hatte, ward er durch eine etwas laute Gruppe von Gäſten geſtört, die ſich durch Geſchrei, Gelächter und eine gewiſſe Zappeligkeit von der Ruhe der übrigen unterſchieden. Plötzlich wurde ihm eine Hand auf die Schulter gelegt, er erſchrak und ſah einem Mann in die Augen, deſſen bärtiger Kopf ihn fremd und gewöhnlich anmutete. Cocktail- und andere gute Getränke hatten der Geſichtshaut des Mannes einen päonienartigen, ins Bläuliche ſpielenden Anſtrich gegeben. Der Fremde ſagte: „Wat is mich denn dat, leiwer Doktor, kennen Sie Kapitän Butor nicht?" Gott ja, das war ja der Kapitän, der Mann, dem Friedrich ſein Leben verdankte.

Und nun erkannte er auch die Gruppe, deren Lärm ihn beim Betrachten der Malereien geſtört hatte. Es war der armloſe Artur Stoß, deſſen Burſche Bulke etwas abſeits ſaß. Es war Doktor Wilhelm, der Maler Fleiſchmann, der Maſchiniſt Wendler. Es waren zwei Matroſen vom „Roland", die neue Anzüge und Mützen bekommen hatten. Man hatte ſie bereits einem anderen Dampfer zugeteilt.

Friedrich wurde jetzt laut begrüßt. Artur Stoß ſang gerade das alte Lied, wonach er in kurzer Zeit das Reiſen aufgeben und ſich zur Ruhe ſetzen werde. Er ſprach dabei viel und laut von ſeiner Frau und ſchien Wert darauf zu legen, bekannt zu geben, daß er wirklich eine beſaß. Seine Erfolge, ſagte er, ſeien diesmal rieſenhaft, man habe am Abend vorher das Podium geſtürmt und ihn auf den Schultern umhergetragen.

„Nun, Kollege," fragte Doktor Wilhelm, „wie geht's wie haben Sie Ihre Zeit verbracht?" — „So ſo la la!" Friedrich zuckte die Achſeln. Er wußte ſelbſt nicht, wie ihm dieſe ſummariſche Abfertigung der inhaltsreichen Zeit über die Lippen kam. Aber ſeltſamerweiſe war hier an Land, in der Hofmann Bar, wenig oder nichts von ſeinem Drange, ſich dem Kollegen mitzuteilen, übriggeblieben. „Was macht unſere Kleine?" fragte Wilhelm und lächelte vielſagend. — „Ich weiß nicht," gab Friedrich mit dem Ausdruck kühlen Befremdens zurück. Er fügte hinzu: „Oder wen meinen Sie, lieber Kollege?" Da Friedrich einige ſolche, etwas ungelenke Antworten gab, wollte das Geſpräch nicht in Gang kommen. Er ſelbſt begriff in den erſten zehn oder fünfzehn Minuten nicht, warum er eigentlich hergekommen war. Außerdem war die Gruppe peinlicherweiſe als Zirkel der Geretteten vom „Roland“ unter den Gäſten der Bar bekannt geworden. Stoß an ſich, der Mann ohne Arme, war auffällig. Er ſelbſt trank nicht, aber er hatte die „Spendierhoſen“ an. Und dieſer Umſtand hatte Kapitän Butor, den Maſchiniſten Wendler, den Maler Fleiſchmann und die Matroſen bewogen, einander kräftig Beſcheid zu tun. Auch Doktor Wilhelm ließ ſich nicht nötigen.

Er berichtete leiſen Tones, daß man für den Maler Fleiſchmann in der New Yorker Staatszeitung eine Sammlung eröffnet habe und daß ihm ſchon eine Summe von Dollarn überreicht worden ſei, wie ſie der arme Kerl wohl noch niemals beiſammen geſehen hätte. Nun lachte Friedrich mit Herzlichkeit, denn er begriff, weshalb ſich Fleiſchmann mit einer ſo großen Entſchiedenheit zugleich betrank und gewaltig aufſpielte.

„Was ſagen Sie dazu, Herr Doktor?“ Mit dieſen Worten redete Fleiſchmann Friedrich an, lachte und denunzierte ihm gleichſam die mit Bildern bedeckte Wand. „Nu ſagen Se mal, nu ſehen Se mal! ſo was nennt ſich Kunſt! ſo was wird für Millionen und aber Millionen aus Frankreich bezogen. So was ſchmiert man den Amerikanern an! Ich wette, wenn einer bei uns nicht beſſer zeichnet, als der oder der — er wies dabei auf beliebige Bilder,“ — „dann iſt er bei uns, in München, Dresden oder Berlin, ſchon in der Gipsklaſſe abgetan.“

„Sie haben ganz recht,“ ſagte lachend Friedrich.

„Paſſen Sie auf,“ ſchrie Fleiſchmann, „ich werde den Amerikanern ein Licht aufſtecken. Die deutſche Kunſt . . .“: Aber Friedrich hörte ſchon nicht mehr hin, nur kam es ihm nach einiger Zeit ſo vor, als ob Fleiſchmann inzwiſchen die gleichen Worte unzählige Male gemißbraucht hätte.

Friedrich ſagte darauf ziemlich ungeniert zu Wilhelm: „Erinnern Sie ſich, wie dieſer brüllende Seehund, dieſes wahnwitzig lachende Vieh aus den Wellen vor unſerem Boote auftauchte?“

Kapitän Butor und Maſchiniſt Wendler, die über irgend etwas furchtbar gelacht hatten, traten mit überlaufenden Äuglein herzu, als ob ſie die Zeit für gekommen hielten, nun mit den beiden Ärzten für einige Augenblicke ernſt zu ſein. „Haben Sie gehört, meine Herren,“ ſagte der Kapitän, „daß bereits von Neufundlands Fiſchern Trümmer und Leichen ſignaliſiert worden ſind? Auch Rettungsringe vom „Roland“ ſind gefunden. Die Trümmer und die Leichen ſind angeblich auf einer Sandbank angeſpült. Viele Haie und ſehr viele Vögel treiben ſich, wie es heißt, in der Nähe herum. Wilhelm fragte: „Was meinen Sie, Kapitän: wird nach Ihrer Meinung noch jemand vom „Roland“ tot oder lebend zu bergen ſein?“ Von den Lebenden wollte Herr Butor nichts ſagen: „Es könnte ja ſein, daß ein und das andere Boot noch weiter ſüdlich getrieben wäre und ruhige See getroffen hätte. Nur ſind ſie dann aus dem Kurs der großen Dampfer heraus, und es kann ſein, daß ſie drei, vier Tage lang kein Schiff treffen. Wracke, Trümmer und Tote werden meiſt vom Labrador-Strom nach Süden geführt, bis ſie den Golfſtrom treffen, der ſie dann nach Nordoſten treibt. Wenn ſich die Trümmer und Leichen mit dem Strome in der Nähe der Azoren nach Norden wenden, ſo können ſie in kurzer Zeit einige tauſend Seemeilen nördlich und zwar an der ſchottiſchen Küſte ſein.“

„Dann könnte alſo,“ ſagte Friedrich, „unſer blonder, prächtiger Kapitän doch möglicherweiſe noch in ſchottiſcher Erde, auf einem Kirchhof der Namenloſen ſein Grab finden.“

„Wir armen Kapitäne," ſagte Butor, der etwa den Eindruck eines deutſchen Pferdebahnkondukteurs machte, „man verlangt von uns, wir ſollen, wie unſer Herr Jeſus Chriſtus, dem Meere und dem Sturm gebieten, und wenn wir das nicht können, ſo haben wir zwiſchen erſaufen in See oder gehangen werden an Land die Wahl."

Artur Stoß trat heran: „Können Sie ſich erinnern, meine Herren, als wir ſanken, ſind da die Schotten geſchloſſen geweſen?" Friedrich ſann nach, dann ſagte er: „Nein!" — „Ich hatte den Eindruck ebenfalls," ſagte Stoß. „Die Herren Matroſen behaupten, davon nichts zu wiſſen. ‚Wir haben die Befehle ausgeführt, die wir bekommen haben', ſagten ſie." Maler Fleiſchmann rief dazwiſchen: „Die Schotten ſind nicht geſchloſſen geweſen. Ich habe den Kapitän überhaupt nicht geſehen, weiß alſo nicht, was für ein Mann er geweſen iſt. Die Schotten ſind jedenfalls nicht geſchloſſen geweſen. Ich hatte meinen Platz," erzählte er weiter, „neben einer Familie ruſſiſch-jüdiſcher Auswanderer. Da fühlten wir einen furchtbaren Stoß, ein Scheitern und Splittern, als wäre das Schiff gegen eine Granitklippe angelaufen. Und da brach auch ſofort die Panik los. Alle wurden blödſinnig, alle wurden vollkommen wahnſinnig. Dabei flogen wir durcheinander und mit den Köpfen gegeneinander und gegen die Wand." Er ſtreifte den Ärmel empor — „da können Sie ſehen, wie ich zerſchunden bin. Nämlich, da war eine ſchwarze Ruſſin, die dafür geſorgt hatte ... die dafür geſorgt hatte, ſage ich, daß mir die Zeit bis dahin im allgemeinen nicht lang wurde." — Wilhelm ſah Friedrich bedeutſam an. — „Sie ließ mich nicht los! Sie war vom Schreien ganz heiſer geworden! Sie pfiff nur noch! Sie hielt mich feſt, und wie, ſage ich Ihnen, und keuchte nur immer: entweder Sie gehen mit mir zugrunde oder Sie retten mich! Was konnt' ich denn tun? Ich mußte ihr wirklich 'n Ding übern Kopf geben."

„Ja, was ſoll einer tun in ſolcher Lage?" ſagte Maſchiniſt Wendler, „proſt, meine Herren!"

„A propos," ſagte Stoß, „Herr Doktor von Kammacher, da fällt mir die kleine Hahlſtröm ein. Sie ſollten ihr zureden, daß ſie mit Webſter und Forſter ſobald wie möglich ins Reine kommt. Wenn Sie das Mädel am Auftreten hindern, ſo ſtehen Sie ihr tatſächlich im Licht!" — „Ich?" fragte Friedrich, „was fällt Ihnen ein?" — Unbeirrt fuhr der Armloſe fort: „Webſter und Forſter ſind ſonſt ſehr anſtändig, ihr Einfluß und Anhang aber iſt unberechenbar! Wehe, wenn man im Böſen mit ihnen zu tun bekommt!" — „Bitte, Herr Stoß, erſparen Sie ſich alles weitere. Ich bin für die arme Waiſe, von der Sie reden, durchaus nicht zum Vormund beſtellt."

„Ach was, arme Waiſe!" ſagte Stoß, „There's money in it, ſagt der businessman. Vergeſſen Sie nicht, wir ſind hier im Dollarlande."

Friedrich war indigniert. Er hatte Luſt, ſeinen Hut zu nehmen und fortzulaufen. Er konnte nicht mehr begreifen, weshalb er mit dieſen Leuten zuſammenkam. Um abzulenken und einige Bosheit und ſchlechte Laune loszuwerden, allerdings auch aus einem edleren Grunde, fing er plötzlich von dem Dienſtmädchen Roſa zu ſprechen an und rügte, daß man von dieſer Perſon ſo wenig hermache. Es würde ihm viel wichtiger ſein, für dieſe, als für irgend eine andere Frauensperſon etwas zu tun. Er ſei kein Händler. Er ſei kein Schacherer. Aber wenn man Gelder geſammelt habe, und nicht für Roſa geſammelt habe, ſo habe man für eine wirkliche Heldin des „Roland" eben nichts getan. — „Wieſo? wieſo?" fragte Fleiſchmann erſchrocken und mit einer gewiſſen Rüdigkeit. Ihn traf der Gedanke, daß man vielleicht eine Teilung ſeines Raubes beabſichtigen könnte. Bei dieſen Worten trat Bulke heran: „Erinnern Sie ſich, Herr Fleiſchmann: Roſa hat Sie zuerſt geſehen! wo Roſa nicht war und Sie aus dem Waſſer gezogen hätte — das Frauenzimmer iſt bärenſtark! — von uns anderen hätten Sie eher noch eins mit dem Ruder über den Kopf gekriegt.“ — „Was Sie ſagen, Sie Schöps,“ ſagte Fleiſchmann zurückziehend, „is ja richtiger Bledſinn! keene Ahnung.“ Dann wandte er ſich gegen die Bilderwand und ſagte mit Bezug auf einen der wundervollen Daubignys: „Wees Gott, ich ſehe in einen fort die beeden ſchauderhaften, mondſichtigen Ochſen an.“ Friedrich zahlte, empfahl ſich und ging ſeiner Wege.

Den Vorſchlag der anderen, gemeinſam zu frühſtücken, hatte er für ſein Teil, ſo höflich als es ihm irgend möglich war, abgelehnt.

Auf der Straße fragte er ſich, warum er eigentlich ſo wenig Humor habe. Was konnten dieſe harmloſen Leute dafür, daß er in einem Zuſtand der Überreizung war. Es lag in Friedrichens Art, ſobald er ein Unrecht eingeſehen hatte, es möglichſt ſogleich wieder gutzumachen. Deshalb kehrte er um, als er mit ſich im reinen war, in der Abſicht, das Frühſtück ſeiner Unglücks- und Glücksgenoſſen nun doch noch mitzumachen.

Er brauchte Minuten, ehe vor ſeinen Augen die Pforte der Hofmann Bar wieder auftauchte. Wie immer war der Broadway belebt, und zwei endloſe, von kurzen Zwiſchenräumen unterbrochene Reihen der gelben Wagen der Drahtſeilbahn fuhren aneinander vorüber. Die Luft war kalt. Der Lärm war groß, und in dieſen Lärm ſah Friedrich eben die Genoſſen ſeines Schiffbruchs aus der

Bar heraustreten. Im Begriff, mit der Hand zu winken, glitt er aus. Irgend ein Obſtkern oder eine Apfelſchale auf dem naſſen Trottoir war die Urſache. In dieſem Augenblick rief eine Stimme: „Fallen Sie nicht, Herr Doktor. How do you do?“ Friedrich ſtand wieder feſt, und ſah eine ſtattliche, ſchöne Dame, die verſchleiert war, ein Pelzbarett und ein Pelzjäckchen trug und in der er langſam Miß Burns wiedererkannte.

„Herr Doktor, ich habe Glück,“ ſagte ſie, „denn ich komme ſehr ſelten in dieſe Gegend und habe nur gerade heut', weil ich hier in der Nähe etwas kaufen muß, dieſen Umweg zu meinem Reſtaurant gemacht. Wären Sie übrigens nicht geſtolpert, würde ich Sie gar nicht bemerkt haben. Außerdem hat mich heute eine junge Dame, die Sie kennen, Fräulein Hahlſtröm, die Herr Franck ins Ritterſche Atelier brachte, länger als ſonſt dort zurückgehalten.“

„Sie ſpeiſen allein, Miß Burns?“ fragte Friedrich.

„Ja! ich ſpeiſe allein,“ ſagte ſie, „aber wundert Sie das?“ — „Nein, gar nicht,“ beeilte er ſich zu verſichern. „Ich wollte nur fragen, ob Sie etwas dagegen hätten, wenn ich mit Ihnen frühſtückte?“ — „Aber nein, Herr Doktor, es freut mich ſehr.“

Das ſtattliche Paar wurde im Weiterſchreiten von den Paſſanten viel beachtet. „Darf ich Sie bitten,“ ſagte Friedrich, „nur einen Augenblick ſtehen zu bleiben. Eben ſteigen nämlich dort Leute, die durch Gottes unerforſchlichen Ratſchluß teils meine Retter geworden, teils mit mir errettet worden ſind, in einen Straßenbahnwagen ein. Ich möchte den Herren nicht nochmals begegnen.“

Friedrich fuhr fort. Die gefürchtete Gruppe war gegen Brooklyn davongerollt: „Ich ſegne den Himmel, Miß Burns...“ Er ſtockte. — Sie lachte und ſagte: „Sie meinen, weil Sie von dieſen Herren im Straßenbahnwagen gerettet worden ſind?“ — „Nein, daß ich Sie getroffen und daß Sie mich vor dieſen Herren gerettet haben. Ich gebe zu, ich bin undankbar. Aber da iſt ein Kapitän. Als ich ſein Schiff über den Ozean heranſchweben und heranſtampfen ſah, und ihn, oben auf der Kommandobrücke, da war er, wenn ſchon kein Erzengel, ſo doch wirklich ein Werkzeug Gottes. Er war nicht mehr irgend ein Menſch, ſondern er war der Menſch! der rettende Gottmenſch! und außer ihm gab es keinen. Meine Seele und unſere Seelen ſchrien ihn, ja beteten ihn an! Hier iſt er ein guter, braver, platter, kleiner, langweiliger Spießer geworden. Den armloſen Stoß, deſſen lebhafter Geiſt während der Seereiſe eine Wohltat war, verflacht die Pflicht, die den Kapitän Butor vertieft. Da iſt der Schiffsarzt, mein guter Kollege: Ich war ganz verblüfft, zu erleben, wie unausgiebig er eigentlich iſt. Nichts bindet uns mehr, nachdem das Bund des Schiffsbords nicht mehr vorhanden iſt.“ Friedrich ſprach, wie wenn eine Schleuſe geöffnet wäre.

Er ſagte: „Was mich heute beſonders erſchreckt hat, iſt die Tatſache, daß ein Menſch einen Eichbaum reſtlos verdauen kann. Was mich betrifft, ich ertappe mich immerwährend darauf, wie ich die Tatſache des Unterganges dieſes Rieſendampfers, den ich bis in alle Winkel gekannt habe, bezweifle. Ich habe da etwas geſehen, aber ich bin ſo unendlich ferne davon, daß es meinem ganzen Weſen noch immer nicht eigentlich faßlich iſt. Ich fühle jetzt erſt das rieſige Schiff in meiner Seele lebendig werden. Drei, vier-, fünfmal am Tag wiederholt es in meiner Seele den Untergang. Heute Nacht fuhr ich auf, verzeihen Sie, wirklich in kaltem Schweiß gebadet, von infernaliſchem Klingeln geweckt, und der Wirrwarr und das Getute der Notſignale und die blutigen Fratzen und menſchlichen Glieder, die um mich her ſchwammen, waren reichlich grauenvoll.

„Ihre Freunde,“ ſagte lachend Miß Eva Burns, „müſſen ſich wirklich ſehr ſchlecht aufgeführt haben, wie mir ſcheint.“ Das konnte Friedrich nun nicht beſtätigen. Er ſagte nur immer wieder: „Sie haben das Schiff mit allem Holz und Eiſen und allem Leben darin, mit den Zähnen zermalmt und ſpurlos hinuntergeſchlungen.“

Das Paar war vor der Tür einer kleinen Gaſtwirtſchaft angelangt. Miß Eva ſagte: „Wenn Sie jetzt wirklich mit mir frühſtücken wollen, Herr Doktor, ſo dürfen Sie in Ihren Anſprüchen nicht etwa auf der Höhe von Miſter Ritter ſtehn.“ Sie traten ein und waren in einem niedrigen Stübchen, das eine Diele aus roten Flieſen und vertäfelte Decke und Wände hatte. Der kleine Raum, ſauber gehalten, war von einem Publikum kleiner Leute beſucht: deutſchen Barbieren, Kutſchern und Geſchäftsangeſtellten, die hier Getränke an der Bar und ein billiges Frühſtück vorfanden. Der Wirt hatte eine kleine Sammlung von Sportsbildern aufgehängt: namhafte Jockeis mit ihren Pferden, Kettenſprenger, Brückenſpringer und anderes mehr. Der Mann ſah aus, als ob er am ſpäten Abend und nachts mit einem ganz anderen Publikum zu tun hätte.

Friedrich litt noch immer an einer gewiſſen Wohlerzogenheit. Deshalb war er heimlich erſtaunt, daß ſich Eva Burns in ein ſolches Lokal wagte. Der Wirt erſchien und ſagte auf Engliſch mit unverändertem maskenhaftem Ernſt: „Sie kommen ſpät, Miß Burns. Haben Sie Havarie gehabt?“ Lebhaft und aufgeräumt gab ſie zur Antwort: „Not a bit of it, Miſter Brown, I am always alright!“ Dann bat ſie um ihr gewöhnliches Lunch und meinte, was den Herrn beträfe, ſo würde er wahrſcheinlich damit nicht zufrieden ſein. Hoffentlich habe Miſter Brown für ihn etwas Beſſeres in der Hinterhand. Friedrich wünſchte indeſſen, das gleiche zu ſpeiſen.

„Oh," ſagte ſie, als der Wirt gegangen war, „ich warne Sie! Ich glaube wirklich nicht, daß Sie mit meiner Diät einverſtanden ſein werden. Ich eſſe niemals Fleiſch. Sie ſind ſicherlich ‚Fleiſchfreſſer'". Friedrich lachte: „Wir Ärzte," ſagte er, „kommen auch immer mehr ab von der Fleiſchdiät." — „Ich finde es ſcheußlich," ſagte ſie, „Fleiſch zu eſſen! Ich habe ein ſchönes Huhn im Garten, ich ſehe es alle Tage, und nachher ſchneide ich ihm die Gurgel durch und freſſe es auf. Wir haben als Kinder ein Pony gehabt: ſchließlich iſt es erſchlagen worden, und die Leute in Eaſt-End haben es aufgegeſſen. Viele Leute eſſen gern Pferdefleiſch." — Sie zog ihre langen ſchwediſchen Handſchuhe von den Händen, ohne ſie aber vom Arm zu ſtreifen. — „Aber das ſchlimmſte iſt dieſes furchtbare fortgeſetzte Blutvergießen, was zur Erhaltung der menſchlichen Fleiſchfreſſer notwendig iſt! dieſe Rieſenſchlachthäuſer von Chikago, wo der maſchinenmäßige Maſſenmord unſchuldiger Tiere fortwährend im Gange iſt! Man kann ohne Fleiſch leben! man braucht nicht Fleiſch eſſen."

Alles das ſagte ſie in einem humoriſtiſch gefärbten Ernſt, und zwar auf gut Deutſch, nur mit etwas zu dicker Zunge.

Friedrich ſagte, wie er aus manchen Gründen in ſeiner Anſicht über dieſe Frage noch ſchwankend ſei. Er ſelbſt könne übrigens ohne Fleiſchnahrung auskommen. Wenn er nur ſein Entrecote zu Mittag und ſein Roaſtbeef zum Abend hätte, ſo ſei er zufrieden und brauche nicht mehr. Sie war verdutzt und brach dann über den harmloſen Scherz in herzliches Lachen aus.

„Sie ſind ein Arzt," rief ſie. „Ihr Ärzte ſeid alle Tierquäler!" — „Sie meinen die Viviſektion?" — „Jawohl, ich meine die Viviſektion! Es iſt eine Schande, es iſt eine Sünde durch die Jahrtauſende! Es iſt eine ſchreckliche Sündenſchuld, wie man Tiere, bloß um irgend einem gleichgültigen Menſchen das Leben zu verlängern, kaltblütig und grauſam zu Tode quält.“

Friedrich wurde ein wenig ſtill, denn er war zu ſehr Mann der Wiſſenſchaft, um hierin mit ſeiner Tiſchgenoſſin einig zu ſein. Sie ſpürte das wohl und ſagte darauf: „Ihr deutſchen Ärzte ſeid ſchreckliche Menſchen. Wenn ich in Berlin bin, habe ich immer Angſt, daß ich ſterben und dann in eure ſchrecklichen Anatomien geſchafft werden könnte.“

„Ah, Sie waren ſchon in Berlin, Miß Burns?“ fragte Friedrich. — „O natürlich, Herr Doktor, ich war überall.“

Nun brachte der Wirt das Frühſtück herein, das in gebackenen Kartoffeln, Grünkohl und Spiegeleiern beſtand, und das Friedrichen ſonſt kaum genügt hätte. Aber jetzt aß er mit Appetit und trank dazu, ebenſo wie Miß Eva, das obligate amerikaniſche Eiswaſſer.

Die Unterhaltung der Dame war ungezwungen und von natürlicher Lebhaftigkeit. Sie hatte bemerkt, wie ſehr das Ereignis der Schiffskataſtrophe noch in Friedrich lebendig war, und hatte, eingedenk der Mahnung von Peter Schmidt, das Geſpräch gefliſſentlich abgelenkt. Friedrich, der, wegen ſeiner Äußerungen über den Kreis der Schickſalsgenoſſen, mit ſich unzufrieden war, verſuchte mehrmals darauf zurückzukommen, wie denn überhaupt etwas Bohrendes und heimlich Gequältes in ſeiner Art, ſich zu äußern, lag. —

Er ſagte: „Man ſpricht von einer dem Weltplane immanenten Gerechtigkeit. Warum iſt aber eine ſolche ärmliche Zufallsauswahl von Menſchen gerettet worden, während ſo viele, und darunter, von dieſem unvergeßlichen Kapitän von Keſſel angefangen, die ganze ausgeſucht prächtige Mannſchaft des „Roland“, ertrunken ſind? Und weshalb und zu welchem Zweck bin ich ſelber gerettet worden?“

Sie ſagte: „Herr Doktor, geſtern waren Sie ein ganz anderer Mann. Sie waren erleuchtet: heut' ſind Sie verfinſtert! Ich finde, daß Sie unrecht haben, nicht einfach dankbar gegen Ihr gutes Geſchick zu ſein. Meiner Anſicht nach ſind Sie weder für die Qualität der Geretteten, noch für die eigene Rettung, noch für die Zahl der Untergegangenen verantwortlich. Der Schöpfungsplan iſt ohne Sie entworfen und durchgeführt, und ſo, wie er eben iſt, muß man ihn hinnehmen. Das Leben hinnehmen iſt doch die einzige Kunſt, deren Übung auf die Dauer wirklich nützlich iſt."

„Sie haben recht," ſagte Friedrich, „nur bin ich ein Mann und habe von Haus aus einen höchſt überflüſſigen Trieb, weniger zur praktiſchen, als zur ideellen Aktivität mitbekommen. Die Welt iſt aus den Fugen, ſagt Ihr däniſcher Engländer Hamlet. Schmach und Gram, daß ich herab ſie einzurenken kam. Ich kann mir dieſen unbegreiflichen Größenwahn noch immer nicht abgewöhnen. Dazu kommt noch bei jedem braven Deutſchen, der auf ſich hält, das Fauſtiſche. Habe nun ach, Philoſophie, Juriſterei und Medizin ... und ſo fort. Da iſt man in jeder Beziehung enttäuſcht, und da möchte man ſich dem Teufel verſchreiben, deſſen erſtes Medikament dann ſonderbarerweiſe meiſtens ein blondes Gretchen oder mindeſtens etwas Ähnliches iſt."

Die Dame ſchwieg, und Friedrich ſah ſich genötigt fortzufahren.

„Ich weiß nicht, ob es Sie intereſſiert," ſagte er, „über die ſonderbaren Schickſale eines ideologiſchen Bankrotteurs etwas Näheres zu erfahren."

Sie lachte und ſagte: „Eines Bankrotteurs? Dafür halt' ich Sie nicht! Aber alles, was Sie angeht und was Sie mir mitteilen wollen, intereſſiert mich natürlich."

„Schön," ſagte Friedrich, „wir wollen ſehen, ob Sie recht haben. Stellen Sie ſich einen Menſchen vor, der bis zum dreißigſten Jahre immer auf falſchen Wegen geweſen iſt. Oder wenigſtens hat die Reiſe auf jedem dieſer Wege immer ſehr bald durch Achſenbruch oder Beinbruch ein Ende genommen. Es iſt ja auch nur ein Wunder, daß ich diesmal dem wirklichen Schiffbruch entgangen bin. Dennoch glaube ich, mein Schiff iſt geſcheitert und ich mit ihm! oder wir ſind noch mitten im Scheitern. Denn ich ſehe kein Land! Irgend etwas feſt Begründetes ſehe ich nicht.

Bis zum zehnten Jahr war ich in einer Kadettenanſtalt. Ich bekam Selbſtmordneigung und erlitt Strafen wegen Widerſetzlichkeit. Ich konnte keinen Reiz darin finden, mich für eine künftige, große Schlächterei vorbereitet zu ſehen. Da nahm mich mein Vater heraus, obgleich er damit ſeine Lieblingsidee mit mir, denn er iſt mit Leib und Seele Soldat, aufgeben mußte. Ich abſolvierte dann das vielbefehdete, humaniſtiſche Gymnaſium. Ich wurde Arzt, und, weil ich darüber hinaus wiſſenſchaftliche Intereſſen hatte, legte ich mich auf Bakteriologie. Nun, Achſenbruch! Beinbruch! die Sache iſt abgetan! Ich werde in dieſen Fächern kaum noch arbeiten. — Ich trat in die Ehe. Ich hatte mir dieſe ganze Angelegenheit vorher ſozuſagen künſtleriſch aufgebaut: ein Haus, ein Gärtchen, ein braves Weib, Kinder, die ich auf neue, freie und beſſere Art und Weiſe erziehen wollte, als es üblich iſt. Dazu Praxis in einem bedürftigen Landbezirk, da ich der Anſicht war, ich könne dort mehr als in Berlin W von wirklichem Nutzen ſein. Aber Junge, hieß es, bei deinem Familiennamen, deine Revenuen in Berlin könnten die zwanzig-, dreißig-, vierzigfachen ſein! Meine gute Frau wollte partout keine Kinder haben! Von dem Augenblick an, wo Ausſicht war, bis zur Geburt, gab es verzweifelte Auftritte, das Leben wurde zur Hölle für uns. Wir haben nicht ſelten, meine Frau und ich, anſtatt zu ſchlafen, die

Nächte durch debattiert. Meine Aufgabe beſtand in gutem Zureden, Tröſten, laut und leiſe, heftig und ſanft, wild und zärtlich, mit allen erdenklichen Argumenten! — Auch ihre Mutter verſtand mich nicht. Meine Frau war enttäuſcht, ihre Mutter enttäuſcht, weil ſie in der Art, wie ich einer großen Karriere aus dem Wege ging, nur das Gebaren eines Verrückten zu ſehen vermochten. Dazu kam, ich weiß nicht, ob das in allen jungen Ehen das gleiche iſt, daß wir ſchon jedesmal, bevor noch das Kind geboren war, über die einzelnen Punkte ſeiner Erziehung das Streiten bekamen. Wir ſtritten, ob wir den Knaben, wie ich wollte, im Haus, oder wie meine Frau wollte, in der öffentlichen Schule erziehen laſſen ſollten. Oder ich ſagte: das Mädchen bekommt Turnunterricht! meine Frau: es bekommt keinen Turnunterricht! Das Mädchen war aber noch gar nicht geboren. Wir ſtritten ſo, daß wir einander mit Scheidung und Selbſtmord drohten. Meine Frau ſchloß ſich ein! Ich prügelte gegen die Tür, weil ich in Angſt war und Schlimmes befürchtete. Dann gab es Verſöhnungen! Und die Folgen ſolcher Verſöhnungen vermehrten dann wieder das nervöſe Elend in unſerer Häuslichkeit. Eines Tages mußt' ich die Schwiegermama vor die Türe ſetzen. Es war ein Mittel, um Ruhe zu ſchaffen. Meine Frau ſah das ſchließlich ſelber ein. Überhaupt, wir liebten einander und hatten, trotz allem, die beſten Abſichten. Wir haben drei Kinder: Albrecht, Bernhard und Annemarie. Sie ſind in drei Jahren, alſo ſchnell nacheinander gekommen. Dieſe Geburten haben die nervöſe Dispoſition meiner Frau zur Kriſis gebracht. Schon nachdem Albrecht geboren war, hatte ſie einen Anfall von Melancholie. Die Schwiegermama mußte mir zugeben, daß ſie die gleichen Anfälle ſchon als Kind gehabt hatte. Nach der letzten Geburt reiſte ich mit meiner Frau auf zwei Monate nach Italien.

Es war eine ſchöne Zeit, und ihr Gemüt ſchien ſich wirklich unter dem „glücklichen Himmel Italiens" aufzuheitern. Aber die Krankheit ſchritt in der Stille fort. Ich bin einunddreißig Jahre alt und acht Jahre verheiratet. Mein älteſter Junge iſt ſieben Jahr. Es iſt jetzt" — Friedrich ſann nach — „es war ungefähr, wir haben jetzt Anfang Februar, Mitte Oktober vorigen Jahres, als ich meine Frau in ihrem Zimmer darüber betraf, wie ſie einen nicht gerade billigen Moiré-ſeidenen Stoff, den wir in Zürich gekauft hatten und der länger als vier Jahre in ihren Schüben gelegen hatte, in lauter kleine Flickflecken zerſchnitt. Ich ſehe noch den roten Stoff, ſoweit er noch nicht zerſchnitten war, und den lockeren Berg von Flicken, der auf der Erde lag. Ich ſagte: Angele, was machſt du da? — Und da merkte ich, was die Uhr geſchlagen hatte! — Dennoch trug ich mich eine Zeitlang mit Hoffnungen. Eines Nachts aber wachte ich auf und ſah das Geſicht meiner Frau mit einem Ausdruck der Abweſenheit dicht über mir. Dabei fühlte ich etwas an meiner Kehle. Sie hatte mir dieſelbe Schere, mit der ſie den Stoff zerſchnitten hatte, an die Gurgel geſetzt. Dabei ſagte ſie: „Komm, Friedrich, zieh dich an, wir müſſen beide in einen Sarg von Lindenholz ſchlafen gehn.'

Nun mußte ich ihre und meine Verwandten zuſammenberufen. Schließlich lag Gefahr für die Kinder vor, wenn auch ich mich zu ſchützen gewußt hätte. — Sie ſehen alſo," ſchloß Friedrich, „daß ich auf dem Wege der Ehe auch nicht weit mit meinem Talent gekommen bin. Ich will alles und nichts! Ich kann alles und nichts. Mein Geiſt iſt zugleich überladen worden und leer geblieben."

Miß Eva Burns ſagte einfach: „Da haben Sie in der Tat etwas Schweres durchgemacht."

„Ja," ſagte Friedrich, „Sie haben jedoch nur dann recht, Miß Burns, wenn Sie die Gegenwartsform an Stelle der Vergangenheitsform ſetzen, und wenn Sie erſt ganz ermeſſen, wodurch dieſer Fall noch verwickelter wird. Die Frage ſt: habe ich Schuld an dem Verlauf, den das Gemütsleiden meiner Frau genommen hat, oder aber darf ich mich freiſprechen? Ich kann nur ſagen, das Verfahren über dieſen Fall, wo ich ſelber Angeklagter, Kläger und Richter bin, ſt im Gange, und es iſt einſtweilen keine letzte Entſcheidung bzuſehen.

Finden Sie nun einen Sinn darin, Miß Burns, daß gerade mich der Atlantiſche Ozean nicht hat haben gewollt? Oder, daß ich, wie ein Verrückter, um mein nacktes Daſein gekämpft habe? daß ich einige Unglückliche, die unſer Boot um Kentern bringen wollten, mit dem Ruder über die Köpfe ſchlug, ſo daß ſie lautlos und ſpurlos untertauchten? Iſt es nicht eine Gemeinheit, daß ich mich noch immer ans Leben klammere und alles andere lieber tue, als dies gänzlich verpfuſchte Daſein aufzugeben?“

Alles dieſes hatte Friedrich bleich, erregt, übrigens aber m Tone leichter Konverſation geſprochen. Die abgegeſſenen Teller hatte der Wirt ſchon vor längerer Zeit beiſeite gebracht. Miß Eva ſagte, vielleicht um eine peinliche Antwort u umgehen: „Wir nehmen doch hier noch Kaffee, Herr Doktor?“ — „Alles, was Sie wünſchen, heut' oder morgen und⸗immer, ſolange ich Ihnen nicht läſtig bin. Aber Sie haben an mir einen triſten Geſellſchafter. Es gibt nicht um zweitenmal einen ſo dummen und kleinen Egoismus, als der iſt, mit dem ich behaftet bin. Denken Sie ſich, meine Frau befaßt ſich in der Anſtalt, in der ſie jetzt iſt, damit, ich immerfort ihre eigene Sündhaftigkeit, Unwürdigkeit, Schlechtigkeit und Nichtigkeit zu beweiſen. Weil ſie ſo unwürdig iſt, wie ſie ſagt, und weil ich ſo groß, edel und ewundernswürdig vor ihr daſtehe, deshalb muß man ſie ſtändig bewachen, damit ſie ſich nicht, wie man ſagt, ein Leides tut. Iſt das nicht ein ſehr hübſches Bewußtſein für mich? und darf ich mich da nicht wirklich ſtolz fühlen?“

Miß Burns aber ſagte: „Ich habe gar nicht gewußt, daß in einem ſo kräftigen Manne, verzeihen Sie, ein ſo kleines, zitterndes Seelchen ſitzt. Was Sie jetzt zu tun haben, iſt, meiner Anſicht nach, nur das: nach Möglichkeit dieſe ganze Vergangenheit zuzudecken. Etwas Ähnliches müſſen wir alle tun, um für das Leben tüchtig zu ſein.“

„Nein,“ ſagte Friedrich, ich bin vollkommen untüchtig. In dieſem Augenblick iſt mir wohl, weil ich mich einem Menſchen gegenüberbefinde, dem ich aus irgend einem Grunde über mich reinen Wein — verzeihen Sie, euphemiſtiſch ausgedrückt — einſchenken kann.“

„Sie müßten ſich konzentrieren, Sie müßten arbeiten,“ ſagte Miß Burns. „Sie müßten womöglich bis zur abſoluten Übermüdung körperlich tätig ſein.“

„Oh, meine Verehrte,“ rief Friedrich, „wie überſchätzen Sie mich. Arbeit? Dazu braucht man Vertrauen und Luſt: beides hab' ich verloren. Und wenn ich hier ſitze, in einem Lande, das durch die mächtigſten Willenskräfte des europäiſchen Menſchen in Beſitz genommen iſt, ſo ſitze ich hier, und das iſt der Punkt, der die meiſten Menſchen von heut' von den Menſchen von damals unterſcheidet, weil ich Ruder und Steuer verloren habe und mein letztes bißchen Selbſtbeſtimmung flöten gegangen iſt.“

Der Kaffee kam, und Friedrich ſowie Miß Burns rührten ſchweigend die Löffel darin.

Dann fragte Miß Burns: „Wodurch iſt Ihnen denn, wie Sie ſagen, Ihre Selbſtbeſtimmung verloren gegangen?“

„Theridium triste,“ ſagte Friedrich und gedachte plötzlich des Beiſpiels der Galgenſpinne, das Doktor Wilhelm in bezug auf Ingigerd gebraucht hatte, und das er jetzt im größeren Sinn, auf das Verfahren des Schickſals anwendete. Natürlich verſtand Miß Burns ihn nicht. Aber Friedrich brach ab und wollte ſich, als ſie ihn deshalb um Auskunft bat, nicht erklären. Und ebenſo ſchnell und bereit zog die Dame ihre Frage zurück und ſagte, ſie fände es richtig und gut, wenn er von ſeiner mit deutſchem Tiefſinn geführten Unterhaltung mehr in ihre Sphäre, die Sphäre eines oberflächlicheren Menſchen, überginge. An dieſe Bemerkungen ſchloß ſie den Rat: wenn er auch noch ſo ſcharf mit ſich ins Gericht gehe, weil er ſo viele verſchiedene Wege nicht zu Ende gegangen ſei, ſo müſſe er doch getroſt einen neuen betreten und ſich womöglich auf etwas beſchränken, wobei Hand, Auge und Kopf gleichermaßen gefeſſelt wären. Mit einem Wort, er ſolle kommen und mit ſeiner alten Liebe, der Bildhauerei, einen Verſuch machen. Vielleicht würde er in einigen Monaten der Meiſter einer Madonna aus polychromiertem Holz geworden ſein.

Friedrich ſagte: „Sie täuſchen ſich, ich bin ein Schaumſchläger. Laſſen Sie mir die Illuſion, wonach ein großer Künſtler in mir auf den Augenblick der Befreiung harrt. Viel eher ſollte ich vielleicht Miſter Ritters Kutſcher, Kammerdiener, oder Geſchäftsführer ſein.“

Miß Eva Burns hatte ihr kleines Geldtäſchchen hervorgeholt, ſie litt nicht, daß Friedrich für ſie bezahlte, und beide traten wieder auf die belebte Straße hinaus. Ebenſo wie früher erregte das Paar, wo es erſchien, Aufmerkſamkeit. „Zum Donnerwetter,“ ſagte Friedrich, der im lärmenden Treiben der Straße wieder ein anderer geworden war, „was habe ich eigentlich alles geſchwatzt, Miß Burns? Ich habe Ihre Geduld mißbraucht und Sie auf ſcheußliche Weiſe gelangweilt?“ — „O nein,“

ſagte ſie, „an ſolche Geſpräche bin ich gewöhnt. Ich verkehre ſeit vielen Jahren mit Künſtlern.“ — „Damit wollen Sie hoffentlich doch nicht über meine Wahrhaftigkeit den Stab brechen, Miß Burns?“ fragte ein wenig erſchrocken, Friedrich. — „Nein, aber ich glaube nicht,“ ſagte ſie ruhig und mit einer beinahe männlichen Feſtigkeit, „daß die Natur, wenn ſie uns einmal durch etwas leiden macht, uns durch dasſelbe Etwas immer wieder leiden zu machen beabſichtigt. Zwiſchen zwei Tage, ſcheint mir, iſt, nicht ohne Abſicht des Schöpfers, immer und überall für den Menſchen die Nacht und der Schlaf geſetzt.“

„Nicht immer und überall,“ meinte Friedrich, und dachte daran, mit welcher Mühe er ſich in den vergangenen Nächten einige Stunden Schlafs erobert hatte. An einer Straßenkreuzung ſtand Miß Eva ſtill, um eine Tramway zu erwarten, die ſie wieder ins Atelier bringen ſollte. „Sehen Sie das,“ ſagte Friedrich zu ihr und wies auf ſechs vollſtändig gleiche Rieſenplakate, die alle in ſchreienden Farben Marah, das Opfer der Spinne, darſtellen ſollten. Ein grüner Streifen war ſchräg über jedes Plakat geklebt, worauf man las, die Tänzerin ſei bis jetzt noch durch die Folgen des Schiffbruchs am Auftreten verhindert, werde aber am morgigen Tage bei Webſter und Forſter ſich vor dem amerikaniſchen Publikum zum erſtenmal produzieren. Über dieſen Plakaten war an derſelben Brandmauer Artur Stoß in ganzer Figur, überlebensgroß, ſechs- bis achtmal abgebildet.

„Die Kleine hat Miſter Ritter für übermorgen früh zur Probe in ein Theater auf der Fifth Avenue geladen. Das iſt doch nicht Webſter und Forſter!“ ſagte Miß Burns. Friedrich erklärte ihr, was ſich inzwiſchen begeben hatte. Die in Ausſicht ſtehende Probe war dagegen für ihn ſelbſt eine Neuigkeit. Er ſagte leichthin: „Ich habe eigentlich nur

Mitleid mit dieſem Mädchen." Er ſchloß, „ich hätte den innigen Wunſch, Miß Burns, Sie möchten ſich dieſes armen, leitungsloſen Geſchöpfes etwas annehmen." — „Auf Wiederſehen, kommen Sie ſo bald als möglich ins Atelier arbeiten," ſagte Miß Burns, in den Straßenbahnwagen einſteigend.

Nachdem Miß Eva Burns von dem Strome des New Yorker Verkehrs fortgeriſſen worden war, hatte Friedrich ſeltſamerweiſe eine Empfindung von Verlaſſenheit. „Ich werde," ſagte er ſich, „ſelbſt auf die Gefahr hin, mein Mißgeſchick durch Lächerlichkeit zu krönen, mich morgen in Ritters Atelier verfügen, meine Hände in den Tonkaſten vergraben und mein Leben aus einem feuchten Erdenkloß gleichſam von Grund aus neu zu bilden verſuchen."

Gegen zehn Uhr am nächſten Morgen hatte Ritter Friedrichen bereits in ſeinem Atelier willkommen geheißen. Er erhielt einen kleinen Arbeitsraum, deſſen Tür nach der Werkſtatt von Miß Burns offen ſtand.

Friedrich nahm nun zwar zum erſtenmal jenen vielbedeutenden feuchten Ton in die Hand, aus dem Götter Menſchen, dafür aber auch die Menſchen umſo mehr Götter gebildet haben, aber er hatte ſchon in Rom manchem befreundeten Bildhauer auf die Finger geſehen, ſo daß ihm die Arbeit, um eigenen Staunen und zur Verwunderung von Miß Burns, leicht vonſtatten ging. Natürlich halfen ihm dabei uch ſeine anatomiſchen Kenntniſſe. Als er drei Stunden intereinander mit heraufgeſtreiften Hemdsärmeln fieberhaft ätig geweſen war, und der Arm eines Muskelmenſchen, n großen Zügen deutlich nachgeformt, vor ihm ſtand, fühlte Friedrich ein ihm völlig neues Gefühl der Befriedigung. r hatte, ſolange er arbeitete, ganz vergeſſen, wer er war nd daß er ſich in New York befand. Als Willy Snyders, wie meiſtens auf ſeinem Wege von ſeinem Geſchäft zum Lunch, unterwegs Bonifazius Ritter und die Kunſt grüßte, kam es Friedrich vor, als würde er in ein ganz anderes, ihm fremdes Leben aufgeweckt und zurückgerufen. Es tat ihm leid, die Arbeit verlaſſen zu müſſen. Er fand, daß die Mittagsmahlzeit eigentlich etwas recht Störendes ſei.

Miß Burns ſowohl als Willy hatten Friedrich durch Lob ſtolz gemacht. Als Ritter kam, wurden ſie ſchweigſam und abwartend. Ritter, nachdem er dieſen erſten Verſuch des Arztes betrachtet hatte, meinte: er habe ſicherlich ſchon öfters Ton in den Händen gehabt. Das konnte Friedrich mit gutem Gewiſſen verneinen. „Nun," meinte Ritter, „dann haben Sie wirklich mit dem Material gewirtſchaftet wie jemand, dem die Sache im Blute ſitzt. Nach dieſem erſten Verſuche erſcheint es mir, als ob Sie nur auf den Ton gewartet hätten, und als ob der Ton nur auf Sie gewartet habe." Friedrich ſagte: „Wir wollen ſehen!" Er fügte hinzu: Es heiße zwar, aller Anfang ſei ſchwer, aber nach ſeiner Erfahrung ſei es bei ihm eher umgekehrt. So gewinne er meiſt die erſte und zweite Schach-, Skat- oder Billardpartie, während er ſpäter immer verliere. So ſei ihm ſeine Doktorarbeit, ſeine erſte bakteriologiſche, und ſeien ihm ſeine erſten mediziniſchen Kuren gut ausgeſchlagen. Dieſen Behauptungen, an denen immerhin ein Gran Wahrheit war, wollten die Künſtler indeſſen nicht trauen, und Friedrich verließ das Atelier in einer geſünderen Laune, als ihn je eine ſeit Jahren überkommen hatte.

Leider ſchlug ſie einigermaßen um, nachdem er im Klubhaus mit Ingigerd Hahlſtröm geſprochen hatte. Das Mädchen hörte mit Anteilloſigkeit, wenn nicht mit Ironie, von ſeiner neuen Betätigung. Ritter, Willy und Lobkowitz waren heimlich empört über ihre Bemerkungen. Sie verlangte von Friedrich, er müſſe zu Webſter und Forſter gehn und dieſe Leute veranlaſſen, eine Anzeige, die ſie bei der Society for the Prevention of Cruelty to Children aus Rache gemacht hatten, zurückzuziehen. Da ihnen der Dollar-Wert, der in der kleinen Schiffbrüchigen ſteckte, durch deren neuen Vertrag mit Lilienfeld entgangen war, ſollte nun wenigſtens auch dem Konkurrenten ein Strich durch ſeine Rechnung gemacht werden. Ingigerd hatte am Morgen eine erſte kleine Probe gehabt. Zur Probe des nächſten Tages hatte ſich bereits ein Vertreter der Society for the Prevention of Cruelty to Children angemeldet. Sie war natürlich darüber außer ſich, denn erſtlich wollte ſie nun durchaus in New York ihr Licht leuchten laſſen und im doppelten Sinne gefeiert, das heißt bedauert und bewundert ſein. Ferner wollte ſie das in Ausſicht ſtehende Kapital nicht einbüßen. Wenn man ſie in New York nicht auftreten ließ, ſo verdarb man ihr das Geſchäft für Amerika.

Gegen den eiſernen Willen der Kleinen war nicht anzukommen. Mit innerem Ekel, wohl oder übel, mußte Friedrich von Mittag bis Abend für den kleinen Star Läufer- und Handlangerdienſte verrichten. Er lief von Webſter und Forſter zu Lilienfeld, von Lilienfeld zu den Anwälten Brown und Samuelſon, von der Second Avenue nach der Fourth Avenue, von der Fourth Avenue nach der Fifth Avenue, um ſchließlich bei Miſter Barry, dem Vorſtand der Society for the Prevention of Cruelty to Children ſelbſt, anzuklopfen. Aber Miſter Barry empfing ihn nicht.

Es war ein Glück, daß der brave Willy Snyders ſeinem ehemaligen Lehrer in aufopfernder Weiſe zur Seite blieb und ihm, er hatte ſich zu dieſem Zweck den Nachmittag über von ſeinem Bureaudienſt freigemacht, die Wege ſo viel wie möglich ebnete. Sein ſchnoddriger, derber Humor, ſeine luſtigen Privatiſſima über New Yorker Verhältniſſe halfen Friedrichen über viele unangenehme Augenblicke hinweg.

Es iſt für die Beſitzer der Paläſte in der Fifth Avenue gut, daß ihre Ohren mit Taubheit geſchlagen ſind. Sonſt würde keiner von ihnen zum Genuß ſeines Daſeins gelangen. Man kann ſich in Europa nicht vorſtellen, von welcher Fülle von Flüchen und Verwünſchungen die Umgebung der Häuſer der Goulds, der Vanderbilts und andrer Nabobs verfinſtert iſt. Dieſe langweiligen Sandſtein- und Marmorpalais werden angeſehen, wie auf Jahrmärkten Käfige wilder Tiere, oder wie man Gebäude anſehen würde, die aus den blutigen Judaspfennigen erbaut worden ſind, um die, nach der Sage, ein Jünger Jeſu den Meiſter verriet.

Dem allgemeinen Brauche gemäß erging ſich denn auch Willy Snyders in höchſt reſpektloſen Äußerungen. Ein ſolcher Brauch iſt natürlich in einem Lande, wo es dem Bürger völlig unmöglich iſt, irgend jemand für etwas anderes als ſeinesgleichen anzuſehen, und wo eine geheiligte Autorität, ein unterſcheidender Nimbus weder für Geld noch für gute Worte zu haben iſt. Es gibt dort keine Fürſten, alſo auch keine Geldfürſten, ſondern nur ſolche Leute, von denen man ſagt, daß ſie ſich durch Raub, Diebſtahl und Betrug einen ungerechten Rieſenanteil der allgemeinen, jahraus jahrein fortgeſetzten Dollarfiſchzüge geſichert hätten.

Friedrich war glücklich, als er am folgenden Morgen wieder in der Nähe des Tonkaſtens und bei ſeiner Modellierarbeit ſtand. Hier konnte er, leidenſchaftlich mit Hand und Auge bemüht, ſeinen vom Lärm New Yorks brummenden Kopf austoſen laſſen. Er pries ſich glücklich, daß er von Grund aus unpraktiſch war und den grauenvollen Jahrmarkt, die ewigen Kriech-, Tanz- und Springprozeſſionen nach dem ſakroſankten Dollar nicht mitzumachen brauchte.

Wenn ihm der Atem jenes Treibens das Kleid ſeiner Seele gleichſam in Fetzen riß, ſo ſpürte er, die Details des athletiſchen Armes nachbildend, wie der innere Heilungsprozeß in Gang geriet. Öfters kam Miß Eva herein, um zu betrachten, was er gemacht hatte, und einige Worte mit ihm zu wechſeln. Das war ihm lieb, ihre kameradſchaftliche Gegenwart beruhigte, ja beglückte ihn. Und das in ſich Beruhende ihres Weſens erregte Friedrichens immerwährende, ſtille Bewunderung. Als er ihr ſagte, welches merkbare Quietiv ihm dieſe neue Arbeit ſei, erklärte ſie, wie ſie das ſehr wohl aus eigener Erfahrung gewußt habe, und meinte, wenn er nicht abſpringe, ſondern dabeibleibe, werde ihm die Wohltat einer ſolchen Arbeitsform bald noch tiefer fühlbar ſein.

Für zwölf Uhr waren die Künſtler von Ingigerd Hahlſtröm zur Probe geladen. Man verſammelte ſich in Miß Evas Atelier, mit einer gewiſſen Feierlichkeit. Außer Ritter und Lobkowitz waren Willy Snyders und der zigeunerhafte Franck gekommen, der ein großes Skizzenbuch unterm Arme trug. Da der Himmel hell und die Straßen trocken waren, beſchloß die kleine Geſellſchaft, der ſich natürlich Eva Burns angeſchloſſen hatte, bis ins Theater der Fifth Avenue zu Fuß zu gehn. Ritter erzählte Friedrichen unterwegs, daß er ſich auf Long Island ein kleines Landhaus baue, aber dieſer wußte bereits mehr davon. Es war, wie Willy Snyders Friedrich verraten hatte, ein ziemlich anſpruchsvoller Bau, den der junge Meiſter nach eigenen Plänen errichten ließ. Ritter ſprach davon, wie doch die doriſche Säule die natürlichſte und deshalb edelſte aller Säulenformen ſei und in jede Umgebung von Grund aus hineinpaſſe. Darum hatte er ſie auch bei ſeiner Villa vielfach verwandt. Für die Innenräume waren ihm pompejaniſche Eindrücke teilweiſe maßgebend. Er hatte in ſeinem Hauſe ein Atrium. Er ſprach von einer Brunnenfigur, einem Waſſerſpeier, den er über dem quadratiſchen Waſſerbecken anbringen wollte. Er meinte, die Künſtler ſeien in dieſer Beziehung heute erfindungslos. Hier wären die tollſten und luſtigſten Möglichkeiten. Er nannte das „Gänſemännchen", das „Männicken Piß" und den „Nürnberger Tugendbrunnen", als naive deutſche Beiſpiele: aus der Antike den Satyr mit dem Schlauch zu Herkulanum und anderes mehr. „Das Waſſer," ſagte er, „das als bewegtes Element mit dem unbeweglichen Kunſtwerk verbunden ſei, könne rinnen, triefen, ſtürzen, ſprudeln, ſpritzen, aufwärts quellen oder prächtig ſteigen, es könne glockig ziſchen oder ſtaubig umhertreiben. Aus dem Schlauche des Satyrs zu Herkulanum muß es gegluckſt haben."

Während Friedrich neben dem ſchlanken und elegant gekleideten Bonifazius Ritter ging und in der kalten und ſonnigen Luft griechiſche Phantaſien mit ihm durchlebte, pochte ſein Herz mit großer Gewalt. Es war ihm, wenn es ihm zum Bewußtſein kam, daß er, nach allem was dazwiſchenlag, Ingigerd Hahlſtröm wiederum ihren Tanz tanzen ſehen ſollte, als könne er dieſem Eindruck nun nicht mehr gewachſen ſein.

Das Theater an der Fifth Avenue war finſter und leer, als Ritter und ſein Gefolge eintraten. Irgend ein junger Mann hatte die Herren ins Parkett geführt. Sie konnten ſich hier nur vorwärtstaſten. Allmählich trat, nachdem ſich ihre Augen gewöhnt hatten, die nächtliche Grotte des Theaterraumes mit ſeinen Sitzreihen, ſeinen Rängen und ſeinem bemalten Plafond hervor. Die Finſternis, die nach Staub und Moder roch, legte ſich Friedrichen auf die Bruſt. Das ganze geräumige Gruftgewölbe hatte Vertiefungen, die wie Höhlungen für Särge wirkten und zum Teil mit bleichen Laken verhängt waren. Die Bühne war, bei aufgezogenem Vorhang, durch abgeblendete Glühlampen ſchwach erhellt, in einem Umkreis, der größer wurde, je mehr ſich das Auge mit dem ſchwach verſtreuten Licht zu begnügen verſtand.

Die Herren, von denen noch keiner einen unbeleuchteten, leeren Theaterraum geſehen hatte, fanden ſich auf irgend eine Weiſe beengt und beklemmt, ſo daß ſie, ohne beſonderen Grund, ihr Geſpräch zum Flüſtern herabdämpften. Es war kein Wunder, daß Friedrichens Herz immer ungebärdiger gegen die Rippen ſchlug. Aber auch der nicht leicht betretene, immer zum Sarkasmus neigende Willy Snyders rückte die Brille, riß, wie man ſagt, Mund und Naſe auf, ſo daß ſein ſchwarzer japaniſcher Kopf mit dieſem Ausdruck der Selbſtvergeſſenheit, als ihn Friedrich ſtreifte, einen herausfordernd komiſchen Eindruck machte.

Als nach einer Anzahl ſpannungsvoller Minuten ſich nichts veränderte, wollten die Künſtler eben damit beginnen, ihre Seelen durch Fragen zu entlaſten, als plötzlich die Ruhe durch ein Getrampel unterbrochen und der Bühnenraum vom Lärm einer lauten, etwas gepreßten, keineswegs melodiſchen Männerſtimme erſchüttert wurde. Schließlich erkannte man den Impreſario Lilienfeld, im Paletot, den hohen Hut in den Nacken geſchoben, heftig ſcheltend und mit einem ſpaniſchen Rohre fuchtelnd. Dieſe Entdeckung löſte bei den Künſtlern einen unwiderſtehlichen, nur mit Mühe in den gebotenen Grenzen zu haltenden Lachkrampf aus.

Lilienfeld brüllte. Er rief nach dem Hausmeiſter. Irgend ein Reinmacheweib, das ihm auf der ſonſt verödeten Bühne in den Wurf gekommen war, wurde von ihm auf geradezu ſchreckliche Weiſe niedergedonnert. Wo war der Teppich? Wo war die Muſik? Wo war der Lümmel von einem Beleuchter, den man ausdrücklich auf zwölf Uhr beſtellt hatte. Das Fräulein, hieß es, ſtehe hinten im Gang und könne nicht in die Garderobe hinein. Eine Stimme aus dem Parkett, die des jungen Mannes, der die Künſtler hereingeleitet hatte, ſuchte ſich mehrmals durch ein ſchüchternes „Herr Direktor, Herr Direktor“ bemerklich zu machen. Endlich hatte Lilienfeld, mit der Hand am Ohr an die Rampe tretend, den Laut dieſer Stimme aufgefaßt. Sofort ergoß ſich über den jungen Mann das einen Augenblick geſtaute, jetzt verdoppelte Donnerwetter. Der Beleuchter kam und wurde nun ebenfalls angeranzt. Drei Leute mit Tamtam, Becken und Flöte wurden von einem Herrn im Zylinder hereingeſchoben. „Wo iſt die Blume? Die Blume! Die Blume!“ ſchrie Lilienfeld jetzt in das Gruftgewölbe hinein, wo ihm ein zages „ja, ich weiß nicht“ von irgendwoher antwortete. Nun verſchwand er, immer „Wo iſt die Blume? wo iſt die Blume?“ rufend. „Wo iſt die Blume? die Blume! die Blume!“ drang es in endloſen Echos bald näher, bald ferner, bald von oben, bald von der Seite, bald von der Bühne, bald aus der letzten Parkettreihe den Künſtlern ans Ohr. Ein Umſtand, der ihre Heiterkeit noch mehr anregte.

Es wurde nun eine ſonderbare, große, rote Papierblume bei etwas verſtärktem Licht, auf die Bühne gebracht. Lilienfeld, der befriedigter wiederkam, war im Geſpräch mit den Muſikanten begriffen. Er erkundigte ſich, ob ſie den verlangten Tanz ſtudiert hätten, und ſchärfte ihnen den Rhythmus ein. Er wünſchte alsdann zu hören, was ſie zu leiſten vermöchten, erhob ſeinen Rohrſtock wie einen Taktſtock und ſagte befehlend: „Well, begin!“

So begannen denn nun die Muſikanten, auch in der neuen Welt jenen aufreizenden Rhythmus, jene teils dumpfe, teils kreiſchende Barbarenmuſik, die Friedrichen ſchon in der alten Welt verfolgt hatte. Er dankte dem Himmel dafür, daß die Dunkelheit ſeine Erregung verbergen half. Bis hierher war er durch immer dieſelben Klänge gelockt, verleitet oder geleitet worden. Welche Abſicht hatte dieſer ſonderbare Ariel nun mit ihm, und in weſſen Auftrag handelte er, als er ſein Opfer nicht nur mit inneren Stürmen aufregte, ſondern es, in einem wirklichen, furchtbaren Sturm, auf hoher See beinahe zugrunde gehen ließ? Warum hatte er ihm die Stacheln dieſer Muſik ins Fleiſch, ihre unzerreißlichen Schlingen um Nacken und Glieder geworfen, und wie kam es, daß ſie durchaus ungeſchwächt mit ihrer eigenſinnigen Teufelei hier wieder einſetzte.

Er ſchlug nicht um ſich, er rannte nicht fort und war doch nahe daran, beides zu tun. Es war ihm, als wäre ſein Kopf dick in dicke Segelleinwand eingewickelt, und als müßte er endlich die aufgezwungene Blindheit loswerden und ſeinem bizarren und grotesken Gegner — Ariel oder Kaliban! — ins Auge ſehn.

Es iſt unzweifelhaft, dachte Friedrich, während die Muſik ihn quälte und aufreizte, daß die Menſchen immer wieder den Wahnſinn ſuchen und dem Wahnſinn ergeben ſind. Und war nicht Wahnwitz bei denen der Anführer, die zuerſt das Unmögliche möglich machten und über die Ozeane gingen, obgleich ſie nicht Fiſch noch Vogel waren. Es gibt in Skagen in Dänemark im Speiſeſaal eines kleinen Gaſthofes eine Sehenswürdigkeit. Dort ſind die bemalten Galleonsfiguren untergegangener Schiffe, mit deren Trümmern ſie gelegentlich an Land kamen, aufgeſtellt. Alle dieſe hölzernen Leute, Herren und Damen, mit den bemalten Geſichtern und Kleidern, hat unverkennbar die Hand des Wahnſinns berührt. Sie blicken alle nach oben und in die Weite, irgendwohin, wo ſie etwas hinter allem zu ſehen ſcheinen, und ſchnobern mit ihren Naſen nach Gold oder nach den Gerüchen fremder Gewürze in die Luft. Alle haben ſie irgendwie ein Geheimnis entdeckt und den Fuß von der heimiſchen Erde in die Luft geſetzt, um dort Illuſionen und Phantasmagorien und der Entdeckung neuer Geheimniſſe im Pfadloſen nachzugehen. Von ſolchen iſt das Dorado entdeckt worden.

Solche führten Millionen und Millionen von Menſchen in den Untergang.

Und Ingigerd Hahlſtröm wurde Friedrichen jetzt wirklich zur verführeriſchen und extatiſchen Galleonfigur, während er ſie kurz vorher zur bemalten Madonna aus Holz gemacht hatte. Er ſah ſie jetzt über dem Waſſer an der Spitze eines geſpenſtiſchen Segelſchiffs, ſchwanenhaft vorgebauſcht, mit offenem Mund und weitaufgeriſſenen Augen, während ihr gelbes Haar zu beiden Seiten der Schläfen lotrecht herniederfloß.

Da verſtummte der Lärm der Muſik, und Ingigerd war auf die Bühne getreten.

Sie hatte einen blauen langen Theatermantel umgenommen, unter dem ſie bereits im Koſtüm ihrer Rolle war. Sie ſagte ſehr trocken: „Lieber Direktor, ich glaube, daß es ein bißchen dumm iſt, meine Nummer, „Marah oder das Opfer der Spinne“ in „Oberons Rache“ umzuändern.“ — „Meine Liebe,“ ſagte Lilienfeld ärgerlich, „überlaſſen Sie das um Gottes willen mir, ich kenne das hieſige Publikum. Fangen wir an, meine Liebe! es eilt,“ ſchloß der Mann, und indem er laut in die Hände klatſchte, rief er den Muſikanten zu: „Forwards! Forwards! Ohne Umſtände!“

Wieder begann die Muſik, und gleich darauf tanzte Marah herein. Sie glich einer nackten Elfe, die ſich ſchwebend umherbewegte. Wie ſie in weiten Kreiſen um die noch ungeſehene Blume flog, ſchien ſie dann wieder in ihrem golddurchwirkten, durchſichtigen Schleier ein fabelhafter, erotiſcher Schmetterling. Willy Snyders nannte ſie eine Waſſerjungfer! Ritter eine Phaläne. Maler Franck hatte ſich mit den Augen an der verwandelten Ingigerd feſtgeſaugt.

Jetzt nun kam jener Augenblick, wo das Mädchen mit traumwandleriſch geſchloſſenen Lidern die Blume zu ſuchen begann. In dieſem Suchen lag Unſchuld und Lüſternheit.

Es trat dabei jenes unendlich feine Zittern hervor, das man in der ſchwülen Erotik der Nachtfalter beobachtet. Endlich hatte ſie an der Blume gerochen und, wie an ihrer jähen Erſtarrung zu merken war, die dicke Spinne darauf erblickt.

Wie Friedrich bekannt war, pflegte Ingigerd das Entſetzen, die Schreckenslähmung und die Flucht nicht immer auf gleiche Weiſe darzuſtellen. Heut' bewunderten alle den Wechſel des Ausdrucks auf dem ſüßen Antlitz der Tänzerin, das von Widerwillen, Ekel, Entſetzen und Grauſen nacheinander bewegt und entſtellt wurde. Sie flog, wie geblaſen, bis in den äußerſten Lichtkreis zurück.

Die neue Phaſe des Tanzes begann: Jene, in der das Mädchen die Spinne für harmlos hielt und ſich wegen der überſtandenen Ängſte auslachte. Dies alles war von unnachahmlicher Grazie, Unſchuld und Luſtigkeit. Als nun nach einem Zuſtand wohliger Ruhe das Spiel mit den imaginierten Spinnefäden ſeinen Anfang nahm, kreiſchte eine Parkettür, und ein ſtattlicher Greis ward hereingeführt. Er trug den Zylinder in der Hand, das ſcharf geprägte Geſicht war bartlos, die ganze Erſcheinung zeigte den Gentleman. Der junge Mann, der den Fremden geleitet hatte, ſtürzte davon, und der Gentleman, ohne nach vorn zu kommen, hatte ſich, wo er war, auf einem Parkettſitz Platz geſchafft. Aber Lilienfeld erſchien, und, indem er ſich um den ehrfurchtgebietenden alten Yankee, gewandt wie ein Ohrwurm, herumbewegte, ſuchte er ihn zu veranlaſſen, in der vorderſten Reihe Platz zu nehmen.

Der Herr, Miſter Barry, Präſident der Society for the Prevention of Cruelty to Children und vieler anderer Organiſationen, winkte ab und vertiefte ſich in die Vorſtellung. Ingigerd war indeſſen durch das Quarren der Parkettür, die Ankunft des neuen Zuſchauers und das Brummeln ihres Impreſarios bei der Begrüßung aus dem Konzept gebracht worden. „Vorwärts, vorwärts!“ rief Lilienfeld. Die Kleine aber trat an die Rampe und ſagte geärgert: „Was iſt denn los?“ — „Gar nichts, durchaus nichts, meine Verehrte,“ beteuerte der Direktor voll Ungeduld. Ingigerd rief nach Doktor von Kammacher. Friedrich erſchrak, als er ſeinen Namen erſchallen hörte. Es war ihm peinlich, zu Ingigerd an die Rampe zu gehn. Sie beugte ſich nieder und trug ihm auf, dem Pavian von der „Society“ auf den Zahn zu fühlen und ihn zu ihren Gunſten zu bearbeiten. Sie ſagte: „Wenn ich nicht öffentlich auftreten darf, ſo ſpringe ich von der Brooklynbrücke, und man kann mich mit der Angel dort ſuchen, wo mein Vater iſt.“

Als Ingigerd unter Zuckungen, erdroſſelt von den Fäden der Spinne, ſcheinbar ihr Leben, in Wahrheit ihren Tanz beendet hatte, ward Friedrich Mr. Barry vorgeſtellt. Der alte, reckenhafte Nachkomme der Pilgerväter, die mit der Mayflower gelandet waren, muſterte Friedrich mit einem Blick, der feindlich wie der einer Katze ſchillerte und für den, wie es ſchien, Dunkelheit nicht vorhanden war. Barry ſprach ruhig, aber was er ſagte, hatte nicht gerade den Anſchein, als ob ein tolerantes Verhalten von ihm zu erwarten wäre. „Das Mädchen,“ ſagte er nach einigen Auseinanderſetzungen Lilienfelds, „iſt bereits von ihrem gewiſſenloſen Vater zu verwerflichen Zwecken mißbraucht worden.“ Er äußerte ferner: „Die Erziehung des Kindes iſt vernachläſſigt: offenbar hat man ihm nicht einmal die geläufigſten Begriffe von Scham und Anſtand beigebracht.“ Er ſetzte hinzu, mit einer Kälte und einem Hochmut, die jede Gegenerklärung entkräfteten, daß leider zur Verhinderung ſolcher widerlichen, das öffentliche Sittlichkeitsgefühl ſo gröblich verletzenden Schauſtellungen noch immer kein Geſetz vorhanden ſei. Einwände Lilienfelds ſchien er nicht aufzufaſſen.

Sein mangelhaftes Engliſch erſchwerte es Friedrich, einzugreifen. Dennoch hatte er den Zwang, unter dem Ingigerd ſich befand, ihr Brot zu verdienen, zu betonen gewagt, woraufhin er aber ſogleich mit der kalten Frage: „Sind Sie der Bruder des Mädchens?“ zum Schweigen gebracht wurde.

Der Präſident der Society hatte den Raum verlaſſen, und Lilienfeld tobte mit wilden Verwünſchungen wider die niederträchtige Heuchelei dieſer Yankees und Puritaner. Aber er hatte die ganz beſtimmte Ahnung, daß ein Verbot, öffentlich aufzutreten, an Ingigerd Hahlſtröm ergehen werde. Dieſe verwünſchte Suppe hatten ihm Webſter und Forſter eingebrockt. Ingigerd weinte, als Friedrich ſie in der Garderobe abholen wollte, und erging ſich in wütender Heftigkeit. „Das habe ich niemand als Ihnen zu verdanken,“ ſagte ſie, „warum konnten Sie mich denn nicht, wie Stoß mir riet und wie jeder mir riet, am erſten Tage auftreten laſſen?“

Friedrich war angeekelt. Mr. Barrys Erſcheinung hatte ihm die Geſtalt ſeines Vaters ins Gedächtnis gerufen: Wenngleich er ſeine Anſichten niemals in der Form von Mr. Barry geäußert und betätigt haben würde, ſo waren ſie denen des Yankees doch verwandt, ja in Friedrichens eigner Seele war vieles ungetilgt geblieben, was Geburt und Erziehung gepflanzt hatte.

Der zigeunerhafte Franck ſtürzte herein und gebärdete ſich wie ein Unſinniger. Seine Begeiſterung, die Ingigerds Laune ein wenig verbeſſerte, war von der ſtammelnden, nach Worten ringenden Art. Friedrich ſah den Maler mit Widerwillen und erſchrak, als er bei ihm die Zeichen der eigenen Beſeſſenheit wiedererkannte. Ingigerd überließ dem Maler die Hand, die er mit wilden Küſſen bedeckte, und dieſe leidenſchaftlichen Küſſe erſtreckten ſich von dem

Handgelenk auf den Unterarm, was dem Mädchen natürlich und in der Ordnung ſchien.

Ingigerd wünſchte, daß Friedrich nochmals zu Präſident Barry perſönlich hinginge, um ihn mit Bitten oder Drohungen, Zwang oder Geld zu beeinfluſſen. Ein ſolcher Verſuch war, wie Friedrich wußte, ausſichtslos. Da weinte ſie und erklärte, ſie hätte nur Freunde, die ſie ausnützten. Warum war Achleitner nicht mehr da? Warum mußte gerade er und nicht dieſer und jener andere ſein Leben einbüßen? Achleitner wár ihr wirklicher Freund, einer, der in der Welt Beſcheid wußte und zugleich reich und uneigennützig war.

Schon am nächſten Tage war das Verbot, aufzutreten, wirklich an Ingigerd Hahlſtröm gelangt. Das Mädchen gebärdete ſich wie unſinnig. Lilienfeld indeſſen erklärte, jetzt ſei der Augenblick da, die Sache beim Mayor von New York anhängig zu machen. Zugleich eröffnete er Ingigerd, ſie müſſe das Klubhaus verlaſſen, wenn ſie nicht Internierung in irgend ein Waiſenhaus gewärtigen wolle. Lilienfeld bot ihr, er war verheiratet aber kinderlos, Aſyl im eigenen Hauſe an; wohl oder übel mußte ſie einwilligen.

Als am Morgen nach der Überſiedelung Ingigerds Friedrich in einem neuen, von Miß Eva Burns beſchafften Rohleinwandkittel hinter ſeiner Modellierarbeit ſtand, hatte er ein Gefühl der Erleichterung.

Meiſter Ritter hatte Miß Eva Burns gegenüber Neigung geäußert, das tanzende Mädchen zu modellieren. Aber Friedrich brachte es nur zu einer etwas mühſamen Zuſtimmung. „Sehen Sie, Miß Eva,“ ſagte er, „eigentlich bin ich der letzte, der es verhindern will, wo irgend etwas von ſchönen Dingen entſtehen ſoll. Aber ich bin nur Menſch, und wenn der Meiſter die Kleine als Aktmodell benutzt, ſo iſt es mit meiner Seelenruhe zu Ende." Miß Eva lachte. „Sie haben gut lachen," ſagte er, „aber ich bin ein Rekonvaleſzent, und Rezidive ſind lebensgefährlich."

Es vergingen acht Tage, in denen Friedrich einen wunderlichen und noch keineswegs ſieghaften Kampf durchmachte. Täglich arbeitete er im Atelier, Miß Burns war ſeine Vertraute geworden. Sie wußte nun durch ihn ſelbſt, was ihr auch früher nicht verborgen geweſen war, daß er in Banden Ingigerds ſchmachtete. Sie wurde ſeine Kameradin und ſeine Beraterin, ohne ſich jemals, anders, als aufgefordert, in die Wirrungen ſeines Innern einzumiſchen. Friedrich hatte ihr ſeinen Entſchluß, von Ingigerd freizukommen, mitgeteilt. Jedesmal wenn er bei dem Mädchen geweſen war, ſagte er, daß er ſich indigniert und gelangweilt gefühlt habe. Er war dann feſt entſchloſſen, nicht mehr zu ihr zurückzugehn: Ein Vorſatz, der oft ſchon einige Stunden ſpäter gebrochen wurde. Bei Miß Evas unendlicher Langmut brauchte Friedrich das Thema Ingigerd niemals abzuſetzen. Die Seele des Mädchens wurde von innen nach außen und von außen wieder nach innen gewendet, ihr Inhalt wurde hundertmal durchgeworfelt und nach Gold oder Weizenkörnern durchgeſiebt.

Eines Tages hatte das Mädchen zu Friedrich geſagt: „Nimm mich, entführe mich, mache mit mir, was du willſt!" Sie hatte ihn aufgefordert, ſtreng, ja grauſam mit ihr zu ſein. „Sperre mich ein," ſagte ſie, „ich will außer dir keine Männer mehr ſehen." Ein andermal hatte ſie bittend geäußert: „Ich will gut werden, Friedrich, mache mich gut." Aber am nächſten Tage hatte ſie ihren Beſchützer und Freund ſchon wieder in die Zwangslage verſetzt, ſich mit unverzeihlichen Handlungen abzufinden.

Tatſache war, daß ſie bereits eine Anzahl Männer für ſich laufen, rennen, Geſchäfte abwickeln, denken und zahlen ließ.

Wovon Friedrich ſich nicht entwöhnen konnte, das war dieſe zerbrechliche, blonde und ſüße Körperlichkeit. Und doch war er entſchloſſen, ſich loszumachen. Eines Tages kam Ingigerd, um Miß Eva für ein Porträt zu ſitzen. Auch Friedrich rückte einen Drehſtuhl heran. Es war nicht ohne weiteres abzuſehen, warum Miß Burns dieſe Sitzungen arrangiert hatte, tatſächlich aber hatte das ſtrenge und ſehr genaue Studium, das nun auch Friedrich den Zügen ſeines Idols widmete, eine ſonderbare Wirkung auf ihn.

Die Flächen der Stirn, die Augenbogen, die Lage der Augen ſelbſt, die Biegung der Schläfe, die Form und der verkrüppelte Anſatz des Ohrs, die meſſerrückenſchmale Naſe, ihre Flügel, die etwas ältliche naſolabiale Falte, der Kniff in den Mundwinkeln, das ſchöne, doch auch brutale Kinn, der eigentlich wirklich unſchöne Hals mit der wäſcherinnenhaften Halsgrube, alles das prägte ſich ihm ſo nüchtern ein, daß jede verſchönende Kraft erloſch. Vielleicht wußte Miß Eva Burns, was es mit einer ſo ſtrengen, anhaltend folgerichtigen Betrachtung eines Modelles auf ſich hat.

Die langen Sitzungen, denen Ingigerd ſich aus Eitelkeit unterwarf, zeigten überdies das Enge, Tüftliche ihres Charakters. Mit Bewunderung für Miß Eva Burns empfand Friedrich das ewig Zurückgebliebene, Inkomplette ſeines Modells mit erſchreckender Deutlichkeit. Einſt hatte ſie einen Brief aus Paris, von der Mutter, mitgebracht. Sie las ihn vor, und es war als wenn ſie indes am Pranger ſtünde.

Der Brief der Mutter war ſtreng, ernſt, ſorgenvoll, aber nicht ohne Liebe. Das trübe Ende des Vaters wurde darin mit Anteil erwähnt und Ingigerd nach Paris eingeladen. Die Mutter ſchrieb: „Ich bin nicht reich, Du wirſt bei mir arbeiten müſſen, Mädchen, aber ich werde mich bemühen, Dir in jeder Beziehung eine Mutter zu ſein, wenn“ — und nun kam der Nachſatz! — „wenn Du Dir vornimmſt, Deinen Lebenswandel zu beſſern.“

Die Gloſſen, die das Mädchen zu dieſen Äußerungen der Mutter machte, waren von einer dummen und wilden Gehäſſigkeit. „Ich ſoll zu ihr kommen und in mich gehen,“ äffte ſie nach, „weil mich der liebe Gott ſo wunderbarlich gerettet hat. Jawohl, Mama ſoll erſt in ſich gehen! ſo blöd werd' ich ſein. Ich werde nicht Schneiderin. Fortwährend von Mama ſchuhriegeln laſſen. Um mich iſt mir nicht bange, wenn ich bloß nicht unter jemandes Fuchtel bin.“ Und ſo ging es fort, in einer Weiſe, die vor den häßlichſten Intimitäten in der Lebensführung der Eltern nicht zurückſchreckte.

Für den fünfundzwanzigſten Februar war auf Betreiben Lilienfelds und ſeiner Anwälte ein Termin vor dem Mayor von New York in der City-Hall anberaumt worden, der über Aufhebung oder Aufrechterhaltung des Verbots, Ingigerd Hahlſtröm und ihr öffentliches Erſcheinen angehend, entſcheiden ſollte. Ingigerd, durch Frau Lilienfeld smart gekleidet, wurde in eine Droſchke gepackt und in Begleitung der Dame, die ſie chaperonierte, nach der City-Hall übergeführt. Friedrich und Lilienfeld waren vorangefahren. „Die Lage iſt die,“ erklärte Lilienfeld während der Fahrt durch das graue, finſtere und kalte New York, „daß New York augenblicklich in den Händen der Tammany-Society iſt. Die Republikaner ſind bei den letzten Wahlen durchgefallen. Ilroy, der Mayor, iſt ein Tammany-Mann. Der Kutſcher wird möglicherweiſe bei Tammany-Hall vorbeifahren, und ich werde Ihnen den Sitz dieſer furchtbar einflußreichen Geſellſchaft zeigen, die den Tiger im Wappen führt. Der Name Tammany ſtammt von einem indianiſchen Seher Tamenund. Die Parteiführer haben läppiſche indianiſche Namen und Titel. Das Wappen wird nicht Wappen, ſondern Totem genannt. Aber laſſen Sie ſich durch dieſe Indianerromantik nicht täuſchen. Dieſe Leute ſind nüchtern. Der Tammany-Tiger iſt ein Tier im großen New Yorker Schafſtall, mit dem nicht zu ſpaßen iſt.

Wir dürfen übrigens annehmen," fuhr der Direktor fort, „den Tammany-Tiger, und alſo den Bürgermeiſter, in Sachen der Kleinen für uns zu haben, obgleich das nicht abſolut ſicher iſt. Mr. Barry iſt jedenfalls Republikaner und ein Todfeind von Tammany-Hall. Dagegen würde Ilroy, der Mayor, mit allergrößtem Vergnügen ihm und der Society for the Prevention of Cruelty to Children, dieſer blödſinnigen Inſtitution, eins auswiſchen. Aber ſeine Amtszeit läuft ab, und er möchte gern wiedergewählt werden, was nur bei einigen Konzeſſionen an die Republikaner wahrſcheinlich iſt. Nun, wir wollen ſehen! wir müſſen abwarten."

Man war im City-Hall-Park vor der City-Hall angelangt, einem Marmorbau mit Glockenturm und einem Säulen-Portikus. Unter dieſem Portikus mußte man auf die Ankunft der Damen warten.

Im Hin- und Herſchreiten fühlte ſich Friedrich plötzlich am Rocke gezupft. Er wandte ſich und erblickte ein modiſch vermummtes kleines Mädchen, in dem er ſofort Ella Liebling erkannte. „Ella, Mädel, wo kommſt du her?" fragte er. Sie knickſte und ſagte, daß ſie mit Roſa ſpazieren ginge. In der Tat ſtand das Dienſtmädchen an den Stufen der City-Hall und grüßte mit: „Guten Morgen, Herr Doktor." Friedrich ſtellte Ella Herrn Lilienfeld als eine kleine Schiffbrüchige vor. „Guten Morgen, mein

Kind,“ ſagte Lilienfeld, „alſo iſt es wirklich wahr, daß du bei dem ſchauerlichen Schiffsuntergang auch geweſen biſt?“ Keck und friſch und mit einem kindlich koketten Stolz gewürzt kam die Antwort zurück: „Jawohl! und ich habe dabei einen Bruder verloren.“ — „Ach, armes Kind!“ ſagte Lilienfeld, aber ſchon zerſtreut, denn er dachte an den Speech, den er vielleicht vor dem Mayor zu halten gezwungen war. „Entſchuldigen Sie,“ ſagte er plötzlich zu Friedrich, indem er ſich einige Schritte entfernte und ein Blatt mit Notizen zu haſtigem Studium aus der Bruſttaſche nahm. Ella rief: „Meine Mama war auch ſchon tot und iſt wieder lebendig geworden!“ — „Wieſo? wieſo?“ fragte Lilienfeld, unter der goldenen Brille herüberglotzend. Friedrich erklärte ihm, daß Wiederbelebungsverſuche der Mutter das Leben gerettet hätten. Er fügte hinzu: „Wenn es mit rechten Dingen zuginge, ſo müßte dieſes ſimple, bäuriſche Dienſtmädchen dort“ — er wies auf Roſa! — „mehr als dereinſt der ſelige Lafayette, der Held zweier Welten, gefeiert werden. Sie hat Wunder getan. Sie hat immer nur an ihre Herrſchaft, an uns andere und nie an ſich ſelbſt gedacht.“ Friedrich ging, um das Dienſtmädchen zu begrüßen.

Als er ſie nach Frau Liebling fragte, wurde Roſa wie eine Päonie. Der gnädigen Frau ginge es wohl recht gut, meinte ſie. Danach brach ſie in Tränen aus, weil ſie ſich an den kleinen Siegfried erinnerte. Alle Formalitäten der Beerdigung waren durch ſie und einen Konſularagenten erledigt worden, und ſie allein war dabeigeweſen, als man die kleine Leiche auf dem iſraelitiſchen Friedhof begrub.

Nun trat ein ordentlich gekleideter Menſch heran, in dem Friedrich erſt ganz aus der Nähe Bulke, den Diener des Artiſten, erkannte. Er ſagte: „Herr Doktor, meine Braut kommt von der Geſchichte nicht los. Könnten Sie meiner Braut nicht mal ſagen, Herr Doktor, daß ſich das nicht gehört und daß man von ſo einer Geſchichte loskommen muß. Schlimmer könnt's ja nicht ſein, wenn ſie einen eignen Jungen verloren hätte!" — „Wenn Sie ſich verlobt haben, Herr Bulke, ſo kann man ſich nur freuen für Sie und muß Ihnen aufrichtig gratulieren." Bulke dankte und erklärte: „Sobald ich von meinem Herrn und ſie von ihrer Dame fort kann, gehen wir nach Europa zurück. Bevor ich meine Zeit bei der königlichen Marine abmachen mußte, bin ich nämlich Schlächter geweſen. Nun ſchreibt mir mein Bruder aus Bremen von einem kleinen Schiffsproviantgeſchäft, das zu haben iſt. Man hat ſich ja endlich auch was erſpart, warum ſoll man's nicht ſchließlich mal ſo verſuchen. Immer für fremde Leute arbeiten kann man doch nicht." — „Ich bin ganz Ihrer Anſicht," warf Friedrich ein, während ſich plötzlich der Adlatus des Kunſtſchützen von Roſa mit den Worten: „Die gnädige Frau!" empfahl.

Frau Liebling kam an der Seite eines dunkelbärtigen Herrn durch die Anlagen. Der Aufzug, in dem ſie war und der für die Gattin eines ruſſiſchen Großfürſten ſtandesgemäß geweſen wäre, bewies, daß die reizvolle Frau inzwiſchen Gelegenheit gefunden hatte, den Verluſt ihrer Garderobe zu erſetzen. Friedrich küßte der Dame die Hand und gedachte des Leberflecks unter der linken Bruſt und einiger anderen Merkmale des ſchönen Frauenleibes, den er mit ſo rückſichtsloſer Mechanik allmählich wieder zu atmen gezwungen hatte. Er wurde dem ſchwarzen und eleganten Herrn vorgeſtellt, der ihn zugleich lauernd und abweiſend muſterte. Seltſam, dachte Friedrich, dieſer Mikrocephale ſollte eigentlich wiſſen, was er mir ſchuldig iſt. Da ſchwitzt man, macht im Schweiße ſeines Angeſichts Tote lebendig, fühlt ſich als hochmoraliſches Werkzeug der Vorſehung und hat ſchließlich für das Spezialvergnügen eines Lebemannes gearbeitet.

Frau Liebling war entzückt von Amerika. Sie rief: „Was ſagen Sie zu den New Yorker Hotels? Ich wohne im Waldorf-Aſtoria: ſind ſie nicht großartig? Ich bewohne vier Zimmer nach vorn heraus. Die Ruhe! der Luxus! die ſchönen Bilder! wie in Tauſendundeine Nacht fühlt man ſich! Lieber Doktor, das Reſtaurant Delmonico müſſen Sie unbedingt mal beſuchen! Was ſind dagegen Berliner und ſelbſt Pariſer Verhältniſſe? Ein ſolches Reſtaurant, ſolche Hotels finden Sie in Europa nicht.“ Friedrich meinte verblüfft, das wäre wohl möglich. — „Waren Sie ſchon im Metropolitan Opera-Houſe?...“ So und ähnlich ſetzte Frau Liebling, ohne Friedrich beſonders zum Sprechen anzuregen, mit Fragen, die ſie ſich ſelbſt beantwortete, eine Weile die Unterhaltung fort. Friedrich dachte an Roſa und Siegfried und hatte Zeit, immer wieder die nagelneuen Lackſchuhe, die Bügelfalte, die Berlocks, die Brillantknöpfe, das mächtige Atlasplaſtron, das Monokel, den Zylinder und den koſtbaren Pelzrock des kurznackig ſüdländiſchen Dandys zu muſtern, den die Dame mit Signor Soundſo vorgeſtellt hatte.

„Was haben Sie denn mit unſerm berühmten Tenor vom Metropolitan Opera-Houſe zu tun?“ fragte Lilienfeld, als Friedrich unter dem Portikus wieder erſchien.

Die ganze Begegnung hatte ihm die Tragikomödie des Daſeins ſo vor die Seele geſtellt, daß er jetzt eine peinliche Gegenwart weniger wichtig zu nehmen fähig ward. Das Cab mit den Damen fuhr vor, und zugleich traten ein halbes Dutzend Journaliſten in die Vorhalle, von denen, wie Friedrich nicht ohne Überraſchung bemerkte, die meiſten mit Ingigerd, der ſie die Hand drückten, auf einem zwangloſen Fuße ſtanden. Sie ſah ſehr niedlich und kindlich aus und wurde ſamt Frau Lilienfeld, als nun auch Herr Samuelſon gekommen war, von einer ziemlich zahlreichen Leibwache in das hohe, holzgetäfelte, mit Bogenfenſtern verſehene Sitzungszimmer der City-Hall hinaufgeleitet. An einem langen Tiſch hatte bereits, und zwar neben dem leeren Präſidentenſtuhl des Mayors von New York, die hohe Geſtalt Mr. Barrys Platz genommen. Er hielt ſein Augenglas in der Hand und blätterte manchmal in ſeinen Papieren. Herr Samuelſon und Lilienfeld nahmen ihm gegenüber Platz. Der übrige Raum um den Tiſch wurde von der Preſſe und ſonſtigen Intereſſenten eingenommen: Unter dieſen war Friedrich, die äußerſt repräſentative Gattin Lilienfelds und Ingigerd, das Objekt der Verhandlung.

Nun kam der Mayor, ein Ire, aus einer Flügeltür, die ſich nah hinter ſeinem Stuhle öffnete. Er war ein verſchlagen und verlegen lächelnder Mann, der zwar nicht jedermann freundlich grüßte, aber doch mit einem Anflug höflicher Güte anblickte. Jemand flüſterte Friedrichen zu: „Die Sache des Fräuleins ſteht gut, der Mayor wird dem alten Heuchler Barry eins auswiſchen.“ In der Tat war der Mayor gegen ſeinen Nachbar zur Rechten von einer nichts Gutes weisſagenden Herzlichkeit.

Es trat Stille ein. Mr. Barry wurde das Wort erteilt.

Der alte Mann erhob ſich, mit dem Ernſt und jener unabhängigen Sicherheit, die für gewöhnlich nur dem bedeutenden Staatsmann eignet. Friedrich konnte die Augen nicht von ihm wenden. Faſt tat es ihm leid, daß der Erfolg ſeiner Rede ſchon in vorhinein vernichtet ſein ſollte.

Mr. Barry entwickelte zunächſt in klarer Form die Zwecke ſeiner Society. Er führte eine Anzahl von Fällen an, wo Kinder im Dienſte der Induſtrie, des Handels, des Handwerks oder des Theaters mißbraucht worden und zu Schaden gekommen waren. — Hier flüſterte jemand Friedrichen ins Ohr: „Er kann ſich an ſeiner Naſe ziehen! der Alte iſt nämlich ein Wall-Street-Mann, der in ſeinen Fabriken zahlloſe Kinder beſchäftigt und überhaupt einer der rückſichtsloſeſten Ausbeuter iſt!“ — Dieſe Mißſtände hätten, wie Mr. Barry erklärte, die Gründung der Society for the Prevention of Cruelty to Children notwendig gemacht.

Die Geſellſchaft, fuhr Barry fort, mache es ſich indes zur Pflicht, nur in wirklich erwieſenen Notfällen einzugreifen. Der ſchwebende ſei ein ſolcher Fall.

Seit einigen Jahren werde New York von einer beſonderen Sorte von Freibeutern — er ſagte mit ſcharfer Betonung „Freebooters“! — überſchwemmt. Das hänge mit der zunehmenden Glaubensloſigkeit, dem ſteigenden Mangel an Religion und der damit verknüpften Sucht nach äußerlichen Zerſtreuungen und Vergnügungen zuſammen. Die ſteigende Unmoral und allgemeine Verderbnis ſei der Wind, der die Segel ſolcher Piraten fülle. Aber die Seuche dieſer Verderbnis ſei nicht etwa in dieſem Lande entſtanden, ſondern ſie werde aus den Laſterwinkeln der großen europäiſchen Städte, London, Paris, Berlin, Wien, eingeſchleppt. Der Seuche müſſe man Einhalt tun und zu dieſem Behuf eben den Freibeutern, die ſie nährten und immer wieder einſchleppten, Halt gebieten.

„Sie ſind keine guten amerikaniſchen Bürger, überhaupt keine Bürger, they are not citizens! deshalb,“ ſagte Mr. Barry, jedes Wort mit harter Korrektheit ausſprechend — „deshalb iſt es ihnen auch gleichgültig, wenn unſere Religion, unſere Sitte, unſere Moral verwüſtet wird. Dieſe Raubvögel ſind ſkrupellos, und wenn ſie die

Kröpfe gehörig voll haben, ſo verſchwinden ſie über den Ozean in ihre geſicherten, europäiſchen Horſte. Die Zeit iſt gekommen, wo auch in dieſer Beziehung der Amerikaner ſich auf ſich ſelbſt beſinnen und ſolche Schmarotzer-Invaſionen zurückweiſen muß.“

Während der alte Jingo mit feſter Stirn dieſe ſchneidenden Worte ſprach, wurde Friedrich nicht müde, jede Bewegung ſeines harten und edlen Greiſengeſichts zu beobachten. Es war ſonderbar, wie der Ausdruck des Sprechers, als er von den räuberiſchen Vögeln redete, ihn ſelbſt einem Geier ähnlich machte. Er ſtand mit dem Rücken den Fenſtern zugekehrt, jedoch mit ſeitlicher Wendung des Kopfes, und Friedrichen kam es vor, als ob bei den Worten von den gefüllten Kröpfen ſein graublaues Auge zu einem weißlichen Glanz erblichen wäre.

Barry kam nun auf Ingigerd: Es war ein großer Schiffbruch durch Gottes Ratſchluß verhängt worden. Ein Vorfall, ganz dazu angetan, den Menſchen nahe zu legen, in ſich zu gehen. Der Redner brach ab und erklärte für unnütz, ſich näher darüber auszulaſſen, weil denen, die ein ſolches Strafgericht nicht von ſich aus zu würdigen wüßten, doch nicht zu helfen ſei. Dann fuhr er fort: „Ich ſtelle den Antrag, das gerettete Mädchen, von dem nicht erwieſen iſt, ob es das ſechzehnte Jahr ſchon erreicht hat, einem Hoſpital zu überweiſen, und die Schiffahrtsgeſellſchaft zu veranlaſſen, daß es, ſobald wie möglich, nach Europa zurücktransportiert und ſeiner Mutter, die in Paris lebt, übergeben werde. Das Mädchen iſt krank, iſt unentwickelt und gehört in die Hände des Arztes, ſowie unter Vormundſchaft. Man hat es zu einem Tanz abgerichtet. Es verfällt hierbei in einen Zuſtand, der epileptiſchen Krämpfen nicht unähnlich iſt. Es wird ſtarr wie Holz. Die Augen quellen ihm aus dem Kopfe. Es zupft mit den Fingern Watte.

Schließlich iſt es ohnmächtig und weiß nichts von ſich. Solche Dinge gehören hinter die Wände des Krankenzimmers, unter die Augen des Arztes und der Wärterin. Solche Dinge gehören nicht auf das Theater. Es wäre empörend, es würde eine Herausforderung der öffentlichen Meinung ſein, wollte man dieſe Interna eines Spitals auf dem Theater vorführen. Dagegen proteſtiere ich, im Namen des guten Geſchmacks, im Namen der öffentlichen Moral und im Namen der amerikaniſchen Sittlichkeit. Es geht nicht an, dieſe arme Unglückliche auf die öffentliche Bühne zu zerren und ihr Elend, nur weil ſie durch die Schiffskataſtrophe in aller Munde iſt, ſchamlos auszubeuten.“

Dies war deutlich geſprochen. Herr Samuelſon erhob ſich ſofort, nachdem Barry ſich geſetzt hatte. Seine Art zu plädieren war bekannt. Man wußte, daß er ſich anfangs zu ſchonen pflegte, um ſpäter unerwartet mit einem heftigen Leidenſchaftsausbruch ſeine Hörer zu überrumpeln.

Als der Leidenſchaftsausbruch auch in dieſem Falle gekommen war, entſprach er nicht ganz den Erwartungen, die Lilienfeld, die Preſſe und Friedrich davon gehegt hatten. Man merkte zu deutlich, daß die ausgedrückte Entrüſtung durch Honorar und energiſchen Willen erzwungen war und nicht aus natürlicher Quelle ſtammte. Der müde gehetzte Mann, mit dem Chriſtusbart und der unreinen, blutloſen Haut, war eigentlich nur als Opfer ſeines Berufs beachtenswert, und auch in dieſer Beziehung weniger imponierend, als Teilnahme erregend: am meiſten mitleiderregend, leider, als er dem abgetriebenen Rößlein der Eloquenz gleichzeitig Peitſche und Sporen gab, um ſeinen Gegner niederzureiten. Mr. Barry und Mr. Ilroy, der Mayor, blickten einander vielſagend an, und es war, als hätten ſie beide Luſt, dieſem traurigen Ritter beizuſpringen.

Jetzt konnte ſich Lilienfeld nicht mehr zurückhalten. Er wurde rot, ſeine Stirnader ſchwoll, die Zeit des Schweigens war vorbei, und die Stunde des Redens war gekommen. Da der Mann mit den hundert Schreibmaſchinen und dem Millioneneinkommen der Aufgabe nicht gewachſen war, mußte man ſie ſelbſt in die Hand nehmen. Gedacht, getan! und zwiſchen den Lippen des gedrungenen, ſtiernackigen Unternehmers drangen die Worte mit Wucht hervor.

Nun war es an Mr. Barry, ruhig zu bleiben und ohne Wimperzucken den hageldichten Hieben und Stößen des Gegners ſtandzuhalten. Dem alten Herrn wurde nichts erſpart! er hatte mancherlei Dinge von Kindermißbrauch in gewiſſen Fabriken in Brooklyn, von puritaniſcher Heuchelei, von öffentlich Waſſer predigen und heimlich Wein trinken anzuhören und hinunterzuſchlucken. Es wurde ihm atteſtiert, daß er ein Mitglied jener bornierten, kunſt-, kultur- und lebensfeindlichen Kaſte ſei, die in Leuten wie Shakeſpeare, Byron und Goethe Teufel mit Hufen und langen Schwänzen zu ſehen glaubten. Solche Leute, hieß es, machten immer wieder den Verſuch, die Zeiger der Uhr der Zeit zurückzudrehen. Ein ganz beſonders widerwärtiger Anblick im Lande der Freiheit, im vielgerühmten freien Amerika.

Freilich ſei ein ſolches Beginnen kein ausſichtsvolles! für immer verſunken und vorüber ſei die Zeit puritaniſcher Prüderie, puritaniſcher Gewiſſensfolter, puritaniſcher Orthodoxie und Unduldſamkeit. Der Strom der Zeit, der Strom des Fortſchritts und der Kultur werde dadurch nicht aufgehalten! aber dieſe reaktionären Mächte, in ihrer Finſterlingswirtſchaft bedroht, hätten nun einen feigen Guerillakrieg kleiner, feiger, erbärmlicher Stänkereien angefangen. Ein Herd ſolcher gemeingefährlicher Stänkereien ſei Mr. Barrys Society. Und hier gebe er ihm zurück, was Mr. Barry vorhin geſagt habe: in der Society for the Prevention of Cruelty to Children ſei ein Seuchenherd, wenn wirklich eine Seuche auf dem Boden Amerikas vorhanden wäre! Hier in der Society ſaß der Herd der Peſt! ſofern eine Peſt im Lande vorhanden war. Mr. Barry mache ſich lächerlich, wenn er behaupte, Europa ſei eine Peſtbeule. Europa ſei die Mutter Amerikas, und ohne den Genius eines Kolumbus — man begehe jetzt die Erinnerungsfeier fourteen hundred and ninety two! — ohne den Genius eines Kolumbus und den immerwährenden Zuſtrom mächtiger, europäiſcher, deutſcher, engliſcher, iriſcher Intelligenzen, hier zwinkerte er den Mayor an, wäre Amerika heute noch eine Wüſte.

Nachdem Lilienfeld um der kleinen Tänzerin willen Himmel, Erde und Meer durcheinanderbewegt hatte, legte er die Denunziation ſeines Konkurrenten bloß, der ſich der Society zu ſeinen verwerflichen Zwecken bedient habe, und wies ſeinerſeits mit Entrüſtung Barrys Behauptung zurück, daß er ein Ausbeuter ſei. Sein Konkurrent ſei vielleicht ein Ausbeuter. Er wies nach, von welchem Vorteil für Ingigerd die Bedingungen wären, die er ihr zugebilligt hatte. Dort ſaß ſeine Frau, die dem Mädchen, das in ſeinem Hauſe Unterkunft gefunden hatte, in vielen Beziehungen eine Mutter war. Im übrigen ſei das Mädchen nicht krank, in ſeinen Adern fließe höchſtens echtes, geſundes Artiſtenblut. Es ſei eine unverſchämte Dreiſtigkeit, die Ehre und die Moral der jungen Dame anzutaſten. Sie ſei keine Verkommene und Verwahrloſte, ſondern im Gegenteil ganz einfach eine ſehr große Künſtlerin.

Seinen Haupttrumpf hatte Lilienfeld bis zum Schluß aufgeſpart. Er war nämlich vor vier Wochen aus gewiſſen Rückſichten amerikaniſcher Bürger geworden. Nun ſchrie er ſo laut, daß die hohen Bogenfenſter ins Klirren kamen, hinter denen der dumpfe Donner New Yorks arbeitete. Er ſchrie, Mr. Barry habe ihn einen Fremden, einen

Freibeuter und dergleichen genannt. Er verbitte ſich das auf das allerentſchiedenſte, da er ebenſogut wie Mr. Barry amerikaniſcher Bürger ſei. Und er rief einmal übers anderemal, indem er den alten Jingo ganz direkt anredete, weit mit dem ganzen Körper über den Tiſch gebeugt: „Mr. Barry d'you hear? I am a citizen, Mr. Barry d'you hear? I am a citizen! Mr. Barry, I am a citizen and I will have my rights like you!"

Er ſchwieg. In ſeiner Luftröhre röchelte es, als er ſich niederſetzte. In Mr. Barrys Geſicht hatte ſich nicht ein Nerv geregt.

Nach längerer Pauſe ſprach der Mayor. Seine Worte kamen ruhig heraus und mit jener leiſen Verlegenheit, die ihm eigen war und ihn gut kleidete. Seine Entſcheidung fiel genau ſo, wie ſie von den politiſchen Sterndeutern vorausgeſagt worden war. Ingigerd wurde geſtattet, öffentlich aufzutreten. Es hieß, nach ärztlichen Zeugniſſen ſei das Mädchen als geſund anzuſprechen, außerdem ſei ſie bereits über ſechzehn Jahr alt und es liege kein Anlaß vor, das zu bezweifeln und ihr die Ausübung einer Erwerbstätigkeit, einer Kunſt, die ſie ſchon in Europa ausgeübt habe, abzuſprechen.

Die Journaliſten grinſten vielſagend. Der heimliche Haß des iriſchen Katholiken und Mayors gegen den eingeſeſſenen Puritaner engliſcher Herkunft war zum Durchbruch gekommen. Mr. Barry erhob ſich und drückte dieſem Feinde mit kalter Würde die Hand. Dann ſchritt er aufgerichtet davon, und ſeinem zweiten, ganz anders gearteten Gegner gelang es nicht, ihm noch zum Abſchiede, wie er vorhatte, ſeinen ganz anders gearteten Haß ins Auge zu blitzen: da dieſes Auge ihn vollkommen überſah.

Ingigerd wurde umringt. Man überhäufte das Mädchen mit Gratulationen. Es war eine Sache nach ihrem Herzen, erlebt zu haben, wie angeſichts zweier Weltteile um ihren Beſitz gekämpft worden war. Man umbuhlte ſie förmlich, man huldigte ihr. Und keine Prinzeſſin hätte in dieſen Augenblicken das Intereſſe von der kleinen Künſtlerin ablenken können. Sie ſtrahlte von Glück und Dankbarkeit.

Direktor Lilienfeld lud ſogleich alle ihm noch in den Wurf laufenden Journaliſten zum Frühſtück ein.

Friedrich ſchützte Geſchäfte vor, mußte der Kleinen indeſſen die Zuſage geben, wenigſtens noch zum Nachtiſch vorzuſprechen. Er empfahl ſich und war allein.

Sein erſter Gang war quer durch den City-Hall-Park zur Hauptpoſt hinüber, einem Rieſengebäude, in dem etwa zweitauſendfünfhundert Poſtbeamte arbeiten. Nachdem er ein Telegramm geſchrieben und aufgegeben hatte und wieder in den Lärm der City herausgetreten war, wo die Leute im ſcharfen Wind vermummt durcheinanderliefen, ununterbrochener Tram-, Cab- und Laſtwagenverkehr das Ohr betäubte, zog er die Uhr und ſtellte feſt, daß ſie eine halbe Stunde nach zwölf zeigte, genau den Zeitpunkt, an dem für gewöhnlich Miß Eva Burns das beſcheidene Lunch in ihrem kleinen Stammlokal, nahe der Grand Central-Station, begann. Er nahm ein Cab und ließ ſich dorthin bringen.

Er wäre unendlich enttäuſcht geweſen, wenn er gerade diesmal Miß Eva in dem gewohnten Raum nicht getroffen hätte. Allein ſie war da und wie immer erfreut, wenn ſie den jungen Gelehrten ſah. Er rief ihr zu: „Miß Eva, Sie ſehen in mir einen Mann, der aus dem Gefängnis, aus dem Korrektionshaus, aus der Irrenanſtalt entlaſſen iſt. Gratulieren Sie mir! Heute bin ich wieder ein Independent, ein unabhängiger Menſch geworden!“

Er war geradezu ſelig, als er ſich niederließ, und in de ausgelaſſenſten Stimmung. Er hatte, wie er ſagte, Appeti für drei, Humor für ſechs und gute Laune genug, um einen Timon von Athen damit aufzuhelfen. „Es iſt mir gan gleichgültig,“ ſagte er, „was noch ſpäter mal aus mir wird So viel ſteht jedenfalls feſt: keine Circe hat mehr Gewal über mich.“

Miß Eva Burns gratulierte und lachte herzlich. Dan wollte ſie wiſſen, was paſſiert wäre. Er ſagte: „Die ganz Tragikomödie in der City-Hall erzähle ich Ihnen nachher! erſt muß ich Ihnen jedoch einen furchtbaren Schmer bereiten! Beißen Sie alſo die Zähne zuſammen, Miß Ev Burns! Jetzt paſſen Sie auf: Sie verlieren mich!“ — „Ich, Sie?“ Sie lachte ehrlich und kräftig, aber in eine etwas verdutzten Art, während ein dunkles Rot, ſchnel kommend und ſchwindend, ihr Geſicht überflog. „Ja, Sie, mich!“ ſagte Friedrich! „Ich habe ſoeben an Pete Schmidt in Meriden telegraphiert. Heute abend ode ſpäteſtens morgen früh verlaſſe ich Sie, verlaſſe New York, gehe aufs Land und werde Farmer!“ — „Oh, da muß ic aber wirklich ſagen, das tut mir leid, wenn Sie fortgehen,“ ſagte Miß Eva, ohne jeden ſentimentalen Beiklang ernſ werdend. „Warum denn?“ rief er übermütig: „Sie kommen hinaus! Sie beſuchen mich! Sie kennen mich ja bisher nur als Waſchlappen! Vielleicht entdecken Sie, wenn Sie zu mir hinauskommen, ſchließlich noch etwas wie einen tüchtigen Kerl in mir.“

Und er fuhr fort: „Nehmen wir mal ein Beiſpiel aus der Chemie. Eine Salzlöſung, durch den Löffel des Herrgotts mächtig umgerührt, beginnt ihren Kriſtalliſationsprozeß. Etwas in mir will ſich kriſtalliſieren. Wer weiß, ob nicht, wenn alle dieſe Umwölkungen und Durchwölkungen fallen, eine feſte neue Architektur das Reſultat aller Stürme im Waſſerglaſe iſt. Vielleicht iſt die Entwickelung eines germaniſchen Menſchen nicht vor dem dreißigſten Jahre abgeſchloſſen. Dann ſtünde vielleicht vor dem Zuſtand erreichter, feſter Mannheit eben die Kriſe, der ich nun, aller Wahrſcheinlichkeit nach, entronnen bin, und die ich ſo oder ſo hätte durchmachen müſſen."

Friedrich erzählte nun kurz das Hauptſächlichſte aus der Verhandlung in der City-Hall, das komiſche Aufeinanderplatzen zweier Welten in den Reden von Barry und Lilienfeld, das er „tant de bruit pour une omelette" nannte. Er berichtete die Entſcheidung des Mayor und erklärte, der Augenblick dieſer Entſcheidung, der Ingigerd den Lebenslauf, den ſie wünſche, eröffne, habe auch ihm den Weg in das eigene, neue Leben freigemacht. Er habe faſt körperlich geſpürt, wie auch für ihn mit dem Diktum des Mayor die Entſcheidung gefallen ſei.

Er ſchilderte Barry und verhehlte nicht, wie ſehr, trotz aller Gegenſätzlichkeit der Anſichten, dieſer Nachkomme derer um Cromwell, die Karl den Erſten von England gerichtet und hingerichtet hatten, ihm imponierte. Wenn Barry wirklich ein Heuchler war, hatte nicht Lilienfeld, ſo daß Friedrich dabei mit einem gewiſſen Schrecken ſich umblicken mußte, von der moraliſchen Unantaſtbarkeit Ingigerd Hahlſtröms laut geſprochen, während ein Grinſen, wie ein boshafter Schatten, durch die Reihe der Journaliſten glitt? Blühte die Lüge nicht überall? War die Heuchelei nicht in allen Lagern eine Sache der Selbſtverſtändlichkeit?

Friedrich fühlte ſich wieder ſehr wohl in der Geſellſchaft von Miß Eva Burns. In einem auf die Seele übertragenen Sinne, überkam ihn in ihrer Gegenwart immer ein Gefühl von Ordnung und Sauberkeit. Man durfte ihr alles ſagen und mitteilen, und was ſie zurückgab, klärte, ſtatt zu verwirren: ſtatt aufzuregen, beruhigte es. Allein, Friedrich war mit ihrem Verhalten heut' nicht ganz in der gleichen Weiſe wie ſonſt zufrieden. Ihre Freude über ſeine Befreiung ſchien ihm nicht groß genug, und er wußte nicht, ob er den Umſtand auf mangelnde Anteilnahme, oder auf heimliche Zweifel zurückführen ſollte. „Ich bin zu Ihnen gekommen, Miß Burns,“ ſagte er, „weil ich niemanden weiß und wußte, den ich von der neuen Phaſe meines Geſchicks lieber verſtändigt hätte. Sagen Sie mir einfach und offen, ob ich recht hatte, das zu tun, und ob Sie verſtehen können, wie einem Menſchen zumute iſt, den eine widerſinnige Leidenſchaft nicht mehr feſſelt.“

„Vielleicht weiß ich das,“ ſagte Miß Eva Burns, „aber ...“ — „Aber?“ fragte Friedrich. — Sie antwortete nicht, und er fuhr fort: „Sie wollen ſagen, Sie können ſich von der Geſundung eines ſo gearteten Menſchen, wie ich einer bin, nicht überzeugt halten. Ich gebe Ihnen indes die Verſicherung, daß ich niemals bei dieſer öffentlichen Nacktprozedur der Kleinen unter den Zuſchauern ſitzen und noch viel weniger hinter ihr her durch die Tingel-Tangel aller fünf Weltteile ziehn werde. Ich bin los! ich bin frei! und ich werde Ihnen das auch beweiſen.“

„Wenn Sie ſich das ſelbſt beweiſen könnten, ſo würde das allerdings vielleicht von Wert für Sie ſein.“

Aber er wollte das lieber ihr beweiſen. Er zog einen Brief Peter Schmidts hervor, aus dem zu erſehen war, daß der Arzt in ſeinem Auftrage ein Landhaus beſichtigt hatte, und daß der Plan, ſich zurückzuziehen, bei Friedrich nicht erſt ſeit heut' beſtand. „Sie werden von mir hören,“ ſagte er, „wenn ich in der Stille zu mir ſelber gekommen bin. Dazu iſt begründete Ausſicht vorhanden.“.

Das Mahl war beendet. Auch Friedrich hatte ſich an den bei Miß Eva üblichen Vegetabilien gütlich getan. Jetzt er-

ob er ſich, erſuchte die Dame um Erlaubnis, ihr zum Dank
ür geduldiges Zuhören die Hand zu küſſen, und empfahl
ich ſchnell, weil er zum Nachtiſch des Siegesfeſtmahls noch
urechtkommen mußte.

Das von dem kinderloſen Ehepaar Lilienfeld in der
hundertvierundzwanzigſten Straße bewohnte Ein-
amilienhaus, das ganz genau den übrigen Häuſern der
Straße glich, war ſehr komfortabel eingerichtet. Man ſaß
eim Kaffee in einem mit Teppichen, koſtbaren Lampen,
apan-Vaſen und dunkelpolierten Nußbaum-Möbelſtücken
eſchmückten Salon des Hochparterres, den die ſchmau-
enden Journaliſten mit dem Rauche ſchwerer Importen
ngefüllt hatten. Ein prunkhafter Luſter ſtrahlte elektriſches
icht herab, das dem Raume eine düſtere Pracht mitteilte.
Mitten unter den Journaliſten ſaß Ingigerd, eine Zigarette
auchend, in einen Fauteuil zurückgelehnt. Ihr Haar war
ſen, ihre ganze Erſcheinung wirkte nicht vorteilhaft. Da
in langen Kleidern ziemlich unmöglich war, war ſie
f einen backfiſchartigen Schnitt angewieſen: das verführte
meiſt dazu, ſich wie ein Seiltänzerkind herauszuputzen.
Als Friedrich von Kammacher im Salon erſchien, errötete
und ſtreckte ihm läſſig die Hand entgegen. Dieſe Hand
tte kurze, gewöhnliche Finger und mußte, da Hahlſtröm,
r Vater des Mädchens, lange und ſchöne Hände beſaß,
ohl ein Erbteil der Mutter ſein. Friedrich küßte Frau
lienfeld die Hand und bat um Vergebung, wenn er zu
ät komme.
Natürlich war die Verhandlung in der City-Hall Ge-
rächsgegenſtand. Direktor Lilienfeld lief mit Zigarren
d Likören umher und bediente die Journaliſten. Er tat
es mit einer zweckhaften Liebenswürdigkeit, die nicht da-

vor zurückſchreckte, den Herren lange Havannas in die Rocktaſchen zu praktizieren.

Dieſer und jener Journaliſt wurde beiſeite geführt, um ihm über die Vergangenheit Ingigerds, ihre Abkunft, ihre Rettung, ihren Vater, ihre Erfolge, über die Art, wie ihr Talent entdeckt wurde, ein ziemlich grelles Gemiſch von Wahrheit und Dichtung aufzunötigen. Er wußte, es würde noch am gleichen Abend, neben dem Verhandlungsbericht, in den New Yorker Zeitungen ſtehen. Er hatte ſein Märchen mit Hilfe von allerlei erhorchten Einzelheiten nach probatem Rezept zuſammengebraut und erwartete eine ſichere Wirkung.

Ingigerd ſah recht müde aus, hatte indeſſen Befehl, ſolange noch ein Journaliſt zugegen war, nach Möglichkeit verſchwenderiſch mit Liebenswürdigkeit um ſich zu ſtreuen. Friedrichen tat ſie leid. Er merkte ſofort: ihr Erwerbs- und Berufsdienſt hatte begonnen.

Frau Lilienfeld, der ſich Friedrich zunächſt eine Weile widmete, war eine ruhige, mit Geſchmack gekleidete Frau, die leidend, aber ſehr anziehend war. Man gewann den Eindruck, daß ihr Mann, der ſie ſichtlich blindergeben verehrte, gewohnt war, ſich nach dem kaum merklichen Wink ihrer Augen zu richten. Herr Lilienfeld war, trotz ſeines immerwährenden temperamentvollen Lärms, wie ein zaghaftes Kind vor ihr. Hätte Friedrich nicht bereits die Sicherheit eines feſten Entſchluſſes in ſich gefühlt, er wäre vielleicht auf die forſchenden Fragen der Dame bedeutſamer eingegangen. Er ſpürte, die Dame hatte irgendwie Abſicht und Wunſch, ihm in den Irrungen ſeiner Leidenſchaft hülfreich zu ſein.

Mit einem leiſen, unendlich geringſchätzigen Lächeln ſprach ſie zu Friedrich von dem Mädchen, das, Torheiten ſchwatzend, mit Beifallsbezeugungen überhäuft wurde. Sie nannte das Dämchen geradezu ein Gliederpüppchen aus dem Panoptikum, deſſen blonder Porzellankopf mit Spreu gefüllt wäre. „Meinethalben ein Spielzeug!“ ſagte ſie, „warum nicht? auch wohl ein Spielzeug für einen Mann! auch wohl ein Handelsobjekt! aber ſonſt nichts weiter! So etwas iſt ſein Geld vielleicht wert,“ ſagte ſie, „aber ſonſt iſt es nichts wert! nicht mehr wert, als irgend eine andere Nichtigkeit, irgend eine andere Nippſache.“

Ingigerd — vielleicht fühlte ſie einen Anflug von Eiferſucht! — kam und fragte Friedrichen, ohne zu ahnen, welche Bedeutung die Frage in ſeinem Auge gewann, ob er ſeine Sachen gepackt habe? „Noch nicht! Wozu?“ gab Friedrich zurück. — „Direktor Lilienfeld,“ ſagte ſie, „hat für zwei Abende in der Woche mit Boſton abgeſchloſſen. Packen Sie Ihre Sachen, Sie müſſen übermorgen mit mir nach Boſton gehn! —“ „Bis ans Ende der Welt!“ ſagte Friedrich. — Sie war befriedigt und blickte Frau Lilienfeld mit einem entſprechenden Ausdruck an.

Friedrich war froh, als er auch dieſes Frühſtück hinter ſich hatte. Mit Willy Snyders Hilfe war er wieder in den Beſitz von Kleidern, Wäſche, einem Koffer und andrem gelangt, Sachen, in die er nun einige Ordnung brachte. Der letzte Nachmittag wurde ſtill im Klubhaus verlebt, am Abend gedachte man den Abſchied des lieben Gaſtes zu feiern.

Seit lange hatte ſich Friedrich nicht ſo ausgeglichen und friedlich gefühlt, wie während der Stunden dieſes Nachmittages. Willy Snyders hatte den ehemaligen Lehrer auf ſeine Junggeſellenbude geladen, um ihm endlich einmal vorzuführen, was er an ſchönen Kunſtobjekten zuſammengebracht hatte. Er, der falſche Japaner, ſammelte echte Japan-Sachen. Eine Stunde und länger wurden Friedrich in dem kleinen, mit Antiquitäten überfüllten Raum zunächſt japaniſche Schwertſtichblätter vorgeführt, Tſubas, wie der japaniſche Ausdruck lautet. Es ſind kleine Ovale von Metall, die man leicht mit der Hand umfaſſen kann. Sie ſind mit Bildwerk in flacherhobener Arbeit verſehen, teils aus einem Metall, teils mit Kupfer, Gold oder Silber tauſchiert und plattiert. „Kleiner Gegenſtand, große Treue,“ ſagte Friedrich, nachdem er eine Anzahl dieſer Wunderwerke beſtaunt hatte: ſolche des Kamakura Stils, des Namban Stils, Arbeiten der über Jahrhunderte gehenden Goto Schule, der Jakuſchi Schule, der Kinai Schule, der Akaſaka Schule und der Nara Schule! — Fuſchimi-Arbeiten aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, Gokinai-Arbeiten, Kagonami-Arbeiten! herrliche Stichblätter im Marubori-, Marubori-Zogan-, und Hikonebori-Stil! Hamanu-Arbeiten und ſo fort. Wo gab es einen Adel, wie den des Goto Mitſunori, der am Ende des neunzehnten Jahrhunderts lebte und auf ſechzehn Ahnen zurückblicken konnte, die alle bedeutende Meiſter von Schwertzieraten waren. Herrliches Meiſtergeſchlecht, das nicht nur ſein Leben, ſondern auch ſeine Kunſt vererbte.

Und was alles war auf den kleinen ovalen Stichblättern dargeſtellt und zum Ausdruck gebracht: die zweigeſpaltene Rübe des Glücksgottes Daikoku. Der Gott Sennin mit ſeinem Hauch einen Menſchen ſchaffend! der ſich auf dem Bauch trommelnde Dachs, der ſo einen Wanderer in den Sumpf verlockt! Vollmondnacht und fliegende Gänſe! wiederum Wildgänſe, die über einen Schilfſtrand fliegen. Im Hintergrund Mondaufgang zwiſchen Schneebergen: das Ganze von Eiſen, Gold und Silber, ein Oval noch nicht handtellergroß, und dabei der unendliche mondbeſchienene nächtliche Raum! — Das Lapidare und mit höchſtem Kunſtverſtand den vollen Reichtum der Kompoſition im kleinſten

Raum Entfaltende ward immer wieder von dem Samm-
er ſelbſt und von Friedrich bewundert. Eins der Stich-
lätter zeigte einen Teepavillon hinter einer Hecke. In
er geräumigen Landſchaft war ein Waſſerlauf, Himmel
nd Luft, durch Löcher im Eiſen, alſo durch ausgeſparte
Stellen, — will ſagen durch nichts! — vollkommen aus-
edrückt! Ein anderes Stichblatt zeigte den Helden Hideſato,
er an der Setabrücke einen Tauſendfuß erlegt! Ein drittes,
en weiſen Lao Tſze auf ſeinem Zugochſen! Ein viertes,
en Sennin Kinko, irgend einen anderen Gottesmann, auf
inem goldäugigen Karpſen reitend und dabei in ein Buch
ertieft! — Weitere Tſuba- oder Schwertſtichblätter zeigten:
en Gott Idaten, der einen Oni, einen Teufel verfolgt.
ieſer hat Buddhas Perle geſtohlen. — Einen Vogel, den
chnabel zwiſchen die Schalen der Venusmuſchel einge-
emmt! — Einen goldäugigen Oktopus oder Tintenfiſch!
- Den Weiſen Kioko, der, halb aus ſeiner Hütte heraus-
neigt, bei Mondſchein in einer Schriftrolle las.

Dieſe Kollektion hatte Willy in ſeiner Findigkeit und
reiſtigkeit in der Gegend der Five Points ausgeſtöbert,
i einem Kneipwirt, deſſen Kneipe noch verrufener als
r ganze Stadtteil war. Der Ehrenmann hatte ſie als
fand für die Zeche eines japaniſchen Gentleman zurück-
halten, der ſeit einigen Jahren ſpurlos verſchwunden
r. Es verging kein Tag, wo Willy Snyders nicht die
ödelläden der Bowery oder des Judenviertels durchſtrich.
it ſeinen feurigen, furchtloſen Augen, die jederzeit etwas
ſtaunt und entrüſtet blickten, wagte er ſich in die dunkelſten
adtteile, ja in die finſterſten Winkel der Opiumhöllen
s Chineſenviertels hinein. Er wurde dort mit ſeinem
riſten Maulwerk und ſeiner runden Brille, wie er ſelbſt
te, von den Leuten für einen Detektiv gehalten, was ihm
h bei Einkäufen nützlich war.

In Chinatown, der New Yorker Chineſenſtadt, im Laden eines dicken chineſiſchen Wucherers, war Willy Snyders, um billiges Geld in Beſitz ganzer Stöße von Japanholzſchnitten gelangt. Auch dieſe wurden jetzt mit eiferſüchtigem Sammlerſtolz ausgebreitet. Da war Hieroſhige, die meiſten Farbenholzſchnitte aus der Bilderfolge der Landſchaften vom Biwaſee, Hokuſai, die ſechsunddreißig Anſichten des Fujijama. Ein Blatt, der braunrote Kegel mit weißen Schneereſten in das Lämmergewölk des kalten Himmelsmeeres tauchend, war vollkommen hinreißend! — Da war Shamſho und Shigemaſa, Blätter aus dem Buche: „Spiegel der Schönheiten des grünen Hauſes, Jedo 1776!" — Ferner Shuncho: „Buch der ſprießenden Kräuter!" — Ein gewiſſes Blatt von Hokuſai nannte Friedrich „das goldene Sommergedicht". Man ſah darauf den oberen Himmel tiefblau, den Fugi links, unten tiefblau, goldenes Getreide, Landleute auf Bänken, Hitze, Glanz, Luft! Ein Blatt von Hieroſhige nannte Friedrich „das große Mondgedicht": auf feuchten, weitgedehnten melancholiſchen Wieſen trauerweidenartige Bäume, ſchwachbelaubt, deren Zweige in den Spiegel eines träge fließenden Fluſſes tauchen. Kähne mit Torf beladen ziehen vorüber, ein Floß, das die japaniſchen Flößer bedienen. Das Waſſer iſt blau im Abendzwielicht. Der ungeheure blaſſe Mond iſt etwas über den fernen Rand der Sümpfe emporgeſtiegen, blutig bläßliche Tinten verſchleiern ihn.

„Willy," ſagte Friedrich, „wenn Sie im übrigen Ihre amerikaniſchen Jahre ſo gut benützt haben, ſo gehen Sie nicht mit leeren Händen nach Europa zurück." — „Na, Teufel auch," antwortete Willy, „was hat man denn ſonſt von dieſem verwünſchten Lande."

Am folgenden Morgen ſtand Friedrich vor dem Zug in der Grand Central-Station. Er hatte ſein geringes Gepäck bereits in das Netz im Innern ſeines Wagens gelegt, der, wie die fünf oder ſechs anderen des Zuges, lang und von eleganter Bauart war. Schon am Abend vorher hatte Friedrich von ſeinen Freunden Abſchied genommen. Aber plötzlich ſah er die ganze kleine Künſtlerkolonie, mit Meiſter Ritter an der Spitze, in corpore anrücken. Auch Miß Eva Burns war dabei. Sie trug, wie alle übrigen, drei oder vier jener dunkelweinroten, lang- und grüngeſtielten Roſen in der Hand, die damals in Europa noch nicht gezüchtet wurden. Friedrich ſagte, wirklich gerührt, als er von jedem einzeln die mitgebrachten Roſen in Empfang nehmen mußte: „ich komme mir ja wahrhaftig wie eine Primadonna vor.“ Bahnhof und Zug lagen totenſtill, als ob es hier niemals Ankunft oder Abreiſe gäbe, aber die kleine Roſenprozeſſion und der temperamentvolle Lärm der Deutſchen erregte doch einige Aufmerkſamkeit und machte, daß hie und da das Geſicht eines Reiſenden hinter Fenſterſcheiben erſchien.

Endlich hatte ſich, ohne jedes Signal, ohne jeden Ruf eines Beamten der Zug, wie zufällig, in Bewegung geſetzt, und die winkende Gruppe der Künſtler war in der Bahnhofshalle zurückgeblieben. Da ſtand der ſtattliche, elegante Bonifazius Ritter und ſchwenkte ſein Taſchentuch, der freundlich ernſte Bildhauer Lobkowitz, Willy Snyders, das zigeunerhafte Genie Franck und, last not least, Miß Eva Burns. Friedrich ſpürte, daß in dieſen Sekunden eine Epoche ſeines Lebens zum Abſchluß kam, und ihm wurde bewußt, was er der herzlichen Wärme dieſer verwandten Naturen zu danken hatte: ebenſo, was er mit ihnen verlor.

Dennoch war Friedrich, nach der allgemeinen und wunderlichen Art der Menſchen, froh erregt, weil ſein Schickſal im wirklichen und im übertragenen Sinne ins Rollen kam. Noch führte die Bahn in dunklen Tunnels unter New York hindurch, ſpäter ging ſie durch einen gemauerten Graben, endlich aber tauchte ſie in die befreite Landſchaft hinauf und hinein. Dies war nun alſo das wirkliche Antlitz Amerikas, und nun erſt, nachdem der Hexenſabbat der großen Invaſion einigermaßen verklungen war, ſpürte Friedrich den wahren Erdhauch des neuen Landes.

Friedrich hatte in Nachahmung deſſen, was er bei allen Paſſagieren des Wagens ſah, ſein Billett hinter das Band ſeines Hutes geſteckt, während er unverwandten Auges über die winterlich weißen Felder und Hügel hinausblickte. In dieſer Nähe und Ferne, die, im Lichte der Winterſonne, dem Bereich ſeiner engſten Heimat ſo ähnlich ſah, lag für den jungen Entwurzelten ein erregendes, frohes Myſterium. Aus allem Fremden ſprach hier das Heimiſche. Er hätte ausſteigen und den Schnee der Felder in die Hand nehmen mögen, um nicht nur zu ſehen, ſondern zu fühlen, daß es derſelbe war, den er als Schuljunge geballt, und mit dem man ſich zuweilen ſogar, in einem übermütigen Augenblick der Winterluſt, im Kreis der Familie bombardiert hatte. Es war ihm zumut, wie einem verwöhnten Kinde, das man von der Seite ſeiner Mutter geriſſen und der Herzloſigkeit einer fremden Welt überliefert hat, und das nach langem Leiden, unerwartet, in der fremdeſten Odenei eine Schweſter der Mutter trifft: er fühlt das Blut! er fühlt, wie er ihres Blutes und wie ſie ihm und vor allem ſeiner wirklichen Mutter in beglückender Weiſe ähnlich iſt.

Jetzt erſt lag, wie Friedrich glaubte, der große Atlantiſche Ozean hinter ihm. Zwar war er bereits in New York gelandet, aber noch nicht mit jenem Grundgefühl, wirklich gelandet zu ſein. Die große gegründete Mutter Erde, die breite und weite Feſte, die er jetzt zum erſten

Mal wiederſah, gab der alles überflutenden Fläche und Gewalt des Meeres in ſeiner Seele erſt wieder die Einſchränkung. Sie war die große und gute Rieſin, die das Leben ihrer Kinder der ozeaniſchen Rieſin abgeliſtet, abgetrotzt und alles nun für immer gegründet und umfriedet hatte. In Friedrichen klang es: vergiß die See, vergiß das Meer! ſchlage Wurzeln, verklammere dich in die Erde. Und während der Zug mit weichem Rollen immer tiefer und ſchneller ins Land hineineilte, hatte er ein Gefühl, auf einer glückvollen Flucht zu ſein.

Friedrich war ſo verſonnen, daß er zuſammenfuhr, als jemand ihm das Billett wortlos vom Hute nahm. Es war ein Herr in Zivil, der Kondukteur, der einen durchaus gebildeten Eindruck machte. Er knipſte die Karte, ſagte kein Wort, verzog keine Miene und vollzog von Bank zu Bank, ohne daß jemand ſich um ihn kümmerte, die gleiche Kontrolle. Immer ſteckte er dann die durchlochten Billetts wieder hinter die Hutbänder der Hüte hinein, die die Reiſenden auf dem Kopfe behielten.

Friedrich lächelte, wenn er an Deutſchland dachte, wo damals noch jeder Zug mit donnerndem Geläut einer Glocke empfangen und nach dreimaligem Geläut mit allgemeinſtem Apachengebrüll der Beamten in Gang geſetzt wurde. Wo jeder Schaffner jedem Reiſenden mit unbeholfener und roher Umſtändlichkeit die Fahrkarte abforderte. Und immer hörte er dabei mit Behagen die Räder des Zuges rollen, und genoß die Flucht, die ihm alles andere eher als Schmach bedeutete. Er ertappte ſich, wie er in tiefer Verſonnenheit Fäden wie vom Gewebe einer Spinne von ſeinen Kleidern las, und ſpürte dabei, wie ihm mit jeder Minute das Atmen lieber und leichter wurde. Mitunter war ihm, als mache das hurtige Rad der gewaltigen Schnellzugsmaſchine ſeine Drehungen um die Achſe nicht ſchnell genug und als ſolle er ſelbſt mit Hand anlegen, um immer neue, geſunde Eindrücke, wie dünne Landſchaftsvorhänge, hinter ſich aufzuhängen, um durch immer dichtere Schichten von dem gefährlichen Magneten, den er zurückgelaſſen hatte, getrennt zu ſein.

In Newhaven, wo der Zug einen kleinen Aufenthalt hatte, ging ein Neger mit Sandwiches und ein Junge mit „Newspapers“ durch den Zug. Im Morgenblatt der „Sun“ oder „World“, das Friedrich erſtanden hatte, fand er mit den üblichen Stich- oder Merkworten, im Anſchluß an das freigegebene Auftreten Ingigerds, die Kataſtrophe des „Roland“ aufgewärmt. Aber die Seelenverfaſſung Friedrichs war, bei dem ſtrahlenden Wintertage, zu heiter und hoffnungsvoll, als daß er die grauenvollen Eindrücke des ſinkenden Schiffes jetzt hätte können neu aufleben laſſen. Heute erfüllte ihn ſeine Rettung nur noch mit Dankbarkeit. Kapitän von Keſſel und alle übrigen, die das Unheil getroffen hatte, waren tot und alſo auch jedem Schmerze enthoben.

Von Newhaven bis Meriden kam dann Friedrich über dem biographiſchen Abriß aus Ingigerds Leben, den die Blätter brachten, nicht aus dem Lachen heraus. Lilienfeld hatte eine verwegene Phantaſie entwickelt. Ingigerd Hahlſtröm, deren Vater von deutſchen Eltern ſtammte und deſſen geſchiedene Frau franzöſiſche Schweizerin war, ſollte einem ſchwediſchen Adelsgeſchlecht entſprungen ſein. Und es ward ihr eine Verwandte zugeteilt, die ihre letzte Ruheſtätte in der Ritterholmkirche haben ſollte. Arme Kleine! dachte Friedrich, als er die Zeitung zuſammenlegte. Dann faßte er ſich mit der Hand an den Kopf, bei der jähen Erkenntnis von der überwiegenden Wichtigkeit, die das kleine, törichte Mädchen inmitten alles großartig Neuen und Mannigfaltigen des Ozeans und der Neuen Welt für ihn und andre bis zu dieſer Stunde behalten hatte. Es iſt aus! es iſt aus! es iſt aus! flüſterte er und fluchte dann mehrmals in ſich hinein.

Friedrich ſtieg in Meriden aus und wurde von Peter Schmidt empfangen. Der kleine Bahnhof war leer, nur Friedrich hatte den Zug verlaſſen, in der Nähe aber wälzte ſich das Getümmel der größten Straße dieſer rührigen Landſtadt vorbei. „So, nun iſt alles gut!“ ſagte Schmidt. „Jetzt hört's auf mit der New Yorker Bummelei, und jetzt werden wir andere Saiten aufziehen.

Meine Frau iſt auf Praxis, fuhr er fort, ich kann ſie dir alſo erſt ſpäter vorſtellen. Wenn es dir recht iſt, ſo frühſtücken wir und fahren dann im Schlitten zur Beſichtigung des von mir entdeckten kleinen Häuschens aufs Land hinaus. Wenn dir's gefällt, kannſt du's zu jeder Stunde um Billiges mieten. Einſtweilen nimmſt du wohl hier in unſerm Hotel, auf das die ganze Stadt ſtolz iſt, Unterkunft.“ — „Ach, lieber Mitmenſch,“ ſagte Friedrich, „ich habe ein wildes Bedürfnis nach Einſamkeit. Ich möchte am liebſten ſchon heut', ſchon gleich die erſte Nacht in meinen vier Pfählen, möglichſt weit von dem Stadtlärm zubringen.“ — „Wenn es dir gefällt,“ ſagte Peter Schmidt, „alles übrige iſt in einer Viertelſtunde mit meinem guten Freund, Apotheker Lamping, dem das Häuschen gehört, abgemacht. Er iſt ein braver, gemütlicher Holländer, der in dieſer Sache mit allem zufrieden iſt.“

Die Freunde begaben ſich ins Hotel, und nachdem ſie in dem komfortablen Hauſe ein reizloſes Frühſtück genoſſen hatten, entfernte ſich Peter und ſandte fünf Minuten ſpäter einen Hotelboy herein, mit der Nachricht, der Schlitten ſei vorgefahren. Zu Friedrichs Erſtaunen fand er den Freund in einem hübſchen Zweiſitzerſchlitten. Er hatte ihn in der hier üblichen Weiſe ohne Kutſcher ausgeliehen. „Ich will nur froh ſein," bemerkte er heiter, „wenn wir ohne umzuſchmeißen ans Ziel kommen, denn, offen geſtanden, ich habe eigentlich noch niemals die Zügel eines Gaules in Händen gehabt." „Na," ſagte Friedrich vergnügt, „mein Vater iſt General, dann laß lieber mich machen." Friedrichs Gepäck wurde auf den Schlitten gepackt, er nahm die Zügel, der Braune ſtieg, und heidi! ging es mit ohrenzerreißendem Schellengeläut die breite, belebte Hauptſtraße hinunter.

„Habt ihr hier lauter ſolche Gäule?" ſagte Friedrich. „Das Luder geht durch! Wenn wir durch dieſes verdammte Gewühl glücklich durchkommen, dann hat das der liebe Gott gemacht!" „Laß ihn man laufen!" ſagte Schmidt. „Alle Tage gehen hier mehrere Pferde durch! Wenn wir heut' an der Reihe ſind, iſt nichts zu machen." Aber Friedrich geigte den Gaul, ſo daß er wohl oder übel vor einem Schienenſtrang, der ohne Barriere durch das Getümmel der Straße lief, ſtillſtehen mußte. Mit doppelſtimmigem Heulen brauſte der Schnellzug Boſton—New York vorbei, und Friedrich fragte ſich, wie es zugehe, daß er nicht eine Anzahl Kinder, Arbeiter, Herren mit hohen Hüten, Damen, Hunde, Pferde und Droſchken überfahren, zu Mus zerquetſcht und gegen die nahen Häuſerwände auseinandergeſchmettert hatte. Immer noch ſtieg der Gaul und ſchoß dann hinter den letzten Puffern des Zuges vorwärts und über das Bahngleis davon. Klumpen von Schnee und Eis flogen Friedrich und Peter um die Naſe.

„Donnerwetter," ſagte Friedrich ſchnaufend, „hier merk' ich zum erſten Male etwas von der Tollheit, die ſpezifiſch amerikaniſch iſt: kommſt du unter die Räder, kommſt du unter die Räder! Willſt du fahren, kutſchiere den Gaul! Brichſt du die Knochen: brichſt du die Knochen! Brichſt du den Hals: brichſt du den Hals!“ Mitten in der tiefverſchneiten Straße, deren Häuſer nach der Peripherie der Stadt zu immer niedriger wurden, begegnete Friedrich zum erſtenmal der damals in Europa noch unbekannten elektriſchen Straßenbahn, und das heftige Blitzen zwiſchen Rolle und Zuleitungsdraht war ihm ein neues, erregendes Phänomen. Krumm, ſchief, dick, dünn waren die Pfähle für die Befeſtigung der Drahtleitung, ſo daß alles einen interimiſtiſchen Eindruck machte. Aber die Wagen der Bahn waren bequem und glitten mit großer Schnelle dahin.

Ohne Unfall war, durch Gottes Ratſchluß und Peters Führung, der gefährliche Stadtteil zurückgelegt. Vor dem klingelnden Braunen lag eine endloſe, leere Straße mit guter Schlittenbahn in beſchneiter Ebene ausgedehnt, und nun konnte der wackere Amerikaner nach Herzensluſt ausgreifen.

Seltſam, dachte Friedrich, ich fahre Schlitten, ich kutſchiere ein Pferd, was ich ſeit meiner Jugend nicht mehr getan habe. Und allerhand Pferdegeſchichten fielen ihm ein, alles Dinge, an die er jahrzehntelang nicht gedacht hatte. Wie oft hatten Erzählungen des Vaters, von ſeinen Jagdfahrten und Schlittenunfällen, an behaglichen Winterabenden die ganze Familie zum Lachen gebracht!

Während der nun folgenden, flotten und erquickenden Schlittenfahrt verjüngte ſich Friedrichens Herz, und die ſchönſten Jahre ſeiner Knabenzeit wurden faſt unmittelbare Gegenwart. Umgeben von dem blendenden Glanz der Schneefelder, atmend in der reinen, ſtählernen Luft, war das bloße Daſein für ihn zum unerhörten Genuß geworden.

Plötzlich wurde er bleich und mußte die Zügel an Peter abgeben. In das Geläute der Schlittenſchellen hatte ſich das anhaltend wirbelnde Hämmern elektriſcher Klingeln gemiſcht. Mit dieſer Gehörstäuſchung war ein Gefühl von

Angſt und von Kälteſchauern verbunden. Als Peter Schmidt, der die Veränderung im Weſen des Freundes ſofort bemerkte, den Gaul zum Stehen gebracht hatte, war auch Friedrich bereits ſeines Anfalles Herr geworden. Er ſagte nicht, daß der untergehende „Roland“, wie es der Fall war, unerwartet wieder „gewafelt“ hätte, ſondern behauptete nur: das Schlittengeläut habe ſeine Gehörsnerven überreizt. Es ſei ihm unerträglich geworden. Man ſtieg in den Schnee, da man der Fläche des Hanoverſees bereits ſehr nahe war und das Häuschen am anderen Ufer erblicken konnte.

Peter Schmidt nahm dem Braunen, ohne ein Wort zu ſagen, die Schellen ab, band das Tier an den Zweig eines kahlen Baums und begab ſich mit Friedrich, über den feſtgefrorenen See, gegen das einſame Landhaus hinüber. Der blonde Frieſe ſchritt über dicke Polſter von Schnee die Stufen zur Eingangstür voran, öffnete dieſe und meinte: das Häuschen, wie er jetzt ſehe, möge ſchwerlich im Winter bewohnbar ſein. Friedrich dagegen war anderer Anſicht. Das ſonſt nur Sommers benutzte Haus, das nicht unterkellert war, beſaß eine kleine Küche und zwei Parterreräume, ſowie einen Manſardenraum im Dachgeſchoß. Hier fanden die Freunde einen Tiſch und eine Bettſtelle, die mit einer Matratze, einem Keilkiſſen und wollenen Decken verſehen war; und in dieſem Raum wünſchte ſich Friedrich einzuniſten. Alle Bedenken des Frieſen ſchlug er aus dem Feld, indem er behauptete, es komme ihm vor, als ob dieſes Haus, und eben nur dieſes Haus, gerade auf ihn gewartet hätte.

Am folgenden Tage war Friedrich bereits in das einſame und verſchneite Aſyl am Hanoverſee eingezogen, das er fortan abwechſelnd ſeine Diogenes-Tonne, Onkel Toms

Hütte oder ſeine Retorte nannte. Eine Diogenes-Tonne war es nicht, denn die beiden Freunde hatten Holz- und Anthrazitkohle anfahren laſſen, es war im Manſardenraum ein kleiner amerikaniſcher Ofen geſetzt worden, deſſen immer ſichtbare Glut behagliche Wärme verbreitete, und Küche und Speiſekammer enthielten alles und etwas mehr, als zum Leben notwendig war. Auf irgend eine Bedienung im Hauſe verzichtete Friedrich, er wollte, wie er ſagte, Bilanz machen, und dabei könne ihm die Gegenwart eines fremden Menſchen nur ſtörend ſein.

Es war für Friedrich ein tiefer Augenblick, als Peter Schmidt in der Dunkelheit — die Freunde hatten noch gemeinſam Kaffee getrunken — mit dem Schellengeläut ſeines Schlittens verſchwunden war, und als er ſelbſt zum erſten Mal ſich in der weißen und dabei nächtlich verhüllten amerikaniſchen Landſchaft allein fühlte. Er ging ins Haus, ſchloß die Tür hinter ſich, horchte und hörte das Holz des Feuerchens in der Küche knacken. Er nahm ein Licht, das im Hausflur ſtehen geblieben war, und leuchtete die Stiege hinauf. In ſeinem Zimmerchen angelangt, freute er ſich der Wärme und des behaglichen Feuerſcheins, den das kleine Kuppelöfchen ausſtrahlte. Er zündete die Lampe an, und nachdem er die Gegenſtände auf dem langen, unbedeckten Ausziehtiſch ein wenig geordnet hatte, nahm er mit einem voll genoſſenen, tiefen und myſteriöſen Behagen Platz.

Er war allein. Er befand ſich in einem Zuſtand, der in allen fünf Weltteilen der gleiche iſt. Draußen lag eine klare und lautloſe Winternacht, dieſelbe, die er aus ſeiner Heimat kannte. Alles, was er bis hierher erlebt hatte, war nicht mehr. Oder es war! aber wie nie geweſen. Heimat, Eltern, Weib, Kinder, die Geliebte, die ihn über den Ozean gezogen hatte, alles, was ihm auf der Reiſe zugeſtoßen und nahegetreten war, hatte nicht mehr in ſeiner Seele zurückgelaſſen, als ein Schattenſpiel. Sollte das Leben, fragte ſich Friedrich, nichts weiter als ein Material für Träume ſein? So viel ſteht feſt, ſagte er zu ſich ſelbſt, mein jetziger Zuſtand iſt der, über den wir im Grunde, ſolange wir leben, niemals hinwegkommen. Wir brauchen nicht ungeſellig zu ſein, aber noch weniger dürfen wir dieſen Zuſtand, das natürlichſte, ungeſtörte Grundverhältnis der Perſönlichkeit, ungepflegt laſſen: den Zuſtand, wo wir allein dem Myſterium unſeres Daſeins, wie einem Traum, gegenüberſtehen.

Friedrich hatte während der letzten Monate ein ereignisreiches Leben der allertiefſten Gegenſätze geführt: er war beängſtigt, erregt, bedroht worden, eigene Schmerzen waren vielfach in fremden untergegangen, und fremde hatten die eigenen vermehrt. Aus der Aſche einer ausgebrannten Liebe war die Flamme einer neuen leidenſchaftlichen Illuſion emporgeſchlagen. Friedrich war getrieben worden, gehetzt, gelockt, ja wie an Stricken willenlos in die Weite geführt! willenlos und beſinnungslos! Nun erſt war die Beſinnung wiedergekommen! — Dann erſcheint die Beſinnung, wenn das beſinnungslos gelebte Leben im bewußten, wachen Geiſt, das Material für Träume geworden iſt. Friedrich nahm einen Bogen Papier und ſchrieb darauf mit einer neuen amerikaniſchen Feder, die er in ein jungfräuliches Tintenfaß getaucht hatte: das Leben, ein Material für Träume.

Dann ging er daran, ſeinen Robinſon-Haushalt weiter nach Laune herzurichten. Er ſtapelte Bücher, die er in New York erſtanden hatte, Reklambändchen und andere, auf den Tiſch, auch ſolche, darunter die Schleiermacherſche Platon-Überſetzung, die Peter Schmidt ihm geliehen hatte. Vor einem alten holländiſchen Sofa mit Lederbezug, das Apotheker Lamping, gebürtig aus Leyden, mit herübergebracht hatte, ſtand ein zweiter, großer dazugehöriger

Tiſch, den Friedrich mit grünem Tuch bedeckt und auf den er die weinroten, langgeſtielten Roſen der Künſtler, die von Miß Eva geſondert, geſtellt hatte. Jetzt ging er daran, das ſtehengebliebene Kaffeegeſchirr beiſeite zu ſchaffen. Weiter wurde ein von Peter Schmidt entliehener Revolver geladen und neben das Tintenfaß auf den Schreibtiſch gelegt, hernach ein friedliches wiſſenſchaftliches Inſtrument, ein Zeiß-Mikroſkop, geprüft und zuſammengeſtellt. Es war dasſelbe, das Friedrich vor Jahren in Jena für ſeinen Freund Peter Schmidt perſönlich ausgeſucht hatte, als dieſer nach Amerika ging. Dies war ein ſeltſames, damals nicht im entfernten geahntes Wiederſehen!

Und Friedrich hatte noch mehr zu tun. Er mußte eine Seemannsuhr auseinandernehmen, wieder zuſammenſtellen und an die Wand hängen, ein altes Ding, das ihm erſt heut', bei Gelegenheit eines kleinen Möbeleinkaufs, um Billiges in die Hände gefallen war. Zu ſeiner Freude fing die alte Großmutter bald darauf in ihrem braunen, etwa meterlangen Gehäuſe, von der Wand am Fußende des Bettes, mit angemeſſener Würde zu ticken an. Dort mochte ſie hängen bleiben, bis ihr neuer Beſitzer ſie wieder herunter und mit nach Europa, in ihre Heimat nahm. Denn ſie ſtammte aus Schleswig-Holſtein, und Friedrich hatte ihr die erſehnte Heimkehr feſt zugeſagt.

Wenn er auf ſeinem Bette lag, konnte er den gelben Meſſingperpendikel der altertümlichen Uhr hin und her glänzen ſehen. Das Zifferblatt war eine Merkwürdigkeit. Als pausbäckige Sonne gedacht und bemalt, zeigte es oben die Inſel Helgoland und zinnerne Segelſchiffchen, die im gravitätiſchen Rhythmus des Perpendikels ſchaukelten. Dieſer Anblick war angetan, die Behaglichkeit des geſicherten Herdes für einen gezauſten Seefahrer doppelt ſpürbar zu machen.

„Wann war das doch,“ überlegte Friedrich, „als ich Mr. Barrys ſchneidende Worte, Miſter Samuelſons verunglückten Vorſtoß und Lilienfelds Apachenritt gegen puritaniſche Unduldſamkeit miterlebte: einen wüſten und lügenhaften Kampf, der ſcheinbar um eine Seele zu retten geführt wurde, in Wirklichkeit aber nichts weiter als der Kampf von Krähen um einen jungen, hilfloſen Haſen war.“ Wann war das doch? es mußte Jahre zurückliegen. Nein! Ingigerd war ja erſt am geſtrigen Abend zum erſtenmal öffentlich aufgetreten. Es konnte alſo nicht früher als am vorgeſtrigen Tage geweſen ſein.

Übrigens lag bereits der erſte Brief von ihr auf dem Tiſch. Das Mädchen beklagte ſich heftig über ſeinen Vertrauensbruch. Sie habe ſich furchtbar in ihm getäuſcht, behauptete ſie. Und im ſelben Atem: ſie habe ihn in den erſten fünf Minuten durchſchaut, als er ſich, noch in Berlin, ihr näherte. Nachdem ſie aber ſeinen Charakter vollſtändig in den Grund gebohrt hatte, bat ſie ihn dringend, zurückzukehren. Ich habe, hieß es, heut' einen Rieſentriumph erlebt. Das Publikum hat Kopf geſtanden. Nach der Vorſtellung kam Lord Soundſo, ein junger, bildſchöner Engländer, der einſtweilen hier lebt, weil er mit ſeinem Vater zerfallen iſt. Wenn der Alte ſtirbt, bekommt er den Herzogtitel und erbt Millionen.

Friedrich zuckte die Achſeln: er fühlte nicht den geringſten Antrieb mehr, Beſchützer oder Retter der Kleinen zu ſein, nicht den leiſeſten Anreiz, über ihr Schickſal nachzugrübeln.

Am nächſten Morgen, als Friedrich erwachte, fröſtelte ihn, trotzdem das Öfchen die Zimmerwärme erhalten hatte, und Winterſonne ins Fenſter ſchien. Er nahm ſeine goldene Taſchenuhr, ein Stück, das er aus dem Schiffbruch davongebracht hatte, und fand, daß ſein Puls über hundert Schläge in der Minute tat. Aber er machte nichts weiter daraus, ſtieg aus dem Bett, wuſch ſich von oben bis unten mit kaltem Waſſer, zog ſich an, machte ſein Frühſtück zurecht und hatte bei alledem nicht die Empfindung, krank zu ſein. Immerhin fühlte er ſich zur Vorſicht gemahnt, denn es war nicht unmöglich, daß jetzt, wo die Spannungen und Erregungen nachließen, der Körper ſeinen Kapitalverbrauch eingeſtand und eine Art Bankerott anſagte. Werden doch zuweilen die ärgſten Strapazen ganz ohne Warnung bewältigt, und alles geht gut, ſolange der aufgepeitſchte Körper im Gange iſt. Er glaubt, er arbeite aus dem Überſchuß, und bricht, ſobald Wille und Spannung nachlaſſen, ausgeplündert in ſich zuſammen.

Gegen zehn Uhr war Friedrich im Sprechzimmer ſeines Freundes in der City von Meriden. Der Spaziergang durch den Wintertag hatte ihm gut getan. „Wie haſt du geſchlafen?“ fragte Schmidt. „Ihr abergläubiſchen Leute behauptet ja, was man die erſte Nacht in einem fremden Hauſe träumt, geht in Erfüllung!“ — „Das will ich nicht hoffen,“ ſagte Friedrich. „Meine erſte Nacht war recht mangelhaft, und in meinem Schädel iſt es recht kunterbunt zugegangen.“ Er verſchwieg den peinlichen Klingeltraum, den er gehabt und der ihn wiederum hartnäckig in die angſtvollſten Augenblicke des Schiffsunterganges zurückverſetzt hatte. Nachgerade war dieſe Gehörshalluzination Friedrichens heimliches Kreuz geworden. Er fürchtete manchmal, es möchte eine Art Aura ſein, durch die ſich nicht ſelten Anfälle ſchwerer körperlicher Leiden ankündigen.

Friedrich hatte Frau Doktor Schmidt, approbierte Ärztin und Kollegin ihres Mannes, ſchon am Tage vorher kennen gelernt. Die Konſultationszimmer waren durch das für die Patienten beider Ehegatten gemeinſame Wartezimmer getrennt. Frau Schmidt kam herüber, begrüßte Friedrich und wünſchte ihren Mann bei der Unterſuchung einer Patientin heranzuziehen. Es war eine ſeit kurzem verheiratete, noch nicht achtundzwanzigjährige Arbeiterfrau, deren Mann in einer der Meridener Chriſtophel-Fabriken eine gute Stellung innehatte. Sie glaubte ſich ein bißchen den Magen verdorben zu haben, aber Frau Doktor Schmidt vermutete Magenkrebs.

Von ſeinem Freunde und deſſen Frau aufgefordert, ging Friedrich mit zu der Patientin hinein, die lachend auf dem Operationsſtuhle ſaß und einigermaßen verdutzt die Herren begrüßte. Friedrich wurde als ein berühmter deutſcher Arzt vorgeſtellt, und die hübſche, wohlgekleidete Frau hielt es immer wieder für angebracht, ſich wegen der Umſtände zu entſchuldigen, die ſie verurſache. Sie habe ſich eben den Magen nur ein bißchen verdorben, ihr Mann würde ſie auslachen wenn er wüßte, daß ſie deswegen zum Doktor gelaufen ſei.

Wie Friedrich und Peter Schmidt feſtſtellten, beſtätigte ſich die Diagnoſe von Frau Doktor Schmidt, und man ſagte der ahnungsloſen Todeskandidatin, ſie werde ſich möglicherweiſe einer kleinen Operation unterziehen müſſen. Dann bat man ſie, ihren Mann zu grüßen, fragte ſie nach dem Befinden ihres Kindchens, das vor anderthalb Jahren, unter Aſſiſtenz von Frau Doktor Schmidt, zur Welt gekommen war, und ſchickte ſie fort, als ſie mancherlei mit guter Laune geantwortet hatte. Sie war gegangen, und Peter Schmidt nahm es auf ſich, ihren Mann zu verſtändigen.

In den folgenden Tagen zog Peter ſeinen Freund mehr und mehr in die mediziniſche Praxis hinein. Friedrich fand einen düſteren Reiz darin. Dieſe ſonderbare Tretmühle, inmitten einer Welt des ewigen Leidens und Sterbens aufgeſtellt, hatte mit dem täuſchenden Daſein einer verhältnismäßig glücklichen Oberflächlichkeit nichts gemein. Das Ehepaar Schmidt ſtand in einem entſagungsreichen und ſchweren Dienſt, ohne andere Entlohnung, als die, gerade ſo weit Nahrung und Behauſung zu haben, um eben dieſen Dienſt fortſetzen zu können: es behandelte arme, eingewanderte Arbeiter, die ſich durch den Verdienſt in den Chriſtophel-Fabriken des Orts mühſelig über Waſſer hielten. Das ärztliche Honorar blieb äußerſt gering und wurde bei Peters Sinnesart in vielen Fällen nicht eingezogen.

Friedrich kannte zur Genüge den Sublimat- und Karbolgeruch ärztlicher Sprechzimmer, dennoch hatte er Not, ſich von dem niederdrückenden Eindruck nichts merken zu laſſen, den die Lokale der Office in ihrem öden Halbdunkel, mit dem Straßengepolter vor den Fenſtern, auf ihn gemacht hatten. In Deutſchland iſt eine Stadt von dreißigtauſend Einwohnern tot. Dieſe amerikaniſche Stadt von fünfundzwanzigtauſend rannte, klingelte, polterte, raſſelte, tobte wie wahnſinnig. Kein Menſch hatte Zeit, alles haſtete aneinander vorüber. Wenn man hier lebte, ſo lebte man hier, um zu arbeiten; wenn man hier arbeitete, ſo tat man es um des Dollars willen, der die Kraft in ſich hatte, ſchließlich von dieſer Umgebung zu befreien und eine Epoche des Lebensgenuſſes einzuleiten. Die meiſten Menſchen, beſonders die deutſchen und polniſchen Arbeiter und Geſchäftsleute, ſahen in dem Leben, das ſie hier führen mußten, nur etwas Vorläufiges. Eine Anſicht, die bei denen ſich gallig verbitterte, denen die Rückkehr in die Heimat durch begangene Delikte abgeſchnitten war. Friedrich hatte im Wartezimmer der Freunde ſolche beklagenswerte Verſtoßene kennen gelernt.

Frau Schmidt war geborene Schweizerin. Ihr breiter alemaniſcher Kopf mit der feinen und geraden Naſe ſaß auf einem Körper, wie er den Baſeler Frauentypen des Holbein eigen iſt. „Sie iſt viel zu gut für dich,“ ſagte Friedrich zu ſeinem Freunde, „ſie ſollte die Frau eines Dürer oder noch beſſer des reichen Ratsherrn Willibald Pirkheimer ſein. Sie iſt geboren, einem Patrizierhauſe, Kiſten und Kaſten voll feiner Leinwand, ſchwerer Brokate und Seidengewänder vorzuſtehen. Sie müßte auf einem drei Meter hohen, von zwölf verſchiedenerlei Linnen- und Seidendecken überzogenen Bette ſchlafen, doppelt ſoviel Hüte und Pelzwerk haben, als der Rat der Stadt den Reichſten erlaubt. Statt deſſen hat ſie, daß Gott erbarm, Medizin ſtudiert, und du läßt ſie mit einem ominöſen Täſchchen von Hinz zu Kunz rennen.“

In der Tat hatte ihre Beſchäftigung, der ſie in der Woche meiſt vier von ſieben Nächten opfern mußte, ſowie die Häßlichkeiten ihrer Umgebung, Frau Emmerenz Schmidt zu einem verbitterten, heimwehkranken Menſchen gemacht. Sie beſaß das ſchweizeriſche eigenſinnige Pflicht- und Erwerbsgefühl, worin ſie durch Briefe der Eltern beſtärkt wurde. Es war der Grund, weshalb ſie es mit unbeugſamem Willen ablehnte, früher als nach dem Erwerb eines feſten Vermögens, wofür einſtweilen noch gar keine Ausſicht war, in die Heimat zurückzugehen. Sie konnte auf ſchneidende Weiſe bitter ſein, ſooft Peter Schmidt, der ſeine Frau an Heimweh kranken und welken ſah, ihr den Vorſchlag zur Rückkehr machte.

Frau Schmidt lebte auf, wenn ſie eine Stunde berufsfrei war und mit Friedrich und ihrem Manne von Schweizer Bergen und Bergtouren reden konnte. — Da ſtieg in der muffigen Office, oder in der kleinen Privatwohnung des Ehepaars die herrliche Viſion des Säntis auf, in deſſen Nähe die Wiege der Ärztin geſtanden hatte. Man ſprach dann vom Scheffelſchen Eckehart, vom Wildkirchli und vom Gemſenreſervat, vom Bodenſee und von Sankt Gallen. Die Ärztin meinte, ſie wolle lieber die letzte ſchmutzige Sennerin auf dem Säntis, als hier in Meriden Ärztin ſein.

Natürlich litt der blonde Frieſe unter dieſen Verhältniſſen, keineswegs aber ſo, daß ſein beſonderer, eingefleiſchter und überzeugter Idealismus ins Wanken kam.

Dieſer immer vorhandene, immer gegenwärtige Idealismus war es vielmehr, der Peter Schmidt über alle augenblickliche Mühſal immer und überall hinausheben konnte. Es ſchien Friedrichen ſo, als ob gerade durch dieſen Umſtand die Lage der Frau verſchlimmert würde. Aus ihren Bemerkungen ging hervor, daß ſie es lieber geſehen haben würde, wenn Peter mehr ſein eigenes Fortkommen, weniger den Fortſchritt der Menſchheit im Auge gehabt hätte. Es gab keinen Menſchen, der einen ſtärkeren Glauben an den Sieg des Guten in der Welt beſaß, als Peter Schmidt, der im übrigen jeden religiöſen Glauben verurteilte. Er gehörte zu denen, die den Garten Eden verwerfen, den jenſeitigen Himmel für ein Märchen erklären, dagegen feſt überzeugt ſind, daß die Erde ſich zum Paradies, der Menſch zur Gottheit darin entwickeln werde. Auch Friedrich beſaß eine Neigung zur Utopie, und die Eigenſchaften des Freundes erweckten dieſe. Solange er auf Berufsgängen oder beim Schlittſchuhlauf oder in ſeiner Diogenes-Tonne mit ihm redete, war er wieder diesſeits der Hoffnung geraten, während er ohne ihn immer jenſeits der Hoffnung war.

Das Thema, das die Freunde zumeiſt erörterten, iſt mit den Namen Karl Marx und Darwin charakteriſiert. Im Geiſte Peter Schmidts bahnte ſich eine Art Ausgleich oder Verſchmelzung der Grundtendenzen dieſer Perſönlichkeiten an. Immerhin war dabei das chriſtlich-marxiſche Prinzip des Schutzes der Schwachen durch das Naturprinzip des Schutzes der Starken erſetzt worden, und dies bedeutete den Ausgang der allertiefſten Umwälzung, die vielleicht je in der Geſchichte der Menſchheit vor ſich gegangen iſt.

Während der erſten acht Tage teilte Friedrich mit dem ärztlichen Ehepaar in einem Boardinghouſe das Mittagsmahl. Immer aber begab er ſich um die Zeit der Dämmerung, und zwar meiſtens zu Fuß, in ſeine Diogenes-Tonne am Hanoverſee zurück.

In der folgenden Woche wurden die Beſuche bei ſeinen Freunden ſeltener, warum, wußte Friedrich ſelber nicht. Er ſchlief nicht gut. Es kam immer wieder und wieder vor, daß ihn der Klingeltraum heimſuchte. Selbſt wachend litt er an einer eigentümlichen, ihm früher unbekannten Schreckhaftigkeit. Wenn wirklich ein Schlitten mit einer Schlittenſchelle vorüberkam, erſchrak er zuweilen ſo, daß er zitterte. Wenn er in der Stille ſeines Zimmers ſein eigenes Atmen vernahm, konnte ihn das nicht weiter verwundern, aber er wurde immer wieder mit einer ſonderbaren Unruhe darauf aufmerkſam. Mitunter fröſtelte ihn, und da er ein Thermometer beſaß, ſtellte er einige Male feſt, daß er erhöhte Temperatur hatte. Alle dieſe Umſtände beunruhigten ihn, und eine überall leiſe wirkende Atmoſphäre von Beängſtigungen verſuchte er vergebens von ſich zu ſcheuchen und abzuſchütteln. Als er zum erſtenmal ſeinen Gang ins Boardinghaus einſtellte, hinderten ihn Unluſt, das Zimmer zu verlaſſen, und Appetitloſigkeit. Ein anderes Mal war er, bei dem ſtändigen klaren Winterwetter, halbwegs auf der Straße nach Meriden, wieder umgekehrt und vermochte kaum ſich nach Haus zu ſchleppen. Von alledem aber, was Friedrich ſo in der Stille durchmachte, erfuhren die beiden Freunde nichts. Sie fanden es nicht verwunderlich, wenn Friedrich dieſen und jenen Tag in ſeinen vier Wänden bleiben wollte.

Aber ſein Leben wurde mehr und mehr eine ſchleichende Sonderbarkeit. Die Welt, der Himmel, die Landſchaft, der Erdteil, auf dem er war, kurz alles vor ſeinen Augen, auch

ie Menſchen, veränderten ſich. Sie rückten fort, ihre Ange-
egenheiten hatten einen fernen, fremden Charakter be-
ommen. Ja, Friedrichens eigene Angelegenheiten waren
nicht mehr dieſelben geblieben. Sie waren ihm abgenommen,
rgend jemand hatte ſie einſtweilen beiſeite gelegt. Er mochte
ie ſpäter wiederfinden, falls das Endziel ſeines neuen Zu-
landes nicht ein andres war.

Als Peter Schmidt eines Tages doch durch ſein zurück-
ezogenes Daſein befremdet war und Beſorgnis äußerte,
vies ihn Friedrich mit einer gewiſſen Schroffheit zurück,
enn auch der Freund war ihm fremd geworden. Er verriet
hm nichts von der bangen und ſchweren Atmoſphäre, in
er er atmete, denn ſonderbarerweiſe war auch etwas wie
in heimlicher Reiz in ihr, den Friedrich mit niemand teilen
vollte.

Eines Abends, als er wie gewöhnlich am Schreibtiſch bei
er Lampe ſaß, war es ihm, als ob ſich jemand über ſeine
Schulter herabbeugte. Friedrich hatte die Feder in der
Hand und, in wirrem Durcheinander, Manuſkriptſeiten vor
ich liegen. Verſonnen, vergrübelt, wie er war, fuhr er
uſammen, indem er die Worte ſagte: „Rasmuſſen, wo
ommſt du her?“ Dann wandte er ſich und erblickte tat-
ächlich Rasmuſſen mit der Lloydmütze, wie er von ſeiner
Beltumſegelung gekommen war, leſend am Fußende ſeiner
Bettſtelle ſitzen. Er hielt ein Fiebertherмometer in der
Hand und ſah aus, als ob er die unbeſchäftigte Zeit einer
angen Wache am Krankenbett mit Leſen hinbringe.

Friedrich hatte bemerkt, daß die Einſamkeit den viſionären
Charakter des Daſeins ſteigerte. Es fehlte der zweite Menſch,
hne den der erſte immer zum Verkehr mit Geſpenſtern
erurteilt iſt. Friedrich brauchte in ſeiner Eremitage nur an
rgend jemand zu denken, um ihn leibhaft redend und geſti-
ulierend vor ſich zu ſehen. Er wurde durch dieſe Entzünd-

lichkeit ſeiner Phantaſie nicht beunruhigt. Auch die neue Erſcheinung notierte er mit kühler und ſcharfer Beobachtung, aber er merkte doch: ſein Seelenleben war in eine neue Phaſe getreten.

Er ſtieg nach einiger Zeit, um vor Schlafengehen den Verſchluß der Haustür zu kontrollieren, in das Parterregeſchoß hinab und fand ſich veranlaßt, ein mit Läden verwahrtes Gemach zu öffnen. Als er dort mit dem brennenden Lichte hineinleuchtete, hatte er zu ſeiner höchſten Verwunderung eine zweite, ebenſo deutliche Halluzination. Er gratulierte und beſcheinigte ſich, daß er auf dieſem pſychopathologiſchen Gebiet jetzt nicht nur vom Hörenſagen mitreden könne. Vor ſeinen Augen, deutlich ſichtbar, ſaßen vier Kartenſpieler um einen Tiſch. Die Männer, die ziemlich rohe und rote Geſichter hatten, rauchten Zigarren, tranken Bier und ſchienen dem Handelsſtande anzugehören. Plötzlich faßte ſich Friedrich an die Stirn. Er hatte am Etikett und an der Flaſche das Bier erkannt, das in der kleinen Schwemme des „Roland“ geführt wurde. Und das waren ja die auf dem Schiff ſo bekannten, ewigen Trinker und Kartenſpieler. Kopfſchüttelnd über die ſonderbare Tatſache, daß dieſe Leute nun auch gerade hier im Parterre ſeines Hauſes untergekommen waren, begab ſich Friedrich nach oben in ſein durchwärmtes Zimmer zurück.

Die Tagesſtunden, in denen er ſich vielfach, wenn auch allein, draußen beſchäftigte, hatten Friedrich bisher auf geſundere Weiſe ins Wirkliche abgelenkt. Außerdem war ſein Urteil über den eigenen Zuſtand im großen Ganzen geſund geblieben. Als er nun auf ſchleichende Weiſe erkrankte, empfand er es nicht. Es erſchien ihm natürlich, daß er mit Rasmuſſen auf der Bettſtelle, mit den Skatſpielern im unteren Zimmer, wie mit wirklich vorhandenen Dingen rechnete.

In den von dem Hauche indianiſcher Sage umwobenen

anoverſee ergießt ſich ein Flüßchen, Quinnipiac, das
riedrich eines Tages auf ſeinen Schlittſchuhen landein
erfolgte. Er befand ſich bei dieſer Fahrt in der Beglei-
ung eines Schattens, an deſſen Körperlichkeit er nicht
weifelte. Er glich der Perſönlichkeit des früher als ſeine
ollegen zugrunde gegangenen Heizers Zickelmann: nicht
ie dieſer ſich als Toter, ſondern wie er ſich in Fried-
chens Traum gleichſam offenbart hatte. Der Schatten des
eizers erzählte, es ſeien mit dem „Roland“ fünf Ober-
eizer, ſechsunddreißig Heizer und achtunddreißig Kohlen-
eher geſunken: was für Friedrich eine über Erwarten
roße Anzahl war. Er ſagte weiter: Die Bucht und der
afen, wo Friedrich im Traume gelandet wäre, ſei wirklich
ichts weiter, als die Atlantis, ein geſunkener Kontinent,
eſſen überm Meeresſpiegel gebliebenen Reſte die Azoren,
adeira und die Kanariſchen Inſeln wären. Friedrich kam
ſich ſelbſt, als er vor einer verſchneiten, fuchsbauartigen
öhle ſtand, in der er allen Ernſtes nach dem Durchgang
den Lichtbauern geſucht hatte.

Von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde gewann der
eiſteszuſtand Friedrichs an Wunderlichkeit und Fremd-
rtigkeit. Immer ſaß Rasmuſſen auf dem Bett, ſpielten
ie Kaufleute im Parterrezimmer. Der einſame Kranke
ing flüſternd umher, in Geſpräche mit Menſchen und
ingen verwickelt. Stundenlang wußte er nicht, wo er
irklich war. Er glaubte im Doktorhäuschen zu ſein, dann
ieder im Hauſe ſeiner Eltern, meiſtens befand er ſich,
iner Meinung nach, auf dem Deck und in den üblichen
äumlichkeiten des Schnelldampfers, der auf der Fahrt
ach Amerika begriffen und, wie ſich Friedrich kopfſchüttelnd
gte, nicht untergegangen war.

Nach Mitternacht ſtand Friedrich zuweilen vom Bette
uf und enthüllte einen Wandſpiegel, den er, da er Spiegel

nicht liebte, verhängt hatte. Er betrachtete ſich, indem er ſich mit der brennenden Kerze dicht vor die Scheibe bog, und erſchreckte ſich durch Grimaſſen, die ſeine Züge unkenntlich machten. Dann ſprach er mit ſich. Es waren teils wirre, teils klare Sätze, die er äußerte oder hörte, nach denen er fragte, oder auf die er Antwort gab. Sie bewieſen, daß er ſich mit dem Doppelgängerproblem, als einem der grauenvollſten und tiefſten, ſchon früher beſchäftigt hatte. Er ſchrieb auf ein Blatt: Der Spiegel hat aus dem Tiere den Menſchen gemacht. Ohne dieſen Spiegel kein Ich und Du, ohne Ich und Du kein Denken. Alle Grundbegriffe ſind Zwillinge: ſchön und häßlich, gut und ſchlecht, hart und weich! Wir reden von Trauer und Freude, von Haß und Liebe, von Feigheit und Mut, von Scherz und Ernſt, und ſo fort. Das Bild im Spiegel ſagte zu Friedrich: „Du haſt dich in dich und mich geſpalten, ehe du die einzelnen Eigenſchaften deines nur als Ganzes wirkenden Weſens unterſcheiden, das heißt ſcheiden, das heißt ſpalten konnteſt. Bevor du dich ſelbſt nicht im Spiegel ſaheſt, ſaheſt du auch nichts von der Welt."

Es iſt gut, daß ich allein bin, dachte Friedrich, mit meinem Spiegelbild. Ich brauche nicht die vielen peinigenden Hohl- und Rundſpiegel, die mir andere Menſchen bedeuten. Dieſer, in dem ich bin, iſt der urſprüngliche Zuſtand, und man entgeht den Verzerrungen, denen man in den Blicken und Worten anderer Menſchen verfallen iſt. Das beſte iſt, ſchweigen oder mit ſich ſelbſt reden, das heißt mit ſich ſelbſt im Spiegelbild. Dies tat er ſo lange, bis er ſich eines Abends, aus der Umgebung ſeines Hauſes heimkehrend, als er die Zimmertür öffnete, ſelbſt am eigenen Schreibtiſche leibhaftig ſitzend fand. Friedrich ſtand ſtill und wiſchte ſich über die Augen. Der Menſch aber, der in ſeinem Stuhle ſaß, war noch vorhanden, trotzdem er die Abſicht hatte, ihn, als wäre er nur eine Viſion, mit geſchärftem Blick zu zerteilen. Da kam ihm ein noch nie gefühltes, unnennbares Grauen an und zugleich eine Wallung tödlichen Haſſes. Mit „Du oder Ich" hielt er dem Doppelgänger den ſchnellgepackten Revolver vors Geſicht. Ein Gleiches tat auch der Doppelgänger! ſo daß ſich Haß und Haß, und nichts in Haß und Liebe Geſpaltenes, gegenüberſtand.

Für einen beſtimmten Tag hatte Peter Schmidt Friedrichens Aſſiſtenz bei einer ſchweren Operation erbeten, weil er wußte, daß ſein Freund und Kollege gerade dieſe beſondere Operation bei Kocher in Bern öfters geſehen und einige Male mit Glück ausgeführt hatte. Es handelte ſich um einen fünfundvierzigjährigen Farmer und Yankee, dem ein fibröſes Lipom, eine Faſerfettgeſchwulſt, entfernt werden ſollte. Friedrich wurde von einem Sohne des Patienten abgeholt und trat zur feſtgeſetzten Stunde, ſehr bleich aber äußerlich ruhig, in die Office des ärztlichen Ehepaares. Die Stimmung war ernſt, niemand ahnte, mit welchem Aufwand an Willenskraft Friedrich ſich orientierte, und daß er ſich nur mit immer der gleichen Willenskraft in der Gewalt behielt.

Die Ärzte berieten, und Peter Schmidt ſowie ſeine Frau wünſchten aufs dringendſte, Friedrich möge die Operation ausführen. Ihm raſte der Kopf. Er war heiß, er zitterte, aber die Freunde bemerkten es nicht. Er bat um ein großes Glas Wein und ging wortlos daran, ſich vorzubereiten.

Frau Doktor Schmidt führte den alten Farmer herein. Der wackere Mann und Familienvater wurde, entblößt, in den Operationsſtuhl gelegt und auf die bekannte gründliche Weiſe gewaſchen. Dann wurde ihm die Achſelhöhle durch Peter Schmidt ausraſiert. Über Friedrich, der ſich, mit heraufgeſtreiſten Hemdsärmeln, unabläſſig Hände und Arme wuſch, Nägel und Finger bürſtete, war eine nachtwandleriſche Ruhe gekommen. Nachdem er ſich abgetrocknet hatte, unterſuchte er noch einmal die kranke Stelle mit aller Kühle und aller Genauigkeit, fand, daß die Geſchwulſt vielleicht bereits zu weit fortgeſchritten war, ſchnitt aber gleich darauf mit feſter Hand in die Maſſe des lebenden Fleiſches hinein.

Die Narkoſe wurde von Frau Doktor Schmidt beſorgt, während Peter Inſtrumente und Tupfer zureichte. Das ungenügende Licht in der Parterreräumlichkeit, vor deren Fenſter der Verkehr der Hauptſtraße tobte, lockte dem Operateur immer wieder Verwünſchungen ab. Die Geſchwulſt ſaß tief und ſetzte ſich gegen Erwartung zwiſchen den großen Nervenſtämmen und Blutgefäßen im inneren Teil des Armgeflechtes fort. Von dort mußte ſie mit dem Skalpell herauspräpariert werden. Das war ſehr heikel und bei der dünnwandigen großen Vene inſofern gefährlich, als dieſe, nur leicht angeſchnitten, Luft anſaugt, was den Tod zur Folge hat. Aber alles ging gut vonſtatten, die große Hohlwunde wurde mit Jodoformgaze ausgefüllt, und nach Verlauf von dreiviertel Stunden hatte man den noch immer bewußtloſen Farmer, mit Hilfe ſeines neunzehnjährigen Sohnes, in einem jenſeits des Flures vorhandenen Krankenzimmer zu Bett gebracht.

Unmittelbar nach dieſer Operation ſagte Friedrich, er müſſe zur Poſt, um Miß Eva Burns, die ihn beſuchen wolle, abzutelegraphieren. Wenige Augenblicke ſpäter wurde ihm ſelbſt ein Telegramm in die Office gebracht. Er öffnete es, ſagte kein Wort und bat den Sohn des Farmers, ihn augenblicklich nach Hauſe zu fahren. Er ging, nachdem er den Freunden die Hände geſchüttelt hatte, aber ohne ein Wort von dem zu erwähnen, was in der eingetroffenen Depeſche ſtand.

Als er an der Seite des Farmersſohnes durch die beſchneite Landſchaft fuhr, war es eine ganz andere Fahrt als jene, die er mit Peter Schmidt gemacht hatte. Erſtlich kutſchierte Friedrich nicht ſelbſt, ſondern das tat der junge Farmer, deſſen Vater er vermutlich heute das Leben gerettet hatte. Ferner hatte Friedrich nicht im entfernteſten, wie damals, das Gefühl wiedergewonnener Selbſtbeſtimmung und Lebensluſt. Sondern, obgleich die Sonne noch immer unbewölkt über der weißen Erde ſtand, fühlte ſich Friedrich mit Schellengeläut in eine dicke Finſternis vorwärtsgeriſſen.

Der junge Farmer bemerkte nichts weiter, als daß der berühmte deutſche Arzt äußerſt bleich ihm zur Seite ſaß. Aber Friedrich hatte wohl nie eine gleich große Willenskraft nötig gehabt, um nicht als Irrſinniger mit Gebrüll und in voller Fahrt aus dem Schlitten zu ſpringen. Er wußte von einem Telegramm, das er zerknautſcht in der Pelztaſche hielt. Jedesmal aber, wenn er ſich an ſeinen Inhalt erinnern wollte, war es, als ob ihm immer wieder ein und derſelbe Hammer betäubend gegen die Stirne ſchlüge.

Friedrich tappte ſich in ſein Haus, nachdem er in mitternächtiger Dunkelheit dem jungen Farmer die Hand zum Abſchied gedrückt hatte. Einige Dankesworte, die jener ſprach, gingen im Rauſchen von Waſſern unter. Die Schlittenſchellen, die jetzt wieder erklangen, riſſen nicht ab und gingen in jenes infernaliſche Klingeln über, das ſich nun einmal ſeit dem Schiffsuntergang im Kopf des Geretteten feſtgeſetzt hatte. Ich ſterbe, dachte Friedrich, in ſeiner Manſarde angelangt, ich ſterbe oder ich werde wahnſinnig. Die Schiffsuhr erſchien und war wieder verſchwunden. Er ſah ſein Bett und griff nach dem Bettpfoſten. „Fall nicht!" ſagte Rasmuſſen, der noch immer dort mit dem

Thermometer ſaß. Aber nein, diesmal war es nicht Rasmuſſen, ſondern Miſter Rinck, ſeine gelbe Katze im Schoß, Miſter Rinck, der das deutſch-amerikaniſche Seepoſtamt unter ſich hatte. Friedrich brüllte: „Was ſuchen Sie hier, Miſter Rinck?“ Aber ſchon war er wieder ans Fenſter unter das Licht der blendenden Winterſonne getreten, die aber kein Licht, ſondern eine kohlrabenſchwarze Finſternis, wie ein nachtgebärendes Loch am Himmel, ausſtrömte. Dazu klagte und heulte plötzlich der Wind, es pfiff höhniſch und janhagelmäßig durch die Türritzen. Oder war es die miauende Katze von Miſter Rinck? oder waren es unten im Hausflur greinende Kinder? Friedrich tappte umher. Das Haus erbebte und riß ſich aus ſeinen Grundfeſten. Es ſchwankte. Die Wände fingen zu knacken, zu kniſtern und ähnlich wie Korkgeflecht zu knarren an. Die Tür flog auf. Friedrich wurde vom wilden Luftdruck faſt niedergeriſſen. Jemand ſagte: „Gefahr!“ Die elektriſchen Läutwerke tobten, verbunden mit den Stimmen des Sturmes fort und fort. „Es iſt ja nicht wahr, es iſt ſataniſche Täuſchung geweſen. Niemals betratſt du den Boden von Amerika. Deine Stunde iſt da. Du gehſt zugrunde.“

Er wollte ſich retten, er ſuchte ſeine Sachen zuſammen. Ihm fehlte ſein Hut. Er fand ſeine Beinkleider, ſein Jackett, ſeine Stiefeln nicht. Draußen ſtand der Mond. In der klaren Helle tobten die Stürme, und plötzlich kam, einer Mauer gleich, und breit wie der Horizont, über die Fläche draußen das Meer heran. Der Ozean war über ſeine Ufer getreten. Atlantis! die Stunde iſt da, dachte Friedrich, unſere Erde muß wie die alte Atlantis untergehen. — Friedrich lief vor das Haus hinunter. Auf der Treppe griff er ſeine drei eigenen Kinder auf und erkannte nun erſt, daß ſie es geweſen waren, die im Hausflur gewinſelt hatten. Er nahm das Kleinſte auf ſeinen Arm, die beiden übrigen an die Hand.

Vor der Haustür ſahen ſie miteinander, wie die furchtbare Sintflutwoge im Aſchenlicht des Mondes näher und näher kam. Sie ſahen ein Schiff, einen Dampfer, der, mitgeriſſen, furchtbar ſtampfend und rollend, von der Woge getragen wurde. Die Dampfpfeifen heulten fürchterlich, manchmal anhaltend, manchmal ſtoßweiſe. Es iſt der „Roland", mit Kapitän von Keſſel, erklärte Friedrich den Kindern. Ich kenne es, ich war auf dem Schiff, ich bin ſelbſt mit dem prächtigen Dampfer untergegangen! Und der Dampfer ſchien auf allen Seiten Blut auszuſtrömen wie ein Stier, der an vielen Stellen tödlich getroffen iſt. Überall quoll es waſſerfallartig aus ſeinen Breitſeiten. Und Friedrich hörte, wie auf dem kämpfenden und verblutenden Schiff Böller gelöſt wurden. Raketen ſchoſſen gegen den Mond, platzten im nächtlichen Grauen und blendeten.

Und jetzt fing er, immer eins um das andere ſeiner Kinder auf den Arm nehmend und wieder verlierend, vor der Springflut um ſein Leben zu rennen an. Er rannte, er lief, er ſprang, er ſtürzte. Er proteſtierte, daß er doch noch zugrunde gehen ſollte, wo er doch ſchon gerettet geweſen war. — Er fluchte, er rannte, er ſtürzte nieder, erhob ſich wieder und lief und lief, mit einer gräßlichen, nie gefühlten beſinnungsloſen Angſt, die ſich in dem Augenblick, als ihn die Woge überholte, in eine wohlige Ruhe verwandelte.

Am folgenden Morgen, und zwar mit dem gleichen Zug, den Friedrich vor etwa vierzehn Tagen benutzt hatte, kam Miß Eva Burns in Meriden an. Sie ging in die Office zu Peter Schmidt, um ſich nach Friedrich zu erkundigen, der ſie eigentlich von der Bahn hatte abholen wollen. Peter Schmidt war allein und erzählte ihr von der geſtern vor ſich gegangenen, glücklichen Operation. Er ſprach ihr dann vo dem Telegramm, das Friedrich gerade in dem Augenbli erhalten hatte, als er ihr, Miß Eva Burns, für heut' abzuſagen willens geweſen war.

„Nun bin ich hier,“ ſagte Miß Burns aufgeräumt, „un nun laſſe ich mich nicht ſo ohne weiteres abſpeiſen. Ic will nicht in Rom ſein, ohne den Papſt zu ſehen.“

Dreiviertel Stunden ſpäter war der Zweiſitzerſchlitte mit ſeinem feurigen Braunen, deſſen Eigenart man jetz beſſer zu nehmen wußte, am Hanoverſee vor „Onke Toms Hütte“ angelangt. Peter Schmidt hatte Miß Ev herauskutſchiert. Der alte Farmer war fieberlos. Da wünſchte der Freund Friedrichen mitzuteilen.

Die beiden Beſucher ſtiegen, ein bißchen verdutzt, die Treppe hinauf und traten, laut ihre Anſichten über den ſeltſame Zuſtand des Hauſes austauſchend, durch die nur angelehnte Tür in Friedrichs Manſarde ein. Hier fanden ſie ihn, noch in ſeinem Pelz, wie er nach der Operation die Office verlaſſen hatte, bewußtlos, leiſe delirierend, ſchwer erkrank auf das Bett geſtreckt. Von der Erde aber hob Peter Schmid ein Telegramm, deſſen Inhalt kennen zu lernen, Miß Ev Burns und er ſich berechtigt glaubten. Sie laſen: „Liebe Friedrich, Nachricht aus Jena, Angele geſtern nachmitta trotz ſorgſamer Pflege für immer entſchlafen. Raten Dir: nimm unabänderliche Tatſache hin und erhalte Dich ſelbſ Deinen immer getreuen Eltern.“

Acht Tage lang ſchwebte Friedrich in Lebensgefahr. Vielleicht hatten niemals bisher die Mächte des Abgrundes mit ſolcher Gewalt nach ihm gegriffen. Acht Tage lang war ſein Kopf und ſein ganzer Körper wie etwas, das durch und durch in Flammen ſtand, nicht anders, al ſollte er ſich mit allem, was in ihm war, aufzehren und verflüchtigen. Es war natürlich, daß Peter Schmidt ſeinen Freund mit aller erdenklichen Sorgfalt behandelte, und daß auch Frau Doktor Schmidt nach Kräften das Ihrige tat. Miß Eva Burns, die der Zufall in einem ſo ernſten Augenblick an Friedrichs Seite geführt hatte, faßte nun ſofort den Entſchluß, außer wenn jede Gefahr vorüber wäre, nicht von ſeinem Lager zu weichen.

Friedrich hatte getobt, was man an den durcheinandergeworfenen Gegenſtänden, an dem zerſchlagenen Glas der alten Seemannsuhr und an dem zertrümmerten Porzellan erkannte. In den erſten zwei Tagen und Nächten entfernte ſich Peter Schmidt nicht vom Krankenbett, außer, wenn er von ſeiner Frau abgelöſt wurde. Die Fieber-Paroxysmen des Kranken wiederholten ſich. Das Ehepaar wandte mit Vorſicht und Umſicht die verfügbaren Mittel an, um das Fieber herabzudrücken, und wurde ernſter und ernſter, als es am dritten Tage noch immer bis über vierzig ſtieg. Endlich aber war ein ziemlich konſtanter Rückgang feſtzuſtellen.

Nach Ablauf der erſten Krankheitswoche erkannte Friedrich zum erſtenmal Miß Eva Burns und begann zu begreifen, was ſie inzwiſchen für ihn geleiſtet hatte. Er lächelte mühſam. Er machte Bewegungen mit den Fingern ſeiner kraftlos auf der Bettdecke ruhenden Hand.

Erſt am Ende der zweiten Woche, gegen den ſechsundzwanzigſten März, ward er fieberfrei. Die letzte Woche hindurch hatte ſein Zuſtand indeſſen keinen Anlaß mehr zu Beſorgnis um ſein Leben gegeben. Der Kranke ſprach, ſchlief, träumte lebhaft, erzählte mit matter Stimme und oft mit ein wenig Humor, was ihm wieder Tolles durch den Schädel gegangen war, kannte ſeine Umgebung, äußerte Wünſche, äußerte Dankbarkeit, fragte nach dem Farmer, den er operiert hatte, und lächelte, als Peter Schmidt erzählte, die Wunde ſei prompt geheilt und der brave Landmann habe bereits Perlhühner für Kraftſuppen hergebracht.

Die Führung des Haushaltes durch Miß Eva Burns war muſterhaft. Friedrich genoß eine Pflege, wie ſie in einer ſo immer wachen Form nicht gerade vielen Menſchen zuteil wird. Natürlich kannte ein Arzt wie Peter Schmidt, und eine Ärztin wie Frau Doktor Schmidt keine Prüderie. Aber auch Miß Eva Burns mit ihren kräftigen Armen und Bildhauerhänden, der das Aktmodellieren etwas Gewöhnliches war, kannte ſie nicht.

Sie hatte Peter Schmidt veranlaßt, Telegramme an Friedrichs Vater zu ſenden, der nun durch die letzte, günſtige Nachricht beruhigt war. Einen dicken Brief des Vaters, noch vor Ausbruch der Krankheit geſchrieben, fing ſie ab, und da ſie annahm, er enthalte Einzelheiten über das traurige Ende Angelens, ſandte ſie ihn mit der Bitte zurück, ihn für Friedrichs geſunde Tage aufzubewahren. Sie wollte nicht in Verſuchung kommen, dem Kranken die Exiſtenz des Briefes vielleicht doch eines Tages zu verraten.

Zu Ende der dritten oder Anfang der vierten Woche ſeit Beginn der Krankheit erhielt Miß Eva Burns einen Dankesbrief von dem General. Mit vielen Grüßen von Mutter und Vater an den Sohn verband er tiefbewegte Worte, die dem wackeren Doktor Peter Schmidt, ſeiner Gattin und Miß Burns galten. Ihr könne er ja erzählen, ſchrieb er, daß die arme Angele keines natürlichen Todes geſtorben ſei. Sie habe nach Art ihres Leidens in der Anſtalt aufs ſchärfſte bewacht werden müſſen, leider aber gäbe es auch bei der allergenaueſten Überwachung immer einen unbewachten Augenblick.

Der Schnee war geſchmolzen, langſam, langſam fand ſich Friedrich wieder ins Leben hinein. Es war eine Sanftheit in ihm und ebenſo draußen in der Natur, die ihm eine liebe

Erfahrung war. Überall fühlte er etwas Schonendes. Sauber gebettet, über ſich die zinnernen Schaukelſchiffchen der alten Schifferuhr, hatte er ein Gefühl, geborgen, ja, was mehr war, erneut und entſühnt zu ſein. Ein Gewitter war reinigend aus Schwefelwolken herabgefahren und grollte nur noch leiſe und, auf Nimmerwiederkehr vorüber, am fernen Horizonte hin. Für den ſchwachen Mann war eine ſtille, reiche, volle Lebensluſt zurückgeblieben.

„Dein Körper," ſagte Peter Schmidt zu dem Kranken, „hat ſich mittelſt einer Gewaltkur, einer tollen Eruption, von allen faulen Stoffen befreit." —

„Es iſt ſchade, daß keine Vögel ſingen," erklärte eines Tages Friedrich. „Ja," ſagte Miß Eva Burns, die das Manſardenfenſter geöffnet hatte, „das iſt ſchade!" — „Denn," fuhr Friedrich fort, „Sie ſagen ja doch, daß es draußen um den Hanoverſee ſchon grunelt!" — „Was heißt das — ‚grunelt'?" fragte Miß Eva Burns. — Friedrich lachte. Darauf ſagte er ruhig: „Der Frühling kommt! Und ein Frühling ohne Vogelmuſik iſt ein taubſtummer Frühling!" — „Kommen Sie nur nach England," ſagte Miß Eva Burns, „da können Sie was von Vögeln erleben!" — Friedrich ſagte gezogen und den Ton der Freundin nachahmend: „Kommen Sie nur nach Deutſchland, Miß Eva Burns!"

Als der Tag gekommen war, an dem Friedrich aufſtehen ſollte, ſagte er: „Ich ſtehe nicht auf! Es geht mir zu gut im Bett." In der Tat, es war ihm während der fieberfreien Wochen nicht übel ergangen. Man hatte ihm Bücher aufs Bett gebracht, man las ihm die Wünſche von den Augen, Peter Schmidt oder Frau Doktor Schmidt oder Eva Burns unterhielten ihn mit Geſchichtchen aus der Lokalchronik, ſoweit ſie annehmen konnten, daß es ihm zuträglich war. Man hatte das Mikroſkop an ſein Bett gebracht, und er ging allen Ernſtes daran, gewiſſe Stoffe ſeines Körpers ſelbſt auf Bazillen zu unterſuchen, eine Tätigkeit, über die viele Scherze gemacht wurden. Somit war der ſchreckliche Graus ſeiner Krankheit für ihn ſelbſt der reizvolle Gegenſtand ſeines Studiums und eine angenehme Unterhaltung geworden.

Friedrich ſaß bereits wohlverpackt in einem bequemen Stuhl, als er zum erſten Male wiſſen wollte, ob nicht ein Brief von Vater und Mutter gekommen wäre. Miß Eva Burns ſagte ihm daraufhin, was ihn erfreuen und beruhigen konnte. Sie war erſtaunt, als ſie von ſeinen bleichen Lippen die Worte vernahm: „Ich bin überzeugt, die arme Angele hat ſich ſelbſt das Leben genommen! Nun,“ fuhr er fort, „ich habe gelitten, was zu leiden war, aber ich werde die Hand, die ſich mir, wie ich fühle, gnädig erweiſen will, nicht zurückſtoßen. Damit will ich ſagen,“ fügte Friedrich hinzu, als er in Miß Evas Augen zu leſen glaubte, daß ſie ihn nicht verſtanden habe, „ich werde wieder, trotz alledem und alledem, mit Vertrauen ans Leben gehn.“

Eines Tages hatte Miß Eva Burns von Männern geſprochen, die ſie kennen gelernt hatte, da und dort in der Welt. Es waren dabei auch leiſe Klagen über Enttäuſchungen untergelaufen. Sie ſagte, ſie werde in einem Jahr nach England gehn und ſich irgendwo auf dem Dorf der Erziehung verwahrloſter Kinder widmen. Der Bildhauerberuf befriedige ſie nicht. — Da ſagte der Rekonvaleſzent mit einem offenen, ſchalkhaften Lächeln: „Wie wär's, Miß Eva, möchten Sie nicht ein ziemlich ſchwieriges, großes Kind erziehen?“

Peter Schmidt und Eva Burns waren übereingekommen, Ingigerd Hahlſtröm nie zu erwähnen. Mit den Worten: „Auf wen bezieht ſich das?“ reichte Friedrich Miß Eva aber eines Tages einen Zettel, auf dem mit zittrigen Bleiſtiftzügen dies Verschen geſchrieben ſtand:

Haben ſich Fäden gezogen? nein!
Wir blieben kühl und klein und allein!
Gingen wir ein in das höhere Sein?
Petrus verwehrte das Schlüſſelein!
Ich ſahe das Sakramentshäuslein,
Griff auch mit geweihten Händen hinein,
Doch, leider! fand weder Brot noch Wein!
Alles erſtrahlte ſo ungemein,
Und war gemeiner Trug und Schein.

Es bewegte Miß Eva Burns einigermaßen, als ſie bemerken mußte, daß Friedrich ſich noch immer mit der kleinen Tänzerin zu ſchaffen machte. Ein anderes Mal ſagte Friedrich: „Ich eigne mich nicht zum Arzt. Ich kann den Menſchen das Opfer nicht bringen, eine Beſchäftigung beizubehalten, die mich traurig, ja ſchwermütig macht. Meine Phantaſie iſt ausſchweifend, ich könnte vielleicht Schriftſteller werden! Nun habe ich aber in meiner Krankheit, beſonders gegen die dritte Woche, ſämtliche Werke von Phidias und Michel Angelo noch mal modelliert. Ich bin entſchloſſen, ich werde Bildhauer. Aber ich bitte Sie, mich nicht mißzuverſtehen, liebe Eva! Ich bin nicht mehr ehrgeizig! Ich möchte nur alles Große der Kunſt verehren und ſelber ein anſpruchsloſer, treuer Arbeiter ſein. Ich glaube, es könnte mir gelingen, mit der Zeit einmal den nackten, menſchlichen Körper ſoweit zu beherrſchen, daß ich ein, wenn auch nur ein gutes Kunſtwerk hervorbringe.“

„Sie wiſſen ja, ich glaube an Ihre Begabung,“ ſagte Miß Eva Burns.

Friedrich fuhr fort:

„Wie würden Sie denn darüber denken, Miß Eva? Das Vermögen meiner armen Frau wird für die Erziehung meiner drei Kinder etwa fünftauſend Mark Rente abwerfen.

Aus dem Beſitze meiner immerhin nicht ganz unvermögenden Mutter erhalte ich einen jährlichen Zuſchuß von dreitauſend Mark. Meinen Sie, daß wir fünf damit in einem kleinen Häuschen mit Atelier, etwa bei Florenz, unſer Leben in Ruhe beſchließen könnten?“

Auf dieſe gewichtige Frage hatte Miß Eva Burns nur durch ein herzliches Lachen geantwortet.

„Ich wünſche kein Bonifazius Ritter zu werden,“ ſagte Friedrich. „Eine große Bauhütte mit künſtleriſcher Maſſenproduktion, und wäre ſie auch noch ſo gut, entſpricht meinem Weſen nicht. Ich wünſche mir einen Arbeitsraum, deſſen Tor ſich in einen Garten öffnet, wo man im Winter Veilchen und zu jeder Jahreszeit Zweige von Steineiche, Taxus und Lorbeer brechen kann. Dort möchte ich einen ſtillen, vor der Welt verborgenen Kultus der Kunſt und der Bildung im allgemeinen treiben. Auch die Myrthe müßte innerhalb meines Gartenzaunes wieder grünen, Miß Eva Burns.“

Miß Eva lachte, ohne auf irgend eine Anſpielung einzugehen. Zu Friedrichs Plänen gab ſie aus voller geſunder Seele ihr Zuſtimmung. „Es gibt genug Leute,“ ſagte ſie, „die zu Ärzten und überhaupt zu Männern der Tat geboren und geeignet ſind, und es gibt viel zu viele, die ſich auf dieſen Gebieten vordrängen.“ Über Ritter ſprach ſie mit Sympathie. Sein naives Eindringen in die Regionen der Upper four hundred ſah ſie mit einem grundgütigen Verſtändnis an. Sie meinte: Gläubigkeit, Genußfreude, Ehrgeiz verlange das Leben, wo es mit einer gewiſſen äußeren Verve dahineilen will. Sie ſelbſt, Miß Eva Burns, hatte im elterlichen Hauſe, bevor ihr Vater den größten Teil ſeines großen Vermögens verlor, das high life in England vollauf kennen gelernt und hatte es ſchal und voll langer Weile gefunden.

Als Friedrich ohne Stütze wieder langſam die Treppe ſteigen, ſtehen und gehen konnte, nahm Miß Eva Burns hren Urlaub, um die Zeit bis Mitte Mai ihrer unterbrochenen Arbeit zu widmen. Für Mitte Mai hatte ſie auf dem großen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Auguſte Viktoria“ einen Kajütplatz belegt, weil ſie vermögensrechtlicher Dinge wegen nach England mußte. Friedrich von Kammacher ließ ie ziehen. „Ich möchte einen ſolchen Kameraden fürs Leben haben, ſagte er ſich, und ich wünſchte Miß Eva Angelens Kindern als Mutter.“

Dennoch ließ er ſie ziehen und hielt ſie nicht.

Friedrich genas. Es war eine ſolche Geneſung, daß es ihm vorkam, als wäre er ehedem länger als ein ahrzehnt krank geweſen. Was ſeinen Körper betraf, ſo efand ſich dieſer nicht mehr im Prozeſſe einer Umbildung, ndern baute ſich aus jungen und neuen Zellen auf. Das leiche ſchien im Bereiche der Seele vorzugehen. Jene Laſt es Gemütes und jene ruhelos um den mehrfachen Schiff- ruch ſeines Lebens kreiſenden Gedankengänge, die ihn üher bedrückt und gepeinigt hatten, waren nicht mehr. Er atte ſeine Vergangenheit, wie etwas wirklich Vergangenes d wie einen von Wind und Wetter zerſchliſſenen, von Dor- en und Degenſtichen durchlöcherten, ausgedienten Mantel geworfen. Erinnerungen, die ſich, vor ſeiner Krankheit, mit m fürchterlichen Aufputz phantaſtiſcher Gegenwart unge- fen zudrängten, blieben jetzt aus; und mit Verwunderung d Befriedigung bemerkte Friedrich, daß ſie für immer ter einen fernen Horizont geſunken waren. Die Reiſeroute nes Lebens hatte ihn in ein völlig neues Bereich geführt. abei war er durch ein fürchterliches Verfahren, mittelſt uers und Waſſers, jung geläutert worden. Geneſende tappen meiſt wie Kinder, ohne Vergangenheit, in das neugeſchenkte Leben hinein.

Der amerikaniſche Frühling war zeitig eingetreten. Es wurde heiß, wie denn in jenen Gegenden der Übergang von Winter zum Sommer ein faſt unmittelbarer iſt. Die Ochſenfröſche brüllten in Tümpeln und Teichen mit dem hellen, klaren Schellengeläut der anderen amerikaniſchen Fröſche um die Wette. Jetzt fing die feuchte Wärme an, die in jenen Breiten ſo unerträglich iſt, und die Frau Doktor Schmidt ſo ſehr fürchtete. Ein ſolcher Sommer, in dem ſie überdies ihre ſchwere Arbeit fortſetzen mußte, war für ſie eine bittere Leidenszeit. Friedrich hatte wieder angefangen, Peter Schmidt auf Berufsgängen zu begleiten, und manchmal ſtreiften die Freunde auch in etwas ausgedehnteren Wanderungen im Lande herum. Natürlich, daß nach alter, lieber Gewohnheit dabei Probleme gewälzt und die Geſchicke der Menſchheit erwogen wurden. Zur Verwunderung ſeines Freundes zeigte Friedrich bei der Debatte, weder im Angriff noch in der Verteidigung, die alte Schneidigkeit. Eine gewiſſe heitere Ruhe dämpfte jede allgemeine Hoffnung, jede allgemeine Befürchtung. „Wie kommt das?“ fragte Peter den Freund. Und Friedrich antwortete: „Ich glaube, ich habe mir das bloße, köſtliche Atmen jetzt hinlänglich verdient, und ich kann es auch würdigen. Ich will vorläufig ſehen, riechen, ſchmecken und mir das Recht des Daſeins zuſprechen. Der Ikarusflug iſt für meinen augenblicklichen Zuſtand nichts. Ebenſowenig, bei meiner neuerwachten, zärtlichen Liebe zum Oberflächlichen, wirſt du mich jetzt zu mühſamem Bohren in die Tiefen bereit finden. Ich bin jetzt ein Bourgeois, ſchloß er lächelnd, ich bin zunächſt ſaturiert, mein Sohn.“

Peter Schmidt, als behandelnder Arzt, äußerte ſeine Zufriedenheit. „Künftig, freilich,“ ſagte er, „muß es mit dir wieder anders werden!“

In Peter Schmidt war ein gut Teil Indianerromantik zurückgeblieben. Er liebte es, gewiſſe Punkte der hügeligen Landſchaft aufzuſuchen, an die ſich ſagenhafte Ereigniſſe aus den Kämpfen der erſten weißen Koloniſten und Indianer knüpften. An ſolchen Stellen hielt er ſich lange auf, durchlebte im Geiſte die Abenteuer der Pelzjäger und das zähe Ringen der Anſiedler und zog nicht ſelten ſeinen Revolver hervor, um ſich, in einer Anwandlung kriegeriſchen Geiſtes, im Schießen nach irgend einem Ziele zu üben. Der Frieſe ſchoß gut, und Friedrich vermochte es ihm nicht gleichzutun. „In dir,“ ſagte Friedrich, „kreiſt das alte deutſche Abenteurer- und Koloniſtenblut. Eine fertige, ja überreife, überraffinierte Kultur, wie die unſere, paßt eigentlich nicht für dich. Du mußt eine Wildnis und eine darüber ſchwebende Utopie haben.“ — „Die Welt iſt immer noch nicht viel mehr, als eine Wildnis,“ ſagte Peter Schmidt. „Es wird noch eine Weile dauern, bevor den Bau der Welt Philoſophie zuſammenhält.“ Kurz: wir haben noch viel zu tun, Friedrich! —“ Der Freund gab Antwort: „Ich werde, wie Gott der Herr, aus naſſem Ton menſchliche Leiber kneten und ihnen lebendigen Odem einblaſen!“ — „Ach was,“ ſchrie Peter, „ſolche Puppenfabrikation führt ja zu nichts. Du biſt mir wahrhaftig dafür zu ſchade! Du gehörſt auf die Schanze, du gehörſt in die vorderſte Schlachtlinie, lieber Sohn.“

Lächelnd ſagte Friedrich: „Ich für mein Teil lebe die nächſtfolgenden Jahre im Waffenſtillſtand. Ich will mal verſuchen mit dem auszukommen, was die Welt zu bieten imſtande iſt. Träume und Reflexionen will ich mir für die kommende Zeit ſoviel wie möglich abgewöhnen.“

Friedrich ſah eine Pflicht darin, den Freund um ſeinet- und ſeiner Gattin willen zur Heimkehr nach Deutſchland zu veranlaſſen. Er ſagte: „Peter, die Amerikaner habe keine

Verwendung für einen Menſchen wie dich. Du kannſt weder Patentmedizinen empfehlen, noch einen armen Arbeiter, der in acht Tagen mit Chinin zu kurieren iſt, acht Wochen lang mit kleinen Doſen als melkende Kuh auf dem Krankenbett feſtnageln. Du haſt keine von jenen Eigenſchaften, die den Adel des hier maßgebenden Amerikaners ausmachen. Du biſt im amerikaniſchen Sinne ein kreuzdummer Kerl, denn du biſt immer bereit, dich für jeden armen Hund aufzuopfern. Du mußt in ein Land zurück, wo, Gott ſei Dank, der Adel des Geiſtes, der Adel der Geſinnungen noch immer jedem andern Adel gewachſen iſt. In ein Land, das ſich als geſtorben und abgetan betrachten würde, wenn einmal die Wiſſenſchaften und die Künſte in ihm nicht mehr die Blüte des Landes darſtellen ſollten. Es bleiben übrigens ohne dich genug Deutſche hier, die ſich die Mühe geben, Hals über Kopf die Sprache Goethes und die Sprache, die ihre Mütter ſie gelehrt haben, zu vergeſſen. Rette deine Frau! Rette dich! Geh nach Deutſchland! geh nach der Schweiz! geh nach Frankreich! geh nach England! wohin du willſt, aber bleibe nicht in dieſer rieſigen Handelskompanie, wo Kunſt, Wiſſenſchaft und wahre Kultur einſtweilen noch eine gänzlich deplacierte Sache ſind.“

Aber Peter Schmidt ſchwankte. Er liebte Amerika, und wenn er das Ohr nach indianiſcher Weiſe an die Erde legte, ſo hörte er bereits die unterirdiſch probierte Feſtmuſik des künftigen großen Tages einer allgemeinen Menſchheitserneuerung. „Wir müſſen erſt,“ ſagte er, „alle amerikaniſiert und dann zu Neueuropäern werden.“

Einer der Lieblingsſpaziergänge Friedrichs führte in jene Vorſtadt von Meriden, wo die italieniſchen Weinbauern angeſiedelt ſind. Man hörte ſie mit ihren ſonnenwarmen Stimmen ſingen, ihre Frauen mit dem bekannten Oktavenſchrei die Kinder herbeirufen, ſah braune Männer Weinreben anbinden und hörte des Sonntags ihr Lachen und die Bocciakugeln dumpf auf dem geſtampften Lehm des Spielplatzes nieder- und gegeneinanderſchlagen. Dieſer Laut, dieſe Klänge waren Friedrich unendlich heimatlich. „Schlag mich tot!“ ſagte er, „aber ich bin und bleibe ein Europäer.“

Friedrichens Sehnſucht nahm immer ſtärkere Formen an. Er verwickelte durch ſeine Schwärmerei und ſein Lob der Heimat mehr und mehr die Freunde in das Gewebe dieſer Sehnſucht hinein. Eines Tages ſagte Peter Schmidt plötzlich: „Du haſt mich wahrhaftig mit deiner Europaſchwärmerei ſchwach gemacht. Aber nun bitt' ich dich, einmal mit mir zu gehen und mir, nachdem ich dir etwas gezeigt habe, zu ſagen, ob du mir dann noch zur Heimkehr rätſt.“

Und Peter führte den Freund auf einen Kirchhof, und an den Hügel, unter dem ſein Vater begraben lag. Friedrich hatte den wackeren Mann in Europa gekannt, ſpäter auch erfahren, daß er fern von der Heimat geſtorben war, aber wo, das war ihm wieder entfallen. „Ich bin gar nicht ſentimental,“ ſagte Peter Schmidt, „aber es bleibt immer ſchwer, ſich von ſo was zu trennen.“ Und nun wurde die Lebensgeſchichte des alten Schmidt durchgenommen, der Werkführer einer Fabrik geweſen war, und den ein ruheloſer, unternehmender Sinn und Schwärmerei für das freie Amerika in die Fremde getrieben hatten. „Ich gebe zu,“ ſagte Friedrich: „ſo ein Toter kann den Grund eines ganzen fremden Erbteils, mehr als es tauſend Lebendige können, heimiſch machen. Und dennoch . . . dennoch . . .“

Einige Tage ſpäter war ſogar in Frau Doktor Schmidt der ſtarre Widerſtand gegen die Heimat zerſchmolzen. Jetzt fing in dieſer Frau ein überraſchend neues Leben an. Ihre Müdigkeit war vergeſſen. Ihre Bewegungen wurden lebhaft und ſchnell, ſie begann Zukunftspläne mit leidenſchaftlicher Hoffnung auszubauen. Der geheilte Farmer verfolgte Friedrichen mit Dankbarkeit. Er entwickelte ſeinem Retter, wie er ſich immer auf die Hand Gottes verlaſſen habe und verlaſſen könne. Gott habe den rechten Mann zur rechten Zeit auch diesmal zu ihm geſandt. So wußte nun Friedrich, welcher tieſere Grund ſeine ſonderbare und furchtbare Reiſe veranlaßt hatte.

Friedrich vermied es, in die Zeitung zu blicken, weil er eine krankhafte Abneigung hatte, von den Genoſſen ſeiner Seereiſe durch die Zeitung zu erfahren. Eines Tages ſtieg aus dem Boſtoner Zuge Ingigerd Hahlſtröm, begleitet von einem nicht mehr in der erſten Jugend ſtehenden Herrn. Sie begab ſich, ſamt ihrem Begleiter, zu Peter Schmidt in die Office hinüber, ſtellte ſich vor und wünſchte zu wiſſen, ob Friedrich von Kammacher noch in Meriden ſei. Peter Schmidt aber und ſeine brave Frau, denen die Gewohnheit, überall die Wahrheit zu ſagen, weil ſie von ihr nicht laſſen konnten, überall im Leben hinderlich war, logen, daß ſich die Balken bogen. Sie erklärten der Dame, Friedrich ſei mit dem großen Paſſagierdampfer „Robert Keats“ (White Star Line) von New York aus heimgereiſt. Die Dame war wenig betrübt darüber.

Friedrich hatte, ohne jemand etwas davon zu ſagen, ebenfalls für Mitte Mai auf der „Auguſte Victoria“ für ſich einen Platz beſtellt. Peter Schmidt und ſeine Frau wollten aber die Überfahrt mit einem langſamer gehenden, weniger teuren Steamer machen. Alle lebten ſie bereits in der herrlichſten Ungeduld, und der Ozean war für ihre Sehnſucht wieder ein kleiner Teich geworden. Man ſpielte damals in allen Theatern Amerikas ein ſentimentales, in einer Schneiderwerkſtatt hergeſtelltes Stück, das den Titel „Hands across the Sea“ führte. „Hands across the Sea“ las man auf allen

Bauzäunen, auf allen Kalk- und Zementfäſſern. Friedrich dudelte es und hatte, ſooft er die Worte „Hands across the Sea“ zu ſehen bekam, eine ſchöne und volle Muſik in der Seele.

Immerhin gab es noch etwas, wodurch ſich Friedrich beunruhigt fühlte. Er ging mit einem Gedanken um. Bald war es ſeine Abſicht, ihn mündlich auszudrücken, bald ihn in einem Briefe niederzulegen. Es verſtrich kein Tag, wo er nicht zehnmal bald die eine, bald die andere Form verwarf, bis ihm eines Sonntags der Zufall in Geſtalt von Willy Snyders und Miß Eva Burns, die einen Ausflug nach Meriden unternommen hatten, entgegenkam. Jetzt ſtellte es ſich heraus, daß bei Friedrichens Überlegungen die Frage, „ob überhaupt?“ oder „ob überhaupt nicht?“ immer noch eine Rolle geſpielt hatte. Nun, als die ſchöne, ſommerlich gekleidete, tüchtige Evastochter und Eva ihm lachend entgegen kam, war die Frage in ihm entſchieden. „Willy, machen Sie, was Sie wollen,“ rief er vergnügt, „bleiben Sie, wo Sie wollen, amüſieren Sie ſich, wie Sie mögen und können, und zum Abendeſſen im Hotel werden wir uns, ſo Gott will, wiederſehen!“ Damit griff er Miß Evas Hand, zog ihren Arm in den ſeinigen und ging mit der lachenden Dame davon. Willy, der ſehr verdutzt war, lachte laut auf und gab in drolliger Weiſe zu verſtehen, daß er da allerdings übrig ſei.

Als Friedrich und Eva abends in den hübſchen Speiſeſaal des Meriden Hotels traten, ſchwebte, für jedermann merkbar, über ihnen ein feiner Charm, eine zarte, innige Wärme, die ſie beide jünger und anmutiger machte. Dieſe beiden Menſchen waren plötzlich zu ihrer eigenen Überraſchung von einem neuen Element, von einem neuen Leben durchdrungen worden. Trotzdem ſie darauf zugeſteuert waren, hatten ſie kurz zuvor noch keine Ahnung davon gehabt. Es wurde an dieſem Abend Champagner getrunken.

Acht Tage darauf hatte die New Yorker Künſtlerkolonie Miß

Eva Burns und Friedrich auf die „Auguſte Viktoria“ gebracht, mehrere „Hochs“ waren geſtiegen, Willy hatte den Scheidenden noch zuletzt „ich komme bald nach“ mit brüllender Stimme zugerufen. Dann hatte der Dampfer losgemacht.

Friedrich und Eva erlebten auf See eine Kette von Sonntagen. Gegen Abend des dritten Tages ſagte der Kapitän des Schiffes, der keine Ahnung davon hatte, einem geretteten Paſſagier vom „Roland“ gegenüberzuſtehen: „Hier in dieſen Gewäſſern iſt, allen Berechnungen nach, der große Paſſagierdampfer „Roland“ geſunken.“ Das Meer war glatt, es glich einem zweiten, ewig ungetrübten Himmel, Delphine tummelten ſich umher.

Und ſeltſam: die Nacht, die herrliche Nacht, die dieſem Abend folgte, ward für Eva und Friedrich zur Hochzeitsnacht. In ſeligen Träumen wurden ſie über die Stätten des Grauens, das Grab des „Roland“, dahingetragen.

Am Kai in Kuxhaven erwarteten Friedrichens Eltern und Kinder das Paar. Aber er ſah nur ſeine Kinder. Er hielt ſie eine Minute lang alle dreie zugleich, die wie unſinnig ſchwatzten, lachten und zappelten.

Als man von dem Rauſche des Wiederſehens ein wenig verſchnaufen konnte, machte Friedrich Kniebeuge und faßte mit beiden Händen die Erde an. Dabei blickte er Eva in die Augen. Dann ſtand er auf, gebot Stille mit dem Zeigefinger der rechten Hand und man hörte über den nahen unendlichen Saatfeldern tauſend und abertauſend von Lerchen trillern. „Das iſt Deutſchland!“ ſagte er. „Das iſt Europa! Was tut's, wenn wir nach dieſen Stunden auch ſchließlich mal untergehn.“

Der General übergab jetzt Friedrich einen Brief, auf deſſen Rückſeite der Name des Abſenders ſtand. Es war der Vater des verſtorbenen Rasmuſſen. Ah, ein Dankesbrief! dachte Friedrich. Und ohne jede Neugier ſteckte er ihn in die Bruſttaſche. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, Todestag und Stunde des Freundes mit jenen Angaben zu vergleichen, die er ihm einſt im Traume gemacht hatte.

Der Kapitän, der vorüberging, grüßte Friedrichen. „Wiſſen Sie denn," ſagte Friedrich in ſeinem überſchäumenden Lebensmut, „daß ich wirklich einer von den Geretteten und einer von den wirklich Geretteten des „Roland" bin?" — „So!" ſagte der Kapitän erſtaunt und ſetzte im Weitergehen hinzu: „Ja, ja, wir fahren immer über denſelben Ozean! Gute Reiſe, Herr Doktor."

Ende

Spamerſche Buchdruckerei in Leipzig

Gabriel Schillings Flucht

Drama

von

Gerhart Hauptmann

S. Fiſcher Verlag / Berlin

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Zweite Auflage.

Alle Rechte, insbeſondere das der Überſetzung, vorbehalten.
Den Bühnen und Vereinen gegenüber Manuſkript.
Copyright 1912 S. Fiſcher, Verlag, Berlin.

60 Exemplare ſind auf handgeſchöpftes Büttenpapier
abgezogen und numeriert, davon 50 zum Verkauf.

A 1960.775

„Einige … verſichern, Eunoſthus ſei ihnen begegnet, ans Meer eilend, um ſich zu baden, weil ein Weib ſein Heiligtum betreten habe.“

Plutarch, Moraliſche Schriften.

Dramatis Perſonae

Gabriel Schilling, Maler.
Eveline, ſeine Frau.
Profeſſor Mäurer, Bildhauer und Radierer.
Lucie Heil, Violiniſtin.
Hanna Elias.
Fräulein Majakin.
Doktor Rasmuſſen.
Klas Olfers, Wirt im Krug auf Fiſchmeiſters Oye.
Kühn, Tiſchlermeiſter.
Der Lehrjunge.
Schuckert.
Mathias, Fiſcher.
Magd bei Olfers.
Fiſcher, Frauen und Kinder der Fiſcher.

Das Drama ſpielt auf Fiſchmeiſters Oye,
einer Inſel der Oſtſee.

Zeit: um 1900.

„Gabriel Schillings Flucht“ wurde geſchrieben im Jahre 1906.

Erſter Akt

Strand. Im Hintergrund das Meer im Spätnachmittagslichte eines klaren Tages Ende Auguſt. Rechts der Schuppen einer Rettungsſtation, an deſſen Mauer die Gallionſigur eines geſtrandeten Schiffes angebracht iſt. Sie iſt aus bemaltem Holz und ſtellt eine Frau mit bauſchigen Röcken dar, deren Kopf zurückgeworfen iſt, ſo daß ihr bleiches Geſicht mit nachtwandleriſchem Ausdruck dem Himmel ſich darzubieten ſcheint. Ihr langes ſchwarzes Haar fließt offen über die Schulter. — Am Strande, im Trockenen, ſteht ein Fiſcherboot. Links vorn auf der Düne, dem Schuppen gegenüber, ein Signalmaſt mit Strickleitern uſw.

Ein junges Mädchen, weiß und ſommerlich gekleidet, liegt mit einem Buch zwiſchen Schuppen und Signalmaſt auf der niedrigen Düne: Lucie Heil.

Von rechts vorn kommt der etwa 45jährige Tiſchlermeiſter Kühn, gefolgt von einem Lehrling. Sie tragen blaue Schürzen, keiner von beiden eine Mütze. Der Meiſter grüßt Lucie, der Lehrling grinſt ſie an. An der Rückwand des Rettungsſchuppens liegt ein Stapel fichtener Bretter. Zwei davon lädt Kühn dem Lehrling auf, und dieſer trägt ſie davon.

Kühn:

Na, ſind Sie auch wieder da, Freilein?

Lucie:

Das gehört ſich doch, Meiſter!

Kühn:

Sie kommen immer, wenn die Zugvögel abreiſen! Wenn die vielen Zugvögel bei uns Station machen, kommen Sie auch.

Lucie:

Das ſtimmt.

Kühn:

Wir warten immer drauf, daß der Herr Profeſſor Ottfried Mäurer ſich am Ende doch noch anbaut auf der Inſel.

Lucie:

Im vorigen Herbſt war es nahe daran; aber der Windmüller ging mit ſeinem Preis plötzlich zu hoch hinauf.

Kühn:

Die Leute ſind dumm! Sie wiſſen nicht, was ſie von der Hand weiſen. Wenn ſo'n Mann, wie Profeſſor Mäurer, ſich hier auf der Inſel ein Tuskulum hinſetzt, das würde doch für jeden hier von größtem Vorteil ſein.

Lucie:

Es wäre gar nicht gut, wenn die Inſel bekannt würde; denn käme erſt mal das ganze Großſtadtgewimmel darüber hereingebrochen, dann wär's mit ihrer Schönheit wohl aus.

Kühn:

Iſt der Herr Profeſſor Ihr Onkel, Freilein?

Lucie
(lacht):

Nein, ich bin ſeine Großmutter, Meiſter Kühn.

Ottfried Mäurer erſcheint vom Strande her über die Dünen. Er iſt ein mittelgroßer, etwa 36jähriger blonder Mann mit rötlich blondem Spitzbart. Sein Kopfhaar iſt kugelrund geſcheren; die Stirne breit. Ein Ausdruck ſchmunzelnder Schalkhaftigkeit belebt zuweilen den ſcharfblickenden Ernſt ſeines Geſichts hinter der goldnen Brille und dem Kneifer. Er iſt unauffällig gekleidet, hat einen Mantel um, einen weichen Filzhut auf dem Kopf, einen gewöhnlichen Stock an den Arm gehakt, und ein Buch, Quart, mit weißem Schweinslederdeckel in der Hand.

Mäurer:

Guten Tag, Meiſter Kühn.

Kühn:

Schön'n Dank, Herr Profeſſor! — Glücklich wieder auf Fiſchmeiſters Oye angelangt?

Mäurer:

Gott ſei Dank, Meiſter. — Aber ich hatte es diesmal verdammt nötig.

Kühn:

Na, ja, wir haben's ja in der Zeitung geleſen.

Mäurer
(ſchmunzelnd):

Was haben Sie denn in der Zeitung geleſen?

Kühn:

Von die ſchöne Bildſäule, die in Bremen errichtet worden iſt.

Mäurer:

Die hat mir verflucht Arbeit gemacht, können Sie mir glauben, die ſchöne Bildſäule. Ich bin froh, daß ſie mir aus dem Gehege iſt.

Kühn:

Nu gehn Sie aber doch gleich ſchon wieder nach Griechenland?

Mäurer:

Hat das etwa auch ſchon wieder in der Zeitung geſtanden?

Kühn:

Jawohl! Es gibt ja wohl Marmorbrüche dort, und da wollen Sie ja wohl Steine für neue Standbilder ausſuchen.

Mäurer:

Na, Gott ſei Dank bin ich mal erſt vorläufig hier! — Ich habe ſchon manchmal ganz gemütlich in Berlin in einer Weinkneipe geſeſſen und in der

Zeitung geleſen, ich befände mich augenblicklich in Konſtantinopel und modellierte die Tochter des Sultans. — Übrigens, wem gehört denn die Gallionfigur?

Kühn:

Die hat der große Nordweſtſturm vor zwei Jahren an Land gebracht.

Màurer:

Sie gefällt mir; ich würde ſie gerne kaufen.

Kühn:

„Ilſebilſe, niemand will ſe, kam der Koch und nahm ſe doch.“ — Schuckert, glaub' ich, hat ſie gefunden.

Màurer:

Iſt das der junge Schuckert?

Kühn:

Jawohl. Bei Schuckerten finden Se immer ſo was. Der Alte hat mal einen dicken goldnen Armring aus'm Waſſer rausgebracht. Soll ich vielleicht mal mit ihm reden?

Màurer:

Ja, bitte, Meiſter; tun Sie das!

Kühn:

Übrigens hat's mit dem Dinge, wie mir einfällt, ne kurioſe Bewandtnis. Die däniſche Brigg, von der's wahrſcheinlich ſtammt und die hier draußen geſunken iſt, hat der junge Schuckert zwei oder drei Tage vorher, jenau mit die Figur, bei ſchönſtem Wetter waſeln geſehn.

Mäurer:

Weißt du, was waſeln iſt, Lucie?

Lucie:

Nein.

Mäurer:

In Schottland nennt man es second-sight.

Lucie:

Ach ſo, etwas mit dem zweiten Geſicht ſehen.

Mäurer:

Ja, zum Beiſpiel ſein eignes Begräbnis.

Kühn:

Gott ſei Dank, ich leide nicht dran, trotzdem ich alle Augenblick mal mit Sargbretter zu tun habe.

Mäurer:

Iſt jemand geſtorben?

Kühn:

Nee, vorläufig nich; aber Vorrat muß ſein.

(Er legt ſich zwei Bretter auf die Schulter und geht.) Adje, Herr Profeſſor!

Mäurer:

Wiederſehn, Meiſter Kühn. — — —

(Lucie und Mäurer allein.)

Mäurer:

Na, Schuſterchen, ich bin ja im höchſten Grade überraſcht, dich hier zu ſehen.

Lucie:

Ich erſt recht. Ich dachte, du biſt auf die Südſpitze zugegangen: deshalb habe ich mich hier in den Norden geſchlängelt; es war wirklich nicht meine Abſicht, dir aufzulauern.

Mäurer
(ſchmunzelnd, klug, ſtoßweiſe):

So! So! Wirklich? Na na! Ein Muſterkind! — Übrigens haſt du gewaſelt bei mir; denn ich wollte eben mal über unſer grünes Kuhländchen nach dir Auslug halten. — Was lieſt du denn da?

Lucie:

Rate! —

Mäurer:

Dann iſt es nicht ſchwer zu raten: die Droſte. — Wie lange liegſt du ſchon hier, mein Kindchen?

Lucie:

Schon lange Zeit. — Mit wem hat dieſe Figur dort eine gewiſſe Ähnlichkeit?

Mäurer

(faßt die Gallionfigur ins Auge):

Ich weiß es nicht! Etwa mit deiner Mutter?

Lucie:

Mit Mutter, gewiß.

Mäurer:

Das finde ich nicht.

Lucie:

Ich würde vielleicht auch nicht darauf gekommen ſein; aber ich habe von Mutter geträumt. Ich ging mit ihr unten am Strand ſpazieren, nachts, und da hatte ſie ihre Hand mit dem bloßen Unterarm auch ſo an der Halskette und auch einen Kranz auf, wie dieſe Figur ihn hat. Ich hatte wohl alſo Mutters Bild und dies hier unwillkürlich verſchmolzen. — Ich träume hier überhaupt furchtbar lebhaft und ſchleppe, merkwürdigerweiſe ſogar mitten im hellen Sonnenſchein, einen heißen Kopf und den Spuk der Nacht mit mir herum.

Mäurer
(lächelnd, gehoben):

Aber ſonſt iſt es wieder göttlich hier. Ich habe jetzt wieder Stunden erlebt, die unvergleichlich ſind. Dieſe Klarheit! Dieſes ſtumme und mächtige Strömen des Lichtes! Dazu die Freiheit im Wandern über die pfadloſe Grastafel. Dazu der Salzgeſchmack auf den Lippen. Das geradezu bis zu Tränen erſchütternde Brauſen der See, — ſiehſt du, hier hinter der Brille iſt noch ein Tropfen! — Dieſes ſatte, ſtrahlende Maeſtoſo, womit ſie ihre Brandungen ausrollen läßt. Köſtlich!

Lucie:

Da haſt du gewiß wieder intereſſante Ideen gehabt. (Sie nimmt ſein Skizzenbuch.)

Mäurer:

Nichts. Auf Ehrenwort, keine Linie. Schreibtafel her, ich muß mir's niederſchreiben: Ich werde zwar dieſe unmoderne Gewohnheit nicht los, — aber vor ſo etwas heißt es einpacken. — Sag' mal, den Brief von Schilling hatteſt du doch?

Lucie:

Ich hatte ihn dir heut morgen wiedergegeben.

Mäurer
(ſucht in den Taſchen und findet den Brief):

Richtig, freilich, da iſt ja das Schriftſtück. — Es hat ſich mit meiner Depeſche gekreuzt. — Ich würde mich mächtig freuen, wenn Schilling ſich endlich mal aus ſeiner Miſere mit einiger Energie herauslöſte. — Hältſt du's für möglich, nach dieſem Brief? Du biſt doch in ſolchen Sachen ſehr ſchlau, Schuſterchen.

Lucie
(zuckt mit den Achſeln):

Nach dieſem Brief, Ottfried, allerdings. Freilich, ſicher kann man es, wie die Sachen mit Schilling liegen, nicht vorausſagen. Er ſcheint ja in einer Kriſis zu ſein, aber ſag' mal ſelbſt, ſein Verhältnis zu Hanna Elias iſt ſchon manchmal in einer Kriſis geweſen; und doch renkte ſich alles immer wieder zu unſrem beiderſeitigen Mißfallen ein. — Du weißt ja, was ſie für Mittel hat! Wenn ſie es abſolut will, daß er bei ihr bleibt, na, ſo geht ſie zu Bett und kriegt vier Wochen lang Naſenbluten. —

Mäurer:

Ah, ich mag ſie nicht! Ich bin in keiner Beziehung, nicht wahr, ein Weiberfeind; ſie brauchen auch, weiß Gott, um mir zu gefallen, nicht alle deutſche

Gänſe zu ſein. Aber dieſe Hanna macht mich ganz wild. Wenn ich ſie anſehe, faſt leichenhaft wächſern, wie ſie iſt, dann begreife ich nicht, wie ſie leben kann, und hoffe, ſie muß jeden Augenblick abſchieben. Keine Ahnung! Sie lebt; ſie denkt nicht daran und wird uns alle womöglich noch einbuddeln.

Lucie:

Ja, Ottfried, das kann ganz gut möglich ſein.

Mäurer:

Verzeih mir's Gott, wenn keine Ausſicht vorhanden iſt, daß ſie in Bälde das Zeitliche ſegnet, dann muß mit Schilling erſt recht was geſchehn; dann muß man erſt recht mit ihm einen letzten, rückſichtsloſen Verſuch machen. Dazu iſt er zu gut, um an dieſer Schürze zugrunde zu gehn.

Lucie:

Wer weiß, vielleicht iſt deine telegraphiſche Einladung gerade zur rechten Stunde gekommen.

Mäurer:

Merkwürdig, dieſer ruhige, ſchlichte Menſch, der mehr als wir alle in ſeinem gelaſſenen Weſen gefeſtigt ſchien, iſt durch dieſe Perſon ganz aus der Bahn geriſſen. Als ſie auftauchte, dacht' ich das

Gegenteil. Seine Heirat mit Eveline war Unſinn. Sie hat ihn ſich, weil er immer gegen die Außerlichkeiten des Lebens gleichgültig war, wenn man ihn nur ungeſtört malen ließ, einfach angetraut. Und da war er mit einemmal ihr Ernährer. Hanna hat mehr Reiz, mehr Selbſtändigkeit, und ſo glaubt ich am Anfang, ſie würde für ſeine Kunſt das Rinaſcimento des vierten Jahrzehntes ſein. Statt deſſen ſtellt ſie ſeine Exiſtenz als Künſtler und Mann überhaupt in Frage.

Lucie:

Woraus erhellt, da ſie ebenfalls von orientaliſcher Faulheit iſt, daß Weiber, die nichts zu tun haben, bloß Unfug ſtiften; und ich habe mir deshalb feſt vorgeſetzt, ich will dieſen Winter ſehr viel Kolophonium für meinen Geigenbogen verbrauchen.

Mäurer:

Haſt du die tauſend und abertauſend Stare und Schwalben auf den Strohmützen der Fiſcherkaten drüben in Vitte geſehn? Dieſe Aufregung, dieſer Eifer, dieſe entzückende Reiſeluſt! Packt es dich da nicht auch wieder mächtig?

Lucie:

Wenn ich am Meer ſein kann, mit dir allein, und an einem verſteckten Platz, wo uns niemand beunruhigt, ſo weißt du ja, daß ich ſträflich bedürfnislos und zufrieden bin. — Weißt du übrigens, was mich der Fiſcher gefragt hat?

Märer:

Nun?

Lucie:

Ach Unſinn, nichts! — Bloß, ob du ein Onkel von mir biſt. — Ich habe geſagt, ich bin deine Großmutter.

Märer:

Was die Menſchen doch wie die Teufel neugierig ſind! Aber laß das, Schuſterchen, ärgere dich nicht! Klatſch macht man durch abſolute Verachtung unſchädlich! Hör' lieber zu, was ich beſchloſſen habe. Nämlich, dem guten Schilling gegenüber iſt mein Gewiſſen nicht ganz rein. Moraliſche Urteile ſind eigentlich nur Bequemlichkeit; und doch hab' ich mich dieſer Bequemlichkeit dem Freund gegenüber, als ich ſeine Handlungsweiſe nicht recht mehr verſtand, leider ſchuldig gemacht. Wenn es ginge, möchte ich das gern jetzt wieder ausgleichen. Aber das iſt vielleicht Selbſtbetrug. Ich bin vielleicht nur gut aufgelegt und möchte mein Wohlbefinden noch ſteigern.

Lucie:

Nun, ein ganz, ganz ſchlechter Kerl biſt du ja gerade nicht.

Mäurer:

Keinesfalls ſehr viel ſchlimmer, als andere! — Das Stück Geld unterm Großmaſt, was nicht nur nach dem Aberglauben der Fiſcher darunter gehört, hat Schilling leider immer gefehlt; er wäre ſonſt zweifellos beſſer geſegelt. Und man iſt in Geldſachen ja leider, wo Not an Mann iſt, auch nicht immer durchweg zum Anſtand geneigt. Aber jetzt, wo die Bremer nicht knauſrig geweſen ſind, will ich mal alles wieder gut machen. Ihr müßt beide mit mir nach Griechenland.

Lucie
(luſtig):

Herrlich. Deine Brille funkelt ja förmlich, wie du das ſagſt. Und dein Haar ſieht dabei ſchon wie eine Flamme auf einem Opfertiegel in Delphi aus.

Mäurer:

Alſo will ich dir auch gleich mal was weisſagen: jetzt ſchwöre ich dir, daß Schilling kommt.

Lucie:

Und ich glaube es auch, ich kann es beſtätigen, daß er drüben auf dem Fußſteige durch das Moor ſchon mehrmals gewaſelt hat.

Mäurer
(beobachtet in die Ferne):

Wirklich, ein Menſch kommt über das Moor gelaufen.

Lucie:

Vor kaum zehn Minuten hat der kleine Dampfer von Stralſund drüben in Grobe angelegt. — Das iſt er.

Mäurer:

Er rennt wie ein Bürſtenbinder. Teufel noch mal, das könnte wahrhaftig der Maler Schilling mit ſeinem Ruckſack und ſeinem Paſtellkaſten ſein! (Er ruft.) Ku ui!

Lucie:

Da will ich euch erſt mal allein laſſen!

Mäurer
(blickt aus, zieht ſein Taſchentuch, ſchwenkt es und ruft):

Ku u i! Ku u i!

Lucie
(ruft ſchon von weitem):

Was iſt denn das für ein Ruf?

Mäurer:

Ku u i! So rufen die afrikaniſchen Buſchleute.

Lucie:

Er bleibt ſtehen. (Sie will fort.) Adieu!

Mäurer:

Adieu, mein Kind, adieu! Ich will mal kurzen Prozeß machen. Wenn er es nicht iſt, komm ich dir nachgerannt.

Mäurer
(läuft nach rechts hin ab).

Lucie
(blickt noch immer über die Dünen ihm nach, kommt plötzlich hervorgeeilt, klettert einige Stufen ſehr gewandt die Strickleiter am Signalmaſt hinauf, dort ſchwenkt ſie das Taſchentuch und ruft):

Ku u i! Ku u i! Ihr findet mich bei Klas Olfers im Krug!

(Um den Schuppen herum kommt abermals Tiſchlermeiſter Kühn.)

Kühn:

Kommt neuer Beſuch?

Lucie:

Ein ganzer Geſangverein, Meiſter, der Profeſſor Mäurer ein Ständchen bringt.

Sie ſpringt herunter und läuft davon, ab. Von links kommen eine Anzahl Fiſcher mit aufgekrempelten Hoſen und blauen Jacken über die Dünen. Der junge Schuckert iſt darunter. Es ſind meiſt große, breitſchultrige blonde Geſtalten mit gedrungenen Bärten. Einige tragen ihre Tranſtiefel in der Hand. Etwas Lautloſes, Viſionartiges iſt in ihren Bewegungen.

Kühn:

Schuckert!

Schuckert:

Wat is?

Kühn
(hat ſein Brett auf ſeine Schulter geladen):

Help mi man noch een Brett up de Schuller.

Schuckert
(kommt zu ihm herüber):

Na denn fix tau!

Kühn:

Wirſt du dat Ding doa baben verkoopen?

Schuckert:

Wat denn for'n Ding?

Kühn:

Dat Weib ohne Fiet.

Schuckert:

Hähähä! Wat haſt du woll in din Breegenkaſten, det du dat Unglück erhanneln wilt!

Kühn:

Wer ſeggt dir, dat ick dat erhanneln will. De fremde Profeſſor will et erhanneln!

Schuckert:

De Fremde, de bi Klas Olfers is? Hähähä! Tſchä, worum nich. Dat wier woll am Enn all mieglich to maken. — Adjüs Kühn! (Er ſetzt ſeinen Weg über die Dünen fort, nachdem er dem Tiſchler noch zwei Bretter aufgeladen.)

Kühn:

Hierſt, bring dat Ding dal in'n Krug. Wiſt nich?

Schuckert:

Jau, jau.

Kühn:

De fremde Profeſſor zahlt proper, ſegg ick!

Schuckert:

Hei ſoll ja wull hier baben een bisken ſin! (Tippt ſich mit dem Finger an die Stirn.)

Schuckert folgt den anderen Fiſchern und ſtößt mit ihnen unten vom Strand ein Segelboot durch das flache Waſſer ins tieſe Meer. Meiſter Kühn rückt die Bretter auf die Schulter zurecht, dabei fällt ihm eins wieder herunter. Gleich darauf taucht Mäurer und ſein Freund Schilling auf. Dieſer iſt ein hoher, blonder, bartloſer Menſch, mehr der Typus eines feingeiſtigen Schweden, als eines Deutſchen. Die Kleider hängen ſehr loſe um ſeinen mageren und eleganten Körper. Das Geſicht wirkt durch tiefliegende große Augen und Magerkeit etwas verfallen. Strohhut, Sommerüberzieher, Paſtellkaſten.

Schilling:

Halten Sie mal, bleiben Sie mal ſtehen, Mann! (Er ſtolpert herzu, läßt den Malkaſten fallen und faßt das heruntergefallene Brett an einem Ende mit zwei Händen an.) Komm, faß mal die andre Seite an, Ottfried!

Kühn:

Sie ſind ja zu gütig! Recht ſcheenen Dank, meine Herren!

Mäurer

(ſpringt herzu, faßt die andere Seite des Brettes und er und Schilling fangen an, damit zu wippen):

Na alſo, da ſind wir ja wieder mal drei vergnügte Berliner zufälligerweiſe auf einer unentdeckten, einſamen Inſel zuſammengeſchneit.

Schilling

(wippend):

„Berlin, Berlin, du dauerſt mir!“

(Sie legen dem Tiſchler das Brett auf die Schulter)

Mäurer:

Das iſt nämlich 'n richtiger Berliner, mein Sohn.

Kühn:

Ich habe nämlich, wie dat ſo is, und dat mein Metier ſo mit ſich bringt, een jroßes Pläſier an d' Särge machen. Särge hab ick ſehr jern, bloß meinen eignen nich. Und wie nu mal, draußen am ſchleſiſchen Bahnhof hab ick jetiſchlert, der Fremde kam, der wo ſo klapprige Beene hat, und uzte mir, dat ick ma nu ſollte meinen eignen hölzernen Schlafrock machen, da dachte ick mir, vorwärts, nu aber raus aus Berlin. Jawoll, de Ärzte hatten mir uffgegeben, und hier bin ick wieder fuchsmunter jeworn. (Er nickt und geht mit ſeinen Brettern auf der Schulter ab.)

Schilling

(ſtutzt, betrachtet abwechſelnd ſeine offenen Hände, die er ſich harzig gemacht hat, und ſieht dem Tiſchler nach):

Komiſch, wie ſo'ne Stimme hier anders klingt, und wie ſo'n gleichgültiger Kerl hier anders ausſieht, als wie in Berlin — und wie ſo'n Brett ſich anders anfaßt. (Er ruckt ſich zuſammen und nimmt ſeinen Malkaſten wieder auf.)

Mäurer:

Menſch, es war der allerſchlauſte Gedanke, den du ſeit Jahren gehabt haſt, daß du gekommen biſt.

Schilling
(kurz, befremdlich):

Es hat ſich gemacht.

Mäurer:

Na alſo, es mußte ſich auch mal machen. Das war doch zum Beinausreißen mit uns; man konnte deiner ja gar nicht mehr habhaft werden. Wie geht's, wie ſteht's?

Schilling:

Wie du ſiehſt, famos!

Mäurer:

Wirklich, du ſiehſt ausgezeichnet aus. Etwas ſpack natürlich, das macht die Stadt; aber wie du daherkamſt, mit Jünglingsſchritten, da ſahſt du wie 'n mittlerer Zwanziger aus.

Schilling:

Ja, das macht das geregelte Leben, mein Sohn. Hübſch ausſchlafen, nachts! Keine gegipſten Weine trinken! Nimm dir ein Beiſpiel, wenn du kannſt, denn deine Naſe hat etwas Verdächtiges.

Mäurer
(faßt ſich an die Naſe):

Stimmt! Aber ſage, Junge, was ſoll man tun?

Unſereiner, der wie ein Maurer arbeitet, kann ohne was Geiſtiges eben nicht ſein. Du haſt dir das Trinken abgewöhnt?

Schilling:

Das will ich nicht grade behaupten, Ottfried.

Mäurer:

Nanu, Augen grad aus! Iſt das nu was oder nicht? Iſt ſo'n Anblick die acht Stunden Bummelzug etwa nicht wert, mein Sohn?

Sie vertiefen ſich beide in den Anblick der See, die man laut und gleichmäßig rauſchen hört, und in das Leuchten des blutroten Abendhimmels.

Schilling

(dem die Augen vor Erſchütterung überlaufen):

Es iſt verflucht, wie unſereiner nervös auf dem Hunde iſt. Man merkt das vor ſo einem plötzlichen Eindruck.

Mäurer:

Das ging Lucie und mir nicht anders, Schilling. Als plötzlich die langen Schaumlinien auftauchten — wir kamen zu Fuß vom Fährhaus herüber zum weſtlichen Strand! — das hat uns beide hölliſch überrumpelt; und ich glaube, wir haben beide, ich weiß nicht wieſo, wie Kinder geflennt. Übrigens weißt du ja wohl, iſt im Frühjahr Luciens Mutter geſtorben.

Schilling
(ſonderbar ängſtlich):

So? Iſt ſie geſtorben? Ach! Woran?

Mäurer:

Hat dir Rasmuſſen nicht davon geſprochen?

Schilling:

Rasmuſſen hab ich jetzt nicht geſehen... wie lange? — Gut anderthalb Jahre nicht.

Mäurer:

Er hat Frau Heil zuletzt noch behandelt.

Schilling
(nach längerem Stillſchweigen):

Ja, wie das mit einem ſo eigenſinnigen, in ſeinem Fach bornierten Menſchen, wie Rasmuſſen, eben iſt. Weſſen unſereiner bedarf, das begreift er nicht. Ich haſſe auch alle Moralphiliſter! Und er hat einen förmlichen Haß auf die Kunſt. Wiſſenſchaft! Nur immer Wiſſenſchaft! Wiſſenſchaft hier und Wiſſenſchaft dort! Und im Namen der Wiſſenſchaft jeglichen Unſinn. Und nun erſt in Geſchmacksdingen —: hottentottenhaft! Ich mußte mal mit ihm reinen Tiſch machen.

Mäurer:

Du, du, vermieſe mir unſern Rasmuſſen nicht.
Ein Kerl ... na, mit einem Wort: nicht zu ſpaßen:
Solid! Wo man ihn anfaßt, iſt auch was.

Schilling:

Sag mal, an was iſt Frau Heil geſtorben?

Mäurer:

Ein Herzleiden ſcheint es geweſen zu ſein.

Schilling
(tief atmend):

Kein Wunder, wenn man bedenkt, in welch ſtickige Atmoſphäre die Menſchen der Großſtadt lebenslang eingekerkert ſind. Leben heißt ihnen, ſich aufregen, und an dieſen ununterbrochenen Überreizungen ſterben ſie dann natürlich frühzeitig ſcharenweiſe elend hin! — Du kannſt dir nicht denken, Ottfried, wie ſehr ich diesmal nach dem Anblick gelechzt habe.

Mäurer:

Warum nicht? Es ging mir genau ſo wie dir.

Schilling:

Unmöglich! Ich habe mitten im Lärm und Aſphaltgeſtank der Friedrichſtraße ſchon immer das Meer vor Augen geſehen, tatſächlich, als richtige Luſtſpiegelung. Ich habe immer danach gegriffen! — Ich bin wie ein Seehund! Ich möchte gleich Hals über Kopf mitten hinein.

Mäurer:

Das finde ich ſchließlich auch weiter nicht merkwürdig. Du ſollteſt mal Lucie reden hören in ihrer fanatiſchen und direkt waghalſigen Badewut.

Schilling:

Das iſt auch was andres, das meine ich nicht. Ich glotze diesmal die See mit Augen an ... wovon ihr keine Ahnung habt, Kinder. Als wenn einem der Star geſtochen worden iſt. Dort ſtammen wir her, dort gehören wir hin.

Mäurer
(lachend):

Du biſt Waſſer und ſollſt zu Waſſer werden! — Wie geht's deiner Frau? Willſt du was rauchen, Schilling?

Schilling
(fahrig, zerſtreut):

Wie Pauken und Zymbeln klingt das im Kopf! — Rauchen? — Eveline iſt munter, Gott ſei Dank! Soweit das bei ihr überhaupt möglich iſt, nämlich. Eigentlich hab ich ſie, ehrlich geſtanden, nie wirklich bei guter Laune geſehn. (Er läßt ſich auf der Düne nieder.) Sprechen wir lieber von was andrem. — Es kommt nämlich immer darauf an, wenn es ſich um Miſeren handelt, ob man imſtande iſt, ſie zu beheben. Hat man das aber bis zur Verblödung auf jede erdenkliche Weiſe vergeblich verſucht, ſo erſcheint der glorioſe Moment, wo man hundeſchnauzen-gleich-gültig wird: und dieſer Moment iſt bei mir erſchienen!

Mäurer

(klopft ihm auf die Schulter):

Fortſchritt, mein Junge, wenn es ſo is!

Schilling:

Na natürlich, Fortſchritt! Etwa nicht? Glaubſt du, ich wäre ſonſt hergekommen? — Sonſt hätt ich mich nicht aus dem Staube gemacht!

Längeres Stillſchweigen.

Mäurer:

Wie wär's, wenn wir nun als zwei alte Freunde, Schilling, auf alle Umſchweiſe ganz verzichteten, und auf ſogenanntes Zartgefühl. Nehmen wir mal an, unſre Gefühle füreinander ſind ehrlich und anſtändig; warum ſollen ſie denn da nicht offne und ſtarke ſein! Wenn du's alſo nicht krumm nimmſt, ſo frage ich dich...

Schilling:

Mit Hanna Elias iſt es zu Ende.

Längeres Stillſchweigen.

Ich kann dir ſagen, du glaubſt es nicht, wie ich die Zeit... die mir immerhin früher mal koſtbare Zeit! — dieſen Sommer wieder mit Scheffeln und Mollen wahnſinnig verſchleudert habe. Ich kann keine Wanduhr mehr ticken hören, ich erſchrecke bei jedem Pendelſchlag.

Mäurer:

Wer hat nicht mit Weibern Zeit verloren! Ja, welcher Mann, der wirklich einer iſt, hat ſich nicht ſelbſt mehr als einmal an Weiber verloren. Das ſchadet nichts! Man läßt ſich fallen, man hebt ſich auf, man verliert ſich und man findet ſich wieder. Hauptſache bleibt, daß man Richtung behält. Wenn man Richtung behält und entſchloſſen fortlebt, ſo wette ich tauſend gegen eins, was ſchlecht geheißen hat in der Zeit, muß dann in der Zeit auch wieder mal gut heißen.

Schilling:

Ach, Junge, ich habe in meinem verpfuſchten

Leben zu ſchrecklich viel niederträchtigen Unſinn verdaut. Mit meiner unanſtändig anſtändigen Anlage habe ich, weiß der Teufel, ſo oft Fiasko gemacht, daß ich allen Ernſtes darüber gegrübelt habe, wie man es anfängt, recht grundgemeln, ſchweinemäßig praktiſch zu ſein. Ich bin talentlos, ich kann es nicht. Dabei hab ich die Welt auf die allerverſchiedenſte Weiſe beguckt: durch die hohle Hand, durch die Beine, von oben, von unten, von hinten, von vorn. Und ich kann mir nicht helfen, ich habe immer nur eins geſehen: von weitem macht ſie ſich ziemlich entfernt, aber aus der Nähe dafür über alle Begriffe ſtupide, gemein und unanſtändig.

Maurer:

Schilling, ich laſſe die Welt, wie ſie iſt; wir wollen uns damit weiter nicht aufhalten. Ich habe dir ſelber, glaub ich, auch nicht immer bloß die ſchöne Faſſade gezeigt. Laß das, vergiß es, denk nicht daran! Und jetzt, Junge, ſag ich mal etwas Myſtiſches: wir ſind aus der gleichen Generation. Ich behaupte, da wir beide im gleichen Jahre an der Außenfläche unſres Planeten erſchienen ſind, ſo ſind wir auch ſchon vorher miteinander gewandert, in ähnlichem Rhythmus, in ähnlichem Schritt. Und wenn wir auch äußerlich nicht vereint geweſen ſind, ſo ſind wir jetzt, wo wir uns wiedertreffen, im tieferen Sinne gleich weit gelangt. Alſo ſchreiten wir nur mal wieder eine gute Strecke ſtramm bewußt miteinander.

Schilling
(forciert):

Topp Kinder, hier wollen wir luſtig ſein! Deibel nochmal, tüchtig deutſchen Sekt ſaufen und ſo tun, als wären wir ſiebzehn Jahr mit den allergrößten Roſinen im Sack und hätten die Naſe nicht voll gekriegt. (Beide Freunde geraten in eine nervöſe Heiterkeit; alsdann ſtutzt Schilling, die Gallionfigur gewahrend.) Eiapopeia, was raſchelt im Stroh! Was iſt denn das für 'ne ſeltſame Heilige?

Maurer:

Das iſt von einem geſtrandeten Schiff die Gallionfigur.

Schilling:

Ah, überall dieſe wahnwitzigen Weibsbilder!

Maurer:

Etwas übergeſchnappt ſieht ſie wirklich aus.

Schilling:

Sag mal, findeſt du da keine Ähnlichkeit?

Mäurer:

Lucie behauptet mit ihrer Mutter.

Schilling:

Nein, Luciens Mutter meine ich nicht. — Im Ausdruck das Haar, auch in der Bewegung.

Mäurer:

Mir dämmert es ſchon! Aber ich billige dieſes Ähnlichkeitsaufſtöbern nicht. — Trau einem alten, gezauſten Fuchs wie mir, mein Sohn: verwickle dich nicht in Ähnlichkeiten. Das ſind Schlingen, die man ſich ſelber legt. Und wenn wirklich die Holzpuppe Hanna Elias ähnlich ſieht, ſo mache dir klar, ſie hat mit ihrer lüſternen Naſe ihr ganzes Schiff in einen nicht grade feucht-fröhlichen Abgrund verführt. — Atme, Menſch, trinke die ſtarke Luft, und laß das Geſpenſt deines Lebens von geſtern dein wirkliches Leben von heut nicht mattſetzen.

Schilling:

Da iſt keine Gefahr mehr, Gott ſei Dank! — Ich ſage dir ja, dieſe Sache mit Hanna iſt verſunken. Wir haben uns endlich mal ſo vollkommen geklärt, ſo in alle Winkel unſrer Beziehung hinabgeleuchtet, daß da abſolut nichts mehr zu erörtern bleibt.

Mäurer:

Dann gratulier ich von Herzen, Schilling.

Schilling:

Verdorben, geſtorben, eingeſargt, zwölf Klafter tief unter die Erde begraben. — Und, Ottfried, den Gefallen mußt du mir tun: kein Wort, keinen Laut mehr von dieſer Geſchichte. — Du kennſt mich ja; ein für allemal, Ottfried: wenn wir mal ne Erinnerung über die Leber lauft, bitte, laß mich, bemerke es nicht. Es ſind manchmal läppiſche Kleinigkeiten!

Mäurer:

Ähnlichkeiten!

Schilling:

Ein dunkles Auge … irgendein Zug um den Mund, das kann Tote wieder lebendig machen! Aber dann laß mich, ſtöre mich nicht! Denn das lähmt mich in meiner Brutalität. Man muß brutal ſein, man braucht alle Kraft, um ſo eines bleichen geſtrigen Weſens Meiſter zu ſein! (Er ſpringt auf, wirft Hut, Stock und Ruckſack weg und beginnt ſich auszukleiden.) Und nu Junge, Reinheit, Freiheit! Luft! Gott ſei Dank, ja, man kann hier wieder mal atmen! Hoffentlich kommt bald 'n Sturm! So was Wildes, Friſches, Tolles, Brauſendes, Salzhaltiges brauche ich! — ein Bad! — Kein Weibergeplärr! Kein Zungengedreſch in Nachtcafés! In Freiheit zugrunde gehn, meinethalb — nur nicht vergurgeln in einem Abraumkanale! (Er rennt, halb entkleidet, gegen die See hin.)

Mäurer:

Nicht zu weit hinein, Schilling!

Schillings Stimme:

Bade mit, Ottfried! Herrlich! Ahoi, ahoi!

Zweiter Akt

Das enge, niedrige Wohnzimmer der Familie Klas Olferts in Klas Olferts' Gaſthaus auf Fiſchmeiſters Oye. Durch eine Tür in der Hinterwand erblickt man den Flur und eine leiterartige Stiege ins Dachgeſchoß. Jenſeits des Flurs durch eine andere offne Tür das geräumige Gaſtzimmer. Die Wand rechts im Wohnzimmer iſt ebenfalls mit einer Türe verſehen, die zu einem dunklen und überfüllten Ladenraume führt, worin Klas Olferts Waren für die Bedürfniſſe der armen Fiſcher hält. An der gleichen Wand ſteht ein altes Lederſofa, davor ein Tiſch, über dieſem iſt eine billige Hängelampe angebracht, um ihn herum ſtehen gelbpolierte Stühle aus Fichtenholz; etwas ſeitlich davon eine kleine Wanduhr. Die Wand links enthält ein kleines Fenſterchen mit Mullgardinen. Am Fenſter ein kleiner Nußbaumnähtiſch; in der Ecke links ein Schreibſekretär aus gleichem Holz, in der Ecke rechts ein weißer Kachelofen, über dem Sofa ein Öldruck der kaiſerlichen Familie, auf dem Fußboden ein Teppich aus zuſammengeſtückelten Läppchen, eine rot und weiß karierte Decke auf dem Tiſch. Auf einer Kommode an der Fenſterwand eine Porzellanuhr mit Glocke und einige Steingutväschen mit Papierblumen. Auf dem gehäkelten Deckchen des Nähtiſches Familienphotographien in ſtehenden Papprähmchen. Oben auf dem Nußbaumſekretär befindet ſich eine ausgeſtopfte Seemöve, die mit ihrem Kopf die weißgetünchte Zimmerdecke berührt. Das Ganze macht einen ungemütlichen, höchſt beſcheidenen Eindruck.

Es iſt Morgen, gegen acht Uhr. Klas Olferts, über fünfzig Jahre alt, graubärtig, von pergamentener Haut und beängſtigend bläulicher Geſichtsfarbe, ſieht zu, wie die Magd den Tiſch für das erſte Frühſtück zurecht macht. Die Ereigniſſe des erſten Aktes liegen drei Tage zurück.

Vor der Tür wird lebhaft mit einer Peitſche geknallt.

Klas Olfers
(wird aufmerkſam):

Nanu? Wat wie det?

Die Magd:

Det is de olle Mathias von de Fährinſel mit ſinen loahmen Grauſchimmel. He bringt twee fremde Doamens up ſin Brettwoagen.

Klas Olfers
(am Fenſter):

He, Mathies! Wat heſt du woll bei die Herrgottsfrühe ſchon for'n Butt ut de Roiſ'n holt!

Stimme des Mathias:

Tſchä! Det is nu nich anders, Klas Olfers.

Klas Olfers:

Ick komm gliek rut! — Spring man fix tau, Dearn. Help de Doamen ut de Karreet!

Die Magd:

Et is man bloß noch eene im Wagen drin.

Hanna Elias ſteht in der Flurtür. Auf dem rabendunklen Haar trägt ſie einen dunklen, breiten Strohhut mit Mohnblumen garniert. Die Haut ihres Geſichtes iſt von wächſerner Bläſſe und Durchſichtigkeit. Ihre Züge ſind äußerſt fein und dabei intelligent. Ihre Augen ſind groß, dunkel, unruhig. Über all ihren Bewegungen liegt etwas Unſtätes. Sie kann die Finger nicht ſtill halten. Ein Zug des Nachdenkens, gleichſam über ein Problem, deſſen Löſung ebenſo ausſichtslos als unbedingt notwendig iſt, befällt ſie immer, ſofern nicht äußere Eindrücke ſie ablenken. Ihre Kleidung im ganzen zeugt von exotiſchem Geſchmack, wie denn überhaupt der Eindruck, den ſie hervorruft, fremdartig iſt. Sie iſt zart, eher klein als groß und gehört jenen Frauen an, bei denen nicht ohne weiteres zu entſcheiden iſt, ob ſie die Zwanzig kaum überſchritten haben, oder ob ſie über die Dreißig ſind.

Hanna
(gut deutſch, nur leicht fremdartig im Ausdruck):

Bekommt man hier auf ein bis zwei Nächte Unterkunft?

Klas Olfers:

Tſchä! gewiß! Dat ſchell uns woll keene Kopfſchmerzen maken, min Freilein! Es is zwar alles knüppeldickvoll bei Klas Olfers, aber von die zwölf Gaſtzimmer ... Stücker dreizehn ſind deswegen immer noch frei. Wünſchen Sie en Zimmer oder zwei?

Hanna
(in den Hausflur ſprechend):

Wir nehmen doch zwei Zimmer, Fräulein Majakin?

Fräulein Majakin
(im Hereintreten):

Wenn ich bitten darf, nehm ich für mich ein Zimmer.

Fräulein Majakin iſt eine ſiebzehnjährige Ruſſin aus Petersburg. Obgleich ſie nicht groß iſt, muß man ſie, da ihr alles Backfiſchartige, Halbreife abgeht, für älter halten. Ihre Kleidung iſt durchaus ſchlicht und unauffällig.

Klas Olfers

(der ſein geſticktes Käppi in der Hand dreht):

Se kennen twee Zimmer nebeneinander hoaben, meine Doamens, nach See rut. Wollen Sie glik auf't Zimmer gehn?

Fräulein Majakin:

Wenn Sie hierbleiben wollen etwa, Frau Hanna, ich gehe doch vorher einmal hinauf.

Hanna

(die unſchlüſſig ſchien):

Ich auch, natürlich.

Klas Olfers:

Fix, Dearn, ſpring vorut! (Die Magd drückt ſich eilig an den Damen vorbei in den Flur und man hört ſie laut polternd die Holzſtiege hinaufſtürmen. Klas Olfers fährt fort.) Denn dürft ick woll freundlichſt gebeten haben!?

Er poſtiert ſich, das Käppi in der Hand, an der Flurtür, die Damen folgen, nachdem Hanna das Zimmer mit den Augen durchforſcht und ihr Sonnenſchirmchen an einen der Stühle gelehnt hat, dem Dienſtmädchen, Klas Olfers den Damen, ſo daß der Raum leer bleibt.

Ein Fiſcher in blauer Jacke ſteckt ſeinen hellblonden, bärtigen Kopf aus dem Laden herein. Es iſt Schuckert.

Schuckert:

He! — Klas Olfers! — Ick wull gern een Stücker twelf Meter Tau hebben! — He, Klas!

Reſpekt vor der guten Stube, dem gedeckten Frühſtückstiſch bewirken, daß Schuckert ſeine Stimme dämpft.

Durch den Hausflur trägt der alte, mächtige, ſchwarzhaarige Fiſcher Mathias das Gepäck der Damen vorüber. Klas Olfers kommt ihm die Treppe herab entgegen.

Klas Olfers
(im Hausflur):

Lat et man lieber unnen ſtehn, Mathies! 'n Kierl wie du mit diene Tranſtebel bricht mie ſünſt noch miene Stiegen dörch! — Komm in de Gaſtſtub, trink 'n Glas Beer!

Mathias
(läßt den Gepäckhaufen liegen, richtet ſich auf, nimmt die blaue Schildmütze ab, ſo daß die Luft an den Scheitel kann, hält ſie aber in einiger Entfernung über dem Kopfe feſt und ſtreift mit dem Handrücken der Rechten den Schweiß von der Stirn. Dabei puſtet er erleichtert):

't makt warm, Klas Olfers! 't makt wedder warm hüt!

Klas Olfers
(zu dem Mädchen, das eilig die Treppe herunterkommt):

Bring das Gepäck na baben, Dearn!

Schuckert

(hat über den Vorgängen im Flur den Zweck ſeines Kommens vergeſſen. Erinnert ſich nun wieder und ruft):

He! — Klas Olfers! Jck wull giern een Enn Tau hebben! — Klas! — Unn twee Meter . . . twee Meter Sägellinwand. . . . (Als niemand auf ihn hört) . . . Sägellinwand wull ick girn hebben.

Klas Olfers

(indem er mit Mathias die Gaſtſtube gegenüber betritt):

Na, Mathias, wie is? Wenn kenn wi mal wedder ſcheunen, fetten Oal hebben?

Sie verſchwinden im Gaſtzimmer. Man hört zuweilen von dort den ſchweren Schritt des Fiſchers, Klappern von Bierſeideln und das undeutliche Geräuſch plattdeutſcher Unterhaltung. Nun kommt die Treppe herunter und in das Zimmer herein Mäurer, ein Buch und einige Druckſachen in der Hand. Er nimmt am Tiſch Platz. Schuckert hat ſeinen Kopf zurückgezogen. Mäurer entfaltet eine Karte und blickt kopfſchüttelnd auf, als das geſchäftige, laute Gepolter von Tritten auf der Treppe nicht abreißt. Plötzlich ſteckt Lucie ihren Kopf zum Fenſter herein.

Lucie:

Guten Morgen, Herr Mäurer!

Mäurer:

Na, endlich jemand. Wo ſteckt ihr denn? Glaubt ihr, ich kann von der Luft leben?

Lucie:

Biſt du allein?

Mäurer:

Mutter-Hund, ſo zu ſagen, eine geſchlagene Stunde lang.

Lucie verſchwindet vom Fenſter, kommt ſchnellfüßig durch den Hausflur ins Zimmer, ſchließt die Türe hinter ſich, die Tür nach dem Laden ebenfalls, geht wortlos auf Mäurer zu, umhalſt ihn, zieht ihn nach rückwärts, ſo daß der Stuhl kippt, und küßt ihn zu vielen Malen mit friſcher, geſunder Leidenſchaftlichkeit. Sie iſt im fußfreien Leinwandkleidchen vom Baden gekommen, trägt die Wäſche noch unterm Arm und das Haar zum Trocknen offen. Mäurer wehrt ſich zunächſt nicht, dann zieht er das Mädchen auf ſeinen Schoß und küßt ſie, merklich erwärmt, auf den Mund, wobei er den Duft ihres erfriſchten Körpers einzuſaugen ſcheint.

Mäurer:

Friſche Seejungfer!

Lucie:

Gott ſei Dank, daß ich dich endlich mal allein habe. Das kommt jetzt gar nicht mehr bei uns vor.

Mäurer:

Außer, wenn die Hunde den Mond anbellen!
(Stillſchweigen und erneute Küſſe.)

Lucie:

Ich ſchlafe hier furchtbar wenig, Ottfried. Es war wieder taghell dieſe Nacht. Ich habe nach zwölf Uhr noch ohne Kerze geleſen. — (Sie küßt ihn wieder.)

Mäurer
(von ihr umhalſt):

Halt, Lucie, ſei nicht ſo unvorſichtig!

Lucie
(ſtutzt und verſtummt einen Augenblick, dann lacht ſie mit verdoppelter Luſtigkeit aus geſunder, übermütiger Kinderſeele heraus, toll und hinreißend):

Man merkt, daß du heuer noch kein Seewaſſer geſchluckt haſt, Ottfried! Sonſt würden dir ſämtliche Spießbürger der Welt, ſo wie mir, piepſchnuppe ſein; — (ſie gerät wieder in einen neuen geſunden Lachkrampf von innen heraus, dann Olſers nachahmend): „Heute mittag woll wi zur Abwechſlung wieder mal Kabeljau eſſen!“ Bis zur Übelkeit Kabeljau! Jau, jau, Kabeljau!

Mäurer:

Kriege bloß keinen Lachkrampf, liebe Lucie!

Lucie:

Und dann laſſen wir uns von Klas Olſers ſeinem geſtickten Käppi eine Bouillon kochen.

Mäurer:

In ſolchen Fällen pflegte meine Schweſter früher immer zu mir zu ſagen: du ahnſt etwas!

Lucie:

Die See! Die See! Die See! Die See! Wenn ihr wollt, daß ich wieder lebendig und fuchsfidel munter werde, wenn ich mal ſollte geſtorben ſein, ſo braucht ihr mich bloß in Seewaſſer zu tunken!

Sie nimmt vor einem kleinen Spiegelchen ihr Haar zuſammen.

Mäurer:

Sag mal, haſt du Schilling geſehen?

Lucie:

Schilling treibt's mit dem Baden viel toller als ich. Er ſchwimmt, bis man ihn aus den Augen verliert; der kann aus dem Waſſer erſt recht nicht herausfinden.

Mäurer:

Ich finde, daß ſeine Laune zuſehends beſſer wird.

Lucie:

Na, ganz gewiß.

Mäurer:

Auch ſein Betragen iſt wieder viel offner und freier, mehr, wie es in alten Zeiten war.

Lucie:

Ich finde ihn geradezu ausgelaſſen. Ich habe ihn ſo überhaupt nicht gekannt.

Mäurer:

Da haſt du wohl recht. Das kannſt du wohl ſagen. In der Zeit, als du ihn zum erſtenmal ſahſt, hatte er ſchon ſeinen Klaps weggekriegt. (Schilling erſcheint am Fenſter.)

Schilling
(mit blauen Lippen und vor Froſt klappernd):

Jetzt aber ein Königreich für einen heißen Kaffee, Kinder!

Mäurer:

Schilling, ich ſage dir, wenn du ſo wahnſinnig übertreibſt, wirſt du nochmal ſo oder ſo dran glauben müſſen: entweder erſaufſt du, oder du kriegſt einen Schnupfen weg, an dem du dein Lebelang zu nieſen haſt!

Schilling:

Den brauch ich nicht kriegen, den hab ich ſchon.

Lucie:

Haben Sie jemals in Ihrem Leben eine ſolche waſſerſcheue Unke geſehen?

Schilling:

Landratze! Unverbeſſerliche, feige Landratze! —
(er ſingt):

Am Woaſſer, am Woaſſer
Am Woaſſer bin i z'haus!

Singend und mit den Fingern ſchnipſend, wie ein Schuhplattlertänzer, entfernt er ſich vom Fenſter. Lucie und Mäurer lachen ununterbrochen, während Schilling ſingend durch den Flur und ins Zimmer kommt.

Mäurer:

Nanu aber Frühſtück! Kaffee! Wirtſchaft!

Schilling:

Klas Olſers! Wirtſchaft! Wir demolieren das ganze Haus!

Alle drei trommeln in ausgelaſſener Luſtigkeit auf dem Tiſch herum. Klas Olſers kommt mit komiſchem Entſetzen aus der Gaſtſtube über den Flur herein.

Klas Olſers:

Um Gottes willen! Wo fehlt et denn, meine Herrſchaften?

Mäurer:

Im Magen, Herr Olſers.

Klas Olſers:

Dat is immer better als im Kopp.

Schilling:

Oder in der Weſtentaſche.

Das Dienſtmädchen kommt feuerrot mit einem ſchwerbeladenen Kaffeebrett.

Klas Olfers:

Dearn, bring Kaffee!

Die Magd:

Gehn Se man aus'n Weg, Herr Olfers! (Olfers drückt ſich ſchnell beiſeite.)

Lucie:

Sehn Sie, Herr Olfers, Ihre Bemühungen um die Wirtſchaft werden noch nicht mal anerkannt.

Klas Olfers:

Mit de Fruenslüt möt een klogen Mann dat gewehnt ſin, Freilein!

Mäurer:

Sie haben wohl neue Gäſte gekriegt?

Klas Olfers:

Twee Fruenslüt von Breege dröben per Sägelboot. Se ſünd all in Breege up Rügen dröben to Boadekur.

Schilling:

Jung oder elt?

Klas Olfers:

Scheune Matjeshäringe! Ick ſegg awer, det et unbedingt müſſen ausländ'ſche Doamen ſin!

Mäurer:

Fiſchmeiſters Oye wird Weltbad, Olfers!

Die Magd hat den Tiſch geordnet und ſich entfernt. Mäurer, Schilling und Lucie fangen ſogleich an, lebhaft einzuhauen. Milch und Kaffee werden eingegoſſen, Eier zerklopft, Brote mit Butter geſtrichen, Aufſchnitt geſchnitten. Formen werden dabei nicht pedantiſch gewahrt.

Klas Olfers

(ſteht, ſieht zu und dreht befriedigt einen Daumen um den andern. Nach einer Weile ſagt er):

Die See macht Apptit! — Na, wenn't man ſchmeckt!

Mäurer:

Vorzüglich! — Sagen Se mal, Herr Olfers, kriegen wir heut mittag Schweinebraten?

Klas Olfers:

Joa! Det kann am End wohl lickt angängig ſin.

Mäurer:

Ich dachte mir's.

Klas Olfers:

Worum dachten ſich det?

Mäurer:

Na, ich denke, das Schwein is heut nacht an Rotlauf draufgegangen!

Klas Olfers:

Tſchä! Got, dat ich verſichert woar.

Lucie und Schilling platzen heraus.

Klas Olfers
(dem der Spaß jetzt einleuchtet):

I wat? Von düß Swin Swinebroten? Nee, Herrſchaften, dat gift et bie Klas Olfers nu und nimmermehr!

Schilling:

Wo beziehen Sie denn Ihren Kaffee her?

Klas Olfers:

Allet ut Stroalſund.

Schilling:

Gibt's denn in Stralſund ſo große Kornfelder?

Klas Olfers:

Doi, oi, oi! Mine Herrſchaften, Si foppt mi!
(Er läuft mit Zeichen gemütlichen Entſetzens hinaus.)

Lucie:

Kinder, ärgert den alten Trottel nicht immer ſo ſchrecklich!

Schilling:

So! Und jetzt kann man ſich endlich in aller Ruhe eine Importe für zehn Pfennig ins Geſicht ſtecken. (Er lehnt ſich zurück und zieht ſein Zigarrenetui.)

Mäurer:

Du haſt aber gar nicht ſoviel Hunger gehabt!

Schilling:

Meiſtens Durſt. — Leichtes Getränk! — Sogar das einfache Lagerbier iſt mir zu ſchwer. — Es muß was ſein, wovon man viel trinken kann! — Das grasgrüne, ſogenannte Trinkwaſſer hier auf der Inſel iſt ganz ſcheußlich! Geradezu eine Kalamität!

Mäurer
(ſich zurücklehnend):

Na, wie denkſt du heut über Griechenland?

Schilling:

Wie immer! Ein formidabler Gedanke!

Mäurer:

Möchteſt du nicht mal endlich doriſche Säulen ſehen, dort, wo ſie gewachſen ſind?

Schilling:

Na ob und wie!

Mäurer:

Nu aber mal ernſthaft! Wir müſſen darüber mal ernſthaft nachdenken.

Schilling:

Darüber denke ich ſeit meinem ſechzehnten Jahre ernſthaft nach.

Mäurer:

Aber nicht über meine präziſen Vorſchläge.

Lucie:

Dieſe Nacht im Traum bin ich ununterbrochen mit ziemlichen Schwierigkeiten von einer griechiſchen Inſel zur andern voltigiert.

Schilling:

Redet mir bloß nicht von Träumen, Kinder! Meine Seele war dieſe Nacht in dem Aal, den ich geſtern abend gegeſſen habe. Wahrhaftigen Gott! Und ich ſchrie, als der Aal, weil ich ſchreckliche Angſt vor einem ekligen Aalnetze hatte!

Mäurer
(lachend):

Bleiben wir mal bei der Stange, mein Sohn. Es iſt jetzt die Rede von Griechenland. Du weißt, daß ich mir bei einigem guten Willen einreden kann, daß ich hin muß. Und es iſt auch mein feſter

Vorſatz. Nun weiß ich nicht, was du dagegen haben kannſt, mit uns mal zum Zwecke einer allgemeinen Aufpolſterung dort unten herumzuſteigen?

Schilling
(mit verändertem Ton):

Mein Junge, ich ziehe mir morgens die Kleider an und finde das manchmal ſchon zu umſtändlich. Ich ziehe ſie abends wieder aus und habe etwas mehr Spaß daran; damit habe ich mehr als genug zu tun. Was darüber hinausgeht, iſt mir zu weitläufig.

Mäurer:

Iſt das die Wirkung von euren Seebädern?

Schilling:

Weiß Gott, wovon das die Wirkung iſt! Sieh mal, es gab mal bei mir eine Zeit, da braucht ich an einem grauen Tag nur in der Ferne, zum Beiſpiel an einem Berg oder an einem der märkiſchen Seeufer irgendeinen von der Sonne beſchienenen Fleck zu erblicken, ſofort verlegte ich auch ein Stück Eden dahin. Was ſollte ich heute in Griechenland? Ich kann in die Dinge nichts mehr hineinlegen. Ah, ſtellen wir erſt die Uhr mal ab. (Er ſteht auf und ſtellt den Pendel der Wanduhr ſtill.)

Mäurer:

„Es gab eine Zeit“! was tu ich damit? Du ſollteſt eine ſo ſchwächliche, ſentimentale Altweiberſommermeditation wahrhaftig anderen überlaſſen. Und die Uhr wird auch nicht mehr abgeſtellt! (Er ſpringt auf und ſtößt den Pendel der Uhr wieder an, ſo daß ſie geht. Lucie bricht in Gelächter aus.) Taten, mein Junge! Malen! Arbeiten! Was meinſt du wohl, wie geſund das iſt!

Schilling:

Nanu will ich dir mal was anderes ſagen: ich reiſe ſeit meinem ſechzehnten Jahre jedes Frühjahr und jeden Herbſt mittels einer ſehr lebhaften Phantaſie nach Griechenland. In Wirklichkeit bin ich nie hingekommen; da glaubt man nu mal ſo recht nicht mehr dran.

Lucie nimmt eine Gitarre vom Sofa und zupft darauf leiſe die „Ruinen von Athen“ von Beethoven.

Mäurer:

Das iſt Sache der Berlin-Wien-Trieſter Eiſenbahn und des Öſterreichiſchen Lloyd, keine Glaubensſache. Man kauft ein Billett, und dann iſt man dort. Und wenn man erſt dort iſt — in lumpigen vier, fünf Tagen kann man es ſein, Schilling! — ſo ſieht man das bißchen Kehricht im Winkel eines Berliner Ateliers ganz anders an.

Man ſieht's überhaupt nicht mehr, kann ich dir ſagen. — Man muß doch mal deutlich mit dir ſein.

Schilling
(mit lauter, ſcheinbarer Zuſtimmung):

Na los, Kinder, woll'n wir heut mittag abreiſen! — Ich rauche noch meinen Glimmſtengel aus, und dann fang ich an, meine Sachen zu packen, und nu red aber einer noch 'n Wort.

Lebhafter Heiterkeitsausbruch von Lucie und Mäurer ob des drolligen Auftrumpfens. Schilling iſt aufgeſtanden und geht heftig paffend im Zimmer umher. Mäurer erhebt ſich ebenfalls, hält eine Zigarre in der Hand und verſucht mehrmals vergeblich ein Streichholz anzuzünden.

Mäurer:

Weiß der Teufel, ich kann vor Erregung kein Streichholz mehr ankriegen, ſo oft die Idee, das Land des goldelfenbeinernen Zeus — das Land, in dem beinahe mehr Götter aus Erz und Marmor als Menſchen geweſen ſind — mal wiederzuſehen, mich packt. Die Welt der Barbarenhorden, in der wir leben, iſt ja doch nur von grimaſſenſchneidenden Affen erfüllt!

Schilling:

Anweſende hoffentlich ausgeſchloſſen.

Mäurer:

Allerdings; denn nach Rasmuſſen iſt es klar, daß die alten Griechen, genau wie wir, langſchädlige, blonde Kerle geweſen ſind.

Schilling:

Ich bitte dich, rede mir bloß nicht von Rasmuſſen.

Mäurer:

Er mag manchmal ſo lächerlich und ſo verbohrt wie möglich ſein: wenn du ihn mal brauchſt, ſo wirſt du ihn finden!

Schilling:

Gott ſei gedankt, getrommelt und gepfiffen, ich brauche ihn nicht.

Lucie
(legt die Gitarre weg und ſpringt auf):

Kinder, ich werde mich jetzt ein bißchen umziehen und anziehn gehn; dann werde ich einige Kreuzeretüden herunterhaſpeln, denn wenn ihr wirklich nach Griechenland reiſt, ſo laß ich mich unten in Athen doch natürlich vor der Königin hören.

Sie eilt durch den Flur die Treppe hinauf ab, gleich darauf hört man von oben Geigenſpiel.

Schilling:

Nee, Hellas und Rasmuſſen vertragen ſich nicht.

Mäurer:

Laß ihn, es handelt ſich jetzt nicht um Rasmuſſen. Es handelt ſich jetzt um dich und mich. Meine Idee wäre, daß wir vielleicht erſt ein bißchen nach Kleinaſien gehn, von da nach Athen, dann bleiben wir in Korfu zwei, drei Wochen lang; und im März ſind wir unten in Florenz, wo ich ja Gott ſei Dank meine Ateliermiete vor kurzem, und zwar noch im letzten Augenblick, für drei Jahre erneuert habe. Dort kannſt du auch, von den Uffizien gar nicht zu reden, mal wieder nackte Modelle ſehn.

Schilling:

Ich möchte dran glauben, wahrhaftig, Ottfried! Beinahe kann ich's, es geht aber nicht! — Sieh mal, mir dreht ſich die Galle im Leibe um, wenn ich denke, wieviel ich in den letzten fünf Jahren endgültig und unwiederbringlich verlumpt habe. Es iſt zu ſpät, man holt's nicht mehr ein!

Mäurer:

Bis zum ſiebenunddreißigſten Jahr kommt niemand ohne Bleſſur durch die Welt. Wir haben alle ein verknotetes Schickſal als Aufgabe, und die Löſung kann immer wieder nichts anderes ſein als die Tat.

Schilling:

Du ſtehſt breit und feſt und krauſt dir den Bart.

Dir gereicht eben alles zum Guten ſchließlich, und mir ſchlägt es zum Miſerablen aus.

Mäurer:

Nein, ich habe nur immer den Grundſatz gehabt, den ich auch dich zu befolgen bitte und der: „Nimm Kraft aus deiner Schwäche" heißt.

Schilling:

Ich hab keinen Pfennig Geld in der Taſche.

Mäurer:

Daß du das immer wieder betonſt, iſt bei einer alten Freundſchaft wie unſerer lächerlich.

Schilling:

Das hab ich auch ſchon ... das klingt ſehr verlockend! ... das hab ich auch ſchon von Frauenzimmern gehört. Und dann iſt es mir ziemlich übel bekommen.

Mäurer:

Frauenzimmer und Freund iſt ein ander Ding. Muß ich dich dran erinnern, Schilling, daß ich in alten Zeiten als Hungerleider mal vor deiner Tür um fünfzig Pfennig bitten geweſen bin, um nur mal wieder zu mittag zu eſſen?

Schilling:

Es hält mich nichts, es hindert mich nichts. Ich bin bereit, und im Augenblick meinethalben, mit dir nach dem Monde zu reiſen. Und doch glaub ich an die Geſchichte nicht! — Sieh mal, von meiner „Gattin“ Eveline bekam ich noch geſtern abend hier dieſen Brief. Du weißt vielleicht nicht, daß ſie über die neue Wendung der Dinge mit . . . mit Hanna im ſiebenten Himmel iſt. — Ja, ich hatte ihr ſcherzweiſe etwas von deinen Abſichten angedeutet. Ich hatte das Maul etwas vollgenommen, ſo etwa wie: meine ganze bisherige Tätigkeit wäre eigentlich lauter Vorarbeit und ſo weiter, und hoffte jetzt wirklich mit dem wirklichen Werk mal anzufangen; was man ſo, um Seiten zu füllen, ſchreibt. Und da lies mal gefälligſt den Dithyrambus! (Er wirft Mäurer den Brief hin): Alſo! Was ſollte mich alſo feſthalten? — vorausgeſetzt, daß von dem Reiſegeld etwas für die Mäuler zu Hauſe übrig bleibt.

Mäurer:

Was willſt du mit ſiebenunddreißig Jahren, mein Junge, denn anders gemacht haben als die Vorarbeit? Der Japaner Hokuſai ſagt: alles, was er im Alter vor ſiebzig Jahren gemalt habe, ſei nicht der Rede wert. Und du willſt im Alter des Schülers verzweifeln.

Schilling:

Na, Teufel, da will ich mir noch eine anſtecken!

— (Merkbar erregt, zündet er ſeine zweite Zigarre an): Weshalb auch nicht? — Na, alsdann! Verſuchen wirs eben noch mal. — Schneid hätt ich eigentlich immer, bloß eigentlich keine Traute nicht. Es iſt wahr, ich fühle mich hier etwas anders. Ich fühle mich hier — ich finde wirklich, daß feſte Entſchlüſſe ganz günſtig wirken! — ich fühle mich hier ſogar aufgefriſcht! Ich könnte beinahe glauben — beinahe wieder glauben, es gibt außer dem jammerwürdigen Sackhupfen nach der Krume Brot und ähnlichen kläglichen Amüſements noch einen anderen Zuſtand in der Welt. Die Erinnerung an … an … an den Geſtank fängt an zu verblaſſen in … in der ſalzigen Inſelluft. Man bildet ſich ein … ganz ohne Spaß, man bildet ſich ein … man fragt ſich, ob man ſich denn tatſächlich in dieſen verdammten, rückwärtigen Trichter muß hineinziehen laſſen? — Warum denn? Nein! Ich glaube das nicht! Ich werde mal ganz entſchieden nein ſagen! Warum laß ich nicht alles mal ſitzen und liegen und hocken und quetſchen und ſtinken nach Herzensluſt? Warum nicht? Denkſt du vielleicht, ich kann das nicht? Was denn? Sie ſaugen ſich an wie die Blutegel, ſie binden einem Hände und Füße delilahaft, ſie gießen einem Blei ins Hirn, ſie knebeln einem das Maul mit Gemeinplätzen und pauken einem mit einem täglichen Hagel von fauſtdicken

Dummheiten das letzte bißchen Ehrgefühl aus dem Tempel raus. Sucht mich im Peloponnes, meine Herrſchaften! (Während ſeines halb ernſten, halb drolligen Ausbruchs hat Schilling ſich erhoben und läuft umher. Gemeinſames Gelächter beider Freunde beſchließt die Rede.)

Mäurer:

Bravo! Man muß ſich die Leber mal freipulvern!

Schilling entdeckt plötzlich das Schirmchen der Hanna Elias. Er nimmt es auf und beſieht es von allen Seiten.

Schilling

(immer noch in Betrachtung des Schirmchens vertieft):

Sage mal, wem gehört denn das?

Mäurer

(das Schirmchen prüfend):

Das wird 'n Schirmchen von Lucie ſein! — Aber nein: die trägt ja nie ſolche Dinger.

Schilling

(betrachtet das Schirmchen, blickt dann mit einem fragenden Ausdruck in Mäurers Augen, dann wieder auf den Schirm, den er aufſpannt. Er unterſucht den Griff, lieſt von einem Silberplättchen):

— „Zum 13. Juni 99“ — (ſieht wiederum Mäurer an, tut wie abweſend einige Schritte langſam und dumm lächelnd auf die Flurtür zu, bleibt ſtehen, ſchließt das Schirmchen, ſagt halb abweſend, mit dem Ausdruck der Verlegenheit): — Ganz unbegreiflich! — (ſcheint dann aufzuwachen und geht mit den Worten): Entſchuldige mich mal einen Augenblick! — (durch den Flur in das Gaſtzimmer, um Klas Olfers zu ſuchen.)

Mäurer

(ergreift einen Spazierſtock und ſtößt dreimal gegen die Zimmerdecke. Sogleich verſtummt das Geigenſpiel und Lucie kommt die Treppe heruntergepoltert und ins Zimmer.)

Lucie:

Iſt Schilling hier?

Mäurer:

Nein. Was iſt denn los?

Lucie:

Ich habe in dieſem Augenblick oben auf dem engen Gange zwiſchen den Zimmern eine Dame getroffen, die ſah wie Hanna Elias aus!

Mäurer:

Hanna Elias? Das iſt ja unmöglich. Haſt du ſie angeredet?

Lucie:

Nein. Ich war ſo verdutzt, ich hätte kein Wort hervorgebracht. Und außerdem war ich auch nicht ganz ſicher. Es iſt in dem Gange nicht hell genug.

Mäurer:

Deshalb wirſt du dich auch wahrſcheinlich getäuſcht haben; — das heißt —: Schilling hat eben jetzt hier ein kleines grünes Schirmchen entdeckt! — Sollte das Unheil doch in der Luft liegen? — Na, jedenfalls red ich mit ihr kein Wort.

Lucie
(hält noch immer die Klinke der Tür, die ſie hinter ſich zugezogen hat, feſt):

Fragen wir doch mal Olſers, Ottfried!

Mäurer:

Oder hole doch mal das Fremdenbuch! Ich ſah vorhin ſchon den Olſers, der ja doch neugierig wie ein Rotſchwanz iſt, mit der fettigen Kladde um die Zimmertüren der Fremden herumſchleichen.

Lucie eilt reſolut in das Gaſtzimmer hinüber und iſt ſogleich mit dem Fremdenbuch wieder bei ihm.

Lucie
(hat das Fremdenbuch auf den Tiſch gelegt, blättert haſtig):

Alſo — —: Frau Hanna Elias! — Hier ſtehts.

Mäurer
(er tritt heran, überzeugt ſich, daß der Name wirklich daſteht, und Lucie und er blicken einander längere Zeit ſprachlos an, dann ſagt er):

Das iſt doch tatſächlich ein — Aas, dieſes Frauenzimmer!

Lucie:

Pſt. Ottfried! Ich glaube, ſie kommen ſchon.

Mäurer:

Dann kriech ich durchs Fenſter, liebes Kind. Ich kann dieſe blutleere Fratze nicht ſehen. Dieſen lemuriſchen Wechſelbalg. Ich kriege das Grauſen vor dieſer Larve. Ich fürchte mich, wenn ich nachts unter einem Dache mit dieſem Geſpenſte bin. Ich bin überzeugt, es ſpringt ihr nachts eine weiße Maus oder was ähnliches aus dem offenen Mund und ſaugt ſich einem im Schlaf an die Pulsader. Adieu: komm nur nach, ich kneife aus! — (Er ſteigt, während man die Stimmen von Hanna Elias und Schilling laut auf der Treppe hört, eilig zum Fenſter hinaus.)

Lucie:

Ottfried, Ottfried! Sei doch nicht unſinnig. — (Sie iſt allein und wird von lautloſem Lachen geſchüttelt. Nachdem ſie ein wenig die Faſſung gewonnen hat, horcht ſie an der Tür und wiſcht dann, dieſe aufſtoßend, ebenfalls ſchnell hinaus.)

Hanna Elias und Schilling kommen jetzt die Treppe herunter, dieſer voran ins Zimmer, ſie folgt.

Schilling
(deſſen Antlitz jäh von einer beängſtigenden Bläſſe befallen iſt):

Sie ſind nicht mehr da. — Sie ſind ſchon fort. — Wahrſcheinlich ſchon an den Strand gegangen. —

Wart, ich häng deine Jacke auf, oder ... willſt du den Hut aufbehalten? — (Seine Bewegungen ſind unſicher, ſeine Hände zittern vor Erregung. Er ſteckt den Kopf durchs Fenſter hinaus und ruft): Ottfried! Ottfried! Fräulein Lucie! — Nein! — Nun ſetz dich, Hanna. Das iſt unſere ſeparate Klauſe hier. Olfers hat ſie uns eingeräumt, damit wir nicht immerfort von den Gemeinplätzen der anderen Gäſte beläſtigt werden. So! — (Die Tür iſt geſchloſſen, er ſchließt auch noch das Fenſter.) Jetzt aber bitte ich dich, kläre mich auf.

Hanna

(nur auf dem Rande eines Stuhles ſitzend, die Arme ausgeſtreckt auf dem Tiſch ruhen laſſend, zerpflückt ein Papier):

Du biſt nicht ſehr froh, daß ich bei dir bin?!

Schilling:

Ich bin zunächſt mal überraſcht, liebe Hanna. Das kann ſchlechterdings auch nicht anders ſein, wie du zugeben wirſt. Alles andere iſt dabei Nebenſache.

Hanna

(wie vorher):

Ja, das ſagſt du —: für mich leider noch immer nicht.

Schilling:

Hanna, du ſollſt mich nicht falſch verſtehen. Natürlich freu ich mich, daß du da biſt, aber ſag mal ſelbſt — erwarten konnt ich dich doch nach dem, was geſchehen iſt, nicht; und nun gar auf dieſer entlegenen Inſel. — (Er reißt plötzlich wieder das Fenſter auf und ruft): Ottfried! — Es war mir, als ob ich ſeinen Schritt hörte.

Hanna
(wie vorher):

Das klang ja beinah wie ein Hilferuf!

Schilling:

Mich beunruhigt nur, wenn ſie nicht Beſcheid wiſſen. Wir pflegen nämlich faſt jeden Morgen in die Gegend des Leuchtturms hinauszugehn, oder treffen uns an der Kirchhofmauer im Kloſter, wo man einen umfaſſenden Ausblick hat. Ich will nur, daß ſie nicht auf mich warten.

Hanna:

Laß dich nicht ſtören, Gabriel, wenn du vielleicht eine Verabredung haſt.

Schilling
(gutmütig aufbrauſend):

Wie? Was? Du ſpaßeſt wahrſcheinlich, Hanna.

Hanna
(nach längerem Stillſchweigen):

Ja — um dir nun doch die Aufklärung einigermaßen zu geben, die ich dir vielleicht ſchuldig bin: wir wohnen zur Kur in Breege auf Inſel Rügen drüben. Und zwar war ich letzten Freitag beim Arzt und er alſo hat uns dorthin geſchickt — und da hörten wir auf dem Schiff ganz zufällig von Ottfried Mäurer, daß er auf Fiſchmeiſters Oye iſt. Und da ich ſchon in Berlin erfuhr, du biſt mit Ottfried Mäurer zuſammen, ſo wußt ich auch deinen Aufenthalt.

Schilling
(mißtrauiſch):

Der Arzt hat dich nach Breege geſchickt?

Hanna:

Ich hatte wieder drei Tage lang Bluthuſten.

Schilling
(nervös, als habe er ſelbſt dieſen Huſten):

Menſchenkind! Daß du nicht einmal gründlich Wandel ſchaffſt! Es iſt ja horrend, was du armes, ſchwaches Geſchöpf mußt durchmachen. (Er hat impulſiv ihre Hand ergriffen. Leiſe macht ſie ſich los und neſtelt ihren Hut vom Kopfe.)

Hanna:

Und dabei kam ich eigentlich für den Arzt nicht einmal in Betracht. Ich hatte ihm gar nicht von mir geſprochen.

Schilling
(ſtreicht über das nun freigelegte Haar):

Und alſo von wem?

Hanna:

Ach, es betraf nur, du weißt, meinen Kleinſten. Es betraf nur …

Schilling:

Den kleinen Gabriel?

Hanna:

Er kann ſich noch immer nicht recht grade aufrichten.

Schilling
(verfinſtert ſich plötzlich und geht mit düſterem und verbittertem Geſichtsausdruck auf und ab, nachdem er ſeine Hand von dem Scheitel Hannas genommen hat):

Liebe Hanna, ich habe die Welt nicht gemacht. Es tut mir leid: ich bin für die grauſige Spaßhaftigkeit des Daſeins nicht verantwortlich. Wenn ich könnte, ſo würd' ich den kleinen, erbärmlichen armen Schlucker von Jungen ſofort geſund machen. Es iſt mir unmöglich. Ich kann es nicht! — Ich habe Tage und Nächte gehabt … es geht nicht! — Hanna, ich kann nicht mehr! — Ich kann nur dem Fatum ſeinen Lauf laſſen.

Hanna:

Es iſt gut, daß das Fatum iſt!

Schilling:

Wieſo?

Hanna:

Man kann auf das Fatum vieles abwälzen.

Schilling
(ſchweigt, hält mit beiden Händen ſeine Schläfen und blickt, von Hanna, abgehetzt, verzweifelt, gegen die Zimmerdecke; ſo ſtehend, ſagt er nach einer Weile):

Weshalb biſt du gekommen, liebe Hanna?

Hanna
(wie vorher, ruhig, aber mit bebender Stimme):

Weil ich nicht ohne dich ſein kann, Lieb.

Schilling
(aus gepeinigter Seele, wie unter einem neuen Peitſchenſchlag):

Das iſt eine Lüge! Das glaub ich dir nicht!

Hanna
(ſehr ruhig, ſehr bleich):

Wieſo iſt das eine Lüge, Liebling?

Schilling
(nach einigem Stillſchweigen, mit ſcheinbarer Feſtigkeit):

Hanna, dies alles liegt hinter mir. Ich bin ſoweit ... ich habe es hinter mich gebracht ... mit Gottes Hilfe nun überwunden. Ich habe es mit unendlicher Mühe, ſag ich dir, endlich in den gehörigen Abſtand von mir gebracht. Es iſt nicht anders. Es iſt zu Ende!

Hanna:

Gut! (Sie erhebt ſich.) Du biſt gegen mich eingenommen durch irgendwen. Irgendjemand, den ich nicht faſſen kann, hat mich in deine Ohren verleumdet. Gut! Ich werde dir aus dem Wege gehen. Obgleich ich nicht weiß, womit ich gefehlt habe. Aber, Liebling, ich bitte dich, ſofern es dir irgend genehm ſein ſollte: nimm mir den marternden Schmerz der nagenden Grübelei aus der Bruſt; gewähre mir, wenn es ſein kann, die eine letzte Gelegenheit, den Schandfleck von meinem Leibe zu waſchen, der ihn in deiner Erinnerung ſonſt für ewig entſtellen wird: Wie habe ich dich belogen, Liebling?

Schilling:

Frage, wo du mich nicht belogen haſt! Ich gebe ja zu, daß es für eine Frau, wie dich, für eine ſo geniale Frau nicht immer ſo abſolut leicht iſt, Lüge von Wahrheit zu unterſcheiden. Aber laß das! Erpreſſe mir dieſe bittren Bekenntniſſe nicht! — Es iſt nicht ſchön, wenn die Leute abrücken; glaube mir, es war kein erhabener Moment, als mir der erſte den Rücken kehrte — dann der zweite, der dritte, der vierte Schlaukopf im Künſtlerklub. Das iſt keine ſpaßhafte Überraſchung, die einem da widerfahren iſt! Aber Teufel, was wäre mir ſchließlich das!? Auch daß ihr beide, dein Herr Gemahl und du, mich in eure öſtliche Schmutzfinkenwirtſchaft eingewickelt habt, in eure kaltblütig vorher abgekartete Trennungskomödie, iſt es nicht! Eure Vorurteilsloſigkeit ließ das erwarten. Was aber hernach deine wunderbare Liberalität gegen deine Landsleute dir tatſächlich noch möglich machte, das zu berühren fehlt mir der Handſchuh auf der Hand.

Hanna:

Verleumdung!

Schilling:

Richtig! (Er zündet die ausgegangene Zigarre wieder an und ſagt kalt, mit verändertem Ton): Sag mal, Hanna, wann wirſt du abreiſen!

Ihn überkommt nun plötzlich eine auffallende Gleichgültigkeit. Er läßt ſich auf das Sofa fallen, pafft, und ſcheint ſich ausſchließlich ſeiner Zigarre zu widmen. Hanna dagegen ſchreitet nun erregt im Zimmer umher.

Hanna:

Dies iſt, wie mir ſcheint, hier ein Gaſthaus für jedermann, der die Zeche nicht ſchuldig bleibt! — Ich werde reiſen, wann mir's beliebt. — Ich werde keinesfalls vor dem morgenden Tage abreiſen! — Schon deshalb nicht; ich habe eine Freundin aus Rußland mit und kann mich unmöglich lächerlich machen.

Schilling:

Warum haſt du die Freundin mitgebracht?

Hanna:

Warum lebſt du denn hier mit deine Freunde? — Mir liegt nichts an ihr, ich brauche ſie nicht. Nun alſo: Sie hat ſich an mich gehangen, ſie iſt ohne Bekannte in Berlin; — ſie iſt eine harmloſe kleine Perſon; und ich bin ein Weib, von allen verlaſſen. (Sie ſteht am Fenſter und weint leiſe.)

Schilling
(nach längerem Stillſchweigen, leiſe):

Ich rate dir, wieder zu deinem Mann zu gehn.

Hanna
(fährt auf, mit leidenſchaftlicher Heftigkeit):

Nie! Niemals! Warum ſagſt du das, Gabriel? Wo du doch weißt, wie bis ins Herz hinein mich das kränkt. Ich habe nichts mehr mit ihm zu tun. Ich werde mit meinem Kind trockenes Brot eſſen, aber niemals werd ich auch nur einen Pfennig bei ihm erbitten gehn. Viel lieber ſelbſt nach Odeſſa zurück und von dort mit dem Kinde im Arm nach Sibirien.

Schilling

(erhebt ſich, ſeufzt tief und geht umher.)

Hanna:

Ihr quält eine Frau, das vermag nur der Deutſche!

Schilling:

Gut, Hanna, nehmen wir das mal an! — Jetzt ſei ſo gut, Hanna, beruhige dich! Ja? Laß deinen bewährten Verſtand mal aufleuchten! — Laß mich! Verfolge mich einige Wochen, einige Monate lang nicht! Die Sache iſt die: ich bin nicht mehr ich! Mein ganzes Weſen, meine ganze urſprüngliche Art zu ſein, iſt durch das Leben mit dir umgebildet; glaube mir, daß ich mir ſelber entfremdet bin. Ich bin alledem entrückt und entfremdet worden, womit und wozu ich geboren bin, und wodurch ich allein exiſtiere und wachſe. Das hab ich verloren, das ſuche ich nun. Und dazu muß ich allein ſein, Hanna. Ich muß mich beſinnen, ich muß blindlings faſt wieder zum Kinde werden! Erſt wieder neu gehen lernen, genau wie ein Kind!

Hanna:

O, ich weiß wohl; ich kenne die ganze Intrige.

Ich kenne den Mann, der ihr Urheber iſt. — Er hat mich gemieden von Anfang an; ſchon als du uns das erſtemal vorſtellteſt, wußte ich gleich, er iſt mein Feind. — Nun, ich verlange von ihm nicht Gerechtigkeit — aber wenn er behauptet, und wenn er ſagt, er wolle dein Beſtes mehr als ich ... wenn Ottfried Mäurer das ſagen will, Gabriel, ſo achte ich dieſe niedrige Lügen auch nur im allergeringſten nicht!

Schilling
(preßt ihr Handgelenk, wird von einer anderen Empfindung mehr und mehr überwältigt):

Verſtehe! Begreiſe, geliebte Hanna! Ich möchte ſchreien ... ich möchte dir klar machen ...

Hanna:

Und ich wünſchte, ich wäre weit fort von hier!

Schilling
(in heißer Umarmung):

Bleib! Bleib! Verzeih mir, geliebte Hanna!

Dritter Akt

Zwiſchen zwei Sandhügeln zieht ſich ein breiter Feldweg nach dem Hintergrunde zu, zwiſchen anderen Hügeln, gegen das Meer hin verſchwindend. In dem Winkel, den die ferneren Hügel bilden, ſteht die See als tiefblaue Wand. Darüber das hellere Blau des wolkenloſen Himmels. Rechts vom Wege, im Vordergrund, liegt ein wenig höher hinauf ein Kirchhof; ein Teil ſeiner niedrigen Umfaſſungsmauer iſt ſichtbar, über die Mauer ragt ein altes Kruzifix. Ziemlich weit vorn ſteht, in die Mauer eingebaut, die kleine alte, mit Schindeln bedeckte Leichenhalle. Außer einem zerzauſten Hollunderſtrauch an der oberen Ecke, außerhalb der Mauer, zeigt ſich keine Vegetation. Nahe bei dieſem Hollunderſtrauch iſt aus vier Pfählen und einem Brett vor Jahren eine Bank errichtet worden, die ſtark verwittert, noch ſteht. Links vom Wege liegt ein impoſantes, aber ſtark verfallenes Mauerwerk, Reſte eines alten Kloſters. Das beſterhaltene Stück iſt ein Torbogen aus braun-rötlichen Ziegelſteinen. Einige ſehr alte Pappeln und Eſchen erheben ſich dahinter. Etwas romantiſch Düſteres liegt über dieſem Gebiet.

Nicht mehr als zwei Stunden ſind vergangen ſeit den Geſchehniſſen im zweiten Akt.

Lucie liegt unweit der kleinen Bank leſend im Thymian. Mäurer kommt vom Meer her den Weg hervor und zu ihr.

Mäurer:

Bravo! Du biſt noch allein, Schuſterchen. Puh! Ich fürchtete, es würde womöglich um dich her ſchon ruſſiſch geſprochen. Eine verfluchte Geſchichte iſt das!

Lucie:

Ich glaube, der arme Schilling mit ſeinen Damen kommt nicht, er fürchtet ſich.

Mäurer:

Wie kann man um Gottes willen ein Weib ſo wenig im Kuſch halten, daß ſie einem wie eine Bracke überall auf der Fährte liegt! Die ganze Inſel iſt mir verleidet. Sie hat längſt, kannſt du mir glauben, die Witterung, daß wir mit Schilling etwas vorhaben. Das muß ſie durchkreuzen. Davon hält ſie kein Anſtandsgefühl und nichts in der Welt überhaupt zurück. — Aber ſie kann ganz ſicher ſein, ich habe mir das jetzt auf meinem Gange alles durchüberlegt — ſie hat in mir einen zum letzten entſchloſſenen Gegner gefunden. Dieſe Beute jag ich ihr ab.

Lucie:

Vielleicht ſteht es gar nicht ſo ſchlimm, wie du denkſt, Ottfried, und Schilling hat Energie genug für ſich allein.

Mäurer:

Sobald ſich's um Energie handelt, trau ich ihm nicht. Nein! Beſonders jetzt nicht. Da dürfte doch ein ſehr entſchiedenes Nachhelfen unbedingt nötig ſein; daran ſoll es nicht fehlen, ich werde ſchon nachhelfen. Aber, ob es gegenüber ihrer überlegenen weiblichen Strategie und ihrem Arſenal gegenüber was nützen kann, weiß ich nicht.

Lucie
(lacht):

Du wirſt ſie mir ſchließlich noch ganz intereſſant machen.

Mäurer:

Daß ſie intereſſant iſt, leugne ich nicht. Ich muß ſogar manchmal an Goya denken. Ich kann mir ohne Schwierigkeit vorſtellen, daß ſie dort oben (er weiſt auf den Kirchhof) hinter der Mauer zu Hauſe iſt, in Gräbern hauſt und in Ewigkeiten verurteilt ſein könnte, ſich durch heißgeſogenes Männerblut für ein grauſiges Scheindaſein aufzuwärmen.

Lucie
(lachend):

Wenn das wahr wäre, müßte man ihr verzeihn.

Mäurer:

Durchaus nicht. Ich hätſchele keine Geſpenſter.

Lucie:

Wenn ich dir nun aber ſage, Ottfried: ich weiß nicht, wieſo mir hier alles geſpenſtiſch iſt; das Meer am Tage, das ununterbrochene Wuchten und Brauſen der Brandung die ganze Nacht! Die Sterne, die Milchſtraße iſt mir geſpenſtig! Und ich freue mich, daß alles hier ſo geſpenſtig iſt! Deshalb lieg ich auch hier an der Mauer ſo gerne.

Mäurer:

Ich kann dir eine andre Empfindung zugeben, die den meiſten Menſchen abhanden gekommen iſt: das klare Gefühl, das ſich hier ununterbrochen meldet, daß hinter dieſer ſichtbaren Welt eine andre verborgen iſt. Nahe mitunter, bis zum Anklopfen. Dieſes Gefühl ſoll dir, wenn du das meinſt, erlaubt ſein, Schuſterchen. Im übrigen aber bin ich für dich verantwortlich, und ich habe eigentlich, als ich dich mit hierher nahm, nicht den Gedanken gehabt, dich in trübe Vorſtellungskreiſe zurückzuverwickeln.

Lucie:

Du meinſt, daß mir das Träumen von Mutter was Trübes iſt?

Mäurer:

Mit offenen Augen ſoll man nicht träumen; am hellichten Tage träumt man nicht. Ich habe ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß alle dieſe Geſpenſter Blut trinken. Und das auf die Dauer auszuhalten, haben wir alle nicht Blut genug.

Lucie:

Du irrſt dich, wenn du meinſt, daß mir der eigentümliche Zuſtand, dem ich ſo gern hier nachhänge, ſchädlich iſt. Er wirkt angenehm; er iſt mir wohltätig. Es iſt ungefähr ſo, als wenn jemand durch eine Tür in unbekannte Räumlichkeiten gegangen iſt, und während die Tür ſich öffnet und ſchließt, folgt man ihm mit dem Blick und der Seele ein Stück ins Unbekannte hinein.

Mäurer:

Ich weiß, wie ſehr dieſer Zuſtand verlockend iſt ... dieſer Zwiſchenzuſtand, könnte man ſagen, wo das Schemenhafte ſich überall ins reale Leben miſcht; wo man mit einem Fuß auf der Erde ſteht und mit dem andern im Überſinnlichen. Und doch ſchaudert der Menſch vor dem Eindruck von Todesfällen und den damit verknüpften aufwühlenden Folgezuſtänden ganz vernünftigerweiſe zurück.

Lucie:

Es iſt mir heiter, es iſt mir nicht aufwühlend. Ich wiege mich einfach in dem beſtimmten Bewußtſein, daß ich mit Mutter verbunden bin. — Es hat außerdem alles um mich etwas eigentümlich Interimiſtiſches. Ich weiß nicht, ich glaube nicht, daß das alles: das Rauſchen, das Licht, das Lerchengetriller endgültig iſt.

Mäurer
(legt den Arm um Lucie):

Aber hoffentlich ſind wir beide endgültig.

Lucie:

Meinſt du, Liebſter? Ich weiß es nicht! (Er küßt ſie inbrünſtig.)

Mäurer:

Dich nehm ich in alle Ewigkeit über alle Fixſterne und Planeten des Weltalls mit.

Lucie:

Wirklich?

Mäurer:

Was haſt du denn eigentlich, Lucie?

Lucie:

Nichts. (Sie ſieht ihn mit großen, feuchten Augen grade an): Ich denke nur manchmal — man ſieht es zum Beiſpiel auch in der Sache mit Schilling — daß wenn bei dir Liebe und Kunſt in Konflikt kommen, daß dir dann die Kunſt das vor allem Wichtige iſt.

Mäurer:

Ja, aber bei uns gehen ſie Hand in Hand, kleines Liebchen.

Lucie:

Hat dieſe Hanna nicht vor zwei Jahren noch einen Sohn gehabt?

Mäurer:

Sie behauptet ſogar von Schilling.

Lucie:

Nun, und?

Mäurer:

Jawohl, es kann ganz gut möglich ſein. Es iſt ein entzückender blonder Strunk; nur leider, wie's ſcheint, nicht recht lebensfähig.

Lucie:

Na, und Schilling?

Mäurer
(zuckt mit den Achſeln):

Er hat mir die Photographie gezeigt. — Das Schickſal eines Kindes, Lucie, iſt während der erſten Jahre die Mutter. Sie vernachläſſigt es, weil ſie lieber Tee trinkt und in Wiener Cafes mit verlumpten Studenten kannegießert. Wenn ſie es braucht gegen Schilling, denkt ſie daran. Ich wundre mich überhaupt, daß ſie diesmal auf den Effekt, mit dem Kindchen im Arm als verlaſſene Mutter aufzutreten, verzichtet hat.

Lucie:

Eigentlich biſt du ſehr hart — doch ich hab dich lieb, Ottfried.

Mäurer
(lacht):

Dafür bin ich dann auch ein Dauerſpielzeug. — Oder iſt es nicht wahr, daß ihr, wie Kinder, was ihr liebt, am liebſten zunichte macht?

Lucie:

Pſt, Ottfried! Sie kommen. Wir wollen ihnen um Schillings willen entgegengehn.

Mäurer:

Ungern, äußerſt ungern, Schuſterchen.

Auf dem Wege im Hintergrunde tauchen Köpfe auf. Schilling, Hanna Elias und Fräulein Majakin. Lucie iſt elaſtiſch aufgeſprungen, Mäurer erhebt ſich langſam und widerwillig, geht aber, nachdem er ſich abgeklopft hat, mit Lucie den Ankommenden entgegen.

Schillings Stimme:

Kuui!

Mäurer antwortet nicht im Weiterſchreiten. Im Hintergrund findet dann die Begegnung ſtatt. Von der Begrüßung ſieht man die Verbeugungen und hört undeutliche Stimmen. Wiederum fliegt eine Möve von links hinten nach rechts vorn durch das Dünental über den Kirchhof. Nach einiger Zeit löſen ſich Mäurer und Fräulein Majakin aus der Gruppe und kommen nach vorn. Die übrigen bewegen ſich in der

Ferne die Hügel links hinauf, ſtehen einige Zeit in den Anblick des Meeres verſunken und verſchwinden dann aus dem Geſichtskreis.

Mäurer:

Sie kennen Frau Hanna Elias ſchon lange?

Fräulein Majakin
(langſam und überlegt redend, in der Ausſprache die Ruſſin verratend):

Oh nein! Ich kenne ſie erſt ſeit kurze Zeit. Wir trafen zuſammen auf eine Sitzung in Berlin dieſes Frühjahr von die letztverwichene große, internationale Frauenkongreß. Mein Vater iſt Arzt, meine Mutter iſt tot. Ich reiſe ſchon ſeit vier Jahren mit meinem Papa in Europa umher. Er hat ſeine . . . wie man ſagt? Praxis? — er hat ſeine Praxis aufgegeben.

Mäurer:

Ich war der Meinung, Ihre Bekanntſchaft mit Frau Hanna datiere ſich ſchon von Rußland her.

Fräulein Majakin:

Oh nein! Wie geſagt, erſt ſeit kurze Zeit. Aber ich bewundre ſehr Frau Hanna, ich verehre ihr ſehr, ich liebe ihr ſehr. Ich finde, ſie iſt eine Frau von Bedeutung, ſehr überraſchend, ſehr wunderbar intereſſant und klug.

Mäurer:

Worin ſehen Sie ihre Bedeutung, mein Fräulein?

Fräulein Majakin:

Ich liebe nicht Frauen, die Sklavinnen ſind, und die ſich ihr Recht am Daſein verkümmern laſſen. Ich verehre ihr ſehr, ich verdanke ſie viel. Ich kann beinah ſagen, ſie hat mir zu eine neue Religion . . . zu die Religion von Schönheit verholfen.

Mäurer:

Haben Sie denn in Rußland nicht ſolche Frauen maſſenhaft?

Fräulein Majakin:

Nein. Wir haben Frauen, ſie ſprechen den ganzen Tag von die Politik und gar nicht von Kunſt. Sie ſind oberflächlich. Man ſieht ſelten ſie faſziniert von Kunſt. Und es iſt ſehr ſchön zu bemerken, wie ſehr faſziniert von die große Kunſt von Profeſſor Schilling Frau Hanna iſt.

Mäurer
(mit einem ſardoniſchen Lächeln, das liebenswürdig ſein ſoll):

Tja! Das iſt ſehr hübſch, was ſoll man da ſagen? — Und Sie haben nun alſo die Religion von Frau Hanna auch in ſich aufgenommen? Was?

Fräulein Majakin:

Nun, ich bin leider noch jung und ſehr ungelehrt. Ich kann mir natürlich nur wenig von ihre Verſtändnis anmaßen. Sie müſſen mit mir, wenn ich bitten darf, nachſichtig ſein. Aber ich habe ſogleich in die Nationalgalerie begriffen, daß Profeſſor Schilling ein großer Künſtler iſt.

Mäurer:

Wo haben Sie das begriffen, mein Fräulein?

Fräulein Majakin:

In das Muſeum zu Berlin, wo mir Frau Hanna ſo freundlich war und hat mir vor die berühmte Werke von Profeſſor Schilling geführt.

Mäurer:

Ich glaube, wenn Sie das mal dem guten Schilling ſagen, daß er Profeſſor iſt und Werke in der Nationalgalerie hat, würden Sie ihm einen bisſchen Spaß machen.

Fräulein Majakin:

Wie ſagen Sie?

Mäurer:

Nichts. Es war weiter nichts.

Fräulein Majakin:

Es iſt ſchade um dieſen bedeutenden Menſchen.

Mäurer
(nachdem er ſie verdutzt eine Weile von der Seite angeſehen hat):

Das ſtimmt vielleicht. Ich hoffe indes, daß es noch nicht zu ſpät mit ihm iſt. Woher kommt Ihnen aber die Einſicht, mein Fräulein?

Fräulein Majakin:

Oh, es iſt nicht ſo ſchwer, in ſeine fieberhaft peinvolle Augen zu leſen und in die Linie von ſein ſchweres Leiden in ſeine ſchönen, verfallenen Geſicht.

Mäurer
(beinah erſchrocken):

Meinen Sie, daß er körperlich leidend iſt?

Fräulein Majakin:

Von ſeine pſychiſche Leiden ſpreche ich begreiflicherweiſe nicht.

Mäurer:

Nun, es macht mir eigentlich jedesmal Spaß, wenn Leute über Schilling erſchrecken. Es geſchieht nämlich meiſtens, wenn ſie ihn ſehen, beim erſtenmal. Schon vor achtzehn Jahren ſah Schilling ſo aus. Er ſelbſt pflegt immer den Witz zu machen, man könne durch dunkle Ringe um beide Augen die Welt viel genauer und gründlicher ſehn.

Fräulein Majakin
(ohne darauf einzugehen):

Denken Sie, ich habe mir nach die Radierungen, die ich ſehr liebe, in die Kupferſtichkabinette zu Petersburg von Ihre Perſon, Herr Profeſſor, auch eine ſolche Idee gemacht.

Mäurer:

Wieſo? Sie kennen meine Radierungen?

Fräulein Majakin:

Oh, ich habe ſie ſchon im zwölften, dreizehnten Jahr durch meinen Papa in die ruſſiſchen Sammlungen kennen gelernt.

Mäurer:

Wenn Sie einen ſolchen Papa haben, brauchen Sie doch eine Hanna Elias nicht!

Fräulein Majakin:

Ich habe gedacht an eine lange, bleiche Geſtalt mit kohlſchwarze Augen und dünne Lippen, an einen Menſch, der vor die viele große und furchtbare Viſionen wie von eine Fieber ausgehöhlt und gefoltert iſt. Und nun ſehe ich eine geſunde Gelehrten.

Mäurer
(zuckt mit den Achſeln, lacht):

Ja, ſo geht's einem, Fräulein, wie das ſo iſt. Man muß nie den unverzeihlichen Fehler begehn, ſeinen Idealen zu nah auf den Leib zu rücken.

Sie ſind während der Unterhaltung, zuweilen ſtehend bleibend, zuweilen ſchreitend, zu der kleinen Bank an der Mauer gelangt.

Mäurer:

Aber, bitte, wenden Sie nun Ihren Blick von dem unſchuldigen Gegenſtand Ihrer Enttäuſchung einmal ab und betrachten Sie unſre wundervolle Umgebung.

Fräulein Majakin:

Sie lieben, ſcheint es, über alles die Einſamkeit.

Mäurer
(luſtig erregt):

Ich bin ein Gott, wenn ich ſechs bis acht Stunden täglich ausſchließlich mir überlaſſen bin. Ein Tag in Geſellſchaft macht mich zu jenem geſchlagenen, ausgeplünderten, armen Mann, der von Jeruſalem nach Jericho zog und unter die Mörder fiel.

Fräulein Majakin:

Oh, ich liebe Geſellſchaft, ich liebe die Menſchen!

Mäurer:

Und alſo gefällt Ihnen höchſt wahrſcheinlich unſre Inſel, wo es keine Wiener Cafés, keine Konzerte und keine Theater gibt, nicht?

Fräulein Majakin:

Oh nein, ich begreife wohl, wie dies alles von eine beängſtigend kalte Größe und Schönheit iſt. Nur ich leide in ſolche Umgebung an eine ſchwere Empfindung von die eigne Geringfügigkeit und Verlaſſenheit. Dagegen ich liebe, wie eine Gott: der Menſch! Mir ſagen nichts dieſe tote Sandhügel, wo nichts auf die Schrei meines Herzens hört. Ich bin für ihr nicht, und ſie ſind für mir nicht, und nur der Menſch iſt dem Menſchen Gott, Himmel, Welt, Heimat und Zufluchtsort. Ich kann in die tote Natur keine Sinn bringen.

Mäurer
(verdutzt):

Wie alt ſind Sie denn, Fräulein Majakin?

Fräulein Majakin:

Ich bin vor drei Tagen ſiebzehn geworden.

Mäurer:

Da gratulier ich nachträglich noch!

Lucie kommt in ihrer temperamentvollen Art über die Dünen nach vorn.

Lucie:

Du läßt uns ja auf hinterliſtige Weiſe im Stich, lieber Ottfried!

Mäurer
(kühl):

Wieſo?

Lucie:

Ich ſtöre doch nicht hier ebenfalls?

Mäurer
(kurz trocken):

Wieſo ebenfalls? — Keineswegs doch, Lucie.

Lucie ſtutzt, lacht und nimmt mit einigem Abſtand auf der Erde Platz. Sie zupft Halme aus und kaut ſie, zugleich Mäurer und Fräulein Majoſin unauffällig beobachtend.

Lucie:

Dein ſchnelles Abbiegen hat, glaub ich, den guten Schilling etwas gekränkt, Ottfried.

Mäurer
(antwortet Lucien durch einen Blick über die Augengläſer, wobei er erſtaunt und mit Mißbilligung ihrer Indiskretion

den Kopf ſchüttelt, ſchließlich wendet er ſich mit Achſelzucken von ihr ab und zu Fräulein Majakin):

Wovon ſprachen wir doch, Fräulein Majakin?

Fräulein Majakin:

Oh, verzeihen Sie, Herr Profeſſor, was mögen dies wohl für alte Ruinen ſein?

Maurer:

Es ſind Reſte von einem Kloſter einer alten, ehemaligen Franziskaneranſiedlung. Hier hauſten die grauen Mönche von Stralſund. Man findet noch alte Kellergewölbe, und ich weiß beſtimmt, wer an Geiſter glaubt, der kann die Fratres und Patres noch ſehen nachts ihre Meſſe zelebrieren und Umzug halten.

Lucie:

Kannſt du mir eigentlich ſagen, Ottfried, ob dort nach Weſten zu in der See noch andre Inſeln ſind?

Maurer:

Nein.

Lucie:

Ich höre den ganzen Tag, und zwar ununterbrochen, Glockenläuten.

Mäurer:

Ich auch. Es kann eine Glockenboje, aber noch wahrſcheinlicher abſolute Gehörstäuſchung ſein.

UNIV BIBL BERLIN

Fräulein Majakin:

Ich zweifle faſt an die Wirklichkeit, wenn ich denke, daß mich der glühende Wunſch von meine unreiſe Mädchenjahre, Sie zu ſehen, nun auf dieſe unbekannte, einſame Inſel, in dieſe fremde, ſonderbare Umgebung auf einmal ganz wunderbar erfüllt worden iſt. (Sie blickt auf ihre Hände, die etwas zerſtochen.)

Schilling und Hanna Elias erſcheinen im Hintergrund.

Schilling
(mit fazenhaften Gebärden, ſchreiend):

Ahoi! — Kuckuck! Ahoi, Kuckuck!

Mäurer
(nervös beunruhigt):

Beinahe möchte ich gegen Sie ehrlich ſein. Ich ſtimme nicht ... ich weiß nicht, woran es liegt ... ich ſympathiſiere mit Ihrer Freundin Hanna Elias nicht. Ich gerate in einen, wir Deutſche nennen das rappligen Zuſtand. Ich bin ungerecht, es reizt mich an dieſer Perſönlichkeit jede Miene, jede Bewegung, jedes Wort. Wenn es Ihnen recht iſt und Sie meine Geſellſchaft nicht läſtig finden, ſo könnten wir ihnen vielleicht noch für einige Zeit, um die Kirchhofmauer herum, aus dem Wege gehn.

Lucie
(mit Entſchloſſenheit):

Damit würdeſt du Schilling bitter beleidigen!

Schilling
(wie vorher, etwas näher):

Ahoi, Kuckuck!

Der Kuckucksruf, den Schilling laut und ziemlich getreu nachmacht, wird vom Echo, aus der Gegend des Kirchhofs, jedesmal ſtark und deutlich wiederholt.

Mäurer
(zuckt mit den Achſeln, wird vor Ärger rot und ſagt ſcheinbar gleichgültig):

Wo werden Sie denn im kommenden Winter ſein, Fräulein Majakin?

Fräulein Majakin:

In Berlin. Mein Vater gedenkt bis zu Ende März in die dortige Bibliothek zu arbeiten.

Schilling
(noch näher):

Kuckuck! — (Echo: Kuckuck!) — Ahoi! — (Echo: Ahoi!) Hört ihr den Kuckuck, Kinder?

Mäurer
(ruft dagegen):

Im Herbſt einen Kuckuck? Botanik ſchwach!

Schilling
(äußerlich übertrieben forſch, in heimlich bettelnder Verlegenheit):

Ehrenwort, Ottfried! Kannſt du nicht hören?

Lucie
(zu Ottfried):

Du kannſt dich auch überzeugen, daß unter den toten Vögeln, die nachts an den Scheiben des Leuchtfeuers zugrunde gehn, und die um den Leuchtturm unten herum liegen, auch der Kuckuck iſt.

Schilling
(wie vorher):

Kuckuck! — (Echo: Kuckuck) — Kuckuck! — (Echo: Kuckuck).

Mäurer:

Du biſt ja recht ſpaßhaft aufgelegt.

Schilling:

Ihr lacht, weil ihr nicht wißt, wer da eigentlich antwortet.

Mäurer:

Na, ich denke ein Kuckuck!

Schilling:

Ja Kuchen, Ottfried! Das iſt der ſpaßhafte Anton mit der Senſe, der hinter der Leichenhalle ſitzt! — Hört ihr ihn denn nicht dengeln, Kinder? (Man hört das Geräuſch eines Dengelnden.) Kuckuck! — (Echo: Kuckuck! lauter, als vorher.) (Die Geſellſchaft bricht in krampfhaftes Lachen aus.) Wer hat gute Augen von den Herrſchaften? Der leſe mal, was hinten auf dem Spritzenhaus, oder wollte ſagen auf der Totenkapelle, geſchrieben ſteht!

Lucie
(lieſt langſam und laut):

„Der Tod iſt verſchlungen in den Sieg.
Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg?
Erſter Corinther fünfundfünfzig.“

Schilling
(mit theatraliſcher Geſte und Wildheit):

Kuckuck! — (Echo: Kuckuck!) — Kuckuck — (Echo) — Kuckuck — (Echo).

Mäurer:

Nanu hör aber mal auf mit dem gruſeligen Unſinn.

(Schilling iſt mit Hanna Elias, die ſehr bleich iſt, herangekommen.)

Schilling
(krampfhaft unbefangen):

Ich geſtatte mir, vorzuſtellen: Ottfried Mäurer, Frau Hanna Elias, langjährige, brave Freundin meinerſeits. Ein Königreich für ein Glas Pilſener Bier, meine Herrſchaften.

Mäurer:

Wieder verſchwitzt — Donnerwetter noch mal! Gleich, wenn wir zu Hauſe kommen, wird nach Stralſund telegraphiert, und morgen haſt du ein ganzes Faß davon.

Hanna
(laut zu Fräulein Majakin):

Er war ſchrecklich niedergedrückt, wie er ſagt, und nun iſt ihm die heitere Laune wiedergekommen.

Schilling
(mit ironiſcher Begeiſterung):

Das iſt die unendliche Freude, Freude, Freude, mein liebes Kind!

Hanna
(finſter):

Oh, ich nehme nicht an, daß etwa nur ich die einzige Urſache deiner Freude bin. Dennoch fühl ich ſehr wohl, wie wichtig es war, hierher zu kommen.

Schilling
(mit ironiſchem Pathos):

Ich danke, du opferfreudiges Weib.

Mäurer:

Vielleicht intereſſiert es Sie, Fräulein Majakin, einen Blick auf die ärmlichen, namenloſen Gräber zu tun.

Schilling:

Willſt du dich wieder drücken, Ottfried?

Mäurer:

Mich drücken? Wieſo? Ich verſtehe dich nicht.

Schilling:

Weil dir vielleicht die Geſellſchaft eines Künſtlers, der nicht ſo viel ſolides Sitzfleiſch hat wie du, ſtörend iſt.

Mäurer
(ſchneidend):

Ich ſtehe bei meiner Arbeit meiſtens. — Wir kommen gleich wieder; ich zeige der Dame nur mal einige der eigentümlichen Inſchriften, die auf dem Kirchhof ſind.

Schilling:

Ein toter Heuſchreck hopſt nicht mehr.

Mäurer:

Wie meinſt du?

Schilling:

Das wäre auch ſo 'ne nette Inſchrift. Dort oben liegen nämlich Leute, die ohne zu wiſſen wie auf dieſe Inſel gekommen ſind.

Mäurer:

Jawohl, es ſind geſtrandete Seeleute.

Schilling:

Sie ſind ſonſt ziemlich mit heiler Haut, die Füße voran, hier angelangt. Nur mit etwas durchnäßten Unterhoſen. Aber die trocknen ſchon wieder mit der Zeit. Manche ohne Hut, einige ſogar ohne Strümpfe. Einem wackren Seemanne macht das nichts! Man kann ja pumpen, pumpen, pumpen ſein Leben lang.

Mäurer:

Wenn das deine neuerworbene gute Laune ſein ſoll, lieber Schilling, dann wünſch ich mir wirklich deine ſogenannte ſchlechte Stimmung von heute morgen zurück! — Entſchuldige uns einen Augenblick.

Mäurer entfernt ſich mit Fräulein Majakin, und man ſieht ihn durch eine kleine Gitterpforte den Kirchhof betreten. Schilling blickt ihnen nach, zuckt die Achſeln, lacht kurz in ſich hinein, nimmt auf der Bank Platz und zieht Hanna neben ſich, mit dem Blick immer noch das Paar auf dem Kirchhof verfolgend. Alsdann fährt er ſchnell herum und ſieht mit einem verlorenen Lächeln Lucie an, die noch ruhig im Sande liegt.

Schilling:

Ja ja, ſo geht's in der Welt, Fräulein Lucie.

Lucie
(antwortet, in dem ſie Thymian in der Handfläche reibt, mit Bedeutung):

Der Menſch denkt, und der Kutſcher lenkt.

Hanna:

Gott ſei Dank, ich habe es ſchon auf der Züricher Univerſität verlernt, mir von Männern, die unhöflich ſind, imponieren zu laſſen.

Schilling:

Und auch Leute, die auf ihren Erfolgen, wie auf Stelzen gehn, imponieren mir nicht.

Lucie:

Das kommt Ihnen nicht aus dem Herzen, Schilling. — (**Sie erhebt ſich**): — Übrigens, Schilling, wenn Ottfried wiederkommt, und er etwa mich, was ich nicht glaube, vermiſſen ſollte, ſagen Sie, bitte, ich wäre zuhaus.

Schilling
(mit Beziehung auf Fräulein Majalin, Luciens Worte wiederholend):

Der Menſch denkt, und der Kutſcher lenkt! Es iſt kein Verlaß in ſolchen Sachen. Die Überraſchungen hören nicht auf. — (Mit Augenzwinkern): — Wollen wir mal ſchlau nach dem Rechten ſehn?

Schilling hat ſich erhoben und ſchleicht mit komiſcher Vorſicht, als ob er Mäurer und Majalin belauſchen wollte, gegen die Kirchhofmauer, die er erklettert.

Lucie
(unwillkürlich lachend):

Fallen Sie bloß nicht da runter, Schilling!

Schilling:

Und beſonders nicht nach innen hinein!

Lucie:

Nein; lieber, wenn's geht, noch mal nach außen.

Schilling tut einen abſichtlich komiſchen Fall von der Mauer nach außen Lucie läuft lachend davon und verſchwindet. Schilling ſteht da und putzt ſich die Kleider ab.

Hanna:

Gabriel, haſt du dir weh getan?

Schilling:

Keine Spur! Ich glaube, ich rutſchte freiwillig runter. — (Sie an ſich ziehend, heiß, ihr ins Ohr): — Woll'n wir nochmal in die Dünen gehn? — Bernſtein ſuchen, mein ich natürlich.

Hanna
(bleich und erregt):

Tu alles nach deinem Belieben mit mir.

Schilling:

Komiſch, die wilden Schwäne, die über uns hinleierten! Biſt du erſchrocken?

Hanna:

Ein wenig!

Schilling:

Ich nicht. Meinethalben könnten es Viecher mit Klauen geweſen ſein, ich hätte dich doch nicht losgelaſſen! Du Schwarze, du Schneekühle, du Braut von Korinth! — (Er ſtutzt): Siehſt du Mäurer?

Hanna:

Gott ſei Dank, nein, ich ſehe ihn nicht.

Schilling
(ſchadenfroh, geheimnisvoll):

Er hat auf die Majakin angebiſſen.

Hanna:

Nun, weder als Künſtler, noch auch als Menſch, ich bewundere ihn nicht. Er kann nur wehrloſe Frauen beleidigen.

Schilling
(mit ſpaßhafter Entrüſtung):

Ja, es iſt wahr, Hanna; ſoll ich ihn fordern?

Hanna:

Du ſcherzeſt; ich weiß. Du ſollſt es nicht tun und tuſt es auch nicht.

Schilling:

Durſt. (Er läßt ſich auf die Erde nieder, mit dem Munde über eine Lache, und trinkt.) — Oh, ſchmeckſt du prächtig! — (Er gewahrt ſein Spiegelbild in der Lache und erſchrickt): — Kruzitürken, bin denn das ich?!

Hanna:

Du trinkſt doch aus dieſer grünlichen Lache nicht?!

Eine Krähe ſchreit.

Schilling:

Verfluchte Krähe! Willſt du dein Maul halten! — Komm mal her. Hanna, ſieh mich mal an — —? Wie ſeh ich aus?

Hanna:

Ganz wie immer, Liebſter!

Schilling:

Na, alsdann! Wozu ſoll ich nach Griechenland?

— (Er iſt aufgeſtanden und ſtarrt bewegungslos gegen das Meer hin.)

Hanna

(vermag ihre heimliche Beängſtigung durch ſeinen eigentümlichen Zuſtand nicht mehr zu verbergen):

... Und wenn du mir dieſen Augenblick die Weiſung geben willſt, Gabriel: reiſe ab, in derſelben Stunde will ich noch abreiſen. Befiehl mir! Ich weiß, daß du von dieſem kalten, herzloſen Menſchen abhängig biſt. Ich will deine Hand küſſen und will abreiſen. Ich ſehe wohl ein ... ich will nicht, daß du gepeinigt biſt.

Schilling:

Horch mal, die See rauſcht bis hier herauf. — (Er horcht, erhebt plötzlich aus ſtarrer Verſonnenheit ekſtatiſch die Arme, als ob er eine überirdiſche Viſion ſähe): Oh! Oh!! Oh!!! Oh!!!! Das Element! Das Element! (Wie geblendet von einem überirdiſchen Glanz, in den er ſich auflöſen möchte, beginnt er zu wanken.)

Hanna:

Um Himmels willen, was iſt dir denn, Gabriel?

Schilling:

Nichts! Gar nichts! Ruhn! Müde! Nur ausruhn, Liebchen!

Er hängt ſchwer in Hannas Armen, die ihn zur Erde niedergleiten läßt.

Hanna:

Gabriel! Gabriel! Gabriel!

Vierter Akt

Ein Zimmer im erſten Stock des Saalbaues von Klas Olferts Gaſthaus; weiß getüncht mit zwei Fenſtern in der Hinterwand. Der Blick durch dieſe Fenſter geht frei auf die See, die wiederum wie eine blaue Wand die Rahmen ſo weit ausfüllt, daß nur ein kleines Stück Himmel oben ſichtbar iſt. Wiederum iſt ein ſtrahlend heller Herbſttag. Je eine Tür links und rechts verbindet den Raum mit anderen Gaſtzimmern. Er hat links an der Wand die einfache helle Holzbettſtelle mit Strohſack uſw. und bunter Decke. Rechts ein kleines Sofa mit Tiſch davor. Eine primitive Waſcheinrichtung mit Spiegel, einen Kleiderſchrank, darin Màurer, der das Zimmer inne hat, ſeine Garderobe unterbringt. An einigen Kleiderhaken hängen Màurers Hut, Wettermantel, Stock uſw. Auf dem Tiſch, der mit einer grünlichen Decke bedeckt iſt, ſteht eine Waſſerflaſche und Gläſer. In einer Zimmerecke befindet ſich Màurers geſchloſſener Reiſekoffer. Lucie ſitzt am Tiſch und ſchreibt Briefe. Hanna Elias kommt leiſe aus der Tür links.

Lucie:

Schläft Schilling wieder?

Hanna:

Jawohl, er ſchläft. Er iſt eine Minute aufgewacht und hat gefragt nach Doktor Rasmuſſen. Wann kann Herr Rasmuſſen früheſtens hier ſein?

Lucie:

Màurer hat gleich, noch bevor Schilling geſtern den Wunſch äußerte … gleich nach dem Anfall telegraphiert.

Hanna:

Und meinen Sie, daß er die weite Reiſe wird machen?

Lucie:

Aber ohne Zögern, ganz unbedingt.

Hanna
(nimmt am Tiſch Platz):

Er verlangt ſehr dringend nach Doktor Rasmuſſen. — (Nach kurzem Stillſchweigen fortfahrend): Ich werde nicht vergeſſen den geſtrigen Tag und die heutige Nacht, die ich auf dieſer Inſel verlebt habe.

Lucie
(abwechſelnd zuhörend, ſchreibend oder über den Brief nachdenkend):

Das glaube ich wohl.

Hanna:

Sie ſehen, wie gut es war, Fräulein Lucie, daß ich gekommen bin.

Lucie
(verdutzt):

Das kann ich nicht recht verſtehen, Frau Hanna.

Hanna:

Ich habe gefühlt in der letzten Zeit, daß mit

Schilling vorgegangen iſt eine tiefe Veränderung. Das hab ich gewußt und das hat mich beunruhigt.

Lucie:

Dann hätten Sie ſich aber doch ſagen ſollen, daß es gut für ihn wäre, mal für einige Zeit von ſeinen Sorgen befreit zu ſein.

Hanna:

Er iſt ſo zerrüttet von die ſchreckliche Quälereien von ſeine echt deutſche Ehefrau, daß er hundertmal zu mir geſagt hat: „Hanna, nur wenn du bei mir biſt, habe ich ein Gefühl von Geborgenheit." Es iſt ein Verbrechen, was eine ſolche Frau an dem Manne begeht, mit ihren Vorwürfe, ihre ewige Tränen und Anklagen, mit ihre täglichen Forderungen um Geld, wo er doch nicht, trotz aller Arbeit, verdienen kann, und ſie könnte mit ihrem Klavierunterricht viel beſſer als er das Leben verdienen.

Lucie:

Mag ſein, daß Frau Eveline nicht ſehr beſonders tatkräftig iſt; ſie ſoll es ja früher, als ſie von England zurück als Gouvernante kam, reichlich geweſen ſein.

Hanna:

Ich habe dieſen Mann im Elend gefunden, im

Elend geliebt! Weil er elend war, hab ich ihn geliebt. Ich wollte ihm helfen in ſeine Verzweiflung. Ich nahm nie einen Pfennig Geld von ihm. Eher ſucht ich es, wo ich es finden konnte! Ich wollte ihn aus der Sorge reißen. Ich wollte nicht, wie Eveline, durch ihn verſorgt und erhalten ſein. Sie wirft auf den armen Schilling jede Verantwortung. Ich trage ſelbſt die Verantwortung. Ich weiß, ſeine Kunſt iſt viel zu gut! Und er kann unmöglich damit viel Geld machen. Er braucht mich, ich bin ihm unentbehrlich, ich teile mein letztes Stück Brot mit ihm.

Lucie:

— Ich würde mir jedenfalls niemals einreden können, daß irgendein Menſch nicht ohne mich exiſtieren kann.

Hanna:

Das iſt bei Ihnen und Mäurer ein anderer Fall. (Lucie lacht kurz und leicht auf.) Aber ich habe zu ihm geſagt: ich will deine Arbeit, ich will dein Glück. Ich werde gehen und nicht wieder auftauchen, wenn du mit deine Frau glücklicher biſt. Ich dachte, er ſchläft auf einer elenden Feldbettſtelle in eine feuchten und eiſigen Atelier. Soll er lieber bei ſeine Frau ſchlafen, hab ich geſagt, wenn es gut für ihn iſt. Nun, er antwortet mir: nur das nicht! Er hat geſtanden vor meine Haustür, wo ich habe ruſſiſche Herren gehabt zu Beſuch in meine Wohnung, bei achtzehn Grad Kälte ſtundenlang. Um elf Uhr iſt er fortgegangen darnach, weil ich nicht habe bemerkt, daß er da iſt, und iſt nachts halb ein Uhr, wo alles ſtill war, wiedergekehrt und hat mich geweckt mit Steinchen am Fenſter. So habe ich ihn glücklicherweiſe entdeckt.

Lucie
(trocken):

Da wird der gute Schilling wohl etwas verfroren geweſen ſein.

Hanna:

Er war halbtot, als er zu mir kam, und hat ſich erſt gegen Morgen erwärmt.

Lucie:

Hat er denn ſolche Anfälle, wie den geſtrigen ſchon früher gehabt?

Hanna:

Ich weiß, ſeine Frau hat ihm aufgeregt. Sie hat ihm gedroht, ſie wird ſich töten, wenn er nicht aufgibt ſeine Liebe zu mir. Wie kann er denn dieſe Liebe aufgeben? Wo ſie ihm doch der einzige

Sinn ſeines Lebens iſt, die Rettung von ihre Banalität. Soll er denn ſeine Kunſt aufgeben, wo er ſagt, daß ſeine Liebe zu mir von ſeine Kunſt die innerſte Seele iſt?

Lucie:

Leider hat er in den letzten Jahren nichts mehr gearbeitet.

Hanna:

Oh, er hat ein ſüßes Kinderporträt gemacht von meine kleinen Sohn Gabriel.

Lucie:

Wenn man aber bedenkt, daß in mehreren Jahren nur dieſes Bildnis entſtanden iſt, ſo kann man doch wohl nicht anders ſagen, als daß ſeine Kraft darniederliegt.

Hanna:

Sie liegt durchaus nicht darnieder gänzlich. Er bewundert wie nichts in der Welt meine Akt. Nun, ich bin ſelber viele Monate krank geweſen und habe nicht können in ſeinem ungeſunden und kalten Atelier und ohne Bekleidung ſtehn, und in eine ſehr verbogene Stellung für ſeine Geburt der Venus, als Modell. Ich habe es aber mit Anſtrengung meiner letzten Kräfte getan, bis ich bin von der Kiſte, auf die ich ſtand, mit eine Ohnmacht zuſammengebrochen.

Lucie:

Ich ſetze voraus, daß es an Ihrem guten Willen nicht liegt; das Reſultat iſt doch aber klar. Und Sie ſollten doch verſtändigerweiſe die Abſichten Mäurers unterſtützen.

Hanna
(ſteht auf):

Er ſagt, daß Mäurer ihn deprimiert; er ſagt mir, daß Mäurer ihn entmutigt.

Lucie
(lacht herzlich, mit einem Anflug von Bitterkeit):

Nun, was die Menſchen alles Widerſprechende durcheinander ſchwatzen, unter einen Hut zu bringen, verſtehe ich nicht.

Schillings Stimme:

Hanna!

Hanna:

Sie ſehen, er ruft mich, Fräulein Lucie. —
(Sie geht zu Schilling hinein, ab.)

Kaum, daß Hanna Elias verſchwunden iſt, als ziemlich geräuſchvoll Rasmuſſen eintritt. Er iſt als Typus den Fiſchern der Inſel verwandt. Sein Scheitelhaar iſt ergraut, der rötlich blonde Bart noch ohne weiße Fäden. Seine Kleidung iſt ſchlecht und recht. Sein Schuhwerk maſſiv. Er hat eine

Ledertaſche umgehängt, einen Sommerpaletot überm Arm, einen weichen ſchwarzen Hut in der Hand, in der Rechten einen kräftigen Stock.

Rasmuſſen

(mit einem großen Schritt über die Schwelle, laut):

Na, da biſt du ja, Lucie; na, was gibt's? Was habt ihr denn wieder ausgefreſſen? Guten Tag! Wo iſt denn Ottfried? Wie gehts euch denn?

Lucie

(beſchwichtigend):

Pſt! Stille! Schilling liegt nebenan.

Rasmuſſen:

Pſt! Ach ſo. Entſchuldige, Lucie.

Lucie

(in halbem Humor):

Für einen Arzt, der nicht praktiziert, haſt du eine ziemlich lebhafte Praxis, Rasmuſſen.

Rasmuſſen:

Nächſtens erheb ich Honorar. Ihr macht mir wirklich ein bißchen viel Umſtände. Übrigens muß irgendein böſer Stern in dieſen Jahren über uns Freunden wirkſam ſein; vor noch nicht dreizehn Monaten habe ich meinen Vater verloren, letzten Dezember den Bruder, gleich darauf rieft ihr mich, und ich habe das nahe Ende deiner Mutter prognoſtiziert; dann liegt noch der Tod einer alten Wohltäterin dazwiſchen, und nun iſt womöglich hier wieder was los. Übrigens kannſt du mir glauben, daß die Reiſe mit Eveline keine angenehme Zugabe geweſen iſt.

Lucie:

Die Reiſe mit wem?

Rasmuſſen:

Mit Eveline. Sie kann übrigens noch nicht unten ſein. Ich habe mich gleich auf der Fährinſel, wo wir gelandet ſind, losgemacht und bin zu Fuß durch die Dünen gelaufen. Eh der Wagen ſich durch die Sandwege mahlt, vergeht ſicher noch gut eine halbe Stunde. — Denk mal, ich habe jetzt über drei Jahre die See nicht geſehn, obwohl ich geborner Wolliner bin.

Lucie:

Erlaube mal, Rasmuſſen, das iſt nicht gut möglich, was du da ſagſt; denn Hanna Elias iſt drin bei Schilling.

Rasmuſſen:

Ja, um Gottes willen, ich denke, die Sache iſt abgetan?!

Lucie:

Das iſt leicht geſagt, und ſchwer durchgeführt bei einer Natur wie Hanna Elias.

Rasmuſſen:

Du kannſt mir glauben, daß Eveline ebenfalls dieſer Überzeugung iſt, die Sache ſei aus. — Das iſt ja aber ein Unglück, Herrſchaften! — Warum habt ihr mir eigentlich nicht ein Sterbenswort in eurer Depeſche angedeutet?

Lucie:

Ich wundre mich auch, daß Ottfried, der mir ſonſt immer wegen meiner Gedankenloſigkeit Vorwürfe macht, in dieſem Falle nicht überlegter handelt.

Rasmuſſen:

Was ſoll ich denn tun? Ich leſe: Herkommen, Schilling erkrankt! — Natürlich lauf ich zu ſeiner Frau Eveline. Ich nahm doch an und mußte doch annehmen, daß ſie beſſer als ich unterrichtet iſt. Und wenn man als Arzt auf eine weltabgeſchiedene Hallig berufen wird, ſo muß man doch irgend 'n Anhalt haben! Apotheke und ſonſtige Hilfsmittel gibt's doch hier nicht. — Du ſiehſt übrigens auch nicht beſonders aus!

Lucie
(ausweichend):

Wir haben alle wenig geſchlafen.

Rasmuſſen:

Donnerwetter nochmal, was machen wir nu!? Ich kann mir an dieſer fatalen Geſchichte eine Schuld unter keiner Bedingung beimeſſen. Sogar ... ich habe ſogar noch verſucht, als ich merkte, daß Eveline nicht unterrichtet war, ſie von der Reiſe zurückzuhalten. Schließlich und endlich: ich wußte nicht, was geſchehen war, und alſo, da ſie partout doch mitwollte, was konnte ich ernſtlich dagegen tun? Ich hatte im Grunde kein Recht dazu.

Lucie:

Dem armen Schilling ſoll gar nichts erſpart bleiben! —

Schillings Stimme
(ſingend):

Am Woaſſer, am Woaſſer,
Am Woaſſer bin i z' Haus.

Rasmuſſen
(horcht und lacht):

Na, da wird's ja ſo ſchlimm noch nicht ſein, Kinder. — Was iſt denn alſo mit Schilling paſſiert?

Lucie:

Ach, wir waren eigentlich ſehr froh und vergnügt, bevor dieſe Fledermäuſe hier auftauchten. Wir hatten Reiſepläne und große Ideen. Jetzt hab ich dafür nur einen Plan, irgendwie unabhängig tätig zu ſein.

Rasmuſſen:

Wo iſt denn Ottfried?

Lucie:

Er wandelt auf Pfaden höheren Lebens mit einer Verehrerin, Fräulein Majakin.

Rasmuſſen:

Kinder, ſeid ihr denn alle verdreht geworden? Ich hätte nun wirklich drauf geſchworen, daß ein ſtrammer, kurznackiger Kerl wie Mäurer, in ſeinem Alter, nach dem, was er alles erfahren hat und mit — ich bin kein Schmeichler, Lucie! — dem unverdienten Glück in der Hand, von Experimenten kuriert ſein würde. Aber obgleich er das ganze Gegenteil von dem armen Schilling iſt, ſo kriegt er zuweilen doch einen Raptus, der ihn auf einmal eigenſinnig und unzuverläſſig macht — kurz nachdem man vielleicht zehn Eide auf ſeine Verläßlichkeit geſchworen hätte.

Schillings Stimme:

Iſt das nicht Rasmuſſen?

Rasmuſſen
(laut):

Jawohl!

Schillings Stimme:

Immer rein!

Rasmuſſen
(öffnet die Tür zu Schillings Zimmer ein bißchen und ruft hinein):

Na, mein Junge, werd ich nu wieder zu Gnaden angenommen?

Schillings Stimme:

Rede bloß keinen Unſinn, Rasmuſſen!

Rasmuſſen:

Nee, das muß ich erſt wiſſen, ſonſt ſchmeißt du den Kunſtbarbaren womöglich zur Türe hinaus. — Nu ſag mal, was heißt denn das, Gabriel?

Er geht zu Schilling hinein und ſchließt die Tür hinter ſich. Lucie legt ihre Schreibutenſilien zuſammen, nachdem ſie ihren Brief adreſſiert und mit einer Marke beklebt hat. Darnach tritt Ottfried Mäurer ein, ſogleich ohne weiteres Hut und Stock an den Kleiderhaken hängend.

Mäurer:

Herrliches Wetter! Man hört auch wieder den ganzen Morgen deine Glockenboje oder was es iſt; als ob die Fiſche im Waſſer Sonntag feierten. Das Inſelchen gefällt ſogar jetzt Fräulein Majakin. Wir haben den Leuchtturmwärter beſucht. Ich habe dir ſogar einen wirklichen toten Kuckuck mitgebracht, den wir am Fuße des Turms unter einem wahren Maſſenmordfeld aller unſerer Vogelarten gefunden haben.

Lucie:

Einen toten Vogel bringſt du mir mit, Ottfried?

Mäurer:

Bewundere meinen Edelmut, Schuſterchen. Da du neulich behauptet hatteſt, der Kuckuck beehre auch Fiſchmeiſters Oye auf ſeiner Wanderſchaft — du weißt ja, als Schilling ſo gruſelig das Echo herausforderte — ſo wollte ich dir das noch extra beſtätigen.

Lucie
(beziehungsreich):

Da bringſt du mir alſo einen Vogel, der die Dummheit beging, im Stockfinſtern gegen ein „großes Licht“ zu fliegen, und der ſich bei dieſer Gelegenheit den Schädel zerſchmettert hat.

Mäurer:

Jawohl: der betrogene Idealiſt liegt unten auf dem Tiſch in der Gaſtſtube. Ich gebe dir zu, daß dieſer eigentümliche Mißbrauch gläubiger Sehnſucht der Kreatur ohne einen zehnfach eingeteufelten Teufel, einen geſteinigten, hölliſchen Satan, ſchwer zu erklären iſt.

Lucie:

Hat Fräulein Majakin ſich an die ſchreckliche Sprache der Fiſcher einigermaßen gewöhnt?

Mäurer:

Sie ſagt, wenn die Fiſcherweiber und -männer ſich unterhielten, das klänge wie eine Verſammlung von Seemöwen. Dann hat ſie noch eine andere, äußerſt nette Bemerkung gemacht: das Geräuſch der Brandung erzeuge aus einiger Ferne die Vorſtellung eines gewaltigen Stiers, der eifrig Gras rupft und dann wieder ausſchnauft. Genau ſo klingt es, beobachte das mal! Und nun iſt ſie der Meinung, daß dadurch die Sage von Zeus als Stier und von der Europa entſtanden iſt.

Lucie:

Ich glaube, daß dieſe Idee, die du vor zwei Jahren mal hier improviſiert haſt, den Weg über mich zu Schilling, von Schilling zu Hanna, von Hanna zu Fräulein Majakin genommen hat.

Mäurer:

Von mir ſoll das ſtammen? Das glaub ich nicht!

Lucie:

Übrigens, Rasmuſſen iſt bei Schilling.

Mäurer:

Rasmuſſen iſt angekommen?

Lucie:

Er wundert ſich, daß du ihm gar kein Wort von Hanna Elias gedrahtet haſt.

Mäurer:

Inwiefern denn, Lucie, von Hanna Elias?

Lucie:

Wenn du ihn unterrichtet hätteſt, daß ſie hier iſt, dann hätte er Eveline Schilling nicht mitgebracht.

Mäurer:

Eveline iſt hier? (Er wird bleich, zuckt aber, etwas verſtockt, die Achſel.) Ja, das tut mir leid! Man ſoll eigentlich überhaupt ſeine Hände nicht in fremde Angelegenheiten hineinſtecken; aber man will immer wieder Herrgott ſpielen und Schickſal ſein. (Er rafft ſich zuſammen und tut einige Schritt gegen Schillings Tür.) Na, man muß doch mal Rasmuſſen guten Tag ſagen.

Lucie:

Haſt du alſo die Idee ganz aufgegeben mit Griechenland?

Mäurer:

Es geht nicht, glaub ich; die Sachen machen ſich icht; ich muß dieſen Winter in Berlin bleiben.

Lucie:

Wann haſt du denn dieſen Entſchluß gefaßt?

Mäurer:

Ich hab ihn nach Durchſicht meiner Verträge eider faſſen müſſen, Schuſterchen.

Lucie
(beziehungsreich):

Der alten, oder neuer Verträge?

Mäurer:

Der alten natürlich! Neue ſchließt man auf iſchmeiſters Oye doch nicht! (Er iſt zu ihr getreten d ſtreichelt ſie.)

Lucie:

Warum nicht? — — Du biſt ja ſo zärtlich, Ott-
ied!

Mäurer:

Wie immer, Schuſterchen.

Lucie
(ſieht ihn groß und ruhig an):

Na, geh nur zu deinem armen, verunglückten Griechenlandfahrer hinein!

Mäurer:

Biſt du verſtimmt, Lucie?

Lucie:

Nein, nur etwas nachdenklich.

Sie blickt vor ſich nieder und tippt mit dem Finger der rechten Hand auf den Tiſch. Mäurer läßt ihre herabhängende Linke und begibt ſich zu Schilling hinein ab. Lucie ſtößt einen reſignierten Seufzer aus und will ſich durch die Tür rechts hinausbegeben, wird aber durch Klopfen an dieſer Tür zurückgehalten.

Lucie:

Herein! Bitte eintreten!

Die Tür wird geöffnet und Klas Olfers bedeutet einer mageren, dürftig gekleideten, tief verſchleierten Frau einzutreten. Es iſt Gabriel Schillings Frau, Eveline Schilling.

Klas Olfers:

Ich denke, et würd det Beſte ſin, wi fragen bei det gnädige Freilein mal nach.

Lucie, ſchnell gefaßt, hält Frau Schilling unauffällig im Türrahmen zurück.

Lucie:

Herr Olfers, das muß wohl ein Irrtum ſein. Die Dame will wahrſcheinlich zu Herrn Rasmuſſen.

Eveline
(ohne den Schleier zu öffnen):

Iſt Rasmuſſen nicht hier?

Lucie
(tief errötend):

Sie ſehen, nein!

Eveline:

Sie ſind Fräulein Lucie Heil, meine Dame.

Lucie
(wie vorher):

So heiße ich. Woher kennen Sie mich?

Eveline:

Sie haben mal bei einer Matinee in der Singakademie eine Sonate von Schubert geſpielt.

(Klas Olfers entfernt ſich achſelzuckend.)

Darf ich bei Ihnen etwas ablegen? Sie werden vielleicht ſchon erraten haben, daß ich die unglückſelige Frau von Gabriel Schilling bin. (Sie nimmt Schleier und Hut ab, ohne Luciens Erlaubnis abzuwarten.)

Lucie
(ſehr unruhig):

Dies iſt hier Profeſſor Mäurers Zimmer. Wenn es Ihnen recht wäre, gnädige Frau, könnten wir lieber in mein Bereich hinübergehn.

Eveline:

Vor allen Dingen, wo iſt mein Mann?

Frau Schilling enthüllt ſich nun als eine verhärmte, gealterte Frau mit tiefliegenden Augen, hervorſtehenden Backenknochen und hektiſcher Röte auf den Wangen. Sie iſt über das fünfunddreißigſte Jahr hinaus, erſcheint aber älter und ohne weiblichen Reiz.

Lucie:

Sie werden den Wunſch haben, ſich etwas zu reſtaurieren, gnädige Frau? Ich nehme an, Sie ſind die Nacht durchgereiſt; vielleicht ruhen Sie auch erſt eine halbe Stunde? Herr Schilling ſchläft, und jedenfalls dürfte ein Grund zu unmittelbarer Beſorgnis nicht vorhanden ſein.

Eveline
(läßt ſich auf einen Stuhl nieder):

Heiraten Sie niemals, liebes Fräulein! (Sie weint ſtill in ſich hinein.)

Lucie
(in peinlicher Verlegenheit):

Sie ſind übermüdet, gnädige Frau! Sie ſind von der Nachtfahrt nervös überreizt und abgeſpannt. Wollen Sie ſich bitte in meine Hand geben. Sie brauchen Ruhe, ich kenne das. Ich habe eine lange Pflege bei meiner armen Mutter hinter mir. Mit Denken und Grübeln iſt gegen nervöſe Depreſſionen nicht anzukämpfen.

Eveline
(mit dem Verſuch, ſich zu faſſen):

Es geht ſchon vorüber, laſſen Sie mich!

Lucie:

Ich möchte Sie aber wirklich gern dazu bewegen, mit mir auf mein Zimmer zu gehn!

Eveline:

Wiſſen Sie, wie mir mein Leben vorkommt, Fräulein? — Sie ſind eine Frau, warum ſoll ich nicht offen zu Ihnen ſein? — Man baut mit unendlicher Mühe, mit blutigem Mörtel und ſchweren Steinen ein feſtes Gebäude, und wenn es fertig ſt, iſt es ein Kartenhaus.

Lucie:

Sie ſehen in dieſem Augenblick die Welt in inem zu trüben Lichte.

Eveline:

Ja, ich ſehe ſie wie etwas vollkommen Fremdes, twas vollkommen Unintereſſantes, abſchreckend

Gleichgültiges an. Troſtlos iſt ſie, leer und ſtockfinſter. — Sie glauben, ich übertreibe, Fräulein! Aber ich habe wahrhaftig keine unbeſcheidnen Wünſche gehegt! Ein Familienleben! Ein beſcheidnes Auskommen! Selbſt das wenige hat mir der Himmel in ſeiner unergründlichen Güte verſagt. Ja, er hat ſich erſchlichen, was ich mir verdient habe. Ich war jung wie Sie und vielleicht unternehmender, als Sie ſind. Ich weiß es nicht. Ich ging nach England, ich machte Erſparniſſe. Ich war gut gekleidet. In meinen Ferien konnte ich reiſen. Meine Freundin und ich, wir beſuchten Holland, die Normandie, wir brauchten nicht knauſern, wir ſpeiſten in den erſten Hotels an der Table d'hote! Und nun kam Schilling! Ich dachte, er iſt ein redlicher Menſch! Ich dachte, er wird ſeine Pflichten achten und mein bißchen Erſpartes iſt bei ihm, dacht ich, in guter Hand. Ja freilich! Sehen Sie mich nur an. (Sie zeigt die großen Flicken in ihrem Rock und das zerriſſene Futter ihres ſchäbigen Jaketts.) Ich habe alles hingegeben, alles umſonſt zum Opfer gebracht.

Lucie
(mit Überwindung):

Es werden beſſere Zeiten kommen!

Eveline:

Immer morgen, morgen, heute nicht. Heute berg ich mir, was ſag ich, erbettle ich mir zwanzig Mark zur Reiſe von Doktor Rasmuſſen, und morgen zahl ich vielleicht ein Billett erſter Klaſſe rund um die Welt. Heute leb ich mit meiner Tochter von einer altbacknen Schrippe und etwas abgelaſſener Milch, und morgen werd ich bei Dreſſel und Uhl eſſen. Das iſt mir nichts Neues, ich kenne das! Von dieſem „morgen“ wird man nicht ſatt. Das iſt höchſtens für arme, hungrige Säuglinge der mit Eſſig und Galle getränkte Lutſchpfropfen. Man denkt: dein Mann hat dich heute verlaſſen und morgen kommt er wieder zu dir zurück. Jawohl. Aber wie? Von vier Männern getragen, vielleicht auf dem Sterbebette. — Ich muß ihn ſehn! Wo iſt Gabriel?

Lucie:

Sie werden ſich jedenfalls erſt beruhigen! Vielleicht ſehen Sie ein, daß eine Begegnung in dieſem Zuſtand für beide Teile nicht ratſam iſt!

Eveline:

Was heißt das? Was tut ihr alle mit mir? Warum laßt ihr mich nicht zu Gabriel? Warum ſagt ihr mir nicht, was geſchehen iſt? Es iſt mir alles hier ſo unheimlich! Was ſind das für Stimmen hier nebenan?

Lucie
(lügt):

Fremde! Vater und Sohn aus Stralſund!

Hanna Elias tritt aus Schillings Zimmer. Die Frauen betrachten ſich einige Sekunden lang mit grenzenloſem Staunen.

Eveline
(in einem Tone des Erſtaunens, in dem keine Spur der eben noch vorherrſchenden, angſtvoll weinerlichen Erregung mehr iſt):

Hanna, du biſt es? — Was treibſt du hier?

Hanna:

Laß uns vor allen Dingen, Eveline, da wir nun einmal unbegreiflicherweiſe hier zuſammengetroffen ſind, wie zwei vernünftige Menſchen ſein.

Eveline:

Unbegreiflicherweiſe zuſammengetroffen?

Hanna:

Zufälligerweiſe jedenfalls!

Eveline:

Alſo iſt deine Anweſenheit hier zufällig!? Oder meinſt du, daß es unbegreiflicherweiſe und zufällig iſt, wenn ſich eine Frau zu ihrem angetrauten Manne begibt, nachdem ſie erfahren hat, daß er vielleicht lebensgefährlich krank geworden iſt? Wie kommſt du hierher, was willſt du hier?

Hanna:

Es handelt ſich nicht um uns augenblicklich, ſondern meinethalben um deines Mannes Wohlergehen. Alſo bitt ich dich, frage mich jetzt nicht weiter. Jedenfalls nicht hier, denn ich ſage dir, daß es Schilling erſpart werden muß, einen Zank zwiſchen uns zu ſehn. Ich gehe mit dir an den Strand hinunter. Dort will ich dir Rede und Antwort ſtehn.

Eveline:

Bitte, bitte, Hanna, ganz ohne Umſchweiſe: wie kommſt du hierher, was ſuchſt du hier? Das Rätſel möcht ich gerne gelöſt wiſſen. Wie kommt's, daß ihr auseinander ſeid, und ich betrogener, armer Eſel von einer Frau glaube daran, daß es aus mit euch iſt, und ihr lacht mich aus hinter meinem Rücken! — Haſt du ihn wieder rumgekriegt? — Haſt du ihm wieder weisgemacht, daß du keine Allerweltsdame biſt? Oder muß man vielleicht Allerweltsdame ſein, um dem eigenen Gatten zu gefallen?

Hanna

(für einen Augenblick ohne Selbſtbeherrſchung):

Eher biſt du eine Allerweltsdame! — Und ich bitte dich, höre jetzt auf damit! — Wenn du ein

Gefühl von weibliche Würde haſt, ſo höre jetzt auf mit dieſen Ton und ſolche Beleidigungen, in dieſen Augenblick.

Eveline
(zu Lucie):

Dieſe Dame ſpricht von weiblicher Würde!

Hanna:

Ich ſpreche von weiblicher Würde, gewiß!

Lucie:

Meine Damen, Sie ſind hier in einem kleinen Gaſthauſe, bedenken Sie das! Wir dürfen kein ſolches Aufſehen machen. Es iſt unmöglich, daß Sie ſo fortfahren. Schon allein um des Kranken willen nicht.

Eveline
(zu Lucie):

Laſſen Sie ſich mal von dieſer Dame erzählen, Fräulein, mit welchen Mitteln, welchen Schlichen ſie hinter Gabriel her geweſen iſt, bis ſie ihn ſo weit bekommen hat. Wie ſie mir erſt hat Freundſchaft geheuchelt: „Du biſt zu geduldig! Du mußt mehr beanſpruchen! Du mußt ihm klar machen, daß du ein gleichberechtigter Menſch und nicht eine Sklavin biſt. Ihr deutſchen Frauen ſeid alle Sklavinnen.“ So hieß es, ſo ging es in einem ſort, und ich bin auch zuerſt drauf reingefallen, bis ich dann merkte, worauf es hinauslief, und daß ſie ſich Gabriel kapern wollte, weil der eigene Mann ihr überdrüſſig war. Eine ſchöne Geſellſchaft! Eine brave Familie! Erzähle doch! Immer erzähle doch! Da haſt du Geſprächsſtoff, beſte Hanna! Da haſt du für deine Suade genug!

Hanna:

Solche fantaſtiſche, krankhafte Märchen, ausgebrütet von eine ſich beleidigt glaubenden Frau, berühren mich nicht.

Rasmuſſen fährt wild aus Schillings Tür heraus, die er hinter ſich ſorgfältig ins Schloß klinkt, ehe er ſpricht.

Rasmuſſen:

Donnerwetter, was iſt hier los, Herrſchaften?! Was macht ihr euch eigentlich von Schillings Zuſtand für eine Vorſtellung? Er wird unruhig, er fragt; was ſoll ich ihm antworten? Verlegt euren Kampfplatz wo anders hin!

Eveline vergißt Hanna und ſtarrt Rasmuſſen an. Hanna weicht mit Entſchluß und geht zur Tür rechts hinaus.

Eveline

(will an Rasmuſſen vorüber zu Schilling hinein):

Wo iſt mein Mann?

Rasmuſſen
(ſie zurückhaltend):

Immer erſt hübſch abwarten!

Schillings Stimme:

Rasmuſſen!

Rasmuſſen
(Eveline energiſch feſthaltend, die beſtrebt iſt, ſich loszumachen):

Ich ſage dir, wenn du noch einen Funken Beſinnung haſt, wenn du noch einen Funken Liebe aufbringen kannſt für deinen Mann, wenn dir daran liegt, ihn noch einige Zeit zu behalten, am Leben überhaupt zu erhalten, mein ich, ſo geh jetzt nicht zu ihm hinein.

Eveline
(mit einem unwillkürlich hervorbrechenden, hilferufartigen und eigenſinnigen Schrei):

Gabriel!

Schillings Stimme
(ſchnell und erſchrocken):

Der bin ich! (Schilling erſcheint in der Tür. In dem edlen, aber furchtbar veränderten Geſicht liegt Beſtürzung und Staunen): Was iſt denn paſſiert??

Rasmuſſen:

Nichts! Es iſt gar nichts weiter paſſiert! Es hat ſich nur wieder herausgeſtellt, daß eine Frau und geſunde Vernunft nicht vereinbar ſind.

Eveline

(die Worte mühſam hervorwürgend):

Du haſt mich belogen, Gabriel! Warum haſt du mich hintergangen, gerade in einem Augenblick, wo ich wieder in meinem Innern Hoffnung ſchöpfte? Du ſagteſt, du habeſt dich freigemacht. Du ſagteſt, du habeſt mit Hanna gebrochen, und gerade in dieſem Augenblick entdecke ich, daß du ein kalter, grauſamer, hartgeſottener Betrüger biſt. Gabriel, warum tateſt du das? Warum zerſtörſt du in mir den letzten erbärmlichen Reſt von Achtung für dich? — Nein, ich kann einen Menſchen wie dich nicht mehr achten!

Schilling

(hat abwechſelnd errötend und erblaſſend mit einem geſpannten, faſt blöde fragenden Ausdruck zugehört. Er läßt ſeinen Blick, wie um Auskunft bittend, von Lucie zu Rasmuſſen wandern und ſagt dann mit einem erſtickten kurzen Auflachen):

— So! Dieſe Anſicht teile ich. — — — Was führt dich eigentlich her, Eveline?

Eveline:

Frage lieber, was Hanna hierher führt, Gabriel.

Rasmuſſen:

Und nun iſt die Kontroverſe geſchloſſen. — Ich bin Arzt, Eveline, dein Mann iſt krank …

Schilling:

Red keinen Unſinn, ich bin nicht krank! — Du haſt doch nicht am Ende gedacht, Eveline, es iſt Matthäi am letzten mit mir? — Den Gefallen tu' ich der Welt noch nicht! — Wenn du's nicht glauben willſt, frage mal Rasmuſſen! — Die ganze Geſchichte, Eveline, läuft einfach auf einen etwas geſchmackloſen Spaß hinaus, den ich mir leider geſtern gemacht habe.

Eveline
(faßt ſich an den Kopf, wie beſinnungslos):

Fort, fort, ſonſt verliere ich meinen Verſtand! — (Sie will hinaus.)

Schilling:

Eveline, du wirſt jetzt hierbleiben!

Eveline:

Ich kann nicht bei einem Menſchen bleiben, der mein Mann, mein angetrauter Ehemann, Vater meines Kindes und dabei willenloſer Sklave einer gemeinen Dirne iſt.

Rasmuſſen:

Na, na, na, na! Jetzt aber Schluß, Eveline!

Schilling

(nach kurzem Schweigen, mit demſelben hilflos fragenden Ausdruck wie vorher):

Ja, woran liegt das alles? Ich weiß es nicht. Ich habe nach etwas ... wie ſoll ich ſagen? Ich habe nie bewußt nach dem Schlechten geſtrebt! Ich hatte wirklich nie böſe Abſichten!

Eveline:

Stelle dich gleichgültig, Gabriel; es wird ein Tag kommen, wo du den Unterſchied zwiſchen einer Frau, die du jetzt mißhandelſt, und einer Hanna Elias einſehen wirſt.

Hanna Elias ſtürzt in vollſtändig zügelloſer Raſerei herein und auf Eveline los, kreiſchend und mit geballten Fäuſten.

Hanna:

Es iſt mich gleichgültig, was du von mir ſagſt! Ich ſpeie darauf, es iſt mich gleichgültig! Ich ſpeie auf deine verfluchte Liebe! Du haſt keine Liebe! Du lügſt, du lügſt! Du haſt dicken, geſchwollenen Vipernhaß! Du haſt Gift, du haſt Stachel, du haſt keine Liebe! Wie quälſt du jetzt deinen kranken Mann! Pfui! Schamloſe, Schlechte, Niederträchtige! Keinen Funken von Herz, keinen Funken von Gott! Da, ſtich mich! Triff mich mit deine Augen! Triff mich mit deine Dolch von

Blick! Triff mich mit einer richtigen Dolchſpitze! Da! Was iſt mir Leben! Was liegt mir daran? Nur geh, geh und laß meinen Gabriel! Er iſt nicht dein! Du haſt ihn verſpielt! Mein, mein! Ich fühl's! Er iſt mein, mein Gabriel!

Unter den Fenſtern erſchallt plötzlich das mißtönige Geräuſch eines kleinen erregten Janhagels. Kinder, Weiber und halbwüchſige Burſchen miauen, huſten und ſchreien: „hoho“. Der Lärm wird durch die energiſche Stimme von Klas Olſers beſchwichtigt: „Ruhe, macht, dat ji wegkommt! Wat wollt ihr hier!“ Rasmuſſen hat, um ſie zu beruhigen und ihre wahnſinnige Erregung zu dämpfen, Hanna in ſeine Arme geſchloſſen. Er drängt ſie langſam hinaus. Mäurer hat den größten Teil der letzten Szene miterlebt, hinter Schilling in der Tür ſtehend. Eveline iſt ſtumm und beſinnungslos vor Entſetzen. Ihr Blick bleibt, ſolange ſie im Zimmer iſt, mit grauenvollem Staunen auf Schilling haften. Dieſer ſteht bewegungslos und ſchluchzt nur einige Male krampfhaft. Seine weitgeöffneten Augen ſtehen voll Waſſer. Das Taſchentuch wie einen Knebel im Mund, geht Eveline an Schilling vorüber, von Lucie geführt, hinaus.

Stillſchweigen.

Rasmuſſen

(nach einigem Stillſchweigen zu Schilling):

Na, es kommt auch mal wieder anders, Schilling!

Mäurer

(legt mit einem leichten Schlag ſeine Hand auf Schillings Schulter):

Duck dich und laß vorübergahn,
Das Wetter will ſein' Willen han.

Schilling
(mit unendlichem Grauen im blutloſen Geſicht):

Wir ſind keine Griechen, mein lieber Junge!

Mäurer klopft ihm weiter auf die Schulter, ſehr bewegt; unwillkürlich umarmt er ihn. Eine Weile herrſcht Schweigen. Rasmuſſen tritt dazu.

Schilling
(indem er beide ein wenig beiſeite zieht, mit qualvollem innerem Ausbruch):

Der Ekel erwürgt mich. Gift! Gebt mir Gift! Ein ſtarkes Gift, Rasmuſſen!

Fünfter Akt

Die Strandgegend wie im erſten Akt. Der Schuppen der Rettungsſtation, die Gallionsfigur, das Fiſcherboot auf der Düne, der Signalmaſt, die Bretter hinter dem Schuppen. Die Sonne iſt hinunter, allein es bedeckt den Himmel eine ſtarke Abendröte, ſo daß eine magiſche Helligkeit verbreitet iſt. Lucie und Fräulein Majakin kommen langſam vom Strande herauf.

Lucie:

Ich muß Ihnen ſagen, ich habe vor alledem jetzt, nach allem, was vorgefallen iſt, einen ſo ausgeſprochenen Widerwillen, daß ich lieber freiwillig alles hingeben würde, als nur den kleinſten Verſuch in der Art dieſer Weiber zu tun.

Fräulein Majakin:

Man kämpft doch aber für das, was man liebt — und naturgemäß, ſcheint mir, Fräulein Heil.

Lucie:

Ich würde unter gar keinen Umſtänden dafür kämpfen. Ich habe von Harpyen geleſen. Sie ſind wie Harpyen, dieſe Weibsbilder. Niemals geben ſie, wenn ſie es erſt in den Klauen haben, ihr Opfer frei. Nur daß ſie ſchön ſingen, kann ich nicht finden!

Fräulein Majakin:

Wie geht es Herrn Schilling?

Lucie:

Schilling ſchläft! Einen totenähnlichen Schlaf, ſeit Stunden.

Fräulein Majakin:

Es gibt bei manche Krankheiten zuletzt einen ſolchen furchtbaren Schlaf, aus dem kein Erwachen iſt.

Lucie:

Das hat mir auch Rasmuſſen angedeutet.

(Kurzes Stillſchweigen.)

Fräulein Majakin:

Herr Mäurer ſcheint ſehr an Ihnen zu hängen, Fräulein Heil.

Lucie:

Ich betrachte Mäurer als meinen Freund und werde ihn immer dafür betrachten. Wie er ſein Leben im übrigen einrichtet, kümmert mich nicht. Er iſt frei! Ich verlange durchaus nichts von ihm. Ich danke Gott, daß ich durch mein bißchen Begabung immer ſozuſagen mein Brot finde.

Fräulein Majakin:

Iſt es richtig, Sie waren angeſtellt zwei Winter lang in Dresden an die Opernorcheſter?

Lucie:

Das iſt allerdings wahr. Wenn ich aber jetzt etwas unternehme, ſo werd ich vielleicht in irgendeiner Mittelſtadt eine kleines Muſikinſtitut errichten.

Fräulein Majakin:

Glauben Sie, ob Profeſſor Mäurer jemals wird heiraten?

Lucie
(lacht):

Das weiß ich nicht! — Wenn man betrachtet, was er mit ſeinen Freunden erlebt, ſo iſt es kein Wunder, wenn er ſich ängſtet.

Fräulein Majakin:

Es ſcheint mir auch. Er ſcheint mir ein Feind von die Ehe zu ſein.

Lucie:

Sind Sie vielleicht eine Freundin vom Heiraten?

Fräulein Majakin:

Ich kann mich denken, daß eine Frau von ein Mann, wie Profeſſor Mäurer iſt, durch ein ganzes Leben gefeſſelt wird. Das kann ich mich denken, Fräulein Lucie.

Lucie:

Aber daß Sie ihn ebenſo lange feſſeln, glauben Sie das?

Fräulein Majakin:

Ich kann überhaupt nicht Herr Mäurer feſſeln. Er hat eine ſehr große Liebe, eine ſehr große Bewunderung für eine ganz andere Dame als mich. — Wiſſen Sie, daß wir werden abreiſen?

Lucie:

Warum wollen Sie denn ſchon abreiſen, Fräulein Majakin? Laſſen Sie Hanna Elias abreiſen! Möchte ſie ſein, wo der Pfeffer wächſt. Geben Sie ihr Eveline Schilling mit! Wenn es Ihnen hier ſo gut gefällt, wie Sie ſagen: bleiben Sie doch!

Fräulein Majakin:

Ich glaube kaum, daß dies iſt, was Sie ſagen, Ihr Ernſt, Fräulein Lucie. Und wenn es wirklich wäre der ganze Ernſt Ihres Frauenherzens, ich bleibe nicht. Auch ich bin, glauben Sie mir, durch das, was ich habe ſehen und hören müſſen, mit dieſe traurige Liebesſchickſal von dieſe arme, gebrochene Künſtler und Mann ... auch ich bin ein wenig erſchreckt davon.

Lucie:

Ich bin ſo wütend, ich könnte dieſe Weibsbilder prügeln, glauben Sie mir, ich möchte ſie ganz gehörig mit beiden Fäuſten ſchrecklich durchprügeln.

Fräulein Majakin:

Und mich dazu?

Lucie:

Nein. Sie, Fräulein Majakin, würd ich nicht durchprügeln. Ich würde nur wünſchen, daß Sie ganz ruhig zurück zu Ihrem Herrn Vater gehn. — Glauben Sie nicht, daß Mäurer ein Mann wie Schilling iſt! Mäurer nimmt „eins zwei drei“, was er haben will, und dann geht er und modelliert ſeine Statuen. Skrupel macht er ſich weiter nicht.

Fräulein Majakin:

Dann hat er die rechte noch nicht gefunden.

Lucie
(lacht):

Vielleicht; wer weiß, Fräulein Majakin.

Fräulein Majakin:

Es liegt immer daran, wenn ein Mann ſo unſtät iſt, daß ihm die Frau, die ihn verſteht, bis in die geheimſte Regung der Seele, noch nicht begegnet iſt.

Lucie:

Vielleicht wiſſen Sie eine Frau für ihn! Jede Frau denkt allerdings, ſie ſei die rechte. Ich ſchwöre ſogar, die arme Eveline iſt überzeugt davon, daß ſie für Schilling die ausgeſucht einzig richtige Gattin iſt. Aber man kann ja nicht wiſſen, ob Ihr Inſtinkt nicht wirklich das Richtige trifft, Fräulein Majakin. (Kurzes Stillſchweigen.) Finden Sie nicht, es iſt etwas ſo Verhaltenes, etwas, was förmlich beängſtigt, in der Luft?

Fräulein Majakin:

Etwas Totes, ja. Das macht die Windſtille.

Lucie:

Es drückt! Sehen Sie mal. Wie jedes Boot doppelt auf der abſolut ſpiegelglatten Fläche liegt. Ich möchte um Schillings willen, daß Wind käme. Er hat ſich ſo ſehr einen Sturm gewünſcht.

Fräulein Majakin:

Meiſtens erſchrickt der Menſch vor die Natur; manchmal ſcheint die Natur vor den Menſch zu erſchrecken.

Lucie:

Mit Schilling, glaub ich, iſt es aus.

Schon ſeit einiger Zeit hat man in der Ferne rufen gehört. Fiſcher laufen unten am Strand hin und her. Lucie und Fräulein Majalin ſchenken dieſen Vorgängen keine Aufmerkſamkeit. Sie ſind nun immer weiter nach vorn hin ſchreitend, rechts zwiſchen den Dünen verſchwunden. Der Tiſchlermeiſter Kühn kommt mit ſeinem Lehrjungen, der eine Radwer führt. Sie beginnen Bretter aufzuladen.

Kühn:

Junge, mach fix, et gibt Wind!

Der Junge:

Wat haben denn de Fiſchers unten am Strande, Meeſter?

Kühn:

De Häring kommt.

Der Junge:

Sehen Se nicht de Lichter draußen uf See, Meeſter? Unſre Fiſcher ſind alle ſchon draußen.

Kühn:

Na, denn laß ſe man machen und lade de Bretter uf.

Der Junge:

Ob wohl der Kunſtmaler aus Berlin ſterben wird, Meeſter?

Kühn:

Halts Maul! wat jeht uns dat an!

Der Junge:

Jck dachte bloß, weil wir dem kienenen Sarg machen.

Kühn:

Für wen man ſo'n Sarg machen dut, det weeß Jott!

Der Junge:

Meeſter, Meeſter, dort kommt er ja.

Kühn:

Wer denn?

Der Junge:

Denn is er ja jar nich krank, Meeſter.

Gabriel Schilling kommt von links, aus den Dünen. Er iſt unzureichend bekleidet: Hemd, Beinkleider, Jackett, keine Weſte, kein Hemdkragen, keine Strümpfe in den Schuhen. Er geht ſchnell, wie ein Nachtwandler, gerade auf die Gallionsfigur zu, die im Scheine des Blinkfeuers vom Leuchtturm in beſtimmten Zwiſchenräumen heller beleuchtet wird. Nahe herangekommen, ſteht er ſtill und blickt zu ihr hinauf.

Kühn:

'N Abend.

Schilling
(mit verroſteter Stimme, erſchrocken):

Guten Abend. Wer ſind Sie denn?

Kühn:

Sind Sie vielleicht der Herr Maler Schilling,
nn ich fragen darf?

Schilling:

ſt! Namen und Stand tut hier nichts zur
he. — Sagen Sie mal, wie kommt denn das,
dieſe Figur dort oben immer abwechſelnd hell
dunkel wird?

Kühn:

a, das kommt ganz natürlich von dem Blink-
r.

Schilling:

h habe das ſchon eine ganze Weile von ferne
achtet. Ich wußte gar nicht, was es bedeutet.

Kühn:

ieſo bedeutet?

Schilling:

wollte erſt nicht herüberkommen. Schließ-
acht' ich mir aber, daß es doch was bedeuten
— Woher ſtammt denn eigentlich dieſe Fi-

Kühn:

ſtammt von einer däniſchen Brigg, die
raußen geſunken iſt.

Schilling:

Richtig! Natürlich! Schiff und Mannſchaft natürlicherweiſe zugrunde gerichtet.

Kühn:

Da haben Sie ganz recht. So iſt et och.

Schilling:

Wie hieß denn die Brigg?

Kühn:

Sie hieß doch Ilſabe.

Schilling:

Den Namen kenn ich von irgendwo her.

Kühn:

Sie werden ihn auf 'm Kirchhof geleſen haben, wo die gelandeten Leichen von der Ilſabe begraben worden ſind. Da iſt ja 'n Kreuz und auf dem ſteht Ilſabe.

Schilling:

Eigentlich liegen wir recht gut, da oben im Sande.

Kühn:

Wie ſagen Sie, wenn ich bitten darf?

Schilling:

Na, eine ſchönere Stelle, begraben zu werden, gibt's doch nicht. Oder möchten Sie etwa lieber in Berlin auf ſo einen Maſſenkirchhof begraben werden?

Kühn:

Na, ſo weit bin ich überhaupt noch lange nicht.

Schilling:

Keine Automobilomnibuſſe, keine Straßenbahnwagen, immer nur die rennenden, ſpringenden, kleinen Sandkörnerchen! Friſcher, geſunder, naſſer Sturm! Der ſchöne Salut des Meers überm Grabhügel!

Kühn:

J, da hat man ja niſcht mehr von!

Schilling:

Das ſagen Sie ſo! Wer weiß denn das, Meiſter? Ich hab aber irgendwo mal geleſen: „Gott löſcht nicht aus im dunklen Grabesſchoß, was er entzündet hat im dunklen Mutterſchoß“. — Übrigens, gucken Sie doch mal hinter ſich.

Kühn

(tut es):

Warum nicht? Wat ſoll denn dort ſind, Herr Profeſſor?

Schilling:

Das verſteht ſich von ſelbſt. Da brauchen Sie meine Erklärung nicht. Da hat wahrſcheinlich das Waſſer noch einen armen Teufel auf den Strand geſpült.

Kühn
(der nichts ſieht, verdutzt):

Was denn für 'n armen Teufel?

Schilling
(immer ſtarr blickend):

Gott, ich weiß ja nicht, wer das iſt, den ſie da begraben. Iſt das bei Ihnen immer ſo, daß der Pfarrer der erſte iſt und dann erſt die Kinder mit dem Kruzifix kommen? Komiſch iſt bloß: ſie ſingen ja nicht.

Kühn:

I, Sie wollen man mit mich Ihren Spaß haben!

Schilling:

Dem armen Schlucker von der Ilſabe haben Sie doch den hölzernen Schlafrock auch gemacht!?

Kühn:

Denn müſſen Sie mehr als unſereener zu ſehen kriegen. Anders verſteh ich det nich.

Schilling:

Glauben Sie denn, ich erkenne meinen alten Freund Mäurer nicht, weil er einen Zylinder auf hat, einen Regenſchirm in der Hand hält, und weil es ein bißchen ſtürmt und graupelt?

Der Junge:

Meeſter, ich furcht mir, der is jo wahnſinnig!

Schilling:

Und die Damen, glauben Sie, kenn ich nicht? Die Weibsleute, die da hinterdrein laufen und die ... und die ... und die ihre Röcke ſo ſorgfältig hoch nehmen, weil ihnen bei dem Regen das die größte Hauptſache iſt?

Kühn:

Aber et fällt ja keen Troppen vom Himmel, Herr Schilling.

Schilling
(ſchlägt ſich vor den Kopf):

Ja, Donnerwetter noch mal, Sie haben ja recht,
o iſt man denn? (Er hält die Hand in den vermeint-
ichen Regen.) Kein Tropfen, wahrhaftig. Na, einer-
ei. Ich hätte geſchworen, daß da ſo etwas geflunkert
at. Na nu aber, nu aber, ſehn Se mal, Meiſter:
ind das nun ſechs Fiſcher, die die lange gelbe

Kiſte auf den Schultern tragen, ja oder nein, Meiſter? Na nu müſſen Sie doch zufrieden ſein.

Kühn:

Wenn Sie aber nun noch ſo weiter reden, beſter Herr, denn kriege ick Angſt, det et umgeht hier uf de Inſel, und denn mach ick mir lieber …

Schilling:

Sie haben recht. Ich merke das ja. Ich vermenge nämlich immer ganz einfach Wirklichkeit und Einbildung.

Kühn:

Da kommen Leute, die ſuchen nach Sie, Herr Schilling.

Schilling:

So? — Wo denn? — Wenn Sie etwa irgendwer fragen ſollte … Nichts! ſagen Sie nichts! Oder ſagen Sie, daß ich tauſendmal lieber … oben in der Nähe von dem Kreuz von der Ilſabe eingebuddelt bin als im ſchönſten Berliner Mauſoleum. Und daß man, wenn man die Hände ſo aufhebt, nur immer gradaus, immer geht, nur geht — man auch draußen im Meer ſchlafen kann.

Kühn
(lacht):

Gut!

Schilling
(der ſeine Arme, ähnlich wie ein Beter gegen das Meer hochgehoben hat):

Und wenn Sie noch jemand nach mir fragt, dann ſagen Sie: der Maler Schilling hat hier auf Fiſchmeiſters Oye die beſte Idee ſeines Lebens gehabt ... oder ſagen Sie lieber bloß, ich bin baden gegangen.

Von dem Gallion, das er noch immer hungrig anſtarrt, ſich mühſam losreißend, verſchwindet Schilling, eigentümlich lachend, mit hocherhobenen Händen in der Dunkelheit.

Kühn:

Nu ſoll mich noch eener ſagen, wenn der nich ſein eignes Totenbejängnis jeſehn hat!

Kühn und der Junge mit einem Stapel Bretter auf der Radwer ab. Dr. Rasmuſſen und Profeſſor Mäurer kommen von rechts, im Geſpräch ruhig ſchreitend, gelegentlich ſtehen bleibend.

Rasmuſſen
(zurückblickend):

Was mag denn eigentlich bei Klas Olfers los ſein? Da kommen ja in einem fort Leute mit Laternen aus dem Haus.

Mäurer:

Es iſt wohl 'n neuer Schub Fremder gekommen.

Rasmuſſen:

Eveline wacht jedenfalls vor morgen früh nicht auf. In ſolchen Fällen iſt wirklich das einzig Wahre: Morphium.

Mäurer:

Schilling ſchläft ohne Morphium. Kannſt du mir denn um Gottes willen nicht ſagen, was dieſe bleierne Betäubung, in die er verfallen iſt, eigentlich zu bedeuten hat?

Rasmuſſen:

O, ja. Der mediziniſche terminus technicus intereſſiert dich wohl nicht. Mach dir nur einfach klar, es iſt ein Schlafzuſtand, aus dem nur noch ein vorübergehendes Erwachen möglich iſt.

Mäurer:

Wieſo denn „nur noch“? Was ſoll das heißen?

Rasmuſſen:

Gut, reden wir weiter nicht davon.

Mäurer:

Ich nehme noch an, du willſt doch damit nicht ſagen, Rasmuſſen, daß für Schilling keine Rettung mehr iſt.

Rasmuſſen:

Allerdings, Ottfried, will ich das ſagen.

Mäurer:

Deutſch und deutlich: daß Schilling ſterben wird?

Rasmuſſen:

Hör mal, rege dich weiter nicht auf, Ottfried. Das Leiden hat in ſchleichender Form wahrſcheinlich ſeit einem Jahrzehnt in ihm geſteckt. Seine moraliſche Schlappheit wird dadurch erklärlich. Sonſt hätte er wahrſcheinlich den Weibern und allen korrumpierenden Einflüſſen, ſeiner Natur nach, mehr Energie entgegengeſetzt. Jedenfalls bin ich froh, daß ich noch meinen Frieden mit ihm gemacht habe.

Mäurer
(drückt furchtbar Rasmuſſens Arm):

Willſt du denn damit ſagen … unmöglich … das wäre ja grauenvoll.

Rasmuſſen:

Ja, ja, ja, ja, mein Lieber, daran iſt wahrhaftig nichts zu ändern. Zerbrich mir nicht meinen Unterarm. Schilling iſt ein verlorener Mann und wird dieſe Inſel nicht lebend verlaſſen.

Mäurer:

Und du willſt behaupten, ein Zweifel iſt ausgeſchloſſen?

Rasmuſſen:

Wenn es dir Spaß macht, zweifle daran. Aber ſchließlich war Schilling ſchon ſo wie ſo ein bißchen unter die Räder geraten. Seine Integrität als Gentleman hatte ſogar einen unangenehmen Flecken gekriegt, weshalb ja, wie dir beſſer bekannt iſt als mir, ſeine eigenen Fachkreiſe von ihm abrückten.

Mäurer
(aufbrauſend):

Das war eine unqualifizierbare Hetzerei, Rasmuſſen. Dort ſteckt die Gemeinheit, wo man dieſer grundnoblen Natur nachgeredet hat, er ließe ſich von Hanna Elias und von den Geldern ihrer Liebhaber aushalten. Meine Hand ins Feuer, das war ja gerade der Fehler dieſes armen Kerls, daß es ihm gegen den Anſtand ging, ſeinen Arm auch nur nach einer Mark auszuſtrecken.

Rasmuſſen:

Schön! Aber damit erreicht man eben doch ſchließlich nichts.

Mäurer:

Meiner Anſicht nach hätte Schilling in der Kunſt ſehr möglicherweiſe trotzdem noch was Paſſables erreicht. Man mußte nur ſeinem trägen Willen nachhelfen. Du hätt'ſt ihn ſehen ſollen, noch wie er vor einigen Tagen war, als wir ihn hier tüchtig aufgepolſtert hatten und bevor ſein Verhängnis, in Geſtalt dieſer Hanna, hier auftauchte. Und deshalb behaupt' ich auch, wenn ſein Leiden älteren Datums iſt, ſo iſt es doch erſt ſeit der Ankunft der Weiber in das galoppierende Stadium eingetreten. Als er oben am Kirchhof zuſammengebrochen war und wir kamen dazu und ſahen dieſe Hanna über ihm, da kam es mir vor, als müßte nun irgendwelche hölliſche Hakelberend zu dieſer vollendeten Hatz Halali blaſen.

Rasmuſſen:

Wo es dann aber noch ärger gekommen iſt. Hüte dich nur vor der Majakin.

Mäurer:

Ich bin kein Gabriel Schilling, Rasmuſſen. In vierzehn Tagen pack' ich mir meine Lucie ein und rutſche mit ihr nach Florenz hinunter.

Rasmuſſen:

Warum heirat'ſt du denn das Mädel nicht?

Mäurer:

Weil das für unſereinen immer die Klippe iſt.

(Klas Olfers kommt.)

Klas Olfers:

(ſchon aus einiger Entfernung):

't gibt Sturm, Herrſchaft. Is Herr Moaler Schilling hier bei Sie, meine Hern?

Màurer:

Gott ſei's geklagt, da können wir leider nicht mit Ja antworten. Menſch, ſchlag mich tot, ich kann das nicht in meinen Hirnkaſten kriegen, daß es da wirklich keinen Ausweg geben ſoll.

Rasmuſſen:

Ich denke, das iſt doch'n Ausweg, Ottfried.

Klas Olfers:

Herr Schilling is nich tu Hus. Hei is heidi up und davon loopen.

Màurer:

Mein braver Herr Olfers, Sie täuſchten ſich.

Klas Olfers:

In goar keenen Fall, ich täuſche mich nich, Herr Profeſſor; 's Bett is leer, wir ſuchen em und wi finden em nich.

Rasmuſſen:

Weit kann er gar nicht gegangen ſein. Vielleicht hat er ſich auf den Flur geſchleppt und wird möglicherweiſe in einem Ihrer leeren Zimmer liegen.

Klas Olfers:

Nee, is nich! Ick und Frau Elias, wi hoaben oalle Zimmer bis unner de Betten abgeſucht. Hei is fort! Hei is gegen den Strand hin loopen!

Mäurer
(ruft durch die hohlen Hände):

Schilling! Schilling!

Rasmuſſen:

Kinder, da müſſen wir allerdings ſtramm ſuchen gehn. Es iſt gar nicht unmöglich, daß er hier draußen irgendwo halb oder ganz bewußtlos liegt. Er kann die Nacht durch hier draußen nicht liegen bleiben.

Mäurer
(wie vorher):

Schilling! Schilling!

Rasmuſſen:

Ich glaube ſchwerlich, daß er dich hört.

Schuckert mit zwei anderen Fiſchern kommt. Schuckert trägt eine brennende Laterne.

Klas Olfers:

Na, Schuckert, wat is?

Schuckert:

Wi hewen nix funden. Wi hewen binoah den ganzen Strand bis Grobe hin abgeſucht.

Klas Olfers:

Und da häbt jie nix von dem Moaler Schilling, ock in den Dünen nich, geſpürt?

Schuckert:

Nich an Strand unten und ock nich in den Dünen. (Er ſchreit durch die Hände): Ahoi! Ahoi!

(Fiſcher rechts am Strande antworten.)

Die Fiſcher:

Ahoi! Ahoi!

Schuckert:

Häbt jie wat funden?

Die Fiſcher
(rufen zurück):

Nä, wi nich!

Maurer:

Wer kommt denn dort?

Der Wind bricht los mit geſteigerter Heftigkeit. Alle können nur mühſam gegen ihn ankämpfen.

Lucie kommt.

Lucie:

Famos, Ottfried, daß Schilling doch ſeinen Sturm noch kriegt!

Mäurer:

Wir ſind auf der Suche nach Schilling, Lucie! Schilling iſt nämlich aus dem Bett geſtiegen und hat ſich leiſe davongemacht.

Rasmuſſen:

Wir wollen mal überlegen, Kinder!

Lucie
(ſpontan):

Flucht! begreiflicherweiſe Flucht! — Dann iſt das doch Hanna Elias geweſen. Es ſchreit nämlich eine weibliche Stimme dort unten in der Nähe, wo Fiſcher Kummer wohnt, fortwährend mit einigen Leuten herum.

Mäurer:

Schuſterchen, geh und ſuch ſie auf. Gib mal acht: du haſt die Aufgabe, ſie möglichſt von Schilling fernzuhalten.

Der Tiſchler Kühn tritt aus der Dunkelheit heran.

Kühn:

Suchen Sie den Herrn Maler Schilling, meine Herrn?

Mäurer:

Jawohl, jawohl!

Kühn:

Herr Schilling iſt eben, vor eene kleene Viertelſtunde erſt, hier geweſen.

Mäurer:

Wo iſt er geweſen?

Kühn:

Hier, meine Herren.

Mäurer:

Täuſchen Sie ſich da etwa nicht, Meiſter?

Kühn:

Ich hab ſojar jeſprochen mit ihm.

Mäurer:

Was haben Sie denn mit ihm geſprochen?

Kühn:

So allerhand! Und dann ooch was, was mir jetzt erſt uf die Seele gefallen iſt. Ich ſollte gehn und ſollte Ihnen ſagen, daß Herr Schilling baden gegangen is!

Klas Olfers:

Nanu, Schuckert, nu woll wi den Schuppen ufmaken! Nu woll wi dat kleene Boot flottmachen.

Komm man ſir. Haſt du den Slüſſel mitbrocht, Jung?

Schuckert:

Tja, Klas Olſers, ick hebb em all.

Schuckert verſchwindet hinter dem Schuppen, man hört den großen Schlüſſel knarren und danach das große Tor aufgähnen.

Rasmuſſen:

Herr Olſers, ich werde mit ins Boot ſteigen. (Zu Mäurer): Es iſt tatſächlich nicht ausgeſchloſſen, daß Schilling in ſeiner Waſſergier noch mal hinausgeſchwommen iſt.

Er läuft mit Klas Olſers und den anderen Leuten hinter den Schuppen, von wo man hört, wie alle zuſammen das kleine Rettungsboot herausſchaffen. Zuweilen dringt das dumpfe Poltern der Ruder durch den zunehmenden Wind. Das Meer beginnt ſtärker zu rauſchen.

Lucie:

Ich ſuche Hanna Elias auf.

Mäurer:

Wart mal! Wenn der arme Kerl wirklich mit Selbſtmordgedanken etwa hinausgeſchwommen iſt, und ihn draußen womöglich Reue anwandelt . . . Komm, wir machen ein Feuer an.

Lucie:

Die Pechpfanne brennt ja ſchon vor dem Schuppen.

Das rote Licht der Pechpfanne und beleuchteter Rauch dringen hinterm Schuppen hervor. Mehr und mehr Fiſcherweiber und Kinder kommen, in den Wind ſchwatzend und ſchreiend, aus der Dunkelheit. Sie fragen einander, dringen auf die Männer ein, um zu erfahren, was los iſt; dieſe aber ſcheinen wortkarg nur damit beſchäftigt, das Boot klarzumachen. Die Jungen klettern auf das umgeſtülpte Boot auf der Düne; einige die Strickleiter am Signalmaſt empor. Das Boot iſt inzwiſchen ins Waſſer gebracht.

Mäurer
(zu den Leuten, die ihn beſtürmen):

Ich weiß nicht! Ich kann keine Auskunft geben! — Ich weiß nicht! — Ich weiß nicht! — Es tut mir leid!

Hanna Elias, in aufgelöſtem Zuſtande, dringt durch die Menge hervor.

Hanna:

Herr Profeſſor Mäurer, iſt er gefunden?

Mäurer:

Nein. Eben erſt iſt das Boot flottgemacht.

Hanna:

Er iſt immer noch nicht gefunden?

Mäurer:

Nein.

Hanna:

Ich will mit ins Boot, ich muß mit hinausfahren.

Sie reißt ſich los und eilt fliegenden Haares gegen das Boot hinunter.

Lucie:

Ich weiß nicht, ich kann ihr nicht böſe ſein!

Mäurer:

Wie denkſt du? Wollen wir uns auch anſchließen?

Lucie:

Sieh mal, wie das geſpenſtiſch iſt! Das ganze Meer ſieht wie Steinkohle aus! Und es wirft ſchon wieder ziemliche Schaumkämme.

Mäurer:

Auch förmlich wie gelber Steinkohlenſchaum.

Lucie:

Schön! Und ſieh mal im naſſen Sande die gelben Reflexe.

Mäurer:

Ja, gelb und dahinter purpurrot! — Sag mal, du biſt ja ſo ruhig, Schuſterchen.

Lucie:

Ich weiß nicht, ſeit der Wind ſo auffriſcht, kommt ſo ein neues, friſches, freies Gefühl über mich. — Ich glaube nämlich... jetzt iſt er für ewig geborgen!

Mäurer:

Haſt du Schilling gern gehabt?

Lucie
(zu ihm aufblickend):

Nicht ſo, wie dich!

Mäurer:

Wollen wir immer beiſammen bleiben?

Lucie
(fataliſtiſch):

So lange es dauert in dieſer Welt. — Still! Sie rufen dort unten ſo unheimlich!

Mäurer:

Am Ende iſt er gefunden. Komm!

Lucie:

Nein, Ottfried, ich gehe nicht mit.

Mäurer:

Warum nicht?

Lucie:

Ich mag nicht! Ich kann das nicht. Wenn Schilling wirklich geſtorben iſt … nein, nicht mehr … nicht mehr wie die Jagdhunde nachlaufen.

Mäurer:

Gut. Amen.

Lucie
(ſchnell):

Wahrhaftig, ſie bringen ihn.

Dunkle Geſtalten werden ſichtbar, Fiſcher, die eine Bahre tragen, auf der Schilling tot liegt. Fiſcherweiber und Kinder folgen. Rasmuſſen geht neben der Bahre. Der Zug bewegt ſich ſchweigend, hinter dem Schuppen hervor, unter dem Gallion vorüber, nach links vorbei. Lucie und Mäurer blicken Hand in Hand von einem erhöhten Standpunkt auf ihn herunter. Etwas Lautloſes, Unwirkliches liegt in dem Vorgang.

Druck der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig.

Gerhart Hauptmanns Werke in Einzelausgaben

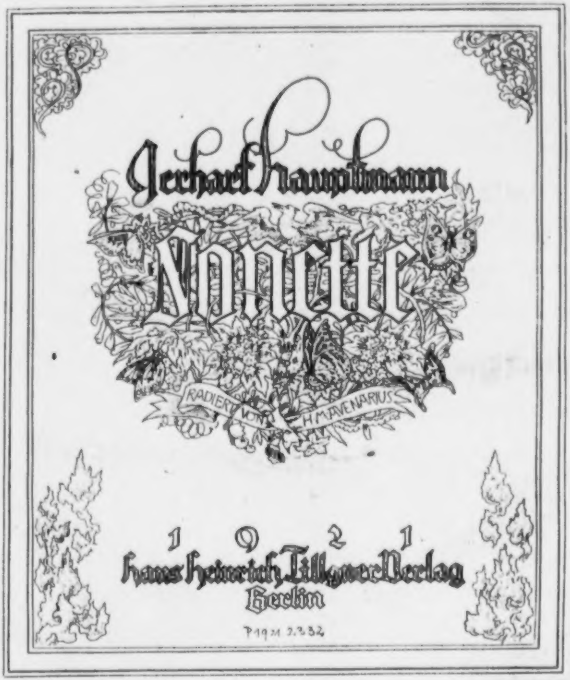
Bahnwärter Thiel — Der Apoſtel. Novelliſt. Studien.	8. Aufl.
Vor Sonnenaufgang. Bühnendichtung.	13. Auflage.
Das Friedensfeſt. Soziales Drama.	7. Auflage.
Einſame Menſchen. Drama.	27. Auflage.
De Waber. Schauſpiel. (Originalausgabe.)	2. Auflage.
Die Weber. Schauſpiel. (Übertragung.)	43. Auflage.
Kollege Crampton. Komödie.	9. Auflage.
Der Biberpelz. Eine Diebskomödie.	11. Auflage.
Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung.	23. Auflage.
Florian Geyer.	8. Auflage.
Die verſunkene Glocke. Ein deutſches Märchendrama.	80. Aufl.
Fuhrmann Henſchel. Schauſpiel. (Originalausg.)	16. Aufl.
Fuhrmann Henſchel. Schauſpiel. (Übertragung.)	16. Aufl.
Schluck und Jau. Spiel zu Scherz und Schimpf.	10. Aufl.
Michael Kramer. Drama.	10. Auflage.
Der rote Hahn. Tragikomödie.	8. Auflage.
Der arme Heinrich. Dramatiſche Dichtung.	23. Auflage.
Roſe Bernd. Schauſpiel.	18. Auflage.
Elga.	7. Auflage.
Und Pippa tanzt! Ein Glashüttenmärchen.	10. Auflage.
Die Jungfern vom Biſchofsberg. Luſtſpiel.	4. Auflage.
Kaiſer Karls Geiſel. Drama.	6. Auflage.
Griechiſcher Frühling.	7. Auflage.
Griſelda.	6. Auflage.
Der Narr in Chriſto Emanuel Quint. Roman.	18. Auflage.
Die Ratten. Berliner Tragikomödie.	7. Auflage.

Gerhart Hauptmanns
Geſammelte Werke in ſechs Bänden

Geheftet 24 Mark, in Halbpergament gebunden 30 Mark,
in Ganzpergament 36 Mark.

1. **Band:** Soziale Dramen: Einleitung – Vor Sonnenaufgang – Die Weber – Der Biberpelz – Der rote Hahn.
2. **Band:** Soziale Dramen u. Proſa: Fuhrmann Henſchel – Roſe Bernd – Bahnwärter Thiel – Der Apoſtel.
3. **Band:** Familiendramen: Das Friedensfeſt – Einſame Menſchen – Kollege Crampton – Michael Kramer.
4. **Band:** Märchendramen: Hanneles Himmelfahrt – Die verſunkene Glocke – Der arme Heinrich.
5. **Band:** Hiſtoriſche Dramen: Florian Geyer.
6. **Band:** Märchendramen und Fragmentariſches: Elga – Schluck und Jau – Und Pippa tanzt – Helios – Das Hirtenlied.

Niemand wird das tiefgewurzelte Gefühl der Dankbarkeit in uns zerſtören können, daß dieſe Werke da ſind. Als Ausdruck des dichteriſchen Geiſtes unſerer Tage — ſei er nun groß oder klein, doch er iſt unſer — ſind und bleiben ſie uns Deutſchen koſtbar. Deutſch ſind ſie bis ins Letzte, voll keuſcher Beſeeltheit, voll inniger Fülle. Dies fühlen wir auch jenſeits alles Urteilens und Verſtehens. Und darum lieben wir, wir können gar nichts anders. (Neue Freie Preſſe, Wien)



Gerhart Hauptmann

Sonette

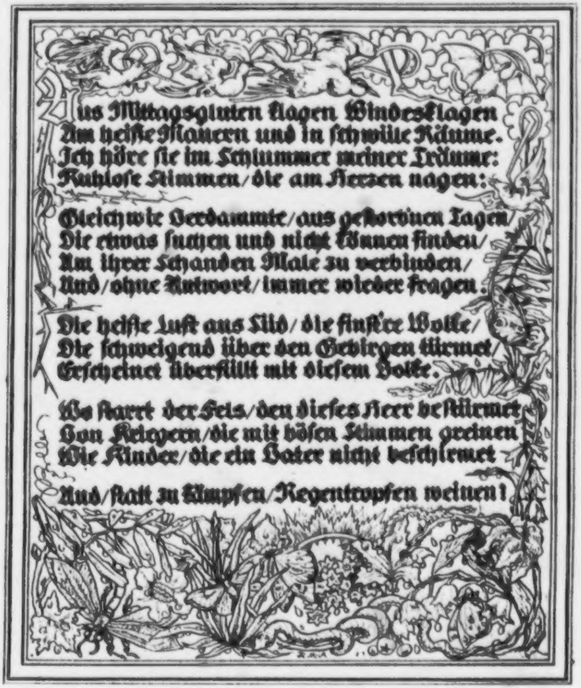
Radiert von H. M. Avenarius

1 9 2 1

Hans Heinrich Tillgner Verlag
Berlin

P 1921 2.332

HMR



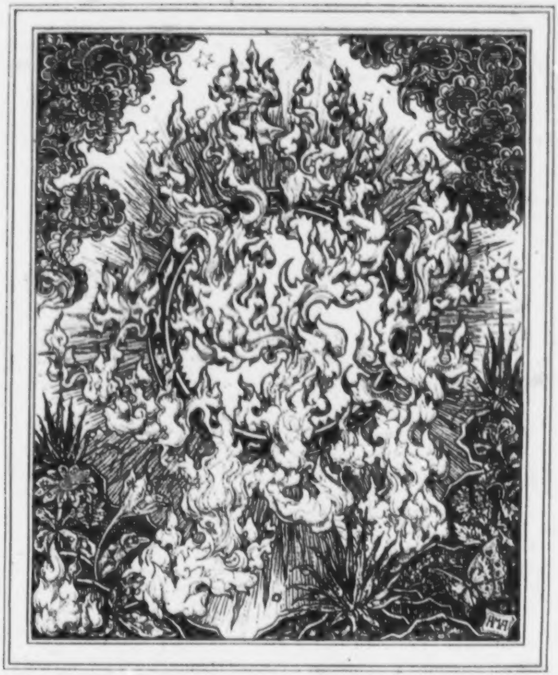
Aus Mittagsgluten klagen Windesklagen
Um heiße Mauern und in ſchwüle Räume.
Ich höre ſie im Schlummer meiner Träume:
Ruhloſe Stimmen/ die am Herzen nagen:

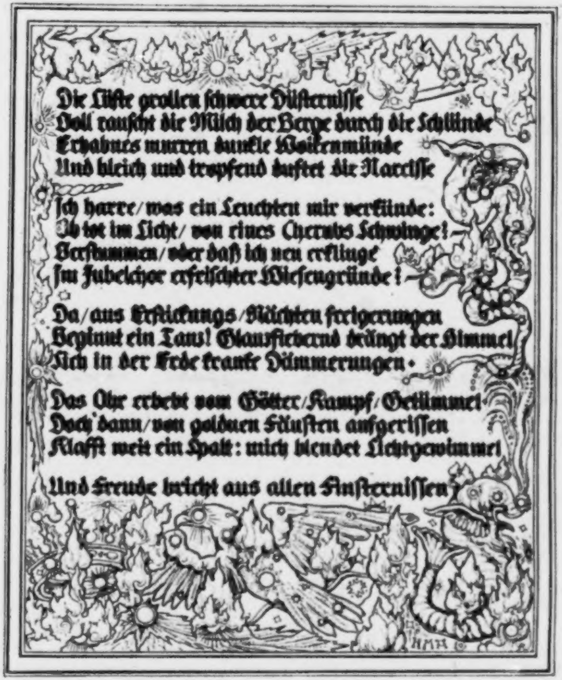
Gleichwie Verdammte/ aus geſtorbnen Tagen/
Die etwas ſuchen und nicht können finden/
Um ihrer Schanden Male zu verbinden/
Und/ ohne Antwort/ immer wieder fragen.

Die heiße Luft aus Süd/ die finſt're Wolke/
Die ſchweigend über den Gebirgen türmet/
Erſcheinet überfüllt mit dieſem Volke.

Wo ſtarrt der Fels/ den dieſes Heer beſtürmet
Von Kriegern/ die mit böſen Stimmen greinen
Wie Kinder/ die ein Vater nicht beſchirmet

Und/ ſtatt zu kämpfen/ Regentropfen weinen!





Die Lüfte grollen ſchwere Düſterniſſe
Voll rauſcht die Milch der Berge durch die Schlünde
Erhabnes murren dunkle Wolkenmünde
Und bleich und tropfend duftet die Narciſſe

Ich harre / was ein Leuchten mir verkünde:
Ob tot im Licht / von eines Cherubs Schwinge! –
Verſtummen / oder daß ich neu erklinge
Im Jubelchor erfriſchter Wieſengründe! –

Da / aus Erſtickungs / Nächten fortgerungen
Beginnt ein Tanz! Glanzfiebernd drängt der Himmel
Sich in der Erde kranke Dämmerungen.

Das Ohr erbebt vom Götter / Kampf / Getümmel
Doch dann / von goldnen Fäuſten aufgeriſſen
Klafft weit ein Spalt: mich blendet Lichtgewimmel

Und Freude bricht aus allen Finſterniſſen!

19
H
M
A
21

Ich war / wo gelber Nebel drang / in Hallen
der Götterbilder / die bewahrt der Britte.
Im Nebel fragend / lenkt' ich meine Schritte /
Doch Schweigen fiel von den entthronten allen.

Was wollt ihr / Fremde / hier in unſrer Mitte! –
Dringt ſolchen Hauches Sinn aus toten Steinen,
Von euren Lippen / Bilder / oder meinen
Und iſt es Drohung / Klage oder Bitte!

Würd' ich in euch und ihr in mir geboren /
So müſſten Gräber wahrhaft ſich entriegeln:
Bis dahin bleibt der Liebe Lohn verloren.

Wenn Motten tanzend ſich im Marmor ſpiegeln /
So tanzt in Ptah und Sechmet nur die Motte:
Doch ihr Geheimnis kann ſie nicht entſiegeln:

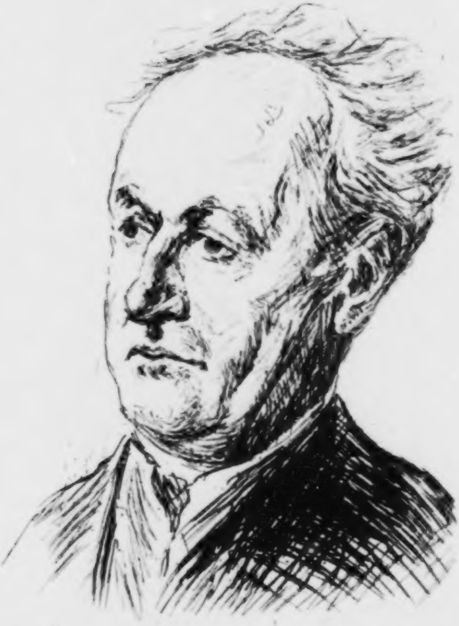
Verſchleiert bleibt und iſt der Gott im Gotte.

Erstes Buch
der deutschen Kleinmeister

des Verlages Hans Heinrich Tillgner/Berlin

Die drei Schmuckplatten 'Dumpfe Erde' Befreite Erde' Gott und Götter' zu den drei Sonetten von Gerhart Hauptmann sowie sämtliche Schriftplatten radierte Hannes M. Avenarius im Frühjahre 1921 · Einmalige Auflage von 300 Exemplaren – Nr. 1–5 auf Pergament in Bronceeinband von Alfred Docke/Berlin · 6–25 auf Japan in Ganzpergament · 26–150 auf handgeschöpftem Bütten in Halbpergament · 151–300 auf demselben Bütten in Pappe · Druck Alfred Ruckenbrod · Sämtliche Exemplare sind numeriert und von Gerhart Hauptmann und H. M. Avenarius handschriftlich signiert · Dieses Exemplar trägt die

No:



Gerhart Hauptmann

Geſammelte Werke

in zwölf Bänden

Erſter Band

S. Fiſcher, Verlag
Berlin 1922

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript
Copyright 1922 by S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Große Ausgabe

1922

zum ſechzigſten Geburtstage

des Dichters

15. November 1922

Inhalt

Anſprache XIII

Vor Sonnenaufgang 1

Das Friedensfeſt 135

Einſame Menſchen 237

Anſprache

Jede perſönliche Ehrung muß weit zurücktreten hinter die Idee, die in dieſen Breslauer Feſttagen zum Ausdruck kommen ſoll. In beredter Weiſe hat ſich dieſe Idee durch den Mund des erſten Mannes in unſerem geeinten, neuen, großen Deutſchen Reich, durch den Mund anderer hoher Reichsbeamter, durch den Mund des Herrn Oberbürgermeiſters kundgetan. Nichts anderes als Deutſchland ſelbſt iſt dieſe Idee, die unſere Seele, unſere Worte, unſere Handlungen durchdringt und beflügelt. Und jede Seele, jedes Wort, jede Handlung iſt halb, ja weniger als halb, die von dieſer Idee nicht durchdrungen und getragen iſt. Deutſchland als Idee, das iſt Deutſchlands Kraft. Je mehr einzelne Teile unſerer gewaltigen Volksgemeinſchaft von dieſer Idee berührt und durchdrungen ſind, um ſo mehr wird das Große ein Ganzes ſein. Darum kommt es am Ende darauf an, die entfernteſten Siedlungen des Reichs immer wieder damit zu durchdringen. Nicht in einer ſterilen, äußerlichen Art, ſondern in einer warmen und lebendigen Art, die dem einzelnen das reiche Ganze, dem Ganzen den Reichtum des einzelnen Teiles bewußt werden läßt — die dem Einzelnen und Ganzen zuletzt den gemeinſamen Beſitz, den gemeinſamen Reichtum zum Bewußtſein bringt. Es iſt der Geiſt, der lebendig macht. Sein wahres Leben empfängt ein Körper, und alſo auch ein Nationalkörper, allein durch den Geiſt. Die Aufgabe iſt und wird immer ſein, wenn ein Volkstum wachſen und beharren ſoll, für ſeine Beſeelung Sorge zu tragen. Darum wiederhole ich nur, was in allen warmen und herzlichen Worten, die wir gehört haben, als Aufgabe gefühlt und zugleich praktiſch ausgeübt worden iſt. Die Einigkeit, die Gemeinſamkeit in dieſem Gedanken iſt aber ſo groß — ich bin darin mit den auserleſenen, nahen und fernen Volksgenoſſen, ſo eines Sinnes, daß ſich jedes weitere Wort darüber in dieſem Augenblicke erübrigen würde, wenn man mir nicht ſelbſt eine hohe und verantwortliche Aufgabe im Dienſte der deutſchen Idee zugewieſen hätte.

Ja, man iſt weiter gegangen und hat in einer Weiſe, die demütig machen muß, meinen Namen und meine Perſon aus dem Kreiſe meiner Volksgenoſſen herausgehoben und von Verdienſten geſprochen, die das mir vom Schickſal vorgezeichnete Wirken im Dienſte der Volksſeele erworben hat. Die Empfindungen ſind ſehr vielfältig, die eine ſolche Auszeichnung in mir wecken muß. Sie ſind faſt zu vielfältig, um in kurzen Minuten geklärt und geordnet zu werden. Nur einiges möchte ich davon ſagen. Der einzelne, der ein beſtimmtes Volkstum ſeine Mutter nennt, hat doch ein anderes Verhältnis zu ihm, als das eines zur Welt geborenen Kindes zu ſeiner Mutter: Im Sinne eines ſolchen Kindes, das von der Mutter getrennt, ſein eigenes Leben leben kann, wird er eigentlich nie geboren. Er bleibt vielmehr auf die Mutter in jeder Beziehung angewieſen, ja, er bleibt beinahe in der Mutter Schoß. Manche wiſſen es nicht. Aber die ausgeſtoßenen, mutterfremden, bedrängten Auslandsdeutſchen, ja, ſie wiſſen es. Sie müſſen es täglich und bitter erfahren. Es wäre gut, wenn dieſes Wiſſen auch in dem geſicherten Inlandsgebiet ſich weiter und weiter verbreitete, wo man nichts zu verlieren fürchtet, weil man nicht weiß, was zu verlieren iſt, und weil man nicht weiß, was man beſitzt. Aber ich wollte nicht davon reden. Ich wollte nur ſagen, daß wir ſozial viel mehr verbunden ſind, als es den meiſten Menſchen ſcheint. Und ſo iſt der einzelne Menſch, inbegriffen ſein etwaiges Werk, nur ein unzertrennlicher Teil des Ganzen. Er ſelbſt iſt ein ſoziales Produkt, und ſein Werk iſt nur in ſehr bedingtem Maße das ſeine. Wenn wir ſagen, Goethe iſt unſer, ſo meinen wir das in einem viel tieferen Sinn, als wenn wir ſagen, dieſes Goldſtück, dieſes Feld iſt mein. Wir wollen vielmehr dadurch ausdrücken, Goethe iſt ein Teil von uns, wir haben angeborenen Anteil an ihm. Wenn ich nun die Worte erwäge, alle die warmen, herzlichen, gütigen, anerkennenden und mehr als anerkennenden Worte, die mir hier gewidmet worden ſind, ſo muß ich Sie bitten, mir zu erlauben, bevor ich Ihnen danke, mich ein wenig von der allzu erdrückenden Dankeslaſt zu befreien, indem ich ein vollgerüttelt Maß der Ehre, die Sie mir erwieſen haben, an unſere Mutter, an Deutſchland, abgebe. Vertiefen Sie ſich in den Gedanken an Deutſchland wiederum einen Augenblick und fragen Sie ſich, ob wir nicht ſo ziemlich alles, was wir ſind, dieſer Mutter, trotzalledem und alledem, zu verdanken haben. Dieſe Mutter, die ich meine, war immer da. Auch in der jahrhunderte alten Zerriſſenheit und politiſchen Spaltung Deutſchlands war ſie da, allgegenwärtig und unſterblich. Und der einzelne iſt, gegen ſie gehalten, viel zu klein, viel zu abhängig von ihr, als daß er ſich an die Bruſt ſchlagen und als etwas Beſonderes, das heißt Abgeſondertes, dünken könnte. Trotzdem und bei alledem bleibt noch immer, ſagen wir, in jedem geſunden Menſchen, ein gewiſſer Erdenreſt als Selbheit oder Selbſtiſchkeit. Und wie ich mich ganz als Menſch fühle, ſo verleugne ich auch nicht dieſes natürliche Eigengefühl. Aus dieſem gebiert ſich eine andere Art, die allereinfachſte Art der Dankbarkeit in dieſem Augenblick. Sie wird um ſo ſtärker ſein, je weniger ein Beſchenkter fordert und zu fordern hat. Geſchenk iſt durch nichts bedingt, durch nichts errungen. Geſchenk iſt edelſter Ausdruck freiwilliger Güte von Menſch zu Menſch, und ſo erweckt es den Dank, der eine elementare

Empfindung iſt. Es erweckt den Dank, den es als freiwillige Güte ebenſo wenig fordert. Und ſo habe ich zu bekennen, daß es mich ſtolz, froh und glücklich macht, in dem alten, herrlichen Rathauſe dieſer alten, wundervollen, deutſchen Stadt ſo beſchenkt worden zu ſein, Worte zu hören, wie ich ſie gehört habe. Worte des Herrn Reichspräſidenten, des Herrn Oberbürgermeiſters dieſer Stadt und anderer berufener Munde. Worte, die mich in Einklang ſetzen mit einer großen Aufgabe, aber auch mir perſönlich eine Beſtätigung dafür bedeuten, daß ich kein unnützes Glied der deutſchen Volksgemeinſchaft geweſen bin. Der Weg von den Steinen des Ringes bis in den Remter des Rathauſes, an ſich nicht weit, wurde von mir nicht im Sprunge zurückgelegt. Ich habe dazu ein halbes Jahrhundert, nicht immer leichten Ringens, von Stufe zu Stufe gebraucht. Auch die Staupſäule, die vor dem Rathauſe ſteht, habe ich dabei nicht gänzlich umgehen können. Aber nun ſtehe ich hier. Es mag wieder abwärts gehen. Ich kann getroſt meine Augen ſchließen, denn wer kann mehr erfahren und mehr erſtreben, als ich durch Ihre Güte erfuhr.

Geſprochen am 12. Auguſt 1922 im
Remter des Rathauſes zu Breslau

Vor Sonnenaufgang

Soziales Drama

in fünf Akten

Vorrede zur zweiten Auflage

Die Aufführung dieſes Dramas fand am 20. Oktober ſtatt in den Räumen des Leſſing-Theaters, veranſtaltet vom Verein „Freie Bühne“. Ich benutze den Anlaß der Herausgabe einer neuen Auflage, um aus vollem Herzen den Leitern dieſes Vereins insgeſamt, in Sonderheit aber den Herren Otto Brahm und Paul Schlenther zu danken. Möchte es die Zukunft erweiſen, daß ſie ſich, indem ſie, kleinlichen Bedenken zum Trotz, einem aus reinen Motiven heraus entſtandenen Kunſtwerk zum Leben verhalfen, um die deutſche Kunſt verdient gemacht haben.

Charlottenburg, den 26. Oktober 1889

Gerhart Hauptmann

Dramatis personae

Krauſe, Bauerngutsbeſitzer
Frau Krauſe, ſeine zweite Frau
Helene }
Martha } Krauſes Töchter erſter Ehe
Hoffmann, Ingenieur, verheiratet mit Martha
Wilhelm Kahl, Neffe der Frau Krauſe
Frau Spiller, Geſellſchafterin der Frau Krauſe
Alfred Loth
Dr. Schimmelpfennig
Beibſt, Arbeitsmann auf Krauſes Gut
Guſte }
Lieſe } Mägde auf Krauſes Gut
Marie }
Baer, genannt Hopslabaer
Eduard, Hoffmanns Diener
Miele, Hausmädchen bei Frau Krauſe
Die Frau des Kutſchers
Goliſch, genannt Goſch; Kuhjunge
Ein Paketträger

Erſter Akt

Das Zimmer iſt niedrig, der Fußboden mit guten Teppichen belegt. Moderner Luxus auf bäueriſche Dürftigkeit gepfropft. An der Wand hinter dem Eßtiſch ein Gemälde, darſtellend einen vierſpännigen Frachtwagen, von einem Fuhrknecht in blauer Bluſe geleitet.

Miele, eine robuſte Bauernmagd mit rotem, etwas ſtumpfſinnigem Geſicht; ſie öffnet die Mitteltür und läßt **Alfred Loth** eintreten. Loth iſt mittelgroß, breitſchultrig, unterſetzt, in ſeinen Bewegungen beſtimmt, doch ein wenig ungelenk; er hat blondes Haar, blaue Augen und ein dünnes, lichtblondes Schnurrbärtchen, ſein ganzes Geſicht iſt knochig und hat einen gleichmäßig ernſten Ausdruck. Er iſt ordentlich, jedoch nichts weniger als modern gekleidet. Sommerpaletot, Umhängetäſchchen, Stock.

Miele: Bitte! Ich werde den Herrn Inſchinnär glei ruffen. Wolln Sie nich Platz nehmen?!

Die Glastür zum Wintergarten wird heftig aufgeriſſen; ein **Bauernweib**, im Geſicht blaurot vor Wut, ſtürzt herein. Sie iſt nicht viel beſſer als eine Waſchfrau gekleidet. Nackte, rote Arme, blauer Kattunrock und Mieder, rotes punktiertes Bruſttuch. Alter: Anfang vierzig, Geſicht hart, ſinnlich, bösartig. Die ganze Geſtalt ſonſt gut konſerviert.

Frau Krauſe ſchreit: Ihr Madel!! . . . Richtig! . . . Doas Loſter vu Froovulk! . . . naus! mir gahn niſcht! . . . *Halb zu Miele, halb zu Loth:* A koan orbeita, o hoot Oarme. naus! hier gibbt's niſcht!

Loth: Aber Frau . . . Sie werden doch . . . ich . . . ich heiße Loth, bin . . . wünſche zu . . . habe auch nicht die Ab . . .

Miele: A wull ock a Herr Inſchinnär ſprechen.

Frau Krauſe: Beim Schwiegerſuhne batteln: doas kenn mer ſchunn. — A hoot au niſcht, a hoot's au ock vu ins, niſcht iis ſeine! Die Tür rechts wird aufgemacht. Hoffmann ſteckt den Kopf heraus.

Hoffmann: Schwiegermama! — Ich muß doch bitten . . . Er tritt heraus, wendet ſich an Loth: Was ſteht zu . . . Alfred! Kerl! Wahrhaftig'n Gott, Du!? Das iſt aber mal . . . nein das is doch mal 'n Gedanke! Hoffmann iſt etwa dreiunddreißig alt, ſchlank, groß, hager. Er kleidet ſich nach der neueſten Mode, iſt elegant friſiert, trägt koſtbare Ringe, Brillantknöpfe im Vorhemd und Breloques an der Uhrkette. Kopfhaar und Schnurrbart ſchwarz, der letztere ſehr üppig, äußerſt ſorgfältig gepflegt. Geſicht ſpitz, vogelartig. Ausdruck verſchwommen, Augen ſchwarz, lebhaft, zuweilen unruhig.

Loth: Ich bin nämlich ganz zufällig . . .

Hoffmann, aufgeregt: Etwas Lieberes . . . nun aber zunächſt leg ab! Er verſucht, ihm das Umhängetäſchchen abzunehmen. — Etwas Lieberes und ſo Unerwartetes hätte mir jetzt — er hat ihm Hut und Stock abgenommen und legt beides auf einen Stuhl neben der Tür — hätte mir jetzt entſchieden nicht paſſieren können, — indem er zurückkommt — entſchieden nicht.

Loth, ſich ſelbſt das Täſchchen abnehmend: Ich bin nämlich — nur ſo per Zufall auf Dich — er legt das Täſchchen auf den Tiſch im Vordergrund.

Hoffmann: Setz Dich! Du mußt müde ſein, ſetz Dich — bitte. Weißt De noch? wenn Du mich beſuchteſt, da hatt'ſt Du ſo ne Manier, Dich lang auf das Sopha hinfallen zu laſſen, daß die Federn krachten; mitunter ſprangen ſie nämlich auch. Alſo Du, höre! mach's wie damals.

Frau Krauſe hat ein ſehr erſtauntes Geſicht gemacht und ſich dann zurückgezogen. Loth läßt ſich auf einen der Seſſel nieder, die rings um den Tiſch im Vordergrunde ſtehn.

Hoffmann: Trinkſt Du was? Sag! — Bier? Wein? Kognak? Kaffee? Tee? Es iſt alles im Hauſe.

Helene kommt leſend aus dem Wintergarten; ihre große, ein wenig zu ſtarke Geſtalt, die Friſur ihres blonden, ganz ungewöhnlich reichen Haares, ihr Geſichtsausdruck, ihre moderne Kleidung, ihre Bewegungen, ihre ganze Erſcheinung überhaupt verleugnen das Bauernmädchen nicht ganz.

Helene: Schwager, Du könnteſt ... Sie entdeckt Loth und zieht ſich ſchnell zurück. Ach! ich bitte um Verzeihung. Ab.

Hoffmann: Bleib doch, bleib!

Loth: Deine Frau?

Hoffmann: Nein, ihre Schweſter. Hörteſt Du nicht, wie ſie mich betitelte?

Loth: Nein.

Hoffmann: Hübſch! Wie? — Nu aber erklär Dich: Kaffee? Tee? Grog?

Loth: Danke, danke für alles.

Hoffmann präſentiert ihm Zigarren: Aber *das* iſt was für Dich — nicht?! ... Auch nicht?!

Loth: Nein, danke.

Hoffmann: Beneidenswerte Bedürfnisloſigkeit! Er ſteckt ſich ſelbſt eine Zigarre an und ſpricht dabei: Die A ... Aſche, wollte ſagen, der ... der Tabak ... ä! Rauch natürlich ... der Rauch beläſtigt Dich doch wohl nicht?

Loth: Nein.

Hoffmann: Wenn ich das nicht noch hätte ... ach Gott ja, das bißchen Leben! — Nu aber tu mir den Gefallen, erzähle was. — Zehn Jahre — biſt übrigens kaum ſehr verändert — zehn Jahre, 'n ekliger Fetzen Zeit — was macht Schn ... Schnurz nannten wir ihn ja wohl? Fips, — die ganze heitere Blaſe von damals? Haſt Du den einen oder andern im Auge behalten?

Loth: Sach mal, ſollteſt Du das nicht wiſſen?

Hoffmann: Was?

Loth: Daß er ſich erſchoſſen hat.

Hoffmann: Wer — hat ſich wieder mal erſchoſſen?

Loth: Fips! Friedrich Hildebrandt.

Hoffmann: J warum nich gar!

Loth: Ja! er hat ſich erſchoſſen — im Grunewald, an einer ſehr ſchönen Stelle der Havelſeeufer. Ich war dort, man hat den Blick auf Spandau.

Hoffmann: Hm! — Hätt ihm das nicht zugetraut, war doch ſonſt keine Heldennatur.

Loth: Deswegen hat er ſich eben erſchoſſen. — *Gewiſſenhaft* war er, ſehr gewiſſenhaft.

Hoffmann: Gewiſſenhaft? Woſo?

Loth: Nun, darum eben ... ſonſt hätte er ſich wohl nicht erſchoſſen.

Hoffmann: Verſteh nicht recht.

Loth: Na, die Farbe ſeiner politiſchen Anſchauungen kennſt Du doch?

Hoffmann: Ja, grün.

Loth: Du kannſt ſie gern ſo nennen. Er war, dies wirſt Du ihm wohl laſſen müſſen, ein talentvoller Jung. — Fünf Jahre hat er als Stuckateur arbeiten müſſen, andere fünf Jahre dann, ſo zu ſagen, auf eigene Fauſt durchgehungert und dazu kleine Statuetten modelliert.

Hoffmann: Abſtoßendes Zeug. Ich will von der Kunſt erheitert ſein . . . Nee! dieſe Sorte Kunſt war durchaus nicht mein Geſchmack.

Loth: Meiner war es auch nicht, aber er hatte ſich nun doch einmal drauf verſteift. Voriges Frühjahr ſchrieben ſie da ein Denkmal aus; irgend ein Duodezfürſtchen, glaub ich, ſollte verewigt werden. Fips hatte ſich beteiligt und gewonnen; kurz darauf ſchoß er ſich tot.

Hoffmann: Wo da die Gewiſſenhaftigkeit ſtecken ſoll, iſt mir völlig ſchleierhaft. — Für ſo was habe ich nur eine Benennung: Spahn — auch Wurm — Spleen — ſo was.

Loth: Das iſt ja das allgemeine Urteil.

Hoffmann: Tut mir leid, kann aber nicht umhin, mich ihm anzuſchließen.

Loth: Es iſt ja für ihn auch ganz gleichgültig, was . . .

Hoffmann: Ach überhaupt, laſſen wir das. Ich bedauere ihn im Grunde ganz ebenſo ſehr wie Du, aber — nun iſt er doch einmal tot, der gute Kerl; — erzähle mir lieber etwas von Dir, was Du getrieben haſt, wie's Dir ergangen iſt.

Loth: Es iſt mir ſo ergangen, wie ich's erwarten mußte. — Haſt Du gar nichts von mir gehört? — durch die Zeitungen, mein ich.

Hoffmann, *ein wenig befangen*: Wüßte nicht.

Loth: Nichts von der leipziger Geſchichte?

Hoffmann: Ach ſo, das! — Ja! — Ich glaube ... nichts Genaues.

Loth: Alſo, die Sache war folgende:

Hoffmann, *ſeine Hand auf Loths Arm legend*: Ehe Du anfängſt — willſt Du denn gar nichts zu Dir nehmen?

Loth: Später vielleicht.

Hoffmann: Auch nicht ein Gläschen Kognak?

Loth: Nein. Das am allerwenigſten.

Hoffmann: Nun, dann werde ich ein Gläschen .... Nichts beſſer für den Magen. *Holt Flaſche und zwei Gläschen vom Büfett, ſetzt alles auf den Tiſch vor Loth.* Grand Champagne, feinſte Nummer; ich kann ihn empfehlen. — Möchteſt Du nicht ...?

Loth: Danke.

Hoffmann *kippt das Gläschen in den Mund*: Oah! — na, nu bin ich ganz Ohr.

Loth: Kurz und gut — da bin ich eben ſehr ſtark hineingefallen.

Hoffmann: Mit zwei Jahren, glaub ich?!

Loth: Ganz recht! Du ſcheinſt es ja doch alſo zu wiſſen. Zwei Jahre Gefängnis bekam ich, und nach dem haben ſie mich noch von der Univerſität relegiert. Damals war ich — einundzwanzig. Nun! in dieſen zwei Gefängnisjahren habe ich mein erſtes volkswirtſchaftliches Buch geſchrieben. Daß es gerade ein Vergnügen geweſen, zu brummen, müßte ich allerdings lügen.

Hoffmann: Wie man doch einmal ſo ſein konnte! Merkwürdig! So was hat man ſich nun allen Ernſtes in den Kopf geſetzt. Bare Kindereien ſind es geweſen, kann mir nicht helfen, Du! — nach Amerika auswandern, 'n Dutzend Gelbſchnäbel wie wir! — wir und Muſterſtaat gründen! Köſtliche Vorſtellung!

Loth: Kindereien?! — tjaa! In gewiſſer Beziehung ſind es auch wirklich Kindereien geweſen! Wir unterſchätzten die Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens.

Hoffmann: Und daß Du nun wirk—lich hinaus gingſt — nach Amerika — al—len Ernſtes mit leeren Händen .... Denk doch mal an, was es heißt, Grund und Boden für einen Muſterſtaat mit leeren Händen erwerben zu wollen: das iſt ja beinahe ver .... jedenfalls iſt es einzig naiv.

Loth: Ach, gerade mit dem Ergebnis meiner Amerikafahrt bin ich ganz zufrieden.

Hoffmann, laut auflachend: Kaltwaſſerkur, vorzügliche Reſultate, wenn Du es ſo meinſt ...

Loth: Kann ſein, ich bin etwas abgekühlt worden; damit iſt mir aber gar nichts Beſonderes geſchehen. Jeder Menſch macht ſeinen Abkühlungsprozeß durch. Ich bin jedoch weit davon entfernt, den Wert der .... nun, ſagen wir hitzigen Zeit zu verkennen. Sie war auch gar nicht ſo furchtbar naiv, wie Du ſie hinſtellſt.

Hoffmann: Na, ich weiß nicht?!

Loth: Du brauchſt nur an die Durchſchnittskindereien unſerer Tage denken: das Couleurweſen auf den Univerſitäten, das Saufen, das Pauken. Warum all der Lärm? Wie Fips zu ſagen pflegte: um Hekuba! — — Um Hekuba drehte es ſich bei uns doch wohl nicht; wir hatten die allerhöchſten menſchheitlichen Ziele im Auge. Und abgeſehen davon, dieſe naive Zeit hat bei mir gründlich mit Vorurteilen aufgeräumt. Ich bin mit der Scheinreligion und Scheinmoral und mit noch manchem andern . . .

Hoffmann: Das kann ich Dir ja auch ohne weiteres zugeben. Wenn ich jetzt doch immerhin ein vorurteilsloſer, aufgeklärter Menſch bin, dann verdanke ich das, wie ich garnicht leugne, den Tagen unſeres Umgangs. — Natürlicherweiſe! — Ich bin der letzte, das zu leugnen. — Ich bin überhaupt in keiner Beziehung Unmenſch. Nur muß man nicht mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollen. — Man muß nicht die Uebel, an denen die gegenwärtige Generation, leider Gottes, krankt, durch noch größere verdrängen wollen; man muß — alles ruhig ſeinen natürlichen Gang gehen laſſen. Was kommen ſoll, kommt! Praktiſch, praktiſch muß man verfahren! Erinnere Dich! Ich habe das früher gerade ſo betont, und dieſer Grundſatz hat ſich bezahlt gemacht. — Das iſt es ja eben. Ihr alle — Du mit eingerechnet! — Ihr verfahrt höchſt unpraktiſch.

Loth: Erklär mir eben mal, wie Du das meinſt.

Hoffmann: Einfach! Ihr nützt Eure Fähigkeiten nicht aus. Zum Beiſpiel Du: 'n Kerl wie Du, mit Kenntniſſen, Energie etcetera, was hätte Dir nicht offen geſtanden! Statt deſſen, was machſt Du? Com—pro—

mit—tierſt Dich von vornherein der—art . . . . na, Hand aufs Herz! haſt Du das nicht manchmal bereut?

Loth: Ich konnte nicht gut bereuen, weil ich ohne Schuld verurteilt worden bin.

Hoffmann: Kann ich ja nicht beurteilen, weißt Du.

Loth: Du wirſt das gleich können, wenn ich Dir ſage: die Anklageſchrift führte aus, ich hätte unſeren Verein Vancouver-Island nur zum Zwecke parteilicher Agitation ins Leben gerufen; dann ſollte ich auch Geld zu Parteizwecken geſammelt haben. Du weißt ja nun, daß es uns mit unſern kolonialen Beſtrebungen ernſt war, und was das Geldſammeln anlangt, ſo haſt Du ja ſelbſt geſagt, daß wir alle miteinander leere Hände hatten. Die Anklage enthält alſo kein wahres Wort, und als Mitglied ſollteſt Du das doch . . .

Hoffmann: Na — Mitglied war ich doch wohl eigentlich nicht ſo recht. — Uebrigens glaube ich Dir ſelbſtredend. — Die Richter ſind halt immer nur Menſchen, muß man nehmen. — Jedenfalls hätteſt Du, um praktiſch zu handeln, auch den *Schein* meiden müſſen. Ueberhaupt: ich habe mich in der Folge manchmal baß gewundert über Dich: Redakteur der Arbeiterkanzel, des obſkurſten aller Käſeblättchen — Reichstagskandidat des ſüßen Pöbels! Und was haſt Du nu davon? — verſteh mich nicht falſch! Ich bin der letzte, der es an Mitleid mit dem armen Volke fehlen läßt, aber *wenn* etwas geſchieht, dann mag es von oben *herab* geſchehen! Es muß ſogar von oben herab geſchehen, das Volk weiß nun mal nicht, was ihm not tut

— das „Von-unten-herauf", ſiehſt Du, das eben nenne ich das „Mit-dem-Kopf-durch-die-Wand-rennen".

Loth: Ich bin aus dem, was Du eben geſagt haſt, nicht klug geworden.

Hoffmann: Na, ich meine eben, ſieh mich an! Ich habe die Hände frei: ich könnte nu ſchon anfangen, was für die Ideale zu tun. — Ich kann wohl ſagen, mein praktiſches Programm iſt nahezu durchgeführt. Aber Ihr .... immer mit leeren Händen, was wollt denn Ihr machen?

Loth: Ja, wie man ſo hört: Du ſegelſt ſtark auf Bleichröder zu.

Hoffmann, *geſchmeichelt:* Zu viel Ehre — vorläufig noch. Wer ſagt das? — Man arbeitet eben ſeinen ſoliden Stiefel fort. Das belohnt ſich naturgemäß — wer ſagt das übrigens?

Loth: Ich hörte darüber in Jauer zwei Herren am Nebentiſch reden.

Hoffmann: Ae! Du! — Ich habe Feinde! — Was ſagten die denn übrigens?

Loth: Nichts Beſonderes. Durch ſie erfuhr ich, daß Du Dich zur Zeit eben hier auf das Gut Deiner Schwiegereltern zurückgezogen haſt.

Hoffmann: Was die Menſchen nicht alles ausſchnüffeln! Lieber Freund! Du glaubſt nicht, wie ein Mann in meiner Stellung auf Schritt und Tritt beobachtet wird. Das iſt ja auch ſo 'n Uebelſtand des Reich .... — Die Sache iſt nämlich die: ich erwarte der größeren Ruhe und geſünderen Luft wegen die Niederkunft meiner Frau hier.

Loth: Wie paßt denn das aber mit dem Arzt? Ein guter Arzt iſt doch in ſolchen Fällen von allergrößter Wichtigkeit. Und hier auf dem Dorfe . . . .

Hoffmann: Das iſt es eben — der Arzt hier iſt ganz beſonders tüchtig; und, weißt Du, ſoviel habe ich bereits weg: Gewiſſenhaftigkeit geht beim Arzt über Genie.

Loth: Vielleicht iſt ſie eine Begleiterſcheinung des Genies im Arzt.

Hoffmann: Mein'twegen, jedenfalls hat unſer Arzt Gewiſſen. Er iſt nämlich auch ſo'n Stück Ideologe, halb und halb unſer Schlag — reuſſiert ſchauderhaft unter Bergleuten und auch unter dem Bauernvolk. Man vergöttert ihn geradezu. Zu Zeiten übrigens 'n recht unverdaulicher Patron, 'n Miſchmaſch von Härte und Sentimentalität. Aber, wie geſagt, Gewiſſenhaftigkeit weiß ich zu ſchätzen! — Unbedingt! — Eh ich's vergeſſe . . . es iſt mir nämlich darum zu tun . . . man muß immer wiſſen, weſſen man ſich zu verſehen hat . . . Höre! . . . ſage mir doch . . . ich ſeh Dir's an, die Herren am Nebentiſche haben nichts Gutes über mich geſprochen. — Sag mir doch, bitte, was ſie geſprochen haben.

Loth: Das ſollte ich wohl nicht tun, denn ich will Dich nachher um zweihundert Mark bitten, geradezu *bitten*, denn ich werde ſie Dir wohl kaum je wiedergeben können.

Hoffmann zieht ein Scheckbuch aus der Bruſttaſche, füllt einen Scheck aus, übergibt ihn Loth: Bei irgend einer Reichsbankfiliale .... Es iſt mir 'n Vergnügen ....

Loth: Deine Fixigkeit übertrifft alle meine Erwartungen. — Na! — ich nehm es dankbar an, und Du weißt ja: übel angewandt iſt es auch nicht.

Hoffmann, mit Anflug von Pathos: Ein Arbeiter iſt ſeines Lohnes wert! — Doch jetzt, Loth, ſei ſo gut, ſag mir, was die Herren am Nebentiſch ...

Loth: Sie haben wohl Unſinn geſprochen.

Hoffmann: Sag mir's trotzdem, bitte! — Es iſt mir lediglich intereſſant, ledig—lich intereſſant —

Loth: Es war davon die Rede, daß Du hier einen andern aus der Poſition verdrängt hätteſt, — einen Bauunternehmer Müller.

Hoffmann: Na—tür—lich! dieſe Geſchichte!

Loth: Ich glaube, der Mann ſollte mit Deiner jetzigen Frau verlobt geweſen ſein.

Hoffmann: War er auch. — Und was weiter?

Loth: Ich erzähle Dir alles, wie ich es hörte, weil ich annehme: es kommt Dir darauf an, die Verleumdung möglichſt getreu kennen zu lernen.

Hoffmann: Ganz recht! Alſo?

Loth: Soviel ich heraushörte, ſoll dieſer Müller den Bau einer Strecke der hieſigen Gebirgsbahn übernommen haben.

Hoffmann: Ja! Mit lumpigen zehntauſend Talern Vermögen. Als er einſah, daß dieſes Geld nicht zureichte, wollte er ſchnell eine Witzdorfer Bauerntochter fiſchen; meine jetzige Frau ſollte diejenige ſein, welche.

oth: Er hätte es, ſagten ſie, mit der Tochter, Du mit
Alten gemacht. — Dann hat er ſich ja wohl er-
en?! — Auch ſeine Strecke hätteſt Du zu Ende ge-
und noch ſehr viel Geld dabei verdient.

offmann: Darin iſt einiges Wahre enthalten, doch
h könnte Dir eine Verknüpfung der Tatſachen geben
Wußten ſie am Ende noch mehr dergleichen erbau-
Dinge?

oth: Ganz beſonders — muß ich Dir ſagen — regten
ch über etwas auf: ſie rechneten ſich vor, welch ein
nes Geſchäft in Kohlen Du jetzt machteſt und nann-
Dich einen .... na, ſchmeichelhaft war es eben nicht
Dich. Kurz geſagt, ſie erzählten, Du hätteſt die hie-
dummen Bauern beim Champagner überredet, einen
trag zu unterzeichnen, in welchem Dir der alleinige
ſchleiß aller in ihren Gruben geförderten Kohle über-
en worden iſt gegen eine Pachtſumme, die fabelhaft
g ſein ſollte.

offmann, ſichtlich peinlich berührt, ſteht auf: Ich will
was ſagen, Loth .... Ach, warum auch noch darin
en? Ich ſchlage vor, wir denken ans Abendbrot, mein
ger iſt mörderiſch. Mörderiſchen Hunger habe ich.
rückt auf den Knopf einer elektriſchen Leitung, deren Draht in
einer grünen Schnur auf das Sofa herunter hängt; man
das Läuten einer elektriſchen Klingel.

oth: Nun, wenn Du mich hier behalten willſt —
n ſei ſo gut .... ich möchte mich eben 'n bißchen ſäubern.

offmann: Gleich ſollſt Du alles Nötige ... Eduard tritt ein, Diener in Livree. Eduard! führen Sie den Herrn ins Gaſtzimmer.

Eduard: Sehr wohl, gnädiger Herr.

Hoffmann, Loth die Hand drückend: In ſpäteſtens fünfzehn Minuten möchte ich Dich bitten, zum Eſſen herunter zu kommen.

Loth: Uebrig Zeit. Alſo Wiederſehen!

Hoffmann: Wiederſehen!

Eduard öffnet die Tür und läßt Loth vorangehen. Beide ab. Hoffmann kratzt ſich den Hinterkopf, blickt nachdenklich auf den Fußboden, geht dann auf die Tür rechts zu, deren Klinke er bereits gefaßt hat, als **Helene,** die haſtig durch die Glastür eingetreten iſt, ihn anruft.

Helene: Schwager! Wer war das?

Hoffmann: Das war einer von meinen Gymnaſialfreunden, der älteſte ſogar, Alfred Loth.

Helene, ſchnell: Iſt er ſchon wieder fort?

Hoffmann: Nein! Er wird mit uns zu Abend eſſen. — Womöglich . . . . ja, womöglich auch hier übernachten.

Helene: O Jeſes! Da komme ich nicht zum Abendeſſen.

Hoffmann! Aber Helene!

Helene: Was brauche ich auch unter gebildete Menſchen zu kommen! Ich will nur ruhig weiter verbauern.

Hoffmann: Ach, immer dieſe Schrullen! Du wirſt mir ſogar den großen Dienſt erweiſen und die Anordnungen für den Abendtiſch treffen. Sei ſo gut! — Wir machen's 'n bißchen feierlich. Ich vermute nämlich, er führt irgend was im Schilde.

Helene: Was meinſt Du, im Schilde führen?

Hoffmann: Maulwurfsarbeit — wühlen, wühlen. — Davon verſtehſt Du nun freilich nichts. — Kann mich übrigens täuſchen, denn ich habe bis jetzt vermieden, auf dieſen Gegenſtand zu kommen. Jedenfalls mach alles recht einladend. Auf dieſe Weiſe iſt den Leuten noch am leichteſten ... Champagner natürlich! Die Hummern von Hamburg ſind angekommen?

Helene: Ich glaube, ſie ſind heut früh angekommen.

Hoffmann: Alſo Hummern! Es klopft ſehr ſtark. Herein!

Poſtpaketträger, eine Kiſte unterm Arm; eintretend, ſpricht er in ſingendem Ton: Eine Kiſ — te.

Helene: Von wo?

Paketträger: Ber — lin.

Hoffmann: Richtig! Es werden die Kinderſachen von Hertzog ſein. Er beſieht das Paket und nimmt den Abſchnitt Ja, ja, es ſind die Sachen von Hertzog.

Helene: Die — ſe Kiſte voll? Du übertreibſt.

Hoffmann lohnt den Paketträger ab.

Paketträger, ebenſo halb ſingend: Schö'n gu'n A-bend. Ab.

Hoffmann: Wieſo übertreiben?

Helene: Nun, hiermit kann man doch wenigſtens drei Kinder ausſtatten.

Hoffmann: Biſt Du mit meiner Frau ſpazieren gegangen?

Helene: Was ſoll ich machen, wenn ſie immer gleich müde wird?

Hoffmann: Ach was, immer gleich müde — ſie macht mich unglücklich! Ein und eine halbe Stunde . . . ſie ſoll doch um Gottes willen tun, was der Arzt ſagt. Zu was hat man denn den Arzt, wenn . . .

Helene: Dann greife Du ein, ſchaff die Spillern fort! Was ſoll ich gegen ſo 'n altes Weib machen, die ihr immer nach dem Munde geht!

Hoffmann: Was denn? . . . ich als Mann . . . was ſoll ich als Mann? . . . und außerdem, Du kennſt doch die Schwiegermama.

Helene, bitter: Allerdings.

Hoffmann: Wo iſt ſie denn jetzt?

Helene: Die Spillern ſtutzt ſie heraus, ſeit Herr Loth hier iſt; ſie wird wahrſcheinlich zum Abendbrot wieder ihr Rad ſchlagen.

Hoffmann, ſchon wieder in eigenen Gedanken, macht einen Gang durchs Zimmer; heftig: Es iſt das letzte Mal, auf Ehre! — daß ich ſo etwas hier in dieſem Hauſe abwarte. Auf Ehre!

Helene: Ja, Du haſt es eben gut, Du kannſt gehen, wohin Du willſt.

Hoffmann: Bei mir zu Hauſe wäre der unglückliche Rückfall in dies ſchauderhafte Laſter auch *ſicher nicht* vorgekommen.

Helene: Mich mache dafür nicht verantwortlich! Von mir hat ſie den Branntwein nicht bekommen. Schaff Du nur die Spillern fort. Ich ſollte bloß 'n Mann ſein.

Hoffmann, ſeufzend: Ach, wenn es nur erſt wieder vorüber wär! — In der Tür rechts: Alſo Schwägerin, Du tuſt mir den Gefallen: einen recht appetitlichen Abendtiſch! Ich erledige ſchnell noch eine Kleinigkeit.

Helene drückt auf den Klingelknopf, Miele kommt: Miele, decken Sie den Tiſch! Eduard ſoll Sekt kalt ſtellen und vier Dutzend Auſtern öffnen.

Miele, unterdrückt, batzig: Sie kinn'n 's 'm ſalber ſagen, a nimmt niſcht oa vu mir, a meent immer: a wär ok beim Inſchinnär gemit't.

Helene: Dann ſchick ihn wenigſtens rein.

Miele ab. Helene tritt vor den Spiegel, ordnet dies und das an ihrer Toilette; währenddes tritt Eduard ein.

Helene, immer noch vor dem Spiegel: Eduard, ſtellen Sie Sekt kalt und öffnen Sie Auſtern! Herr Hoffmann hat es befohlen.

Eduard: Sehr wohl, Fräulein. Eduard ab. Gleich darauf klopft es an die Mitteltür.

Helene fährt zuſammen: Großer Gott! — Zaghaft: Herein! — lauter und feſter: herein!

Loth tritt ein ohne Verbeugung: Ach, um Verzeihung! — ich wollte nicht ſtören, — mein Name iſt Loth.

Helene verbeugt ſich tanzſtundenmäßig.

Stimme Hoffmanns durch die geſchloſſene Zimmertür: Kinder! keine Umſtände! — Ich komme gleich heraus. Loth! es iſt meine Schwägerin Helene Krauſe! Und Schwägerin! es iſt mein Freund Alfred Loth! Betrachtet Euch als vorgeſtellt.

Helene: Nein, über Dich aber auch!

Loth: Ich nehme es ihm nicht übel, Fräulein! Bin ſelbſt, wie man mir ſehr oft geſagt hat, in Sachen des guten Tons ein halber Barbar. — Aber wenn ich Sie geſtört habe, ſo . . .

Helene: Bitte, — Sie haben mich gar nicht geſtört, — durchaus nicht. Befangenheitspauſe, hierauf: Es iſt . . . es iſt ſchön von Ihnen, daß — Sie meinen Schwager aufgeſucht haben. Er beklagt ſich immer, von . . . er bedauert immer, von ſeinen Jugendfreunden ſo ganz vergeſſen zu ſein.

Loth: Ja, es hat ſich zufällig ſo getroffen. — Ich war immer in Berlin und daherum — wußte eigentlich nicht, wo Hoffmann ſteckte. Seit meiner breslauer Studienzeit war ich nicht mehr in Schleſien.

Helene: Alſo nur ſo zufällig ſind Sie auf ihn geſtoßen?

Loth: Nur ganz zufällig, — und zwar gerade an dem Ort, wo ich meine Studien zu machen habe.

Helene: Ach, Spaß! — Witzdorf und Studien machen, nicht möglich! in dieſem armſeligen Neſte?!

Loth: Armſelig nennen Sie es? — Aber es liegt doch hier ein ganz außergewöhnlicher Reichtum.

Helene: Ja doch! in der Hinſicht . . .

Loth: Ich habe nur immer geſtaunt. Ich kann Sie verſichern, ſolche Bauernhöfe gibt es nirgendwo anders; da guckt ja der Ueberfluß wirklich aus Türen und Fenſtern.

Helene: Da haben Sie recht. In mehr als einem Stalle hier freſſen Kühe und Pferde aus marmornen Krippen und neuſilbernen Raufen! Das hat die Kohle gemacht, die unter unſeren Feldern gemutet worden iſt, die hat die armen Bauern im Handumdrehen ſteinreich gemacht. *Sie weiſt auf das Bild an der Hinterwand.* Sehen Sie da — mein Großvater war Frachtfuhrmann. Das Gütchen gehörte ihm, aber der geringe Boden ernährte ihn nicht, da mußte er Fuhren machen. — Das dort iſt er ſelbſt in der blauen Bluſe — man trug damals noch ſolche blaue Bluſen. — Auch mein Vater als junger Menſch iſt darin gegangen. — Nein! — ſo meinte ich es nicht — mit dem „armſelig“; nur iſt es ſo öde hier. So ... gar nichts für den Geiſt gibt es. Zum Sterben langweilig iſt es.

Miele und Eduard, ab- und zugehend, decken den Tiſch rechts im Hintergrunde.

Loth: Gibt es denn nicht zuweilen Bälle oder Kränzchen?

Helene: Nicht mal das gibt es. Die Bauern ſpielen, jagen, trinken ... was ſieht man den ganzen Tag? *Sie iſt vor das Fenſter getreten und weiſt mit der Hand hinaus.* Hauptſächlich ſolche Geſtalten.

Loth: Hm! Bergleute.

Helene: Welche gehen zur Grube, welche kommen von der Grube: das hört nicht auf. — Wenigſtens ich ſehe immer Bergleute. Denken Sie, daß ich alleine auf die Straße mag? Höchſtens auf die Felder durch das Hintertor. Es iſt ein zu rohes Pack! — Und wie ſie einen immer anglotzen, ſo ſchrecklich finſter — als ob man geradezu was verbrochen hätte. — — Im Winter, wenn wir ſo manchmal Schlitten gefahren ſind, und ſie kommen dann in der Dunkelei in großen Trupps über die Berge, im Schneegeſtöber und ſie ſollen ausweichen, da gehen ſie vor den

Pferden her und weichen nicht aus. Da nehmen die Bauern manchmal den Peitſchenſtiel, anders kommen ſie nicht durch. Ach, und dann ſchimpfen ſie hinterher. Hu! ich habe mich manchmal ſo entſetzlich geängſtigt.

Loth: Und nun denken Sie an: gerade um dieſer Menſchen willen, — vor denen Sie ſich ſo ſehr fürchten, bin ich hierher gekommen.

Helene: Nein, aber . . .

Loth: Ganz im Ernſt, ſie intereſſieren mich hier mehr als alles andere.

Helene: Niemand ausgenommen?

Loth: Nein.

Helene: Auch mein Schwager nicht ausgenommen?

Loth: Nein! — Das Intereſſe für dieſe Menſchen iſt ein ganz anderes, — höheres . . . verzeihen Sie, Fräulein! Sie können das am Ende doch wohl nicht verſtehen.

Helene: Wieſo nicht? Ich verſtehe Sie ſehr gut, Sie . . .

Sie läßt einen Brief aus der Taſche gleiten, Loth bückt ſich darnach.

Ach, laſſen Sie . . . es iſt nicht wichtig, nur eine gleichgültige Penſionskorreſpondenz.

Loth: Sie ſind in Penſion geweſen?

Helene: Ja, in Herrnhut. Sie müſſen nicht denken, daß ich . . . nein, nein, ich verſtehe Sie ſchon.

Loth: Ich meine, die Arbeiter intereſſieren mich um ihrer ſelbſt willen.

Helene: Ja, freilich, — es iſt ja ſehr intereſſant . . . ſo ein Bergmann . . . wenn man's ſo nehmen will . . . Es

ibt ja Gegenden, wo man gar keine findet, aber wenn man
e ſo täglich . . .

Loth: Auch wenn man ſie täglich ſieht, Fräulein . . .
Man muß ſie ſogar täglich ſehen, um das Intereſſante an
nen herauszufinden.

Helene: Nun, wenn es ſo ſchwer herauszufinden . . .
as iſt es denn dann? das Intereſſante, mein ich.

Loth: Es iſt zum Beiſpiel intereſſant, daß dieſe Menſchen,
ie ſie ſagen, immer ſo gehäſſig oder finſter blicken.

Helene: Wieſo meinen Sie, daß das beſonders inter-
ſant iſt?

Loth: Weil es nicht das Gewöhnliche iſt. Wir andern
legen doch nur zeitweilig und keineswegs immer ſo zu
icken.

Helene: Ja, weshalb blicken ſie denn nur immer ſo
. . ſo gehäſſig, ſo mürriſch? Es muß doch einen Grund
aben.

Loth: Ganz recht! und den möchte ich gern heraus-
nden.

Helene: Ach Sie ſind! Sie lügen mir was vor.
Was hätten Sie denn davon, wenn Sie das auch
üßten?

Loth: Man könnte vielleicht Mittel finden, den Grund,
arum dieſe Leute immer ſo freudlos und gehäſſig ſein
üſſen, wegzuräumen; — man könnte ſie vielleicht glück-
her machen.

Helene, *ein wenig verwirrt*: Ich muß Ihnen ehrlich
gen, daß . . . aber gerade jetzt verſtehe ich Sie doch viel-

leicht ein ganz klein wenig. — Es iſt mir nur . . . nur ſo ganz neu, ſo — ganz — neu!

Hoffmann, durch die Türe rechts eintretend. Er hat eine Anzahl Briefe in der Hand: So! da bin ich wieder. — Eduard! daß die Briefe noch vor acht auf der Poſt ſind. Er händigt dem Diener die Briefe ein; der Diener ab. — So, Kinder! jetzt können wir ſpeiſen. — Unerlaubte Hitze hier! September und ſolche Hitze! Er hebt den Champagner aus dem Eiskübel. Veuve Cliquot: Eduard kennt meine ſtille Liebe. Zu Loth gewendet: Habt ja furchtbar eifrig disputiert. Tritt an den fertig gedeckten, mit Delikateſſen überladenen Abendtiſch, reibt ſich die Hände. Na! das ſieht ja recht gut aus! Mit einem verſchmitzten Blick zu Loth hinüber: Meinſt Du nicht auch? — Uebrigens, Schwägerin! wir bekommen Beſuch: Kahl-Wilhelm. Er war auf dem Hof.

Helene macht eine ungezogene Gebärde.

Hoffmann: Aber Beſte! Du tuſt faſt, als ob ich ihn ...was kann denn ich dafür? Hab ich ihn etwa *gerufen*? Man hört ſchwere Schritte draußen im Hausflur. Ach! das Unheil ſchreitet ſchnelle.

Kahl tritt ein, ohne vorher angeklopft zu haben. Er iſt ein vierundzwanzigjähriger plumper Bauernburſch, dem man es anſieht, daß er, ſoweit möglich, gern den feinen, noch mehr aber den reichen Mann herausſtecken möchte. Seine Geſichtszüge ſind grob, der Geſichtsausdruck vorwiegend dumm-pfiffig. Er iſt bekleidet mit einem grünen Jackett, bunter Samtweſte, dunkeln Beinkleidern und Glanzlack-Schaftſtiefeln. Als Kopfbedeckung dient ihm ein grüner Jägerhut mit Spielhahnfeder. Das Jackett hat Hirſchhornknöpfe, an der Uhrkette, Hirſchzähne ꝛc. Stottert.

Kahl: Gun'n Abend mi'nander! Er erblickt Loth, wird ſehr verlegen und macht ſtillſtehend eine ziemlich klägliche Figur.

Hoffmann tritt zu ihm und reicht ihm die Hand, aufmunternd: Guten Abend, Herr Kahl!

Helene, unfreundlich: Guten Abend.

Kahl geht mit ſchweren Schritten quer durch das ganze Zimmer auf Helene zu und gibt ihr die Hand: 'n Abend och, Lene.

Hoffmann, zu Loth: Ich ſtelle Dir hiermit Herrn Kahl vor, unſeren Nachbarsſohn.

Kahl grinſt und dreht den Hut. Verlegenheitsſtille.

Hoffmann: Zu Tiſch, Kinder! Fehlt noch jemand? Ach, die Schwiegermama. Miele! bitten Sie Frau Krauſe zu Tiſche.

Miele ab durch die Mitteltür.

Miele, draußen im Hausflur ſchreiend: Frau!! — Frau!! Aſſa kumma! Sie ſill'n aſſa kumma!

Helene und Hoffmann blicken einander an und lachen verſtändnisinnig, dann blicken ſie vereint auf Loth.

Hoffmann, zu Loth: Ländlich, ſittlich!

Frau Krauſe erſcheint, furchtbar aufgedonnert. Seide und koſtbarer Schmuck. Haltung und Kleidung verraten Hoffart, Dummſtolz, unſinnige Eitelkeit.

Hoffmann: Ah! da iſt Mama! — Du geſtatteſt, daß ich Dir meinen Freund Doktor Loth vorſtelle.

Frau Krauſe macht einen undefinierbaren Knix: Ich bin ſe frei! Nach einer kleinen Pauſe: Nein aber auch, Herr Dokter, nahmen Sie mirs ock bei Leibe nicht ibel! Ich muß mich zuerſcht muß ich mich vor Ihn'n verteſentieren, —

ſie ſpricht je länger, um ſo ſchneller — verteſentieren wegen meiner vorhinigten Benehmigung. Wiſſen Se, verſtihn Se, es komm ein der Drehe bei uns eine ſo ane grußmächtige Menge Stremer ... Se kinn's ni gleba, ma hoot mit dan Battelvulke ſeine liebe Not. A ſu enner, dar mauſt akrat wie a Ilſter. Uf da Pfennig kimmt's ins ne ernt oa, ne ock ne, ma braucht a ni dreimol rimzudrehn, au ken'n Toaler nich, ebb ma'n ausgibbt. De Krauſa-Ludwig'n, die iis geizig, ſchlimmer wie a Homſter egelganz, di ginnt ke'm Luder niſcht. Ihrer is geſturba aus Arjer, weil a lumpigte zwetauſend ei Braſſel verloern hoot. Ne, ne! a ſu ſein mir dorchaus nicht. Sahn Se, doas Buffett kuſt't mich zwehundert Toaler, a Transpurt ni gerechnet; na, d'r Beron Klinkow koan's au ne anderſch honn.

Frau Spiller iſt kurz nach Frau Krauſe ebenfalls eingetreten. Sie iſt klein, ſchief und mit den zurückgelegten Sachen der Frau Krauſe herausgeſtutzt. Während Frau Krauſe ſpricht, hält ſie mit einer gewiſſen Andacht die Augen zu ihr aufgeſchlagen. Sie iſt etwa fünfundfünfzig Jahre alt; ihr Ausatmen geſchieht jedesmal mit einem leiſen Stöhnen, das auch, wenn ſie redet, regelmäßig wie—m— hörbar wird.

Frau Spiller, mit unterwürfigem, wehmütig geziertem moll-Ton, ſehr leiſe: Der Baron Klinkow haben genau daſſelbe Buffet—m—

Helene, zu Frau Krauſe: Mama! wollen wir uns nicht erſt ſetzen, dann ...

Frau Krauſe wendet ſich blitzſchnell und trifft Helene mit einem vernichtenden Blick; kurz und herriſch: Schickt ſich doas?

Frau Krauſe, im Begriff ſich zu ſetzen, erinnert ſich, daß das Tiſchgebet noch nicht geſprochen iſt, und faltet mechaniſch, doch ohne ihrer Bosheit im übrigen Herr zu ſein, die Hände.

Frau Spiller ſpricht das Tiſchgebet:

Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt.
Segne, was du uns beſcheret haſt.
Amen.

Alle ſetzen ſich mit Geräuſch. Mit dem Zulangen und Zureichen, das einige Zeit in Anſpruch nimmt, kommt man über die peinliche Situation hinweg.

Hoffmann, zu Loth: Lieber Freund, Du bedienſt Dich wohl?! Auſtern?

Loth: Nun, will probieren. Es ſind die erſten Auſtern, die ich eſſe.

Frau Krauſe hat ſoeben eine Auſter geſchlürft. Mit vollem Mund: In dar Seiſong, mein'n Se woll?

Loth: Ich meine überhaupt.

Frau Krauſe und Frau Spiller wechſeln Blicke.

Hoffmann, zu Kahl, der eine Zitrone mit den Zähnen auspreßt: Zwei Tage nicht geſehen, Herr Kahl! Tüchtig Mäuſe gejagt in der Zeit?

Kahl: N..n..ne!

Hoffmann, zu Loth: Herr Kahl iſt nämlich ein leidenſchaftlicher Jäger.

Kahl: D..d..die M..mm..maus, das iſt 'n in...in..infamtes Am..am..amf ff..fibium.

Helene platzt heraus: Zu lächerlich iſt das; alles ſchießt er tot, Zahmes und Wildes.

Kahl: N..nächten hab ich d..d..die alte Szſſ..ſau vu ins t..tot g..g..geſchoſſen.

Loth: Da iſt wohl ſchießen Ihre Hauptbeſchäftigung?

Frau Krauſe: Herr Kahl tut's ock bloßig zum Priſatvergnigen.

Frau Spiller: Wald, Wild, Weib pflegten Seine Exzellenz der Herr Miniſter von Schadendorf oftmals zu ſagen.

Kahl: I..i..iberm..m..murne hab'n mer T..t..tau..t..taubenſchießen.

Loth: Was iſt denn das: Taubenſchießen?

Helene: Ach, ich kann ſo was nicht leiden; es iſt doch nichts als eine recht unbarmherzige Spielerei. Ungezogene Jungens, die mit Steinen nach Fenſterſcheiben zielen, tun etwas Beſſeres.

Hoffmann: Du gehſt zu weit, Helene.

Helene: Ich weiß nicht —, meinem Gefühl nach hat es weit mehr Sinn, Fenſter einzuſchmeißen, als Tauben an einem Pfahl feſtzubinden und dann mit Kugeln nach ihnen zu ſchießen.

Hoffmann: Na, Helene, — man muß doch aber bedenken ...

Loth, irgend etwas mit Meſſer und Gabel ſchneidend: Es iſt ein ſchandhafter Unfug.

Kahl: Um die p..poar Tauba ...!

Frau Spiller, zu Loth: Der Herr Kahl—m—, müſſen Sie wiſſen, haben zweihundert Stück im Schlage.

Loth: Die ganze Jagd iſt ein Unfug.

Hoffmann: Aber ein unausrottbarer. Da werden zum Beiſpiel eben jetzt wieder fünfhundert lebende Füchſe geſucht; alle Förſter hier herum und auch ſonſt in Deutſchland verlegen ſich aufs Fuchsgraben.

Loth: Was macht man denn mit den vielen Füchſen?

Hoffmann: Sie kommen nach England, wo ſie die Ehre haben, von Lords und Ladies gleich vom Käfig weg zu Tode gehetzt zu werden.

Loth: Muhamedaner oder Chriſt, Beſtie bleibt Beſtie.

Hoffmann: Darf ich Dir Hummer reichen, Mama?

Frau Krauſe: Meinswegen, ei dieſer Seiſong ſind ſe ſehr gutt!

Frau Spiller: Gnädige Frau haben eine ſo feine Zunge —m—!

Frau Krauſe, zu Loth: Hummer ha'n Sie woll auch noch nich gegaſſen, Herr Dukter?

Loth: Ja, Hummer habe ich ſchon hin und wieder gegeſſen —, an der See oben, in Warnemünde, wo ich geboren bin.

Frau Krauſe, zu Kahl: Gell, Wilhelm, ma weeß wirklich'n Gott manchmal nich mee, was ma aſſen ſull?

Kahl: J..j..ja, w..w..weeß..weeß G..Gott, Muhme.

Eduard will Loth Champagner eingießen: Champagner.

Loth hält ſein Glas zu: Nein! ... danke!

Hoffmann: — Mach keinen Unſinn.

Helene: Wie, Sie trinken nicht?

Loth: Nein, Fräulein.

Hoffmann: Na, hör mal an: das iſt aber doch ... das iſt *langweilig*.

Loth: Wenn ich tränke, würde ich noch langweiliger werden.

Helene: Das iſt intereſſant, Herr Doktor.

Loth, ohne Takt: Daß ich langweiliger werde, wenn ich Wein trinke?

Helene, etwas betreten: Nein, ach nein, daß ... daß Sie nicht trinken ..., daß Sie überhaupt nicht trinken, meine ich.

Loth: Warum ſoll das intereſſant ſein?

Helene, ſehr rot werdend: Es iſt ... iſt nicht das Gewöhnliche. Wird noch röter und ſehr verlegen.

Loth, tollpatſchig: Da haben Sie recht, leider.

Frau Krauſe, zu Loth: De Flaſche kuſt uns fufza Mark, Sie kinn a dreiſte trink'n. Direkt vu Reims iis a, mir ſatz'n Ihn gewiß niſcht Schlechtes vier, mir mieja ſalber niſcht Schlechtes.

Frau Spiller: Ach, glauben Sie mich, — m —, Herr Doktor, wenn Seine Exellenz der Herr Miniſter von Schadendorf — m — ſo eine Tafel geführt hätten ...

Kahl: Ohne men'n Wein kennt ich nich laben.

Helene, zu Loth: Sagen Sie uns doch, warum Sie nicht trinken!

Loth: Das kann gerne geſchehen, ich ...

Hoffmann: Ae, was! alter Freund! Er nimmt dem Diener die Flaſche ab, um nun ſeinerſeits Loth zu bedrängen.

Denk dran, wie manche hochfidele Stunde wir früher mit-
inander …

Loth: Nein, bitte bemühe Dich nicht, es …

Hoffmann: Trink *heut* mal!

Loth: Es iſt alles vergebens.

Hoffmann: *Mir* zu Liebe!

offmann will eingieſſen, Loth wehret ab; es entſteht ein kleines andgemenge.

Loth: Nein! … nein, wie geſagt … nein! … nein,
anke.

Hoffmann: Aber *nimm* mir's nicht übel … das iſt
ne Marotte.

Kahl, zu Frau Spiller: Wer nich will, dar hat ſchunn.

Frau Spiller nickt ergeben.

Hoffmann: Uebrigens, des Menſchen Wille … und
weiter. So viel ſage ich nur: ohne ein Glas Wein
i Tiſch …

Loth: Ein Glas Bier zum Frühſtück …

Hoffmann: Nun ja, warum nicht? Ein Glas Bier
was ſehr Geſundes.

Loth: Ein Kognak hie und da …

Hoffmann: Na, wenn man das nicht mal haben ſollte
. zum Asketen machſt Du mich nun und nimmer. Das
ißt ja dem Leben allen Reiz nehmen.

Loth: Das kann ich nicht ſagen. Ich bin mit den *nor-*
alen Reizen, die mein Nervenſyſtem treffen, durchaus
frieden.

Hoffmann: Eine Geſellſchaft, die trockenen Gaumens beiſammen hockt, iſt und bleibt eine verzweifelt öde und langweilige —, für die ich mich im allgemeinen bedanke.

Frau Krauſe: Bei a Adlijen wird doch auch a ſo viel getrunk'n.

Frau Spiller, durch eine Verbeugung des Oberkörpers ergebenſt beſtätigend: Es iſt Schentelmen leicht, viel Wein zu trinken.

Loth, zu Hoffmann: Mir geht es umgekehrt; mich langweilt im allgemeinen eine Tafel, an der viel getrunken wird.

Hoffmann: Es muß natürlich mäßig geſchehen.

Loth: Was nennſt Du mäßig?

Hoffmann: Nun, ... daß man noch immer bei Beſinnung bleibt.

Loth: Aaah! ... alſo Du gibſt zu: die Beſinnung iſt im allgemeinen durch den Alkoholgenuß ſehr gefährdet. — Siehſt Du! deshalb ſind mir Kneiptafeln — langweilig.

Hoffmann: Fürchteſt Du denn, ſo leicht Deine Beſinnung zu verlieren?

Kahl: Iiii....i..ich habe n..n..neulich ene Flaſche Rrr..r..rü..rüd..desheimer, ene Flaſche Sſſſekt get..t..trunken. Oben drauf d..d..d..dann nnoch eine Flaſche B..b..bordeaux, aber beſuffen woar ich no n..nich.

Loth, zu Hoffmann: Ach nein, Du weißt ja wohl, daß ich es war, der Euch nach Hauſe brachte, wenn Ihr Euch übernommen hattet. Ich hab immer noch die alte Bärennatur: nein, deshalb bin ich nicht ſo ängſtlich.

Hoffmann: Weshalb denn ſonſt?

Helene: Ja, warum trinken Sie denn eigentlich nicht? Bitte, ſagen Sie es doch.

Loth, zu Hoffmann: Damit Du doch beruhigt biſt, — ich trinke heut ſchon deshalb nicht, weil ich mich ehrenwörtlich verpflichtet habe, geiſtige Getränke zu meiden.

Hoffmann: Mit anderen Worten, Du biſt glücklich bis zum Mäßigkeitsvereinshelden herabgeſunken.

Loth: Ich bin völliger Abſtinent.

Hoffmann: Und auf wie lange, wenn man fragen darf, machſt Du dieſe …

Loth: Auf Lebenszeit.

Hoffmann wirft Gabel und Meſſer weg und fährt halb vom Stuhl auf: Pf! gerechter Strohſack!! Er ſetzt ſich wieder. Offen geſagt, für ſo kindiſch … verzeih das harte Wort.

Loth: Du kannſt es gerne ſo benennen.

Hoffmann: Wie in aller Welt biſt Du nur darauf gekommen?

Helene: Für ſo etwas müſſen Sie einen ſehr gewichtigen Grund haben — denke ich mir wenigſtens.

Loth: Der exiſtiert allerdings. Sie, Fräulein! — und Du, Hoffmann! weißt wahrſcheinlich nicht, welche furchtbare Rolle der Alkohol in unſerem modernen Leben ſpielt. … Lies Bunge, wenn Du Dir einen Begriff davon machen willſt. — Mir iſt noch gerade in Erinnerung, was ein gewiſſer Everett über die Bedeutung des Alkohols für die Vereinigten Staaten geſagt hat. — Notabene, es bezieht ſich auf einen Zeitraum von zehn Jahren. Er meint alſo: der Alkohol hat direkt eine Summe von drei Milliarden und indirekt von ſechshundert Millionen Dollars verſchlungen. Er hat dreihunderttauſend Menſchen getötet, hunderttauſend Kinder in die Armenhäuſer geſchickt, weitere Tauſende in die Gefängniſſe und Arbeitshäuſer getrieben, er hat mindeſtens zweitauſend Selbſtmorde verurſacht. Er hat den Verluſt von mindeſtens zehn Millionen Dollars durch Brand und gewaltſame Zerſtörung verurſacht, er hat zwanzigtauſend Witwen und ſchließlich nicht weniger als eine Million Waiſen geſchaffen. Die Wirkung des Alkohols, das iſt das Schlimmſte, äußert ſich ſozuſagen bis ins dritte und vierte Glied. — Hätte ich nun das ehrenwörtliche Verſprechen abgelegt, nicht zu heiraten, dann könnte ich ſchon eher trinken, ſo aber . . . meine Vorfahren ſind alle geſunde, kernige und, wie ich weiß, äußerſt mäßige Menſchen geweſen. Jede Bewegung, die ich mache, jede Strapaze, die ich überſtehe, jeder Atemzug gleichſam führt mir zu Gemüt, was ich ihnen verdanke. Und dies, ſiehſt Du, iſt der Punkt: ich bin abſolut feſt entſchloſſen, die Erbſchaft, die ich gemacht habe, ganz ungeſchmälert auf meine Nachkommen zu bringen.

Frau Krauſe: Du! — Schwiegerſuhn! — inſe Bargleute ſaufen woarhaftig zu viel: doas muuß woar ſein.

Kahl: Die ſaufen wie d' Schweine.

Helene: Ach, ſo was vererbt ſich?

Loth: Es gibt Familien, die daran zugrunde gehen, Trinkerfamilien.

Kahl, halb zu Frau Krauſe, halb zu Helene: Euer Aaler, r treibt's au a wing zu tull.

Helene, weiß wie ein Tuch im Geſicht, heftig: Ach, ſchwatzen ie keinen Unſinn!

Frau Krauſe: Ne doch, hier enner a ſu an patziges roovulk oa; a ſu ne Prinzeſſen. Hängſt de wieder a ol die Gnädige raus, wie? — A ſu fährt ſe a Zukinf- gen oa. Zu Loth, auf Kahl deutend: 's is nämlich d'r Zu- nftige, miſſen Sie nahmen, Herr Dukter, 's is alles eim eenen.

Helene, aufſpringend: Hör auf! oder ... hör auf, utter! oder ...

Frau Krauſe: Do hiert doch aber werklich ... na, do precha Se, Herr Dukter, iis das wull Bildung, hä? Weeß Gott, ich hal ſe wie mei egnes Kind, aber die reib's reen zu tull.

Hoffmann, beſchwichtigend: Ach, Mama! tu mir doch en Gefallen ...

Frau Krauſe: Neee! groade — iich ſah doas nich ein — a ſu ane Goans wie die iis ... do hiert olle Gerechtig- eit uff ... ſu ane Titte!

Hoffmann: Mama, ich muß Dich aber wirklich doch etzt bitten, Dich ...

Frau Krauſe, immer wütender: Stats doaß doas Froovulk ei der Wertſchoft woas oagreft ... bewoare ne! Doa zeucht ſe an Flunſch biis hinger beede Leffel. — Oaber da Schillerich oaber a Gethemoan, a ſune tumm'n Scheißkarle, die de niſcht kinn'n als lieja: vu dane läßt ſie ſich a Kupp verdrehn. Urnar zum Kränke krieja iis doas.

Schweigt bebend vor Wut.

Hoffmann, *begütigend:* Nun — ſie wird ja nun wieder ... es war ja vielleicht — nicht ganz recht ... es ... *Gibt Helenen, die in Erregung abſeits getreten iſt, einen Wink, auf den hin ſich das Mädchen, die Tränen gewaltſam zurückhaltend, wieder auf ſeinen Platz begibt.*

Hoffmann, *das nunmehr eingetretene peinliche Schweigen unterbrechend, zu Loth:* Ja ... von was ſprachen wir doch? ... Richtig! — vom biedern Alkohol. *Er hebt ſein Glas.* Nun, Mama: Frieden! — Komm, ſtoßen wir an, — ſeien wir friedlich, — machen wir dem Alkohol Ehre, indem wir friedlich ſind. *Frau Krauſe, wenn auch etwas widerwillig, ſtößt doch mit ihm an. Hoffmann, zu Helene gewendet:* Was, Helene?! — Dein Glas iſt leer? ... Ei der Tauſend, Loth! Du haſt Schule gemacht.

Helene: Ach ... nein ... ich ...

Frau Spiller: Mein gnädiges Fräulein, ſo etwas läßt tief ...

Hoffmann: Aber Du warſt doch ſonſt keine von den Zimperlichen.

Helene, *batzig:* Ich hab eben heut keine Neigung zum Trinken, einfach!

Hoffmann: Bitte, bitte, bitte ſeeehr um Verzeihung. ... Ja, von was ſprachen wir doch?

Loth: Wir ſprachen davon, daß es Trinkerfamilien gäbe.

Hoffmann, aufs neue betreten: Schon recht, ſchon recht, aber ...

Man bemerkt zunehmenden Ärger in dem Benehmen der Frau Krauſe, während Herr Kahl ſichtlich Mühe hat, das Lachen über etwas, das ihn innerlich furchtbar zu amüſieren ſcheint, zurückzuhalten. Helene beobachtet Kahl ihrerſeits mit brennenden Augen, und bereits mehrmals hat ſie durch einen drohenden Blick Kahl davon zurückgehalten, etwas auszuſprechen, was ihm ſo zu ſagen auf der Zunge liegt. Loth, ziemlich gleichmütig, mit Schälen eines Apfels beſchäftigt, merkt von alledem nichts.

Loth: Ihr ſcheint übrigens hier ziemlich damit geſegnet zu ſein.

Hoffmann, nahezu faſſungslos: Wieſo ... mit ... mit was geſegnet?

Loth: Mit Trinkern natürlicherweiſe.

Hoffmann: Hm! ... meinſt Du? ... ach ... jaja ... allerdings, die Bergleute ......

Loth: Nicht nur die Bergleute. Zum Beiſpiel hier in dem Wirtshaus, wo ich abſtieg, bevor ich zu Dir kam, da ſaß ein Kerl ſo: Er ſtützt beide Ellenbogen auf den Tiſch, nimmt den Kopf in die Hände und ſtiert auf die Tiſchplatte.

Hoffmann: Wirklich? Seine Verlegenheit hat den höchſten Grad erreicht; Frau Krauſe huſtet, Helene ſtarrt noch immer auf Kahl, der jetzt am ganzen Körper vor innerlichem Lachen bebt, ſich aber doch noch ſo weit bändigt, nicht laut herauszuplatzen.

Loth: Es wundert mich, daß Du dieſes — Original — könnte man beinahe ſagen, noch nicht kennſt. Das Wirtshaus iſt ja gleich hier nebenan das. Mir wurde geſagt, es ſei ein hieſiger ſteinreicher Bauer, der ſeine Tage und Jahre buchſtäblich in dieſem ſelben Gaſtzimmer mit Schnapstrinken zubrächte. Das reine Tier iſt er natürlich. Dieſe furchtbar öden, verſoffenen Augen, mit denen er mich anſtarrte.

Kahl, der bis hierher ſich zurückgehalten hat, bricht in ein rohes lautes, unaufhaltſames Gelächter aus, ſo daß Loth und Hoffmann, ſtarr vor Staunen, ihn anblicken.

Kahl, unter dem Lachen hervorſtammelnd: Woahrhaftig! das is ja . . . das is ja woahrhaftig der . . . der Alte geweſen.

Helene iſt entſetzt und empört aufgeſprungen. Zerknüllt die Serviette und ſchleudert ſie auf den Tiſch. Bricht aus: Sie ſind . . . — macht die Bewegung des Ausſpeiens — pfui! Sie geht ſchnell ab.

Kahl, die aus dem Bewußtſein, eine große Dummheit gemacht zu haben, entſtandene Verlegenheit gewaltſam abreißend: Ach woas! . . . Unſinn! 's iis ju zu tumm! — Jich gieh menner Wege. Er ſetzt ſeinen Hut auf und ſagt, indem er abgeht, ohne ſich noch einmal umzuwenden: 'n Obend!

Frau Krauſe ruft ihm nach: Koan Der'ſch nich verdenken, Willem! Sie legt die Serviette zuſammen und ruft dabei: Miele! Miele kommt. Räum ab! Für ſich, aber doch laut: Su ane Gans.

Hoffmann, etwas aufgebracht: Ich muß aber doch ehrlich ſagen, Mama! . . .

Frau Krauſe: Mahr Dich aus. Steht auf, ſchnell ab.

Frau Spiller: Die gnädige Frau — m — haben heut manches häusliche Aergernis gehabt — m — Ich empfehle mich ganz ergebenſt. Sie ſteht auf und betet ſtill, unter Augenaufſchlag, dann ab.

Miele und Eduard decken den Tiſch ab. Hoffmann iſt aufgeſtanden und kommt mit einem Zahnſtocher im Mund nach dem Vordergrund; Loth folgt ihm.

Hoffmann: Ja, ſiehſt Du, ſo ſind die Weiber.

Loth: Ich begreife gar nichts von alledem.

Hoffmann: Iſt auch nicht der Rede wert. — So etwas kommt wie bekannt in den allerfeinſten Familien vor. Das darf Dich nicht abhalten, ein paar Tage bei uns ...

Loth: Hätte gern Deine Frau kennen gelernt, warum läßt ſie ſich denn nicht blicken?

Hoffmann, die Spitze einer friſchen Zigarre abſchneidend: Du begreifſt, in ihrem Zuſtand ... die Frauen laſſen nun mal nicht von der Eitelkeit. Komm! wollen uns draußen im Garten bißchen ergehen. — Eduard! den Kaffee in die Laube.

Eduard: Sehr wohl.

Hoffmann und Loth ab durch den Wintergarten. Eduard ab durch die Mitteltür, hierauf Miele, ein Brett voll Geſchirr tragend, ebenfalls ab durch die Mitteltür. Einige Augenblicke bleibt das Zimmer leer, dann erſcheint

Helene, erregt, mit verweinten Augen, das Taſchentuch vor den Mund haltend. Von der Mitteltür, durch die ſie eingetreten iſt, macht ſie haſtig ein paar Schritte nach links und lauſcht an der Tür von Hoffmanns Zimmer. Oh! nicht fort! Da ſie hier nichts vernimmt, fliegt ſie zur Tür des Wintergartens hinüber, wo ſie ebenfalls mit geſpanntem Ausdruck einige Sekunden lauſcht. Bittend und mit gefalteten Händen inbrünſtig: Oh! nicht fort, geh nicht fort!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Morgens gegen vier Uhr.

Im Wirtshaus ſind die Fenſter erleuchtet, ein graufahler Morgenſchein durch den Torweg, der ſich ganz allmählich im Laufe des Vorgangs zu einer dunklen Röte entwickelt, die ſich dann, eben ſo allmählich, in helles Tageslicht auflöſt. Unter dem Torweg, auf der Erde ſitzt Beibſt (etwa ſechzigjährig) und dengelt ſeine Senſe. Wie der Vorhang aufgeht, ſieht man kaum mehr als ſeine Silhouette, die gegen den grauen Morgenhimmel abſticht, vernimmt aber das eintönige, ununterbrochene, regelmäßige Aufſchlagen des Dengelhammers auf den Dengelamboß. Dieſes Geräuſch bleibt während einiger Minuten allein hörbar, hierauf die feierliche Morgenſtille, unterbrochen durch das Geſchrei aus dem Wirtshaus abziehender Gäſte. Die Wirtshaustür fliegt krachend ins Schloß. Die Lichter in den Fenſtern verlöſchen. Hundebellen fern, Hähne krähen laut durcheinander. Auf dem Gange vom Wirtshaus her wird eine dunkle Geſtalt bemerklich; ſie bewegt ſich in Zickzacklinien dem Hofe zu; es iſt der Bauer Krauſe, der wie immer als letzter Gaſt das Wirtshaus verlaſſen hat.

Bauer Krauſe iſt gegen den Gartenzaun getaumelt, klammert ſich mit den Händen daran feſt und brüllt mit einer etwas näſelnden, betrunkenen Simme nach dem Wirtshaus zurück: 's Gaartla iis mei—ne! ... d'r Kratſch'm iis mei—ne ... du Goſtwerthlops! Dohie hå! Er macht ſich, nachdem er noch einiges Unverſtändliche gemurmelt und geknurrt hat, vom Zaune los und ſtürzt in den Hof, wo er glücklich den Sterzen eines Pfluges zu faſſen bekommt. 's Gittla iis mei—ne. Er quaſſelt halb ſingend: Trink ... ei ... Briderla, trink ... ei ... 'iderla, Branntw ... wwein ... 'acht Kuraſche. Dohie hå — laut brüllend — bien iich nee a hibſcher Moan? ... Hoa iich nee a hibſch Weibla dohie hå?... Hoa iich nee a poar hibſche Madel?

Helene kommt haſtig aus dem Hauſe. Man ſieht, ſie hat an Kleidern nur umgenommen, ſoviel in aller Eile ihr möglich geweſen war: Papa!... lieber Papa!! ſo komm doch ſchon. Sie faßt ihn unterm Arm, verſucht ihn zu ſtützen und ins Haus zu ziehen. K—omm doch ... nur ... ſchn—ell ins Haus, komm doch n—ur ſchn—ell! Ach!

Bauer Krauſe hat ſich aufgerichtet, verſucht gerade zu ſtehen, bringt mit einiger Mühe und unter Zuhilfenahme beider Hände einen ledernen, ſtrotzenden Geldbeutel aus der Taſche ſeiner Hoſe. In dem ein wenig helleren Morgenlicht erkennt man die ſehr ſchäbige Bekleidung des etwa fünfzigjährigen Mannes, die um nichts beſſer iſt, als die des allergeringſten Landarbeiters. Er iſt im bloßen Kopf, ſein graues, ſpärliches Haar ungekämmt und ſtruppig. Das ſchmutzige Hemd ſteht bis auf den Nabel herab weit offen; an einem einzigen geſtickten Hoſenträger hängt die ehemals gelbe, jetzt ſchmutzig glänzende, an den Knöcheln zugebundene Lederhoſe; die nackten Füße ſtecken in einem Paar geſtickter Schlafſchuhe, deren Stickerei noch ſehr neu zu ſein ſcheint. Jacke und Weſte trägt der Bauer nicht, die Hemdärmel ſind nicht zugeknöpft. Nachdem er den Geldbeutel glücklich herausgebracht hat, ſetzt er ihn mit der rechten mehrmals auf die Handfläche der linken Hand, ſo daß das Geld darin laut klimpert und klingt, dabei fixiert er ſeine Tochter mit laſzivem Blick. Dohie hå! 's Gald iis mei—nee! hå? Mech'ſt a poar Toalerla?

Helene: Ach, gro—ßer Gott! Sie verſucht mehrmals vergebens, ihn mitzuziehen. Bei einem dieſer Verſuche umarmt er ſie mit der Plumpheit eines Gorillas und macht einige unzüchtige Griffe. Helene ſtößt unterdrückte Hilfeſchreie aus. Gl—eich läßt

Du l—os! Laß l—os! bitte, Papa, ach! Sie weint, ſchreit dann, plötzlich in äußerſter Angſt, Abſcheu und Wut: Tier, Schwein! Sie ſtößt ihn von ſich. Der Bauer fällt langhin auf die Erde. Beibſt kommt von ſeinem Platz unter dem Torweg herbeigehinkt. Helene und Beibſt machen ſich daran, den Bauer aufzuheben.

Bauer Krauſe lallt: Tr—ink, mei Bri'erla, tr—… Der Bauer wird aufgehoben und ſtürzt, Beibſt und Helene mit ſich reißend, in das Haus. Einen Augenblick bleibt die Bühne leer. Im Hauſe hört man Lärm, Türenſchlagen. In einem Fenſter wird Licht, hierauf kommt Beibſt wieder aus dem Hauſe. Er reißt an ſeiner Lederhoſe ein Schwefelholz an, um die kurze Pfeife, die ihm faſt nie aus dem Munde kommt, damit in Brand zu ſtecken. Als er damit noch beſchäftigt iſt, ſchleicht **Kahl** aus der Haustür. Er iſt in Strümpfen, hat ſein Jackett über dem linken Arm hängen und trägt mit der linken Hand ſeine Schlafſchuhe. Mit der rechten hält er ſeinen Hut, mit dem Munde ſeinen Hemdkragen. Etwa bis in die Mitte des Hofes gelangt, wendet er ſich und ſieht das Geſicht des Beibſt auf ſich gerichtet. Einen Augenblick ſcheint er unſchlüſſig, dann bringt er Hut und Hemdkragen in der Linken unter, greift in die Hoſentaſche und geht auf Beibſt zu, dem er etwas in die Hand drückt.

Kahl: Do het 'r an Toaler … oaber halt't Eure Guſche! Er geht eiligſt über den Hof und ſteigt über den Staketenzaun rechts. Ab.

Beibſt hat mittels eines neuen Streichholzes ſeine Pfeife angezündet, hinkt bis unter den Torweg, läßt ſich nieder und nimmt ſeine Dengelarbeit von neuem auf. Wieder eine Zeit lang nichts als das eintönige Aufſchlagen des Dengelhammers und das Ächzen des alten Mannes, von kurzen Flüchen unterbrochen, wenn ihm etwas bei ſeiner Arbeit nicht nach Wunſch geht. Es iſt um ein Beträchtliches heller geworden.

Loth tritt aus der Haustür, ſteht ſtill, dehnt ſich, tut mehrere tiefe Atemzüge: H! ... h! ... Morgenluft! Er geht langſam nach dem Hintergrunde zu bis unter den Torweg. Zu Beibſt: Guten Morgen! Schon ſo früh wach?

Beibſt, mißtrauiſch aufſchielend, unfreundlich: Murja! Kleine Pauſe, hierauf Beibſt, ohne Loths Anweſenheit weiter zu beachten, gleichſam im Zwiegeſpräch mit ſeiner Senſe, die er mehrmals aufgebracht hin- und herreißt: Krummes Oos! na, werd's glei?! Eck! Himmeldunnerſchlag ja! Er dengelt weiter.

Loth hat ſich zwiſchen die Sterzen eines Exſtirpators niedergelaſſen: Es gibt wohl Heuernte heut?

Beibſt, grob: De Aeſel gihn eis Hå itzunder.

Loth: Nun, Ihr dengelt doch aber die Senſe ...?

Beibſt, zur Senſe: Eck! tumme Dare.

Kleine Pauſe, hierauf

Loth: Wollt Ihr mir nicht ſagen, wozu Ihr die Senſe ſcharf macht, wenn doch nicht Heuernte iſt?

Beibſt: Na, — braucht ma ernt keene Sahnſe zum Futter macha?

Loth: Ach ſo! Futter ſoll alſo geſchnitten werden.

Beibſt: Weas d'n ſuſte?

Loth: Wird das alle Morgen geſchnitten?

Beibſt: Na! — ſool's Viech derhingern?

Loth: Ihr müßt ſchon 'n bißchen Nachſicht mit mir haben! Ich bin eben ein Städter; da kann man nicht alles ſo genau wiſſen von der Landwirtſchaft.

Beibſt: Die Staadter glee — eck! — die Staadter, die wiſſa doo glee oal's beſſer wie de Menſche vum Lande, hå?

Loth: Das trifft bei mir nicht zu. — Könnt Ihr mir vielleicht nicht erklären, was das für ein Inſtrument iſt? Ich hab's wohl ſchon mal wo geſehen, aber der Name…

Beibſt: Doasjenigte, uf dan Se ſitza?! Woas ma ſu ſoat Extrabater nennt ma doas.

Loth: Richtig, ein Exſtirpator; wird der hier auch gebraucht?

Beibſt: Leeder Gootts, nee. — A läßt a verludern … a ganza Acker, reen verludern läßt a'n, d'r Pauer. A Oarmes mecht a Flecka hoa'nn — ei inſa Bärta wächſt kee Getreide — oaber nee, lieberſcht läßt a'n verludern! — Niſcht tit wachſa, ok blußig Seide und Quecka.

Loth: Ja, die kriegt man ſchon damit heraus. Ich weiß, bei den Ikariern hatte man auch ſolche Exſtirpatoren, um das urbar gemachte Land vollends zu reinigen.

Beibſt: Wu ſein denn die I…, wie Se glei ſoa'n, I…

Loth: Die Ikarier? In Amerika.

Beibſt: Doo gibbt's au ſchunn a ſune Dinger?

Loth: Ja freilich.

Beibſt: Woas iis denn doas fer a Vulk: die I… I…

Loth: Die Ikarier? — Es iſt gar kein beſonderes Volk; es ſind Leute aus allen Nationen, die ſich zuſammen getan haben; ſie beſitzen in Amerika ein hübſches Stück Land, das ſie gemeinſam bewirtſchaften; alle Arbeit und allen Verdienſt teilen ſie gleichmäßig. Keiner iſt arm, es gibt keine Armen unter ihnen.

Beibſt, deſſen Geſichtsausdruck ein wenig freundlicher geworden war, nimmt bei den letzten Worten Loths wieder das alte mißtrauiſch feindſelige Gepräge an; ohne Loth weiter zu beachten, hat er ſich neuerdings wieder ganz ſeiner Arbeit zugewendet und zwar mit den Eingangsworten: Ooſt vu enner Sahnſe!

Loth, immer noch ſitzend, betrachtet den Alten zuerſt mit einem ruhigen Lächeln und ſchaut dann hinaus in den erwachenden Morgen. Durch den Torweg erblickt man weitgedehnte Kleefelder und Wieſenflächen; zwiſchendurch ſchlängelt ſich ein Bach, deſſen Lauf durch Erlen und Weiden verraten wird. Am Horizonte ein einzelner Bergkegel. Allerorten haben die Lerchen eingeſetzt, und ihr ununterbrochenes Getriller ſchallt bald näher, bald ferner her bis in den Gutshof herein. Jetzt erhebt ſich Loth mit den Worten: Man muß ſpazieren gehn, der Morgen iſt zu prächtig. Er geht durch den Torweg hinaus. — Man hört das Klappen von Holzpantinen. Jemand kommt ſehr ſchnell über die Bodentreppe des Stallgebäudes herunter: es iſt Guſte.

Guſte, eine ziemlich dicke Magd: bloßes Mieder, nackte Arme und Waden, die bloßen Füße in Holzpantinen. Sie trägt eine brennende Laterne: Guda Murja, Voater Beibſt.

Beibſt brummt.

Guſte blickt, die Augen mit der Hand beſchattend, durch das Tor Loth nach: Woas iis denn doas fer enner?

Beibſt, verärgert: Dar koan Battelleute zum Noarr'n hoa'nn . . . dar leugt egelganz wie a Forr . . . vu dan luuß der de Hucke vuul liega. Beibſt ſteht auf. Macht enk de Roawer zerecht, Madel.

Guſte, die dabei war, ihre Waden am Brunnen abzuwaſchen, iſt damit fertig und ſagt, bevor ſie im Innern des Kuhſtalls verſchwindet: Glei, glei! Voater Beibſt.

Loth kommt zurück, gibt Beibſt Geld: Da iſt ne Kleinigkeit. Geld kann man immer brauchen.

Beibſt, auftauend, wie umgewandelt, mit aufrichtiger Gemütlichkeit: Ju, ju! do ha'n Se au recht . . . na da dank ich au vielmools. — Se ſein wull d'r Beſuch zum Schwiegerſuhne? Auf einmal ſehr geſprächig. Wiſſa Se: wenn Se, und Se wulln da naus gihn auf a Barch zu, wiſſa Se, do haaln Se ſich links, wiſſa Se, zångſt, nunder links, rechts gibt's Riſſe. Mei Suhn meente, s kåm do dervoone, meent a, weil ſe zu ſchlecht verzimmern tåten, meent a, de Barchmoanne, 's ſoatzt zu wing Luhn, meent a, und do giht's ok a ſu: woas huſt de, woas koanſt de, ei a Gruba, verſtiehn Se. — Sahn Se! — doo! — immer links, rechts gibt's Lecher. Vurigtes Johr erſcht iis a Putterweib, wie ſe ging und ſtoand iis ſe ei's Ardreich verſunka, iich wiß nee amool, wie viel Kloaftern tief. Kee Menſch wußte wuhie — wie geſoat, links, immer links, doo gihn Se ſicher. Ein Schuß fällt, Beibſt, wie elektriſiert, hinkt einige Schritt ins Freie.

Loth: Wer ſchießt denn da ſchon ſo frühe?

Beibſt: Na, war denn ſuſte? — d'r Junge, dar meſchante Junge.

Loth: Welcher Junge denn?

Beibſt: Na, Kahl-Willem — d'r Nupperſchſuhn . . . Na woart ok blußig due! Ich hoa's geſahn, a ſchißt meiner Gitte de Lårcha.

Loth: Ihr hinkt ja.

Beibſt: Doaß 's Goot erbarm, ja. Droht mit der Fauſt nach dem Felde. Na woart Du! woart Du! . . .

Loth: Was habt Ihr denn mit dem Bein gemacht?

Beibſt: Iich?

Loth: Ja.

Beibſt: ’s iis a ſu nei kumma.

Loth: Habt Ihr Schmerzen?

Beibſt, nach dem Bein greifend: ’s zerrt a ſu, ’s zerrt infamt.

Loth: Habt Ihr keinen Arzt?

Beibſt: Wiſſa Se, — de Dukter, doas ſein Oaſſa, enner wie d’r andere! — Blußig inſe Dukter, doas iis a ticht’er Moan.

Loth: Hat er Ihnen was genützt?

Beibſt: Na — verlecht a klee wing wull au oam Ende A hoot mer’ſch Been geknet’t: ſahn Se, a ſu geknurſcht und gehackt un . . . oaber nee!! derwegen nich! — A iis . . . no kurz un gutt, a hoot mit’n aarma Menſche a Mitleed. — A keeft’n de Med’zin und a verlangt niſcht. A kimmt zu jeder Zeet . . .

Loth: Sie müſſen ſich das doch aber irgendwo zugezogen haben?! Haben Sie immer ſo gehinkt?

Beibſt: Nich die Oahnung!

Loth: Dann verſtehe ich nicht recht, es muß doch eine Urſache . . .

Beibſt: Weeß iich’s? Er droht wieder mit der Fauſt. Woart ok Due! woart ok mit dem Geknackſe.

Kahl erſcheint innerhalb ſeines Gartens. Er trägt in der Rechten eine Flinte am Lauf, ſeine linke Hand iſt geſchloſſen. Ruft herüber: Guten Morjen ooch, Herr Dukter!

Loth geht quer durch den Hof auf ihn zu. Inzwiſchen hat Guſte ſowie eine andere Magd mit Namen Lieſe je eine Radwer zurecht gemacht, worauf Harke und Dunggabel liegen. Damit fahren ſie durch den Torweg hinaus aufs Feld, an Beibſt vorüber, der nach einigen grimmigen Blicken und verſtohlenen Zornesgeſten zu Kahl hinüber ſeine Senſe ſchultert und ihnen nachhumpelt. Beibſt und die Mägde ab.

Loth, zu Kahl: Guten Morgen!

Kahl: Wull'n S' amol was Hibſches ſahn? Er ſtreckt den Arm mit der geſchloſſenen Hand über den Zaun.

Loth, nähergehend: Was haben Sie denn da?

Kahl: Roota See! Er öffnet gleich darauf ſeine Hand.

Loth: Waas?! — es iſt alſo wirklich wahr: Sie ſchießen Lerchen! Nun für dieſen Unfug, Sie nichtsnutziger Burſche, verdienten Sie geohrfeigt zu werden, verſtehen Sie mich?! Er kehrt ihm den Rücken zu und geht quer durch den Hof zurück, Beibſt und den Mädchen nach. Ab.

Kahl ſtarrt Loth einige Augenblicke dumm verblüfft nach, dann ballt er die Fauſt verſtohlen, ſagt: Dukterluder! wendet ſich und verſchwindet rechts. — Während einiger Augenblicke bleibt der Hof leer.

Helene, aus der Haustür tretend, helles Sommerkleid, großer Gartenhut. Sie blickt ſich ringsum, tut dann einige Schritte auf den Torweg zu, ſteht ſtill und ſpäht hinaus. Hierauf ſchlendert ſie rechts durch den Hof und biegt in den Weg ein, der nach dem Wirtshauſe führt. Große Pakete von allerhand Tee hängen zum Trocknen über dem Zaune: daran riecht ſie im Vorübergehen. Sie biegt auch Zweige von den Obſtbäumen und betrachtet die ſehr niedrig hängenden, rotwangigen Äpfel. Als ſie bemerkt, daß **Loth** vom Wirtshaus her ihr entgegen kommt, bemächtigt ſich ihrer eine noch ſtärkere Unruhe, ſo daß ſie ſich ſchließlich umwendet und vor Loth her in den Hof zurückgeht.

Hier bemerkt ſie, daß der Taubenſchlag noch geſchloſſen iſt, und begibt ſich dorthin durch das kleine Zaunpförtchen des Obſtgartens. Noch damit beſchäftigt, die Leine, die, vom Winde getrieben, irgendwo feſtgehakt iſt, herunter zu ziehen, wird ſie von Loth, der inzwiſchen herangekommen iſt, angeredet.

Loth: Guten Morgen, Fräulein!

Helene: Guten Morgen! — Der Wind hat die Schnur hinaufgejagt.

Loth: Erlauben Sie! Geht ebenfalls durch das Pförtchen, bringt die Schnur herunter und zieht den Schlag auf. Die Tauben fliegen aus.

Helene: Ich danke ſehr.

Loth iſt durch das Pförtchen wieder herausgetreten, bleibt aber außerhalb des Zaunes und an dieſen gelehnt ſtehen. Helene innerhalb desſelben. Nach einer kleinen Pauſe: Pflegen Sie immer ſo früh auf zu ſein, Fräulein?

Helene: Das eben — wollte ich Sie auch fragen.

Loth: Ich —? nein! Die erſte Nacht in einem fremden Hauſe paſſiert es mir jedoch gewöhnlich.

Helene: Wie . . . kommt das?

Loth: Ich habe darüber noch nicht nachgedacht, es hat keinen Zweck.

Helene: Ach, wieſo denn nicht?

Loth: Wenigſtens keinen erſichtlichen, praktiſchen Zweck.

Helene: Alſo wenn Sie irgend etwas tun oder denken, muß es einem praktiſchen Zweck dienen?

Loth: Ganz recht? Uebrigens . . .

Helene: Das hätte ich von Ihnen nicht gedacht.

Loth: Was, Fräulein?

Helene: Genau das meinte die Stiefmutter, als ſie mir vorgeſtern den Werther aus der Hand riß.

Loth: Das iſt ein dummes Buch.

Helene: Sagen Sie das nicht!

Loth: Das ſage ich nochmal, Fräulein. Es iſt ein Buch für Schwächlinge.

Helene: Das — kann wohl möglich ſein.

Loth: Wie kommen Sie gerade auf dieſes Buch? Iſt es Ihnen denn verſtändlich?

Helene: Ich hoffe, ich . . . zum Teil ganz gewiß. Es beruhigt ſo, darin zu leſen. *Nach einer Pauſe:* Wenn's ein dummes Buch iſt, wie Sie ſagen, könnten Sie mir etwas Beſſeres empfehlen?

Loth: Le . . . leſen Sie . . . noa! . . . kennen Sie den Kampf um Rom von Dahn?

Helene: Nein! Das Buch werde ich mir aber nun kaufen. Dient es einem praktiſchen Zweck?

Loth: Einem vernünftigen Zweck überhaupt. Es malt die Menſchen nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie einmal werden ſollen. Es wirkt vorbildlich.

Helene, *mit Überzeugung:* Das iſt ſchön. *Kleine Pauſe, dann:* Vielleicht geben Sie mir Auskunft; man redet ſo viel von Zola und Ibſen in den Zeitungen: ſind das große Dichter?

Loth: Es ſind gar keine Dichter, ſondern notwendige Uebel, Fräulein. Ich bin ehrlich durſtig und verlange von der Dichtkunſt einen klaren, erfriſchenden Trunk. — Ich bin nicht krank. Was Zola und Ibſen bieten, iſt Medizin.

Helene, gleichſam unwillkürlich: Ach, dann wäre es doch elleicht für mich etwas.

Loth, bisher teilweiſe, jetzt ausſchließlich in den Anblick des igen Obſtgartens vertieft: Es iſt prächtig hier. Sehen Sie, e die Sonne über der Bergkuppe herauskommt. — Viel epfel gibt es in Ihrem Garten: eine ſchöne Ernte.

Helene: Drei Viertel davon wird auch dies Jahr eder geſtohlen werden. Die Armut hier herum iſt zu ß.

Loth: Sie glauben gar nicht, wie ſehr ich das Land be! Leider wächſt mein Weizen zum größten Teile in r Stadt. Aber nun will ich's mal durchgenießen, das ndleben. Unſereiner hat ſo 'n bißchen Sonne und Friſche ehr nötig als ſonſt jemand.

Helene, ſeufzend: Mehr nötig als . . . . inwiefern?

Loth: Weil man in einem harten Kampfe ſteht, deſſen nde man nicht erleben kann.

Helene: Stehen wir andern nicht in einem ſolchen ampfe?

Loth: Nein.

Helene: Aber — in einem Kampfe — ſtehen wir doch ch?!

Loth: Natürlicherweiſe! aber der kann enden.

Helene: Kann — da haben Sie recht! — und wieſo nn der nicht endigen — der, den Sie kämpfen, Herr th?

Loth: Ihr Kampf, das kann nur ein Kampf ſein um rſönliches Wohlergehen. Der einzelne kann dies, ſoweit menſchenmöglich, erreichen. Mein Kampf iſt ein Kampf um das Glück aller; ſollte ich glücklich ſein, ſo müßten es erſt alle andern Menſchen um mich herum ſein; ich müßte um mich herum weder Krankheit noch Armut, weder Knechtſchaft noch Gemeinheit ſehen. Ich könnte mich ſo zu ſagen nur als letzter an die Tafel ſetzen.

Helene, mit Überzeugung: Dann ſind Sie ja ein ſehr, ſehr guter Menſch!

Loth, ein wenig betreten: Verdienſt iſt weiter nicht dabei, Fräulein, ich bin ſo veranlagt. Ich muß übrigens ſagen, daß mir der Kampf im Intereſſe des Fortſchritts doch große Befriedigung gewährt. Eine Art Glück, die ich weit höher anſchlage, als die, mit der ſich der gemeine Egoiſt zufrieden gibt. . . . .

Helene: Es gibt wohl nur ſehr wenige Menſchen, die ſo veranlagt ſind. — Es muß ein Glück ſein, mit ſolcher Veranlagung geboren zu ſein.

Loth: Geboren wird man wohl auch nicht damit. Man kommt dazu durch die Verkehrtheit unſerer Verhältniſſe, ſcheint mir; — nur muß man für das Verkehrte einen Sinn haben: *das* iſt es! Hat man den und leidet man ſo bewußt unter den verkehrten Verhältniſſen, dann wird man mit Notwendigkeit zu dem, was ich bin.

Helene: Wenn ich Sie nur beſſer . . . welche Verhältniſſe nennen Sie zum Beiſpiel verkehrt?

Loth: Es iſt zum Beiſpiel verkehrt, wenn der im Schweiße ſeines Angeſichts Arbeitende hungert und der Faule im Ueberfluſſe leben darf. — Es iſt verkehrt, den

Mord im Frieden zu beſtrafen und den Mord im Kriege zu belohnen. Es iſt verkehrt, den Henker zu verachten und ſelbſt, wie es die Soldaten tun, mit einem Menſchenabſchlachtungs-Inſtrument, wie es der Degen oder der Säbel iſt, an der Seite ſtolz herumzulaufen. Den Henker, der das mit dem Beile täte, würde man zweifelsohne ſteinigen. Verkehrt iſt es dann, die Religion Chriſti, dieſe Religion der Duldung, Vergebung und Liebe, als Staatsreligion zu haben und dabei ganze Völker zu vollendeten Menſchenſchlächtern heranzubilden. Dies ſind einige unter Millionen, müſſen Sie bedenken. Es koſtet Mühe, ſich durch alle dieſe Verkehrtheiten hindurchzuringen; man muß früh anfangen.

Helene: Wie ſind Sie denn nur ſo auf alles dies gekommen? Es iſt ſo einfach, und doch kommt man nicht darauf.

Loth: Ich mag wohl durch meinen Entwicklungsgang darauf gekommen ſein, durch Geſpräche mit Freunden, durch Lektüre, durch eigenes Denken. Hinter die erſte Verkehrtheit kam ich als kleiner Junge. Ich log mal ſehr ſtark und bekam dafür die ſchrecklichſten Prügel von meinem Vater. Kurz darauf fuhr ich mit ihm auf der Eiſenbahn, und da merkte ich, daß mein Vater auch log und es für ganz ſelbſtverſtändlich hielt, zu lügen; ich war damals fünf Jahre, und mein Vater ſagte dem Schaffner, ich ſei noch nicht vier, der freien Fahrt halber, die Kinder unter vier Jahren genießen. Dann ſagte der Lehrer auch mal: ſei fleißig, halt Dich brav, dann wird es Dir auch unfehlbar gut gehen im Leben. Der Mann lehrte uns eine Verkehrtheit, dahinter kam ich ſehr bald. Mein Vater war brav, ehrlich, durch und durch bieder, und ein Schuft, der noch jetzt als reicher Mann lebt, betrog ihn um ſeine paar Tauſend Taler. Bei eben dieſem Schuft, der eine große Seifenfabrik beſaß, mußte mein Vater ſogar, durch die Not getrieben, in Stellung treten.

Helene: Unſereins wagt es gar nicht — wagt es gar nicht, ſo etwas für verkehrt anzuſehen, höchſtens ganz im ſtillen empfindet man es. Man empfindet es oft ſogar, und dann — wird einem ganz verzweifelt zu Mut.

Loth: Ich erinnere mich einer Verkehrtheit, die mir ganz beſonders klar als ſolche vor Augen trat. Bis dahin glaubte ich: der Mord werde unter allen Umſtänden als ein Verbrechen beſtraft; danach wurde mir jedoch klar, daß nur die milderen Formen des Mordes ungeſetzlich ſind.

Helene: Wie wäre das wohl . . . .

Loth: Mein Vater war Siedemeiſter, wir wohnten dicht an der Fabrik, unſere Fenſter gingen auf den Fabrikhof. Da ſah ich auch noch manches außerdem. Es war ein Arbeiter, der fünf Jahre in der Fabrik gearbeitet hatte. Er fing an, ſtark zu huſten und abzumagern ... ich weiß, wie uns mein Vater bei Tiſch erzählte: Burmeiſter — ſo hieß der Arbeiter — bekommt die Lungenſchwindſucht, wenn er noch länger bei der Seifenfabrikation bleibt. Der Doktor hat es ihm geſagt. — Der Mann hatte acht Kinder, und ausgemergelt wie er war, konnte er nirgends mehr Arbeit finden. Er mußte alſo in der Seifenfabrik bleiben, und der Prinzipal tat ſich viel darauf zu gute, daß er ihn beibehielt. Er kam ſich unbedingt äußerſt human vor. — Eines Nachmittags, im Auguſt, es war eine furchtbare Hitze, da quälte er ſich mit einer Karre Kalk über den Fabrikhof. — Ich ſah gerade aus dem Fenſter, da merke ch, wie er ſtill ſteht — wieder ſtill ſteht, und ſchließlich ſchlägt er lang auf die Steine. — Ich lief hinzu — mein Vater kam, andere Arbeiter kamen, aber er röchelte nur noch, und ſein ganzer Mund war voll Blut. Ich half ihn ins Haus tragen. Ein Haufe kalkiger, nach allerhand Chemikalien ſtinkender Lumpen war er; bevor wir ihn im Hauſe hatten, war er ſchon geſtorben.

Helene: Ach, ſchrecklich iſt das!

Loth: Kaum acht Tage ſpäter zogen wir ſeine Frau aus dem Fluß, in den die verbrauchte Lauge unſerer Fabrik abfloß. — Ja, Fräulein! wenn man dies alles kennt, wie ich es *jetzt* kenne — glauben Sie mir! — dann läßt es einem keine Ruhe mehr. Ein einfaches Stückchen Seife, bei dem ſich in der Welt ſonſt niemand etwas denkt, ja, ein paar rein gewaſchene, gepflegte Hände ſchon können einen in die bitterſte Laune verſetzen.

Helene! Ich hab auch mal ſo was geſehen. Hu! ſchrecklich war das, *ſchrecklich*!

Loth: Was?

Helene: Der Sohn von einem Arbeitsmann wurde halbtot hier hereingetragen. Es iſt nun ... drei Jahre vielleicht iſt es her.

Loth: War er verunglückt?

Helene: Ja, drüben im Bärenſtollen.

Loth: Ein Bergmann alſo?

Helene: Ja, die meiſten jungen Leute hier herum gehen auf die Grube. — Ein zweiter Sohn desſelben Vaters war auch Schlepper und iſt auch verunglückt.

Loth: Beide tot?

Helene: Beide tot. . . . Einmal riß etwas an der Fahrkunſt, das andere Mal waren es ſchlagende Wetter. — Der alte Beibſt hat aber noch einen dritten Sohn, der fährt auch ſeit Oſtern ein.

Loth: Was Sie ſagen! — hat er nichts dawider?

Helene: Gar nichts, nein! Er iſt nur jetzt noch weit mürriſcher als früher. Haben Sie ihn nicht ſchon geſehen?

Loth: Wieſo ich?

Helene: Er ſaß ja heut früh nebenan, unter der Durchfahrt.

Loth: Ach! — wie? . . . Er arbeitet hier im Hofe?

Helene: Schon ſeit Jahren.

Loth: Er hinkt?

Helene: Ziemlich ſtark ſogar.

Loth: Sooſoo. — Was iſt ihm denn da paſſiert, mit dem Bein?

Helene: Das iſt ne heikle Geſchichte. Sie kennen doch den Herrn Kahl? . . . da muß ich Ihnen aber ganz nahe kommen. Sein Vater, müſſen Sie wiſſen, war genau ſo ein Jagdnarr wie er. Er ſchoß hinter den Handwerksburſchen her, die auf den Hof kamen, wenn auch nur in die Luft, um ihnen Schrecken einzujagen. Er war auch ſehr jähzornig, wiſſen Sie; wenn er getrunken hatte, erſt recht. Nu hat wohl der Beibſt mal gemuckſcht — er muckſcht gern, wiſſen Sie, — und da hat der Bauer die Flinte zu packen gekriegt und ihm eine Ladung gegeben. Beibſt, wiſſen Sie, war nämlich früher beim Nachbar Kahl für Kutſcher.

Loth: Frevel über Frevel, wohin man hört.

Helene, immer unſicherer und erregter: Ich hab auch ſchon manchmal ſo bei mir gedacht ... ſie haben mir alle mitunter ſchon ſo furchtbar leid getan —! der alte Beibſt und ... Wenn die Bauern ſo roh und dumm ſind wie der — wie der Streckmann, der — läßt ſeine Knechte hungern und füttert die Hunde mit Konditorzeug. Hier bin ich wie dumm, ſeit ich aus der Penſion zurück bin ... Ich hab auch mein Päckchen! — aber ich rede ja wohl Unſinn, — es intereſſiert Sie ja gar nicht — Sie lachen mich im ſtillen bloß aus.

Loth: Aber Fräulein, wie können Sie nur ... weshalb ſollte ich Sie denn ...

Helene: Nun, etwa nicht? Sie denken doch: die iſt auch nicht beſſer wie die andern hier.

Loth: Ich denke von niemand ſchlecht, Fräulein!

Helene: Das machen Sie mir nicht weis ... nein, nein!

Loth: Aber Fräulein! wann hätte ich Ihnen Veranlaſſung ...

Helene, nahe am Weinen: Ach, reden Sie doch nicht!

Sie verachten uns, verlaſſen Sie ſich drauf — Sie müſſen uns ja doch verachten, — weinerlich — den Schwager mit, mich mit. Mich vor allen Dingen und dazu, da — zu haben Sie wahr … wahrhaftig auch Grund. Sie wendet Loth ſchnell den Rücken und geht, ihrer Bewegung nicht mehr Herr, durch den Obſtgarten nach dem Hintergrunde zu ab. Loth tritt durch das Pförtchen und folgt ihr langſam.

Frau Krauſe, in überladener Morgentoilette, puterrot im Geſicht, aus der Haustür, ſchreit: Doas Loaſter vu Froovulk! Marie! Ma–rie!! unter men'n Dache? Weg muß doas Froovulk! Sie rennt über den Hof und verſchwindet in der Stalltür. **Frau Spiller**, mit Häkelarbeit, erſcheint in der Haustür. Im Stalle hört man Schimpfen und Heulen.

Frau Krauſe, die heulende Magd vor ſich hertreibend, aus dem Stall: Du Hurenfroovulk Du! — die Magd heult ſtärker — — uf der Stelle naus! Sich Deine ſieba Sacha z'ſamm. und dann naus! **Helene**, mit roten Augen, kommt durch den Torweg, bemerkt die Szene und ſteht abwartend ſtill.

Die Magd entdeckt Frau Spiller, wirft Schemel und Milchgelte weg und geht wütend auf ſie zu: Doas biin iich Ihn'n ſchuldig! Doas war iich Ihn'n eitränka!! Sie rennt ſchluchzend davon, die Bodentreppe hinauf. Ab.

Helene, zu Frau Krauſe tretend: Was hat ſie denn gemacht?

Frau Krauſe, grob: Gieht's Diich oan, Goans?

Helene, heftig, faſt weinend: Ja, mich geht's an.

Frau Spiller, ſchnell hinzutretend: Mein gnädiges Fräulein, ſo etwas iſt nicht für das Ohr eines jungen Mädchens wie …

Frau Krauſe! Werum ek ne goar, Spillern! die iis au ne vu Marzepane. Mit'n Grußknecht zuſoamma gelah'n hot ſe ei en Bette. Do wißt de's.

Helene, in befehlendem Tone: Die Magd wird aber doch bleiben.

Frau Krauſe: Weibsſtück!

Helene: Gut! dann will ich dem Vater erzählen, daß Du mit Kahl-Wilhelm die Nächte ebenſo verbringſt.

Frau Krauſe ſchlägt ihr eine Maulſchelle: Du huſt an Denkzettel!

Helene, todtbleich, aber noch feſter: Die Magd bleibt aber doch, ſonſt ... ſonſt bring ich's herum! Mit Kahl-Wilhelm, Du! Dein Vetter ... mein Bräut'ſam ... Ich bring's herum.

Frau Krauſe, mit wankender Faſſung: Wer koan doas ſea'n?

Helene: Ich! Denn ich hab ihn heut Morgen aus Deinem Schlafzimmer ... Schnell ab ins Haus.

Frau Krauſe, taumelnd, nahe einer Ohnmacht. Frau Spiller mit Riechfläſchchen zu ihr.

Frau Spiller: Gnädige Frau, Gnädige Frau!

Frau Krauſe: Sp...illern, die Moa'd ſſſ...ſeel eeblei'n.

Der Vorhang fällt ſchnell.

Dritter Akt

Zeit: wenige Minuten nach dem Vorfall zwiſchen Helene und ihrer Stiefmutter im Hofe. Der Schauplatz iſt der des erſten Vorgangs. **Dr. Schimmelpfennig** ſitzt, ein Rezept ſchreibend, Schlapphut, Zwirnhandſchuhe und Stock vor ſich auf der Tiſchplatte, an dem Tiſch links im Vordergrunde. Er iſt von Geſtalt klein und gedrungen, hat ſchwarzes Wollhaar und einen ziemlich ſtarken Schnurrbart. Schwarzer Rock im Schnitt der Jägerſchen Normalröcke. Die Kleidung im ganzen ſolid, aber nicht elegant. Hat die Gewohnheit, faſt ununterbrochen ſeinen Schnurrbart zu ſtreichen oder zu drehen, um ſo ſtärker, je erregter er innerlich wird. Sein Geſichtsausdruck, wenn er mit Hoffmann redet, iſt gezwungen ruhig, ein Zug von Sarkasmus liegt um ſeine Mundwinkel. Seine Bewegungen ſind lebhaft, feſt und eckig, durchaus natürlich. **Hoffmann**, in ſeidenem Schlafrock und Pantoffeln, geht umher. Der Tiſch rechts im Hintergrunde iſt zum Frühſtück hergerichtet. Feines Porzellan. Gebäck. Rumkaraffe ꝛc.

Hoffmann: Herr Doktor, ſind Sie mit dem Ausſehen meiner Frau zufrieden?

Dr. Schimmelpfennig: Sie ſieht ja ganz gut aus, warum nicht.

Hoffmann: Denken Sie, daß alles gut vorübergehen wird?

Dr. Schimmelpfennig: Ich hoffe.

Hoffmann, nach einer Pauſe, zögernd: Herr Doktor, ich habe mir vorgenommen — ſchon ſeit Wochen — Sie, ſobald ich hierher käme, in einer ganz beſtimmten Sache um Ihren Rat zu bitten.

Dr. Schimmelpfennig, der bis jetzt unter dem Schreiben geantwortet hat, legt die Feder beiſeite, ſteht auf und übergibt Hoffmann das geſchriebene Rezept: So! ... das laſſen Sie wohl bald machen; — indem er Hut, Handſchuhe und Stock nimmt — über Kopfſchmerz klagt Ihre Frau, — in ſeinen Hut blickend, geſchäftsmäßig — ehe ich es vergeſſe: ſuchen Sie doch Ihrer Frau begreiflich zu machen, daß ſie für das kommende Lebeweſen einigermaßen verantwortlich iſt. Ich habe ihr bereits ſelbſt einiges geſagt — über die Folgen des Schnürens.

Hoffmann: Ganz gewiß, Herr Doktor ... ich will ganz gewiß mein Möglichſtes tun, ihr ...

Dr. Schimmelpfennig, ſich ein wenig linkiſch verbeugend: Empfehle mich. Geht, bleibt wieder ſtehen. Ach ſo! ... Sie wollten ja meinen Rat hören. Er blickt Hoffmann kalt an.

Hoffmann: Ja, wenn Sie noch einen Augenblick Zeit hätten ... Nicht ohne Affektiertheit. Sie kennen das entſetzliche Ende meines erſten Jungen. Sie haben es ja ganz aus der Nähe geſehen. Wie weit ich damals war, wiſſen Sie ja wohl auch. — Man glaubt es nicht, dennoch: die Zeit mildert! ... Schließlich habe ich ſogar noch Grund zur Dankbarkeit, mein ſehnlichſter Wunſch ſoll, wie es ſcheint, erfüllt werden. Sie werden begreifen, daß ich alles tun muß ... Es hat mich ſchlafloſe Nächte genug gekoſtet, und doch weiß ich noch nicht, noch *immer* nicht, wie ich es anſtellen ſoll, um das jetzt noch ungeborene Geſchöpf vor dem furchtbaren Schickſale ſeines Brüderchens zu bewahren. Und das iſt es, weshalb ich Sie ...

Dr. Schimmelpfennig, trocken und geſchäftsmäßig: Von ſeiner Mutter trennen: Grundbedingung einer gedeihlichen Entwicklung.

Hoffmann: Alſo doch?! — Meinen Sie, völlig trennen? ... Soll es auch nicht in demſelben Hauſe mit ihr ...?

Dr. Schimmelpfennig: Nein, wenn es Ihnen ernſt iſt um die Erhaltung Ihres Kindes, dann nicht. Ihr Vermögen geſtattet Ihnen ja in dieſer Beziehung die freieſte Bewegung.

Hoffmann: Gott ſei Dank, ja! Ich habe auch ſchon in der Nähe von Hirſchberg eine Villa mit ſehr großem Park angekauft. Nur wollte ich auch meine Frau ...

Dr. Schimmelpfennig dreht ſeinen Bart und ſtarrt auf die Erde. Unter Nachdenken: Kaufen Sie doch Ihrer Frau irgend wo anders eine Villa ...

Hoffmann zuckt die Achſeln.

Dr. Schimmelpfennig, wie vorher: Können Sie nicht — Ihre Schwägerin — für die Aufgabe, dieſes Kind zu erziehen, intereſſieren?

Hoffmann: Wenn Sie wüßten, Herr Doktor, was für Hinderniſſe ... außerdem: ein unerfahrenes, junges Ding ... Mutter iſt doch Mutter.

Dr. Schimmelpfennig: Sie wiſſen meine Meinung. Empfehle mich.

Hoffmann, mit Überfreundlichkeit um ihn herum komplimentierend: Empfehle mich ebenfalls! Ich bin Ihnen äußerſt dankbar ...

Beide ab durch die Mitteltür.

Helene, das Taſchentuch vor den Mund gepreßt, ſchluchzend, außer ſich, kommt herein und läßt ſich auf das Sofa links vorn hinfallen. Nach einigen Augenblicken tritt **Hoffmann**, Zeitungsblätter in den Händen haltend, abermals ein.

Hoffmann: Was iſt denn das —? Sag mal, Schwägerin! ſoll denn das noch lange ſo fort gehen? — Seit ich hier bin, vergeht nicht ein Tag, an dem ich Dich nicht weinen ſehe.

Helene: Ach! — was weißt Du!? — Wenn Du überhaupt Sinn für ſo was hätt'ſt, dann würd'ſt Du Dich vielmehr wundern, wenn ich mal nicht weinte.

Hoffmann: — Das leuchtet mir nicht ein, Schwägerin!

Helene: Mir um ſo mehr!

Hoffmann: ... Es muß doch wieder was paſſiert ſein, hör mal!

Helene ſpringt auf, ſtampft mit dem Fuße: Pfui! Pfui! .. und ich mag's nicht mehr leiden ... Das hört auf! Ich laſſe mir das nicht mehr bieten! Ich ſehe nicht ein, warum ... ich ... im Weinen erſtickend.

Hoffmann: Willſt Du mir denn nicht wenigſtens ſagen, worum ſich's handelt, damit ...

Helene, aufs neue heftig ausbrechend: Alles iſt mir egal! Schlimmer kann's nicht kommen: — einen Trunkenbold en Vater hat man, ein Tier — vor dem die ... die igene Tochter nicht ſicher iſt. — Eine ehebrecheriſche Stiefmutter, die mich an ihren Galan verkuppeln möchte .. Dieſes ganze Daſein überhaupt. — Nein —! ich ehe nicht ein, wer mich zwingen kann, durchaus ſchlecht zu werden. Ich gehe fort! Ich renne fort — und wenn Ihr mich nicht losläßt, dann .... Strick, Meſſer, Revolver! .... mir egal! — ich will nicht auch zum Branntwein greifen wie meine Schweſter.

Hoffmann, erſchrocken, packt ſie am Arm: Lene! ... Ich ſag Dir, ſtill! ... davon ſtill!

Helene: Mir egal! ... mir ganz egal! — Man iſt ... man muß ſich ſchämen bis in die Seele nein. — Man möchte was wiſſen, was ſein, was ſein können — und was iſt man nu?

Hoffmann, der ihren Arm noch nicht wieder losgelaſſen hat, fängt an, das Mädchen allmählich nach dem Sofa hinzudrängen. Im Tone ſeiner Stimme liegt nun plötzlich eine weichliche, übertriebene, gleichſam vibrierende Milde: Lenchen —! Ich weiß ja recht gut, daß Du hier manches auszuſtehen haſt. Sei nur ruhig ...! Brauchſt es mir gar nicht zu ſagen. Er legt die Rechte liebkoſend auf ihre Schulter, bringt ſein Geſicht nahe dem ihren. Ich kann Dich gar nicht weinen ſehen. Wahrhaftig! — 's tut mir weh. Sieh doch nur aber die Verhältniſſe nicht ſchwärzer, als ſie ſind —; und dann: — haſt Du vergeſſen, daß wir beide — Du und ich — ſozuſagen in der gleichen Lage ſind? — Ich bin in dieſe Bauernatmoſphäre hineingekommen ... paſſe ich hinein? Genau ſo wenig wie Du hoffentlich.

Helene, immer noch weinend: Hätte mein — gutes — M — Muttelchen das geahnt, — als ſie .... als ſie beſtimmte, — daß ich in Herrnhut — erzogen .... erzogen werden ſollte. Hätte ſie — mich lieber ... mich lieber zu Hauſe gelaſſen, dann hätte ich … hätte ich wenigſtens — nichts anderes kennen gelernt, wäre in dem Sumpf hier auf … aufgewachſen —. Aber ſo …

Hoffmann hat Helene ſanft auf das Sofa gezwungen und ſitzt nun, eng an ſie gedrängt, neben ihr. Immer auffälliger verrät ſich in ſeinen Tröſtungen das ſinnliche Element. Lenchen —! Sieh mich an, laß das gut ſein, tröſte Dich mit mir. — Ich brauch Dir von Deiner Schweſter nicht zu ſprechen. Heiß und mit Innigkeit, indem er ſie enger umſchlingt: Ja, wäre ſie wie Du biſt! … So aber … ſag ſelbſt: was kann ſie mir ſein? — Wo lebt ein Mann, Lenchen, ein gebildeter Mann, — leiſer — deſſen Frau von einer ſo unglückſeligen Leidenſchaft befallen iſt? — Man darf es gar nicht laut ſagen: eine Frau — und — Branntwein … Nun, ſprich, bin ich glücklicher? … Denk an mein Fritzchen! — Nun? … bin ich am Ende beſſer dran, wie? … Immer leidenſchaftlicher: Siehſt Du: ſo hat's das Schickſal ſchließlich noch gut gemeint. Es hat uns zu einander gebracht. — Wir gehören für einander! Wir ſind zu Freunden voraus beſtimmt, mit unſern gleichen Leiden. Nicht, Lenchen? Er umſchlingt ſie ganz. Sie läßt es geſchehen, aber mit einem Ausdruck, der beſagt, daß ſie ſich zum Dulden zwingt. Sie iſt ſtill geworden und ſcheint mit zitternder Spannung etwas zu erwarten, irgend eine Gewißheit, eine Erfüllung, die unfehlbar herankommt.

Hoffmann, zärtlich: Du ſollteſt meinem Vorſchlag folgen, ſollteſt dies Haus verlaſſen, bei uns wohnen. — Das Kindchen, das kommt, braucht eine Mutter. — Komm! ſei Du ihm das; — leidenſchaftlich, gerührt, ſentimental:

ſonſt hat es eben keine Mutter. Und dann: — bring ein wenig, nur ein ganz, ganz klein wenig Licht in mein Leben. Tu's! — tu — 's! Er will ſeinen Kopf an ihre Bruſt lehnen. Sie ſpringt auf, empört. In ihren Mienen verrät ſich Verachtung, Überraſchung, Ekel, Haß.

Helene: Schwager! Du biſt, Du biſt ... Jetzt kenn ich Dich durch und durch. Bisher hab ich's nur ſo dunkel gefühlt. Jetzt weiß ich's ganz gewiß.

Hoffmann, überraſcht, faſſungslos: Was ...? Helene ... — einzig, wirklich ....

Helene: Jetzt weiß ich ganz gewiß, daß Du nicht um ein Haar beſſer biſt .... was denn! ſchlechter biſt Du, der Schlecht'ſte von allen hier!

Hoffmann ſteht auf; mit angenommener Kälte: Dein Betragen heut iſt ſehr eigentümlich, weißt Du!

Helene tritt nahe zu ihm: Du gehſt doch nur auf das eine Ziel los. Halblaut in ſein Ohr: Aber Du haſt ganz andere Waffen als Vater und Stiefmutter und der ehrenfeſte Herr Bräutigam, ganz andere. Gegen Dich gehalten ſind ſie Lämmer, alle mit nander. Jetzt, jetzt auf einmal, jetzt eben iſt mir das ſonnenklar geworden.

Hoffmann, in erheuchelter Entrüſtung: Lene! Du biſt .... Du biſt nicht bei Troſt, das iſt ja heller Wahn .... Er unterbricht ſich, ſchlägt ſich vor den Kopf. Gott, wie wird mir denn auf einmal, natürlich! ... Du haſt ... es iſt freilich noch ſehr früh am Tage, aber ich wette, Du haſt .... Helene, Du haſt heut früh ſchon mit Alfred Loth geredet.

Helene: Weshalb ſollte ich denn nicht mit ihm geredet aben? Es iſt ein Mann, vor dem wir uns alle ver-ecken müßten vor Scham, wenn es mit rechten Dingen ginge.

Hoffmann: Alſo wirklich! ... Ach ſooo! ... na jaaa! ... allerdings ... da darf ich mich weiter nicht wun-ern —. So, ſo, ſo, hat alſo die Gelegenheit benutzt, über einen Wohltäter 'n bißchen herzuziehen. Man ſollte immer uf dergleichen gefaßt ſein, freilich!

Helene: Schwager! das iſt nun geradezu gemein.

Hoffmann: Finde ich beinah auch!

Helene: Kein Sterbenswort, nicht ein Sterbenswort at er geſagt über Dich.

Hoffmann, ohne darauf einzugehen: Wenn die Sachen ſo liegen, dann iſt es geradezu meine Pflicht, ich ſage, meine Pflicht, als Verwandter, einem ſo unerfahrenen Mädchen gegenüber wie Du biſt ...

Helene: Unerfahrenes Mädchen —? Wie Du mir vorkommſt!

Hoffmann, aufgebracht: Auf meine Verantwortung iſt Loth hier ins Haus gekommen. Nun mußt Du wiſſen: — er iſt — gelinde geſprochen — ein höchſt ge—fähr—licher Schwärmer, dieſer Herr Loth.

Helene: Daß Du das von Herrn Loth ſagſt, hat für mich ſo etwas — Verkehrtes — etwas lächerlich Verkehrtes.

Hoffmann: Ein Schwärmer, der die Gabe hat, nicht nur Weibern, ſondern auch vernünftigen Leuten die Köpfe zu verwirren.

Helene: Siehſt Du: *wieder* ſo eine Verkehrtheit! Mir iſt es nach den wenigen Worten, die ich mit Herrn Loth geredet habe, ſo wohltuend klar im Kopfe . . .

Hoffmann, im Tone eines Verweiſes: Was ich Dir ſage, iſt durchaus nichts Verkehrtes.

Helene: Man muß für das Verkehrte einen Sinn haben, und den haſt Du eben nicht.

Hoffmann, wie vorher: Davon iſt jetzt nicht die Rede. Ich erkläre Dir nochmals, daß ich Dir nichts Verkehrtes ſage, ſondern etwas, was ich Dich bitten muß, als tatſächlich wahr hinzunehmen . . . . Ich habe es an mir erfahren: er benebelt einem den Kopf, und dann ſchwärmt man von Völkerverbrüderung, von Freiheit und Gleichheit, ſetzt ſich über Sitte und Moral hinweg . . . . Wir wären damals um dieſer Hirngeſpinſte willen — weiß der Himmel — über die Leichen unſerer Eltern hinweggeſchritten, um zum Ziele zu gelangen. Und er, ſage ich Dir, würde erforderlichen Falls noch heute dasſelbe tun.

Helene: Wie viele Eltern mögen wohl alljährlich über die Leichen ihrer Kinder ſchreiten, ohne daß jemand . . .

Hoffmann, ihr in die Rede fallend: Das iſt Unſinn! Da hört alles auf! . . . Ich ſage Dir, nimm Dich vor ihm in acht, in jeder . . . ich ſage ganz ausdrücklich, in *jeder* Beziehung. — Von moraliſchen Skrupeln iſt da keine Spur.

Helene: Ne, wie verkehrt dies nun wieder iſt. Glaub mir, Schwager, fängt man erſt mal an drauf zu achten . . . . es iſt ſo ſchrecklich intereſſant . . . .

Hoffmann: Sag doch, was Du willſt, gewarnt biſt Du nun. Ich will Dir nur noch ganz im Vertrauen mitteilen: ein Haar, und ich wäre damals durch ihn und mit ihm greulich in die Tinte geraten.

Helene: Wenn dieſer Menſch ſo gefährlich iſt, warum freuteſt Du Dich denn geſtern ſo aufrichtig, als ....

Hoffmann: Gott ja, er iſt eben ein Jugendbekannter! Weißt Du denn, ob nicht ganz beſtimmte Gründe vorlagen ....

Helene: Gründe? Wie denn?

Hoffmann: Nur ſo. — Käme er allerdings heut und wüßte ich, was ich jetzt weiß —

Helene: Was weißt Du denn nur? Ich ſagte Dir doch bereits, er hat kein Sterbenswort über Dich verlauten laſſen.

Hoffmann: Verlaß Dich drauf! Ich hätte mir's zweimal überlegt und mich wahrſcheinlich ſehr in acht genommen, ihn hier zu behalten. Loth iſt und bleibt 'n Menſch, deſſen Umgang kompromittiert. Die Behörden haben ihn im Auge.

Helene: Ja, hat er denn ein Verbrechen begangen?

Hoffmann: Sprechen wir lieber darüber nicht. Laß es Dir genug ſein, Schwägerin, wenn ich Dir die Verſicherung gebe: mit Anſichten, wie er ſie hat, in der Welt umherzulaufen, iſt heutzutage weit ſchlimmer und vor allem gefährlicher als ſtehlen.

Helene: Ich will's mir merken. — Nun aber — Schwager! hörſt Du? Frag mich nicht — wie ich nach

Deinen Reden über Herrn Loth noch von Dir denke. — Hörſt Du?

Hoffmann, zwiſch kalt: Denkſt Du denn wirklich, daß mir ſo ganz beſonders viel daran liegt, das zu wiſſen? Er drückt den Klingelknopf. Uebrigens höre ich ihn da eben hereinkommen.

Loth tritt ein.

Hoffmann: Nun —? gut geſchlafen, alter Freund?

Loth: Gut, aber nicht lange. Sag doch mal: ich ſah da vorhin jemand aus dem Haus kommen, einen Herrn.

Hoffmann: Vermutlich der Doktor, der ſoeben hier war. Ich erzählte Dir ja ... dieſer eigentümliche Miſchmaſch von Härte und Sentimentalität.

Helene verhandelt mit **Eduard**, der eben eingetreten iſt. Er geht ab und ſerviert kurz darauf Tee und Kaffee.

Loth: Dieſer Miſchmaſch, wie Du Dich ausdrückſt, ſah nämlich einem alten Univerſitätsfreunde von mir furchtbar ähnlich — ich hätte ſchwören können, daß er es ſei — einem gewiſſen Schimmelpfennig.

Hoffmann, ſich am Frühſtückstiſch niederlaſſend: Nu ja, ganz recht: Schimmelpfennig!

Loth: Ganz recht? Was?

Hoffmann: Er heißt in der Tat Schimmelpfennig.

Loth: Wer? Der Doktor hier?

Hoffmann: Du ſagteſt es doch eben. Ja, der Doktor.

Loth: Dann .... das iſt aber auch wirklich wunderlich! Unbedingt iſt er's dann.

Hoffmann: Siehſt Du wohl, ſchöne Seelen finden ſich zu Waſſer und zu Lande. Du nimmſt mir's nicht übel, wenn ich anfange; wir wollten uns nämlich gerade zum Frühſtück ſetzen. Bitte, nimm Platz! Du haſt doch wohl nicht ſchon irgendwo gefrühſtückt?

Loth: Nein!

Hoffmann: Nun dann, alſo. *Er rückt, ſelbſt ſitzend, Loth einen Stuhl zurecht. Hierauf zu Eduard, der mit Tee und Kaffee kommt.* Ae! wird ... e ... meine Frau Schwiegermama nicht kommen?

Eduard: Die gnädige Frau und Frau Spiller werden auf ihrem Zimmer frühſtücken.

Hoffmann: Das iſt aber doch noch nie ...

Helene, *das Service zurechtrückend*: Laß nur! Es hat ſeinen Grund.

Hoffmann: Ach ſo ... Loth! lang zu ... ein Ei? Tee?

Loth: Könnte ich vielleicht lieber ein Glas Milch bekommen?

Hoffmann: Mit dem größten Vergnügen.

Helene: Eduard! Miele ſoll friſch einmelken.

Hoffmann *ſchält ein Ei ab*: Milch — brrr! mich ſchüttelt's. *Salz und Pfeffer nehmend*: Sag mal, Loth, was führt Dich eigentlich in unſre Gegend? Ich hab bisher ganz vergeſſen, Dich danach zu fragen.

Loth *beſtreicht eine Semmel mit Butter*: Ich möchte die hieſigen Verhältniſſe ſtudieren.

Hoffmann, *mit einem Aufblick*: Bitte ...? ... Was für Verhältniſſe?

Loth: Präziſe geſprochen — ich will die Lage der hieſigen Bergleute ſtudieren.

Hoffmann: Ach, die iſt im allgemeinen doch eine ſehr gute.

Loth: Glaubſt Du? — Das wäre ja übrigens recht ſchön .... Doch eh ich's vergeſſe: Du mußt mir dabei einen Dienſt leiſten. Du kannſt Dich um die Volkswirtſchaft ſehr verdient machen, wenn ....

Hoffmann: Ich? J! wieſo ich?

Loth: Nun, Du haſt doch den Verſchleiß der hieſigen Gruben?

Hoffmann: Ja! und was dann?

Loth: Dann wird es Dir auch ein Leichtes ſein, mir die Erlaubnis zur Beſichtigung der Gruben auszuwirken. Das heißt: ich will mindeſtens vier Wochen lang täglich einfahren, damit ich den Betrieb einigermaßen kennen lerne.

Hoffmann, *leichthin*: Was Du da unten zu ſehen bekommſt, willſt Du dann wohl ſchildern?

Loth: Ja. Meine Arbeit ſoll vorzugsweiſe eine deſkriptive werden.

Hoffmann: Das tut mir nun wirklich leid, mit der Sache habe ich gar nichts zu tun. — Du willſt bloß über die Bergleute ſchreiben, wie?

Loth: Aus dieſer Frage hört man, daß Du kein Volkswirtſchaftler biſt.

Hoffmann, *in ſeinem Dünkel gekränkt*: Bitte ſehr um Entſchuldigung! Du wirſt mir wohl zutrauen ....

Warum? Ich ſehe nicht ein, wieſo man dieſe Frage nicht tun kann? — und ſchließlich: es wäre kein Wunder … Alles kann man nicht wiſſen.

Loth: Na, beruhige Dich nur! die Sache iſt einfach die: wenn ich die Lage der hieſigen Bergarbeiter ſtudieren will, ſo iſt es unumgänglich, auch alle die Verhältniſſe, die dieſe Lage bedingen, zu berühren.

Hoffmann: In ſolchen Schriften wird mitunter ſchauderhaft übertrieben.

Loth: Von dieſem Fehler gedenke ich mich frei zu halten.

Hoffmann: Das wird ſehr löblich ſein. *Er hat bereits mehrmals und jetzt wiederum mit einem kurzen und prüfenden Blick Helenen geſtreift, die mit naiver Andacht an Loths Lippen hängt und fährt nun fort:* Doch … es iſt urkomiſch, wie einem ſo 'was ganz urplötzlich in den Sinn kommt. Wie ſo was im Gehirn nur vor ſich gehen mag?

Loth: Was iſt Dir denn auf einmal in den Sinn gekommen?

Hoffmann: Es betrifft Dich. — Ich dachte an Deine Ver …. nein, es iſt am Ende taktlos, in Gegenwart von einer jungen Dame von Deinen Herzensgeheimniſſen zu reden.

Helene: Ja, dann will ich doch lieber …

Loth: Bitte ſehr, Fräulein! … bleiben Sie ruhig, meinetwegen wenigſtens — ich merke längſt, worauf er hinaus will. Iſt auch durchaus nichts Gefährliches. *Zu Hoffmann:* Meine Verlobung, nicht wahr?

Hoffmann: Wenn Du ſelbſt darauf kommſt, ja! —

Ich dachte in der Tat an Deine Verlobung mit Anna Faber.

Loth: Die ging auseinander — naturgemäß — als ich damals ins Gefängnis mußte.

Hoffmann: Das war aber nicht hübſch von Deiner…

Loth: Es war jedenfalls ehrlich von ihr! Ihr Abſagebrief enthielt ihr wahres Geſicht; hätte ſie mir dies Geſicht früher gezeigt, dann hätte ſie ſich ſelbſt und auch mir manches erſparen können.

Hoffmann: Und ſeither hat Dein Herz nicht irgendwo feſtgehakt?

Loth: Nein.

Hoffmann: Natürlich! Nun: Büchſe ins Korn geworfen — Heiraten verſchworen! verſchworen wie den Alkohol! Was? Uebrigens chacun à son goût.

Loth: Mein Geſchmack iſt es eben nicht, aber vielleicht mein Schickſal. Auch habe ich Dir, ſoviel ich weiß, bereits einmal geſagt, daß ich in bezug auf das Heiraten nichts verſchworen habe; was ich fürchte, iſt: daß es keine Frau geben wird, die ſich für mich eignet.

Hoffmann: Ein großes Wort, Lothchen!

Loth: Im Ernſt! — Mag ſein, daß man mit den Jahren zu kritiſch wird und zu wenig geſunden Inſtinkt beſitzt. Ich halte den Inſtinkt für die beſte Garantie einer geeigneten Wahl.

Hoffmann, *frivol*: Der wird ſich ſchon noch mal wiederfinden — *lachend* — der Inſtinkt nämlich.

Loth: — Schließlich, was kann ich einer Frau bieten?

Ich werde immer mehr zweifelhaft, ob ich einer Frau zumuten darf, mit dem kleinen Teile meiner Perſönlichkeit vorlieb zu nehmen, der nicht meiner Lebensarbeit gehört — dann fürchte ich mich auch vor der Sorge um die Familie.

Hoffmann: Wa ... was? — vor der Sorge um die Familie? Kerl! haſt Du denn nicht Kopf, Arme, he?

Loth: Wie Du ſiehſt. Aber ich ſagte Dir ja ſchon, meine Arbeitskraft gehört zum größten Teil meiner Lebensaufgabe und wird ihr immer zum größten Teil gehören: ſie iſt alſo nicht mehr mein. Ich hätte außerdem mit ganz beſonderen Schwierigkeiten ....

Hoffmann: Pſt! klingelt da nicht jemand?

Loth: Du hältſt das für Phraſengebimmel?

Hoffmann: Ehrlich geſprochen, es klingt etwas hohl! Unſereiner iſt ſchließlich auch kein Buſchmann, trotzdem man verheiratet iſt. Gewiſſe Menſchen gebärden ſich immer, als ob ſie ein Privilegium auf alle in der Welt zu vollbringenden guten Taten hätten.

Loth, heftig: Gar nicht! — denk ich gar nicht dran! — Wenn Du von Deiner Lebensaufgabe nicht abgekommen wärſt, ſo würde das an Deiner glücklichen materiellen Lebenslage mitliegen.

Hoffmann, mit Ironie: Dann wäre das wohl auch eine Deiner Forderungen.

Loth: Wie? Forderungen? was?

Hoffmann: Ich meine — Du würdeſt bei einer Heirat auf Geld ſehen.

Loth: Unbedingt.

Hoffmann: Und dann gibt es — wie ich Dich kenne — noch eine lange Zaſpel anderer Forderungen.

Loth: Sind vorhanden! Leibliche und geiſtige Geſundheit der Braut zum Beiſpiel iſt conditio sine qua non.

Hoffmann, lachend: Vorzüglich! Dann wird ja wohl vorher eine ärztliche Unterſuchung der Braut notwendig werden. — Göttlicher Hecht!

Loth, immer ernſt: Ich ſtelle aber auch an mich Forderungen, mußt Du nehmen.

Hoffmann, immer heiterer: Ich weiß, weiß!... wie Du mal die Literatur über Liebe durchgingſt, um auf das gewiſſenhafteſte feſtzuſtellen, ob das, was Du damals für irgend eine Dame empfandeſt, auch wirklich Liebe ſei. Alſo ſag doch mal noch einige Deiner Forderungen.

Loth: Meine Frau müßte zum Beiſpiel entſagen können.

Helene: — Wenn ... wenn ... Ach! ich will lieber nicht reden ... ich wollte nur ſagen: die Frau iſt doch im allgemeinen ans Entſagen gewöhnt.

Loth: Um's Himmels willen! Sie verſtehen mich durchaus falſch. So iſt das Entſagen nicht gemeint. Nur inſofern verlange ich Entſagung, oder beſſer, nur auf den Teil meines Weſens, der meiner Lebensaufgabe gehört, müßte ſie freiwillig und mit Freuden verzichten. Nein, nein! im übrigen ſoll meine Frau fordern und immer fordern — alles, was ihr Geſchlecht im Laufe der Jahrhunderte eingebüßt hat.

Hoffmann: Au! au! au! ... Frauenemanzipation! — wirklich, Deine Schwenkung war bewunderungswürdig — nun biſt Du im rechten Fahrwaſſer. Fritz Loth oder der Agitator in der Weſtentaſche! ... Wie würdeſt Du denn hierin Deine Forderungen formulieren, oder beſſer: wie weit müßte Deine Frau emanzipiert ſein? — Es amüſiert mich wirklich, Dich anzuhören — Zigarren rauchen? Hoſen tragen?

Loth: Das nun weniger — aber — ſie müßte allerdings über gewiſſe geſellſchaftliche Vorurteile hinaus ſein. Sie müßte zum Beiſpiel nicht davor zurückſchrecken, zuerſt — falls ſie nämlich wirklich Liebe zu mir empfände — das bewußte Bekenntnis abzulegen.

Hoffmann iſt mit Frühſtücken zu Ende. Springt auf, in halb ernſter, halb komiſcher Entrüſtung: Weißt Du? das ... das iſt ... eine geradezu unverſchämte Forderung! mit der Du allerdings auch — wie ich Dir hiermit prophezeie — wenn Du nicht etwa vorziehſt, ſie fallen zu laſſen, bis an Dein Lebensende herumlaufen wirſt.

Helene, mit ſchwer bewältigter, innerer Erregung: Ich bitte die Herren, mich jetzt zu entſchuldigen — die Wirtſchaft ... Du weißt, Schwager: Mama iſt in der Stube und da ...

Hoffmann: Laß Dich nicht abhalten.

Helene verbeugt ſich; ab.

Hoffmann, mit dem Streichholzetui nach dem Zigarrenkiſtchen, das auf dem Büfett ſteht, zuſchreitend: Das muß wahr ſein ... Du bringſt einen in Hitze, ... ordentlich unheimlich.

Nimmt eine Zigarre aus der Kiſte und läßt ſich dann auf das Sofa links vorn nieder. Er ſchneidet die Spitze der Zigarre ab und hält während des Folgenden die Zigarre in der linken, das abgetrennte Spitzchen zwiſchen den Fingern der rechten Hand. Bei alledem ... es amüſiert doch. Und dann: Du glaubſt nicht, wie wohl es tut, ſo'n paar Tage auf dem Lande, abſeit von den Geſchäften, zuzubringen. Wenn nur nicht heute dies verwünſchte ... wie ſpät iſt es denn eigentlich? Ich muß nämlich leider Gottes heute zu einem Eſſen nach der Stadt. — Es war unumgänglich: dies Diner mußte ich geben. Was ſoll man machen als Geſchäftsmann? — Eine Hand wäſcht die andere. Die Bergbeamten ſind nun mal dran gewöhnt. — Na! eine Zigarre kann man noch rauchen — in aller Gemütsruhe. Er trägt das Spitzchen nach dem Spucknapf, läßt ſich dann abermals auf das Sofa nieder und ſetzt ſeine Zigarre in Brand.

Loth, am Tiſch; blättert ſtehend in einem Prachtwerk: Die Abenteuer des Grafen Sandor.

Hoffmann: Dieſen Unſinn findeſt Du hier bei den meiſten Bauern aufliegen.

Loth, unter dem Blättern: Wie alt iſt eigentlich Deine Schwägerin?

Hoffmann: Im Auguſt einundzwanzig geweſen.

Loth: Iſt ſie leidend?

Hoffmann: Weiß nicht. — Glaube übrigens nicht — macht ſie Dir den Eindruck? —

Loth: Sie ſieht allerdings mehr verhärmt als krank aus.

Hoffmann: Na ja! die Schetereien mit der Stiefmutter ...

Loth: Auch ziemlich reizbar ſcheint ſie zu ſein!?

Hoffmann: Unter ſolchen Verhältniſſen ..... Ich möchte den ſehen, der unter ſolchen Verhältniſſen nicht reizbar werden würde. . . .

Loth: Viel Energie ſcheint ſie zu beſitzen.

Hoffmann: Eigenſinn!

Loth: Auch Gemüt, nicht?

Hoffmann: Zu viel mitunter ...

Loth: Wenn die Verhältniſſe hier ſo mißlich für ſie ſind — warum lebt Deine Schwägerin dann nicht in Deiner Familie?

Hoffmann: Frag' ſie, warum! — Oft genug hab ich ihr's angeboten. Frauenzimmer haben eben ihre Schrullen. Die Zigarre im Munde, zieht Hoffmann ein Notizbuch und ſummiert einige Poſten. Du nimmſt es mir doch wohl nicht übel, wenn ich ... wenn ich Dich dann allein laſſen muß?

Loth: Nein, gar nicht.

Hoffmann: Wie lange gedenkſt Du denn noch ...?

Loth: Ich werde mir bald nachher eine Wohnung ſuchen. Wo wohnt denn eigentlich Schimmelpfennig? Am beſten, ich gehe zu ihm. Der wird mir gewiß etwas vermitteln können. Hoffentlich findet ſich bald etwas Geeignetes, ſonſt würde ich die nächſte Nacht im Gaſthaus nebenan zubringen.

Hoffmann: Wieſo denn? Natürlich bleibſt Du dann bis morgen bei uns. Freilich, ich bin ſelbſt nur Gaſt in dieſem Hauſe — ſonſt würde ich Dich natürlich auffordern ... Du begreifſt ...!

Loth: Vollkommen! ...

Hoffmann: Aber ſag doch mal — ſollte das wirklich Dein Ernſt geweſen ſein ...?

Loth: Daß ich die nächſte Nacht im Gaſt ...?

Hoffmann: Unſinn! ... Bewahre. Was Du vorhin ſagteſt, meine ich. Die Geſchichte da — mit Deiner vertrackten deſkriptiven Arbeit?

Loth: Weshalb nicht?

Hoffmann: Ich muß Dir geſtehen, ich hielt es für Scherz. *Er erhebt ſich, vertraulich, halb und halb im Scherz:* Wie? Du ſollteſt wirklich fähig ſein, hier ... gerade hier, wo ein Freund von Dir glücklich feſten Fuß gefaßt hat, den Boden zu unterwühlen?

Loth: Mein Ehrenwort, Hoffmann! Ich hatte keine Ahnung davon, daß Du Dich hier befändeſt. Hätte ich das gewußt ...

Hoffmann *ſpringt auf, hocherfreut:* Schon gut! ſchon gut! Wenn die Sachen ſo liegen ... ſiehſt Du, das freut mich aufrichtig, daß ich mich nicht in Dir getäuſcht habe. Alſo, Du weißt es nun, und ſelbſtredend erhältſt Du die Koſten der Reiſe und alles, was drum und dran baumelt, von mir vergütet. Ziere Dich nicht! Es iſt einfach meine Freundespflicht. ... Daran erkenne ich meinen alten, biederen Loth! Denke mal an: ich hatte Dich wirklich eine Zeitlang ernſtlich im Verdacht ... Aber nun muß ich Dir auch ehrlich ſagen, ſo ſchlecht, wie ich mich zuweilen hinſtelle, bin ich keineswegs. Ich habe Dich immer hochgeſchätzt, Dich und Dein ehrliches, konſequentes Streben. Ich bin der letzte, der gewiſſe, — leider, leider mehr als berechtigte Anſprüche der ausgebeuteten, unterdrückten Maſſen nicht gelten läßt. — Ja, lächle nur, ich gehe ſogar ſo weit, zu bekennen, daß es im Reichstag nur eine Partei gibt, die Ideale hat: und das iſt dieſelbe, der Du angehörſt! ... Nur — wie geſagt — langſam! langſam! — nichts überſtürzen. Es kommt alles, kommt alles, wie es kommen ſoll. Nur Geduld! Geduld ...

Loth: Geduld muß man allerdings haben. Deshalb iſt man aber noch nicht berechtigt, die Hände in den Schoß zu legen!

Hoffmann: Ganz meine Anſicht! — Ich hab Dir überhaupt in Gedanken weit öfter zugeſtimmt als mit Worten. Es iſt ne Unſitte, ich geb's zu. Ich hab mir's angewöhnt, im Verkehr mit Leuten, die ich nicht gern in meine Karten ſehen laſſe ... Auch in der Frauenfrage ... Du haſt manches ſehr treffend geäußert. Er iſt inzwiſchen ans Telephon getreten, weckt und ſpricht teils ins Telephon, teils zu Loth. Die kleine Schwägerin war übrigens ganz Ohr ... Ins Telephon: Franz! In zehn Minuten muß angeſpannt ſein ... Zu Loth: Es hat ihr Eindruck gemacht ... Ins Telephon: Was? — ach was, Unſinn! — Na, da hört doch aber ... Dann ſchirren Sie ſchleunigſt die Rappen an ... Zu Loth: Warum ſollte es ihr keinen Eindruck machen? ... Ins Telephon. Gerechter Strohſack, zur Putzmacherin ſagen Sie? Die gnädige Frau ... die gnä ...

Ja — na ja! aber ſofort — na ja! — ja! ſchön! Schluß! Nachdem er darauf den Knopf der Hausklingel gedrückt, zu Loth: Wart' nur ab, Du! Laß mich nur erſt den entſprechenden Monetenberg aufgeſchichtet haben, vielleicht geſchieht dann etwas ... Eduard iſt eingetreten. Eduard! Meine Gamaſchen, meinen Gehrock! Eduard ab. Vielleicht geſchieht dann etwas, was Ihr mir alle jetzt nicht zutraut ... Wenn Du in zwei oder drei Tagen — bis dahin wohnſt Du unbedingt bei uns — ich müßte es ſonſt als eine grobe Beleidigung anſehen — er legt den Schlafrock ab — in zwei bis drei Tagen alſo, wenn Du abzureiſen gedenkſt, bringe ich Dich mit meiner Kutſche zur Bahn.

Eduard mit Gehrock und Gamaſchen tritt ein.

Hoffmann, indem er ſich den Rock überziehen läßt: So! Auf einen Stuhl niederſitzend: Nun die Stiefel! Nachdem er einen davon angezogen hat: Das wäre einer!

Loth: Du haſt mich doch wohl nicht ganz verſtanden.

Hoffmann: Ach ja! das iſt leicht möglich. Man iſt ſo raus aus all den Sachen. Nur immer lederne Geſchäftsangelegenheiten. Eduard! iſt denn noch keine Poſt gekommen? Warten Sie mal! — Gehen Sie doch mal in mein Zimmer! Auf dem Pult links liegt ein Schriftſtück mit blauem Deckel, bringen Sie's raus in die Wagentaſche. Eduard ab in die Tür rechts, dann zurück und ab durch die Mitteltür.

Loth: Ich meine ja nur! Du haſt mich in einer Beziehung nicht verſtanden.

Hoffmann, ſich immer noch mit dem zweiten Schuh herumquälend. Upſa! ... So! Er ſteht auf und tritt die Schuhe ein. Da wären wir. Nichts iſt unangenehmer als enge Schuhe. ... Was meinteſt Du eben?

Loth: Du ſprachſt von meiner Abreiſe ...

Hoffmann: Nun?

Loth: Ich habe Dir doch bereits geſagt, daß ich um eines ganz beſtimmten Zweckes willen hier am Ort bleiben muß.

Hoffmann, aufs äußerſte verblüfft und entrüſtet zugleich: Hör' mal ...! Das iſt aber beinahe nichtswürdig! — Weißt Du denn nicht, was Du mir als Freund ſchuldeſt?

Loth: Doch wohl nicht den Verrat meiner Sache!?

Hoffmann, außer ſich: Nun, dann ... dann habe ich auch nicht die kleinſte Veranlaſſung, Dir gegenüber als Freund zu verfahren. Ich ſage Dir alſo: daß ich Dein Auftreten hier — gelinde geſprochen — für fabelhaft dreiſt halte.

Loth, ſehr ruhig: Vielleicht erklärſt Du mir, was Dich berechtigt, mich mit dergleichen Epitheta ...

Hoffmann: Das ſoll ich Dir auch noch erklären? Da hört eben verſchiedenes auf! Um ſo was nicht zu fühlen, muß man Rhinozeroshaut auf dem Leibe haben! Du kommſt hierher, genießt meine Gaſtfreundſchaft, driſchſt mir ein paar Schock Deiner abgegriffnen Phraſen vor, verdrehſt meiner Schwägerin den Kopf, ſchwatzeſt von alter Freundſchaft und ſo was Gut's, und dann erzählſt Du ganz naiv: Du wollteſt eine deſkriptive Arbeit über hieſige

Verhältniſſe verfertigen. Ja, für was hältſt Du mich denn eigentlich? Meinſt Du vielleicht, ich wüßte nicht, daß ſolche ſogenannte Arbeiten nichts als ſchamloſe Pamphlete ſind? .... Solch eine Schmähſchrift willſt Du ſchreiben und zwar über unſeren Kohlendiſtrikt. Sollteſt Du denn wirklich nicht begreifen, wen dieſe Schmähſchrift am allerſchärfſten ſchädigen müßte? Doch nur mich! — Ich ſage: man ſollte Euch das Handwerk noch gründlicher legen, als es bisher geſchehen iſt, Volksverführer! die Ihr ſeid! Was tut Ihr? Ihr macht den Bergmann unzufrieden, anſpruchsvoll, reizt ihn auf, erbittert ihn, macht ihn aufſäſſig, ungehorſam, unglücklich, ſpiegelt ihm goldene Berge vor und grapſcht ihm unter der Hand ſeine paar Hungerpfennige aus der Taſche.

Loth: Erachteſt Du Dich nun als demaskiert?

Hoffmann, roh: Ach was! Du lächerlicher, geſpreizter Tugendmeier! Was mir das wohl ausmacht, vor Dir demaskiert zu ſein! — Arbeite lieber! Laß Deine albernen Faſeleien! — Tu was! Komm zu was! Ich brauche niemand um zweihundert Mark anzupumpen. Schnell ab durch die Mitteltür.

Loth ſieht ihm einige Augenblicke ruhig nach, dann greift er, nicht minder ruhig, in ſeine Bruſttaſche, zieht ein Portefeuille und entnimmt ihm ein Stück Papier (den Scheck Hoffmanns), das er mehrmals durchreißt, um die Schnitzel dann langſam in den Kohlenkaſten fallen zu laſſen. Hierauf nimmt er Hut und Stock und wendet ſich zum gehen. Jetzt erſcheint **Helene** auf der Schwelle des Wintergartens.

Helene, leiſe: Herr Loth!

Loth *zuckt zuſammen, wendet ſich:* Ah! Sie ſind es. — Nun — dann — kann ich Ihnen doch wenigſtens ein Lebewohl ſagen.

Helene, *unwillkürlich:* War Ihnen das Bedürfnis?

Loth: Ja! — es war mir Bedürfnis —! Vermutlich — wenn Sie da drin geweſen ſind — haben Sie den Auftritt hier mit angehört — und dann .....

Helene: Ich habe alles mit angehört.

Loth: Nun — dann — wird es Sie nicht in Erſtaunen ſetzen, wenn ich dieſes Haus ſo ohne Sang und Klang verlaſſe.

Helene: N — nein! — ich begreife —! ..... Vielleicht kann's Sie milder gegen ihn ſtimmen ... mein Schwager bereut immer ſehr ſchnell. Ich hab's oft ...

Loth: Ganz möglich —! Vielleicht gerade deshalb aber iſt das, was er über mich ſagte, ſeine wahre Meinung von mir. — Es iſt ſogar unbedingt ſeine wahre Meinung.

Helene: Glauben Sie das im Ernſt?

Loth: Ja! — im Ernſt! Alſo ... *Er geht auf ſie zu und gibt ihr die Hand.* Leben Sie recht glücklich! *Er wendet ſich und ſteht ſogleich wieder ſtill.* Ich weiß nicht ....! oder beſſer: — *Helenen klar und ruhig ins Geſicht blickend* — ich weiß, weiß erſt ſeit ... ſeit dieſem Augenblick, daß es mir nicht ganz leicht iſt, von hier fortzugehen .... und .... ja ... und ... na ja!

Helene: Wenn ich Sie aber — recht ſchön bäte .... recht ſehr ... noch weiter hier zu bleiben —?

Loth: Sie teilen alſo nicht die Meinung Ihres Schwagers?

Helene: Nein! — und das — wollte ich Ihnen unbedingt ... unbedingt noch ſagen, bevor ... bevor — Sie — gingen.

Loth ergreift abermals ihre Hand: Das tut mir wirklich wohl.

Helene, mit ſich kämpfend. In einer ſich ſchnell bis zur Bewußtloſigkeit ſteigenden Erregung. Mühſam hervorſtammelnd: Auch noch mehr w—ollte ich Ihnen ... Ihnen ſagen, nämlich ... näm—lich, daß — ich Sie ſehr hoch—achte und — verehre —, wie ich bis jetzt ... bis jetzt noch — keinen Mann ..., daß ich Ihnen — vertraue, — daß ich be—reit bin, das ..... das zu beweiſen — daß ich — etwas für Dich, Sie fühle ... Sinkt ohnmächtig in ſeine Arme.

Loth: Helene!

Der Vorhang fällt ſchnell.

Vierter Akt

Wie im zweiten Akt: der Gutshof. Zeit: eine Viertelſtunde nach Helenens Liebeserklärung.

Marie und **Goliſch**, der Kuhjunge, ſchleppen ſich mit einer hölzernen Lade die Bodentreppe herunter. **Loth** kommt reiſefertig aus dem Hauſe und geht langſam und nachdenklich quer über den Hof. Bevor er in den Wirtshausſteg einbiegt, ſtößt er auf **Hoffmann**, der mit ziemlicher Eile durch den Hofeingang ihm entgegenkommt.

Hoffmann, Zylinder, Glacéhandſchuhe: Sei mir nicht böſe. Er verſtellt Loth den Weg und faßt ſeine beiden Hände. Ich nehme hiermit alles zurück! . . . Nenne mir eine Genugtuung! . . . Ich bin zu jeder Genugtuung bereit! . . . . Ich bereue, bereue alles aufrichtig.

Loth: Das hilft Dir und mir wenig.

Hoffmann: Ach! — wenn Du doch . . . ſieh mal . . .! Mehr kann man doch eigentlich nicht tun. Ich ſage Dir: mein Gewiſſen hat mir keine Ruhe gelaſſen! Dicht vor Jauer bin ich umgekehrt, ... daran ſollteſt Du doch ſchon erkennen, daß es mir ernſt iſt. — Wo wollteſt Du hin . . . .?

Loth: Ins Wirtshaus — einſtweilen.

Hoffmann: Ach, das darfſt Du mir nicht antun . . .! Das tu mir nur nicht an! Ich glaube ja, daß es Dich tief kränken mußte. 's iſt ja auch vielleicht nicht ſo — mit ein paar Worten wieder gut zu machen. Nur nimm mir nicht jede Gelegenheit . . . . jede Möglichkeit, Dir zu beweiſen . . . . hörſt Du? Kehr um! . . . . Bleib wenigſtens bis . . . bis morgen. Oder bis . . . bis ich zurückkomme. Ich muß mich noch einmal in Muße mit Dir ausſprechen darüber; — das kannſt Du mir nicht abſchlagen.

Loth: Wenn Dir daran beſonders viel gelegen iſt ....

Hoffmann: Alles! ... auf Ehre! — iſt mir daran gelegen, alles! .... Alſo komm! ... komm!! Kneif ja nicht aus! — komm! Er führt Loth, der ſich nun nicht mehr ſträubt, in das Haus zurück. Beide ab.

Die entlaſſene Magd und der Kuhjunge haben inzwiſchen die Lade auf den Schubkarren geſetzt, Goliſch hat die Traggurte umgenommen.

Marie, während ſie Goliſch etwas in die Hand drückt: Doo! Gooſchla! huſt a woas!

Der Junge weiſt es ab: Behaal Den'n Biema!

Marie: Ae! tumme Dare!

Der Junge: Na, wegen menner. Er nimmt das Geld und tut es in ſeinen ledernen Geldbeutel.

Frau Spiller, von einem der Wohnhausfenſter aus, ruft: Marie!

Marie: Woas wullt Er noo?

Frau Spiller, nach einer Minute aus der Haustür tretend: Die gnädige Frau will Dich behalten, wenn Du verſprichſt ....

Marie: Dreck! war ich er verſprecha! — Foahr zu, Gooſch!

Frau Spiller, näher tretend: Die gnädige Frau will Dir auch etwas am Lohn zulegen, wenn Du ... Plötzlich flüſternd: Mach Der niſcht draus, Moad! ſe werd ok manchmal ſo'n bisken kullerig.

Marie, wütend: Se maag ſiich ihre poar Greſchla fer ſich behahln! — Weinerlich: Ehnder derhingern! Sie folgt Goſch, der mit dem Schubkarren vorangefahren iſt. Nee, a ſu woas oaber oo! — Do ſeel eens do glei . . . Ab. Frau Spiller ihr nach. Ab.

Durch den Haupteingang kommt **Baer**, genannt Hopslabaer. Ein langer Menſch mit einem Geierhalſe und Kropfe dran. Er geht barfuß und ohne Kopfbedeckung; die Beinkleider reichen, unten ſtark ausgefranſt, bis wenig unter die Knie herab. Er hat eine Glatze; das vorhandene braune, verſtaubte und verklebte Haar reicht ihm bis über die Schultern. Sein Gang iſt ſtraußenartig. An einer Schnur führt er ein Kinderwägelchen voll Sand mit ſich. Sein Geſicht iſt bartlos, die ganze Erſcheinung deutet auf einen einige zwanzig alten, verwahrloſten Bauernburſchen.

Baer, mit merkwürdig blökender Stimme: Saaa—a—and' Saa—and!

Er geht durch den Hof und verſchwindet zwiſchen Wohnhaus und Stallgebäude. **Hoffmann** und **Helene** aus dem Wohnhaus. Helene ſieht bleich aus und trägt ein leeres Waſſerglas in der Hand.

Hoffmann, zu Helene: Unterhalt ihn biſſel! verſtehſt Du? — Laß ihn nicht fort — es liegt mir ſehr viel daran. — So'n beleidigter Ehrgeiz . . . . Adieu! — Ach! Soll ich am Ende nicht fahren? — Wie geht's mit Martha? — Ich hab ſo'n eigentümliches Gefühl, als ob's bald . . . . . Unſinn! — Adieu! . . . höchſte Eile. Ruft: Franz! Was die Pferde laufen können! Schnell ab durch den Haupteingang. Helene geht zur Pumpe, pumpt das leere Glas voll und leert es auf einen Zug. Ein zweites Glas Waſſer leert ſie zur Hälfte. Das Glas ſetzt ſie dann auf das Pumpenrohr und ſchlendert langſam, von Zeit zu Zeit rückwärts ſchauend, durch den Torweg hinaus. **Baer** kommt zwiſchen Wohnhaus und Stallung hervor und hält mit ſeinem Wagen vor der Wohnhaustür ſtill, wo Miele ihm Sand abnimmt. Indes iſt Kahl von rechts innerhalb des Grenzzaunes ſichtbar geworden, im Geſpräch mit Frau Spiller, die außerhalb des Zaunes, alſo auf dem Terrain des Hofeingangs, ſich befindet. Beide bewegen ſich im Geſpräch langſam längs des Zaunes hin.

Frau Spiller, leidend: Ach ja — m — gnädiger Herr Kahl! Ich hab' — m — manchmal ſo an Sie — m — gedacht — m — wenn . . . wenn das gnädige Freilein . . . ſie iſt doch nun mal — m — ſozuſagen — m — mit Sie verlobt, und da . . . . ach! — m — zu meiner Zeit . . .!

Kahl ſteigt auf die Bank unter der Eiche und befeſtigt einen Meiſenkaſten auf dem unterſten Aſt: W—wenn werd denn d.. dd.. doas D . . . d . . . d . . . dukterluder amol ſſenner W . . . wwwege gihn? hä?

Frau Spiller: Ach, Herr Kahl! ich glaube — m —, nicht ſo bald. — Ach . . ach, Herr — m — Kahl, ich bin zwar ſo zu ſagen — m — etwas — m — herabjekommen, aber ich weiß ſo zu ſagen — m —, was Bildung iſt. In dieſer Hinſicht, Herr Kahl . . . ., das Freilein — m — das gnädige Freilein . . . ., das handeln nicht gut gegen Ihnen, — nein! — m — darin, ſo zu ſagen — m — habe ich mir nie etwas zu Schulden kommen laſſen — m — mein Gewiſſen — m — gnädiger Herr Kahl, iſt darin ſo rein . . . ſo zu ſagen, wie reiner Schnee.

Baer hat ſein Sandgeſchäft abgewickelt und verläßt in dieſem Augenblick, an Kahl vorübergehend, den Hof.

Kahl entdeckt Baer und ruft: Hopslabaer, hops amool!

Baer macht einen rieſigen Luftſprung.

Kahl, vor Lachen wiehernd, ruft ein zweites Mal: Hopslabart, hops amool!

Frau Spiller: Nun da — m — ja, Herr Kahl! . . . ich meine es nur gut mit Sie. Sie müſſen Obacht geben — m — gnädiger Herr! Es — m — es iſt was im Gange mit dem gnädigen Fräulein und — m — m —

Kahl: D . . doas Dukterluder . . . ok bbbblußig emool vor a Hunden — blußig e . . e . . e . . emool!

Frau Spiller, geheimnisvoll: Und was das nun noch — m — für ein Indifidium iſt. Ach — m — das gnädige Freilein tut mir auch ſoo leid. Die Frau — m — vom Polizeidiener, die hat's vom Amte, glaub ich. Es ſoll ein ganz — m — gefährlicher Menſch ſein. Ihr Mann — m — ſoll ihn ſo zu ſagen — m — denken Sie nur, ſoll ihn — m — geradezu im Auge behalten.

Loth aus dem Hauſe. Sieht ſich um.

Frau Spiller: Sehn Sie, nun jeht er dem gnädigen Freilein nach — m —. Aa . . ach, zuu leid tut es einem.

Kahl: Na wart'! Ab.

Frau Spiller geht nach der Haustüre. Als ſie an Loth vorbeikommt, macht ſie eine tiefe Verbeugung. Ab in das Haus.

Loth langſam durch den Torweg ab. Die Kutſchenfrau, eine magere, abgehärmte und ausgehungerte Frauensperſon, kommt zwiſchen Stallgebäude und Wohnhaus hervor. Sie trägt einen großen Topf unter ihrer Schürze verſteckt und ſchleicht damit, ſich überall ängſtlich umblickend, nach dem Kuhſtall. Ab in die Kuhſtalltür. Die beiden Mägde, jede eine Schubkarre, hoch mit Klee beladen, vor ſich herſtoßend, kommen durch den Torweg herein. Beibſt, die Senſe über der Schulter, die kurze Pfeiſe im Munde, folgt ihnen nach. Lieſe hat ihre Schubkarre vor die linke, Auguſte vor die rechte Stalltür gefahren, und beide Mägde beginnen große Arme voll Klee in den Stall hinein zu ſchaffen.

Lieſe, leer aus dem Stall herauskommend: Du, Guſte! de Marie iis furt.

Auguſte: Joa wull doch?!

Lieſe: Gih nei! frou die Kutſcha-Franzen, ſe milkt er an Truppen Milch ei.

Beibſt hängt ſeine Senſe an der Wand auf: Na! doa lußt ok de Spillern nee ernt derzune kumma.

Auguſte: Oh jechtich! nee ok nee! bei Leibe nich!

Lieſe: A ſu a oarm Weib miit achta.

Auguſte: Acht kleene Bälge! — die wull'n laba.

Lieſe: Ne amool an Truppen Milch tun ſ' er ginn'n . . . meſchant iis doas.

Auguſte: Wu milkt ſie denn?

Lieſe: Ganz derhinga, de neumalke Fenus!

Beibſt ſtopft ſeine Pfeife; den Tabaksbeutel mit den Zähnen feſthaltend, nuſchelt er: De Marie wär weg?

Lieſe: Ju, ju, 's iis fer gewiß! — der Pfaarknecht hot gle bein er geſchloofa.

Beibſt, den Tabaksbeutel in die Taſche ſteckend: Amool wiel jedes! — au de Frau. Er zündet ſich die Pfeife an, darauf durch den Haupteingang ab. Im Abgehen: Ich gih a wing frihſticka!

Die Kutſchenfrau, den Topf voll Milch vorſichtig unter der Schürze, guckt aus der Stalltür heraus: Sitt ma jemanda?

Lieſe: Koanſt kumma, Kutſchen, ma ſitt ken'n. Kumm! kumm ſchnell!

Kutſchenfrau, im Vorübergehen zu den Mägden: Ok ferſch Puppekindla.

Lieſe, ihr nachrufend: Schnell! 's kimmt jemand.

Kutſchenfrau zwiſchen Wohnhaus und Stallung ab.

Auguſte: Blußig ok inſe Frele.

Die Mägde räumen nun weiter die Schubkarren ab und ſchieben ſie, wenn ſie leer ſind, unter den Torweg, hierauf beide ab in den Kuhſtall.

Loth und Helene kommen zum Torweg herein.

Loth: Widerlicher Menſch! dieſer Kahl, — frecher Spion!

Helene: In der Laube vorn, glaub ich ... Sie gehen durch das Pförtchen in das Gartenſtückchen links vorn und in die Laube daſelbſt. Es iſt mein Lieblingsplatz. — Hier bin ich noch am ungeſtörteſten, wenn ich mal was leſen will.

Loth: Ein hübſcher Platz hier. — Wirklich! Beide ſetzen ſich, ein wenig voneinander getrennt, in der Laube nieder. Schweigen. Darauf Loth: Sie haben ſo ſehr ſchönes und reiches Haar, Fräulein!

Helene: Ach ja, mein Schwager ſagt das auch. Er meinte, er hätte es kaum ſo geſehen — auch in der Stadt nicht ... Der Zopf iſt oben ſo dick wie mein Handgelenk ... Wenn ich es losmache, dann reicht es mir bis zu den Knien. Fühlen Sie mal —! Es fühlt ſich wie Seide an, gelt?

Loth: Ganz wie Seide. Ein Zittern durchläuft ihn, er beugt ſich und küßt das Haar.

Helene, erſchreckt: Ach nicht doch! Wenn ...

Loth: Helene —! War das vorhin nicht Dein Ernſt?

Helene: Ach! — ich ſchäme mich ſo ſchrecklich. Was habe ich nur gemacht? — Dir ... Ihnen an den Hals geworfen habe ich mich. — Für was müſſen Sie mich halten ...!

Loth rückt ihr näher, nimmt ihre Hand in die ſeine: Wenn Sie ſich doch darüber beruhigen wollten!

Helene, ſeufzend: Ach, das müßte Schweſter Schmittgen wiſſen .... ich ſehe gar nicht hin!

Loth: Wer iſt Schweſter Schmittgen?

Helene: Eine Lehrerin aus der Penſion.

Loth: Wie können Sie ſich nur über Schweſter Schmittgen Gedanken machen!

Helene: Sie war ſehr gut ....! Sie lacht plötzlich heftig in ſich hinein.

Loth: Warum lachſt Du denn ſo auf einmal?

Helene, zwiſchen Pietät und Laune: Ach! ... Wenn ſie auf dem Chor ſtand und ſang ... Sie hatte nur noch einen einzigen, langen Zahn .... da ſollte es immer heißen: Tröſte, tröſte mein Volk! und es kam immer heraus: 'röſte, 'röſte mein Volk! Das war zu drollig .... da mußten wir immer ſo lachen .... wenn ſie ſo durch den Saal .... 'röſte, 'röſte! Sie kann ſich vor Lachen nicht laſſen, Loth iſt von ihrer Heiterkeit angeſteckt. Sie kommt ihm dabei ſo lieblich vor, daß er den Augenblick benutzen will, den Arm um ſie zu legen. Helene wehrt es ab. Ach nein doch ....! Ich habe mich Dir .... Ihnen an den Hals geworfen.

Loth: Ach! ſagen Sie doch nicht ſo etwas.

Helene: Aber ich bin nicht ſchuld, Sie haben ſich's ſelbſt zuzuſchreiben. Warum verlangen Sie .....

Loth legt nochmals ſeinen Arm um ſie, zieht ſie feſter an ſich. Anfangs ſträubt ſie ſich ein wenig, dann gibt ſie ſich drein und blickt nun mit freier Glückſeligkeit in Loths glücktrunkenes Geſicht, das ſich über das ihre beugt. Unverſehens, aus einer gewiſſen Schüchternheit heraus küßt ſie ihn zuerſt auf den Mund. Beide werden rot, dann gibt Loth ihr den Kuß zurück; lang, innig, feſt drückt ſich ſein Mund auf den ihren. Ein Geben und Nehmen von Küſſen iſt eine Zeit hindurch die einzige Unterhaltung, ſtumm und beredt zugleich, der beiden. Loth ſpricht dann zuerſt.

Loth: Lene, nicht? Lene heißt Du hier ſo?

Helene küßt ihn: Nenne mich anders ... Nenne mich, wie Du gern möcht'ſt.

Loth: Liebſte! ...

Das Spiel mit dem Küſſetauſchen und ſich gegenſeitig Betrachten wiederholt ſich.

Helene, von Loths Armen feſt umſchlungen, ihren Kopf an ſeiner Bruſt, mit verſchleierten, glückſeligen Augen, flüſtert im Überſchwang: Ach! — wie ſchön! Wie ſchön —!

Loth: So mit Dir ſterben!

Helene, mit Inbrunſt: Leben! ... Sie löſt ſich aus ſeinen Armen: Warum denn jetzt ſterben? .... jetzt ...

Loth: Das mußt Du nicht falſch auffaſſen. Von jeher berauſche ich mich ... beſonders in glücklichen Momenten berauſche ich mich in dem Bewußtſein, es in der Hand zu haben, weißt Du!

Helene: Den Tod in der Hand zu haben?

Loth, ohne jede Sentimentalität: Ja! und ſo hat er gar nichts Grauſiges, im Gegenteil, ſo etwas Freundſchaftliches hat er für mich. Man ruft und weiß beſtimmt, daß er kommt. Man kann ſich dadurch über alles Mögliche hinwegheben, Vergangenes — und Zukünftiges .... Helenens Hand betrachtend: Du haſt eine ſo wunderhübſche Hand. Er ſtreichelt ſie.

Helene: Ach ja! — ſo ..... Sie drückt ſich aufs neue in ſeine Arme.

Loth: Nein, weißt Du! ich hab' nicht gelebt! ... bisher nicht!

Helene: Denkſt Du, ich? ... Mir iſt faſt taumelig .... taumelig bin ich vor Glück. Gott! wie iſt das — nur ſo auf einmal .....

Loth: Ja, ſo auf ein — mal ...

Helene: Hör' mal! ſo iſt mir: die ganze Zeit meines Lebens — ein Tag! — geſtern und heut — ein Jahr! gelt?

Loth: Erſt geſtern bin ich gekommen?

Helene: Ganz gewiß! — eben! — natürlich! ... Ach, ach! Du weißt es nicht mal!

Loth: Es kommt mir wahrhaftig auch vor ....

Helene: Nicht —? Wie 'n ganzes, geſchlagnes Jahr! — Nicht —? Halb aufſpringend: Wart ...! — Kommt — da nicht ... Sie rücken auseinander. Ach! es iſt mir auch

— egal. Ich bin jetzt — ſo mutig. Sie bleibt ſitzen und muntert Loth mit einem Blick auf, näher zu rücken, was dieſer ſogleich tut.

Helene, in Loths Armen: Du! — Was tun wir denn nu zuerſt?

Loth: Deine Stiefmutter würde mich wohl abweiſen.

Helene: Ach, meine Stiefmutter .... das wird wohl gar nicht .... gar nichts geht's die an! Ich mache, was ich will ..... Ich hab mein mütterliches Erbteil, mußt Du wiſſen.

Loth: Deshalb meinſt Du ...

Helene: Ich bin majorenn, Vater muß mir's auszahlen.

Loth: Du ſtehſt wohl nicht gut — mit allen hier? — Wohin iſt denn Dein Vater verreiſt?

Helene: Verr ... Du haſt ...? Ach, Du haſt Vater noch nicht geſehen?

Loth: Nein! Hoffmann ſagte mir ...

Helene: Doch! ... haſt Du ihn ſchon einmal geſehen.

Loth: Ich wüßte nicht! ... Wo denn, Liebſte?

Helene: Ich ... Sie bricht in Tränen aus. Nein, ich kann — kann Dir's noch nicht ſagen ... zu furchtbar ſchrecklich iſt das.

Loth: Furchtbar ſchrecklich? Aber Helene! iſt denn Deinem Vater etwas ...

Helene: Ach! — frag mich nicht! Jetzt nicht! Später!

Loth: Was Du mir nicht freiwillig ſagen willſt, danach werde ich Dich auch gewiß nicht mehr fragen ... Sieh mal, was das Geld anlangt ... im ſchlimmſten

Falle ... ich verdiene ja mit dem Artikelſchreiben nicht gerade überflüſſig viel, aber ich denke, es müßte am Ende für uns beide ganz leidlich hinreichen.

Helene: Und ich würde doch auch nicht müßig ſein. Aber beſſer iſt beſſer. Das Erbteil iſt vollauf genug — Und Du ſollſt Deine Aufgabe ... nein, die ſollſt Du unter keiner Bedingung aufgeben, jetzt erſt recht ....! jetzt ſollſt Du erſt recht die Hände frei bekommen.

Loth, ſie innig küſſend: Liebes, edles Geſchöpf! ...

Helene: Haſt Du mich wirklich lieb ...? ... Wirklich? ... wirklich?

Loth: Wirklich.

Helene: Sag hundertmal wirklich?

Loth: Wirklich, wirklich und wahrhaftig.

Helene: Ach, weißt Du! Du ſchummelſt!

Loth: Das wahrhaftig gilt hundert wirklich.

Helene: So!? wohl in Berlin?

Loth: Nein, eben in Witzdorf.

Helene: Ach, Du! ... Sieh meinen kleinen Finger und lache nicht.

Loth: Gern.

Helene: Haſt Du au—ßer Dei—ner er—ſten Braut noch andere ge ...? Du! Du lachſt.

Loth: Ich will Dir was im Ernſt ſagen, Liebſte, ich halte es für meine Pflicht .... Ich habe mit einer großen Anzahl Frauen ...

Helene, ſchnell und heftig auffahrend, drückt ihm den Mund zu: Um Gott ...! ſag mir das einmal — ſpäter — wenn wir alt ſind ... nach Jahren — wenn ich Dir ſagen werde: jetzt — hörſt Du! nicht eher.

Loth: Gut! wie Du willſt.

Helene: Lieber was Schönes jetzt!... Paß auf: ſprich mir mal das nach!

Loth: Was?

Helene: „Ich hab Dich —

Loth: „Ich hab Dich —

Helene: „und nur immer Dich —

Loth: „und nur immer Dich —

Helene: „geliebt — geliebt Zeit meines Lebens —

Loth: „geliebt — geliebt Zeit meines Lebens —

Helene: „und werde nur Dich allein Zeit meines Lebens lieben.“

Loth: „und werde nur Dich allein Zeit meines Lebens lieben,“ und das iſt wahr, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin.

Helene, freudig: Das hab ich nicht geſagt.

Loth: Aber ich. Küſſe ...

Helene ſummt ganz leiſe: Du, Du liegſt mir im Her——zen ...

Loth: Jetzt ſollſt Du auch beichten.

Helene: Alles, was Du willſt.

Loth: Beichte! Bin ich der erſte?

Helene: Nein.

Loth: Wer?

Helene, übermütig herauslachend: Koahl-Willem!

Loth, lachend: Wer noch?

Helene: Ach nein! weiter iſt es wirklich keiner. Du mußt mir glauben ... Wirklich nicht. Warum ſollte ich denn lügen ...?

Loth: Alſo doch noch jemand?

Helene, heftig: Bitte, bitte, bitte, bitte, frag mich jetzt nicht darum. Verſteckt das Geſicht in den Händen, weint ſcheinbar ganz unvermittelt.

Loth: Aber ..... aber Lenchen! ich dringe ja durchaus nicht in Dich.

Helene: Später! alles, alles ſpäter.

Loth: Wie geſagt, Liebſte ....

Helene: 's war jemand — mußt Du wiſſen — den ich, ... weil ... weil er unter Schlechten mir weniger ſchlecht vorkam. Jetzt iſt das ganz anders. Weinend an Loths Halſe, ſtürmiſch: Ach, wenn ich doch gar nicht mehr von Dir fort müßte! Am liebſten ginge ich gleich auf der Stelle mit Dir.

Loth: Du haſt es wohl ſehr ſchlimm hier im Hauſe?

Helene: Ach, Du! — Es iſt ganz entſetzlich, wie es hier zugeht; ein Leben wie — das ..... wie das liebe Vieh, — ich wäre darin umgekommen ohne Dich — mich ſchaudert's!

Loth: Ich glaube, es würde Dich beruhigen, wenn Du mir alles offen ſagteſt, Liebſte!

Helene: Ja freilich! aber — ich bring's nicht über mich. Jetzt nicht ..... jetzt noch nicht! — Ich fürcht mich förmlich.

Loth: Du warſt in der Penſion.

Helene: Die Mutter hat es beſtimmt — auf dem Sterbebett noch.

Loth: Auch Deine Schweſter war ....?

Helene: Nein! — die war immer zu Hauſe ... Und als ich dann nun vor vier Jahren wiederkam, da fand ich — einen Vater — der .... eine Stiefmutter — die ... eine Schweſter ... rat mal, was ich meine!

Loth: Deine Stiefmutter iſt zänkiſch. — Nicht? — Vielleicht eiferſüchtig? — lieblos?

Helene: Der Vater ....?

Loth: Nun! — der wird aller Wahrſcheinlichkeit nach in ihr Horn blaſen. — Tyranniſiert ſie ihn vielleicht?

Helene: Wenn's weiter nichts wär ... Nein! ... es iſt zu entſetzlich! — Du kannſt nicht darauf kommen — daß .... daß der — mein Vater ... daß es mein Vater war — den — Du ....

Loth: Weine nur nicht, Lenchen! .... ſiehſt Du — nun möcht ich beinah ernſtlich darauf dringen, daß Du mir ...

Helene: Nein! es geht nicht! Ich habe noch nicht die Kraft, — es — Dir ....

Loth: Du reibſt Dich auf, ſo.

Helene: Ich ſchäme mich zu bodenlos! — Du ... Du wirſt mich fortſtoßen, fortjagen ...! Es iſt über alle Begriffe .... Ekelhaft iſt es!

Loth: Lenchen, Du kennſt mich nicht — ſonſt würd'ſt Du mir ſo etwas nicht zutrauen. — Fortſtoßen! fortjagen! Komme ich Dir denn wirklich ſo brutal vor?

Helene: Schwager Hoffmann ſagte: Du würdeſt — kaltblütig .... Ach nein! nein! nein! das tuſt Du doch nicht! gelt? — Du ſchreiteſt nicht über mich weg? tu es nicht!! — Ich weiß nicht, — was — dann noch aus — mir werden ſollte.

Loth: Ja, aber das iſt ja Unſinn! Ich hätte ja gar keinen Grund dazu.

Helene: Alſo Du hältſt es doch für möglich?!

Loth: Nein! — eben nicht.

Helene: Aber wenn Du Dir einen Grund ausdenken kannſt.

Loth: Es gäbe allerdings Gründe, aber — die ſtehen nicht in Frage.

Helene: Und ſolche Gründe?

Loth: Nur, wer mich zum Verräter meiner ſelbſt machen wollte, über den müßte ich hinweggehen.

Helene: Das will ich gewiß nicht — aber ich werde halt das Gefühl nicht los.

Loth: Was für ein Gefühl, Liebſte?

Helene: Es kommt vielleicht daher: ich bin ſo dumm! — Ich hab gar nichts in mir. Ich weiß nicht mal, was das iſt, Grundſätze. — Gelt? das iſt doch ſchrecklich. Ich lieb Dich nur ſo einfach! — aber Du biſt ſo gut, ſo groß — und haſt ſo viel in Dir. Ich habe ſolche Angſt, Du könnteſt doch noch mal merken — wenn ich was Dummes ſage — oder mache — daß es doch nicht geht, ... daß ich doch viel zu einfältig für Dich bin .... Ich bin wirklich ſchlecht und dumm wie Bohnenſtroh.

Loth: Was ſoll ich dazu ſagen?! Du biſt mir alles in allem! Alles in allem biſt Du mir! Mehr weiß ich nicht.

Helene: Und geſund bin ich ja auch .....

Loth: Sag mal! ſind Deine Eltern geſund?

Helene: Ja, das wohl! das heißt: die Mutter iſt am Kindbettfieber geſtorben. Vater iſt noch geſund; er muß ſogar eine ſehr ſtarke Natur haben. Aber ...

Loth: Na! — ſiehſt Du; alſo ...

Helene: Und wenn die Eltern nun nicht geſund wären —?

Loth küßt Helene: Sie ſind's ja doch, Lenchen.

Helene: Aber wenn ſie es nicht wären —?

Frau Krauſe ſtößt ein Wohnhausfenſter auf und ruft in den Hof.

Frau Krauſe: Ihr Madel! Ihr Maa .. del!!

Lieſe, aus dem Kuhſtall: Frau Krauſen!?

Frau Krauſe: Renn zur Müllern! 's giht luus!

Lieſe: Wa—a, zur Hebomme Millern, meen Se?

Frau Krauſe: Na? lei'ſt uff a Uhr'n? Sie ſchlägt das Fenſter zu.

Lieſe rennt in den Stall und dann mit einem Tüchelchen um den Kopf zum Hofe hinaus. Frau Spiller erſcheint in der Haustür.

Frau Spiller ruft: Fräulein Helene! ... Gnädiges Fräulein Helene!

Helene: Was nur da los ſein mag?

Frau Spiller, ſich der Laube nähernd: Fräulein Helene.

Helene: Ach! das wird's ſein! — die Schweſter. Geh fort! da herum. Loth ſchnell links vorn ab. Helene tritt aus der Laube.

Frau Spiller: Fräulein . . . . .! Ach, da ſind Sie endlich.

Helene: Was is denn?

Frau Spiller: Aach — m — bei Frau Schweſter flüſtert ihr etwas ins Ohr — m — m —

Helene: Mein Schwager hat anbefohlen, für den Fall ſofort nach dem Arzt zu ſchicken.

Frau Spiller: Gnädiges Fräulein — m — ſie will doch aber — m — will doch aber keinen Arzt — m — Die Aerzte, aach die — m — Aerzte! — m — mit Gottes Beiſtand . . .

Miele kommt aus dem Hauſe.

Helene: Miele! gehen Sie augenblicklich zum Dr. Schimmelpfennig.

Frau Spiller: Aber Fräulein . . .

Frau Krauſe, aus dem Fenſter, gebieteriſch: Miele! Du kimmſt ruff!

Helene, ebenſo: Sie gehen zum Arzt, Miele. Miele zieht ſich ins Haus zurück. Nun, dann will ich ſelbſt . . . . Sie geht ins Haus und kommt, den Strohhut am Arm, ſogleich zurück.

Frau Spiller: Dann — m — wird es ſchlimm. Wenn Sie den Arzt holen — m — gnädiges Fräulein, dann — m — wird es gewiß ſchlimm.

Helene geht an ihr vorüber. Frau Spiller zieht ſich kopfſchüttelnd ins Haus zurück. Als Helene in die Hofeinfahrt biegt, ſteht **Kahl** am Grenzzaun.

Kahl ruft Helenen zu: Woas iis denn bei Eich luus?

Helene hält im Lauf nicht inne, noch würdigt ſie Kahl eines Blickes oder einer Antwort.

Kahl, lachend: Ihr ha't wull Schweinſchlachta?

Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt

Das Zimmer wie im erſten Akt. Zeit: gegen zwei Uhr nachts. Im Zimmer herrſcht Dunkelheit. Durch die offene Mitteltür dringt Licht aus dem erleuchteten Hausflur. Deutlich beleuchtet iſt auch noch die Holztreppe in dem erſten Stock. Alles in dieſem Akt — bis auf wenige Ausnahmen — wird in einem gedämpften Tone geſprochen.

Eduard, mit Licht, tritt durch die Mitteltür ein. Er entzündet die Hängelampe über dem Ecktiſch (Gasbeleuchtung). Als er damit beſchäftigt iſt, kommt **Loth** ebenfalls durch die Mitteltür.

Eduard: Ja ja! — bei die Zucht .... ’t muß reen unmenſchen meglich ſint, een Oge zuzutun.

Loth: Ich wollte nicht mal ſchlafen. Ich habe geſchrieben.

Eduard: Ach wat! Er ſteckt an. So! — na jewiß! — et mag ja woll ſchwer jenug ſin .... Wünſchen der Herr Doktor vielleicht Dinte und Feder?

Loth: Am Ende ... wenn Sie ſo freundlich ſein wollen, Herr Eduard.

Eduard, indem er Tinte und Feder auf den Tiſch ſetzt: Ick menn all immer, was ’n ehrlicher Mann is, der muß Haut und Knochen dranſetzen um jeden lumpichten Jroſchen. Nich mal det bisken Nachtruhe hat man. — Immer vertraulicher: Aber die Nation hier, die duht reen jar niſcht! ſo’n faules, nichtsnutziges Pack, ſo’n ... Der Herr Doktor müſſen jewiß ooch all dichtig in’t Zeuch jehn, um det bisken Lebensunterhalt wie alle ehrlichen Leute.

Loth: Wünſchte, ich brauchte es nicht!

Eduard: Na, wat meen Se woll! ick ooch!

Loth: Fräulein Helene iſt wohl bei ihrer Schweſter?

Eduard: Allet wat wahr is: 't is 'n jutes Mä'chen! jeht ihr nich von der Seite.

Loth ſieht auf die Uhr: Um elf Uhr früh begannen die Wehen. Sie dauern alſo ... fünfzehn Stunden dauern ſie jetzt bereits. — Fünfzehn lange Stunden —!

Eduard: Weeß Jott! — und det benamſen ſe nu 't ſchwache Jeſchlecht — ſie jappt aber ooch man nur noch ſo.

Loth: Herr Hoffmann iſt auch oben!?

Eduard: Und ick ſag Ihnen, 't reene Weib.

Loth: Das mit anzuſehen iſt wohl auch keine Kleinigkeit.

Eduard: J! nu! det will ick meenen! Na! eben is Doktor Schimmelpfennig zujekommen. Det is 'n Mann, ſag ick Ihnen: jrob wie 'ne Sackſtrippe, aber — Zucker is 'n dummer Junge dajejen. Sagen Sie man bloß, wat it aus det olle Berlin ... Er unterbricht ſich mit einem: Jott Strambach! da Hoffmann und der Doktor die Treppe herunterkommen.

Hoffmann und **Doktor Schimmelpfennig** treten ein.

Hoffmann: Jetzt — bleiben Sie doch wohl bei uns.

Dr. Schimmelpfennig: Ja! jetzt werde ich hier bleiben.

Hoffmann: Das iſt mir eine große, große Beruhigung. — Ein Glas Wein ...? Sie trinken doch ein Glas Wein, Herr Doktor!?

Dr. Schimmelpfennig: Wenn Sie etwas tun wollen, dann laſſen Sie mir ſchon lieber eine Taſſe Kaffee brauen.

Hoffmann: Mit Vergnügen. — Eduard! Kaffee für Herrn Doktor! Eduard ab. Sie ſind .....? Sind Sie zufrieden mit dem Verlauf?

Dr. Schimmelpfennig: Solange Ihre Frau Kraft behält, iſt jedenfalls direkte Gefahr nicht vorhanden. Warum haben Sie übrigens die junge Hebamme nicht zugezogen? Ich hatte Ihnen doch eine empfohlen, ſoviel ich weiß.

Hoffmann: Meine Schwiegermama ... was ſoll man machen? Wenn ich ehrlich ſein ſoll: auch meine Frau hatte kein Vertrauen zu der jungen Perſon.

Dr. Schimmelpfennig: Und zu dieſem foſſilen Geſpenſt haben Ihre Damen Vertrauen!? Wohl bekomm's! — Sie möchten gern wieder hinauf?

Hoffmann: Ehrlich geſagt: ich habe nicht viel Ruhe hier unten.

Dr. Schimmelpfennig: Beſſer wär's freilich, Sie gingen irgend wohin, aus dem Hauſe.

Hoffmann: Beim beſten Willen, das .... ach, Loth! da biſt Du ja auch noch. Loth erhebt ſich von dem Sofa im dunklen Vordergrunde und geht auf die beiden zu.

Dr. Schimmelpfennig, aufs äußerſte überraſcht: Donnerwetter!

Loth: Ich hörte ſchon, daß Du hier ſeiſt. Morgen hätte ich Dich unbedingt aufgeſucht. Beide ſchütteln ſich tüchtig die Hände. Hoffmann benutzt den Augenblick, am Büfett ſchnell ein Glas Kognak hinunterzuſpülen, darauf dann ſich auf den Zehen hinaus und die Holztreppe hinauf zu ſchleichen.

Das Geſpräch der beiden Freunde ſteht am Anfang unverkennbar unter dem Einfluß einer gewiſſen leiſen Zurückhaltung.

Dr. Schimmelpfennig: Du haſt alſo wohl … hahaha.. die alte, dumme Geſchichte vergeſſen? Er legt Hut und Stock beiſeite.

Loth: Längſt vergeſſen, Schimmel!

Dr. Schimmelpfennig: Na, ich auch! das kannſt Du Dir denken. — Sie ſchütteln ſich nochmals die Hände. Ich habe in dem Neſt hier ſo wenig freudige Ueberraſchungen gehabt, daß mir die Sache ganz kurios vorkommt. Merkwürdig! Gerade hier treffen wir uns. — Merkwürdig!

Loth: Rein verſchollen biſt Du ja, Schimmel! Hätte Dich ſonſt längſt mal umgeſtoßen.

Dr. Schimmelpfennig: Unter Waſſer gegangen wie ein Seehund. Tiefſeeforſchungen gemacht. In anderthalb Jahren etwa hoffe ich wieder aufzutauchen. Man muß materiell unabhängig ſein, wiſſen Sie … weißt Du! wenn man etwas Brauchbares leiſten will.

Loth: Alſo Du machſt auch Geld hier?

Dr. Schimmelpfennig: Natürlicherweiſe und zwar ſoviel als möglich. Was ſollte man hier auch anderes tun?

Loth: Du hätt'ſt doch mal was von Dir hören laſſen ſollen.

Dr. Schimmelpfennig: Erlauben Sie … erlaube, hätte ich von mir 'was hören laſſen, dann hätte ich von

Euch was wieder gehört, und ich wollte durchaus nichts hören. Nichts, — gar nichts, das hätte mich höchſtens von meiner Goldwäſcherei abhalten können.

Beide gehen langſamen Schritts auf und ab im Zimmer.

Loth: Na ja — Du kannſt Dich dann aber auch nicht wundern, daß ſie ... nämlich ich muß Dir ſagen, ſie haben Dich eigentlich alle, durch die Bank, aufgegeben.

Dr. Schimmelpfennig: Sieht ihnen ähnlich. — Bande! — ſollen ſchon was merken.

Loth: Schimmel, genannt: das Rauhbein!

Dr. Schimmelpfennig: Du ſollteſt nur ſechs Jahre unter dieſen Bauern gelebt haben. Himmelhunde alle miteinander.

Loth: Das kann ich mir denken. — Wie biſt Du denn gerade nach Witzdorf gekommen?

Dr. Schimmelpfennig: Wie's ſo geht. Damals mußte ich doch auskneifen, von Jena weg.

Loth: War das vor meinem Reinfall?

Dr. Schimmelpfennig: Jawohl. Kurze Zeit nachdem wir unſer Zuſammenleben aufgeſteckt hatten. In Zürich legte ich mich dann auf die Medizinerei, zunächſt um etwas für den Notfall zu haben; dann fing aber die Sache an mich zu intereſſieren, und jetzt bin ich mit Leib und Seele Medikus.

Loth: Und hierher ...? Wie kamſt Du hierher?

Dr. Schimmelpfennig: Ach ſo! — einfach! Als ich fertig war, da ſagte ich mir: nun vor allen Dingen einen hinreichenden Haufen Kies. Ich dachte an Amerika, Süd- und Nord-Amerika, an Afrika, Auſtralien, die Sundainſeln ... am Ende fiel mir ein, daß mein Knabenſtreich ja mittlerweile verjährt war; da habe ich mich denn entſchloſſen, in die Mauſefalle zurückzukriechen.

Loth: Und Dein Schweizer-Examen?

Dr. Schimmelpfennig: Ich mußte eben die Geſchichte hier noch mal über mich ergehen laſſen.

Loth: Du haſt alſo das Staatsexamen zweimal gemacht, Kerl!?

Dr. Schimmelpfennig: Ja! — Schließlich habe ich dann glücklicherweiſe dieſe fette Weide hier ausfindig gemacht.

Loth: Du biſt zähe, zum Beneiden.

Dr. Schimmelpfennig: Wenn man nur nicht plötzlich mal zuſammenklappt. — Na! ſchließlich iſt's auch kein Unglück.

Loth: Haſt Du denn ne große Praxis?

Dr. Schimmelpfennig: Ja! Mitunter komme ich erſt um fünf Uhr früh zu Bett. Um ſieben Uhr fängt dann bereits wieder meine Sprechſtunde an.

Eduard kommt und bringt Kaffee.

Dr. Schimmelpfennig, *indem er ſich am Tiſch niederläßt, zu Eduard*: Danke, Eduard! — *Zu Loth*: Kaffee ſaufe ich ... unheimlich.

Loth: Du ſollteſt das lieber laſſen mit dem Kaffee.

Dr. Schimmelpfennig: Was ſoll man machen?!

Er nimmt kleine Schlucke. Wie geſagt — ein Jahr noch, dann — hört's auf . . . hoffentlich wenigſtens.

Loth: Willſt Du dann gar nicht mehr praktizieren?

Dr. Schimmelpfennig: Glaube nicht. Nein . . . nicht mehr. Er ſchiebt das Tablett mit dem Kaffeegeſchirr zurück, wiſcht ſich den Mund. Uebrigens — zeig mal Deine Hand. Loth hält ihm beide Hände hin. Nein? — keine Dalekarlierin heimgeführt? — Keine gefunden, wie? . . . Wollteſt doch immer ſo 'n Ur- und Kernweib von wegen des geſunden Blutes. Haſt übrigens recht! wenn ſchon, denn ſchon . . . oder nimmſt Du's in dieſer Beziehung nicht mehr ſo genau?

Loth: Na ob . . .! und wie!

Dr. Schimmelpfennig: Ach, wenn die Bauern hier doch auch ſolche Ideen hätten. Damit ſieht's aber jämmerlich aus, ſage ich Dir, Degeneration auf der ganzen . . . Er hat ſeine Zigarrentaſche halb aus der Bruſttaſche gezogen, läßt ſie aber wieder zurückgleiten und ſteht auf, als irgend ein Laut durch die nur angelehnte Hausflurtür hereindringt. Wart mal! Er geht auf den Zehen bis zur Hausflurtür und horcht. Eine Tür geht draußen, man hört einige Augenblicke deutlich das Wimmern der Wöchnerin. Der Doktor ſagt, zu Loth gewandt, leiſe: Entſchuldige! und geht hinaus.

Einige Augenblicke durchmißt Loth, während draußen Türen ſchlagen, Menſchen die Treppe auf- und ablaufen, das Zimmer; dann ſetzt er ſich in den Lehnſeſſel rechts vorn. Helene huſcht herein und umſchlingt Loth, der ihr Kommen nicht bemerkt hat, von rückwärts.

Loth, ſich umblickend, ſie ebenfalls umfaſſend: Lenchen!! Er zieht ſie zu ſich herunter und trotz gelinden Sträubens auf ſein Knie.

Helene weint unter den Küſſen, die er ihr gibt. Ach, weine doch nicht, Lenchen! Warum weinſt Du denn ſo ſehr?

Helene: Warum? weiß ich's?! ... Ich denk immer, ich treff Dich nicht mehr. Vorhin habe ich mich ſo erſchrocken ...

Loth: Weshalb denn?

Helene: Weil ich Dich aus Deinem Zimmer treten hörte — Ach! ... und die Schweſter — wir armen, armen Weiber! — die muß zu ſehr ausſtehen.

Loth: Der Schmerz vergißt ſich ſchnell, und auf den Tod geht's ja nicht.

Helene: Ach, Du! ſie wünſcht ſich ihn ja ... ſie jammert nur immer ſo: laß mich doch ſterben ... Der Doktor! Sie ſpringt auf und huſcht in den Wintergarten.

Dr. Schimmelpfennig, im Hereintreten: Nun wünſchte ich wirklich, daß ſich das Frauchen da oben 'n biſſel beeilte! Er läßt ſich am Tiſch nieder, zieht neuerdings die Zigarrentaſche, entnimmt ihr eine Zigarre und legt dieſe neben ſich. Du kommſt mit zu mir dann, wie? — hab draußen ſo 'n notwendiges Uebel mit zwei Gäulen davor, da können wir drin zu mir fahren. Seine Zigarre an der Tiſchkante klopfend: Der ſüße Eheſtand! ja, ja! Ein Zündholz anſtreichend: Alſo noch friſch, frei, fromm, froh?

Loth: Hätteſt noch gut ein paar Tage warten können mit Deiner Frage.

Dr. Schimmelpfennig, bereits mit brennender Zigarre: Wie? ... ach ... ach ſo! — lachend — alſo endlich doch auf meine Sprünge gekommen.

Loth: Biſt Du wirklich noch ſo entſetzlich peſſimiſtiſch in bezug auf Weiber?

Dr. Schimmelpfennig: Ent—ſetzlich!! Dem Rauch ſeiner Zigarre nachblickend: Früher war ich Peſſimiſt — ſozuſagen ahnungsweiſe ...

Loth: Haſt Du denn inzwiſchen ſo beſondere Erfahrungen gemacht?

Dr. Schimmelpfennig: Ja, allerdings! — Auf meinem Schilde ſteht nämlich: Spezialiſt für Frauenkrankheiten. — Die mediziniſche Praxis macht nämlich furchtbar klug ... furchtbar — geſund, ... iſt Spezifikum gegen ... allerlei Staupen!

Loth lacht: Na, da könnten wir ja gleich wieder in der alten Tonart anfangen. Ich hab nämlich ... ich bin nämlich keineswegs auf Deine Sprünge gekommen. Jetzt weniger als je! ... Auf dieſe Weiſe haſt Du wohl auch Dein Steckenpferd vertauſcht?

Dr. Schimmelpfennig: Steckenpferd?

Loth: Die Frauenfrage war doch zu damaliger Zeit gewiſſermaßen Dein Steckenpferd!

Dr. Schimmelpfennig: Ach ſo! — Warum ſollte ich es vertauſcht haben?

Loth: Wenn Du über die Weiber noch ſchlechter denkſt, als ...

Dr. Schimmelpfennig, ein wenig in Harniſch, erhebt ſich und geht hin und her, dabei ſpricht er: Ich — denke nicht ſchlecht von den Weibern. — Kein Bein! — Nur über das Heiraten denke ich ſchlecht ... über die Ehe ... über die Ehe, und dann höchſtens noch über die Männer denke ich ſchlecht. ... Die Frauenfrage ſoll mich nicht mehr intereſſieren? Ja, weshalb hätte ich denn ſonſt ſechs lange Jahre hier wie 'n Laſtpferd gearbeitet? Doch nur, um alle meine verfügbaren Kräfte endlich mal ganz der Löſung dieſer Frage zu widmen. Wußteſt Du denn das nicht von Anfang an?

Loth: Wo hätte ich's denn her wiſſen ſollen?!

Dr. Schimmelpfennig: Na, wie geſagt ... ich hab auch ſchon ein ziemlich ausgiebiges Material geſammelt, das mir gute Dienſte leiſten ...! bſſt! ich hab mir das Schreien ſo angewöhnt. *Er ſchweigt, horcht, geht zur Tür und kommt zurück.* Was hat Dich denn eigentlich unter die Goldbauern geführt?

Loth: Ich möchte die hieſigen Verhältniſſe ſtudieren.

Dr. Schimmelpfennig, *mit gedämpfter Stimme:* Idee! *Noch leiſer:* Da kannſt Du bei mir auch Material bekommen.

Loth: Freilich, Du mußt ja ſehr unterrichtet ſein über die Zuſtände hier. Wie ſieht es denn ſo in den Familien aus?

Dr. Schimmelpfennig: E—lend! ..... durchgängig ... Suff! Völlerei, Inzucht und infolge davon — Degeneration auf der ganzen Linie.

Loth: Mit Ausnahmen doch!?

Dr. Schimmelpfennig: Kaum!

Loth, *unruhig:* Biſt Du denn nicht zuweilen in ... in Verſuchung geraten, eine ... eine Witzdorfer Goldtochter zu heiraten?

Dr. Schimmelpfennig: Pfui Teufel! Kerl, für was hältſt Du mich? — Ebenſo könnteſt Du mich fragen, ob ich ...

Loth, ſehr bleich: Wie ... wieſo?

Dr. Schimmelpfennig: Weil ... Iſt Dir was? Er fixiert ihn einige Augenblicke.

Loth: Gar nichts! Was ſoll mir denn ſein?

Dr. Schimmelpfennig iſt plötzlich ſehr nachdenklich, geht und ſteht jäh und mit einem leiſen Pfiff ſtill, blickt Loth abermals flüchtig an und ſagt dann halblaut zu ſich ſelbſt: Schlimm!

Loth: Du biſt ja ſo ſonderbar plötzlich.

Dr. Schimmelpfennig: Still! Er horcht auf und verläßt dann ſchnell das Zimmer durch die Mitteltür.

Helene, nach einigen Augenblicken durch die Mitteltür; ſie ruft: Alfred! — Alfred! ... Ach, da biſt Du — Gott ſei Dank!

Loth: Nun, ich ſollte wohl am Ende gar fortgelaufen ſein? Umarmung.

Helene biegt ſich zurück. Mit unverkennbarem Schrecken im Ausdruck: Alfred!

Loth: Was denn, Liebſte?

Helene: Nichts, nichts!

Loth: Aber Du mußt doch was haben?

Helene: Du kamſt mir ſo ... ſo kalt ... Ach, ich hab ſolche ſchrecklich dumme Einbildungen.

Loth: Wie ſteht's denn oben?

Helene: Der Doktor zankt mit der Hebamme.

Loth: Wird's nicht bald zu Ende gehn?

Helene: Weiß ich's? — Aber wenn's ... wenn's zu Ende iſt, meine ich, dann ...

Loth: Was dann? ... Sag doch, bitte! was wollteſt Du ſagen?

Helene: Dann ſollten wir bald von hier fortgehen. Gleich! Auf der Stelle!

Loth: Wenn Du das wirklich für das Beſte hältſt, Lenchen —

Helene: Ja, ja! wir dürfen nicht warten! Es iſt das Beſte — für Dich und mich. Wenn Du mich nicht jetzt bald nimmſt, dann läßt Du mich heilig noch ſitzen, und dann ... dann ... muß ich doch noch zugrunde gehn.

Loth: Wie Du doch mißtrauiſch biſt, Lenchen!

Helene: Sag das nicht, Liebſter! Dir traut man, Dir muß man trauen! .... Wenn ich erſt Dein bin, dann ... Du verläßt mich dann ganz gewiß nicht mehr. *Wie außer ſich:* Ich beſchwöre Dich! geh nicht fort! Verlaß mich doch nur nicht. Geh — nicht fort, Alfred! Alles iſt aus, alles, wenn Du einmal ohne mich von hier fortgehſt.

Loth: Merkwürdig biſt Du doch! .... Und da willſt Du nicht mißtrauiſch ſein? ... Oder ſie plagen Dich, martern Dich hier ganz entſetzlich, mehr als ich mir je ... Jedenfalls gehen wir aber noch dieſe Nacht. Ich bin bereit. Sobald Du willſt, gehen wir alſo.

Helene, *gleichſam mit aufjauchzendem Dank ihm um den Hals fallend:* Geliebter! *Sie küßt ihn wie raſend und eilt ſchnell davon. Dr. Schimmelpfennig tritt durch die Mitte ein; er bemerkt noch, wie Helene in der Wintergartentür verſchwindet.*

Dr. Schimmelpfennig: Wer war das? — Ach ſo! In ſich hinein: Armes Ding! Er läßt ſich mit einem Seufzer am Tiſch nieder, findet die alte Zigarre, wirft ſie beiſeite, entnimmt dem Etui eine friſche Zigarre und fängt an, ſie an der Tiſchkante zu klopfen, wobei er nachdenklich darüber hinausſtarrt.

Loth, der ihm zuſchaut: Genau ſo pflegteſt Du vor acht Jahren jede Zigarre abzuklopfen, eh Du zu rauchen anfingſt.

Dr. Schimmelpfennig: Möglich —! Als er mit Anrauchen fertig iſt. Hör mal, Du!

Loth: Ja, was denn?

Dr. Schimmelpfennig: Du wirſt doch — ſo bald die Geſchichte oben vorüber iſt, mit zu mir kommen?

Loth: Das geht wirklich nicht! Leider.

Dr. Schimmelpfennig: Man hat ſo das Bedürfnis, ſich mal wieder gründlich von der Leber weg zu äußern.

Loth: Das hab ich ſo genau wie Du. Aber gerade daraus kannſt Du ſehen, daß es heut abſolut nicht in meiner Macht ſteht, mit Dir . . .

Dr. Schimmelpfennig: Wenn ich Dir nun aber ausdrücklich und — gewiſſermaßen feierlich erkläre: es iſt eine beſtimmte, äußerſt wichtige Angelegenheit, die ich mit Dir noch dieſe Nacht beſprechen möchte . . . . beſprechen muß ſogar, Loth!

Loth: Kurios! Für blutigen Ernſt ſoll ich doch das nicht etwa hinnehmen?! Doch wohl nicht? — So viel Jahre hätt'ſt Du damit gewartet und nun hätte es nicht einen Tag mehr Zeit damit? — Du kannſt Dir doch wohl denken, daß ich Dir keine Flauſen vormache.

Dr. Schimmelpfennig: Alſo hat's doch ſeine Richtigkeit! Er ſteht auf und geht umher.

Loth: Was hat ſeine Richtigkeit?

Dr. Schimmelpfennig, vor Loth ſtill ſtehend, mit einem geraden Blick in ſeine Augen: Es iſt alſo wirklich etwas im Gange zwiſchen Dir und Helene Krauſe?

Loth: Ich? — Wer hat Dir denn ...?

Dr. Schimmelpfennig: Wie biſt Du nur in dieſe Familie ....?

Loth: Woher — weißt Du denn das, Menſch?

Dr. Schimmelpfennig: Das war ja doch nicht ſchwer zu erraten.

Loth: Na, dann halt um Gottes willen den Mund, daß nicht ....

Dr. Schimmelpfennig: Ihr ſeid alſo richtig verlobt?!

Loth: Wie man's nimmt. Jedenfalls ſind wir beide einig.

Dr. Schimmelpfennig: Hm —! wie biſt Du denn hier herein geraten, gerade in dieſe Familie?

Loth: Hoffmann iſt ja doch mein Schulfreund. Er war auch Mitglied — auswärtiges allerdings — Mitglied meines Kolonial-Vereins.

Dr. Schimmelpfennig: Von der Sache hörte ich in Zürich. — Alſo mit Dir iſt er umgegangen! Auf dieſe Weiſe wird mir der traurige Zwitter erklärlich.

Loth: Ein Zwitter iſt er allerdings.

Dr. Schimmelpfennig: Eigentlich nicht mal das. — Ehrlich, Du! — Iſt das wirklich Dein Ernſt? — die Geſchichte mit der Krauſe?

Loth: Na, ſelbſtverſtändlich! — Zweifelſt Du daran? Du wirſt mich doch nicht etwa für einen Schuſt ...

Dr. Schimmelpfennig: Schon gut! Ereifere Dich nur nicht. Hätt'ſt Dich ja verändert haben können während der langen Zeit. Warum nicht? Wär auch gar kein Nachteil! 'n biſſel Humor könnte Dir gar nicht ſchaden! Ich ſeh nicht ein, warum man alles ſo verflucht ernſthaft nehmen ſollte.

Loth: Ernſt iſt es mir mehr als je. *Er erhebt ſich und geht, immer ein wenig zurück, neben Schimmelpfennig her.* Du kannſt es ja nicht wiſſen, auch ſagen kann ich Dir's nicht mal, was dieſes Verhältnis für mich bedeutet.

Dr. Schimmelpfennig: Hm!

Loth: Kerl, Du haſt keine Idee, was das für ein Zuſtand iſt. Man kennt ihn nicht, wenn man ſich danach ſehnt. Kennte man ihn, dann, dann müßte man geradezu unſinnig werden vor Sehnſucht.

Dr. Schimmelpfennig: Das begreife der Teufel, wie Ihr zu dieſer unſinnigen Sehnſucht kommt.

Loth: Du biſt auch noch nicht ſicher davor.

Dr. Schimmelpfennig: Das möcht ich mal ſehen.

Loth: Du red'ſt wie der Blinde von der Farbe.

Dr. Schimmelpfennig: Was ich mir für das bißchen Rauſch koofe! Lächerlich. Darauf eine lebenslängliche Ehe zu bauen ... da baut man noch nicht 'mal ſo ſicher als auf'n Sandhaufen.

Loth: Rauſch — Rauſch — wer von einem Rauſch redet, — na! der kennt die Sache eben nicht. 'n Rauſch iſt flüchtig. Solche Räuſche hab ich ſchon gehabt, ich geb's zu. Aber das iſt was ganz anderes.

Dr. Schimmelpfennig: Hm!

Loth: Ich bin dabei vollſtändig nüchtern. Denkſt Du, daß ich meine Liebſte ſo — na, wie ſoll ich ſagen?! — ſo mit 'ner — na, wie ſoll ich ſagen?! mit 'ner großen Glorie ſehe? Gar nicht! — Sie hat Fehler, iſt auch nicht beſonders ſchön, wenigſtens — na, häßlich iſt ſie auch gerade nicht. Ganz objektiv geurteilt, ich — das iſt ja ſchließlich Geſchmacksſache — ich hab ſo'n hübſches Mädel noch nicht geſehen. Alſo, Rauſch — Unſinn! Ich bin ja ſo nüchtern wie nur möglich. Aber, ſiehſt Du! das iſt eben das Merkwürdige! ich kann mich gar nicht mehr ohne ſie denken — das kommt mir ſo vor wie 'ne Legierung, weißt Du, wie wenn zwei Metalle ſo recht innig legiert ſind, daß man gar nicht mehr ſagen kann, das iſt das, das iſt das. Und alles ſo furchtbar ſelbſtverſtändlich — kurzum, ich quatſche vielleicht Unſinn — oder was ich ſage, iſt vielleicht in Deinen Augen Unſinn, aber ſo viel ſteht feſt: wer das nicht kennt, iſt 'n erbärmlicher Froſch. Und ſo'n Froſch war ich bisher — und ſo'n Jammerfroſch biſt Du noch.

Dr. Schimmelpfennig: Das iſt ja richtig der ganze Symptomen-Komplex. — Daß Ihr Kerls doch immer bis über die Ohren in Dinge hineingeratet, die Ihr theoretiſch längſt verworfen habt, wie zum Beiſpiel Du die Ehe. Solange ich Dich kenne, laborierſt Du an dieſer unglückſeligen Ehemanie.

Loth: Es iſt Trieb bei mir, geradezu Trieb. Weiß Gott! mag ich mich wenden, wie ich will.

Dr. Schimmelpfennig: Man kann ſchließlich auch einen Trieb niederkämpfen.

Loth: Ja, wenn's 'n Zweck hat, warum nicht?

Dr. Schimmelpfennig: Hat's Heiraten etwa Zweck?

Loth: Das will ich meinen. Das hat Zweck! Bei mir hat es Zweck. Du weißt nicht, wie ich mich durchgefreſſen hab bis hierher. Ich mag nicht ſentimental werden. Ich hab's auch vielleicht nicht ſo gefühlt, es iſt mir vielleicht nicht ganz ſo klar bewußt geworden wie jetzt, daß ich in meinem Streben etwas entſetzlich Oedes, gleichſam Maſchinenmäßiges angenommen hatte. Kein Geiſt, kein Temperament, kein Leben, ja wer weiß, war noch Glauben in mir? Das alles kommt ſeit ... ſeit heut wieder in mich gezogen. So merkwürdig voll, ſo urſprünglich, ſo fröhlich ... Unſinn, Du kapierſt's ja doch nicht.

Dr. Schimmelpfennig: Was Ihr da alles nötig habt, um flott zu bleiben, Glaube, Liebe, Hoffnung. Für mich iſt das Kram. Es iſt eine ganz ſimple Sache: die Menſchheit liegt in der Agonie, und unſereiner macht ihr mit Narkoticis die Sache ſo erträglich als möglich.

Loth: Dein neueſter Standpunkt?

Dr. Schimmelpfennig: Schon fünf bis ſechs Jahre alt und immer derſelbe.

Loth: Gratuliere!

Dr. Schimmelpfennig: Danke!

Eine lange Pauſe.

Dr. Schimmelpfennig, nach einigen unruhigen Anläufen: Die Geſchichte iſt leider die: ich halte mich für verpflichtet ... ich ſchulde Dir unbedingt eine Aufklärung. Du wirſt Helene Krauſe, glaub ich, nicht heiraten können.

Loth, kalt: So, glaubſt Du?

Dr. Schimmelpfennig: Ja, ich bin der Meinung. Es ſind da Hinderniſſe vorhanden, die gerade Dir ...

Loth: Hör' mal Du! mach Dir darüber um Gottes willen keine Skrupel. Die Verhältniſſe liegen auch gar icht mal ſo kompliziert, ſind im Grunde ſogar furchtbar infach.

Dr. Schimmelpfennig: Einfach furchtbar ſollteſt Du her ſagen.

Loth: Ich meine, was die Hinderniſſe anbetrifft.

Dr. Schimmelpfennig: Ich auch zum Teil. Aber uch überhaupt! ich kann mir nicht denken, daß Du dieſe Verhältniſſe hier kennen ſollteſt.

Loth: Ich kenne ſie aber doch ziemlich genau.

Dr. Schimmelpfennig: Dann mußt Du notwen-igerweiſe Deine Grundſätze geändert haben.

Loth: Bitte, Schimmel, drück Dich etwas deutlicher us.

Dr. Schimmelpfennig: Du mußt unbedingt Deine Hauptforderung in bezug auf die Ehe fallen gelaſſen haben, obgleich Du vorhin durchblicken ließt, es käme Dir nach wie vor darauf an, ein an Leib und Seele geſundes Geſchlecht in die Welt zu ſetzen.

Loth: Fallen gelaſſen .... fallen gelaſſen? Wie ſoll ich denn das ....

Dr. Schimmelpfennig: Dann bleibt nichts übrig ... dann kennſt Du eben doch die Verhältniſſe nicht. Dann weißt Du zum Beiſpiel nicht, daß Hoffmann einen Sohn hatte, der mit drei Jahren bereits am Alkoholismus zugrunde ging.

Loth: Wa ... was — ſagſt Du?

Dr. Schimmelpfennig: 's tut mir leid, Loth, aber ſagen muß ich Dir's doch. Du kannſt ja dann noch machen, was Du willſt. Die Sache war kein Spaß. Sie waren gerade wie jetzt zum Beſuch hier. Sie ließen mich holen, eine halbe Stunde zu ſpät. Der kleine Kerl hatte längſt verblutet.

Loth mit den Zeichen tiefer, furchtbarer Erſchütterung an des Doktors Munde hängend.

Dr. Schimmelpfennig: Nach der Eſſigflaſche hatte das dumme Kerlchen gelangt in der Meinung, ſein geliebter Fuſel ſei darin. Die Flaſche war herunter- und das Kind in die Scherben gefallen. Hier unten, ſiehſt Du, die vena saphena, die hatte es ſich vollſtändig durchſchnitten.

Loth: W ... w ... eſſen Kind, ſagſt Du ....?

Dr. Schimmelpfennig: Hoffmanns und eben derſelben Frau Kind, die da oben wieder ... Und auch die trinkt, trinkt bis zur Beſinnungsloſigkeit, trinkt, ſoviel ſie bekommen kann.

Loth: Alſo von Hoffmann ... Hoffmann geht es nicht aus?!

Dr. Schimmelpfennig: Bewahre! Das iſt tragiſch an dem Menſchen; er leidet darunter, ſoviel er überhaupt leiden kann. Im übrigen hat er's gewußt, daß er in eine Potatorenfamilie hinein kam. Der Bauer nämlich kommt überhaupt gar nicht mehr aus dem Wirtshaus.

Loth: Dann freilich — begreife ich manches — nein! Alles begreife ich — alles. *Nach einem dumpfen Schweigen:* Dann iſt ihr Leben hier .... Helenens Leben — ein ... ein — wie ſoll ich ſagen?! mir fehlt der Ausdruck dafür — ... nicht?

Dr. Schimmelpfennig: Horrend geradezu! Das kann ich beurteilen. Daß Du bei ihr hängen bliebſt, war mir auch von Anfang an ſehr begreiflich. Aber wie geſ...

Loth: Schon gut! — verſtehe... Tut denn...? Könnte man nicht vielleicht ... vielleicht könnte man Hoffmann bewegen, etwas ... etwas zu tun? Könnteſt Du nicht vielleicht — ihn zu etwas bewegen? Man müßte ſie fortbringen aus dieſer Sumpfluft.

Dr. Schimmelpfennig: Hoffmann?

Loth: Ja, Hoffmann.

Dr. Schimmelpfennig: Du kennſt ihn ſchlecht... Ich glaube zwar nicht, daß er ſie ſchon verdorben hat. Aber ihren Ruf hat er ſicherlich jetzt ſchon verdorben.

Loth, *aufbrauſend:* Wenn das iſt: ich ſchlag ihn ...

Glaubſt Du wirklich ...? hältſt Du Hoffmann wirklich für fähig ...?

Dr. Schimmelpfennig: Zu allem, zu allem halte ich ihn fähig, wenn für ihn ein Vergnügen dabei herausſpringt.

Loth: Dann iſt ſie — das keuſcheſte Geſchöpf, was es gibt ...

Loth nimmt langſam Hut und Stock und hängt ſich ein Täſchchen um.

Dr. Schimmelpfennig: Was gedenkſt Du zu tun, Loth?

Loth: ...... Nicht begegnen ...!

Dr. Schimmelpfennig: Du biſt alſo entſchloſſen?

Loth: Wozu entſchloſſen?

Dr. Schimmelpfennig: Euer Verhältnis aufzulöſen.

Loth: Wie ſollt ich wohl dazu nicht entſchloſſen ſein?

Dr. Schimmelpfennig: Ich kann Dir als Arzt noch ſagen, daß Fälle bekannt ſind, wo ſolche vererbte Uebel unterdrückt worden ſind, und Du würdeſt ja gewiß Deinen Kindern eine rationelle Erziehung geben.

Loth: Es mögen ſolche Fälle vorkommen.

Dr. Schimmelpfennig: Und die Wahrſcheinlichkeit iſt vielleicht nicht ſo gering, daß ...

Loth: Das kann uns nichts helfen, Schimmel. So ſteht es: es gibt drei Möglichkeiten! Entweder ich heirate ſie, und dann .... nein, dieſer Ausweg exiſtiert überhaupt nicht. Oder — die bewußte Kugel. Na ja, dann hätte man wenigſtens Ruhe. Aber nein! So weit ſind wir noch nicht, ſo was kann man ſich einſtweilen noch nicht leiſten — alſo: leben! kämpfen! — Weiter, immer weiter. Sein Blick fällt auf den Tiſch, er bemerkt das von Eduard zurechtgeſtellte Schreibzeug, ſetzt ſich, ergreift die Feder, zaudert, und ſagt: Oder am Ende ...?

Dr. Schimmelpfennig: Ich verſpreche Dir, ihr die Lage ſo deutlich als möglich vorzuſtellen.

Loth: Ja, ja! — nur eben ... ich kann nicht anders. Er ſchreibt, adreſſiert und kuvertiert. Er ſteht auf und reicht Schimmelpfennig die Hand. Im übrigen verlaſſe ich mich — auf Dich.

Dr. Schimmelpfennig: Du gehſt zu mir, wie? Mein Kutſcher ſoll Dich zu mir fahren.

Loth: Sag mal, ſollte man denn nicht wenigſtens verſuchen — ſie aus den Händen dieſes ..... dieſes Menſchen zu ziehen? ..... Auf dieſe Weiſe wird ſie doch unfehlbar noch ſeine Beute.

Dr. Schimmelpfennig: Guter, bedauernswürdiger Kerl! Soll ich Dir was raten? Nimm ihr nicht das .... Wenige, was Du ihr noch übrig läßt.

Loth, tiefer Seufzer: Qual über ... haſt vielleicht — recht — jawohl, unbedingt ſogar.

Man hört jemand haſtig die Treppe herunter kommen. Im nächſten Augenblick ſtürzt **Hoffmann** herein.

Hoffmann: Herr Doktor, ich bitte Sie um Gottes Willen .... ſie iſt ohnmächtig ..... die Wehen ſetzen aus ... wollen Sie nicht endlich .....

Dr. Schimmelpfennig: Ich komme hinauf. Zu Loth bedeutungsvoll: Auf Wiederſehen! Zu Hoffmann, der ihm folgen will: Herr Hoffmann, ich muß Sie bitten .... eine Ablenkung oder Störung könnte verhängnisvoll ... am liebſten wäre es mir, Sie blieben hier unten.

Hoffmann: Sie verlangen ſehr viel, aber ... na!

Dr. Schimmelpfennig: Nicht mehr als billig. Ab. Hoffmann bleibt zurück.

Hoffmann bemerkt Loth: Ich zittere, die Aufregung ſteckt mir in allen Gliedern. Sag mal, Du willſt fort?

Loth: Ja.

Hoffmann: Jetzt mitten in der Nacht?

Loth: Nur bis zu Schimmelpfennig.

Hoffmann: Ach ſo! Nun ..... wie die Verhältniſſe ſich geſtaltet haben, iſt es am Ende kein Vergnügen mehr bei uns ... Alſo leb recht ...

Loth: Ich danke für die Gaſtfreundſchaft.

Hoffmann: Und mit Deinem Plan, wie ſteht es da?

Loth: Plan?

Hoffmann: Deine Arbeit, Deine volkswirtſchaftliche Arbeit über unſern Diſtrikt, meine ich. Ich muß Dir ſagen ... ich möchte Dich ſogar als Freund inſtändig und herzlich bitten ...

Loth: Beunruhige Dich weiter nicht. Morgen ſchon bin ich über alle Berge.

Hoffmann: Das iſt wirklich — unterbricht ſich —

Loth: Schön von Dir, wollt'ſt Du wohl ſagen?

Hoffmann: Das heißt — ja — in gewiſſer Hinſicht; übrigens Du entſchuldigſt mich, ich bin ſo entſetzlich aufgeregt. Zähle auf mich! Die alten Freunde ſind immer noch die beſten. Adieu, Adieu.

Ab durch die Mitte.

Loth wendet ſich, bevor er zur Tür hinaustritt, noch einmal nach rückwärts und nimmt mit den Augen noch einmal den ganzen Raum in ſein Gedächtnis auf. Hierauf zu ſich: Da könnt ich ja nun wohl — gehen. Nach einem letzten Blick ab.

Das Zimmer bleibt für einige Augenblicke leer. Man vernimmt gedämpfte Rufe und das Geräuſch von Schritten, dann erſcheint **Hoffmann**. Er zieht, ſobald er die Tür hinter ſich geſchloſſen hat, unverhältnismäßig ruhig ſein Notizbuch und rechnet etwas; hierbei unterbricht er ſich und lauſcht, wird unruhig, ſchreitet zur Tür und lauſcht wieder. Plötzlich rennt jemand die Treppe herunter, und herein ſtürzt **Helene**.

Helene, noch außen: Schwager! In der Tür: Schwager!

Hoffmann: Was iſt denn — los?

Helene: Mach Dich gefaßt! totgeboren!

Hoffmann: Jeſus Chriſtus! Er ſtürzt davon.

Helene allein

Sie ſieht ſich um und ruft leiſe: Alfred! Alfred! und dann, als ſie keine Antwort erhält, in ſchneller Folge: Alfred! Alfred! Dabei iſt ſie bis zur Tür des Wintergartens geeilt, durch die ſie ſpähend blickt. Dann ab in den Wintergarten. Nach einer Weile erſcheint ſie wieder. Alfred! Immer unruhiger werdend, am Fenſter, durch das ſie hinausblickt: Alfred! Sie öffnet das Fenſter und ſteigt auf einen davor ſtehenden Stuhl. In dieſem Augenblick klingt deutlich vom Hofe herein das Geſchrei des betrunkenen, aus dem Wirtshaus heimkehrenden Bauern, ihres Vaters: Dohie hä!

biin iich nee a hibſcher Moan? Hoa iich nee a hibſch Weib? Hoa iich nee a poar hibſche Tächter dohie hä? Helene ſtößt einen kurzen Schrei aus und rennt wie gejagt nach der Mitteltür. Von dort aus entdeckt ſie den Brief, welchen Loth auf dem Tiſch zurückgelaſſen. Sie ſtürzt ſich darauf, reißt ihn auf und durchfliegt ihn, einzelne Worte aus ſeinem Inhalt laut hervorſtoßend: „Unüberſteiglich!“ ... „Niemals wieder!“ Sie läßt den Brief fallen, wankt. Zu Ende! Rafft ſich auf, hält ſich den Kopf mit beiden Händen, kurz und ſcharf ſchreiend: Zu En—de! Stürzt ab durch die Mitte. Der Bauer draußen, ſchon aus geringerer Entfernung: Dohie hä? iis ernt's Gittla ne mei—ne? Hoa iich ne a hibſch Weib? Bin iich nee a hibſcher Moan? Helene, immer noch ſuchend, wie eine halb Irrſinnige aus dem Wintergarten hereinkommend, trifft auf Eduard, der etwas aus Hoffmanns Zimmer zu holen geht. Sie redet ihn an. Eduard! Er antwortet: Gnädiges Fräulein? Darauf ſie: Ich möchte ... möchte den Herrn Dr. Loth ... Eduard antwortet: Herr Dr. Loth ſind in des Herrn Dr. Schimmelpfennigs Wagen fortgefahren! Damit verſchwindet er im Zimmer Hoffmanns. Wahr! ſtößt Helene hervor und hat einen Augenblick Mühe, aufrecht zu ſtehen. Im nächſten durchfährt ſie eine verzweifelte Energie. Sie rennt nach dem Vordergrunde und ergreift den Hirſchfänger ſamt Gehänge, der an dem Hirſchgeweih über dem Sofa befeſtigt iſt. Sie verbirgt ihn und hält ſich ſtill im dunklen Vordergrund, bis Eduard, aus Hoffmanns Zimmer kommend, zur Mitteltür hinaus iſt. Die Stimme des Bauern, immer deutlicher: Dohie hä, biin iich nee a hibſcher Moan? Auf dieſe Laute, wie auf ein Signal hin, ſpringt Helene auf und verſchwindet ihrerſeits in Hoffmanns Zimmer. Das Hauptzimmer iſt leer, und man hört fortgeſetzt die Stimme des Bauern: Dohie hä, hoa iich nee die ſchinſten

Zähne, hå? Hoa iich ne a hibſch Gittla? Miele kommt durch die Mitteltür. Sie blickt ſuchend umher und ruft: Freilein Helene! und wieder: Freilein Helene! Dazwiſchen die Stimme des Bauern: 's Gald iis mei—ne! Jetzt iſt Miele ohne weiteres Zögern in Hoffmanns Zimmer verſchwunden, deſſen Tür ſie offen läßt. Im nächſten Augenblick ſtürzt ſie heraus mit den Zeichen eines wahnſinnigen Schrecks; ſchreiend dreht ſie ſich zwei — drei Mal um ſich ſelber, ſchreiend jagt ſie durch die Mitteltür. Ihr ununterbrochenes Schreien, mit der Entfernung immer ſchwächer werdend, iſt noch einige weitere Sekunden vernehmlich. Man hört nun die ſchwere Haustüre aufgehen und dröhnend ins Schloß fallen, das Schrittegeräuſch des im Hausflur herumtaumelnden Bauern, ſchließlich eine rohe, näſelnde, lallende Trinkerſtimme ganz aus der Nähe durch den Raum gellen: Dohie hå! Hoa iich nee a poar hibſche Tächter?

Der Vorhang fällt.

Das Friedensfeſt

Eine Familienkataſtrophe

in drei Akten

Dieſe Dichtung war Theodor Fontane, dem Lebenden, ehrfurchtsvoll zugeeignet. Ich widme ſie jetzt dem Andenken des Dahingeſchiedenen.

Gerhart Hauptmann

Dramatis personae

Dr. med. Fritz Scholz, achtundſechzig Jahre alt
Minna Scholz, deſſen Ehefrau, ſechsundvierzig Jahre alt
Auguſte, neunundzwanzig Jahre alt
Robert, achtundzwanzig Jahre alt
Wilhelm, ſechsundzwanzig Jahre alt
deren Kinder
Soweit möglich, muß in den Maſken eine Familienähnlichkeit zum Ausdruck kommen
Frau Marie Buchner, zweiundvierzig Jahre alt
Ida, ihre Tochter, zwanzig Jahre alt
Friebe, Hausknecht, fünfzig Jahre alt

Die Vorgänge dieſer Dichtung ſpielen ſich ab an einem Weihnachtsabend der achtziger Jahre in einem einſamen Landhaus auf dem Schützenhügel bei Erkner (Mark Brandenburg).

Der Schauplatz aller drei Vorgänge iſt eine hohe, geräumige Halle, weiß getüncht, mit altertümlichen Bildern, wie auch mit Geweihen und Tierköpfen aller Art behangen. Ein Kronleuchter aus Hirſchgeweihen, in der Mitte der Balkendecke angebracht, iſt mit friſchen Lichtern beſteckt. Mitten in der Hinterwand ein nach innen vorſpringendes Gehäuſe mit Glastür, durch die man das ſchwere, geſchnitzte Eichenportal des Hauſes erblicken kann. Oben auf dem Gehäuſe befindet ſich ausgeſtopft ein balzender Auerhahn. Seitlich über dem Gehäuſe rechts und links je ein Fenſter, befroren und zum Teil mit Schnee verweht.

Die Wand rechts weiſt einen offenen, torartigen Bogen auf, der nach der Treppe in die oberen Stockwerke führt. Von zwei niedrigen Türen derſelben Wand führt die eine nach dem Keller, die andre zur Küche. Die gegenüberliegende Wand hat ebenfalls zwei Türen, welche beide in ein und dasſelbe Zimmer führen. Zwiſchen dieſen Türen eine alte Standuhr, auf deren Dach ein ausgeſtopfter Kauz hockt. Die Möblierung des Raumes beſteht aus alten, ſchweren Eichenholztiſchen und Stühlen. Parallel mit der Seitenwand, rechts vom Zuſchauer, eine weiß gedeckte Tafel. Rechts im Vordergrund ein eiſernes Öfchen mit längs der Wand hingehender Rohrleitung. Alle Türen ſind bunt, die Türfüllungen mit primitiven Malereien, Papageien uſw. darſtellend, verſehen.

Erſter Akt

Die Halle iſt mit grünen Reiſern ausgeſchmückt. Auf den Steinflieſen liegt ein Chriſtbaum ohne Fuß. **Friebe** zimmert auf der oberſten Kellerſtufe einen Fuß zurecht. Einander gegenüberſtehend zu beiden Seiten der Tafel beſchäftigen ſich **Frau Buchner** und **Frau Scholz** damit, bunte Wachslichte in den dazu gehörigen Tüllen zu befeſtigen. Frau Buchner iſt eine geſund ausſehende, gut genährte, freundlich blickende Perſon, einfach, ſolid und ſehr adrett gekleidet. Schlichte Haartracht. Ihre Bewegungen ſind beſtimmt, aber vollkommen ungezwungen. Ihr ganzes Weſen drückt eine ungewöhnliche Herzlichkeit aus, die durchaus echt iſt, auch wenn die Art, mit der ſie ſich kundgibt, zuweilen den Eindruck der Ziererei macht. Ihre Sprache iſt gefliſſentlich rein, in Momenten des Affekts deklamatoriſch. Ein Hauch der Zufriedenheit und des Wohlbehagens ſcheint von ihr auszugehen. — Anders Frau Scholz. Sie iſt eine über ihre Jahre hinaus gealterte Perſon mit den beginnenden Gebrechen des Greiſenalters. Ihre Körperformen zeigen eine ungeſunde Fettanſammlung. Ihre Hautfarbe iſt weißlichgrau. Ihre Toilette iſt weniger als ſchlicht. Ihr Haar iſt grau und nicht zuſammengerafft; ſie trägt eine Brille. Frau Scholz iſt ſchußrig in ihren Bewegungen, ruhelos, hat eine zumeiſt weinerliche oder winſlige Sprechweiſe und erregt den Eindruck andauernder Aufgeregtheit. Während Frau Buchner nur für andere zu exiſtieren ſcheint, hat Frau Scholz vollauf mit ſich ſelbſt zu tun. — Auf der Tafel zwei fünfarmige, mit Lichtern beſteckte Girandolen. Weder der Kronleuchter noch die Girandolen ſind angeſteckt. Brennende Petroleumlampe.

Friebe führt mit dem Beil einen Schlag: Da jeht mer ooch keen Schlag nich fehl.

Frau Scholz: — Ffff! Ich kann's doch aber nich hören, Friebe! Wie oft hab ich Ihn'n ſchon ... wie leicht kann Ihn'n das Beil abfahren! Auf Steinen hackt man nich Holz!

Friebe: Da jarantier ick for. Wofor wär ick d'nn ſonſt zehn Jahre Rejimenter geweſen?

Frau Buchner: Regimenter?

Frau Scholz: Er war Vorarbeiter in den königlichen Forſten.

Friebe: Keen — er ſchlägt zu — Schlag — da — ä! — er ſchlägt — komm ick for uff. Er ſteigt herauf, betrachtet, was er gemacht hat, bei der Lampe und befeſtigt dann den Chriſtbaum, ſo daß er aufrecht ſteht. Friebe iſt klein, bereits ein wenig gebeugt, o-beinig und hat eine Glatze. Sein kleines, bewegliches Affengeſichtchen iſt unraſiert. Kopfhaare und Bartſtoppeln ſpielen ins Gelblichgraue. Er iſt ein Allerweltsbaſtler. Der Rock, welchen er trägt, ein Ding, das von Putzpulver, Öl, Stiefelwichſe, Staub uſw. ſtarrt, iſt für einen doppelt ſo großen Mann berechnet, deshalb die Ärmel aufgekrempt, die Rockflügel weit übereinander gelegt. Er trägt eine braune, verhältnismäßig ſaubre Hausknechtsſchürze, unter welcher er von Zeit zu Zeit eine Schnupftabaksdoſe hervorzieht, um mit Empfindung zu ſchnupfen. Der Baum iſt befeſtigt. Friebe hat ihn auf die Tafel gehoben, ſteht davor und betrachtet ihn. Een janzet — ſchönet — richtijet — Tannenbäumken! Mit wegwerfender Überlegenheit zu den Frauen hinüber: 's is woll jar keens, wat?

Frau Buchner: Als ehemaliger Forſtmann müſſen Sie ja das wohl unterſcheiden können.

Friebe: Na jewiß doch, det wär ja noch verrückter! Was de nu de Fichte is …

Frau Scholz unterbricht ihn ungeduldig: Wir dürfen uns beileibe nich aufhalten, Friebe. Meine Tochter hat extra geſagt: Daß Du mir Frieben ſchickſt!

Friebe: Na .... i! .... meinswejen doch. Mit einer wegwerfenden Handbewegung ab durch die Küchentür.

Frau Buchner: An dem habt Ihr wohl was?

Frau Scholz: J warum nich gar! 'n ganz verdrehter Zwickel. Wenn nich mei Mann .... na ſehen Se, ſo war mei Mann. Dieſe alte Schnupftabaknaſe, die war nu für ihn, die mußt er den ganzen Tag um ſich haben, ſonſt war ihm nich wohl. Ein zu merkwürdiger Mann!

Auguſte, in Haſt und Beſtürzung von draußen herein. Innen angelangt, ſchlägt ſie die Glastür heftig ins Schloß und ſtemmt ſich dagegen, wie um jemandem den Eintritt zu verwehren.

Frau Scholz, aufs heftigſte erſchrocken, ſchnell nacheinander: O! Gottogottogott!!!

Frau Buchner: — Ja — was ...?

Auguſte iſt lang aufgeſchoſſen und auffallend mager, ihre Toilette iſt hochmodern und geſchmacklos. Pelzjacke, Pelzbarett, Muff. Geſicht und Füße ſind lang; das Geſicht ſcharf, mit ſchmalen Lippen, die feſt aufeinander paſſen, und Zügen der Verbitterung. Sie trägt eine Lorgnette. Mit der Aufgeregtheit der Mutter verbindet ſie ein pathologiſch offenſives Weſen. Dieſe Geſtalt muß gleichſam eine Atmoſphäre von Unzufriedenheit, Mißbehagen und Troſtloſigkeit um ſich verbreiten.

Auguſte: Draußen ... meiner Seele ... es iſt jemand hinter mir hergekommen.

Frau Buchner, die Uhr ziehend: Wilhelm vielleicht ſchon — nein, doch nicht. Der Zug kann noch nicht da ſein. Zu Auguſte: Warten Sie doch mal! Sie greift nach der Türklinke, um ſie zu öffnen.

Auguſte: Nich doch, nich doch!

Frau Buchner: Sie ſind nervööös, liebes Kind. Sie geht durch die Glastür und öffnet das Außenportal. Ein wenig zaghaft: Iſt jemand hier? — Reſolut: Iſt jemand hier? Pauſe, keine Antwort.

Frau Scholz, erboſt: Großartig, wirklich! — Ich dächte, ma hätte gerade genug Aufregung. Man kann ja den Tod davon haben. Was Du ooch immer haſt!

Auguſte: Haben! haben! — batzig: was ich nur immer haben ſoll?!

Frau Scholz: Du biſt ja recht liebenswürdig zu Deiner Mutter!

Auguſte: Ach, meinswegen! — Soll man ſich etwa nicht fürchten, wenn man ... im Stockfinſtern — mutterſeelenallein ...

Frau Buchner, die Hände von rückwärts um ihre Taille legend, begütigend: Hitzkopf, Hitzkopf! — Wer wird denn immer gleich ſoo ſein!! — Kommen Sie — iſt ihr beim Ablegen behilflich — ſo — ſehen Sie!?

Auguſte: Ach, Frau Buchner, 's is auch wahr!

Frau Buchner: Hört mal, Herrſchaften; vier lange Tage ſind wir nun ſchon bei Euch. Ich dächte .... wollt Ihr mich nicht Du nennen? — Ja?! — Schön! Alſo .... Umarmt und küßt Auguſte, desgleichen Frau Scholz.

Frau Scholz, bevor ſie die Umarmung entgegennimmt: Wart nur, wart, ich habe Wachshände.

Frau Buchner, zu Auguſte, welche an das Öfchen getreten iſt, um ſich zu wärmen: Gelt, jetzt iſt Dir ſchon gemütlicher? — War die Beſcherung hübſch?

Auguſte: Na, ich geh jedenfalls nicht mehr hin. Schlechte Luft, eine Hitze zum Umkommen.

Frau Buchner: Hat der Herr Paſtor ſchön geſprochen?

Auguſte: Soviel ſteht feſt: wenn ich arm wäre, ich hätte auf die Rede des Großmann hin .... wahrhaftig, den ganzen Bettel hätte ich ihnen vor die Füße geſchmiſſen.

Frau Buchner: Es iſt aber doch ein großer Segen für die armen Leute.

Man hört hinter der Szene von einer hellen, ſchönen Frauenſtimme geſungen:

Wenn im Hag der Lindenbaum
Wieder blüht,
Huſcht der alte Frühlingstraum
Durch mein treu Gemüt.

Ida tritt ein von der Treppe her. Sie iſt zwanzig Jahre alt und trägt ein ſchlichtes, ſchwarzes Wollkleid. Sie hat eine ſchöne, volle Geſtalt, ſehr kleinen Kopf und trägt das lange, gelbe Haar bei ihrem erſten Auftreten offen. In ihrem Weſen liegt etwas Stillvergnügtes, eine verſchleierte Heiterkeit und Glückszuverſicht; demgemäß iſt der Ausdruck ihres klugen Geſichts meiſt heiter, geht aber auch mitunter plötzlich in einen milden Ernſt über oder zeigt ſpontan tiefes Verſonnenſein.

Ida, ein Handtuch um die Schulter gelegt, einige Kartons auf dem Arm: Es kam doch jemand?

Frau Scholz: Auguſte hat uns 'n ſchönen Schreck eingejagt.

Ida, rückwärts nach der Treppe deutend: Da oben iſt's auch recht ungemütlich; — lachend: ich hab gemacht, daß ich runter kam.

Frau Scholz: Aber Kindel! über Dir wohnt ja jetzt noch Robert.

Ida ſtellt die Kartons auf den Tiſch, öffnet ſie und entnimmt ihnen einige Gegenſtände: Wenn auch! der ganze Stock iſt doch immer leer.

Frau Buchner: Dein Haar müßte doch nun bald trocken ſein, höre?

Ida, den Kopf anmutig wendend und zurückwerfend: Fühl mal!

Frau Buchner tut es: O bewahre! — Du hätt'ſt zeitiger baden ſollen, Kind.

Ida: Was die alte Mähne doch für Mühe macht, eine ganze halbe Stunde hab ich am Ofen gehockt. Sie hat einem der Kartons eine gelbſeidene Börſe entnommen, die ſie Auguſten hinhält. Die Farbe iſt nett, wie? 's is ja nur ſo ein kleines Späßchen. Hat er ſchon manchmal Börſen gehabt?

Auguſte, über ihr Peluchejackett hinweg, an dem ſie herumreinigt, achſelzuckend: Weiß nicht. Sie bringt ihre kurzſichtigen Augen prüfend in nächſte Nähe der Börſe. Bißchen ſehr locker im Muſter. Sogleich wieder in ihre vorige Arbeit vertieft: Der Peluche iſt hin.

Ida, ein Kiſtchen Zigarren aufbauend: Ich freu mich recht! — Daß Ihr nur nie einen Baum geputzt habt —?

Auguſte: Wenn man's recht bedenkt: eigentlich iſt das doch auch nichts für Erwachſene.

Frau Scholz: Nie! Da hätt ich ihm nur kommen ſollen, mei Mann hätt mich ſchöne geſtenzt. Bei meinen ſeligen Eltern .... ja wenn ich denke .... was war das für ein ſcheenes Familienleben! Kein Weihnachten ohne Baum. Gleichſam Gang und Manieren des Vaters kopierend: Wenn der Vater ſo am Abend aus dem Bureau kam und die ſchööönen Lehmannſchen Pfefferkuchen mitbrachte! Sie bringt Daumen und Zeigefinger, als ob ſie ein Stückchen dieſes ſuperben Kuchens damit hielte, in die Nähe des Mundes. Ach ja, das ſind vergangne Zeiten! Mei Mann — der aß nich mal Mittags mit uns zuſammen. Er wohnte oben, wir unten; der reine Einſiedler. Wollte man was von ihm, dann mußte man ſich weeß Gott hinter Frieben ſtecken.

Auguſte, vom Ofen, wo ſie anlegt: Ach, red doch nicht immer ſo!

Frau Scholz: Heiz Du lieber nich ſo unſinnig!

Auguſte: Ja, ſoll's denn nicht warm werden?

Frau Scholz: Die ganze Hitze fliegt ja heut zum Schornſtein naus.

Auguſte, unſchlüſſig, erboſt: Ja, ſoll denn nu nicht angelegt werden?

Frau Scholz: Laß mich zufrieden!

Auguſte wirft die Kohlenſchaufel geräuſchvoll in den Kaſten: Na, dann nicht! Wütend links ab.

Ida: Ach, Guſtchen, bleib da! Zu Frau Scholz: Paſſ auf, ich werd ſie ſchon wieder fidel machen. Ihr nach, ab.

Frau Scholz, reſigniert: So ſind meine Kinder alle! — Nein, ſo ein Mädel wirklich! — Und kein Halten. Bald möcht ſe das, bald jen's. — Da fällt's ihr uff eemal ein .... da muß ſe lernen. Dann ſteckt ſe oben und red't wochenlang kee Wort — dann kommt ſe ſich wieder mal ganz überflüſſig vor. — Ach du mein Gott ja, Du biſt zu beneiden! So'n liebes Dingelchen, wie Deine Tochter is ...

Frau Buchner: Aber Guſtchen doch auch.

Frau Scholz: So allerliebſt wie ſie Klavier ſpielt; und dieſe reizende Stimme! Wie gern ich ſo ein paar Töne höre! ...

Frau Buchner: Warum ſpielſt Du denn gar nicht?

Frau Scholz: I! da käm ich ſcheen an, da wäre mein bißchen Ruhe vollends hin. Auguſte iſt ja ſo nervös ....! Gerade wie ihr Vater, den konnte man auch jagen mit dem Klavierſpiel.

Frau Buchner: Deinen Wilhelm ſollteſt Du jetzt ſpielen hören! der hat ſich vervollkommnet! — Was wäre denn Ida ohne ihn? Von ihm hat ſie ja doch alles gelernt, was ſie kann.

Frau Scholz: Ach ja, Du ſagteſt's ja ſchon. Talentvoll iſt er; davon is nicht die Rede. Es war ne Luſt, ihn zu unterrichten.

Frau Buchner: Ach und er denkt mit ſolcher Rührung an die Zeit zurück, wo ſein Muttelchen ihm die Anfangsgründe beibrachte.

Frau Scholz: So?! Mein Gott ja, ſchöne Stunden waren das ja auch. — Damals dacht ich .... Alles kommt anders .... Es regt mich doch ſehr, ſehr auf.

Frau Buchner: Es regt Dich .... was?

Frau Scholz: Nu, daß er kommt. Wie ſieht er denn jetzt eigentlich ſo aus?

Frau Buchner: Gut — dick — geſund — Du wirſt Dich freuen über Deinen Sohn.

Frau Scholz: Ich muß mich wirklich wundern, daß der Junge kommt. Mei Herz hat mir manchmal richtig weh getan. Und was ich bloß für Papier verſchrieben hab'. Nich mal geantwortet hat er ſeiner alten Mutter. Wie haſt Du ihn nur dazu gebracht? Das kann ich nich begreifen, das kann ich nich begreifen.

Frau Buchner: Ich? O nein. Ida hat das über ihn vermocht.

Frau Scholz: Robert kümmert ſich ja auch nicht viel um uns, aber er kommt doch wenigſtens alle Jahr einmal um die Weihnachtszeit ein paar Tage. Das lobt man ſich doch! Aber Wilhelm .... ſechs volle Jahre iſt er nich hier geweſen: er und mein Mann, ſechs volle Jahre! Kommt ſie denn mit ihm aus?

Frau Buchner: Ida? Sehr gut, in jeder Hinſicht.

Frau Scholz: Das iſt aber doch zu wunderlich. Du kannſt Dir nämlich nich denken, wie verſchloſſen der

Junge immer war, ganz wie der Vater. Keinen Spielkameraden, keinen Schulfreund, kein nichts hatte er.

Frau Buchner: Ja, ja, ſo war er anfänglich auch uns gegenüber. — Er wollte durchaus nicht anders als zu den Klavierſtunden unſer Haus betreten.

Frau Scholz: Na und dann is er doch gekommen?

Frau Buchner: Das heißt .... ja. Er ſagte: wir ſollten ihn nur vorläufig in Ruhe laſſen, und wenn er ſo weit wäre, dann würde er ſchon ſelbſt kommen. Wir waren ſo vernünftig, ihm ſeinen Willen zu laſſen, und richtig, nachdem wir ein halbes Jahr gewartet — eigentlich ſchon nicht mehr gewartet — kam er. Von da ab Tag für Tag. Da iſt es denn nach und nach ſo ganz anders geworden.

Frau Scholz: Ihr müßt hexen können. Die Verlobung allein ſchon iſt ein ganz unbegreifliches Wunder für ſich.

Frau Buchner: Mit Künſtlern muß man umzugehen wiſſen. Ich hab's gelernt — mein ſeliger Mann war auch einer.

Frau Scholz: Und — die — Geſchichte mit — Vater? — Hat er Euch auch in — dieſe Geſchichte eingeweiht?

Frau Buchner: N—ein, liebe Freundin. — Siehſt Du, das iſt der allereinzigſte Punkt, das iſt .... in dieſem Punkt hat er ſich noch nicht überwinden können. Es läge ja nichts daran, aber Du kannſt mir glauben, er leidet an der Erinnerung furchtbar. Bis auf den heutigen Tag leidet er. Nicht am wenigſten freilich dadurch, daß er die Sache geheim hält. Jedenfalls muß er darüber hinwegkommen, auch über dieſe Sache.

Frau Scholz: J Gott bewahre — nee, nee, nee, alles was recht is. Ehre Vater und Mutter: die Hand, die ſich gegen den eigenen Vater erhebt .... aus dem Grabe wachſen ſolche Hände. Wir haben uns gezankt, ja doch! Wir haben beide Fehler, mei Mann und ich, aber das ſind unſre Sachen. Kein Menſch hat ſich da neinzumiſchen, am wenigſten der eigne Sohn. — Und wer hat die Sache ausbaden müſſen? Natürlich ich. So ne alte Frau, die hat 'n breiten Puckel. Mei Mann ging aus dem Hauſe, noch am ſelbigen Tage, und eine halbe Stunde ſpäter auch Wilhelm. Da half kein Reden. Erſt dachte ich, ſie würden wiederkommen, aber wer nicht kam, das waren ſie. Und Wilhelm allein, kein andrer Menſch is ſchuld dran, kein andrer Menſch.

Frau Buchner: Wilhelm mag eine ſchwere Schuld haben, davon bin ich überzeugt, aber ſieh mal, wenn man jahrelang gebüßt hat und — — —

Frau Scholz: Nee, nee! J Gott! wo denkſt Du hin?! Darüber kann man nich ſo leicht hinweggehen. Das wäre noch ſchöner! Es iſt ja ſehr ſchön von Dir, daß Du Dich des Jungen ſo angenommen haſt, — es iſt ja auch ſehr hübſch, daß er kommt, ja warum denn nich? Aber im Grunde, was nützt das alles? So leicht ſind die Klüfte nicht auszufüllen. — Ja, ja, es ſind Klüfte, — richtige, tiefe Klüfte zwiſchen uns Familiengliedern.

Frau Buchner: Ich glaube doch, daß wir Menſchen mit dem feſten, ehrlichen Willen ...

Frau Scholz: Der Wille, der Wille! Geh mer nur damit! Das kenn ich beſſer. Da mag man wollen und wollen und hundertmal wollen, und alles bleibt doch beim Alten. Nee, nee! das iſt 'n ganz andrer Schlag, Deine Tochter: die is ſo, und Wilhelm is ſo, und beide bleiben, wie ſie ſind. Viel zu gutte Sorte für einen von uns, viel, viel zu gutt. — Gott ja, der Wille, der Wille! — ja, ja, alles gutter Wille — Dein Wille iſt ſehr gutt, aber ob Du damit was erreichen wirſt —? Ich glaube, nicht.

Frau Buchner: Aber ich hoffe es um ſo feſter.

Frau Scholz: Kann ja alles ſein. Ich will ja nichts verreden. Im Grunde freue ich mich ja auch von ganzem Herzen auf den Jungen, nur regt es mich ſehr, ſehr auf, und paſſ auf: Du ſtellſt es Dir viel zu leicht vor.

Ida, links hereinkommend, zu Frau Scholz, zutulich: Schwiegermütterchen, ſie vergoldet Nüſſe.

Frau Buchner: Es wird Zeit, Idchen! Du mußt Dich hübſch machen. Er kann jetzt jeden Augenblick hier ſein.

Ida, erſchrocken: Soo? Schon?

Frau Scholz: Ach macht ock keene Geſchichten! Für den Jungen is ſie viel zu ſchön.

Frau Buchner: Ich hab Dir das blaue zurecht gelegt — Ida nachrufend: und ſteck die Broſche an, hörſt Du! Ida ab. Auf Schmuck gibt ſie gar nichts.

Das Außenportal des Hauſes geht.

Frau Scholz: Wart ... wer? ... Zu Frau Buchner: Tu mer den Gefallen, Du ... ich kann ihn jetzt noch nicht ſehen, ich ....

Frau Buchner, an der Treppentür hinausrufend: Ida! Dein Wilhelm kommt.

Dr. **Scholz** tritt ein durch die Glastür.

Dr. Scholz iſt ungewöhnlich groß, breitſchultrig, ſtark aufgeſchwemmt. Geſicht fett, Teint grau und unrein, die Augen zeitweilig wie erſtorben, zuweilen lackartig glänzend, vagierender Blick. Er hat einen grauen und ſtruppigen Backenbart. Seine Bewegungen ſind ſchwerfällig und zitterig. Er ſpricht unterbrochen von keuchenden Atemzügen, als ob er Mehl im Munde hätte, und ſtolpert über Silben. Er iſt ohne Sorgfalt gekleidet: ehemals braune, verſchoſſene Samtweſte, Rock und Beinkleidung von indifferenter Färbung. Mütze mit großem Schild, ſteingrau, abſonderlich in der Form. Rohſeidnes Halstuch. Wäſche zerknittert. Zum Schnäuzen verwendet der Doktor ein großes, türkiſches Taſchentuch. Er führt bei ſeinem Eintritt ein ſpaniſches Rohr mit Hirſchhornkrücke in der Rechten, hat einen großen Militär-Reiſehavelock umgehängt und trägt einen Pelzfußſack über dem linken Arm.

Dr. Scholz: Servus! servus!

Frau Scholz, den Doktor wie eine überirdiſche Erſcheinung anſtarrend: Fritz! —

Dr. Scholz: Ja, wie Du ſehen kannſt.

Frau Scholz, mit einem Schrei ihren Mann umhalſend: Fritz!! —

Auguſte öffnet die Tür links, fährt zugleich zurück: Der Vater!

Frau Buchner, mit ſtarrem Ausdruck rückwärts ſchreitend, ab durch linke Seitentür.

Dr. Scholz: Ich bin's, wie Du ſiehſt. Vor allem, Du: iſt Friebe da?

Friebe guckt durch die Küchentür, erſchrickt, kommt vollends hervor: Herr Dokter!! Er ſtürzt auf ihn zu, faßt und küßt ſeine beiden Hände. Nu bitt ick eenen Menſchen! Jott ſoll mir 'n Taler ſchenken!

Dr. Scholz: Pſſſt! — ſehen Sie mal nach — ſchließen Sie die Haustür feſt. Friebe nickt und vollführt den Befehl mit freudigem Eifer.

Frau Scholz, vor Staunen außer ſich: Aber ſag mer nur, Fritz! ſag mer nur ... die Gedanken fliegen mer davon — ihn weinend umhalſend: Ach Fritz! was haſt Du mir für Kummer gemacht in der langen Zeit!

Dr. Scholz, ſeine Frau ſanft zurückdrängend: Ach, Du ... mein Leben iſt auch ... wir wollen uns doch lieber nicht von Anfang an mit Vorwürfen ..... Du biſt doch immer die alte wehleidige Seele — mit gelinder Bitterkeit: Uebrigens würde ich Dich ſicher nicht beläſtigt haben, wenn nicht ... Friebe nimmt ihm Mantel, Fußſack uſw. ab. Es gibt Lebenslagen, liebe Minna ... wenn man, wie ich, einflußreiche Gegner hat. Friebe ab durch den Treppenausgang mit den Sachen des Doktors.

Frau Scholz, gutmütig ſchmollend: Es hat Dich doch niemand geheißen, Fritz! Du hatt'ſt doch hier 'n ſichres, warmes Zuhauſe. So ſchön hätt'ſt Du leben können!

Dr. Scholz: Sei nicht böſe, aber: das verſtehſt Du nicht!

Frau Scholz: Na ja; ich bin ja nur ne einfache

Perſon, das mag ja möglich ſein, aber Du warſt ja wirklich auf niemand angewieſen. Es war doch gar nicht nötig, daß Du ...

Dr. Scholz: Pſſſt, es war ſehr nötig. Halbwegs geheimnisvoll: Auf Schuld folgt Sühne, auf Sünde folgt Strafe.

Frau Scholz: Na ja — freilich, Fritz — es hat wirklich auch viel an Dir mit gelegen. Sie wirft von jetzt ab bis zum Schluß des Geſprächs fortwährend ängſtliche Blicke nach der Haustür, als befürchte ſie jeden Augenblick die Ankunft Wilhelms. Wir hätten doch ſo ruhig ... ſo zufrieden ... wenn Du nur gewollt hätt'ſt.

Dr. Scholz: Alles hat an mir gelegen, ganz und gar alles.

Frau Scholz: Da biſt Du nu auch wieder ungerecht.

Dr. Scholz: J! ich will ja auch nicht beſtreiten: viel Gemeinheit hat ſich verbunden gegen mich; das iſt ja bekannt. — Zum Beiſpiel denke Dir: in den Hotels — die Kellner — keine Nacht konnte ich durchſchlafen, hin und her, hin und her auf den Korridoren und gerade immer vor meiner Tür.

Frau Scholz: Aber ſie werden Dich doch am Ende nicht abſichtlich geſtört haben.

Dr. Scholz: Nicht? — Du, hör mal, das verſtehſt Du nicht!

Frau Scholz: Na, es kann ja ſein; die Kellner ſind ja mitunter niederträchtig.

Dr. Scholz: Niederträchtig! jawohl, niederträchtig! — übrigens wir können ja darüber reden. Ich habe etwas Kopfſchmerz — faßt nach dem Hinterkopf — da! Auch ſo eine Infamie! Ich weiß ganz gut, wem ich das zu verdanken habe ... Ich will mich nur noch vergewiſſern, ob ich ihn durch einen geſunden Schlaf vertreibe. Ich bin ſehr müde.

Frau Scholz: Aber oben iſt nicht geheizt! Fritz.

Dr. Scholz: Denk Dir mal an, in einer Tour von Wien. Nicht geheizt? Macht nichts! Friebe beſorgt das ſchon. — Sag mal, wie ſteht's mit Friebe? — was ich fragen wollte: iſt er noch ſo zuverläſſig?

Frau Scholz: Friebe is, wie er immer war.

Dr. Scholz: Das dacht ich mir doch! — Auf Wiederſehen! Nachdem er ſeiner Frau die Hand gedrückt, wendet er ſich mit tief nachdenklichem Ausdruck und ſchreitet auf den Treppenausgang zu. Den Tannenbaum bemerkend, bleibt er ſtehen und ſtarrt ihn verloren an. Was heißt denn das?

Frau Scholz, zwiſchen Furcht, Beſchämung und Rührung: Wir feiern Weihnachten!

Dr. Scholz: Feiern? — — Nach einer langen Pauſe, in Erinnerung verloren: Das — iſt — lange — her! Sich wendend, mit echter Empfindung redend: Du biſt auch weiß geworden.

Frau Scholz: Ja, Fritz, — wir beide ...

Dr. Scholz nickt, wendet ſich weg. Ab durch den Treppenausgang.

Frau Buchner, haſtig von links: Alſo Dein Mann iſt wieder da?!

Frau Scholz: Das is wie ſo .... wie wenn .... ich weeß nich! Jeſus, was ſoll ich nur davon denken?

Frau Buchner: Daß es eine Schickung iſt, liebe Freundin! für die wir alle dankbar ſein müſſen.

Frau Scholz: Ach, der ſieht aus! — der hat gelebt! So ein Leben, wie der geführt haben mag: von einem Land ins andere, von einer Stadt .... ach! der hat eingelegt!

Frau Buchner will die Treppe hinauf.

Frau Scholz, erſchreckt: Wo denn hin?

Frau Buchner: Ida von dem freudigen Ereignis verſtändigen! Ab durch den Treppenausgang.

Frau Scholz: O Gott ja! nee, nee, wo denkſt Du hin! Das dürf'n mer 'n nich merken laſſen! Da kenn ich meinen Mann zu gutt! Wenn der rauskriegt, daß noch jemand außer ihm oben wohnt ... da käm ich ſchön an!

Frau Buchner, ſchon auf der Treppe: Ich werd ſchon ganz leiſe ...

Frau Scholz: Nur ganz leiſe! das wär ſo was!

Frau Buchner: Ganz leiſe geh ich.

Frau Scholz: O Gottogott! nur ſchon ja ganz leiſe!

Auguſte, haſtig von links: Vater iſt da!?

Frau Scholz, außer Faſſung: Na natürlich! Was ſoll man nu machen? Und nu der Wilhelm noch. Totenangſt hab ich ausgeſtanden. Wenn er nu mit Vater zuſammengetroffen wäre? Jeden Augenblick konnte er eintreten. Was werde ich alte Frau noch alles erleben müſſen!

Auguſte: Ein zu merkwürdiges Gefühl, Mama, zu merkwürdig! Man hatte ſich ſo daran gewöhnt. — Wie wenn ein Toter nach Jahren wieder aufſteht. Ich hab Angſt, Mama.

Frau Scholz: Am Ende iſt er mit ſeinem Gelde alle geworden?

Auguſte: Na, das wäre doch ....! Meinswegen! Das wäre noch das Letzte.

Frau Scholz: Na, auf welche Weiſe wir dann bloß auskommen ſollten ... da könnten wir nur gleich betteln gehn.

Ida, in Toilette von oben, freudig; Auguſten die Hand drückend, innig: Guſtchen! alſo wirklich?! Ach, das freut mich. Frau Scholz und Auguſte peinlich berührt.

Robert aus einer der Türen links. Er iſt mittelgroß, ſchmächtig, im Geſicht hager und blaß. Seine Augen liegen tief und leuchten zuweilen krankhaft. Schnurr- und Kinnbart. Er raucht aus einer Pfeife mit ganz kurzem Rohr türkiſchen Tabak.

Robert, leichthin: Es wird ungemütlich bei Dir, Mutter!

Frau Scholz: Nanu fängt der auch noch an!

Auguſte: Meinswegen. Verſtohlen, ſcheele Blicke auf Idas Toilette.

Robert, zu Ida, die ihn angeblickt hat: Ja, ſo bin ich nun mal, Fräulein Ida!

Ida, ſchüttelt ungläubig den Kopf: Nein — nein.

Robert: Wieſo nicht? — Ich halte es nicht für der

Mühe wert, 'n paar gleichgültige Gefühle zu heucheln. — Wirklich nicht!

Ida: Nein — nein.

Auguſte, ausbrechend: Du biſt empörend, Robert!

Robert: Nicht mit Abſicht. Empöre ſich niemand!

Auguſte: Meinswegen.

Robert: Na item.

Auguſte: Item, item — Quatſch!

Robert, mit geheucheltem Erſtaunen: Verzeih, — ich glaubte ... aber Du hältſt ja nichts mehr auf äußere Reize.

Ida, ſchlichtend: Ach, Herr Robert ....

Robert: Ja — ſoll ich mich denn nicht meiner Haut ...?

Auguſte, von Tränen halb erſtickt: Ganz Du! — ganz Du! Dein ganzes ... mein Alter .... geradezu perfid! — Frau Buchner! das ſoll nicht gemein ſein? — Mir .... ich — die ich hier geſeſſen hab ... bei der Mutter hier — die ſchönſte ... ſchönſte Zeit meines ... Lebens verbracht, während Ihr ... ich ... geradezu wie eine Dienſtmagd ...

Robert: Das klingt ſehr echt, — in der Tat! — Geh doch zur Bühne! — Mit verändertem Ton, brutal: Mach keine ſchlechten Scherze! Hör mal: Du und der Märtyrernimbus, das wirkt einfach putzig. Du biſt eben wo anders noch weniger auf Deine Rechnung gekommen als zu Hauſe: das iſt die Wahrheit!

Auguſte: Mutter! Du biſt Zeuge: hab ich nicht drei Anträge abgewieſen?

Robert: Hui! Wenn Mutter nur mit dem nötigen Gelde rausgerückt hätte, dann hätten Dich die Herren gewiß mit in Kauf genommen.

Frau Scholz: Geld? Auf Robert zutretend, ihm die Hand hinhaltend. Da, nimm ein Küchenmeſſer! — ſchneid mir's raus! ſchneid mir doch das Geld aus der Hand!

Auguſte: Sie mich? Willſt Du die Abſagebriefe ſehen?

Frau Scholz, unterbrechend: Kinder! — ſie macht eine Bewegung, als ob ſie ihre Bruſt für den Todesſtoß entblößen wollte — da hier! — macht mich doch lieber gleich tot! Habt Ihr denn nich ſo viel Rückſicht für mich? Nich ſo viel? — wie ...? Großer Gott, nich fünf Minuten ... ich weiß nich, was das bloß für Kinder ... nich fünf Minuten halten ſie Frieden.

Robert: Na ja, freilich! ich ſag ja ſchon: es wird eben wieder ungemütlich.

Friebe, geſchäftig aus dem oberen Stockwerk. Er flüſtert Frau Scholz etwas zu, woraufhin dieſe ihm einen Schlüſſel einhändigt. Friebe ab in den Keller.

Robert hat ſtillſtehend den ganzen Vorgang beobachtet. Im ſelben Augenblick, als Friebe in der Kellertür verſchwindet: Aha!

Auguſte hat ihrerſeits Robert im Auge behalten. Nun bricht ſie aus, entrüſtet: Pietätlos biſt Du — durch und durch.

Robert: Na item.

Auguſte: Aber Du ſpielſt Komödie; Du lügſt ganz erbärmlich, und das iſt das Widerwärtige daran!

Robert: In Hinſicht auf Vater meinſt Du?!

Auguſte: Allerdings in Hinſicht auf Vater.

Robert, achſelzuckend: — Wenn Du meinſt ...

Auguſte: Ja — das ... das ... ja — denn — wenn
anders wäre, dann ... ja ... dann wärſt Du ein
icht.

Frau Scholz, dazwiſchen redend: Wird denn das irgend
ld aufhören, oder was ....

Robert, gleichmütig: Dann bin ich ein Wicht. Nun,
d? — Ida, ſeit geraumer Zeit unruhig in Erwartung, ab
ch die Glastür.

Auguſte: Pfui, ſchamlos!

Robert: Schamlos, ganz recht, das bin ich.

Frau Buchner: Herr Robert! ich glaube Ihnen nicht
.. Sie ſind beſſer, als Sie uns glauben machen wollen,
beſſer, als Sie ſelbſt glauben ſogar.

Robert, mit gelindem, ſich ſteigerndem Sarkasmus, kalt:
erehrte Frau Buchner! — es iſt ja vielleicht äußerſt
benswürdig ... aber wie geſagt: — ich weiß nicht recht,
e ich zu der Ehre ... ja ich muß ſogar Ihre Liebens-
rdigkeit geradezu ablehnen. Meine Selbſtachtung iſt
rläufig wenigſtens noch keineswegs ſo gering, daß ich je-
and nötig hätte, mich ....

Frau Buchner, in gelinder Verwirrung: Das iſt ja
ch gar nicht meine Abſicht. — Nur ... Ihr Vater —

Robert: Mein Vater iſt für mich ein Doctor medi-
nae Fritz Scholz.

Auguſte: Ja, ja, red nur!

Robert: Und wenn ich dieſem Menſchen nicht ganz ſo gleichgültig gegenüberſtehe als irgend einem X- oder Y-Narren, ſo liegt das daran, daß ich ... na item — er raucht — weil ich ... na eben: ich bin eben gewiſſermaßen ein Produkt ſeiner Narrheit.

Frau Buchner, gleichſam betäubt: Verzeihen Sie! hier kann ich nun doch nicht mehr mit. — So etwas wagen Sie auszuſprechen!? Mich überläuft es förmlich.

Frau Scholz, zu Frau Buchner: Laß gut ſein, laß gut ſein! Du wirſt bei uns noch Dinge erleben ...

Auguſte: Was das nun auch wieder heißen ſoll, Mutter! Wir ſind, wie wir ſind. Andre Leute, die wer weiß wie tun, ſind um nichts beſſer.

Robert: Es gibt in der Tat noch immer naive Seelen, die ſich nicht wohl fühlen, wenn ſie nicht an ihren Mitmenſchen herumbeſſern und herumflicken können. Veralteter Zauber! — Zopf!

Frau Buchner, Robert bei beiden Händen faſſend, herzlich: Herr Robert! ich fühle mich im Dienſte einer beſtimmten Sache. Das feit mich. Aus Herzensgrund: Sie haben mich nicht beleidigt.

Robert, ein wenig aus der Faſſung: Sie ſind eine merkwürdige Frau.

Friebe kommt aus dem Keller. Er trägt in der linken Hand drei Flaſchen Rotwein — und zwar ſo, daß die Hälſe zwiſchen die Finger geklemmt ſind — unter der linken Achſelhöhle eine Flaſche Kognak. Mit der rechten Hand hält er die Kellerſchlüſſel. Zu Frau Scholz tretend, geſchäftig: Nun man fix die Zigarren!

Frau Scholz: Gott ja, Friebe! ich weiß ja gar nicht....

Robert: Im Schreibtiſch, Mutter.

Frau Scholz: Ach ſo .... Sie nimmt das Schlüſſelbund und ſucht fahrig nach dem rechten Schlüſſel.

Auguſte: Du kennſt doch den Schreibtiſchſchlüſſel.

Robert: Mit gradem Bart.

Frau Scholz: Richtig! — wart!

Robert: Gib mal ...

Frau Scholz: Wart nur, wart! — hier! Ach nein doch! — ich bin ganz verwirrt. Robert das Bund hinreichend: Da.

Robert, den richtigen Schlüſſel abziehend und Friebe hinreichend: Da. — Laſſen Sie ſich meines Vaters Zigarren gut ſchmecken.

Friebe: Na och noch! Det krijt den ollen Zacken den janzen Tach nich aus de Kinnladen. Es wird ſtark an der Klingel geriſſen. Komm ſchon! Friebe ab nach oben.

Frau Scholz: Da wird der Wein bald alle werden. ... Großer Gott, wohin ſoll das führen? Der viele Wein! Immer die teuren, ſchweren Zigarren! Ich ſag ja, er wird ſich noch zugrunde richten.

Robert: Das muß jedem unbenommen bleiben.

Frau Buchner: Was meinen Sie?

Robert: Sich auf ſeine eigne Art zu vergnügen. Ich wenigſtens würde mir dieſes Recht auf keine Weiſe verkümmern laſſen. Selbſt nicht durch Geſetze. Sonderbar übrigens! —

Frau Buchner: Wie? ...

Robert: Sonderbar! —

Frau Buchner: Weshalb betrachten Sie mich ſo eingehend? Iſt es an mir, das Sonderbare?

Robert: Wie man's nimmt. Sie ſind mehrere Tage bei uns und denken noch immer nicht ans Abreiſen.

Auguſte: So'n Gerede!

Frau Scholz: Das hört nich auf! Schüttelt verzweifelt den Kopf.

Robert, mit brutaler Heftigkeit: Na, Mutter, iſt es etwa nicht wahr? — Hat es bei uns irgend ein Fremder je länger als einen halben Tag ausgehalten? — Haben ſie ſich nicht alle von uns zurückgezogen, Nitzſches, Lehmanns ...?

Auguſte: Als ob wir auf fremde Leute angewieſen wären. — Meinswegen! Wir ſind uns ſelber genug ....

Robert: Ja, vollauf wirklich! Brutal im Ton: Ich ſaaage Ihnen, Frau Buchner! in Gegenwart wildfremder Menſchen kamen ſie ſich derart in die Haare, daß die Fetzen flogen. Die Mutter riß das Tiſchtuch herunter, der Vater zerkeilte die Waſſerflaſche. — Heiter! nicht? — heitre Szenen, heitre Kindheitseindrücke!?

Auguſte: Du ſollteſt Dich verkriechen vor Scham, gemeiner Menſch! Schnell ab.

Frau Scholz: Siehſt Du nu? Daran bin ich nu ſeit Jahrzehnten, ſeit Jahrzehnten gewöhnt! Ab in Bewegung.

Robert, unbeirrt fortfahrend: Kein Wunder allerdings. Ein Mann von vierzig heiratet ein Mädchen von ſechzehn und ſchleppt ſie in dieſen weltvergeſſenen Winkel. Ein Mann, der als Arzt in türkiſchen Dienſten geſtanden und Japan bereiſt hat. Ein gebildeter, unternehmender Geiſt. Ein Mann, der noch eben die weittragendſten Projekte ſchmiedete, tut ſich mit einer Frau zuſammen, die noch vor wenigen Jahren feſt überzeugt war, man könne Amerika als Stern am Himmel ſehen. Ja wirklich! ich ſchneide nicht auf. Na und darnach iſt es denn auch geworden: ein ſtehender, fauler, gärender Sumpf, dem wir zu entſtammen das zweifelhafte Vergnügen haben. Haarſträubend! Liebe — keine Spur. Gegenſeitiges Verſtändnis — Achtung — nicht Rühran — und dies iſt das Beet, auf dem wir Kinder gewachſen ſind.

Frau Buchner: Herr Robert! ich möchte Sie recht ſehr bitten ...

Robert: Schön! — am Reden liegt mir gar nichts. Die Geſchichte iſt außerdem ...

Frau Buchner: Nein, nein. Ich möchte Sie nur um etwas bitten; es eilt.

Robert: Bitten? — mich?

Frau Buchner: Könnten Sie's nicht mir zuliebe tun ... könnten Sie nicht ... Wäre es denn gar nicht möglich ... Könnten Sie nicht für dieſen Abend einmal Ihre Maske ablegen?

Robert: Sehr gut! — Maske ablegen?

Frau Buchner: Ja, denn es iſt wirklich nicht Ihr wahres Geſicht, was Sie herauskehren.

Robert: Was Sie ſagen!

Frau Buchner: Verſprechen Sie mir, Herr Robert ....

Robert: Aber ich weiß ja gar nicht ...

Frau Buchner: Wilhelm ... Ihr Bruder Wilhelm kann jeden Augenblick kommen und ...

Robert, *unterbrechend*: Frau Buchner! wenn — Sie — mir — doch — glauben wollten! Ihre Bemühungen — ich verſichere Sie — ſind ganz umſonſt. Dies alles führt zu nichts — zu gar nichts. Wir ſind alle von Grund aus verpfuſcht. Verpfuſcht in der Anlage, vollends verpfuſcht in der Erziehung. Da iſt nichts mehr zu machen. Es ſieht alles recht gut aus: Weihnachtsbaum — Lichter — Geſchenke — Familienfeſt, aber es iſt doch nur ſo obenhin: eine gequälte, plumpe Lüge — weiter nichts! — Und nun gar noch der Vater. Wenn ich nicht wüßte, wie unzugänglich er iſt — auf Ehre! ich würde glauben, Sie hätten ihn hierher gebracht.

Frau Buchner: Bei Gott, nein! Das gerade hat meine Hoffnung belebt. Das kann kein Zufall ſein, das iſt Fügung. Und deshalb aus Grund meiner Seele: ſeien Sie freundlich und gut zu Ihrem Bruder! Wenn Sie wüßten, wie gut er von Ihnen ſpricht, mit welcher Liebe und Achtung ....

Robert, *unterbrechend*: Ja, und der Zweck?

Frau Buchner: Wie?

Robert: Weshalb ſoll ich zu ihm freundlich und gut ſein?

Frau Buchner: Das fragen Sie?!

Robert: Ja.

Frau Buchner: Nun — doch wohl zunächſt, um ihm die Rückkehr ins Elternhaus nicht von vornherein zu verleiden.

Robert: Oh, wir tangieren einander nicht, wie Sie zu glauben ſcheinen, und — übrigens, wenn Sie meinen, daß ſich ſeiner beim Eintritt in dieſe Räume etwa eine ſubtile Rührung bemächtigen wird ...

Frau Buchner: Ihr Bruder iſt ein ſo guter, im Grunde ſo edler Menſch! — Er hat einen Rieſenkampf gekämpft, bevor er ſich zu dieſem Schritt entſchloß. Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, er kommt mit dem heißen Wunſche einer Ausſöhnung.

Robert: Ich begreife gar nicht, was das heißen ſoll! Ausſöhnen?! Mit was will er ſich denn ausſöhnen! Ich verſtehe ſo was gar nicht. Wir verſtehen uns doch ſonſt untereinander ſo ziemlich, wie Geſchwiſter. Das iſt mir ganz neu. Ich habe ihm nichts vorzuwerfen. Andererſeits ſind Tatſachen nicht zu vertuſchen. — Ich frage Sie: glauben Sie, daß ich beſondere Hochachtung vor meinem Vater empfinde —? Nicht wahr, nein —!? Oder liebe ich ihn vielleicht? — Empfinde ich vielleicht kindliche Dankbarkeit? — Nun ſehen Sie, zu alledem habe ich auch nicht den mindeſten Grund. Wir ſind uns gegenſeitig zeitlebens im beſten Falle Luft geweſen. — Zu Zeiten, als wir uns gegenſeitig für unſer Unglück verantwortlich machten, haben wir uns ſogar geradezu gehaßt. — Nun, zwiſchen Vater und Wilhelm iſt dieſer ſelbe Haß ausgeartet. Das iſt mir durchaus begreiflich. Wenn ich nicht wie Wilhelm verfahren bin, ſo iſt das vielleicht Zufall. Alſo, ich habe nichts gegen ihn, — notabene, wenn ich ihn nicht ſehe. Seh ich ihn aber, dann geht alle meine Ueberlegung zum Teufel, dann bin ich etwas ... etwas ... na, wie ſoll ich ſagen? dann ... dann ſeh ich eben nur den Menſchen, der meinem Vater — nicht ſeinem, ſondern meinem Vater — ins Geſicht geſchlagen hat.

Frau Buchner: O du großer Gott!

Robert: Und dann ſteh ich für gar nichts ein, durchaus für gar nichts.

Frau Buchner: O du großer Gott! das alſo iſt es. — Geſchlagen, ſagten Sie? — ins Ge—ſicht? — ſeinen eignen Vater?

Robert: Na item. —

Frau Buchner, halb von Sinnen: O du großer Gott! o du großer Gott! Aber — dann .... dann kann ich ja ... dann muß ich ja auf der Stelle mit Ihrem guten, alten Vater reden, dann ....

Robert, tief erſchrocken: Mit wem?

Frau Buchner, halb weinend: Mit Ihrem guten, alten, armen, gemißhandelten Vater.

Robert ſucht ſie feſtzuhalten: Um Himmels willen, mit wem wollen Sie? ...

Frau Buchner: Laſſen Sie mich! ich muß, muß. Ab durch den Treppenaufgang.

Robert, ihr nachrufend: Frau Buchner! Sich wendend: Hyſterie, verdammte!

Er zuckt mit den Achſeln und durchmißt den Raum; mehrmals noch nimmt er plötzlich einen Anlauf, wie um ihr nachzueilen, ändert aber jedesmal ſeinen Entſchluß, gibt ihn ſchließlich ganz auf und beruhigt ſich gewaltſam bis zu einem Stadium ſcheinbaren Gleichmuts. In dieſem Stadium beſchäftigt ihn anfänglich ſeine Tabakspfeiſe: er klopft ſie aus, füllt ſie mit neuem Tabak, den er einem Beutel entnimmt, ſetzt ſie in Brand und ſcheint mehrere Augenblicke dem Genuß des Rauchens ganz allein hingegeben. Sein Intereſſe fängt in der Folge an, ſich dem Chriſtbaum und den Geſchenken auf der Tafel zuzuwenden: breitbeinig davorſtehend und alles überblickend, lacht er, die Pfeiſe im Munde, wiederholt bitter auf. Plötzlich ſtutzt er dann und beugt ſich, nachdem er die Pfeiſe in die Hand genommen, tief über die Tafel. Sich aufrichtend, ſcheint er jetzt erſt die Entdeckung zu machen, daß er allein iſt. Scheu wie ein Dieb umherblickend, beugt er ſich abermals, ergreift mit Haſt die gelbſeidne Geldbörſe, führt ſie den Augen näher und mit einer jähen, leidenſchaftlichen Bewegung an die Lippen. Dieſer Moment zeigt das Aufblitzen einer unheimlichen, krankhaften Leidenſchaftlichkeit. Ein Geräuſch ſtört ihn. Augenblicklich liegt die Börſe an ihrem alten Platz. Auf den Zehen gehend, ſucht Robert ſich davonzuſchleichen. Im Begriff, durch die erſte Seitentür links zu verſchwinden, bemerkt er, wie durch die Nebentür ſeine Mutter, Frau Scholz, eintritt, und ſteht ſeinerſeits ſtill.

Frau Scholz geht ſchwerfällig, aber eilig quer durch den Saal bis zum Treppenausgang; hier horcht ſie.

Robert, ſich zurückwendend: Sag mal, Mutter! — was *will* denn eigentlich dieſe Frau?

Frau Scholz, erſchreckt: O Gottogottogott!! — Du erſchreckſt ein'n aber auch . . . .

Robert: Was . . . w . . . was beab . . . was die Buchner hier eigentlich beabſichtigt, möchte ich gerne wiſſen.

Frau Scholz: Wenn ich lieber wüßte, — was der Vater .... Was will er denn eigentlich? Ja — ſag mir! — was — will er?

Robert: Na, die Unterkunft wirſt Du ihm doch wohl nicht verweigern wollen?

Frau Scholz, halb weinerlich trotzend: Ich ſeh nicht ein, — ſo lange hat er mich nicht nötig gehabt. Man war doch wenigſtens ſei eigner Herr. Nu wird's wieder ſchön losgehen, das Gekujeniere. Nu wird man woll uf ſeine alten Tage noch wie e kleines Kind parieren müſſen.

Robert: Du mußt immer übertreiben! Es geht partout nicht anders: übertrieben muß werden.

Frau Scholz: Paſſ Du nur uff, wenn er morgen das leere Glashaus ſehen wird. Ich kann doch für den Praſt nicht extra eenen Gärtner halten!? — Und die Ameiſenkäſten ſind ooch weg. Meinswegen brauchen keene Blumen wachſen, man krigt doch bloß Kopfſchmerzen davon! Und erſcht das Ungeziefer! — ich weiß nich, was er daran bloß hat. Und deshalb muß man ſich runterlumpen laſſen. Das Halloh bloß! Ich ängſt mich ſchon zu Tode. — — Ach, 's is nich mehr hibſch uf der Welt.

Robert hat, während Frau Scholz noch redet, ſich achſelzuckend zum Gehen gewendet; nun ſteht er ſtill und ſpricht zurück: Iſt's irgend früher mal hübſcher geweſen?

Frau Scholz: Nun, das — dächt ich!

Robert: So? Na dann muß das wohl vor meiner Zeit geweſen ſein. Ab durch die erſte Tür links.

Frau Scholz, ſchon wieder lauſchend an dem Treppenausgang: Wenn ich zurückdenke ... Oben wird ja geſprochen ... Sie blickt auf, ſieht ſich allein, horcht abermals unruhig und verſchwindet ſchließlich, die Hand am Ohr, mit einem Geſicht voll Gram, Kummer und Neugier durch den Treppenausgang.

Ida und Wilhelm durch die Glastür. Wilhelm: mittelgroß, kräftig, wohlausſehend. Blonder, kurzgeſchorner Kopf. Kleidung gutſitzend, nicht geckenhaft. Paletot, Hut, Reiſetaſche. Sein linker Arm iſt um die Schultern Idas gelegt, die ihn ihrerſeits mit dem rechten Arm umfaßt hält und den leiſe Widerſtrebenden vorwärts drängt.

Ida: Siehſt Du, nu biſt Du drin! Die Hauptſache iſt nu ſchon überſtanden.

Wilhelm, ſchwer aufſeufzend: O nein, Du!

Ida: Du kannſt mir glauben, Deine Mutter freut ſich ſehr, ſehr auf Dich. Auch Guſtchen. Sie zieht ihm die Winterhandſchuhe ab. Wo haſt Du denn die her?

Wilhelm: Du kennſt alſo nun meine — Mutter?

Ida: Alle, Schatz! — ſeit heute duzen wir uns ſogar.

Wilhelm: Wie biſt Du mit — ihnen zufrieden?

Ida: Seelensgute Menſchen, das weißt Du ja ſelbſt.

Wilhelm, von jetzt ab befangener mit jedem Augenblick, gedehnt und wie im Selbſtgeſpräch redend: Merk — würdig. Seine Augen haften an dem Chriſtbaum; in den Anblick desſelben verſinkend, iſt er unwillkürlich ſtehen geblieben.

Ida, ihm den Paletot aufknöpfend: Aber, Schatz! das iſt doch nicht der erſte Chriſtbaum, den Du ...

Wilhelm: Hier, ja — und Du kannſt, kannſt mir nicht nachfühlen — wie ſonderbar ...

Ida, ihm, was er mechaniſch geſchehen läßt, den Paletot abziehend: Bitte, bitte, Willy! Den Paletot überm Arm, Hut und Reiſetaſche in der Hand, vor ihm ſtehend: Willy! — ſieh mich an! ... anfeuernd: ſtark! .... Einen Augenblick ſteht ſie ſtraff aufgerichtet, dann legt ſie die Sachen ſchnell beiſeite und kehrt zu Wilhelm zurück. Du — haſt mir verſprochen ...

Wilhelm: Haſt Du mal ... Ida! ... haſt Du mal ... ein Gruftgewölbe mit Kränzen und ...

Ida, erſchrocken: Aber, Wilhelm! Ihn ſtürmiſch umarmend, außer ſich: Das iſt bös! das iſt wirklich bös! das iſt wirklich ſehr, ſehr bös.

Wilhelm, ſie ſanft zurückdrängend, mit unterdrückter Bewegung: Ach, dabei iſt ja gar nichts. Kühl, abweſend: Sei gut, ſei gut! ...

Ida: Ach, wie Du doch biſt!

Wilhelm, den Baum durchmuſternd: Sonſt — alles — beim alten ... Ida! — das mußt Du mir wirklich — anrechnen!

Ida: Mir wird auf einmal ſo bange, Willy. Ob es am Ende nicht beſſer geweſen wäre ... Mutter hat ja gewiß nicht gewußt, daß es Dir ſo, ſo ſchwer werden würde, und ich ... ich dachte ja nur ... weil es Mutter ſagte ... ich wollte es ja gar nicht. Aber nun ... nun biſt Du einmal ſo weit, nun ſei auch ... hörſt Du? ... tu mir die Liebe! ... Ach! Sie umarmt ihn.

Wilhelm, von Idas Armen ein wenig weiter hereingezogen, mit Zeichen tiefer, innerer Erſchütterung: ... Jeder Schritt vorwärts .... was hab ich hier nicht alles durchlebt!

Ida: Nur nicht aufwühlen! nicht das Alte aufwühlen!

Wilhelm: Sieh mal! — jetzt wird mir doch klar. — Deine Mutter hätte mir das nicht raten ſollen. — Sie iſt immer ſo zuverſichtlich, ſo ..., ich hab's ja gewußt, ich ſagte es ihr — aber dieſe naive, felſenfeſte Zuverſicht ... Hätt ich mich doch nur nicht verblenden laſſen! —

Ida: Ach, wie Du doch alles ſchwer nimmſt, Wilhelm! Glaub mir, Du wirſt morgen anders ſprechen — wenn Du ſie erſt alle wiedergeſehen haſt! ... Du biſt dann doch wenigſtens vor Dir ſelbſt gerechtfertigt. Du haſt bewieſen, daß es Dir ernſtlich darum zu tun war, mit Deiner Familie in Frieden zu leben.

Wilhelm: Wenn man ſo alles wiederſieht, — die alten Plätze alle — alles tritt ſo heraus — ſo hervor, weißt Du! — Die Vergangenheit kommt einem ſo nah — ſo aufdringlich nah; — man kann ſich ... förmlich wehrlos iſt man.

Ida, ihn weinend umhalſend: Wenn ich Dich ſo ſehe, Wilhelm ... ach glaub nur ja nicht ... glaub doch nur um Himmels willen nicht etwa, ich hätte Dich dazu gedrängt, wenn ich ... wenn ich auch nur geahnt hätte ... glaub doch das nur nicht! Du tuſt mir ja ſo furchtbar leid.

Wilhelm: Ida! — zu Dir geſagt — ich kann Dich verſichern, daß ich hier fort muß. — Offenbar! — Ich bin dieſem Anſturm nicht gewachſen — offenbar! — Es ruiniert mich möglicherweiſe — auf immer. — Du biſt ja ein

Kind! — ein ſüßes, reines Kind, Ida — was weißt Du — Gott ſei ewig Dank, daß Du nicht einmal ahnen kannſt, was mich ... was der Menſch neben Dir ... zu Dir geſagt — Haß! Galle! — ſchon als ich hereintrat ...

Ida: Wollen wir gehen? Wollen wir augenblicklich von hier fortgehen?

Wilhelm: Ja, — denn — in dieſer Umgebung — ſelbſt Du! — Ich unterſcheide Dich kaum mehr von den andern. — Ich verliere Dich! — Es iſt ein Verbrechen von mir, ſchon allein, daß Du hier biſt.

Ida: Wenn Du doch nur deutlich ſein könnteſt, Wilhelm! Es muß doch — hier etwas Furchtbares paſſiert ſein, was ....

Wilhelm: Hier? Ein Verbrechen! um ſo furchtbarer, weil es nicht als Verbrechen gilt. Man hat mir hier mein Leben gegeben, und hier hat man mir dasſelbe Leben — zu Dir geſagt — faſt möchte ich ſagen: ſyſtematiſch verdorben — bis es mich anwiderte — bis ich daran trug, ſchleppte, darunter keuchte wie ein Laſttier — mich damit verkroch, vergrub, verſteckte, was weiß ich — aber man leidet namenlos — Haß, Wut, Reue, Verzweiflung — kein Stillſtand! — Tag und Nacht dieſelben ätzenden, freſſenden Schmerzen — deutet auf die Stirn: da! .... — deutet aufs Herz: und — auch — da!

Ida: Was ſoll ich nur tun, Wilhelm? Ich getraue mir gar nicht mehr, Dir etwas zu raten. — Ich bin ſo ...

Wilhelm: Ihr hättet zufrieden ſein ſollen, daß ich glücklich ſo weit war, wie ich war. — Es war ja alles glücklich — ſo weit abgeblaßt — jetzt erſt erkenne ich, wie weit — überwältigt von Erregung bricht er auf einen Stuhl zuſammen.

Ida, mit unterdrücktem Aufſchrei: Wilhelm!

Frau Buchner, in fliegender Haſt durch den Treppenbogen; auf Wilhelm zuſtürzend: Wilhelm, hören Sie mich, Wilhelm! — jetzt denken Sie an das, was wir geſprochen haben. Jetzt — wenn ich Ihnen ſo viel gelte ... Ich beſchwöre Sie ... Jetzt zeigen Sie ... Ja ich fordre .... Ich verlange von Ihnen als Mutter meines Kindes ... Wilhelm! ... Es liegt nun an Ihnen, — an Ihnen allein ... Wilhelm, Sie haben furchtbar gefehlt! — Sie haben eine furchtbare Schuld — Sie werden wieder froh werden. — Ich hab es getan ... ich habe mit Ihrem Vater geredet. Er ...

Wilhelm, ſteif in die Höhe ſchnellend, mit ſtarrem Ausdruck und lallender Stimme: V—Vater? — — Wie? — m ... mit m ... einem V ... ater? Er wankt, taumelt wie ein Blödſinniger und ſucht ſeine Sachen zu ergreifen.

Ida, tief erſchrocken: Wil ... W ...

Wilhelm gibt durch Zeichen zu verſtehen, man ſoll ihn nicht zurückhalten.

Ida: Ach — Mutter — Wilhelm — ... Du ... Du hätteſt ihm — das nicht — gleich ſagen ſollen.

Frau Buchner: Wilhelm! ſind Sie ein Mann?! Sie können uns doch nicht belogen haben. Wenn Sie noch einen Funken Liebe für uns, — für Ida .... Ich fordre Sie auf .... Ich, eine Frau ....

Ida wirft ſich Wilhelm, der ſchon ſeine Sachen ergriffen hat, entgegen und hält ihn, indem ſie ihn umſchlingt, feſt: Du darfſt nicht fort, oder ich .... Mutter! wenn er geht — ich gehe mit ihm!

Wilhelm: Warum — habt Ihr mir das verſchwiegen?

Ida: Nichts ... Du mußt doch nicht gar ſo ſchlecht von uns ... Wir haben Dir nichts verſchwiegen.

Frau Buchner: Wir alle, Ihre Mutter, Ihre Schweſter, wir waren alle ahnungslos, — ebenſo ahnungslos wie Sie. Vor wenigen Minuten iſt er angekommen — ohne ſich vorher anzumelden; und, ſehen Sie, da dachte ich gleich ...

Wilhelm: Wer — hat Ihnen das — mitgeteilt?

Frau Buchner, unter Tränen ſeine Hand ergreifend: Sie haben furchtbar, furchtbar gefehlt.

Wilhelm: Sie wiſſen alſo —?

Frau Buchner: Ja, jetzt ...

Wilhelm: Alles?

Frau Buchner: Ja, alles; — und, ſehen Sie, daß ich recht hatte, — daß Sie noch etwas mit ſich herumſchleppten? Das war das Geheimnis.

Wilhelm: Sie wiſſen, daß ich ...?

Frau Buchner nickt bejahend.

Wilhelm: Und Ida —? Soll ſie einem Menſchen zum Opfer fallen, wie ... wie ich bin, — des ... Weiß ſie's? ... Weißt Du's — Ida — auch?

Ida: Nein, Wilhelm — aber — ob ich das weiß oder nicht; — das iſt ja wirklich ganz gleichgültig.

Wilhelm: Nein. — Dieſe Hand, die Du ... die Dich oft ... dieſe Hand hat ... *Zu Frau Buchner:* Iſt es das?

Frau Buchner *nicht bejahend.*

Wilhelm, *zu Ida:* Wie ſchändlich hab ich Dich betrogen! — Ich bring's nicht über mich. — Später! ...

Frau Buchner: Wilhelm! Ich weiß, was ich verlange, aber ich ... Sie müſſen ſich vor Ihrem armen Vater erniedrigen. — Erſt dann werden Sie ſich wieder ganz frei fühlen. Rufen Sie ihn an! Beten Sie ihn an! Ach, Wilhelm! das müſſen Sie tun! Seine Knie müſſen Sie umklammern — und wenn er Sie mit dem Fuße tritt, wehren Sie ſich nicht! Reden Sie kein Wort! geduldig wie ein Lamm! Glauben Sie mir, — einer Frau, die Ihr Beſtes will.

Wilhelm: Sie wiſſen nicht ... Sie wiſſen doch nicht, was Sie von mir ... Oh, Sie müſſen Gott dankbar ſein, Frau Buchner, daß er Ihnen Ihre eigene Grauſamkeit verborgen hat. Ruchlos mag das ſein. Was ich getan habe, mag ruchlos ſein. Aber was ich durchgemacht habe, — da! — innerlich durchgekämpft, durchlitten — dieſe furchtbaren Peinigungen .... Er hat alles auf mich geladen — und am Ende zu allem noch dieſe verfluchte Schuld .... Aber dennoch ...! *Nach einem langen, tiefen Blick in Idas Augen ſich aufringend bis zu einem feſten Entſchluß:* Vielleicht — gelingt es mir — dennoch!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Der Raum iſt leer. Sein Licht erhält er zum Teil von einer im Treppenbogen angebrachten roten Ampel, dann aber, und zwar hauptſächlich, durch die offenen Türen linker Hand aus dem Seitengemach. Hier ſitzt man, wie das Klingen der Gläſer, das Klappern und Klirren von Tellern und Beſtecks verrät, bei Tafel.

Ida, gleich darauf **Wilhelm** aus dem Nebengemach.

Ida: Endlich! Einſchmeichelnd: Du mußt doch nun an Vater denken, Willy! Sei mir nicht böſe, aber wenn Du Vater etwas — abzubitten haſt, dann mußt Du doch nicht warten, bis er zu Dir herunter....

Wilhelm: Wollte Vater zu Tiſch ’runterkommen?

Ida: Verſteht ſich! Mama hat ihn ...

Wilhelm umſchlingt und preßt Ida plötzlich mit impulſiver Leidenſchaft ſtürmiſch an ſich.

Ida: Ei ..... ach — Du — wenn jemand .... mein Haar wird ja ...

Wilhelm läßt die Arme ſchlaff an ihr heruntergleiten, faltet die Hände, ſenkt den Kopf und ſteht, jäh ernüchtert, wie ein ertappter Verbrecher vor ihr.

Ida, ihr Haar ordnend: Was für ein ſtürmiſches Menſchenkind Du doch biſt.

Wilhelm: Stürmiſch nennſt Du das. — Ich nenne es — ganz — anders ...

Ida: Aber Willy! — warum denn nun auf einmal wieder ſo niedergeſchlagen? Unverbeſſerlich biſt Du doch.

Wilhelm, ihre Hand krampfhaft faſſend, den Arm um ihre Schulter legend, zieht er ſie haſtigen Schrittes mit ſich durch den

Saal: Unverbeſſerlich. Ja, ſiehſt Du! das eben .... ich fürchte ja nichts ſo ſehr, als daß ich ... als daß alle Deine Mühen um mich vergebens ſein könnten. Ich bin ſo entſetzlich wandelbar! Auf die Stirn deutend: Dahinter iſt kein Stillſtand! Schickſale in Sekunden! Mich ſelbſt fürcht ich. Vor ſich ſelbſt auf der Flucht ſein: kannſt Du Dir davon einen Begriff machen? Siehſt Du, und ſo fliehe ich — mein Leben lang.

Ida: Am Ende ... ach nein, das paßt nicht — —

Wilhelm: Sag doch!

Ida: Manchmal ... ich hab mir nur ſchon manchmal gedacht ... wirklich, es iſt mir manchmal ſo vorgekommen, als ob — ſei nicht böſe — als ob gar nichts da wäre, wovor Du fliehen müßteſt. Ich habe ſelbſt ſchon .....

Wilhelm: O Du, das glaube nicht! Haſt Du Robert beobachtet, haſt Du geſehen?

Ida: Nein — was?

Wilhelm: Haſt Du bemerkt, wie er mich begrüßte? Der, ſiehſt Du, der weiß, daß ich vor mir fliehen muß; der kennt mich. Frage den nur, der wird Dich aufklären! Damit droht er mir nämlich. Du, Du, das weiß ich beſſer. Gib nur acht, wie er mich immer anblickt! Ich ſoll Angſt kriegen, ich ſoll mich fürchten. Ha ha ha, — nein, lieber Bruder, ſo erbärmlich ſind wir denn doch nicht. Und nun ſiehſt Du wohl ein, Ida, daß ich das nicht zulaſſen darf, — ich meine, Du darfſt Dir keine Illuſionen machen über mich. Es gibt nur eine Möglichkeit: ich muß offen ſein gegen Dich. Ich muß es ſoweit bringen ....

Ich ringe darnach. Wenn Du mich ganz kennſt, dann .... Ich meine, wenn Du mich dann noch erträgſt .... oder wenn Du — mich noch lieben kannſt ... dann ... das wäre ein Zuſtand ... dann würde etwas in mich kommen ... was Mutiges, Stolzes, ſag ich Dir .... dann lebte doch einer, und wenn ſie mich alle verachteten ... Ida, voller Hingebung, ſchmiegt ſich an ihn. — Und jetzt ... jetzt werde ich Dir auch ... bevor ich zu Vater hinaufgehe ... Du weißt, was ich meine?!

Ida nickt.

Wilhelm: Jetzt ſollſt Du ... Ich muß es über mich gewinnen, Dir zu ſagen, was mich — mit meinem — Vater ... Ja, Ida, ich will's tun ... Arm in Arm ſchreitend: Stelle Dir vor! Ich war hier zu Beſuch ... nein — ſo kann ich nicht anfangen. — Ich muß weiter zurückgehen. — Du weißt ja, als ich mich damals ſchon eine lange Zeit ſelbſt durchgeſchlagen .... das hab ich Dir wohl noch gar nicht erzählt?

Ida: Nein ... aber ruhig ... nur ja nicht unnötig ... rege Dich nur nicht auf, Willy!

Wilhelm: Siehſt Du, das iſt wieder ſo ein Fall: ich bin feig! Ich habe es bis jetzt nicht gewagt, Dir von meiner Vergangenheit zu erzählen ... Auf jeden Fall iſt es auch ein Wagnis. — Man wagt etwas — auch vor ſich ſelbſt ... Einerlei! Wenn ich das nicht mal über mich brächte, wie ſollt ich's dann fertig bringen — zu Vater hinaufzugehen?!

Ida: Ach, Du! quäle Dich nicht! — jetzt ſtürmt ſo vielerlei auf Dich ein.

Wilhelm: Du haſt wohl Furcht? — wie? Du fürchteſt wohl Dinge zu hören ...?

Ida: Pfui, pfui, ſo mußt Du nicht ſprechen!

Wilhelm: Nun alſo — dann ſtelle Dir vor: hier oben wohnte Vater. Bis er Mutter nahm, hatte er einſam gelebt, und ſo wurde es bald wieder; er führte ſein einſames Sonderlingsleben weiter .... Mit einem Mal verfiel er dann auf uns — Robert und mich, um Auguſte hat er ſich gar nicht bekümmert. — Volle zehn Stunden täglich hockten wir über Büchern ... Wenn ich das Kerkerloch ſehe — heutigen Tags noch ... es ſtieß an ſein Arbeitszimmer. Du haſt's ja geſehen!

Ida: Der große Saal oben —?

Wilhelm: Ja, der. — Wenn wir in dieſen Raum eintraten, da mochte die Sonne noch ſo hell zum Fenſter reinſcheinen — für uns war es dann Nacht ... Na ſiehſt Du — da .... da liefen wir eben zur Mutter .... Wir liefen ihm einfach fort — und da ſpielten ſich Szenen ab — Mutter zog mich am linken, Vater am anderen Arm ..... Es kam ſoweit: Friebe mußte uns hinaustragen. Wir wehrten uns, wir biſſen ihm in die Hände; natürlich half das nichts, unſer Daſein wurde nur noch unerträglicher .... Aber widerſpenſtig blieben wir, und nun, weiß ich, fing Vater an,uns zu haſſen. Wir trieben es ſo lange, bis er uns eines Tages die Treppe hinunterjagte. Er konnte uns nicht mehr ertragen — unſer Anblick war ihm ekelhaft.

Ida: Aber Dein Vater — das gibſt Du doch zu? — eine gute Abſicht hat er doch gehabt mit Euch. Ihr ſolltet eben viel lernen, wie ....

Wilhelm: Bis zu einem gewiſſen Grade mag er ja auch damals eine gute Abſicht — vielleicht gehabt haben. Aber wir waren ja zu der Zeit erſt Jungens von neun oder zehn Jahren, und von da ab hört die gute Abſicht auf. — Im Gegenteil: damals hat er die Abſicht gehabt, uns total verkommen zu laſſen. — Ja, ja! Mutter zum Poſſen .... Fünf Jahre lang waren wir im verwegenſten Sinne uns ſelbſt überlaſſen .... Banditen und Tagediebe waren wir .... Ich hatte noch etwas, ich verfiel auf die Muſik. Robert hatte nichts. — Aber wir verfielen auch noch auf ganz andere Dinge — deren Folgen wir wohl kaum jemals verwinden werden .... Schließlich ſchlug Vater wohl das Gewiſſen. Es gab fürchterliche Szenen mit Mutter. Am Ende wurden wir doch aufgepackt und in einer Anſtalt untergebracht. Und als ich mich an das Sklavenleben dort nicht mehr gewöhnen konnte und davonlief, ließ er mich einfangen und nach Hamburg ſchaffen: der Taugenichts ſollte nach Amerika ... Der Taugenichts lief natürlich wieder davon. Ich ließ Eltern Eltern ſein und hungerte und darbte mich auf meine eigene Fauſt durch die Welt. Robert hat ungefähr die gleiche Karriere hinter ſich. Aber Taugenichtſe ſind wir deshalb in Vaters Augen doch geblieben ... Später war ich einmal ſo naiv, eine Unterſtützung von ihm zu fordern — nicht zu bitten! — Ich wollte das Konſervatorium beſuchen. Da ſchrieb er mir auf einer offenen Poſtkarte zurück: Werde Schuſter. — Auf dieſe Weiſe, Ida, ſind wir ſo eine Art self made man — aber wir ſind nicht beſonders ſtolz darauf.

Ida: Wahrhaftig, Willy ... ich kann wahrhaftig nicht anders ... ich fühle Dir wirklich alles nach; aber — ich kann augenblicklich nicht ernſt .... Sieh mich nicht ſo fremd an, bitte, bitte!

Wilhelm: O Du — das iſt bitter — und nicht zum Lachen.

Ida, ausbrechend: ’s iſt ein Jubelgefühl, Wilhelm! Ich muß Dir ſagen ... es mag ſelbſtſüchtig ſein, — aber ich freue mich ſo furchtbar — daß Du das ſo brauchen kannſt ... Ich will Dich ja ſo lieb haben, Wilhelm! ... Ich ſehe ſo mit einem Mal Zweck und Ziel. Ach ich bin ganz konfus! Ich bedaure Dich ja ſo ſehr. Aber je mehr ich Dich bedaure, je mehr freue ich mich. Verſtehſt Du, was ich meine? Ich meine ... ich bilde mir ein — ich könnte Dir vielleicht alles, was Du entbehrt haſt ... alle Liebe, die Du entbehrt haſt, mein ich, könnte ich Dir vielleicht reichlich ...

Wilhelm: Wenn ich’s nur — verdiene, Du! — denn nun kommt — etwas, — was mich allein — betrifft ... Vor Jahren ... nein — es iſt ... Ich kam nämlich ſpäter hie und da beſuchsweiſe zur Mutter. — Mach Dir mal klar, Ida! — wenn ich ſo das ganze Elend wiederſah ... mach Dir mal klar, wie mir da — zu Mute werden mußte.

Ida: Deine Mutter — litt wohl — ſehr?

Wilhelm: In manchen Dingen denk ich ja heut anders über Mutter. Immerhin, die Hauptſchuld trägt Vater doch. Damals kam mir's vor, als ob er Mutter widerrechtlich hier gefangen hielte. Ich wollte geradezu, ſie ſollte ſich von ihm trennen.

Ida: Aber — das konnte Deine Mutter — gar nicht, das —

Wilhelm: Sie folgte mir ja auch nicht. Sie hatte nicht den Mut. — Nun — mit welchen Augen ich Vater anſah ... nun, das kannſt Du Dir vielleicht denken.

Ida: Sieh mal, Wilhelm! — Du warſt vielleicht doch nicht ganz gerecht gegen Deinen Vater .... Ein Mann ...

Wilhelm, ohne Idas Einwurf zu beachten: Einmal — beging ich — die Torheit — einen Freund von mir ... Unſinn: Freund .. flüchtiger Bekannter — ein Muſiker ... Ich brachte ihn alſo mit hierher. Das war eine Auffriſchung für Mutter. Sie ſpielte nämlich — eine Woche lang — täglich mit ihm vierhändig ... Da alſo .... haarſträubend ... ſo wahr, wie ich vor Dir ſtehe —: kein Schatten einer Möglichkeit! — und am Ende der Woche — ſchrieen es ihr — die Dienſtboten — ins Geſicht.

Ida: Verzeih! ... Ich .. Um was —?

Wilhelm: Mutter! ... Mutter ſollte .. Meine Mutter ſollte .. Sie ſollte — denke Dir! ſie wagten es ihr offen vorzuwerfen, daß ſie — ein ſchlechtes — Verhältnis — mit ... das heißt, ich ſtellte die Perſon zur Rede ... frech ... der Kutſcher hätte es ihr geſagt ...

Ich zum Kutſcher, und der . . . der . . . der will es . . . der ſagt mir geradezu, er habe es vom Herrn . . . vom Herrn ſelber . . . Natürlich . . . wo werde ich ihm denn ſo was glauben?! — oder — wenigſtens — ſträubte ich mich — bis — ich — ein Geſpräch — belauſchte, — was Vater — im Stall . . . . . im Pferdeſtall mit dem Burſchen — hatte, — und — Du kannſt mir — glauben: — die Hände — ſtarben — mir — ab, — wie ich — ihn da — über — meine — Mutter — reden hörte.

Ida: Sei doch nur . . . . Laß Dich doch nur . . . . reg Dich doch bloß nicht ſo *furchtbar* auf. Du biſt ja ganz . . . .

Wilhelm: Ich weiß nicht mehr . . . Ich weiß nur . . . Es ſteckt etwas in uns Menſchen . . . der Wille iſt ein Strohhalm . . . . . Man muß ſo etwas durchmachen . . . Es war wie ein Einſturz . . . Ein Zuſtand wie . . . und in dieſem Zuſtand befand ich mich plötzlich in Vaters Zimmer. — Ich ſah ihn. — Er hatte irgend etwas vor — ich kann mich nicht mehr beſinnen, was. — Und da — hab ich ihn — buchſtäblich — mit — dieſen — beiden — Händen — ab—ge—ſtraft. Er hat Mühe, ſich aufrecht zu erhalten.

Ida, ihre Augen ſtehen voll Tränen, die ſie trocknet; bleich und erſchüttert ſtarrt ſie einige Augenblicke auf Wilhelm hin, dann küßt ſie ſtill weinend ſeine Stirn.

Wilhelm: Du — Barmherzige.

Man hört die Stimme des Doktors von der Treppe her.

Wilhelm: Und nun — wenn je! Er rafft ſich auf, Ida küßt ihn nochmals. Er hat krampfhaft ihre Hand gefaßt. Wie die Stimme des Doktors ſchweigt, hört man fröhliches Gelächter aus dem Nebenzimmer.

Wilhelm, mit Bezug auf das Lachen, wie auch auf das Kommen des Doktors, den man die Treppe herunterſteigen hört: Ihr habt eine wunderbare Macht! Ein Händedruck beiderſeitiger Ermutigung, dann trennt ſich Ida von Wilhelm. Bevor ſie abgeht, kehrt ſie noch einmal um, faßt Wilhelms Hand und ſagt: Sei tapfer! Ab.

Dr. Scholz, noch auf der Treppe: Aeh! großer Unſinn! .... rechts, Friebe! — äh! Ellbogen ... nicht halten, nicht halten! Donnerwetter!

Wilhelm, je weiter der Doktor herunterkommt, um ſo aufgeregter erſcheint Wilhelm. Seine Farbe wechſelt oft, er fährt ſich durch die Haare, atmet tief, macht die Bewegungen des Klavierſpielens mit der Rechten uſw. Hierauf iſt deutlich wahrzunehmen, wie Strömungen für und wider in ihm kämpfen, — wie er in ſeinem Entſchluß wankend wird. Er ſcheint fliehen zu wollen, da bannt ihn das Hervortreten des Doktors. Er hat eine Stuhllehne gefaßt, um ſich zu ſtützen und ſteht zitternd und bleich da. Der Doktor iſt ebenfalls, zu ſeiner vollen, imponierenden Größe aufgerichtet, ſtehen geblieben und mißt ſeinen Sohn mit einem Blick, der nacheinander Schreck, Haß und Verachtung ausdrückt. Es herrſcht Stille; Friebe, der, den Doktor ſtützend und ihm vorleuchtend, ebenfalls eingetreten iſt, benützt dieſelbe, um ſich davonzuſchleichen, ab in die Küche. Wilhelm ſcheint einen Seelenkampf phyſiſch durchzuringen. Er will reden, die Kehle ſcheint ihm zu verſagen, es kommt nur zu lautloſen Bewegungen der Lippen. Er nimmt die Hand von der Stuhllehne und ſchreitet auf den Alten zu. Er geht unſicher, er taumelt, er kommt ins Wanken, ſteht, will aufs neue reden, vermag es aber nicht, ſchleppt ſich weiter und bricht, die Hände gefaltet, zu des Alten Füßen nieder. In des Doktors Geſicht hat der Ausdruck gewechſelt: Haß, Staunen, erwachendes Mitgefühl, Beſtürzung.

Dr. Scholz: Junge ... mein lieber Junge! mein ... Er ſucht ihn bei den Händen zu erheben. Steh doch nur — auf! ... Er faßt Wilhelms Kopf, der ſchlaff hängt, zwiſchen beide Hände und kehrt ihn ſich zu. Sieh mich ... Junge ... ſieh mich doch mal — an. Ach, was iſt denn — mit ...?

Wilhelm bewegt die Lippen.

Dr. Scholz, mit bebender Stimme: Was ... was ... ſagſt Du zu mir? Ich ....

Wilhelm: V ... Vater — ich ...

Dr. Scholz: Wie — meinſt Du —?

Wilhelm: Ich — habe Dich ... habe Dich ... h ... h ...

Dr. Scholz: Unſinn, Unſinn! jetzt nicht von ſolchen ...

Wilhelm: Ich bin — an Dir — zum Verbrecher ....

Dr. Scholz: Unſinn, Unſinn! Ich weiß gar nicht, was Du willſt? Alte Sachen ſind alte Sachen. Tu mir die einzige Liebe, Junge! ...

Wilhelm: Nun — nimm's von mir! nimm — die Laſt von mir!

Dr. Scholz: Vergeben und vergeſſen, Junge! vergeben und vergeſſen ...

Wilhelm: Dank .... Er atmet tief auf, das Bewußtſein verläßt ihn.

Dr. Scholz: Junge! was machſt Du mir denn für Sachen! was ....

Er hebt und ſchleppt den Ohnmächtigen allein bis in einen in der Nähe ſtehenden Lehnſtuhl. Bevor er ihn niedergeſetzt hat, kommen Ida, Robert, Auguſte, Frau Scholz und Frau Buchner haſtig aus dem Nebengemach, Friebe aus der Küche.

Dr. Scholz: Wein! ſchnell etwas Wein!

Ida geht und iſt ſogleich mit Wein zurück.

Frau Scholz: O Gottogottogott! Waſſer! ... gleich mit Waſſer beſprengen!

Dr. Scholz ſtößt ihm Wein ein.

Auguſte: Was war denn?

Ida, bleich und in Tränen, legt ihre Wangen an die Wilhelms: Wie eiskalt er ſich anfühlt.

Frau Scholz: Ueber was hat ſich denn der Junge bloß ſo aufgeregt, das möcht ich bloß wiſſen ... das iſt mir doch rein .....

Robert, ihre Hand faſſend und zugleich ihre Rede abſchneidend, verweiſend: Mutter!!

Frau Buchner: Beſprengen, beſprengen, Herr Doktor!

Dr. Scholz: Pſt, pſſſt, habt Ihr ... haben Sie vielleicht Eau de Cologne?

Frau Buchner: Ja, — ſie gibt ihm ein Flacon — bitte.

Dr. Scholz: Danke. Er beſtreicht dem Ohnmächtigen die Stirn.

Ida, zum Doktor: Es iſt — doch hoffentlich ... nicht wahr? nur .... Sie bricht in Schluchzen aus. Ach, er ſieht ſo ſchrecklich rührend aus, wie .... wirklich wie — tot ſieht er aus.

Robert tröſtet Ida.

Frau Scholz: Wie der Junge bloß ſchwitzt! Sie wiſcht ihm die Stirn.

Wilhelm gähnt.

Dr. Scholz: Pſt. Er und alle blicken mit Spannung auf Wilhelm.

Wilhelm räuſpert ſich, dehnt ſich, öffnet und ſchließt die Augen wie ein Schlaftrunkener, legt den Kopf wie zum Schlaf zurück.

Dr. Scholz, hörbar: Gott ſei Dank!

Er richtet ſich auf, wiſcht ſich die Stirn mit dem Taſchentuch und muſtert gerührt und halb verlegen ſeine Umgebung. Ida iſt ihrer Mutter unter Lachen und Weinen um den Hals gefallen. Robert ſteht, kaum Herr ſeiner Bewegung, mit gefalteten Händen da und läßt ſeine Blicke abwechſelnd über alle Anweſenden hingleiten. Auguſte geht, das Taſchentuch zuſammengeballt vor dem Munde, haſtig auf und ab und hält jedesmal im Vorübergehen einen Augenblick vor Wilhelm inne, um ihn forſchend zu betrachten. Friebe geht auf den Zehenſpitzen ab. Des Doktors Blick trifft den ſeiner Frau. Schüchtern und gerührt wagt ſie ſich näher, faßt leiſe ſeine Hand und klopft ihm auf den Rücken.

Frau Scholz: Alterchen —!

Auguſte ahmt die Mutter nach, umarmt und küßt dann den Vater, was dieſer geſchehen läßt, ohne ſeine Hand aus der ſeiner Frau zu nehmen.

Auguſte, an ſeinem Halſe: Mein Herzensväterchen!

Robert, plötzlich entſchloſſen, tritt auf ſeinen Vater zu und ſchüttelt ihm die Hand.

Frau Scholz gibt des Doktors Hand frei und führt ihm Ida zu.

Dr. Scholz blickt erſt Ida, dann Wilhelm an und richtet einen fragenden Blick auf Frau Buchner.

Frau Buchner nickt bejahend.

Dr. Scholz macht eine Gebärde, die etwa ausdrückt: ich will nichts verreden, ich kann mich vielleicht täuſchen. Hierauf ſtreckt er dem Mädchen ſeine Hand entgegen.

Ida kommt, nimmt ſeine Hand, beugt ſich darauf nieder und küßt ſie.

Dr. Scholz zieht ſeine Hand gleichſam erſchreckt zurück.

Wilhelm ſeufzt tief auf. Alle erſchrecken.

Auguſte, in der Tür zum Nebengemach, winkt Frau Scholz, dann ab.

Frau Scholz macht dem Doktor Zeichen, die beſagen: man wolle ſich ins Nebengemach begeben des Patienten wegen.

Dr. Scholz nickt beſtätigend und entfernt ſich Hand in Hand mit Frau Scholz behutſam.

Frau Buchner, der Ida bedeutet hat, ſie wolle bei Wilhelm bleiben, ebenfalls ab ins Nebenzimmer.

Robert, leiſe: Fräulein Ida, würden Sie … möchten Sie mir wohl die Wache diesmal überlaſſen?

Ida, freudig überraſcht: Herzlich gern! Händedruck, ab ins Nebengemach.

Robert rückt einen Stuhl neben den Wilhelms und läßt ſich, den Schlafenden beobachtend, darauf nieder. Nach einem Weilchen zieht er ſeine Tabakspfeife aus der Taſche, um ſie in Brand zu ſetzen, erinnert ſich aber zur rechten Zeit der Gegenwart des Patienten, und ſteckt ſie ſogleich wieder ein.

Wilhelm ſeufzt, ſtreckt die Glieder.

Robert, leiſe und behutſam: Wilhelm.

Wilhelm räuſpert ſich, ſchlägt die Augen fremd und verwundert auf und ſagt nach einer Weile — als hätte ihn die Anrede Roberts erſt jetzt getroffen: — Ja!

Robert: Wie iſt Dir denn jetzt?

Wilhelm, nachdem er Robert eine Weile nachdenklich angeblickt hat, mit ſchwacher Stimme: Robert? — nicht?

Robert: Ja — ich bin's ... Robert ... wie geht's Dir denn?

Wilhelm: Gut — räuſpert ſich — ganz gut — jetzt. Er lächelt gezwungen, macht einen ſchwachen Verſuch, ſich zu erheben, der fehlſchlägt.

Robert: Oh, Du! das iſt doch wohl noch ein bißchen gar zu zeitig, nicht?

Wilhelm nickt bejahend, ſeufzt, ſchließt erſchöpft die Augen .... Pauſe. Wilhelm ſchlägt die Augen groß und ruhig auf und ſpricht leiſe, aber klar: Was iſt denn eigentlich paſſiert? — hier? —

Robert: Ich glaube, Wilhelm, es wird das Beſte ſein, wir laſſen das vorläufig auf ſich beruhen .... Die Verſicherung geb ich Dir: etwas ... ich jedenfalls hätte es niemals für möglich gehalten.

Wilhelm, vergeiſtigt: — Ich — auch nicht.

Robert: — Wie ſoll man denn auch .... äh! Kohl! das war ja auch abſolut nicht vorauszuſehen! — aber es iſt eben doch vorgefallen.

Wilhelm: Ja — nun fällt mir — nach und nach ... es — war — lieblich! Seine Augen füllen ſich mit Tränen.

Robert, mit leiſem Beben in der Stimme: Ein ſentimentales Weibsbild iſt man doch .... Soviel ſteht wieder mal bombenfeſt: man hat wieder mal ſo ins Blaue 'nein verdammt. Gekannt haben wir den Alten doch nicht, — das können wir doch wohl nicht gerade behaupten.

Wilhelm: Vater? — nein! wir ſind ja alle — ſo blind, ſo blind!

Robert: Das — weiß Gott! — ſind wir ....

Wilhelm: Wie mir das vorkommt! — wunderfremd. Er liebt uns ja! Der alte Mann iſt ja ſo himmliſch gut! ...

Robert: Das kann er ſein, und das wußte ich bis jetzt nicht.

Wilhelm: Mir dämmert manches! ....

Robert: Mit dem Verſtande — und ſo — ſieh mal — hatt ich das ja längſt erfaßt. — Alles iſt geworden. Verantwortlich hab ich Vater nicht gemacht. — Heißt das, ſchon ſeit Jahren nicht mehr. — Nicht für mich, überhaupt für keinen von uns. Aber heut hab ich's gefühlt; und das iſt, kannſt Du glauben, noch ganz was andres .... Ehrlich, mich hat's geradezu aus dem Gleichgewicht gebracht. — Als ich ihn ſo ſah — ſo um Dich bemüht .... förmlich wie ein Schlag war mir da! — Und nun muß ich mir immer ſagen: — warum iſt denn das nun nicht .... na warum denn nicht? Es iſt doch jetzt in uns lebendig geworden, es war doch alſo in uns — warum iſt es nicht ſchon früher hervorgebrochen? In Vater, in Dir — und in mir wahrhaftigen Gott auch? Es war doch in uns! Und nun hat er das ſo in ſich hinein gewürgt — Vater mein ich — na und wir ja auch — ſo viele Jahre lang ....

Wilhelm: Das iſt mir nun aufgegangen: ein Menſch kehrt nicht nur jedem ſeiner Mitmenſchen eine andere Seite zu, ſondern er iſt tatſächlich jedem gegenüber von Grund aus anders ....

Robert: Warum muß denn das ſo ſein zwiſchen uns? Warum müſſen denn wir uns nur immer und ewig abſtoßen?

Wilhelm: Das will ich Dir ſagen: Herzensgüte fehlt uns! Nimm zum Beiſpiel Ida! Was Du Dir erklügelt haſt, das lebt in ihr. Sie ſitzt nie zu Gericht. Alles greift ſie ſo weich, ſo mitleidig an — die zarteſten Dinge. Das ſchont ſo, verſtehſt Du! das ... und das, glaub ich, iſt es ....

Robert, *ſich erhebend*: Wie iſt Dir jetzt ſo? —

Wilhelm: Recht frei iſt mir doch jetzt ...

Robert: Aeh — was nutzt das alles! .... Ja — was ich wollte — ſagen? Vielleicht wird's doch gut mit Euch!

Wilhelm: Was denn?

Robert: Na, wie denn? Du und ... na, und Ida natürlich.

Wilhelm: Vielleicht! ... Die beiden haben eine Macht — auch Frau Buchner — aber doch Ida hauptſächlich. Ich habe gedacht, das könnte mich retten .... Zuerſt wehrte ich mich ja ...

Robert, *gedankenvoll*: Das haben ſie! — ſie haben eine Macht und deshalb .... anfänglich — offen geſagt, hab ich's Dir verübelt.

Wilhelm: Das fühlte ich wohl.

Robert: Na, nimm mal an: ich hörte von einer Verlobung, und nun ſah ich Ida; treppauf, treppab ſang ſie und ſo fröhlich — ohne eine Idee von ....

Wilhelm erhebt ſich: Ich verſtand Dich ja auch; ich gab Dir ja ſogar recht, was willſt Du!

Robert: Nu ja doch! — ich bin ja auch ... es iſt ja auf dieſe Weiſe ganz was anders. — Ich muß ja zugeben ... wie geſagt ... überhaupt ... Ganz friſch ſchon?

Wilhelm: Vollkommen.

Robert: Dann kommſt Du wohl alſo bald?

Wilhelm: Ich will nur noch ... geh doch einſtweilen Du!

Robert: Schön! Geht, kommt zurück. Hör mal, Du! ich kann nicht anders, ich muß Dir ſagen, Deine ganze Handlungsweiſe — Vater gegenüber — und auch — überhaupt, iſt hochachtenswert. — Ich hab Dich auch ſo — überfallen förmlich — mit meiner verfluchten Borniertheit. Man ... hol's der Teufel! Ich habe ſeit langer Zeit wieder zum erſten Male ſo ne Art unabweisbares Bedürfnis, verſtehſt Du! mich ſelbſt anzuſpucken. Das genügt Dir doch, wie? — Na, Du wirſt mir doch nun auch die Liebe tun und — wenn ich Dich ... jawohl, gekränkt habe ich Dich ununterbrochen, ſeit Du hier biſt. Alſo — es tut mir leid! hörſt Du!

Wilhelm: Bruder! Sie ſchütteln ſich mit Rührung die Hände.

Robert zieht ruhig die Hand aus der Wilhelms, bringt ſeine

Tabakspfeife hervor, entzündet ſie, pafft und ſagt dabei vor ſich hin: Akrobaten — ſeele! — pf! pf! na item. Hierauf wendet er ſich zum Gehen. Bevor er die Türe des Seitengemaches aufklinkt, ſpricht er über die Schultern zu Wilhelm: Ich — will ſie Dir herausſchicken!

Wilhelm: Ach — Du — laß doch! ... na — wenn Du ....

Robert nickt bejahend, verſchwindet in der Tür. Ab.

Wilhelm atmet befreit auf. Volle Freude über das Geſchehene bemächtigt ſich ſeiner.

Ida kommt aus dem Nebenzimmer, fliegt in ſeine Arme: Willy!

Wilhelm: — Jetzt — jetzt ... Du ... Ihr ... Ihr beiden goldnen Seelen habt mich losgekämpft. Jetzt — ein ganz neues Leben! ... Du glaubſt nicht, wie mich das hebt! Ordentlich groß ſtehe ich vor mir da! — O Du! das merke ich jetzt erſt — das hat doch furchtbar auf mir gelaſtet. ... Und nun fühl ich auch Kraft! Kraft fühle ich, Du! — Verlaß Dich drauf, ich erreiche es nun doch noch! Ich werd's ihm zeigen, was der Taugenichts kann! Ich werde Vater den Beweis liefern. Ich werde ihm beweiſen, daß etwas in mir lebt: eine Kraft, eine Kunſt, vor der ſie ſich beugen ſollen ... Die ſtarrſten Köpfe werden ſich beugen, ich fühl's! — Das hat mich nur niedergeknebelt, glaubſt Du! Es kribbelt mir in den Fingerſpitzen, glaubſt Du! ... Ich möchte ſchaffen, ſchaffen! .

Ida: Siehſt Du, ſo iſt's recht! Nun endlich haſt Du

Dich wiedergefunden. — Liebſter, ich möchte jauchzen. — Jauchzen möcht ich, — jubeln ... Siehſt Du, wie ich recht hatte: nichts iſt erſtorben in Dir! Es ſchlief nur! Es wacht alles wieder auf, ſagte ich Dir immer. Es iſt aufgewacht, ſiehſt Du nun! ....

Sie umarmen, küſſen ſich und ſchreiten dann ineinander verſchlungen in ſtummer Glückſeligkeit durch den Saal.

Wilhelm bleibt ſtehn, ſchaut mit glücklichem Staunen in die Augen ſeiner Braut, dann läßt er den Blick weiter ſchweifen, rings herum durch den Raum und ſagt: In dieſen eiskalten Mauern ... wie Frühlingszauber iſt das!

Einige Küſſe; eng verſchlungen, ſtumm im Glück, ſchreiten ſie weiter.

Ida ſingt piano mit ſchelmiſcher Beziehung auf etwas in der Vergangenheit; etwas, wie: nun, ſiehſt Du, wie recht ich hatte:

Wenn im Hag der Lindenbaum
Wieder blüht,
Huſcht der alte Frühlingstraum ...

Frau Scholz tritt ein, gewahrt die beiden, will ſich ſchnell wieder entfernen.

Ida hat es bemerkt, bricht ihr Lied ab, fliegt auf Frau Scholz zu: Nicht fortlaufen, Schwiegermuttelchen!

Frau Scholz: I warum nich gar! Ihr könnt mich ja gar nicht brauchen.

Wilhelm umarmt und küßt ſeine Mutter und hilft ſie mit hereinziehen.

Frau Scholz, launig: Du biſt wohl nich recht geſcheit. Ihr ſeid wohl ... Ihr reißt mir ja ...

Wilhelm: Ach was, Mutter! das iſt ja jetzt alles einerlei — Mutter! Du ſiehſt einen anderen Menſchen vor Dir. Zwiſchen Mutter und Braut, beider Hände haltend: Komm, altes Mamachen! — Seht Euch in die Augen! — ſo — gebt Euch die Hände!

Frau Scholz: Närr'ſcher Kerl!

Wilhelm: Küßt Euch!

Frau Scholz, nachdem ſie ſich mit der Schürze über den Mund gefahren: Na, dummer Kerl! — das ... da iſt doch weiter nichts dabei .. da brauchſt Du uns doch nicht .. gelt, Ida? Sie küſſen ſich lachend.

Wilhelm: Und nun Friede!

Frau Scholz: Nich berufen, Junge!

Friebe, eine dampfende Punſchterrine tragend, aus der Küche in das Nebengemach.

Wilhelm: Oho! — na dann alſo .. Friebe! iſt er gut?

Friebe, im Vorübergehen: J, von det Zeich kenn'n Se mer dreiſte wat verſetzen, da bring ick ooch noch keen'n Schluck nich ieber de Lippen.

Wilhelm: Nich möglich, Friebe!

Friebe: Frieher, ja — jetz bin ick — längſt abjeſchmiſſen. Jetz trink ick — nur — mehrſchtenteels — b—bitt'ren Schnaps. Ab.

Ida hat Wilhelm die Krawatte in Ordnung gebracht und den Rock zurecht gerückt: Se, nu ...

Wilhelm: Schon gut, Du! — Iſt Vater heiter?

Frau Scholz: Er erzählt ſo. — Manchmal verſteht man's gar nicht.

Wilhelm: Das Herz pocht mir doch wieder!

Frau Scholz: Wenn nur Robert nich ſoviel tränke.

Wilhelm: Ach, Mutter, heut .. heut iſt das ja alles einerlei! heut ....

Ida: Nun komm ſchnell, eh Dir erſt wieder ..

Wilhelm, *zu Frau Scholz*: Gehſt Du mit?

Frau Scholz: Geht nur, geht!

Ida und Wilhelm ab ins Nebenzimmer.

Frau Scholz ... *ſteht, ſinnt nach, ſtreicht ſich mit der Hand die Stirne und begibt ſich zufolge eines plötzlichen Einfalls an die Tür des Nebengemachs, wo ſie lauſcht.*

Friebe *tritt durch ebendieſelbe Tür ein. Man merkt nun deutlich: er iſt angeheitert*: Frau Dokter!

Frau Scholz: Was wollen Sie?

Friebe, *pfiffig geheimnisvoll*: Ma hat ſei Wunder, Frau Sch — olzen.

Frau Scholz, *zurückſchreckend*: Sie haben — zu viel getrunken! Sie ..

Friebe: Ick — lauer ſchon — uf alle Arten, det ick .. det ick und ick wollte Sie wat mitteilen.

Frau Scholz: Na ja, ja, ja! Sagen Sie nur ſchnell, was Sie zu ſagen haben.

Friebe: Na, ick meen man bloß ..

Frau Scholz: So reden Sie doch nur, Friebe!

Friebe: Ick meen man bloß: — det is doch nich taktmäßig. In dieſe F ... Funktion — da ſind ooch all noch ville Sachen — wo ick ooch verſchweigen muß .... ick meen man bloß — Ihr Mann — der kann't unmeeglich mehr lange machen …

Frau Scholz: O Jeſis, Jeſis, Friebe! Hat er denn … o Jeſis! hat er denn geklagt? Is er denn krank?

Friebe: Na, uf ſo wat — verſteh ick mir doch?!

Frau Scholz: Ueber was klagt er denn?

Friebe: Ick ſollt ja — aber — nich — ſagen.

Frau Scholz: Is es denn ernſt? Friebe nickt beſtätigend. Er kann doch aber nich vom Tode geſprochen haben?

Friebe: Er hat ſich — ſogar — noch mehr — ſo ne Sachen bedient, aber …

Frau Scholz: Na, nu drücken Sie ſich doch endlich deutlich aus. Trinkt der Menſch …!

Friebe, aufgebracht: Ja ick … na Järtner — un Schuhwichſer .. un was da allens verfallen dut …. nee! — Ick brauch mir det nich .. in jede Funktion … das … in dieſe Funktion kommt — allens vor — aber nee! … da haben ſe — det Janze … klar ….Punkt! …. Er macht kehrt, ab in die Küche.

Frau Scholz: Der Menſch iſt verrückt geworden.

Ida, im Hintergrund durch die Türe des Nebenzimmers, dieſe hinter ſich zudrückend. Sie ein klein wenig wieder öffnend, ruft ſie ins Gemach zurück: Warten, Herrſchaften! ruhig und folgſam warten!

Wilhelm, ſich hereindrängend: Ich will Dir ja nur helfen.

Ida: Aber ſonſt niemand! Ida und Wilhelm entzünden die Chriſtbaumlichte.

Frau Scholz: Du! — hör mal! — Wilhelm!

Wilhelm, beſchäftigt: Gleich, Mutterchen! — wir ſind gleich fertig. Der Chriſtbaum, die Girandolen und der Kronleuchter ſtehen im Licht. Ida nimmt eine große Decke, welche über die Geſchenke auf der Tafel gebreitet war, von dieſen herunter. Wilhelm tritt zur Mutter.

Ida ruft durch die Türe des Speiſezimmers: Jetzt!

Frau Scholz iſt im Begriff, Wilhelm etwas mitzuteilen, als ſie durch den Eintritt des Dr. Scholz geſtört wird. Es folgen nun: **Auguſte, Robert** und **Frau Buchner.**

Dr. Scholz, vom Trinken gerötetes Geſicht. Mit affektiertem Staunen: Ah! ah!

Frau Buchner: Feenhaft!

Auguſte, befangen lächelnd.

Robert umgeht, die Pfeife im Mund, erſt befangen, dann mehr und mehr ironiſch lächelnd, den Raum.

Ida hat Wilhelm, der darob äußerſt betreten iſt, zu dem Platze geführt, wo ſeine Geſchenke liegen: Lach mich nicht aus, Willy! Sie hält ihm die Börſe hin.

Wilhelm: Nein, aber! Ida! — ich hab Dich doch gebeten ....

Ida: Ich hatte ſie mal für Vater gehäkelt. Das letzte Jahr vor ſeinem Tode hat er ſie viel getragen. Da dachte ich ....

Wilhelm, unter den Blicken der Beobachter mit ſteigender Verlegenheit: Jawohl .. ſo, ſo .. vielen Dank, Ida!

Robert: Die Dinger müßten nur praktiſcher ſein.

Frau Scholz, durch Frau Buchner ebenfalls an den Tiſch geführt: Aber was machſt Du denn nur für Geſchichten?

Ich kann Euch ja gar nichts … ich hab ja gar nichts für Euch — vor einem gehäkelten Tuche: — nein … nein … nee Du — tu mer die Liebe! Das haſt Du für mich gehäkelt? Nee ſag mer nur — fer mich alte Frau? Na, da dank ich Dir auch vielmals ſchön. Sie küſſen ſich.

Frau Buchner: Ach, ich — freu mich nur, wenn Dir's gefällt.

Frau Scholz: Prachtvoll! — wundervoll — wunderſchön! Wie viele Zeit und Mühe! Nee! ….

Ida: Auch für Sie hätt ich was, Herr Robert! Sie dürfen mich aber nicht auslachen!

Robert, über und über rot werdend: Aeh — zu was denn!

Ida: Ich hab mir gedacht — Ihre Tabakspfeiſe — die wird Ihnen nächſtens die Naſenſpitze verbrennen — und da hab ich mich Ihrer erbarmt und noch geſtern ſchnell …. Sie zieht eine neue Tabakspfeiſe, die ſie auf dem Rücken gehalten, hervor und überreicht ſie ihm. Da iſt das Prachtſtück! Allgemeine Heiterkeit.

Robert, ohne ihr die Pfeiſe abzunehmen: Sie ſcherzen, Fräulein!

Ida: Na ja! aber mit dem Schenken iſt's mir bitter ernſt.

Robert: Ach, nein doch, nein doch, das glaub ich nicht!

Frau Scholz, entrüſtet, leiſe zu Wilhelm: Robert iſt unausſtehlich!

Ida: Aber nein, wirklich!

Robert: Sehen Sie — dies Ding da …. ich habe mich ſo dran gewöhnt .... i, und Sie ſcherzen ja auch wirklich nur!

Ida, die Augen voll Tränen; ihren Schmerz bemeiſternd und mit zitternder Stimme: Nun — ja — wenn Sie meinen. Sie legt das Geſchenk auf den Tiſch zurück.

Frau Buchner hat während des letzten Geſprächs mehrmals leiſe Ida zugerufen; nun eilt ſie auf ſie zu: Idchen — haſt Du denn vergeſſen?

Ida: Was denn, Mama?

Frau Buchner: Du weißt doch! Zu den übrigen: Nun ſollen Sie noch etwas zu hören bekommen.

Ida, froh, auf dieſe Weiſe ihre Bewegung verbergen zu können, folgt ihrer Mutter, die ſie an der Hand gefaßt hat, ins Nebenzimmer.

Frau Scholz, zu Robert: Warum haſt Du ihr denn die Freude verdorben?

Wilhelm geht, die Enden ſeines Schnurrbartes nervös kauend, unruhig umher und wirft ab und zu drohende Blicke auf Robert.

Robert: Was denn? wie denn? Ich weiß gar nicht, was Du willſt?

Auguſte: Na, freundlich war das allerdings nicht gerade.

Robert: Laßt mich doch zufrieden! und überhaupt: was ſoll ich denn damit!

Geſang und Klavierſpiel, aus dem Nebenzimmer dringend, unterbricht die Sprechenden. Alle blicken einander erſchrocken an.

Idas Stimme:

Ihr Kinderlein kommet,
O kommet doch all!
Zur Krippe her kommet
In Bethlehems Stall,
Und ſeht, was in dieſer
Hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel
Für Freude uns macht!

Dr. Scholz iſt über das Verhalten Roberts immer finſterer geworden. Bei Beginn des Geſanges blickt er ſcheu — wie jemand, der einen Angriff fürchtet — umher und ſucht einen gewiſſen Abſtand zwiſchen ſich und jedem der Anweſenden möglichſt unauffällig feſtzuhalten.

Frau Scholz, bei Beginn des Geſanges: Ach, wie ſchön! Einen Augenblick lauſcht ſie hingegeben, dann bricht ſie in Schluchzen aus.

Robert bewegt ſich langſam, macht, wie der Geſang anhebt, ein Geſicht, wie: na nu hört's auf, ſchreitet weiter, lächelt ironiſch und ſchüttelt mehrmals den Kopf. Im Vorübergehen ſagt er halblaut etwas zu Auguſte.

Auguſte, halb und halb gerührt, platzt nun laut heraus.

Wilhelm hat bisher, ein Spiel widerſprechender Empfindungen, an die Tafel gelehnt — auf der Platte nervös Klavier ſpielend — geſtanden; nun ſteigt ihm die Röte der Entrüſtung ins Geſicht.

Robert ſcheint gegen Ende des Geſanges unter den Tönen phyſiſch zu leiden. Die Unmöglichkeit, ſich dem Eindruck derſelben zu entziehen, ſcheint ihn zu foltern und mehr und mehr zu erbittern. Unmittelbar nach Schluß des Verſes entfährt ihm — gleichſam als

Trümmerſtück eines inneren Monologes — unwillkürlich das Wort: Kinderkomödie! in einem beißenden und wegwerfenden Tone.

Alle, auch der Doktor, haben das Wort gehört und ſtarren Robert entſetzt an.

Frau Scholz und **Auguſte**, gleichzeitig: Robert!

Dr. Scholz unterdrückt eine Aufwallung von Jähzorn.

Wilhelm macht in bleicher Wut einige Schritte auf Robert zu.

Frau Scholz ſtürzt ſich ihm entgegen, umarmt ihn: Wilhelm! — tu mir die einzige Liebe!

Wilhelm: Gut —! Mutter!

Er geht, ſich überwindend, erregt umher. In dieſem Augenblick hebt der zweite Vers an. Kaum berühren die erſten Töne ſein Ohr, ſo erzeugt ſich in ihm ein Entſchluß, infolge deſſen er auf die Tür des Seitengemaches zuſchreitet.

Da liegt es, ach Kinder!
Auf Heu und auf Stroh;
Maria und Joſef
Betrachten es froh,
Die redlichen Hirten
Knien betend davor,
Hoch oben ſchwebt jubelnd
Der Engelein Chor.

Frau Scholz ſtellt ſich ihm in den Weg: Wilhelm! — was machſt Du denn!

Wilhelm, ausbrechend: Sie ſollen aufhören zu ſingen.

Auguſte: Du biſt wohl nicht bei Troſt.

Wilhelm: Laßt mich zufrieden! Ich ſage, ſie ſollen aufhören.

Frau Scholz: Aber ſei doch ... Du biſt ja wirklich ... na gutt, dann ſiehſt Du mich dieſen Abend nicht mehr.

Robert: Bleib doch, Mutter! Laß ihn doch machen! Es iſt ja ſeine Privatſache!

Wilhelm: Robert! treib's nicht zu weit! Nimm meinen Rat an! Du haſt mir vorhin eine Rührſzene vorgemacht, das macht Dich nur noch widerwärtiger.

Robert: Sehr richtig: — Rührſzene. — Bin ſelbſt der Meinung ....

Wilhelm geht abermals auf das Seitengemach zu.

Frau Scholz, ihn abermals zurückhaltend: O Gottegottogott, Junge, warum willſt Du ſie denn ..? Der zweite Vers iſt beendet.

Wilhelm: Weil Ihr es alle miteinander nicht wert ſeid.

Robert, dicht an Wilhelm herantretend, mit einem frechen, vielſagenden Blick in ſeine Augen: Du vielleicht?

Frau Scholz: O Jeſis nee, Ihr treibt's doch wieder ſoweit. Der dritte Vers hebt an:

Manch Hirtenkind trägt wohl
Mit heiterem Sinn
Milch, Butter und Honig
Nach Bethlehem hin,
Ein Körbchen voll Früchte,
Das purpurrot glänzt,
Ein ſchneeweißes Lämmchen,
Mit Blumen bekränzt.

Wilhelm: Sie ſollen aufhören!

Frau Scholz, ihn wiederum feſthaltend: Junge!!

Wilhelm: Einfach — unter aller Würde. Es iſt Blasphemie! Es iſt ein Verbrechen an dieſen Menſchen, wenn wir ſie .. ich .. ja auf Ehre, ich werde ſchamrot für Euch alle!

Auguſte, pikiert: Na — ſo ganz beſonders ſchlecht und verächtlich ſind wir am Ende doch wohl auch nicht.

Wilhelm: Auguſte! — mich ekelt's!

Auguſte: Mag's doch: — ja, ja; nu auf einmal iſt man hinten runtergerutſcht. Nu gibt's auszuſetzen an der Schweſter an allen Ecken und Enden. Da is das nich recht, da is jen's nich recht. Aber das Fräulein Ida ....

Wilhelm, außer ſich, ſie unterbrechend: Sprich nicht den Namen aus!

Auguſte: Na, ſo was! Ich werd wohl von Ida ...

Wilhelm: Laß den Namen aus dem Spiel, ſag ich Dir.

Auguſte: Du biſt wohl verrückt geworden? Ich werd doch .. die is doch wahrhaftig auch kein Engel vom Himmel.

Wilhelm, ſchreiend: Schweig ſtill, ſag ich!

Auguſte wendet ihm den Rücken: Ach, was denn, Du biſt einfach verliebt.

Wilhelm, Auguſte unſanft an der Schulter packend: Frauenzimmer, ich ...!

Robert packt Wilhelms Arm, ſpricht kalt und jedes Wort betonend: Wilhelm! — haſt — Du — etwa — wieder — Abſichten ...?

Wilhelm: Teufel!

Auguſte: Das ſagſt Du? — pfui, Du?! der die Hand gegen ſeinen eignen Vater erhoben hat.

Dr. Scholz, mit zornbebender Stimme in abſolut befehlendem Tone: Auguſte! — Du wirſt Dich entfernen! — augenblicklich!

Auguſte: Na — ich möchte wiſſen ....

Dr. Scholz: Du wirſt Dich augenblicklich entfernen!

Frau Scholz: O du lieber Gott, warum nimmſt du mich denn nicht zu dir! Weinerlich: Auguſte! Du hörſt! — folge dem Vater!

Robert: J — Mutter! das würd ich ihr denn doch ſehr verdenken. Sie iſt doch kein kleines Kind mehr. Die Zeiten haben ſich doch wahrhaft'gen Gott ſehr verändert.

Dr. Scholz: Aber ich habe mich nicht verändert. Ich bin der Herr im Hauſe. Ich werde Euch das beweiſen.

Robert: .... Lachhaft!

Dr. Scholz, ſchreiend: Räu — ber und Mör — der —!! —!!! — Ich — — enterbe Euch! Ich werfe Euch auf auf die Straße!

Robert: Das iſt ja direkt komiſch.

Dr. Scholz bemeiſtert einen furchtbaren Zornesausbruch und ſpricht mit unheimlicher Ruhe und Feſtigkeit: Du oder ich, einer von uns verläßt das Haus — augenblicklich.

Robert: Ich natürlich — mit Herzensfreude.

Frau Scholz, halb beſehlend, halb bittend: Robert, Du bleibſt.

Dr. Scholz: Er geht.

Frau Scholz: Fritz! hör mir zu! Er iſt der einzige … in den langen, einſamen Jahren hat er uns nicht vergeſſen, er …

Dr. Scholz: Er oder ich —!

Frau Scholz: Gib nach, Fritz, tu mir die Liebe!

Dr. Scholz: Laß mich zufrieden! Er oder ich!

Frau Scholz: Ach, — Ihr braucht ja meinswegen einander nicht begegnen, es geht ja ganz gut einzurichten … aber …

Dr. Scholz: Gut, ich weiche. — Dir und Deiner Meute weiche ich! — Du und Deine Meute, Ihr habt von jeher den Sieg behalten!

Wilhelm: Bleib, Vaterchen! oder wenn Du gehſt, laß mich diesmal mit Dir gehn.

Dr. Scholz, unwillkürlich zurückfahrend, zwiſchen Zorn und Entſetzen: Laß mich zufrieden, — Taugenichts! Gedankenlos nach ſeinen Sachen ſuchend: Banditen und Tagediebe! — Taugenichtſe!

Wilhelm, aufwallend: Vater! — ſo nennſt Du uns … und Du biſt es doch geweſen, der uns … Ach, Väterchen, nein, nein, das will ich ja gar nicht ſagen! Laß mich mit Dir gehn, ich will bei Dir bleiben, laß mich alles wieder gut machen, was ich … Er hat ſeine Hand auf des Vaters Arm gelegt.

Dr. Scholz, vor Schreck und Entſetzen wie gelähmt, retiriert:

Laß los, ich ſage Dir — die Ränke der Verfolger werden zufällig .... werden zuverläſſig — zuſchanden werden. Sind das dieſe Leute, — dieſe Mächtigen, — und dieſe mächtigen Menſchen ſind das Männer? Einen Mann, der wie ich einige Schuld hat, aber im übrigen dennoch ganz und gar — und — durch und durch — und kurz und gut.

Wilhelm: Vater! Vater! Väterchen! komm zu Dir, komm doch zu Dir!

Dr. Scholz, ſich im Rhythmus der Worte bewegend, halblaut: Und kurz und gut und .. ganz und gar ..

Wilhelm, ihn umarmend, mit der inſtinktiven Abſicht, ſeinen Aktionsdrang zu hemmen: Faß Dich! nimm Dich zuſammen!

Dr. Scholz, ſich wehrend, wie ein kleines Kind: Ach, ſchlag mich nicht! Ach, ſtraf mich nicht!

Wilhelm: Aber um Gottes Himmels ...

Dr. Scholz: Nicht ſchlagen! Nicht — wieder — ſchlagen! Er macht krampfhafte Anſtrengungen, ſich aus Wilhelms Umarmung zu befreien.

Wilhelm: Abfaulen ſoll mir die Hand — Väterchen, glaub doch nicht, .. Väterchen, denk doch nicht ...

Dr. Scholz hat ſich befreit, flieht hilferufend, von Wilhelm gefolgt.

Wilhelm: Schlag mich Du! ſchlag Du mich!

Dr. Scholz: Bitte, bitte, bitte, ... Hilfe.

Ida, aus der Tür des Seitengemaches, totenbleich.

Wilhelm ereilt den Vater, umarmt ihn aufs neue: Schlag Du mich ...

Dr. Scholz, unter Wilhelms Umarmung auf einen Stuhl zuſammenbrechend: Ich . . a . . ah! a — ah! ich — glaube — es — geht — zu Ende — mit — mir.

Wilhelm: Vater!!!

Frau Scholz und Auguſte ſind einander entſetzt in die Arme geſunken. Robert, totenbleich, hat ſich nicht von der Stelle bewegt; ſein Geſicht hat den Ausdruck unerſchütterlicher Feſtigkeit.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Im Saale herrſcht Halbdunkel. Die Lichter ſind verlöſcht bis auf einige auf dem Kronleuchter und ein einziges auf dem Chriſtbaum. Vorn in der Nähe des Ofens am Tiſch, den Rücken dem Nebenzimmer zugewendet, ſitzt **Wilhelm**, die Ellbogen aufgeſtützt, ſichtlich verſunken in dumpfe, troſtloſe Grübelei. **Robert** und **Frau Scholz** betreten gleichzeitig die Halle, aus dem Nebenzimmer kommend.

Frau Scholz, mit Zeichen der Erſchöpfung, in gedämpftem Tone redend: Nee, Junge! — mach ock nich Geſchichten! Jetzt — ma weeß nich hin, nich her. — Wenn's nu was Schweres is, was d'nn dann?

Robert: Du biſt ja doch nicht allein, Mutter!

Frau Scholz: Aber ſag mer nur! das kann doch nich Dein richt'ger Ernſt ſein! Das iſt ja überſpannt! Wo willſt Du denn jetzt mitten in der Nacht bloß hin?

Robert: Wenn's weiter nichts is! Alle Augenblicke gehen Züge — und fert muß ich! — Diesmal kann ich's wirklich nicht mehr aushalten — überhaupt — 's iſt für uns alle das Beſte!

Frau Scholz, weinerlich: 's war immer ſe hibſch in den letzten Jahren. Ich ſag ſchon — nu miſſen die wieder kommen! Seit die Buchners hier ſind, is 's wieder mal reen verdreht, alles.

Robert: Sei froh, daß Du die haſt, Mutter!

Frau Scholz: J, das hätt ich ganz gutt ſelber machen können.

Robert: Ich denke, er leidet niemand von uns um ſich — Vater —?!

Frau Scholz, *weinend*: Akkurat, als wenn ich ihm was Böſes getan hätte. — Und dabei bin — ich — doch gewiß — immer — diejenige geweſen ..... ich hab gewiß immer mei Beſtes getan — ſei mal gerecht, Robert! — Ich hab ihm ſein ſchönes Eſſen gekocht — er hat ſeine warmen Strümpfe gehabt ...

Robert: Ach laß doch das, Mutter! — Was hilft das end—loſe Lamentieren?!

Frau Scholz: Ja, das ſagſt Du! — Du haſt gut reden! — aber wenn man ſich abgerackert hat ſei Leben lang — man hat ſich e Kopf zerbrochen, wie man's und wie man's bloß recht macht — und nu kommen fremde Menſchen, und die werden vorgezogen!

Robert: Ida iſt immer noch bei ihm?

Frau Scholz: Eine wildfremde Perſon — ach, ich möchte ſchon lieber gar nicht mehr leben — Und dieſer Lump! — dieſer Friebe! — dieſer Lump! — wie der ſich bloß aufſpielt! — Guſtel hat's ihm aber geſteckt! — Auguſte hat ihm die Wahrheit aber ordentlich geſagt! — Dieſer Kerl erdreiſtet ſich — er hat ſie geradezu aus dem Zimmer hinausgedrängelt. Das Mädel war außer ſich. — Und das is nu ſeine Tochter .... nee ... wißt Er, Kinder: was ich in meinem Leben ſchon ausgeſtanden habe! — ich mecht's keenem wünſchen.

Robert, *unwillkürlich, mit einem kleinen Seufzer*: Vater auch.

Frau Scholz: Was —?

Robert: Nichts. — Vater auch, ſagte ich nur.

Frau Scholz: Wie denn?

Robert: Na — Vater hat doch auch manches ausgeſtanden.

Frau Scholz: Na, meinswegen gewiß nich. Mich hat er nich ſehr gemerkt. Ich bin gewiß anſpruchslos!

Robert, *ſkeptiſch*: — Tja! — tja! — tja!

Frau Scholz: Wart nur, wenn ich wer im Grabe liegen — dann werd Ihr ſchon einſehen ....

Robert: Ach, Mutter, laß doch nur! — das hab ich ja ſchon hundertmal gehört.

Frau Scholz: Mag's doch! Ihr werd't 's ſchon noch eemal einſehen — und paß uf — in gar nich langer Zeit.

Robert: Ach, Mutter, ich beſtreite ja doch gar nicht, daß Du mancherlei gelitten haſt — unter Vater — Ihr habt eben beide gelitten. Ich begreife gar nicht, weshalb Du mir das ...

Frau Scholz: Dummes Gerede! — was hat ihm denn gefehlt, möcht ich wiſſen?

Robert, *unüberlegt*: Wenn Du's durchaus wiſſen willſt: Verſtändnis!

Frau Scholz: Ich kann mich nich klüger machen, wie ich bin.

Robert: Das hat ja auch kein Menſch verlangt. — Ueberhaupt .. es iſt ja überhaupt Unſinn, noch viel davon zu reden.

Frau Scholz: Na nu hört's ganz uf — *weinend*: Nu bin ich am Ende gar noch ſchuld, daß er krank darnieder liegt, nu ....

Robert: Das ſag ich ja gar nicht.

Frau Scholz: Das haſt Du wohl geſagt.

Robert: Ach, Mutter ...! Ich gehe lieber — ich .... Mutter, ich kann wirklich nicht mehr ..

Frau Scholz: Nein! — ich möchte wiſſen — was ich mir vorzuwerfen hätte — ich habe ein gutes Gewiſſen.

Robert: Das magſt Du behalten! Das magſt Du auch meinethalben in Gottes Namen behalten! — abwehrend: Bitte, nicht mehr!

Frau Scholz: Die Geſchichte mit dem Gelde meinſt Du wohl?

Robert: Ich meine gar keine Geſchichte.

Frau Scholz: Meine Eltern haben's ſauer verdient — welche Frau wird ſich das gefallen laſſen? Dein Vater ſchmiß es geradezu zum Fenſter naus.

Robert: Aber Dein Onkel betrog Dich drum.

Frau Scholz: Das konnte man nich wiſſen.

Robert: Und Vater war gut zum Wiederverdienen?!

Frau Scholz: Er hätte ſich ebenſogut verſpekulieren können.

Robert lacht bitter.

Frau Scholz: Ich bin eben ne einfache Seele — der Vater war eben zu vornehm für mich. — Seine Mutter hatte ooch ſo was Vornehmes. Aber mei Vater war früher bluttarm — in mir ſteckt eben das Armutsblut! Ich kann mich nich anders machen. Na, meinswegen — die paar Jahre wird's wohl noch gehen. Der liebe Gott wird mich ſchon beizeiten erlöſen.

Robert: Von Gott erlöſt ſein möchte man lieber!

Frau Scholz: Pfui! das is e Halunke, der das ſagt. Ach — von Gott erlöſt ſein — da nähm ich mir ne Nadel und ſtäch mer ſe — hier — ins Herze — in die Rippen. Wie ſcheußlich is das: von Gott erlöſt ſein! Wo wär ich bloß geblieben, wenn ich meinen Gott nich gehabt hätte. — Willſt Du d'nn wirklich fortgehn, Robert?

Robert, ſchon auf der Treppe: Ach, ſchweig ſchon, Mutter! Ruhe brauch ich — Ruhe. Ab.

Frau Scholz: Je, ja! — je, ja! — Ihr macht ein'n 's Leben nicht leicht! Zu Wilhelm, der wie am Anfang noch immer anteillos am Tiſche brütet: Nu denk Dir bloß an — Robert will fort!

Wilhelm: Meinethalben!

Frau Scholz: Sag mer nur — was ſitzt Du denn immer ſo? Das nutzt ja niſcht, Du! — Sei doch nur vernünftig.

Wilhelm ſeufzt tief auf: Ach, ja!

Frau Scholz: Das Seufzen nutzt gar nichts! Sieh mich an! — Ich bin alt — Wenn ich mich hinſetzen wollte, wie Du .... Was geſchehn iſt, iſt geſchehn. — Das is nu mal nich zu ändern. Hörſt Du! lies was! — Steh auf, nimm Dir 'n Buch und zerſtreu Dich!

Wilhelm ſeufzt: Ach, Mutter! — laß mich doch nur machen! — Ich ſtöre ja doch niemand! .. Iſt Friebe vom Arzt zurück?

Frau Scholz: Nein, eben nicht. Ich ſag ja ſchon, wenn man mal 'n Arzt nötig hat, da is gewiß keiner zu finden.

Wilhelm: Es iſt bedenklich, nicht? — Ob es überhaupt noch mal werden wird?

Frau Scholz: Gott, ja! wer kann das wiſſen!

Wilhelm ſtarrt ſeine Mutter an, läßt plötzlich wild aufſchluchzend die Stirn auf die Hände ſinken.

Frau Scholz: Ja, ja, mein Junge — wer hätte das gedacht?! Ich will ja nicht ſagen ... ich will ja niemand die Schuld zuſchieben — aber zanken hättet Ihr Euch doch heute nich gerade wieder brauchen — Na — ma muß eben 's Beſte hoffen. — Er phantaſiert ja nu wenigſtens nich mehr. — Wenn Ida doch nur ja nichts verſähe! — Unſereins hat doch hundertmal mehr Erfahrung. — Warum kann er denn zu Ida freundlich ſein!? — Ich beiße doch ooch nich! .. Ida is ja ſonſt 'n ſehr 'n liebes Mädel is ſie ja wirklich. — Und Du nu erſt! Ihm auf den Scheitel klopfend: Du kannſt dem lieben Gott ſchon danken — da kannſt Du lange warten, bis Du wieder eine wie Ida findſt! .. Vorſichtig, vertraulich: .. Sag doch mal — ſind die Buchners — gut ſituiert?

Wilhelm, aufbrauſend: Ach, laß mich zufrieden! — Wie ſoll ich das wiſſen! — Was geht mich das an!

Frau Scholz: Was is denn da weiter?! — Na wird doch mal fragen können — Brummbär Du!

Wilhelm: Ach, Mutter — verſchon mich! — Wenn Du eine Spur von Mitleid mit mir haſt — verſchon mich! ..... Bekümmere Dich nicht um mich, — verſchon mich.

Frau Scholz: Na ja doch, ja! — Ich bin Euch eben überall im Wege. — So ne alte Frau, die is höchſtens noch gutt zum Anranzen.

Auguſte und **Frau Buchner** haſtig aus dem Nebenzimmer.

Auguſte: Mutter!

Frau Scholz: O Gott! was denn?

Auguſte: Friede iſt eben gekommen.

Frau Buchner: Friede hat keinen Arzt mitgebracht.

Auguſte: Der Vater hat ihn gefragt, und da hat er geſagt ...

Frau Buchner: Er will keinen Arzt!!

Auguſte: Er ſchimpft ſo furchtbar — er will ihn zur Türe nauswerfen.

Frau Buchner: Friede will nicht noch mal gehen.

Auguſte: Sprich Du doch nur noch mal mit Friede!

Frau Buchner: Ja, ſprich Du mit ihm! Es iſt doch dringend nötig, daß ...

Auguſte: Ein Arzt muß kommen — ſonſt lauf ich ſelbſt. Ich fürchte mich nicht, und wenn ich bis Friedrichshagen laufen muß.

Frau Scholz: I warum nich gar! — jetzt mitten in der Nacht — Wart nur, wart — laß mich nur machen!

Frau Scholz, Frau Buchner und Auguſte haſtig zurück ins Nebenzimmer.

Frau Buchner, kaum verſchwunden, erſcheint wieder. Schon bevor ſie abging, hat ſie ihren Blick verſtohlen und kummervoll mehrmals auf Wilhelm gerichtet, der immer noch ſtumm und auf ſeinem Platze verharrt. Ein Blick überzeugt Frau Buchner, daß außer Wilhelm und ihr ſelbſt niemand zugegen iſt. Haſtig zuerſt, dann mehr zögernd, nähert ſie ſich Wilhelm.

Wilhelm hat ihre Annäherung bemerkt, hebt den Kopf: Was w . . . wollen Sie? Ich — habe Ihnen — ja doch — alles vorhergeſagt.

Frau Buchner: Aber ich wollte es Ihnen nicht glauben. — Ich konnte mir das nicht vorſtellen.

Wilhelm: Und jetzt — glauben Sie es?!

Frau Buchner: Ich — weiß — nicht . . . .

Wilhelm: Weshalb belügen Sie mich? — Sagen Sie doch — getroſt, — ja. — Daß es ſo kommen mußte, war ja . . es war ja ſo lächerlich ſelbſtverſtändlich. — Wie habe ich mich nur ſo können verblenden laſſen!

Frau Buchner, mit Feuereifer: Wilhelm! ich halte Sie heute wie damals für einen guten und edlen Menſchen. Ich verſichere Sie: nicht einen Augenblick lang habe ich an Ihnen gezweifelt. Auch jetzt, wo mir auf einmal ſo angſt und bange wird . .

Wilhelm erhebt ſich, holt tief Luft ein wie jemand, der Beklemmungen fühlt: Es iſt mir nur . . ich wußte es ja längſt und doch . . . .

Frau Buchner: Ich komme zu Ihnen, Wilhelm! — Ich ſage Ihnen offen . . . . es iſt auf einmal ſo über mich gekommen. — Ich ſorge mich auf einmal ſo entſetzlich um Ida.

Wilhelm: Ich muß geſtehen . . . nur gerade jetzt — —

Frau Buchner: Ich weiß ja, Sie lieben das Kind. Es kann ſie ja auch niemand inniger lieben! — Ich weiß, Sie werden mit allen Kräften ſtreben, meine Tochter glücklich zu machen. An Ihrem Willen wird es nicht fehlen, aber nun ... nun habe ich ſo mancherlei .. nun habe ich ſo viel geſehen hier und — erfahren. Da iſt mir vieles .. vieles von dem, was Sie mir früher geſagt haben, erſt verſtändlich geworden. Ich verſtand Sie nicht. Ich hielt Sie für einen Schwarzſeher. Ich nahm vieles gar nicht einmal ernſt. Mit einem feſten, frohen Glauben kam ich hierher. Ich ſchäme mich förmlich. Was habe ich mir zugetraut! Solche Naturen wollte ich lenken, ich ſchwache, einfältige Perſon! — Nun wankt alles. Ich fühle auf einmal meine furchtbare Verantwortung: für mein Kind, für meine Ida bin ich doch verantwortlich. Jede Mutter iſt doch verantwortlich für ihr Kind. Reden Sie mir zu, Wilhelm! Sagen Sie mir, daß alles noch gut werden wird! Sagen Sie mir: wir werden glücklich! — Sie und Ida. Beweiſen Sie mir, daß ich unnütz Furcht und Sorge habe, Wilhelm! .....

Wilhelm: Warum — haben Sie's — ſoweit — kommen laſſen? Ich habe Sie gewarnt — und gewarnt. Was habe ich Ihnen geſagt? Ich habe geſagt: wir alle .. wir Geſchwiſter .. daß wir unheilbar kranken ... vor allem ich .. daß wir an uns ſchleppen. — Binden Sie Ihre Tochter nicht an einen Krüppel, — habe ich Ihnen geſagt. — Warum haben Sie mir nicht glauben wollen?

Frau Buchner: Ich weiß nicht. Ich weiß das ſelbſt nicht.

Wilhelm: Nun haben Sie mich eingeſchläfert, mein

Gewiſſen beſchwichtigt, — und jetzt — halb toll bin ich geworden vor Glück. — Ich habe Augenblicke durchlebt — durchkoſtet —! und auch andere wieder .... Die furchtbarſten Kämpfe meines Lebens — und nun — verlangen Sie ... Nun man muß zuſehen, — vielleicht, ja vielleicht ...

Frau Buchner: Wilhelm! ich verehre Sie! — Ich weiß, daß Sie am Ende doch jedes Opfer bringen. Aber Ida .. wenn es für ſie zu ſpät iſt ... wenn ſie daran zugrunde geht!

Wilhelm: Warum haben Sie mir denn nur nicht glauben wollen? — Sie wiſſen nicht — was mich das jetzt koſtet. Stufe um Stufe mühſam gebaut habe ich mir — ach, ſo mühſam! ſo mühſam! .. Dies Haus hier lag hinter mir. — Gerettet war ich faſt. — Nun hat es mich wieder hineingeriſſen .. Warum mußten Sie es nur ſoweit kommen laſſen? Warum ......

Frau Buchner, *unter Tränen:* Ich weiß nicht! Ich weiß das ſelbſt nicht! Ich habe das Kind erzogen. Es iſt mir alles in allem geweſen; an ſeinem Glück zu arbeiten iſt auf der Welt mein einziger Beruf geweſen. — Nun kamen — Sie in unſer Haus. — Ich — gewann Sie lieb. — Ich dachte auch an Ihr Glück, ich ... Das hätte ich vielleicht nicht tun ſollen .. Ich dachte vielleicht eben ſo ſehr an Ihr Glück — und — wer weiß? — am Ende — zu — allermeiſt — an — Ihr Glück. *Einen Augenblick lang ſtarren beide einander beſtürzt in die Augen.*

Wilhelm: Frau Buchner!!

Frau Buchner, das Geſicht mit den Händen bedeckend wie jemand, der ſich ſchämt, weinend ab durch den Treppenausgang.

Wilhelm tut mechaniſch ein paar Schritte hinter ihr drein, ſteht ſtill, ſucht ſeiner inneren Bewegung Herr zu werden, muß ſich aber plötzlich, von Weinen geſchüttelt, an der Wand ſtützen.

Ida, ihr Geſicht iſt bleich, ihre Mienen drücken Ernſt und Beſorgnis aus. Sie tritt leiſen Schrittes zu Wilhelm, umfaßt ihn und drückt ihre Wange an die ſeine: Ach, Willy! ſieh mal: es kommen trübe, und es kommen — nicht, Willy? — es kommen auch wieder helle Tage. Wer wird ſich gleich ſo ... ſo ganz und gar mutlos machen laſſen!

Wilhelm, leidenſchaftlich ſtammelnd: Ida! — Einzige!! — Liebſte!! — Süße — wie ſoll ich denn nur ... wie ſollt ich denn nur leben ohne Dich? — Deine Stimme, Deine Worte, Dein ganzes ſüßes, wunderbares Weſen, Deine Hände ... Deine milden, treuen Hände.

Ida: Denkſt Du, ich? — Denkſt Du, ich möchte leben ohne Dich? — Nein, Du! — Wir wollen uns umſchlingen und nicht loslaſſen — feſt — feſt — und ſolange es ſo iſt ....

Wilhelm: Ja, ja! — aber — wenn's nun mal anders würde?

Ida: Ach, ſprich nicht ſo!

Wilhelm: Ich meine ja nur ... man kann doch nie wiſſen ... eins kann ſterben ....

Ida: Ach, wir ſind jung.

Wilhelm: Wenn auch. — Einmal kommt's doch auch — alt werd ich ſo wie ſo nicht.

Ida, heiß: Dann umarm ich Dich — dann drück ich mich an Dich — dann geh — ich — mit Dir.

Wilhelm: Ida! — Das ſagt man ſo. — Das tuſt Du doch nicht.

Ida: Das tue ich!

Wilhelm: Du denkſt Dir das jetzt ſo — Du weißt nicht, wie ſchnell man vergißt.

Ida: Ich könnte nicht atmen ohne Dich!

Wilhelm: Das bildet man ſich ein ..

Ida: Nein, nein, nein, Wilhelm! ..

Wilhelm: So zu lieben — wäre aber — ſogar eine Torheit. Man wird doch nicht alles auf *eine* Karte ſetzen.

Ida: Ich — verſteh Dich — nicht ganz.

Wilhelm: Nur ſo ... ich ... ſieh mal ... In ärgerlichem Tone: Ach, Du! — das Thema iſt unerquicklich! ... Wie geht es Vater?

Ida: Er ſchläft jetzt; — aber — was haſt Du denn nur?

Wilhelm, umhergehend: Das kommt ſo — man weiß nicht, wie. Plötzlich knirſchend: — Es gibt Momente, ſag ich Dir ..! Wenn einen die Wut der Verzweiflung übermannt .. in ſolchen Augenblicken kann ich mir denken .. in ſolchen Augenblicken kommt's dazu, daß Menſchen ſich fünf Stock hoch — den Kopf zuerſt — auf das Pflaſter ſtürzen; — förmlich wollüſtig wird einem dieſe Vorſtellung.

Ida: Gott behüte! — Solchen Vorſtellungen mußt Du nicht nachhängen, Willy!

Wilhelm: Warum denn nicht, möchte ich wiſſen?

Warum ſollen Kerls wie ich zwiſchen Himmel und Erde herumſchmarotzen? — Nichtsnutzige Geſchöpfe! — Sich ſelbſt ausmerzen — das wäre doch noch was, — dann hätte man doch einmal etwas Nützliches getan.

Ida: Es iſt ja im Grunde nicht zu verwundern — Du biſt überreizt und abgeſpannt ...

Wilhelm, in ſchroffem, abweiſendem Tone: Laß mich zufrieden, Du, das verſtehſt Du nicht! Über ſich ſelbſt erſchrocken, verändert: Ach, Du! — Du mußt mir's nicht übelnehmen. — Geh doch lieber jetzt! Ich möchte Dich nicht verletzen. Und wie mir nun mal zu Mute iſt — kann ich nicht — einſtehen für mich.

Ida küßt Wilhelm ſtumm auf den Mund, dann ab in das Seitengemach.

Wilhelm blickt ihr nach, geht, ſteht ſtill, zeigt ein Geſicht voll Schreck und Staunen und faßt ſich an die Stirn wie jemand, der ſich auf böſem Wege ertappt hat. Während dies geſchieht, iſt Robert durch den Treppenbogen eingetreten.

Robert, den Hut in der rechten Hand, überm Arm den Überzieher und eine Reiſedecke, in der Linken einen Plaidriemen, begibt ſich bis an den Tiſch, wo er die Sachen ablegt.

Wilhelm bemerkt ihn und ſagt, nachdem er ihn eine Weile beobachtet: Wohin — willſt Du?

Robert: Fort.

Wilhelm: Jetzt?

Robert: Warum nicht? — Den Plaidriemen ausbreitend: Ich habe genug — über und über ſogar! — Mutter wird künftig ..... wird künftig die Weihnachtstage — ohne mich — auskommen müſſen. — Nach dem Ofen umblickend: Es iſt kalt hier.

Wilhelm: Draußen friert's.

Robert, die Reiſedecke rollend: So! — Um zehn taute es doch.

Wilhelm: Es iſt umgeſchlagen.

Robert: Wie wird man nur den Berg runterkommen bei der Glätte?

Wilhelm: Der Mond ſcheint ja!

Robert: Wenn auch . .

Wilhelm: Er phantaſiert nicht mehr.

Robert: So, ſo! . .

Wilhelm: Er will keinen Arzt.

Robert: So, ſo! . .

Wilhelm: Es iſt ſo plötzlich gekommen, man —

Robert: Hm — ja, ja!

Wilhelm: Es muß doch in ihm geſteckt haben.

Robert: Natürlich — ſonſt wäre er doch wohl nicht nach Hauſe gekommen . . . .

Wilhelm: Mir graut — was daraus werden ſoll?!

Robert: Was ſoll man machen?! . .

Wilhelm: Meiner Seele — ich weiß nicht, was ich anfange, — wenn er einmal ſtirbt . . . Mit meinem Bewußtſein! Mit dem, was ich jetzt erkannt habe! . . . Ich wüßte wirklich nicht . . . und nun noch die Reue, die Gewiſſensbiſſe . . . . äh! — Was da! — was liegt ſchließlich daran?!

Robert: J, Du! — da hätte man viel zu tun . . . .

Der Alte iſt ein bißchen anders — na ja — unſere Vorſtellung ſtimmt nicht ganz. Gott, ja! aber das ändert doch nichts an der Sache.

Wilhelm: Ich ſage Dir — es iſt mir heiliger Ernſt — mit Wolluſt würde ich heut verzichten auf das ganze elende bißchen Leben, wenn es ihm zugute käme.

Robert, den Überrock anziehend: Das hat wenig Sinn, Du — meiner Anſicht nach. — Sieh mal, ich gehe jetzt in ein kleines, geheiztes Comptoirchen, ſetze mich mit dem Rücken an den Ofen — kreuze die Beine unter dem Tiſch — zünde mir dieſe ... ſelbe Pfeife hier an und ſchreibe — in aller Gemütsruhe hoffentlich, ſolche ..... na, Du weißt ſchon, ſolche Scherze, ... ſolche Reklameſcherze: Afrikareiſender ... nahe am Verſchmachten, na ... und da laß ich denn gewöhnlich eine Karawane kommen, die unſern Artikel führt. — Mein Chef iſt ſehr zufrieden — es geht durch den Inſeratenteil aller möglichen Zeitungen; und was die Hauptſache iſt — wenn ich da ſo ſitze, ſiehſt Du, und die Gasflamme den ganzen Tag ſo über mir ſauchen höre — von Zeit zu Zeit ſo'n Blick in den Hof — ſo'n Fabrikhof iſt nämlich was Wunderbares! — was Romantiſches, ſag ich Dir! ... mit einem Wort, da ſummt mich keine Hummel an.

Wilhelm: Dann lieber gleich tot ſein.

Robert: Geſchmackſache! — Für mich iſt es ein idealer Winkel geradezu. Soll man ſich denn immerfort aus dem Gleichgewicht bringen laſſen, ſoll man ſich denn kopfverwirrt machen laſſen? — Ich werde ſo wie ſo zwei bis drei Tage brauchen, um mich — auf mein bißchen Lebensweisheit zu beſinnen.

Wilhelm: Sag, was Du willſt: das nenn ich feig.

Robert: Na item, nenn es ſo. Früher oder ſpäter kommſt Du doch auf meinen Standpunkt. Vater iſt auch zuletzt auf dieſen Standpunkt gekommen. Vater und Du, Ihr ähnelt einander zum Verwechſeln. Ihr ſeid dieſelben Idealiſten. Anno 48 hat Vater auf den Barrikaden angefangen, und als einſamer Hypochonder macht er den Schluß. — Man muß ſich an die Welt und an ſich ſelbſt beizeiten gewöhnen, Du! — eh man ſich die Hörner abgelaufen hat.

Wilhelm: Oder aber an ſich arbeiten, um anders zu werden.

Robert: Das ſollte mir einfallen. Ich bin, wie ich bin. Ich habe ein Recht ſo zu ſein, wie ich bin.

Wilhelm: Dann fordere Dein Recht auch offen!

Robert: Ich werde mich hüten, denn ich will zu meinem Rechte kommen. Die Moralphiliſter ſind nun mal in der Mehrheit. — Uebrigens, ich muß nun doch gehen — alſo ... und wenn ich Dir raten ſoll, Du: nimm Dich vor den ſogenannten guten Vorſätzen in acht!

Wilhelm, kalt: Wie meinſt Du denn das?

Robert: Ganz einfach: man muß nicht Dinge leiſten wollen, die man ſeiner ganzen Naturanlage nach nun mal nicht leiſten kann.

Wilhelm: Zum Beiſpiel?

Robert: I! — zu mir kommen zum Beiſpiel manchmal ſolche Kerls, die mir den Kopf wer weiß wie heiß machen, von Idealen ſchwatzen. Man müſſe für die menſchheitlichen Ideale kämpfen, was weiß ich! — Ich und für andere kämpfen! Fabelhafte Zumutung! — Und für was und zu was denn? — Na aber wie ich Dich kenne, Dich beunruhigt ſo was; Du würdeſt herumlaufen wie einer, der geſtohlen hat. Was bin ich für ein Jammerkerl! würdeſt Du Dir in einem fort ſagen. Hab ich nicht recht? Na und dann käme ſchließlich der gute Vorſatz, und der drückt einen dann, das kenne ich. Ich bin auch früher mit hunderterlei ſolcher Vorſätze herumgelaufen. — Jahrelang — und das iſt kein Vergnügen, ſag ich Dir!

Wilhelm: Ich weiß nicht recht, auf was Du hinaus willſt?

Robert: Etwas Beſtimmtes habe ich auch durchaus nicht im Auge: — die Unruhe — an der Du jetzt laborierſt — hat ja auch noch andre Urſachen ... Ich jedenfalls ... wenn ich früher merkte ... in früheren Zeiten habe ich ja auch Aehnliches durchgemacht — aber ſobald ich merkte, daß die Geſchichte über meine Kräfte ging, habe ich ihr gewöhnlich kurz entſchloſſen den Rücken gewandt.

Wilhelm: Soll das ein Wink ſein?

Robert: Wink! — Ich wüßte nicht ... Alſo nochmals — laß Dir's gut gehen und ...

Wilhelm: Sag mir doch mal, Du — rein objektiv — es hat ein gewiſſes Intereſſe für mich .... es iſt nur, weil ....

Robert: Bitte, — was wünſcheſt Du zu hören?

Wilhelm: Du haſt ſelbſt vorhin etwas geſagt.

Robert: Wann vorhin?

Wilhelm: Als wir über Vater ſprachen.

Robert: Ach richtig, ja — was ſoll ich denn da geſagt haben?

Wilhelm: Du ſagteſt, es würde vielleicht doch gut werden mit Ida und mir.

Robert: Ja ſo, — Euer Verhältnis, — das hätte ich geſagt —?

Wilhelm: Das haſt Du geſagt.

Robert: Nu ja, ich habe da manches geſagt.

Wilhelm: Das heißt ſoviel, als — Du biſt von manchem, was Du da geſagt haſt, zurückgekommen?

Robert: Ganz recht, das bin ich.

Wilhelm: Auch was die .... dieſe ſelbe Sache anbelangt ....?

Robert: Euer Verhältnis?

Wilhelm: Ja.

Robert: Iſt Dir das denn wichtig?

Wilhelm: Ja, vielleicht.

Robert: Ja.

Wilhelm: Du biſt alſo nicht mehr der Anſicht, — daß wir ..

Robert: Nein.

Wilhelm: Schön — ich danke Dir — Du biſt offen — ich danke Dir. — Aber nehmen wir mal an — ſetzen wir den Fall, ich kehre der ganzen Sache den Rücken —

ſehen wir zunächſt mal ganz davon ab, was das für mich bedeuten würde — angenommen alſo, ich ginge auf der Stelle mit Dir, — was ſollte dann — aus Ida — werden?

Robert: Hm — Ida? — Ida? Zuckt die Achſeln. Hm ja, ja — das läßt ſich nicht ſo ſchnell ... das heißt — beſorgen würde mich das wirklich nicht ſo ſehr.

Wilhelm: Du!! Das iſt Deine alte Perfidie! Das kenne ich.

Robert: Perfid? Wieſo denn? Nein, da täuſcheſt Du Dich! Um perfid zu ſein, iſt mein Intereſſe doch nicht ausreichend — mein Intereſſe an der Sache mein ich. Ich glaube wirklich nicht ...

Wilhelm: Das weiß ich beſſer, Du. Du wirſt mich doch nicht dieſes Mädchen kennen lehren wollen?! Es iſt nun mal ſo — verlaß Dich darauf! ſie hat nun mal ein Gefühl für mich, ich kann's nicht ändern — ich bilde mir nichts ein darauf. — Was wird alſo aus ihr werden, wenn ich davonlaufe?

Robert: Hm — machſt Du Dir alſo wirklich ernſtlich darüber Gedanken?

Wilhelm: Allerdings — ja — allerdings.

Robert: Antworte mir doch gefälligſt erſt mal darauf: wenn Ihr Euch heiratet, was wird dann aus Ida?

Wilhelm: Das kann kein Menſch wiſſen.

Robert: O doch, Du! Das weiß man — Mutter.

Wilhelm: Als ob Ida mit Mutter zu vergleichen wäre!

Robert: Aber Du mit Vater.

Wilhelm: Jeder Menſch iſt ein neuer Menſch.

Robert: Das möchteſt Du gern glauben. Laß gut ſein! Da verlangſt Du zu viel von Dir. Die fleiſchgewordene Widerlegung biſt Du ja doch ſelbſt.

Wilhelm: Das möchte ich wiſſen.

Robert: I, das weißt Du ſehr genau.

Wilhelm: Schließlich kann man ſich darüber hinaus entwickeln.

Robert: Wenn man danach erzogen iſt nämlich.

Wilhelm: Ach, es hat keinen Sinn, weiter zu reden.

Robert: Durchaus meine Anſicht.

Wilhelm: Das kann ja doch zu nichts führen. Ausbrechend, außer ſich: Ihr wollt mich zugrunde richten! — Ich bin das Opfer eines Komplotts! — Ihr habt Euch gegen mich verſchworen, Ihr wollt mich abtun! — Ihr wollt mich endgültig abtun!

Robert: Das war Vaters zweites Wort.

Wilhelm: Das iſt lächerlich — Deine Bemerkungen ſind einfach lächerlich! — Habe ich etwa nicht Grund, das zu ſagen — wollt Ihr mich etwa nicht von Ida trennen? Es iſt ... aufrichtig geſagt — mir fehlen die Worte ... es liegt eine ſo fabelhafte Anmaßung ... eine Brutalität liegt darin — über alle Begriffe geradezu! Mit Ida ſoll ich Mitleid haben! — Wer hat denn mit mir Mitleid, ſag mal? Nenn mir einen Menſchen! — Wer denn?

Robert: Selbſtverſtändlich! — wenn Du ſo ſprichſt, ſelbſtverſtändlich!

Wilhelm: Man verlangt Opfer von mir. — Auf einmal ſoll ich die unſinnigſten Opfer bringen! Ich ſoll …

Robert: Du kannſt Dir jedes Wort getroſt ſparen. — Unter ſolchen Verhältniſſen ſelbſtverſtändlich. — Es iſt Dein gutes Recht, das Mädchen feſtzuhalten.

Wilhelm: Unter ſolchen Verhältniſſen? — Unter was für Verhältniſſen? ſag mir doch, bitte!

Robert: Du ſprachſt von Ida — vorhin — meines Wiſſens …

Wilhelm: Nun ja, — alſo was —?

Robert: Jetzt ſprichſt Du von Dir — es kam ſo heraus — na — mit einem Wort: wenn es Dir gleichgültig iſt, was aus dem Mädchen wird — wenn Du die nötige Doſis … nun ſagen wir meinetwegen Rückſichtsloſigkeit auf Lager haſt … wenn Du ſie ſo nimmſt …. ſo wie einen neuen Rock oder Hut oder ſo was ..

Wilhelm: Robert! — ſo durch und durch herzlos, wie Du biſt, — Du haſt doch diesmal recht. — Ich gehe mit Dir … hier aus dem Hauſe — heißt das — gehe ich mit Dir … ein Stück …. nicht weit — und nun … nun … bin ich fertig — mit Euch allen. — Ja, ja, jetzt bin ich — rede nicht erſt! — jetzt bin ich wirklich fertig — ganz und gar …

Robert ſieht ihn erſtaunt an und zuckt dann mit den Achſeln.

Wilhelm, mit ſteigender Heftigkeit: Du, Du! — gib Dir keine Mühe — es gelingt Dir nicht — mich kannſt Du nicht täuſchen mit Deiner harmloſen Ruhe. — Recht haſt Du allerdings, aber was Dich auf den rechten Gedanken gebracht hat, das ſag ich Dir ins Geſicht, das iſt jämmerlicher Neid ..... das iſt einfach tief klägliche Mißgunſt! — Du weißt ſehr gut, daß ich ehrlich kämpfen würde, doch ihrer ſchließlich einigermaßen würdig zu werden. — Du weißt ſehr gut, wie dieſes Mädchen mit ihrer Reinheit mich reinigt. Aber Du willſt es nicht! Du willſt mich nicht gereinigt wiſſen. — Warum willſt Du es nicht? — Nun weil ... weil Du ſelbſt ſo bleiben mußt, wie Du biſt ... weil ſie mich liebt und nicht Dich! — Und deshalb haſt Du mir dieſen ganzen Abend mit Deinem Polizeiblick aufgelauert ... haſt mir immer und immer wieder zu erkennen gegeben, daß Du etwas von mir weißt — jawohl! Du haſt ganz recht! Ich bin ein durch und durch laſterhafter Menſch. Nichts iſt mehr rein an mir. Beſudelt, wie ich bin, gehöre ich nicht neben dieſe Unſchuld, und ich bin auch entſchloſſen, kein Verbrechen zu begehen. Aber Du, Robert! Du wirſt dadurch nicht reiner; ein Glück für Dich, daß Du Dich nicht mehr ſchämen kannſt!

Robert hat während des letzten Drittels von Wilhelms Rede ſeine Sachen genommen und iſt dem Ausgang zugeſchritten. Die Klinke in der Hand bleibt er ſtehen, als ob er reden wollte, beſinnt ſich eines anderen, zuckt reſigniert mit den Achſeln und entfernt ſich ſehr ruhig. Ab.

Wilhelm, dem Davongegangenen nachrufend: Robert! — Robert! —

Ida, aus dem Nebenzimmer eintretend: Wen rufſt Du denn?

Wilhelm: Ach — Du biſt hier.

Ida: Der Arzt iſt drin, Wilhelm — er ſagt — es ſei och ernſt, es ...

Stimme der Frau Scholz, jammernd: Mein lieber, uter Mann, ach! ..... ach, mein lieber, guter Mann!

Wilhelm: Was habe ich getan! Was habe ich nun ieder getan!

Ida: Es drückt mir das Herz ab. — Ich möchte Dich ern — nicht fragen, ich ... aber es muß etwas .... Du aſt etwas, Willy!

Wilhelm: Gar nichts habe ich — in die Einſamkeit öchte ich wieder — dort iſt unſer Platz, Ida.

Ida: Weshalb —? Ich verſtehe gar nicht.

Wilhelm, barſch und heftig: Ja, ja, ja! das iſt ja die lte Leier — ich verſteh Dich nicht, ich verſteh Dich nicht! — Mutter und Vater haben auch ihr Leben lang verſchiedene Sprachen geſprochen; Du verſtehſt mich nicht! Du kennſt mich nicht! — Du haſt platte Backfiſch- luſionen, und da habe ich nichts weiter zu tun, als mich verſtecken vor Dir und zu verſtecken — bis ich ganz und ar zum elendeſten Betrüger und Schurken werde.

Ida hat Wilhelm beſtürzt angeblickt, nun weint ſie.

Wilhelm: Da ſiehſt Du nun: dies iſt mein wahres eſicht. Und ich brauche nur einen Augenblick lang zu ergeſſen, was ich Dir gegenüber für eine Rolle ſpiele, da ommt es auch ſchon hervor. Du kannſt mein wahres eſicht nicht ertragen. Du weinſt, und Du würdeſt Jahre indurch weinen, wenn ich nicht Mitleid mit Dir hätte. —

Nein, Ida, es darf zwiſchen uns nichts werden ... Ich bin zu dem feſten Entſchluß gekommen.

Ida, an ſeinen Hals fliegend: Das iſt nicht wahr! — das iſt nun und nimmermehr wahr!

Wilhelm: Denk an das, was Du hier geſehen haſt! Sollen wir es von neuem gründen? — ſollen wir dieſes ſelbe Haus von neuem gründen?

Ida: Es wird anders werden! Es wird beſſer werden, Wilhelm!

Wilhelm: Wie kannſt Du das ſagen?

Ida: Das *fühle* ich.

Wilhelm: Aber Du ſtürz'ſt Dich blindlings ins Verderben, Ida! Ich reiße Dich ins Verderben!

Ida: Ich habe keine Furcht, — davor habe ich keine Furcht. Wilhelm! hab nur wieder Vertrauen! Gib mir nur wieder Deine Hand! Dann werd ich Dir etwas ſein können — ſtoß mich nur nicht von Dir. — Ich werde nicht mehr weinen — ich verſpreche Dir ...

Wilhelm: Gib mich frei! — Zum erſtenmal liebſt Du! — Du liebſt eine Illuſion. Ich habe mich weggeworfen, wieder und wieder. Ich habe Dein Geſchlecht in andern geſchändet. — Ich bin ein Verworfner. —

Ida, jauchzend und weinend ihn umhalſend: Du biſt *mein*! Du biſt *mein*!

Wilhelm: Ich bin Deiner nicht wert!

Ida: O ſage das nicht! Vor Dir bin ich klein, ach, wie klein! — wie eine kleine, kleine Motte bin ich nur. Wilhelm, ich bin nichts ohne Dich! Ich bin alles durch

Dich. — Zieh Deine Hand nicht von mir armſeligem Geſchöpfe!

Wilhelm: Ida!! — ich Dir? Ida, ich? . . . Umarmen und küſſen ſich unter Lachen und Weinen. Ich ſoll meine Hand nicht von Dir ziehen? — Ja — was ſagſt Du denn da — was ſagſt Du denn nur da, — Du — böſe . . .

Ida: Nun verſprichſt Du mir, — nun . . .

Wilhelm: Ich ſchwöre Dir — jetzt . . . . Ein markdurchdringender Aufſchrei aus dem Nebenzimmer ſchneidet die Rede ab. Betroffen und entſetzt ſtarren Ida und Wilhelm einander in die Augen.

Stimme der Frau Scholz: Mein Mann — ſtirbt ja! — Mein guter, lieber Mann ſtirbt ja doch. — Mein Mann . . . . lautes Weinen.

Wilhelm: Gott! — mein Gott — was? — Vater!! Vater!! Will ſich ins Nebenzimmer ſtürzen; halbwegs kommt Ida ihm zuvor.

Ida: Wilhelm! — komm zu Dir ſelbſt! — und geh nicht — ohne mich!

Friebe kommt, vom Schluchzen geſchüttelt, aus dem Nebenzimmer und verſchwindet in der Küche.

Auguſte folgt Friebe auf dem Fuße. Vor Wilhelm ſtehen bleibend, ſtößt ſie mühſam hervor: Wer — trägt nun — die Schuld? — wer? — wer? — Sie bricht am Tiſch zuſammen; ein dumpfes und hohles Stöhnen entringt ſich ihrer Bruſt. Das laute Weinen der Frau Scholz iſt noch immer hörbar.

Wilhelm will aufbrechen: Auguſte!

Ida, an Wilhelms Bruſt, beſchwichtend, mit bebenden Lauten:

Wilhelm, — ich glaube — Dein Vater — iſt nicht mehr.

Wilhelm will aufs neue ausbrechen, wird abermals durch Ida beſchwichtigt, kämpft ſeinen Schmerz nieder, ſucht und findet Idas Hand, die er krampfhaft in ſeiner drückt, und geht Hand in Hand mit dem Mädchen aufrecht und gefaßt auf das Nebengemach zu.

Der Verhang fällt.

Einſame Menſchen

Drama in fünf Akten

Ich lege dieſes Drama in die Hände derjenigen, die es gelebt haben.

Gerhart Hauptmann

Dramatis personae

Vockerat
Frau Vockerat
Johannes Vockerat
Käthe Vockerat
Braun
Anna Mahr
Paſtor Kollin
Frau Lehmann
Amme
Hausmädchen
Hökerfrau
Wagenſchieber von der Bahn

Die Vorgänge dieſer Dichtung geſchehen in einem Landhauſe zu Friedrichshagen bei Berlin, deſſen Garten an den Müggelſee ſtößt. In allen fünf Akten bleibt der Schauplatz derſelbe: ein ſaalartiges Zimmer — Wohn- und Speiſeraum —, gut bürgerlich eingerichtet. Ein Pianino iſt da, ein Bücherſchrank; um ihn gruppiert Bildniſſe — Photographie und Holzſchnitt — moderner Gelehrter (auch Theologen), unter ihnen Darwin und Haeckel. Über dem Pianino Ölbild: ein Paſtor im Ornat. Sonſt an der Wand mehrere bibliſche Bilder nach Schnorr von Carolsfeld. Links eine, rechts zwei Türen. Die Tür links führt ins Studierzimmer Johannes Vockerats. Die Türen rechts ins Schlafzimmer und auf den Flur. Der Raum hat eine mäßige Tiefe. Zwei Bogenfenſter und eine Glastür der Hinterwand geſtatten den Blick auf eine Veranda und einen Ausblick über den Garten, auf den See und die Müggelberge jenſeits.

Zeit: Gegenwart.

Erſter Akt

Das Zimmer iſt leer. Durch die nur angelegte Tür des Studierzimmers vernimmt man eine predigende Paſtorenſtimme, und als dieſe nach wenigen Sekunden verſtummt, die Töne eines auf einem Harmonium geſpielten Chorals.

Während der erſten Takte wird die Tür vollends geöffnet, und es erſcheinen: **Frau Vockerat**, **Frau Käthe Vockerat** und die **Amme** mit einem **Kinde** im Steckkiſſen, alle feſtlich geſchmückt.

Frau Vockerat, ſie iſt eine Matrone in den fünfziger Jahren. Schwarzes Seidenkleid. Wellenſcheitel. — Nimmt und tätſchelt Käthes Hand: Er hat doch ſehr ſchön geſprochen! Nicht, Käthchen? Frau Käthe, einundzwanzig Jahre alt. Mittelgroß, zart gebaut, bleich, brünett, ſanft. Späteres Rekonvaleſzentenſtadium. — Sie lächelt gezwungen, nickt mechaniſch und wendet ſich dem Kinde zu.

Die Amme: Der kleene, liebe Kerl! hä, hä! Sie wiegt ihn im Arm. Nun is er aber an't Einſchlafen — kſſ, kſſ, kſſ! — Nu will er nich mehr von wiſſen — ſie beſeitigt ein dem Kinde unbequemes Schleifenband — ſo, ſo! — hm, hm, hm! Schlaf, Du mein Putteken, ſchlaf. Sie ſingt mit geſchloſſenen Lippen die Melodie von: „Schlaf, Kindchen, ſchlaf". Aber den Paſtor hat er anjetrotzt —: ſo! Sie ahmt es nach. Hä-hä! bis det Waſſer kam, hä-hä! det war'n aber doch zu bunt. Sie dudelt: Vaterken mit's Röhreken, hau mich zu ſchrecken! — hä-hä! denn ſchrie er aber los, au, weh! ſu, ſu, ſu! Schlaf, Kindchen, ſchlaf . . . Sie tritt mit dem Fuße den Takt. Frau Käthe: herzliches aber nervöſes Lachen.

Frau Vockerat: Ach, ſieh bloß, Käthchen! wie niedlich! Was nur der Junge für lange Wimpern hat!

Die Amme: Hä-hä! det ſin Maman ihre. Schlaf, Kindchen ... Keene Trobbeln ſind det.

Frau Vockerat: Nein wirklich, Käthchen: die ganze Mutter! Frau Käthe ſchüttelt energiſch abwehrend den Kopf. Wirklich.

Frau Käthe, mit Zwang redend: Ach, Mamachen — das wünſche ich mir gar nicht. Mir — ſoll er gar nicht ähnlich werden. Mir — Sie kommt nicht weiter.

Frau Vockerat ſucht abzuleiten: Ein kräftiges Kind.

Die Amme: 'n Staatskerl.

Frau Vockerat: Sich nur, Käthe, dieſe Fäuſte.

Die Amme: Fäuſte hat der wie'n Goliath. Frau Käthe küßt das Kind.

Frau Vockerat: Gelt? ein ſolides Bruſtkäſtchen?

Die Amme: Det könn Se jlooben, Frau Oberamtmann, wie ſo'n General. Kſſs, kſſs! Der nimmt et mal mit fünfen uff.

Frau Vockerat: Na wiſſen Sie ... Sie und Frau Käthe lachen.

Die Amme: Der hat jeſundes Blut, kſſs, kſſs! Die Kinder leben ja vom Blute, kſſs, kſſs! Halb ſingend: So, ſo, ſo! Nu komm, nu komm! — nu woll'n — wir — in — die — Nauni gehn — in — die Nauni. Ja, ja! wir — gehn — jetzt — in die Nau — ni, kſſs, kſſs, kſſs! Schlaf, Kindchen ... Ab ins Schlafzimmer.

Frau Vockerat hat die Tür hinter der Amme geſchloſſen, wendet ſich, beluſtigt den Kopf ſchüttelnd: I, i! dieſe Perſon!

aber recht tüchtig iſt ſie doch deshalb. Ich freu mich, Käthchen, daß Du's ſo gut getroffen haſt.

Frau Käthe: General — liebes Gottchen! Sie lacht. Ihr Lachen wird krampfhaft, ſchließlich mehr Weinen als Lachen.

Frau Vockerat, erſchrocken: Du! — Du!! —

Frau Käthe bezwingt ſich.

Frau Vockerat hält Käthe umarmt: Kathinkerle.

Frau Käthe: Mir — iſt ja — wirklich nichts.

Frau Vockerat: Jawohl iſt Dir was. 's ja weiter kein Wunder, Du biſt eben noch angegriffen, komm, leg' Dich paar Minuten.

Frau Käthe: 's ja — ſchon wieder gut, Mama.

Frau Vockerat: Aber ſo ſtreck Dich doch nur 'n Augenblickchen.

Frau Käthe: Ach, bitte nein — bitte nein! Es muß ja auch gleich gegeſſen werden.

Frau Vockerat, am Tiſch, wo Wein und Kuchen ſteht, ein Glas mit Wein füllend: Da nimm wenigſtens 'n Schluck. Koſte mal! — Es ſchmeckt ſüß. Frau Käthe trinkt. Das ſtärkt. Nicht?! — Liebes, gutes Kindchen, was machſt De mir denn für Geſchichten? Na, na! Du mußt Dich eben noch ſchonen, weiter is nichts nötig. Und laß gut ſein! — Mach Dir weiter keine unnötigen Sorgen! — 's wird alles werden. Jetzt habt Ihr den Jungen, nu wird alles anders werden. Johannes wird ruhiger werden ...

Frau Käthe: Ach, wenn nur, Mama!

Frau Vockerat: Denk doch bloß, wie er ſich gefreut hat, als der Junge kam. Und er iſt doch überhaupt der keine Kindernarr. Verlaß Dich drauf. Das iſt immer ſo. 'ne Ehe ohne Kinder, das iſt gar nichts. Das iſt nichts Ganzes und nichts Halbes. Was hab ich bloß den lieben Herrgott gebeten, er ſoll Eure Ehe mit einem Kinde ſegnen. Sieh mal, wie war's denn bei uns: erſt haben wir uns hingeſchleppt, vier Jahre — ich und mein Mann — das war gar kein Leben. Dann erhörte der liebe Gott unſre Bitten und ſchenkte uns den Johannes. Da fing unſer Leben erſt an, Käthchen! Wart nur erſt, wenn erſt das dumme Vierteljahr wird vorüber ſein, was Du für Spaß haben wirſt an dem Kinde! Nein, nein! Du kannſt ganz zufrieden ſein. Du haſt Deinen Jungen, Du haſt Deinen Mann, der Dich lieb hat. Ihr könnt ohne Sorgen leben. Was willſt Du denn mehr?

Frau Käthe: Es is ja auch vielleicht Unſinn. Ich ſeh's ja ein. Ich mach mir ja manchmal wirklich unnütze Sorgen.

Frau Vockerat: Sieh mal! — Du mußt mir aber nicht böſe ſein! — Du würdeſt viel mehr Frieden finden, Käthchen, viel mehr — wenn ... Sieh mal, — wenn ich mal ſo recht voller Sorgen bin, und ich hab mich dann ſo recht inbrünſtig ausgebetet, hab ſo alles dem lieben Vater im Himmel ans Herz gelegt, da wird mir ſo leicht, ſo fröhlich ums Herz ..! Nein, nein! und da mögen meinetwegen die Gelehrten ſagen, was ſie wollen —: es gibt einen Gott, Käthchen! — einen treuen Vater im Himmel, das kannſt Du mir glauben. Ein Mann ohne Frömmigkeit, das iſt ſchon ſchlimm genug. Aber eine Frau, die nicht fromm iſt ... Sei mir nicht böſe, Käthchen! Schon gut, ſchon gut. Ich rede ja nicht mehr davon. Ich bete ja ſo viel. Ich bitte Gott ja täglich. Er erhört meine Bitten ſchon noch, ich weiß es. Ihr ſeid ja ſo gute Menſchen. Der liebe Gott wird Euch auch noch zu frommen Menſchen machen. Sie küßt ihre Tochter. Der Choral iſt zu Ende. Ach, ich verplaudre mich.

Frau Käthe: Wenn ich doch ſchon beſſer fort könnte, Mamachen. 's mir ſchrecklich, ſo immer nur zuzuſehen, wie Du Dich abmühſt.

Frau Vockerat, in der Flurtür: I, das wär der Rede wert. Das ſind ja Ferien hier bei Euch. Wenn Du ganz geſund ſein wirſt, laß ich mich von Dir bedienen. Ab.

Frau Käthe will ins Schlafzimmer. Bevor ſie noch hinausgeht, kommt Braun aus dem Taufzimmer. Braun, ſechsundzwanzig Jahre alt. Geſicht bleich. Müder Ausdruck. Umränderte Augen. Flaumiges Schnurrbärtchen. Kopf faſt kahl geſchoren. Kleidung modern, nahezu ſchäbig-gentil. Braun iſt phlegmatiſch, meiſt unbefriedigt, deshalb übelgelaunt.

Braun: So! — während er ſich ſetzt und ſeinem Etui eine Zigarette entnimmt: der Schmerz — wäre überſtanden!

Frau Käthe: Na, ſehen Sie, Herr Braun, Sie haben's ganz gut ausgehalten!

Braun, im Anrauchen: Ich hätte lieber — malen ſollen. — Sünde und Schande — ſolches Wetter um die Ohren zu ſchlagen.

Frau Käthe: Sie bringen's ſchon wieder ein.

Braun: Ach! wir ſind alle durch die Bank Schlappiers!

Er läßt ſich am Tiſche nieder. Uebrigens, ſo 'ne Taufe hat doch was!

Frau Käthe: Haben Sie Johannes beobachtet?

Braun, ſchnell: Auffallend unruhig war er!. — Ich dachte immer, 's würde was geben. Ich hatte ſchon Angſt, er würde dem Paſtor in die Rede fallen. Ein Stuß war das aber auch, nicht zum glauben.

Frau Käthe: Aber nein, Herr Braun!

Braun: Das iſt doch klar, Frau Käthe! — Ich bin ja ſonſt ganz zufrieden. Vielleicht male ich ſogar mal ſo 'was. Rieſig feine Sache.

Frau Käthe: Machen Sie Ernſt, Herr Braun?

Braun: Wenn ich das male, da muß einem aus dem Bild ſo 'n erinnerungsſchwerer Duft entgegenſchlagen. So 'n Gemiſch, wiſſen Sie, von Weißwein — Kuchen — Schnupftabak und Wachskerzen, ſo 'n ... So angenehm ſchwummrig muß ein zumute werden, ſo jugenddufflig, ſo ...

Johannes Vockerat kommt aus dem Taufzimmer. Achtundzwanzigjährig. Mittelgroß, blond, geiſtvolles Geſicht. Reges Mienenſpiel. Er iſt voller Unruhe in ſeinen Bewegungen. Kleidung tadellos: Frack, weiße Halsbinde und Handſchuhe.

Johannes ſeufzt, zieht die Handſchuhe ab.

Braun: Na, biſte nu gerührt wie Apfelmus?

Johannes: Kann ich gerade nicht behaupten. Wie ſteht's mit dem Eſſen, Käthchen?

Frau Käthe, unſicher: Draußen auf der Veranda, dachte ich.

Johannes: Wie denn? Iſt gedeckt draußen?

Frau Käthe, zaghaft: Iſt Dir's nicht recht? Ich dachte …

Johannes: Käthel, nich ſo zimmtig tun! Ich freſſ' Dich nicht auf. — Das iſt mir wirklich ſchrecklich.

Käthe, gezwungen, feſt: Ich hab draußen decken laſſen.

Johannes: Na, ja! Natürlich! — Es is ja ſehr gut ſo. — Als ob ich 'n Menſchenfreſſer wäre!

Braun brummt: Ach! Schnauz nich ſo!

Johannes, Käthe umarmend, gutmütig: 's is wirklich wahr, Käthe. Du tuſt immer ſo, als ob ich ſo 'n richtiger Haustyrann wäre. So 'n zweiter Onkel Otto oder ſo was. Das mußt Du Dir wirklich abgewöhnen.

Frau Käthe: Dir iſt's doch manchmal nich recht, Johannes …

Johannes, aufs neue heftig: Na wenn auch, das iſt doch kein Unglück. Trumpf mir doch auf! Wehre Dich doch! Für meine Natur kann ich nichts. Laß Dich doch nicht unterkriegen. Ich wüßte nicht, was mir ſo zuwider wäre, als wenn jemand ſo geduldig iſt, ſo madonnenhaft ….

Frau Käthe: Na, reg Dich nur nich unnütz auf, Hannes! Es is ja nich der Rede wert.

Johannes, ſich überſtürzend: O, o, o! Nee, da täuſchſt Du Dich gründlich. Ich bin keine Spur von aufgeregt, keine Ahnung. — Es iſt wirklich merkwürdig, wie ich immer gleich aufgeregt ſein ſoll. Braun will reden. Na, ſchön! — Ihr wißt's ja beſſer. Schluß! Reden wir von was anderem ... Ach, ja, ja!!

Braun: Mit der Zeit wird's langweilig, das ewige Seufzen und Seufzen.

Johannes faßt ſich an die Bruſt, verzieht das Geſicht ſchmerzlich: ... ach!

Braun: Na, was denn!

Johannes: Gar nichts weiter. — Eben die alte Geſchichte. Stiche in der Bruſt.

Braun: Stich wieder, Hans.

Johannes: Du, das iſt wirklich nicht zum Scherzen. A ... ach!

Frau Käthe: Ach, Hannes, das darf Dich nicht ängſtigen. Das iſt nichts Schlimmes.

Johannes: Na, wenn man zweimal die Lungenentzündung gehabt hat.

Braun: Das nennt ſich nun Offizier der Reſerve.

Johannes: Was ich mir dafür koofe.

Braun: Alter Hypochonder. Kohl nich! Iß was! Die Predigt ſitzt Dir in den Knochen.

Johannes: Aufrichtig geſtanden, Beee ... Du ſprichſt ſo von der Taufe ... Wie ich zu der Sache ſtehe, weißt Du. Jedenfalls nicht auf dem chriſtlichen Standpunkt. Aber 's bleibt doch immer ne Sache, die ſo und ſo vielen heilig iſt.

Braun: Aber mir nich.

Johannes: Das weiß ich. Mir direkt auch nicht. Mir ſchließlich ebenſowenig. Aber Du wirſt doch noch 'n Reſt Pietät für ne Feier aufbringen, die noch vor ...

Braun: Du mit Deiner Pietät.

Johannes: Hätt'ſt Du nur was davon.

Braun: Vor jedem Knüppel, der einem zwiſchen die Beine fliegt, möchte man Pietät haben. Gefühlsduſelei, einfach!

Johannes: Du — nimm mir's nicht übel, wenn ich .... 'n andermal vertrag ich's vielleicht beſſer als gerade heute. Ab auf die Veranda, wo man ihn heilgymnaſtiſche Übungen machen ſieht. Braun erhebt ſich verlegen, lacht unmotiviert.

Frau Käthe, am Nähtiſch ſtehend: Sie haben ihn verletzt, Herr Braun.

Braun, verlegen lächelnd, dann brüsk: Kann mir nicht helfen, ich haſſe nun mal alle Halbheit bis in den Tod.

Frau Käthe, nach einer Pauſe: Sie tun ihm unrecht.

Braun: Aber wieſo denn?

Frau Käthe: Ich weiß nicht ... ich kann mich nicht ausdrücken. Jedenfalls ... Hannes ringt ehrlich.

Braun: Seit wann iſt er denn wieder ſo ſchrecklich reizbar, möchte ich wiſſen.

Frau Käthe: Seit die Sache mit der Taufe ſchwebt. Ich war ſchon ſo froh ... das hat ihm wieder alle Ruhe genommen. 's is doch nur ne Form. Sollte man deshalb den alten Eltern einen ſo namenloſen Schmerz ... nein — das ging ja gar nicht. Denken Sie doch mal, ſo fromme, ſtrenggläubige Menſchen. Das müſſen Sie doch zugeben, Herr Braun!

Johannes öffnet die Glastür und ruft herein: Kinder, ich bin etwas gnatzig geweſen. Seid fidel! Ich bin's auch. Ab in den Garten.

Braun: Schaf. Pauſe.

Frau Käthe: So rührend iſt er mir manchmal. Pauſe. Der alte **Vockerat** und **Paſtor Kollin** ſehr geräuſchvoll aus dem Tauſzimmer. Vockerat iſt in den Sechzigen. Grauer Kopf, roter Bart, Sommerſproſſen auf Geſicht und Händen. Stark und breit, zur Korpulenz neigend. Er iſt ſchon ein wenig gebeugt und geht mit kleinen Schritten. Er fließt über von Liebe und Freundlichkeit. Heiteres, naives, lebensfrohes Naturell. Paſtor Kollin, dreiundſiebzigjähriger Greis, trägt Käppchen und ſchnupft.

Vockerat, den Paſtor an der Hand hereinführend, mit weicher, ſchwach belegter Stimme redend: Vielen, vielen Dank, Herr Paſtor! Vielen Dank für die Erhebung, tja. Es war mir eine rechte Seelenſtärkung, tja, tja. Da biſt Du ja, liebes Töchterchen. Geht auf Käthe zu, umarmt und küßt ſie herzhaft. Nun, meine liebe, liebe Käthe! Glück zu von ganzer Seele! Kuß. Der liebe Gott hat ſich wieder mal in ſeiner großen Güte, tja ... in ſeiner unendlichen Güte offenbart. Kuß. Seine Gnade und Güte iſt unermeßlich. Er wird nun auch, tja ... er wird nun auch ſeine Vaterhand über den Schößling, tja — halten, tja, tja! Zu Braun: Erlauben Sie, Herr Braun, daß ich Ihnen auch die Hand ſchüttle. **Johannes** kommt herein, Vockerat ihm entgegen. Nun, da biſt Du ja auch, Herzens-Johannes. Kuß. Starke Umarmung. Faſt lachend vor Rührung: Ich freu mich für Dich. Kuß. Ich freu mich wirklich. Ich weiß nicht, wie ich dem lieben Gott genug danken ſoll, tja, tja!

Paſtor Kollin, ein wenig zittrig, kurzatmig, drückt feierlich

Frau Käthes Hand: Nochmals, Gottes reichen Segen! *Drückt Johannes' Hand:* Gottes reichen Segen!

Vockerat: Und nun, lieber Herr Paſtor, dürfen wir Ihnen mit etwas dienen? Nicht? Oh!

Johannes: Ja, Herr Paſtor — ein Glas Wein gewiß. Ich hole eine neue Flaſche.

Paſtor Kollin: Keine Umſtände, hören Sie nur! Keine Umſtände.

Johannes: Darf ich Ihnen weißen oder ...

Paſtor Kollin: Wie Sie wollen, ganz wie Sie wollen. Aber — hören Sie nur! — Beileibe keine Umſtände, wenn ich bitten darf. *Johannes ab.* Inzwiſchen will ich ... *Er ſucht nach ſeinen Sachen. Hut, Paletot, langer Umſchlagſchal am Kleiderſtänder neben der Tür.*

Vockerat: Sie werden doch nicht ſchon gehen, Herr Paſtor?

Paſtor Kollin: I, hören Sie nur! — Meine Predigt, tja. Wer ſoll denn morgen meine Predigt halten?

Braun *hält des Paſtors Paletot zum Anziehen bereit.*

Paſtor Kollin, *in die Ärmel fahrend:* Danke — junger Mann!

Frau Käthe: Würden Sie uns nicht die Ehre geben, Herr Paſtor, ein einfaches Mittagbrot ...?

Paſtor Kollin, *mit Anziehen beſchäftigt:* Sehr ſchön — ſehr ſchön, liebe Frau Vockerat! Aber ...

Vockerat: Mein lieber Herr Paſtor, das müſſen Sie uns wirklich zuliebe tun.

Paſtor Kollin, unſicher: Aber, hören Sie nur! — Hören Sie nur …

Vockerat: Wenn wir Sie alle recht ſchön bitten?

Paſtor Kollin: Und das liebe Gotteswort, hehä? das ich morgen predigen ſoll? Jawohl, — predigen — hören Sie nur — Gottes Wort — morgen. Johannes iſt wiedergekommen, gießt Wein ein.

Vockerat nimmt ein Glas, kredenzt es: Nun zunächſt … Das werden Sie uns doch jedenfalls nicht abſchlagen wollen.

Paſtor Kollin übernimmt das Glas: Das nicht — nein — hören Sie nur. Alſo ja — alſo auf das Wohl … auf das Wohl des Täuflings! Es wird angeſtoßen. Auf daß er ein echtes und rechtes Kind Gottes bleiben möge!

Vockerat, ſtill: Das walte Gott.

Johannes bietet dem Paſtor Zigarren an: Sie rauchen doch, Herr Paſtor?

Paſtor Kollin: Danke, ja! Nimmt Zigarre, ſchneidet ab. Danke! Nimmt Feuer von Johannes. Pf, pf! Er zieht mit großer Anſtrengung. Endlich brennt die Zigarre. Sich umſchauend: Schön eingerichtet ſind Sie, pf, pf! — ſehr geſchmackvoll, hören Sie nur! Er ſieht ſich um, betrachtet die Bilder erſt obenhin, dann genauer. Vor einem Bilde, das den Kampf Jakobs mit dem Engel darſtellt: Ich — laſſe Dich nicht, Du — pf, pf! — ſegneſt mich denn. Er brummelt befriedigt.

Frau Käthe, ein wenig ängſtlich: Papachen, ich möchte Dir vorſchlagen — im Garten draußen iſt's nämlich ſo reizend jetzt. Viel wärmer wie im Zimmer. Vielleicht gehſt Du mit Herrn Paſtor ... Ich kann ja die Gläſer rausbringen laſſen.

Paſtor Kollin iſt bei den Gelehrten-Porträts um den Bücherſchrank angelangt: Eine bunte Geſellſchaft! Das ſind wohl — pſ, pſ! — Ihre Lehrer, Herr Doktor? Hören Sie nur!

Johannes, ein wenig verlegen: Jawohl ... das heißt ... Mit Ausnahme von Darwin natürlich.

Paſtor Kollin, mit den Augen dicht an den Bildern: Darwin? Darwin? — Ja, ſo! Darwin! Ach, ja! mhm! Hören Sie nur! — Er buchſtabiert: Ernſt — Haeckel. Autogramm ſogar! pſ, pſ! Nicht ohne Ironie: Der iſt alſo Ihr Lehrer geweſen?

Johannes, ſchnell, mit Feuer: Ja, und ich bin ſtolz darauf.

Vockerat: Meine Tochter hat recht, lieber Herr Paſtor. Es iſt draußen viel wärmer. Wenn es Ihnen recht iſt. Ich nehme die Gläſer und den Wein.

Paſtor Kollin: Jawohl! pſ, pſ! ſchön! pſ, pſ! aber nur, hören Sie nur — ein paar Minuten, ja! Während er mit Vockerat abgeht, pikiert: Der Menſch, Herr Oberamtmann! der Menſch iſt nämlich, pſ, pſ! iſt nämlich kein Ebenbild Gottes mehr, hören Sie nur. Der Affe nämlich, pſ, pſ! wollte ſagen, die Naturwiſſenſchaft hat herausbekommen ... Ab auf die Veranda, von der beide Herren, lebhaft geſtikulierend, in den Garten hinunterſteigen.

Braun lacht vor ſich hin.

Johannes: Weshalb lachſt Du denn?

Braun: Ich? Weshalb? Ich freue mich.

Johannes: Du freuſt Dich?

Braun: Ja! Soll ich nicht?

Johannes: Bitte, bitte! Er geht umher, ſeufzt und ſagt plötzlich zu Käthe, die ſich entfernen will: Sag mal, — ich bin wohl etwas anzüglich geweſen?

Frau Käthe: Bißchen, ja!

Johannes, achſelzuckend: Tja, Kinder! — da kann ich ihnen nicht helfen. Das vertrag ich nicht. Es hat alles ne Grenze. Wenn ſie mich provozieren wollen ...

Frau Käthe: Na, es war ja immerhin zart.

Johannes: So.

Frau Käthe: Wer weiß, ob er's überhaupt gemerkt hat.

Johannes geht, kratzt ſich in den Haaren: 's is mir aber doch unangenehm.

Braun: Haſte doch wieder was zu ärgern, Hans.

Johannes, plötzlich wütend: Zum Donnerwetter, ſie ſollen mich in Frieden laſſen. Sie ſollen's nicht zu weit treiben, ſonſt — wenn mir die Geduld reißt ...

Braun: Wär nit ſchlecht!

Johannes, gegen Braun: Geſinnungsprotzen ſeid Ihr, weiter nichts. Was kann mir denn dran liegen, dem alten Manne die Wahrheit zu ſagen, was denn? Siehſt Du, wenn Du mir ſo kommſt, dann heilſt Du mich augenblicklich von meinem Aerger. Da wird mir ſofort klar, daß es einfach kindiſch iſt, ſich über ſolche Leute irgendwie aufzuregen. Gerade ſo, als wenn ich mich darüber aufregen wollte, daß die Kiefer Nadeln und nicht Blätter hat. Objektiv muß man ſein, lieber Sohn.

Braun: In der Wiſſenſchaft vielleicht, aber nicht im Leben.

Johannes: Ach, Kinder! Der ganze Kram iſt mir ſo verhaßt . . . ſo verhaßt . . . Ihr könnt Euch nicht denken, wie. Läuft umher.

Braun, vom Ofen, an dem er geſtanden, zum Tiſch tretend, Zigarettenreſt in den Aſchenbecher legend: Mir wohl nicht? Mir auch, oft genug. Aber wenn man deshalb ewig heulen und flennen ſollte, Kreuzmillionenſchockſchwerenot!

Johannes, verändert, lachend: Nee, nee, ereifre Dich beileibe nicht! Von ewig heulen und flennen iſt gar nicht die Rede. Wenn man auch mal 'n bißchen ſeufzt. Das iſt 'n biſſel Luſthunger, weiter nichts. Nee, nee, ich ſtehe überhaupt gar nicht ſo ſchlecht mit dem Leben, ſo bankerott wie Du bin ich jedenfalls noch lange nicht.

Braun: Kann ſchon ſein.

Johannes: Spielſt Du Charakter aus?

Braun: Nicht im geringſten.

Johannes: Ach bankerott, bankerott, was heißt überhaupt bankerott! Du biſt ebenſowenig bankerott wie ich. Wenn ich nur lieber dem Alten und dem Paſtor die Laune nicht verdorben hätte!

Frau Käthe, Johannes umarmend: Hannes, Hannes! Fidel, fidel!

Johannes: Und meine Arbeit liegt mir auch auf der

Seele. Jetzt hab ich wieder über vierzehn Tage nichts tun können.

Braun: Du biſt feig! Du geſtehſt Dir nicht ein, wie miſerabel es iſt ...

Johannes hat nicht gehört: Was?

Braun: Wenn's regnet, is's naß, wenn's ſchneit, is's weiß, wenn's gefriert, is's Eis.

Johannes: Schaf.

Frau Käthe: Fidel, Hannes! Denk an Philippchen! Wir mummeln uns recht gemütlich ein hier im Winter. — Paſſ mal auf, wie Du da arbeiten wirſt.

Johannes: Weißt Du ſchon, Breo, das vierte Kapitel iſt fertig.

Braun, intereſſelos: So?

Johannes: Sieh mal: dies Manuſkript! Zwölf Seiten Quellenangabe allein. Das iſt Arbeit! Nicht? Ich ſag Dir, da werden die Perücken wackeln.

Braun: Glaub's ſchon.

Johannes: Sieh mal, zum Beiſpiel hier. Er blättert im Manuſkript. Hier greif ich Dubois-Reymond an.

Braun: Du ... wahrhaftig, lies jetzt nicht. Ich bin jetzt in einer faulen Stimmung ... 'n andermal.

Johannes, reſigniert: Natürlich! nee, nee! Ich hatte ja gar nicht die Abſicht. Ich ...

Frau Käthe: Es wird ja auch gleich gegeſſen.

Johannes: Natürlich! nee, nee! Ich dachte ja auch gar nicht dran, ich wollte ja nur. — Aeh! Er legt ſeufzend das Manuſkript in den Bücherſchrank zurück.

Frau Käthe: Hannes, fidel, fidel!

Johannes: Aber, Käthe, ich bin's ja!

Frau Käthe: Nein, Du biſt's wieder nicht.

Johannes: Wenn nur ein Menſch in der weiten Welt etwas für mich übrig hätte. Es braucht ja nicht viel zu ſein. 'n klein biſſel guter Wille. 'n klein biſſel Verſtändnis für meine Arbeit.

Frau Käthe: Du ſollſt vernünftig ſein. Du ſollſt Dir keine Schmerzen machen. Du ſollſt geduldig ſein. Die Zeit wird ſchon kommen, wo ſie einſehen werden ...

Johannes: Und bis dahin? Glaubſt Du, daß das leicht iſt ſo ganz ohne Beiſtand ... Glaubſt Du, daß man's aushalten wird ſolange?

Frau Käthe: Das glaub ich. Komm, Hannes, wenn Gedanken einem läſtig werden, da muß man machen, daß man davon loskommt. Komm, ſieh Dir mal Philippchen an. Zu niedlich iſt der Junge, wenn er ſchläft. So liegt er immer. Sie ahmt die Stellung ſeiner Ärmchen nach. Solche Fäuſtchen macht er immer. Zum Schießen luſtig. Komm!

Johannes, zu Braun: Kommſt Du mal mit?

Braun: Ach nee, Hans, ich hab keenen Sinn für kleine Kinder. Ich geh 'n bißchen in 'n Garten. Ab über die Veranda.

Johannes: Sonderbarer Kerl.

Frau Käthe hat die Schlafzimmertür behutſam geöffnet: Zu niedlich, ſag ich Dir! — Pſch ... t, leiſe! ganz leiſe ...

Beide ab auf den Zehenſpitzen und Hand in Hand.

Frau Vockerat und ein Mädchen waren während des Vorhergehenden damit beſchäftigt, den Tiſch auf der Veranda zu decken. Plötzlich hört man mit großem Geräuſch eine Menge Porzellan auf die Steine fallen und zerſchellen. Ein kurzer Schrei wird ausgeſtoßen, und das **Mädchen** kommt bleich durch das Zimmer — von der Veranda nach dem Flur — gelaufen. **Frau Vockerat** erſcheint ebenfalls, hinterdrein ſcheltend.

Frau Vockerat: Aber nein, Minna! Sie machen's auch wirklich zu bunt. Sie zerkrachen auch wirklich alle Tage was. Die ſchöne Mayonnaiſe! Mädchen ab durch die Flurtür. Na, bei mir dürfte ſo was nich vorkommen. Da ſollten die Mädchen was kennen lernen!

Johannes, durch das Geräuſch gelockt, aus dem Schlafzimmer: Was iſt es denn, Mutterchen? Er umarmt ſie beſchwichtigend. Ruhig, ruhig! nur ja nicht ärgern, Mutti.

Frau Käthe, durch die Türſpalte: Was war denn?

Johannes: Nichts! gar nichts. Frau Käthe zieht den Kopf zurück.

Frau Vockerat: Ich danke ſchön, gar nichts. Für zehn Mark Geſchirr hat ſe fallen laſſen. Gar nichts. Und die ganze ſchöne Mayonnaiſe! nee ... Wehrt Johannes ab.

Johannes: Mutti, Mutti! Eſſen wir mal keine Mayonnaiſe.

Frau Vockerat: Nee, nee! Ihr ſeid viel zu leichtſinnig. Ihr habt's auch nicht zum Wegwerfen. Ihr ſeid viel zu nachſichtig mit den Mädels. Da wer'n ſie bloß übermütig.

Johannes: Na, wenn ſie immerfort mit den Sachen umgehen ...

Frau Vockerat: Ich bin auch kein Tyrann. Ich hab meine Mädel ſechs, ſieben Jahre gehabt. Aber was ſe zerſchlagen, das müſſen ſie erſetzen. Freilich, bei Euch, da kriegen ſe Baiſertorte und Kaviar, nee, nee! Das ſind ſolche neue Ideen. Damit laßt mich zufrieden, hört Ihr!

Johannes, heiter: Sei gut, Mutti!

Frau Vockerat: Gut bin ich ja, Junge! Sie küßt ihn. Verrückter Struzel Du! Ich ſag ſchon! Du paßt gar nich für de Welt.

Man ſieht das Mädchen auf der Veranda trocken wiſchen und Scherben zuſammenleſen.

Johannes ſtutzt: Ja, Mutter! beluſtigt: Aber warum machſt Du denn immer ſolche ... ſolche Augen? ſolche Angſtaugen? ſolche geſpannte?

Frau Vockerat: Ich? Ach, wo denn! was ...? Ich wüßte gar nicht ...! Was ſoll ich denn für Augen machen!

Johannes: Sieh mich noch mal an!

Frau Vockerat: Dummer Kerl! Sieht ihn ſtarr an.

Johannes: So iſt's ſchön.

Frau Vockerat: Dummer Junge! Ich möchte eben, daß Du zufrieden wärſt, 'n zufriedener Menſch, Hannes!

Johannes: Mutter! das wirſt Du nie erleben. Die zufriedenen Menſchen, das ſind die Drohnen im Bienenſtock. Ein miſerables Pack.

Frau Vockerat: Was nutzt das alles ...

Johannes, ernſter, zugleich bewegter: Der Junge da drin, der ſoll mir auch ſo einer werden, ſo'n recht Unzufriedener.

Frau Vockerat: Das verhüte Gott, Hannes!

Johannes: Der ſoll überhaupt 'n andrer Kerl werden wie ich. Dafür wer' ich ſorgen.

Frau Vockerat: Der Menſch denkt und Gott lenkt. Wir haben unſer Möglichſtes auch getan.

Johannes: Na, Mutterchen! So'n ganz Mißratener bin ich ſchließlich auch gerade nich.

Frau Vockerat: Nein doch! das ſag ich ja nich! das will ich ja gar nicht ... Aber Du ſagſt doch ſelber, Philippchen ſoll anders werden. Und ... und ... ſieh mal: Du glaubſt doch auch nich ... Du glaubſt doch einmal nicht an den lieben Gott. Du haſt doch auch wirklich keine Religion. Das muß ein doch Kummer machen.

Johannes: Religion, Religion! Ich glaub allerdings nich, daß Gott ſo ausſieht wie'n Menſch und ſo handelt und einen Sohn hat und ſo weiter.

Frau Vockerat: Aber, Johannes, das muß man glauben!

Johannes: Nein, Mutter! Man braucht das nich glauben und kann doch Religion haben. *Ein wenig getragen:* Wer die Natur zu erkennen trachtet, ſtrebt Gott zu erkennen. Gott is Natur! „Was wär ein Gott, der nur von außen ſtieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe? Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen", ſagt Goethe, Muttel! und der wußte es beſſer wie ſämtliche Paſtoren und Superintendenten der Welt.

Frau Vockerat: Ach, Junge. Wenn ich Dich ſo reden höre .... 's iſt doch jammerſchade, daß Du nich

Theologe geblieben biſt. Ich weiß noch bei Deiner Probepredigt, was der Diakonus zu mir ſagte ...

Johannes, beluſtigt: Mutter, Mutter! Vergangne Zeiten! Die Hausklingel geht.

Frau Vockerat: Die Haustür — is doch offen. Macht ein paar Schritte nach der Flurtür. Es wird an die Flurtür gepocht.

Waſchfrau Lehmann, im blauen, verſchliſſenen Kattunrock, tritt ſchüchtern ein: Juten Tag.

Frau Vockerat und **Johannes**, nicht ganz zu gleicher Zeit: Guten Tag, Frau Lehmann.

Frau Lehmann: Ick wollte man bloß mal nachſchaun. Nehmt's 't nich iebel, Frau Vockerat. Ick ſuch mein'n Mietsherr ſuch ick ſchon ne janze Zeit.

Johannes: Jawohl, Frau Lehmann. Herr Braun is hier.

Frau Lehmann: Z, z! Sich umſchauend: Wer's ſo haben kann.

Frau Vockerat: Wie geht's Ihn'n, Frau Lehmann?

Frau Lehmann: Ach, Frau Vockerat. Mir hat et nich jut jejelln. Ick hab mein'n Alten mußt fortjagen. 't jing nich mehr. Ick muß nu halt zuſehn, wo ick bleibe mit meine Fünfe.

Frau Vockerat: Was Sie ſagen! Aber ...

Frau Lehmann, immer geſprächiger: Ja ſehn Se wohl, Frau Vockerat, wenn ick nich ſo ſchwächlich wär . Aber ick bin man zu ſchwächlich. Un der Aerger, verſtehn Se, der kriecht d'n Menſchen under. Mir kann det keener nich verdenken. Jck ha zu meinem Alten jeſagt: Adolf! ſach ick, jeh Du man in Jottes Namen bei Deine Brieder, ſach 'k. Bei Deine Saufbrieder, ſach 'k, jeh Du man! Jck will mir man vor meine fünf Kinder alleene ſchinden. Sieh Du, ſach 'k, wo Du wat herkriegen duſt, und denn jag' et Dir man immer feſte durch die Jurgel, ſach 'k. Du haſt ja jar kee'n Jeiſt, ſach 'k. Wenn Du Jeiſt haben dätſt, ſach 'k, denn hätt's Du Deine Frau un Deine Kinder nich in Elend jebracht, ſach 'k. Sehen Se, Frau Vockerat, det hab ick em jeſagt, und det können Se glooben, et is mir durch und durch jejehn. Wie'n Stachel, möcht ich ſprechen. Aber wat helft det allens. Uffrichtig, wenn ick ſoll die Wahrheet ſprechen: 't is jut ſo! – Nu denk ich doch, der liebe Jott wird mir wieder mal vorholen mit meine fünf Kinder. Sie ſchneuzt ſich und wiſcht ſich die Augen aus.

Frau Vockerat: Wir müſſen nur immer ...

Frau Lehmann: Ja, ja, det ha 'k ooch jeſagt. Jeh Du nach die Jndianers hin, ſach 'k. Jeh Du man. Wenn man ehrlich is, ſach 'k, un arbeeten kann, ſach 'k, un die paar Pfennnige zuſammenhält, ſach 'k, denn kann man ſchonſt noch beſtehn. Un ehrlich bin ick, Frau Vockerat. Vor mir kann alles ſtehn un liegen bleiben. Ooch nich 'mal ſo viel, wie under'n Fingernagel jehen dut ...

Johannes: Wollten Sie Braun ſprechen, Frau Lehmann?

Frau Lehmann: J, nee! Det hätt ick ja wirklich bei en Haar janz verjeſſen. 't is en Freilein da, die'n jerne ſprechen will. Durch die Flurtür ſteckt Fräulein Mahr den Kopf herein, fährt ſogleich zurück. Johannes hat es bemerkt.

Johannes: Bitte ſehr ... bitte ſehr, näher zu treten. Zu den Frauen, die nichts bemerkt haben: Das Fräulein. Es war das Fräulein. Zu Frau Lehmann: Sie hätten ſie hereinführen ſollen. Er öffnet die Flurtür. Bitte, gnädiges Fräulein! Sie wollen meinen Freund Braun ſprechen. Haben Sie die Güte, näher zu treten.

Fräulein Anna Mahr iſt vierundzwanzig Jahre alt, mittelgroß, mit kleinem Kopf, dunklem, ſchlichtem Haar, feinen, nervöſen Zügen. In ihren ungezwungenen Bewegungen iſt Grazie und Kraft. Eine gewiſſe Sicherheit im Auftreten, eine gewiſſe Lebhaftigkeit andrerſeits iſt durch Beſcheidenheit und Takt derart gemildert, daß ſie niemals das Weibliche der Erſcheinung zerſtört. Anna iſt ſchwarz gekleidet.

Fräulein Anna Mahr kommt herein: Ach, ich muß recht ſehr um Verzeihung bitten. Es iſt mir äußerſt peinlich, Sie zu ſtören.

Johannes: Aber bitte ſehr! bitte ſehr!

Fräulein Anna: Frau Lehmann kam nicht wieder — und da wollte ich ihr nur ſagen — daß es ja ... daß ich ja Herrn Braun ein andermal treffen könnte.

Johannes: Aber bitte recht ſehr! — Ich will Braun ſogleich rufen. Nehmen Sie doch Platz, bitte!

Fräulein Anna: Ich danke ſehr! Bleibt ſtehen. Aber wirklich! es iſt mir recht peinlich, es ...

Johannes: Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein! Ich hole Braun im Augenblick.

Fräulein Anna: Aber Sie machen ſich Mühe, ich ...

Johannes: Nicht im geringſten, Fräulein. — Um Verzeihung, einen Augenblick. Ab über die Veranda. Kleine Verlegenheitspauſe.

Frau Lehmann: Na, nu will ick mir man wieder kleene machen. Zu Fräulein Anna: Zerück wär'n Se ja woll alleene finden.

Fräulein Anna: Ich danke Ihnen ſehr für die Begleitung. Darf ich Ihnen eine Kleinigkeit ... Gibt ihr Geld.

Frau Lehmann: Dank ſcheen, dank ſcheen! Zu Frau Vockerat: Det's mei Handjeld heite, Frau Vockerat. Wahrhaftjen Jott! Nee, nee, leicht is et nich, aber lieberſcht, ſach, doch's Fell janz und jar verkoofen, als wie mit ſo'n Saufaus, ſach, ſo'n ... Und wenn man nur an'n lieben Jott feſthält. Der liebe Jott hat mir noch niemals in Stich jelaſſen. Türklinke in der Hand: Nu will ick man jleich beim Krämer hin. Wat zu holen vor meine fünf Wirmer. Ab.

Frau Vockerat ruft ihr nach: Gehen Sie mal in die Küche! 's gibt Abfälle. — Sie bringt einen Stuhl neben den für Fräulein Mahr hingeſetzten und läßt ſich darauf nieder. Bitte, Fräulein! wollen Sie nicht inzwiſchen Platz nehmen?

Fräulein Anna, zögernd ſich niederlaſſend: Ich bin gar nicht müde, ich ...

Frau Vockerat: Kennen Sie die hieſige Gegend?

Fräulein Anna: Nein! — Ich ſtamme aus den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, ich ... Verlegenheitspauſe.

Frau Vockerat: Die hieſige Gegend iſt ſehr ſandig.

Ich bin nicht gern hier. Ich bin aus der Umgegend von Breslau. Und alles ſo teuer hier, Sie können ſich keinen Begriff machen. Mein Mann iſt Rittergutspächter. Da geht's ja noch, da können wir den Kindern manchmal was ſchicken. Haben Sie den See geſehen? Das iſt wirklich hübſch, das muß man ſagen. Wir haben's recht bequem. Wir liegen direkt am Ufer. Zwei Kähne haben wir auch unten im Garten. Aber ich hab's nich gern, wenn die Kinder Kahn fahren. Ich bin zu ängſtlich. — Sie wohnen jetzt in Berlin, wenn ich fragen darf?

Fräulein Anna: Ja. — Ich bin zum erſten Male da. Ich wollte mir einmal Berlin ordentlich anſehen.

Frau Vockerat: O ja! Berlin is ſehenswert. — Aber ſo geräuſchvoll.

Fräulein Anna: O ja! geräuſchvoll iſt es. Beſonders wenn man an kleine Städte gewöhnt iſt.

Frau Vockerat: Sie kommen — woher, wenn ..?

Fräulein Anna: Ich komme aus Reval und gehe nach Zürich zurück. Ich bin die letzten vier Jahre in Zürich geweſen.

Frau Vockerat: Ach ja! die ſchöne Schweiz! — Sie haben gewiß Verwandte in Zürich.

Fräulein Anna: Nein — ich ſtudiere.

Frau Vockerat: Sie ... an der Univerſität?

Fräulein Anna: An der Univerſität.

Frau Vockerat: Das is wohl nicht möglich! Alſo Studentin ſind Sie?! Was Sie ſagen! Das iſt ja höchſt intereſſant! — Alſo wirklich Studentin?

Fräulein Anna: Allerdings, gnäd'ge Frau!

Frau Vockerat: Aber ſagen Sie bloß! Das viele Lernen, gefällt Ihnen denn das?

Fräulein Anna, beluſtigt: O ja! ganz gut — bis zu einem gewiſſen Grade.

Frau Vockerat: Iſt's die Möglichkeit!

Johannes und Braun werden auf der Veranda ſichtbar. Die Damen bemerken ihr Kommen und erheben ſich.

Fräulein Anna: Ich bedaure aufrichtig, gnädige Frau, Sie geſtört zu haben.

Frau Vockerat: Bitte, liebes Fräulein! Es hat mich wirklich gefreut, einmal eine richtige Studentin von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehn. Unſereins bildet ſich mitunter ſo dumme Vorſtellungen. Sie ſind verwandt mit Herrn Braun?

Fräulein Anna: Nein — in Paris haben wir uns kennen gelernt, auf der Ausſtellung.

Frau Vockerat gibt ihr die Hand: Leben Sie wohl! Es hat mich wirklich gefreut ...

Fräulein Anna: Und bitte ... bitte nochmals um Entſchuldigung.

Frau Vockerat mit Verbeugung ab durch die Flurtür.

Johannes und Braun hatten einen Augenblick auf der Veranda beraten. Infolge der Beratung hat ſich Johannes auf der Veranda niedergelaſſen, während Braun nun hereinkommt.

Braun, erſtaunt: Fräulein Mahr! Sie?!

Fräulein Anna: Ja — aber ich hoffe, Sie halten mich nicht für ſo taktlos ... Ihre Wirtin, Ihre originelle

Frau Lehmann iſt ſchuld daran, daß ich Sie bis hierher . . .

Braun: Heiliger Bimbam!

Fräulein Anna: Lebt der immer noch, der heilige Bimbam?

Braun: Das hätt ich mir aber wirklich nicht im Traume einfallen laſſen. Das iſt ja wirklich vorzüglich.

Fräulein Anna: Alſo immer noch vorzüglich. Bei Ihnen iſt alles immer noch vorzüglich. Sie haben ſich auch gar nicht verändert, wirklich!

Braun: Meinen Sie? Aber legen Sie doch ab, Fräulein.

Fräulein Anna: Nein, nein. — Wo denken Sie hin? Ich wollte nur mal ſehn, was Sie machen. Schalkhaft: Nach Ihrem großen Gemälde wollte ich mich hauptſächlich erkundigen. Kann man ſchon bewundern?

Braun: Kein Schatten, keine Idee, nicht mal die Leinewand dazu, Fräulein Mahr.

Fräulein Anna: Das iſt bös, das iſt wirklich ſehr bös. Und Sie haben mir's ſo feſt verſprochen.

Braun: Der Menſch denkt, und der Kutſcher lenkt. Aber nochmals, legen Sie ab.

Fräulein Anna: Ich habe Sie nun geſehen, Herr Braun, und hoffentlich . . .

Braun: Nein, nein, Sie müſſen hier bleiben.

Fräulein Anna: Hier?

Braun: Ach ſo? Sie wiſſen wohl nicht, wo wir ſind? Bei Johannes Vockerat. Na, Sie kennen ihn ja wohl zur Genüge aus meinen Erzählungen. Es iſt übrigens Tauſe heut. Sie kommen gerade zur rechten Zeit.

Fräulein Anna: Ach nein, nein! Das geht ja gar nicht. Ich hab überhaupt noch heut mehrere Wege in der Stadt zu machen.

Braun: Die Geſchäfte ſind alle geſchloſſen.

Fräulein Anna: Das tut nichts, ich hab nur Bekannte zu beſuchen. Aber glauben Sie nur deshalb nicht, daß Sie mich los ſind. Wir müſſen uns noch mal auf länger ſprechen. Ich muß Ihnen noch den Text leſen, Sie Wortbrüchiger. Sie ſcheinen mir immer noch ſo ein Kopfmaler ...

Braun: Erſt muß man ſich geiſtig klar ſein. Die Pinſelei kommt noch lange zurecht.

Fräulein Anna: Na, wer weiß!

Braun: Aber fort dürfen Sie jetzt nicht, hören Sie!

Fräulein Anna: Ach bitte, Herr Braun, laſſen Sie mich ruhig ...

Braun ruft: Hans!! Hans!!!

Fräulein Anna: Ich bitte Sie.

Johannes kommt, errötet.

Braun: Erlauben Sie! Mein Freund Johannes Vockerat — Fräulein Anna Mahr.

Fräulein Mahr und Johannes, zu gleicher Zeit: Ich habe ſchon ſoviel von Ihnen gehört.

Braun: Denk Dir, Hans: das Fräulein will ſchon wieder fort.

Johannes: Das würde meiner Frau und uns allen ſehr leid tun. Wollen Sie uns nicht den Nachmittag ſchenken?

Fräulein Anna: Ich weiß wirklich nicht ... Aber wenn Sie mir ſagen, daß ich nicht läſtig falle — dann bleibe ich gern.

Johannes: Aber durchaus in keiner Weiſe. Er hilft ihr ein Jäckchen ausziehen, gibt es Braun. Häng mal das auf, bitte! Ich möchte nur ſchnell meiner Frau ſagen ... In der Schlafſtubentür, ruft hinein: Käthe! Ab ins Schlafzimmer.

Fräulein Anna ordnet vor dem Spiegel ihre Kleidung: Ihr Freund iſt ſehr liebenswürdig.

Braun: Ein bißchen zu ſehr vielleicht.

Fräulein Anna: Ach, wieſo?

Braun: Ich ſcherze ja nur. 'n grundguter Kerl is er. Nur wenn er auf ſeine Arbeit kommt, da wird er unverdaulich. Paſſen Sie auf, wenn Sie den Nachmittag hier bleiben, lieſt er Ihnen unfehlbar ſeine Arbeit vor.

Fräulein Anna: Was iſt's denn für ne Arbeit?

Braun: Mir zu gelehrt. Philoſophiſch-kritiſch-pſycho-phyſiologiſch — was weiß ich!

Fräulein Anna: Das intereſſiert mich. Bin ja ſelbſt „der Philoſophie befliſſen“ — ſo ſagt man ja wohl.

Braun: Na, Fräulein! da kommen Sie nicht ſobald fort. Wenn Sie für ſeine Arbeit ſich intereſſieren, das freut ihn ja namenlos.

Johannes, aus dem Schlafzimmer kommend: Braun!

Braun: Und?

Johannes: Geh doch mal zu Käthe hinein. Beruhige ſie bißchen. Ein Rippchen ſtünde zu weit raus beim Jungen.

Braun: Ach was!

Johannes: 's hat gar keine Bedeutung; aber geh nur! Sie macht ſich unnütz Sorgen.

Braun: Schön, ſchön! Geh ſchon. Ab ins Schlafzimmer.

Johannes: Meine Frau läßt ſich entſchuldigen, Fräulein! Sie kommt in einigen Minuten. Sie hat mir aufgetragen, Ihnen inzwiſchen unſern Garten 'n bißchen zu zeigen. Wenn's Ihnen alſo gefällig iſt ...

Fräulein Anna: Oh, ſehr gern.

Johannes, lächelnd: Wir haben nämlich ein recht ſchönes Grundſtück — das heißt nur gemietet. Das Wundervolle daran iſt der See. Kennen Sie den Müggelſee? Er übergibt ihr den Entoutcas. Beide im Geſpräch auf die Tür der Veranda zu. Ich haſſe nämlich die Stadt. Mein Ideal iſt ein weiter Park mit einer hohen Mauer rings herum. Da kann man ſo ganz ungeſtört ſeinen Zielen leben.

Fräulein Anna: Epikur.

Johannes: Ganz recht, ja! Aber ich verſichere Sie: ich habe keine andere Möglichkeit ... Wird Ihnen nicht zu kühl ſein?

Fräulein Anna: O nein! Ich bin abgehärtet.

Johannes läßt Anna vorangehen und folgt ihr auf die Veranda. Hier verweilen beide einige Sekunden. Man ſieht, wie Johannes der Fremden die Ausſicht aufweiſt und erklärt. Endlich verſchwinden beide in den Garten.

Braun, dem Frau Käthe folgt, aus dem Schlafzimmer.

Braun, ſich umſehend: Sie ſind fort.

Frau Käthe: So?

Braun: Nein, nein! das mit der Rippe iſt was ganz Natürliches.

Frau Käthe: Mir is wirklich ordentlich beklommen zumute.

Braun: Beklommen? Weshalb?

Frau Käthe, lächelnd: Ich hab direkt Herzklopfen.

Braun: Sie ſind eben noch nervös.

Frau Käthe: Iſt ſie ſehr ſtolz?

Braun: Wer?

Frau Käthe: Das Fräulein mein ich.

Braun: Die Mahr? Stolz? — Keine Spur.

Frau Käthe: Na, ich ſeh nicht ein! Ich würde mir was einbilden, wenn ich ...

Braun: Keine Spur! Nein, nein! Da unterſchätzen Sie ſie wirklich.

Frau Käthe: Im Gegenteil! — Ich habe einen furchtbaren Reſpekt vor ihr.

Braun: I, na! ... Uebrigens, bißchen arrogant iſt ſie ſchon manchmal. Das gewöhnt man ihr ab, einfach. Pauſe.

Frau Käthe: Da hat Hannes einen Bogen liegen laſſen vom Manuſkript. Verſteht ſie davon was?

Braun: Das glaub ich ſchon.

Frau Käthe: So? Ach! — Unſereiner ſpielt doch ſolchen gebildeten Weſen gegenüber eine etwas armſelige Rolle.

Braun: A — ach! — Ich weiß auch nich viel. Ich hab auch nich ſtudiert. Aber das kann mir weiter nich imponieren, das bißchen Schulwiſſen, was einer hat.

Frau Käthe: Sie ſpricht wohl ſehr glänzend?

Braun: Glänzend? Nee. — Sie ſpricht halt ſo ... wie wir alle ſprechen. Ganz geſcheit iſt ſie — na ja! — aber deshalb —

Frau Käthe, lächelnd: In meiner Mädchenzeit hatte ich eine reine Klabatſchker. Das ging den ganzen geſchlagenen Tag über nichts und wieder nichts. Das habe ich mir doch nun wenigſtens abgewöhnt. Aber jetzt wag ich mir wieder gar nichts mehr. Jetzt fürcht ich mich überhaupt, 'n Wort zu ſprechen. An der Verandatür, ruft hinaus: Muttchen! rechne auf einen mehr!

Frau Vockerat, von der Verandatür aus, wo ſie eben den Tiſch ordnet: Wer kommt denn?

Frau Käthe: Das Fräulein.

Frau Vockerat: Wer? — Ach ſo! — Schön! — Gut, Käthe.

Frau Käthe, wieder zu Braun, ſeufzend: Ach! man iſt eben verpfuſcht! Man müht ſich ja. — Was nutzt das! 's is doch zu ſpät! Vor einem Roſenſtrauch: Sehn Sie mal: das ſieht recht ſchön aus. Noch Roſen! Hält ſie Braun zum Riechen hin. Und wie ſtark ſie noch duften!

Braun: Wundervoll!

Frau Käthe ſtellt den Strauß an ſeinen Ort: Iſt ſie jung?

Braun: Wer?

Frau Käthe: Fräulein Mahr.

Braun: Ich weiß nich 'mal, wie alt ſie iſt.

Frau Käthe: Ich bin ſchon zweiundzwanzig. Ja, ja! 's geht abwärts!

Braun: Stark abwärts. Er lacht.

Frau Käthe: Ach! eine beſchränkte Seele bin ich doch!

Frau Vockerat ſteckt den Kopf durch die Tür.

Frau Vockerat: Kinder! Ich bin ſoweit! Zieht den Kopf zurück. Ruft draußen von der Veranda in den Garten: Papa!! Papa!!

Herr Vockerat und der Paſtor, beide in ſehr vergnügter Laune, ſteigen die Verandatreppen herauf.

Vockerat, an der offenen Tür, mit dem Paletot des Paſtors: Na ja! Wollen Sie dann gefälligſt eintreten und ablegen. Hahaha! Lacht herzlich.

Paſtor Kollin, mit Hut, Schal und Stock in den Händen — zwiſchen Lachen und Zigarrenrauchen: Hahaha! zu drollig wirklich, hören Sie nur! Pf, pf — zu drollig. Lacht.

Vockerat: Und die Geſchichte ſoll wirklich paſſiert ſein, Herr Paſtor! Er bringt den Überzieher nach.

Paſtor Kollin: „Herr Neugebauer," — lacht. Pf, pf! „Herr Neugebauer, wünſchen Sie vielleicht noch was?" Lacht. Hängt Schal und Hut auf, behält das Käppchen auf dem Kopf.

Vockerat, mitlachend: — Herr Neugebauer . . . Zu Braun: 's war nämlich 'n Begräbnis auf dem Lande bei uns, Herr Braun. Und da ſtehn nun die Leidtragenden um den Sarg, wiſſen Sie — den Schreck markierend, ſchnell: auf einmal rührt ſich was. 's mochte einer mit dem Stuhl gerückt haben oder ſo — 's rührt ſich was. Er ſtellt das Entſetzen dar. Alle fahren zuſammen. — Nur der Kirchendiener, hahaha! der faßt ſich 'n Herz, der is kuragiert. Der geht nu ganz vorſichtig zum Sarge hin, hahaha, und klopft an. Die Stimme des Kirchendieners nachahmend, mit Knöchel auf die Tiſchplatte klopfend: Herr Neigebauer! — Herr Neigebauer! winſchen Sie vielleicht noch was? — Wiederholtes, lebhaftes Lachen.

Paſtor Kollin, lachend: Hören Sie nur! Pſ, pſ! das iſt echt! Ich kenne die Kirchendiener.

Frau Vockerat kommt herein: Na, Papachen, bitte! daß die Suppe nicht kalt wird.

Vockerat: Alſo, Herr Paſtor, ich bitte ſehr.

Paſtor Kollin: Sie haben mich übertölpelt, hören Sie nur! Er wirft den Zigarrenreſt in den Aſchbecher und bietet Frau Vockerat den Arm. Frau Vockerat!

Vockerat, im Begriff, ſeiner Schwiegertochter den Arm zu geben: Aber wo iſt denn Johannes?

Frau Vockerat: Und das Fräulein? — Nein, das iſt aber nicht hübſch von Johannes. Das ganze, ſchöne Eſſen wird ja . . .

Vockerat, luſtig: Da ſehen Sie, Herr Paſtor: „Zwiſchen Lipp und Kelchesrand“, hahaha!

Paſtor Kollin: „Schwebt der finſtren Mächte Hand“, hahaha!

Vockerat: Das war wohl die Dame. Wir ſahen ein Pärchen auf dem See draußen. Nicht wahr, Herr Paſtor?

Paſtor Kollin: Jawohl, jawohl! Sie werden hinausgerudert ſein.

Frau Vockerat: Ach, ich denke, wir fangen an!

Vockerat: Wer nicht kommt zur rechten Zeit ...

Braun, der von der Veranda geſpäht hatte, kommt herein: Sie kommen! Sie kommen!

Vockerat: Das war die höchſte Zeit.

Johannes und Fräulein Anna treten über die Veranda herein.

Johannes: Kommen wir zu ſpät?

Vockerat: Gerade noch zurecht.

Johannes: Ich bitte um Entſchuldigung, wir hatten ... Es war ſo wundervoll auf dem Waſſer ... Geſtatten Sie? Vorſtellend: Herr Paſtor Kollin! Mein Vater! Meine Muttter.

Frau Vockerat: Wir kennen uns ſchon.

Johannes: Meine Frau — Fräulein Mahr.

Man ordnet ſich und begibt ſich auf die Veranda. Frau Vockerat am Arme des Paſtors, Frau Käthe am Arme des alten Vockerat, Fräulein Mahr geführt von Johannes. Allein und als letzter folgt Braun.

Das Zimmer iſt leer. Aus der Schlafſtube dringt der leiſe Geſang der Amme: „Eia popeia, was raſchelt im Stroh, 's ſind die lieben Gänschen, ſie haben keine Schuh". Das Klirren der Teller und Beſtecke von der Veranda her. Plötzlich kommt **Käthe** herein, um noch etwas aus dem Schubfach des Tiſches zu holen. **Johannes** kommt eilig nach.

Johannes: Aber Käthe — Du ſollſt doch nicht ... Du ſollſt doch nicht laufen. Laß mich doch ...

Frau Käthe: Ach, ſo ſchwach bin ich doch nicht.

Johannes, Feuer und Flamme: Uebrigens, Du! Das iſt 'n ganz wundervolles Geſchöpf! Dieſes Wiſſen, die

Selbſtändigkeit im Urteil! Und wenn man nu bedenkt, ſo'n Weſen hat kaum ſo viel, um knapp auszukommen. Du weißt ja, Braun hat uns doch immer erzählt. Eigentlich iſt's unſre Pflicht und Schuldigkeit, Du, daß wir ſie auffordern, 'n paar Wochen hier zu bleiben.

Frau Käthe: Wenn Du willſt.

Johannes: Nee, ich will nicht! Dir iſt es viel nötiger als mir, Du ſollſt wollen! Von ſo einem Weſen kannſt Du noch ſehr viel lernen.

Frau Käthe: Du biſt wirklich manchmal häßlich, Hannes.

Johannes: Aber hab ich denn nich recht? Du ſollteſt geradezu fieberhaft jede Gelegenheit ergreifen, geiſtig 'n bißchen weiter zu kommen. Du ſollteſt treiben dazu! Du ſollteſt das Fräulein hier feſthalten. Ich begreife nicht, wie man ſo gleichgültig ſein kann.

Frau Käthe: Ich bin ja ganz dafür, Hannes.

Johannes: Gar kein bißchen Feuer iſt in euch! Kein bißchen Initiative — ſchrecklich!

Der Paſtor ſchlägt draußen ans Glas.

Frau Käthe: Ach, Hannes, geh nur, geh! — Der Paſtor toaſtet. Ich komme gleich! Ich bin ja ganz dafür! Wir können doch nicht beide fort ſein, wenn .....

Johannes: Na ſei gut! Sei gut, Käthe! Er küßt ihr die Tränen aus den Augen und begibt ſich eiligſt auf die Veranda. Man hört die Stimme des Paſtors. Der Schlummergeſang der Amme klingt noch immer leiſe. In Käthe iſt etwas vorgegangen. Sobald Johannes fort iſt, wird ſie gleichſam welk und muß, während ſie ſich bemüht, auf die Veranda zu kommen, Stützpunkte mit den Händen ſuchen. Mehrmals leichter Schwindel. Schließlich kann ſie nicht weiter und iſt genötigt, ſich zu ſetzen. Sie hält nun die Augen ſtarr vor ſich hingerichtet und bewegt lautlos die Lippen. Ihre Lider ſtehen voll Waſſer. Der Paſtor iſt zu Ende. Es wird angeſtoßen. Käthe rafft ſich zuſammen, erhebt ſich, ſchreitet weiter.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Ein ſchöner Herbſtmorgen. **Frau Vockerat** im Hauskleide, mit Schürze und Schlüſſelbund, ordnet den Tiſch für das Frühſtück. Man vernimmt das von Männerſtimmen geſungene Lied: „Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen." Ein Geſangverein zieht am Hauſe vorüber. **Fräulein Anna Mahr**, am Arm einen Korb mit Weintrauben, erſcheint vom Garten her auf der Veranda. Sie ſteht ſtill, lauſcht dem Geſange und blickt dann, die Augen mit der Hand ſchützend, über den See in die Ferne. Der Geſang tönt ſchwächer. Anna kommt herein. Sie trägt ein ſchwarzes, kurzarmiges Morgenkleid und hat ein ſchwarzes Spitzentuch um Kopf und Hals gelegt. Vor der Bruſt ein Strauß bunter Herbſtblätter.

Frau Vockerat: Schön' guten Morgen, Fräulein!

Fräulein Anna ſtellt den Korb beiſeite, eilt auf Frau Vockerat zu und küßt ihr die Hand: Guten Morgen, Mama Vockerat!

Frau Vockerat: So zeitig auf den Beinen, liebes Fräulein!?

Fräulein Anna: Wir nehmen den Wein ab, Herr Johannes und ich.

Frau Vockerat: Das war auch die höchſte Zeit. Sie koſtet Beeren aus dem Korbe. Süßer wird er doch nicht. — Aber iſt Ihnen nicht kalt, Fräulein? Tippt mit dem Finger auf Annas bloßen Arm. So leicht ...? Mir ſcheint's ziemlich friſch heut!

Fräulein Anna, während des Folgenden die Trauben einzeln und mit Sorgfalt auf ein Holztablett legend: Schön friſch iſt's. — Aber mir macht's nichts. — Ich bin abgehärtet gegen Kälte. — Wundervoll iſt die Luft. — Die Pfähle im See — ich meine die Pfähle, wo die Kähne feſtgemacht ſind — die waren ganz weiß bereift ſogar — heut früh zeitig: — das ſah ganz einzig aus. Ueberhaupt iſt's hier wunderſchön. — Kann ich Ihnen nun etwas helfen, Mama Vockerat?

Frau Vockerat: Wenn Sie mir die Zuckerdoſe mal 'rüberreichen wollten!

Fräulein Anna hat die Zuckerdoſe auf den Tiſch geſtellt. Noch über den Tiſch gebeugt, ſeitlich aufſchauend: Sind Sie mir nicht böſe, wenn ich Sie Mama Vockerat nenne?

Frau Vockerat lacht: Ach woher!

Fräulein Anna: Ich bin ſo glücklich, wenn Sie mir's erlauben. Küßt Frau Vockerat unverſehens und ſtürmiſch. Ach! ich bin Ihnen überhaupt ſo dankbar, daß Sie mir erlauben, hier zu ſein.

Frau Vockerat: Aber, Fräulein Annchen.

Fräulein Anna: Ich fühle mich ſo ſehr glücklich in Ihrer Familie. Sie ſind alle ſo herzlich zu mir. Sie ſind überhaupt alle ſo gute Menſchen.

Frau Vockerat: I du mein ...! Sie haben Sommerfäden aufgeleſen. Sie lieſt die Fäden von Annas Kleid.

Fräulein Anna: Und daß man ſo glücklich ſein kann in einer Familie! Mir iſt eben ſo was ganz fremd geweſen bis jetzt.

Frau Vockerat, immer noch Spinnefäden ableſend: Man muß ſo was nicht berufen, Fräulein! — Warten Sie! — Hier ... Reine Schnüre wirklich!

Fräulein Anna: Sind Sie abergläubiſch, Mama Vockerat?

Frau Vockerat: Ach nein, nein, mein Herzchen! Es is ja richtig: der liebe Gott meint's ja ganz gut mit uns. Aber alles iſt gerad auch nich ſo, wie's ſein könnte.

Fräulein Anna: Da wüßt ich wirklich nich ... Sie ſind doch alle ... Ach nein, das müſſen Sie nicht ſagen!

Frau Vockerat: Nein, nein! Da haben Sie auch recht. Man ſoll auch nicht murren. Ablenkend: Einſtweilen iſt es wunderhübſch, daß wir Sie bei uns haben. Geheimnisvoll: Sie ſind auch für Johannes ein guter Geiſt.

Fräulein Anna, überraſcht. Wechſelt die Farbe. Plötzlich heftig: Mögen Sie mich wirklich ein klein wenig leiden?

Frau Vockerat: Ich hab Sie ſogar ſehr lieb, Fräulein.

Fräulein Anna: Aber nicht ſo wie ich. Wie meine wirkliche Mutter lieb ich Sie. Den leeren Korb nehmend, im Begriff, wieder in den Garten zu gehn: Herr Johannes hat doch ein zu gutes Herz, faſt zu weich.

Frau Vockerat: Wieſo denn?

Fräulein Anna: Ach, überhaupt. — Geſtern auf der Straße zum Beiſpiel trafen wir einen Betrunkenen. Die Kinder kamen gerade aus der Schule. Und auch die Erwachſenen ließen ihn nicht in Ruh. Vor dem Müggelſchlößchen war ein großer Auflauf.

Frau Vockerat: Ja, ja! ſo was kann er nich leiden. Da is er nich zu halten. Da hat er ſich ſchon viel Unannehmlichkeiten zugezogen.

Fräulein Anna: Finden Sie das nicht ſchön, Mama Vockerat?

Frau Vockerat: Schön? – Ach ... Nu ja, warum denn nicht! Er is ja 'n guter Junge. — Aber wenn man's recht bedenkt: was nützt denn das alles! Was nützt denn alle Güte! Und wenn er noch ſo gut is: ſeinen Gott hat er halt doch verloren. — — Das is gar nicht leicht. Das könn'n Se wirklich glauben, Fräulein! für ne Mutter ... für Eltern — die ihr Herzblut, möcht ich ſagen, dran geſetzt haben, ihren Sohn zu einem frommen Chriſtenmenſchen zu erziehen. Sie ſchneuzt ſich, um ihre Rührung zu verbergen. Der dumme Schnupfen! Schon die ganzen Tage ... Sich mit Staubwiſchen beſchäftigend, nach einer Pauſe: Gut is er ja! das is alles recht gut und ſchön, aber das macht ein' ja doppelt kummervoll. Und man ſieht doch auch, wie ſich's rächt: es liegt kein Segen über ſeiner Tätigkeit. Immer und ewig Unruhe und Haſt. Die reine Hetzjagd nur immer. Und wenn nur was rauskäme. Aber man ſieht's ja, er kommt nicht vorwärts. — Wie war der Junge bloß früher! Ein Kind ... Ein reines Wunderkind war er. Ich weiß noch, Paſtor Schmidel ... Alles ſtaunte nur ſo. Mit dreizehn Jahren Sekundaner. Mit ſiebzehn hatt er's Gymnaſium durch — und heut? Heut haben ſie ihn faſt alle überholt. Heute ſind welche, die nicht halb ſo begabt waren, längſt im Amt.

Fräulein Anna: Das iſt aber im Grunde doch ganz natürlich. — Das beweiſt doch eben gerade, daß Herr Johannes über das Hergebrachte hinaus will. Die ausgetretenen Wege, die ſind eben nicht für jeden. Herr Johannes gehört eben auch unter diejenigen, welche neue Wege ſuchen.

Frau Vockerat: Dafür gibt 'n aber doch kein Menſch was, Fräulein Anna! Was nützt denn das alles, wenn er ſich aufreibt? Da will ich doch hundertmal lieber, daß er 'n einfacher Landmann — oder Gärtner — oder meinetwegen auch 'n Beamter oder ſo was wäre — und das ganze Grübeln Grübeln ſein ließe — — Na, Fräulein! Laſſen Sie ſich nich etwa Ihre frohe Laune verderben. 's kommt halt manchmal ſo über mich. Da is mir's ſo manchmal, als wenn's gar nicht möglich wär. Aber wenn man ſich ne Weile gegrämt hat, dann ſagt man ſich auch wieder: der liebe Gott wird ſchon alles wohl machen. — Ja, ja! da lächeln Sie. So altmodiſch bin ich noch. Von dem laß ich nicht. Von dem dort oben, mein ich — von dem kann mich keine Macht der Welt losreißen.

Fräulein Anna: Das will ich auch nicht. Und gelacht hab ich auch nicht, Mama Vockerat. Aber ſehn Sie: Sie ſelbſt ſind ſchon wieder heiter geworden. Kommen Sie! Wollen Sie nicht? Es iſt wundervoll auf der Veranda.

Frau Vockerat: Nein, nein! Ich erkält mich. Ich hab auch zu tun. Gehn Sie nur — und bringen Sie Johannes mit. Das Frühſtück iſt fertig. Fräulein Anna ab. Während Frau Vockerat einige Möbel abſtäubt, hört man Trommeln und Querpfeifen. Frau Vockerat eilt ans Fenſter. Das Geräuſch der Inſtrumente läßt nach und verſtummt. Frau Käthe im Morgenrock aus dem Schlafzimmer.

Frau Käthe, abgeſpannt: Es iſt zu lebhaft am Sonntag.

Frau Vockerat: Turner aus Berlin, Käthel! Prächtige Menſchen. Guten Morgen, Käthemizel. Nu —? Wie haſt De geruht, Kind? Gut? Siehſt nich zum beſten aus gerade.

Frau Käthe: Der Kleine kam zweimal. Da hab ich wach gelegen ne Zeitlang. Wart mal, Mutter! Ich muß mir 'mal überlegen ... ich muß denken.

Frau Vockerat: Du ſollteſt ſchon nachgeben, Kindel, und die Amme allein ſchlafen laſſen mit Philippchen.

Frau Käthe, gelinde vorwurfsvoll: Ach, Mutter, Du weißt doch.

Frau Vockerat: Aber warum denn nu nich?

Frau Käthe: Du weißt ja doch, das tu ich nich.

Frau Vockerat: Du wirſt's am Ende doch mal tun müſſen, Käthchen?

Frau Käthe, gereizt: Ich laſſe mich aber nicht trennen! Philippchen iſt mein Kind. So ein kleines Kind ohne Mutter ...

Frau Vockerat: Aber Kindel, Kindel! Bewahre! Wer denkt denn ſo was! Komm! — Ich hol Dir was. — Kaffee. — Soll ich Dir 'n Schnittchen ſtreichen inzwiſchen — oder . . ?

Frau Käthe, am Tiſch ſitzend, erſchöpft: Ach ja, bitte! Nach einer Pauſe, während Frau Vockerat das Brot mit Butter beſtreicht, fährt Käthe fort: Wo iſt denn Johannes?

Frau Vockerat: Sie nehmen den Wein ab — er und das Fräulein.

Frau Käthe, Kinn auf die Hand geſtützt, gedehnt: Sie is ſehr lieb. Nicht?

Frau Vockerat: Ich hab ſie auch gern, muß ich ſagen.

Frau Käthe: Nu ſag mal ſelbſt, Mutterchen: Du warſt immer ſo ſchlecht zu ſprechen auf die Emanzipierten.

Frau Vockerat: Alles was recht is! Ich muß wirklich auch ſagen ...

Frau Käthe, ſchleppend: So ſchlicht und weiblich. Keine Spur von aufdringlich. — Trotzdem ſie doch ſehr viel weiß und ſehr klug iſt. Das find ich ſo nett. Nicht, Mutterchen? Sie will ſo garnicht glänzen mit ihrem Wiſſen. — Ueber Johannes freu ich mich jetzt recht. — Find'ſt Du nicht, Mutter: er iſt immer ſo heiter jetzt?

Frau Vockerat, überraſcht: Ja, ja! Du haſt recht. Er iſt wirklich jetzt manchmal ganz ausgelaſſen.

Frau Käthe: Nicht wahr, Muttchen?

Frau Vockerat: Weil er nun jemanden hat, ſiehſt Du, vor dem er ſeine gelehrten Sachen auskramen kann.

Frau Käthe: Das is ſehr wichtig für ihn.

Frau Vockerat: Das kann ſchon ſein, ja, ja! Pauſe.

Frau Käthe: In vielen Dingen muß ich Fräulein Anna recht geben. Sie ſagte neulich: wir Frauen lebten in einem Zuſtand der Entwürdigung. Da hat ſie ganz recht. Das fühl ich hundertmal.

Frau Vockerat: Ach, darum kümmere ich mich nicht.

Weißt Du — überhaupt mit ſolchen Sachen darf ſie mir alten, erfahrenen Frau nicht kommen. Das hat ſe auch ſchon gemerkt, dazu bin ich zu alt und habe zu viel Erfahrungen gemacht.

Frau Käthe: Aber ſie hat doch recht, Mutter. Das iſt zu ſonnenklar, daß ſie recht hat. — Wir ſind wirklich und wahrhaftig ein verachtetes Geſchlecht. — Denke mal: es gibt einen Paragraphen in unſeren Geſetzen — das erzählte ſie geſtern — danach hat der Mann noch heute das Recht, ſeine Frau in mäßiger Weiſe körperlich zu züchtigen.

Frau Vockerat: Das kenn ich nicht. Darüber will ich gar nichts ſagen. Das wird wohl auch nicht ſo ſchlimm ſein. Aber wenn Du mir 'n Gefallen tun willſt, Käthel, gib Dich mit den neuen Geſchichten nicht ab. Das macht den Menſchen bloß konfus. Das raubt 'n die Ruhe und den Frieden. Wart, Kindel, nu hol ich Dir Kaffee. — Das iſt meine Meinung, Käthel. Ab.

Frau Käthe ſitzt am Frühſtückstiſch, das Kinn in der Hand, den Ellenbogen auf der Tiſchplatte. Plötzlich gehen draußen Johannes und Fräulein Anna laut redend und lachend vorüber. Frau Käthe ſchrickt zuſammen, zittert und erhebt ſich, um mit den Augen das Paar verfolgen zu können. Ihr Blick iſt voll Angſt, ſie atmet ſchwer. Nun hört man **Frau Vockerat** mit der Kaffeekanne klirren. Gleich darauf erſcheint ſie und findet Käthe noch in derſelben Stellung am Tiſch, in der ſie ſie zurückgelaſſen.

Frau Vockerat, mit Kaffee: So. — Da. — Nun rink und ſtärk Dich!

Fräulein Anna und **Johannes** von der Veranda zurück.

Frau Vockerat: Schön, daß Ihr kommt.

Johannes, die Tür offen laſſend: Wir laſſen offen. Die Sonne wärmt ſchon tüchtig. — Hatten Sie ſich ſehr verletzt, Fräulein?

Fräulein Anna, einige lange Weinranken mithereinziehend: Ach, nein, gar nicht! Das Spalier war ſo naß, da glitt ich aus mit der Schere. Eilt auf Käthe zu, faßt ihre beiden Hände und küßt ihr die Stirne. Guten Morgen, Frau Käthe! — Hu, kalte Hände ... Was für kalte Hände haben Sie. Sie reibt ihr die Hände warm.

Johannes küßt Käthe von rückwärts auf die Wange: Guten Morgen, Käthe! — Mit komiſchem Erſtaunen: Ach, Du liebes Gottchen! wie ſiehſt Du bloß wieder aus! Jammervoll! Wie ſo 'n krankes Hühnchen vollſtändig.

Frau Vockerat: Aber Ihr bringt Kälte herein. Nächſtens müſſen wir wirklich heizen. — Na, kommt nur jetzt. Sie hat allen eingegoſſen.

Fräulein Anna, den Tiſch mit den Ranken ſchmückend: — Bißchen dekorieren.

Frau Käthe: Wunderhübſch!

Johannes, ſitzend: Nun urteilt mal: wie ſieht Fräulein Anna heut aus, und wie ſah ſie vor acht Tagen aus — als ſie ankam?

Fräulein Anna: Es geht mir zu gut hier. Ich werde abreiſen müſſen.

Frau Vockerat: Man merkt die Landluft.

Johannes: — Und wer hat ſich damals geſträubt und geſträubt —?

Frau Vockerat: Was wird Papachen jetzt machen?

Johannes: Er wird ſich tüchtig bangen nach Dir.

Frau Vockerat: Na, er hat zu tun. Die Winterſaat iſt zwar rein — aber er ſchrieb ja auch: ich ſollte nur ja bleiben, ſolange ich nötig wär.

Johannes: Er wird Dich abholen, Mutti?

Frau Vockerat: Ja, wenn ich ihm ſchreibe, kommt er. Zu Fräulein Anna: Er benutzt ja gern jede Gelegenheit, die Kinder mal wiederzuſehn. Und nu noch gar das Enkelchen! Nein, wie damals Euer Telegramm kam: Geſunder Junge. Nein, dieſer Mann! — da war er aber wirklich rein außer ſich vor Freude.

Frau Käthe: Das gute Papachen! Du mußt nun auch wirklich bald zu ihm. Das wäre zu egoiſtiſch von uns ...

Frau Vockerat: J komm mer nur! Erſt ſchaff Dir andre Backen an!

Fräulein Anna: Ich wäre ja auch noch da. Was denken Sie! Ich verſtehe auch zu wirtſchaften. Und was ich Ihnen alles kochen könnte! Ruſſiſch! Borſchtſch oder Pilaw. Alle lachen.

Frau Vockerat, unwillkürlich haſtig: Nein, nein! Ich gehe ja doch keinesfalls.

Frau Käthe: Nu wenn's Dir wirklich nichts macht, Mutterchen ... Pauſe.

Johannes: Gib mal den Honig, Käthel.

Frau Käthe: Ach, da kommt Braun! Braun, Überzieher, Hut, Schirm, Reiſetaſche, Buch unterm Arm. Er macht einen gelangweilten Eindruck. Müder und nachläſſiger Gang.

Braun: Morgen!

Johannes: Wo führt Dich der Kuckuck her, ſchon ſo zeitig?

Frau Vockerat ſchlägt nach etwas mit der Serviette.

Johannes: Eine Biene, Mutti! nich ſchlagen, nich ſchlagen!

Braun: Ich wollte nach Berlin. Farben holen aus meiner Bude. Hab leider den Zug verſäumt.

Johannes: Du! Das paſſiert Dir oft.

Braun: Na, morgen iſt auch noch ein Tag!

Frau Käthe nimmt, als ob die Biene um ihren Teller ſumme, die Hände in die Höhe: Sie ſpürt den Honig.

Fräulein Anna: Gehn denn nicht mehr Züge? Blickt auf den Buſen herab, drohend: Bienchen, Bienchen!

Braun: Die ſind mir zu teuer. Ich fahre nur Arbeiterzug.

Johannes: Die fahren nur ganz zeitig. — Sag mal! Malen kannſt Du doch noch?

Braun: Ohne Farben? Nein.

Johannes: Breo, Breo! Du kommſt mir ins Bummeln.

Braun: Tag früher oder ſpäter berühmt. — Ach überhaupt die ganze Malerei ...

Johannes: Lieber Schach ſpielen, wie?

Braun: Wenn Du nur für ſo was mehr Sinn hätt'ſt. Aber Dein Meer hat keine Häfen, lieber Sohn. Du lebſt ohne Pauſen.

Johannes: Ach, 's is wohl nich möglich! —

Frau Vockerat fährt auf, ſchreit: Eine Weſpe, eine Weſpe! Alle ſchlagen mit Servietten nach Frau Vockerat.

Johannes: Schon hinaus.

Frau Vockerat, wieder Platz nehmend: Infame Tiere. Alle ſetzen ſich.

Johannes: Na, komm, ſetz Dich! — Was haſt Du denn da?

Braun: Möcht'ſt Du wohl gern wiſſen? Intereſſante Sache.

Johannes: Na, komm, frühſtück noch 'n bißchen.

Braun hat ſich geſetzt und Johannes das Buch gegeben, der darin blättert: Ja, das tu ich ſehr gern. Ich hab nur ganz flüchtig ... Such mal: Die Künſtler — von Garſchin —

Johannes, blätternd: Was haſt Du denn da wieder aufgegabelt?

Braun: Was für Dich, Hans.

Fräulein Anna: Ja, das iſt eine ſehr gute Novelle. Sie kannten ſie noch nicht?

Braun: Nein. Heut früh im Bett erſt fing ich zu leſen an. Deshalb hab ich eben den Zug verſäumt.

Fräulein Anna: Sind Sie nun für Rjäbinin oder für Djedoff?

Johannes: Jedenfalls biſt Du jetzt mehr fürs Leſen als fürs Malen.

Braun: Augenblicklich, ſag nur lieber: weder fürs Leſen noch fürs Malen. Zieh Dir nur auch mal die Geſchichte von Garſchin bißchen zu Gemüte. Es gibt vielleicht Dinge zu verrichten, die augenblicklich wichtiger ſind als ſämtliche Malereien und Schreibereien der Welt.

Fräulein Anna: Sie ſind alſo für Rjäbinin?

Braun: Für Rjäbinin? — O o — na — das kann ich nich mal ſagen — ſo beſtimmt.

Johannes: Was iſt das eigentlich für 'ne Geſchichte: Die Künſtler?

Fräulein Anna: Zwei Künſtler werden geſchildert: ein naiver und ein ſogenannter denkender Künſtler. Der naive war Ingenieur und wird Maler. Der denkende ſteckt die Malerei auf und wird Schullehrer.

Johannes: Aus welchem Grunde denn?

Fräulein Anna: Es ſcheint ihm augenblicklich wichtiger, Lehrer zu ſein.

Johannes: Wie kommt er denn zu dem Entſchluß?

Fräulein Anna hat das Buch genommen, blättert: Warten Sie! — Es iſt das Einfachſte, ich leſe Ihnen die Stelle vor. — Hier! Sie hält den Finger auf die gefundene Stelle und wendet ſich erklärend an alle: Djedoff, der ehemalige Ingenieur, hat Rjäbinin in eine Dampfkeſſelfabrik geführt. Die Leute, welche die Arbeit im Innern des Keſſels verrichten, werden nach einiger Zeit gewöhnlich taub von dem fürchterlichen Geräuſch des aufſchlagenden Hammers. Deshalb werden ſie von den andern Arbeitern in Rußland die Tauben genannt. So einen „Tauben" zeigt ihm Djedoff bei der Arbeit. Sie lieſt: „Da ſitzt er vor mir im dunklen Winkel des Keſſels, in einen Knäuel zuſammengeballt, in Lumpen gehüllt, vor Müdigkeit faſt zuſammenbrechend ... Seinem bläulich roten Geſicht ... der Schweiß herunterrinnt ... Seiner gequälten, breiten, eingefallenen Bruſt ...“

Frau Vockerat: Aber warum ſchildert man nun überhaupt ſolche ſchreckliche Sachen? Das kann doch niemand erfreuen.

Johannes, lachend, ſeiner Mutter liebevoll über den Scheitel ſtreichend: Mutterchen, Mutterchen! muß denn immer gelacht ſein?

Frau Vockerat: Das ſag ich nicht. Aber man muß doch ſeine Freude haben können an der Kunſt.

Johannes: Man kann viel mehr haben an der Kunſt als ſeine Freude.

Fräulein Anna: Rjäbinin iſt auch nicht erfreut. Er iſt in ſeinem Innerſten erſchüttert und aufgewühlt.

Johannes: Denk doch mal an die Landwirtſchaft, Muttel! Da muß der Boden auch aufgewühlt werden — alle Jahre, mit dem Pflug, wenn was Neues drauf wachſen ſoll.

Fräulein Anna: In Rjäbinin zum Beiſpiel, da wächſt auch was Neues. Er ſagt ſich: ſolange noch ſolches Elend exiſtiere, ſei es ein Verbrechen, irgend etwas anderes zu tun, was nicht unmittelbar darauf abzielt, dieſem Elend zu ſteuern.

Frau Vockerat: Elend hat's immer gegeben.

Johannes: Die Idee, Lehrer zu werden, iſt da doch aber ziemlich verfehlt.

Braun: Wieſo denn? Iſt das etwa nicht was Nützlicheres als Bilder malen und Bücher ſchreiben?

Johannes: Wie hoch Du Deine Arbeit anſchlägſt, mußt Du ja wiſſen. Ich für mein Teil denke gar nicht gering von meiner Tätigkeit.

Braun: Du geſtehſt Dir's nicht ein, und ich geſtehe mir's ein.

Johannes: Was denn? Was geſteh ich mir nicht ein?

Braun: Nun eben das.

Johannes: Was?

Braun: Daß Deine ganze Schreiberei ebenſo zwecklos iſt wie ...

Johannes: Was für eine Schreiberei?

Braun: Na, Deine pſychophyſiologiſche da.

Johannes, barſch: Davon verſtehſt Du ja nichts.

Braun: Liegt mir auch gar nichts dran.

Johannes: Na, höre! dann biſt Du ein armſeliger Ignorant einfach, dann ſtehſt Du auf einer Bildungsſtufe...

Braun: Ja, ja, ſpiel nur Deine Schulbildung wieder aus.

Johannes: Auf meine Schulbildung ſpucke ich; das weißt Du recht gut. Aber ſo viel ſteht feſt ...

Braun: Das ſagſt Du hundertmal, und doch guckt Dir der Bildungshochmut durch alle Ritzen. Ach, hören wir überhaupt auf davon! Das ſind heikle Sachen, die jeder ſchließlich mit ſich ſelber ausmachen muß.

Johannes: Wieſo denn heikel?

Braun: Es hat ja keinen Zweck. Du wirſt immer gleich ſo heftig. Du alterierſt Dich wieder und ...

Johannes: Drück Dich doch aus, lieber Sohn! Drück Dich doch klar aus!

Braun: Ach Unſinn! Es hat ja wirklich keinen Zweck. Sehe jeder, wie er's treibe!

Johannes: Ja! treib ich's denn ſo ſchlimm, ſag mal!

Braun: Nicht ſchlimmer wie die andern alle. Du biſt eben 'n Kompromißler.

Johannes: Verzeihe, wenn ich Dir darauf keine Antwort gebe. — Die Sache langweilt mich einfach. — Erregt ausbrechend: — So ſteht es nämlich! Ihr Freunde habt radikale Phraſen gedroſchen, und ich habe Euch ein für allemal geſagt, daß ich das nicht mitmache: deshalb bin ich 'n Kompromißler.

Braun: So drückſt Du's aus, aber die Sache iſt die: wenn wir andern mit unſern Gedanken rückſichtslos vordrangen, da haſt Du für das Alte und Ueberlebte in jeder Form gegen uns das Wort geführt. Und deshalb haſt Du Deine Freunde von Dir fortgetrieben und Dich iſoliert.

Frau Käthe, beſänftigend: Johannes!

Johannes: Die Freunde, die ich von mir forttreiben konnte ... auf die Freunde, aufrichtig geſtanden! ... auf die pfeif ich.

Braun erhebt ſich: Du pfeifſt auf ſie? Mit Blick auf Anna: Seit wann denn, Hans?

Frau Käthe, nach einer Pauſe: Wollen Sie ſchon fort, Herr Braun?

Braun, beleidigt, in gleichgültigem Tone: Ja. Ich habe noch was zu tun.

Johannes, gut: Mach keine Torheiten!

Braun: Nee wirklich.

Johannes: Na dann —: tu, was Du nicht laſſen kannſt.

Braun: Guten Morgen! Ab. Pauſe.

Frau Vockerat fängt an, das Geſchirr zuſammen zu ſtellen: Ich weiß nich! Ihr ſchwärmt immer ſo von dem Braun. Ich muß ehrlich ſagen: ich hab 'n nich ſehr gern.

Johannes, gereizt: Mutter! Tu mir die einzige Liebe ...!

Frau Käthe: Braun is aber wirklich nicht nett zu Dir, Hannes!

Johannes: Kinder! Miſcht Euch bitte nicht in meine Privatangelegenheiten. Es tritt wieder eine Pauſe ein. Frau Vockerat räumt den Tiſch. Frau Käthe erhebt ſich.

Johannes, zu Käthe: Wohin willſt Du denn?

Frau Käthe: Den Kleinen baden. Sie nickt Fräulein Anna gezwungen lächelnd zu, dann ab ins Schlafzimmer. Frau Vockerat, einen Teil des Geſchirrs auf dem Tablett tragend, will ab. In dieſem Augenblick öffnet ſich die Flurtür ein bißchen, ein **Hökerweib** wird ſichtbar und ruft hinein: „Die Grünfrau!"

Frau Vockerat antwortet: Ich komm ja ſchon. Ab durch die Flurtür. — Nach einer Pauſe:

Fräulein Anna, erhebt ſich, ſtellt ihre Uhr: Wie ſpät mag es ſein — genau? Wendet ſich zu Johannes, der mißmutig daſitzt. Nun, Herr Doktor! — Sie ſingt leiſe die Melodie von „Brüderlein fein", ſieht ſchalkhaft dabei Johannes an. Beide müſſen lachen.

Johannes, wieder ernſt, ſeufzt: Ach, Fräulein Anna! Es iſt leider bitterer Ernſt.

Fräulein Anna, ihm ſchalkhaft mit dem Finger drohend: Aber lachen Sie nicht!

Johannes lacht wieder, dann ernſt: Nein, wirklich. Sie wiſſen bloß nicht, was alles dahinterſteckt: hinter ſo einer Aeußerung von Braun.

Fräulein Anna: Haben Sie mich ſchon Klavier ſpielen gehört?

Johannes: Nein, Fräulein! — Aber ich denke, Sie ſpielen überhaupt nicht.

Fräulein Anna: Nein, nein! Ich ſcherze auch nur. — Alſo wir rudern heut morgen?

Johannes: Ich habe wirklich nicht recht zu was Luſt mehr.

Fräulein Anna, freundlich drohend: Herr Doktor! Herr Doktor! Wer wird gleich ſo trübe ſein!

Johannes: Ich begreiſe nicht, daß ein Menſch wie Braun ...

Fräulein Anna: Alſo noch immer Braun! Haben Ihnen wirklich ſeine Aeußerungen einen ſo tieſen Eindruck gemacht?

Johannes: Fräulein! Das ſind alte Geſchichten, die dadurch wieder aufgerührt werden und ...

Fräulein Anna: Die ſoll man ruhen laſſen, Herr

Doktor — die alten Geſchichten. So lange man rückwärts blickt, kommt man nicht vorwärts.

Johannes: Sie haben auch wirklich recht. Alſo laſſen wir's. — Das iſt übrigens intereſſant, wie ſonſt kluge Leute immer auf ein und denſelben Irrtum — durch Jahre hindurch zurückkommen. Das iſt nämlich ſein voller Ernſt. Er hält nämlich meine philoſophiſche Arbeit für etwas Nichtsnutziges. Können Sie ſich das vorſtellen?

Fräulein Anna: Es gibt ſolche Menſchen.

Johannes: Man ſoll öffentlich tätig ſein, lärmen, ſich radikal gebärden. Man ſoll ſich nicht kirchlich trauen laſſen, auch nicht aus Rückſicht auf ſeine kirchlich erzogene Braut. Man ſoll überhaupt keine Rückſicht nehmen, und wenn man nun gar wie ich innerhalb ſeiner vier Wände einer wiſſenſchaftlichen Aufgabe lebt, dann iſt man in den Augen ſeiner Freunde ein Menſch, der ſeine Ideale verraten hat. Iſt das nicht ſonderbar, Fräulein?

Fräulein Anna: Ach, Herr Doktor, legen Sie doch nicht ſo viel Gewicht auf das, was Ihre Freunde ſagen. Wenn Ihre Anſchauungen Sie ſelbſt befriedigen können, — laſſen Sie ſich's doch nicht anfechten, daß die andern dadurch nicht befriedigt werden. Die Konflikte bringen die Menſchen um ihre Kraft.

Johannes: Ach, nein, nein! Gewiß nicht. Ich laſſe mich gewiß nicht mehr beeinträchtigen dadurch. Wem es nicht behagt, dem kann ich einfach nicht helfen! Immerhin iſt's einem nicht immer gleichgültig geweſen. Man iſt aufgewachſen mit ſeinen Freunden. Man hat ſich daran gewöhnt, von ihnen ein wenig geſchätzt zu werden. — Und wenn man dieſe Schätzung nun nicht mehr ſpürt, da iſt's einem, als ob man plötzlich in einem luftleeren Raum atmen ſollte.

Fräulein Anna: Sie haben doch die Familie, Herr Doktor.

Johannes: Gewiß. Jawohl. Das heißt ... Nein, Fräulein Anna! — Sie werden mich nicht mißverſtehen. Ich habe bisher noch zu niemandem darüber geſprochen. Sie wiſſen ja, wie ſehr ich mit meiner Familie verwachſen bin. Aber was meine Arbeit anbelangt, da kann mir meine Familie wirklich nicht das Mindeſte ſein. Käthchen hat ja wenigſtens noch den guten Willen. — 's is ja rührend! Sie findet ja alles immer wunderſchön. Aber ich weiß doch, daß ſie kein Urteil haben kann. Das kann mir doch dann nich viel nützen. Deshalb befind ich mich ja buchſtäblich wie im Himmel, ſeit Sie hier ſind, Fräulein Anna. Das paſſiert mir ja das erſte Mal im Leben, daß jemand für meine Arbeit, für das, was ich zu leiſten imſtande bin, ein ſachliches Intereſſe hat. Das macht mich ja wieder friſch. Das is ja wie 'ne Heide förmlich, auf die's regnet. Das ...

Fräulein Anna: Sie ſind ja poetiſch beinah, Herr Doktor!

Johannes: Das iſt auch durchaus zum Poetiſchwerden. Aber da täuſchen Sie ſich ſehr. Meine Mutter haßt das arme Manuſkript direkt. Am liebſten möchte ſie's in den Ofen ſtecken. Meinem guten Vater iſt es nicht weniger unheimlich. Alſo von da habe ich nichts zu erwarten. Von meiner Familie hab ich nur Hemmniſſe zu erwarten — was das anbelangt. — Uebrigens wundert mich das ja nicht. Nur daß man Freunde hat — und daß auch die nicht ein Gran Achtung für meine Leiſtung aufbringen — daß ein Mann wie Braun ...

Fräulein Anna: Es wundert mich, daß gerade Braun Ihnen ſolchen Kummer macht.

Johannes: Ja, Braun ... das iſt ... Wir kennen uns von Jugend auf.

Fräulein Anna: Das heißt: Sie kennen ihn von Jugend auf?

Johannes: Ja, und er mich —

Fräulein Anna: Er Sie? Ach, wirklich?

Johannes: Na ja — das heißt, bis zu einem gewiſſen Grade.

Fräulein Anna: Sie ſind ſo grundverſchieden, ſcheint mir nur.

Johannes: Ach, meinen Sie!

Fräulein Anna, nach einer Pauſe: Herr Braun iſt ja noch ſo unfertig in jeder Beziehung — ſo ... Ich will nicht ſagen, daß er Sie beneidet, aber es ärgert ihn ... Ihr zähes Feſthalten an Ihrer Eigenart iſt ihm unbehaglich. Es mag ihn ſogar ängſtigen. — Er hat etwas imputiert erhalten: gewiſſe ſozial-ethiſche Ideen, oder wie man ſie ſonſt nennen will; und daran haftet er nun, daran klammert er ſich, weil er allein nicht gehen kann. Er iſt keine ſtarke Individualität als Menſch, wie ſehr viele Künſtler.

Er getraut ſich nicht allein zu ſtehen. Er muß Maſſen hinter ſich fühlen.

Johannes: Oh, das hätte mir jemand vor Jahren ſagen ſollen, als ich faſt erlag unter dem Urteil meiner Freunde! Oh, hätte mir das ein Menſch geſagt, damals, wo ich ſo furchtbar darniederlag, wo ich mir Vorwürfe machte, daß ich ein ſchönes Haus bewohnte, daß ich gut aß und trank, wo ich jedem Arbeiter ſcheu auswich und nur mit Herzklopfen an den Bauten vorüberging, wo ſie arbeiteten! Da habe ich meine Frau auch was geplagt; alles verſchenken wollt ich immer und mit ihr in freiwilliger Armut leben. Wirklich, eh ich ſolche Zeiten wieder durchmachte, lieber … — Ja, wahrhaftig! — lieber der Müggelſee. — Nun will ich aber doch — er greift nach ſeinem Hut — den dummen Kerl — den Braun, noch zur Vernunft bringen.

Fräulein Anna ſieht ihn an mit eigentümlichem Lächeln.

Johannes: Meinen Sie nicht?

Fräulein Anna: Tun Sie nur, was Sie müſſen, Sie großes Kind, Sie!

Johannes: Fräulein Anna!

Fräulein Anna: Ihr Herz, Herr Doktor, das iſt Ihr Feind.

Johannes: Ja, ſehen Sie, wenn ich mir denke, daß er rumläuft und ſich ärgert, ſo — das raubt mir die Ruhe.

Fräulein Anna: Iſt es gut, wenn man ſo ſehr abhängig iſt?

Johannes, entſchloſſen: Nein — es iſt nicht gut. Er wird zwar nun überhaupt nicht wiederkommen. Er iſt nie zuerſt zu mir gekommen. Einerlei! Sie haben recht. Und deshalb werde ich auch nicht gehn — diesmal — zu Braun. — Wollen wir alſo unſere Seefahrt antreten?

Fräulein Anna: Aber Sie wollten mir das dritte Kapitel leſen.

Johannes: Wir könnten es mitnehmen — das Manuſkript.

Fräulein Anna: Ja — ſchön. Dann kleid ich mich an, ſchnell. Ab. **Johannes** tritt an den Bücherſchrank, entnimmt ihm ſein Manuſkript und vertieft ſich hinein.

Frau Vockerat durch die Flurtür, zwei Büchelchen mit Goldſchnitt in der Hand.

Frau Vockerat: Siehſt Du — nun nehme ich mir einen von Euren bequemen Stühlen — ſetze mir die Brille auf — und fei're meine Morgenandacht. Iſt's warm zum Sitzen auf der Veranda?

Johannes: Gewiß, Mutter. Vom Manuſkript aufblickend: Was haſt Du denn da?

Frau Vockerat: Worte des Herzens. Du weißt ja — meinen geliebten Lavater. Und hier habe ich Gerok — Palmblätter. — Das war ein Mann! — Der gibt's e Gelehrten manchmal gut. O weh! Sie legt den Arm um Johannes und ihren Kopf an ſeine Bruſt; zärtlich: Na, alter Junge!? Grübelſt De ſchon wieder!? — nicht ohne Humor: — Du junger Vater Du!

Johannes, zerſtreut aufblickend vom Manuſkript: Na, mein Mutti!

Frau Vockerat: Wie iſt Dir denn ſo zumute, in Deiner neuen Vaterwürde?

Johannes: Ach, Mutti, nicht ſo beſonders. — Wie immer.

Frau Vockerat: Na, tu nur nich ſo! Erſt biſt De gehopſt ellenhoch und nu ... Biſt De etwa wieder nich zufrieden?

Johannes, zerſtreut aufblickend: Ach, ſehr zufrieden, Mutti!

Frau Vockerat: Sag mal, Du ziehſt ja jetzt immer den guten Anzug an. Das Fräulein Anna nimmt Dir's doch gewiß nich übel. Trag doch die alten Sachen ab hier draußen.

Johannes: Aber ich bin doch kein kleines Kind mehr, Mutter!

Frau Vockerat: Gleich wirſt De gnatzig! Umarmt ihn feſter; eindringlich zärtlich: Und ſei klein bißchen fromm, alter Kerl. Tu's Deiner alten Mutter zuliebe. Der alte Haeckelund der tumme Darwin da: die machen Dich bloß unglücklich. Hörſt De! Tu's Deiner alten Mutter zu Gefallen.

Johannes, gen Himmel blickend: Ach, gute Leutchen! Bei Euch muß man wirklich ſagen:Vergib ihnen, Herr, denn ſie wiſſen nicht ... Glaubſt Du denn wirklich, daß das ſo einfach geht — mit dem Frommwerden?

Frau Vockerat, im Abgehen: Es geht, es geht! Du brauchſt bloß wollen, Hannes. Verſuch's bloß, Hannes. Verſuch's bloß einmal, Hannes. Ab auf die Veranda, wo ſie ſich auf einen Stuhl niederſetzt und lieſt. Johannes wieder in ſein Manuſkript vertieft. — **Frau Käthe** kommt mit Briefen.

Frau Käthe, leſend, dann aufblickend: Hannes! Hier iſt ein Brief vom Bankier.

Johannes: Bitte, Käthchen! Ich habe jetzt wirklich keinen Sinn dafür im Augenblick.

Frau Käthe: Er fragt an, ob er verkaufen ſoll.

Johannes: Komm mir jetzt nicht damit, um Gotteswillen!

Frau Käthe: Aber es eilt, Hannes.

Johannes, heftig: Hier! Da! Schlägt mit dem Zeigefinger krampfhaft auf das Manuſkript. Meine Sache eilt noch mehr!

Frau Käthe: Meinethalben mag's liegen bleiben. Dann ſind wir eben ohne Geld morgen.

Johannes, noch heftiger: — Nein — Käthe! — wir paſſen wirklich nicht zuſammen! Da wundert Ihr Euch immer, warum man zu keiner Ruhe kommt. Wenn ſich's nur mal 'n bißchen in mir geordnet hat, — da kommſt Du — und da greifſt Du hinein — mit Fuhrmannshänden geradezu.

Frau Käthe: Gar nicht. Eben kam der Briefträger, und da ſag ich's Dir einfach.

Johannes: Das iſt's ja eben. Das beweiſt ja eben Eure abſolute Verſtändnisloſigkeit. Als ob das ſo wäre wie Schuhe machen. Der Briefträger kommt, und Du ſagſt mir's einfach. Natürlich! Warum nicht! Daß Du mir dabei eine ganze, mühſelig zuſammengehaſpelte Gedankenkette durchreißt, das kommt Dir nicht in den Sinn.

Frau Käthe: Aber das Praktiſche muß doch auch bedacht werden.

Johannes: Wenn ich Dir aber ſage: meine Arbeit geht vor! Sie kommt zu erſt und zu zweit und zu dritt, und dann erſt kann meinetwegen das Praktiſche kommen. Verſuch doch mal das zu begreifen, Käthe! Unterſtütz mich doch mal 'n biſſel! Oder ſag' mir gar nichts vom Praktiſchen! Beſorg das auf Deine Fauſt. Leg mir nicht . . .

Frau Käthe: Ich mag nicht verantwortlich ſein, Hannes!

Johannes: Siehſt Du, da haſt Du's wieder. Nur keine Verantwortung! Nur ja keinen ſelbſtändigen Entſchluß faſſen! Macht Ihr Euch denn nicht mit aller Gewalt abhängig? Macht Ihr Euch denn nicht um jeden Preis unmündig?

Frau Käthe will ihm den Brief reichen: Ach, Hannes! ſag doch was.

Johannes: Aber ich kann jetzt nicht, Käthe.

Frau Käthe: Wann ſoll ich denn damit kommen, Hannes? Ich kann doch nicht, wenn das Fräulein dabei iſt . . .

Johannes: Das iſt auch ſo recht kleinlich, philiſterhaft. Da gibt es ſo gewiſſe Dinge . . . Da muß immer ſo heimlich getan werden mit Geldſachen. Das iſt ſo unfrei! Ich weiß nicht . . . Das riecht ſo nach kleinen Seelen, — äh!

Frau Käthe: Und wenn ich nun anfinge, wenn das Fräulein dabei iſt — da möcht ich Dich ſehen.

Johannes: Immer das Fräulein, das Fräulein. Laß doch Fräulein Anna aus dem Spiele! Die ſtört uns gar nicht.

Frau Käthe: Ich ſag ja auch nicht, daß ſie uns ſtört. Aber es kann doch unmöglich ſehr intereſſant für ſie ſein ...

Johannes: Ach, Käthe, Käthe! — Das iſt ein Leiden! Immer die Geldſachen, immer die Angſt, als ob wir morgen ſchon am Verhungern wären! Das iſt ja ſchrecklich. Das macht ja wirklich den Eindruck, als ob Dein Kopf und Dein Herz ganz und gar nur voll Geld wären. Und da hat man ſeine Ideale von der Frau gehabt ... Was ſoll man denn ſchließlich noch lieben?

Frau Käthe: Wegen meiner ſorg ich mich doch nicht. Aber was ſoll denn werden aus Philippchen, wenn ... Und Du ſagſt doch ſelbſt, daß Du auf Verdienſt nicht rechnen kannſt. Da muß man's doch zuſammenhalten.

Johannes: Na ja! Du haſt eben immer Deine Familienintereſſen, und ich habe allgemeine Intereſſen. Ich bin überhaupt kein Familienvater. Die Hauptſache iſt für mich, daß ich das, was in mir iſt, rausſtelle. Wie Pegaſus im Joch komm ich mir vor. Ich werde noch mal ganz und gar dran zugrunde gehn.

Frau Käthe: Johannes! Es iſt ſchrecklich für mich, ſo was mit anzuhören.

Johannes: Fräulein Anna hat ganz recht. Die Küche und die Kinderſtube, das ſind im beſten Fall Eure Horizonte. Darüber hinaus exiſtiert nichts für die deutſche Frau.

Frau Käthe: Einer muß doch kochen und die Kinder warten. Das Fräulein hat gut reden! Ich möchte auch lieber Bücher leſen.

Johannes: Käthe! Du ſollteſt Dich nicht abſichtlich klein machen. Die Art, wie Du über ein Geſchöpf redeſt, das ſo hoch ſteht wie Fräulein Anna ...

Frau Käthe: Nu, wenn ſie ſolche Sachen ſagt!

Johannes: Was für Sachen?

Frau Käthe: Von uns deutſchen Frauen — ſolche dumme Sachen.

Johannes: Sie hat keine dummen Sachen geſagt. Im Gegenteil. In dieſem Augenblick widerſtrebt es mir faſt, Dir zu ſagen, wie gut ſie von Dir geſprochen hat. Ich möchte Dich nicht zu ſehr beſchämen.

Frau Käthe: Sie hat aber doch von unſerm engen Horizonte geſprochen.

Johannes: Beweiſe, daß ſie ſich irrt.

Frau Käthe, in Tränen, leidenſchaftlich: Nein, Hannes ... So gut wie Du auch biſt — manchmal ... manchmal biſt Du ſo kalt, ſo grauſam — ſo herzlos!

Johannes, ein wenig abgekühlt: Da bin ich nun wieder herzlos! Wieſo denn nur, Käthe?

Frau Käthe, ſchluchzend: Weil Du mich — quälſt — Du weißt recht gut ...

Johannes: Was weiß ich denn, Käthchen?

Frau Käthe: Du weißt, wie wenig ich ſelbſt zufrieden bin mit mir. — Du weißt es — aber ... aber Du haſt keine Spur von Mitleid. Immer wird mir alles aufgemutzt.

Johannes: Aber, Käthchen, wieſo denn?

Frau Käthe: Anſtatt — daß Du mal — gut zu mir wärſt, mein Zutrauen zu mir ſelbſt — bißchen ſtärkteſt ... Nein — da werd ich nur immer klein gemacht — immer klein — immer geduckt werd ich. Ich bild mir weiß Gott nichts ein auf meinen großen Horizont. Aber ich bin eben nicht gefühllos. — Nee wahrhaftig, ich bin kein Licht. Ueberhaupt: ich hab's ſchon lange gemerkt, daß ich ziemlich überflüſſig bin.

Johannes will ihre Hand faſſen, Käthe entzieht ſie ihm: Du biſt nicht überflüſſig: das hab ich nie geſagt.

Frau Käthe: Das haſt Du vorhin erſt geſagt. Aber wenn Du's auch nicht geſagt hätteſt, ich fühl's ja doch ſelbſt: — Dir kann ich nichts ſein, denn Deine Arbeit verſteh ich nicht. Und der Junge ... na ja! Dem gibt man ſeine Milch, man hält 'n ſauber ... aber das kann ne Magd auch machen, und ſpäter ... ſpäter kann ich 'm doch nichts mehr bieten. Wieder ſtärker weinend: Da wär er — bei Fräulein Anna viel beſſer aufgehoben.

Johannes: Du biſt wohl ... aber, liebes Käthchen!

Frau Käthe: Aber — ich ſag ja nur ſo. Es iſt doch wahr. Sie hat doch was gelernt. Sie verſteht doch was. Wir ſind ja die reinen Krüppel. Wie ſoll man denn da jemand anders eine Stütze ſein, wenn man nich mal ...

Johannes, voll Glut und Liebe, will Käthe umarmen: Käthchen! Du goldnes, goldnes Geſchöpf! Du haſt ein Herz wie ... Du tiefes, tiefes Märchenherz Du. O Du mein ſüßes Weſen! Sie drängt ihn von ſich, er ſtammelt: Ich will ehrlos ſein, wenn ich ... Ich bin roh und ſchlecht manchmal! Ich bin Deiner nicht wert, Käthe!

Frau Käthe: Ach nein — nein, Hannes! — Das ſagſt Du bloß ſo, jetzt, das ...

Johannes: Wahrhaftig, Käthchen! — Ich will ein Schuft ſein, wenn ich ...

Frau Käthe: Laß mich, Hannes! Ich muß denken. — Und der Brief, der Brief!

Johannes: Ach, dummes Käthchen, was mußt Du denn denken?

Frau Käthe: Es ſtürmt ſo viel auf mich ein. Laß! Laß ſein!

Johannes, heiß: Ach, laß jetzt den Brief! Du mein ſüßes, ſüßes Weib Du!

Frau Käthe: Nein, mein Hannes! Nein. Sie hält ihn von ſich.

Johannes: Aber wie biſt Du denn!

Frau Käthe: Komm, Hannes! Sieh Dir's mal an. Sie hält ihm den Brief hin. Er fragt, ob er verkaufen ſoll.

Johannes: Welche Papiere?

Frau Käthe: Die Spinnerei-Aktien.

Johannes: Langen denn die Zinſen nicht?

Frau Käthe: Wo denkſt Du hin! Wir haben dieſen Monat wieder über tauſend Mark verbraucht.

Johannes: Aber, Käthe! Das iſt ja faſt gar nicht möglich! Kinder, Kinder! ſeid Ihr mir auch ſparſam genug?

Frau Käthe: Es iſt alles notiert, Hannes.

Johannes: Das iſt mir rein unfaßlich.

Frau Käthe: Du gibſt zu viel fort, Hannes. Da ſchmilzt es eben zuſammen, das Kapital. Soll er nun verkaufen?

Johannes: Ja, ja — natürlich. — Wart nur ab! Ueberhaupt — es hat gar nichts auf ſich. — Wo gehſt Du hin?

Frau Käthe: Antwort ſchreiben.

Johannes: Käthe!

Frau Käthe — Wendung in der Tür: — Wie, Hannes?

Johannes: Willſt Du wirklich ſo gehn?

Frau Käthe: Was denn?

Johannes: Ich weiß auch nicht, was.

Frau Käthe: Was willſt Du denn?

Johannes: Käthchen, ich weiß nicht, was mit Dir iſt?

Frau Käthe: Gar nichts, Hannes. Nein, wirklich.

Johannes: Magſt Du mich nich mehr?

Frau Käthe ſenkt den Kopf und ſchüttelt ihn verneinend.

Johannes, den Arm um Käthe: Weißt Du nicht, Käthchen, daß wir von vornherein ausgemacht haben: kein Geheimnis vor einander? Nicht das kleinſte. — Er umarmt ſie heftiger. Sag doch was! — Haſt Du mich nicht mehr lieb, Käthchen?

Frau Käthe: Ach, Hannes! Das weißt Du doch.

Johannes: Aber was iſt Dir denn da?

Frau Käthe: Du weißt ja.

Johannes: Was denn nur? Ich weiß nichts. Keine Ahnung habe ich.

Frau Käthe: Ich möchte Dir was ſein können.

Johannes: Aber Du biſt mir viel.

Frau Käthe: Nein, nein!

Johannes: Aber, ſo ſag mir doch ...

Frau Käthe: Du kannſt ja nichts dafür, Hannes, aber — ich genüge Dir nicht.

Johannes: Du genügſt mir. Du genügſt mir völlig.

Frau Käthe: Das ſagſt Du jetzt.

Johannes: Das iſt meine heilige Ueberzeugung.

Frau Käthe: Jetzt, im Augenblick.

Johannes: Aber woraus willſt Du denn ſchließen, daß ...?

Frau Käthe: Das ſeh ich ja.

Johannes: Käthchen, hab ich Dir je Grund gegeben ...?

Frau Käthe: Nein, niemals.

Johannes: Nun ſiehſt Du! Umarmt ſie inniger. Das ſind Grillen. Böſe Grillen, Käthchen, die man verjagen muß. Komm, komm! Er küßt ſie innig.

Frau Käthe: Ach, wenn es nur Grillen wären!

Johannes: Verlaß Dich drauf.

Frau Käthe: Und — ich hab Dich ja auch — ſo furchtbar lieb, Hannes! — So ganz unſagbar. Eher könnt ich noch Philippchen hergeben, glaub ich.

Johannes: Aber, Käthchen!

Frau Käthe: Gott verzeih mir's! — Der kleine, liebe, drollige Kerl. An Johannes' Halſe: Du Lieber! Guter!

Pauſe ſtummer Umarmung.

Fräulein Anna, zur Kahnfahrt angezogen, öffnet die Verandatür.

Fräulein Anna ruft herein: Herr Doktor! Ach, verzeihen Sie! Sie zieht den Kopf zurück.

Johannes: Gleich, gleich, Fräulein. Er nimmt ſein Manuſkript. Wir fahren Kahn, Käthchen! — Und keine Grillen mehr, verſprich mir's! Er küßt ſie zum Abſchied, nimmt den Hut, wendet ſich im Abgehen. Kommſt Du etwa mit, Käthchen?

Frau Käthe: Ich kann nicht fort, Hannes!

Johannes: Alſo Wiederſehen! Ab.

Frau Käthe ſieht ihm ſtarr nach, wie jemand, der eine ſchöne Erſcheinung in nichts zerfließen ſieht. Ihre Augen füllen ſich mit Tränen.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Zeit: Morgens gegen zehn Uhr. Auf dem Schreibtiſch brennt noch die Lampe. Frau Käthe ſitzt dabei, in Rechnungen vertieft. — Draußen auf der Veranda tritt ſich jemand die Schuhe ab. Käthe erhebt ſich halb und wartet geſpannt. Braun tritt ein.

Frau Käthe, ihm entgegen: Ach! — Sehen Sie, das iſt freundlich von Ihnen.

Braun: Guten Morgen. Ein ſchauderhaftes Nebelwetter.

Frau Käthe: Es wird gar nicht Tag heut. Kommen Sie hierher. Der Ofen glüht. — Hat Ihnen Frau Lehmann ausgerichtet?

Braun: Ja, ſie war bei mir.

Frau Käthe, von jetzt ab entgegen ihrem ſonſtigen ruhigen Weſen ſeltſam lebendig und nervös eifrig. Sie echauffiert ſich. Ihre Augen leuchten mitunter. Auf ihre blaſſen, abgezehrten Wangen tritt zarte Röte: Warten Sie! Ich bringe Zigarren.

Braun: Aber bitte! — Nein, nein! Er eilt Käthe nach und kommt ihr zuvor, als ſie ſich bemüht, eine Zigarrenkiſte vom Bücherſchrank herunterzulangen.

Frau Käthe: Nun müſſen Sie ſich's gemütlich machen.

Braun, mit Blick auf Käthe: Aber ich möchte nicht rauchen.

Frau Käthe: Tun Sie's mir zu Gefallen. Ich rieche den Rauch ſo gern.

Braun: Wenn das iſt, dann ... Er ſetzt die Zigarre in Brand.

Frau Käthe: Sie müſſen ganz ſo ungeniert wie früher ſein. — Und nun, Sie böſer Menſch! Weshalb ſind Sie nun über eine Woche nicht bei uns geweſen?

Braun: Ich dachte, Hans braucht mich nicht mehr.

Frau Käthe: Aber wie können Sie ...?

Braun: Er hat nun doch Fräulein Anna Mahr.

Frau Käthe: Wie können Sie das nur ſagen!

Braun: Er pfeift doch auf ſeine Freunde.

Frau Käthe: Sie kennen doch ſeine Heftigkeit. Das iſt ja doch nicht ſein Ernſt.

Braun: O doch. Und ich weiß auch ſehr gut, wer ihn nach dieſer Richtung hin beeinflußt. Ueberhaupt: die Mahr mag eine kluge Perſon ſein, aber das ſteht feſt: zäh und egoiſtiſch, rückſichtslos, wo ſie Ziele verfolgt. Vor mir hat ſie Furcht. Sie weiß ganz gut, daß ſie mir nichts vormacht.

Frau Käthe: Aber was ſollte ſie denn für ein Ziel ...?

Braun: Sie braucht ihn, wer weiß, zu was. Ich paſſe ihr nicht. Mein Einfluß paßt ihr nicht.

Frau Käthe: Aber ich hab wirklich nie bemerkt ...

Braun erhebt ſich: Ich dränge mich nicht auf. Auf Hanſens Bitten hin bin ich hier ’rausgezogen. Wenn ich überflüſſig bin, gehe ich wieder.

Frau Käthe, ſchnell und mit Ausdruck: Anna reiſt heut.

Braun: So?! Alſo reiſt ſie?!

Frau Käthe: Ja. Und deshalb, Herr Braun, wollt ich Sie eben bitten ... Es wäre ſo ſchrecklich für Hannes, wenn er nun auf einmal gar niemand mehr hätte. Sie müſſen wieder zu uns kommen, Herr Braun. Tragen Sie ihm nichts nach: ich meine die Schroffheit von neulich. Wir kennen ihn ja. Wir wiſſen ja, wie gut er im Grunde iſt.

Braun: Ich bin gewiß nicht empfindlich, aber ...

Frau Käthe: Nun gut. Dann bleiben Sie bei uns. Gleich heut! Den ganzen Tag.

Braun: Ich könnte höchſtens wiederkommen.

Frau Käthe: Aber ſo, daß Sie zum Abſchied hier ſind. Paſſen Sie auf, es wird jetzt hübſch bei uns. Ich hab auch manches einſehen gelernt. Wir wollen einen recht ruhigen und ſchönen Winter durchmachen. — Und was ich noch gleich mit fragen wollte — *wie ſcherzend:* ich muß nämlich Geld verdienen. — Ja, ja! im Ernſt! Sind wir denn nicht auch zum Arbeiten geſchaffen, wir Frauen?

Braun: Wie kommen Sie denn plötzlich auf ſo eine Idee?

Frau Käthe: Es macht mir mal Spaß, Herr Braun!

Braun: Geld verdienen iſt leicht geſagt.

Frau Käthe: Na, ich kann zum Beiſpiel Porzellan malen. Das Service iſt von mir. Oder wenn das nicht geht — ſticken. Wiſſen Sie, ſo in Wäſche — ſchöne Namenszüge.

Braun: Aber Sie machen doch nur Spaß natürlich.

Frau Käthe: Na, wer weiß!

Braun: Wenn Sie mir nicht eine Erklärung geben, weiß ich wirklich nicht ...

Frau Käthe, ſich vergeſſend: Können Sie ſchweigen? — Ach nein! Kurz und gut: es treten Anforderungen an den Menſchen ... Wir ſind alle nicht Naturen, die rechnen können.

Braun: Am wenigſten Hans.

Frau Käthe: Ach nein ... das heißt: man darf auch darin nicht peinlich ſein. Man muß eben ſorgen, daß genug da iſt.

Braun: Wenn Sie ſo viel glauben verdienen zu können ... Das iſt von vornherein verlorene Liebesmüh.

Frau Käthe: Aber vierhundert Taler doch vielleicht im Jahr.

Braun: Vierhundert Taler? Kaum. — Warum denn gerade vierhundert?

Frau Käthe: Die müßt ich haben.

Braun: Iſt etwa Hannes wieder mal in ſeiner grenzenloſen Güte mißbraucht worden?

Frau Käthe: Nein, keinesfalls.

Braun: Soll etwa Fräulein Anna unterſtützt werden?

Frau Käthe: Nein, nein, nein! Was denken Sie! Wie kommen Sie auf ſo was! — Ich ſage nichts mehr. Kein Wort, Herr Braun!

Braun nimmt ſeinen Hut: Na, jedenfalls kann ich unmöglich die Hand dazu reichen. Das wäre ja wirklich ...

Frau Käthe: Nun gut, gut! Laſſen Sie die Sache nur ruhn! Aber Sie kommen wieder?

Braun, bevor er geht: Gewiß, natürlich. — Iſt es denn wirklich Ernſt, Frau Käthe?

Frau Käthe will lachen, bekommt Tränen in die Augen: Ach wo! Ich ſpaße! Winkt ihm heftig und halb ſcherzhaft ab. Gehen Sie! Gehen Sie! Ihrer Bewegung nicht mehr Herr, flieht ſie ins Schlafzimmer. Braun nachdenklich ab. **Frau Vockerat**, im Arm eine Schüſſel mit Bohnen, ſetzt ſich an den Tiſch und ſchneidet ſie. **Frau Käthe** kommt zurück, begibt ſich an den Schreibtiſch.

Frau Vockerat ſchüttelt die Bohnen in der Schüſſel: 's is ganz gut, daß nu wieder mal Ruhe wird. — Nich, Käthel?

Frau Käthe, über Rechnungen gebeugt: Laß mich! Ich muß denken, Mutti!

Frau Vockerat: Ach ſo! — Laß Dich nicht ſtören. — Wo fährt ſie denn hin, eigentlich?

Frau Käthe: Nach Zürich, glaub ich.

Frau Vockerat: Na ja, da mag ſe auch beſſer hinpaſſen.

Frau Käthe: Wieſo denn, Muttchen? Sie gefiel Dir doch, denk ich.

Frau Vockerat: I nee, nee, ſie gefällt mir nich; ſe is mir zu modern.

Frau Käthe: Aber Muttchen!

Frau Vockerat: Und das is überhaupt auch keine Art. 'n junges Mädchen, die darf nicht drei Tage 'rumlaufen mit'm großen Loch im Aermel.

Johannes, im Hut, von der Veranda. Er will eilig in ſein Studierzimmer.

Frau Käthe: Hannes!

Johannes: Ja.

Frau Käthe: Soll ich mit zur Bahn?

Johannes zuckt die Achſeln: Das mußt Du doch ſelbſt wiſſen. Ab ins Studierzimmer. Kleine Pauſe.

Frau Vockerat: Was hat er denn wieder? Sie iſt fertig mit Bohnenſchneiden und erhebt ſich. Nee wirklich. 's is Zeit, daß wieder mal Ruhe wird. — Die Leute reden ja auch drüber.

Frau Käthe: Worüber denn?

Frau Vockerat: Ich weiß weiter nichts. Ich ſag ja nur ... Und dann koſt's doch immer Geld.

Frau Käthe: Ach, Muttchen, ob für drei Perſonen gekocht wird oder für viere, das ſpricht doch nich mit.

Frau Vockerat: I, Brinkel machen Brot, Käthchen.

Johannes kommt, ſetzt ſich, ſchlägt die Beine übereinander und blättert in einem Buch.

Johannes: Unverſchämtes Beamtenpack. So'n Bahnhofsinſpektor: ſaufen, ſaufen, den ganzen Tag ſaufen. Und grob dabei wie ... äh!

Frau Käthe: Wann geht der beſte Zug? Aergre Dich nicht, Hannes!

Johannes: Schauderhaftes Neſt überhaupt. Schlägt das Buch geräuſchvoll zu, ſpringt auf. Ich bleib auch nicht hier.

Frau Vockerat: Na Junge, Du haſt doch vier Jahre gemietet.

Johannes: Da ſoll ich wohl nu hier ruhig verkommen, weil ich nun mal unglücklicherweiſe die Dummheit begangen habe, auf vier Jahre zu mieten?

Frau Vockerat: Du wollt'ſt doch immer aufs Land. Kaum biſt De draußen 'n halbes Jahr, nu verkommſte wieder.

Johannes: In der Schweiz is auch Land.

Frau Vockerat: Und der Junge? Was wird denn aus dem? Wollt Ihr den mit in der Welt 'rumſchleppen?

Johannes: In der Schweiz iſt's geſünder zu leben wie hier, auch für Philippchen.

Frau Vockerat: Na Junge, Du wirſt wohl nächſtens noch nach dem Monde verziehen. Macht meinswegen, was Ihr wollt. Auf mich alte Perſon braucht 'r weiter keine Rückſicht zu nehmen. Ab auf den Flur. Kleine Pauſe.

Johannes ſeufzt: — Kinder, nehmt Euch in acht, ſag ich Euch.

Frau Käthe: Wie biſt Du denn auf die Schweiz verfallen?

Johannes: Ja, ja, mach nur ein recht frommes Geſichtchen! Er äfft ſie nach: „Wie biſt Du denn auf die Schweiz verfallen?" Du, hör mal, das kenn ich, das is ſo hinten herum ſtatt geradaus. Ich weiß ſchon, was Du meinſt. Du haſt ganz recht. Ich möchte gern dort ſein, wo Fräulein Anna iſt. Das iſt doch ganz natürlich. Das kann man doch offen heraus ſagen.

Frau Käthe: Hannes — Du biſt ſo ſeltſam heut. So ſeltſam ... Da geh ich lieber.

Johannes, ſchnell: Ich kann ja auch gehen. Ab über die Veranda.

Frau Käthe, ſeufzend und kopfſchüttelnd für ſich: O Gott — Gott ...

Fräulein Anna kommt, legt Hut, Täſchchen, Mantel auf den Stuhl.

Fräulein Anna: Fertig bin ich. Zu Käthe gewendet: Nun hat man noch Zeit — wie lange —?

Frau Käthe: Dreiviertel Stunden mindeſtens.

Fräulein Anna: Ach! — Ich bin recht gern bei Euch geweſen. Nimmt Käthes Hand.

Frau Käthe: Die Zeit vergeht.

Fräulein Anna: Nun werd ich mich ganz und gar einſpinnen in Zürich. Arbeiten, arbeiten, ſonſt will ich nichts ſehen.

Frau Käthe: Nimmſt Du 'n Butterbrot?

Fräulein Anna: Nein, danke. Nicht eſſen! Kurze Pauſe. Wenn nur erſt die Begrüßungen vorüber wären. Entſetzlich geradezu. Alle die vielen Freunde — und das Fragen! brrr. Sie ſchüttelt ſich wie im Froſt. — Wirſt Du mir manchmal ſchreiben?

Frau Käthe: O ja! aber bei uns paſſiert nicht viel.

Fräulein Anna: Wirſt Du mir Dein Bild ſchenken?

Frau Käthe: Ja, gern — ſie kramt in einem Schreibtiſchſchub — aber es iſt alt.

Fräulein Anna, ſie klopft ihr leicht auf den Nacken. Faſt mitleidig: Du dünnes Hälschen Du!

Frau Käthe, noch ſuchend, wendet ſich. Mit wehmütigem

Humor: Er hat nicht viel Geſcheit's zu tragen, Anna! — Da — iſt ſie. Sie reicht Anna eine Photographie.

Fräulein Anna: Sehr ſchön, ſehr ſchön! Haſt Du vielleicht von Deinem Manne eine? — Ich hab Euch alle ſo lieb gewonnen.

Frau Käthe: Ich weiß nich mal.

Fräulein Anna: Ach, liebes Käthchen, ſuche, ſuche! — Iſt eine? — Ja?

Frau Käthe: Da iſt noch eine.

Fräulein Anna: Soll ich ſie haben?

Frau Käthe: Ja, Anna, nimm ſie.

Fräulein Anna ſteckt das Bildchen haſtig zu ſich: Und nun — werd ich bald von Euch vergeſſen ſein. — Ach, Käthchen! Käthchen! Sie fällt ihr weinend um den Hals.

Frau Käthe: Nein, Anna — ich will mich — gewiß, Anna! — ich will mich Deiner immer erinnern und ...

Fräulein Anna: Mich lieb behalten?

Frau Käthe: Ja, Anna! Ja!

Fräulein Anna: Haſt Du mich nur lieb?

Frau Käthe: Wie? Nur.

Fräulein Anna: Biſt Du nicht auch ein wenig froh, Käthe, daß ich nun gehe?

Frau Käthe: Wie meinſt Du denn?

Fräulein Anna hat Käthe wieder ganz freigegeben: Ja, ja! Es iſt gut, daß ich gehe. Auf jeden Fall. Mama Vockerat ſieht mich auch nicht mehr gern.

Frau Käthe: Das glaub ich nicht ...

Fräulein Anna: Du kannſt mir's glauben. Sie läßt ſich am Tiſch nieder: Was nützt das alles! Sie vergißt ſich, zieht die Photographie hervor und vertieft ſich hinein. Er hat einen ſo tiefen Zug um den Mund.

Frau Käthe: Wer?

Fräulein Anna: Hannes. — Eine richtige Gramfalte. Das kommt vom Alleinſein. Wer allein iſt, der muß viel leiden von den andern. — Wie lerntet Ihr Euch kennen?

Frau Käthe: Ach, das war …

Fräulein Anna: Er war noch Student?

Frau Käthe: Ja, Anna.

Fräulein Anna: Du warſt noch ſehr jung, und da ſagteſt Du ja?

Frau Käthe, rot und verlegen: Das heißt, ich …

Fräulein Anna, gleichſam gepeinigt: Ach Käthchen, Käthchen! Sie ſteckt das Bild zu ſich, erhebt ſich: Hab ich noch Zeit?

Frau Käthe: Noch lange.

Fräulein Anna: Lange? Gott, lange! Sie läßt ſich am Klavier nieder: Du ſpielſt nicht? Käthe ſchüttelt den Kopf. Und ſingſt nicht? Käthe ſchüttelt wieder den Kopf. Und Hannes liebt die Muſik? Nicht? — Ich habe geſpielt und geſungen — früher. Nun längſt nicht mehr. Sie ſpringt auf. Einerlei! Was man genoſſen hat, hat man genoſſen. Man muß ſich begnügen. Ueber den Dingen liegt ein Duft, ein Hauch: das iſt das Beſte. Nicht wahr, Käthe?

Frau Käthe: Das weiß ich nicht.

Fräulein Anna: Es iſt nicht ſo alles bloß Süße und

Süße durch und durch, was ſüß duftet.

Frau Käthe: Das kann wohl ſein.

Fräulein Anna: So iſt's in Wahrheit. — Ach!! Freiheit!! Freiheit!! Man muß frei ſein in jeder Hinſicht. Kein Vaterland, keine Familie, keine Freunde ſoll man haben. — Jetzt muß es Zeit ſein.

Frau Käthe: Noch nicht, Anna. Kleine Pauſe.

Fräulein Anna: Ich komme zu früh nach Zürich. Acht volle Tage zu früh.

Frau Käthe: So?

Fräulein Anna: Wenn nur die Arbeit erſt wieder anfängt. Plötzlich ſchluchzend an Käthes Halſe: Ach Gott! mir iſt herzbrechend weh und bange.

Frau Käthe: Du Arme, Arme!

Fräulein Anna, ſich haſtig freimachend: Aber ich muß fort. Ich muß. Kleine Pauſe.

Frau Käthe: Anna — wenn Du nun gehſt — willſt Du mir dann nicht einen Rat geben?

Fräulein Anna, traurig, faſt mitleidig lächelnd: Liebes Käthchen.

Frau Käthe: Du haſt es verſtanden ... Du haſt ſo wohltätig auf ihn eingewirkt.

Fräulein Anna: Hab ich das? Hab ich das wirklich?

Frau Käthe: Ja, Anna. — Und ſieh mal — auch auf mich. Ich bin Dir Dank ſchuldig in vielen Stücken. Ich habe nun auch den feſten Willen ... Rate mir, Anna.

Fräulein Anna: Ich kann Dir nicht raten. Ich fürchte mich, Dir zu raten.

Frau Käthe: Du fürchteſt Dich?

Fräulein Anna: Ich hab Dich viel zu lieb, viel zu lieb, Käthchen!

Frau Käthe: Ach, wenn ich für Dich etwas tun könnte, Anna!

Fräulein Anna: Das darfſt Du nicht — kannſt Du nicht.

Frau Käthe: Vielleicht doch. Vielleicht weiß ich, was Du leideſt.

Fräulein Anna: Was leide ich denn, Närrchen?

Frau Käthe: Ich könnte es ſagen, aber ...

Fräulein Anna: Lirum larum, was leide ich denn! Komm, komm! Ich bin hergekommen, ich gehe wieder. Es iſt ja gar nichts geſchehen. Siehſt Du, nun ſcheint ſogar die liebe Sonne wieder. Machen wir einen Rundgang zu guterletzt. So oder ſo, Hunderten und Tauſenden geht es nicht beſſer — oder ... Da fällt mir ein — ich muß noch ſchnell ein paar Worte aufſetzen.

Frau Käthe: Das kannſt Du hier tun. *Macht Platz am Pult.* Aber nein. Tinte und Feder ſind drin — in Hannes' Zimmer. Er iſt nicht drin. Geh ruhig, Anna!
Sie läßt Anna durch die Tür und bleibt zurück. Kleine Pauſe.

Johannes, *von draußen herein, unruhiger als vorher:* Es fängt wieder an zu regnen. — Wir hätten einen Wagen beſtellen ſollen.

Frau Käthe: Nun iſt's zu ſpät dazu.

Johannes: Ja leider.

Frau Käthe: Braun war hier.

Johannes: Das läßt mich ziemlich kalt. Was hat er denn gewollt?

Frau Käthe: Er wird wieder zu uns kommen, und es ſoll alles zwiſchen Euch wieder wie früher ſein.

Johannes lacht kurz: Kurios! Das ſoll mich locken? — Könnten wir nicht noch ſchicken — ſchnell? — Ach, überhaupt ...

Frau Käthe: Nach einem Wagen, Hannes? 's is ja nicht weit bis zum Bahnhof.

Johannes: Aber aufgeweicht, kaum zum Durchkommen. Ueberhaupt das denkbar ungünſtigſte Reiſewetter.

Frau Käthe: Ach, wenn ſie nur erſt im Coupé ſitzt.

Johannes: Womöglich recht überfüllt, dritter Klaſſe, mit naſſen Füßen.

Frau Käthe: Sie wird wohl ins Damencoupé ſteigen.

Johannes: Gib ihr nur wenigſtens den großen Fußſack mit.

Frau Käthe: Ja, ja! Du haſt recht. Ich hab auch ſchon dran gedacht.

Johannes: Ach überhaupt — die ganze Sache iſt ſo übers Knie gebrochen.

Frau Käthe antwortet nicht.

Johannes: Sie bliebe gewiß gern noch 'n paar Tage.

Frau Käthe, nach einer kleinen Pauſe: Aber Du haſt's ihr ja vorgeſtellt.

Johannes, heftiger: Ich wohl, aber Ihr nicht. Du und Mutter! Ihr habt geſchwiegen dazu, und das hat ſie wohl gemerkt.

Frau Käthe: Ach das ... Nein ... Ich glaube doch nicht, Hans ...

Johannes: Und wenn zwei ſo dabei ſtehen — ſo ſtumm wie die Fiſche, — da vergeht einem auch die Luſt, da verzichtet man ſchließlich lieber. — Eigentlich iſt's mir peinlich, daß wir ſie ſo in Nacht und Nebel fortſchicken.

Frau Käthe, ſich ihm nähernd in ſchüchterner Zärtlichkeit: Nein, Hannes! Sieh doch die Sache nicht ſo falſch an. Und denk doch nich immer ſo ſchlecht von mir! Von fortſchicken iſt doch keine Rede, Hannes!

Johannes: Ihr ſeid eben nicht feinfühlig genug. Ihr ſeid eben blind. Mir macht es den Eindruck, als ob wir ihr geradezu den Stuhl vor die Tür ſetzen. Geradezu. „Du biſt jetzt genug hier geweſen, nun geh! — Nun geh, wohin Du willſt. In die Welt, in die Ferne! Sieh, ob Du fortkommſt! Sieh, ob Du ſchwimmen kannſt." So kommt mir's vor, Käthe. So 'n kaltes Bedauern leiſtet man ſich höchſtens noch: das iſt alles!

Frau Käthe: Nein, Hannes! Vor Mangel haben wir ſie nun doch auch ſicher geſtellt.

Johannes: Weißt Du denn, ob ſie's annimmt? Und dann iſt damit auch verdammt wenig getan. Für Liebloſigkeit kann ſie das Geld nicht entſchädigen.

Frau Käthe: Aber Hannes! einmal muß ſie doch fort.

Johannes: So ſagen die Philiſter, Käthe. Sie iſt hier geweſen, ſie iſt unſere Freundin geworden, und nun, ſagen die Philiſter, müſſen wir uns wieder trennen. Das verſteh ich nicht. Das iſt der verfluchte Nonſens, der einem überall in die Quere kommt, der einem überall das Leben verpfuſcht.

Frau Käthe: Willſt Du denn, daß ſie noch dableibt?

Johannes: Ich will gar nichts. Ich ſage nur ſoviel, daß es eine ... daß unſere Denkungsweiſe gerade ſo ärmlich und engbrüſtig iſt wie jede Philiſterdenkungsweiſe. Und wenn es nach mir ginge — ſo viel weiß ich! — wenn ich nicht durch allerhand kleinliche Rückſichten förmlich gefeſſelt wäre, ich würde mich anders mit dieſen Dingen abzufinden wiſſen, ich würde mich anders reinhalten innerlich, würde anders vor mir ſelbſt daſtehen als jetzt. Verlaßt Euch drauf!

Frau Käthe: Aber weißt Du, Hannes! — da komm ich mir — wirklich bald — ganz überflüſſig vor.

Johannes: Das verſteh ich nicht.

Frau Käthe: Wenn Du — mit mir allein — nicht zufrieden biſt.

Johannes: Herr Gott! Vater im Himmel! Nein — wirklich — wahrhaftig — weißt Du! — das fehlte mir noch. Meine Nerven ſind auch keine Schiffstaue. Das kann ich unmöglich jetzt noch vertragen. Wieder ab in den Garten.

Frau Vockerat, bringt eine Taſſe Bouillon, ſetzt ſie auf den Tiſch: Da — fürs Fräulein.

Frau Käthe, verzweifelt ausbrechend, eilt ſchluchzend auf Frau Vockerat zu, fällt ihr ſchluchzend und ſtammelnd um den Hals: Mutterchen — Mutterchen! Ich muß fort — fort von hier — fort aus dieſem Hauſe — fort von Euch allen. — Das iſt zu viel, zu viel, Mutterchen!

Frau Vockerat: Aber um Gott! Kindchen — was ..? Wie ..? Wer hat Dir denn ..?

Frau Käthe, verwandelt, entrüſtet: Nein, dazu bin ich zu gut. Zum Wegwerfen bin ich zu gut. Ich werfe mich nicht weg! Dazu bin ich mir denn doch viel zu gut. Mutterchen, ich reiſe augenblicklich. Mit dem Schiff — nach Amerika — nur fort, fort — nach England — wo kein Menſch mich kennt, wo ...

Frau Vockerat: Aber Kindel! — nach Amerika — barmherziger Vater! Aber was iſt denn in Dich gefahren? Willſt Du denn von Deinem Manne fort, von Deinem Kinde fort? Soll denn Philippchen ohne Mutter aufwachſen? Das kann ja nicht möglich ſein!

Frau Käthe: Ach was denn „Mutter“! Eine dumme, bornierte Perſon hat er zur Mutter. Was ſoll ihm eine dumme, beſchränkte Perſon nützen wie ich! Ich weiß ja nun, wie ganz dumm und beſchränkt ich bin. Sie haben mir's ja geſagt, Tag für Tag. Sie haben mich ja nun glücklich ſo klein und erbärmlich gemacht, daß ich mir ſelber zum Ekel bin. Nein, nein! fort, fort!

Frau Vockerat: Aber Käthchen, bedenkſt Du denn... Von Mann und Kind ... Ich bitte Dich um Gottes und Jeſu willen.

Frau Käthe: Hab ich ihn denn überhaupt jemals beſeſſen? Erſt haben ihn die Freunde gehabt, jetzt hat ihn Anna. Mit mir allein iſt er nie zufrieden geweſen. Ich verfluche mein Leben. Ich habe es ſatt, das verfluchte Daſein.

Frau Vockerat, nun ihrerſeits ekſtatiſch ausbrechend wie unter dem Eindruck einer plötzlichen Erleuchtung. Ihre Augen werden ſtarr und leuchtend, ihre Wangen abwechſelnd bleich und rot: Seht Ihr! Seht Ihr! Sie weiſt mit dem Finger ins Leere. Seht Ihr nun! Seht Ihr! was hab ich geſagt! Seht Ihr! Ein Haus, hab ich geſagt, aus dem der liebe Gott verjagt iſt, bricht über Nacht zuſammen. Seht Ihr! Irret Euch nicht! Seht Ihr nun? Was hab ich geſagt? Erſt Gottesleugner, dann Ehebrecher, dann ... Käthchen!

Frau Käthe, mit einer Ohnmacht kämpfend: Nein, Mutter! Nein, nein, Mutter! Ich ... Ich ...

Frau Vockerat: Käthchen! — nimm Dich zuſammen, komm! Es kommt jemand. Komm! Ab mit Käthe ins Schlafzimmer.

Johannes kommt von der Veranda herein. **Frau Vockerat** öffnet die Schlafſtubentür.

Frau Vockerat: Ach, Du biſt's, Hannes! Sie kommt heraus, ihre hochgradige Erregung mit aller Gewalt unterdrückend. Sie gibt ſich den Anſchein, als ob ſie etwas im Zimmer ſuche.

Frau Vockerat: Nu, Junge?

Johannes: Was denn, Mutter?

Frau Vockerat: Nichts. Da Johannes ſie fragend anſieht: Was meinſt Du denn?

Johannes: Es machte mir nur ſo den Eindruck, als ob Du ... Ich muß ſagen: ich hab's nicht gern, wenn Ihr ein' immer ſo beobachtet.

Frau Vockerat: Junge, Junge, für Dich iſt's gut, daß der Winter kommt. Dein Zuſtand iſt derart ... Du biſt früher zu mir nie ſo häßlich geweſen. Du mußt vor allem Ruhe haben.

Johannes: Ja, ja! Ihr wißt ja immer beſſer als ich, was mir gut iſt.

Frau Vockerat: Na und überhaupt, Käthe iſt auch noch gar nicht ſo recht auf'm Poſten.

Johannes: Na, Anna hat ihr wirklich nicht viel zu ſchaffen gemacht.

Frau Vockerat: Wenn auch. Aber ich bin eben auch ſchon ne alte Frau — und wenn man auch immer gern möchte alles machen, die alten Knochen wollen halt doch manchmal nicht mehr.

Johannes: Das haſt Du gar nicht nötig, das hab ich Dir hundertmal geſagt. Es gibt Dienſtleute genug im Hauſe.

Frau Vockerat: Aber das Fräulein muß doch nu auch endlich wieder mal an ihre Arbeit.

Johannes: Das is ihre Sache.

Frau Vockerat: Nee, ich ſeh nich ein! Alles mit Maß. Es is nu wieder mal genug. Sie is lange genug hier geweſen.

Johannes: Was willſt Du denn eigentlich? Das iſt mir alles ſo ſonderbar, ſo ... ich weiß gar nicht ..

Frau Vockerat: Du willſt die Mahr auffordern, noch zu bleiben, und ...

Johannes: Das werd ich ſogar. Das werd ich allerdings tun. Allerdings werd ich das ... Haſt Du was dagegen, Mutter?

Frau Vockerat, ihm ins Geſicht drohend: Junge, Junge! —

Johannes: Nein, Mutter! das iſt ja wirklich ... weiß Gott, als ob man ein Verbrechen begangen hätte. Das iſt ſchon nicht mehr ...

Frau Vockerat, eindringlich gütig: Junge! Sei mal vernünftig! Komm! Hör mich mal ruhig an! Ich bin doch Deine Mutter. Ich mein's doch wirklich gut mit Dir. Es gibt doch überhaupt keinen Menſchen, der's beſſer mit Dir meinte. Sieh mal, ich weiß ja, daß Du einen ehrenhaften Charakter haſt — aber wir ſind ſchwache Menſchen, Hannes, und . . . und Käthe macht ſich Gedanken — und ...

Johannes, lachend: Nimm mir's nicht übel, Muttel, ich muß lachen. Da kann ich wirklich nichts andres als lachen, Mutter! Das iſt einfach lächerlich.

Frau Vockerat: Junge, Junge! Es ſind ſchon Stärkere in die Schlinge gefallen. Man merkt's oft erſt, wenn's zu ſpät iſt.

Johannes: Ach, Mutter! wenn Euch wirklich dran liegt, daß ich meinen Verſtand behalte, dann kommt mir um Gotteswillen nicht noch mit ſolchen Sachen. Verwirrt mich nicht, macht mich nicht konfus. Suggeriert mir nicht Dinge, die ... Treibt mich nicht in Verhältniſſe, die mir fern liegen. Ich bitt Euch inſtändig, Kinder.

Frau Vockerat: Du mußt ja wiſſen, was

Du tuſt, Hannes! Ich ſage Dir bloß: nimm Dich in Acht!

Frau Vockerat ab ins Schlafzimmer. Fräulein Anna kommt.

Fräulein Anna, Hannes entdeckend: Herr Doktor! Sie geht nach dem Stuhle, auf welchem ihre Sachen liegen, und ergreift den Regenmantel, um ihn anzuziehen: Nun wollen wir.

Johannes ſpringt herbei, iſt ihr behilflich beim Anziehen: Alſo doch?!

Fräulein Anna, den Mantel zuknöpfend: Und wovon Sie ſprachen — das ſchicken Sie mir doch bald?

Johannes: Das vergeß ich nicht. Sehen Sie, Fräulein Anna, nun könnt ich doch wenigſtens ein klein bißchen beruhigter ſein. Wollen Sie uns denn nicht das Freundſchaftsrecht einräumen?

Fräulein Anna: Das verletzt mich, Herr Doktor!

Johannes: Nun gut. Ich werde nicht mehr damit kommen. Aber Sie verſprechen mir — für jeden Notfall. Dürfen andre mit Ihnen teilen, ſo wollen wir's nicht minder. Er geht und ruft in die Schlafſtube: Mutter! Käthe!

Käthe und Frau Vockerat kommen.

Fräulein Anna küßt die Hand der Frau Vockerat: Viel tauſend Dank. Käthe und Anna küſſen ſich innig. Du Gute! Liebe! — und ſchreib mal!

Frau Vockerat: Laſſen Sie ſich's recht wohl ergehen!

Frau Käthe: Ja — und leb ... ſie weint — leb glücklich, laß ... Sie kann nicht weiter vor Schluchzen.

Johannes trägt Annas Täſchchen. Käthe und Frau Vockerat begleiten ſie ebenfalls auf die Veranda. Dort treffen ſie auf Braun, der ſich verabſchiedet. Man trennt ſich. Frau Vockerat, Käthe und Braun bleiben auf der Veranda zurück. Käthe winkt mit einem Taſchentuch. Hierauf kommen ſie zurück ins Zimmer.

Frau Vockerat, die ſtillweinende Käthe tröſtend: Na, Kindel, Kindel! Sei guten Muts! Sie wird's verwinden, ſie iſt jung.

Frau Käthe: Die rührenden Augen, die ſie hat. Ach, ſie hat ſo viel Schlimmes durchgemacht.

Frau Vockerat: Wir wandeln alle nicht auf Roſen, Käthel.

Frau Käthe: Ach, es gibt ſo viel Weh und Jammer auf der Welt! Ab ins Schlafzimmer. Kleine Pauſe.

Frau Vockerat: Da hat ſie die Bouillon doch ſtehen laſſen. Nimmt die Taſſe, um ſie hinauszutragen. Bleibt vor Braun ſtehen. Herr Braun! Ich muß Ihn'n ſagen: in den letzten zehn Minuten — wahrhaftig — da ... da hab ich etwas durchgemacht. Sie tut ein paar Schritte, wird dann plötzlich von Schwäche übermannt und muß ſich niederſetzen. Jetzt fühl ich's — es ſteckt mir in allen Gliedern. Wie zerſchlagen bin ich.

Braun: Iſt etwas vorgefallen, Frau Vockerat?

Frau Vockerat: Ich will ja zufrieden ſein. Ich will ja gar nichts ſagen, wenn's noch ſo abläuft. Der liebe Gott hat uns eben mal mit dem Finger gedroht — und ich — hab ihn verſtanden — — Sie ſind auch ſo ein Gottloſer! Ja, ja! aber glauben Sie einer alten, erfahrenen Frau, Herr Braun! Ohne ihn kommt man nicht weit. Man ſtolpert und ſtürzt früher oder ſpäter. Kleine Pauſe. Ich fliege nur ſo — Sie will aufſtehn, iſt aber noch zu erſchöpft. Es kommt nach. — Wer weiß, ob man nicht was davon trägt. Sie horcht nach der Flurtür. Wer iſt denn da? — im Haus? Es geht doch jemand die Treppe. — Ach richtig! Wir wollen ja waſchen. Die Mädchen weichen die Wäſche. — Nu iſt Ruhe, nu kann doch wieder was getan werden. Kleine Pauſe. Sehen Sie, ſo einen Goldcharakter — ſo ein ehrenhafter, tadelloſer Menſch wie Johannes ... Sehen Sie, wohin es führt, wenn man auf die eigene Kraft pocht. Da heißt es immer ſo großartig: ich habe eine Religion der Tat. Da ſieht man's wieder mal. Der liebe Gott bläſt ſie um, unſre Kartenhäuſer.

Johannes, echauffiert, nicht ganz ſicher, tritt ſchnell ein durch die Flurtür.

Johannes: Kinder, ſie bleibt!

Frau Vockerat, ohne zu begreifen: Wer — Hannes! — bleibt?

Johannes: Na, ſie bleibt noch'n paar Tage, Mutter! Fräulein Anna natürlich.

Frau Vockerat, wie vom Schlage gerührt: Fräulein Anna bl... Wo iſt ſie denn?

Johannes: In ihrem Zimmer iſt ſie, Mutter. Aber ich begreife nicht..

Frau Vockerat: Alſo doch.

Johannes: Tut mir die Liebe und nehmt die Dinge nicht ſo ungeheuer ſchwülſtig auf, es ...

Frau Vockerat erhebt ſich gebieteriſch: Hannes! hör' mich mal an! Mit Nachdruck: Ich ſage Dir: die Dame hat hier nichts mehr zu ſuchen. Die Dame muß das Haus auf jeden Fall wieder verlaſſen. Ich verlange das unbedingt.

Johannes: Mutter, in weſſen Haus ſind wir hier?

Frau Vockerat: O Du, das weiß ich. Sehr gut weiß ich das. Wir ſind im Hauſe eines … eines pflichtvergeſſenen Menſchen, der … und da Du mich dran erinnerſt, ſo — freilich, freilich! — ſo kann ich ja dieſer … dieſer Perſon das Feld räumen.

Johannes: Mutter! Du ſprichſt in einem Tone von Fräulein Anna, den ich nicht dulden kann.

Frau Vockerat: Und Du ſprichſt in einem Tone mit Deiner Mutter, der wider das vierte Gebot verſtößt.

Johannes: Mutter, ich will mich mäßigen. Aber nehmet einige Rückſicht auf meinen Seelenzuſtand. Es könnte ſonſt etwas eintreten … Wenn Ihr mich treibt, ich könnte etwas tun, was ich nicht mehr ungeſchehen machen könnte.

Frau Vockerat: Wer Hand an ſich ſelbſt legt, iſt verdammt in Zeit und Ewigkeit.

Johannes: Einerlei. Dann … dann habt Ihr Grund, doppelt vorſichtig zu ſein.

Frau Vockerat: Ich waſche meine Hände in Unſchuld. Ich reiſe ab.

Johannes: Mutter!

Frau Vockerat: Ich oder dieſe Perſon!

Johannes: Mutter, Du verlangſt Unmögliches. Ich habe ſie mit Mühe umgeſtimmt. Soll ich nun vor ihr daſtehen wie ... Lieber erſchieß ich mich.

Frau Vockerat, mit plötzlichem Entſchluß: Gut — nun gehe ich hinauf. Ich werde ihr die Meinung gründlich ſagen. Dieſe durchtriebene Kokette! dieſe ... Sie hat Dich eingeſponnen in ihre Netze.

Johannes vertritt ihr den Weg: Mutter, Du wirſt nicht hinaufgehen!! Sie ſteht in meinem Schutz, und ich werde ſie vor rohen Beleidigungen zu ſchützen wiſſen. — Gegen jedermann.

Braun: Hans, aber Hans! ...

Frau Vockerat: Gut, gut. Ich ſehe ſchon — es iſt ... iſt weit gekommen mit Dir. Ab durch die Flurtür.

Braun: Aber Hannes, was iſt bloß in Dich gefahren!?

Johannes: Laßt mich in Ruh — Seelenverderber Ihr!

Braun: Sei mal vernünftig, Hannes! Ich heiße Braun. Ich habe nicht die Abſicht, Dir Moralpredigten zu halten.

Johannes: Kinder, Ihr proſtituiert meine Gedanken. Das iſt geiſtige Notzucht. Ich leide furchtbar darunter. Ich rede kein Wort mehr.

Braun: Hans! jetzt kannſt Du nicht ſchweigen. Die Dinge liegen ſo, daß Du gewiſſermaßen verpflichtet biſt zu reden. Verſuch doch mal, etwas kühler zu werden.

Johannes: Was wollt Ihr denn wiſſen? Weſſen ſind wir denn angeklagt? Kinder, ich muß es in jedem

Fall ablehnen, einen Unſchuldsbeweis anzutreten. Das duldet mein Stolz nicht, verſtehſt Du ... Ekelhaft! ... Der Gedanke bloß.

Braun: Sieh mal, Hans! Ich faſſe die Sachen abſolut nüchtern auf.

Johannes: Faſſe ſie meinethalben auf, wie Du Luſt haſt. Aber ſag mir kein Wort über Deine Auffaſſung, denn jedes Wort iſt mir wie ein Rutenhieb ins Geſicht!

Braun: Hans, Du mußt zugeben, daß Du mit dem Feuer ſpielſt.

Johannes: Ich muß gar nichts zugeben. Mein Verhältnis zu Anna entzieht ſich Eurer Beurteilung.

Braun: Du kannſt doch nicht leugnen, daß Du gewiſſe Verpflichtungen gegen Deine Familie haſt.

Johannes: Du kannſt doch nicht leugnen, daß ich gewiſſe Verpflichtungen gegen mich ſelber habe. Seht Ihr, da habt Ihr geprahlt und geprahlt — und nun ich den erſten freien Schritt mache, da bekommt Ihr Angſt, da redet Ihr von Pflichten, da ...

Braun: Ich wollte das gar nicht mal ſagen. Was heißt Pflichten! Du ſollſt nur klar ſehen. Es handelt ſich hier darum: entweder Anna oder Deine Familie.

Johannes: Na hör mal, Du biſt wohl verrückt geworden. Wollt Ihr mir denn mit aller Gewalt Konflikte aufſchwatzen, die nicht vorhanden ſind? Es iſt ja nicht wahr, was Ihr ſagt. Ich ſtehe vor keiner Entſcheidung. Was mich mit Anna verbindet, iſt nicht das, was mich mit Käthe verbindet. Keins braucht das andre tangieren.

Es iſt Freundſchaft, zum Donnerwetter. Es beruht darauf, daß wir geiſtig ähnlich veranlagt ſind, daß wir uns ähnlich entwickelt haben. Deshalb verſtehen wir uns dort noch, wo uns andre nicht mehr verſtehen, wo Ihr mich nicht mehr verſtanden habt. Seit ſie hier iſt, erlebe ich gleichſam eine Wiedergeburt. Ich habe Mut und Selbſtachtung zurückgewonnen. Ich fühle Schaffenskraft, ich fühle, daß das alles geworden iſt unter ihrer Hand gleichſam. Ich fühle, daß ſie die Bedingung meiner Entfaltung iſt. Als Freundin, verſtehſt Du wohl. Können denn Mann und Weib nicht auch Freunde ſein?

Braun: Hannes! nimm mir's nicht übel, Du haſt den Dingen niemals gern nüchtern ins Auge geſehen.

Johannes: Leute, Ihr wißt nicht, was Ihr tut! ſag ich Euch. Ihr urteilt nach einer kläglichen Schablone, und die hab ich mir an den Füßen abgelaufen. Wenn Ihr mich lieb habt, ſtört mich nicht. Ihr habt keine Ahnung, was ſich in mir vollzieht. Daß Gefahren ſind, jetzt, nach Euren Attacken, das glaub ich faſt ſelbſt. Aber ich habe den Willen, mir das zu ſichern, was mir Lebensbedingung iſt, ohne die Grenzen zu verletzen. Ich habe den Willen, verſtehſt Du das wohl?

Braun: Das iſt Dein alter Fehler, Hannes. Du willſt Dinge vereinen, die ſich eben nicht vereinen laſſen. Meiner Anſicht nach gibt es nur eine Möglichkeit — wenn Du einfach zu ihr gehſt, ihr die Dinge vorſtellſt, wie ſie liegen, und ſie bitteſt, zu gehen.

Johannes: Biſt Du fertig? Biſt Du nun endlich fertig? Damit Du nun wenigſtens in dieſem Punkte zur Klarheit kommſt und nicht unnötig Worte verſchwendeſt — mit blitzenden Augen jedes Wort betonend: Das, was Ihr wollt, geſchieht nicht! — Ich bin nicht der, der ich noch vor kurzem war, Braun! Ich habe etwas über mich aufgehängt, was mich regiert. Ihr und Eure Meinung habt keine Macht mehr über mich. Ich habe mich ſelbſt gefunden und werde ich ſelbſt ſein. Ich ſelbſt, trotz Euch allen! Schnell ab ins Studierzimmer.

Braun zuckt die Achſeln.

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt

Zeit: Nachmittags zwiſchen vier und fünf. Am Tiſch ſitzen Käthe und Frau Vockerat. Käthe mit Nähen eines Kinderhemdchens beſchäftigt, Frau Vockerat mit Stricken. Käthe ſtark abgehärmt. Es vergehen einige Sekunden. **Johannes** kommt aus dem Studierzimmer. Er hat den Hut noch nicht recht feſtgeſetzt, den Sommerüberzieher noch nicht ganz angezogen und iſt im Begriff auszugehen.

Johannes: Iſt Anna fort?

Frau Vockerat, verſchnaufend: Eben hinaus.

Johannes iſt zu Käthe getreten und küßt ſie auf die Stirn: Nimmſt Du auch Dein Tränkchen regelmäßig?

Frau Vockerat: Ach, die dumme Medizin! die nutzt was recht's. Ich wüßte ſchon, was beſſer nützte.

Johannes: Ach Mutter, Mutter!!

Frau Vockerat: Ich bin ja ſchon ſtille.

Frau Käthe: Ja, ja! ich nehm ſie ſchon. Mir iſt ja überhaupt nichts.

Johannes: Du ſiehſt auch heut tatſächlich beſſer aus.

Frau Käthe: Mir iſt auch beſſer.

Johannes: Na ſchon Dich nur recht. Adieu! Wir kommen bald wieder.

Frau Käthe: Geht Ihr weit?

Johannes: Nur 'n bißchen in den Wald. Wiederſehen! Ab über die Veranda. Kleine Pauſe. Man hört das Brauſen und Rauſchen eines Eiſenbahnzuges. Hierauf Läuten der Bahnglocke fern.

Frau Vockerat: Horch mal, die Bahnhofsglocke.

Frau Käthe: Der Wind trägt den Schall, Mutti! *Sie läßt die Arbeit ſinken und verſinnt ſich.*

Frau Vockerat, *flüchtig aufblickend:* Worüber denkſt Du denn nach, Käthemiezel?

Frau Käthe, *weiterarbeitend:* Ach — über allerhand.

Frau Vockerat: Ueber was denn zum Beiſpiel?

Frau Käthe: Ob es zum Beiſpiel Menſchen geben mag, die nichts zu bereuen haben.

Frau Vockerat: Sicher nicht, Käthchen!

Frau Käthe, *der Schwiegermutter die Näherei hinhaltend:* Ob ich Kettelſtich nehme — hier rum, Mutti? *Sie faßt das Hemdchen oben und unten und ſpannt es auseinander.* Ich denke, es wird lang genug ſein.

Frau Vockerat: Ja nich zu kurz. Lieber bißchen zu lang. Die Kinder wachſen zu ſchnell. *Beide arbeiten emſig weiter. Kleine Pauſe.*

Frau Käthe, *unterm Nähen:* Hannes hat manchmal recht zu leiden gehabt — unter meinen Launen. Er hat mir oft genug leid getan. Aber man kann eben nicht gegen ſeine Natur: das iſt das Unglück! *Kurz und bitter in ſich hineinlachend:* Man war allzu ſicher. Man hat ſich's nicht wahrgenommen. *Sie ſeufzt.* — Da fällt mir ein bei dem Hemd: in Gnadenfrei — da war eine alte Wärterin ... in der Anſtalt. Die hatte ihr ſelbſtgewebtes Totenhemd ſchon jahrelang im Schubfach liegen. Das zeigte ſie mir mal. Da wurd ich ganz melancholiſch.

Frau Vockerat: Die alte, überſpannte Perſon. *Kleine Pauſe.*

Frau Käthe, *unterm Nähen:* Der kleine Fiedler iſt ein lieber Kerl. Geſtern nahm ich ihn 'n bißchen rauf und zeigte ihm Bilder. Da fragt er mich: nich wahr, Tante Käthe, der Schmetterling is der Mann und die Libelle is ſeine Frau?

Frau Vockerat, *gutmütig lachend.*

Frau Käthe: Das dumme Herzel! Und dann tippte es mir auf die Augenlider und fragte: ſchlafen da die Augen drin?

Frau Vockerat: Zu niedlich ſind Kinder manchmal.

Frau Käthe, *mit einer ſanften, wehmütigen Luſtigkeit:* Und dann ſagt er immer Punken ſtatt Funken. Damit neck ich ihn immer.

Frau Vockerat: Zu drollig: Punken. *Sie lacht.*

Frau Käthe *läßt die Arbeit in den Schoß ſinken:* Und was man ſich ſo für Schmerzen macht als Kind. Ich weiß noch, als ich klein war, jahrelang — wo nur ein Kartoffelfeld kam — da hab ich den lieben Gott inbrünſtig gebeten: ach, lieber Gott! laß mich doch nur ein einzigesmal einen großen Totenkopfſchmetterling finden. — Ich hab aber nie einen gefunden. — *Sie erhebt ſich müde. Seufzend:* Später hat man andre Schmerzen.

Frau Vockerat: Wo willſt Du denn hin? Bleib doch noch 'n bißchen.

Frau Käthe: Ich muß nachſehen, ob Philippchen wach iſt.

Frau Vockerat: Käthe, nich ſo unruhig! Es wird alles beſorgt.

Frau Käthe iſt ſtehen geblieben, neben dem Stuhl, die Hand an der Stirn: Laß, Mutti! ich muß denken.

Frau Vockerat, milde zuredend: Du mußt gar nicht denken! Komm, erzähl mir noch 'n bißchen! Sie zieht die Willenloſe auf den Stuhl zurück. Komm, ſetz Dich! — Johannes hatte auch als Kind immer ſo niedliche Einfälle.

Frau Käthe ſitzt da wie erſtarrt, die weit offenen Augen auf das Porträt über dem Pianino gerichtet: Ach, der gute Papa in ſeinem Talar! Der hat ſich nicht träumen laſſen, was ſeine Tochter ... Ihre Stimme wird von Tränen erſtickt.

Frau Vockerat, es bemerkend: Aber Käthemiezel!

Frau Käthe, mühſam redend: Ach bitte, laß mich! Beide arbeiten eine kurze Weile weiter.

Frau Käthe, unterm Nähen: Haſt Du Dich gefreut, als Johannes geboren war?

Frau Vockerat: Von Herzen, Käthchen! Du nicht über Philippchen?

Frau Käthe: Ich weiß wirklich nicht. Erhebt ſich abermals. Ach! ich will mich lieber ein bißchen niederlegen.

Frau Vockerat erhebt ſich ebenfalls, ſtreichelt Käthes Hand: Ja, ja! Wenn Du angegriffen biſt.

Frau Käthe: Faſſ' mal meine Hand, Mutti!

Frau Vockerat tut es: Nun? Sie is eiskalt, Miezel!

Frau Käthe: Nimm mal die Nadel! Reicht ihr die Nähnadel.

Frau Vockerat zögert, ſie zu nehmen: Ja — was ſoll ich denn damit?

Frau Käthe: Paſſ' mal auf! Sticht ſich blitzſchnell mehrmals in die Handfläche.

Frau Vockerat erhaſcht ihre Hand: Aber Du! Du! Was machſt Du denn nur da?

Frau Käthe, lächelnd: Es tut gar nicht weh. Keine Spur. Ich fühle auch rein nichts.

Frau Vockerat: Was das für Ideen ſind! Komm, komm! Ja, ja! Leg Dich bißchen nieder! Leg Dich bißchen! Führt Käthe, ſie ein wenig ſtützend, in das Schlafzimmer. Nach einer kleinen Pauſe kommt Braun. Er legt den Hut ab, zieht den Überrock aus, hängt beides an den Kleiderhaken.

Frau Vockerat ſteckt den Kopf durch die Schlafſtubentür: Ach, Sie ſind's, Herr Braun.

Braun: Guten Tag, Frau Vockerat!

Frau Vockerat: Ich komme gleich. Sie zieht den Kopf zurück, kommt nach wenigen Sekunden ganz heraus, eilt auf Braun zu und drückt ihm haſtig ein Telegramm in die Hand. Nu raten Sie mir! Während er lieſt, verfolgt ſie mit ängſtlicher Spannung den Ausdruck ſeines Geſichts.

Braun, nachdem er geleſen: Haben Sie Herrn Vockerat geſagt, werum es ſich handelt?

Frau Vockerat: Kein Sterbenswort. Nein, nein, nein! Das hätt ich auch nicht übers Herz gebracht. Ich hab ihm nur geſchrieben, daß er doch mal herkommen möchte, weil ... weil ich doch noch nicht ſo bald fortkönnte, und weil Käthe doch noch immer nicht ganz munter wär! Aber ſonſt hab ich nichts geſchrieben. Nich mal, daß Fräulein Anna noch hier iſt, Herr Braun.

Braun, nach einiger Überlegung, zuckt mit den Achſeln: Ja! Da kann ich weiter nichts ſagen.

Frau Vockerat, ängſtlicher: Halten Sie's nich für recht? Hätt ich am Ende lieber nich ſchreiben ſollen? Aber Käthe vergeht mir ja unter den Händen. Wenn ſie erſt mal zum Liegen kommt, dann ... dann weiß ich nich, was noch geſchieht. Und aller Augenblicke muß ſie ſich jetzt ſchon hinlegen, in den Kleidern aufs Bett. Gerade jetzt liegt ſie wieder. Ich kann's ja nich mehr. Ich kann ja die Verantwortung nich mehr allein tragen, Herr Braun. Sie muß ſich ſchneuzen.

Braun, ins Telegramm blickend: Mit dem Sechsuhr-Zug kommt Herr Vockerat? Wie ſpät is's jetzt?

Frau Vockerat: Halb fünf noch nicht.

Braun, nachdem er wieder eine Weile nachgeſonnen: Hat ſich denn gar nichts geändert in den acht Tagen?

Frau Vockerat ſchüttelt troſtlos den Kopf: Nichts.

Braun: Hat ſie nie Miene gemacht abzureiſen?

Frau Vockerat: Nein — nich ein Mal. Und Johannes, der is förmlich wie verhext. Er war ja immer leicht kratzig, aber er machte doch ſchließlich, was man wollte. Er ſieht nich, er hört nich. Nur dieſe Perſon. Nur immer dieſe Perſon. Nicht Mutter, nicht Frau, Herr Braun. Ach, Gott! was macht man denn nur? Ich tu ja keine Nacht mehr ein Auge zu. Ich hab ſchon hin und her überlegt. Was macht man denn nur? Pauſe.

Braun: Ich weiß wirklich nicht, ob es gut iſt, daß Herr Vockerat herkommt. Hannes wird dadurch nur noch gereizt, aufs höchſte ... Und dann ... dann will er ſich vor dem Fräulein ... ich hab überhaupt manchmal ein Gefühl — als ob ſich Hannes ſchon allein wieder rausarbeiten würde.

Frau Vockerat: Das hab ich ja doch auch geglaubt. Deshalb hab ich mich ja damals, als er ſie zurückbrachte, wieder überreden laſſen. Deshalb bin ich ja hier geblieben. Aber es wird ja immer ſchlimmer. Man darf ja gar nicht mehr wagen, nur 'n leiſes Sterbenswörtchen drüber zu ſprechen. Und zu Käthe darf ich auch nichts ſagen. An wen ſoll ich mich denn wenden?

Braun: Hat denn Frau Käthe nie mit Hans drüber geſprochen?

Frau Vockerat: Ja, einmal — da ſind ſie wach geweſen die halbe Nacht. Weiß Gott, was ſie da geſprochen haben. Aber Käthel is viel zu geduldig. Sie nimmt noch Hanſens Partei, wenn ich mal was ſage. Nicht mal dieſe ... dieſe Dame ... dieſe ſogenannte durchſchaut ſie. Die wird womöglich noch in Schutz genommen. *Kleine Pauſe.*

Braun: Ich hab mich ſchon gefragt — ob ich vielleicht mal mit Fräulein Anna rede.

Frau Vockerat, *ſchnell:* Ja, das wäre wirklich vielleicht was.

Braun: Ich wollte ſogar ſchon mal an ſie ſchreiben. ... Aber allen Ernſtes, Frau Vockerat, eh Herr Vockerat in ſeiner Weiſe eingreift — das kann die Sache meiner Anſicht nach verſchlimmern im höchſten Maße.

Frau Vockerat: Na ja, na ja! Aber was blieb mir denn übrig in meiner Herzensangſt? Ach, wenn Sie wollten ... wenn Sie wirklich mit ihr reden wollten! Man hört Annas und Johannes Stimme. Ach, großer Gott! Ich kann ſie jetzt unmöglich ſehn. Ab durch die Flurtür. Braun zögert. Da ſie noch nicht eintreten, ebenfalls ab durch die Flurtür. Fräulein Anna tritt ein von der Veranda her.

Fräulein Anna hat ihren Hut abgelegt. Spricht durch die offne Tür zu Johannes, der noch draußen auf der Veranda verweilt: Gibt's was Intereſſantes, Herr Doktor?

Johannes: Es muß was los ſein. Ein Poliziſt iſt im Kahn. Kommt herein. Vielleicht wieder 'n Unglück geſchehn. —

Fräulein Anna: Ein melancholiſches Vorurteil.

Johannes: Hier kommt oft genug was vor. Das iſt ein gefährliches Waſſer. — Was haben Sie denn da, Fräulein?

Fräulein Anna: Katzenpfötchen, Herr Doktor! Die nehm ich mir mit zum Andenken.

Johannes: Wenn Sie mal reiſen, heißt das. Und das wird ſo bald nicht ſein.

Fräulein Anna: Meinen Sie? Kleine Pauſe, während welcher beide langſam und jeder für ſich umhergehen.

Fräulein Anna: Es wird ſchon recht zeitig finſter.

Johannes: Und kühl, ſobald die Sonne weggeht. Soll ich Licht machen?

Fräulein Anna: Wenn Sie wollen. — Sonſt feiern wir bißchen Dunkelſtunde. Sie ſetzt ſich.

Johannes ſetzt ſich ebenfalls, von Anna entfernt, auf irgend einen Stuhl. Nach einer Pauſe: Dunkelſtunde! — Da kommen alte Erinnerungen.

Fräulein Anna: Märchen, nicht wahr?

Johannes: Ja, auch. — — Ach, es gibt wundervolle Märchen.

Fräulein Anna: O, ja! — Und wiſſen Sie, wie die ſchönſten gewöhnlich ſchließen? — Da zog ich mir einen gläſernen Pantoffel an — und da ſtieß ich an einen Stein — und da machte er „kling“ — und da ſprang er entzwei.

Johannes, nach kurzem Schweigen: Iſt das nicht auch ein melancholiſches Vorurteil?

Fräulein Anna: Das glaub ich nicht. Sie erhebt ſich, geht langſam bis zu dem Seſſel vor dem Klavier, ſetzt ſich darauf, haucht in die Hände.

Johannes erhebt ſich ebenfalls, tut langſam ein paar Schritte, bleibt hinter Anna ſtehen: Nur ein paar Takte. Machen Sie mir die Freude. Wenn ich nur ein paar ganz ſimple Töne höre — das genügt mir ſchon.

Fräulein Anna: Ich kann nicht ſpielen.

Johannes, mit gelindem Vorwurf: Ach, Fräulein Anna — weshalb ſagen Sie das? Sie wollen nur nicht, ich weiß es ja.

Fräulein Anna: Aber ich habe wohl ſechs Jahre lang keine Taſte berührt. Erſt ſeit dieſem Frühjahr hab ich langſam wieder angefangen. Und dann dudle ich auch nur ſo. — Solche traurige, troſtloſe Liedchen, wie ich ſie von meiner Mutter mitunter gehört habe.

Johannes: Wollen Sie nich mal ſo eins ſingen? So ein trauriges, troſtloſes Liedchen —?

Fräulein Anna lacht: Sehen Sie, Sie necken mich ſchon.

Johannes: Ich merke ſchon, Fräulein. Sie wollen mir's nicht zuliebe tun. Kleine Pauſe.

Fräulein Anna: Ja, ja! Herr Doktor, ich bin ein häßliches, launiſches Geſchöpf.

Johannes: Das ſag ich nicht, Fräulein Anna! Kleine Pauſe.

Fräulein Anna öffnet das Klavier. Setzt die Finger auf die Taſten. Sinnt nach: Wenn ich was Luſtiges wüßte. —

Johannes hat ſich in einer entfernten Ecke niedergelaſſen, den Kopf vornüber gebeugt; die Beine übereinander geſchlagen, den Ellbogen darauf geſtemmt, die Hand an der Ohrmuſchel.

Fräulein Anna legt die Hände in den Schoß, ſpricht langſam und in Pauſen: Es iſt eigentlich eine große Zeit, in der wir leben. — Es kommt mir vor, als ob etwas Dumpfes, Drückendes allmählich von uns wiche. — Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor?

Johannes räuſpert ſich: — Inwiefern —?

Fräulein Anna: Auf der einen Seite beherrſchte uns eine ſchwüle Angſt, auf der andern ein finſtrer Fanatismus. Die übertriebene Spannung ſcheint nun ausgeglichen. So etwas wie ein friſcher Luftſtrom, ſagen wir aus dem zwanzigſten Jahrhundert, iſt hereingeſchlagen. — Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor? — Zum Beiſpiel, Leute wie Braun wirken doch auf uns nur noch wie Eulen bei Tageslicht.

Johannes: Ich weiß nicht, Fräulein! Das mit Braun iſt wohl richtig. Aber ich kann noch nicht recht zur Lebensfreude durchdringen. Ich weiß nicht ...

Fräulein Anna: Ganz abgeſehen von unſern individuellen Schickſalen. Von unſern kleinen Schickſalen ganz abgeſehen, Herr Doktor! *Pauſe. Fräulein Anna ſchlägt einen Ton an und hält ihn aus.*

Johannes, *nachdem der Ton verhallt iſt:* Nun?

Fräulein Anna: Herr Doktor!

Johannes: Wollen Sie nicht ſpielen?! Bitte, bitte!

Fräulein Anna: Ich wollte Ihnen etwas ſagen — aber Sie müſſen nicht aufbrauſen; Sie müſſen ganz ruhig und artig bleiben.

Johannes: Nun, was?

Fräulein Anna: Ich glaube, meine Zeit iſt abgelaufen. Ich möchte reiſen.

Johannes *ſeufzt tief, erhebt ſich dann und geht langſam umher.*

Fräulein Anna: Herr Johannes! Wir fallen auch in den Fehler ſchwacher Naturen. Wir müſſen den Blick ins Allgemeine mehr richten. Wir müſſen uns ſelber leichter tragen lernen. *Kleine Pauſe.*

Johannes: Wollen Sie wirklich reiſen?

Fräulein Anna, *mild, aber beſtimmt:* Ja, Herr Johannes!

Johannes: Da werd ich von nun an zehnfach einſam ſein. — Pauſe. — Ach, reden wir wenigſtens jetzt nicht davon.

Fräulein Anna: Ich möchte Ihnen nur noch ſagen: ich habe mich für Sonnabend oder Sonntag zu Hauſe angemeldet.

Johannes: Sie haben ſich ... Aber, Fräulein, weshalb eilen Sie denn nur ſo ſehr?

Fräulein Anna: Aus vielen Gründen. Pauſe.

Johannes, ſchneller und heftiger ſchreitend: Soll man denn wirklich alles, alles, was man gewonnen hat, dieſer verfluchten Konvention aufopfern? Können denn die Menſchen abſolut nicht einſehen, daß ein Zuſtand kein Verbrechen ſein kann, in welchem beide Teile nur gewinnen, beide Teile beſſer und edler geworden ſind? Iſt es denn ein Verluſt für Eltern, wenn ihr Sohn beſſer und tiefer wird? Ein Verluſt für eine Frau, wenn ihr Mann wächſt und zunimmt, geiſtig?

Fräulein Anna, in Güte drohend: Herr Doktor, Herr Doktor! der böſe Affekt.

Johannes, beſänftigt: Ja, hab ich denn nicht recht, Fräulein?

Fräulein Anna: Ja, und nein. — Sie werten anders, wie Ihre Eltern werten. Ihre Eltern werten anders, wie Frau Käthe wertet. Darüber läßt ſich gar nichts ſagen, meiner Anſicht nach.

Johannes: Aber das iſt eben furchtbar — furchtbar für uns.

Fräulein Anna: Und für ſie ... für die andern nicht minder. Pauſe.

Johannes: Ja, aber Sie ſagten doch ſelbſt immer, man ſoll die Rückſicht auf andre nicht über ſich herrſchen laſſen; man ſoll ſich nicht abhängig machen?!

Fräulein Anna: Aber wenn man abhängig iſt?

Johannes: Gut: ich bin abhängig. Leider Gottes! aber Sie ... Warum nehmen Sie für die andern Partei?

Fräulein Anna: Ich habe ſie eben auch lieb gewonnen. — Pauſe. — Sie haben mir oft geſagt, Sie ahnten einen neuen, höheren Zuſtand der Gemeinſchaft zwiſchen Mann und Frau.

Johannes, mit Wärme und Leidenſchaft: Ja, den ahne ich, den wird es geben, ſpäter einmal. Nicht das Tieriſche wird dann mehr die erſte Stelle einnehmen, ſondern das Menſchliche. Das Tier wird nicht mehr das Tier ehelichen, ſondern der Menſch den Menſchen. Freundſchaft, das iſt die Baſis, auf der ſich dieſe Liebe erheben wird. Unlöslich, wundervoll, ein Wunderbau gradezu. Aber ich ahne noch mehr: noch viel Höheres, Reicheres, Freieres — unterbricht ſich, wendet ſich an Anna. — Wenn ich deutlich ſehen könnte, jetzt, — ſo würde ich Sie lächeln ſehn. Hab ich recht?

Fräulein Anna: Herr Doktor ... nein — ich habe diesmal nicht gelächelt. Aber richtig iſt — ſolche Worte — an denen man ſich leicht berauſcht ... da kommt gleichſam gewohnheitsmäßig — etwas Spöttiſches in mich. —

Nehmen wir aber einmal an: es hätte wirklich etwas Neues, Höheres gelebt — in unſeren Beziehungen.

Johannes, mit Betrübnis: Zweifeln Sie daran? Soll ich Ihnen Unterſchiede nennen? Empfinden Sie zum Beiſpiel etwas andres für Käthe als herzliche Liebe? Iſt mein Gefühl für Käthe etwa ſchwächer geworden? Im Gegenteil, es iſt tiefer und voller geworden.

Fräulein Anna: Aber, wo iſt außer mir ein Menſch, der Ihnen das noch glauben kann? — Und wird Frau Käthe deshalb weniger zugrunde gehen? — Ich möchte nicht gern von uns beiden reden. — Nehmen wir mal an — ganz im Allgemeinen — ein neuer, vollkommenerer Zuſtand wird von jemand vorempfunden. Dann iſt er vorläufig im Gefühl — eine überzarte, junge Pflanze, die man ſchonen und wieder ſchonen muß. — Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor? — Daß das Pflänzchen ſich auswächſt, während wir leben, das dürfen wir nicht hoffen. Wir können ſie niemals groß werden ſehn, ihre Früchte ſind für andre beſtimmt. Auf die Nachwelt den Keim bringen — das können wir vielleicht. Ich könnte mir ſogar denken, daß jemand ſich das zur Pflicht macht.

Johannes: Und daraus wollen Sie ableiten, daß wir uns trennen müſſen?

Fräulein Anna: Ich wollte nicht von uns beiden reden. Aber, da Sie nun doch ... ja! wir müſſen uns trennen. — Einen Weg zu gehen, wie es mir wohl vorgeſchwebt hat ... in Sekunden ... und das will ich nun auch nicht mehr. Ich habe eben auch etwas wie eine Abnung empfunden. — Und ſeit dem, da erſcheint mir auch das alte Ziel zu unbedeutend für uns — zu gewöhnlich, offen geſtanden! — Es iſt gerade ſo, als ob man aus hohen Bergen mit weitem, weitem Ausblick herunterſteigt und nun alles ſo eng und nah findet im Tal. Pauſe.

Johannes: Und wenn nun keine Exiſtenz darüber zugrunde ginge?

Fräulein Anna: Das iſt nicht möglich.

Johannes: Aber, wenn nun Käthe dieſe Kraft hätte? Wenn es ihr gelänge, ſich auf die Höhe dieſer Idee zu erheben?

Fräulein Anna: Wenn es Käthe gelänge — zu leben — neben mir, dann . . dann würde ich mir ſelbſt doch nicht trauen können. In mir . . . in uns iſt etwas, was den geläuterten Beziehungen, die uns dämmern, feindlich iſt, auf die Dauer auch überlegen, Herr Doktor. Wollen wir nun nicht Licht machen?

Frau Vockerat, vom Flur her mit einem Lichte. Sie ſpricht in den Flur zurück: ’s is noch dunkel hier. Ich will die Lampe erſt anzünden. Bleiben Sie nur noch ’n bißchen draußen, Herr Braun. Ich will’s ſchon ſo einrichten, daß . . .

Johannes huſtet.

Frau Vockerat erſchrickt: Wer is denn hier?

Johannes: Wir, Mutter.

Frau Vockerat: Du, Johannes?

Johannes: Wir, Fräulein Anna und ich. — Wer is denn draußen?

Frau Vockerat, ziemlich ungehalten: Na, Hannes! Du hätteſt doch wirklich Licht machen können. Das is doch nich ... So im Dunkeln ... Sie ſteckt die Lampe an. Fräulein Anna und Johannes rühren ſich nicht.

Frau Vockerat: Hannes!

Johannes: Ja, Mutter!

Frau Vockerat: Kannſt Du mal mitkommen? Ich möchte Dir was ſagen.

Johannes: Geht das nicht hier auch, Mutter?

Frau Vockerat: Wenn Du keine Zeit für mich übrig haſt, dann ſag's doch einfach.

Johannes: Ach, Mutter ... Natürlich komm ich. Entſchuldigen Sie, Fräulein. Ab mit Frau Vockerat in das Studierzimmer.

Fräulein Anna fängt ganz leiſe ſchlichte Akkorde zu greifen an. Dann ſingt ſie dazu mit gedämpfter Stimme: „Zum Tode gequält durch Gefangenſchaft, biſt du jung geſtorben. Im Kampfe für dein Volk haſt du deinen ehrlichen Kopf niedergelegt.“ Sie hält inne. Herr Braun iſt eingetreten.

Fräulein Anna wendet ſich mit dem Drehſeſſel herum: Guten Abend, Herr Braun!

Braun: Ich wollte nicht ſtören. Guten Abend, Fräulein!

Fräulein Anna: Man ſieht Sie ja ſo ſelten.

Braun: Ach, wieſo?

Fräulein Anna: Es wurde mehrmals nach Ihnen gefragt.

Braun: Wer hat denn nach mir gefragt? Hans gewiß nicht.

Fräulein Anna: Herr Johannes? Nein. — Frau Käthe.

Braun: Sehn Sie! — Aufrichtig, ich ... Ach, das iſt ja jetzt alles Nebenſache. Pauſe.

Fräulein Anna: Wir ſind, ſcheint's, heut in einer Stimmung, daß wir uns eigentlich was Luſtiges erzählen ſollten. Wiſſen Sie nicht was? Man muß ſich manchmal zum Lachen zwingen. Irgend eine Anekdote oder ſo ...

Braun: Nein! wahrhaftig nein!

Fräulein Anna: Ich glaube wirklich, Sie verſtehen den Sinn des Lachens nicht. Pauſe.

Braun: Ich bin eigentlich — gekommen, Fräulein — um etwas Ernſtes mit Ihnen zu beſprechen.

Fräulein Anna: Sie? — mit mir?

Braun: Ja, Fräulein Anna!

Fräulein Anna erhebt ſich: Nun bitte! Ich höre. Begibt ſich an den Tiſch, bindet den Strauß Immortellen auf und fängt an, ſie zu ordnen und aufs neue zu ordnen.

Braun: Ich ſaß damals in ſchweren Konflikten. Ich meine, damals — als wir uns kennen lernten — in Paris. Es waren ja im Grunde Lappalien. Nichts iſt ſchließlich ſo gleichgültig als: ob man mit oder ohne Rückſicht malt. Kunſt iſt Luxus — und heutzutage Luxusarbeiter ſein, iſt ſchmachvoll unter allen Umſtänden. Damals war Ihr Umgang jedenfalls der Rausreißer für mich. Und — was ich hauptſächlich ſagen wollte: ich habe Sie damals achten und ſchätzen gelernt.

Fräulein Anna, beim Ordnen der Blumen, leicht: Was Sie ſagen, iſt zwar wenig zart — aber reden Sie nur weiter.

Braun: Wenn Worte wie die Sie verletzen, Fräulein — dann bedaure ich ... dann verwirren ſich meine Begriffe.

Fräulein Anna: Das tut mir leid, Herr Braun!

Braun: Es iſt mir peinlich und unangenehm. Man ſollte die Dinge einfach laufen laſſen. Wenn es nur nicht ſo entſetzlich folgenſchwere Dinge wären. Aber man kann doch nicht ...

Fräulein Anna ſummt vor ſich hin: Spinne, ſpinne, Töchterlein! — Katzenpfötchen. — Ich höre, Herr Braun!

Braun: Wenn ich Sie ſo anſehe, Fräulein, ſo kann ich mich wirklich des Gefühls nicht erwehren ... Sie ſcheinen ſich gar nicht bewußt zu ſein ... Sie ſcheinen den ganzen furchtbaren Ernſt der Sache gar nicht zu würdigen.

Fräulein Anna ſummt: Sah ein Knab ein Röslein ſtehn.

Braun: Man hat doch ſchließlich ein Gewiſſen. Ich kann mir nicht helfen, Fräulein: ich muß an Ihr Gewiſſen appellieren.

Fräulein Anna, nach einer kleinen Pauſe, kühl und leicht: Wiſſen Sie, was Papſt Leo der Zehnte über das Gewiſſen ſagte?

Braun: Das weiß ich nicht, das liegt mir auch wirklich in dieſem Augenblick ziemlich fern, Fräulein.

Fräulein Anna: Es ſei ein bösartiges Tier, ſagte er, das den Menſchen gegen ſich ſelbſt bewaffne. — Aber bitte, bitte! Ich bin wirklich ganz Ohr.

Braun: Ich weiß nicht, es liegt doch eigentlich auf der Hand. Sie müſſen das doch auch ſehn — daß es ſich hier um Leben und Tod einer ganzen Familie handelt. Ich dächte mir, ein einziger Blick auf die junge Frau Vockerat, ein einziger Blick muß einem doch da jeden Zweifel vollſtändig benehmen. Ich dächte mir ...

Fräulein Anna, nun ernſt: Ach ſo! Das iſt es alſo. Nun, weiter, weiter!

Braun: Ja, und — ja — und Ihr Verhältnis zu Johannes.

Fräulein Anna, abweiſend: Herr Braun! — Sie bis hierher anzuhören, glaubte ich dem Freunde meines Freundes ſchuldig zu ſein. Was Sie nun noch ſprechen, ſprechen Sie in den Wind.

Braun, kurze Verlegenheitspauſe. Dann wendet er ſich, nimmt ſeinen Hut und Überzieher und entfernt ſich mit der Geſte eines Menſchen, der das Mögliche getan hat.

Fräulein Anna wirft das Bukett weg, ſobald Braun hinaus iſt, und geht einige Male heftig auf und ab. Sie wird ruhiger und trinkt Waſſer. **Frau Vockerat** vom Flur.

Frau Vockerat ſieht ſich ängſtlich überall um, kommt haſtig auf Anna zu, nachdem ſie ſich vergewiſſert hat, daß ſie allein iſt: Ich bin in ſo großer Angſt — meines Hannes wegen. Hannes is ſo ſchrecklich heftig, Sie wiſſen ja. Und nun liegt mir etwas auf der Seele. Ich kann's nicht mehr unterdrücken, Fräulein! — Fräulein! — Fräulein Anna! Sie fleht Anna an, mit einer rührenden, flehenden Gebärde.

Fräulein Anna: Ich weiß, was Sie wollen.

Frau Vockerat: Hat Herr Braun mit Ihnen geſprochen?

Fräulein Anna will mit Ja antworten, die Stimme verſagt ihr, dann überwältigt ſie ein Anfall von Weinen und Schluchzen.

Frau Vockerat, um ſie bemüht: Fräulein Anna! Liebes Fräulein! Wir müſſen den Kopf oben behalten. O Jeſu Chriſt, daß nur nicht Hannes kommt. Ich weiß ja nicht, was ich tue. Fräulein, Fräulein!

Fräulein Anna: Es war nur ... es iſt ſchon vorüber. Sie brauchen ſich nun nicht mehr ängſtigen, Frau Vockerat!

Frau Vockerat: Ich habe auch mit Ihnen Mitleid. Ich müßte ja kein Menſch ſein. Sie haben Schlimmes durchgemacht im Leben. Das geht mir ja alles tief zu Herzen. Aber Johannes ſteht mir nun doch einmal näher. Ich kann's doch nicht ändern. Und Sie ſind ja auch noch ſo jung, ſo jung, Fräulein. In Ihrem Alter überwindet man ja noch ſo leicht.

Fräulein Anna: Es iſt mir entſetzlich peinlich, daß es ſo weit gekommen iſt.

Frau Vockerat: Ich habe es nie getan. Ich kann mich nicht beſinnen, daß ich mal jemand die Gaſtfreundſchaft verweigert hätte. Aber ich weiß keinen andern Weg. Es iſt der letzte Ausweg für uns alle. — Ich will nicht richten in dieſem Augenblick. Ich will zu Ihnen ſprechen, eine Frau zur Frau — und als Mutter will ich zu Ihnen ſprechen. *Mit tränenerſtickter Stimme:* Als Mutter meines Johannes will ich zu Ihnen kommen. *Sie erfaßt Annas Hand.* Geben Sie mir meinen Johannes! Geben Sie einer gemarterten Mutter ihr Kind wieder! *Sie iſt auf einen Stuhl geſunken und benetzt Annas Hand mit Tränen.*

Fräulein Anna: Liebe, liebe Frau Vockerat! Das ... erſchüttert mich tief. — Aber — kann ich denn etwas wiedergeben? Hab ich denn etwas genommen?

Frau Vockerat: Das wollen wir lieber beiſeite laſſen. Das will ich nicht unterſuchen, Fräulein. Ich will nicht unterſuchen, wer der Verführer iſt. So viel weiß ich nur: mein Sohn hat ſein Lebelang nie ſchlimme Neigungen gehabt. Ich war ſeiner ſo ſicher — daß ich noch heut gar nicht begreife ... *Sie weint.* Es war Vermeſſenheit, Fräulein Anna.

Fräulein Anna: Was Sie auch ſagen, Frau Vockerat, ich kann mich nicht verteidigen gegen Sie ...

Frau Vockerat: Ich möchte Ihnen nicht wehe tun. Ich möchte Sie nicht erbittern, um Himmels willen. Ich bin ja in Ihrer Hand. Ich kann Sie nur immer wieder bitten und bitten in meiner furchtbaren Herzensangſt. Laſſen Sie Johannes los — eh alles verſcherzt iſt — eh Käthes Herz bricht. Haben Sie Erbarmen!

Fräulein Anna: Frau Vockerat! Sie erniedrigen mich ſo ſehr ... Mir iſt zumute, als ob ich geſchlagen würde, und ... Aber nein — ich will Ihnen nur einfach ſagen: es iſt beſchloſſene Sache, daß ich gehe. Und wenn es ſich nur darum handelt …

Frau Vockerat: Was werden Sie nun ſagen, Fräulein? Ach, es geht mir kaum über die Zunge. Es ſind nämlich gewiſſe Verhältniſſe … Es müßte nämlich gleich ſein … Sie müßten womöglich noch in dieſer Stunde …

Fräulein Anna nimmt die Sachen, die ſie abgelegt hatte, zuſammen.

Frau Vockerat: Ich habe keine Wahl mehr, Fräulein. Kleine Pauſe.

Fräulein Anna, die Sachen überm Arm, nimmt langſamen Schrittes die Richtung nach der Flurtür. Vor Frau Vockerat bleibt ſie ſtehn: Konnten Sie denken, daß ich noch zögern würde?

Frau Vockerat: Gott geleite Sie, Fräulein?

Fräulein Anna: Adieu, Frau Vockerat!

Frau Vockerat: Werden Sie Hannes ſagen, was wir geſprochen haben?

Fräulein Anna: Seien Sie unbeſorgt, Frau Vockerat!

Frau Vockerat: Behüt Sie Gott, Fräulein Anna! Anna ab durch die Flurtür. Frau Vockerat atmet befreit auf, eilt ſchnell ab ins Schlafzimmer. Auf der Veranda erſcheint eine Laterne. Der alte Vockerat, in Kaiſermantel und Plüſchmütze, tritt ein, hinter ihm ein Wagenſchieber von der Bahn, mit Paketen bepackt.

Vockerat, über und über vergnügt: So! — Niemand hier? Legen Sie die Sachen hier hin. Warten Sie! Er ſucht im Portemonnaie. Hier, für die Mühe.

Der Blaukittel: Ich dank vielmals ſchön!

Vockerat: Warten Sie mal, lieber Mann. *Er ſucht in ſeinen Überziehertaſchen.* Ich weiß doch — ich hatte doch noch paar Exemplare — Palmzweige ... Hier! *Er übergibt ihm einige Heftchen.* Ein frommer Mann hat ſie geſchrieben. Wahre Erlebniſſe. Es gereiche Ihnen zum Segen! *Er drückt dem verblüfften Blaukittel die Hand; der weiß nichts zu ſagen und entfernt ſich ſtumm. Vockerat hängt Mantel und Mütze auf, ſieht ſich um, reibt ſich vergnügt die Hände und horcht dann an der Schlafſtubentür. Als hinter ihr Geräuſch entſteht, nimmt er reißaus und verſteckt ſich hinter dem Ofen.*

Frau Käthe *kommt aus der Schlafſtube, ſieht die Pakete, den Mantel, die Mütze:* Ja, lieber Gott! das ſind doch ... das iſt doch ... das ſind doch Papachens Sachen.

Vockerat *ſtürzt wie ein Wirbelwind hinter ſeinem Ofen hervor, lachend und weinend zugleich, alles nur ſo hervorſprudelnd. Er umarmt und küßt Käthe wiederholt:* Tochter! Herzenskäthe! *Kuß.* Wie geht's Euch? Was macht Ihr? Seid Ihr alle geſund und munter? *Kuß.* Nein, Ihr könnt Euch nicht denken ... *Er gibt Käthe frei.* Ihr könnt Euch nicht denken, wie ich mich gefreut hab auf den Tag. *Faſt in einem Lachen:* Was macht der Prinz, ha ha ha? Wie befindet ſich ſeine Hoheit, ha ha? Seine Hoheit Prinz Schnudi, ha ha ha ha? Ach, ich danke dem lieben Gott, daß ich nun wieder endlich hier bin. *Ein wenig erſchöpft:* Weißt Du, — *nimmt die Brille ab und reinigt die Gläſer* — es is auf die Dauer doch nichts mit dem Alleinſein. — Ha ha! Es lebt der Menſch nicht gern allein, es müſſen immer zweie ſein, ha ha ha ha! — Tja, tja, ſo geht's! — und dann gab's auch viel Arbeit, weißt Du — mit dem Dung fahren.

Der Dünger, ha ha ha! der is Gold für den Landwirt. Paſtor Pfeiffer beſuchte mich neulich, der hielt ſich drüber auf, daß wir die Dunggrube ſo nah beim Hauſe haben. Lacht. Ich hab ihm aber geſagt: lieber Paſtor, ſag ich, das is unſere Goldgrube, ha ha ha ha! Na, wo ſteckt nun meine alte, treue Hausehre — und mein Hannes? Betrachtet Käthe genauer. Ich weiß nicht, macht's die Lampe? Du ſcheinſt mir immer noch nicht ſo ganz wie früher, Käthchen!

Frau Käthe, ihre Bewegung ſchwer verbergend: Ach — Papachen! ich fühl mich ganz ... Fällt ihm um den Hals. Ich freu mich ſo, daß Du gekommen biſt.

Vockerat: Ich hab Dich wohl ... ich hab Dich wohl 'n bißchen erſchreckt, Käthe?

Frau Vockerat erſcheint in der Flurtüre.

Vockerat, aufs neue außer ſich: Kuckuck, ha ha ha, ha! Da kommt ſie an. Er und ſeine Frau fliegen einander ſtumm in die Arme. Weinen und Lachen.

Frau Käthe ab, von Rührung überwältigt.

Vockerat, nach der Umarmung ſeiner Frau den Rücken klopfend: So, ſo! altes, treues Herz. — Das war unſre längſte Trennung. — Nun fehlt bloß noch Johannes.

Frau Vockerat, nach kurzem Zögern: Auch der Beſuch iſt noch da.

Vockerat: Ein Beſuch? So!

Frau Vockerat: Ja, das Fräulein!

Vockerat: So! — Welches Fräulein?

Frau Vockerat: Du weißt ja! Fräulein Mahr.

Vockerat: Ich denke, die is abgereiſt. Uebrigens, hier gibt's Eßware. Er beſchäftigt ſich mit ſeinen Paketen. Hier hab ich Butter mitgebracht. Mit Eiern hab ichs diesmal gelaſſen. Ich denk' noch mit Schrecken ans letzte Mal. Hier! — für Hannes — ſelbſtfabrizierter Käſe. Das muß alles bald in den Keller. Hier, ein Schinken. Ich ſag Dir, Marthchen, was Delikates! wie Lachs. — Aber Du ſagſt ja gar nichts. Du biſt doch geſund?

Frau Vockerat: Ja, Papa. — Aber — ich weiß nicht — ich hab etwas auf dem Herzen. Ich wollte Dir's eigentlich nicht ſagen — aber — ich ... Du biſt mein treu'ſter Lebensgefährte. Ich kann's allein nicht mehr tragen. — Unſer Sohn ... unſer Johannes — war nahe daran ...

Vockerat ſtutzt, wird ängſtlich: Was, Hannes, unſer Hannes? Was? Ja was denn?

Frau Vockerat: Aber reg Dich nicht auf. Mit Gottes Hülfe iſt ja alles nun glücklich beigelegt. Das Fräulein geht ja nun wenigſtens bald aus dem Hauſe.

Vockerat, tief erſchüttert: Martha!! Das *kann* nicht wahr ſein!

Frau Vockerat: Ich weiß ja auch nicht — wie weit ſie gegangen ſind, nur — nur ... Es war eine ſchreckliche Zeit für mich.

Vockerat: Die Hand hätt ich mir abhauen laſſen, Martha, ohne Bedenken. — *Mein* Sohn — Martha! *mein* Sohn — pflicht- und ehrvergeſſen?!

Frau Vockerat: Ach, Männchen, Du mußt es erſt ſehn, Du mußt's erſt ſelbſt unterſuchen. Ich weiß ja nicht . . .

Vockerat geht umher, bleich, murmelnd: Dein Wille geſchehe! Dein Wille geſchehe!

Frau Vockerat weint ſtill.

Vockerat bleibt vor ihr ſtehen, dumpf: Martha, — irgendwo muß die Schuld ſtecken. — Laß uns nachſinnen.

Frau Vockerat: Wir haben es ſtillſchweigend geduldet. Mehr und mehr ſind die Kinder von Gott und dem rechten Weg abgekommen.

Vockerat: Da haſt Du recht. Das iſt es auch. Dafür werden wir nun geſtraft. Beide Hände ſeiner Frau ergreifend: Aber laß uns Gott bitten — in tiefer Demut — Tag und Nacht. Laß uns Gott bitten, Martha.

Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt

Die neuen Vorgänge ſchließen ſich faſt unmittelbar an die des vierten Aktes an. Das Zimmer iſt leer. Die brennende Lampe ſteht noch auf dem Tiſch.

Johannes kommt haſtig und voll Zorn durch die Flurtür: Mutter! Öffnet die Schlafſtubentür. Mutter!!

Frau Vockerat kommt aus der Schlafſtube: Na, was gibts denn, Junge?! Was machſt De denn ſolchen Lärm! Du weckſt ja Philippchen auf.

Johannes: Mutter! ich möchte wiſſen, wer Dir ein Recht gibt — Gäſte aus meinem Hauſe hinauszuweiſen.

Frau Vockerat: Nee, Junge ... Das is mir nich eingefallen. Ich hab keinen Menſchen hinausgewieſen.

Johannes geht zornig umher: Mutter, Du lügſt!

Frau Vockerat: Das magſt Du Deiner Mutter ins Geſicht ſagen, Hannes?!

Johannes: Ich muß es Dir ſagen, denn es iſt ſo. Fräulein Anna iſt im Begriff zu gehen, und ...

Frau Vockerat: Hat ſie geſagt, daß ich ihr das Haus verboten hätte?

Johannes: Das braucht ſie mir nicht zu ſagen. Das weiß ich.

Frau Vockerat: Wie willſt Du denn das wiſſen, Junge?

Johannes: Sie geht. So lange habt Ihr gebohrt und gebohrt. Aber ich ſage Dir: ich lege mich vor die Tür. Ich nehme den Revolver — er nimmt einen aus dem Bücherſchrank — hier! halte mir ihn vor den Kopf. Und wenn ſie geht, dann drücke ich los, ſo wahr wie ich lebe!

Frau Vockerat, erſchreckt und geängſtet, will ihm in den Arm fallen: Hannes! ... willſt Du wohl! Willſt Du wohl das laſſen!

Johannes: Ich gebe Dir mein Wort ...

Frau Vockerat ruft: Papachen, Papachen! ſo komm doch! Wie leicht kann's losgehen und ... Papachen! bring doch den Jungen zur Vernunft.

Der alte **Vockerat** tritt aus dem Schlafzimmer.

Johannes: V—ater! Plötzlich ernüchtert, läßt den Revolver ſinken.

Vockerat: Ja, ich ... ich bin's — und ſo ... ſo muß ich Dich wiedertreffen.

Johannes: Was ſoll das bedeuten, Mutter?

Vockerat, auf ihn zu, ernſt und feierlich: Daß Du Dich beſinnen ſollſt, Sohn — das ſoll es bedeuten.

Johannes: Was führt Dich denn zu uns?

Vockerat: Gottes Wille, tja! Der Wille Gottes führt mich zu Euch.

Johannes: Hat Mutter Dich gerufen?

Vockerat: Ja, Hannes!

Johannes: Aus welchem Grunde?

Vockerat: Um Dir als Freund beizuſtehen, tja!

Johannes: Inwiefern brauche ich Beiſtand?

Vockerat: Inſofern Du ſchwach biſt, Hannes! Ein ſchwacher Menſch, wie wir alle, tja!

Johannes: Und wenn ich nun ſchwach bin, womit willſt Du mir helfen?

Vockerat kommt ihm nahe, faßt ſeine Hand: Ich will Dir ſagen, wie lieb wir Dich alle haben, tja! Und dann wollt ich Dir noch ſagen, daß Gott Freude hat über einen Sünder, tja, über einen Sünder, der Buße tut.

Johannes: Ein Sünder bin ich alſo?

Vockerat, immer mit Milde: Ein großer Sünder, tja — vor Gott.

Johannes: Wieſo habe ich geſündigt?

Vockerat: Wer ein Weib anſieht, um ihrer zu begehren, ſagt Chriſtus, tja! — Und Du haſt mehr getan, tja, tja!

Johannes macht eine Gebärde, als ob er ſich die Ohren zuhalten wolle: Vater ...

Vockerat: Verſchließ Dich nicht, Hannes! Gib mir die Hand, der Sünder dem Sünder, und nimm mich an. Nimm mich zum Mitſtreiter an.

Johannes: Ich muß Dir ſagen, Vater: ich ſtehe auf einem andern Boden als Du.

Vockerat: Du ſtehſt auf einem abſchüſſigen Boden.

Johannes: Wie kannſt Du das ſagen, Vater! Du kennſt ja den Boden nicht, auf dem ich ſtehe. Meinen Weg kennſt Du ja nicht.

Vockerat: O ja! Es war der breite Weg ins Verderben. Ich habe Dich wohl beobachtet im Stillen, tja! und außer mir ein Höherer: Gott. Und weil ich das wußte, habe ich verſäumt, meine Pflicht zu tun, tja! Heut aber komme ich zu Dir in ſeinem Namen und ſage Dir: kehre um! Du ſtehſt vor einem Abgrund.

Johannes: Ich muß Dir ſagen, Vater! ... Deine Worte ſind gut und treu gemeint, aber — ſie finden in mir keinen Widerhall. Deine Abgründe fürchte ich nicht. Aber es gibt andere Abgründe, und daß Ihr mich dort nicht hinuntertreibt — davor nehmt Euch in acht.

Vockerat: Nein, Hannes! ... nein ...

Johannes: Es iſt nicht wahr, daß, wer ein Weib anſieht ihrer zu begehren, die Ehe bricht! Ich habe gekämpft und gekämpft ...

Vockerat: Nein, Hannes! Nein. Ich habe Dir oft geraten, und Du biſt gut dabei gefahren. Ich ſage Dir heut, belüge Dich nicht, mach ein Ende. Denk an Deine Frau, an Dein Philippchen, und auch an Deine alten Eltern denke ein wenig. Häufe nicht ...

Johannes: Soll ich nicht auch an mich ſelbſt denken, Vater?

Vockerat: Dir wird frei und leicht ſein nach dem Entſchluß.

Johannes: Und wenn's nicht ſo iſt?

Vockerat: Verlaß Dich auf mich, es wird ſo ſein.

Johannes: Und wenn ... und Fräulein Anna?

Vockerat: Die Weltkinder, Hannes, überwinden leicht.

Johannes: Und wenn ſie nun nicht leicht überwindet?

Vockerat: Dann iſt es nicht Gottes Wille geweſen.

Johannes: Nun, Vater — ich bin anderer Anſicht.

Wir verſtehen uns nicht. Wir werden uns in dieſer Angelegenheit wohl überhaupt niemals verſtehen.

Vockerat, immer noch nach Möglichkeit gütig: Es iſt ... es iſt hier gar nicht von Verſtehen die Rede. Du verkennſt das Verhältnis, tja, tja! Das Verhältnis iſt ein ganz andres. Du haſt es auch früher ſehr wohl gewußt. Darauf kommt es nicht an. Auf das Einigen kommt es nicht an.

Johannes: Sei mir nicht böſe, Vater, aber worauf denn?

Vockerat: Auf den Gehorſam, mein ich, kommt es an, tja!

Johannes: Du meinſt: ich ſollte alles tun, was Du willſt, auch wenn's mir nicht recht erſcheint?

Vockerat: Ich werde Dir nichts Unrechtes raten, tja! Es tut mir leid, Dir's ſagen zu müſſen ... Dir ſo etwas erſt vorhalten zu müſſen, tja! Wir haben Dich groß gezogen, nicht ohne Sorgen und ſchlafloſe Nächte. Wir haben Dich gepflegt und kein Opfer geſcheut, als Du krank warſt, und Du biſt viel krank geweſen in Deiner Jugend, Hannes! tja! Wir haben alles gern und mit Freuden getan.

Johannes: Ja, Vater! und dafür bin ich Euch dankbar.

Vockerat: Das ſagt man, und man ſagt ein Wort. Taten, Taten will ich ſehen. Ein frommer, ein reiner, ein gehorſamer Menſch ſein, tja: das iſt die rechte Dankbarkeit.

Johannes: Du meinſt alſo, ich ſei undankbar; ich lohne der Mühe nicht?

Vockerat: Weißt Du noch, wie Du als Kind immer gebetet haſt — im Bettchen, tja! — Abends und morgens?

Johannes: Was denn, Vater?

Vockerat: Ach lieber Gott, ich bitte Dich, ein frommes Kind laß werden mich. Sollt ich aber das nicht werden ...

Johannes: So nimm mich lieber von der Erden. Du meinſt alſo, es wäre beſſer geweſen, Ihr hättet mich begraben?

Vockerat: Wenn Du fortfährſt, den abſchüſſigen Weg zu wandeln, wenn ... tja! — wenn Dein Herz ſtarr bleibt ...

Johannes: Ich meine faſt auch, es wäre beſſer geweſen. Kleine Pauſe.

Vockerat: Komm zu Dir ſelber, Sohn. Denk derer, Hannes, tja! die Dich ermahnt haben, denk an Paſtor Pfeiffer, Deinen frommen Lehrer und Seelſorger. Vergegenwärtige Dir ...

Johannes, außer ſich: Vater! laß mich mit meinen Lehrern in Ruh, wenn ich nicht lachen ſoll. Erinnere mich nicht an dieſe Geſellſchaft von Schafsköpfen, die mir das Mark aus den Knochen erzogen haben.

Frau Vockerat: O, himmliſcher Vater!

Vockerat: Still, Marthchen, ſtill! Zu Johannes: Das haben Deine Lehrer und wir nicht verdient.

Johannes, ſchreiend: Gebrochen haben ſie mich.

Vockerat: Du frevelſt, Hannes!

Johannes: Ich weiß, was ich ſage: gebrochen habt Ihr mich.

Vockerat: Lohnſt Du ſo unſre Liebe?

Johannes: Eure Liebe hat mich gebrochen.

Vockerat: Ich kenne Dich nicht mehr wieder. Ich verſtehe Dich nicht mehr.

Johannes: Das glaub ich ſelbſt, Vater. Ihr habt mich nie verſtanden und werdet mich nie verſtehen. Kleine Pauſe.

Vockerat: Nun gut, Hannes! Ich bin zu Ende. Ich ahnte nicht, daß es ſchon ſo weit gekommen war. Ich hatte Hoffnung, aber meine Mittel verſagen. Hier kann nur Gott noch helfen. Komm, alte Martha! wir haben nun nichts mehr zu ſuchen hier, tja! Wir wollen uns irgendwo verſtecken und warten, bis der liebe Gott uns abruft. Er wendet ſich aufs neue zu Johannes: Aber, Hannes! Eins muß ich Dir noch ſagen: halt Deine Hände — hörſt Du! frei von Blut. Lade nicht dies noch auf Dich! — Haſt Du Dir Käthe mal recht betrachtet? Weißt Du, daß wir für ihr Gemüt fürchten? Haſt Du Dir das arme, liebe Weſen mal recht angeſchaut, tja? Iſt Dir denn ſchon mal klar geworden, was Ihr aus ihr gemacht habt? Laß Dir mal erzählen von Mutter, wie ſie die Nacht über Deinen Bildern geweint und geſchluchzt hat. Alſo noch einmal, Hannes! laß kein Blut an Deine Hände kommen. Und nun ſind wir fertig, tja! Komm, Marthchen, komm!

Johannes, nach kurzem Kampf: Vater!! Mutter!!

Frau Vockerat und Vockerat wenden ſich. Johannes fliegt in ihre Arme: Johannes! Pauſe.

Johannes, mit leiſer Stimme: Nun ſagt, was ich tun ſoll?

Vockerat: Halte ſie nicht. Laß ſie ziehen, Hannes.

Johannes: Ich verſpreche Dir's. Er iſt erſchöpft und muß ſich auf einen Stuhl niederlaſſen. Frau Vockerat eilt freudig bewegt ins Schlafzimmer.

Vockerat ſtreichelt den Daſitzenden, küßt ihn auf die Stirn: Und nun — Gott gebe Dir Kraft, tja! Ab ins Schlafzimmer.

Johannes ſitzt einen Augenblick ſtill; dann ſchrickt er zuſammen, wird unruhig, erhebt ſich, ſpäht in die Finſternis vom Fenſter aus, öffnet die Flurtür.

Johannes: Iſt jemand hier?

Fräulein Anna: Ich bin's, Herr Johannes! Sie kommt herein.

Johannes: Wollten Sie fort ohne Abſchied? Er geht umher.

Fräulein Anna: Ich war wirklich unſchlüſſig einen Moment lang. Aber nun iſt's ja gut ſo.

Johannes: Ich bin in einer furchtbaren Lage. Mein Vater iſt hier. Ich hab ihn nie ſo geſehen. Der frohe und heitre Menſch. Ich kann mich dem Eindruck nicht mehr entziehen. Und auf der andern Seite ſoll ich zuſehen, wie Sie von uns fortgehn, Fräulein, und . . .

Fräulein Anna: Sehen Sie, Herr Doktor, ich hätte ja ſo wie ſo gehen müſſen.

Johannes: Aber Sie ſollen nicht gehn! Sie dürfen nicht fortgehn. Am allerwenigſten jetzt, jetzt in dieſem Augenblick. Hat ſich hingeſetzt, ſtützt die Stirn in die Hand; tiefes Stöhnen entringt ſich ſeiner Bruſt.

Fräulein Anna, mit einer bewegten, kaum hörbaren Stimme: Herr Doktor! Legt ihre Hand leiſe auf ſein Haar.

Johannes richtet ſich auf, ſeufzt: Ach, Fräulein Anna!

Fräulein Anna: Denken Sie doch daran — was wir geſprochen haben — noch vor kaum einer Stunde. — Wollen wir nicht aus der Not eine Tugend machen?

Johannes erhebt ſich, geht heftig umher: Ich weiß nicht, was wir geſprochen haben. Mein Kopf iſt leer und wüſt und gepeinigt. Ich weiß auch nicht, was ich mit meinem Vater geredet habe. Ich weiß *nichts*. Leer und wüſt iſt mein Kopf.

Fräulein Anna: Ach, es wäre wohl ſchön, Herr Johannes, wenn unſre letzten Minuten klare Minuten wären.

Johannes, nach kurzem Ringen: Helfen Sie mir, Fräulein Anna! Nichts Hohes, nichts Stolzes iſt mehr in mir. Ich bin ein anderer geworden. Nicht einmal der bin ich in dieſem Augenblick, der ich war, eh Sie zu uns kamen. Ich habe nur noch Ekel in mir und Lebenswiderwillen. Mir iſt alles entwertet, beſchmutzt, beſudelt, entheiligt, in den Kot gezogen. Aber ich fühle, daß ich etwas war, durch Sie, Ihre Gegenwart, Ihre Worte — und wenn ich das nicht wieder ſein kann, dann — dann kann mir auch alles andre nichts mehr nutzen. Dann mach ich einen Strich unter die Rechnung und — *ſchließe — ab*. Er geht umher, bleibt vor Anna ſtehen. Geben Sie mir einen Anhalt. Geben Sie mir etwas, woran ich mich aufrichten kann. Einen Anhalt. Ich breche zuſammen. Eine Stütze. Alles in mir bricht zuſammen, Fräulein.

Fräulein Anna: Herr Doktor! Es tut mir ſehr weh, Sie ſo zu ſehn. Ich weiß kaum, womit ich Sie ſtützen ſoll. Aber an eins ſollten Sie ſich erinnern. Wir haben es voraus geſehen. Ein Tag früher, ein Tag ſpäter, wir mußten auf alles gefaßt ſein, Herr Doktor!

Johannes ſteht ſtill, ſinnt nach.

Fräulein-Anna: Nun? Erinnern Sie ſich jetzt? Wollen wir den Verſuch machen damit? Sie wiſſen ſchon, womit. — Wollen wir uns ein Geſetz geben — und danach handeln? Wir beide allein, — unſer ganzes Leben lang, wenn wir uns auch nie wiederſehn — nach dem einen, eignen Geſetz? Wollen wir? Es gibt ſonſt nichts, was uns verbinden kann. Wir dürfen uns nicht täuſchen darüber. Alles andre trennt uns. Wollen wir? Wollen Sie einſchlagen?

Johannes: Ich fühle wohl, — daß mich das halten könnte. Ich könnte auch arbeiten, ohne Hoffnung, das Ziel zu erreichen. Aber wer bürgt mir? Wo nehme ich den Glauben her? Wer ſagt mir, ob ich mich nicht abquäle für ein Nichts?

Fräulein Anna: Wenn wir wollen, Herr Johannes, wozu brauchen wir Glauben und Garantieen?

Johannes: Aber wenn mein Wille nicht ſtark iſt?

Fräulein Anna, ganz leiſe: Wenn der meine ſchwach wird, will ich an den denken, der unter demſelben Geſetz ſteht. Und ich weiß gewiß, das wird mich aufrichten. — Ich werde an Sie denken, Herr Johannes!

Johannes: Fräulein Anna — — Nun gut, ich will! ich will! — Die Ahnung eines neuen, freien Zuſtandes, einer fernen Glückſeligkeit gleichſam, die in uns geweſen iſt — die wollen wir bewahren. Was wir einmal gefühlt haben, die Möglichkeit, die wir gefühlt haben, ſoll von nun an nicht mehr verloren gehn. Gleichviel, ob ſie Zukunft hat oder nicht, ſie ſoll bleiben. Dies Licht ſoll fortbrennen in mir, und wenn es erliſcht, ſo erliſcht mein Leben. *Beide ſtumm und erſchüttert.* Ich danke Ihnen, Fräulein Anna!

Fräulein Anna: Leben Sie wohl, Johannes!

Johannes: Wohin reiſen Sie nun?

Fräulein Anna: Vielleicht nach Norden — vielleicht nach Süden.

Johannes: Wollen Sie mir nicht ſagen, wohin?

Fräulein Anna: — Aber iſt's nicht beſſer, Sie fragen mich nicht danach?

Johannes: Aber wollen wir uns nicht hie und da ... nur ein paar Worte ... nur kurze Nachrichten vielleicht ... was wir treiben, wo wir uns aufhalten ...

Fräulein Anna *ſchüttelt den Kopf, traurig lächelnd:* Dürften wir das? Iſt es nicht die größte Gefahr, daß wir an uns ſelbſt ſcheitern? Und wenn wir ſcheitern — dann ſind wir auch noch betrogen.

Johannes: Nun gut — ich trage die Laſt. Ich halte ſie feſt — und wenn ſie mich zerdrückt. Hat Annas Hand gefaßt. — Leben Sie wohl!

Fräulein Anna, mit Überwindung, bleich und rot werdend, zuweilen verlegen, immer tief bewegt: Johannes! noch eins: — dieſer Ring — iſt einer toten Frau vom Finger gezogen, die — ihrem — Mann ... die ihrem Mann nach Sibirien gefolgt iſt. Die treu mit ihm ausgehalten hat — bis ans Ende. Leis humoriſtiſch. Unſer Fall iſt umgekehrt.

Johannes: Fräulein Anna! Er führt ihre Hand an ſeinen Mund und hält ſie dort feſt.

Fräulein Anna: Ich habe nie andern Schmuck getragen. Wenn man ſchwach wird, muß man an *ſeine* Geſchichte denken. Und wenn Sie ihn anſehen — in Stunden der Schwäche — dann — denken Sie dabei auch — an die — die fern von Ihnen — einſam wie Sie — denſelben heimlichen Kampf kämpft. — Leben Sie wohl!

Johannes, außer ſich: *Niemals, niemals* ſollen wir uns wiederſehn!

Fräulein Anna: Wenn wir uns wiederſehen, haben wir uns verloren.

Johannes: Aber wenn ich es nur ertragen werde!

Fräulein Anna: Was uns nicht niederwirft, das macht uns ſtärker. Sie will gehen.

Johannes: Anna! Schweſter.

Fräulein Anna, immer unter Tränen: Bruder Johannes.

Johannes: Soll ein Bruder — ſeine Schweſter nicht küſſen dürfen — bevor ſie ſich trennen, auf ewig?

Fräulein Anna: Hannes, nein.

Johannes: Ja, Anna! ja, ja! Er umſchlingt ſie und beider Lippen finden ſich in einem einzigen, langen, inbrünſtigen Kuſſe, dann reißt Anna ſich los und verſchwindet. Ab über die Veranda.

Johannes ſteht einen Augenblick wie betäubt, dann geht er mit großen Schritten umher, fährt ſich durch die Haare, ſeufzt, ſeufzt ſtärker, bleibt ſtehen, lauſcht. Plötzlich kommt ein Rauſchen fernher. Der ankommende Eiſenbahnzug, der durch den Wald raſt. Johannes öffnet die Verandatür und horcht hinaus. Das Rauſchen wird ſtärker und verſtummt dann. Das Läuten der Bahnhofsglocke wird vernehmlich. Sie läutet ein zweites Mal — ein drittes Mal. Ein Pfiff gellt. Johannes will in ſein Zimmer, unterwegs bricht er auf einem Stuhl zuſammen. Sein Körper windet ſich vor Weinen und Schluchzen. Auf der Veranda liegt blaſſes Mondlicht. — Im anſtoßenden Zimmer entſteht Geräuſch. Es wird laut geſprochen. Johannes ſpringt auf, nimmt die Richtung auf ſein Zimmer, bleibt ſtehn, überlegt einen Augenblick und eilt ſo ſchnell als möglich über die Veranda ab. Der alte **Vockerat** kommt aus dem Schlafzimmer, **Frau Vockerat** folgt ihm. Beide gehen in der Richtung nach der Flurtür.

Vockerat bleibt ſtehen: Hannes! — Es kam mir doch vor, tja! als wenn jemand hier geweſen wäre.

Frau Vockerat, ſchon an der Flurtür: Es ging jemand die Treppe hinauf.

Vockerat: Ja, ja, der Junge braucht Ruhe. Wir wollen ihn nicht ſtören. Höchſtens Braun könnten wir ihm naufſchicken.

Frau Vockerat: Ja, ja, Papachen! Ich laß ihn holen. — Oder geh ich am Ende doch mal nauf, Papachen?

Vockerat begibt ſich nach der Verandatür: Beſſer nicht, Marthchen. Er öffnet die Tür, lauſcht. Schöner, klarer Mondſchein. Horch mal!

Frau Vockerat kommt eilig von der Flurtür her: Was iſt denn?

Vockerat: Wilde Gänſe — ſiehſt Du! dort! überm See. Die Punkte, die durch den Mond fliegen.

Frau Vockerat: I Du, meine Augen, die ſind nicht mehr ſo jung. Sie begibt ſich nach der Flurtür zurück.

Vockerat: Horch mal!

Frau Vockerat: Was denn? Sie bleibt ſtehen.

Vockerat: Pſt, Marthchen!

Frau Vockerat: Was denn, Papachen?

Vockerat ſchließt die Tür, folgt ſeiner Frau nach: 's is nichts! 's war mir nur ſo, als wenn jemand unten gepoltert hätte — mit den Rudern, Marthchen!

Frau Vockerat: Wer ſoll denn poltern? Beide ab durch die Flurtür.

Es blickt jemand von der Veranda durchs Fenſter herein. Es iſt Johannes. Gleich darauf kommt er vorſichtig näher. Er ſieht verändert aus, totenblaß, atmet mit offenem Munde. Haſtig und voll Angſt, ertappt zu werden, blickt er umher, ſucht Schreibzeug und ſchreibt ein paar Worte, ſpringt auf, wirft die Feder weg, ſtürzt davon, als Geräuſch entſteht. Ab über die Veranda. Herr und Frau Vockerat kommen zurück, zwiſchen ſich Frau Käthe.

Frau Vockerat: Aber ſag mir nur! Im Stockfinſtern ſitzt Du?!

Frau Käthe, *die Hand vor den Augen:* Es blendet ſo.

Frau Vockerat: Nein aber auch! So ein böſes, böſes Weibel. Im Stockfinſtern, wer weiß wie lange.

Frau Käthe, *leicht mißtrauiſch:* Weshalb ...? Warum ſeid Ihr denn ſo lieb mit mir?

Vockerat: Weil Du unſere einzige, liebe Herzenstochter biſt. *Er küßt ſie.*

Frau Käthe, *ſchwach lächelnd:* Ja, ja! Ihr habt Mitleid.

Frau Vockerat: Dir is doch nich weiter was, Käthel?

Vockerat: Laß gut ſein. Nu wird alles wieder ins Geleis kommen. Das Schlimmſte is nu Gott ſei Dank vorüber.

Frau Käthe, *am Tiſch ſitzend, nach einer kleinen Pauſe:* Mir iſt, Mutti ... es blendet immer noch! — wie jemand, der was ganz Unſinniges unternommen hat — und der nun zur Einſicht kommt.

Frau Vockerat: Wie meinſt Du denn das?

Frau Käthe: Iſt Anna fort, Mutti?

Vockerat: Ja, Käthe! Und nun ... nun mußt Du auch wieder froh und glücklich werden.

Frau Käthe *ſchweigt.*

Frau Vockerat: Haſt Du Johannes nicht mehr lieb, Käthe?

Frau Käthe, *nach kurzem Beſinnen:* Uebrigens, ich bin doch gut durchs Leben gekommen. Die Fanny Stenzel, die hat einen Paſtor geheiratet. Aber wenn ſie auch noch ſo zufrieden und glücklich iſt, glaubſt Du, daß ich mit ihr tauſchen möchte? Nein, wirklich nicht. — Es riecht nach Rauch hier, nicht?

Frau Vockerat: Nein, Kindchen, ich rieche nichts.

Frau Käthe ringt wehklagend die Hände: Ach Gott! es iſt alles aus, es iſt alles aus.

Vockerat: Käthchen, Käthchen! Wer wird nur ſo kleingläubig ſein! Ich habe meinen Glauben wieder und meine feſte Zuverſicht. Der liebe Gott hat ſeltſame Mittel und Wege, verirrte Seelen zurückzuführen. Ich glaube, Käthchen, ich habe ſeinen Ratſchluß durchſchaut.

Frau Käthe: Siehſt Du, Mutterchen, mein erſtes Gefühl, das ich damals hatte, als Hannes zu mir kam und mich holen wollte — das war doch ganz richtig. Ich weiß, den ganzen Tag drumſelte mir's im Kopf rum: was ſoll denn nur ein ſo geiſtreicher und gelehrter Mann mit Dir anfangen? Was kann er denn an Dir haben? Siehſt Du, das war ganz richtig gedacht.

Frau Vockerat: Nein, Käthchen, nicht er ſteht groß da vor Dir, ſondern Du ſtehſt groß da vor ihm. Zu Dir muß er aufſchauen, das iſt die Wahrheit.

Vockerat, mit zitternder Stimme: Aber deshalb ... es iſt ſo, wie Martha ſagt, tja! aber deshalb — wenn Du verzeihen kannſt ... wenn Du ſeine große Sünde verzeihen kannſt ...

Frau Käthe: Ach, wenn es was zu verzeihen gäbe!

Man verzeiht einmal — hundertmal — tauſendmal. — Aber Hannes ... Hannes wirft ſich nicht weg. Ich ärmliches Weſen habe Hannes nichts zu verzeih'n. Hier heißt es einfach: Du biſt *das* — und nicht das. Ich weiß nun einfach, was ich bin und was ich nicht bin. Man hört draußen wiederholt „Holopp" rufen.

Frau Vockerat: Käthel! Ich will Dir mal 'n Vorſchlag machen. Hörſt Du! Komm! Ich bring Dich zu Bett und leſ Dir was vor. Grimms Märchen, bis Du einſchläfſt. Und morgen früh, wenn's Tag wird, da koch ich Dir ein Peptonſüppchen und ein weiches Ei, und dann ſtehſt Du auf, und dann gehn wir in den Garten, und da ſcheint die liebe Sonne recht ſchön, und da wirſt Du alles ganz anders anſehn wie heut abend. Komm, komm!

Braun kommt über die Veranda herein: Guten Abend!

Vockerat: Guten Abend, Herr Braun!

Braun: Guten Abend, Herr Vockerat! Reicht ihm die Hand. Iſt Johannes hier?

Vockerat: Ich denke, oben.

Braun: So! — das heißt, gewiß?

Vockerat: Na, ich glaube doch. Nicht, Marthchen? Weshalb denn?

Braun: Ich will doch mal nachſehen. Schnell ab durch die Flurtür.

Frau Vockerat, mit leiſer Unruhe: Was hat denn Braun?

Frau Käthe, ängſtlich erregt: Wo is denn Hannes?

Frau Vockerat: Nur nicht ängſtlich, Käthel! Wo wird er denn groß ſein!

Frau Käthe, mit rapid ſteigender Angſt: Ja, wo iſt er denn hin?

Vockerat: Nun oben — oben — natürlicherweiſe doch wohl!

Braun kommt zurück. Moment ſtarker Spannung. Pauſe.

Vockerat: Nun, Herr Braun? — — —

Braun: Nein, Herr Vockerat! oben iſt er nicht und ... und ...

Vockerat: Tja, tja! Ja, was haben Sie denn nur bloß?

Braun: Nichts, nichts!

Frau Käthe, auf Braun zufliegend: Ja, Sie haben etwas!

Braun: Nein, nein! wirklich nicht. Es iſt wirklich kein Grund zur Angſt — nur — ich habe ſo ein Gefühl — als ob man um alles in der Welt Hannes jetzt nicht allein laſſen dürfte. Und als ich nun vorhin ... ach, es iſt ja wahrſcheinlich wirklich Unſinn.

Frau Vockerat: Ja, was is denn, ſo reden Sie doch!

Vockerat: Aber ſo reden Sie doch, verlieren Sie keine Zeit.

Braun: Nun, ganz einfach. Als ich vorhin das

Gartentürchen aufſchloß — da hört ich, daß jemand einen Kahn loskettete, und wie ich näher kam, fuhr wirklich jemand hinaus. Jemand — ich weiß nicht, wer — ein Mann —, und da fuhr mir's durch den Kopf — aber es gab keine Antwort. Und Hannes hätte doch Antwort gegeben.

Frau Käthe, wie von Sinnen: Johannes! Es war Johannes. Laufen Sie! Rennen Sie, um Gotteswillen, ſo ſchnell Sie können. Mutter! Vater! Ihr habt ihn zum äußerſten getrieben. Warum habt Ihr das getan? . . .

Frau Vockerat: Aber Käthe!

Frau Käthe: Ich fühl's ja doch! Er kann ja nicht mehr leben. Ich will ja alles gern tun. Nur das nicht! Nur das nicht!

Vockerat iſt in den Garten geeilt, ruft in Pauſen: Hannes! Johannes!

Frau Vockerat eilt ab auf den Flur, ruft durch das Haus: Hannes! Hannes!

Frau Käthe, zu Braun: Ein Menſch? Haben Sie gerufen? Hat er nicht geantwortet? Laufen Sie, laufen Sie!

Braun ab.

Frau Käthe ruft ihm nach: Ich komme nach. Ringt die Hände. Ach großer Gott! Großer Gott! Wenn er nur noch lebt! Wenn er mich nur noch hören kann!

Man hört Braun über den See rufen: „Holopp!" „Holopp!"

Frau Käthe ruft durch die Flurtür: Alma! Minna!

Laternen in den Garten! Schnell, Laternen! Will davon haſten über die Veranda, bemerkt den Zettel, ſteht kerzengerade, geht ſteif und bebend darauf zu, nimmt ihn auf, ſtarrt einige Augenblicke wie gelähmt darauf hin und bricht zuſammen. Draußen noch immer das Rufen.

Der Vorhang fällt.

Gerhart Hauptmann

Geſammelte Werke

in zwölf Bänden

Zweiter Band

S. Fiſcher, Verlag
Berlin 1922

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript
Copyright 1922 by S. Fiſcher, Verlag, Berlin

[illegible]

Inhalt

Die Weber 1

Kollege Crampton 123

Der Biberpelz 213

Hanneles Himmelfahrt 309

Die Weber

Schauſpiel aus den vierziger Jahren

in fünf Akten

Meinem Vater
Robert Hauptmann
widme ich dieſes Drama.

Wenn ich Dir, lieber Vater, dieſes Drama zuſchreibe, ſo geſchieht es aus Gefühlen heraus, die Du kennſt und die an dieſer Stelle zu zerlegen keine Nötigung beſteht.
Deine Erzählung vom Großvater, der in jungen Jahren, ein armer Weber, wie die Geſchilderten hinter'm Webſtuhl geſeſſen, iſt der Keim meiner Dichtung geworden, die, ob ſie nun lebenskräftig oder morſch im Innern ſein mag, doch das Beſte iſt, was „ein armer Mann wie Hamlet iſt“ zu geben hat.

Dein
Gerhart

Dramatis personae

Dreißiger, Parchentfabrikant
Frau Dreißiger
Pfeifer, Expedient
Neumann, Kaſſierer
Der Lehrling
Der Kutſcher Johann
Ein Mädchen
bei Dreißiger
Weinhold, Hauslehrer bei Dreißigers Söhnen
Paſtor Kittelhaus
Frau Paſtor Kittelhaus
Heide, Polizeiverwalter
Kutſche, Gendarm
Welzel, Gaſtwirt
Frau Welzel
Anna Welzel
Wiegand, Tiſchler
Ein Reiſender
Ein Bauer
Ein Förſter
Schmidt, Chirurgus
Hornig, Lumpenſammler
Der alte Wittig, Schmiedemeiſter

Weber:
Bäcker
Moritz Jäger
Der alte Baumert
Mutter Baumert
Bertha Baumert
Emma Baumert
Fritz, Emmas Sohn, vier Jahre alt
Auguſt Baumert
Der alte Anſorge
Frau Heinrich
Der alte Hilſe
Frau Hilſe
Gottlieb Hilſe
Luiſe, Gottliebs Frau
Mielchen, ſeine Tochter, ſechs Jahre alt
Reimann, Weber
Heiber, Weber
Eine Weberfrau
Ein Knabe, acht Jahre alt
Eine große Menge junger und alter Weber und Weberfrauen.

Die Vorgänge dieſer Dichtung geſchehen in den vierziger Jahren in Kaſchbach im Eulengebirge, ſowie in Peterswaldau und Langenbielau am Fuße des Eulengebirges.

Erſter Akt

Ein geräumiges, graugetünchtes Zimmer in Dreißigers Haus zu Peterswaldau. Der Raum, wo die Weber das fertige Gewebe abzuliefern haben. Linker Hand ſind Fenſter ohne Gardinen, in der Hinterwand eine Glastür, rechts eine ebenſolche Glastür, durch welche fortwährend Weber, Weberfrauen und Kinder ab- und zugehen. Längs der rechten Wand, die, wie die übrigen, größtenteils von Holzgeſtellen für Parchent verdeckt wird, zieht ſich eine Bank, auf der die angekommenen Weber ihre Ware ausgebreitet haben. In der Reihenfolge der Ankunft treten ſie vor und bieten ihre Ware zur Muſterung. Expedient Pfeifer ſteht hinter einem großen Tiſch, auf welchen die zu muſternde Ware vom Weber gelegt wird. Er bedient ſich bei der Schau eines Zirkels und einer Lupe. Iſt er zu Ende mit der Unterſuchung, ſo legt der Weber den Parchent auf die Wage, wo ein Kontorlehrling ſein Gewicht prüft. Die abgenommene Ware ſchiebt derſelbe Lehrling ins Repoſitorium. Den zu zahlenden Lohnbetrag ruft Expedient Pfeifer dem an einem kleinen Tiſchchen ſitzenden Kaſſierer Neumann jedesmal laut zu.

Es iſt ein ſchwüler Tag gegen Ende Mai. Die Uhr zeigt zwölf. Die meiſten der harrenden Webersleute gleichen Menſchen, die vor die Schranken des Gerichts geſtellt ſind, wo ſie in peinigender Geſpanntheit eine Entſcheidung über Tod und Leben zu erwarten haben. Hinwiederum haftet allen etwas Gedrücktes, dem Almoſenempfänger Eigentümliches an, der, von Demütigung zu Demütigung ſchreitend, im Bewußtſein, nur geduldet zu ſein, ſich ſo klein als möglich zu machen gewohnt iſt. Dazu kommt ein ſtarrer Zug reſultatloſen, bohrenden Grübelns in allen Mienen. Die Männer, einander ähnelnd, halb zwerghaft, halb ſchulmeiſterlich, ſind in der Mehrzahl flachbrüſtige, hüſtelnde, ärmliche Menſchen mit ſchmutzigblaſſer Geſichtsfarbe: Geſchöpfe des Webſtuhls, deren Knie infolge vielen Sitzens gekrümmt ſind. Ihre Weiber zeigen weniger Typiſches auf den erſten Blick; ſie ſind aufgelöſt, gehetzt, abgetrieben, während die Männer eine gewiſſe klägliche Gravität noch zur Schau tragen — und zerlumpt, wo die Männer geflickt ſind. Die jungen Mädchen ſind mitunter nicht ohne Reiz; wächſerne Bläſſe, zarte Formen, große, hervorſtehende, melancholiſche Augen ſind ihnen dann eigen.

Kaſſierer Neumann, Geld aufzählend: Bleibt ſechzehn Silbergroſchen zwei Pfennig.

Erſte Weberfrau, dreißigjährig, ſehr abgezehrt, ſtreicht das Geld ein mit zitternden Fingern. Sind Se bedankt.

Neumann, als die Frau ſtehen bleibt: Nu? ſtimmt's etwa wieder nich?

Erſte Weberfrau, bewegt, flehentlich: A paar Fenniche uf Vorſchuß hätt ich doch halt a ſo neetig.

Neumann: Ich hab a paar hundert Taler neetig. Wenn's ufs Neetighaben ankäm —! Schon mit Auszahlen an einen andern Weber beſchäftigt, kurz: Jeder den Vorſchuß hat Herr Dreißiger ſelbſt zu beſtimmen.

Erſte Weberfrau: Kennt ich da vielleicht amal mit'n Herrn Dreißiger ſelber red'n?

Expedient Pfeifer, ehemaliger Weber. Das Typiſche an ihm iſt unverkennbar; nur iſt er wohlgenährt, gepflegt, gekleidet, glatt raſiert, auch ein ſtarker Schnupfer. Er ruft barſch herüber: Da hätte Herr Dreißiger weeß Gott viel zu tun, wenn er ſich um jede Kleenigkeit ſelber bekimmern ſollte. Dazu ſind wir da. Er zirkelt und unterſucht mit der Lupe. Schwerenot! Das zieht. Er packt ſich einen dicken Schal um den Hals. Macht de Tiere zu, wer rein kommt.

Der Lehrling, laut zu Pfeifer: Das is, wie wenn man mit Kletzen red'te.

Pfeifer: Abgemacht ſela! — Wage! Der Weber legt das Webe auf die Wage. Wenn Ihr ock Eure Sache beſſer verſtehn tät't. Trepp'n hats wieder drinne ... ich ſeh gar nich hin. A guter Weber verſchiebt's Aufbäumen nich wer weeß wie lange.

Bäcker iſt gekommen. Ein junger, ausnahmsweiſe ſtarker Weber, deſſen Gebahren ungezwungen, faſt frech iſt. Pfeifer, Neumann und der Lehrling werfen ſich bei ſeinem Eintritt Blicke des Einvernehmens zu: Schwere Not ja! Da ſoll eener wieder ſchwitz'n wie a Laugenſack.

Erſter Weber, halblaut: 's ſticht gar ſehr nach Regen.

Der alte Baumert drängt ſich durch die Glastür rechts. Hinter der Tür gewahrt man die Schulter an Schulter gedrängt, zuſammengepfercht wartenden Webersleute. Der Alte iſt nach vorn gehumpelt und hat ſein Pack in der Nähe des Bäcker auf die Bank gelegt. Er ſetzt ſich daneben und wiſcht ſich den Schweiß. Hier is ne Ruh verdient.

Bäcker: Ruhe is beſſer wie a Beehmen Geld.

Der alte Baumert: A Beehmen Geld mechte ooch ſein. Gu'n Tag ooch, Bäcker!

Bäcker: Tag ooch, Vater Baumert! Ma muß wieder lauern wer weeß wie lange!

Erſter Weber: Das kommt nich druf an. A Weber wart't an Stunde oder an'n Tag. A Weber is ock ne Sache.

Pfeifer: Gebt Ruhe dahinten! Man verſteht ja ſei eegenes Wort nich.

Bäcker, leiſe: A hat heute wieder ſein'n tälſch'n Tag.

Pfeifer, zu dem vor ihm ſtehenden Weber: Wie oft hab ich's Euch ſchonn geſagt! beſſer putzen ſollt Er. Was is denn das für ne Schlauderei? Hier ſind Klunkern drinne, ſo lang wie mei Finger, und Stroh und allerhand Dreck.

Weber Reimann: 's mecht halt a neu Nopp-Zängl ſein.

Lehrling hat das Webe gewogen: 's fehlt auch am Gewicht.

Pfeifer: Eine Sorte Weber is hier ſo — ſchade fier jede Kette, die man ausgibt. O Jeſ's, zu meiner Zeit! Mir hätt's woll mei Meiſter angeſtrichen. Dazumal da war das noch a ander Ding um das Spinnweſen. Da mußte man noch ſei Geſchäfte verſtehn. Heute da is das nich mehr neetig. — Reimann zehn Silbergroſchen.

Weber Reimann: E' Fund wird doch gerech'nt uf Abgang.

Pfeifer: Ich hab keine Zeit. Abgemacht ſela. Was bringt Ihr?

Weber Heiber legt ſein Webe auf. Während Pfeifer unterſucht, tritt er an ihn und redet halblaut und eifrig in ihn hinein: Se werden verzeihen, Herr Feifer, ich mechte Sie gittichſt gebet'n hab'n, ob Se vielleicht und Se wollt'n ſo gnädig ſein und wollt'n mir den Gefall'n tun und ließen mir a Vorſchuß diesmal nich abrechn'.

Pfeifer, zirkelnd und guckend, höhnt: Nu da! Das macht ſich ja etwan. Hier is woll d'r halbe Einſchuß wieder auf a Feifeln geblieb'n?

Weber Heiber, in ſeiner Weiſe fortfahrend: Ich wollt's ja gerne uf de neue Woche gleiche mach'n. Vergangne

Woche hatt ich bloß zwee Howetage uf'n Dominium zu leiſt'n. Dabei liegt Meine krank derheeme ...

Pfeifer, das Stück an die Wage gebend: Das is eben wieder ne richt'ge Schlauderarbeit. Schon wieder ein neues Webe in Augenſchein nehmend: So ein Salband, bald breit, bald ſchmal. Emal hat's den Einſchuß zuſammengeriſſ'n, wer weeß wie ſehr, dann hat's wieder mal 's Sperrittl auseinandergezog'n. Und auf a Zoll kaum ſiebzig Faden Eintrag. Wo is denn der iebriche? Wo bleibt da die Reelletät? Das wär ſo was!

Weber Heiber unterdrückt Tränen, ſteht gedemütigt und hilflos.

Bäcker, halblaut zu Baumert: Der Pakaſche mecht ma noch Garn d'rzune koofen.

Erſte Weberfrau, welche nur wenig vom Kaſſentiſch zurückgetreten war und ſich von Zeit zu Zeit mit ſtarren Augen hilfeſuchend umgeſehen hat, ohne von der Stelle zu gehn, faßt ſich ein Herz und wendet ſich von neuem flehentlich an den Kaſſierer: Ich kann halt balde ... ich weeß gar nich, wenn Se mir das Mal und geb'n mir keen'n Vorſchuß ... o Jeſis, Jeſis.

Pfeifer ruft herüber: Das is a Gejeſere. Laßt bloß a Herr Jeſus in Frieden. Ihr habt's ja ſonſt nicht ſo ängſtlich um a Herr Jeſus. Paßt lieber auf Euern Mann uf, daß und man ſieht'n nich aller Augenblicke hinter'm Kretſchamfenſter ſitz'n. Wir kenn kein'n Vorſchuß geb'n. Wir miſſ'n Rechenſchaft ablegen dahier. 's is auch nich unſer Geld. Von uns wird's nachher verlangt. Wer fleißig is und ſeine Sache verſteht und in der Furcht Gottes ſeine Arbeit verricht't, der braucht ieberhaupt nie keen'n Vorſchuß nich. Abgemacht Seefe.

Neumann: Und wenn a Bielauer Weber 's vierfache Lohn kriegt, da verſumfeit er's vierfache und macht noch Schulden.

Erſte Weberfrau, *laut, gleichſam an das Gerechtigkeitsgefühl aller appellierend:* Ich bin gewiß ni faul, aber ich kann ni mehr aſo fort. Ich hab halt doch zweemal an Iebergang gehabt. Und was de mei Mann is, der is ooch bloßich halb; a war bei'm Zerlauer Schäfer, aber der hat'n doch au nich keen'n von ſein'n Schad'n helf'n, und da ... Zwing'n kann ma's doch nich ... Mir arbeit'n gewiß, was wir ufbringen. Ich hab ſchonn viele Woch'n keen'n Schlaf in a Aug'n gehabt, und 's wird auch ſchonn wieder gehn, wenn ock ich und ich wer de Schwäche wieder a biſſel raus krieg'n aus a Knoch'n. Aber Se miſſ'n halt ooch a eenziges biſſel a Einſehn hab'n. *Inſtändig, ſchmeichleriſch flehend:* Sind S' ock ſcheen gebet'n und bewilligen mer das Mal a paar Greſchl.

Pfeifer, *ohne ſich ſtören zu laſſen:* Fiedler elf Silbergroſchen.

Erſte Weberfrau: Bloß a paar Greſchl, daß m'r zu Brote komm'n. D'r Pauer borgt niſcht mehr. Ma hat a Häuf'l Kinder ...

Neumann, *halblaut und mit komiſchem Ernſt zum Lehrling:* Die Leinweber haben alle Jahre ein Kind, alle walle, alle walle, puff, puff, puff.

Der Lehrling *gibt ebenſo zurück:* Die Blitzkröte iſt ſechs Wochen blind — ſummt die Melodie zu Ende — alle walle, alle walle, puff, puff, puff.

Weber Reimann, das Geld nicht anrührend, das der Kaſſierer ihm aufgezählt hat: Mer hab'n doch jetzt immer dreizehntehalb Beehmen kriegt fer a Webe.

Pfeifer ruft herüber: Wenn's Euch nich paßt, Reimann, da braucht Er bloß ein Wort ſag'n. Weber hat's genug. Vollens ſolche, wie Ihr ſeid. Für 'n volles Gewichte gibt's auch 'n vollen Lohn.

Weber Reimann: Daß hier was fehl'n ſollte an'n Gewichte ...

Pfeifer: Bringt ein fehlerfreies Stück Parchent, da wird auch am Lohn nichts fehl'n.

Weber Reimann: Daß 's hier und ſollte zu viel Placker drinne hab'n, das kann doch reen gar nich meeglich ſein.

Pfeifer, im Unterſuchen: Wer gut webt, der gut lebt.

Weber Heiber iſt in der Nähe Pfeifers geblieben, um nochmals einen günſtigen Augenblick abzupaſſen. Ueber Pfeifers Wortſpiel hat er mitgelächelt, nun tritt er an ihn und redet ihm zu wie das erſte Mal: Ich wollte Se gittichſt gebeten hab'n, Herr Feifer, ob Se vielleicht und Se wollt'n aſo barmherzig ſein und rechn't'n mir a Fimfbeehmer Vorſchuß dasmal nicht ab. Meine liegt ſchon ſeit d'r Faſnacht krumm im Bette. Se kann mer keen'n Schlag Arbeit nich verricht'n. Da muß ich a Spulmädel bezahl'n. Deshalb ...

Pfeifer ſchnupft: Heiber, ich hab nich bloß Euch alleene abzufertig'n. Die andern woll'n auch drankommen.

Weber Reimann: So hab ich de Werſte kriegt — aſo hab ich ſe ufgebäumt und wieder runter genommen. A beſſer Garn, wie ich kriegt hab, kann ich nich zurickbringen.

Pfeifer: Paßt's Euch nich, da braucht Er Euch bloß keene Werſte mehr abzuhol'n. Wir hab'n 'r genug, die ſich's Leder von a Fießen dernach ablauf'n.

Neumann, zu Reimann: Wollt Ihr das Geld nich nehmen?

Weber Reimann: Ich kann mich durchaus aſo nich zufriede geben.

Neumann, ohne ſich weiter um Reimann zu bekümmern: Heiber zehn Silbergroſchen. Geht ab fünf Silbergroſchen Vorſchuß. Bleiben fünf Silbergroſchen.

Weber Heiber tritt heran, ſieht das Geld an, ſteht, ſchüttelt den Kopf, als könnte er etwas gar nicht glauben, und ſtreicht das Geld langſam und umſtändlich ein: O meins, meins! — Seufzend: Nu, da da!

Der alte Baumert, Heibern ins Geſicht: Ja ja, Franze! Da kann eens ſchon manchmal 'n Seufzrich tun.

Weber Heiber, mühſam redend: Sieh ock, ich hab a krank Mädel derheeme zu lieg'n. Da mecht a Fläſchl Medezin ſein.

Der alte Baumert: Wo tutt's er'n fehlen?

Weber Heiber: Nu ſieh ock, 's war halt von kleen uf a vermickertes Dingl. Ich weeß gar nich . . . na, Dir kann ich's ja ſag'n: ſe hat's mit uf de Welt gebracht. Aſo ne Unreenichkeit ieber und ieber bricht 'r halt durch's Geblitte.

Der alte Baumert: Jeberall hat's was. Wo eemal 's Armut is, da kommt ooch Unglicke ieber Unglicke. Da is o kee Halt und keene Rettung.

Weber Heiber: Was haſt d'nn da eingepackt in dem Tiechl?

Der alte Baumert: Mir ſein halt gar blank derheeme. Da hab ich halt unſer Hundl ſchlacht'n laſſen. Viel is ni dran, a war o halb d'rhungert. 's war a klee, nettes Hundl. Selber abſtechen mecht ich 'n nich. Ich konnt mer eemal kee Herze nich faſſ'n.

Pfeifer hat Bäckers Webe unterſucht, ruft: Bäcker dreizehntehalb Silbergroſchen.

Bäcker: Das is a ſchäbiges Almoſen, aber kee Lohn.

Pfeifer: Wer abgefertigt is, hat's Lokal zu verlaſſen. Wir kenn uns vorhero nich rihren.

Bäcker, zu den Umſtehenden, ohne ſeine Stimme zu dämpfen: Das is a ſchäbiges Trinkgeld, weiter niſcht. Da ſoll eens treten vom friehen Morg'n bis in die ſinkende Nacht. Und wenn man achtz'n Tage ieberm Stuhle geleg'n hat, Abend fer Abend wie ausgewund'n, halb drehnig vor Staub und Gluthitze, da hat man ſich glicklich dreiz'ntehalb Beehmen erſchind't.

Pfeifer: Hier wird nich gemault!

Bäcker: Vo Ihn laß ich mer'ſch Maul noch lange nich verbiet'n.

Pfeifer ſpringt mit dem Ausruf: Das mecht ich doch amal ſehn! nach der Glastür und ruft ins Kontor: Herr Dreißicher, Herr Dreißicher, mechten Sie amal ſo freundlich ſein!

Dreißiger kommt. Junger Vierziger. Fettleibig, aſthmatiſch. Mit ſtrenger Miene: Was — gibt's denn, Pfeifer?

Pfeifer, glupſch: Bäcker will ſich's Maul nich verbieten laſſen.

Dreißiger gibt ſich Haltung, wirft den Kopf zurück, fixiert Bäcker mit zuckenden Naſenflügeln: Ach ſo — Bäcker! — — Zu Pfeifer: Is das der? Die Beamten nicken.

Bäcker, frech: Ja, ja, Herr Dreißicher! Auf ſich zeigend: Das is der — auf Dreißiger zeigend: und das is der.

Dreißiger, indigniert: Was erlaubt ſich denn der Menſch!?

Pfeifer: Dem geht's zu gutt! Der geht aſo lange aufs Eis tanzen, bis a's amal verſehen hat.

Bäcker, brutal: O du Fennigmanndl, halt ock Du Deine Freſſe. Deine Mutter mag ſich woll ei a Neumonden beim Beſenreit'n am Luzifer verſehn hab'n, daß aſo a Teiwel aus Dir gewor'n is.

Dreißiger, in ausbrechendem Jähzorn, brüllt: Maul halten! auf der Stelle Maul halten, ſonſt ... Er zittert, tut ein paar Schritte vorwärts.

Bäcker, mit Entſchloſſenheit ihn erwartend: Ich bin nich taub. Ich heer noch gut.

Dreißiger überwindet ſich, fragt mit anſcheinend geſchäftsmäßiger Ruhe: Is der Burſche nicht auch dabei geweſen?

Pfeifer: Das is a Bielauer Weber. Die ſind ieberall d'rbei, wo's 'n Unfug zu machen gibt.

Dreißiger, zitternd: Ich ſag Euch alſo: paſſiert mir das noch einmal und zieht mir noch einmal ſo eine Rotte

Halbbetrunkener, ſo eine Bande von grünen Lümmeln am Hauſe vorüber wie geſtern Abend — mit dieſem niederträchtigen Liede . . .

Bäcker: 's Bluttgericht meenen Se woll?

Dreißiger: Er wird ſchon wiſſen, welches ich meine. Ich ſag Euch alſo: hör ich das noch einmal, dann laß ich mir einen von Euch rausholen und — auf Ehre, ich ſpaße nicht — den übergebe ich dem Staatsanwalt. Und wenn ich raus bekomme, wer dies elende Machwerk von einem Liede . . .

Bäcker: Das is a ſchee Lied, das!

Dreißiger: Noch ein Wort und ich ſchicke zur Polizei — augenblicklich. — Ich fackle nicht lange. — Mit Euch Jungens wird man doch noch fertig werden. Ich bin doch ſchon mit ganz andern Leuten fertig geworden.

Bäcker: Nu das will ich gloob'n. Aſo a richtiger Fabrikante, der wird mit zwee-dreihundert Webern fertich, eh man ſich umſieht. Da läßt a ooch noch ni a paar morſche Knoch'n iebrig. Aſo eener der hat vier Mag'n wie ne Kuh und a Gebiß wie a Wolf. Nee nee, da hat's niſcht!

Dreißiger, *zu den Beamten*: Der Menſch bekommt keinen Schlag mehr bei uns.

Bäcker: Oh, ob ich am Webſtuhle derhungere oder im Straßengrab'n, das is mir egal.

Dreißiger: Raus, auf der Stelle raus!

Bäcker, *feſt*: Erſt will ich mei Lohn hab'n.

Dreißiger: Was kriegt der Kerl, Neumann?

Neumann: Zwölf Silbergroſchen fünf Pfennige.

Dreißiger nimmt überhaſtig dem Kaſſierer das Geld ab und wirft es auf den Zahltiſch, ſodaß einige Münzen auf die Diele rollen: Da! — hier! — und nu raſch — mir aus den Augen!

Bäcker: Erſcht will ich mei Lohn hab'n.

Dreißiger: Da liegt ſein Lohn; und wenn er nun nich macht, daß er raus kommt ... Es iſt grade zwölf ... Meine Färber machen gerade Mittag ...!

Bäcker: Mei Lohn geheert in meine Hand. Hie her geheert mei Lohn. Er berührt mit den Fingern der rechten die Handfläche der linken Hand.

Dreißiger, zum Lehrling: Heben Sie's auf, Tilgner.

Der Lehrling tut es, legt das Geld in Bäckers Hand.

Bäcker: Das muß all's ſein'n richt'chen Paß gehn.

Er bringt, ohne ſich zu beeilen, in einem alten Beutel das Geld unter.

Dreißiger: Nu? Als Bäcker ſich noch immer nicht entfernt, ungeduldig: Soll ich nun nachhelfen?

Unter den dichtgedrängten Webern iſt eine Bewegung entſtanden. Jemand ſtößt einen langen, tiefen Seufzer aus. Darauf geſchieht ein Fall. Alles Intereſſe wendet ſich dem neuen Ereignis zu.

Dreißiger: Was gibt's denn da?

Verſchiedene Weber und Weberfrauen: 's is eener hingeſchlag'n. — 's is a klee hiprich Jungl. — Is's etwa de Kränkte oder was?!

Dreißiger: Ja ... wie denn? Hingeſchlagen? Er geht näher.

Alter Weber: A liegt halt da. Es wird Platz gemacht.

Man ſieht einen achtjährigen Jungen wie tot an der Erde liegen.

Dreißiger: Kennt jemand den Jungen?

Alter Weber: Aus unſerm Dorfe is a nich.

Der alte Baumert: Der ſieht ja bald aus wie Heinrichens. Er betrachtet ihn genauer. Ja, ja! Das is Heinrichens Guſtavl.

Dreißiger: Wo wohnen denn die Leute?

Der alte Baumert: Nu, oben bei uns, in Kaſchbach, Herr Dreißicher. Er geht Muſicke machen, und am Tage da liegt a iebern Stuhle. Se ha'n neun Kinder, und 's zehnte is unterwegens.

Verſchiedene Weber und Weberfrauen: Den Leut'n gehts gar ſehr kimmerlich. — Den regnet's in de Stube. — Das Weib hat keene zwee Hemdl fer die neun Burſchen.

Der alte Baumert, den Jungen anfaſſend: Nu, Jungl, was hat's denn mit Dir? Da wach ock uf!

Dreißiger: Faßt mal mit an, wir wollen ihn mal aufheben. Ein Unverſtand ohnegleichen, ſo'n ſchwächliches Kind dieſen langen Weg machen zu laſſen. Bringen Sie mal etwas Waſſer, Pfeifer!

Weberfrau, die ihn aufrichten hilft: Mach ock ni etwa Dinge und ſtirb, Jungl!

Dreißiger: Oder Kognak, Pfeifer. Kognak is beſſer.

Bäcker hat, von allen vergeſſen, beobachtend geſtanden. Nun, die eine Hand an der Türklinke, ruft er laut und höhniſch herüber:

Gebt 'n ock was zu freſſen, da wird a ſchonn zu ſich kommen. Ab.

Dreißiger: Der Kerl nimmt kein gutes Ende. — Nehmen Sie ihn unter'm Arm, Neumann. — Langſam ... langſam ... ſo ... ſo ... wir wollen ihn in mein Zimmer bringen. Was wollen Sie denn?

Neumann: Er hat was geſagt, Herr Dreißiger! Er bewegt die Lippen.

Dreißiger: Was — willſt Du denn, Jungl?

Der Junge haucht: Mich h..hungert!

Dreißiger wird bleich: Man verſteht ihn nich.

Weberfrau: Ich gloobe, a meinte ...

Dreißiger: Wir werden ja ſehn. Nur ja nich aufhalten. — Er kann ſich bei mir aufs Sofa legen. Wir werden ja hören, was der Doktor ſagt.

Dreißiger, Neumann und die Weberfrau führen den Jungen ins Kontor. Unter den Webern entſteht eine Bewegung, wie bei Schulkindern, wenn der Lehrer die Klaſſe verlaſſen hat. Man reckt und ſtreckt ſich, man flüſtert, tritt von einem Fuß auf den andern, und in einigen Sekunden iſt das Reden laut und allgemein.

Der alte Baumert: Ich gloob immer, Bäcker hat recht.

Mehrere Weber und Weberfrauen: A ſagte ja o aſo was. — Das is hier niſcht Neues, daß amal een'n d'r Hunger ſchmeißt. — Na, ieberhaupt, was de den Winter erſcht wer'n ſoll, wenn das hie und 's geht aſo fort mit der Lohnzwackerei. — Und mit a Kartoffeln wird's das Jahr gar ſchlecht. — Hie wird's au nich anderſcher, bis mer alle vollens uf'n Rick'n lieg'n.

Der alte Baumert: Am beſt'n, ma macht's, wie d'r Nentwich Weber, ma legt ſich a Schleeſl um a Hals un knippt ſich am Webſtuhle uf. Da, nimm Der ne Priſe, ich war in Neurode, da arbeit mei Schwager in d'r Fabricke, wo ſ'n machen, a Schnupptabak. Der hat m'r a paar Kerndl geged'n dahier. Was trägſt denn Du in dem Tiechl Scheenes?

Alter Weber: 's is bloß a biſſel Perlgraupe. D'r Wag'n vom Ullbrichmiller fuhr vor m'r her. Da war a Sack a biſſel ufgeſchlitzt. Das kommt mir gar ſehr zu paſſe, kannſt gloob'n.

Der alte Baumert: Zweiunzwanzig Miehlen ſein in Peterſchwalde, und fer unſereens fällt doch niſcht ab.

Alter Weber: Ma muß ebens a Mut nich ſink'n laſſ'n. 's kommt immer wieder was und hilft een a Stickl weiter.

Weber Heiber: Ma muß ebens, wenn d'r Hunger kommt, zu a vierzehn Nothelfern beten, und wenn ma' dadervon etwa ni ſatt wird, da muß ma an Steen ins Maul nehmen und dran lutſchen. Gell, Baumert?

Dreißiger, Pfeifer und der Kaſſierer kommen zurück.

Dreißiger: Es war nichts von Bedeutung. Der Junge iſt ſchon wieder ganz munter. Erregt und puſtend umhergehend: Es bleibt aber immer eine Gewiſſenloſigkeit. Das Kind iſt ja nur ſo'n Hälmchen zum umblaſen. Es iſt rein unbegreiflich, wie Menſchen … wie Eltern ſo unvernünftig ſein können. Bürden ihm zwei Schock Parchent auf, gute anderthalb Meilen Wegs. Es iſt wirklich kaum zum glauben. Ich werde einfach müſſen die Einrichtung treffen, daß Kindern überhaupt die Ware nich mehr abgenommen wird. Er geht wiederum eine Weile ſtumm hin und her. Jedenfalls wünſche ich dringend, daß ſo etwas nicht mehr vorkommt. — Auf wem bleibt's denn ſchließlich ſitzen? Natürlich doch auf uns Fabrikanten. Wir ſind an allem ſchuld. Wenn ſo'n armes Kerlchen zur Winterszeit im Schnee ſtecken bleibt und einſchläft, dann kommt ſo'n hergelaufener Skribent, und in zwei Tagen da haben wir die Schauergeſchichte in allen Zeitungen. Der Vater, die Eltern, die ſo'n Kind ſchicken . . . i bewahre, wo werden die denn ſchuld ſein! Der Fabrikant muß ran, der Fabrikant is der Sündenbock. Der Weber wird immer geſtreichelt, aber der Fabrikant wird immer geprügelt: das is 'n Menſch ohne Herz, 'n gefährlicher Kerl, den jeder Preßhund in die Waden beißen darf. Der lebt herrlich und in Freuden und gibt den armen Webern Hungerlöhne. — Daß ſo'n Mann auch Sorgen hat und ſchlafloſe Nächte, daß er ſein großes Riſiko läuft, wovon der Arbeiter ſich nichts träumen läßt, daß er manchmal vor lauter dividieren, addieren und multiplizieren, berechnen und wieder berechnen nich weiß, wo ihm der Kopf ſteht, daß er hunderterlei bedenken und überlegen muß und immerfort ſozuſagen auf Tod und Leben kämpft und konkurriert, daß kein Tag vergeht ohne Aerger und Verluſt: darüber ſchweigt des Sängers Höflichkeit. Und was hängt nich alles am Fabrikanten, was ſaugt nich alles an ihm und will von ihm leben! Nee, nee! Ihr ſolltet nur manchmal in meiner Haut ſtecken, Ihr würdet's bald genug ſatt kriegen. Nach einiger Sammlung: Wie hat ſich dieſer Kerl, dieſer Burſche da, dieſer Bäcker hier aufgeführt! Nun wird er gehen und auspoſaunen, ich wäre wer weiß wie unbarmherzig. Ich ſetzte die Weber bei jeder Kleinigkeit mir nichts dir nichts vor die Tür. Is das wahr? Bin ich ſo unbarmherzig?

Viele Stimmen: Nee, Herr Dreißicher!

Dreißiger: Na, das ſcheint mir doch auch ſo. Und dabei ziehen dieſe Lümmels umher und ſingen gemeine Lieder auf uns Fabrikanten, wollen von Hunger reden und haben ſo viel übrig, um den Fuſel quartweiſe konſumieren zu können. Sie ſollten mal die Naſe hübſch wo anders neinſtecken und ſehen, wie's bei den Leinwandwebern ausſieht. Die können von Not reden. Aber Ihr hier, Ihr Parchentweber, Ihr ſteht noch ſo da, daß Ihr Grund habt, Gott im ſtillen zu danken. Und ich frage die alten, fleißigen und tüchtigen Weber, die hier ſind: kann ein Arbeiter, der ſeine Sachen zuſammenhält, bei mir auskommen oder nicht?

Sehr viele Stimmen: Ja, Herr Dreißicher!

Dreißiger: Na, ſeht Ihr! — So'n Kerl wie der Bäcker natürlich nicht. Aber ich rate Euch, haltet dieſe Burſchen im Zaume. Wird mir's zu bunt, dann quittiere ich. Dann löſe ich das Geſchäft auf, und dann könnt Ihr ſehn, wo Ihr bleibt. Dann könnt Ihr ſehn, wo Ihr Arbeit bekommt. Bei Ehren-Bäcker ſicher nicht.

Erſte Weberfrau hat ſich an Dreißiger herangemacht, putzt mit kriechender Demut Staub von ſeinem Rock: Se hab'n ſich a brinkel angeſtrichen, gnädicher Herr Dreißicher.

Dreißiger: Die Geſchäfte gehn hundsmiſerabel, das wißt Ihr ja ſelbſt. Ich ſetze zu, ſtatt daß ich verdiene. Wenn ich trotzdem dafür ſorge, daß meine Weber immer Arbeit haben, ſo ſetze ich voraus, daß das anerkannt wird. Die Ware liegt mir da in tauſenden von Schocken, und ich weiß heut noch nicht, ob ich ſie jemals verkaufen werde. — Nun hab ich gehört, daß ſehr viele Weber hierum ganz ohne Arbeit ſind und da ... na, Pfeifer mag Euch das Weitre auseinanderſetzen. — Die Sache iſt nämlich die: damit Ihr den guten Willen ſeht ... ich kann natürlich keine Almoſen austeilen, dazu bin ich nich reich genug, aber ich kann bis zu einem gewiſſen Grade den Arbeitsloſen Gelegenheit geben, wenigſtens ne Kleinigkeit zu verdienen. Daß ich dabei ein immenſes Riſiko habe, iſt ja meine Sache. — Ich denke mir halt: wenn ſich ein Menſch täglich ne Quarkſchnitte erarbeiten kann, ſo iſt doch das immer beſſer, als wenn er überhaupt hungern muß. Hab ich nicht recht?

Viele Stimmen: Ja, ja, Herr Dreißicher!

Dreißiger: Ich bin alſo gern bereit, noch zweihundert Webern Beſchäftigung zu geben. Unter welchen Umſtänden, wird Pfeifer Euch auseinanderſetzen. Er will gehen.

Erſte Weberfrau vertritt ihm den Weg, ſpricht überhaſtet, flehend und dringlich: Gnädicher Herr Dreißicher, ich wollte

Sie halt recht freindlich gebet'n hab'n, wenn Se vielleicht ... ich hab halt zweimal an Jebergang gehabt.

Dreißiger, eilig: Sprecht mit Pfeifer, gute Frau, ich hab mich ſo ſchon verſpätet. Er läßt ſie ſtehen.

Weber Reimann vertritt ihm ebenfalls den Weg. Im Tone der Kränkung und Anklage: Herr Dreißicher, ich muß mich wirklich beklag'n. Herr Feiſer hat mer ... Ich hab doch ſer mei Webe jetzt immer zwölftehalb Beehmen kriegt ...

Dreißiger fällt ihm in die Rede: Dort ſitzt der Expedient. Dorthin wendet Euch: das is die richtige Adreſſe.

Weber Heiber hält Dreißiger auf: Gnädiger Herr Dreißicher — ſtotternd und mit wirrer Haſt: ich wollte Se vielmals gittigſt gebeten han, ob mir vielleicht und a kennde mer ... ob mer d'r Herr Feiſer vielleicht und a kennde ... a kennde ..

Dreißiger: Was wollt Ihr denn?

Weber Heiber: Der Vorſchuß, den ich 's letzte Mal, ich meene, da ich ...

Dreißiger: Ja, ich verſtehe Euch wirklich nicht.

Weber Heiber: Ich war a brinkl ſehr in Not, weil ...

Dreißiger: Pfeifers Sache, Pfeifers Sache. Ich kann wirklich nicht ... macht das mit Pfeifer aus. Er entweicht ins Kontor.

Die Bittenden ſehen ſich hilflos an. Einer nach dem andern tritt ſeufzend zurück.

Pfeifer, die Unterſuchung wieder aufnehmend: Na, Annl, was bringſt Du?

Der alte Baumert: Was ſoll's denn da ſetz'n fer a Webe, Herr Feifer?

Pfeifer: Fürs Webe zehn Silbergroſchen.

Der alte Baumert: Nu das macht ſich!

Bewegung unter den Webern, Flüſtern und Murren.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Das Stübchen des Häuslers Wilhelm Anſorge zu Kaſchbach im Eulengebirge.

In einem engen, von der ſehr ſchadhaften Diele bis zur ſchwarz verräucherten Balkendecke nicht ſechs Fuß hohen Raum ſitzen: zwei junge Mädchen, Emma und Berta Baumert, an Webſtühlen — Mutter Baumert, eine kontrakte Alte, auf einem Schemel am Bett, vor ſich ein Spulrad — ihr Sohn Auguſt, zwanzigjährig, idiotiſch, mit kleinem Rumpf und Kopf und langen, ſpinnenartigen Extremitäten, auf einem Fußſchemel, ebenfalls ſpulend. Durch zwei kleine, zum Teil mit Papier verklebte und mit Stroh verſtopfte Fenſterlöcher der linken Wand dringt ſchwaches, roſafarbenes Licht des Abends. Es fällt auf das weißblonde, offene Haar der Mädchen, auf ihre unbekleideten, magern Schultern und dünnen, wächſernen Nacken, auf die Falten des groben Hemdes im Rücken, das, nebſt einem kurzen Röckchen aus härteſter Leinewand, ihre einzige Bekleidung iſt. Der alten Frau leuchtet der warme Hauch voll über Geſicht, Hals und Bruſt: ein Geſicht, abgemagert zum Skelett, mit Falten und Runzeln in einer blutloſen Haut, mit verſunkenen Augen, die durch Wollſtaub, Rauch und Arbeit bei Licht entzündlich gerötet und wäſſrig ſind, einen langen Kropfhals mit Falten und Sehnen, eine eingefallene, mit verſchoſſenen Tüchern und Lappen verpackte Bruſt. Ein Teil der rechten Wand mit Ofen und Ofenbank, Bettſtelle und mehreren grell getuſchten Heiligenbildern ſteht auch noch im Licht. — Auf der Ofenſtange hängen Lumpen zum trocknen, hinter dem Ofen iſt altes, wertloſes Gerümpel angehäuft. Auf der Ofenbank ſtehen einige alte Töpfe und Kochgeräte, Kartoffelſchalen ſind zum Dörren auf Papier gelegt. — Von den Balken herab hängen Garnſträhne und Weifen. Körbchen mit Spulen ſtehen neben den Webſtühlen. In der Hinterwand iſt eine niedrige Tür ohne Schloß. Ein Bündel Weidenruten iſt daneben an die Wand gelehnt. Mehrere ſchadhafte Viertelkörbe ſtehen dabei. — Das Getöſe der Webſtühle, das rhythmiſche Gewuchte der Lade, davon Erdboden und Wände erſchüttert werden, das Schlurren und Schnappen des hin und her geſchnellten Schiffchens erfüllen den Raum. Da hinein miſcht ſich das tiefe, gleichmäßig fortgeſetzte Getön der Spulräder, das dem Summen großer Hummeln gleicht.

Mutter Baumert, mit einer kläglichen, erſchöpften Stimme, als die Mädchen mit weben innehalten und ſich über die Gewebe beugen: Mißt Er ſchonn wieder knipp'n!?

Emma, das ältere der Mädchen, zweiundzwanzigjährig. Indem ſie geriſſene Fäden knüpft: Eine Art Garn is aber das au!

Bertha, fünfzehnjährig: Das is aſo a biſſel Zucht mit der Werſte.

Emma: Wo a ock bleibt aſo lange? A is doch fort ſchonn ſeit um a neune.

Mutter Baumert: Nu ebens! Wo mag a ock bleiben, Ihr Mädel?

Bertha: Aengſt Euch beileibe ni, Mutter!

Mutter Baumert: ne Angſt is das immer!

Emma fährt fort zu weben.

Bertha: Wart amal, Emma!

Emma: Was is denn?

Bertha: Mir war doch, 's kam jemand.

Emma: 's wird Anſorge ſein, der zu Hauſe kommt.

Fritz, ein kleiner, barfüßiger, zerlumpter Junge von vier Jahren, kommt herein geweint: Mutter, mich hungert.

Emma: Wart, Fritzl, wart a biſſel! Großvater kommt gleich. A bringt Brot mit und Kerndl.

Fritz: Mich hungert aſo, Mutterle!

Emma: Ich ſag Der'ſch ja. Sei ock nich einfältig. A wird ja gleich kommen. A bringt a ſcheenes Brotl mit und Kerndlkoffee. — Wenn ock wird Feierabend ſein, da nimmt Mutter de Kartuffelſchalen, die trägt ſe zum Pauer, und der gibbt er derfire a ſcheenes Neegl Puttermilch fer'ſch Jungl.

Fritz: Wo is er'n hin, Großvater?

Emma: Beim Fabrikanten is a, abliefern an Kette, Fritzl.

Fritz: Beim Fabrikanten?

Emma: Ja, ja, Fritzl! unten bei Dreißichern in Peterſchwalde.

Fritz: Kriegt a da Brot?

Emma: Ja, ja, a gibbt 'n 's Geld, und da kann a ſich Brot koofen.

Fritz: Gibbt der Großvatern viel Geld?

Emma, heftig: O heer uf, Junge, mit dem Gerede.

Sie fährt fort zu weben, Bertha ebenfalls. Gleich darauf halten beide wieder inne.

Bertha: Geh, Auguſt, frag Anſorgen, ob a nich will anleucht'n.

Auguſt entfernt ſich, Fritz mit ihm.

Mutter Baumert, mit überhandnehmender, kindiſcher Angſt, faſt winſelnd: Ihr Kinder, Ihr Kinder, wo der Mann bleibt?!

Bertha: A wird halt amal zu Hauffen reingegangen ſein.

Mutter Baumert weint: Wenn a bloß nich etwan in a Kretſcham gegang'n wär'!

Emma: Wenn ock nich, Mutter! Aſo eener is unſer Vater doch nich.

Mutter Baumert, von einer Menge auf ſie einſtürzender Befürchtungen außer ſich gebracht: Nu ... nu ... nu ſagt amal, was ſoll nu bloß wer'n? Wenn a 's nu ... wenn a nu zu Hauſe kommt ... Wenn a 's nu verſauft und bringt niſcht ni zu Hauſe? Keene Handvoll Salz iſt mehr im Hauſe, kee Stickl Gebäcke ... 's mecht an Schaufel Feurung ſein ...

Bertha: Laß 's gutt ſein, Mutter! m'r hab'n Mondſchein. M'r gehn in a Puſch. M'r nehmen uns Auguſtn mite und hol'n a paar Rittl.

Mutter Baumert: Gelt, daß Euch d'r Jäger und kriegt Euch zu pack'n!

Anſorge, ein alter Weber mit hünenhaftem Knochenbau, der ſich tief bücken muß, um ins Zimmer zu gelangen, ſteckt Kopf und Oberkörper durch die Tür. Haupt und Barthaare ſind ihm ſtark verwildert: Was ſoll denn ſein?

Bertha: Se mechten Licht machen!

Anſorge, gedämpft, wie in Gegenwart eines Kranken ſprechend: 's is ja noch lichte.

Mutter Baumert: Nu laß Du uns ooch noch im Finſtern ſitzen.

Anſorge: Ich muß mich halt ooch einrichten. Er zieht ſich zurück.

Bertha: Nu da ſiehſte's, aſo geizig is a.

Emma: Da muß man nu ſitzen, bis'n wird paſſen.

Frau Heinrich *kommt. Eine dreißigjährige Frau, die ein Kind unterm Herzen trägt. Aus ihrem abgemüdeten Geſicht ſpricht marternde Sorge und ängſtliche Spannung:* Gu'n Abend mitnander.

Mutter Baumert: Nu, Heinrichen, was bringſt uns denn?

Frau Heinrich, *welche hinkt:* Ich hab mer an Scherb eingetreten.

Bertha: Nu komm her, ſetz Dich. Ich wer ſehn, daß ich'n rauskriege.

Frau Heinrich ſetzt ſich. Bertha kniet vor ihr nieder und macht ſich an ihrer Fußſohle zu ſchaffen.

Mutter Baumert: Wie geht's d'n d'rheeme, Heinrichen?

Frau Heinrich, *verzweifelter Ausbruch:* 's geht heilig bald nimehr. *Sie kämpft vergebens gegen einen Strom von Tränen. Nun weint ſie ſtumm.*

Mutter Baumert: Fer unſereens, Heinrichen, wär'ſch am beſten, d'r liebe Gott tät a Einſehn hab'n und nähm uns gar von d'r Welt.

Frau Heinrich, *ihrer nicht mehr mächtig, ſchreit weinend heraus:* Meine armen Kinder derhungern m'r! *Sie ſchluchzt und winſelt.* Jich weeß m'r keen'n Rat nimehr. Ma mag anſtell'n, was ma will, ma mag rumlaufen, bis ma liegen bleibt. Ich bin mehr tot wie lebendig, und is doch und is kee Anderswerden. Neun hungriche Mäuler, die ſoll eens nu ſatt machen. Von was d'n, hä? Nächten

Abend hatt ich a Stickl Brot, 's langte noch nich amal fir de zwee kleenſt'n. Wem ſold ich's d'n geb'n, hå? Alle ſchrien ſie in mich nein: Mutterle mir, Mutterle mir … Nee, nee! Und da d'rbei kann ich jetzt noch laufen. Was ſoll erſcht wer'n, wenn ich zum Lieg'n komme? Die paar Kartoffeln hat uns 's Waſſer mitgenommen. Mir hab'n niſcht zu brechen und zu beißen.

Bertha hat die Scherbe entfernt und die Wunde gewaſchen: M'r woll'n a Fleckl drum bind'n; zu Emma: ſuch amol eens!

Mutter Baumert: 's geht uns ni beſſer, Heinrichen.

Frau Heinrich: Du haſt doch zum wenigſten noch Deine Mädel. Du haſt 'n Mann, der de arbeiten kann, aber meiner, der is m'r vergangne Woche wieder hingeſchlag'n. Da hat's 'n doch wieder geriſſen und geſchmiſſen, daß ich vor Himmelsangſt ni wußte, was anfangen mit'n. Und wenn a ſo an Anfall gehabt hat, da liegt a m'r halt wieder acht Tage feſte im Bette.

Mutter Baumert: Meiner is ooch niſcht nimehr wert. A fängt ooch an und klappt zuſammen. 's liegt 'n uf d'r Bruſt und im Kreuze. Und abgebrannt ſind m'r ebenfalls ooch bis uf a Fennich. Wenn a heut ni und a bringt a paar Greſchl mit, da weeß ich ooch ni, was weiter werd'n ſoll.

Emma: Kannſt's glooben, Heinrichen. Wir ſein aſo weit … Vater hat mußt Ami'n mitnehmen. Wir miſſ'n 'n ſchlacht'n laſſ'n, daß m'r ock reen wieder amal was in a Mag'n krieg'n.

Frau Heinrich: Hätt'r nich an eenziche Handvoll Mehl iebrich?

Mutter Baumert: O ni aſo viel, Heinrichen; kee Kerndl Salz is mehr im Hauſe.

Frau Heinrich: Nu da weeß ich nich! Erhebt ſich, bleibt ſtehen, grübelt. Da weeß ich wirklich nee! — Da kann ich m'r eemal nich helfen. In Wut und Angſt ſchreiend: Ich wär ja zufriede, wenn's uf Schweinfutter langte! — Aber mit leeren Händ'n darf ich eemal nich heemkommen. Das geht eemal nich. Da verzeih mer'ſch Gott. Ich weeß mer da eemal keen'n andern Rat nimehr. Sie hinkt, links nur mit der Ferſe auftretend, ſchnell hinaus.

Mutter Baumert ruft ihr warnend nach: Heinrichen, Heinrichen! mach ni etwan ne Tummheit.

Bertha: Die tut ſich kee Leids an. Gloob ock Du das nich.

Emma: Aſo macht's doch die immer. Sie ſitzt wieder am Stuhl und webt einige Sekunden.

Auguſt leuchtet mit dem brennenden Talglicht ſeinem Vater, dem alten **Baumert**, der ſich mit einem Garnpack hereinſchleppt, voran.

Mutter Baumert: O Jeſ's, o Jeſ's, Mann, wo bleibſt ock Du aſo lange!?

Der alte Baumert: Na, weeß ock ni gleich. Laß mich ock erſcht a brinkl verblaſen. Sieh lieber dernach, wer de mitkommt.

Moritz Jäger kommt gebückt durch die Tür. Ein ſtrammer, mittelgroßer, rotbäckiger Reſerviſt, die Huſarenmütze ſchief auf dem Kopf, ganze Kleider und Schuhe auf dem Leibe, ein ſauberes Hemd ohne Kragen dazu. Eingetreten nimmt er Stellung und ſalutiert militäriſch. In forſchem Ton: Gu'n Abend, Muhme Baumert!

Mutter Baumert: Nu da, nu da! biſt Du wieder zu Hauſe? Haſt Du uns noch nich vergeſſen? Nu da ſetz Dich ock. Komm her, ſetz Dich.

Emma, einen Holzſtuhl mit dem Rocke ſäubernd und Jägern hinſchiebend: Gu'n Abend, Moritz! Willſt amal wieder ſehn, wie's bei armen Leuten ausſieht?

Jäger: Nu ſag m'r ock, Emma! ich wollt's ja ni gloob'n. Du haſt ja a Jungl, das balde kann Soldate werden. Wo haſt D'r d'n den angeſchafft?

Bertha, die dem Vater die wenigen mitgebrachten Lebensmittel abnimmt, Fleiſch in eine Pfanne legt und in den Ofen ſchiebt, während Auguſt Feuer anmacht: Du kennſt doch a Finger Weber?

Mutter Baumert: M'r hatt'n 'n doch hier mit im Stiebl. A wollt ſe ja nehmen, aber a war doch halt eemal ſchonn ganz marode uf de Bruſt. Ich ha doch das Mädel gewarnt genug. Konnt ſe woll heer'n? Nu is a längſt tot und vergeſſen, und die kann ſehn, wie ſ'a Jungen durchbringt. Nu ſag m'r ock, Moritz, wie is denn Dir'ſch gangen?

Der alte Baumert: Nu ſei ock ganz ſtille, Mutter, fer den is Brot gewachſen; der lacht uns alle aus; der bringt Kleeder mite wie a Ferſcht und an ſilberne Zylinderuhre und obendruf noch zehn Taler baar Geld.

Jäger, großpratſchig hingepflanzt, im Geſicht ein prahleriſches

hwerendterlächeln: Ich kann nich klagen. Mir is's ni
lecht gangen under a Soldaten.

Der alte Baumert: A is Purſche geweſt bein Ritt-
eſter. Heer ock, a red't wie de vornehmen Leute.

Jäger: Das ſeine Sprechen hab ich mer aſo angewehnt,
ß iich's gar nimeh loo'n kann.

Mutter Baumert: Nee, nee, nu ſag mir ock! aſo a
iſchtegutts, wie das geweſt is, und kommt aſo zu Gelde.
u warſcht doch nie nich fer was Geſcheut's zu gebrauchen;
u konntſt doch kee Strähnl hintereinander abhaſpeln.
k immer fort naus; Meeſekaſten uffſtell'n und Rotkätl-
enkel, das war Dir lieber. Nu, is nich wahr?

Jäger: 's is wahr, Muhme Baumert. Ich fing ni ock
itl, ich fing ooch Schwalben.

Emma: Da konnten wir immerzu reden: Schwalben
d giftig.

Jäger: Das war mir egal. Wie is Euch d'n d'r-
ngen, Muhme Baumert?

Mutter Baumert: O Jeſ's gar, gar ſchlimm in a
ten vier Jahr'n. Sieh ock, ich ha halt's Reißen. Sieh
'r bloß amal meine Finger an. Ich weeß halt gar nich,
d ich an Fluß kriegt oder was? Ich bin D'r halt aſo
nde! Ich kann D'r kee Glied ni bewegen. 's gloobt's
Menſch, was ich muß fer Schmerzen derleiden.

Der alte Baumert: Mit der is jetzt gar ſchlecht. Die
cht's nimehr lange.

Bertha: Am Morgen zieh merſche an, am Abend zieh
rſche aus. M'r miſſen ſe fittern wie a kleenes Kind.

Mutter Baumert, fortwährend mit kläglicher, weinerlicher Stimme: Ich muß mich bedien laſſen hinten und vorne. Ich bin mehr als krank. Ich bin ock ne Laſt. Was hab ich ſchon a lieben Herrgott gebeten, a ſoll mich doch bloßich abruffen. O Jeſ's, o Jeſ's, das is doch halt zu ſchlimm mit mir. Ich weeß doch gar nich ... de Leute kennten denken ... aber ich bin doch 's Arbeiten gewehnt von Kindheet uf. Ich hab doch meine Sache immer konnt leiſten, und nu uf eemal — ſie verſucht umſonſt, ſich zu erheben — 's geht und geht nimehr. — Ich hab an guten Mann und gute Kinder hab ich, aber wenn ich das ſoll mit anſehn ...! Wie ſehn die Mädel aus!? Kee Blutt haben ſe bald nimehr in ſich. An Farbe haben ſe wie de Leintiecher. Das geht doch immer egal fort mit dem Schemeltreten, ob's aſo an Mädel dient oder nich. Was hab'n die fer a bißl Leben. 's ganze Jahr kommen ſi nich vom Bänkl 'runter. Ni amal a paar Klunkern hab'n ſe ſich derſchind't, daß ſe ſich kennten d'rmite bedeck'n und kennten ſich amal vor a Leuten ſehn laſſen oder an Schritt in die Kirche machen und kennten ſich amal ne Erquickung holen. Ausſehn tun ſe wie de Galgengeſchlinke, junge Mädel von funfzehn und zwanzig.

Bertha, am Ofen: Nu das raucht wieder aſo a bißl!

Der alte Baumert: Nu, da ſieh ock den Rauch. Na, da nimm amal an, kann woll hier Wandel wer'n? A ſterzt heilig bald ein, d'r Owen. Mir miſſen'n ſterzen laſſen, und a Ruß, den miſſen m'r ſchlucken. Mir huſten alle, eener mehr wie d'r andre. Was huſt't, huſt't, und wenn's

s derwirgt und wenn gleich de Plautze mitegeht, da frägt
s ooch noch kee Menſch dernach.

Jäger: Das is doch Anforchens Sache, das muß a
h ausbeſſern.

Bertha: Der wird uns woll anſehn. A mukſcht aſo
hr wie genug.

Mutter Baumert: Dem nehmen m'r aſo ſchonn zu
l Platz weg.

Der alte Baumert: Und wemmer erſcht uffmucken,
fliegen mer naus. A hat bald a halb Jahr keene Miet-
ſe ni beſehn.

Mutter Baumert: Aſo a eelitzicher Mann, der kennte
h umgänglich ſein.

Der alte Baumert: A hat au niſcht, Mutter, 's geht
o beeſe genug, wenn a ooch keen'n Staat macht mit
ier Not.

Mutter Baumert: A hat doch ſei Haus.

Der alte Baumert: Nee, Mutter, was red'ſt'n. An
n Hauſe dahier, da is ooch noch nich a klee Splitterle ſeine.

Jäger hat ſich geſetzt und eine kurze Pfeiſe mit ſchönen Quaſten
der einen, eine Quartflaſche Branntwein aus der andern Rock-
e geholt: Das kann auch hier bald nimehr alſo weiter
n. Ich hab mei Wunder geſehn, wie das hierum aſo
ſieht under a Leuten. Da leben ja in a Städten de
nde noch beſſer wie Ihr.

Der alte Baumert, eifrig: Gelt, gelt ock? Du weeßt's
h!? Und ſagt man a Wort, da heeßt's bloß, 's ſein
echte Zeiten.

Anſorge kommt, ein irdenes Näpſchen mit Suppe in der einen, in der andern Hand einen halbfertig geflochtenen Viertelkorb: Willkommen, Moritz! Biſt Du auch wieder da?

Jäger: Scheen Dank, Vater Anſorge.

Anſorge, ſein Näpſchen ins Röhr ſchiebend: Nu ſag m'r ock an: Du ſiehſt ja bald aus wie a Graf.

Der alte Baumert: Zeich amal Dei ſcheen Uhrla. A hat 'n neuen Anzug mitgebracht und zehn Taler baar Geld.

Anſorge, kopfſchüttelnd: Nu ja ja! — Nu nee nee! —

Emma, die Kartoffelſchalen in ein Säckchen füllend: Nu will ich ock gehn mit a Schal'n. Vielleicht wird's langen uf a Neegl Abgelaſſene. Sie entfernt ſich.

Jäger, während alle mit Spannung und Hingebung auf ihn achten: Na nu nehmt amal an: wie oft habt Ihr m'r nich de Helle heiß gemacht. Dir wer'n ſe Moritz lehr'n, hiß's immer, wart ock, wenn De wirſcht zum Militär kommen. Na nu ſeht Er'ſch, mir is gar gutt gegangen. A halb Jahr da hatt ich de Kneppe. Willig muß man ſein, das is 's Haupt. Ich ha 'n Wachtmeiſter de Stieweln geputzt; ich ha 'n 's Ferd geſtriegelt, Bier geholt. Ich war alſo gefirre wie a Wieslichen. Und uf 'n Poſten war ich: Schwerkanon ja, mei Zeug, das mußt ock immer aſo finkeln. Ich war d'r erſchte im Stalle, d'r erſchte beim Appell, d'r erſchte im Sattel; und wenn's zur Attacke ging — marſch marſch! heiliges Kanonrohr, Kreuzdonnerſchlag, Herrrdumeinegitte!! Und ufgepaßt hab ich wie a Schißhund. Ich docht halt immer: hier hilft's niſcht, ier mußt de dran glooben; und da raſſt ich m'r halt Kopp zuſammen, und da ging's ooch; und da kam's ſo weit, daß d'r Rittmeeſter und ſagte vor d'r ganzen Schwadron ieber mich: das is ein Huſar, wie a ſein muß. Stille. Er ſetzt die Pfeife in Brand.

Anſorge, kopfſchüttelnd: Da haſt Du aſo a Glicke geabt?! Nu ja ja! — nu nee nee! Er ſetzt ſich auf den Boden, e Weidenruten neben ſich, und flickt, ihn zwiſchen den Beinen haltend, n ſeinem Korbe weiter.

Der alte Baumert: Da woll'n m'r hoffen, daß De ns Dei Glicke mitebringſt. — Nu ſoll mer woll amal ittrinken?

Jäger: Nu ganz natierlich, Vater Baumert, und enn's alle is, kommt mehr. Er ſchlägt ein Geldſtück auf den Tiſch

Anſorge, mit blödem, grinſendem Erſtaunen: O mei, mei, as gibt ja hier zu … da kreeſcht a Braten, da ſteht a Quart Branntwein — er trinkt aus der Flaſche — ſollſt laba, Moritz! — Nu ja ja! nu nee nee! Von jetzt an wandert die chnapsflaſche.

Der alte Baumert: Kennten m'r nich zum wenigſten allen heilichen Zeiten aſo a Stickl Gebratnes hab'n, at's daß ma kee Fleiſch zu ſehn kriegt ieber Jahr und Tag? — Aſo muß ma warten, bis een wieder amal aſo Hundl zulauft wie das hier vor vier Wochen: und das mmt nie ofte vor im Leben.

Anſorge: Haſt Du Ami'n ſchlachten laſſen?

Der alte Baumert: Ob a m'r vollens ooch noch erhungern tat …

Anſorge: Nu ja ja — nu nee nee.

Mutter Baumert: Und war aſo a nette, betulich Hundl.

Jäger: Seid Ihr hierum immer noch aſo happich uf Hundebraten?

Der alte Baumert: O Jeſ's, Jeſ's, wenn m'r ock und hätt'n 'n genug.

Mutter Baumert: Nu da da, aſo a Stickl Fleeſch is gar ratlich.

Der alte Baumert: Haſt Du keen'n Geſchmack nimehr uf ſo was? Nu da bleib ock bei uns hier, Moritz, da werd a ſich bald wieder einfinden.

Anſorge, ſchnüffelnd: Nu ja ja — nu nee nee, das is ooch noch ne Guttſchmecke — das macht gar a lieblich Gerichl.

Der alte Baumert, ſchnüffelnd: D'r reene Zimt, mecht man ſprechen.

Anſorge: Nu ſag uns amal Deine Meinung, Moritz. Du weißt doch, wie's in d'r Welt draußen zugeht. Werd das nu hier amal anderſch werden mit uns Webern, oder wie?

Jäger: Ma ſollt's wirklich hoffen.

Anſorge: Mir kenn D'r nich leben und nich ſterben hier oben. Uns geht's leider beeſe, kannſt's glooben. Eener wehrt ſich bis ufs Blutt. Zuletzt muß man ſich drein geb'n. De Not frißt een' 's Dach iebern Koppe und a Boden unter a Fießen. Frieher, da man noch am Stuhle arbeiten konnte, da hat man ſich halbwegens mit Kummer

nd Not doch kunnt aſo durchſchlag'n. Heute kann ich
a'r ſchonn ieber Jahr und Tag kee Stickl Arbeit mehr
obern. Mit der Korbflechterei is och ock, daß man ſei
ißl Leben aſo hinfriſten tutt. Ich flechte bis in de Nacht
ein, und wenn ich ins Bette falle, da hab ich an Beehmen
nd ſechs Fenniche derſchind't. Du haſt doch Bildung, nu
a ſag amal ſelber. Kann da woll a Auskommen ſein bei
er Teurung? Drei Taler muß ich hinſchmeißen uf Haus-
euer, een'n Taler uf Grundabgaben, drei Taler uf Haus-
nſe. Vierzehn Taler kann ich Verdienſt rechnen. Bleib'n
r mich ſieben Taler uf's ganze Jahr. Da dervon ſoll
a ſich nu bekochen, beheizen, bekleiden, beſchuhn, ma ſoll
h beſtricken und beflicken, a Quartier muß ma hab'n
d was da noch alles kommt. — Is 's da a Wunder,
enn man de Zinſe ni zahl'n kann?

Der alte Baumert: 's mißt amal eener hingehn
ach Berlin, und mißt's 'n Keeniche vorſtell'n, wie's uns
o geht.

Jäger: Och nich aſo viel nutzt das, Vater Baumert.
ſein er ſchonn genug in a Zeitungen druf zu ſprechen
kommen. Aber die Reichen, die drehn und die wenden
Sache aſo . . . die ieberteifeln a beſten Chriſten.

Der alte Baumert, kopfſchüttelnd: Daß ſe in Berlin
n Pli nich hab'n!

Anſorge: Sag Du amal, Moritz, kann das woll
eeglich ſein? Is da gar kee Geſetze d'rfor? Wenn
a's nu und ſchind't ſich 's Baſt von a Händen und kann
ch ſeine Zinſe ni aufbringen, kann m'r d'r Pauer

mei Häusl da wegnehmen? 's is halt a Pauer, der will ſei Geld hab'n. Nu weeß ich gar nich, was de noch wer'n ſoll? — Wenn ich halt und ich muß aus dem Häusl nausgehn ... *Durch Tränen hervorwürgend:* Hier bin ich gebor'n, hier hat mei Vater am Webſtuhle geſeſſen, mehr wie virzig Jahr. Wie oft hat a zu Muttern geſagt: Mutter, wenn's mit mir amal a Ende nimmt, das Häusl halt feſte. Das Häusl hab ich erobert, meent' a ieberſche. Hie is jeder Nagel an durchwachte Nacht, a jeder Balken a Jahr trocken Brot. Da mißt ma doch denken ...

Jäger: Die nehmen een's Letzte, die ſein's kumpabel.

Anſorge: Nu ja ja! — nu, nee nee! Kommt's aber aſo weit, da wär mir'ſch ſchonn lieber, ſe triegen mich naus, ſtats daß ich uf meine alten Tage noch naus laufen mißte. Das bißl Sterben da! Mei Vater ſtarb ooch gerne genug. — Ock ganz um de Letzte, da wollt'n a bißl angſt wer'n. Wie ich aber zu'n ins Bette kroch, da wurd a ooch wieder ſtille. — Wenn ma's aſo bedenkt: dazemal war ich a Jungl von dreizehn Jahr'n. Miede war ich, und da ſchlief ich halt ein, bei dem kranken Manne — ich verſtand's doch nich beſſer — und da ich halt ufwachte, war a ſchonn kalt.

Mutter Baumert, *nach einer Pauſe:* Greif amal ins Röhr, Bertha, und reich Anſorgen de Suppe.

Bertha: Dahier eßt, Vater Anſorge!

Anſorge, *unter Tränen eſſend:* Nu nee nee — — nu ja ja!

Der alte Baumert hat angefangen, das Fleiſch aus der Pfanne zu eſſen.

Mutter Baumert: Nu, Vater, Vater, Du wirſcht Dich doch gedulden kenn'n. Laß ock Berthan vor richtich vorſchirr'n.

Der alte Baumert, *kauend:* Vor zwee Jahren war ich 's letzte Mal zum Abendmahle. Gleich dernach verkooſt ich a Gottstiſchrock. Da dervon kooſten m'r a Stickl Schweinernes. Seit dem da hab ich kee Fleeſch nimehr aeſſen bis heut Abend.

Jäger: Mir brauchen o erſcht kee Fleeſch, ſer uns eſſen's de Fabrikanten. Die waten im Fette rum bis hie her. Wer das ni gloobt, der brauch ock nunter gehn nach Bielau und nach Peterſchwalde. Da kann ma ſei Wunder ſehn: immer e Fabrikantenſchloß hinter'n andern. Immer e Palaſt hinter'n andern. Mit Spiegelſcheiben und Türmeln und eiſernen Zäunen. Nee, nee, da ſpiert keener niſcht von ſchlechten Zeiten. Da langt's uf Gebratenes und Gebackenes, uf Eklipaſchen und Kutſchen, uf Guvernanten und wer weeß was. Die ſticht d'r Haber aſo ſehr! Die wiſſen gar nich, was ſe ſchnell anſtell'n vor Reechtum und Jebermut.

Anſorge: In a alten Zeiten da war das ganz a ander Ding. Da ließen de Fabrikanten a Weber mitleben. Heute da bringen ſe alles alleene durch. Das kommt aber daher, ſprech ich: d'r hohe Stand gloobt nimeher a keen Herrgott und keen Teiwel ooch nich. Da wiſſen ſe niſcht von Geboten und Strafen. Da ſtehl'n ſe uns halt a letzten

Biſſen Brot und ſchwächen und untergraben uns das bißl Nahrung, wo ſe kenn'n. Von den Leuten kommt's ganze Unglicke. Wenn unſere Fabrikanten und wär'n gute Menſchen, da wär'n ooch fer uns keene ſchlechten Zeiten ſein.

Jäger: Da paßt amal uf, da wer ich Euch amal was Scheenes vorleſen. Er zieht einige Papierblättchen aus der Taſche. Komm, Auguſt, renn in de Schölzerei und hol noch a Quart. Nu, Auguſt, Du lachſt ja in een Biegen fort.

Mutter Baumert: Ich weeß nich, was mit dem Jungen is, dem geht's immer gutt. Der lacht ſich de Hucke voll, mag's kommen wie's will. Na, feder, feder! Auguſt ab mit der leeren Schnapsflaſche. Gelt ock, Alter, Du weeßt, was gutt ſchmeckt?

Der alte Baumert, kauend, vom Eſſen und Trinken mutig erregt: Moritz, Du biſt unſer Mann. Du kannſt leſen und ſchreiben. Du weeßt's, wie's um de Weberei beſtellt is. Du haſt a Herze fer de arme Weberbevelkerung. Du ſollt'ſt unſere Sache amal in de Hand nehmen dahier.

Jäger: Wenn's mehr ni is. Das ſollte mir ni druf ankommen; dahier! den alten Fabrikantenräudeln, den wollt ich viel zu gerne amal a Liedl uffſpiel'n. Ich tät m'r niſcht draus machen. Ich bin a umgänglicher Kerl, aber wenn ich amal falſch wer und ich krieg's mit der Wut, da nehm ich Dreißichern in de eene, Dittrichen in de andre Hand und ſchlag ſe mit a Keppen an'nander, daß 'n 's Feuer aus a Augen ſpringt. — Wenn mir und mer kennten's ufbringen, daß m'r zuſammenhielten, da kennt m'r a Fabrikanten amal an ſolchen Krach machen . . . Da braucht m'r keen'n Keenich derzu und keene Regierung, da kennten m'r eenfach ſagen: mir woll'n das und das und aſo und aſo ni, und da werd's bald aus een'n ganz andern Loche ſeifen dahier. Wenn die ock ſehn, daß ma' Krien hat, da zieh'n ſe bald Leine. Die Betbrieder kenn ich! Das ſein gar feige Luder.

Mutter Baumert: 's is wirklich bald wahr. Ich bin gewiß ni ſchlecht. Ich bin gewiß immer diejenigte geweſt, die geſagt hat, die reichen Leute miſſen ooch ſein. Aber wenn's aſo kommt . . .

Jäger: Vor mir kennte d'r Teiwel alle hol'n, der Raſſe vergennt ich's.

Bertha: Wo is denn der Vater? Der alte Baumert hat ſich ſtillſchweigend entfernt.

Mutter Baumert: Ich weeß nich, wo a mag hin ſein.

Bertha: Is etwan, daß a das Fleeſcherne nimehr gewehnt is?!

Mutter Baumert, außer ſich, weinend: Nu da ſeht Ihr'ſch, nu da ſeht Ihr'ſch! Da bleibt's 'n noch ni amal. Da wird a das ganze biſſel ſcheenes Eſſen wieder von ſich geben.

Der alte Baumert kommt wieder, weinend vor Ingrimm: Nee, nee! mit mir is bald gar alle. Mich hab'n ſe bald aſo weit! Hat man ſich amal was Guttes dergattert, da kann ma's nich amal mehr bei ſich behalt'n. Er ſitzt weinend nieder auf die Ofenbank.

Jäger, in plötzlicher Aufwallung, fanatiſch: Und da derbei gibt's Leute, Gerichtsſchulzen, gar nich weit von hier, Schmärwampen, die de 's ganze Jahr niſcht weiter zu tun haben, wie unſern Herrgott im Himmel a Tag abſtehl'n. Die woll'n behaupten, de Weber kennten gutt und gerne auskommen, ſe wär'n bloß zu faul.

Anſorge: Das ſein gar keene Menſche. Das ſein Unmenſche, ſein das.

Jäger: Nu laß ock gutt ſein, a hat ſei Fett. Ich und d'r rote Bäcker, mir hab'n's 'n eingetränkt, und bevor m'r abzogen zu guter Letzte, ſangen m'r noch's Bluttgerichte.

Anſorge: O Jeſ's Jeſ's, is das das Lied?

Jäger: Ja, ja, hie hab ich's.

Anſorge: 's heeßt doch, gloob ich, 's Dreißicher-Lied oder wie.

Jäger: Ich wer'ſch amal vorleſen.

Mutter Baumert: Wer hat denn das Lied derfund'n?

Jäger: Das weeß kee Menſch nich. Nu heert amal druf.

Er lieſt, ſchülerhaft buchſtabierend, ſchlecht betonend, aber mit unverkennbar ſtarkem Gefühl. Alles klingt heraus: Verzweiflung, Schmerz, Wut, Haß, Rachedurſt:

Hier im Ort iſt ein Gericht,
Noch ſchlimmer als die Femen,
Wo man nicht erſt ein Urteil ſpricht,
Das Leben ſchnell zu nehmen.

Hier wird der Menſch langſam gequält,
Hier iſt die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt
Als Zeugen von dem Jammer.

Der alte Baumert hat, von den Worten des Liedes gepackt und im Tiefſten aufgerüttelt, mehrmals nur mühſam der Verſuchung widerſtanden, Jäger zu unterbrechen. Nun geht alles mit ihm durch; ſtammelnd, unter Lachen und Weinen, zu ſeiner Frau: Hier iſt die Folterkammer. Der das geſchrieben, Mutter, der ſagt die Wahrheet. Das kannſt Du bezeugen … Wie heeßt's? Hier werden Seufzer … wie? hie wer'n ſe viel gezählt …

Jäger: Als Zeugen von dem Jammer.

Der alte Baumert: Du weeßt's, was mir aſo ſeufz'n een'n Tag um a andern, ob m'r ſtehn oder liegen.

Jäger, während Anſorge, ohne weiter zu arbeiten, in tiefer Erſchütterung zuſammengeſunken daſitzt, Mutter Baumert und Bertha fortwährend die Augen wiſchen, fährt fort zu leſen:

Die Herr'n Dreißiger die Henker ſind,
Die Diener ihre Schergen,
Davon ein jeder tapfer ſchind't,
Anſtatt was zu verbergen.

Ihr Schurken all, ihr Satansbrut,

Der alte Baumert, mit zitternder Wut den Boden ſtampfend: Ja, Satansbrut!!!

Jäger lieſt:

Ihr hölliſchen Dämone,
Ihr freßt der Armen Hab und Gut,
Und Fluch wird euch zum Lohne.

Anſorge: Nu, ja ja, das is auch an Fluch wert.

Der alte Baumert, die Fauſt ballend, drohend: Ihr freßt der Armen Hab und Gut —!

Jäger lieſt:

Hier hilft kein Bitten und kein Flehn,
Umſonſt iſt alles Klagen.
„Gefällt's euch nicht, ſo könnt ihr gehn
Am Hungertuche nagen.“

Der alte Baumert: Wie ſteht's? Umſonſt iſt alles Klagen? Jedes Wort . . . jedes Wort . . . da is all's aſo richtig wie in d'r Bibel. Hier hilft kein Bitten und kein Flehn!

Anſorge: Nu, ja ja! nu, nee nee! da tutt ſchonn niſcht helfen.

Jäger lieſt:

Nun denke man ſich dieſe Not
Und Elend dieſer Armen,
Zu Haus oft keinen Biſſen Brot,
Iſt das nicht zum Erbarmen?

Erbarmen, ha! ein ſchön Gefühl,
Euch Kannibalen fremde,
Ein jedes kennt ſchon euer Ziel,
's iſt der Armen Haut und Hemde.

Der alte Baumert ſpringt auf, hingeriſſen zu deliranter Raſerei: Haut und Hemde. All's richtig, 's is der Armut Haut und Hemde. Hier ſteh ich, Robert Baumert, Webermeiſter von Kaſchbach. Wer kann vortreten und ſag'n ... Ich bin ein braver Menſch geweſt mei Lebe lang, und nu ſeht mich an! Was hab ich davon? Wie ſeh ich aus? Was hab'n ſe aus mir gemacht? Hier wird der Menſch langſam gequält. Er reckt ſeine Arme hin. Da hier, greift amal an, Haut und Knochen. Ihr Schurken all, ihr Satansbrut!! Er bricht weinend vor verzweifeltem Ingrimm auf einem Stuhl zuſammen.

Anſorge ſchleudert den Korb in die Ecke, erhebt ſich, am ganzen Leibe zitternd vor Wut, ſtammelt hervor: Und das muß anderſcher wer'n, ſprech ich, jetzt uf der Stelle. Mir leiden's ni mehr! Mir leiden's ni mehr, mag kommen, was will.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Die Schenkſtube im Mittelkretſcham zu Peterswaldau, ein großer Raum, deſſen Balkendecke durch einen hölzernen Mittelpfeiler, um den ein Tiſch läuft, geſtützt iſt. Rechts von dem Pfeiler, ſodaß nur der Pfoſten verdeckt wird, liegt die Eingangstür in der Hinterwand. Man ſieht durch ſie in den großen Hausraum, der Fäſſer und Brauergerät enthält. Im Innern, rechts von der Tür in der Ecke, befindet ſich das Schenkſims: eine hölzerne Scheidewand von Mannshöhe mit Fächern für Schankutenſilien; dahinter ein Wandſchrank, enthaltend Reihen von Schnapsflaſchen; zwiſchen Scheidewand und Likörſchrank ein kleiner Platz für den Schenkwirt. Vor dem Schenkſims ſteht ein mit bunter Decke gezierter Tiſch. Eine hübſche Lampe hängt darüber, mehrere Rohrſtühle ſtehen darum. Unweit davon an der rechten Wand führt eine Tür mit der Aufſchrift „Weinſtube“ ins Honoratiorenſtübchen. Noch weiter vorn rechts tickt die alte Standuhr. Links von der Eingangstür, an der Hinterwand ſteht ein Tiſch mit Flaſchen und Gläſern und weiterhin in der Ecke der große Kachelofen. Die linke Seitenwand hat drei kleine Fenſter, darunter hinlaufend eine Bank, davor je einen großen hölzernen Tiſch, die ſchmale Seite der Wand zugekehrt. An den Breitſeiten der Tiſche ſtehen Bänke mit Lehnen, an den inneren Schmalſeiten je ein einzelner Holzſtuhl. Das große Lokal iſt blau getüncht, mit Plakaten, bunten Bilderbogen und Öldrucken behangen, darunter das Porträt Friedrich Wilhelms IV.

Scholz Welzel, ein gutmütiger Koloß von über fünfzig Jahren, läßt hinter dem Schenkſims Bier aus einem Faſſe in ein Glas laufen. **Frau Welzel** plättet am Ofen. Sie iſt eine ſtattliche, ſauber gekleidete Frau von noch nicht fünfunddreißig Jahren. **Anna Welzel**, eine ſiebzehnjährige, hübſche Perſon mit prachtvollen, rotblonden Haaren, ſitzt, proper gekleidet und mit einer Stickarbeit beſchäftigt, hinter dem gedeckten Tiſch. Einen Augenblick blickt ſie von der Arbeit auf und lauſcht, denn aus der Ferne kommen Töne eines von Schulkindern geſungenen Grabchorals. **Meiſter Wiegand**, der Tiſchler, ſitzt an dem gleichen Tiſch in ſeiner Arbeitstracht hinter einem Glaſe bairiſchen Bieres. Er iſt ein Mann, dem man anmerkt: er weiß, worauf es in der Welt ankommt, wenn man ein Ziel erreichen will, nämlich auf Pfiffigkeit, Schnelligkeit und rückſichtsloſes Fortſchreiten. **Ein Reiſender** am Säulentiſch kaut mit Eifer an einem deutſchen Beefſteak. Er iſt mittelgroß, wohlgenährt, wohlaufgeſchwemmt, aufgelegt zur Heiterkeit, lebhaft und frech. Er trägt ſich modern. Seine Reiſeeffekten, Taſche, Muſterkoffer, Schirm, Überzieher und Plüſchdecke liegen neben ihm auf Stühlen.

Welzel, dem Reiſenden ein Glas Bier zutragend, ſeitwärts zu Wiegand: 's is ja heute d'r Teifel los in dem Peterſchwalde.

Wiegand, mit einer ſcharfen, trompetenden Stimme: Nu, 's is halt doch Liefertag bei Dreißichern oben.

Frau Welzel: 's ging aber doch ſonſte nich aſo lebhaft zu.

Wiegand: Nu, 's kennde vielleicht ſein, 's wär wegen da zweehundert neuen Webern, die a will noch annehmen jetzte.

Frau Welzel, immer plättend: Ja, ja, das wird's ſein. Will a zweehundert, da wer'n er woll ſechshundert kommen ſein. M'r habn 'r ja genug von der Sorte.

Wiegand: O Jeſ's, Jeſ's, die langen zu. Und wenn's den ooch ſchlecht geht, die ſterben ni aus. Die ſetzen mehr Kinder in de Welt, wie mer gebrauchen kenn'n. Der Choral wird einen Augenblick ſtärker hörbar. Nu kommt au noch das Begräbnis d'rzu. D'r Fabich Weber is doch geſtorben.

Welzel: Der hat lange genug gemacht. Der lief doch ſchonn ieber Jahr und Tag ooch bloß rum wie a Geſpenſte.

Wiegand: Kannſt's glooben, Welzel, aſo a klee numpern Särgl, a ſo a rasnich klee, winzig Dingl, das hab ich doch noch kee Mal ni zuſammengeleimt. Das war D'r a Leichl, das wog noch nich neunzig Fund.

Der Reiſende, kauend: Ich verſtehe bloß nich ... wo man hinblickt, in irgend ne Zeitung, da lieſt man die ſchauerlichſten Geſchichten von der Webernot, da kriegt man einen Begriff von der Sache, als wenn hier die Leute alle ſchon dreiviertel verhungert wären. Und wenn man dann ſo'n Begräbnis ſieht. Ich kam grade im Dorfe rein. Blechmuſik, Schullehrer, Schulkinder, der Paſtor und ein Zopp Menſchen hinterdrein, Herrgott, als wenn der Kaiſer von China begraben würde. Ja, wenn die Leute das noch bezahlen können ...! Er trinkt Bier. Nachdem er das Glas wieder hingeſtellt, plötzlich mit frivoler Leichtigkeit: Nich wahr, Fräulein? Hab ich nich recht?

Anna lächelt verlegen und ſtickt eifrig weiter.

Der Reiſende: Gewiß 'n Paar Morgenſchuhe für'n Herrn Papa.

Welzel: O, ich mag ſolche Dinger erſcht nich an a Fuß ziehn.

Der Reiſende: Na hör'n Sie mal an! Mein halbes Vermögen gäb ich, wenn die Pantoffeln für mich wär'n.

Frau Welzel: Fer ſowas, da hat er ee'mal kee Verſtändnis nich.

Wiegand, nachdem er mehrmals gehüſtelt, mit dem Stuhle gerückt und einen Anlauf zum Reden genommen hat: Der Herr haben ſich ieber das Begräbnis wunderlich ausgedrückt. Nu ſagen Sie mal, junge Frau, das is doch 'n kleines Leichenbegängnis?

Der Reiſende: Ja, da frag ich mich aber ... Das muß doch barbariſch Geld koſten. Wo kriegen die Leute das Geld nu her?

Wiegand: Se werden ergebenſt entſchuldigen, mein Herr, das is ſo'ne Unverſtändlichkeit unter der hieſigen armen Bevölkerungsklaſſe. Mit Erlaubnis zu ſagen, die machen ſich ſo'ne iebertriebliche Vorſtellichkeit von wegen der ſchuldigen Ehrfurcht und pflichtmäßigen Schuldigkeit gegen ſelig entſchlafene Hinterbliebene. Wenn das und ſind gar verſtorbene Eltern, da is das nu ſo ein Aberglaube, da wird von den nächſten Nachkommen und Erblaſſern das Letzte zuſammengekratzt, und was die Kinder nich auftreiben, das wird von den nächſten Magnaten geborgt. Und da kommen die Schulden bis ieber die Ohren; Hochwürden der Paſtor wird verſchuldet, der Küſter und was da alles fer Leute herumſtehn. Und das Getränk und das Eſſen und dergleichen Notdurft. Nee, nee, ich lobe mir reſpektive Kindlichkeit, aber nich, daß die Leidtragenden ihr ganzes Leben unter Verpflichtungen davor gedrückt werden.

Der Reiſende: Erlauben Sie mal, das müßte doch der Paſtor den Leuten ausreden.

Wiegand: Se werden ergebenſt entſchuldigen, mein Herr, ich muß hier befürworten, daß jede kleine Gemeinde ihr kirchliches Gotteshaus hat und ihren Seelenhirten Hochwürden erhalten muß. An ſo'nem großen Begräbnisfeſt, da hat die hohe Geiſtlichkeit ihre ſcheene Jebervorteilung. Deſto zahlreicher ſo eine Grablegung gehandhabt wird, je umfänglicher auch die Offertorien fließen. Wer die hieſigen arbeitenden Verhältniſſe kennt, der kann mit unmaßgeblicher Beſtimmtheit behaupten, die Herren Farrer dulden bloß widerſtreblich die ſtillen Begräbniſſe.

Hornig kommt. Kleiner, o-beiniger Alter, ein Ziehband um Schulter und Bruſt. Er iſt Lumpenſammler: Scheen gu Tag ooch. An' eefache mecht ich bitten. Na, junge Frau, hab'n Se was Lumpiges? Jungfer Anna! Scheene Zoppbändl, Hemdbändl, Strumpbändl hab ich im Wägl, ſcheene Stecknadeln, Haarnadeln, Häkel und Eſel. Alles geb ich fer a paar Lumpen. In verändertem Tone: Von den Lumpen da wird a ſcheen weiß Papierl gemacht, und da ſchreibt der liebe Schatz a hibſch Brieſl druf.

Anna: Oh, ich bedank mich, ich mag keen'n Schatz.

Frau Welzel, einen Bolzen einlegend: Aſo is das Mädel. Vom Heiraten will ſe niſcht wiſſen.

Der Reiſende ſpringt auf, ſcheinbar freudig überraſcht, tritt an den gedeckten Tiſch und ſtreckt Anna die Hand hinüber: Das is geſcheit, Fräulein, machen Sie's wie ich. Topp! Geben Sie mir den Patſch! Wir beide bleiben ledig.

Anna, puterrot, gibt ihm die Hand: Nun, Sie ſein doch ſchon verheiratet?!

Der Reiſende: J Gott bewahre, ich tu bloß ſo. Sie denken wohl, weil ich den Ring trage?! Ach den habe ich bloß an den Finger geſteckt, um meine beſtrickende Perſönlichkeit vor unlauteren Angriffen zu ſchützen. Vor Ihnen fürchte ich mich nicht. *Er ſteckt den Ring in die Taſche.* — Sagen Sie mal im Ernſt, Fräulein, wollen Sie ſich niemals auch nur ſo'n ganz kleenes biſſel verheiraten?

Anna, *kopfſchüttelnd:* O wär'ſch doch!

Frau Welzel: Die bleibt Ihn ledig oder'ſch muß was ſehr Rares ſein.

Der Reiſende: Nu warum auch nich? 'n reicher ſchleſiſcher Magnat hat die Kammerjungfer ſeiner Mutter geheiratet, und der reiche Fabrikant Dreißiger hat ja auch ne Scholzentochter genommen. Die is nich halb ſo hibſch wie Sie, Fräulein, und fährt jetzt fein in Equipage mit Livreediener. Warum d'n nich? *Er geht umher, ſich dehnend und die Beine vertretend.* Eine Taſſe Kaffee wer ich trinken. *Anſorge und der alte Baumert kommen, jeder mit einem Pack, und ſetzen ſich ſtill und demütig zu Hornig an den vorderſten Tiſch links.*

Welzel: Willkommen! Vater Anſorge, ſieht man Dich wieder amal?!

Hornig: Kommſt Du ooch noch amal aus Dein'n verräucherten Geniſte gekrochen?

Anſorge, *unbeholfen und ſichtlich verlegen:* Ich hab m'r wieder amal ne Werfte geholt.

Der alte Baumert: A will fer zehn Beehmen arbeiten.

Anſorge: Ich hätt's ni gemacht, aber mit der Korbflechterei hat's auch a Ende genommen.

Wiegand: 's is immer beſſer wie niſcht. A tut's ja ock, daß 'r ne Beſchäftigung habt. Ich bin ſehr gut bekannt mit Dreißigern. Vor acht Tagen nahm ich 'n de Doppelfenſter raus. Da red'ten m'r drieber. A tut's bloß aus Barmherzigkeet.

Anſorge: Nu ja ja, — nu nee nee.

Welzel, den Webern je einen Schnaps vorſetzend: Hie wird ſein. Nu ſag amal, Anſorge. Wie lange haſt Du Dich ni mehr raſieren laſſen? — Der Herr mecht's gerne wiſſen.

Der Reiſende ruft herüber: Ach, Herr Wirt, das hab ich doch nich geſagt. Der Herr Webermeiſter iſt mir nur aufgefallen durch ſein ehrwürdiges Ausſehen. Solche Hünengeſtalten bekommt man nicht oft zu ſehn.

Anſorge kraut ſich verlegen den Kopf: Nu ja ja — nu nee nee.

Der Reiſende: Solche urkräftige Naturmenſchen ſind heutzutage ſehr ſelten. Wir ſind von der Kultur ſo beleckt . . . aber ich hab noch Freude an der Urwüchſigkeit. Buſchige Augenbrauen! So'n wilder Bart . . .

Hornig: Nu ſehn S' ock, werter Herr, ich wer Ihn amal was ſag'n: bei da Leuten da langt's halt ni uf a Balbier, und a Raſiermeſſer kenn ſe ſich ſchonn lange ni derſchwingen. Was wächſt, wächſt. Uf a äußern Menſchen kenn die niſcht nich verwenden.

Der Reiſende: Aber ich bitte Sie, lieber Mann, wo wer ich denn . . . Leiſe zum Wirt: Darf man dem Haarmenſchen 'n Glas Bier anbieten?

Welzel: I beileibe, der nimmt niſcht. Der hat gar kom'ſche Mucken.

Der Reiſende: Na, dann nich. Erlauben Sie, Fräulein? Er nimmt an dem gedeckten Tiſche Platz. Ich kann Sie verſichern, Ihr Haar ſticht mir ſchon, ſeit ich rein kam, derart in die Augen, dieſer matte Glanz, dieſe Weichheit, dieſe Fülle! Er küßt gleichſam entzückt ſeine Fingerſpitzen. Und dieſe Farbe ... wie reifer Weizen. Wenn Sie mit dem Haar nach Berlin kommen, Sie machen Furore. Parole d'honneur, mit dem Haar können Sie an den Hof gehen ... Zurückgelehnt das Haar betrachtend: Prachtvoll, einfach prachtvoll.

Wiegand: Derwegen hat ſe ja auch eine ſcheene Benennung erfahren.

Der Reiſende: Wie heißt ſie denn da?

Anna lacht immerfort in ſich hinein: O, heer'n Se nich drauf!

Hornig: Das is doch d'r Fuchs, ni wahr?

Welzel: Nu heert aber uf! Macht m'r das Mädel ni noch vollens gar verdreht! Se habn 'r ſchonn Raupen genug in a Kopp geſetzt. Heute will ſe an Grawen, morgen ſoll's ſchonn a Firſcht ſein.

Frau Welzel: Mach Du das Mädel ni ſchlecht, Mann! Das is kee Verbrechen, wenn d'r Menſch will vorwärts kommen. Aſo wie Du freilich denkſt, aſo denken ni alle. Das wär auch ni gutt, da käm keener vom Flecke, da blieben ſe alle ſitzen. Wenn Dreißigers Großvater aſo hätte gedacht, da wär a woll ſein a armer Weber geblieben. Itzt ſein ſe ſteinreich. D'r alte Tromtra war o nich mehr wie a armer Weber, nu hat a zwelf Rittergieter und is oben druf adlig gewor'n.

Wiegand: Alles, was de recht is, Welzel. In der Sache da is Deine Frau uf'm rechtlichen Wege. Das kann ich underfertigen. Hätt ich aſo wie Du gedacht, wo wern ock itzt meine ſieben Geſellen?

Hornig: Du weeßt druf zu laufen, das muß Dir d'r Neid laſſen. Wenn d'r Weber noch uf zwee Been rumlauft, da machſt Du'n ſchonn a Sarg fertig.

Wiegand: Wer de will mitkummen, muß ſich derzu halten.

Hornig: Ja, ja, Du hälſt Dich o noch derzu. Du weeßt beſſer wie a Doktor, wenn d'r Tod um a Weberkindl kommt.

Wiegand, kaum noch lächelnd, plötzlich wütend: Und Du weeßt's beſſer wie de Pol'zei, wo de Nipper ſitzen unter a Webern und die de ſich jede Woche a hibſch Neegl Spul'n iebrig machen. Du kommſt nach Lumpen und nimmſt o a Feiſt Schußgarn, wenn's druf ankommt.

Hornig: Und Dei Weizen bliht uf'm Kirchhowe. Je mehr daß uf de Hobelſpähne ſchlafen gehn, um deſto beſſer fer Dich. Wenn Du die vielen Kindergräbl anſiehſt, da kloppſt Du D'r uf a Bauch und ſagſt: 's war heuer wieder a gudes Jahr; de kleen'n Kreppe ſein wieder gefall'n wie de Maikäwer von a Bäumen. Da kann ich m'r wieder a Quart zulegen de Woche.

Wiegand: Derwegen, da wär ich noch lange kee Hehler.

Hornig: Du machſt heechſtens amal an' reichen Parchentfabrikanten an toppelte Rechnung, oder holſt a paar iebrige Brettel von Dreißijerſch Bau, wenn d'r Mond amal grade ni ſcheint.

Wiegand, ihm den Rücken wendend: Oh, råd Du, mit wem De willſt, ock mit mir nich. Plötzlich wieder: Lügenhornig!!

Hornig: Toten-Tiſchler!

Wiegand, zu den Anweſenden: A kann's Vieh behexen.

Hornig: Sieh Dich vor, ſag ich D'r bloß, ſonſt mach ich amal mei Zeichen. Wiegand wird bleich.

Frau Welzel war hinausgegangen und ſetzt nun dem Reiſenden Kaffee vor: Soll ich Ihn'n a Kaffee lieber ins Stiebl tragen?

Der Reiſende: I, was denken Sie! Mit einem ſchmachtenden Blick auf Anna: Hier will ich ſitzen, bis ich ſterbe.

Ein junger Förſter und ein Bauer, der letztere mit einer Peitſche, kommen. Beide: Gu'n Mittag! Sie bleiben am Schenkſims ſtehen.

Der Bauer: Zwee Ingwer mechten mir hab'n.

Welzel: Willkommen mit nander! Er gießt das Verlangte ein; die beiden ergreifen die Gläschen, ſtoßen damit an, trinken davon und ſtellen ſie auf das Schenkſims.

Der Reiſende: Nun, Herr Förſter, tüchtigen Marſch gemacht?

Der Förſter: 's geht. Ich komme von Steinſeifferſchdorf.

Erſter und zweiter alter Weber kommen und ſetzen ſich zu Anſorge, Baumert und Hornig.

Der Reiſende: Entſchuldigen Sie, ſind Sie Gräflich Hochheimſcher Förſter?

Der Förſter: Gräflich Keilſch bin ich.

Der Reiſende: Freilich, freilich, das wollt ich ja auch ſagen. Es is hier zu ſchlimm mit den vielen Grafen und Baronen und Freiherrlichen Gnaden. Man muß 'n Rieſengedächtnis hab'n. Zu was haben Sie denn die Axt, Herr Förſter?

Der Förſter: Die hab ich Holzdieben weggenommen.

Der alte Baumert: Unſe Herrſchaft, die nimmt's gar ſehr genau mit a paar Scheiten Brennholz.

Der Reiſende: Nu erlauben Sie, das geht doch ooch nich, wenn da jeder holen wollte …

Der alte Baumert: Mit Verlaub zu reden, hier is das wie ieberall mit a kleen'n und a großen Dieben; hier ſein welche, die treiben Holzhandel im großen und wer'n reich von geſtohlnen Holze. Wenn aber a armer Weber …

Erſter alter Weber *unterbricht Baumert:* Mir derfen kee Zweigl nehmen, aber de Herrſchaft, die greift uns deſto forſcher an, die zieht uns 's Leder egelganz ieber de Ohren runter. Da ſein zu entrichten Schutzgelder, Spinngelder, Naturalleiſtungen, da muß ma umſonſte Gänge laufen und Howearbeit tun, ob ma will oder nich.

Anſorge: 's is halt aſo: was uns d'r Fabrikante iebrich läßt, das holt uns d'r Edelmann vollens aus d'r Taſche.

Zweiter alter Weber *hat am Nebentiſch Platz genommen:* Ich hab's o 'n gnädijen Herrn ſelber geſagt. Se werd'n gittigſt verzeihn, Herr Graf, meent ich ieber'n, das

Jahr kann ich aſo viele Howetage eemal ni leiſten. Ich ſtreit's eemal nich! Denn warum? Se wer'n entſchuldijen, mir hat's Waſſer alles zuſchanden gemacht. Mei biſſel Acker hat's weggeſchwemmt. Ich muß Tag und Nacht ſchaffen, wenn ich will leben. Aſo a Unwetter ... Ihr Leute, Ihr Leute! Ich ſtand ock immer und rang de Hände. Der ſcheene Boden, der kam ock immer aſo über a Berg rundergewellt und ins Häusl nein; und der ſcheene, teure Samen! ... O Jeſ's, o Jeſ's, da hab ich ock immer aſo in de Wolken nein geprillt und acht Tage lang hab ich geſtennt, daß ich bald keene Straße ni mehr ſah ... Und dernach konnt ich mich mit achzig ſchweren Radwern Boden über a Berg wieder nufquäl'n.

Der Bauer, roh: Ihr macht ja a ſchauderhaftiges Gelammetiere dahier. Was de d'r Himmel ſchickt, das miſſ mir uns alle gefall'n laſſ'n. Und wenn's Euch ſonſt nich zum beſten geht, wer is denn ſchuld, wie Ihr ſelber? Wie's Geſchäft gutt ging, was habt'r gemacht? All's verſpielt und verſoffen habt'r. Hätt Ihr euch dazemal was derſpart, da wär jetzt a Notpfennig da ſein, da braucht'r kee Garn und kee Holz ſtehl'n.

Erſter junger Weber, mit einigen Kameraden im „Hauſe", ſpricht laut zur Tür herein: A Pauer bleibt a Pauer, und wenn a ſchläft bis um neune.

Erſter alter Weber: Das is jetzt aſo: d'r Pauer und d'r Edelmann, die ziehn a een'n Strange. Will a Weber an Wohnung hab'n, da ſagt d'r Pauer: ich geb d'r a klee Lechl zum drinne wohn. Du zahlſt m'r ſcheene

Zinſe und hilfſt m'r mei Heu und mei Getreide reinbringen, und wenn de ni willſt, da ſieh, wo de bleibſt. Kommt eener zum zweeten, der macht's wie d'r erſchte.

Der alte Baumert, *grimmig:* Ma is wie a Griebſch, an dem alle rumfreſſen.

Der Bauer, *aufgebracht:* Oh, Ihr verhungerten Luder, zu was wärt Ihr zu gebrauchen? Kennt Ihr an Flug in a Acker dricken? Kennt Ihr woll ne gleiche Furche ziehn, oder ne Mandel Habergarben uf a Wag'n reechen? Ihr ſeid ja zu niſcht nutze wie zum faulenzen und bei a Weibern liegen. Ihr wärt Scheißkerle! Ihr kennt een was nitzen. *Er hat indes gezahlt und geht ab. Der Förſter folgt ihm lachend. Welzel, der Tiſchler und Frau Welzel lachen laut, der Reiſende für ſich. Als das Gelächter verſtummt, tritt Stille ein.*

Hornig: Aſo a Pauer, der is wie a Bremmerochſe ... Wenn ich ni wißte, was hie fir ne Not is. In den Derfern hie nuff, was hat man da alles zu ſehn kriegt! Zu viern und fünfen lagen ſe nackt uf en'n eenzichen Strohſack.

Der Reiſende, *in milde verweiſendem Ton:* Erlauben Sie mal, lieber Mann. Ueber die Not im Gebirge ſind doch die Anſichten recht verſchieden, wenn Sie leſen können ...

Hornig: Oh, ich les all's vom Blatte runder, aſo gutt wie Sie. Nee, nee, ich wer'ſch wiſſen, ich bin genug rumgekommen bei da Leuten. Wenn man's Kupſel Sticka vierzig Jahr uf'n Puckel gehabt hat, da wird ma woll was wiſſen zuguderletzt. Wie war'ſch denn mit Fullern?

Die Kinder, die klaubten mit Nachbarſch Gänſen im Miſte rum. Geſtorben ſein de Leute — nackend — uf a Flieſen im Hauſe. Stinkende Schlichte hab'n ſe gefreſſen vor Himmelsangſt. Hingerafft hat ſe d'r Hunger zu hunderten und aberhunderten.

Der Reiſende: Wenn Sie leſen können, müſſen Sie doch auch wiſſen, daß die Regierung genaue Nachforſchungen hat anſtell'n laſſen, und daß . . .

Hornig: Das kennt man, das kennt man: da kommt ſo a Herr von der Regierung, der alles ſchon beſſer weeß, wie wenn a's geſehn hätte. Der geht aſo a biſſel im Dorfe rum, wo de Bache ausfließt und de ſcheenſten Häuſer ſein. De ſcheen'n blanken Schuhe, die will a ſich weiter ni beſchmutzen. Da denkt a halt, 's wird woll ieberall aſo ſcheen ausſehn, und ſteigt in de Kutſche und fährt wieder heem. Und da ſchreibt a nach Berlin, 's wär und wär eemal keene Not nich. Wenn a aber und hätte a biſſel Geduld gehabt und wär in da Derfern nuf geſtiegen, bis wo de Bache eintritt, und ieber de Bache nieber uf de kleene Seite oder gar abſeit, wo de kleen'n eenzelnen Klitſchen ſtehn, die alten Schaubenneſter an a Bergen, die de manchmal aſo ſchwarz und hinfällig ſein, daß 's 'n 's Streichhelzl ni verlohnt, um aſo a Ding anzuſtecken, da wär a woll anderſch hab'n nach Berlin bericht't. Zu mir hätten ſe ſoll'n kommen, de Herrn von d'r Regierung, die's nich haben glooben wollen, daß hier ne Not wär. Ich hätt'n amal was ufgezeicht. Ich wollt'n amal de Augen ufkneppen in allen den Hungerneſtern hier nein.

Man hört draußen das Weberlied ſingen.

Welzel: Da ſingen ſe ſchonn wieder das Teifelslied.

Wiegand: Die ſtell'n ja 's ganze Dorf uf a Kopp.

Frau Welzel: 's is reen, als wenn was in d'r Luft läg.

Jäger und **Bäcker**, Arm in Arm, an der Spitze einer Schar junger Weberburſchen, betreten lärmend das „Haus" und von da die Wirtsſtube.

Jäger: Schwadron halt! Abgeſeſſen! Die Angekommenen begeben ſich zu den verſchiedenen Tiſchen, an denen bereits Weber ſitzen, mit ihnen Geſpräche anknüpfend.

Hornig, Bäcker zurufend: Nu ſag ock bloß, was geht denn vor, daß 'r aſo ei hellen Haufen bei nander ſeid?

Bäcker, bedeutſam: Vielleichte wird amal was vorgehn. Gelt ock, Moritz?!

Hornig: Nu wär'ſch doch! Macht ock ni Dinge.

Bäcker: 's is o ſchonn Blut gefloſſen. Willſt's ſehn? Er ſtreift ſeinen Ärmel herauf und zeigt ihm blutende Impfſtellen am nackten Oberarm. Wie er, ſo tun auch viele der jungen Weber an den übrigen Tiſchen.

Bäcker: Beim Bader Schmidt war'n mir, impfen laſſen.

Hornig: Na nu wird's Tag. Da kann man ſich ni wundern, daß aſo a Teeps is uf allen Gaſſen. Wenn ſolche Leubel im Dorfe rum ſchwuchtern ...!

Jäger, ſich protzenhaft aufſpielend, mit lauter Stimme: Gleich zwee Quart, Welzel! Ich zahl's. Denkſt etwan, ich hab kee Puttputt? Nu harr ock ſachte! Wenn mir ſonſt wollten, da kennten mir Scheps trinken und Kaffee lappern bis morgen frich, aſo gutt wie a Reiſender. Gelächter unter den jungen Webern.

Der Reiſende, mit komiſchem Erſtaunen: Meinen Sie mir oder meinen Sie mich? Der Wirt, die Wirtin und ihre Tochter, Tiſchler Wiegand und der Reiſende lachen.

Jäger: Immer den, der fragt.

Der Reiſende: Erlauben Sie mal, junger Menſch, Ihr Geſchäft ſcheint recht gut zu gehn.

Jäger: Ich kann ni klag'n. Ich bin Konfektionsreiſender. Ich mach mit'n Fabrikanten Halbpart. Je mehr d'r Weber hungert, um deſto fetter ſpeis ich. Je gröſſer de Not, deſto gröſſer mei Brot.

Bäcker: Das haſte gutt gemacht, ſollſt laba, Moritz!

Welzel hat den Kornſchnaps gebracht. Auf dem Rückwege zum Schenkſims bleibt er ſtehn und wendet ſich langſam in all ſeinem Phlegma und ſeiner Maſſigkeit wieder den Webern zu. Mit eben ſoviel Ruhe als Nachdruck: Laßt Ihr den Herrn zufrieden, der hat Euch niſcht nich getan.

Stimmen junger Weber: Mir tun 'n ja auch niſcht. Frau Welzel hat mit dem Reiſenden einige Worte gewechſelt. Sie nimmt die Taſſe mit dem Kaffeereſt und bringt ſie in das Nebenſtübchen. Der Reiſende folgt ihr dahin unter dem Gelächter der Weber.

Stimmen junger Weber, ſingend: Die Herren Dreißiger die Henker ſind, die Diener ihre Schergen ...

Welzel: Pſcht, pſcht! Das Lied ſingt, wo Er wollt. Ei mein Hauſe duld ich's nich.

Erſter alter Weber: A hat ganz recht; laßt Ihr das Singen.

Bäcker ſchreit: Aber bei Dreißigern miſſ mer noch amal vorbeiziehn. Der muß unſer Lied noch amal zu heer'n kriegen.

Wiegand: Treibt's ock ni gar zu tolle, daß a ni etwa amal falſch verſteht! Gelächter und Hoho!!

Der alte Wittig, ein grauhaariger Schmied, ohne Mütze, in Schurzfell und Holzpantinen, rußig, wie er aus der Werkſtatt kommt, iſt eingetreten und wartet am Schenkſims ſtehend auf ein Glas Branntwein. Laß ock Du die geruhig a biſſel a Theater machen. Die Hunde, die de viel kläffen, beißen nich.

Stimmen alter Weber: Wittig, Wittig!

Wittig: Hie hängt a. Was gibbt's denn?

Stimmen alter Weber: Wittig is da. — Wittig, Wittig! — Komm her, Wittig, ſetz Dich zu uns! — Komm her zu uns, Wittig!

Wittig: Ich wer mich in Obacht nehmen und wer mich zu ſolchen Goten ſetzen.

Jäger: Komm, trink amal mit.

Wittig: O behalt Dir Den'n Branntwein. Will ich trinken, zahl ich 'n ſelber. Er ſetzt ſich mit ſeinem Schnapsglas zu Baumert und Anſorge. Dem letzteren auf den Bauch klopfend: Was haben die Weber fer eine Speiſ? Sauerkraut und Läuſefleiſch.

Der alte Baumert, ekſtatiſch: Nu aber wie d'n da, wenn ſe nu und ſein nimehr zufriede dermit?

Wittig, mit gemachtem Staunen den Weber dumm anglotzend: Nu, nu, nu, ſag mer ock, Heinerle, biſt Du's? Unbändig herauslachend: Ihr Leute, Ihr Leute, ich lach mich tot.

Der ale Baumert will Rebellion machen. Nu wer'n mer'ſch hab'n: itzt fangen de Schneider ooch an, dann wer'n de Bälämmel rebelliſch, dann de Mäuſe und Ratten. O du meine Gitte, das werd a Tanz werden! *Er will ſich ausſchütten vor Lachen.*

Der alte Baumert: Nu ſieh ock, Wittig, ich bin no immer derſelbigte wie frieher. Ich ſag s itzt noch: wenn's im guten ging, wär'ſch beſſer.

Wittig: Dreck werd's gehn, aber nich im guden. Wo wär aſo was im guden gangen? Is etwa ei Frankreich im guden gangen? Hat etwa d'r Robſpier a Reichen de Patſchel geſtreechelt? Da hiß's bloß: Allee ſchaff fort! Immer nuf uf de Giljotine! Das muß gehn, allong ſangſang. De gebratnen Gänſe kommen een ni ins Maul geflog'n.

Der alte Baumert: Wenn ich ock und hätte hallwäge mein Auskommen . . .

Erſter alter Weber: Uns ſteht halt 's Waſſer bis hierum, Wittig.

Zweiter alter Weber: Ma mag bald gar nimehr heem gehn. Ob ma nu ſchachtert oder ma legt ſich ſchlafen, ma hungert uf beede Arten.

Erſter alter Weber: D'rheeme verliert man vollens ganz a Verſtand.

Der alte Anſorge: Mir is jetzt ſchonn egal, 's kommt aſo oder aſo.

Stimmen alter Weber, *mit ſteigender Erregung:* Nirgend hat ma Ruh. — O ken'n Geiſt nich zur Arbeit hat man. — Oben bei uns in Steenkunzendorf ſitzt eener ſchonn a ganzen Tag an d'r Bache und wäſcht ſich, nackt, wie 'n Gott gemacht hat. Dem hat's gar a Kopp verwirrt.

Dritter alter Weber erhebt ſich, vom Geiſte getrieben, und fängt an, mit „Zungen“ zu reden, den Finger drohend erhoben: Es iſt ein Gericht in der Luft! Geſellet Euch nicht zu den Reichen und Vornehmen! Es iſt ein Gericht in der Luft! Der Herr Zebaoth . . . Einige lachen. Er wird auf den Sitz niedergedrückt.

Welzel: Der derf ock a eenzichtes Gläsl trinken, da wirrt's 'n gleich aus'n Koppe.

Dritter alter Weber fährt wieder auf: Doch ha! ſie glauben an keinen Gott, noch weder Höll noch Himmel. Religion iſt nur ihr Spott . . .

Erſter alter Weber: Laß gutt ſein, laß!

Bäcker: Laß Du den Mann ſei Geſetzl beten. Das kann ſich manch eens zu Herzen nehmen.

Viele Stimmen, tumultuariſch: Laßt 'n reden! — Laßt 'n!

Dritter alter Weber, mit gehobener Stimme: Daher die Helle die Seele weit aufgeſperrt und den Rachen aufgetan, ohne alle Maße, daß hinunterfahren alle die, ſo die Sache der Armen beugen und Gewalt üben im Recht der Elenden, ſpricht der Herr. Tumult.

Dritter alter Weber, plötzlich ſchülerhaft deklamierend:

Und doch wie wunderlich geht's,
Wenn man es recht will betrachten,
Wenn man des Leinewebers Arbeit will verachten!

Bäcker: Mir ſein aber Parchentweber. Gelächter.

Hornig: A Leinwebern geht's noch viel elender. Die ſchleichen ock bleßich noch wie de Geſpenſter zwiſchen a Bergen rum. Ihr dahier habt doch noch Krien zum ufmucken.

Wittig: Denkſt Du etwan, hie is ſchon 's Schlimmſte verieber? Das bißl Forſche, was die noch im Leibe hab'n, das werd'n 'r de Fabrikante ſchon ooch vollens austreiben.

Bäcker: A hat ja geſagt: de Weber werden noch fer ne Quarkſchnitte arbeiten. Tumult.

Verſchiedene alte und junge Weber: Wer hat das geſagt?

Bäcker: Das hat Dreißiger ieber Weber geſagt.

Ein junger Weber: Das Aas ſollt man ärſchlich ufknippen.

Jäger: Heer amal uf mich, Wittig, Du haſt immer aſo viel derzählt von d'r franzeſchen Revolution. Du haſt immer 's Maul aſo voll genommen. Nu kennte vielleicht bald Gelegenheit wer'n, daß eener und kennte zeigen, wie's mit'n beſchaffen is: ob a a Großmaul is oder a Ehrenmann.

Wittig, jähzornig aufbrauſend: Sag noch ee Wort, Junge! Haſt Du geheert Kugeln pfeifen? Haſt Du uf Vorpoſten geſtanden ei Feindesland?

Jäger: Nu, ſei ock ni falſch. Mir ſein ja Kam'raden. Ich hab's ja ni ſchlimm gemeent.

Wittig: Uf die Kam'radſchaft plamp ich. Du Laps, ufgeblaſener!

Gendarm Kutſche kommt.

Mehrere Stimmen: Pſcht, pſcht, Pol'zei!

Es wird eine unverhältnismäßig lange Zeit geziſcht, bis völlige Ruhe eingetreten iſt.

Kutſche, unter tiefem Schweigen aller übrigen ſeinen Platz an der Mittelſäule einnehmend: An kleen'n Korn mecht ich bitten. — Wiederum völlige Ruhe. —

Wittig: Nu, Kutſche, ſollſt woll amal zum Rechten ſehn hier bei uns?

Kutſche, ohne auf Wittig zu hören: Gu'n Tak o, Meiſter Wiegand.

Wiegand, noch immer in der Ecke vor dem Schenkſims: Scheen Dank, Kutſche.

Kutſche: Wie geht's Geſchäft?

Wiegand: Dank fer de Nachfrage.

Bäcker: D'r Verwalter hat Angſt, m'r kennten uns a Magen verderben von dem vielen Lohn, das m'r kriegen. — Gelächter. —

Jäger: Gell ock, Welzel, mir hab'n alle Schweinernes gegeſſen und Fettunke und Kleeßl und Sauerkraut, und itzt trink mer erſcht noch Schlampanjerwein. — Gelächter. —

Welzel: Hinten rum ſcheint de Sonne.

Kutſche: Und wenn Ihr und hätt gleich Schlampanjer und Gebratnes, derwegen werd Ihr noch lange ni zufrieden ſein. Ich hab o keen'n Schlampanjer, und 's muß halt auch gehn.

Bäcker, mit Bezug auf Kutſches Naſe: Der begißt ſeine kohlrote Gurke mit Branntwein und Schepsbier. Da dervon wird ſe ooch reif. — Gelächter. —

Wittig: Aſo a Schandarm hat a ſchweres Leben: emal muß a an verhungerten Betteljungen ins Loch tecken, dann muß a wieder amal a hibſch Webermädel erfihrn, dann muß a ſich wieder amal ſternhagelsmäßig ekreeſchen und 's Weib durchpriegeln, daß ſe ver Him- nelangſt zu a Nachbarn gelauſen kommt; und aſo uf'n Ferde rumſchappern, in a Federn liegen bis um neune, as is gar kee leichte Ding dabie!

Kutſche: Schwatz Du immerzu! Du wirſcht Dich chonn noch bei Zeiten um a Hals räden. Ma weeß ja ängſt, was Du fer a Briederle biſt. Dei ufrihreriſch Maulwerk das is längſt bekannt bis nuf zum Landrat. Ich kenn een'n, der bringt ieber Jahr und Tag Weib und Kind ei's Armenhaus mit Sauſen und Kretſchamhocken nd ſich ſelber ins Gefängnis, der wird ufhetzen und uf- etzen, bis 's wird a Ende mit Schrecken nehmen.

Wittig lacht bitter heraus: Wer weeß ooch, was ommt?! Uf de Letzte kannſte gar recht haben. Jähzornig ervorbrechend: Kommt's aber aſo weit, dann weeß ich ooch, em ich's zu verdanken hab, wer mich verklatſcht hat bei Fabrikanten und uf d'r Herrſchaft und verſchänd't und erleumd't, daß ich keen'n Schlag Arbeit mehr beſeh — er mir de Pauern hat uf a Hals gehetzt und de Miller, aß ich de ganze Woche kee Pferd zum beſchlagen kriege der an Reeſen um a Rad machen. Ich weeß, wer das s. Ich hab die infame Karnalje emal vom Ferde ge- egen, weil ſe an kleen'n tummen Jungen wägen a paar nreifen Birnen mit'n Ochſenziemer hat durchgewalkt.

Und ich ſag Dir, Du kennſt mich, bringſt Du mich ins Gefängnis, da mach Du eech gleich Dei Teſtament. Heer ich ock was von weiter Ferne läuten, da nehm ich, was ich kriege, 's is nu a Hufeiſen oder Hammer, ne Radſpeiche oder a Waſſereimer, und da ſuch ich Dich uf, und wenn ich Dich ſoll aus'n Bette holen von Deinem Menſche weg, ich reiß Dich raus und ſchlag D'r a Schädel ein, ſo wahr wie ich Wittig heeße. Er iſt aufgeſprungen und will auf Kutſche losgehn.

Alte und junge Weber, ihn zurückhaltend: Wittig, Wittig, bleib bei Verſtande.

Kutſche hat ſich unwillkürlich erhoben; ſein Geſicht iſt blaß. Während des Folgenden retiriert er. Je näher der Tür, deſto mutiger wird er. Die letzten Worte ſpricht er ſchon auf der Türſchwelle, um im nächſten Augenblick zu verſchwinden: Was willſt Du von mir? Mit Dir hab ich niſcht nich zu ſchaffen. Ich hab mit a hieſichten Webern zu reden. Dir hab ich niſcht nich getan. Du gehſt mich niſcht an. Euch Webern aber ſoll ich's ausrichten: d'r Herr Polizeiverwalter läßt Euch verbieten, das Lied zu ſingen — das Dreißigerlied, oder wie ſich's genennt. Und wenn das Geſinge uf d'r Gaſſe ni gleich ufheert, da wird a d'rfire ſorgen, daß Ihr im Stockhauſe mehr Zeit und Ruhe kriegt. Da kennt 'r dann ſingen bei Waſſer und Brot, aſo lange wie d'r luſtig ſeid. Ab.

Wittig ſchreit ihm nach: Gar niſcht hat a uns zu verbieten, und wenn wir prill'n, daß de Fenſter ſchwirr'n, und wenn ma uns heert bis in Reechenbach, und wenn wir ſingen, daß allen Fabrikanten de Häuſer ieber'm Koppe zuſammenſtirzen und allen Verwaltern de Helme uf'm Schädel tanzen. Das geht niemanden niſcht an.

Bäcker iſt inzwiſchen aufgeſtanden, hat pantomimiſch das Zeichen zum ſingen gegeben und beginnt nun ſelbſt mit allen gemeinſchaftlich:

Hier im Ort iſt ein Gericht,
Viel ſchlimmer als die Femen,
Wo man nicht mehr ein Urteil ſpricht,
Das Leben ſchnell zu nehmen.

Der Wirt ſucht zu beruhigen, wird aber nicht gehört. Wiegand hält ſich die Ohren zu und läuft fort. Die Weber erheben ſich und ziehen unter dem Geſang der folgenden Verſe Wittig und Bäcker nach, die durch Winke uſw. das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben haben.

Hier wird der Menſch langſam gequält,
Hier iſt die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt,
Als Zeugen von dem Jammer.

Der größte Teil der Weber ſingt den folgenden Vers ſchon auf der Straße, nur einige junge Burſchen noch im Innern der Stube, während ſie zahlen. Am Schluß der nächſten Strophe iſt das Zimmer leer bis auf Welzel, ſeine Frau, ſeine Tochter, Hornig und den alten Baumert.

Ihr Schurken all, ihr Satansbrut!
Ihr hölliſchen Kujone!
Ihr freßt der Armen Hab und Gut,
Und Fluch wird euch zum Lohne.

Welzel räumt mit Gleichmut Gläſer zuſammen. Die ſein ja heute gar täliſch.

Der alte Baumert iſt im Begriff zu gehn.

Hornig: Nu ſag bleß, Baumert, was is denn im Gange?

Der alte Baumert: Zu Dreißigern gehn woll'n ſe halt, ſehn, daß a was zulegt zum Lohne dahier.

Welzel: Machſt Du ooch noch mit bei ſolchen Tollheeten?!

Der alte Baumert: Nu ſieh ock, Welzel, an mir liegt's nich. A Junges kann manchmal und a Altes muß. Ein wenig verlegen ab.

Hornig erhebt ſich: Das ſollt mich doch wundern, wenn's hie ni amal beeſe käm.

Welzel: Daß die alten Krepper a vollens a Verſtand verliern!?

Hornig: A jeder Menſch hat halt ne Sehnſucht!

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt

Peterswaldau. — Privatzimmer des Parchentfabrikanten Dreißiger. Ein im froſtigen Geſchmack der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts luxuriös ausgeſtatteter Raum. Die Decke, der Ofen, die Türen ſind weiß; die Tapete gradlinig kleingeblümt und von einem kalten, bleigrauen Ton. Dazu kommen rotüberzogene Polſtermöbel aus Mahagoniholz, reich geziert und geſchnitzt, Schränke und Stühle von gleichem Material und wie folgt verteilt: rechts, zwiſchen zwei Fenſtern mit kirſchroten Damaſtgardinen ſteht der Schreibſekretär, ein Schrank, deſſen vordere Wand ſich herabklappen läßt; ihm gerade gegenüber das Sofa, unweit davon ein eiſerner Geldſchrank, vor dem Sofa der Tiſch, Seſſel und Stühle; an der Hinterwand ein Gewehrſchrank. Dieſe ſowie die andern Wände ſind durch ſchlechte Bilder in Goldrahmen teilweiſe verdeckt. Ueber dem Sofa hängt ein Spiegel mit ſtark vergoldetem Rokokorahmen. Eine einfache Tür links führt in den Flur, eine offene Flügeltür der Hinterwand in einen mit dem gleichen ungemütlichen Prunk überladenen Salon. Im Salon bemerkt man zwei Damen, **Frau Dreißiger** und **Frau Paſtor Kittelhaus**, damit beſchäftigt, Bilder zu beſehen — ferner den **Paſtor Kittelhaus** im Geſpräch mit dem Kandidaten und **Hauslehrer Weinhold**.

Kittelhaus, ein kleines, freundliches Männchen, tritt gemütlich plaudernd und rauchend mit dem ebenfalls rauchenden Kandidaten in das Vorderzimmer; dort ſieht er ſich um und ſchüttelt, da er niemand bemerkt, verwundert den Kopf: Es iſt ja durchaus nicht zu verwundern, Herr Kandidat: Sie ſind jung. In Ihrem Alter hatten wir Alten — ich will nicht ſagen dieſelben Anſichten, aber doch ähnliche. Aehnliche jedenfalls. Und es iſt ja auch was Schönes um die Jugend — um alle die ſchönen Ideale, Herr Kandidat. Leider nur ſind ſie flüchtig, flüchtig wie Aprilſonnenſchein. Kommen Sie erſt in meine Jahre. Wenn man erſt mal dreißig Jahre, das Jahr zweiundfünfzigmal — ohne die Feiertage — von der Kanzel herunter den Leuten ſein Wort geſagt hat, dann iſt man notwendigerweiſe ruhiger geworden. Denken Sie an mich, wenn es mit Ihnen ſoweit ſein wird, Herr Kandidat.

Weinhold, neunzehnjährig, bleich, mager, hochaufgeſchoſſen, mit ſchlichtem, langem Blondhaar. Er iſt ſehr unruhig und nervös in ſeinen Bewegungen: Bei aller Ehrerbietung, Herr Paſtor ... Ich weiß doch nicht ... Es exiſtiert doch eine große Verſchiedenheit in den Naturen.

Kittelhaus: Lieber Herr Kandidat, Sie mögen ein noch ſo unruhiger Geiſt ſein — im Tone eines Verweiſes: und das ſind Sie — Sie mögen noch ſo heftig und — ungebärdig gegen die beſtehenden Verhältniſſe angehen, das legt ſich alles. Ja, ja, ich gebe ja zu, wir haben ja Amtsbrüder, die in ziemlich vorgeſchrittenem Alter noch recht jugendliche Streiche machen. Der eine predigt gegen die Branntweinpeſt und gründet Mäßigkeitsvereine, der andere verfaßt Aufrufe, die ſich unleugbar recht ergreifend leſen. Aber was erreicht er damit? Die Not unter den Webern wird, wo ſie vorhanden iſt, nicht gemildert. Der ſoziale Frieden dagegen wird untergraben. Nein, nein, da möchte man wirklich faſt ſagen: Schuſter, bleib bei deinem Leiſten! Seelſorger, werde kein Wanſtſorger! Predige dein reines Gotteswort, und im übrigen laß Den ſorgen, der den Vögeln ihr Bett und ihr Futter bereitet hat und die Lilie auf dem Felde nicht läßt verderben. — Nun aber möcht ich doch wirklich wiſſen, wo unſer liebenswürdiger Wirt ſo plötzlich hingekommen iſt.

Frau Dreißiger kommt mit der Paſtorin nach vorn. Sie iſt eine dreißigjährige, hübſche Frau von einem kernigen und robuſten Schlage. Ein gewiſſes Mißverhältnis zwiſchen ihrer Art zu reden oder ſich zu bewegen und ihrer vornehm reichen Toilette iſt auffällig: Se haben ganz recht, Herr Paſtor. Wilhelm macht's immer ſo. Wenn'n was einfällt, da rennt er fort und läßt mich ſitzen. Da hab ich ſchon ſo drüber gered't, aber da mag man ſagen, was man will.

Kittelhaus: Liebe, gnädige Frau, dafür iſt er Geſchäftsmann.

Weinhold: Wenn ich nicht irre, iſt unten etwas vorgefallen.

Dreißiger kommt. Echauffiert, aufgeregt: Nun, Roſa, iſt der Kaffee ſerviert?

Frau Dreißiger ſchmollt: Ach, daß Du doch immer fortlaufen mußt.

Dreißiger, leichthin: Ach, was weißt Du!

Kittelhaus: Um Vergebung! Haben Sie Aerger gehabt, Herr Dreißiger?

Dreißiger: Den habe ich alle Tage, die Gott der Herr werden läßt, lieber Herr Paſtor. Daran bin ich gewöhnt. Nun, Roſa?! Du ſorgſt wohl dafür.

Frau Dreißiger geht mißlaunig und zieht mehrmals heftig an dem breiten, geſtickten Klingelzug.

Dreißiger: Jetzt eben — nach einigen Umgängen — Herr Kandidat, hätte ich Ihnen gewünſcht, dabei zu ſein. Da hätten Sie was erleben können. Uebrigens ... Kommen Sie, fangen wir unſern Whiſt an.

Kittelhaus: Ja, ja, ja und nochmals ja! Schütteln Sie des Tages Staub und Laſt von den Schultern und gehören Sie uns.

Dreißiger *iſt ans Fenſter getreten, ſchiebt eine Gardine beiſeite und blickt hinaus. Unwillkürlich*: Bande!!! — komm doch mal her, Roſa! *Sie kommt.* Sag doch mal: ... dieſer lange, rothaarige Menſch dort! ...

Kittelhaus: Das iſt der ſogenannte rote Bäcker.

Dreißiger: Nu ſag mal, iſt das vielleicht derſelbe, der Dich vor zwei Tagen inſultiert hat? Du weißt ja, was Du mir erzählteſt, als Dir Johann in den Wagen half.

Frau Dreißiger *macht einen ſchiefen Mund, gedehnt*: Ich wéß nich mehr.

Dreißiger: Aber ſo laß doch jetzt das Beleidigttun. Ich muß das nämlich wiſſen. Ich habe die Frechheiten nun nachgerade ſatt. Wenn es der iſt, ſo zieh ich ihn nämlich zur Verantwortung. *Man hört das Weberlied ſingen.* Nun hören Sie bloß, hören Sie bloß!

Kittelhaus, *überaus entrüſtet*: Will denn dieſer Unfug wirklich immer noch kein Ende nehmen? Nun muß ich aber wirklich auch ſagen: es iſt Zeit, daß die Polizei einſchreitet. Geſtatten Sie mir doch mal! *Er tritt ans Fenſter.* Nun ſehen Sie an, Herr Weinhold! Das ſind nun nicht bloß junge Leute, da laufen auch alte, geſetzte Weber in Maſſe mit. Menſchen, die ich lange Jahre für höchſt ehrenwert und gottesfürchtig gehalten habe, ſie laufen mit. Sie nehmen teil an dieſem unerhörten Unfug. Sie treten Gottes Geſetz mit Füßen. Wollen Sie dieſe Leute vielleicht nun noch in Schutz nehmen?

Weinhold: Gewiß nicht, Herr Paſtor. Das heißt, Herr Paſtor ... cum grano salis. Es ſind eben hungrige, unwiſſende Menſchen. Sie geben halt ihre Unzufriedenheit kund, wie ſie's verſtehen. Ich erwarte gar nicht, daß ſolche Leute ...

Frau Kittelhaus, klein, mager, verblüht, gleicht mehr einer alten Jungfer als einer Frau: Herr Weinhold, Herr Weinhold! Aber ich bitte Sie!

Dreißiger: Herr Kandidat, ich bedaure ſehr ... Ich habe Sie nicht in mein Haus genommen, damit Sie mir Vorleſungen über Humanität halten. Ich muß Sie erſuchen, ſich auf die Erziehung meiner Knaben zu beſchränken, im übrigen aber meine Angelegenheiten mir zu überlaſſen, mir ganz allein! Verſtehen Sie mich?

Weinhold ſteht einen Augenblick ſtarr und totenblaß und verbeugt ſich dann mit einem fremden Lächeln. Leiſe: Gewiß, gewiß, ich habe Sie verſtanden. Ich ſah es kommen; es entſpricht meinen Wünſchen. Ab.

Dreißiger, brutal: Dann aber doch möglichſt bald, wir brauchen das Zimmer.

Frau Dreißiger: Aber Wilhelm, Wilhelm!

Dreißiger: Biſt Du wohl bei Sinnen? Du willſt einen Menſchen in Schutz nehmen, der ſolche Pöbeleien und Schurkereien wie dieſes Schmählied da verteidigt?!

Frau Dreißiger: Aber Männdel, Männdel, er hat's ja gar nicht ...

Dreißiger: Herr Paſtor, hat er's verteidigt oder hat er's nicht verteidigt?

Kittelhaus: Herr Dreißiger, man muß es ſeiner Jugend zugute halten.

Frau Kittelhaus: Ich weiß nicht, der junge Menſch iſt aus einer ſo guten und achtbaren Familie. Vierzig Jahr war ſein Vater als Beamter tätig und hat ſich nie auch nur das Geringſte zuſchulden kommen laſſen. Die Mutter war ſo überglücklich, daß er hier ein ſo ſchönes Unterkommen gefunden hatte. Und nun ... nun weiß er ſich das ſo wenig wahrzunehmen.

Pfeifer reißt die Flurtür auf, ſchreit herein: Herr Dreißicher, Herr Dreißicher! ſe hab'n 'n feſte. Se mechten kommen. Se haben een'n gefangen.

Dreißiger, haſtig: Iſt jemand zur Polizei gelaufen?

Pfeifer: D'r Herr Verwalter kommt ſchonn die Treppe ruf.

Dreißiger, in der Tür: Ergebener Diener, Herr Verwalter! Es freut mich, daß Sie gekommen ſind.

Kittelhaus macht den Damen pantomimiſch begreiflich, daß es beſſer ſei, ſich zurückzuziehen. Er, ſeine Frau und Frau Dreißiger verſchwinden in den Salon.

Dreißiger, im höchſten Grade aufgebracht, zu dem inzwiſchen eingetretenen **Polizeiverwalter:** Herr Verwalter, ich habe nun endlich einen der Hauptſänger von meinen Färbereiarbeitern feſtnehmen laſſen. Ich konnte das nicht mehr weiter mit anſehen. Die Frechheit geht einfach ins Grenzenloſe. Es iſt empörend. Ich habe Gäſte, und dieſe Schufte erdreiſten ſich ... ſie inſultieren meine Frau, wenn ſie ſich zeigt; meine Knaben ſind ihres Lebens nicht ſicher. Ich riskiere, daß ſie meine Gäſte mit Püffen traktieren. Ich gebe Ihnen die Verſicherung, wenn es in einem geordneten Gemeinweſen ungeſtraft möglich ſein ſollte, unbeſcholtene Leute, wie ich und meine Familie, fortgeſetzt öffentlich zu beſchimpfen ... ja dann ... dann müßte ich bedauern, andere Begriffe von Recht und Geſittung zu haben.

Polizeiverwalter, *etwa fünfzigjähriger Mann, mittelgroß, korpulent, vollblütig. Er trägt Kavallerieuniform mit Schleppſäbel und Sporen:* Gewiß nicht ... Nein ... gewiß nicht, Herr Dreißiger! — Verfügen Sie über mich. Beruhigen Sie ſich nur, ich ſtehe ganz zu Ihrer Verfügung. Es iſt ganz in der Ordnung ... Es iſt mir ſogar ſehr lieb, daß Sie einen der Hauptſchreier haben feſtnehmen laſſen. Es iſt mir ſehr recht, daß die Sache nun endlich mal zum klappen kommt. Es ſind ſo'n paar Friedensſtörer hier, die ich ſchon lange auf der Pike habe.

Dreißiger: So'n paar grüne Burſchen, ganz recht, arbeitsſcheues Geſindel, faule Lümmels, die ein Luderleben führen, Tag für Tag in den Schenken rumhocken, bis der letzte Pfennig durch die Gurgel gejagt iſt. Aber nun bin ich entſchloſſen, ich werde dieſen berufsmäßigen Schandmäulern das Handwerk legen, gründlich. Es iſt im allgemeinen Intereſſe, nicht nur im eigenen Intereſſe.

Polizeiverwalter: Unbedingt! ganz unbedingt, Herr

Dreißiger. Das kann Ihnen kein Menſch verdenken. Und ſoviel in meinen Kräften ſteht …

Dreißiger: Mit dem Kantſchu müßte man hineinfahren in das Lumpengeſindel.

Polizeiverwalter: Ganz recht, ganz recht. Es muß ein Exempel ſtatuiert werden.

Gendarm Kutſche kommt und nimmt Stellung. Man hört, da die Flurtür offen iſt, das Geräuſch von ſchweren Füßen, welche die Treppe heraufpoltern: Herr Verwalter, ich melde gehorſamſt: m'r hab'n einen Menſchen feſtgenommen.

Dreißiger: Wollen Sie den Menſchen ſehen, Herr Polizeiverwalter?

Polizeiverwalter: Ganz gewiß, ganz gewiß. Wir wollen ihn zu allererſt mal aus nächſter Nähe betrachten. Tun Sie mir den Gefallen, Herr Dreißiger, und bleiben Sie ganz ruhig. Ich verſchaffe Ihnen Genugtuung oder ich will nicht Heide heißen.

Dreißiger: Damit kann ich mich nicht zufrieden geben, der Menſch kommt unweigerlich vor den Staatsanwalt.

Jäger wird von fünf Färbereiarbeitern hereingeführt, die, an Geſicht, Händen und Kleidern mit Farbe befleckt, direkt von der Arbeit herkommen. Der Gefangene hat die Mütze ſchief ſitzen, trägt eine freche Heiterkeit zur Schau und befindet ſich infolge des vorherigen Branntweingenuſſes in gehobenem Zuſtand: O ihr älenden Kerle! — Arbeiter wollt 'r ſein? Kam'raden wollt 'r ſein? Eh ich das machte — eh ich mich vergreifen tät a mein'n Genoſſen, da tät ich denken, de Hand mißt m'r verfaul'n dahier! Auf einen Wink des Verwalters hin veranlaßt Kutſche, daß die Färber ihre Hände von dem Opfer nehmen. Jäger ſteht nun frei und frech da, während um ihn alle Türen verſtellt werden.

Polizeiverwalter ſchreit Jäger an: Mütze ab, Flegel! Jäger nimmt ſie ab, aber ſehr langſam, ohne ſein ironiſches Lächeln aufzugeben. Wie heißt Du?

Jäger: Hab ich mit Dir ſchonn die Schweine gehit't? Unter dem Eindruck der Worte entſteht eine Bewegung unter den Anweſenden.

Dreißiger: Das iſt ſtark.

Polizeiverwalter wechſelt die Farbe, will aufbrauſen, kämpft den Zorn nieder: Das Uebrige wird ſich finden. — Wie Du heißt, frage ich Dich! — Als keine Antwort erfolgt, raſend: Kerl, ſprich, oder ich laſſe Dir fünfundzwanzig überreißen.

Jäger, mit vollkommener Heiterkeit und ohne auch nur durch ein Wimperzucken auf die wütende Einrede zu reagieren, über die Köpfe der Anweſenden hinweg zu einem hübſchen Dienſtmädchen, das, im Begriff den Kaffee zu ſervieren, durch den unerwarteten Anblick betroffen, mit offenem Munde ſtehen geblieben iſt: Nu ſag m'r ock, Plättbrettl-Emilie, biſt Du jetzt bei der Geſellſchaft?! Na da ſieh ock, daß De hier nausfind'ſt. Hie kann amal d'r Wind gehn, und der bläſt alles weg ieber Nacht. Das Mädchen ſtarrt Jäger an, wird, als ſie begreift, daß die Rede ihr gilt, rot vor Scham, ſchlägt ſich die Hände vor die Augen und läuft hinaus, das Geſchirr zurücklaſſend, wie es gerade ſteht und liegt. Wiederum entſteht eine Bewegung unter den Anweſenden.

Polizeiverwalter, nahezu faſſungslos zu Dreißiger: So alt wie ich bin ... eine ſolche unerhörte Frechheit iſt mir doch ..

Jäger ſpuckt aus.

Dreißiger: Kerl, Du biſt in keinem Viehſtall, verſtanden?!

Polizeiverwalter: Nun bin ich am Ende mit meiner Geduld. Zum letzten Mal: wie heißt Du?

Kittelhaus, der während der letzten Szene hinter der ein wenig geöffneten Salontür hervorgeblickt und gehorcht hat, kommt nun, durch die Geſchehniſſe hingeriſſen, um bebend vor Erregung zu intervenieren: Er heißt Jäger, Herr Verwalter. Moritz ... nicht? ... Moritz Jäger. Zu Jäger: Nu ſag bloß, Jäger — kennſt Du mich nich mehr?

Jäger, ernſt: Sie ſein Paſter Kittelhaus.

Kittelhaus: Ja, Dein Seelſorger, Jäger! Derſelbe, der Dich als kleines Wickelkind in die Gemeinſchaft der Heiligen aufgenommen hat. Derſelbe, aus deſſen Händen Du zum erſten Mal den Leib des Herrn empfangen haſt. Erinnerſt Du Dich noch? Da hab ich mich nun gemüht und gemüht und Dir das Wort Gottes ans Herz gelegt. Iſt das nun die Dankbarkeit?

Jäger, finſter, wie ein geduckter Schuljunge: Ich hab ja een'n Taler Geld ufgelegt.

Kittelhaus: Geld, Geld ... Glaubſt Du vielleicht, daß das ſchnöde, erbärmliche Geld ... Behalt Dir Dein Geld ... das iſt mir viel lieber. Was das für ein Unſinn iſt! Sei brav, ſei ein Chriſt! Denk an das, was Du gelobt haſt. Halt Gottes Gebote, ſei gut und ſei fromm. Geld, Geld ...

Jäger: Ich bin Quäker, Herr Paſter, ich gleeb an niſcht mehr.

Kittelhaus: Was, Quäker, ach rede doch nicht! Mach, daß Du Dich beſſerſt, und laß unverdaute Worte aus dem Spiel! Das ſind fromme Leute, nicht Heiden wie Du. Quäker! was Quäker!

Polizeiverwalter: Mit Erlaubnis, Herr Paſtor. Er tritt zwiſchen ihn und Jäger. Kutſche! binden Sie ihm die Hände!

Wüſtes Gebrüll von draußen: Jäger! Jäger ſoll rauskommen!

Dreißiger, gelinde erſchrocken wie die übrigen Anweſenden, iſt unwillkürlich ans Fenſter getreten: Was heißt denn das nun wieder?

Polizeiverwalter: Oh, das verſteh ich. Das heißt, daß ſie den Lumpen wieder raus haben wollen. Den Gefallen werden wir ihnen nun aber mal nicht tun. Verſtanden, Kutſche? Er kommt ins Stockhaus.

Kutſche, mit dem Strick in der Hand zögernd: Mit Reſpekt zu vermelden, Herr Verwalter, mir werden woll unſere Not haben. Es is eine ganz verfluchte Hetze Menſchen. De richt'ge Schwefelbande, Herr Verwalter. Da is der Bäcker, da is der Schmied . . .

Kittelhaus: Mit gütiger Erlaubnis — um nicht noch mehr böſes Blut zu machen, würde es nicht angemeſſener ſein, Herr Verwalter, wir verſuchten es friedlich? Vielleicht verpflichtet ſich der Jäger gutwillig mitzugehen oder ſo . . .

Polizeiverwalter: Wo denken Sie hin!! Meine

Verantwortung! Auf ſo etwas kann ich mich unmöglich einlaſſen. Vorwärts, Kutſche! nich lange gefackelt!

Jäger, die Hände zuſammenlegend und lachend hinhaltend: Immer feſte, feſte, aſo feſt, wie Er kennt. 's is ja doch nich uf lange. Er wird gebunden von Kutſche mit Hilfe der Kameraden.

Polizeiverwalter: Nu vorwärts, marſch! Zu Dreißiger: Wenn Sie Sorge haben, dann laſſen Sie ſechs Mann von den Färbern mitgehen. Die können ihn in die Mitte nehmen. Ich reite voran, Kutſche folgt. Wer ſich entgegenſtellt, wird niedergehauen.

Geſchrei von unten: Kikeriki—i!! Wau, wau, wau!

Polizeiverwalter, nach dem Fenſter drohend: Kanaillen! ich werde euch bekikerikien und bewauwauen. Marſch, vorwärts! Er ſchreitet voran hinaus mit gezogenem Säbel, die andern folgen mit Jäger.

Jäger ſchreit im Abgehen: Und wenn ſich de gnäd'ge Frau Dreißichern o noch aſo ſtolz macht, die is deshalb ni mehr wie unſereens. Die hat mein Vater viel hundertmal fer drei Fennige Schnaps vorgeſetzt. Schwadron links ſchwenkt, marſch, ma—rſch! Ab mit Gelächter.

Dreißiger, nach einer Pauſe ſcheinbar gelaſſen: Wie denken Sie, Herr Paſter? Wollen wir nun nicht unſern Whiſt machen? Ich denke, der Sache ſteht nun nichts mehr im Wege. Er zündet ſich eine Zigarre an, dabei lacht er mehrmals kurz heraus, ſobald ſie brennt, laut heraus: Nu fang ich an, die Geſchichte komiſch zu finden. Dieſer Kerl! In einem nervöſen Lachausbruch: Es iſt aber auch unbeſchreiblich lächerlich. Erſt der Krakeel bei Tiſch mit dem Kandidaten. Fünf Minuten darauf empfiehlt er ſich. Fort über alle Berge! Dann dieſe Geſchichte. Und nun ſpielen wir unſern Whiſt weiter.

Kittelhaus: Ja aber . . . Gebrüll von unten. Ja, aber . . . Wiſſen Sie: die Leute machen einen ſo ſchrecklichen Skandal.

Dreißiger: Ziehen wir uns einfach in das andere Zimmer zurück. Da ſind wir ganz ungeſtört.

Kittelhaus, unter Kopfſchütteln: Wenn ich nur wüßte, was in dieſe Menſchen gefahren iſt. Ich muß dem Kandidaten darin recht geben, wenigſtens war ich bis vor kurzem auch der Anſicht, die Webersleute wären ein demütiger, geduldiger und lenkſamer Menſchenſchlag. Geht es Ihnen nicht auch ſo, Herr Dreißiger?

Dreißiger: Freilich waren ſie geduldig und lenkſam, freilich waren es früher geſittete und ordentliche Leute. Solange nämlich die Humanitätsduſler ihre Hand aus dem Spiele ließen. Da iſt ja den Leuten lange genug klar gemacht worden, in welchem entſetzlichen Elend ſie drin ſtecken. Bedenken Sie doch: all die Vereine und Komitees zur Abhilfe der Webernot. Schließlich glaubt es der Weber, und nun hat er den Vogel. Nun komme einer her und rücke ihnen den Kopf wieder zurecht. Jetzt iſt er im Zuge. Jetzt murrt er ohne aufhören. Jetzt paßt ihm das nicht und jen's nicht. Jetzt möchte alles gemalt und gebraten ſein.

Plötzlich ein vielſtimmiges, aufſchwellendes Hurragebrüll.

Kittelhaus: So haben ſie denn mit all ihrer Humanität nichts weiter zuwege gebracht, als daß aus Lämmern über Nacht buchſtäblich Wölfe geworden ſind.

Dreißiger: Ach was! bei kühlem Verſtande, Herr Paſter, kann man der Sache vielleicht ſogar noch ne gute Seite abgewinnen. Solche Vorkommniſſe werden vielleicht in den leitenden Kreiſen nicht unbemerkt bleiben. Möglicherweiſe kommt man dort doch mal zu der Ueberzeugung, daß es ſo nicht mehr lange weitergehen kann, daß etwas geſchehen muß, wenn unſre heimiſche Induſtrie nicht völlig zugrunde gehen ſoll.

Kittelhaus: Ja, woran liegt aber dieſer enorme Rückgang, ſagen Sie bloß?

Dreißiger: Das Ausland hat ſich gegen uns durch Zölle verbarrikadiert. Dort ſind uns die beſten Märkte abgeſchnitten, und im Inland müſſen wir ebenfalls auf Tod und Leben konkurrieren, denn wir ſind preisgegeben, völlig preisgegeben.

Pfeifer kommt atemlos und blaß hereingewankt: Herr Dreißicher, Herr Dreißicher!

Dreißiger, bereits in der Salontür, im Begriff zu gehen, wendet ſich geärgert: Nu, Pfeifer, was gibt's ſchon wieder?

Pfeifer: Nee ... nee ... nu laßt mich zufriede!

Dreißiger: Was is denn nu los?

Kittelhaus: Sie machen ein ja Angſt, reden Sie doch.

Pfeifer, immer noch nicht bei ſich: Na, da laßt mich zufriede! nee ſo was! nee ſo was aber ooch! Die Obrigkeit ... na, den wird's gutt gehn.

Dreißiger: In's Teufels Namen, was is Ihnen denn in die Glieder geſchlagen? Hat jemand den Hals gebrochen?

Pfeifer, faſt weinend vor Angſt, ſchreit heraus: Se hab'n a Jäger Moritz befreit, a Verwalter gepriegelt und fortgejagt, a Schandarm gepriegelt und fortgejagt. Ohne Helm ... a Säbel zerbrochen ... nee, nee!

Dreißiger: Pfeifer, Sie ſind wohl übergeſchnappt.

Kittelhaus: Das wäre ja Revolution.

Pfeifer, auf einem Stuhl ſitzend, am ganzen Leibe zitternd, wimmernd: Herr Dreißicher, 's wird ernſt! Herr Dreißicher, 's wird ernſt!

Dreißiger: Na, dann kann mir aber die ganze Polizei ...

Pfeifer: Herr Dreißicher, 's wird ernſt!

Dreißiger: Ach, halten Sie's Maul, Pfeifer! Zum Donnerwetter!

Frau Dreißiger, mit der Paſtorin aus dem Salon: Ach, das iſt aber wirklich empörend, Wilhelm. Der ganze ſchöne Abend wird uns verdorben. Nu haſt Du's, nu will de Frau Paſtern am liebſten zu Hauſe gehn.

Kittelhaus: Liebe, gnädige Frau Dreißiger, es iſt doch vielleicht heute wirklich das beſte ...

Frau Dreißiger: Aber, Wilhelm, Du ſollteſt doch auch mal gründlich dazwiſchen fahren.

Dreißiger: Geh Du doch und ſag's 'n! Geh Du doch! Geh Du doch! Vor dem Paſtor ſtillſtehend, unvermittelt: Bin ich denn ein Tyrann? Bin ich denn ein Menſchenſchinder?

Kutſcher Johann kommt: Gnäd'ge Frau, ich hab de Pferde d'rweile angeſchirrt. A Jorgel und's Karlchen hat d'r Herr Kandedate ſchon in a Wagen geſetzt. Kommt's gar ſchlimm, da fahr m'r los.

Frau Dreißiger: Ja, was ſoll denn ſchlimm kommen?

Johann: Nu ich weeß halt au ni. Ich meen halt aſo! 's wer'n halt immer mehr Leute. Se hab'n halt doch a Verwalter mit ſamſt 'n Schandarme fortgejagt.

Pfeifer: 's wird ernſt, Herr Dreißiger! 's wird ernſt!

Frau Dreißiger, mit ſteigender Angſt: Ja, was ſoll denn werden? — Was wollen die Leute? — Se könn uns doch nich ieberfallen, Johann?

Johann: Frau Madame, 's ſein riede Hunde drunter.

Pfeifer: 's wird ernſt, bitt'rer Ernſt.

Dreißiger: Maul halten, Eſel! Sind die Türen verrammelt?

Kittelhaus: Tun Sie mir den Gefallen ... Tun Sie mir den Gefallen ... Ich habe einen Entſchluß gefaßt ... Tun Sie mir den Gefallen ... Zu Johann: Was verlangen denn die Leute?

Johann, verlegen: Mehr Lohn woll'n ſe halt hab'n, die tummen Luder.

Kittelhaus: Gut, ſchön! — Ich werde hinausgehen und meine Pflicht tun. Ich werde mit den Leuten mal ernſtlich reden.

Johann: Herr Paſter, Herr Paſter! das laſſen Se ock unterwegens. Hie is jedes Wort umſonſte.

Kittelhaus: Lieber Herr Dreißiger, noch ein Wörtchen. Ich möchte Sie bitten: ſtellen Sie Leute hinter die Tür und laſſen Sie ſogleich hinter mir abſchließen.

Frau Kittelhaus: Ach, willſt Du das wirklich, Joſeph?

Kittelhaus: Ich will es. Ich will es. Ich weiß, was ich tue. Hab keine Sorge, der Herr wird mich ſchützen.

Frau Kittelhaus drückt ihm die Hand, tritt zurück und wiſcht ſich Tränen aus den Augen.

Kittelhaus, indes von unten herauf ununterbrochen das dumpfe Geräuſch einer großen, verſammelten Menſchenmenge heraufdringt: Ich werde mich ſtellen ... Ich werde mich ſtellen, als ob ich ruhig nach Hauſe ginge. Ich will doch ſehen, ob mein geiſtliches Amt ... ob ich nicht mehr ſoviel Reſpekt bei dieſen Leuten ... Ich will doch ſehen ... Er nimmt Hut und Stock. Vorwärts alſo, in Gottes Namen. Ab, begleitet von Dreißiger, Pfeifer und Johann.

Frau Kittelhaus: Liebe Frau Dreißiger, — ſie bricht in Tränen aus und umhalſt ſie — wenn ihm nur nicht ein Unglück zuſtößt!

Frau Dreißiger, wie abweſend: Ich weeß gar nich, Frau Paſtern, mir is aſo ... Ich weeß gar nich, wie mir zu Mute is. So was kann doch reen gar nich menſchenmeeglich ſein. Wenn das aſo is ... das is ja grade, als wie wenn's Reichtum a Verbrechen wär. Sehn S' ock, wenn mir das hätte jemand geſagt, ich weeß gar nich, Frau

Paſtern, am Ende wär ich lieber in mein kleenlichen Verhältniſſen drinne geblieben.

Frau Kittelhaus: Liebe Frau Dreißiger, es gibt in allen Verhältniſſen Enttäuſchungen und Aerger genug.

Frau Dreißiger: Nu freilich, nu freilich, das denk ich mir doch ooch eben. Und daß mir mehr haben als andere Leute ... nu Jeſ's, mir haben's doch ooch nich geſtohlen. 's is doch Heller fer Fennig uf rechtlichem Wege erworben. So was kann doch reen gar nich meeglich ſein, daß die Leute ieber een herfallen. Is denn mein Mann ſchuld, wenn's Geſchäfte ſchlecht geht?

Von unten herauf dringt tumultuariſches Gebrüll. Während die beiden Frauen noch bleich und erſchrocken einander anblicken, ſtürzt Dreißiger herein.

Dreißiger: Roſa, wirf Dir was über und ſpring in den Wagen, ich komme gleich nach! Er ſtürzt nach dem Geldſchrank, ſchließt ihn auf und entnimmt ihm verſchiedene Wertſachen.

Johann kommt: Alles bereit! Aber nu ſchnell, eh's Hintertor noch beſetzt is!

Frau Dreißiger, in paniſchem Schrecken den Kutſcher umhalſend: Johann, liebſter, beſter Johann! Rett uns, aller aller allerbeſter Johann! Rette meine Jungen, ach, ach ...

Dreißiger: Sei doch vernünftig! Laß doch den Johann los!

Johann: Madam, Madam! Sein S' ock ganz geruhig. Unſe Rappen ſein gutt im ſtande. Die holt keener ein. Wer de ni beiſeite geht, wird iebergefahrn. Ab.

Frau Kittelhaus, in ratloſer Angſt: Aber mein Mann?

Aber … aber mein Mann? Aber, Herr Dreißiger, mein Mann?

Dreißiger: Frau Paſter, Frau Paſter, er is ja geſund. Beruhigen Sie ſich doch nur, er is ja geſund.

Frau Kittelhaus: Es iſt ihm was Schlimmes zugeſtoßen. Sie ſagen's bloß nich, Sie ſagen's bloß nich.

Dreißiger: O laſſen Sie's gut ſein, die werden's bereun. Ich weiß ganz genau, weſſen Hände dabei waren. Eine ſo namenloſe, ſchamloſe Frechheit bleibt nich ungerochen. Eine Gemeinde, die ihren Seelſorger mißhandelt, pfui Teufel! Tolle Hunde, nichts weiter, toll gewordene Beſtien, die man demgemäß behandeln wird. Zu Frau Dreißiger, die wie betäubt daſteht: Nun ſo geh doch und rühr Dich! Man hört gegen die Haustür ſchlagen. Hörſt Du denn nich? Das Geſindel iſt wahnſinnig geworden. Man hört Klimpern von zerbrechenden Scheiben, die im Parterre eingeworfen werden. Das Geſindel hat den Sonnenkoller. Da bleibt nichts übrig, wir müſſen machen, daß wir fortkommen.

Man hört vereint rufen: Expedient Feiſer ſoll rauskommen! – Expedient Feiſer ſoll rauskommen!

Frau Dreißiger: Feiſer, Feiſer, ſie wollen Feiſer raushaben.

Pfeifer ſtürzt herein: Herr Dreißicher, am Hintertor ſtehn o ſchonn Leute. De Haustier hält keene drei Minuten mehr. D'r Wittigſchmied haut mit an Ferdeeimer drauf nei wie a Unſinniger.

Von unten Gebrüll lauter und deutlicher: Expedient Feiſer ſoll rauskommen! Expedient Feiſer ſoll rauskommen!

Frau Dreißiger rennt davon, wie gejagt; ihr nach Frau Kittelhaus. Beide ab.

Pfeifer horcht auf, wechſelt die Farbe, verſteht den Ruf und iſt im nächſten Moment von wahnſinniger Angſt erfaßt. Das Folgende weint, wimmert, bettelt, winſelt er in raſender Schnelligkeit durcheinander. Dabei überhäuft er Dreißiger mit kindiſchen Liebkoſungen, ſtreichelt ihm Wangen und Arme, küßt ſeine Hände und umklammert ihn ſchließlich wie ein Ertrinkender, ihn dadurch hemmend und feſſelnd und nicht von ihm loslaſſend: Ach liebſter, ſcheenſter, allergnädigſter Herr Dreißicher, laſſen Se mich nich zuricke, ich hab Ihn immer treu gedient; ich hab ooch de Leute immer gutt behandelt. Mehr Lohn, wie feſtgeſetzt war, konnt ich'n doch nich geben. Verlaſſen Se mich nich, ſe machen mich kalt. Wenn ſe mich finden, ſchlagen ſe mich tot. Ach Gott im Himmel, ach Gott im Himmel! Meine Frau, meine Kinder ...

Dreißiger, indem er abgeht, vergeblich bemüht, ſich von Pfeifer loszumachen: Laſſen Sie mich doch wenigſtens los, Menſch! Das wird ſich ja finden; das wird ſich ja alles finden. Ab mit Pfeifer.

Einige Sekunden bleibt der Raum leer. Im Salon zerklirren Fenſter. Ein ſtarker Krach durchſchallt das Haus, hierauf brauſendes Hurra, danach Stille. Einige Sekunden vergehen, dann hört man leiſes und vorſichtiges Trappen die Stufen zum erſten Stock empor, dazu nüchterne und ſchüchterne Ausrufe: links! — oben nuf! — pſcht! — langſam! langſam! — ſchipp ock nich! — hilf ſchirjen! — praatz, hab ich a Ding! — macht fort, ihr Wirgebänder! — mir gehn zur Hochzeit! — geh Du nei! — o geh Du!

Es erſcheinen nun junge Weber und Webermädchen in der Flurtür, die nicht wagen einzutreten und eines das andere hereinzuſtoßen ſuchen. Nach einigen Sekunden iſt die Schüchternheit überwunden, und die ärmlichen, magern, teils kränklichen, zerlumpten oder geflickten Geſtalten verteilen ſich in Dreißigers Zimmer und im Salon, alles zunächſt neugierig und ſcheu betrachtend, dann betaſtend. Mädchen verſuchen die Sofas; es bilden ſich Gruppen, die ihr Bild im Spiegel bewundern. Es ſteigen einzelne auf Stühle, um die Bilder zu betrachten und herabzunehmen, und inzwiſchen ſtrömen immer neue Jammergeſtalten vom Flur herein.

Erſter alter Weber kommt: Nee, nee, da laßt mich aber doch zufriede! Unten da fangen ſe gar ſchonn an und richten an Sache zugrunde. Nu die Tollheet! Da is doch kee Sinn und kee Verſtand o nich drinne. Ums Ende wird das noch gar ſehr a beeſe Ding. Wer hie an hellen Kopp behält, der macht ni mit. Ich wer mich in Obacht nehmen und wer mich an ſolchen Untaten beteiligen!

Jäger, **Bäcker**, **Wittig** mit einem hölzernen Eimer, **Baumert** und eine Anzahl junger und alter Weber kommen wie auf der Jagd nach etwas hereingeſtürmt, mit heiſeren Stimmen durcheinander rufend.

Jäger: Wo is a hin?

Bäcker: Wo is der Menſchenſchinder?

Baumert: Kenn mir Gras freſſen, friß du Sägeſpäne.

Wittig: Wenn m'r'n kriegen, knippen mer'n uf.

Erſter alter Weber: Mir nehmen'n bei a Been'n und ſchmeißen'n zum Fenſter naus, uf de Steene, daß a bald fer immer liegen bleibt.

Zweiter junger Weber kommt: A is fort ieber alle Berge.

Alle: Wer denn?

Zweiter junger Weber: Dreißicher.

Bäcker: Feifer o?

Stimmen: Sucht Feifern! ſucht Feifern!

Baumert: Such, ſuch, Feiferla, 's is a Weberſchmann auszuhungern. Gelächter.

Jäger: Wenn mer'ſch o ni kriegen, das Dreißicherviehch ... arm ſoll a wer'n.

Baumert: Arm ſoll a wer'n wie ne Kirchenmaus. Arm ſoll a wer'n.

Alle ſtürmen in der Abſicht zu demolieren auf die Salontür zu.

Bäcker, der voraneilt, macht eine Wendung und hält die andern auf: Halt, heert uf mich! Sei mer hier fertig, da fang m'r erſcht recht an. Von hier aus geh mer nach Bielau nieber, zu Dittrichen, der de die mechan'ſchen Webſtihle hat. Das ganze Elend kommt von a Fabriken.

Der alte Anſorge kommt vom Flur herein. Nachdem er einige Schritte gemacht, bleibt er ſtehen, ſieht ſich ungläubig um, ſchüttelt den Kopf, ſchlägt ſich vor die Stirn und ſagt: Wer bin ich? D'r Weber Anton Anſorge. Is a verruckt gewor'n, Anſorge? 's is wahr, mit mir dreht ſich's ums Kreiſel rum wie ne Bremſe. Was macht a hier? Was a luſtig is, wird a woll machen. Wo is a hier, Anſorge? Er ſchlägt ſich wiederholt vor den Kopf. Ich bin ni geſcheut! Ich ſteh fer niſcht. Ich bin ni recht richtig. Geht weg, geht weg! Geht weg, Ihr Rebeller! Kopp weg, Beene weg, Hände weg! Nimmſt du m'r mei Häusl, nehm ich d'r dei Häusl. Immer druf! Mit Geheul ab in den Salon. Die Anweſenden folgen ihm mit Gejohl und Gelächter.

Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt

Langenbielau. — Das Weberſtübchen des alten Hilſe. Links ein Fenſterchen, davor ein Webſtuhl, rechts ein Bett, dicht daran gerückt ein Tiſch. Im Winkel rechts der Ofen mit Bank. Um den Tiſch, auf Ritſche, Bettkante und Holzſchemel ſitzend: der alte **Hilſe**, ſeine ebenfalls alte, blinde und faſt taube **Frau**, ſein Sohn **Gottlieb** und deſſen Frau **Luiſe**, bei der Morgenandacht. Ein Spulrad mit Garnwinde ſteht zwiſchen Tiſch und Webſtuhl. Auf den gebräunten Deckbalken iſt allerhand altes Spinn-, Spul- und Webegerät untergebracht. Lange Garnſträhnen hängen herunter. Vielerlei Praſt liegt überall im Zimmer umher. Der ſehr enge, niedrige und flache Raum hat eine Tür nach dem „Hauſe" in der Hinterwand. Dieſer Tür gegenüber im „Hauſe" ſteht eine andere Tür offen, die den Einblick gewährt in ein zweites, dem erſten ähnliches Weberſtübchen. Das Haus iſt mit Steinen gepflaſtert, hat ſchadhaften Putz und eine baufällige Holztreppe hinauf zur Dachwohnung. Ein Waſchfaß auf einem Schemel iſt teilweiſe ſichtbar; ärmlichſte Wäſcheſtücke, Hausrat armer Leute ſteht und liegt durcheinander. Das Licht fällt von der linken Seite in alle Räumlichkeiten.

Der alte Hilſe, ein bärtiger, ſtarkknochiger, aber nun von Alter, Arbeit, Krankheit und Strapazen gebeugter und verfallener Mann. Veteran, einarmig. Er iſt ſpitznaſig, von fahler Geſichtsfarbe, zittrig, ſcheinbar nur Haut, Knochen und Sehne, und hat die tiefliegenden, charakteriſtiſchen, gleichſam wunden Weberaugen. — Nachdem er ſich mit Sohn und Schwiegertochter erhoben, betet er: Du lieber Herrgott, mir kenn Dir gar nich genug Dank bezeigen, daß Du uns auch dieſe Nacht in Deiner Gnade und Giete . . . und haſt Dich unſer erbarmt. Daß mir auch dieſe Nacht nich ha'n keen'n Schaden genommen. „Herr, Deine Giete reicht ſo weit", und mir ſein arme, beeſe, ſindhafte Menſchenkinder, ni wert, daß Dei Fuß uns zertritt, aſo ſindhaftich und ganz verderbt ſein mir. Aber Du, lieber Vater, willſt uns anſehn und annehmen um Deines teuren Sohnes, unſers Herrn und Heilands Jeſus Chriſtus willen. „Jeſu Blut und Gerechtigkeit, das is mein Schmuck und Ehrenkleid.“ Und wenn auch mir und mer wer'n manchmal kleenmietig under Deiner Zuchtrute — wenn und der Owen d'r Läutrung und brennt gar zu rasnich heiß — da rech's uns ni zu hoch an, vergib uns unſre Schuld. Gib uns Geduld, himmliſcher Vater, daß mir nach dieſem Leeben und wer'n teilhaftig Deiner ewigen Seeligkeet. Amen.

Mutter Hilſe, welche vorgebeugt mit Anſtrengung gelauſcht hat, weinend: Nee, Vaterle, Du machſt a zu a ſcheenes Gebete machſt Du immer.

Luiſe begibt ſich ans Waſchfaß, Gottlieb ins gegenüberliegende Zimmer.

Der alte Hilſe: Wo is denn's Madel?

Luiſe: nieder nach Peterſchwalde — zu Dreißichern. Se hat wieder a paar Strähne verſpult nächt'n Abend.

Der alte Hilſe, ſehr laut ſprechend: Na, Mutter, nu wer ich D'r'ſch Rädla bringen.

Mutter Hilſe: Nu bring's, bring's, Aaler.

Der alte Hilſe, das Spulrad vor ſie hinſtellend: Sieh ock, ich wellt D'r'ſch ja zu gerne abnehmen ...

Mutter Hilſe: Nee ... nee ... was tät ock ich anfangen mit der vielen Zeit!?

Der alte Hilſe: Ich wer D'r de Finger a biſſel abwiſchen, daß nich etwa 's Garn und wird fettig — heerſcht De? *Er wiſcht ihr mit einem Lappen die Hände ab.*

Luiſe, *vom Waſchfaß*: Wo hätt mir ock Fettes gegeſſen?!

Der alte Hilſe: Hab'n mer kee Fett, eſſ mir'ſch Brot trocken — hab'n mer kee Brot, eſſ mer Kartoffeln — hab'n mer keene Kartoffeln ooch nich, da eſſ mer trockne Kleie.

Luiſe, *haſtig*: Und hab'n mer kee Schwarzmehl, da machen mer'ſch wie Wenglerſch unten, da ſehn m'r dernach, wo d'r Schinder a verreckt Ferd hat verſcharrt. Das graben m'r aus, und da leben mer amal a paar Wochen von Luder — aſo mach mer'ſch! nich wahr?

Gottlieb, *aus dem Hinterzimmer*: Was Geier haſt Du ſer a Geſchwatze!?

Der alte Hilſe: Du ſollt'ſt Dich mehr verſehn mit gottloſen Reden! *Er begibt ſich an den Webſtuhl, ruft*: Wollt'ſt m'r ni helfen, Gottlieb — 's ſein ock a paar Fädel zum durchziehn.

Luiſe, *vom Waſchfaß aus*: Gottlieb, ſollſt Vatern zureechen. *Gottlieb kommt. Der Alte und ſein Sohn beginnen nun die mühſame Arbeit des „Kammſtechens": Fäden der Werfte werden durch die Augen der Kämme oder Schäfte am Webſtuhl gezogen. Kaum haben ſie begonnen, ſo erſcheint im „Hauſe" Hornig.*

Hornig, *in der Stubentür*: Viel Glick zum Handwerk!

Der alte Hilſe und ſein Sohn: Scheen Dank, Hornig!

Der alte Hilſe: Nu ſag amal, wenn ſchläfſt Du d'n eegentlich? Bei Tage gehſt uf a Handel, in d'r Nacht ſtehſt De uf Wache.

Hornig: Ich hab doch gar keen'n Schlaf ni mehr!?

Luiſe: Willkommen, Hornig!

Der alte Hilſe: Na was bringſt Du Gudes?

Hornig: Scheene Neuigkeeten, Meeſter. De Peterſchwalder hab'n amal 'n Teiwel riskiert und haben a Fabrikant Dreißiger mit ſamſt der ganzen Familie zum Loche naus gejagt.

Luiſe, mit Spuren von Erregung: Hornig liegt wieder amal in a hellen Morgen nein.

Hornig: Dasmal nich, junge Frau! dasmal nich. — Scheene Kinderſchirzl hätt ich im Wagen. Nee, nee, ich ſag reene Wahrheet. Se haben 'n heilig fortgejagt. Geſtern Abend is a nach Reechenbach kommen. Na Gott zu Dir! Da ha'n ſ'n doch ni erſcht amal woll'n behalt'n — aus Furcht vor a Webern — da hat er doch plutze wieder fortgemußt uf Schweidnitz nein —

Der alte Hilſe, er nimmt Fäden der Werfte vorſichtig auf und bringt ſie in die Nähe des Kammes, durch deſſen eines Auge der Sohn von der andern Seite mit einem Drahthäkchen greift, um die Fäden hindurchzuziehen: Nu haſt aber Zeit, daß De ufheerſcht, Hornig!

Hornig: Ich will ni mit heilen Knochen von d'r Stelle gehn. Nee, nee, das weeß ja bald jedes Kind.

Der alte Hilſe: Nu ſag amal, bin ich nu verwirrt oder biſt Du verwirrt?

Hornig: Nu das heeßt. Was ich Dir erzählt hab, das is aſo wahr wie Amen in d'r Kirche. Ich wollte ja niſcht ſagen, wenn ich und ich hätte nich d'rbei geſtanden, aber aſo hab ich's doch geſehn. Mit eegnen Augen, wie ich Dich hier ſehn tu, Gottlieb. Gedemoliert haben ſe'n Fabrikanten ſei Haus, unten vom Keller uf bis oben ruf unter de Dachreiter. Aus a Dachfenſtern haben ſe's Porz'lan geſchmiſſen — immer iber'ſch Dach nunter. Wie viel hundert Schock Parchent liegen bloß in d'r Bache?! 's Waſſer kann ni mehr fort, kannſt's glooben; 's kam immer ieber a Rand rieber gewellt; 's ſah or'ntlich ſchwefelblau aus von dem vielen Indigo, den ſe haben aus a Fenſtern geſchitt't. Die himmelblauen Staubwolken, die kamen bloß immer aſo gepulwert. Nee, nee, dort haben ſe ſchonn firchterlich geäſchert. Ni ock etwa im Wohnhauſe ... in d'r Färberei ... uf a Speichern ...! 's Treppengeländer zerſchlagen, de Dielen ufgeriſſen — Spiegel zertrimmert — Sofa, Seſſel, alles zerriſſen und zerſchliſſen, zerſchnitten und zerſchmiſſen — zertreten und zerhackt — nee verpucht! — kannſt's glooben, ſchlimmer wie im Kriege.

Der alte Hilſe: Und das ſollten hieſige Weber geweſt ſein? Er ſchüttelt langſam und ungläubig den Kopf. An der Tür haben ſich neugierige Hausbewohner geſammelt.

Hornig: Nu, was denn ſonſte? Ich kennte ja alle mit Namen genenn'n. Ich fihrt a Landrat durchs Haus. Da hab ich ja mit vielen gered't. Se war'n aſo umgänglich wie ſonſte. Se machten ihre Sache aſo ſachte weg, aber ſe machten's grindlich. D'r Landrat red'te mit vielen.

Da war'n ſe aſo demietig wie ſonſte. Aber abhalt'n ließen ſe ſich nich. Die ſcheenſten Meebelſticke, die wurden zerhackt, ganz wie ferſch Lohn.

Der alte Hilſe: A Landrat hätt'ſt Du durchs Haus gefihrt?

Hornig: Nu, ich wer mich doch ni firchten. Ich bin doch bekannt bei den Leuten wie a beeſe Greſchl. Ich hab doch mit keen'n niſcht. Ich ſteh doch mit allen gut. Aſo gewiß wie ich Hornig heeße, ſo wahr bin ich durchgegangen. Und Ihr kennt's dreiſte glooben: mir is or'ntlich weech wor'n hie rum — und'n Landrat, dem ſah ich's wohl ooch an — 's ging 'n nahe genug. Denn warum? — Ma heerte ooch noch nich amal a eenzichtes Wort, aſo ſchweigſam ging's her. Or'ntlich feierlich wurd een zu Mutte, wie die armen Hungerleider und nahmen amal ihre Rache dahier.

Luiſe, mit ausbrechender, zitternder Erregung, zugleich die Augen mit der Schürze reibend: Aſo is ganz recht, aſo muß kommen!

Stimmen der Hausbewohner: Hier gäb's o Menſchenſchinder genug. — Da drieben wohnt glei eener. — Der hat vier Pferde und ſechs Kutſchwagen im Stalle und läßt ſeine Weber d'rfiere hungern.

Der alte Hilſe, immer noch ungläubig: Wie ſollte das aſo rauskommen ſein, dort drieben?

Hornig: Wer weeß nu!? Wer weeß ooch!? Eener ſpricht ſo, d'r andre ſo.

Der alte Hilſe: Was ſprechen ſe denn?

Hornig: Na, Gott zu Dir, Dreißiger ſellte geſagt hab'n: de Weber kennten ja Gras freſſen, wenn ſe hungern täten. Ich weeß nu weiter nich.

Bewegung auch unter den Hausbewohnern, die es einer dem andern unter Zeichen der Entrüſtung weiter erzählen.

Der alte Hilſe: Nu heer amal, Hornig. Du kennt'ſt mir meinsweg'n ſagen: Vater Hilſe, morgen mußt Du ſterben. Das kann ſchonn meeglich ſein, werd ich ſprechen — warum denn ni? — Du kennt'ſt mir ſagen: Vater Hilſe, morgen beſucht Dich d'r Keenig von Preußen — aber daß Weber, Menſchen wie ich und mei Sohn — und ſellten ſolche Sachen haben vorgehabt — nimmermehr! Nie und nimmer wer ich das glooben.

Mielchen, ſiebenjähriges, hübſches Mädchen mit langen, offenen Flachshaaren, ein Körbchen am Arm, kommt hereingeſprungen. Der Mutter einen ſilbernen Eßlöffel entgegenhaltend: Mutterle, Mutterle! ſieh ock, was ich hab! Da ſellſt mer a Kleedl d'rfier keefen.

Luiſe: Was kommſt 'n Du aſo gejähdert, Mädel? Mit geſteigerter Aufregung und Spannung: Was bringſt 'n da wieder geſchleppt, ſag emal. Du biſt ja ganz hinter a Oden gekommen. Und de Feifel ſein noch im Kerbel. Was ſell denn das heeßen, Mädel?

Der alte Hilſe: Mädel, wo haſt Du den Leffel her?

Luiſe: Kann ſein, ſe hat'n gefunden.

Hornig: Seine zwee, drei Taler is der gutt wert.

Der alte Hilſe, außer ſich: naus, Mädel! naus! Glei machſt, daß D' naus kommſt. Wirſcht Du glei folgen, oder ſoll ich a Priegel nehmen?! Und den Leffel trägſt hin, wo D'n her haſt. naus! Willſt Du uns alle mitſammen zu Dieben machen, hå? Dare, Dir wer ich's Mauſen austreiben — er ſucht etwas zum hauen.

Mielchen, ſich an der Mutter Röcke klammernd, weint: Greßvaterle, hau mich nich — mer — haben's — doch ge — gefunden. De — Spul ... Spul — Kinder — haben — alle — welche.

Luiſe, zwiſchen Angſt und Spannung hervorſtoßend: Nu da ſiehſt's doch, gefunden hat ſie's. Wo haſt's denn gefunden?

Mielchen, ſchluchzend: In Peterſch—walde haben — mer'ſch ge—funden, vor Dreißigerſch — Hauſe.

Der alte Hilſe: Nu da hätt' m'r ja de Beſcheerung. Nu mach aber lang, ſonſter wer ich D'r uf a Trab helfen.

Mutter Hilſe: Was geht denn vor?

Hornig: Itz will ich D'r was ſag'n, Vater Hilſe. Laß Gottlieben a Rock anziehn, a Leffel nehmen und ufs Amt tragen.

Der alte Hilſe: Gottlieb, zieh D'r a Rock an!

Gottlieb, ſchon im Anziehen begriffen, eifrig: Und da wer ich uf de Kanzlei gehn und ſprechen: ſe ſollten's nich iebel nehmen, aſo a Kind hätte halt doch no nich aſo 's Verſtändnis dervon. Und da brächt ich den Leffel. Heer uf zu flen'n, Mädel!

Das weinende Kind wird von der Mutter ins Hinterzimmer gebracht, deſſen Tür ſie ſchließt. Sie ſelbſt kommt zurück.

Hornig: Seine drei Taler kann der gutt Wert haben.

Gottlieb: Gib ock a Tiechl, Luiſe, daß a nich zu

Schaden kommt. Nee, nee, aſo, aſo a teuer Dingl. *Er hat Tränen in den Augen, während er den Löffel einwickelt.*

Luiſe: Wenn mir a hätt'n, kennt mer viele Wochen leben.

Der alte Hilſe: Mach, mach, feder Dich! Feder Dich aſo ſehr, wie De kannſt! Das wär aſo was! Das fehlt mir noch gerade. Mach, daß mir den Satansleffel vom Halſe kriegen.

Gottlieb ab mit dem Löffel.

Hornig: Na nu wer ich och ſehn, daß ich weiter komme. *Er geht, unterhält ſich im Haus noch einige Sekunden, dann ab.*

Chirurgus Schmidt, *ein queckſilbriges, kugliges Männchen mit weinrotem, pfiffigem Geſicht kommt ins Haus:* Gu'n Morgen, Leute! Na, das ſind m'r ſcheene Geſchichten. Kommt mir nur! *Mit dem Finger drohend:* Ihr habt's dick hinter'n Ohren. *In der Stubentür, ohne herein zu kommen:* Gu'n Morgen, Vater Hilſe! *Zu einer Frau im „Hauſe“:* Nu, Mutterle, wie ſteht's mit'n Reißen? Beſſer, wie? Na ſäht Ihr woll! Vater Hilſe, ich muß doch och mal ſchaun, wie's bei Euch ausſieht. Was Teuwel is denn dem Mutterle?

Luiſe: Herr Dokter, de Lichtadern ſein er vertrockn't, ſe ſieht gar gar nich mehr.

Chirurgus Schmidt: Das macht der Staub und das Weben bei Licht. Na ſagt amal, kennt Ihr Euch darieber 'n Verſch machen? Ganz Peterſchwaldau is ja auf'n Beinen hier rieber. Ich ſetz mich heut frieh in meinen Wagen, denke niſcht Iebels, nicht mit einer Faſer. Höre da fermlich Wunderdinge. Was in drei Teiwels Namen iſt denn in die Menſchen gefahren, Hilſe? Wüten da wie 'n Rudel Welfe. Machen Revolution, Rebellion; werden renitent, plündern und marodieren ... Mielchen! wo is denn Mielchen? Mielchen, noch rot vom Weinen, wird von der Mutter hereingeſchoben. Da, Mielchen, greif mal in meine Rockſchöße. Mielchen tut es. Die Fefferniſſe ſind Deine. Na, na; nich alle auf einmal. Schwernotsmädel! Erſt ſingen! Fuchs, du haſt die ... na? Fuchs, du haſt die ... Gans ... Wart nur Du, was Du gemacht haſt: Du haſt ja die Sperlinge uf'n Pfarrzaune Stengelſcheißer genannt. Die haben's angezeigt beim Herr Kanter. Na nu ſag bloß ein Menſch. An finfzehnhundert Menſchen ſind auf der Achſe. Fernes Glockenläuten. Hört mal: — in Reichenbach läuten ſie Sturm. Finfzehnhundert Menſchen. Der reine Weltuntergang. Unheimlich!

Der alte Hilſe: Da kommen ſie wirklich hier rieber nach Bielau?

Chirurgus Schmidt: Nu freilich, freilich, ich bin ja durchgefahren. Mitten durch a ganzen Schwarm. Am liebſten wär ich abgeſtiegen und hätte glei jed'm a Pulwerle gegeben. Da trottelt eener hinter'm andern her wie's graue Elend und verfiehren ein Geſinge, daß een fermlich a Magen umwend't, daß een richtig zu wirgen anfängt. Mei Friedrich uf'm Bocke, der hat genatſcht wie a alt Weib. Mir mußten uns glei d'rhinterher 'n tichtichen Bittern leeſen. Ich mechte kee Fabrikante ſein, und wenn ich gleich uf Gummirädern ſahr'n kennte. *Fernes Singen.* Horcht mal! Wie wenn man mit a Knecheln 'n alten, zerſprungenen Bunzeltopp bearbeit. Kinder, das dauert nich fünf Minuten, da haben mer ſe hier. Adje, Leute. Macht keene Dummheiten. Militär kommt gleich dahinterher. Bleibt bei Verſtande. Die Peterswaldauer hab'n a Verſtand verloren. *Nahes Glockenläuten.* Himmel, nu fangen unſre Glocken auch noch an, da müſſen ja die Leute vollens ganz verrickt werd'n. *Ab in den Oberſtock.*

Gottlieb *kommt wieder. Noch im „Hauſe", mit fliegendem Atem:* Ich hab ſe geſehn, ich hab ſe geſehn. *Zu einer Frau im „Hauſe":* Se ſein da, Muhme, ſe ſein da! *In der Tür:* Se ſein da, Vater, ſe ſein da! Se haben Behnenſtangen und Stichliche und Hacken. Se ſtehn ſchonn bei'm oberſchten Dittriche und machen Randal. Se kriegen gleeb ich Geld ausgezahlt. O Jeſ's, was wird ock noch werden dahier? Ich ſeh nich hin. Aſo viel Leute, nee aſo viel Leute! Wenn die erſcht und nehmen an Anlauf — o verpucht, o verpucht! da ſein unſere Fabrikanten o beeſe dran.

Der alte Hilſe: Was biſt denn ſo gelaufen! Du wirſcht aſo lange jachen, biſte wirſcht wieder amal Dei altes Leiden haben, biſte wirſcht wieder amal uf'n Ricken liegen und um Dich ſchlagen.

Gottlieb, *halb und halb freudig erregt:* Nu ich mußte doch laufen, ſonſte hätten die mich ja feſte gehalten. Se prillten ja ſchonn alle: ich ſellte de Hand auch hinrecken. Pate Baumert war ooch d'rbei. Der meent ieber mich, hol D'r ock ooch an Finfbeehmer, Du biſt o a armer Hungerleider.

A ſagte gar: ſag Du's Dein'n Vater … Ich ſollt's Ihn' ſagen, Vater, Se ſollten kommen und ſollten mit helfen, a Fabrikanten de Schinderei heemzahlen. Mit Leidenſchaft: 's kämen jetzt andre Zeiten, meent a. Jetzt tät a ganz andre Ding werden mit uns Webern. M'r ſollten alle kommen und's mit helfen durchſetzen. Mir wollten alle jetzt e unſer Halbfindl Fleeſch zum Sonntage haben und an allen heiligen Tagen amal an Blutwurſcht und Kraut. Das tät jetzt alles a ganz andre Geſichte kriegen, meent er ieber mich.

Der alte Hilſe, mit unterdrückter Entrüſtung: Und das will Dei Pate ſein?! Und heeßt Dich a' an' ſolchen ſträflichen Werke mit teelnehmen?! Laß Du Dich nich in ſolche Sachen ein, Gottlieb. Da hat d'r Teifel ſeine Hand im Spiele. Das is Satansarbeit, was die machen.

Luiſe, übermannt von leidenſchaftlicher Aufregung, heftig: Ja, ja, Gottlieb, kaffer Du Dich hinter a Owen, in de Helle, nimm D'r an Kochleffel in de Hand und ne Schiſſel voll Puttermilch uf de Knie, zieh D'r a Reckel an und ſprich Gebetl, ſo biſt'n Vater recht. — Und das will a Mann ſein?

Lachen der Leute im „Hauſe“.

Der alte Hilſe, bebend, mit unterdrückter Wut: Und Du willſt ne richtige Frau ſein, hä? Da wer ich Dir'ſch amal er'ntlich ſagen. Du willſt ne Mutter ſein und haſt ſo a meſchantes Maulwerk dahier? Du willſt Dein'n Mädel Lehren geben und hetzt Dein'n Mann uf zu Verbrechen und Ruchloſigkeiten?!

Luiſe, maßlos: Mit Euren bigotten Räden ... dadervon da is mir o noch nich amal a Kind ſatt gewor'n. Derwegen ha'n ſe gelegen alle viere in Unflat und Lumpen. Da wurd ooch noch nich amal a eenzichtes Winderle trocken. Ich will ne Mutter ſein, daß D's weeßt! und deswegen, daß D's weeßt, winſch ich a Fabrikanten de Helle und de Peſt in a Rachen nein. Ich bin ebens ne Mutter. — Erhält ma woll ſo a Wirml?! Ich hab mehr geflennt wie Oden geholt von dem Augenblicke an, wo aſe a Hiperle uf de Welt kam, bis d'r Tod und erbarmte ſich drieber. Ihr habt Euch an Teiwel geſcheert. Ihr habt gebet't und geſungen, und ich hab m'r de Fieße bluttig gelaufen nach een'n eenzichten Neegl Puttermilch. Wie viel hundert Nächte hab ich mir a Kopp zerklaubt, wie ich ock und ich kennte ſo a Kindl ock a eenzich Mal um a Kirchheef rumpaſchen. Was hat ſo a Kindl verbrochen, hä? und muß ſo a elendigliches Ende nehmen — und drieben bei Dittrichen, da wer'n ſe in Wein gebad't und mit Milch gewaſchen. Nee, nee: wenn's hie losgeht — ni zehn Pferde ſoll'n mich zuricke halten. Und das ſag ich: ſtirmen ſe Dittrichens Gebäude — ich bin de erſchte — und Gnade jeden, der mich will abhalten. — Ich hab's ſatt, aſe viel ſteht feſte.

Der alte Hilſe: Du biſt gar verfallen; Dir is ni zu helfen.

Luiſe, in Raſerei: Euch is nich zu helfen. Lappärſche ſeid Ihr. Haderlumpe, aber keene Manne. Gattſchliche zum anſpucken. Weechquarkgeſichter, die vor Kinderklappern Reißaus nehmen. Kerle, die dreimal „ſcheen Dank“ ſagen fer ne Tracht Priegel. Euch haben ſe de Adern ſo leer gemacht, daß Ihr ni amal mehr kennt rot anlaufen im Geſichte. An Peitſche ſollt ma nehmen und Euch a Krien einbläun in Eure faulen Knochen. Schnell ab.

Verlegenheitspauſe.

Mutter Hilſe: Was is denn mit Lieſeln, Vater?

Der alte Hilſe: Niſchte, Mutterle. Was ſoll denn ſein?

Mutter Hilſe: Sag amal, Vater, macht mir'ſch bleß aſo was vor, oder läuten de Glocken?

Der alte Hilſe: Se wer'n een'n begraben, Mutter.

Mutter Hilſe: Und mit mir will's halt immer noch kee Ende nehmen. Warum ſterb ich ock gar nich, Mann?

Pauſe.

Der alte Hilſe läßt die Arbeit liegen, richtet ſich auf, mit Feierlichkeit: Gottlieb! — Dei Weib hat uns ſolche Sachen geſagt. Gottlieb, ſieh amal her! Er entblößt ſeine Bruſt. Dahier ſaß a Ding, aſo groß wie a Fingerhutt. Und wo ich men'n Arm hab gelaſſen, das weeß d'r Keenig. De Mäuſe haben mer'n nich abgefreſſen. Er geht hin und her. Dei' Weib — an die dachte noch gar kee Menſch, da hab ich ſchonn mei Blutt quartweiſe fer'ſch Vaterland verſpritzt. Und deshalb mag ſe plärr'n, ſoviel wie ſe Luſt hat. — Das ſoll mir recht ſein. Das is mir Schißkojenne. — Ferchten? Ich und mich ferchten? Vor was denn ferchten, ſag m'r a eenzigtes Mal. Vor den paar Soldaten, die de vielleicht und kommen hinter a Rebellern her? O Jekerle! wär'ſch doch! Das wär halb ſchlimm. Nee, nee, wenn ich ſchonn a biſſel morſch bin uf a Rickgrat, wenn's druf ankommt, hab ich Knochen wie Elfenbeen. Da nehm ich's ſchonn noch uf mit a paar lumpigten Bajonettern. — Na und wenn's gar ſchlimm käm!? O viel zu gerne, viel zu gerne tät ich Feierabend machen. Zum ſterben ließ ich mich gewiß ni lange bitten. Lieber heut wie morgen. Nee, nee. Und's wär o gar! Denn was verläßt eens denn? Den alten Marterkaſten wird ma doch ni etwa beweinen? Das Häuſel Himmelsangſt und Schinderei da, das ma Leben nennt, das ließ man gerne genug im Stiche. — Aber dann, Gottlieb! dann kommt was — und wenn ma ſich das auch noch verſcherzt — dernachert is 's erſcht ganz alle.

Gottlieb: Wer weeß, was kommt, wenn eens tot is? Geſehn hat's keener.

Der alte Hilſe: Ich ſag Dir'ſch, Gottlieb! zweifle nich an dem Eenzigten, was mir armen Menſchen haben. Fer was hätt ich denn hier geſeſſen — und Schemel getreten uf Mord vierzig und mehr Jahr? und hätte ruhig zugeſehn, wie der dort drieben in Hoffart und Schwelgerei lebt — und Gold macht aus mein'n Hunger und Kummer. Fer was denn? Weil ich ne Hoffnung hab. Ich hab was in aller der Not. Durchs Fenſter weiſend: Du haſt hier deine Parte — ich drieben in jener Welt: das hab ich gedacht. Und ich laß mich vierteeln — ich hab ne Gewißheet. Es iſt uns verheißen. Gericht wird gehalten, aber nich mir ſein Richter, ſondern: „mein is die Rache, ſpricht der Herr, unſer Gott.“

Eine Stimme, durchs Fenſter: Weber raus!

Der alte Hilſe: — Vor mir — macht, was d'r luſtig ſeid. Er ſteigt in den Webſtuhl. Mich werd't woll miſſen drinne laſſen.

Gottlieb, nach kurzem Kampf: Ich wer gehn und wer arbeiten. Mag kommen, was will. Ab. Man hört das Weberlied, vielhundertſtimmig und in nächſter Nähe geſungen; es klingt wie ein dumpfes, monotones Wehklagen.

Stimmen der Hausbewohner, im „Hauſe“: O jemerſch, jemerſch, nu kommen ſe aber wie de Ameiſen. — Wo ſein ock die vielen Weber her? — Schipp ock nich, ich will ooch was ſehn. — Nu ſieh ock die lange Latte, die de vorneweg geht. — Ach! ach! nu kommen ſe knippeldicke!

Hornig tritt unter die Leute im „Hauſe“: Gelt, das is amal aſo a Theater? So was ſieht man nich alle Tage. Ihr ſoll't ock ruf kommen zum oberſchten Dittriche. Da haben ſe ſchonn wieder a Ding gemacht, das an Art hat. Der hat kee Haus ni mehr, keene Fabricke ni mehr — keen Weinkeller ni mehr, kee garniſchte mehr. Die Flaſchen, die ſaufen ſe aus ... da nehmen ſe ſich gar nich erſcht amal Zeit, de Freppen rauszureißen. Eens, zwee, drei ſein de Hälſe runter, ob ſe ſich's Maul uffſchneiden mit a Scherben oder nich. Manche laufen rum und blutten wie de Schweine. — Nu wer'n ſe den hieſigen Dittrich ooch noch hochnehmen.

Der Maſſengeſang iſt verſtummt.

Stimmen der Hausbewohner: Die ſehn doch reen gar nich aſo beeſe aus.

Hornig: Nu laßt's gutt ſein! wart's ock ab! Jetzt nehmen ſe de Gelegenheit erſchte richtig in Augenſchein. Sieh ock, wie ſe den Palaſt von allen Seiten ufs Korn nehmen. Seht ock den kleenen, dicken Mann — a hat'n Ferdeeimer mite. Das is a Schmied von Peterſchwalde, a gar a ſehr gefirre Männdl. Der haut de dickſten Tieren ein wie Schaumprezeln — das kennt 'r glooben. Wenn der amal an Fabrikanten in de Mache kriegt — der hat aber verſpielt dahier!

Stimmen der Hausbewohner: Praaz, haſt a Ding! — Da flog a Stein ins Fenſter! — Nu kriegt's d'r alte Dittrich mit d'r Angſt. — A hängt an Tafel raus. — An Tafel hängt a raus? — Was ſteht's denn druf? — Kannſt Du ni leſen? — Was ſollte ock aus mir wer'n, wenn ich ni leſen kennte. — Na, lies amal! — Ihr — ſollt — alle — befrie — digt werden, Ihr — ſollt — alle — befriedigt werden. —

Hornig: Das konnt a underwegens laſſen. Helfen tutt's ooch nich aſo viel. Die Brieder haben eegne Mucken. Hier is uf de Fabricke abgeſehn. De mechan'ſchen Stihle, die well'n ſe doch aus d'r Welt ſchaffen. Die ſein's doch halt eemal, die a Handweber zugrunde richten: das ſieht doch a Blinder. Nee, nee! die Chriſten ſein heut eemal im Zuge. Die bringt kee Landrat und kee Verwalter zu Verſtande — und keene Tafel ſchonn lange nich. Wer die hat ſehn wirtſchaften — der weeß, was 's geſchlagen hat.

Stimmen der Hausbewohner: Ihr Leute, ihr Leute, aſo ne Menſchheet! — Was woll'n denn die? — Haſtig: Die kommen ja ieber die Bricke rieber!? — Ängſtlich: Die kommen woll uf de kleene Seite? In höchſter Überraſchung und Angſt: Die kommen zu uns, die kommen zu uns. — Se hol'n de Weber aus a Häuſern raus.

Alle flüchten, das „Haus" iſt leer. Ein Schwarm Aufſtändiſcher, beſchmutzt, beſtaubt, mit von Schnaps und Anſtrengung geröteten Geſichtern, wüſt, übernächtig, abgeriſſen, dringt mit dem Ruf: „Weber raus!" ins „Haus" und zerſtreut ſich von da in die einzelnen Zimmer. Ins Zimmer des alten Hilſe kommen **Bäcker** und einige **junge Weber** mit Knütteln und Stangen bewaffnet. Als ſie den alten Hilſe erkennen, ſtutzen ſie, leicht abgekühlt.

Bäcker: Vater Hilſe, heert uf mit der Erterei. Laßt Ihr das Bänkl dricken, wer Luſt hat. Ihr braucht Euch keen'n Schaden nich mehr antreten. Daver wird geſorgt wer'n.

Erſter junger Weber: Ihr ſollt ooch keen'n Tag nich mehr hungrig ſchlafen gehn.

Zweiter junger Weber: D'r Weber ſoll wieder a Dach ieber a Kopp und a Hemde uf a Leib kriegen.

Der alte Hilſe: Wo bringt Euch d'r Teiwel her mit Stangen und Aexten?

Bäcker: Die ſchlag mer inzwee uf Dittrichens Puckel.

Zweiter junger Weber: Die mach m'r gliehend und ſteppen ſe a Fabrikanten in a Rachen, daß ſe auch amal merken, wie Hunger brennt.

Dritter junger Weber: Kommt mit, Vater Hilſe! mir geben kee Pardon.

Zweiter junger Weber: Mit uns hat o keener Erbarmen gehabt. Weder Gott noch Menſch. Jetzt ſchaffen wir uns ſelber Recht.

Der alte Baumert kommt herein, ſchon etwas unſicher auf den Füßen, einen geſchlachteten Hahn unterm Arm. Er breitet die Arme aus: Brie — derle — mir ſein alle Brieder! Kommt an mei Herze, Brieder!

Gelächter.

Der alte Hilſe: Aſo ſiehſt Du aus, Willem!?

Der alte Baumert: Guſtav, Du!? Guſtav, armer Hungerleider, komm an mei Herze. Gerührt.

Der alte Hilſe brummt: Laß mich zufriede.

Der alte Baumert: Guſtav, aſo is's. Glick muß d'r Menſch hab'n. Guſtav, ſchmeiß amal a Auge uf mich. Wie ſeh ich aus? Glick muß d'r Menſch haben! Seh ich nich aus wie a Graf? Sich auf den Bauch ſchlagend: Rat amal, was in dem Bauche ſteckt? A Edelmannsfreſſen ſteckt in dem Bauche. Glick muß d'r Menſch haben, da kriegt a Schlampancher und Haſengebratnes. — — Ich wer Euch was ſagen: mir haben halt an Fehler gemacht: zulangen miſſ mer.

Alle, durcheinander: Zulangen miſſ mer, hurra!

Der alte Baumert: Und wenn ma de erſchten gutten Biſſen verdrickt hat, da ſpiert ma's wẽll balde in d'r Natur. H—uchjeſus, da kriegt man ne Ferſche, aſe ſtark wie a Bremmer. Da treibt's een de Stärke aus a Gliedmaßen ock aſo raus, daß man gar ni mehr ſieht, wo man hinhaut. Verflugaſich die Luſt aber ooch!

Jäger, in der Tür, bewaffnet mit einem alten Kavallerieſäbel: Mir hab'n a paar famoſte Attacken gemacht.

Bäcker: Mir hab'n die Sache ſchonn ſehr gutt begriffen. Eens, zwee, drei, ſind mer drinne in a Häuſern. Da geht's aber o ſchonn wie helles Feuer. Daß's ock aſo praſſelt und zittert. Daß de Funken ſpritzen wie in d'r Feuereſſe.

Erſter junger Weber: Mir ſollten gar amal a klee Feuerle machen.

Zweiter junger Weber: Mir ziehn nach Reechenbach und zinden a Reichen de Häuſer ieberm Koppe an.

Jäger: Das wär den a Geſtrichnes. Da kriegten ſe erſcht gar viel Feuerkaſſe. Gelächter.

Bäcker: Von hier ziehn mer na Freiburg zu Tremtra'n.

Jäger: M'r ſollten amal de Beamten hoch nehmen. Ich hab's geleſen, von a Birokratern kommt alles Unglicke.

Zweiter junger Weber: Mir ziehn balde nach Breslau. Mir kriegen ja immer mehr Zulauf.

Der alte Baumert, zu Hilſe: Nu trink amal, Guſtav!

Der alte Hilſe: Ich trink' nie keen'n Schnaps.

Der alte Baumert: Das war in d'r alten Welt, heut ſind mir in eener andern Welt, Guſtav!

Erſter junger Weber: Alle Tage is nich Kirm's. Gelächter.

Der alte Hilſe, ungeduldig: Ihr Hellenbrände, was wollt Ihr bei mir?!

Der alte Baumert, ein wenig verſchüchtert, überfreundlich: Nu ſieh ock, ich wollt D'r a Hähndl bringen. Sollſt Muttern dervon an Suppe kochen.

Der alte Hilſe, betroffen, halb freundlich: Oh, geh und ſag's Muttern.

Mutter Hilſe hat, die Hand am Ohr, mit Anſtrengung hingehorcht, nun wehrt ſie mit den Händen ab: Laßt mich zufriede. Ich mag keene Hiehndlſuppe.

Der alte Hilſe: Haſt recht, Mutter. Ich och nich. Aſo eene ſchonn gar nich. Und Dir, Baumert! Dir will ich a Wort ſag'n. Wenn de Alten ſchwatzen wie de kleen'n Kinder, da ſteht d'r Teiwel uf'm Koppe vor Freiden. Und daß Ihr'ſch wißt! Daß Ihr'ſch alle wißt: ich und Ihr, mir haben niſcht nich gemeen. Mit mein'n Willen ſeit'r nich hier. Ihr habt hier nach Recht und Gerechtigkeet niſcht nich zu ſuchen!

Stimme: Wer nich mit uns is, der is wider uns.

Jäger, brutal drohend: Du biſt gar ſehr ſchief gewickelt. Heer amal, Aaler, mir ſind keene Diebe.

Stimme: Mir haben Hunger, weiter niſcht.

Erſter junger Weber: Mir woll'n leben und weiter niſcht. Und deshalb haben mer a Strick durchgeſchnitten, an dem mer hingen.

Jäger: Und das war ganz recht! Dem Alten die Fauſt vors Geſicht haltend: Sag Du noch ee' Wort! Da ſetzt's a Ding nein — mitten ins Zifferblatt.

Bäcker: Gebt Ruhe, gebt Ruhe! Laß Du den alten Mann. — Vater Hilſe: aſo denken mir eemal: eher tot, wie aſo a Leben noch eemal anfangen.

Der alte Hilſe: Hab ich's nich gelebt ſechzig und mehr Jahr?

Bäcker: Das is egal; anderſcher muß doch werden.

Der alte Hilſe: Am Nimmermehrſchtage.

Bäcker: Was wir nich gutwillig kriegen, das nehmen mir mit Gewalt.

Der alte Hilſe: Mit Gewalt? lacht. Nu da laßt Euch bald begraben dahier. Se wern's Euch beweiſen, wo de Gewalt ſteckt. Nu wart ock, Pirſchl!

Jäger: Etwa wegen a Soldaten? Mir ſein auch Soldat geweſt. Mit a paar Kompanien wer'n mir ſchonn fertig werden.

Der alte Hilſe: Mid'n Maule, da gloob ich's. Und wenn ooch: zwee jagt'r 'naus, zehne kommen wieder 'rein.

Stimmen, durchs Fenſter: Militär kommt. Seht Euch vor! Allgemeines, plötzliches Verſtummen. Man hört einen Moment ſchwach Querpfeiſen und Trommeln. In die Stille hinein ein kurzer, unwillkürlicher Ruf: O verpucht! Ich mach lang! — Allgemeines Gelächter.

Bäcker: Wer red't hier von ausreißen? Wer iſt das geweſt?

Jäger: Wer tutt ſich hier firchten vor a paar lumpichten Pickelhauben? Ich wer Euch kommandieren. Ich bin beim Kommiß geweſt. Ich kenne den Schwindel.

Der alte Hilſe: Mit was wollt Er'n ſchiſſen? Woll mit a Priegeln, hä?

Erſter junger Weber: Den alten Krepp laßt zufriede, a is ni recht richtig im Oberſtiebel.

Zweiter junger Weber: A biſſel iebertrabt is a ſchonn.

Gottlieb iſt unbemerkt unter die Aufſtändiſchen getreten, packt den Sprecher: Sollſt Du an alten Manne ſo vlämſ'ch kommen?

Erſter junger Weber: Laß mich zufriede, ich hab niſcht Beeſes geſagt.

Der alte Hilſe, ſich ins Mittel legend: O laß Du 'n labern. Vergreif Dich nich, Gottlieb. A wird balde genug einſehn, wer de heute verwirrt is, ich oder er.

Bäcker: Gehſt mit uns, Gottlieb?

Der alte Hilſe: Das wird a woll bleiben laſſen.

Luiſe kommt ins Haus, ruft hinein: O halt Euch ni uf erſcht. Mit ſelchen Gebetbichl-Hengſten verliert erſcht keene Zeit. Kommt uf a Platz! Uf a Platz ſellt'r kommen. Pate Baumert, kommt aſo ſchnell, wie Er kennt. D'r Major ſpricht mit a Leuten vom Ferde runter. Se ſollten heem gehn. Wenn Ihr ni ſchnell kommt, haben mer verſpielt.

Jäger, im Abgehen: Du haſt 'n ſcheen'n tapfern Mann.

Luiſe: Wo hätt ich an Mann? Ich hab gar keen'n Mann!

Im „Hauſe“ ſingen einige:

’s war amal a kleener Mann,
He, juchhe!
Der wollt a groß Weibl han.
He didel didel dim dim dim heiraſſaſſa!

Der alte Wittig iſt, einen Pferdeeimer in der Fauſt, vom Oberſtock gekommen, will hinaus, bleibt im „Hauſe“ einen Augenblick ſtehen: Druf! wer de kee Hundsfott ſein will, hurra! Er ſtürmt hinaus. Eine Gruppe, darunter Luiſe und Jäger, folgen ihm mit „Hurra“.

Bäcker: Lebt g’ſund, Vater Hilſe, wir ſprechen uns wieder. Will ab.

Der alte Hilſe: Das gloob ich woll ſchwerlich. Finf Jahr leb ich ni mehr. Und eher kommſte ni wieder raus.

Bäcker, verwundert ſtehen bleibend: Wo denn her, Vater Hilſe?

Der alte Hilſe: Aus ’n Zuchthauſe; woher denn ſonſte?

Bäcker, wild herauslachend: Das wär mir ſchonn lange recht. Da kriegt ma wenigſtens ſatt Brot, Vater Hilſe! Ab.

Der alte Baumert war in ſtumpfſinniges Grübeln, auf einem Schemel hockend, verfallen; nun ſteht er auf: ’s is wahr, Guſtav, an kleene Schleuder hab ich. Aber derwegen bin ich noch klar genug im Kopfe dahier. Du haſt Deine Meenung von der Sache, ich hab meine: Ich ſag: Bäcker hat recht, nimmt’s a Ende in Ketten und Stricken — im Zuchthauſe is immer noch beſſer wie d’rheeme. Da is ma’ verſorgt; da braucht ma’ nich darben. Ich wollte ja gerne nich mitmachen. Aber ſieh ock, Guſtav; d’r Menſch muß doch a eenziges Mal an Augenblick Luſt kriegen. Langſam nach der Tür: Leb geſund, Guſtav. Sollte was vorfall'n, ſprich a Gebetl fer mich mit, heerſcht! Ab.

Von den Aufſtändiſchen iſt nun keiner mehr auf dem Schauplatz. Das „Haus" füllt ſich allmählich wieder mit neugierigen Bewohnern. Der alte Hilſe knüpft an der Werfte herum. Gottlieb hat eine Axt hinterm Ofen hervorgeholt und prüft bewußtlos die Schneide. Beide, der Alte und Gottlieb, ſtumm bewegt. Von draußen dringt das Summen und Brauſen einer großen Menſchenmenge.

Mutter Hilſe: Nu ſag ock, Mann, de Dielen zittern ja aſo ſehr — was geht denn vor? Was ſoll denn hier werd'n? — Pauſe. —

Der alte Hilſe: Gottlieb!

Gottlieb: Was ſoll ich denn?

Der alte Hilſe: Laß Du die Axt liegen.

Gottlieb: Wer ſoll denn Holz kleene machen? Er lehnt die Axt an den Ofen. — Pauſe. —

Mutter Hilſe: Gottlieb, heer Du uf das, was d'r Vater ſagt.

Stimme, vor dem Fenſter ſingend:

Kleener Mann, blei ock d'rheem,
He, juchhe!
Mach Schiſſel und Teller reen.
Hei didel didel, dim dim dim. Vorüber.

Gottlieb ſpringt auf, gegen das Fenſter mit geballter Fauſt: Aas, mach mich ni wilde!

Es kracht eine Salve.

Mutter Hilſe iſt zuſammengeſchrocken: O Jeſus Chriſtus, nu donnert's woll wieder!?

Der alte Hilſe, mit unwillkürlich gefalteten Händen: Nu, lieber Herrgott im Himmel! ſchitze die armen Weber, ſchitz meine armen Brieder!

Es entſteht eine kurze Stille.

Der alte Hilſe, für ſich hin, erſchüttert: Jetzt fließt Blutt.

Gottlieb Hilſe iſt im Moment, wo die Salve kracht, aufgeſprungen und hält die Axt mit feſtem Griff in der Hand, verfärbt, kaum ſeiner mächtig vor tiefer, innerer Aufregung: Na, ſoll man ſich etwa jetzt o noch kuſchen?

Ein Webermädchen, vom „Haus“ aus ins Zimmer rufend: Vater Hilſe, Vater Hilſe, geh vom Fenſter weg. Bei uns oben ins Oberſtiebl is ne Kugel durchs Fenſter geflogen. Verſchwindet.

Mielchen ſteckt den lachenden Kopf zum Fenſter hinein: Großvaterle, Großvaterle, ſe haben mit a Flinten geſchoſſen. A paare ſind hingefall'n. Eener der dreht ſich ſo ums Kringl rum, immer ums Rädl rum. Eener der tat ſo zappeln wie a Sperling, dem man a Kopp wegreißt. Ach, ach und aſo viel Blut kam getreetſcht —! Sie verſchwindet.

Eine Weberfrau: A paar hab'n ſe kalt gemacht.

Ein alter Weber, im „Hauſe“: Paßt ock uf, nu nehmen ſie's Militär hoch.

Ein zweiter Weber, faſſungslos: Nee, nu ſeht bloß de Weiber, ſeht bloß de Weiber! Wer'n ſe nich de Recke hoch heben! Wer'n ſe ni's Militär anſpucken!

Eine Weberfrau ruft herein: Gottlieb, ſieh Dir amal Dei Weib an, die hat mehr Krien wie Du, die ſpringt vor a Bajonettern rum, wie wenn ſe zur Muſicke tanzen tät.

Vier Männer tragen einen Verwundeten durchs Haus. Stille. Man hört deutlich eine Stimme ſagen: 's is d'r Ulbrichs Weber. Die Stimme nach wenigen Sekunden abermals: 's wird woll Feierabend ſein mit'n; a hat 'ne Prellkugel ins Ohr gekriegt. Man hört die Männer eine Holztreppe hinaufgehen. Draußen plötzlich: Hurra, hurra!

Stimmen im Hauſe: Wo haben ſ'n de Steene her? — Nu zieht aber Leine! — Vom Chauſſeebau. — Nu hattiee, Soldaten. — Nu regnet's Flaſterſteene.

Draußen Angſtgekreiſch und Gebrüll ſich fortpflanzend bis in den Hausflur. Mit einem Angſtruf wird die Haustür zugeſchlagen.

Stimmen im „Hauſe": Se laden wieder. — Se wer'n glei wieder ne Salve geb'n. — Vater Hilſe, geht weg vom Fenſter.

Gottlieb Hilſe rennt nach der Axt: Was, was, was! Sein mir tolle Hunde!? Soll'n mir Pulver und Blei freſſen ſtatts Brot? Mit der Axt in der Hand einen Moment lang zögernd, zum Alten: Soll mir mei Weib derſchoſſen werd'n? Das ſoll nich geſchehen! Im Fortſtürmen: Ufgepaßt, jetzt komm ich! Ab.

Der alte Hilſe: Gottlieb, Gottlieb!

Mutter Hilſe: Wo is denn Gottlieb?

Der alte Hilſe: Beim Teiwel is a.

Stimme, vom „Hauſe": Geht vom Fenſter weg, Vater Hilſe!

Der alte Hilſe: Ich nich! Und wenn Ihr alle vollens drehnig werd! Zu Mutter Hilſe mit wachſender Ekſtaſe: Hie hat mich mei' himmliſcher Vater hergeſetzt. Gell, Mutter?

Hie bleiben mer ſitzen und tun, was mer ſchuldig ſein, und wenn d'r ganze Schnee verbrennt.

Er fängt an zu weben. Eine Salve kracht. Zu Tode getroffen richtet ſich der alte Hilſe hoch auf und plumpt vornüber auf den Webſtuhl. Zugleich erſchallt verſtärktes Hurra-Rufen. Mit Hurra ſtürmen die Leute, die bisher im Hausflur geſtanden, ebenfalls hinaus. Die alte Frau ſagt mehrmals fragend: „Vater, Vater, was is denn mit Dir?"

Das ununterbrochene Hurra-Rufen entfernt ſich mehr und mehr. Plötzlich und haſtig kommt Mielchen ins Zimmer gerannt.

Mielchen: Großvaterle, Großvaterle, ſe treiben de Soldaten zum Dorfe naus, ſe haben Dittrichens Haus geſtirmt, ſe machen's aſo als wie drieben bei Dreißigern. Großvaterle!? Das Kind erſchrickt, wird aufmerkſam, ſteckt den Finger in den Mund und tritt vorſichtig dem Toten näher. Großvaterle!?

Mutter Hilſe: Nu mach ock, Mann, und ſprich a Wort, 's kann een'n ja or'ntlich angſt werd'n.

Der Vorhang fällt.

Das Weberlied wird geſungen nach der Melodie: „Es liegt ein Schloß in Oeſterreich".

Kollege Crampton

Komödie in fünf Akten

Dramatis personae

Crampton, Profeſſor, Lehrer an der Kunſtakademie
Gertrud Crampton, ſeine Tochter
Agnes geborene Strähler, verwitwete Wiesner
Adolf Strähler
Max Strähler
Kircheiſen, Profeſſor }
Milius, Architekt } Lehrer an der Akademie
Janetzki, Pedell
Popper, Kunſtakademiker
Feiſt, Reſtaurateur
Kaßner, Wirt einer Kneipe niedriger Sorte
Kunze }
Seifert } Malermeiſter
Selma, Kellnerin
Weißbach }
Stenzel } ältere Akademiker
Löffler, Dienſtmann, Faktotum bei Crampton
Ein Dienſtmann, Modell
Etwa zwanzig Malſchüler des Profeſſors Crampton

Erſter Akt

Das Atelier des Profeſſors Harry Crampton in der Kunſtakademie einer größeren ſchleſiſchen Stadt. Ein weiter und hoher Raum deſſen rechte Seitenwand zwei große Atelierfenſter einnehmen Eine Tür vorn links und in der Hinterwand. Unter jedem der Fenſter ſteht ein gotiſcher Tiſch, bedeckt mit Kartonrollen, Pinſeln, Aquarellkäſten, Tuben, Paletten, Malſtock ꝛc. in maleriſcher Unordnung — und geziert mit mehreren Bronzen. Auf dem linken Tiſch der trunkene Faun von Herculanum, auf dem rechten der Silenus von Pompeji. Am Mittelpfeiler zwiſchen beiden Fenſtern iſt ein vollkommenes menſchliches Skelett aufgeſtellt, deſſen Schädel von einem verwegen in den Nacken gerückten, mächtigen „Künſtlerhut" bedeckt wird. Die Wand hinten iſt mit Gobelins bekleidet, die bis hinter einen niedrigen, perſiſchen Divan reichen. Vor dem Divan iſt ein Tigerfell ausgebreitet, darauf ein gotiſcher Betſtuhl ſteht. Auf dem Betſtuhl liegt eine mächtige Bibel in altem Schweinslederband. Der übrige Teil der Wand iſt von einem gotiſchen Schränkchen und mehreren gotiſchen Kirchenſtühlen eingenommen. Der obere Teil der linken Wand iſt mit einem Kartonfries bezogen, der in Kohle ausgeführt iſt und einen Mänadentanz darſtellt. Im übrigen hängen an dieſer Wand Ölbilder und Studien, während unten an ihr eine gotiſche Truhe, der Apoll von Belvedere und andere Kunſtgegenſtände ſich aneinander reihen. Man bemerkt auf den Staffeleien einige angefangene phantaſtiſche Bilder, deren eines Mephiſto und den Schüler darſtellt. Die Dielen des Ateliers bedecken gute Teppiche. Taburetts, Stühle in verſchiedenen Formen und aller ſonſtiger Atelierhausrat iſt vorhanden. Gasbeleuchtung. Eine verſchiebbare Pappwand trennt die Sofaecke von dem übrigen Atelier.

Profeſſor Crampton liegt mit heraufgezogenen Beinen ſchlafend auf dem Divan. Er iſt ein mittelgroßer Mann, hoher Vierziger, zart und mit dünnen Beinen. Auf ſeinem rabenſchwarzen Haar ſitzt ein Fez. Der Schnurrbart ſowie der dichte Backenbart ſind ebenfalls tief ſchwarz. Seine Augen quellen hervor, haben oft einen öden und ſtieren Ausdruck und verraten den Trinker. Er vermeidet es, wenn er ſpricht, faſt immer, die Menſchen anzuſehen; bei Anreden blickt er an ihnen vorbei. Umhergehend heftet er die Augen meiſt auf den Boden. In ſeiner Kleidung iſt der Profeſſor verwahrloſt. Oft muß er mit einem Griff die trichterförmigen, weiten Beinkleider heraufrücken; ſein Samtjackett iſt abgeſchabt, und ſeine türkiſchen Pantoffeln ſind verblichen.

Es pocht an die Tür links. Hinter der Tür rechts hört man Menſchen ruhig umhergehen, Grüße austauſchen, zuweilen Lachen ꝛc.; auch werden Stühle hin- und hergerückt. Es pocht zum zweitenmal

Crampton, aus dem Schlaf, mit heiſerer Stimme: Herr ... Herein!

Dienſtmann Löffler tritt ein: Gu'n Morgen, Herr Profeſſor!

Crampton grunzt, bewegt ſich aber nicht.

Löffler tritt etwas näher und ſpricht lauter: Gu'n Morgen wünſch ich, Herr Profeſſor!

Crampton: Guten Morgen!

Löffler packt den Profeſſor an, rüttelt ihn: Herr Profeſſer! Herr Profeſſer, heeren Se nich? De Schieler ſind ja ſchon da.

Crampton ſetzt ſich mit einem Ruck auf und ſchaut blöde um ſich: Wie ... wie ſpät m—mag's wohl ſein, Löffler? Wie? — was ſagen Sie?

Löffler, grob: Schonn ieber achte is 's. Heeren Sie nich? De Schieler ſind ja ſchonn im Aktſaale.

Crampton: Acht durch? Er erhebt ſich, geht nachdenklich bis in die Mitte des Zimmers, nimmt mit der Linken den Fez ab und kratzt ſich mit der Rechten leiſe den Hinterkopf: Hm! Er ſieht Löffler an: Is denn heut Abendakt?

Löffler, indem er die Markiſen an den Fenſtern herunterläßt, darauf den Gashahn ausdreht: Nu Jeſes, Jeſes! 's is doch aber heller Tag. Mer haben doch Morgen un nich Abend, Herr Profeſſer!

Crampton: Heilige Dummheit! heilige Dummheit! Haben Sie mich denn geſtern nich nach Hauſe geführt, Löffler?

Löffler: Na, wollten Se denn? Hab ich's Ihn nich geſagt, mer wollten nach Hauſe gehn? Aber Sie war'n doch zu niſcht zu bringen.

Crampton, in ſeinem Ärger umhergehend, weinerlich: Aber Löffler, Löffler, das is ja eine verfluchte Geſchichte, das is ja eine verfluchte Geſchichte! Was wird meine Frau ſagen? Aber, lieber Löffler . . . . .

Löffler, ungeſchlacht: Nu ich hab's Ihn geſagt, beim dritten Korb Bier, da wollt ich ſchonn nich mehr gehn. Da hab ich zu Ihn geſagt: Herr Profeſſer, mer miſſen nach Hauſe gehn, ſonſt läßt uns Ihre Frau nich mehr rein, hab ich Ihn noch geſagt. Und da haben Se mich angeprillt und zu Hauſe geſchickt.

Crampton, händeringend: Mein Allerliebſter, mein Allerbeſter! — und ich wollte noch gehen. Und da haben ſie mich noch mitgeſchleppt, die wüſten Kerle. In die Stadt Venedig, in die . . . Ach was weiß ich! Es wird *an die Tür rechts gepocht.* Na ja doch, ja doch! ich komme ja gleich. *Es pocht wieder.* Was is denn los? Laßt mich doch bloß mal zu Atem kommen. Ein Hundeleben hat ſo ein Schulmeiſter. So fangt doch an, malt, pinſelt drauf los!

Mehrere Stimmen *rufen durcheinander:* Wir haben kein Modell, wir haben kein Modell!

Popper, *ein junger Akademiker, ein Wiener — Kraushaar, feines Bärtchen, elegante Kleidung; ſpricht wieneriſch:* Gummoin, Herr Profeſſor! Entſchuldigen Sie gitigſt. Wir ſind olle verſommelt, nur 's Modell fehlt. Ich wollt mir mol zu fragen erlauben .....

Crampton: Hi, 's is eine Not, eine Not, lieber Popper ....! Kein Menſch iſt zuverläſſig! Jedem möchte man nachlaufen. Ich habe den Mann beſtellt für heut morgen. Pünktlich — pünktlich, lieber Popper.

Löffler: Das is nu ni wahr, Herr Profeſſer! Noch nich emal angeſehen haben Se ſich den Mann.

Crampton: Nicht? Dann verwechſ'le ich das. Na da ſehen Sie, lieber Popper, nicht mal dazu kommt man. Es iſt entſetzlich. *Zu Löffler:* Na, wo is denn nu der Mann, wo is denn nu der Mann?

Löffler: Ich decht mer'ſch doch balde ....

Popper: Wenn Sie ſich's dachten, hätten Se den Mann doch mitgebracht.

Löffler: Nu ich hab'n doch mitgebracht.

Crampton, *ungeduldig, heftig:* So'n dummer Kerl, ſo'n dummer Kerl. *Ohne Löffler anzuſehen:* Da ſteht er hier und glotzt uns an. Na, ſo gehen Sie doch und bringen Sie den Menſchen. Löffler ab. Rauchen Sie, lieber Popper?

Popper: Ich tät's ſchon gern, aber wenn's nur erlaubt wär.

Crampton: Ach ja, die Akademie und die Akademie und immer die Akademie. Hol's dieſer oder jener! Er raucht in großen Zügen. Ich weiß überhaupt nicht, wie lange ich's hier noch aushalten werde. Ich habe Pläne. Es paßt mir nicht mehr. Bedeutſam: Ich habe Pläne, lieber Popper. Sie wiſſen ja, die Kaiſerin von Rußland protegiert mich. Leichthin: O! eine ſehr kunſtſinnige Dame! Sehen Sie, ich bin nun zehn Jahre in dieſem Neſt. Da kann man genug haben. Wie? Man verſauert. Wie? Man verſauert ſchlechterdings. — Es iſt auch ſo manches nicht nach meinem Geſchmack. Wenig Talent unter den Schülern und unter den Lehrern ſchon gar nicht. Dieſe Kollegen, ha, ha! Dieſer Direktor! ho, ho, ho! — O! 'n ganz guter Mann. Frißt keine Stiefelſohlen ... nicht? Popper lacht. **Löffler** erſcheint. Er drängt einen andern, ein wenig verbutteten **Dienſtmann** vor ſich her.

Crampton, ohne den Mann richtig ins Auge zu faſſen: Kommen Sie mal her, Mann! Der Dienſtmann gehorcht. Der Profeſſor fixiert den Stillſtehenden, blickt Popper an, dann wieder das Modell, dann Löffler, dann wieder Popper und bricht endlich aus: Furchtbar komiſch! Furchtbar komiſcher Kerl! Wie, Popper? Furchtbar komiſch! Zu Löffler: Und er will Modell ſtehen?

Löffler, aufgebracht: Nu das heeßt ....! Der Mann is nurr gutt. Greifen Se doch den ſeine Muskeln amal an. Er begreift ſeine Arme. Wie Steen ſo harte. Der Mann hat neun Kinder, Herr Profeſſer. Zu dem Dienſtmann: Nu, Auguſt, Du biſt aber ooch zu tumm. Du ſiſt ja orntlich picklich aus. Was haſt denn Du wieder in der Bluſe ſtecken? Fortwährend räſonnierend nimmt er ihm nach und nach aus der Bluſe über dem Gürtel das dicke Frühſtücksbrot, ein Pack Schnuren, einen vollen Tabaksbeutel, eine Tabakspfeiſe, mehrere Streichholzſchachteln, ſowie zwei Wichsbürſten: Wenn De willſt hier a Geſchäfte machen, da mußte a biſſel a gewieſtes Ufftreten haben. Immer attent, Auguſt! Nee, nee, Herr Profeſſor, den Mann ſehn Sie ſich erſt mal nackicht an, der ....

Crampton, indem er unter dem Divan hervor aus dem Verborgenen eine Flaſche nimmt und etwas in einen metallnen Becher gießt: Ziehen Sie mal runter. Er trinkt, verbirgt Flaſche und Becher an dem alten Ort, geht, ein mühſames Lächeln im Geſicht, auf Popper zu und ſagt: Ich muß Chinawein trinken, mein Lieber. Dem Arzt muß man folgen. Er ſeufzt ſchwer. Was will man machen? Er ſeufzt wieder. Der Magen, der Magen! Es iſt ein Jammer.

Der Dienſtmann, zu Löffler, der ihn vergebens durch Ziehen und Geflüſter aufgefordert hat, ſich zu entkleiden, mit plötzlichem Entſchluß: Nee, Karle, das kann mer nich paſſen.

Löffler: Nu, Auguſt, wenn De willſt a ſo zimperlich ſein, da haſte hier freilich kee Glicke nich. Gelt ock, Herr Popper? 's is ja ſcharf geheezt im Saale.

Crampton, die Zigarre neu anrauchend, die ihm in der Zerſtreutheit oft ausgeht: Avanti, avanti! Marſch in den Aktſaal! Nehmen Sie ihn mit, Popper. Popper faßt lachend den Dienſtmann unter und führt ihn nach rechts ab. Machen Sie Knochenſtudien. Furchtbar komiſch!

Sobald Popper mit dem Dienſtmann durch die Tür verſchwunden iſt, findet im Aktſaal ein allgemeiner Heiterkeitsausbruch ſtatt.

Crampton ſtreicht ſeinen Bart, räuſpert ſich, ergreift den Malſtock und wirft, wie wenn er etwas ſuchte, die Gegenſtände durcheinander; dabei macht er mehrmals mit einem kurzen Blick auf Löffler dieſem eine befehlende Geſte, die zugleich auf einen Atelierwinkel weiſt, jedoch auf Löffler keinerlei Wirkung auszuüben ſcheint. Deſſen wird der Profeſſor inne und wendet ſich ſogleich mit einem plötzlichen und erſtaunten Ruck: Sind Sie taub, Löffler?

Löffler: Nee, Herr Profeſſer.

Crampton: Fehlt Jhnen ſonſt was?

Löffler: Fehlen tut mir niſchte, aber .... Er dreht ſeine Mütze.

Crampton: Na, aber? aber?

Löffler, nachdem er einige Sekunden gedrückt hat: 'n Kognak will ich Jhn holen, Herr Profeſſer, aber Bier .... da muß ich Geld mitbringen, ſonſt krieg ich keens. Jch mag ſchon garni mehr niedergehn, ſoviel Weſens machen die Leute jedesmal. Er mag noch gehen, aber die Alte, Dicke, das is gar a Beeſt.

Crampton: Legen Sie die Mark aus, Löffler, und ſetzen Sie's auf Rechnung.

Löffler: Herr Profeſſer, ich hab halt ooch niſcht iebrig. Sehn Se, die Leute .... die könnten viel eher was Jebriges tun. Was kommt's den Leuten uff die ſechzig Mark an, die mer'n ſchuldig ſind!

Crampton: Na, Sie werden doch noch ne Mark in der Taſche haben, Löffler?

Löffler: Nee wirklich, ich hab's bald nich mehr. Und wenn meine Frau nich ſo uffpaßte; aber die is doch hinter jeden Fennige her wie e Schißhund. Und ma kann's wirklich ooch zu ſchlecht entbehren. 's ſein nu doch ooch ſchonn wieder zweiundzwanzig Mark und ſechzig Fennige, was ich ausgelegt hab.

Crampton: Na, Löffler, der erſte ....

Löffler: Ja, wenn Ihre Frau ni wär, Herr Profeſſer. Aber die geht Ihn am erſchten doch a ganzen Tag nich vom Leder. Was ſell da fer unſer En'n iebrig bleiben?!

Crampton, *in ſeinem weinerlich nörgelnden Tone:* Ach, Löffler, Löffler! Sie ennuyieren mich ſchrecklich. Sie langweilen mich. Ich will malen, und Sie langweilen mich. Statt daß Sie mir die Pinſel gewaſchen hätten, langweilen Sie mich. Ich weiß nicht .... So gehen Sie doch, Menſch! Gehen Sie doch Ihrer Wege. *Er wirft Gegenſtände umher.* Man vernachläſſigt mich. Nichts iſt in Ordnung. Ein Staub, fußdick, puh. Pſeu Deuwel! Man kriegt noch die Schwindſucht in dieſer Höhle, in dieſer Stubenmalerakademie. *Gebieteriſch:* Da iſt der Korb. *Er zieht einen Flaſchenkorb irgendwo hervor und gibt ihn dem Dienſtmann in die Hand.* Und nun keine Redensarten, mein Verehrter.

Löffler, *achſelzuckend:* Herr Profeſſer, und wenn ich ooch wollte, mei ganzes Vermögen ....

Crampton: Pſſt! — Umhergehend, obenhin: Dort iſt 'n Teppich, — der muß gewaſchen werden. —

Er ſenkt beide Hände in die Taſchen und pfeift eine Melodie aus Boccaccio, marſchiert danach, hält ſich einen Augenblick einen Handſpiegel vor, marſchiert darauf weiter im Zimmer herum und pfeifend, mit erhobenem Kopfe, ab in den Aktſaal.

Löffler iſt inzwiſchen niedergekniet, hat einen kleinen, perſiſchen Teppich zuſammengerollt und auf die Schulter gehoben. Wenn der Profeſſor verſchwindet, ſteht auch er im Begriff, ſich, in der Rechten den Bierkorb, mit der Linken den Teppich auf der Schulter haltend, zu entfernen. Da kommt Janetzki, der Pedell, von links.

Janetzki, hünenhafter Kerl, mit ſlaviſchem Geſichtstypus, ohne Kragen, mitgenommenen Kleidern und klobigem Schuhwerk. Er hat in der Hand ein amtliches Schreiben. Spricht ein unvollkommenes Deutſch: Wo iſt Profeſſer?

Löffler: O, ich weeß nich. Er will an Janetzki vorüber.

Janetzki: He, he! — wohin ſchleppen Teppich, Löffler?

Löffler: Ach was, Pollack, geh aus dem Wege!

Janetzki: Bin ich Pollack — gut! — is Pollack gut zu Geld geben Profeſſor, muß Pollack auch ſein gut, wieder zu kriegen Geld.

Löffler: Was kimmert denn mich das, was Sie mit'n Profeſſer haben!

Janetzki: Gut, werd ich nicht laſſen forttragen Sachen Profeſſer. Gut kimmert mich das. Hab ich Material gegeben, Leinewand, Rahmen, Papier — was weiß alles.

Löffler: Halten Sie mich nicht uff, ſa ich Ihn. Den Teppich will ich zum Reenichen tragen.

Janetzki: I glaub's ſchon. Verkaufen, ein Stück nach andern.

Löffler: Na, und wenn ooch, der Profeſſor kann machen, was er will, mit ſeinen Sachen.

Janetzki: Nicht kann er machen! Gar nicht kann er machen. Auch nicht Stückchen Leinewand is ſeine von alles das. Erſcht Schulden bezahlen, dann kann er machen ....

Löffler: Weg, weg! ſonſt gibt's a Unglick.

Janetzki: Werd ich nicht Platz machen. Gar nicht. Werd ich Polizei rufen. Werd ich Direktor ſagen.

Crampton und **Max Strähler** kommen.

Crampton, mit einer gezwungenen, liebenswürdigen Miene zu Janetzki: Haben Sie was für mich, mein lieber Janetzki?

Janetzki, in feiger Bosheit zu Strähler hinüber ſchielend, der ſeine Blicke mit Blicken voll Haß und Verachtung auffängt, tritt geduckt vor: Hier, Schrift von Direktor.

Crampton legt das Schreiben auf die Bibel: Sonſt noch was, lieber Janetzki?

Janetzki: Hier hab ich Rechnung zuſammengeſtellt. Iebermorgen der erſte Oktober.

Crampton: Schön von Ihnen! Legen Sie's dort auf den Tiſch. Als Janetzki noch immer nicht Miene macht, ſich zu entfernen: Schön, lieber Janetzki. — Gut — gut. Löffler ab. Crampton ruft ihm nach. Meinen Hering, Löffler. Vergeſſen Sie mir nicht mein bißchen Frühſtück. Zu Strähler: Das ſagt mir zu, Strähler. Das eß ich täglich.

Janetzki: Wollte Profeſſer nur ſagen, wenn Teppich ſoll reinigen, meine Frau verſteht ſehr gut ....

Crampton, in ſcheinbar völligem Einverſtändnis mit dem Kopfe nickend: Recht, Janetzki, recht.

Janetzki, davonlaufend, in der Tür ſchon rufend: Löffler! Löffler! der Profeſſor ſagen . . . Meine Frau ſoll Teppich . . . Ab.

Crampton, mit funkelnden Augen hinter Janetzki her, mit unterdrückter Wut die Fauſt ſchüttelnd: Hund, dieſer Janetzki, tückiſcher, polniſcher Hund. Wiederum die Zigarre anzündend, noch mit wütendem Geſicht: Rauchen Sie, lieber Strähler! Rauchen Sie! Rauchen Sie! Er geht ſtark qualmend umher. Na ja, ich bedauere Sie, lieber Strähler. Sie haben das Schreiben erhalten. — Die Konferenz war geſtern. — Ich konnte nicht durchdringen. — Ich habe mein Möglichſtes getan, aber Sie wiſſen ja . . . . Bleibt ſtehen, ſinnt nach. Erſtens, ſollten Sie ein liederliches Leben geführt haben.

Max, junger, bleicher, bartloſer Menſch von noch nicht zwanzig Jahren; Beinkleider und Rock modern, von dunklen, guten Stoffen; alles ſauber und neu: Herr Profeſſor . . .

Crampton: Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Das gehört nicht zur Sache, wollen Sie ſagen. . . . Man kann liederlich ſein und doch Talent haben. Ja, lieber Mann, ſo ſagen wir, aber das hohe Lehrerkollegium . . . . Sie wiſſen ja, — es iſt geradezu unnötig, daß ein Akademiker Talent hat. Was ſollen wir mit dem Talent anfangen?! Das Betragen, das Betragen, lieber Strähler, der Reſpekt, die Ehrfurcht vor dem Lehrer. Vom Direktor bis zum Pedell. Hauptſächlich vor dem Pedell, mein Lieber.

Und Sie haben den Pedell durchprügeln wollen, lieber Strähler. Bedenken Sie doch!

Max: Und ich hätte den Kerl geprügelt, wenn er ſich nicht verſteckt hätte.

Crampton: Hätten Sie lieber des Direktors Frau zweimal geprügelt, kein Haar wäre Ihnen gekrümmt worden, kein Haar, ſag ich Ihnen. Aber den Pedell, denken Sie doch, den Pedell prügeln wollen. Er lacht bitter auf.

Max: Dieſer Kerl iſt ein Schuft, Herr Profeſſor! Ich habe mir von dem Manne nichts bieten laſſen. Wenn er glaubte, ſich etwas herausnehmen zu dürfen, hab ich ihn zurückgewieſen. Ich hab mein Material nicht bei ihm gekauft, weil mir dieſer Menſch von Anfang an ekelhaft war. Das iſt mein ganzes Verbrechen. — Nun hat der Mann mich belauert und dem Direktor allerhand Dinge zugetragen, bis er ihn ſoweit hatte ..... und da ſoll man nicht wütend werden.

Crampton: Ach was, machen Sie ſich nichts draus, Strähler! Pfeifen Sie auf die ganze Akademie. Was ein echtes Talent iſt, das iſt wie ein Urwaldbaum. Verſtehen Sie mich? Eine Akademie — das iſt die Dreſſur, das iſt der ſpaniſche Stiefel, das iſt der Block, das iſt die Uniform, das iſt die Antikunſt! ä! Spuckt aus. Hol mich der Teufel! Nach einer Pauſe, in ruhigem Tone: Ich will Ihnen was ſagen, Sie haben etwas gebummelt. Ich höre, Sie ſind ein wohlhabender Menſch und werfen etwas mit Gelde herum und haben immer ne Anzahl Schmaroher um ſich. Na ja, Sie ſind jung, und da gefällt Ihnen das; Sie müſſen die Menſchen erſt noch kennen lernen. — Nu will ich Ihnen mal was im Vertrauen ſagen: meiden Sie dieſe Geſellſchaft. Und dann: laſſen Sie niemand merken, daß Sie Geld haben. Nicht etwa des Anpumpens wegen, Gott bewahre! Aber wiſſen Sie, der Reichtum erzeugt ſo eine Art Atmoſphäre, in die ſich der anſtändige Menſch nur mit Zögern hineinwagt, während gemeine Naturen und Streber in Maſſe nur ſo hineinpurzeln. Wen aber dieſe Schmarotzerbande mal in den Klauen hat ... Haben Sie mal einen Froſch geſehen, den die Pferde-Igel in der Mache haben? Alſo, lieber Strähler, geben Sie mir die Hand. Er ſtreckt Strähler die Hand entgegen.

Max, mit unſicherer Stimme: Ich danke Ihnen, Herr Profeſſor!

Crampton legt ihm die Hand auf die Schulter: Und im übrigen, junger Mann, Bruſt raus! Kopf hoch! Und wenn der Teufel und ſeine Großmutter in Ihren Weg treten, durch! Und wenn Deine beſten Freunde Dir raten, von der Kunſt abzulaſſen — laß ſie ſchwatzen! Man wird Dir, wenn Du erſt mal was Rechtes leiſteſt, erſt recht den Kopf heiß machen. Jeder Straßenkehrer wird Deine Arbeit beſpucken und Dir zuſchreien: werde Straßenkehrer! Die Hauptſache iſt: bete und arbeite! Aber nicht zu viel beten, mein Lieber! Lieber etwas mehr arbeiten! Und nun machen Sie's gut, Strähler. Leben Sie wohl! Beſuchen Sie mich, ſo oft ſie wollen. Hören Sie, ſo oft

Sie wollen. Oder bleiben Sie noch etwas hier. Ich freue mich ſehr, wenn Sie hier ſind. Er hat mit der Rechten den Brief auf der Bibel ergriffen.

Max: Ich wollte nur noch ſagen, Herr Profeſſor! in dieſem Punkte können Sie unbeſorgt ſein. Es mag zwar komiſch klingen, aber ich kann's nicht ändern. Ich habe ein ziemlich ſtarkes Selbſtvertrauen.

Crampton: Natürlicherweiſe, in Ihrem Alter ...

Max: Das bißchen Kunſt, was wir heutzutage in Deutſchland haben, das macht mir nicht bange, damit kann ich ſchon konkurrieren.

Crampton: Mein Lieber, mein Lieber, nur nicht zu hitzig!

Max: Nein wirklich, das kann ich, das weiß ich ſicher.

Crampton, fein: Ei, ei, mein Lieber, das hat ſein Weſen. — Noch eins, lieber Strähler: wenn Sie irgend können, gehen Sie fort aus dem Neſt. Nach München, nach Rom, nach Paris, hier wird man zum Schildermaler. Da! Er ſchiebt ein Stück Draperie beiſeite, man gewahrt ein Wirtshausſchild. Hier geht man zugrunde. Er blickt düſter zur Erde, ermannt ſich bald und öffnet den Brief. Schon während des Leſens hellt ſein Geſicht ſich auf. Sobald er fertig iſt, gerät er außer ſich vor Entzücken. Wiederholt kommen ihm Tränen während des Folgenden. Was? Was? Was? Strähler! Wiſſen Sie, Strähler, der Herzog kommt. Strähler! Mein Herzog kommt. Wiſſen Sie denn, was das heißt? Mein Gönner! Mein Mäcen! Mein Retter kommt. Ja wiſſen Sie: mein Retter, Strähler. Denn, wahrhaftigen Gott, beinah wäre ich erſtickt. Mein Retter kommt, und nun kriegt das alles ein anderes Geſicht. Nun kann Löffler oder der Teufel das Schild zu Ende malen. Nicht rühr an; auch nicht rühr an. Strähler bei den Schultern faſſend. Strähler! Das iſt ein Charakter, ein Charakter, ſag ich Ihnen, wie Gold, und ein Kind an Güte. Wie ein kleines Kind iſt der Mann. Gegen mich iſt der Mann wie ein Vater geweſen. Hier leſen Sie, leſen Sie laut, lieber Strähler!

Max lieſt: Ich habe den Herren mitzuteilen, daß Seine Hoheit, der Herzog Fritz Auguſt geruht hat, der hieſigen Akademie für morgen Nachmittag ſeinen Beſuch ankündigen zu laſſen. Es wird den Herren Lehrern empfohlen ....

Crampton: Na, das wiſſen wir ſchon, das wiſſen wir ſchon. Der gute Direktor iſt ein Hansnarr. Ich werde mir keine Hoſen mit Löchern anziehen, das verſteht ſich von ſelbſt. Ueberhaupt der gute Direktor hat wohl kaum jemals in Hofkreiſe hineingerochen. So alt wie Sie war ich, da atmete ich Hofluft. Ja, ja, mein Lieber, Sie müſſen ſich ranhalten. Ich war mit neunzehn Jahren ſchon herzoglicher Hofmaler. — Der Beſuch gilt mir. Ich wette darauf, der Beſuch gilt mir. **Löffler** kommt mit dem gefüllten Bierkorb in der einen, dem Teller mit dem Hering in der andern Hand. Löffler! Löffler! Mein Herzog kommt. Was ſagen Sie dazu?! Der Mann kommt und beſucht mich. Hier liegt der Brief. Schnell, gießen Sie Bier ein.

Darauf trinken wir eins. Sie kennen den Herzog, nicht wahr, lieber Sträbler? Ein reizender Mann. So fein und beſcheiden. Und ein Kenner, ein begeiſterter Kenner von allem, was Kunſt heißt. Der Herzog verehrt mich. Mein Herzogtum für einen Crampton, hat der Mann geſagt. Im Spaß natürlich. Proſt! trinken Sie, trinken Sie! Sträbler nippt, der Profeſſor leert gierig das Gefäß. Sie trinken aus altertümlichen Steinkrügen. Da ſchwatz ich nun Unſinn, anſtatt meine Maßregeln zu treffen. Was hab ich denn fertig? Der Mann will doch Bilder kaufen. Mitten im Herumfahren plötzlich mit einem Blick an Sträblers Kopf haftend und einen langen Pfiff ausſtoßend: Hui, was entdeck ich! In die Hände klatſchend, wie unſinnig: Der Schüler, der Schüler, das iſt ja der Schüler. Nu ſehen Sie doch, Löffler, das is ja mein Schüler.

Löffler: Nu ja, Herr Profeſſer, das wußt ich ſchon lange.

Crampton: Ach, Dummkopf, Dummkopf! Er rennt nach Malſtock und Palette, ſtellt ſich vor das Bildchen, welches Mephiſto und den Schüler darſtellt und weiſt gebieteriſch auf einen Seſſel, der nicht weit davon ſteht. Hier mein ich, den Schüler zu meinem Mephiſto. — Da, hinſetzen, Sträbler! Einen Pinſel malbereit, fixiert er das Bild. Sie ſind ja ein Goldmenſch. Heut is ja ein Glückstag. Er miſcht Farben. Zwei Jahr hab ich geſucht nach dieſem Köpfchen. Immer miſchend: Ein Dickköpfchen iſt dieſes Köpfchen. Hat mir zu ſchaffen genug gemacht, dieſes Dickköpfchen. Nun wollen wir es aber doch gleich kriegen, dieſes Köpfchen.

Ja, lieber Mephiſto, wir haben uns nun lange genug gegenſeitig gelangweilt. Morgen holt Sie der Herzog — oder der Teufel. Singt: Morgen muß ich fort von hier ..... Spricht weiter: Adieu! Leben Sie wohl! Leben Sie wohl!

Löffler: Na, da kann ich wohl ooch gehen?

Crampton, mehr als einverſtanden: In Gottes Namen.

Löffler: Wenn komm ich denn wieder?

Crampton: Zu Mittag, Löffler.

Löffler: Halt! zwee Mark ſind noch iebrig.

Crampton: Behalten Sie, Löffler.

Löffler: Dank ſchön. Will gehen. Halt, ſachte, ich hab ooch de Kleene getroffen. In eener halben Stunde wollte ſie hier ſein.

Crampton, befremdet: Was für ne Kleene?

Löffler: Nu, Ihre Jüngſte.

Crampton, unterſtrichen: Mein jüngſtes Fräulein Tochter? Recht, Löffler, recht. Machen Sie's gut. Löffler ab. Crampton läuft, ohne noch den erſten Pinſelſtrich gemacht zu haben, und verſteckt die Bierkrüge und Flaſchen, ſowie eine gefüllte Weinflaſche, die Löffler gebracht hat. Wenn meine Tochter kommt, lieber Strähler, da wollen wir doch lieber ... Was ſoll das Kind denken? Er befindet ſich hinter der Pappwand, gießt ſchnell aus der Weinflaſche in den Becher, trinkt und verſteckt die Flaſche. Dabei ſeufzt er: Je, ja! Je, ja! Es klopft. Sofort rennt der Profeſſor vor die Staffelei und gibt ſich den Anſchein, als ob er in eifrigſter Arbeit ſich bisher befunden hätte und noch befände. Es pocht wieder. Die Tür öffnet ſich. Gertrud Crampton tritt ein.

Gertrud, ein hübſches und ſtattliches Mädchen von achtzehn

Jahren, im Rembrandthut und übrigens nicht modiſch, ſondern mit einem freien, künſtleriſchen Geſchmack gekleidet; ihr Geſicht verrät Abſpannung und Kummer, jugendlicher Friſche zum Trotz: Guten Morgen, Papa!

Crampton, Überraſchung heuchelnd: Ach, Kind, Du biſt da!

Gertrud: Ja, Papa! Ich. Sie zieht langſam die Handſchuhe ab.

Crampton: Entſchuldige, Kind, ich komme gleich.

Gertrud: Ach, laß Dich nicht ſtören. Ich habe Zeit.

Crampton: Du weißt wohl noch nicht, ich muß mich beeilen. Der Herzog kommt morgen. Er will mir das Bildchen abkaufen. Da wird denn gemalt, daß die Augen ſchmerzen. Nicht wahr, lieber Strähler? Zu Gertrud: Das iſt der Verbrecher, den wir hinausgeworfen haben. Sollt man's wohl glauben? Sieht er nicht aus wie 'n junges Mädchen?

Gertrud, bis dahin ohne jedes Intereſſe für Strähler, blickt bei dem Worte „Verbrecher“ ihn flüchtig und zugleich errötend an.

Crampton: Komm her, liebes Kind. Er nimmt ſie um die Taille und zieht ſie auf ſeine Knie, ſie hätſchelnd und ſtreichelnd, wie der Liebhaber ſein Mädchen. Sieh Dir's mal an. Wie? Ein leidliches Bildchen, ein annehmbares Tableauchen. Heftig: Still ſitzen, Strähler. Sie rücken ja hin und her. Was ſoll mir das nützen? Sie wackeln ja mit dem Kopfe wie 'n Tapergreis. Aber der ganze Schüler, Kind, nicht? Ruhen Sie mal aus, Strähler. So! Palette weglegend: Ihr kennt Euch noch nicht? Das iſt hier mein liebes Herzblättchen. Meine Unſterblichkeit, lieber Strähler. Eine allerliebſte Unſterblichkeit, gelt, junger Mann?

Gertrud: Ach, Papa! laß doch das.

Crampton, triumphierend zu Strähler, der das Bild betrachtet: Wie? Was? Das iſt ein Bildchen. So malte man, wie van Dyck zu Rubens in die Schule ging. Da ſoll einer kommen und mir das nachmachen. Dieſe Stümper, dieſe Stümper. Betrachten Sie mal das da. Das iſt der Karton zu meinem Mänadentanz. Sie wiſſen doch, das Bild iſt durch die ganze Welt gegangen. Wiſſen Sie, Strähler, was Genelli ſagte, als er den Karton ſah? Genelli war mein Freund — am herzoglichen Hofe. Es gibt nur zwei Menſchen, die ſo eine Kontur zeichnen: Sie, Crampton, und ich. Herr Gott, halb zehn. Da muß ich ja in den Aktſaal, da muß ich ja in den Aktſaal, da muß ich ja korrigieren. Verdammte Schulmeiſterei. Verdammte Schulmeiſterei. Unterhaltet Euch, Kinder, bis ich zurückkomme.

Er hat wieder den Fez aufgeſetzt und ſchreitet auf die Tür zu. Bevor er in den Aktſaal tritt, gibt er ſich Haltung und beginnt wie vorhin eine Melodie zu pfeifen. Ab.

Gertrud und Strähler ſind allein. Sie blättert in einem Buche, er nimmt Farbentuben in die Hand und legt ſie wieder fort. Plötzlich ſtößt Gertrud einen Gegenſtand um, der ſogleich vom Tiſche herunterfällt. Sie und Strähler bücken ſich nach ihm, berühren ſich dabei mit den Händen, richten ſich auf und zeigen Spuren von Verwirrung.

Gertrud, nach einer Pauſe: Herr Strähler? Ich hatte doch recht gehört?

Max: Jawohl. Mein Name iſt Strähler, Fräulein!

Gertrud: Ich glaube, ich kenne Ihre Frau Schweſter.

Max: Jawohl, meine Schweſter hat mir's erzählt.

Gertrud: Wir ſahen uns öfter im Konſervatorium.

Kleine Pauſe.

Gertrud: Iſt es denn richtig, daß der Herzog kommt?

Max: O gewiß, Fräulein! Sicher. Dort liegt ja die Meldung.

Gertrud, nach einer Pauſe: Sie ſind ein paar Jahre Landwirt geweſen? Oder täuſche ich mich? Ich weiß nicht, wer es ſagte. Ich glaube, Profeſſor Müller ſagte es neulich.

Max: Ganz recht, gnädiges Fräulein!

Gertrud: Warum ſind Sie denn das nicht geblieben? Ich denke mir das doch ſo hübſch, Landwirt ſein ...

Max: Ich hatte leider kein Talent zum Landwirt.

Gertrud: Dazu gehört auch Talent?

Max: Ja! Und großes.

Gertrud: Na, ich weiß nicht, die Künſtlerlaufbahn würde ich nicht einſchlagen.

Max: Ach, warum nicht, Fräulein?

Gertrud: Ich ſtelle mir das viel ſchöner vor, Landwirt ſein. Nach einer Pauſe: Wie finden Sie denn meinen Papa, Herr Strähler?

Max: Er iſt doch ſehr heiter und fröhlich, ſcheint mir.

Gertrud: So, finden Sie? — Ich habe nämlich immer ſo große Sorge um Papa.

Max: Ach, wirklich?

Gertrud: Sie wiſſen wohl, daß ich Papa meiſtens führen muß, er kann nicht allein gehen. Wenn er allein geht, bekommt er Schwindel. — Er verträgt faſt gar nichts mehr. — Er iſt überhaupt ſo hinfällig, er muß in jeder Beziehung ſo vorſichtig ſein, daß .... daß man ein gutes Werk tut, wenn man ihm immer wieder ans Herz legt, ſich zu ſchonen, ſich keine Strapazen zuzumuten. — Herr Strähler, Sie werden es vielleicht ſeltſam finden, aber — ich habe ſchon ſo viel durchgemacht .... Vielleicht iſt es Ihnen möglich, meine Lage zu verſtehen. Sie wiſſen vielleicht, daß Papa — die Nacht — wieder nicht nach Hauſe gekommen iſt. Vielleicht wiſſen Sie ſogar, wo er geweſen iſt!? — Ich bin die ganze Nacht nicht zur Ruhe gekommen. — Denken Sie doch, was kann ihm alles zuſtoßen. Er iſt ja ſo hilflos, ſo ganz auf die anderen angewieſen .... *Mit einem tiefen Seufzer der Erſchöpfung:* — Ach, ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr.

Max: Aber Fräulein!

Gertrud: Sie ſind jung, aber Papa iſt nicht mehr jung.

Max: Aber ich verſichere Sie, Fräulein! Ich habe Herrn Profeſſor nie zu etwas veranlaßt. Ich bin nur ganz ſelten mit ihm ausgegangen, und dann .....

Gertrud: Aber wer ſind denn die Leute? Sie müſſen doch ſehen, daß es mit Papa nicht gut ſteht, daß er ſich völlig zugrunde richtet. Nicht nur ſich ſelbſt. Es iſt ja entſetzlich, es iſt ja furchtbar, das ſagen zu müſſen, was hier auf dem Spiele ſteht.

Max: Mein liebes Fräulein, das eine .... Ich möchte Ihnen nur das eine ſagen .. daß Sie mir gegenüber offen ſind .. auf Ehre und Gewiſſen, ich bin kein Unwürdiger. Er iſt nahe zu ihr getreten.

Gertrud, von dem Stuhl, auf den ſie geſunken iſt, aufſchnellend, die Tränen trocknend und ſich wegwendend: Pſt, pſt! Papa kommt.

Crampton kommt trällernd und mit glücklichem Geſicht hereingetänzelt: Immerzu undici, dodici, tredici tralala—la—la—la. Bleibt in einer ſtolzen Poſe mitten im Atelier ſtehen, ſchnalzt mit den Fingern und blickt mit dem Ausdruck überquellender Freude triumphierend auf Strähler und Gertrud hin.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Wie im erſten Akt. Cramptons Atelier. Es iſt Nachmittagszeit. Max Strähler, begleitet von ſeinem Bruder Adolf Strähler, iſt ſoeben von links eingetreten.

Adolf, ein etwa zweiunddreißigjähriger Lebemann, von geſundem Ausſehen, mit einem Anſatz zum Embonpoint; er iſt elegant, aber leger gekleidet: Na, höre mal, wo Du mich überall rumſchleppſt.

Max: Ich hab' Dich wirklich nicht oft beläſtigt. Aber der Mann hat ſich ſo liebenswürdig gegen mich benommen, daß es einfach Deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit iſt, ihm mit 'n paar Worten zu danken. — Gelt, fein, Adolf? Da ſieht man gleich, wes Geiſtes Kind er iſt.

Adolf, ſich umſehend: — Verrückt, Max.

Max: Verrückt? Wieſo denn?

Adolf: Na, Du — auf das Skelett zeigend: der ſanfte Heinrich da, mit dem Kalabreſer auf der Glatze, das iſt geſchmacklos.

Max: Dein Geſchmack iſt ſo platt wie'n Achtgroſchenſtück.

Adolf: Kann ſein, ich verſteh's nich. Aber ſieh 'mal zum Beiſpiel — er tippt mit der Fußſpitze auf das Tigerfell — was ſoll das nu hier? Das is doch nu keine feine Symbolik.

Max: Wieſo denn Symbolik?

Adolf: Na, Königstiger ....

Max: Ach Du, Du haſt ſo'n wegwerfendes Weſen.

Das iſt Zynismus. Ihr ſeid alle ekelhaft zyniſch, Ihr Kaufleute. Das is förmlich 'n Standesmakel.

Adolf, unterdrückt herauslachend: Hoho, ausgezeichnet. Der Kerl iſt rausgeſchmiſſen, von der Akademie gejagt und redet von Standesmakel. O Du Jammerhahn! O Du trauriger Jammerhahn!

Max — der Profeſſor öffnet die Tür, aus dem Aktſaal kommend —: Hör auf, Adolf!

Adolf: O Du Jammerhahn, Du ....

Max: Pſt, pſt!

Adolf: Achtung.

Crampton, im Frack und in Glanzlackſchuhen, einen Orden im Knopfloch; er iſt ſehr beſchäftigt und geht, einen zerſtreuten Blick auf Adolf werfend, auf Max zu: Guten Tag, meine Herren! Was verſchafft mir die Ehre? Überraſcht: Guten Tag, lieber Strähler! Nun erkenne ich Sie erſt.

Max: Sie geſtatten, Herr Profeſſor, daß ich Ihnen meinen Bruder vorſtelle.

Crampton, zerſtreut: Sie ſind der Bruder; ſo, ſo. Freut mich ſehr. Ungeduldig, faſt unfreundlich abbrechend: Sie entſchuldigen mich, lieber Strähler! Sie ſehen, ich bin ſehr beſchäftigt. Nicht ohne Prahlerei: Seine Hoheit kann jeden Moment eintreffen. Leichthin: Seine Hoheit der Herzog Fritz Auguſt hat ſich bei mir angemeldet.

Adolf: Herr Profeſſor, es handelt ſich auch nur um eine kurze Minute. Dieſer Jüngling iſt nämlich nicht nur mein Bruder, ſondern auch mein Mündel.

Crampton, abweſend: Womit kann ich dienen?

Adolf: Er kommt und erzählt mir, man hätte ihn von der Akademie fortgejagt, nun da bin ich als Vormund ....

Crampton, gereizt und händeringend: Ja, was denken Sie denn, ja was denken Sie denn?! Ich habe ja Ihrem Bruder ſchon lange Reden darüber gehalten. Soll ich Ihnen die Reden vielleicht nochmal verſprechen?! Ich weiß ſie nicht mehr. Ich hab ſie vergeſſen, auf Ehre. Ich habe Not, daß ich die paar Worte behalte, die ich mir für den Herzog zurechtgelegt habe.

Adolf, vergebens bemüht, den Ernſt zu bewahren: Verehrter Herr Profeſſor, es handelt ſich ja buchſtäblich nur um zwei Worte.

Crampton, der ſein Lächeln bemerkt hat, ohne ihn anzuſehen: Mir iſt das nicht lächerlich. Mir iſt das durchaus nicht lächerlich. Die Mütter und Väter und Vormünder werden mich noch um den Verſtand bringen. Da kommen die Leute und wollen, daß man ihnen weisſagt. Ich logiere nicht auf dem Dreifuß. Ich bin keine Pythia. Ich weiß heute noch nicht, ob ich ſelbſt Talent habe. Sie werden mir nächſtens die Windeln ins Haus ſchleppen. Ich kann nicht aus Eingeweiden weisſagen, verſtanden?

Adolf: Aber, pardon! pardon!

Crampton: Kein pardon, mein Lieber.

Adolf: Herr Profeſſor, Sie verkennen mich. Ich hatte nur die Abſicht, Ihnen meinen noch ganz beſonderen Dank .... Es gibt ſo gewiſſe Momente, wie Ihnen vielleicht bekannt iſt ... nämlich .... Bevor mein Bruder geſtern zu Ihnen ging, war ich einigermaßen beſorgt um ihn. Nun hat Ihr Zuſpruch ihn ſo aufgerichtet ..... Darüber freute ich mich herzlich, und nun wollte ich ganz einfach dem Manne meinen Dank ſagen.

Crampton: Ach, daher bläſt der Wind. Ja ſo, lieber Strähler! Im Vorbeigehen Maxens Schulter berührend: Nun das freut mich, mein Junge, wenn's Dir geholfen hat. Zu Adolf: Ja ſehn Sie, mein Lieber, Sie ſagten Vormund, Sie brauchen bloß wieder Vormund ſagen, und ich verliere ſofort nochmals die Beſinnung.

Adolf, lachend: Ich werde mich ſchön in acht nehmen.

Crampton, ebenfalls lachend: Ja, lieber Herr, daß Sie dieſen Tuſch unſchuldiger Weiſe ....

Adolf: Er war gewiß für den Herzog beſtimmt, Herr Profeſſor!

Crampton: Sehr gut, ſehr gut!

Adolf: Ich ſtöre nun nicht länger.

Crampton: Aber bleiben Sie doch, bleiben Sie doch! Er ſieht nach der Uhr. Der Herzog beeilt ſich nicht.

Adolf: Aber ich muß mich beeilen. Verbeugt ſich. Empfehle mich, Herr Profeſſor!

Crampton, mit der Hand flüchtig winkend: Adieu denn, adieu denn! Beſuchen Sie mich doch gelegentlich, ich werde mich freuen. Und Sie, lieber Strähler, Sie könnten mir gleich noch etwas behilflich ſein?!

Adolf: Bleib nur getroſt, ich finde nach Hauſe. Ab. Kleine Pauſe.

Crampton: Zunächſt, lieber Strähler, wie ſitzt mir der Frack?

Max: Sehr gut, Herr Profeſſor!

Crampton: Nicht wahr, vorzüglich. — Und nun halten Sie mal die Tür zu. Er geht nach der Flaſche, gießt ein uſw. Ich habe immer etwas vorrätig; ich muß mir immer eine kleine Herzſtärkung im Hauſe halten — trinkt — und beſonders für ſolche Gelegenheiten. Ich muß heute meine fünf Sinne beiſammen haben, lieber Strähler. Sie wundern ſich vielleicht über meine Aufregung. Aber für mich bringt der heutige Tag gewiſſermaßen eine Entſcheidung. Ich werde Ihnen das ſpäter bei Gelegenheit mal erzählen. Uebrigens, wenn Sie ſpäter mal heiraten ſollten — aber tun Sie's lieber nicht, Sie haben das gar nicht nötig; denn wenn ein Künſtler das tut, ſo ſetzt er alles auf eine Karte und verliert meiſtens alles, auch ſeine Kunſt, bevor er dreie gezählt hat — aber wenn Sie doch mal heiraten, dann — machen Sie ſich von vornherein ein feſtes Taſchengeld aus, mein Lieber. Es klopft, er ſchreit: Herein! Herein!

Profeſſor Kircheiſen und Architekt Milius, befrackt, kommen herein.

Crampton: Servus, servus, meine Herren! Hoheit noch nicht in Sicht? Nehmen Sie Platz, meine Herren.

Kircheiſen, hübſcher Mann in den fünfziger Jahren, mit dünnen Künſtlerlocken und langem Barbaroſſabart. Er iſt fahrig und erregt und lacht fortwährend nervös: Hi, hi! Mir gribbelt's in mein'n ganzen Körper förmlich wie Ameiſen. Hi, hi! Weiß Gottchen, ich gann mich nich ſetzen, Kollege Crampton!

Milius, fünfunddreißigjährig, verfettet, kurzatmig, deshalb in Abſätzen redend; lachend: Gottvoll! Der Direktor reibt ſich auf im Dienſte der Kunſt. Er iſt vor lauter Eifer die Treppe runtergefallen. Ich glaube, er hat ſich die Naſe zerſchunden. Die Frau vom Pedell wiſcht das Blut von der Treppe.

Kircheiſen, lachend: Ach Gottchen! Gottchen! 's gibt 'n Malheur. Hi, hi! Wenn er nun vor dem Herzog ſteht und es tropft. Und es tropft, meine Herren, ihm das Blut von der Naſe .... Alle lachen. Und es tropft, meine Herren ...

Crampton, mit Ernſt erzählend: Von Rauch die Geſchichte kennen Sie doch. Dem tropfte mal was auf ne Marmorbüſte. Was? Lieber Gott ja, der Meiſter ſchnupfte. Sie wiſſen doch, was der Mann da gemacht? Die Kunſt iſt das Höchſte, verſtehen Sie wohl. Er wollte die Büſte ſich nicht verderben. Da hat er es mit der Zunge entfernt. Kircheiſen und Milius lachen heraus. Mein Gott, ich finde das ſehr natürlich. Er reicht Zigaretten herum. Bringen Sie mal Feuer, lieber Strähler! Strähler wird von den Lehrern mit Befremden bemerkt. Strähler iſt mein Privatſchüler. In meinem Privatatelier bin ich mein eigener Herr. Ich bin überhaupt nun entſchloſſen, dem Direktor mal gründlich die Zähne zu zeigen. Ich laſſe mir nicht mehr meine beſten Talente aus den Händen drehen. Ueberhaupt, meine Herren, wir ſollten zuſammenhalten. Wir vorgeſchrittnen Elemente ſollten zuſammenhalten. Wiſſen Sie, meine Herren, ich hab eine Idee. Wir ſollten einen St.Lukas-Klub gründen. Kollege Weingärtner, Kollege Milius, Du, Kircheiſen, und ich zunächſt mal. Als kompakte Maſſe, meine Herren, werden wir der Gegenpartei bald genug Reſpekt einflößen, dieſen Herren Müller und Schulze und Krauſe und Nagel und wie die ſchönen Krähwinkler Berühmtheiten ſich ſonſt zu nennen belieben. Ueberhaupt, meine Herren, wir wollen in dieſes Neſt doch endlich mal bißchen Leben und Zug bringen. Wenn wir nur wollen, ſo können wir das Neſt zur Kunſtſtadt erſten Ranges machen. Wiſſen Sie, da fällt mir ein, ich werde mit dem Herzog darauf zu ſprechen kommen.

Milius, dem Profeſſor die Hand auf die Schulter legend: Profeſſor, hören Sie mal, der Herzog kommt gewiß noch nicht gleich. Der Mann iſt draußen.... Sie wiſſen ja, den ich hergebracht habe. Er möchte doch gerne mal das Schild ſehen. Darf er?

Crampton, mit gelinder Verſtimmung, leichthin: Mag er es anſehen, lieber Milius. Mag er ſich's anſehen, dort drüben ſteht es.

Milius ruft zur Tür hinaus: Herr Feiſt, Herr Feiſt! Ich bitte ſehr, Herr Feiſt!

Feiſt, Äußeres eines wohlhabenden Reſtaurateurs; ſpringt an wie ein Kellner: Zu dienen, zu dienen.

Milius, vorſtellend: Profeſſor Crampton, Herr Feiſt. Crampton beachtet ihn kaum, dreht ſich eine Zigarette. Milius wird nervös und verlegen, der Reſtaurateur noch viel mehr. Milius führt ihn vor das Schild und deckt es auf. Crampton ſpricht leiſe und beluſtigt mit Profeſſor Kircheiſen.

Milius, zu Feiſt: Gefällt es Ihnen?

Feiſt, nun mit der Anmaßung des Beſtellers: Ja wiſſen Se, es is ja ganz hibſch, aber ich hatt' mir'ſch e biſſel anders gedacht. Hier hatt ich mir gedacht ſo'n richt'gen, dicken Gambrinus, und hier ſo ne richt'ge, große Kruke, wo der Schaum ſo runterkleckt, und hier dacht ich mir halt ſolche richt'ge, kleene Engel, die de ſo mit Weinflaſchen hantieren .....

Crampton, zu den Profeſſoren: Furchtbar komiſcher Kerl! Mit plötzlicher Wut: Malen Sie ſich Ihre Schilder alleine! Wenn Sie's ſo genau wiſſen, wie's gemacht wird, was beläſtigen Sie denn andere Leute! Es iſt eine Zumutung, es iſt eine unverſchämte Zumutung!

Milius: Aber, Kollege Crampton, der Herr hat ſich wirklich nicht das mindeſte zuſchulden kommen laſſen, was Sie berechtigte ....

Crampton: Mir gleichgültig, mir völlig gleichgültig. Es iſt eine Zumutung! Ich bin ein Künſtler! Ich bin kein Anſtreicher!

Feiſt, ſich zurückziehend: O bitte — o bitte — empfehle mich!

Milius, ihn hinausbegleitend: Ich bedaure ſehr, Herr Feiſt .... Beide ab.

Crampton: Was dieſer Milius, dieſer Architekt, ſich wohl einbildet, meine Herren? Schleppt mir ſeine Kunden auf den Hals, mutet mir zu .....

Janetzki, ſchwarzer Anzug, geſtrickte weiße Handſchuhe; guckt in höchſter Aufregung zur Türe herein: Herr Profeſſor, Herr Profeſſor Kircheiſen! Herzog iſt unten in Bildhauerklaſſe.

Kircheiſen: Was tauſend! Janetzki . . . Springt auf. Ab.

Crampton ruft in den Aktſaal: Der Herzog kommt. **Gertrud** tritt ein, ſehr bleich, verweint. Gertrud, der Herzog kommt jeden Augenblick. Er iſt ſchon unten bei Kircheiſen. Bleib nur hier, bleib nur ruhig hier, Kind. Ich werde Dich Seiner Hoheit vorſtellen. Wenn ſich Gelegenheit findet, werde ich Sie auch vorſtellen, lieber Strähler. Warum denn nicht, Sie machen ja eine ganz gute Figur. Greift mal meine Hand an, Kinder. Vor Erregung zitternd: Vorhin war ich aufgeregt, jetzt bin ich ruhig. So geht mir's immer. Je näher der wichtige Moment, je gelaſſener bin ich. Er reibt ſich die Hände. Kinder, ich freue mich, den alten Dachs mal wiederzuſehen! Er ruft in den Aktſaal: Kommen Sie mal rein, meine Herren, ich habe noch etwas mit Ihnen zu reden. Etwa zwanzig **Akademiker** von achtzehn bis dreißig Jahren ſtrömen herein. Meine Herren! Seine Hoheit der Herzog Fritz Auguſt erweiſt mir die Ehre ſeines Beſuches. Dieſe Auszeichnung trifft nicht nur mich, ſondern meine ganze Klaſſe. Ich darf wohl vorausſetzen, daß unter Ihnen keiner iſt, der dieſe Ehre nicht zu würdigen verſteht. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß ich Sie, falls ſich Gelegenheit bietet, zu einem Hoch auf Seine Hoheit auffordern werde. Sollte nun jemand zugegen ſein, mit deſſen Anſchauungen ſich ein Hoch auf Seine Hoheit nicht verträgt, den erſuche ich hiermit, lieber jetzt gleich ſtillſchweigend das Lokal zu verlaſſen. Und nun machen Sie's gut.

Alle durcheinander: Jawohl, Herr Profeſſor! lachend, witzelnd, redend entfernt ſich der Schwarm wieder in den Aktſaal.

Crampton, ihnen nachlaufend und zugleich rufend: Meine Herren! noch einen weſentlichen Punkt, einen weſentlichen Punkt, meine Herren! Ab in den Aktſaal.

Gertrud, verzweifelt, krampfhaft und ſich überhaſtend: Herr Strähler, Herr Strähler! Es iſt ja furchtbar. Papa iſt ahnungslos. Es iſt ja furchtbar. Er wird es nicht überleben, es iſt zu namenlos.

Max: Aber Fräulein, Fräulein! Was iſt denn geſchehen?

Gertrud: Sie lieben Papa, ich weiß es, Herr Strähler! Nun ich bitte Sie innig, nehmen Sie ſich ſeiner an. Er hat ja ſonſt niemand, niemand. Sie ringt die Hände.

Max: Mein Wort darauf, Fräulein! Aber darf ich nicht wiſſen ....

Gertrud: Die Schande, die Schande, das iſt ja das Schlimmſte. — Erſt heute früh kam ein Brief an Mama. Ein Brief vom Direktor, worin er ihr ſchreibt, Papa würde morgen wahrſcheinlich ſeines Amtes enthoben werden. Sie möge nur Papa beizeiten darauf vorbereiten. Nun iſt ſie aber fort, wo hätte ſie denn auch bleiben ſollen?! Zu Hauſe iſt heute alles verſiegelt worden. Unſere ganze Wohnung iſt vom Hauswirt mit Beſchlag belegt. Und hier, ſchreibt der Direktor, würde es heut oder morgen ebenſo gehen.

Ach, mein Papa iſt ein Bettler! Mein Papa iſt ein armer, hilfloſer Bettler. Sie ſchluchzt.

Max, aufs tiefſte erſchüttert: Sie ſehen zu ſchwarz, ach, Sie ſehen zu ſchwarz!

Janetzki kommt: Wo iſt Profeſſor?

Crampton kommt zurück: Hier bin ich, Janetzki. Wo bleibt denn der Herzog?

Janetzki, grinſend: Herzog, Herr Profeſſor? Herzog iſt abgefahren.

Crampton: Ach was, ich meine den Herzog, Janetzki. Der Herzog iſt doch eben gekommen.

Janetzki: Nun gut. Hat beſucht Profeſſor Kircheiſen und iſt abgefahren.

Gertrud, den Profeſſor, der blöd vor ſich hinſtiert, umhalſend: Ach, goldenes Papachen! So nimm Dir doch das nicht zu Herzen ſo ....

Crampton: So laß doch, liebes Kind, laß doch, laß doch ..... Was ſoll ich mir denn zu Herzen nehmen? Plötzlich in Wut und Schmerz hervorbrechend: Was? Wie? Was? Der Herzog beſucht mich nicht? Der Herzog iſt fort? Der Herzog iſt nicht bei mir geweſen? Bin ich denn ein Hund, wie? Bin ich denn ein räudiger Hund, wie? Was? Er lacht wild heraus.

Gertrud, ihn umhalſend, mit ahnender Angſt: Ach, liebes Papachen! Ach, ſüßes Papachen!

Crampton: Ach was, laß mich zufrieden. Das iſt ein Komplott. Das ſind meine Feinde, meine Neider. Das ſind meine Verleumder geweſen. O, ich bin nicht ſo dumm, ich bin nicht ſo dumm! Ich weiß ſchon, wer mich beim Herzog angeſchwärzt hat. Ich kenne den Mann. Laß gut ſein, laß gut ſein! Den Mann kauf ich mir ſchon. Sei Du ganz ruhig, der lernt mich kennen. Mehrere Schüler kommen herein aus dem Aktſaal. Crampton ſchreit ſie an: Was wollen Sie hier? Hier iſt nicht Ihr Platz. Klopfen Sie an, wenn Sie herein wollen.

Erſter Schüler: Wir haben geklopft, es hörte uns niemand.

Crampton: Wenn niemand antwortet, bleiben Sie draußen. Noch bin ich hier erſte Perſon. Noch iſt das mein Raum, mein Studio, verſtanden? Und ich kann rauswerfen, wen ich will. Ich könnte ſogar den Janetzki rauswerfen. Aber ich will es noch nicht. Was wollen Sie denn?

Zweiter Schüler: Wir ſollten nur fragen, ob der Herzog noch kommen wird?

Crampton: Was geht mich der Herzog an, was geht Sie der Herzog an?

Zweiter Schüler: Herr Profeſſor! es iſt fünf, und wir möchten nach Hauſe gehen.

Crampton: So ſcheren Sie ſich fort, auf was warten Sie denn? Die Schüler ab.

Crampton, ohne Janetzki anzuſehen: Was grinſt denn der Kerl? Ich wünſche, daß ſich der Lump entfernt. Entweder der Lump entfernt ſich — er legt in höchſter Wut, immer ohne Janetzki anzuſchauen, die Hände um eine Bronzeſtatuette — oder er trägt die Folgen. Janetzki entfernt ſich. So, raus, fort mit Schaden. Ihr ſollt mich kennen lernen, Bande, Bande! Nun kommt, Kinder, kommt. Zieht Euch an. Wollen gehn. Den Wiſch laßt liegen. Ich weiß ſchon, was drin ſteht. Ich verzichte, ich verzichte. Ich geh ſchon freiwillig. Ich geh ſchon.

Er macht Miene zu gehen, ſinkt aber plötzlich erſchöpft und ſchluchzend und weinend wie ein Kind auf den Divan nieder.

Gertrud kniet, ebenfalls ſchluchzend, an der Seite des Alten nieder: Mein Herzenspapachen, mein Herzenspapachen! Ach mein armes, armes Herzenspapachen!

Max, dabei ſtehend: Der arme Mann, der arme, arme Mann. — Herr Profeſſor! Fräulein Gertrud! Haben Sie doch Mut, bieten Sie doch den Verhältniſſen Trotz. Was haben Sie denn zu mir geſagt, Herr Profeſſor: Bruſt raus, Kopf hoch, und wenn der Teufel und ſeine Großmutter einem in den Weg tritt, haben Sie mir geſagt ....

Crampton, ſich aufrecht ſetzend, erſchöpft und mit ſchwacher Stimme: Liebe Kinder, — lieber Strähler — lieber Freund. Ich weiß, daß Sie mein Freund ſind. Ich ſcheue mich jetzt auch vor niemand mehr, es einzugeſtehen. Es hilft nun doch nichts mehr. Um mich iſt es ſehr ſchlecht beſtellt. Es ſteht miſerabel um mich. Wenn mir jetzt einer einen Gefallen tun wollte — aber Sie ſehen nicht danach aus, lieber Freund. Gertrud, ich muß Dir nun ein Geſtändnis machen. Wenn Dir jemand in Zukunft ſagt: ehre Vater und Mutter, ſo ſag ich Dir, Dein Papa iſt keiner Ehre wert. Dein Papa hat Euch alle und ſich ſelbſt an den Rand des Abgrunds gebracht.

Gertrud: Aber, lieber Papa, Du mußt nicht ſo ſprechen. Du mußt nicht ſo dumpf, nicht ſo verzweifelt vor Dich hinſtarren. Du mußt Mut faſſen, Du mußt ....

Crampton, erſchöpft: Jetzt iſt es vorbei, jetzt iſt es zu Ende, unwiderruflich — vor einer halben Stunde noch hatte ich Hoffnung. Ich wollte dem Herzog meine Lage vorſtellen. Ich wollte ihn ja nicht anbetteln. Ich dachte mir nur ... vielleicht das Bildchen, oder ſo etwas .... Ach Kinder, Kinder! machen wir ein Ende. Löffler kommt. Ach, da iſt Löffler. Willkommen, mein Lieber! Wir gehen zuſammen, wir gehen zuſammen!

Gertrud, voller Angſt ihn wieder umhalſend: Papachen, Papachen! wo willſt Du denn hingehen? So nimm mich doch mit, ich bleibe ja bei Dir.

Crampton: Nach Hauſe, nach Hauſe. Geh Du nur nach Hauſe!

Gertrud: Ach, Mama iſt ja fort, und die Schweſtern ſind fort.

Crampton: So geh doch Du auch fort. Was biſt Du denn hier? Den Mantel, Löffler, meinen Hut, mein Halstuch. Während Löffler ihm den Radmantel umhängt: Ha, ha! Die Mama, die hat ſich davon gemacht. Die iſt mir die Rechte. Die Weiber, die Weiber! — Nun ernſtlich, Gertrud, Du mußt der Mama nach. Zu Sträbler: Eine letzte Bitte, die erſte und letzte. Meine Schwiegereltern ſind reiche Leute. Thüringiſcher Adel. Dort ſoll das Kind hinreiſen, und wenn ihr das Geld fehlt .. Er ergreift und ſchüttelt Sträblers Hand, in deſſen Blick ein bindendes Verſprechen zu leſen iſt. Ich bin Ihr Schuldner. Nun leb mir recht wohl, Kind. Leb gut mit Deiner Mama, ſtelle Dich gut zu freiherrlichen Gnaden, Deinem Großpapa. Dann wirſt Du wenigſtens zu eſſen und zu trinken haben.

Gertrud, ihn umhalſend, ſchluchzt: Papachen, ich kann nicht.

Crampton, ſich ſanft losmachend: Du wirſt es vergeſſen. Du wirſt es verwinden. Auf die Tür zuſchreitend, leicht mit der Hand winkend: Lebt wohl miteinander! Lebt wohl miteinander! Er faßt Löffler unter.

Gertrud: Papa, ich geh mit Dir.

Crampton, wütend aufſtampfend: Willſt Du Spießruten laufen? Ab mit Löffler.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Das Privatzimmer des Fabrikbeſitzers Adolf Strähler. Mollige, gemütliche, ungewöhnliche Einrichtung. Ein viereckiger Raum mit einem großen, breiten Bogenfenſter links, einer Tür in der Hinterwand, einer anderen in der rechten Wand. Die Wände ſind bis zu Mannshöhe mit Holz vertäfelt. Auf dem Geſims, welches dieſe Vertäfelung abſchließt, iſt ringsherum eine Sammlung von Raritäten aufgeſtellt. Man ſieht darunter Schädel kleiner Tiere, Kriſtalle, ſeltene Steine, Korallen, Muſcheln, Nippes aus Holz und Porzellan, geſchnitzte Käſtchen, merkwürdige Kännchen aus rotem Ton, alte Bierkrüge, Gefäße aus Nilſchlamm, überhaupt Reiſeerinnerungen. Oberhalb des Geſimſes ſind die Wände weiß getüncht, auch die Decke iſt weiß, ohne Stuck und Bemalung. In der Mitte iſt ein ausgeſtopfter fliegender Kranich befeſtigt. Links übereck ſteht ein alter, gebeizter Rokokoſchrank. Oben darauf ein ganz gewöhnlicher Weihnachtsmann, wie er in allen Schaufenſtern zu finden und um weniges zu haben iſt. An der Wand vorn rechts ſteht ein braunledernes Sofa. Darüber, ſo daß es der Ruhende erreichen kann, hängt an der Wand ein Pfeifenbrett mit fünf oder ſechs langen Tabakspfeifen und einer Menge langrohriger Tonpfeifen, auch Tabaksbeutel und ſonſtiger reichlicher Rauchapparat aller Art. In der rechten Ecke ſteht, vor einer dunkel gebeizten Eckbank, ein ebenſo gebeizter, hübſch geſchnitzter, großer Bauerntiſch. Über der Bank an der Wand, noch unter dem Simſe, hängt ein eichenes Schränkchen mit hübſchem Schnitzwerk. Ein mächtiger, lederner Großvaterſtuhl älteſten Schlages iſt ans Fenſter gerückt. Der geräumige Schreibtiſch davor iſt beladen mit Büchern — alle hübſch geordnet — und auch mit kaufmänniſchem Kontorhausrat verſehen. Die ganze Einrichtung verrät überall bei gutem Geſchmack ein ſtark individuelles Gepräge und die beſondere Neigung ihres Schöpfers, vielerlei, aber mit individueller Auswahl zu ſammeln. Neben der Tür ein Telephonapparat. Teppich auf den Dielen.

Adolf kommt durch die offene Mitteltür nach vorn. Durch dieſe Tür überblickt man eine Zimmerflucht. Im letzten der Zimmer gewahrt man **Agnes Wiesner**, geborene Strähler, und ein Dienſtmädchen damit beſchäftigt, den Tiſch abzuräumen.

Adolf nimmt eine Tabakspfeiſe von dem Regal, ſchraubt das Rohr ab und bläſt hindurch. Als er fertig iſt, ruft er durch die Mitteltür: Agnes, wo bleibſt Du denn?

Agnes, dreißigjährige, junge Witwe; ihr hübſches Geſicht erſcheint durch Leiden vergeiſtigt und hat den Ausdruck beruhigter Reſignation und milder Heiterkeit; ihr Weſen iſt ſanft und angenehm; ſie kommt mit beſchleunigtem Schritt nach vorn: Ich komme ſchon, Adolf!

Adolf: Wo haſt Du denn Fräulein Trude?

Agnes: Der Briefträger hat einen Brief gebracht. Ich glaube, von den Verwandten aus Thüringen. Sie gibt Adolf mit einem Fidibus Feuer.

Adolf, im Anrauchen: Was die ſich ... die ſich bloß ... die ſich bloß um das Mädel zu kümmern haben, möchte ich wiſſen! Rauchend ſchreitet er langſam umher. Sag ihr nur, Agnes, von Fortreiſen könnte keine Rede ſein. Wir laſſen ſie einfach nicht fort.

Agnes: Du, ich glaube, ſie hat auch gar keinen Zug nach Thüringen. Mit der Mutter ſcheint ſie gar nicht zu ſtimmen. Mit den Schweſtern verträgt ſie ſich auch nicht; und vor den Großeltern hat ſie ne heilige Scheu.

Adolf: Nu alſo! nu alſo! — Wo iſt denn eigentlich

Max jetzt immer? Den Jungen ſieht man ja faſt gar nicht mehr. Zu Tiſch kommt er nicht ...

Agnes: Er kommt immer erſt nach vier, wenn Du ſchon fort biſt ins Geſchäft.

Adolf: Immer noch auf der Suche?

Agnes: Du weißt ja, er ruht nicht.

Adolf: Er fängt's dumm an. Er muß es furchtbar dumm anfangen. Ich bitte Dich, Agnes, in einer Stadt von dreimalhunderttauſend Einwohnern fünf Tage nach einem Manne ſuchen, der ſo bekannt iſt, wie der Profeſſor.

Agnes: Er hat doch ſchon überall rumgefragt: bei den Schülern, bei der Polizei ....

Adolf: Ja, wenn er ſich keinen Rat weiß, zum Teufel, warum ſagt er'n nich 'n Wort zu mir?

Agnes: Du, das kann Dich nicht wundern. Dir traut er nicht. Du hänſelſt ihn zu ſehr.

Adolf: Ho, ho! na hör mal!

Agnes: Nein, wirklich, Adolf.

Adolf: Ach, Unſinn, Agnes. Wir kennen uns doch. Ich hänſele ihn, er hänſelt mich wieder. Wie kann man denn ſo etwas übel nehmen?

Agnes: Er nimmt's auch nicht übel. Das ſag ich ja gar nicht. Er iſt aber jetzt — und das weiß ich beſtimmt — in einer Verfaſſung, wo er's nicht verträgt.

Adolf: In einer Verfaſſung? Ho, ho! Kennimus.

Agnes: Na, ſiehſt Du, ſo höhnſt Du.

Adolf: Na, ſag mal im Ernſt, Agnes: merkſt Du was? Ich merke was.

Agnes: Ich merke auch was, natürlicherweiſe.

Adolf: Nun, und?

Agnes: Und? Was denn weiter?

Adolf: Ich glaube, Mäxchen iſt neunzehn Jahr alt.

Agnes: Heut vor drei Wochen war er neunzehn.

Adolf: Drei Wochen auf zwanzig, und dabei, Agnes, find'ſt Du ſo alles ganz in der Ordnung?

Agnes: Ach ja, ſo ziemlich.

Adolf: „So ziemlich" iſt gut. „So ziemlich" iſt ſehr gut. Und wenn Vater und Mutter am Leben wären? Was würden die beiden wohl ſagen, Agnes?

Agnes: Sie würden die Sache nach ihrer Weiſe beurteilen. Sie würden ſo handeln, wie es nach ihrer Meinung für Maxens Wohl am beſten wäre. Und ganz genau ſo will ich eben auch handeln.

Adolf: Es iſt alſo gut für 'n Menſchen, wenn er ſich mit neunzehn Jahren verlobt.

Agnes: Unter gewiſſen Verhältniſſen, warum denn nicht? Die ſchönſten Jahre meines Lebens liegen für mich ja auch vor dem zwanzigſten. Mit einundzwanzig, als Ludwig geſtorben war, da hatt ich mein Teil am Leben ja auch ſchon dahin.

Adolf: Das iſt etwas anderes, ganz etwas anderes.

Agnes: Nun ja, wenn Du meinſt, ſo ſprich doch ein Machtwort. Du haſt ja das Recht, Du biſt ja der Vormund ....

Adolf: J, Machtwort, Machtwort. Was tu ich mit dem Machtwort? Ich bin nicht der Mann, ein Machtwort zu ſprechen. Und außerdem würde es was Rechtes nützen. Auf ſeine Stirn, auf Agnes Stirn, dann in die Luft deutend: Dickſchädel! Dickſchädel! Dickſchädel! Wir Strählers ſind alle Dickſchädel. Mit ſich ſteigender, komiſcher Heftigkeit: Aber wir rennen auch gegen Mauern mit unſern Dickſchädeln. Wir ſchlagen uns Beulen an unſere Dickſchädel in allen Regenbogenfarben. Mag's doch! Was geht's mich an? Mag er ſich einbrocken, was er will, ich laſſe mir meine Ruhe nicht rauben. Ich werde mich abgrübeln. Agnes lacht. Ja wohl, abgrübeln, weil ihm die Flöhe im Haupte herumhopſen, weil er verrückte Ideen hat. So'n junger Mann und geht ſchon auf die Freite. Vielleicht wird er pleite mit ſeiner Freite: das kann ſchon noch kommen. Er rennt rechts ab. Im zweiten Zimmer wird Gertrud ſichtbar.

Agnes ruft hinein: Hier bin ich, Fräulein Gertrud.

Gertrud kommt nach vorn: Ach ſo, hier.

Agnes: — Gute Nachrichten?

Gertrud: Ach ja, ganz ... Sie ſtockt, Tränen kommen in ihre Augen.

Agnes drückt ſie mütterlich an ſich: Nicht weinen, nicht weinen, es wird alles wieder gut werden.

Gertrud: Sie werden geſchieden, Papa und Mama. Sie mag auch nicht mehr Papas Namen tragen. Und dann ſoll ich hinkommen. Großpapa will es.

Agnes: Das hat nichts zu ſagen. Wenn Sie nicht wollen, kann niemand Sie zwingen.

Gertrud: Ich will nicht, ich will nicht. Ich mag nicht ihr Gnadenbrot eſſen. Ich mag nicht mit anhören, wie ſie auf meinen Papa alle Schuld häufen. Mama hat auch Schuld. Mama iſt oft genug hart und lieblos geweſen. Und wenn Großpapa herkommt, ich gehe nicht mit ihm. Ich mag nicht, ich mag nicht. Mein Papa iſt allein. Mein Papa hat niemand. Für Mama und die Schweſtern iſt gut geſorgt. Ich will bei Papa bleiben. Ich gehöre zu meinem Papa.

Agnes: Will Ihr Großvater Sie abholen?

Gertrud: Im Briefe ſteht, er ſei auf Reiſen und würde wohl auch durch Schleſien kommen. Ach, liebe Frau Agnes, liebe Frau Agnes, liefern Sie mich nicht aus, Frau Agnes. Ich bin kein Kind mehr. Ich weiß, was ich tue. Wenn ich mit fort muß, bleibt mir kein Ausweg. Nur ein paar Tage Aſyl, Frau Agnes. Nur bis wir den armen Papa aufgefunden haben. Dann gehe ich zu ihm und verlaſſe ihn nicht mehr. Nur bis dahin, nur noch bis dahin.

Agnes: Wie Sie nur reden, liebes Trudchen. Sie ſind bei uns und bleiben bei uns. Und wenn Sie mal ſelbſt werden von hier fort wollen, dann iſt es noch ſehr die Frage, ob wir 's Ihnen erlauben.

Gertrud, ſie umhalſend: Du treue Freundin.

Agnes: Du? Alſo es gilt? Sie hält ihr die Hand hin.

Gertrud, die Hand mit Küſſen bedeckend: Du liebe, liebe. Kleine Pauſe.

Adolf kommt von rechts: Na, ſiehſt Du, ich ſag's ja, wenn ich Dich mit Fräulein Trudchen zuſammen ſehe, macht ſie 'n trauriges Geſicht. Du biſt mir die Rechte! Anſtatt ſie nu aufzuheitern. Gott bewahre! Du ſetzt Dich ans Klavier und ſpielſt — mit Übertreibung ſingend: — „Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten". Fräulein Trudchen! Es iſt wahrhaftig gar kein Grund zur Sorge. Glauben Sie mir doch, der Herr Profeſſor iſt ſo geſund und munter wie Sie und ich. Kommen Sie! Machen wir ne Schachpartie. Wollen Sie nicht? Sie ſollten aber eigentlich wollen, denn Sie müſſen ſich unbedingt zerſtreuen. Soll ich Ihnen mein Muſeum erklären?

Agnes: Ach, Adolf, laß doch, Du quälſt Fräulein Trudchen.

Adolf, zu Trudchen, welche den Kopf ſchüttelt: Gott ſteh mir bei! Na, ſo ne Idee! Ich quäle Sie, Fräulein? Wie, quäle ich Sie?

Agnes: Sie wird Dir's nicht ſagen, natürlicherweiſe.

Adolf: Ach, Schafskopf, Schafskopf! Nicht wahr, Fräulein Trudchen, meine Schweſter iſt einfach ein großer Schafskopf. Wenn ich zu Ihnen ſage, Sie müſſen mehr eſſen, um dick zu werden, da ſpricht ſie: ach laß doch! Sag ich, Sie müſſen in die freie Luft, damit Sie rote Backen kriegen — „ach laß doch", „ach laß doch". Im Gegenteil, rausreißen muß man die Menſchen. Sie mit Gewalt zwingen, daß ſie von ihren Gedanken ablaſſen; denn es ſind meiſtens ganz unnütze Gedanken. Kommen Sie, Fräulein. Ich verſchreibe Ihnen hiermit eine Stunde Oberländer. Sehen Sie, hier: Der Tiermarkt in Timbuktu. Sehen Sie mal dieſe göttlichen Schwarz-Viehhändler. Und wie die Giraffe buckt und hinten aushaut. Er ahmt in komiſcher Weiſe die Bewegungen der Giraffe nach.

Agnes: Nein, aber Adolf!

Adolf: Was is denn da weiter? Finden Sie was dabei, wenn ich 'n bißchen Giraffe ſpiele? Meine Schweſter iſt ne furchtbar würdige Perſon. Wiſſen Sie, die iſt ſo würdig, daß ich vor purer Ehrfurcht manchmal das ſcheußlichſte Aſthma kriege. Es klingelt im Entree. Wer kommt denn da? Adolf geht links hinaus, um die Entreetür zu öffnen. In zwei Sekunden kehrt er zurück. Agnes, Du biſt wohl ſo freundlich! 'n Geſchäftsfreund. 'n langweiliger Kunde, Fräulein Trudchen. Agnes und Gertrud ab durch die Mitte. Adolf ſchließt ſorgfältig die Tür hinter beiden. Dann geht er und ſpricht durch die linke Tür. Kommen Sie nur herein, bitte.

Löffler tritt ein: Scheen gu'n Tag.

Adolf: Sie wollen meinen Bruder ſprechen?

Löffler, die Mütze drehend: Ich wollt amal a Wort mit 'n reden, nu.

Adolf: Sagen Sie mal, heißen Sie vielleicht Löffler?

Löffler: Ich heeße Leffler, jawoll.

Adolf: Waren Sie nicht früher beim Profeſſor Crampton im Atelier?

Löffler: 's ſtimmt.

Adolf: Nu ſagen Se mal, wo ſteckt denn nu eigentlich der Herr Profeſſor?

Löffler: Deswegen wollt ich ja eben amal mit 'n Herr Strähler reden.

Adolf: So. Ja, mein Bruder iſt augenblicklich nicht hier. Warten Sie mal: Zünden Se ſich mal hier erſt 'n Glimmſtengel an. Rauchen Sie nur gleich hier. Setzen Sie ſich mal hin, da. Immer ſetzen Sie ſich. Und nun ſchießen Sie mal los. Alſo, wo ſteckt der Profeſſor?

Löffler kraut ſich am Hinterkopf: Ja, ich weeß nich, ob ich das aſo ſagen darf.

Adolf: Na, jedenfalls: ins Waſſer is er nich geſprungen?

Löffler, immer umſtändlich: Nee, nee, ooch noch nich. Sehn Se, dazu is Ihn der Mann nich geeignet. Seh'n Se, dazu is Ihn der Mann zu gebildet. Und ieberhaupt Waſſer ...

Adolf: Nu freilich, Waſſer ... lacht. Verſtehe ſchon. Das liebt er nich.

Löffler: Nee, wiſſen Se. Ooch noch nich. Der is 's 'n zu fein gewehnt, wiſſen Se. Ein Mann is das! O je, nee! Wenn der bloß und tät ſich derhinter ſetzen. Mit dem Kopp, den der Mann hat! Wenn ich den Kopp hätte!

Adolf: Er lebt alſo jedenfalls und is hoffentlich auch geſund?

Löffler: Nu, freilich lebt a.

Adolf: Na ja, natürlich. — Wo wohnt er denn nun?

Löffler: A wohnt halt ... Ja wiſſen Se, das wer ich Ihn wohl nich verraten dürfen. Da drinne hat a ne eegne Anſicht. Das ſoll niemand wiſſen. Nee, nee, das geht nich.

Adolf: Ja, was wollten Sie denn aber bei meinem Bruder?

Löffler: Bei Ihrem Bruder, ja ſehn Se, der kennt a Profeſſer. Bei dem, da tät ich's halt amal wagen. Ich muß 's halt auf meine Kappe nehmen. Denn ſehn Se, wenn ma das aſo mit anſieht, 's dreht eenem 's Herz im Leibe rum.

Adolf: Es geht ihm wohl alſo gerade nicht glänzend?

Löffler, bewegt: Nee, nee, ooch noch nich.

Adolf: Nu ſehen Sie mal an. Sie können mir wirklich vertrauen, Löffler. Ich würde gern tun, was irgend möglich wäre.

Löffler: Nu ſehen Se, ich wollte Ihren Bruder fragen. — A hat doch die Kleene zur Bahn gebracht.

Adolf: Was für ne Kleine?

Löffler: Nu ſeine Jüngſte. 'n Profeſſor ſeine.

Adolf: Ach, Fräulein Gertrud. Nu ja, ja freilich.

Löffler: Nu ſehn Se, da wollt ich ihn halt amal fragen. Se is nämlich hier in der Stadt, Herr Strähler. Ich hab ſe nämlich hier auf der Straße geſehn.

Adolf: Ja, hätten Sie ſie doch angeſprochen!

Löffler: Das ging doch nich.

Adolf: Das ging nicht? Wieſo denn?

Löffler: Se hätt mich doch nach 'm Papa gefragt.

Adolf: Ja, ganz natürlich, was wär denn da weiter?

Löffler: Nu ſehn Se, ich konnte doch niſcht verraten; denn erſichtlich: wo Ihn der Mann jetzt ſteckt, dort kann 'n das Mädel ni beſuchen, daß muß a jeder ſelber einſehen.

Und zweetens, bring ich das Mädel dorthin — nu wiſſen Se, das kann man den zutrauen, verſtehn Se, der Mann macht mich kalt. Denn wiſſen Se, die kleene Trude, das is dem ſei Heechſtes. Und ſag ich 'm nu, de Gertrud is hier, da gibt's Ihn a Unglück, wer weeß, wie groß. Wo is ſe, wo ſteckt ſe? Der Mann wird Ihn wahnſinnig. *Er ſteht auf.* Verwandte und Freunde hat er doch hier keene. Und wenn er ooch ſchimpft uff die Schwiegereltern, 's beruhigt 'n doch, daß die Gertrud dort is. Denn fremde Leute, i, fremde Leute, das is für den Mann wie a rotes Tuch.

Adolf: Hier haben Sie was für Ihren Weg.

Löffler: Ich dank ooch ſcheene.

Adolf: Nu paſſen Se mal Achtung. Um ſechs Uhr warten Sie an der Poſt. Haupteingang links. Da werde ich Ihnen meinen Bruder ſchicken. Ich glaube, er weiß was von Fräulein Trudchen. *Es klingelt im Entree.* Pſt, warten Sie mal. *Er riegelt die Tür links zu und lauſcht. Man hört, die Entreetür wird geöffnet und geſchloſſen. Jemand ſchreitet nach dem hintern Zimmer zu. Im Augenblick, als das Geräuſch einer geöffneten Tür aus dem Hinterzimmer dringt, ſchließt Adolf haſtig ſeine Tür auf und drängt Löffler hinaus.* Heut um ſechs alſo! *Adolf begleitet Löffler und läßt ihn durch die Entreetür hinaus. Zurückgekehrt, greift er nach der Pfeife, die er in der Erregung fortgelegt hatte, und zündet ſie an. Nun kommt Max, zwei Pakete im Arm, durch die Mitte nach vorn.*

Adolf, *mit ſchlecht verhehlter Freude:* Er lebt, er iſt da, es behielt ihn nicht.

Max: Wer iſt da? Der Profeſſer?

Adolf, mit gemiſchter Verwunderung: Wie? Welcher Profeſſor? Ach ſo, Dein Profeſſor Crampton. Na, der wird ooch nich weit ſein.

Max, die Pakete wegſtellend, mit einem Seufzer: Wer weiß, wer weiß!

Adolf ſtreckt ſich, immer rauchend, auf dem Sofa aus und nimmt eine Zeitung: Was bringſt Du denn da?

Max, auspackend: Ach nichts, 'n paar Bronzen.

Adolf: Für wen denn, mein Junge?

Max: Ach, zum Vergnügen.

Adolf: 'n teures Vergnügen.

Max: Wieſo denn teuer? Kleine Pauſe.

Adolf: Sag mal — die Dinger ſind nett. Zwei ſolche Dinger, genau dieſelben, nicht, hatte auch der Profeſſor? Was?

Max: Ich glaube, ja.

Adolf: Ich glaube auch, ja. Kleine Pauſe.

Max: Nu ſag mal, Adolf, was ſoll denn das heißen? Ich kann mir doch wohl mal 'n paar Bronzen kaufen?

Adolf: I, das verſteht ſich. Es fällt mir nur auf. Meinetwegen kaufe, ich hab nichts dagegen. Es fiel mir nur auf. Ich ſah geſtern durch Zufall im Kontor Dein Konto.

Max: Ich richte mir einfach 'n Atelier ein. Du haſt mir ja ſelbſt geſagt, lieber Sohn, ſchon vor Jahr und Tag, Du hätt'ſt nichts dagegen.

Adolf: Nee, wie geſagt, gar nicht. Ich finde es bloß 'n bißchen komiſch und nicht ganz feinfühlig, offen geſtanden, daß Du's ſo … na, daß Du ſo alle die Sachen zuſammenkaufſt, die früher der Profeſſor im Atelier gehabt hat.

Max, rot werdend: Woher weißt Du denn das?

Adolf: Ach, das erfährt man. Kleine Pauſe. Man erfährt überhaupt ſo manches, mein Junge. Nun ernſtlich: ſag mal, Max: was denkſt Du Dir denn eigentlich ſo bei der ganzen Geſchichte?

Max ſieht ihn unſicher an: Bei welcher Geſchichte?

Adolf: Na, es gibt doch bloß eine.

Max: Ich weiß von keiner.

Adolf: Na, die Affäre hat doch ganz unzweifelhaft auch ne geſchäftliche Seite.

Max: Ach, die Affäre und die Geſchichte und die Affäre! Ich weiß von keiner Geſchichte, ich weiß von keiner Affäre.

Adolf: Soll ich vielleicht ſagen, das Rettungswerk, oder iſt Dir vielleicht lieber das Werk der Liebe? — Das iſt doch ganz würdig: Affäre Crampton.

Max: Das weiß ich ja längſt, daß Du für ſo was nur Hohn und Spott haſt.

Adolf: Wieſo denn Hohn? Das möcht ich wiſſen. Ich möchte ganz einfach, daß Du Dir klar machſt, was Du beginnſt. Du haſt Dir ne Wohnung gemietet für dreitauſend Mark.

Max: Mit zwei Ateliers, das iſt gar nicht teuer.

Adolf: Gut! Bon! Aber weiter. Du willſt mit dem edlen Dulder zuſammen wohnen.

Max: Der edle Dulder? Wer iſt denn das?

Adolf: Mein Junge, ſo laß doch die Nebenſachen. Die Hauptſache iſt, Du willſt ihn doch retten. Du machſt ihm doch da ein Neſt zurecht, nicht? Du denkſt Dir, Ihr werdet dort miteinander hauſen, getrennt voneinander und doch in holder Gemeinſchaft.

Max: Nun, hältſt Du das denn für ſo unſinnig, Adolf?

Adolf: Nu laß mich mal ausreden. Das iſt ja ganz hübſch. Die Idee iſt recht niedlich. Aber wenn nun dieſer edle Dulder ... Was denn dann, wenn er nun partout nicht davon abgeht, wenn er nun partout dabei bleibt, bloß — bloß flüſſige Nahrung zu ſich zu nehmen?

Max: Du, es koſtet mich Ueberwindung zu antworten. Der Mann wird verhöhnt und mit Steinen geworfen, und jeder Wicht hackt auf ihm rum. Ich will Dir was ſagen: für den Mann bürge ich. Ach, lache meinetwegen. Ich ſag es noch mal: ich bürge für ihn mit Haut und Haaren. Hör Du nur Leute reden, die ſeine Verhältniſſe genau gekannt haben. Man hat ihn ausgenützt, man hat ihn ausgeſaugt. Blutſauger haben ihn ausgeſaugt. Weltunerfahren iſt er, gutmütig, wohltrauend ...

Adolf: Und rechnen iſt nicht ſeine ſtarke Seite.

Max: Nein, rechnen iſt nicht ſeine ſtarke Seite. Dafür hat er andere ſtarke Seiten. Was er braucht iſt Ruhe. Menſchen, die ihn verſtehen und ihm die kleinen Sorgen des Lebens abnehmen. Und hat er das, dann bürg ich für ihn.

Adolf: Nun, hoffen wir nur, daß Du Dich nicht täuſchſt.

Max: Ich täuſche mich nicht. Ich kann mich nicht täuſchen. Horch doch mal zu, was Fräulein Trudchen erzählt. Sein größtes Unglück war ſeine Frau. Eine herzloſe, aufgeblaſene, leere Perſon. Dumm und adelsſtolz obendrein ...

Adolf: Das erzählt Fräulein Trudchen?

Max: Das erzählt ſie nicht gerade, aber man ſpürt's doch heraus.

Adolf: So, man ſpürt es heraus. — Nu ſag mal, Max! Haſt Du Dich mal aufs Gewiſſen gefragt? — Ich meine ſo über Deine Motive.

Max: Ach Du, das Aufziehen kann ich nicht leiden.

Adolf: Na hör mal! Aufziehen? Das nennſt Du aufziehen? Ich einfacher Menſch, ich hab'n Intereſſe daran, in die Art und Weiſe nen Einblick zu gewinnen, wie 'n genialer Menſch denkt und handelt, und das nennſt Du aufziehen? Aufziehen, Du das iſt ganz was anderes. Wenn ich Dich zum Beiſpiel fragen würde: wie geht's dem Schwiegerpapa? Oder: wenn denkſt Du denn Hochzeit zu machen? Oder: biſt Du auch ſicher, daß ſie Dich mag? Hehe, mein Lieber, das iſt gar nicht ſo ſicher. Wer weiß, ob ſie nicht gar ſchon längſt verlobt iſt? — Aber hör mich mal an, — nee, allen Ernſtes: wenn Du Glück haben willſt, — *nur* Melancholie, *nur* Melancholie, mein Junge. Melancholie zieht am allerbeſten. Im Buſen das

Weltweh, verſtehſt Du wohl! Das macht bei den Mädels den meiſten Effekt.

Max, der nur mit Widerſtreben den Bruder angehört und mehrmals vergebens verſucht hat, ihn zu unterbrechen, nimmt die Hände von den Ohren, die er ſich zuletzt zugehalten, und ſtößt wütend heraus: Ach, Mädel, was Mädel, das is kein Mädel!

Adolf: Hoho! — Na weißt Du, mein Junge, das iſt nun abſurd. Max und Adolf müſſen beide herzlich lachen.

Max: Nee, Adolf, hör mal, Dir iſt nichts heilig.

Adolf, er lacht heftig und ſcheinbar unmotiviert: Nee, wenn ich dran denke, mein erſter Beſuch bei dem Schwiegerpapa. Er kopiert ihn mit großer Übertreibung in Worten und Bewegungen. Was glauben Sie, was glauben Sie? Ein Vormund ſind Sie? Sie werden mich umbringen. Ob der Burſche Talent hat? Ich habe ſelbſt kein Talent. Was glauben Sie, was glauben Sie? Ich bin keine Pythia. Ich kann nicht aus den Eingeweiden weisſagen. Mit einem Seufzer der Erſchöpfung, immer lachend: Der edle Dulder kann nicht aus den Eingeweiden weisſagen. Es war eine erhabene Entrevue. Nach einer Pauſe: Wo iſt denn nun der Profeſſor eigentlich?

Max: Ja, wenn ich das wüßte, wär mir auch wohler.

Adolf: Haſt Du denn gar keine Spur von ihm?

Max: Gar keine bis jetzt. In der Akademie iſt nichts zu erfahren. Das Faktotum, der Löffler, iſt nirgends zu finden. Nicht auf der Straße, nicht in der Wohnung. Ich befürchte mitunter das Allerſchlimmſte.

Adolf: Ja, lieber Gott! gefaßt muß man ſein.

Max, *heftig:* Na ſiehſt Du 's, na ſiehſt Du 's, nu ſagſt Du 's ſelber. Und früher, da haſt Du nur immer gelacht. Nu wird Dir ſelbſt angſt, ſiehſt Du, ſiehſt Du! Was habe ich geſagt am zweiten Tage? Man muß auf das Allerſchlimmſte gefaßt ſein. Der Mann iſt imſtande, er geht ins Waſſer. Der Mann erſchießt ſich, hab ich geſagt. Da haſt Du gelacht und mich eingewiegt. Du haſt Dich verſchworen ...

Adolf: Ich hab nicht geſchworen.

Max: Stein und Bein haſt Du geſchworen, und nun ſitzen wir da. — Ich laufe rum, ich Narr, ich Eſel! Und baue mir, wer weiß was für ſchöne Luftſchlöſſer ...

Adolf: Und kaufſt ſo viele Sachen zuſammen.

Max: Ach, die paar Sachen, die kümmern mich gar nicht. Hätt'ſt Du Dich nur lieber 'n bißchen tätig gezeigt! Du prahlſt ja ſonſt ſo mit Deiner Findigkeit. Aber ich ſag Euch, Kinder, is ihm was paſſiert, dann ſucht mich. Dann hat es am längſten gedauert. Dann könnt Ihr ſehen, wo Ihr mich findet.

Adolf *hat unter heftigem Lachen mehrmals vergeblich verſucht, ihn zu unterbrechen:* Herr Jeſus! Herr Jeſus! Was ſoll man denn machen? So komm doch bloß zu Dir! Er is ja gefunden. Ich hab ihn ja längſt entdecken laſſen. Die ganze Sache iſt längſt erledigt.

Max *ſtutzt, rennt auf Adolf zu, packt und ſchüttelt ihn:* Nu ſag mal, Du Kerl, Du?!

Adolf: Nu, was ich Dir ſage.

Max tanzt in einem Ausbruch höchſter Freude mit Adolf herum: Du Prachtkerl! Du Prachtkerl! Er läßt Adolf los und ſinkt auf ein Sofa. Ach, freut mich das rieſig.

Adolf, erſchöpft: Du biſt aber wirklich noch ſehr, ſehr jung.

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt

Ein kleines, ſchmales, ſogenanntes möbliertes Zimmer. Das Möblement beſteht aus einem billigen Sofa, einem wackligen Tiſch, einem eiſernen Waſchſtänder, einem Vertikow, einem Bett und einigen Stühlen. Auf dem Vertikow zwei billige Miniatur-Gipsbüſten. Über dem Sofa an der Wand hängt ein Öldruck. In der Ecke ſteht ein Kachelofen. In der Rückwand ſowie in der rechten Seitenwand je eine Tür. **Profeſſor Crampton** liegt auf dem Sofa, ein naſſes Handtuch turbanartig um ſeinen Kopf geſchlungen und ſpielt mit zwei jungen Leuten Karten. Er iſt mit einem alten Schlafrock bekleidet, hat ein Federkiſſen im Rücken und zur Seite auf einem Stuhl ein Becken mit Waſſer. Auf dem Tiſch halbleere Biergläſer. Die beiden jungen Leute, **Stenzel** und **Weißbach**, ſtehen im Alter zwiſchen achtundzwanzig und dreißig. Der Ausdruck ihrer Geſichter zeugt von nur mäßiger Intelligenz. Hüte und Überzieher der beiden liegen auf einem Stuhle. Ein alter italieniſcher Radmantel des Profeſſors, ſowie der Fez, auch ein breitkrämpiger Künſtlerhut ſind an der Mitteltür aufgehängt. Stöße von Büchern, Bände alter Zeitſchriften ſind auf dem Vertikow, den Stühlen und ſogar auf der Diele angehäuft. Eine Mandoline liegt neben den Biergläſern auf dem Tiſch. Es iſt nachmittags gegen halb ſechs. Auf dem Tiſch brennt eine Lampe. Die Spielenden rauchen ſtark.

Crampton, trällernd: Sul mare luccica — ſchlägt eine Karte auf. — Das — und das — Ich danke, meine Herren. Ich habe genug. — Sul mare luccica ..

Weißbach: Stenzel gibt Karten.

Stenzel: Herr Profeſſor, es geht auf ſechs. Ich glaube, wir müſſen jetzt aufbrechen.

Weißbach: Ach richtig, wir haben heut Abendakt.

Crampton, er miſcht die Karten, dudelt: Ich bin ein freier Mann und ſinge. — Wollen Sie wirklich gehen? — Von ſechs bis acht haben Sie Akt? Um acht kommen Sie wieder, nicht?

Weißbach, mit Bezug auf Stenzel: Er wohnt bei ſeiner Mutter, Herr Profeſſor. Die will ihm den Hausſchlüſſel nicht mehr geben.

Crampton, leichthin: Laſſen Sie ſich ſcheiden, Stenzel. Laſſen Sie ſich von Ihrer Mutter ſcheiden. Ich laſſe mich von meiner Frau auch ſcheiden, mein Lieber! Er wirft die Karten zuſammen. Nun alſo, machen wir Schluß, meine Herren! — Kommen Sie nur um acht Uhr wieder. Kommen Sie nur beſtimmt. Enthuſiaſtiſch: Ich habe ein paar reizende Scherzchen für Sie. Ein paar koſtbare Boccaccio-Geſchichtchen. Allerliebſte Dingerchen, allerliebſt. Sie kennen doch Boccaccio, den göttlichen Schwerenöter. Nicht? Ach, laßt Euch begraben, Ihr Provinzialen.

Stenzel: Herr Profeſſor, Boccaccio iſt uns zu unmoraliſch.

Crampton, kichernd: Ein köſtlicher Einfall, mein lieber Stenzel. Ich will Euch was ſagen. Er iſt zu graziös für Euch. Ihr habt einen Magen für Erbſen und Schweinefleiſch. Ihr jungen Leute hier in der Provinz, Ihr liebt wie Gorillas; ja, ganz wie Gorillas! — Na, geht nur, geht, — gutmütig, ſpöttiſch: — damit Ihr nichts verſäumt. Damit Ihr nicht zu ſpät kommt in Eure Drillanſtalt! Lachend: Sonſt müßt Ihr nachſitzen — — furchtbar komiſch.

Stenzel und Weißbach ziehen lachend ihre Überzieher an. **Selma**, eine Kellnerin, kommt herein. Man bemerkt durch die offenſtehende Tür ein Billard und Gäſte, welche die Queues kreiden.

Crampton nimmt die Mandoline, ſpielt und ſingt dazu mit Empfindung und Feuer die erſte Strophe von „Santa Lucia“: So, ſchöne Selma, ſo girrt man in Italien. Aber hier bei Euch iſt es wie ein Grünzeughandel. — Wiederholt den letzten Vers. — Bringen Sie mir etwas zu trinken, mein Kind, und etwas Rauchbares! Zu den jungen Leuten: Was ſoll man machen? Man raucht und trinkt, man trinkt und raucht.

Selma, indem ſie die Gläſer abnimmt und den Tiſch abwiſcht: Sie rauchen wirklich zu viel, Herr Profeſſor. Den ganzen Tag und die ganze Nacht.

Crampton, blaſiert: Was ſoll ich machen? Ich kann nicht ſchlafen. Man raucht und lieſt und ſpült Bier hinunter. A propos, lieber Stenzel, Bücher, Bücher! Sie ſagten doch: alte Gartenlauben, alte Illuſtrierte. Bringen Sie mir, was Sie haben. Ich bin dankbar für alles. Ich brauche nicht eſſen, aber leſen muß ich. Er nimmt ſich den Umſchlag ab. Ihr leſt zu wenig, Ihr jungen Künſtler. Ihr ſeid Ignoranten ſchlimmſter Sorte, Ihr wißt von Gott und der Welt nichts. Kennen Sie Swift? Nein. Kennen Sie Smollet, kennen Sie Thackeray, kennen Sie Dickens? Wiſſen Sie, daß ein Mann namens Byron einen „Kain“ geſchrieben hat? Kennen Sie E. T. A. Hoffmann? Ihr ſeid Ignoranten ſchlimmſter Sorte.

Selma, die mit den leeren Gläſern fortgegangen war, kommt mit einem vollen zurück; ſie trällert:

Die Alma war ſo ſchön,
So ſchön wie eine Taube,
Und als ick ſie beſah,
Da war's ne alte Schraube.

Weißbach: Adieu Herr Profeſſor! Wir werden uns beſſern.

Stenzel: Herr Profeſſor! das hätt ich beinah vergeſſen. Mich hat jemand geſtern nach Ihrer Wohnung gefragt.

Crampton geht umher, finſter: Ich wohne nirgend, nirgend, mein Lieber.

Stenzel: Ich hab auch geſagt, ich wüßte nicht, wo Sie wohnen.

Crampton: Recht, Stenzel, recht, ich wohne nirgend. — Wer fragt denn nach mir?

Weißbach: Sie wiſſen doch, Strähler, der relegierte Maler. Er hat mich auch ſchon nach Ihnen gefragt.

Crampton, aufgebracht: Was geh ich die Menſchen an, frag ich bloß. Sie ſollen mich endlich in Frieden laſſen. — Nun machen Sie's gut, Stenzel! Machen Sie's gut, Weißbach!

Stenzel und **Weißbach**, gleichzeitig: Adieu, Herr Profeſſor!

Weißbach zwickt im Vorbeigehen Selma in den Arm.

Selma: Ach, geh nach Haus, Aff Du.

Stenzel und Weißbach lachend ab. Im Reſtaurationszimmer wird Billard geſpielt.

Crampton: Langweilige Peter. Entſetzlich langweilig. — Mein liebes Kind, Du biſt zu bedauern. Er zieht den Schlafrock aus und die Samtjacke an.

Selma: Ach, ich? Wieſo?

Crampton: Gefällt Dir das Leben?

Selma: Was ſoll ich machen?

Crampton: Das iſt die Frage.

Selma, zögernd: Aber Sie, Herr Profeſſor, Sie tun mir leid.

Crampton: Ich? Ha, ha! noch beſſer. Ungeduldig: Nun geh nur, geh nur!

Selma: 'n Mann wie Sie, Herr Profeſſor, der müßte doch raus kommen aus dieſem Leben. Wenn Sie nur wollten, das müßte doch gehen. Statt deſſen ruinieren Sie Ihre Geſundheit.

Crampton, mit tragikomiſcher Verzweiflung: O dio mio! — Kurz und mißlaunig abwinkend: Nun laß mich ſchlafen. Er ſtreckt ſich aufs Sofa. Selma ab.

Draußen beginnt wüſter Kneipengeſang. Nun klopft es mehrmals haſtig, und als der Profeſſor nicht antwortet, wird die Mitteltür von außen geöffnet. Mehrere rote Biedermannsgeſichter blicken durch den Spalt, und ein Menſch in geſtickten Schlafſchuhen, an Wäſche und Kleidern unſauber, mit einem gemeinen und bleichen Geſicht, kommt herein. Es iſt **Kaßner**, der Inhaber der Reſtauration.

Kaßner: Herr Profeſſor, Sie entſchuldigen.

Crampton ſchrickt auf: Was, was ſoll ich entſchuldigen?

Kaßner: Es ſind a paar Herrn hier, die laſſen um die Ehre bitten .... ob vielleicht der Herr Profeſſor ſo freundlich ſein wollen und mit den Herrn a Glas leeren.

Crampton, brüsk: Was ſind das für Herren?

Kaßner: 's is a kleener Verein, Herr Profeſſor!

Kunze und **Seifert**, zwei dicke, angeheiterte Philiſter, kommen herein.

Seifert: Sie werden entſchuldigen, Herr Profeſſer, mir haben gehört, daß Sie hier ſind; und da mir heut grade alle ſo vergnügt ſind. Und da mir heut alle grade mal ſo vergnügt beiſammen ſind, da wollten mir Sie heeflich gebeten haben, Herr Profeſſer ....

Crampton: Kennen Sie mich denn?

Seifert: Herr Profeſſor, Sie ſind 'n großer Künſtler, Sie ſind 'n Kunſtmaler, ich bin bloß 'n eenfacher Maler. Aber deshalb: Menſchen ſind mir alle. Mit Rührung: Und wenn man a guttes und treues Herze hat, ſpreche ich ... Da hier, ſprech ich, der Bruſtfleck, das is die Hauptſache. Und da ſind mir Ihnen vielleicht nicht zu niedrig. Und Sie ſteigen vielleicht heut Abend amal zu uns herab und leeren vielleicht amal a Glas mit uns und ſtoßen vielleicht amal mit uns an, und wenn's ooch bloß mit eenen eenfachen Stubenmaler is, Herr Profeſſer.

Kunze, während an der Tür noch mehrere Gäſte und die Kellnerin ſtehen und lachend zuſchauen: Sie brauchen ſich unſrer nicht zu ſchämen, Herr Profeſſor. Wenn wir ooch einfache Leite ſind. Wir haben Achtung vor der Kunſt.

Crampton, ſcheinbar gleichgültig, leichthin: Nun, ich hab nichts dagegen, ich hab nichts dagegen.

Ein Bravo erſchallt. Auch die Zuſchauer in der Tür applaudieren. Kunze und Seifert faſſen Crampton jeder unter einen Arm und führen ihn im Triumph und mit wiederholten Bravorufen ab.

Kaßner, nachlaufend: Herr Profeſſor, Herr Profeſſor! die halten Sie warm, die Brieder haben Puttputt, mehr wie erlaubt iſt. Ab.

Ein kurzes Bravorufen mehrerer Stimmen. Während des Rufs wird die Tür rechts von außen aufgeſchloſſen und geöffnet. **Löffler** und **Max Strähler** treten ein.

Löffler läßt Max vorangehen: Treten Se ock rein, Herr Strähler!

Max, ſich umſehend: Hier wohnt der Profeſſor?

Löffler: Nu heern Se ock den Teeps. Das geht nu von abends ſechſe an bis a andern Morgen um ſechſe, ſieben. Es is a Elend, a ſchreckliches Elend!

Max: Ja ſagen Sie, Löffler, weshalb hat er ſich denn dieſes Loch hier ausgeſucht?

Löffler: Nu, das will ich Ihn gleich ſagen. Die Sache is ſo: der Mann hier, den ſind mer ſechzig Mark ſchuldig. Nun hat er, um das Geld ni zu verlieren, den Profeſſor ufgenommen. A ſpikeliert nämlich uf de Verwandten. Da iſt er doch aber ſchief gewickelt. Und jetzt merkt er'ſch ooch ſchonn, daß er ſich a biſſel verſpikeliert hat, denn a is doch nu ſchonn bald acht Tage da, der Profeſſer, und's kräht keen Hahn nach 'm. Wer weeß nu, wie lange das wird noch halten dahier.

Max: Wo iſt er denn hin, der Herr Profeſſor?

Löffler: Nu a wird wohl drinne in der Gaſtſtube ſein. — Nu ſehn Se mal an: nu der Gaſtwirt derhinter kommt, uf die eene Art geht's nich, da verſucht er'ſch uf die andre. Nu benutzt a a Profeſſor ſo wie als Zugmittel.

Max: Nun hören Sie mal auf mich. Hier ſtecken Sie ſich zunächſt mal das Geld ein. Er gibt ihm einen Schein. Davon bezahlen Sie erſt mal die Schulden hier. Und dann muß der Profeſſor unbedingt aus dem Bums hier herauskommen.

Löffler: Ja ſehn Se, das is die Sache. Der Mann hat een'n Kopp — ich ſag Jhn, Herr Strähler, een'n Kopp hat der Mann — wenn der ſich den uffetzt — o je nee! da is alles umſonſte. Ja, wenn der den Kopp nich hätte. — Nu ſehn Se, hier is der reene Gift fer den Mann. De Kneipe, na? — und der Bierapparat looft a ganzen Tag. Und hier ſitzt a, na? — und da braucht er bloß ruffen und da kommt's Mädel. Und das Mädel, das is Jhn vernarrt in den Mann. Und was er beſtellt, das bringt ſ'n halt. Und wenn der Gaſtwirt kee Bier gibbt, da zahlt ſ' es ſtillſchweigend aus ihrer Taſche. Nu bleibt der Mann halt in eenen Trinken. Nu nehmen Se mal an, was ſoll dadraus werden?! Und ſag ich zu'n: Herr Profeſſer, mer werden verſuchen, ne Stelle zu kriegen, da ſpielt a ſich uf. Stolz is Jhn der Mann. — Wenn der ni ſo ſtolz wär .... Da ſind er ſchonn viele hier geweſen, die haben wollen helfen. Was ſoll ma nu machen? Wenn eener kommt, den ſchmeißt er zur Tiere naus. Stimmen nähern ſich der Mitteltür. Nu wird a erſcht ſchimpfen, daß ich Sie gebracht hab. — Nu mag a ſchimpfen! Der Profeſſor kommt, begleitet von Seifert, der um ihn herumſcherwenzelt. Gu'n Abend, Herr Profeſſer!

Crampton: Guten Abend, mein Lieber. Gehen Sie hinein und laſſen Sie ſich Bier eingießen. Löffler ab. Zu Max: Sie ſind Akademiker, wie?

Max, der in einem dunklen Teile des Zimmers ſteht: Jawohl! Ich ....

Crampton: Gut, gut; warten Sie!

Seifert, eifrig: Nu ja, Herr Profeſſor, da wär'n mir ja einig. Wir ſind's erſchte Geſchäft, das kenn Se glauben. Und wenn mer zufrieden ſind mit'nander, da kenn Se ooch Geld verdienen mehr wie genug. Ich kann Ihn ſagen, ich bin kein ſchlecht ſituierter Mann.

Crampton, ungeduldig: Das glaub ich, das glaub ich.

Seifert: Nein, nein, Herr Profeſſor! ich bin kein ſchlecht ſituierter Mann. Sie kenn ieberall rumfragen, ieberall, ieberall! Die beſten Referenzen, Herr Profeſſor. Sehen Sie, wir haben ooch Kunſtſachen auszufiehren; — o — und wiſſen Se, wenn wir einig werden, da hätt ich eine ſcheene Sache. Da kennt ich eine ſcheene Sache übernehmen. Da is in Görlitz .... Da woll'n ſe ſo'n Konzertſaal ausgemalt haben.

Crampton, mit wachſender Ungeduld: Nun ja, lieber Herr, nun ja, nun ja. Ich will mir die Sache 'nmal beſchlafen. Wenn ich Zeit gewinne, warum denn nich? Wollen ſehn, wollen ſehn. Dann alſo bis morgen.

Seifert: Nu nehmen Se's nich iebel. Bis morgen alſo.

Crampton: Recht, recht, lieber Herr; nun machen Sie's gut. Seifert mit Verbeugung ab.

Max tritt ein wenig vor: Guten Abend, Herr Profeſſor. Ich möchte mir erlauben, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.

Crampton ſtreckt ſich auf das Sofa, mißlaunig: Recht, recht, mein Lieber. Wie heißen Sie doch?

Max: Mein Name iſt Strähler.

Crampton: Ach richtig, Strähler. — Nun, lieber Strähler, Sie ſind wohl Maler.

Max: Gewiß, Herr Profeſſor! Ich habe ſogar bei Ihnen gemalt.

Crampton: Ach ja, ich erinnere mich. Strähler, Strähler? Wohl drüben in der Drillanſtalt? Wohl als ich noch drüben meine Zeit vergeudete? Ja ſehen Sie, Beſter, dieſe Zeit iſt in meinem Gedächtnis ſo ziemlich ausgelöſcht. — Ach freilich, freilich! Sie wurden davongejagt? Sie hatten ein bißchen Talent, nicht wahr? Und wurden deshalb davongejagt?

Max: Man hielt es für gut, mich auszuſchließen.

Crampton: Sie kamen dann oft in mein Studio, freilich! Es war ein recht hübſches, gemütliches Studio. Mein Atelier war gemütlich, nicht wahr? Ich hatte mir nach und nach etwas geſammelt. Erinnern Sie ſich meiner gotiſchen Truhe? Meiner Meißner Porzellane?

Max: O ja, recht gut.

Crampton: Und der reizenden Bronzen? — Da hatte nun alles ſeine Geſchichte. Nun einerlei, es muß auch ſo gehen! — Sie haben mir das ja nun alles genommen. — Ich habe einſtweilen hier gemietet. Es iſt ja ganz leidlich, ein bißchen finſter, indeſſen ganz leidlich! — Wie war doch Ihr Name?

Max: Mein Name iſt Strähler.

Crampton: Herr Strähler, Herr Strähler. Kleine Pauſe.

Max: Herr Profeſſor, ich bin eigentlich hergekommen, Sie zu fragen, ob ich Ihnen vielleicht mit irgend etwas dienen könnte? Ich ....

Crampton: Ich wüßte nicht gleich — das heißt, mein Lieber, wenn Sie etwas tun wollen, bringen Sie mir Bücher. Ich leſe faſt immer. Ich kann nicht ſchlafen. Ich würde mich dankbar erzeigen, mein Lieber. Ich könnte Sie empfehlen, nach Weimar, nach Wien. Ich habe die beſten Verbindungen überall.

Max: Haben Sie Nachricht von Ihrer Fräulein Tochter, Herr Profeſſor?

Crampton, vom Sofa emporſchnellend, kurz und abweiſend: Was geht Sie meine Tochter an, junger Mann?

Max: Vielleicht erinnern Sie ſich doch, Herr Profeſſor, daß Sie mir vor noch nicht langer Zeit den Beweis eines großen Vertrauens gegeben haben.

Crampton, ſich über die Stirn fahrend: Ach, jawohl! jawohl! Das heißt ....

Max, beſcheiden, doch mit Feſtigkeit: Herr Profeſſor! ich war der Meinung, dadurch das Recht erworben zu haben, den Namen ihrer Tochter auszuſprechen.

Crampton: Nun gut, nun gut, dann tun Sie mir einen Gefallen. Es iſt hier ſo eine Atmoſphäre .... dann ſprechen wir wenigſtens an dieſem Orte nicht von meiner Tochter.

Max: An dieſem Ort? Gut, Herr Profeſſor. Dann möcht ich mir aber zu fragen erlauben, an welchem andern Ort darf ich denn mit Ihnen von Ihrer Tochter ſprechen?

Crampton: Am liebſten gar nicht, am liebſten gar nicht.

Max: Nun — wenn Sie wünſchen. — Dann möchte ich nur eine Frage ſtellen. Warum .... doch das iſt nicht ſo leicht, Herr Profeſſor. Mit einem Wort, es ſchmerzt mich, zu ſehen, wie Sie hier in einem engen, finſteren Raume leben, wo Sie nicht mal Licht zur Arbeit haben und Ihrer Geſundheit aufs äußerſte ſchaden. — Herr Profeſſor! würden Sie mir nicht geſtatten .... Ich verſichere Sie, es würde mich beglücken, es würde mich ſtolz machen, wenn ich etwas tun könnte für einen Mann, den ich ſo hoch verehre wie Sie, Herr Profeſſor. Können Sie ſich denn nicht entſchließen, mir das Vertrauen zu ſchenken?!

Crampton, ein wenig milder, aber immer abweiſend: Aber, lieber Freund, was glauben Sie denn? Ich wohne hier, weil es mir behagt, hier zu wohnen. Ich finde es hier durchaus erträglich. Man hat mir mein ganzes Material genommen. Sonſt könnte man hier ſogar etwas arbeiten.

Max: Erlauben Sie mir wenigſtens, Ihnen das Material zu ſchaffen.

Crampton: Ja, tun Sie das, tun Sie das. Ich bin kein Spielverderber. Aber wiſſen Sie, es liegt an mir, ich bin müde. Die Aufträge kommen geflogen, aber ich bin müde. Da ſoll ich zum Beiſpiel jetzt einen Konzertſaal ausmalen. Der Mann bedrängt mich. Ich hätte eine recht nette Idee im Kopfe, aber wie geſagt, ich bin müde. Ich hatte mir gedacht für den Plafond, wiſſen Sie, ein rundes Bildchen. Etwa den Naturlaut. Da hatt ich mir gedacht ein Meer, wiſſen Sie, den Ozean und den Sturm, der ihn aufwühlt. Und mitten im Ozean da hatt ich mir einen Felſen gedacht und Giganten, die den Felſen auseinanderreißen. Und aus dem Spalt, wiſſen Sie, da ſollte das Feuer hervordonnern, mein Lieber. — Wie? — Was? — Bin ich ein alter Gaul? Habe ich Sägeſpäne im Kopf? *In Ekſtaſe:* Sie ſollen nur kommen! Sie ſollen mir das nur nachmachen, dieſe Anſtreicher und Kuchenbäcker von der Drillakademie. *Er geht umher.*

Max: Erinnern Sie ſich noch meines Bruders, Herr Profeſſor?

Crampton: Ein dicker Krämer, nicht wahr, mein Lieber?

Max: Ein dicker Krämer, jawohl, Herr Profeſſor! Ich habe auch eine Schweſter hier am Ort. Sie wohnen zuſammen, mein Bruder und meine Schweſter.

Crampton, *zerſtreut:* So? Freut mich, freut mich. Vertragen Sie ſich?

Max: Das auch, Herr Profeſſor.

Crampton: Recht, freut mich, mein Lieber!

Max: Ich bin deshalb auf meine Schweſter gekommen ... Meine Schweſter läßt Ihnen durch mich, Herr Profeſſor, eine Bitte vortragen.

Crampton, *außer ſich*: Um Gottes willen! ich ſoll ſie wohl malen. Mein Allerliebſter, mein Allerliebſter! Ich bedanke mich höflich. Ich werde mich hüten. Den Kneipwirt ſoll ich malen für fünfzig Pfennig. Ein Grünzeugweib ſoll ich abklatſchen für einen Topf ſaure Gurken. Ein Porträt, mein Freund, koſtet ſechshundert Taler; nicht mehr und nicht weniger. Ich kann mich nicht wegwerfen. Alſo wenn Sie das wollen, dann ſtehe ich zu Dienſten.

Max, *aufſtehend, ihm die Hand hinſtreckend*: Ein Mann ein Wort, Herr Profeſſor!

Crampton: Menſch, ſind Sie von Sinnen?

Max: Nicht im geringſten. Es handelt ſich nämlich um ein Geſchenk, Herr Profeſſor. Mein Bruder Adolf ...

Crampton: Ich denke, die Schweſter.

Max, *in Verlegenheit ſtotternd*: Das heißt, meine Schweſter, die ſoll gemalt werden.

Crampton: Ihr Bruder beſtellt es.

Max, *errötend*: Mein Bruder beſtellt es.

Crampton: Nun, lieber Strähler, wenn das Ihr Ernſt iſt .. *Mit ſchlecht verhehlter Freude*: Darüber kann ich unmöglich böſe ſein.

Max: Und nun, Herr Profeſſor .... ich muß doch noch einmal ... Ich ſoll Sie von Ihrer Tochter grüßen.

Crampton *wendet ſich, um ſeine Bewegung zu verbergen, von Max ab*: Na aber, aber, wie kommen Sie dazu?

Max, *ſtockend*: Da Sie Ihre Adreſſe ſo ſtreng verheimlicht haben, ſo hat Fräulein Gertrud ſich an mich wenden müſſen.

Crampton: Sie korreſpondieren mit meiner Tochter?

Max: Ich korreſpondiere ... Das heißt, Herr Profeſſor, ich bin ja der einzige, durch den Fräulein Gertrud etwas über Sie zu erfahren hoffte.

Crampton: Und hinter meinem Rücken, mein Lieber? Was ſoll das heißen? Was ſoll das heißen?

Max: Das heißt .... nicht eigentlich .... Es war Fräulein Gertrud, wie ich herausfühlte, entſchieden kein lieber Gedanke, zu den Großeltern zu reiſen. Und da ...

Crampton, *bitter auflachend*: Das will ich glauben! Das will ich glauben! Was wird man dem Kinde die Hölle heiß machen! Wie wird man auf ihrem Papa herumhacken. Das will ich glauben. Da heißt es nur immer: kreuzige! kreuzige! und wenn ſie nicht einſtimmt — dann iſt ſie verloren. Die lieben Verwandten! Die guten Seelen! Die Frau iſt ein Engel. Meine Frau iſt ein Engel. Ein Engel vom Himmel, — recht! Mag ſie's bleiben.

Max, *nach einer Pauſe*: Ich weiß auch, daß Fräulein Gertrud ſehnlichſt wünſcht, Sie wiederzuſehen, Sie zu beſuchen, Herr Profeſſor.

Crampton: Ich kann ſie nicht brauchen! Ich kann ſie nicht brauchen. Sie ſehen ja ſelbſt, ich kann ſie nicht brauchen! Ich führe ein Leben — ein Hundeleben! Für mich iſt es gleichgültig, ſo oder ſo. Man iſt doch verſchüttet! Man iſt gänzlich verſchüttet! — Ich kann ſie nicht brauchen, mein lieber Sträbler.

Max: Da hat mich meine Schweſter beauftragt, Sie recht herzlich zu bitten. Es würde ihr eine Freude ſein, Fräulein Gertrud bei ſich aufnehmen zu können.

Crampton, ſich wiederum wegwendend: Nun aber, aber! Was ſind das für Dinge? Nein, nein, mein Lieber, das iſt ja nicht möglich. Die weite Reiſe im Winter, mein Lieber. Es iſt auch wohl beſſer. Es iſt auch wohl beſſer.

Max: Sie könnten ſich doch ſo leicht überzeugen, wenn Sie uns nur einmal beſuchen möchten. Fräulein Gertrud wäre bei meiner Schweſter ganz gewiß gut aufgehoben. Sie kennen ſich beide vom Konſervatorium.

Crampton: Aber, lieber Sträbler, ich zweifle ja gar nicht .... Die Rührung läßt ihn nicht weiterreden. Es iſt ja auch ſchließlich ganz ſelbſtverſtändlich, daß ich mich freuen würde, das Kind in der Nähe zu haben. Sie wiſſen ja gar nicht, was das für ein Kind iſt. Was das Kind für ein kluges, geſcheites Köpfchen hat. Wie gerecht dieſes Kind, dieſes Backfiſchchen, denkt. Und wie tapfer das kleine Mädchen ſein kann. Sie iſt zuweilen nicht gut mit mir umgeſprungen. Sie hat mir den Kopf gewaſchen, ſag ich Ihnen, aber ſie hat mich dafür auch herzlich geliebt. Sie hat mich verteidigt, wie ’n kleiner Tiger. Er zieht eine Photographie aus der Taſche. Da hab ich ihr Köpfchen. Ein ſüßes Köpfchen? Ein ſtarkes Mädchen ....

Max: Ein Wort, Herr Profeſſor, und ſie iſt hier.

Crampton: Ein Wort, mein Lieber? O liebe Jugend! Das Wörtchen könnte uns übel bekommen. Ich kann ſie nicht brauchen. Seifert und Kunze kommen herein.

Seifert, rot, vergnügt, angeheitert: Herr Profeſſor, mir wollten noch mal ieber eenen Punkt mit Ihn reden. Ich hab hier gleich meinen Kompagnon mitgebracht. Kunze iſt nämlich mein Kompagnon. Wenn Ihn bekannt is, Kunze und Seifert. Sehen Se, wenn Se uns gleich mechten ne beſtimmte Auskunft geben. Mir würden Ihn ooch frei Bier bewilligen. Mir trinken ja alle gern eenen, nich wahr? Dadruff käm’s uns nich an ...

Crampton, kurz, heftig: Wer ſind Sie, was wollen Sie, meine Herren?

Seifert: Nu mir waren doch, denk ich, ſchon halb und halb einig.

Crampton: Ich weiß nicht, was Sie wollen! Mein Name iſt Crampton, Profeſſor Crampton, und wer ſind Sie?

Seifert: Ich heeße Seifert.

Kunze: Ich heiße Kunze.

Crampton: Nun, Herr Hinz und Kunz, — oder wie Sie heißen — wie können Sie ſo ohne weiteres in mein Zimmer eindringen? Wiſſen Sie vielleicht, was Anſtand iſt? Kennen Sie vielleicht die Geſetze der Höflichkeit? Ich bitte Sie jetzt, uns allein zu laſſen. Seifert und Kunze ziehen ſich konſterniert zurück.

Seifert, unter Bücklingen: Se werden entſchuldigen! Se werden entſchuldigen!

Kunze: Entſchuldigen Sie mich gütigſt. Empfehle mich ſehr!

Crampton ruft ihm nach: Sie ſind ſchon empfohlen. Sie ſind ſchon empfohlen. Löffler kommt. Nun ſagen Sie, Löffler, was ſind das für Menſchen? Ueberfallen mich hier in meinem Zimmer. Ich bin meines Lebens nicht ſicher vor dieſen Menſchen. Ich ziehe aus. Ich ziehe ſofort aus, ich bleibe nicht hier. Nicht eine Minute bleibe ich mehr hier. Löffler, zahlen Sie unſere kleine Rechnung. Legen Sie dieſe paar Pfennige aus. Eine gute Wohnung, Löffler, eine gute Wohnung. Und dieſer junge Menſch hat jederzeit Zutritt. Er ſetzt den Hut auf, hängt den Radmantel um. Und was das Porträt anbelangt, lieber Sträbler, es wäre mir recht, wenn wir bald damit anfangen könnten. Von nächſter Woche ab bin ich beſetzt, da werd ich nicht wiſſen, wo mir der Kopf ſteht. Kaßner bringt eine Taſſe Kaffee. Crampton fährt ihn an: Was bringen Sie da? Ich danke für Milchwaſſer. Es paßt mir nicht mehr. Ich ziehe aus.

Kaßner: Nu ziehn Se, ziehn Se, aber erſcht bezahlen. Mir paßt's ſchonn lange nich, kennen Se ſich denken. Sie wollen nur nich arbeiten, weiter wollen Sie niſcht. Sie kennten die ſcheenſte Arbeit kriegen. Die Malermeiſter ſind nur reiche Leute.

Crampton: Der Mann ermordet mich, lieber Strähler! Der Spelunkenkönig bringt mich von Sinnen.

Max: Dann gehen wir doch voraus, Herr Profeſſor.

Kaßner: Erſcht Heller fer Fennig, dann kann er gehn.

Crampton, zu Strähler: Wir gehen, mein Lieber. Begleichen Sie's, Löffler.

Löffler: Heut geht's amal grade. — Zu Kaßner: Was ſind mir denn ſchuldig? Max mit dem Profeſſor, der ihn untergefaßt hat, ab.

Kaßner: Was heeßt denn das nu?

Löffler: Nu, ſo a Profeſſer, der muß doch Geld haben.

Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt

Ein Atelier in der von Max neu gemieteten Wohnung. Es iſt in der Hauptſache mit Gegenſtänden aus dem ehemaligen Atelier des Profeſſors Crampton ausgeſtattet und zwar in ähnlicher Anordnung. Verſchiedene Gegenſtände haben noch nicht ihren Platz gefunden und ſtehen umher. Eine kleine Tür rechts, eine kleine Tür mit Klingel links. Die Hinterwand nehmen große Atelierfenſter ein. **Max** und **Gertrud**, winterlich koſtümiert, treten atemlos von links ein. Ihre Geſichter ſind glückſtrahlend, vom Laufen gerötet, und eine frohlockende Luſtigkeit hat von ihnen Beſitz genommen.

Max, Hut abwerfend, Überrock abreißend: Da ſind wir!

Gertrud, Barett löſend: Da ſind wir.

Max ſieht ſie an: Nun?

Gertrud wird rot: Nun?

Max: Gertrud! Er nimmt ſie in die Arme und preßt ſie unter Küſſen an ſich.

Gertrud: Max! — Sie macht ſich los. Nun aber ſchnell, wir wollen ja räumen.

Max: Nun aber ſchnell! Beide laufen ratlos umher.

Gertrud: Ja, was denn zuerſt?

Max bleibt ſtehen: Ich bin atemlos.

Gertrud, ebenſo: Ach, ich auch. Wir ſind ſo gelaufen.

Max rennt, ſchließt die Tür: Wart! erſt mal ſchließen! Er kommt auf ſie zu. Und nun .....

Gertrud, in holder Angſt: Was denn nun?

Max: Nun warte! Er haſcht ſie und küßt ſie ab.

Gertrud: Au, au! — Aber Max, wir wollen doch räumen.

Max, von ihr ablaſſend, rennt durch alle Zimmer; aus voller Bruſt rufend: Hurrah, Hurrah! Wieder im Atelier: Ach Du, ich bin unſinnig.

Gertrud, erſtaunt, vor der gotiſchen Truhe: Was iſt denn das?

Max: Papas Truhe.

Gertrud, vor dem Silenus: Und das?

Max: Papas Silenus.

Gertrud: Aber, liebſtes Mäxchen, was ſoll denn das heißen?

Max: Ich habe mich ganz einfach dahinter gelegt und geſucht, bis ich alles zuſammen hatte. Hier, ſieh mal, die Gobelins.

Gertrud, erſtaunt: Ach!

Max: Hier die Schweinslederbibel, das Tigerfell. Der Tiſch iſt neu, aber das merkt er nicht.

Gertrud: Du rührendes Menſchchen! Wie ſeelensgut biſt Du!

Max: Es iſt keine Zeit mehr. Wir müſſen ja räumen.

Gertrud: Ja richtig, räumen!

Max, den Silenus auf den Tiſch hebend: Den ſtellen wir hierher.

Gertrud: Da iſt ja das Bildchen, wo Du das Modell biſt.

Max: Das ſtellen wir hierher.

Gertrud, das Bildchen betrachtend, welches nun auf der Staffelei ſteht: Du, weißt Du noch? — den Profeſſor kovierend: — Stillſitzen, Strähler! Sie wackeln ja wie ein Tapergreis! Sie lachen beide.

Max nimmt ihren Kopf zwiſchen beide Hände: Ach, Gertrud, Gertrud!

Gertrud, in ſeiner Gewalt: Du, räumen, räumen, denk nur ans Räumen!

Max: Ich hab Dich, ich hab Dich und geb Dich niemandem!

Gertrud neckt: Nu räume doch, räume doch!

Max: Nie, nie verlaſſen! Du!

Gertrud: Nein, niemals, niemals!

Max: Und wenn wir ſterben. Eins mit dem andern.

Gertrud: Eins mit dem andern. Küſſe. Kleine Pauſe.

Gertrud: Du biſt mir der Rechte, das nennt er räumen.

Max: Ach ja, Gertrud! räumen. Papachen iſt pünktlich.

Gertrud, mit gedämpftem Jubel, inbrünſtig: Das gute Papachen! Nun ſehe ich ihn wieder. So glücklich! So glücklich! Nun bin ich ſo glücklich. In tiefer Rührung die Stimme ſenkend; mit Überzeugung: Nun wird er auch glücklich.

Max jauchzt: Wir alle, wir alle! — Wohin denn, wohin denn?

Gertrud, ſchon im Nebenatelier: Entdeckungsreiſen! — Ach, Märchen, wie niedlich, wie wunderniedlich!

Max, mit Ordnen der Gegenſtände beſchäftigt: Dort werde ich arbeiten und hier der Papa — Du, komm doch! So komm doch, ich muß Dich ſehen.

Gertrud: Nu ſuch mich doch, ſuch mich!

Max ſtürmt ins Nebenatelier: Wart nur, Du Fliege! Lachen, Kreiſchen, kleine Balgerei im Nebenraume.

Gertrud fliegt herein, Max folgt ihr; zwiſchen Lachen, Übermut und Erſchöpfung herausſchreiend: Ich fliege, ich fliege!

Max: Ich will Dich ſchon zähmen! Er haſcht ſie, ſie entwindet ſich. Er haſcht ſie wieder, ſie entwindet ſich zum zweitenmal.

Gertrud, erſchöpft ſtillſtehend, ihn mit den Händen müde abwehrend: Ach räume nur, räume!

Max muß plötzlich lachen: Ach muß ich lachen.

Gertrud: Worüber denn lachen?

Max: Was hab ich nur für ein Geſicht gemacht? Wie hab ich geſtottert!

Gertrud: Biſt eben ein Stotterer!

Max: Du! ahnteſt Du etwas?

Gertrud: So dunkel, ſo dunkel. Aber weißt Du, am Stadtgraben, bei Deiner Predigt, wie Du ſo ganz deutlich wurdeſt, da war mir doch unheimlich.

Max: Und mir etwas ängſtlich.

Gertrud: Du armer Haſe!

Max: Na warte, na warte! Er fängt und küßt ſie.

Gertrud: Mein Haar, meine Kleider. Sei ruhig, Märchen! Jetzt müſſen ja gleich die Geſchwiſter kommen. Mit einem unechten Seufzer: Was werden die ſagen?

Max: Wir gratulieren.

Gertrud: Du? Wirklich nichts weiter?

Max: Nu, was denn noch weiter?

Gertrud: Du biſt noch ſo jung, Max! *Kleine Pauſe. Lachen.*

Gertrud *klatſcht in die Hände:* Das gute Papachen! Die Augen, die Augen! Ach, will ich ihn würgen, — *halblaut, ſchelmiſch:* — den Schwerenöter.

Max, *mit gemachtem Erſtaunen:* Ich höre nicht recht.

Gertrud: Das alte Männchen, er kann nicht gut hören.

Max: Was, necken willſt Du? Gleich hierher zur Strafe.

Gertrud, *mit gemachter Gleichgültigkeit:* Gleich, gleich werde ich kommen.

Max: Nun willſt Du wohl folgen, ſonſt komm ich.

Gertrud: Ich kratz Dich.

Max: Mach doch!

Gertrud: O Du, ich kann böſe ſein. Wenn ich etwas nicht will, dann ſag ich ganz einfach: — *ſie ſtampft mit dem Fuße auf* — ich will nicht! ich will nicht!

Max: Wenn Dir's nur wird helfen! *Er eilt auf ſie zu.*

Gertrud, *hinter einen Stuhl geflüchtet:* Nein, Max, was wir treiben! Die Schelte, die Schelte! Ich von Papa und Du von der Schweſter.

Max: Hu, wie ich mich fürchte.

Gertrud: Ja, ſtell Dich nur mutig!

Max: Hab ich was verbrochen?

Gertrud: Nein, wie der ſich fromm ſtellt. Du biſt doch bloß ſchuld dran.

Max: Ich ſchuld dran? Na, hör mal! Wenn hier jemand ſchuld iſt ....

Gertrud, ſchnell: Biſt Du's.

Max: Nein, biſt Du's.

Gertrud: Ich ſage, Du biſt es.

Max: Ich küſſ' Dich, bis Du wirſt Abbitte leiſten.

Gertrud, unter ſeinen Küſſen: Ich will's ja bekennen. Ich bin ja ſchuld dran. Aber nun, Mäxchen, räumen! Papachen weiß gar nichts?

Max: Das konnte ich nicht wagen.

Gertrud: Auch nicht, daß ich hier bin?

Max: Nein, gar nichts, nein, gar nichts.

Gertrud: Hat's nicht gewagt, Häschen, die Wahrheit zu ſagen. Ach, Ziſchaus!

Max, ihr die Hände küſſend: Ach, hätt ich geahnt, daß das Leben ſo ſchön iſt.

Gertrud: Jetzt paſſ' mal auf, Liebſter!

Max: Nun werde ich was hören.

Gertrud bindet ihm ein grünes Bändchen um das Gelenk: Hier, ſiehſt Du das Bändchen? Damit bind ich Dich feſt, und wenn Du dran rüttelſt, dann wehe Dir, wehe!

Max: Ich werde mich hüten.

Gertrud, erſchrocken: Du, hör nur, ſie kommen.

Max: Ach, ſchade!

Gertrud: Ach, ſchade!

Max: Ach, hol ſie der Kuckuck!

Gertrud: Und wenn's der Papa iſt? Ob wir's ihm gleich ſagen?

Max: Ja, gleich auf der Stelle.

Gertrud: Und Deinen Geſchwiſtern?

Max: Auch gleich auf der Stelle. Es klingelt. Herein! Wer iſt da? Er ſchließt auf.

Agnes kommt von links.

Max ruft ihr entgegen, hochrot im Geſicht: Agnes, Agnes! wir ſind verlobt.

Agnes, mit gemachtem Erſtaunen: Ach! So!

Gertrud fliegt in Agnes Arme: Ach, Agnes, Agnes! Ich bin ja ſo glücklich.

Agnes, ſie bei jedem Worte küſſend: Du liebe, Du kleine, Du ſüße, neue Schweſter Du.

Adolf kommt von links: Du, hör mal, Max, der Herr Profeſſor ſteht unten im Haus mit Löffler und ſtudiert die Tafel.

Max, mit leuchtenden Augen: Adolf, wir ſind verlobt!

Adolf, nebenher: Weiß ſchon, weiß ſchon! Aber Fräulein Gertrud muß ſich verſtecken. Sie müſſen ſich verſtecken, Fräulein Gertrud. In höchſter Eile ſucht jeder einen Verſteck für Gertrud ausfindig zu machen.

Adolf, in der Tür rechts: Hier herein, Kinder! Hier herein! Hier herein! Alle verſchwinden in dieſer Tür.

Hinter der Tür links, welche nur angelehnt iſt, hört man murmeln, dann klopfen und wieder murmeln. Jetzt wird geklingelt, darauf die Tür von **Löffler** aufgedrückt.

Löffler, zurückſprechend: De Tiere is offen. Aber 's is niemand hier.

Crampton, noch draußen, aufgebracht: Was glauben die Menſchen! was ſoll das heißen, was ſoll das heißen! Ich kann doch nicht hier auf der Treppe warten. Ich ſoll mir wohl eine Erkältung holen. Ach, vorwärts, vorwärts! Gehen Sie nur, Löffler!

Löffler kommt ganz herein, der Profeſſor folgt ihm im Radmantel: Was heeßt denn das nu? Er ſieht ſich verdutzt um.

Crampton: Na, da ſehen Sie mal, Löffler, das nennt man pünktlich. Wir ſind zur Minute da, und ſie laſſen uns warten. Verdutzt die Umgebung muſternd: Erlauben Sie, Löffler!

Löffler, ebenſo: Nu ja, Herr Profeſſer! das is ooch noch merkwürdig.

Crampton, in Gedanken die Worte ziehend: Der Mann, der Mann hat's recht wohnlich.

Löffler: A hat ſich beim Herrn Profeſſer a Muſter genommen.

Crampton: Jawohl, es ſcheint ſo. Er tut ein paar Schritte und bleibt vor der gotiſchen Truhe ſtehen. Nu hol mich der Satan!

Löffler: Was meenen Se, Herr Crampton?

Crampton: Erlauben Sie, Löffler, das iſt meine Truhe.

Löffler: Ma mecht's wirklich bald glooben.

Crampton: Ich werde Akademiedirektor, wenn das nicht meine Truhe iſt. Ich laſſe mich köpfen, ich laſſe mich anſtellen. Er läuft umher. Ach, reden Sie, was Sie wollen, Löffler, das ſind meine Sachen, die Sie hier ſehen, das ſind meine Sachen, von oben bis unten. Ich werde doch meine Sachen kennen!

Löffler: Nu ſehen Se, da kann ich mir halt nur denken .... A reicher Mann is er ja, der Herr Strähler, da werd er halt dies und jenes gekooft haben.

Crampton: Erlauben Sie, Löffler, was ſoll das heißen? Man will mich hier foppen; was? Unerhört! Meine Sachen! Was will dieſer Jüngling mit meinen Sachen? Dieſe Taktloſigkeit wäre einfach empörend. Dieſer junge Schüler, dieſer Dilettant, dieſer blutige Anfänger. Will mich ausrauben? Will ſich breit machen, aufſpielen, in meinem Studio? I kommen Sie, kommen Sie! Hier bleibe der Kuckuck! Hier male der Kuckuck alte Weiber!

Adolf kommt ganz harmlos, hinter ihm ein wenig zurückbleibend Agnes: Ich begrüße Sie, Herr Profeſſor! Um Verzeihung, wir wußten nicht, daß Sie ſchon da wären. Meine Schweſter Agnes, Herr Profeſſor Crampton.

Crampton hat ſich mit einem feindlichen Blick nur wenig vor Agnes verbeugt: Pardon, eine Frage: ſoll ich hier malen?

Adolf: Ich denke doch!? Sie hätten denn etwas dagegen, Herr Profeſſor?

Crampton: Ach wiſſen Sie, ich hätte wohl nichts dagegen, aber vielleicht iſt es Ihnen nicht unbekannt, daß zum Malen vor allem Licht gehört. Wo iſt denn das Licht hier? Ich ſehe kein Licht. Es iſt ja ſtockfinſter hier. Wer ſoll denn hier malen? Kein Menſch malt doch in einem Kartoffelkeller.

Adolf, bemüht, ſein Lachen zu unterdrücken: Ja, darauf verſtehe ich mich wirklich zu wenig. Ich glaubte, mein Bruder ...

Crampton: Ihr Bruder, mein Lieber, Ihr Bruder, Ihr Bruder! Das iſt für mich keine Autorität. Ihr Bruder iſt nur ein beſcheidener Anfänger, und ich bin ergraut im Fach, mein Lieber. Und wenn ein Mann, wie ich, Ihnen ſagt, dies Studio iſt keine drei Pfennige wert, dies Atelier hier iſt nicht zu brauchen, ſo können Sie darauf pochen, mein Lieber, ſo können Sie zwanzig Eide leiſten. — Wer ſollte denn nun von Ihnen gemalt werden?

Adolf: Ich denke, Du, Agnes.

Crampton: Erlauben Sie doch mal, gnädige Frau! Er bedeutet ihr durch Geſten in das Licht zu treten und fixiert ſcharf ihr Geſicht: Sie ſind nicht beſonders maleriſch. Was haben Sie da nur gemacht, meine Liebe? Es iſt ſo ein grauer, fettiger Ton. Ich weiß nicht, pflegen Sie aufzutragen? Das würde ſich wenig empfehlen fürs Sitzen. Wir ſind mit der Natur durchaus zufrieden. Zu Adolf: Pardon ... ich habe ein gewiſſes Intereſſe ... Wie kommt denn Ihr Bruder zu dieſen Sachen?

Adolf: Dort kommt er ſchon ſelbſt. Vielleicht, Herr Profeſſor ...

Crampton, um vieles freundlicher, ihm entgegen: Guten Tag, mein Lieber, wie iſt Ihr Befinden?

Max: Beſten Dank, Herr Profeſſor!

Crampton: Ja, ſagen Sie bloß, was ſind das für Dinge? Sie ſind wohl ein großer Maler geworden? Das hatte ja Makart weniger prächtig.

Max: Ach nein, Herr Profeſſor, das iſt wohl ein Irrtum.

Crampton: Wieſo denn ein Irrtum? Wieſo denn ein Irrtum? Sie müſſen doch meine Sachen kennen, mein Lieber! Sie haben doch bei mir gearbeitet.

Löffler: Herr Profeſſor, die Sachen war'n amal Ihre.

Crampton: Na ja doch, ja doch! Ich weiß das ſchon, Löffler. Ein Menſch hat Unglück und wird geplündert. Man hat mich geplündert!

Max: Eh ich's vergeſſe, Herr Profeſſor. Ich möchte gleich von vornherein eine Frage an Sie richten.

Crampton: O bitte, bitte!

Max: Hier meine Geſchwiſter, Herr Profeſſor, haben mir nämlich zur Feier meiner Entlaſſung aus der Akademie dieſen Raum hier eingerichtet. Nun, Herr Profeſſor, ich bin ein Anfänger. Dieſer ganze Prunk bedrückt mich etwas. Ich habe ja auch dieſe ganze Anlage noch gar nicht nötig. Da nebenan iſt ein hübſcher, lichter Raum, der iſt wirklich für mich mehr als genügend. Ich möchte natürlich dieſen Raum nicht an irgend jemand abgeben, den ich nicht kenne, aber wenn Sie, Herr Profeſſor, vielleicht ſich entſchließen könnten, mir ihn wenigſtens zeitweilig abzunehmen?

Crampton: Wie abzunehmen?

Adolf: Vielleicht abzumieten?

Max: Ja, vielleicht abzumieten.

Crampton: Ach — nun — darüber ließe ſich reden.

Max: Wie finden Sie denn das Licht, Herr Profeſſor?

Crampton, eifrig: Das Licht iſt gut, — recht gut, lieber Strähler! Nein, nein, dagegen iſt nichts zu ſagen. Der Gedanke an ſich iſt mir auch ganz ſympathiſch. — Was meinen Sie, Löffler? Da Löffler ein langes Geſicht macht — Was ſoll es denn koſten?

Max: Ja koſten .... koſten .... Das iſt meines Bruders Sache.

Adolf: Herr Profeſſor, das werden wir dann ſchon beſprechen. Ich werde es ſchon nicht zu billig machen.

Crampton, lachend: Wofür ſind Sie denn Kaufmann, wofür ſind Sie denn Kaufmann! Max auf die Schulter klopfend: Da ſind wir nun alſo Türe an Türe, da könnten Sie ja mein Schüler werden! Plötzlich ſtutzig, greift er ſich an die Stirne. Ja aber, ja aber — es will mir faſt ſcheinen .... Er tritt ans Fenſter, ſo daß er den Anweſenden den Rücken kehrt. Ich weiß nicht, ich weiß nicht ....

Agnes, Adolf und Max winken heftig nach der Türe rechts. Dann geht Adolf, um Gertrud herauszuſchicken. Er kommt nicht wieder. **Gertrud** kommt wie der Wind auf den Zehenſpitzen herausgeeilt und hält dem Papa von rückwärts die Hände vor die Augen.

Gertrud, frohlockend: Wer bin ich, wer bin ich!

Crampton: Um Gottes willen! In einen Glückſeligkeitstaumel geratend: Mein Kindchen, mein Herzchen, meine kleine Katze, mein Poliziſtchen, was ſoll denn das heißen? Was iſt denn geſchehen? Was treibt Ihr? Was macht Ihr? Ich bin ja von Sinnen!

Gertrud: Ach, holdes Papachen! Ach, ſei mir nicht böſe, ich hab mich verlobt!

Crampton, *lachend:* Hör einer den Schalk! Nun laß das nur gut ſein. *Er küßt ihre Finger.* An jedes Fingerchen kriegſt Du ein Dutzend. Auf meine Ehre! Und Grafen und Fürſten.

Gertrud: Ich bedanke mich ſchönſtens, ich will keinen Grafen. Ich ſag Dir's ernſtlich — ich bin ſchon verlobt. Und ſiehſt Du, Papachen — *ſie eilt auf Agnes zu, der ſie um den Hals fällt* — das iſt meine Schweſter.

Crampton: Du biſt ſchon verlobt? Das iſt Deine Schweſter? *Auf Max deutend:* So iſt dieſer Menſch hier alſo Dein Bräutigam? *Unter Tränen lachend läuft er umher.* Um Himmels willen, und das will heiraten? Mein lieber Löffler, was ſagen Sie dazu? Nicht? Furchtbar komiſch! Furchtbar komiſch! Und, gnädige Frau, Sie ſagen kein Wörtchen?

Agnes: Ich ſage nur, daß ich mich herzlich freue.

Crampton: Sie freuen ſich herzlich? Das freut mich, das freut mich. Da habe ich ja auch keinen Grund zu weinen. Aber ſag bloß, Gertrud, Du kleines Geſchöpfchen, wie kommſt Du denn nur auf ſolche Ideen? *Zu Max:* Und Du, mein Junge, was ſoll denn das heißen? Nun kommt nur, nun kommt nur. Mein Segen, Kinder, koſtet zwei Pfennig. *Er hat beide in den Armen.*

Crampton, Gertrud loslaſſend, nur Max an der Hand haltend: Nun ſag mal, mein Junge, wie heißt Du?

Gertrud: Max heißt er!

Crampton: Max alſo, nun gut. Ich will Dir was ſagen. Nun hole der Teufel die Semmelwochen! Jetzt müſſen wir ſchuften, Max, wie zwei Kulis! Läßt ihn los, eilt zu Löffler, überwältigt vor Rührung: Max heißt der Dummkopf, nun ſagen Sie, Löffler! Er läuft umher. So'n dummer Kerl! So'n dummer Kerl!

Der Vorhang fällt.

Der Biberpelz

Eine Diebskomödie

in vier Akten

Dramatis personae

von Wehrhahn, Amtsvorſteher
Krüger, Rentier
Doktor Fleiſcher
Philipp, ſein Sohn
Motes
Frau Motes
Frau Wolff, Waſchfrau
Julius Wolff, ihr Mann
Leontine }
Adelheid } ihre Töchter
Wulkow, Schiffer
Glaſenapp, Amtsſchreiber
Mitteldorf, Amtsdiener

Ort des Geſchehens: irgendwo um Berlin.

Zeit: Septennatskampf.

Erſter Akt

Kleiner, blaugetünchter, flacher Küchenraum mit niedriger Decke, in Fenſter links; eine rohgezimmerte Tür ins Freie führend rechts; ine Tür mit ausgehobenem Flügel mitten in der Hinterwand. — inks in der Ecke der Herd, darüber an der Wand Küchengerät am Rahmen, rechts in der Ecke Ruder und Schiffereigerät; geſpaltenes olz, ſogenannte Stubben, unter dem Fenſter in einem Haufen. Eine alte Küchenbank, mehrere Schemel uſw. uſw. — Durch den leeren Türrahmen der Hinterwand blickt man in den zweiten Raum. Darin teht ein hochgemachtes, ſauber gedecktes Bett, darüber hängen billige Photographien in noch billigeren Rahmen, Öldruckköpfe in Viſiten- artenformat uſw. Ein Stuhl aus weichem Holz iſt mit der Lehne egen das Bett geſtellt. — Es iſt Winter, der Mond ſcheint. Auf em Herd in einem Blechleuchter ſteht ein brennendes Talglicht. **eontine Wolff** iſt auf einem Schemel am Herd, Kopf und Arme uf der Herdplatte, eingeſchlafen. Sie iſt ein ſiebzehnjähriges, hübſches, londes Mädchen in der Arbeitstracht eines Dienſtmädchens. Über ie blaue Kattunjacke hat ſie ein dickes, wollenes Bruſttuch gebunden. — Einige Sekunden bleibt es ſtill, dann hört man, wie jemand bemüht iſt, von außen die Tür aufzuſchließen, in der jedoch von innen er Schlüſſel ſteckt. Nun pocht es.

Frau Wolff, unſichtbar, von außen: Adelheid! Adelheid! Stille; dann wird von der andern Seite ans Fenſter gepocht. Wirſchte gleich uffmachen!

Leontine, im Schlaf: Nein, nein, ick laß mir nich ſchinden!

Frau Wolff: Mach uff, Mädel, ſonſte komm ich urchs Fenſter. Sie trommelt ſehr ſtark ans Fenſter.

Leontine, aufwachend: Ach, Du biſt's, Mama! Ick omme ja ſchon! Sie ſchließt auf.

Frau Wolff, ohne einen Sack, welchen ſie auf der Schulter trägt, abzulegen: Was willſt'n Du hier?

Leontine, verſchlafen: 'n Abend, Mama!

Frau Wolff: Wie biſt'n Du reingekommen, hä?

Leontine: Na, über'n Ziejenſtall lag doch der Schlüſſel. Kleine Pauſe.

Frau Wolff: Was willſte denn nu zu Hauſe, Mädel?

Leontine, läppiſch maulend: Ich ſoll woll man jar nich mehr bei Euch komm?

Frau Wolff: Na, ſei bloß ſo gutt und tu Dich a biſſel. Das hab ich zu gerne. Sie läßt den Sack von der Schulter fallen. Du weeßt woll noch gar nich, wie ſpät daß 's ſchonn is? Mach bloß, daßte fortkommſt zu Deiner Herrſchaft.

Leontine: Wenn ick da man ooch wer mal 'n bisken zu ſpät komm!

Frau Wolff: Nu nimm Dich in Obacht, haſte verſtanden! Und ſieh, daß De fortkommſt, ſonſt haſte verſpielt.

Leontine, weinerlich, trotzig: Ick jeh nich mehr bei die Leute, Mama!

Frau Wolff, erſtaunt: Du gehſt nich ... Ironiſch: Ach wo, das iſt ja was ganz Neues.

Leontine: Na brauch ick mir immer laſſen ſchinden?

Frau Wolff war bemüht, ein Stück Rehwild aus dem Sack hervorzuziehen: J, ſchinden tun ſe Dich alſo bei Kriegers? Nee, ſo a armes Kind aber ooch! — Mit ſo was komm mer ock uffgezogen! A Frauenzimmer wie a Dragoner ...!

Nanu faß an, dort unten a Sack! Du kannſt Dich woll
ar nich tälſcher anſtellen? Bei mir haſte damit kee Glicke
ich! 's Faullenzen lernſte bei mir erſcht recht nich! *Beide
ängen den Rehbock am Türpfoſten auf.* Nu ſag ich Der'ſch
ber zum letzten Male ...

Leontine: Jck jeh nich mehr bei die Leute hin. Denn
h ick lieber in't Waſſer, Mama!

Frau Wolff: Na, daßte ock bloß keen'n Schnuppen
igſt.

Leontine: Jch ſpring in't Waſſer!

Frau Wolff: Da ruff mich ock, herſchte! Jch wer
Der an Schupps geben, daß De ooch ja — und fliegſt
ch daneben.

Leontine *ſchreit heftig:* Na, brauch ick mir das woll je-
llen zu laſſen, det ick aben's muß Holz einräumen zwee
Meter?

Frau Wolff *tut erſtaunt:* Nee, 's is woll nich meglich!
elz ſollſte reinſchleppen! Nee, iber die Leute aber ooch!

Leontine: ... un zwanzig Daler uffs ganze Jahr?
enn ſoll ick mir ooch noch die Poten verfrieren? Und
h ma ſatt Kartoffel und Hering?!

Frau Wolff: Da red erſcht nich lange, tummes Mädel.
a haſt a Schliſſel, geh, ſchneid D'r Brot ab. Un wenn
e ſatt biſt, ſcheer Dich, verſtanden!? 's Flaummus ſteht
der oberſchten Rehre.

Leontine *nimmt aus einer Schublade ein großes Brot und
eidet davon:* Die Juſte von Schulzens kriegt vierzig Daler
...

Frau Wolff: Renn Du bloß mit'n Kopp durch de Wand! — Du wirſcht bei da Leuten nich ewig bleiben. Du biſt ni vermit't fir ewige Zeiten. — Meinswegen zieh Du zum erſchten April. — Solange bleibſte an Ort und Stelle! — 's Weihnachtsgeſchenk in der Taſche, gelt, nu mechtſte fortlooſen? Das is keene Mode! — Ich geh bei da Leuten aus und ein. Das wer ich woll uff mir ſitzen laſſen!

Leontine: Det biskeu Lumpe, det ick da anhabe?

Frau Wolff: 's baare Geld vergißte woll ganz?

Leontine: Jawoll doch! Janze Märker ſechſe!

Frau Wolff: J, Geld is Geld! Das laß Du gutt ſein!

Leontine: Na, wenn ick aber kann mehr verdien'n!?

Frau Wolff: Mit'n Maule!

Leontine: Nee, mit de Nähmaſchine. Ick jeh nach Berlin und nähe Mäntel. Stechown's Emilie jeht ooch ſeit'n Neujahr!

Frau Wolff: Komm Du mer bloß mit der Schlumpe gezogen! Die ſoll mer ock unter de Finger looſen! Dem Balge will ich a Talglicht uffſtecken! Das wär ſe a Awaſemang fer Dich, gelt? Mit a Kerl'n de Nächte verſchwiemeln. Nee, Mädel, wenn ich bloß da dran denke: ich hau Dich, daßte ſchonn gar nicht mehr uffſtehſt. — Nu kommt Papa, jetzt nimm Dich in Obacht!

Leontine: Wenn Papa mir verpaukt, denn loof ick fort; denn wer ick ſchon ſehn, wo ick bleiben du.

Frau Wolff: Jetzt maul nich! Geh und futter de

Ziegen. Se ſind ooch noch nich gemolken den Abend. Un gibb a Karnickeln ne Hamv'll Heu.

Leontine ſucht ſchnell hinauszukommen, trifft aber in der Tür auf ihren Vater, ſagt flüchtig: 'n Abend und wiſcht an ihm vorüber hinaus.

Julius Wolff, der Vater, iſt Schiffszimmermann, von langer Figur, blöden Augen und trägen Bewegungen, etwa dreiundvierzig Jahre alt. — Er ſtellt zwei lange Ruder, die er auf der Schulter getragen, in die Ecke und wirft ſein Schiffszimmergerät ſchweigend ab.

Frau Wolff: Haſte a Schiffer-Emil getroffen?

Julius brummt.

Frau Wolff: Kannſte nich reden? Ja oder nein? Wird a rumkomm, hä?

Julius, unwirſch: Immerzu doch! Schrei Du man noch mehr!

Frau Wolff: Du biſt ſchon a kuraſchierter Kerl. Dabei da vergißte de Tire zuzumachen.

Julius ſchließt die Tür: Was is 'n das wieder mit Leontinen?

Frau Wolff: J, gar niſcht! — Was hat 'n der Emil gelad't?

Julius: All widder Klinkern. Wat ſoll er jelad't hebben? — Wat is det nu widder mit det Mädel?

Frau Wolff: De halbe Zille oder de ganze?

Julius, jähzornig aufwallend: Wat mit det Weibsſtück all widder los is!

Frau Wolff, ihn überbietend: Was Emil gelad't hat, will ich wiſſen. A halben oder a ganzen Kahn?

Julius: J, immerzu doch, de janze Zille.

Frau Wolff: Pſt, Julian. Sie erſchrickt und riegelt den Laden zu.

Julius, ſie erſchrocken anglotzend, ſchweigt. Nach einigen Sekunden, leiſe: 's is all 'n junger Förſter in Rixdorf.

Frau Wolff: Geh, krich unterſch Bette, Julian. Nach einer Pauſe: Wenn Du bloß nich a ſo ſchrecklich tumm wärſcht. Glei wirſchte De wie ſo a richt'ger Bremmer. Von ſolchen Sachen verſtehſte doch niſcht. Laß Du mich bloß fer die Mädel ſorgen. Das ſchlägt nich in Deine Konferenz. In meine Konferenz gehert das. Bei Jungen wär das ganz was anderſch. Da wer ich Dir ooch niemals niſcht reinreden. A jedes hat ſeine Konferenz!

Julius: Denn ſoll ſe man mir nich jrade in 'n Weg loofen.

Frau Wolff: Du willſt ſe woll lahm ſchlagen, Julian?! Laß Du Dir ock ja nich aſo was einfallen! Denk bloß nich, daß ich aſo was zugebe! Ich wer ſe mer laſſen zu Schanden ſchlagen. Das Mädel kann unſer Glicke ſein. Wenn Du bloß fer ſo was a Verſtand hätt'ſt.

Julius: Denn ſoll ſe man ſehn, wo ſe bleiben dut.

Frau Wolff: Da is keene Angſt drum, Julian. Kann meglich ſein, Du erlebſt noch was. Se wohnt noch amal in der Beletage und wir ſein froh, wenn ſe uns bloß kennt. Was hat'n der Tätsrat zu mir geſagt? Ihre Tochter is ſo ein ſcheenes Mädchen, die kann beim Theater Farure machen.

Julius: Denn ſoll ſe man machen, det ſe hinkommt.

Frau Wolff: Du haſt keene Bildung, Julian. Von Bildung haſt Du ooch keene Spur. Wenn ich ne geweſt wär, Julian! Was wär eck aus da Mädeln geworden? Ich hab ſe gebild't erzogen, verſtehſte. De Bildung is heutzutage de Hauptſache. Das geht nich a ſo uff eenen Hieb. Immer eens nach'n andern, a pee a pee. Nu mag ſe mal erſcht a Dienſt kenn'n lern. Dann geht ſe meinswegen rein nach Berlin. Die is heite noch viel zu jung ferſch Theater. Es hat unter dem Vorhergehenden mehrmals an die Tür gepocht, nun klingt

Adelheids Stimme herein: Mama! Mama! mach doch bloß man uff! Frau Wolff öffnet. **Adelheid** kommt herein. Sie iſt ein langaufgeſchoſſenes Schulmädchen im vierzehnten Jahre, mit hübſchem Kindergeſicht. Der Ausdruck ihrer Augen aber verrät frühe Verderbnis. Wat machſte mir denn nich uff, Mama? Ick hab mir ja Hände un Füße verfroren.

Frau Wolff: Red nich erſcht lange an Blech zuſammen. Mach Feuer in Ofen, da wird Der ſchon warm wer'n. Wo ſteckſt d'n Du iberhaupt aſo lange?

Adelheid: Ick hab doch de Stiebeln jeholt for Vatern.

Frau Wolff: Da biſte wieder zwee Stunden geblieben.

Adelheid: Na, wenn ick um ſieben erſcht bin jejangen?

Frau Wolff: Um ſieben biſte gegangen, ſo. Jetzt is 's halb elfe. Das weeßte woll gar nich? Da biſte bloß viertehalbe Stunde geweſen, das is woll ni viel?

Nu her amal druff, uff das, was ich ſage. Bleibſt Du mer noch eemal ſo lange fort und gar bei dem lauſigen Fielitzſchuſter, — dann paß amal uff, was Der da paſſiert.

Adelheid: Ick ſoll wohl bloß immer zu Hauſe biſtern?

Frau Wolff: Jetzt biſte ſtille und red'ſt keen Ton.

Adelheid: Wenn ick ooch mal bisken zu Fielitzen jeh' ...

Frau Wolff: Ob De woll ſtille biſt, mecht ich wiſſen. Lehr Du mich Fielitz'n kenn'n! Ja? Der Audiat ſoll ſich ock nich berihmen. Deſſen ſei Handwerk is ni bloß Schuhflicken. Wenn Eener erſcht zweemal im Zuchthauſe ſitzt ...

Adelheid: Det is ja nich wah' ... Det is ja bloß alles zuſammen jelogen. Er hat et mir ja jeſagt, Mama!

Frau Wolff: Das weeß doch 's ganze Dorf, tumme Gans! Das is a richt'ger Kuppler is das.

Adelheid: Er jeht ja ſojar bei'n Amtsvorſteher.

Frau Wolff: Na freilich doch. Fer Spionierer. A Tenuntiat is a oben druff.

Adelheid: Wat is'n det, 'n Tenutiat?

Julius, aus dem Nebenzimmer, in das er gegangen war: Nu will ick all noch zwei Wörter abwarten. Adelheid wird bleich und geht gleich ſtumm daran, Feuer im Ofen zu machen.

Leontine kommt herein.

Frau Wolff hat den Rehbock aufgebrochen, Herz, Leber uſw. herausgenommen und übergibt es Leontine: Da ſchnell, waſch ab! Sei bloß ganz ſtill, ſonſte ſchlägt's noch ein. Leontine, ſichtlich eingeſchüchtert, begibt ſich an die Arbeit. Beide Mädchen flüſtern miteinander.

Frau Wolff: Hå, Julian? Was machſte da drinne? Du haſt's woll ſchon wieder vergeſſen, hå? Ich hab Der'ſch doch heute morgen geſagt. Das Brett, was de losgeriſſen is.

Julius: Wat 'n for'n Brett?

Frau Wolff: Na, weeßte nich? Hinten am Ziegenſtall. Der Wind hat's doch losgemacht geſtern Nacht — ſieh, daßte nauskommſt zunageln, verſtehſte?

Julius: J, morjen früh is all ooch noch 'n Dach.

Frau Wolff: Nu nee! Da mach Der ock keene Gedanken! Mit ſo was woll'n mer bei uns nich erſcht anfangen. Julius iſt brummend ins Zimmer getreten. Dort nimm Der a Hammer! Hier haſte Nägel! Nu ſieh, daß De fortkommſt.

Julius: Du biſt ja man duſſ'lig.

Frau Wolff, ihm nachrufend: Wenn Wulkow kommt, was ſoll er'n geben?

Julius: Na, Märker zwölwe doch janz jewiß! Ab.

Frau Wolff, wegwerfend: J, Märker zwelwe! Pauſe. Nu macht bloß, daß Papa ſei Eſſen kriegt. Kleine Pauſe.

Adelheid, auf das Reh blickend: Wat is'n det, Mama?

Frau Wolff: A Klapperſtorch! Beide Mädchen lachen.

Adelheid: 'n Klapperſtorch? Hat der ooch Hörner? Det weeß ick ſchon, 'n Rehbock is det!

Frau Wolff: Na, wenn De's weeßt, warum frägſt'n da erſcht?

Leontine: Hat den Papa jeſchoſſ'n, Mama?

Frau Wolff: Nu rennt ock und ſchreit durchs ganze Dorf: Papa hat'n Rehbock geſchoſſen, ja!?

Adelheid: Ick wer mir ſchön hüten. Denn kommt der Blanke.

Leontine: Vor Schandarm Schulzen fürcht ick mir nich, der hat mir ſchon mal an't Kinn jefaßt.

Frau Wolff: Der kann dreiſte kommen. Mir tun niſcht Beeſes. Wenn a Reh 'n Schuß hat und's is am Verenden und's find't's kee Menſch, da freſſen's de Raben. Ob mir'ſch nu freſſen oder de Raben, gefreſſen werd's doch. *Kleine Pauſe.* Nu ſag amal: Holz haſte ſoll'n reinräumen?

Leontine: Ja, bei die Kälte! Zwee Meter Knüppel! Un wenn man kaput is wie ſo'n Hund! Um halber zehne des Abends ſpät!

Frau Wolff: Nu liegt woll das Holz noch uff der Straße?

Leontine: Vor'n Jachtenter liejt et. Ick weeß weiter nich.

Frau Wolff: Na, wenn ſe nu aber — und ſtehlen das Holz? Was 'n dann morgen frih?

Leontine: Ick jeh nich mehr hin.

Frau Wolff: Sein's grine Knippel oder trockne?

Leontine: Det ſin ſo ſchöne, trockne Knüppel — *Gähnt ein Mal über das andere Mal.* J, Mama, ick bin ſo ſchrecklich müde. Ich hab mir ſo ſchrecklich mußt abmarachen. *Sie ſetzt ſich mit allen Zeichen der Übermüdung.*

Frau Wolff, *nach kurzem Schweigen*: Meinswegen bleib heute Nacht bei uns. Ich hab mer'ſch a biſſel anderſch iberlegt. Und morgen frih woll'n mer weiter ſehn.

Leontine: Jck bin janz abjekommen, Mama. Det hängt bloß noch allens ſo an mir.

Frau Wolff: Nu mach und geh ſchlafen, nauf in de Kammer, daß Papa nich etwan doch noch 'n Krach macht. Von ſolch'n Sachen verſteht a zu wenig.

Adelheid: Papa ſpricht immer ſo unjebildet.

Frau Wolff: A hat eben keen Bildung gelernt. Das wer mit Euch ooch nich anderſch ſein, wenn ich Euch nich hätte gebild't erzogen. *Auf dem Herd eine Kaſſerolle haltend, zu Leontine*: Nu komm, leg's rein. *Leontine legt die gewaſchenen Fleiſchſtücke in die Kaſſerolle.* So. Jetzt geh ſchlafen.

Leontine *begibt ſich ins Hinterzimmer, noch ſichtbar ſpricht ſie*: Mama! Der Motes is fort von Krüger.

Frau Wolff: Da hat a woll keene Miete bezahlt?

Leontine: Mit Hängen und Würjen, ſagt Herr Krüger. Er hat ihm aber doch rausjeſchmiſſen. 's wär ſo'n verlogener, windiger Kerl. Und immer ſo hochmütig zu Herr Krüger.

Frau Wolff: Wenn ich wie Herr Krieger geweſen wär, den hätt ich gar nich ſo lange behalten.

Leontine: Weil Herr Krüger doch Tiſchler jeweſen is, denn is Motes man immer ſo verächtlich. Mit Herr Dokter Fleiſcher hat er ſich ooch jezankt.

Frau Wolff: Na, wer ſich mit dem zankt ...! Das mecht ich wiſſen. Die Leut tun keener Fliege was!

Leontine: Er darf jar nich mehr bei Fleiſchers hinkomm.

Frau Wolff: Wenn Du amal kennt'ſt bei den Leuten ankomm'n!

Leontine: Da ſind de Mächens wie Kind im Hauſe.

Frau Wolff: Und was der Bruder is in Berlin, der is doch Kaſſierer beim Theater.

Wulkow hat mehrmals von außen an die Tür gepocht und ruft nun mit heiſerer Stimme: Wollt Ihr mir woll mal jefälligſt rinlaſſen?

Frau Wolff: Na freilich, warum nich? Immer rin in de Bude!

Wulkow kommt herein; ein Spreeſchiffer, nahe an ſechzig Jahre alt, gebückt gehend, mit graugelbem Bart von Ohr zu Ohr und unter dem Kinn herum, der das verwitterte Geſicht frei läßt: Ick wünſche ſchönen juten Abend.

Frau Wolff: Nu kommt a doch wieder angezogen, die Wolffen a biſſel iberſch Ohr haun.

Wulkow: J, det verſuch ick ſchon ja nich mehr!

Frau Wolff: Na, anderſcher wird's ja doch wieder nich wer'n.

Wulkow: Umjekehrt wird'n Schuh draus!

Frau Wolff: Noch was! Gelt? — — Hier hängt a. Na? A Kapitalſticke, was?

Wulkow: Det Julius man ooch jehörig uffpaßt. Se ſin jetzt all böſe hinterher.

Frau Wolff: Was woll'n Se'n geben, das iſt de Hauptſache. Was nutzt das lange Gequaſſele da!

Wulkow: Wat ick Ihn ſache. Ick komme von Grünau. Da hebb ick et janz beſtimmt jehört. Se hebben Fritze Webern jeſchoſſen. Se hebb'n em de Hoſen voll Schrot jeſenget.

Frau Wolff: Was woll'n Se geben, das is de Hauptſache.

Wulkow, das Reh befühlend: Ick hebbe man ſchon vier Böcke zu liejen.

Frau Wolff: Derwegen da geht Eure Zille nich unter.

Wulkow: Det ſoll ſe ooch nich. Det wär ſo'n Feſt. Aber wat 'n dann, wenn ick nu liejen bleibe? Ick muß mit die Dinger doch rin nach Berlin. Et arbeet heut all ſchlecht jenug uff de Spree, und wenn et de Nacht ſo weiter backt, denn jibt et morjen ſchon ja keen Fortkomm. Denn ſitz ick im Eiſe mit mein Kahn und hebbe die Dinger uff'm Halſe.

Frau Wolff, ſcheinbar ihren Entſchluß ändernd: Na, Mädel, ſpring amal runter zu Schulzen. Sag'n ſcheenen Gruß und a ſoll amal ruffkomm'n, de Mutter hätte was zu verkooſen.

Wulkow: Hebb ick jeſacht, ick will et nich kooſen?

Frau Wolff: Mir is das ja ganz eengal, wer'ſch kooft.

Wulkow: Ick will et ja kooſen.

Frau Wolff: I, wer de ni will, der läßt's halt bleiben.

Wulkow: Ick kooſe det Stick! Wat ſoll et denn bringen?

Frau Wolff, das Reh anfaſſend: Das Reh hier, das hat ſeine dreißig Fund. Aber gutt un gerne kann ich Jhn' ſagen. Na, Adelheid! Du warſcht doch dabei! Mir konnten's doch kaum uff a Nagel heben.

Adelheid, welche ja nicht dabei war: Jck habe mir richtig wat ausjerenkt.

Wulkow: Mit Märker dreizehn is et bezahlt. Da verdien ick ooch noch nich zehn Fennije bei.

Frau Wolff tut fürchterlich erſtaunt; im nächſten Augenblick nimmt ſie etwas anderes vor. Als hätte ſie Wulkows Anweſenheit vergeſſen, ſpricht ſie, ihn ſcheinbar erſt wieder gewahrend: Jch winſch Jhn ooch eine glickliche Reiſe!

Wulkow: Na, mehr wie dreizehn kann ick nich jeben.

Frau Wolff: J, laſſen Se's man!

Wulkow: Jck kann nich mehr jeben. Wat ick Jhn ſage. Et is bloß, det ick die Kundſchaft behalte. Jott ſoll mich ſtrafen! So wah wie ick hier ſteh. Bei det janze Jeſchäft verdien ick nich ſo viel. Un wenn ick ooch ſagen wollte: vierzehn, denn ſetz ick zu, denn hebb ick Verluſt von eene Mark. Det ſoll mir aber nu janz ejal ſind. Det Jhr all'n juten Willen ſeht. For Märker vierzehn ...

Frau Wolff: Lußt's gutt ſein! Lußt's gutt ſein! Das Reh werd'n mer los, da warten mer noch nich bis morgen frih.

Wulkow: Na, wenn et man keener hängen ſieht. Det is nich mit Jelde abzumachen.

Frau Wolff: Das Reh hier, das hab mir verendet gefunden.

Wulkow: Ja, in de Schlinge, det will ick jlooben!

Frau Wolff: Kummt bloß nich uff die Art! Da habt Ihr ke Glicke! Ma ſoll Euch woll all's in a Rachen ſchmeißen? Ma ſchind't ſich, bis ma keen Oden mehr hat. Stundenlang muß ma baden im Schnee, geſchweige was ma dabei riskiert, im Stockbrandfinſtern. Das is kee Spaß.

Wulkow: Ick hebbe man ſchon Stücker viere zu liejen. Sonſt wollt ick ja ſagen funfzehn Mark.

Frau Wolff: Nee, Wulkow, heute is kee Geſchäfte mit uns. Da geht ock ruhig a Häuſel weiter, mir hab'n uns geſchind't hier iber a See ... ee Haar, da ſaß mer noch feſt im Eiſe. Mir konnten nich vorwärts und nich rickwärts. Aſo was kann ma zuletzt nich wegſchenken. —

Wulkow: Na, hebb ick nu etwa jroß wat davon? Det Schiffwerken is 'n jezwungenes Werk! Un Paſchen, det is 'n ſchlechtet Jeſchäft! Wenn Ihr all rinfallt, denn flieg ick ſchon längſt rin. Bei Jahre vierzig plag ick mir nu. Wat hebb ick heute? 't Reißen hebb ick. Wenn ick det Morjens früh uffſteh, denn muß ick ſchriegen wie'n junger Hund. Ick will mir ſchon viele Jahre 'n Pelz koofen, det hebben mir alle Dokters jeraten, weil det ick ſo leidenſchaftlich bin. Ick hebb mir noch keen könn koofen, Wolffen. Bis heute noch nich, ſo wah, wie ick hier ſteh!

Adelheid, zur Mutter: Haſte von Leontinen jehört?

Wulkow: Na, will ick man ſagen: ſechzehn Mark!

Frau Wolff: Nee, is nich! Achtzehn! Zu Adelheid: Wat red'ſt'n da wieder?

Adelheid: Frau Krüger hat doch 'n Pelz jekauft, der hat bei fünfhundert Mark gekoſt't. 'n Biberpelz.

Wulkow: 'n Biberpelz?

Frau Wolff: Wer hat'n gekooſt?

Adelheid: Nu Frau Krüger doch, für Herr Krüger zu Weihnachten.

Wulkow: Det Mächen is woll bei Krüger in Dienſt?

Adelheid: Ick nich. Meine Schweſter. Ick jeh überhaupt nich bei Leute in Dienſt.

Wulkow: Ja, wenn ick nu ſo wat mal hebben könnte. Um ſo wat erwerb ick mir ſchon lange. Da jeb ick ooch ſechzig Dahler für. Det Dokter- und Apothekerjeld, det jeb ick doch lieber für Pelzwerk aus. Da hebb ick ooch noch'n Verjnüjen all.

Frau Wolff: Ihr braucht ja bloß amal hingehn, Wulkow, zu Krigern riber. Vielleicht ſchenkt a'n weg.

Wulkow: Nee, jutwillig nich. Aber wie jeſacht: fer ſo 'wat verintreſſier ick mir ſehr.

Frau Wolff: J ja, ſo'n Pelz mecht ich ooch mal haben.

Wulkow: Wie is et nu? Sechzehn?

Frau Wolff: Unter achtzehn is nich. Nich unter achtzehn hat Julian geſagt. Mit ſechzehn Mark darf ich dem nich erſcht kommen. Wenn der ſich aſo was in a Kopp ſetzt — Julius kommt herein. Na, Julius, Du haſt doch geſagt: achtzehn Mark?

Julius: Wat hebb ick jeſacht?

Frau Wolff: Du herſcht woll wieder amal nich gutt!

Du haſt doch geſagt, nich unter achtzehn. Um weniger ſoll ich den Bock doch nich hergeben.

Julius: Ick hebbe jeſacht? ... Ja ſo, det Stück Wild. Ja! So! Hm! Det is ooch noch ja nich zu ville.

Wulkow, Geld herausnehmend und aufzählend: Det's nu mal 'n Ende hat. Siebzehn Marcht. Na, ſtimmt et nu?

Frau Wolff: Ihr ſeid ſchon eemal a beſchiſſener Kerl. Ich hab's ja geſagt, wie a rein kam zer Tire: der braucht bloß iber de Schwelle zu treten, da hat ma ooch ſchonn a Ding iberſch Ohr.

Wulkow hat einen verſteckt gehaltenen, eingerollten Sack aufgewickelt: Nu helft et man jleich hier rinbugſieren. Frau Wolff iſt behilflich, das Reh in den Sack zu ſtecken. Un wenn Se all mal wat zu hören kriejen von ſo wat — ick meen all beiſpielsweiſe — ſo'n — beiſpielsweiſe ſo'n Pelz zum Beiſpiel. So Stücker ſechzig — ſiebzig Dahler, die bin ick imſtande und leje ſe-an.

Frau Wolff: Ihr ſeid woll ni recht ...! Wie ſell'n mir zu ſo an Pelze komm'n?

Eine Männerſtimme ruft von außen: Frau Wolffen! Frau Wolffen! Sind Se noch wach?

Frau Wolff, wie die andern erſchrocken, heftig, gepreßt: Fix wegſtecken! wegſtecken, rein in de Stube! Sie drängt alle in das Hinterzimmer und ſchließt die Tür.

Die Männerſtimme: Frau Wolffen! Frau Wolffen, ſchlafen Se ſchon?

Frau Wolff löſcht das Licht.

Die Männerſtimme: Frau Wolffen! Frau Wolffen, ſind Se noch wach? Die Stimme entfernt ſich ſingend: Morgenro—ot, Morgenro—ot, leuchteſt mir zum frühen To—od.

Leontine: Det is ja bloß „Morjenrot“, Mama!

Frau Wolff horcht eine Weile, öffnet dann leiſe die Tür und horcht wieder. Dann ſchließt ſie beruhigt und zündet das Licht an. Hierauf läßt ſie die andern wieder herein: ’s war bloß d’r Amtsdiener Mitteldorf.

Wulkow: Wat Deibel, Ihr hebbt ja ſchöne Bekenntſchaft!

Frau Wolff: Nu ſeht aber, daß Er fortkommt, Wulkow.

Adelheid: Mama, der Mino hat anjeſchlagen.

Frau Wolff: Macht, macht, Wulkow. Federt! Und hinten naus durch a Gemiſegarten. Julian wird uffmachen. Geh, Julian, mach uff.

Wulkow: Un wie jeſacht, wenn ſo wat mal wär wie ſo’n Biberpelz —

Frau Wolff: Na freilich, macht bloß!

Wulkow: Wenn die Spree all nich zu wird, denn bin ick in Stücker drei — vier Tagen all widder retur von Berlin. Da lieje ick mit mein Kahn widder unten.

Adelheid: An die jroße Brücke?

Wulkow: Wo ick immer lieje. Na, Julius, denn wanke man immer vorauf. Ab.

Adelheid: Mama, der Mino hat wieder jebellt.

Frau Wolff, am Herd: J, laß’n bellen. — Ein langgezogener Ruf aus der Ferne: „Hol über!“

Adelheid: ’t will jemand über die Spree, Mama.

Frau Wolff: Na, geh mal, Papa is ja unten am Waſſer. „Hol über!“ Trag Papan de Rudel. Er ſoll bloß erſcht Wulkown a Stickel fortlaſſen.

Adelheid ab mit den Rudern. Frau Wolff iſt eine Weile eifrig arbeitend allein. Adelheid kommt wieder.

Adelheid: Papa hat'n Rudel unten im Kahn.

Frau Wolff: Wer will denn ſo ſpät noch iberſch Waſſer?

Adelheid: Jck jloobe, Mama, 't is der dämliche Motes.

Frau Wolff: Was? Wer is's, Mädel?

Adelheid: Jck jloobe, de Stimme war Moteſens Stimme.

Frau Wolff, heftig: Geh runter, lauf! Papa ſoll ruffkomm; der dämliche Motes kann driben bleiben. Der braucht mer nich erſcht im Hauſe 'rumſchniffeln.

Adelheid ab. Frau Wolff verſteckt und räumt alles beiſeite, was an die Rehbock-Epiſode etwa erinnern könnte. Ueber die Kaſſerolle deckt ſie eine Stürze. Adelheid kommt zurück.

Adelheid: Mama, ick bin ſchon zu ſpät jekomm. Jck hör ſe ſchon reden.

Frau Wolff: Wer is's denn nu?

Adelheid: Jck ſag et ja: Motes.

Frau und Herr Motes erſcheinen nacheinander in der Tür. Beide mittelgroß. Sie, geweckte, junge Frau von etwa dreißig Jahren, beſcheiden aber ordentlich gekleidet. Er hat einen grünen Jagdüberzieher an, ſein Geſicht iſt geſund und unbedeutend, er trägt über dem linken Auge eine ſchwarze Binde.

Frau Motes ruft herein: Naſe blau jefroren, Mutter Wolffen!

Frau Wolff: Warum gehn Se ſpazieren in der Nacht. Sie hab'n doch am Tage Zeit genug.

Motes: Schön warm is's hier. — Wer hat Zeit am Tage?

Frau Wolff: Na Sie!

Motes: Ick lebe wohl etwa von meine Renten?

Frau Wolff: Das weeß ich ja nich, von was Sie leben.

Frau Motes: I, ſein Se man bloß nich ſo glupſch, Mutter Wolffen. Wir wollten mal fragen nach unſere Rechnung.

Frau Wolff: Da hab'n Se mich ſchon mehr wie eemal gefragt.

Frau Motes: Na, da frag'n wir noch mal, was is denn dabei? Wir müſſen doch endlich mal bezahlen.

Frau Wolff, *erſtaunt*: Bezahlen wollen Sie?

Frau Motes: Jewiß doch. Natürlich!

Motes: Die Mutter Wolffen tut ganz erſtaunt. Sie dachten wohl, wir würden Ihn durchbrennen?

Frau Wolff: I, ſo was wer ich doch woll nich denken. Wenn ſe woll'n aſo gutt ſein! Da machen mer'ſch gleiche. 's ſein alſo elf Mark und dreißig Fennige.

Frau Motes: Ja, ja, Mutter Wolffen, wir kriegen Geld. Die Leute werden hier Augen machen!

Motes: Das riecht ja hier ſo nach Haſenbraten.

Frau Wolff: Dachhaſe vielleicht! Das is eher meeglich!

Motes: Woll'n gleich mal nachſchaun! *Er will den Deckel von der Kaſſerolle nehmen.*

Frau Wolff verhindert ihn: Toppgucken is nich!

Frau Motes, die mißtrauiſch beobachtet hat: Mutter Wolffen, wir haben auch was gefunden.

Frau Wolff: Ich hab niſcht verloren.

Frau Motes: Da, ſehn Se mal zu. Sie zeigt ihr zwei Drahtſchlingen.

Frau Wolff, ohne aus der Faſſung zu geraten: Das ſein woll Schlingen?

Frau Motes: Die haben wir ganz in der Nähe gefunden. Kaum zwanzig Schritte von Ihrem Garten.

Frau Wolff: Ihr Kinder, was hier bloß gewilddiebt wird!

Frau Motes: Wenn Sie bloß aufpaſſen, Mutter Wolffen, da könn Se den Wilddieb richtig mal faſſen.

Frau Wolff: I, ſolche Sachen gehn mich niſcht an!

Motes: Wenn ich bloß ſo 'n Hallunken mal treffe, dem geb ich zuerſt 'n Paar hinter die Ohren, — dann bring ich ihn unbarmherzig zur Anzeige.

Frau Motes: Frau Wolffen, haben Sie 'n paar friſche Eier?

Frau Wolff: Jetzt mitten im Winter? Die ſind gar rar.

Motes, zu Julius, der eben eintritt: Förſter Seidel hat wieder 'n Wilddieb jefaßt. Wird morgen nach Moabit jebracht. Hat Schneid, der Kerl, das muß man ſagen. Wenn ich bloß nicht das Malheur gehabt hätte, da könnt ich heut Oberförſter ſein. Dann würd ich die Hunde noch anders zwiebeln!

Frau Wolff: Das hat manch einer ſchon bißen miſſen!

Motes: Ja, wer ſich fürchtet. Ich fürcht mich nich! Ich hab auch ſchon ſo'n paar denunziert. Die Wolffen und ihren Mann abwechſelnd ſcharf fixierend: Und mit 'n paar andern wart ich bloß noch; die laufen mir auch noch in die Hände. Die Schlingenleger ſoll'n nur nich denken, daß ich ſe nich kenne. Ich kenn ſie genau!

Frau Motes: Haben Sie vielleicht gebacken, Frau Wolffen? Uns is das Bäckerbrot ſo zuwider.

Frau Wolff: Se wollten doch, denk ich, de Rechnung ausgleichen.

Frau Motes: Ick ſage Ihn ja, Sonnabend, Mutter Wolffen. Mein Mann iſt doch Redakteur geworden von den Blättern für Jachd und Forſtwirtſchaft.

Frau Wolff: Na ja, das weeß ich ſchonn, was das heeßt.

Frau Motes: Na, was ich Ihn ſage, Frau Wolffen. Wir ſind ja von Krüger ſchon wegjezogen.

Frau Wolff: Ja, weil Sie mußten, ſind Se gezogen.

Frau Motes: Wir mußten? Du, Männe, hör doch mal! Sie lacht gezwungen. Frau Wolff ſagt, wir *mußten* von Krüger fortziehen!

Motes, rot vor Zorn: Weshalb ich dort fortgezogen bin, das werden Sie ſchon noch mal erfahren. Der Mann iſt'n Wucherer und Halsabſchneider.

Frau Wolff: Das weeß ich nich. Dazu kann ich niſcht ſagen.

Motes: Ich warte nur, bis ich Beweiſe habe. Der ſoll ſich vor mir nur ja in acht nehmen. Der und ſein Buſenfreund Doktor Fleiſcher. Der ganz beſonders. Wenn ich bloß wollte: ein Wort genügte, da ſäß der Mann hinter Schloß und Riegel. Schon im Anfang ſeiner Rede hatte er ſich zurückgezogen, bei den letzten Worten geht er hinaus. Ab.

Frau Wolff: Die Männer ha'n ſich woll wieder gezankt?

Frau Motes, ſcheinbar vertraulich: Mit meinem Manne is nich zu ſpaßen. Wenn der ſich was vernimmt, der läßt nicht locker. Er ſteht auch ſehr gut mit'n Herrn Amtsvorſteher. — Wie is's mit die Eier und mit dem Brot?

Frau Wolff, widerwillig: Na, finſe hab ich grade noch liegen. Und a Sticke Brot. Frau Motes packt die Eier und das halbe Brot in ihren Handkorb. Sind Se nu zufrieden?

Frau Motes: Jewiß doch. Freilich. Jut ſind doch die Eier?

Frau Wolff: So jut, wie ſe meine Hihner jelegt haben.

Frau Motes, haſtig, um ihrem Mann nachzukommen: Na, jute Nacht! Nächſten Sonnabend Jeld! Ab.

Frau Wolff: Ja doch, ja doch, 's is ja ſchonn gutt! Schließt die Tür, halblaut: Macht, daß d'Er nauskommt. Bei allen Leiten bloß niſcht wie Schulden. An der Kaſſerolle: Was geht's bloß die an, was wir eſſen? Die ſoll'n doch in ihre Teppe gucken. Geh ſchlafen, Mädel.

Adelheid: Jute Nacht, Mama. Gibt ihr einen Kuß.

Frau Wolff: Na, jibſte Papan keen Gutenachtkuß?

Adelheid: Jute Nacht, Papa. Küßt ihn, er brummt; Adelheid ab.

Frau Wolff: Das muß ma immer erſcht extra ſagen. Pauſe.

Julius: Was mußte die Leite alle Eier jeben?

Frau Wolff: Ich ſoll mer den Kerl woll zum Feinde machen? Mach Du D'r ock den zum Feinde, Julian. Ich ſag Der, das is a gefährlicher Kerl. Der hat niſcht zu tun wie a Leuten uffpaſſen. Komm, ſetz Dich! Iß! Hier haſte ne Gabel. Von ſolchen Sachen verſtehſte zu wenig. Paß lieber uff Deine Sachen uff! De Schlingen legſte gleich hinter a Garten! Das waren doch Deine?

Julius, geärgert: Na, immerzu.

Frau Wolff: Daß der dämliche Motes ſe ooch gleich find't. Hier in der Nähe am Hauſe, verſtehſte, da legſte mer keene Schlingen mehr. Womeglich heeßt's dann, mir hab'n ſe gelegt.

Julius: Hör Du bloß mit det Gequaſſ'le uff. Beide eſſen

Frau Wolff: Du, 's Holz is ooch alle, Julian.

Julius: Ich ſoll wohl noch jehn bis in Hinterwinkel?

Frau Wolff: Am beſten wär'ſch, mer machten's gleich ab.

Julius: Ick ſpüre de Knochen ſchon jar nich mehr. Mag jehn, wer will, det is mich eejal!

Frau Wolff: Ihr Männer habt immer a großes Maul, und wenn's derzu kommt, da kennt Er niſcht leiſten. Ich arbeit Euch dreimal in a Sack un wieder raus, Euch alle miteinander. Wenn De heite und De willſt durchaus nich mehr raus, hilft alles niſcht, Julian, morgen mußte. Wie is 's, ſein de Klettereiſen ſcharf?

Julius: Ich hebbe ſe Machnow Karln jeborcht.

Frau Wolff, nach einer Pauſe: Wenn Du bloß nich aſo feige wärſcht! — Da hätt'n mer ſchonn ſchnell a paar Meter Holz! — Da braucht mer uns gar nich erſcht ſo ſchinden. — Da braucht mer ooch gar nich erſcht weit zu gehn.

Julius: Laß mir man eſſen 'n Happen, ja!

Frau Wolff gibt ihm ein Kopfſtück: Nu ſei bloß nich immer ſo miſeldräthig. Ich will amal gutt ſein, paß amal uff! Eine Flaſche Schnaps hervorholend und zeigend: Hier! Siehſte, das hab ich Der mitgebracht. Nu machſte ooch glei a freindlich Geſichte! Gießt ihrem Manne ein Glas voll.

Julius trinkt; nachher: Det is ... bei die Kälte — is det all — janz jut!

Frau Wolff: Na, ſiehſte woll! Sorg ich nu etwa fer Dich?

Julius: Janz jut war det. Det war janz jut! Er gießt ſich aufs neue ein und trinkt.

Frau Wolff, nach einer Pauſe, Holz ſpaltend, dazwiſchen hier und da einen Biſſen eſſend: Der Wulkow — das is a rechter Hallunke. A tutt doch immer, als wenn's 'n ſchlecht ginge.

Julius: Der ſoll man ſtill ſind — all — der — mit ſein — — Handel. —

Frau Wolff: Du haſt doch gehert, mit dem Biberpelz.

Julius: Jck hebb — niſcht jehört all.

Frau Wolff, gezwungen leichthin: 's Mädel erzählte doch von d'r Frau Kriegern, ſe hat doch 'm Krieger an Pelz geſchenkt.

Julius: Die Leite — hebben's ja, det ...

Frau Wolff: Na ja, da meente doch Wulkow ... Du haſt's doch gehert! Wenn a ſo an Pelz amal kriegen kennte, da wollt a gleich ſechzig Taler geben.

Julius: Der ſoll ſich — all ſelber de Finger verbrenn.

Frau Wolff, nach einer Pauſe, ihrem Manne eingießend: I, trink man noch eenen!

Julius: Denn immer ... immer zu — all — wat ...

Frau Wolff holt ein Oktavbüchelchen hervor und blättert darin.

Julius: Wie viel hebben wir denn ſeit Juli verdrübert?

Frau Wolff: Halt dreißig Taler ſein abgezahlt.

Julius: Denn bleiben noch all — all ...?

Frau Wolff: Sein immer noch ſibzig. Ma kommt halt uff die Art gar nich recht weiter. So fufzig — ſechzig Taler uff eemal, wenn ma die uff eemal ſo hinleg'n kennte. Da wär doch d'r Grund und Boden bezahlt. Da kennt ma ſe hundert bis zwee wieder uffnehmen und vielleicht a paar hibſche Stub'n uffbaun. An Sommergaſt kenn mer doch ſo nich uffnehmen: und Sommergäſte, die bringen's hauptſächlich.

Julius: Na, immer zu — all —

Frau Wolff, reſolut: Du biſt a zu langſamer Menſch, Julian. Hätteſt Du woll das Grundſtick gekooft, hä?

Nu? Und wenn mer'ſch jetzt wieder wollten verkoofen, da kennt mer ſchenn 's Doppelte kriegen. Ich hab ne ganz andere Temperatur. Wenn Du bloß meine Temperatur hätt'ſt …

Julius: Ick arbeete doch — wat nützt denn det alles!

Frau Wolff: Mit dem biſſel arbeiten wirſchte weit komm.

Julius: Ick kann doch nich ſtehlen. Ick ſoll woll — all rinfallen.

Frau Wolff: De biſt eben tumm und mußt ooch tumm bleiben. Hier hat kee Menſch von ſtehl'n gered't. Wer halt nich wagt, der gewinnt ooch nich. Und wenn De erſcht reich biſt, Julian, und kannſt in der Eklipage ſitzen, da fragt Dich kee Menſch nich, wo De's her haſt. Ja, wenn ma's von armen Leiten nähme! Aber wenn mer nu wirklich — und gingen zu Kriegern und lad'ten de zwee Meter Holz uff a Schlitten und ſtellten ſe drum bei uns in a Schuppen, da ſein de Leite noch lange nich ärmer.

Julius: Holz? Wat ſoll det nu widder ſin — mit det Holz?

Frau Wolff: Du bekimmerſcht Dich eben reene um gar niſcht. Deine Tochter, die kann ma zu Tode ſchinden. Holz hat ſe ſoll'n reinräumen, abends um zehne, un deswegen is ſe davongeloofen. Aſo was läßt Du D'r ruhig gefall'n. Womeglich gibbſte dem Kinde Kallaſche und jagſt ſe noch zu da Leiten zuricke.

Julius: Jewiß doch! — Tu ick! — Det ſollt mir infall'n …

Frau Wolff: Bei ſo was muß immer ne Strafe ſein. Wer mich haut, ſprech ich, den hau ich wieder —

Julius: Na, hebb'n ſe all det Mächen jehaut?

Frau Wolff: Na, wenn ſe is fortgeloofen, Julian?! Nee, nee, mit Dir is niſcht anzufang'n. Nu liegt das Holz uff d'r Gaſſe draußen. Na, wenn ich nu ſagte, mer well'n gehn, ſchind'ſt Du meine Kinder, da nehm ich Dei Holz — Du wärſcht mer a ſcheenes Geſichte ſchneiden.

Julius: Det will ick man ja nich … Wat ick mir vor koofe. Ick kann doch all mehr wie Brot eſſen. J, ick will mir — det ausjebeten hebb'n, det ſo wat … det ſchlagen nich mehr vorkommt.

Frau Wolff: Nu rede nich erſcht und hole Deine Strippe. Zeig lieber a Leiten, daß De Krien haſt. In eener Stunde is alles gemacht. Dann gehn mer ſchlafen und damit gutt. Und morgen brauchſte nich in a Wald, da hab'n mer Holz, mehr wie mer brauchen.

Julius: Na, wenn et rauskommt, mir is et eenjal.

Frau Wolff: Warum nich gar! Weck bloß nich de Mädel.

Mitteldorf, von außen: Frau Wolffen, Frau Wolffen, ſind Se noch wach?

Frau Wolff: Na freilich, Mitteldorf, komm Se ock rein! Sie öffnet die Tür.

Mitteldorf tritt ein, im abgetragenen Dienſtanzug und Ueberzieher. Sein Geſicht hat etwas Mephiſtopheliſches. Seine Naſe zeigt alkoholiſche Rötung. Er iſt in ſeinem Auftreten ſonſt, faſt ſchüchtern. Er ſpricht langſam und ſchleppend und ohne eine Miene zu verziehen: Ju'n Abend, Frau Wolffn.

Frau Wolff: Gu'n Nacht, woll'n Se woll ſagen.

Mitteldorf: Ick bin ſchon vorhin mal hier jeweſen. Erſt war es mir ſo: ick ſähe Licht, denn war et mit eenmal jänzlich dunkel. 't hat mir ooch keener weiter jeantwort. Nu hab ick et aber janz deitlich jeſehn, dat diesmal Licht wa, un da komm ick noch ma.

Frau Wolff: Was bringen Se mir denn nu, Mitteldorf?

Mitteldorf hat ſich geſetzt, ſinnt eine Weile und ſpricht dann: Deswegen bin ick ja herjekomm. Ick habe was von de Frau Amtsvorſteher.

Frau Wolff: Ich ſoll woll waſchen kommen, hä?

Mitteldorf zieht die Augenbrauen nachdenklich herauf, ſpricht dann: Jawoll!

Frau Wolff: Wenn d'n da?

Mitteldorf: — Morjen. — Morjen früh. —

Frau Wolff: Das ſagen Se mer in der Nacht um zwelwe?

Mitteldorf: Et is morjen Waſchdach bei de Frau Vorſteher.

Frau Wolff: Das muß ma doch a paar Tage vorher wiſſen.

Mitteldorf: Jewiß doch. Machen Se man keen Lärm. Ick hab et mal wieder verjeſſen jehabt. Mir jeht ſo ville in Kopp herum, det ick eemal ſo wat zu leicht verſchwitze.

Frau Wolff: Na, Mitteldorf, da wer ich's ſchon einrichten. Mir ſtehn ja uff gutem Fuße miteinander. Sie hab'n a ſo ſchonn genung uff'm Puckel mit Ihren elf Kindern zu Hauſe, gelt? Was brauchen Sie ſich noch ſchlecht machen laſſen!

Mitteldorf: Wenn Se morjen nich komm, Mutter Wolffen, denn jeht et mir madich ſchlecht morjen früh.

Frau Wolff: Ich wer ſchon komm, laſſen Se's gutt ſein. Da, trinken S' amal! Ma kann's gebrauchen. Sie gibt ihm Grog. Ich hatte noch grade a biſſel heeß Waſſer. Mir gehn nämlich heite noch uff de Reiſe. Nach fetten Gänſen niber uff Treptow. Am Tage hat ma doch keene Zeit. 's is doch nu eemal nich anderſch bei uns. A Armes ſchind't ſich halt Tag und Nacht. A Reiches liegt derfire im Bette.

Mitteldorf: Ick bin jekündigt, wiſſen Se ſchon? Der Amtsvorſteher hat mir jekündigt. Ick bin nich ſcharf jenug uff de Leute.

Frau Wolff: Da ſoll eens woll ſein wie a Kettenhund?

Mitteldorf: Ick jinge am liebſten ja nich zu Hauſe; denn wenn ick komme, denn jibt et Zank. Denn weeß ick mir nich ze retten vor Verwürfe.

Frau Wolff: I, halten Se ſich de Ohren zu!

Mitteldorf: Nu jeht man mal'n bisken in't Wirtshaus, det de Sorjen een nich janz unterkriejen: det ſoll man nu ooch nich. Ja niſcht ſoll man! Nu hab ick heute wieder jeſeſſen, 't hat all eener uffjelegt 'n Fäßchen —

Frau Wolff: Sie wer'n ſich doch vor an Weibe nich ferchten. Wenn ſe halt ſchimpft, denn ſchimpfen Se wieder, und wenn ſe haut, denn haun Se wieder. Nu komm Se mal her, Sie ſind länger wie mir. Nu lang Se amal das Kupſel da runter. Du, Julian, mach Der a Schlitten zurecht. Julian ab. Wie ofte ſoll ich D'r das d'n ſag'n. Mitteldorf holt von einem hohen Wandbrett Strippen und Zugſtricke herunter. A großen Schlitten machſte zerechte. De Strippen geben Se och gleich runter.

Julius, von außen: Ick kann nich ſehn.

Frau Wolff: Was kannſte nich?

Julius erſcheint in der Tür: Ick kann den Schlitten alleene nich rauskriejen. Et liejt ja drunter und drüber allens. Un ohne Licht jeht et nu ſchon ja nich.

Frau Wolff: Du weeßt D'r nu eemal ſchonn keen Rat. Sie ſchlingt ſich haſtig Bruſt- und Kopftuch um. Na wart ock, ich wer Der helfen komm. Dort de Laterne, Mitteldorf! Mitteldorf nimmt mühſam eine Laterne herunter und gibt ſie Frau Wolff. So, dank ſcheen! Sie ſteckt das Licht in die Laterne. Das ſteck mer hier rein und nu kenn mer gehn. Jetzt wer ich Der helfen a Schlitten rausziehn. Sie geht mit der Laterne voran. Mitteldorf folgt. In der Tür wendet ſie ſich und übergibt Mitteldorf die Laterne. Sie kenn uns a biſſel leichten dezu!

Mitteldorf, leuchtend und vor ſich hinſingend ab: Morgenro—ot, Morgenro—ot . . .

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Amtszimmer beim Amtsvorſteher von Wehrhahn: großer, weißgetünchter, kahler Raum mit drei Fenſtern in der Hinterwand. In der linken Wand die Eingangstür. An der Wand rechts der lange Amtstiſch mit Büchern, Akten uſw. belegt; hinter ihm der Stuhl für den Amtsvorſteher. Am Mittelfenſter Tiſch und Stuhl für den Schreiber. Ein Schrank aus weichem Holz vorn rechts, dem Amtsvorſteher, wenn er an dem Stuhl ſitzt, zur Hand, enthält die Bücher. Aktenregale verkleiden die Linkswand. Sechs Stühle ſtehen ganz vorn, von der Linkswand an in einer Reihe. Man ſieht die eventuell Daraufſitzenden von rückwärts. — Es iſt ein heller Wintervormittag. Der Schreiber **Glaſenapp** ſitzt kritzelnd auf ſeinem Platz. Er iſt eine dürftige, bebrillte Perſönlichkeit. **Amtsvorſteher von Wehrhahn**, ein Aktenfaſzikel unterm Arm, tritt ſchnell ein. Wehrhahn iſt gegen vierzig Jahre alt und trägt ein Monokel. Er macht den Eindruck eines Landjunkers. Seine Amtstracht beſteht aus einem ſchwarzen, zugeknöpften Gehrock und hohen, über die Beinkleider gezogenen Schaftſtiefeln. Er ſpricht nahezu im Fiſtelton und befleißigt ſich militäriſcher Kürze im Ausdruck.

Wehrhahn, nebenhin, wie ein Überbürdeter: Mojen!

Glaſenapp ſteht auf: Jehorſamer Diener, Herr Amtsvorſteher.

Wehrhahn: Was vorjefall'n, Glaſenapp?

Glaſenapp, ſtehend in Papieren blätternd: Habe zu melden, Herr Amtsvorſteher — Da war zuerſt ... ja! Der Jaſtwirt Fiebig. Er bittet um die Erlaubnis, Herr Vorſteher, am nächſten Sonntag Tanzmuſik abhalten zu dürfen.

Wehrhahn: Iſt das nicht ... ſagen Sie doch mal, Fiebig? hat einer doch neulich den Saal herjejeben ...?

Glaſenapp: Für die Freiſinnigen. Zu Befehl, Herr Baron!

Wehrhahn: Derſelbe Fiebig?

Glaſenapp: Jawohl, Herr Baron!

Wehrhahn: Dem woll'n wir mal bißchen Kandare anlegen! *Amtsdiener Mitteldorf tritt ein.*

Mitteldorf: Jehorſamſter Diener, Herr Baron!

Wehrhahn: Hören Sie mal: ein für allemal — im Dienſte bin ich der Amtsvorſteher.

Mitteldorf: Jawohl. Zu Befehl, Herr Bar — Herr Amtsvorſteher wollt ich ſagen.

Wehrhahn: Nun merken Sie ſich das endlich mal: daß ich Baron bin, iſt Nebenſache. Kommt hier wenigſtens gar nicht in Betracht. *Zu Glaſenapp:* Nun bitte, ich möchte weiter hören. War denn der Schriftſteller Motes nicht da?

Glaſenapp: Jawohl, Herr Amtsvorſteher.

Wehrhahn: So. War alſo da? Da bin ich doch außerordentlich neugierig. Er wollte doch hoffentlich wiederkommen?

Glaſenapp: So gegen halb zwölwe will er wieder hier ſein.

Wehrhahn: Hat er Ihnen vielleicht was geſagt, Glaſenapp?

Glaſenapp: Er kam in Sachen des Dokter Fleiſcher.

Wehrhahn: Nun ſagen Sie doch mal, Glaſenapp, iſt Ihnen der Dokter Fleiſcher bekannt?

Glaſenapp: Ich weiß nur: er wohnt in der Villa Krüger.

Wehrhahn: Wie lange iſt der Mann ſchon am Ort?

Glaſenapp: Zu Michaeli bin ich gekommen.

Wehrhahn: Na ja, Sie kamen mit mir zugleich, ich bin jetzt zirka vier Monate hier.

Glaſenapp, mit einem Blick auf Mitteldorf: Ich denke, der Mann muß zwei Jahre hier ſein.

Wehrhahn, zu Mitteldorf: Sie können ja wohl keine Auskunft geben.

Mitteldorf: Zu dienen — Michaeli vor'm Jahr.

Wehrhahn: Wie? Iſt der Mann da hierher gezogen?

Mitteldorf: Zu dienen — von Berlin, Herr ... Herr Amtsvorſteher.

Wehrhahn: Iſt Ihnen der Menſch vielleicht näher bekannt?

Mitteldorf: Ich weiß bloß, een Bruder is Theater-Kaſſier.

Wehrhahn: Ich habe ja nicht nach dem Bruder gefragt. Was treibt der Mann? — Was tut er? Was iſt er?

Mitteldorf: Da kann ich nu ooch niſcht Genaues ſagen. Bloß det er krank is, det ſagen de Leute. Er leidet ja wohl an de Zuckerkrankheit.

Wehrhahn: An was der Mann leidet, is mir egal. Der kann Sirup ſchwitzen, wenn's ihm Spaß macht. — Was iſt er?

Glaſenapp zuckt die Achſeln: Er nennt ſich Provatjelehrter.

Wehrhahn: Pri! Pri! nicht Pro — Privatgelehrter.

Glaſenapp: Der Buchbinder Hugk hat Bücher von ihm. Er läßt alle Woche welche einbinden.

Wehrhahn: Ich möchte mal ſehen, was der Mann ſo lieſt.

Glaſenapp: Der Briefträger meint, er hält zwanzig Zeitungen. Auch demokratiſche ſind mit drunter.

Wehrhahn: Sie können mir Hugk mal hierher beſtellen.

Glaſenapp: Jleich?

Wehrhahn: Bei Jelegenheit. Morjen, übermorjen. Er mag mal ſo'n paar Bücher mitbringen. Zu Mitteldorf: Sie ſcheinen den janzen Tach zu ſchlafen — oder hat der Mann vielleicht gute Zigarren?

Mitteldorf: Herr Vorſteher ...!

Wehrhahn: Na, das laſſen Sie man. Ich ſehe mir meine Leute ſchon an. Das hat mein Herr Vorgänger ſo einreißen laſſen. Allmählich wird das ſchon anders werden. — Für eine Polizeiperſon iſt es ſchmählich, ſich von irgendwem regalieren zu laſſen. Ihnen ſelbſtverſtändlich böhmiſche Berge. Zu Glaſenapp: Hat Motes nicht etwas Beſtimmtes jeſagt?

Glaſenapp: Beſtimmtes hat er mir nicht geſagt. Er meinte, der Herr Vorſteher wüßte ſchon ...

Wehrhahn: Das heißt: ich weiß nur ganz Allgemeines. Ich hatte den Mann ja ſchon längſt im Auge. Ich meine natürlich den Doktor Fleiſcher. Herr Motes hat es mir nur beſtätigt, daß ich den Patron ganz richtig erkannt habe. — Was hat denn Motes ſo für einen Leumund? Glaſenapp und Mitteldorf ſehen einander an. Glaſenapp zuckt die Achſeln. Pumpt ſich wohl rum, was?

Glaſenapp: Er ſagt ja, er hat ſeine Penſion.

Wehrhahn: Penſion?

Glaſenapp: Er hat doch'n Schuß ins Auge bekommen.

Wehrhahn: Wär alſo ſo ne Art Schmerzensjeld.

Glaſenapp: Se werden verzeihen, Herr Amtsvorſteher. Ick jloobe, der Mann hat mehr die Schmerzen. Von Jeld hat noch keener bei dem was bemerkt.

Wehrhahn, beluſtigt: Iſt ſonſt eine Sache von Bedeutung?

Glaſenapp: Nur Kleinigkeiten, Herr Amtsvorſteher. ne Dienſtabmeldung —

Wehrhahn: Schon gut, ſchon gut. Haben Sie vielleicht mal was läuten hören, daß Fleiſcher die Zunge nicht recht im Zaum hält?

Glaſenapp: Nicht daß ich grade im Augenblick wüßte.

Wehrhahn: Man hat mir das nämlich hinterbracht. Er führe ungeſetzliche Reden auf alle möglichen hohen Perſonen. Es wird ſich ja übrigens alles zeigen. Nun wollen wir doch an die Arbeit zehn. Ja, Mitteldorf, haben Sie etwa noch was?

Mitteldorf: Es ſoll heut Nacht 'n Diebſtahl verübt ſein.

Wehrhahn: 'n Diebſtahl? Wo?

Mitteldorf: In der Villa Krüger.

Wehrhahn: Was iſt denn geſtohlen?

Mitteldorf: Knüppelholz.

Wehrhahn: In der letztvergangenen Nacht oder wann?

Mitteldorf: Vergangene Nacht.

Wehrhahn: Von wem haben Sie's denn?

Mitteldorf: Ich hab es ...

Wehrhahn: Na, alſo, von wem denn?

Mitteldorf: Ich hab es ... ich hab es von Herr Fleiſcher jehört.

Wehrhahn: So! Mit dem Mann unterhalten Sie ſich ...?

Mitteldorf: Herr Krüjer hat es auch ſelber erzählt.

Wehrhahn: Der Mann iſt der reine Querulant. Der Mann ſchreibt mir wöchentlich drei Briefe. Bald hat man ihn übers Ohr gehauen, bald hat man ihm ſeinen Zaun zerbrochen, bald hat man ihm ſeine Grenze verrückt. Nur Scherereien auf Scherereien.

Motes tritt ein. Er lacht im Reden faſt fortwährend nervös: Jehorſamer Diener, Herr Amtsvorſteher.

Wehrhahn: Da ſind Sie ja. Freut mich, daß Sie kommen. Da können Sie mir vielleicht gleich mal ſagen: bei Krüger ſoll ja jeſtohlen ſein?

Motes: Ich wohne nicht mehr in der Villa Krüger.

Wehrhahn: Und haben auch ſonſt nichts jehört, Herr Motes?

Motes: Jehört hab ich wohl, aber nichts Jenaues.

Als ich jetzt bei der Villa vorüber kam, da ſuchten ſie beide die Spuren im Schnee.

Wehrhahn: So? Doktor Fleiſcher iſt ihm behilflich — da ſind ſie wohl ziemlich dick befreundet?

Motes: Ein Herz und eine Seele, Herr Vorſteher.

Wehrhahn: Ja, was nun den Fleiſcher anbelangt — das intereſſiert mich vor allen Dingen. Bitte, ſetzen Sie ſich. — Ich kann Ihnen ſagen, ich habe die halbe Nacht nicht jeſchlafen. Die Sache hat mich nicht ſchlafen laſſen. Sie haben mir da einen Brief geſchrieben, der mich außerordentlich aufgeregt hat. — Das iſt nun freilich Sache der Anlage. Meinen Vorgänger würde das nicht geſtört haben. — Ich meinesteils habe mich feſt entſchloſſen, was man ſo ſagt, durch und durch zu drücken. — Meine Aufgabe hier iſt: muſtern und ſäubern. — Was hat ſich im Schutze meines Herrn Vorgängers nicht alles für Kehricht hier angeſammelt! Dunkle Exiſtenzen, politiſch verfehmte, reichs- und königsfeindliche Elemente. Die Leute ſollen zu ſtöhnen bekommen. — Nun alſo, Herr Motes, Sie ſind Schriftſteller?

Motes: Für Forſt und jagdliche Sachen, jawohl.

Wehrhahn: Da ſchreiben Sie ſo in Forſt- und Jagdzeitungen? A propos: und können Sie denn davon leben?

Motes: Wenn man eingeführt is wie ich, Herr Baron. Ich hab Jott ſei Dank mein ſchönes Auskommen.

Wehrhahn: Sie ſind ein gelernter Forſtmann, wie?

Motes: Ich war auf Akademie, Herr Vorſteher. In

Eberswalde hab ich ſtudiert. Kurz vor dem Examen betraf mich das Unglück ...

Wehrhahn: Ach ja, Sie tragen ja eine Binde.

Motes: Ich verlor ein Auge auf Jachd, Herr Baron. Ich bekam ein Schrotkorn ins rechte Auge, von wem, war leider nicht zu ermitteln. Da mußte ich denn die Karriere aufgeben.

Wehrhahn: Alſo Penſion bekommen Sie nicht?

Motes: Nein. Ich habe mich nun auch ſo ziemlich durchgefreſſen. Mein Name iſt doch nun ſchon ziemlich genannt.

Wehrhahn: Hm. — Iſt Ihnen vielleicht mein Schwager bekannt?

Motes: Herr Oberförſter von Wachsmann, jawohl. Ich korreſpondiere viel mit ihm, und außerdem ſind wir Vereinsgenoſſen: Verein zur Züchtung von Vorſtehhunden.

Wehrhahn, einigermaßen aufatmend: So! ſind Sie alſo mit ihm bekannt?! Das iſt mir ja angenehm zu hören. Das erleichtert die Sache ja weſentlich und begründet das gegenſeitige Vertrauen. Da hindert uns ja nun nichts mehr, Herr Motes. — Sie ſchrieben mir alſo in Ihrem Briefe, Sie hätten Gelegenheit gehabt, den Doktor Fleiſcher zu beobachten. Erzählen Sie doch mal, was Sie wiſſen.

Motes räuſpert ſich: Als ich ... als ich vor einem Jahre zirka die Villa Krüger bezog, Herr Baron, da hatte ich keine Ahnung davon, mit wem ich zuſammengeraten würde.

Wehrhahn: Sie kannten weder Krüger noch Fleiſcher?

Motes: Nein, wie das ſo iſt — in einem Hauſe. Ich konnte mich nicht ſo recht zurückziehen.

Wehrhahn: Was kamen denn da ſo für Leute ins Haus?

Motes, mit bezeichnender Handbewegung: Ach!

Wehrhahn: Ich verſtehe.

Motes: Kreti und Pleti. Demokraten.

Wehrhahn: Gab es regelmäßig Zuſammenkünfte?

Motes: All donnerstäglich, ſoviel ich weiß.

Wehrhahn: Da wollen wir doch mal ein Augenmerk drauf haben — Verkehren Sie jetzt nicht mehr mit den Leuten?

Motes: Es war mir zuletzt nicht mehr möglich, Herr Vorſteher.

Wehrhahn: Es war Ihnen widerwärtig, was?

Motes: Es war mir gänzlich zuwider geworden.

Wehrhahn: Das ganze ungeſetzliche Weſen, das freche Geſpött über hohe Perſonen, das konnten Sie alles zuletzt nicht mehr anhören?

Motes: Ich blieb, weil ich dachte, wer weiß wozu's gut iſt.

Wehrhahn: Aber endlich haben Sie doch jekündigt?

Motes: Ich bin jezogen, jawohl, Herr Baron.

Wehrhahn: Und endlich haben Sie ſich entſchloſſen ...

Motes: Ich habe es für meine Pflicht gehalten.

Wehrhahn: Die Behörde davon zu unterrichten. —

Das finde ich ſehr ehrenwert von Ihnen. — Er hat alſo ſo ein Wort geſagt — — wir werden ja ſpäter protokollieren — auf eine Perſönlichkeit bezüglich, die uns allen ehrfurchtgebietend hoch ſteht.

Motes: Jewiß, Herr Baron, das hat er jeſagt.

Wehrhahn: Das würden Sie eventuell beeiden?

Motes: Das würde ich eventuell beeiden.

Wehrhahn: Sie würden es auch beeiden müſſen.

Motes: Jawohl, Herr Baron.

Wehrhahn: Das Beſte wäre ja allerdings, wir könnten noch einen Zeugen bekommen.

Motes: Ich müßte mich umſehen, Herr Baron. Nur wirft der Mann ſo mit Geld herum, daß ...

Wehrhahn: Ach, warten Sie mal, da kommt ſchon der Krüger. Ich will doch den Mann lieber vorher abfertigen. Ich bin Ihnen jedenfalls ſehr dankbar, daß Sie mich ſo tatkräftig unterſtützen. Man iſt darauf geradezu angewieſen, wenn man heutzutage was ausrichten will.

Krüger tritt haſtig und erregt ein: Ach Chott! Ach Chott! Chuten Tag, Herr Vorſteher.

Wehrhahn, zu Motes: Entſchuldigen Sie einen Augenblick! Hochmütig inquirierend zu Krüger: Was wünſchen Sie denn?

Krüger iſt ein kleiner, etwas ſchwerhöriger, faſt ſiebzigjähriger Mann. Er geht ſchon etwas gebückt, mit der linken Schulter ein wenig geneigt, iſt aber im übrigen noch ſehr rüſtig und unterſtützt ſeine Worte mit heftigen Handbewegungen. Er trägt eine Pelzmütze, die er im

Amtslokale in der Hand behält, einen braunen Winterüberzieher, um den Hals einen dicken Wollſchal.

Krüger, mit Ärger geladen, platzt heraus: Peſtohlen bin ich, Herr Amtsvorſteher. Er wiſcht ſich, verſchnaufend, mit dem Taſchentuch den Schweiß von der Stirn und ſieht dem Vorſteher nach Art der Schwerhörigen ſtarr auf den Mund.

Wehrhahn: Beſtohlen? Hm!

Krüger, ſchon gereizt: Jawohl, beſtohlen. Ich bin beſtohlen. Man hat mir zwei Meter Holz entwendet.

Wehrhahn, mit halbem Lächeln bei den Anweſenden umblickend, leichthin: Es iſt doch ſonſt in der letzten Zeit hier nicht das Jeringſte vorjekommen.

Krüger, die Hand am Ohr: Was? Nicht das Keringſte. Du lieber Chott! Dann ſteh ich vielleicht zum Spaße hier?

Wehrhahn: Sie brauchen deswegen nicht ausfällig zu werden. Wie heißen Sie übrigens?

Krüger ſtutzt: Wie ich heiße?

Wehrhahn: Ja, wie Sie heißen?

Krüger: Iſt Ihnen mein Name noch nicht bekannt? Ich denke, wir hatten ſchon das Vergnügen.

Wehrhahn: Bedauere. Ich wüßte mich kaum zu erinnern. Das wäre ſchließlich hier auch ganz gleichgültig.

Krüger, reſigniert: Ich heiße Krüger.

Wehrhahn: Rentier vielleicht?

Krüger, heftig, ironiſch, überſtürzt: Jawohl. Rentier und Hausbeſitzer.

Wehrhahn: Ich bitte, legitimieren Sie ſich.

Krüger: Leg...legitimieren? Krüger heiß ich. Da wollen wir doch nicht erſt Umſtände machen. Ich wohne ſeit dreißig Jahren hier. Mich kennt ja ein jedes Kind auf der Straße.

Wehrhahn: Wie lange Sie hier ſind, geht mich nichts an. Ihre Identität will ich hier nur feſtſtellen. Iſt Ihnen der — Herr bekannt, Herr Motes?

Motes erhebt ſich halb mit einem böſen Geſicht.

Wehrhahn: Ach ſo, ich verſtehe. Bitte, ſetzen Sie ſich. Nun alſo, Glaſenapp?

Glaſenapp: Ja! Zu dienen. Es iſt der Herr Rentier Krüger von hier. — —

Wehrhahn: Gut. — Holz iſt Ihnen alſo geſtohlen?

Krüger: Ja. Holz. Zwei Meter kieferne Knüppel.

Wehrhahn: Haben Sie das Holz im Schuppen gehabt?

Krüger, wieder heftig werdend: Das iſt wieder eine Sache für ſich. Das iſt eine kanz beſondere Klage.

Wehrhahn, ironiſch und flüchtig zu den andern hinüberlachend, leichthin: Schon wieder eine?

Krüger: Was meinen Sie?

Wehrhahn: Nichts. Reden Sie nur gefälligſt weiter. Das Holz war alſo wohl nicht im Schuppen?

Krüger: Das Holz war im Karten. Das heißt: vor dem Karten.

Wehrhahn: Mit andern Worten: es lag auf der Straße?

Krüger: Es lag vor dem Karten auf meinem Grundſtück.

Wehrhahn: Daß jeder ohne weiteres dazu konnte?

Krüger: Und das iſt eben die Schuld des Dienſtmädchens. Sie ſollte das Holz am Abend hereinräumen.

Wehrhahn: Da hat ſie's verſchwitzt?

Krüger: Sie hat ſich keweigert. Und als ich weiter darauf beſtand, da iſt ſie mir ſchließlich davongelaufen. Nun werd ich dafür die Eltern verklagen. Ich peanſpruche vollen Schadenerſatz.

Wehrhahn: Das halten Sie immerhin, wie Sie wollen. Aber helfen wird es wohl nicht viel. — Iſt Ihnen nun irgend jemand verdächtig?

Krüger: Nein. Hier iſt ja alles verſtohlenes Pack.

Wehrhahn: Vermeiden Sie, bitte, das Verallgemeinern. — Sie müſſen mir doch etwas an die Hand geben.

Krüger: Ich werde doch nicht einen Menſchen beſchuldigen auf gutes Glück.

Wehrhahn: Wer wohnt außer Ihnen in Ihrem Hauſe?

Krüger: Herr Doktor Fleiſcher.

Wehrhahn, *gleichſam nachſinnend:* Doktor Fleiſcher? Doktor Fleiſcher? Der Mann iſt —? was?

Krüger: Iſt krundgelehrt. Ein krundgelehrter Mann, jawohl.

Wehrhahn: Sie beide ſind ſehr intim miteinander?

Krüger: Mit wem ich intim bin, iſt meine Sache. Das kehört auch gar nicht hierher, wie mich dünkt.

Wehrhahn: Wie ſoll man ſchließlich da etwas ermitteln? Sie müſſen mir doch einen Fingerzeig geben.

Krüger: Ich muß? Du lieber Chott ja! Ich muß? Mir werden zwei Meter Holz keſtohlen. Ich komme den Diebſtahl einfach anzeigen ...

Wehrhahn: Sie müſſen doch eine Vermutung haben. Das Holz muß doch jemand geſtohlen haben.

Krüger: Wa —? Ja — ich nicht! Ich chanz kewiß nicht.

Wehrhahn: Aber, lieber Mann ...

Krüger: Wa —? Ich heiße Herr Krüger.

Wehrhahn, einlenkend, ſcheinbar gelangweilt: Ae! — Na, Glaſenapp, protokollieren Sie alſo. — Was iſt denn nun mit dem Mädchen, Herr Krüger? Das Mädchen iſt Ihnen fortgelaufen?

Krüger: Ja, chanz kewiß — zu den Eltern zurück!

Wehrhahn: Sind die Eltern am Ort?

Krüger: Was für ein Wort?

Wehrhahn: Ob die Eltern des Mädchens hier am Ort ſind?

Glaſenapp: Es iſt die Tochter der Waſchfrau Wolffen.

Wehrhahn: Der Wolffen, die heute bei uns wäſcht, Glaſenapp?

Glaſenapp: Zu befehlen, Herr Vorſteher.

Wehrhahn, kopfſchüttelnd: Aeußerſt merkwürdig! — Dieſe fleißige, ehrenhafte Perſon. — Zu Krüger: Verhält es ſich ſo? Die Tochter der Wolffen?

Krüger: Es iſt die Tochter der Waſchfrau Wolff.

Wehrhahn: Und iſt das Mädchen zurückgekommen?

Krüger: Bis heute noch nicht zurückgekommen.

Wehrhahn: Dann wollen wir doch mal die Wolffen rufen. He, Mitteldorf! Sie ſind wohl ſehr müde? Na, gehen Sie mal rüber über den Hof. Die Wolffen ſoll gleich mal zu mir kommen. Ich bitte, ſetzen Sie ſich, Herr Krüger.

Krüger, Platz nehmend, ſeufzt: Ach Chott, ach Chott, das iſt ſo ein Leben!

Wehrhahn, halblaut zu Motes und Glaſenapp: Ich bin doch neugierig, was da herauskommt. Da muß irgend etwas nicht ganz ſtimmen. Ich halte nämlich ſehr viel von der Wolffen. Das Weibsbild arbeitet wie vier Männer. Meine Frau ſagt, wenn die Wolffen nicht kommt, ſo braucht ſie ſtatt ihrer zwei Frauen zum waſchen. — Sie hat auch gar nicht üble Anſichten.

Motes: Ihre Töchter ſollen zur Oper gehen ...

Wehrhahn: Na ja, da mag wohl ne Schraube los ſein. Iſt aber doch kein Charakterfehler. Was haben Sie denn da hängen, Herr Motes?

Motes: Drahtſchlingen. Ich bring ſie dem Förſter Seidel.

Wehrhahn: Ach, zeigen Sie doch mal her ſo'n Ding. Er hält eine und betrachtet ſie nahe. Da muß ſo'n Stück Wild nun ſo langſam erwürgen.

Die **Wolffen** tritt ein, hinter ihr **Mitteldorf**. Sie trocknet ſich noch die vom Waſchen naſſen Hände.

Frau Wolff, unbefangen, heiter, mit einem flüchtigen Blick auf die Drahtſchlingen. Hier bin ich? Was hat's nu? Was gibbt's mit der Wolffen?

Wehrhahn: Frau Wolff, iſt Ihnen der Herr bekannt?

Frau Wolff: Na, welcher Herr d'n? Mit dem Finger auf Krüger weiſend: Der hier? Das is Herr Krieger. Den wer ich woll etwa kenn, nich wahr? Guten Morgen, Herr Krieger.

Wehrhahn: Ihre Tochter iſt bei Herrn Krüger im Dienſt?

Frau Wolff: Wer? Meine Tochter? Jawoll! Leontine. Zu Krüger: Das heeßt: ſe is Ihn ja fortgeloofen.

Krüger, wütend: Ja, allerdings!

Wehrhahn, unterbrechend: Ach, warten Sie mal.

Frau Wolff: Was habt Er'n da eenklich mit'nander gehabt?

Wehrhahn: Frau Wolffen, hören Sie mal auf mich. Ihre Tochter muß gleich in den Dienſt zurückziehen.

Frau Wolff: I, nee, mer behalten ſe jetzt zu Hauſe.

Wehrhahn: Das geht nich ſo einfach, wie Sie denken. Herr Krüger hat nötigenfalls das Recht, polizeiliche Hilfe anzurufen. Dann müßten wir Ihre Tochter zurückbringen.

Frau Wolff: Mei Mann hat ſich's halt in a Kopp geſetzt. Er will ſe halt eemal durchaus nich mehr fortlaſſen. Un wenn ſich mei Mann amal was in a Kopp ſetzt ... Ihr Männer ſeid halt zu ſchrecklich jähzornig.

Wehrhahn: Nu laſſen Sie das mal gut ſein, Frau Wolffen. Ihre Tochter iſt ſeit wie lange zu Hauſe?

Frau Wolff: Seit geſtern Abend.

Wehrhahn: Schön. Seit geſtern. Sie hat ſollen Holz in den Schuppen räumen und hat ſich geweigert.

Frau Wolff: Wär'ſch doch! Geweigert! Das Mädel weigert Ihn keene Arbeit. Das hätt ich dem Mädel ooch woll'n anſtreichen!

Wehrhahn: Sie haben jehört, was Frau Wolff jeſagt hat.

Frau Wolff: Das Mädel is immer willig geweſen. Wenn die mir hätt eemal 'n Handgriff verweigert ...

Krüger: Sie hat ſich keweigert, das Holz reinzutragen.

Frau Wolff: Ja, Holz reinſchleppen, de Nacht um halb elwe, wer das von ſo an Kinde verlangt — —

Wehrhahn: Das Weſentliche iſt nun, Frau Wolffen: das Holz iſt draußen liegen geblieben, und dieſe Nacht iſt es geſtohlen worden. Nun will ...

Krüger *hält ſich nicht mehr*: Sie werden das Holz erſetzen, Frau Wolff.

Wehrhahn: Das wird ſich ja finden, warten Sie doch.

Krüger: Sie werden's mir Heller bei Pfennig erſetzen.

Frau Wolff: I, ja doch! Das wär ane neie Mode! Hab ich Ihn vielleicht Ihr Holz geſtohlen?

Wehrhahn: Na, laſſen Sie ſich mal den Mann erſt beruhigen.

Frau Wolff: I, wenn mir Herr Krieger erſt aſo kommt, mit Holz bezahlen und ſolchen Sachen, da hat a bei mir kee Glicke nich. Ich bin zu a Leiten gewiß immer freindlich. Da kann ſich kee Menſch iber mich beklagen. Aber wenn's amal muß ſein, warum denn nich? Da red ich halt ooch amal friſch von der Leber. Ich tu meine Pflicht, und damit is's gutt. Da kann mir keener im Dorfe was nachſagen. Uff'm Koppe rumtrampeln laſſ ich mir nich!

Wehrhahn: Ereifern Sie ſich nur nicht, Frau Wolff. Sie haben durchaus keinen Grund dazu. Bleiben Sie nur immer ruhig, ganz ruhig. Sie ſind uns ja nicht mehr unbekannt. Daß Sie fleißig ſind und ehrenhaft, das wird Ihnen wohl kein Menſch beſtreiten. Was haben Sie alſo dagegen zu ſagen?

Krüger: Die Frau kann kar nichts dagegen ſagen!

Frau Wolff: Na nu, Ihr Leute, nu ſchlägt's aber dreiz'n. Is denn das Mädel nich meine Tochter? Da ſoll ich niſcht derzu ſagen, hä? Da ſuchen Se ſich ane Tumme aus, da kenn Se de Mutter Wolffen ſchlecht. Ich halte vor niemand nich hinterm Berge, und wenn's der Herr Vorſteher ſelber is. Viel weniger vor Ihn, das kenn Se mer glooben.

Wehrhahn: Ich begreife ja Ihre Erregung, Frau Wolffen. Aber wenn Sie der Sache nützen wollen, ſo rate ich Ihnen, ruhig zu bleiben.

Frau Wolff: Da hat ma nu bei da Leiten gearbeit. Zehn Jahre hab ich de Wäſche gewaſchen. Mer hab'n uns vertragen de ganze Zeit. Un nu uff eenmal woll'n Se aſo komm. Zu Ihn komm ich nie mehr, das kenn Se mer glooben.

Krüger: Das prauchen Sie kar nicht. Es kibt andere Frauen, die waſchen kenn.

Frau Wolff: Und's Gemiſe und's Obſt aus Ihrem Garten, das kann Ihn ooch ane andre verkoofen.

Krüger: Das werde ich los, ta iſt keine Angſt. — Sie hätten bloß prauchen ein Prügel nehmen und Ihre Tochter zu mir zurückjagen.

Frau Wolff: Ich laſſe meine Tochter nich ſchinden.

Krüger: Wer hat Ihre Tochter geſchunden, frag ich?

Frau Wolff, *zu Wehrhahn:* A halbes Gerippe is Ihn das Mädel.

Krüger: Dann ſoll ſie nicht kanze Nächte durchtanzen.

Frau Wolff: Se ſchläft wie a Steen a ganzen Tag.

Wehrhahn, *über Frau Wolff hinweg zu Krüger:* Wo hatten Sie denn das Holz gekauft?

Frau Wolff: Na, dauert die Sache hier noch lange?

Wehrhahn: Weshalb denn, Frau Wolffen?

Frau Wolff: I, wegen der Wäſche. Wenn ich mer hier meine Zeit verſteh, da kann ich ooch heite nich fertig wer'n.

Wehrhahn: Das kommt hier nicht in Betracht, Frau Wolffen.

Frau Wolff: Und Ihre Frau? Was werd'n die ſagen? Da machen Se's ock mit der aus, Herr Vorſteher.

Wehrhahn: Es dauert ja nur noch eine Minute. — Da ſagen Sie uns mal gleich, Frau Wolffen, Sie ſind ja im Dorfe herum bekannt. Wem trauen Sie ſo einen Diebſtahl zu? Wer könnte das Holz wohl geſtohlen haben?

Frau Wolff: Da kann ich Ihn gar niſcht ſagen, Herr Vorſteher.

Wehrhahn: Und haben Sie gar nichts Verdächt'ges bemerkt?

Frau Wolff: Ich war de Nacht erſcht gar nich zuhauſe. Ich mußte nach Treptow, Gänſe einkoofen.

Wehrhahn: Um welche Zeit war das?

Frau Wolff: Gleich nach zehne. Mitteldorf war ja dabei, als mer loszogen.

Wehrhahn: Eine Holzfuhre iſt Ihnen da nicht begegnet?

Frau Wolff: Nee, wißt ich nich.

Wehrhahn: Wie iſt's, Mitteldorf, haben Sie nichts bemerkt?

Mitteldorf, nach einigem Nachſinnen: Mir is nichts Verdächtiges uffjeſtoßen.

Wehrhahn: Na ſelbſtverſtändlich, das wußt ich vorher. Zu Krüger: Wo haben Sie alſo das Holz jekauft?

Krüger: Zu was müſſen Sie denn das wiſſen? frag ich.

Wehrhahn: Sie werden das, denk ich, mir überlaſſen.

Krüger: Natürlich doch bei der Forſtverwaltung.

Wehrhahn: Das iſt doch durchaus nicht ſo natürlich. Es gibt doch zum Beiſpiel auch Holzjeſchäfte. Ich kaufe zum Beiſpiel mein Holz bei Sandberg. Warum ſollten Sie nicht beim Händler kaufen? Man kauft überdies beinahe profitabler.

Krüger, ungeduldig: Ich habe nicht länger Zeit, Herr Vorſteher.

Wehrhahn: Was heißt das, Zeit? Sie haben nicht

Zeit? Kommen Sie zu mir oder ich zu Ihnen? Nehme ich Ihre Zeit in Anſpruch oder Sie die meine?

Krüger: Das iſt Ihr Amt, dafür ſind Sie hier.

Wehrhahn: Bin ich vielleicht Ihr Schuhputzer, was?

Krüger: Habe ich vielleicht ſilberne Löffel geſtohlen? Ich verbitte mir dieſen Unteroffizierston!

Wehrhahn: Da hört doch aber ... Schreien Sie nicht ſo!

Krüger: Sie ſchreien, Herr!

Wehrhahn: Sie ſind halbtaub, da muß ich ſchreien.

Krüger: Sie ſchreien immer, Sie ſchreien jeden an, der hierher kommt.

Wehrhahn: Ich ſchreie niemand an, ſchweigen Sie ſtill!

Krüger: Sie ſpielen ſich hier als wer weiß was auf. Sie ſchikanieren den ganzen Ort.

Wehrhahn: Das kommt noch ganz anders, warten Sie nur. Ich werde Ihnen noch viel unbequemer.

Krüger: Das macht mir nicht den keringſten Eindruck. Ein Kernegroß ſind Sie, weiter nichts. Sie wollen ſich aufſpielen, weiter nichts. Als ob Sie der König ſelber wären ...

Wehrhahn: Hier bin ich auch König!

Krüger lacht aus vollem Halſe: Ha, ha, ha, ha! Das laſſen Sie kut ſein, in meinen Augen ſind Sie kar nichts. Sie ſind'n ganz ſimpler Amtsvorſteher. Sie müſſen erſt lernen, einer zu werden.

Wehrhahn: Herr, wenn Sie nicht augenblicklich ſchweigen ...

Krüger: Dann laſſen Sie mich wohl arretieren? Das möchte ich Ihnen denn doch nicht raten. Das könnte Ihnen kefährlich werden.

Wehrhahn: Gefährlich? Sie? Zu Motes: Haben Sie gehört? Zu Krüger: Und wenn Sie wühlen und intriguieren mit Ihrem ganzen lieblichen Anhang. Sie werden mich von der Stelle nicht fortbringen.

Krüger: Du lieber Chott! Ich gegen Sie wühlen? Dazu iſt mir Ihre Perſon viel zu kleichgiltig. Wenn Sie ſich nicht ändern, das klauben Sie mir, da richten Sie ſoviel Unheil an, daß Sie ſich känzlich unmöglich machen.

Wehrhahn, zu Motes: Herr Motes, man muß das Alter berückſichtigen.

Krüger: Ich bitte mich zu Protokoll zu vernehmen.

Wehrhahn wühlt in ſeinen Sachen: Erſtatten Sie bitte ſchriftlich Anzeige, ich habe im Augenblick keine Zeit.

Krüger ſieht ihn verblüfft an, wendet ſich energiſch und geht ohne Gruß hinaus.

Wehrhahn, nach einer Verlegenheitspauſe: Da kommen die Leute mit ſolchen Lappalien! — Aeh! — Zu Frau Wolff: Machen Sie, daß Sie zum waſchen kommen. — Ich ſage Ihnen, mein lieber Motes, ſo'n Poſten wird einem ſchwer gemacht. Wenn man nicht wüßte, für was man hier ſteht, da könnte man manchmal die Büchſe ins Korn werfen. So aber heißt es: tapfer aushalten. Was iſt es denn ſchließlich, für was man kämpft? Die höchſten Güter der Nation! —

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Morgens gegen acht Uhr in der Wohnung der Frau Wolff. Auf dem Herd kocht das Kaffeewaſſer. Frau Wolff ſitzt auf einer Fußbank und zählt Geld auf die Platte eines Stuhls. Julius kommt herein, ein geſchlachtetes Kaninchen tragend.

Julius: Stich Du all bloß det Jeld beiſeite.

Frau Wolff, ins Berechnen vertieft, grob: J, hab Dich nich! Schweigen.

Julius wirft das Kaninchen auf einen Schemel, dann greift er ziemlich unſchlüſſig nach dieſem und jenem und fängt ſchließlich an, einen Stiefel zu ſchmieren. Man hört fern ein Jagdſignal blaſen.

Julius horcht, dann ängſtlich erregt: Ob Du woll det Jeld beiſeite ſtichſt!

Frau Wolff: Du ſollſt mich in Ruh laſſen, Julian. Laß Du doch den dämlichen Motes blaſen. Der is im Walde und denkt an niſcht.

Julius: Bring Du uns man noch nach Plötzenſee!

Frau Wolff: Du ſollſt kee Blech reden. ’s Mädel kommt!

Adelheid kommt, eben aufgeſtanden: Juten Morjen Mama!

Frau Wolff: Haſte ſcheen geſchlafen?

Adelheid: Ihr ſeid woll fort jeweſen die Nacht?

Frau Wolff: Du wirſcht woll geträumt haben — nu mach! Trag Holz herzu. Feder a biſſel!

Adelheid, mit einer Apfelſine ballend nach der Tür.

Frau Wolff: Wo haſt’n die her?

Adelheid: Von Kaufmann Schöbel. Ab.

Frau Wolff: Du ſollſt von dem Kerle niſcht geſchenkt nehmen! — Nu komm amal, Julian! Her amal druff! Hier hab ich nu neununfufzig Taler. Das is doch nu eemal mit Wulkown immer. Um eenen wird ma doch immer beſchummelt, denn ſechzig hat a doch geb'n wollen. — Ich tu ſe hier in a Beutel, verſtehſte! Nu nimm Der ne Hacke, geh, mach Der hinten im Ziegenſtalle a Loch, aber unter der Krippe, wo's trocken is; da kannſte a Beutel reintun, herſchte! Un an flachen Steen, den deckſte mer driber. Nu halt Dich aber ni lange uff.

Julius: Ick denke, Du willſt all Fiſchern wat abzahl'n.

Frau Wolff: Ob De woll tun kannſt, was ich D'r ſage. Nu mähr nich erſcht lange, haſte verſtanden?

Julius: Mach' Du mir nich eklich, ſonſt kriſte wat druff all. Ick jeb et nich zu, det det Jeld in't Haus bleibt.

Frau Wolff: Wo ſoll's 'n da hinkommen?

Julius: Det nimmſte und bringſte bei Fiſchern hin. Du haſt ja jeſacht all, wir woll'n mit wat abzahl'n.

Frau Wolff: Du biſt doch a hagelshorntummer Kerl. Wenn Du mich nicht hätt'ſt, da wärſchte verloren.

Julius: Schrei Du man noch mehr!

Frau Wolff: Da muß man ooch ſchreien, wenn Du aſo tumm biſt. Da red ni ſo tumm, da brauch ich ni ſchreien. Wenn mir jetzt das Geld zu Fiſchern bringen, da paß amal uff, was uns da paſſiert.

Julius: Ick ſach et ja! mit die ganze Jeſchichte! Wat hab ick davon, wenn ick ſitzen muß!

Frau Wolff: Nu haſt aber Zeit, daß De ſtille biſt!

Julius: ’n bisken mehr ſchriegen kannſte woll nich

Frau Wolff: Ich wer mer deswegen kee ander M
koofen. Du machſt a Halloh ... ich weeß gar ni
wegen ſo an biſſel Geſchichte da. Paß Du bloß uff
uff und nich uff mich. Haſt a Schliſſel ſchonn i
Spree geſchmiſſen?

Julius: Na, bin ick denn ſchon an’t Waſſer jekom

Frau Wolff: Nu haſte Zeit, daß De Beene ma
Se ſoll’n woll a Schliſſel bei Dir finden? Julius will
J, wart amal, Julian! Gib her a Schliſſel!

Julius: Wat willſt’n mit machen?

Frau Wolff, den Schlüſſel an ſich nehmend: Das
Dich niſcht an, das is meine Sache. Sie ſteckt den Sch
zu ſich, ſchüttet Kaffee in die Kaffeemühle und fängt an zu ma
Nu geh in a Stall, denn kommſte un trinkſt.

Julius: Det hätt ick man ſollen früher jewußt heb
Julius ab. Adelheid kommt herein, eine große Schürze
Knüppelholz bringend.

Frau Wolff: Wo haſte das Holz hergenommen

Adelheid: Na, halt von det neue Knüppelholz.

Frau Wolff: Du ſollſt von dem neuen Holze
nehmen.

Adelheid läßt es vor dem Herd auf die Erde fallen:
ſchad’t doch niſcht, Mama, wenn et wechkommt.

Frau Wolff: Was Du bloß weeßt! Was fä
Dir ein? Wer Du man erſcht trocken hinter a O

Adelheid: Ick weeß, wo et her is!

Frau Wolff: Was meenſte denn, Mädel?

Adelheid: Ick meene det Holz.

Frau Wolff: J, quaſſ'le bloß nich. Das is uff d'r Auktion gekooft.

Adelheid spielt Ball mit der Apfelſine: Ja, ja, wenn't man wah wär. Det is ja ſtibietzt.

Frau Wolff: Was is es?

Adelheid: Stibietzt. Det is ja det Holz von Krüjer, Mama. Det hat mir ja Leontine jeſacht.

Frau Wolff haut ihr ein Kopfſtück: Da haſte ne Antwort. Mir ſein keene Diebe. Nu geh und mach Deine Schularbeiten. Und mach ſe ſauber, das ſag ich Dir. Ich komme nachher un ſeh mer'ſch an.

Adelheid, ab ins Nebenzimmer: Ick denke, ick kann jehn Schlittſchuh looſen.

Frau Wolff: Und a Konfirmantenunterricht, den haſte woll ganz und gar vergeſſen?

Adelheid: Der is ja erſt Dienstach.

Frau Wolff: Morgen is a. Lern Du mer ja Deine Bibelſpriche. Ich komme nacher un iberheer Dich.

Adelheid hört man im Nebenzimmer laut gähnen, dann ſagen: Jeſus ſprach zu ſeine Jünger, wer keen Löffel hat, ißt mit de Finger.

Julius kommt wieder.

Frau Wolff: Na, haſte's ooch richtig gemacht, Julian?

Julius: Wenn't Dir nich jefällt, denn mach't man alleene.

Frau Wolff: Weeß Gott! da tutt ma ooch immer am beſten. Sie gießt ihm und ſich ſelbſt je eine Obertaſſe voll Kaffee und ſtellt ſie auf einen Holzſtuhl, dazu Brot und Butter. Da hier, trink Kaffee!

Julius, ſich ſetzend und Brot ſchneidend: Wenn man bloß Wulkow hat fortjekonnt.

Frau Wolff: Na, bei dem Tauwetter.

Julius: Immerzu doch, Tauwetter!

Frau Wolff: Wenn's ooch meinswegen a biſſel friert, deswegen wird a nich ſitzen bleiben. Der is jetzt ſchon längſt a Stick im Kanale.

Julius: Wenn er man nich noch all an de Brücke liecht.

Frau Wolff: For mir mag a liegen, wo a will.

Julius: Det Wulkow noch mal jehörich rinſchliddert, das kannſte mir dreiſte jlooben, verſtehſte!

Frau Wolff: Das is ſeine Sache, nich unſre Sache!

Julius: Denn ſtecken wir man all ooch in de Patſche. Laß Du ſe man finden den Pels bei Wulkown.

Frau Wolff: Was denn fer 'n Pelz?

Julius: Na, Kriejer ſein Pels.

Frau Wolff: Red Du bloß keen Blech nich zuſammen, verſtehſte. Verbrenn D'r Dei Maul nich an fremden Sachen.

Julius: Det betrifft mer ooch all.

Frau Wolff: Dreck, betrifft's Dich! Das geht Dich niſcht an. Das ſind meine Sachen, nich Deine Sachen. Du biſt gar kee Mann, Du biſt a alt Weib. — Hier haſte Geld, nu mach, daß De fortkommſt. Geh nieber zu Fiebigen, trink an Schnaps; meinswegen mach Der an luſt'gen Sonntag. Es klopft. Herein! Immer rein, wer de rein will.

Doktor Fleiſcher mit ſeinem fünfjährigen Jungen tritt ein. Fleiſcher iſt ſiebenundzwanzig Jahr, trägt Jägerianer-Koſtüm, hat kohlſchwarze Haare, ebenſolchen Schnurr- und Backenbart; ſeine Augen liegen tief, ſeine Stimme iſt für gewöhnlich ſanft. Er verwendet in jeder Sekunde rührende Sorgfalt auf ſein Kind.

Frau Wolff, jauchzend: Hach, kommt uns der Philipp amal beſuchen! Na, das is ſcheen, das rech'n ich mir aber. Sie bemächtigt ſich des Kindes und zieht ihm den Paletot aus. Nu komm, zieh Der aus a Paletot. Hier hinne is warm, hier wirſchte nich frieren.

Fleiſcher, ängſtlich: Frau Wolffen, es zieht. Ich glaube, es zieht.

Frau Wolff: Wer werd denn ſo weech gebacken ſein! A biſſel Zug ſchad't dem Jungen niſcht.

Fleiſcher: Nein, nein, bewahre. Was denken Sie denn! Im Augenblick hat der Junge was weg. Bewege Dich, Philippchen. Immer beweg Dich.

Philipp wehrt mit den Schultern ab und quiekt dabei.

Fleiſcher: Ja, Philippchen, ſiehſt Du, ſonſt wirſt Du krank. Du brauchſt ja bloß langſam hin- und hergehen.

Philipp, ungezogen: Ich will aber nich.

Frau Wolff: I, laſſen Se'n man.

Fleiſcher: Guten Morgen, Frau Wolffen.

Frau Wolff: Guten Morgen, Herr Dokter, beſuchen Sie uns ooch wieder amal?

Fleiſcher: Guten Morgen, Herr Wolff.

Julius: Schön juten Morjen, Herr Fleiſcher.

Frau Wolff: Na, ſein Se willkomm'n. Nehmen Se Platz.

Fleiſcher: Wir wollen uns gar nich lange aufhalten.

Frau Wolff: Na, wenn mer ſo an ſcheenen Beſuch kriegen, gleich in der Frih, da wern mer heut ooch an glicklichen Tag hab'n. *Vor dem Jungen knieend*: Nich wahr, mei Junge, Du bringſt uns Glick?

Philipp, *erregt*: Ich bin im zoloſchen Darten deweſen, da hab ich Störche deſehn, die haben ſich mit goldnen Schnäbeln debeißt.

Frau Wolff: Nee, is woll nich meglich, Du liegſt mer was vor. *Den Jungen würgend und abküſſend*: Huch, Junge, ich freß Dich, ich freß Dich reen uf. Herr Fleiſcher, den Jungen behalt ich mer. Das is mei Junge. Gelt, Du biſt mei Junge? Was macht denn de Mutter, hä?

Philipp: Sie is deſund und ſie läßt ſchön drüßen und Sie möchten doch morgen früh Wäſche waſchen.

Frau Wolff: Na, ſieh eener an. Aſo a Junge. Der kann ſchonn ſolche Sachen ausrichten. *Zu Fleiſcher*: Na, wollen Se ſich nich a biſſel ſetzen?

Fleiſcher: Der Junge quält mich, er will mal Kahn fahren. Geht's denn?

Frau Wolff: I, freilich. De Spree is frei. Das Mädel kann Ihn ja a Stickel rausrudern.

Fleiſcher: Der Junge läßt mich nu mal nich locker. Er hat ſich das ſo in den Kopf geſetzt.

Adelheid, *an der Tür des Nebenzimmers ſichtbar werdend*, winkt Philipp: Komm, Philipp, ick wer Der was Schönes zeijen.

Philipp kreiſcht ſtörriſch auf.

Fleiſcher: Philippchen, hörſt Du, nicht ungezogen! —

Adelheid: Da ſieh man die ſchöne Apfelſine!

Philipp lacht übers ganze Geſicht, tut ein paar Schritte auf Adelheid zu.

Fleiſcher: Na geh mal hin, aber ja nicht betteln!

Adelheid: Komm, komm, die eſſen wir jetzt mit nander. Sie tut ein paar Schritte auf das Kind zu, faßt es bei der Hand, hält ihm mit der freien Hand die Apfelſine vor, und beide begeben ſich einträchtig ins Nebenzimmer.

Frau Wolff, dem Jungen nachſchauend: Nee, Junge, ich muß Dich bloß immer anſehn. Ich weeß nich, wenn ich ſo'n Jungen ſeh ... ſie nimmt den Schürzenzipfel und ſchneuzt ſich — da is mer'ſch, als wenn ich glei heulen mißte.

Fleiſcher: Haben Sie nicht mal ſo'n Jungen gehabt?

Frau Wolff: Na freilich. Aber was nutzt denn das alles! Ma macht'n ja doch nich wieder lebendig. — Ja ſehen Se — das ſind ſo — Lebensſachen. — Pauſe.

Fleiſcher: Man muß zu vorſichtig ſein mit den Kindern.

Frau Wolff: Da mag ma halt noch ſo vorſichtig ſein. — Was kommen ſoll, kommt. Pauſe. Kopfſchüttelnd: Was haben Sie denn mit Herr Motes gehabt?

Fleiſcher: Ich? Nichts. Was ſoll ich mit ihm gehabt haben?

Frau Wolff: Ich meente bloß ſo. —

Fleiſcher: Wie alt iſt denn Ihre Tochter jetzt?

Frau Wolff: Zu Oſtern kommt ſe doch aus der Schule. Wie is's denn, wollen Se ſe haben, Herr Fleiſcher? Zu Ihn, da geb ich ſe gerne ins Dienſt.

Fleiſcher: Warum denn nich? Das wär' gar nicht übel.

Frau Wolff: Das is Ihn a ſtrammer Purſche geworden. Wenn die ooch noch jung is, kann ich Ihn ſagen, die arbeit't mit jeder um die Wette. Und wiſſen Se was: ſe is manchmal a Strick, ſe tut manchmal nich gutt. Aber tumm is ſe nich. Die hat Ihn Scheenie.

Fleiſcher: Das kann ja immerhin möglich ſein.

Frau Wolff: Laſſen Se die bloß a eenziges Mal was uffſagen — a Gedichte, oder was grade is. Da kann ich Ihn aber ſagen, Herr Dokter, da komm Se aus der Gänſehaut gar nich raus. Se kenn ſe ja amal reinruffen laſſen, wenn Se wieder amal berliner Beſuch hab'n. Zu Ihn kommen doch immer ſo allerhand Tichter. Die is Ihn treiſte, die legt glei los. Se deklamiert Ihn zu wunderſcheene! — Verändert: Nu will ich Ihn aber an gutten Rat geben: Se derfen merſch aber nich ibel nehmen. —

Fleiſcher: 'n guten Rat nehm ich niemals übel.

Frau Wolff: Uffs erſchte: ſchenken Se nich ſoviel weg. Das dankt Ihn kee Menſch. Se hab'n doch bloß Undank.

Fleiſcher: Ich ſchenke ja gar nich viel weg, Frau Wolffen.

Frau Wolff: Na ja, ich weeß ſchonn. Reden Se erſcht nich, das macht Ihn bloß de Leite ſtutzig. Da heeßt's gleich: das is a Demokrat. Und ſein S' ock im Reden ja immer recht vorſichtig.

Fleiſcher: Wie ſoll ich denn das verſtehn, Frau Wolff?

Frau Wolff: Man kann ſich ja denken, was ma will. Im Ausſprechen muß ma gar vorſichtig ſein. Da ſitzt ma im Loch, ma weeß gar nich wie.

Fleiſcher *wird bleich:* Na, machen Sie keinen Unſinn, Frau Wolff.

Frau Wolff: Nee, nee, das ſag ich in allen Ernſt. — Und nehm Se ſich bloß vor dem Menſchen in acht.

Fleiſcher: Vor welchem Menſchen meinen Sie denn?

Frau Wolff: Na der, von dem mer vorhin gered't haben.

Fleiſcher: Vor Motes etwa?

Frau Wolff: Ich nenn keene Namen. Sie miſſen doch was mit dem Menſchen gehabt haben?

Fleiſcher: Ich verkehre ja gar nicht mehr mit ihm.

Frau Wolff: Na, ſehn Se, das hab ich mer doch gedacht.

Fleiſcher: Das kann mir kein Menſch verdenken, Frau Wolffen!

Frau Wolff: Ich verdenk's Ihn ooch nich.

Fleiſcher: Das wäre noch ſchöner, mit einem Schwindler ... mit einem notoriſchen Schwindler verkehren.

Frau Wolff: Das is ooch a Schwindler, da haben Se ſchonn recht.

Fleiſcher: Jetzt is er zur Kuchen-Dreiern gezogen. Die arme Frau kann ſehn, wo ſie bleibt. Was die etwa hat, das wird ſie ſchon los werden. Mit ſo einem Kerl … einem förmlichen Zuchthäusler …

Frau Wolff: A läßt halt ſe manchmal Reden fallen …

Fleiſcher: So!? Ueber mich? Da bin ich neugierig.

Frau Wolff: Se hätten, gloob ich, was Schlechtes geſprochen, von eener hohen Perſon oder was.

Fleiſcher: Hm! was Genaues wiſſen Sie nicht?!

Frau Wolff: A ſteckt halt viel mit'n Wehrhahn zuſammen. Aber wiſſen Se was? Ich will Ihn was ſagen. Gehn Se amal hin zur Mutter Dreiern. Die ale Hexe riecht ooch ſchonn Lunte. Erſcht ſind ſ' er doch um a Mund gegangen, jetzt freſſen doch die er de Haare vom Koppe.

Fleiſcher: Ach was, die ganze Sache iſt Unſinn!

Frau Wolff: J, gehn Se zur Dreiern, das kann niſcht ſchaden. Die hat mer ane Geſchichte erzählt … A hat ſe zum Meineid verleiten wollen. Da hab'n Se da ganzen Kerl in der Hand.

Fleiſcher: Ich kann ja mal hingehn, meinetwegen. Aber ſchließlich iſt mir die Sache egal. Das müßte doch mit'm Deibel zugehn, wenn ſo 'n Kerl … der ſoll doch mal ankommen. — Du, Philipp, Philipp! Wo biſt Du denn? Wir wollen jetzt gehn.

Adelheids Stimme: Wir ſehn uns ſo ſchöne Bilder an.

Fleiſcher: Was ſagen Sie übrigens zu der Geſchichte?

Frau Wolff: Zu welcher?

Fleiſcher: Sie haben noch gar nichts gehört?

Frau Wolff, unruhig: Nee, was ich Ihn ſage. — Ungeduldig: Mach, Julian, geh, daß De zeitig wieder zu Mittage da biſt. Zu Fleiſcher: Mer ham heite a Kaninchen geſchlacht. Biſte noch nich fertig, Julian?

Julius: Na, laß mer bloß man meine Mitze ſuchen.

Frau Wolff: Ich kann das nich ſehn, wenn eener ſo dämelt: ſo kommſte heite nich, kommſte morgen. Bei mir muß alles vom Fleck gehn.

Fleiſcher: Heut Nacht iſt bei Krüger ge...

Frau Wolff: Sein Se ſtille! Laſſen Se mich mit dem Manne zufrieden! Uf den hab ich eene ſolche Boſt! Der Mann hat mich Ihn zu tief gekränkt. Wie mir beede mit'nander geſtanden haben, und macht mich ſo ſchlecht vor den Leuten. Zu Julius: Na, gehſte nu oder gehſte nich?

Julius: Ick jeh ſchon, rege Dir man nich uff. Ick wünſch all juten Morjen, Herr Fleiſcher!

Fleiſcher: Guten Morgen, Herr Wolff. Julius ab.

Frau Wolff: Na, wie geſagt —

Fleiſcher: Ja, wie ihm das Holz geſtohlen wurde, da hat er ſich wohl mal mit Ihnen gezankt? Von damals das hat er längſt bereut.

Frau Wolff: I, der und bereuen!

Fleiſcher: Nu was ich Ihnen ſage, Mutter Wolffen.

Und überhaupt nach der letzten Geſchichte. Sie ſtehen bei dem Manne groß angeſchrieben. 's Beſte wär, Sie vertrügen ſich wieder.

Frau Wolff: Mer hätten vernimft'g reden kenn. Aber gleich mit der Polizei — nu nee!

Fleiſcher: Die alten Leutchen ſind wirklich ſchlimm dran: das Holz vor acht Tagen, heute der Pelz ...

Frau Wolff: Nu raus mit der großen Neuigkeit.

Fleiſcher: Sie haben halt wieder mal eingebrochen.

Frau Wolff: Geſtohlen? Machen Se bloß kennen Unſinn.

Fleiſcher: Und zwar einen nagelneuen Pelz.

Frau Wolff: Nee, wiſſen Se, nächſtens zieh ich fort. Das iſt ja eine Bande dahier! Da is ma ja ſeines Lebens nich ſicher! I! I! Solche Menſchen! Ma ſollt's nich glooben!

Fleiſcher: Nu können Sie ſich denken, was für 'n Halloh iſt.

Frau Wolff: Das kann man den Leiten nich verdenken.

Fleiſcher: Und wirklich, 's war 'n recht teures Stück, ich glaube Nerz.

Frau Wolff: Is das a ſo ähnlich wie Biber, Herr Fleiſcher?

Fleiſcher: Ach, 's kann ſogar Biber geweſen ſein. Die Leutchen waren ganz ſtolz darauf. — Das heißt: gelacht hab ich doch im ſtillen. Wenn ſo was entdeckt wird, das wirkt immer komiſch.

Frau Wolff: Sie ſin aber wirklich unbarmherzig. — Iber ſowas kann ich nich lachen, Herr Fleiſcher!

Fleiſcher: Na denken Sie, daß mir der Mann nicht leid tut?

Frau Wolff: Was miſſen bloß das fer Menſchen ſein! Das will een doch gar nich in a Kopp. So andere Leute ums Ihrige bringen — nee, da lieber arbeiten, bis ma hinfällt.

Fleiſcher: Könnten Sie denn nich mal ſe'n bißchen rumhorchen? Ich glaube, der Pelz iſt im Orte geblieben.

Frau Wolff: Nu haben Se denn uff niemand Verdacht?

Fleiſcher: Da hat ſo'ne Waſchfrau bei Krüger gewaſchen . . .

Frau Wolff: De Millern?

Fleiſcher: Die hat ſo'ne große Familie . . .?

Frau Wolff: ne große Familie hat die Frau, aber ſtehlen . . . nee. A biſſel mauſen, ja!

Fleiſcher: Natürlich hat ſie Krüger gejagt.

Frau Wolff: Das muß doch rauskommen, Schwerenot. Das mißte doch mit 'n Teifel zugehn. Na, wenn ich bloß Amtsvorſteher wär. Der Mann is Ihn aber tumm . . . nee, horndumm. Ich ſeh durch mei Hihneroogе mehr, wie der durch ſein Glasooge, kenn Se mer glooben.

Fleiſcher: Das glaub ich beinahe.

Frau Wolff: Das kann ich Ihn ſagen, wenn's druff ankommt: dem ſtehl ich a Stuhl unterm Hintern weg.

Fleiſcher iſt aufgeſtanden, ruft lachend ins Nebenzimmer: Komm, Philipp, komm, wir müſſen jetzt gehn. Adieu, Mutter Wolffen.

Frau Wolff: Zieh Dich an, Adelheid. Du ſollſt a Herr Fleiſcher a Stickl rudern.

Adelheid kommt, die letzten Knöpfe am Halſe knöpfend, führt Philipp an der Hand: Ick bin ja ſchon fertig. Zu Philipp: Komm her, Du, ick nehme Dir uf'n Arm.

Fleiſcher, beſorgt und beim Anziehen behilflich: Nur ja gut einpacken. Er iſt zu anfällig. Und auf dem Waſſer wird's windig ſein.

Adelheid: Ick will man vorauf jehn, 'n Kahn zurecht machen.

Frau Wolff: Wie geht's Ihn denn jetzt mit Ihrer Geſundheit?

Fleiſcher: Viel beſſer, ſeit ich hier draußen lebe.

Adelheid, in der Tür, ruft zurück: Mama, Herr Krüger.

Frau Wolff: Wer kommt?

Adelheid: Herr Krüger.

Frau Wolff: Js woll nich meglich!

Fleiſcher: Er wollte den Morgen zu Ihnen kommen. Ab.

Frau Wolff wirft einen ſchnellen Blick auf den Haufen Knüppelholz und beginnt reſolut ihn wegzuräumen: Komm, Mädel, hilf, daß mer'ſch Holz wegkriegen.

Adelheid: Warum denn, Mama? Ach, wegen Herr Krüger.

Frau Wolff: Weswegen denn ſonſt, tumme Gans! Gehert ſich das woll, wie das bei uns ausſieht? Js das ane Art am Sonntag-Morgen? Was ſoll denn Herr Krieger von uns denken? *Krüger erſcheint, echauffiert, die Wolffen ruft ihm entgegen:* Herr Krieger, ſehn Se ſich ock nich um. Bei uns ſieht's noch gar ſehr ſchrecklich aus.

Krüger, *ſich überhaſtend:* Chuten Morgen! Chuten Morgen! Das laſſen Sie kut ſein. Sie kehn die kanze Woche auf Arbeit, da kann am Sonntag nicht alles kefegt ſein. Sie ſind eine ordentliche Frau. Sie ſind eine ehrliche Frau, Frau Wolffen. Und was zwiſchen uns iſt verkefallen, das wollen wir känzlich verkeſſen, denk ich.

Frau Wolff, *gerührt, mit dem Schürzenzipfel zuweilen die Augen trocknend:* Ich hab niemals niſcht gegen Ihn gehabt. Ich hab immer gern bei Ihn gearbeit. Aber da Se halt gleich a ſo heftig wurden — da geht halt de Boſt ooch amal mit een' durch, 's hat een ja leed genug getan.

Krüger: Sie kommen wieder und waſchen bei uns. Wo iſt Ihre Tochter, die Leontine?

Frau Wolff: Sie is mit Grinkehl beim Poſtvorſteher.

Krüger: Das Mädchen keben Sie wieder zu uns. Statt zwanzig bekommt ſie dreißig Taler. Wir waren ſonſt immer mit ihr zufrieden. Verkeben und verkeſſen wir alles. *Er reicht ihr die Hand, die Wolffen ſchlägt ein.*

Frau Wolff: Das hätte ja alles gar nich ſein brauchen. Das Mädel is halt noch a tummes Kind. Mir Alten ham uns doch immer vertragen.

Krüger: Die Sache iſt alſo abkemacht. Verſchnaufend. — Da bin ich doch wenigſtens ſoweit beruhigt. — Nu ſagen Sie bleß. Was mir paſſiert iſt. Was ſagen Sie dazu?

Frau Wolff: Ach, wiſſen Se, nee ... ich ſage ſchenn gar niſcht.

Krüger: Da haben wir nun dieſen Herrn von Wehrhahn. Die ehrlichen Bürger kujonieren, Schikanen und Quälereien erdenken. In was ſteckt der Mann ſeine Naſe nicht alles!

Frau Wolff: Bloß wo a ſe haben ſoll, hat a ſe nich.

Krüger: Ich kehe jetzt hin und mache die Anzeige. Ich laſſe nicht locker, die Sache muß rauskommen.

Frau Wolff: Das laſſen Sie ja nich ſitzen, Herr Krieger.

Krüger: Und wenn ich ſoll alles auf den Kopf ſtell'n. Meinen Pelz werd ich wiederbekommen, Frau Wolff.

Frau Wolff: Hier muß amal richtig gereenigt werden, daß amal Ruhe wird in dem Neſt. Die ſtehlen een ja ſonſt's Dach iberm Koppe.

Krüger: Nu denken Sie ſich um Chotteswillen! In vierzehn Tagen zwei ſolche Diebſtähle! Zwei Meter Knüppel, wie Sie dort haben. Er nimmt einen der Knüppel in die Hand. So chutes, teures Holz, Frau Wolff.

Frau Wolff: Nee, ärgern kennt ma ſich, daß ma grin wird. Was hier fer ane Bande ſitzt ... Pfui Teiſel! Nee ſowas! äh! Laßt mich zufriede!

Krüger ficht wütend mit dem Knüppel in der Luft herum: Und wenn's mich tauſend Taler koſt, ich werde den Dieben ſchon auf die Spur komm. Die Leute entgehen dem Zuchthauſe nicht.

Frau Wolff: Das wär ooch a Segen. Wahrhaft'gen Gott!

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt

Im Amtslokal. Glaſenapp ſitzt auf ſeinem Platz. **Frau Wolff** mit **Adelheid**, die ein in Leinwand gewickeltes Paketchen vor ſich auf dem Schoße hat, warten auf den Amtsvorſteher.

Frau Wolff: A bleibt ja heute wieder gar lange.

Glaſenapp, ſchreibend: Jeduld! Jeduld!

Frau Wolff: Na, wenn a heut wieder ſo ſpät kommt, da hat a doch wieder nich Zeit fer uns.

Glaſenapp: I, Jott! Mit Euern Lappalien da! Wir haben janz andre Dinge zu tun.

Frau Wolff: Ihr werd't ooch ſcheene Dinge ze tun haben.

Glaſenapp: Det iſt ja keen Ton. Det paßt ſich ja nich!

Frau Wolff: I, haben Se ſich bloß a bißl mehr. Das Mädel hat Krieger hierher geſchickt.

Glaſenapp: Mal wieder die Pelzgeſchichte, was?

Frau Wolff: Ooch noch!

Glaſenapp: Da hat doch der alte Kerl mal was. Da kann er ſich doch 'n bisken ins Zeug legen, der olle o-beinige Scherulant.

Frau Wolff: Ihr mault bloß; ſeht lieber, daß Er was rauskriegt.

Mitteldorf erſcheint in der Tür: Se ſoll'n mal rüberkomm, Jlaſenapp. Herr Vorſteher will wat von Sie wiſſen.

Glaſenapp: Muß ich ſchon wieder mal unterbrechen.
Wirft die Feder weg und geht hinaus.

Frau Wolff: Gu'n Morgen, Mitteldorf.

Mitteldorf: Juten Morjen!

Frau Wolff: Wo bleibt'n der Vorſteher aſo lange?

Mitteldorf: Schreibt janze Bochen voll, Mutter Wolffen. 's ſin wichtche Sachen, det kann ich Ihn ſachen. *Vertraulich:* Und wiſſen Se: 't liejt wat in de Luft. — Wat, weeß ich noch nich. Aber det wat liejt, — det weeß ick ſo ſicher ... Wenn Se bloß man acht jeben, denn wer'n Se's erleben. Et kracht, und wenn et kracht, Mutter Wolffen, denn — hat et jekracht. Nee, wie jeſacht, ich verſteh ja niſcht von. Det is allens de Neuheit. De Neuheit is allens. Und von de Neuheit verſteh ick niſcht. Et muß wat jeſchehn. Det jeht nich ſo weiter. Der janze Ort muß jeſäubert wer'n. Ick finde mich ja nu nich mehr ſo rin. Wat der Vorſteher war, der jeſtorben is, det war jejen den bloß — 'n Eckenſteher. Ick könnte Ihn all noch ville erzähl'n. Ick hab man nich Zeit. Der Baron vermißt mir. *Geht, in der Tür wendet er ſich noch einmal und ſagt:* Et kracht, Mutter Wolffen, det können Se mir jlooben. *Ab.*

Frau Wolff: Na, wenn's ock bei dem nich etwa geſchnappt hat. *Pauſe.*

Adelheid: Wat ſoll ick denn ſachen? Ick hab't verjeſſen.

Frau Wolff: Was haſte denn zum Herr Krieger geſaat?

Adelheid: Na, det ick det Pack hier jefunden habe.

Frau Wolff: Sonſt brauchſte ooch hier niſcht weiter zu ſagen. Bloß, daß De forſch biſt und reſolut. Du biſt doch ſonſt nich uffs Maul gefallen.

Wulkow *kommt herein:* Ick wünſche juten Morjen.

Frau Wolff *ſtarrt ſprachlos auf Wulkow, dann:* Nee, aber, Wulkow, Ihr ſeid woll gar nich mehr geſcheit?! Was wollt Ihr denn hier?

Wulkow: Na, meine Frau hat wat Kleenes jekriecht ...

Frau Wolff: Was hat ſe gekriegt?

Wulkow: 'n kleenet Mächen. Da muß ick all komm uf't Standesamt.

Frau Wolff: Ick denke, Ihr ſeid ſchon längſt im Kanale?

Wulkow: Ick hätte all ooch niſcht dajejen, Wolffen. Wenn't bloß an mir läje, wär ick't ooch. Ick hebbe ja ooch jleich losjemacht. Un wie ick komme bis bei de Schleußen, da jeht et nich weiter. Nu hebb ick jelauert, det de Spree ſollte loslaſſen. Zwee Tache un Nächte hebb ick jelejen, bis det nu mit meine Frau noch zu kam. Denn half keen Jammern, denn mußt ick retour.

Frau Wolff: Da habt Er a Kahn wieder an der Bricke?

Wulkow: Na immer. Wo ſoll ick den hebben all?

Frau Wolff: Nu laßt mich zufriede.

Wulkow: J, wenn ſe man bloß niſcht jerochen hebben.

Frau Wolff: Geh, hol fer zehn Fennig Zwirn beim Koofmann.

Adelheid: Det hol ick, wenn ick nach Hauſe jeh.

Frau Wolff: Du gehſt und maulſt nich.

Adelheid: Ick bin doch keen kleenes Mächen mehr. Ab.

Frau Wolff, haſtig: Da habt Ihr dort an der Schleuße gelegen?

Wulkow: Zwee janze Tage. Wat ick Ihn ſache.

Frau Wolff: Nu, laßt Euch verglaſen. Ihr ſeid a Kerl — a Pelz zieht Ihr an am lichten Tage.

Wulkow: Ick? Anjezochen?

Frau Wolff: Ja, angezogen, am hellen Tage. Daß 's der ganze Ort glei zu wiſſen kriegt, was Ihr ſer an ſcheenen Pelz anhat.

Wulkow: Det wa ja all mitten drin in de Heide.

Frau Wolff: ne Viertelſtunde von unſern Hauſe. Mei Mädel hat Euch doch ſitzen ſehn. Se mußte a Dokter Fleiſcher rudern, un der hat ooch gleich an Verdacht gefaßt.

Wulkow: Da weeß ick niſcht von, det jeht mir niſcht an. Man hört jemand kommen.

Frau Wolff: Pſt, ſein Se bloß jetzt uff'n Poſten, Wulkow.

Glaſenapp kommt eilig herein, etwa in der Weiſe des Amtsvorſtehers. Fragt Wulkow von oben herab: Was haben Sie denn?

Wehrhahn, noch außen: Was willſt Du denn, Mädchen? Du kommſt zu mir? Man alſo rein. Wehrhahn läßt Adelheid vor ſich eintreten und folgt ihr. Viel Zeit hab ich heute nicht. Ach ſo, Du biſt wohl die kleine Wolff? Na ſetz Dich mal hin. Was haſt Du denn da?

Adelheid: Ick hab das Paket ...

Wehrhahn: Na wart erſt mal ... Zu Wulkow: Was haben Sie denn?

Wulkow: Eine Jeburt möcht ick anmelden.

Wehrhahn: Alſo ſtandesamtlich. Die Bücher, Glaſenapp. Das heißt, ich will erſt das andere erledigen. Zu Frau Wolff: Was gibt es denn da mit Ihrer Tochter? Hat Krüger ſie wieder mal geohrfeigt?

Frau Wolff: Nee, ſoweit hat a's woll doch nich getrieben.

Wehrhahn: Was iſt denn dann los?

Frau Wolff: Halt mit den Paket ...

Wehrhahn, zu Glaſenapp: Iſt Motes noch immer nicht dageweſen?

Glaſenapp: Bis jetzt noch nicht.

Wehrhahn: Mir unbegreiflich! Na, Mädchen, was willſt Du?

Glaſenapp: Es betrifft den geſtohlenen Pelz, Herr Vorſteher.

Wehrhahn: Ach ſo. Das iſt mir heute nicht möglich. Wer kann denn alles auf einmal tun! Zu Frau Wolff: Sie kann ſich mal morgen bei mir melden.

Frau Wolff: Se hat ſchon a paarmal woll'n mit Ihn reden.

Wehrhahn: Dann verſucht ſie's morgen zum dritten Mal.

Frau Wolff: Herr Krieger läßt ſe halt gar nich mehr locker.

Wehrhahn: Was hat Herr Krüger damit zu tun?

Frau Wolff: 's Mädel war bei 'm mit dem Paketel.

Wehrhahn: Was iſt das für 'n Lappen? Zeigen Sie mal.

Frau Wolff: Das hängt mit der Pelzgeſchichte zuſammen. Heeßt das: Herr Krieger is eben der Meinung.

Wehrhahn: Was iſt denn drin in dem Lappen, was?

Frau Wolff: ne griene Weſte is drin vom Herr Krieger.

Wehrhahn: Das haſt Du gefunden?

Adelheid: Ick hab et jefunden, Herr Amtsvorſteher!

Wehrhahn: Wo haſt Du's gefunden?

Adelheid: Det war, wie ick mit Maman zur Bahn jing. Da jing ick ſo und da ...

Wehrhahn: Laß man gut ſein. *Zu Frau Wolff:* Das deponieren Sie doch mal zunächſt. Wir werden morgen darauf zurückkommen.

Frau Wolff: Mir wär's ſchonn recht. ....

Wehrhahn: Und wem denn nicht?

Frau Wolff: Herr Krieger is bloß zu eifrig dahinter.

Wehrhahn: Herr Krüger, Herr Krüger, — der iſt mir ganz gleichgültig. Der Mann beläſtigt mich geradezu. Man kann doch ſo was nicht übers Knie brechen. Er hat ja Belohnung ausgeſetzt, es iſt ja im Amtsblatt bekannt gegeben.

Glaſenapp: Dem Mann jeſchieht immer noch nicht jenug.

Wehrhahn: Was ſoll das heißen: geſchieht nicht genug? Wir haben den Tatbeſtand aufgenommen. Seine Waſchfrau iſt ihm verdächtig geweſen, wir haben Hausſuchung vorgenommen. Was will er denn noch? Der Mann ſoll doch ſtill ſein. Nun, wie jeſagt, morjen ſteh ich zu Dienſten.

Frau Wolff: Uns is das egal, mir kommen och wieder.

Wehrhahn: Na ja, morgen früh.

Frau Wolff: Gu'n Morgen!

Adelheid knickſt: Guten Morjen!

Frau Wolff und Adelheid ab.

Wehrhahn, in Akten wühlend, zu Glaſenapp: Ich bin doch neugierig, was da raus kommt. Herr Motes will nun auch Zeugen ſtellen. Er meint, die Dreiern, die Kuchenhexe, die habe 'mal grade dabeigeſtanden, als Fleiſcher ſich deſpektierlich ausſprach. Wie alt iſt denn die Dreiern, ſagen Sie mal?

Glaſenapp: So gegen ſiebzig Jahre, Herr Vorſteher.

Wehrhahn: 'n bißchen verſchupſt, was?

Glaſenapp: Na, wie man's nimmt. Sie hat die Gedanken noch ziemlich beiſammen.

Wehrhahn: Ich kann Ihnen ſagen, Glaſenapp, es wäre mir eine direkte Genugtuung, hier mal recht gründlich zwiſchen zu fahren. Daß die Leute merken, mit wem ſie's zu tun haben. Bei Kaiſers Geburtstag, wer war nicht dabei? Natürlich der Fleiſcher. Dem Mann trau ich das Schlimmſte zu. Wenn der noch ſo ſchafsdumme Jeſichter macht. Man kennt ſie ja, dieſe Wölfe im Schafspelz. Können keiner Fliege ein Beinchen ausreißen, aber wenn's drauf ankommt, ſprengen die Hunde janze jroße Ortſchaften in die Luft. Der Boden ſoll ihnen doch hier etwas heiß werden!

Motes kommt: Jehorſamer Diener!

Wehrhahn: Na alſo, wie ſteht's?

Motes: Frau Dreier will jejen elf Uhr hier ſein.

Wehrhahn: Die Sache wird einiges Aufſehen machen. Es wird ein großes Geſchrei entſtehen. Der Wehrhahn miſcht ſich in alles hinein. Nun, Gott ſei Dank, ich bin drauf gefaßt. Ich ſtehe ja hier nicht zu meinem Vergnügen. Zum Spaß hat man mich nicht hierher geſetzt. Da denken die Leute, ſo'n Amtsvorſteher, das iſt weiter nichts wie ein höherer Büttel. Da mögen ſie jemand anders hierher ſetzen. Die Herren freilich, die mich ernannt haben, die wiſſen genau, mit wem ſie's zu tun haben. Die kennen den ganzen Ernſt meiner Auffaſſung. Ich erfaſſe mein Amt als heiljen Beruf. Pauſe. Bericht für die Staatsanwaltſchaft hab ich verfaßt. Wenn ich ihn heute Mittag abſchicke, kann übermorgen Verhaftsbefehl hier ſein.

Motes: Nun wird man aber über mich herfallen.

Wehrhahn: Sie wiſſen, mein Onkel iſt Kammerherr. Ich werde mal mit ihm über Sie ſprechen. Potz Donnerwetter! Da kommt der Fleiſcher! Was will denn der Menſch? Er hat doch nicht etwa Lunte jerochen? Es klopft, Wehrhahn ſchreit: Herein!

Fleiſcher tritt ein, bleich und aufgeregt: Guten Morgen!

Er bleibt ohne Antwort. Ich möchte eine Anzeige machen, die ſich auf den neulichen Diebſtahl bezieht.

Wehrhahn, mit durchdringendem Polizeiblick: Sie ſind der Doktor Joſeph Fleiſcher?

Fleiſcher: Ganz recht. Joſeph Fleiſcher iſt mein Name.

Wehrhahn: Sie wollen mir eine Anzeige machen?

Fleiſcher: Wenn Sie geſtatten, ſo möcht ich das tun. Ich habe nämlich etwas beobachtet, was möglicherweiſe dazu führt, dem Pelzdiebe auf die Spur zu kommen.

Wehrhahn trommelt auf den Tiſch und ſieht ſich mit einem Ausdruck gemachten Befremdens bei den Anweſenden um, dieſe zum Lächeln herausfordernd. Anteillos: Was haben Sie nun alſo ſo Wichtiges beobachtet?

Fleiſcher: Das heißt, wenn Sie etwa von vornherein auf meine Mitteilung keinen Wert legen, dann würde ich verziehen ...

Wehrhahn, ſchnell, hochmütig: Was würden Sie verziehn?

Fleiſcher: Ich würde verziehn, darüber zu ſchweigen.

Wehrhahn wendet ſich ſchweigend und gleichſam nicht begreifend an Motes, dann verändert, beiläufig: Meine Zeit iſt etwas in Anſpruch genommen. Ich möchte Sie bitten, ſich kurz zu faſſen.

Fleiſcher: Meine Zeit iſt ebenfalls eingeteilt. Indeſſen hielt ich mich für verpflichtet ...

Wehrhahn, hineinredend: Sie hielten ſich für verpflichtet. Gut. Nun ſagen Sie alſo, was Sie wiſſen.

Fleiſcher, mit Überwindung: Ich bin alſo geſtern Kahn gefahren. Ich hatte den Kahn von der Weiſſen genommen. Und ihre Tochter ſaß vorn am Ruder.

Wehrhahn: Gehört das denn unbedingt zur Sache?

Fleiſcher: Ja, allerdings — nach meiner Meinung.

Wehrhahn, ungeduldig trommelnd: Schon gut, ſchon gut, daß wir weiter kommen.

Fleiſcher: Wir fuhren bis in die Nähe der Schleuſen. Da hatte ein Spreekahn angelegt. Das Eis, wie wir ſahen, war dort aufgeſtaut. Wahrſcheinlich war er dort feſtgefahren.

Wehrhahn: Hm. So. Das intereſſiert uns nun weniger. Was iſt denn der Kern von der ganzen Sache?

Fleiſcher, mit Gewalt an ſich haltend: Ich muß geſtehen, daß dieſe Art ... Ich komme hierher durchaus freiwillig, einen freiwilligen Dienſt der Behörde zu leiſten ...

Glaſenapp, frech: Der Herr Amtsvorſteher hat nicht Zeit. Sie ſollen nur weniger Worte machen. Sie ſollen es kurz und bündig ſagen.

Wehrhahn, heftig: Die Sache. Die Sache. Was wollen Sie denn?

Fleiſcher, mit Überwindung: Es liegt mir daran, daß die Sache entdeckt wird. Und im Intereſſe des alten Herrn Krüger werd ich ...

Wehrhahn, gähnend, unintereſſiert: Es blendet mich, ſchließen Sie mal die Rouleaus.

Fleiſcher: Auf dem Kahne befand ſich ein alter Schiffer — wahrſcheinlich der Eigentümer des Schiffes.

Wehrhahn, wie vorher, gähnend: Ja. Höchſt wahrſcheinlich.

Fleiſcher: Dieſer Mann ſaß auf dem Deck in einem Pelze, den ich aus der Ferne für Biber hielt.

Wehrhahn, wie vorher: Ich hätt ihn vielleicht für Marder gehalten.

Fleiſcher: Ich fuhr heran, ſoweit es möglich war, und konnte ſo ziemlich gut beobachten. Es war ein dürftiger, ſchmudliger Schiffer, und der Pelz ſchien durchaus nicht für ihn gemacht. Es war auch ein nagelneues Stück . . .

Wehrhahn, ſcheinbar zu ſich kommend: Ich höre, ich höre, — nun? Und? Was weiter?

Fleiſcher: Was weiter? Nichts!

Wehrhahn, ſcheinbar auflebend: Sie wollten mir doch eine Anzeige machen. Von etwas Wichtigem ſprachen Sie doch.

Fleiſcher: Ich habe geſagt, was ich ſagen wollte.

Wehrhahn: Sie haben uns hier eine Geſchichte erzählt von einem Schiffer, der einen Pelz trägt. Nun, Schiffer tragen mitunter Pelze. Das iſt keine große Neuigkeit.

Fleiſcher: Darüber denken Sie ſo oder ſo. Unter dieſen Verhältniſſen bin ich am Ende. Er geht ab.

Wehrhahn: Iſt Ihnen wohl ſo was mal vorgekommen? Der Mann iſt ja bodenlos dumm außerdem. Ein Schiffer hat einen Pelz angehabt. Iſt der Mann wohl plötzlich verrückt geworden? Ich beſitze ja ſelbſt einen Biberpelz. Ich bin doch deshalb noch lange kein Dieb.

— Schockſchwerenot! was iſt denn das wieder? Es ſoll wohl heute gar keine Ruhe werden. Zu Mitteldorf, der an der Türe ſteht: Sie laſſen jetzt niemand weiter herein. Herr Motes, tun Sie mir den Gefallen, gehen Sie, bitte, rüber in meine Privatwohnung. Wir können dort ungeſtörter verhandeln. — Zum ſo und ſo vielten Mal dieſer Krüger. Der iſt ja wie von Taranteln geſtochen. Wenn der alte Eſel fortfährt, mich zu plagen, da fliegt er noch 'mal zur Tür raus.

Krüger wird in Begleitung von **Fleiſcher** und **Frau Wolff** in der offnen Tür ſichtbar.

Mitteldorf, zu Krüger: Herr Vorſteher iſt nicht zu ſprechen, Herr Krüger.

Krüger: Ach was! Nicht zu ſprechen! Das iſt mir kanz kleichgültig. Zu den übrigen: Immer vorwärts, vorwärts. Das will ich mal ſehen.

Alle, Krüger voran, treten ein.

Wehrhahn: Ich möchte um etwas mehr Ruhe bitten. Wie Sie ſehen, habe ich hier noch zu verhandeln.

Krüger: Verhandeln Sie ruhig, wir können warten. Dann werden Sie wohl auch mit uns verhandeln.

Wehrhahn, zu Motes: Alſo bitte, drüben in meiner Privatwohnung — und wenn Sie Frau Dreier etwa ſehen, ich möchte ſie auch lieber drüben verhören. Sie ſehen ja ſelbſt: hier iſt es unmöglich.

Krüger, auf Fleiſcher zeigend: Der Herr hier weiß auch etwas von der Frau Treier. Kann Ihnen ſokar etwas Schriftliches keben.

Motes: Gehorſamer Diener, empfehle mich beſtens! Ab.

Krüger: Der Mann hat's nötig, ſich zu empfehlen.

Wehrhahn: Ich bitte, enthalten Sie ſich Ihrer Bemerkungen.

Krüger: Das ſage ich nochmal: der Mann iſt ein Schwindler!

Wehrhahn, als ob er es nicht gehört, zu Wulkow: Nun alſo, was gibt's? Erſt werde ich Sie abfertigen. Die Bücher, Glaſenapp! — Laſſen Sie mal. Ich will mir erſt das mal vom Halſe ſchaffen. Zu Krüger: Ich werde erſt Ihre Sache erledigen.

Krüger: Ja, darum wollt ich auch tringend bitten.

Wehrhahn: Wir wollen mal von dem „dringend" ganz abſehen. Was hätten Sie alſo für ein Anliegen?

Krüger: Kein Anliegen. Kar kein Anliegen hab ich. Ich komme, mein kutes Recht zu beanſpruchen.

Wehrhahn: Was wäre das für ein gutes Recht?

Krüger: Mein kutes Recht, Herr Amtsvorſteher. Das Recht, das ich habe, als ein Beſtohlener, daß die Ortsbehörde mir Beiſtand leiſtet, mein geſtohlenes Gut zurückzuerhalten.

Wehrhahn: Iſt Ihnen der Beiſtand verweigert worden?

Krüger: Nein, kar nicht. Das kann ja auch kar nicht ſein. Aber dennoch ſehe ich, daß nichts keſchieht! Die kanze Sache nimmt keinen Fortgang.

Wehrhahn: Sie glauben, das geht ſo im Handumdrehen?

Krüger: Ich klaube kar nichts, Herr Amtsvorſteher. Ich wäre dann wohl nicht hergekommen. Ich habe vielmehr beſtimmte Beweiſe. Sie nehmen ſich meiner Sache nicht an.

Wehrhahn: Ich könnte Sie jetzt ſchon unterbrechen. Etwas weiteres der Art anzuhören, läge ganz außer meiner Amtspflicht. Einſtweilen reden Sie aber nur weiter.

Krüger: Sie könnten mich kar nicht unterbrechen. Als preußiſcher Staatsbürger habe ich Rechte. Und wenn Sie mich hier auch unterbrechen, dann kiebt es andere Orte zum reden. Sie nehmen ſich meiner Sache nicht an.

Wehrhahn, ſcheinbar gelaſſen: Nun bitte, wollen Sie das begründen.

Krüger, auf die Wolffen und ihre Tochter zeigend: Hier, dieſe Frau iſt zu Ihnen gekommen. Ihre Tochter hat einen Fund kemacht. Sie hat den Weg nicht keſcheut, Herr Vorſteher, obkleich ſie doch eine arme Frau iſt. Sie haben ſie einmal abkewieſen, und heute iſt ſie wieder gekommen …

Frau Wolff: Er hatte halt doch keine Zeit, der Herr Vorſteher.

Wehrhahn: Ach bitte, weiter …!

Krüger: Ich bin auch durchaus noch lange nicht fertig. Was haben Sie zu der Frau keſagt? Sie haben der Frau kanz einfach keſagt: Sie hätten jetzt keine Zeit für die Sache. Sie haben nicht einmal die Tochter verhört. Sie wiſſen auch nicht den keringſten Umſtand; von dem kanzen Vorfall wiſſen Sie kar nichts.

Wehrhahn: Jetzt möcht ich Sie bitten, ſich etwas zu mäßigen.

Krüger: Ich bin kemäßigt, ich bin ſehr kemäßigt. Ich bin viel zu kemäßigt, Herr Amtsvorſteher. Ich bin noch ein viel zu kemäßigter Menſch. Was ſollte ich ſonſt zu ſo etwas ſagen? Was iſt das für eine Art Unterſuchung? Dieſer Herr hier, Herr Fleiſcher, iſt bei Ihnen keweſen, mit einer Beobachtung, die er kemacht hat. Ein Schiffer trägt einen Biberpelz …

Wehrhahn, die Hand erhebend: Pſt, warten Sie mal! Zu Wulkow: Sie ſind doch Schiffer?

Wulkow: Seit dreißig Jahren hebb ick jeſchiffwerkt.

Wehrhahn: Sie ſind wohl ſchreckhaft? Sie zucken ja ſo.

Wulkow: Ick hebbe mir richtig 'n bisken verſchrocken.

Wehrhahn: Tragen nun die Spreeſchiffer öfter Pelze?

Wulkow: Manch eener hat ſeinen Pelz, immerzu.

Wehrhahn: Der Herr dort hat einen Schiffer geſehn, der hat im Pelz auf dem Deck geſtanden.

Wulkow: Da is niſcht Verdächtijes bei, Herr Vorſteher. Da ſin ville, die ſchöne Pelze hab'n. Ick hebbe ſojar all ooch ſelber eenen.

Wehrhahn: Na ſehn Sie, der Mann hat ſelbſt einen Pelz.

Fleiſcher: Aber ſchließlich doch keinen Biberpelz.

Wehrhahn: Das haben Sie ja nicht genau geſehen.

Krüger: Wa? Hat der Mann einen Biberpelz?

Wulkow: Da jibt et ville, kann ick Ihn ſachen, die hebben de ſchönſten Biberpelze. Warum ooch nich? 's Jeld langt ja all zu.

Wehrhahn, im Vollgefühle des Triumphes mit gemachter Gleichgültigkeit: So. Leichthin: Bitte, fahren Sie fort, Herr Krüger. Das war nur ſo ein kleiner Abſtecher. Ich wollte Ihnen nur mal vor Augen führen, was es auf ſich hat mit dieſer „Beobachtung". — Sie ſehen, der Mann hat ſelbſt einen Pelz. Wieder heftig: Es wird uns doch deshalb im Traume nicht einfallen, zu ſagen: er hätte den Pelz geſtohlen. Das wäre ja eine Abſurdität.

Krüger: Wa? Ich verſtehe kein Wort davon.

Wehrhahn: Da muß ich noch etwas lauter reden. Und da ich mal gerade im Reden bin, da möchte ich Ihnen auch gleich mal was ſagen. Nicht in meiner Eigenſchaft als Beamter, ſondern einfach als Menſch wie Sie, Herr Krüger. Ein immerhin ehrenwerter Bürger, der ſollte mit ſeinem Vertrauen mehr haushalten, — ſich nicht auf das Zeugnis von Leuten berufen . . .

Krüger: Mein Umkang, mein Umkang . . .?

Wehrhahn: Jawohl, Ihr Umgang.

Krüger: Da geben Sie nur auf ſich ſelber acht. Solche Leute wie Motes, mit dem Sie umkehen, die ſind bei mir aus dem Hauſe keflogen.

Fleiſcher: Dem Mann, der in Ihrer Privatwohnung wartet, dem hab ich bei mir die Tür gewieſen.

Krüger: Er hat mich um meine Miete beſchwindelt.

Frau Wolff: Da ſein er nich viele hier am Orte, die der nich hat hinten und vorne beſchwindelt, um Behms, um Märker, um Taler, um Goldſticke.

Krüger: Der Mann hat das richtige Steuerſyſtem.

Fleiſcher zieht aus ſeiner Taſche ein Papier: Der Mann iſt auch reif für den Staatsanwalt. Er legt das Papier auf den Tiſch. Ich bitte gefälligſt, das durchzuleſen.

Krüger: Das Blatt hat Frau Dreier ſelbſt unterſchrieben. Er hat ſie zum Meineid verleiten wollen.

Fleiſcher: Sie hat ſollen ausſagen gegen mich.

Krüger, Fleiſcher anfaſſend: Das iſt ein unpeſcholt'ner Mann, und den will dieſer Schuft ins Elend bringen. Und Sie reichen dem Menſchen dazu die Hand.

Sprechen gleichzeitig

Wehrhahn: Ich bin nun am Ende mit meiner Geduld. Was Sie mit dem Manne zu verhandeln haben, das geht mich nichts an und iſt mir auch gleichgültig.' Zu Fleiſcher: Entfernen Sie mal den Wiſch da gefälligſt.

Krüger, abwechſelnd zur Wolffen und zu Glaſenapp: Das iſt der Freund des Herrn Amtsvorſtehers. Das iſt der Kewährsmann. Ein ſchöner Kewährsmann. Ein Revolvermann woll'n wir mal lieber ſagen.

Fleiſcher, zu Mitteldorf: Ich bin keinem Menſchen Rechenſchaft ſchuldig. Was ich tu und laſſe, iſt meine Sache. Mit wem ich umgehe, iſt meine Sache. Was ich denke und ſchreibe, iſt meine Sache.

Glaſenapp: Man kann ja ſein eigenes Wort nicht verſtehen. Herr Vorſteher, ſoll ich vielleicht den Gendarm holen? Ich ſpringe ſchnell rüber. Mitteldorf! . . .

Wehrhahn: Ich bitte um Ruhe. Ruhe tritt ein. Zu Fleiſcher: Entfernen Sie mal den Wiſch da gefälligſt.

Fleiſcher tut es: Der Wiſch da kommt vor den Staatsanwalt.

Wehrhahn: Das mögen Sie halten, wie Sie wollen. Er ſteht auf und nimmt aus dem Schrank das Paket der Frau Wolff. Damit dieſe Sache nun aus der Welt kommt. Zu Frau Wolff: Wo haben Sie alſo das Ding gefunden?

Frau Wolff: Ich hab's doch gar nich gefunden, Herr Vorſteher.

Wehrhahn: Na wer denn ſonſt?

Frau Wolff: Meine jingſte Tochter.

Wehrhahn: Warum haben Sie die nicht mitgebracht?

Frau Wolff: Sie war ja doch da, Herr Amtsvorſteher. Ich kann ſe ja auch ſchnell rieberholen.

Wehrhahn: Das verzögert doch aber die Sache bedeutend. Hat Ihnen das Mädel denn nichts erzählt?

Krüger: Sie ſagten doch, auf dem Wege zum Pahnhof.

Wehrhahn: Der Dieb iſt alſo wohl nach Berlin. Da werden wir ſchlechtes Suchen haben.

Krüger: Ich klaube das kar nicht, Herr Amtsvorſteher. Herr Fleiſcher hat eine kanz richtike Anſicht. Die kanze Sache mit dem Paket iſt angelegt, um uns irre zu führen.

Frau Wolff: Doch noch! Das kann ganz gutt meglich ſein.

Wehrhahn: Na, Wolffen, Sie ſind doch ſonſt nich ſo dumm. Was hier geſtohlen wird, geht nach Berlin. Der Pelz war längſt in Berlin verkauft, noch eh wir hier wußten, daß er geſtohlen war.

Frau Wolff: Herr Vorſteher, nee, ich kann mer nich helfen. Da bin ich doch nich ganz Ihrer Meenung. Wenn der Dieb in Berlin is, da mecht ich wiſſen: was braucht der a ſo a Paket zu verlieren.

Wehrhahn: Man verliert doch ſo was nicht immer abſichtlich.

Frau Wolff: I, ſehn Se ſich bloß das Paket amal an, da is alles ſo ſcheene zuſamm gepackt, de Weſte, der Schliſſel, das Stickel Papier ...

Krüger: Ich klaube, der Dieb iſt hier am Ort.

Frau Wolff, Krüger beſtärkend: Na ſehn Se, Herr Krüger.

Krüger, beſtärkt: Das klaub ich beſtimmt.

Wehrhahn: Bedaure, ich neige nicht zu der Anſicht. Ich hab eine viel zu lange Erfahrung ...

Krüger: Was? Eine lange Erfahrung? Hm!

Wehrhahn: Gewiß. Auf Grund dieſer langen Erfahrung weiß ich, daß dieſe Möglichkeit kaum in Betracht kommt.

Frau Wolff: Na, na, ma ſoll niſcht verreden, Herr Vorſteher.

Krüger, mit Bezug auf Fleiſcher: Er hat aber doch einen Schiffer geſehen ...

Wehrhahn: Ach, kommen Sie doch nicht mit dieſer Geſchichte. Da müßt ich ja alle Tage Hausſuchung halten, mit zwanzig Gendarmen und Poliziſten. Da müßt ich bei jedem einzelnen hausſuchen.

Frau Wolff: Da fangen Se ock gleich bei mir an, Herr Vorſteher.

Wehrhahn: Na, iſt denn ſo was nicht lächerlich? Nein, nein, meine Herren, ſo geht das nicht. So kommen wir nun und nimmer zu etwas. Sie müſſen mir gänzlich freie Hand laſſen. Ich habe ſchon meine Verdachte gefaßt und will einſtweilen nur noch beobachten. Es gibt hier ſo einige dunkle Geſtalten, die hab ich ſchon lange aufs Korn genommen. Frühzeitig fahren ſie rein nach Berlin, mit ſchweren Hucken auf dem Rücken, und abends kommen ſie leer zurück.

Krüger: Die Gemüſefrauen gehen wohl ſo mit ihrem Gemüſe auf dem Rücken.

Wehrhahn: Nicht nur die Gemüſefrauen, Herr Krüger. Ihr Pelz iſt wahrſcheinlich auch ſo gereiſt.

Frau Wolff: Das kann halt eben ooch meeglich ſein. Unmeeglich is halt niſcht uff der Welt.

Wehrhahn: Na alſo. Nun? Sie wollen anmelden.

Wulkow: 'n kleenet Mächen, Herr Amtsvorſteher.

Wehrhahn: Ich werde alſo mein Möglichſtes tun.

Krüger: Ich laſſe nicht eher Ruhe, Herr Vorſteher, als bis ich zu meinem Pelze komme.

Wehrhahn: Nun, was gemacht werden kann, wird gemacht. Die Wolffen kann ja mal 'n bißchen rumhören.

Frau Wolff: Uff ſo was verſteh ich mich eemal zu ſchlecht. Aber wenn aſo was nich rauskommt, nee, nee, wo bleibt da ock alle Sicherheet!

Krüger: Sie haben kanz recht, Frau Wolffen, kanz recht. Zu Wehrhahn: Ich bitte das Päckchen genau zu beſichtigen. Es iſt eine Handſchrift auf dem Zettel, die zu einer Entdeckung führen kann. Und übermorgen früh, Herr Vorſteher, werd ich wieder ſo frei ſein, nachzufragen. Kuten Morgen! Ab.

Fleiſcher: Guten Morgen. Ab.

Wehrhahn, zu Wulkow: Sie ſind wieviel Jahr alt? Guten Morgen, guten Morgen! — Bei den beiden Kerls iſt was los da oben. Zu Wulkow: Wie heißen Sie?

Wulkow: Auguſt Philipp Wulkow.

Wehrhahn, zu Mitteldorf: Gehen Sie mal rüber in meine Wohnung. Da ſitzt der Schriftſteller Motes und wartet. Sagen Sie ihm, es tät mir leid, ich hätte heut morgen anderes zu tun.

Mitteldorf: Da ſoll er nich warten?

Wehrhahn, barſch: Nicht warten! Nein!

Mitteldorf ab.

Wehrhahn, zu Frau Wolff: Iſt Ihnen der Schriftſteller Motes bekannt?

Frau Wolff: Bei ſo was, wiſſen Se, da ſchweig ich lieber. Da kennt ich Ihn nich viel Guttes erzählen.

Wehrhahn, ironiſch: Von Fleiſcher dagegen umſomehr.

Frau Wolff: Das is Ihn ooch wirklich ke ibler Mann.

Wehrhahn: Sie wollen wohl 'n bißchen vorſichtig ſein?

Frau Wolff: Nee, wiſſen Se, dazu taug ich niſcht. Ich bin immer geradezu, Herr Vorſteher. Wenn ich mit'm Maule nich immer ſo vorneweg wär, da hätt ich kenn ſchonn viel weiter ſein.

Wehrhahn: Bei mir hat Ihnen das noch nicht geſchadet.

Frau Wolff: Bei Ihn nich, nee, Herr Amtsvorſteher. Sie kenn' ooch a offnes Wort vertragen. Vor Ihn da braucht ma ſich nich zu verſtecken.

Wehrhahn: Kurz! Fleiſcher, das iſt ein Ehrenmann.

Frau Wolff: Das is a ooch, ja, das is a ooch.

Wehrhahn: Na, denken Sie mal an Ihr heutiges Wort.

Frau Wolff: Und Sie an meins.

Wehrhahn: Gut, wollen mal ſehn. Er dehnt ſich, ſteht auf und vertritt ſich die Beine. Zu Wulkow: Das iſt nämlich hier unſre fleißige Waſchfrau. Die denkt, alle Menſchen ſind ſo wie ſie. Zu Frau Wolff: So iſt's aber leider nicht in der Welt. Sie ſehen die Menſchen von außen an. Unſereins blickt nun ſchon etwas tiefer. Er geht einige Schritte, bleibt dann vor ihr ſtehen und legt ihr die Hand auf die Schultern.

Und ſo wahr es iſt, wenn ich hier ſage: die Wolffen iſt eine ehrliche Haut, ſo ſage ich Ihnen mit gleicher Beſtimmtheit: Ihr Doktor Fleiſcher, von dem wir da ſprachen, das iſt ein lebensgefährlicher Kerl!

Frau Wolff, reſigniert den Kopf ſchüttelnd: Da weeß ich nu nich . . .

Der Vorhang fällt.

Hanneles Himmelfahrt

Traumdichtung

in zwei Akten

An Marie Hauptmann
geborne Thienemann

Die Kinder pflücken roten Klee, rupfen die Blütenkrönchen behutſam aus und ſaugen an den blaſſen feinen Schäften. Eine ſchwache Süßigkeit kommt auf ihre Zungen. Wenn Du nur ſo viel Süße aus meinem Gedicht ziehſt, ſo will ich mich meiner Gabe nicht ſchämen.

Schreiberhau 1893 Gerhart

Dramatis personae

Hannele
Gottwald, Lehrer
Schweſter Martha, Diakoniſſin
Tulpe
Hedwig } Armenhäusler
Pleſchke
Hanke
Seidel, Waldarbeiter
Berger, Amtsvorſteher
Schmidt, Amtsdiener
Dr. Wachler

Es erſcheinen dem Hannele im Fiebertraum: Der Maurer Mattern, ihr Vater. Eine Frauengeſtalt, ihre verſtorbene Mutter. Ein großer, ſchwarzer Engel. Drei lichte Engel. Die Diakoniſſin. Gottwald und ſeine Schulkinder. Die Armenhäusler Pleſchke, Hanke und andere. Seidel. Vier weißgekleidete Jünglinge. Ein Fremder. Viele kleine und große lichte Engel. Leidtragende, Frauen uſw.

Erſter Akt

Ein Zimmer im Armenhauſe eines Gebirgsdorfes: Kahle Wände, eine Tür in der Mitte, ein kleines gucklochartiges Fenſter links. Vor dem Fenſter ein wackliger Tiſch mit Bank. Rechts eine Bettſtelle mit Strohſack. An der Hinterwand ein Ofen mit Bank und eine zweite Bettſtelle, ebenfalls mit einem Strohſack und einigen Lumpen darüber. — Es iſt eine ſtürmiſche Dezembernacht. Am Tiſch, beim Scheine eines Talglichtes, aus einem Geſangbuch ſingend, ſitzt **Tulpe**, ein altes, zerlumptes Bettelweib.

Tulpe ſingt:

Ach bleib mit Deiner Gnade
Bei uns, Herr Jeſu Chriſt,
Daß uns hinfort nicht ....

Hedwig, genannt **Hete**, eine liederliche Frauensperſon von etwa dreißig Jahren, mit Ponylocken, tritt ein. Sie hat ein dickes Tuch um den Kopf und ein Bündel unterm Arm, ſonſt iſt ſie leicht und ärmlich gekleidet.

Hete, in die Hände blaſend, ohne das Bündel unterm Arm wegzulegen: Ei Jeſſes, Jeſſes! is das a Wetter! Sie läßt das Bündel auf den Tiſch gleiten, bläſt ſich fortgeſetzt in die hohlen Hände und tritt abwechſelnd mit einem ihrer zerriſſenen Schuhe auf den andern. Aſo toll haben mer'ſch ſchonn viele Jahre nich gehabt.

Tulpe: Was bringſt'n mit?

Hete fletſcht die Zähne und wimmert im Schmerz, nimmt Platz auf der Ofenbank und müht ſich, die Schuhe auszuziehen: O Jemerſch — Jemerſch — meine Zehen! — Das brennt wie Feuer.

Tulpe hat das Bündel aufgeknotet, ein Brot, ein Päckchen

Zichorie, ein Tütchen Kaffee, einige Paar Strümpfe usw. liegen offen: Da wird woll fer mich ooch a biſſel was abfall'n.

Hete, die, mit dem Ausziehen der Schuhe beſchäftigt, nicht auf Tulpe geachtet hat, ſtürzt nun wie ein Geier über die Gegenſtände und rafft ſie zuſammen: Tulpe! — Den einen Fuß nackt, den andern noch im Schuh, humpelt ſie mit den Sachen nach dem Bett an der Hinterwand. Ich wer ne Meile loofen, gelt? Und wer mer die Knochen im Leibe erfrieren, damit Ihr und kennt's Euch einſacken, gelt?

Tulpe: O, halt Deine Guſche, alte Schalaſter! An dem biſſel Gelumpe vergreif ich mich nich — ſie ſteht auf, klappt das Buch zu und wiſcht es ſorgfältig an ihren Kleidern ab — was Du Dir da haſt zuſammengebettelt.

Hete, die Sachen unter den Strohſack packend: Wer hat eck im Leben mehr gefochten, ich oder Ihr? Ihr habt doch im Leben niſcht anderſch getan, aſo alt wie Ihr ſeid: das weeß doch a jedes.

Tulpe: Du haſt noch ganz andre Dinge getrieben. Der Herr Paſter hat Dir die Meenung geſagt. Wie ich a jung Mädel war wie Du; ich hab freilich anderſch uf mich gehalten.

Hete: Da derfier habt Ihr ooch im Zuchthauſe geſeſſen.

Tulpe: Und Du kannſt neinkommen, wenn De ſonſt willſt. Ich brauch bloß amal a Schandarm zu treffen. Dem wer ich amal a Talglicht uffſtecken. Mach Du Dich bloß mauſig, Mädel, ich ſag Dir'ſch!

Hete: Da ſchickt a Schandarm ock gleich mit zu mir, da wer ich'n gleich was mit erzählen.

Tulpe: Erzähl Du meinswegen, was Du willſt.

Hete: Wer hat denn a Paleto geſtohlen? Hä? — Vom Gaſtwirt Richter ſein'n kleenen Jungen? Tulpe tut, als ob ſie nach Hete ſpucke. Tulpe! verpucht! — nu gerade nich.

Tulpe: Vor mir! ich will von Dir niſcht Geſchenktes.

Hete: Ja, weil Ihr niſcht krigt.

Pleſchke und Hanke ſind von dem Sturm, welcher mit einem wütenden Stoß ſoeben wider das Haus fuhr, förmlich in den Flur hinein geworfen worden. Pleſchke, ein alter, kropfhalſiger, halb kindiſcher Kerl in Lumpen, bricht darüber in lautes Lachen aus. Hanke, ein junger Liedrian und Nichtstuer, flucht. Beide ſchütteln, durch die offene Tür ſichtbar, auf den Steinen des Flurs den Schnee von ihren Mützen und Kleidern. Jeder trägt ein Bündel.

Pleſchke: O Hagel! o Hagel! — das ſchmeißt ja wie Teifel — die alte Kaluppe von Armenhaus, die wird's woll amal bei Gelegenheit, ja ... bei Gelegenheit, ja, zuſammenreißen. Hete beſinnt ſich angeſichts der beiden, holt die Sachen wiederum unter dem Strohſack hervor und läuft an den Männern vorüber, hinaus und eine Treppe hinauf.

Pleſchke, hinter Heten dreinſprechend: Was laufſt'n Du ... laufſt'n Du — fort? — Mir — tun Der niſcht ... tun Der niſcht. — Gelt, Hanke? — Gelt?

Tulpe, am Ofen mit einem Kartoffeltopf beſchäftigt: Das Frauvolk is nich geſcheit im Koppe. Die denkt, mir wärn'r ne Sache wegnehmen.

Pleſchke, eintretend: O, Jes, Jes! Ihr Leute! Nu da ... da heert's auf. — Gu'nabend ... Gu'nabend ja. — Teiſel, Teiſel! — A Wetter is draußen ... a Wetter is draußen —! Der Länge lang, ja ... der Länge lang, ja — bin ich hingeſchlagen — aſo lang wie ich bin. Er iſt mit geknickten Beinen bis zum Tiſche gehinkt. Hier legt er ſein Bündel ab und wendet den wackligen Kopf mit den weißen Haaren und triefigen Augen zu Tulpe herum. Dabei ſchnappt er noch immer vor Anſtrengung nach Luft, huſtet und macht Bewegungen, um ſich zu erwärmen. Indeſſen iſt Hanke auch ins Zimmer gelangt. Einen Bettelſack hat er neben die Tür geſtellt und ſogleich begonnen, vor Froſt bebend, trocknes Reiſig in den Ofen zu ſtopfen.

Tulpe: Wo kommſt'n her?

Pleſchke: Ich? Ich? Wo ich herkomme? Gar — gar von weit her. 's Oberdorf hab ich ... hab ich abgeloofen.

Tulpe: Bringſte was mit?

Pleſchke: Ja, ja, ſcheene Sachen. Scheene Sachen — hab ich. — Beim Kanter — kricht ich ... kricht ich — 'n Finfer, ja — und oben beim Gaſtwirt ... oben — beim Gaſtwirt — kricht ich ... kricht ich'n Topp voll, ja ... 'n Topp voll ... Topp voll Suppe kricht ich.

Tulpe: Ich wer'n glei uffſetzen. Gib amal her. Sie zieht den Topf aus dem Bündel, ſetzt ihn auf den Tiſch und wühlt weiter.

Pleſchke: A Ende ... Wurſcht, ja — is ooch ... ooch dabei. Der Fleeſcher ... der Seipelt-Fleeſcher — hat mir'ſch ... hat mir'ſch gegeben.

Tulpe: Wieviel bringſt'n Geld mitte?

Pleſchke: Drei Beemen, ja ... drei Beemen — ſind's — gloob ich.

Tulpe: Na gib ock her. Ich wer Der'ſch ufheben.

Hete, wieder eintretend: Ihr ſeid ſcheen tumm, daß Ihr alles weggebt. Sie geht zum Ofen.

Tulpe: Bekimmer Du Dich um Deine Sachen.

Hanke: A is doch der Breitgam.

Hete: O Jemerſch, Jemerſch!

Hanke: Da muß a doch ooch d'r Braut was mitbringen. Das liegt halt eemal ſo in a Verhältniſſen.

Pleſchke: Du kannſt zum Narren haben ... kannſt zum Narren haben — wen De willſt, ja ... wen De willſt, ja. An'n alten Mann ... an'n alten Mann — den laß Du zufriede.

Hete, die Sprechweiſe des alten Pleſchke nachäffend: Der alte Pleſchke ... der alte Pleſchke ... der kann bald gar nich ... gar nich mehr labern. Der wird bald ... wird bald — gar gar gar gar gar kee Wort ... Wort mehr 'raus rausbringen, ja.

Pleſchke, mit ſeinem Stecken auf ſie zugehend: Jetzt zieh aber — Leine ... zieh aber ... Leine.

Hete: Vor wem denn, hä?

Pleſchke: Jetzt zieh aber — Leine!

Tulpe: Immer gib 'r a Ding.

Pleſchke: Jetzt zieh aber — Leine!

Hanke: Laßt Ihr die Tummheet.

Tulpe: Ihr gebt Ruhe! Hete benutzt hinter dem Rücken Hankes den Moment, in welchem er, ſie verteidigend, mit Pleſchke zu tun hat, um ihm aus dem Bettelſack blitzſchnell etwas herauszugreifen und damit fortzurennen. Tulpe, die es bemerkt hat, ſchüttelt ſich vor Lachen.

Hanke: Da gibt's niſcht zu lachen.

Tulpe, immer lachend: Nu! da! nu da! da ſoll eens nich lachen.

Pleſchke: O Jeſes, Jeſes! ſieh ock dernach.

Tulpe: Sieh D'r ock Deine Sachen an. Kann ſein, ſe ſein was weniger gewor'n.

Hanke wendet ſich, merkt, daß er gefoppt iſt: Luder!! — Er ſtürzt Hete nach. Wenn ich Dich kriege! Man hört Trampeln, eine Treppe hinauf, Jagen, unterdrücktes Schreien.

Pleſchke: A Teifelsmädel! — A Teifelsmädel! Er lacht in allen Tonarten. Tulpe will ſich ebenfalls ausſchütten vor Lachen. Plötzlich hört man die Haustür heftig gehen. Das Lachen beider bricht ab. Nu? Was is das?

Heftige Windſtöße wuchten gegen das Haus. Körniger Schnee wird gegen das Fenſter geworfen. Einen Moment Stille. Jetzt erſcheint Lehrer **Gottwald**, ein ſchwarzbärtiger Zweiunddreißiger; auf dem Arm trägt er das etwa vierzehnjährige **Hannele Mattern**. Das Mädchen, deſſen lange, rote Haare offen über die Schulter des Lehrers herabhängen, wimmert fortwährend. Es hat ſein Geſicht am Halſe des Lehrers verborgen, ſeine Arme hängen ſchlaff und tot herab. Man hat es nur notdürftig bekleidet und in Tücher eingehüllt. Mit aller Sorgfalt läßt Gottwald, ohne ſich irgendwie um die Anweſenden zu bekümmern, ſeine Laſt auf das Bett gleiten, das rechts an der Wand ſteht. Ein Mann, Waldarbeiter, namens **Seidel**, iſt mit einer Laterne ebenfalls eingetreten. Er trägt, neben Säge und Axt, ein Bündel naſſer Lumpen und hat einen alten Jägerhut ziemlich verwogen auf den ſchon ſtark angegrauten Kopf geſetzt.

Pleſchke, dumm und betroffen ſtarrend: Hee, hee, hee, hee! — Was geht denn da vor? — Was geht denn da vor?

Gottwald, Decken und ſeinen eignen Mantel über das Mädchen breitend: Steine heiß machen, Seidel! ſchnell!

Seidel: Attent, attent! a paar Ziegelſteine. Allo, allo! immer macht, daß was wird.

Tulpe: Was hat's denn mit 'r?

Seidel: J, laßt das Gefrage. Schnell ab mit Tulpe.

Gottwald, beruhigend zu Hannele: Laß gut ſein, laß gut ſein! Aengſte Dich nicht. Es geſchieht Dir nichts.

Hannele, mit klappernden Zähnen: Ich fürchte mich ſo! Ich fürchte mich ſo!

Gottwald: Du brauchſt Dich aber vor gar nichts zu fürchten. Es wird Dir ja niemand etwas tun.

Hannele: Der Vater, der Vater ...

Gottwald: Der is ja nicht hier.

Hannele: Ich fürcht mich ſo, wenn der Vater kommt.

Gottwald: Er kommt aber nicht. So glaub mir doch nur.

Jemand kommt in höchſter Schnelligkeit die Treppe herunter.

Hete hält ein Reibeiſen in die Höhe: Nu ſeht bloß: aſo was krigt Hanke geſchenkt.

Hanke iſt hinter ihr dreingejagt, erreicht ſie, will ihr das Reibeiſen entwinden, ſie aber wirft es mit einer ſchnellen Bewegung von ſich mitten ins Zimmer hinein.

Hannele, ſchreckhaft auffahrend: Er kommt! Er kommt! Halb aufgerichtet, ſtarrt ſie, den Kopf vorgeſtreckt, mit dem Ausdruck höchſter Angſt in dem blaſſen, kranken, gramverzehrten Geſichtchen in der Richtung der Geräuſche. Hete hat ſich dem Hanke entwunden und iſt fort in das Hinterzimmer. Hanke tritt ein, um das Reibeiſen aufzuheben.

Hanke: Ich wer Dir'ſch anſtreichen. Dare Du!

Gottwald, zu Hannele: Du kannſt ruhig ſein, Hannele. — Zu Hanke: Was wellen Sie denn?

Hanke, erſtaunt: Ich? Was ich will?

Hete ſteckt den Kopf herein, ruft: Langfinger! Langfinger!

Hanke, drohend: Sei Du ganz geruhig, Dir zahl ich's heem.

Gottwald: Ich bitte um Ruhe, hier liegt'n Krankes.

Hanke hat das Reibeiſen aufgehoben und zu ſich geſteckt; ein wenig verſchüchtert zurücktretend: Was iſt denn da los?

Seidel kommt wieder; er bringt zwei Ziegelſteine: Hier bring ich einſtweilen.

Gottwald faßt die Steine prüfend an: Schon genug?

Seidel: A biſſel wärmt's ſchonn. Er bringt einen der Steine an den Füßen des Mädchens unter.

Gottwald bedeutet eine andere Stelle: Den andern hierher.

Seidel: Se hat ſich eemal noch nicht erwärmt.

Gottwald: Es beutelt ſie förmlich.

Tulpe iſt hinter Seidel hergekommen. Ihr ſind **Hete** und **Pleſchke** gefolgt. An der Tür werden einige andere **Armenhäusler**, fragwürdige Geſtalten, ſichtbar. Alle ſind voll Neugier, flüſtern, werden allmählich lauter und bewegen ſich näher heran.

Tulpe, zunächſt dem Bette ſtehend, die Hände in die Seite

emmt: Heeß Waſſer und Branntwein, wenn's was
hat.

Seidel *zieht eine Schnapsflaſche, ebenſo Pleſchke und Hanke:*
er is noch a Neegel.

Tulpe, *ſchon am Ofen:* Her damitte.

Seidel: Is heeß Waſſer?

Tulpe: O Jes, da kann man 'n Ochſen verbriehn.

Gottwald: Und bißchen Zucker reintun, wenn's gibt.

Hete: Wo ſollen mir ock a Zucker herhaben?

Tulpe: Du haſt ja welchen. Red ni ſo tumm.

Hete: Ich? Zucker? Nee. *Sie lacht gezwungen.*

Tulpe: Du haſt doch welchen mittegebracht. Ich hab's
ch geſehn, im Tiechel, vorhin. Da lieg ock nich erſcht.

Seidel: Na mach'. Bring her.

Hanke: Nu lauf, Hete, lauf!

Seidel: Du ſiehſt doch, wie's mit dem Mädel ſteht.

Hete, *verſtockt:* O, vor mir.

Pleſchke: Sollſt Zucker holen.

Hete: Beim Kaufmann hat's 'n. *Sie drückt ſich hinaus.*

Seidel: Nu haſte Zeit, daßte Beene machſt, ſonſt
t's a paar Dinger hinter die Lauſcher. Kann ſein, Du
tt'ſt damitte genug. — Nach mehr ſähſt Du Dich ge-
ß nich um.

Pleſchke *war einen Moment hinausgegangen, kommt wieder:*
ſo is das Mädel ... ſo is das Mädel.

Seidel: Der wollt ich woll ihre Mucken austreiben.
Benn ich und wär wie der Ortsvorſteher, ich nehm mir
richt'gen weidnen Knippel und — haſte geſehn — die

wer ſchonn arbeiten. A Mädel wie die ... die is jung und ſtark. Was braucht die im Armenhauſe zu liegen!

Pleſchke: Hier hab ich — noch a klee Brickel ... Brickel ... a klee Brickel Zucker — hab ich noch ... hier noch ja — gefunden.

Hanke, ſchnüffelnd in den Grogduft: Da wär ich ooch gerne genug amal krank.

Amtsdiener Schmidt, mit einer Laterne, tritt ein. Eindringlich und vertraulich: Macht Platz, der Herr Amtsvorſteher kommt.

Amtsvorſteher **Berger** tritt ein. Hauptmann der Reſerve, wie nicht zu verkennen. Schnurrbärtchen. Noch jugendliches, gutes Geſicht, ſchon ſtark angegrautes Haar. Langen Überrock, Anflug von Eleganz. Stock. Der Kramphut ebenfalls ſchief und keck aufgeſetzt. Etwas Burſchikoſes liegt in ſeinem Weſen.

Die Armenhäusler: Gu'nabend, Herr Amtsvorſteher! Gu'nabend, Herr Hauptmann!

Berger: 'nabend! Er legt Hut, Stock und Mantel ab. Mit einer bezeichnenden Gebärde: Nu mal rraus hier! Schmidt befördert die Armenhäusler hinaus und drängt ſie ins Hinterzimmer. Gu'nabend, Herr Gottwald. Reicht ihm die Hand. Nu, wie ſteht's hier?

Gottwald: Wir haben ſie halt aus dem Waſſer gezogen.

Seidel tritt vor: Sie werden entſchuldigen, Herr Amtsvorſteher. Er ſchlägt dabei in alter militäriſcher Gewohnheit grüßend mit der Hand an die Stirn. Ich hatte noch was in der Schmiede zu tun. Ich wollt mer a Band um de Axt laſſen machen. Und wie ich nu raustrete aus der

Schmiede, ... da is doch unten an der Jeuchner Schmiede
.. da is doch a Teich. Man mechte bald ſprechen, a
alber See. Zu Gottwald: Na ja, 's is wahr. A is bald
ſo groß. Und wie Se vielleicht wer'n wiſſen, Herr Vor-
eher: da hat's ane Stelle, die de nicht zufriert. Und nie
nd nimmer friert Jhn die nich zu. Jch war noch a ganz
kleener Junge ...

Berger: Na — und? Was war da?

Seidel, wieder mit der Hand an die Stirn ſchlagend: Nu
ie ich alſo und tret aus der Schmiede — der Mond
m grade a Biſſel durch — da heer ich Jhn halt aſo a
ewimmer. Erſcht denk ich, 's macht der bloß was vor.
a ſeh ich aber ooch ſchonn, daß jemand uff'n Teiche is.
nd immer zu uff de offne Stelle. Jch ſchrei — da is
ooch ſchon verſchwunden. Na ich, kenn Se denken, ich
de Schmiede, a Brett genomm, erſcht gar niſcht geſagt
d rum um a Teich. 's Brett aufs Eis. Jch eens,
ee, drei — und da hatt ich ſe doch ooch ſchonn beim
ickel.

Berger: Das laß ich mir doch mal gefallen, Seidel.
onſt hört man bloß immer von Keilereien, Köpfe blutig
agen, Beine gebrochen. Das is doch wenigſtens mal
s anders. Da habt Jhr ſie gleich hierher gebracht?

Seidel: Der Herr Lehrer Gottwald ...

ottwald: Zufälligerweiſe ging ich vorüber. Jch kam
der Lehrerkonferenz. Da hab ich ſie erſt mal zu mir
ommen. Meine Frau hat ſchnell was zuſammen ge-
t, damit ſie nur trocken am Leibe wurde.

Berger: Wie hängt denn nun die Geſchichte zuſammen?

Seidel, zögernd: Na — 's is halt vom Mattern-Mäuer die Stieftochter.

Berger, einen Moment lang betreten: Von wem? Der Lump der!

Seidel: De Mutter is vor ſechs Wochen geſtorben. Das übrige weeß man ja von alleene. Die hat Ihn gekratzt und um ſich geſchlag'n, bloß weil ſe dachte, ich wär der Vater.

Berger murmelt: So'n Wicht!

Seidel: Nu ſitzt a doch wieder im Niederkretſcham und ſauft ſeit geſtern in eenem Biegen. Der ſchenkt'n doch ein aſo viel wie a will.

Berger: Das woll'n wir dem Kerl doch mal eklich verſalzen. Er beugt ſich über das Bett, um Hannele anzureden. Du! Mädel! ſag mal! Du wimmerſt ja ſo. Du brauchſt mich gar nicht ſo furchtſam anſehn. Ich tu Dir nichts. Wie heißt Du denn? — Was ſagſt Du? Ich hab Dich nicht verſtanden. — — — Er richtet ſich auf. Ich glaube, das Mädel iſt etwas ſtörriſch.

Gottwald: Sie iſt nur verängſtet. — Hannele!

Hannele haucht: Ja.

Gottwald: Du mußt dem Herrn Amtsvorſteher antworten.

Hannele, zitternd: Lieber Gott, mich friert.

Seidel kommt mit dem Grog: Komm, trink amal, hier!

Hannele, wie vorher: Lieber Gott, mich hungert.

Gottwald, zum Amtsvorſteher: Und wenn man's ihr verhält, will ſie nicht eſſen.

Hannele: Lieber Gott, mir tut es ſo bitter weh.

Gottwald: Wo tut Dir's denn weh?

Hannele: Ich hab ſolche Furcht.

Berger: Wer tut Dir denn was? Wer? Nur raus mit der Sprache. — Ich verſteh keine Silbe, liebes Kind. Das kann mir nichts helfen. — Hör mal auf mich, Mädel! hat Dich Dein Stiefvater ſchlecht behandelt? — Geſchlagen, mein ich? — Eingeſperrt? Aus dem Hauſe geworfen, ſo was, wie? — — — Du lieber Gott, ja .....

Seidel: Das Mädel iſt ſchweigſam. Das ſoll ſchonn ſchlimm kommen, eh die ein Wort ſagt. Die is, mecht man ſprechen, ſtumm wie ein Lamm.

Berger: Ich möchte nur was Beſtimmtes wiſſen. Vielleicht kann ich doch den Kerl nun mal faſſen.

Gottwald: Sie hat unſinnige Angſt vor dem Menſchen.

Seidel: Das is doch niſcht Neues mehr mit dem Kerle. Das weeß, mecht ma ſprechen ... Das weeß doch a jed's ... Da kenn Se doch fragen, wen Se wollen. Mich wundert bloß, daß das Mädel noch lebt. Man ſollte denken, 's wär gar nicht meeglich.

Berger: Was hat er denn mit ihr angeſtellt?

Seidel: Nu — halt — aſo allerhand, mecht man ſprechen. Um neune abends jagt'r ſe naus — und wenn's ſo a Wetter war wie heute — da ſollt ſe an'n Finfbeemer mit nach Hauſe bringen. — Na, was denn ſonſte, halt zum Verſaufen. Wo ſoll Ihn das Mädel an'n Finſbeemer hernehmen? Da blieb ſe halt halbe Nächte im Freien. — Denn wenn ſe kam und brachte keen Geld . . . de Leute ſind Ihn zuſammgeloofen, ſo hat ſe geſchrien, geprillt, mecht man ſprechen.

Gottwald: An der Mutter hatte ſie noch'n Rückhalt.

Berger: Ich werde den Kerl jedenfalls gleich einſtecken. Er ſteht ja ſchon längſt auf der Säuferliſte. Nu komm mal, Mädel, ſieh mich mal an.

Hannele, flehentlich: Ach bitte, bitte, bitte, bitte!

Seidel: Aus der wer'n Se woll aſo leichte niſcht rauskriegen.

Gottwald, mild: Hannele!

Hannele: Ja.

Gottwald: Kennſt Du mich?

Hannele: Ja.

Gottwald: Wer bin ich denn?

Hannele: Der — Herr Lehrer — Gottwald.

Gottwald: Schön. Na ſiehſt Du. Ich mein es doch immer gut mit Dir. Nu kannſt Du mir auch mal gleich erzählen . . . Du warſt doch unten am Schmiedeteich —. Weshalb biſt Du denn nicht zu Hauſe geblieben? Nu? Warum nicht?

Hannele: Ich fürchte mich ſo.

Berger: Wir werden uns ganz beiſeite ſtellen. Sag's nur dem Herrn Schullehrer ganz allein.

Hannele, ſcheu und geheimnisvoll: Es hat gerufen.

Gottwald: Wer hat gerufen?

Hannele: Der liebe Herr Jeſus.

Gottwald: Wo — hat Dich der liebe Herr Jeſus gerufen?

Hannele: Im Waſſer.

Gottwald: Wo?

Hannele: Nu unten — im Waſſer.

Berger *zieht ſich, ſeinen Entſchluß ändernd, den Überrock an:* Hier muß vor allen Dingen der Doktor her. Ich denke, er wird noch im Schwerte ſitzen.

Gottwald: Ich hatte auch gleich zu den Schweſtern geſchickt. Das Kind muß unbedingt Pflege erhalten.

Berger: Ich gehe und ſage dem Doktor Beſcheid. *Zu Schmidt:* Sie bringen mir mal den Wachtmeiſter ran. Ich warte im Schwert. Gutnacht, Herr Gottwald. Wir wollen den Kerl gleich heute noch aufheben. *Ab mit Schmidt. Hannele ſchläft ein.*

Seidel, *nach einer Pauſe:* A wird ſich hitten und wird den einſperren.

Gottwald: Warum denn nicht?

Seidel: Der weeß ſchonn, warum. Wer hat denn das Kind in die Welt geſetzt?

Gottwald: Ach, Seidel, das iſt ja bloßes Gerede.

Seidel: Na wiſſen Se: der Mann hat Ihn gelebt.

Gottwald: Was lügen die Leute nicht alles zuſammen! Da kann man doch nich mal die Hälfte glauben. — Wenn nur der Doktor bald kommen wollte!

Seidel, leiſe: Ich gloobe, das Mädel ſteht nich mehr uff.

Dr. Wachler tritt ein, ein etwa vierunddreißigjähriger, ernſter Mann.

Dr. Wachler: Gut'nabend.

Gottwald: Gut'nabend.

Seidel, beim Pelzausziehen behilflich: Gu'nabend, Herr Dokter!

Dr. Wachler wärmt am Ofen ſeine Hände: Noch ein Licht möcht ich haben. Im Hinterzimmer wird ein Leierkaſten gedreht. Die ſcheinen da drüben verrückt zu ſein.

Seidel, ſchon an der geöffneten Tür des Hinterzimmers: Ihr ſollt Euch a biſſel ruhig verhalten. Der Lärm ſchweigt, Seidel verſchwindet im Hinterzimmer.

Dr. Wachler: Herr Gottwald? nicht wahr?

Gottwald: Ich heiße Gottwald.

Dr. Wachler: Sie hat ſich ertränken wollen, hör ich.

Gottwald: Sie hat ſich wohl keinen Rat mehr gewußt. Kleine Pauſe.

Dr. Wachler, ans Bett tretend, beobachtend: Sie ſpricht wohl im Schlaf?

Hannele: Millionen Sternchen. Dr. Wachler und Gottwald beobachten. Mondſchein fällt durchs Fenſter und beleuchtet die Gruppe. Was ziehſt du an meinen Knochen? Au, au! Es tut mir in der Seele weh.

Dr. Wachler lockert ihr vorſichtig das Hemd am Halſe: Der ganze Leib ſcheint mit Striemen bedeckt.

Seidel: So lag Ihn die Mutter ooch im Sarge.

Dr. Wachler: Erbärmlich! Erbärmlich!

Hannele, mit verändertem, ſtörriſchem Ton: Ich mag nicht. Ich mag nicht. Ich geh nicht zu Hauſe. Ich muß — zu der Frau Holle — in den Brunnen gehn. Laß mich doch — Vater. Pfui, wie das ſtinkt! Du haſt wieder Branntwein getrunken. — Horch, wie der Wald rauſcht! — Heute Morgen hat ein Windbaum auf den Bergen gelegen. Wenn nur kein Feuer ausbricht! — — — Wenn der Schneider keinen Stein in der Taſche und kein Bügeleiſen in der Hand hat, fegt ihn der Sturm über alle Berge. Horch! es ſtürmt! — — —

Die Diakoniſſin, **Schweſter Martha,** kommt.

Gottwald: Gutenabend, Schweſter.

Schweſter Martha nickt. Gottwald tritt zur Diakoniſſin, die alles zur Pflege bereit macht, und ſpricht mit ihr im Hintergrund.

Hannele: Wo iſt meine Mutter? Im Himmel? Aach! aach, ſo weit! — Sie ſchlägt die Augen auf, blickt fremd um ſich, fährt mit der Hand über die Augen und ſpricht kaum hörbar: Wo — bin ich — denn?

Dr. Wachler, über ſie gebeugt: Bei guten Menſchen.

Hannele: Mich dürſtet.

Dr. Wachler: Waſſer! Seidel, der ein zweites Licht ebracht hat, geht, Waſſer zu holen. Haſt Du irgendwo Schmerzen?

Hannele ſchüttelt den Kopf.

Dr. Wachler: Nicht? Na ſieh mal an: da iſt es ja ar nicht ſo ſchlimm mit uns.

Hannele: Sind Sie der Doktor?

Dr. Wachler: Gewiß.

Hannele: Da bin ich — wohl krank?

Dr. Wachler: Ein bißchen, nicht ſehr.

Hannele: Wollen Sie mich geſund machen?

Dr. Wachler, ſchnell unterſuchend: Tut es hier weh? Da? Schmerzt es hier? Hier? — Hier? — Du brauchſt mich gar nicht ſo ängſtlich anſehn, ich tu Dir nicht weh. Wie iſt es hier? Haſt Du Schmerzen hier?

Gottwald, tritt wieder ans Bett: Antworte dem Herrn Dokter, Hannele!

Hannele, mit inniger, bittender, in Tränen zitternder Stimme: Ach, lieber Herr Gottwald.

Gottwald: Jetzt paſſ nur auf, was der Dokter ſagt, und antworte ſchön.

Hannele ſchüttelt den Kopf.

Gottwald: Warum denn nicht?

Hannele: Weil . . . weil . . . ich möchte ſo gern zu Muttern.

Gottwald ſtreicht ergriffen über ihr Haar: Na laß das nur gut ſein. Kleine Pauſe.

Der Doktor richtet ſich auf, holt Atem und iſt einen Moment lang nachdenklich. Die Schweſter Martha hat das zweite Licht vom Tiſch genommen und leuchtet damit.

Dr. Wachler winkt Schweſter Martha: Ach bitte, Schweſter! Er tritt mit ihr an den Tiſch und gibt ihr mit leiſer Stimme Verhaltungsmaßregeln. Gottwald nimmt nun ſeinen Hut und ſteht abwartend, Blicke bald auf Hannele, bald auf den Doktor und die Diakoniſſin werfend. Dr. Wachler, das leiſe Geſpräch mit der Schweſter abſchließend: Ich werde wohl noch mal wiederkommen. — Die Medikamente ſchicke ich übrigens. Zu Gottwald: Er ſoll arretiert ſein, im Gaſthaus zum Schwert.

Schweſter Martha: So hat man mir wenigſtens eben geſagt.

Dr. Wachler zieht ſeinen Pelz über. Zu Seidel: Sie kommen wohl mit zur Apotheke! — — —

Der Doktor, Gottwald und Seidel begrüßen die Schweſter Martha im Abgehen leiſe.

Gottwald, angelegentlich: Wie denken Sie über den Zuſtand, Herr Doktor? Alle drei ab. Die Diakoniſſin iſt nun bei Hannele allein. Sie gießt Milch in ein Töpfchen. Während deſſen öffnet Hannele die Augen und beobachtet ſie.

Hannele: Kommſt Du vom Herr Jeſus?

Schweſter Martha: Was ſagteſt Du?

Hannele: Ob Du vom Herr Jeſus kommſt?

Schweſter Martha: Kennſt Du mich denn nicht mehr, Hannele? Ich bin doch die Schweſter Martha, nicht wahr? Du warſt doch bei uns, weißt Du nicht mehr? Wir haben miteinander gebetet und ſchöne Lieder geſungen. Nicht wahr?

Hannele nickt freudig: Ach, ſchöne Lieder!

Schweſter Martha: Nun will ich Dich pflegen in Gottes Namen, bis Du wieder geſund wirſt.

Hannele: Ich mag nicht geſund werden.

Schweſter Martha, mit einem Milchtöpfchen bei ihr: Der

Doktor ſagt, Du ſollſt etwas Milch nehmen, damit Du wieder zu Kräften kommſt.

Hannele weigert ſich: Ich mag nicht geſund werden.

Schweſter Martha: Du magſt nicht geſund werden? Nun überleg Dir's nur erſt ein Weilchen. Komm, komm, ich will Dir die Haare aufbinden. Sie tut es.

Hannele weint leiſe: Ich will nicht geſund werden.

Schweſter Martha: Warum denn nur nicht?

Hannele: Ich möchte ſo gern ... ich möchte ſo gern — in den Himmel kommen.

Schweſter Martha: Das ſteht nicht in unſrer Macht gutes Kind. Da müſſen wir warten, bis Gott uns abruft. Aber wenn Du Deine Sünden bereuſt ...

Hannele, eifrig: Ach, Schweſter! ich bereue ſo ſehr.

Schweſter Martha: Und an den Herrn Jeſus Chriſtus glaubſt ...

Hannele: Ich glaube an meinen Heiland ſo feſt.

Schweſter Martha: Dann kannſt Du getroſt und ruhig zuwarten. — Ich rück Dir jetzt Deine Kiſſen zurecht, und Du ſchläfſt ein.

Hannele: Ich kann nicht ſchlafen.

Schweſter Martha: Verſuch es nur.

Hannele: Schweſter Martha!

Schweſter Martha: Nun?

Hannele: Schweſter Martha! gibt es Sünden ... gibt es Sünden, die nicht vergeben werden?

Schweſter Martha: Jetzt ſchlafe nur, Hannele! Reg Dich nicht auf.

Hannele: Ach, ſagen Sie mir's, bitte, bitte recht ſchön.

Schweſter Martha: Es gibt ſolche Sünden. Allerdings. Die Sünden wider den heiligen Geiſt.

Hannele: Wenn ich nun eine begangen habe ..

Schweſter Martha: Ach wo! Das ſind nur ganz ſchlimme Menſchen. Wie Judas, der den Herrn Jeſus verriet.

Hannele: Es kann doch aber ... es kann doch ſein.

Schweſter Martha: Du mußt jetzt ſchlafen.

Hannele: Ich ängſt mich ſo.

Schweſter Martha: Das brauchſt Du durchaus nicht.

Hannele: Wenn ich ſo eine Sünde begangen habe.

Schweſter Martha: Du haſt keine ſolche Sünde begangen.

Hannele klammert ſich an die Schweſter und ſtarrt ins Dunkle: Ach, Schweſter, Schweſter!

Schweſter Martha: Sei Du ganz ruhig.

Hannele: Schweſter!

Schweſter Martha: Was denn?

Hannele: Er wird gleich reinkommen. Hörſt Du nicht?

Schweſter Martha: Ich höre gar nichts.

Hannele: Es iſt ſeine Stimme. Draußen. Horch!

Schweſter Martha: Wen meinſt Du denn nur?

Hannele: Der Vater, der Vater — dort ſteht er.

Schweſter Martha: Wo denn?

Hannele: Sieh doch.

Schweſter Martha: Wo.

Hannele: Unten am Bett.

Schweſter Martha: Hier hängt ein Mantel und hier ein Hut. Wir wollen das garſtige Zeug mal wegnehmen — und rüber zum Vater Pleſchke tragen. Ich bringe mir gleich etwas Waſſer mit und mache Dir einen kalten Umſchlag. Willſt Du ein Augenblickchen allein bleiben? Aber ganz, ganz ruhig und ſtille liegen!

Hannele: Ach, bin ich dumm. Es war bloß ein Mantel, gelt? und ein Hut!?

Schweſter Martha: Aber ganz, ganz ſtill, ich komme gleich wieder. Sie geht, muß aber umkehren, da es im Hausflur ſtockfinſter iſt. Ich ſtelle das Licht hier heraus auf den Flur. Noch einmal liebevoll mit dem Finger drohend: Und ganz, ganz ruhig. Ab.

Es iſt faſt ganz dunkel. Sogleich erſcheint am Fußende von Hanneles Bett die Geſtalt des **Maurers Mattern.** Ein verſoffenes, wüſtes Geſicht, rote, ſtruppige Haare, worauf eine abgetragene Militärmütze ohne Schild ſitzt. Sein Maurerhandwerkszeug trägt er in der Linken. Er hat einen Riemen um die rechte Hand geſchlungen und verharrt die ganze Zeit über in einer Spannung, wie wenn er im nächſten Augenblick auf Hannele losſchlagen wollte. Von der Erſcheinung geht ein fahles Licht aus, welches den Umkreis um Hanneles Bett erhellt.

Hannele bedeckt erſchrocken ihre Augen mit den Händen, ſtöhnt, windet ſich und ſtößt leiſe wimmernde Laute aus.

Die Erſcheinung, heiſere, in höchſter Wut gepreßte Stimme: Wo bleibſt Du? Wo biſt Du geweſen, Mädel? Was haſt Du gemacht? Ich wer Dich lehren. Ich wer' Dir'ſch beweiſen, paſſ amal uff. Was haſt Du zu a Leuten geſagt? Hab ich Dich geſchlagen und ſchlecht behandelt? Hä? Iſt das wahr? Du biſt ni mei Kind. Mach, daß Du uffſtehſt. Du gehſt mich niſcht an. Ich kennte Dich uff die Gaſſe ſchmeißen ... Steh uff und mach Feuer. Wird's bald werden? Aus Gnade und Barmherzigkeit biſt Du im Hauſe. Gelt, nu noch faullenzen oben druff. Nu? Wird's nu werden? Ich ſchlag Dich ſo lange, biſte, biſte ...

Hannele iſt mühſam und mit geſchloſſenen Augen aufgeſtanden, hat ſich zum Ofen geſchleppt, das Türchen geöffnet und bricht nun ohnmächtig zuſammen.

In dieſem Augenblick kommt **Schweſter Martha** mit Licht und einem Krug Waſſer, und die Mattern-Halluzination verſchwindet. Sie ſtutzt, gewahrt Hannele in der Aſche liegen, erſchrickt, ſtößt einen Ruf aus: „Herr Jeſus!“, ſtellt das Licht und den Krug weg, läuft zu Hannele und hebt ſie vom Boden auf. Der Ruf lockt die übrigen Armenhausbewohner heran.

Schweſter Martha: Ich habe nur müſſen Waſſer holen, da iſt ſie mir aus dem Bett geſtiegen. Ich bitte Sie, Hedwig, helfen Sie mir!

Hanke: Nu, Hete, da kannſte Dich in Obacht nehmen, ſonſt brichſte der alle Knochen im Leibe.

Pleſchke: Ich gloobe — dem Mädel ... ich gloobe, dem Mädel ... dem hat's eens ... hat's eens angetan, Schweſter!

Tulpe: Kann ſein — das Mädel — is gar verhext.

Hanke, laut: Das geht hier zu Ende, aſo viel ſag ich.

Schweſter Martha hat mit Hilfe Hedwigs Hannele wieder aufs Bett gelegt: Sie haben vielleicht ganz recht, lieber Mann, aber bitte, nicht wahr, Sie ſehen das ein: wir dürfen die Kranke nicht länger aufregen!?

Hanke: Aſo viel machen wir gar nich her.

Pleſchke, zu Hanke: A Laps biſt Du ... a Laps biſt Du ... a Laps, daß D's weeßts, ja — und weiter ... weiter niſcht. A Krankes ... a Krankes — das weeß ja a Kind ... a Krankes muß ſeine Ruhe haben.

Hete macht ihm nach: A Krankes ... a Krankes ...

Schweſter Martha: Ich möchte recht dringend bitten, recht herzlich ...

Tulpe: Die Schweſter hat recht, macht Ihr, daß Ihr naus kommt.

Hanke: Wir gehn ſchonn alleene, wenn mer Luſt hann.

Hete: Mir ſoll'n woll im Hiehnerſtalle ſchlafen?

Pleſchke: Fer Dich wird Platz ſein ... fer Dich is Platz, ja — du weeßt, wo De bleibſt. Die Armenhäusler alle ab.

Hannele öffnet die Augen, ängſtlich: Iſt ... iſt er fort?

Schweſter Martha: Die Leute ſind fort. Du haſt Dich doch nicht erſchrocken, Hannele?

Hannele, immer in Angſt: Iſt Vater fort?

Schweſter Martha: Er war ja nicht hier.

Hannele: Ja, Schweſter, ja!

Schweſter Martha: Das wirſt Du geträumt haben.

Hannele, mit tiefem Seufzer von innen betend: Ach lieber Herr Jeſus! Ach lieber Herr Jeſus! Ach ſchönſtes, beſtes

Herr Jeſulein: ſo nimm mich doch zu Dir, ſo nimm mich doch zu Dir! Verändert:

Ach, wenn er doch käm,
Ach, daß er mich nähm
Und daß ich den Leuten
Aus den Augen käm.

Ich weiß es ganz gewiß, Schweſter . . .

Schweſter Martha: Was weißt Du denn?

Hannele: Er hat mir's verſprochen. Ich komm in den Himmel, er hat mir's verſprochen.

Schweſter Martha: Hm.

Hannele: Weißt Du, wer?

Schweſter Martha: Nun?

Hannele, geheimnisvoll ins Ohr der Schweſter: Der liebe Herr — Gottwald.

Schweſter Martha: Jetzt ſchlaf aber, Hannele: weißt Du was?

Hannele: Schweſter, gelt? Der Herr Lehrer Gottald iſt ein ſchöner Mann. Heinrich heißt er. Gelt? Heinrich iſt ein ſchöner Name, gelt? Innig: Du lieber, ßer Heinrich! Schweſter! weißt Du was? Wir machen ſammen Hochzeit. Ja, ja, wir beide: der Herr Lehrer ottwald und ich.

Und als ſie nun verlobet war'n,
Da gingen ſie zuſammen
In ein ſchneeweißes Federbett
In einer dunklen Kammer. —

Er hat einen ſchönen Backenbart. — Verzückt: Auf ſeinem Kopfe wächſt blühender Klee! — Horch! — er ruft mich. Hörſt Du nicht?

Schweſter Martha: Schlaf, Hannele, ſchlaf, es ruft niemand.

Hannele: Das war der Herr — Jeſus. — Horch! horch! jetzt ruft er mich wieder: Hannele! — ganz laut: Hannele! ganz, ganz deutlich. Komm, geh mit mir.

Schweſter Martha: Wenn Gott mich abruft, werd ich bereit ſein.

Hannele, nun wieder vom Mond beſchienen, reckt den Kopf, wie wenn ſie ſüße Gerüche einſöge: Spürſt Du nichts, Schweſter?

Schweſter Martha: Hannele, nein.

Hannele: Den Fliederduft? In immer geſteigerter, ſeliger Ekſtaſe: So hör doch! So hör doch! Was das bloß iſt? Es wird wie aus weiter Ferne eine ſüße Stimme hörbar. Sind das die Engel? Hörſt Du denn nicht?

Schweſter Martha: Gewiß, ich hör's, aber weißt Du was, Du mußt Dich nun ſtill auf die Seite legen und ruhig ſchlafen bis morgen früh.

Hannele: Kannſt Du das auch ſingen?

Schweſter Martha: Was denn, Kindchen?

Hannele: Schlaf, Kindchen, ſchlaf!

Schweſter Martha: Willſt Du es gern hören?

Hannele legt ſich zurück und ſtreichelt die Hand der Schweſter: Mutterchen, ſing mir's! Mutterchen, ſing mir's.

Schweſter Martha löſcht das Licht aus, beugt ſich über das Bett und ſpricht mit leichter Andeutung der Melodie, während die ferne Muſik forttönt:

Schlaf, Kindchen, ſchlaf!
Im Garten geht ein Schaf,

nun ſingt ſie, und es wird ganz dunkel:

Im Garten geht ein Lämmelein
Auf dem grünen Dämmelein,
Schlaf, Kindchen, ſchlaf!

Ein Dämmerlicht erfüllt nun das ärmliche Gemach. Auf der Bettkante, nach vorn gebeugt, ſich mit den bloßen, mageren Armen ſtützend, ſitzt eine blaſſe, geiſterhafte Frauengeſtalt. Sie iſt barfuß; das weiße Haar hängt offen und lang an den Schläfen herab und fällt bis auf die Bettdecke. Das Geſicht iſt abgehärmt, ausgemergelt; die in tiefe Höhlen geſunkenen Augen ſcheinen, obgleich feſt geſchloſſen, auf das ſchlafende Hannele gerichtet. Ihre Stimme iſt wie die einer Schlafwachenden, monoton. Bevor ſie ein Wort hervorbringt, bewegt ſie, gleichſam vorbereitend, die Lippen. Mit einiger Anſtrengung ſcheint ſie die Laute aus der Tiefe ihrer Bruſt hervorzuholen. Vor der Zeit gealtert, hohlwangig, abgemagert und aufs dürftigſte gekleidet.

Frauengeſtalt: Hannele!

Hannele, ebenfalls mit geſchloſſenen Augen: Mutterchen, liebes Mutterchen, biſt Du's?

Frauengeſtalt: Ja, ich habe die Füße unſeres lieben Heilands mit meinen Tränen gewaſchen und mit meinem Haupthaar getrocknet.

Hannele: Bringſt Du mir gute Botſchaft?

Frauengeſtalt: Ja.

Hannele: Kommſt Du von weither?

Frauengeſtalt: Hunderttauſend Meilen weit durch die Nacht.

Hannele: Mutter, wie ſiehſt Du aus?

Frauengeſtalt: Wie die Kinder der Welt.

Hannele: In Deinem Gaumen wachſen Maiglöckchen. Deine Stimme tönt.

Frauengeſtalt: Es iſt kein reiner Klang.

Hannele: Mutter, liebe Mutter, wie glänzeſt Du doch in Deiner Schöne.

Frauengeſtalt: Die Engel im Himmel ſind viel hundertmal ſchöner.

Hannele: Warum biſt Du nicht auch ſo ſchön?

Frauengeſtalt: Ich litt Pein um Dich.

Hannele: Mutterchen, bleibe bei mir!

Frauengeſtalt erhebt ſich: Ich muß fort.

Hannele: Iſt es ſchön, wo Du biſt?

Frauengeſtalt: Weite, weite Auen, bewahrt vor dem Winde, geborgen vor Sturm und Hagelwettern in Gottes Hut.

Hannele: Ruhſt Du aus, wenn Du müde biſt?

Frauengeſtalt: Ja.

Hannele: Haſt Du Speiſe zu eſſen, wenn's Dich hungert?

Frauengeſtalt: Ich ſtille meinen Hunger mit Früchten und Fleiſch. Mich dürſtet, und ich trinke goldnen Wein. Sie weicht zurück.

Hannele: Gehſt Du fort, Mutter?

Frauengeſtalt: Gott ruft.

Hannele: Ruft Gott laut?

Frauengeſtalt: Gott ruft laut nach mir.

Hannele: Das ganze Herz iſt mir verbrannt, Mutter!

Frauengeſtalt: Gott wird es mit Roſen und Lilien kühlen.

Hannele: Wird Gott mich erlöſen?

Frauengeſtalt: Kennſt Du die Blume, die ich in der Hand hab?

Hannele: Himmelsſchlüſſel.

Frauengeſtalt legt ſie in Hanneles Hand: Du ſollſt ſie behalten, als Gottes Pfand, lebe wohl!

Hannele: Mutterchen, bleibe mir!

Frauengeſtalt weicht zurück: Ueber ein Kleines wirſt Du mich nicht ſehen, und aber über ein Kleines ſo wirſt Du mich ſehn.

Hannele: Ich fürchte mich.

Frauengeſtalt weicht weiter zurück: Wie dem weißen Schneeſtaub auf den Bergen vom Winde geſchieht, ſo wird Gott Deine Quäler verfolgen.

Hannele: Geh nicht fort.

Frauengeſtalt: Des Himmels Kinder ſind wie die blauen Blitze der Nacht. — Schlafe!

Es wird nun wiederum allmählich dunkel. Dabei hört man von lieblichen Knabenſtimmen geſungen die zweite Strophe des Liedes: Schlaf, Kindchen, ſchlaf.

Schlaf, Kindchen, feſte,
Es kommen fremde Gäſte —

Jetzt erfüllt mit einem Schlage ein goldgrüner Schein das Gemach. Man ſieht drei lichte Engelsgeſtalten, ſchöne, geflügelte Jünglinge mit Roſenkränzen auf den Köpfen, welche den Schluß des Liedes von Notenblättern, die zu beiden Seiten herunterhängen, abſingen. Weder die Diakoniſſin noch die Frauengeſtalt iſt zu ſehen.

Die Gäſte, die jetzt kommen ſein,
Das ſind die lieben Engelein,
Schlaf, Kindchen, ſchlaf!

Hannele öffnet die Augen, ſtarrt verzückt die Engelsgeſtalten an und ſagt erſtaunt: Engel? Mit wachſendem Erſtaunen, hervorbrechender Freude, aber noch nicht zweifelsfrei: Engel!! Im Jubelüberſchwang: Engel!!!

Kleine Pauſe. Die Engel ſprechen nun, nacheinander, Folgendes zur Muſik:

Erſter Engel:

Auf jenen Hügeln die Sonne,
Sie hat dir ihr Gold nicht gegeben;
Das wehende Grün in den Tälern,
Es hat ſich für dich nicht gebreitet.

Zweiter Engel:

Das goldene Brot auf den Aeckern,
Dir wollt es den Hunger nicht ſtillen;
Die Milch der weidenden Rinder,
Dir ſchäumte ſie nicht in den Krug.

Dritter Engel:

Die Blumen und Blüten der Erde,
Geſogen voll Duft und voll Süße,

Voll Purpur und himmliſcher Bläue,
Dir ſäumten ſie nicht deinen Weg.

Kleine Pauſe.

Erſter Engel:

Wir bringen ein erſtes Grüßen
Durch Finſterniſſe getragen;
Wir haben auf unſern Federn
Ein erſtes Hauchen von Glück.

Zweiter Engel:

Wir führen am Saum unſrer Kleider
Ein erſtes Duften des Frühlings;
Es blühet von unſern Lippen
Die erſte Röte des Tags.

Dritter Engel:

Es leuchtet von unſern Füßen
Der grüne Schein unſrer Heimat;
Es blitzen im Grund unſrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Es iſt alles wie vor der Engelserſcheinung: die Diakoniſſin ſitzt neben dem Bett, darin Hannele liegt. Sie zündet das Licht wieder an, und Hannele ſchlägt die Augen auf. Das innere Geſicht ſcheint noch vorhanden zu ſein. Ihre Mienen haben noch den Ausdruck himmliſcher Überſeligkeit. Sobald ſie die Schweſter erkannt hat, beginnt ſie in freudiger Überſtürzung zu reden.

Hannele: Schweſter! Engel! Schweſter Martha, Engel! ... Weißt Du, wer hier war?

Schweſter Martha: Hm. Wachſt Du ſchon wieder!

Hannele: Nu raten Sie doch! Nu? Hervorbrechend: Engel! Engel! Richtige Engel! Engel vom Himmel, Schweſter Martha! Du weißt doch: Engel mit langen Flügeln.

Schweſter Martha: Nun, wenn Du ſo ſchöne Träume gehabt haſt ...

Hannele: Ach, ach! da ſagt ſie, das ſoll ich geträumt haben. Was iſt aber das hier? Sieh dir's doch an. Sie tut, als ob ſie eine Blume in der Hand hielte und ſie ihr zeigte.

Schweſter Martha: Was haſt Du denn da?

Hannele: Nu ſieh Dir's doch an.

Schweſter Martha: Hm.

Hannele: Hier, ſieh doch!

Schweſter Martha: Aha!

Hannele: So riech doch nur.

Schweſter Martha tut, als ob ſie an einer Blume röche: Hm; ſchön.

Hannele: Nicht doch ſo tief. Du zerbrichſt mir's ja.

Schweſter Martha: Das tut mir ja leid. Was iſt es denn eigentlich?

Hannele: Nu, Himmelsſchlüſſel, kennſt Du das nicht?

Schweſter Martha: Ach ſo!

Hannele: Du biſt doch ...! So bring doch das Licht. Schnell, ſchnell!

Schweſter Martha, indem ſie mit dem Licht leuchtet: Ach ja, jetzt ſeh ich's.

Hannele: Gelt?

Schweſter Martha: Du ſprichſt aber wirklich viel zu viel. Wir müſſen uns jetzt ganz ſtille verhalten, ſonſt iſt der Herr Doktor böſe auf uns. Er hat auch die Medizin geſchickt. Die wollen wir auch getreulich einnehmen.

Hannele: Ach, Schweſter! Sie ſorgen ſich ſo um mich. Sie wiſſen ja gar nicht, was paſſiert iſt. Nu? Nu? Da ſagen Sie's doch, wenn Sie's wiſſen. Wer hat mir denn das gegeben? Nu? Das goldne Schlüſſelchen? Wer denn? Na? Wohin paßt denn das goldne Schlüſſelchen? Nu?

Schweſter Martha: Das erzählſt Du mir alles morgen früh. Dann haſt Du Dich tüchtig ausgeruht, biſt friſch und geſund ...

Hannele: Ich bin doch geſund. Sie ſetzt ſich auf und ſtellt die Füße auf den Boden. Du ſiehſt doch, daß ich geſund bin, Schweſter!

Schweſter Martha: Aber Hannele! Nein, das mußt Du nicht tun. Das darfſt Du nicht tun.

Hannele erhebt ſich, wehrt die Schweſter ab, tut einige

Schritte: Du ſollſt mich doch — laſſen. Du ſollſt mich doch — laſſen. Ich muß doch — fort. Sie erſchrickt und ſtarrt auf einen Punkt. Ach, himmliſcher Heiland!

Man gewahrt einen Engel mit ſchwarzen Kleidern und Flügeln. Er iſt groß, ſtark und ſchön und führt ein langes, geſchlängeltes Schwert, deſſen Griff mit ſchwarzen Flören umwickelt iſt. Schweigſam und ernſt ſitzt er in der Nähe des Ofens und blickt Hannele an, unverwandt und ruhig. Ein weißes, traumhaftes Licht füllt den Raum.

Hannele: Wer biſt Du? Keine Antwort. Biſt Du ein Engel? Keine Antwort. Kommſt Du zu mir? Keine Antwort. Ich bin Hannele Mattern, kommſt Du zu mir? Zunächſt keine Antwort. Mit gefalteten Händen, andächtig und demütig hat Schweſter Martha dageſtanden. Nun begibt ſie ſich langſam hinaus.

Hannele: Hat Gott Dir die Sprache von Deiner Zunge genommen? Keine Antwort. Biſt Du von Gott? Keine Antwort. Biſt Du mir freundlich? Kommſt Du als Feind? Keine Antwort. Haſt Du ein Schwert in den Falten Deines Kleides? Keine Antwort. Brr, mich friert. Schneidender Froſt weht von Deinen Flügeln. Kälte haucht von Dir aus. Keine Antwort. Wer biſt Du? Keine Antwort. Ein plötzliches Grauen übermannt ſie. Mit einem Schrei wendet ſie ſich, als ob jemand hinter ihr wäre. Mutterchen! Mutterchen! Eine Geſtalt in der Kleidung der Diakoniſſin, aber ſchöner und jugendlicher als dieſe, mit langen weißen Flügeln, kommt herein. Hannele, ſich an die Geſtalt drängend, ihre Hand erfaſſend: Mutterchen! Mutterchen! es iſt jemand hier.

Diakoniſſin: Wo?

Hannele: Dort, dort.

Diakoniſſin: Warum zitterſt Du ſo?

Hannele: Ich fürchte mich.

Diakoniſſin: Fürchte Dich nicht, ich bin bei Dir.

Hannele: Meine Zähne ſchlagen vor Angſt aufeinander. Ich kann mich nicht halten. Mir graut vor ihm.

Diakoniſſin: Aengſte Dich nicht, er iſt Dein Freund.

Hannele: Wer iſt es, Mutter?

Diakoniſſin: Kennſt Du ihn nicht?

Hannele: Wer iſt es?

Diakoniſſin: Der Tod.

Hannele: Der Tod. Hannele ſieht eine Weile den ſchwarzen Engel ſtumm und ehrfurchtsvoll an. Muß es denn ſein?

Diakoniſſin: Es iſt der Eingang, Hannele.

Hannele: Muß jeder durch den Eingang?

Diakoniſſin: Jeder.

Hannele: Wirſt Du mich hart anfaſſen, Tod? — Er ſchweigt. Auf alles, was ich ſage, ſchweigt er, Mutter!

Diakoniſſin: Die Worte Gottes ſind in Deinem Herzen laut.

Hannele: Ich habe Dich von Herzen oft erſehnt. Nun bangt mir immer.

Diakoniſſin: Mache Dich bereit.

Hannele: Zum Sterben?

Diakoniſſin: Ja.

Hannele, nach einer Pauſe, ſchüchtern: Soll ich zerriſſen und zerlumpt im Sarge liegen?

Diakoniſſin: Gott wird Dich kleiden. Sie zieht eine kleine, ſilberne Schelle hervor und läutet damit. Sogleich kommt, wie alle folgenden Geſtalten, lautlos auftretend, ein kleiner, buckliger **Dorfſchneider** herein, der Brautkleid, Schleier und Kranz über dem Arm trägt und in den Händen ein paar gläſerne Pantoffeln. Er hat einen wippenden, komiſchen Gang, verneigt ſich ſtumm vor dem Engel, vor der Diakoniſſin und zuletzt am tiefſten vor Hannele.

Dorfſchneider, immer mit Verbeugungen: Jungfrau Johanna Katharina Mattern. Er räuſpert ſich. Der Herr Vater, ſeine Durchlaucht der Herr Graf haben geruht, bei mir Brautkleider zu beſtellen.

Diakoniſſin nimmt dem Schneider den Rock ab und bekleidet Hannele: Komm, ich ziehe Dir's über, Hannele.

Hannele, freudig erregt: Ach, wie das kniſtert.

Diakoniſſin: Weiße Seide, Hannele.

Hannele ſieht entzückt an ſich hinunter: Die Leute werden ſtaunen, wie ich ſchön geputzt im Sarge liege.

Dorfſchneider: Jungfrau Johanna Katharina Mattern. Er räuſpert ſich. Das ganze Dorf iſt voll davon. Er räuſpert ſich. Was Ihr im Tode für ein großes Glück macht, Jungfer Hanna. Er räuſpert ſich. Euer Herr Vater. Er räuſpert ſich. Der durchlauchtige Herr Graf — Räuſpern — iſt beim Herrn Ortsvorſteher geweſen ...

Diakoniſſin ſetzt Hannele den Kranz auf: Nun neige Deinen Kopf, Du Himmelsbraut!

Hannele, vor kindlicher Freude bebend: Weißt Du was, Schweſter Martha, ich freu mich auf den Tod ... Plötzlich an der Schweſter zweifelnd: Du biſt es doch?

Diakoniſſin: Ja.

Hannele: Du biſt doch Schweſter Martha? Ach, nein
ch: meine Mutter biſt Du doch?

Diakoniſſin: Ja.

Hannele: Biſt Du beides?

Diakoniſſin: Die Kinder des Himmels ſind eins
Gott.

Dorfſchneider: Wenn's nun erlaubt wäre, Prinzeſſin
annele. *Mit den Pantoffeln vor ihr niederknieend:* Es ſind
kleinſten Schühchen im Reich. Sie haben alle zu
ſe Füße: die Hedwig, die Agnes, die Lieſe, die Martha,
Minna, die Anna, die Käthe, die Grethe. *Er hat ihr
Pantoffeln angezogen.* Sie paſſen, ſie paſſen! Die Braut
gefunden. Jungfer Hannele hat die kleinſten Füße. —
enn Sie wieder was brauchen! Ihr Diener, Ihr
ener! *Komplimentierend ab.*

annele: Ich kann es kaum erwarten, Mutterchen.

Diakoniſſin: Nun brauchſt Du keine Medizin mehr
unehmen.

annele: Nein.

iakoniſſin: Nun wirſt Du bald geſünder ſein wie
Bachforelle, Hannele!

annele: Ja.

iakoniſſin: Nun komm und leg Dich auf Dein
rbelager. *Sie faßt Hannele bei der Hand, führt ſie ſanft
as Bett, und Hannele legt ſich darauf nieder.*

annele: Nun werd ich endlich doch erfahren, was
Sterben iſt.

iakoniſſin: Das wirſt Du, Hannele!

Hannele, auf dem Rücken liegend, die Hände wie um ein Blümchen gefaltet: Ich hab ein Pfand.

Diakoniſſin: Das drücke feſt an Deine Bruſt.

Hannele, mit neu beginnender Angſt, ſchüchtern nach dem Engel hinüber: Muß es denn ſein?

Diakoniſſin: Es muß.

Aus weiter Ferne hört man die Töne eines Trauermarſches.

Hannele, horchend: Jetzt blaſen ſie zu Grabe. Meiſter Seyfried und die Muſikanten. Der Engel erhebt ſich. Jetzt ſteht er auf. Der Sturm draußen hat zugenommen. Der Engel iſt aufgeſtanden und ſchreitet ernſt und langſam Hannele näher. Jetzt kommt er auf mich zu. Ach, Schweſter, Mutter! Ich ſehe Dich ja nicht mehr. Wo biſt Du denn? Zu dem Engel flehentlich: Mach's kurz, Du ſchwarzer, ſtummer Geiſt! — Wie unter einem Alp ächzend: Es drückt mich, drückt mich — wie ein . . . wie ein Stein — Der Engel erhebt langſam ſein breites Schwert. Er will mich . . . will mich — ganz vernichten. In höchſter Angſt: Hilf mir, Schweſter!

Diakoniſſin tritt zwiſchen den Engel und Hannele mit Hoheit und legt ihre beiden Hände ſchützend auf Hanneles Herz. Mit Größe, Kraft und Weihe ſpricht ſie: Er darf es nicht. — Ich lege meine beiden, geweihten Hände Dir aufs Herz. Der ſchwarze Engel verſchwindet. Stille. Die Diakoniſſin faltet die Hände und blickt milde lächelnd auf Hannele herunter, dann verſinkt ſie in ſich und bewegt die Lippen, lautlos betend. Die Klänge des Trauermarſches haben inzwiſchen nicht ausgeſetzt. Ein Geräuſch von vielen vorſichtig trappelnden Füßen wird vernehmlich. Gleich darauf erſcheint die Geſtalt des Lehrers **Gottwald**

in der Mitteltür. Der Trauermarſch verſtummt. Gottwald iſt ſchwarz wie zu einem Begräbnis gekleidet und trägt einen Strauß ſchöner Glockenblumen in der Hand. Ehrfürchtig hat er den Zylinder abgenommen und wendet ſich, kaum eingetreten, mit einer ruheheiſchenden Gebärde nach rückwärts. Man gewahrt hinter ihm ſeine Schulkinder: Knaben und Mädchen in ihren beſten Kleidern. Auf die Gebärde des Lehrers hin unterbrechen ſie ihr Geflüſter und verhalten ſich ganz ſtill. Sie wagen ſich auch nicht über die Türſchwelle. Gottwald nähert ſich jetzt mit feierlicher Miene der noch immer betenden Diakoniſſin.

Gottwald, mit leiſer Stimme: Guten Tag, Schweſter Martha!

Diakoniſſin: Herr Gottwald! Gott grüße Sie!

Gottwald ſchüttelt, auf Hannele blickend, in ſchmerzlichem Bedauern den Kopf: Armes Dingelchen.

Diakoniſſin: Warum ſind Sie denn ſo traurig, Herr Gottwald?

Gottwald: Weil ſie nun doch geſtorben iſt.

Diakoniſſin: Darüber wollen wir nicht traurig ſein; ie hat den Frieden, und den Frieden gönne ich ihr.

Gottwald, ſeufzend: Ja, ihr iſt wohl. Von Trübſal nd von Kummer iſt ſie nun befreit.

Diakoniſſin, in den Anblick verſunken: Schön liegt ſie da.

Gottwald: Ja, ſchön — jetzt, nun Du tot biſt, blühſt Du erſt ſo lieblich auf.

Diakoniſſin: Weil ſie ſo fromm war, hat ſie Gott ſchön gemacht.

Gottwald: Ja, ſie war fromm und gut. Seufzt ſchwer, appt ſein Geſangbuch auf und blickt trüb hinein.

Diakoniſſin blickt mit in das Geſangbuch: Man ſoll nicht klagen. Still geduldig muß man ſein.

Gottwald: Ach, mir iſt ſchwer.

Diakoniſſin: Weil ſie erlöſt iſt?

Gottwald: Weil mir zwei Blumen verwelkt ſind.

Diakoniſſin: Wo?

Gottwald: Zwei Veilchen, die ich hier im Buche habe. Das ſind die toten Augen meines lieben Hannele.

Diakoniſſin: In Gottes Himmel werden ſie viel ſchöner auferblühn.

Gottwald: Ach Gott, wie lange werden wir noch weiter pilgern müſſen durch das finſtere Erdenjammertal?! Plötzlich verändert, geſchäftig und geſchäftlich, Noten hervorziehend: Was meinen Sie? ich habe mir gedacht: wir ſingen hier im Hauſe erſt den Choral: Jeſus meine Zuverſicht.

Diakoniſſin: Ja, das iſt ein ſchöner Choral, und Hannele Mattern war ein gläubiges Kind.

Gottwald: Und draußen auf dem Kirchhof ſingen wir dann: Laßt mich gehen. Er wendet ſich, geht auf die Schulkinder zu und ſpricht: Nummer 62: Laßt mich gehen. Er intoniert leiſe taktierend: Laßt mich ge—hen, laßt mich ge—hen, daß ich Je—ſum möge ſe—hen. Die Kinder haben leiſe mitgeſungen. Kinderchen, ſeid Ihr auch alle warm angezogen? Draußen auf dem Kirchhof wird es ſehr kalt ſein. Kommt mal rein. Seht Euch das arme Hannele noch einmal an. Die Schulkinder ſtrömen herein und ſtellen ſich feierlich um das Bett. Seht mal, wie der Tod das liebe, kleine Mädchen ſchön gemacht hat. Mit Lumpen war ſie be-

angen — jetzt hat ſie ſeid'ne Kleider an. Barfuß iſt ſie
erumgelaufen, jetzt hat ſie Schuhe von Glas an den
üßen. Die wird jetzt bald in einem goldnen Schloſſe
ohnen und alle Tage gebratenes Fleiſch eſſen. — Hier
at ſie von kalten Kartoffeln gelebt — und wenn ſie nur
nmer ſatt davon gehabt hätte. Hier habt Ihr ſie immer
e Lumpenprinzeſſin geheißen, jetzt wird ſie bald eine rich-
ge Prinzeſſin ſein. Alſo wer ihr etwas abzubitten hat,
r tue es jetzt, ſonſt ſagt ſie alles dem lieben Gott wieder,
d dann geht es Euch ſchlecht.

Ein kleiner Junge tritt ein wenig hervor: Liebes Prin-
ſchen Hannele, nimm mir's nicht übel und ſag's nicht
m lieben Gott, daß ich Dich immer Lumpenprinzeſſin
heißen habe.

Alle Kinder durcheinander: Es tut uns allen herz-
leid.

Gottwald: So, nun wird das arme Hannele Euch
on vergeben. Geht nur jetzt ins Haus und wartet
außen auf mich.

Diakoniſſin: Kommt, ich werde Euch in das Hinter-
bchen führen. Dort will ich Euch ſagen, was Ihr tun
ßt, wenn Ihr auch ſolche ſchöne Engel werden wollt,
das Hannele bald eins ſein wird. Sie geht voraus, die
der folgen ihr; die Tür wird angelegt.

Gottwald, nun allein bei Hannele. Er legt ihr gerührt die
men zu Füßen: Mein liebes Hannele, hier habe ich Dir
einen Strauß ſchöner Glockenblumen mitgebracht.
ihrem Bett knieend, mit zitternder Stimme: Vergiß mich

nicht ganz und gar in Deiner Herrlichkeit. Er ſchluchzt, die Stirn in die Falten ihres Kleides gedrückt: Das Herz will mir zerbrechen, weil ich von Dir ſcheiden muß.

Man hört ſprechen; Gottwald erhebt ſich, deckt ein Tuch über Hannele. Zwei ältere Frauen, wie zu einem Begräbnis gekleidet, Taſchentuch und Geſangbuch mit gelbem Schnitt in der Hand, huſchen herein.

Erſte Frau, ſich umſehend: Mir ſein woll die Erſchten?

Zweite Frau: Nee, der Herr Lehrer is ja ſchonn da. Guten Tag, Herr Lehrer!

Gottwald: Guten Tag.

Erſte Frau: Es geht Ihn woll nahe, Herr Lehrer! Das war Ihn auch wirklich ein zu gutes Kind. Immer fleißig, immer fleißig.

Zweite Frau: Is's denn wahr, die Leute ſprechen ... 's is woll nicht wahr? Se hätte ſich ſelber's Leben genommen?

Dritte Geſtalt iſt dazugekommen: Das wär eine Sinde wider a Geiſt.

Zweite Frau: Eine Sinde wider den heiligen Geiſt.

Dritte Frau: Eine ſolche Sinde, ſagt der Herr Paſter, wird nie nich vergeben.

Gottwald: Wißt Ihr denn nicht, was der Heiland geſagt hat? Laſſet die Kindlein zu mir kommen.

Vierte Frau iſt gekommen: Ihr Leute, ihr Leute, is das a Wetter. Da wird man ſich woll die Fiſſe erfrieren. Wenn ock der Pfarr und macht's nich zu lang. Der Schnee liegt an'n Meter hoch uff'n Kirchhewe.

Fünfte Frau kommt: Ihr Leute, der Pfarr will ſe nich einſegnen. A will er de geweihte Erde verweigern.

Pleſchke: Habt Ihr geheert ... habt Ihr'ſch geheert — a ſcheener Herr iſt beim Pfarr geweſen — und hat geſagt: ja .... das Mattern Hannla is eine Hei—li—ge.

Hanke, eilig herein: Se bringen an'n gläſernen Sarg getragen.

Verſchiedene Stimmen: An'n gläſernen Sarg! An'n gläſernen Sarg!

Hanke: O Jeſ's! der mag a paar Talerle koſten.

Verſchiedene Stimmen: An'n gläſernen Sarg! An'n gläſernen Sarg!

Seidel: Hier wer'n wir noch ſcheene Dinge erleben. A Engel is mitten durchs Dorf gegangen. Aſo groß wie a Pappelbaum, kennt er glooben. Am Schmiedeteiche ſitzen ooch zwee. Die ſein aber kleen wie kleene Kinder. Das Mädel is mehr wie a Bettelmädel.

Verſchiedene Stimmen: Das Mädel is mehr wie a Bettelmädel. — Se bringen an'n gläſernen Sarg getragen. — A Engel is mitten durchs Dorf gegangen.

Vier weiß gekleidete **Jünglinge** bringen einen gläſernen Sarg hereingetragen, den ſie unweit von Hanneles Bett niederſetzen. Die Leidtragenden flüſtern erſtaunt und neugierig.

Gottwald nimmt das Tuch ein wenig auf, das Hannele bedeckt: Da ſeht Euch doch auch die Tote mal an.

Erſte Frau, neugierig darunter ſchielend: Die hat ja Haare, die ſind ja von Golde.

Gottwald, das Tuch ganz von dem, von blaſſem Licht überhauchten Hannele hinwegziehend: Und ſeid'ne Kleider und gläſerne Schuhe.

Alle weichen mit Ausrufen äußerſten Erſtaunens wie geblendet zurück.

Verſchiedene Stimmen: Ach, is die ſcheen! — Wer iſt'n das? — Das Mattern Hannla? — Das Mattern Hannla? — Das gloob ich nich.

Pleſchke: Das Mädel ... das Mädel — iſt eine — Heilige.

Die vier Jünglinge legen Hannele mit ſanfter Vorſicht in den gläſernen Sarg.

Hanke: 's heeßt ja, ſe wird ieberhaupt nich begraben.

Erſte Frau: Se wird in der Kirche uffgeſtellt.

Zweite Frau: Ich gloobe, das Mädel is gar nich tot. Die ſieht ja wie's liebe Leben aus.

Pleſchke: Gebt amal ... gebt amal — ane Flaumfeder her — mer wer'n er ... mer wer'n er — ane Flaumfeder vor a Mund halten. Ja. Und ſehn, ja — ob ſe noch — Odem hat, ja. Man gibt ihm eine Flaumfeder, und er hält ſie prüfend vor Hanneles Mund. Sie bewegt ſich nicht. Das Mädel is tot. Die hat ooch nich mehr aſo viel Leben.

Dritte Frau: Ich geb er mein Sträußel Rosmarin.

Sie legt ein Sträußchen in den Sarg.

Vierte Frau: Mei Richel Lavendel kann ſe ooch mitnehmen.

Fünfte Frau: Wo is denn Mattern?

Erſte Frau: Wo is denn Mattern?

Zweite Frau: Ach der, der ſitzt im Gaſthauſe drieben.

rſte Frau: Der weeß woll noch gar nich, was
ett is.

weite Frau: Wenn der ock ſeinen Schnaps hat.
weeß von niſcht.

leſchke: Habt Ihr'ſch'n ... habt Ihr'ſch'n ja, denn
... nich geſagt, daß a eine ... eine Leiche — im
uſe hat.

ritte Frau: Das ſollte der woll von ſelber wiſſen.

ierte Frau: Ich will niſcht geſagt hab'n, nee, nee,
ibe! Aber wer das Mädel hat ums Leben gebracht,
weeß man woll etwan.

eidel: Das will ich meenen, das weeß, mecht man
chen, 's ganze Dorf. Die hat eine Beule wie meine
ſt.

ünfte Frau: Wo der Kerl hintritt, da wächſt kee
s.

eidel: Mer hab'n ſe doch umgezogen mitſammen.
hab ich's doch ganz genau geſehn. Die hat eine
ule wie meine Fauſt. Und dadran is ſe zugrunde ge-
gen.

rſte Frau: Die hat kein andrer auf dem Gewiſſen
Mattern.

lle, *mit Heftigkeit, aber im Flüſterton durcheinander ſprechend:*
andrer Menſch.

weite Frau: Ein Mörder iſt das.

lle, *voll Wut, aber geheimnisvoll:* A Mörder, a Mörder!

*hört die gröhlende Stimme des angetrunkenen Maurers
tern.*

Stimme Matterns: Ein ruhi—ges Ge—wiſſen — iſt ein ſanf—tes Ruh—e—kiſſ—en. *Er erſcheint in der Tür und ſchreit:* Mädel! Mädel! Balg! Wo ſteckſt Du? *Er lümmelt ſich am Türpfoſten herum.* Bis finfe zähl ich … aſo lange … wart ich. Länger nich: eens — zwee — drei und eens macht … Mädel!! mach mich nich wilde, ſag ich Dir bloß. Wenn ich Dich ſuche und find Dich, Karnallie, ich tu Dich zermantſchen. *Stutzt, gewahrt die Anweſenden, welche ſich totenſtill verhalten.* Was wollt Ihr dahier? — *Keine Antwort.* Wie kommt Ihr hierher? — Euch ſchickt woll der Teifel, hä? — Macht, daß d'er naus kommt. — Na, wird's nu bald werden? *Er lacht in ſich hinein.* Da wart mer a biſſel. Die Fahrten kenn ich doch. Das is weiter niſcht. Ich hab halt a biſſel viel im Koppe. Da macht's een was vor. — — *Er ſingt:* Ein ruh—iges Ge—wiſſen — iſt ein ſanf—tes Ruh—e—kiſſ—en. *Erſchrickt.* Seid Ihr immer noch da? *Plötzlich in jähzorniger Wut nach etwas zum Dreinſchlagen ſuchend:* Ich nehm, was ich finde … *Ein Mann in einem braunen, abgetragenen Havelock iſt eingetreten. Er iſt zirka dreißig Jahr alt, hat langes, ſchwarzes Haar und ein blaſſes Geſicht mit den Zügen des Lehrers Gottwald. Er hat einen Schlapphut in der linken Hand und Sandalen an den Füßen. Er erſcheint wegmüde und ſtaubig. Die Worte des Maurers unterbrechend, hat er ihm mit der Hand ſanft den Arm berührt. Mattern fährt jäh herum.*

Der Fremde *ſieht ihm ernſt und voller Ruhe ins Geſicht und ſagt demütig:* Mattern, Maurer — Gott grüße Dich!

Mattern: Wie kommſt Du hierher? Was willſt Du hier?

Der Fremde, demütig bittend: Ich hab mir die Füße
utig gelaufen; gib mir Waſſer, ſie zu waſchen. Die
iße Sonne hat mich ausgedörrt; gib mir Wein zu trinken,
aß ich mich erfriſche. Ich habe kein Brot gegeſſen, ſeit
auszog am Morgen. Mich hungert.

Mattern: Was geht mich das an! Wer heeßt Dich
mlungern uff der Landſtraße? Da arbeite Du. Ich
uß ooch arbeiten.

Der Fremde: Ich bin ein Arbeiter.

Mattern: A Landſtreicher biſt Du. Wer arbeitet, der
auch nich betteln zu gehn.

Der Fremde: Ich bin ein Arbeiter ohne Lohn.

Mattern: A Landſtreicher biſt Du.

Der Fremde, zaghaft, unterwürfig, dabei aber eindringlich:
h bin ein Arzt, Du kannſt mich vielleicht brauchen.

Mattern: Ich bin nich krank, ich brauche keenen
okter.

Der Fremde, mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme:
attern-Maurer, beſinne Dich! Du brauchſt mir kein
aſſer zu reichen, und ich will Dich doch heilen. Du
auchſt mir kein Brot zu eſſen zu geben, und ich will Dich
nnoch geſund machen, ſo wahr mir Gott helfe.

Mattern: Mach, daß Du fortkommſt. Geh Deiner
ege. Ich habe geſunde Knochen im Leibe. Ich brauche
nen Dokter! Haſte verſtanden?

Der Fremde: Maurer Mattern, beſinne Dich! —
h will Dir die Füße waſchen. Ich will Dir Wein zu
nken geben. Du ſollſt ſüßes Brot eſſen. Setze Deinen

Fuß auf meinen Scheitel, und ich will Dich dennoch heil und geſund machen, ſo wahr mir Gott helfe.

Mattern: Nu will ich bloß ſehn, ob Du woll gehn wirſcht. Und wenn De nich naus find'ſt, da ſag ich aſo viel ...

Der Fremde, ernſt ermahnend: Mattern-Maurer, weißt Du, was Du im Hauſe haſt?

Mattern: Alles, was rein geheert. Alles, was rein geheert. Du geheerſcht nich rein. Sieh, daß Du weiter kommſt.

Der Fremde, einfach: Deine Tochter iſt krank.

Mattern: Zu der ihrer Krankheet braucht's keenen Dokter. Der ihre Krankheet is niſcht wie Faulheet. Die wer ich ihr ſchonn alleene austreiben.

Der Fremde, feierlich: Mattern-Maurer, ich komme zu Dir als Bote.

Mattern: Von wem werſcht Du ock als Bote kommen?

Der Fremde: Ich komme vom Vater — und ich gehe zum Vater. Wo haſt Du ſein Kind?

Mattern: Was wer ich wiſſen, wo die ſich rumtreibt. Was gehn mich dem ſeine Kinder an! A hat ſich ja ſonſt nich drum bekimmert.

Der Fremde, feſt: Du haſt eine Leiche in Deinem Hauſe.

Mattern gewahrt das daliegende Hannele, tritt ſteif und ſtumm an den Sarg und blickt hinein, dabei murmelnd: Wo haſt Du die ſcheenen Kleider her? Wer hat Dir den gläſernen Sarg gekooſt?

Die Leidtragenden flüſtern heftig und geheimnisvoll. Man hört mehrmals, voller Erbitterung ausgeſprochen, das Wort: „Mörder“.

Mattern, leiſe, bebend: Ich hab Dich doch nie nich ſchlecht behandelt. Ich hab Dich gekleedet. Ich hab Dich genährt. Frech zu dem Fremden hinüber: Was willſt Du von mir? Was geht mich das an?

Der Fremde: Mattern-Maurer, haſt Du mir etwas zu ſagen?

Unter den Leidtragenden wird das Geflüſter heftiger, immer wütender und öfter ſchallt es: „Mörder!“ „Mörder!“

Der Fremde: Haſt Du Dir gar nichts vorzuwerfen? Haſt Du ſie niemals nachts aus dem Schlafe geriſſen? Iſt ſie niemals unter Deinen Fäuſten wie tot zuſammengeſunken? —

Mattern, entſetzt, außer ſich: Da ſchlag mich tot. Hier, gleich uff der Stelle! — Mich ſoll gleich a Blitz vom Himmel treffen, wenn ich dadran ſchuld bin.

Schwacher, bläulicher Blitz und fernes Donnerrollen.

Alle durcheinander: 's kommt a Gewitter. Jetzt mitten m Winter!? A hat ſich verſchworen! Der Kindesmörder hat ſich verſchworen!

Der Fremde, eindringlich, gütig: Haſt Du mir noch nichts zu ſagen, Mattern?

Mattern, in erbärmlicher Angſt: Wer ſein Kind lieb hat, üchtigt es. Dem Mädel hier hab ich nur Gutes getan. Ich hab ſe gehalten wie mei Kind. Ich kann ſe beſtrafen, wenn ſe nich gutt tut.

Die Frauen fahren auf ihn ein: Mörder! Mörder! Mörder! Mörder!

Mattern: Die hat mich belogen und betrogen. Die hat mich beſtohlen Tag für Tag.

Der Fremde: Sprichſt Du die Wahrheit?

Mattern: Gott ſoll mich ſtrafen ... In dieſem Augenblick zeigt ſich in Hanneles gefalteten Händen eine Himmelsſchlüſſelblume, welche eine gelblich-grüne Glut ausſtrahlt. Der Maurer Mattern ſtarrt wie von Sinnen, am ganzen Leibe zitternd, auf die Erſcheinung.

Der Fremde: Mattern-Maurer, Du lügſt.

Alle, in höchſter Aufregung durcheinander redend: Ein Wunder! — Ein Wunder!

Pleſchke: Das Mädel ... das Mädel — is eine — Heilige; a hat ſich — um Leib und Seele ... Seele geſchworen.

Mattern, brüllt: Ich häng mich u—uf. Hält ſich mit beiden Händen die Schläfen. Ab.

Der Fremde ſchreitet bis an Hanneles Sarg vor und ſpricht zu den Anweſenden gewendet; vor der nun mit aller Hoheit daſtehenden und ſprechenden Geſtalt weichen ſie alle ehrfürchtig zurück: Fürchtet Euch nicht. — Er beugt ſich und erfaßt wie prüfend Hanneles Hand; voll Sanftmut ſpricht er: Das Mägdlein iſt nicht geſtorben. — Es ſchläft. Mit tiefſter Innerlichkeit und überzeugter Kraft: Johanna Mattern, ſtehe auf!!! Ein helles Goldgrün erfüllt den Raum. Hannele öffnet die Augen, richtet ſich auf an der Hand des Fremden, ohne aber zu wagen, ihm ins Geſicht zu ſehen. Sie ſteigt aus dem Sarge und ſinkt ſogleich vor dem Erwecker auf die Knice. Alle Anweſenden packt ein Grauen. Sie fliehen. Der Fremde und Hannele bleiben allein. Der graue Mantel iſt von ſeiner Schulter geglitten, und er ſteht da in einem weißgoldenen Gewande.

Der Fremde, weich, innig: Hannele.

Hannele, entzückt in ſich, den Kopf ſo tief beugend, als nur immer möglich: Da iſt er.

Der Fremde: Wer bin ich?

Hannele: Du.

Der Fremde: Nenn meinen Namen.

Hannele haucht ehrfurchtzitternd: Heilig, heilig!

Der Fremde: Ich weiß alle Deine Leiden und Schmerzen.

Hannele: Du lieber, lieber …

Der Fremde: Erhebe Dich.

Hannele: Dein Kleid iſt makellos. Ich bin voll Schmach.

Der Fremde legt ſeine Rechte auf Hanneles Scheitel: So nehm ich alle Niedrigkeit von Dir. Er berührt ihre Augen, nachdem er mit ſanfter Gewalt ihr Geſicht heraufgebogen: So beſchenke ich Deine Augen mit ewigem Licht. Faſſet in uch Sonnen und wieder Sonnen. Faſſet in euch den wigen Tag vom Morgenrot bis zum Abendrot, vom Abendrot bis zum Morgenrot. Faſſet in euch, was da euchtet: blaues Meer, blauen Himmel und grüne Fluren n Ewigkeit. Er berührt ihr Ohr. So beſchenk ich Dein Ohr, zu hören allen Jubel aller Millionen Engel in den Millionen Himmeln Gottes. Er berührt ihren Mund. So löſe h Deine ſtammelnde Zunge und lege Deine Seele darauf nd meine Seele und die Seele Gottes des Allerhöchſten.

Hannele, am ganzen Körper bebend, verſucht ſich aufzurichten. Sie unter einer ungeheuren Wonnelaſt vermag ſie es nicht. Von tiefem Schluchzen und Weinen erſchüttert, birgt ſie den Kopf an des Fremden Bruſt.

Der Fremde: Mit dieſen Tränen waſche ich Deine Seele von Staub und Qual der Welt. Ich will Deinen Fuß über die Sterne Gottes erhöhen.

Zu ſanfter Muſik, mit der Hand über Hanneles Scheitel ſtreichend, ſpricht nun der Fremde das Folgende. Indem er ſpricht, tauchen Engelsgeſtalten in der Tür auf, große, kleine, Knaben, Mädchen, ſtehen ſchüchtern, wagen ſich herein, ſchwingen Weihrauchfäſſer und ſchmücken das Gemach mit Teppichen und Blumen.

Der Fremde:
Die Seligkeit iſt eine wunderſchöne Stadt,
Wo Friede und Freude kein Ende mehr hat.
Harfen, erſt leiſe, zuletzt laut und voll.
Ihre Häuſer ſind Marmel, ihre Dächer ſind Gold,
Roter Wein in den ſilbernen Brünnlein rollt,
Auf den weißen, weißen Straßen ſind Blumen geſtreut,
Von den Türmen klingt ewiges Hochzeitsgeläut.
Maigrün ſind die Zinnen, vom Frühlicht beglänzt,
Von Faltern umtaumelt, mit Roſen bekränzt.
Zwölf milchweiße Schwäne umkreiſen ſie weit
Und bauſchen ihr klingendes Federkleid;
Kühn fahren ſie hoch durch die blühende Luft
Durch erzklangdurchzitterten Himmelsduft.
Sie kreiſen in feierlich ewigem Zug,
Ihre Schwingen ertönen gleich Harfen im Flug,
Sie blicken auf Zion, auf Gärten und Meer,
Grüne Flöre ziehen ſie hinter ſich her.
Dort unten wandeln ſie Hand in Hand:

Die feſtlichen Menſchen durchs himmliſche Land.
Das weite, weite Meer füllt rot roter Wein,
Sie tauchen mit ſtrahlenden Leibern hinein.
Sie tauchen hinein in den Schaum und den Glanz
Der klare Purpur verſchüttet ſie ganz,
Und ſteigen ſie jauchzend hervor aus der Flut,
So ſind ſie gewaſchen durch Jeſu Blut.

Der Fremde wendet ſich nun an die Engel, welche ihre Arbeit vollendet haben. Mit ſcheuer Freude und Glückſeligkeit treten ſie herzu und bilden um Hannele und den Fremden einen Halbkreis.

Mit feinen Linnen kommt, Ihr Himmelskinder!
Lieblinge, Turteltauben, kommt herzu,
Hüllt ein den ſchwachen, ausgezehrten Leib,
Den Froſt geſchüttelt, Fieberglut gedörrt,
Sanft, daß ſein krankes Fleiſch der Druck nicht ſchmerze;
Und weich hinſchwebend, ohne Flügelſchlag,
Tragt ſie, der Wieſen ſaft'ge Halme ſtreifend,
Durch linden Mondenſchimmer liebreich hin . . .
Durch Duft und Blumendampf des Paradieſes,
Bis Tempelkühle wonnig ſie umſchließt. —

Kleine Pauſe.

Dort miſcht, indes ſie ruht auf ſeidnem Bette,
Im weißen Marmorbade Bergbachs Waſſer
Und Purpurwein und Milch der Antilope,
In reiner Flut ihr Siechtum abzuſpülen.
Brecht aus den Büſchen volle Blütenzweige:
Jasmin und Flieder, ſchwer vom Tau der Nacht,
Und ihrer klaren Tropfen feuchte Bürde

Laßt friſch und duftig auf ſie niederregnen.
Nehmt weiche Seide drauf, um Glied für Glied
Wie Lilienblätter, ſchonend abzutrocknen.
Labt ſie mit Wein, kredenzt in goldener Schale,
In den Ihr reifer Früchte Fleiſch gepreßt. —
Erdbeeren, die noch warm vom Sonnenfeuer,
Himbeeren, voll von ſüßem Blut geſogen,
Die ſamtne Pfirſich, goldene Ananas,
Orangen, gelb und blank, bringt ihr getragen
Auf weiten Schüſſeln ſpiegelnden Metalls.
Ihr Gaumen ſchwelge und ihr Herz umfange
Des neuen Morgens Pracht und Ueberfülle.
Ihr Aug entzücke ſich am Stolz der Hallen.
Laßt feuerfarbne Falter über ihr
Am malachitnen Grün des Eſtrichs ſchaukeln.
Auf ausgeſpanntem Atlas ſchreite ſie
Durch Hyazinthen, Tulpen ... ihr zur Seite
Laßt grüner Palmen breite Fächer zittern
Und alles ſpiegeln ſich im Glanz der Wände.
Auf Felder roten Mohns führt ihren armen Blick,
Wo Himmelskinder goldne Bälle werfen
Im frühen Strahl des neugebornen Lichts,
Und liebliche Muſik ſchlingt ihr ums Herz.

Die Engel ſingen im Chor:

Wir tragen Dich hin, verſchwiegen und weich,
Eia popeia ins himmliſche Reich.
Eia popeia ins himmliſche Reich.

Über dem Engelsgeſang verdunkelt ſich die Szene. Aus dem

Dunkel heraus hört man ſchwächer und ſchwächer, ferner und ferner ſingen. Es wird nun wieder licht, und man hat den Blick in das Armenhauszimmer, wo alles ſo iſt, wie es war, ehe die erſte Erſcheinung auftauchte. Hannele liegt wieder im Bett, ein armes, krankes Kind. Dr. Wachler hat ſich mit dem Stethoſkop über ſie gebeugt; die Diakoniſſin, welche ihm das Licht hält, beobachtet ihn ängſtlich. Nun erſt ſchweigt der Geſang gänzlich.

Dr. Wachler, ſich aufrichtend, ſagt: Sie haben recht.

Schweſter Martha fragt: Tot?

Der Doktor nickt trübe: Tot.

Der Vorhang fällt.

Gerhart Hauptmann

Geſammelte Werke

in zwölf Bänden

Dritter Band

S. Fiſcher, Verlag
Berlin 1922

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript
Copyright 1922 by S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Inhalt

Florian Geyer 1

Elga 195

Die verſunkene Glocke 265

Fuhrmann Henſchel 407

Florian Geyer

Die Tragödie des Bauernkriegs

in fünf Akten, mit einem Vorſpiel

Dramatis personae

Biſchof Konrad von Würzburg
Sebaſtian von Rotenhahn, Hofmeiſter des Biſchofs
Markgraf Friedrich, oberſter Hauptmann der Beſatzung von „Unſerer Frauen Berg“
Hans von Lichtenſtein, Domherr

Heinz von Stein
Wolf von Hanſtein
Hans von Grumbach
Sebaſtian von Geyer
Wolf von Kaſtell
Lorenz von Hutten
Kunz von der Mühlen } Ritter

Gilgeneſſig, Schreiber
Florian Geyer
Stephan von Menzingen
Götz von Berlichingen
Conrad von Hanſtein
Thomas von Hartheim
Wilhelm von Grumbach
Anna von Grumbach, ſeine Frau
Tellermann, Feldhauptmann des Florian Geyer
Karlſtatt
Rektor Beſenmeyer
Der Schultheiß von Ochſenfurt
Lorenz Löffelholz, Feldſchreiber des Florian Geyer
Martin, ein fahrender Schüler

Finkenmäuslin
Kunzlin } Boten

Sartorius
Link, ein Würzburger

Jacob Kohl,
Pfarrer Bubenleben
Wendel Hippler
Georg Metzler
Flammenbecker } Bauernführer

Kratzer, Wirt

Erſter
Zweiter
Dritter } Bauernhauptmann

Schäferhans
Marei, Lagerdirne
Jörg Kumpf

Kilian, der Harniſchweber
Jos Frankenheim, Schulmeiſter } Bürger von Rothenburg

Oswald Barchart
Ochſenhans
Markart Töppelin, genannt Bohnlein
Engelhart Goppolt, Leineweber
Hans Kunrat
Hans Beheim, Maurer
Chriſtheinz
Bürger von Rothenburg

Erſter
Zweiter
Dritter
Bürger von Rothenburg

Entlaufener Mönch
Hauſierer
Jöslein, ein alter Jude
Eine alte Frau
Ein zerlumpter Menſch, ihr Sohn
Kläuslin, fahrender Muſikant
Sein Weib
Sebaſtian Schertlin
Feiſtle
Urſel, Beſchließerin in Grumbachs Schloß
Peter, ein Reitknecht
Ein Weinsberger
Der blinde Mönch
Ein Höriger
Ein Bauer
Die Kellnerin

Erſter
Zweiter
Reiſiger

Bauern und eine Bäuerin
Ritter
Erſter Ritter
Zweiter Ritter
Erſter Domherr
Erſter Trabant

Gefolge des Biſchofs, Ritter, Trabanten, Bauern, Muſikanten, Volk.

Vorſpiel

Auf dem Schloß ‚Unſerer Frauen Berg' bei Würzburg. Die große Hofſtube. Links eine Art Thron mit Baldachin. Eine Anzahl Ritter, geharniſchte und ungeharniſchte, ſtehen abwartend oder bewegen ſich, halblaut miteinander redend. An einer Fenſterniſche, rechts, ſteht der Schreiber Gilgeneſſig, ein kleines, vertrocknetes Männchen, und lieſt einigen Rittern aus einer Flugſchrift laut vor. Unter den Zuhörenden: Hans von Lichtenſtein, ein etwa vierzigjähriger Domherr, Heinz von Stein, Ritter, Wolf von Hanſtein, Ritter, Hans von Grumbach, Ritter.

Gilgeneſſig lieſt: „Zum erſten iſt unſre demütige Bitt!"

Hans von Lichtenſtein, knirſchend: Ei, Du Speikatz! Faſt demütig.

Gilgeneſſig lieſt: ‚Zum erſten iſt unſre demütige Bitt, daß eine ganze Gemeine Macht ſoll haben, ihren Pfarrherrn ſelbſt erwählen und kieſen. Der ſoll uns das Evangelium predigen, lauter, klar, ohn alle menſchliche Zuſätz.'

Hans von Lichtenſtein, ſchnaufend: Ein faſt demütig und untertäniges Supplizieren mit Flegeln und Hauen, Spießen und Hakenbüchſen.

Heinz von Stein: Nach dem Kirchendieb- und Ketzerpaternoſter!

Wolf von Hanſtein: Dünket Euch das ein ſo unbillig Erfordern, Ihr Herrn?

Heinz von Stein: Lies, Schreiber, lies!

Hans von Lichtenſtein: Es riecht hie ein wenig nach Lutheriſcher Grütz, Karlſtattſcher Suppen und Huſſitiſcher Peſtilenz.

Wolf von Hanſtein: Dünket Euch das ſo unbillig, Ihr Herrn?

Hans von Grumbach: Ei, leid Dich, Wolf! Das Männlein zerplatzet Dir ſonſt vor Wut!

Wolf von Hanſtein, laut: Wie ſteht's in der Schrift geſchrieben? ‚Ich will meine Herd erlöſen von ihrem Mund.' Ihr habt die Milch geſſen, Euch von der Woll gekleidet und, was feiſt geweſen, habt Ihr gemetzget! Itzt hungert ſie nach Brot und dürſtet nach Wein, aber nit nur nach Brot und Wein, ſondern der Herr hat ſeinen Hunger und Durſt geſandt, zu hören ſein Wort, lauter, klar und rein und trotz aller feiſten Bäuche und glatten Bälge, ohn alle menſchliche Zuſätz.

Gilgeneſſig lieſt: ‚Zum andern, nachdem der rechte Zehnte ufgeſetzt iſt im alten Teſtament und im neuen alles erfüllt, nicht deſto minder wollen wir den rechten Kornzehnt gern haben.'

Heinz von Stein: Brav daher gered't, Junker Miſträumer, fürtrefflich aufgereupzt, Gevatter Knollfink!

Gilgeneſſig lieſt: ‚Den kleinen Zehnten wollen wir gar nit geben.'

Hans von Lichtenſtein: Oha! Euch hat der Teufel die Leviten geleſen!

Wolf von Hanſtein: Hochwürdiger Herr, wollt Ihr mir eine Frage beantworten?

Hans von Lichtenſtein: Je nachdem, Ritter!

Wolf von Hanſtein: Wohlan, ſtehet dem Biſchof nach levitiſchem Geſetz der Zehnte von allem Land zu, warum läßt er ſich nit beſchneiden? Senſation bei einem Teil der Anweſenden, Gelächter bei einem andern.

Hans von Lichtenſtein: Kotz, Junker, das mag Euch der Teufel beantworten!

Wolf von Hanſtein: Entſetzet Ihr Euch, liebe Herrn? Ei! leſet doch die Leviten, und wann es darinnen nit gefodert wird, ſo will ich den Magiſter Hoogſtraten zu Köln fortan nit mehr eine verabſcheuungswürdige, verfluchte Beſtie ſchelten!

Gilgeneſſig lieſt: ‚Zum dritten iſt der Brauch bisher geweſt, daß ſie uns für ihre Eigenleut gehalten haben.‘ Bewegung, Lachen und Entrüſtung unter der Mehrheit der Anweſenden.

Heinz von Stein: Freilich wohl, Eigenleut hat's geben, allſolange die Welt ſteht; da hadert mit unſerm Herrgott, der hat es ſo eingericht't.

Hans von Lichtenſtein: Itzt meinen ſie, daß ſie es Gott wollen abtrotzen, wann ſie den Teufel zum Abt über ſich ſetzen, und daß er werde einen jeden Lüsbühel unter ihnen zum Herren machen.

Graf Wolf von Kaſtell kommt. Im übrigen füllt ſich der Saal mehr und mehr mit **Domherren**, **Rittern** und allerhand **Hofbeamten**.

Wolf von Kaſtell: Was lieſt der Schreiber?

Gilgeneſſig lieſt: ... ‚Der Brauch bisher geweſen, daß ſie uns für ihre Eigenleut gehalten haben, welches zum Erbarmen iſt, angeſehen, daß uns Chriſtus alle mit ſeinem koſtbarlichen Blutvergießen erlöſt und erkauft hat, den Hirten gleich allſowohl als den Höchſten.‘

Wolf von Hanſtein, nachſprechend: ‚Den Hirten gleich allſowohl als den Höchſten.‘

Hans von Grumbach: Dawider wäre wohl nichts nit zu ſagen, Ihr Herrn.

Wolf von Kaſtell: Was leſet Ihr?

Gilgeneſſig: Die gründlichen und rechten Hauptartikel aller Bauerſchaft und Hinterſaſſen der geiſtlichen und weltlichen Oberkeiten, von welchen ſie ſich beſchwert vermeinen, auch die Handlung und Inſtruktion, ſo vorgenommen worden ſein von allen Rotten und Haufen der Bauern.

Wolf von Kaſtell: Die zwölf Artikel, damit ſie St. Velten beſchiſſen hat. Wo habt Ihr ſie her?

Erſter Ritter: Ei, fliegen ſie nit allenthalben in der Luft herum? Habt Ihr ſie noch nit in Eurem Hoſenſack gefunden?

Eine große Anzahl unter Rittern und Domherren weiſt das Schriftchen vor.

Stimmen: Da! Nehmt, leſt!

Gilgeneſſig: Das Heftlein, daraus ich Euch vorleſe, geſtrenge Herrn, hätt ein Bote vom Götzen von Berlichingen unlängſt über die Mauer hereingereicht.

Wolf von Kaſtell: Tuet ſeine Pfauenfedern gewaltig herfür, der Götz!

Hans von Lichtenſtein: Hat auch unſerm allergnädigſten Biſchof und Herrn abſagen und des Stifts Lehne aufkündigen laſſen.

Gilgeneſſig: Datum zu Amorbach uf Donnerstag nach Miſericordias Domini.

Zweiter Ritter: Habt Ihr gehört, Ihr Herrn, wie greulich die Evangeliſchen zu Amorbach gehauſt haben? Ich war im Zwinger gegen den Glißberg, als die Türmer den Boten anblieſen. Bin auf die Mauer geſtiegen und hab mit ihm gered't. Iſt es der Köchle geweſt und des Götzen von Berlichingen Leibknecht, den ich gut gekannt hab, von einem Geſellenritt her, den wir miteinander getan haben. „Köchle, was macht Ihr,‘ hab ich ihn angeſchrieen, ‚Du und Dein Herr? Seid Ihr zu ſchwarzen Bauern worden?“ ‚Müſſen wohl, feſter Junker,‘ hat er mir Antwort geben, ‚es ſei uns lieb oder leid; aber es iſt ein Jammer, wie ſie alles verwüſtet haben zu Amorbach, als die wütigen vollen Säu! Ich bin den Pfaffen mein Lebtag gram geweſt,‘ hat er geſchrieen, ‚aber hier iſt chriſtliche Liebe auf türkiſche Art bewieſen.‘ ‚Habt Ihr Euch bei den Benediktinern eingelegt?‘ ſchrei ich ihm zu. ‚Ja, feſter Junker, und es iſt in der ganzen Abtei kein Nagel in einem Pfoſten blieben.‘

Wolf von Kaſtell: Kotz Leichnam! Ihr Herrn, zu einem Sch ... hausräumer wollt ich mich eh verdingen, denn daß ich mich brauchen ließ wie der Götz und zu einem oberſten Feldhauptmann ſetzen, wo nichts dann heilloſes Geſindel, Spieler, Diebsleut, Vaganten und Pfannenflicker hinter ihm drein fleugt!

Zweiter Ritter: Es iſt zweifelsohn, Ihr Herrn, und der Köchle hat es von Amorbach mitgebracht, Graf Wilhelm von Henneberg hätt ſich itzt auch mit den Bauern verbrüdert.

Wolf von Kaſtell: Leider Gottes, es iſt, wie der Junker ſagt. Mein Schwager hätt ſich itzt auch mit dem Gepövel vermenget. Haben ihm Dörfer, Schlöſſer und Abteien verwüſtet, er iſt von ihnen gedrungen und gezwungen worden. Freilich, wann ſie mich ſchon am Schandpfahl hätten und den Schelmenſchinder mit den glühenden Eiſen an mich ſetzten, ſo wollt ich mich doch lieber dem Teufel ſelbſt verbrüdern als mit den rotzigen, bäuriſchen Bluthunden.

Hans von Lichtenſtein: Das iſt nun der herrliche und zuverläſſige Troſt, den Grave Wilhelm unſerm gnädigen Herrn, dem Biſchof Konrad, durch Schickung und Schrift ſo läßlich und ſicherlich zugeſagt hat, daß er ſich itzt mit den Bauern verbrüdert.

Heinz von Stein: Oh der Elenden Hilf, wir hätten wohl lange genug verziehen ſollen, eh uns verſprochenermaßen von Henneberg wär Kriegsvolk zukommen.

Gilgeneſſig: Die Brief ſind Papier blieben.

Erſter Domherr: Sind in die Aſchen fallen und ſind verbrannt.

Wolf von Hanſtein: Ich aber ſag Euch, Ihr Herrn, der Grave Wilhelm von Henneberg verſtehet die Läufte, wir aber verſtehen die Läufte nit. Was hat denn der gemeine Adel all die Zeit von den geiſtlichen Herren zu befahren gehabt?! Not, Bedrückung Leibes und der Seele.

Hans von Lichtenſtein: Und was hat er von den Bauern zu befahren gehabt? Wollt Ihr mir das wohl ſagen, Ritter? Muß man es Euch erzählen, Herr, wie die Bauern unlängſt zu Weinsberg mit dem gemeinen Adel gehandelt haben? Habt Ihr das wohl ſchon vergeſſen, Ritter, daß ſie wider Kriegsbrauch und Recht den Ludwig von Helfenſtein durch die Spieße gejagt haben und vierzig gefangene Ritter und Knechte dazu? Itzt iſt es landkundig worden, wie ſie allda gehauſet. Haut und Haar eines Gemordeten hätt ein ‚frommer evangeliſcher Bruder' auf dem Spieße herumgetragen. Ein verrucht Weib und ſchwarze teufliſche Hexe hätt dem Helfenſteiner das Brotmeſſer in den Leib ſtoßen und mit dem Blut und Fett, das herausgeſchweißet, ihre Schuhe geſchmiert. Meinet Ihr dannoch, Junker, daß die Bäuriſchen ein freundlich Gemüt tragen wider Euch? Bei unſrer lieben Frauen! glaubet mir, bleiben die Bäuriſchen oben liegen, ſo wird die Prophezei wahr, darin es heißt: der gemeine Adel ſoll einſtmals müſſen Elend aus Eſſig ſpeiſen, mit Mangel beträufeln und in bitterer Wermut arme Ritter backen.

Viele Ritter ſchlagen an die Wehre, und es erſchallt mehrmals der Ruf ‚Rache für Weinsberg!'

Wolf von Hanſtein: Itzt rufet Ihr: Rache für Weinsberg, und Gott weiß es, daß Ihr mit den Weinsberger Mordbuben nit wolltet glimpflich verfahren, wann Ihr an ſie kämet. Wiſſet Ihr aber auch, was die Bauern geſchrieen, als ſie Weinsberg im Sturm genommen und Ritter, Bürger und Knechte zu Paaren trieben? ‚Rache für Wurzach!' ‚Rache für die ſiebentauſend von Wurzach!' Luget, Ihr Herrn, der Truchſeß hätt auch kein Erbarmen mit ihnen gehabt und den ‚böſen Krieg‘ allenthalben ausſchreien laſſen. Läßt auch die Profeſſen in ſie arbeiten mit Galgen und Rad und der Bauern beſte Leut abtun, als wenn es Hühner wären. Denkt an den frommen Prediger Jakob Wehe zu Leipheim.

Hans von Lichtenſtein: Ei, wohl und brav, ſo iſt es recht; es ſei mit Gewalt gered't und ihnen das Maul geſtopfet, allen verfluchten, falſchen, hölliſchen Propheten und Schwarmgeiſtern, wie ſie der Satan allenthalben hat auferwecket. Heraus mit dem verfluchten, hölliſchen Unkraut, das er hat zwiſchen den Weizen geſäet, überall und allerwegen in deutſchen Landen! Immer herausgerauft, geriſſen, geſtochen, gebrannt, immer darniedergemäht, ſei es lutheriſch, karlſtattiſch, münzeriſch, huſſitiſch oder wiclefitiſch. Der Bock iſt ſchon viel zu weit in Garten kommen. Immer darein gewettert, Georg Truchſeß! Sei ein echter, rechter St. Georg und Drachentöter, ſo gefällt es Gott und unſerer gebenedeiten Jungfrau Maria. Wär es eh geſchehen, die Ufruhr ſollt ſchwerlich alſo überwälzig worden ſein.

Gilgeneſſig *lieſt:* ‚Zum vierten iſt bisher bräuchlich geweſt, daß kein armer Mann Gewalt gehabt hat, das Wildpret, Vögel oder Fiſche im fließenden Waſſer zu ſahen. *Gelächter in der Mehrzahl.* Welches uns ganz unziemlich und unbrüderlich dünkt.‘

Wolf von Kaſtell: Daß Euch die Drüſ, mit meinem Willen ſoll kein Rülze von einem Bauern in meinem Gejeide eine Armbruſt aufbringen.

Gilgeneſſig lieſt: ‚Zum fünften ſind wir auch beſchweret der Beholzung halben, dann unſre Herrſchaft haben ihnen die Hölzer alle allein geeignet. Zum ſechſten iſt unſre hart Beſchwerung der Frondienſt halben, welche von Tag zu Tag gemehret werden und täglich zunehmen.'

Heinz von Stein: Die Sach is itzt ſo beſtellt: der Bauer will alleweil auf der faulen Haut liegen, in der Trinkſtuben ſich auftun, über der Geſchrift disputieren und den Prädikanten nachlaufen. Aber der Pflug iſt ihm zu ſchwer werden. Wird er itzt aber bei Eiden und Pflichten gemahnt, oha, ſo iſt er der Junker Dörflinger und rühret ſich ſo wenig, als hätt ihn der Satan aus einem Leimklotz gemacht. Wendet die Herrſchaft itzt aber den Ernſt vor und läßt einen aufſäſſigen Lauskopf und widerſpenſtigen Eſel in die Eiſen tun — kotz Schweiß, ſo iſt man der allergottloſeſte Tyrann und Wüterich!

Gilgeneſſig lieſt: ‚Zum ſiebenten ſein wir beſchwert und diejenigen, die Güter innehaben, daß dieſelben Güter die Gült nit ertragen können.'

Wolf von Kaſtell: Das nimmt mich nit Wunder, wahrlich nit. Gebären ſie ſich nit ſchlimmer auf ihren Gütern mit Schlemmen, Dämmen und Verpraſſen als der lüderlichſte Hauſer von Edelmann? Da iſt nichts dann Hochzeiten, Freſſen, Weinſaufen und Wiedervonſichſpeien. Statt groben Zwillichs, wie es einem groben Flegel gebühret, tragen ſie Tuch aus Mecheln und London. Ihre Weiber wollen es den Edelfrauen zuvortun an Kleiderpracht, und manch eine hat einen Meierhofwert in einer

Ketten um den Hals. Ihre Töchter behenken ſie mit Seide und Samt, Marder, Hermelin und Goldſtoff, daß ein Edelfräulein dawider gehalten einer Stallmagd gleichſiehet.

Lorenz von Hutten kommt erſchöpft und atemlos.

Lorenz von Hutten: Neue Zeitung, Ihr Herrn!

Heinz von Stein: Iſt Dir der Teufel begegnet, Lorenz?!

Lorenz von Hutten: Gelobt ſei Gott und die heilige Anna, daß ich im Trocknen bin! Hat mir einer den Gaul unterm Leib weggebirſt, als wir beide, mein Gaul und ich, durch die Furt wollten und mitten im Main ſchwammen.

Wolf von Kaſtell: Sie ſchießen mit den Handrohren?

Lorenz von Hutten: Ei freilich, wißt Ihr das nit? Die Würzburger Häcker, in den Weinbergen am Main, haben die Handrohre mit ihnen genommen und bei der Arbeit neben ſich liegen. Wenn ſie eines biſchöflichen Reuters etwa von ungefähr anſichtig werden, ei nun, ſo machen ſie Jagd auf uns, als ob wir Antvögel wären, piff, paff, hinter dem Mäuerlein hervor. Hab ein gut Roß, das mit dem Blei im Leib noch einen tapfren Sprung vorwärts getan, daß ich, Gott ſei gelobt, wie die Katz auf die Füße zu ſtehen kam und nit, geharniſcht wie ich war, im tiefen Waſſer elendiglich erſoff.

Wolf von Kaſtell: Iſt denn kein Henker meh unten zu Würzburg, der einen verdammten, meuchleriſchen Mörder und Friedbrecher voneinander kann ſchlagen, daß der Kopf das kleinere und der Leib das größere Teil iſt?

Lorenz von Hutten: Ei, nein. Dann die Würzburger haben den Meiſter Jacob davongejagt, weil er geſagt hat, es wird mit der Ufruhr zu Würzburg kein End nit nehmen, bevor er nit etlichen, dem Georg Bermetter voran, die Grint abgehauen. Dafür wollten ihn die Würzburger tot haben; ſo iſt er itzt hie auf der Burg mit ſamt ſeinen Knechten.

Gilgeneſſig: Heut iſt zu Würzburg kein Zeuge, Herr Graf, der etwas ablegen, kein Notario, der etwas ſchreiben, kein Advokate, der den Prozeß formieren, kein Stadtdiener, der angreifen, kein Richter, der examinieren, keine Obrigkeit, die urteilen, gleich wie kein Scharfrichter iſt, der exequieren kann.

Hans von Lichtenſtein: Was iſt's für Zeitung, die Ihr bringt, feſter Junker?

Lorenz von Hutten: Was ich für Zeitung bringe, liebe Herrn? Nit mehr noch minder, als daß ich gute Kundſchaft hab und glaublich bericht't bin, daß alle Haufen der Bauern uf Würzburg zu ziehn und daß, ſolange die Welt ſteht, kein ſolches Reiſen, Webern und Inhauſenziehen geweſen iſt mit Panieren, Schweinſpießen, Flegeln, Hellebarden, Handrohren, Wägen und Hakenbüchſen. Ich bin glaublich bericht't, daß die Evangeliſchen von Amorbach her unterwegs ſind, daß ſie ein Kruzifix mit ſich tragen und geſchworen haben, wie ſie das Kind im Mutterleibe wollten verderben, wenn ihnen der Biſchof, unſer allergnädigſter Herr, das Schloß nit wollt gutwillig ein geben. Bewegung und Erregung unter den Rittern.

Wolf von Kaſtell: Wer vor Dräuen ſtirbt, dem läutet man mit Eſelsfürzen aus, Ihr Herrn. Habt Ih noch meh ſolcher Botſchaften, Ritter?

Lorenz von Hutten: Ja, Kitzingen iſt in der Brüderſchaft.

Erſter Ritter: Potz Blau, Kitzingen hat ſich mit den Bauern verbrüdert?

Lorenz von Hutten: Auf Edelmannswort!

Hans von Lichtenſtein: Wird den Markgrafen Kaſimir zu Ansbach übel verdrießen!

Wolf von Hanſtein: Meinet Ihr? Mir will viel eh ſcheinen, daß den ganzen bäuriſchen Handel zu Ansbach kein übel Aug anſiehet. — Iſt nicht der Markgraf den lutheriſchen Materien zugetan, ſo gut wie der Henneberger? Iſt es nit landkundig, daß der Schwarzenberger, der gewaltige Ritter und Lutheraner, zwiſchen Ansbach und den bäuriſchen Lägern Botſchaft hin und wieder reitet? Es dünket mich nit unmöglich, daß markgräfiſches Geſchütz mit den bäuriſchen Flegeln zu gleicher Zeit hie oben anklopfet.

Wolf von Kaſtell: Meineſt Du uns ſch . . . bange zu machen, Wulf, mit überhirniſchem Zeug und Spinnſtubenmärlein? Mag es den Markgrafen gelüſten, als einen Fuchs nach der feiſten Gans, und wär auch all ſein Gemüt darauf gericht't, des Stifts Güter zu erſchnappen und als ein Herzog in Franken Einzug zu halten auf Unſerer Frauen Berg', ſo weiß er doch, daß es mit dem Bundſchuh juſt ſo wenig möglich ſein kann, als daß man über dem Rheinſturz bei Schaffhauſen auf einen Turm ſteiget.

Sebaſtian von Rotenhahn, Hofmeiſter des Biſchofs, in Rüſtung, tritt ein und durchſchreitet den Raum, im Begriff ſich zum Biſchof zu begeben. Man hält ihn an.

Heinz von Stein: Saget, Euer Hochgelahrt, beſtätigt ſich das Gerücht? Hat ſich Kitzingen dem Florian Geyer und ſeinen Schwarzen zugelobt?

Sebaſtian von Rotenhahn: Liebe, getreue Freunde und Herrn! Habet Geduld, verziehet ein wenig.

Erſter Ritter: Weshalb hat man uns berufen, Euer Edel?

Sebaſtian von Rotenhahn: Das ſollt Ihr von ſeiner Liebden, unſerm gnädigſten Fürſten und Herrn, in höchſteigener Perſon erfahren.

Zweiter Ritter: Es heißt: von allen Seiten zögen die Gewalthaufen der Bauern wider uns, hätten geſchworen, nichts Edles leben zu laſſen.

Sebaſtian von Rotenhahn: Liebe Getreue, habet Geduld, verziehet ein wenig!

Zweiter Ritter: Wird der Biſchof das Schloß zutun oder wird er es räumen laſſen?

Sebaſtian von Rotenhahn: Ihr Herrn, zu Weinsberg hatte der Florian Geyer leichtes Spiel, hie aber ſind feſtere Mauern, ein unüberwindliches Schloß, ſofern wir einig ſind. Es wäre doch gar jämmerlich und ſchändlich,

wenn wir einem ſo edlen Herrn, milden, gütigen und g
rechten Fürſten, wie es unſer Biſchof Konrad iſt, nit ſollt
beiſtändig ſein. Würde auch einer hochberühmten fränk
ſchen Reichsritterſchaft zu unauslöſchlicher Schmach un
Schande gereichen.

Wolf von Hanſtein: Wohlan, Baſtian, der Biſch
iſt ein frommer und gerechter Herr, und ich hab nich
wider ihn; aber der ganze Handel hat in keinem W
mit der Perſon zu tun. Iſt einſtmals ein Ritter geweſ
und war nie keiner ihm gleich, ſtolz wie er, mutig wie e
treu und feſt an die Wahrheit gehängt. Der hat wid
die Pfaffen geſchrieben, ſo lang ihm ein Aederlein hiel
Ulrich von Hutten hat er geheißen. Ei nun, der Hutte
iſt tot und hin; die Pfaffen haben ihn in Armut, Elen
und Tod gehetzt. Aber ſein Werk iſt blieben, ſeine Saa
iſt blieben und ſtehet in Blüte. ‚Wach auf,‘ hat er ge
ſchrieben, ‚du edle, deutſche Freiheit,‘ und die edle, deutſch
Freiheit iſt aufgewacht. Aber itzt, Baſtian, da Gott in di
Sachen geſchaut und ſie auferwecket hat, itzt ſchlafet Ihr
Dazumalen waret Ihr ein Herz, Du und der Hutten
Aber, alsbald er dahin iſt, biſt Du mit ihm geſtorben
Oder willſt Du mir ſagen, daß Du noch lebſt? Potz, wi
hätteſt Du Deinen Blutsbruder ungerächt können laſſen
Wie hätteſt Du Dich mögen von den Pfaffen brauchen
und andern zu einem Wall auftürmen laſſen wider die …

Sebaſtian von Rotenhahn: Was redeſt Du Dich
in Hitze, Wolf! Wider wen redeſt Du, wider was redeſt
Du? Soll eine allgemeine, große Reformation ſich anfahen,

wohlan, ſetze ich mich dawider, ſetzt ſich der Biſchof dawider? Hat er ſich nicht vielmehr hoch erboten, wo gerechte Beſchwerde ſeien, dieſelbe zu hören, unbillige Bürden zu ringern und abzutun, allem Folge zu tun und ſtatt zu laſſen, was andere Fürſten, Herren und Hinterſäſſen beſchließen und ufrichten würden? Sieheſt Du nit, daß es hie allein heißt, ſich wider Tollheit und Raſerei ſetzen, die alles darniedertritt, zerſtampfet und verwüſtet, ſauren Schweiß der Armen, Häuſer der Reichen, Schlöſſer, Kirchen, Schätze der Kunſt und Gelehrſamkeit? Ei, Wolf, in welche Verblendung biſt Du geraten! Lebte der Ulrich von Hutten, hie ſollt er neben mir ſtehen, ſo wahr ich ſein Freund bin.

Lorenz von Hutten: So wahr Gott lebet, hie ſtünd er neben uns.

Sebaſtian von Rotenhahn: Ja, Wolf, ſo iſt es, und ſiehe doch um Dich. Hat nicht der Luther ſich wider die Bauern gewandt und wider ihre blutgierigen, hölliſchen Hauſen und Rotten geſchrieben? . . .

Der Biſchof Konrad von Würzburg mit großem Gefolge.

Wolf von Kaſtell, den Biſchof zuerſt gewahrend: Unſer allergnädigſter Herr, der Biſchof Konrad zu Würzburg und Herzog von Franken, vivat hoch!

Die Mehrzahl der Ritter: Hoch! Hoch!

Der Biſchof begibt ſich nach dem Thronſeſſel; das Gefolge, darunter der junge oberſte Hauptmann, Dompropſt Friedrich von Brandenburg, gruppiert ſich um ihn. Nachdem Stille eingetreten, redet der Biſchof ſtehend.

Biſchof Konrad: Liebe Freunde, ich weiß, daß Ihr es alle treulich und gut mit mir meinet als meine Diener, Vaſallen und Stiftsverwandte. So hab ich Euch dann berufen laſſen, um Euch kund zu tun, wie ich mich in dieſen geſchwinden und je länger je mehr bedrohlichen Läuften fürder zu halten geſonnen bin.

Es iſt Euch bekannt, wie dieſer Zeit allenthalben in deutſcher Nation ſich eine Aufruhr erhebt hat und der gemeine Mann ſich bedrückt vermeinet mit unbilligen und unerträglichen Laſten.

Als ſich im März die Bauern in der Rothenburger Landwehr zu Ohrenbach und Bretheim erheben und rottieret, hab ich dem Statthalter zu Mainz, auch dem Pfalzgrafen Ludwig um Hilf zugeſchrieben. Als danach Markgraf Kaſimir einen Tag gen Neuenſtadt ausgeſchrieben, wie man ſich ufs fürderlichſte und fruchtbarlichſte wider das Vernehmen der Bauern in Rüſtung ſchickte, zu beraten, hab ich meine Räte dorthin verordnet. Aber es iſt nichts Fruchtbarliches und Fürderliches auf dem Tag gehandelt worden. Nu hab ich meine Ritterſchaft und Landſchaft beſchrieben und in des Stifts Amten ufbieten laſſen.

Haben auch meine Bauern allſogleich zu den Wehren griffen, Reispanier ufgeſteckt, Schläge und Fuhrten vermacht, aber, als jetzt am Tag iſt, allein mir zuleid, nit mir zulieb. Nachdem der Bauern unchriſtlich und unbrüderlich Fürnehmen im hohen und niedern Deutſchland immer bedrohlicher anwuchs und der Florian Geyer Weinsberg im Sturm genommen, hab ich zum andern Malen ſeiner Liebden dem Markgrafen zu Ansbach, meinem lieben Freund und Herrn, Werbung um Hilfe tun laſſen und hab ihm durch ſeiner Liebden leiblichen Bruder, unſern lieben getreuen Freund und Dompropſt — dabei legt er die Hand auf Markgraf Friedrichs Schulter — Markgrave Friedrich in Perſon, angeſucht. Iſt mir aber keine tröſtliche Antwort gefallen, da ſeiner Liebden nit minder bedroht iſt und die gleiche Ufruhr, Empörung und Not zu gewärtigen hat dann wir. Derweilen iſt die Sintfluß immer mehr geſtiegen, hat alles überwälzet, Herrſchaften, Fürſtentümer, Klöſter, Burgen und Städte; hab ich mich um Bundshilfe umgetan bei dem Bund zu Schwaben, hab meine Räte in der Bauern Läger geſchickt, hat aber alles nit mögen fruchten.

Liebe Freunde und Herrn, es kann Euch das alles nit unbekannt ſein, ingleichen, wie ich mich hoch und willig erboten, zur Abwendung und Milderung gerechter Beſchwerden meiner biſchöflichen Stadt und Landſchaft. Gott weiß es, daß ich alles in Güte zu tun bereitwillig war, damit die Sachen zu dieſer Weiterung nit erwachſen möchte, war aber alle Geſchicklichkeit und Vernunft gar umſonſt, kein gütlich Wort nit gehöret, alles in Luft geblaſen. So iſt es zu Würzburg dahin kommen, daß ſie die Hauſen der Bauern mit Schriften zu ſich geladen; Bürgerſchaft und Rat ſind eines Sinns, möchten je eher je lieber zu den Bauern fallen und helfen, unſer feſtes Schloß ab dem Berg werfen. Nachdem ich dies alles nu hab' ſehen müſſen und erkannt hab, daß auch von Grave

Wilhelm von Henneberg Hilfe nit meh zu gewärtigen iſt, auch nichts Gewiſſers iſt, dann daß die Bauern vor ‚Unſerer Frauen Berg‘ ziehen, den belägern und zu nötigen unterſtehen werden, hab ich mit meinen Räten Geſpräch halten und für gut befunden, mich auf und hinweg zu tun. Ja, lieben Freunde, ſo ſtehe ich itzt vor Euch. *Mit ſtarker innerer Bewegung:* Von all meinem Fürſtentum und Landen iſt mir nichts über blieben als dies einige Schloß, und davon muß ich itzt auch ziehen. Gott aber mag wiſſen, ob ich je wieder darein komme.

Pauſe der Ergriffenheit, ſtumme Bewegung und Flüſtern unter den Rittern.

Es iſt mir nit wenig beſchwerlich, hinwegzuziehn und ſo viele Fürſten, Grafen, Ritter und Knecht' in der Burg zu verlaſſen. Aber es iſt von mir und meinen Räten für gut angeſehen, daß ich mich hinweg und zu Pfalzgrave Ludwigen, Kurfürſten, tue, um perſönlich Hilf zu erlangen oder des ſchwäbiſchen Bundes zu Ulm Hilfe. Seid gewiß, daß ich keine Müh ſparen, auf nichts andres denken will bei Tag und Nacht, dann wie ich Euch erlöſe aus Fahr und Aengſten, darin ich Euch zurücklaſſ'.

Gemurmel und Geflüſter unter den Rittern.

Sebaſtian von Rotenhahn *tritt vor:* Hochwürdiger Fürſt und Herr! Euer fürſtlichen Gnaden Willen und Meinung haben wir vernommen und bitten Euer fürſtliche Gnaden nit anders von uns zu denken, als daß ſich ein jeder von uns zu halten gedenkt, wie ihm nach adligen Ehren gebühret und zuſteht. *Entſchiedene Zuſtimmungs-*

bezeugung bei der Mehrzahl. Es iſt keiner unter uns Franken, der nit gewillt iſt, Leib und Gut bei ſeinem Herzog und Herrn zu laſſen —

Wolf von Hanſtein, leiſe: Der Teufel hat ihn zu einem Herzog in Franken gemacht!

Sebaſtian von Rotenhahn, fortfahrend: — und ſich zu gebrauchen, weil er ein'n Arm zu regen die Kraft hat.

Meine guten Freunde, Geſellen und Brüder von den fränkiſchen Adelsbänken wiſſen allzu wohl, was itzt auf dem Spiel ſteht.

Der Pöbel hat ſich erhebt allenthalben, und wo etwas hoch iſt, da recket er ſeine Arme nach, da greifen ſie mit ihren unreinen Händen. Nennen ſich evangeliſche Brüder und ihre Einung eine chriſtliche Brüderſchaft, unſern Herrn und Seligmacher Jeſu Chriſto zu einem Gräuel und Schmach. Hießen viel baß hölliſche Brüder und ihre Einung eine türkiſche Brüderſchaft, da ſie überall wüten mit Weingärten zerreißen, Früchte zertreten, mit Mord, Brand, Weiber ſchänden, Kiſten fegen und Säckel leeren.

Es iſt leider am Tag, daß Fürſten, Herren und Gewaltigen, kurzum der Oberheit allenthalben das Schwert und das Herz entſunken iſt. Ein großer Schrecken iſt in ſie gefahren und hat ſie gelähmet. Keiner reichet dem andern die Hand und rühret ſich nit, bis ihm die Mauer, daran er ſich lehnet, ſelbſt zu heiß wird.

Gnädigſter Herr, durchlauchtigſter Fürſt! Uns alle hie lähmet der Schrecken nit. Wahr iſt's: das Geſindel fleugt und ſchneit zu, allweg, als die Fliegen im Sommer.

Es iſt ſchier, als habe es in deutſchen Landen allenthalben Bauern geregnet und gehagelt, aber es iſt der mehre Teil ein nackt, ungeniet Volk, die den Haſen im Buſen haben, Weinbuben und Tabernierer, die zu allererſt nach den Fäſſern und Würſten laufen und nit gewohnt ſind, einen Mann zu finden.

Liebe, fromme Geſellen! in unſrer Beſatzung iſt keiner, der nit ein Mannskerl, von unſerm Oberſten Hauptmann Kurfürſten Friedrich von Brandenburg bis herab zum allergeringſten Buben. Laßt ſie nur kommen und ihnen die harten bäuriſchen Grützköpf an unſern Mauern zerſtoßen. Wir wollen ſie mit Stückkugeln lauſ'n, daß ihnen ſoll angſt und bange werden.

Rufe der Ritter, kriegeriſch begeiſtert: Her! her!

Sebaſtian von Rotenhahn: Wir wollen ihnen die Würzburger Oſterfladen mit Pulver beſtreuen und mit Pech und Schwefel begießen. Sie ſollen bleierne Birnen dabei zu ſchlucken bekommen, ſoviel ſie nur immer mögen.

Geſchrei der Ritter: Her! her!

Sebaſtian von Rotenhahn: Unſere Mauern ſind feſt, die Gräben tief; Zwergzäune ſind ufgericht't, ein Lichtzaun iſt gemacht, Zwinger, Tor, Turm ſind in gutem Stand. Wir haben Pulver und Proviant, Waſſer, Wein, Holz, Kohle, Mehl, Speck. Wir können in Hülle und Fülle leben und uns ihrer erwehren zween Monat und länger hinaus. Wir wiſſen wohl, es iſt nit allein um das Schloß getan, es iſt um die ganze deutſche Nation getan. Dies iſt der Fels, Freunde; unterſpület ihn die Flut, ſo ſtürzet alles nach und verſinket und bleibet nichts über von ganzer, großer, deutſcher Nation dann ein Hauſe elender Steine und Trümmer.

Gnädigſter Herr und Fürſt! Gott hat uns auf dieſen Felſen geſtellt, und wir wollen mit Gott ausharren, ihn hüten und verteidigen, und wär es wider den Teufel ſelbſt, weil wir noch einen Blutstropfen im Leib und einen Hauch in der Bruſt haben.

Biſchof Konrad: Das walte Gott und der Ritter St. Georg!

Ein Tumult und Begeiſterungstaumel bricht jetzt los. Die Ritter ſchreien „Her! Her!“, umarmen ſich, ſchütteln ſich die Hände unter Tränen. „Vivat, Biſchof Konrad! Vivat unſer Biſchof und Herr!“ und wiederum „Her! Her!“ ſchallt es durcheinander.

Inmitten der allgemeinen Bewegung entfernt ſich der Biſchof und ſein Gefolge. Domprobſt Markgraf Friedrich von Brandenburg bleibt mit kleinem Gefolge zurück.

Kunz von der Mühlen ſchreit: Ich will den Florian Geyer in ein Mauſeloch prügeln.

Erſter Ritter: Bauer, hüt Dich, mein Roß ſchlägt Dich!

Kunz von der Mühlen: Wohl her! wir wollen den Florian Geyer und ſeine Weinsberger Mordbuben in ein Mauſeloch prügeln.

Sebaſtian von Geyer, zu Wolf von Hanſtein: Wolf, Wolf, ich halt mich nit länger. Soll der Bärenhäuter meinen leiblichen Bruder alſo beſchimpfen dürfen?

Wolf von Hanſtein, laut zu Kunz von der Mühlen: Der

Florian Geyer iſt ein ſo ehrlicher Ritter und Reuter von Adel als irgendeiner im Lande zu Franken.

Kunz von der Mühlen: Der Florian Geyer iſt ein halsſträflicher Schuft.

Wolf von Hanſtein, zu Sebaſtian Geyer, der losfahren will: Leid Dich, Sebaſtian; laß das geſpornte Hähnlein krähen auf ſeinem Miſt. Wann wollt Ihr doch Euren Adelsbrief bezahlen, he, Junker Straßenfeger?

Kunz von der Mühlen ſchreit: Der Florian Geyer iſt ein Aechter, ein Feind des Kaiſers und ganzer deutſcher Nation. Hat zu Pavia dem Franzoſen gedient.

Wolf von Hanſtein, dicht an Kunz von der Mühlen: Männlein, ob Dir der Henker unter Deinen gepichten Haaren noch Ohren gelaſſen hat, das weiß ich nit. Aber Du biſt ein gehelmter Eſel, wann Du ſie nit haſt. Und wenn Du nit aufhörſt zu ſchreien, will ich Dir die Harniſchhand in Dein Läſtermaul ſtopfen, daß der rote Schweiß hernach gehet. —

Sebaſtian von Geyer: Wolf, tritt beiſeit. Die Gecksnaſe iſt von den Bauern entloffen. Denket ſich hie groß aufzutun am Hof, leicht ein Lehen zu erſchnappen, mit Gramanzen und Maulmachen. Der Teufel geſegn es ihm.

Wolf von Kaſtell: Friede, Ihr Herrn. Unſer oberſter Hauptmann, der Markgraf Domprobſt, begehrt zu reden.

Wolf von Hanſtein: Sebaſtian —!

Sebaſtian von Geyer: Daß Dich potz Marter ſchänd! der Hund ſoll mir büßen!

Wolf von Hanſtein: Komm mit mir!

Sebaſtian von Geyer: Wohin?

Wolf von Hanſtein: Der Pfaff führt Euch am Seil. Ich geh zu den Bauern. Gehſt Du mit?

Sebaſtian von Geyer: Es geht nit an, Wolf, ſtreitet mir wider Pflicht und Gewiſſen.

Markgraf Friedrich: Lieben Freunde, von unſerm gnädigſten Herrn zum oberſten Hauptmann über dies Schloß geſetzt, tu ich Euch kund und zu wiſſen, daß ich von Stund an die Burg zutun will und zur Verteidigung beſchicken. Drum welcher Luſt hat in der Beſatzung zu bleiben, der begebe ſich auf den Schloßhof. Allda wird der Eid verleſen werden, danach ſich zu halten jeder geloben und ſchwören ſoll. Wer aber nit Luſt hat, uns fürder beiſtändig zu ſein, der trete itzt ab.

Wolf von Hanſtein tritt, während alles ſtill iſt, aus der Reihe.

Wolf von Kaſtell: Wo willſt Du hin, Wolf?

Wolf von Hanſtein: Dem Evangelium einen Beiſtand tun.

Die Ritter: Schuft, Schurk, Verräter, Memme!

Wolf von Hanſtein *ſchreit raſend zurück*: Freſſe die Peſt alle Pfaffenknechte! Es lebe die deutſche evangeliſche Freiheit!

Die Ritter: Hoch unſer Biſchof und Herr, hoch Biſchof Konrad von Würzburg!

Wolf von Hanſtein: Bundſchuh! Bundſchuh! *Ab.*

Der Vorhang fällt.

Erſter Akt

Die Kapitelſtube des Neu-Münſters zu Würzburg. In der Hinterwand eine Bogentür nach der Kirche. Rechts Fenſter mit Niſche. Im übrigen Chorſtühle an den Wänden und ein langer leerer Tiſch, von Stühlen umgeben, in der Mitte des großen Raums.

Martin iſt beſchäftigt, grüne Reiſer anzunageln, welche Finkenmäuslin und Kunzlin aus einem Korbe ihm zureichen. Am Tiſch ſitzt Lorenz Löffelholz, ein naſſes Tuch um den Kopf gewunden, und hat Schriften vor ſich aufgehäuft. In einer Fenſterniſche der Rektor Beſenmeyer und Bezold, der Schultheiß von Ochſenfurt, die Vorgänge auf der Straße durchs offene Fenſter beobachtend. Stephan von Menzingen, ein etwa vierzigjähriger Ritter in vollem Harniſch, ſitzt nachläſſig in einem der Chorſtühle.

Der Schultheiß: Setzt Euch, Bruder Rektor, Ihr ſeid müde!

Rektor Beſenmeyer: Schütt Dich der Ritt, Bruder Schultheiß! Necdum omnis hebet effoeto in corpore sanguis: noch iſt nicht alles Blut im alten Leibe vertrocknet. Was denkt Ihr von mir? Wer iſt dieſer, der auf dem weißen Gaul?

Der Schultheiß: Der Fettwanſt, den das Rößlein kaum tragen kann?

Löffelholz: Wenn Ihr nit wißt, was eine volle Sau iſt, Bruder Rektor, ſo ſeht Euch den Jacob Kohl an.

Rektor Beſenmeyer: Iſt es der Jacob Kohl? Sieht nit faſt aus wie ein großer Kriegsmann.

Der Schultheiß: Sind ihm auch zu allererſt die

Federn ein wenig gewachſen; hat bis hieher ſchwerlich wohl ein'n toten Mann geſehen gehabt.

Löffelholz: Verſteht er ſich nit auf Kriegshändel, ſo tuet er ſich deſto meh' herfür, ſtehet mit dem Maul und der Weinkannen in der Trinkſtuben deſto baß ſeinen Mann. Höret doch zu, wie ſie ihn anſchreien! ‚Hans um und um' iſt gar wohl gelitten, wird aber dem Biſchof ſein Schloß wohl ſchwerlich ab dem Berg ſtoßen.

Der Schultheiß: Es wär dann Sach, daß es vor Dräuen umfiel. —

Menzingen: Wird der Verſammlungsrat hie Sitzung halten?

Löffelholz: Ja, Bruder, an alle Hauptleut aller Haufen um Würzburg iſt Ladung ergangen.

Menzingen: Es tät' not, daß wir uf fürgebrachte Inſtruktion und Handlung Beſcheid erhielten, damit anheims zu reiten gen Rothenburg.

Löffelholz: Leid' Dich, Bruder Menzinger: faſſe Dich mit der Geduld. — —

Martin: Gib her, Finkenmäuslin!

Löffelholz: Mach flugs, Martin! Du mußt mit Schriften aufs Rathaus!

Martin: Wohl, wohl, Bruder. Er ſingt:

Winter, du mußt Urlaub han,
Das hab ich wohl vernommen.
Was mir der Winter hat angetan,
Das klag ich dieſem Sommer.

Was machſt Du für ein Geſicht, Finkenmäuslin? He, Du, Kunzlin! Weißt nit, daß ſich das Jubeljahr anfahet?

Kunzlin: Ei freilich, Bruder!

Martin: So mach einen Sprung und ſchrei juhu!

Kunzlin ſpringt und ſchreit: Juhu!

Martin: Kotz Lung, wo iſt mein Hammer? Gib her!

Finkenmäuslin: Ich hab ihn nit!

Martin: Gib her!

Menzingen: Er hat ihn nit. Hörſt Du dann nit, Du Partekenhengſt?

Martin: Wohlan, Bruder! ich hab oft genung den Brotreigen vor der Bauern Türen mitſingen helfen. Itzt ſingen die Bauern den Brotreigen vor den Schlöſſern und Häuſern ihrer Herrſchaft. Aber einen ſo großmerklichen hab ich mein Tag nit mitgeſungen. Gib her den Hammer!

Finkenmäuslin: Potz dieſer und jener, ich hab ihn nit.

Martin greift in Finkenmäuslins Taſche und holt ihn heraus: Jez, was iſt das? Bah!

Finkenmäuslin: Wie iſt das zugegangen?

Martin: Wie iſt das zugegangen? Ja, itzt ratet! Wofür bin ich bei Occam in der Schule geſeſſen? Was wißt Ihr von all meinen Subtilitäten? Zum Beiſpiel, Bruder Menzinger: kann Gott ſich mit der Kreatur vereinen oder nit? Gott kann ſich mit der Kreatur vereinen. Der Vater iſt der Sohn der Jungfrau Maria. Der heilige Geiſt iſt ein Menſch und der Sohn der Jungfrau. Der Vater, der nie geſtorben, hätte ſterben können, und der Sohn, welcher geſtorben, hätte nie ſterben können. Glaubt Ihr's nit? Euer Körper, Bruder, kann intenſiverweiſe an einem Orte unendlich weiß und intenſiverweiſe ins unendliche ſchwarz ſein. Verſtehet Ihr das, oder nit?

Menzingen, lachend: Gott helfe mir, nein, ich hab's nit gelernet!

Rektor Beſenmeyer, lachend: So freuet Euch, denn Ihr brauchet nichts zu verlernen. Hinderlich und elend iſt uns unſer Lernen. Wir haben genung verdorbene Gehirne und Theologaſter. Sie verſtehen ihre eigenen Bücher nit. Mit ihren exercitiis, copulatis, summis und dergleichen labyrinthis iſt nichts getan. Mit ihren Quäſtionen werden ſie die Hölle nit auslöſchen, mit ihren Diſtinktionen den Himmel nit aufſchließen.

Der Schultheiß: Bruder Rektor!

Rektor Beſenmeyer: Oha!

Der Schultheiß: Kennt Ihr den Berlinger von Angeſicht?

Rektor Beſenmeyer: Den Götzen von Berlichingen mit der eiſernen Hand?

Der Schultheiß: Der dort auf dem magern Klepper ſitzt.

Rektor Beſenmeyer: Das kurze Männlein?

Der Schultheiß: Das Nußknackerlein. Mit dem er ſpricht, iſt der Henneberger.

Menzingen: Der Henneberger iſt auch in der Einung?

Löffelholz: Die Henneberger ſind in der Einung, die Hohenlohe ſind in der Einung, die Wertheims und viele andre meh.

Rektor Beſenmeyer: Was disputieret er doch wohl ſo eifrig?

Der Schultheiß: Kotz Blau, was wird es ſein!? Die Geſchichte vom Bamberger Biſchof, mit dem er alleweil in Händeln gelegen.

Martin: Wellt Ihr ſie hören, Bruder Rektor? Ich will ſie Euch Wort für Wort aufſagen, und wann Ihr ein alt Weib findet im Lande zu Franken, das ſie nit herbetet wie das Paternoſter, ſo mögt Ihr mich laſſen mit einem Kürißbengel tot ſchlagen. — — Es iſt Sag, ſie wollen den Berlinger zu ei'm oberſten Hauptmann über uns alle ſetzen.

Löffelholz: Das hat Hans Fürzlin erſonnen. Der Götz iſt nit viel meh dann ein hölzern Schüreiſen und als ein Gefangener im eigenen Haufen. Er darf nit ſeine Notdurft verrichten, es iſt einer dabei, der ihm aufpaßt. Was ſoll er ausrichten, wenn man ihn wollte zum Herrn machen über dreißigtauſend wütige Leut?!

Der Schultheiß: Hat kein Marks in den Händen, der ganze Götz.

Menzingen: Wo liegt der evangeliſche Hauf, Bruder?

Löffelholz: Zu Hugberg und Randersacker.

Rektor Beſenmeyer: Wieviel ſchätzet Ihr itzt Bäuriſche in und um Würzburg?

Der Schultheiß: Potz Leichnam, ſie könnten den Main ausſaufen!

Menzingen: Meinet Ihr, daß ſie ſich in der Beſatzung ernſtlich werden zur Wehre ſchicken und unterſtehen, das Schloß zu halten wider die Uebermacht?

Der Schultheiß: Es iſt eine tapfre Anzahl guter, gedienter Leut in der Burg.

Löffelholz, *zu Menzingen:* Mauerbrechend Geſchütz, Bruder, als Ihr zu Rothenburg habt; es fehlt uns an guten Stücken; ſchaffet uns Eure zwo Notſchlangen herbei. Iſt Breſche gemacht, ſo laſſet Gott und den Florian Geyer für das andre ſorgen.

Martin: Bruder, der Florian Geyer verſtehet ſich auf Kriegshändel meh dann die übrigen Hauptleut ſamt und ſunders, und ſeine Schwarzen richten meh' aus dann alle andern Haufen der Bauernſchaft. Wer den Geyer und ſeine Schwarzen bei Weinsberg geſehn hat, der weiß, daß ich vor Gott red und die lautre Wahrheit.

Löffelholz: Ich ſtund auch dabei, als ſie den Sturm antraten ... Ihr wißt, daß, inwährend wir mit dem Helfenſteiner in Handlung ſtunden, er uns ließ hochverräteriſcherweis ſeine Reuter im Rücken abbrechen mit Stechen und Brennen. Alsbald es ruchbar ward in den Lägern, war jedermanns Meinung darauf, daß man ſollte mit dem Ernſt herfür und ſtürmen geſamter Hand. Zuvor aber waren ſie Herolde ſenden, aber die ſchoß man uns darnieder wider Kriegsbrauch und Recht. Kam einer von den Geſchickten blutig und mit Geſchrei daher, und nu war kein Halten, rennete alles wider die Stadtmauer. Itzt trat der Florian Geyer zu ſeinen Schwarzen und ſchrie ſie an: in einer halben Stunde ſind wir tot, Brüder, oder die ſchwarze Fahne ſteckt uf'm Schloßturm. Was ſag ich, Brüder, es ſind nit meh dann viertauſend Kerls; aber wenn ſie die Erde über den Kopf geworfen haben und ‚her! her!‘ ſchreien, ſo wollt ich dem Teufel lieber begegnen. So raſch Dir drei Roſen am Paternoſter durch Deine Finger mögen gleiten, alſobald brachen ſie in die Weinberge, ſtäubten den Berg hinauf, hingen an der Mauer und ſprangen darüber wie Katzen, wurfen alles nieder und ließen die Bauernfahne von allen Türmen wehn.— **Wilhelm von Grumbach** tritt ein, prachtvoll geharniſcht. Dawider nehmet den Berlinger, der will den Fuchs nindert nit beißen. Ihm ſind alle Furten und Gräben zu tief und die Moräſte zu breit, den ſetze der Teufel über ſich.

Schultheiß: Walt's Gott, wir erwählen den rechten Mann.

Martin: Hoch, Florian Geyer! Sieger von Weinsberg! Der Geyer ſoll unſer Hauptmann ſein!

Löffelholz: Sie denken nit alle ſo wie wir.

Wilhelm von Grumbach: Ich wünſch Euch gute Zeit, Ihr Herren!

Löffelholz: Es iſt aus und hin mit der Herrlichkeit; hie ſind keine Herrn. Was willſt Du, Bruder?

Wilhelm von Grumbach: Des Junkers Florian von Geyer Feldſchreiber ſuch ich.

Löffelholz: So wirſt Du ihn ebenſowenig finden, als wenn Du ausgangen wärſt, des Teufels Feldſchreiber zu ſuchen.

Wilhelm von Grumbach: Kotz Schweiß, wo find ich den Lorenz Löffelholz?

Löffelholz: Kotz, ich bin der Lorenz Löffelholz, aber niemals nit eines Edelmanns Feldſchreiber. Meineſt Du, ich ſollt ſitzen und mich brauchen laſſen — Gott weiß es, daß ich meh tot dann lebendig bin! — ſo es im Herrendienſt wäre?

Menzingen: Gott grüß Dich, Wilhelm!

Wilhelm von Grumbach: Gott dank Dir, Stephan!

Menzingen, zu Löffelholz: Es iſt der Junker von Grumbach, Bruder, deſſen Schweſter der Florian Geyer zur Eh hat.

Löffelholz: Das ſchiert mich den Teufel. Was willſt Du, Bruder?

Wilhelm von Grumbach: Es iſt mir im Läger zu Heidingsfels ein Schutz- und Sicherheitsbrief zugeſagt.

Löffelholz: Dacht ich's doch gleich! Ein armer Ritter, der einen Schutzbrief erbettelt.

Wilhelm von Grumbach, jähzornig: Itzt, Schreiber, gib acht, wer vor Dir ſteht.

Löffelholz: Willſt Du vom Leder zucken!? Ich weiß, daß Du ein Wehr haſt. Ich weiß auch, wer vor mir ſteht: ein Bruder Bauer ſtehet vor mir! Wie heißt Du, Bruder?

Wilhelm von Grumbach: Ich bin der Ritter Wilhelm von Grumbach.

Löffelholz: Streich Dein Wappen aus, Bruder. Es hat kein Art meh damit. Du wirſt ein Bauer ſo gut wie ich, dawider kann Dir kein Schutzbrief nit helfen. Grumbach nimmt den Schutzbrief, der ihm hingeworſen wird wie dem Hunde der Brocken, und unterdrückt ſeine Wut. Er tritt zu Menzingen in eine Niſche und redet leiſe mit ihm. Iſt nichts dann Fliehen und Flehen in der Ritterſchaft. Denken an nichts anders, dann daß ſie ihre feſten Häuſer und Aecker erretten wollen. Da ſehet den Florian Geyer an, der ſchonet des Seinen in keinem Weg. Haben ihm itzt die Stammburg mit Feuer niedergelegt, hat aber nit mit der Wimper gezuckt.

Der Schultheiß, leiſe zu Löffelholz: Ich hab gemeint, der Grumbach wär in der Beſatzung.

Löffelholz: Ei, wär es ſo, ich vergunnt es dem Biſchof; es iſt nichts gelegen an ſolcher Bruderſchaft. Es iſt ihnen nit ums göttliche Recht. Sie ſuchen ihren Vorteil, wie die Raben nach Aas fliegen. Glocken beginnen zu läuten.

Martin, an der Tür nach der Kirche: Brüder, die Kirche iſt ganz voll Menſchen, ſtehen Kopf an Kopf.

Rektor Beſenmeyer: Sagtet Ihr nit, der Pater Ambroſius werde predigen?

Der Schultheiß: Ja, Bruder Rektor!

Rektor Beſenmeyer: Es iſt wahrlich ein großer Tag, und nun ich ihn geſehen hab, will ich gern und getroſt dahinfahren.

Löffelholz: Mere, liebe Brüder, das Glück ſchneiet mit großen Flocken und iſt, Gott! Wunders genug. Es iſt ſichtbarlich und mit Händen zu greifen: Gott hat ſich in den Handel geſchlagen und ſich der armen, teutſchen Nation erbarmt.

Rektor Beſenmeyer: Es iſt Sag: von wo unſer Herr Jeſus iſt aufgefahren gen Himmel, im Mittelpunkt der Erden, da, heißt es, hangt eine große Glocke; die ſoll einſt laut und fürchterlich anſchlagen, ſo laut und ſo fürchterlich ſoll ſie anſchlagen, daß ſelbſt die Tauben ſie hören werden. Wohlan! knäufelt die Ohren auf, Ihr Tyrannen und Peiniger Leibes und der Seele, und merket, daß Euer jüngſter Tag nahet. *Bubenleben kommt.*

Martin, *triumphierend:* Hörſt Du das Geſchrei, Bruder Bubenleben? Der Florian Geyer reitet ein.

Löffelholz: Bruder Bubenleben, ich verhoff, daß Gott Euch itzt wird die Augen auftun und Euch zeigen, wen er ſich in dieſen Läuften zu sei'm Helden gemacht.

Bubenleben *legt eine Druckſchrift vor Löffelholz:* Da, leſet: An die Verſammlung der Bauerſchaft deutſcher Nation, ausgangen von oberländiſchen Mitbrüdern. Hie ſtehet geſchrieben die gleiche Meinung, uf der ich verharre: die Anführer ſollen Bauern ſein, unſresgleichen. Nimmt man einen von Adel darein, verſchleicht man Wolfshaar' unter die Schafwollen. Das kann ſich nit reimen, liebe Brüder!

Martin, *in Begeiſterungsraſerei am Fenſter:* Vivat der ſchwarz Geyer!

Rektor Beſenmeyer, außer ſich: Vivat Sankt Georg! Vivat Sankt Georg!

Löffelholz: Sitzt er nit auf dem Gaul ſo richt und ſtrack als ein Bolz?

Rektor Beſenmeyer: Wahrlich ein echter, rechter Gotteshauptmann!

Der Schultheiß: Hat Roſt am Harniſch, aber nit am Schwert!

Rektor Beſenmeyer: Ein brennendes Recht fließt durch ſein Herz.

Martin: Vivat der ſchwarze Geyer! Vivat Florian Geyer! Er rennt nach der Tür zur Kirche. Er iſt in die Kirche getreten.

Rektor Beſenmeyer: Mit allen Trabanten.

Martin: Sind an hundert Trabanten mit ihm im vollen Harniſch. Löffelholz und der Schultheiß flüſtern miteinander.

Bubenleben: Da verſpür ich wohl hölliſche Tyrannei, aber nichts nit von chriſtlicher Demut.

Tellermann, geharniſcht, kommt herein in einem Freudenrauſch von Wein- und Einzugsbegeiſterung.

Tellermann tritt ein, ſteht, ſchwingt das Schwert hoch: Grüß Euch Gott, liebe Brüder, ſegne Euch Gott, liebe evangeliſche Brüder! Morbleu, liebe Brüder. J'ay gaigné mon procès. Entendez vous? Der große Tag iſt da! Écutez, écutez! Sehet mich nit darauf an, was ich red, wie ich red. Der Wein iſt mir in'n Kopf krochen. Das Glück iſt mir ins Herz krochen. Brüder — mit den Fäuſten auf den Tiſch tremmelnd — itzt bin ich daheim — und wie ſind wir eingeritten! Mort de ma vie, Pfaff! Itzt ſind wir daheim! Wo aber biſt Du, Biſchöflein? Haſt davon gemußt, Dich flüchten aus Deinem Pracht. Bugre! larron! menteur! fils du putainy! traître! faquin! brutal! bourreau! Haſt uns verjagt und vertrieben wie ſchlechte Hunde. Outrage pour outrage!

Der Schultheiß: Wie ſieht's aus uf der Gaſſen, Bruder?

Tellermann, den Schultheiß umarmend: Brüderlein, liebes Schultheißlein, es iſt meh des Segens, dann einer kann im Buſen behalten. Gott, Gott! Was eine glückſelige Wiederfahrt. Je jene, je jene! Juch! Der Florian Geyer ſoll leben! Oberſter Feldhauptmann über alle Haufen. Ein Hundsfott, der nit Beſcheid tut!

Der Schultheiß: Walt's Gott! Ich tu Dir Beſcheid!

Tellermann: Mort bleu! Wie haben ſie ihn geehrt! Am Hauger-Tor hat er ſtill gehalten. Iſt wie alle Tore ſperrangelweit ufgeweſt. Hat aber dannoch dawider gebocht mit dem Schwertknauf und hinaufgeſchrieen gen den Frauen-Berg: ‚Hie kehre ich heim, Florian Geyer, in Kaiſers Acht und Papſtes Bann, aber von Gott erweckt, erwählet und geführet! Hie kehre ich heim, Florian Geyer, des Sickingen Freund und der Pfaffen Feind, wie ich bei mir ſelbſt gelobt und geſchworen, und will nit raſten, bis daß ich Dein hochſtolz Schloß, Du hochſtolzer, teufliſcher Pfaffe Konrad, in Grund verſtört.‘ So hat er geſchrieen; ſo ſind wir einritten. War des Jubeljauchzens kein Ende;

wehten mit Tüchern aus allen Fenſtern. Die Weiber wollten gar auf die Straßen ſpringen vor Juchzen und Luſt; ſein Gaul konnte kaum fortſchreiten. Sie küßten ihm den Stegreif und leckten ihm den Roſt vom Harniſch. Waren dieſelben Plätze und Straßen, wo römiſch-kaiſerliche Majeſtät offne Acht über uns ausblaſen, verrufen und ausſchreien laſſen. Mit Beziehung auf Budenleben: Was will der Pfaff hier? Alle in einen Sack und unter die Schindbrücke mit ihnen!

Der Schultheiß: Sei ruhig, Bruder, faſſe Dich, Bruder! Ein Domherr, der Schreiberdienſte tut, kommt.

Tellermann: Kotz Blut, kenn ich Dich nit, biſt Du nit ein verfluchter Domherr vordem geweſt? Mort de ma vie! Hat nit der Sendpfaff mit Dir zu Morgen geſſen, nachdem er den Stab gebrochen über meine Mutter ſelig?

Domherr: Ach Lieber, mein Herr, Ihr irret Euch wahrlich!

Tellermann: Haſt Du nit Scheiter herbeigeſchleppt und Oel, Pech und Schwefel darauf goſſen, als man ſie verbrannt auf dem Jüdenplatz? Da, hier, ſchau mich an! Ich bin der Tellermann, ich bin ein Beghard, ich bin ein Kunde, ich bin ein heimlicher Ketzer. Meine Mutter ſelig wollt's nit geſtehn, man hat ſie aufgezogen eine Hand hoch, ſo lang man drei Paternoſter ſpricht. Sie hat's nit geſtanden, Gott verzeih ihr's. Ich aber bekenn freiwillig: ich hab allezeit das Evangelium lieb gehabt, meh dann Menſchentand. Ich leugne nit: ich gehör zu den freien Geiſtern. Frei ſind wir, weil Gott uns befreit hat und unſre Bedrücker, Feinde und Seelenmörder zerſtreuet wie Mehl. Frei ſind wir, weil wir kein Gewiſſen nit haben und von dieſem böſen Tier nit zerſetzet und zerriſſen werden. Und, Pfaffe, ſo hindert mich nichts, daß ich Dich niederſchlag...

Der Schultheiß: Friede! Friede!

Tellermann, vom Schultheiß und den andern gehalten und verhindert, in Raſerei, ſchreit: Schlagt tot! Schlagt tot! Der Domherr flüchtet ſich, und Tellermann ſinkt, erſchöpft und nahezu beſinnungslos, auf einen Stuhl.

Der Schultheiß: Es iſt der Tellermann, eines Roßhändlers Sohn. Haben ihm vor zehn Jahren hie zu Würzburg die Mutter verbrannt. Da hat es ihn itzunder übermannt, anſonſten kein beſſerer Kriegsmann im ganzen hellen Hauſen dann er. Der Geyer und er ſind eine Hand.

Rektor Beſenmeyer: Ein raſender Ajax, Brüder!

Der Schultheiß: Hunderte für einen allenthalben im Volk!

Rektor Beſenmeyer: Gottesgeißeln!

Der Schultheiß: Saat von Drachenzähnen, ausgeſäet von Papſt, Kardinälen, Biſchöfen und Meßpfaffen, aufgangen ihnen ſelbſt zum Verderben.

Rektor Beſenmeyer: Schweig ſtille, der Pater Ambroſius ſpricht! Man hört aus der Kirche den Tonfall einer Predigt, ohne Worte zu verſtehen.

Durch die Nebentür links treten auf Sebaſtian von Rotenhahn, Wolf von Kaſtell, Hans von Lichtenſtein, Hans von Grumbach, Kunz von der Mühlen. Sie werden geführt von Sartorius.

Sartorius, mit Gravität zu Löffelholz tretend, der, im Anhören der Predigt begriffen, ſein Herankommen nicht bemerkt hat. — Ihr werdet mir verzeihen ... Ich habe die Legation hergeführt, Euer Hochgelahrt.

Löffelholz: Zu früh, Bruder.

Sartorius: Ich bin von Wendel Hipplern auf dieſe Stunde befohlen, Euer Hochgelahrt.

Löffelholz: Ei, nennet mich doch nicht Hochgelahrt, Bruder. Wir ſind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms.

Sartorius: Mere, lieber Bruder, Ihr habt recht. Sie fahren fort, leiſe miteinander zu ſprechen. Derweil hat die Gruppe der Geſandtſchaft untereinander geflüſtert. Wilhelm von Grumbach hat eine Wendung gemacht und ſie bemerkt. Er ſtößt Menzingen an, und beide blicken ſich um. Möglichſt unauffällig treten beide der Geſandtſchaftsgruppe näher.

Sebaſtian von Rotenhahn, gepreßt: Bei der Liebe Gottes! ſeid Ihr zu ſchwarzen Bauern worden?

Wilhelm von Grumbach: Ich bin in des Markgrafen Ansbach Dienſten hie.

Sebaſtian von Rotenhahn: Haſt aber doch das bäuriſche Kreuz am Arm.

Wilhelm von Grumbach: Muß wohl, es ſei mir lieb oder leid. Iſt ohn das nit durchzukommen.

Sebaſtian von Rotenhahn: Junker von Menzingen? Wo hat Euch der Teufel hergetragen?

Menzingen: Ich bin in der Legation von Rothenburg.

Sebaſtian von Rotenhahn: Seid Ihr dann zu Rothenburg Bürger worden?

Menzingen: Ei, freilich, Junker! Wußtet Ihr das noch nit?

Sebaſtian von Rotenhahn: Wußt ich es ſchon nit, ſo begreif ich es dennoch zu wohl, daß Ihr hinter den Mauern der Reichsſtädte Schutz ſuchet.

Menzingen: Ihr beliebet zu ſcherzen, Ritter!

Sebaſtian von Rotenhahn: Hat nicht Euer Name auch unter der Abſag geſtanden, die der Landes vertriebene Ulrich von Württemberg gen Stuttgart getan — bevor ihn der Helfenſteiner ſo böslich und meiſterlich hat heimgehen heißen?

Menzingen: Der Handel is nit zu Ende, Ritter! Iſt darnach dem Helfenſteiner übel bekommen. Hat müſſen zu Weinsberg ſein Leben laſſen.

Sebaſtian von Rotenhahn: Je, ſaget Ihr das!? — So ſpricht dann die Red wahr, die unter dem Volke gehet: der König von Frankreich und der verlorne Fürſt hätten die Karten gemiſcht, der Geyer hätt ſie zu Hohentwiel vom Tiſche genommen und ausgeben: und alſo das große bäuriſche Spiel angehoben!?

Menzingen: Da fraget Ihr nach!?

Sebaſtian von Rotenhahn: So wird man ein jedes Tröpflein adligen Blutes, zu Weinsberg vergoſſen, dereinſt von Euch fodern. Menzingen wendet ſich mit Achſelzucken.

Lichtenſtein: Will die hochſtolze, reichsfreie Stadt ſich auch mit dem Unrat vermengen und ſich in die hölliſche Einung tun?

Menzingen: Das wird geſchehen, wie Gott es fügt, Ritter.

Hans von Grumbach, zu Wilhelm: Kotz Leichnam, Vetter, ſollen wir einer dem andern Feind ſein? Wie reimet ſich das?

Wilhelm von Grumbach: Blau, Hans! Da ſiehe Du zu!

Wolf von Kaſtell: Hat Dich der Biſchof nit ufgemahnet, Dich in die Beſatzung zu tun?

Wilhelm von Grumbach: Ich bin dem Markgrafen zu Ansbach mit Dienſten verbunden und für ihn zu reiten und reiſen verpflicht.

Lichtenſtein: Der Junker von Grumbach hat es niemalen anders gehalten: wann er die Klepper im Dienſte des Markgrafen abgetrieben, ſo ſtunden ſie bald danach am Hof unſers Biſchofs in Habern bis an den Hals.

Wilhelm von Grumbach: Kotz Bauch, dafür hab ich nit meh dann fünfhundert Schweine im Gramſchatz und der Biſchof ihrer zweitauſend auf Eichelmaſt, und iſt doch mein Wald. Dafür ſchießen ſeine Domherrn und Diener das Wild in meinem Forſt und fiſchen in meinen Bächen.

Wolf von Kaſtell: Biſt Du unbillig beſchweret, ſo haſt Du den Weg Rechtens.

Wilhelm von Grumbach: Die Pfaffen tun mit Liebe nichts, man ziehe ihnen dann das Fell über die Ohren.

Wolf von Kaſtell: Biſt Du nit ſchuldig, dem Biſchof zuzuziehn?

Wilhelm von Grumbach: Leichnam! So hat der Pfaff wahrlich gut Riemen ſchneiden, wenn die reichsfreie Ritterſchaft ihre Haut alſo billig und knechtswillig zu Markte bringt. Ich bin nit ſchuldig, dem Biſchof in eigner Perſon zuzuziehn! iſt wider Herkommen fränkiſchen Adels.

Hans von Grumbach: Haſt Du nit Deine Güter vom Stift zu Lehen?

Wilhelm von Grumbach: Unſere Lehne ſind nit Gnaden- und Dienſtlehne, ſondern freie Lehne.

Wolf von Kaſtell, zu Sartorius, der herantritt: Iſt wohl Eure Weisheit, Herr Magiſter?

Sartorius: Ich fürchte Gott und liebe meinen Herrn, Euer Edel. Ich diene Sr. Geſtrengen mit meinem Paternoſter und guten Rat, ſolange es Gott und meinem gnädigen Herrn gefällt.

Wilhelm von Grumbach: Brav gered't, Meiſter!

Wolf von Kaſtell: Die Juriſten und Räte, das iſt die Peſt; treiben ihre Herren in Unrat und Verderben. Hole der Teufel alle roten Schuhe!

Menzingen: So ſehet doch zu allererſt Euren Biſchof an. Der iſt mit Juriſten behängt, wie ein Jacobsbruder mit Muſcheln.

Sebaſtian von Rotenhahn, zu Sartorius: Das Ueble bei dem Handel iſt: Ihr kommet um Eure Verehrung, Magiſter.

Sartorius: Das ſoll mich nicht kränken, Euer Hochgelahrt!

Sebaſtian von Rotenhahn: Entlaufet Ihr ſchon des Biſchofs Nachrichter, ſo zieht man Euch deſto ſicherer an dem bäuriſchen Galgen auf.

Sartorius: Steht zu bedenken, Euer Edlen. Ich tue das Gute nit um ſchnöder Handſalben willen, Euer Hochgelahrt! und vermeide das Rechte nit aus niederer Furcht.

Lichtenſtein: Das Kurze und Lange iſt: der Junker von Grumbach verrät ſeinen Lehnsherrn.

Wilhelm von Grumbach: Der Kaiſer iſt mein Lehnsherr und kein Pfaffe zu Würzburg; ich bin kein Pfaffenknecht.

Sebaſtian von Rotenhahn: Das iſt itzt der Ton, danach alle ſingen. Wer itzt das Rechte will und das Gute tut, der heißt ein Pfaffenknecht.

Wilhelm von Grumbach: Kotz Dreck, itzt auf einmal, itzt wär ich dem Biſchof gut genung, itzt ſoll ich ihm ſeine Schmalzgruben und den Domherren ihre ſeidenen Betten und ihren Wolluſt verteidigen. Das tue der Teufel!

Löffelholz: Was reden die Ritter untereinander?

Sartorius: Ihr Herren, tretet zurück, folget mir! Wir ſind zu früh kommen.

Wolf von Kaſtell: Kotz Blau, ich möcht mit der Wehre dreinſchlagen. Von Sartorius geleitet, ziehen ſie ſich zurück.

Rektor Beſenmeyer, immer noch der Predigt zuhörend

Der Pater Ambroſius ſchließt die Predigt in Latein. Er weiſet die Brüder und Schweſtern auf Wiclefs evangeliſchen Zukunftsſtaat. Tunc necessitaretur respublica redire ad politiam evangelicam, habens omnia in communi — ... Brav, Bruder, in Deiner Predigt war Gottestreiben. Du haſt wahrlich nit von blauen Enten und von Hühnermilch gered't! War ein ander Ding als damalen, zu Erfurt in der Burs, als ich Kollegiat war und täglich eine Rede über die Jungfrau hinunterſchlucken mußte.

Die Gemeine ſingt in der Kirche. Zu Beginn des Geſanges iſt Lellermann auf beide Füße geſprungen. Regellos und gruppenweiſe betreten jetzt bäuriſche Hauptleute und Räte von der Kirche aus die Kapitelſtube. Sie flüſtern und reden lebhaft miteinander, ohne daß man etwas verſteht. Die Ritter werden bemerkt und mißtrauiſch betrachtet. Unter den Hereingekommenen iſt Wendel Hippler, welcher ſogleich lebhaft mit Löffelholz disputiert und geſtikuliert. Er wird von den meiſten äußerſt reſpektvoll behandelt. Sartorius, wieder hereingekommen, bemüht ſich ehrfurchtsvoll um ihn. Der dicke Jacob Kohl iſt auch zugegen. Er iſt ſogleich mit Bubenleben ins Geſpräch geraten. Man erkennt, wie ſie unzufrieden, ja über irgend etwas entrüſtet ſind. Eine gelbſchwarze Fahne und eine weißdamaſtene werden hereingetragen; auf der einen iſt mit Goldfäden eine Sonne und ein Bundſchuh geſtickt, dazu die Inſchrift: ‚Wer da frei will ſein, der zieh in dieſen Sonnenſchein.‘ Götz von Berlichingen, der kaum andere als hämiſche Beachtung findet, tritt ein im Geſpräch mit Georg Metzler. Sie nähern ſich Hippler und bilden im Verein mit dieſem und Sartorius eine Gruppe. Götz erſcheint unwirſch und ablehnend. Wilhelm von Grumbach gliedert ſich an dieſe Gruppe und begrüßt ſich mit Götz und dem Grafen Georg von Wertheim, der ſich auch angefunden hat. Flammenbecker, ein Weinsberger, geſtikuliert wild unter Genoſſen. **Link**, ein Würzburger Bürger, hat auch eine kleine Gemeine um ſich gebildet. In der Geſamtheit verrät ſich bei allem Hochgefühl eine Beſorgnis, Erregung, ja Spannung. **Florian Geyer**, ſchwarz geharniſcht, ſchwarze Straußenfedern auf dem Helme, kommt, ein großes Gefolge hinter ſich. Zwei ſchwarze Fahnen werden hinter ihm dreingetragen. Mit Geyers Eintritt ſchweigt der Geſang in der Kirche, die Glocken ſchweigen, und in der Kapitelſtube wird es plötzlich totenſtill. **Konrad von Hanſtein** iſt an Geyers Seite eingetreten.

Florian Geyer, zu Hanſtein: Das alte Kaiſerrecht beſtätigt es uns. Die Gemeinfreien haben Konföderationsrecht. Wir ſind freie Franken, und überdas: haben die Fürſten nit die Kreiseinung, haben ſie nit den Bund zu Regensburg geſtiftet wider die evangeliſche Lehre? Einung wider Einung! Die Fürſten wollen's nit gelten laſſen; das machen die verfluchten Barettlinsleut und römiſchen Juriſten. Ich glaube, daß kein Tyrann jemalen hat ſo viel Schaden geſtift't als Juſtinian. Das fremde, ausländiſche Recht iſt über uns kommen gleich einer Sinthfluß. Ich lobe mir unſer deutſches Herkommen, die freien Ringe ſtatt der Amtsſtuben.

Rektor Beſenmeyer, ergriffen und ehrfurchtsvoll: Kennet Ihr mich noch, Bruder Geyer?

Florian Geyer: Potz Zäpfel, Euch ſollt ich nit kennen, Rektor Beſenmeyer? Hab ich nit gemuſtert in Eurer Landwehr? Haben wir nit in Philipp Tuchſcheerers Haus zu Rothenburg die Beine unter den gleichen Tiſch geſtellet? Was macht der Karlſtatt?

Rektor Beſenmeyer: Er will je eher, je lieber zu Euch ins Läger kommen.

Florian Geyer: Das verhüte Gott! Ihr wollt ihm wohl und der Sachen wohl, ſo machet, daß er von ſeinem Vorſatz abſteht. Wir haben Prädikanten mehr dann zu viel in den Lägern. Die Glaubensſachen und himmliſchen Dinge ſoll man einſtweilen dahinten laſſen, keine Theologie in Kriegshandwerk mengen und ſich der irdiſchen Dinge allein befleißen.

Bubenleben, zu Kohl: Ei, was eine bübiſche, hölliſche Weisheit! Er hat St. Velten den Schulſack gefreſſen.

Kohl: Sehet den Rektor an, wie er gramanzet und ihm die Hand küſſet.

Bubenleben: Lieber, ich kenne den ſtinkigen Bacchanten allzuwohl. Sein Gott iſt der Ariſtoteles; der Cicero, Vergil und Livius ſeine Heiligen. Eine gute Latinität gilt ihm mehr denn das ganze Chriſtentum.

Beſenmeyer hat, von Rührung übermannt, Geyers Hand geküßt.

Florian Geyer: Was machet Ihr doch, lieber Vater! Das will ich Euch tun. Ich bin ein grober und ungelehrter Kopf. Und hat doch ſelbſt der herrliche, durchläuchtigſte Kaiſer Max geſagt: die Gelehrten ſeien es, die da regieren und nit untertan ſein ſollten und denen man die meiſte Ehre ſchuldig wär, weil Gott und die Natur ſie uns anderen vorgezogen.

Rektor Beſenmeyer: Laſſet es zu, Bruder! Es tut meiner armen Seele wohl. Denket Ihr noch daran, wie wir miteinander das Sympoſion hatten, damalen, zu

Gotha, bei dem Mutian? Ihr hattet den Ulrich von Hutten zur Rechten und mich zur Linken ſitzen. Der Eitelfritz von Zollern ſaß uns gegenüber.

Florian Geyer: Ich weiß es wohl.

Rektor Beſenmeyer, mit verhaltener Begeiſterung: Wißt Ihr auch wohl, wie Ihr dazumalen aufſtundet, den Kranz aus dem Haar nahmet und ausriefet: ‚Es iſt zu früh, ſich mit Roſen bekränzen, dieweil noch der Antichriſt zu Rom ſich mäſtet von unſerm Mark, der deutſche Kaiſer nach Brot betteln muß, das Recht um Geld feil iſt, der ewige Landfriede auf dem Papier ſtehet und das Evangelium unterdrücket iſt.‘ Wo ſtunden wir damalen, und wo ſtehen wir itzt?!

Geyer, froh: Die Glocke iſt gar gegoſſen, und der Pfeifer mag aufpfeifen: das wollen wir Gott im Himmel danken!

Martin, begeiſtert: Das danken wir Gott und dem Florian Geyer.

Geyer nimmt am oberen Ende des Tiſches Platz, hinter ihm ſtellen ſich auf Tellermann und der Schultheiß, rechts neben ihn ſetzt ſich Hippler, links Löffelholz, hinter dieſem ſteht Martin, gewärtig ſeines Winkes. Hippler rückt für Sartorius neben ſich einen Stuhl zurecht. Sartorius ſetzt ſich mit vielen demütigen Reverenzen. Hanſtein iſt mit Grumbach und Menzingen ins Geſpräch gekommen.

Löffelholz, aufſtehend: Brüder, Hauptleute und Räte! Nehmet Platz! Es iſt vieles zu bewegen, beraten und zu beſchließen. Nehmet Platz, liebe evangeliſche Brüder! Nehmet Platz!

Götz von Berlichingen ſetzt ſich zugleich mit Georg von Wertheim, dem Grafen von Henneberg, Georg Metzler und anderen nieder. Herolde blaſen eine Fanfare.

Geyer, nach Schluß der Fanfare ſich erhebend: Der Verſammlungsrat aller Haufen gemeiner Bauernſchaft in und um Würzburg iſt hiemit eröffnet.

Löffelholz: Faſt viel Arbeit, Brüder! Viel zu bewegen und beſchließen. Es ſind Boten und Poſten herein von Hohenlohe, Nürnberg, aus vielen Orten der Oberpfalz, von Bamberg, von Mainz, von Straßburg; aus dem Läger des Truchſeſſen von Waldburg haben wir Kundſchaft, aus dem Elſaß, aus dem Tirol, aus dem Salzburgiſchen, von Thomas Münzer aus Thüringen und anderen Leuten und Orten meh. Erheiſchet alles ein Antwort. Es mangelt an Schreibern in der Kanzlei, hab aber dannoch niemalen meh Freud an der Feder gehabt. Der Markgraf Kaſimir hat Boten von Ansbach geſandt, und hie iſt die Kredenz, — warten in der Sakriſtei. Rothenburg ob der Tauber hat eine Legation abgefertigt, — wartet in der Sakriſtei. Beſchließlich erheiſchet die Geſandtſchaft ein Beſcheid, die der Markgraf Dompropſt von ‚Unſerer Frauen Berg' gütlicher Handlung willen an die Verſammlung gemeiner Bauernſchaft abgeordnet, — wartet in der Sakriſtei. Es iſt meine Meinung, Brüder, daß wir uns dieſe zuerſt anliegen laſſen.

Flammenbecker, unwirſch hingeknurrt: Man ſoll auf nichts eingehen, die Beſatzung übergebe dann das Schloß mit allem, was darin iſt.

Bubenleben, beiläufig: Ich ſag Ja und Amen dazu, und mag die Beſatzung abziehen unter Verſicherung Leibes und Lebens.

Götz, halb für ſich, halb für die andern: Was will man meh, dann wozu ſich die Beſatzung uf ‚Unſerer Frauen Berg' gütlich erboten hat? Sie wollen die zwölf Artikel annehmen mit handgebenden Treuen und unſere evangeliſchen Brüder ſein.

Flammenbecker: Faule Poſſen, Potz Lung!

Bubenleben: Eine Krähe hacket der andern die Augen nit aus. Man ſoll keinem Ritter in dieſer Sache trauen.

Link: Ein Grindiger krauet den andern gar ſanft. Der Bruder Berlinger hat gute Geſellen und Freund in der Burg, da liegt der Haſe im Pfeffer, Brüder!

Götz: Man ſoll nit vor feſten Schlöſſern verliegen. Es tut Not von Statt rucken.

Bubenleben: Es liegt ihm hart an, daß wir je eher je lieber auf und wider ſeinen alten Feind, den Bamberger, ziehen.

Geyer: Der Bruder Berlinger hat wahr, ich kann's nit unbilligen. Wollen ſie in der Beſatzung auf die Artikel geloben und ſchwören, blau! ſo laſſe man ſich benügen. Es mangelt uns vorhero mauerbrechend Geſchütz; ohn das iſt nichts zu verrichten, der Feſte nichts abzubrechen.

Link: Brüder! ich bin ein Würzburger; die Würzburger aber ſind eines Kopfs: das Schloß muß herunter. Du ſagſt von Geſchütz, Bruder Geyer! Da ſteht der

Bruder von Wertheim, hat uns Geſchütz zugeſagt, und damit gedenken wir, ob Gott will, ſchnelle Arbeit zu tun! Soll denen in der Beſatzung der Reif am Kübel dermaßen werden angezogen, daß ſie wie Fiſche ſollen daraus ſpringen, auf Gnad und Ungnad ſich uns ergeben. Zöget Ihr aber itzt ungeſtürmter Weiſ gen Bamberg oder Ansbach, ſo haben wir Schlimmeres zu Würzburg von den Biſchöflichen zu befahren, als vordem jemalen erhört iſt worden.

Hippler: So laßt uns ein Mehrers machen. Weſſen Meinung darauf geſtellt iſt, daß man uf das Erbieten der Beſatzung eingehe, der hebe die Hand. Götz, Geyer, Hippler, Kellermann, Metzler, Löffelholz, Sartorius, Wertheim und Henneberg uſw. heben die Hand. Es iſt eine kleine Minderheit. Jetzunder die Gegenprob! Die große Mehrheit erhebt die Hände.

Sartorius, durch Hippler veranlaßt, ſteht auf, begibt ſich hinaus und kehrt mit der Geſandtſchaft wieder: **Sebaſtian von Rotenhahn**, **Wolf von Kaſtell**, **Hans von Lichtenſtein**, **Kunz von der Mühlen** treten ein. Es wird ſtill, die Bauernhauptleute flegeln ſich herum und gebärden ſich hochfahrend und verächtlich nach Möglichkeit.

Hippler, ſitzend zu der ſtehenden Geſandtſchaft: Der Verſammlungsrat gemeiner Bauernſchaft ſtellt an Euch das Verlangen, das Schloß ‚Unſrer Frauen Berg‘ und alle darin begriffene feſte und fahrende Hab’ zu übergeben, gegen Verſicherung für Euch, Eure Diener und Knechte, mit Geleit hinwegzuziehen.

Sebaſtian von Rotenhahn, nach einigem Nachdenken: Das zuzuſagen haben wir keine Vollmacht. Aber wir wollen geloben, Euer Erfordern bei eilender Poſt unſerem gnädigen Herrn und Biſchof in ſein Gewahrſam zu überſchicken.

Link: So ſperret man uns die Mäuler uf mit Tagſatzen, Geſandtſchaften hin- und wiederreiſen und allen verfluchten, welſchen, hinterhältiſchen Praktiken, und zielen auf nichts, dann daß ſie uns ufhalten und Zeit und Weile zum Widerſtand gewinnen. Man wird Euch den Ernſt merken laſſen und Euch den Ave Maria mit Stückkugeln in die Burg ſchicken!

Götz: Iſt die Bauernſchaft willens, hie zu Würzburg ein ſo grauſam und gottverflucht Stücklein zu ſpielen, als es jüngſt zu Weinsberg zu unwiederbringlicher Schmach und Schaden gemeinen bäuriſchen Handels beſchehen iſt, ſo hab ich nichts mit gemein. *Aufregung.*

Bubenleben: Ich frage Euch hie, Bruder Götz, und Dich, Bruder Metzler: hat der Markgraf Dompropſt Euch Geld geboten für den Abzug oder nit? — Gebet rund durch mit der Antwort! — — Es iſt Sag: die Beſatzung hätt ſich wellen allein Euch zugeloben, und ſollte dafür den Hauptleuten des Haufens dreitauſend Gulden Schatzung gezahlt und jedem Knecht ein halber Monatsſold zugeſtellt werden.

Götz: Hauptleut und Rät des Odenwälder Heers ſind nit gehalten, ichtwem Red und Antwort zu ſtehen als ganzer Gemeine des eigenen Haufs! *Aufregung.*

Link: Pfei der Schand!

Flammenbecker: Verdammter Finanzer! Nieder mit ihm!

Link: Auf den Schindacker mit dem Götz!

Geyer *ſpringt auf*: Brüder, ſind wir Leute, die Händel uf Gewinn treiben, oder haben wir zuſammen geſchworen, dem Evangelium und Gottes Wort beiſtändig zu ſein? Sind wir Gutgewinner und Beutelſchneider oder freie, deutſche Männer und Chriſtenleut, die ihr Vernehmen darauf gericht't haben, daß Fried, Freiheit, Einigkeit, Sicherheit Handels und Wandels in deutſcher Nation anhebe und aufrecht bleibe? — *Zur Geſandtſchaft*: Der Markgraf Dompropſt bietet Geld für den Abzug. Will er uns die Ehre abkaufen? Ihr Herren, auf! und bringet ihm dieſen Beſcheid: der Papſt verſchachert Chriſtum, die deutſchen Fürſten verſchachern die deutſche Kaiſerkrone, aber die deutſchen Bauern verſchachern die evangeliſche Freiheit nit! *Zuſtimmung.*

Sebaſtian von Rotenhahn: Die evangeliſche Freiheit hat beſſere Diener, als Ihr einer ſeid.

Geyer: Das gebe Gott und das wolle Gott! Ihr aber ſeid ganz verrömert und Pfaffenknecht. Der Ulrich von Hutten war ein beſſerer als ich; er hat Euch die Trias romana gewidmet, Ihr wart's nit wert.

Sebaſtian von Rotenhahn: Ich ſetze mich nit wider Kaiſer und Reich.

Geyer: Wir tun es auch nit, niemalen und in keinem Weg. Unſer Fürnehmen ſtehet allein darauf, dem Kaiſer ſeine alte Macht wiederzugeben, unverkümmert von Pfaffen und Fürſten. Ihr ſetzet Euch wider den Kaiſer, die Ihr Pfaffen und Fürſten beiſtändig ſeid. Was hat doch der edle Kaiſer Max geſagt: Pfaffen und Fürſten hätten ihn zu Worms gebunden und an einen Nagel gehenket. Taten von Pfaffen und Fürſten für Kaiſer und Reich? Trauben von den Diſteln. Wenn der Kaiſer die Läufte verſtünd: hie ſind ſeine Bundsgenoſſen.

Sebaſtian von Rotenhahn: Kotz Blut! Was eine Schmachbürden richtet Ihr Euch zu, Ihr, eh mals ein ehrlicher Ritter von Adel.

Geyer, *den Helm abnehmend und ſeinen geſchorenen Kopf zeigend:* Ein Bauer bin ich und nichts dann ein Bauer!

Sebaſtian von Rotenhahn: Bei meinen adligen Ehren ...

Geyer: Centauren ſeid Ihr, aber keine Adelsleut. Wo waren doch Eure adligen Ehren, als es dem edlen Franziskus von Sickingen, höchſtem Vorbild aller adligen Tugenden, die Schanze verſchlug wider den Pfaffen von Trier? Damalen ſollt ſich ein Edelmannskrieg anfahen. Wo blieb Euer Beiſtand, da es not tat? In einen alten Harniſchkaſten haben ſie des Sickingen edlen Leichnam geſtopft, Köche und Spielleut haben ihn am Strick über den Berg heruntergeſchleift. Wo waren da Eure adligen Ehren? Euer Nam und Ehre: eine Handvoll Wind, von Pfaffen und Fürſten in Luft geblaſen.

Die Geſandtſchaft hat ſich zurückgezogen.

Wolf von Kaſtell, *in der Türe, ſchreit zurück:* Ihr Männer, hütet Euch vor dem Geyer! Er iſt des Franzoſen heimlicher Diener, er liefert Euch dem Franzoſen aus!

Ab mit der Geſandtſchaft.

Tellermann: Soll ich mich an ſie machen, Kapitän?

Geyer: Gemach, Bruder, es iſt Pech und Schwefel genung über meine Rüſtung gelaufen. Hab gut Sorg, daß ihnen ſtrack ſicheres Geleit gehalten werd' bis in ihr Gewahrſam.

Erſter Trabant kommt, meldet: Kapitän, haben ſich viel hundert Weiber rottieret und dieshalb wie jenhalb der Mainbrücken ufgeſtellt. Sind in willens, die Geſandtſchaft beim Wiederritt ufzuhalten, ſchwören, ſie wollten ſ'nit wieder in die Burg laſſen, und ſollt ſie der Teufel nit daran hindern, vielmeh alles, was pfäffiſch ſei, von den Kleppern reißen und in den Main ſtürzen.

Geyer: Blitz und Donner, was haben wir doch mit Weiberröcken zu ſchaffen! Friſch, Galgen aufgericht't! Den Profoſſen in ſie arbeiten laſſen, flugs aufknüpfen, was nit gut tun will!

Flammenbecker: Haſt Stock und Galgen auch nit von kaiſerlicher Majeſtät erworben. Trabant ab.

Link: Brüder, itzt iſt eine Stunde warten zu lang. Nu friſch daran! Mit ganzer bäuriſcher Macht und Geſchütz, mit Sturmbock, Tartſche und Leiter ſei wider das Schloß gehandelt! Dran! Dran! mit Gewalt und Gotteskraft, daß ſie den grimmen Ernſt wohl vermerken und Rittern und Knechten in der Beſatzung blutbange werd, Platzet ſie an mit dem Geſchütz ...

Löffelholz: Mit was Geſchütz ſoll man ſie anplatzen? — — — Höret mir zu, liebe Brüder! Eins tut itzt vor allem not, und ſo Ihr derſelben Meinung ſeid und Gott Euch erleuchtet, ſo gibt er Euch noch dieſe Stunde den Wurf in die Hand. Ich denke wohl, daß Ihr mich genugſam kennt. Ich habe die evangeliſche Freiheit alleweil lieb gehabt von ganzem Gemüt. Die Handvoll Blut's in mei'm Buſen innen, die will ich getroſt an den Handel ſetzen. — Gott hat uns bis hieher glücklich und wohl geführet. Alle großen Köpfe und gewaltigen Hanſen ducken ſich und haben die Flucht geben. Dannoch will mir das Herz nit ſo faſt groß werden und luſtig. Böſ Ahnen neſtelt ſich an mich, ob ich nit weiß, warum. — Brüder, ein oberſter Wille muß ſein! Wir müſſen ein Haupt über uns ſetzen, Einen gewaltig machen über alle Hauſen der Bauernſchaft. Das uneine Geſpann ſtürzet den Pflug um. Ein Wille iſt oft meh denn tauſend, eine Hand oft meh denn hundert, und dieweil Ihr dreimal des Tages ein Mehrers macht, kehrt ſich der Pöwel im hellen Hauſen mit nichten daran und macht alle Ordnung und Artikel zu einem Spott, Schmach und Gelächter. — Der Truchſeß von Waldburg ſteht mit des Schwäbiſchen Bundes Heer in Rüſtung wider uns. Dawider iſt hoch vonnöten, daß wir in Zeiten uns ſchicken. Da iſt ein einiger Mann und einiger, feſter Will Reitergeſchwader und Fußknecht, ein ſtrack, ſcharf Regiment ein gewaltiger Kriegshauf, gedient und erfahren im Feld. So iſt mein Fürſchlag und Meinung, daß man den Florian Geyer erwählen und kieſen ſoll mit Beſtallung gemeiner Bauernſchaft, ſei es uf ein Jahr. Man ſoll ihm Räte beigeben …

Unruhe.

Metzler: Der Götz von Berlichingen ſoll unſer Hauptmann ſein!

Bubenleben ſpringt auf: Brüder, man ſoll keinen Edelmann über uns ſetzen! Art läßt nit von Art. Ein Habicht wird niemals zur Taube, und ein Rittermäßiger wird nie zu einem evangeliſchen Bauern werden! Es ſollt überhaupt kein Ritter in dieſem Rat ſitzen!

Tellermann iſt wiedergekehrt, ſchreit dazwiſchen: Es ſollte kein Pfaff in unſerem Rat ſitzen!

Bubenleben: Ei nun, es iſt landkundig, daß Ihr Geyerſchen nit viel haltet von Gottes Wort. Nimmt mich auch nit wunder, kämpft Ihr doch unter der ſchwarzen Fahn! Habt Ihr doch in der gottloſen bande noire gedient, wo nichts dann Aechter, Gottesläſterer und Heiden innen ſind. Ihr wollet Gott abſetzen, wir aber wollen ihn einſetzen und ihm allein dienen. So wird Gott uns auch einen Helden erwecken, wann das Stündlein ſchlägt ...

Löffelholz, zwiſchenrufend: Und wann er ſchon unter Euch ſitzet, ſo ſehet Ihr ihn doch nit.

Bubenleben, fanatiſch: Gott wird einen Helden ausrüſten, dem großen Werke gewachſen. Der wird die Moab, Agag, Achbay, Phalaris und Neros dieſer Zeit von den Stühlen ſtoßen und ihnen die Bluttaufe geben. Gemeiner Leute Kind wird er ſein und keiner von den Rittern, die, ob ſie gleich in Eiſen gepanzert ſind, ſo leiſe und fürſichtig gehen wie die Katzen auf dem Dachfirſt. Sie ſchonen der Ihren allerwegen; verflucht aber iſt jeder Gläubige, der ſein Schwert vom Blute der Widerſacher Chriſti fernhält. Itzt heißt es die Hände baden in ihrem Blut und darin heiligen.

Der Schultheiß: Der Pfaff iſt beſeſſen.

Bubenleben: Wollt Ihr jetzt einen zum oberſten Hauptmann machen, ſo erwählet ...

Der Schultheiß, ſchnell: Den Bruder Bubenleben, Pfarrer zu Mergentheim! Gelächter.

Bubenleben: Nein, nit mich, aber den Mann, welchen der fränkiſche Hauf über ſich geſetzet: den Jacob Kohl von Eiſelſtadt.

Löffelholz, zwiſchenrufend: Er kann alle großen Schwür.

Tellermann: So feiſt er iſt, baumelt er dannoch dem Pfaffen am Gürtel.

Geyer ſteht auf: Wer will halten rein ſein Haus, der behalt Pfaffen und Mönche draus.

Geyers entſchloſſene Bewegung erregt Aufſehen in der Verſammlung. Man beobachtet ihn in der Folge ſcharf. Er ſpricht intim mit Tellermann, dem Schultheiß und Löffelholz. Hippler und Götz flüſtern und beobachten ebenfalls. Der Schultheiß und Tellermann geſtikulieren immer heftiger auf Geyer ein.

Kohl: Brüder, wann das Löffelhölzlein auch ſchellig wird, das ſchiert mich in keinem Weg. Meine bäuriſchen Brüder kennen mich.

Martin, zwiſchenrufend: Aus der Trinkſtuben!

Kohl: Potz! Daß Dich das Wetter erſchlag! Soll ich es leugnen, daß mir der Wein ebenſo wohlſchmecket als einem Ritter? Der Teufel ſollt mir die Lüg geſegnen. Meinſt Du, man ſoll nit in der Trinkſtuben ſitzen, ſundern allweg hoch und uf Stelzen einhertreten, ſich meh bedünken als andere bäuriſche Brüder im hellen Haufen? Soll man ſich allerweg aufblaſen, wie die Geyerſchen tun? „He da! Tretet aus dem Weg, daher fahr ich!“ Das tu ich nit. Um mich iſt alles glaslauter.

Martin, zwiſchenrufend: Lauter Gläſer und Kannen!

Gelächter.

Kohl: Jawohl, glaslauter iſt alles um mich.

Zwiſchenruf: Würzburger Jüdenwein!

Kohl: Nit Würzburger Jüdenwein, ſundern es iſt glaslauter um mich. Ich halt mich nach meinem Schwur, und ſo mir vom ganzen hellen Hauf ufgelegt wird: tue das! ſo tu ichs, und: laß Deine Hand von dem andern! ſo laß ich meine Hand davon. Heimliche Praktiken und verräteriſche Anſchläg treib ich nit. Wählet man mich, ſo wählet man mich; wählet man mich nit, ſo wollt ich doch lieber am Galgen verfaulen, ſollt mir der Schinder das Herz aus dem Leibe brennen, eh daß ich mich des tyranniſchen Gewalts unterſtünd.

Löffelholz: Wer unterſtehet ſich hie des Gewalts?

Kohl: Das, Bruder, fraget den Florian Geyer!

Flammenbecker: Brüder, wir brauchen keinen Hauptmann über uns alle. Stoßen wir deshalb die kleinen Tyrannen von den Stühlen, damit wir die großen darauf ſetzen? Es gibt hie Leute unter uns, die mögen ihre herriſchen und teufliſchen Gelüſten nit unterdrucken. Sie ſetzen Profoſſen über uns, Stockmeiſter und Schergen. Sie meinen uns mit Steckenknechten zu regnieren, ſchlimmer und grauſamer, dann es unter dem Papſttum geweſt. Sie haben hie zu Würzburg Galgen ufgericht't.

Geyer ſchreit dazwiſchen: Noch meh Galgen, und alle Weinsberger Blutbuben daran gehenket!

Flammenbecker, raſend: Alle Junker, Gutgewinner und Aechter daran gehenket! Zum Teufel mit allen gelben Sporen! Man muß Euch durch die Spieße jagen wie den Helfenſteiner, Euch vierteilen als die verfluchten Verräter und Böſewicht! Gelächter der Ritter.

Hippler: Bruder Geyer, ſtehet mir Red und Antwort. Es geht das Geſchrei, die Euren hätten Gemein gehalten, Hauptleute, Obriſte und Feldweibel des ſchwarzen Haufs hätten es in ſie getrieben und jedermann perſuadieret meuteriſcherweiſ, und ſei auch beſchloſſen werden im Ring: ſie wollten in keinem Weg einen andern dulden, man ſetze dann Euch, Bruder Geyer, zum Obriſten-Feldhauptmann über alle Hauſen.

Geyer: Da weiß ich nichts von, was gehet mich das an!

Götz: Brüder, was ſollen uns die Trabanten vor der Kirchenporten? Schicket ſie doch heim.

Link: Wem ſtehen ſie zu?

Flammenbecker: Sind vom ſchwarzen Hauf, ſtehen dem Florian Geyer zu.

Bubenleben: Brüder, was will das werden? Nit weit von hie, uf der Gaſſen, bin ich auf ein ſtark Fähnlein gewappneter Knecht geſtoßen.

Löffelholz: Sind für das Barfüßer-Kloſter beſtimmt, ſollen Quartier darin nehmen um Friedens und Ordnung willen, damit es nit hie zu Würzburg mit Plündern, Stehlen und Beſchädigung Leibes und Gutes alſo türkiſch zugehe wie anderwärts.

Link: Die Bürgerſchaft hat ein gut Fähnlein aus allen Vierteilen ausmuſtern laſſen und in das Barfüßer-Kloſter gelegt. So werden wir ſelbſt wiſſen Ordnung und Fried aufrecht erhalten.

Der Schultheiß: Ei, Link, das Fähnlein im Barfüßer-Kloſter tuet es allen voran mit Schatzen, Ranzionen und durch die Häuſer laufen! Und wär es nit ſo, unter allen Haufen der Bauern ſind unnütze Leut genung. Saufkinder, Luderer und anderes Geſindel webert ein und aus durch die Tore. Dawider iſt gut, daß man ihnen ihr eigen Regiment zeige und Bäuriſche wider Bäuriſche ufbiete.

Link: Wird einer Bürgerſchaft hie zu Würzburg nit wohl eingehen.

Flammenbecker: Es ſein kein unnütze Leut im hellen Haufen!

Geyer: Es gebe der Bürgerſchaft wohl oder übel ein, es tut not, daß wir beizeiten anfahen, Ordnung und Zucht in die Haufen zu treiben. Laſſen wir den Teufel fürder gewähren, mit Verwüſtung Proviants, Getreid in den Main ſchütten, Wein aus den Fäſſern laſſen laufen, wahrlich, meiner Seel, es wird bald dahin kommen, daß ein evangeliſcher Bruder im hellen Haufen wird müſſen mit blutigen Fingern nach einem Stück Hungerbrot graben!

Götz: Was hab ich geſagt, Brüder? Stoßen die Geyerſchen zu uns, ſo fahet ſich Zwietracht an und nimmt niemalen kein Ende meh.

Geyer: Bruder Berlinger, wer hat meh Zwietracht geſäet in die Haufen, ich oder Ihr?

Götz: Ein jeder beuget und bücket ſich, allein die Geyerſchen bleiben auf ihrem Kopf, kümmern ſich um den gemeinen Handel nit.

Tellermann: Kotz Schweiß, Bruder Berlinger, habt Ihr wohl unſrer geachtet, ſaget mir doch, als Ihr, Du und der Metzler, Euren Zug nahmet, wo wir und der ſchwarze Hauf vordem gezogen? Neun Städte uf'm Odenwald haben ſich uns ufgetan und zugelobt. Hat es der Florian Geyer durchgeſetzt, ward von den Unſeren keinem Bürger ein Fenſterlein zerworfen, keiner Magd ein Fürfleck verrückt. Aber hernacher ſeid Ihr kommen, alles gebrandſchatzt, über Kiſten und Keller gefallen, Weiber geſchändet, viel hundert Wägen Plunders fort laſſen ſchleppen. Bruder, als das iſt ruchbar worden in ganzer Gemeine des ſchwarzen Haufs, was Wunders, daß ihnen die Wut iſt ankommen? So habt Ihr Zwietracht unter die Brüder geſäet! Die Städte, mit Eiden und Pflichten uns verſtrickt, Ihr habt gemacht, daß ſie mußten Eide und Pflichten brechen und Euch wiederum zugeloben.

Götz: Sollte man Euch laſſen gewähren, Ihr Geyerſchen, der teuren, evangeliſchen Freiheit erſtünden meh Feinde über Nacht, dann es Krämer gibt in Venedig, Säuſer in Sachſen, Säue in Pommern und Huren in Bamberg insgeſamt.

Geyer: Wißt Ihr noch meh, Bruder Berlinger?

Götz: Ihr habt uns den ganzen Adel feind gemacht.

Geyer: Ich hab den Artikelbrief vollſtreckt.

Götz: Es tut dannoch nit not. Ihr ſeid ſelber vordem ein Ritter geweſt. Iſt es nit ſchmählich, Bruder, daß Ihr es allen voran tut mit Zerreißung feſter Schlöſſer und Häuſer des Adels, da Ihr doch jedem Pfefferſack Reverenz machet, wenn er gleich nur mit der Zipfelhauben über die Stadtmauer herausdräuet? Die Häuſer des Adels ...

Geyer: Herunter mit ihnen, herunter mit allen verfluchten Rabenneſtern! Es muß ein Ende nehmen mit Heckenſchinden und Staudenreiten. Meine weiland guten Geſellen vom Adel ſollen lernen Beſſeres tun, dann zwo Beine über ein Roß henken, Händel uf Gewinn treiben, Bauern ſchinden und ſchatzen, Kaufleut niederwerfen, verſtricken oder in die ſtinkigen Türme werfen, ihnen Händ abhacken, Ohren abſchneiden und dergleichen ritterlicher Handlung meh. Ihr ſollt fortan eine Tür haben, den Acker bauen und zu Fuß gehen wie andre Chriſtenleut. Der Edelmann iſt nit meh...

Götz: Wie denkſt Du über des Edelmanns Wort, Bruder?

Geyer: Wie über jedermanns Wort, daß ein Wort ein Wort bleibe.

Götz: Denk an Möckmühlen, als Du noch beſtallter Hauptmann des Schwäbiſchen Bundes warſt! Welche bündiſchen Hundsfötter haben mir damals Geleit zugeſagt und gebrochen?

Geyer: Nimm einen Löffel und friß Deine Lüge!

Hippler erhebt ſich: Friede, Ihr Brüder! — — Man hört ſchießen. Kotz, was iſt das?

Götz: Oha! Büberei!

Geſchrei, tumultuariſch: Büberei! Verrat!

Maſſenruf von außen: Vivat, Florian Geyer!

Tumult und Panik in der ganzen Verſammlung.

Geſchrei: Verrat, Meuterei!

Geyer ſpringt auf, ſchreit: Ruhe, Brüder! Ein Hundsfott, wer von Verrat ſchreit. Hie ſteh ich und gelob ich, daß ich Amt und Beſtallung nit anders will empfahen oder zur Hand nehmen, es ſei mir denn übergeben vom Verſammlungsrat gemeiner, bäuriſcher Brüderſchaft. Und wen ſie über uns alle willmächtig machen, dem will ich mich gehorſam beugen und untertan ſein, als einem evangeliſchen Bauern geziemet und zuſteht. Aber meine Meinung iſt, liebe Brüder, daß man einen Kriegsrat erwähle, kundige und kriegserfahrene Leute darein ſetze und den bewegen laſſe, was gen innen und außen zu tun und zu laſſen ſei. Wer aber der Meinung iſt, daß das beſchehe, der ſtoße ſein Meſſer in dieſen Ring. Er ſtößt ſein Meſſer in einen Kreis, den er vorher mit Kreide auf der Kirchentür gezogen hat. Wie Geyer tun etwa fünf Hauptleute nacheinander darauf.

Tellermann, ſein Meſſer zückend: Dem Truchſeſſen von Waldburg, beſtalltem oberſten Hauptmann des Bundes zu Schwaben, mitten ins Herz! Er ſtößt zu.

Budenleben: Dem Biſchof Konrad von Tüngen mitten ins Herz! Er ſtößt zu.

Flammenbecker: Dem Georgen Truchſeß von Waldburg, beſtalltem oberſten Hauptmann des Bundes zu Schwaben, dem Bluthund von Wurzach, mitten ins Herz! Ebenſo.

Ein Weinsberger: Rache für Wurzach! Rache für die ſiebentauſend gemordeten Brüder! Dem Truchſeſſen von Waldburg mitten ins Herz! Ebenſo.

Löffelholz: Allen Fuggern und Welſern mitten ins Herz! Ebenſo.

Sartorius: Der deutſchen Zwietracht mitten ins Herz! Ebenſo.

Erſter Bauernhauptmann: Allen Schindern und Schabern des Volks mitten ins Herz! Ebenſo.

Zweiter Bauernhauptmann, zu Grumbach: Flugs, Bruder, ſage Du auch Deinen Spruch!

Martin: Allen pfäffiſchen Königen und königlichen Pfaffen mitten ins Herz! Ebenſo.

Wilhelm von Grumbach: Dem Biſchof Konrad von Würzburg mitten ins Herz! Ebenſo.

Hippler: Dem Kanzler der Herzöge von Bayern, beſtelltem Rat des Bundes zu Schwaben, dem gottverfluchten Leonhart Eck mitten ins Herz! Ebenſo.

Dritter Bauernhauptmann: Dem Truchſeſſen von Waldburg mitten ins Herz! Ebenſo.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

In der Trinkſtube von Kratzers Gaſthaus am Markte zu Rothenburg. Rechts Tür nach dem Flur, in der Hinterwand Fenſter, die geöffnet den Blick auf den Markt und das Rathaus gewähren. Rechts vorn kleine Tür in ein Nebenſtübchen. Wandbank und viele dicht beſetzte Tiſche. Ein Dudelſackpfeifer ſteht am Türpfoſten. Alle Anweſenden, auch Kratzer, der Wirt, und die Kellnerin, blicken aufmerkſam auf Beſenmeyer, der um die ſchwarze Marei beſchäftigt iſt.

Rektor Beſenmeyer: Setze Dich, Kind! So! Den Kopf an den Ofen. So! Und hie . . . hie halte Dich feſt. Suſt wahrlich fällt ſie mir von der Bank gleich einer hölzernen Mutter Gottes.

Kratzer: Wo habt Ihr die Dirne aufgeſpürt, Bruder Rektor?

Erſter Bürger, *Tiſch 1:* Der Bruder Rektor iſt allweg mit Spielleuten und armen Vaganten behenkt. Hat eine zu weiche Gemütsart.

Zweiter Bürger, *Tiſch 1:* Sie iſt von den Tattern oder von den Behaimen.

Dritter Bürger, *Tiſch 1:* Wie iſt ſie hereinkommen?

Rektor Beſenmeyer: Hat ſich, weiß Gott wie, in die Stadt geſchleift. Mutter Maria! ein arm Ding. Wunde Füße und wunde Hände.

Kratzer: Was hat ſie ins Tüchelchen eingebunden? *Das Tüchelchen entfällt ihr.* — Krebſe!

Rektor Beſenmeyer: Divinavit! Wahrhaftig. Pruriunt mihi dentes, mir wäſſert der Mund. Red, Dirne! red! Allen Menſchen geziemt es, mit allem Fleiß zu ſtreben, daß ſie ihr Leben nicht lautlos wie das Vieh hinbringen, ſagt Salluſt. Sie ſchieret ſich nichts um Salluſt. Scheret Euch auch nichts um ſie, laſſet ſie ſchlafen! —

Großer allgemeiner Lärm ſetzt ein; die Aufmerkſamkeit wendet ſich von Marei ab, die ſchlafend auf der Ofenbank liegen bleibt. Der Dudelſackpfeifer ſpielt eine Weiſe, die Kellnerin läuft mit Weinkannen, ebenſo der Wirt. Es wird eifrig gezecht und disputiert.

Erſter Bürger, Tiſch 1: Gehet heim, gehet heim! Wir han ein Reichskammergericht. Er ſchlägt eine Karte auf den Tiſch.

Zweiter Bürger, Tiſch 1: Wir han eine Münzordnung. Tut wie der erſte.

Schäferhans tritt an Tiſch 1: Um was geht's?

Dritter Bürger, Tiſch 1: Um ein'n Ablaßzettel, Bruder Veit.

Erſter Bürger, Tiſch 1: Schüttel Deinen Aermel, Schäferhans.

Schäferhans: Alles durch den Kragen geloſſen, kein arm Hellerlein am Sold erſpart.

Zweiter Bürger, Tiſch 1: Wem haſt gedient zuletzt?

Schäferhans: Bin kaiſerlich geweſt, hab unter dem Georgen Frundsberg den Franzoſen helfen ſchmieren, unten im Welſchland, zu Pavia. Darnach wollt mich der Schwäbiſche Bund in Wartgeld nehmen. Das mocht ich nit, wollt mich nit brauchen laſſen wider meine bäuriſchen Brüder.

Zweiter Bürger, Tiſch 1: Ich kotz in den Schwäbiſchen Bund und auf den Georgen Truchſeß dazu!

Schäferhans: Bundſchuh!! Bundſchuh!!

Erſter Bürger, Tiſch 2, ſchreit: Evangelium, Evangelium!

Ein Trunkener heult: O Karle, Kaiſer lobeſam, greif Du die Sach zum erſten an, Gott wird's mit Dir ohn Zweifel han.

Erſter Bürger, Tiſch 2: Evangelium, Evangelium!

Zweiter Bürger, Tiſch 2: Itzt nimmt es ein End mit der Pfafferei und der Möncherei.

Kratzer, an Tiſch 2 tretend: Der Teufel machet den erſten Mönch, der Dorfochs hat ihn getauft.

Dritter Bürger, Tiſch 2: Ihr werdet Pfaffen und Klöſter doch nit abtun! Man vertilget das Unkraut auch nit.

Kratzer: Die Klöſter ſind leer itzunder wie die Schafſtäll im Sommer.

Ausgelaufener Mönch: Wo aber Mönche oder Nonnen nit gutwillig heraus wollten laufen, denen muß man Hände und Füße binden und ſie als die Hunde hinaustragen. Sie ſitzen dem Teufel im Rachen.

Kratzer, des Mönchs Scheitel befühlend: Dir iſt die Glatze auch noch nit vor gar lang zuwachſen.

Ausgelaufener Mönch: Vermaledeiet ſei der Tag, an welchem die Kutt und alle beſchorne Heiligkeit erdacht iſt worden! Ich hab ſie abworfen wie des Teufels Livrei. Ich will arbeiten und dem Bauern ſein Eſſen abverdienen.

Kratzer, zu Schäferhans: Gehſt Du mit dem Geſchütz, Schäferhans?

Schäferhans: Der iſt des Teufels, Meiſter, der nit mit dem Geſchütz geht! Gib mir einen gefünkelten Joham.

Zweiter Bürger, Tiſch 2: Der Doktor Luther hat den Teufel geſehen als eine Sau. Ich meine, er hat zu tief in die Kanne geſchaut.

Hauſierer, ausrufend durch die Flurtür: Kauft, kauft Reformation Kaiſer Sigmunds, genannt die Trompete des Bauernkriegs: Gehorſamkeit iſt Tod, Gerechtigkeit leidet Not.

Schäferhans: Friß Flechtenmacher, ſch.... Siedeſchneider! Trinkt Branntwein.

Hauſierer: Willſt mir leicht das Maul ſtopfen, als der Luther dem Karlſtatt oder dem Münzer, dem Propheten Gottes? Weiter ausrufend: Kauft, leſt des großen Propheten Münzers Verteidigungsſchrift wider den wütigen Stier zu Wittenberg, Martinum Lutherum: ‚Du haſt die Chriſtenheit verwirrt und kannſt ſie, da Not hergehet, nicht berichten. Darum heuchelſt Du den Fürſten, darum wird Dir's gehen wie einem gefangenen Fuchs. Das Volk iſt frei worden, und Gott allein will Herr darüber ſein.' Weitergehend und rufend: Judas in Rom, Simon in Rom, Sodom in Rom! Zu Tiſch 2: Stecket die Bibel weg, Brüder, der Stadtſchreiber gehet vorbei; die Ehrbarkeit hie zu Rothenburg will es nit dulden, daß man in der Trinkſtuben über der Geſchrift disputiere.

Zweiter Bürger, Tiſch 2: Was die Herrlein von der

Ehrbarkeit hie zu Rothenburg gebieten oder verbieten, das acht ich ſo faſt, als ob mich eine Gans anblieſ'!

Hauſierer, intim zu Tiſch 2: Habt Ihr gehört? Der Jacob Schmidt in Kitzingen hat die heilige Hedalogis aus dem Grab genommen, eine Jungfrau aus Engelland, und Kegel geſchoben mit ihrem Kopf.

Der blinde Mönch, Hans Schmidt, wird von einem kleinen Mädchen herbeigeführt: Bona dies!

Kratzer: Deo gratias!

Verſchiedene Stimmen: Der blinde Mönch.

Der blinde Mönch, ſich zur Demut verſtellend: Panem propter deum. Gelächter der Anweſenden.

Schäferhans: Bundſchuh! Bundſchuh!

Kratzer, auf den Scherz eingehend: Ein Wolf ein Pfaff, ein Mönch ein Schell. Jagt ihn hinaus! Werft ihm einen vierpfündigen Stein nach!

Erſter Höriger: Man ſoll ſich von keiner Kutten nichts Gutes verſehen.

Erſter Bürger, Tiſch 1: Red, Käſemönch, ſag uns ein Predigtmärlein. Haſt leicht dem Teufel einen Backenzahn ausgebrochen oder ihn geſehen als einen brennenden Strohwiſch.

Erſter Höriger: Für welches ſchwitzende oder blutende Kreuz bettelſt Du?

Der blinde Mönch, mit Verſtellung ſeufzend: Sind böſe Läuſt, faſt ſchlimm böſe Läuſt. Bete zum heiligen Chriſtoph, daß er Euch trage mit ſeinen Schultern durch die greuliche Sintfluß dieſer Zeit. Und Ihr dort, eſſet geweihtes Salz und beſprenget Euch ſechsmal des Tags mit geweihtem Waſſer, auf daß Euch der hölliſche Geiſt nit anſtoße.

Erſter Bürger, *Tiſch 2*: Ei, lieber Rotfuchs, wer ſoll uns das Salz und das Waſſer weihen? Iſt kein Pfaff meh zu Rothenburg, der es tut.

Der blinde Mönch, *mit erlogener Entrüſtung*: Das machet der Karlſtatt, der Ketzer und Böswicht. Den jaget davon.

Kratzer: Ei, Fuchs, gib mir Beſcheid: iſt es Sach', was die Pfaffen ſagen: der heilige Vater iſt über den Engeln im Himmel und dem Teufel in der Höllen und hat ihnen zu gebieten?

Der blinde Mönch: Ei Du nichtsnutziger, ketzeriſcher Bub und Böſewicht! Was gilt's, Du biſt ein Prager Student und haſt mit dem Luther und Karlſtatt dieſelbe huſſitiſche Peſtilenzſuppe gelöffelt. *Er faßt Kratzer an.* Er ſtarret von wiclefitiſchem Gift, er ſtrotzet von huſſitiſchem Ausſatz, wütet itzt ſchlimmer als der engliſche Schweiß, machet die Leute ſchier raſend und wütend: kaufen keinen Ablaß und wollen keine Meſſ hören. *Lachen.* Lachet nit, hütet Euch vor Todſünd'! Hütet Euch vor den hölliſchen, abgründiſchen, teufliſchen, verzweifelten Rottengeiſtern, die itzund umgehen und die Menſchen verderben. Machen ein Geſchrei unter den Leuten: das Jubeljahr ſtünd vor der Tür. Treiben es in die Herzen, als ſollte der Barbaroſſa wiederkommen, als ſollt' gar der Heiland wiederkommen auf die Welt und tauſend Jahr eitel Fried und

Freude anrichten. — Gott helf Euch, Ihr arme, verblendete Widerchriſten! Wo das beſchehe, was ſollte wohl dann der Töpfer zu Rom mit ſeinen Götzen anfangen? Wer wird dann noch Götzenfleiſch eſſen? Zur Meſſe gehen? Den Kirchenſtock füllen? Die Pönen bezahlen? Die Päpſt, Kardinäl, Biſchöf, Meßpfaffen, Mönch, Kobold, Kielkröpf mäſten? Wer wird Münſter und Dome bauen, wann man Gott in keinem Tempel meh anbeten wird, ſondern allein im Geiſt und in der Wahrheit? Wer wird noch des Fürſten und Herren Geleit brauchen und bezahlen auf der Landſtraßen, ſo man überall ſicher iſt gleich wie in Abrahams Schoß? Was wird aus den Heckenſchindern und Stegreifrittern werden, wo ihre Klepper nit meh ſollen armen Kaufleuten und Bauern die Beutel abbeißen? Wann ſie nit meh ſollen Anſchläg machen, reiſen, rauben, ropfen, ſchatzen und ſtehlen? Nein und mit nichten, liebe Brüder! Euer Fürnehmen iſt wider Chriſtum, als der Luder ſchreibet: dann, wer da wider die Gottloſen ſchreiet, iſt wider Chriſtum. Der barmherzige Samariter — iſt wider Chriſtum. Wer dem armen Lazarus die Schwäre wäſcht — iſt wider Chriſtum. Wiſſet Ihr nit, was im Evangelium ſtehet: bekrieget Euch! mordet Euch! ſitzet einer über den andern zu Gericht. Beſtehlet und belüget Euch! Wenn einer zehn Röcke hat, ſo reiße er dem den elften vom Leibe, der nur einen hat. So verſtehet der Papſt, ſo verſtehen die Pfaffen das Evangelium. Aber Gott ſprach: es werde Licht! und ſo ward es Licht; und ſo licht iſt es worden, daß ich es ſcheinen ſehe, Gott ſei mein Zeuge! durch meine blinden Augen. Er ſetzt ſich überwältigt.

Stimmen: Vivat die deutſche evangeliſche Freiheit! Vivat der blinde Mönch! — Bundſchuh, Bundſchuh!!

Der blinde Mönch, zu Kratzer: Wiſſet Ihr ſchon? Der Bruder Andreas zieht gen Würzburg mit dem Geſchütz.

Kratzer: Es ging die Flugred, aber ich mocht's nit glauben. Iſt es gewiß?

Der blinde Mönch: Ja, Bruder. Wir haben heut vor Tag zum letzten Male miteinander Gott Lob und Dank geſagt, drunten im Tal, in der Kapelle zu Kobolzell.

Schäferhans, mit ingrimmiger Gebärde: Sollen wir mit dem Böswicht, dem Karlſtatt, ins bäuriſche Lager reiten? Das tue der Teufel!

Der blinde Mönch: Was haſt Du wider den Karlſtatt, Bruder?

Schäferhans: Auf Kavaliersparole, ich will dem verdammten Ketzer und Schänder Mariens mit der Miſericorde den Kopf voneinander ſpellen, eh daß ich zulaſſ und erduld, daß er ein Cavall beſteigt!

Kratzer, zu anderen beiſeit: Muskaten in Warmbier ſind gut vor die Mutterkrankheit. Dafür, daß das nit beſchehe, hat der Florian Geyer Galgen ufrichten laſſen.

Erſter Bürger, Tiſch 1: Geſten, kaum daß ſie den Galgen hatten fertig gemacht, iſt der Klaus Yckelshaimer von Gailzhofen daruf geſtiegen und hätt geſchrieen: er wöllt ſein'n Junker Kunz Ofner daran henken.

Hauſierer, ausrufend: Kauft, kauft! Friſchen Ablaß von Rom, Diſpenſationen warm vom Heiligen Vater! Wer am Faſttage Milch und Butter eſſen will, zahlt zwei Gulden rheiniſch. Beiläufig: Der Kardinal Cajetan abſolvieret ſich ſelbſt, ißt Fleiſch in den Faſten, ſo viel er mag; die deutſchen Fiſch verderben ihm den Magen. Geld, Geld für die Peterskirche! Ein Heiliger muß ſelig geſprochen, die Türken immer bekriegt werden. Das Pallium des Erzbiſchofs von Mainz koſtet zwanzigtauſend Gulden, iſt aber noch nit bezahlt. Hier kann man Chriſtum kaufen für zwei Weißpfennig. Kauft, kauft! Gebt Prager Groſchen oder Regensburger Pfennige, deutſche Goldgulden oder italieniſche Florene — Lorenz Valla: die angebliche Schenkung Konſtantins, woraus ſich der Papſt die weltliche Herrſchaft erlogen! Das große Gotteswunder zu Bern! Die Verbrennung des Johann Huß zu Konſtanz ſeines Glaubens willen! Savonarola, gefoltert, gehenkt und verbrannt ſeines Glaubens willen! Johannes Hilten, verſchmachtet im Kerker zu Eiſenach ſeines Glaubens willen!

Kilian, der Harniſchweber, iſt gekommen und ſpricht Kratzer an: Ich ſoll dem Florian Geyer den Harniſch flicken?

Kratzer: So geh ins Zeughaus, Bruder! wo die zwo neuen Büchſen ſtehn, die ſie ins Würzburger Läger wollen führen. Hänsle Boßle Keßler, der Büchſenmeiſter, hätt den Geyer heut Morgen in der Kühle dahin abgeholet.

Kilian nimmt Platz.

Menzingen, ohne Harniſch, ſehr geſchäftig, tritt ein; zu

Kratzer: Iſt der Florian Geyer ſchon aufs Zeughaus gangen?

Kratzer: Vor lang, Bruder! — Wie ſieht's auf der Gaſſen aus?

Menzingen: Anders dann es ausgeſehen hat, bevorab der Geyer und die bäuriſchen Hauptleut einzogen. Juſt als lebten wir mitten im Gottesfrieden. Da es ſtill geworden iſt und viele auf ihn achten und horchen, wendet er ſich an die Geſamtheit. Ich wünſch Euch viel ſelige Zeit, liebe Brüder!

Viele Stimmen: Gute Zeit, Bruder Menzinger! Gott dank Dir, Bruder!

Menzingen: Wie iſt Euch zu Sinn, in Eurer neuen, bäuriſchen Haut?

Erſter Bürger: Seit Rothenburg ſchwarz iſt worden und zu den Bauern gefallen, iſt mir zu Sinn, Bruder, als wenn ich von den Franzoſen geneſen wär.

Zweiter Bürger: Bruder, wir haben gewett, ich und der Engelhart Goppolt: als der Florian Geyer vor zween Tagen draußen vor dem Rathaus uf den Schrannen ſtund — hat er da nit gered't und geſchrieen: uf hundert und ein Jahr ſollt ſich die Stadt der Bruderſchaft zugeloben?

Menzingen: Haſt recht gehört, Bruder!

Zweiter Bürger: Und mittler Zeit, bevor nit die groſze, allgemeine Reformation ufgericht iſt worden durch hochgelahrte, chriſtliche Männer und Kundige der Geſchrift, ſind wir nit gehalten, Zins zu zahlen, Zehnt zu geben, noch auch weder Gült, Handlohn, Hauptrecht. Brauchen nit ſteuern, dienen, frohnen, ſundern ſind frei aller ungerechten Bürd und Beſchwerd.

Menzingen: Haſt recht gehört, Bruder!

Dritter Bürger: Vivat die deutſche, evangeliſche Freiheit!

Vierter Bürger: Alles muß gar gemein ſein. Gleiche Bürden bricht niemand den Rücken.

Dritter Bürger: Wir wollen frei ſein als die Schweizer und in der Religion mitreden als die Huſſiten.

Zweiter Bürger, Tiſch 1: Reitet Ihr auch mit dem Geſchütz?

Menzingen: Nein, Bruder. Ich will eine Gemeine hie zu Rothenburg mit nichten verlaſſen, ich will bei Euch ſterben und geneſen.

Dritter Bürger, Tiſch 1: Vivat Junker von Menzingen!

Hauſierer, ausrufend: Concilium, Concilium! Zu Menzingen: Luget, Bruder! Verſtopfen ſich die Ohren wie der Papſt zu Rom, wollen nichts hören davon. — Der neue Karſthans, von dem edlen Ritter Ulrich von Hutten, ſo jetzund, von den Pfaffen verfolgt, auf einer Inſel im See bei Zürich ſein teures Leben geendet hat. Junker Helfreich, Reiter Heinz und Karſthans haben ein ſchön Geſpräch miteinander, ſehr unterhaltlich und lehrreich zu leſen.

Kilian, an Tiſch 2 tretend: Ich ſoll dem Florian Geyer den Harniſch flicken.

Jörg Kumpf ruft durchs Fenſter: Gott grüß Dich, Bruder Menzingen!

Menzingen: Gott dank' Dir, Jörg! Tritt herein, nimm einen Frühtrunk.

Jörg Kumpf: Muß aufs Zeughaus, Bruder, hab Eile! ... helfen, unſer Geſchütz gen Würzburg führen.

Menzingen: Brav, Jörg, keiner darf ſich ſparen und dahinten bleiben, wann das Evangelium ein'n Beiſtand verlangt.

Kratzer: Potz Bauch, Jörg! Du raſſelſt ja wie ein Harniſchreiter.

Jörg Kumpf: Ich hab ein'n Harniſch an.

Menzingen: Tu Dich herein, Jörg, laß Dich anſchauen. Jörg verſchwindet vom Fenſter.

Hauſierer: Judas in Rom! Simon in Rom! Zur Kellnerin: Herzu, Gret-Müllerin, geh mir um den Bart, ſollſt eine fette Pfründe haben. Kannſt nit leſen, kannſt kein Latein, ſo laß Deinen Bettſchatz die Pfarre verſehn.

Jörg tritt ein, verweilt aufgehalten an der Tür.

Ausgelaufener Mönch: Ein grader Burſch!

Erſter Bürger, Tiſch 1: Gelt wohl! Iſt der junge Jörg Kumpf, Bürgermeiſter Kumpfens Bruder!

Ausgelaufener Mönch: Bürgermeiſter Kumpfens, der in der Pfarrkirchen dem Prieſter unterm Tagamt das Meßbuch herabgeworfen und die Schüler aus dem Chore verjagt hätt?

Erſter Bürger: Juſt der, Bruder.

Jörg Kumpf, forſch vortretend.

Menzingen: Wahrlich, meiner Seel, Bruder! Du biſt für den Harniſch geboren.

Kratzer: Ein faſt guter Küriß, Nürnberger Gemächte.

Kilian: Schütt Dich der Ritt! Nit Nürnberger Gemächte, ſundern ich hab es gemachet, und hie zu Rothenburg; mit meiner Hand hab ich das Harnaſch gemacht.

Kratzer: Da nimm! Ein Trunk Weins iſt gut für den Weg. Uf daß Ihr mögt brav anpochen uf ‚Unſrer Frauen Berg‘.

Jörg Kumpf: Das wollen wir wohl tun! ſingt:

Die Singerin ſingt den Tenor ſchon,
Die Nacht’gall den Alt in gleichem Ton;
Scharf Metz baſſiert mit Schalle;
Die Schlange den Diskant warf darein;
Sie achten nit, wenn es g’falle.
Sie ſungen, daß die Mauern klubend
Und Bett und Polſter zum Dach ausſtubend.

Alle ſingen begeiſtert:

Sie ſungen, daß die Mauern klubend
Und Bett und Polſter zum Dach ausſtubend.

Der blinde Mönch: Gott ſegne und behüte Dich auf Deiner wehrlichen Maienfahrt!

Der Schultheiß tritt ein: Gutes Jahr, liebe Brüder! Das Geſchütz rückt fort, zwölf Gäule vor jedem Stück! Sind in ganzer deutſcher Nation ſo faſt prächtige Büchſen nit meh zu finden, als Eure ſind.

Stimmen: Vivat Rothenburg! Alles bricht auf, Hals über Kopf; es wird eilig bezahlt, und das Zimmer leert ſich vorn vollkommen. Nur Kratzer, Menzingen, der Schultheiß und der blinde Mönch bleiben, dann die Kellnerin, welche die Tiſche abräumt.

Kratzer, einem Bauern den Kugelhut reichend: Da iſt Dein Kugel, vergiß ſie nit.

Menzingen, der Papiere mit ſich hat, verſucht ein wenig zerſtreut eine Truhe zu öffnen, die irgendwo unauffällig im Zimmer ſteht.

Kratzer, ein Kanne mit Wein füllend, bemerkt Menzingen: Der Schlüſſel iſt hie.

Menzingen, den Schlüſſel abnehmend, die Papiere weiſend: Iſt wieder ein ganz Bibelbuch vollgered't worden im Ausſchuß.

Der blinde Mönch: Haben ſich wieder weidlich geriſſen um die Narrenkappe. **Feiſtle** tritt ein.

Kratzer: Mit ins bäuriſche Läger zu reiten hätt ſich aber keiner geriſſen. Iſt jeglicher nur bedacht geweſt, den Kopf aus der Schlinge zu nehmen — was willſt Du, Feiſtle?

Feiſtle: Steht einer vorm Rödertor, Bruder! Begehrt Einlaß!

Menzingen: Iſt er markgräfiſch?

Feiſtle: Soviel ich hab ſehn gekonnt, hätt er das bäuriſche Kreuz uf'm Arm.

Kratzer: Iſt es ein reitender Bote, Feiſtle?

Feiſtle: Ich wollte mein Lebtag nit beſſer beritten ſein, Brüder. Ich hab kein ſo ſchönes Pferd nit geſehen, ſeit Kindesbeinen.

Menzingen: Leicht, daß es der Wilhelm von Grumbach iſt. Reitet ein ſchön, milchweiß, arabiſch Tier.

Kratzer: Heiß ihn abſteigen und zu Fuß hieher gehen, Feiſtle! Suſt ſchlagen ſie aber Lärmen und rennen zu Hauf. **Feiſtle** ab.

Der Schultheiß, zu Kratzer: Bruder! Füll mir den Krug mit Tauberwein.

Kratzer: Wollt Ihr den austrinken, Bruder?

Der Schultheiß: Bis zur Nagelprob; heißet mich einen Pfaffenknecht, wenn ich ſo viel darin laß, davon eine Laus mag trunken werden. —

Menzingen: Wo habt Ihr den Wilhelm von Grumbach zum letzten Male geſehen, Bruder Bezold?

Der Schultheiß: In Würzburg im bäuriſchen Kriegsrat. Iſt mit Botſchaft an den Markgrafen Kaſimir abgefertigt. Hat überdas dem Florian Geyer zugeſagt, gute Reiterfähnlein in Wartgeld zu bringen, auch ein ſtark Fähnlein Hakenſchützen wider den Bund zu werben.

Menzingen: Bruder! Ich bin glaublich bericht, der Markgraf ſtehet in ſtarker Rüſtung, iſt mit einem großen Zeug aus Onolzbach ins Feld, meh dann ſechshundert reiſige Gäul, ob zweentauſend Fußknecht, vierzehn großer Stück.

Der Schultheiß: Jetz nu wir Rothenburg haben eingenommen, iſt dem Markgrafen der Spieß an Bauch geſetzt. Er muß Vertrag ſuchen, es ſei ihm lieb oder leid. Es tut auch nit not, daß, wie Ihr es wollt haben, der Geyer noch gen Ansbach hinüber verreite.

Menzingen: Achtet des Markgrafen nit zu lützel. Wo Ihr nit dazu tuet, kann es geſchehen, daß Ihr die zween Rothenburger Schlänglein nu und nimmer ins Würzburger Läger bringet.

Der Schultheiß: Der Markgraf iſt ein Fuchs. Er müßte zum grauen Eſel ſein worden, wo er ihm unterſtund die zwo Stück anzutaſten. Sollt er uns die abſtricken, das wäre die bloße Hand ins Feuer geſchlagen.

Menzingen, geärgert: Mag ſein, Bruder! Aber bedenket doch ja, was ein Bundesgenoſſe der Markgraf iſt. Schwöret er in die Bruderſchaft, ſo mögt Ihr des Georgen Truchſeß und des Schwäbiſchen Bundes getroſt gewarten und brauchet nit weiter Sorge zu tragen.

Der Schultheiß lacht auf: Kennt Ihr das Märlein, Ritter, wo die Schafe wider den Wolf einen Wolf gewonnen zum Bundesgenoſſen? Darnach würgeten zween Wölfe in ihren Reihen. Mit nichten, Bruder, befrage den Geyer darum; wie laſſen es uns nit um deswillen ſo blutſauer werden.

Menzingen: So wollt ich, ich läg im tiefſten Turm oder ich hätt Euch Rothenburg nit eingeben.

Der Schultheiß: Habt Ihr es uns eingeben? Ei, potz Haut!

Menzingen: Ich hab mich in keinem Weg geſparet und auf der faulen Haut gelegen, ſundern Leib, Gut und Ehre daran geſetzet, bis ich die Bürgerſchaft dahin bracht, daß Ihr habt können einreiten und Euch ins gemachte Bett legen. Dawider iſt das der Dank gemeiner bäuriſcher Bruderſchaft. — Ich bin dem Markgrafen Kaſimir mit Dienſten verpflicht't, und wenn man ſich unterſtehet, unbrüderlich gen ſeiner Liebden fürzunehmen . . .

Der Schultheiß: Bruder Menzingen, Ihr gefallt mir nit.

Menzingen: Ihr auch nit, Bruder!

Der Schultheiß: Ihr ſpart Euch nit und ſchaffet tüchtig. Ob aber der evangeliſchen Freiheit zulieb oder zuleid, weiß keiner zu ſagen.

Menzingen: Ich bin dem Evangelium und gemeiner evangeliſcher Freiheit ſo faſt ergeben als irgendeiner in deutſcher Nation, und wer das widerſicht, dem will ich mit der Wehre zu willen ſein und ihn treffen, um welcher Stunde es ihm beliebt.

Der Schultheiß: Bruder! Mein Herz iſt fröhlich, und ich will den Handel gern mit der Kanne ausfechten, ſofern Ihr Belieben tragt. Zu meh hab ich nicht Zeit. Was geht's mich an, was Ihr tut! Machet es mit Gott aus und mit Eurem Gewiſſen. *Er tut einen koloſſalen Trunk.* Das habe ich allen guten, evangeliſchen Brüdern zugebracht, und wer ein ſo gut bäuriſch Herze hat als ich, der tu mir Beſcheid. Ich muß ins Zeughaus. Lebet wohl miteinander. *Ab.*

Eine Stimme *ſchreit außen:* Schlagt tot! Schlagt tot!

Menzingen: Iſt ein hölliſch weitläufiger Handel, Bruder Rektor!

Rektor Beſenmeyer, *der an einem Tiſch in Mareis Nähe ſtill geſeſſen:* Meid das Feuer, ſo meid'ſt den Rauch. Willſt Du das Maul krümmen und ſauer ſehen, wo der großmächtige, göttliche Läuterbrand ein klein Räuchlein machet?!

Menzingen: Weiß keiner, wohin es noch mag geraten. Haß, Händel, Gezänk, Unfried überall.

Rektor Beſenmeyer: Wohin es noch mag geraten, Bruder? Iſt alles viel baß, dann es vorher geweſt. Sollen wir itzt nit ein wenig granten, gumpen, blitzen und ungeſchickt ſein? Sind ſie doch kaum aus dem Block entrunnen. Konnte ſchier niemand einen Biſſen eſſen, einen Tropfen trinken, es war ein Geſetz darüber gemacht. Man müſſe ſich aber kleiden und ſcheren, ſo und nit ſo gebärden, dieſe Speiſe nit eſſen, jenen Trunk nit trinken und was der Dinge meh' ...

Volksgemurmel und Lärm kommt näher. **Karlſtatt**, todblaß, flüchtet herein; ihm folgt, in raſender Wut, **Schäferhans**, **Jörg Kumpf**, der ihn feſthalten will, hinter ſich herziehend.

Karlſtatt: Helft, helft! liebe Brüder!

Schäferhans: Der Teufel ſoll Dir helfen, der Dein Meiſter iſt. Haſt Du nit die gebenedeite Jungfrau Marie ein Grasmeidlein geheißen? Ihre Bild zerſtört, die Köpf abſägen laſſen, Sakramentshäuslein umwerfen, den zarten Fronleichnam aus dem Käpslein nehmen und unehrlich ausſchütten laſſen? Potz Zinkes! wer den Aechter und Teufelskirchner durch den Kopf haut, der braucht keinen Ablaß nit meh ſein Leben lang kaufen.

Jörg Kumpf tritt zwiſchen Karlſtatt und Schäferhans: Friede! Steck die Wehr ein, Schäferhans.

Schäferhans: Büblein! Du tritt beiſeit, in drei Teufels Namen, oder ich will Dir den Hundshaber dermaßen ausdreſchen — er will wieder auf Karlſtatt los.

Jörg Kumpf: Kotz Bauch! meinſt, daß ich nit fluchen kann ſo faſt wie ein Landsknecht? Gib Friede! Steck Deine Wehr ein! oder —

Schäferhans, gehindert, momentan ruhig: Brüderlein! tritt aus dem Weg, ſuſter, wenn ich Dir Dein Treff geb, ſo ſchläfſt Du ein, und wenn ich Dich ſchlafen leg, ſo hab ich das Dutzend voll.

Karlſtatt: Was hab ich Dir Böſes getan, lieber Bruder? Womit hab ich mich verſündigt an Dir, daß Du mir nach dem Leben trachteſt?

Schäferhans: Du mußt bluten, ſo wahr ich ein ehrlicher Landsknecht bin.

Karlſtatt, mit ausgebreiteten Armen vor ihn hintretend: Wohlan! hau zu! und verzeihe Dir's Gott!

Ein Bauer, leiſe zu Schäferhans: Tu's nit, Schäferhans! Dem Karlſtatt kann keine Wehre nichts anhaben.

Karlſtatt: Hau zu, lieber Bruder, und Gott vergeb Dir's!

Schäferhans, wie von einer geheimnisvollen Kraft gelähmt, das Schwert kurz in die Scheide ſtoßend: Ich fürcht mich vor keiner ſchwarzen Kunſt. Ich bin auch feſt, ſo gut wie ein anderer, aber nit durch den Teufel, ſondern durch Gott und weil ich Sankt Johannis Evangelium allweg uf dem Buſen trag — kotz! vexiereſt Du mich?

Kratzer: Was gehſt Du mich an?

Schäferhans: Ob Du mich ſcheel angeſehen, frag ich Dich!

Kratzer: Daß Dich potz der und jener uf ein' Haufen ſchänd! Willſt Du itzt gar mit mir Händel ſuchen?

Stimmen: Je, ruft doch den Florian Geyer herbei!

Schäferhans: Oha! riſch! immer herfür mit dem naſſen Vogel, und rufet noch zehn andre bäuriſche Hauptgecken und lauſige Schmalzbettler dazu. Mit einem Packſcheit wollt ich mir ihrer zwölf Dutzend vom Leibe halten.

Geyer und Wilhelm von Grumbach treten ein.

Geyer: Was geht hie vor?

Schäferhans: Ich bin ein ehrlicher, deutſcher Knecht, hab Kaiſerlicher Majeſtät allweg treu und redlich gedient; niemalen keinen Profoſſen unter der Hand geweſt; hat auch niemalen kein Maleſizgericht über mich geſeſſen. Bin auch kein Aechter nit. Hab auch niemalen den Franzoſen gedient wider Kaiſerliche Majeſtät und deutſche Nation.

Geyer: Kennſt Du mich?

Schäferhans: Ob ich Euch kenn, Junker? Ich kenn Euch wohl, Junker. Von Pavia kenne ich Euch. Von daher kennt Ihr mich auch wohl, und wenn Ihr's begehrt, ſo will ich Euch hie ein Lied ſingen im Pavier Ton. Kennet Ihr den Pavier Ton, Junker! Starret Ihr mich an, Junker? Ich ſterb nit davon. Er wendet Geyer den Rücken und tritt frech an den Schenktiſch. Ich ſterb überhaupt nit, dann ich hab's vom Tod ſchriftlich: er läßt mich leben, bis ich ein Paternoſter gebet't. Da kann er lang warten, Er lacht betrunken, und ſein Lachen geht in unreinem, trotzig hämiſchem Halbſingen unter:

Wir ſind vom Ritterorden,
Doch itzund arm geworden;
Noch wollen wir empor.
Wir wollen zu Kind und Wiben,

Von den man uns vertrieben,
Und Schloß han wie zuvor.
Uns ſoll der Pöwel helfen,
Dann fall'n wir gleich den Wölfen
In geiſtlich Hürden ein,
All Pfaffen zu verjagen,
Sie all zu Tod zu ſchlagen,
Zu trinken ihren Wein.
Das göttlich Wort ſagt eben:
Wir müſſen chriſtlich leben
Und alle Brüder ſein.

Geyer: Landsknecht.

Schäferhans: Ei!

Geyer: Steck die Wehr ein.

Schäferhans: Blau!

Geyer. Wo biſt Du hie?

Schäferhans: Kotz! zu Rothenburg.

Geyer: So ſollſt Du das Stadtrecht wiſſen und halten. *Er ſchlägt ihn mit der Fauſt mitten ins Geſicht, ſo daß er lautlos zuſammenbricht. Karlſtatt und andere bemühen ſich um Schäferhans.*

Geyer, *ganz ruhig zu Karlſtatt:* Seid Ihr noch immer willens, Bruder Andreas, mit dem Geſchütz zu reiten?

Karlſtatt: Ja, Bruder Geyer, ſo Gott mir helfe.

Menzingen: Hie habet Ihr erſt einen Vorſchmack bekommen. Es ſind viel ungeſchickte, tolle und wilde Leut in den Lägern.

Karlſtatt: Bewahre uns Gott vor Menſchenfurcht. Es iſt nit gar lange her, da waren mein Schwager zu Frankfurt und ich die einigen zween evangeliſchen Brüder im Reich. Itz, wo Gott die Saat, von uns geſäet, hat laſſen aufgehen, itzt ſollt ich kleinmütig ſein, die Birn in der Kachel umreiben? Mit nichten, Ihr Brüder!

Wilhelm von Grumbach: Ich komme von Würzburg und kann Euch auf meine Ehre verſichern: Ihr laufet Gefahr Leibes und Lebens allda.

Karlſtatt: Gotteslohn, lieber Warner, aber ich beſorg nit, daß meine Brüder zu Würzburg mir indert was ſollten zuleide tun. Der arme, verblendete Schäferhans hat bis dieſen Tag nur allein Fürſten und Herren gedient. Die aber haben mich allweg gejagt, verfolgt, mir nach dem Leben getracht und mich ihren Dienern aufgered't als einen ſchwarzen, hölliſchen Böswicht. Dawider das arme Volk, das in Lehmhütten hauſet, auf Stroh ſchläft und Hungerbrot zehret, das kennet den Bruder Andreas wohl.

Wilhelm von Grumbach: Das wäre wohl recht und in kei'm Weg etwas dawider zu ſagen, wo nit der Luther wider Euch ſich hätte mit Schriften gewandt.

Karlſtatt, fanatiſch: Der Luther iſt dem Teufel auf den Schwanz gebunden. Vor kaum zween Wochen hat er's in Druck laſſen ausgehen und wider Fürſten und Herren gewütet: ‚Erſchlagen Euch die Bauern nit, ſo müſſen's andre tun.' Heut ſpeiet er Mord und Brand wider die Bäuriſchen aus: man ſoll in ſie ſtechen, ſchlagen, würgen. Man ſoll die Büchſen laſſen in ſie ſauſen.

Menzingen: Der Luther gilt dannoch faſt viel bei den Leuten.

Karlſtatt: So hat ſie der Satan mit Blindheit geſchlagen, wenn ſie einem Manne trau'n, der heute ſüß red't und morgen ſauer. Der Luther verſtehet die Läufte nit. Schwarmgeiſter nennet er uns; böſe, teufliſche Rottengeiſter nennet er uns. Das macht: es iſt ihm bequem und genehm, das Evangelium auf der Zunge zu haben, zu lehren, darüber zu disputieren, aber ihm zu geleben iſt ihm nit bequem. Und doch iſt all Reden, Plärren und Wortemachen eitel Dunſt. Die marderne Schauben abwerfen, allem Hochmut, Pracht und Reichtum entſagen, einen groben Zwillich anziehen und den, wo es not tut, dem Nächſten fröhlich dahingeben: das hab ich getan, iſt aber des Luthers Sache nit. Ich kenne den Luther wohl. Ich hab ihn zum Doktor promovieret. Er hat mich ſeinen verehrten Lehrer genennet und Freund geheißen. Itzt iſt er mein grimmer Feind; aber ich achte ſeiner Schmachbüchlein alſo wenig, als hätt ich auf einen Würfel getreten. Lebet wohl, liebe Brüder. Mir wird geſchehen nach Gottes Willen. Karlſtatt hat vielen die Hand gegeben und entfernt ſich jetzt, begleitet vom blinden Mönch und anderen.

Geyer: Der Luther hat ein Weib genommen. Darum kann er nit kommen. — Es kommt einem hart an, wider den Luther das Maul aufzutun. Wir dürfen ſo faſt und ſehr. Wehe, daß er zum Judas worden! Chriſtlich frei und leibeigen will er das Volk. — Ich kann itzt nit zum Markgrafen verreiten, Stephan!

Menzingen: Haſt Du von toten Fiſchen geträumt, oder iſt Dir ein Haſe über den Weg gelaufen?

Geyer: Es leid't mich nit meh', ich möchte drei Klepper totreiten und je eher je lieber wieder in Würzburg ſein. Gereuet mich faſt, daß ich bin fortgangen. Er trinkt. Ein guter Trunk, Bruder.

Kratzer: Glaub's ſchon! Fritz Teuber, der Ratsknecht, hat ihn gebracht, vier Kannen voll, zu einer Verehrung für Euch vom hohen Rat.

Geyer, lachend: Daß Dich die Drüs! Die Ehrbarkeit ſchenket mir alten Wein. Gott geb's, daß ihr der neue, den ich hereingebracht hab, alſo wohl eingehe als mir der alte.

Menzingen, aus einem Schrank des Wirtes ein Meßgewand und Kruzifix vorziehend: Zween feiner, kunſtreicher Stück.

Geyer, lachend: Habt Ihr Sackmann darüber gemacht?

Menzingen: Gerettet haben wir ſie vor dem Karlſtatt und ſeinem blinden Wüten. Er meinet, ſollt kein Maler eine Tafel mehr malen, auch kein Bild mehr ſchnitzen, alles in dem Herzen gemalet ſein.

Geyer, das Kruzifix betrachtend: Gott grüß die Kunſt!

Kratzer: Vom Veit Stoß geſchnitzelt, den ſie zu Nürnberg durch beede Backen gebrennet.

Geyer: Was ſoll's damit?

Menzingen: Du ſollſt uns zu Rothenburg mit nichten für Filze halten.

Geyer: Gottes Dank, Stephan! Hebet mir's auf, Bruder Kratzer. Ich will es von Euch fordern, wann wir den Haſen miteinander ſpeiſen, der jetzt noch im Holze ſitzt.

Wilhelm von Grumbach, Geyern zutrinkend: Ich bring' Dir's zu, Schwager!

Rektor Beſenmeyer: Habt Ihr Kundſchaft, Bruder, aus den Lägern vor Würzburg?

Geyer: Hab kein groß Ergötzen daran gefaßt. Sie wachſen aneinander im Kriegsrat über ein zerbrochen Glas. Keiner weiß, wer regiert. Schlagen einander blutige Köpfe. Was ſie mir zugeſagt, halten ſie nit. Nehmen keine Reiter an. Haben die Landsknechte laſſen davon ziehen, die in den Lägern waren, und zum Gegenteil übergehen. Jedoch noch bin ich guten Muts und fürcht mich nit. Die Schwarzen ſind meine Ringmauer.

Wilhelm von Grumbach: Vor dreien Tagen ritt ich in Würzburg ein, vor zween wieder heraus. Konnte wohl merken, daß der Geyer nit in den Lägern was. Alles toll und voll geſoffen. Hab müſſen abſitzen, den Gaul durch die Gaſſen am Zügel führen, daß er nit einem trunknen Manne, Weib oder jungen Kind ins offne Maul trat.

Menzingen: Gute Botſchaft vom Markgrafen?

Wilhelm von Grumbach: Er will zween Räte ins bäuriſche Läger ſenden.

Geyer, mit Entſchluß: Wohlan. –

Menzingen: Haben ſie angefangen mit Schießen?

Wilhelm von Grumbach: So faſt ſie mögen von der Schütt und aus dem Schloſſe herunter. Schon grauſam viel Schaden getan in der Stadt und vielen Bäuriſchen das Leben gekoſt't.

Geyer: Gen Würzburg! — Gen Würzburg! — Geſchrei auf der Gaſſe: ‚Vivat Florian Geyer!" Was bedeutet dies?

Kratzer: Wollen Euch ſehen, bevor Ihr abreitet.

Rektor Beſenmeyer: Wenn's Euch beliebt, Bruder Geyer, redet ein gutes Wörtlein, zum Abſchied, ein kräftig Wörtlein, ſo wie Ihr's im Buſen habt, trotz allen oratores und Predigtmachern.

Geyer, durch das Fenſter hinausredend: Ich dank Euch, liebe bäuriſche Brüder! Lebet wohl, liebe evangeliſche Brüder. Ich gehe von Euch, damit das Gottestreiben dieſer Zeit zu einem ſeligen Ende geführt werde. Im Kyffhäuſer iſt es lebendig worden. Der heimliche Kaiſer hat ſich geregt und gereckt. Der Barbaroſſa iſt auferſtanden und wird herfürtreten mit ganzer Macht. Die Tochter des reichen Mannes wird er dem armen geben. Pfaffen und Mönche wird er abtun. Das unrechte Recht wird er verdrucken und das rechte Recht ufrichten. — Das Reich muß reorganiſieret werden. Von Franken aus muß es geſchehen. Fränkiſch iſt die alte Reichsverfaſſung. Fränkiſch wird die neue ſein. Wir haben zu wählen, die Stämme, und nicht die Fürſten. Was iſt uns der ſpaniſche Karl? Ein Fremdling, der unſere Not nit verſteht. Wir wollen ein deutſch evangeliſch Oberhaupt: einen Volks-Kaiſer, keinen Pfaffen-Kaiſer. Er ſoll den Krönungseid ſchwören, aber von ſeinen ſechs Fragen ſollen nicht bloß zwei ſich auf das Volk und vier auf das Papſttum beziehen. Und wie der neugewählte König hat Antwort zu geben: ‚Ich will‘, ſo ſag ich auch: Ich will, ich will, ich will ... Dem Barbaroſſa will ich den Weg bereiten.

Enthuſiaſtiſcher Tumult auf der Gaſſe: ‚Vivat Florian Geyer!‘ Alle im Zimmer Anweſenden ſtimmen mit ein. Sie drängen ſich, Geyern die Hand zu geben, der ſie allen ſchüttelt. Lachen, Rühren und Hoffnungsfröhlichkeit. Rufe: ‚Bundſchuh!‘

Geyer nimmt aus dem Tuche mit Krebſen, das er gewahrt, übermütig einen heraus und ſetzt ihn auf den Tiſch, dabei rufend: Der alte Krebs lehrt ſin Kind den Strich, daß ſie noch heut gehn hinter ſich.

Rektor Beſenmeyer: Mutter Maria! Bald hätt ich's vergeſſen, Bruder: hie iſt eine Dirne, mit Poſten für Dich.

Geyer und Rektor Beſenmeyer begeben ſich zu Marei und verſuchen ſie aufzuwecken.

Wilhelm von Grumbach, roh und brutal überm Tiſch erzählend: Jüngſt hab ich einem das Krebſen verſalzen, einem, ſo bei dem weiland Pfaffen zu Würzburg Diener was. Fiſchete und krebſete in meinen Weihern und Wäſſerlein, als ob ſie biſchöflich wären. Hab ich ihn laſſen fahen durch meine Knechte, ihn über dem Bächlein ufhenken, das ihm ſo wohl behagt, an einer Weiden; ein weit, weiß Gewand ihm anlegen laſſen, und das mit Krebſen und Fiſchen bemalet. Sind die Raben nach ihm geflogen, drei und meh Wochen. Hat kein Krebslein nit meh gegriffen. Bin vor ihm ſicher geweſt, kotz Schweiß!

Kratzer: Es geht das Gerücht, der Truchſeß von Waldburg hab eine Schlacht gewonnen wider die Bäuriſchen, nit fern von Böblingen.

Menzingen: Eine Flugred eine Lugred, von Herren erdacht und Pfaffenknechten, einen Schrecken und Abfall unterm Volk zu machen.

Jörg Kumpf *tritt ein, ſtattlich und ſtramm:* Ich tu Euch kund, Bruder Geyer, das Geſchütz rückt fort. — —

Menzingen: Was macht Ihr Euch doch mit der Dirne zu ſchaffen!

Geyer, *Marei gewaltſam emporreißend:* He! uf! — ſteh uf!

Rektor Beſenmeyer: Hie iſt ein Brief.

Geyer, *erbricht ihn:* Vom Bruder Löffelholz, mei'm Feldſchreiber, in Latein verfaßt, des ich nit mächtig bin. *Gibt den Brief an Rektor Beſenmeyer, der ſich damit entfernt.* He, wachſt Du itzt auf? Was haſt Du für Mundbotſchaft.

Menzingen: Kennſt Du die Dirne?

Geyer: Sollt ich ſie wohl nit kennen? Zwo Jahr und darüber hab ich ſie bei mir im Zelt; mit aller Marter hab ich ſie müſſen einem böhmiſchen Reiter abhandeln.

Wilhelm von Grumbach: Fünfzig Goldgülden für die Dirne! Biſt Du's zufrieden, Schwager?

Menzingen: Soll ſie Dir leicht in der Badſtuben Handreichung tun?

Geyer: Spare Dein Gold, Schwager. Sie iſt zu nichts nütz, dann daß ſie ein wenig die Laute ſchlägt.

Wilhelm von Grumbach: Hundert Goldgülden, Schwager!

Geyer: Nit um tauſend, nit um zehntauſend. Und nähmſt Du ſie flugs heut, iſt ſie ſchon morgen wieder in meinem Zelt. — Was macht der Tellermann?

Marei: Den Tellermann haben ſie in die Eiſen gelegt.

Geyer: — — Was macht der Tellermann, Dirne? Hör, was man fragt.

Marei, trotzig: Ich hab's gehört.

Geyer: Trink Wein und ſtärke Dich. — Biſt lange in der Irre gelaufen?

Marei: Nein, Kapitän.

Geyer: Wann biſt Du von Würzburg fort?

Marei: Geſtern nach dem Ausſchlagen.

Geyer: Wer hat Dich abgefertigt?

Marei: Der Bruder Löffelholz.

Geyer: Wie geht's dem Bruder Löffelholz?

Marei: Liegt im Zelt und iſt krank, Kapitän.

Geyer: Gott geb ihm Geneſung! — Was macht der Tellermann?

Marei: Den Tellermann haben ſie in die Eiſen gelegt.

Menzingen: Sie redet irre, ſie iſt nit bei Sinnen.

Marei: Ich bin bei Sinnen und red nit irre.

Geyer, ſchreit ſie an: Wen haben ſie in die Eiſen gelegt?

Marei: Den Tellermann.

Geyer: Den Tellermann? — Meinen Leutinger?

Marei: Ja, Kapitän.

Geyer: Wer — hat den Tellermann in die Eiſen gelegt?

Beſenmeyer kommt wieder.

Menzingen: Was hat der Rektor?

Kratzer: Was habt Ihr für Kundſchaft?

Rektor Beſenmeyer, bleich, höchſt aufgeregt: Gute Kundſchaft. Nichts, liebe Brüder.

Wilhelm von Grumbach: Ich fürchte, der Teufel ſteckt in dem Brief.

Der Schultheiß tritt ein, hoch, friſch und fröhlich: Herzu, Kapitän, und vorwärts in Gottes Namen mit dem Geſchütz! Die Stadtpfeifer geben uns das Geleit.

Geyer: Kotz Leichnam! — Verſchließ die Tür. — Redet, Bruder, was ſteht in dem Brief?

Rektor Beſenmeyer: Es ſind ihrer zween Briefe, davon ich den erſten zur Hälfte geleſen. Stammt von Wendel Hipplern aus Heilbronn und iſt vom Bruder Löffelholz beigeſchloſſen.

Kratzer: Was macht doch der Wendel Hippler in Heilbronn, Brüder!

Menzingen: Ei! — Hab ich's Dir nit geſagt, daß er und andere bäuriſche Räte miteinander die große Reichsreformation beraten?

Wilhelm von Grumbach: Alle guten Köpfe haben die Bäuriſchen von Würzburg verſchickt. Die ſtrohernen haben ſie bei ihnen behalten.

Der Schultheiß: Was geht hie vor, was habt Ihr für Zeitung?

Geyer: Macht's flugs, Bruder Rektor! Was ſchreibt der Hippler?

Rektor Beſenmeyer: Der Truchſeß von Waldburg hat eine Schlacht gewonnen.

Wilhelm von Grumbach: Hat das Gerücht doch nit gelogen?

Geyer: Wo?

Rektor Beſenmeyer: Bei Böblingen. Zwanzigtauſend bäuriſche Brüder erſchlagen.

Geyer: Zwanzigtau . . . — — — Den Klepper heraus! Gen Würzburg, gen Würzburg!

Menzingen: Zwanzigtauſend Bauern erſchlagen? —

Rektor Beſenmeyer: Und einen haben ſie aufgegriffen: den Nonnenmacher, der zu Weinsberg dem Dittrich von Helfenſtein hat aufgeſpielt, bei ſeinem Todesgang.

Der Schultheiß: Iſt er gerichtet, ſo hol ihn der Teufel!

Rektor Beſenmeyer: Er iſt gerichtet. Mit Gunſt zu melden: doch als ein Böswicht von Teufeln gerichtet. Der Truchſeß hat ihn öffentlich vor allem Volk an einen Baum laſſen binden mit einer eiſernen Ketten, ein Feuer in ziemlicher Weiten um ihn gemacht und alſo den Menſchen langſam laſſen verſchwitzen und verbraten. Da iſt er herumgelaufen als ein Hund, hat gelacht, geſchrien, geflucht, gebrüllt, indes Herr Jörg Truchſeß und andere Grafen und Herren vom Adel immer meh Holz haben herzugetragen, ſelbſt, eigenhändig, bis er jämmerlich, kläglich verzuckt und verreckt iſt. — — — —

Geyer: So will ich Deiner gewarten und Deiner feilen, bündiſchen Ströter, Hundsfötter und Straßenfeger, und bei Gottes Licht! mit was Maß Du miſſeſt, ſoll Dir wieder gemeſſen werden. Gen Würzburg! — Gen Würzburg! Will fort.

Rektor Beſenmeyer: Wollt Ihr nit anhören, was der Löffelholz ſchreibt?

Der Schultheiß: Was ſchreibt der Löffelholz?

Geyer, zu Marei, ſich plötzlich erinnernd: Was haſt Du vom Tellermann gefaſelt, wer hätte den wohl in die Eiſen gelegt? —

Rektor Beſenmeyer, ſchnell: Es iſt ein Sturm-Angriff beſchehen wider das Würzburger Schloß.

Der Schultheiß: Kotz hunderttauſend hölliſche Teufel, was ſoll das itzt heißen!

Geyer — — — — ſchreit: Das iſt nit wahr!

Rektor Beſenmeyer: Mere, wahrhaftig, hie ſteht es geſchrieben.

Der Schultheiß: Sie haben geſtürmt —?

Rektor Beſenmeyer: Erſtlich ſind ſie die Schütt angelaufen ...

Der Schultheiß: Verrat! — Büberei! —

Geyer: Büberei! — Verfluchter Verrat!

Der Schultheiß: Hätteſt Du mir gefolgt, Bruder Geyer! Hätteſt Du eh laſſen den Kohl und den Wertheim, den Götz und den Henneberger turnen und pflöcken, eh daß Du Dich hätteſt laſſen hieher verſchicken.

Geyer: Haben ſie mir's nit auf Ehr und Gewiſſen gelobt, ſollt keiner eine Tartſche ergreifen, noch eine Sturmleiter anlegen, bevor nit Breſche gemacht wär worden? Haben ſie nit teure Eide geſchworen, daß ſie nit wollten von Stürmen ſprechen, bevorab ich das Rothenburger Geſchütz zu ihnen ins Läger geführt?

Der Schultheiß: Verrat! — Büberei! —

Rektor Beſenmeyer: Die Haufen der Bauern haben den Sturm erzwungen.

Der Schultheiß: Bruder! — Was hab ich geſagt? — Was haben wir Dir geſagt damalen im Neumünſter in der Kapitelſtuben? — Mach Dich zum Herrn über ſie, bringe ſie unter Dich, regniere ſie mit eiſernen Ruten, zu ihrem Heil, zu unſer aller Heil.

Geyer, zu Marei: Sind unſere Schwarzen dabei geweſt?

Marei: Ja, Kapitän. Als ſie die Hörner bluſen: ‚welche fechten wollten, kämen recht, haben die Unſern das Wilde-Mann's Fähnlein ufgericht; der mehre Teil der Unſern hätt ſich darum geſchart, und iſt kein Haltens geweſt. Iſt der Tellermann unter ſie treten und geſprochen: er hätt Dir's mit handgebenden Treuen zugelobt, daß kein Sturm ſollte beſchehen, bevor Du wiederum im Lager ſeiſt. Hat ſich darob ein Gebrüll und Getobe erhebt: ſie wollten auch bei dem Tanz ſein. Viele haben geſchrieen, Du ſeiſt des Franzoſen heimlicher Diener, und viel ungeſchickter und hämiſcher Wort dazu. — Hat der Tellermann ſie Rebellen genennet, pflicht- und eidbrüchig, Meuterer, ehrloſe Knecht …

Geyer: Und da haben ſie ihn in die Eiſen gelegt. — Noch eins, Bruder Rektor: übel gerannt und übel gefallen, ſchlecht gewagt, den Sturm verloren?

Rektor Beſenmeyer: Ja, Bruder Geyer!

Geyer: Freilich wohl. Er fängt an, Harniſchſtücke abzulegen.

Der Schultheiß: Bluts Willen! es iſt hohe Zeit, daß wir arbeiten.

Geyer: Zu ſpät. — Wieviel ſind tot blieben von meinen Schwarzen?

Rektor Beſenmeyer: Ueber der halb Teil.

Geyer: — — — Kerls, in Mannheit auserleſen — hilf mir, Marei.

Der Schultheiß: Kotz Donner, Bruder, — was haſt Du vor?

Geyer: Ich will in die Bruderſchaft vom gemeinſamen Leben treten, Bücher abſchreiben und deutſche Bibeln herumtragen.

Der Schultheiß: Bruder, Du hanſeliereſt.

Geyer, ſein Schwert ablegend: Soll ich nit hanſelieren, wo alle Welt hanſelieret?

Der Schultheiß: Bruder, — biſt Du von Sinnen kommen?

Geyer: Gefehlt! Zur Beſinnung bin ich kommen.

Rektor Beſenmeyer: Wollt Ihr nicht mit gen Würzburg reiten?

Geyer: Nach Würzburg? Nein! Gott weiß es, nein!

Der Schultheiß: Daß Dich potz Marter ſchänd!

Biſt Du abtrünnig? Willſt Du nit mit uns ins Läger reiten?

Geyer: So wie ich bin?

Der Schultheiß: Ei! — leg Dich an.

Geyer: Und wenn ich mir flugs zwei Schwerter umhenke und drei Küriſſe anleg, ſo hab ich nit meh Macht itzunder in dieſem Spiel und bin ebenſowenig nütz als ein jung dreijährig Knäblein.

Rektor Beſenmeyer: Florian Geyer, Held von Weinsberg!

Geyer: — — — In Gottes Namen, laßt mich mit Frieden. Schnell ab.

Der Schultheiß: Bei St. Georg, der Geyer muß mit uns.

Feiſtle tritt auf, ſtößt mit dem Schultheiß zuſammen, meldet: Reitende Boten vom Markgrafen Kaſimir.

Menzingen, zu Grumbach, der ſich erhebt: Wo willſt Du hin?

Wilhelm von Grumbach: Mit dem Boten gen Ansbach zu Markgrave Kaſimir.

Menzingen: Gott geb's, daß der Geyer Dich hinbegleitet. Itzt iſt kein Heil, denn allein bei dem Markgrafen.

Der Schultheiß: Der Geyer muß mit uns. — Er muß — muß — mit uns.

Menzingen: Verſuch's, Bruder Schultheiß.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

In einem mittleren Zimmer des Rathauſes zu Schweinfurt. Rechts Eingang in die große Ratsſtube. **Löffelholz**, ein naſſes Tuch um den Kopf gewunden, ſehr blaß und kränklich, ſitzt an einem Tiſche über Schriften. **Sartorius** ihm gegenüber. Einige Boten warten auf Bänken. Unter ihnen der alte Jude **Jöslein**.

Sartorius: Möchte doch etwas Fruchtbarliches auf dem Landtag gehandelt werden.

Löffelholz: Wenn nur der Markgraf nit losſchlägt! — Jud!

Jöslein: Euer Gnaden.

Löffelholz: Wie lange biſt Du hinter dem Truchſeſſen und den Bündiſchen dreingezogen?

Jöslein: Ein armer Jud muß reiſen auf ſeiner Mutter Fell, darf ſich keine Ruh nit vergönnen. Bin ich dreingezogen hinter dem bündiſchen Schlaghaufen ob vier Wochen. Gott, Du gerechter! Was ein grauſamer Herr iſt der Truchſeß. Behenket die Bäume mit Bauernleichen. Meh dann ſechstauſend Mann hätt er bis dieſe Stund richten laſſen von des Schwäbiſchen Bundes Profoß. Mein! — Mein! —

Sartorius: Wer hat Dich herbeſtellt — Jud?

Jöslein: Seiner Geſtrengen, der Herr Junker Wilhelm von Grumbach.

Sartorius: Wo haſt Du ſeiner Gnaden zuletzt geſehen?

Löffelholz: Gott hat Gnaden zu vergeben, aber kein elender Madenſack als der Bruder Grumbach.

Jöslein: Bei ſeiner Liebden, dem Herrn Markgrafen zu Ansbach, mit Verlaub, im Feldläger nit fern von Kitzingen.

Sartorius: Stehet der Markgraf ſchon vor Kitzingen?

Jöslein: Ich will nit ehrlich ſein. Ich will niederknien, und Ihr ſollt mir Waſſer ins Maul ſchütten: ich will darauf ſterben, wenn der Markgraf nit vor Kitzingen liegt.

Sartorius: So helfe Gott meinem Junker den Markgrafen perſuadieren, daß er darein willige, den Geyer zu ihm vergeleiten zu laſſen und uf Anſtand und Vertrag mit ihme zu handeln.

Löffelholz: Ich traue dem Wilhelm von Grumbach wie einem Fuchs.

Jöslein: Der Junker von Grumbach iſt ein Maſchgeh.

Sartorius: Was heißt: ‚Maſchgeh'?

Jöslein: Er iſt 'n Maſchgeh, ſein Chaſol und ſein Chuf iſt nicht tuw.

Sartorius: Iſt das ebräiſch?

Jöslein: Jawohl, Euer Hochgelahrt. Ebräiſch, Euer Hochgelahrt. Die Sprache, die Gott geredet hat mit den Menſchen — Euer Hochgelahrt.

Link, eintretend: Habt Ihr gehört: hie in der Stadt iſt das Gerücht verbreitet, die Bündiſchen hätten Weinsberg in Grund verbrannt mit allem Gut, das darin iſt geweſen?

Löffelholz: Woher habt Ihr die Poſt?

Jöslein: Es iſt richtig, Ihr Herren, es iſt alles wahr. Weinsberg in Grund verbrunnen.

Link, grob: Biſt Du dabei geweſt, Jud?

Jöslein: Ich bin ſo gewiß dabei geweſt und hab Weinsberg ſo gewiß brennen ſehn, als Ihr mir hundert Gülden ſchuldet, Meiſter Bermetter. Mein! — Mein! — Ich werd's nit vergeſſen, und ſollt ich flugs meh Jahre leben als Abraham, Iſaak und Jakob! Weib und Kinder herausgeführet, wehrhafte Leut ſind nit innen geweſt, haben gejammert, geſchrien und die Haare gerauft. Hätten ſich dannoch viel eher die Steine erbarmt, dann ſich Herr Georg Truchſeß über ſie erbarmet hätt, hie zu Schweinfurt.

Link: Einen Kerb meh ins Spießlein gemacht. Je größer die Schuld, um ſo blutiger wird die Strafe ſein. Mort de ma vie! Ich will den Truchſeſſen mit der Gleſe kitzeln, daß der rote Saft hernachgehet.

Löffelholz: Oha! Läßt ein Räupſen, daß es kracht. Gemach, Bruder Link! Eure hochpochenden Worte ſchlagen den Feind nit.

Link lacht ſtark und verlegen: Mort de ma vie! Welche Hexe hat Wetter in Euch gemacht, daß Ihr ſogar das Maul krümmet und ſauer ſehet?! Ab.

Jöslein: Iſt immer beſchöchert. Ich hab ihm müſſen ſchilen hundert Gulden und fünfzig Gulden Schatzung zahlen, daß er mir nit zu Würzburg mit ſeinen Zechgeſellen durchs Haus geloffen. **Flammenbecker** tritt ein.

Löffelholz: Habt Ihr von einer markgräfiſchen Botſchaft ichtwas geſehn in der Stadt?

Flammenbecker: Nein, Bruder.

Sartorius: Iſt Euch der Junker von Grumbach nit ufgeſtoßen?

Flammenbecker: Der hochpochende Leutefreſſer und Bauernſchinder, der alleweil mit Gold und Silber behenket einhertritt? Was gehet mich der an! Er ſetzt ſich gähnend auf eine Bank.

Bubenleben kommt: Guten Morgen, liebe Brüder. Wie ſteht's, liebe Brüder?

Sartorius: Ich fürchte, es wird ein trauriger Landtag werden. — Briefe! Papier! Papierne Boten! Ausflüchte! Die Nürnberger Pfefferſäcke haben abgeſchrieben. Windsheim hat abgeſchrieben. . . .

Rektor Beſenmeyer tritt ein: Bona dies.

Löffelholz: Bene veneritis nobis.

Rektor Beſenmeyer: Biſt Du krank, Bruder?

Löffelholz: Ich denke wohl. Es ſteht ſehr übel um mich, hat mich ein elender Gaul vor die Bruſt geſchlagen.

Rektor Beſenmeyer: Bruder, tritt ab, leg Dich nieder.

Löffelholz: Ich? Bewahr mich Gott. Soll mich der Henker im Bette finden?

Rektor Beſenmeyer: Sieht es ſo übel aus um den Handel, Bruder?

Löffelholz: Es wird ein kläglicher Landtag werden.

Rektor Beſenmeyer: Sursum corda!

Löffelholz: Sursum corda — facht Eſſen an.

Rektor Beſenmeyer iſt näher hinzugetreten: Mich will bedünken, liebe Brüder, als ſei die Tagſatzung ein klein zu ſpät beſchehen.

Bubenleben: Wie hätten wir doch ſollen landtagen in letztverwichener Zeit?

Rektor Beſenmeyer, zu Löffelholz: Damalen als die Gewalthaufen der Brüder um Würzburg zuſammengezogen. Die Herren vom Adel waren alte Weiber und ſchier tot. Die Grafen von Hohenlohe hatten wir in der Hand. Henneberg und Wertheim waren in der Bruderſchaft. Der Markgraf ſtund im Gedränge: ſeine eigenen Untertanen verwegerten den Gehorſam. Die Franken bedrohten ihn von Lauda und Aub. Unſer Rothenburg verſchloß ihm die Tore. In der Oberpfalz drohete damalen der Aufſtand. Der Biſchof zu Würzburg, ingleichen der Bamberger waren ſo hoch bedränget, daß ſie nichts hätten mögen verweigern. Mainz, Straßburg und der badiſche Markgraf ingleichen nicht. Der Kurfürſt von der Pfalz hätte nit anders gekunnt, dann den Landtag beſchicken ...

Bubenleben: Damalen hat keiner von einem Landtag gered't.

Löffelholz, mit Anſtrengung redend: Der Geyer hat von einem Landtag gered't. Sein ceterum censeo iſt es geweſt. Daß Dich Potz Marter ſchänd. Hat Euer keiner wollen hören. Damalen hatte der Truchſeß noch kein Böblingen gewonnen, ſtunden ihm die Württemberger Schlaghaufen der Bauernſchaft noch unbeſiegt genüber ... Potz, damals ſollten ſie wohl gekommen ſein: Fürſten, Herren und Städte zumal als die gehorſamen Hündlein; heut bleiben ſie dahinten. — Setzet Euch zu mir, Bruder

Rektor. Rektor Beſenmeyer ſetzt ſich zu Löffelholz und vertieft ſich mit ihm in eine Schrift.

Sartorius: Habt Ihr nichts nit von meinem Junker bemerkt, Bruder Bubenleben?

Rektor Beſenmeyer: Was iſt es für eine Schrift?

Löffelholz: Der Verfaſſungsentwurf. Ihr wiſſet, Bruder Rektor, von dem Ausſchuß, den ſie erwählt haben aus gemeiner Bauernſchaft deutſcher Nation, die neue Reichsreformation und Verfaſſung zu beratſchlagen; haben zu Heilbronn getagt, mit Wendel Hipplern an der Spitze, bis der Truchſeß heranzog; waren ſie fliehen, daß ſie die Sättel haben dahinten gelaſſen. Iſt eine gute Schrift, hab niemalen eine ſo gute in Händen gehabt. — Die hundert und aberhundert Münzherren wollten ſie abtun und dafür eine einige Reichsmünze ſchlagen laſſen. Die Geſellſchaften wollten ſie abtun, die verfluchten Fugger, Welſer und Hochſtädter, die da Arm und Reich nach ihrem Gefallen ſchatzen. Die Zölle wollten ſie niederlegen.

Jöslein hat den beiden über die Schulter geſehen: Mein! — Mein! — Bin ich geweſt im Gewölb, was haben die Welſer und Fugger von Augsburg in Frankfurt. Haben ſe mir ſtinkiger Jud geheißen und Wucherer angeſchrien, und rennen doch ſelber mit dem Judenſpieß. Aber nit im Kleinen. Mein! — Mein! — Betrügen hunderte und tauſende arme Einleger um ihr ſaures Geld, fallieren und ſind viel reicher dann zuvor. Aber ein armer Jud muß es ausbaden. Ich hab niemalen unter Safran Rindfleiſch gehackt, Gaiskot in den Lorbeer getan, Lindenlaub in den

Pfeffer, noch hab ich Fichtenſpäne vor Zimmet verkauft. Aber ein armer Jud muß es ausbaden. Hat der Mainzer Kurfürſt Albrecht von Brandenburg wollen machen ein Bündnis zur ewigen Vertreibung von uns Jüden, iſt aber neh uf Gold bedacht dann der größte Jüd. Ich wollt hn mir kaufen mit Haut und Haar, wo ich genung Goldgulden im Säckel hätt.

Menzingen iſt geharniſcht eingetreten, Jöslein auf die Schulter ſchlagend: Was mauſchelt das Jöslein? Wieviel verarmte Edelleut haſt wieder gebraten an Deinem Spieß üngſt verwichene Zeit?

Jöslein: Ei wei, Herr. Treibet doch keinen Schimpf, geſtrenger Herr. Warum verarmt der Adel, Euer Ehreneſt? Ich hab eines Edelmanns Wittib gekennt, die hat mir ein Dorf verkauft um ein blau Sammetkleid, das ſie hat müſſen anziehen zum Turnier.

Löffelholz: Der Markgraf ſtehet vor Kitzingen, ſagt der Jud.

Menzingen: Es gehet ein Brief unten in der Trinkſtuben von Hand zu Hand, vom Jörg Kumpf, der itzunder u Würzburg im Läger weilt. Zeiget an, er ſei glaublich bericht, daß der Markgraf den Tag beſchicken werde.

Jöslein: Glaubt's nit, Euer Geſtrengen.

Menzingen: Iſt der Wilhelm von Grumbach noch nit hie?

Sartorius: Das hab ich Euch fragen wollen, Bruder Menzinger.

Menzingen: Ich bin alle Herbergen durchlaufen, überall Umfrag gehalten, nirgend etwas verſpürt von ein'm Wilhelm von Grumbach.

Jöslein: Ho! Ho! der Junker von Grumbach wird ſchwerlich kommen.

Menzingen: Warum nit, Jud?

Jöslein: Er trägt hoche Federn am Hut, ſo weiß er, woher der Wind wehet.

Sartorius: Hat Dir der Junker ſunſt nichts nit ufgetragen für uns?

Jöslein: Ich ſollt mich hierhertun und ſeines Schwagers gewarten, des Florian Geyer, der ein Geſchäft für mich hätt.

Menzingen: Geld, Jud! viel Geld! — Mach Dich gefaßt. Der Geyer muſtert an zween Plätzen.

Jöslein: Gott, Du gerechter! Wo ſoll ich hernehmen das viele Geld? Ein armer Landsknecht kommt, bringt ein alt Meßgewand, das er gebeutet — Geld! Alte Schwerter — kupferne Kleinoder — Ketten — Sporen — keinnützigen Plunder — Geld! Hab ich die Bergwerke zu Schwatz im Verſatz? Bin ich ein Goldmacher? Sind nit genug franzöſiſche Stuber und Sonnenkronen im Umlauf?! Nein! — Nein! —

Löffelholz: Will der Geyer hieher gen Schweinfurt kommen?

Menzingen: Iſt längſt in der Herberge, wißt Ihr das nit?

Löffelholz: Heilige Maria! nein, — wahrlich nit.

Jacob Kohl tritt auf, blaß und kleinlaut: Guten Morgen, Ihr Herren.

Menzingen: Schön Dank, Bruder Kohl. Iſt kein markgräfiſche Botſchaft nit herein?

Kohl: Weiß nit, iſt mir der Kopf heut ungeſchickt. Hab müſſen im Stall ſchlafen bei den Gäulen. Kamen welche herein nach Mitternacht, ein alt Weib und ein Mannskerl. Haben gewimmert und geweint miteinander bis an den nüchternen Morgen. Kunnte kein Auge zutun.

Löffelholz, froſtgeſchüttelt: Ei, Lieber, itzt ſchlafe der Teufel ruhig! Seither Ihr den Sturm anliefet wider Beſchluß und Abred gen ‚Unſerer Frauen Berg‘, bin ich in kein Bett meh kommen.

Kohl: Da mögt Ihr dem Bubenleben ſchön Dank ſagen.

Bubenleben: Was mauleſt Du wider mich?

Kohl: Ich red, was wahr iſt, ſuſt nichts. Potz, gar nichts! —

Martin, mit Schriften herein, laut: Der Florian Geyer iſt in der Stadt. Senſation.

Bubenleben: Was durfen wir ſeiner hie? Wo wir ſeiner bedurften, wollt er nit kommen.

Löffelholz: Daß Dich der Donner erſchmeiß, Pfaff, biſt Du bis dieſe Stund nit zu Beſinnung kommen? Will Deine Hochfahrt kein Ende finden? Gelt wohl. Erſt habt Ihr den Geyer ausgetragen, als ſei er der evangeliſchen Freiheit im Herzen fremd: hernacher habt Ihr untereinander verfluchte Praktiken getrieben, Ihr und die Herren von Adel, der Götz und der Henneberger, und wolltet doch ehmals nichts mit ihnen gemein haben. So habt Ihr den Geyer zum Poſtenreiter gemacht, ihn gen Rothenburg verſchickt, den Rittern und Herren, den Strötern und Heckenſchindern im Läger zu Lieb und Wohlgefallen. Da kunnten ſie fortan ungeſtört Verſtand ſuchen mit der Beſatzung, und jeder allein ſein'm Vorteil nachgehen. War keiner meh da, der's ihnen hätte verſalzen. Alsdann habt Ihr zum Sturm laſſen ufbieten, obſchon Ihr im Kriegsrat dem Geyer zugelobt, es ſollt' kein evangeliſcher Bruder eine Leiter anlegen, er ſei denn zurück im Läger und wär Breſche gemacht mit dem Rothenburger Geſchütz, — den Tellermann turnen und blöcken laſſen ...

Bubenleben: Das haben die Schwarzen getan und nit wir.

Löffelholz: Wer hat ſie ufgehetzt, die Mannszucht zerſtöret? Ehrliche, fromme, mannhafte Knecht zu Meuterern gemacht? Euch mag der Teufel weißbrennen, Bruder Bubenleben. Den Rhein heißet man gemeiniglich die Pfaffengaſſe. Wo aber Pfaffen uf ein Schiff treten, da fluchen und bekreuzen ſich die Schiffsleut, weil Sag iſt: Pfaffen bringen dem Schiff Unheil und Verderben. Ihr habt unſerm Schiff Unheil, Schrecken und Not gebracht. Der Geyer und ſeine Schwarzen — Gott hat ſie zuſammengeſchmiedet wie die Fauſt und den Schwertgriff. Ihr habt ſie voneinander geriſſen. Die Fauſt allein iſt kein'm nütz. Das Schwert allein iſt kein'm nütz. So habt Ihr denn tauſende bäuriſche Brüder wider das Schloß in Tod und Verderben geführet und uf die

Schlachtbank geben. Hernacher freilich, als der mehre Teil darniederlag und nichts meh ſprach, der andere Teil af den Tod verwund't, von Pech und Schwefel verbrannt, blutig und vom Pulver geblendet, mit Aechzen und Schreien umkroche in den Gräben von ‚Unſerer Frauen Berg‘, bis ſie elend verziefen, da riefet Ihr nach dem Florian Geyer. Da war er uf einmal kein Franzos mehr. Da habt Ihr Boten uf Boten geſchickt. Wer aber nit kam, das war der Geyer. Und weshalb ſollt er wohl kommen ſein? Wann man ein'm Toten auch noch ſo lang Brot ins Maul ſtopfet, ſo wird er dannoch nich meh lebendig.

Kohl: Ich waſche meine Hände in Unſchuld.

Bubenleben: Da höret doch zu: itzt will der Kohl vor dem Garne abziehen, als wär er nit hoch ſtolzieret, wie wenn er eine Glenne geſchluckt hätt. Haſt Du nit dem Pöwel gepredigt und geſprochen, was ein überſchwenglich groß Gut läge uf'm Schloß? Haſt Du ihnen nit zugeſagt, ſie ſollten das güldene und ſilberne Gerät müſſen uf Gäulen davonführen und die ſamt'nen Stücke mit den langen Spießen meſſen? Haſt Du Dich nit vermeſſen, Du wollteſt nit nachlaſſen, Du habeſt denn in des Biſchofs ſeidenen Betten geruht und aus ſeinen güldnen Bechern den älteſten Steinwein getrunken, den er im Keller hat? Den ſollten Dir ſeine Domherren kredenzen, und wenn Du voll wäreſt, ſo ſollte Dir müſſen der oberſte Hauptmann uf ‚Unſerer Frauen Berg‘ die ſilberne Schüſſel vorhalten: darein wollteſt Du kotzen.

Kohl: Itzt nimm Dich in acht, Du lügneriſcher, ſchurkiſcher, diebiſcher, meineidiſcher Pfaff.

Menzingen: Ei! Leid't Euch, Brüder! Wollt Ihr wiederum aneinander geraten als die Haderkatzen? Wo es damit beſchehen wäre ....

Löffelholz: Wir hätten einen Kaiſer, ein kaiſerliches Gericht, Reichsheer, Reichsſteuer und den ewigen Landfrieden.

Menzingen: Hättet Ihr damalen lieber den Götz verſchickt und den Florian Geyer bei Euch behalten!

Bubenleben: Wenn die Sach uf zween Augen geſtanden hätt, ſo wär es um das Evangelium übel beſtellt. Uf Gott hat ſie geſtanden, und wenn Gott will, ſo kann er unſre Feinde zerſtreuen mit einem Gedanken ſeines Herzens, und wären ſie zahlreicher denn der Staub uf der Landſtraße. Hat Gott den Geyer in unſer Läger geſtellt: ich hab ihn nit heißen ſeinen Poſten verlaſſen.

Kohl: Was redet der Pfaff? Durch wieviel Brett lügt der Pfaff? Haſt Du den Geyer nit helfen verjagen? Haſt Du nit täglich geſchrieen, das man ſollt ſtürmen? Haſt Du nit gerufen: dran! dran! weil das Feuer heiß iſt, und alleweil den Luther zitieret, der geſagt hat, wer dazu tue, daß die Bistum verſtöret und die Biſchöfe, ungelehrte Potzen und Götzen, abgetan ſeien, das wären rechte Kinder Gottes und gute Chriſten? Ich weiß auch wohl Deinen alten Haß, Pfäfflein, und daß Du dem Fiscal an die Droſſel gewollt, der hiebevor Dich in Bann getan — haſt Du mir nit in den Ohren gelegen: der Geyer wär gottlos, ein Heid und Türk? Haſt Du nit Träumen und Geſichte gehabt, der Geyer müßte davon oder Gott wäre nit bei der Sache?

Link, hämiſch zu Bubenleben: Wie iſt es mit Eurem Segen, Bruder, damit Ihr die Haufen wolltet feſtmachen? Habt Ihr nit wollen die Büchſenſteine im Aermel uffangen, daß keiner, der wider das Schloß rennete, ſollt eine Schramme davon tragen? Als aber die Mörſer und Stücke uf'm Schloß zu arbeiten begunnten und das Dundern und Summen ſich anhub, auch die Kugeln mit nichten wie die gehorſamen Mäuslein wollten in Euren Aermel ſpringen, ſondern Blut und Hirn um Euch ſpritzte — ei! Pfäfflein, was haſt Du doch da gemacht?

Kohl: Er hat den Ars in die Schanze geſchlagen.

Flammenbecker: In ein'm Keller hat er gelegen, halb tot vor Angſt.

Bubenleben: Ich? Menſch! — Was hab ich mit Dir zu ſchaffen? Mordbube und Landſchelm, der Du biſt! Haſt Du Dich nicht in allen Schänken hoch berühmt: Du habeſt den Spieß ufgehalten, darein ſie den Dittrich von Weiler vom Kirchturm zu Weinsberg herabgeſtürzt? Haſt Du nit ſeinen Kopf uf Dei'm Schäftlin herumgetragen und mit dem Fett und Blut, das aus ſeinem Leichnam geſchweißet, Deine Schuhe geſchmiert?

Flammenbecker: Haſt Du nit ufgereizet zu Mord und Brand? Haſt Du nit laut gerufen: „Der Schlachttag geht an“?

Verſchiedene Stimmen: Der Geyer, der Geyer. —

Florian Geyer, geharniſcht, tritt ein. Er iſt blaß und ſehr ernſt. Löffelholz, Beſenmeyer und Sartorius treten ihm entgegen. Er reicht ihnen und anderen die Hand.

Geyer: Gott zum Gruß — Brüder! Zu Löffelholz: Grüß Dich Gott, lieber Schickſalsgenoß! Löffelholz und er umarmen ſich. Löffelholz kann vor Rührung nicht ſprechen. Alle übrigen ſind ſtumm und betreten. Löffelholz drückt Geyer neben ſich auf einen Stuhl. Iſt markgräfiſches Geleite herein? Er hat mir's neulich laſſen zuſagen durch mein Geſchwey.

Sartorius: Bis dieſe Stunde weder Geleit noch ſuſt Botſchaft. Der Markgraf ſtehet vor Kitzingen!?

Geyer: Es geht ein viel ſchlimmer Gerücht um in der Stadt: der Markgraf hätt Kitzingen allbereits wiederum eingenommen.

Löffelholz: Heilige Mutter Maria, verhüt's Gott.

Geyer: Wie ſieht es zu Würzburg aus?

Löffelholz: Es heißt, der Truchſeß und viel Fürſten und Herren rücketen ſtracks uf Würzburg. Iſt der Berlinger auf Krautheim zu, ihm entgegen an dreißigtauſend ſtark. Sind um Mitternacht ausgerückt.

Geyer: Glaub's ſchon, daß der Götz bei der Nacht noch den Mann machen kann. — Der Markgraf, wie ich berichtet bin, raubt und plündert, viel ſchlimmer, als wir Bäuriſchen jemalen getan haben, nimmt Geld und Kleinoder aus den Klöſtern ſeiner Schutzherrſchaft, ſo viel er gehaben mag und bezahlt ſeine Söldner damit.

Jöslein: Geſtrenger Junker! Mit Verlaub, Euer Gnaden! Bleiben die Herren oben liegen, ſo iſt's geweſen der allerbeſte Handel. Hab ich dabei geſtanden im Läger des Georgen Truchſeß, wo ſie itzt heißen den Bauernjörg. Haben ſie unter ſich gered't und geſprochen, daß ſie wollten kugeln mit Bauernköpfen als die Knaben mit Schißkernen. Sind hochen Muts und machen hoche Spiele. Haben viel Gold, eine merklich große Beut und Plunder. Iſt ein gut Geſchäft für die Herren, oder ich will ung'riſche Gulden fortan nit meh zweimal zählen. Hiebevor haben die Bäuriſchen das Evangelium fürgewandt, itzt wenden es Fürſten und Herren für. Iſt kein beſſ'rer Schild, darunter ſie mögen zu Gericht ſitzen. Haben ſie hiebevor den Mantel genommen, itzt nehmen ſie dem Bauern das Haberſtroh. Mußte der arme Mann hiebevor frohnen mit Karre, Karſt, Haue und Pferden, itzt müſſen ſeine Kinder die Egge ziehen.

Geyer: Füg Dich hernacher in mein Quartier, Bruder! Ich hab ein Geſchäft für Dich.

Jöslein: Nein! — Nein! — Junker von Geyer! Ich bin nit meh als ein armer Jud, Euer Geſtrengen. Iſt ein mühſelig Geſchäft: darleihen, darleihen und ſchlechte Pfänder nehmen, Not, Mangel und Mühſal erleiden, ſich treten und anſpeien laſſen und krummer Hund heißen. Hat mir der Junker von Grumbach geſagt, wär ein Geſchäft zu machen mit Euer Gnaden. Hab ich bei mir gedacht: ich will das Geſchäft nicht machen. Es iſt ein gefährlicher Handel und kann Dir koſten den beſten Hals.

Hab ich weiter bei mir gedrauſcht und hab mir gedacht: der Florian Geyer hat gemacht eine große Einung, ſollte werden für alle im heiligen Reich gleiche Münze, gleiches Gewicht und gleiches Recht. Gleiches Recht vor uns alle, auch vor uns Jüden. Bin ich von Stund an aufgeweſt, mich gen Schweinfurt getan. Bin ich bereit, Euer Gnaden, zu machen mit Euch das Geſchäft.

Sartorius, ängſtlich: Der Markgraf hätt Kitzingen eingenommen.

Der **Schultheiß von Ochſenfurt** wird im Türrahmen ſichtbar, auf eine weinende alte Frau einredend, die einen Menſchen mit verbundenen Augen, ihren Sohn, an der Hand führt.

Kohl, verlegen auf Geyer zu: Gute Zeit, Bruder!

Sartorius: Bruder Geyer, was ſoll ich itzt tun? Es iſt nit leicht, ſich wiſſen zu halten in dieſen geſchwinden Läuften.

Löffelholz: Haſt Du Kohle gefreſſen, Kreide oder Wachs, daß Du ſo biſt von Farbe kommen?

Sartorius: Sie ſagen, der Junker von Grumbach wär abgefallen, ſengete und brennte in der Rothenburger Landwehr, mit markgräfiſchen Reitern und Fußknechten.

Geyer: So haben wir einen Schelmen weniger, die Bündiſchen einen mehr. Hole der Teufel die ausgeputzte Kanaille!

Sartorius: Ich bin des Junkers von Grumbach Diener, Ihr Herren.

Menzingen: Das ſoll Dir lützel genung helfen, Schreiber! Iſt dem Truchſeſſen von Waldburg der grüne

Baum recht, um Deinen Junkherrn daran zu henken, Dich henket er an dem dürren auf.

Sartorius: Ei! — Seid Ihr zum Scherzen ufgelegt, liebe Herren? Zu loſen Boſſen bin ich mit nichten ufgelegt. Ich bin in Euren Handel geraten wider Willen und Wunſch, allein uf Befehl meines gnädigen Herrn. Meint Ihr, ich wollte darin erſaufen?

Löffelholz: Gib acht, — er fähret vor Furcht aus den Hoſen.

Sartorius: Beliebet Ihr Schimpf mit mir zu treiben? Hab mich von Euch eines Beſſern verſehen. Hab Euch ſeither nit ſo für einen Phantaſten und Schwarmgeiſt genommen, der das Evangelium ſo verſtehet, daß alles unterſt zu oberſt gekehret mußte werden im heiligen römiſchen Reich. Dem Adel hab ich gedienet in dieſer Sachen, dem gemeinen Geſindel und Pöwel diene ich nit. Und wenn mich der Adel itzund nit ſchützet . .

Kohl: Ich wünſch Dir viel guter Zeit, Bruder Geyer.

Geyer *tut, als ob er ihn erſt bemerke:* Kotz blau! — Der Kohl! — Tüchtig gebürſtet die Nacht? Tapfer die Sauglock geläutet?

Kohl: Verweigerſt Du mir Deine Hand, Bruder Geyer?

Geyer, *ohne Kohl die Hand zu geben:* Warum ſollt Ihr Bäuriſchen nit auch ſitzen, Kotzberger und Rheinfalls trinken und friſch drauf losbechern? Zu Rottweil ſitzet ein Neſt geflüchteter Herren, Freiherren und Aebte, die haben, dieweil unſer Herrgott Feuer und Schwert hat ausgeſchüttet über die deutſche Nation, fröhliche Gelage gehalten und das Maiſlen getrieben.

Löffelholz: Das Maiſlen? — Ei Potz!

Geyer: Ein neu à la mode Spiel. Man ſchmeißt den Hausrat hin und her, wirft einander mit Kuchenſetzen und beſchüttet ſich mit unſauberem Waſſer.

Jöslein: Auch die Bündiſchen treiben das ſchöne Spiel, Euer Geſtrengen. Ich hab's geſehn im Läger des Truchſeſſen, wenn die Ritter und Hauptleut bei Tafel ſaßen ...

Geyer: Iſt ein ſchön Spiel und herrliche Kurzweil für einen von Adel, verlohnet des Blutvergießens, wo ſie es dadurch hinfüro in alle Zukunft ungeſtört dürfen treiben.

Der Schultheiß, die alte Frau und der zerlumpte Menſch ſind vorgetreten.

Der Schultheiß: Sie ſtund uf der Gaſſe, machete ein groß Geſchrei. Hab ich ſie ufgreifen laſſen und hergeführt.

Die alte Frau, ſtumpfſinnig vor ſich hinplärrend: Der liebe Gott bewahre Euch! Das ſagen die ſieben Siegel, daß alle Fiſche werden brüllen, die Engel werden weinen und werfen ſich mit Steinen. Die Wege werden glimmen, die Waſſer werden ſchwimmen.

Löffelholz kommt klappernd: Was ſoll uns das Weib hie, Bruder Schultheiß?

Der Schultheiß: Bruder, wo ich ſie weiter hätt' laſſen gewähren, ſo machet ſie, daß kein Bäuriſcher ſeines Lebens meh ſicher iſt, hie zu Schweinfurt. Stund alles um ſie herum, hörete ihr zu. Will von Kitzingen kommen. Verſchwöret ſich hoch und teuer, der Markgraf hätt Kitzingen eingenommen.

Die alte Frau, mit klappernden Zähnen: Die heilige St. Margrithe, die bitt ich, daß ſie mich behüte vor Püſſen, Fallen und vor Schlägen, auf allen meinen Wegen.

Menzingen: Was lügſt Du von Kitzingen, Weib?

Die alte Frau: Ei, Du ungehangener Dieb, pack Dich! Du gottloſer Schelm und Böſewicht, biſt ſelber dabei geweſt! Biſt ſelber ein ſchwarzer Bauer geweſt! Haſt meinen Sohn beſchwatzt mit Deinen hölliſchen, boshaften, teufliſchen Lügen, mit Deiner verdammten, falſchen, bübiſchen evangeliſchen Freiheit.

Der zerlumpte Menſch, ihr Sohn: Heilige Maria!

Die alte Frau: Bitte für uns!

Der zerlumpte Menſch: Heilige Gottsgebärerin, heilige Jungfrau aller Jungfrauen!

Die alte Frau: Bitte für uns!

Der zerlumpte Menſch: Du Morgenſtern! O Du Lamm Gottes, daß Du hinwegnimmſt die Sünden der Welt!

Die alte Frau: Verſchone uns, o Herr.

Der zerlumpte Menſch: Heilige Jungfrau Maria —

Die alte Frau: Bitte für uns.

Geyer: Iſt das Dein Sohn, Weib?

Die alte Frau: Ja, lieber, mein Herr, zu dienen lieber, mein Herr. Ein weidlich entſtandener Geſell, faſt geſchickt mit der Armbruſt. Trifft Euch den Sperling im Flug, lieber Herr. Tat ihm aber alleweil leid hernacher, ſo fromm war der Bub, ſo gut war der Bub, und ſo ein weich Herze hatte der Bub.

Der zerlumpte Menſch: Heilige Maria —

Die alte Frau: Bitte für uns — hodie tibi, cras sibi. St. Paulus, St. Bartholomäus, die zween Söhne Zebedäus, der heilige St. Wenzel und der ſelige Stenzel, die ſein gut vors kalte Weh und behüten vor Donner und Schnee.

Geyer: He! — Mütterchen. Was fehlt Deinem Sohn? Biſt Du krank, Burſch, he, was?

Die alte Frau: Nit faſt, Euer Gnaden. Ein wenig wohl, Euer Gnaden. Wo Gott will, ſo wird es vorübergehen, Euer Gnaden. Luget, geſtrenger Herr, ein Fürſtenwort bleibet ein Fürſtenwort. Hat der Markgraf laſſen ausſchreien vor Kitzingen —: ſo man ihm wollte die Tore öffnen, wollt er keinen laſſen am Leben ſtrafen, der bäuriſch geweſt. Iſt er mit allem Kriegsvolk hereingezogen. Hab ich das Fenſterlein ufgemacht und hinausgeſchaut, hab der Veronika geruft, mich gefreut und geſagt, was ein prächtiger Zug! Was ſchöne, grade, mannfeſte Knecht hat doch der Markgraf! Sind ſie vorübergeweſt und alles ſtill worden uf der Gaſſe. Hab ich bei mir gedacht: der Markgraf Kaſimir iſt uns alleweil ein guter und gnädiger Fürſt geweſt. Mit dem bäuriſchen Handel hat es keine

Art. Der Luther iſt ein Ketzer, der Florian Geyer iſt ein Böſewicht.

Der zerlumpte Menſch: Heilige Jungfrau Maria —

Die alte Frau: Bitte für uns.

Geyer: Sprecht weiter, Mütterchen! ſprechet getroſt.

Die alte Frau: Hab ich das Nachteſſen darnach gericht't, Milch uf'n Tiſch geſtellt, Brot und Zumus, meines Sohn's gewartet, gedacht, daß er mir ſollt viel neuer Zeitung heimtragen, denn er was auch uf den Markt gelaufen. Poltert es über die Stiegen herauf. Ich weiß nit, wie mir iſt. Der Markgraf hat meh dann fünfzig Bürgern von Kitzingen die Augen aus dem Kopf laſſen brennen, mit glühenden Eiſen ... Da hab ich mir meinen Sohn genommen, geſtrenger Junker, das hab ich getan, Euer Gnaden, und bin aus Kitzingen gezogen bei der Nacht. Wo wir uf einen Geblendeten ſind geſtoßen, hab ich geſagt: itzt weißt Du nit, wo aus. Itzt ſtößt Du den Kopf wider die Mauer. Als Du noch Augen hatteſt, hat Dich der Teufel geritten, daß Du biſt uffäſſig geweſt wider Gott und ſeine Obrigkeit. Itzt mußt Du Straf leiden, aber mein Kind iſt fromm und gehet frei, ſicher und ungeſchänd't ſeine Straßen.

Der zerlumpte Menſch: Heilige Jungfrau Maria —

Die alte Frau: Bitte für uns.

Menzingen, dem Burſchen unter das Tuch blickend: Gott helfe dem Armen, er iſt geblendet.

Geyer zieht einen Ring vom Finger und gibt ihn hin: Dahier, Weib, nimm's getroſt, hätte ſuſter doch müſſen hebräiſch lernen. Unter Ableierung der Litanei begeben ſich Mutter und Sohn, von vielen beſchenkt, rechts hinaus. Es iſt eine Pauſe der Ergriffenheit entſtanden, bedrückt flüſtern die Anweſenden untereinander.

Löffelholz: Wann ſollen wir die Sitzung anfahen — Brüder?

Menzingen: Nach dem Ausſchlagen.

Der Schultheiß: Es gehet einem hart ein, aber iſt dannoch wahr: es iſt aus und hin.

Menzingen: Was hab ich Euch damalen in der Herberge zu Rothenburg zu bedenken geben? Achtet des Markgrafen nit zu gering; gehret Ihr nit ſeiner Freundſchaft, ſo fürchtet ihn deſto meh als Feind.

Löffelholz: Es war ein Tag, Bruder Jacob Kohl, als Du mit Deinen Franken zu Lauda und Aub lageſt, da hätteſt Du leichtlich mögen den Markgrafen unter den Bundſchuh treten. Da hab ich Dir laſſen Botſchaft zugehen, mit merklicher Koſt und Fahr, aber Du wollteſt nit ſchlagen. Du zogeſt uf Würzburg, dieweil Dir die Tore dort offen ſtunden.

Geyer: Peser le feu, mesurer le vent, faire revenir le jour passé, c'est chose impossible. Ängſtliches und ratloſes Geflüſter unter den Anweſenden. Furcht und Unruhe. Was ſoll jetz geſchehen, Ihr Herren? Wollen wir ‚maiſlen'?

Bubenleben, kleinlaut: Ich hab's eh geſagt: es iſt itzt nit Zeit, Landtage zu halten.

Geyer: Ei! — Wie? — Will dann niemand kommen, da Ihr doch ſo viele Städte, geiſtliche und weltliche Herren ſo faſt demütig, untertänig und bittlich angangen ſeid? Wollen ſie uf den Speck nit meh beißen? Liegt ihnen nichts meh an Eurem Frieden, und daß ſie den Handel hinlegen und zu Vertrag bringen?

Link: Dem Markgrafen muß man entgegen und nit Landtäge halten.

Geyer: Wie ſteht's, Jacob Kohl? Wo ſind meine Dunkelknaben geblieben? Meine ſchwarzen Fähnlein, die ich mir gemuſtert zu Brettheim und Ohrenbach, eh ſich das große Spiel anfing? Die ich mir hab im Kriegshandwerk geſchulet, geſchickt gemacht zu Schlagen und Treffen trutz allen Schweizern? Sind ſie keck, willig und fröhlich wie ſunſt? Kann man mit ihnen einem großtätigen Leutfreſſer und blutwütigen Markgrafen, einem Truchſeſſen und Teufel gegenüber treten?

Kohl: Willſt mich nit anhören, Bruder? Bruder Geyer! Iſt doch Adam im Paradieſe gehört worden. Bruder Geyer! Es iſt nit allein meine Schuld. Ich hab's müſſen zulaſſen, daß ſie zum Sturm ufließen bieten, gedrungen und gezwungen, von ganzem hellem Haufen, mit Bedrohung Leibes und Lebens. Jedennoch es reut mich faſt.

Geyer *ſpringt auf:* Blitz und Donner, was liegt itzt daran! Reue oder nit, gezwungen oder nit. Wißt Ihr dann, was Ihr getan habt? Den beſten Handel, die edelſte Sache, die heiligſte Sache . . . eine Sache, die Gott einmal in Eure Hand geben hat und vielleicht nimmer — in Euren Händen iſt ſie geweſt wie ein Kleinod im

Sauſtall. Ihr habt das Maiſlen damit geſpielt. Das Allerheiligſte habt Ihr herumgezerrt uf Euren Gelagen, darüber gerülpſet und gekotzet mit Euren Zechgeſellen, es durch Eure Lotterbetten gezogen, mit Euren Huren und Buben zertreten und beſchiſſen. Ein jeder von Euch hat gedacht wie der Narr in der Komödie: ‚Ich ſollt billig König ſein'. Hanswurſte ſeid Ihr geweſen und Pöweldiener. Mit Wehren habt Ihr Euch ausſtaffieret, mit Harniſchſtücken behenkt, wie die Buben tun hinter des Vaters Rücken. Getraut ihm doch Euer keiner, ſo hoch Ihr den Hals recket, einem alten Weibe eine teige Birne zu nehmen. Wer am tapferſten hinter der Weinkanne ſaß und brav aufgrolzte hinter dem Krug, Papſt, Kaiſer und römiſchen König in die Pfanne hieb mit dem Maul, kurz, wer ein rechter Job was, der was Euch der rechte Mann.

Link: Ei, liebe Brüder, — müſſen wir uns hie laſſen ausſchelten, gleich als wir Schulbuben wären?

Geyer: Ob Du Dich mußt laſſen ausſchelten, elender, haſenherziger Storger, Spitzknecht, Bettdrucker, Schmalzbettler, Kuppler und Lump, der Du biſt. Aufhenken wirſt Du Dich laſſen müſſen, ufziehen zwiſchen Himmel und Erde, und wenn Dich der Teufel bis dieſen Tag zehnmal vom Galgen geſchnitten hätt.

Flammenbecker: Der Junker von Geyer lebet in einer anderen Welt, meinet, wir ſeien arme, maultote Leut.

Geyer: Kehricht ſeid Ihr. Kot von der Landſtraße, elendes Gerümpel, das Gott beſſer hätt hinterm Ofen laſſen liegen, nit das Seil wert, daran Euch der Henker müßt ufziehen. Memmen, die den Feind mit den Hacken bekriegen und denen die Hoſen naß werden vor Himmelangſt, wann die Landsknechte nur ein wenig den Staub aufwühlen.

Flammenbecker: Sollen wir das ungerächt laſſen, Brüder?

Geyer, Schwert heraus: Ei! So ſeid mir doch tauſendmal gottwillkommen; vom Leder gezuckt, wo Ihr nit gar alte Weiber ſeid worden! Heraus, wer noch ein Schwert hat! Ich hab noch ein Schwert und einen Kopf daran, und darein ſollt Ihr mir beißen. Aber Ihr wagt es nit. Ihr bebet und ſchlottert vor Angſt und erbärmlicher Furcht. Wo iſt itzt das Evangelium blieben? Iſt keiner unter Euch, der es nit hat im Herzen verflucht und verraten.

Unten auf der Straße entſteht Geſchrei und Schießen. Verſchiedene Stimmen, darunter Sartorius: ‚Lerman!!! Lerman!!! Feindsgeſchrei.‘ Eine Panik entſteht. Alle außer Geyer, Menzingen, Schultheiß, Löffelholz und Jacob Kohl fliehen.

Geyer: Potz Leichnam Angſt. Er bricht in ein endloſes, grimmiges Gelächter aus. Stellet Ihr Euch ſo meiſterlich!? Er lacht weiter. Juſt wie der Haſ beim Pauker ſaß — — — wohlan! Itzt gilt's nimmer Lachens und mit halbem Wind fahren. Finkenmäuslin, beſtaubt, iſt gekommen. Was bringſt Du, Finkenmäuslin?

Finkenmäuslin: Botſchaft aus Würzburg vom Pater Ambroſius. Ihr ſollt uf ſein, wo Ihr noch etwas erhoffet. Die Brüder zu Würzburg ſind eine Herde ohne Haupt. *Übergibt ein Schreiben.*

Geyer: Wenngleich nit viel meh zu hoffen bleibt, ſo will ich mich dannoch gen Würzburg tun. Nit aber allein, ſundern was ich gemuſtert zu Rothenburg, will ich mit mir nehmen.

Kohl: Bruder Geyer?

Geyer: Was wiltu?

Kohl: Ehrlich werden. Mit Dir reiten, fechten und ſterben.

Geyer: Uf und zaudert nit, gen Würzburg voran und erwartet mich! *Kohl ab.*

Der Schultheiß: So helf uns Gott aus der Stadt.

Menzingen: Was eitel blinder Lärm, ein Katzbalgerei.

Geyer: Wo iſt der Sartorius?

Löffelholz: Er hat den Ring an der Hoftür laſſen.

Geyer: So leg ihm der Teufel ein Schermeſſer unter das Kopfkiſſen, ſo oft er ſich niederlegt. Biſt Du krank, Bruder?

Löffelholz: Ein wenig wohl. *Ein Fieberſchauer beutelt ihn.* Ich kann nit mit Euch, aber der Tod wird mich finden, kann ich ihn gleich nit ſuchen.

Menzingen: Brüder! — Vielleicht iſt dannoch markgräfiſch Geleit zu Rothenburg.

Löffelholz: Wir haben unnütz prokurieret beim Markgrafen. Gewalt iſt der beſte Prokurator. Lebt wohl!

Menzingen: Leb wohl, lieber Bruder.

Geyer: Sollen wir Dich hie laſſen? Komm mit uns, die Knechte mögen einen Wagen zurichten.

Löffelholz: Laſſet mich hie! — Laſſet mich getroſt. — Ich ſterbe den Knechten unter den Händen.

Geyer: Biſt treu geweſen am Werk. Alde, alde, wir ſehen uns wieder. Alle ab außer Löffelholz.

Löffelholz hat die Augen geſchloſſen, öffnet ſie wieder. Schreck und Angſt erfaßt ihn, er will ſich erheben, vor etwas fliehen und ſchreit: Helft, helft, liebe Brüder! Verlaſſet mich nit, liebe Brüder! Nehmet mich mit Euch! Er fällt betäubt zurück.

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt

In Kratzers Herberge am Markte zu Rothenburg. Zeit nach Mitternacht. Am geöffneten Fenſter ſtehen **Markart Töppelin** genannt **Bohnlein**, **Engelhardt Goppolt**, Leineweber, **Hans Kunrat**, **Hans Beheim**, ein Maurer, und **Chriſtheinz**, den Widerſchein einer Feuersbrunſt, davon der ganze Himmel gerötet iſt, beobachtend. Um einen Tiſch ſitzen **Jos Frankenheim**, deutſcher Schulmeiſter, **Oswald Barchart**, **Ochſenhans** und **Kilian**, der Harniſchweber ſowie zwei **Bürger**. **Kratzer**, in der Nähe der Schenkſtatt auf einem Faſſe ſitzend, hat eine Bibel auf den Knieen und ſtarrt nachdenklich darüber hinaus. Neben ihm brennt ein Licht. Am Ofen ſitzt, eifrig Brot eſſend, ein altes, ärmliches Ehepaar. **Kläuslin**, der Mann, iſt ein Stelzfuß, er hat die Quintern neben ſich liegen. Das Weib hält eine alte Harfe zwiſchen den Knieen. **Marei** liegt ſchlafend unter der Bank.

Chriſtheinz: Es iſt uf Brettheim zu.

Ein Bürger: Es heißt ja, daß der Florian Geyer wiederum muſtert zu Brettheim. Fahet leicht an mit Plündern und Brandſchatzung. Feinds Land und Freunds Land iſt all ein Ding bei den Bäuriſchen.

Kilian: Das tuet der Geyer nit.

Kratzer: Was teidingt Ihr da? Der Geyer iſt uf den Schweinfurter Tag geritten.

Jos Frankenheim: Wird Wunders viel rauskommen uf dem Schweinfurter Tag.

Goppolt, am Fenſter: Luget die blutrote Brunſt! Iſt größer worden ſtatt kleiner.

Töppelin: Sehet die rote Lohe, eitel Flammen und Rauch!

Jos Frankenheim, eine Schrift hervorbringend: Dabei kann einer leſen, Ihr Herrn.

Ochſenhans: Habt Ihr viel Unterſchriften zuſammenbracht?

Jos Frankenheim: Zween hundert und meh.

Ochſenhans: Potz Küren Marter!

Jos Frankenheim: Wieviel habt Ihr?

Ochſenhans: Eine tapfere Zahl, obſchon nit ſoviel als Ihr.

Jos Frankenheim: Bin von Haus zu Haus gangen. Ueberall willig ufgetan, eh und ich kunnte mit dem Klopfer zwier wider die Porten ſchlagen. Iſt allen daran gelegen, daß die heilige Meſſ wieder ufgericht werd zu Rothenburg.

Barchart: Es nimmt ein End mit der Ketzerei.

Jos Frankenheim: Soll ich wohl Deinen Namen hie auch unterſetzen, Kilian Harniſchweber?

Kilian: Was für eine Schrift iſt es?

Jos Frankenheim: Eine Supplikation an den Rat zur Wiederufrichtung der Meſſ'.

Chriſtheinz: Dieweil itzt der Bruder Andreas nit in der Stadt iſt, will der Teufel wiederum ſein Geſpenſt machen bei uns; aber der Karlſtatt wird wiederfahren und allen hölliſchen Lügengeiſtern das Handwerk legen.

Jos Frankenheim: Schwerlich wohl wird er herwiederfahren. Haben ihn zu Würzburg übel empfangen. Leicht, daß er ſchon gar auf dem Rücken lieget. — Ihr ſeid doch je und immer des Karlſtatts Freund geweſet, Meiſter Kratzer —

Kratzer: Ein Wirt iſt allweg ein Freund ſeiner Gäſte. So bin ich des Karlſtatt Freund geweſt.

Ein Bürger: Kann mancher den Wein wohl waſchen. Sich ſelber reinwaſchen von Schuld, die man uf ſich geladen vor aller Welt, iſt ein übler Ding.

Jos Frankenheim: Grübelt Ihr in der Naſen, Meiſter? Wollen Euch die Grillen nit ſteigen? Potz Leichnam Angſt, Meiſter, was tut's, wenn ein Wirt zur Hölle fährt? Angepichtes Bier und ſchweflichten Wein gewohnet er, ſo wird ihm hernach Pech, Schwefel und Feuer nichts nit anhaben.

Chriſtheinz, an einem andern Tiſch Platz nehmend: Kommt, liebe Brüder. Er hebt die Kanne zum Trunk. Uf daß den Schwäbiſchen Bund mitſamt ſeinem Georgen Truchſeß vollends der Teufel hole! Gelächter an Frankenheims Tiſch.

Beheim, brüelt: Der Schwäbiſche Bund hängt verſtrickt an ei'm Nagel an der Wand. Gelächter an Frankenheims Tiſch.

Chriſtheinz: Daß Dir's blau Feuer, Kilian! Hältſt Du es itzt mit andern Leuten?

Kilian: Ihr Brüder, ich bin ein Harniſchmacher. Wo die Bäuriſchen Recht behalten, was ſoll aus meinem Gewerbe werden? Und was das Papſttum angehet, ſo hab ich je und immer geſaget: unter dem Krummſtab iſt gut wohnen.

Kunrat: Laſſet die Götzenfleiſchfreſſer getroſt maulen! Sie werden des Teufels Kirchen je nit wieder ufrichten zu Rothenburg.

Jos Frankenheim: Mancher, der itzt noch ſeine Zunge hat, damit er wütet wider Gott und Chriſtum und die heilige Kirche, mag des Georgen Truchſeß gedenken; hat manch einem Lügenpropheten die Zung aus dem Hals laſſen ſchneiden. Leicht iſt er näher, als ſie vermeinen.

Chriſtheinz: Wo der Götz nit wär, mit dreißigtauſend bäuriſchen Brüdern, der wider den Truchſeſſen im Felde liegt, ſo wollt ich mir etwan ein'n Haſenkopp uffſetzen. Er lacht.

Goppolt: Spiel auf, Kläuslin, und ſinge eins.

Chriſtheinz: Der Berlinger wird ihm die Feigen zeigen! Er ballt die Fauſt, ſo daß der Daumen zwiſchen Zeige- und Mittelfinger vorragt.

Barchart: Meiſter Kratzer, wie ſteht's? Soll einer dürfen meh dann zween Weiber haben oder nit? Wie viele erlaubt Euch der Karlſtatt?

Kratzer: Ihr Herren, warum gehet Ihr nit und trinket beim Gabriel Langenberger Euren Wein? Der iſt Euer Mann.

Jos Frankenheim, auf Marei anſpielend: Eine Spindel im Sack, das Maidlin im Haus, das Stroh in den Bottſchuhen mögen ſich nit verbergen.

Chriſtheinz und die andern trommeln auf den Tiſch und rufen: Sing, Kläuslin, ſing!

Chriſtheinz: Sing uns das neue Lied vom Götzen von Berlichingen und vom Florian Geyer.

Kläuslin ſingt:

Götz von Berlingen und auch ſein Heer
Lag in der Stadt, als ich verſteh,

Waren eitel Bauersknaben.
Florian Geyer zu Heidingsfeld lag,
Ueber achtzehntauſend Hauptmann was,
Waren eitel fränkiſche Knaben.

Jos Frankenheim und Genoſſen ſingen gleichzeitig:

Den Münzer hat ſein Geiſt betrogen,
Der iſt nun hin und aufgeflogen,
Sie haben beid gut Ding gelogen,
Thomas, der Herr der Höllengeiſter,
Und Luther, aller Lügen Meiſter.

Kratzer, beſchwichtigend: Ihr Herren, Mitternacht iſt vorbei! Haltet Frieden, Chriſtheinz, he, Goppolt! Kläuslin, hör uf, es iſt nit Singens Zeit.

Barchart: Itzt nehmet Ihr es auf einmal faſt genau, Meiſter! Suſt haben die Herren vom Ausſchuß ganze Nächte durch hie geſchlemmet.

Kratzer: Sitzt immerzu, Ihr Herren, wo Euch der Wein beim Gabriel Langenberger nit mundet. Nur daß Ihr kein allzu wild Weſens anfahet.

Jos Frankenheim, höhniſch: Ihr habt die Schlüſſel zu den Stadttoren, Meiſter?

Kratzer: Freilich wohl, ſolange der Ausſchuß ganzer Gemeine ſie mir nit abfodert.

Jos Frankenheim: Wie lange, meinet Ihr wohl, daß der Ausſchuß die Gewalt noch zu Handen behält hie zu Rothenburg?

Kratzer: Juſt ſolange, Ihr Herren, als es Gott gefällt.

Jos Frankenheim ſteht auf und bezahlt: Der Kratzer iſt ſein Lebtag ein geduldig Schäflein und ein rechter Lämmermatz geweſt.

Barchart: Ingleichen der Chriſtheinz. Lachen.

Ochſenhans: Da wollten ſie ein Jubeljahr anrichten, ſollten die Witwen und Waiſen getröſt, die Kranken geſund, die Lahmen gehend werden gemacht.

Kilian: Iſt eine hohle Hoffnung geweſt.

Beheim: Als wann er nit auch ein evangeliſcher Bruder wär.

Kilian: Die Bruderſchaft nimmt ein End, eh Kirchweih herankummt.

Beheim: Gedenk Deines Schwurs, und daß Du Dich hundert und ein Jahr der Bruderſchaft zugelobt.

Jos Frankenheim: Gute Nacht, Ihr Herren evangeliſchen Brüder, wo Ihr itzt ſchlafen könnet.

Kilian: Hollah, ſo Ihr meinet, ich hätte ein Finger gehoben damalen, als der Geyer uns den Eid abgenommen ... Potz! davor hat mich der Himmel behütet. Und wär's nit ſo: gezwungener Eid iſt Gott leid.

Kratzer, die Gäſte hinausgeleitend: Gute Nacht, Ihr Herren, gute Nacht, gute Nacht.

Frankenheim, Barchart, Ochſenhans und Kilian ab. Pauſe.

Beheim: Bruder, was haben die hier gewollt?

Kratzer: Nichts Gutes ſicherlich nit.

Goppolt: Es heißt, gerüchtweiſ, der alte Rat ſei zu heimlicher Sitzung zuſammengetreten.

Töppelin: Iſt eine Murmelung unter den Leuten; hab's auch zu Ohren bekommen.

Goppolt: Sie wollen, als die Red geht, durch Botſchaften im bündiſchen Lager bittlich handeln laſſen, daß man ihrer um Gottes willen ſchone.

Chriſtheinz: Eh ſollt man mich in den tiefſten Turm legen und den ober mir einwerfen, eh ich um Gnade tät bitten.

Kratzer: Ich wollte, der Menzinger wäre von Schweinfurt zurück.

Chriſtheinz: Er iſt hier vor der Kühle. Gebet acht, wie er die Mäuslein im alten Rat wird granten machen.

Goppolt: Der Kilian will ſich aus der Sache ſchleifen.

Kunrat: Iſt eine ſchwüle Nacht heut.

Kratzer, am Fenſter, ſich halb hinauslehnend: Es wird Regen geben. Am Ende gar ein Gewitter. — Gehet heim, Brüder, ſuſt werdet Ihr naß.

Töppelin: Rote Brunſt, ſoweit einer ſiehet. Iſt wahrlich mit nichten eine kleine Brandſtatt.

Kratzer: Leer iſt der Markt; iſt lange nit ſo leer und ausgeſtorben geweſt.

Goppolt: Iſt noch dazu Pfingſtabend.

Chriſtheinz: Seid Ihr verdrießlich, Meiſter?

Kratzer: Ich weiß nit, Bruder. Am Ende, daß uns des Teufels tauſendpfündige Liſt doch noch überſeiget.

Chriſtheinz: Wollt Ihr Euch laſſen in das Mauſeloch bringen durch eitel Mißreden und ungeſchickte Worte? Wann einer fliehet, ſo jagt man ihn.

Kratzer: Ei, Heinz, ich fliehe mit nichten, aber wenn ich's bedenke, wie der Karlſtatt gered't hat: man müſſe Gott zwingen und es ihm abtrotzen im Gebet, daß er uns erlöſet, und hernacher ſiehet man, daß Gott dannoch den Teufel frei läſſet wieder gewähren. Oder wenn man des Thomas Münzers gedenkt und ſein's gläubigen Muts, und wenn er gerufen hat: ‚Schmiedet pinke pank auf dem Amboß Nimrot, laſſet Eure Schwerter nit kalt werden, Gott gehet uns für'. Wie läſſet es Gott dann zu, daß die Fürſten unter die armen gläubigen Leut mit Mord und Blut fallen, ſie würgen und erſtechen, daß kaum einer ſein Leben davonbringt?! So iſt es bei Frankenhauſen beſchehen. Haben die armen Leute geſungen: ‚Nun bitten wir den heiligen Geiſt' und alſo ſingend hat man ſie laſſen treten unter die Hufe der Gäule, ſie darniedergeſtochen, geſchlagen und keinen geſchonet.

Goppolt: Und dannoch wird Gott feſthalten über ſeinem Wort.

Man hört jäh ein Geräuſch, wie wenn ein Balken oder Baum umfällt. Unmittelbar danach ein kurzes Triumph-Geſchrei. Alle erſchrecken.

Chriſtheinz: Potz Leichnam Angſt, was iſt das?

Goppolt: Laßt uns mitſammen gehn und der Sachen nachforſchen.

Kunrat: Es iſt uf'n Markt geweſt.

Beheim: Es muß nit fern ſein geweſt, wo der neue Galgen ſteht, den die Bäuriſchen haben laſſen ufrichten.

Feiſtle, ſchlüſſelbundklirrend durchs Fenſter hereinredend: Meiſter!

Kratzer: Was gibt's?

Feiſtle: Habt Ihr den Fall gehört?

Kratzer: Sollt's meinen. — Ja.

Feiſtle: Der neue Galgen iſt abgebrochen, hie uf'm Markt.

Kratzer: Dacht ich's doch. Komm herein, Feiſtle.

Chriſtheinz: Das ſind welche von der alten Partei geweſt. Gute Nacht, Kratzer. Kommt, laſſet uns zuſchaun! Leicht, daß wir noch einen von den Leuten greifen und ihm mit den Bengeln den bäuriſchen ‚Schön Dank' ſagen.

Goppolt: Gute Nacht.

Kunrat: Gute Nacht.

Beheim: Gute Nacht.

Töppelin: Gute Nacht.

Kratzer: Ich wünſch Euch allen gute Ruh, Ihr Brüder. Chriſtheinz, Goppolt, Kunrat, Beheim, Töppelin ab.

Kratzer, zu den Spielleuten, die ihr Geld zählen: Geht ſchlafen! Im Stall iſt eine Streu geſchüttet. Dies und das in Ordnung legend: Ihr werdet das Lied vom Geyer am längſten geſungen haben. Laſſet Euch von ein'm bündiſchen Reiter ein neues machen. Feiſtle tritt ein und hängt ein Schlüſſelbund auf. Von welchem Tor ſind ſie?

Feiſtle: Vom Klingentor. — Soll die Dirne hie bleiben?

Marei, im Traum plappernd: Hallo! was gibt's? Hallo! was gibt's? Hörſt nit hoch in der Luft? Biſt ein Heid, Tellermann? Weißt nit, daß ſie ewiglich tanzen muß, die Herodias? Hier, Kapitän. — Ja, Kapitän. —

Feiſtle: Sie ſagen, ſie ſei von der Teufelsgilde, verſtünd ſich auf Hagelſieden und uf geſalbten Stecken fahren. Glaub's aber nit.

Kratzer: Ei, laß ſie ſchlafen.

Feiſtle: Gute Nacht. Er und die Spielleute ab.

Kratzer ſchließt die Fenſterläden; plötzlich erſchrickt er und wendet ſich um: Wer iſt hie? — Iſt indertwer hie?

Stimme: Ich.

Kratzer: Loſet! Was iſt das für ein Weſen?

Stimme: Wir mögen von den Pfaffen nit geneſen. Kennt Ihr den Bruder Andreas nit mehr?

Kratzer, doppelt erſchrocken: Der Karlſtatt? Um Gotteswillen, wo kommſt Du her, Bruder?

Karlſtatt: Von Würzburg. Er tritt aus dem Dunkel heraus, abgeriſſen, beſtaubt, entſtellt bis zur Unkenntlichkeit.

Kratzer, ungläubig: Bruder, wer biſt Du?

Karlſtatt: Biſt Du ſo gar angebrannten Herzens, daß Du mich nit mehr kennſt?

Kratzer: Wahrlich, ich habe Euch nit mehr kennt, Bruder Andreas.

Karlſtatt: Itzt aber kenneſt Du mich?

Kratzer: Kommſt Du von Würzburg?

Karlſtatt: Ja, Bruder! Mit knapper Not mein arm Leben von ihnen gebracht.

Kratzer: Heiliger Gott! Heiliger Gott! Habt Ihr ſo ſchlechte Seiden geſponnen im bäuriſchen Läger?

Karlſtatt, immer ächzend und ſchwer atmend: Die Hölle iſt zu Würzburg. Gott! Gott! Ich bin ein treuer Diener am Wort und acht' mein's elenden Lebens faſt gering, aber ich hab müſſen Dinge ſehen . . .

Kratzer: Bruder, was willſt Du hie?

Karlſtatt: Ein wenig Waſſer. Ich hab eine Wunde am Bein — einen Trunk, einen Biſſen Brot.

Kratzer: Bruder, Gott ſei mein Zeuge, ich kann Dich nit ferner meh hauſen und hofen.

Karlſtatt: Iſt auch un von nöten.

Kratzer: Die Ehrbarkeit recket die Köpfe herfür, achten mir uf das Gewerb', und wo nit des Truchſeſſen Glück wendig wird, ſo hab ich Galgen und Rad zu befahren.

Karlſtatt: Schwerlich wohl, daß es wird wendig werden.

Kratzer: So iſt Deines Bleibens nit meh hie zu Rothenburg.

Karlſtatt: Bruder! — Da ſorge Dich nit! Gib mir ein heil Gewand, ein Stück Brot, einen Trunk Waſſers oder Weins, Gott wirds Dir lohnen. Alsdann will ich den Staub dieſes armen gottverfluchten Landes von meinen Füßen ſchütteln und mich in die Fremde tun. Ich hab keine Vertröſtung dann allein, daß ich meiner Sachen gerecht bin geweſen. Hat ein Ausſehn gehabt, als ſollte der Frühling hervorkeimen allenthalben, iſt aber alles wiederum verfaulet in Finſternis.

Kratzer: O, lieber Bruder, wie mancher wird itzt nach der Sonne frieren, wo Schatten und Nacht wiederkehret.

Karlſtatt: Itzt werden ſie wieder daherfahren mit ihren falſchen kirchlichen Bräuchen: Fegfeuer, Seelbad, Ablaß, Heiligendienſt, Oelgötzenweihen, Glockentaufen, Faſtenhalten, Beichtmarter.

Kratzer bringt Eſſen und Trinken: Da iß, trink und ſtärk Dich, Bruder Andreas.

Karlſtatt: Bruder, in dieſer ſchweren Zeit hat Gott mir Dinge gezeiget...! Die Menſchen ſind ein verfluchtes, verruchtes Geſchlecht. Die Speiſe verſtehet mir, ſo ich der Gräul gedenke. Vor meinen ſehenden Augen haben ſie einen in Stücke gehauen und einander geworfen mit dem blutigen Fleiſch. Sie haben ihn geſchlachtet, wie man ein Kalb metzget, und er hat laut ſchreiend ſich gewehret, daß ich mir hab beede Ohren verſtopfet und dannoch Grauſens bin worden und mir der Angſtſchweiß iſt ausbrechen. Da hab ich bei mir gedacht, es iſt Gottes Wille, daß dieſe zur Hölle fahren, und bin von ihnen geflohen.

Es wird ſtark an die Haustür geſchlagen.

Marei, aus dem Schlaf aufſchreckend und aufſpringend, ruft: Kapitän! Sie ſtürzt hinaus.

Kratzer: Verbergt Euch, Bruder! Bei allen Gliedern Gottes, wo man Euch bei mir findet, der Meiſter Veit Mehder ziehet uns beede am nämlichen Galgen zu. Heb Dich hinaus, Bruder!

Karlſtatt: Heilige Anna, hilf! Er wird von Kratzer ins Hinterſtübchen gedrückt. Erneutes Klopfen.

Kratzer: Hella, was gibt's? Petz Rehmſchend! Es iſt nachtſchlafende Zeit. Ab in den Hausflur. Ein Schlüſſel wird umgedreht, eine Tür geht, Schritte von Gewappneten und

Stimmen werden hörbar. **Rektor Beſenmeyer** tritt ein, ſehr erſchöpft. Er vertritt ſich die Beine.

Rektor Beſenmeyer: Mere, ein ſaurer Ritt!

Menzingen, eintretend: Habt Euch brav gehalten, Bruder, als wäret Ihr reiſig geweſt von knabenweis!

Rektor Beſenmeyer: Sic! Sic! Sic!

Menzingen, zu **Kratzer,** der hereinkommt: Bruder, wie ſtehet es noch bei uns in der Stadt, ſeither ſie mein Angeſicht nit haben geſehen?

Kratzer: Uebel. Die Wahrheit zu ſagen, Bruder, übel genug. Die alte Partei fängt an und reget ſich. Der Thomas Zweifel und die Herren von der Ehrbarkeit zeigen ſich uf'm Markt. Die Bürgerſchaft iſt kleines Lauts, treten aus dem Weg, machen Reverenzen und grüßen demütiglich. Der Jos Frankenheim von der alten Partei hat ſich mit ſeinen Geſellen des Dings unterſtanden und iſt bei mir eingekehret, wollen die alte Meſſ' wieder ufgericht't haben. Spitze Reden geführet, ungeſchickte Worte, hab einen Höllenſchweiß müſſen aushalten.

Rektor Beſenmeyer: O cordolio, o cordolio! Die Spule iſt leer gelaufen, neues Garn nit zu finden. Was ſuſter noch Schlimmes?

Kratzer: Der Bruder Andreas iſt wieder hie.

Rektor Beſenmeyer: Wo?

Kratzer, zurechtweiſend: Dort hinter der Tür.

Rektor Beſenmeyer, im Abgehen gedämpft rufend: Bruder Andreas!

Menzingen: Iſt ihm der graue Wolf gehetzt und das Fell genugſam zerzogen. Wo wir ihn warneten, hat er uns nicht geglaubet.

Geyer erſcheint in der Tür, zurückrufend: Hab Urlaub. Schütt dem Gaul Habern in die Krippe. Mach flugs, es wird nit lang Sattelhenkens ſein.

Marei, unſichtbar: Ja, Kapitän.

Geyer: Marei!

Marei: Ja, Kapitän!

Geyer: Du mußt mir einen Botendienſt tun.

Marei: Ja, Kapitän.

Geyer: Tritt her, ſchau mir ins Geſicht. Was haſt in den Augen?

Marei, ſichtbar vor ihm: Weiß nit.

Geyer: Ein Fünklein hölliſches Feuer. Mein Weib hat mir ein'n Brief überſchicket, lieget mir hart an, ſchmieret mir das Maul mit guten Worten, ob ich nit wollt mit dem Truchſeſſen vertragen ſein. Reiſet herum bei Fürſten und Pfaffen, Fürſprach zu erlangen. Du ſollſt ihr gen Rimpar meine Antwort bringen.

Marei: Ja, Kapitän.

Menzingen: Iſt Deine eheliche Hausfrau zu Rimpar, Bruder?

Geyer: Ja, Bruder. Sie meinet, ich ſoll heimkommen, das Schlötterlein drehen und dem Kind in der Wiege das Jüdel ſcheuchen. Da ſchütze mich Gott vor. Bin nie kein Windelwäſcher geweſt. Gott zum Gruß, Meiſter!

Kratzer: Gottes Dank. Was bringt Ihr von Schweinfurt Gut's?

Geyer: Hunger und Durſt. Laß auftragen.

Menzingen: Von einem markgräfiſchen Geleit nichts zu verſpüren?

Kratzer, im Abgehen ſtehenbleibend: Geleit? Da ſehet doch zu! Der Himmel iſt rot. Der Markgraf ſenget und brennet in unſerer Landwehr. Die Dörfer krachen vom Feuer. Schreibet den Geleitbrief mit Feuer und Blut. — Wie ſteht es zu Brettheim?

Geyer: Sie ſchmecken den bündiſchen Rauch. Hab mit Bewilligung eines Rats umſchlagen laſſen in allen Dörfern, ein klein Häuflein Geſindels gemuſtert, alles wieder zerlaufen. Karlſtatt und Beſenmeyer kommen, Kratzer ab.

Karlſtatt, in nervöſer Schwäche weinend: Gott zum Gruß, Brüder!

Geyer: Der Teufel den Schneider! Wie hat er Euer Kleid verderbt!

Karlſtatt: Oh, Bruder, ach, Bruder!

Geyer: Seid Ihr ſo faſt von Farb kommen wie ein Jud? Er hat ſich am Tiſch niedergelaſſen. Setzet Euch zu uns. Wie ſieht es zu Würzburg aus?

Karlſtatt, in weinender Wut: Morden, Stehlen, Buben, Katzbalgen, Huren, Saufen, Gott verläſtern, dem Teufel Tag und Nacht dienen, Gottes Zorn herbeirufen, Bruder, was red ich, was ſag ich? Junge Kinder und zitternde Greiſe, Unzucht, Schande und Laſter, Sodom und Gomorrha!

Geyer: Meintet Ihr, engliſche Kinder und ſanftlebende Brüder zu finden? — Es iſt ſchwül überaus, tuet die Fenſter auf.

Kratzer: Bruder, ich wag es nit. In der Ratstrinkſtube ſitzen noch Leute, und wo ſie hier Licht ſehen ...

Geyer, mit Kreide auf dem Tiſche zeichnend.

Rektor Beſenmeyer: Sankt Urban und ſeine Plag haben vor diesmal den Frühling um den Sommer betrogen. Mit den übrigen am Tiſch ſitzend, tief ſeufzend: Suspicatur animus nescio quid mali.

Geyer: Was ſoviel heißen will als: Dein Herz ahnet Schlimmes. Meines auch, Bruder. Ich hab Sterne fallen ſehen. Wie ich vorhin uf'm Gaul hing, halb ſchlief und halb wachete, da wußt ich, was es bedeutet: neuen Mord und daß Pfaffen, Mönch und Nonnen werden. — Zeichnend Es reuet mich faſt, es reuet mich faſt. — Habt Ihr ſuſt Poſten für mich?

Karlſtatt: Nein, Bruder. — Aber wo ein Verſtändiger zu Würzburg noch etwas hoffet, ſo wartet er des Stündleins, wo Ihr wiederkehret. Pauſe.

Geyer, zeichnend: Der nagende Hund liegt mir unterm Herzen, dieweil ich zu leben hab. Pauſe.

Rektor Beſenmeyer: Wir halten ein richtiges Kloſterſilentium.

Geyer: Der heimliche Kaiſer muß weiter ſchlafen. Die Raben ſammeln ſich wieder zu Haufen. Plötzlich verändert: Wein! Wein! — Der Götz iſt dem Truchſeſſen entgegen? Wieviel Bäuriſche ſchätzet Ihr noch in den Lägern?

Karlſtatt: Ob zwanzigtauſend.

Geyer: Wein! Wein! Laßt uns die Letze miteinander trinken. Zu Marei, die erſcheint: Marei, ſteig hinab in den Keller. Der Meiſter Kratzer wird Dir den Wein geben, den der Rat uns letzthin verehret hat.

Kratzer, mit den Kellerſchlüſſeln im Begriff abzugehen, ſteht ſtill: Was mache ich doch mit der Truhe, Ihr Herrn?

Geyer: Habt Ihr Koſtbarkeiten darin?

Menzingen: Die Papiere des Ausſchuſſes, Bruder! Hie kann einer ufs Haar ſehen, wer im Ausſchuß gered't hat und was einer gered't hat.

Kratzer, im Abgehen: Schick Dich, Marei. Er und Marei ab.

Rektor Beſenmeyer, nach einer Pauſe zu Geyer, der noch immer mit Kreide auf der Tiſchplatte zeichnet: Bruder, was habt Ihr doch vor Euch hingered't vom heimlichen Kaiſer? Einige ſind, die ſagen, der Handel hätte darauf geſtanden, das Haus Habsburg zu ſtürzen. Dieſelbigen ſagen dann, Ihr hättet franzöſiſche Beſtallung. Ihr wolltet den vertriebenen Herzog Ullrich von Württemberg zu einem deutſchen, evangeliſchen Kaiſer machen.

Geyer: Bruder, es iſt ein Hahnenſteigen geweſt nach der deutſchen Kron.

Rektor Beſenmeyer: Bruder Geyer, Euch trau ich, wie ich mir ſelber nit traue, aber ſaget mir doch: war der Lärmen im Reich angefacht dem König Franziskus zulieb, der itzund vom Kaiſer gefangen iſt, und haben die Leute recht, weil ſie ſagen: franzöſiſche Stüber und

Sonnenkronen hätten das Beſte getan bel dem bäuriſchen Handel?

Geyer: Bruder, es ſind niemalen ſubtilerer Praktiken im Gange geweſt, und wahr iſt s, der Wind wehete ſtark von Weſt. Sollen wir aber nit unſere Segel ſpannen, wo wir gen Oſten wollen ſchiffen, allein weil der Wind von Frankreich wehet?

Rektor Beſenmeyer: Wenn der Schiffer gen Oſten ſegeln will, ſagſt Du, Bruder ...?

Geyer: Wer nach den neuentdeckten Inſeln fahren will, nutzet die Winde, wo ſie wehen. Er kann mit nichten immer gradaus ſchiffen, nur daß er ſich ſelbſt Glauben hält und dem Ziele treu bleibe. — Marei erſcheint mit zwei großen Weinkrügen. Wein! — Wein! — Wein von dem Rhein! Ich will das Rädlein noch einmal treiben.

Karlſtatt: Ich fürcht, es wird mit all unſerm Schweiß und Blut nit meh zu gewinnen ſein.

Geyer: Schenk' ein, Marei. — Wenn ich über acht Tage noch das Leben habe, ſo ſollſt Du zehn Paar kordowaniſche Schuh bekommen, dazu drei Mäntel: einen roſenfarbenen aus Mecheln, einen lombardiſchen, einen rauchfarbenen aus Brügge. Er faßt ihre langen Haare in zwei Strähnen wie Zügel. Du ſollſt Dich in gelber Seide tragen, als wenn Du einen ſafrangelben Nürnberger zum Vater hätteſt. Tut die Fenſter auf, Brüder!

Marei: Ich brauch keine Mäntel und keine kordowaniſchen Schuh.

Geyer: Trink, Marei! ... Trink, Du Schleck! Während

Marei trinkt: Dein Haar iſt mir lieber wie das der allerſeligſten Jungfrau. Pauſe.

Rektor Beſenmeyer, indem er die Kanne nimmt: O Gramſchaft, Gramſchaft. Er trinkt. — Zu Karlſtatt: Was wißt Ihr von Thomas Münzer, — Bruder?

Karlſtatt, der bisher gierig gegeſſen hat, ſpricht mit hohler, zitternder Stimme: Sie ſagen, er ſei gefangen, uf die Folter geſpannt, darnach aber uf ein'n Wagen geſchmiedet, dem Grafen von Mansfeld überſchickt für einen Beutpfennig.

Rektor Beſenmeyer: Wie fing ſich der Handel ſo glücklich an und wie faſt gewaltig, und wie gehet er gar ſo kläglich aus!

Geyer: Trinkt, Ihr Brüder. Traurigkeit vertrocknet die Gebeine. Glück iſt ein Haus, darin einer zu Gaſt darf weilen eine Stund oder zwei. — Ich bin ein freier Franke!

Rektor Beſenmeyer: Itzt werden ſie alle Brunnen wieder verſchütten.

Karlſtatt: Bruder, ſie waren's nit wert, aus den Lauterquellen zu trinken.

Rektor Beſenmeyer: Und dennoch ruf ich: es lebe die ungemeiſterte, unüberwindliche Wahrheit, wie ich ſie verſtehe!

Karlſtatt: Wie verſtehet Ihr ſie?

Rektor Beſenmeyer: Die Vernunft iſt aller Wahrheit Urquell, nit aber eine verfluchte Hur, wie ſie der Luther genennet. Sie iſt alles Glückes Urquell und aller Rechte Urquell.

Karlſtatt: Der Meinung kann ich nit ſein. Das iſt ein heidniſcher Glaub, Bruder. Mag ſein: die Heiden lehren, dies irdiſche Leben wohl und glücklich hinzubringen ... aber jenes Leben —?! Rektor Beſenmeyer zuckt die Achſeln.

Geyer, ſeufzend: Im Himmel, im Himmel ſind Freuden gar viel, da tanzen die Engel und haben ihr Spiel.

Rektor Beſenmeyer: Ich habe gelebt und gewirket in der tröſtlichen Meinung, uf die einſt Graf Eberhart von Württemberg die hohe Schule zu Tübingen gegründet hat: graben zu helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unerſichtlich möge geſchöpft werden tröſtliche und heilſame Weisheit zur Erlöſchung des verderblichen Feuers menſchlicher Unvernunft und Blindheit.

Menzingen: Sie verſchütten die Brunnen; das ſchädliche Feuer brennt helllichterloh!

Geyer: Marei, Muſik!

Kratzer, wieder eingetreten: Bruder, wollt Ihr Muſik?

Geyer: Muſik will ich haben!

Kratzer, ängſtlich: Sie ſchleichen mir um das Haus. Es iſt tief in der Nacht. Beſorg, wir ſind nit meh ſicher, Brüder.

Menzingen: Ei Kotz! So laſſet ſie doch getroſt hereinkehren. Ich will ihnen bei meinem Eid —

Kratzer, haſtig: Still, ſtill, Bruder! — Still! — Ich hab Schritte gehört.

Es wird mit einem eiſernen Gegenſtand laut gegen die Tür geſchlagen. Alle erſchrecken, bleiben ſtumm und faſſen nach den Wehren.

Menzingen, heftig, aber leiſe: Geht! Oeffnet! — Kotz, geht und öffnet!

Kratzer tut es, laut ſprechend: He, ho, holla! Geduld! 's iſt nachtſchlafende Zeit. Erneutes Pochen. Hie pochet ja einer, als ob er Geld brächte. Kratzer ab.

Man hört, wie die Haustüre geöffnet wird und ein Gewappneter förmlich hereinfällt. Kurze, heiſere und atemloſe Schreie.

Kratzers Stimme: Wer ſeid Ihr? Was wollt Ihr? Wen ſuchet Ihr?

Tellermanns Stimme: Mort de ma vie! Hand weg! Traître! Faquin! Bourreau! Schurk!

Geyer ſpringt auf: Der Tellermann! — Bruder, Bruder! Hie bin ich!

Tellermann ſtürzt mit letzter Kraft herein, bis in die Mitte des Zimmers; er iſt in einem verzweifelten Zuſtand, zerlumpt, verwundet, blutend und trägt den Stumpf einer ſchwarzen Fahne; er glotzt wild und forſchend um ſich und ſchreit nach falſcher Richtung: Kapitän! Kapitän!

Geyer: Hie bin ich, hie!

Tellermann: Bruder Geyer! Bruder Geyer! — — Götz — — verfluchter Verrat — — alles verloren — — Königshofen —

Geyer, außer ſich: Tellermann, Bruder, Blutsbruder, komm zu Dir! Marei, Wein! — Tellermann! — Wein! Hier, Marei, wir wollen's ihm eingießen. Komm zu Dir, Bruder!

Tellermann *lallt:* K—önigshofen.

Geyer: Was ſagſt Du, Bruder?

Tellermann, *bewußtlos:* Königshofen.

Rektor Beſenmeyer: Er ſtirbt!

Menzingen: Hie iſt keine Rettung meh.

Kratzer, *hereinkommend:* Iſt alles voll Bluts. Uf der Schwelle und uf der Dielen. Er ſchweißet freislich.

Geyer, *raſend:* Er ſtirbt! Bei St. Annen! So holt doch den Wundarzt! Was ſtehet Ihr hier?

Tellermann, *phantaſierend:* Her! Her! Wohl her! Schurk! Steh, Schuft, ſteh! — Die Reiter, die Reiter! Das Geſchütz, das Geſchütz in ſie arbeiten laſſen! — Pfui, ſchwarzer Tod! Mort de ma vie! Fürchtet Euch nit, liebe fromme Geſellen! Fürchtet Euch nit! *Schreiend:* Fürch — — tet — — Euch — — — nit, — ſag ich. — Löſet die Büchſen! Stecht nach den Gäulen! Stecht nach den Kleppern!

Geyer: Bruder Tellermann, komm zu Dir!

Tellermann: Ah! Ah! Der Berlinger! Wo iſt der Berlinger? Aus dem Staube gemacht. — Das Pulver iſt naß. — Verfluchtes Geſindel! Die Pferde nit von dem Geſchütz nehmen! Laßt ſie nit fliehen! — Kerls, fürchtet Euch nit, ſtecht nach den Pferden! — Himmel und Hölle! Hund, komm an!

Der Bewußtloſe iſt von Geyer und Menzingen auf eine Bank gelegt worden. Er wird ſtille. Draußen dumpfes Volksgemurmel. Kratzer hat ſich über die Truhe hergemacht und ſtopft die Papiere daraus in den Ofen ſo ſchnell er kann. Karlſtatt hat ſich erhoben, iſt zu Kratzer getreten und hat ſich mit ihm ſtumm verſtändigt. Darauf iſt er hinausgegangen. Die beiden alten Spielleute ſind unbemerkt eingetreten und haben ſich an ihrem alten Platz zurechtgeſetzt.

Geyer, über den immer ſchwächer Atmenden gebeugt: Braver Tellermann! Alter braver Tellermann!

Karlſtatt tritt wieder ein mit einem großen Linnen, das er feierlich auf der Erde ausbreitet. Er, Menzingen und Beſenmeyer nehmen darauf, Geyer ſanft bedeutend, den Sterbenden von der Bank.

Karlſtatt, feierlich: Hie ſtirbt ein Chriſt! So erſcheine er denn vor Gott wie ein Chriſt in tiefer Demut zur Erde erniedrigt.

Tellermann wird feierlich auf das unten ausgebreitete Linnen gelegt. Pauſe.

Rektor Beſenmeyer, leiſe: Was hat er gelallt, Bruder?

Geyer, leiſe: Königshofen.

Karlſtatt: Es ſind die dreißigtauſend des Götz.

Menzingen, laut: So bin ich am Ende mit allem Meinen und kann gen Straßburg auf die Hochzeit ziehn.

Geyer, bei Tellermann knieend.

Karlſtatt, in Beterſtellung: Es geht zu Ende mit ihm

Geyer: Er ſchläft. Gute Nacht! Er drückt ihm die Augen zu. Pauſe.

Karlſtatt: Der Morgen beginnt zu grauen, ich muß fort.

Rektor Beſenmeyer: Wohin?

Karlſtatt: Hab gute Kunden, fromme Evangeliſche, da und dort im Land. Wo Gott mir weiter hilft, gedenk ich mich durchzuſchleifen in die Schweiz.

Menzingen, zu Geyer: Was wirſt Du tun, Bruder? —

Geyer erhebt ſich: — — Ich hab den Marco Polo geleſen ... von dem edlen Ritter und Landfahrer. Was meinſt Du? Soll ich uf ein Schiff gehen und übers Meer reiſen.

Menzingen: Willſt Du nit ſuchen gen Frankreich entkommen?

Geyer: Der Langenmantel ſchreibt mir, und ich trage den Brief zween Wochen im Sack, ich ſoll mich wieder in franzöſiſche Dienſte tun. Zu Pavia iſt es geweſt; haben wir feſt geſtanden, der Tellermann und ich und ein Dutzend freier, mannfeſter Knecht. Wollten die ſchwarze Fahne mit nichten verlaſſen; der Ueberzahl uns erwehrt bis Sonnenuntergang und hernacher wir das Panner doch von ihnen gebracht. Iſt dem König Franziskus von Frankreich zu Ohren gekommen, wie wir allda unſres Eides ſo treulich gewartet, und ihm faſt wohlgefallen.

Karlſtatt: So kommt, Bruder, laſſet uns miteinander pilgern.

Geyer, ſich reckend: Gefehlt! Itzt hab ich einer göttlichen Sache gedient. Itzt dien ich keinem König mehr. Marei, bring mir den Bruſtharniſch! Er dehnt ſich. Ich wünſcht, ich wär der heilige Fortunat mit ſeinem Wünſchhütlein und immer vollen Säckel. Aber ich bin es nit. — Schlaf, alter Tellermann! — Holla, ſpielet auf! Es wird mir leicht ums Herz. Zu Marei, die ihm den Bruſtharniſch bringt: Dank Dir, Marei. Während ihm der Harniſch angelegt wird: Wo iſt man die erſte Nacht nach dem Tode?

Marei: Bei St. Gertrauden.

Geyer: Wo iſt man die zweite Nacht nach dem Tode?

Marei: Bei St. Michel.

Geyer: So will ich übermorgen Sankt Gertrauden und über drei Tage Sankt Michel von Euch grüßen. — Fürchtet Euch nit, ſingt! Den Toten weckt Ihr nit auf.

Kläuslin ſingt mit einer alten, zitternden Stimme: Der Florian Geyer zu Weinsberg was …

Geyer: Sieh zu, ob der Gaul gefreſſen hat; es wird ein ſcharfer Ritt werden. Marei ab.

Kläuslin ſingt: Ergriff er die ſchwarze Fahne und ſprach: Auf, liebe Geſellen mein, jetzt wollen wir das Schloß gewinnen. Die Rührung übermannt Geyer, er hat ſich niedergelaſſen und weint. Pauſe.

Geyer: — — — Ihr Herren, ich ſchäme mich nit vor Euch. Ich hab nit um mich geweinet.

Marei, wiedergekehrt: Der Gaul iſt gericht't.

Geyer: Schnall feſter, Marei, ich muß das Eiſen fühlen. — Deutſchland iſt ein gut Land, iſt aller Länder Krone, hat Gold, Silber, Brot und Wein genung, zu erhalten dies Leben reichlich. Aber es iſt der Zwietracht kein End. Die Pfaffen binden es, die Fürſten zerſtückeln es. Aber Pfaffen, Fürſten und Fugger und Welſer zehren von ſeinem Mark. Ich hab gedacht, ich wollt Wandel ſchaffen. Wer bin ich, daß ich's gewagt? Sei's drum:

‚Von Wahrheit ich will nimmer lahn‘ ... Den Helm, Marei! — ‚Das ſoll mir bitten ab kein Mann, auch ſchafft, zu ſchrecken mich, kein Wehr, kein Bann, kein Acht‘ ... Die Armſchienen feſt, ich will mich damit begraben laſſen ... ‚Obwohl mein treue Mutter weint, daß ich die Sach hab fangen an, Gott woll ſie tröſten ... *Das Schwert umgürtend:* Es muß gahn.‘ — So, itzt bin ich gefaßt. Lebt wohl, liebe Brüder, es müßte Wunders zugehen, wann wir uns ſollten wieder begegnen. Tut mir Beſcheid: Ulrich von Huttens Gedächtnis! Des Sickingen Gedächtnis! Sein Sohn iſt ein Hundsfott, hat ſich zu den Bündiſchen getan.

Karlſtatt, *in ſeltſamer Gehobenheit:* Bruder Geyer, das große Feuer lieget darnieder, ich glaub, auf lange. Aber im Evangelium ſteht: das ſchwankende Rohr wird er nit zerbrechen und das glimmende Docht wird er nit auslöſchen.

Menzingen: Und über das: ‚Will’s Gott, ſo mag’s noch werden gewend’t.‘

Geyer: Luſtig, Brüder! Warum ſollen wir nit luſtig ſein? Die heilige Agathe ging zum Märtyrertod als wie zum Tanz. Das heilige Mädchen Anaſtaſia verachtete den Tod, und wir ſind Mannskerle. *Zu Tellermann:* Ade, Kamerad, Ade! *Er kniet neben ihm nieder.* Haſt brav ausgehalten, Landsmann, haſt tapfer gewerket, Landsmann, und Frieden und Schlacht ehrlich erarnet. Laß itzt. *Er bemüht ſich, den Fahnenſtumpf aus Tellermanns feſt umklammernden Händen zu winden.* Willſt ſie nit hergeben? Ei, Bruder, gib Dich zufrieden. Auf Bauernehr, Bruder! ich will ihr ſo treu ſein wie Du. *Aufgeſtanden:* Lebt wohl! Wenn's glückt, ſo ſoll ſie der Truchſeſſen von Waldburg noch einmal ſehen flattern.

Geyer, Kratzer, Menzingen und Karlſtatt ab.

Rektor Beſenmeyer, *allein:* Blutige Pfingſten.

Kratzer *kommt, hat es gehört:* Die Läufte ſtellen ſich uf den Kopf. Zu Oſtern entſtieg der Heiland dem Grabe. Zu Pfingſten ſchlägt man ihn wieder ans Kreuz. — *Am Ofen:* Das Feuer iſt aus.

Menzingen *kommt:* Der Geyer iſt fort. Was wird aus uns?

Rektor Beſenmeyer, *die Leiche berührend:* Das Feuer iſt aus.

Menzingen: Wo unſre toten bäuriſchen Brüder im Himmel einziehen, wird es ein langer Zug werden.

Kratzer: Werden wir mit im Zug ſein?

Menzingen: Man wird uns in den Hundsgraben verſcharren.

Rektor Beſenmeyer: Was liegt an mir? — Ich bin ein alter Mann.

Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt

Ein Saal im Schloſſe zu Rimpar. Es iſt Nacht, durch die hohen Bogenfenſter ſchwacher Feuerſchein. Rechts Tür zu einem zweiten Saal. Rechts ganz vorn Pforte von der Wendelſtiege. An der Linkswand zwei verſchloſſene Eingänge.

Vor **Frau Grumbach**, einer jungen, blaſſen Frau, ſteht **Marei**, ein Reiterknecht nicht fern davon.

Frau Grumbach, heftig: Potz, ſo gib mir den Brief.

Marei: Du haſt mir die Kette ins Maul geſchlagen.

Frau Grumbach: Den Brief! Willſt nit?

Marei: Ich weiß nit, wer Du biſt.

Frau Grumbach: Des Junkers Wilhelm von Grumbach eheliche Hausfraue bin ich, deſſen Schweſter der Florian Geyer zur Ehe hat.

Marei: So bring mich zu ihr.

Frau Grumbach: Mein Geſchweyte lieget zu Bett und iſt krank, ſie kann Dich nit ſprechen. Gib mir den Brief.

Marei: Ich hab keinen Brief.

Frau Grumbach: Du haſt keinen Brief? Itzt, Peter, hat ſie auf einmal keinen! So wird man Dich mit der Rute pfeffern.

Peter, gutmütig zu Marei: Ei, Dirne, was tueſt Du? Komm doch zu Sinnen. Sei klug und gib ihr den Brief.

Marei: Ich hab keinen Brief.

Frau Grumbach: Hilf, liebe heilige Anna, die Bübin lügt ſich um Leib und Seele, trüget ſich an den lichten

Galgen. Hat ſie nit vorhin geſaget, daß ſie vom Florian Geyer käm mit Poſten für meine Schwägerin?

Marei: Mundbotſchaft hat er mir geben, ſuſt aber nichts.

Frau Grumbach, in Angſt und Wut: Ei, Du durchteufelter, eingeteufelter, überteufelter Fratz, ſo will ich Dich laſſen dermaßen ſtrecken, daß Dir Deine Mundbotſchaft zu Maul und Naſe ſoll ausgehen, bis Du Blut ſpeieſt; und ſollſt Deines Trotzes gedenken. Gib her den Brief.

Marei: Du haſt mir die Kett in den Mund geſchlagen. Ich blut.

Frau Grumbach ſucht ihr den Brief mit Gewalt abzunehmen: Halt ſie feſt, Peter! Bauernmetze. Es nimmt ein Ende mit Eurer verfluchten, ſchwarzen, hölliſchen Brüderſchaft.

Peter: Dirne — gib gutwillig, was Du haſt. Des Florian Geyer Gemahl iſt nit meh im Haus. Weiß niemand, wohin ſie ſich und das Kind geflüchtet. Uf Nürnberg oder ſonſtwo. Du findeſt ſie nit. Wo Du der Frauen den Brief läſſeſt, ſo wird ſie kein Koſt noch Mühe ſcheuen . . .

Frau Grumbach: Das will ich nit tun, ſo Gott mir helfe. — Ich wollte viel lieber einen Wolf ſäugen, dann für die Geyerſchen Botſchaften beſorgen. Ketzeriſche, verräteriſche Brut, Aechter und Landfriedbrecher, uf daß es ein jeder wiſſe: ich hab nichts gemein mit ihnen. Pack Dich, geh vor Dich! Sie führet Gift in den Augen als eine Otter. Hebe Dich, Viper!

Peter mit Marei ab. Frau Grumbach allein, tritt haſtig ans Fenſter und lauſcht.

Fernes Schießen. Sie ſeufzt tief. Urſel, die alte Beſchließerin, kommt.

Frau Grumbach: Iſt jemand hie?

Urſel: Ich, gnädige Frau.

Frau Grumbach: Die Fenſter klirren! — Schießen!

Urſel: Geht ſchlafen, gnädigſte Frau; es hat ſchon faſt nachgelaſſen.

Frau Grumbach: Weiß Gott, wie es noch enden wird, Urſel.

Urſel: Gut wird es enden. Sie ſchießen Freud, ſagt der Koch. Schwören, es ſeien bündiſche Stück und nit bäuriſche Stück. Legt Euch getroſt nieder, gnädige Frau.

Frau Grumbach: Nichts dann Not und Angſt dieſer Zeit.

Urſel: Gnädige Frau! Der Koch in der Küchen hat teure Eide geſchworen und geſagt: die bäuriſche Ufruhr ſei itzunder gänzlich darniedergelegt; der Bauernjörg, ſagt der Koch, itzunder in ganzer deutſcher Nation ihrer Herr worden. Leget Euch endlich zur Ruh. Wo Ihr itzt ſtörriſch ſeid und bleibet auf Eurem harten Kopf . . . wahrlich, Ihr haltet's nit aus, Ihr traget das Fieber davon.

Frau Grumbach: Urſel, ich kann nit ſchlafen. Iſt mir die Bettſtatt ſchlimmer dann ein heiß Roſt.

Urſel: Ich weiß ein tröſtliches Gebet; wird Euch ſicherlich Ruh bringen.

Frau Grumbach: Hab wüſte, ſchreckliche Träume gehabt.

Urſel: So will ich ein Kreuz über Euch an die Wand machen, ſoll Euch kein böſer Traum fürder anſtoßen.

Frau Grumbach: Urſel, ich hab mein'n Junker geſehn im Traum, an den Schandpfahl gebunden, gemartert mit glühenden Zangen und zu allerletzt . . . Urſel, mich ſchauert's, mich grauſet's, wenn ich dran denke.

Urſel: So denket nit dran. Das iſt der Böſe, der peinigt die arme Seele im Schlaf.

Frau Grumbach: Ich weiß, ich weiß wohl, Urſel, es iſt nichts dann hölliſcher Trug und teufliſch Blendwerk, aber mir ward hart Grauſens. Der Henker riß ihm das Herz aus der Bruſt und ſchlug's ihm ums Maul.

Urſel: Ei, wie ich ſag, wie ich ſag, opfert ein Licht in der Kapellen . . .

Frau Grumbach: Und es hat noch gezuckt und geſchlagen — mit Zittern und Zähneklappern — meines Junkers Herz.

Urſel, um Frau Grumbach bemüht, die erſchöpft auf einen Stuhl geſunken iſt: Ei, wie ich ſag. Stellet ein geweiht Licht neben Euch an die Bettſtatt, ſo kommen die Engel und jagen den Teufel fort. Geſprächig: War einmal ein Ströter, der opferte ein einiges Licht und einen Pfennig bei Mariä Lichtmeß. Endlich kam's, daß er mußte durch das hänſene Fenſter gucken. Hing er alſo am Galgen. Da kam der Teufel daher mit Geſtank, langete mit ſeinen

Krallen nach ihm und ſchlug mit dem Schwanze vor großem Grimm, wollte die arme Seele zur Hölle führen. Dawider ſtunden die Engel und wollten's nit dulden. Da ſagte Gott zu dem Ströter: ich kann nichts tun; du mußt mit dem Teufel kämpfen. Potz Angſt, wie wurde dem Ströter ſo übel zu Sinn! Aber die Englein wußten ihm Rat. Das Licht, ſo er einſtmals geopfert, gaben ſie ihm in die eine Hand und den Pfennig mit dem Kreuz darauf in die andere Hand. Und weil das der Teufel ſah — was blieb ihm über? Er fluchete weidlich und lief davon. Kommt, kommt, ſeid geruhig, ich führe Euch zu Bett.

Frau Grumbach, von Urſel geführet: Bleib bei mir, Urſel! Urſel, bleib bei mir!

Sartorius erſcheint, ſorgfältig gekleidet, von der Wendelſtiege her: Bona dies, gnädigſte Frau. Gott geb Euch Glück und Geſundheit! Wie geht's Euer Gnaden, gnädige Frau?

Frau Grumbach, kalt: Was ſuchet Ihr hie?

Sartorius: Gnädige Frau! Kennet mich Euer Gnaden nit meh? Ich war uf und an, in die Turmſtuben zu ſteigen. Es iſt eine klare Nacht und gut in den Geſtirnen forſchen.

Frau Grumbach: So wollt ich lieber, Ihr ſtieget den Turm hinunter bis in den tiefſten Keller hinab, ſtatt daß Ihr ihn hinaufſteiget in Euer hölliſches Laborat. Wo kommet Ihr her? Wer hat Euch eingelaſſen hie in die Burg?

Sartorius, blaß: Helfe mir Gott, gnädige Frau, ich verſteh Euer Gnaden nit. Bin ich nit ſeiner Geſtrengen, Eures Herrn Gemahls, beſtallter Diener? Hab ich ihm nit gedienet, mich Tag und Nacht nit geſparet, gewachet, gereiſet um ſeinetwillen?

Frau Grumbach: Betrogen habt Ihr ihn! In Schmach und Verderben verführet mit Eurem bübiſchen, widerchriſtlichen Rat.

Sartorius: Herren ſind Meiſter, ſie tun, was ſie wollen.

Frau Grumbach: Herren ſind Meiſter, ſagſt Du mir itzt? So biſt Du zehnmal ein Meiſter aller ſchwarzen hölliſchen Kunſt. Haſt Du ihn nit betöret mit falſchen engliſchen Weisſagungen: das Stift Würzburg werd bald vergehen und einen weltlichen Herrn bekommen?

Sartorius: Gnädigſte Frau, da hadert mit Gott. Wir haben dabei geſtanden, Seiner Geſtrengen und ich, als der Knabe vor dem Kriſtallen ſaß und Zwieſprach hielt mit den Engeln. So iſt es von ſeinen Lippen gekommen. Ich hab nichts hinzugefüget.

Frau Grumbach: Potz Larifari! Was redet Ihr da? Wollt Ihr mir Schellen anhenken wie meinem Junker? Meinet, weil Ihr Magiſter ſeid? In den ſieben Todſünden ſeid Ihr Magiſter, aber nit in den ſieben freien Künſten. Wie kommt Ihr herein, was ſuchet Ihr hie?

Sartorius: Gnädige Frau, Ihr tuet mir wahrlich hart Unrecht. Hab mich in Gottes Namen ein's andren

Empfanges verſehen. Da bücket man ſich, da hocket man über Schriften die Nächte durch, windet, drehet, drücket, ziehet ſich uf allerlei Weiſe wie Hans Wurſt und hat nichts dann Wermut und Gallen davon.

Frau Grumbach, *hohnlachend*: Ihr ziehet und drücket Euch? — Müßig gehen, ſich aufputzen, trinken, Venusſpiel treiben, tanzen, Vogel ſtellen, das iſt Eure Arbeit geweſt, ſuſt eitel Unrat und Trug. Mich laſſet doch unverworren mit Eurer Alchemie. Ich hab von dem Geld nichts geſehen, das Ihr wollt können machen. Iſt nichts dann Blendwerk und eitel Trug! Was wollt Ihr hie? Habt Urlaub, geht!

Sartorius, *ängſtlich, faſt weinend*: So habt doch ein Einſehen, gnädige Frau. Wo ſoll ich itzt hin? Ich hab mich mit aller Marter hereingerett't. Allenthalben rennen und laufen flüchtige Bauern und bündiſche Reuter hinterdrein, ſchlagen und ſtechen in ſie, würgen, was ihnen vor Handen kommt.

Frau Grumbach: Da ſehet Ihr zu! Was gehet mich das an?

Sartorius: So habet doch Mitleid, gnädigſte Frau!

Frau Grumbach *ruft entſchloſſen durchs Fenſter*: Peter! He, Peter! Komm herauf!

Sartorius: Was tut Ihr um aller Heiligen willen? Ihr ſeid eine Chriſtin, habet Mitleid!

Wilhelm von Grumbach *erſcheint plötzlich; ihm folgt* **Schäferhans**: Der iſt des Teufels, der mit Dir Mitleid hat. In die Eiſen mit ihm!

Sartorius, von Schäferhans gepackt, flehend und bettelnd in kindiſcher Angſt: Ach, Euer Ehrenfeſt! Ach, Euer Edlen! Geſtrenger Junker, tuet doch das nit. Ich hab es ehrlich und treu gemeinet.

Schäferhans: Kotz, haltet doch ſtille, plärret nit ſo! Ihr werdet noch Zeit und Weile genung haben. — Ei freilich, freilich, ich weiß den Weg. Hab ſchon manchem Hundsfott dahin verholfen. Potz Zinkes, Du Tölpel, itzt halt Dein Maul! Er ſchlägt ihm auf den Mund. Sartorius wird ſtill und glotzt in ſtummer Angſt.

Frau Grumbach hat Grumbach nur flüchtig begrüßt; jetzt ſchreit ſie dem Sartorius nach, der von Schäferhans abgeführt wird: Itzt krümmet er ſich wie ein Sackpfeifer, ſchreit Zeter und Mordio! Du Hudler, Du Hallunk, Du Alber, Du Tölpel! Das ganze Haus haſt Du tyranniſieret. Dir Erzſchelm gebühret der Scheiterhaufen!

Sartorius und Schäferhans ab.

Wilhelm von Grumbach: Jetzt gib Dich zufrieden, ich bin nit allein.

Frau Grumbach: Haſt Du mir wohl jemalen Glauben geſchenkt? Ich habe den Wicht nit ſo bald verſchmecket, als ich ſchon wußte, wes Kind er was. Hie kam er rein, als wär nichtes nit geſchehn, hat gemeinet, er wollt gar vor dem Garn abziehn. Iſt ihm übel gelungen; hab's ihm verſalzen.

Wilhelm von Grumbach, heftiger: Jetzt gib Dich zufrieden, ich bin nit allein! Der Thomas von Hartheim iſt mit mir kommen.

Frau Grumbach: Wo kommt Ihr her?

Wilhelm von Grumbach: Führen ein Schwader markgräfiſcher Reuter. Sind verordnet, zum Truchſeſſen zu ſtoßen.

Frau Grumbach: Wo ſteht der Truchſeß?

Wilhelm von Grumbach: Es muß nit fern ſein; uf Würzburg zu iſt der Himmel rot. Ueberall flüchtige Bauern; laufen, als griffe ihnen der Teufel nach dem Buckel. Ob zwanzig haben die Knechte erwürget und niedergeſtochen. Zween hab ich den Garaus gemacht, dreien der Thomas von Hartheim durch die Köpfe gehauen. Laß uftragen, Anna. Wir wollen nur riſch lützel zu Morgen eſſen und weiterreiten.

Urſel, die abſeits geſtanden, tritt heran und küßt Grumbach die Hand: Ach gnädigſter Junker, o gnädigſter Junker! Viel ſeliger Zeit, gnädigſter Junker. Wie hat ſich die liebe gnädige Frau nach Euch gebangt!

Wilhelm von Grumbach: Laß gut ſein, Urſel.

Frau Grumbach: Geh, ſchick Dich, Urſel, laß den Herrn ein Bad richten. Mehrere vereinzelte Glockenſchläge vom Dorf herauf. Ei, was iſt das? Urſel ab.

Wilhelm von Grumbach, den Helm abnehmend: Blau! Anna, nichts Schlimmes. Hab den Knechten das Dorf eingeben zur Plünderung. Haben ſich viele unſerer armen Leut wiederum heimgetan, verzagter als die Haſen. Halten ſich verſteckt und verkrochen, müſſen aber dannoch herfür.

Frau Grumbach: Biſt Du vertragen, Wilhelm, mit dem Schwäbiſchen Bund?

Wilhelm von Grumbach: Ich verhoffe zu Gott! Aber ſchweig itzt davon.

Frau Grumbach, händeringend: Hätteſt Du doch … o, hätteſt Du doch mein Warnung und Bitten dazumalen nit ſo gar veracht und in Wind geſchlagen!

Wilhelm von Grumbach: So ſchweig itzt davon! Der Hund ging mir vor dem Licht, ich kunnte nit klar ſehen.

Frau Grumbach: Hab ich Dich nit vor dem Geyer gewarnet, dem Ketzer und Kirchenſchänder, der alleweil mit denen von Aufſeß Freundſchaft gehalten, dieſen Aechtern, Landfriedbrechern und böhmiſchen Ketzern?

Wilhelm von Grumbach: Laß das itzt.

Frau Grumbach: Sollt es wohl möglich ſein, daß Chriſtus ſeine heilige Kirche ſo viel hundert Jahr ſollt haben laſſen in der Irre gehen? Hartheim kommt. Gottwillkommen, Ritter!

Hartheim: Viel ſeliger Zeit, gnädige Frau!

Frau Grumbach: Nehmet Platz, Ritter!

Hartheim: Noch nit, gnädigſte Frau. Es iſt nur, daß die Gäule ein wenig zu Kräften kommen. Es muß bald weiter gewerket ſein. Itzt heißt's gute Werke tun, wie es der Luther verſteht, nämlich mit dem Schwert.

Wilhelm von Grumbach: Erbarmet Euch der armen Leut, hat der Luther geſagt. Steche, ſchlage, würge hie wer da kann, hat der Luther geſchrieben. Ich will nit dahinten bleiben.

Frau Grumbach: Recht ſo, Ritter, es ſei mit Gewalt gered't und das Maul geſtopfet allen teufliſchen, hölliſchen Rottengeiſtern! Ich hab zu meinem Eheherrn geſprochen von Anbeginn, wie teidingt doch Seiner Liebden, der Markgraf, ſo ernſtlich mit dem ſchwarzen Geſindel, den rotzigen, bübiſchen, bäuriſchen Mordhauſen. Er hätte wohl mögen beizeiten mit Feuer und Fauſtkolben darein arbeiten, ihnen Ruhe gebieten und, wo ſie nit wollten hören, ihnen die Eſelsohren aufknäufeln laſſen mit Büchſenſteinen.

Schäferhans erſcheint von der Wendelſtiege: Mit Verlaub, feſter Junker, es iſt eine Partei Reuter herein in den Schloßhof. Wollen bündiſch ſein, haben rote Kreuz uf die Aermel genäht.

Wilhelm von Grumbach, in ſteigender Aufgeregtheit: Nehmt ihnen die Gäule ab. Potz Küren Marter! Macht flugs und führet die Herren herauf. Schäferhans ab.

Hartheim, freudig überraſcht: Saſſa! Bündiſche Reuter! Er ſchreit zum Fenſter hinab: Saſſa, Kameraden! Hie Ansbach!

Gegenruf: Schwäbiſcher Bund!

Hartheim: Gebet mir ein klein Urlaub, gnädige Frau, ich will den Herren den Willkommen bieten. Ab.

Frau Grumbach: Wer iſt in den Hof eingeritten?

Wilhelm von Grumbach: Bündiſche Streifreiter. Itzt, Anna, laß uftragen, daß ſich die Tafel biegt. Es muß ein Gelage geben.

Frau Grumbach: In Gottes Namen, was ſteheſt Du hier? Geh vor Dich und heiß ſie willkommen.

Lorenz von Hutten, ſchnell herein: Damit Ihr es wißt, wir ſind dem Florian Geyer uf den Ferſen geweſt. Wir ſuchen den Florian Geyer.

Wilhelm von Grumbach: Bei mir? Was hab ich doch mit dem Geyer zu ſchaffen, einem Aechter und Landfriedbrecher!

Lorenz von Hutten: Iſt Deine Schweſter im Haus?

Frau Grumbach: Längſt auf und davon über den blauen Berg; Gott weiß, wohin. Wir wiſſen es nit.

Lorenz von Hutten: Damit Du Dich weißt zu halten, Wilhelm, der bäuriſche Handel iſt aus und hin. Es iſt eine Schlacht beſchehen bei Königshofen, und noch nit eine Stund iſt vorübergangen, da hat der Truchſeß laſſen Freud ſchießen zum andern Mal. Jetzt biſt Du bündiſch mit Haut und Haaren oder biſt gar ein verlorener Mann.

Wilhelm von Grumbach: Sammer potz Körper! Was ſoll das heißen?

Lorenz von Hutten: Schwager, ich bin vom Klepper herunter und die Stiegen herauf, ſo flugs mich die Beine wollten tragen. Du biſt in Gefahr, Schwager, das will ich Dir nit verhalten. Sie haben Dich ausgetragen im bündiſchen Lager, als ſtäkeſt Du auch faſt tief in dem Bundſchuh.

Wilhelm von Grumbach: Lug iſt's, gelogen und zehnmal gelogen! Ich bin markgräfiſch geweſt und ein markgräfiſcher Diener.

Lorenz von Hutten: Haſt aber damalen in der

Kapitelſtuben ungeſchickte und ſpitze Worte gered't wider den Biſchof, als wollteſt Du mit dem Ernſt an ihn und ihm das Fell über die Ohren ziehen. Das iſt Dir unvergeſſen, Wilhelm.

Wilhelm von Grumbach, gezwungend lachend: Potz! Habt Ihr ein Haberkorn funden in mein'm Harn und meinet deshalb, ich hab ein Pferd verſchluckt? Was geht mich der bäuriſche Handel an? Iſt wohl ſchwerlich einer im ganzen heiligen Reich, dem der Bauern brüderliche Lieb von Anbeginn ſo gar iſt zuwider geweſt als mir. Ich hab mit meinen natürlichen und leiblichen Geſchwiſtern nit gerne geteilt, geſchweige, daß ich's mit Fremden und dieſen rotzigen Bauern tät.

Lorenz von Hutten: So hätt'ſt Du nit ſollen in der Kapitelſtuben, als ſie mit den Brotmeſſern in die Porten ſtachen, ein Gleiches tun und nit dazu ſprechen: Du ſtächeſt dem Biſchof Konrad von Würzburg mitten ins Herz.

Wilhelm von Grumbach: So ſoll mich doch uf der Stelle der Donner erſchmeißen .... Wo das beſchehn iſt, ſo will ich nit ſelig werden. Und wer mir das einmal ſaget, bei Gottes Stuhl, der ſoll es nit zweimal ſagen. Er ſterb und erſtick an ſeiner teufliſchen, bübiſchen Lüg!

Lorenz von Hutten: So laß es gut ſein, ſie kommen herauf. Aber wenn Dir Dein Leben lieb iſt, verberget den Florian Geyer nit.

Wilhelm von Grumbach: Durchſuchet die Burg von der Turmſtuben bis in die Keller hinunter, von der Kemenaten bis zur Ziſternen, und wenn Ihr ihn findet, ſo laſſet mich in vier Teile ſchneiden, und mag ſie der Henker ufſtecken uf allen vier Ecken meiner Burg und meinen Kopf über den Schweineſtall nageln zu einem Gedächtnis. Ich weiß von dem Florian Geyer nit meh dann Ihr.

Schertlin und **Hartheim** treten gleichzeitig von der Stiege her ein im lebhafteſten Geſpräch miteinander.

Schertlin, laut: So braucht Ihr um deswillen kein Bein meh über ein'n Klepper zu henken. Der Krieg hat ein Loch, er gehet zu Ende.

Lorenz von Hutten, vorſtellend: Dies iſt der ehrenfeſte Herr Sebaſtian Schertlin, jüngſt zu Pavia vom Vice-Re aus Napolis vor dem Schloß eigenhändig zum Ritter geſchlagen.

Schertlin: Ohne Ruhm zu melden, gnädige Frau.

Frau Grumbach: Willkommen, Ritter. Ihr habt Euren Ritterſporn mannlich geführet. Wir haben Eurer Zukunft hie faſt ſehnlich erwartet.

Schertlin: Habt Ihr auch viel gelitten von den bäuriſchen Teufeln?

Wilhelm von Grumbach: Unwiederbringlichen Schaden und Nachteil. Viele Dörfer zerſtöret, zween feſter Häuſer in Grund verbrunnen.

Frau Grumbach: Nehmet doch Platz, Euer Ehrenfeſt, verziehet ein wenig. Ich will gehen und Euch das Bad laſſen richten.

Wilhelm von Grumbach: Tuet doch meinem Hauſe die Ehre an, Ritter.

Schertlin: Dank, feſter Junker. Ich will's wohl annehmen und den Harnaſch ein wenig lockern. Haben tapfer gewerket, ohne Ruhm zu melden.

Schäferhans tritt ein, meldet: Mit Verlaub, feſter Junker!

Wilhelm von Grumbach: Was gibt's?

Schäferhans: Was ſollen wir mit den Bauern tun, die wir eingebracht haben?

Wilhelm von Grumbach: Wieviel ſind ihrer?

Schäferhans: Ob zwanzig hab ich gezählet.

Schertlin: Ihr Herren, laßt es uns halten wie Herr Georg Truchſeß. Wann wir geruhet, geſſen und trunken haben, alsdann die Gefangenen herauf laſſen führen und zu Gericht ſitzen. Daß Dich's blau Feuer. — Wo hab ich Dich ſchon geſehen, Kerl?

Schäferhans: Zu Pavia, Ritter!

Schertlin: Haſt bei Pavia mitgefochten? Brav, Kamerad, wie kommſt Du hierher, Kamerad?

Schäferhans: Ich ſtund bei den Rothenburgern in Sold. Wollten ſie mich mit dem Geſchütz gen Würzburg verſchicken. Sollt allda bäuriſch werden: — das wollt ich nit. Hab meine Nahrung und Brot bishero bei Fürſten und Herren geſucht und gehabt, ſo will ich auch fürder bei heiligen Reichs-Ständen, Fürſten und Herren ſterben und geneſen.

Schertlin: Iſt gut landsknechtiſch geſprochen; biſt ein mannfeſter Kerl! Schäferhans ab.

Kunz von der Mühlen und **Wolf von Kaſtell** treten ebenfalls von der Stiege her ein. Sie disputieren heftig, aber für ſich, ſpähen umher, blicken forſchend auf Grumbach und achten zunächſt der anderen nicht.

Wilhelm von Grumbach, forciert: Glück zu, liebe Geſellen! Zu Kaſtell: Willkommen, Euer Gnaden. Tuet meinem Hauſe die Ehre an. Tretet näher.

Wolf von Kaſtell: Mit Verlaub, Junker von Grumbach, nehmet es uns nit vor übel. Wir haben vor alle Tore und Porten Wachen geſtellt. Ihr habt ohne Zweifel gut Wiſſens, wen wir ſuchen.

Wilhelm von Grumbach: Obgleich ich nit weiß, Ihr Herren, welchem Aechter und Schelm Ihr uf den Ferſen ſeid, auch in keinem Weg denken kann, was Ihr in meinem Haus hoffen könnet zu finden, ſo mögt Ihr doch Eures Gefallens darin verfahren, und wo Ihr Belieben tragt, kein Mauſeloch unbeſehen laſſen in all meiner Burg, Sälen, Kellern und Ställen: ſo helfe mir Gott! Aber itzt ſaget mir zuvörderſt, Ihr Herren, wie ſeid Ihr doch aus der Beſatzung kommen?

Lorenz von Hutten: Blau, Schwager! Das iſt ein faſt trefflich Reiterſtücklein geweſen, von Heinz Truchſeſſen Marſchalk, unternommen mit dreihundert Pferden; ſind von Königshofen her zu uns geritten; funfzig Knechte vor laſſen rücken bis an den lichten Zaun. Haben wir ſie uf ‚Unſrer Frauen Berg' von den Zinnen herab erkennet, eine Stiegen hinunter gelaſſen und den Lienhart Eiſelſtätter mit dreien andern hineingenommen. Haben ſie uns herrlichen Bericht getan und eine ſo überaus ſelige Vertröſtung gemachet, daß alle im Schloß ſchier taumelig ſind worden vor großer Freud und ſchreiende durch die Kammern geloſſen. Denn es was allbereits Lachen verboten geweſt in der Beſatzung, mangelte allbereits Brot, Zumus und Trunk. Was nit meh fern, daß wir hätten unſern eignen Brunnen wiederum müſſen ſaufen. Was dazu Mangels an Pulver und Blei. Hatten uns auch die Bäuriſchen ſchon ein faſt groß Stück unſrer Mauer niedergelegt mit dem Rothenburger Geſchütz, das bös anklopfete. Wacht und Scart hatte viele unſrer Herren und Domherren uf den Tod matt und müde gemachet, hätten einen zweeten Sturm wahrlich nit können aushalten. So aber was Hilf in der Not kommen. Mußte der Türmer uf'm mittleren Turm alsbald den Bauern das Liedlein blaſen:

Hat Dich der Schimpf gereuen,
So zeug Du wieder heim.

Der vordere Türmer jubelnde und ſchreiende uf die Schütt geführet, daß er den Würzburgern uffſpielete unten in der Stadt. Das hat er mit Freud getan und ihnen den armen Judas gar hell und ſchmetternd mit ſeiner Trummeten zu hören geben. Wir aber, der Kunz von der Mühlen, der Wolf von Kaſtell und ich, wir kunnten uns nit meh halten. Wir wollten daran und die Letze mit helfen werken und ſchlagen. So ſind wir dann mit den Bündiſchen aus der Burg geſtiegen, und iſt uns auch richtig zuteil worden, was wir begehret. Den härteſten Strauß im freien Felde mitgefochten zu guter Letzt. Iſt im ganzen, bäuriſchen Krieg kein ſo hartes Treffen geweſt als um Ingolſtadt.

Frau Grumbach: Hab das Schießen gehöret, Ihr Herren! Schertlin iſt inmitten der Erzählung von Grumbach hinausgeführt worden.

Wolf von Kaſtell, wütend: Und ich ſag und behaupt, die Schanze iſt dannoch mit nichten gewonnen, ſo lang wir den Geyer nit niedergeworfen. Frau Grumbach ab.

Lorenz von Hutten, bevor er aus einer großen Weinkanne trinkt, die eine Magd auf den Tiſch geſtellt hat: Es gibt ihrer genung, die uf der Meinung verharren, der Geyer ſei überhaupt nit bei dem Treffen geweſt.

Kunz von der Mühlen: Mit meinen Augen hab ich den Geyer ſehen fechten uf der Mauer. Zwier hab ich nach ihm gehauen und ihn getroffen zwiſchen Handſchuh und Armzeug. Junker, ich kenne den Geyer allzuwohl, hab auch ſeine helle Stimme gehöret, da wir zu allererſt den Sturm wider das Schlößlein zu Ingolſtadt antraten und noch weit im Felde liefen.

Wolf von Kaſtell: Der Geyer iſt dabei geweſt oder nennet mich ſelbſt einen ſchwarzen Bauern. Kein anderer als er iſt es geweſt, der das Häuflein geführet und ins Ingolſtädter Schlößlein geworfen; hätten uns ſchwerlich ſo hart Widerſtand getan, uns den Graben voll Toter gelaſſen. Wo aber der Geyer ſich aus dem Handel ſchleifet, ſo haben wir den Bundſchuh zum andern Mal, bevor ein Jahr ins Land gehet.

Wilhelm von Grumbach erſcheint in der geöffneten Saaltür, aus der Licht ſtrömt: Ihr Herren, Speiſ' und Trank ſtehet ſchon uf'm Tiſch. So ſeid gebeten und tut meiner Küchen die Ehre an. Der Allmächtige ſei mein Zeuge, daß ich lieber uf'm Gaul ſaß und mich brauchete im Dienſte Rechtens und wahrer evangeliſcher Freiheit. Dieweil Ihr aber die Viktorie gewunnen habt ohne mich, die Bauern mit blutigen Köpfen heimgeſchickt, iſt meine Meinung, daß wir eine kleine Freud und Gelage anſtellen und nach ſo langer Not und Fahr es uns ein wenig wohl ſein laſſen bei Wein und Schmaus. Die Ritter folgen ſchweigend Grumbach in den Speiſeſaal. Man hört nun das Geräuſch der im Nebenzimmer Tafelnden. Einige Schüſſe in der Ferne und am Ende das Getrappel von vielen Menſchen, welche die Wendeltreppe heraufkommen. Hierauf wird **Schäferhans** ſichtbar, der in die Treppe zurückſchreit, während er an einem Strick den erſten gefangenen Bauern herauszieht.

Schäferhans: Verdammte Hautzen herauf, der Galgen iſt oben, der Dalinger ſteht dabei. Steh ſtill, Horck!

Etwa fünfzehn zerlumpte, zitternde, auf den Tod verängſtete **Bauern** und eine **Bäuerin**, darunter fünf oder ſechs mit einem weißen Stab in der Hand, werden von zwei **Reiſigen** hereingetrieben. Einem jeden ſind die Hände zuſammengebunden, und ein jeder iſt genötigt, mit dieſen gebundenen Händen ſeine Hoſen zu halten, die ſonſt herabfallen würden.

Schäferhans, zu demjenigen Bauern, den er an einer Schlinge um den Hals führt: Jetzt ſollt Ihr granten lernen, aber die Füße auf ein glühendes Roſt geſetzet.

Erſter Bauer, blödſinnig vor Angſt: Batienzia, Fintzi, Domine.

Schäferhans: Gelobet wohl der heiligen Jungfrau ein Licht ſo lang wie der Münſter zu Straßburg.

Erſter Bauer: Du biſt ein Chriſt, Herr. Hier iſt das Stäblein, der Truchſeß hat mich begnadigt.

Schäferhans: Potz Zucker, was gehet mich das an? Du biſt verloren wie eines Juden Seel. Er ſchlägt ihm den weißen Stab aus der Hand.

Erſter Reiſiger: Der iſt des Teufels, der einen Bauern leben läßt. Ich hab ihrer ob zwanzig kalt gemacht.

Zweiter Reiſiger: Iſt ein verzagt ſchlecht Volk, laſſen ſich verſchlingen als die Kaninchen.

Erſter Reiſiger: Haben ſie von den Bäumen geſchoſſen, daß ſie herab ſind fallen wie die Störch ab den Neſtern.

Zweiter Reiſiger: Hatte ein Häuflein verfolgt bis gen Gibelſtadt mit mein'm Rennfähnlein. Iſt Lachen verboten geweſt. Krochen ſie unters Geſträuch, etliche in die Hecken innen uf'm Schloßgraben. Konnten wir mit den Gäulen nit ankommen. Haben wir ihnen zugeſchrieen, welcher unter ihnen die andern zu Tod könnte ſtechen, dem wollten wir Leib und Leben verſichern.

Schäferhans: Potz! Daß Dich der Donner erſchmeiß.

Zweiter Reiſiger: Erhub ſich ein Kerl und unterſtund ſich der Sache. Stach alſo uf ſeine bäueriſchen Brüder ein, als wären es Kälber und Ferkel geweſt. Tat ihrer fünfe kurz ab. Der ſechſte aber, der wollt nit daran, ſtellete ſich meiſterlich und kamen die beiden in ein Ringen, herum Lottel, hinum Trottel; was ſpaßhaft zu ſchauen.

Und als ſie ganz wohl in einander gemengelt und verſtricket, traten ſie fehl von ungefähr, rolleten die Böſchung hinab in den Graben und verſoffen beede.

Wolf von Kaſtell, angetrunken, unruhig, kommt aus dem Saal: Oha! — Brüder Hundsfötter, kommt Ihr, kriecht Ihr zu Kreuze? Ein jeder unter Euch Buben weiß, daß er itzt ſterben muß. Aber wo Ihr nit voll herausgehet mit der lauteren Wahrheit, ſo wird man Euch dermaßen ſtrecken und peinlich verhören ..... Red Du da, wo haſt Du den Florian Geyer zuletzt geſehen?

Schäferhans: Der Geyer iſt ein Höfling, ein Suppierer, ein Scheißling.

Wolf von Kaſtell: Hundert Gulden ſind uf des Geyers Kopf geſetzt. Hundertfünfzig, wer ihn dem Truchſeſſen lebendig bringt.

Schäferhans: Potz, ſo wollt ich, daß ich ſchon mein Maß Wein und kalt Fleiſch im Bauche hätt. Ich will Hunde nehmen und uf ihn Jagd machen, und wo ich ihn finde, will ich mein Meſſer in ſein Herz ſtoßen und ſein's Bluts mit hohen Freuden trinken.

Wolf von Kaſtell: Wo haſt Du den Geyer zuletzt geſehen?

Erſter Bauer: Als wir mit ganzem hellem Haufen von Würzburg waren ufgebrochen, in Meinung, den Brüdern gen Königshofen zuzuziehen, zogen wir hinaus und bei Heidingsfeld die Stiegen hinauf. Als wir hinauf waren, kam einer uf'n Gaul überzwerg dahergerennet. Iſt der Geyer geweſt.

Lorenz von Hutten, *angetrunken in der Saaltür:* Wulf, ich trink uf den Schwäbiſchen Bund, ſo wie er itzt iſt, und ſo lang er nit wider den gemeinen Adel zu Felde zieht.

Wolf von Kaſtell: Ich tu Dir Beſcheid. Aber itz tu ein Ding und tritt her, der Bruder Schmalzbettler wird Dich berichten, ob der Geyer im Treffen geweſt iſt oder nit.

Lorenz von Hutten: Red Du, Landſchelm!

Erſter Bauer: So helfe mir Gott, ich weiß nit meh. Bald darnach fielen des Truchſeſſen Reiter in uns. Entſtund Feindsgeſchrei: flieht, liebe fromme bäuriſche Brüder, und fing ſich das große Fliehen an.

Wilhelm von Grumbach: Ihr Herren, laufet Ihr von der Krippen? Es iſt neuer Wein kommen, und das Spanferkel ſteht uf'm Tiſch. *Mit dem Humpen hereintretend, ſingt er:* ‚O Du armer Judas, was haſt Du getan.' *Roh herauslachend:* Potz Lung, wie ſeht Ihr doch aus, liebe evangeliſche Brüder! — Oha! Wollen Euch die Hoſen nit oben bleiben?

Schäferhans: Ich hab ihnen die Neſtel aus den Hoſen gemacht, feſter Junker, ſo können ſie nit davonlaufen. *Die Ritter lachen wüſt.*

Schertlin, *betrunken, tritt auch herein und herzu:* Keinnutziges Lauszeug, iſt nichts zu erarnen an Euch für ein'n Reutersmann. Da Ihr niedergelegt ſeid, aus der Gnade Gottes und Eurer an ſechzigtauſend zu Tode geſchlagen mit Gottes Hilf, muß einer zufrieden ſein, fähret ſo arm heim, als er ausfuhr.

Wolf von Kaſtell: Habt Ihr nit kurze böhmiſche Schwerter zur Hand, zum Hände abhauen?

Die Bauern fallen zitternd und wimmernd auf die Kniee.

Schertlin: Ihr wiſſet, was der Luther geſagt und geſchrieben: wer Mitleid mit dieſen ſchwarzen bäuriſchen Teufeln hat, mit dem hat Gott kein Mitleid!

Alle Bauern, durcheinander: Erbarmet Euch unſer, Ihr Herren, wir ſind begnadete Leut.

Schäferhans: Aufſchneider, Bettdrücker, Lügner, Bärenhäuter! Ihr lügt.

Wolf von Kaſtell, die Reitknute in der Hand: Itzt rund heraus. Redet, Ihr Hautzen. Wieviel Türen ſoll der Edelmann haben, he? Antwort: ſoviel er will.

Die Bauern: Soviel er will. Lachende Ritter.

Wolf von Kaſtell: Wieviel feſte Häuſer darf der Edelmann haben?

Die Bauern: Soviel ihm beliebt.

Wolf von Kaſtell, auf die Bauern einknallend: He! Halloh! Huſſa ho! Stoß Euch die rote Ruhr!

Lorenz von Hutten, auch mit der Peitſche auf ſie einhauend: Schwarze Hunde!

Schertlin, wie Hutten: Erznarren, Kujone.

Wilhelm von Grumbach, wie Hutten: Hundsfötter, Buben, ins Loch mit ihnen! Sie haben in Gemeinſchaft mit den Reiſigen die Bauern hinausgeprügelt. Erſchöpfung, wüſtes, trunkenes Gelächter und Stärkung durch einen Trunk.

Schertlin: Wohlan, fromme Geſellen! So laſſet uns nach der Arbeit ein wenig ‚Deutſch-Herren‘ ſpielen.

Kunz von der Mühlen ſpricht im Abgehen:

Kleider aus und Kleider an,
Eſſen, trinken, ſchlafen gahn,
Das iſt die Arbeit, ſo die Deutſch-Herren han.

Schertlin: Ihr Herren, wo machen wir hernacher den Mummplatz?

Wolf von Kaſtell: Wollt Ihr würfeln?

Schertlin: Was eine ſeltſame Frag? Sollen Kriegsleut ein Gelag haben, und keine Würfel dabei ſein?

Alle ab in den Speiſeſaal, wo ſie alsbald zu ſingen beginnen:

Wir haben keine Sorgen
Wohl um das Röm'ſche Reich,
Es ſterb heut oder morgen,
Das gilt uns alles gleich.

Marei ſchleicht ängſtlich und vorſichtig herein. Sie ſtutzt, als ſie die Zurufe im Nebenzimmer vernimmt. Sie will zurück, von wo ſie gekommen, ſtutzt aber wieder und horcht. Schwaches Eiſengeräuſch eines langſam die Wendeltreppe aufſteigenden Gewappneten wird hörbar. Marei, ſeltſam unſicher geworden, weiß nicht, ob ſie bleiben oder flüchten ſoll, und ſchließlich weicht ſie zurück, ins fernſte Dunkel. Nun ſieht man einen ſchwarzen **Ritter** die letzten Stufen der Treppe mühſelig heraufwanken. Er hält ſich an einen Türpfoſten. Das Viſier iſt geſchloſſen. Mit letzter Anſtrengung verſucht er den Helm loszuſchnallen.

Marei, leiſe: Kapitän!

Geyer ſtutzt.

Marei, lauter: Kapitän!

Geyer öffnet mühſam das Viſier.

Marei: Kapitän! Schon iſt ſie bei ihm und bemüht, ihm den Helm abzunehmen.

Geyer lallt: Schnall mir den Helm ab.

Marei: Kapitän, Du mußt fort, Du kannſt hier nit bleiben.

Geyer: Still!

Marei ſchlägt ſich die Hand vor den Mund. Geyer will ſprechen, vermag es nicht. Marei ſtützt ihn und forſcht ängſtlich. Geyer deutet auf etwas. Marei ratlos. Endlich verſteht ſie. Auf dem Tiſch ſteht eine Weinkanne, dorthin leitet ſie den Kraftloſen. Er kann nicht weiter. Blitzſchnell bringt ſie den Weinkrug. Er greift lechzend darnach, umklammert ihn und trinkt gierig. Sie unterſtützt den Krug wie einem Kinde. Geyer iſt auf ein Knie geſunken, ſetzt ab, wimmert und trinkt wieder, dann gleitet er auf die Erde. Mit dem Rücken gegen einen Stuhl ſitzt er, legt den Kopf hintenüber, öffnet den Mund und holt tief Atem.

Marei iſt ratlos, erſchrickt, als er die Augen ſchließt, kniet neben ihn und haſtet ihm zu: Kapitän, Du mußt fort, Tod und Verderben iſt hie.

Geyer öffnet die Augen: Wo bin ich?

Marei: Zu Rimpar biſt Du, und bündiſche Reiter ſind hie.

Geyer: Ich — bin — wohl — ſchon — tot?

Marei: Kapitän, Du mußt fort, ſo wahr ich lebe, Kapitän; ſonſt iſt es zu ſpat.

Geyer lächelt und ſieht ſie groß und tief an: Ich bin zufrieden hie.

Lorenz von Hutten kommt hereingeſchrieen und gepoltert: Ein ſchön Spiel, ein verfluchtes Spiel. Wie nennt Ihr das Spiel, Ihr Herrn? Iſt das das Maiſlen? Ei, ſo mag der Teufel das Maiſlen ſpielen, ich hab einen ganzen

Hirſebrei ins Geſicht bekommen. Er ſäubert ſich am Fenſter. Höllengelächter im Nebenzimmer. Ohne Geyer zu bemerken, geht er wieder ab.

Geyer, bei Beſinnung: Bündiſche ſind hie? Er erhebt ſich mühſam.

Marei: Ich weiß, wo die Pferde ſind, Kapitän. Die Knechte ſind trunken, beſorgen nichts Übles!

Geyer: War das nit der Lorenz von Hutten?

Marei: Ich weiß nit!

Wilhelm von Grumbach, angetrunken, tritt auf: Kotz, Dirne, was tuſt Du hier?

Geyer: Wilhelm!

Wilhelm von Grumbach, aufs tiefſte erſchrocken: Was? Wer? Wer biſt Du, was willſt Du?

Geyer: Kennſt mich nit?

Wilhelm von Grumbach: Wer biſt Du? Was willſt Du? Ich kenne Dich nit!

Geyer: Haſt kurze Gedanken, ſo Du mich nit kennſt.

Wilhelm von Grumbach: Kotz, kurze Gedanken, lange Gedanken, was geht das mich an? Soll ich mich lebendig laſſen vierteilen und meinen Leichnam vom Schinder zu Aſche verbrennen? Da ſiehe Du zu, ich kenne Dich nit!

Geyer: Es iſt um ein Stündlein Schlafs zu tun.

Wilhelm von Grumbach: Ich kenne Dich nit. Was willſt Du bei mir? Weiß bloß von einem, der ſich vermeſſen hat, daß er wollt aufſpielen, daß Fürſten und Pfaffen ſollten das Tanzen lernen. Aber er kunnt nit recht ſpielen, und ſo ſchlug man ihm die Lauten am Kopf entzwei. Itzt haben die Fürſten und Pfaffen das Spiel angehoben ...

Geyer: Ich weiß, ich weiß, es gibt Blut und Geld.

Wilhelm von Grumbach: Was willſt Du hie, was kommſt Du zu mir? Soll ich Dein entgelten? Willſt mir den Bluthund, den Truchſeß, vollends uf'n Hals hetzen? Man hat mich ausgetragen genung, als ſtäke ich auch in dem Handel. Hab aber nie nit darin geſteckt. Bin nie kein Schwarzer geweſt.

Geyer: Wilhelm, es iſt um ein Stündlein Schlafes zu tun! Alsdann will ich auf und Dir nie wieder unter die Augen treten. Aber itzt bin ich kraftlos, ein Kind kann mich fällen.

Wilhelm von Grumbach: Ich kann Dich nit hauſen und hofen, es geht mir ans Leben.

Geyer: Wenn ich dann fort ſoll, willſt Du mir nit nach deutſchem Brauch eine andere Herberge weiſen?

Wilhelm von Grumbach: Ich weiß keine andere, ich kenne Dich nit. Wer hat Dich den Handel anfahen heißen? Itzt iſt Dir der Tod näher dann das Leben.

Geyer: Ein Mönch in einem Kloſter überwähret viele Kriegsleut! Gehab Dich wohl! — Biſt Du nit evangeliſch geweſt?

Wilhelm von Grumbach: Lutheriſch bin ich geweſt, nit aber Karlſtattiſch oder gar Münzeriſch. So halt ich auch itzt feſt an Gottes Wort, wie der Luther feſthält daran.

Geyer: Brocken und Grumpen wird er davonbringen.

Wilhelm von Grumbach: Wo willſt Du hin?

Geyer: O, liebe Deutſche! Dank bei den Deutſchen iſt nit zu erjagen. Leb wohl!

Wilhelm von Grumbach: Kannſt Du mir Uebles nachreden, habe ich es je mit den Bäuriſchen gehalten?

Geyer: Weiß Gott, was ich kann und was ich nit kann. Vier Tag hab ich nit geruht. Gewerkt hab ich wider die Bündiſchen, bis alle Glieder mir abſtarben. Wir haben die Schanz gehalten, im Schlößlein zu Ingolſtadt, bis uns das Pulver ausging; alsdann haben wir uns gewehrt mit Händen und Zähnen. Was überblieb, iſt in ein'n Keller krochen und den verrammelt. Haben ſie Pulver in die Mordgruben geſchüttet und das angezündet. Wilhelm, wenn mich der Henker itzt an der Bank ſtreckt, ſo kann ich für mein Urgeſicht nicht einſtehn.

Wilhelm von Grumbach, mit plötzlichem Entſchluß: Komm! geh dort hinein! Kann ich Hunde und Katzen leiden, ſo kann ich Dich auch eine Nacht leiden; aber mit dem früheſten drehe Dich aus.

Geyer zögert, ehe er durch die ihm geöffnete Tür links geht.

Wilhelm von Grumbach: Potz, willſt Du nit?

Geyer, bedeutſam: Ich liege und ſchlafe ganz mit Frieden, denn allein Du, Herr . . . Ab mit Marei und Grumbach.

Frau Grumbach, haſtig herein: Wilhelm!

Wilhelm von Grumbach kommt wieder: Rufſt Du mir?

Frau Grumbach: Was tuſt Du da drin?

Wilhelm von Grumbach: Nichts!

Frau Grumbach: Die Mägde haben einen im ſchwarzen Harniſch ſehen den Wendelſtein hinaufgehen.

Wilhelm von Grumbach: Nu und? Sind nit Geharniſchte meh dann zuviel im Schloß?

Frau Grumbach: Haſt Du nichts nit bemerkt?

Wilhelm von Grumbach, heftig: Ei, nein!

Frau Grumbach, erſchreckt und voll Ahnung: Wilhelm!

Wilhelm von Grumbach: Was willſt Du von mir?

Frau Grumbach: Du haſt den Ritter geſehen?

Wilhelm von Grumbach: In's Teufels Namen, ſo hab ich den Ritter geſehn! Itzt halt Dein Maul und laß mich zufrieden!

Frau Grumbach: Du weißt, wer der Ritter iſt.

Wilhelm von Grumbach: Ich weiß es nit, ich kenn ihn nit.

Frau Grumbach, faſt weinend: Um Gottes und aller Heiligen willen, verbirg ihn nit.

Wilhelm von Grumbach: Soll ich die Blutſchuld uf mich laden?

Frau Grumbach: Sein Blut ſoll über mich gehn, Wilhelm! Denk an Dein Weib und Kind. Du biſt dem Biſchof im Weg. ...

Wilhelm von Grumbach, da die Ritter im Begriff ſind, einzutreten, ſtößt ſeine Frau zurück: Hölle und Teufel!

Schertlin, ohne Harniſch, erſcheint, den dreijährigen Buben Grumbachs im Arm, in der Saaltür rechts: Je jene, je jene! Juch! Halloh! Ihn auf dem Arm hereintragend:

Willſt Du Dich ernähren
Du junger Edelmann!
Folg Du meiner Lehren,
Sitz uf, trab zum Bann!
Wenn der Bauer zu Holze fährt,
So greif ihn freislich an,
Derwiſch ihn bei dem Kragen,
Erfreu das Herze Din,
Nimm ihm, was er habe,
Spann aus die Pferdlein ſin,
Sei friſch und dazu unverzagt.
Wenn er nummen Pfennig hat,
So reiß ihm d' Gurgel ab.

Als ich an ſeiner Kammer vorüberging, gnädige Frau, ſchlug er mörderlich Lärm, ſchrie nach der Mutter. Bin ich hinein in die Stuben und war alles gut. Kunnt aber nit wieder heraus, mußt ihn dann mit mir nehmen. Ei, potz! — Was Augen macht doch das Junkerlein! Potz Zähholz, ſchau Dich um. Hab auch ſo ein'n Sohn, als Du einer biſt. Hat mir im Mutterleib drei ſeidne Wämſer gewunnen. Sie haben mit mir gewett't: es werd eine Tochter.

Frau Grumbach empfängt den Hemdenmatz und entfernt ſich ſchnell mit ihm.

Kunz von der Mühlen iſt gekommen mit Hartheim, Kaſtell und Hutten: Ihr Herren, die Würfel ſind hie.

Schertlin: Ohne Ruhm zu melden, Ihr werdet gut tun, Junker, wo Ihr Euch mit den Würfeln nit an mich getrauet. Vor noch nit zwo Tagen hab ich dem Truchſeſſen im Läger fünfzig Floren abgenommen.

Wolf von Kaſtell: Aber dreißig davon hab ich den nächſten Tag für mich eingeheimſet.

Schertlin: Potz Zucker! Ich war ohne Luſt am Spiel, faſt hungrig und ungeduldig, ſuſt hättet Ihr mir wohl nit einen Weißpfennig mögen abnehmen. Zu Hutten: Ritter! ich trink Eure Geſundheit. Er trinkt.

Wolf von Kaſtell: Er iſt faſt müde und voll, wird Euch ſchwerlich Beſcheid tun. Und Ihr, Junker von Hartheim, Euch iſt der Wein auch bös in Kopf krochen, als mir ſcheinet.

Hartheim: Zwanzig Florin, wo Ihr nit eh unter den Tiſch fallt als ich.

Schertlin: Ausfechten, ausfechten!

Wolf von Kaſtell: Ich tu Euch Beſcheid, als viel Ihr wollt.

Schertlin: Ausfechten, ausfechten! Schertlin, Hartheim, Kaſtell, von der Mühlen und Grumbach zurück in den Speiſeſaal. Hutten iſt, den Kopf auf den Tiſch gelegt, eingeſchlafen.

Frau Grumbach herein und zu Hutten: Lorenz! Lorenz!

Lorenz von Hutten grunzt.

Frau Grumbach: Lorenz! Lorenz! Der Florian Geyer iſt hie!

Lorenz von Hutten fährt auf: Wer? Wo? Der Florian Geyer?

Frau Grumbach: Ja, Lorenz!

Lorenz von Hutten: Itzt auf einmal?

Frau Grumbach: Er iſt auf der Flucht, Lorenz, und eben herein.

Lorenz von Hutten: Wo? Ich werf ihn nieder, ich werf ihn allein nieder.

Frau Grumbach: Leid Dich, um Gottes willen, ſtill, ſtill!

Wilhelm von Grumbach kommt.

Lorenz von Hutten: Wilhelm, wo iſt er?

Wilhelm von Grumbach: Wer?

Lorenz von Hutten: Der Geyer!

Wilhelm von Grumbach: Ei, fragſt Du mich wieder?

Lorenz von Hutten: Wilhelm, red oder ich ſchlag Lärm! Nieder mit dem Geyer! Er hat franzöſiſchen Sold gehabt und hat den Herzog und Henker von Württemberg wollen zu einem Kaiſer machen. Er hat meinem Todfeind gedient, er muß ſterben!

Hartheim kommt: Was gibt's, Ihr Herren?

Lorenz von Hutten: Der Florian Geyer iſt im Haus.

Hartheim: Der Geyer? Waffen! Er ſtürzt ab.

Schertlin kommt: Der Geyer iſt hie?

Wilhelm von Grumbach: Ihr Herrn, nehmt Vernunft an; bedenkt, wer er iſt; mäßigt Euch! Ich kann ihn nit hauſen und hofen, ich kann ihn nit ſchützen und will es auch nit; ſo ſorget, daß er Euch nit entſchlüpft.

Schertlin: Die Pforten beſetzen! Waffen! Knechte!

Er ſtürzt ab. Große Verwirrung.

Hartheim, wiedergekehrt: Wo iſt mein Helm?

Schertlin, nur zum Teil geharniſcht, wüſt, halb nüchtern, wieder herein: Die Knechte! Die Knechte!

Hartheim: Die Knechte ſind toll und voll geſoffen, liegen auf dem Rücken und ſchnarchen.

Schertlin: Schlaget Lärm!

Frau Grumbach: Nit Lärm ſchlagen, Ritter!

Lorenz von Hutten, zum Teil gewappnet, kehrt wieder: Wo iſt itzt der Geyer? Ich bin gefaßt.

Schäferhans erſcheint an der Treppentür.

Schertlin, zu Schäferhans: Betrunkene Kanaillen, wollt Ihr aufwachen?

Wilhelm von Grumbach hat ſich davongeſchlichen.

Lorenz von Hutten: Wilhelm! Wo biſt Du?

Schertlin: Wo iſt der Junker?

Kunz von der Mühlen: Wo iſt der Geyer?

Frau Grumbach gebietet durch eine Bewegung Stille, geht zu der Tür, hinter der Geyer verſchwunden iſt, und deutet mit der Hand darauf, dann verſchwindet ſie. Die halbtrunkenen Ritter faſſen ihre Schwerter feſt und nähern ſich vorſichtig der Tür. Stille. Spannung. Da öffnet ſich die Tür; Geflüſter der Ritter. Marei tritt heraus und wieder zurück. Im nächſten Moment kommt ſie ganz heraus; in der Mitte des Zimmers wird ſie gepackt und erſtochen.

Marei, ſterbend: Kapitän! Rettio! Mordio! Mörder!

Schertlin: Itzt nit gezögert, faßt Eure Wehren feſt!

Lorenz von Hutten ſchleicht ganz nahe der Tür und will gerade ſeine Hand auf die Klinke legen, als die Tür von innen gewaltſam aufgetreten wird. Mit dem Stumpf der ſchwarzen Fahne in der Linken und dem entblößten Schwert in der Rechten ſteht Geyer in dem Türrahmen. Alle prallen zurück. Stolz, kalt und gefährlich iſt ſein Blick, als er mit eiſiger Ruhe fragt.

Geyer: Wen ſuchet Ihr?

Die Ritter ſchweigen.

Geyer: Wen ſuchet Ihr?

Schertlin: Den Florian Geyer von Giebelſtatt.

Geyer, vorſchreitend: Der bin ich, wer ſeid Ihr?

Schertlin: Kennſt Du mich nit?

Geyer: Nein!

Schertlin: Kennſt Du den Sebaſtian Schertlin nit, von Pavia her?

Geyer: Sollt ich jeden Raufbold und Finanzer kennen, der in des Frundsbergers Troſſe läuft?

Lorenz von Hutten: Kennſt Du mich auch nit?

Geyer: Du biſt ein Pfaffenknecht.

Lorenz von Hutten: Lorenz von Hutten iſt mein Name.

Geyer: So ſchäme Dich für den Teufel, wenn Du eine ehrliche, deutſche Ader im Leibe haſt.

Lorenz von Hutten: Potz Marter! Rühmeſt Du Dich, des Ulrich von Hutten Freund zu ſein, und dieneſt dem Herzog und Henker von Württemberg, ſeinem ſchlimmſten Feind?

Geyer: Nichts ohne Urſach! als der Sickingen ſterbend geſagt hat.

Hartheim: Kurzum, was redet Ihr viel daher? Gebt Euch in Gnad und Ungnad.

Geyer lacht in unſäglicher Geringſchätzung.

Hartheim: Gebt Euch in Gnad und Ungnad! Gebt Euch gutwillig, Ritter, ſuſt —

Geyer: He! Du! mit Deinem ſpaniſchen Pfauentritt, bleib mir vom Leib! Hältſt Du mich nit für Manns genug, mich wider Gewalt zu ſetzen, daß Du mir den Tod dräueſt gleich einer feiſten Gans?

Wolf von Kaſtell: Du kannſt nit wider Gottes Strafe fechten.

Schertlin: Gebt Euch in Gnad und Ungnad! Ihr ſeid dieſer bäuriſchen Ufruhr Haupt- und Anführer geweſt. Die armen Leute verführet zu Schmach, Not und Verderben.

Geyer *lacht.*

Wolf von Kaſtell: Ihr habt Euch wider Recht, Ordnung, Gerechtigkeit und das göttliche Wort geſetzet.

Geyer, *den Rücken durch die Wand gedeckt, lacht abermals.*

Schertlin: Zum letzten Male, Ritter: ergebt Euch in Gnad und Ungnad! Tut das Schwert weg!

Geyer, *in Kampfſtellung, furchtbar:* Her!

Lorenz von Hutten: Dran!

Schertlin: Halt!

Die Ritter beraten leiſe, indeſſen hat **Schäferhans**, *im Hintergrund ſtehend ſeine Armbruſt aufgebracht und mehrmals auf Geyer angelegt.*

Geyer, *in ſich verſunken, ſchreit plötzlich laut und übermenſchlich:* Judas! Judas! — —

Lorenz von Hutten: Schreieſt Du itzt wie ein Brüllochs!? Du biſt der Judas! Kein andrer als Du. Biſt

Du nit am gemeinen Adel zum Judas geworden? Deine Mutter weinet die Augen aus, Dein Vater fähret mit Gram in die Grube ...

Geyer, wie abweſend: Ich bin der Letzte meines Schilds und Helms.

Wolf von Kaſtell: Was ſagt er da? Verhüt es Gott, es ſind ehrliche Ritter und Reuter Deines Namens genung überblieben.

Schertlin: Im Namen des Truchſeſſen von Waldburg, Gubernator von Württemberg ...

Lorenz von Hutten: Im Namen des oberſten Feldhauptmannes ...

Geyer: Ich nehm ihn für einen Metzger, Schinder, Kuppler und Schelm und Euch für Schindhunde, Markſäuger, Neidhunde und naſſe Buben ...

Ritter: Schlagt tot! Schlagt tot!

Geyer: Her! Her!

Lorenz von Hutten: Bauer, gib Frieden!

Geyer: Ziska und die Freiheit! Her!

Schäferhans drückt auf Geyer ab.

Geyer ſinkt tödlich getroffen, ſtarr, gerade, mit einem haßerfüllten Blick vornüber und iſt nicht mehr.

Lorenz von Hutten, wie die übrigen Ritter verblüfft und erſchrocken: Kotz! was war das?

Schertlin: Bei meinem Eid, Ihr Herren ...

Wolf von Kaſtell: Nit zu nahe, Junker.

Schäferhans fällt über den Toten her wie über ein erlegtes Wild.

Hartheim: Iſt er tot?

Schäferhans: Wird wohl. Hab nie keinen beſſren Schuß getan.

Schertlin: Du, Bluthund, haſt ihn gefällt.

Schäferhans, Geyern den Bruſtharniſch losſchnallend: Sollt ich nit? Hat nit der Truchſeß hundert Floren geſetzt uf ſeinen Kopf?

Kunz von der Mühlen, zum Fenſter hinaus ſchreiend: Der Florian Geyer iſt tot! Stoßt in die Trometen! Der Florian Geyer iſt tot!

Wolf von Kaſtell: Die Gäule heraus! Auf! und laſſet uns die fröhliche Botſchaft ins Läger bringen.

Lorenz von Hutten: Laß mir das Schwert, Bruder Veit, ſo ſoll Dir Dein Geld werden. Ich will für Dich werben beim Truchſeſſen. Er nimmt das Schwert.

Schertlin: So wahr mir Gott helfe, eine herrliche Wehr!

Wolf von Kaſtell, auch das Schwert beſchauend: Es iſt ein Spruch in den Knauf geritzt.

Lorenz von Hutten lieſt ab: Nulla crux, nulla corona.

Kunz von der Mühlen, am Fenſter, ruft: Saſſa! der Florian Geyer iſt tot.

Fanfare unten im Hof.

Der Vorhang fällt.

Elga

Sechs Szenen

Den nachfolgenden Szenen liegt eine Novelle Grillparzers zu Grunde.

Dramatis personae

Ein Ritter
Der Diener des Ritters
Ein Mönch, ehemals Graf Starſchenski
Geſtalten im Traum des Ritters:
Graf Starſchenski
Marina, ſeine Mutter
Elga, ſeine Frau
Klein Elga, ſein Töchterchen
Die Amme
Dimitri
Griſchka } aus dem Hauſe Laſchek, Elgas Brüder
Oginski, Elgas Vetter
Timoska, Hausverwalter
Dortka, Elgas Kammerzofe
Erſter Diener
Zweiter Diener } des Grafen Starſchenski

Erſte Szene

Ernſter, hoher Raum in einem Kloſter; in einer Wandvertiefung ein altertümliches Bett hinter dunklen Vorhängen. Es iſt auch ein großer Kamin da. Das hohe Fenſter ſteht offen. Abenddämmerung. Ein Ritter, wie er vom Pferde geſtiegen iſt, und ſein Diener, der Mäntel, Reiſedecken und Zaumzeug hereinträgt.

Der Ritter: Ich dachte ſchon, wir würden heute im Freien nächtigen müſſen. So haben wir es ja noch gut genug getroffen.

Der Diener: Ja, Herr.

Der Ritter: Das Zimmer iſt klein, aber das Bett ſcheint gut. Sogar einen Kamin haben wir.

Der Diener: Der Knecht, der mir die Pferde abnahm und ins Dorf führte, hat ſich, als er mir die Sättel hier herein tragen half, vielmals bekreuzt. Der Dummkopf meinte, daß es in dieſem Gemache manchmal nicht recht geheuer ſei.

Der Ritter: Ha, ha! Fürchteſt Du Dich? Uebrigens für den Notfall: es gibt Geſpenſter von Fleiſch und Blut, lege mir die Piſtolen neben das Bett. — Es iſt übrigens ein recht ſeltſames Bett, muß man ſagen.

Der Diener: Ja, recht ſeltſam.

Der Ritter: Am Ende ſieht es viel mehr einem Sarge ähnlich als einem Bett. Schlage die Vorhänge lieber zurück! Viel lieber mag mir der Mond mitten hinein ſcheinen ins Geſicht, als daß ich hinter dieſen kohlſchwarzen Tüchern erſticke. — Langt unſer Wein noch?

Der Diener: Morgen ſind wir in Warſchau. Bis dahin langt er gewiß. In Warſchau müſſen wir neuen kaufen.

Der Ritter: Es ſcheint mir ein altes Turmgemach, Peter, die Wände ſind rund.

Der Diener: Ja, Herr! So ſagte der Knecht. Und er ſagte noch dieſes, Herr: der alte Turm ſei lange vor dem Kloſter geweſen, und das Kloſter ſei an ihn und um ihn herum gebaut.

Der Ritter, einen frugalen Imbiß beiſeite ſchiebend: Räume weg, ich habe genug. Nur den Becher laß ſtehen und die Kanne. — Jetzt lege Dich ſchlafen, Peter, und morgen vor Sonnenaufgang weckſt Du mich. — O heilige Maria: ich wünſchte, wir wären wieder daheim! — Gute Nacht.

Der Diener hat ſich entfernt. Mit aufgeſtütztem Ellenbogen ſitzt der Ritter am runden Tiſch. Immer klarer und heller dringt Mondlicht ſchräg durch das Fenſter herein. Da erſcheint ein **Mönch** in der Tür, eine Laſt Reiſig tragend.

Der Mönch, mit leiſer Stimme: Verzeiht! — Er begibt ſich an den Kamin, legt die Bürde ab und beginnt alsdann, Scheite und Reiſig für das Feuer zurechtzuſchichten.

Der Ritter: Wer kommt noch ſo ſpät? Ach, Ihr ſeid es, ehrwürdiger Vater.

Der Mönch, ſanft verbeſſernd: Bruder.

Der Ritter: Ehrwürdiger Bruder dann. Du ſiehſt, ehrwürdiger Bruder, ich bedarf Deines Feuers nicht, ich habe das Fenſter geöffnet und freue mich der milden mondhellen Nacht. Es tut nicht not.

Der Mönch: Die Nächte ſind kühl hier herum.

Der Ritter: Was ſagſt Du, Bruder?

Der Mönch antwortet nicht.

Der Ritter ſchüttelt befremdet den Kopf.

Der Mönch iſt aufgeſtanden und will ſich entfernen.

Der Ritter: Ehrwürdiger Bruder, ich bitte Euch, gebt mir Auskunft, eh Ihr geht: ich denke, ich bin in der Woiwodſchaft Sendomir?

Der Mönch: Ja. —

Der Ritter: Es iſt ein geſegnetes Land. Ueberall herrliche Wälder, Hügel und Schluchten. Alles voll Blüten. Fruchtbare Aecker. Hier möcht ich wohl leben und meine Hütte bauen, wofern ich ein Kind dieſes Landes wäre! — Du frierſt, lieber Bruder?!

Der Mönch: Nein. — Gute Nacht.

Der Ritter; Bleib und trink Wein! Es iſt ein feuriger, ſpaniſcher Wein, er wärmt. Ich bitte Dich, trink!

Der Mönch ſchüttelt ablehnend den Kopf.

Der Ritter: Ich bitte Dich, trink! Du ſollſt aus dem Becher meiner Geliebten trinken. Aus purem Gold ſollſt Du trinken! Ich bitte Dich, tu mir Beſcheid.

Der Mönch: Bruder, ich darf Dich nicht kränken. Er ſetzt die Lippen an den Becher. Ich danke Dir — und nun gute Nacht.

Der Ritter: Bleib, Du gefällſt mir, Bruder! Noch auf ein Wort: Ein Fremder bin ich, unkundig der Landesart. Sage mir doch, wer hat Euer herrliches Kloſter erbaut?

Der Mönch blickt düſter in das Auge des Ritters: Was fragſt Du mich?

Der Ritter: Ei, Bruder, nur weil ich denke, daß Du es weißt.

Der Mönch: Du weißt es ſelbſt.

Der Ritter: Wie würde ich fragen, wenn ich es wüßte?

Der Mönch: Es trifft ſich zuweilen, daß es geſchieht.

Der Ritter: Du biſt ein ſeltſamer Heiliger, Bruder, wahrlich. Wer hat das Kloſter gegründet? ſage mir doch! Es iſt übergenug guten Weins im Krug, komm, trink! wir wollen des edlen, gottſeligen Mannes Geſundheit trinken, der es gegründet hat.

Der Mönch: Ich dank Euch, Herr.

Der Ritter: Sieh, Bruder, ich trinke des Mannes Geſundheit. Warum? Kloſter zu gründen gehet mir übrigens ganz wider meine Art. Es gehet mir wider Ritter-, Reiter- und Kriegsmannsgemüt. Aber ich ſitze hier gut! Ich ſitze hier herrlich gut! Ein herrlicher Platz! Der Mann ſei geſegnet, dem ich die göttliche Stunde verdanke.

Der Mönch: Biſt Du ein Deutſcher, Herr?

Der Ritter: Du haſt es geraten.

Der Mönch: Du haſt einen fröhlichen Geiſt, lieber Herr, den erhalte Dir Gott.

Der Ritter: Bruder, es war nicht immer ſo. Komm, rücke den Stuhl ein wenig näher und ſetze Dich. Sieh, es gab eine Zeit, wo Sauerſehen mein täglich Brot war.

Ich konnte das Maul kaum zum Lachen verziehen. — Da, ſiehe das Bild. Er weiſt ihm ein Miniaturbildchen, das er an einem Kettchen auf der Bruſt trägt.

Der Mönch, erblaſſend: Iſt das Dein Weib?

Der Ritter: Es iſt mein Weib und, Bruder, hier mein Kind.

Der Mönch: Ein ſchönes Weib!

Der Ritter: Ja, Bruder. Und hier: ein ſchönes Kind.

Der Mönch: So ſieh Dich vor ...

Der Ritter: Was meinſt Du, Mönch?

Der Mönch: Daß Du nicht doch dereinſt noch ein Kloſter gründeſt zu guter Letzt.

Der Ritter: Was willſt Du damit?

Der Mönch: Es baue niemand ſein Glück auf Weib und Kind — —!

Der Ritter: — — Nun, Bruder, wir verſtehen uns nicht. Du biſt ein Mönch, nun gut; ich bin es nicht. Wahrhaftig in Gott, ich bin kein Mönch! Du lebſt dem Himmel, ich lebe der Erde. Und ſiehe, die Erde iſt himmliſch ſchön! Hart iſt das Eiſen, grimmig und kalt. Weicher wie Blätter der Roſe das Weib und duftig und heiß! Beides lieb ich, beides halt ich im Arm! Du aber, Du haſt das Kreuz!

Der Mönch, wie im Fieber bebend, flüſternd: Ich habe das Kreuz!

Der Ritter: Bruder, Du zitterſt. Biſt Du krank?

Der Mönch: Nein! — Tritt hierher! — Siehſt Du dort — im Nebel . . . ſiehſt Du . . .?

Der Ritter: Trümmer. Gebrochene Mauern. Wem gehörte das Schloß?

Der Mönch: Dem Grafen Starſchenski. Und was Du ſiehſt, all das geſegnete Land gehörte dem Grafen Starſchenski.

Der Ritter: Was iſt's damit?

Der Mönch: Du reiteſt nach Warſchau, ſo frage Johann Sobieski nach ihm. Er hatte, wie Du, das Schwert und das Weib im Arm, und dennoch nahm er am Ende das Kreuz allein. — Gute Nacht.

Man hört dumpfen Chorgeſang.

Der Ritter: Wollt Ihr ſchon fort?

Der Mönch: Freilich. Zur Meſſe! — Zur Totenmeſſe.

Er verſchwindet.

Während des Geſanges wirft ſich der Ritter müde aufs Bett, ſo wie es iſt. Es wird dunkler, ſo wie ſein Bewußtſein erliſcht, und hellt ſich wieder auf in die Gebilde eines Traumes, darein ſich ihm und den Zuſchauenden alles verwandelt.

Zweite Szene

Ein ſchöner, hoher, freundlicher Saal bei vollem Sonnenlicht. **Starſchenski** in reicher Kleidung, ſein noch nicht zweijähriges Töchterchen auf dem Arm. **Marina**, ſeine Mutter, eine ehrwürdige alte Frau, ſitzt mit Handarbeit beſchäftigt in einer Fenſterniſche. Die **Amme**.

Starſchenski: Mutter.

Marina: Nun?

Starſchenski: Ich bin glücklich!

Marina: Wohl mir, ſo bin ich's auch.

Starſchenski: Soll ich nicht glücklich ſein? Wer ſoll glücklich ſein, Mutter! — Elga!

Die Amme: Elga, höre, der Vater ruft. Wenn der Vater ruft, mußt Du hören, Elga.

Starſchenski: Laß ſie doch, Amme. Unterbrich ſie nicht in ihrem höchſt wichtigen Tun. Ich ſehe ſie ja. Und wenn ich mit der Hand über ihr blauſchwarz glänzendes Haar ſtreichen will — *er tut es* — hat ſie's gern und läßt es geduldig zu. Nicht, Elga?

Klein Elga: Atti, Atti!

Die Amme: Atti ſpricht ſie: das ſoll Vater heißen.

Starſchenski: Vater, ſagſt Du? Komm, Tochter, komm! Mein biſt Du. Ja! Meine Tochter biſt Du! Wo iſt Deine Mutter?

Die Amme: Die Herrin kleidet ſich an für das Mittagsmahl.

Starſchenski: Sie ſchmückt ſich für mich, Mutter.

Er übergibt Klein Elga der Amme. Da, Amme, nimm ſie! Halt einmal, Amme!

Klein Elga, bei der Amme: Atti, Atti.

Starſchenski: War es nicht gut, daß man ſie Elga hieß, nach der Mutter? Hat ſie nicht ganz dasſelbe Haar? Schwarzes Haar und blaue Augen. — Geh, Amme!

Die Amme entfernt ſich mit dem Kinde.

Starſchenski, nach einigem Stillſchweigen: Mutter!

Marina: Mein Sohn?

Starſchenski: Ich bin glücklich.

Marina: So bin ich's auch.

Starſchenski: Haſt Du jemals gedacht ... ich meine früher, als ich noch einſam lebte mit Dir ... als ich noch einſam und menſchenſcheu lebte, daß ich jemals könnte ſo glücklich werden?

Marina: Nein. Das hab ich mir nicht gedacht. So erhalte Dir Gott Dein Glück.

Starſchenski: Bangſt Du?

Marina: Nein. Aber die Zeit ſteht nicht ſtill. Iſt man ohne Glück, ſo hat man nichts, als zu wünſchen. Wünſchen und Hoffen tut wohl. Iſt man glücklich, ſo hat man viel eher zu fürchten.

Starſchenski: Mutterchen, Mutterchen, es liegt uns im Blut! Sinnieren, grübeln, ſorgen und bangen liegt uns im Blut. Und ſiehſt Du, ihr Blut iſt leicht: deshalb lieb ich ſie ſo! — Ach, Mutterchen, halte doch Deine Augen nicht immer ſo feſt auf den Stickrahmen geheftet! Blick um Dich, blick auf! Draußen iſt Frühling! Wir wollen Kriſtallkelche mit Roſen auf die Tafel ſtellen und den älteſten Wein aus dem Keller — und Elga wird bei uns ſein.

Marina, bewegt: Ja, Du liebſt ſie, Du liebſt ſie, mein Sohn!

Starſchenski: Ich liebe ſie, Mutter; das ſage Du nur. Aber Du weißt doch nicht, was Du ſagſt, wenn Du Dein Wort ſagſt. Zwanzig Jahre im Kerker, lichtlos, widerwillig ſchimmliges Brot nagend. Mehr war mir die Welt nicht, ich weiß nicht, warum. Ich konnte die andern nicht begreifen, wenn ſie von Blumen ſprachen, von grünen Wäldern und goldenen Saaten, wenn ſie einen Jubel hörten aus dem Geſang der Vögel, aus dem Blau des Himmels ein Lachen. Ich fühlte nur Knechtſchaft und Fron. Jetzt bin ich ſehend und frei! Sehend und frei hat ſie mich gemacht.

Elga tritt ſchnell ein.

Elga: Starſchenski!

Starſchenski: Elga?

Elga: Heut müſſen wir zu Pferde und jagen. —

Starſchenski: Jagen wir. Aber nicht über die jungen Saaten.

Elga: Ueber Saaten, Hecken, Zäune und Gräben ... Schau! — Ein Schmetterling hat ſich an ihrer Bruſt niedergelaſſen.

Starſchenski: Der Frühling flattert an Deiner Bruſt.

Elga: Ein Schmetterling.

Starſchenski nimmt und zerdrückt den Schmetterling.

Elga: Was tuſt Du?

Starſchenski: Nichts: mein iſt der Platz!

Elga: Narr.

Starſchenski: Elga! Sie umarmen und küſſen ſich.

Marina, aufblickend: Küßt Ihr Euch wieder?

Starſchenski: Ja, Mutter, wir küſſen uns. — Haſt Du mich lieb, Elga?

Elga: Heut: ja!

Starſchenski: Wirſt Du mich immer lieb behalten?

Elga: Immer? Immer? Einſt werd ich Staub ſein! Aber heut leb ich. — Laß mich.

Starſchenski: Bleib! Einen Augenblick noch: bleib. O ihr Augen!

Elga: Du drückſt mich.

Starſchenski: O weh! Liebe Hand!

Elga: Laß! —

Starſchenski: Deine Brüder kommen, weißt Du das ſchon?

Elga: Griſchka und Dimitri?

Starſchenski: Beide!

Elga: Warum? Was wollen ſie?

Starſchenski: Sorge Dich nicht darum.

Elga: Ich ſorge mich nicht. Aber ich will nicht, daß ſie immer kommen und Geld von Dir nehmen.

Starſchenski: Vielleicht wollen ſie diesmal kein Geld.

Elga: Und wenn ſie es wollen: ſie ſollen von Dir keinen Heller erhalten! Verſprich mir das!

Starſchenski: — Ich wollte Dir dies und noch mehr verſprechen, wenn es nur nicht Deine Brüder wären.

Elga: Mutter, hilf mir! Verſprich mir das!

Marina: Du ſollteſt, mein Sohn, nicht ihrer Verſchwendung Vorſchub tun. Aber Du, meine Tochter: es ſind Deine Brüder!

Elga: Ihr verderbt mir den Tag.

Starſchenski: Ich will alles tun.

Elga: Und nicht einen Heller!

Starſchenski: Nein! Aber ſei fröhlich! Sei fröhlich, wenn wir mit Deinen Brüdern bei Tafel ſitzen. Wir wollen ſchmauſen. Wir wollen von den jungen Pfirſichblüten in unſern Wein tun und Gott für das Leben danken.

Marina: Danket Gott anders, liebe Kinder, danket Gott nicht auf dieſe Art.

Starſchenski: Auf dieſe Art, Mutter, auf keine andere! Wenn der Wein ſchäumt und Elga lacht, ſo gibt es weder im Himmel noch auf Erden ſonſt noch ein Paradies.

Marina: Sündige nicht!

Starſchenski: Mutter, Elga im Arme haltend . . . das und ſündigen? Lobt ſich nicht Gott durch ſie? Verklärt ſich nicht Gott in ihr? Uebertrifft ſich nicht Gottes unerfaßliche Bildnerkraft in dieſem Geſchöpf? Weißt Du mir eine Frucht zu nennen an irgend einem Baume des ſchaffenden Gärtners nur halb ſo herrlich, ſchwellend,

III. 14

ſüß und göttlich, wie dieſe iſt? Bete ich nicht den Schöpfer an in ihr? Genieße ich nicht Gott ſelber in ihr? Wer bin ich, daß er Dich mir geſchenkt?!

Elga: So wahre mich wohl!

Starſchenski, nach kurzem Nachdenken, mit tiefer Feſtigkeit: Ich will's —!

Dimitri und **Griſchka** treten ein mit Lebhaftigkeit.

Dimitri: Da ſind wir.

Starſchenski: Dimitri und Griſchka! Willkommen beide.

Griſchka, die Hand Marinas küſſend: Gott beſchütze Euch, gnädigſte Frau.

Elga: Hat man Euch auf dem Hofe geſehen?

Dimitri, nachdem auch er Marina die Hand geküßt: Nein. Wir ſind durch den Garten gekommen, durch das Mauerpförtchen bei dem alten Wartturm.

Starſchenski: Wo habt Ihr die Pferde?

Griſchka: Der alte Timoska, der Verwalter, ſchlich dort herum: der hat ſie uns abgenommen.

Elga: Was ſucht der Timoska bei dem alten Wartturm?

Starſchenski: Weiß nicht.

Griſchka: Als wir erſchienen, erſchrak er.

Marina: Er iſt nicht furchtſam für ſich. Er iſt nur beſorgt für ſeinen Herrn. Er hat Euch, ich weiß es, im Verdacht, daß Ihr mit dem unzufriedenen Teile des Adels konſpiriert wider Johann Sobieski, unſern König. Er ſelber hat unter Sobieski gedient: und dieſer, meint er vielleicht, könne am Ende ſogar noch auf ſeinen Herrn ein Mißtrauen werfen.

Starſchenski: Er iſt nur unnütz beſorgt um mich, ſeinen Herrn. Er iſt alt und treu.

Griſchka, lachend: Und grob!

Elga: Wer ſagt, daß er treu iſt? Aber legt ab, liebe Brüder. — Was macht der Vetter?

Dimitri: Oginski iſt wohl.

Griſchka: Er iſt wohler als wir. Er hält mit dem Wenigen Haus, das unſer Vater für ihn als Vormund zurücklegte. Er hält ſich verſteckt, allein er führt ſonſt ein gutes Leben.

Starſchenski: Das freut mich. Ihr habt mit anderen Genoſſen von Adel konſpiriert: aus Leidenſchaft und freiem Entſchluß. Oginski iſt grundlos verwickelt in Euren Widerſtand und iſt überdies kein Held.

Griſchka: Nein.

Marina: Er glaubte, er müſſe tun wie Ihr, weil Ihr ſeine Freunde und Vorbilder waret.

Dimitri: Ja.

Starſchenski: Ich freue mich, wenn es ihm ſtill und wohl ergeht, gemäß ſeiner Art. Möge er doch einmal bei Nacht aufſitzen und uns beſuchen.

Dimitri: Er iſt zu ſcheu.

Starſchenski: So ſage ihm, daß ich ihn bitte. Man muß ihn aufrütteln.

Marina, bitter: Ja, das muß man. Als ich ihn ſah, drückte er ſich immer an den Wänden herum.

Elga: Er iſt ein Weib! Ich mag ihn nicht hier haben.

Starſchenski: Du biſt zu hart. Er hat ein weiches Gemüt, das vielleicht reicher als unſeres iſt. Er mag nur kommen und ſeine Füße wärmen an meinem Herd.

Dimitri: Unſer Vater hat ihn oft allzu übel behandelt.

Griſchka: Und meiſt verächtlich.

Elga, hart: Das ſagt Ihr. Der Vater hat ihn gerecht behandelt!

Marina: Komm, Elga, führe mich.

Elga, herzlich, dienſtwillig: Ei, Mütterchen, bis ans Ende der Welt. Marina, von Elga geſtützt, entfernt ſich mit ihr.

Starſchenski: Wein! — Ihr ſeid durſtig.

Dimitri: Drei Stunden auf dem Gaul und wie geritten!

Starſchenski: Wild, wie Ihr lebt.

Griſchka: Es lohnt nicht, das Leben zahm und langſam zu leben.

Starſchenski: Es lohnt!

Dimitri: Das ſagſt Du! Mir lohnt es nicht.

Griſchka: Mir auch nicht.

Dimitri: Es kommt mir vor, als liefen wir alle herum mit einem abgebrochenen Speer im Rücken.

Griſchka: Ja. Von Taumel zu Taumel vorwärts, von Rauſch zu Rauſch, damit man ihn nicht fühlt.

Starſchenski: Ihr ſeid arm.

Dimitri: Du nicht?

Starſchenski: Nein.

Dimitri: Du fühlſt die vergiftete Wunde, darin der

Spieß ſteckt, nicht? Der Diener hat Karaffen mit Wein gebracht, Gläſer hingeſtellt und eingegoſſen.

Starſchenski erhebt ſein Glas: Trinkt! — Du ſagſt es: ich fühle ſie nicht. Ich habe gedacht wie Ihr, und wo Ihr den Taumel ſucht, ſuchte ich den Tod. Ich habe ihn in Sobieskis Schlachten geſucht — und mich in der Stille vergraben, wie Vetter Oginski. Ich war ein Narr. Ich fühle den Spieß und die bohrende Wunde nicht. Stößt an. Es gibt Glück!

Griſchka: Wenn Du meinſt?

Starſchenski: Ja, es gibt Glück.

Dimitri: Wo?

Starſchenski: Setzt Euch: im Weibe iſt Glück.

Dimitri und Griſchka lachen laut auf.

Starſchenski: Ihr lacht? Warum lacht Ihr?

Dimitri: Weil Du das ſagſt.

Starſchenski: Wißt Ihr es anders?

Griſchka, lachend: Ich denke wohl. Was mich betrifft, mir ſind alle Weiber ſchal geworden.

Starſchenski: Alle?

Dimitri: Alle, wie ich ſie nacheinander genoß.

Starſchenski: Vielleicht. — Alle ſind ſchal, außer einer.

Dimitri: Ei! Die wäre?

Starſchenski: Sie!

Griſchka, nach kurzem Stillſchweigen: Schwager, Du biſt ein Wunder von Mann! Nach bald drei Jahren der Ehe ſprichſt Du ſo.

Starſchenski: Ja, ſo ſpreche ich immer noch.

Dimitri: Und nichts von Ueberdruß?

Starſchenski: Nichts davon! Hört mir zu: Als ich vor vier Jahren in jener Regennacht durch die Straßen von Warſchau ging und ſie zuerſt vor mir auftauchte ...

Dimitri: Eine ſchlimme Zeit für Vater und Schweſter.

Griſchka: Eine böſe Zeit.

Starſchenski: Für beide böſe, doch nicht für mich.

Griſchka: Verflucht die Meute, die meinen Vater ins Elend hetzte.

Dimitri: Verdammt die Knechte und feigen Schergen, die Vater und Schweſter zu Bettlern machten.

Starſchenski: Ja, elend war ſie, einer Bettlerin ſah ſie gleich, wie ſie mir nachlief und Hilfe erflehte ... doch nichts davon! — Sobald ich mit ihr in die Kammer trat ...

Dimitri: Jawohl: wo unſer zum Tode erkrankter, armer Vater, ins Stroh gewühlt, den Kopf auf einen Sattel gebettet, doch als ein Held ſein Ende erwartete.

Starſchenski: Ich ſah nur ſie! Die Kerze flackerte auf, doch ich ſah nur ſie! — Und ſeit der Stunde, in jeder wachen Minute langer Jahre ... ich ſah nur ſie! Immer mehr verſonnen: Sie verſtellt mir das All! Sie iſt mir das All! — Ich ſehe nur ſie!

Dimitri, nach einigem Zögern, liſtig: Schwager!

Starſchenski: Sprich! Sage, was Du willſt.

Dimitri: Du haſt viel für uns getan.

Starſchenski: Nichts! Es iſt nichts! Was ich für Euch tun kann, iſt nichts.

Griſchka: Nein, Du haſt viel für uns getan. Die Dankesſchuld iſt zu groß, wir werden ſie niemals abtragen: bitter genug, ſie noch häufen zu müſſen! Indeſſen wir ſtehen im Kampf. Wir ſchlagen uns für Freiheit und Ehre des Standes, dem wir zugehören. Dazu dienen wir auch der Sache des Volks.

Starſchenski: Ich nicht.

Griſchka: Das halte getroſt, wie Du willſt. Wir gönnen Dir jedes Glück. Wir hingegen ſind unbehauſt. Unſere Feinde geben uns keinen Frieden. Ohne Geld keine noch ſo kurze geſicherte Raſt.

Starſchenski: Fordert, wieviel Ihr wollt.

Dimitri: Tauſend Goldgulden.

Starſchenski: Ihr ſollt ſie haben, doch Hand auf den Mund!

Der alte Hausverwalter tritt ein.

Starſchenski: Was willſt Du, Timoska?

Der Hausverwalter: Ich ſtöre. So komme ich ein anderes Mal.

Starſchenski: Tritt näher, Timoska. — Verzeiht mir. — Ich habe mich gewöhnen müſſen, das Meine mit Ernſt zu verwalten. Weit über hundert Geſpanne gehen auf meinen Aeckern. Mehr denn fünfhundert Bauern ſind bei der Arbeit.

Dimitri: Du biſt das Muſter von einem Wirt.

Starſchenski: Berichte mir alſo, Timoska! Seht, er iſt meine rechte Hand. Wir beide wandern tagelang durch meine Felder, Forſten und Meierhöfe.

Griſchka: Das Auge des Herrn macht die Kuh fett.

Dimitri: Und den Knecht mager, jawohl.

Starſchenski: Einerlei. Es tut wohl, einer Pflicht zu genügen. Es ſitzt ſich fröhlicher beim Mahl nach getaner Arbeit. Und Elga wird lachen!

Griſchka: Ja, ſie lacht faſt zuviel. Aber weißt Du was, Dimitri, laß uns zu ihr gehen!

Beide verbeugen ſich kurz und gehen.

Starſchenski: Was brummſt Du, Alter? Sprich deutlich zu mir.

Der Hausverwalter: Herr, es iſt ärgerlich.

Starſchenski: Was?

Der Hausverwalter: Der blonde Knecht hat die Deichſel des Kutſchwagens zerbrochen.

Starſchenski: Laß eine neue machen. — Iſt es nichts weiter?

Der Hausverwalter: Herr, es iſt ärgerlich.

Starſchenski: Hm! — Noch etwas?

Der Hausverwalter: Ja, Herr, noch etwas.

Starſchenski: Iſt Weizen auf dem Boden umgekommen?

Der Hausverwalter: Nein.

Starſchenski: Ei, muß man Dir die Worte mit Zangen herausziehen? — Hat das große Gewitter viel Schaden gemacht?

Der Hausverwalter: Nein.

Starſchenski: Iſt der Marder in den Taubenſchlag gefallen oder was?

Der Hausverwalter: Herr, es iſt ärgerlich. Ich freue mich, daß Ihr nicht mehr mißmutig ſitzet und im Finſtern grübelt. Ich freue mich, daß wir eine liebe Herrin bekommen haben, und daß Ihr ein Töchterchen auf den Knieen wiegt . . .

Starſchenski, ungeduldig: Nun, und was freut Dich nicht?

Der Hausverwalter: Daß Ihr Euch mit Pan Dimitri und Pan Griſchka ſo ſehr einlaßt.

Starſchenski: Seit einem Jahre ſelten genug, ſcheint mir.

Der Hausverwalter: Es kann Euch Gut und Glück koſten —

Starſchenski: Höre, Du Graukopf: Du biſt alt und treu, deshalb verzeih ich Dir. Ich will Dir ſogar Rede ſtehen. Was Pan Griſchka und Dimitri tun, das mögen ſie tun. Ich kann Ihrer Seelen Hüter nicht ſein. Was mich betrifft: ich bin dem König ergeben und baue mein Land. Jetzt aber ſage, was bringt Dich darauf?

Der Hausverwalter: Sie kommen zu oft.

Starſchenski: Wer kommt zu oft?

Der Hausverwalter: Pan Dimitri und Pan Griſchka. — Die Bauern im Dorfe wiſſen es.

Starſchenski: Vor dreiviertel Jahren ſind ſie zum letzten Mal bei mir geweſen.

Der Hausverwalter: Die Bauern wiſſen es anders.

Starſchenski: Dann ſind ſie Dummköpfe!

Der Hausverwalter: — Herr, — ich habe es mit dieſen Augen geſehen ...

Starſchenski: Was haſt Du geſehen?

Der Hausverwalter: Wie der heimliche Bote kommt und geht bei der Nacht.

Starſchenski, erſtaunt und befremdet: Ein heimlicher Bote kommt und geht? Wo kommt er her? Wo geht er hin?

Der Hausverwalter: Durch dasſelbe Pförtchen.

Starſchenski: Hinten im Garten? Am alten Turm?

Der Hausverwalter: Wo Pan Griſchka und Dimitri heute hereintraten.

Starſchenski: Wer hat den Schlüſſel zu Pförtchen und Turm?

Der Hausverwalter: Pani Elga.

Starſchenski: Zum Teufel!! Geh! Was ſchwatzeſt Du da —

Der Hausverwalter entfernt ſich nach einer tiefen Verbeugung.

Die Stimme Elgas: Starſchenski, mein Falke, komm!

Starſchenski ſteht geiſtesabweſend.

Elga tritt ein: Hörſt Du nicht, warum ich rufe?

Starſchenski, erwachend: Riefſt Du mich?

Elga: Wie? Was? Haſt Du geträumt?

Starſchenski, mit einem qualvollen Seufzer: Schwer! —

Elga: Schwer haſt Du geträumt? Was haſt Du geträumt, armer Nachtwandler?

Starſchenski: Küſſe mich!

Elga, unter leidenſchaftlichen Küſſen: Da! da! und da! Willſt Du noch mehr?

Starſchenski: Sieh mich an.

Elga: Nun? — Sieht ihm frei und feſt ins Auge. Was iſt's? —

Starſchenski, nachdem er ſie tief und forſchend angeſehen: Nichts!

Elga: Was fehlt Dir?

Starſchenski, befreit: Nichts! Es iſt gut! Er küßt ſie auf die Stirn.

Dritte Szene

Der Raum verwandelt ſich in ein Schlafzimmer. **Elga** iſt vor ihrem Toilettentiſch beſchäftigt. Die **Amme** mit dem ſchlafenden **Kind** auf dem Arm iſt bei ihr. Es iſt nachts gegen elf Uhr.

Elga: Geh, Amme, geh mit dem Kinde vorſichtig hinaus. Du ſollſt auch heute nacht nicht im Zimmer nebenan ſchlafen mit ihr. Dortka wird Dir helfen die Wiege ins gelbe Zimmer tragen. Ich bin furchtbar müde und mag die Nacht nicht geſtört ſein.

Die Amme: Ach, Herrin, es iſt unnütz. Ich kenne ſie. Ich weiß es voraus, wenn ſie unruhig ſein will. Sie wird Euch heute die Nacht hindurch ſo ruhig im Bettchen liegen und ſtumm wie ein Fiſchchen.

Elga: Tu, was ich ſage. Einerlei.

Die Amme: Freilich tu ich das. Wofür wäre ich ſonſt eine gehorſame Dienerin? Sie wacht! Komm, kleine Meerkatze, komm. Machſt große Augen. Schau, wie die liebe Mutter ſich ſchmückt. Sternchen auf der Bruſt! Schöne rote Flimmerſteinchen im Ohr.

Elga, in den Spiegel vertieft: Ei, biſt Du immer noch da! Geh! Mach, daß Du fortkommſt.

Die Amme entfernt ſich mit dem Kind.

Elga ſingt für ſich:

Ich bin ein wilder Vogel
und fahre daher.
Ich bin ein weißer Falke,
ein ſchwanenweißer Sperber!

Ich ſegle unter der Sonne
und über meinem Schatten:
Tief unter mir mein Schatten,
mein Schatten zieht mit mir.

Wer iſt denn draußen? Dortka, biſt Du es?

Dortka, die Kammerzofe, tritt ein.

Dortka: Ja, Herrin.

Elga: Iſt der Graf ausgeritten?

Dortka: Ja, Herrin. Er iſt fort. Ich hörte, wie er zum Verwalter ſagte: ich habe ſo viele Geſchäfte, ich übernachte heute in der Stadt.

Elga: Setzt ſich aufs Pferd, reitet davon, ſagt mir nicht einmal gute Nacht. — Leichtſinnig: Sei's drum.

Dortka: Ich hörte, wie er dem Verwalter Grüße für Euch auftrug.

Elga: Dem Timoska?

Dortka: Ja.

Elga: Auch ein Liebesbote.

Dortka: Aber ein wackeliger.

Elga: Ich habe die Rubinen ins Ohr gehangen, iſt es recht?

Dortka: Ihr braucht ſie nicht. Ihr habt welche auf den Lippen.

Elga: Ah, aha! Poeſie! — Machſt Du denn auch Gedichte, Dortka?

Dortka: Nein. Oder nicht gute wenigſtens. Pan Oginski macht beſſere.

Elga: Woher weißt Du das?

Dortka: Habt Ihr mir nicht eines ſeiner Gedichte vorgeleſen, erſt jüngſt?

Elga: Welches?

Dortka: Von einem Falken war es oder ſo was.

Elga: Iſt es nicht ſchön? — Horch! — —

Dortka: Es iſt nichts. — Habt Ihr etwas gehört?

Elga: Es war mir, als hätte das Gartenpförtchen geknarrt.

Dortka: Es knarrt nicht. Ich habe ſelbſt Oel in die Eiſenringe gegoſſen.

Elga: Iſt die Mutter zu Bett?

Dortka: Ja.

Elga: Pani Marina iſt gut und ſtill. Sie hat Frieden. Meine Mutter war nicht ſo. Aber ſie war wunderſchön.

Dortka: So ſchön wie Ihr?

Elga: Oh, Dortka, ich bin nichts gegen ſie! So ſchön iſt meine Mutter geweſen. Auf hundert Werſt im Umkreis hieß ſie die Schöne bei den Leuten. — Ich habe einmal etwas Furchtbares geſehen, Dortka. Wir hatten einen Knecht, er trug mich oft auf ſeinen Schultern — ach oft! oft ... Seine Knochen waren wie Mammutknochen, doch ſein Seelchen wie eines Singvögelchens. — Eines Morgens hatte er ſich an der Tür meiner Mutter aufgehängt.

Dortka: Der Narr! Durfte er ſeine Augen ſo hoch erheben?

Elga: Geht es Dir auch ſo, Dortka?

Dortka: Wie?

Elga: Daß Dir am Abend etwas von dem Traum der vergangenen Nacht wiederkommt. Den ganzen Tag iſt er fort, plötzlich ſchwebt etwas davon an der Seele vorbei.

Dortka: Wißt Ihr, daß Ihr geſchrieen habt in der geſtrigen Nacht?

Elga: Nein.

Dortka: Es war ein gellend nadelſpitzer Schrei, der mich aufweckte, er war ſo fremd, wie gar nicht von Euch.

Elga: Nicht träumen! Ueberhaupt nicht träumen! Ich ſah etwas Schwarzes, Lichter, einen Toten, glaube ich, man ſieht oft Tote im Traum.

Dortka: Das bedeutet Glück!

Elga: Es iſt heute ſo hell, Dortka! Der Mond ſcheint ſo furchtbar hell. Faſt taghell iſt es.

Dortka: Aber die großen Kaſtanien haben Blätter bekommen, da gibt es Schatten. Im Winter war es viel ſchlimmer.

Elga: Die Bäume haben Blätter und Blüten bekommen, nicht nur die Kaſtanien. Wie ſüß der Geruch des Flieders iſt! Ach, Dortka! Dortka! . . .

Dortka: Nun, Herrin?

Elga: Ich lieb ihn ſo.

Dortka: Gott weiß es, daß Ihr ihn liebt.

Elga, plötzlich mit Haſt: Aber weißt Du: er ſoll nicht kommen! Geh, ſag ihm . . . geh ſchnell und ſag ihm das! Geh, Dortka: er ſoll nicht kommen.

Dortka: Was habt Ihr doch heut? Weshalb zittert

Ihr doch? Warum fürchtet Ihr Euch? Es iſt alles in tiefer Ruh. Iſt es denn heut das erſte Mal, Herrin? Weiß ich denn nicht, wie Ihr die Minuten verflucht habt, weil ſie zu langſam verſtrichen bis heut? Wie es ſollte, iſt alles gekommen: der Herr iſt in Warſchau! Was bangt Ihr denn?

Elga: Was hab ich geſagt?

Dortka: Er ſoll nicht kommen, habt Ihr geſagt.

Elga: Geh, lauf, Dortka, ſo ſchnell Du kannſt ...

Dortka: Er ſoll nicht kommen?

Elga: Biſt Du bei Sinnen! — Dortka.

Dortka: Was?

Elga: Ich hörte Hufſchlag!

Dortka: Es ſprengt jemand davon. Es wird der Verwalter ſein. Sein Pferd ſtand im Stalle geſattelt, als ich vorhin drüben war und den Knechten und Mägden Branntwein brachte.

Elga: Trauſt Du dem Verwalter?

Dortka: Nein. Aber der alte Timoska iſt taub und blind, er hat keine Zähne und Fäuſte. Er hört, ſieht, beißt und ſchlägt nicht.

Elga, beluſtigt, dann erſchreckt: Sieh doch: da iſt Licht ... drüben iſt Licht.

Dortka: Wahrhaftig, im alten Wartturm iſt Licht.

Elga: Schnell, gib mir den Schafpelz.

Dortka: Wollt Ihr hinüber?

Elga: Was ſonſt?

Dortka: Er ſollte nicht Licht machen.

Oginski kommt.

Elga: Wo kommſt Du herein?

Oginski: Das Ausfallpförtchen ſtand offen.

Dortka: Ich ließ es offen ſtehen aus Vorſorge.

Oginski: Da, nimm. — Er gibt Dortka Geld, ſie entfernt ſich.

Oginski und Elga fliegen einander in die Arme.

Elga: Warum biſt Du ſo lange nicht zu mir gekommen?

Oginski: Ich weiß nicht. Ich bin herumgegangen auf den einſamen Feldwegen und durch die Schluchten der Wälder, immer einſam, ganz einſam; und doch war ich bei Dir.

Elga: Was hab ich davon? Wenn Du fort biſt, biſt Du mir fort. Wenn Du fort biſt und Du ſagſt, daß Du dennoch bei mir biſt, ſo biſt Du doch nicht bei mir.

Oginski: So komm, komm mit mir! Warum bliebſt Du hier? Warum folgteſt Du mir nicht?

Elga: Papperlapapp! Küſſe mich!

Oginski küßt ſie leidenſchaftlich; danach eindringlicher: Warum folgſt Du mir nicht?

Elga: Wohin?

Oginski: Ich habe ein wenig Geld vom Staroſten Laſchek geerbt, Du weißt es. Wir können ins Ausland. Wir könnten glücklich ſein.

Elga: Soll ich Hemden und Strümpfe waſchen?

Oginski: Ich werde für Dich arbeiten. Ich will mir das Schlafen abgewöhnen und Tag und Nacht für Dich arbeiten.

Elga hält ihm den Mund zu: Nein, nein, mein Freund, daraus wird nichts.

Oginski: So liebſt Du mich nicht.

Elga ſchüttelt mit fatalem Lächeln den Kopf.

Oginski: So laß uns ein Ende machen!

Elga: Oginski!

Oginski: Ei, es führt zu nichts! Es führt wirklich zu nichts! Du liebſt mich nicht: Du liebſt Starſchenski! Er iſt Dein Gatte! Gut! So ſei's!

Elga: Ich liebe Starſchenski nicht!!

Oginski: Aber Du liebſt mich auch nicht. Elga, man hat es mir geſagt: Deine Tage verſtreichen unter Lachen und Jauchzen, wenn ich fort bin. Du biſt fröhlich und tanzeſt. Im Tanz biſt Du unermüdlich, ſagen ſie, und jedes Feſt iſt Dir zu kurz. — Elga! Elga, weine nicht.

Er küßt ihr die Tränen aus den Augen.

Elga: Ach ... Du! ... Laß! ... Es iſt nichts! — — — Starſchenski wird Dich zu uns aufs Schloß laden, weißt Du ſchon?

Oginski: Nein.

Elga: Wirſt Du kommen?

Oginski, ernſt und feſt: Ich werde kommen, wenn er mich ladet.

Elga: Er wird Dich laden. — Meine Brüder waren hier.

Oginski: Sie wollen Geld von ihm?

Elga: Ich weiß nicht. Aber ich habe ihm geſagt, was Du mich geheißen haſt: daß ihre Unternehmungen töricht ſind und ihre Verſchwendung ſinnlos. Er hat mir verſprochen, ihnen keinen Heller ferner zu geben. — Mit innerlichem Lachen: Drollig war es!

Oginski: Was?

Elga: Sie ſprachen von Dir.

Oginski: Wie ſprachen ſie wohl von mir?

Elga: Mitleidig.

Oginski: Hanswürſte ſind es.

Elga: Man hätte denken können, Du ſeieſt ein armes, hungriges Schaf und ſie zwei Löwen.

Oginski: Ein Löwe bin ich nicht.

Elga: Es hörte ſich an, als hätten ſie Dich nur immer am Fädchen gezogen all die Zeit.

Oginski: Starſchenski: glaubt er ihnen?

Elga, lachend: Er wird Dich aus purem Mitleid zu Gaſte bitten.

Oginski: Und dennoch komme ich!

Elga: Nein, komm nicht!

Oginski: Weshalb nicht?

Elga, zerknirſcht: Ich werde noch ſchlechter werden, wenn Du kommſt. —

Dortka ſtürzt herein.

Dortka: Fort, fort, Pan Oginski! Sie ſuchen den Garten ab.

Oginski: Wer?

Dortka: Sie haben das Licht im Wartturm geſehen.

Oginski ſpringt zum Fenſter hinaus.

Elga: Schließ das Pförtchen.

Dortka rennt hinaus. Elga, allein, eilt ans Fenſter, darauf an die Tür. Plötzlich ſchreit Dortka draußen auf und wird, noch ſchreiend, von Starſchenski hereingeführt.

Starſchenski: Bekenne!

Dortka: Was ſoll ich bekennen?

Starſchenski: Bekenne, Dirne! Und wehe Dir! Eine Lüge wäre Dein Tod.

Elga, plötzlich mit Heftigkeit: Was willſt Du von ihr, und was hat ſie getan?

Starſchenski: Das eben will ich wiſſen von ihr! Bekenne, Dirne! Wo iſt der Mann? Wer war der Mann? Timoska! Immer herein! Habe keine Furcht: ich befehle es Dir! Wer war der Mann? Er ſchlich durch das Pförtchen. Wir haben ihn beide genau geſehen. Ich habe ihn geſehen und der Verwalter auch.

Elga: Verwalter! Verwalter! Und ſtets der Verwalter! Dein Verwalter mag auf Knechte und Mägde achten! Das Bereich ſeiner Herrin geht ihn nichts an! Oder hätteſt Du etwa Deinen Verwalter über die Ställe und zugleich über Dein Weib geſetzt?

Starſchenski: Elga!

Elga: Was willſt Du?

Starſchenski: Ich kenne Dich nicht.

Elga: Die Mutter ſchläft und das Kind, was kommſt Du und machſt einen ſinnloſen Lärm, daß alle im Schloſſe zuſammenlaufen?

Starſchenski: Ich will nicht Dirnen im Hauſe haben! Ich will nicht, daß ſie in meinem Hauſe den

Feinden des Königs Unterſchlupf bieten. Mein Schild iſt rein und mein Haus ſoll rein ſein: keine Diebshöhle, keine Herberge für Geſindel. Deshalb bekenn', Dirne, oder: hinaus! Und, Verwalter, die Hunde hinter ihr drein!

Elga, mit wildeſter Energie: Sie iſt meine Zofe. Du wirſt es nicht tun.

Starſchenski: Was werde ich nicht tun?

Elga: Du wirſt ſie niemals davonjagen!

Starſchenski: Das werde ich, ſo Gott mir ...

Elga: Niemals! Oder ſie und mich zugleich. — Lieber will ich in Armut leben, als zur knechtiſchen Dienerin Deiner Knechte werden. Weiſe den Verwalter hinaus!

Starſchenski: Elga ...

Elga: Laß mich!

Starſchenski: Komm zu Dir!

Elga: Dann reize mich nicht weiter! — Dortka, hierher! Sie reißt Dortka von der Hand Starſchenskis zu ſich. Und dort hinein!

Dortka entfernt ſich weinend unter Elgas Schutz.

Elga, beruhigter und mit Feſtigkeit: Dortka gehört mir. Ich bin ihre Richterin. — Willſt Du mich ferner kränken, ſo laß den Morgen herankommen. Gönne wenigſtens meinen Gliedern bis dahin ein wenig Ruhe und Schlaf. Sie geht Dortka nach, man hört, wie ſie von innen die Türe zuſchließt.

Der Hausverwalter, zu Starſchenski, der regungslos in ſich geſunken ſteht: Pan Starſchenski! — Pan Starſchenski! — Wollt Ihr nicht zur Ruhe gehen, Pan Starſchenski?

Vierte Szene

Der Speiſeſaal in Starſchenskis Schloß, kurz vor Sonnenaufgang. Im Lehnſtuhl, vor einem der hohen Fenſter, **Starſchenski**, noch wie am Abend vorher gekleidet, vor ſich hinbrütend.

Zwei Diener, ohne Starſchenski zu bemerken, ſind im Begriff, den Raum in Ordnung zu bringen.

Erſter Diener: Was hat es doch gegeben heut nacht?

Zweiter Diener: Ich habe geſchlafen.

Erſter Diener: Der Herr hat gelärmt, und der Verwalter war die ganze Nacht auf den Beinen.

Zweiter Diener bemerkt Starſchenski: Pſt! — Was iſt das?

Erſter Diener: Heiliger Ambroſius von Krakau!

Zweiter Diener: Es iſt der Herr.

Starſchenski, aufmerkſam werdend: Was wollt Ihr?

Erſter Diener: Den Saal kehren, Herr, und den Tiſch für das Frühſtück bereiten.

Starſchenski: Hm, das tut! — He, Du!

Erſter Diener: Zu dienen, Erlaucht.

Starſchenski: Der Verwalter ſoll kommen.

Der Diener entfernt ſich, Starſchenski verſinkt wieder in Grübelei. Der **Hausverwalter** tritt ein.

Der Hausverwalter, ſich bemerklich machend, mit Vorſicht: Herr ... Ihr ließet mich rufen, Herr.

Starſchenski ſieht ihn fremd an: Ja. — Hm.

Der Hausverwalter: Ihr ließet mich durch den Diener rufen, Herr.

Starſchenski: Ja, ſo! Der Verwalter! — Komm her, Timoska! — Er faßt ſeine Hand. Was wollt ich doch ſagen, Timoska? Ja, ſo: nach Warſchau will ich!

Der Hausverwalter: Zu dienen, Erlaucht. Ich will den Schimmeln die Geſchirre auflegen laſſen.

Starſchenski: Geh! — — Biſt Du da, Verwalter?

Der Hausverwalter: Ja, Herr.

Starſchenski: Ein Arzt ſoll kommen.

Der Hausverwalter: Biſt Du krank, Herr?

Starſchenski: Ich glaube wohl. Ich denke wohl, daß ich krank bin. Mich friert. Bringt mir meinen Pelz.

Der Hausverwalter: Du ſollteſt Dich wieder legen, Pan, ſollteſt zu Bett gehen.

Starſchenski, während man ihm den Pelz umlegt: Nach Warſchau will ich.

Der Hausverwalter, halblaut zu den Dienern: Macht Feuer im Kamin, damit es warm wird im Saal. Der Herr friert, beeilt Euch. Und heißt bald den Samowar bringen, ſogleich heißen Tee für den Pan.

Starſchenski: Bringt Tee! Jawohl! Es tut gut in dem Pelz! — Warum bin ich hier? Bin ich gar nicht zu Bett geweſen?

Der Hausverwalter: Nein, Herr.

Starſchenski: Warum nicht? — — — Geh. —

Der Hausverwalter ab. Starſchenski iſt aufgeſtanden und geht, unruhig grübelnd, hin und her. Ein Diener bringt den Samowar, gießt Tee ein, und Starſchenski trinkt.

Starſchenski, nachdem er getrunken: Weckt Pani Marina, ſagt, ich laſſe bitten.

Erſter Diener: Pani Marina kommt aus der Kirche.

Marina kommt.

Starſchenski, erzwungen harmlos: Guten Morgen, Mutter.

Marina: Gottes Segen, mein Sohn.

Starſchenski: Ja, Gottes Segen. Komm, ſetz dich. Sitz und trink Tee. Wir wollen miteinander ſitzen. Bringt Licht! Es ſoll hell um uns ſein. Bringt Licht! So, Mutter. Lange haben wir nicht ſo allein miteinander geſeſſen.

Marina: Lange nicht, guter Sohn. Es liegt nicht an mir. Ich verſäume die Frühmeſſe nie. Ihr aber geht ſpät zu Bett und ſpät aus dem Bett. Es liegt nicht an mir.

Starſchenski: Ich weiß.

Marina: Es liegt mehr an Euch, lieber Sohn. Doch Du ſiehſt blaß. Was fehlt Dir?

Starſchenski: Nichts. — Wie lange haben wir nicht ſo allein beim Frühſtück geſeſſen, Mutter? Wie lange?

Marina: Beinahe zwei Jahre nicht.

Starſchenski: Man kann eine Leiter hinaufſteigen und wieder herabſteigen. Nicht wahr?

Marina: Ich denke wohl, lieber Sohn. Weshalb fragſt Du das?

Starſchenski: Weil es auch eine Leiter gibt, die man nur hinaufſteigen kann, Mutter. Ich bin auf dieſer Leiter ſehr hoch geſtiegen. Ich ſah die Erde nicht mehr. Wer nun zurück wollte, müßte zerſchellen.

Marina: Warum? Wir ſind alle in Gottes Hand!

Starſchenski: Du fragſt, warum? Steigt man aufwärts, ſo tritt man Sproſſen von Elfenbein: rückwärts ſind ſie verwandelt in glühendes Eiſen.

Marina: Auf dieſe Weiſe müßte man fallen.

Starſchenski: Jawohl! Fallen und unten zerſchmettert liegen, Mutter.

Marina: Was iſt das für eine ſeltſame Himmelsleiter, die Du da meinſt?

Starſchenski ſtöhnt auf: Ich könnte nicht leben, wie ich früher gelebt! Da unten könnt ich nicht leben! — —

Marina: — — Sonderbar biſt Du heut! — Komm! Ich mag Dich nicht fragen, welcherlei Sorge Du haſt, doch vertrau auf Gott! Sieh, die Sonne ſteigt eben herauf hinter Deinen Feldern. Höre die Vögel in Deinen Gärten und über den Saaten Gott und den Frühling loben. Erfülle Dein Herz mit dem neuen Morgen, ermanne Dich, Sohn! — Oder biſt Du krank?

Starſchenski: Sie loben Gott und ſie loben den Frühling, Mutter! Es iſt ein Jubel, der einem zum Höllenhohn werden kann. — Da unten könnt ich nimmermehr leben!

Marina: Was meinſt Du damit?

Starſchenski: Sieh, Mutter: Nicht alle, die den Frühling ſehen, ſehen den Frühling. Manche vermeinen den Frühling zu ſehen, und ſehen ihn nicht. Ich werde es Dir nicht begreiflich machen. Hier liegt das Geheimnis des Lebens! Sieh, ich weiß, Dir klingt es verwirrt ... und Gott erwählet, ach, wie wenige! Niemand weiß von dem Wunder des Frühlings zu ſagen, der das nicht kennt ... der das nicht erfahren hat, Mutter! Nur der allein, der es weiß und erfuhr, nur der allein hört Gott lachen. — Man hört Elga laut und heiter lachen im anſtoßenden Zimmer. Starſchenski wird bleich, erhebt ſich und faßt nach dem Herzen. Mutter ... ich ...

Marina: Du biſt ernſtlich krank, Sohn. Wir müſſen ſogleich den Arzt rufen. Sogleich! Du fieberſt! Es ſcheint ein Fieber im Anzug!

Starſchenski: Hier hilft kein Arzt! Sei ruhig, es iſt nichts. — Es war Elga, die lachte, nicht? — Ja, Mütterchen, wie ich ſagte. Es iſt nun ſo! Und es iſt nicht anders! Ertrag es, Mutter, finde Dich drein.

Elga kommt, ganz harmlos, mit voller, überquellender Lebensfriſche.

Elga: Guten Morgen, mein Falke. — Nun? —

Marina: Deinem Gatten iſt nicht wohl, Elga.

Elga: Nicht wohl? Laß ſehen: kann ihn ſein Weib nicht geſund machen? Krank ſein iſt häßlich. Pfui. Ein kranker Mann, ein häßlicher Mann! — Sie ſetzt ſich auf ſeine Knie und küßt ihn. Wie? Hab ich nicht recht? — Gelt, nun biſt Du geſund?

Starſchenski: Elga! —

Er bricht in unterdrücktes, nervöſes Schluchzen aus.

Elga: Oh! Oh! Ach! Und was iſt mir nun das?! Held Starſchenski! He, Erlaucht! Weinen will der Held? Der ſtarke Mann weinen, Tränen will er weinen um nichts? Heiße, ſalzige Tränen. Warum? — Feſtige Dein Herz, ſtärke Deine Glieder und dann fort mit mir: zu Wagen, zu Pferd, durch den Wald, ins Feld! Friſch und ſtark muß ein Mann ſein! Nicht weichmütig und matt! *Als Starſchenski ſie glühend umarmt:* So! So! Nun kommt wieder Leben in ihn! Ja, drücke mich, küſſe mich! Nimm Leben von mir, ich habe genug für zwei.

Starſchenski, *verwandelt:* Ach, Mutter, richte doch Deine alten Augen auf dies Geſchöpf: iſt ſie nicht ſchön, Mutter? Iſt ſie nicht wie die Geneſung, Mutter, ſo ſchön? Schön und mein!

Elga: Waſſer verjüngt! Waſſer erfriſcht und verſchönt! Ich bin durch den See geſchwommen. Tue wie ich! Da wird alles Kranke von der Seele geſpült.

Starſchenski: Bleib doch, Mutter! Mir iſt wieder frei und gut.

Marina: So iſt mir auch, wenn Dir frei und gut iſt. Doch laß mich jetzt. Ich will zu dem Kinde hinein. Sie muß mich ſehen, wenn ſie aufwacht. Sie iſt es gewohnt.

Starſchenski: Gib klein Elga an meiner Statt einen Morgenkuß. *Marina nickt und entfernt ſich.*

Elga *hat ſich erhoben und vor Starſchenski hingeſtellt:* Steht mir das Kleid?

Starſchenski: Ich lieb Dich ſo ſehr! ...

Elga: Sie ſchwört, es ſei das Allerneueſte von Paris.

Starſchenski umarmt ſie wiederum: Ich liebe Dich ſo! Ich könnte Dich töten, ſo liebe ich Dich!

Elga, mit leiſer Ungeduld: Wieder drückſt Du mich ſo.

Starſchenski hält ſie an beiden Armen: Mein Eigentum biſt Du! Mein Eigentum! Du biſt mein koſtbares Eigentum! Du biſt wie ein Krug! Es gibt kein zweites Gefäß ſo köſtlich wie Dich in der weiten Welt und wär es aus Onyx oder Jaspis geſchnitten. Man trinkt daraus den köſtlichſten Wein. Nie wird es leer. Er küßt ſie.

Elga macht ſich los: Dortka kommt.

Dortka, ein wenig ſchüchtern, tritt ein. Sie ſtellt einen großen Strauß Veilchen auf den Tiſch, einen kleineren behält ſie in der Hand.

Elga: So. — Stell hierher. — Nun ...? Schmücke den Herrn! — Nun ...?

Dortka kniet vor Starſchenski und küßt ſeine Hand: Verzeihung, Herr!

Starſchenski nimmt den kleinen Veilchenſtrauß entgegen: Steh auf, es iſt gut. Der Hausverwalter kommt.

Der Hausverwalter: Der Wagen ſteht vor der Tür, Herr.

Starſchenski: Ein Wagen? Was für ein Wagen, Timoska?

Der Hausverwalter: Ihr wolltet nach Warſchau, Herr.

Elga: Du wollteſt nach Warſchau?

Starſchenski: Ich will es nicht mehr.

Elga faßt und zieht Timoska am Ohrkäppchen: Du biſt ein alter Dummkopf, Timoska! Verſtehſt Du mich? Scheinheilig biſt Du! Warſt auch einmal jung! Mißgönnſt dem Mädchen ſein bißchen Sünde! — Nun laß nur die Pferde angeſpannt. Wir wollen fahren, der Herr und ich. Komm, Dortka, leg mir den Mantel um.

Sie geht hinaus. Dortka folgt ihr.

Starſchenski hat Elga zugenickt, geht nun, allein mit dem Hausverwalter, mehrmals auf und ab, dann bleibt er ſtehen und wendet ſich ungnädig an Timoska: Was ſtehſt Du noch?

Der Hausverwalter: Herr ...

Starſchenski: Du haſt mir mit Deiner Torheit übel gedient.

Der Hausverwalter: Beſtrafe mich, Pan!

Starſchenski: Ich ſollte Dich ſtrafen, jawohl, Du haſt recht! Ich werde lächerlich durch Dich! Soll ich, der Herr, den Liebeshändeln der Knechte und Zofen nachſpüren?

Der Hausverwalter: Nein, Herr.

Starſchenski: Nun alſo! Ich weiß, im Grunde war Deine Abſicht gut. Aber Du ſollſt mich künftighin mit ähnlichen Torheiten nicht mehr behelligen. Haſt Du gehört?

Der Hausverwalter: Ich habe gehört. — — Sollen wir heute den Hafer ſäen, Herr?

Starſchenski: Tue, was Dir gut dünkt. Der Hausverwalter ab. Die Amme kommt, klein Elga auf dem Arme tragend. Kommt nur herein.

Die Amme: Wir ſuchen die Mutter.

Starſchenski: Klein Elga nimmt mit dem Vater vorlieb. — *Er hebt ſie auf ſeinen Arm.* — So! — Was hat ſie da in der Hand?

Klein Elga: Atti, Atti!

Die Amme: Atti, Atti: das ſoll Vater heißen.

Starſchenski: Was hat ſie da in der Hand, Amme?

Die Amme: Es iſt das Schmuckkäſtchen der gnädigſten Herrin, Erlaucht. Sie will es nicht hergeben.

Marina kommt.

Starſchenski: Sieh, Mutter, was für ein herrliches Spielzeug klein Elga hat.

Marina: Ach, dahin ſeid Ihr verſchwunden! Da mag man ſuchen …

Starſchenski: Klein Elga iſt reich. Da, nimm ſie, Mutter! — *Er ſetzt ſie der Mutter auf den Arm.*

Marina: Sie hat einen Brautſchmuck.

Starſchenski, *flüchtig verfinſtert:* Ich werde klein Elga nie einem Manne geben.

Klein Elga läßt das Käſtchen aus der Hand fallen.

Marina: Heb auf, Amme, ſchnell!

Starſchenski, *heiter:* Der Brautſchmuck zerbricht! — *Er hebt das Käſtchen auf, blickt hinein, wühlt mit dem Finger darin; plötzlich entdeckt er etwas und nimmt es heraus.* Ei, was iſt das!?

Marina: Was haſt Du denn da? Was war denn darin?

Starſchenski, *erdfahl:* Nichts iſt darin.

Marina: Was haſt Du nur wieder? —

Sie gibt das Kind der Amme, die es forttragen will.

Starſchenski: Bleib einmal, Amme! Stell Dich dorthin mit dem Kinde! Und nun ſteh ſtill!

Er vergleicht ein kleines Medaillonbildnis, das er in der hohlen Hand hält, mit den Zügen des Kindes.

Marina: Was machſt Du doch da?

Starſchenski: Komm und ſieh! — Kennſt Du das Bildnis?

Marina: Nein.

Starſchenski: Den Mann, deſſen Züge es darſtellt?

Marina: — Ich kenne ihn nicht, Sohn.

Starſchenski: Vergleiche einmal.

Marina: Was ſoll ich vergleichen?

Starſchenski: Klein Elgas Augen und — dieſe Augen! Klein Elgas Brauen und — dieſe Brauen! Klein Elgas Haar und — dieſes Haar! Ihr Kinn, ihren Mund — und dieſen Mund! Du kennſt den Mann!?

Marina: Nein. Ja. Vielleicht. Es iſt vielleicht der Vetter Oginski.

Starſchenski, furchtbar verändert, faſt ſtammelnd: Jawohl! — Nun ... was ...? ... Ach, laß mich! ... Es ... es geht ſchon vorüber. — Freilich ja, es iſt Oginski! — Jetzt kenn ich ihn! Der Vetter und Bettler und feige Schleicher! Der ſchlechte, kriechende, ſtinkende Hund! Laß ... laß ... ich glaube, Ihr holt den Arzt ... man will mich erwürgen ...

Marina: Gott im Himmel!

Starſchenski, mit gewaltſamer Faſſung, halb irrſinnig: Still, Mutter, ſtill, komm, ſetze Dich her. Erzähle mir was. Ich bitte Dich: Du weißt mehr als ich! Du haſt den Staroſten von Laſchek gekannt. Was iſt es mit dieſem Vetter Oginski? Was braucht ſie ein Bild von dem Vetter Oginski?

Marina: So ſei doch erſt ruhig. Mäßige Dich. Die Amme mit dem Kinde iſt hier.

Starſchenski: Was geht mich das Kind an! Fort! Hinaus! — Die Amme mit dem Kinde entfernt ſich. — O Mutter, bete! Binde mich feſt! O Jeſus Chriſtus, ſonſt mord ich mein Kind.

Marina: So helfe Dir Gott in Gnaden, mein Sohn! Was haſt Du? Was iſt mit Dir vorgefallen?

Starſchenski, trocken, hart, zitternd: Ich hab wohl ein Fieber, wie Du ſagſt, doch laß es gut ſein, es ſcheint vorüber. Doch, Mutter, bleibe; eins muß ich wiſſen — ſieh, daß es klar wird innen bei mir. Erzähle mir von dem Vetter Oginski.

Marina: Was ſoll ich erzählen? Du weißt es ja. Er war im Hauſe des alten Staroſten. Er iſt mit Elga zuſammen erzogen. Mehr weiß ich nicht.

Starſchenski erhebt ſich, zieht die Hausſchelle: Mehr weißt Du nicht. — Doch ich muß mehr wiſſen! Alles!! Nun muß ich alles wiſſen. Der Hausverwalter tritt ein. Ich fahre nach Warſchau, wie es beſtimmt iſt. — Der Hausverwalter ab. Zur Mutter: Leb wohl! Starſchenski entfernt ſich ſchnell. Marina blickt ihrem Sohne kopfſchüttelnd nach.

Elga kommt, bereit zur Ausfahrt.

Elga: Ich bin bereit. — Wo iſt der Graf?

Marina: Nach Warſchau, mein Kindchen.

Elga, befremdet: Ei, wie das?

Fünfte Szene

Ein Saal im Schloß. Abend. **Marina** ſitzt bei Licht am Stickrahmen. **Elga** geht langſam umher.

Elga: Ich verſtehe nicht, was er in Warſchau tut, nun ſchon den dritten Tag.

Marina: Ich auch nicht.

Elga: Und daß er den Verwalter mit ſich genommen hat.

Marina: Ja, das iſt auch nicht gut. Die Bauern kommen und fragen nach der Arbeit. Man weiß nicht, was man ihnen da antworten ſoll.

Elga: Es iſt auch ſo furchtbar langweilig. Weißt Du, Mutter, ich langweile mich ſo leicht. Ich fürchte die Langeweile wie ein großes, ſcheußliches Untier mit ſchläfrigen Augen und triefigem Maul. Puh!

Marina: Ich langweile mich nie, mein Kind.

Elga: Das begreif ich nicht.

Marina: Siehſt Du, es war bei uns nicht, wie bei Euch. Mein Vater war ſtreng. Ich habe nur immer daheim getan, was ich ſollte, nie, was ich wollte. Einem verflogenen Flaumfederchen mußt ich über drei Zäune nachklettern. Da war mir der Tag immer zu kurz. Du tateſt daheim, was Du wollteſt — und wollteſt meiſt nichts tun: ſo haſt Du's denn mit der Langenweile.

Elga: Ja, wozu ſollte man wollen, Mutter?

Marina: Man ſoll, weil man ſoll.

Elga: Das verſtehe ich nicht. Ich habe ſchon einigemal ſteile Berge mühſam erſtiegen. Es lockte mich etwas hinauf ... ich wollte der Sonne, dem Himmel oder dem lieben Gott näher ſein; was weiß ich! Allein, ſofern ich das nicht gewollt hätte, Mutter, dann wäre ich ſicherlich unten geblieben. Ich erſteige den Berg nicht, weil ich ſoll: die Langeweile peitſchte mich denn.

Marina: Ihr Laſcheks ſeid ein anderes Geſchlecht: eigenwillig, leichten Sinnes, immer bereit, alles aufs Spiel zu ſetzen. — Deshalb verlort Ihr auch alles.

Elga: Und gewannen es wieder.

Marina: Du vielleicht.

Elga: Freilich ich!

Marina: Und kannſt es wieder verlieren.

Elga: Freilich wohl! Auf und ab, immer auf und ab geht der Weg, und er ſchlängelt ſich. Es iſt beſſer, als immer alles auf grader Linie und in gleicher Ebene leben. Das Tier Langeweile iſt ſteif wie ein Krokodil: Hügel auf, Hügel ab kann es ſchlecht folgen. Auch wenden kann es ſich ſchlecht.

Marina, über der Arbeit ſorgenvoll aufblickend: Haſt Du denn gar keinen Sinn für ruhiges Glück?

Elga: Wenig.

Marina: Wer ſo lebt, lebt in beſtändiger großer Gefahr.

Elga: Das iſt es eben. Das macht mir das Leben erſt lebenswert. Der Tod geht einem zur Seite, faſt ſichtbarlich, und jagt einen immer tiefer ins Leben: hie kalt, hie heiß, hie Grauſen, hie Glück.

Marina: Rede nicht ſo. Um Gott! Wer wird ſo vom Tode reden!

Elga: Ich ſtehe ganz gut mit ihm, beſſer, als Ihr mir zutraut. Er verdirbt mir die Laune nicht halb ſo wie Euch. Als ich damals am Krankenbette des Vaters ſtand, ohne Brot, ohne Geld, in einer Spelunke von Warſchau, da rief ich ihn und erkannt ich ihn. Und weißt Du, was er mich lehrte, Mutter? Er lehrte mich lachen! Er lehrte mich auf eine ganz beſondere Weiſe über vielerlei ernſte Dinge des Lebens lachen. — Doch larifari! Noch lebe ich gern! — Wenn nur Starſchenski heim käme.

Marina: Da iſt Timoska.

Der **Hausverwalter** iſt eingetreten.

Der Hausverwalter, zu Marina: Guten Abend, Herrin.

Marina: Wo iſt Dein Herr?

Der Hausverwalter: Er hat mich vorausgeſchickt, Herrin! Ich ſoll beſtellen, Herrin . . .

Marina: Was ſollſt Du beſtellen? Komm doch zu Atem!

Der Hausverwalter: Es kommt ein Gaſt mit dem Herrn. Sie ſind hungrig und durſtig. Ich ſoll beſtellen, daß man die Tafel herrichtet.

Marina: Gelobt ſei Gott, wenn es nichts Schlimmres iſt! Mußt Du einen deshalb ſo erſchrecken?

Elga: Wer iſt der Gaſt?

Der Hausverwalter, lauernd: Ich kenne ihn nicht.

Elga: Wer kann es ſein, Mutter?

Marina: Das frag ich Dich. Es iſt nie ſeine Gewohnheit geweſen. Doch willkommen der Gaſt, wenn er fröhlich iſt. Er möge uns allen die Stunden aufheitern.

Der Hausverwalter ab.

Marina: Ein Wagen fährt vor. Sie ſind ſchon hier. Ich erkenne den Sohn am Schritt.

Elga, erblaſſend: Den Schritt Deines Sohnes erkennſt Du?

Marina: Geh Du ihm entgegen, ſo bleib ich zurück.

Elga: Nein, Mütterchen, geh. Marina, ihrem Sohne entgegen, ab. Von einer anderen Seite Dortka heftig herein.

Dortka, mit heimlichem Freudenausbruch: Herrin, wer kommt? Wer kommt mit Erlaucht, dem Herrn Grafen, die Treppe herauf?

Elga: Still! Ich weiß!

Starſchenskis Stimme, noch auf der Treppe: Elga, mein Täubchen!

Elga: Fort! Daß er Dich hier nicht ſieht. Dortka ab. Starſchenski tritt ein.

Starſchenski, verändert, von Trunk und Leidenſchaft merklich aufgeregt: Guten Abend, mein Täubchen.

Elga: Biſt lange ausgeblieben.

Starſchenski: Ja. Aber nun ſchilt mich nicht: ich habe Dir etwas mitgebracht.

Elga: Was haſt Du mir mitgebracht?

Starſchenski: Rate!

Elga: Seidene Hemden, um die ich Dich bat?

Starſchenski: Ja. Seidene Hemden ſind unten im

Wagen. Ich habe die koſtbarſten ausgeſucht. Indeſſen ich habe noch mehr mitgebracht, noch etwas. Rate!

Elga: Ich habe Dich ſonſt um nichts gebeten. Ich weiß es nicht.

Starſchenski: Den Vetter Oginski habe ich Dir mitgebracht! —?

Elga, ſcheinbar ungläubig lachend, gibt ihm einen leichten Backenſtreich: Ach! Narr, der Du biſt!

Starſchenski, unſicher: Freuſt Du Dich nicht?

Elga: Worüber ſollt ich mich freuen? Ueber Vetter Oginski ſollt ich mich freuen?

Starſchenski: Ueber Vetter Oginski!

Elga: Habe ich Dir nicht meine Meinung geſagt? Doch nun er ſchon hier iſt, wenn Du nicht ſcherzeſt: was ſoll man da tun? Er mag da ſein oder nicht, ich kann es nicht ändern.

Starſchenski: Komm herein, lieber Vetter! Drücke Dich nicht an den Wänden herum.

Oginski tritt ein.

Oginski: Wann hätte ich das wohl getan? Es beliebt Euch zu ſcherzen, Erlaucht! — Euer Diener, gnädigſte Gräfin.

Elga: Guten Abend, Vetter!

Starſchenski: Verzeiht mir, Pan Oginski. Ich wußte nicht, wie es mir kam. Dies iſt ein alter Herrenſitz. Und beſonders die Wände im Treppenhaus ſind immer feucht, ſchwammig und giftig. Es wäre mir leid um Euren koſtbaren, neuen Rock. — Kommt, ſetzet Euch, ſeid mein

Gaſt und mein Freund! — Wie iſt es Dir ergangen, mein Täubchen, ſeit ich fort war? Haſt Dich geſehnt nach mir? Sie ſehnt ſich nach mir, Pan Oginski. Wie das Kind den Stieglitz, hält ſie mich feſtgebunden am Bein. Ich gehe nur eine halbe Werſt hinaus ins Feld, ſo ſehnt ſie ſich ſchon. Nicht wahr, mein Täubchen?

Elga: Du redeſt Unſinn, Starſchenski.

Starſchenski: So? Rede ich Unſinn? Es mag wohl ſein! Wir waren in Warſchau ein wenig wild, wir beide. Nicht wahr, Oginski? Aber Freunde ſind wir geworden!

Elga: Höre, Du! Du ſollteſt heute abend nicht mehr Wein trinken.

Starſchenski: Weshalb nicht?

Elga: Du ſollteſt heut abend nicht mehr trinken, glaube mir.

Starſchenski, den Arm um Elga legend: Iſt ſie nicht ſchön, Oginski?

Elga: Laß mich frei.

Starſchenski: Iſt ihr Mund nicht ſüß und zart, wie eines ſaugenden Kindes Mund ...

Elga: Du ſollſt mich laſſen!

Starſchenski: ... und keuſch, noch nicht entwöhnt von der Mutterbruſt?! Es iſt ein gefährlicher Mund! Sieh, wie es zuckt um dieſen gefährlichen Mund, Oginski! Reiſe durch Polen und Rußland, durch alle Orte, Steppen und Wälder Aſiens, ſo findeſt Du keinen Mund wie dieſen und ſo verführeriſch.

Elga: Laß mich los! Verzeih ihm, Vetter! — Du biſt betrunken! Sie geht hinaus.

Oginski: Ihr ſeid nicht gut zu Eurem Weibe.

Starſchenski: Nein!

Oginski: Ihr ſolltet beſſer zu Eurem Weibe ſein.

Starſchenski: — Ich ſollte mein Weib mit Ruten züchtigen!

Oginski: Hm. — Weshalb bin ich hier? — Die Leute haben mir manches von Euch erzählt. Zuweilen haben auch Elgas Brüder von Euch geſprochen: ich habe gedacht, Ihr wäret ein Edelmann.

Starſchenski: Was hab ich nun von Euch gedacht? Was ſeid denn Ihr? — Ich weiß es nicht.

Oginski: Laßt das, Pan Starſchenski. Ich tat ſehr übel, daß ich Euch folgte. Was ſoll ich hier? Ich habe die Menſchen niemals geliebt! Was zerreſt Du mich hervor aus meiner Verborgenheit? So leb jetzt wohl.

Starſchenski: Nein, Pan Oginski, ich laſſe Euch nicht.

Oginski: Was willſt Du von mir?

Starſchenski: Deine Freundſchaft will ich.

Oginski: Das iſt nicht wahr!

Starſchenski: So helfe mir Gott! — Setz Dich, Freund! Trink dieſen Wein, er iſt trefflich gut. Jetzt bin ich ein anderer: verzeih mir. Verzeih mir, wenn ich mich übel hielt. Trink und verzeihe.

Oginski: Ich habe nichts zu verzeihen, Pan.

Starſchenski: — So ſage mir eins. Trink und ſage mir eins: Du kannteſt Elga von Kindheit an?

Oginski: Ja.

Starſchenski: Ihr habt miteinander als Kinder geſpielt?

Oginski: Sie ſpielte mit mir.

Starſchenski: Sie hatte Dich gern?

Oginski: Vielleicht.

Starſchenski: Du hatteſt ſie gern?

Oginski: Ich nicht, denn ſie war nicht liebenswert.

Starſchenski: Du hatteſt Elga nicht gern?

Oginski: Ich ſage die Wahrheit.

Starſchenski: Sie war nicht ſchön?

Oginski: Nein, Pan.

Starſchenski: Das lügſt Du, Pan.

Oginski erhebt ſich.

Starſchenski: Bleib, ſetze Dich.

Oginski: Es iſt genug.

Starſchenski: Elga iſt ſchön. Sag, daß ſie ſchön iſt!

Oginski: Es iſt genug.

Starſchenski: Ich könnte Dich töten — und küſſen, wenn Du nicht lügſt. Gib mir die Hand! Bruder, gib mir die Hand.

Oginski: Was wollt Ihr damit?

Starſchenski: Ich habe Dich Lügner genannt. Verzeih!

Oginski: Wir lügen alle.

Starſchenski: So logſt Du jetzt?

Oginski, kalt: Das ſag ich nicht.

Starſchenski: Nimm Dich in acht! — Oder habe Mitleid! — *Er läßt den Kopf auf den Tiſch ſinken und röchelt.*

Oginski, *ſich erhebend, mit grauſamer Kälte:* Was nützt Euch Mitleid, Erlaucht? Mitleid iſt zehnfache Pein. Ich habe die zehnfache Pein gefühlt. Wollte Gott Mitleid zeigen mit einem Manne, der unterliegt, ſo wäre er nicht ein Gott der Gnade und Milde. Fordere kein Mitleid, Pan.

Starſchenski, *ſich ermannend, feſt:* Ich fordere es nicht! *Elga kommt wieder, reich gekleidet.*

Elga, *leichthin:* Biſt Du nun wieder nüchtern, Freund?

Starſchenski: Ich denke, ja. Komm und plaudere mit uns.

Elga: Gut. Die Tafel wird ſchon gerichtet, gleich ruft man uns. Was habt Ihr für Wein?

Starſchenski: Koſte.

Elga: Wie haſt Du gelebt, Oginski, ſeit wir uns nicht geſehen?

Starſchenski, *ſchnell:* Wie lange ſaht Ihr Euch nicht?

Elga, *zu Oginski:* Nun, ſprich: wie lange?

Oginski: Ich zähle die Tage nicht. Sie kommen und gehen, es gilt mir gleich.

Elga: Pfui, haſt Dich gar nicht nach Deiner alten Geſpielin geſehnt? Weißt Du noch, wie das war, Oginski? Ich lief ſchneller als Ihr. Ich ſprang weiter als Ihr. Bei Euren Kriegen führte ich Euch an. Ich war Eure Herrin. Ihr Knaben mußtet mir folgen, nach meinem Willen tun, alleſamt. Oh, wie luſtig war das!

Oginski, angewidert: Ich bitt Euch, laßt mich. Ich kann nicht lachen und luſtig ſein.

Starſchenski: Was tut's? Ich auch nicht. Sie tut es für uns. — Ich will Euch erzählen, was ich geträumt habe. Ich träumte von einem jungen Weibe. Es iſt ſo. Ja. Das Weib war nackt, und es tanzte die ganze Nacht . . . ſie tanzte, tanzte, tanzte auf eine qualvolle Weiſe vor mir. — Nun aber gib acht: worauf tanzte das Weib? Denkt Euch den Mond kalkbleich! Der kalkbleiche, geiſterhaft blaſſe, wie vor Entſetzen blaſſe Mond ſchien über ein weites, unendlich weites, gebirgiges Land. In dieſem weiten, gebirgigen Lande, das war wie ein im Sturme erſtarrtes Meer, wuchs nichts, kein Halm, weder Baum noch Strauch. Es kam mir im Traume vor, als ſeien die Berge getürmt und die Täler gefüllt mit Menſchenknochen und Menſchenſchädeln. Darüber tanzte das Weib.

Elga: Hu, ſeltſame Träume haſt Du. Höre doch auf, mich ſchaudert's.

Oginski: Aber der Traum iſt noch nicht zu Ende, Pan.

Starſchenski: So bring ihn zu Ende. Erzähle Du.

Oginski: Ich kann nicht erzählen.

Elga: Er bittet Dich und ich bitte Dich: tu's.

Oginski: Gut, ſo hört: ich habe das Weib wie Du geſehen, das über die Schädel tanzt. Es war ſchön . . .

Starſchenski: Schön wie Elga.

Oginski: Es war ſchön und war nackt . . .

Starſchenski: Und ihr Leib war wie Elgas Leib.

Oginski: Doch das Seltſamſte waren die Augen an ihr. Aus ihnen hervor kam zuweilen ein Licht, das den Mond verdunkelte. Aus ihnen hervor quoll dann wieder der Tod und die Nacht. Sie hatte Augen …

Starſchenski: Wie Elgas Augen.

Elga: So höre doch auf!

Oginski: Die konnten, in meinem Traum, die Täler und Berge grünen machen mit einem Blick: ich meine die Augen, von denen ich ſprach. Da floſſen die Bäche, da fingen die Birken an zu duften …

Starſchenski: Ja, ſo war's.

Oginski: Dann wiederum fuhr Dir derſelbe Blick ins Herz wie Gift.

Elga erhebt ſich, geht langſam hinaus: Es friert mich bei Euren Geſchichten. Gute Nacht!

Starſchenski, allein mit Oginski, erhebt ſich düſter und feierlich: Pan Oginski, ich denke, nun wollen auch wir zu Ende kommen.

Oginski: Ja. Heut oder morgen, einerlei!

Starſchenski: Ich denke, heut! — Mit Bedeutung: Gute Nacht alſo!

Oginski, ebenſo: Gute Nacht.

Starſchenski: Du wirſt die Sonne des morgigen Tages nicht mehr ſehen, Oginski.

Oginski, bitter ironiſch: Du auch nicht, Pan.

Starſchenski: Mag ſein. — Aber Du wirſt eines ſchmachvollen Todes ſterben.

Oginski: Du lebſt ein ſchmachvolles Leben.

Starſchenski: Mag ſein. — Ich möchte Dich nicht auf einen bloßen Verdacht hin richten ...

Oginski: Sei unbeſorgt.

Starſchenski: Sie hat in Deinen Armen geruht?

Oginski, mit unverhohlenem Triumph: Ich habe gelebt!

Starſchenski: Wohlan! — Er ſchlägt mit dem Degen dreimal auf den Tiſch, der Hausverwalter und Bewaffnete ſtürzen herein: Tut Euer Werk!

Er geht. Die Bewaffneten binden und knebeln Oginski ſchnell und ſchleppen ihn fort. Der Raum bleibt leer, längere Stille. Danach kommt Dortka, in höchſter Angſt.

Dortka: Herrin! Herrin! Pani Elga!

Elga kommt.

Elga: Dortka, was ſchreiſt Du ſo?

Dortka: Es iſt gut, Pani Elga, daß ich Euch treffe.

Elga: Warum iſt es gut?

Dortka: Hinten im Garten, wo der alte Wartturm ſteht ... ſeht, es iſt Licht darin.

Elga: Was weiter?

Dortka: Leute gehen herum mit Windlichtern.

Elga: Was tun ſie dort?

Dortka: Leute mit Waffen.

Elga: Geh, Du träumſt.

Starſchenski iſt aus einer Tür hervorgetreten und hält den Blick ſtarr auf Elga gerichtet. Er iſt leichenfahl im Geſicht.

Elga: Pan Starſchenski, was ſoll dies bedeuten?

Starſchenski: Es bedeutet nichts.

Elga: Dann gute Nacht und morgen mehr.

Starſchenski: Du kannſt jetzt nicht ſchlafen, Elga. Du mußt Deinen Mantel nehmen und mit mir gehn.

Elga: Du biſt ertrunken in lauter Torheit, Pan.

Starſchenski: In Torheit ertrunken, nicht übel! Dortka, geh! Suche den Hausverwalter auf und frage dies: Haſt Du des Herrn Gebot verrichtet? Dann bring mir Beſcheid. Dortka ab.

Starſchenski: Elga, ſteh auf und folge mir.

Elga: Das werde ich nicht. Ich folge Dir nicht.

Starſchenski: Du willſt nicht?

Elga: Nein.

Starſchenski: So bleib und ſage mir eins ....

Elga: Du biſt zum Narren geworden, ich weiß nicht, wodurch.

Starſchenski: Vielleicht durch Dich.

Elga: Dann laß mich frei und behalte das Deine, Starſchenski. Viel lieber in Armut und bitterſtem Elend leben als ſo!

Starſchenski: Ich ſoll das Meine behalten? Was läßt Du mir übrig?

Elga: Soviel Du willſt! Du biſt meiner überdrüſſig! Ich fühl es wohl. Ich bin Dir zuwider: ſo laß mich gehn!

Starſchenski: Zum Vetter Oginski.

Elga: Was ſagſt Du da?

Starſchenski: Zum Vetter Oginski würdeſt Du gehn.

Elga: — — Nun denn —: wohin ich ginge, das ſtände bei mir! — Sie ſteht auf, geht umher.

Starſchenski: Wenn Du es kannſt, ſo leugne! Höre und ſprich: Du und Oginski, Ihr waret einander verlobt, als Du mich kannteſt?

Elga: So höre auch Du nun. Ich bin es müde. Hat Oginski geſchwatzt im Trunk, wohlan: wir waren Kinder, er und ich. Dir aber ſage ich: wir ſind zu alt, um jetzt noch Kinder zu ſein! So plage mich nicht mit Vergangenem! Plag mich nicht mit dem Vetter Oginski! Oder laß mich gehn.

Starſchenski: So liebſt Du Oginski nicht mehr? Sage das eine: liebſt Du ihn jetzt nicht mehr?

Elga: Wäre ich mit Dir gegangen? Wäre ich Dein Weib geworden? Es iſt mir in Deiner Welt nicht immer heimiſch geweſen! Gemeinſame Kindheit, gemeinſame Welt.

Starſchenski: Gemeinſames Paradies vielleicht.

Elga: Meinethalben auch das! Nun, ich wurde Dein Weib, was mehr?

Starſchenski: Liebſt Du denn mich?

Elga: Nein! — Jetzt lieb ich Dich nicht! Weil Du mich quäleſt und folterſt, lieb ich Dich nicht. Aber einſt ging ich mit Dir und war mit Dir fröhlich. Glücklich und fröhlich war ich mit Dir: und wo ich glücklich und fröhlich ſein kann, Pan, da liebe ich auch.

Starſchenski: So komm!

Elga: Wohin ſoll ich jetzt mit Dir gehen? Ich bleibe hier — oder gehe allein. Krank biſt Du und ſollteſt zum Arzt. Aus ehrlicher Seele geſprochen: ich habe Angſt. Ich fürchte mich jetzt, mit Dir zu gehn.

Starſchenski: So ſage das eine: liebſt Du Oginski jetzt nicht mehr?

Elga: Ich ſage: nein!

Starſchenski: Tot oder lebend iſt er Dir gleich?

Elga: Er lebt nicht für mich! Er ſtirbt nicht für mich!

Starſchenski: So komm! —

Er hat ſie mit eiſernem Griff um das Handgelenk gefaßt und führt ſie mit ſich.

Sechſte Szene

Verwandlung. Das Gemach der erſten Szene, damals noch im alleinſtehenden Wartturm gelegen. Rechts und links vor dem verhangenen Bett hohe vergoldete Standleuchter mit unangezündeten Kerzen. Nacht, Mondſchein. Der Hausverwalter vor dem Bett mit einem langen, entblößten Schwert. Dortka kommt.

Dortka: Was iſt das für eine Nacht! — Biſt Du hier, Timoska?

Der Hausverwalter: Ja. Was willſt Du?

Dortka: Erlaucht, unſer Herr, ſchickt mich. Haſt Du des Herrn Gebot verrichtet, ſoll ich Dich fragen.

Der Hausverwalter: Ich denke wohl. Geh und ſage dem Herrn: der tote Wolf frißt kein lebendiges Schaf. — Du haſt hier nichts mehr zu ſuchen. Was ſtehſt Du noch?

Dortka, zitternd: Verwalter, was haſt Du vor?

Der Hausverwalter: Frage den Herrn.

Dortka: Mich grauſet's, wenn ich Dich anſehe, ich weiß nicht, warum.

Der Hausverwalter: Ja, Du haſt Grund zum Grauſen.

Dortka: Ich?

Der Hausverwalter: Ja, Du.

Dortka: Was habe ich getan?

Der Hausverwalter: Dirne, Du weißt es!

Dortka: Timoska, habe Erbarmen mit mir. Ich weiß es nicht.

Der Hausverwalter: Habt Ihr Erbarmen gehabt mit meinem Herrn?

Dortka: Mit Deinem Herrn, Timoska?

Der Hausverwalter: Was habt Ihr aus ihm gemacht? Reich, jung und gütig vor wenig Tagen, iſt er heut alt, arm und voll Haß.

Dortka: Und ich? Mir gibſt Du die Schuld?

Der Hausverwalter: Wahrlich nicht Dir allein. Dir und der ganzen Brut! Ich haſſe die Laſcheks, ſie haben den Fluch.

Dortka: Was hab ich doch mit den Laſcheks gemein? Der Herrin hab ich gedient, ſonſt nichts.

Der Hausverwalter: Sie iſt keine Herrin. Sie iſt eine Dirne wie Du!

Dortka: Es iſt nicht wahr. Die Leute lügen, wenn ſie das reden. Ihr ſeid verblendet: es iſt nicht wahr!

Der Hausverwalter: Wir wiſſen es. Sie iſt keine Herrin. Nein. Sie iſt ein Teufel. Sie war eine Dirne, als er die Bettlerin fand in den Straßen von Warſchau. Ein Ungeziefer, das er auflas und heimbrachte. Ich und Pani Marina wußten es. Sie ſteckte ihre Hände in ſeine Taſchen. Die Brüder ſteckten die Hände hinein. Ein Vampyr iſt ſie und trank ihm das Blut aus der Bruſt. Jetzt hebe Dich weg, man kommt, errette Dein Leben.

Dortka ab. Starſchenski erſcheint in der Tür.

Starſchenski, nach rückwärts ſprechend: Es iſt nichts: doch komm herauf. Es iſt um einer nichtigen Sache willen, ich geb es zu: aber komm herauf!

Elgas Stimme: Ich gehe nicht weiter.

Starſchenski: Du kannſt nicht zurück! Es ſind Bewaffnete vor der Tür, Du kannſt nicht zurück! Du ſetzeſt Dein Leben aufs Spiel, wenn Du ohne mich rückwärts gehſt. Komm getroſt herauf! Oder fürchteſt Du Dich?

Elga tritt ein im Mantel.

Elga, verbiſſen und feſt: Nein!

Starſchenski: Es iſt kalt dort unten. So iſt es recht. Es iſt hier wärmer. Haſt Du geſehen? Es hat einen harten Froſt gegeben die Nacht. Wir ſind über einen weißen Teppich von Blütenblättern gegangen durch den ganzen Garten, vom Schloß bis hierher. Biſt Du jemals den Weg gegangen?

Elga, zu Timoska: Wer biſt Du? Wer iſt der Mann, der dort ſteht?

Starſchenski: Komm, ich will Dir den Mantel abnehmen. Der alte Timoska iſt es. Setze Dich. — — Jawohl, es iſt ein ſeltſam dumpfes Gemach. Ich begreife wohl: unheimlich für jeden, der es zum erſten Mal betritt. Es iſt, als hätten hier ſeit dem Anfang der Welt Geſpenſter und nur Geſpenſter gehauſt. Du biſt noch niemals hier oben geweſen?

Elga: Du weißt es, ich bin hier oben geweſen, was fragſt Du mich?!

Starſchenski: Ich wußte es nicht. Wieviel Mal wohl biſt Du hier oben in dieſer verfluchten Kammer geweſen?

Elga, düſter, trotzig: Viele Male.

Starſchenski: Weißt Du es auch, was hinter dem Vorhang iſt?

Elga: War ich hier oben, ſo weiß ich, was hinter dem Vorhang iſt.

Starſchenski: So ſage mir deutlich, was es iſt. Ich frage mit gutem Grund und erwarte die Antwort. — Du meinſt, daß ein Bett hinter dieſem Vorhang iſt?

Elga: Nun alſo, was ſonſt?

Starſchenski: Es iſt noch mehr! Kennſt Du die Sage, die man ſich in den Hütten der Knechte, auf den Schlöſſern im Umkreis und auf der Gaſſe erzählt von dem alten Gemach und der Lagerſtatt?

Elga: Ich kenne ſie nicht und will ſie nicht wiſſen. Jetzt iſt es genug, ich gehe!

Starſchenski: Setze Dich nicht in Gefahr, Du weißt! Und bleib. Timoska wird Dir die Sage erzählen. Der Alte kennt ſie.

Der Hausverwalter beginnt laut und langſam ein Pergament abzuleſen: Es lebte vor alten Zeiten ein treuer Mann und reicher Graf. Er lebte für ſich und in Frieden mit ſeiner erlauchten Mutter. Endlich aber hing er ſein Herz an ein Weib . . .

Starſchenski: Und habt Ihr alles genau nach meinem Befehle verrichtet?

Der Hausverwalter: Aufs Wort genau.

Starſchenski: So daß auch das Letzte zu tun nicht mehr übrig bleibt?

Der Hausverwalter: Nein. Es iſt alles getan und nichts mehr übrig.

Starſchenski: Erzähle weiter.

Der Hausverwalter: Doch es war eine Grube voll Schlangen und kein Weib. Sie log und betrog ihn, der redlich und ohne Falſchheit war. Sie verriet ihn und überſchüttete ihn mit Schande.

Starſchenski: Wo tat ſie das?

Der Hausverwalter weiſt auf das Bett: Hier, Graf Starſchenski.

Starſchenski: Auf dieſem Lager, meinſt Du?

Der Hausverwalter: Ja.

Elga: Wahnſinnig ſeid Ihr! Zu Hilfe! Zu Hilfe! —

Sie preßt ſich, wie gejagt, zitternd an die Wand.

Starſchenski, ruhig: Pani Elga, ſei ſtill, es geſchieht Dir nichts. — Entzünde die Lichter.

Der Hausverwalter: Ja, Herr, ſogleich. —

Er ſteckt die Kerzen der Standleuchter an.

Elga, wie irrſinnig, ſtarrt in die Lichter: Dortka! Oginski! Mich drückt ein Alp! Ich will nicht träumen! Weck mich, Dortka! Der Vorhang iſt ſchwarz! Warum ſah ich es nicht? Ich habe den Traum von den Leuchtern ſchon einmal geträumt. Warum weckſt Du mich nicht? Ich will nicht träumen!

Starſchenski: Still, Herrin, ſtill, Dir geſchieht kein Leid. Du träumſt auch nicht, Herrin, ſondern Du wachſt. Doch lüge nicht! Lüge in dieſer furchtbaren Stunde nicht!

Du biſt voll Makel! Du biſt nicht rein. Und dennoch: liebſt Du Oginski nicht mehr — ſprich ein Wort!

Elga, faſt winſelnd, in wahnwitziger Angſt: Ich habe geſprochen, Du glaubſt es mir nicht.

Starſchenski: Bei Gottes Liebe, wenn es Wahrheit iſt, ſo biſt Du mir rein: dann tritt zu mir her — und ſei mein Weib!

In dieſem Augenblick, die Lichter ſind alle angezündet, geht auf einen Wink Starſchenskis der Vorhang auseinander, und man erblickt **Oginski** erdroſſelt auf dem Bette liegen. Elga, eben im Begriff, den Worten Starſchenskis zu folgen und zu ihm zu treten, wird beim plötzlichen Anblick des Toten von einer tiefen Starrheit erfaßt. Es ſcheint, als würde ſie, vollkommen willenlos, von dem Toten an ſich gezogen. Dumpf röchelnd wirft ſie ſich über die Leiche. Nach längerem Stillſchweigen beginnt Starſchenski mit veränderter, bewegter Stimme:

Starſchenski: Elga!

Elga antwortet nicht.

Starſchenski, dringender und inniger, ſich ihr nähernd: Elga!

Elga fährt herum, haßerfüllt, wie eine Wölfin, die ihr Junges verteidigt: Rühr ihn nicht an!

Starſchenski, begütigend, faſt flehentlich: Elga!

Elga richtet ſich langſam auf und weicht voll Haß, Grauen und Ekel vor ihm zurück; dann bricht ſie los: Ich haſſe Dich! Ich ſpeie Dich an!

Eine tiefe Finſternis ſenkt ſich über den Raum. Man hört leiſe den Chorgeſang der Mönche, wie in der erſten Szene. Die Morgendämmerung dringt durch die Fenſter. Man unterſcheidet allmählich die Silhouette des deutſchen Ritters gegen den ſich langſam rötenden Morgenhimmel; ſonſt iſt das Gemach leer. Die ſchwarzen Vorhänge des leeren Bettes ſind geöffnet. Es pocht.

Der Ritter: Wer iſt da? Herein!

Der Diener tritt ein: Es iſt Zeit, daß wir abreiten, Herr, wir müſſen fort.

Der Ritter: Nun, Peter, Du biſt mir willkommen. Hinaus! Aufs Pferd! Und hinein in die helle, lebendige Welt!

Der Diener: Sollen wir ohne Frühſtück abreiten? Die Brüder ſind bei der Frühmeſſe.

Der Ritter: Flugs hinaus! Ich möchte keinem der Brüder wieder begegnen! — Es hat mich einer von ihnen noch geſtern zur Nacht beſucht. Hinaus in die Frühe! Hinaus aufs Pferd! Es lag ein ſchwerer Alp auf mir, ſchwer bis zum Tod. Gott ſei uns gnädig! Ich werde noch lange an dieſe Nacht im Kloſter zurückdenken.

Der Vorhang fällt.

Die verſunkene Glocke

Ein deutſches Märchendrama

Dramatis personae

Heinrich, ein Glockengießer
Magda, ſein Weib
Kinder beider
Der Pfarrer
Der Schulmeiſter
Der Barbier
Die alte Wittichen
Rautendelein, ein elbiſches Weſen
Der Nickelmann, ein Elementargeiſt
Ein Waldſchrat, fauniſcher Waldgeiſt
Elfen
Holzmännerchen und Holzweiberchen

Der Märchengrund iſt das Gebirge und ein Dorf an ſeinem F

Erſter Akt

Eine tannenumrauſchte Bergwieſe. Links, im Hintergrund, unter einem überhängenden Felſen halb verſteckt, eine kleine Baude. Vorn, rechts, nahe dem Waldrand, ein alter Ziehbrunnen; auf ſeinem erhöhten Rande ſitzt Rautendelein. Rautendelein, halb Kind, halb Jungfrau, iſt ein elbiſches Weſen. Sie kämmt ihr dickes, rotgoldenes Haar, einer Biene wehrend, welche ſie dabei zudringlich ſtört.

Rautendelein:

Du Sumſerin von Gold, wo kommſt du her?
du Zuckerſchlürferin, Wachsmacherlein! —
du Sonnenvögelchen, bedräng mich nicht!
Geh! laß mich! ſtrählen muß ich mir
mit meiner Muhme güldnem Kamm das Haar
und eilen; wenn ſie heimkommt, ſchilt ſie mich. —
Geh, ſag ich, laß mich! ei, was ſuchſt du hier?
Bin ich ne Blume? iſt mein Mund ne Blüte?
Flieg auf den Waldrain, Bienchen, übern Bach,
dort gibt es Krokus, Veilchen, Himmelſchlüſſel:
da kriech hinein und trinke, bis du taumelſt. —
Im Ernſt: fahr deines Wegs! pack dich nach Haus,
gen deine Burg! Du weißt: in Ungnad biſt du.
Die Buſchgroßmutter wirft nen Haß auf dich,
weil du mit Wachs der Kirche Opferkerzen
verſorgſt. Verſtehſt du mich!? — Iſt das ne Art!?
He, alter Rauchfang auf der Muhme Dach!
ſchmauch doch ein wenig Qualm herab zu mir
und ſcheuch das böſe Ding! — Komm, hulle hulle,
komm, hulle hulle Gänſ'rich, wulle wulle!

Marſch! *Die Biene entfleucht.* So, nun endlich. —

Rautendel kämmt ſich ein paar Augenblicke ungeſtört, dann beugt ſie ſich über den Brunnen und ruft hinab:

Holla, Nickelmann!

Er hört nicht. Sing ich mir mein eignes Lied.

Weiß nicht, woher ich kommen bin;
weiß nicht, wohin ich geh:
ob ich ein Waldvöglein bin
oder eine Fee.
Die Blumen, die da quillen,
den Wald mit Rauch erfüllen,
hat einer je vernommen,
woher die ſind kommen?
Aber manchmal fühl ich ein Brennen:
möchte ſo gerne Vater und Mutter kennen.
Kann es nicht ſein,
füg ich mich drein.
Bin doch ein ſchönes, goldhaariges Waldfräulein.

Wiederum in den Brunnen rufend:

He, alter Nickelmann, komm doch herauf!
Die Buſchgroßmutter iſt nach Tannenzapfen.
Ich langweil mich ſo ſehr. Erzähl mir was!
Tu mir's zuliebe! gern ſtibitz ich Dir
dafür noch heute nacht, dem Marder gleich
des Kochelbauers Hühnerſtall beſchleichend,
nen ſchwarzen Hahn. — Er kommt! he, Nickelmann! —
Es unkt und gunkt; die Silberküglein ſteigen.
Stößt er jetzt auf, zerbricht er mir mit eins

das ſchwarze Spiegelrund, darin ich mir
von unten her ſo luſtig wiedernicke.
Im Wechſelſpiel mit ihrem Spiegelbild:
Ei, guten Tag, Du liebe Brunnenmaid!
Wie heißt Du denn? — ei, wie? — Rautendelein?
Du willſt der Mädchen allerſchönſte ſein? —
Ja, ſagſt Du? — ich . . . ich bin Rautendelein.
Was ſprichſt Du da? Du deuteſt mit dem Finger
auf Deine Zwillingsbrüſtlein? ſieh doch her!
bin ich nicht ſchön, wie Freya? Iſt mein Haar
aus eitel Sonnenſtrahlen nicht gemacht,
daß es, rotglühend, wie ein Klumpen Gold,
im Wiederſchein des Waſſers unten leuchtet?!
Zeigſt Du mir Deiner Strähne Feuernetz
und breiteſt's, wie um Fiſche drin zu fangen,
im tiefen Waſſer aus: wohlan, ſo fange
den Stein, Du dumme Trulle! gleich iſt's aus
mit Deinem Prunken — und ich bin, wie ſonſt. —
He, Nickelmann! vertreib mir doch die Zeit.
Da iſt er.
Der Nickelmann hebt ſich, bis unter die Bruſt, aus dem Brunnen.
Hahaha! ſchön biſt Du nicht!
Rief man Dich ſchon, man kriegt ne Gänſehaut,
ne ſchlimmre jedesmal, wo man Dich ſieht.

Der Nickelmann,

ein Waſſergreis, Schilf im Haar, triefend von Näſſe, lang ausſchnaufend wie ein Seehund; er zwinkert mit den Augen, bis er ſich an das Tageslicht gewöhnt hat:
Brekekekex.

Rautendelein, nachäffend:
Brekekekex, jawohl,
es riecht nach Frühling, und das wundert Dich.
Das weiß der letzte Molch im Mauerloch,
weiß Laus und Maulwurf, Bachforell und Wachtel
Fiſchotter, Waſſermaus und Flieg und Halm,
der Buſſart in der Luft, der Has im Klee!
Wie weißt denn Du es nicht?

Der Nickelmann, erboſt ſich aufblaſend:
Brekekekex!

Rautendelein:
Haſt Du geſchlafen? Hörſt und ſiehſt Du nicht?

Nickelmann:
Brekekekex, ſei nicht ſo naſeweis,
verſtehſt Du mich! Du Grasaff, Grasaff Du!
Eidotter Du! halb ausgeſchlüpfter Kiebitz!
Grasmückeneierſchale! nämlich: quak!
ich ſag Dir quorax, quorax! quak, quak, quak!!!

Rautendelein:
Will der Herr Oheim böſe ſein,
tanz ich für mich den Ringelreihn!
Liebe Geſellen find ich genung,
weil ich ſchön bin, lieblich und jung.
Jauchzend: Eia, juchheia! lieblich und jung.

Waldſchrat, noch nicht ſichtbar:
Holdrioho!

Rautendelein:
Komm, Schrätlein, tanz mit mir!

Waldſchrat,

ein bocksbeiniger, ziegenbärtiger, gehörnter Waldgeiſt, kommt in drolligen Sätzen auf die Wieſe geſprungen:

Kann ich nicht tanzen, mach ich ein paar Sprünge,
wie ſie der ſchnellſte Steinbock mir nicht nachmacht.
Gefällt Dir's nicht, läſtern: weiß ich nen andern Sprung.
Komm einmal mit mir, Nixlein, in den Buſch;
dort iſt ne Weide, alt und ausgehöhlt,
die Hahnkrat nie gehört und Waſſerrauſchen:
dort will ich Dir das Wunderpfeiflein ſchneiden,
danach ſie alle tanzen.

Rautendelein, dem Schrätlein entſchlüpfend:

Ich? — mit Dir?
Spottend: Bocksbein! Zottelbein!
Jage Du Deine Moosweiblein!
Ich bin ſauber und ſchlank.
Geh Du mit Deinem Ziegengeſtank!
Geh Du zu Deiner lieben Frau Schrat,
die alle Tage ein Kindlein hat,
des Sonntags dreie, das macht ihrer neun:
neun ſchmutzige, klitzekleine Springſchrätelein!
Ha, ha, ha! übermütig lachend, ab ins Haus.

Nickelmann:

Brekekekex, ne wilde Hummel iſt ſie.
Daß Dich's blau Feuer!

Waldſchrat

hat das Mädchen zu erhaſchen verſucht, nun ſteht er:

Recht zum Kirren was.

Er zieht eine kurze Tabakspfeife hervor und ſetzt ſie, ſein Schwefelholz am Hufe ſtreichend, in Brand. — Pauſe.

Nickelmann:
Wie geht's bei Dir zu Haus?

Waldſchrat:
Soſo lala!
Hier unten riecht es warm, bei Euch iſt's mollig.
Bei uns dort oben pfeift und fegt der Wind.
Gequollne Wolken ſchleppen übern Grat
und laſſen, ausgedrückt wie naſſer Schwamm,
ihr Waſſer unter ſich: 's iſt Schweinerei.

Nickelmann:
Was gibt's ſonſt Neues, Schrat?

Waldſchrat:
Geſtern aß ich den erſten Rapunzelſalat.
Vormittag, heute, ging ich aus
eine Stunde vom Haus,
ſtieg, durch die Rauzen bergunter,
in den Hochwald hinein.
Gruben ſie Erde und brachen den Stein.
Verwünſchter Plunder!
Iſt mir nichts ſo zuwider, traun,
als wenn ſie Kapellen und Kirchen baun;
und das verfluchte Glockengebimmel!

Nickelmann:
Und wenn ſie das Brot vermengen mit Kümmel.

Waldſchrat:
Aber was hilft alles Weh und Ach!

Man muß es leiden. Am Abgrund jach
hebt ſich das neue Ding
mit ſpitzen Fenſtern, Turm und Knauf,
das Kreuz oben drauf. —
War ich nicht flink,
ſchon quälte uns hier
mit ſeinem Gebrüll das Glockentier
und hinge in ſicherer Höh!
So aber liegt es ertrunken im See. —
Potz Hahn! das war ein hölliſcher Spaß:
ich ſteh im hohen Berggras,
gelehnt an einen Kiefernſtumpf,
ſchau mir das Kirchlein an, kaue ein Stänglein Sauerlump
und denke eben ans Schaun und Kaun.
Traun!
da ſeh ich, vor mir, an einem Stein
haftet ein blutrotes Falterlein.
Ich merk, wie es ängſtlich kippt und wippt,
tut, als ob es an einem blauen Moosblümchen nippt.
Ich ruf es an. Es gaukelt daher
auf meine Hand.
Hat ich doch gleich das Elbchen erkannt!
Redete hin und her:
daß in den Teichen
die Fröſche ſchon laichen,
und ſo dergleichen,
ich weiß es nicht mehr.
Schließlich, ſo weint es bitter ſehr. —

Ich tröſt es, wie ich kann;
fängt es wieder zu reden an:
mit Hü und Hott und Peitſchenknall
ſchleiften ſie etwas herauf aus dem Tal,
ein umgeſtülpt, eiſernes Butterfaß
oder ſo was;
gar fürchterlich ſei es anzuſchauen,
alle Moosmännlein und Moosweiblein erfaſſe ein Grauen.
Man wolle das Ding — es ſei nicht zu denken —
hoch in den Turm der Kapelle henken,
mit eiſernem Schlägel es täglich ſchlagen,
alle guten Erdgeiſterlein gänzlich zu Tode plagen.
Ich ſage: hm, ich ſage: ſoſo.
Drauf gaukelt das Elbchen zur Erde.
Ich aber beſchleiche ne Ziegenherde,
ſchlampampe mich voll und denke: oho!! —
Drei ſtrotzende Euter trank ich leer:
da milkt keine Magd einen Tropfen mehr!
Nun ſtellt ich mich auf am roten Floß,
wo ſie denn kamen mit Mann und Roß.
Blau! dacht ich: du mußt geduldig ſein;
und kroch ihnen nach hinter Hecken und Stein.
Acht Klepper, ſchnaubend in hänfenen Stricken,
konnten das Untier kaum vorwärts rücken.
Mit keuchenden Flanken und zitternden Knieen
ruhten ſie aus, um aufs neue zu ziehen.
Ich merkte: es konnte der Bretterwagen
die ſchwere Glocke kaum noch tragen.

Da habe ich ihnen auf Schrätleinsart
— hart am Abgrund ging juſt die Fahrt —
die Mühe erſpart.
Ich griff ins Rad: die Speiche brach,
die Glocke wankte, rutſchte nach,
noch einen Riß, noch einen Stoß,
bis ſie kopfüber zur Tiefe ſchoß.
Hei! wie ſie ſprang
und im Springen klang!
von Fels zu Fels ein eiſerner Ball,
mit Klang und Hall und Wiederhall!
Tief unten empfing ſie aufſpritzende Flut:
drin mag ſie bleiben! dort ruht ſie gut.

Während der Waldſchrat geſprochen, hat es zu dämmern begonnen. Mehrmals, gegen das Ende ſeiner Erzählung hin, iſt aus dem Walde ein ſchwacher Hilferuf gehört worden. Nun erſcheint Heinrich, ſich krank und mühſam auf die Baude zuſchleppend. Sogleich verſchwindet das Schrätlein in den Wald, der Nickelmann in den Brunnen.

Heinrich,

dreißig Jahre alt; ein Glockengießer; blaſſes, gramvolles Geſicht:

Ihr lieben Leute, hört Ihr!? macht mir auf!
ich bin verirrt. Helft mir! ich bin geſtürzt.
Helft, helft, ihr Leute! ach! ich — kann — nicht — mehr.

Er ſinkt, unweit der Baudentür, ohnmächtig ins Gras.

Purpurner Wolkenſtreif über den Bergen. Die Sonne iſt hinunter. Es haucht ein kühler, nächtiger Wind über den Plan.

Die alte Wittichen, den Tragkorb auf dem Rücken, kommt aus dem Walde gehumpelt; ihr Haar iſt ſchlohweiß und offen. Ihr

Geſicht gleicht mehr dem eines Mannes, als dem eines Weibes Bartflaum.

Die Wittichen:

Rutandla, kumm und hilf m'r! hilf m'r ſchleppa:
ich hoa zuviel gelodt. Rutandla, kumm!
ich hoa kenn Oden meh. Wu bleit denn's Madel?
Einer Fledermaus nach, die vorüberfliegt:
He, ale Fladermaus, werſcht du glei hirn!
Du krichſt a Kropp noch vuol genung. Hir druuf!
fliech nei, ei's Kafferfanſtlerla, und ſiehch,
ob's Madel do iis? ſprich: ſe ſull glei kumma,
's kimmt heute noch a Water.
Gegen den Himmel drohend, da es ſchwach wetterleuchtet:
Alerla!
mach's ni zu tulle! hal de Ziechabeckla
a wing eim Zaune! luß den'n ruta Boart
ni goar zu tulle finkeln. He, Rutandla!
Einem Eichhorn zurufend, welches über den Weg ſpringt:
Eichhernla, ich ſchenk d'r a Buchanisla!
Du biſt doch geferre, huſt flinke Fießla!?
Spring nieder ei's Häusla, mach a Mandla,
ſprich: ſe ſoel kumma; ruf m'rſch Rutandla!
Sie ſtößt mit dem Fuß an Heinrich.
Weas iis denn doas? — war leit denn hie? nu do!
Nu ſoa m'r ock, woas machſt denn Du dohie?
Du! Perſchla! — nu do hiert vunt oalles uuf:
biſt ernt goar tut? — Rutandla! — nu doas wär!
ſe ſein m'r dunda ſu ſchunt uuf'n Hoalſe;
d'r Oamtmoan und d'r Foar: doas fahlte noch!

Ma iis aſu ſchunt wie a Hund gehetzt;
ſe brauchta bluß an Leiche bei m'r finda,
do kennd ich m'r mei Häusla wull beſahn,
die nahma 's een ſer Brennhulz. Perſchla! Due! —
A hirt ni. —

Rautendel tritt aus der Baude, fragenden Blicks.

Kimmſte endlich! — ſiehch ock har!
m'r hoan Beſuch gekricht — und woas ſer ea'n!
goar ſihr an'n ſtilla. — Hull a Bindla Hei
und mach an Streu.

Rautendelein:

Im Hauſe?

Die Wittichen:

Wär'ſch doch goar!
Woas ſool ins ock doas Perſchla drin ei'm Stiebla.

Ab ins Haus.

Rautendelein erſcheint, nachdem ſie einen Augenblick ins Haus verſchwunden war, mit einem Heubündel. Sie iſt im Begriff, neben Heinrich niederzuknien, als dieſer die Augen aufſchlägt.

Heinrich:

Wo bin ich? gutes Mädchen, ſag mir doch!

Rautendelein:

Ei, in den Bergen!

Heinrich:

In den Bergen. Ja.
Wie aber kam ich, ſag mir doch! hierher?

Rautendelein:

Das, lieber Fremdling, wüßt ich nicht zu ſagen.

Doch laß es Dich nicht kümmern, wie's geſchah.
Lehn — hier iſt Heu und Moos — darauf Dein Haupt
und ruh Dich aus! Der Ruh wirſt Du bedürfen.

Heinrich:

Der Ruh bedarf ich, ja; da haſt Du recht.
Doch Ruh iſt weit. Ach, weit iſt Ruh, mein Kind!
Unruhig: Und wiſſen will ich, was mit mir geſchah!

Rautendelein:

Wüßt ich es ſelber doch!

Heinrich:

Mir iſt ... ich denke ...
und denk ich, ſcheint ein Traum mir wieder alles.
Gewiß: ich träum auch jetzt.

Rautendelein:

Hier haſt Du Milch.
Weil Du ſo kraftlos biſt, ſo mußt Du trinken.

Heinrich, voll Haſt:

Ja, trinken — will ich. Gib mir — was Du haſt.
Er trinkt aus dem Gefäß, das ſie ihm hinhält.

Rautendelein, indes er trinkt:

Du biſt, mir ſcheint, der Berge nicht gewohnt,
ſtammſt von den Menſchlein, die im Tale hauſen,
und haſt, wie jüngſt ein Jäger, Dich verſtiegen,
der, einem flücht'gen Bergwild auf der Spur,
den Todesſturz auf unſrer Halde tat.
Allein, mich dünkt, ein Mann von andrer Art,
als Du biſt, war's.

Heinrich,
der Rautendel, nachdem er getrunken, unverwandt und mit ekſtatiſchem Staunen angeſtarrt hat:
O rede! rede weiter!
Dein Trunk war Labſal; Deine Rede mehr —
Wiederum verfallend und gequält:
Ein Mann von andrer Art, von beſſ'rer Art.
Auch ſolche fallen. Rede weiter, Kind!

Rautendelein:
Was frommt mein Reden! lieber will ich gehn
und friſches Waſſer Dir im Brunnen ſchöpfen,
denn Staub und Blut entſtellen …

Heinrich, *flehentlich:*
Bleib, o bleib!

Rautendelein, am Handgelenk von ihm feſtgehalten, ſteht unſchlüſſig.

Heinrich, *fortfahrend:*
Und ſchau mich an mit Deinem Rätſelblick!
denn ſieh: die Welt, in Deinem Aug erneut,
mit Bergen, Himmelsluſt und Wanderwölkchen …
ſo ſüß gebettet, lockt die Welt mich wieder.
Bleib, Kind! o bleib!

Rautendelein, *unruhig:*
Geſcheh es, wie Du willſt,
allein …

Heinrich, *fieberiſcher und flehentlicher:*
Bleib bei mir! bleib und geh nicht fort!
Noch weißt Du … ahnſt Du nicht, was Du mir biſt.
O weck mich nicht! ich will Dir ſagen, Kind,
ich fiel … doch nein: ſprich Du, denn Deine Stimme,

von Gott begabt mit reinem Himmelslaut,
nur will ich hören. Sprich! was ſprichſt Du nicht?
Was ſingſt Du nicht? — Ich fiel,
ich ſagt es ſchon. Ich weiß nicht, wie es kam:
wich nun der Pfad, den meine Füße ſchritten?
War's willig? widerwillig, daß ich ſtürzte?
Kurzum: ich fiel; Staub, Stein und Raſen mit mir in
die Tiefe.
Fieberiſcher: Ich griff nen Kirſchbaum! weißt Du — ja,
es war
'ne wilde Kirſche: aus dem Felſenſpalt
trieb ſie ihr Stämmchen. Doch das Stämmchen brach,
und ich, das Blütenbäumchen in der Rechten,
von dem die Roſablättlein ſauſend ſtoben,
fuhr ich — ins Bodenloſe — und ich ſtarb;
und jetzund bin ich tot. Sag, daß ich's bin!
ſag, daß mich niemand weckt!

Rautendelein, unſicher:
Mich dünkt, Du lebſt!

Heinrich:
Ich weiß, ich weiß. Ich wußt es früher nicht:
daß Leben Tod, der Tod das Leben iſt. —
Wiederum verfallend: Ich fiel. Ich lebte, fiel. Die Glocke fiel:
wir beide, ich und ſie. Fiel ich zuerſt,
ſie aber hinterdrein? War's umgekehrt?
Wer will es wiſſen? Niemand wird's ergründen.
Und wird's ergründet, ſei mir's einerlei:
es war im Leben — und nun bin ich tot.

Weich: Bleib! meine Hand ... noch iſt ſie ... weiß, wie Milch,
iſt meine Hand und — wie von Blei; und mühſam heb ich ſie;
doch rollt Dein weiches Haar darüber her,
iſt's wie Betheſtaflut ... wie ſüß biſt Du!
Bleib! meine Hand iſt fromm, und heilig, Du.
Ich ſah Dich ſchon. Wo ſah ich Dich? Ich rang,
ich dient um Dich ... wie lange? Deine Stimme
in Glockenerz zu bannen, mit dem Golde
des Sonnenfeiertags ſie zu vermählen:
dies Meiſterſtück zu tun, mißlang mir immer.
Da weint ich blut'ge Tränen.

Rautendelein:

Weinteſt? Wie?
Ich kann Dich nicht verſtehn: was ſind das, Tränen?

Heinrich, bemüht, ſich aufzurichten:

Heb mich ein wenig auf, Du liebes Bild!
Sie unterſtützt ihn.
Neigſt Du Dich ſo zu mir? — So löſe mich
mit Liebesarmen von der harten Erde,
daran die Stunde mich, wie an ein Kreuz,
gefeſſelt! Löſe mich! ich weiß, Du kannſt es,
und hier, von meiner Stirn ... befreie mich
mit Deinen weichen Händen: Dornenzweige
flicht man um meine Stirne. Keine Krone!
nur Liebe! Liebe! —
Er iſt in eine halbſitzende Lage gebracht; erſchöpft:
So, ich danke Dir. —

Weich und verloren:
Es iſt hier ſchön. Es rauſcht ſo fremd und voll.
Der Tannen dunkle Arme regen ſich
ſo rätſelhaft. Sie wiegen ihre Häupter
ſo feierlich. Das Märchen! ja, das Märchen
weht durch den Wald. Es raunt, es flüſtert heimlich.
Es raſchelt, hebt ein Blättlein, ſingt durchs Waldgras,
und ſieh: in ziehend neblichtem Gewand,
weiß hergedehnt, es naht — es ſtreckt den Arm,
mit weißem Finger deutet es auf mich —
kommt näher, — rührt mich an . . . mein Ohr . . . die Zunge . . .
die Augen — nun iſt's fort — und Du biſt da.
Du biſt das Märchen! Märchen, küſſe mich!
Er wird ohnmächtig.

Rautendelein, für ſich:
Du redeſt ſeltſam, man begreift Dich nicht!
Schnell entſchloſſen, im Begriff davonzugehen:
So lieg und ſchlummre!

Heinrich, im Traum:
Märchen, küſſe mich!

Rautendelein
ſtutzt, bleibt ſtehen, ſtarrt auf ihn. Es iſt dunkler geworden. Plötzlich ruft ſie mit Angſt und Haſt:
Großmutter!

Die Wittichen,
nicht ſichtbar, ruft aus dem Innern der Baude:
Madel!

Rautendelein:

Komm doch nur heraus!

Die Wittichen:

Kumm Du zu mir und hilf m'r Feuer zinda.

Rautendelein:

Großmutter!

Die Wittichen, wie eben:

Hierſchte, feder Dich und kumm.
Ich will a Ziega Futter gan und melka.

Rautendelein:

Großmutter! hilf ihm doch! Er ſtirbt, Großmutter!

Die Wittichen

erſcheint auf der Schwelle der Baude; ſie trägt einen Milchaſch in der Linken und lockt die Katze:

Miez, Miezla, kumm! —

Mit Bezug auf Heinrich, nebenhin:

Do iis kee Kraut gewachſa.
A Menſchakind muß ſterba, 's is ni anderſch.
Und wenn ſchunn. Luß Du dan! dar wiil's ni beſſer.
Kumm, Miezla! kumm! hie iis a Negla Milch.
Wu iis denn's Miezla?
Hulle, hulle, hulle Hulzmannla!
hie hoa ich a Aſchla und a Kannla,
hulle, hulle, hulle Hulzweibla!
Hie hoa ich a friſchbacknes Brutlaibla,
hie gibbt's woas zu ſchlecka und woas zu beißa,
do täta ſich Färſchta und Grova drim reißa.

Etwa zehn kleine, drollige **Holzmännerchen und Holzweiberchen** kommen eilig aus dem Walde gewackelt und fallen über das Schüſſelchen her.

He, Du!
immer valles ei Ruh.
Du a Stickla,
Du a Brickla.
Jedes a Schlickla.
Woas macht Ihr ſer a Gequerle,
Ihr kleen'n Murdskerle?!
Doas geht ni aſu.
Nanu:
Dalle ſer heute.
Ihr Leute, ihr Leute!
Hier giht's ju goar drunder und drieber zu.
Itzunder macht Euch furt.

Holzmännerchen und Holzweiberchen ab, wie ſie gekommen, in den Wald. Der Mond iſt aufgegangen; auf dem Felſen über der Baude erſcheint der **Waldſchrat**; die Hände muſchelförmig ans Maul legend, ahmt er echohaft einen Hilferuf nach.

Waldſchrat:

Zu Hilfe! Hilfe!

Die Wittichen:

Woas hoot's denn?

Rufe, fern, aus dem Innern des Waldes:

Heinrich! Heinrich!

Waldſchrat, wie oben:

Hilfe! Hilfe!

Die Wittichen droht zu dem Waldſchrat hinauf:

Luß Du Deine Noarrheeta

mit da oarma Gebirgsleuta.
Gellwull, a Gloaskirbla imſtußa
oder a Hundla derbußa,
an Handwerksburſcha ei's Moor verfiern,
doaß a muß Hoals und Beene verliern.

Waldſchrat:

Großmutter! gib acht auf das Deine,
Du kriegſt noch Gäſte und feine!
Was trägt die Gans auf dem Flaume?
den Balbierer mitſamt dem Schaume!
Was trägt die Gans auf dem Kopfe?
den Schulmeiſter mitſamt dem Zopfe,
den Pfarrer mitſamt dem Kreuze:
das ſind drei ſaubre Käuze!

Rufe, näher als vorhin:

Heinrich!

Waldſchrat, wie oben:

Zu Hülfe!

Die Wittichen:

Doaß Dich doch 's Blaufeuer!
A zieht m'r a Schulmeeſter uff a Hoals,
a Pfoaffa uba druf.
Dem Schrat mit geballter Fauſt drohend:
Nu wart ock, Due!
Du ſullſt droa denka! Micka ſchick ich Dir
und gruße Bremſa: ſtecha ſull'n ſe Dich,
doaß Du vor Himmelsangſt ni weeßt, wuhie!

Waldſchrat, ſchadenfroh, im Verſchwinden:

Sie kommen. Ab.

Die Wittichen:

Miga ſe: woas geht's mich oa!

Zu Rautendel, die noch immer von Heinrichs Anblick und Leiden verſunken ſteht:

Gih nei ei's Haus! blos aus 's Licht! mir ſchloſa.
Mach flink!

Rautendelein, düſter, trotzig:

Ich will nicht.

Die Wittichen:

Willſt nicht?

Rautendelein:

Nein, Großmutter

Die Wittichen:

Weshoalb denn do?

Rautendelein:

Sie holen ihn.

Die Wittichen:

Nu, und?

Rautendelein:

Sie ſollen's nicht.

Die Wittichen:

Nee Madel, Madel! kumm!
Luß Du doas Heſſla Himmelsjoammer liega
und luß ſe mit'n macha, woas ſe wulln,
die Tuta mit dam Tuta. Starba muß a:
Do luß a ſtarba, denn 's tutt 'm gutt.
Sieh, wie dan 's Laba quält! wie's dan im Herza
ock immer reißt und ſtißt.

Heinrich, im Traum:
Die Sonne flieht!

Die Wittichen:
Dar durte hot de Sunne nie geſahn.
Kumm! luß a liega! fulge! iich meen's gutt.

Ab ins Haus.

Rautendelein,

allein geblieben, horcht auf. Man hört wiederum „Heinrich, Heinrich!" rufen. Da bricht das Mädchen ſchnell einen blühenden Zweig und zieht damit um Heinrich her einen Kreis auf der Erde, dazu ſprechend:

Mit dem erſten Blütenreis
zieh ich feſten Zauberkreis,
wie's Großmutter mich gelehrt.
Bleibe, Kömmling, unverſehrt!
Bleibe Dein und Dein und mein!
Trete keiner hier herein:
ſei es Knabe, oder ſei's
Mädchen, Jüngling, Mann und Greis.

Sie zieht ſich ins Dunkel zurück. Der **Pfarrer**, der **Barbier** und der **Schulmeiſter** erſcheinen nacheinander aus dem Walde.

Pfarrer:
Ich ſehe Licht!

Schulmeiſter:
Ich auch!

Pfarrer:
Wo ſind wir hier?

Barbier:
Das weiß der liebe Gott! Es ruft ſchon wieder:
Zu Hülfe, Hülfe!

Pfarrer:
's iſt des Meiſters Stimme.
Schulmeiſter:
Ich höre nichts.
Barbier:
Es kam vom hohen Rad.
Schulmeiſter:
Das möchte ſein, wenn man gen Himmel fiele!
So aber fällt man, dünkt mich, umgekehrt:
vom Berg zu Tal und nicht von Tal zu Berg.
Der Meiſter liegt — ich will nicht ſelig ſein! —
um fünfzig Faden tiefer: nicht hier oben.
Barbier:
Potz Hakengimpel! hört Ihr's denn nicht rufen?
Wenn das nicht Meiſter Heinrichs Stimme iſt,
ſo will ich Rübezagels Bart raſieren,
ſo wahr ich auf dies Handwerk mich verſtehe!
Nun ruft es wieder.
Schulmeiſter:
Wo?
Pfarrer:
Wo ſind wir hier?
Vor allen Dingen ſagt mir dies, Ihr Herren!
Mir blutet das Geſicht. Kaum kann ich noch
die Beine ſchleppen. Meine Füße ſchmerzen:
ich geh nicht weiter!
Ruf:
Hülfe!

Pfarrer:
Wieder ruft es!
Barbier:
Das war dicht bei uns! Nicht zehn Schritt entfernt!
Pfarrer, erſchöpft niederſitzend:
Ich bin gerädert. Wahrlich, lieben Freunde!
Ich kann nicht weiter. Laßt, in Gottes Namen,
mich hier zurück. Schlügt Ihr mich braun und blau:
Ihr brächtet mich von dieſer Stelle nicht.
Ich kann nicht mehr. Die ſchöne Gottesfeier!
Und mußte ſo ſich enden. — Lieber Himmel!
wer hätte das gedacht! Und dieſe Glocke,
des frommen Meiſters höchſtes Meiſterſtück ..!
Ganz unerforſchlich ſind des Höchſten Wege,
dazu auch wunderlich.
Barbier:
Wo wir hier ſind?
Ihr fragtet doch, Herr Pfarrer, wo wir ſind?
Ei nun, in allem Guten rat ich Euch:
fort, fort, ſo ſchnell Ihr könnt! Ich wollte lieber
nackt in 'nem Weſpenneſt die Nacht verbringen,
als hier auf dieſem Plan: es — helf uns Gott! —
es iſt die Silberlehne, und wir ſind
nicht hundert Schritt von Mutter Wittichs Haus!
Verdammtes Wetteraas! kommt! fort von hier!
Pfarrer:
Ich kann nicht weiter!
Schulmeiſter:
Kommt! ich bitt Euch, kommt!

Blaupfeifereien ſind das Mind'ſte hier,
und Hexereien machen mir nicht bange;
doch iſt kein ſchlimmrer Platz, als der, zu finden.
Für allerlei Geſindel, Diebe, Paſcher
ein wahres Paradies! So arg verrufen
durch Räuberei'n und blut'gen Meuchelmord,
daß Peter, der das Gruſeln lernen wollte,
käm er hierher, es ſicherlich erlernte.

Barbier:

Das Einmaleins verſteht Ihr, doch es gibt
noch andre Dinge, als das Einmaleins:
ich wünſch Euch nicht, daß Ihr erfahrt, Schulmeiſter,
was Hexereien ſind! Die Hexenvettel,
die, häßlich wie ne Kröt in ihrem Loch,
dort drüber Unheil brütet, ſchickt Euch Krankheit
und habt Ihr Vieh, die Peſt in Euren Stall:
die Kühe geben Blut, ſtatt Milch, die Schafe
kriegen den Wurm, die Pferde werden koll'rig;
an Eure Kinder teilt ſie Drutenzöpfe,
wenn's ihr beliebt, Kielkröpfe aus und Schwäre!

Schulmeiſter:

Ihr Herren ſchwärmt! Die Nacht hat Euch verwirrt.
Von Hexen ſprecht Ihr. Hört doch: wie es wimmert!
Mit meinen Augen hab ich ihn geſehn.

Pfarrer:

Wen?

Schulmeiſter:

Den wir ſuchen: unſern Meiſter Heinrich.

Barbier:

Die Hexe äfft ihn!

Pfarrer:

's iſt ein Hexenſpuk!

Schulmeiſter:

Kein Hexenſpuk! Und zweimal zwei iſt vier
und niemals fünf, und Hexen gibt es nicht!
Dort aber liegt der Meiſter Glockengießer,
ſo wahr ich einſt die Seligkeit erhoffe.
Gebt acht: gleich ſchiebt die Wolke ſich vom Mond.
Gebt acht: Ihr Herren! — jetzt! — nun? Hab ich recht?

Pfarrer:

Wahrhaftig, Meiſter!

Barbier:

Meiſter Glockengießer!

Alle drei prallen, auf Heinrich zueilend, gegen den Zauberring und fahren zurück.

Pfarrer:

Au!

Barbier:

Au!

Schulmeiſter:

Au! Au!

Rautendelein

wird für einen Augenblick ſichtbar, wie ſie von einem Baumaſt herunterſpringt; unter dämoniſchem Hohngelächter verſchwindet ſie:

Ha, ha, ha, ha, ha, ha!! — Pauſe.

Schulmeiſter, verdutzt:

Was war das?

Barbier:
Was war das?

Pfarrer:
Es hat gelacht.

Schulmeiſter:
Das helle Feuer ſprang mir aus den Augen:
ich glaub, ich hab ein Loch in meinem Kopf,
groß wie ’ne Nuß.

Pfarrer:
Das Lachen, hörtet Ihr’s?

Barbier:
Was lachen hört ich, und was knirſchen hört ich.

Pfarrer:
Es hat gelacht. Aus jener Fichte kam es,
die dort im Dämmermonde ſich bewegt.
Dort! die, wo jetzt der Uhu flog und ſchrie.

Barbier:
Glaubt Ihr mir’s nun, wie’s mit der Vettel ſteht?
Und daß ſie mehr vermag als Brot zu eſſen?
Iſt’s hier geheuer, oder fröſtelt Euch,
wie mir, die Haut vor Grauen? Satansweib!

Pfarrer,
ſein Kruzifix hoch in die Hand nehmend, mit Entſchiedenheit gegen die Baude vordringend:
Sei’s, wie Ihr ſagt. Und iſt’s der Teufel ſelbſt,
der dort ſein Neſt hat: friſch! und drauf und dran!
Wir wollen ihn mit Gottes Wort beſtehen;
denn ſelten war des Satans Liſt ſo hell

am Tag, wie diesmal, wo er uns die Glocke
mitſamt dem Glockengießer niederwarf:
den Diener Gottes und die Dienerin,
beſtimmt, hoch von des Abgrunds Rand hinaus
den Hall des Friedens und der ew'gen Liebe,
die Gnadenbotſchaft durch die Luft zu ſingen.
Als Gottesſtreiter finden wir uns hier!
Ich klopfe an.

Barbier:

Tut's nicht!

Pfarrer:

Ich klopfe an. Er tut es.

Die Wittichen:

War iis denn do?

Pfarrer:

Ein Chriſt!

Die Wittichen:

Chriſt oder Heide:
woas wullt Ihr?

Pfarrer:

Oeffnet!

Die Wittichen

öffnet und erſcheint, eine brennende Laterne in der Hand:

Nu? Woas wullt Ihr nu?

Pfarrer:

Im Namen Gottes, Weib, den Du nicht kennſt ...

Die Wittichen:

Oha! doas fängt ju recht erbaulich oa.

Schulmeiſter:

Halt's Maul, Du Donneraas! und ſprich kein Wort.
Das Maß iſt voll und Deine Friſt bemeſſen.
Dein ſchändlich Leben und Dein ſchändlich Tun
hat ſo verhaßt im Sprengel Dich gemacht,
daß — wenn Du jetzt nicht tuſt, wie man Dich heißt —
der rote Hahn, noch eh der Morgen kommt,
auf Deinem Dache krähn, Dein Hehlerneſt
in Brunſt und Rauch gen Himmel lodern wird!

Barbier, ſich immerfort bekreuzigend:

Ich fürchte nichts von Deinem böſen Blick,
verfluchte Katze: glüh mich immer an!
Wo Du auch meinen Leichnam treffen magſt
mit Deinen roten Augen, ſitzt ein Kreuz.
Tu, was man jetzt Dich heißt: gib ihn heraus!

Pfarrer:

Im Namen Gottes, Weib, den Du nicht kennſt —
ich ſag es noch einmal: — itzund laß ab
von Deinem Höllengaukelſpiel und hilf!
Dort liegt ein Mann, ein Meiſter, Diener Gottes,
begabt mit einer Kunſt, zu ſeiner Ehre
und aller Höllenrotten Fluch und Schmach
im Reich der Luft zu herrſchen.

Die Wittichen

iſt immer abwehrend mit der Laterne auf Heinrich zugeſchritten:

'ſ iis genung!
Nähmt Ihr da oarma Knerps, dar durte leit!
Woas giht's mich oa. Ich hoa 'm niſcht geton.

A mag ſei Laba laba, wenn a's koan,
vor mir ſu lange wie a Oden hot:
dar, freilich, werd ni goar zu lange reecha.
Ihr nennt a Meeſter. Mit dar Meeſterſchoaft
is ni weit har. Euch miga ſe wull klinga,
die eiſna Glocka, die doas Perſchla macht.
Ihr hott aſu'ne Uhrn, die niſchte hirn;
ins klinga ſe ni gutt. Ihm ſalber au ni.
A weeß wull, wu's da Dingern valla fahlt:
vam Beſta fahlt's 'n und an'n Sprung hot jede.
Hie, nahmt de Trage, troat doas Jingla heem!
Da grußa Meeſter. — Meeſter Milchgeſicht!
ſtih uf: Du ſullſt 'm Paſter halfa pred'gen,
'm Lehrer ſullſte halfa Kinder priegeln,
und 'm Balbierer ſullſte Schaum ſchloan halfa.

Heinrich wird auf die Trage gelegt, der Barbier und der Lehrer heben ihn auf.

Pfarrer:

Du laſterhaftes, läſterliches Weib:
ſchweig und kehr um auf Deinem Höllenweg!

Die Wittichen:

Spoart Ihr doas Räda! Eure Prädicht kenn ich.
Ich wiß, ich wiß: de Sinne, doas ſein Sinda.
De Erde iis a Soarg. D'r blaue Himmel
d'r Deckel druf. De Sterne, doas ſein Lechla,
de Sunne iis a grußes Luch ei's Freie.
De Welt ging under, wenn kee Foarr nich wär,
und inſe Herrgott is a Popelmoan.

A ſeld an Rutte nahma, Ihr verdient's.
Schloappſchwänze ſeid'r: doas is's, wetter niſcht.
Sie ſchlägt die Türe zu.

Pfarrer:

Du Teufelin …

Barbier:

Um's Himmels willen, ſtill!
Erboſt ſie nicht noch mehr, ſonſt geht's uns ſchlimm.

Der Pfarrer, der Lehrer und der Barbier mit Heinrich ab in den Wald. Der Mond kommt klar herauf, und ruhig liegt die Waldwieſe. Erſte, zweite und dritte Elfe huſchen nacheinander aus dem Walde und drehen ſich im Ringeltanz.

Erſte Elfe, Flüſterruf:

Schweſter!

Zweite Elfe:

Schweſter!

Erſte Elfe:

Weiß und bleich
herrſcht der Mond im Bergbereich.
Dämmer, kühl und überall,
über Lehnen, Kluft und Tal.

Zweite Elfe:

Woher kommſt Du?

Erſte Elfe:

Wo das Licht
ſich im Waſſerſturze bricht
und die Flut, vom Schein durchhellt,
ſauſend in die Tiefe fällt.
Dort entſtieg ich feuchter Nacht.

Aus dem Gurgelſchäumeſchacht
quoll ich auf und drang hervor
durch ein tropfend Felſentor.
Dritte Elfe kommt:
Schweſtern, ſchlingt Ihr hier den Reihn?
Erſte Elfe:
Tummle Dich und füg Dich ein.
Zweite Elfe:
Woher kommſt Du?
Dritte Elfe:
Horcht und hört!
ſchlingt den Reigen ungeſtört:
zwiſchen Felſen, tief und klar
liegt der See, der mich gebar,
wie aus ſchwarzem Edelſtein;
goldne Sterne funkeln drein.
Rafft ich mir im Mondenglaſt
meiner Kleider Silberlaſt,
trug mich über Klipp und Kluft
durch die leichte Bergesluft.
Vierte Elfe kommt:
Schweſtern!
Erſte Elfe:
Schweſter, komm zum Tanz.
Alle:
Ringelreigenflüſterkranz.
Vierte Elfe:
Aus Frau Holles Blumenmoor
löſt ich heimlich mich hervor.

Erſte Elfe:
Schlingt und windet Euch im Tanz!
Alle:
Ringelreigenflüſterkranz.
Das Wetterleuchten nimmt zu. Ganz fernes Donnermurren.
Rautendelein
ſteht plötzlich, die Hände hinter dem Kopf, zuſchauend an d
Haustür; der Mond beleuchtet ſie:
Holla! Elſchen!
Erſte Elfe:
Horch! ein Schrei.
Zweite Elfe:
Autſch! nun riß mein Kleid entzwei.
Troll Dich, alter Wurzelſtock!
Rautendelein:
Holla! Elſchen!
Dritte Elfe:
Au! mein Rock.
Hierhin, dorthin, flieht und greift,
weißgekrönt und graugeſchweift.
Rautendelein, mit im Reigen:
Nehmt mich auf in Euren Kranz!
Ringelreigenflüſtertanz.
Silberelſchen, liebes Kind!
ſchau, wie meine Kleider ſind.
Blanke Silberfädelein
wob mir meine Muhme drein.
Braunes Elbchen! nimm in acht

meiner braunen Glieder Pracht,
und Du, goldnes Elbchen! gar,
nimm in acht mein goldnes Haar:
ſchwing ich's hoch — ſo tu es auch! —
iſt's ein ſeidenroter Rauch.
Hängt es über mein Geſicht,
iſt's ein Strom von Gold und Licht.

Alle:

Schlingt und windet Euch im Tanz,
Ringelreigenflüſterkranz.

Rautendelein:

Fiel ne Glock ins Waſſerloch.
Elbchen, ſagt, wo liegt ſie doch?

Alle:

Schlingt und windet Euch im Tanz,
Ringelreigenflüſterkranz.
Maßlieb und Vergißmeinnicht
rühren unſre Sohlen nicht.

Der **Waldſchrat** kommt herzu gebockt. Der Donner wird lauter. Während des Folgenden gibt es einen ſtarken Schlag und Regengepraſſel.

Waldſchrat:

Maßlieb und Vergißnichtmein
ſtampf ich in den Grund hinein:
ſpritzt das Moor und knirrt das Gras,
Elbchen! hei! ſo mach ich das.
Bucke, bocke, heißa! ho! —
Bulle ſchnauft ins Haferſtroh,

und die junge Schweizerkuh
ſtreckt den Hals und brüllt ihm zu.
Auf des Hengſtes brauner Haut
Flieg iſt Bräut'gam, Flieg iſt Braut,
und der Mücken Liebestanz
dreht ſich um den Pferdeſchwanz.
Holla! alter Pferdeknecht!
kommt die Magd Dir eben recht?
Beizt der Miſt im heißen Stall,
gibt es einen weichen Fall.
Holla! Huſſa! heijuchhei!
Mit dem Flüſtern iſt's vorbei,
mit dem Raunen unterm Eis:
Leben regt ſich laut und heiß.
Mauzt der Kater, maut die Katz.
Falke, Nachtigall und Spatz,
Has und Hirſch und Henn und Hahn,
Rebhuhn, Wachtel, Singeſchwan,
Storch und Kranich, Lerch und Fink,
Käfer, Motte, Schmetterling,
Froſch und Kröte, Molch und Laus
lebt ſich ein und liebt ſich aus.

Er umfaßt eine der Elfen und rennt mit ihr in den Wald. Die übrigen Elfen zerſtieben. Rautendelein bleibt, einſam und verſonnen, mitten auf der Waldwieſe ſtehen. Das Gewitter mit Sturm, Donner und Regen zieht ab.

Nickelmann hebt ſich über den Brunnenrand:

Brekekekex —! Brekekekex —! He, Du!
Was ſtehſt Du dort?

Rautendelein:
Ach, lieber Waſſermann!
ich bin ſo traurig: — ach, ſo traurig bin ich.
Nickelmann, pfiffig:
Brekekekex! auf welches Auge denn?
Rautendelein, beluſtigt:
Aufs linke Auge. Willſt Du mir's nicht glauben?
Nickelmann:
I, freilich, freilich.
Rautendelein, mit dem Finger ihr linkes Auge berührend:
Sieh mal, was das iſt!?
Nickelmann:
Was meinſt Du denn?
Rautendelein:
Was ich im Auge habe.
Nickelmann:
Was haſt Du denn im Auge? zeig mal her!
Rautendelein:
's iſt mir ein heißes Tröpflein drauf gefallen.
Nickelmann:
Ei, ei! vom Himmel? Komm doch, laß mich's ſehn!
Rautendelein, das Tränentröpflein ihm am Finger hinhaltend:
Ein ganzes, kleines, blankes, heißes Tröpfchen.
Da, ſchau mal an!
Nickelmann:
Der tauſend! iſt das ſchön!
Willſt Du, ſo nehm ich's weg und tu es fein
Dir in ein roſa Muſchelchen hinein.

Rautendelein:
Ei nun, ich leg Dir's auf den Brunnenrand.
Was iſt es denn?
Nickelmann:
Ein ſchöner Diamant!
Blickt man hinein, ſo funkelt alle Pein
und alles Glück der Welt aus dieſem Stein.
Man nennt ihn Träne.
Rautendelein:
Träne? Wie mir's ſcheint:
iſt dies 'ne Träne, hab ich ſie geweint.
So weiß ich denn fortan, was Tränen ſind. —
Erzähl mir was!
Nickelmann:
Komm zu mir, liebes Kind!
Rautendelein:
Ei, nein, es geht auch ſo. Was ſoll mir das!
Dein alter Brunnenrand iſt bröcklig, naß,
und nichts als Aſſeln, Spinnen .... was weiß ich!
Und Du und alleſamt: Ihr ekelt mich.
Nickelmann:
Brekekekex! das tut mir wahrlich leid.
Rautendelein:
Schon wieder ſo ein Tröpflein.
Nickelmann:
Regenszeit!
Fernab blitzt Meiſter Thor! von ſeinem Bart
fällt es wie Kindesauggezwinker zart,

durchflorend dunſtgeballter Wolken Zug
mit veilchenblauem Licht. Ein Rabenflug,
im Blitzſchein ſichtbar, unterm Grau dahin
ſich tummelnd, taumeltoll begleitet ihn!
Die Flügel naß im wilden Waſſerſturm.
Horch, Kind! wie Mutter Erde durſtig ſchluckt und trinkt
und wie ſich Baum und Gras und Flieg und Wurm
des Leuchtens freut, das immer neu erblinkt.
Quorax! — Blitz — im Tale! Meiſter, wohlgetan!
Er zündet ſich ein Oſterfeuer an:
Der Hammer loht. Zwölftauſend Meilen Licht.
Der Kirchturm wankt. Der Glockenſtuhl zerbricht,
Qualm ſtößt hervor . . . .

Rautendelein:

Ei, hör doch! ſchweig doch ſtill!
Erzähle Dinge, die man wiſſen will.

Nickelmann:

Brekekekex! ein kleiner Spatz, ein Nichts:
was fällt ihm ein? wenn man es ſtreichelt, ſticht's.
Iſt das ne Art? Da tut man, was man mag,
am Ende erntet man nen Backenſchlag.
Hab ich nicht recht? Was willſt Du wiſſen, Du? —
Nun mault man wieder.

Rautendelein:

Nichts. Laß mich in Ruh!

Nickelmann:

Nichts willſt Du wiſſen?

Rautendelein:
Nein.
Nickelmann, bettelnd:
— — — ſo red ein Wort!
Rautendelein:
Ich möchte fort, nur von Euch allen fort.
Sie ſtarrt, die Augen voll Tränen, in die Ferne.
Nickelmann, ſchmerzvoll, dringlich:
Was hab ich Dir getan? Wo willſt Du hin?
ſteht Dir ins Menſchenland der krauſe Sinn?
Ich warne Dich. Der Menſch, das iſt ein Ding,
das ſich von ungefähr bei uns verfing:
von dieſer Welt und doch auch nicht von ihr.
Zur Hälfte — wo? wer weiß! — zur Hälfte hier.
Halb unſer Bruder und aus uns geboren,
uns feind und fremd zur Hälfte und verloren.
Weh jedem, der aus freier Bergeswelt
ſich dem verfluchten Volke zugeſellt,
das, ſchwachgewurzelt, dennoch wahnbetört,
den eignen Wurzelſtock im Grund zerſtört,
und alſo, krank im Kerne, treibt und ſchießt,
wie ne Kartoffel, die im Keller ſprießt.
Mit Schmachterarmen langt es nach dem Licht;
die Sonne, ſeine Mutter, kennt es nicht.
Ein Frühlingshauch bringt kranke Zweige leicht,
der grünem Hälmchen koſt und Kühlung reicht.
Fürwitz! laß ab, dräng nicht in ihre Reihn!
Du legſt um Deinen Hals nen Mühlenſtein.

Sie ſchummern Dich in graue Nebelnacht.
Du lernſt zu weinen, wo Du hier gelacht.
Du liegſt gekettet an ein altes Buch
und trägſt, wie ſie, der Sonnenmutter Fluch.

Rautendelein:

Großmutter ſagt, Du ſeiſt ein weiſer Mann.
So ſchau Dir Deine Springebächlein an:
da iſt kein Wäſſerlein ſo dünn und klein,
es will und muß ins Menſchenland hinein.

Nickelmann:

Quorax, brekekekex, Du aber nicht!
Hör, was ein Tauſendjähr'ger zu Dir ſpricht:
laß Du die Knechtlein ihrer Wege gehn,
den Menſchen Wäſche waſchen, Mühlen drehn,
in ihren Gärten wäſſern Kohl und Kraut,
ich weiß nicht was verſchlucken, brrr, mir graut.
Heiß und inſtändig: Du aber, Prinzeſſin Rautendelein!
ſollſt eines Königs Gemahlin ſein.
Ich hab eine Krone von grünem Kriſtall,
die ſetz ich Dir auf im goldſchimmernden Saal:
die Dielen, die Decken von klarblauem Stein,
aus roten Korallen Tiſch und Schrein ...

Rautendelein:

Und iſt Deine Krone von eitel Saphir,
ſo laß Deine Töchter prunken mit ihr.
Meine güldenen Haare, die lieb ich viel mehr,
die ſind meine Krone und drücken nicht ſchwer.

Und iſt von Korallen Dein Schrein und Dein Tiſch:
was ſoll mir ein Leben bei Molch und Fiſch?
bei Quorax und Quurax in Lieſch und Rohr,
in Tang und Geſtank, in Brunnen und Moor! Sie geht.

Nickelmann:

Wo willſt Du hin?

Rautendelein, leicht, fremd:

Was geht's Dich an.

Nickelmann, ſchmerzvoll:

Ei viel,
brekekekex.

Rautendelein:

Wohin es mir beliebt.

Nickelmann:

Wohin es Dir beliebt?

Rautendelein:

Dahin und dorthin.

Nickelmann:

Dahin und dorthin?

Rautendelein, die Arme hochwerfend:

Und — ins Menſchenland!

Sie eilt und verſchwindet im Walde.

Nickelmann, im höchſten Schreck:

Quorax! wimmernd: Quorax! leiſer: Quorax! kopfſchüttelnd
Brekekekex!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Das Haus des Glockengießers Heinrich. Ein altdeutſcher Wohnraum. Die Hälfte der Hinterwand bildet eine tiefe Niſche, in welcher der offene Herd, mit dem Rauchfang darüber, angebracht iſt. Über der kalten Kohle hängt der Kupferkeſſel. Die andere, vorgerückte Wandhälfte hat ein Fenſter mit Butzenſcheiben; darunter ſteht ein Bett. In den Seitenwänden je eine Tür: die linke zur Werkſtatt, die rechte in den Hausflur führend. Rechts vorn ein Tiſch mit Stühlen. Auf ihm: gefüllter Milchkrug, Becher und ein Laib Brot. Nicht weit vom Tiſch das Handfaß. Bildwerke von Adam Kraft, Peter Viſcher uſw. ſchmücken den Raum, vor allem ein Bild des Gekreuzigten aus bemaltem Holz.

Die zwei Söhne Heinrichs, fünf- und neunjährig, ſitzen, ſonntäglich herausgeputzt, am Tiſch hinter ihren Milchbecherlein. Frau Magda, ebenfalls feſtlich angetan, kommt von rechts ins Zimmer, einen Strauß Himmelſchlüſſel in der Hand. Es iſt früher Morgen. Die Helligkeit nimmt zu.

Frau Magda:

Seht, Kinder! was ich hab! gleich hinterm Garten
traf ich nen ganzen Fleck damit beſät.
So können wir zu Vaters Ehrentag
uns feſtlich ſchmücken, wie es ſich geziemt.

Erſter Knabe:

Mir ...

Zweiter Knabe:

Mir ein Sträußchen.

Frau Magda:

Jeder kriegt fünf Blümchen,
wovon ſchon eines, wie Ihr wiſſen müßt,
den Himmel aufſchließt. Trinkt nun Eure Milch,

eßt Euer Stücklein Brot und laßt uns gehn.
Weit iſt der Weg zum Kirchlein, weit und ſteil.

Nachbarin, am Fenſter:

Seid Ihr ſchon wach, Frau Nachbarin?

Frau Magda:

Ei, freilich!
Ich tat die ganze Nacht kein Auge zu,
doch, da's nicht Sorge war, die wach mich hielt,
bin ich erfriſcht, als hätt ich ausgeruht,
wie'n Murmeltier. Der Tag, mich dünkt, wird klar.

Nachbarin:

Schon recht, ſchon recht.

Frau Magda:

Ihr kommt doch wohl mit uns?
Ich rat Euch zu. Es wird gut pilgern ſein
mit uns, nach dieſer kleinen Beinchen Takt,
und ſchwerlich werden wir zu raſch Euch ſchreiten;
obgleich, ich ſag es ehrlich, Nachbarin,
ich lieber flöge, als zu Fuße ging:
ſo treibt's in mir vor Freud und Ungeduld.

Nachbarin:

Iſt Euer Mann nicht heimgekehrt die Nacht?

Frau Magda:

Wo denkt Ihr hin?! ich will zufrieden ſein,
hängt nur die Glocke feſt im Glockenſtuhl,
wenn die Gemeine heute ſich verſammelt.
Die Zeit war kurz: da galt es hurtig ſein
und ſich nicht ſparen. Iſt ne Stunde Schlaf

für meinen Meiſter Heinrich abgefallen,
hat er, im Waldgras ruhend, ſeine Augen
ein wenig ſchließen können, hab ich Grund,
dem lieben Gott zu danken. Einerlei:
die Müh war groß, und größer iſt der Lohn.
Ihr könnt nicht glauben, wie ſo fromm und rein
und wunderklar die neue Glocke klingt! Gebt acht,
wenn ſie die Stimme heut erhebt
zum erſten Mal! ’s iſt wie Gebet und Predigt,
wie engliſcher Geſang und Troſt und Glück.

Nachbarin:

Schon recht, ſchon recht. Doch was mich wundernimmt:
Ihr wißt, Frau Meiſterin, von meiner Tür
kann man das Kirchlein an den Bergen ſehen.
Es hieß: ne weiße Fahne ſollte flattern,
ſobald die Glock im Turme ſicher hing
’s iſt nichts zu ſehn von einer weißen Fahne.

Frau Magda:

Schaut nur recht ſcharf, gewiß entdeckt Ihr ſie.

Nachbarin:

Nein, ſicher nicht.

Frau Magda:

Nun, habt Ihr wirklich recht,
ſo will es wenig heißen. Wüßtet Ihr,
wie ich, was ſolch ein Werk für Mühe macht,
wie ſo ein Meiſter grübelt, ringt und wirkt
bei Tag und Nacht, es nähm Euch jetzt nicht wunder,
wenn zur Sekunde nicht, wie’s vorbeſtimmt,

der letzte Nagel im Gebälke ſitzt.
Schon jetzt vielleicht ſeht Ihr die Fahne winken.

Nachbarin:

Das glaub ich nicht. Man meint im ganzen Dorf,
es ſei da oben etwas nicht geheuer.
Auch unheildroh'nde Zeichen ſind geſchehn.
Der Hochſteinbauer ſah ein nacktes Weib
auf einem Eber durchs Getreide reiten.
Er hob nen Stein und warf ihn nach dem Spuk:
gleich ward die Hand ihm lahm bis an die Knöchel.
Es heißt: die böſen Geiſter in den Bergen
erzürnten ſich der neuen Glocke wegen.
Mich wundert's nur, daß Ihr davon nichts wißt.
Der Amtmann iſt hinauf mit vielen Leuten.
Man meint ...

Frau Magda:

Man meint? Der Amtmann iſt hinau
Um Gottes willen.

Nachbarin:

Noch iſt nichts geſagt.
Kein ſicheres Gerücht. Kein Grund zur Sorge.
Regt Euch nicht auf, ich bitt Euch! Tut es nicht.
Von einem Unglück hat noch nichts verlautet.
Der Glockenwagen, heißt es, ſei gebrochen,
und mit der Glocke irgendwas geſchehn.
Was, weiß man nicht.

Frau Magda:

Nun, iſt es weiter nichts —

Glock hin, Glock her! — und blieb der Meiſter heil:
nicht mal das Sträußlein nehm ich von der Bruſt.
Doch weil man jetzt nichts ſicher wiſſen kann,
nehmt, bitt ich Euch, die Kinder …
Sie hebt beide ſchnell zum Fenſter hinaus. Wollt Ihr's tun?

Nachbarin:

Ei, freilich, freilich nehm ich ſie zu mir!

Frau Magda:

So nehmt ſie, bitt ich Euch, in Euer Haus,
denn eilen will ich, eilen, was ich kann,
zu ſchaun, zu helfen, was weiß ich zu tun.
Nur muß ich — *ſie eilt hinaus* — dort ſein, wo mein Meiſter iſt.

Die Nachbarin geht vom Fenſter weg. Man hört Volksgemurmel, darauf einen lauten, durchdringenden Schrei: Magdas Stimme. Der Pfarrer kommt herein, haſtig, er ſeufzt und wiſcht ſich die Augen. Er ſieht ſich ſuchend um und deckt dann ſchnell das Bett auf. Er läuft zurück und trifft in der Tür die Bahre, auf welcher Heinrich liegt; der Schulmeiſter und der Barbier tragen ſie. Man hat dem Verunglückten grüne Zweige untergebreitet. Frau Magda folgt, ein Bild des tiefſten Verfalls, ſtarr, faſt von Sinnen. Ein Mann und ein Weib führen ſie. Volk dringt hinter ihr ein. Heinrich wird aufs Bett gelegt.

Pfarrer, *zu Magda:*

Kommt zu Euch, Meiſterin! faßt Euch in Gott.
Wir nahmen ihn für tot auf unſre Bahre,
doch kam er zur Beſinnung unterwegs,
und wie der Arzt verſichert, der ihn ſah,
noch könnt Ihr hoffen.

Frau Magda, tief aufröchelnd:
Hoffen, Gott im Himmel!
Ein einz'ger Augenblick. Ich war ſo glücklich.
Was iſt mit mir? Was geht hier innen vor?
Wo ſind die Kinder?

Pfarrer:
Faſſet Euch in Gott.
Geduld, Frau Meiſterin! Geduld und Demut!
Und: wo die Not am größten, wißt Ihr ja,
iſt Gottes Hilfe oft am allernächſten.
Wo aber Er im Rat beſchloſſen hat,
hier zeitliche Geneſung nicht zu ſchenken,
dann darf Euch eins zu ſichrem Troſt gereichen:
Eu'r Gatte geht in ew'ge Freuden ein.

Frau Magda:
Was denn, Herr Pfarrer, redet Ihr zu mir
von Troſt? Bedarf ich Troſt? Er wird geneſen.
Er muß geneſen!

Pfarrer:
Ja, ſo hoffen wir.
Geſchieht es nicht, geſchieht doch Gottes Wille.
So oder ſo: der Meiſter triumphiert.
Im Dienſt des Höchſten goß er ſeine Glocke.
Im Dienſt des Höchſten ſtieg er in die Berge,
wo finſtre Mächte ungebrochen hauſen
und Kluft und Abgrund trotzen wider Gott.
Im Dienſt des Höchſten iſt er auch gefallen:
im Kampfe wider tück'ſche Höllengeiſter,

die, ſeiner Glocke frohe Botſchaft fürchtend,
zu einer Höllenbruderſchaft geeint,
den Streich gen ihn geführt. Gott wird ſie ſtrafen.

Barbier:

's iſt hier herum ne wundertät'ge Frau,
die durch Gebete heilt, wie's ehemals
des Heilands Jünger taten.

Pfarrer:

Forſcht ihr nach,
und wenn Ihr ſie gefunden, bringt ſie her.

Frau Magda:

Was iſt mit ihm geſchehn? Was gafft Ihr hier?
Hinaus mit Euch! Unheil'ge Neugier iſt's.
Geht! taſtet ihn nicht an mit Euren Blicken! —
Deckt ihn mit Tüchern zu. Sie töten ihn,
beſchmutzen ihn zum mind'ſten. So: jetzt geht.
Geht zu den Gauklern, wenn Ihr glotzen wollt!
Was iſt mit ihm geſchehn? Seid Ihr denn ſtumm?

Schulmeiſter:

Schwer zu ergründen iſt, wie es geſchah.
Wollt er die Glocke halten, da ſie fiel —?
Soviel iſt ſicher, ſäht Ihr dort hinunter,
wo ſich der Sturz begann, ihr knietet nieder
und danktet Gott. Denn daß der Mann noch lebt,
es iſt ein Wunder, ſag ich, gradezu.

Heinrich, ſchwach:

Gebt mir ein wenig Waſſer!

Frau Magda, *blitzſchnell auffahrend:*
Packt Euch fort!

Pfarrer:
Geht, lieben Leute, hier tut Ruhe not! *Die Leute ab.*
Bedürft Ihr meiner, liebe Meiſterin:
Ihr wißt, wo Ihr mich findet.

Barbier:
Und auch mich.

Schulmeiſter:
Ich denk, ich bleibe hier.

Frau Magda:
Nein, niemand, niemand!

Heinrich:
Gib mir ein wenig Waſſer!

Paſtor, Schulmeiſter und Barbier ziehen ſich, achſelzuckend un kopfſchüttelnd, nach leiſer Beratung zurück.

Frau Magda, *mit Waſſer zu Heinrich eilend:*
Wachſt Du, Heinrich?

Heinrich:
Mich dürſtet. Gib mir Waſſer. Hörſt Du nicht?

Frau Magda, *unwillkürlich:*
Geduld, Geduld!

Heinrich:
Geduld zu üben, Magda —
ich lern es bald genug. Ein kleines Weilchen
nur brauchſt Du Dich gedulden. *Er trinkt.* Dank Di
Magda.

Frau Magda:
Ach, Heinrich! ſprich nicht ſo. Mir bangt ſo ſehr,
wenn Du ſo ſprichſt.

Heinrich, fieberiſch heftig:
Dir darf nicht bange werden,
denn Du mußt leben, leben ohne mich.

Frau Magda:
Ich kann nicht .... will nicht leben ohne Dich.

Heinrich:
Dein Schmerz iſt kindiſch, foltre mich nicht länger!
Unwürdig iſt er, da Du Mutter biſt:
dies Wort begreife ganz und faſſe Dich.

Frau Magda:
Sei doch nur jetzt nicht bös und hart mit mir.

Heinrich, gequält:
Das nennſt Du bös und hart, was Wahrheit iſt.
Im Kinderbettchen liegt, was Dir gehört.
Dort liegt Dein Glück, Dein Leben, Deine Not
Dein Alles ruht in dieſen weißen Linnen,
und wo es nicht ſo wäre, wär's verrucht.

Frau Magda wirft ſich über ihn:
So helf mir Gott! ich liebe Dich viel mehr,
als unſre Kinder, als mich ſelbſt und alles.

Heinrich:
Weh über Euch denn, arme Frühverwaiſte!
Und dreimal wehe mir, dazu verdammt,
Euch Brot und Milch vom Munde weg zu ſchlingen;

doch wird's, ich fühl's, auf meiner Zunge Gift:
und das iſt gut. Leb wohl! So oder ſo.
Seid dem empfohlen, dem wir nicht entrinnen.
Schon manchem war des Todes tiefer Schatten
nur ein willkommnes Licht: ſo ſei's auch mir.
Weich: Gib mir die Hand. Ich tat Dir manches Schlimme
mit Wort und Werk; ich kränkte Deine Liebe
zu vielen Malen: jetzt vergib mir, Magda!
Ich wollt es nicht, doch mußt ich's immer wieder.
Ich weiß nicht, wer mich zwang, doch zwang mich was,
Dir weh zu tun, und mir, indem ich's tat.
Vergib mir, Magda!

Frau Magda:

Dir vergeben? was?
Wenn Du mich lieb haſt, Heinrich, ſprich nicht ſo,
ſonſt kommen mir die Tränen; lieber ſchilt mich.
Du weißt, was Du mir biſt.

Heinrich, gequält:

Ich weiß es nicht.

Frau Magda:

Da nahmſt mich, hebſt mich, machteſt mich zum Menſchen.
Unwiſſend, arm, geängſtet lebt ich hin,
wie unter graubezog'nem Regenhimmel;
Du lockteſt, riſſeſt, trugeſt mich zur Freude;
und niemals fühlt ich Deine Liebe mehr,
als wenn Du meine Stirn mit rauhem Griff
vom Dunkel ab, dem Lichte zugekehrt.

Nun ſoll ich Dir vergeben? Dieſes alles,
dafür ich Dir mein ganzes Leben ſchulde?

Heinrich:

Seltſam verwirrt ſich das Geſpinſt der Seelen.

Frau Magda,
ſein Haar ſtreichelnd, weich:

Wenn ich Dir dies und das zugut getan,
in Haus und Werkſtatt Dir ein Stündchen kürzte
und etwa Deinem Auge nicht mißfiel ...
Bedenk doch, Heinrich: ich, die ſeelensgern
ich weiß nicht, was? Dir alles ſchenken möchte,
ich hatte nichts, als dies zur Gegengabe.

Heinrich, unruhig:

Ich ſterbe: das iſt gut. Gott meint es gut,
denn, lebt ich, Magda ... beuge Dich zu mir:
es iſt uns beiden beſſer, daß ich ſterbe.
Du meinſt: weil Du geblüht und mir geblüht,
ich hätte Dich zum Blühen auferweckt.
Du irrſt. Das tat der ew'ge Wundertäter,
der morgen mitten in den Frühlingswald
von hunderttauſend Millionen Blüten
mit ſeinen kalten Winterſtürmen peitſcht. —
Es iſt uns beiden beſſer, daß ich ſterbe.
Sieh, ich war alt und morſch, 'ne ſchlechte Form.
Ich traure nicht, daß mich der Glockengießer,
der mich nicht beſſer ſchuf, itzund verwirft;
und als, dem eignen, ſchlechten Werke nach,
er mich ſo machtvoll in den Abgrund ſtieß,

war mir's willkommen. Ja, mein Werk war ſchlecht:
die Glocke, Magda, die hinunterfiel,
ſie war nicht für die Höhen — nicht gemacht,
den Widerſchall der Gipfel aufzuwecken.

Frau Magda:

Ganz unbegreiflich ſind mir Deine Worte.
Ein Werk, ſo hoch geprieſen, tadellos,
kein Bläschen im Metall, im Klang ſo rein —!
‚Wie Engelschöre ſingt des Meiſters Glocke‘:
ſo ſagten alle, wie aus einem Mund,
als, zwiſchen Bäumen draußen aufgehängt,
ſie ihre Stimme feierlich erhob ...

Heinrich, fieberhaftig:

Im Tale klingt ſie, in den Bergen nicht!

Frau Magda:

Das iſt nicht wahr. Hätt'ſt Du, wie ich, gehört
den Pfarrer tiefbewegt zum Küſter ſagen:
‚wie wird ſie herrlich in den Bergen klingen ...‘

Heinrich:

Im Tale klingt ſie, in den Bergen nicht:
das weiß nur ich. Der Paſter weiß das nicht.—
Ich werde ſterben, und ich will es, Kind!
Denn ſieh: würd ich geſund — was man ſo nennt —
vom Meiſter Bader ausgeflickt zur Not,
reif für ein Spittel oder was weiß ich;
das hieße, mir den heißen Trank des Lebens
— zuzeiten war er bitter, manchmal ſüß,
doch immer war er ſtark, wie ich ihn trank —

das hieße, ihn zur ſchalen Brühe machen,
dünn, abgeſtanden, ſäuerlich und kalt.
So aber mag ihn, wem er mundet, trinken.
Mich widert das Gebräu von weitem an.
Schweig ſtill. Hör weiter zu. Und brächteſt Du
mir einen Arzt, den Du zu glauben ſcheinſt,
der mich zu alter Freude tüchtig machen,
zu alter Arbeit wieder ſtählen könnte —
auch dann noch, Magda, iſt's um mich geſchehn.

Frau Magda:

So ſage mir, um Chriſti willen, Mann!
wie kam dies über Dich? Ein Menſch, wie Du,
begnadet, überſchüttet mit Geſchenken
des Himmels, hochgeprieſen, allgeliebt,
ein Meiſter ſeiner Kunſt. Wohl hundert Glocken,
in raſtlos froher Wirkſamkeit gebildet:
ſie ſingen Deinen Ruhm von hundert Türmen;
ſie gießen Deiner Seele tiefe Schönheit,
gleichwie aus Bechern, über Gau und Trift.
Ins Purpurblut des Abends, in das Gold
der Herrgottsfrühe miſcheſt Du Dich ein.
Du Reicher, der ſo vieles geben kann,
Du Gottesſtimme! — der Du Geberglück
und Geberglück und nichts, als dies geſchlürft,
wo Bettlerqualen unſer Gnadenbrot —:
Du ſiehſt mit Undank auf Dein Tagewerk?
Nun, Heinrich: wie denn treibſt Du mich ins Leben,
das Dich mit Ekel füllt? Was iſt es mir?

Was kann es mir denn ſein, wenn Du ſogar
es, wie 'nen ſchlechten Pfennig, von Dir weiſeſt?

Heinrich:

Mißhör' mich nicht. — — Nun haſt Du ſelbſt geklungen,
ſo tief und klar, wie meiner Glocken keine,
ſoviel ich ihrer ſchuf. — Ich danke Dir!
Doch ſollſt Du ... mußt Du mich begreifen, Magda!
Noch einmal denn: mein jüngſtes Werk mißlang.
Beklomm'nen Herzens ſtieg ich hinterdrein,
als ſie mit Hott und Hü und wacker fluchend
die Glocke bergwärts ſchleppten. Nun: ſie fiel.
Sie fiel hinab wohl hundert Klaftern tief
und ruht im Bergſee. Dort im Bergſee ruht
die letzte Frucht von meiner Kraft und Kunſt.
Mein ganzes Leben, wie ich es gelebt,
trieb keine beſſ're, konnte ſie nicht treiben:
ſo warf ich's denn dem ſchlechten Werke nach.
Nun ruht's im Bergſee, ob ich ſelber ſchon
ein armes Reſtchen trüben Daſeins zehre.
Ich traure nicht und traure wiederum
um das Verlor'ne; eines bleibt beſtehn:
ſo Glock, als Leben, keines kehrt mir wieder.
Und wo ich meine Sehnſucht dran geheftet,
begrab'ne Töne wiederum zu hören —
weh mir! das Daſein, ſo von mir ergriffen,
darum gelebt: ein Sack voll Gram und Reu,
voll Wahnſinn, Finſtre, Irrtum, Gall und Eſſig.
Doch ſo ergreif ich's nicht! Der Dienſt der Täler

lockt mich nicht mehr, ihr Frieden ſänftigt nicht,
wie ſonſt, mein drängend Blut. Was in mir iſt,
ſeit ich dort oben ſtand, will bergwärts ſteigen,
im Klaren überm Nebelmeere wandeln
und Werke wirken aus der Kraft der Höhen!
Und weil ich dies nicht kann, ſiech wie ich bin,
und weil ich wieder, quält ich mich empor,
nur fallen könnte, will ich lieber ſterben.
Jung müßt ich werden, wo ich leben ſollte.
Aus einer Berges-Wunder-Fabelblüte ...
aus zweiter Blüte neue Früchte treiben.
Geſunde Kraft müßt ich im Herzen fühlen,
Mark in den Händen, Eiſen in den Sehnen,
zu neuem, unerhörtem Wurf und Werk
die tolle Siegerluſt.

Frau Magda:

O Heinrich, Heinrich!
Wüßt ich, wonach Du lechzeſt, aufzufinden:
den Brunnen, deſſen Waſſer Jugend gibt —
wie gerne lief ich mir die Sohlen wund.
Ja, fänd ich ſelber in dem Quell den Tod —:
wenn er nur Deinen Lippen Jugend brächte.

Heinrich,
gequält, verfallend, delirierend:

Du Liebſte, Liebe! — Nein, ich will nicht.
Behalt den Trank. Im Quell iſt Blut, nur Blut.
Ich will nicht, laß mich, geh — und — laß mich — ſterben.
Er wird ohnmächtig.

Pfarrer kommt wieder:
Wie ſteht's, Frau Meiſterin?

Frau Magda:
Ach, furchtbar ſchlimm.
Er iſt ſo ganz im Innerſten erkrankt.
Ein unbegreiflich Leid zermürbt ihn ſo!
Ich weiß nicht, was ich fürchten ſoll und hoffen.
Sie nimmt haſtig ein Tuch um.
Ihr ſpracht von einer wundertät'gen Frau ...

Pfarrer:
Ganz recht, Frau Meiſterin, und deshalb komm ich.
Sie wohnt ... kaum eine Meile weit von hier
und heißt ... wie heißt ſie doch? Jenſeits der Grenze,
in Tannwald, glaub ich ... ja, in Tannwald wohnt ſie
und heißt ...

Frau Magda:
Die Wittichen?

Pfarrer:
Wo denkt Ihr hin?
Das iſt ein böſes Weib. 'ne Teufelsbuhlin,
die ſterben muß. Schon iſt man drauf und dran,
gen dieſen Satan furchtbar ſich zu rüſten.
Sie ziehn mit Steinen, Knüppeln, Fackeln aus,
den Garaus ihr zu machen. Gibt man doch
am Unheil, das geſchehn, ihr alle Schuld.
Nein, die ich meine, heißt Frau Findeklee,
iſt fromm und redlich, eines Schäfers Witwe,
der ein uralt Rezept ihr hinterließ

von — wie mir viele Leute hier verſichern —
von wundervoller Heilkraft. Wollt Ihr hin?

Frau Magda:

Ja, ja, Hochwürden.

Pfarrer:

Jetzt im Augenblick?

Rautendelein, als Magd gekleidet, mit Beeren.

Frau Magda:

Was willſt Du, Kind, wer biſt Du?

Pfarrer:

Es iſt die Anna aus der Michelsbaude.
Fragt ſie nur nicht, denn ſie iſt leider ſtumm.
Sie bringt Euch Beeren. Sonſt ein gutes Ding.

Frau Magda:

Komm einmal her, mein Kind! Was wollt ich doch?
Sieh, jener Mann iſt krank. Wenn er erwacht,
ſei gleich zur Hand. Begreifſt Du, was ich ſage?
Frau Findeklee: das war ja wohl der Name?
Doch iſt der Weg zu weit, ich darf nicht fort.
Zwei Augenblicke nur. Die Nachbarin
tut mir die Lieb. Ich kehre gleich zurück,
und wie geſagt ... ach Gott, wie iſt mir weh! Ab.

Pfarrer:

Steh hier ein kleines Weilchen. Beſſer noch,
Du ſetzeſt Dich. Sei klug und mach' Dich nützlich,
ſo lang man Deiner irgend hier bedarf.
Du tuſt ein gutes Werk, Gott wird Dir's lohnen.
Du haſt Dich recht verändert, liebes Mädchen,

ſeit ich Dich nicht geſehn. Halt Dich nur brav,
bleib eine fromme Jungfrau, denn Du biſt
beſchenkt vom lieben Gott mit großer Schönheit.
Nein, wahrlich, Mädchen, wenn man Dich ſo ſieht:
Du biſt's und biſt es nicht. Wie ne Prinzeſſin
im Märchen ſiehſt Du aus — mit einem Schlag,
ich hätt es nicht gedacht. Kühl ihm die Stirn!
Verſtehſt Du mich? Er glüht.
Zu Heinrich: Gott geb Dir Heilung! Pfarrer ab.

Rautendelein,
ſchüchtern und demütig bisher, nun ganz verändert und haſtig tätig:

Glimmerfunken im Aſchenrauch,
kniſtre unterm Lebenshauch.
Brich hervor, Du roter Wind,
bin, wie Du, ein Heidenkind.
Surre, ſurre, ſinge!

Das Herdfeuer iſt aufgelodert.

Keſſel fackelt hin und her.
Kupferdeckel, biſt Du ſchwer!
Brodle, Süppchen, walle, Flut,
koche Dich und werde gut!
Surre, ſurre, ſinge!

Dabei hat ſie den Deckel des Kupferkeſſels aufgehoben und deſſen Inhalt geprüft.

Maienkräuter, zart und friſch,
ſtreu ich euch in das Gemiſch:
werd es ſüß und heiß und ſtark!
Wer es trinkt, der trinkt ſich Mark.
Surre, ſurre, ſinge!

Nun ſchab ich Rüben; Waſſer hol ich dann.
Das Faß iſt leer. — Doch erſt das Fenſter auf.
Schön iſt's. Doch morgen wird es windig ſein:
ne lange Wolke, wie ein Rieſenfiſch,
liegt auf den Bergen; morgen birſt ſie auf,
und tolle Geiſter fahren ſauſend nieder,
durch Tannenwald und Kluft, ins Menſchental.
Kuckuck! Kuckuck! der Kuckuck ruft auch hier,
und Schwälbchen ſchießen, ſchweifen durch die Luft,
durch die der Tag mit Leuchten kommt gedrungen.
Heinrich hat die Augen geöffnet und ſtarrt Rautendelein an.
Nun ſchab ich Rüben, und dann hol ich Waſſer.
Weil ich nun Magd bin, hab ich viel zu tun —
und bleibe, liebe Flamme! mir am Werk!

Heinrich, in namenloſem Staunen:
Wer ... ſag, wer biſt Du?

Rautendelein, ſchnell, friſch und unbefangen:
Ich? Rautendelein.

Heinrich:
Rautendelein? Den Namen hört ich nie.
Doch ſah ich Dich ſchon irgendwo einmal.
Wo war es doch?

Rautendelein:
Hoch oben in den Bergen.

Heinrich:
Ganz richtig. Ja. Wo ich im Fieber lag.
Da träumt ich Dich — und jetzt ... jetzt träum ich wieder.
Man träumt oft ſeltſam. Gelt? — Dies iſt mein Haus;

dort brennt die Flamme mir auf eignem Herd;
ich lieg in meinem Bett, krank auf den Tod;
das Fenſter greif ich; draußen fliegt die Schwalbe;
im Garten ſpielen alle Nachtigallen;
Duft ſchlägt herein von Flieder und Jasmin:
dies alles fühl ich, ſchau ich ganz aufs kleinſte;
ſieh! im Geweb der Decke, die mich deckt,
ein jedes Fädchen ... ja, das Knötchen drin —
und dennoch träum ich.

Rautendelein:

Träumſt Du? — Ei, warum?

Heinrich, verzückt:

Nun, weil ich träume.

Rautendelein:

Biſt Du denn ſo ſicher?

Heinrich:

Ja. Nein. Ja. Nein. — Was red ich? Nicht erwachen
Ob ich ſo ſicher bin, das fragſt Du mich.
Nun ſei es, wie es ſei, Traum oder Leben:
es iſt. Ich fühl's, ich ſeh's: Du biſt, Du lebſt!
Sei's in mir, außer mir .... Du lieber Geiſt!
Geburt der eignen Seele meinethalb —
nicht minder lieb ich Dich! nur bleibe, bleibe!

Rautendelein:

So lange, wie Du willſt.

Heinrich:

Ich träume dennoch.

Rautendelein:
Gib acht: hier heb ich meinen kleinen Fuß.
Den roten Abſatz ſiehſt Du? Ja? Wohlan:
dies iſt ne Haſelnuß; ſie faß ich nun:
ſo, zwiſchen Däumerling und Zeigefinger.
Nun untern Abſatz. Kracks! — iſt ſie entzwei.
Iſt dies nun Traum?
Heinrich:
Das weiß der liebe Gott.
Rautendelein:
Nun gib mal weiter acht! jetzt komm ich zu Dir
und ſitze auf Dein Bett — da bin ich ſchon —
und ſchmauſe mir vergnüglich meinen Nußkern ....
Wird Dir's zu enge?
Heinrich:
Nein. Doch gib mir Kunde,
woher denn ſtammſt Du, und wer ſendet Dich?
Was ſuchſt Du hier bei mir, der ich, gebrochen,
ein Häuflein Qual, das Ende meiner Bahn
nach Augenblicken meſſe —?
Rautendelein:
Du gefällſt mir.
Woher ich ſtamme, wüßt ich nicht zu ſagen,
noch auch, wohin ich geh. Die Buſchgroßmutter
hat mich von Moos und Flechten aufgeleſen,
und eine Hindin hat mich aufgeſäugt.
Im Wald, auf Moor und Berg bin ich daheim.
Im Winde, wenn er ſauſt und faucht und heult,

knurrt und miaut, wie eine wilde Katze,
dreh ich mich gern und wirble durch die Luft.
Da lach ich, jauchz ich, daß es widerhallt
und Schrat und Nixe, Moos und Waſſermann
darob vor Lachen berſten. Böſe bin ich
und kratz und beiße arg, wenn ich erboſt;
und wer mich ärgert, ei, der ſeh ſich vor!
Läßt man mich ganz in Ruh, iſt's nicht viel beſſer;
denn, je nach Laune, bin ich bös und gut,
bald ſo, bald ſo, wie mir das Mützlein ſitzt.
Dich aber mag ich gern. Dich kratz ich nicht.
Willſt Du, ſo bleib ich hier, doch beſſer iſt's:
Du kommſt mit mir hinauf in meine Berge.
Du ſollſt ſchon ſehn, ich will Dir trefflich dienen.
Ich weiſe Dir Demanten und Karfunkel,
wo ſie in urgeheimen Schächten ruhn,
Topaſe und Smaragden, Amethyſte —
und was Du mich nur heißeſt, will ich tun.
Bin ich gleich ungeberdig, trotzig, faul,
ganz ungehorſam, tückiſch, was Du willſt —
Dir will ich immer nach der Wimper ſchaun,
und eh Du wünſcheſt, nick ich Dir ſchon: ja.
Die Buſchgroßmutter meint . . .

Heinrich:

Du liebes Kind:
wer iſt die Buſchgroßmutter, ſag mir doch?

Rautendelein:

Die Buſchgroßmutter?

Heinrich:
Ja!
Rautendelein:
Die kennſt Du nicht?
Heinrich:
Ich bin ein Menſch und blind.
Rautendelein:
Bald wirſt Du ſehen.
Mir iſt's verliehn, wem ich die Augen küſſe,
dem öffn' ich ſie für alle Himmelsweiten.
Heinrich:
So tu mir's.
Rautendelein:
Hältſt Du ſtill?
Heinrich:
Verſuch's einmal.
Rautendelein küßt ihm die Augen:
Ihr Augen, tut euch auf!
Heinrich:
Du ſüßes Kind,
in letzter Stunde her zu mir geſendet:
ein Blütenzweig, von Gottes Vaterhand
aus einem fernen Frühling mir gebrochen —
Du freigebor'ner Sproß! oh wär ich der,
der ich einſt auszog, früh, am erſten Tag,
wie wollt ich jubelnd an die Bruſt Dich drücken.
Ich war erblindet, nun erfüllt mich Licht,
und ahnungsweis ergreif ich Deine Welt.

Ja, mehr und mehr, wie ich Dich in mich trinke,
Du Rätſelbildung, fühl ich, daß ich ſehe.

Rautendelein:

Ei, ſo beſchau mich denn, ſoviel Du willſt.

Heinrich:

Wie ſchön Dein Goldhaar iſt! ſo viele Pracht!
Mit Dir, Du lieblichſter von meinen Träumen,
wird mir das Charonsſchiff zur Königsbarke,
die, purpurſegelnd, feierliche Bahn,
der Morgenſonne zu, gen Oſten nimmt.
Fühlſt Du den Weſt? ſein unbelauſcht Beginnen?
wie er von Südmeers blauen Schaukelwellen
den weißen Schaumſturz ſtreift — uns überſprüht
mit diamantner Friſche? — fühlſt Du das?
Und wir ... in Gold und Seide hingelagert,
ermeſſen wir, glückſel'ger Zuverſicht,
die Ferne, die uns trennt: Du weißt, wovon —
denn Du erkennſt das grüne Inſelland,
der Birken ſchwere Hänge, die, zu baden,
in blaue Leuchtefluten niederwallen.
Du hörſt den Jubel aller Frühlingsſänger,
die unſrer warten ....

Rautendelein:

Ja, ich höre ihn!

Heinrich, verfallend:

Nun wohl: ich bin bereit. Wenn ich erwache,
wird einer zu mir ſagen: geh mit mir.
Dann liſcht das Licht. Hier innen wird es kühl.

Der Seher ſtirbt, gleichwie der blinde Mann.
Doch ſah ich Dich — und …

Rautendelein, mit Zeremonieen:

Meiſter, ſchlummre ein!
Wachſt Du auf, ſo biſt Du mein.
Wünſchlicher Gedanken Stärke
wirk indes am Heilungswerke.

Sie wirkt am Herd, dabei ſprechend:

Schätze, verwunſchene, wollen zum Licht,
unten in Tiefen leuchten ſie nicht.
Glühende Hunde bellen umſunſt,
winſeln und weichen mutiger Kunſt.
Aber wir dienen froh und bereit,
weil uns beherrſchet, der uns befreit!

Mit Geſten gegen Heinrich:

Eins, zwei, drei: ſo biſt Du neu,
und im Neuen biſt Du frei.

Heinrich:

Was iſt mit mir geſchehn? Aus welchem Schlaf
erwach ich? Welches Morgens Sonne dringt
durchs offne Fenſter, mir die Hand vergoldend?
O Morgenluft! Nun, Himmel, iſt's Dein Wille,
iſt dieſe Kraft, die durch mich wirkt und wühlt,
dies glühend neue Drängen meiner Bruſt:
iſt dies ein Wink, ein Zeichen Deines Willens —
wohlan, ſo wollt ich, wenn ich je erſtünde,
noch einmal meinen Schritt ins Leben wenden,
noch einmal wünſchen, ſtreben, hoffen, wagen —

und ſchaffen, ſchaffen.
Frau Magda tritt ein.
Magda, biſt Du da?

Frau Magda:

Iſt er erwacht?

Heinrich:

Ja, Magda, biſt Du da?

Frau Magda, *ahnungsvoll freudig:*

Wie iſt Dir?

Heinrich, *überwältigt:*

Gut. — Ach, gut. Ich werde leben.
Ich fühl's: ich werde leben. Ja, ich fühl's.

Frau Magda, *außer ſich:*

Er lebt, er lebt —! O Liebſter! Heinrich, Heinrich!
Rautendel ſteht abſeits mit leuchtenden Augen.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Eine verlaſſene Glashütte im Gebirge, unweit der Schneegruben. Rechts, aus dem natürlichen Felſen, welcher die Mauer vertritt, rinnt Waſſer durch eine Tonröhre in einen natürlichen Steintrog. Links oder an der verfügbaren Hinterwand: Schmiedefeuerherd mit Rauchfang und Blaſebalg. Links hinten erblickt man durch den ſcheunentorartigen, offenen Eingang die Hochgebirgslandſchaft: Gipfel, Moore, tiefere Tannenwaldungen, in nächſter Nähe einen jähen Abſturz. Im Dache der Hütte Rauchabzug. Rechts: ſpitzbogiger Felſendurchbruch.

Der Waldſchrat, welcher, ſchon außerhalb der Hütte ſichtbar, einen Fichtenwurzelſtock zu einem draußen aufgeſchichteten Haufen getragen hat, tritt zögernd ein und ſieht ſich um. Der Nickelmann ſteigt bis unter die Bruſt aus dem Waſſertrog.

Nickelmann:

Komm nur herein, brekekekex!

Waldſchrat:

Biſt Du's?

Nickelmann:

Ja. Hol der Satan Fichtenqualm und Ruß!

Waldſchrat:

Sind ſie denn ausgeflogen?

Nickelmann:

Wer?

Waldſchrat:

Nun, ſie.

Nickelmann:

Ich denke, ja; ſuſt wären ſie wohl hie.

Waldſchrat:
Ich traf den Hornig ...
Nickelmann:
Ei!
Waldſchrat:
Mit Säg und Axt.
Nickelmann:
Was ſagt er?
Waldſchrat:
Daß Du hier herumqueraxt.
Nickelmann:
So halt der Lümmel ſich die Ohren zu.
Waldſchrat:
Recht jammerkläglich, ſagt er, quakteſt Du.
Nickelmann:
Den Kopf dreh ich ihm ab!
Waldſchrat:
So iſt es recht!
Nickelmann:
Ihm und dem andern —
Waldſchrat lacht:
Ein verwünſcht Geſchlecht!
Drängt ſich in unſre Berge, wühlt und baut,
hebt die Metalle, glüht und ſchmilzt und braut;
er ſpannt den Rübekol und Waſſermann
ganz mir nichts, dir nichts an den Karren an.
Die ſchönſte Elbin wird ſein Liebchen, traun,
und unſereiner muß von ferne ſchaun.

Sie ſtiehlt mir Blumen, nelkenbraunen Quarz,
Gold, Edelſteine, gelbes Bernſteinharz.
Sie dient ihm täglich, nächtlich, wie ſie kann.
Ihn küßt ſie, uns dagegen faucht ſie an.
Nichts widerſteht ihm. Aelt'ſte Bäume fallen.
Der Grund erſchüttert. Alle Klüfte hallen
durch Tag und Nacht von ſeinem Hammerſchlag.
Sein rotes Schmiedefeuer wirft den Schein
bis in mein fernſtes Höhlenhaus hinein.
Der Teufel weiß es, was er ſchaffen mag!
Nickelmann:
Brekekekex, trafſt Du ihn damals doch!
er läge längſt verfault im Waſſerloch,
der Glockenmacher bei dem Glockentier.
Und iſt die Glock mein Würfelbecherlein —
die Würfel müßten ſeine Knochen ſein.
Waldſchrat:
Potz Hahn und Hollenzopf! das glaub ich Dir.
Nickelmann:
Statt deſſen wirkt er hier geſund und ſtark;
ein jeder Hammerſchlag dringt mir ins Mark.
Weinerlich: Er macht ihr Schappel, Ring und Spängelein
und koſt ihr Schultern, Bruſt und Wängelein.
Waldſchrat:
Bei meinem Bocksgeſicht: Du biſt verrückt!
Weil's ihn ein bißchen nach dem Kinde jückt,
fängt ſo ein alter Kerl zu flennen an.
Sie mag nun einmal keinen Waſſermann!

Und wenn ſie Dich nicht mag, ſo ſei geſcheit:
das Meer iſt tief, die Welt iſt lang und breit.
Greif Dir 'ne Nixe, raſ Dich tüchtig aus,
leb, wie ein Paſcha, recht in Saus und Braus:
am Ende wirſt Du ganz gelaſſen ſtehn,
ſähſt Du die beiden flugs zu Bette gehn.

Nickelmann:
Ich bring ihn um ...

Waldſchrat:
Sie iſt auf ihn erpicht.

Nickelmann:
beiß ihm die Kehle durch ...

Waldſchrat:
Du kriegſt ſie nicht!
Was kannſt Du tun? Großmutter ſteht ihm bei;
die, weißt Du, achtet nicht Dein Zorngeſchrei.
Das Pärlein iſt in ganz beſondrer Huld.
Hoffſt Du noch etwas, ſei es mit Geduld.

Nickelmann:
Verdammtes Wort!

Waldſchrat:
Die Zeit geht ihren Gang —
und Menſch bleibt Menſch. Der Taumel währt nicht lang.

Rautendelein, noch nicht ſichtbar, kommt ſingend:
Es ſaß ein Käfer auf'm Bäumel,
Sum, ſum!
Der hat ein ſchwarz-weiß Röckel,
Sum, ſum! Rautendelein erſcheint.

Ei, was doch für Beſuch! ſchön guten Abend!
Hat er mir Gold gewaſchen, Nickelmann?
Hat er mir Wurzelſtöcke zugetragen,
mein lieber Bocksfuß? Seht: beladen bin ich
mit fremden Wunderdingen ganz und gar,
denn fleißig wahrlich tumml ich mich herum!
Hier Bergkriſtalle, hier ein Diamant,
ein Beutelchen mit Goldſtaub hab ich hier,
hier Honigwaben … 's iſt ein heißer Tag.

Nickelmann:

Auf heiße Tage folgen heiße Nächte.

Rautendelein:

Kann ſein. Kalt Waſſer iſt Dein Element,
ſo tauche denn hinein und kühl Dich ab.

Waldſchrat lacht unſinnig. Nickelmann taucht lautlos unter und verſchwindet.

So lange treibt er's, bis man böſe wird.

Waldſchrat, noch lachend:

Potz Pferd!

Rautendelein:

Am Knie das Band iſt mir verrückt
und ſchneidet mich.

Waldſchrat:

Willſt Du, ich lock'r es Dir.

Rautendelein:

Du wärſt der Rechte! — Schrätlein, hörſt Du, geh!
Du bringſt Geſtank herein und ſoviel Fliegen,
in einer Wolke ſind ſie um Dich her.

Waldſchrat:
Mir ſind ſie lieber, traun, als Schmetterlinge,
die mit beſtaubtem Flügel Dich umtaumeln,
bald in die Lippen ſich, ins Haar Dir wühlend,
und nachts ſich Dir um Bruſt und Hüften klammern.

Rautendelein lacht:
Schau, ſchau! nun laß es gut ſein.

Waldſchrat:
Weißt Du was?
ſchenk mir dies Wagenrad. Wo ſtammt es her?

Rautendelein:
Das weißt Du beſſer wohl als ich, Du Strolch!

Waldſchrat:
Hätt ich den Glockenwagen nicht gebrochen,
der Edelfalke ſäß Dir nicht im Garn.
Drum ſei mir dankbar, ſchenke mir das Ding.
Mit harzgetränkten Seilen dick umflochten
und angezündet, will ich's niederjagen
den ſteilſten Abhang, den ich finden kann.
Das gibt nen Spaß!

Rautendelein:
Und in den Dörfern Feuer.

Waldſchrat:
Ja, rotes Opferfeuer, roten Wind!

Rautendelein:
Es wird nichts draus. Mach, daß Du fortkomm
Schrätlein!

Waldſchrat:
Iſt's denn ſo eilig? Muß ich wirklich gehn? —
So ſag mir doch: was macht das Meiſterlein?
Rautendelein:
Er wirkt ein Werk.
Waldſchrat:
Das wird was Rares ſein.
Der Tage Drang, der Nächte Kuß:
Wir kennen ſchon den Glockenguß!
Berg will zu Tal, Tal will zu Berg,
und flugs entſteht das Wunderwerk:
ein Zwitterding, halb Tier, halb Gott,
der Erde Ruhm, des Himmels Spott.
Komm, Elbchen, in den Haſelſtrauch!
Was jener kann, das kann ich auch,
Du haſt von ihm nicht größre Ehren:
den Heiland wirſt Du nicht gebären.
Rautendelein:
Du Tier, Du Strolch! Dir blas ich Blindheit an,
ſchmähſt Du noch mehr den auserwählten Mann,
der Euch vom Banne zu erlöſen ringt,
wenn durch die Nacht ſein Hammerſchlag erklingt!
Denn unterm Fluche, ob Ihr's gleich nicht wißt,
ſeid Ihr und wir und alles, was da iſt.
Bleib! Du biſt machtlos hier, wer Du auch ſeiſt:
in dieſem Umkreis herrſcht des Meiſters Geiſt!
Waldſchrat:
Was liegt mir dran?! Grüß Deinen Herrn Gemahl:

ich ſahr wohl einſt in ſeinen Schacht einmal. Lachend ab.

Rautendelein, nach kurzer Pauſe:

Ich weiß nicht, was mir iſt? So ſchwül und ſchwer.
Zum nahen Schneefeld will ich gehn: die Grott
iſt kühl. Schmelzwaſſer, grün und kalt wie Eis,
muß mich erfriſchen. — Auf ne Schlange trat ich.
Sie ſonnte ſich auf ſchwefelgrünem Stein
und biß nach mir, hoch droben im Gerölle.
Ach, wie mir ſchwer iſt. — Schritte! Horch! Wer kommt? —

Pfarrer,

bergmäßig gekleidet, echauffiert, faſt atemlos vor Anſtrengung, erſcheint vor der Tür:

Hier, Meiſter Schaum! mir nach! nur hier herauf! —
Kein leichtes Stück war's, doch nun ſteh ich feſt.
Zudem! um Gottes willen unternahm ich's.
Und hundertmal iſt mir die Müh gelohnt,
gelingt es mir, als einem guten Hirten,
mir das verſtiegne Lamm zurückzuretten.
Nur immer mutig vor! Er tritt ein. Iſt jemand hier?
Rautendel bemerkend: Ei, ſieh! da biſt Du ja! Dacht ich
mir's doch!

Rautendelein, blaß, bösartig:

Was wollt Ihr hier?

Pfarrer:

Das ſollſt Du wohl erfahren.
Gott ſei mein Zeuge, ja! und bald genug:
hab ich nur erſt ein wenig mich verſchnauft —
iſt mir der Schweiß ein wenig abgetrocknet.
Zuvörderſt ſag mir, Kind! biſt Du alleine?

Rautendelein:
Du haſt mich nichts zu fragen!
Pfarrer:
Sieh doch an!
Nicht übel, wahrlich nicht. Auf dieſe Art
zeigſt Du Dein wahres Antlitz mir ſogleich:
nun, um ſo beſſer, dies erſpart mir vieles.
Du! ..
Rautendelein:
Menſchlein, ſieh Dich vor.
Pfarrer, ihr entgegen mit gefalteten Händen:
Mir tuſt Du nichts!
Mein Herz iſt feſt und rein; ich fürchte nichts.
Der meinen alten Gliedern Mut verlieh,
in Eure Höhle mich hinauf zu wagen,
er ſteht mir bei, ich fühl's. — Du Teufelin,
verſuche nichts an mir mit Deinem Trotz,
verſchwende nichts von Deinen Buhlerkünſten!
In Deine Berge haſt Du ihn verlockt ...
Rautendelein:
Wen?
Pfarrer:
Wen? den Meiſter Heinrich! wen denn ſonſt?
Mit Zauberkünſten, ſüßen Höllentränken,
bis er ſo kirr Dir, wie ein Hündchen, wurde.
Ein Mann, wie er, Hausvater, Muſterbild,
fromm bis ins Innerſte. Du großer Gott!
ne hergelaufne Dirne greift ihn auf,

ſie wickelt ihn ſo recht in ihre Schürze
und ſchleppt ihn mit ſich fort, wohin ſie will,
zu bittrer Schmach gemeiner Chriſtenheit.

Rautendelein:

Bin ich ein Räuber, raubt ich Dir doch nichts!

Pfarrer:

Mir, meinſt Du, nahmſt Du nichts? Du freches D
Nicht mir, dem Weib allein, noch ſeinen Kindern —
Du nahmſt der ganzen Menſchheit dieſen Mann!

Rautendelein, plötzlich verwandelt, triumphierend:

Ei, ſchau doch vor Dich! ſieh, wer kommt gegangen?
Vernimmſt Du ſeines freien Wandelſchrittes
gleichmäßig Klingen nicht?
Will denn Dein armes Schm
noch immer nicht in Jauchzen übergehn?
Fühlſt Du noch nicht des Balderauges Glanz?
Durchdringt es Deine Glieder nicht wie Tanz?
Das Gräslein freut ſich, daß ſein Fuß zerbricht.
Ein König naht. Du, Bettler, jubelſt nicht?
Eia juchheia! Meiſter, ſei gegrüßt!

Sie läuft ihm entgegen und wirft ſich in ſeine Arme. **Hein**
in maleriſcher Werkeltracht, den Hammer im Arm, erſcheint.
Rautendel Hand in Hand nähert er ſich und erkennt den Pf

Heinrich:

Willkommen! Hochwillkommen!

Pfarrer:

Gott zum Gruß,
viellieber Meiſter! Iſt's die Möglichkeit!

von Kräften ſtrotzend förmlich, ſteht er da,
gleich einer jungen Buche, ſchlank und ſtark,
und lag doch jüngſt geſtreckt aufs Krankenlager:
ein ſiecher Mann, hinfällig, matt und bleich,
ſchier hoffnungslos. Fürwahr, mir kommt es vor,
als hätte ganz im Nu des Höchſten Liebe,
allmächt'gen Anhauchs, Eurer ſich erbarmt,
daß Ihr, vom Lager mit zwei Beinen ſpringend,
wie David mochtet tanzen, Zimbal ſchlagen,
lobſingen, jauchzen Eurem Herrn und Heiland.

Heinrich:

Es iſt ſo, wie Ihr ſagt.

Pfarrer:

Ihr ſeid ein Wunder!

Heinrich:

Auch dies iſt wahr. Durch alle meine Sinne
ſpür ich das Wunder wirken. Geh, mein Liebling!
Der Pfarrer ſoll von unſerm Wein probieren.

Pfarrer:

Ich dank Euch, nein, nicht jetzt, nicht dieſen Tag.

Heinrich:

Geh, bring ihn! ich verbürg es: er iſt gut.
Doch, wie Ihr wollt. Ich bitt Euch, ſitzet nieder.
Seit ich der Schmach der Krankheit mich entrafft,
ward uns das erſte, neue Frohbegegnen
auf dieſe Abendſtunde vorbereitet.
Ich hoffte nicht, als Erſten Euch zu grüßen
in meines Wirkens ſtrittigem Gebiet.

Nun freut mich's doppelt: ſo erweiſt ſich's doch,
daß Ihr Beruf und Kraft und Liebe habt.
Durchbrechen ſeh ich Euch mit feſter Fauſt
die mörderiſchen Stricke der Beſtallung,
dem Menſchendienſt entfliehn, um Gott zu ſuchen.

Pfarrer:

Nun, Gott ſei Dank! ich fühl's, Ihr ſeid der Alte.
Die Leute lügen, die da unten ſchrein,
Ihr wär't ein andrer, als Ihr früher waret.

Heinrich:

Derſelbe bin ich und ein andrer auch. —
Die Fenſter auf, und Licht und Gott herein!

Pfarrer:

Ein guter Spruch.

Heinrich:

Der beſte, den ich kenne.

Pfarrer:

Ich kenne beſſ're, doch auch er iſt gut.

Heinrich:

Wenn Ihr nun wollt, ſtreckt mir die Hand entgegen:
ich ſchwör's bei Hahn und Schwan und Pferdekopf!
ſo nehm ich Euch von ganzer Seel als Freund
und öffn' Euch zu dem Frühling meiner Seele
die Pforten angelweit.

Pfarrer:

Tut auf getroſt!
Ihr tatet's oft und kennt mich zur Genüge.

Heinrich:

Ich kenn Euch, ja. Und kennt ich Euch auch nicht,
und ſäße hier in eines Freundes Maske
Gemeinheit, meines Herzens Geberlaune
zu nutzen gierig — traun: Gold bleibt doch Gold!
im Kehricht ſelbſt der Sykophantenſeele
geht's nicht verloren.

Pfarrer:

Meiſter, ſagt mir doch:
was iſt's mit dieſem ſonderbaren Schwur?

Heinrich:

Bei Hahn und Schwan?

Pfarrer:

.. und, deucht mir: Pferdekopf?

Heinrich:

Ich weiß nicht, wie es mir zu Sinne ſtieg.
Mir ſcheint, der Wetterhahn auf Eurer Kirche,
der ganz zu oberſt, ſonnenfunkelnd, ſteht —
der Pferdekopf auf Nachbar Karges Giebel —
der Schwan, der hoch im Blau verloren flog —:
dies oder jenes brachte mich darauf;
am End iſt's einerlei. — Hier kommt der Wein.
Nun, in des Wortes innerſtem Bedeuten,
trink ich Geſundheit: mir und Dir und Euch!

Pfarrer:

Ich danke Euch und kann Euch nur erwidern,
daß ich Geſundheit dem Geheilten wünſche.

Heinrich, umhergehend:
Ich bin geheilt, erneut! ich ſpür's an allem:
an meiner Bruſt, die ſich ſo freudig hebt
zu kraftvoll wonniglichem Atemzug,
wobei mir's iſt, als ob des Maien Kraft
in mich hinein zu meinem Herzen drängte.
Ich ſpür's an meinem Arm, der eiſern iſt —
an meiner Hand, die, wie 'nes Sperbers Klaue,
in leere Luft ſich ſpreizt und wieder ſchließt
voll Ungeduld und Schöpfertatendrang.
Seht Ihr das Heiligtum in meinem Garten?

Pfarrer:
Was meint Ihr?

Heinrich:
Dort. Dies andre Wunder. Seht

Pfarrer:
Ich ſehe nichts.

Heinrich:
Ich meine jenen Baum,
der einer blüh'nden Abendwolke gleicht,
weil ſich Gott Freyr auf ihn niederſenkte.
Wollüſtig tiefes Sauſen dringt hinab,
ſteht Ihr an ſeinem Stamm; und ungezählt
ſind Honigſammler, ſumſend, ſchwelgeriſch
um ſeiner Blüten duft'ge Pracht bemüht.
Ich fühl's, ich gleiche jenem Baume.
Wie in die Zweige dieſes Baumes, ſtieg
Gott Freyr auch in meine Seele nieder,

daß ſie in Blüten flammt mit einem Schlag.
Wo durſt'ge Bienen ſind, die mögen kommen —
Pfarrer:
Nur weiter, weiter! — gerne hör ich zu.
Ihr und der Blütenbaum, Ihr mögt ſchon prahlen.
Ob Eure Früchte reifen, ſteht bei Gott!
Heinrich:
Wahr, beſter Freund! was ſtünde nicht bei dem?
Er warf mich nieder zwanzig Klaftern tief;
er hob mich auf, daß ich nun blühend ſtehe:
von ihm iſt Blüt und Frucht und alles, alles.
Doch bittet ihn, daß er den Sommer ſegne!
Was in mir wächſt, iſt wert, daß es gedeihe,
wert, daß es reife. Wahrlich, ſag ich Euch! —
Es iſt ein Werk, wie ich noch keines dachte:
ein Glockenſpiel aus edelſtem Metall,
das aus ſich ſelber, klingend, ſich bewegt.
Wenn ich die Hand wie eine Muſchel lege
ſo mir ans Ohr und lauſche, hör ich's tönen —
ſchließ ich die Augen, quillt mir Form um Form
der reinen Bildung greifbar deutlich auf.
Seht: was ich jetzt als ein Geſchenk empfing —
voll namenloſer Marter ſucht ich es,
als Ihr mich, einen ‚Meiſter', glücklich prieſet.
Ein Meiſter war ich nicht, noch war ich glücklich!
Nun bin ich beides: glücklich und ein Meiſter!!
Pfarrer:
Ich hör es gern, wenn man Euch ‚Meiſter' nennt,

doch wundert mich, daß Ihr es ſelber tut. —
Für welche Kirche ſchafft Ihr Euer Werk?
Heinrich:
Für keine.
Pfarrer:
Ei, wer gab Euch dann den Auftrag?
Heinrich:
Der jener Tanne drüben anbefahl,
ſich hart am Abgrund herrlich aufzurichten!
Im Ernſt: das Kirchlein dort, von Euch begründet,
verfallen iſt's zum Teil, zum Teil verbrannt;
drum will ich neuen Grund hoch oben legen —
zu einem neuen Tempel neuen Grund!
Pfarrer:
O Meiſter, Meiſter! — doch ich will nicht rechten;
vorerſt, ſo glaub ich, wir verſtehn uns nicht.
Denn, was ich meine, trocken ausgeſagt,
da Euer Werk ſo überköſtlich iſt . . .
Heinrich:
Ja, köſtlich iſt es.
Pfarrer:
Solch ein Glockenſpiel . . .
Heinrich:
Nennt's, wie Ihr wollt!
Pfarrer:
Ihr nanntet's, dünkt mich, ſo.
Heinrich:
So nannt ich, was ſich ſelber nennen muß
und will und ſoll und einzig nennen kann.

Pfarrer:
Sagt mir, ich bitt Euch, wer bezahlt das Werk?
Heinrich:
Wer mir mein Werk bezahlt? O Pfarrer, Pfarrer!
Wollt Ihr das Glück beglückt? den Lohn belohnt? —
Nennt immerhin mein Werk, wenn ich es nannte:
ein Glockenſpiel! Dann aber iſt es eines,
wie keines Münſters Glockenſtube je
es noch umſchloß, von einer Kraft des Schalles,
an Urgewalt dem Frühlingsdonner gleich,
der brünſtig brüllend ob den Triſten ſchüttert;
und ſo: mit wetternder Poſaunen Laut
mach es verſtummen aller Kirchen Glocken
und künde, ſich in Jauchzen überſchlagend,
die Neugeburt des Lichtes in die Welt.
Urmutter Sonne!! Dein und meine Kinder,
durch Deiner Brüſte Milch emporgeſäugt —
und ſo auch dieſes, brauner Krum entlockt
durch nährend-heißen Regens ew'gen Strom:
ſie ſollen künftig all ihr Jubeljauchzen
gen Deine reine Bahn zum Himmel werfen.
Und endlich, gleich der graugedehnten Erde,
die jetzund grün und weich ſich Dir entrollt,
haſt Du auch mich zur Opferluſt entzündet.
Ich opfre Dir mit allem, was ich bin! —
O Tag des Lichtes, wo zum erſtenmal
aus meines Blumentempels Marmorhallen
der Weckedonner ruft — wo aus der Wolke,

die winterlang uns drückend überlaſtet,
ein Schauer von Juwelen niederrauſcht,
wonach Millionen ſtarrer Hände greifen,
die, gleich durchbrannt von Steineszauberkraft,
den Reichtum heim in ihre Hütten tragen:
dort aber faſſen ſie die ſeid'nen Banner,
die ihrer harren — ach, wie lange ſchon?! —
und, Sonnenpilger, pilgern ſie zum Feſt.

O Pfarrer, dieſes Feſt! — Ihr kennt das Gleichnis
von dem verlornen Sohn —: die Mutter Sonne
iſt's, die 's den verirrten Kindern ſchenkt.
Von ſeid'nen Fahnen flüſternd überbauſcht,
ſo ziehn die Scharen meinem Tempel zu.
Und nun erklingt mein Wunderglockenſpiel
in ſüßen, brünſtig ſüßen Lockelauten,
daß jede Bruſt erſchluchzt vor weher Luſt:
es ſingt ein Lied, verloren und vergeſſen,
ein Heimatlied, ein Kinderliebeslied,
aus Märchenbrunnentiefen aufgeſchöpft,
gekannt von jedem, dennoch unerhört.
Und wie es anhebt, heimlich, zehrend-bang,
bald Nachtigallenſchmerz, bald Taubenlachen —
da bricht das Eis in jeder Menſchenbruſt,
und Haß und Groll und Wut und Qual und Pein
zerſchmilzt in heißen, heißen, heißen Tränen.

So aber treten alle wir ans Kreuz
und, noch in Tränen, jubeln wir hinan,

wo endlich, durch der Sonne Kraft erlöſt,
der tote Heiland ſeine Glieder regt
und ſtrahlend, lachend, ew'ger Jugend voll,
ein Jüngling, in den Maien niederſteigt.

Heinrich hat, in ſich ſteigernder Begeiſterung, zuletzt ekſtatiſch geſprochen, nun geht er bewegt umher. Rautendelein, bebend vor Rauſch und Liebe, Tränen in den Augen, gleitet an ihm nieder und küßt ſeine Hände. Der Pfarrer iſt mit immer mehr überhand nehmenden Zeichen des Grauens der Rede gefolgt. Am Schluß hält er an ſich. Nach einer Pauſe beginnt er mit erzwungener Ruhe, die aber ſchnell verfliegt.

Pfarrer:

Jetzt, lieber Meiſter, hab ich Euch gehört,
und ganz aufs Haar beſtätigt find ich alles,
was ehrenwerte Männer der Gemeine
mir ſorgenvollen Herzens hinterbracht:
ſogar die Mär von dieſem Glockenſpiel.
Dies tut mir leid, mehr, als ich ſagen kann.
Die hohen Worte gänzlich nun beiſeit:
wie ich hier ſtehe, bin ich hergekommen,
nicht, weil es mich nach Euren Wundern dürſtet —
nein, um Euch beizuſtehn in Eurer Not.

Heinrich:

In meiner Not? So bin ich denn in Not?

Pfarrer:

Mann! wacht nun endlich auf! wacht auf! Ihr träumt . . .
den fürchterlichſten Traum, aus dem man nur
zu ew'ger Pein erwacht. Gelingt es nicht,
Euch aufzuwecken mit dem Worte Gottes,
ſeid Ihr verloren — ewig, Meiſter Heinrich!

Heinrich:

Das denk ich nicht.

Pfarrer:

Wie heißt das Bibelwort?
‚Wen er verderben will, ſchlägt Gott mit Blindheit.'

Heinrich:

Iſt dies ſein Plan, Ihr haltet Gott nicht auf.
Doch nennt ich jetzt mich blind,
wo ich, von hymniſch reinem Geiſt erfüllt,
auf eine Morgenwolke hingebettet,
erlöſten Auges Himmelsfernen trinke:
ich wäre wert, daß Gottes Zorn mich ſchlüge
mit ew'ger Finſternis.

Pfarrer:

Nun, Meiſter Heinrich,
der Flug, den Ihr da nehmt, iſt mir zu hoch.
Ich bin ein ſchlichter Mann, ein Erdgeborner,
und weiß von überſtieg'nen Dingen nichts.
Eins aber weiß ich, was Ihr nicht mehr wißt:
was Recht und Unrecht, Gut und Böſe iſt.

Heinrich:

Auch Adam wußt es nicht im Paradieſe.

Pfarrer:

Das ſind nur Redensarten, nichts bedeutend.
Ruchloſigkeiten deckt Ihr nicht damit.
Es tut mir leid — gern hätt ich's Euch erſpart:
Ihr habt ein Weib, habt Kinder ...

Heinrich:

Und was weiter?

Pfarrer:

Die Kirche meidet Ihr, zieht in die Berge,
durch Monde kehrt Ihr nicht in Euer Haus,
wo Euer Weib ſich ſehnt, und Eure Kinder
nur immer ihrer Mutter Tränen trinken.

Heinrich, nach längerem Stillſchweigen, bewegt:

Könnt ich ſie trocknen, Pfarrer, dieſe Tränen —
wie gerne wollt ich's tun! doch kann ich's nicht.
In Kummerſtunden grübelnd, fühl ich ganz:
es jetzt zu lindern, iſt mir nicht gegeben.
Der ich ganz Liebe bin, in Lieb erneut,
darf ihr aus meines Reichtums Ueberfülle
den leeren Kelch nicht füllen, denn mein Wein —
ihr wird er Eſſig, bitt're Gall und Gift.
Soll der, der Falkenklau'n ſtatt Finger hat,
'nes kranken Kindes feuchte Wangen ſtreicheln?
Hier helfe Gott!

Pfarrer:

Dies muß ich Wahnſinn nennen,
ruchloſen Wahnſinn. Ja, ich hab's geſagt.
Hier ſteh ich, Meiſter, ganz erſchüttert noch
von Eures Herzens grauenvoller Härte.
Hier iſt dem böſen Feind ein Streich gelungen
in Gottes Fratze ... ja, ſo muß ich ſagen —
abgründiſch, wie er kaum ihm je gelang.
Dies Werk, Du großer Gott! von dem Ihr faſelt ...

fühlt Ihr denn nicht: es iſt die ärgſte Greuel,
die je nes Heiden Kopf ſich ausgeheckt!
Viel lieber wollt ich alle böſen Plagen,
mit denen Gott Aegypten heimgeſucht,
herniederbeten auf die Chriſtenheit,
als dieſen Tempel Eures Beelzebub,
des Baal, Moloch je vollendet ſehn.
Kehrt um, kommt zur Beſinnung, bleibt ein Chriſt!
Es iſt noch nicht zu ſpät. Hinaus die Dirne!
Die Buhlerin, die Hexe treibt hinaus!
den Alp, die Drute, den verdammten Geiſt!
Mit einem Schlage wird der ganze Spuk
in nichts verſchwinden, und Ihr ſeid gerettet.

Heinrich:

Als ich im Fieber lag, dem Tod verfallen:
kam ſie und hob mich auf und heilte mich.

Pfarrer:

Viel lieber tot, als ſolcherweis geneſen!

Heinrich:

Darüber mögt Ihr denken, wie Ihr wollt.
Ich aber nahm das neue Leben an!
Ich leb es, und ſo lange dank ich's ihr,
bis mich der Tod entbindet.

Pfarrer:

Nun — 's iſt aus.
Zu tief, bis an den Hals ſteckt Ihr im Böſen,
und Eure Hölle, himmliſch ausgeſchmückt,
ſie hält Euch feſt. — Ich will nicht weitergehn,

doch wißt Ihr: Hexen blüht der Scheiterhauſen,
gleichwie er Ketzern blüht, ſo heut, wie einſt.
Vox populi, vox dei! Euer Tun,
heimlich und heidniſch, iſt uns nicht verborgen,
und Grau'n erregt es, Haß erzeugt es Euch.
Es kann geſchehn, daß die Empörung ſich
nicht ferner zügeln läßt, daß ſich das Volk,
in ſeinem Heiligſten durch Euch bedroht,
zur Abwehr rottet, Eure Werkſtatt ſtürmt
und ohn Erbarmen raſt!

Heinrich, nach einigem Stillſchweigen, gelaſſen.

Hm! Hört mich denn:
Ihr ſchreckt mich nicht! Schlägt mir der Schmachtende,
dem ich mit Krügen kühlen Weines nahe,
ſo Krug als Becher, beides aus der Hand —
nun denn: verſchmachtet er, ſo iſt's ſein Wille,
vielleicht ſein Schickſal; ich verſchuld es nicht.
Auch bin ich ſelbſt nicht durſtig, denn ich trank!
Doch fügt es ſich, daß, der ſich ſelbſt betrog,
gen mich, ſchuldloſen Schenken, der ich war,
blindhaſſend wütet — daß der Schlamm
der Finſternis gen meiner Seele Licht
ſich widerwärtig bäumt und mich beſpritzt —
ſo bin ich: ich! weiß, was ich will und kann.
Und hab ich manche Glockenform zerſchlagen,
ſo heb ich auch den Hammer wohl einmal,
ne Glocke, welche Pöbelkunſt gebacken
aus Hoffart, Bosheit, Galle, allem Schlechten —

vielleicht, daß ſie die Dummheit grade leutet! —
mit einem Meiſterſtreich in Staub zu ſchmettern.

Pfarrer:

So fahrt denn hin! lebt wohl, ich bin zu Ende.
Das Tollkraut Eurer Sünden auszurotten,
vermag kein Menſch: erbarme Gott ſich Deiner!
Eins aber laßt Euch ſagen: 's iſt ein Wort,
das Reue heißt, und eines Tages, Mann,
wird Dich — inmitten Deiner Traumgeburten —
ein Pfeil durchbohren, unterm Herzen dicht —:
Du wirſt nicht leben, und Du wirſt nicht ſterben,
und Dich und Welt und Gott, Dein Werk und alles
wirſt Du verfluchen! Dann ... dann denk an mich.

Heinrich:

Wollt ich mir, Pfarrer, Schreckgeſpenſte malen,
mir ſollt es trefflicher, als Euch gelingen.
Was Ihr da faſelt, das wird nie geſchehn.
Gen Euren Pfeil bin ich vollauf bewehrt.
So wenig ſchürfſt er mir auch nur die Haut,
als jene Glocke, wißt Ihr, jene alte,
die abgrunddurſt'ge, die hinunterfiel
und unten liegt im See, je wieder klingt!

Pfarrer:

Sie klingt Euch wieder, Meiſter! Denkt an mich!

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt

Das Innere der Glashütte, wie im dritten Akt. In die Felſenmauer rechts iſt ein Tor geſchlagen, welches in eine Höhle des Berges führt. Es befindet ſich auf der linken Seite des Raums ein offener Schmiedeherd mit Blaſebalg und Rauchfang: ein Feuer brennt darauf. Unweit des Herdes ſteht der Amboß.

Heinrich hält, mittels der Zange, ein Stück glühendes Eiſen auf dem Amboß feſt. Sechs kleine Zwerge im Koſtüm von Bergleuten ſind bei ihm. Der erſte Zwerg hat mit Heinrich zugleich die Zange gefaßt. Der zweite Zwerg ſchwingt den großen Schmiedehammer und läßt ihn auf das glühende Eiſen niederſchlagen. Der dritte Zwerg facht mit dem Blasbalg das Feuer an. Der vierte Zwerg ſchaut mit ſchärfſter Aufmerkſamkeit, unbeweglich, der Arbeit zu. Der fünfte Zwerg ſteht abwartend: er hat eine Keule und ſcheint bereit, dreinzuſchlagen. Der ſechſte Zwerg ſitzt auf einem erhöhten Thrönchen, mit einer blitzenden Krone auf dem Haupt. Geſchmiedete Stücke und Gußſtücke liegen umher: Architektoniſches und Figürliches.

Heinrich:

Schlag zu, ſchlag zu, bis Dir der Arm erlahmt!
Dein Wimmern rührt mich nicht, Du Tagedieb.
Hältſt Du die vorgeſchriebne Zahl nicht aus,
ſo ſeng ich Dir den Bart am Schmiedefeuer.

Der zweite Zwerg wirft den Hammer weg.

Dacht ich mir's doch! wart, liebes Bübchen, wart!
Wenn ich erſt drohe, droh ich nicht im Spaß.

Der Kleine, welcher zappelt und ſchreit, wird von Heinrich über das Schmiedefeuer gehalten. Der Zwerg am Blaſebalg arbeitet heftiger.

Erſter Zwerg:

Ich kann nicht mehr! Die Hand erſtarrt mir, Meiſter!

Heinrich:

Ich komme — Zum zweiten Zwerg: Biſt Du nun bei Kräften,
Zwerg?

Der zweite Zwerg nickt eifrig und fröhlich, ergreift den Hammer aufs neue und hämmert, was er hämmern kann.

Potz Hahn und Schwan! in Zucht muß man Euch halten.

Er faßt wieder die Handgriffe der Zange.

Kein Hufſchmied brächte je ſein Eiſen rund,
macht er mit ſolchen Bübchen Federleſens.
Das denkt wohl ſchon beim allererſten Schlag,
es möchte nimmermehr den zweiten tun.
Geſchweige, daß es Zuverſicht empfände
für jene abertauſend Werkeltaten,
wie ſie ein ehrenwerter Wurf verlangt.
Schlag zu! Heiß Eiſen biegt ſich, kaltes nicht.
Was tuſt Du da?

Erſter Zwerg,

ganz im Eifer, verſucht das glühende Eiſen mit der Hand zu formen:

Ich bild es mit der Hand.

Heinrich:

Tollkühnlicher Geſelle, der Du biſt!
Willſt Du die Hände Dir in Aſche wandeln?
Was ſoll ich tun, wo Du mir nicht mehr dienſt?
Du Welandsſproß! Wie, ohne Deine Kraft,
gelänge mir's, den hochgetürmten Bau
des Werkes, das ich will, in ſich zu ſtützen,
zu gründen, hoch in einſamfreie Luft
zur Sonnennähe ſeinen Knauf zu heben?!

Erſter Zwerg:

Gelungen iſt die Form und heil die Hand,
ein wenig müd und tot, doch das iſt alles.

Heinrich:

Zum Waſſertroge flugs! der Nickelmann
ſoll Dir mit grünem Tang die Finger kühlen.
Zum zweiten Zwerg: Ruh aus nun, Faulpelz! laß verdiente Raſt
Dir munden. Am Entſtand'nen will ich mir
ſogleich den Meiſterlohn behaglich heimſen.
Er nimmt das friſch geſchmiedete Eiſen, ſitzt nieder und betrachtet es.
Ganz trefflich, wahrlich! liebegüt'ges Walten
hat dieſer Stunde Wirkung uns gekrönt.
Ich bin zufrieden, darf es, denk ich, ſein —:
da aus der Unform ſich die Form gebar
und aus dem Wirrwarr ſich das Kleinod löſte,
deß wir in dieſem Augenblick bedürfen:
gerecht nach unten und gerecht nach oben,
es unvollkomm'nem Ganzen einzufügen.
Was flüſterſt Du? *Der vierte Zwerg iſt auf einen Seſſel geſtiegen und flüſtert in Heinrichs Ohr.*
Laß mich in Frieden, Alp!
ſonſt bind ich Händ und Füße Dir zuſammen,
verſtopfe mit'nem Knebel Dir den Mund ... *Der Zwerg flieht.*
Was denn an dieſem Teil dient nicht dem Ganzen?
Was denn mißfällt Dir? Rede, wenn man fragt!
Nie ward ich ſo wie grade jetzt beglückt,
nie ſtimmte Hand und Herz ſo überein.
Was mäkelſt Du? Bin ich der Meiſter nicht?

Willſt Du, Geſell, Dich mehr zu ſein vermeſſen?
Heran! und ſage deutlich was Du meinſt!
Der Zwerg kommt wieder und flüſtert. Heinrich wird blaß, ſeufzt, erhebt ſich und legt wütend das fertige Stück wieder auf den Amboß.
So mag der Satan dieſes Werk vollenden!
Kartoffeln will ich legen, Rüben bau'n,
will eſſen, trinken, ſchlafen und dann ſterben.
Der fünfte Zwerg ſchreitet gegen den Amboß vor.
Du, wag es nicht und rühre nicht daran!
Was ſchiert mich's, wirſt Du blaurot im Geſicht,
ſtrafft ſich Dein Haar und ſchielt Dein Blick Zerſtörung?!
Wer Dir ſich untergibt — mit feſtem Griff
Dich nicht danieder hält, Du Mordgeſell,
dem bleibt zuletzt nur eins: das Haupt zu beugen
und Deiner Keule Gnadenſtreich erwarten.
Der fünfte Zwerg zerſchlägt wütend das geformte Stück auf dem Amboß. Heinrich knirſcht mit den Zähnen.
Nur zu! Was liegt daran?! 's iſt Feierabend.
Werft alle Laſten hin! Geht, Zwerge, geht! — —
Wenn mir der Morgen neue Kräfte ſchenkt —
ich hoffe, daß er's tut — ſo ruf ich Euch.
Geht! Unerbet'ne Arbeit frommt mir nicht.
Du dort am Blasbalg, ſchwerlich glühſt Du mir
noch heut ein neues Eiſen — mach Dich fort! Die Zwerge, der gekrönte ausgenommen, verſchwinden durch das Felſentor.
Und Du, Gekrönter, der nur einmal ſpricht,
was ſtehſt Du da und warteſt? Geh auch Du.
Du wirſt Dein Wort nicht heut, nicht morgen ſprechen —

der Himmel weiß, ob Du es jemals ſprichſt!
Vollbracht! ... wann iſt's vollbracht? Müd bin ich, müd ...
Dich, abendliche Stunde, lieb ich nicht,
die, eingezwängt du zwiſchen Tag und Nacht,
nicht dieſer angehörſt und jenem nicht.
Du windeſt mir den Hammer aus der Hand
und gibſt mir nicht den Schlummer, der allein
des Raſtens Sinn. Ein Herz voll Ungeduld
weiß, daß es harren muß und machtlos harren —
und harrt mit Schmerzen auf den neuen Tag. — —
Die Sonne, allen Purpur um ſich hüllend,
ſteigt in die Tiefen ... läßt uns hier allein,
die wir, des Lichts gewohnt, nun hilflos ſchauern —
uns ganz verarmt der Nacht ergeben müſſen:
denn morgens Kön'ge — abends Bettler nur,
ſind Lumpen unſre Decke, wenn wir ſchlummern.

Er hat ſich auf ein Ruhebett geſtreckt und liegt, mit offenen Augen träumend. Ein weißer Nebel dringt durch die offene Tür herein. Nachdem er zergangen iſt, ſieht man den Nickelmann über dem Rande des Waſſertroges.

Nickelmann:

Quorax! Brekekekex! Nun ruht er aus
im Binſenhaus, der Meiſter Erdenwurm —
und hört und ſieht nicht! Bucklige Geſpenſter
erkriechen grau und wolkig das Gebirg,
bald lautlos droh'nd, gleichwie mit Fäuſten, bald
die Hände kläglich ringend. Nichts vernimmt er!

Der Krüppeltanne Seufzen hört er nicht —
das leiſe, elbiſch böſe Pfeifen nicht,
davon der ält'ſten Fichte Nadeln zittern,
indes ſie ſelber mit den Zweigen ſchlägt,
erſchrocken, wie 'ne Henne mit den Flügeln.
Schon fröſtelt's ihn, ſchon ſpürt er Wintergrau'n
in Mark und Bein — doch raſtlos wirkt er fort
ſein Tagewerk im Schlaf.
Laß ab! Vergeblich ringſt Du, denn Du ringſt
mit Gott! Gott rief Dich auf, mit ihm zu ringen —
und nun verwarf er Dich, denn Du biſt ſchwach!
Heinrich wälzt ſich ächzend.
Umſonſt ſind Deine Opfer: Schuld bleibt Schuld!
Den Segen Gottes haſt Du nicht ertrotzt,
Schuld in Verdienſt, Strafe in Lohn zu wandeln.
Du biſt voll Makel! Blutig ſtarrt Dein Kleid!
Es wird die Wäſch'rin, die es waſchen könnte,
Dir nimmer kommen, wie Du ſie auch rufſt.
Schwarzelfen ſammeln ſich in Kluft und Gründen,
zur wilden Jagd bereit. Der Meute Bellen
wird bald genug an Deine Ohren ſchlagen —
ſie kennt das Wild! Die Nebelrieſen bauen
im klaren Luftraum finſt're Wolkenburgen
mit droh'nden Türmen, ungeheuren Mauern,
die langſam wider Dein Gebirge treiben,
Dich und Dein Werk und alles zu erdrücken!

Heinrich:

Mich quält ein Alp! Hilf mir, Rautendelein!

Nickelmann:
Sie hört Dich, kommt — und hilft Dir dennoch nicht!
Wär ſie wie Freya, wärſt Du Balder ſelbſt,
trügſt Du den Köcher voller Sonnenpfeile
und fehlte keiner, den Du ſchnellſt, ſein Ziel —
Du müßteſt doch erliegen! — Hör mich an:
Es ruht eine Glocke im tiefen See
unter Geröll und Steinen.
Sie will in die Höh,
wo die Lichter des Himmels ſcheinen.
Die Fiſche ſchwimmen aus und ein . . .
doch mein jüngſtes, grünhaariges Töchterlein
umkreiſt ſie nur furchtſam im Bogen weit —
und manchmal weint es vor Weh und Leid,
weil die alte Glocke ſo ſeltſam lallt,
als fülle Blut ihren Mund.
Sie rüttelt, ſie lockert und hebt ſich vom Grund.
O wehe, Du, wenn ihre Stimme Dir wieder ſchallt!
Bim! baum!
Helfe Dir Gott aus Deinem Traum!
Bim! baum!
Bang und ſchwer,
wie wenn der Tod in der Glocke wär!
Bim! baum!
Helfe Dir Gott aus Deinem Traum!

Nickelmann taucht in den Brunnen.

Heinrich:
Zu Hilfe! Helft! Der Nachtmahr quält mich! Helft!

Erwacht: Wo bin ich . . . bin ich denn?
Er reibt ſich die Augen und glotzt um ſich. Iſt jemand hier?

Rautendelein, in der Tür erſcheinend:

Ich! Riefſt Du mich?

Heinrich:

Ja, komm! Komm her zu mir!
Leg Deine Hand auf meine Stirne — ſo.
Ich muß Dein Haar, Dein Herz . . . Dich muß ich fühlen.
Komm! So . . . ganz nahe! Waldesfriſche bringſt Du
und Rosmarinduft. Küſſ' mich! Küſſe mich!

Rautendelein:

Was haſt Du, Liebſter?

Heinrich:

Nichts . . . ich weiß es nicht.
Ich lag wohl hier und fror — gib mir ne Decke —
ohnmächtig, leer an Kraft, mit müdem Herzſchlag.
Da drangen finſt're Mächte bei mir ein —
ich ward ihr Opfer, und ſie quälten mich,
ſie würgten mich . . . Doch nun iſt's wieder gut.
Laß gut ſein, Kind — nun ſteh ich wieder feſt!
Sie mögen kommen!

Rautendelein:

Wer?

Heinrich:

Die Feinde!

Rautendelein:

Welche?

Heinrich:

Die namenloſen Feinde alleſamt!

Noch ſteh ich feſt, wie je auf meinen Füßen,
das Grau'n nicht fürchtend, ob es mich im Schlaf
hyänenfeige auch beſchlichen hat!

Rautendelein:

Du fieberſt, Heinrich!

Heinrich:

's iſt ein wenig kühl.
Doch tut es nichts. Umſchling mich, preſſ' mich an Dich!

Rautendelein:

Du Lieber! Liebſter!

Heinrich:

Sag mir eines, Kind:
glaubſt Du an mich?

Rautendelein:

Du Balder! Sonnenheld!
Du Bleicher! Deine weiße Braue küß ich,
die über Deines Auges reinem Blau
ſich wölbt ... *Pauſe.*

Heinrich:

Ja — bin ich das? Bin ich wie Balder?
Mach Du mich's glauben! Mach's mich wiſſen, Kind!
Gib meiner Seele den erhab'nen Rauſch,
deß ſie bedarf zum Werk! Denn: wie die Hand
mit Zang und Hammer mühſam werken muß,
den Marmor ſpalten und den Meißel führen,
wie dies mißrät und jenes nicht gedeiht
und ſich der Fleiß ins Kleinſte muß verkriechen —
verliert auch oft ſich Rauſch und Zuverſicht,

verengt ſich oft die Bruſt, der Blick ermattet,
der Seele klares Vorbild ſchwindet hin:
in all dem Tagelöhner-Werkelkram
dies himmliſche Geſchenk nicht einzubüßen,
das — ſonnenduftig — keine Klammer hält,
iſt ſchwer. Und flieht's, entflieht der Glaube mit.
Betrogen gleichſam ſtehſt Du, biſt verſucht,
die Qualen des Vollbringens abzuſchütteln,
die der Empfängnis heit'rer Göttertag
mit ſeinem Siegesjubel Dir verbarg.
Genug davon. — — Noch iſt's ein grader Rauch,
der auf zum Himmel quillt von meinem Opfer.
Will ihn die Hand von oben niederdrücken,
ſo kann ſie's tun. Dann fällt das Prieſterkleid
von meiner Schulter — ich nicht warf es ab —
und, der ich hoch wie keiner ward geſtellt,
muß ſtumm gefaßt vom Horeb niederſteigen.
Doch nun bringt Fackeln! Licht! Zeig Deine Künſte,
Du Zauberin! Gib mir von Deinem Wein!
Wir wollen, wie's gemeiner Menſchen Brauch,
ein flücht'ges Glück mit keckem Mute greifen.
Und beſſer wollen wir erzwung'ne Muße
mit Leben füllen, als ratloſe Trägheit —
des Pöbels Erbteil — Tag um Tag vergeudend,
es je vermöchte, und mit größ'rem Fug!
Muſik ſoll klingen!

Rautendelein:

Durchs Gebirge flog ich,

bald wie ein Spinngeweb im Winde treibend,
bald wie 'ne Hummel ſchießend, taumelnd dann
von Kelch zu Kelche wie ein Schmetterling.
Und jedem Pflänzlein, Blümchen, Gras und Moos
Pechnelke, Anemone, Glockenblume,
kurz, allen nahm ich Eid und Schwüre ab:
ſie mußten ſchwören, nichts Dir anzutun.
Und ſo: ein Schwarzelf, noch ſo bitter feind,
Du Weißer, Guter, Dir — vergebens ginge
er aus, den Todespfeil für Dich zu ſchneiden!

Heinrich:

Den Todespfeil? Was für nen Todespfeil?
Ich kenne das Geſpenſt — ich weiß: es kam
im Prieſterkleide ein Geſpenſt zu mir,
das droh'nd die Hand erhub und von nem Pfeil,
der unterm Herzen dicht mich ſollte treffen,
mir fabelte. — Wer ſchnellt ihn denn vom Bogen,
den Pfeil? Wer?

Rautendelein:

Niemand, Liebſter! Niemand!
Du biſt gefeit — ich ſag es dir: gefeit.
Und nun: wink mit dem Auge, nicke nur —
und weiche Klänge quellen auf wie Rauch,
umgeben Dich, gleich einer kling'nden Mauer,
daß weder Menſchenruf, noch Glockenſchall,
noch Lokis tück'ſche Künſte ſie durchdringen.
Gib mir das kleinſte Zeichen mit der Hand,
ſo wölbt ſich hoch geräum'ger Felſenſaal;

Erdmännlein, ſcharenweis, umſumſen uns,
die Tafel deckend, Wand und Eſtrich ſchmückend ...
Weil rauher Geiſter Treiben rings ſich mehrt,
ſo laß uns in der Erde Innres flüchten,
wo keines Rieſen froſt'ger Hauch uns trifft.
Von tauſend Kerzen ſoll die Halle ſchimmern ...

Heinrich:

Laß, Kind — laß jetzt! Was kann ein Feſt mir ſein:
ſo lang unfeſtlich, ſtumm, ruinengleich
mein Werk der Stunde harrt, wo laut erjubelnd
es ſelbſt das Feſt der Feſte künden ſoll?! —
Ich will hinüber, mir den Bau betrachten,
daran mich ſtrenge Feſſeln eiſern binden!
Nimm eine Fackel, leuchte mir voran!
Mach flugs! — Dieweil ſie ſo geſchäftig ſind,
die namenloſen Feinde, wie ich fühle,
weil etwas nagt am Fundament des Bau's,
ſo ſoll der Meiſter werken, ſtatt zu ſchwelgen.
Denn, iſt Vollendung ſeiner Mühen Frucht,
iſt das geheime Wunder offenbar
in Erz und Steinen, Gold und Elfenbein,
ganz ausgeſprochen bis zum letzten Laut —:
ſteht's ſieghaft da in alle Ewigkeit!
Ans Unvollkomm'ne heftet ſich der Fluch,
der, war er machtlos hier, zum Spotte wird.
Er ſoll zum Spotte werden! *Er will gehen, bleibt an der Tür ſtehen.*
Kind, was ſtehſt Du?
Komm, ſteh nicht ſo! Ich weiß, ich tat Dir weh.

Rautendelein:
Nein! Nein!
Heinrich:
Was haſt Du?
Rautendelein:
Nichts!
Heinrich:
Du armes Ding!
Ich kenne, was Dich grämt! Der Kinderſinn
fängt mit den Händen bunte Schmetterlinge
und tötet lachend, was er zärtlich liebt.
Ich aber bin was mehr als ſolch ein Falter.
Rautendelein:
Und ich? bin ich nicht mehr als ſolch ein Kind?
Heinrich:
Ja, wahrlich biſt Du's! Und vergäß ich's je —
vergäß ich meines Daſeins Sinn und Glanz.
Komm! Deiner Augen Schimmer, Tau im Licht,
verrät mir Schmerz, den ich Dir zugefügt.
Es war mein Mund, nicht ich, der weh Dir tat.
Mein Innres weiß von nichts als nur von Liebe!
Komm — ſchluchze nicht ſo ſehr: zum neuen Spiel
haſt Du mich ausgerüſtet, und durch Dich
ward meine leere Hand mit Gold gefüllt,
daß ich, mit Göttern um den Preis zu würfeln,
mich unterfangen durfte. Doch noch jetzt
fühl ich mich ganz ſo namenlos beſchenkt,
erſchloſſen Deiner rätſelhaften Schöne,

daß, wie ich ſtaunend ſie begreifen will,
die unbegreiflich iſt, ich was empfinde:
der Qual ſo nahe, wie dem Glück verwandt. —
Voran! und leuchte weiter.

Waldſchrat ſchreit von außen:

Holdrio!
Hinauf! Hinauf! Was, Satan, fackelt Ihr?!
Der Baalstempel muß zu Aſche werden!
Voran, Herr Pfarrer! Meiſter Schaum, voran!
Hier iſt das Stroh, das Pech, die Reiſigbündel!
Der Meiſter Heinrich küßt das Elfenkind,
liegt auf dem Lotterbett und denkt an nichts!

Heinrich:

Mir ſcheint, Tollkirſchen hat der Gauch verſchluckt!
Was ſchreiſt Du da in Nacht und Nebel, Kerl?
Sei auf der Hut!

Waldſchrat:

Vor Dir?

Heinrich:

Ich denke wohl!
Am Barte pack ich Dich, bocksbein'ger Flegel!
Mit Deinesgleichen weiß ich umzugehn!
Und wenn ich Dir gezeigt, wer Meiſter iſt,
gekirrt Dich und geſchoren, mach ich Dich
zu dem, was Du nicht biſt: ein Bock und Wanſt
ſoll mir zum Werkmann werden. — Wieherſt Du?
Hier ſteht ein Amboß — und der Hammer dort
iſt hart genug, Dich windelweich zu klopfen!

Waldſchrat, ihm den Hintern zukehrend:
Potz Himmelsziege: da! Hol aus und ſchlag!
Schon manches Eif'rers ſcharfes Glaubensſchwert
ward mir zum Kitzel, eh's zu Spreißeln ging!
Auf dieſem Amboß iſt Dein Eiſen Lehm
und ſpritzt Dir als ein Kuhflatſch auseinander!

Heinrich:
Laß ſehn, Du Kielkropf, Du verdammter Kobold!
Wärſt Du ſo alt als wie der Weſterwald
und Deine Kraft ſo groß als wie Dein Maul —:
Du ſollſt mir an die Kette, Waſſer ſchleppen,
die Hütte kehren, große Steine wälzen,
und wenn Du faul biſt, ſollſt Du Prügel haben!

Rautendelein:
Heinrich, er warnt Dich!

Waldſchrat:
Luſtig! Drauf und dran!
Das wird ein toller Spaß — ich bin dabei —
wenn ſie Dich, wie ein Kalb, zum Holzſtoß zerren:
will Schwefel, Oel und Pech in Tonnen ſchleppen,
daß Dir ein Feuerlein bereitet werde,
von deſſen Qualm der hellſte Tag ſich ſchwärzt! Ab.
Geſchrei und Gejohl vieler Stimmen in der Tiefe.

Rautendelein:
Hörſt Du das, Heinrich? Menſchen, Menſchenſtimmen!
Graunvolle Laute — und ſie gelten Dir!
Ein Stein fliegt herein und trifft Rautendelein.
Großmutter, hilf!

Heinrich:
Ei, iſt es ſo gemeint?!
Von einer Meute träumt ich, die mich jagte:
die Meute hör ich — doch ſie jagt mich nicht!
Gelegen, wahrlich, kommt mir ihr Gebell!
Denn nicht ein Engel, der herniederſchwebte,
mit Lilien winkend, zur Beharrlichkeit
mit ſüßen Bitten mahnend,
vermöchte beſſer mich zu überzeugen
von meines Tuns Gewicht und reinem Wert,
als dieſer Stimmen widriges Geheul.
Kommt an! Was Euer iſt, bewahr ich Euch.
Euch ſchütz ich wider Euch! das iſt die Loſung.

Rautendelein, allein, eifrig:
Hilf, Buſchgroßmutter! Hilf ihm, Nickelmann!
Nickelmann ſteigt auf.
Ach, lieber Nickelmann, ich bitte Dich!
Laß Waſſer aus dem Felſen niederſtäuben
und Sturz auf Sturz! Jag Du die Meute heim!
Tu's! Tu's!

Nickelmann:
Brekekekex! Was ſoll ich tun?

Rautendelein:
Peitſch in den Abgrund ſie mit Waſſerſtrömen!

Nickelmann:
Das kann ich nicht!

Rautendelein:
Tu's, Nickelmann! **Du kannſt's!**

Nickelmann:
Nun, tät ich's — was denn hätt ich groß davon?
Mir iſt's ein unbequemes Meiſterlein:
will über Gott und Menſchen Herrſcher ſein!
Köpft ſich das dumme Pack und bringt ihn um,
mir iſt es recht.
Rautendelein:
Geh, hilf — ſonſt iſt's zu ſpät!
Nickelmann:
Was gibſt Du mir?
Rautendelein:
Was ich Dir gebe?
Nickelmann:
Ja!
Rautendelein:
Sag, was Du willſt.
Nickelmann:
Ei: Dich! Brekekekex!
Streif ab von Deinen braunen Gliederlein
die roten Schuh, den Rock, das Miederlein,
ſei, die Du biſt, und ſteig herein zu mir:
ich trag Dich tauſend Meilen fort von hier.
Rautendelein:
Gelt? ſieh doch an! Wie klug er's eingefädelt.
Daß Du's nur weißt, und jetzt für allemal:
treib Dir die Flauſen aus dem Waſſerkopf!
Würd'ſt Du ſo alt und dreimal noch ſo alt
als wie die Buſchgroßmutter, ſperrteſt Du

mich all die Zeit in einer Auſter Schalen —
Du kirrſt mich doch nicht!

Nickelmann:

Ei, ſo fall er denn.

Rautendelein:

Du lügſt! Ich fühl's: Du lügſt! Hör ſeinen Ruf!
Die alte Stimme iſt es, die Ihr kennt!
Meinſt Du, ich ſähe nicht, wie Du erſchauerſt?

Nickelmann ab. Heinrich kommt wieder. Er iſt vom Kampf
regt und lacht wild triumphierend.

Heinrich:

Wie Hunde griffen ſie mich an — gleich Hunden
hab ich mit Feuerbränden ſie geſcheucht!
Granit'ne Blöcke hieß ich niederſtolpern:
wer nicht erlag, entfloh. Reich mir nen Trunk!
Kampf friſcht die Bruſt, Sieg ſtählt. Das heiße Blu
rollt hurtig. Luſtig hüpfen alle Pulſe.
Kampf müdet nicht: Kampf gibt Zehnmännerkraft,
erneut in Lieb und Haß!

Rautendelein:

Hier, Heinrich, trink!

Heinrich:

Ja, Kind, gib her! denn wieder durſtig bin ich
nach Wein, nach Licht, nach Liebe und nach Dir! Er tri
Dir bring ich's zu, windleichter Elfengeiſt!
und neu durch dieſen Trunk vermähl ich mich
mit Dir. Ein Schaffender, mit Dir entzweit,
er muß dem Duſt verfallen, überwindet

die Erdenſchwere nicht. — Zerbrich mir nicht:
Du biſt die Schwinge meiner Seele, Kind,
zerbrich mir nicht!

Rautendelein:

Wenn Du mich nicht zerbrichſt …

Heinrich:

Verhüt es Gott! — Muſik!

Rautendelein:

Herbei! Herbei,
meines kleines Volk! aus Schlüften, Löchern, Spalten:
herbei! das Siegesfeſt mit uns zu halten.
Rührt Eure Inſtrumentlein! Flöten, Geigen, — Muſik —
ſpielt auf: ich will im Tanz mich drehn und neigen.
Glühwürmchen, grünlich — ohn im Drehn zu ſtocken —
leg ich mir leicht in meine krauſen Locken,
daß ich, gekrönt mit dieſer Funkelſpange,
nicht Freyas Halsband mehr zum Schmuck verlange …

Heinrich:

Schweig ſtill! Mir iſt …

Rautendelein:

Was?

Heinrich:

Hörteſt Du das nicht?

Rautendelein:

Was ſoll ich hören?

Heinrich:

Nichts.

Rautendelein:
Was haſt Du, Liebſter?
Heinrich:
Ich weiß es nicht. In Deiner Klänge Rauſchen
miſcht ſich ein Ton ... ein Laut ...
Rautendelein:
Was für ein Laut?
Heinrich:
Ein Klagelaut ... ein längſt begrab'ner Ton ...
Laß gut ſein. Laß: 's iſt nichts. Komm zu mir her
und reich mir Deiner Lippen Purpurkelch,
aus dem man trinkt und trinkt und nie ihn leert —:
reich mir den Taumelkelch, daß ich vergehe!
Sie küſſen ſich. Eine lange Pauſe der Verſunkenheit. — Darnach treten ſie, eng verſchlungen, unter das Tor — vom Anblick der mächtigen Gebirgswelt allmählich gebannt.
Sieh: tief und ungeheuer dehnt der Raum
und kühl zur Tiefe ſich, wo Menſchen wohnen.
Ich bin ein Menſch. Kannſt Du dies faſſen, Kind:
fremd und daheim dort unten — ſo hier oben
fremd und daheim ... kannſt Du das faſſen?
Rautendelein, *leiſe:*
Ja.
Heinrich:
Du blickſt ſo ſeltſam, Kind, wie Du das ſagſt.
Rautendelein:
Mir graut.
Heinrich:
Vor was?

Rautendelein:
Vor was? Ich weiß es nicht.
Heinrich:
's iſt nichts. Komm, laß uns ruhn. —
Während er ſie dem Felſeneingang zuführt, ſteht er wiederum plötzlich und wendet ſich rückwärts. Nur daß der Mond,
der kreideweiß von Antlitz drüben hängt,
nicht ſeiner ſtarren Augen ſtilles Licht
um alles gieße — nicht die Niederung,
der ich entſtieg, mit Klarheit überbreite!!
Denn, was des grauen Nebels Decke deckt,
darf ich nicht ſchaun . . . Horch! — Nichts. — Kind, hörſt
Du nichts?
Rautendelein:
Nein! Nichts! — und was Du ſagſt, begreif ich nicht!
Heinrich:
Hörſt Du noch immer nichts?
Rautendelein:
Was ſoll ich hören?
Den Herbſtwind hör ich gehn durchs Heidekraut.
Den Rüttelfalken hör ich Kajak rufen.
Seltſame Worte hör ich ſeltſam Dich
mit einer fernen, fremden Stimme ſprechen!
Heinrich:
Dort unten, dort, des Mondes blut'ger Schein . . .
ſiehſt Du? wo er im Waſſer wiederleuchtet —
Rautendelein:
Nichts ſeh ich, nichts!

Heinrich:
Mit Deinen Falkenblicken —
und ſiehſt nichts? biſt ſo blind? Was ſchleppt ſich dort
ſo langſam, mühſam hin?
Rautendelein:
Trug, nichts als Trug!
Heinrich:
Kein Trug! Sei ſtill, ganz ſtill! Das iſt kein Trug —
ſo wahr ich hoffe, daß mir Gott verzeiht!
Jetzt klimmt es übern Stein, den breiten Stein,
der überm Fußpfad liegt —
Rautendelein:
Blick nicht hinab
Die Türe ſchließ ich, mit Gewalt Dich rettend!
Heinrich:
Laß, ſag ich Dir! Ich muß es ſehn, ich will!
Rautendelein:
Sieh: wie in einen Strudel dreht's den Flor
der weißen Wolke in den Felſenkeſſel —
ſchwach, wie Du biſt, tritt nicht in ſeinen Kreis!
Heinrich:
Ich bin nicht ſchwach. 's iſt nichts. Nun iſt es fort.
Rautendelein:
So recht! Sei wieder Du uns Herr und Meiſter!
Armſel'gen Spuk zerſtreue Deine Kraft!
Faß an den Hammer, mach ihn niederſauſen ...
Heinrich:
Siehſt Du denn nicht, wie's immer höher klimmt?

Rautendelein:

Wo?

Heinrich:

Dort, den ſchmalen Felſenſtieg herauf —
im bloßen Hemdchen ...

Rautendelein:

Wer?

Heinrich:

Barfüß'ge Bübchen.
Ein Krüglein ſchleppen ſie, und das iſt ſchwer —
bald muß des einen, bald des andern Knie,
das kleine, nackte Knie, es vorwärts heben ...

Rautendelein:

O liebe Mutter, ſteh dem Armen bei!

Heinrich:

Um ihre Köpfchen ſtrahlt ein Heil'genſchein ...

Rautendelein:

Ein Irrlicht äfft Dich!

Heinrich:

Nein! Falt Deine Hände:
nun, ſiehſt Du ... ſiehſt Du ... ſind ſie da ...

Er kniet, während zwei Kinder ſchemenhaft, einen Waſſerkrug tragend, ſich hereinmühen. Sie ſind im bloßen Hemdchen.

Erſtes Kind, mit verhallender Stimme:

Papa!

Heinrich:

Ja, Kind.

Erſtes Kind:

Die liebe Mutter läßt Dich grüßen.

Heinrich:
Hab Dank, mein lieber Junge. Geht's ihr wohl?
Erſtes Kind, langſam und traurig, jedes Wort betonend:
Es geht ihr wohl. Kaum vernehmlich Glockentöne aus der Tiefe.
Heinrich:
Was bringt Ihr da getragen?
Zweites Kind:
Ein Krüglein.
Heinrich:
Iſt's für mich?
Zweites Kind:
Ja, lieber Vater.
Heinrich:
Was habt Ihr in dem Krüglein, liebe Kinder?
Zweites Kind:
Was Salziges.
Erſtes Kind:
Was Bittres.
Zweites Kind:
Mutters Tränen.
Heinrich:
Herrgott im Himmel!
Rautendelein:
Wo denn ſtarrſt Du hin?
Heinrich:
Auf ſie — auf ſie —
Rautendelein:
Auf wen?

Heinrich:
Haſt Du nicht Augen?
auf ſie! Wo habt Ihr unſre Mutter? ſprecht!
Erſtes Kind:
Die Mutter?
Heinrich:
Ja — wo?
Zweites Kind:
Bei den Waſſerroſen.
Starker Glockenklang aus der Tiefe.
Heinrich:
Die Glocke ... Glocke ...
Rautendelein:
Was denn für 'ne Glocke?
Heinrich:
Die alte, die begrab'ne klingt ... ſie klingt!
Wer tat mir das? Ich will nicht ... will nicht hören.
Hilf! hilf mir doch!
Rautendelein:
Komm zu Dir, Heinrich! Heinrich!
Heinrich:
Sie klingt ... Gott helfe mir! Wer tat mir das?
Hör: wie ſie dröhnt, wie der begrab'ne Laut,
das donnernde Gewühle aufwärts ſchwillt —
ein wenig ebbend, doppelt mächtig flutend —
Gegen Rautendel: Ich haſſe Dich! ich ſpei Dich an! Zurück!
Ich ſchlage Dich elbiſche Vettel! Fort,
verfluchter Geiſt! Fluch über Dich und mich,

mein Werk und alles! — Hier! hier bin ich — hier!
Ich komme . . . komme! Gott, erbarm Dich meiner!

Er rafft ſich auf, bricht zuſammen, rafft ſich wieder auf und ſchle
ſich von hinnen.

Rautendelein:

Komm zu Dir, Heinrich! Bleib! — Vorbei . . . vorbe

Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt

Die Bergwieſe mit dem Häuschen der Wittichen, wie im erſten Akt. Es iſt nach Mitternacht. Um den Brunnen haben ſich drei Elfen niedergelaſſen.

Erſte Elfe:
Die Feuer lohen!
Zweite Elfe:
Roter Opferwind
von allen Bergen weht ins Tal.
Dritte Elfe:
Es wölkt
der ſchwarze Qualm, Bergtannenwipfel ſtreifend,
der Tiefe zu.
Erſte Elfe:
Und in der Tiefe lagert
ein weißer Rauch. Im weichen Nebelſee
verſunken ſtehn die Rinder bis zum Hals
und brüllen, kläglich rufend, nach den Ställen.
Zweite Elfe:
Im Buchengrunde ſang ’ne Nachtigall —
ſo ſpät es iſt — und ſang und ſchluchzte ſo,
daß ich ins feuchte Laub ganz ſchmerzgeſchüttelt
mich niederwarf und weinte.
Dritte Elfe:
Seltſam iſt’s!
Ich lag und ſchlief auf einer Spinne Netz —
ach, zwiſchen Gräſerriſpen hingeſpannt,
aus Purpurfäden wunderzart gewoben:

ſo glich's dem Lager einer Königin,
als ich's beſtieg. Nun denn, ich ruhte gut
Der Wieſe Funkeltau im Abendglühn
warf klare Flammen mir herauf; und ich,
die Augen bergend unter ſchweren Lidern,
ſchlief ſelig ein. Als ich erwachte, war
das Licht geſtorben in den weiten Räumen,
grau war mein Lager. Nur im Oſten hob
ſich dunkle Brunſt und ſtieg, bis daß der Mond,
ein Klumpen glühenden Metalles, ſich
auf des Gebirges ſtein'gen Rücken legte.
Und von dem ſchrägen Strahl des blut'gen Lichts
ſchien — ſeltſam war's — die Wieſe ſich zu regen;
und Flüſtern hört ich, Seufzen, feinſte Stimmchen,
die durcheinander klagten, weinten, barmten —
recht wahrhaft ſchauerlich! Ich rief 'nen Käfer,
der ein Laternchen trug mit grünem Licht,
doch flog er mir vorüber. Und ich lag
und wußte nichts, und bange ward mir ſehr —
bis daß der lieblichſte von allen Elfen,
libellenflüglig — ach, von weitem ſchon
erhört ich meines Knäbleins Klirreflug —
geflogen kam und zu mir niederſtieg.
Und als wir nun, das Lager teilend, koſten,
da floſſen Tränen ihm in unſre Küſſe;
und endlich, ſchluchzend, wild mich an ſich preſſend,
weint er, daß meine Bruſt von Tränen floß,
und ſagte: Balder .... Balder ſei geſtorben.

Erſte Elfe iſt aufgeſtanden:
Die Feuer lohen!

Zweite Elfe iſt ebenfalls aufgeſtanden:
Balders Scheiterhaufen!

Dritte Elfe iſt langſam bis an den Waldrand gegangen:
Balder iſt tot — mich friert. Sie verſchwindet.

Erſte Elfe:
Fluch fällt ins Land,
gleichwie der Rauch von Balders Leichenbrand!

Nebel haſtet über die Bergwieſe. Wie es klar wird, ſind alle Elfen verſchwunden. **Rautendelein** kommt matt und abgehärmt vom Gebirge geſtiegen. Sich müde ſetzend und wieder erhebend, nähert ſie ſich dem Brunnen. Ihre Stimme iſt erſterbend, verhauchend.

Rautendelein:
Wohin? ... wohin? — Ich ſaß beim Mahl,
Erdmännlein durchlärmten den Hochzeitsſaal,
ſie brachten mir ein Becherlein,
darinnen glühte Blut ſtatt Wein:
den Becher mußt ich trinken.

Und als ich getrunken den Hochzeitstrank,
da ward mir ſo enge die Bruſt, ſo bang,
da griff hinein eine eiſerne Hand —
da ward mir das ganze Herze verbrannt.
Das Herze muß ich kühlen!

Ein Krönlein lag auf dem Hochzeitstiſch —
zwiſchen roten Korallen ein Silberfiſch —
das zog ich heran, das ſetzt ich mir auf:

nun bin ich des Waſſermannes Braut.
Mein Herze mußt ich kühlen . . .

Es fielen drei Aepfel in meinen Schoß,
weiß, gold und roſenrot —:
das war die Hochzeitsgabe.
Ich aß den weißen und wurde bleich,
ich aß den goldnen und wurde reich,
zuletzt den roſenroten.

Weiß, bleich und roſenrot
ſaß ein Mägdlein — und das war tot.
Waſſermann! tu nun auf die Tür:
die tote Braut, die bring ich Dir.
Zwiſchen Silberfiſchlein, Molch und Geſtein
ins Tiefe, Dunkle, Kühle hinein . . .
O du verbranntes Herze!

Sie ſteigt in den Brunnen. Der **Schrat** kommt aus dem Walde und tritt an den Brunnen, in den er hineinruft.

Waldſchrat:

He, holdrio! Froſchkönig, komm herauf!
He, holdrio! verwünſchter Waſſerpatſcher,
hörſt Du denn nicht? Du Grünbauch, ſchläfſt Du? he?
Ich ſag Dir, komm! und läge neben Dir
im Bett von Tang der Waſſerjungfern ſchönſte
und kraute Dir den Bart — komm! laß ſie liegen.
Du wirſt es nicht bereu'n, denn was ich weiß
und Dir erzählen kann, das iſt, potz Pferd!
zehn Deiner Liebeswaſſernächte wert.

Nickelmann, unſichtbar im Brunnen:
Brekekekex.
Waldſchrat:
Herauf! was fackelſt Du?
Nickelmann, unſichtbar:
Hab keine Zeit. Halt's Maul, laß mich in Ruh!
Waldſchrat:
Ei was: hat keine Zeit?! Du Kaulquapp kannſt
genug noch pflegen Deinen Krötenwanſt.
Ich will Dir was erzählen, hörſt Du nicht?
Was ich geweisſagt, Alter, das geſchicht:
er ließ ſie ſitzen! biſt Du itzund flink,
ſo fängſt Du Dir den ſeltnen Schmetterling —
ein wenig wohl lädiert, ein bißchen matt,
doch was geniert das Nickelmann und Schrat?
Kurzweil genung noch, Alter, ſag ich Dir,
mehr als Dir lieb iſt, findeſt Du an ihr.
Nickelmann taucht auf mit ſchlauem Augenblinzen:
Warum nicht gar. Er ließ ſie ſitzen? ach!
So denkſt Du nun, ich lauf dem Dingchen nach?
Fällt mir nicht ein.
Waldſchrat:
Du magſt ſie nun nicht mehr?
Dann wünſcht ich bloß, ich wüßte, wo ſie wär.
Nickelmann:
Such, Schrätlein, ſuch!
Waldſchrat:
Hab ich ſie nicht geſucht?

Durch Nacht und Nebel mich hindurch geſucht?
Geklettert bin ich, wo's kein Gemsbock wagt,
ein jedes Murmeltier hab ich befragt:
doch weder Weih, Bergfalk und Murmeltier,
Stieglitz und Schlange wußten was von ihr.
Holzfäller traf ich um ein Feuer ruhn;
ich ſtahl ein brennend Scheit und ſuchte nun,
bis ich mit meinem qualm'gen Feuerbrand
vor der verlaßnen Bergesſchmiede ſtand —:
nun qualmt auch ſie Rauchopfer in die Nacht;
die Flamme ſauſt, Gebälke biegt und kracht —
und mit des Menſchleins Meiſterherrlichkeit
iſt's aus und hin für alle Ewigkeit!

Nickelmann:

Ich weiß, ich weiß; dies alles iſt mir kund.
Störſt Du mich deshalb auf vom Brunnengrund?
Ich weiß noch mehr, weiß, wie die Glocke klang,
weiß, wer der Glocke toten Klöppel ſchwang.
Hätt'ſt Du geſehn, was ich da unten ſah,
als tief im See geſchah, was nie geſchah:
als eines toten Weibes ſtarre Hand
die Glocke ſuchte und die Glocke fand;
und wie die Glocke, kaum berührt, begann
ein Donnerläuten, brauſend himmelan
und raſtlos brüllend, einer Löwin gleich,
nach ihrem Meiſter ſchrie durchs Bergbereich.
Ich ſah das Weib, ertrunken: breit und licht
umſchwamm ihr Haar das Dulderangeſicht;

und ſtreiften ihre Knöchel das Metall,
ſo toſte doppelt laut der Droheſchall.
Mir — ich bin alt, und manches ſah ich ſchon —
mir ſträubte ſich das Haar, wir alle flohn.
Hätt'ſt Du geſehn, was ich da unten ſah,
was fragteſt Du nach jenem Elbchen da;
laß flattern, wo es will, um Blum und Blatt
das nicht'ge Ding, ich bin des Liebelns ſatt!

Waldſchrat:

Ich nicht, potz Himmelsziege! Gib nur acht —
ein jeder tut, was ihm Vergnügen macht —:
und halt ich erſt den ſüßlebend'gen Leib,
was ſchiert mich dann im Teich das tote Weib?!

Nickelmann:

Quorax, brekekekex! ſoſo! — hoho!
daß Du's nur weißt: beißt Dich kein andrer Floh,
ſo knick ihn nur. Such, ſuch, ſoviel Du magſt,
und wenn Du Dich zehn Jährchen drüber plagſt:
Du kriegſt ſie nicht. Sie iſt auf mich erpicht,
und Bocksgeſichter mag ſie einmal nicht!
Leb wohl, ich muß hinunter, Du verſtehſt:
ſieh, wenn Du frei jetzt Deiner Wege gehſt,
bin ich, als ein geplagter Waſſermann,
des jüngſten Weibchens Launen untertan.

Waldſchrat, ihm nachſchreiend:

So wahr der Himmel lichterüberſternt,
ſo wahr ich ſtark von Lenden und gehörnt,
ſo wahr die Fiſche ſchwimmen, Vögel fliegen,

wirſt Du dereinſt ein Menſchenkindlein wiegen!!
Gutnacht und gute Ruh und Holdrio!
hetz, hetz! durch Strauch und Dorn. Tot iſt der Floh!
Der Waldſchrat mit luſtigen Sprüngen ab. Die Wittichen komm
aus der Hütte und nimmt Läden von den Fenſtern.

Die Wittichen:

Zeit ufſtihn woar'ſch. Ma richt a Murga ſchunn.
's hot ju goar ſehr geklappert hinte Nacht. Ein Hahn kräht
Nu freilich: kikerikikikiki ....
Vor mir do brauchſt'r keene Miehe gahn,
du Schlofvertreiber du — mer wiſſa's ſchunn,
woas vierfällt, ebs aſu a Hahnla kräht:
de Henne hot a guldnes Ei gelät,
und bale ſah m'rſch au oam Himmel leuchta.
M'r kriega wieder Licht. — Mach ock dei Lied,
du klenner Finkferling, mach ock dei Lied:
's kimmt a neuer Tag, 's is fer gewiß.
Hot's ne a Irrlicht oaber ſu woas do?
Ich weld ock gern a brinkla im mich ſahn —
und a Karfunkelſteen hoa ich vergaſſa. Sie ſucht in ihren
Taſchen und zieht den rotleuchtenden Stein hervor.
Do iis a ſchunn.

Heinrichs Stimme:

Rautendelein!

Die Wittichen:

Nu do!
Glei werd ſe kumma, ruff Du immerzu.

Heinrich:

Rautendelein, hier bin ich! Hörſt Du nicht?

Die Wittichen:

Ich gleebe, ſchwerrlich. Schwerrlich werd ſe hirn!

Heinrich, gejagt, erſcheint auf dem Felſen über dem Hüttchen, bleich und abgeriſſen. Er wiegt einen Felsſtein in der Rechten, bereit, ihn rückwärts in die Tiefe zu ſchleudern.

Heinrich:

Wagt's und verſucht's! Sei's Pfarrer, ſei's Barbier,
Schulmeiſter, Küſter oder Dütenkrämer:
der Erſte, der 'nen Schritt nach oben wagt,
muß, wie ein Sack mit Sand, zur Tiefe kollern.
Ihr ſtießt mein Weib hinunter! und nicht ich.
Geſindel, taube Nüſſe, Bettler, Lumpen!
die dreißig Nächte Paternoſter winſeln
um 'nen verlornen Dreier, während ſie
ſich nicht entblöden — aus dem Grunde ſchlecht —
wo ſie's vermögen, Gottes ew'ge Liebe
dukatenweiſ' zu prellen. Lügner! Heuchler!
wie 'n Damm von Wackerſteinen aufgetürmt,
die trockne Hölle ihrer Niederung
vor Gottes Meer, der Paradieſesflut
und ihren ſel'gen Wogen, zu vermauern.
Wann kommt der Schauſler, der den Damm zerreißt?
Ich bin es nicht . . . nein wahrlich, bin es nicht.

Heinrich legt den Stein weg und dringt aufwärts.

Die Wittichen:

Durt gieht's ni wetter, halt ock, immer langſ'm.

Heinrich:

Alte, was brennt dort oben?

Die Wittichen:
O, weeß iich's?
Do iis a Moan gewaßt, dar hot's gebaut:
hoalb ane Kerche, hoalb a Keenigsſchluß.
Nu, do a's hoot verluſſa, brennt's danieder.
Heinrich verſucht verzweiflungsvoll, aufwärts zu dringen.
Iich ſoa Der'ſch ju, durt kimmt an ſteile Wand:
war die derſteiga wil, muuß Fliegel hoan —
und Deine Fliegel, Moan, die ſein zerbrocha.

Heinrich:
Zerbrochen oder nicht: ich muß hinauf!
Was dort in Flammen ſteht, iſt mein, mein Werk!
Begreifſt Du das? Ich bin der, der es baute,
und alles, was ich war und was mir wurde,
warf ich hinein ... Ich kann nicht ... kann nicht mehr! *Pauſe.*

Die Wittichen:
Ruh Dich a wing, itzt ſein de Wege dunkel.
Durt iis an Banke, ſetz Dich.

Heinrich:
Ausruhn? ich?
Böt'ſt Du ein Bett von Daunen mir und Seide:
ein Haufe Scherben lockt mich juſt ſo ſehr.
Ja, meiner Mutter Kuß — längſt iſt ſie Staub —
auf meine kalte Fieberſtirn gedrückt:
ohnmächt'ger Segen wär's und Ruhe bringend,
wie einer Weſpe Stachel.

Die Wittichen:
's wär wull goar!

Do woart a wing. Ei'm Kaller ha iich noch
a Schlickla Wein.
Heinrich:
Ich kann nicht warten. Waſſer!
Er eilt zum Brunnen und ſetzt ſich auf den Rand.
Die Wittichen:
Gih: ſchepp und trink!
Heinrich geht, ſchöpft und trinkt, auf dem Brunnenrand ſitzend.
Eine leiſe, ſüße Stimme ſingt klagend aus dem Brunnen.
Die Stimme:
Heinrich, Du lieblicher Buhle mein,
Du ſitzeſt auf meinem Brünnelein.
Steh auf und geh:
es tut mir ſo weh —
ade, ade! Pauſe.
Heinrich:
Alte, was war das? Gib mir Antwort, rede!
Was rief ſo weh mich an mit meinem Namen?
Wie ‚Heinrich‘ haucht es, aus der Tiefe kam's,
und dann ganz leiſe ſprach's: ‚Ade, ade!‘
Alte, wer biſt Du? und wo bin ich hier?
Mir iſt, als wacht ich auf. Der Fels, die Hütte,
Du ſelber: alles iſt mir wohlbekannt
und doch ſo fremd. Iſt denn, was ich erlebt,
mehr nicht, als eines Schalles flücht'ger Hauch,
der iſt und nicht mehr iſt, noch kaum geweſen?
Alte, wer biſt Du?
Die Wittichen:
Iich? War biſt denn Du?

Heinrich:
Fragſt Du mich das? Ja, wer denn bin ich, Alte?
Wie oft hab ich den Himmel drum befragt:
wer ich doch ſei? Die Antwort kam mir nicht.
Gewiß iſt dies nur: ſei ich, wer auch immer,
Held oder Schwächling, Halbgott oder Tier —
ich bin der Sonne ausgeſetztes Kind,
das heim verlangt; und hilflos ganz und gar,
ein Häuflein Jammer, grein ich nach der Mutter,
die ihren gold'nen Arm ſehnſüchtig ſtreckt
und nie mich doch erlangt. Was tuſt Du dort?
Die Wittichen:
Beizeita werſcht Du's merka.
Heinrich, ſich erhebend:
Nun wohlan!
Mit Deines Lämpchens Blutlicht zeige mir
den Weg nun weiter, der zur Höhe führt.
Bin ich erſt dort, wo ich einſt herrſchend ſtand,
will ich, ein Siedler, fürder einſam hauſen,
der weder herrſcht, noch dient.
Die Wittichen:
Doas gleeb ich nich.
Woas Du do duba ſuchſt, iis ganz woas anderſch.
Heinrich:
Wie weißt Du das?
Die Wittichen:
Ma wiß wull doas und jens.
Se woarn D'r uuf a Ferſa, gelt? Juju!

Wenn's gilt, 's lichte Laba joan und treiba,
do ſein de Menſcha Welfe. Daber gilt's
a Tud beſtiehn, ſein ſe an Haarde Schoofe,
ei' die d'r Wulf geſprunga. 's iis aſu.
De Hirta, die ſe hoan — ojemerſch nee —
doas ſein irſcht Kerle, doas; die ſchrein ock immer:
‚reißt raus! reißt aus'! und hetza mit a Hunda,
ni ernt a Wulf — nee: ihre eegna Schoofe
'm Wulfe ei' a offna Racha nei.
Viel beſſer, wie de andern biſte au ni:
's lichte Laba huſt Du au gejoat
und huſt a Tud goar mutig nich beſtanda.

Heinrich:

Ach, Alte, ſieh — ich weiß nicht, wie's geſchah,
daß ich das lichte Leben von mir ſtieß
und, Meiſter der ich war, vom Werke lief,
recht wie ein Lehrbub, und der eignen Glocke,
der Stimme, die ich ſelber ihr geſchenkt,
ſo hilflos unterlag. Wahr iſt's: ſie klang
aus erz'ner Bruſt gewaltig gen die Berge,
den Widerſchall der Wipfel ſo erweckend,
daß droh'nder Hall von allen Seiten wuchs
und auf mich eindrang. Doch ich blieb der Meiſter!
und mit derſelben Hand, die ſie gegoſſen,
mußt ich, eh daß ich ſelbſt vor ihr zerbrach,
die Glocke, die ich ſchuf, in Trümmer ſchlagen.

Die Wittichen:

Vorbei iis halt vorbei, und aus iis aus:

uff Deine Hichte werſcht Du nimmeh ſteiga.
Ma koan Der'ſch ſoan: Du woarſcht a groader Sproß,
ſtoark, doch nich ſtoark genung. Du woarſcht berufa,
ock bluß a Auserwählter woarſchte nich.
Kumm har und ſetz Dich!

Heinrich:

Alte, lebe wohl!

Die Wittichen:

Kumm har und ſetz Dich! Woas Du ſicha gihſt,
doas iis beileibe nich ke Häffla Aſche.
War labt, dar ſicht 's Laba! und ich ſoa Der'ſch:
do duba find'ſt Du's ni und nimmermeh.

Heinrich:

So laß mich ſterben hier auf dieſem Platz.

Die Wittichen:

Doas werſcht Du au. Wenn enner uffgeſtäun
wie Du, aſu ins Lichte nei, wie Du,
und fällt hernochert, dar muuß au zerſchmettern.

Heinrich:

Ich fühl's: am Ende bin ich meiner Bahn.
Sei's drum.

Die Wittichen:

Du biſt oam Ende!

Heinrich:

Nun ſo ſprich,
Du, die ſo ſeltſam wiſſend zu mir redet:
iſt, was ich ſuchen muß mit blut'gen Sohlen,

mir noch zu ſchaun gewährt, bevor ich ſterbe? —
Antworteſt Du mir nicht? Muß ich hinüber
aus tiefer Nacht in allertiefſte Nacht,
ohn einen Nachglanz des verlor'nen Lichts?
Soll ich ſie niemals . . .
Die Wittichen:
Wan denn willſt Du ſahn?
Heinrich:
Nun: ſie! weißt Du das nicht? wen ſonſt als ſie?
Die Wittichen:
Du huſt an'n Wunſch: dan tu — und 's iis Dei letzter.
Heinrich, ſchnell:
Er iſt getan!
Die Wittichen:
Du ſullſt ſe wiederſahn.
Heinrich:
Ach, Mutter! kannſt Du das? Biſt Du ſo mächtig?
Warum ich ſo Dich nenne, weiß ich nicht.
Einſt war ich, ſo wie jetzt, reif für das Ende,
mit jedem Hauch faſt ungeduldig wünſchend,
daß er der letzte ſei. Doch da kam ſie:
und wie ein Frühlingswind durchdrang Geneſung
die kranken Glieder mir, ich war geheilt . . .
und nun — mir iſt ſo leicht mit einem Mal,
als könnt ich wiederum zur Höhe fliegen . . .
Die Wittichen:
Doas iis vorbei. Die Loaſta ſein zu ſchwer,

die Dich derniederziehn, und Deine Tuta
ſein Dir zu mächtig, Du bezwingſt ſe nich. —
Poß uuf! drei Gläſer ſtell ich uuf a Tiſch:
ei ees, do giß ich weißa — ruta Wein
giß ich eis andre — gelba Wein eis letzte.
Trinkſt Du 's irſchte aus, kimmt no amol
in Dich die ale Kroaft. Trinkſt Du 's zweete,
ſpürſt Du zum letztamoal da lichta Geiſt,
dar Dich verluſſa hot. War oaber irſcht
die beeda Gläſer ausgetrunken hot,
dar muß dernocher o 's letzte trinka.
Im Begriff ins Haus zu gehen, ſteht ſie ſtill und ſagt tiefbedeutend:
A muuß, hoa iich geſoat! verſtieh mich recht. Ab.

Heinrich

war in Ekſtaſe aufgeſprungen, bei dem — ‚vorbei' der Alten bleich zurückgewichen; nun erwacht er aus ſeiner Erſtarrung und ſinkt auf die Bank, darauf er, angelehnt, ſitzt.

Das iſt vorbei. ‚Vorbei' hat ſie geſprochen.
O Herz, ganz wiſſend, ſo wie nie zuvor:
warum denn fragſt du? Schickſalskünderin!
mit Deinem Wort, das wie ein Fallbeil fällt,
des Lebens Schnur durchſchneidend —: 's iſt geſchehn!
Was bleibt, iſt Friſt — unnützlich nur nicht mir. —
Kalt haucht es aus den Schlünden. Jener Tag,
der dort mit erſtem Glimmen ſich verkündet,
der tiefen Wolke Streifen blaß durchhellend,
iſt nicht mehr mein —: ſo viele Tage lebt ich,
und dieſer erſte iſt nun nicht für mich.

Greift den erſten Becher. Komm denn, du Becher — eh das
Grauen kommt.
Ein dunkler Tropfen glüht auf deinem Grunde,
ein letzter ... Alte: hatteſt Du nicht mehr?
Sei's drum! Er trinkt. Und nun zu dir, du zweiter! komm.
Er nimmt den zweiten.
Um deinetwillen griff ich nach dem erſten,
und ſtündeſt du nicht da, du köſtlicher
mit deinem Rauſch und Duft: das Zechgelag,
zu dem uns Gott auf dieſe Welt geladen,
es wäre gar zu ärmlich und, mich dünkt —
Du hehrer Gaſtfreund — ſchwerlich Deiner würdig.
Nun aber dank ich Dir. Er trinkt. Der Trunk iſt gut!

Ein Äolsharfenhauch durchſchwimmt die Luft, während er trinkt. Rautendelein ſteigt müd und ernſt aus dem Brunnen, ſetzt ſich auf den Rand und kämmt ihr langes, offenes Haar. Mondſchein. Sie iſt blaß und ſingt vor ſich hin.

Rautendelein, mit leiſer Stimme:

In tiefer Nacht mutterſeelenallein,
kämm ich mein goldenes Haar,
ſchön ſchönes Rautendelein!
Die Vöglein reiſen, die Nebel ziehn,
die Heidefeuer verlaſſen glühn ...

Nickelmann, unſichtbar im Brunnen:

Rautendelein!

Rautendelein:

Ich komme!

Nickelmann:

Komm geſchwind!

Rautendelein:
Mir iſt ſo weh!
zu eng iſt mein Kleid.
Ich arme, verwunſch'ne Brunnenmaid.

Nickelmann:
Rautendelein!

Rautendelein:
Ich komme!

Nickelmann:
Komm geſchwind!

Rautendelein:
Im hellen Monde kämm ich mein Haar
und denke des, der mein Buhle einſt war.
Die Glockenblumen läuten.
Läuten ſie Glück? läuten ſie Qual?
Beides zumal,
dünkt mich, ſoll es bedeuten. —
Hinab! hinab — die Zeit iſt um —
in Waſſer und Tang!
ich blieb ſchon zu lang.
Hinab, hinab!
Im Begriff, hinabzuſteigen:
Wer ruft ſo leiſe?

Heinrich:
Ich!

Rautendelein:
Wer Du?

Heinrich:

Nun: ich.
Komm Du nur näher, ſo erkennſt Du mich.

Rautendelein:

Ich kann nicht, und ich kenne Dich auch nicht.
Geh! denn ich töte den, der mit mir ſpricht.

Heinrich:

Du marterſt mich! komm, fühle meine Hand;
ſo kennſt Du mich.

Rautendelein:

Ich hab' Dich nie gekannt.

Heinrich:

Du kennſt mich nicht ...

Rautendelein:

Nein.

Heinrich:

Haſt mich nie geſehn?

Rautendelein:

Ich wüßte nicht.

Heinrich:

So laß mich Gott vergehn!
Ich küßte nie Dir Deine Lippen wund?

Rautendelein:

Niemals.

Heinrich:

Und reichteſt nie mir Deinen Mund?

Nickelmann, unſichtbar aus dem Brunnen:

Rautendelein!

Rautendelein:

Ich komme!

Nickelmann:

Komm herein!

Heinrich:

Wer rief Dich?

Rautendelein:

Mein Gemahl im Brunnenſtein.

Heinrich:

In Qualen ſiehſt Du mich, in einem Krampf,
der furchtbar iſt, wie nie des Lebens Kampf!
O, martre Du nicht den verlornen Mann:
erlöſe mich.

Rautendelein:

Je nun, wie fang ich's an?

Heinrich:

Komm her zu mir.

Rautendelein:

Ich kann nicht.

Heinrich:

Kannſt nicht?

Rautendelein:

Nein.

Heinrich:

Warum?

Rautendelein:

Wir tanzen drunten Ringelreihn.
Ein luſt'ger Tanz — und iſt mein Fuß auch ſchwer,

bald, wenn ich tanze, brennt er mich nicht mehr.
Ade, ade!

Heinrich:

Wo biſt Du? geh nicht fort!

Rautendelein, die hinter den Brunnenrand gewichen iſt:

In ew'gen Fernen.

Heinrich:

Dort ... den Becher dort.
Magda, den Becher, Du ... oh, wie gebleicht
Du biſt — den Becher gib: wer mir ihn reicht,
den will ich ſegnen!

Rautendelein, ganz nahe bei ihm:

Ich!

Heinrich:

Du willſt es tun?

Rautendelein:

Ich will es tun. Und laß die Toten ruhn.

Heinrich:

Ich fühle Dich, Du Himmelsangeſicht!

Rautendelein, fern weichend:

Ade, ade! ich bin Dein Liebchen nicht.
Einſt war ich wohl Dein Schatz: im Mai, im Mai —
nun aber iſt's vorbei ...

Heinrich:

Vorbei!

Rautendelein:

Vorbei!

Wer ſang Dich abends in den Schlummer ein?
Wer weckte Dich mit Zaubermelodein?

Heinrich:

Wer ſonſt, als Du!

Rautendelein:

Wer ich?

Heinrich:

Rautendelein!

Rautendelein:

Wer gab Dir hin die friſchen Gliederlein?
Wen ſtießeſt Du hinab den Brunnenſtein?

Heinrich:

Wen ſonſt, als Dich!?

Rautendelein:

Wer ich?

Heinrich:

Rautendelein!

Rautendelein:

Ade! Ade!

Heinrich:

Führt mich hinunter ſtill:
jetzt kommt die Nacht, die alles fliehen will.

Rautendelein,

zu ihm hinfliegend, ſeine Kniee umſchlingend, mit Jauchzen:

Die Sonne kommt!

Heinrich:

Die Sonne!

Rautendelein, halb ſchluchzend, halb jauchzend:

Heinrich!!!

Heinrich:

Dank.

Rautendelein

umarmt Heinrich und drückt ihre Lippen auf die ſeinen — darnach den Sterbenden ſanft niederlegend:

Heinrich!

Heinrich:

Hoch oben: Sonnenglockenklang!
Die Sonne ... Sonne kommt! — Die Nacht iſt lang.

Morgenröte.

Der Vorhang fällt.

Fuhrmann Henſchel

Schauſpiel in fünf Akten

Dramatis personae

Fuhrmann Henſchel
Frau Henſchel
Hanne Schäl, ſpäter Frau Henſchel
Bertha
Pferdehändler Walther
Siebenhaar
Karlchen
Wermelskirch
Frau Wermelskirch
Franziska Wermelskirch
Hauffe
Franz
George
Fabig
Meiſter Hildebrant
Tierarzt Grunert
Feuerwehrmänner

Zeit: Die ſechziger Jahre.

Ort: Der Gaſthof „Zum grauen Schwan“ in einem ſchleſiſchen Badeort.

Erſter Akt

Ein Bauernzimmer, Kellerwohnung im Hotel „Zum grauen Schwan“. Durch zwei links hoch gelegene Fenſter fällt das Dämmerlicht eines Winterſpätnachmittags. Unter den Fenſtern ſteht ein Bett aus weichem, gelbpoliertem Holz, darin **Frau Henſchel** krank liegt. Sie iſt eine Frau von etwa ſechsunddreißig Jahren. Nahe dem Bett die Wiege mit ihrem halbjährigen Töchterchen. Ein zweites Bett an der Hinterwand, die gleich den übrigen blau getüncht und gegen die Decke mit einem dunklen Streifen abgeſetzt iſt. Rechts vorn ein großer, brauner Kachelofen mit Ofenbank. In der geräumigen „Helle“ iſt viel kleingehacktes Brennholz aufgeſtapelt. Die Wand rechts enthält eine kleine Tür zur Kammer. **Hanne Schäl**, junge ſtramme Magd, iſt in voller Beſchäftigung; ſie hat die Holzlatſchen beiſeite geſtellt und läuft in den dicken, blauen Strümpfen herum. Sie ſchiebt einen eiſernen Topf, in dem etwas kocht, aus dem Röhr und wieder hinein. Kochlöffel, Quirl, Durchſchlagſiebe liegen auf der Bank; ein großer, irdener, bauchiger Krug, der in einen Flaſchenhals ausläuft und verſtöpſelt iſt; der Bornkrug ſteht auch darunter. — Hannes Röcke ſind in einen Wulſt gerafft, ihr Mieder iſt ſchwärzlich grau, die nervigen Arme trägt ſie bloß. — Um den Ofen herum läuft oben eine vierkantige Stange; lange, ſogenannte Jagdſtrümpfe ſind über ſie zum Trocknen aufgehängt, außerdem Windeln, Lederhoſen mit Bändchen und ein Paar Waſſerſtiefel. Rechts davon eine Lade und ein Schrank; alte, bunte, ſchleſiſche Stücke. Durch die offene Tür der Hinterwand ſieht man in einen dunklen, breiten Kellergang und gegenüber auf eine Glastür mit bunten Scheiben; hinter ihr eine Holztreppe nach oben. Auf dieſer Treppe brennt immer eine Gasflamme, ſo daß die Scheiben durchleuchtet ſind. Es iſt Mitte Februar und im Freien ſtürmiſch.

Franz, ein junger Kerl in einfacher Kutſcherlivree, zum Ausfahren fertig, guckt herein.

Franz: Hanne!

Hanne: Nu?

Franz: Schläft de Henſcheln?

Hanne: Was denn ſonſte? Mach' bloß nich Lärm.

Franz: Die Tieren ſchlagen woll genung im Hauſe! Wenn ſe dadavon nich ufwacht —! Ich fahr' nach Waldenburg mit 'm Kutſchwagen.

Hanne: Wer fährt denn mitte?

Franz: De Madam; einkoofen zum Geburtstag.

Hanne: Wer hat denn Geburtstag?

Franz: Karlchen!

Hanne: Die haben ooch aſo a biſſel Zucht. De Ferde einſpann'n wegen dem tummen Jungen; bei ſo'm Wetter nach Waldenburg reeſen!

Franz: Ich hab' doch a Pelz!

Hanne: Die wiſſen reen gar nich, wie ſe's ſoll'n 'nausſchmeißen 's Geld, mir miſſen uns abrackern!

Der Tierarzt **Grunert** erſcheint, langſam ſuchend, hinten im Gange; ein kleiner Mann im ſchwarzen Schafpelz, mit Baſchlikmütze und langen Stiefeln. Er ſchlägt mit dem Peitſchenſtiel gegen die Türumrahmung, um ſich bemerklich zu machen.

Grunert: Is Henſchel-Willem noch nich zu Hauſe?

Hanne: Was ſoll denn ſein?

Grunert: Ich komm ebens wegen dem Wallach.

Hanne: Da ſein Sie der Dokter aus Freiburg, gelt? A is nich zu Hauſe, Henſchel. A is auch runter uf Freiburg, mit Fracht; mich deucht, Sie mißten'n getroffen haben!

Grunert: In welchem Stalle ſteht denn der Wallach?

Hanne: 's is halt der große Fuchs mit der Bläſſe. Se haben ihn, gloob ich, in a Gaſtſtall gezogen. Zu Franz: Kannſt amal mitte gehn; kannſt 's 'n zeigen.

Franz: Jeder a Hof 'nieder, immer 'nunter, unterm Sale, neben der Kutſcherſtube 'nein. Fragen S' ock a Friedrich, der wird Ihn' Beſcheid ſagen. Grunert ab.

Hanne: Nu geh ock mit!

Franz: Haſte nich a par Fennige Kleegeld fer mich?

Hanne: Ich ſoll well mein Fell verkoofen, wegen Deiner?

Franz kitzelt ſie: Ich koof's gleich!

Hanne: Franze! Laß das! De Frau ſoll woll ufwachen? Nach dem Gelde kramend: Wenn Du een' bloß kannſt a paar Behmen 'rauslocken! Sonſte iſt Dir ni wohl. Reen abgebrannt is man. — Da, hier! Sie drückt ihm etwas in die Hand. Nu mach' Dich! Eine Schelle wird angezogen.

Franz, erſchrocken: Der Herr! Hadje! Schnell ab.

Frau Henſchel iſt erwacht und ſagt ſchwach: Mädel! — Mädel! — Heerſchte denn gar nich, Mädel!

Hanne, grob: Was is denn?

Frau Henſchel: Sollſt druf heern, wenn man Dich ruft!

Hanne: Ich heer' ja; wenn Se nich lauter ſprechen, da kann ich nich heer'n! Ich hab ooch bloß zwee Ohr'n.

Frau Henſchel: Kommſte mer wieder fläm'ſch, Mädel?

Hanne, kurz: O, ver mir!

Frau Henſchel: Js das woll recht, hå? Sollſt Du ’nem kranken Weibe aſo iebers Maul fahr’n?

Hanne: Wer fångt denn an? Wenn Sie bloß ufmachen, geht’s Kujoniern los. Da is ooch reen niſchte nich recht, man macht’s nu aſo oder aſo.

Frau Henſchel: Weil Du nich folgen kannſt.

Hanne: Da machen S’ Jhne Sache ſelber. Man ſchind’t ſich ’n ganzen Tag und de halbe Nacht, aber wenn das aſo iſt, da geh ich ſchonn lieber meiner Wege! Sie låßt den aufgebundenen Rock herunter und rennt hinaus.

Frau Henſchel: Mådel! Mådel! Tu mer bloß das nich an. — — Was hab ich denn wieder Beeſes geſagt?! — Nee, jemerſch, jemerſch! was ſoll denn wer’n, wenn die Mannsbilder kommen? Die wollen doch eſſen. — Nee, Mådel, — Mådel ... Sie ſinkt erſchöpft zurück, wimmert leiſe und fångt an, die Wiege am Bande leiſe zu wiegen.

Durch die hinten ſichtbare Glastüre drückt ſich mit einiger Mühe Karlchen. Er trågt einen Topf Suppe und bewegt ſich ångſtlich und ſorgfåltig bis an das Bett der Frau Henſchel, dort den Topf auf einen Holzſtuhl abſtellend.

Frau Henſchel: Nee, Karlchen, biſt Du’s? Nee, ſag’ mir bloß, was bringſt’n Du, hå?

Karlchen: Suppe! Die Muttel låßt grüßen und gute Beſſerung wünſchen! Sie möchten ſich’s ſchmecken laſſen, Frau Henſcheln.

Frau Henſchel: Nee, Junge, Du biſt doch der beſte von allen. — Hihnlaſuppe! ’s is woll nich meeglich! Nu, da ſag’ nur der Mutter, ich ließ’ mich ooch vielmals ſcheene bedanken. — Heerſchte 's. Tu's bloß nich etwa vergeſſen! — Nu wer' ich Der 'was ſagen, Karlchen! Gelt! Du kannſt mer amal 'n Gefallen tun. Nimm Der den Hader, der dorte liegt, ſteig amal uf de Banke, gelt? Und zieh mer den eiſernen Top a biſſel vor. 's Mädel is fort. Se hat 'n zu tief ins Rehr geſchob'n.

Karlchen *ſteigt ſogleich willig, nachdem er einen Hader gefunden, damit auf die Ofenbank und guckt ins Röhr, fragend:* Den ſchwarzen oder den blauen, Frau Henſcheln?

Frau Henſchel: Was is denn im blauen?

Karlchen: Sauerkraut.

Frau Henſchel, *aufgeregt:* Zieh 'n 'raus, 's zerkocht mer ja. — Nee, Mädel, Mädel!

Karlchen *hat den Topf ganz nach vorn gezogen:* Is's ſo gutt?

Frau Henſchel: Aſo kannſt 'n ſtehn laſſen. Komm amal her, ich wer' Der a Peitſchenſchnierla ſchenken. *Sie langt es vom Fenſterbrett und gibt es ihm.* Wie geht's denn der Mutter?

Karlchen: Gutt. Sie iſt nach Waldenburg einkaufen, für mich, zum Geburtstag.

Frau Henſchel: Mir geht's ni gutt, Jungel! Ich wer' woll ſterben!

Karlchen: Oh nee, Frau Henſcheln.

Frau Henſchel: Ja, ja, kannſt's glooben, ich ſterbe, Jungel! Kannſt's auch meinswegen der Mutter ſagen.

Karlchen: Ich krieg eine Baſchlikmütze, Frau Henſcheln!

Frau Henſchel: Ja, ja, kannſt's glooben. Komm amal her. Sei ſtille. Gib amal Obacht. Heerſchte, wie's tickt? Heerſchte, wie's tickt im morſchen Holze?

Karlchen, den ſie fieberiſch am Gelenk feſthält: Ich fürcht' mich, Frau Henſcheln!

Frau Henſchel: Oh, beileibe! Wir miſſen ja alle ſterben. Heerſchte, wie's tickt, hå? — Gelt? — Was is das? Der Totenwurm tickt. Sie fällt zurück. Eens, zwee. — Nee, Mådel, Mådel! — Karlchen, den ſie losgelaſſen, zieht ſich ängſtlich nach der Tür hin zurück. Wie er die Klinke der Glastür ſchon in der Hand hat, überkommt ihn die Angſt; er reißt die Tür auf und ſchlägt ſie hinter ſich zu, daß die Scheiben klirren. Gleich darauf wird draußen heftig mit Peitſchen geknallt. Von dieſem Geräuſch berührt, fährt Frau Henſchel heftig auf.

Frau Henſchel: Vater kommt!!

Henſchel, noch nicht ſichtbar, draußen im Gange: Dokter, was machen wir denn mit dem Viehche? Er und der Tierarzt Grunert werden im Türrahmen ſichtbar.

Grunert: 's läßt ſich nich ankommen; mer wer'ns miſſen bremſen.

Henſchel, athletiſch gebauter Mann von etwa fünfundvierzig Jahren; Pelzmütze, Schafpelzjacke, darunter blaue Fuhrmannsbluſe, lange Waſſerſtiefel, grüne Jagdſtrümpfe, Peitſche, brennende Laterne: Ich weeß gar nich, was mit dem Viehche is! Ich komm' geſtern nach Hauſe, ich hatte Steenkohlen geladen uf der Fuchsgrube drieben, ſchirr ab, bringe die Ferde in'n Stall — und ooch gleich im Augenblick: ſchmeeßt ſich hin und fängt an, um ſich zu ſchlagen. Er ſtellt die Peitſche in die Ecke und hängt die Mütze auf. — Hanne kommt wieder und nimmt ihre alte Arbeit auf, jedoch ſichtlich verboſt. — Mädel, mach' Licht.

Hanne: Eens ums andre!

Henſchel hängt die Laterne auf, nachdem er ſie ausgelöſcht: Das weeß auch der liebe Himmel, was das muß ſein: da wird mer'ſch Weib krank! da fällt mer a Ferd. 's is balde, als wär'ſch uf mich abgeſehn! — Den Wallach hab ich gekauft um Weihnachten von Walther-Gottfrieden; zwee Wochen, da lahmt a. Ich wer's'n eintränken. Zweehundert Taler hab ich gegeben.

Frau Henſchel: 's regnet woll draußen?

Henſchel, beiläufig: Ju, ju, Mutter, 's regnet. — Beſcheeßt mich aſo der eig'ne Schwager. Er ſetzt ſich auf die Ofenbank. Hanne hat ein Talglicht angezündet und ſtellt es im Blechleuchter auf den Tiſch.

Frau Henſchel: Vater, Du biſt halt eemal zu gutt! Du trauſt halt a Menſchen niſcht Beeſes zu.

Grunert nimmt Platz am Tiſch und ſchreibt ein Rezept: Ich wer'n was uffſchreiben, aus der Ap'theke.

Frau Henſchel: Nee, wenn uns der Fuchs nu auch noch krepiert —! Das wird doch der liebe Gott nich woll'n!

Henſchel, indem er Hanne das Bein hinhält: Kumm, zieh mer amal die Stiefeln 'runder! — Das hat 'was gepfiffen hier 'rein von Freiburg. 's Kirchdach unten im Niederdorfe hat's, gloob ich, halb abgedeckt, ſprechen de Leute. Zu Hanne: Das is a Gewirge. Wird's nu balde?!

Frau Henſchel, zu Hanne: Ich weeß nich, daß Du auch das nich lernſt!? Hanne bekommt den erſten Stiefel herunter, ſtellt ihn beiſeite, greift den zweiten an.

Henſchel: Sei ſtille, Mutter, Du machſt's nich beſſer!

Hanne bekommt den zweiten Stiefel herunter, ſtellt ihn beiſeite, hierauf unfreundlich zu Henſchel: Haben Se mer meine Schirze von Kramſtan mitgebracht?

Henſchel: Was ſollt ich bloß alles in dem Koppe haben! — Ich bin zufriede, wenn ich mein biß'l Gelumpe fer mich beiſammen hab und meine Brunnenkiſten heil uf die Bahn bringe. Was bekimmere ich mich um Weiberſchirzen!

Grunert: Dadafier ſeid Ihr ooch nich berihmt.

Frau Henſchel: Das wär' woll ooch gar ſchlimm!

Henſchel, in Holzpantinen, erhebt ſich; zu Hanne: Nu mach'! mach'! Daß mir Eſſen kriegen! Wir miſſen heut noch in die Schmiede 'nunter.

Grunert iſt aufgeſtanden, hat das Rezept liegen laſſen, ſteckt das Notizbuch mit Bleiſtift zu ſich und ſagt, im Begriff zu gehen: Bald in die Ap'theke damit! Und morgen beizeiten ſeh ich zum Rechten. Henſchel läßt ſich am Tiſch nieder.

Hauffe kommt langſam herein; er iſt in Holzpantinen und Lederhoſen und trägt ebenfalls eine brennende Laterne in der Hand: A richtiges Schmeißwetter is das wieder.

Henſchel: Wie ſieht's denn aus im Ferdeſtalle, hä?

Hauffe: 's ſchlägt halt 'n ganz'n Stand entzwee. Er löſcht die Laterne aus und hängt ſie neben die Henſchels.

Grunert: Gu'nacht mit'nander! Da heeßt's halt abwarten. Mir Dukterſch, wir ſind eben ooch bloß Menſchen!

Henſchel: Nu freilich! Das wiſſen mir woll von ganz alleene. Gu'nabend, ſchmeißen Se nich etwa um! Grunert ab. Nu ſag' mer bloß, Mutter, wie ſteht's denn mit Dir?

Frau Henſchel: Ich hab' mich halt wieder ſo miſſen ärgern.

Henſchel: Wer ärgert Dich denn? Hauffe nimmt Platz am Tiſche.

Frau Henſchel: Nu, weil ich doch gar nich und kann gar nich zugreifen. Hanne ſetzt eine Schüſſel mit Klößen und eine Schüſſel mit Kraut auf den Tiſch, nimmt Gabeln aus dem Tiſch-Schub und legt ſie zurecht.

Henſchel: Dazu da is ja 's Mädel da!

Frau Henſchel: A Mädel hat doch keene Gedanken!

Henſchel: Mer haben ja zu eſſen; 's geht ja ganz gutt. — Wärſcht Du nich ufgeſtanden zu zeitich, heute kenntſte ſchonn wieder tanzen.

Frau Henſchel: O jemerſch, tanzen! Das wär aſo 'was! Hanne hat drei Teller mit je einem Stückchen Schweinefleiſch zurecht geſtellt, rückt nun auch für ſich einen Schemel heran und ſetzt ſich zu Tiſch.

Hauffe: Der Haber wird ooch balde alle ſein.

Henſchel: Ich hab' gekooft, dreiß'g Sackfel, geſtern. Uf a Sonnabend kommt ane Fuhre Heu. 's Futter wird immer teurer.

Hauffe: Wenn's Viehch ſoll arbeiten, will's halt ooch freſſen.

Henſchel: Aber die denken, 's lebt von der Luft, a will mer wieder vom Fuhrlohn abdricken.

Hauſſe: A ſagte ooch zu mir aſo 'was.

Frau Henſchel: Der Brunneninſpekter?

Henſchel: Nu, wer denn ſonſte! Aber ſer das Mal kommt a nich an.

Frau Henſchel: Nee, aber ihr Leute, nu heert's doch vollens uf; wo ſoll'n ooch mir bleiben bei den ſchlechten Zeiten?

Hanne: Der Chauſſeeuſſeher is da geweſt. Ihr ſollt, gloob ich, morgen Geſpanne ſchicken, an die große Walze. Se ſein in Hinterhartau jetzunder.

Die Treppe hinter der Glastür herunter kommt Herr Siebenhaar (Anfang der Vierziger); er iſt auf das ſorgfältigſte gekleidet. Schwarzer Tuchrock, weiße Weſte, helle, engliſche Beinkleider; Eleganz aus dem Ende der ſechziger Jahre. Die ſchon ergrauten Haupthaare bilden nur noch einen wohlgeordneten Kranz, der Schnurrbart dagegen iſt üppig und dunkelblond. Siebenhaar trägt eine goldene Brille und nimmt, wenn er ſcharf zuſehen will, ein ebenfalls goldenes Pincenez zu Hilfe, welches er meiſt hinter den Brillengläſern aufſetzt; er ſtellt einen intelligenten Typus dar.

Siebenhaar tritt, in der Rechten einen Blechleuchter mit unangezündetem Licht und ein Schlüſſelbund, gegen die offene Stubentür und ſpäht, die Linke über die empfindlichen Augen haltend, herein: Iſt Henſchel ſchon da?

Henſchel: Jawoll, Herr Siebenhaar!

Siebenhaar: Na, Sie eſſen ja grade. Ich habe im Keller 'was zu tun. Wir können das ja dann nachher beſprechen.

Henſchel: Nee, nee, wegen meiner! Vor mir! Ich bin fertig.

Siebenhaar: Kommen Sie lieber dann 'mal 'rauf. *Er tritt ein und zündet sein Licht an dem an, welches brennend auf dem Tische steht.* Ich will mir nur 'mal das Licht anstecken. — In meinem Bureau sind wir ungestörter. — Wie geht's, Frau Henſchel? Wie hat denn die Hühnerſuppe geſchmeckt?

Frau Henſchel: Nu ſagen Se mer bloß, die hab ich vergeſſen!

Siebenhaar: Js woll nicht möglich!

Hanne, *den Topf mit der Hühnerſuppe entdeckend:* Nu richtig, da ſteht ſe!

Henſchel: So is das Weib! Da mecht' ſe geſund wer'n! Dabei da vergißt ſe eſſen und trinken.

Heftiger Windſtoß.

Siebenhaar: Sagen Sie 'mal, was meinen Sie denn: meine Frau iſt noch rüber nach Waldenburg. Das Wetter ſcheint immer toller zu werden. Ich mache mir Sorge. Meinen Sie nicht?

Henſchel: 's heert ſich woll ſchlimmer an, wie 's is.

Siebenhaar: Nana, man ſoll keine Kunſtſtücke machen! Haben Sie 's denn nicht klirren gehört? Eins von den großen Fenſtern, Sie wiſſen doch, an der Terraſſe, im Speiſeſaal, hat mir der Wind doch ſchon eingedrückt. Das iſt ein ganz koloſſaler Sturm.

Henſchel: Ihr Leute, ihr Leute!

Frau Henſchel: Das koſt't wieder 'was!

Siebenhaar, *durch den Kellergang nach links abgehend:* Umſonſt iſt der Tod!

Henſchel: A hat ebens auch a Puckel voll Sorgen!

Frau Henſchel: Was wird a bloß wieder woll'n von Dir, Vater?

Henſchel: O niſchte. Wer weeß!? Ich wer's ja heer'n.

Frau Henſchel: Wenn a bloß nich wieder Geld verlangte!

Henſchel: Nee, ſchwatz' ock Du keene Tummheeten, Mutter.

Hanne: Wenn aber die Leute un haben's nich dazu, was braucht da de Frau 'nen Hutt fer vier Taler?!

Henſchel: Halt Du Deine Guſche! Du biſt nich gefragt! Deine Naſe geheert in a Backtrog 'nein, aber nich in andrer Leute Geſchichten. — So'n Haus, das ſoll man erhalten. Acht Wochen im Jahre kommt 'was ein, hernach kann a ſeh'n, wo a bleibt.

Hauffe: Dabei hat a noch miſſen bauen.

Frau Henſchel: Das hat 'n erſcht richtig 'neingeritten. Das hätt a ſollen unterwegens laſſen.

Henſchel: Weiber verſtehn niſcht von ſolchen Sachen. Bauen hat a miſſen, a konnte nich anderſch. — Heute hab'n mer Kurgäſte ieber Kurgäſte, frieher waren'r nich halb ſo viel. Dazumal aber hatten ſe Geld, heute mechten ſe alles umſonſt. Schenk' amal ein, 'nen Korn will ich trinken.

Hauffe, indem er langſam ſein Taſchenmeſſer zuſammenklappt, im Begriff aufzuſtehen: Vierzig Stuben, drei große Säle und niſchte drin wie Ratten und Mäuſe. Wo ſoll a da die Intereſſen ufbringen? Er erhebt ſich.

Franziska Wermelskirch blickt herein; ſie iſt ein munteres, hübſches Kind von ſechzehn Jahren. Das lange, dunkle Haar trägt ſie offen. Ihr Koſtüm iſt ein wenig exzentriſch: das Röckchen weiß und kurz, die Bluſe ſpitz ausgeſchnitten, die Schärpe bunt und lang. Ziemlich weit entblößt ſind die Arme; um den Hals trägt ſie ein buntes Bändchen mit einem goldenen Kruzifix.

Franziska, ſehr lebendig: Herr Siebenhaar war doch eben hier? — Ich wünſche wohl zu ſpeiſen, die Herrſchaften. Ich wollte mir nur zu fragen erlauben, ob nicht Herr Siebenhaar eben unten geweſen iſt?

Frau Henſchel, unfreundlich: Mir wiſſen's nich. Bei uns war a nich.

Franziska: Nicht? Ich dachte. Sie ſtellt den Fuß kokett auf die Ofenbank und bindet ſich ein Schuhband.

Frau Henſchel: Herr Siebenhaar hinten, Herr Siebenhaar vorne. Was haben Sie bloß immer mit dem Manne?

Franziska: Ich? Nichts! Er mag bloß ſo gerne Gänſeleber. Mama hat grade welche, da ſchickt mich Papa, ich ſoll's ihm ſagen. — Uebrigens, wiſſen Sie 'was, Herr Henſchel? Sie könnten auch wieder 'mal zu uns kommen.

Frau Henſchel: Nee, laß Du bloß Vatern, wo a is. Das wär' woll gar! Der hat jetzt keene Gedanken 'uf Wirtshauslaufen.

Franziska: Heut iſt aber ganz friſch angeſteckt.

Henſchel, während Hauffe grinſt und Hanne laut lacht: Mutter, Du kannſt Dich um Dich bekimmern. Wenn ich wer' gehn wollen avor a Glas Bier trinken, da frag ich, kannſt glooben! keen'n Menſchen darnach.

Franziska: — Wie geht's denn, Frau Henſchel?

Frau Henſchel: Morgen mach ich mir auch eine Schärpe um und tanz auf 'm Seile.

Franziska: Da mach ich mit. Das kann ich famos. Auf der Wagendeichſel üb ich das immer.

Henſchel: Drum hängen auch alle Deichſeln ſo!

Franziska: Sehn Sie, ſo macht man's, ſo balanciert man. Die Bewegungen einer Seiltänzerin auf dem Seile nachahmend, tanzt ſie zur Tür hinaus. Rechtes Bein, linkes Bein. Au revoir! Ab.

Hauffe, die Laterne herunternehmend: Die ſchnappt bald ieber, wenn ſe keen'n Mann kriegt. Ab.

Frau Henſchel: Wenn die bloß und mißte tichtig mit ſchuſten. Der wollt ich den Jebermut freilich austreiben.

Hanne: 'nuf darf ſe nich kommen, das leid't die Madam nich.

Frau Henſchel: Da hat ſe auch recht, ich tät's auch nich leiden.

Hanne: Die is doch ooch her hinterm Herrn wie a Schießhund. Alles was recht is, die treibt's a biſſel toll.

Frau Henſchel: Die Leute ſollte ooch Siebenhaar 'nausſchmeißen. Die Zucht mit dem Frauenvolk und mit den Kerlen.

Henſchel: Nee, Mutter, was red'ſt'n!

Frau Henſchel: Nu, in der Schenkſtube. —

Henſchel: Die Leute woll'n leben, grade wie mir. Sol a ſe etwa uf de Straße ſchmeißen? Der Wermelskirch is kee' beeſer Mann.

Hanne: Aber das Weib is 'ne alte Hexe.

Henſchel: Derwegen, wenn der a Pacht richtig zahlt, — und wegen dem Mädel ſchonn lange nich. Er iſt aufgeſtanden und hat ſich über die Wiege gebeugt. Mir hab'n ja hier auch ſo a Dingel, mir werd'n doch derwegen auch nich 'nausfliegen.

Frau Henſchel: Nu nee, das wär'! — 's ſchläft egelganz, 's will gar nich ufwachen.

Henſchel: 's is halt nich viel dran — — — — Nu, Mutter, Du werſcht mir doch nich etwa ſterben! — Indem er die Mütze vom Nagel nimmt: Hanne, ich hab' Dich vorhin belogen. Draußen im Wagen liegt Deine Schirze.

Hanne, ſchnell: Wo d'nn?

Henſchel: In der Kelle; mußt gehn und ſuchen. Ab durch die Mitte; Hanne ab in die Kammer.

Frau Henſchel: Da hat a — die Schirze — doch — mittegebracht!

Hanne kommt ſchnell aus der Kammer und entfernt ſich durch die Mitteltür.

Frau Henſchel: Da hat a — de Schirze — doch — mittegebracht!

Siebenhaar tritt vorſichtig ein, wie vorhin Licht und Schlüſſel und noch zwei Flaſchen Rotwein tragend.

Siebenhaar: Ganz alleine, Frau Henſchel?

Frau Henſchel: Da hat a — de Schirze . . . . . .

Siebenhaar: Ich bin's, Frau Henſchel; Sie täuſchen ſich wohl?

Frau Henſchel: Ich gloobe — ſchwerlich. —

Siebenhaar: Ich hab' Sie doch nicht im Schlafe geſtört? Ich bin der Siebenhaar!

Frau Henſchel: Freilich! — Nu freilich!

Siebenhaar: Ich bring Ihnen nur ein'n Tropfen Wein, den ſollen Sie trinken, der wird Ihnen gut tun — Sie erkennen mich wohl am Ende noch gar nicht?

Frau Henſchel: Nu nee! — Das wär' woll! — Sie ſein doch .... nu freilich! — Sie ſein doch unſer Herr Siebenhaar. Aſo weit is doch noch nich mit mir. Ihn' wer' ich doch kenn'n. — — — — Ich weeß nich, hab ich getraumt oder was —?

Siebenhaar: Das kann ſchon ſein. — Wie geht's denn ſo jetzt?

Frau Henſchel: Natierlich ſein Sie doch Siebenhaar!?

Siebenhaar: Sie dachten wohl, ich wäre Ihr Mann?

Frau Henſchel: Ich weeß nich — ich kann das — — wirklich — nich ſagen. — Mir war halt ſo —

Siebenhaar: Sie liegen aber, ſcheint's, unbequem. Ich will 'mal das Kopfkiſſen bißchen zurechtrücken; kommt denn der Doktor noch regelmäßig?

Frau Henſchel, *weinerlich aufgebracht*: Ich weeß auch gar nich: ſe laſſen mich egelganz alleene. — Nee, nee, Sie ſein Siebenhaar, ich weeß. Und wiſſen Se 'was? Ich wer' Ihn' 'was ſagen, Sie ſein immer gutt mit mir geweſt! Sie haben a gutt Herze. Wenn Sie auch manchmal a beeſes Geſicht machen. Ihn' kann ich's ſagen: ich hab aſo

Angſt! Ich denke halt immer: 's geht 'm zu langſam.

Siebenhaar: Was denn zu langſam —?

Frau Henſchel, in Weinen ausbrechend: Ich lebe zu lange — — —! Was ſoll denn aber aus Guſteln wer'n?

Siebenhaar: Aber, liebe Frau Henſcheln, was reden Sie denn?

Frau Henſchel, leiſe in ſich ſchluchzend: Was ſoll denn wer'n, wenn ich ſterbe, aus Guſteln? —

Siebenhaar: — Frau Henſchel, Sie ſind 'ne vernünftige Frau! Frau Henſcheln, hören Sie 'mal jetzt auf mich: wenn man ſo ſtill liegen muß im Bett, ſehen Sie 'mal an, ſo Woche um Woche, wie Sie leider jetzt, da hat man natürlicherweiſe allerlei dumme Gedanken. Dumme Dinge macht's einem vor. Aber da muß man ganz reſolut ſein, Frau Henſchel. Das wär' noch ſchöner! Solches Zeug! 'raus aus dem Kopfe! Das ſind ja doch Torheiten!

Frau Henſchel: Ihr lieben Leute, Ihr wullt 's nich glooben: ich weeß, was ich ſag'.

Siebenhaar: Das wiſſen Sie nicht. Das wiſſen Sie eben leider jetzt nicht, und wenn Sie 'mal ſpäter dran zurückdenken, dann werden Sie lachen. Ganz gewiß!

Frau Henſchel, leidenſchaftlich ausbrechend: Hat a ſe nich in der Kammer beſucht!? — — —

Siebenhaar, in ratloſem Staunen, zugleich durchaus ungläubig: Was denn? Wer denn?

Frau Henſchel: Nu, Henſchel! Das Mädel!

Siebenhaar: Ihr Mann? — Die Hanne? Hier, wiſſen Sie 'was ..... Wer Ihnen das eingeredet hat, das iſt ein niederträchtiger Lügner.

Frau Henſchel: Und wenn ich tot bin, nimmt er ſe doch! — Henſchel erſcheint in der Tür.

Siebenhaar: Sie leiden an Einbildungen, Frau Henſchel!

Henſchel, gutmütig, erſtaunt: Was hat's denn, Malchen? — Was flennſt 'n aſo?

Siebenhaar: Henſchel! Sie dürfen die Frau nicht allein laſſen!

Henſchel iſt freundlich bis ans Bett getreten: Wer tut Der denn 'was?

Frau Henſchel wirft ſich verboſt auf die andere Seite herum, das Geſicht gegen die Wand, Henſchel den Rücken kehrend: ... O, laß mich zufriede!

Henſchel: — Was ſoll denn das heeßen?

Frau Henſchel, tränenerſtickt, belfernd: O, geh Du weg! Henſchel ſteht ſichtlich verdutzt und blickt dann fragend auf Siebenhaar, welcher kopfſchüttelnd ſein Pincenez putzt.

Siebenhaar, leiſe: Laſſen Sie nur Ihre Frau jetzt ruhig.

Frau Henſchel, wie vorher: Unter die Erde wollt'r mich haben!

Siebenhaar, zu Henſchel, der aufbrauſen will: Pſt! Tun Sie mir den Gefallen! Stille!

Frau Henſchel: Man hat ja Augen. Man is ja nich blind. Man braucht's een'n nich erſcht merken laſſen. Man is niſchte mehr nitze. Man kann ſich packen!

Henſchel, mit Zwang ruhig: Was meenſte denn, Malchen?

Frau Henſchel: Ja, ja, verſtell' Dich.

Henſchel, aufs äußerſte ratlos: Nu ſag' mer ock bloß ...

Frau Henſchel: — Mag's kommen, wie's will .... Betriegen laß ich mich nie und nimmer, und wenn Ihr Euch auch noch aſo ſehr verſteckt. Ich ſeh' durch de Wände, ich ſeh Euch doch. Nu nee! nu doch! Ihr denkt, a Weib, das is leicht zu betriegen. Plompe! ſag ich. Eens kannſt Der merken: wenn ich ſterbe, ſtirbt Guſtel mitte. Ich nehm' ſe mitte. Eher erwürgen, wie an ſo'n Frauvolk, verdammtes, ausliefern!

Henſchel: Nu, Mutter, was is denn in Dich gefahr'n?

Frau Henſchel: Unter de Erde wollt'r mich haben!

Henſchel: Nu heer' aber uf, ſonſt wer' ich wilde!

Siebenhaar, leiſe warnend: Ruhig, Henſchel! Die Frau iſt krank!

Frau Henſchel, die es gehört hat: Krank? Wer hat mich denn krank gemacht? Ihr zwee beeden: das Frauvolk und Du.

Henſchel: Nu mecht ich bloß wiſſen, in aller Welt, wer Dir die Raupen hat in a Kopp geſetzt? Das Mädel und ich? Da ſchlag' doch auch gleich a Gewitter 'nein. Mir ſollten 'was miteinander haben?

Frau Henſchel: Bringſt 'r nich Schirzen und Bändel mitte?

Henſchel, aufs neue hilflos: Schirzen und Bändel?

Frau Henſchel: Ja, Schirzen und Bändel. —

Henſchel: Nu heert's doch uf.

Frau Henſchel: Macht ſe nich alles immer ſcheen und gutt? Gibſt Du 'r woll a beeſes Wort? Is ſe nich ſchonn wie Frau im Hauſe?

Henſchel: Mutter, ſei ſtille, ſag ich Der bloß!

Frau Henſchel: Du mußt ſchweigen, weil Du niſcht weeßt! — —

Siebenhaar, am Bett: — — Frau Henſchel, nehmen Sie ſich zuſammen. Das iſt ja doch rein aus den Fingern geſogen.

Frau Henſchel: Sie ſind nich beſſer, Sie machen's nich anderſch! Die armen Weiber, die gehn dran zugrunde! In weiches Weinen aufgelöſt: Da meegen ſe doch zugrunde gehn. Siebenhaar lacht kurz und ernſt, tritt an den Tiſch und öffnet reſigniert eine der Rotweinflaſchen.

Henſchel hat auf der Bettkante ſich niedergelaſſen und begütigt nun: Mutter! Mutter! Dreh' Dich ock 'rum! Ich will Der a Wort im guten ſagen. Er wendet ſie mit freundlicher Gewalt um. Nu ſiehſte, Mutter, Du haſt getraumt! Du haſt halt amal an'n Traum gehabt. Unſer Spitz, der traumt ja ooch manchmal a Ding. Nu ſei aber wach! Verſtanden, Mutter!? Du haſt ja a Zeug zuſammen geſchwadroniert, da zerbricht ja der greeßte Frachtwagen, wenn man's will ufladen. Mir is noch ganz wirblich davon im Koppe.

Siebenhaar, der ein Glas geſucht und gefunden hat, in das er nun eingießt: Mir leſen Sie auch noch die Leviten!

Henſchel: Nee, nehmen Se's ock beileibe nich iebel. Aſo a Weib! Da hat man ſein Leiden. Nee, mach' ock und wer' Du wieder geſund! Sonſt kommt's aſo weit, Du ſagſt mer amal: ich hätte in Bolkenhain Ferde geſtohl'n.

Siebenhaar: Hier, trinken Sie Wein und ſtärken Sie ſich.

Frau Henſchel: Wenn man's bloß wißte! Siebenhaar unterſtützt ſie beim Trinken.

Henſchel: Was denn nu wieder?

Frau Henſchel, nachdem ſie getrunken: Kennteſt Du's verſprechen?

Henſchel: Alles, was Du willſt!

Frau Henſchel: Wenn ich nu ſterbe, tät'ſt Du ſe heiraten?

Henſchel: Frag' nich aſo dumm!

Frau Henſchel: Ja oder nee?

Henſchel: De Hanne? Im Spaß: Natierlich!

Frau Henſchel: Ernſtlich geſprochen —!

Henſchel: Nu heer'n Se bloß druf, Herr Siebenhaar! Was ſoll eener da ſagen? Du werſcht ja nich ſterben!

Frau Henſchel: Aber wenn ich nu ſterbe?

Henſchel: Da nehm ich ſe auch nich. Na ſiehſte! Da weeßte 's. Daß mir amal zu Ende kommen.

Frau Henſchel: Kannſt Du 's verſprechen?

Henſchel: Was denn verſprechen?

Frau Henſchel: Daß Du das Mädel nich tät'ſt nehmen!

Henſchel: Vor mir auch verſprechen.

Frau Henſchel: Hier in die Hand?

Henſchel: Ich ſag' Der'ſch ja. *Er legt ſeine Hand in die ihre.* Nu is 's aber gutt. Nu laß mich mit ſolchen Sachen zufriede! —

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Ein ſchöner Vormittag im Mai. — Das Zimmer aus dem erſten Akt; das Bett, in dem Frau Henſchel gelegen hat, iſt nicht mehr da. Die Fenſterflügel an der Stelle, wo es geſtanden, ſind geöffnet. **Hanne** *arbeitet mit aufgeſtreiften Hemdärmeln am Waſchfaß, das Geſicht gegen das Fenſter gerichtet.* **Franz**, *die Hemdärmel heraufgeſtreift, die Hoſen aufgekrempelt, die bloßen Füße in Holzpantinen, kommt mit einem Holzeimer vom Wagenwaſchen.*

Franz, *täppiſch luſtig*: Hanne, ich komm' Dich amal beſuchen. — Herr Gott noch eens. Haſt Du a biſſel warm Waſſer, hå?

Hanne, *das Wäſcheſtück, welches ſie auf dem Waſchbrett hat, unwirſch in die Wanne werfend und zum Ofen hinübergehend*: O, komm ock Du nich aſo ofte 'rein.

Franz: Nanu?! Was hat's denn?

Hanne, *heißes Waſſer in ſeinen Eimer gießend*: Frag' nich erſcht. Ich hab' keene Zeit.

Franz: Ich waſch'n Wagen, ich geh auch nich mießig.

Hanne, *heftig*: Du ſollſt mich in Frieden laſſen, wenn De's willſt wiſſen, ich hab' Der's ſchonn mehr wie eemal geſagt.

Franz: Was tu ich Der denn?

Hanne: Du ſollſt mer nich nachlaufen!

Franz: Du haſt woll vergeſſen, wie mir ſtehn?

Hanne: O, gar nich ſtehn mir. Wie ſoll'n mir ock ſtehn? Ich zieh meiner Wege, Du ziehſt Deiner Wege, uf die Art ſtehn wir, anderſch nich.

Franz: Das is ja 's Neu'ſte!

Hanne: Mir is das 'was Altes.

Franz: 's ſcheint balde ſo. — Hanne, was is denn zwiſchen uns?

Hanne: Niſchte! keen niſchte! Bloß laß mich zufriede.

Franz: Kannſt Du Dich ieber mich beklagen? Bin ich Dir etwa nich treu geweſt?

Hanne: Oh, vor mir! Was geht mich das an? Treib Du Dich 'rum, mit wem Du willſt! Ich hab ooch noch nich aſo viel dawider.

Franz: Seit wann denn, Hanne?

Hanne: Seit Olims Zeiten!

Franz, bewegt und weinerlich: Du liegſt ja, Hanne!

Hanne: Fang mer aſo an! Da haſte bei mir kee' Glicke nich. Ich laſſ' mir von Dir keene Liegen vorſchmeißen. Und kurz und gutt, daß amal alle wird. Und weil Du aſo a dickes Leder nu amal haſt und niſcht nich willſt annehmen, da muß ich Der'ſch halt amal deutlich ſagen und uf a Kopp druf: 's is aus zwiſchen uns!

Franz: Is das Dein Ernſt?

Hanne: Zwiſchen uns is aus, und merk' Der das, Franze!

Franz: Ich wer' mir's ooch merken! Immer heftiger erregt, am Ende mehr weinend als redend: Du brauchſt nich denken, ich wär aſo tumm, ich hab's woll ſchonn eher wie heute gemerkt. Ich dachte halt aber, Du werſcht zur Vernunft kommen ...

Hanne: Das bin ich ebens.

Franz: Wie's eener uffaßt. Ich bin natierlich a armer

Teiſel, und Henſchel, der hat a Kaſten voll Geld. In eener Art, wenn man's recht bedenkt, biſt Du auch zu Verſtande gekommen.

Hanne: Fang Du mit ſolchen Sachen an, da haſte ſchonn ganz und gar verſpielt.

Franz: Is 's etwa nich wahr? Stellſt Du's nich egelganz druf an, Frau Henſcheln zu werden? — Na, hab ich nich recht?

Hanne: Das is meine Sache, das geht Dich niſcht an. A jedes hat ſer ſich ſelber zu ſorgen.

Franz: Nu wenn ich und ſorge nu ſer mich ſelber, und geh und ſpreche zu Henſcheln ſo: die Hanne, die hat mir die Heirat verſprochen, mir waren uns einig! . . .

Hanne: Verſuch's, ſag ich bloß!

Franz, faſt weinend vor Wut und Schmerz: Ich wer'ſch auch verſuchen! Du ſorgſt ſer Dich, und ich ſorge ſer mich. Wenn Du aſo biſt, bin ich nich anderſch. Plötzlich verändert: Aber ich mag Dich erſcht gar nich mehr. Du ſollſt Dich meinswegen mir an'n Hals ſchmeißen. Aſo a Frauvolk is mir zu ſchlecht!! Schnell ab.

Hanne: Na ſiehſte's, da hat's doch endlich geholfen!

Während Hanne am Waſchfaß weiter arbeitet, erſcheint hinten im Gange **Wermelskirch**. Er iſt ein Mann in den Fünfzigen, der ehemalige Schauſpieler unverkennbar. Er trägt einen abgenutzten Schlafrock, geſtickte Pantoffeln und raucht aus einer langen Pfeife.

Wermelskirch, nachdem er eine Weile hereingeblickt, ohne von Hanne bemerkt zu werden: Haben Se 'n huſten gehört?

Hanne: Wen denn?

Wermelskirch: Na, eben iſt doch 'n Kurgaſt angekommen.

Hanne: Nu, 's is ooch Zeit, mir hab'n Mitte Mai.

Wermelskirch *tritt langſam über die Schwelle — mit Hüſteln halblaut trillernd:*

Ich bin ein Schwindſuchtskandidat,
Widiwidiwitt, bumbum!
Der nicht mehr lang zu leben hat,
Widiwidiwitt, bumbum!

Hanne lacht übers Waſchfaß hinaus. So 'was tut einem ordentlich wohl; da merkt man doch, daß der Sommer kommt.

Hanne: Eene Schwalbe macht noch keen'n Sommer!

Wermelskirch *macht ſich einen Platz auf der Ofenbank und ſetzt ſich:* Wo iſt denn Henſchel?

Hanne: Der is doch heut runter uf a Kirchhof.

Wermelskirch: J, freilich, heut hat ja die Frau Geburtstag. *Pauſe.* Es nimmt doch den Alten hölliſch mit! — Sagen Sie 'mal, wann kommt er denn wieder?

Hanne: Ich weeß ieberhaupt nich, was a erſcht 'nunter hat miſſen fahren. Mir brauchen de Ferde wer weeß wie ſehr! A neuen Kutſcher hat a auch mitgenommen!

Wermelskirch: J, Hanne, Aerger verdirbt 'n Appetit.

Hanne: O, 's is auch wahr! A läßt alles im Stiche. Der Omnibus ſoll pinktlich abfahren. Der Eenſpänner ſteht noch im Drecke da, und Hauſſe, der kommt doch nich mehr vom Flecke. Der alte Kerl is doch ſteif wie a Bock!

Wermelskirch: Ja, ja, 's fängt an und gibt zu tun!

Der Küchenchef oben tritt heut auch an. Vorn in der Bierſtube merk ich's auch ſchon.

Hanne *lacht kurz heraus:* Bei Ihn', da merkt man's aber noch nich, daß Sie viel zu tun haben.

Wermelskirch, *unbeleidigt:* Das kommt erſt ſpäter, eleven o'clock. Da ſtürz ich mich dann mit Dampf ins Geſchäft.

Hanne: Mit Dampf werd's woll gehn, das kann ich mer denken! De Feiſe werd woll dabei nich kalt werden.

Wermelskirch, *nach einigem Schmunzeln:* Ihr ſeid ſpitz, gnäd'ge Frau! Ihr ſeid nadelſpitz! — Wir haben heut — warten Sie mal! — zu Tiſch: erſtlich — die Baßgeige, zweitens ein Cello, drittens zwei erſte, zwei zweite Geigen. Drei erſte, zwei zweite, drei zweite, zwei erſte: jetzt ſind ſie mir durcheinander gefallen. Kurzum, zehn Mann von der Kurkapelle. — Was lachen Sie denn? — Sie denken, ich flunkre Ihnen 'was vor? Was glauben Sie wohl, was die Baßgeige frißt? Sie werden ſich wundern! ob das woll zu tun macht?

Hanne, *nachdem ſie ſich ausgelacht:* Natierlich, de Kochfrau werd woll zu tun haben!

Wermelskirch, *einfach:* Meine Frau, meine Tochter, die ganze Familie, wir müſſen uns ehrlich und redlich abrackern. — Und wenn dann der Sommer vorüber iſt — da hat man ſich faſt umſonſt geſchunden.

Hanne: Ich weeß nich, was Sie zu klagen haben. Sie machen doch 's beſte Geſchäft im Hauſe. Die Schenkſtube wird doch gar nich leer, die geht doch Summerſchwie Winterſchzeit. Wenn ich wie Siebenhaar da oben wär', Ihn' tät ich freilich anderſch hochnehmen. Mit lumpichten dreihundert Talern Pacht, da kämen Sie freilich nich bei mir weg. Unter tauſend wär' niſcht nich zu machen, da täten Sie auch noch gutt genug abſchneiden.

Wermelskirch *hat ſich erhoben und geht pfeifend umher:* Wünſchen Sie ſonſt vielleicht noch 'was? — Mir geht ja vor Schreck die Pfeife aus.

__George__, ein junger, geweckter und adretter Kellner, kommt ſehr ſchnell, ein Frühſtückstablett tragend, die Treppe hinter der Glastür herunter. Noch hinter der Tür ſtutzt er, öffnet ſie aber doch, blickt den Kellergang rechts hinunter, dann links hinunter.

George: Schockſchwerebrett! Wo bin ich denn hier?

Hanne, *lachend über dem Waſchfaß:* Sie haben ſich verlaufen, Sie miſſen zuricke!

George: Des iſt ja, weeß Gott, zum ſchwindlig wer'n. Hier kann ſich ja doch kee' Ferd zurechtfinden in den Kaſten!

Hanne: Sie ſein woll erſcht zugezogen, hä?

George: Nu freilich, erſcht geſtern. Nu ſagen Se, Herrſchaften! Des is mir wahrhaft'g noch ni paſſiert. Ich bin ſchon in manchen Hauſe geweſen, hier muß man ja immer 'n Gebirgsführer mitnehm'.

Wermelskirch, *das Sächſiſche übertreibend:* Sagen Se, ſind Se vielleicht aus Dresden?

George: Meißen iſt meine Vaterſtadt.

Wermelskirch: Weeßkneppchen! ach Herr Jeſes! wahrhaftig!?

George: Wo geht's denn hier weiter? Sagen Sie 'mal.

Hanne, in Gegenwart des Kellners geweckt, friſch und kokett in ihrer Art: Immer zuricke de Treppe 'nuf. Solche Schwalbenſchwänze kenn' wir hier unten bei uns nich brauchen.

George: Hier iſt woll die Bell Etaſche, was?

Hanne: Se meen'n woll a Hundeſtall oder was? Wir wer'n Ihn' bebell'n oder was Sie ſagen. Hier unten hauſen die vornehmen Leute!

George, vertraulicher Schäkerton: Junge Frau, junge Frau, wiſſen Sie was, kommen Se, zeigen Sie mir'n Weg: mit Ihn', da tät ich mich ooch nich färchten, und wenn Se mich ooch wer weeß wohin fihr'n däten tun. In Keller nich und uf'n Heiboden ooch nich.

Hanne: Bleiben Se ock draußen, Sie wär'n mir der Rechte! Solche Windhunde gäb's 'r genug.

George: Junge Frau, ſoll ich Ihn' waſchen helfen?

Hanne: Nee! Aber wenn Sie's ſonſt druf anſtellen, da helf ich Ihn' noch uf a Trab dahier! Indem ſie ein Wäſcheſtück halb aus dem Waſſer zieht: Da kenn' Sie Ihr weißes Vorhemdchen ſuchen.

George: I, gar! So zum Schweine wer'n Se mich doch nich machen? Nu aber! Aeh gar, das geht doch nicht ſo? Da miſſen mer erſt noch drieber reden. Nich wahr, junge Frau? Nu freilich, natierlich! Wir reden noch drieber. Wenn ich Zeit hab', ſpäter, andermal. Ab. Die Treppe wieder hinauf.

Wermelskirch: Der wird ſich wohl nicht mehr oft verlaufen! Den Weg vom Speiſeſaale zur Küche wird ihm Siebenhaar ſchon begreiflich machen. — Hanne, wann kommt denn Henſchel wieder?

Hanne: Nu, um a Mittag. — Soll ich vielleichte 'was beſtellen?

Wermelskirch: Ja. — Sagen Se ihm — vergeſſen Se's nich! — Sagen Se ihm, ich — laſſe ſchön grüßen.

Hanne: Tummheeten da! Ich kann mer's ſchon denken.

Wermelskirch, mit leichter Verbeugung an ihr vorüber: Gedanken ſind zollfrei. Wünſche gut Morgen! Ab.

Hanne, allein, heftig waſchend: Wenn ock der Henſchel bloß nich ſo tumm wär'! —

Oben, außen vor dem Fenſter kniet der Handelsmann Fabig und blickt herein.

Fabig: Junge Frau! Morjen! — Wie geht's, wie ſteht's?

Hanne: Wer ſein denn Sie?

Fabig: Nu: Fabig von Quolsdorf. Kenn' Sie mich nimehr? Ich bring an'n ſcheen' Gruß von Vatern mitte. A läßt Ihn' auch ſagen .... oder ſoll ich rein kommen?

Hanne: 's is gutt! Ich gloob's ſchonn; a will wieder Geld haben; ich hab' ſelber keens.

Fabig: Ich ſagt 's 'm ja; a wollt's doch nich glooben. Sein Se alleine, junge Frau?

Hanne: Wegen was denn?

Fabig, die Stimme dämpfend: Nu ſeh'n S' ock, ich hab' halt das und jen's uf 'n Herzen. Durchs Fenſter kennten's de Leute heer'n.

Hanne: Oh, meinswegen, kommen Se 'rein. Fabig verſchwindet vom Fenſter. Daß der ooch heute grade muß kommen. Sie trocknet ſich die Hände ab.

Fabig tritt ein. Er iſt ein ärmlich gekleideter, ſeltſam beweglicher, drolliger Hauſierer, etwa ſechsunddreißig Jahr alt, ſpärlicher Bart.

Fabig: An'n ſcheen'n guten Morgen, junge Frau.

Hanne, heftig: Zum erſchten: ich bin keene junge Frau.

Fabig, pfiffig: Nu, wenn ooch; 's dauert doch nich mehr lange.

Hanne: Das is a verpuchtes Liegengemähre und weiter niſcht.

Fabig: Ich hab's halt geheert, ich kann niſcht dafier. De Leute ſprechen's halt ieberall; weil doch die Henſcheln is geſtorben.

Hanne: Meinswegen ooch! Da meegen ſe reden! Ich tu' meine Arbeit .... Was geht's mich an!

Fabig: Das is auch 's Beſte. Aſo mach ich 's auch immer. Was haben mir nich ſchon die Leute alles ufgehalſt! In Altwaſſer ſoll ich Tauben gemauſt haben. Mir war a kleenes Hundel nachgelaufen .... Gleich meenten de Leute, geſtohlen hätt ich's.

Hanne: Wenn Sie und haben 'was zu reden mit mir, da machen Sie 's kurz!

Fabig: Gelt? Sehn S' es, da haben S' es. Das ſag ich auch immer. De Leute mähren mir auch immer zuviel; ſe haben a paar Lumpen oder ſo 'was, gleich machen ſe a Gerede drum, wie wenn ſe a Pauergutt ſollten verkooſen. Nu wer' ich mich halt in der Kirze faſſen. 's handelt ſich alſo, junge Frau! ... beileibe, nehmen Sie 's ock nich iebel, ich hab' mich halt doch ſchonn wieder verſprochen! — Ich wollte ſagen, Jungfer! 's handelt ſich alſo um de Tochter.

Hanne, *heftig:* Ich hab' keene Tochter, wenn S' es woll'n wiſſen! Das Mädel, das bei mei'm Vater is, das is von meiner Schweſter de Tochter.

Fabig: Nu da! Da is das 'was anderſch dahier. Wir denken halt alle, das Mädel wär Ihre. Wo is denn de Schweſter?

Hanne: Wer weeß, wo die is! Die wird ſich hitten und wird ſich muckſen. Die denkt, Ihr kennt ſehn, wie Ihr fertig werd't. —

Fabig: Ihr Leute, ihr Leute; da ſieht man's wieder. Da hätt ich doch Steen und Been geſchwor'n —! aber nich bloß ich, nich bloß ich alleene; wir alle mit'nander, drieben in Quolsdorf, daß Sie de Mutter wär'n zu dem Dingel.

Hanne: Ju, ju, ich weeß ſchonn, wer mir das anhängt. Bei Namen kennt ich ſe alle genennen! Se mechten mich gerne zum Frauvolk machen. Wenn ſe mir aber in de Hände laufen, die kriegen a Zahlaus, das kenn'n ſe ſich merken.

Fabig: Das is aber wirklich a beeſes Ding! Die Sache liegt nämlich aſo, junge Frau: der Alte, der Vater — Sie wer'n 's ja wiſſen! 's is doch nich anderſch! — a wird doch nich nichtern. A ſauft doch immer bloß in ei'm Biegen fort. Nu is vor zwee Jahren de Mutter geſtorben; ſonſte konnt a das Dingel daheeme laſſen, das Mädel meen ich; jetze geht das nimehr, 's Häuſel is leer. Da ſchleppt a ſe halt in a Gaſthäuſern 'rum, in allen Lechern, von Krätſcham zu Krätſcham. An'n Hund kann's jammern, wenn man's aſo ſieht.

Hanne, heftig: Kann ich dafiere, daß a ſauft?

Fabig: Um's Himmelswille, beileibe nich! Den Alten, den kann keen Menſch nimehr halten. 's is bloß ums Mädel, um das kann's een' leed tun. Wenn die nich und werd 'n nich weggenommen und kommt nich in Flege zu gutten Leuten, da lebt die ooch keene zehn Wochen mehr.

Hanne, verſtockt: Das geht mich niſcht an! Ich kann ſe nich nehmen. Ich hab' fer mich ſelber Gewirge genug.

Fabig: Kommen Se ock amol nach Quolsdorf und ſehn Se ſich's an! Das wär' halt 's Beſte. 's is Ihn' a Mädel .... a gar zu hibſch Dingel, und Händel und Fießel hat ſe, o jemerſch; 's reene Porz'lan, aſo zierlich ſind ſe.

Hanne: 's is nich mei' Kind, 's geht mich niſcht an!

Fabig: Nee, kommen Se ock und ſchaffen Se Rat. Man kann's reen gar nich mit Augen ſehn. Wenn man aſo in die Gaſthäuſer kommt, mitten in der Nacht oder wenn's nu is — ſehn Se, ich muß, mei' Geſchäfte verlangt's — und ſieht ſe mit Vatern im Rauche ſitzen, das dreht een' de Seele im Leibe 'rum.

Hanne: Die Gaſtwirte ſoll'n 'm niſcht nich einſchenken. An'n Priegel nehmen und feſte 'naus priegeln, da wird a ſchonn zu Verſtande kommen. — Jetze is a Wagen in a Hof gefahren. Hier haben Se an'n Fimfbehmer. Jetze machen Se lang, ich wer' mir die Sache amal beſchlafen. Jetze kann ich mich weiter damit nich befaſſen. Aber wenn Sie hier 'rumreden, in a Bierſtuben, darnach ſein mer geſchiedene Leute.

Fabig: Ich wer' mich hitten, was geht mich denn das an?! Ob das nu Ihr Kind is oder der Schweſter, 's Kirchenbuch wer' ich derwegen nich einſehn, und 's Maul, das wer' ich mer auch nich verbrenn'. Aber wenn Sie an'n gutten Rat wollten heer'n: am beſten, Sie ſagen's Henſcheln gleich, der wird Ihn' a Kopp noch lange nich abreißen.

Hanne, *immer aufgeregter, da Henſchels Stimme ſchon hörbar wird:* Oh mit dem Gemahre! Da mißt' man ja ſchwarz wer'n. *Ab in die Kammer.*

Henſchel tritt ein; ernſt und langſam. Er trägt einen ſchwarzen Anzug, Zylinder und weiße, geſtrickte Handſchuh.

Henſchel *bleibt ſtehen und ſieht Fabig, ſich langſam beſinnend, an. Einfach und ruhig:* Wer ſein denn Sie?

Fabig, *fix:* Ich kaufe Lumpen, altes Papier, Meebel, abgelegte Kleidung, halt alle Sachen, alles, was de vorkommt.

Henſchel, *nach einem langen Blicke, gutmütig aber feſt:* 'naus mit dem Kerle! — *Fabig ab, verlegen lächelnd.*

Henſchel *nimmt den Zylinder ab und wiſcht ſich Stirn und Nacken mit einem bunten Taſchentuch; darnach ſtellt er den Hut* auf den Tiſch und ſpricht gegen die Tür der Kammer: Mädel! wo biſt'n?

Hanne: Ich bin bei Guſteln, hier, in der Kammer.

Henſchel: 's is gutt, ich kann warten. Er ſetzt ſich tiefächzend. — Ja ja! — Nee nee! — Ma' hat ſchonn ſei' Leiden!

Hanne kommt ſehr geſchäftig: 's Eſſen is gleich uf der Stelle fertig.

Henſchel: Ich kann niſcht eſſen. — Mich hungert nich.

Hanne: Eſſen und Trinken erhält a Leib. Ich hab amal bei ei'm Schäfer gedient, der hat uns mehr wie eemal geſagt: wenn einer a Herzeleid hat oder aſo 'was, wenn den auch nich hungert, der ſoll immer eſſen.

Henſchel: Da koch' ock Dei' Mittag, wir wer'n ja ſehn!

Hanne: Sie ſollten nich nachgeben gar zu ſehr! In ſo 'was muß man ſich eemal finden.

Henſchel: War denn der Horand, der Buchbinder, da?

Hanne: Alles in Ordnung. Vierzig neue Billetter hat er gemacht. — Drieben liegen ſe uf der Kommode! —

Henſchel: Da fängt die Schinderei wieder an: Morgen fer Morgen, Mittag fer Mittag mit dem alten Omnibus-Kaſten nach Freiburg 'neinkutſchen und kranke Menſchen ieber a Berg ſchaffen. — —

Hanne: Sie miſſen zu viel alleene machen. Der alte Hauffe is eemal zu langſam. Ich kann mer nich helfen, ich tät'n abſchaffen.

Henſchel ſteht auf, tritt ans Fenſter: Ich hab's nu reen ſatt, das Fuhrgeſchäfte. Ver mir kann's ufheeren. Ich hab' niſcht dawider. Heut oder morgen, das is mir egal. Die Ferde ſchafft man 'nunter zum Abdecker, die Wagen läßt man zu Brennholz zerhacken. Man ſelber ſucht ſich a kleen, feſtes Strickel. — — — — Ich wer' amal ruf zu Siebenhaarn gehn.

Hanne: Ich wollt Ihn' gern auch amal 'was ſagen. —

Henſchel: Nu was denn, hå?

Hanne: Sehn S' ock, mir wird's wahrhaftig nich leichte. Ausgeprägt weinerlich: Aber mei' Bruder, der braucht mich doch eemal zu ſehr. Heulend: Ich wer' halt zieh'n miſſen.

Henſchel, aufs äußerſte verblüfft: Du biſt woll nich recht .... Nu mach' ock nich Dinge!

Hanne ſteht da, Krokodilstränen flennend, die Schürze vor den Augen.

Henſchel: Nu ſag' mir ock, Mädel: Du werſcht mer jetze doch das nich antun? Das wär aſo 'was! Wer ſoll denn wirtſchaften? Jetze ſteht mir der Sommer vor der Tiere, und Du willſt mich aſo im Stiche laſſen?

Hanne, wie oben: 's tutt een'm bloß um das Mädel leid.

Henſchel: Wenn Du's nich verſorgſt, wer ſoll's denn verſorgen?

Hanne, nach einer Weile ſich ſcheinbar gewaltſam faſſend und beruhigend: 's geht eemal nich anderſch!

Henſchel: 's geht alles in der Welt, man braucht's bloß zu woll'n. — Dadervon da haſt Du doch nie niſcht geſprochen! Jetze kommſte uf eemal mit 'nem Bruder? — Bin ich Dir etwa zu nahe getreten? Paßt Der'ſch vielleichte nich mehr bei mir?

Hanne: Daß 's mit dem Gerede und nimmt a Ende.

Henſchel: Was fier a Gerede?

Hanne: Oh ich weeß nich! — Da geht man ſchon lieber aus'n Wege.

Henſchel: Wenn ich bloß wißte, was Du meenſt!

Hanne: Ich tu' meine Arbeit, ich nehme mei' Lohn. Aſo 'was laß ich mir eemal nich nachſagen. Wie die Frau noch lebte, hab ich gerackert a ganzen Tag; jetzt, weil ſe tot is, wer' ich nich faulenzen. Meegen de Leute noch aſo ſchwatzen: ich machte mich niedlich, ich wollte bloß Frau wer'n. Da ſuch ich mir lieber a anderſch Dienſt.

Henſchel, erleichtert: Da ſei ock ſtille, wenn's weiter niſcht is.

Hanne nimmt irgend eine Arbeit als Anlaß, ſich zu entfernen: Nee, nee, ich geh'! Ich kann nimehr bleiben. Ab.

Henſchel, ihr nachſprechend: De Leute, die laß Du geruhig reden! Was ſollte denn wer'n aus den vielen Mäulern — Er zieht den ſchwarzen Rock aus und hängt ihn auf, dabei ſeufzend: Das Heeſel Sorgen wird halt nich kleener!

Siebenhaar kommt langſam herein; er trägt eine gefüllte Waſſerflaſche und ein Glas.

Siebenhaar: Gu'n Morgen, Henſchel.

Henſchel: Scheen'n Dank ooch, Herr Siebenhaar.

Siebenhaar: Stör ich Sie?

Henſchel: I, wo denn! Das wär' woll! Sei'n Se willkomm'.

Siebenhaar, *Flaſche und Glas auf den Tiſch ſtellend:* Ich muß nämlich wieder 'mal die Kur brauchen. Ich hab's wieder mit dem Halſe zu tun. Na, Gott ja, an irgend 'was muß der Menſch doch ſterben.

Henſchel: Immer tichtig Brunnen trinken. Der heilt een'm aus.

Siebenhaar: Das tu ich eben.

Henſchel: Und nich a Mihlbrunnen, ooch nich a Oberbrunnen! Unſre Quelle, die is am beſten.

Siebenhaar: Na, nu von 'was anderem. *Er hat in Gedanken eine Epheuranke ergriffen und damit geſpielt, nun gewahrt er ſie, ſtutzt, überfliegt den Zylinder und Henſchel mit einem Blick und ſagt plötzlich:* Heut war der Geburtstag Ihrer Frau?

Henſchel: Heut wär' ſe gewor'n ſechsunddreißig Jahr.

Siebenhaar: 's is woll nich möglich.

Henſchel: Ja ja, nee nee! — *Pauſe.*

Siebenhaar: Henſchel, ich will Sie jetzt lieber allein laſſen, aber wenn's Ihnen paßt, etwa morgen vielleicht, da möcht ich 'mal etwas Geſchäftliches durchſprechen.

Henſchel: 's wär' mer lieber, mir machten's gleich.

Siebenhaar: Es handelt ſich um die tauſend Taler ...

Henſchel: Eh' mer weiter ſprechen, Herr Siebenhaar, Se kenn' ſe ruhig behalten bis zum Winter. Sehn Se, was ſoll ich denn liegen dahier? Jetze brauch ich ſe nich. Mir liegt niſcht dran, und daß Se mir ſicher ſein, das weeß ich.

Siebenhaar: Na, Henſchel, da bin ich Ihnen ſehr dankbar; Sie tun mir einen großen Gefallen. Im Sommer kommt Geld ein, wiſſen Sie ja, jetzt wär es mir wirklich ſchwer geworden.

Henſchel: Nu ſehn S' es, da kommen mir grade zuſammen. — Pauſe.

Siebenhaar, umhergehend: Ja ja, ich wundre mich manchmal ſelbſt: in dem Hauſe bin ich doch groß geworden. Heut, wenn ich nur halbwegs leidlich abſchnitte, ich könnte mit Seelenruhe rausgehn.

Henſchel: Ich ging' nich gerne, das muß ich ſagen. Ich wißte reen gar nich, wohin mit mir!

Siebenhaar: Bei Ihnen iſt es vorwärts gegangen, Henſchel. Dieſelben Verhältniſſe, ſehn Sie 'mal an, gegen die ich mich nur mit höchſter Mühe behaupten konnte, die eben haben Sie groß gemacht.

Henſchel: Dem een'n fehlt's da, 'm andern da. Wer ſchlimmer dran is, wer will das wiſſen?! Sehn Se, mir hat's halt a Weizen ooch verſchlagen. Und ob er amal wird wieder uffſtehn .... Ich bin halt noch gar nich bei mir ſelber. — Pauſe.

Siebenhaar: Henſchel, alles hat ſeine Zeit! Das müſſen Sie nun aber überwinden. Sie müſſen unter die Leute gehn, 'was hören, 'was ſehen, 'mal 'n Glas Bier trinken, ſich recht ins Geſchäft ſtürzen meinetwegen, nicht immer der traurigen Sache nachhängen. 's iſt nicht zu ändern, nun alſo vorwärts.

Henſchel: 's is auch nich anderſch! Sie haben auch recht!

Siebenhaar: Gewiß! Ihre Frau war das beſte, treueſte Weib, überall iſt da nur eine Stimme. Aber Sie ſtehen im Leben, Henſchel. Sie ſind ein Mann in den beſten Jahren. Sie haben noch viel zu tun in der Welt. Sie müſſen wer weiß was noch vor ſich bringen. Sie brauchen dabei Ihre Frau nich vergeſſen, im Gegenteil. Das iſt ja bei einem Mann wie Sie auch ganz ausgeſchloſſen. Aber Sie müſſen auf eine geſunde Art ihr Andenken ehren. Das kann ja nichts helfen! Ich habe Sie ſchon eine ganze Weile beobachtet und hatte mir ſtillſchweigend vorgenommen, Ihnen 'mal wirklich gerade heraus ins Gewiſſen zu reden. Sie laſſen ſich zu ſehr unterkriegen.

Henſchel: Was ſoll man aber dawider tun? Sie haben ja recht, ich ſtreit's ja nich; aber man weeß ſich halt manchmal keen'n Rat! Will man ſich ins Geſchäft ſtirzen, ieberall fehlt's een'n. Vier Augen ſehn ebens mehe wie zwee. Vier Hände, die ſchaffen halt auch weit mehr. Die vielen Kutſchen zur Sommerszeit! Wer hält mer daheim 'ne Sache im Stande? Das is ebens wirklich kee' leichtes Ding.

Siebenhaar: Die Hanne iſt, denk ich, doch ganz tüchtig?

Henſchel: Nu ſehn Se's, ſe hat mir halt auch gekindigt! — Ohne a Weib iſt das halt zu ſchlimm! Man kann ſich uf gar keen'n Menſchen verlaſſen. Das is ja das ebens, was ich ſag'.

Siebenhaar: Heiraten Sie, Henſchel!

Henſchel: 's Beſte wär'ſch. — Ohne Weib, was ſoll ich da machen? Unſereens kann ohne Weib nich auskommen. Ich hatte ſchonn vor, ich wollt amal 'nuf gehn; ich wollte mit der Madam amal reden, verleichte hätt' die mir 'n Rat gegeben. — — 's is mir doch gar zu pletzlich gekomm'! Se is mer ſo mittenraus geſtorben aus allen Geſchichten. — Wenn ich Ihn' ſoll de Wahrheit ſagen: 's Fuhrgeſchäfte geht auch zurick. Wie lange, da kriegen mir Bahne hierher. Nu ſehn Se 's: mir hatten uns 'was geſpart, da wollten mir uns a klee' Gaſthaus koofen — vielleicht in zwee Jahren oder ſo 'rum: das is halt ohne Weib nich zu machen.

Siebenhaar: Auf die Dauer wird das ja auch nicht gehn. Sie werden auch ganz gewiß nicht Witwer bleiben Ihr ganzes Leben. Schon wegen dem Kinde geht das ja nicht.

Henſchel: Das ſprech ich halt auch.

Siebenhaar: Ich hab' mich ja nich hineinzumengen, aber ſchließlich ſind wir ja alte Freunde. Warten, Henſchel, bloß wegen der Leute, das halt ich für Unſinn, ganz und gar. Wenn Sie ſich tragen mit dem Gedanken, ernſtlich tragen, wieder zu heiraten: für Sie und das Kind iſt's beſſer, bald. Nicht überſtürzen: natürlich nicht! Sind Sie aber mit ſich erſt einig, dann vorwärts, Preußen! was iſt dann zu zögern!? Nach einer Pauſe, während welcher ſich

Henſchel hinter den Ohren kratzt: Wiſſen Sie denn ſchon irgend jemand?

Henſchel: — — — Ob ich jemanden weeß, das ſoll ich Ihn' ſagen? — Vielleicht ja: bloß ich kann ſe nich nehmen.

Siebenhaar: Warum denn nicht?

Henſchel: — Sie wiſſen's ja ſelber. —

Siebenhaar: Ich? Wiſſen? Wieſo? —

Henſchel: — Se brauchen bloß a biſſel nachdenken.

Siebenhaar: — — kopfſchüttelnd: Im Augenblick kann ich mich nicht erinnern.

Henſchel: Ich hab's doch mein'n Weibe verſprechen miſſen.

Siebenhaar: — — — ? — Ach ſo!! — Sie meinen die Magd!? — die Hanne? — Pauſe.

Henſchel: 's is mer ſehr durch a Kopp gegangen. Was ſoll ich denn hinterm Berge halten. Wenn ich ufwache bei der Nacht, da kann ich manchmal zwee Stunden nich einſchlafen. Immer und ewig muß ich dran denken. Drieber weg kommen kann ich nich. — Das Mädel is gutt. Se is a biſſel jung fer mich alten Krop; aber ſchuften kann ſe mehr wie vier Männer. Daderbei nimmt ſe ſich Guſteln wahr: mehr kennte de Mutter auch nich machen. Und zu guterletzt hat das Mädel an'n Kopp: die hat an'n Kopp, der is beſſer wie meiner. Und rechnen kann ſe, beſſer wie ich. An'n Kalkulator kennte die vorſtellen. Uf Heller fer Fennig weeß die an' Sache; ſechs Wochen kenn'n drieber vergangen ſein. Ich gleebe, die macht zwee Juriſten zum Affen.

Siebenhaar: Ja, wenn Sie von alledem ſo überzeugt ſind . . . .

Henſchel: Da gäb's keene beſſere Frau fer mich! — Jedennoch! Ich komme nich drieber weg. — Pauſe.

Siebenhaar: — Ja, ja, jetzt kann ich mich dunkel erinnern. Das war in der letzten Zeit ſo ziemlich. — Ich kann Ihnen aber ganz offen ſagen: ſo ernſthaft hab ich das gar nicht genommen. — Ihre Frau war eben ſehr aufgeregt. Das hat doch ſo mehr in der Krankheit gelegen. — Das ſcheint mir die Hauptfrage nicht zu ſein. Die Hauptfrage kann doch immer nur die ſein: paßt die Hanne auch wirklich für Sie? — Sie hat viele Vorzüge, unbedingt! Manches gefällt mir auch nicht an ihr! Aber Fehler: wer hätte die ſchließlich nicht! — Sie ſoll ja ein Kind haben, ſagen die Leute!

Henſchel: Se hat a Kind. Ich hab' mich erkundigt. Nu wenn och! Da mach ich mir niſchte ni draus. Sollte ſe etwa auf mich warten, hä? Se hat ja noch gar niſcht von mir gewußt. Vollblittig is ſe, das will ſich doch Luſt machen. Wenn de Birnen halt reif ſein, da fall'n ſe halt 'runter. Deswegen, da hätt ich keene Bedenken.

Siebenhaar: Nun alſo! Das andere iſt Nebenſache. Und wenn auch nicht grade Nebenſache — ſo 'was geht einem nach, das begreif ich ſchon! — jedenfalls muß man ſich davon frei machen. Sich daran binden trotz beſſerer Einſicht, iſt ausgeſprochene Torheit, Henſchel!

Henſchel: Das hab ich mir auch ſchon zehnmal geſagt. Sehn Se, ſie wollte doch immer a beſten Nutzen fer mich. Ich meene mei' Weib, in geſunden Tagen. Se will mer doch nich im Wege ſtehn. Wo ſe auch ſein mag, ſe will doch mein Fortkommen.

Siebenhaar: Ganz gewiß.

Henſchel: Heute bin ich nu uf 'n Grabe geweſt. — De Madam hat ooch an'n Kranz laſſen hinlegen. — Ich dachte: Du werſcht amal hingehn, dacht ich. Vielleichte ſchickt ſie Dir an'n Gedanken. Vielleichte kannſt der da ſchliſſig wer'n. — Mutter, ſagt ich in mein'n Gedanken, gib mir a Zeichen! Ja oder nee? So wie's ausfällt, ſoll mir's recht ſein. An' halbe Stunde hab ich geſtanden — Ich hab auch gebet't und hab er ooch alles vorgeſtellt, aſo bei mir ſelber, meen ich natierlich: wegen dem Kinde und dem Gaſthauſe und daß ich mer auch im Geſchäfte keen'n Rat weeß — aber ſ' hat mer kee' Zeichen gegeben.

Hanne kommt herein, nur Seitenblicke auf die Sprechenden werfend, im übrigen ſich ſogleich energiſch beſchäftigend. Sie ſetzt Schemel und Waſchfaß beiſeite und hantiert dann beim Ofen.

Siebenhaar, zu Henſchel: Gott laſſe die Toten ſelig ruh'n. Sie ſind 'n Mann, Sie ſtehen im Leben. Was brauchen Sie Zeichen und Wunder, Henſchel! Wir können uns doch ganz gut zurechtfinden, ganz leidlich auskommen mit unſerm Verſtande. — Gehen Sie einfach Ihren Weg. Auf Ihrem Schiffe ſind Sie Kapitän. Alle Flauſen und Nücken 'raus! über Bord! Je mehr ich die

Sache überlege, um ſo ernſtlicher leuchtet ſie mir auch ein . . . .

Henſchel: Hanne, was ſagſt denn Du dazu?

Hanne: Ich weeß ja nich. Ich kann doch nich wiſſen, von was Sie reden!

Henſchel: Nu wart' nur, hernach da wer' ich Der's ſagen.

Siebenhaar: Gu'n Morgen, Henſchel; auf Wiederſehn! Viel Glück auf den Weg!

Henſchel: Das mecht' man hoffen.

Siebenhaar: Um Sie iſt mir keinen Augenblick bange. Sie haben von jeher 'ne glückliche Hand. Ab.

Henſchel: Man ſoll es nich beruffen, Herr Siebenhaar.

Hanne: Wir woll'n dreimal ausſpucken: Tw! Tw! Tw! — Pauſe.

Hanne: Ich kann mir nich helfen, Sie ſein zu gutt.

Henſchel: Wegen was denn, hå?

Hanne: Ihn' rauben de Leute aus, mecht' man ſagen.

Henſchel: Du denkſt woll, a hat woll'n 'was haben von mir.

Hanne: Nu was denn ſonſte? A ſollte ſich ſchämen, bei armen Leuten betteln zu gehn.

Henſchel: Hanne, Du weeßt jetzt nich, was Du ſagſt.

Hanne: O freilich weeß ich 's.

Henſchel: Du weeßt's ebens nich. Du kannſt's auch nich wiſſen. Aber ſpäter wirſchte's ſchonn noch begreifen amal. — Jetz wer' ich aber gehn in de Schenkſtube und wer' mer wieder amal an' Kuffe Bier kaufen; das is ſeit acht Wochen 's erſchte Mal. Dernochert kenn' mir mit'nander eſſen, und nach'n Mittage — heer' amal drauf! — da well'n mir a Wort mit'nander reden. Da wer'n mir ja ſehn, wie ſich alles wird eintenken. — Oder haſt Du ni Luſt?

Hanne: — Sie ſagen's ja ſelber: mir wer'n 's ja ſehn.

Henſchel: Das ſag ich auch noch, mir laſſen 's druf ankommen. Ab. — Pauſe.

Hanne ſchaftert unbeirrt weiter. Als Henſchel außer Gehörsweite iſt, hält ſie plötzlich inne, trocknet ſich, die freudige Erregung kaum bemeiſternd, die Hände ab, reißt die Schürze herunter uſw. und ſagt unwillkürlich triumphierend vor ſich hin: Ich wer'ſch Euch zeigen, paßt amal uf!

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Das Zimmer wie in den beiden vorhergehenden Akten. Es iſt ein Abend Ende November; im Ofen brennt Feuer, ein Licht ſteht auf dem Tiſch. Die Mitteltür iſt geſchloſſen. Aus dem oberen Stockwerk des Hauſes dringt gedämpft Tanzmuſik. Hanne, jetzt Frau Henſchel, ſitzt am Tiſche und ſtrickt; ſie iſt adrett und ſauber in blauen Kattun gekleidet, dazu trägt ſie ein rotes Bruſttuch. Meiſter Hildebrant, der Schmied, kleine, nervige Erſcheinung, kommt.

Hildebrant: Gu'n Abend, Henſcheln! Wo is denn Dei' Mann?

Frau Henſchel: Nach Breslau. A holt doch drei neue Ferde.

Hildebrant: Da wird a woll heute ni heemkomm'n? gelt?

Frau Henſchel: Ver 'n Montage nich.

Hildebrant: Heute haben mer Sonnabend. — Wir haben a Brettwagen wiedergebracht. A ſteht unterm Saale. Mer haben miſſen alle vier Reifen neu machen. Is Hauffe nich da?

Frau Henſchel: Der is doch ſchenn lange ni mehr bei uns!

Hildebrant: Was Teifel red ich bloß wieder fier Tummheeten. Ich meente ja ebens a neuen Knecht. Is Schwarzer nich da?

Frau Henſchel: A is mitte nach Breslau.

Hildebrant: Nee, nee, mit Hauffe das wer' ich woll wiſſen. A kommt immer 'nunter in de Schmiede und hat

Maulaffen feil, weil mir Eiſen uflegen. A hat doch noch immer kee' Unterkommen.

Frau Henſchel: De Leute ſagen, a fängt an zu ſaufen.

Hildebrant: Ich gloob immer, 's werd woll nich anderſch ſein. 's is halt ſchlimm fer den alten Kerl. 's will 'n doch eemal kee' Menſch mehr haben. — Was is denn heute da oben los?

Frau Henſchel: Tanzmuſik. Halt de Reſurſche.

Hildebrant: Wie wär'ſch, wenn mer 'nufgingen, Henſcheln, mit'nander? Warum ſoll'n mir nich auch an'n Walzer mitmachen?

Frau Henſchel: Da wer'n die nich ſchlecht die Augen ufreißen. — Was wollten Sie denn von Henſcheln, Meeſter?

Hildebrant: Der Oberamtmann hat doch an'n Fuchshengſt, das Luder will ſich nich laſſen beſchlagen, da wollten mir Henſcheln gern amal bitten. Wenn der den gehangnen Hund nich zum ſtehn bringt, hernach da ſoll'n der Teifel ſcharf machen. Gu'n Abend, Henſcheln!

Frau Henſchel: Gu'n Abend, Meeſter! Hildebrant ab. Frau Henſchel horcht auf ein ſchleifendes Geräuſch, welches draußen vom Gange herkommt: Was is denn das fer a Geſchleife da draußen? Sie geht und öffnet die Tür. Wer macht denn hier draußen ſolchen Randal?

Franziska kommt hereingetanzt: Platz, Platz, Frau Henſcheln, ich hab' keine Zeit! Sie dreht ſich um den Tiſch herum nach dem Takte des von oben klingenden Walzers.

Frau Henſchel: Nanu ſchlägt's dreizehn! Was fällt denn Dir ein!? Dich hat woll a toller Hund gebiſſen!? Franziska tanzt unbeirrt weiter und ſingt die Walzermelodie dazu. Frau Henſchel, immer mehr beluſtigt: Um Gottes Willen, Dich riehrt ja der Schlag. — Nee, Mädel, Du werſcht woll noch ieberſchnappen! Die Muſik bricht ab.

Franziska fällt erſchöpft auf einen Stuhl: Ich könnte mich mauſetot tanzen, Frau Henſcheln.

Frau Henſchel, lachelnd: Wenn Du's aſe treibſt, das will ich glooben. Da wird man ja trähnig bloß beim Zuſehn.

Franziska: Tanzen Sie gar nicht?

Frau Henſchel: Ich? Ob ich tanze? nu freilich tanz ich. A Paar neue Schuhe, das kam ooch vor, die tanzt ich ooch durch in eener Nacht.

Franziska: Kommen Sie, tanzen Sie 'mal mit mir.

Frau Henſchel: Geh ock Du 'nuf und tanz' oben mitte.

Franziska: Ja, wenn ich bloß dürfte! Wiſſen Sie 'was, ich ſchleiche mich rauf. Ich ſchleiche mich rauf auf die Galerie. Sind Sie da ſchon 'mal oben geweſen? Im großen Saal auf der Galerie? Wo die Säcke ſtehen mit den gebackenen Pflaumen. Da geh ich ganz frech rauf und gucke runter. Da eß ich Pflaumen und gucke runter. Warum ſoll ich denn da nicht runtergucken?

Frau Henſchel: Vielleicht läßt Dich Siebenhaar runterhol'n.

Franziska: Ich gucke ganz frech. Das iſt mir ganz gleichgültig. Und wenn eine mit'n Herrn Siebenhaar tanzt, die bombardier ich mit Pflaumenkernen.

Frau Henſchel: In Siebenhaarn biſt Du doch reene vernarrt!

Franziska: Der iſt auch der allerfeinſte von allen. Muſik. Nu geht's wieder los. Nu ſpielen ſie Polka. Wieder tanzend: Mit Herrn Siebenhaar möcht ich gleich 'mal tanzen. Da würde ich ihm, eh er ſich verſieht, ganz einfach 'nen Kuß geben, mir nichts — dir nichts.

Frau Henſchel: Mir wär' der Siebenhaar freilich zu alt.

Franziska: Ihr Mann iſt doch ebenſo alt, Frau Henſcheln.

Frau Henſchel: Du Dare Du; mei' Mann is um finf Jahr jinger, verſtanden?

Franziska: Aber er ſieht doch viel älter aus. Der ſieht doch ſo alt aus und ſo verrunzelt. Puh, nee, dem möchte ich keinen Kuß geben.

Frau Henſchel: Nu ſieh, daß Du fortkommſt, ſonſte nehm ich 'n Beſen. Mach' Du mer mein'n Mann ſchlecht! Wo ſoll ich denn gleich an'n beſſern hernehmen? Wart' ock, wenn Du in de Jahre kommſt, Du werſcht ooch ſchonn merken, was das heeßt, an'n Mann haben dahier.

Franziska: Ich heirate gar nicht! Ich warte 'mal ab, bis 'n feiner Herr kommt, am liebſten 'n Ruſſe — im Sommer — 'n Kurgaſt — von dem laß ich mich mitnehmen, raus in die Welt. Weit fort in die Welt; die

Welt will ich ſehn, nach Paris will ich reiſen. Dann ſchreibe ich Ihnen auch ’mal, Frau Henſchel.

Frau Henſchel: Ich gloob immer, daß Du amal durchgehſt, Mädel.

Franziska: Da könn’ Sie ſich heilig drauf verlaſſen. Herr Siebenhaar war ja auch in Paris, bei der Revolution, der kann fein erzählen. So ’ne Revolution möcht ich auch ’mal mitmachen; da muß man mit Barrikaden baun . . . . .

Wermelskirchs Stimme: Franziska, Franziska! Wo ſteckſt Du denn wieder?

Franziska: Pſt. Sagen Sie nichts!

Wermelskirchs Stimme: Franziska! Franziska!

Franziska: Pſt. Stille. Ich ſoll wieder vorne bedienen. Das iſt mir ſcheußlich, das mag ich nicht.

Wermelskirchs Stimme: Franziska!

Franziska: Das iſt doch Papas Sache oder Mamas, oder ſollen ſie ſich einen Kellner halten. Ich laſſe mich nicht zur Biermamſell machen.

Frau Henſchel: Das is doch ’s Schlimmſte noch lange nich.

Franziska: Ja, wenn das vornehme Herren wären, aber nichts wie Brunn’ſchöpfer, Kutſcher und Bergleute. Da dank ich dafür. Das paßt mir denn doch nicht.

Frau Henſchel: Wenn ich wie Du wär’, mir wär’ das a leichtes: ich tät’ mer a ſcheenes Trinkgeld machen. Du kennt’ſt Der an’n hibſchen Beehmen erſpar’n, an’n hibſchen Fennig beiſeite legen.

Franziska: Böhmens und Sechſer nehm ich nicht an. Und wenn der Herr Siebenhaar oder der Baumeiſter oder der Doktor Vallentiner mir 'mal 'was ſchenkt, da vernaſch ich's gleich.

Frau Henſchel: Das is' ja ebens. Der Appel fällt ebens nich weit vom Stamme. Vater und Mutter ſein auch nich viel anderſch. Ihr nehmt Euch die Schenkſtube ebens nich wahr. Wenn Ihr Euch das Geſchäfte tät' wahrnehmen: ausgeborgt mißt't Ihr ſchonn haben 's Geld.

Franziska: Wir ſind eben nicht ſo geizig wie Sie.

Frau Henſchel: Ich bin nich geizig, ich halt's bloß zuſammen.

Franziska: Die Leute ſagen, Sie wären geizig.

Frau Henſchel: De Leute kenn' mich ſuchen, verſtanden! und Du da dazu. Mach', daß De 'naus kommſt. Ich hab's nu ſatt, Dei Gelapſche da; und wieder brauchſte auch nich zu kommen. Mir is noch nich bange geweſt nach Dir. Am beſten, man ſieht und heert niſcht von Euch! von der ganzen Pakaſche mitſammen dahier.

Franziska, ſchon an der Tür, ſich wendend, böſe: Wiſſen Sie, was die Leute noch ſagen?

Frau Henſchel: Niſcht will ich wiſſen, bloß 'naus mit Dir. Sieh Du Dich ock vor, daß Du niſcht zu heer'n kriegſt. Wer weeß, wie Du ſtehſt mit Siebenhaarn. Ihr beede werd's wiſſen, und ich weeß' auch. Zwanzig Mal wär't Ihr ſchon rausgeflogen mit Eurer pol'ſchen Wirtſchaft da vorne. Man mißte doch Siebenhaarn ſenſte nich kennen.

Franziska: Pfui, pfui und pfui! Ab.

Frau Henſchel: Pakaſch, ſag ich!

Die Mitteltür iſt offen geblieben. Der eine von oben kommend, der andre den Gang herauf, treffen ſich **Siebenhaar** und der Kellner **George**, ſo daß ihre Begegnung im Rahmen der Türe ſichtbar wird. George iſt wieneriſch gekleidet, Hut, Stöckchen, langer Paletot, bunter Schlips.

Siebenhaar: Was wünſchen Sie hier?

George: Sie wer'n verzeih'n, ich habe beim Fuhrmann Henſchel zu tun.

Siebenhaar: Der Fuhrmann Henſchel iſt nicht zu Hauſe. Sie haben das nun ſchon dreimal gehört: in meinem Hauſe iſt kein Platz für Sie. Wenn Sie ſich nun das künftig nicht merken, dann laſſe ich Ihr Gedächtnis auffriſchen; durch den Gendarm, verſtehen Sie mich!

George: Herr Siebenhaar: ich muß doch ſehr bitten, ich komm' nicht zu Ihn'. Die Leute wohnen in Ihrem Hauſe. Sie kenn' mir nichts Ehrenrühriges nachweiſen.

Siebenhaar: Aber wenn ich Ihnen wieder begegne, dann laß ich Sie durch den Hausknecht rausſchmeißen. Alſo richten Sie ſich gefälligſt danach. Ab.

George tritt ins Zimmer ein, fluchend: Das laß ich druf ankomm'! Das woll'n mer erſcht abwarten.

Frau Henſchel ſchließt heftig die Tür, die Wut über Siebenhaar ſchwer bemeiſternd: Mir ſein auch noch da, a ſoll's erſcht verſuchen. Hier is unſre Stube, nich ſeine Stube, und wer de zu uns kommt, der kommt zu uns! Da hat a keen Wort nich 'neinzureden.

George: Wir woll'n 's amal abwarten, ſag ich bloß, das kennt'n doch teuer zu ſteh'n komm'. Das koſt' Pinke-Pinke, wenn ma' das anzeigt. Er is ſchon mal äklich reingeſauſt, mit dem Alfons, der vor zwee Jahren hier war. Mit mir fällt er noch viel äklicher rein: dreißig Taler Schmerzensgeld is mir zu wenig.

Frau Henſchel: Die hat a erſcht gar nich mehr in der Taſche, der Hungerleider, verdammte, dahier. Im ganzen Kreeſe muß a ſich 'rumpumpen. Niſchte wie Schulden, wo man hinheert. Wie lange werd's dauern, da is a fertig, da muß a ſelber 'naus aus dem Hauſe, ſtatts daß a andre Leute läßt 'nausſchmeißen.

George hat den Überrock abgelegt, den Hut dazu aufgehangen und ſucht nun die Federchen von Rock und Beinkleidern: Nu freilich. Das is ja auch gar kee' Geheimnis mehr. Se reden ja ſchon am Stammtiſch davon. Kee' Menſch hat Mitleed, ſe genn's 'n alle. Mei' jetziger Chef kann 'n ſchon gar nich verknuſen. Bloß wenn er den Namen hört, wird er ſchon giftig. Holt Taſchenſpiegel und Taſchenkämmchen heraus und ſchniegelt ſich. Weeß Gott, ſagt a immer, der Siebenhaar! Wahrhaft'g, ich hab in den Manne mehr Haare gefunden wie bloßich ſieben.

Frau Henſchel: Das will ich glooben, da werd a woll recht haben.

George: Nu ſag' amal, haſte 'was Warmes, Hannchen?

Frau Henſchel: Warum biſte denn geſtern nich gekommen?

George: Du denkſt woll, ich kann alle Tage weg? Ich hab' mich ſchwer genug heute kenn' losmachen. Geſtern ging's bis um dreie in der Nacht.

Frau Henſchel: Was war denn los?

George: Enne Feuerwehr-Sitzung. Se ha'm doch 'ne neue Spritze gekooft, da woll'n ſe halt nächſtens 'n Einweihungsfeſt geben. Da ha'm ſe eben 'ne Sitzung gehabt.

Frau Henſchel: Wenn die bloß an'n Vorwand zum Sauſen hab'n. Derweil hab ich alleene geſeſſen und hab' gewart't bis tief in die Nacht. Eemal — ich weeß nich, was das muß geweſt ſein! a Vogel muß ſein ans Fenſter geſchlagen — da dacht ich, Du wärſcht's, und da ging ich ans Fenſter und macht' es uf. Hernach da ward ich aſo verboſt, ich konnte die halbe Nacht nich einſchlafen. Sie ſchlägt mit der Fauſt ſchwach auf den Tiſch. Ich weeß nich, ich bin auch noch immer verboſt.

George: I, gar! Was ſoll mer ſich laſſen die Laune verderben? Er faßt ſie um. Das is ja nich neet'ch! Warum nich gar!

Frau Henſchel entwindet ſich ihm: Oh nee! 's is wahr! Ich weeß nich, wie's kommt, 's muß een' ooch immer alles verquer gehn. De ganze Woche ſitzt Henſchel daheeme, und wenn a nu wirklich amal a biſſel fort is, da muß man de Zeit verſtreichen laſſen.

George: Na aber, mer ha'm doch heute noch Zeit. A kommt doch erſcht Montag wieder, denk ich.

Frau Henſchel: Wer weeß, ob's wahr is?

George: Warum ſollt's 'n nich wahr ſein, das wißt ich doch nich?

Frau Henſchel: Der Mann muß amal daheeme ſitzen. Frieher war das nich halb aſo ſchlimm. Da war a wochenlang uf der Reeſe, heute da barmt a wer weeß wie ſehr, wenn a bloß eene Nacht ſoll wo anderſch ſchlafen. Und wenn a ſagt, ich bleibe drei Tage, da kommt a mehrſchtens am zweeten ſchonn heem. — Nu heerſchte's: ich gloobe, das ſein ſe gar ſchonn. Wer werd denn ſonſte aſo knallen im Hofe!

George, nachdem er gehorcht, unterdrückt: Da ſoll'n doch gleich der Teifel hol'n. Verfluchtes Gemähre, verdammtes, dahier. Ma' hat ſich ja kaum å bißchen erwärmt. Da wer' ich wohl gleich wieder fortmiſſen, was? Das hab ich mir freilich anders gedacht. Er zieht den Paletot wieder an und nimmt den Hut in die Hand.

Frau Henſchel reißt ihm den Hut aus der Hand: Hier werd geblieben, was brauchſte denn fortgehn? Vor wen ſoll ich mich firchten, etwan vor Henſcheln? Der hat zu kuſchen! Das ſollte mir einfall'n. Wärſcht Du geſtern gekommen, ich hab' Dir's geſagt. Da wär uns kee' Menſch nich dazwiſchen gekommen: kee' Henſchel nich und kee' Siebenhaar auch nich. Heute da is der Teifel los.

Pferdehändler **Walther** tritt ein, ein hübſcher, ſtrammer Kerl, gegen vierzig Jahr alt. Baſchlikmütze, Pelzjackett, Jagdſtrümpfe und langſchäftige Stiefel; Fauſthandſchuhe an Schnüren.

Walther: Henſcheln, Dei' Mann is draußen im Hofe. Gu'n Abend! Ich komm' bloß ſchnell amal 'rein: Ich will

Der an'n gutten Abend ſagen. Hernach muß ich gleich wieder ufs Ferd. Scheene Brabanter haben mer gehandelt. A hat Der ooch ſonſte 'was mitgebracht.

Frau Henſchel: Ich dachte, Ihr werd't erſcht a Montag heemkommen.

Walther: Das wär' auch nich anderſch ſein geworden, mer ſein ebens bloß bis Kanth geritten. Dort haben mer die Ferde verladen miſſen, ſonſte hätten ſe Hals und Beene gebrochen: aſo ſchlechtes Laufen war bei dem Glatteis.

George: Mit der Eiſenbahne geht's freilich ſchneller.

Walther: Was is denn das noch fer a Mannsbild dahier? Sie machen ſich ja reene unſichtbar! Das is woll Schorſchl? Ich gloobe immer! Der Kerl ſieht ja aus wie a richt'ger Baron.

George: Ma' verdient åben beſſer drieben im Stern. Ich ſteh' mich halt åben bei weitem beſſer. Hier hat man ſich alles vom Halſe geriſſen. Ich war ja dahier faſt nackt zuletzt, jetzt kann man ſich eben wieder 'was anſchaffen.

Walther: Nu rat amal, was a Der mitbringt, Henſcheln.

Frau Henſchel: Was denn da, hå?

Walther: Ob De woll werſcht ane Freude haben!?

Frau Henſchel: Mer wer'n ja ſehn. Je nach dem's werd ſein.

Walther: Nu da leb' ock geſund, ſonſte beißt mei' Weib.

Frau Henſchel: Leb' geſund!

Walther: Leb' geſund!

George: Ich gemme gleich mit, gu'n Abend, Frau Henſcheln.

Frau Henſchel: Wollten Sie nich mit Henſcheln noch ſprechen?

George: Das hat je doch Zeit, das eilt je doch nich.

Walther: Wenn Se 'was mit'n zu reden haben, da laſſen Sie's lieber bis morgen, Schorſchl. Heute hat a andre Sachen im Koppe. Weeßte denn, was a Der mitbringt, Henſcheln?

Frau Henſchel: Was ſoll a'n mitbringen? Schwatz' nich aſo!

Walther: Nu halt Deine Tochter bringt a Der mit.

Frau Henſchel: — Was bringt a mer mit? — Ich hab's nich geheert!

Walther: Mer war'n halt in Quolsdorf und haben ſe geholt.

Frau Henſchel: Ihr ſeid woll beſoffen, hä, Ihr zwee beede?

Walther: Nee, nee, was ich ſag'!

Frau Henſchel: Wen habt Ihr geholt?

Walther: Mir hat a ja niſchte davon geſagt; mer war'n halt uf eemal drieben in Quolsdorf und ſaßen im Krätſcham.

Frau Henſchel: Nu, und was weiter?

Walther: Mer ſaßen halt da, und nach an' kleen' Weilchen, da kam halt Dei' Vater und brachte Dei' Mädel.

Frau Henſchel: 's is nich mei' Mädel!

Walther: Das weeß ich ja nich. Bloß aſo viel weeß ich: a hat's halt draußen. A ging zu Dein' Vater hin und ſagte: das Mädel wär' hibſch. — Darnach nahm a's halt uf a Arm und tat mit'n ſcheene. Soll ich Dich mitnehmen, fragt' a's darnach, und da wollt's halt gleich.

Frau Henſchel: Nu, und mei' Vater?

Walther: Dei' Vater kannte doch Henſcheln nich.

Frau Henſchel: Das is ja noch beſſer! Weiter niſcht?! —

Walther, nun mehr an George ſeine Worte richtend: — Weiter war nich viel. A nahm's halt mit raus und ſagte zu Vatern: ich will bloß das Mädel amal ufs Ferd ſetzen. Die brillte bloß immer: reiten, reiten! Nu ſetzt' a ſich halt uf ſein'n großen Brabanter, ich mußt'n 's Mädel geruhig rufreechen. Darnach ſagt' er hadje und ritt los.

Frau Henſchel: Und Vater hat ſich das laſſen bieten?

Walther: Was wollt er'n machen? Da hätte ja dreiſte ganz Quolsdorf kenn'n anricken. Was Henſchel amal in a Händen hat .... das wollt ich keen'n Menſchen nich raten, dahier! Da getraut ſich ooch keener im ganzen Kreeſe, im beeſen mit Henſcheln anzubinden. Der Vater wußt' ja nich, was 'n geſchah. Uf eemal brillt' a ja dann ganz erbärmlich und ſchrie und fluchte ja mehr wie genung. De Leute lachten. Sie kannten doch Henſcheln. Aber der meente bloß ganz geruhig: leb' geſund, Vater Schäl, ich nehm' ſe mitte. De Mutter daheem wart't ſchonn druf. Heer' uf zu ſaufen, ſagt a'n noch, da werd auch für Vatern bei Euch noch a Platz wer'n.

George: Adje, ich wer' lieber morgen 'mal vorſprechen.

George ab.

Frau Henſchel: Und da denkt a, ich ſollte ſe hier behalten? Und nie und nimmer werd das geſchehn. Das is nich mei' Kind. Wie ſoll ich jetze daſtehn vor a Leuten? Erſt in Quolsdorf, hernach hier. Hat man ſich etwa nich genug geſchind't! Tag und Nacht, mecht' man ſprechen, mit Guſteln. Nu kennte die Schinderei wieder anfangen. Das wär aſo 'was! A ſoll ſich in acht nehmen.

Henſchel, ebenfalls in Pelzjacke, Schaftſtiefeln, Jagdſtrümpfen und Lederhoſen uſw., wie er vom Pferde geſtiegen, erſcheint in der Mitteltür. Er führt ein **ſechsjähriges Mädchen**, welches ſehr ſchmutzig und zerlumpt angezogen iſt, herein.

Henſchel, halb fröhlich mit Bezug auf Hannes letzte Worte: Wer ſoll ſich in acht nehmen?

Frau Henſchel: — O, ich weeß nich.

Henſchel: Sieh amal, Hanne, wer hier kommt! — Zu dem Mädchen: Geh amal, Berthel! und ſag': gu'n Abend. Geh ock und ſag's! Sag': gu'n Abend, Mutter.

Berthel geht, nachdem ſie ſich ſchwer von Henſchel losgemacht, welcher ſie durch einige freundliche Schubſe vorwärts bringt, quer durch das Zimmer auf Hanne zu, die in der Haltung einer Schmollenden auf der Ofenbank ſitzt.

Frau Henſchel, als das Kind ratlos vor ihr ſteht: Was willſt denn Du hier?

Berthel: Ich bin geritten uf an' ſcheen' Ferdel.

Henſchel und Walther lachen herzlich.

Henſchel: Nu alſo: da wer'n mer ſe hierbehalten! — Gu'n Abend, Hanne! — Nu? Biſte verboſt?

Frau Henſchel: Du ſagteſt doch, Du wollt'ſt erſchte am Montag heemkommen. Jetze hab ich reen niſchte zum Abendeſſen.

Henſchel: A Sticke Brot und Speck werd woll da ſein. Er hängt die Mütze auf.

Frau Henſchel reißt unſanft an der kleinen Bertha herum: Wie ſiehſt'n Du aus?

Henſchel: — Du werſcht'r bald miſſen was koofen zum anziehn. Se hat bald gar niſchte mehr uf'n Leibel. 's war gutt, daß ich tichtig Decken mithatte, ſonſte wär' ſer mer vollens erſtarrt hierieber. Nachdem er die Pelzjacke aufgehangen, ſich die Hände gewärmt uſw. uſw.: Am beſten 'nein in a Waſchtrog mit'r.

Frau Henſchel, unwillkürlich: Am beſten, Du hätt'ſt ſe gelaſſen, wo ſe war.

Henſchel: Was ſagſte?

Frau Henſchel: Niſchte.

Henſchel: Ich dachte, Du ſagſt 'was. — Immer 'nein in a Waſchtrog, hernach ins Bette. A Kopp, den kannſt'r ooch a biſſel abſuchen. Ich gloobe immer, 's hat Einquartierung. Berthel heult. Was is denn? Zerr' ſe ock nich aſo.

Frau Henſchel: O, plärr' nich, Mädel, das fehlte noch.

Henſchel: Du mußt a biſſel freindlich mit'r ſein. Das Mädel is dankbar fer jedes Wort. Sei ſtille, Berthel, ſei ſtille!

Berthel: Ich will zu Vatern.

Henſchel: Du biſt ja bei Muttern. Mutter is gutt. — Ich bin ſehr zufriede, daß mer ſe da haben; 's war heechſte Zeit. Sonſte hätt ich ſe kenn'n uf'n Kirchhofe ſuchen.

Frau Henſchel: Das is nich halb aſo ſchlimm, wie Du's machſt.

Henſchel, ſtutzig, doch gütig: Was heeßt denn das? — Pauſe.

Walther: Jetze lebt mer geſund, ich mach' mich davon.

Henſchel: Nee, wart' ock, mer trinken erſcht a Glas Grog.

Frau Henſchel: Ja, ja, wenn bloß Rum im Hauſe wär'.

Henſchel: Du kannſt'n doch hol'n bei Wermelskirchen.

Frau Henſchel: Ich will mit den Leuten niſcht nich zu tun haben.

Walther: Nee, nee, ich muß heem. Ich hab' keene Zeit. Ich hab' noch an' halbe Stunde zu traben. Zu Hanne: Ich wer' Der beileibe nich zur Laſt liegen.

Frau Henſchel: Wer hat denn da davon gered't?

Walther, launiſch: Niſchte! Ich wollte auch gar niſcht geſagt haben. Gott ſoll mich bewahr'n! Ich laß mich nich ein. Mit Dir is a beeſes Kirſcheneſſen. Hadje, lebt geſund!

Henſchel: Leb' geſund! — An'n ſcheen'n Gruß fer Dei' Weib, verſtanden?

Walther, ſchon von außen: 's gutt! Gu'n Abend! Ich wer'ſch nich vergeſſen. Walther ab.

Henſchel: Nu? Hab ich's nu etwa nich recht gemacht?

Frau Henſchel: Was ſoll ich denn zu a Leuten ſagen?

Henſchel: — — — Du werſcht Dich doch Deiner Tochter nich ſchämen!

Frau Henſchel: — Wer ſagt denn das, hå? — Mir is das egal! — Du willſt's ja nich anderſch, wenn ſe mich ſchlecht machen. Du ſtellſt's ja druf an! Zu dem Kinde, barſch: Da hier, trink Milch! Hernach fort und ſchlafen mit Dir. Berthel trinkt.

Henſchel: Werſcht Du das dahier aſo weiter treiben?

Frau Henſchel: Was treib ich denn Beeſes?

Henſchel: Halt mit dem Mädel.

Frau Henſchel: Die wer' ich nich freſſen, beileibe nich! Sie bringt das ſtillweinende Kind in die Kammer, zu Bett.

Henſchel, hinter ihr dreinſprechend: Zum freſſen is ſe ja auch nich da. Da hätt ich ſe nich erſcht brauchen mitbringen. Kleine Pauſe. Hanne kommt allein wieder.

Henſchel: Wenn man's bloß wißte, wie man's Euch recht macht. 's is eemal keen Auskommen mit Euch Frauvelkern. Du haſt Dich doch immer aſo geſtellt .....

Frau Henſchel, boshaft weinerlich: Das is an' Liege, wenn De's willſt wiſſen.

Henſchel: Was wär an' Liege?

Frau Henſchel, wie eben: Ich bin Dir mit Bertheln niemals gekommen. Kaum daß ich Dir eemal hab' von ihr gered't!

Henſchel: Das ſag ich ja nicht. Was brillſt'n aſo! — Drum ebens, weil De niſcht haſt geſagt, da wollt ich Der weghelfen über Dei' Schweigen.

Frau Henſchel: Kannſt Du nich fragen? — Ma' fragt doch, eh' man aſo 'was anſtellt.

Henſchel: Nu wer' ich Der 'was ſagen: 's is heute Sonnabend. Ich hab' mich geſput't aſo viel wie ich konnte, bloß daß ich und wollte daheeme ſein. Ich dachte, Du werſcht mich anderſch empfangen. Nu, wenn's halt nich is, da kann ich's nich ändern. Bloß laß mir mein'n Frieden. Haſte geheert!

Frau Henſchel: Den raubt Dir kee' Menſch nich.

Henſchel: Haſte geheert? Ich will mein'n Frieden und weiter niſcht. So weit haſt Du's richtig gebracht. Ich hab' mer niſcht Beeſes dabei gedacht. Guſtel is tot. Die kommt nich mehr wieder. Die hat ſich de Mutter auch noch geholt; 's Bett is leer; mer ſein alleene. Warum ſollten wir uns des Mädels nich annehmen? Ich denke aſo und bin nich ſei' Vater. Um wieviel mehr ſollt'ſt Du ſo denken, da Du doch Mutter biſt zu dem Kinde.

Frau Henſchel: Da haſte's! Nu werd's een'n ſchonn vorgeſchmiſſen.

Henſchel: Wenn De nich ufheerſt, geh ich aber zu Wermelskirchen und komme die ganze Nacht nich heem. Du willſt mich woll gar aus'm Hauſe treiben? — Ich denk immer, 's werd amal anderſch wer'n, aber 's wird bloß immer ſchlimmer. Ich dachte, wenn De Dei' Mädel werſcht haben, da werſcht Du a biſſel zu Verſtande kommen. Wenn das nich bald a Ende nimmt ....

Frau Henſchel: Aſo viel ſag ich: bleibt ſe im Hauſe und ſagſt Du a Leuten, das wär' mei' Mädel ...

Henſchel: Sie wiſſen's ja alle! Was ſoll ich denn ſagen?

Frau Henſchel: Da kannſte druf rechnen: ich laufe fort.

Henſchel: Lauf, lauf, was De kannſt, aſo viel, wie De willſt. — Du ſollſt Dich ſchämen, aſo lang wie Du biſt!!

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt

Die Schenkſtube von Wermelskirch. Ein flaches, weiß getünchtes Zimmer; links eine ins Hausinnere führende Tür. Die Rückwand, von links nach rechts, bildet in der Mitte des Raumes eine Ecke und ſetzt ſich rechtwinklig in den Hintergrund fort. So entſteht ein zweiter gangartiger Raum mit einer weit zurück gelegenen Hinterwand. Die rechte Seitenwand dieſes Raumes, welche zugleich die des Vorderraumes iſt, hat eine Glastür ins Freie und mehr nach vorn ein Fenſter. — An der Rückwand, vorn links, iſt das Schenkſims etabliert mit vierkantigen Schnapsflaſchen, dem Bierapparat, Gläſern uſw. uſw. Hellpolierte Kirſchbaum-Möbel, Tiſche und Stühle, ſind aufgeſtellt. Ein roter Vorhang trennt den Querraum von dem dahinter ſich anſchließenden Längsraum. In dieſem ebenfalls viele Tiſche und Stühle; ganz hinten ein Billard. Öldrucke, meiſt Jagdſzenen darſtellend, ſind aufgehängt. **Wermelskirch**, im Schlafrock und langer Pfeife, ſitzt und ſpielt das Pianino, welches links an der Wand ſteht. Drei freiwillige **Ortsfeuerwehrmänner** ſpielen Billard. Vorn rechts brütet **Hauffe** über einem Schnapsglaſe; er iſt merklich herabgekommen. **Frau Wermelskirch**, eine zigeunerhaft ſchmudlige Alte, wäſcht Gläſer hinter dem Schenkſims. **Franziska** hockt auf dem Fenſterbrett rechts und ſpielt mit einem Kätzchen. Kellner **George** ſteht bei ſeinem Glas Bier vor dem Schenktiſch; er trägt elegantes Frühjahrs-Koſtüm, Lackſchuhe, Glacés und hat den Zylinder auf dem Kopf.

Wermelskirch ſpielt und ſingt:

Als ich einſt Prinz war von Arkadien,
Lebt ich in Reichtum, Gut und Geld.

George, der die Tanzbewegungen dazu gemacht hat: Na! immer weiter im Texte.

Wermelskirch, künſtlich huſtend: Geht nicht! — Stockheiſer! — Na, überhaupt ....! — Nochmal anfangen!

Als ich einſt Prinz ...... huſtend
Als ich einſt Prinz war von Arkadien,
Lebt ich in Reich .... lebt ich in Reich ....

Ih, hol's der Teufel!

George: Immer weiter im Texte! Das war doch ganz richt'ch! Das war doch ganz ſcheene!

Wermelskirch: Ich wer' Euch 'was huſten! 's geht eben nicht mehr.

George: Das begreif ich doch nich. Das iſt doch die ſcheenſte Kammermuſik.

Wermelskirch: Kammerjägermuſik!

George: Meinswegen ooch. Den Unterſchied kenn ich ja ſo genau nich. Nu, Freilein Franziska, was lachen Sie denn?

Franziska: Weil Sie ſo ſchöne Lackſchuhe an haben!

George: Nu allemal. Ich kann doch nich barfuß gehn. Geben Sie dem Manne ooch 'n Glas Bier. Wie wär'ſch mit 'n Gläschen Danziger Goldwaſſer, Freilein Franziska? Ei ja, meine Lackſchuhe, die ſind ſcheene. Koſten mich ooch vier harte Taler. Nu, man kann 's ja haben. Man kann ſich 's ja leiſten. Im „Schwert" da verdient man doch wenigſtens 'was. Freilich, wie ich im „Stern" drieben war, da hätt ich mer freilich keene Lackſchuh' nich kenn' beſchaffen.

Wermelskirch: Gefällt's Ihnen alſo beſſer im „Schwert"?

George: Nu allemal! So 'n gemietlichen Chef, wie ich 'n jetzt haben tu', hab ich nich gehabt, ſolange wie ich in meinen Medjeh drinne bin. Mir ſtehn Ihnen ja wie zwee Freinde mit'nander, wie zwee Brieder, mecht'ch ſprechen; zu dem kennt ich „Du" ſagen.

Wermelskirch: Das ging nu mit Siebenhaar freilich nicht. Franziska lacht heraus.

George: Nu ſehn Se 's: Hochmut kommt vor dem Fall. Vierzehn Tage — drei Wochen, da is Auktien, da kann ich mer ſeine goldene Uhr koofen.

Wermelskirch: Kaufen Sie doch das ganze Haus.

George: Einſtweilen noch nich; ſo 'was muß man abwarten, und 's is ja ooch ſchon verkooft, außerdem Proſt, meine Herrn — Ihr Wohl, meine Herren! Nämlich, wenn 's alle is, gibt's 'n noch mehr. — Der Käufer heeßt Exner? Was? Der 's gekooft hat? A wird ja bloß Brunn' fillen und verſenden; das Gaſthaus will ä ja woll verpachten. — Ich tät's gleich pachten, wenn ich 's Geld hätte.

Hauffe: Gehn S' ock zu Henſcheln, der werd 's Ihn' ſchonn geben.

George: Ih, wiſſen Se 'was, das wär' gar nich ſo unmeeglich.

Hauffe: Nee, nee, Sie ſtehn ja ſehr gutt mit der Frau. Franziska lacht heraus.

George: Nu warum ooch nich? Die Frau is gar nich ſo iebel, heern Se! Wer'ſch weeß, wie's gemacht wird, kann ich Ihn' ſagen, dem freſſen de Weiber aus der Hand.

Hauſſe: Nu, wenn Sie und haben das aſo weit gebracht, daß de Henſcheln und tut Ihn' aus der Hand freſſen, da miſſen Sie Ihre Sache verſtehn. Fabig kommt, den Zugſtrick um die Schultern. Er ſetzt ſich beſcheiden in eine Ecke.

George: Da ſehn S' es, das is ja doch, was ich ſage! Das kann mer ſobald kee' andrer nich nachmachen; wer da nich ganz uf'm Poſten is, der kann Ihn' die ſcheenſte Keile beſehn.

Wermelskirch: Na, 's is ja noch nicht aller Tage Abend. Siebenhaar tritt ein von links. Wo Henſchel hinhaut, wächſt auch kee' Gras. Ergebener Diener, Herr Siebenhaar.

Siebenhaar, etwas blaß: Guten Morgen!

George: Ich wer' mal 'n bißchen zum Billard gehn. Er nimmt ſein Bier und verſchwindet in die hintere Abteilung.

Siebenhaar, ſich an dem Tiſche nächſt dem Klavier niederlaſſend: Sie haben doch eben geſungen, Herr Wermelskirch. Laſſen Sie ſich nicht ſtören, bitte.

Wermelskirch: — Wie? Ich? Geſungen? Das iſt wohl nicht möglich! Ja, wiſſen Sie, ich bin tief gerührt. Wenn Sie es ſagen, dann muß es wohl wahr ſein. Erlauben Sie, daß ich mich zu Ihnen ſetze? Bring mir auch eine Grätzer, Franziska!

Siebenhaar: Na, wenn man bedenkt: vor drei, vier Jahren, damals waren Sie doch abſolut ſtockheiſer, da haben Sie ſich doch ſehr erholt.

Wermelskirch: Was nutzt mir das alles, Sie haben ja recht. Halbwegs hat man ſich nu wieder 'raufgekrabbelt, aber jetzt: wer weiß, was nu wieder wird.

Franziska ſtellt die Grätzer vor Siebenhaar; zu Wermelskirch: Ich bringe Deins auch gleich.

Siebenhaar, nachdem er getrunken: Was ſoll denn werden, was meinen Sie denn?

Wermelskirch: Ich kann ja nicht recht 'was Beſtimmtes ſagen, ich weiß ja nicht recht, aber ſehen Sie, es juckt mich in allen Knochen. Ich glaube, wir kriegen ander Wetter. Ohne Spaß, ich habe ſo allerhand Merkmale, alte Komödianten-Routine. Damals wußte ich, als mir der Brunnen ſo gut tat: hier bringen mich keine zehn Pferde weg, und richtig, keine vier Wochen vergingen, da war meine Schmiere aufgelöſt. Jetzt werde ich wohl den verdammten Karren doch wieder weiter ſchieben müſſen. Wer weiß, wohin?

Siebenhaar: Wer weiß, wohin! So geht's in der Welt. Ich, meinesteils, bin ganz froh darüber!

Wermelskirch: Sie ſtehen auch noch in den beſten Jahren. Ein Mann wie Sie findet überall ſeinen Platz in der Welt. Mit mir altem Hunde iſt das 'was ganz andres. Wenn ich mein bißchen tägliches Brot hier verliere, ich meine, wenn ich die Kündigung kriege, was bleibt mir dann übrig, möcht ich bloß wiſſen? Ich müßte mir grade 'ne Drehorgel zulegen. Franziska könnte ja ſammeln gehn.

Franziska: Da würde ich mich gar nicht genieren, Papa.

Wermelskirch: Das glaube ich, wenn 's nämlich Dukaten ſchneite.

Franziska: Aber nein, Papa, wie Du immer redeſt, Du könnteſt doch wieder zur Bühne gehen.

Wermelskirch: Nicht mal ins Affentheater, mein Kindchen.

Siebenhaar: Hat Ihnen Herr Exner was angedeutet? Er wollte doch alles, wie er mir ſagte, im großen Ganzen beim alten laſſen!

Wermelskirch: Zum großen Ganzen gehör ich wohl nicht!

Frau Wermelskirch kommt in großer Aufregung an den Tiſch: Herr Siebenhaar, ich muß Ihnen ſagen. Sie können mir glauben, Herr Siebenhaar. Ich bin eine alte, fünfzigjährige Frau, ich habe ſchon manches, wahrhaftig, erlebt, aber wie man uns hier ſo hat mitgeſpielt — nein, wirklich, das iſt ja .... da weiß ich ſchon gar nicht .... das iſt ja die purſte, reine Gemeinheit, die purſte, nichtswürdigſte Bosheit iſt das, die reinſte Niedertracht, könn'n Sie mir glauben.

Wermelskirch: Ih, Mutter, fang Du mir auch noch an! Mach' mal und zieh Dich gefälligſt zurück, ſei ſo gut, hinter Deine Verſchanzung!

Frau Wermelskirch: Was hat unſer Fränzchen dieſem nichtswürdigen Weibsbild getan?

Franziska: Ach laß doch, Mama!

Frau Wermelskirch: Im Gegenteil. Sollen wir denn auch alles ertragen? Soll man ſich gar nicht dagegen wehren, wenn ſie einen ums Brot bringt? Wenn ſie Sachen ausſtreut von unſrer Tochter? — Zu Siebenhaar: Iſt Ihnen das Kind je zu nahe getreten?

Wermelskirch: Mama, Mama! Jetzt komm 'mal, Mama! So! Ruh' Dich 'mal aus! Die Stelle iſt ſchon ganz hübſch gegangen. Heut abend repetieren wir wieder. Er führt ſie hinter das Schenkſims, wo man ſie noch ein Weilchen ſchluchzen hört.

Wermelskirch, der wieder Platz nimmt: Im Grunde genommen hat ſie ja recht. Ich habe auch ſchon ſo munkeln gehört, daß Henſchel die Schenkſtube pachten wird. Da ſteckt natürlich die Frau dahinter.

Hauffe: Wer ſoll denn ſonſte dahinterſtecken? Wo's bloß an' Stänkerei gibt irgend im Dorfe, da braucht eens gar nich erſcht weiter zu fragen. De Henſcheln hat eemal a Teifel im Leibe.

Fabig: Und uf de Schenkſtube ſpitzt ſe ſchon lange.

Siebenhaar, zu Hauffe: Hauffe, man ſieht Sie ja gar nicht mehr. Wo ſind Sie denn eigentlich hingeraten?

Hauffe: Wo wer' ich ooch hingeraten ſein? Ins Unglicke bin ich halt 'neingeraten, und der mich hat 'neingeſtoßen dahier, das war auch das ſackermenſchte Weibsbild. Nu wer denn ſonſte, mecht ich bloß wiſſen? Mit Henſcheln hab ich doch nie niſcht gehabt.

Fabig: Sei' Weib hat ebens die Hoſen an.

Hauffe: Ich bin er nich mehr gefirre genug. Der Jingſte is man ja freilich nich mehr. Um de Schirzenbändel wer' ich er auch nich mehr gehn, und das ebens will ſe, das muß man kenn'n. Die is aſo hitzig, mecht' man ſprechen ... die kriegt nie genug. — Derwegen aber: arbeiten kann ich. Die jungen Kerle, die ſe ſich anſchafft, die ſein doch aſo ſtinkmadig faul, die arbeit ich noch dreimal in a Sack.

Siebenhaar: Der alte Henſchel kann einem leid tun!

Hauffe: Js a's zufriede, was geht's mich an! Aber daß ich ſteif uf de Knochen bin, das ſollt a wiſſen, woher das kommt. Mit Faulenzen bin ich's nich gewor'n; und wenn a heute und hat a Kaſten voll Geld dahier, a gutt Teel hab ich 'm mit erſchind't.

Siebenhaar: Ich kann mich ja noch ganz gut erinnern, Sie haben doch ſchon bei Wilhelm Henſchels Vater gedient.

Hauffe: Nu was denn ſonſte! 's is auch nich anderſch. Und Wilhelms Ferde hab ich gefittert bei achtzehn Jahre dahier und drieber. Hab eingeſpannt und hab ausgeſpannt, hab' Winterſch und Summerſch Reeſen gemacht. Bin nach Freiburg gefahren und nach Breslau gefahren, bis 'nuf nach Bromberg hab ich mußt kutſchen. Manch liebe Nacht hab ich miſſen im Wagen ſchlafen. Ohren und Hände ſein mer verfroren, Froſtbeulen hab ich an beeden Fießen aſo groß wie Birnen. Jetze jagt er mich fort, jetze kann ich gehn.

Fabig: Das is alles bloß de Henſcheln. Er ſelber is gutt.

Hauffe: Was hat a ſich mit dem Weibe behängt!

Jetze kann a ſehn, wie a fertig wird. A konnte's ja kaum erwarten, dahier. De Henſcheln war ja kaum richtig kalt, da lief a doch ſchonn, mit der neuen Hochzeit machen.

Siebenhaar: Man hat ſie ja eben nicht ſo gekannt.

Fabig: Ich kannt' ſe genau. O jemerſch nee. Hätt er mich gefragt, ich hätt's 'm geſagt. Wenn er Guſteln wollte der Mutter nachſchicken, da gab's gar kee' beſſeres Mittel dafier; er mußt'r die Hanne zur Stiefmutter geben.

Hauffe: Ja ja, — nee nee, ich ſag weiter gar niſcht. Da hat ſchon manch eener a Kopp geſchittelt. Aber das kommt 'm noch amal heem. Dazumal haben ſich de Leute gewundert, heute traun ſ'm 's Schlimmſte zu.

Siebenhaar: Das iſt jedenfalls bloß Klatſch und Tratſch! Pferdehändler **Walther** tritt ein, Schaftſtiefel, Jagdjoppe, Mütze und Peitſche. Er ſetzt ſich an einen der Tiſche und macht Zeichen zu Franziska, die ihm bald Bier bringt.

Hauffe: Das ſagen Sie aſo, wer weeß, ob's wahr is. Wenn aber die Toten wiederkämen und täten ſprechen: de alte Henſcheln kennte woll 'was erzählen dahier. Die konnte nich leben, die wollte nich leben. Und was 's Haupt is: die ſollte nich leben.

Siebenhaar: Hauffe, nehmen Sie ſich in Obacht. Wenn Henſchel 'mal von der Sache Wind kriegt ....

Hauffe: Da brauch ich mich gar nich in Obacht nehmen. Das ſag ich an' jeden ins Geſichte. Die alte Henſcheln hat miſſen ſterben. Ob ſ' ſie vergift't haben, das weeß ich ja nich, dabei bin ich ja nich geweſt. Mit richt'gen Dingen is das nie und nimmer mehr zugegangen.

Die Frau war geſund, die hätte noch kenn' dreißig Jahre leben! Siebenhaar trinkt aus und geht.

Walther: Daß die geſund war, das kann ich bezeugen. Meine Schweſter wer' ich woll kenn' am Ende. Die war im Wege, da mußt ſe abſchieben. Siebenhaar geht ruhig hinaus.

Wermelskirch: Meine Herren, vielleicht eine Priſe gefällig? Gedämpft, vertraulich: Meine Herren, Sie gehen doch, ſcheint mir, zu weit. Sehn Sie ſich den Mann 'mal an. Geſtern, ſpät am Abend, ſaß er noch hier. Der Mann hat ſo tief geſeufzt, ſage ich Ihnen — — — es war weiter niemand im Lokal — es iſt mir ordentlich nahe gegangen.

Hauffe: 's beeſe Gewiſſen plagt 'n halt.

Walther: Oh, laßt mich bloß mit den Henſchel zufriede. Er kommt mer ſchon oben zum Halſe 'raus. Mir beede ſein lange fertig mit'nander.

Wermelskirch: Ach nein, Herr Siebenhaar hat ſchon recht, es muß einem leid tun um den Mann.

Walther: Das kann a halt'n wie a will, meinswegen. Aber was ich von Henſcheln zu denken hab' .... da braucht mir kee' Menſch niſchte mehr zu ſagen.

Henſchel und der Schmiedemeiſter **Hildebrant** treten von rechts ein. Henſchel hat die kleine **Bertha**, ſauberer gekleidet wie früher, auf dem Arm. Es entſteht eine kleine Pauſe der Betretenheit unter den Anweſenden.

Wermelskirch: Schön willkommen, Herr Henſchel!

Henſchel: Guten Morgen, mit'nander.

Franziska: Nu, Berthel, wie geht's?

Henſchel: Sprich: ſein Se bedankt! Na, kannſte nich ſprechen? 's geht ja, man muß ja zufriede ſein. Guten Morgen, Schwager. Er reicht Walther läſſig die Hand, die dieſer ebenſo ergreift. Wie geht's — wie ſteht's?

Walther: Wie ſoll mir's gehn? Wenn's beſſer wär', ſchad't's niſcht! Du biſt ja die reene Kinderfrau.

Henſchel: Ja, ja, 's is wahr, 's is bald nich anderſch.

Walther: Man ſieht Dich ja bald nich mehr ohne das Mädel. Kannſte ſe nich bei der Mutter laſſen?

Henſchel: Die muß bloß immer ſcheuern und ſchaffen. Da is 'r das Dingel bloß im Wege. Er ſetzt ſich auf die Wandbank neben dem Schenkſims, unweit ſeines Schwagers, das Kind auf dem Schoß. Ihm gegenüber nimmt Hildebrant Platz. Wie ſteht's, Meeſter Hildebrant, was wer'n mer'n trinken? An' Kuffe Bier hab'n mer, denk ich, verdient. Zwee Kuffen Bier und zwee Gläſel Korn!

Hildebrant: Das Aas hat mich richtig ufgeſchlagen!

Henſchel: 's reene Fillen und hat ſolche Kräfte und alle vier Eiſen hintereinander. — Guden Morgen, Hauffe.

Hauffe: — Morgen! —

Henſchel: — — — A is a biſſel brummig. Laſſen mer'n zufriede.

Fabig: Herr Henſchel, koofen Se mir 'was ab. A Nadelbichſel vielleicht fir de Frau, a hibſch Kämmel vielleicht, ins Haar zu ſtecken! Die Anweſenden lachen. Der Schorſch, der Kellner, hat auch eens gekooft.

Henſchel, der gutmütig mitlacht: Oh, laß Du mich mit dem Krame in Frieden! Zu Wermelskirch: Geben S'n ock ooch ane Kuſſe Bier! — A putziges Männel, wo is 'n der her?

Hildebrant: Das is doch, denk ich, der Fabig von Quolsdorf. 's niſchnitzigſte Luder im ganzen Kreeſe.

Henſchel: Da hätt ich ja auch a klee' Pflänzel von Quolsdorf.

Fabig, *zu Bertha:* Mir ſein doch ooch gute Bekannte, nich wahr?

Bertha, *zu Fabig:* Zuckerniſſel will ich doch haben!

Fabig: Nee, .. die weeß ſchonn, wer ich bin. Ich will amal ſuchen, ob ich 'was finde!

Bertha: Draußen, im Wagen!

Fabig: Nee, hier, in der Taſche. *Er gibt dem Kinde Zuckerzeug.* Nu ſiehſte's, Mädel, Du kommſt aus a Wirtshäuſern eemal nich 'raus. Dazumal nahm Dich der Großvater mit, heute mußte mit Henſchel-Wilhelm 'rumziehn.

Henſchel: Sprich: kimmer' Du Dich um Dei' altes Gelumpe. Fir mich is geſorgt. Immer mach' und ſag's'n!

George kommt lebhaft aus dem Billardzimmer.

George, *ohne Henſchel zu bemerken:* Das hätt ich doch nimmermehr nich gegloobt, der Kerl frißt je Glos wie niſcht gut's, wahrhaft'ch. Immer 'ran an de Kreide, Freilein Franziska; eene Lage Bier, mir ſind fünf Mann!

Franziska *hat Bertha auf den Arm genommen. Sie geht mit dem Kinde hinter das Schenkſims:* Berthchen erlaubt's nicht, ich kann jetzt nicht.

George: Weeß Gott, Meeſter Henſchel, da ſind Sie ja ooch!

Henſchel, ohne George zu beachten, zu Hildebrant: Sollſt leben, Hildebrant! Sie ſtoßen an und trinken.

Fabig, zu George, welcher ein wenig betreten an einem der Tiſche ſeine Zigarre anſteckt: Sag'n's ock, Herr Scherſch, Sie kenn'n woll hexen?

George: Nu allemal! Weshalb meen' Se denn?

Fabig: Sie waren ja verſchwunden vorhin wie a Licht.

George: Nu eben, was ſoll man ſich denn erſt einlaſſen, ich begeh' mich mit Siebenhaar eemal nich.

Fabig, mit Ohrfeigengeſte: De Leute ſagen, 's hätt eingeſchlagen. — Im Vorübergehen zu Hauffe: Du haſt woll 's große Los gewonnen?

Hauffe: Mogote, verfluchter. Lachen.

Fabig: Ja, ja, ich bin auch eener.

Henſchel: Is wahr, Du biſt jetze bei Nentwichen unten?

Hauffe: — Was geht'n das Dich an?

Henſchel, lachend und gleichmütig: Nu ſeht ock den widerborſchtigen Kerl! Er ſticht wie a Igel, wo man'n tut anfaſſen.

Walther: Na, nu werſcht woll Du bald hier unſer Wirt ſein?

Henſchel, nachdem er ihn kurz befremdet angeſehen: — Da-davon is mir niſcht nich bekannt!

Walther: Ich dachte. Ich weeß nich, wer mir's gleich ſagte.

Henſchel, nach einem Trunk, gleichgültig: Der Dir das ſagte, der muß getraumt haben. — Pauſe.

Hildebrant: In dem Hauſe kommt alles jetze untereinander. Wer weeß, wie's werd! Und aſo viel ſag ich: nach Siebenhaarn werd' Ihr alle noch ſeufzen!

Henſchel, zu Hauffe: Du kennt'ſt amal rieber nach Landshut fahren. Dert hab ich zwee neue Kutſchferde zu ſtehn. Hätt'ſt mer ſe kenn'n amal 'runterreiten.

Hauffe: Ich wer' Der 'was ſch . . . . en, wer' ich Der 'was!

Henſchel, lachend, doch gleichmütig: Jetze kannſt aber ſitzen, biſte werſcht ſchwarz wer'n. Ich kimmere mich nich mehr aſo viel um Dich.

Hauffe: Du haſt auch vor Deiner Tiere zu kehr'n!

Henſchel: 's is gutt, 's is gutt, wir laſſen's gutt ſein!

Hauffe: Du haſt Unflat genug im eegnen Hauſe.

Henſchel: — Hauffe, ich ſag' Der'ſch, ich tu's nich gerne. Aber wenn De dahier an'n Krakehl willſt anfangen, da ſag ich Der'ſch bloß: da ſchmeiß ich Dich 'naus.

Wermelskirch: Pſt, Friede, Herrſchaften! Friede! Friede!

Hauffe: Du biſt hier nich Wirt! Du kannſt mich nich 'nausſchmeißen. Du haſt hier nich mehr zu ſagen wie ich. Ich laß mir von Dir's Maul nich verbieten. Von Dir nich und von Dei'm Weibe nich, do meegt Ihr ſchonn aushecken, was Ihr wollt, Ihr beede mit'nander, Dei' Weib und Du, das ficht mich ooch nich aſo viel an!

Henſchel, ohne ſichtbare Aufregung, erfaßt Hauffe vorn an der Bruſt, ſteht auf, ſchiebt den nutzlos Widerſtrebenden rückwärts zur Tür, wendet ſich ſelbſt kurz vorher, drückt mit der Linken die

Klinke der Glastür hinunter und ſetzt Hauſſe hinaus; geſprochen wird dabei folgendes:

Hauſſe: Ich ſag' Der'ſch: laß les; laß los, ſag ich bloß.

Wermelskirch: Herr Henſchel, das geht nicht, das kann ich nicht zugeben.

Henſchel: Ich hab' Der'ſch geſagt. Jetze is niſcht zu machen!

Hauſſe: Was? willſt Du mich wirgen? Sollſt les laſſen, ſag ich! Du biſt hier nich Wirt.

Frau Wermelskirch, über das Schenkſims: Was ſoll denn das heißen? Das geht doch nicht, Ludwig! Das darfſt Du Dir doch nicht gefallen laſſen!

Fabig, während Henſchel mit Hauſſe ſchon nahe der Tür im Seitenraum iſt: Das laſſen Se gutt ſein, da is niſcht zu machen. Der Mann, der is wie a Anthelet. Der beißt in de Tiſchkante beißt a 'nein und hebt a Tiſch mit a Zähn'n in de Heeh, da fällt auch noch nich a Schnapsgläſel um. Den braucht's bloß einfallen, kann ich Ihn' ſagen, da liegen mir alle mit'nander draußen. Hauſſe iſt hinausgeworfen, Henſchel kommt zurück.

Henſchel, ſich bei allgemeiner Stille niederſetzend: A läßt eemal keene Ruhe, der Krop.

Erſter Feuerwehrmann, welcher, aus dem Billardzimmer hereingekommen, am Schenkſims einen Schnaps getrunken hat: Ich mechte bezahl'n! 's is beſſer, man geht. Uf de Letzte fliegt man ſonſte auch noch 'naus.

Wermelskirch: Ih, noch 'n Glas Bier! Das fehlte noch grade. Am Ende bin ich doch einſtweilen noch da!

Walther: Wenn Du's aſo machſt, Henſchel-Wilhelm, wenn De werſcht hinterm Schenkſims ſtehn und werſcht hier ſtatts Wermelskirchen der Wirt ſein, das kann ich Der ſagen: viel Gäſte werſchte aſo nich erhalten.

Henſchel: Uf ſolche Gäſte kommt's auch nich an.

Walther: Ausſuchen werſchte ſe halt nich kenn'n. Hauffe zahlt auch nich mit falſchem Gelde.

Henſchel: Vor mir mag a zahln, mit was a will! Aber jetze ſag ich Der'ſch noch amal: komm mer nich wieder mit der Geſchichte. Ich iebernehme die Wirtſchaft nich. Wenn ich ſe tät iebernehmen dahier: ich mißt's doch am allererſchten wiſſen. Nu alſo! Koof ich amal an' Wirtſchaft, da wer' ich Der's ſagen. Hernach kannſte mer auch an'n Rat geben; und wenn Der'ſch nich paßt und Du kommſt nich zu mir, nu jemerſch, da mußte's halt bleiben laſſen, Schwager. Der Feuerwehrmann, heftig die Türe zuſchlagend, ab.

Walther: Man mechte woll auch gehn ....! Er macht Anſtalten zu zahlen.

Wermelskirch: Herr Henſchel, das iſt doch aber nicht recht, Sie treiben mir ja meine Gäſte fort!

Henſchel: Nu aber, ihr Leute! Jetzt ſagt mir amal, wenn der jetze fortlooft, was geht'n das mich an? Vor mir kann a hocken bis morgen frih!

Walther ſteckt das Geld wieder ein, in ſteigender Heftigkeit:

Du haſt hier keen'n Menſchen 'naus zu ſchmeißen. Du biſt hier der Wirt nich!

Henſchel: — Weeßt Du etwa noch 'was?

Walther: Man weeß gar manches, man ſchweigt bloß lieber. Beeſe Geſchichten! Wermelskirch weeß das am allerbeſten.

Wermelskirch: Wieſo denn ich? Aber hören Sie 'mal an .....

Henſchel, *geſammelt und feſt:* Was wiſſen Sie, hä? Immer 'raus mit der Sprache! — Der eene weeß das und der andre weeß jenes. Damit wiſſen ſe beede an'n Dreck. *Pauſe.*

Walther, *in veränderter Tonart:* Wenn Du bloß und wärſcht noch der alte wie frieher; aber wer weeß, was in Dich gefahren is. Dazumal haſt Du doch dageſtanden: de Leute kamen von weit und breit und holten bei Henſchel-Wilhelm Rat. Und was der ſagte, das war, mecht' ma' ſprechen, wie a Geſetze, das ſtand, kann man ſagen. Wie Amen in der Kirche war das. Jetze is gar kee' Auskommen mehr mit Dir.

Henſchel: Immer weiter im Texte.

Walther: Nu ebens, das werſcht Du woll ſelber merken. Frieher, da hatt'ſt Du bloß Freinde, heute, da kommt kee' Menſch mehr zu Dir, und wenn ſe und wollten auch zu Dir kommen, da bleiben ſe wegen dem Weibe weg. Zwanzig Jahre hat Euch der Hauffe gedient, uf eemal paßt a dem Weib nich mehr und Du, Du nimmſt'n bei der Krawatte und ſchmeißt'n 'naus! Was is denn das? Die braucht bloß winken, da ſpringſt Du auch ſchonn, ſtatts daß Du und nimmſt Der an'n ticht'gen Strick und treibſt'r die Mucken grindlich aus.

Henſchel: Wenn De nich ſtille biſt, jetzt, uf der Stelle — da nehm ich Dich ooch noch bei der Krawatte.

George, zu Henſchel: Meiſter Henſchel, nur bloßig nich hinreißen laſſen. Sehn Se, der Mann verſteht's halt nich beſſer. Schnell ab ins Billardzimmer.

Walther: Ja ja, das gleeb ich! Das biſt Du imſtande; wenn eener kommt und ſagt Der de Wahrheit, der fliegt an de Wand. Aber ſe a Kerl, ſo a windiges Luder wie der Schorſch, der kann Dich beliegen, Tag und Nacht. Dei' Weib und der um die Wette dahier. Du willſt belogen ſein, da laß Dich beliegen! Aber wenn De noch Augen im Koppe haſt, da ſperr' ſe amal uf und ſieh amal um Dich, da ſieh Der den Kerl amal ord'ntlich an. Die betriegen Dich ja am lichten Tage!

Henſchel will auf ihn los, bezähmt ſich: Was haſt Du geſagt, hå —? Niſchte! 's is gutt. — Pauſe.

Fabig: 's richtige Aprilwetter is das heute; bald ſcheint die Sonne, bald graupelt's wieder.

Hauffes Stimme von außen: Dir wer' ich's heemzahlen, paß amal uf! Laß ock Du's gutt ſein! Wir ſprechen uns wieder, uf'm Gerichte ſprechen wir uns.

Walther trinkt aus und ſteht auf: Hadje, niſcht fir ungutt.

Henſchel legt ſeine linke Hand um Walthers Handgelenk: Dableiben! Verſtanden?!

Walther: Was ſoll ich denn noch?

Henſchel: Das werd ſich ſchonn finden. Du bleibſt, ſag ich bloß. Zu Franziſka: Geh hinunter, mei' Weib ſoll kommen. Franziſka ab.

Wermelskirch: Aber lieber Herr Henſchel, um Himmelswillen, machen Sie hier doch keinen Skandal. Ich kriege die Polizei auf den Hals, ich . . .

Henſchel, in furchtbar ausbrechender Wutraſerei, blaurot im Geſicht: Eher ſchlag ich Euch alle tot — !!! Oder Hanne muß kommen, hierher uf der Stelle.

Walther, in faſſungsloſer Beſtürzung: Willem, Willem, mach' keene Tummheeten. Ich wollte ja gar niſcht weiter geſagt haben. Wahrhaftig nich! — Und de Leute reden ja lauter Liegen.

Hildebrant: Willem, Du biſt ja a guter Kerl! Komm Du ock wieder zu Verſtande! Wie ſiehſt denn Du aus, hä? Sei ock verninftig! Du haſt ja gebrillt! — Was hat's denn mit Dir? — Das haben ſe geheert im ganzen Hauſe.

Henſchel: Das ſoll jetzt heer'n meinswegen, wer will; aber Du bleibſt hier, und Hanne kommt her.

Walther: Was wer' ich ooch hier bleiben? Ich weeß nich, zu 'was! Deine Sachen, die gehn mich niſchte nich an. Ich meng' mich nich 'nein, ich will mich nich 'neinmengen.

Henſchel: Hätt'ſt Der das eher ieberlegt!

Walther: Was mir ſonſte noch haben, das kommt vors Gerichte; da wer'n mer ja ſehen, wer recht behält.

Ich wer' zu mein'n Gelde ſchonn kommen dahier. Vielleicht ieberlegt ſich's Dei' Weib doch a biſſel, ob ſie und tut an'n falſchen Eid leiſten. Das andere geht mich niſcht nich an. Ich ſag' Der'ſch, laß los, ich hab' keene Zeit. Ich muß nach Hartau, ich kann nich mehr warten. Siebenhaar kommt wieder.

Siebenhaar: Was iſt denn paſſiert?

Wermelskirch: Ja, mein Gott, ich weiß nicht! Ich weiß gar nicht, was Herr Henſchel will.

Henſchel, fortgeſetzt Walthers Gelenk umklammert haltend: Hanne ſoll kommen, weiter niſcht.

Frau Wermelskirch, zu Siebenhaar: Die Leute trinken ganz ruhig ihr Bier, da kommt Herr Henſchel und fängt hier Streit an, als ob er hier Herr im Hauſe wäre.

Siebenhaar, abwehrend: Pſt, pſt, ſchon gut. Zu Henſchel: Henſchel, was iſt Ihnen denn begegnet?

Henſchel: Herr Siebenhaar, ich kann nich dafier. Ich kann nich dafier, daß das aſo kommt. Da meegen Se denken, was Se woll'n. Ich kann nich dafier, Herr Siebenhaar.

Siebenhaar: Aber Henſchel, was glauben Sie denn von mir, ich kenne Sie doch als ruhigen Mann.

Henſchel: Ich bin ſchonn bei Ihren Herrn Vater geweſt, und wenn's ooch zehntauſendmal aſo ausſieht: ich kann niſcht dafier, wie das aſo kommt. Ich weeß ſelber nich, was ich verbrochen hab'! Ich bin niemals nich keen Krakehler geweſt. Aber jetze iſt's aſo gewor'n. Se kratzen und beißen mich alle mit'nander. Der Mann hat Dinge geſagt uf mei' Weib, die ſoll a beweiſen, ſonſt: gnade Gott!

Siebenhaar: Ach laſſen Sie doch die Leute ſchwatzen!

Henſchel: Beweiſe! Beweiſe! Sonſt gnade Gott!

Walther: — Ich kann's beweiſen, ich wer'ſch beweiſen. Da wer'n er nich viele ſein in der Stube, die das nich wiſſen aſo gutt wie ich. Dei' Weib is eemal uf ſchlechten Wegen. Ich kann niſcht dafier, ich hätt's nich geſagt, aber ſoll ich mich etwa laſſen von Dir ins Geſicht ſchlagen? Ich bin kee' Liegner, ich red immer die Wahrheet. Frag' Du meinswegen, wen De willſt! Frag' a Herr Siebenhaar ufs Gewiſſen. Die Sperlinge ſchrei'n's ja von allen Dächern und noch ganz andre Sachen dazu.

Siebenhaar: Ueberlegen Sie ſich, was Sie reden, Walther!

Walther: A zwingt mich dazu, a ſoll mich losgeben. Weshalb ſoll ich denn leiden fer andre Menſchen?! Sie wiſſen ja alles aſo gutt wie ich. Wie haben Sie mit Henſcheln frieher geſtanden, da er und hatte de erſchte Frau noch! Denken Sie etwa, man weeß das nich? Sie betreten ja ſeine Stube nich mehr.

Siebenhaar: Was wir beide haben, das ſind Privatſachen. Ich verbitte mir jede Einmiſchung.

Walther: Aber, wenn erſcht die Frau ſtirbt und is ganz geſund, und acht Wochen darnach ſtirbt Guſtel auch noch, da ſein das, denk ich, ſchonn mehr wie Privatſachen.

Henſchel: Was? — Hanne ſoll kommen!

Frau Henſchel tritt ſchnell und plötzlich ein, wie ſie von der Arbeit kommt, ſie trocknet ſich die Hände.

Frau Henſchel: Was brillſt 'n aſo?

Henſchel: — 's is gutt, daß De da biſt! — Der Mann hier ſagt ...

Frau Henſchel will fort: Verknuchte Tummheet!

Henſchel: Hier ſollſte bleiben!

Frau Henſchel: — Ihr ſeid woll beſoffen alle mit'nander? Was fällt Euch denn ein? Denkt Ihr, ich wer' Euch an'n Affen abgeben? Sie will fort.

Henſchel: — Hanne, ich rat' Der'ſch. Der Mann hier ſagt ...

Frau Henſchel: O, vor mir mag er ſagen, was er will.

Henſchel: Daß Du mich hinten und vorne betriegſt.

Frau Henſchel: Was? Was? Was? Was?

Henſchel: Ja? Darf a das ooch ſagen? — Und daß mir ..... mei' Weib .....

Frau Henſchel: — Ich? Liegen verdammte! Sie ſchlägt ſich die Schürze vor die Augen und rennt fort. Ab.

Henſchel: Daß ich .... mei' Weib .... daß wir mit'nander .... daß unſer Guſtel .... 's is gutt! 's is gutt! Er läßt Walthers Hand los und läßt röchelnd den Kopf auf den Tiſch ſinken.

Walther: Ich wer' mich hier laſſen zum Liegner machen.

Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt

Das gleiche Zimmer wie in den erſten drei Akten. Es iſt Nacht, ziemlich heller Mondſchein dringt durchs Fenſter. Das Zimmer iſt leer. Seit den Vorgängen im vierten Akt ſind wenige Tage vergangen. In der Kammer wird Licht gemacht; nach einigen Sekunden kommt **Henſchel**, das Licht im Blechleuchter tragend, heraus. Er hat Lederhoſen an, ſeine Füße ſtecken in Schlafſchuhen. Langſam geht er bis an den Tiſch, blickt unſchlüſſig zurück und nach dem Fenſter, ſetzt hierauf das Licht auf den Tiſch und nimmt ſelber am Fenſter Platz. Hier ſtützt er das Kinn in die Hände und blickt in den Mond.

Frau Henſchel, unſichtbar, aus der Kammer, ruft: Mann! Mann! Was machſt'n da draußen? — Immer das Rumgealber dahier. — Sie guckt, ſpärlich angezogen, herein. Wo biſt'n? Komm ſchlafen! 's is nachtſchlafne Zeit! Morgen da kannſte wieder nich fort! Da liegſte wieder da wie a Sack, und im Hofe geht alles drunter und drieber. Sie kommt ganz heraus, ſpärlich angezogen wie ſie iſt, ſtutzig und ängſtlich ſich Henſcheln nähernd. — Was machſt'n Du, hä?

Henſchel: — — Ich?

Frau Henſchel: Was ſitzt'n Du da und ſprichſt kee' Wort?

Henſchel: — Ich ſeh' mer die Wolken an!

Frau Henſchel: Nee, nee, ihr Leute, 's is reen zum verwirrt wer'n. Was hat's denn da oben, mecht ich bloß wiſſen! Mit dem Gewirge jetzt, Nacht fer Nacht. Man hat ja in aller Welt keene Ruhe nich mehr. — Was ſiehſt 'n Du immer? Da red' ock a Wort.

Henſchel: — Da oben ſein ſe.

Frau Henſchel: Du traumſt woll, hå? Du, Willem, wach' uf! Leg' Dich ins Bette und ſchlaf Dich aus! — Da oben ſein Wolken und weiter gar niſcht.

Henſchel: Wer Augen hat, der kann doch auch ſehn —!?

Frau Henſchel: Und wer de verwirrt is, verliert a Verſtand.

Henſchel: Ich bin nich verwirrt.

Frau Henſchel: Das ſag ich ja nich. Aber wenn De's aſo treibſt, kannſte's noch wer'n. Sie fröſtelt, zieht eine Jacke an und ſchürt mit der Feuerkrücke die Aſche im Ofen auf.

Henſchel: Welche Zeit is denn?

Frau Henſchel: A Viertel uf zwee.

Henſchel: — Du haſt ja a Seeger umgehangen. — A hing doch ſonſt immer bei der Tiere.

Frau Henſchel: Was werd bloß Dir alles noch einfallen dahier. A hångt, wo a immer gehangen hat.

Henſchel erhebt ſich: Ich wer' amal 'niedergehn in a Stall.

Frau Henſchel: Ich ſag' Der'ſch, geh ſchlafen; ich mach' ſonſte Lårm. Im Stalle haſt Du jetzt niſchte zu ſuchen. Ins Bette geheerſcht Du 'nein bei der Nacht.

Henſchel bleibt ruhig ſtehen und blickt Hanne an: — Wo is denn Guſtel? —

Frau Henſchel: Was willſt 'n? Die liegt doch im Bette und ſchlåft. Was Du immer mit dem Mådel kommſt! Der geht doch niſcht ab. Ich tu 'r doch niſcht.

Henſchel: Der geht niſcht ab. Die is ſchlafen gegangen. Die hat ſich beizeiten ſchlafen gelegt. — De Guſtel! Berthel meen ich nich.

Frau Henſchel *heult, ſtopft ſich die Schürze in den Mund:* Ich laufe fort, ich bleib' nich mehr hier.

Henſchel: — Geh ſchlafen, geh! Ich komme nach. Das Flennen kann jetze weiter niſcht helfen. Wer ebens dran ſchuld is, das weeß unſer Herrgott. Du kannſt niſcht dafier. Du brauchſt nich zu flenn'n. — Unſer Herrgott und ich: mir beede, mir wiſſen's. *Er ſchließt die Tür ab.*

Frau Henſchel *ſchließt haſtig wieder auf:* Was ſchließt 'n Du zu, ich laß mich nich einſchließen!

Henſchel: — Ich weeß nich, warum ich hab abgeſchloſſen.

Frau Henſchel: De Leute, die haben Dir a Kopp verdreht. Was die Der haben in a Kopp geſetzt, das wer'n die miſſen amal verantworten. Ich hab' Dei' Mädel beſorgt wie mei's. Dadavon wär' ſe gewiß nich geſtorben. Aber Tote kann ich nich uferwecken. Wenn eens ſoll ſterben, da ſtirbt's halt dahier. Da is kee' Halten nicht, da muß a fort. An Guſteln is nie nich viel dran geweſt, das weeßt Du doch grad aſo gutt wie ich. Was fragſt 'n da immer und ſiehſt mich an, wie wenn ich wer weeß was mit 'r gemacht hätte!

Henſchel, *mißtrauiſch fragend:* — Das kann ja auch ſein! Das is ja nich unmeeglich.

Frau Henſchel, *außer ſich:* Das hätt' mir ſoll'n eener ſagen, dazumal, da wär ich doch lieber betteln gegangen.

Nee, nee, ihr Leute, das hätt ich ſoll'n wiſſen. Aſone Sachen muß man ſich anheer'n. Ich wollte ja gehn, wer hielt mich denn, hä? Wer hat mich denn feſte gehalten in dem Hauſe? Ich hab' doch mei' Auskommen immer gefunden. Mir war keene Bange, arbeiten kennt ich. Aber Du haſt doch nich nachgelaſſen. Jetze hab ich's davon! Jetze kann ich's ausbaden.

Henſchel: Kann ſein, 's is wahr, daß Du und mußt's ausbaden; wie's kommt, aſo kommt's! Was will eens da machen. Er ſchließt wiederum die Tür.

Frau Henſchel: Sollſt offen laſſen, Willem! — Sonſt ſchrei ich um Hilfe.

Henſchel: — Pſt, ſei amal ſtille! Haſte's geheert? Draußen im Gange kommt 'was gelaufen. Heerſchte, nu geht's an de Waſſerſtande. Heerſchte's planſchen? Se ſteht und wäſcht ſich.

Frau Henſchel: Du! Mann! Du traumſt! De Stande is hier!

Henſchel: Nu ebens! Ich weeß ſchonn! Mir wer'n ſe niſcht vormachen. Wer's weeß, der weeß's, — haſtig — weiter ſag ich gar niſcht. — Komm, komm, mer gehn ſchlafen. Kommt Zeit, kommt Rat. Während er auf die Kammer zuſchreitet, ſchließt Frau Henſchel die Tür leiſe auf und ſchlüpft ſchnell hinaus. Ab.

Henſchel, indem er vom Rahmen der Kammertür eine Peitſche herabnimmt: Das is ja mei' alter Trieſter Stecken. Wo kommt bloß der alte Stecken her? Den hab ich doch ieber a Jahr nich geſehn. Der is noch zu Mutterſch Zeiten gekooſt. Er horcht. Was meenſt'n? — Gelt! — Nu ganz natierlich! — Niſchte! — Wenn ooch! Warum ooch nich gar! 's is gut! — Ich weeß ſchonn, was ich zu tun hab'! — Ich wer' mich nich ſperr'n! — Das laß ock Du gutt ſein.

Durch die angelehnte Tür iſt **Siebenhaar** eingetreten; durch Geſten bedeutet er dem **Wermelskirch**, welcher ihm folgt, zurückzubleiben, ebenſo der **Frau Henſchel**. Er iſt vollkommen angezogen, nur hat er ſtatt des Kragens ein ſeidenes Tuch um den Hals. Wermelskirch iſt im Schlafrock.

Siebenhaar: Guten Abend, Herr Henſchel! Was? Sind Sie noch wach? Sind Sie nicht wohl, wie? Fehlt Ihnen 'was?

Henſchel, nachdem er ihn einen Augenblick verdutzt angeſehen, einfach: Ich kann halt nich ſchlafen! Ich hab' gar keen'n Schlaf! Ich mechte 'was einnehmen, wenn ich 'was wißte. Ich weeß nich, wie's kommt. Weeß Gott, wie das zugeht.

Siebenhaar: Ich will Ihnen 'was ſagen, alter Freund: legen Sie ſich jetzt ruhig zu Bett, und morgen beizeiten ſchick ich den Doktor. Sie müſſen jetzt wirklich was Ernſtliches tun.

Henſchel: Kee' Dukter wird mer woll nich kenn'n helfen.

Siebenhaar: Das ſagen Sie nicht, das woll'n wir 'mal ſeh'n. Der Doktor Richter verſteht ſeine Sache. Meine Frau hat wochenlang nicht geſchlafen, der Kopf tat ihr zum zerſpringen weh. Am Mittwoch hat ſie ein Pulver genommen, jetzt ſchläft ſie die ganze Nacht wie tot.

Henſchel: Ju ju, nee nee, 's kann immer ſein! Mir wär's ſchonn recht, wenn ich ſchlafen kennte. — Js de Madam etwa richtig krank?

Siebenhaar: Ach, wir ſind alle nicht recht auf dem Damme. Wenn erſt der Montag vorüber iſt, dann wird ſich ja alles wieder machen.

Henſchel: Se haben woll Montag die Jebergabe?

Siebenhaar: Ja, hoffentlich ſind wir bis Montag ſoweit. Einſtweilen häuft ſich die Arbeit ſo, mit ſchreiben und Inventarium aufnehmen, ich komme kaum aus den Kleidern heraus. Hören Sie, gehen Sie ſchlafen, Henſchel. Den einen drückt's da, den andern hier. Das Leben iſt keine Spielerei, wir müſſen alle ſehn, wie wir zurecht kommen. Und wenn Ihnen manches durch den Kopf geht: nehmen Sie ſich's nicht ſo zu Herzen.

Henſchel: Haben Se ſcheen'n Dank, Herr Siebenhaar, und niſcht fier ungutt, mecht ich gebeten haben. Leben Sie vielmal geſund mit der Frau!

Siebenhaar: Wir ſehen uns ja morgen noch wieder, Henſchel. Zu danken haben Sie mir für gar nichts. Wir haben uns manchen Dienſt getan, ſolange wir Hausgenoſſen ſind. Das hebt ſich auf, da iſt nichts zu ſagen; wir waren Freunde, und, denk ich, wir bleiben's.

Henſchel tut ſtumm einige Schritte bis in die Nähe des Fenſters, durch das er hinausblickt: — — — — Das ſein ebens aſo Sachen dahier! De Zeiten bleiben halt eemal nich ſtehn. Daß Karlchen und hat uns nie mehr beſucht — — — Man kann ja niſcht ſagen: Se mochten ja recht haben. Niſcht gutes hätte der Junge nich lern' kenn'n. Frieher da ſah das ja anderſch aus.

Siebenhaar: Henſchel, jetzt weiß ich nicht, was Sie meinen.

Henſchel: — Sie haben doch de Stube auch nich betreten .... Dreiviertel Jahre kann das gutt her ſein.

Siebenhaar: Ich hatte eben zu viel im Kopfe.

Henſchel: Da ſein Se frieher erſcht recht gekommen. Nee, nee, ich weeß, und Sie haben auch recht. De Leute haben alle mit'nander recht. Ich kann mit mir keen'n Staat nich mehr machen.

Siebenhaar: Henſchel, ruhen Sie ſich jetzt aus.

Henſchel: Nee, nee, mir kenn'n ja a biſſel davon reden. Sehn Se, ich bin ja an allen ſchuld; ich weeß, daß ich ſchuld bin, nu gutt damit. Aber eh ich das machte mit der Frau, ich meene, eh ich die Hanne nahm, da fing das ſchonn an und wurde mit ſachten .... aſo mit ſachten ging's halt bergab. A Fiſchbeenſtecken, der brach mer entzwee. Hernach, daß weeß ich noch ganz genau, da ieberfuhr ich mer doch mein'n Hund. 's war der beſte Spitz, den ich hatte. Dann fielen mer hintereinander drei Ferde, das ſcheene Hengſtpferd fer dreihundert Taler. Hernach, zum letzten, da ſtarb mer mei' Weib. Ich hab's woll gemerkt in mein'n Gedanken, daß das und war uf mich abgeſehen. Da aber mei' Weib und war gegangen, da hatt ich woll auch an'n Augenblick, daß ich und dachte, nu werd's woll genug ſein. Nu kann a mer nich mehr viel nehmen dahier. Sehn Se's, er hat's doch fertig gebracht. — Von Guſteln will ich ja gar nich reden. Verliert ma' a Weib, verliert ma' a Kind. Aber nee: ane Schlinge ward mir gelegt, und in die Schlinge da trat ich halt 'nein.

Siebenhaar: Wer hat Ihnen denn eine Schlinge gelegt?

Henſchel: — — Kann ſein, der Teifel, kann ſein, a andrer. Erwirgen muß ich, das is gewiß. — *Pauſe.*

Siebenhaar: Das iſt eine unglückſelige Idee . . . .

Henſchel: Nee, nee, ich ſtreit' ja das gar nich amal! Schlecht bin ich gewor'n, bloß ich kann niſcht dafier. Ich bin ebens halt aſo 'neingetapert. Meinswegen kann ich auch ſchuld ſein. Wer weeß's!? Ich hätte ja beſſer kenn'n Obacht geben. Der Teifel is eben gewitzter wie ich. Ich bin halt bloß immer grad'aus gegangen.

Siebenhaar: Henſchel, Sie ſind Ihr eigner Feind! Sie ſchlagen ſich da mit Phantomen herum, die nie und nirgendwo exiſtieren. Der Teufel hat Ihnen gar nichts getan. Sie ſind auch in keine Schlinge getreten. Es erwürgt Sie auch niemand. Das iſt alles Unſinn! Gefährliche Einbildungen ſind das.

Henſchel: Mer wer'n 's ja ſehn; mer kenn'n 's ja abwarten.

Siebenhaar: Sagen Sie mir 'mal 'was Beſtimmtes. Sie werden ſehen, da wiſſen Sie nichts. Sie ſind weder ſchlecht oder wie Sie ſagen, noch haben Sie irgend eine Schuld.

Henſchel: Das weeß ich beſſer.

Siebenhaar: Nu was denn für eine?

Henſchel: — Hier ſtand a Bette, da lag ſe doch drinne, da hab ich 'r doch's Verſprechen gegeben. Ich hab's 'r gegeben, und ich hab's 'r gebrochen.

Siebenhaar: Was für ein Verſprechen?

Henſchel: Sie wiſſen's ja! — — — Das hab ich gebrochen — da hatt ich verwonnen. Da war ich fertig. Da hatt ich verſpielt. — — — — — Und ſehn Se's: jetzt kann ſe die Ruhe nich finden.

Siebenhaar: Sie ſprechen von Ihrer verſterb'nen Frau?

Henſchel: Ju, ju, von derſelbigen ſprech ich ebens. — Se kann keene Ruhe nich finden im Grabe. Sie kommt und geht und hat keene Ruhe. — — — — Ich ſtriegle de Ferde, da ſteht ſie da. — Ich nehm' mer a Sieb vom Futterkaſten, da ſeh ich ſie hinter der Tiere ſitzen. — Ich will ins Bette gehn, in de Kammer, da liegt ſe drinne und ſieht mich an. — Se hat mer a Seeger umgehangen, ſe kloppt an de Wand, ſe kratzt an de Scheiben. — Sie legt mer a Finger uf de Bruſt, da will ich erſticken, da muß ich nach Luft ſchnappen. Nee, nee, ich wer's wiſſen. Aſone Geſchichten, die muß man durchmachen, eh' man ſe kennt. Erzählen kann man die eemal nich. Ich hab' 'was durchgemacht, kenn' Se mer glooben.

Siebenhaar: Henſchel, mein allerletztes Wort. Raffen Sie ſich von Grund aus zuſammen; ſtellen Sie ſich auf beide Beine. Gehn Sie und fragen Sie einen Arzt. Denken Sie ſich: ich bin krank, ich bin ſehr krank, aber jagen Sie dieſe Geſpenſter fort. Das ſind Hirngeſpinſte, ſind Phantaſien.

Henſchel: Aſo ſagten Sie dazumal woll auch. Aſo oder ähnlich haben Se geſprochen.

Siebenhaar: Kann ſein, und ich ſtehe auch ein dafür. Was Sie damals getan haben mit der Heirat, das war Ihr gutes, vollkomm'nes Recht. Von Sünde und Schuld iſt da gar nicht die Rede. Wermelskirch tritt vor.

Wermelskirch: Henſchel, kommen Sie mit zu mir. Wir zünden das Gas an und ſpielen Karten. Wir trinken Bier oder was Sie wollen und rauchen unſere Pfeife dazu. Da ſollen die Geiſter doch 'mal ankommen. Zwei Stunden, da haben wir hellen Tag, dann trinken wir Kaffee und fahren ſpazieren. Das müßte doch mit dem Deibel zugehen, Sie müſſen doch wieder der alte werden.

Henſchel: 's kann ja ſein. Mer kenn's ja verſuchen.

Wermelskirch: Na alſo, los!

Henſchel: — Zu Ihn' komm ich nich mehr.

Wermelskirch: Ih was, die alberne Sache von neulich! Das war ja bloß alles Mißverſtändnis! Das hat ſich ja alles aufgeklärt. Ich laſſe den Hauffe erſt gar nicht mehr 'rein. Der Kerl iſt ja wirklich immer beſoffen. In der Hitze wird 'mal 'n Wort geredet. Zum einen Ohr 'rein, zum andern 'raus. So muß man's machen, ſo mach ich's immer.

Henſchel: Das wär auch's Beſte. Sie haben auch recht. Aber nee — in de Schenkſtube komm ich nich mehr. Ich wer' viel 'rumreeſen, denk ich, vielleicht. Ieberall wer'n ſe mer woll nich nachkommen. Jetzt ſchlaft geſund! Jetzt ſchläfert mich auch.

Siebenhaar: Wie wär's, Henſchel, kommen Sie 'rauf zu mir. Bei mir iſt noch Licht, im Bureau iſt geheizt, da machen wir unſer Spiel zu dreien, ich würde mich doch ſonſt kaum ſchlafen legen.

Henſchel: Ja, ja, das kennten mir machen mit'nander. Ich hab' ja ſchon lange nicht Karten geſpielt.

Frau Henſchel: Ja, ja, geh 'nuf; Du kannſt doch nich ſchlafen.

Henſchel: Ich geh' nich, haſte's verſtanden dahier?

Frau Henſchel: Nu wenn De halt hier bleibſt, dann geh ebens ich. Wer weeß, was Du alles noch anſtellſt de Nacht. Du fängſt wieder an mit a Meſſern zu ſpiel'n. Ja, ja, das hat er geſtern gemacht. Da is man ja ſeines Lebens nich ſicher.

Henſchel: Das ſollte mer einfallen, da 'nuf ſollt ich gehn! A hat mer's geraten, was ich gemacht hab', dann war er der erſchte, der mich veracht't hat.

Siebenhaar: Henſchel, ich habe Sie niemals verachtet. Sie ſind ein Ehrenmann durch und durch, reden Sie ſich keine Torheiten ein. Gewiſſe Schickſale treffen den Menſchen. Da hat man zu tragen, das iſt nicht leicht. Krank ſind Sie geworden, brav ſind Sie geblieben, und dafür leg ich die Hand ins Feuer.

Henſchel: Das mechte wahr ſein, Herr Siebenhaar! — 's is gutt, mer woll'n von 'was anderm ſprechen. Sie kenn'n niſcht dafier, das ſag ich ja immer. Der Schwager, den kann ich auch nich verdammen. A werd woll wiſſen, woher er's hat. Se geht ebens 'rum bei a Leuten und ſagt's 'nen. Die is ieberall, bald hier, bald da. Beim Bruder werd ſe ja auch geweſt ſein.

Wermelskirch: Wer ſoll denn 'rumgehen bei den Leuten? Da denkt keine Menſchenſeele dran. Die ganze Geſchichte von neulich, Henſchel, die haben die Leute längſt vergeſſen.

Henſchel: 's bleibt uf mir ſitzen, man dreht's, wie man will. Die werd's ſchon wiſſen, wie ſe's ſoll anfangen. Die is ieberall, die werd's 'nen ſchonn einreden. Und wenn's flugs die Leute und täten's verſchweigen und wär'n nich wie Hunde hinter mir her: 's kann eemal niſcht helfen, 's bleibt uf mir ſitzen.

Siebenhaar: Henſchel, wir gehen nicht eher fort, Sie müſſen ſich das aus dem Sinn ſchlagen. Sie müſſen ſich ganz vollkommen beruhigen.

Henſchel: Ich bin ja verninftig, ich bin ganz ruhig.

Siebenhaar: Nun ſchön, wir wollen 'mal offen ſein. Sie ſehen jetzt, wie Ihre Frau bereut. Der Kellner iſt fort, über alle Berge, den kriegen Sie niemals mehr zu ſehen. Jeder kann ſtraucheln, er ſei, wer er wolle. Jetzt reichen Sie ſich ganz einfach die Hände. Begraben Sie, was zu begraben iſt, und machen Sie einfach Frieden mit'nander.

Henſchel: Ich brauche keen'n Frieden weiter zu machen. — Zu Hanne: — Derwegen, de Hand, die kann ich Der geben. Daß Du und haſt an'n Fehltritt begangen das mag unſer Herrgott richten dahier. Ich will Dich weiter da nich verdammen. — Wenn man bloß .... ich meene mit Guſteln .... wenn man und wißte da 'was Beſtimmtes!

Frau Henſchel: Ihr kennt mich erſchlagen uf der Stelle, meinswegen. Tot will ich ſein im Augenblick, wenn ich hab' Guſteln ums Leben gebracht.

Henſchel: Das ſag ich ja ebens: 's bleibt uf mir ſitzen! — Na, morgen kenn' mer ja weiter reden. Eh' mer da wer'n haben ausgered't, da werd woll noch mancher Troppen ins Meer laufen.

Wermelskirch: Machen Sie ſich 'n gemütliches Feuer und brauen Sie ſich einen heißen Kaffee. Nach dem Regen kommt immer der Sonnenſchein. Zwiſchen Eheleuten iſt das nicht anders. Ohne Gewitter kein Eheſtand. Aber nach dem Gewitter da wächſt's um ſo beſſer. Die Hauptſache iſt: ſu, ſu, ſu, ſu. — Er macht die Geſte, als ob er ein Kindchen auf dem Arm wiege. — So 'was muß ſein. Das müßt Ihr Euch anſchaffen. Jovial Henſcheln die Schulter klopfend: Der Alte mag eemal das Kroppzeug gern. Tut's halt zuſammen und kauft Euch ſo'n Spielzeug. Potz Blitz, Henſchel-Wilhelm! Das wär' doch der Deifel! Ein Hüne wie Sie, nichts leichter als das. Gut' Nacht mit'nander!

Siebenhaar: Es ändert ſich alles, nur immer Mut!

Wermelskirch: Nur immer kalt Blut und warm angezogen! Siebenhaar und Wermelskirch ab. Henſchel geht langſam nach der Tür und will wiederum zuſchließen.

Frau Henſchel: Sollſt offen laſſen.

Henſchel: Meinswegen auch. — Was machſt 'n da?

Frau Henſchel, die aufrecht vor dem Ofenloch ſteht, ſo wie ſie eben haſtig emporgefahren iſt: Du ſiehſt's ja: Feuer!

Henſchel, nachdem er ſich ſchwerfällig an den Tiſch geſetzt hat: — — Ver mir zind' auch de Lampe an! — Er zieht den Tiſchſchub auf.

Frau Henſchel: Was ſuchſt 'n Du?

Henſchel: Niſchte!

Frau Henſchel: Da kannſt a doch 'neinſchieben. — Sie geht hin und ſchiebt den Schub zu. Berthel ſoll woll davon noch ufwachen? — Pauſe.

Henſchel: Am Montag geht a. Da ſein mer alleene.

Frau Henſchel: Wer geht'n am Montag?

Henſchel: Halt Siebenhaar. Wer weeß, wie das ſein wird mit dem neuen.

Frau Henſchel: Der neue is reich, der werd Dich nich anpumpen.

Henſchel: — Hanne, eener von uns muß weichen! — Von uns zwee beeden. Ja, ja, 's is wahr. Du kannſt mich anſehn. Das is nich anderſch.

Frau Henſchel: Fort ſoll ich gehn? Fort willſt Du mich jagen?

Henſchel: Das werd ſich erſcht zeigen, wer da werd gehn miſſen. Kann ſein, ich muß, kann ſein, auch Du. — Wenn ich tät' gehn ...... Das weeß ich alleene: Dir werd deswegen nich bange werden. Du verſorgſt ja's Fuhrweſen wie a Mann. — Aber wie geſagt: uf mich kommt's nich an.

Frau Henſchel: Wenn eener gehn muß, da geh' halt ich. Ich bin derwegen noch kräftig genug. Da mach ich mich fort, da ſieht mich kee' Menſch mehr! Die Ferde, die Wagen, die Sachen ſein Deine. Du kannſt aus der Väterei doch nich 'rausgehn. Da geh ebens ich, und hernach is alle.

Henſchel: Das is nich geſagt; immer eens nach'n andern.

Frau Henſchel: Kee' langes Gemähre. Was aus is, is aus.

Henſchel, *indem er ſich ſchwerfällig erhebt und nach der Kammer geht:* Und Berthel? Was ſoll aus dem Mädel denn wer'n?

Frau Henſchel: Die muß zu Vatern, 'nieber nach Quolsdorf.

Henſchel, *ſchon in der Kammertür:* Laß gutt ſein, morgen is auch noch a Tag. 's ändert ſich alles, ſagt Siebenhaar. *Schon in der Kammer:* Morgen hat alles a ander Geſichte. *Pauſe.*

Henſchel, *unſichtbar:* Berthel ſchwitzt wieder ieber und ieber.

Frau Henſchel: Die kann a biſſel ſchwitzen, das ſchad't 'r niſchte. Mir laufen de Troppen auch ieber a Hals. Aſo a Leben — *ſie öffnet ein Fenſter* — da lieber gar keens.

Henſchel: Was red'ſt 'n Du noch? Ich kann niſcht verſtehn.

Frau Henſchel: Leg' Dich ufs Ohr und laß mich zufriede.

Henſchel: Kommſt Du nich auch?

Frau Henſchel: Jetze wird's ja Tag. Sie zieht die Uhr auf.

Henſchel: Wer zieht denn de Uhr uf?

Frau Henſchel: Du ſollſt jetzt Dei' Maul halten! wenn Berthel ufwacht, da haben mer 's wieder. Da brillt ſe doch wieder an' halbe Stunde. — Sie läßt ſich am Tiſch nieder, beide Ellbogen aufſtützend. Am beſten wär'ſch, man ging uf und davon. — — **Siebenhaar** guckt herein.

Siebenhaar: Ich komme nochmal. Iſt Ihr Mann jetzt ruhig?

Frau Henſchel: Ja, ja, a hat ſich ſchlafen gelegt. Sie ruft: Mann! — Willem!

Siebenhaar: Pſt! Henſcheln, danken Sie Ihrem Herrgott! Machen Sie auch, daß Sie ſchlafen kommen! Ab

Frau Henſchel: — Was bleibt een' denn iebrig! Ich wer's halt verſuchen. Bis an die Kammertür gelangt, ſteht ſie ſtill, gleichſam gebannt, und horcht. Willem! Mann! Du kannſt doch antworten! — — — — Lauter, ängſtlicher: Willem! Du ſollſt mich nich wieder erſchrecken! Du denkſt woll, ich weeß nich, daß Du noch wachſt! — Immer ängſtlicher: Mann! Ich ſag' Der'ſch .... Berthel iſt aufgewacht und fängt an zu weinen. Berthel, jetzt ſieh, daß De ſtille biſt! Mädel, ich weeß nich, was ſonſte paſſiert. — Faſt ſchreiend: Willem, Willem! — **Siebenhaar** blickt wieder herein.

Siebenhaar: Frau Henſchel, was iſt denn?

Frau Henſchel: Ich ſchrei immerzu und a gibt keene Antwort.

Siebenhaar: Sie ſind wohl verrückt? Was machen Sie denn!?

Frau Henſchel: 's is aſo ſtille! 's is 'was paſſiert!

Siebenhaar: Was? — — — — Er nimmt das Licht und tritt in die Kammertür. Henſchel, ſind Sie ſchon eingeſchlafen? — Er geht hinein. — Pauſe.

Frau Henſchel, ohne ſich hinein zu getrauen: Was hat's denn? — Was hat's denn? — Was geht denn vor? — Wermelskirch blickt herein.

Wermelskirch: Wer iſt denn drin?

Frau Henſchel: Herr Siebenhaar. — 's is aſo ſtille, 's antwort' kee' Menſch. — — —

Siebenhaar, eilig, totenblaß, kommt wieder, Bertha auf dem Arm: Frau Henſchel, nehmen Sie ſich das Kind und gehen Sie rauf zu meiner Frau!

Frau Henſchel, ſchon mit dem Kinde auf dem Arm: Um Gottes Willen, was is denn paſſiert?

Siebenhaar: Das erfahren Sie ſchon noch zeitig genug.

Frau Henſchel, mit erſt zurückgehaltenem, dann hervorbrechendem Schrei: Ihr Leute, der hat ſich 'was angetan. Ab mit dem Kinde.

Wermelskirch: Den Doktor?

Siebenhaar: Zu ſpät! Der kann nichts mehr helfen.

Der Vorhang fällt.

Gerhart Hauptmann

Geſammelte Werke

in zwölf Bänden

Vierter Band

S. Fiſcher, Verlag
Berlin 1922

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript
Copyright 1922 by S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Inhalt

Schluck und Jau 1

Michael Kramer 135

Der rote Hahn 251

Der arme Heinrich 329

Schluck und Jau

Ein Scherzſpiel

in ſechs Vorgängen

Schlau: Was? Iſt es Tiſchzeug?
Page: 's iſt 'ne Art Hiſtorie.
Schlau: Nun gut, wir wollen's ſehn. Kommt, Madam Frau, ſetzt Euch an meine Seite und laßt der Welt ihren Lauf, wir werden nicht wieder jünger.

Shakeſpeare,
Der Widerſpenſtigen Zähmung, Vorſpiel.

Dramatis personae

Jon Rand
Karl
Malmſtein
Sidſelill
Frau Adeluz
Jau
Schluck
Hadit
Der Haushofmeiſter
Der Narr
Der Pelzhändler

Hoffräulein, Mägde, Jäger, Muſikanten, Diener
und allerlei Hofbeamte.

Prolog

Der Prologſprecher, ein Jäger mit dem Hüfthorn, tritt, durch eine geteilte Gardine aus grünem Tuch, gleichſam vor die Jagdgeſellſchaft, der man, wie angenommen iſt, im Bankett-Saal eines Jagdſchloſſes das nachfolgende Stück vorſpielt:

Dem Jagdherrn mach ich meine Reverenz
und allen werten Gäſten dieſes Schloſſes,
die Sankt Huberto, ihrem Schutzpatron,
mit Leib und Seel ergeben ſind, wie wir.
Verblaſen iſt die Jagd. Die frohe Luſt
des Herbſtes geht zu Ende wiederum.
'ne dünne Glasſchicht überdeckt den Weiher.
Der friſche Laut der Bracken iſt verſtummt;
die rote Meute und die fahle Meute,
zuſamt der weißen, liegen in den Zwingern:
die Hunde träumen oder lecken ſich
die friſch genähten Wunden, die der Keiler
mit ſchweißigen Gewehren ihnen ſchlug.
Wir haben Hirſche, Dachſe, Lüre, Füchſe
erlegt; Rebhuhn, Faſan und Krammetsvogel
hängen an langen Schnüren aufgereiht im Keller;
und Meiſter Lampe, der ſein Lebenlang
nie anders als zu ebner Erde reiſte:
er baumelt oben unter Türmers Fenſtern —
wie er hinauf kam, weiß der liebe Gott.
Die Jagd iſt aus, das frohe Mahl zu Ende,
verſchollen iſt das letzte Halali,

und morgen mit dem Frühſten wird dies Haus
von Gäſten leer. Dann wird's verlaſſen liegen
und ſeine roten Türmchen einſam heben
über das Wipfelmeer, das endlos weite;
und dieſe Räume werden nichts vernehmen,
als Waldesrauſchen — nachts des Uhus Wimmern —
den Schrei des Buſſards und das Flügelklatſchen
der Tauben unſres alten Kaſtellans. —
Laßt, werte Jäger, freundlich Euch gefallen,
daß ſich zuweilen dieſer Vorhang öffnet
und etwas Euch enthüllt — und dann ſich ſchließt.
Laßt Euer Auge flüchtig drüber gleiten,
wenn Ihr nicht lieber in den Becher blickt,
und nehmt dies derbe Stücklein nicht für mehr,
als einer unbeſorgten Laune Kind.

Erſter Vorgang

Grüner Plan vor dem hohen, eiſernen Gittertore eines Jagdſchloſſes im Walde. Man überblickt durch das Tor den altertümlichen Schloßhof. Jau hockt am Rande des Vorplanes, heftig ſchreiend und geſtikulierend. Er iſt betrunken. Schluck iſt ängſtlich um Jau bemüht. Er iſt weniger betrunken. Schluck hat ſeinen Bettelſack abgeſtellt. Jau führt eine Zigarrenkiſte am Riemen bei ſich, mit gefüllten Pfeffermünzſchächtelchen. Aus weiter Ferne nähert ſich Jagdhörnerſchall.

Jau:

Zingerla, Zingerla, Zingerla, Zingerla. Halt, Zingerla, uſgepåßt,*) Zingerla. Aſu kumma mir nich zupaſſe mit'nander. Ee' Faſſerminzkichla! zwee Faſſerminzkichla! drei Faſſerminzkichla! dås ſein ees, zwee, drei Faſſerminzkichla. Nu? håb ich ni recht? Dreimål ees iſt drei! dreimål drei iſt neune! Åbgemacht, åbgemacht, Sela. Gleebſte's nu, Zingerla?

Schluck:

Nee, ſieh ock, ſieh ock, recht huſte ſchonn, åber gib amål obacht: — Luß gutt ſein, luß gutt ſein! Ee' Faſſerminzkichla! zwee Faſſerminzkichla! und dås ſein achte und zwee ſein zahne, und zahne, dås is ane grade Zahl. Nee, ſprich ock ni erſchte! ſchåd'n ju niſcht. Ich geh' ſchonn und hull a. A Viertelsquårt.

Jau:

Ee' Faſſerminzkichla! zwee Faſſerminzkichla! und dreie ſein neune und ſechſe ſein viere, und wenn De ni gleich uf der Stelle gehſt, då mach ich Dir Beene, Jingla, verſtanda?

---

*) å: bald mehr wie o, bald mehr wie a lautend.

Schluck:

Nee, bis ock Du ſtille, ich geh' ja ſchonn.

Jau:

A Viertelsquårt und glei' uf d'r Stelle. Ee' Fafferminzkichla! zwee Fafferminzkichla! — und wenn De und ſtehſt noch amål bei me'm Weibe, und ſtehſt bei me'm Weibe, wenn ich ni då bin, und kommſt zu me'm Weibe, wenn ich ni derheeme bin, und leiſt bei me'm Weibe, wenn ich ni derheeme bin, då ſchmeiß ich Dich heilig de Stiege 'nunder!

Schluck:

Um Gottes wille, wås ſchreiſt 'n aſo?

Jau:

Ich kånn ſchrei'n, wenn ich will, ich kånn ſchrei'n, wie zwee Uchſa. War's heert, der heert's. Geh, hol' a Quårt, geh' 'nei' und hull's. — — — — Wie? Wås? Huſte de Hoſa vul? Jingerla, ſå' ich Dir bloßich! Mach', ſå' ich Dir bloßich.

Schluck:

Ich wer' halt keen'n kriegen, denk ich mir halt.

Jau:

Schnåps will ich hån! Branntwein will ich hån! Und wenn ich's Lader verſaufa ſol! — und wenn ich mei' Häusla verſaufa ſol! — und wenn ich mei' Weib verſaufa ſol! — und wenn ich meine ſieba Kinder verſaufa ſol! —

und wenn ich mei' Bette verſaufa ſol! — und wenn ich a Nachttoop verſaufa ſol ....

Schluck:

Du! Jau! Due! heer' amål druf! Du! Bin ich Dei' Freind? Ju? Wås? Bis ock Du ſtille, ich war Dir een'n hol'n, ock bis ock Du ſtille! Die denka ju ſonſte, mir hån een'n ſitza.

Jau, lallt:

Ee' Fafferminzkichla! zwee Fafferminzkichla!

Schluck:

's kumma ju Leute, ſchlåf Du ock ni ein.

Ein Jagdzug geht vorüber. Voran ein Jäger, der einen erlegten Fuchs trägt, dann ſolgt die Meute der Jagdhunde. Hierauf Jäger, die in die Hüfthörner blaſen. Danach Jon Rand, begleitet von Karl. Den Beſchluß bildet Malmſtein mit dem übrigen Teile der Jagdgeſellſchaft.

Jon Rand:

Die Fährte war verkühlt, ich ſag es Dir,
die Fährte war verkühlt.

Karl:

Ei! und die Elſter?
nahm er die Elſter an, Dein wackrer Hund?

Jon Rand:

Wer ſchießt denn Elſtern?

Karl:

Ich!

Jon Rand:

Ja, freilich, Du!

Du biſt nicht wähleriſch, doch Waldines Naſe
iſt wähleriſch: wähleriſch wie 'nes Gourmands Zunge,
und wähleriſcher, und ihr widerſteht
ein ſo unſauberes Wild. Die Elſter ſtinkt.

Er bemerkt Schluck, um Jau bemüht, unterbricht ſich und fragt:

Wie heißt Du, Kerl?

Schluck:

Schluck!

Jon Rand:

Und was treibſt Du hier?

Schluck:

Ach, gnädiger Herr, ſehn Se: wenn S'es nich wollten iebel nehm', ſehn Se: ich tu' mich um einen Freind bemiehn, ſehn Se, dem is 'was zugeſtoßen.

Karl:

Es ſtößt ihm ſogar auf, ab und zu.

Schluck:

Sehn Se: mir ſind arm, gnädiger Herr! mir ſind ſehr arme Leute, gnädiger Herr! aufrichtig geſprochen, beſter Herr.

Jon Rand:

Was für ein Leiden hat denn der Mann?

Schluck:

De fallende Sucht, ſehn Se, aufrichtig geſprochen, beſter Herr! Der Mann hat de fallende Sucht. Sehn Se, mir ſind arme Leute, und da kommt eben mancherlei Krankheit, liebſter Herr.

Jon Rand:

Die fallende Sucht? Was iſt das für eine Krankheit, ſag' Er doch 'mal —?

Schluck:

Das weiß ich nicht, beſter Herr! aufrichtig geſprochen.

Jon Rand:

Na alſo! Der Kerl iſt einfach betrunken.

Schluck:

Auch, beſter Herr! Gewiß und gewißlich, beſter Herr! Aber ſehn Se: der trinkt aus Marter und Sorgen, verſtehn Se. Mir armen Leute, mir trinken aus Sorgen, bei Gott, nicht aus Ibermutt, gnädiger Herr!

Jon Rand:

Was hat Er denn dort an der rechten Hand?

Schluck:

Ein Schwefelhelzel.

Jon Rand:

Das mein' ich nicht.

Schluck:

Ein Schwefelhelzel, wahrhaftigen Gott! Aber ſehn Se, verſtehn Se, aufrichtig geſprochen: ich bin etwas ſchwindlig im Kopf, beſter Herr. Sehn Se, ich hab eine Frau, die wäſcht Wäſche ... mir gewehnlichen Leute ſprechen halt: Weib. Sie werden entſchuldigen, wenn ich ſo ſpreche. Ich verſteh's ebens nicht ſo gutt, beſter Herr!

Jon Rand:

Er hat doch ein Armband am Handgelenk.

Schluck:

Das iſt mei' Geſchäfte, das muß ich tragen. Das trag ich gegen die fliegende Gicht, und ſehn Se: mei' Weib, die hat eine Schweſter, die hat einen Mann, der hat einen Bruder, und ſehn Se: das is er, mein beſter Herr.

Jon Rand:

Ein ſonderbarer Kauz. Ich hätte Luſt,
ihn mir bei Lichte näher zu betrachten.

Malmſtein:

Kennt Ihr den andern, Herr? Sein Nam' iſt Jau,
ein höchſt verſchraubter Kopf und toller Narr.

Jon Rand:

Spitzbuben! Tagediebe! Lumpenpack!
was treibt Ihr im Bereiche meines Schloſſes?
das, weit genug, mich dünkt, abſeits vom Wege,
doch wahrlich keiner Branntweinſchenke gleicht.
Iſt nicht die breite Heerſtraß' breit genug?
Landſtreicher! trunk'ne Buben! müßt Ihr denn
zu meinen Tulpenbeeten ſchleppen Euren Rauſch
und Eure wüſten, vollen Leiber werfen
in Sidſelills Gärten, die ſo lieblich blühn?
Wer bin ich, Menſch?

Schluck:

Ach, beſter Herr! ſehn Se, ich will Ihn' durchaus nicht zu nahe treten. Sehn Se, das merk ich ſchon, daß Se ein großer Herr ſind, aufrichtig geſtanden, aber ſehn Se: ich bin Ihn' wahrhaftigen Gott kein Dieb. Ich bin Ihn' zu Hauſe bei Grafen und Firſchten, da ſuch ich alte Gewebe, die kauf ich. Wenn Se einen alten, abgelegten Trauring haben, den kauf ich. Wenn Se alte Minzen haben, oder alte Ketten, oder alte Schweinszähne, oder alte Korallen, oder ein altes Richtſchwert, oder altes Geſchirr, oder einen alten Heiligenknochen, oder ein Paar alte juchtenlederne Stiefel, ſehn Se, das kauf ich alles. Ich bin im Beſitze von vielen Kinſten. Ich bin ſehr kinſtlich. Ich bin von Mutterleibe an ſehr kinſtlich geboren. Ich gehe von Ort zu Ort, und wo ich hinkomme, ſehn Se, da wundern ſich alle, wie kinſtlich ich bin.

Jon Rand:

Hanswurſt! Laß Dich von Beelzebub belohnen
für dieſen dummen Schwall törichter Worte.
Pack' Dich aus meinen Augen, trunk'ner Wicht!
und den Kumpan ins Stockhaus, in den Block!
Ihr, Seneſchall, ſorgt künftig mir dafür,
daß, wenn ich von der Jagd mit Gäſten kehre,
mir trunk'nes Fleiſch die Wege nicht verſperrt,
ſonſt, beim lebendigen Gott, befehl ich Euch,
die Koppel los, und was hernach geſchieht,
iſt meine Sache nicht.

Karl:

Jon Rand, Jon Rand!
Laß ſie doch braten, ſteck' ſie an den Spieß!
Ich weiß Dir beſſ'ren Rat, weit beſſ'ren, Jon,
bei meiner Stute Zitzen ſchwör ich's Dir,
als daß Du wild tuſt wie ein Puter, Jon.

Jon Rand:

Halt Deinen Schnabel, Karl!

Karl:

Den Rand, Jon Rand!

Jon Rand:

Dies traf den Rand; triff, lieber Karl, ins Schwarze.

Karl:

Ei, Deine Hirſche ſind wie Kühe, Jon,
ein blinder Knecht erſchlägt ſie mit dem Knüppel:
fehlen iſt leichter, Jon, als treffen, Jon.

Jon Rand:

Was macht Er dort, der Bruder Lüderlich?

Schluck, um Jau bemüht:

Sehn Se, gnädigſter Herr! ich bin Ihn' verantwortlich. Sehn Se: mir fehlt bloß die Kraft, Kraft und Stärke fehlt mir. Kennt' ich den Mann uf meinen Puckel heben, ſehn Se, das iſt meine Pflicht. Ich bin Ihn' ein ehrlicher Menſch, und Jau iſt Ihn' ein ehrlicher Menſch. Auch ehrliche Menſchen betrinken ſich, ſehn Se! Ich bin Ihn' verantwortlich, aufrichtig geſtanden.

Jau ſingt im Schlaf:

Und als das Haus gebauet war,
legt' er ſich nieder und ſchlief.
Da kam des jungen Markgrafen Weib,
die ſtellt' ſich vor ihn hin.

Jon Rand:

Ins Stockhaus! in den Block! noch einmal ſag ich's.

Dort mag er buhlen mit des Markgrafs Weib
im branntweindunſtigen Traum. Und fort mit ihm.
Was mühſt Du Dich um dieſen toten Schlauch?
Laß Deiner Sinne ſchwaches Grubenlicht
den Weg Dir heimwärts weiſen. Lege Dich
zu Deiner waſchblauduftigen Fee ins Bett
und ſprich ein Stoßgebetlein oder zwei
zum Dank für Prügel, denen Du entgangen.

Schluck:

Gnädigſter Herr, ſehn Se, ich ſchwitze Ihn' Angſtſchweiß, gnädigſter Herr! Wenn ich Ihn' kennte mit irgendwas dienſtlich zu Willen ſein, da würde ich Ihnen die Bitte vortragen: ſetzen Se mich ins Stockhaus, aber ſchicken Se den nach Hauſe. Mei' gutter Freind hier, das muß ich Ihn' ſagen, das will ich Ihn' ſagen, beſter Herr! das hat mit dem ſeine eegne Bewandtnis. Sehn Se, dem bin ich ſehr zugetan. Der geht ſehr ei' de Hichte mit ſein' Gedanken. Der geht ſehr ei' de Hichte, ſcheenſter Herr! Wenn einer auch ſchlechte Kleider anhat, der kann ebens doch ſehr ei' de Hichte gehn.

Jon Rand:

Wie? hat Er dieſes Schnapsfaß denn ſo lieb?

Malmſtein:

Herr, mit Verlaub! Von dieſen beiden Narren
iſt Jau der König ſtets und Schluck der Kanzler.

Karl:

Und nicht nur Kanzler iſt der bied're Schluck,

nein, wie ſich's fügt. Gelt? Kanzler bald, bald Knappe,
Rentmeiſter, Mundſchenk, Küfer, Kellner, Koch,
und ſtets mit gleichem Eifer, unermüdlich.

Malmſtein:

Und wahrlich, dies iſt manchmal gar nicht leicht!
denn eines Königs Launen, gnädiger Herr,
verglichen mit den Launen dieſes Schuftes,
ſind leicht zu tragen. Oft, wenn ich die beiden
beſchlich am Waldrand, manchmal tief im Forſt,
ſah ich, wie dieſer Jau ſein Szepter ſchwingt
und ſeinen Kanzler, Koch, Rentmeiſter, Küfer,
Stallmeiſter — denn in Ställen ſchläft er oft —
dreſſiert, als wär's ein Pudel, nicht ein Menſch.

Schluck:

Nein, beſter Herr! mit Erlaubnis, mein beſter Herr! da haben Sie doch unrecht, beſter Herr, ſehn Se.

Jon Rand:

Ins Stockhaus dieſen! in den Turm den andern!
und morgen ſtellt mir beide vor Gericht.
Hat Er noch irgend etwas einzuwenden?

Schluck:

Nein. Ich will nun das Weitere, ſehn Se, dem lieben Gott überlaſſen. Ich habe nur ſo unwillkierlich auf meinem hohlen Zahn geſchnalzt, aufrichtig geſtanden.

Schluck wird abgeführt.

Jon Rand:

Was war das für ein Rat, den Du mir wußteſt?

Karl:
Nimm dreißig Schütten Stroh, ein Faß mit Pech,
und ſchicht' es auf im Wirtshaus nebenan,
das Du auf Deinem Grund und Boden duldeſt.
Hernach nimm Zunder, Stein und Stahl, was gilt's?
zünd'ſt Du es an, ſo brennt's. Iſt eingeäſchert
erſt die Spelunke ... nun, die Droſſeln fliegen
nach Vogelbeeren, Hunde gehn nach Aas,
und Trunkenbolde wittern eine Schenke
elf Meilen weit. Doch dies zum Vorſpiel nur. —
Zu viele Süßigkeit verdirbt den Magen.
Schön Sidſelill im Schloſſe langweilt ſich,
wenn Honigmond an Honigmond ſich drängt.
Wär ich ihr Frieder, wie Du's biſt, Jon Rand!
ich gäb ein Schauſpiel ihr, auf meine Ehre,
darüber ſollte mir das Kind noch lachen,
als neunzigjährige Greiſin.

Jon Rand:
Ei, nur zu!
Schauſpieler her!

Karl:
Gibt's einen beſſ'ren, ſprecht,
als jenen meiſterhaften Rülpſer dort?
hat je ein beſſrer Schnarcher, Jon, als er,
die Bühn' erzittern machen? Gebt mir Freiheit:
und morgen ſoll dies Schloß ein Schauſpiel ſehn
mit zweeen Helden — einer liegt im Block —
zum Lachen ſo, daß Ihr, gleich einem Karpfen

und gleichſam blau geſotten in Humor,
ſollt ſchnappen nach Luft, und Eure Sidſelill
ſoll ſich vor Luſt das Zünglein blutig beißen.
Jon Rand:
Nimm halb ſo voll den Mund, Karl, mir genügt's.
Karl:
Biſt Du ein Säugling? bin ich Deine Amme?
daß ich Dir vorkaun ſollte Deine Nahrung?
Nein, Jon! Was wahr iſt, ſag ich Dir, ſonſt nichts.
Schal ſind die Späße unſres luſtigen Rats —
verdorb'ner Magen, ein verdorb'ner Kopf!
Paſtetenfreſſen hat ihn ſtumpf gemacht ...
Jon Rand:
Bei Gott! er iſt verliebt, er iſt verliebt
in dieſen aufgedunſ'nen Rüpel dort,
vor dem uns ekelt; wohl bekomm' Dir's, Karl!
Karl:
Willſt Du vor langer Weile ſterben, Jon?
Du ſtirbſt vor langer Weile, ſag ich Dir.
Paſtetenfreſſer graben Dir Dein Grab!
Paſtete eßt Ihr morgens miteinander,
die nämliche Paſtete auch des Abends,
und Tag um Tag die nämliche Paſtete.
Euer Fleiſch iſt nicht mehr Fleiſch: es iſt Paſtete,
Euer Hirn: Paſtete, Euer Herz: Paſtete —
'ne kalte obendrein, nicht einmal warm.
Jon Rand:
Iſt's nicht ein Anblick, Freunde, zum Entſetzen?

Schon früh am Tag der Menſch ſo tief erniedrigt
bis unters Vieh: Das läutet in den Wieſen,
ſchnauft übern Rauhfroſt mit geſundem Atem
und rupft die friſchen Gräſer, ehrſam wandelnd.
Den Morgen ſchmückt es mit geſunder Kraft.
Und dieſe Schuſte, mit viel feinern Sinnen
begabt, die ſpeien die holde Frühe an,
ſpei'n in des Herbſttags jugendſchönes Antlitz,
und das Gejohle ihrer Läſterſtimmen,
ihr ſcheußliches Gebrüll, beleidigt frech
die feierliche Luft.

Karl:

Jon Rand! Jon Rand!
Ich ſah an dieſem Morgen mancherlei!
Gott ließ es zu, doch es gefiel mir nicht.
Hier dieſe Rüpel blendete der Trunk,
daß ſie von allen Wundern dieſer Frühe
nicht eins erkannten, noch genoſſen. Doch
was hat Dich, Jon, geblendet? als Du in die Schulter
die Armbruſt drückteſt und den Rehbock trafſt,
ſo daß er klagend ſeine Lichter ſchloß,
eh' noch der gold'ne Tag brach aus der Tiefe.

Jon Rand:

Mach' mich zum Lachen, nicht zum Weinen, Karl.

Karl:

Das will ich! morgen, Jon! und, auf mein Wort,
mit dieſen beiden armen Schluckern, Jon.
Dies Klotz ſoll in dem Garten unſrer Luſt

friſchgrüne Reiſer treiben. Und was Ekel
Dir jetzt verurſacht und Dich auferweckte
aus tiefer, blinder Waidmannstrunkenheit
zum reinen Lob der gold'nen Früheſtunde:
das ſoll die Laune morgen Dir erfriſchen.
Wem tut es weh, wenn einmal unſer Schmaus
zur Bauernkirmes wird, zum Mummenſchanz?

Man ſieht durch das Gitter Mädchen im Schloßhof Ball ſpielen. Ein grüner Ball fliegt hoch in die Luft.

Doch, Jon, hoch übers Gatter ſtieg ein Ball!
und hätt'ſt Du ihn geſehn, wie ich — er flog
vom Schatten in die Sonne — hätt'ſt Du ihn
geſehn, den kleinen grünen Ball, mein Jon,
was gilt's? er hätt in Dir den Gott erweckt.

Jon Rand:

Blaſt in die Hörner! Das iſt Sidſelill!
ſie ſpielt im Schloßhof Ball mit ihren Frauen.

Die Jäger blaſen eine Fanfare. Sogleich werden junge, ſchöne Frauen hinter dem Gatter ſichtbar, darunter Frau Adeluz, die Kammerfrau. Sie treten beiſeite und laſſen Sidſelill an das Gatter. Das wird nun aufgeſtoßen, und unter Sidſelills Morantritt nähert ſich ein bunter Zug von Frauen, Pagen, alten, würdevollen Schloßbeamten, darunter der Hofmeiſter und der Pelzhändler. Die Muſik ſchweigt erſt, als Jon Rand Sidſelills Hand zweimal geküßt hat.

Jon Rand:

Gegrüßet ſei mir, Kitzlein meines Herzens!
holdſelige Herrſcherin! aller Zauber kundig,
womit man ausgebrannte Aſch' in Glut

entfacht, auf toten Schlackenfeldern
ein wunderſames ewiges Blühn erweckt,
womit man ſtummen Fiſchen Sprache gibt,
Geſang den Steinen! aller Zauber kundig,
womit man Bohnenſtangen friſche Triebe
und ſaftiges Grün entlockt — und alte Müllereſel
ſo voll Muſik pumpt, daß ſie harfen müſſen,
um nicht zu platzen, was die Mühl' auch klapp're,
und Flöte ſpielen.

Karl:

Spielſt Du Flöte, Jon?

Jon Rand:

Ja, auf gewiſſe Weiſe, nicht wie Du.
Heraus mit Deinem neu'ſten Madrigal!

Sidſelill:

Mein Liebling: hier iſt ein Pelzhändler aus Wladiwoſtock, mit allerlei Rauchwerk; willſt Du mir nicht einen Blaufuchsmantel kaufen?

Jon Rand:

Sprich hundert! und ich laſſe den Pelzhändler henken, wenn er in drei Tagen nur neunundneunzig auftreibt.

Der Pelzhändler:

Laſſen der Herr mich hängen, wenn ich nicht auftreibe Felle zu hundert Mänteln fer das hohe und ſchönſte Fräulein! Mit Seitenblick auf Jau! Gott Du Gerechter! Was für eine ſündliche Trunkenheit. — Wenn der hohe Herr wollten ſo gütig ſein und ſich bemühn: ich hab einen Wagen, und in dem Wagen werden der hohe Herr finden meine Tochter

Rebekka und Felle von Zobel, Felle von Hermelin, vom Iltis, vom ſchwarzen Panther, Fiſchotterfelle, Marder und was das Herz begehrt. Neuer Seitenblick auf Jon. Was eine erſchreckliche Trunkenheit!

Jon Rand:

Bring, was Du haſt, zur Auswahl uns herauf. —
Wir hatten gute Jagd, ſchön Sidſelill.

Karl

nimmt den erlegten Fuchs aus der Hand des Jägers und hält ihn hoch vor Sidſelill:

Der Schelm iſt tot, der Schelm iſt tot!
laßt uns den Schelm begraben!
Kriegen ihn die Hunde nicht,
ſo freſſen ihn die Raben.

Die Jäger:

Oho! hallo!

Sidſelill:

Mein Liebling, ſieh doch: wie das Blaufuchsfellchen
ſo regenbogenfarb ſpielt in der Sonne ...
mit allen langen, weichen, zarten Härchen.

Jon Rand!

Gefällt Dir das?

Sidſelill:

Ei freilich, gut! Recht gut!

Jon Rand:

Nun, und womit vertriebſt Du Dir die Zeit?
Als Du erwachteſt, war ich fort, nicht wahr?
Da war das Bett leer neben Dir. Wie nun?

Warſt Du nicht traurig, daß es leer ſtund? nicht?
Was tateſt Du hernach die langen Stunden
bis nun?

Der Hofmeiſter:

Jon Rand! ich traf im Garten ſie:
da ſaß ſie ſtill und ſchöpfte weißen Sand
und ließ ihn ſchweigend durch die Finger rinnen,
bald in die rechte, bald die linke Hand.

Jon Rand:

Wie oft hat ſie gelacht?

Frau Adeluz:

Gelächelt, Herr!
Zweimal gelächelt, aber nicht gelacht.
Als ſie, gewickelt in ein trock'nes Linnen,
am off'nen Fenſter ſtand, dem Bad entſtiegen
ſoeben erſt, und nun, die friſche Luft
ſich fächelnd, gleichſam flog mit ihrem Tuch,
geſchah's zum erſtenmal. Zum andernmal
geſchah's, als Fritz, der ihren Zelter ſtriegelt,
ſattelt und zäumt, im Hof ſein Liedchen ſang.

Jon Rand:

Ich kenn ihn wohl, er ſteckt voll luſtiger Weiſen.

Frau Adeluz:

Doch diesmal war's ein traurig Liedchen, Herr,
mit ſchmelzendem Ade, Ade, Ade,
recht gramvoll anzuhören.

Jon Rand:

Und ſie lachte?

Frau Adeluz:
Sie lächelte.

Jon Rand:
Du ſonderbares Kind!
Ernſt ſitzt ſie da, wo andre fröhlich ſind,
und wenn ein Herze blutet, lacht ſie.

Sidſelill:
Schatz,
mein Windſpiel hat die Pfote ſich verſtaucht,
es lahmt, es tut ihm weh.

Jon Rand:
Ein Spiel der Winde
iſt Deine Seele ſelbſt, lieb Sidſelill,
wie auf dem Gartentempel unſre Harfe:
Windgeiſter rühren ihre gold'nen Saiten
mit unſichtbaren Fingern — und dann ſpricht ſie —
fernher gefragt, fernhin die Antwort hallend —
doch unſrer groben Rede bleibt ſie ſtumm.
Du ſollſt ein neues Windſpiel haben, Kind.
Doch nun hinauf ins Schloß zu kurzer Raſt.
Alsdann zur Tafel, Freunde, zum Bankett!
Laßt Rieſenbränd' in den Kaminen brauſen,
indeß durch off'ne Flügeltüren dringe
Herbſtfriſche in den Saal. Wir wollen ſingen
und miteinander ſchwelgen bis zur Nacht,
auf Sidſelills Geſundheit fröhlich trinken!

Der Zug bewegt ſich ins Schloß, die Hörner ſchallen, und die Jäger ſingen.

Geſang der Jäger:
Hängt den Schelm, hängt den Schelm!
Hängt ihn an die Weide.
Mir den Balg und Dir den Talg,
dann lachen wir alle beide.
Hängt ihn! Hängt ihn!
Den Schelm! Den Schelm!

Zweiter Vorgang

Hohes, prächtiges Zimmer. Eine Tür links, eine andere im Hintergrunde. An der Seite rechts ein koſtbares Himmelbett. In dieſem Himmelbett liegt Jau. Zwei Diener ſtehen abwartend, ſie halten auf ſilbernen Tabletten Tee, Schokolade, Kaffee, Wein und feine Gebäcke bereit. Hadit, ein ſchön gekleideter Page, öffnet die Tür links, da es eben gepocht hat. Karl führt Jon Rand herein.

Karl:

Tritt ein! Tritt einen Augenblick herein,
eh' Du den Hengſt beſteigſt, der unten ſcharrt,
noch Zeit genug zu jagen haſt Du, Jon,
bis Mittag.

Jon Rand:

Nun, was ſoll ich hier? was gibt's?
Was haſt Du? Moder ſpür ich, dumpfe Luft.
Stoßt doch die Fenſter auf! Schnarcht hier nicht jemand?

Karl:

Noch nicht erwacht, Hadit?

Hadit:

Nein, Herr, noch nicht!

Jon Rand:

Wer ſchnarcht hier, und wer iſt noch nicht erwacht?
In dieſes Flügels ausgeſtorb'nen Sälen
ſcholl, meines Wiſſens, längſt kein andrer Laut,
als etwa das Gepiepſe einer Maus
und, wenn es hoch kam, eines Katers Greinen.
Denn wie des Nachts der Spuk darin rumort,
wovon Kaſtellan und Stallbub vieles munkeln,

das weiß ich nicht, das hab ich leider nie
mit eignem Ohr gehört.
Karl:
Ei, wer hier ſchnarcht?
Ein Langohr, Jon, ein Eſel, weiter nichts.
Doch wahrlich, in dem Bette eines Königs
liegt oft das gleiche Tier nur, wenn ſich der
hinein verkrochen, dem es zugehört.
Und alſo ſag ich faſt mit gleichem Recht:
hier liegt ein König! — Zweifle nicht, mein Jon,
daß hier ein König liegt. Denn was dem Eſel
noch etwa dazu fehlt, das findeſt Du
hier ausgebreitet, und Du ſollſt ſchon ſehn,
wie ich als Königsmacher mich bewähre.
Jon Rand:
Karl! Karl! Wie kann ein guter Kopf, gleich Dir,
mit Narrenspoſſen ſeine Zeit verſchleudern?
Mein Kanzler könnt'ſt Du ſein . . .
Karl:
Ei, guter Jon,
der Satan treibe Deine Hammelherden
zur Weide! Laß mich ungeſchoren, Jon.
Das Kumt der Pflicht reizt meinen Nacken nicht,
und wär' es auch beſät mit Diamanten.
Zwei Mädchenarme, um den Hals gelegt —
nicht feſt, nur loſe — ſind mir lieber, Jon.
Jau gähnt.
Du ſiehſt, er fühlt ſich ſchon als großer Herr

und ſchläſt bis in den hellen Tag hinein.
Was Narrenspoſſen?! Narr und guter Kopf:
dem einen geht es wie dem andern, Jon,
in dieſer Welt, nicht beſſer und nicht ſchlimmer.

Die Tür im Hintergrund wird lärmend aufgeſtoßen: die lachenden und pruſtenden Köpfe einiger Mägde erſcheinen und verſchwinden ſogleich wieder. Die zwei Diener im Zimmer platzen ebenfalls heraus.

Oho! Was wäre das? Nichts da, Ihr Weibsvolk!
Auf dieſe Art verderbt Ihr uns den Tanz.
Und wer in dieſem bittererNſten Spiel
ſein bißchen Albernheit nicht meiſtern will,
den ſoll man ans Korallenhalsband legen,
wie einen ungezognen Stöberhund. — Zu den zwei Dienern:
Ihr nennt ihn Durchlaucht! und durchlauchtigſter Herr!
und dienet ihm genau wie unſerm Herrn —:
als wäre Schloß und Forſt, die Mark und alles,
das ganze Fürſtentum, ihm untertan.

Jon Rand, kopfſchüttelnd:

Wahrhaftig! Jau, der kropfige Geſelle,
liegt, wie ein Erbprinz angetan, im Bett.

Karl:

Der indiſche Gaukler läßt in wenig Stunden
aus einem Mangokern ein Bäumchen wachſen,
durch Zauberei. Mir aber iſt zu Sinn,
als wär' ich ſelber ſo ein Gaukler heut.
Ich fieb're faſt, es zu erfahren, Jon,
ob dieſe Pflanze wächſt, ob ſie erſtickt.

Mich dünkt: ſie wird in ſchnellen Stößen wachſen
und ſonderbare Blüten treiben, Jon,
vergänglich zwar, doch luſtig anzuſehn.

Jau, hinter dem Vorhang:
Uh — ah — ah — ah!

Jon Rand:
Nun, wackrer Magier, zeige Deine Kunſt!
Ein Eſel gähnt — Du ſorge mir dafür,
daß ſich ein König aus dem Bette ſchwingt!

Jau:
Uh — ah — ah — ah!

Karl:
Still, muckſt Euch nicht! Zu Jon Rand: Geh oder bleibe hier,
ganz nach Belieben. Wenn das Spiel ſich hebt
und wirklich luſtig wird, laß ich Dich rufen.

Jon Rand:
Gut, gut, nun bleib ich. Still! nun bleib ich hier.

Karl:
Wie nennt Ihr mich?

Hadit:
Herr Seneſchall.

Jon Rand:
Und mich?

Hadit:
Herr Leibarzt.

Karl:
Pſt! Er rührt ſich. — Mäuschenſtill!

Jau:

Uh — ah — ah — ah! Jh Du woll — woll — woll! Hach jemineh? Mutter! — — Uh — ah — ah — ah! Ee' Faſſerminzkichla, zwee Faſſerminzkichla und dreie ſein viere. — Mutter! — *Mit einem plötzlichen Schwung hebt er die Beine aus dem Bett und ſtarrt nun, auf dem Bettrand ſitzend, mit groß aufgeſperrten Augen um ſich. Ein Art Zackenkrone ſitzt auf ſeinem ſtruppigen Kopf, die mit einem Gummibande ums Kinn feſtgemacht iſt. Er ſenkt den Kopf nieder, ſchließt die Augen und ſchüttelt ſich mit:* Uh — ah — ah — ah! *Dabei bruddelt er in ſich hinein:* Mutter! *Nun lacht er kurz, hernach ſpricht er:* Nee, wiſſa Se, wiſſa Se, Herr Åmtsråt. Se kinn's gleeba, Herr Åmtsgerichtsråt — Sie . . . die is mit ålla Hunda gehetzt! — Ålle Jåhre ee' Kind, ålle Jahre ee' Kind! Jmmer vo een' andern. — Handwerkszeug, Herr Åmtsråt, Handwerkszeug, Herr Åmtsgerichtsråt. Pinſel und Fernis, ſahn Se. Zinnober is ni umſuſte. *Nachmachend, geziert:* Trinken Sie nicht ſo viel, trinken Sie nicht ſo viel. — Herr Oberamtsgerichtsdirekter! Sie han recht, Herr Gerichtsdirekter! Sahn Se: dås hagelmåßige Luderzeug . . . dås Schweinzeug ſullt' man verbitten. *Er blickt ſich blöde um.* Mir traumt wull?

Hadit, *mit tiefer Verbeugung:*

Befiehlt Durchlaucht ein Bad? — Der Stallknecht fragt,
ob er Euch den Trakehner Hengſt ſoll ſatteln?
Alsdann gebot mir Durchlaucht, Euer Gemahl,
Euch dieſen Blumenſtrauß zu überreichen,
alsbald, wenn Jhr die Augen aufſchlügt.

Erſter Diener:

Durchlaucht
befehlen Tee, Kaffee, Likör vielleicht,
Tokaier, Schokolade, Früchte, Wein?

Jau

fährt mit der flachen Hand übers ganze Geſicht und gähnt wieder: Uh — ah — ah — ah — ah! Ich gleeb immer, mir traumt noch! Mutter! — Dås Luderzeug! Aeh, pfui Spinne! Aeh, pfui Spinne ſå' ich! Pfui Spinne! Pfui Spinne! Pfui Spinne! Pfui Spinne! — Mutter! — Kneif mich amål ei' de gruße Zinke, Mutter! — Ich will ufwacha, Mutter! Aſu is richtig, akkerat! — Kånnſt amål ei's Spinde ſahn, då håt's noch an'n Harig vo geſtern abend. Ich hå' a nåchta ne ufgegaſſa, a håt a Fafferminzkichla eim Maule. Wås håt a eim Maule? A Fafferminzkichla! — Nee, Ahle, Du traumſt wull? — Wås håt a eim Maule? — Nu mach' ock und breng mir dan Harig, Mutter. *Er reißt wieder die Augen groß auf und ſieht ſich um.*

Hadit:

Befiehlt Durchlaucht das Bad? Geruhen Durchlaucht
doch gütigſt zu befehlen, welches Wams
ich Durchlaucht reichen ſoll: das Jagdhabit,
mit Zobelpelz beſetzt? die ſamtne Schaube?
Soll ich den Kämm'rer rufen, gnädiger Herr?

Jau, *brüllend:* Harig will ich hån! Harig und Aperna will ich hån. Harig, Kartuffeln und Bier will ich hån. *Er ſchmeißt einen pelzbeſetzten Stiefel, den er zu packen kriegt, gegen die Wand.*

Karl tritt ehrerbietig heran:
Sind Durchlaucht ungehalten? Wollen Durchlaucht
gütigſt erklären, was Sie hat erzürnt?
Ich bin untröſtlich, ganz untröſtlich, Durchlaucht.
Ein Wort, ein Wink von Durchlaucht: weh' dann jedem,
der eines Fehls ſich ſchuldig hat gemacht!

Jau
glotzt Karl groß an, plötzlich ſteckt er ihm die Zunge heraus:
Bäh!! —

Karl, eifrig:
Ganz ohne Zweifel haben Durchlaucht recht
mit dem, was Durchlaucht eben ausgedrückt,
und auf dem Fuße ſoll die Strafe folgen.
Doch hoff ich, Durchlaucht werden gnädig ſein
und Ihro ſtets getreuen Seneſchall
nicht das entgelten laſſen, was ein Wicht
verſah, trotz ganz ausdrücklichen Gebots.

Jau
ſtarrt ihn an, drückt langſam beide Hände an die Schläfe, glotzt weiter und ſagt dann:
Mutter! Kumm amål har, Mutter! Sieh ock: durt ſtieht enner. Gelt, Mutter, durt ſtieht enner? Gelt, Mutter, durt ſtieht au enner? Und durte ſtieht noch enner! Bis ſtille, Mutter . . . gieh! lauf! hull' a Dukter, Mutter! Ich hå 'was gegaſſa, mir is ſchlecht. Ich muß 'wås gegaſſa hån. Lauf! lauf! hull' a Dukter, lauf! a ſol mir zur Åder lohn. Der Balbier ſol kumma und ſull mir zu Åder lohn. Mir traumt, Mutter! Sprich: der Balbier ſol kumma, ich kennde ne ufwacha. Sprich: 's kullert mir immer eim

Bauche, a ſol mir a Åbfiehrmittel ſchicka. Mir hån noch a Flaſchla Rhizinus. Bring's har, Mutter, ſchnell, bring's har! Wenn ich ock ufwacha kennde — — — Mutter, ſiehſte, durt ſtieht enner — !? —

Karl:

Geruhen Durchlaucht doch ſich zu beſinnen!
Ich bin Durchlauchts getreuer Seneſchall.
Dies iſt der Burſch Hadit und Ihro Durchlaucht
Jagdpage, der den ſchweißbetrieften Fänger,
womit Euer Durchlaucht einen Keiler abfing,
noch geſtern, weiß behandſchuht, pflichtgemäß
durch ſeine Finger zog und ihn, gereinigt
vom Schweiß, in Euren Gürtel wieder ſteckte.
So wie es heut iſt, war es jeden Morgen,
ſolange wir in dieſem Jagdſchloß ſind.
Dort kommt der Leibarzt.

Jon Rand tritt heran:

Sehen Durchlaucht nun:
das viele Trüffeleſſen tut nicht gut!
ich warnte Eure Durchlaucht geſtern abend.
Wo haben Durchlaucht Schmerzen? Hinten? — vorn?
am Kopf? am Bruſtkorb oder Unterleib?

Jau:

J, wås denn? Noch wås! Niſchte tutt mir wieh! War ſein Sie und wås wull'n Sie denn vo mir?

Jon Rand:

Euer Durchlaucht Leibarzt bin ich, mit Verlaub.

Jau

ſtutzt, guckt, fährt ſich mit der Hand übers Geſicht, ſpricht erſt ſtill für ſich, dann immer ängſtlicher und lauter:

Mit mir is älle, ich muß näch Leubus! Mutter, ich hä' a Geſichte! Mutter, mich hät ane Hexe verhext! Mutter, der bieſe Blick hät mich getroffa! Ich ſah' lauter Teifel mit langa Schwänza! Ich gleebe, ich bin ei' der Helle, Mutter! Ich gleebe, ich bin geſturba und bin ei' der Helle. Lauf, Mutter, lauf! Der Balbier ſol kumma, a ſol Schreppkeppe mitbringa! Zwelf Schreppkeppe will ich hän. Lauf zum Dukter! lauf zum Pfarr! a ſol kumma und ſol ſich derborma: ich verſprech äll's, ich tu äll's: ock lusbata ſol a mich!

Jon Rand:

Vergebung, Durchlaucht! Durchlaucht drückt der Alb!
Wenn Durchlaucht wollten die Gnade haben
und ſchnell ein herzhaft Glas Tokaier ſtürzen:
kurieren würd es Durchlaucht auf der Stelle.

Jau

leert haſtig das Glas Tokaier, macht die Augen auf, genießt den Nachgeſchmack, ſchnalzt mit der Zunge und ſagt:

Däs war guder, ahler Getreidekurn.

Karl:

Tokaier, Durchlaucht! Durchlaucht, 's iſt Tokaier!
Durchlaucht verwechſeln es mit geſtern morgen,
wo wir nach echter, derber Jägerweiſe
im grünen Holze fröhlich Picknick hielten
mit Brot, gebranntem Wein und Kümmelkäſe.

Wie, Durchlaucht? Hätten Durchlaucht das vergeſſen?
auch daß Sie eine Hirſchdublette ſchoſſen
und einen Fuchs, der durch die Lappen ging?

Jau:

Nu ſahn S' ock … nee, ich will ju dås wetter går nee behaupta — 's kimmt mir halt åll's aſu biemſch vir.

Jon Rand:

Geduld, Herr Seneſchall, habt nur Geduld!
Die Krankheit weicht zuſehends. Nur Geduld!

Jau:

— — — Kumma Se ock amål har, Sie. Sie hån doch Hände, gelt? Sie hån doch an'n Schneiderbart, gelt? Sie hån doch a langmächtiges Kettla imgehängt? Sie kinn' ſprecha, Sie kinn' an'n Katzpuckel macha, Sie kinn' doch åll's macha, wås a Mann kånn. Nu ſahn S'es! ich denk' halt immer, mir traumt. Is noch a Glasla då vo dam Schnäpſe?

Habit:

Ein ganzes Stückfaß, Durchlaucht, liegt im Keller.

Jau:

Nu ſehn S'es: mit dam is nee anderſch! dar håt doch Beene? dar håt doch ſeidne Beene! Kumm amål har!
Er zwickt ihn ins Bein.

Habit:

Au!

Jau:

Nu ſahn S'es: a prillt doch, wenn man zwickt, ma' fiehlt doch 's Fleeſch und tut 'n doch wieh. Nu ſahn S'es, ich gleeb' halt immer: mir traumt.

Der Barbier tritt ein.

Karl:

Durchlaucht beſtellten den Barbier vorhin.

Jau:

Is noch a Glasla då vo dam Schnäpſe? *Es wird ihm eingeſchenkt.* Richtig! Ich hå' a Balbier beſtellt! — Richtig! — Dås ſtimmt! — Dås ſtimmt uf a Punkt. — Itze fängt's eben å, und wird helle um mich. — Geſtern wår ich beſuffa, gelt?

Jon Rand:

Getrunken hatten Durchlaucht in der Tat —
und zwar nicht wenig, wie man ſagen muß:
denn in der ritterlichen Kunſt des Zechens
ſind Durchlaucht Meiſter! Keiner unter uns
hat halb ſo oft die Kanne nur geleert
als Durchlaucht, unſer gnädiger Fürſt und Herr.
Und dennoch blieben Durchlaucht auf zwei Beinen,
nüchtern, der Sprache mächtig ganz und gar,
indeſſen wir nicht anders uns betrugen …

Jau:

Ees muß ich getraumt hån: dås oder dås. — Sie ſein der Dukter. Dås is der Balbier. Nu hiern S' amål Wort fer Wort, wås ich ſpreche: beſuffa wår ich! då hån Se recht — mir wår'n beede beſuffa, Schluck und ich. Schluck, dås is doch mei' Freind, ne wåhr? *Er ſieht abwechſelnd Jon Rand und Karl an.*

Karl, *zu Jon Rand:*

Iſt Euch ein Edler namens Schluck bekannt?

Jon Rand:

Auf meine Ehre, nein, Herr Seneſchall!

Karl:

Zwei Worte, mit Erlaubnis Eurer Durchlaucht,
und alle Traumgeſpenſter jag ich flugs
hinaus, daß ſie forthin Euch nicht mehr quälen.
Der alte Fürſt — Euer Vater, edler Herr! —
litt an verſetztem Wind zu öftern Malen.
Die Därme preßten dann ihm Herz und Magen,
ſo daß er Träume hatte, juſt wie Ihr.
So kam es, daß er bald als Fürſt ſich fühlte
und bald, ſich rekelnd wie ein niedrer Bauer,
den Fürſten ganz vergaß. Mitunter kam es,
daß er, mit Purpur angetan und Gold,
plötzlich zum Ochſen ward, auch wohl zum Eſel —
kurz: überhaupt zum Vieh, in jedem Sinn.
Die Großen werden oft von ſolchen Träumen
geplagt. Nebukadnezar, wie Ihr wißt,
lag vor den Toren ſeines Prunkpalaſtes
und fraß, wie Ochſen, Gras. So der hochſelige
Fürſt und erhabne Vater Eurer Durchlaucht!
Sag ich ſchon nicht: er habe Gras gefreſſen,
ſo ſteht doch feſt, daß er zum Habenichts,
zum Tagedieb und Bruder Lüderlich
in ſeinem Wahne ſich verwandelt ſchien,
der nachts in Ställen ſchlief, Strohſchobern, Scheunen…

Jau:

Hät a dá au Fafferminzkichla verkeeft —?

Jon Rand:

Auch, Durchlaucht! Durchlaucht, auch und ganz gewiß!

Jau:

Nu jemerſch nee, — — — då muß dås ebens doch wull åll's dåhie ſeine Richtigkeet aſu weit hån. Ich wiß ju nee! — Åber ſahn Se: wie wår' denn dås, hå? — Verlechte lab ich iz går ni meh!? Verlechte håt mich der Tutagraber, dås beſchiſſne, verpuchte Bittnerluder, långſt eigeſcharrt!? — Åber wårt', Du Haderlump! Wås håt a mir immer nåchgeprillt? „Fer Dich heezt der Teiſel an extra Backuſa!“ Plåmpe! Wenn dås hie de Helle is ... dås ſå' ich, wenn das hie de Helle is —: då mag mich doch glei der Tutagraber ... der Tutagraber mitſåmt 'm Pfarr'n ... meinswegen de ganze Gemeende dåhie ... die kinn' mich doch ålle, aſu viel, wie er ſein ... Nu, hå' ich ne recht, Du bewuſchpertes Jingla?

Hadit:

Was Durchlaucht reden, kann ich nicht verſtehn —
mein ſehr beſchränkter Sinn iſt weit entfernt,
Euer Durchlaucht hohen Geiſtesflug zu faſſen.

Karl:

Nein, Gott ſei Dank, Euer Durchlaucht ſind nicht tot!
Des Himmels Ratſchluß, durch der Aerzte Kunſt,
bewahrte Euer Land, Euer armes Volk
und Eure ganz ergebnen Diener: uns
vor dieſem ſchwerſten Schlag bis dieſen Tag.

Jau:

Nu ebens! Ju, ju, dås kånn ſchun ſein! Fliegerla hätt ich zu au keene uf 'm Ricka, wenn däs ebens und ſellde der Himmel ſein. Ich mag wull dä richtig aſu getraumt hän. — Nee, jemerſch, däs Bettla! — Kumm, ſä' mir's amäl ufs Gewiſſa, Du! Wäs ſol ich ſein? Wäs wär ich dähie?

Hadit:

Durchlaucht ſind unſer gnädiger Fürſt und Herr!

Jau:

— — — — Immer langſ'm, langſ'm! Ees näch 'm andern! Däs wär ich mir erſcht ei's Gemitte fäſſa. — Dä hätt ich, zum Beiſpiel, hätt ich dä Pfarde?

Hadit:

Geſtüte! Einen Marſtall, Euer Durchlaucht,
von tauſend Pferden. Was das Herz begehrt!

Jau:

An'n Maſtſtäll? Pfarde war' ich ni mäſta. — Zum Beiſpiel ... zum Beiſpiel: hätt ich dä Wein eim Kaller?

Hadit:

Gewiß! den beſten Wein aus Ungarland,
vom Rheine, von der Moſel, und es liegen
viel hundertjährige Fäſſer unberührt,
Herr, auf den mächtigen Balken Eurer Läger.

Jau:

Zum Beiſpiel, hätt ich dä Hihner und Gänſe? Und kennt ich dä ſchlachta und bräta und fraſſa ...

Hadit:

Gewiß, Euer Durchlaucht, ganz nach Herzensluſt!

Jau

faßt ſich nach dem Kopfe und fühlt die Krone:

Wås? Sein mir denn Hernla gewachſa dåhie? Wås
hå' ich denn uf men' Kuppe ſitza?

Karl:

Nichts weiter als die Krone, Euer Durchlaucht!

Jau, ſich halb erhebend:

Nu då mag mich doch glei'... Ich bin a Ferſcht?

Jon Rand:

Wie ſoll ich das verſtehen, Euer Durchlaucht?

Jau,

immer im höchſten Staunen an der Krone herumfingernd:

Nu då mag mich doch glei' . . . Ich bin a Ferſcht? —

Karl:

Bezweifeln Euer Durchlaucht, daß Sie leben!
Bezweifeln Euer Durchlaucht, daß dies Schloß
mit allen Länderei'n und weiten Forſten
Euch zugehört! Bezweifeln Euer Durchlaucht,
daß heute Sankt Hubertustag und daß
im Hof der Hörner luſtiges Geſchell
zur Saujagd ladet, die Ihr anbefahlt.
Bezweifelt, daß Euer Gemahl im Saale wartet,
um Eure Stirne mit dem Morgenkuß
zu laben, Euer Herz mit Gattenglück
zu füllen und viel Unglück Euch zu wünſchen
zur fröhlichen Hatz! Indes bezweifelt nicht,
daß Ihr ein edler Herr und reicher Fürſt,
der edelſte zunächſt dem König ſeid.

Jau:

Nu då gib mir amål de Hoſa har! 's is gutt. Itze wiß ich wieder Beſcheed! itze ſteh ich wieder uf men'n zwee Ben'n! — *Befehlend:* Strimpe! — *Hadit reicht die Strümpfe. Er ſteht auf, macht einen Schritt nach links und ſpuckt dreimal aus:* Tui! Tui! Tui! *Er tut weitere Schritte und ſpuckt wieder aus.* Tui! Tui! Tui! Die Schweinerei hät a Ende genumma. Dås is ſer'ſch Åmt! Dås ſer de Säuferliſte! Tui! Tui! Tui! Tui! Dås gehiert älla, die mich wullda zum Jirge macha, die de geſåt hån: Du kånnſt niſcht, Du biſt niſcht, Du werſcht niſcht, Du Lump Du! — Dås ſellde mei' Weib wiſſa! ſå' ich dåhie! Dar Hochmuttsteifel vo an' ausbindiga Frovulk vo Weibsbild dåhie! Dås ſellde mei' Weib wiſſa! Hunderttauſend Schißfeln Wurſchtſuppe will ich verwetta: die fällt ei' Blohmacht, die ſchlåt lang uf a Ricka! — O Jeſus, Jeſus, Maria und Joſef! O heiliges Murdskreizdunnerwatterſchuckſchwernot! Die ſchlåt lang hie, die ſtieht ni meh uf! — Itze werſcht es wull gleeba, wås ei' mir ſteckt! Wås ich ſer a Kerle bin! Springa mißt 'r! hopſa! Mandla macha, wie de kleen'n Hundla! parieren, wie de gebråtna Wachteln: Schlangtobilang! Schnetterengterremtem! Kaſchna zibulki! Salmikatuppiwall! Aſu und ni anderſch! *Zu Karl:* Sie! Steeneknåll oder Beneſchåll oder wie Sie ſuſt heeßen — bin ich Ferſcht?

Karl:

Wollt ich's bezweifeln, wär ich nicht bei Sinnen.

Jan:

Gutt. Weshålb, ſä' ich bloßich, weshålb ſieht mich der Leib- und Magadukter mit ſulchta wuttgiftiga Oga å? Ich will dan Kerl nie meh ſahn. Dar Kerl ſieht mich å, wie a Schreppkupp! Dar Kerl ſieht mich å, wie a Blutigel. 'naus mit dam Schreppkupp! 'naus mit dam Blutigel! — Mich hingert! — Irſcht eiſeeſa und Bärt krätza! Dernohrt luß a hålb Schock Eer ei' de Fånne ſchlån und a wing Schweineſpeck. Dar Dukter, der kånn mich ei' Patſchkau ſicha. Wäs hät a geſät vo men'n Väter? A Lump wär' mei' Väter gewaſt? Schnäps hätte mein Väter geſuffa? Ei' a Gräba hätte mei' Väter geſchloſa? Henka war' ich a lehn!

Karl:

Durchlaucht, ich bitt Euch, gnädigſt zu bedenken:
der Arzt, durch deſſen hochbewährte Kunſt
Ihr lebt: er ſprach vom Traum, vom Wachen nicht.

Jan:

Paperlapap ſä' ich — mir ſpringa de Uhren vo dam Geſchwutze. War hät getraumt? Ich hä' nee getraumt! Ha muß getraumt hån oder Sie miega getraumt hån. Ich hä' ei' ſeidne Windeln ge......., aſu lange wie ich denka kånn, ſeit ich geboren bin, und niemåls nie uf a Miſt. Wäs denn? — Wäs denn? — Mir hät niſcht getraumt.

Karl:

Gedenken Durchlaucht gleich aufs Pferd zu ſteigen?

Jau:

Nu etwa ni? wenn's Pfard danäch is! Denka Sie vielleicht, ich hä' ei' men' Laba noch uf keen'n Fare geſaſſa? Ock keene Schindmähre! ock keene ahle Heke, wie Hilbriga ſeine. — Irſcht will ich mir die Gelegenheit äſahm, hernohrt will ich a Sticke Fleeſch aſſa und Tunke und Kließla und Sauerkraut, däderzune will ich an' Kuffe Bier„ dann känn de Reiterei lusgiehn. Er ſteht und horcht.

Karl:

Die Hunde geben Hals! das iſt die Meute.

Jau, dem ein Mantel umgelegt wird:

Feſt macha! nich lus lohn! Immer feſt macha die Hunde, ni ernt lus lohn! Meine Hechſa ſein noch blutunterlauſa, ſe hät mich Nächta an' Tele gebiſſa. Er tritt ans Fenſter. Jagdfanfare. Lauter Zuruf der Jäger. Jau antwortet: Halloh! Halloh! Stille. — Mutter! — Kumm amål har, Mutter, ſieh ock, durt dunda — durt dunda — durt dunda …

Jon Rand legt ſeine Hand ſanft auf Jaus Schulter:

Durchlaucht, der Alb!

Jau:

Ufs Pfard — ufs Pfard — ufs Pfard! Schnell ab, von Hadit begleitet.

Dritter Vorgang

Sidſelills Gemach. Eine große, offene Tür im Hintergrund führt auf die hochgelegene Terraſſe. Links iſt ein großer Kamin, in dem ein Feuer brennt; rechts ein Erker mit Stufen, daneben eine niedrige Tür. Auch neben dem Kamin links eine ſolche Tür. **Sidſelill** hat ſich auf die Erkerſtufen niedergelaſſen und wendet und betrachtet eine Perlenſtickerei in ihren Händen. **Frau Adeluz** iſt an einem Tiſche beſchäftigt, auf dem Pelzwerk, köſtliche Kleider und Goldſchmuck liegen.

Frau Adeluz:

Was für ein Reichtum, Kind, Gott ſteh' uns bei!
Komm doch und ſieh! Brokat und ſchwere Seide,
edelſtes Rauchwerk und, weil Du es wünſchteſt,
ein Blaufuchsfellchen mitten drin! Kind, Kind,
hüpfe doch! Springe doch! Komm und letze Dir
das Herz am Anblick deiner gold'nen Dinge,
am Funkeln Deiner Edelſteine! Wahrlich,
Du brauchſt nur wünſchen, nur im ſtillen wünſchen,
und alles iſt erfüllt. Haſt Du wohl je
geträumt von ſoviel Glück, wie? Oder weißt Du
am Ende gar nicht, was Dir widerfährt?
Der ſchönſte Mann des Landes und ſein Fürſt,
als ein Verliebter, liegt zu Deinen Füßen,
und ſein gefang'nes Herz fleht zu Dir auf:
Du mögeſt fordern, fordern, immer fordern,
damit er geben könne.

Sidſelill:

Adeluz!

Frau Adeluz:

Ja, Kind!

Sidſelill:

Haſt Du geſehn, als jüngſt der Trommler
auf der Terraſſe ſeine Trommel ſchlug —
der braune Ali mit dem ſchwarzen Haar . . .
ſo ſchwarz wie Pech iſt's! — ei, ich merkt' es wohl,
er hatte Veilchen auf das Fell der Trommel
geſtreut. Ich merkt' es wohl: das war für mich.

Frau Adeluz:

Das merkt ſie und zum Scheine ſpielte ſie
mit der Angorakatze, die Jon Rand —
behüt' der Himmel ihn vor Eiferſucht! —
ihr eben erſt geſchenkt!

Sidſelill:

Ja, nur zum Schein.
Ich ſah die Veilchen hüpfen, ganz genau —
das war für mich.

Frau Adeluz:

Wir wollen künftighin
uns hüten, Kind, vor kleinen Savoyarden,
und wenn er kommt mit ſeinem Murmeltier,
des Pförtchens Riegel hübſch verſchloſſen halten.
So tun wir beſſer, ſüßes Flatterherz!

Sidſelill

erhebt ſich, ohne die Perlenſtickerei aus den Händen zu legen, und bewegt ſich gegen die Terraſſentür:

Wie war das mit dem Sultan Bajazeth?

Frau Adeluz:
Er hatte ſiebentauſend Falkeniere.
Sidſelill:
Ob ihn die Kappe freut, die ich beſtickt?
Frau Adeluz:
Wen? Jon? Jon Rand? Die Du in Händen haſt?
Und hätten Deine ſchlanken Finger ſie
nicht halb ſo fein geziert mit Samt und Perlen!
Nimmt je Jon Rand ihn wieder auf die Fauſt
— den Falken mein ich — und der Vogel trägt
die Haube nicht: dann iſt Jon Rand geſtorben,
und ſeinen Habicht ſchätz ich für 'ne Gans!
Sidſelill:
Wie war das mit dem Sultan Bajazeth?
Frau Adeluz:
Was meinſt Du, Kind?
Sidſelill:
Wie er im Kriege einſt
den Grafen fing und in den Kerker warf.
Frau Adeluz:
Er gab ihn nicht heraus für alles Gold,
doch als man ihm zwölf weiße Falken bot
zum Löſegeld .....
Sidſelill:
Dies meint ich, Adeluz!
Jon ſoll mir weiße Falken ſchenken.
Frau Adeluz:
Wie?

Sidſelill:

Ja, ich will weiße Falken, Adeluz —:
zwölf ſtolze Vögel, weiß wie Hermelin,
die meine Boten ſind und meine Ritter,
mit langen Silberkettlein um die Fänge
und Häubchen, mit Demanten überſät.
Zwölf weiße Falken! Geh und ſag' es Jon.
Dann will ich täglich auf die Beize reiten.
Jon ſoll mein Falkner ſein —.

Frau Adeluz:

Seh' einer an!

Sidſelill geht langſam auf die Terraſſe ab. **Karl** kommt.

Karl:

Guten Morgen, Adeluz!

Frau Adeluz:

Guten Morgen, Herr!

Karl:

Du biſt 'ne kluge Frau, 'ne wackre Frau,
ich weiß es, keine Jungfer Zimperlich.

Frau Adeluz:

Schön'n Dank, Herr Karl!

Karl:

Schon gut, und hör' mir zu!
Wir wollen unſern Spaß, Du mußt uns helfen.
Der Teufel hole Deine Witwenſchaft,
wenn ſie nicht fröhlicher iſt! Willſt Du nur trauern,
nur trauern und verſauern? ei, ſo fahre
zur Grube wie Dein Mann! Jetzt hör' mir zu!

Frau Adeluz:
Wollt Ihr mit mir zum Altar treten, Karl?
Karl:
Freiwillig nicht! Mach' mir nicht Zahnweh. Nein!
Doch ſonſt, wohin Du willſt: ſtehn oder liegen,
ich bin auf jede Weiſe Dir zu Dienſt.
Meinſt Du, mich ſchrecken Deine Rabenfedern?
Ich ſpeiſe keinen Vogel ungerupft,
und welche Farb' ich rupfe, gilt mir gleich!
Frau Adeluz:
Brrr, Karl, ich fürcht' mich! Tauſend! Solch ein Mann!
Bei Gott, Ihr ſprecht als rechter Ritter Blaubart.
Laßt's Euch geſagt ſein: ich erwürge Euch
in Krepp.
Karl:
Krepier ich denn! Jetzt höre zu. —
Wir ſetzen Schimmel an, die Kellerwürmer
ſteigen uns in den Kopf, Kreuzſpinne ‚Langeweile'
macht unſrer Seele Haus zur Seilerwerkſtatt
und Mückenfalle, und ſie mäſtet ſich
in ſeiner dumpfen Luft. Ich huſte Spinnweb!
ich fluch und huſte Spinnweb — doch vergeblich:
je mehr ich huſte, um ſo mehr ſie ſpinnt.
Jagd iſt nicht Jagd, Gelage nicht Gelage,
wir ſitzen gleich Trappiſten um die Tafel,
und wenn ich Bratwurſt ſage oder gar
ein zünftiger Spaß mir auf die Zunge hüpft,
ſieht er mich ſtrafend an.

Frau Adeluz:
Jon Rand?

Karl:
Wer ſonſt?
Er ſpricht von Lieb', er ſchwärmt, er dichtet Lieder,
und zwiſchen Ei und Apfel predigt er:
wie ſchal doch alles ohne Liebe ſei!
Sonſt nichts! 'ne fünfzigjährige Jungfer iſt
jetzund ein beſſ'rer Kneipkumpan als er.
Wer gibt der Sau den Fang, Jon? frag ich ihn.
Wer hat wohl ſchön'res Haar, als Sidſelill?
gibt er zur Antwort. Hm! Ein Faß mit Ale
iſt angekommen, ſage ich. — Iſt ſie nicht,
Karl, antilopenzierlich? Hat ſie nicht
die tellergroßen Antilopenaugen?
Gut, wie Du willſt! 'nen Brandy her, auch zwei,
der ſchärfſte Brandy iſt nicht ſcharf genug
auf ſolche ſüße Gallert. — Sage mir,
was macht jung Sidſelill?

Frau Adeluz:
Dank für die Nachfrag,
es geht ihr gut.

Karl:
Und haben denn die Hörner
ſie nicht geweckt?

Frau Adeluz:
Ei, Karl, was ſchiert Euch das?
Ihr ſeid dem Kinde doch nicht wohlgeneigt.

Karl:

Zu wohlgeneigt, ſag ich Euch! Viel zu wohl,
um ohne Herzweh ſie zu ſehn. Was iſt ſie?
Ein Vogel, aus dem Paradies verirrt,
der weder Schwingen hat, noch Füße. — Komm!
blick dort hinab! Ich habe geſtern morgen
den Hamen meiner Tollheit ausgeworfen
und mir zwei tapfre Hechte aufgefiſcht.
Du kennſt ſie: Schluck und Jau.

Frau Adeluz:

Wie, Schluck und Jau?
Die Tagediebe aus dem Rotengrund?

Karl:

Ja, eben die!

Frau Adeluz:

Gewißlich kenn ich die!
Wer kennt ſie nicht?! Sind doch im ganzen Kreiſe
nicht zwei ſo durchgeſiebte Burſchen mehr
zu finden, als die beiden: Schluck und Jau.
Mein ſeliger Mann, da er noch Förſter war
im Zips, nahm ſich des Jau beſonders an.
Doch Jau blieb Jau und vor der Arbeit ſcheu,
wie ein wutkranker Bracke vor dem Waſſer.

Karl, am Fenſter:

Sieh dort hinab! denn eben dieſer Jau
iſt heut der Fürſt und unſer gnädiger Herr.

Frau Adeluz blickt durchs Fenſter:

Wie? den die Jäger dort umringen?

Karl:

Der,
ja! der den linken Fuß im Bügel hat.
Die linke Hand liegt auf des Gaules Kruppe
und mit der Rechten ſägt er durch die Luft.

Frau Adeluz:

Das wäre Jau?

Karl:

Jau! Durchlaucht Jau! wer ſonſt!
der niemals eines Edelmannes Hof
zu einem andern, reineren Zweck betrat,
als dem, den Kehrichthaufen zu durchſtöbern
nach Knochen, Lumpen, halbverbrannten Schlacken
und ähnlichem. Nun ſchnarcht er hohen Tons
und gibt, trompetend wie ein Elefant,
den Edelleuten ſeinen Willen kund,
als wär' er 'was Geringeres nie geweſen,
als ein regierend Haupt.

Frau Adeluz:

Bei meiner Schürze!
's iſt Jau! — Prinzeſſin, kommt! kommt, ſeht dies an!
Sie lacht ſich aus.
Eins iſt gewiß: auf ſolche Poſſen fällt
kein andrer, außer Euch — und keinem zweiten
wollt ich es raten, ſie Euch nachzutun.

Karl:

Hopp! Noch nicht! Hopp! Er unterſucht den Gurt, —
ein Jäger muß vom Pferd, ihn feſter ſchnallen.

So! Jetzt gib acht! Hopp! Bei Sankt Görgen, Dickchen,
er flog wie 'n junger Edelknecht hinauf
und ſitzt wie 'n Falkonier. — Ei, ei, ei, ei!
Bijou beginnt zu tänzeln. Wart' nur ab,
ich kenne meines Schecken Art: rührt ihm
der Sporn die Flanke unverſehens nur,
gleich ſteigt er in die Luft. Gib acht, er ſteigt! —
da haben wir's, er ſteigt! Jetzt feſtgeſeſſen,
zeigt Eure Künſte, Durchlaucht! Hei, hei, hopp!
Brav! Wirklich brav! Recht mutig! Recht geſchickt!
Pfui Teufel, welch ein Satz! Nun nimmt's ein Ende —
er rutſcht! Er hält ſich wiederum. Er winkt
und lenkt zum Tor. Seh' einer an, der Wicht!
Er ſetzt die Sporen ein — die Funken ſtieben —
der Gaul ergibt ſich. — Nun? Was ſagſt Du nun?
So reitet ein erlauchter Herr zur Jagd!

Frau Adeluz:

Ei, ich bin ſtarr, wie Ihr.

Karl:

Nun kurz und gut:
Jau iſt nun auf der Jagd, Du ſahſt ihn reiten.
Schluck hat im Stockhaus ſeine Nacht verſchlafen,
und eben ſeinetwegen kam ich her.
Empfange dieſen Schluck, wenn ich ihn ſende,
körn' ihn Dir an, wie man zu ſagen pflegt,
und dann dreſſier' ihn — Weiber können das! —
wie eine Dohle oder einen Pudel,
bis er zu jedem Spaß ſich willig zeigt.

Tu's! 's iſt 'ne gute Uebung für die Zukunft.
Iſt er gefüge, Schluck, wie 'n Ehemann,
dann, liebe Wittib, bring ihn uns ſo weit,
daß er, angeblich in 'nem Maskenſcherz,
'ne Weiberrolle ſpielt und, angetan
mit einer Königin Schmuck, ſich ſo gebärdet,
als wär' er dieſes Hauſes rechte Hausfrau.

Frau Adeluz:

Ei, ſeid Ihr denn von Sinnen alleſamt?

Karl:

Willſt Du das Spiel verderben, Adeluz?

Frau Adeluz:

Was ſagt Jon Rand zu Eurem Uebermut?

Karl:

Das weiß ich nicht genau. Nur ſoviel weiß ich:
ſpricht er, ſo wird es kaum 'was andres ſein
als ein maskierter Liebesſeufzer. Höre!
im Ernſt: gelingt der Streich, ſo lacht Jon Rand —
mißlingt er, nun, dann ſchneidet er Geſichter.
Für jetzt iſt er dem Spaße zugeneigt.
Nun, Du verſtehſt mich: und wenn irgendwer,
biſt Du, trotz Deines ſtillen Weſens, Muhme,
willig und fähig, unſrem Scherz zu dienen.
Es gibt ein Lächeln auch für Sidſelill —
Schluck iſt der Mann, ihr's abzulocken.

Frau Adeluz:

Hm!

Sidſelill ruft von der Terraſſe:
Frau Adeluz, komm doch zu mir heraus!

Karl:
Und ſorge, daß das Weibsvolk in der Burg
im gleichen Sinne handle wie wir Männer
und Schluck für das nimmt, ebenſo wie Jau,
wofür ſie gelten ſollen.

Sidſelill, wie oben:
Adeluz! —

Frau Adeluz:
Gleich, gleich, Prinzeſſin! — Gut, wir wollen ſehn!

Ab auf die Terraſſe.

Karl iſt an die Tür rechts getreten, die er aufmacht. Schluck tritt ein.

Karl:
Tritt hier herein und ſetze Dich und warte.

Schluck:
Kennt ich vielleicht an den Kamin treten, lieber Herr?

Karl:
Das kannſt Du! Tritt getroſt an den Kamin
und wärme Dich, doch rühre nichts mir an
von alledem, was das Gemach enthält.

Schluck:
Oh, beileibe, nee, nee! Im Gottes wille, nee, nee! Im Gottes Himmels wille, nee, nee! — Beileibe! Sehn Se, mich friert halt a biſſel, und da muß ich mich wärmen. — Nee, nee!

Karl ab. Schluck fröſtelt und wärmt ſich am Kamin. Er erſchrickt plötzlich und wendet ſich um.

Schluck, für ſich:

Nee! 's war niſcht. — 's is hibſch hier! — 's is wirklich ſehr hibſch hier! — 's is wirklich recht ſcheene hier! — Ich bin a biſſel ſchlecht angezogen, aber das bringt ebens das Leben ſo mit ſich, ſehn Se. — Scheenes, buch'nes Holz! Das is ſcheenes, buch'nes Holz, wasde da brennt, das hab ich ſehr gerne, wenn das ſo knackt. Ich rich's au ſehr gern, ſehn Se.

Frau Adeluz tritt wieder ein.

Frau Adeluz:

Beſuch iſt da, Prinzeſſin Sidſelill.
Was machſt Du hier? was willſt Du, guter Freund?

Schluck:

Sehn Se, ich bin herbeſtellt, aufrichtig geſprochen. Nehm' S' es nicht iebel, es tut mer leid.

Frau Adeluz:

Wer hat Dich herbeſtellt, mein guter Mann?
und dann: zu welchem Zwecke biſt Du hier?

Schluck:

Ja, ſehn Se: den Zweck, den kann ich ebens noch nich ſo ganz richtig einſehn, warum daß ich hier bin. Aber auf Ehr und Seligkeet: ich bin Ihn' aus keinen freien Willen nich in das Zimmer getreten. Es hat mich a feiner Herr bei der Hand genumm' und hat mich hergefiehrt.

Sidſelill, in der Tür erſcheinend.

Sidſelill:

Laß ihn ſich wärmen, liebe Kammerfrau.
Sprich, armer Mann, biſt Du am Ende krank?

Schluck:

Nein, meine Dame. Gott ſei Dank, meine Dame. Meine Säfte ſind, Gott ſei Dank, ganz geſund, meine Dame. Außer daß ich vielleicht a biſſel Kopfſchmerzen habe, und das hat einen richtigen und zuverläſſigen Untergrund, offen geſtanden. — Mich friert, das iſt richtig. Ich bin auch außerdem a biſſel ſchlafbeſoffen: — das heeßt ma' ſchlafbeſoffen bei uns, ſehn Se, wenn ma' nich ausgeſchlafen hat. Ich bin nämlich ſeit acht Tagen nich mehr in a Bette gegangen, ſehn Se, offen geſtanden.

Frau Adeluz:

Wo warſt Du in der letzten Nacht, mein Freund?

Schluck:

Das weiß ich nicht, wo das war, offen geſtanden. Sehn Se, wenn ich Ihn' ſoll die volle Wahrheit ſagen, ich hab Ihn' ſchon beſſer gelegen, als wie in der letzten Nacht. Ich hab Ihn' ſchon wirklich viel beſſer gelegen, auf Ehr und Gewiſſen, kenn' Se mir glauben.

Frau Adeluz:

Wenn ich nicht irre, heißt Du Schluck, nicht wahr?
und haſt mit einem andern Trunkenbold
und Saufkumpan Dich übel aufgeführt,
hier vor dem Schloßtor, um den Mittag, geſtern.

Schluck:

Nu ſehn Se — das glaub ich doch nicht, ſehn Se. Das tut mir leid, meine Dame, daß Sie das ſagen. Bei allen hohen Herrſchaften, offen geſtanden, bin ich ſonſt ieberall aufs beſte bekennt und hab immer ein ſehr ſanftes Herze gehabt. Ach, wiſſen Se, meine Dame: wenn ich Ihn' wollte dadervon den Bericht erſtatten, was ich ſchon durchgemacht habe im Leben, aufrichtig geſprochen, da möchte man weinen, ſehn Se. Das ſteht ja ſchon in der Bibel: ‚Tod, wo ſind nun deine Schrecken‘, aufrichtig geſprochen.

Frau Adeluz:

Nun ſieh, ich weiß wohl, wo Du haſt gelegen
verwich'ne Nacht. Im ſicheren Gewahrſam
warſt Du, lagſt im Gefängnis — hab ich recht?
Und Dein Geſell, der Jau heißt, iſt entkommen.

Schluck:

Sehn Se, meine Dame, das kann ich Ihn' wirklich nich glauben, meine Dame. Ich will nichts dawider reden, ſehn Se, weil ich die Schicklichkeit kenne. Auf Ehr und Gewiſſen, ſehn Se: ich weiß, was ſich ſchickt.

Frau Adeluz:

Was treibſt Du denn für ein Geſchäft, mein Freund?

Schluck:

Nu, das will ich Ihnen ſagen, meine Dame: ich ſchneide Silwetten aus. Ich bin, was man ſo nennt, Silwettenſchneider. Ich treibe ja das und jens, offen geſtanden, aber ſehn Se, hauptſächlich ſchneid ich Silwetten. Dadrin bin ich der allerkinſtlichſte Mann.

Frau Adeluz:

Richtig! Das wollt ich wiſſen! Nun, wohlan,
haſt Du Dein Handwerkszeug Dir mitgebracht?
Wir nahmen deshalb Dich aus Deinem Kerker,
daß Du mit Deiner Kunſt uns unterhielteſt.
Denn ſieh, ich kenne Dich. Betrachte mich,
ſo wirſt auch Du Dich meiner noch erinnern —
wo nicht, zermartre Dir Dein Hirn nicht weiter.
Nimm Dir Dein Werkzeug, ſetze Dich zurecht
und ſchneide der Prinzeſſin Schattenriß
getreu uns in Papier. Gelingt Dir das,
dann, wie der gnädige Herr uns wiſſen ließ,
iſt Dir Dein Fehl verziehn, die Straf' erlaſſen,
im Schuldbuch ausgeſtrichen Deine Schuld.

Schluck:

Nu, ſehn Se: eine Schuld hab ich weiter keine begangen, aufrichtig geſprochen — aber ſonſt, meine Dame! wenn ich mich a biſſel erwärmt habe, das Handwerkszeug hätt ich bei mir, ſehn Se. Das Handwerkszeug muß ich immer bei mir tragen, kenn' Se mir glauben. Das is ebens bloß eine Schere, ſehn Se. Er zieht die Schere heraus.

Sidſelill:

Soll ich mich ſetzen oder muß ich ſtehn?

Frau Adeluz:

Nur ganz, wie's Euch beliebt, Prinzeſſin!

Sidſelill:

So?

Schluck, ausſchneidend:

Sehn Se: ich bin auf alles gefaßt in der Welt. In der Welt muß man auf alles gefaßt ſein! Ich wundre mich über nichts in der Welt, meine Dame, und wiſſen Se — verſtehn Se, wie ich das meine? — da bin ich Ihn' immer ſehr gut durchgekomm'.

Eine innerliche und frohe Wallung leuchtet aus ſeinem Geſicht.

Frau Adeluz:

Wie ſteht's, mein Freund: haſt Du gefrühſtückt, ſag'?

Schluck, wie oben:

Geſtern hab ich gefriehſtickt, meine Dame.

Frau Adeluz:

Und möchteſt Du es heut nicht wieder tun?

Schluck, wie oben:

Es kommt, wie's kommt, meine Dame! Ich bin auf alles gefaßt, ſehn Se. Das nehm ich nicht ſo genau in der Welt. Und ſehn Se: wenn ich zu ſchnitzeln anfange, kenn' Se mir glauben, da vergeß ich Ihn' manchmal Speiſe und Trank.

Sidſelill:

Sprich, Kammerfrau, wird's hübſch? Sitz ich ſo recht?

Frau Adeluz:

Ja, luſtig! Du verſtehſt Dein Handwerk, ſcheint's.

Schluck:

Nu ja, meine Dame, Sie freuen ſich, ich weiß. Wo ich hinkomme und wo ich das mache, da freuen ſich alle, wenn ich ſo ſchnitzle. Sehn Se: das hat mir kein Menſch gelernt, das hab ich vom lieben Gott, meine Dame! Da kann ich hinſehn, wohin ich will. Da brauch ich gar nicht zu ſehn, wo ich hinſchneide. Ich weiß, Sie freuen ſich über mich.

Frau Adeluz:

Prinzeſſin, ſoll ich ihn nun gehen heißen?

Sidſelill:

Ei nein! kurzweilig iſt er, laß ihn hier.

Frau Adeluz:

Mein Freund, Du darfſt nun wirklich zu Dir ſagen:
ein Seltenes gelang mir! Eine Lilie
haſt Du zur roten Roſe umgewandelt,
und das Prinzeßchen lacht. Hier komm und nimm,
trink Wein, iß, ſtärke Dich. Du biſt's bedürftig.

Schluck:

Ich bin Ihn' glicklich. Ich bin Ihn' ſehr glicklich, meine Dame. Ach, ich kennte Ihn' wirklich hoch in die Luft ſpringen vor Glick. Sehn S'es, wie's ſo is, mecht' man ſprechen: man ſoll nicht verzagen. Sehn Se: wenn Se mich geſtern nich hätten ins Loch geſchmiſſen, da kennt ich mich heute auch nich ſo glicklich fiehlen. Ach! Ach! Nee! Nee! Nee! Was ſo alles vorkommt ei' der Welt! Das ſchmeckt ſehr ſcheen, das iſt ſehr ſcheener, zuckriger Wein. Das kenn ich alles ganz gutt, was das iſt. Das Flaſchel hier iſt aus Bergkriſtall, ſehn Se, und das hier iſt Kalbfleeſch.

Frau Adeluz:

Lang' mir nur zu und nimm's, für was Du willſt —

wir nennen's Scheibchen von Faſanenbruſt —
wenn Dir's nur ſchmeck't, mein Freund, wir ſind's zuſrieden!

Schluck:

Ach! Nu! Nee, wiſſen Se, meine Dame! Das kann ich Ihn' nu und nimmermehr ſagen, wie glicklich ich bin. Sehn Se, ſo kennt ich ſchnitzeln, bis an mein ſeliges Ende. Ach! Nee! Wenn S'es wull'n glauben, ich bin Ihn' ganz richtig, als wenn ich an'n Schwips hätte. Sehn Se, wenn Se Gefallen an mir finden, ich bin Ihn' ein ſehr ein kinſtlicher Menſch. —

Frau Adeluz:

Nun, dazu wird am Ende heut noch Rat.
Wir ſind hier luſtige Leute. Mummenſchanz
und Tanz und Kurzweil ſind der Tage Loſung,
die wir hier leben. Unſer gnädiger Herr
will und befiehlt es, daß man luſtig ſei:
je derber, deſto beſſer! Ein Spektakel,
hätt es ein Karrenſchieber auch gemacht,
das ihn ein Viertelſtündchen nur ergötzt,
macht den, der es erdacht und ausgeführt,
alsbald zum Herrn von weiten Ländereien,
kurzum, zum reichen Mann.

Schluck:

Sehn Se, nu bin ich fertig: das hab ich ſehr, ſehr ſcheen gemacht. Einen Appel mecht ich mir noch gerne erlauben. Das ſind Poſemoner. Die kenn ich: die ſind gutt!

Sidſelill, ihre Silhouette betrachtend:

Wie? Wirklich? Bin ich das? Wippt denn mein Näschen

ſo in die Luft? Iſt denn mein Hals ſo dünn?
Bin ich ſo platt wie 'n Fiſch?

Frau Adeluz:

Ei! 's iſt nicht übel.
Jon Rand wird ſich dran freuen, glaubt es mir.

Schluck:

Hier will ich Ihn' auch ein Nadelbichſel ſchenken, mit Perlmutter und Silber ausgelegt. Das hab ich erſtanden bei einer Bauersfrau. Sie brauchen mir auch niſcht derſiere zu geben. Das ſind Bohnen, Meerbohnen, in Silber gefaßt. Ich hab auch Damen gekannt, die haben ſich Ohrringel draus gemacht. Das kenn' Se ganz machen, wie Sie wollen. Ich ſchenk ſie Ihn', und damit gutt.

Frau Adeluz:

Kennſt Du wohl unſern Herrn, mein braver Schluck?

Schluck:

Nein! da mißt ich Ihn' liegen, aufrichtig geſprochen. Einer hat mich hierher geſiehrt, und da dacht ich manchmal: das wär' der Herr. Einer hat mich geſtern ins Loch geſchickt, und da dacht ich auch manchmal: das wär' der Herr.

Frau Adeluz:

's iſt nicht der eine noch der andre, Schluck,
's iſt keiner von den beiden, die Du ſahſt.
Doch, wenn Du klug und willig Dich nun zeigſt
in ſeinem Dienſt, wie Du's in unſrem tuſt,
und ihn ergötzeſt halb ſo ſehr als uns,
ſo wirſt Du ſeines Anblicks fürderhin

täglich genießen, ſtündlich, glaub' mir das:
denn Du biſt ganz der Mann für ſeine Gunſt.
Ich will Dir wohl, Schluck, denn ich kenne Dich.
Du haſt bei Gott ein beſſ'res Los verdient
mit Deiner Kunſt und Deinem hellen Kopf,
als den Hanswurſt vor trunk'nen Bauernlümmeln
zu machen, zu hauſieren durch die Dörfer,
wohl gar zu betteln und zu hungern, Freund.

Schluck:

Ach, meine Dame, machen Se mich nich unglicklich, meine Dame! Ich bin Ihn' ja zu, zu, zu glicklich hier. Ich ſchenk Ihn' alles, was ich am Leibe habe, herzlich gerne. Was Sie ſagen, das mach ich. Glauben Sie's nich? Wohin Sie mich ſchicken, da geh ich hin, wo Se mich hinſtell'n, auf Ehr und Gewiſſen, da bleib ich Ihn' ſtehn, bis ich ſchimmlig wer'.

Frau Adeluz:

Gut! eine Probe denn. Geh dort hinein
und zieh mein ſeidenes Gewand Dir über,
das Du dort findeſt. Tritt alsdann heraus
und zeig Dich uns. Flugs und beeile Dich!

Schluck:

Ach! Ach! Nee! Nee! Nu Guttſchuſter! Nee, meine Dame, Sie haben doch Ihren ſcheenen Spaß mit mir. Ach, nu ... ſehn Se, ich bin Ihn' auch wie a Kind an Spaßhaftigkeet. Da kenn' Se noch manchen Spaß mit mir haben. Das tu ich Ihn' gerne, warum denn nich! ich tu's Ihn' recht gerne zu Gefallen. Das mach ich auch nicht zum erſten Mal. Denn ſehn Se, wo meine Schweſter Hochzeit hatte, da mußt ich halt auch eine Hebamme machen: das hab ich ſchon damals ſehr kinſtlich gemacht.

Er verſchwindet in eine, ihm von Frau Adeluz geöffnete Seitentür.

Frau Adeluz:

Ein armer Schlucker, dieſer Schluck — nicht wahr?
Und ſtünde Güte halb ſo hoch im Preiſe,
als ſie geprieſen wird von jedermann,
ſo wäre dieſer brave Schlucker Schluck
ein Kröſus dieſer Welt.

Vierter Vorgang

Trinkſaal mit Erker. Eine prunkvoll gedeckte Tafel. Jäger vollenden den Tafelſchmuck, ſchieben die Stühle zurecht und bedienen ſpäter. Auf einer Empore ſind wiederum Jäger, in maleriſchen Trachten, mit Jagdhörnern aufgeſtellt. Karl iſt ſichtlich viel beſchäftigt mit Anordnungen. Jon Rand geht langſam die Tafel ab. Die Tür nach einer Terraſſe iſt weit offen, im Kamin brennt ein hohes Feuer.

Jon Rand:

Verſprichſt Du viel Dir von dem Mahle, Karl?

Karl:

Potz Wetter, Jon! Das will ich meinen, Jon!
Hirſchziemer, Fiſch, Kapaun und Haſenlebern,
Suppe mit Mark und Knödeln, Wildſchweinskopf!
Weine von Arbois, Beaune, Chaloce und Grave!
und viele andre gute Dinge, Jon.

Jon Rand:

Du haſt, Gott weiß es, manche Schwäche, Karl —
im Eſſen biſt Du ſtark.

Karl:

Mein wack're Jon:
ich ſammle nicht, wie Du, in meine Scheuern,
beſitze keine Schlöſſer, keine Forſten,
auch weder Weib noch Kind. Ich ſteig aufs Pferd
und frag' nicht, wes der Gaul iſt, den ich reite.
Die Plempe ſchwing ich, wenn es ſein muß, Jon,
und frage nicht, für wen, und nicht, für was.

Und wenn das Dach nicht allzu niedrig iſt,
Jon, unter dem ich wohne, frag ich nicht,
wes Dach es iſt. Und ſitz ich an der Tafel,
ſo frag ich nicht, wie viele Becher Weins
ich ſtürze, nicht, wie viele Schnitten Fleiſch
ich eſſe, ob's dem Wirte wohlgefällt,
ob nicht — und wird er im Geſicht vor Aerger
auch mäuſegrau darob.

Jon Rand:

Gemach! Gemach!
Wenn ich die kleine Baronie Dir ſchenkte,
wie dünkt Dich das, mein Karl?

Karl:

Behalt ſie, Jon!
Ich bin kein Hamſter, brauche keinen Bau.
'ne Baronie: 'ne Kette um den Fuß,
'ne Haube auf dem Kopf, wie'n Federſpiel!
Ein freier Falke bin ich, kein gezähmter.
Was ſoll mir das? Ich ſterbe meinen Tod,
ſo will ich auch mein Leben leben, Jon.
Beſitz iſt Laſt: trag Du die Laſt, Kamerad!
Hab' dreißig Oxhoft Wein in Deinem Keller —
fünf Kannen machen Dich betrunken, Jon!
Laß vierzig Eber ſchlachten — eine Keule
bezwingſt Du kaum, nicht mehr. Hab' hundert Schlöſſer,
ſo wirſt Du bald ein Gaſt in allen ſein,
ſo gut wie ich, der keines hat. Je weniger
Du haſt, je mehr iſt Dir's zu eigen, Jon.

Das Kettlein, das mein Vater mir vererbte,
ſein Schwert, ſein Hüfthorn, ſieh: ich geb es nicht
für zwanzig Baronien.

Jon Rand:

Gemach! Gemach!

Karl:

Verſuch's, Jon, mach' die Probe! Sieh: ich lebe
den Tag und nur den Tag. Geſtern und morgen
war nichts und wird nichts ſein. Geſtern und morgen
wird mich begleiten bis an meinen Tod,
der mir gewiß iſt und den ich nicht fürchte.
Geſtern und morgen ſind zwei Schemen, Jon!
und wer nach ihnen greift, greift in die Luft.
Geſtern und morgen — Tod und wieder Tod!
und heute iſt das Leben. Du und Jan —
er dort, Du hier, mein Jon! — Ihr wandelt beide,
Fremdlinge, durch dies reiche Fürſtentum,
das ſein wird, wenn Ihr längſt — er ſo wie Du! —
zu Staub vermodert ſeid in Euern Gräbern:
und ihm gehört es juſt ſo ſehr wie Dir.

Jon Rand:

Schön Dank für die Nachmittagspredigt, Karl!
Komm, laß uns einen Becher Xeres kippen
auf fröhliche Wanderſchaft, mein Kamerad!
Am Ende blüht der Abgrund, blüht die Nacht.
Allein der Weg dahin iſt eig'ner Art.
Schreit'ſt Du friſch aus, ſo ſcheint er ſich zu dehnen,
ja, dehnt ſich wirklich. Trittſt Du zögernd ihn,

ſo bleibt der Abſturz nah vor Augen Dir …
Du ſtürzeſt, meinſt zu ſtürzen tauſendmal,
ſo oft Du angſtbeklommen vorwärts zögerſt.
Der Jägermeiſter **Malmſtein** tritt ein.
Guten Morgen, Malmſtein! ſag', was macht der ‚Fürſt'?
Ich denk', er iſt erwacht aus ſeinem Taumel
inzwiſchen: — dies hab ich befürchtet, Karl,
und darum fragt ich, was Du Dir verſprächeſt
von unſrer Tafelei. — Kam er zu Sinnen?
Hat ihn die friſche Luft nicht aufgeweckt?
Fiel er vom Pferde nicht in ſeinen Graben
und fand ſich ſelber wieder in der Pfütze,
wie ſchon ſo oft?

Karl:

Mein Zipperlein verwett ich
mitſamt der Gicht, wenn er erwacht iſt, Jon!

Malmſtein:

Nein, Herr, er hielt ſich gut. Wohl hie und da
pocht' er ſich an die Stirne mit der Fauſt,
nachdenklich, grübleriſch 'nen Augenblick.
Doch dann mit Huſſa hoh! und horrido!
ging doppelt wild die Jagd.

Jon Rand:

Wo iſt er jetzt?

Malmſtein:

Er ſaß im Bad, raſaunte wie ein Walroß,
ſang, ächzte, kicherte, ſprach mit ſich ſelber
und nannte ‚Dorchlauſt' ſich zu vielen Malen.

Die Badekammer ſchwamm. Das Waſſer drang
bis vor die Tür, wo unſere Mägd' und Pagen
vom unterdrückten Lachen Krämpfe kriegten,
in Angſt, ſich zu verraten. Lachen.

Karl:

Muſikanten!
Ihr wackeren Horniſten, gebt nun acht:
Tuſch! wenn er eintritt. Wenn er ſich erhebt
vom Sitze: Tuſch! — Tuſch! wenn er ſich entfernt.
Und daß Ihr Jäger ernſthaft ihn bedient!
Wer ausplatzt, kriegt 'nen Jagdhieb. Wohlverſtanden!
Er iſt der Fürſt heut.

Jon Rand:

Ja, er ſei der Fürſt!
Und feierlich entſag ich allen Rechten
auf ſeinen Platz in dieſem Mummenſchanz.

Malmſtein:

Vergebung, Herr!

Jon Rand:

Herr Leibarzt.

Malmſtein:

Um Vergebung,
Herr Leibarzt: Durchlaucht Jau, der Tellerlecker,
iſt auf dem Weg hierher. Sie haben ihm
'ne Haſenblum' ans Diadem geſteckt,
als Jagdtrophäe. 's wird mit ſachten Zeit,
daß er ein wenig in Geſellſchaft kommt
und zu Manieren, denn in aller Unſchuld:

er ſchielt und grinſt bereits den Mägden nach, ſchnalzt,
als wären's friſchgeſchmorte, fette Wachteln,
und wie die Pagen ihn ins Hauskleid hüllten,
rief er zwei-, dreimal laut nach ſeiner Frau
und wollte, daß man vor der Tafel noch
ihm ſeine „Fürſtin" bringe.

Karl:

Laß das gut ſein:
für ſeine Fürſtin iſt bereits geſorgt.
Er kommt. Still! Jeder ſei auf ſeinem Poſten.

Jau, fürſtlich gekleidet, tritt ein mit Gefolge. Er hat die Stachelkrone auf dem Kopfe, wie in der zweiten Szene, nur noch mit einem Haſenſchwanz geſchmückt. Die Jäger blaſen eine Fanfare. Er ſtutzt einen Augenblick.

Jau bleibt ſtehen, winkt ab:

Gutt! Schun gutt! Ni går zu viel Spektakel macha. Wenn ma' ooch Ferſcht is, deshålbich muß ma' doch an'n Augablick ſeine Ruhe hån.

Karl:

Belieb es Euer Durchlaucht, Platz zu nehmen.

Jau:

Wås ſol ich nahma? Wenn wås då is, war' ich wås nahma! An då is gutt. Wieviel ſein mir 'n?

Karl:

Durchlaucht befahlen heut den kleinen Kreis:
neun, ohne Euer Durchlaucht.

Jau:

Nu, då ſetzt Euch! Setzt Euch und fraßt, ich geb's Euch gerne! Er ſetzt ſich und bleibt während des Folgenden ſitzen. Nee! Halt! Ufſtiehn! ſetza! älle ufſtiehn! älle zengſtrim noch amål ufſtiehn! Zu Jon, der ſich nur wenig erhoben hat: Dir is wull der Urſch ågebacka, hå? Dar Beneſchäll kimmt naber mich und der Leibdukter kimmt ganz aninger. Suſter liegt a mir wieder die Hucke vul, wås mei' Våter getraumt håt' und ſune Sacha. Itze gebt wås har, itze will ich aſſa.

Karl winkt den Jägern. Die Speiſen werden herzugetragen. Die Mahlzeit beginnt mit einer Fanfare. Alle unterdrücken mühſam das Lachen.

Karl, ſich erhebend:

Durchlaucht! Getreue, liebe Waidgeſellen!
Ein Waidmannsheil zuvor! Wir ſitzen wieder
an dieſer reichen Tafel, wie ſchon oft,
die ſich durch unſres edlen Fürſten Güte
täglich aufs neue deckt. Doch dieſer Tag —
obgleich ein ſtrahlend-königlicher Herbſt
uns Tage ſondergleichen dieſes Jahr
ſchon viele in den Schoß warf — dieſer Tag
iſt über alle Tage! Dieſe Mahlzeit
iſt mehr als ein alltäglich luſtiger Schmaus.
Warum? Ihr wißt es, liebe Waidgeſellen!
Eure wack'ren Augen, die von Waſſer glänzen,
Eure Naſen, die vor innerer Rührung tropfen,
beweiſen, daß Ihr's wißt. Wack're Geſellen —

Jau, unterbrechend:

Halt! Is dås hie åll's ei' Putter geprietzelt?

Jon Rand:

In feinſter, reinſter Butter, gnädiger Herr!

Jan:

Du huſt wull a Laberla uf Denn' Taller? Er ſtochert es von Jon Rands Teller auf ſeinen. Dås war fer mich! Immer weiter im Texte!

Karl, fortfahrend:

Seit Jahren wiederum zum erſten Mal —
von langer, ſchwerer Krankheit auferſtanden —
ſchmückt unſer Fürſt die alte Tafelrunde:
ohn' ihn war ſie verwaiſt, Ihr wißt, wie ſehr!
Was iſt der Morgen ohne Morgenſtern? —
und ohne Abendſtern der Abend, Freunde? —
Was iſt der Kronreif ohne Diamant? —
Was, ohne Gottes Sonne, iſt der Tag? — —:
dies alles waren wir ohn' unſern Fürſten,
ohn' Seine Herrlichkeit, wie Sie hier ſitzt.
Ach, lieben Kinder! meine Stimme bebt,
mein Herze ſchluchzt vor Weh, es kollern mir
in tiefem Kummer meine Eingeweide,
wenn ich an jene ſchweren Jahre denke,
wo unſern Herrn das grauenvolle Siechtum
ſo hart darniederwarf, und wie er litt.
Als dieſer wahrhaft kaiſerliche Fürſt,
inmitten ſeines ſalomoniſchen Reichtums,
durch eines Dämons Macht verblendet, plötzlich
ſo arm ſich vorkam wie 'ne Kirchenmaus.
Ach, Eure Herrlichkeit! erhab'ner Fürſt!

was fuhr doch in Euch damals, als Ihr ſo
von Grund der Seel' aus Euch verwandelt dünktet?
Denn, beim lebendigen Gott! Ihr ſpracht und dachtet
und handeltet wie einer, deſſen Bett
'ne Streu iſt, deſſen Trunk ein giftiger Fuſel,
wie einer, der 'ne Waſchfrau hat zum Weibe,
die mit dem Knüppel täglich ihn verwalkt.
Ihr ſchlangt verderb'nes Fleiſch, Brotkruſten, Käſe,
trankt abgelaſſ'ne Milch und ſaure Molken,
und ein beſondrer Leckerbiſſen ſchien
Euch Roß- und Hundskotelett. Fünf dicke Zwiebeln
habt Ihr vor meinen Augen einſt verzehrt,
roh, wie Ihr ſelbſt ſie aus der Erde grubt! —

Jau ſchreit dazwiſchen:

O noch! Die ſein nur gutt! Immer har dermiete, wenn
welche dä ſein! Ihr Äffaſchwänze, verdämmta, dähie!

Karl, fortfahrend:

Indeſſen mehrten Mäuſe ſich und Ratten
in Euren Schlöſſern. Kalt blieb jeder Herd.
Die Füchſe wölften in den Kellerhälſen,
die Haſen ſetzten in das Gartenbeet.
Unter den Köchen brach 'ne Seuche aus,
die Küchenbeſen ſtarben dutzendweiſe,
und tiefe Trauer herrſchte rings im Land.
Ihr littet, Herr! gewiß, Euer Leid war groß,
doch, Herr! Ihr war't bewußtlos. Wir indeſſen
ſahn das Entſetzen an mit off'nen Augen!
Wie Durchlaucht, Euer Gemahl, die Hände rang!

wie Durchlauchts Leibroß draufging! Durchlauchts Hunde
die Nacht durch heulten und am Morgen ſtarben!
Wie hundert Aerzte: Türken, Sarazenen,
Griechen und Juden ihre Kunſt verſuchten
und kläglich ſcheiterten! — Ach, gnädiger Herr!
wir lagen täglich hier um dieſe Tafel,
zwei Jahre lang, und würgten unſern Gram
mit Hirſchfleiſch und Kapaun und Wildſchweinſchinken,
mit Truthahnfülle, Trüffeln, Krammetsvögeln,
mit Sauerkohl und Wurſt in uns hinein —
doch unſer Mut, je mehr wir in uns fraßen,
ward nur verzweiflungsvoller! unſer Jammer,
ſoviel wir tranken, um ihn zu betäuben,
brach nur noch wilder, fürchterlicher aus
zu guter Letzt! — Nun, Herr, Ihr ſeid geſund!
Ihr ſeid uns heute wiederum geſchenkt!
Ihr leuchtet, wie die Sonn', an Eurem Platz!
Wir tauen fröhlich auf in Euren Strahlen:
wir atmen wieder, trinken froh Euch zu,
und während ich den Becher hoch erhebe,
an meine Lippen ſetze und ihn ſtürze,
iſt aller Kummer unſrer Leidensjahre
vergeſſen. — Durchlaucht lebe hoch! Hoch! Hoch!
Sie ſtehen alle auf und ſtoßen mit Jan an.

Jan, ſichtlich gerührt:
Hieſetza! Hieſetza! Immer hieſetza! Alle ſetzen ſich. Er ſteht auf und umarmt in ſtiller Rührung Karl, der ſtehen geblieben iſt.
Nu ſaht Ihr'ſch! Nu ſaht Ihr'ſch! Dä hät ju älles

ſeine Richtigkeet. Då håt ſich ju ålles wieder eigerenkt! — Ju! Ju! 's is wåhr! 's muß wås gehått hån mit mir. — Na .... nu, luſſ' mir'ſch gutt ſein! — — — Ju, ju, nee, nee! — Krank muß ich gewaſt ſein. — Leibdukter! Sie kinn' amål har kumma und ſich naber mich ſetza, meinshålba. Wås kinn' Sie derviere, wenn ich krank wår? Immer kumma Se, kumma Se, kumma Se, 's is ſchun gutt! — Sie ſåta doch aber vorhin ieber mich: mich tåt' bluß der Ålb dricka, oder aſu wås, und geſtern wår' ich uf Jåad gewaſt!?

Jon Rand:

Euer Herrlichkeit! ich war darauf bedacht,
Euch die Erinn'rung an geſunde Tage
hervorzurufen, und in dem Bemühn
gedacht ich Eurer letzten Jagd vor Jahren,
als hättet Ihr ſie geſtern erſt erlebt.
Fiel ich nun flugs darum in Ungnade,
nie werd ich es bereu'n, mein gnädiger Herr,
da ich mit dieſer kleinen Lüge Euch
ſo glücklich aufgeweckt.

Jau ſchlägt ihm aufs Knie und drückt ihm das Knie:
Kee' Wert weiter dådrieber, kee' Sterbenswert! Mir blei'n Freunde, Dukter! då, trink amål mit! Er reicht Jon Rand ſeinen Becher, Jon Rand trinkt nicht ohne Widerwillen. Nu ſaht Ihr'ſch, ich will Euch amål de Wåhrheet ſån: ich hå's gemerkt. Dåß ich lange ni meh uf Jåad gewaſt bin, dås hå' ich gemerkt. Ich wullde mir bleßig niſcht merka lohn, åber ich hå's gemerkt. Mir wår zumute uf menner

Heke, als wenn ich uf enn' Miehlſteene ſäß, der im Gange wär': immer ims Radla rim! immer ims Radla rim! Äber päßt amäl uf, däs kimmt äll's wieder.

Malmſtein:

Nun, davon, Durchlaucht, hat man nichts bemerkt!
Die ganze Jagdgeſellſchaft iſt ſich einig:
wir ſind ſo wild geritten wie nur je,
und Durchlauchts Reitkunſt bleibt unübertrefflich.

Jau:

Na, na! Wer weeß doch! Äber däs werd ſich ſchun äll's wieder macha mit ſachta.

Jon Rand:

Hauptſache bleibt, daß Eure Herrlichkeit
ſich nicht in jenen Kreis von Wahngebilden
zurückverwickeln, dem Sie eben erſt
entronnen ſind. Ich bitt Euer Herrlichkeit,
in dieſem Punkte ſcharf auf ſich zu achten!
Die niedre Welt des Trugs, des kranken Trugs,
des Trugs und trügeriſchen Scheines bleibe
ſo tot, wie ſie jetzt iſt in Eurer Bruſt.
Und wenn ſie hie und da mit Viſionen
und üblen Wahngeſichten Euch bedrängt:
macht Euren Willen wie ein glühend Eiſen
und brennt das Unkraut aus! Denn ohne Zweifel:
wie Blaſen von dem Grunde eines Tümpels
ſich löſen und, an ſeiner Oberfläche
zerplatzend, ſich entzünden — alſo wird

ſich an der Oberfläche Eurer Seele
noch mancher Irrwiſch zeigen und Euch ängſten!

Jau:

Paperlapapp! Quärkſchniete mit Zimt! Immer Geduld, Meeſter Knieriem, aſu fett ſpeiſen wir nich! Meine Stiefeln ſein meine! wås gieht d'n dås Dich å? — Muſicke! Wein! Sauft, bis Euch die Wempe plåtzt! — und wenn ich mei' ganzes bißla Gelumpe verſaufa ſol! und wenn ich mei' ganzes bißla Verdienſt und Moſes und älle Propheta durch de Gurgel jähn ſol ... Halt! Wås hå' ich geſåt? ... Halt! Nee! Nee! Wås heeßt denn dås wieder?! — — Immer nåch und nåch, immer nåch und nåch! — Dukter, ich war Dir wås ſån: mir påßt dås nee! Wenn ich Tummheeta ſchwutze, gib mir a Ding ei' de Rippa. Hierſchte's?

Jon Rand:

Ich will die Klingel nehmen, gnädiger Herr,
und klingeln, wenn Gefahr im Anzug iſt.

Jau:

Sullſt laba, Dukter! Sullſt laba, Steeneknåll! Gutt, gutt, 's is gutt! Ju, ju, mit dar Jågd, dås is ane bieſe Sache — åber ich wiß Beſcheed. Dar Sechzehnender, dar durte hängt: dan håb ich d'rſchuſſa vor — drittehålb Juhren. Blåttſchuß! dar låg uf der Stelle. Dar låg uf der Stelle tut wie a Schwein! dås wiß ich noch ganz genau, wie heute. Dåzumål hått ich an'n Keenig zu Beſuch, dås wår a ganz richtiger Keenig — und dar ſchuß dernaber nim. A kunde ganz gutt ſchiſſa, aber ar ſchuß dech dernaber nim. Ich träf. Tut wie a Schwein! O no ni amäl an Seufzrich hät a meh giehn lehn.

Lachen. Jau ſtutzt einen Augenblick und lacht dann um ſo heftiger, ſo zwar, daß alle darüber ſtillſchweigen.

Karl:

Durchlaucht erinnern ſich gewiß des Tages,
wo wir im Kaukaſus auf Gemſen pirſchten
und Durchlaucht, mit Gefahr des eignen Lebens,
ein Schmaltier hoch bis ins Geſchröff verfolgten —
ich, als getreuer Diener, hinterdrein.
Auf einmal ſtanden wir verlaſſen da
und mitten im Gewölke! Meckernd tat
'nen ungeheuren Satz die Gemſe nun,
gut dreimal in der Länge dieſes Saals,
pfiff und verſchwand. — Was tun? und wie zurück?
Mir ſchwindelte! Ich fing zu wanken an
und ſprach ein Stoßgebetlein nach dem andern —
indes Ihr Euch die kurze Pfeife ſtopftet
und ſagtet … ‚Hol's der Henker,' ſagtet Ihr,
‚'s iſt friſch hier oben, und man kühlt ſich ab.
Die Ausſicht iſt brillant, doch futſch die Gemſe.
Man muß wohl oder übel heimwärts kraxeln!'
Und damit grifft Ihr mich vorn an der Bruſt,
hebt mich auf Euren Arm, ſchobt mich herum,
daß ich, bei Gott! auf Eurem Rücken ſaß,
und trugt mich — mir nichts, dir nichts — in das Tal,
zum Staunen des Gefolges, wohlbehalten:
denn aufgegeben wart Ihr und ich.

Jau:

Nu freilich, Beneſchäll, däs war' ich wiſſa! Etwa nich? Ei' ſuchta Sacha, dä bin ich Ihn' gär ſehr eegenartig, dä ſackle ich gär ni irſchte: däs giebt ees, zwee, drei! Dar Arm hie — greiſa Se amäl ä: denka Se etwan, dar is vo Weechquärk? Nu freilich! Beileibe. Greiſa S' amäl meine Beene ä: dä kinn' Se Scheitla druf hacka! inſerees hät Kräfft. — Nu, wie ſellde däs anderſcher ſein äm Ende? 's fehlt eem zu ni ä guda Aſſa. Ma' hät's zu derzune! Ma' kann's zu bezähln! Sulche Gliedmäßa, ſulche Knucha, wie ich hä': vo Gurkatunke kriegt ma' die ni! Nu freilich war' ich däs wiſſa dähie! Gelt, ich bin a Kerle? däs is ebens, ma' ſtämmt vo guda Eltern, ſahn Se's. Ich nahm' drei Zentner — die heb ich uf, dä mach ich noch ni a kleen'n Finger krumm! Ich war' amäl trinka. Proſt, meine Herrn! Nu freilich, dämals, — wu wär däs glei'? — ich bin ebens zu viel rim ei' de Welt. — Däs känn ich Ihn' ſän: ſchwinglich bin ich ni! Und wenn ich amäl richtig bin ufgeläht, dä huck ich mir zwee wie Dich uf a Puckel. Sel ich amäl dan Leuchter heba? Da päßt amäl uf! Dä gatt amäl obacht! *Er greift nach einem erzenen Standleuchter, verſucht ihn zu heben, ohne den geringſten Erfolg, und ſteht, wie alle ihm laut Bravo klatſchen, triumphierend da.* Ich hä Ihn' Weezaſäcke däzumal geſchleppt, wie ich beim Pauer wär — ich wär doch amäl drei Wucha beim Pauer — zwee Säcke uf eemäl vom Beda runder, vom överſchta Beda biis in a Hof! dä kinn' Se fräun .... *Jon Rand klingelt.* — Halt! Wäs ſprech ich denn glei'? Däs is mir ock bloß aſu rausgeſåhrn. Pſt, ſtille! Ich wiß ſchonn, Dukter, hal's Maul! — Kinder, ich fiehl' mich gemittlich hier! Sehr gemittlich! Sehr gemittlich! Is enner då, dar 'wås ſinga kånn? Håt's denn keene Madel dåhie im Hauſe? Ich bin ſehr gut ufgelåht, ich bin zu ållerhand Zicka ufgelåht! Ju, ju, mit dar Jågd, dås håt ſchonn ſei' Weſen — då kennt ich noch måncha Teifel derzahln. Ich wår o d'rhinger her. Etwa ni? A Kåtzabråta, dar mag ganz gutt ſein, åber a Håſabråta … Nu hå' ich ni recht? A Håſabråta mit Klißlan åm Sunntich, då vergaß ich a Fårrn miſåmt der Kerche. Ock bloßig: ma' muß ſich ni kriega lohn. Gegliehta Dråht' und getuppelte Schlinga — und då ich amål mit Schluck ieber Land ging … Jon Rand klingelt. Halt! wullt ich ſprecha, mit … Dukter, wås håt's denn? Dukter, dås hiert uf! Emål fir ållemål: dås hiert uf! Dås is ju an' kreizhimmelshagelsludermåß'ge Angſt immerzu! Fer wås bin ich denn då? Då mecht' ma' ju Blutt ſchwitza. — Fer wås bin ich denn wieder geſund geworn? Fer wås bin ich denn Ferſcht, hå? Ich trinke Wein! Mir ſchmackt's Aſſa, mir is ieberhaupt ſehr gutt zumutte, — aber Ihr, mißt mich ni argern dåhie. Wenn Ihr mich argert … wenn Ihr mich argert, då håt's geſchnåppt. Wenn Ihr mich argert! ſå' ich Euch bloßig, då … na … ich ſå's bloß! — Itze mag dås noch hiegiehn. Åber wenn ich amål erſcht fålſch war, då — er bemerkt oben auf einer abgeſchloſſenen Galerie Sidſelill und Frau Adeluz, ſtarrt hinauf, vergißt ſeine Wut und ſagt dann: War ſein denn die?

Karl:

Belieben Durchlaucht doch genau zu ſehn!
Prinzeſſin Sidſelill iſt's, Eure Tochter —
ſie und Frau Adeluz, die Kammerfrau.
Euer Wunſch, Geſang und Saitenſpiel zu hören,
ward ihr durch meinen Boten hinterbracht,
und ſo erſcheint ſie nun, die edle Maid,
herzlich gehorſam, demutsvoll bereit,
mit ihrem ſüßen Lied uns zu erquicken.

Jau, indem er hinausſtarrt:

Freilich, ich wiß ju. Stille! nu ganz natierlich! Halt, war wär dås Madla?

Karl:

Prinzeſſin Sidſelill, Euer Durchlaucht Tochter.

Jau:

Hm!! Aha! Nu freilich, ganz natierlich! Pudelnärr'ſch! Wie wär dar Nåme?

Sidſelill, Geſang und Harfe:

Ich ſchlage einen weichen Harfenklang . . .

Jau:

Wås ſchlät ſe?

Karl:

Pſt, Durchlaucht! Pſt!

Sidſelill:

Ich ſchlage einen weichen Harfenklang —
hört mich im leiſen Hauch.

Jau:

Ma' hiert's kaum.

Sidſelill:

Meine Seele wandert —
wie ein Zugvogel wandert meine Seele durch den einſamen Raum.
Ich bin allein.
Meines Liebſten Lachen tut mir weh:
es iſt allzu ſüß!

Jau:

Der reene Zucker.

Sidſelill:

Ach, wie ſoll ich, was allzu ſüß iſt, entbehren?
Und doch werd ich es einſtmals entbehren müſſen.

Jau:

Bruſt! Bruſt! A wing meh Bruſt!

Sidſelill:

Ich weiß! Ich weiß!
Ich bin allein.
Wolken ziehen um mich im herbſtlichen Raum.
Ich ſelber bin ein Gewölk unter Wolken,
ein Frühlingswölkchen, das leiſe zergeht —. Pauſe.

Jau:

's is gutt! Ganz gutt! Nu etwa ni? Mir kimmt's Wäſſer ei' de Auga, als wenn ich geſchnuppt hätte. Hibſch! Hibſch! Die känn's hibſch! Wäs? hä' ich ni recht? Die kennde ſich mäncha Biehma derſinga, duba ei' a Bauda, bei a biehmſcha Muſikanta. Nee, nee, däs gefuhl mir! Etwa ni! — Wäs hät ſe geſunga? A Willla wär'ſche? Nu ju, ju, 's känn ſein! 's is bahl ni anderſch.

Derheeme hå' ich a Madel, ſahn Se, dås is au ock a Wilkla. — Åber mei' Junge, dås is a Murdskerl! Dar trinkt Schnåps, meh wie ich: åber feſte, heeßt dås! gleeba Sie's ni? — Ju, ju! Nee, nee! Und ieberhaupt ... Inſe Leute, wås de vo menner Familie is, die hån ålle Kupp. Ålle hån die Kupp! Då is au kee' eenziger, dar de nich Kupp håt. Pittiche ſein mer — åber mir hån ålle Kupp. Dar Junge håt Kupp! wås, is's ernt ni wåhr? Mit dan Keppla welld ich Euch ålla heemleuchta. Zu Sidſelill hinauf: Du! Båhlammla! hierſchte's? Preſt! zur Geſundheet! Ich kånn au ſinga. Denkſt Du ernt nee? Denkt Ihr ernt, dåß ich ni ſinga kånn? Wegen dan bißla Krupp å men' Hälſe? Na he! Gatt amål obacht! etwa ni? Då wern er nich viel ſein im Kreeſe, die de a Lied aſu ſcheen glått runterſinga wie ich! Denn wås de und is a richtiger Jau, dar håt o an' Åder zum Singa dåbie.

Ach, ich bin ein armer Mann ...

Ein Diener platzt heraus.

Ich will ock nee, ich hå' ock keen'n Mumm derzune. Ich kånn's! Mir Jaus kinn ſinga. Dås macht, mir ſein ſtrebſam. Mir ſein uf ålle Årta ſiehr ſtrebſam, ſehn Se. Strebſamkeet, ſahn Se! Dås is 's Haupt! — Tåtigkeet, ſahn Se! Immer de Glieder rega! 'wås tun! —

Rauh, rauh, rauh, raddeldi, dittamdei!

Tåtigkeet, ſahn Se! Zur Geſundheet! — Wenn ich und wår' kee' ſtrebſamer Kerl! — oh Juchta! Då ſäß ich itze freilich ni hie. Ich ſcheu' mich vo kenner Arbeet, ſahn Se! Ihr denkt wull, ich bin beſuffa, hå? — Kinder! wenn itze mei' Weib dås ſäh' — meinswega wullt ich doch murne tut ſein!

Ach, ich bin ein armer Mann,
ich hab' nichts zu verzehren.
Das Weib, das hat die Hoſen an . . .

Saufſack, ſauf! Zur Geſundheet! — Saufſack, ſauf! Itze kimmt åll's uf ees 'raus. Åber wås mir fer Kerle ſein, dås will ich Euch verknuchta Pauerhunda eitränka, und murne ziehn mer uf Giersdurf 'nunder! Du, Wilkla durt duba, mach' noch a Ding!

Es hatt ein Bauer drei Töchter . . .

Zur Geſundheet! Wenn ich Ihn' åber urndlich ſinge, då mechta Se wull de Leffel ſpitza! Dann wellt ich ſahn, der's beſſer macht:

Roſel, wenn de meine wärſt,
Nuh ja, ja! Nuh ja, ja!

Er ſingt ernſtlich und mit Gefühl:

Ich ſoll und mag nicht ſchlafen gehn,
will vor zu meinem Schätzchen gehn,
zu meinem Schätzchen unter die Wand,
da klopf ich an mit leiſer Hand.

Jon Rand klingelt.

Karl:

Durchlaucht die Fürſtin bitten um Gehör!

Jau, aus der Faſſung:

Wu denn? Wie denn? Wu wär ich denn? Im's Himmels wille, wu bin ich denn? Im Gottes, Hibner, Enta, Gänſe und åll's, wås de virkimmt, mach flink' und ſä' mir'ſch! War kimmt? Du, Beneſchäll, flink und ſä' mir'ſch, ſuſter wiß ich mir beim Hingern keen Rot. Mir traumt wull! Wie? Wäs? Js ſe ſehr ſchärf, de Ferſcht'n? mir hät vo eem ſchärfa Weibe getraumt ...

Karl:

Scharf? Unſre liebe gnädige Fürſtin — ſcharf?
Nichts Hold'res und nichts Mild'res, edler Herr,
als dieſe beſte, gütigſte der Frauen.

Jau:

Gutt! Äbgemacht! Kännn eintrata! Ich hä' mich verkallupiert, Dukter! kännn ſein! Ich hä' mich verkallupiert, verpokuliert, verreſentiert und verkalkuliert, vermengeliert und verbengeliert. Itze ſtieh ich uf men'n zwee Benn'! etwa ni?

Karl:

Ein Wort, Eure Herrlichkeit, ein einziges Wort!
Ich bitt Euch, bitt Euch auf den Knieen, Herr:
ſeid ſtark, bleibt feſt in dieſem Augenblick,
ſetzt Euren Willen ein wie einen Spaten
und ſtecht die Wurzel Eures Uebels aus.
Erkennt Euer Weib! Stoßt ſie nicht von Euch, ſeid
geſund und werdet es, wo Ihr's nicht ſeid,
in dieſem kränkſten Punkt! Nehmt unſre Fürſtin
für das, was ſie Euch iſt und immer war:
ein Weib! nicht für 'nen Mann — und nennt ſie auch
mit würdigem Namen, wie er ihr gebührt,
nicht wie der Wahn Euch ſie zu nennen zwang.

Er geht, um Schluck hereinzulaſſen.

Jau:

Ach, dås is ålles tummes Gelaber! Ihr fangt ebens å und werd' molum dåhie. A Weib is a Weib und a Månn is a Månn: då hå' ich mei' Lebtag Beſcheed gewußt.

Schluck tritt ein, als Fürſtin gekleidet, von Adeluz hereingeführt. Die Jäger blaſen eine Fanfare. Schluck macht drei ſehr tiefe Knixe. Jau hat ſich unwillkürlich erhoben und betrachtet Schluck, mit zurückgeworfenem Kopf, ſcharf. Schluck bleibt in der Entfernung ſtehen, als die Muſik ſchweigt. Jau ſieht ſich einen Augenblick hilflos um, faßt einen verzweifelten Entſchluß, breitet die Arme aus, geht auf Schluck zu und umarmt ihn.

Jau:

Na, Ahle, då wulln mir ins wieder vertragen!

Schluck macht ſehr zärtliche und übertriebene Umarmungen und Küſſe, wobei er mit Fiſtelſtimme ſehr vielerlei ſpricht, wie: ‚mein gutes Männchen, mein Herzblättchen' uſw.

Jau

erſchrickt mit einem Male, macht ſich blitzſchnell los und ſagt:

Schluck!!! —

Karl:

Um Himmels willen, Eure Herrlichkeit,
kommt zur Beſinnung, nennt nicht dieſen Namen!

Schluck macht Knixe nach allen Seiten und dreht ſich um ſich ſelber mit Tanzbewegungen.

Jau

ſieht ihm eine Weile erſtaunt zu und faßt ſich an den Kopf, zugleich ruft er kurz und heftig den Tanzenden an:

Schluck!!!

Schluck, *mit Fiſtelſtimme:*
Ich bin Euer Weib, mein ſüßer Zuckerfürſt!
Ich bin Euer ſüßes Weibchen, Euer Püppchen,
beileibe Schluck nicht, Schluck nicht, Schluck nicht,
Schluck nicht!
Ein rundes Weibchen bin ich, nicht kein Mann!
Aus der Rolle fallend:
Sehn Se, ich hab' ja ſcheene Kleider an. Sehn Se, offen geſtanden, ich ſag' Ihn' de Wahrheet: ich bin Ihn', wahrhaft'gen Gott, a richtiges Weibsbild. Ach nee, luſſen S'es ock, Sie kenn's richtig gleeben! *Geziert, wie wenn er Zudringlichkeiten abzuwehren hätte:* Nee! nein doch! nee! das geht nich! Das ſchickt ſich nich! Nein! Nein! Ich ſpreche nein! und ſehn Se: wenn ich das ſage, da bleibt's dabei.
Ach, ſeviel ſcheene Herrn! da ſchäm ich mich.
Wo ſeviel ſcheene Herrn ſind, ſchäm ich mich.
Aus der Rolle fallend, zu Karl:
Wenn ich einen Fächer hätte, ſehn Se, ſo einen Fächer, ſehn Se, da kennt ich das alles noch viel kinſtlicher machen. Aber 's geht ſchon. 's geht ſchon. 's geht auch ſchon ſo.
Ich weiß ein ſcheenes Liedchen, ein ſehr ſcheenes:

> Mein Henigmännchen, Henigmännchen, Henigmännchen,
> ach, du mein Henigmännchen, du, du!
> Und als der Mann nach Hauſe kam, ei, ei, ei!
> Da ſtanden ſeviel Pferde da, eins, zwei, drei!
> Herzliebſtes Weib, ach, ſage mir:
> was ſellen die Pferde hier?

Er ahmt Kindergeſchrei nach, tut dann erſchrocken. Ach, Herrjeh, das Kind ſchreit! Ach, Herrjeh! Su, ſu, ſu! Wirſte ſtille ſein! Er tut, als wenn er ein Kind durchprügelte, und ahmt das Geſchrei nach, zugleich ſprechend: Balg! Wirſt du ſtille ſein! Balg, willſt du woll! Willſt du woll ſtille ſein! U-äh, u-äh, u-äh! — Aus der Rolle fallend: Sehn Se, das mach ich Jhn' ganz natierlich nach. Das hab ich amal einem reeſenden Handwerksburſchen abgelernt, das is Jhn' täuſchend! Täuſchend natierlich mach ich das.

Was ſollen die Pferde hier?
‚Milchkühe ſind es ja! Die Mutter ſchickt ſie mir.'
Milchkühe mit Sätteln? oh Wind! oh Wind! oh Wind!
Jch bin ein armer Ehemann, dergleichen viel ja ſind.

Jau:

Jmmer wetter eim Texte! — — — Däs is ju a teifelsmäßiges Sticke vo eem Weibsbild. Dar is wull de Nährung ei' a Kupp geſtiega?

Schluck, ängſtlich:

Nein! Sehn Se, das muß ma' ſo machen, wenn ma' ganz natierlich ſein will. Sehn Se, das hab ich amal bei einer reeſenden Geſellſchaft geſehn.

Und als er zu der Treppe kam, ei, ei, ei!
Da hingen ſoviel Mäntel da, eins, zwei, drei!
Herzliebes Weib, ach, ſage mir:
was ſollen die Mäntel hier?
‚Grastücher ſind es ja, die Mutter ſchickt ſie mir.'

Grastücher mit Aufſchlägen! o Wind, o Wind,
o Wind!
Ich bin ein armer Ehemann, dergleichen viel ja ſind!
U-äh, u-äh, u-äh! Wirſchte woll — ſtille ſein! Wirſchte woll — ſtille ſein!

Er ſpringt auf Jau zu, um ihn zu küſſen.

Gib mir a Kißla, ich muß zu m'em Kinde.

Jau wehrt ab im höchſten Schreck:

Bleib mir vom Hälſe, Du Teifelshexe! — 'naus mit dem Weibsbilde! 'naus uf der Stelle! 'naus, ſä' ich 'naus! Suſter lauf ich furt. Aſu geſund war' ich nie und nimmer! Wenn däs mei' Weib is . . . die ebens, die hät mich krank gemacht. 'naus! Ich reeſe äb. De Pfarde eiſpänn'! ich reeſe äb. Älle mitkumma! 'naus! Däs wär' aſu 'wäs. Äber wenn ma' an'n fichtna Pfähl ei' de Arde ſteckt und an'n ahla Porchendunderrock drieberhängt und an' ahle Nachthaube mit Bändern ubadruf ſetzt: dä is däs noch lange kee' Weib. Verſtanda?! Schnell ab mit Gefolge.

Schluck,

nachdem ſich das wild ausbrechende Gelächter der Zurückbleibenden beruhigt hat, indem er, ſchüchtern und blaß, Karl anſpricht; Frau Adeluz iſt hinzugetreten:

Hä' ich's nich recht gemacht, ſcheenſter Herr —? Ich hä's aſu gutt gemacht, wie's ebens ging — aber ebens: ich hab' mir an'n Dorn eingetreten. Dahier, meine Dame, da kenn' S'es betrachten. Und außerdem, ſehn Se, hab ich ebens ſonſt immer a paar Tage Zeit gehabt zum Einieben, ſehn Se.

Fünfter Vorgang

Der Schloßhof mit alten Nußbäumen. Jon Rand, Karl und andere treten lachend und ſchwatzend aus dem Hauptportal.

Jon Rand:

Nun, dieſer Spaß gelang Dir leidlich, Karl!

Karl:

Jüngſt ſchoß ich einen Uhu, einen Burſchen
von dreizehn Pfund. Mein wackrer Babiolle
war ſchnell dabei und zwängt' ihn in den Fang.
Die ſtolze Freude ſichtlich ſchwer bezähmend,
trug er die Beute pflichtgemäß mir zu.
Doch, ach, die Eule hing den toten Flügel
herab, der ſchleifte nach: und immer trat
inmitten ſeines Glücks der Hund hinein
und riß den Vogel ſich aus ſeinem Fang.
Nicht anders trägt Jau ſeine Majeſtät!
und wenn es länger währt, ſo bricht er ſich
mit ihr noch Hals und Beine.

Jon Rand:

Höre, Karl:
es nahm mich wunder, daß er nicht erwachte
im Anblick ſeiner wackeren Königin Schluck.
Er ſchläft und wacht — wahrlich! 's iſt ſeltſam. Ein
gefährliches Wachen! Ein gefährlicher Schlaf!
Er ſagte: Schluck. Einmal.

Karl:

Nein: zweimal, Jon.

Jon Rand:

Nun, meinethalb! Ein lichter Augenblick
war's und nicht mehr. Schluck aber, wie mir's ſchien,
erkannte den Kumpan auch nicht von ferne.
Er war ſo ganz Wehmutter Königin,
ſo ganz erfüllt von ſeinem höheren Auftrag:
daß er im Grunde weder ſah, noch hörte
und ahnungslos — entgegen ſeinem Willen —
Jau, ſeines Herzens Herz, den edlen Freund,
den Pylades vollends verblenden half.
Ob nur nicht der, wenn ihm der Traum zerfliegt,
noch gänzlich den Verſtand verliert?

Karl:

Bewahre!
Nimm dieſes Kleid ihm ab, dies bunt geſtickte,
ſo ſchlüpft er in die Lumpen wiederum,
die, nun zum kleinen Bündel eingeſchnürt,
der Kaſtellan verwahrt. Kleid bleibt doch Kleid!
Ein wenig fadenſcheiniger iſt das ſeine,
doch ihm gerecht und auf den Leib gepaßt.
Und da es von dem gleichen Zeuge iſt
wie Träume — ſeins ſo gut wie unſres, Jon! —
und wir den Dingen, die uns hier umgeben,
nicht näher ſtehn als eben Träumen, und
nicht näher alſo wie der Fremdling Jau —
ſo rettet er aus unſrem Trödler-Himmel
viel weniger nicht als wir, in ſein Bereich
der Niedrigkeit. Wie? Was? Sind wir wohl mehr,

als nackte Spatzen? mehr als dieſer Zau?
Ich glaube nicht! Das, was wir wirklich ſind,
iſt wenig mehr, als was er wirklich iſt —:
und unſer beſtes Glück ſind Seifenblaſen.
Wir bilden ſie mit unſres Herzens Atem
und ſchwärmen ihnen nach in blaue Luft,
bis ſie zerplatzen: und ſo tut er auch.
Es wird ihm freiſtehn, künftig wie bisher,
dergleichen ewige Künſte zu betreiben.

Jon Rand:

Recht gut geſagt! So ſind doch Seifenblaſen
zu etwas nütze; und er iſt verſorgt,
auch wenn ich die Dukaten ſpare, Karl,
die ich ihm zugedacht.

Lärm und Gelächter im Schloſſe.

He, was iſt das?

Karl:

Die neue Königin hält den Umzug, Jon,
mit allen Fraun und Mägden Deines Schloſſes.
Frau Adeluz hat ihren Gram vergeſſen
und ſich mit einem Aſternkranz geſchmückt,
als gäb es Hochzeit.

Jon Rand:

Ei, Frau Adeluz?
Riecht ſie nicht Rosmarin? trägt ſchwarze Kleider?
und trauert um den zweiten Mann?

Karl:

Gefehlt!

Sie hat ein buntes Fähnchen angetan
und hält der Königin Schleppe.

Jon Rand:

Schlägt ſie aus
im Herbſt, ſo mag ſie wohl vor Froſt ſich hüten.
Gott geb' ihr einen milden Winter. — He!
Was treibſt Du dorten, Narr?

Der Narr:

Ich drehe Hanf!

Jon Rand:

Wozu? Willſt Du ein Seiler werden?

Der Narr:

Nein!
Ein Henker, gnädiger Herr.

Jon Rand:

Wen willſt Du henken?

Der Narr:

Mich! Denn die Zeiten bringen mich ums Brot,
und um mich iſt der Faſching ausgebrochen,
auch hat mich Eure Narrheit überholt.
Ich ward zum weiſen Mann und muß mich henken.

Jon Rand:

Und mehr noch ſei der Faſching losgebunden!
Tiſche und Bänke her und friſchen Moſt!
Schwingt Eure Beine, tanzt! Es tanzt ſich gut
übers braungold'ne Fließ gefall'ner Blätter,
das unſer alter Nußbaum abgelegt.
Wirbelt den Kehraus! Moſt und Wein herbei!

Herbſtfrüchte! jeder nehme, was er mag
von den gehäuften Schalen. Bunte Ranken
der wilden Rebe kränzt um Eure Schläfe!.
Bacchantiſch ſei die Luſt, die bald erſtirbt.
Der hermelingeſchmückte Totengräber
ſteht vor der Tür: ein weißes Leichenhemde
bereit in ſeiner Hand. Er ſei willkommen,
wenn dieſe letzte Sommerluſt verrauſcht!
Ja, mich verlangt nach ſeinem weißen Kleide. —
In dieſem Meer von Faſchingstollheit ſchwimmend —
und zwar mit Luſt, Karl — drängt doch meine Bruſt
dem Ufer zu, der tiefen Winterruh.

Es werden Tiſche und Bänke aufgeſtellt, Wein und Fruchtſchalen werden herzugetragen uſw. uſw. Aus dem Schloſſe kommt ein Zug ſchöner Frauen, an der Spitze Schluck, noch als Fürſtin verkleidet. Frau Adeluz, bunt und mit Bändern herausgeſtutzt, trägt ſeine Schleppe. Ein halbwachſener, hübſcher Menſch trommelt auf einer Trommel, ein andrer ſpielt die Panflöte. Unter der Menge iſt auch Sidſelill.

Karl:

Erquickt es nicht das Herz, ſie nur zu ſehen?

Jon Rand:

Sie ſcheint mir hoch beſchlagen! meinſt Du nicht?

Karl:

So gilt es ſchleunigſt, Patenbriefe ſchreiben.

Schluck:

Halt! A biſſel tuſe, bitt' ſcheen! A kleenes biſſel tuſe, bitt' ſcheen! Mir zerſetzen ja ſuſter Ihr ſcheenes Kleed.

Frau Adeluz:
O, werte Majeſtät, was ſprecht Ihr da?
Dies Kleid iſt Euer, und das meine hier
nicht minder. Ja, ich ſelber, Königin,
bin Euer Eigentum, wie dieſe hier,
die Eurem Wink zu Dienſten ſtehn, gleich wie ich.
Beglückte Seidenraupen, die das Kleid
geſponnen, das die Brüſte Euch umſchließt!
Beglückter Maulbeerbaum, von dem ſie fraßen!
Glückſeliges Geweb, das Ihr zerreißt!

Jon Rand:
Recht hübſch geſagt, mit Anſtand und Geſchmack.

Karl:
Du würdeſt mehr Geſchmack noch an ihr finden,
ſähſt Du nun erſt die Hemdlein, die ſie trägt
und die ſie ſelbſt mit Stickerei verziert —
und dies und das noch, was ſie an ſich hat.

Schluck:
Ach, meine Dame! Ich weiß ſchon, Sie ſpielen Thiater,
meine Dame. Aber ſein Se ſo gutt ...

Die Mädchen umdrängen ihn und fahren ihm ungeſtüm unter die Naſe.

Erſtes Mädchen:
Wollt Ihr Eau de Cologne riechen?

Zweites Mädchen:
Quendel?

Drittes Mädchen:
Reſeda und Goldlack?

Viertes Mädchen:

Eine Vanillenſchote?

Fünftes Mädchen:

Zwiebel?

Erſtes Mädchen:

Biſam?

Zweites Mädchen:

Moſchus?

Drittes Mädchen:

Knoblauch?

Schluck:

Was meen' Se? Wie? was fer Schoten? Knallſchoten, meine Damen? Ach! Nee! Nein! Bitt' ſcheen, meine Damen! Sie ſind ſehr vergniegt, ich weiß! Aber ſie müſſen a klee' biſſel nachlaſſen, ſehn Se! Ich hab' nämlich a Pickel ei' der Naſe und wenn Sie da dran ſtoßen, ſehn Se, da tut mir'ſch immer a ganz klee' biſſel weh.

Frau Adeluz:

Seid nicht ſo ungebärdig, junges Volk!
bedrängt die holde Herrin nicht ſo ſehr!

Schluck:

Ich mache ja herzlich gerne mit! 's is ja all's aſu hibſch und's gefällt mir ja auch, ock bloß awing tuſe, wellt ich bloß bitten! *Frau Adeluz tritt ihm abſichtlich auf die Schleppe.* O, verflu--g a ſich! Haſte nich geſehn, da ſiehſte!

Frau Adeluz:

Um's Himmels willen, ſüße Majeſtät!

Schluck:

Sie haben mir de Schleppe abgetreten, meine Dame!

Sehn Se, das is ebens, wie ich ſage, ſehn Se. Ich kann niſcht derſiere: das Kleed is hin! Das geht nich zu ſtoppen, nee, nee, meine Dame! Sehn Se: ich hab' ja Schneider gelernt, ich hab' ja drei Jahre Schneider gelernt.

Die Mädchen:

Zum Tanz! Zum Tanz! Die Mädchen bilden einen Ringelreihen und umtanzen Schluck. Sidſelill, welche in dem Reihen mittanzt, kreiſcht plötzlich laut und nicht ganz wohltönend heraus vor übergroßer Luſt.

Jon Rand:

Wer war das, Karl?

Karl:

Ei, dies war Sidſelill!

Jon Rand:

Nein!

Karl:

Ja! Sie war es!

Jon Rand:

Nein, ſie war es nicht!
Es war das Kreiſchen einer Küchenmagd,
nicht meiner Turteltaube ſüßer Laut.

Karl:

Betrachte Dir die Weiber, wie ſie heiß
und losgebunden ihren Reihen fliegen.
Sie keuchen, lachen, ſchwingen ihre Füße,
mänadiſch fliegt das Haar, mänadiſch lechzen
die Lippen. Faſt bewußtlos wirbeln alle —
und allzuviel bewußt noch jede ſich,

raſt unaufhaltſam fort ins Unbewußte.
Myſterium! Und wäre Schluck nicht Schluck,
den ſie umkreiſen, — Pfahl und Stein genügte,
behauen ſo und ſo — und ſo geſchnitzt. —
Hier iſt der Weiber wahres Element:
hier ſind ſie, was ſie ſind, hier leben ſie
ihr Leben, ſonſt iſt halber Tod ihr Teil. —
Mißgönn' dem Kinde nicht den Augenblick,
wo es ſich ſelbſt vergißt und Dich dazu,
und ein Erinnern ſie gewaltig packt
im Käfig an die wilde Luſt der Freiheit
auf ſchrankenloſem Plan, und ihr Gejauchz'
hervorbricht wie ein wilder Vogelſchrei.

Die Mädchen ſingen:

Ringelroſen — Kaſten,
morgen wolln wir faſten,
morgen wolln wir früh aufſtehn,
in die liebe Kirche gehn.

Sidſelill hat, kurz nachdem ſie gelacht, ſich beſchämt aus dem Reigen gelöſt. Jon Rand empfängt ſie mit offenen Armen.

Jon Rand:

Gefällt Dir das? Es ſcheint, daß Dir's gefällt!
Sonſt hätten Deine beiden Wangen, Kind,
ſich nicht ſo pfirſichfarben überglüht.
Zu Karl: Siehſt Du, ſie kehrt freiwillig mir zurück.

Karl:

Warum kehrt ſie zurück? Ich will Dir's ſagen.
Knarrt eines Rades Nabe, wetzt die Sichel

im Feld der Knecht und ſtreift von ungefähr
davon ein Laut Dein Ohr: gleich willſt Du ſterben.
Gleich malt ein Jammer ſich in Deinen Mienen,
qualvoll, daß jeder ſich darob entſetzt
und Dir zu Hilfe eilt: ſo auch das Kind.
Hab ich nicht recht, Prinzeſſin Sidſelill?
Nicht wie ein Blitz der Sonne iſt Dein Blick:
er taucht ins Blut, wie ſaurer Lab in Milch,
und augenblicklich ſtockt es und gerinnt.
Gib acht, wer ſo wie Du mit ſteifen Beinen
langweilig ſeinen Adel trägt zur Schau —:
leicht ſchnappt ihm ein gelenker Uſurpator
den erſten, ſchönſten Platz im Staate weg.
Er durchbricht den Reihen und tritt, ſich tief verbeugend, vor Schluck.
O, meine Königin! herrlichſte der Frauen!
Du Engelsbild, in Wolken goldenen Haars!
oh, neige einem ſchlichten Ritter Dich,
der, ganz von Deinem ſüßen Liebreiz trunken,
um einen Tanz Dich bittet.

Schluck:

Ach, beſter Herr, das is mir ſehr lieb, daß ich Ihn' wieder amal ſprechen kann, beſter Herr. Sehn Se, ich bin Ihn' ganz bei der Sache, auf Ehre und Gewiſſen! Das weiß ich ſchon, daß man da ganz bei der Sache ſein muß, ſehn Se. Aber weil ich doch ebens a Weib zu Hauſe habe . . . Wenn ich da kennte flink amal rieber ſpringen, beſter Herr! ich mecht ock amal flink nach Hauſe ſpring'n, 'm Weibe Beſcheed ſagen, wenn S' es erlauben.

Karl:

Wie? Iſt mein Blick verkehrt? mein Ohr verrenkt?
Spracht Ihr dies alles wirklich, was ich hörte?
Stammt dies Gepraſſel eiſigkalter Worte,
das mich mit Ruten peitſcht, von Euch? Seid Ihr's,
die mich, den Durſtigen, tränkt mit flüſſigem Blei,
daß mich von innen her der Brand verzehrt?
O Königin! ſeldenreiche, minnigliche ......

Schluck:

Wie, ſcheenſter Herr? Flißniges Blei? was? Heeren S' ock, beſter Herr, heeren Se ock amal a klee' biſſel uf mich! Sie machen ock Spaß, ich weeß! Das kenn ich ſchon! Ich bin ja bei hohen Herrſchaften, ſehn Se ... mach ich ja das nicht zum erſten Mal. Mei' Weib is bloß underſchiedlich, ſehn Se. Wenn ich Ihn' bloß ane halbe Stunde ... ich täte ja ſehr ſchnell laufen, beſter Herr, da wär ich Ihn' ſchnellſtens wieder zur Stelle. Sehn Se, mei' Weib is underſchiedlich: da mecht ich er halt doch Beſcheed ſagen, ſehn Se.

Karl:

Aus allen Euren Worten, Königin,
klingt dumpf, wie einer Totenglocke Schlag,
das eine Wort nur immer: Ungnade! *Er kniet emphatiſch.*
Wie hab ich das verdient, um Gottes willen?
Trug ich nicht Eure Farben beim Turnier?
Verſtach ich nicht für Euch dreihundert Speere?
Goßt Ihr mir nicht in einer Mondnacht jüngſt
zum Dank für'n Liebeslied, das ich Euch girrte,

vom Fenſter aus ein irdenes Geſäß
Spülwaſſers übern Hals? Hackt ich für Euch
mir nicht den Finger ab? — Da iſt der Stumpf! —
Fuhr ich nicht nach Jeruſalem um Euch —
weil Ihr mich ſchicktet, hehre, liebe Fraue?
O, helft mir bitten, Mädchen, helft mir bitten,
dies diamant'ne Herze zu erweichen!

Er und der ganze Reigen kniet nieder.

Schluck:

Nee, 's is ja ock Spaß, beſter Herr! Tun Se mer ock de eenzige Liebe und ſein Se ſo gutt und ſtehn Se uf. Ach nee, nee, was das all's ſo is! Wenn ma' ſich das ſo bei ſich ſelber überlegt ... nee, tun Se mir ock die Liebe und ſtehn Se uf. — Sehn Se, ich weiß Ihn' gar nich ſo recht, aufrichtig geſprochen, wie ich mich da zu benehmen hab'. Weinerlich: Das is ebens unterſchiedlich. 's wär' mir lieb, beſter Herr! 's wär' mir lieb, meine Damen! nee wirklich, wahrhaftigen Gott, es wär' mir ſehr lieb, meine Damen! wenn Se mir a biſſel angeben könnten, wie ich mich ... denn ſehn Se — Er gerät ins Weinen. Ich weeß ebens gar nich, wie ich mich da zu benehmen habe. Die Mädchen überfallen ihn und küſſen ihn ab. Ach, nu nee, halt! Sie tun mir ja ſehr viel Gitte an. — Das war aber gutt, ſehn Se, daß da mei' Weib nich zugegen war. Sonſte, ſehn Se, — de Weiber ſein underſchiedlich: und eh' ma' ſich's manchmal recht verſieht, da hat ma' a Ding mit der Ofengabel.

Jon Rand; Sidſelill küßt ihn:

Auch Du? ſeh' einer an! Wer ſchüttelt denn

ſo viele ſüße Zwetſchgen von den Bäumen?
Wie bringſt Du das zuſtande, wack'rer Schluck?
Biſt Du ſo holden Zaubers kundig, Mann,
ſo mach ich Dich im Reiche meiner Liebe
zum Kanzler!

Karl:

Ei, dies alles gilt nicht ihm!
'ne jede küßt das heimliche Idol,
das eingekapſelt ihr im Herzen ſitzt.

Jon Rand:

Mag ſein! Gilt's ihm auch nicht, ihm wärmt's das Fell.
Ei wie? Was haſt Du da? Zeig' her, mein Kind!

Frau Adeluz, echauffiert, im Vorbeigehen:

Schluck hat es ihr geſchnitzelt, gnädiger Herr:
ihr Schattenriß! Nun tut ſie weiter nichts,
als ſo und ſo das Blättlein umzuwenden
und ſich mit ihrem Bildchen zu erfreuen.

Jon Rand:

Wär ich wie Du, ich macht' es ſo wie Du
und liebte mich, nur mich, und niemand ſonſt.
Er hält und betrachtet die Silhouette.
He! — treibt's nicht allzu wild, ſeid maßvoll, Karl.
Er hat geweint, ihm ward auf einmal angſt,
und aus der Tollheit, die ihn hier umgibt,
obgleich er etwas in ihr wittert, ſcheint's,
von einem ernſten Vorteil für ſich ſelbſt,
ſo wünſcht' er doch vorhin im Augenblick
ſich meilenweit hinweg, ich ſah's ihm an.

Karl:

Laß ihn ein wenig rudern, Jon, getroſt
in dieſem Seeſturm wonniger Mädchenleiber.
Trau' mir: er kommt ſchon wiederum zu Kraft.
He, Adeluz, was macht Dein Witwenſchleier?
Sei Du im Korb, den mir die Königin gab,
der runde, reife, ſüße, ſaftige Pfirſich!

Schluck:

Ich hab Ihn' beileibe keenen Korb nich gegeben, ich hab Ihn' bloß in der großen Geſchwindigkeet nich alles ſo richtig verſtanden, was Sie zu mir gemeent haben. Sehn Se, beſter Herr! was de die kitzlichen Sachen ſein, da bin ich Ihn' auch ſehr bewandert, kenn' Se mir glauben. In a Gaſthäuſern, ſehn Se, wird alles verlangt. Jetzt verſteh ich Ihn' ſchon, jetzt weiß ich ganz gutt, auf was Se hinaus wollten, beſter Herr. Ich bin auch in Zweideutlichkeiten, ſehn Se, bin ich ganz firm. Bloß man muß dadermitte ſehr vorſichtig ſein, ma' weiß ja nich immer: wie oder wenn —!

Frau Adeluz, in Karls Armen:

O Königin, was Du ſagſt, iſt eitel Gold!
in Deiner Rede klarem Strome rollen
nur echte Perlen!

Schluck:

Soll ich Ihn' verleichte amal a paar ſehr zweideutliche Silwetten ſchneiden? —

Frau Adeluz:

Ein Pfänderſpiel, Ihr Herren! Ein Pfänderſpiel!

Karl:
Doch weh, Frau Adeluz, wenn Ihr's verſeht!
Was Ihr verwirkt, beim Himmel, hol ich mir,
und wär es auch bei Nacht, in Eurer Kammer.

Frau Adeluz:
Wenn nur das feſte Schloß nicht wär', Herr Karl!

Karl:
Nun, meinen Dietrich hab ich in der Taſche. —

Viertes Mädchen:
Fanchon!

Fünftes Mädchen:
Nein, Plumpſack! Plumpſack, liebſte Herren!

Schluck:
Sehn Se: mir iſt das egal, was ich ſpiele. Aber es wäre mir ſehr lieb, wenn ich kennte de Recke ausziehn. Sehn Se, ſo kann ich nicht ſpielen: da bin ich Ihn' ſelber der reenſte Plumpſack. *Er läuft ſchnell ab.*

Erſtes Mädchen:
Topfſchlagen!

Zweites Mädchen:
Rätſel raten!

Drittes Mädchen:
Blindekuh!

Karl:
Ja, ſpielt dies Spiel! Verbindet mir die Augen.
Ich alter Jäger, bald des Todes Wild,
mit heißem Herzen auf des Glückes Fährte,
war nie 'was Beſſ'res als ſein blinder Narr.
Feſt, feſt, mein ſüßer Hänfling!

Malmſtein kommt:

Gnädiger Herr . . .

Jon Rand:

Willkommen, Malmſtein! Flugs gib uns Bericht:
was macht der täppiſche Bär in ſeinem Zwinger?

Malmſtein:

Bedenklich ſchwillt dem Meiſter Petz der Kamm!
Ich bin ihm nicht gewachſen. Durch die Säle
rennt er und flucht und wettert ganz gewaltig
auf Euch und Junker Karl, auf mich und alles.
Und manchmal packt ihn infernaliſche Wut:
dann ſpeit er auf damaſt'ne Draperien,
zerreißt ſie, ritzt mit einem ſcharfen Fänger,
der leider Gottes ihm im Wamſe ſteckte,
die Polſter durch, tritt raſend mit dem Fuß
die koſtbaren Stühle um aus Ebenholz,
nicht anders wie der wildeſte Tyrann!

Ein **Diener** mit einer Kanne, der haſtig vorüber will, rempelt Jon Rand an.

Jon Rand:

Kerl, was iſt das!? Gib acht, wohin Du trittſt.

Der Diener:

Ei was, geht aus dem Weg, ich habe Eile!

Jon Rand:

Wie, was, Du Schuft? Was ſagſt Du? Was war das?

Der Diener:

'ne Antwort, Herr, juſt wie ſie ſich gehört.

Karl:
Weißt Du, mit wem Du ſprichſt, Menſch?

Der Diener:
Einerlei!
Mich ſchickt der gnädige Herr! was geht's mich an!
Geht aus dem Weg — ich tue meine Pflicht. ab.

Jon Rand:
Da haben wir's! Ihn ſchickt der gnädige Herr!

Karl:
Das wäre die Beſcherung!

Jon Rand:
Gut, recht gut!
Ich bin entthront. Hanswurſt regiert. Gib acht,
Hanswurſt regiert mit Glück! 'ne kurze Weile —:
und ſtatt des Narrenſzepters, ſtatt der Pritſche
ſchwingt er den Kantſchu. Karl, 's iſt an der Zeit,
den Buckel uns zu decken, meinſt Du nicht?
Spielſt Du nicht bald den lieben Gott und zauberſt
aus unſerm Schafſtall dieſen Iſegrimm,
ſo drückt er uns dermaßen an die Wand,
daß wir zeitlebens an dies Spiel gedenken!

Jan, noch nicht ſichtbar:
Dukter! — Beneſchäll! Ihr kreuzverpuchta Kreppe, wu
ſeid Ihr d'n älle miteinander hiegeräta?

Malmſtein:
Herr, ob man fürder ohne Naſenring
den Burſchen gehen laſſen darf, das ſteht
zu überlegen! Jener Flegel lief

ſo hurtig ſeines Wegs aus einem Grunde,
der triftig war, wie ich bezeugen kann:
Jan warf ein Glas Tokaier an die Wand
und ſchrie nach Schnaps. Der Diener trat herzu,
und als er lächelnd ihm erklären wollte,
daß Branntweinfäſſer nicht im Keller lägen —
hui! gab es Prankenſchläge rechts und links,
daß ſich der arme Wicht Hals über Kopf,
und blitzſchnell ſeiner Durchlaucht Wunſch begreifend,
mit einer Kanne auf die Socken machte
ins Wirtshaus nebenan. Und ſo traktiert,
brach hier ſein unterdrückter Aerger los
und ſeine feige Wut.

Jan erſcheint:

Dukter! Du ahle Fläſterwanze, wu ſteckſt'n? Ich will a Pilverle hån, mir is ſchlecht! Mir is vo dan Weibe ſchlecht gewurn!

Karl:

„Herrendienſt — Narrendienſt!“ Macht die Buckel krumm!
„Narrendienſt — Herrendienſt!“ Jan, 's iſt einerlei.
Tuchmachers, Schneiders, Schuſters, Spenglers Ware
zwang mich ſchon oft zu tiefer Reverenz.
Wahrlich, ſie ward mir ſchwerer ſchon als heut.

Jan

ſtolpert über eine Stufe, lacht, wendet ſich, ſieht die Stufe an und lacht wiederum kurz in ſich hinein; Hadie folgt ihm:

Hopſa! — Wås is dås? Wås wår' dås, hå? Dåß dås ni meh vorkimmt, bitt ich mir aus! — Jingerla, ſieh Dir de Stuffe å! Hie leit a Muſikante begråba! Gleebſt'es nee? — Ahler Zeidelbar! —

Karl:

Durchlaucht! die Freude über Eure Geneſung
iſt grenzenlos. Von allen Seiten fliegen
die Boten. Wie ein laufend Feuer geht
die Kunde durch das Land. Die Glocken rufen
von allen Türmen. Wie die Luft im Sommer
ob der erwärmten Krume zitternd ſteigt,
ſo bebt ſie jetzt von heißen Dankgebeten.
Die Völker jauchzen, Lobgeſänge ſchallen,
ja, Eure ganze Hauptſtadt, ſcheint's, bricht auf
hierher zur Wallfahrt! Wollet uns vergeben,
wenn auch in Eurem Schloſſe dieſer Tag
im tollen Freudenrauſche überquillt.

Jan:

Wås? håt Ihr dås nich gemerkt, dåß ich kåm? Sol ich Euch ernt Eure Puckel krumm biega? — Nu, werd's balde ward'n? Oder wie oder wås!? — Ihr mißt uf der Arde liega dåhie, egelganz wie gewalzt — egelganz wie gewalzt! Er macht Jon Rand Zeichen mit Hand und Abſatz. Na, werd's nu verlechte ward'n? Will a ſich wull entſchlieſſa, dåhie!

Jon Rand:

Das iſt nicht Sitte, Durchlaucht, hierzulande!
Und ſelbſt der König, unſer höchſter Herr,
verlangt nicht, daß man ſeinen Abſatz küſſe.

Jan betrachtet Jen und lacht kurz und grimmig:

Häberſack!! — — — Wäs hät a geſät? Wäs hät a fer Redensärta ei's Maul genumma? Wie? Wäs wär däs? Wäs hät a dä ſtreicha lohn? Du kännſt hundertſechsundachtzigmäl „Keenig" ſän ei' em' Biega furt, däs is gräde aſu gutt ... däs is gräde ni anderſch, wie wenn De eck tät'ſt immerfurt: „Kacheluſa" ſän! Der Keenig känn mit a Hintern wärma! — Ich bin der Keenig und außer mir gibbt's ken'n! Wäs ich will, däs päſſiert und dä wird nich gemuckt! — Wenn mir'ſch eim Bauche kullert, dä mißt Ihr gepurzelt kumma, wie wenn's brennte. Wenn ich nieſe, dä mißt Ihr vor Angſt näſſe Hoſa kriega und fräun: Wäs? Wenn ich rilpſe, dä miſſa ei' älla Kerchdörfern de Glöcknerjunga läuta, bis ſe ken'n Odem meh hän, als wenn zwanzig Superintendenta und hätten drei Stunda hingereinander vo der Kanzel runder gebat't. — Wein! Bier! An'n Gemengta will ich hän! Lauft, immer lauft, Ihr mißt laufa lern'! Ihr mißt ſpringa und hepſa dähie. Kaſe! Wenn ich Kaſe ſpreche, dä muß e ſchun 's ganze Haus danäch richa. Hätt' d'r verſtanda! Alle unterdrücken mühſam das Lachen. Wie, wäs, huſt Du de Lippe verzeun? Huſt Du de Fläppe verzerrt? Ich zermänſch' Dich! Ich dreh' D'r a Kupp runder, wie aner Lachtaube. Ich luß Euch älle derſeefa wie junge Kätza! Gnade Gott! — — Ich bin ungnädig, ſiehr ungnädig! Junge, komm har und ſchnaup' mir de Näſe! Na! Nu! Immer urndlich, ſol ich erſt nochhalfa? — Keenig! — Wäs wär' mir a Keenig dähie! — A ſol mir de Stulpaſtiefeln ſchmären; ich wär' 'n ſechs Dreier derviere gahn. Meine kleene Zinke håt mehr Gewalt wie dar ganze Keenig vo uba bis unda! Mit dam Kroppe hie, dar mir åm Hälſe ſitzt, verricht ich meh Dinge ei' lumpichta vier Wucha, wie dar Keenig ei' ſiebzah' Jåhren dåhie. Ich luß a wachſa: då nimmt au der Mond zu! Ich luß a åbnahma, hie da Keep: då nimmt au der Mond åb duba am Himmel. Dås mach ich! Dås mach ich wie niſchte dåhie! — Kånn ernt der Keenig 's Wetter macha? Ich kånn's! Ich ſå': 's ſol ſchnein, und då ſchneit's; 's ſol rahn, und då rahnt's; de Sunne ſol ufgiehn, und då gieht ſe uf; der Hagel ſol ei' a Weeze ſchlån, då ſchlåt au der Hagel ei' a Weeze. Keenig! Mei' Kacheluſa is au enner! — Dukter, itzt ſå' mir amål ufs Gewiſſa — ich hå' mir a Keep im und im gedreht —: wu hått ich dås Weibsbild geheiråt dåhie?

Jon Rand:

Ein Weibsbild, hoher Herr, das wüßt ich nicht!

Jan:

Dukter, dås Weibsbild muß aus der Welt! — Kråtz' Du Dir Dei' biſſ'la Verſtand zuſåmma! zeig', wås Du kånnſt und brau mir a Trånkla. Hernoher magſt Du Dei' Laba lang Geldſuppe leffeln; ich war' derwier ſurga, und då is gutt. — Ich hå' zu wing vo men'n Reechtum dåhie! — Wås is dås fer a Geſpekuliere? Då macha ſe Teps ei' men' ganza Lande, Ihr verurſcht mei' Geld, Ihr ſchlåt Euch a Bauch vull uf meine Kuſta — wås hå' ich dervone, ſå' mir amål? Irſcht muß ich dås Weibsbild vom Halſe hän, hernohert will ich zu niſchte verreda. — A Tränkla, Dukter, und dä is gutt!

Jon Rand:

Nichts leichter, Herr, als das! Da laßt mich machen!
Wie aber, wenn Ihr ſpäter es bereut
und Eurer Gemahlin Leben von mir fordert,
das Euch dann niemand wiedergeben kann?

Jau:

Dukter! Greif Dir amål å' a Kupp! dä denkt doch kee' Pfard drå. 's verſchläht ee'm zu urndlich a Oden däbie. *Er erblickt Frau Adeluz und geht ſofort auf ſie zu.* Frau Madam! Sie ſein hibſch. Sie ſein hibſch, Frau Madam!

Frau Adeluz:

Wie, Durchlaucht, Ihr geruht mich zu bemerken?
O, ſo erlaubt doch Eurer Dienerin,
Eurer untertänigen und geduldigen Magd,
daß ſie die väterliche Hand Euch ſtreichle
und Eure Finger küſſe! Iſt's erlaubt?

Sie ſchmeichelt ihm den Fänger aus der Hand und reicht ihn hinter ſich an Karl, der ihn verbirgt.

Jau, *ſchäkernd:*

Frau Madam! Frau Madam, Sie kinn' de Gewogenheet haben. Frau Madam, Sie kinn' ſich druf verlaſſen. Frau Madam, Sie haben in mir die Gewogenheet. Sie kinn' mir a Kißla gahn! Ganz meine Gewogenheet! Sie kinn' mir au meinswegen ufs Maul a Kißla gahn. Sie kinn' mir au zwanzig, au dreißig Kißla gahn — ooch verzig, ooch fufzig — ganz je nachdem de Gewogenheet is. Bu

Fuß bis zu Kuppe, aſu viel, wie Sie wulln! Zu Jan: Im de Ecke, Dukter! nee lange geſackelt! — Hier, fähren Se 'nei'! Fähr'n Se 'nei', Frau Madam! mir wulln unterfåſſa, mir wulln amål de Gewogenheet hab'n und wulln durch a Hof ſpaziern. Sie ſein hibſch, Frau Madam! mir miſſa ins heiråta. Sie hån doch's Maul vull Zähne dåhie und au ſuſter — då wiß eens doch, wås ma' håt, då kånn ma' doch ſeine Gewogenheet hån. Miega Sie Wurſcht, hå? Miega Sie Wellfleeſch?

Frau Adeluz:

Ach, Durchlaucht, welche Ehre, welches Glück!

Jan:

Miega Sie Wellfleeſch? Miega Sie Wurſchtſuppe? Miega Sie friſche Laberwurſcht? fråu ich.

Frau Adeluz:

Ach, gnädiger Herr: ich weiß, es ſchickt ſich nicht,
wenn junge Witwen, hübſche Fraun und Mädchen
vor einem ſchönen Mann vom Eſſen ſchwatzen,
doch wenn Ihr klugs mich ſcheltet, Herr — auf Ehre:
ich häng' mich auf nach einer Leberwurſt! —
wenn ich von Wellfleiſch höre, läuft das Waſſer
im Munde mir zuſammen! — doch Wurſtſuppe,
Wurſtſuppe, Durchlaucht! geht mir über alles.

Jan:

Dukter, Åbſchub! Beneſchåll, Åbſchub! Ihr fångt's wieder å' und werd lichte im mich. A Geſundes ſieht ebens e månchmål Geſpenſte. Frau Madam, Frau Madam, mir påſſa zuſåmm'! Ei' dar Gewogenheet påſſa mir uf a

Punkt zuſämma. Der Fleeſcher ſull kumma: glei' uf der Stelle a Schwein äbſtecha. Äbſtecha, äbbriehn, de Berſla runder, immer ees, zwee, drei, däß mir Wurſchtſuppe kriega.

Karl:

Wünſcht Ihr das ganze Schwein am Spieß gebraten?

Jau:

Däs is mir egäl! Knackrich, däs is de Hauptſache. Knackrich, ne wåhr, Frau Madam? Knackrich, däs is de Hauptſache, ſiehr knackrich! A Schwein muß ſiehr knackrich ſein, ſehn Se: ſuſter dä mag ich's Ihn' nich, Frau Madam. Wulln Se 'wäs trinka derzune, Frau Madam? An tichta Kurn oder aſu 'wäs?

Frau Adeluz:

Herr, ich befleißige mich der Mäßigkeit
im Trinken. Doch Champagner, wenn es ſein kann —
ein Gläschen, oder zwei, behagt mir ſehr.

Jau:

Schlampanjer, Beneſchäll! Sahn Se's, Frau Madam: dä brauch' ich ock bloß an'n Wink zu gahn. Itze hät ma' doch wäs vo dem Reechtum dähie! Frau Madam, Sie kinn' dämſtern aſu viel, wie Se wull'n: Werſcht, Schinka, Prazeln, Aeppel und Nüſſe und Kälbfleeſch und Kucha und äll's mit'nander. Aſu gerne hä' ich Ihn', Frau Madam.

Frau Adeluz:

O Herr, ein Sperling ißt viel, gegen mich!
Sie ſagen, daß ich faſt nur von der Luft
und von der Liebe meines Fürſten lebe.

Jau:

Sie sein hibsch, Frau Madam! ſie hån ane ſiehr appetitiche Gewogenheet! Sie ſahn ſalber aus wie a klee' hibches Nurklicha. Sie ſein zum Åknappern, Frau Madam!

Frau Adeluz:

Ach, Herr, mein ſeliger Mann iſt jüngſt geſtorben ...

Jau:

Schådt'n niſcht! Mag a! Mir wull'n de Ruhe ginn', Frau Madam. A håt ieberſtanda, då håt's wetter niſcht. Luß a liega! Luß a liega! Luß a liega, a håt ſei' Teel, luß a liega! De Tuta kumma nee wieder, und ſtarba miſſa mir ålle. Flenn' irſcht ni wetter, Karlinla, dåß dar Månn ſeine Ruhe eim Gråbe håt. Denn: wenn a kåm' und a kåm' itze wieder — a Tuter is ermål tut, mecht' ma' ſprecha. — Sehn Se: ich bin a ſiehr propprer Kerl! ich bin a Ferſcht! Geld hå' ich wie Miſt! Der Månn is geſturba — ich labe noch. Ich labe und hå' de Tåſcha vull Guldſticke. Ich bin aſu reich, ſehn Se, Frau Madam: mir gehiert ålles zengſtrim, zengſtrim ei' der Welt: de Beeme, de Häuſer und åll's mit'nander. 's Getreide, Wåſſerrieba, Kartuffeln, de Kiehe, de Hihner, de Ziega, de Sperliche, de Mäuſe, die Engerlinge, de Landfreſchla, de Stießer, de Tauba, de Gänſe, de Dachziegeln, de Wanza, de Betta, de Fadern dinne und åll's, åll's mit'nander! Gleeba S' es nich? — Frau Madam! ſein Se kitzlich, Frau Madam?

Frau Adeluz:

Im Punkt der Ehe bin ich kitzlich, Herr!

Jau:

Wås Ehre? wås kitzlich? wås Punkt? Wås ich will, dås geſchieht! und då håt's wetter niſcht. Sol ich ernt zwee Stunda: Gurruku! Gurruku! Gurruku! macha, wie a ahler Lotſchtäubrich ei' der Dachrinne? Oder wie a ahler Schneiderbok meckern? Ich bin a ſchiener Kerl, a ſaubrer Kerl bin ich, vo Kupp zu Fuße a ſaubrer Kerl, und wenn ich amål de Gnade habe: da hab ich de Gnade, da bin ich ſe frei, ei' ganzer Gewogenheet, Frau Madam! — Wås heeßt dås! Ihr hätt keene Haltung dåbie! Wås is dås fer Haltung? Dås is keene Haltung! — Er erblickt Schluck, der in ſeinem gewöhnlichen Koſtüm ſich furchtſam an die Wand drückt. Wås is denn dås fer a Månn, dar durt ſtieht?

Frau Adeluz:

Wo, gnäädiger Herr?

Jon Rand:

Wo blicken Durchlaucht hin?

Jau:

Dar Månn ... dås Weib ... dar Månn, dar durte ſtieht!

Jon Rand:

Vergebung, Durchlaucht: Durchlaucht blicken immer auf eine leere Stelle an der Wand.

Jau:

Dukter, Du biſt wull beſuffa, hå?

Schluck, ängſtlich zu Karl:

Ach, nehmm' S'es nich iebel, beſter Herr ...

Karl:
Was! Bettelpack, wie kommſt Du hier herein?

Schluck:
Ach, nehm' S'es nicht iebel, werter Herr: Sie brauchen mich wohl nicht mehr, werter Herr?

Karl:
'Braucht' ich Dich jemals, armer Wicht? Zu was?
Vielleicht um einen Karzer einzuwohnen?
Das könnte ſein! Sonſt wüßt ich wahrlich nicht.

Schluck:
Ich bin eben Schluck, aufrichtig geſprochen! Sie kenn' mich wohl gar nich mehr, beſter Herr?

Jan:
Dukter, wás is dás ſer a Mánn, mit dan durte drieba der Beneſchäll ...

Jon Rand:
Herr, welcher Mann? Ich ſehe keinen Mann!

Jan:
Dukter! — Durt ... Dukter! — Dar — dar — dar — dar ... Dukter, durt ſtieht a Mánn! Zu Hilfe, Dukter! — Mir traumt ... traumt. Dukter! Mutter! Mutter! Dukter! — Durt, dar Mánn ... Schluck!!

Schluck:
Ach nehm' S'es nich iebel, beſter Herr ...

Karl:
Nun zieht er ſachte nach: er merkt den Braten!

Schluck:
Ach, beſte, gnädige Dame! Beſter Herr!

Jau geht gierig und vor Wut und Angſt zitternd auf Schluck zu.

Karl:

Lauf, armer Schlucker, lauf jetzt, was Du kannſt!

Schluck:

Ach, ich bitt Ihn', meine Dame: legen Sie ein gutes Wort für mich ein, meine Dame! Sehn Se, ich hab ja das nicht aus freien Sticken gemacht. Er flüchtet. Jau ſchleicht ihm mit finſterer Entſchloſſenheit nach.

Jau:

Wenn ich Dich kriege, is Dei' Laba rim!

Schluck, flüchtend und ſich hinter Menſchen verſteckend:

Hadje, meine Dame! Haben Sie vielmals ſcheenſten Dank fer alles Gutte, meine Dame! — Ach, ſein Se ſo gutt, beſter Herr: ich hab' noch an'n Sack mit alten Sachen ei' der Geſindeſtube liegen: Kleeder und auch ſehr ſeltne Sticke — ſehr kinſtliche Sticke, beſter Herr! — vielleicht kennten Sie ſich daderven was ausſuchen, ich tät's Ihn' auch billig ablaſſen, ſehn Se, das iebrige kenn' Se mir ja ernach ſchicken: ich wär' mich drieben ei's Gaſthaus ſetzen.

Der Diener kommt zum Tor herein, den Jau nach Branntwein geſchickt hatte, er läßt Schluck hinausſchlüpfen. Schluck ab.

Jau:

Ich mach' Dich kahlt! Älb! — Älb! ich mach' Dich kahlt!

Während der Fluchtſzene iſt Aufregung in die Menge gekommen: man beteiligt ſich, lacht, die Mädchen haben Jau den Weg vertreten, Schluck verſteckt und gedeckt; als er hinausſchlüpft, iſt ein allgemeines Gelächter ausgebrochen. Danach bilden die Mädchen einen Reihen um Jau, der in dumpfer Betroffenheit, ſchwer atmend, mit geſchloſſenen Augen und die Stirne reibend, daſitzt. Dabei ſingen ſie.

Jon Rand:

Reicht ihm den Schlaftrunk, macht ein Ende, Freunde!
Der Menſch, das Tier, das ſeine Träume deutet,
verliert's den Schlüſſel ſeiner Traumeswelt,
ſo ſteht es nackt in Weltenraumes Froſt
vor ſeiner eig'nen Tür und leidet Pein.

Karl:

Geh, mach' ein Ende nun, Frau Adeluz.

Frau Adeluz durchdringt mit dem Becher den Reihen:

Herr, trinkt! Hier iſt der Wein, den Ihr befohlen,
der Trank des Arzts, ein Heiltrunk ohnegleichen.
Trinkt und geneſt! Trinkt! Wohl bekomm es Euch!

Jau

trinkt, ſinkt langſam um und bruddelt im Halbſchlaf, während die Mädchen ihn ſtützen:

A blaues Bliemla! Kimmelkaſe! Decka
vo Seide! ſeid'ne Decka! ſchiene ſeid'ne,
gar ſchiene, ſeid'ne Decka! ſchiene Kleeder!
an' Schiſſel Bluttwurſcht! Singt dås Madla hibſch!
Die ſingt wie ane ſchiene, guldne Wulke.
Wie beim Schweinſchlachta ſingt die, aſu — fett.
Ich bin geſund. Verpuchte Vogelſcheuche!
die ſitzt uf enner Laberwurſcht und prillt:
Ich bin a Ferſcht! A Ferſcht! A Ferſcht! A Ferſcht!
A ſeidnes Band, dås — fraß ich — vurna 'nei'

und hinga hängt mir's 'raus ... Ich bin a Ferſcht!
Schluck! Wäs denn? Friß dich ſätt! dar Kurn war gutt!
Kumm ock, mir ziehn ei's Bette, Schnutla! kumm,
dä macha mir ins wärm. Wellfleeſch is gutt.
Wellfleeſch mit Salz und Runkelriebaſäft.
Däs is a hibſches Veegerla, däs ſingt ...
Wäs ſingt's denn fer a Lied? Ich gleeb' nich drä.
Schweinſchlachta! Sternla! Immer rim ims Kringla.
Ich bin a Ferſcht, a Ferſcht! Ich bin a Keenig!
De Sunne luß ich ufziehn, wenn ich will.
A Fäß mit Branntwein! Herrgott, is däs gruß —
dä ſauſa zu viel tauſend Schmetterlinge.

Sechſter Vorgang

Der grüne Plan vor dem Schloßtor, wie zu Anfang. Jau liegt ſchlafend unter einer alten zum Teil entblätterten Buche. Im Innern des Schloßhofes ſteht ein Jäger, welcher mit dem Halbmond weckt und hernach folgendes teils ſingt, teils ſpricht.

Jäger:

Auf, auf, edle Weidleut'!
wir wollen wieder zu Holz auf ein fröhliches Jagen heut.
Wir wollen jagen und wagen:
es ſoll der Sperber den Haſen ſchlagen.
Wir wollen hinaus mit der friſchen Meute
— wachet auf, Fürſten und Herren! —
ihr fröhliches Geläute hört jeder Weidmann gern.
Jo ho, hoch ho, ho!

Schluck kommt, ſehr froſtig; er will an Jau vorbei.

Jau:

Ee' Faſſerminzkichla! Zwee Faſſerminzkichla. Poſcha! Mir wulln poſcha!

Schluck:

Jau, biſt Du's? Hie leit a! Nee jemerſch, hie leit a zu. Jau! Hier' ock, ſtieh uf! Wäs hät's denn mit Dir? Ich hä' Dich zu ieberäll geſucht, ich denke, ſie hän Dich ei's Loch geſchmiſſa.

Jau:

Wäs denn, Benneſchäll? Wäs denn, hä? Ich mach's Maul uf, dä ſcheint mir der Mond 'nei', dar putzt mir a ganza Racha aus. A richt'ger Rachaputzer is däs.

Schluck:

Nee, Jau, Dir traumt noch, wach' ock Du uf.

Jau ſetzt ſich auf:

Die Menſcha ſull'n blei'n, wu der Faſſer wächſt! Ich bin kee' Krippelbild —: zu mir braucha die tumma Luder nee wällfährta. Ich will meine Ruhe hän itzunder. Hauptſache is ...

Schluck:

Na, wäs is denn de Hauptſache?

Jau:

Däß däs Weibſticke ei' de Arde kimmt! A Weib mit an' Barte! Pfui Spinne, ſä' ich.

Schluck:

Wäs red'ſt denn Du älles itze undereinander?

Jau:

Kochleffel! Ritzlich! Ich wiß, wäs ich rede. Du magſt wull ni wiſſa ernt, wäs Du ſchwutzt.

Schluck:

Wie lange ſull'n mir denn hie ſitza, Jau, Du mußt doch amäl zu Verſtande kumma. Due! He, Jau! Itze wach' aber uf. Ich ſol Dich doch heembringa! Huſte gehiert? Wäs ſoll ich denn ſän iebers Weib, wenn ich heem kumme?

Jau:

Die is ieber de Ecke! die kimmt nee mehe heem.

Schluck:

War is ieber de Ecke? Ich meene zu mich.

Jau:

Mei' Weib is ieber de Ecke, ſä' ich! War'ſch hieren will, dar hiert's, und åbgemacht, Seeſe.

Schluck:

Im Gottes wille, då denkt ju kee' Menſch drå! Då kumm ock Du heem, då wirſchte's ſchun ſahn, wie mir zwee beeda 's Lader verſohlt kriega: då wirſchte's ſchun merka, ob ſe noch labt!

Jau:

Schluck! Schluck! Schluck! Schluck! Ich hå' a Schlucka, ich hå a Schlucka. Wu ſein mir d'n hie?

Schluck:

Wu wern mir d'n ſein? Mir liega eim Gråba! Ål's is verſuffa bis uf a Fennig. Mir ſein ratzekahl, ratzekahl, mir zwee beeda.

Jau:

Ålb, ſä' ich, biſt De ſchun wieder då?

Schluck:

Nee, Briederla, bis ock ni ungehaln: ich bin doch Schluck, Du mußt mich doch kenn'! Mir ſein doch Freindſchåft! Mir ſein doch Verwandtſchåft! Du huſt mich doch ei' der Wiege gewiegt, Du mußt ebens doch wiſſa, dåß ich Schluck bin.

Jau:

Wås Freindſchaft! Verwandtſchåft! Ich bin a Ferſcht, Du biſt a Hungerleider verdåmmter, a Hungerleider und weiter niſcht. Junge, ſchnaup' mir de Nåſe dåhie!

Schluck:

Hie is doch kee' Junge, im's Himmels wille! Wu ſellde denn hie a Junge ſein? Meinswegen, ich wer' Dir de Näſe ſchnaupa, aber hier' ock mit dan Gewerre uf!

Jau:

Ich will itze ei' mei Bette ziehn! Läh' de Kiſſa zurechte, klepp' de Bette aus . . .

Schluck:

Meinswegen! ich will Dir au 's Bette macha. Ock ſtieh Du irſcht uf und kumm Du hie weg.

Jau:

Schenk' mir a Gläs v'l Schlampanjer ei's Gläs.

Schluck:

Ju! wenn ich a hätte, herzlich gerne.

Jau:

A Gläs v'l Schlampanjer: huſte gehiert!?

Schluck:

Jau, ich war' Dir 'wäs ſän: Dir hät 'wäs getraumt. Känn ſein, Dir hät 'wäs Bieſes getraumt.

Jau kommandiert:

Setza! Ufſtiehn! Hopſa! Ausſpucka!

Schluck, der alles gehorſam gemacht hat:

Meinshälba! ich mach' ju äll's, wäs Du willſt. Ich bin Dir ju gutt, ich mach's ju au gerne.

Jau:

Gutt oder nee! Ich bin a Ferſcht! Wäs? Gleebſte's ernt nee?

Schluck:

Nu freilich, Briederla, freilich gleeb ich's.

Jau:

Nee: urndlich, urndlich ſelſt Du's mir gleeba.

Schluck:

Ich gleeb' Dir's ju urndlich. Uf Ehr und Gewiſſa!

Jau:

Däß ich a Ferſcht bin? Däß däs mei' Schluß is?

Schluck:

Nu etwa ni? Jagdfanfaren im Schloßhof. Itze bläſa ſe, Jau! Itze bläſa ſe wieder! Kumm weg, ſuſter miſſa mir wieder ei's Loch!

Jau:

Eb Du wull werſcht zu Verſtande kumma! Itze fräu ich Dich äber zum letzta Mäle: bin ich a Ferſcht oder bin ich kenner? oder ſol ich Dir'ſch eibläun, wäs ich bin?

Schluck:

Nu ganz natierlich! Ich ſä' Dir'ſch ju. Ich hä' Dir'ſch ju tauſendmäl geſät. Ock kumm ock Du vo dam Fleckla lus! Du ſiehſt ju, ſe kumma! Se kumma ju ſchun. Du biſt ju wie ägebacka dähie!

Jau:

War kimmt?

Schluck:

Nu, der Ferſcht!

Jau:

Itze päſſ' amäl uf!

Im Schloßhof iſt es lebendig geworden. Einzelne Signale werden geblaſen. Nun öffnen Jäger das große Gittertor. Jon Rand und Karl treten ein wenig heraus auf den Plan, während der Jagdzug hinter ihnen ſich ordnet.

Jon Rand:

Verſchlaf'ne Wälder! bald erweck ich euch
mit klarem Hornesruf. Und deinen Trank,
harzduftiger Morgen, ſpür ich ſchon im Blut:
der täglich — meinem grauen Haar zum Trotz —
mit Jugend mich erfüllt. In jedem Morgen
iſt Jugend; und in ſeine jungen Stunden
drängt ſich der Nachklang jeder ſeligen Zeit
ans neue Hoffnungsglück: und eng verſchwiſtert
zu einem triumphierenden Hall des Lebens,
ſingt, was da war — und iſt — und ſein wird, Karl,
in uns und um uns her und zu uns wieder,
im Echo. Meinſt Du nicht?

Frau Adeluz:

Gut Glück auf, Herr!

Jon Rand:

Nimm dies! — ich ließ Dich rufen, Adeluz —
es ſind die ſchönſten Perlen meines Schatzes.
Die früh verſtorbene Schweſter trug ſie einſt
um ihren weißen Hals. Leg' ſie dem Kinde
aufs Deckbett — 's iſt mein Morgengruß.

Frau Adeluz:

Ja, Herr.

Jon Rand:
Ich denke wohl, ſie ſchläft? Iſt ſie erwacht?

Frau Adeluz:
Sie ſchläft. Ich ließ ſie ruhn, dieweil ich weiß,
Euer Durchlaucht Gnade würd ich mir verſcherzen,
wollt ich ſo grauſam ſein, ſie aufzuwecken.
’ne lange Windenranke brach ſie ſich
und nahm ſie mit zu Bett. Ihr duftiger Atem,
— des Mägdleins Atem, nicht der Winde, Herr —
bringt Wirbel in der Sonnenſtäubchen Tanz
ob ihrem Antlitz, — denn das Himmelslicht
kann ſich nicht ſatt an dieſem Liebchen ſehn.
Sein letztes Pfauenauge ſchickt der Herbſt:
das wippt gehorſam auf der weißen Hand,
die ſchlafend auf der Decke ruht. Es flattert
und hängt im Goldgeſpinſte ihres Haars,
klappt auf und zu die Wiſperflügelchen
und ſchmückt ſie wie ’n lebendiges Juwel!
Herr, ſäht Ihr ſie — doch ſeht ſie lieber nicht . . .

Jon Rand:
Allons! Avant, avant! Vorwärts, Ihr Herren!
Vorwärts, Ihr Herren! Voran! und Weidmannsheil!
Er gewahrt Schluck und Jau.
Halt, was iſt dies?

Karl:
Ein Beiſpiel, wenn Du willſt,
für die Vergänglichkeit irdiſchen Glücks!
Des großen Mazedoniers Alexander

Nachkommen wurden binnen kurzer Friſt
zu Rom Tiſchler und Schreiber. Dieſes Bündel
geflickten Zwillichs — geſtern trat es noch
als Fürſt einher!

Jon Rand:

Ei, Karl, es iſt genug!
Genug und übergenug! Das gleiche Wild
im nämlichen Gebräch: mich widert's an.
Geſtern war geſtern, heut ſoll heute ſein.

Der Jagdzug ſetzt ſich nach einem Hornſignal in Bewegung.

Jon Rand, vor Schluck und Jau anhaltend:
Was ſucht Ihr hier?

Malmſtein:

Gelegenheit zu mauſen,
ich wette! nichts als dies.

Jon Rand:

So muß man ihnen
den Appetit verderben vor der Tat.
Wollt Ihr auf Latten liegen, gute Leute,
bei Waſſer und Brot? zwei Tage oder drei?

Jau:

Imdrehn! Mir giehn heute nich uf Jägd! Imdrehn, ſä' ich, imdrehn! Verſtanda?

Jon Rand:

Warum denn das, Du ſonderbarer Kauz?
Haſt Du uns etwas zu befehlen, wie? — Zu Schluck:
Wie heißt denn Du?

Schluck:
Schluck!
Jon Rand:
Nun, mein wack'rer Schluck:
iſt Dein Kumpan denn oft ſo ſonderbar?
Was mutet er uns zu? Klär' uns doch auf!

Karl:
Schluck! Dies iſt Schluck. Wahrhaftig, gnädiger Herr!
ich hätt ihn um ein Haar nicht mehr gekannt.
Biſt Du nicht der, den unſre luſtigen Weiber
ſo bunt herausgeſtutzt mit Rock und Leibchen
und der ſo künſtlich beim Bankette uns
die Königin agiert?
Schluck:
Ja, gnädiger Herr.
Jon Rand wirft ihm eine Börſe zu:
Iſt's der, ſo bin ich noch in ſeiner Schuld.
Das haſt Du hübſch gemacht, hier iſt Dein Lohn. —
Doch Du? Zu Jau: Was ſtierſt Du denn ſo wild uns an
und gibſt uns Namen, die uns nicht gebühren?
ſchreiſt und befiehlſt, ſo wie Dir's nicht gebührt?

Jau:
Imdrehn, ſä' ich! Ich gieh nee uf Jägd! Ich gieh nee uf Jägd, Leibdukter! und wenn Dir de Auga au noch aſu langſtielig aus 'm Kuppe trata. Imdrehn! Imdrehn! Ich gieh nee uf Jägd! Die Jäger lachen.

Malmſtein:
Dies mag ſchon ſein, mein Beſter, und wir alle,

auf Ehre, zweifeln keineswegs daran.
Es wäre denn, daß Du mit Mauſefallen,
mit Schwabenpulver und mit Rattengiſt
in Küch' und Bodenkammer jagen wollteſt!
Die Jäger lachen wiederum.

Jau:
Imdrehn, Beneſchäll! Wäs? Wullt Ihr hie lacha?
Wullt Ihr Euch ieber an'n Ferſchta luſtig macha?

Malmſtein:
Mir däucht, Du foppſt uns, aber wir nicht Dich!
Es ſcheint, Du biſt nicht bei Dir, guter Mann,
ſonſt ſollteſt Du in Gegenwart des Herrn
Dich wohl nicht halb ſo dreiſt gebärden. Schluck,
mach' Deinem Freund begreiflich, wer wir ſind.

Jau:
Leibdukter! — Leibdukter! — Sie, Herr! Sahn Se mir ei's Geſichte, Herr!

Schluck:
Jau! Jau! Im's Himmels wille, hier' Du ock uf mich!
— Der Mann is Ihn' krank, uf Ehr und Gewiſſen!
Wäs is denn ei' Dich gefahren, Jau?

Jon Rand:
Erzähl' uns doch, was Du geträumt haſt, Menſch!
Hier, meine Jäger ſagen, Du ſeiſt Jau,
ein kluger Kopf zwar, doch nicht allzuſehr
geneigt zur Arbeit. Biſt Du denn nicht Jau?
Meinſt Du: Du wäreſt ich? Warſt Du im Traum
vielleicht ein Fürſt? Nun, blick' doch um Dich, blicke

an Dir hinab —: in ſolchen Kleidern ging,
ſolang es Fürſten gibt, noch nie ein Fürſt.
Geh heim! Und ſpürſt Du etwa irgendwann
'ne Luſt zur Tätigkeit, ſo melde Dich
beim Amtmann, und er wird auf mein Geheiß
'ne Kuh Dir ſchenken und ein Ackerfleckchen,
wo Du dann roden magſt nach Herzensluſt —
kein Fürſt zwar, doch Dein eig'ner Herr! Wohlan!
die Bracken werden heiſer. Weidmannsheil!

Der Jagdzug ſetzt ſich in Bewegung.

Ein Jäger ſingt:

Auf, Jäger, in den Wald,
der Halbemond erſchallt!
Schon ſammeln ſich die Treiber alle
und ſingen froh ihr Morgenlied
beim lauten Hörnerſchalle.

Alle, während die Hörner einſetzen:

Auf, Jäger, in den Wald,
der Halbemond erſchallt!

Jon Rand und der Jagdzug ab. Karl iſt zurückgeblieben. Das Getön der Jagdhörner entfernt ſich und verhallt ſchließlich.
Karl klopft Jan, der noch in tiefer Betroffenheit und von Zeit zu Zeit mit dem Kopf ſchüttelnd daſteht, begütigend auf die Schulter.

Jan, aufſchreckend:

Ju, ju, däs ſtimmt! Däs ſein ebens niſcht wie geſtickte Klunkern!

Karl:

Gib Dich zufrieden, Mann! Du haſt geträumt.

Doch ich, wie ich hier ſtehe, auch der Fürſt,
auch ſeine Jäger, all ſein Ingeſinde,
wir träumen, und für jeden kommt die Stunde,
Tags ſiebenmal und mehr, wo er ſich ſagt:
nun wachſt du auf — vorhin haſt du geträumt!
Da, nimm dies Gold und tröſte Dich. Ich bin
im Grund ein armer Schlucker, ſo wie Du.
Und wenn Du knirſchend überm Branntwein lachſt,
ſo iſt Dein Lachen meinem ſehr verwandt,
wie ich's, ſchmarutzend an des Fürſten Tafel,
mitunter lachen muß. Geh, trink und denke:
es ſchwamm durch Deinen Traum ein leckes Faß,
das ſüßen Muskateller Dir geregnet.
Erinnre Dich daran und freue Dich,
doch greife nicht nach Wolken, guter Freund! Ab. Pauſe.

Jau:

Dä hätt ich den Schwindel ock bluſig getraumt? Nee! — Ju! — Nee! — Nee, ſä' ich! — Dä ſellde doch alei' ...! — Vor mir o! — Meinswegen! — 's is, wie's is! — Wäs! Sä' amäl, bin ich ernt winger wie dar? Hät a an'n guda Maga: ich au. Verleichte is a noch beſſer wie ſenner! Hät a zwee Auga — gutt! — Bin ich ernt blind? Hät a vier Maga? Wäs? Hät a ſechs Auga? Ich ſchläfe gutt, ich känn men'n Schnäps trinka. Ich känn Oden hul'n, aſu gutt wie dar! Wäs? hä' ich ni recht? Wenn dar 'wäs mehr hät: däs is fer de Kätze. Hau' mir a Ding ei' de Guſche, Schluck, und hau' dam a Ding ei' de Fläppe dähie: dä fliega uns beeda de Zähne 'raus. A ſel ſich amål å' a Steppel greifa! Sie! greifa Sie ſich amål å' a Kupp! uf dan die gewichſta Hårla liega — dan ſelbichta Kupp mit dam ſåmtna Barettla — dan freſſa zu guderletzte de Wermer! Ebens dar, dan Sie åfåſſa aſu gutt, wie men'n. Ich wiß! Ich war's wiſſa! Ich wiß Beſcheed! 's kimmt ålles uf ees 'raus. Mir kinn' Se niſcht vir macha.

Schluck:

— Mir hån ju Geld.

Jau:

Kumm, Briederla, kumm! mir giehn 'nieder ei's Wirtshaus. Då will ich Dir ane Fåhrt derzahlen .....

Schluck:

Ich au!

Jau:

..... då will ich Dir ane Fåhrt derzahlen: då ſellſt Du Maul und Nåſe ufreißa!

Schluck:

Ich au! ich au!

Jau:

Nu ebens! ich ſå' ju: Maul und Nåſe. Ich bin getuppelt — dås kannſt Du mir gleeba. Ich bin hie — ich bin då —: ich bin getuppelt! Ich ſitze eim Wirtshaus — ich ſitze ein Schluſſe. —

Schluck:

I wår au ein Schluſſe.

Jau:

Gleebſte's ernt nee? ich liege derheeme ufm Ufabånkla und reite mittlerzeit uf Jågd! Ich ſchitt' mir ſauer Bier ei' a Bauch: dermitte ſchlampamp ich a blanker Schlampanjer! Ich ſä' Dir'ſch: ich bin getuppelt, Schluck! Ich bin a Ferſcht — und ich bin halt o Jau. Wäs — hä' ich ni recht?

Schluck:

Nu Teifel! dä luß mich amäl ſimilieren —

Jau:

Ich ſä' Dir'ſch: ich bin getuppelt, Schluck! Ich bin a Ferſcht — und ich bin halt o Jau. Kumm, Briederla, kumm — wenn ich au a Ferſcht bin: mir giehn itze 'nieber uf Bolkenhain, und dä ſetz ich mich zu eefacha Leuta — und dä bin ich ſiehr imgänglich, ſiehr gemeene.

Schluck:

Nu freilich, freilich: Du biſt ſchun a Kerl.

Der Vorhang fällt.

Michael Kramer

Drama in vier Akten

Dem Andenken meines lieben Freundes
Hugo Ernſt Schmidt

Dramatis personae

Michael Kramer, Lehrer an einer königlichen Kunſtſchule, Maler
Frau Kramer, ſeine Gattin
Michaline Kramer, die Tochter, Malerin
Arnold Kramer, der Sohn, Maler
Ernſt Lachmann, Maler
Alwine Lachmann, ſeine Gattin
Lieſe Bänſch, Tochter des Reſtaurateurs Bänſch
Aſſeſſor Schnabel
Baumeiſter Ziehn
von Krautheim
Quantmeyer
Gäſte im Reſtaurant von Bänſch
Krauſe, Pedell in der Kunſtſchule
Bertha, Hausmädchen bei Kramers
Fritz, Kellner im Reſtaurant von Bänſch

Ort der Geſchehniſſe dieſes Dramas iſt eine Provinzial-Hauptſtadt.

Erſter Akt

Berliner Zimmer in der Wohnung Kramers. Zeit: Ein Winter-Vormittag gegen neun Uhr. Auf dem Tiſche in der Ecke am großen Hoffenſter ſteht die noch brennende Lampe und das Frühſtücksgeſchirr. Die Ausſtattung des Raumes zeigt nichts Außergewöhnliches. Michaline, intereſſantes, brünettes Mädchen, hat den Stuhl ein wenig vom Tiſche abgerückt, raucht eine Zigarette und hält ein Buch auf dem Schoß. Frau Kramer kommt durch die Tür der Hinterwand, wirtſchaftlich beſchäftigt. Sie iſt eine weißhaarige Frau von etwa ſechsundfünfzig Jahren. Ihr Weſen iſt unruhig und ſorgenvoll.

Frau Kramer: Biſt du noch immer da, Michaline? Mußt Du jetzt nicht fort?

Michaline, nicht gleich antwortend: Nein, Mutter, noch nicht. — Es iſt ja auch noch ganz vollſtändig finſter draußen.

Frau Kramer: Na wenn Du nur nichts verſäumſt, Michaline.

Michaline: Bewahre, Mutter.

Frau Kramer: Denn wirklich .... das magſt Du Dir wirklich ſehr wahrnehmen: es bleibt ſo wie ſo genug Sorge übrig.

Michaline: Ja, Mutter, gewiß! Sie raucht und ſieht ins Buch.

Frau Kramer: Was lieſt Du denn da? Das ewige Schmökern!

Michaline: Soll ich nicht leſen?

Frau Kramer: Wegen meiner lies! — Mich wundert bloß, daß Du die Ruhe haſt.

Michaline: Wenn man darauf warten wollte, o Gott! Wann käme man denn überhaupt zu 'was?!

Frau Kramer: Hat Papa nicht noch etwas geſagt, als er fortging?

Michaline: Nein!

Frau Kramer: Das iſt immer das Schlimmſte, wenn er nichts ſagt.

Michaline: Ja, richtig! Das hätt ich beinah' vergeſſen. Arnold ſoll um Punkt elf Uhr bei ihm im Atelier ſein.

Frau Kramer ſchließt die Ofentür und ſchraubt ſie zu, als ſie ſich aufrichtet, ſeufzt ſie: Ach je ja! Du mein Gott, du, du!

Michaline: Mach' es doch ſo wie ich, Mutter: Lenke Dich ab! — Das iſt ja nichts Neues, das kennen wir doch. Arnold wird ſich auch darin nicht ändern. —

Frau Kramer nimmt am Tiſch Platz, ſtützt ihren Kopf und ſeufzt: Ach, Ihr verſteht ja den Jungen nicht! Ihr verſteht ihn nicht! Ihr verſteht ihn nicht! Und Vater: — der richtet ihn noch zugrunde.

Michaline: — Das find ich nicht recht, wenn Du ſo 'was behaupteſt. Da biſt Du doch bitter ungerecht. Papa tut ſein Allerbeſtes an Arnold. Auf jede Weiſe hat er's verſucht. Wenn Ihr das verkennt, Mutter, um ſo ſchlimmer.

Frau Kramer: Du biſt Vaters Tochter, das weiß ich ſchon.

Michaline: Ja, Deine Tochter und Vaters bin ich!

Frau Kramer: Nein, Vaters viel mehr als Du meine biſt. Denn wenn Du mehr meine Tochter wärſt, ſo würdeſt Du nicht immer zu Vater halten. —

Michaline: — Mutter, wir wollen uns lieber nicht aufregen. — Da verſucht man ganz einfach gerecht zu ſein, gleich heißt es: Du hältſt es mit dem oder dem. — Ihr macht's einem ſchwer, das könnt Ihr mir glauben.

Frau Kramer: Ich halte zu meinem Jungen, baſta! Und da mögt Ihr ſchon machen, was Ihr wollt!

Michaline: Wie man ſo 'was nur über die Lippen bringt!

Frau Kramer: Michaline, Du biſt eben gar keine Frau! Du biſt gar nicht wie 'ne Frau, Michaline! Du ſprichſt wie 'n Mann! Du denkſt wie 'n Mann! Was hat man denn da von ſeiner Tochter?

Michaline, *achſelzuckend:* Ja, Mutter, wenn das wirklich ſo iſt ....! Das werd ich wohl auch nicht ändern können.

Frau Kramer: Du kannſt es ändern, Du willſt nur nicht.

Michaline: Mama .... ich muß leider gehn, Mama. Sei gut, Mutter, hörſt Du, reg' Dich nicht auf. Du meinſt das ja gar nicht, was Du jetzt ſagſt.

Frau Kramer: So wahr wie ich hier ſtehe, Wort für Wort!

Michaline: Dann tut es mir leid für uns alle, Mutter!

Frau Kramer: Wir leiden auch alle unter Papa.

Michaline: Sei doch ſo gut, ein für allemal. Ich habe nie unter Vater gelitten, ich leide auch jetzt nicht unter ihm. Ich verehre Vater, das weißt Du ganz gut! Das wäre die allerverfluchteſte Lüge ....

Frau Kramer: Pfui, Michaline, daß Du immer fluchſt.

Michaline: .... wenn ich ſagte, ich litte unter ihm. Es gibt keinen Menſchen in der Welt, dem ich ſo über die Maßen dankbar bin.

Frau Kramer: Auch mir nicht?

Michaline: Nein. Es tut mir ſehr leid. Was Vater iſt und was Vater mir iſt, das verſtehen Fremde eher als Ihr, ich meine: Du und Arnold, Mutter: denn das iſt geradezu das Verhängnis. Die Nächſten ſtehen Vater am fernſten. Er wäre verloren allein unter Euch.

Frau Kramer: Als ob ich nicht wüßte, wie oft Du geweint haſt, wenn Vater ....

Michaline: Das hab ich. Geweint hab ich oft. Er hat mir zuweilen weh' getan, aber ſchließlich mußt ich mir immer ſagen: er tat mir weh, aber niemals unrecht, und ich hatte immer dabei gelernt.

Frau Kramer: Und ob Du gelernt haſt oder nicht: Du biſt doch nicht glücklich geworden durch Vater. Wenn Du Deinen gemütlichen Haushalt hätt'ſt, einen Mann und Kinder .... und alles das ...

Michaline: Das hat mir doch Vater nicht geraubt!

Frau Kramer: Jetzt plagſt Du Dich, wie Papa ſich plagt, und es kommt nichts heraus als Mißmut und Sorge.

Michaline: Ach, Mutter, wenn ich das alles ſo höre, da wird mir immer ſo eng! So eng! So eng und bekommen, Du glaubſt es kaum. Bitter wehmütig: Wenn Arnold nicht eben Arnold wäre — wie dankbar würde er Vater ſein.

Frau Kramer: Als Fünfzehnjährigen ſchlug er ihn noch!

Michaline: Daß Vater hart ſein kann, bezweifle ich nicht, und daß er ſich manchmal hat hinreißen laſſen, beſchön'ge ich nicht und entſchuld'ge ich nicht. Aber, Mutter, nun denke auch 'mal daran, ob Arnold auch Vater Anlaß gegeben. Damals hatte er Vaters Handſchrift gefälſcht.

Frau Kramer: Aus Seelensangſt! Aus Angſt vor Papa.

Michaline: Nein, Mutter, das erklärt noch nicht alles.

Frau Kramer: Der Junge iſt elend, er iſt nicht geſund, er ſteckt in keiner geſunden Haut.

Michaline: Das mag immer ſein, damit muß er ſich abfinden. Sich abfinden, Mutter, iſt Menſchenlos. Sich halten und zu was Höh'rem durchwinden, das hat jeder gemußt. Da hat er an Vater das beſte Beiſpiel. — Uebrigens, Mutter, hier ſind zwanzig Mark, ich kann dieſen Monat nicht mehr entbehren. Ich habe die Farbenrechnung bezahlt, das machte allein dreiundzwanzig Mark. Das Winterbarett mußt ich auch nun 'mal haben. Zwei Schülern habe ich ſtunden müſſen.

Frau Kramer: Na ja, da quälſt Du Dich ab mit den Frauenzimmern, und dann prellen ſie Dich um Dein bißchen Verdienſt.

Michaline: Nein, Mutter, ſie prellen mich wi
nicht. 'ne arme, ſchiefe Perſon ohne Mittel! Die Sc
ſpart ſich's vom Munde ab. Die Entreeklingel geht. E
eben geklingelt, wer kann denn das ſein?

Frau Kramer: Ich weiß nicht. Ich will nu
Lampe auslöſchen. — Ich wünſchte, man läge erſt a
wo. Bertha geht durchs Zimmer.

Michaline: Fragen Sie erſt nach dem N
Bertha.

Frau Kramer: Der junge Herr ſchläft noch?

Bertha: Der hat ſich erſcht gar nicht erſcht n
gelegt. Bertha ab.

Michaline: Wer kann denn das aber bloß
Mama? Bertha kommt wieder.

Bertha: A Maler Lachmann mit ſeiner Frau.
frieher beim Herrn Profeſſor uff Schule.

Michaline: Papa iſt nicht Profeſſor, das wiſſe
ja, er will, daß Sie einfach Herr Kramer ſagen. S
in das Entree hinaus.

Frau Kramer: Ja, wart' nur! Ich will nur e
chen abräumen. Fix, Bertha. Ich komme dann
'mal 'rein. Sie und Bertha, einiges Tiſchgeſchirr
nehmend, ab.

Die Geräuſche einer Begrüßung im Entree dringen herei
auf erſcheint Maler Ernſt Lachmann, ſeine Frau Alw
zuletzt wiederum Michaline. Lachmann trägt Zylinder,
und Stock, ſie dunkles Federbarett, Federboa uſw. Die
der beiden iſt abgetragen.

Michaline: Wo kommſt Du denn her? Was machſt Du denn eigentlich?

Lachmann, vorſtellend: Alwine — und hier: Michaline Kramer!

Frau Lachmann, ſtark überraſcht: I! Iſt das denn möglich? Das wären Sie?

Michaline: Setzt Sie das wirklich ſo in Erſtaunen?

Frau Lachmann: — Ja! Offen geſtanden! Ein bißchen: ja. Ich habe Sie mir ganz anders gedacht.

Michaline: Noch älter? noch runzliger als ich ſchon bin?

Frau Lachmann, ſchnell: Nein, ganz im Gegenteil, offen geſtanden. Michaline und Lachmann brechen in Heiterkeit aus.

Lachmann: Das kann ja gut werden. Du fängſt ja gut an.

Frau Lachmann: Wieſo? Hab ich wieder 'was falſch gemacht?

Lachmann: Wie geht's Deinem Vater, Michaline?

Michaline: Gut. Ungefähr wie's ihm immer geht. Du wirſt ihn wohl kaum ſehr verändert finden. — Aber bitte, nimm Platz! Bitte, gnädige Frau! Sie müſſen uns ſchon entſchuldigen, nicht wahr? Es ſieht noch ein bißchen polniſch hier aus. Alle ſetzen ſich um den Tiſch. Du rauchſt? — Sie bietet ihm Zigaretten an. Oder haſt Du Dir's abgewöhnt? — Entſchuldigen Sie nur, ich habe gequalmt. Ich weiß zwar, daß das nicht weiblich iſt, aber leider ...

die Einſicht kommt mir zu ſpät. Sie rauchen wohl nic
Nein? Und ſtört Sie's auch nicht?

Frau Lachmann, verneinendes Kopfſchütteln: Ernſt lut
ja zu Hauſe den ganzen Tag.

Lachmann, aus Michalinens Etui eine Zigarette nehme
Danke! — Davon verſtehſt Du nun nichts.

Frau Lachmann: Was iſt denn dabei zu verſte
Ernſt?

Lachmann: Viel, liebe Alwine.

Frau Lachmann: Wieſo? Wieſo?

Michaline: Es ſpricht ſich viel beſſer, ſobald m
raucht.

Frau Lachmann: Da iſt es man gut, Fräulein,
ich nicht rauche. Ich quatſche ihm ſo wie ſo ſchon zu
Lachmann: Es kommt immer darauf an, was
redet.

Frau Lachmann: Du redeſt auch manchmal S
lieber Ernſt.

Lachmann, gewaltſam ablenkend: Ja! Was ich
ſagen wollte! ... Jaſo: Alſo Deinem Vater geht's
das freut mich.

Michaline: Ja. Wie geſagt: es geht ihm wie im
Im großen und ganzen jedenfalls. Du kommſt
hierher Deine Mutter beſuchen?

Frau Lachmann, geſchwätzig: Er wollte ſich näm
'mal 'n bißchen hier umſchaun: Ob nicht irgend viell
hier 'was zu machen wär'. In Berlin iſt nämlich rei
nichts los. Iſt denn hier auch nichts zu machen, Fräu

Michaline: Inwiefern? Ich weiß nicht .... wie meinen Sie das?

Frau Lachmann: Na, Sie haben doch, denk ich, 'ne Schule gegründet. Bringt Ihnen das nicht hübſch 'was ein?

Lachmann: Du! Wenn Du fertig biſt, ſag' mir's. Ja?

Michaline: Meine Malſchule?! Etwas! O ja! Nicht viel. Aber immerhin etwas, es geht ſchon an. Zu Lachmann: Willſt Du mir etwa Konkurrenz machen?

Frau Lachmann: Ach wo denn! Bewahre! Wo denken Sie hin! Mein Mann ſchwärmt ja von Ihnen, kann ich Ihn' ſagen. Das würde mein Mann doch gewiß nicht tun. Aber irgendwas muß der Menſch doch anfangen. Man will doch auch eſſen und trinken, nicht wahr? Mein Mann ...

Lachmann: Mein Mann! Ich bin nicht Dein Mann. Der Ausdruck macht mich immer nervös.

Frau Lachmann: Na haben Sie ſo 'was ſchon gehört!

Lachmann: Ernſt heiß ich, Alwine! Merk' Dir das 'mal. Meine Kohlenſchaufel, das kannſt Du ſagen. Mein Kaffeetrichter, mein falſcher Zopf, aber ſonſt: Sklaverei iſt abgeſchafft!

Frau Lachmann: Aber Männe ...

Lachmann: Das iſt auch 'n Hundename.

Frau Lachmann: Nu ſehn Se: da hat man nu ſo einen Mann. Tun Sie mir nur den einzigen Gefallen:

heiraten Sie um keinen Preis. Die alten Jungf haben's viel beſſer. Michaline lacht herzlich.

Lachmann: Alwine, jetzt hat die Sache geſchna Du wirſt Dir gefälligſt die Boa umnehmen und irge wo auf mich warten. Verſtanden? —? Sonſt hat ja alles gar keinen Zweck. — Du nimmſt Dir die Boa und gehſt, Dein höchſt geſchmackvolles Lieblingsmö Fahre gefälligſt zur Mutter hinaus oder ſetz' Dich drüben ins Café, ich will Dich meinswegen dann wi abhol'n.

Frau Lachmann: Nein ſo 'was! — Sehn Sie geht's einer Frau. Man darf nicht piep ſagen, gleich Herrje!! —

Lachmann: Es iſt auch nicht nötig, daß Du ſagſt, es ſteckt ja doch immer 'ne Dummheit dahinter.

Frau Lachmann: So klug wie Du bin ich fre nicht.

Lachmann: Geſchenkt! Alles Weitere wird Dir ſchenkt.

Michaline: Aber bitte, Frau Lachmann, bleiben doch.

Frau Lachmann: Um's Himmels willen! denken Sie hin! Sie brauchen mich wirklich gar nich dauern. Er läuft mir ſchon wieder über den Weg. Al — An der Ecke hier drüben iſt ein Konditor. Alſo Mä Verſtehſt Du? Dort trittſt Du an. Ab, von Michaline ge

Lachmann: Da iß nur nicht wieder dreizehn S kuchen. Michaline kommt wieder.

Michaline: Die alten Jungfern haben's viel beſſer; ſie iſt wirklich ein bißchen geradezu.

Lachmann: Sie ſprudelt alles ſo durcheinander.

Michaline, wieder Platz nehmend: Du machſt aber wirklich kurzen Prozeß. Das läßt ſich nicht jede bieten, Lachmann.

Lachmann: — — Michaline, ſie drückt mich bös an die Wand. Sie wollte Dich eben doch nur kennen lernen. Sonſt hätt ich ſie gar nicht mitgebracht. Wie geht's Dir übrigens?

Michaline: Danke! Gut! Und Dir?

Lachmann: Auch ebenſo lila.

Michaline: Na ja, mir ja auch. — Du wirſt aber auch ſchon grau um die Schläfe.

Lachmann: Der Eſel kommt immer mehr heraus.
Beide lachen.

Michaline: Und willſt Du Dich alſo hier niederlaſſen?

Lachmann: Ich denke ja nicht im Schlafe daran. Sie phantaſiert ſich ſo Sachen zuſammen und behauptet dann abſolut ſteif und feſt, ich hätte wer weiß was alles geſagt. Pauſe. — Wie geht's Deinem Bruder?

Michaline: Danke, gut.

Lachmann: Malt er fleißig?

Michaline: Im Gegenteil.

Lachmann: Was tut er denn ſonſt?

Michaline: Er bummelt natürlich. Er bummelt, was ſollte er anders tun?

Lachmann: Warum iſt er denn nicht in München blieben? Da hat er doch das und jenes gemacht.

Michaline: Trauſt Du dem Arnold noch irge was zu?

Lachmann: Wieſo? Das verſtehe ich eigentlich ni Das iſt doch ganz außer Frage ſo ziemlich.

Michaline: Na, wenn er Talent hat .... dann er's nicht wert. — Uebrigens, um auf 'was anderes kommen: Vater hat öfter nach Dir gefragt. Er wird freuen, Dich wiederzuſehen. Und abgeſehen von mir türlich, freut's mich im Hinblick auf Vater ſehr, daß wieder 'mal 'rüber gekommen biſt. Er kann nämlich Auffriſchung brauchen.

Lachmann: Ich auch. Wahrſcheinlich ich mehr er. Und — ebenfalls abgeſehen von Dir! — was ſonſt ausſchließlich gezogen hat — alles andere hätte Zeit gehabt! — das iſt ausſchließlich der Wunſch gewe 'mal wieder bei Deinem Vater zu ſein. Allerdings Bild möcht ich auch 'mal ſehn.

Michaline: Wer hat Dir denn 'was geſagt von Bilde?

Lachmann: Es heißt ja, die Galerie hat's gekauft

Michaline: Direktor Müring iſt hier geweſen, abe er's gekauft hat, weiß ich nicht. Papa iſt zu peinlich. glaube kaum. Er wird's wohl erſt wollen ganz f machen.

Lachmann: Du kennſt doch das Bild? Natü doch?

Michaline: Es war vor zwei Jahren, als ich's ſah. Ich kann es gar nicht mehr recht beurteilen. Papa malt eben ſchon ſehr lange daran. Pauſe.

Lachmann: Denkſt Du, daß er mir's zeigen wird? Ich weiß nicht, ich habe das Vorgefühl, es müßte 'was Exorbitantes ſein. Ich kann mir nicht helfen, ich glaube daran. Ich habe ja manchen jetzt kennen gelernt, aber keinen, bei dem man ſo den Wunſch hatte, man möchte ein Stück ſeines Inneren ſehn. Ueberhaupt Du, wenn ich nicht ganz verſumpft bin — denn wirklich, ich halte mich immer noch. Hauptſächlich verdank ich das nur Deinem Vater. Was er einem geſagt hat und wie er's tat, das vergißt ſich nicht. Einen Lehrer wie ihn, den gibt's gar nicht mehr. Ich behaupte, auf wen Dein Vater einwirkt, der kann gar nie gänzlich verflachen im Leben.

Michaline: Das ſollte man meinen, Lachmann, ja, ja.

Lachmann: Er wühlt einen bis zum Grunde auf. Man lernt ja von manchem ſo das und jen's, mir ſind auch ganz wackere Leute begegnet: Doch immer, dahinter erſchien mir Dein Vater, und da hielten ſie alle nicht recht mehr ſtand. Er hat uns alle ſo durchgewalkt, uns Schüler, ſo gründlich, von vornherein, von innen heraus alles umgekrempelt! Die Kleinbürgerſeele ſo ausgeklopft. Man kann darauf fußen, ſolange man lebt. Zum Beiſpiel, wer ſeinen Ernſt gekannt hat, ſeinen unabirrbaren Ernſt zur Kunſt, dem erſcheint zuerſt alles da draußen frivol ....

Michaline: Nun ſiehſt Du — und Vaters g
Ernſt .... Du ſagſt es .... Du ſpürſt ihn noch im
mir iſt er mein beſter Beſitz geworden: Auf fadeſte Du
köpfe machte er Eindruck, auf Arnold nicht, der nimm
nicht an. Sie hat ſich erhoben. Ich muß nun zum K
gieren, Lachmann. Du lachſt, Du denkſt, ſie kann ſ
nichts Recht's.

Lachmann: Du biſt ja doch Deines Vaters To
Nur wollt ich da immer gar nicht 'ran. Ich denk
das ganz beſonders troſtlos, ſich ſo mit malenden D
herumſchlagen.

Michaline: — Immerhin, es läßt ſich ſchon au
was tun. Die ehrlichſte Mühe geben ſie ſich. Das
ſchon verſöhnt doch. Was will man mehr? Ob ſie ſc
lich und endlich 'was wirklich erreichen —? Im R
danach iſt ja ſchon 'was erreicht. Und außerdem g
mir ähnlich wie Vater: Auf Menſchen zu wirken,
mir Spaß. Man verjüngt ſich auch an den Sch
Lachmann: das tut einem mit der Zeit ja auch not.
öffnet die Tür und ruft in die hinteren Räume: Adieu, M
wir gehen jetzt fort.

Arnolds Stimme, nachäffend: Adieu, Mama
gehen jetzt fort.

Lachmann: Wer war denn das?

Michaline: Arnold. Er tut das nicht anders.
weiter nicht erquicklich. Komm! Lachmann und Michal
Arnold kommt. Er iſt ein häßlicher Menſch mit ſchwarzen
rigen Augen unter der Brille, dunklem Haar und dünnem

anſatz, mit ſchiefer, etwas gebeugter Haltung. Die Farbe ſeines Geſichts iſt ſchmutzig blaß. Er ſchlürft in Pantoffeln bis vor den Spiegel, ſonſt nur noch mit Hoſe und Rock bekleidet, nimmt die Brille ab und betrachtet, Grimaſſen ſchneidend, Unreinlichkeiten ſeiner Haut. Die ganze Erſcheinung iſt ſalopp.
Michaline kommt zurück.

Michaline, leicht erſchreckend: Ach, Arnold! — Ich hab' meinen Schirm vergeſſen. — Uebrigens weißt Du: Lachmann iſt hier.

Arnold macht abwehrende und ſie zur Ruhe weiſende Geſten: Der Biedermann iſt mir ganz hochgradig Wurſtſuppe.

Michaline: Sag' 'mal, was hat Dir denn Lachmann getan?

Arnold: — — Er hat mir 'mal ſeinen Kitſch gezeigt.

Michaline, achſelzuckend, ruhig: Vergiß nicht, um elf Uhr bei Vater zu ſein. Arnold hält ſich mit beiden Händen die Ohren zu.

Michaline: Sag' 'mal Arnold, hälſt Du das etwa für anſtändig?

Arnold: Ja. — Pump' mir 'mal lieber eine Mark.

Michaline: Ich kann's Dir ja borgen, warum denn nicht. Ich muß mir nur ſchließlich Vorwürfe machen, daß ich ....

Arnold: Schieb ab! Kratz' ab, Michaline! Eure Knietſchigkeit kennt man ja doch.

Michaline will etwas erwidern, zuckt mit den Achſeln und geht. Ab. Arnold ſchlürft an den Frühſtückstiſch, iſt ein Stückchen Zucker und ſtreift nur flüchtig ſeine **Mutter**, die eben hereintritt. Hernach tritt er wiederum an den Spiegel.

Frau Kramer trocknet ihre Hände an der Schürze und läßt ſich auf irgend einen Stuhl nieder, zugleich ſchwer und ſorgenvoll ſeufzend: J Gott, je ja!

Arnold wendet ſich, ſchiebt die Brille mehr nach der Naſenſpitze zu, zieht die Schultern hoch und nimmt die dem Nachfolgenden entſprechende, komiſche Haltung an: Mutter, ſeh ich nicht aus wie'n Marabu?

Frau Kramer: Ach, Arnold, mir iſt ganz anders zumut! Ich kann über Deinen Unſinn nicht lachen. — Wer hat Dir denn aufgeſchloſſen heut Nacht?

Arnold, ſich ihr nähernd und immer noch die marabuhafte, komiſche Gravität feſthaltend: Vater!

Frau Kramer: Die drei Treppen iſt er heruntergekommen?

Arnold, noch immer komiſch über die Brille ſchielend: Ja!

Frau Kramer: Nee, Arnold, das iſt mir ganz widerlich! So hör' doch nu endlich auf mit dem Unſinn. Du kannſt doch 'mal ernſt ſein. Sei doch vernünftig. Erzähle doch 'mal, was Papa geſagt hat.

Arnold: — Euch iſt immer alles widerlich. Ihr ſeid mir auch widerlich, derbe mitunter.

Frau Kramer: War Vater ſehr böſe, als er Dir aufſchloß? Arnold geiſtesabweſend. Was hat er Dir denn geſagt?

Arnold: Nichts!

Frau Kramer nähert ſich ihm zärtlich: Arnold, beſſer

Dich doch. Tu mir's doch zuliebe! Fang doch ein andres Leben an.

Arnold: Wie leb ich denn?

Frau Kramer: Liederlich lebſt Du! Faul! Nächtelang biſt Du außerm Hauſe. Du treibſt Dich herum .... o Gott, o Gott: Du führſt ein entſetzliches Leben, Arnold!

Arnold: Spiel' Dich doch bloß nicht ſo ſchrecklich auf, Mutter! Was Du für 'ne Ahnung haſt, möcht ich bloß wiſſen.

Frau Kramer: Das iſt ja recht ſchön, das muß man wohl ſagen: wie Du mit Deiner Mutter verkehrſt. —

Arnold: Dann laßt mich doch bitte gefälligſt in Ruh! Was kläfft Ihr denn immer auf mich ein! Das iſt ja reinwegs gradezu zum verrückt werden.

Frau Kramer: Das nennſt Du in Dich hineinkläffen, Arnold? — Wenn man zu Dir kommt und Dein Beſtes will? Soll Deine Mutter nicht zu Dir kommen? — Arnold, Arnold, verſündige Dich nicht!

Arnold: Mutter, das nutzt mir ja alles nichts! Das ewige Gemähre nutzt mir ja nichts. Uebrigens habe ich ſcheußliche Kopfſchmerzen! Gebt mir ein bißchen Geld in die Hand, dann will ich ſchon ſehn, wie ich weiter komme ....

Frau Kramer: So? Daß Du noch völlig zugrunde gehſt. Pauſe.

Arnold, am Tiſch, Semmel in die Hand nehmend: Semmel! Das Zeug iſt wie Stein ſo hart!

Frau Kramer: Steh zeitiger auf, dann wirſt Du ſie friſch haben.

Arnold, gähnend: Ekelhaft öde und lang iſt ſo ’n Tag.

Frau Kramer: Das iſt kein Wunder, ſo wie Du’s treibſt. Schlafe die Nacht durch gehörig aus, ſo wirſt Du auch tagsüber munter ſein. — — — Arnold, ſo laß ich Dich heute nicht los! Meinetwegen fahre mich an, wie Du willſt. Ich kann das länger nicht mehr anſehn. Er hat ſich an den Tiſch geſetzt, ſie gießt ihm Kaffee ein. Schneide Geſichter, ſoviel Du willſt, ich muß hinter Deine Schliche kommen. Du haſt ’was! Ich kenne Dich doch genau. Du haſt irgendwas, was Dich drückt und beſorgt. Denkſt Du, ich hab’ Dich nicht ſeufzen gehört? Das geht doch in einemfort mit dem Seufzen, Du merkſt es ja gar nicht mehr, wenn Du ſeufzſt.

Arnold: Herr Gott, ja! das Aufpaſſen! Teufel noch ’mal. Wieviel man genieſt hat und ſo ’was Gut’s. Wi oft man ausſpuckt, ſeufzt und noch ’was. Zum auf di Bäume klettern iſt das!

Frau Kramer: Sag’, was Du willſt, das iſt mi ganz gleichgültig. Ich weiß, was ich weiß, und damit gu Irgendwas, Arnold, laſtet auf Dir. Das merkt ma auch ſchon Deiner Unruhe an. Etwas unruhig biſt D ja immer geweſen, aber nicht ſo wie jetzt: das weiß ic genau.

Arnold ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch: Mutter, laß mich zufrieden, verſtehſt Du? — Sonſt jagt Ihr mic gänzlich zum Tempel ’naus. — — — Was geht Euc das an, was ich treibe, Mutter!? Ich bin aus den Kinderſchuhen heraus, und was ich nicht ſagen will, ſage ich nicht. Die Malträtagen hab ich ſatt. Ich bin lange genug von Euch malträtiert worden. Für Euren Beiſtand bedank ich mich auch. Ihr könnt mir nicht helfen, ſag ich Euch ja. Ihr könnt höchſtens zeter mordio ſchreien.

Frau Kramer, weinend, aufgelöſt: Arnold, haſt Du ’was Schlimmes getan? Barmherziger Gott im Himmel, Arnold, was haſt Du um Gottes willen gemacht?

Arnold: Einen alten Juden erſchlagen, Mama.

Frau Kramer: Spotte nicht! Treibe nicht Spott mit mir! Sage mir’s, wenn Du etwas gemacht haſt. Ich weiß ja, Du biſt ja kein böſer Menſch, aber manchmal biſt Du gehäſſig und jähzornig. Und was Du in Wut und im Jähzorn tuſt .... wer weiß, was Du da noch für Unheil anrichteſt.

Arnold: Mama! Mama! Beruhige Dich! Ich habe den Juden nicht erſchlagen. Nicht ’mal ’n gefälſchten Pfandſchein verkauft, trotzdem ich ſehr nötig ’n bißchen Geld brauchte.

Frau Kramer: Ich bleibe dabei, Du verhehlſt uns ’was! Du kannſt einem nicht in die Augen ſehn. Du haſt auch früher ’was Scheues gehabt, jetzt aber, Arnold, — Du merkſt es nur nicht — jetzt iſt es, wie wenn Du gezeichnet wärſt. Du trinkſt! Früher mochteſt Du Bier nicht ſehen. Du trinkſt, um Dich zu betäuben, Arnold.

Arnold, hat am Fenſter geſtanden und an die Scheibe getrommelt: Gezeichnet! Gezeichnet! Und was denn nun noch? — Meinshalben redet doch, was Ihr wollt. — Gezeichnet bin ich, da haſt Du ja recht, aber daran bin ich doch wirklich, ſcheint's, unſchuldig.

Frau Kramer: Immer ſtichſt Du um Dich und ſchlägſt und ſchneideſt und ſchneid'ſt einem manchmal recht tief ins Herz. Wir haben doch unſer Beſtes getan. Daß Du ſo geworden biſt, wie Du jetzt biſt .... Das muß man tragen, wie Gott es gibt.

Arnold: Na alſo! Dann tragt es 'mal auch gefälligſt. *Pauſe.*

Frau Kramer: Arnold, hörſt Du, verſtock' Dich nicht! Sage mir doch 'mal, was Du haſt. Man muß ſich ja ängſtigen Tag und Nacht. Du weißt gar nicht, wie Papa ſich herumwälzt. Ich ſchlafe auch ſchon viele Tage nicht mehr. Befreie uns doch von dem Alp, der uns drückt, Junge. Vielleicht kannſt Du es doch durch ein offenes Wort. Du biſt ja gebrechlich, das weiß ich ja ....

Arnold: Ach, Mutter, brich die Geſchichte doch ab. Ich ſchlafe ſonſt künftig im Atelier, auf meinem Heuboden, wollt ich ſagen, und gefriere lieber zu Stein und Bein. Es iſt 'was! Na gut. Das beſtreit ich ja gar nicht. Aber ſoll ich deswegen etwa Alarm ſchlagen? Die Geſchichte wird bloß noch böſer dadurch.

Frau Kramer: Arnold, Du biſt .... Iſt es immer noch das? — Vor Wochen haſt Du Dich 'mal verraten! Da haſt Du es dann zu vertuſchen geſucht. — Iſt es immer noch das mit dem Mädchen, Arnold?

Arnold: Mutter, biſt Du denn ganz verrückt?

Frau Kramer: Junge, tu uns doch das nicht noch an! Verwickle Dich nicht noch in Liebesgeſchichten. Häng' Du Dein Herz noch an ſo ein Weibsbild, da wirſt Du durch alle Pfützen geſchleift. Ich weiß ja, wie groß die Verführung hier iſt. Dieſe Fallgruben gibt's ja auf Schritt und Tritt. Man hört ja die Rotten, wenn man vorbeigeht. Die Polizei, die duldet ja das! — Und wenn Du auf Deine Mutter nicht hörſt, ſo wirſt Du auch ſonſt 'mal zu Schaden kommen. Verbrechen geſchehen ja täglich genug.

Arnold: Es ſoll mich 'mal einer anrühren, Mutter! Mit einem Griff in ſeine Hoſentaſche: Für den Fall hätt ich doch vorgeſorgt.

Frau Kramer: Was heißt das?

Arnold: Daß ich auf alles gefaßt bin. Da gibt's, Gott ſei Dank, ja heut Mittel dazu.

Frau Kramer: Ekelt Dich das nicht von außen ſchon an, das Klaviergepauk und die roten Laternen und der ganze, gemeine, eklige Dunſt! Arnold, wenn ich das denken ſollte, daß Du dort .... ich meine, in ſolchen Höhlen .... ſolchen Schmutzlöchern! Deine Nächte verbringſt, dann lieber wollt ich doch ſterben und tot ſein.

Arnold: Mutter, ich wünſchte, der Tag wär' 'rum. Ihr macht mich ganz dumm, mir tettern die Ohren. Ich muß immer an mich halten, wahrhaftig, ſonſt führe ich oben zum Schornſtein 'raus. Ich wer' mir 'n Ruckſack kaufen, Mama, und Euch alle immer mit mir herumſchleppen.

Frau Kramer: Gut. Aber das eine ſag ich Dir, gehſt heute abend nicht aus dem Hauſe.

Arnold: Nein! Denn ich gehe jetzt gleich, Mama.

Frau Kramer: Um elf zu Papa und dann kom Du wieder.

Arnold: Ich denke nicht dran! Das fällt mir nicht

Frau Kramer: Wohin gehſt Du denn dann?

Arnold: Das weiß ich noch nicht.

Frau Kramer: Du willſt alſo nicht zu Mittag n Haus kommen?

Arnold: Mit Euren Geſichtern an einem Tiſch? N Und ich eſſe ja doch nichts, Mama.

Frau Kramer: Den Abend willſt Du dann a wieder fortbleiben?

Arnold: Ich tue und laſſe, was mir beliebt.

Frau Kramer: Gut, Junge, dann ſind wir geſchied Leute! — Und außerdem komm ich Dir auf die Sp Ich ruhe nicht eher, verlaß Dich drauf! Und wenn ſo'n Frauenzimmer ausfindig mache, das ſchwör ich zu, und Gott iſt mein Zeuge: die übergeb ich der Poli

Arnold: Na, Mutter, tu das nur lieber nicht.

Frau Kramer: Ich ſag es Vater. Im Gegen Und Vater, der wird Dich ſchon zur Vernunft brin Laß den 'was merken: er kennt ſich nicht mehr.

Arnold: Ich kann Dir nur ſagen, tu's lieber ni Wenn Vater Moral donnert, weißt Du ja wohl, ſo ich mir bloß noch die Ohren zu. Im übrigen mach mir keinen Effekt. Herr Gott, ja! Ihr ſeid mir ſo fr geworden … Sag' 'mal: wo bin ich denn eigentlich hier? —

Frau Kramer: So?!

Arnold: Wo denn? Wo bin ich denn eigentlich, Mutter? Die Michaline, der Vater, Du, was wollt Ihr? Was habt Ihr mit mir zu ſchaffen? Was geht Ihr mich alle im Grunde an?

Frau Kramer: Wie? Was?

Arnold: Ja, was denn? Was wollt Ihr denn?

Frau Kramer: Was das für empörende Reden ſind!

Arnold: Ja, ja, empörend: meinswegen auch das. Aber wahr, Mutter, wahr, diesmal! Nicht gelogen. Ihr könnt mir nicht helfen, ſag ich Euch. Und wenn Ihr mir's etwa noch 'mal zu bunt macht, dann paſſiert vielleicht 'was …. irgendwas 'mal, Mama, daß Ihr alle vielleicht 'n verdutztes Geſicht macht! — Da hat dann die liebe Seele Ruh!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Das Atelier des alten Kramer in der Kunſtſchule. Ein geſchloſſene
grauer Vorhang verdeckt den eigentlichen Atelierraum. Vor de
Vorhang rechts eine Tür, zu der ein Treppchen hinaufführt. Ebe
falls rechts, weiter vorn, ein altes Lederſofa und ein kleines, b
decktes Tiſchchen davor. Links die Hälfte eines großen Atelie
fenſters, das ſich hinter dem Vorhang fortſetzt. Darunter ei
kleines Tiſchchen, auf welchem Radierutenſilien und eine ang
fangene Platte liegen. Auf dem Sofatiſch Schreibzeug, Papie
ein alter Leuchter mit Licht uſw. Gipsabgüſſe: Arm, Fuß, Frauer
buſen und auch die Totenmaske Beethovens hängen über de
Sofa an der Wand, deren Färbung gleichmäßig bläulich-grau i
Über den Vorhang hinweg, der etwa bis zu zwei Drittel der Hö
des Raumes reicht, ſieht man rechts die Spitze einer groß
Staffelei. — Über dem Sofatiſch Gasrohr. — Zwei einfache Roh
ſtühle vervollſtändigen die Einrichtung. Es herrſcht überall Saube
keit und peinliche Ordnung. Michael Kramer ſitzt auf dem So
und unterſchreibt ächzend mehrere Dokumente, auf die der Ped
Krauſe, die Mütze in der Hand, wartet. Krauſe iſt breit u
behäbig. Kramer ein bärtiger Mann über fünfzig, mit viel
weißen Flocken im ſchwarzen Bart und Haupthaar. Sein Ko
ſitzt zwiſchen zu hohen Schultern. Er trägt den Nacken gebeu
wie unter einem Joch. Seine Augen ſind tiefliegend, dunkel u
brennend, dabei unruhig. Er hat lange Arme und Beine, ſ
Gang iſt unſchön, mit großen Schritten. Sein Geſicht iſt blaß u
grübleriſch. Er ächzt viel. Seine Sprechweiſe hat etwas un
wollt Grimmiges. Mit den unförmigen, ſpiegelblank geputz
Schuhen geht er ſehr auswärts. Sein Anzug beſteht in ſchwarz
Gehrock, ſchwarzer Weſte, ſchwarzen Beinkleidern, veraltetem U
legekragen, Oberhemd und ſchwarzem Schlipsbändchen, tadel
gewaſchen und tadellos gehalten. Die Manſchetten hat er a

Fenſterbrett geſtellt. Er iſt alles in allem eine abſonderliche, bedeutende, nach dem erſten Blick eher abſtoßende, als anziehende Erſcheinung. Vor dem Fenſter links ſteht Lachmann, mit dem Rücken gegen das Zimmer. Er wartet und blickt hinaus.

Kramer, zu Lachmann: Sehn Se, wir murkſen hier immer ſo weiter. Zu Krauſe: So. Grüßen Se den Direktor ſchön. Er ſteht auf, packt die Papiere zuſammen und händigt ſie dem Pedell ein, dann fängt er an, die geſtörte Ordnung auf ſeinem Tiſchchen wieder herzuſtellen. Sie ſehn ſich woll meine Pappeln an?

Lachmann, der die Kupferplatte angeſehen hatte, erſchrickt ein wenig und erhebt ſich aus der gebeugten Stellung: Entſchuldigen Sie.

Krauſe: Gu'n Morgen, Herr Kramer. Gu'n Morgen, Herr Lachmann.

Lachmann: Guten Morgen, Herr Krauſe.

Kramer: Behüt' Sie Gott. Krauſe ab.

Kramer: Vor fünf Jahren hat mich Böcklin beſucht. Hör'n Se, der hat vor dem Fenſter geſtanden .... der konnte ſich gar nicht ſatt ſehen, hör'n Se.

Lachmann: Die Pappeln ſind wirklich ganz wunderbar ſchön. Sie haben mir damals ſchon Eindruck gemacht: vor Jahren, als ich zuerſt hierherkam. Sie ſtehen ſo würdig in Reih und Glied. Die Schule wirkt ordentlich tempelhaft.

Kramer: Hör'n Se, das täuſcht.

Lachmann: Aber doch nur zum Teil! — Daß Böcklin je hier war, wußte ich gar nicht.

Kramer: Damals hatten ſie doch die Idee gefaßt, d
drüben im Provinzial-Muſeum, da ſollt er das Treppe
haus doch ausmalen. Dann hat's aber ſo 'n Profeſſ
gemacht. Ach, hör'n Se, es wird zu viel geſündigt.

Lachmann: In dieſer Beziehung ganz grenzenlos.

Kramer: Aber wiſſen Sie was, es war niemals ander
Nur tut's einem heut ganz beſonders leid. Was für Schä
könnte die Gegenwart aufſpeichern mit dem rieſigen Au
wand, hör'n Se 'mal an, der heut ſo im Lande getriebe
wird! So müſſen die Beſten beiſeite ſtehn. Lachmann h
ein radiertes Blatt aufgenommen, und Kramer fährt fort in bez
darauf: Das is ſo'n Blatt für mein Formenwerk. D
Platte war aber nicht gut gewiſcht. Die ganze Geſchich
ſtimmt auch noch nicht. Ich muß erſt noch richtig dahinte
kommen.

Lachmann: Ich habe auch 'mal zu radieren verſuch
ich hab's aber bald wieder aufgeſteckt.

Kramer: — Was haben Sie denn nu gearbeitet, Lach
mann?

Lachmann: Porträts und Landſchaften, das und jen's
Viel iſt nicht geworden, leider Gott's.

Kramer: Immer arbeiten, arbeiten, arbeiten, Lach
mann. Hör'n Se, wir müſſen arbeiten, Lachmann. Wi
ſchimmeln ſonſt bei lebendigem Leibe. Sehn Se ſich ſ
ein Leben 'mal an, wie ſo'n Mann arbeitet, ſo'n Böcklin
Da wird auch 'was, da kommt 'was zuſtande. Nicht blo
was er malt: der ganze Kerl. Hör'n Se, Arbeit iſt Leben
Lachmann!

Lachmann: Deſſen bin ich mir auch vollkommen bewußt.

Kramer: Ich bin bloß 'n lumpiger Kerl, ohne Arbeit. In der Arbeit werd ich zu 'was.

Lachmann: Bei mir geht leider die Zeit herum, und zum Eigentlichen komm ich nicht recht.

Kramer: Wieſo, hör'n Se?

Lachmann: Weil ich anderes zu tun habe: Arbeit, die gar keine Arbeit iſt.

Kramer: Wie ſoll denn das zu verſtehn ſein, hör'n Se?

Lachmann: Ich war früher Maler und weiter nichts. Heut bin ich gezwungen, Zeilen zu ſchinden.

Kramer: Was heißt das?

Lachmann: Ich ſchreibe für Zeitungen.

Kramer: So!

Lachmann: Mit andern Worten heißt das, Herr Kramer, ich verwende die meiſte, koſtbare Zeit, um ein bißchen trockenes Brot zu erſchreiben: zu Butter langt es wahrhaftig nicht. Wenn man erſt 'mal Frau und Familie hat . . .

Kramer: 'n Mann muß Familie haben, Lachmann. Das iſt ganz gut, das gehört ſich ſo. Und was Ihre Schreiberei anbelangt. Schreiben Se nur recht gewiſſenhaft. Sie haben ja Sinn für das Echte, hör'n Se; da können Sie vielfach förderlich ſein.

Lachmann: Es iſt aber alles bloß Siſyphus-Arbeit. Im Publikum ändert ſich wirklich nichts. Da wälzt man täglich den Siſyphusſtein . . .

Kramer: Hör'n Se, was wären wir ohne das?

Lachmann: Aber ſchließlich opfert man doch ſich ſelbſ
Und wenn man ſchon mit dem Malen nicht durchkomm
ſo ....

Kramer: Hör'n Se, das iſt ganz einerlei. Wäre me
Sohn 'n Schuſter geworden und täte als Schuſter ſei
Pflicht, ich würde ihn ebenſo achten, ſehn Se. Hab
Se Kinder?

Lachmann: Eins. Einen Sohn.

Kramer: Na hör'n Se, da haben Se doch 'was g
macht, 'was Beſſeres kann einer doch nicht machen. D
muß das doch gehen wie geſchmiert mit Ihren Artikel
hören Se, was?

Lachmann: Das kann ich grade nicht ſagen, He
Kramer.

Kramer: Pflichten, Pflichten, das iſt die Hauptſach
Das macht den Mann erſt zum Manne, hör'n Se. D
Leben erkennen im ganzen Ernſt, und hernach, ſehn S
mag man ſich drüber erheben.

Lachmann: Das iſt aber manchmal wirklich nic
leicht.

Kramer: Hör'n Se, das muß auch ſchwer ſein, ſe
Se. Da zeigt ſich's eben, was einer iſt. Da kann ſich e
Kerl erweiſen als Kerl. Die Lotterbuben von heut zu Tag
die denken, die Welt iſt 'n Hurenbett. Der Mann mu
Pflichten erkennen, hör'n Se.

Lachmann: Doch aber auch Pflichten gegen ſich ſelb

Kramer: Ja, hör'n Se, da haben Sie freilich rec

Wer Pflichten gegen ſich ſelbſt erkennt, erkennt auch Pflichten gegen die andern. Wie alt iſt denn Ihr Sohn?

Lachmann: Drei Jahre, Herr Kramer.

Kramer: Hör'n Se, als damals mein Junge zur Welt kam .... ich hatte mir das in den Kopf geſetzt! — ganze vierzehn Jahre hab ich gewartet, da brachte die Frau den Arnold zur Welt. Hör'n Se, da hab ich gezittert, hör'n Se. Den hab ich mir eingewickelt, ſehn Se, und hab' mich verſchloſſen in meine Klauſe und hör'n Se, das war wie im Tempel, Lachmann: Da hab ich ihn dargeſtellt, ſehn Se, vor Gott. — Ihr wißt gar nicht, was das iſt, ſo'n Sohn! Ich hab es, wahrhaftigen Gott, gewußt. Ich hab mir gedacht: Ich nicht, aber Du! Ich nicht, dacht ich bei mir: Du vielleicht! — Bitter: Mein Sohn iſt 'n Taugenichts, ſehn Se, Lachmann! und doch würd ich immer wieder ſo handeln.

Lachmann: Herr Kramer, das iſt er ſicherlich nicht.

Kramer, heftiger, grimmiger: Hör'n Se, laſſen Se mich in Ruhe, 'n Lotterbube und weiter nichts! Aber ſprechen wir lieber nicht davon. — Ich will Ihnen 'mal 'was ſagen, Lachmann, das iſt der Wurm meines Lebens, ſehn Se. Das frißt mir am Mark! Aber laſſen wir das.

Lachmann: Das wird ſich noch alles ſicherlich ändern.

Kramer, immer heftig, bitter und grimmig: Es ändert ſich nicht! Es ändert ſich nicht! Es iſt keine gute Faſer an ihm. Der Junge iſt angefreſſen im Kern. Ein ſchlechter Menſch! Ein gemeiner Menſch! Das kann ſich nicht ändern, das ändert ſich nicht. Hör'n Se, ich könnte alles

verzeihn, aber Gemeinheit verzeih ich nicht. Eine ni
Seele widert mich an, und ſehn Se, die hat er, die
rige Seele, feige und niedrig: das widert mich an. E
zu einem einfachen, grau geſtrichenen Wandſchrank. Ach
Se, der Lump hat ſoviel Talent, man möchte ſich
Haare ausraufen. Wo unſer einer ſich mühen muß,
quält ſich Tage und Nächte lang, da fällt dem das
bloß ſo in den Schoß. Sehn Se, da haben Se S
und Studien. Iſt das nicht wirklich ein Jammer,
Se? Wenn er ſich hinſetzt, wird auch 'was. Wa
Menſch anfängt, hat Hand und Fuß. Sehn Se, da
das iſt alles gemacht, da könnte man bittre Tränen
gießen. Er geht mehrmals im Vorraum auf und ab, wä
Lachmann die Skizzen und Studien durchſieht. Es klopft. H
Michaline kommt im Straßenanzug.

Michaline: Vater, ich will nur Lachmann abhol

Kramer, über die Brille: Höre, die Schule läßt D
Stich?

Michaline: Ich komme eben vom Korrigieren. —
mann, ich hab' Deine Frau getroffen; ſie wollte
anwachſen im Café, ſie ginge lieber zu Deiner M
Lachmann und Michaline lachen.

Kramer: Warum haben Se ſe denn nicht mitgebr

Lachmann: Sie iſt nicht beſonders atelierfähig.

Kramer: Unſinn. Was heißt das? Verſtehe ich

Michaline iſt hinter Lachmann getreten und blickt m
eine Studie, die er eben betrachtet: Die Mühle hier h
auch 'mal gemalt.

Kramer: Hm. Hm, aber anders.

Michaline: Es war nicht die Anſicht.

Kramer: Nein, nein, der Anſicht bin ich ja auch. Lachmann lacht.

Michaline: Vater, das ficht mich durchaus nicht an. Wenn einer tut, was er irgend kann, na, ſo kann man eben nicht mehr verlangen.

Kramer: Mädel, Du weißt ja, wie Haſe läuft.

Michaline: Natürlich weiß ich's und zwar ſehr genau: Du hältſt nämlich nicht das geringſte von mir.

Kramer: Höre, woraus entnimmſt Du das? Wenn Arnold nur halb ſo fleißig wäre und halb ſo verſorgt, hier oben, im Hirnkaſten, ſo wäre der Junge ein ganzer Kerl, da kann er ſich gar nicht meſſen mit Dir. Aber ſonſt: der Funke, den haſt Du nicht. 'n Menſch muß klar ſein über ſich ſelbſt. Du biſt ja auch klar, und das iſt Dein Vorzug. Darum kann man auch mit Dir reden 'n Wort. Was Zähigkeit macht und Fleiß und Charakter, das haſt Du aus Dir gemacht, Michaline, und damit kannſt Du zufrieden ſein. — — Er ſieht nach der Taſchenuhr. Zehn. — Lachmann, jetzt wird wohl nicht recht mehr 'was werden. Ich freue mich, daß Sie gekommen ſind. Ich will auch dann gerne mit Ihnen gehn, meinethalben können wir wo 'n Glas Bier trinken. Jetzt muß ich noch 'mal in die Klaſſe ſehn, und auf elf Uhr hab ich den Sohn beſtellt.

Michaline, ernſt: Vater, würdeſt Du Lachmann nicht 'mal Dein Bild zeigen?

Kramer, ſchnell herum: Nein, Michaline! Wie kommſt Du darauf?

Michaline: Ganz einfach: er hat davon gehört und hat mir geſagt, daß er's gerne ſehn möchte.

Kramer: — — — Laßt mich mit ſolchen Sachen in Ruh. Da kommen ſie alle und wollen mein Bild ſehen. Malt Euch doch Bilder, ſoviel Ihr wollt! Ich kann es Ihnen nicht zeigen, Lachmann.

Lachmann: Herr Kramer, ich dränge Sie ſicherlich nicht . . .

Kramer: Sehn Se, das wächſt mir über den Kopf. Ich lebe nun ſieben Jahr mit dem Bilde. Erſt hat's Michaline einmal geſehn — der Junge hat niemals danach gefragt! — jetzt iſt der Direktor Müring gekommen, und nu wächſt mir die Sache über den Kopf. Hör'n Se, das geht nicht, das kann ich nicht. Wenn Se nu 'ne Geliebte haben, und alle kriechen ſie zu ihr ins Bett . . . das is ja 'ne Schweinerei, weiter nichts, da muß einem ja die Luſt vergehn. — Lachmann, es geht nicht! ich mag das nicht!

Michaline: Vater, das Beiſpiel verſtehe ich nicht. Dieſe Art der Zurückhaltung ſcheint mir wie Schwäche.

Kramer: Denke darüber ganz wie Du willſt. Andrerſeits merke Dir auch, was ich ſage: — Das wächſt nur aus Einſiedeleien auf! Das Eigne, das Echte, Tiefe und Kräftige, das wird nur in Einſiedeleien geboren. Der Künſtler iſt immer der wahre Einſiedler. So! Und nun geht und laßt mich in Ruh.

Michaline: Schade, Vater! Mir tut es leid. Wenn

Du Dich ſo verbarrikadierſt, ſogar vor Lachmann ... das wundert mich. Dann entſchlägſt Du Dich eben jeglicher Anregung. Uebrigens, wenn Du ganz ehrlich biſt: ſeit neulich Direktor Müring hier war ... das hat Dich wirklich erfriſcht, mußt Du ſagen. Du warſt hinterher ganz aufgekratzt.

Kramer: Es iſt ja nichts dran. Es iſt ja noch nichts. Hör'n Se, machen Se mich doch nicht unglücklich! Es muß doch 'was da ſein, eh' man 'was zeigt. Glauben Sie denn, das is 'n Spaß? Hör'n Se, wenn einer die Frechheit hat, den Mann mit der Dornenkrone zu malen — hör'n Se, da braucht er ein Leben dazu. Hör'n Se, kein Leben in Saus und Braus: Einſame Stunden, einſame Tage, einſame Jahre, ſehn Se 'mal an. Hör'n Se, da muß er mit ſich allein ſein, mit ſeinem Leiden und ſeinem Gott. Hör'n Se, da muß er ſich täglich heiligen! Nichts Gemeines darf an ihm und in ihm ſein. — Sehn Se, da kommt dann der heil'ge Geiſt, wenn man ſo einſam ringt und wühlt. Da kann einem manchmal 'was zu teil werden. Da wölbt ſich's, ſehn Se, da ſpürt man 'was. Da ruht man im Ewigen, hör'n Se mal an, und da hat man's vor ſich in Ruhe und Schönheit. Da hat man's, ohne daß man's will. Da ſieht man den Heiland! da fühlt man ihn. Aber wenn erſt die Türen ſchlagen, Lachmann, da ſieht man ihn nicht, da fühlt man ihn nicht. Da iſt er ganz fort, ſehn Se, ganz weit fort.

Lachmann: Herr Kramer, es tut mir jetzt wirklich ſehr leid ....

Kramer: Ach hör'n Se, da iſt ja nichts leid zu tun
da muß jeder für ſich ſelber ſorgen. Der Ort, wo D
ſtehſt, iſt heiliges Land, das muß man ſich bei der Arbei
ſagen. Ihr andern: draußen geblieben, verſtanden? D
iſt Raum genug für das Jahrmarktsgetümmel. — Kunſ
iſt Religion. Wenn Du beteſt, geh in Dein Kämmerlein
Wechsler und Händler raus aus dem Tempel. Er dreh
den Schlüſſel der Eingangstür um.

Michaline: Aber Wechsler und Händler ſind wi
doch nicht.

Kramer: Das ſeid Ihr nicht. Gott bewahre, nein
aber wenn auch! Es wächſt mir über den Kopf. -- J
verſtehe das ja ganz gut von dem Lachmann. Will ebe
'mal ſehen, was dahinterſteckt. Hat immer nur groß
Worte geſchluckt, möchte nun wirklich 'mal 'was zu ſeh
kriegen. Es ſteckt nichts dahinter! ich ſag es ihm ja. E
iſt nichts los mit dem alten Kerl. Er ſieht es manchma
er fühlt es auch — und dann nimmt er den Spacht
und kratzt es 'runter. Es klopft. Es klopft. Vielleich
'nmal ſpäter, Lachmann! — Herein! — Es is ja nu
doch nichts mehr. — Hör'n Se, es hat doch geklopf
Herein!

Michaline: Du haſt ja die Tür verſchloſſen, Vate

Kramer: Ich? Wann denn?

Michaline: Eben, im Augenblick. Eben! als D
noch eben durchs Zimmer gingſt.

Kramer: Mach' auf und ſieh nach.

Michaline öffnet ein wenig: Eine Dame, Papa.

Kramer: Modell wahrſcheinlich. Ich brauche keins!

Lieſe Bänſch, noch außerhalb: Könnt ich den Herrn Profeſſor ſprechen?

Michaline: Was wünſchen Sie denn, wenn ich fragen darf?

Lieſe Bänſch: Ich möchte den Herrn Profeſſor ſelbſt ſprechen.

Michaline: Was ſoll das für ein Profeſſor ſein?

Kramer: Sage ihr doch, hier wohnt kein Profeſſor.

Lieſe Bänſch: Wohnt denn Profeſſor Kramer nicht hier?

Kramer: Ich heiße Kramer, treten Sie ein.

Lieſe Bänſch tritt ein. Schlankes, hübſches Frauenzimmer, kokottenhaft aufgedonnert.

Lieſe Bänſch: Ach, wenn Sie erlauben, bin ich ſo frei.

Kramer: Geht 'mal in Euer Muſeum, Kinder. Ihr wolltet ja doch ins Muſeum gehn! Um zwölfe, Lachmann, erwart ich Sie. Er geleitet Lachmann und Michaline nach der Tür. Lachmann und Michaline ab. Mit wem hab ich die Ehre? Ich ſtehe zu Dienſten.

Lieſe Bänſch, nicht ohne Verlegenheit, aber mit viel Affektation: Herr Profeſſor, ich bin die Lieſe Bänſch. Ich komme in einer heiklen Sache.

Kramer: Bitte ſetzen Sie ſich. Sie ſind Modell?

Lieſe Bänſch: O nein, Herr Profeſſor, da täuſchen Sie ſich. Ich habe das, Gott ſei Dank, nicht nötig. Gott ſei Dank, Herr Profeſſor, ich bin kein Modell.

Kramer: Und ich, Gott ſei Dank, kein Profeſſor, mein Fräulein! — Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuchs?

Lieſe Bänſch: Das wollen Sie gleich ſo wiſſen, ſchlankweg? Ich darf wohl ein bißchen verſchnaufen, nicht wahr? Ich hatte mich nämlich ſehr echauffiert. Erſt wollt ich ja unten ſchon wieder umkehren, aber ſchließlich faßt ich mir doch ein Herz.

Kramer: Bitte! Sobald es Ihnen beliebt.

Lieſe Bänſch hat ſich geſetzt, huſtet und tupft vorſichtig ihr geſchminktes Geſicht unterm Schleier: Nein, daß Sie auch ſo 'was von mir denken! Das iſt nur gut, daß das Georg nicht gehört hat. Mein Bräutigam iſt nämlich beim Gericht, da gerät er gleich immer außer ſich. Seh ich denn wirklich aus wie'n Modell?

Kramer, einen Fenſtervorhang ziehend: Das kommt darauf an, wer Sie malen will. Unter Umſtänden können wir alle Modell ſein. Wenn Sie glauben, daß das einen Makel einſchließt, ſo kann das durchaus nur auf Irrtum beruhn.

Lieſe Bänſch: Nein, wiſſen Sie 'was, ich fürchte mich förmlich. Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Kramer ich hab' förmlich Angſt vor Ihnen gehabt.

Kramer: Und kurz und gut, worum handelt ſich's denn?

Lieſe Bänſch: Ich habe mich ſo befragt um Sie, un da haben ſie alle ſo getan, als wenn Sie, ja .... we weiß was wären, ſo'n Gottſeibeiuns oder ſo 'was.

Kramer: Aufrichtig verbunden. Was wünſchen Sie

Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, es wird Ihnen hier kein Haar gekrümmt.

Lieſe Bänſch: Arnold hat auch ſolche Angſt vor Sie.

Kramer, betroffen und verwirrt: — — — Arnold? Was heißt das? — Wie heißt der Menſch?

Lieſe Bänſch erhebt ſich ängſtlich: Nein, aber auch wie Sie gucken, Herr Kramer! Da mach ich mich lieber ſchnell wieder fort. Arnold macht auch immer ſolche Augen und ....

Kramer: — — Arnold? Ich kenne den Menſchen nicht — ? —

Lieſe Bänſch, ängſtlich und beſchwichtigend: Herr Kramer, ich bitte, es tut ja nichts weiter. Dann kann ja die Sache auf ſich beruhn. Ich bin ohne Wiſſen der Eltern hier .... es iſt, wie geſagt, 'ne heikle Sache: Ich ſpreche dann lieber gar nicht davon.

Kramer, gewaltſam beruhigt: — — Ich ſehe Sie heute zum erſten Mal. Sie müſſen mich deshalb ſchon gütigſt entſchuldigen. Ich hab einen Sohn, der Arnold heißt. Und wenn Sie von Arnold Kramer reden ....

Lieſe Bänſch: Ich rede von Arnold Kramer, gewiß.

Kramer: Nun gut! Das wundert mich ... wundert mich nicht. — — — Was wiſſen Sie alſo von ihm zu berichten?

Lieſe Bänſch: Ach, daß er ſo dumm iſt und ſo verrückt und daß er mich immer nicht zu Ruh läßt.

Kramer: Hm! So! Inwiefern? Wie meinen Sie das?

Lieſe Bänſch: Nu weil er mich immer lächer macht. Ich kann ihn partout doch nicht zur Vernu bringen.

Kramer: So? Ja, das iſt ſchwer. Das glaub wohl.

Lieſe Bänſch: Ich hab ihm geſagt: geh nach Ha Arnold. Is nicht. Er hockt die ganze Nacht.

Kramer: Alſo war er bei Ihnen die letzte Nacht?

Lieſe Bänſch: Na es bringt ihn ja eben kein Me vom Flecke. Papa hat's verſucht, Mama hat's verſu unſere Herren vom Stammtiſch haben's verſucht, ich es verſucht, es iſt aber alles ganz umſonſt. Er ſitzt und glubſcht immer ſo wie Sie, und eh' nicht der l Gaſt hinaus iſt, rührt und rückt er ſich nicht vom Plat

Kramer: Ihr Vater iſt Gaſtwirt?

Lieſe Bänſch: Reſtaurateur.

Kramer: Und die Herren vom Stammtiſch, wer denn die?

Lieſe Bänſch: Aſſeſſor Schnabel, Baumeiſter Zi mein Bräutigam und mehrere andre Herren.

Kramer: Und die haben ſich auch alle Mühe gege ihn, was man ſo ſagt, hinauszubefördern?

Lieſe Bänſch: Sie nennen ihn immer den Mar lachend: Das is ſo'n Vogel, wiſſen Sie ja. Sie mei er ſähe genau ſo aus. Wohl, weil er ſo etwas verwac iſt . . . .

Kramer: Ja, ja, ganz recht. — Die Herren Stammtiſch ſind wohl ſehr luſtig?

Lieſe Bänſch: Rieſig! Zum Totlachen! Koloſſal! Ein Jokus iſt das manchmal, nicht zu beſchreiben. Zwerchfellerſchütternd, ſag' ich Ihn'. Arnold ißt immer ſo viel Brot, das ſteht doch ſo gratis herum auf den Tiſchen; da haben ſie neulich 'n Korb aufgehängt, grade über dem Platz, wo er immer ſitzt. Verſtehn Sie? So von der Decke 'runter, aber nicht zu erreichen von unten aus. Das ganze Lokal hat gewiehert förmlich.

Kramer: Und da ſitzt mein Sohn an demſelben Tiſch?

Lieſe Bänſch: O nein, das duldet mein Bräutjam ſchon gar nicht. Er hockt immer ganz allein für ſich. Aber weil er ſich manchmal ein Blättchen herausnimmt und immer ſo hämiſch herüberſchielt, da paßt das den Herren manchmal nicht. Und einer iſt auch ſchon 'mal aufgeſtanden und hat ihn deswegen zur Rede geſtellt.

Kramer: Er dürfe nicht zeichnen, meinen die Herren?

Lieſe Bänſch: Ja, weil es bloß immer Fratzen ſind. Das muß man ſich doch verbieten, Herr Kramer. Er hat mir 'mal eine Zeichnung gezeigt: ſo'n kleiner Hund und ſo viele große, das war ſo gemein ... ganz ſchauderhaft.

Kramer: Zahlt Arnold, was er bei Ihnen genießt?

Lieſe Bänſch: Ach ſchon! deswegen komme ich nicht. Er trinkt ſeine zwei, höchſtens drei Glas Bier, und wenn es weiter nichts wär', Herr Kramer ....

Kramer: Sie ſind alſo ein Gemüt, wie man ſagt. — Nun, wenn ich Sie recht begreife, mein Fräulein, ſo iſt mein Sohn, ja wie ſoll ich ſagen, in Ihrem Haus ſo 'ne Art Hanswurſt, aber einer, den man doch lieber los iſt.

Ich gehe wohl ferner darin nicht fehl, wenn ich annehme, daß weder die Herren am Stammtiſch — hochachtbare Herren ſicherlich! — noch auch das Bier, noch das Brot Ihres werten Herrn Vaters es ſind, was Arnold bei Ihnen feſthält — —? —

Lieſe Bänſch, *kokett*: Ich kann aber wirklich nichts dafür.

Kramer: Nein, nein, gewiß nicht, wie ſollten Sie auch! — Was ſoll ich nun aber tun bei der Sache? —

Lieſe Bänſch: Herr Kramer, ich hab' ſolche Angſt vor ihm. Er lauert mir auf an den Ecken, und dann werd ich ihn ſtundenlang nicht los, und dann iſt mir zu Mute, wahrhaft'gen Gott, als ob er mir könnte 'mal 'was antun.

Kramer: Hm! Hat er Sie jemals direkt bedroht?

Lieſe Bänſch: Nein, das gerade nicht, das kann ich nicht ſagen. Aber trotzdem, es liegt ſo in ſeiner Art. Mir wird manchmal angſt, plötzlich, wenn ich ihn anſeh'. Auch wenn er ſo ſitzt und ſich ganz verſinnt .... ſo ſtundenlang ſitzt er und ſpricht keinen Ton, wie gar nicht bei ſich, die halbe Nacht. Und auch wenn er ſeine Geſchichten erzählt. Er lügt doch ſo tolle Geſchichten zuſammen ... Hu! Wiſſen Sie, und dann guckt er mich an ....

Kramer: Sie haben auch nichts für ihn übrig, was?

Eine Schelle geht.

Lieſe Bänſch: — — — Ach du mein Himmel! Sicherlich nicht.

Kramer: Gut. Wünſchen Sie Arnold hier zu begegnen?

Lieſe Bänſch: Um Chriſti willen! Auf keinen Fall.

Kramer: Es iſt Punkt elf, und es hat geklingelt. Auf elf Uhr iſt er hierher beſtellt. — Er öffnet ein Seitenkabinett. Bitte, treten Sie hier herein. Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, was irgend an mir liegt, ſoll geſchehn. Lieſe Bänſch ab in das Kabinett. Kramer öffnet die Haupttür und läßt Arnold ein. In ſeinem ſchlaffen Geſicht kämpfen Trotz, Widerwille und Furcht. Warte hier hinten, ich komme gleich. Er geleitet Arnold durch den Vorhang, ſchließt dieſen hinter ihm zu, öffnet das Kabinett. Lieſe kommt heraus. Er legt die Hand auf den Mund, weiſt nach dem Vorhang. Lieſe tut das gleiche. Er geleitet ſie zur Haupttür, ſie ſchlüpft hinaus. Kramer bleibt ſtehen, ächzt, faßt ſich an die Stirn und fängt dann an, im Vorraum auf und ab zu ſchreiten. Man ſieht, er braucht alle Willenskraft, um ſeiner tiefſten Erregung Herr zu werden und ſein Röcheln zu unterdrücken. Nach mehreren Anfällen bezwingt er ſich. Er öffnet den Vorhang und ſpricht hindurch: Arnold, ich wollte nur mit Dir ſprechen. Arnold kommt langſam vor. Bunter Schlips, Anläufe zur Geckerei. Du biſt ja ſo aufgetakelt.

Arnold: Wie?

Kramer: Ich meine den roten Schlips, den Du um haſt.

Arnold: Wieſo?

Kramer: Man iſt das an Dir nicht gewöhnt. Du tuſt auch beſſer, Du läßt das, Arnold. Haſt Du denn nun die Entwürfe gemacht?

Arnold: Welche denn, Vater? Ich weiß ja von nichts!

Kramer: Hm! So 'was kann man vergeſſen!?
ſo. Nun, wenn es Dir nicht zu viel Mühe macht,
leicht kannſt Du gefälligſt ein bißchen nachdenken.

Arnold: Ach ſo, für den Tiſchler, meinſt Du wo

Kramer: Ja, meinetwegen auch für den Tiſchler.
tut nichts zur Sache, was er iſt. Alſo biſt Du wohl
mit nicht vorwärts gekommen? — Höre, ſage ganz ei
nein. Grüble nicht erſt nach Redensarten. Was t
Du denn ſo die ganze Zeit?

Arnold tut erſtaunt: Ich arbeite, Vater.

Kramer: Was arbeit'ſt Du denn?

Arnold: Ich zeichne, ich male, was man ſo mach

Kramer: Ich dachte, Du ſtiehlſt unſerm Herrgott
Tag ab. Das freut mich doch, daß ich mich täuſche d
Uebrigens kümm'r ich mich nicht mehr um Dich.
biſt alt genug. Ich bin nicht Dein Büttel. — Un
möchte Dir auch 'mal gelegentlich ſagen: wenn
irgend 'mal 'was auf dem Herzen haſt . . . . ich bin
lich, ſozuſagen, Dein Vater. Verſtehſt Du? Eri
Dich bitte daran.

Arnold: Ich habe doch nichts auf dem H
Vater.

Kramer: Das ſag ich ja nicht. Das behaupt
gar nicht. Ich habe geſagt: wenn Du irgendwas
Ich könnte Dir dann vielleicht irgendwie helfen. Ich
die Welt etwas tiefer als Du. Für alle Fälle! ver
Du mich? — Du warſt letzte Nacht wieder außerm H
Du ruinierſt Dich. Du machſt Dich krank. Halte

Deine Geſundheit zu Rat. Geſunder Körper, geſunder Geiſt. Geſundes Leben, geſunde Kunſt. Wo haſt Du denn geſtern ſo lange geſteckt? — Laß nur, es geht mich ja gar nichts an. Was Du nicht ſagen willſt, will ich nicht wiſſen. Sag' es freiwillig oder ſchweig.

Arnold: Ich war draußen, mit Alfred Fränkel zuſammen.

Kramer: So? Wo denn? In Pirſcham oder wo?

Arnold: Nein, drüben in Scheitnig und da herum.

Kramer: Da war't Ihr beide die ganze Nacht?

Arnold: Nein, ſpäter dann bei Fränkel zu Haus.

Kramer: Bis morgens um vier?

Arnold: Ja, beinah bis um vier. Dann ſind wir noch durch die Straßen gebummelt.

Kramer: So! Du und Fränkel!? Ihr beiden allein!? Da ſeid Ihr ja dick befreundet mit'nander. — Was nehmt Ihr ſo vor, wenn Ihr da ſo ſitzt und andere in ihren Betten liegen?

Arnold: Wir rauchen und ſprechen über Kunſt.

Kramer: So?! — Arnold, Du biſt ein verlor'ner Menſch!

Arnold: Wieſo denn?

Kramer: Du biſt ein verlor'ner Menſch! Du biſt verdorben bis in den Grund.

Arnold: Das haſt Du ſchon mehr wie einmal geſagt.

Kramer: Ja, ja, ich hab es Dir ſagen müſſen. Ich hab es Dir hundertmal ſagen müſſen, und ſchlimmer als alles, ich hab es gefühlt. Arnold, beweiſe mir, daß ich lüge! beweiſe mir, daß ich Dir Unrecht tue! die Füße w ich Dir küſſen dafür.

Arnold: Ich kann eben ſagen, was ich will, glaube ....

Kramer: Was? Daß Du verdorben biſt?

Arnold, ſehr blaß, zuckt mit den Achſeln.

Kramer: Und was ſoll werden, wenn es ſo iſt?

Arnold, kalt und feindlich: Ja, Vater, das weiß ich ſelb nicht.

Kramer: Ich aber weiß es, Du gehſt zugrunde! Er geht heftig umher, bleibt am Fenſter ſtehn, die Hände auf de Rücken, nervös mit der Fußſohle klappend.

Arnold, mit aſchfahlem, böſe verzerrtem Geſicht, greift na ſeinem Hut und bewegt ſich auf die Türe zu. Wie er die Türklin niederdrückt, wendet ſich Kramer.

Kramer: Haſt Du mir weiter nichts zu ſagen?

Arnold läßt die Türklinke los und wirft lauernde Blicke, m verſtocktem Ausdruck.

Kramer: Arnold, regt ſich denn gar nichts in Di Fühlſt Du denn nicht, daß wir Martern leiden? Sa etwas! Verteidige Dich! Sage doch etwas wie Ma zu Mann. Sprich meinetwegen wie Freund zum Freun Tat ich Dir Unrecht? Belehre mich doch! Rede! D kannſt doch reden wie wir. Warum kriechſt Du de immer vor mir herum? Die Feigheit veracht ich, d weißt Du ja. Sage: mein Vater iſt ein Tyrann. Me Vater quält mich. Mein Vater plagt mich. Er iſt w der Teufel hinter mir her. Sag' das und ſag' es ih frei heraus. Sage mir, wie ich mich beſſern ſoll. Ich werde mich beſſern, auf Ehrenwort. Oder meinſt Du, ich habe in allem recht?

Arnold, ſeltſam erregungslos und gleichgültig: Es kann ja meinetwegen ſein, daß Du recht haſt.

Kramer: Gut. Wenn das Deine Meinung iſt. Willſt Du Dich denn nicht zu beſſern verſuchen? Arnold, hier reich ich Dir meine Hand. Da, nimm ſie, hier iſt ſie, ich will Dir helfen. Nimm mich zum Kameraden an, nimm mich zum Freund an in zwölfter Stunde! Aber, Arnold, die zwölfte Stunde iſt da. Täuſche Dich nicht, daß ſie wirklich da iſt. Raffe Dich, reiße Dich über Dich ſelbſt. Du brauchſt nur zu wollen, dann iſt es geſchehen. Tue den erſten Schritt zum Guten, der zweite und dritte geht ſich von ſelbſt. Ja? Willſt Du? Willſt Du Dich beſſern, Arnold?

Arnold, mit gemachtem Befremden: Ja, wie denn? Worin denn?

Kramer: In allem, ja — ? —

Arnold, bitter und bezüglich: Ich hab' nichts dagegen. Warum denn nicht. Mir iſt nicht ſehr wohl in meiner Haut.

Kramer: Das will ich wohl glauben, daß Dir nicht wohl iſt. Du haſt den Segen der Arbeit nicht. Arnold, den Segen mußt Du erringen. Du haſt auf Dein Aeußeres angeſpielt. Er nimmt die Beethovenmaske. Da! ſieh Dir 'mal hier die Maske an. Sohn Gottes, grabe Dein Inneres aus! Meinſt Du vielleicht, der iſt ſchön geweſen? Iſt es Dein Ehrgeiz, ein Laffe zu ſein? Oder

meinſt Du vielleicht, Gott entzieht ſich Dir, weil Du
ſichtig biſt und nicht gerade gewachſen? Du kannſt
Schönheit in Dir haben, daß die Gecken um Di
Bettler ſind. — Arnold, hier haſt Du meine
Hörſt Du? vertraue mir dieſes Mal. Verſtecke Dich
ſei offen mit mir. Sei es um Deinetwillen, A
Mir liegt nichts daran, wo Du geſtern warſt; aber ſ
mir. Hörſt Du? um Deinetwillen. Vielleicht lernſ
mich kennen, wie ich bin. Nun alſo: Wo warſt
geſtern Nacht?

Arnold, *nach einer Pauſe, mit tiefer Bläſſe, nach ſich*
Kampf: — Vater, ich hab's Dir ja ſchon geſagt.

Kramer: Ich habe vergeſſen, was Du geſagt
Wo warſt Du alſo? Verſtehſt Du mich? Ich
Dich nicht, um Dich deshalb zu ſtrafen. Nur u
Wahrhaftigkeit frag ich Dich. Erweiſe Dich wa
und weiter nichts.

Arnold, *mit Stirn, trotzig:* Ich war doch bei
Fränkel.

Kramer: So!

Arnold, *wieder unſicherer:* Wo ſoll ich denn ſon
weſen ſein? —

Kramer: — Du biſt nicht mein Sohn! — Du
nicht mein Sohn ſein! Geh! Geh! Mich ekelt's!
ekelſt mich an!!

Arnold *drückt ſich ſogleich hinaus.*

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Das Reſtaurant von Bänſch. Kleineres, altdeutſches Bierlokal, Täfelung. Gebeizte Tiſche und Stühle. Links ſauberes Büfett mit Marmortafel und blank geputzten Bierhähnen. Hinterm Büfett ein Aufbau für Liköre uſw., darin ein viereckiges Klappfenſterchen nach der Küche. Tür zu den Wirtſchaftsräumen hinterm Büfett links. Großes Schaufenſter mit ſauberen Vorhängen, daneben eine Glastür auf die Straße. Rechts Tür in ein anſtoßendes Zimmer. Abenddämmerung.

Lieſe Bänſch, hübſch und propper gekleidet, in einer weißen Schürze, kommt langſam durch die niedrige Tür hinter dem Büfett. Sie blickt flüchtig von der Häkelarbeit auf und gewahrt Arnold, der hinter ſeinem Glas Bier am vorderen Tiſch rechts ſitzt. Kopfſchüttelnd häkelt ſie weiter.

Arnold, ſehr blaß, leiſe und nervös mit dem Fuß klappend, ſtarrt lauernd zu ihr hinüber und ſagt: Gut'n Abend.

Lieſe Bänſch ſeufzt oſtentativ und wendet ſich weg.

Arnold, mit Betonung: Gut'n Abend. Lieſe antwortet nicht. Na wenn Sie nicht wollen, auch gut, dann nicht. Ich reiße mich weiter nicht darum. — Fährt fort, ſie ſtumm und fieberhaft erregt anzublicken. Warum machen Sie da ſo 'ne Bude auf, wenn Sie ſo unhöflich ſind zu den Gäſten?!

Lieſe Bänſch: Ich bin nicht unhöflich. Laſſen Sie mich.

Arnold: Ich habe Ihnen gut'n Abend geſagt.

Lieſe Bänſch: Ich habe Ihnen darauf geantwortet.

Arnold: Das iſt nicht wahr.

Lieſe Bänſch: So?! Alſo! Mich rührt das im übrigen nicht. Pauſe. Arnold ſchießt mit einem Gummiſchnepper

einen Papierpfeil nach Lieſe. Lieſe Bänſch zuckt hochmütig-wegw
die Achſeln.

Arnold: Denken Sie, daß mir das Eindruck m

Lieſe Bänſch: Ich werde wohl denken, wa
beliebt.

Arnold: — Ich zahle mein Bier ſo gut wie die a
Verſtehen Sie mich?! Das bitt ich mir aus. —
muß man hier ein Monokle tragen? — — Was v
denn in Ihrem famoſen Lokal? Denken Sie, daß
Reißaus nehme? Vor den Spießern noch lange nic

Lieſe Bänſch, drohend: Na treiben Sie's bloß n
bunt, Mosje!

Arnold: A ha! Das ſollte bloß einem 'mal ein
Der ſollte ſich wundern, verſtehn Se woll! Wenn er
lich dazu überhaupt noch Zeit hat. Lieſe Bänſch lacht.
einer mich anpackt — verſtanden? — dann knallt's.

Lieſe Bänſch: Arnold, ich werde Sie bald 'm
zeigen, wenn Sie immer mit ſolchen Sachen drohn.

Arnold: Was denn? — Ich ſage, wie jemand
anpackt! — Und Ohrfeigen knallen doch außerdem

Lieſe Bänſch: Beleidigen Sie unſere Gäſte ni

Arnold lacht mehrmals boshaft in ſich hinein, trin
ſagt dann: Nullen! Was gehn mich die Nullen an

Lieſe Bänſch: Was ſind denn Sie, wenn Sie
auftun? Was haben denn Sie ſchon geleiſtet, wa

Arnold: — Das verſtehen Sie eben leider bloß

Lieſe Bänſch: Ach ja doch! Das könnte jeder
Gehn Sie 'mal erſt und machen Sie 'was! Und

Sie gezeigt haben, daß Sie 'was können, dann fallen Sie über die andern her. Pauſe.

Arnold: Lieſe, hören Sie mich 'mal an. Ich will Ihnen das 'mal erklären richtig.

Lieſe Bänſch: Ach was denn! Sie machen ja alles ſchlecht. Herr Quantmeyer wäre kein richtiger Juriſt, Herr Baumeiſter Ziehn kein richtiger Baumeiſter, das iſt ja doch alles der reinſte Stuß.

Arnold: Im Gegenteil! reinſte Wahrheit iſt das. Hier kann ſo 'n Baukerl, wie der, ſich breitmachen, und wenn er von Kunſt keinen Schimmer hat. Wenn der aber unter Künſtler kommt, dann gilt er ſoviel wie 'n Schuſtergeſelle.

Lieſe Bänſch: Da ſind Sie wohl Künſtler? Mitleidig: Großer Gott!

Arnold: Auch noch bin ich Künſtler. Gewiß bin ich das. Sie brauchen bloß 'mal in mein Atelier kommen ....

Lieſe Bänſch: Da werd ich mich freilich hüten, mein Herr.

Arnold: Reiſen Sie 'mal nach München hin und fragen Sie 'rum bei den Profeſſoren. — Weltberühmte Leute ſind das! — ob die wohl vor mir verfluchten Reſpekt haben.

Lieſe Bänſch: Sie nehmen den Mund voll, nicht Herr Ziehn .....

Arnold: Die haben Reſpekt und die wiſſen, warum. Ich kann mehr, wie die Kerle alle zuſammen. Im kleinen

Finger. Zehntauſendmal mehr. Mein eigner Vater inbegriffen.

Lieſe Bänſch: Sie nehmen den Mund voll, nicht Ziehn. Wenn wirklich mit Ihnen ſo rieſig viel los w dann ſähen Sie freilich anders aus.

Arnold: Wieſo?

Lieſe Bänſch: Wieſo? Na, das iſt doch ganz fach: berühmte Maler verdienen doch Geld.

Arnold, heftig: Geld! Hab ich denn etwa kein G verdient? Geld wie Miſt, da fragen Sie 'mal. brauchen Sie bloß meinen Vater fragen. Gehn Sie fragen Sie: Ehrenwort!

Lieſe Bänſch: Wo laſſen Sie denn das viele G

Arnold: Ich? Warten Sie nur, bis ich majo bin. Wenn einer ſo 'n knauſrigen Vater hat —? L ſei'n Sie 'mal bißchen anſtändig.

Lieſe Bänſch: Fritz!

Fritz fährt aus dem Schlaf: Ja!

Lieſe Bänſch: Fritz! Gehn Sie 'mal in die Ki Fritz. Es ſind neue Sektgläſer angekommen, ich gla die Herren trinken heut Sekt.

Fritz: Jawohl! Mit Vergnügen, Fräulein Bä

Ab. Lieſe Bänſch ſteht am Schreibtiſch, Arnold den Rücken wendet, löſt einige Nadeln aus ihrem Haar und bindet es auf.

Arnold: Das haben Sie mächtig ſchneidig gem

Lieſe Bänſch: Bilden Sie ſich nur ein, was wollen. Plötzlich dreht ſie ſich herum und gewahrt Arnold, ſie über die Brille hin anglotzt. Herr Jeſus, da glotzt er ſchon wieder ſo!

Arnold: Lieſe!

Lieſe Bänſch: Ich bin keine Lieſe für Sie.

Arnold: Ach, Lieschen, wenn Sie vernünftig ſein wollten, Sie kleine, nichtsnutzige Bierhebe Sie! Mir is ja ſo jämmerlich ſcheußlich zumute.

Lieſe Bänſch lacht, halb beluſtigt, halb ſpöttiſch.

Arnold, leidenſchaftlicher: Ja, lachen Sie, wenn Sie lachen können! Lachen Sie, lachen Sie immerzu. Vielleicht bin ich auch wirklich lächerlich. Ich meine äußerlich, innerlich nicht. Denn wenn Sie mich innerlich könnten betrachten, da brenn ich die Kerls von der Erde weg.

Lieſe Bänſch: Arnold, regen Sie ſich nicht auf. Ich glaub's Ihnen ja, ich will's Ihn' ja glauben. Aber erſtens ſind Sie doch viel zu jung, und zweitens — drittens — viertens — fünftens ... das iſt ja doch reinſter Wahnſinn, Kind! — Na höre, ſei 'mal vernünftig, ja?! Du tuſt mir ja leid. Was ſoll ich denn machen?

Arnold, ſchwer ächzend: Das ſitzt einem wie die Peſt im Blut. —

Lieſe Bänſch: Dummheiten! — Steigen Sie 'mal auf die Bank und geben Sie mir 'mal den Kübel herunter. Arnold tut es ächzend. — Ich bin doch 'n Mädchen wie viele ſind. — Na hopp! Hopp! — Sie hat ihm die Hand hinaufgereicht, er ergreift ſie und ſpringt herunter. Dann hält er die Hand feſt, und wie er ſich beugt, um ſie zu küſſen, zieht Lieſe die

Hand weg. Js nich, Goldchen! — So! — Sie krieg
noch zehne für eine, mein Schatz.

Arnold: Lieſe, was ſoll ich für Sie tun? Plünder
rauben, ſtehlen? Sonſt 'was?

Lieſe Bänſch: Sie ſollen mich freundlichſt in Fried
laſſen. Die Tür im Nebenraume geht. Lieſe Bänſch horcht, zi
ſich gänzlich verändert hinter das Büfett zurück und ruft du
die Küchenklappe: Fritz! Gäſte! Schnell, beeilen Sie ſic
Die Tür geht wieder, man hört eine lärmende Geſellſchaft in d
Nebenzimmer eintreten.

Arnold: Bitte: ich wünſche noch ein Glas Bi
Ich ſetze mich aber ins andre Zimmer.

Lieſe Bänſch, mit gemachter Fremdheit: Herr Kram
Sie ſitzen doch hier ganz gut.

Arnold: Ja. Aber es zeichnet ſich drin v
beſſer.

Lieſe Bänſch: Arnold, Sie wiſſen, es wird wie
Streit ſetzen. Sein Sie vernünftig, bleiben Sie hier.

Arnold: Um keinen Preis der Welt, Fräulein Bänſ

Baumeiſter Ziehn tritt ein, ſehr luſtig.

Baumeiſter Ziehn: Hurrah, Fräulein Lisbeth,
Bande iſt da, die ganze, feucht-fröhliche Brüderſch
Was machen Sie? Wie geht's Ihnen denn? Ihr „Br
tigam" ſchmachtet ſchon allbereits. Er gewahrt Arnold.
Donnerwetter, entſchuldigen Sie!

Lieſe Bänſch: Fritz! Fritz! Die Herren vom Stam
tiſch ſind da.

Baumeiſter Ziehn, am Apparat eine Zigarre abknipſ

Fritz, Bier her, Bier her, in Teufels Namen! Wie geht's dem Papa?

Lieſe Bänſch: Ach gar nicht beſonders, wir haben heut zweimal den Arzt geholt. **Aſſeſſor Schnabel** kommt herein.

Aſſeſſor Schnabel: Herr Baumeiſter, machen wir heut einen Skat?

Baumeiſter Ziehn: Ich denke, wir wollten die Gans ausknobeln und wollten dazu 'mal 'ne Buddel Sekt trinken?

Aſſeſſor Schnabel hebt die Arme, ſingt und tänzelt: „Lieschen hatte einen Piepmatz in dem kleinen Vogelhaus.“ — Laſſen Sie doch Ihren Freund nicht verſchmachten!

Baumeiſter Ziehn, leiſe, mit Blicken auf Arnold: Freilich, 'n Gänſebein muß er auch abkriegen.

Aſſeſſor Schnabel hat Arnold bemerkt, ebenſo verſtohlen: Ach ſo! das iſt ja der ſteinerne Gaſt, Raffael in der Weſtentaſche. — Bitte um recht viel Brot, Fräulein Lieschen. Zu meiner Portion möcht ich recht viel Brot. **Fritz** iſt hereingekommen und hantiert hinterm Büfett.

Lieſe Bänſch: Was hatten Sie denn beſtellt, Herr Aſſeſſor?

Aſſeſſor Schnabel: Ach ſo! Ein Paprikaſchnitzel mit Brot. Mit koloſſal viel Brot, liebes Lieschen. Ich eſſe nämlich gern rieſig viel Brot.

Baumeiſter Ziehn: Da ſollte man Ihnen den Brotkorb hochhängen. **von Krautheim** kommt, stud. jur., bemooſtes Haupt.

von Krautheim: Um Gottes willen, wo bleibt der Stoff, Fritz?

Fritz: Meine Herren, es iſt eben friſch angeſteckt.

Aſſeſſor Schnabel, bemonokelt den Bierhahn: weilen kommt Luft, Luft, Luft, nichts als Luft.

Arnold nimmt ſeinen Hut, ſteht auf und begibt ſi Nebenzimmer. Ab.

von Krautheim: Nun hat ſie ſich wenigſtens do reinigt. Luft iſt es, doch es iſt reine Luft.

Aſſeſſor Schnabel ſingt: „Du biſt verrückt Kind, Du mußt nach Berlin.“ Gott ſei Dank, fleucht, er weichet von hinnen.

Fritz: Das glauben Se nicht, der geht bloß da der will bloß dort ſitzen, wo die Herren ſitzen.

Lieſe Bänſch, affektiert: Ich finde das geradezu r

Baumeiſter Ziehn: Quartieren wir einfach in Zimmer.

von Krautheim: Das wär’ ja noch ſchöner, er Sie ’mal! vor jedem Pavian werden wir ausk

Quantmeyer kommt, ſchneidiges Äußere, Monokle.

Quantmeyer: Gut’n Abend! wie geht’s Dir, liebes Kind? Er faßt Lieſens Hände, ſie wendet den Der fatale Kramer is auch wieder da.

Aſſeſſor Schnabel: Und wo ſich das Ben ſonſt überall ’rumtreibt! Geſtern Morgen hab ich ih geſehn — ein Anblick für Götter, ſage ich Euch! Ringe, in einem Weiberbums, in einer ganz hundsge Verfaſſung. Wenn der hier fertig iſt, fängt er erſt

Quantmeyer: Schatz, ſag' 'mal, biſt Du wohl böſe auf mich?

Lieſe Bänſch löſt ſich los, lacht, ruft durchs Küchenfenſter: Ein Paprikaſchnitzel für Herrn Aſſeſſor.

Aſſeſſor Schnabel: Aber Brot, viel Brot, vergeſſen Sie nicht. Koloſſal viel Brot, ungeheuer viel. Allgemeines Gelächter.

Fritz, mit vier gefüllten Bierſeideln: Meine Herren, hier iſt Bier. Ab ins Nebenzimmer. Baumeiſter Ziehn, Aſſeſſor Schnabel und von Krautheim dem Kellner folgend. Pauſe.

Quantmeyer: Sag' 'mal, Mieze, was tückſchſt Du denn ſo?

Lieſe Bänſch: Ich? tückſchen? Tückſch ich? Ach, was Du nicht ſagſt!

Quantmeyer: Komm, Luderchen, maul' nicht! Komm, ſei vernünftig. Schnell, gib mir Dein kleines Freſſelchen, raſch — und übermorgen beſuchſt Du mich wieder. Uebermorgen iſt Sonntag, weißt Du doch. Da ſind meine Wirtsleute beide fort, keine Katze zu Hauſe, auf Ehrenwort.

Lieſe Bänſch, ſie ſträubt ſich immer noch ein wenig: Sind wir verlobt oder nicht verlobt?

Quantmeyer: Gewiß doch! wie ſoll'n wir denn nicht verlobt ſein? Ich bin doch ein unabhängiger Menſch. Ich kann doch heiraten, wen ich will.

Lieſe Bänſch läßt ſich küſſen, gibt ihm einen leichten Backenſtreich und entwindet ſich ihm: Ach geh, Dir glaub ich ſchon gar nichts mehr.

Quantmeyer will ihr nach: Krabbe, was biſt Du denn heute ſo frech?

Die Glastür geht. Michaline tritt ein.

Lieſe Bänſch: Pſt! —

Quantmeyer: Donnerwetter, was will denn die hier?

Michaline tritt tiefer in das Lokal herein und ſieht ſich um. Lieſe Bänſch iſt hinter den Schanktiſch getreten und beobachtet.

Quantmeyer, ſcheinbar harmlos, indem er ſeine Zigarre abknipſt: Warte man, Lieschen, ich räche mich noch. Ab ins Nebenzimmer.

Lieſe Bänſch, nach kurzer Pauſe: Suchen Sie jemand, meine Dame?

Michaline: Das iſt hier das Reſtaurant von Bänſch?

Lieſe Bänſch: Gewiß.

Michaline: Ich danke, dann weiß ich Beſcheid, dann werden die Herrſchaften ſicher noch kommen. Sie will in das Nebenzimmer.

Lieſe Bänſch: Dort ſind nur die Herren vom Stammtiſch drin.

Michaline: So? Ich erwarte ein junges Ehepaar. Da werde ich mich gleich hier irgendwo hinſetzen.

Lieſe Bänſch: Bitte hier? Oder da? Oder hier vielleicht?

Michaline, auf der Wandbank vor dem Büfett Platz nehmend: Ich danke. Hier werd ich mich niederlaſſen. — Ein kleines Glas Bier.

Lieſe Bänſch, zu Fritz, der gerade zurückkommt: Fritz, ein kleines Glas Bier. — Sie lehnt ſich zurück, tut ſehr geſetzt und ordentlich, zupft an ihrer Toilette und beobachtet Michaline mit großem Intereſſe, dann beginnt ſie wieder: Es iſt wohl recht ſchlechtes Wetter draußen?

Michaline, indem ſie die Gummiſchuhe auszieht, hernach den Mantel und ſchließlich den Hut abnimmt: Ja, Gott ſei Dank hab ich Gummiſchuhe. Es ſieht in den Straßen recht böſe aus. Sie nimmt Platz, ordnet ihr Haar und trocknet ihr Geſicht.

Lieſe Bänſch: Wünſchen Sie einen Kamm, meine Dame? Ich kann Ihnen dienen, bitte ſehr. Sie kommt und überreicht Michaline ihren Kamm.

Michaline: Sie ſind ſehr freundlich, danke recht ſchön. Sie nimmt den Kamm und bemüht ſich, die Friſur in Ordnung zu bringen.

Lieſe Bänſch ſteckt ihr einen Haarſträhn zurecht: Erlauben Sie, daß ich behilflich bin?

Michaline: Ich danke. Ich komme nun ſchon zurecht. Lieſe Bänſch geht ans Büfett zurück und fährt fort, Michaline mit Intereſſe zu betrachten. Fritz bringt das Bier und ſtellt es vor Michaline hin, dann nimmt er eine Zigarrenkiſte und trägt ſie ins andere Zimmer. Ab. Gelächter im Nebenzimmer.

Michaline: Es geht ja da drin ſehr luſtig zu.

Lieſe Bänſch zuckt die Achſel, nicht ohne Affektation: Tja ja, das iſt nu 'mal nich zu ändern, das laſſen ſie ſich nicht nehmen, die Herren. Sie kommt wieder etwas nach vorn. Sehn Sie, ich mag es ja eigentlich nicht, das laute Weſen und alles das, aber wiſſen Sie: Vater iſt krank geworden, Mutter verträgt den Rauch nicht recht und außerdem pflegt

ſie natürlich Papa. Was bleibt einem da übrig, da m
man halt einſpringen.

Michaline: Gewiß, das iſt ja dann Ihre Pflicht.

Lieſe Bänſch: Na, außerdem iſt man jung, ni
wahr!? Es ſind ja auch nette Herren darunter, wirkl
fein gebildete, nette Herren. Man lernt ja auch dies u
jen's unter Menſchen.

Michaline: Gewiß! Natürlicherweiſe! Gewiß.

Lieſe Bänſch: Wiſſen Sie, was aber eklig iſt? pl
lich vertraulich: Wenn ſie dann immer das Zanken krieg
Erſt trinken ſie und dann zanken ſie ſich. Himmel, da m
man ſich ſo in acht nehmen. Da hat man einen zu freu
lich begrüßt, da ſoll man jenem die Hand nicht geben, d
dritten nicht mit dem Arme berühren — man weiß es n
gar nicht 'mal, daß man's getan hat! — den vierten
man nicht immer anſehen, den fünften ſoll man hinau
befördern. Man kann's doch nicht jedem recht mach
gelt? — Aber gleich, hurr, geraten ſie ſich in die Haare

Stimmen, aus dem Nebenzimmer: Lieſe, Lieſe, wo ſteck
Sie denn?

Lieſe Bänſch, zu Michaline: Ich bleibe bei Ihnen,
geh' nicht rein. Es wird mir jetzt immer zu ungemütli
So'n Bräutjam zwiſchen den andern Herren — nu ſa
Sie ſelber! .... das geht doch nicht. Natürlich ſoll m
da ſchön mit ihm tun. Nu frag ich doch jeden ...
kann man doch nicht.

Michaline: Das darf er wohl auch nicht verlang
Ihr Bräutjam.

Lieſe Bänſch: Nein, nein, das verlangt er natürlich nicht, aber wenn auch .... Sie ſteht wieder auf, da Fritz mit leeren Bierſeideln kommt. Folgen Sie bloß meinem Rat: nur ja nicht ſich mit Verehrern einlaſſen.

Lachmann kommt durch die Glastür, bemerkt Michaline ſogleich und reicht ihr die Hand.

Lachmann, indem er ſeinen Überzieher und Hut aufhängt: Michaline, wir ſind recht alt geworden.

Michaline, beluſtigt: Nanu, damit ſpringſt Du mir gleich ins Geſicht?

Lachmann: Ich wenigſtens. Ich. Du nicht, aber ich. Und wenigſtens mit Deinem Vater verglichen. — Er nimmt Platz.

Michaline: Wieſo?

Lachmann: Aus Gründen! Aus Gründen! Gewiß. — Als ich damals in Eure Kunſtſchule eintrat .... Kottsdonnerwetter! — Und dagegen heut. Da iſt man ſehr rückwärts avanciert!

Michaline: Wieſo? Es fragt ſich nur immer: Wieſo?

Lachmann: — Na: — Gott und den Teufel wollte man ausſöhnen! Was wollte man nicht? Und was konnte man nicht? Wie ſtand man da vor ſich ſelber damals! — Und jetzt? — Heut iſt man ſo ziemlich bankerott.

Michaline: Wieſo bankerott? In bezug auf was?

Lachmann: In bezug auf manches und noch 'was dazu. An Illuſionen, zum Beiſpiel.

Michaline: Hm! — — Ich denke, man lebt doch auch ſo ganz leidlich! — Legſt Du denn da ſoviel Wert darauf?

Lachmann: Ja. Alles andere iſt zweifelhaft. Die Kraft zur Illuſion, Michaline: das iſt der beſte Beſitz in der Welt. Sobald Du erſt nachdenkſt, wirſt Du das merken.

Michaline: Du meinſt alſo eigentlich Phantaſie: und ohne die kann ja ein Künſtler nicht ſein.

Lachmann: Ja. Phantaſie und den Glauben daran. — Einen Schoppen Roten, bitte, wie geſtern.

Lieſe Bänſch, welche den Wein ſchon vorbereitet und die Flaſche entkorkt hat: Ich habe den Herrn gleich wiedererkannt.

Sie ſetzt Flaſche und Glas vor Lachmann hin.

Lachmann: So!? Freut mich! Wenn ich das nötige Geld hätte, ſo tränken wir heute Champagnerwein. Pauſe.

Michaline: Du fällſt ja von einem Extrem ins andre. Wie reimt ſich denn das zuſammen, Lachmann?

Lachmann: Gar nicht. Das iſt ja der Witz von der Sache. — Mit mir iſt's zu Ende, ganz einfach. Punkt! Nu kann das fidele Leben ja anfangen.

Im Nebenzimmer entſteht wiederum Gelächter und Lärm. Lieſe Bänſch ſchüttelt mißbilligend den Kopf und begibt ſich hinein. Ab.

Michaline: Du biſt ja ſo ſonderbar aufgeregt.

Lachmann: So? Find'ſt Du? Siehſt Du, ſonſt ſchlaf ich gewöhnlich. — Gott ſei Dank, ich bin etwas aufgeregt, aber leider .... lange wird das nicht vorhalten. — Das Alter! Das Alter! Man ſtirbt ſachtchen ab.

Michaline: Ich finde Dich gar nicht ſo alt, lieber Lachmann.

Lachmann: Topp, Michaline! Dann heirate mich.

Michaline, überraſcht, heiter: Na, das gerade nicht! — Das will ich nicht ſagen! — Dazu ſind wir nun beide wirklich zu alt. — Aber ſiehſt Du: ſo lange Du ſo bei Humor biſt, ſteht's wirklich durchaus noch nicht ſchlimm um Dich.

Lachmann: Ja. Doch! Doch! Doch! — Aber laſſen wir das.

Michaline: Sag' 'mal, was hat Dich denn ſo deprimiert, höre?

Lachmann: Nichts! Denn ich bin gar nicht deprimiert. — Ich habe nur wieder 'mal Rückſchau gehalten und bemerkt, daß man eigentlich gar nicht mehr lebt.

Michaline: Wieſo? Da frage ich wieder, wieſo?

Lachmann: Der Fiſch iſt ans Waſſer angepaßt. Was leben will, braucht ſeine Atmoſphäre. Das iſt im Geiſtigen ebenſo. Ich bin in die falſche hineingedrückt. Ob Du willſt oder nicht, Du mußt ſie einatmen. Und ſiehſt Du, da wirſt Du ſelber erſtickt. Du empfindeſt Dich nicht mehr. Du kennſt Dich nicht mehr. Du weißt überhaupt von Dir ſelber nichts mehr.

Michaline: Da bin ich doch beſſer dran, muß ich ſagen, in meiner freiwilligen Einſamkeit.

Lachmann: Ihr ſeid überhaupt hier beſſer dran. Von dem Rieſen-Philiſtercancan der Großſtadt ſeht Ihr hier nichts und hört Ihr hier nichts. Doch iſt man erſt 'mal da hineingeraten, ſo wirbelt es einen durch Dick und Man will immer raus in die weite Welt. Ich ich wäre zu Hauſe geblieben. — Sie iſt gar ni die Welt, Michaline! Sie iſt überall nicht w hier! Und hier auch nicht enger wie anderwärts. ſie zu eng iſt, der muß ſie ſich weiten: das hat Beiſpiel Dein Vater getan. Wie geſagt: als i die Kunſtſchule eintrat, im Frühling, damals . . .

Michaline: Es war im Herbſt.

Lachmann: Mir iſt da nur Frühling erinner trat man heraus aus dem Kleinbürgerpferch. Un es wirklich . . . . da konnte man ſagen . . . . da t Welt auf, groß und weit. Heut iſt man gan hineingeraten. Häuslich und ehelich eingeſargt.

Michaline: Ich ſehe Dich immer noch ſteh mann, mit Deinem gelben, ſeidigen Haar: im Du weißt ja! vor Vaters Tür. Vaters St damals noch oben, noch nicht in dem kleinen F ſich. Weißt Du's noch, oder haſt Du's vergeſſe

Lachmann: Ich? Nein, Du! So 'was ve nicht. Nichts hab ich vergeſſen, was damals Da iſt mir der kleinſte Zug geblieben. Das auch unſre große Zeit. — Man kann das ja nich fernteſten ausdrücken: das Myſterium, was ſich vollzog. Ein geprügelter Lausbub war man gew plötzlich empfing man den Ritterſchlag.

Michaline: Das empfanden nicht alle wie Lachmann. Sehr viele hat Vaters Weſen bedr

Lachmann: Ja. Aber die waren dann auch danach. Wer halbwegs etwas in ſich hatte, den machte er adlig mit einem Schlag. Denn wie er die Welt der Heroen uns aufſchloß ... ſchon daß er uns wert hielt der Nacheiferung ... und überhaupt: er ließ uns 'was fühlen, gegenüber den Fürſten im Reiche der Kunſt, als wär' man mit ihnen eines Bluts. Da kam ein ganz göttlicher Stolz, Michaline. — Na alſo. — Proſit! — Es war einmal. Er bemerkt, daß Michaline kein Glas hat, und wendet ſich an Fritz, der eben mit Sekt in das Nebenzimmer will. Ich bitte um noch ein zweites Glas. Fritz bringt es ſchnell, dann ab mit dem Sekt.

Michaline: Was iſt Dir denn nur ſo Beſonderes paſſiert, Lachmann?

Lachmann gießt ein: Ich hab' Deines Vaters Bild geſehn.

Michaline: So!? Kommſt Du von Vater?

Lachmann: Ja. Eben. Direkt.

Michaline: — Na und hat Dir das ſolchen Eindruck gemacht?

Lachmann: So tief, wie nur irgend möglich. Ja.

Michaline: Ganz ehrlich?

Lachmann: Ehrlich. Ehrlich. Gewiß.

Michaline: Und Du biſt nicht enttäuſcht?

Lachmann: Nein. Nein. Keinesfalls. — Ich weiß, wo Du hin willſt. Weshalb Du fragſt. Aber fragmentariſch iſt alle Kunſt. — Was da iſt, iſt ſchön. Ergreifend und ſchön. — Was erſtrebt iſt und was man fühlt, Michaline. Der letzte Ausdruck, nach dem alles ringt .... da erkennt man erſt ganz, was Dein Vater iſt. — Das große Mißlingen kann mehr bedeuten — am Allergrößten tritt es hervor — kann ſtärker ergreifen und höher hinaufführen — ins Ungeheure tiefer hinein — als je das beſte Gelingen vermag.

Michaline: Wie war denn Vater ſonſt ſo geſtimmt?

Lachmann: Er hat mir furchtbar die Kappe gewaſchen, was übrigens leider nun zwecklos iſt. Aber weißt Du, wenn man die Augen ſo zudrückt und das wieder ſo über ſich herrauſchen läßt, da kann man ſich einbilden, wenn man Luſt hat, als wäre das noch erſt der Frühlingsgruß und als ſollte man wachſen, wer weiß erſt wie hoch.

Baumeiſter Ziehn und Aſſeſſor Schnabel kommen herein. Sie ſind angeheitert, ſprechen laut und ungeniert und dann plötzlich wieder flüſternd im Tone des Geheimniſſes, der aber doch ſo iſt, daß jedermann alles hört. Gelächter im Nebenzimmer.

Baumeiſter Ziehn: Fritz, ſchnell noch 'ne Flaſche Geldermann. Acht Mark die Flaſche, was kann da ſein? Die Sache fängt an, mich zu amüſieren.

Aſſeſſor Schnabel: 'n gottvoller Kerl, dieſer Quantmeyer, was? Hat Einfälle wie ſo'n altes Haus.

Baumeiſter Ziehn, unter Lachen: Ich denke ja gleich, ich ſoll untern Tiſch kriechen! — flüſternd: Nehm' Se ſich 'mal in acht, Aſſeſſor, wenn Sie von alten Häuſern reden, alte Schachteln vertragen das nicht. Er macht Grimaſſen und deutet mit den Augen auf Michaline.

Aſſeſſor Schnabel: Fritz, iſt denn der Zirkus Ren wieder hier?

Fritz, mit dem Champagner beſchäftigt: Wieſo, Herr Aſſeſſor? Iſt mir nichts bekannt.

Aſſeſſor Schnabel: Wieſo, wieſo? Das riecht man doch förmlich. Riechen Sie denn die Manege nicht?

Baumeiſter Ziehn: Es lebe die leichte Reiterei!

von Krautheim kommt, will zum Büfett und ſagt im Vorübergehen zu Ziehn und Schnabel: Iſt das ein Mannsbild oder ein Weibsbild?

Baumeiſter Ziehn: Gehn Se, unterſuchen Se 'mal. Zu Schnabel, flüſternd: Sagen Sie 'mal, was iſt das mit Quantmeyer? Iſt der nu eigentlich auch Juriſt? Man wird eigentlich gar nicht klug aus dem Menſchen. Wovon lebt er denn?

Aſſeſſor Schnabel, achſelzuckend: Vom Gelde doch wohl.

Baumeiſter Ziehn: Ja, wer gibt's ihm denn?

Aſſeſſor Schnabel: Na, er ſcheint doch bei Gelde, das iſt doch die Hauptſache.

Baumeiſter Ziehn: Na und mit der Verlobung, glauben Sie das?

Aſſeſſor Schnabel: Ziehn! Sie haben entſchieden 'n Schwips.

Baumeiſter Ziehn: Na, dann iſt doch das Mädel horrende dumm! 'n bißchen dumm darf 'n Mädel ja ſein, aber hören Se, wenn ſich eine ſo wegſchmeißt .... Er ſpricht ihm etwas ins Ohr, dann lachen beide wüſt und rauchen heftig.

Baumeiſter Ziehn: Aſſeſſor, ſehn Sie ſich hier 'mal

um. Er ſchiebt ſeinen Arm in den des Aſſeſſors und führt
ohne Rückſicht auf Michaline und Lachmann bis dicht an d
Tiſch. Ohne um Entſchuldigung zu bitten, beengt er ſie und
mit weit ausgeſtreckter Rechten laut und prahleriſch Einzelh
des Raumes. Das hab ich gemacht, die ganze Geſchi
Die ganze Geſchichte hab ich gemacht. Täfelung
Decke, Büfett und alles. Alles ſelber gezeichnet, alles
Werk. Deswegen kneip ich auch hier ſo gern. Wir h
Geſchmack, ſehn Se, meinen Sie nicht? Verflucht geſchm
volle Kneipe das. Er läßt ihn los und zündet ſeine Zigarr
einem Streichholz an, das er mit großer Umſtändlichkeit auf
Tiſche Lachmanns und Michalinens in Brand gerieben. W
kommt Gelächter aus dem Nebenzimmer. Fritz trägt den C
pagner hinein, Ziehn macht eine Wendung und ſagt: Er
wohl den Jüngling noch gänzlich verrückt machen. A
Schnabel zuckt die Achſeln. Kommen Sie man, es geht w
los. Beide ab ins Nebenzimmer. Michaline und Lachmann
einander bedeutſam an. Pauſe.

Lachmann, ſein Zigarrenetui aus der Taſche neh
trocken: Dieſe Typen finde ich mangelhaft. — Erl
Du, daß ich ein bißchen rauche?

Michaline, einigermaßen unruhig: Gewiß.

Lachmann: Und Du?

Michaline: Nein, danke. Hier nicht.

Lachmann: Ja, ja, wir haben's hübſch weit geb
Wir Tauſendſaſſas von heutzutage. — Oder ſag
.... zweifelſt Du etwa daran?

Michaline: — Ich finde es nicht ſehr gemütlic

Lachmann, rauchend: Und nähmſt Du Flüg

Morgenröte, ſo entgehſt Du doch dieſer Sorte nicht. — — Himmel, wie fing ſich das alles an! — Und heut ſchneidet man Häckſel für dieſe Geſellſchaft. — Kein Punkt, in dem man ſo denkt wie ſie. Alles hüllenlos Reine wird 'runtergezerrt. Der ſchlechteſte Lappen, die ſchmierigſte Hülle, der elendeſte Lumpen wird heiliggeſprochen. Und unſereiner muß doch das Maul halten und rackert ſich doch für die Bande ab. — Proſt, Michaline, Dein Vater ſoll leben! Und die Kunſt, die die Welt erleuchtet, dazu. — Trotz alledem und trotz alledem! — Sie ſtoßen an. — Ja, wär ich noch fünf Jahr jünger wie heut .... da hätt ich mir ſonſt auch noch etwas geſichert, was mir heute leider verloren iſt, und da ſähe doch heut manches roſiger aus.

Michaline: Weißt Du, was manchmal das Schwerſte iſt?

Lachmann: Was?

Michaline: Unter Freunden?

Lachmann: Was denn?

Michaline: Das: einander nicht ſtören in ſeinen Irrwegen! — Na alſo, nochmals: Es war einmal. Sie ſtößt bedeutſam mit ihm an.

Lachmann: Gewiß. Gewiß. Es geſchieht mir auch recht. Die Zeit iſt unwiederbringlich vorüber. Aber einſtmals war es doch nahe dran .... und wenn Du auch noch ſo ſehr heute den Kopf ſchüttelſt, da hätte ich bloß zu nicken gebraucht.

Hallo und Gelächter im Nebenzimmer.

Michaline wird blaß; fährt auf: Lachmann .... was? Haſt Du das gehört?

Lachmann: Ja. Regt Dich das wirklich auf, Michaline?

Michaline: — Ich weiß wirklich ſelbſt nicht, woran es liegt. Es hängt wohl wahrſcheinlich damit zuſammen, daß Arnold und Vater ſehr geſpannt ſind und daß mich das etwas beſchäftigt hat.

Lachmann: Ja, ja. Aber wie denn? Wieſo denn jetzt?

Michaline: Ich weiß nicht. Möchten wir nicht liebe fortgehn? Ach ſo, Deine Frau! Ja, dann warten wi noch. Aber wirklich, hier iſt mir nicht gut zumute.

Lachmann: Achte doch auf den Pöbel nicht. Lieſ Bänſch kommt aus dem Nebenzimmer.

Lieſe Bänſch: Ach Gott im Himmel, nein, nein, abe auch! Da trinken die Herren ſoviel Champagner un dann wiſſen ſie gar nicht mehr, was ſie tun. Es iſt wirklich ein Elend, meine Herrſchaften. Sie nimmt ungeniert au einem Stuhl an Lachmanns und Michalinens Tiſch Platz. Ihr große Erregung läßt erkennen, daß irgend ein Vorfall ihr wirkli unangenehm geweſen iſt.

Lachmann: Die Herren benehmen ſich wohl nicht gan taktvoll?

Lieſe Bänſch: Ach ſchon. Sie ſind ja ſoweit ſehr anſtändig, aber ſehn Sie, da iſt ſo ein junger Menſch, de machen ſie immer ganz .... ſie ſchüttelt andeutend, wie einer Art Beſinnungsloſigkeit den nach hinten übergelegten Kopf u macht dazu noch fahrige Geſten mit der Hand — ganz .... na, ich weiß nicht! —

Lachmann: Das iſt wohl Ihr Bräutigam?

Lieſe Bänſch tut ſo, als ob ſie fröſtelte, blickt auf ihren Buſen herab und zupft dort Spitzen zurecht: Ach nein, es iſt nur ein dummer Menſch, der ſich allerhand Albernes in den Kopf ſetzt. Was geht mich der dumme Junge denn an? Er ſoll ſich doch ſcheren in Gottes Namen. Zu Michaline: Oder würden Sie ſich das gefallen laſſen, wenn einer ſo ſitzt wie'n Marabu? Ich kann doch tun, was ich will, nicht wahr? Was geht mich denn ſo'n Aufpaſſer an! Sie ſteht erregt auf. Uebrigens iſt mein Bräutjam betrunken, und wenn er ſich ſo betrinken will, dann kann er's gefälligſt wo anders tun. Sie hockt ſich in die verſteckteſte Ecke des Büfetts. Pauſe.

Lachmann: Du kannſt Dir nicht denken, wie das einen anmutet: Dein Vater in ſeinem Atelier und hier dieſe .... ſagen wir: noble Geſellſchaft. — Und wenn man ſich dann an das Bild erinnert — das feierlich, ruhige Chriſtusbild! — und ſich das hier ſo vorſtellt in all dem Dunſt mit ſeiner erhabenen Ruhe und Reinheit — ganz ſeltſam wirkt das! Ganz ſonderbar. — — Ich freue mich, daß meine Hälfte nicht da iſt, ich hatte geradezu Angſt davor.

Michaline: — Wenn man nur wüßte, ob ſie noch herkommt. Sonſt würde ich vorſchlagen .... fühlſt Du Dich wohl — ? —

Lachmann, der ſeine Zigarrentaſche in den Überzieher zurückſteckt: Ja. Seit unſerm Anſtoßen von vorhin. — Trotz alledem! Und trotz alledem! — Wenn zweie ſo ſagen: es war einmal, da iſt immer auch noch 'was übrig geblieben, und darauf ſtoßen wir dann noch 'mal an.

Im Nebenzimmer entſpinnt ſich nun, nach einem Lachausbruch, immer lauter werdend, folgender Wortwechſel:

Quantmeyer: Wie heißen Sie? — Was ſind Sie — Was? — Was ſitzen Sie immer hier und glotzen uns an? — Und fixieren uns? — Wie? — Was? — Genier Sie das? — Geniert Sie das, wenn ich meiner Brau einen Kuß gebe? — So! — Denken Sie, ich werde Si fragen? — Sie! Sie! Sie! Sie — ſind ja meſchucke Meſchucke ſind Sie! —

Stimmen der andern, durcheinander unter Gelächte Duſchen, duſchen, 'ne kalte Duſche!

Quantmeyer: Kann ich nicht hier mein Strumpfban zeigen? — Meinen Sie, daß ich das nicht darf? — G lächter.

Lachmann: Das ſcheint ja 'ne ſaub're Geſellſcha zu ſein.

Quantmeyer: Meinen Sie, daß ich das nicht dar Ich trage Damenſtrumpfbänder, baſta! — Und wen es nicht meins iſt, na denn eben nicht! Dann iſt es a Ende gar Lieschens geweſen. Lachen.

Lieſe Bänſch, zu Michaline und Lachmann: Er lügt. iſt 'ne Gemeinheit! Er lügt! Das will mein Bräutja ſein, der ſo lügt!

Quantmeyer: Was? — Was? — Immer vorwär kommen Sie nur! — Und wenn Sie zu Kalkmilch werd mein Junge, — das verdirbt mir die Laune noch lange nicht. — So'n Klexer! — ſo'n Anſtreicher! — ſo'n Malerſtift! — Ein Wort noch, dann fliegt er, verlaßt Euch drauf! —

Lieſe Bänſch, *haſtig und ſich im Reden überſtürzend*: Die Sache iſt nämlich ſo gekommen ... Sie müſſen nicht denken, meine Dame, daß ich Ihnen ſchuld bin an dem Skandal. Die Sache war ſo. Das kam nämlich ſo. Mein Bräutjam iſt nämlich angeheitert, und da kniff er mich immer in den Arm, und nun hatten ſie ſich's in den Kopf geſetzt, ſie wollten ihn eiferſüchtig machen ...

Lachmann: Wen wollten ſie eiferſüchtig machen?

Lieſe Bänſch: Den jungen Menſchen, von dem ich ſprach. Ich bin ſchon bei ſeinem Vater geweſen. Was hab ich nicht da ſchon alles getan? Es hilft nichts! Er kommt und ſitzt in der Ecke und treibt es ſo lange, bis es ſo kommt.

Lachmann: Was treibt er denn eigentlich?

Lieſe Bänſch: Eigentlich gar nichts. Er ſitzt eben nur und paßt immer auf. Das iſt aber doch ſehr unangenehm. Da kann er ſich ſchließlich doch gar nicht wundern, wenn ſie ihn ſyſtematiſch hinausärgern. *Quantmeyer ſpricht wieder.* Da ſehn Sie's, da fängt es ſchon wieder an. Ich gehe wirklich zu Vater rauf, ich weiß mir wahrhaftig keinen Rat mehr.

Quantmeyer: Wiſſen Sie noch, was ich eben geſagt habe? — Nicht? — Haben Sie das vergeſſen? Was? — Dann hören Sie noch 'mal Wort für Wort: — Meine

Braut kann ich küſſen, wie ich will — wo ich will — wann ich will. — Der Deiwel ſoll kommen und mich dran hindern. — So. — Nu ſagen Sie noch ein Wort — und wenn es geſagt iſt, liegen Sie draußen. —

Lieſe Bänſch: Pfui, Kuckuck! Das will mein Bräutjam ſein? Benimmt ſich ſo und lügt ſolche Sachen?

Aus einem plötzlichen Aufſchreien aller Stimmen zugleich unterſcheidet man folgende Worte:

Baumeiſter Ziehn: Halt, Bürſchchen, halt, ſo fett ſpeiſen wir nicht.

Schnabel: Was? Was? Polizei! Ins Loch mit dem Lümmel!

von Krautheim: Wegreißen, Quantmeyer! Kurzen Prozeß.

Quantmeyer: Wagen Sie's! Wagen Sie's! Menſchenskind!!

Ziehn: Wegreißen!

Schnabel: Wegreißen! Eins, zwei, drei.

Quantmeyer: Weglegen! Hören Sie! Weglegen! Weglegen!

Ziehn: Legen Sie weg das Ding oder nicht?

Schnabel: Seht Ihr's, der Kerl iſt 'n Anarchiſt.

Es beginnt ein kurzes, ſtummes Ringen im Nebenzimmer.

Michaline iſt in plötzlicher, unerklärlicher Angſt aufgeſprungen und greift nach ihren Sachen: Lachmann, ich bitte Dich, komm .... komm hier fort.

Ziehn: So, Kinder, ich hab's. Nun haben wir Dich.

Schnabel: Haltet ihn! Haltet den Schurken feſt!

Nun ſtürzt Arnold, tödlich blaß, herein und zur Tür hinaus. Ziehn, Schnabel und von Krautheim verfolgen ihn mit dem Ruf: Feſthalten! Feſthalten! Haltet ihn feſt! Sie rennen hinter ihm drein auf die Straße hinaus und verſchwinden. Man hört ihre Rufe und die Rufe einiger Paſſanten, ſchwächer und ſchwächer werdend, bis ſie aus der Ferne verhallen.

Michaline, wie betäubt: Arnold! War das nicht Arnold?

Lachmann: Still! Quantmeyer und der Kellner treten herein.

Quantmeyer, einen kleinen Revolver vorzeigend: Siehſt Du wohl, Lieschen, da haſt Du den Schuft! — Sieh Dir 'mal an gefällig das Ding! — Koſtet zwar höchſtens fünf, ſechs Mark, hätte doch aber bös können 'was anrichten.

Lieſe Bänſch: Laſſen Sie mich doch bitte in Ruh!

Fritz: Bitt' ſchön gefälligſt! Bitte ſehr! Gäſte, die einen Revolver herausziehen und neben ſich legen .... neben ihr Bier .... für ſolche Gäſte bedien ich nicht.

Lieſe Bänſch: Wenn Sie nicht wollen, dann laſſen Sie's bleiben.

Lachmann, zu Fritz: Hat Sie der Herr damit bedroht?

Quantmeyer mißt Lachmann mit einem Polizeiblick: Ja. — Hat er! — Der Herr! — Oder zweifeln Sie dran? — Das iſt ja noch ſchöner, wahrhaftigen Gott! Wir werden uns wohl noch verantworten müſſen.

Lachmann: Ich habe mir nur zu fragen erlaubt. — Den Kellner! Nicht Sie.

Quantmeyer: Erlaubt! Erlaubt! — Wer ſind S
Was miſchen Sie ſich hier ein? — Oder ſind Sie v
leicht mit dem Früchtchen verwandt? — Dann wäre
das ſozuſagen ein Aufwaſchen. — Der Herr! Auflach
— Hat für heute wohl, denk ich, genug, der Herr! —
Lehre dürfte dem Bengel wohl ſitzen. — Aber denkſt
der Feigling hat ſich gewehrt ..?

Michaline, aus der Betäubung erwachend, ſteht auf,
wie von Sinnen auf Quantmeyer zu: Arnold!!! — War
nicht Arnold?! —

Quantmeyer: Was? —

Lieſe Bänſch, den Zuſammenhang ahnend, tritt blitzſ
zwiſchen Quantmeyer und Michaline; zu Quantmeyer: W
Laſſen Sie unſere Gäſte zufrieden .... ich rufe ſonſt
der Stelle Papa.

Michaline, mit einem ſchmerzlich verzweifelten Schrei,
wenn ſie Arnold zurückrufen wollte, in höchſter Angſt nach der
zu: Arnold!!! — — — War das nicht Arnold?!

Lachmann, ihr nach, ſie feſthaltend: Nein!! —
nein, Michaline! — Faſſe Dich! —

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt

Das Atelier des alten Kramer, wie im zweiten Akt. Nachmittags gegen fünf Uhr. Der Vorhang, der das eigentliche Atelier abſchließt, iſt, wie immer, zugezogen. **Kramer** arbeitet an ſeinem Radiertiſchchen. Er iſt angezogen wie im zweiten Akt. Schuldiener **Krauſe** entnimmt einem Handkorb, den er mitgebracht hat, blaue Pakete mit Stearinkerzen.

Kramer, ohne vom Arbeiten aufzuſehn: Legen Sie nur dahin die Pakete, dort, zu den Leuchtern, da hinten hin.

Krauſe hat die Pakete auf den Tiſch gelegt, wo mehrere ſilberne Armleuchter ſtehn. Danach bringt er einen Brief zum Vorſchein und hält ihn in der Hand: Sonſt wär' wohl jetzt weiter niſcht, Herr Profeſſor.

Kramer: Profeſſor? Was heißt das?

Krauſe: Na, 's wird wohl ſo ſein; hier is 'was von der Regierung gekomm'. Er legt den Brief vor Kramer auf das Radiertiſchchen.

Kramer: Hm. So. An mich? Er ſeufzt tief. Allen ſchuldigen Reſpekt. Er läßt den Brief uneröffnet liegen und arbeitet weiter.

Krauſe, ſeinen Korb aufnehmend und im Begriff zu gehen: Herr Profeſſor, ſoll ich etwa wachen heut nacht? — Sie müßten ſich wirklich a biſſel ausruhn.

Kramer: Wir laſſen 's beim alten, Krauſe. Was? Auch in bezug auf das Wachen, hör'n Se! und übrigens wär ich da ſchon verſorgt. Ich habe mit Maler Lachmann geſprochen, Sie kennen ja Lachmann von früher her.

Krauſe nimmt ſeine Mütze und ſeufzt: Du lieber, barm-

herziger Vater, Du, Du! Sonſt wäre wohl augenblick
nichts?

Kramer: Der Direktor iſt drüben?

Krauſe: Jawohl, Herr Kramer.

Kramer: Ich danke, 's iſt gut. — Halt. Wa
Sie 'mal noch 'n Augenblick. — Am Montag Abend
wo war denn das? Wo hat Ihre Frau da den Ar
getroffen?

Krauſe: Na halt ... das war, wo de Kähne liegen .
halt unter der Ziegelbaſtion. Wo der Kahnverleiher
Kähne hat.

Kramer: Auf dem kleinen Gang, der da unten 'r
führt? Dicht an der Oder?

Krauſe: Jawohl. Ebens da.

Kramer: Hat ſie ihn da angeredet oder er ſie?

Krauſe: Nee ebens, a ſaß ebens uf 'm Geländer
uf der Mauer, wiſſen Se doch, wo de manchmal de
dran ſtehn und zuſehn, wie de Pollacken, wiſſen Se,
Flößen ſich abends ihre Kartoffeln kochen. A kam hal
Frau aſo merkwürdig vor und da tat ſ'm halt ebens g
Abend ſagen.

Kramer: Was hat ſie dann weiter geſprochen mit i

Krauſe: Se hat halt gemeent, a wär' ſich erkälte

Kramer: Hm! Und was hat er darauf geſagt?

Krauſe: Wie ebens de Frau meente, hätt' a gel
Aber ebens ſo, ſehn Se, meente de Frau .... 's hätt'
ſehr ſchrecklich angehört. Aſo verächtlich. Ich
weiter nich.

Kramer: — Wer verachten will .... alles verachten will, hör'n Se: der findet auch gute Gründe dazu. — Ich wünſchte, Sie wären zu mir gekommen! — — — Ich glaube, es war wohl auch da ſchon zu ſpät.

Krauſe: Ja, wenn ma's gewußt hätte! Weeß ma's denn? Wer tut denn gleich immer an ſo 'was denken!? — Wiede de Michaline kam — ſe kam doch zu mir mit 'm Herr Lachmann! — da kriegt ich 's ja mit d'r Angſt zu tun. Das war aber ſchon halb eens in d'r Nacht.

Kramer: Hör'n Se, an die Nacht .... da werd ich gedenken! — Als mich meine Tochter weckte, war's eins. — Und als wir den armen Jungen dann fanden, da ſchlug die Domuhr neune bereits. —

Krauſe ſeufzt, ſchüttelt den Kopf, öffnet die Tür, um zu gehen, und im gleichen Augenblick erſcheinen **Michaline** und **Lachmann**. Sie treten herein. Krauſe ab. Michaline iſt dunkel gekleidet, ernſt, angegriffen und verweint.

Kramer ruft ihnen entgegen: Da ſeid Ihr ja, Kinder! Na, kommt 'mal herein. Alſo, Lachmann, wollen Sie wachen heut nacht? Sie waren ja auch halb und halb ſein Freund! Das iſt mir ſehr lieb, daß Sie wachen wollen, denn hör'n Se, ein Fremder, das möcht ich nicht! — — — — Er geht auf und ab, bleibt ſtehn, denkt nach und ſagt: Und nun will ich Euch fünf Minuten allein laſſen und rüber zum Herrn Direktor gehn. Ihm ſagen, was etwa zu ſagen iſt. Ihr werdet doch wohl inzwiſchen nicht fort wollen.

Michaline: Nein, Vater, Lachmann bleibt jeden hier. Ich muß allerdings noch Beſorgungen machen.

Kramer: Das iſt mir ſehr lieb, daß Sie bleiben, L mann. Ich mache es kurz und bin gleich wieder hier. nimmt einen Schal um, nickt beiden zu und geht ab. Michaline ſetzt ſich ſo wie ſie iſt, nimmt den Schleier zurück wiſcht ſich die Augen mit dem Taſchentuch. Lachmann legt Paletot und Stock ab.

Michaline: Find'ſt Du Vater verändert?

Lachmann: Verändert? — Nein!

Michaline: Herr Gott, ja, das hab ich doch w vergeſſen! Den Härtels iſt wieder nichts angezeigt. bißchen Gedächtnis verläßt einen förmlich. — Da lie 'n Kranz. — Sie ſteht auf und nimmt einen ziemlich g Lorbeerkranz mit Schleife in Augenſchein, der auf dem Sofa Eine daran geheftete Karte aufnehmend, fährt ſie fort mi Ausdruck der Überraſchung: Von der Schäffer iſt der. — Ja, ſiehſt Du, die iſt nun auch verwaiſt. Die hatt einen Gedanken: Arnold. Und Arnold wußte nicht 'was davon.

Lachmann: Iſt das die etwas verwachſene Perſo ich bei Dir im Atelier geſehn habe?

Michaline: Ja, ja. Sie malte, weil Arnold Und ſah in mir — eben Arnolds Schweſter. — S das: den Kranz, den hat ſie gekauft, dafür wird ſi Wochen von Tee und von Brot leben.

Lachmann: Und vielleicht noch dabei ſehr glückli — Weißt Du auch, wen ich getroffen habe? Un nun auch noch einen Kranz ſchicken wird?

Michaline: Wer?

Lachmann: Lieſe Bänſch.

Michaline: Das — brauchte ſie nicht tun. *Pauſe.*

Lachmann: Hätte ich reden können mit Arnold —! Auch vielleicht über die Lieſe Bänſch: — vielleicht hätte das doch etwas bei ihm gefruchtet.

Michaline: Nein, Lachmann, Du irrſt Dich. Das glaube ich nicht.

Lachmann: Wer weiß? Aber ſchließlich, er wich mir ja aus. — Ich hätte ihm können eines verdeutlichen — ich ſage nicht ohne weiteres: was. — Und zwar aus Erfahrung, ſozuſagen. Oft ſind uns die brennendſten Wünſche verſagt. Weil, würden ſie uns erfüllt, Michaline, — mir wurde ein ähnlicher Wunſch 'mal erfüllt! — und ich — Dir brauch ich's ja nicht zu verhehlen, — war dadurch nachher viel ſchlimmer dran.

Michaline: Erfahrung iſt eben nicht mitteilbar, wenigſtens nicht im tieferen Sinne.

Lachmann: Mag ſein, aber ſonſt —: Ich weiß ſchon Beſcheid. *Pauſe.*

Michaline: Ja, ja, ſo geht's! So geht's in der Welt! Sie hatte wohl auch mit dem Feuer geſpielt. Und daß es auf ſo etwas könnte hinauslaufen, das kam ihr natürlich nicht in den Sinn. — *Am Radiertiſchchen:* Sieh 'mal, was Vater hier neu radiert hat.

Lachmann: Ein toter, geharniſchter Ritter.

Michaline: Hm, hm!

Lachmann lieſt von der Platte:

Mit Erzen bin ich angelegt.
Der Tod war Knappe mir.

Michaline, unſicher, dann leiſe weinend: Ich hab' Vat
niemals weinen geſehen, und, ſiehſt Du, hier hat Vat
drüber geweint.

Lachmann, unwillkürlich ihre Hand nehmend: Michalin
wir wollen uns faſſen, nicht wahr?

Michaline: Ganz feucht iſt das Blatt! — Ach groſ
Gott. Sie ermannt ſich, tut einige Schritte und fährt gehobe
fort: Er nimmt ſich zuſammen, Lachmann, gewiß. Ab
wie es eigentlich um ihn ſteht — um zehn Jahre iſt er g
altert, ſicher.

Lachmann: Wem das Leben im tiefſten Ernſt ſich
ſchließt, in Schickſalsmomenten mit der Zeit, — ich ha
auch Vater und Bruder begraben! — der, wenn er d
Schwerſte überlebt .... deſſen Schiff wird ruhiger, ſtetig
ſegeln, — mit ſeinen Toten, tief unten im Raum. —

Michaline: Aber überleben, das iſt wohl das Schwerſ

Lachmann: Ich hätte das eigentlich nie gedacht.

Michaline: Ja! Ja! Wie ein Blitz! Das war w
ein Blitz. Ich fühlte: wenn wir ihn finden, gut! — We
wir ihn nicht finden, war es aus. — Ich kenne Arno
Ich fühlte das. Es hatte ſich alles in ihm ſo gehäuft, u
wie mir die ganze Affäre klar wurde, da wußt ich, es ſta
gefährlich um ihn.

Lachmann: Wir waren ja auch bald hinter ihm dre

Michaline: Zu ſpät. Erſt wie ich mich wieder ermannt hatte. Ein Wort bloß! Ein Wort mit ihm reden! Ein Wort! Das hätte ja alles wahrſcheinlich gewendet. Hätten ſie ihn gefangen vielleicht, ich meine die Menſchen, wie ſie ihm nachhetzten, — hätten ſie ihn zurückgebracht! — Ich hätte ſchrein mögen: Arnold, komm .... Sie kann vor Bewegung nicht weiter ſprechen.

Lachmann: Das wär alles doch gar nicht ſchlimm geworden. Das bißchen Revolverſpielerei ....

Michaline: Das Mädchen. Die Schmach. Der Vater. Die Mutter. Und ſicherlich auch vor den Folgen die Angſt. Er gab ſich wer weiß wie alt und blaſiert und war noch, wenn man ihn kannte wie ich, im Grunde ganz unerfahren und kindiſch. — Ich wußte ja, daß er die Waffe trug.

Lachmann: Er hat ſie mir auch ſchon in München gezeigt.

Michaline: Ja, weil er ſich überall eben verfolgt glaubte. Er ſah eben nichts als Feinde ringsum. Und ließ ſich das auch abſolut nicht ausreden. Das iſt alles nur Tünche, ſagte er ſtets. Sie verſtecken nur alle die Klauen und Pranken, und wenn Du nicht acht gibſt, biſt Du 'rum. —

Lachmann: Es iſt auch nicht ohne. Es iſt auch 'was dran. In gewiſſen Momenten fühlt man ſo 'was. Er hat ja auch ſicher viel durchgemacht in bezug auf Rohheiten mancher Art. Und wenn man ſich das vergegenwärtigt: Von ſich aus hatte er wohl da recht.

Michaline: Man hätte ſich mehr um ihn kümm
müſſen. Aber Arnold war nur gleich immer ſo ſchr
Und wenn man's auch noch ſo gut mit ihm meinte:
ſtieß einen mit beſtem Willen zurück.

Lachmann: Was hat er denn Deinem Vater
ſchrieben?

Michaline: Papa hat den Brief noch niemand
zeigt. — —

Lachmann: Mir hat er davon 'was angedeutet. N
angedeutet, nichts Rechtes geſagt. Er ſprach übrigens
nicht bitter davon. — Ich glaube, es hat ſo 'was dri
geſtanden wie: er ertrage das Leben nicht. Er ſei d
Leben nun 'mal nicht gewachſen.

Michaline: Warum hat er ſich nicht auf Vater
ſtützt! Gewiß, er iſt hart. Aber wer da nicht durchdrin
das Gütige, Menſchliche da nicht durchfühlt, an dem
irgend etwas defekt. Ich, ſiehſt Du, als Weib, ich h
es gekonnt. Wieviel ſchwerer war es für mich, als
Arnold. Um Arnolds Vertrauen hat Vater gebuhlt. I
mußte um Vaters Vertrauen ringen. Furchtbar wah
haftig iſt Vater, ſonſt nichts. Mich hat er da ſtärker a
Arnold getroffen, und Arnold war Mann. Ich ertr
es auch.

Lachmann: Dein Vater könnte mein Beichtiger ſein –

Michaline: Er hat ja auch Ähnliches durchgekämp

Lachmann: Das fühlt man.

Michaline: Ja, und ich weiß es genau. Und er hä
auch Arnold ganz ſicher verſtanden.

Lachmann: Aber wer, wer weiß das erlöſende Wort?!

Michaline: Nun ſiehſt Du, Lachmann, wie das ſo geht: Unſere Mutter ſteht Vater innerlich fern, aber wenn ſie mit Arnold irgendwas hatte, da wurde ſofort mit Vater gedroht. Auf dieſe Weiſe .... Was hat ſie bewirkt? .... oder wenigſtens leider fördern helfen? —

Kramer kommt wieder.

Kramer hängt ſeinen Schal auf: Da bin ich wieder! — Was macht die Mama?

Michaline: Sie möchte, Du ſollteſt Dich nicht überanſtrengen. Schläfſt Du heut nacht bei uns oder nicht?

Kramer, indem er Kondolenzkarten auf dem Tiſch zuſammenlieſt: Nein, Michaline. Doch wenn Du nach Haus gehſt, nimm der Mama dieſe Karten mit. Zu Lachmann: Sehn Sie, er hat doch auch Freunde gehabt, wir haben das bloß eben nicht ſo gewußt.

Michaline: In der Wohnung war auch viel Beſuch unter Tags.

Kramer: Ich wünſchte, die Leute ließen das, aber wenn ſie doch meinen, 'was Gutes zu tun, ſo darf man ſie freilich nicht dran verhindern. — Du willſt wieder gehn?

Michaline: Ich muß. — Dieſe ſchrecklichen Scherereien und Umſtände!

Kramer: Das darf uns jetzt alles durchaus nicht verdrießen. Die Stunde fordert das Letzte von uns.

Michaline: Adieu, Papa.

Kramer, ſie ein wenig feſthaltend: Leb' wohl, gutes Kind!

Dich verdrießt's ja auch nicht. Du biſt wohl die nü
ternſte von uns allen! — Nein, nein, Michaline, ſo me
ich das nicht. Du haſt einen kühlen, geſunden Kopf. U
ihr Herz iſt ſo warm wie irgend eins, Lachmann. Micha
weint ſtärker. Aber höre: Bewähre Dich nun auch, Ki
Nun müſſen wir zeigen, wie weit wir Stich halten.

Michaline faßt ſich reſolut, drückt ihm die Hand und
nach auch Lachmann, dann geht ſie.

Kramer: Lachmann, wir wollen die Lichte aufſteck
Machen Sie 'mal die Pakete auf. — Sich ſelber der Ar
unterziehend: Leid, Leid, Leid, Leid! Schmecken Sie, was
dem Worte liegt? — Sehn Se, das iſt mit den Wor
ſo: ſie werden auch nur zuzeiten lebendig, im Alltagsle
bleiben ſie tot. Er reicht Lachmann einen Leuchter, auf den er
Licht geſteckt. So. Tragen Sie's meinem Jungen hine
Lachmann begibt ſich mit dem Leuchter in den verhangenen
des Raumes. Kramer nun allein vor dem Vorhang, ſpricht
weiter: — Wenn erſt das Große ins Leben tritt, hör'n S
dann iſt alles Kleine wie weggefegt. Das Kleine tren
das Große, das eint, ſehn Se. Das heißt, man muß
geartet ſein. Der Tod iſt immer das Große, hör'n S
der Tod und die Liebe, ſehn Se 'mal an. Lachmann kom
wieder nach vorn. Ich bin unten beim Herrn Direktor
weſen, ich habe dem Manne die Wahrheit geſagt, u
weshalb ſollt ich denn lügen, hör'n Se?! Mir iſt jetzt durc
aus nicht danach zumute. Was geht mich die Welt
möcht ich bloß wiſſen! Er hat ſich ja auch drüber w
geſetzt. — — — Sehn Se, die Frauen, die wollen d

Der Paſtor geht dann nicht mit ans Grab, und da hat's eben nicht ſeine Richtigkeit. Hör'n Se, mir iſt das ganz nebenſächlich. Gott iſt mir alles. Der Paſtor nichts. — Wiſſen Sie, was ich heut Morgen gemacht habe? Lieblingswünſche zu Grabe gebracht. Still, ſtille für mich. Ganz ſtille für mich, ſehn Se. Hör'n Se, das war ein langer Zug. Kleine und große, dick und dünn. Jetzt liegt alles da wie hingemäht, Lachmann.

Lachmann: Ich habe auch ſchon einen Freund verloren. Ich meine, durch einen freiwilligen Tod.

Kramer: Freiwillig, hör'n Se —? Wer weiß, wo das zutrifft! — Sehn Se ſich dieſe Skizzen 'mal an. *Er kramt in ſeinem Rock und zieht aus ſeiner Bruſttaſche ein Skizzenbuch, das er vor Lachmann aufſchlägt, nachdem er ihn ans Fenſter geführt hat, wo man beim Abendlicht noch zur Not ſehen kann.* — Da ſind ſeine Peiniger alle verſammelt. Sehn Se, da ſind ſie, ſo wie er ſie ſah. Und hör'n Se, Augen hat er gehabt. — Das iſt der wahrhaftige böſe Blick, aber 's iſt doch ein Blick! das will ich doch meinen. — — — Ich bin vielleicht nicht ſo zerſtört, als Sie denken, und nicht ſo troſtlos, wie mancher meint. — Der Tod, ſehn Se, weiſt ins Erhabne hinaus. Sehn Se, da wird man niedergebeugt. Doch was ſich herbeiläßt, uns niederzubeugen, iſt herrlich und ungeheuer zugleich. Das fühlen wir dann, das ſehen wir faſt, und hör'n Se, da wird man aus Leiden — groß. — — — Was iſt mir nicht alles geſtorben im Leben! Manch einer, Lachmann, der heute noch lebt. Warum bluten die Herzen und ſchlagen zugleich?

Das kommt, Lachmann, weil ſie lieben müſſen.
drängt ſich zur Einheit überall, und über uns lieg
der Fluch der Zerſtreuung. Wir wollen uns nicht
gleiten laſſen, und alles entgleitet doch, wie es komm

Lachmann: Ich hab' das ja auch ſchon er
bereits.

Kramer: Als Michaline mich weckte die Na
hab ich mich wohl recht erbärmlich gezeigt. Aber ſeh
ich hab es da gleich gewußt. — Und wie er dann
ſo liegen bleiben, das waren die bitterſten Stund
mich. In dieſer Stunde, wahrhaftigen Gott, Lach
war das nun Läuterung oder nicht? da hab ich mich
nicht wiedererkannt. Hör'n Se, da hab ich ſo bit
hadert: ich habe das ſelber von mir nicht gedacht.
habe gehöhnt und gewütet zu Gott. Hör'n Se, wir
uns ſelber nicht. Ich habe gelacht wie ein Fetiſchi
meinen Fetiſch zur Rede gefordert: Da war mir da
ein verteufelter Spaß, ein verteufelt nichtsnutziger
ſehn Se, Lachmann! ſehr henkerhaft billig und ſalzl
ſchlecht. — Sehn Se, ſo war ich. So bäumt i
auf. Dann .... bis ich ihn dann in der Nähe hie
da kehrte mir erſt die Beſinnung zurück. — — S
will einem erſt gar nicht in den Kopf. Nun ſitzt es.
lebt man ſchon wieder damit. Nun iſt er ſchon ba
Tage dahin. Ich war die Hülſe, dort liegt der
Hätten ſie doch die Hülſe genommen.

Michaline kommt, ohne anzuklopfen, leiſe herein. —

Michaline: — Papa, unten iſt Lieſe Bänſ

Schuldiener. Sie bringt einen Kranz.

Kramer: Wer?

Michaline: Lieſe Bänſch. Sie möchte Dich ſprechen. Soll ſie hereinkommen?

Kramer: Ich verdenk es ihr nicht und verwehr es ihr nicht. — Ich weiß nichts von Haß. Ich weiß nichts von Rache. Das erſcheint mir jetzt alles klein und gering.

Michaline ab.

— Sehn Se, es hat mich ja angepackt! Das iſt auch kein Wunder, hören Se 'mal an. — Da lebt man ſo hin: das muß alles ſo ſein! Man ſchlägt ſich mit kleinen Sachen herum, und hör'n Se, man nimmt ſie wer weiß wie wichtig, man macht ſich Sorgen, man ächzt und man klagt, und hör'n Se, dann kommt das mit einem Mal, wie 'n Adler, der in die Spatzen fährt. Hör'n Se, da heißt es: Poſto gefaßt! Aber ſehn Se, nun bin ich dafür auch entlaſſen, und was nun etwa noch vor mir liegt, da kann mich nichts freuen, da kann mich nichts ſchrecken, da gibt's keine Drehung mehr für mich! —

Lachmann: Soll ich vielleicht eine Flamme anſtecken?

Kramer zieht den Vorhang ganz auseinander. Im Hintergrunde des großen, ſchon faſt dunklen Ateliers iſt ein Toter, ganz mit Tüchern bedeckt, aufgebahrt: Sehn Se, da liegt einer Mutter Sohn! — Grauſame Beſtien ſind doch die Menſchen! — Durch die hohen Atelierfenſter links ſchwaches Abendrot. Ein Armleuchter mit brennenden Kerzen am Kopfende des Sarges. Kramer tritt wieder zum Tiſche vorn und gießt Wein in Gläſer. — Lachmann, kommen Sie, ſtärken Sie ſich. Hier iſt etwas Wein, da kann man ſich ſtärken. Trinken wir, Lachmann, opfern wir! ſtoßen wir ruhig mit'nander an! Und der dort liegt, das bin ich! das ſind Sie! das iſt eine große Majeſtät! was kann da der Paſtor noch hinzuſetzen. Sie trinken. Pauſe.

Lachmann: Ich habe vorhin einen Freund erwähnt, deſſen Mutter war eine Paſtorstochter, und daß da kein Geiſtlicher mit ging ans Grab, das nahm ſie ſich ganz beſonders zu Herzen. — Aber wie wir den Toten hinunterſenkten, da kam, ſozuſagen, der Geiſt über ſie, und da betete gleichſam Gott ſelber aus ihr .... Ich habe ſo niemals ſonſt beten gehört.

Michaline führt **Lieſe Bänſch**, die einfach und dunkel gekleidet iſt, herein. Beide Frauen bleiben gleich bei der Türe ſtehn. Lieſe hält das Taſchentuch vor den Mund.

Kramer, ſcheinbar ohne Lieſe zu bemerken, entzündet ein Streichholz und ſteckt Lichter an. Lachmann ſetzt dieſe Tätigkeit fort, bis zwei Armleuchter und etwa ſechs einzelne Lichter brennen: — Was haben die Gecken von dem da gewußt: Dieſe Stöcke und Klötze in Mannsgeſtalt!? Von dem und von mir und von unſren Schmerzen!? Sie haben ihn mir zu Tode gehetzt. Erſchlagen, Lachmann, wie ſo'n Hund. Das haben ſie, denn das kann ich wohl ſagen. — Und ſehn Se, was konnten ſie ihm denn tun? Nun alſo: Tretet doch her, ihr Herren! Immer ſeht ihn euch an und beleidigt ihn! Immer tretet herzu und verſucht, ob ihr's könnt! Hör'n Se, Lachmann: Das iſt nun vorbei! — Er nimmt ein ſeidenes Tuch vom Angeſicht des Toten. 's iſt gut wie er daliegt! 's iſt gut! 's iſt gut! — Im Scheine der Kerzen gewahrt man in der Nähe des Toten eine Staffelei, auf der gemalt worden iſt. An dieſe ſetzt ſich nun Kramer. Er fährt fort, unbeirrt, als ob außer ihm und Lachmann niemand zugegen wäre: Ich habe den Tag über hier geſeſſen, ich habe gezeichnet, ich habe gemalt, ich habe auch ſeine Maske gegoſſen. Dort liegt ſie, dort, in dem ſeidnen Tuch. Jetzt gibt er dem Größten der Großen nichts nach. Er deutet auf die Beethoven-Maske. Und will man das feſthalten, wird man zum Narren. Was jetzt auf ſeinem Geſichte liegt, das alles, Lachmann, hat in ihm gelegen. Das fühlt ich, das wußt ich, das kannt ich in ihm und konnte ihn doch nicht heben, den Schatz. Sehn Se, nun hat ihn der Tod gehoben. — Nun iſt alles voll Klarheit um ihn her, das geht von ihm aus, von dem Antlitz, Lachmann, und hör'n Se, ich buhle um dieſes Licht, wie ſo'n ſchwarzer, betrunkner Schmetterling. — Hör'n Se, man wird überhaupt ſo klein: Das ganze Leben lang war ich ſein Schulmeiſter. Ich habe den Jungen malträtiert, und nun iſt er mir ſo ins Erhabne gewachſen. — — — Ich hab' dieſe Pflanze vielleicht erſtickt. Vielleicht hab ich ihm ſeine Sonne verſtellt: dann wär er in meinem Schatten verſchmachtet. Aber ſehn Se, Lachmann, er nahm mich nicht an, und wenn ihm vielleicht der Freund gefehlt hat .... Ich, Lachmann, durfte der Freund nicht ſein. — Als damals das Mädchen bei mir war, da hab ich .... da hab ich mein Beſtes verſucht. Doch da kriegte das Böſe in ihm Gewalt, und wenn das Böſe in ihm Gewalt kriegte — da tat es ihm wohl, mir wehe zu tun. Reue? Reue kenne ich nicht! Aber ich bin zuſammengeſchrumpft. Ich bin ganz erbärmlich vor ihm geworde Ich ſehe zu dieſem Jungen hinauf, als wenn es mei älteſter Ahnherr wäre!

Lieſe Bänſch wird von Michaline herangeführt, ſie legt ihren Kra zu den Füßen des Toten nieder, Kramer blickt auf und ihr gera ins Geſicht.

Lieſe Bänſch: Herr Kramer, ich, ich, ich .... J .... ich bin ja ſo unglücklich. Die Leute — zeigen — m Fingern auf mich .... Pauſe.

Kramer, halb für ſich: Wo ſitzt das nun, was ſo töd lich iſt? Und doch, wer das einmal erfährt und lebt, d behält einen Stachel davon im Handteller, und was auch anfaßt, ſo ſticht er ſich. — Aber gehn Sie nur getro nach Haus! Zwiſchen dem da und uns iſt Friede gewo den! Pauſe.

Michaline mit Lieſe Bänſch ab.

Kramer, verſonnen in den Anblick des Toten und in d Lichter: Die Lichter! Die Lichter! Wie ſeltſam das iſ Ich habe ſchon manches Licht verbrannt! Schon manche Lichtes Flamme geſehn, Lachmann. Aber hör'n Se: Da iſt ein andres Licht!! — Mach ich Sie etwa ängſtlic Lachmann?

Lachmann: Nein. Wovor ſollt ich denn ängſtli ſein?

Kramer, ſich erhebend: Es gibt ja Leute, die ängſtli ſind. Ich bin aber doch der Meinung, Lachmann, ma ſoll ſich nicht ängſten in der Welt. Die Liebe, ſagt ma iſt ſtark wie der Tod. Aber kehren Se getroſt den S 'mal um: Der Tod iſt auch mild wie die Liebe, Lachmann. — — — Hör'n Se, der Tod iſt verleumdet worden, das iſt der ärgſte Betrug in der Welt!! Der Tod iſt die mildeſte Form des Lebens: der ewigen Liebe Meiſterſtück. Er öffnet das große Atelierfenſter, leiſe Abendglocken. Froſtgeſchüttelt: Das große Leben ſind Fieberſchauer, bald kalt, bald heiß. Bald heiß, bald kalt! — — — Ihr tatet dasſelbe dem Gottesſohn! Ihr tut es ihm heut wie dazumal! So wie damals, wird er auch heut nicht ſterben! — — — Die Glocken ſprechen, hören Sie nicht? Sie erzählen's hinunter in die Straßen: Die Geſchichte von mir und meinem Sohn. Und daß keiner von uns ein Verlorner iſt! — Ganz deutlich verſteht man's, Wort für Wort. Heut iſt es geſchehen, heut iſt der Tag! — Die Glocke iſt mehr als die Kirche, Lachmann! Der Ruf zum Tiſche iſt mehr wie das Brot! —

Die Beethoven-Maske fällt ihm in die Augen, er nimmt ſie herab. Indem er ſie betrachtet, fährt er fort: Wo ſollen wir landen, wo treiben wir hin? Warum jauchzen wir manchmal ins Ungewiſſe. Wir Kleinen, im Ungeheuren verlaſſen? Als wenn wir wüßten, wohin es geht. So haſt du gejauchzt! — Und was haſt du gewußt? — Von irdiſchen Feſten iſt es nichts! — Der Himmel der Pfaffen iſt es nicht! Das iſt es nicht und jen's iſt es nicht, aber was ..... mit gen Himmel erhobenen Händen: was wird es wohl ſein am Ende???

Der Vorhang fällt.

Der rote Hahn

Tragikomödie

in vier Akten

Dramatis personae

Fielitz, Schuhmachermeiſter und Polizeiſpion. Hoher Fünfzig

Frau Fielitz, verwitwete Wolff, ſeine Frau. Ebenfalls geg
ſechzig Jahre

Leontine, ihre älteſte Tochter aus erſter Ehe, unverheiratet, he
in den zwanziger Jahren

Schmarowsky, Bauführer

Langheinrich, Schmiedemeiſter. Dreißig Jahre alt

Rauchhaupt, preußiſcher Gendarm außer Dienſt

Guſtav, ſein älteſter Sohn, imbezil, blödſinnig

Mieze	**Lieschen**	ſeine Töchter
Lotte	**Mariechen**	
Trude	**Tienchen**	
Lenchen	**Hannchen**	

Dr. Boxer, kräftiger Mann von ſechunddreißig Jahren, Arzt, Ju

von Wehrhahn, Amtsvorſteher

Ede, Schmiedegeſelle bei Langheinrich

Glaſenapp, Amtsſchreiber

Schulze, Gendarm

Frau Schulze, ſeine Tante

Tſchache, Gendarm

Ein Feuerwehrmann

Ein Junge

Der Amtsdiener

Dorfleute

Ort des Geſchehens: Irgendwo um Berlin

Zeit: Kampf um die lex Heinze

Erſter Akt

Die Werkſtatt des Schuſters Fielitz. Ein blau getünchter, niedriger Raum. Rechts ein Fenſter. In der Mittel- und der Linkswand je eine Tür. Unter dem Fenſter rechts der Schuſtertritt: darauf einige Schuſterſchemel und das kleine Handwerkstiſchchen. Auf dieſem ein Geſtell mit drei gläſernen, mit Waſſer gefüllten Kugeln, zwiſchen denen ein Petroleumlämpchen, noch unangezündet, ſteht. In der Ecke links ein brauner Kachelofen mit Herd, Bank und allerhand Küchengerät ringsum.

Schuhmachermeiſter Fielitz hockt noch bei der Arbeit. Auf dem Tritt und in der Nähe herum liegen alte Schuhe und Stiefel jeder Größe aufgeſtapelt. Er iſt eben dabei, ein Stück Leder geſchmeidig zu hämmern. **Frau Fielitz**, verwitwete Wolff, hantiert nachdenklich mit einem mäßig großen Holzkiſtchen und einem Stearinlicht. Es iſt gegen Abend, Ende September.

Fielitz: Jeh man wech aus de Werkſtelle! Pack' Dir man!

Frau Fielitz, kurz wegwerfend: Wer werd ock noch komm'? 's is ja ieber ſechſe.

Fielitz: Jeh man wech aus de Werkſtelle mit Dein' Kram!

Frau Fielitz: Benimm Dich bloß nich aſo åſelstumm! Was is denn hier Beeſes, hå? an dem Kiſtel? Aſo a Holzkiſtel is doch niſcht Beeſes.

Fielitz, verboſt weiter ſchuſternd: J, is et vielleicht wat Jutet, wat?

Frau Fielitz, weiter nachdenklich, halb ſcherzhaft: Bis hierher kommen de Hubelſpäne ... Dann tun ſe hier mittenrein a Licht machen ...

Fielitz: Mutter, Du biſt mir 'n bisken zu klug! Wenn det ſo weiter jeht mit de Klugheet, denn ſeh ick mir noch 'mal in Pletzenſee.

Frau Fielitz, barſch: Du kannſt woll o gar kee biſſel ni uffpaſſen! Du magſt a wing her'n, wenn ma mit Dir red't. Aſo 'was verintreſſiert een' doch!

Fielitz: Ick verintreſſier' mir for meine Stiebeln, for wat anders verintreſſier ick mir nich.

Frau Fielitz: Na da! o jemerſch! Das wär' woll ni gutt. Da mißten mir alle mit'nander verhungern. Mit der Flickſchuſterei, das wär aſo 'was! — Hier ſtellen ſe's Licht 'nein. — Haſte verſtanden?! — Das Kiſtel hier is ock nich groß genug. Das wär ſo a Kiſtel, das dorte ſteht. Mir wer'n de Kinderſchuh amal rausſchmeißen. Sie kippt eine Kiſte mit Kinderſchuhen um.

Fielitz, erſchrocken: Mach' Du bloß keen Unſinn! verſtehſte mich!

Frau Fielitz: Und wenn ſe das Licht nu han angezind't — ... da ſtellt ma's ſo mitten nei eis Kiſtel, natierlich aſo, daß der Deckel nich anbrennt. Dann ſetzt ma's ſtockſtille 'nuff uff a Boden — das hat doch Grabow ni anderſch gemacht! — ſo mitten ins alte Gerimpel nein, dann reiſt eens geruhig nach Berlin, und wenn ma' zurickkommt ...

Fielitz: Pſt! 's kommt eens. Pſt!

Frau Fielitz: Und da ſoll een' der Teifel amal 'was nachweiſen! Längeres Stillſchweigen.

Fielitz: Wenn det man bloß allens ſo einfach wär'!

Det jeht woll ſo einfach, wie Du Dir det denkſt? Da miſſen man erſtlich hier Luftlöcher rin. Natierlich der Pfriem —: det muß ſchon 'n Bohr' ſind. Det muß doch Zuch hab'n, wenn et ſoll anjehn. Wenn et keen Zuch hat, erſtickt et doch! Det Feuer muß Zuch hab'n, ſonſt brennt et nich. Hier muß eener beijehn, der wat von verſteht.

Frau Fielitz: Na, Aler, das wär' doch a Leichtes fer Dich!

Fielitz, *in zunehmendem Eifer, ſich vergeſſend:* Hier muß 'n Zuch ſind — und hier muß'n Zuch ſind! Und alles janz akkurat abjepaßt. Und Hobelſpäne und Lumpen rin. Und richtig Petroljum mang jejoſſen. — Det is mir doch allens niſcht Neies, Mutter! Ick war ja ſechs Jahre uff Wanderſchaft!

Frau Fielitz: Nu ebens! das meen ich doch ebens ooch.

Fielitz: Det jeht mit Schwamm und det jeht mit Strippe, man feſte rin in Salpeter jeſtippt. Det mach ick mit Brennjläſer, ſag ick Dir! Uff zwanzig Schritte Entfernung jeht det! — Is allens ſchon dajeweſen, Mutter. Mir allens niſcht Neies. Kenn ick doch!

Frau Fielitz: Grabow hat wieder uffgebaut. Hätt a ſich halt kee Herze gefaßt, da läg a halt längſt uff der Straße draußen.

Fielitz: Ja, wem erſt ma't Waſſer bis hierher ſteht, ick meene: bis oben an Halſe ruff, denn mag det ja woll ooch'n ander Ding ſind.

Frau Fielitz: Mancher verpaßt's ooch, bis a verſauft.

Die Hausſchelle bimmelt.

Fielitz: Stell wech de Kiſte! Jeh und mach' u
Amtsvorſteher von Wehrhahn tritt ein. Dicker Düffel
Schaftſtiefel, Pelzmütze.

von Wehrhahn: 'n Abend, Fielitz. Was m
die Stiebeln?

Fielitz: Janz fix und fertig, Herr Amtsvorſteher.

Frau Fielitz: Da mach' ock a eenziges biſſel Lich
de der Herr von Wehrhahn und ſieht 'was.

von Wehrhahn: Na, was hat ſich, was tu
Mutter Wolffen?

Frau Fielitz: Ich bin keene Mutter Wolffen ni

von Wehrhahn: Sie is woll ſehr ſtolz jeworden,
Was, Fielitz, ſie trägt woll ſehr hoch 'n Kopp?
woll ſehr in de Krone jeſtiegen?

Frau Fielitz: Na, her'n Se ock, was denn? das
Heiraten? Ich hätte als Witfrau viel ſcheener geleb

Fielitz, der die Leiſten aus von Wehrhahns Stiefeln gen
hat: Denn wärſte man ruhig jeblieben Witfrau!

Frau Fielitz: Hätt ich ehnder gewußt, was
a Kerl biſt, da hätt ich's woll ni aſo eilig gehabt.
alen, krumpbeenigen Kracher wie Dich, den hätt ich
alle Tage beſehn.

von Wehrhahn: Na ſachte, ſachte!

Fielitz: J, laſſen Se man! Mit faſt kriechender
würfigkeit: Wenn Se ſo jut wollten ſind, Herr Vor
und gnädigſt den rechten ma' 'runterziehn. Erlaube
man: ick mache det ſchon. So. Wenn Se nu woll
jütig ſind, den Fuß 'ma ſtellen hier uff de Kiſte.

Frau Fielitz, mit der brennenden Lampe: Wie geht's denn der gnädigen Frau, Herr Baron?

von Wehrhahn: Ich danke, es jeht ihr ja ſonſt janz jut. Sie jammert bloß immer nach Mutter Wolffen ...

Frau Fielitz: Nee, ſehn Se, das geht Ihn' auch wirklich ni mehr. Ich hab' Ihn' gutt dreißig Jahre gewaſchen. Da kann ma's woll ſatt kriegen, ſehn S' amal an. Ich will Ihn' amal meine Beene zeigen: da ſtehn Ihn' de Adern 'raus, wie meine Fauſt. Das kommt von dem ewigen Stehn am Waſchfaſſe! Und Froſtbeulen hab ich Ihn' ieberall, und Reißmatichtig ei ſämtlichen Gliedmaßen. Das nimmt gar kee Ende mit Dokteriern! Ich muß mich reen ganz in Wolle einpacken, und derbeine da frier ich a ganzen Tag.

von Wehrhahn: Jewiß, Frau Wolffen, ich glaub's Ihnen ſchon.

Frau Fielitz: Ja frieher, da nahm ich's mit jedem uf. Da hatt ich Ihn' ane Konſtruktion, da konnte der Zehnte erſcht mit mir mitmachen. Aber heute ... o je! Da ſieht's anderſcher aus.

Fielitz: Schrei man noch'n bisken lauter, wenn't jeht.

von Wehrhahn: ... Ich kann's Ihnen jar nich verdenken, Frau Fielitz. Wer ſo jearbeitet hat wie Sie, der mag ſich jetroſt mal die Ruhe jönn'.

Frau Fielitz: I, na! Wer weeß och. Das läßt ſich noch halten. Ma' hat ja ſei Auskommen. Immerzu. Gibt Fielitz ein freundſchaftliches Kopfſtück. Er macht ja derwegen jetzt o ſeine Sache. Mir ſein, mecht' ma' ſprechen, keens ni faul. Aber, wenn ma' ock ebens und wär' geſund! Uff a Sonnabend muß ich ſchonn wieder zum Doktor. Da tutt a mich immer jelektriſieren — aſo mit der Jelektriſiermaſchine. Ich kann ja niſcht ſagen, 's ſchlägt mir ja an. Aber erſchtlich immer das 'nei nach Berlin fahrn — und eemal jelektriſieren fünf Mark. Da weeß ma' ooch manchmal gar nich, wo hernehm'n.

Fielitz: Stopp' Du bloß de Dokterſch Jeld in Hals!

von Wehrhahn tritt auf mit dem neuen Stiefel am Fuß: Wir werden alle nich jünger, Frau Fielitz. Ich ſpüre das auch janz jewaltig bereits. Naturjeſetz! Nich jejen anzuſchwimmen! Da heißt es janz einfach: 'ran an' Baß. — Und übrigens haben Sie jar nich zu klagen. Ich hab' ja vorhin eben wieder jehört ... der Schwiejerſohn hat ja ſehr jut beſtanden. Na alſo! Jeht ja doch alles nach Wunſch.

Frau Fielitz: Nu freilich, das hat een ooch wirklich gefreut. Erſchtlich wird a ſich jetzo viel beſſer kenn' forthelfen, nu a doch ſo 'was wie Bauführer is, und dann o ... a hat ſich's o ſonſte verdient. — Was der ſer an Kindheet hat durchgemacht! Nu da! Mir is o ni ſehr gut gegang'n, aber ſo an Vater und ſo a Weib ...

von Wehrhahn: Schmarowski is'n jediej'ner Menſch. Um Schmarowski is mir nie bange jeweſen. Da hat Ihre Adelheid Jlück jemacht! — Sehn Sie, ich hab's Ihnen damals jeſagt! — Sie kamen doch damals zu mir jelaufen, als die Sache beinahe in die Brüche jing, und ich hab' Sie an Paſtor Friederici jewieſen: — da können Sie ſehn, was Seelſorje is. 'n junger Mann is'n junger

Mann, und wenn er ſich chriſtlich und ord'ntlich hält, deswejen kann er ſich auch 'mal verjeſſen. Naturjemäß jreift dann der Seelſorjer ein.

Frau Fielitz: Nee, nee, ja, ja, da wer'n Se ſchonn recht hab'n. Das vergeß ich Ihn' ooch'n Herr Paſter ni! — Wo Schmarowski das Mädel tat ſitzen laſſen, die hätte ſich heilig's Leben genommen!

von Wehrhahn: Da hätten wir jleich 'mal 'n Beiſpiel, Frau Fielitz, wenn Kirche und Paſtor am Orte iſt. Das Jotteshaus, was wir jemeinſam jebaut haben, hat heute ſchon manchen Sejen jebracht. Ju'n Abend alſo, leben Sie wohl. — Ja, was ich noch ſagen wollte, Fielitz: die Flottenverſammlung iſt Montag früh. Sie werden doch ſicher zujejen ſein?

Frau Fielitz: Natürlich kommt a.

Fielitz: Nu janz jewiß.

von Wehrhahn: Ich kann Sie auch nicht entbehren, Fielitz. Komm' Sie 'mal Sonntag noch 'mal bei mir 'ran. Wichtig iſt, daß wir uns vorher verſtändigen. Ich bringe jewiſſe Punkte vor .... jewiſſe markante Punkte, Fielitz, da müſſen wir kräftig zuſammenjehn. Ju'n Abend alſo! Verjeſſen Sie nich — 'ne ſtarke Flotte müſſen wir haben!

Fielitz: Det jeht ooch ohne 'ne Flotte nich!

von Wehrhahn ab.

Fielitz: Nimm man det Licht 'raus! Sei man ſo jut!

Frau Fielitz: Aſo a Haſe wie Du biſt, Anton! Du biſt ſchonn a richtiger Haſenfuß. Sie nimmt das Licht aus dem Kiſtchen. Faſt im gleichen Augenblick öffnet Rauchhaupt Tür und guckt herein.

Rauchhaupt: Juten Abend, Meeſter! Stür ick o nich?

Fielitz: — — — — — —

Frau Fielitz: Ach — J! Immer 'rei ei a deutſc Bund.

Rauchhaupt: Is denn Schmied Langheinrich n nich da?

Frau Fielitz: Wollt a'n komm'? Nee, a is n nich hier.

Rauchhaupt: Mir hatten uns extra herbeſtellt. — hab ooch det Jrabkreuze mitjebracht. He, Juſtav! Br et man rin, det Dinges. Guſtav bringt ein ſchmiedeeiſe Grabkreuz mit Inſchrift herein. Stell' et man uff det Kiſtc hier druff.

Fielitz, ſchnell: Nee, laß man, Eduachd, det zerbric

Rauchhaupt: Denn lehn' et man immer jejen Wand.

Frau Fielitz: Da ſeid Ihr nu endlich fertig dermi Ruft zur Tür hinaus: Leontine! Kannſt amal 'runter kom

Rauchhaupt: Jck habe man e'ens zuviel anderſc tun. Jck baue doch wieder 'n neies Jlashaus.

Frau Fielitz: Schonn wieder a neies? Da h doch vond uf. Sie ſein ooch der reene Maulwurf, Ra haupt. Was der Mann aſo ei der Erde wihlt!

Rauchhaupt: Da is auch'm Menſchen am wohl Meeſtern. Mir ſind ja doch alle aus Erde jemacht, wer'n ja auch alle wieder zu Erde. Warum ſoll ma' da nich in der Erde 'rumwihl'n? Riecht in die Schnupftabakdoſe, die Fielitz ihm hinhält Det is ooch man Erdjeruch, Meeſter Fielitz, det riecht wie friſche Erde ſo jut.

Leontine, Schere umgehangen, Fingerhut auf dem Finger, kommt herein.

Leontine: Hie bin ick, Mama. Wat ſoll ick denn nu?

Frau Fielitz: A bringt Papa ſein'n Zephitaph.

Leontine und Frau Fielitz betrachten das Grabkreuz gedankenvoll.

Frau Fielitz: Steck' m'r amal das Licht an, Mädel. Sie übergibt ihr das Talglicht, womit ſie bisher experimentiert hat. Mir woll'n uns amal de Schrift ſtudier'n.

Rauchhaupt: — Ick habe da ſehr drieber rumjedoktert. Nu is et mir aber zu Dank jewor'n. Heut kenn' Se'n Kirchhof dreimal abſuchen, det is Ihn' de ſcheenſte Jrabſchrift is det. Dadrieber hab ick mir ſelbſt ieberzeugt.

Er nimmt auf dem Schuſtertritt Platz und füllt ſich die Naſe neuerdings mit Schnupftabak. Frau Fielitz leuchtet und buchſtabiert.

Frau Fielitz: Hier ruht in ....

Leontine, weiterleſend: In Jott.

Rauchhaupt: Ja, et heeßt in Jott. Ick wollte erſt lieber ſchreiben: in Herrn, aber ſehn Se, — det kann heute jeder ſind.

Frau Fielitz lieſt weiter, mit zittriger Stimme: Hier ruht in Gott der unverjeßliche Zimmermann ... losheulend: Ach nee, das war Ihn' ... das is Ihn' zu ſchrecklich! Das war Ihn' der beſte Mann von der Welt! Aſo een' wie der war, das kenn' Se mer gleben, aſo eenen gibt's heute gar nich mehr.

Leontine lieſt weiter: . . . der unverjeßliche Zimmermann Herr Julian Wolff . . . Flennen.

Fielitz: — Na laßt et man jut ſind, verſteht a woll? Von det Flennen da ſteht keen Teter nich uff. Gibt Rauchhaupt die Schnapsflaſche. Hier, Eduachd, ſtärk' Dir! Nutzt allens niſcht! Er ſteht auf und klopft die blaue Schürze ab, wie jemand, der ſein Tagewerk beſchließt.

Rauchhaupt, mit der Flaſche weiſend: Det Versken hier ha' ick nu ſelber jemacht. Ich will et man vorſprechen, horcht man zu:

In Herzen ſind wir alle Sünder,

'n jeder kann det noch lange nich! —

In Herzen ſind wir alle Sünder,
Der Bettler, wie der Prinz nicht minder.
Doch dieſes Mannes Herze war
Unſchuldig und wie Waſſer klar.

Die Frauen weinen ſtärker. Er fährt fort: Det mußt ick mit Kremſerweiß ieberjehn, und det hier, det „Jott", det is preußiſch blau. Er trinkt. Schmied Langheinrich kommt.

Langheinrich, immer begehrlich Leontinen ins Auge faſſend: Nu ſage man, Rauchhaupt, Menſchenskind, ick ſuch' Dir ja ſeit 'ne halbe Stunde! Ick denke, ick ſoll Dir abhol'n, Quatſchkopp. — Na, is et denn nu zur Zufriedenheit?

Frau Fielitz: Ach, laßt mich doch alle mit'nander in Frieden! Wenn ma' erſt amal ſo an Mann verliert, wie ſoll man hernach mit euch Sch . . . . kerlen auskomm'!

Fielitz: Komm, Ladewich, zieh Dir 'mal 'ran 'n Schemel. Laß ſe man erſt zu Verſtande komm'.

Langheinrich, pfiffig und luſtig: Ja, ja, det ha' ick och immer jeſagt: det Sterben, det hat der Deibel erfunden.

Frau Fielitz: Wir war'n ieber zwanzig Jahre verheirat'. Aber auch ni nich a eenziges beeſes Wort. Und wie der reelle war, bis uf a Fennig! Der hätte keen' nich um an Fennig gebracht. Und nüchtern! Der kannte erſcht gar erſcht keen Schnaps. A ſah'n nich an, man konnt'en dreiſt hinſtell'n. Und wie der die Kinder derzogen hat! Ihr denkt bloß ans Karteſpiel'n und Schnapsſaufen …

Leontine: Juſtav pläkt mir die Zunge 'raus.

Rauchhaupt bekommt einen Schuſterleiſten zu faſſen und ſtürzt jähzornig auf Guſtav zu, der Leontinen Grimaſſen geſchnitten und die Zunge herausgeſteckt hat: Kanaille! Dir hau ick 'n Schädel ein! — Det Schindluder bringt mir noch in die Jrube. Ick ärgre mir noch 'mal 'n Dod an 'n Hals.

Langheinrich: Det arme Luder verſteht et ja nich.

Rauchhaupt: Wenn doch det Schindaas krepierte, verfluchte! Sonſt were ick noch mal ſo fuchsdeibelswild, ick verjreif' mir noch 'mal an't eijne Fleiſch.

Fielitz: Ick tät ihm doch interminieren uf Dalldorf, denn biſte den Aerjer doch los, akkurat. Soll ick Dir machen 'ne Einjabe, wat?

Rauchhaupt: Verſteh ick mir etwa nich uf Einjaben?

Da heeßt et: er is nich jemeinjefährlich. — Det is allens Dalldorf, die janze Welt! — Det er Klamottziegeln nach mir ſchmeißt, det er Schlöſſer ausſchraubt und Hausſchlüſſel ſtehlen dut, det halten ſe nich fer jemeinjefährlich. Ooch det er und frißt mir die Tulpenzwiebeln, det halten ſe allens nich daſer. Da kann ick man immer ſehn, wo ick bleibe.

Frau Fielitz: Wie is'n das neilich bei Grabown gewor'n? Wie neilich der „preuß'ſche Adler" abbrannte?

Langheinrich: J, Jrabow, der hat et netig jehat. Keen Juſtav hat det nich anjeſtochen. Da hat der keen Juſtav zu nich jebraucht.

Frau Fielitz: 's heeßt doch, a gokelt immer mit Streichhölzern.

Rauchhaupt: Juſtav? Jokeln? Na immerzu. Wo der man 'n Zindhelzken ufſtöbern dut, denn is ooch 't Malheur ſchon ſo jut wie fertig. Ick brauche doch Decken zu meine Treibhäuſer, da ha' ick mir doch ſo'n Schuppen jebaut. Da ha' ick det Stroh alſo unterjebracht. Na, ſiehſte woll! wat ick Jhn' ſage, Meeſtern: det hat mir der Schweinhund abjebrannt. Et war hellichter Dag, da hat's keener jemerkt, und ick habe ja Planken um't janze Jrundſtück. Det kniſterte wech, det war man ſo'n Puff! — Aber Jrabow, der hat et alleene beſorjt.

Frau Fielitz: Aſo 'was tät ich doch anzeigen, Rauchhaupt! Ich meene, das mit dem Strohverbrenn'!

Rauchhaupt: Ick ſteh' mir mit Schandarm Schulzen nich. Det is meiſtens ſo mit de Kollegenſchaft. Jck habe mir emeritieren laſſen. Det jefällt ihm nich. Det paßt ihm woll nich. Na ja. Jewiß doch, 'et mag ja woll ſind. Doch det ick mein eijenes Jrundſtück habe, und det mir de Olle jeſtorben is. Jewiß doch, wo wär ick denn leujnen, wat? Et hat 'n par Daler abjeſetzt. Und det mir die Järtnerei wat einbringt .... det will er mir allens nich verjönn'. Denn heeßt et: Rauchhaupt, der hat et nich nötig. Laß der man ufpaſſen. Abjemacht.

Frau Fielitz: Fritze Grabow is doch fein 'raus jetzunder.

Langheinrich, *lebendig:* Det hat er mir zu verdanken all. Bloß det ick bald eklich bei rin wär' jeſchliddert. Weil det ick doch Spritzenmeeſter bin. Jck hatte zu meine Jungens jeſagt ... Jck weeß nich, war ick nu'n bißken beſtrampelt? Jck hatte mir ornd'lich eenen bezähmt. Die janze Jeſellſchaft war anjeroocht! — Jck ſage: Jungens' man feſte 'ran, det bloß keen Stein uf'n andern bleibt, denn kriegt Jrabow Abzüje ieber Abzüje, und denn nutzt ihm der janze Klieter niſcht. — Det hatt ick 'n bißken laut jeſchrien, und wie ick zwee Schritte rickwärts mache, da denk ick, mir ſoll 'n Affe raſieren: ſteht Schandarm Schulze und kiekt mir an. Proſt! ſag ick. Proſt, Herr Oberſcht-Wachtmeeſter! — Jrabow, der hatte ja Bier uffjelegt! — und denn war er jemietlich und trank mir zu.

Frau Fielitz: Jch weeß ni, daß da niſcht is 'rausgekomm'. Der is doch o gar kee biſſel geriſſen. Wie hat ock der das aſo angeſtellt?

Langheinrich: Fritze Jrabowm hat jedet jern.

Frau Fielitz: A kann doch reen ni bis uf drei zähl'n. Und außerdem hat a doch ſchwer'n gemußt.

Rauchhaupt: So 'n bißken ſchwer'n, det ſoll wat ſind? Det ſe uff alle Fälle Beſcheed wiſſen: ick meene man, Meeſtern! Wer weeß et denn? 'n jedet kann 'mal vor ſo wat jeſtellt ſind. Janz einfach abdrehn 'n Hoſenknopp, indem det man janz jeruhig ſchwer'n dut. Probieren S' et man, det jeht wie jeſchmiert. Lachen.

Frau Fielitz: A is wieder ſpaßig ufgelegt. Ich wer mer keen Hoſenknopp ni brauchen abdrehn. Aſo weit kann's ſchon nich komm' mit mir. — Wer kommt denn nu jetzt an de Reihe, Meeſter? 's wär' doch nu wieder mit ſachten Zeit. Es muß doch nu bald amal wieder ee's abbrenn'.

Langheinrich: Det kann bei dem und bei jenem ſind. Bei Strombergern ſieht et ſehr mulmich aus, dem rejnet et in de Wohnſtube rin. Na, ſcheen jut'n Abend! Spaß muß ſind.

Frau Fielitz: Wer ſoll denn nu hier mein' heeßen Grog trink'n?

Fielitz: Hierjeblieben!

Langheinrich: Nee, nee, ick muß fort. Er umfaßt Leontine, die ſich läſſig und mit ſchnödem Geſichtsausdruck aus ſeinem Arm dreht. Wenn Mutter mir unten nich pinken hört, denn komm ick zu Haus, denn ſchwimmt Ihn't Koppkiſſen.

Leontine: Det is ja bloß Eiferſucht, Mama.

Frau Fielitz: A is woll danach, die kann immer recht hab'n. Pack' Du Dich an Deine Arbeit ruff. — Wie jeht's d'n der Meeſtern?

Langheinrich: Schlecht. Wie ſoll't jehn?

Leontine: Du wirſt mir ſo lange hetzen, Mama, bis ick noch wer' de Schwindſucht kriejen.

Frau Fielitz: Vielleicht vo 'was andern, vom Schneidern ni. — Hab' dich ock pimplich, wie a Mann! —

Langheinrich, *die Fielitzen umfaſſend:* I, junge Frau, nich ſo kratzig ſind! Wo Jugend is, det will ſich ooch austoben. Und wenn't ooch man mit Schandarm Schulzen is! *Ab.*

Frau Fielitz: Was ſoll denn das wieder heeßen, hå?

Rauchhaupt: Meeſter! Meeſter! Ick ſchließe mir an. *Er ſteht auf, winkt Guſtav, der das Kreuz wieder aufnimmt.*

Frau Fielitz: Was rennt Ihr denn nu aſu plutze fert?

Rauchhaupt: Ick muß nu ooch jehn, de Arbeet totſchlagen. *Ab mit Guſtav.*

Frau Fielitz: Was huſt'n Du wieder mit Meeſter Langheinrich? Du ſtellſt Dich ja gar aſu dåmlich an.

Leontine: Jar niſcht. Er ſoll mir in Frieden laſſen.

Frau Fielitz: Das wird a o gutt und gerne dahier! Wenn Du Dich aſo rumgåhnen und rumrekeln tuſt, da wirſcht Du Dich gar weiter ni miſſen anſtreng'n: aſu eene braucht der woll ſicherlich nich.

Leontine: Er is ja verheirat'!

Frau Fielitz: I, luſſ ock! 's is gutt. Du haſt keen

Verſtand, weil De ebens zu tumm biſt. Du haſt a
und keen Mann ni derzune; Adelheid hat kee Kind un
Mann. *Leontine langſam ab.*

Frau Fielitz: Wenn die ſich an Sache a
tåt' wahrnehm' ... Langheinrich kann bale Wi
ſein! — —

Fielitz: Da kann ick mir ooch nich ſehr drieber erjö
det Schulze det Mächen ſo nachleſen dut.

Frau Fielitz, *kurz:* Ock ni mit'n Koppe durch
Wand! *Sie ſetzt ſich, nimmt aus einem Tiſchſchub ein Büche
und ſieht es durch.* Du haſt an Poſten. Na gutt. Wa
ni! Das is ni zu ändern, 's is wie's is. Da muß
ſich hitten von all'n Seiten. Laß Du bloß a Wachme
Schulze in Ruh! Haſte a Brief von Schmaro
geleſen?

Fielitz: J, Jott ja! det ſteht mir bis oben ruff.
håtte man eener ſoll'n det Jeld jeben, bloß halb det,
der ſo verbuttert hat! Aber nee: um mir hat ſich kee
jekümmert, uff Bauſchule hat mir keener jeſchickt.

Frau Fielitz: Ich mechte ei aller Welt amal wiſ
was Du immer mit Schmarowski haſt!

Fielitz: Nee, Du! Ick nich. Mich jeht er niſcht
Aber wenn Du det Maul bloß uffſperren duſt, denn
ick ... verwett ick zehn Stiefelſohl'n: denn kommt
immer Schmarowski 'raus.

Frau Fielitz: Hat a Dir 'was getan, hå? Nu?

Fielitz: Nee. Kennt ick nich ſagen! Wißt ick ni
Ick wollt et ihm ooch nich raten, Mutter. Bloß wenn

ihm ſehe, denn ſtick ick faſt. Hätt'ſt ihn man ſelber ſollen heiraten.

Frau Fielitz: Ock dreißig Jahr jünger. Gerne genug!

Fielitz: J, zieh doch bei Deine Tochter hin. Man zu! Immer zu doch! Bei Adelheid. Denn haben ſe Dir mang die Finger feſt, denn kannſte janz los werden Deine paar Jräten.

Frau Fielitz: Das is a ſtrebſamer Mann dahier, der braucht wahrhaftig uf mich nich zu warten! — Mit Euch is halt eemal keen Verwärtskomm'! Statts daß ſe ſich helfen . . . i ja doch! nu da! da hackt eener bloß uf a andern 'nei. — Schmarowski, das is a proweckter Kerl! An dem is kee 'nausgeſchmiſſnes Geld! Da is keene Angſt: der wird ſein' Weg machen. Aber wenn Du a wing 'was vom Leben verſtehn tätſt, da werd'ſt Du ooch wiſſen, was De machſt.

Fielitz: Ick?? Wie denn? Woſo denn? Woſo denn ick?

Frau Fielitz: Was hat mir der Mäuermeeſter geſagt? Ich ha'n amal beſoffen geſehn, 's war, wie ſe de Kirche gehoben hatten. Da ſagt a: Schmarowski, das is ein Hund! A weeß o, warum a das ſagen tutt. Der zeechnet ſe alle ei a Sack.

Fielitz: Na, laß er man zeechnen, immer zu.

Frau Fielitz: J, freilich! der werd immer ſitzen und zeechnen, und de Mäuermeeſter wer'n fett drvon.

Fielitz: Ick habe de Welt nich injericht'.

Frau Fielitz: Nee! Aber Du hältſt o de Welt ni uff.

Fielitz: Det will ick ooch nich.

Frau Fielitz: Du hältſt ſe ni uff, Fielitz! de Welt ni und mich ni. Abgemacht! *Sie hat das in leicht höhniſcher, halb verlegen lachender Weiſe geſagt und packt nun erregt ihr Büchelchen weg.*

Fielitz: Mutter, ick kann mir nich anders 'rausfinden: ick denke immer, et rappelt bei Dir.

Frau Fielitz: Da hat's woll bei Grabown gerappelt, was? Deshalb wohnt a ooch jetzt in am neuen Hauſe. — Ich winſchte, es tät amal rappeln bei Dir. Aber wenn Dich kee andrer nich rappelt, Fielitz, da bäckt Dir der Arſch an a Schemel feſt.

Fielitz, *mit Entſchiedenheit:* Mutter, ſchlag Dir det man aus'm Kopp. Ick ſag et dir janz im Juten, Mutter! Ick jebe da meine Hand nich zu. Denn warum? Ick weeß, was det uff ſich hat. Soll ick mir noch 'mal in ſo wat rinſtürzen? Zu ſo wat bin ick nich jung jenug.

Frau Fielitz: Ebens weil De a aler Kracher biſt, da ſollt'ſt De Der'ſch grade erſcht recht ieberleg'n. Wie lange werſcht Du noch machen dahier, Du bringſt doch ſchun heute niſcht Rechtes mehr uf. Was haſt Du an Wehrhahns Stiefeln gemurkſt! bald ieber zwee Wochen hat das gedauert ...

Fielitz: — Na, Mutter, lieje man nich zu doll ...

Frau Fielitz: Dei Schuſterier'n, das is fer de Katze! Ich bin niſcht meh wert, und Du biſt niſcht meh wert.

Aſo is Punktum! Ich tu' mich ni ausnehm'. Und wenn ma' ſich da keen'n Rickhalt ni ſchafft, da muß man zuletzte doch noch uf a Bettel. Da mag ma' ſich ſperr'n, aſu viel, wie ma' will.

Fielitz: — Mutter, mit Dir is et ſonderbar: det is wie ſo 'n Deibel, wenn et Dir packt. Erſt tunkt et ſo uff, Jott weeß, wo et herkommt. Denn is et da, und denn is et fort. Denn kommt et pletzlich mit eenmal wieder, und denn laßt et Dir aber ſchon jar nich mehr los. Ick ha' ooch ſchon ſchwere Kunden jekannt ha' ick, aber Mutter, denn, Mutter, kann ick Dir ſagen: denn ieberläuft et mir manchmal kalt.

Frau Fielitz hat das Buch wieder herausgenommen und ſich hinein vertieft: Was haſte Der nu hier derbeine gedacht? Mir ſein hier mit Siebentauſend verſichert.

Fielitz: Jedacht? Ick habe mir jar niſcht jedacht.

Frau Fielitz: Was hier a dem Hauſe dran is dahier, das is ebens der Grund und Boden, ſonſt niſcht.

Fielitz ſteht auf, zieht ſich den Rock an: Laß mir zufrieden, verſtehſte woll!

Frau Fielitz: Na, etwa nich? Na, nu her' aber uff. Das hab ich ernt noch frieher geſehn hier, da war'n mir erſcht lange noch gar ni verheirat'. Das hat mir Schmarowski ſchon zehnmal geſagt: das wär' hier a Platz fer a großes Haus. Und wer da Verſtand hat: 's is ooch nich anderſch! — Nu ſieh amal: drieben, da is de Ap'theke! A Stickel ſchrägieber links is de Poſt! A Sticke ruf is de Bäckerei: der hat ſich an ſcheenen Laden gebaut. Vier neie Villas ſein wieder entſtanden, und wenn mir amal jelektriſche Bahn kriegen, da ſein mir hier mitten im Zentrum dahier.

Fielitz, im Begriff zu gehen: Ju'n Abend!

Frau Fielitz: Willſte noch fortgehn heut?

Fielitz: Ja! Denn ick kann det nu nich mehr abhalt'n. — Hätt ick jewußt, wat Du for'n Menſch biſt ... ick habe Dir bloß nicht ſo jekannt ... denn ſollt ick mir det woll ieberlejt hebb'n. Det hätt ick mir fimfmal ieberlejt.

Frau Fielitz: Du? Was denn? Was hätt'ſt De Dir denn ieberlegt?

Fielitz: Soll ick mir laſſen zu ſo wat anſtiften ...

Frau Fielitz: Was denn? Was hätt'ſt Du Dir denn ieberlegt? Du haſt Dir eim Leben niſcht ieberlegt! Aſo a Eefaltspinſel wie Du ... ſo eener und ieberlegen dahier! Da mecht o a ſcheener Blechwitz 'rauskomm'.

Fielitz: Mutter, ick jebe Dir det zu bedenken ...

Frau Fielitz: Anſtiften! was denn? Wer ſtift' Dich denn an? — — Die ale Kaluppe wird amal abbrenn'. Die wird amal abbrenn', ſo oder ſo. 's wer' denn, ſe bricht uns noch vorher zuſamm'. Die quetſcht ſich doch zwiſchen a Häuſern 'nei, ma' muß ſich ja ſchämen, wenn ma' ſe anſieht.

Fielitz: Mutter, ick jebe Dir det zu bedenken ...

Frau Fielitz: J, mach', daß De bloß aus de Haustiere kommſt! Ich wer' ooch bald meine Sachen packen. Du kannſt ja zum Vorſteher rieber gehn. Meinswegen! Ich ha' Dich ja angeſtift'.

Fielitz: Mutter, ick jebe Dir det zu bedenken ... paß uff, det De Dir nich de Schnauze verbrennſt! Denn wenn ick und ick ...

Frau Fielitz macht Miene, ihn hinauszuſchieben: Immer 'naus! Immer geh! Immer fort mit Schaden! Je eher, je beſſer! Was willſte denn noch?

Fielitz, außer ſich: Mutter, ick hau' Dir 'n Ding iebern Dätz! — Willſt Du mir rausſchmeißen? Wat? Aus de Werkſtelle? Is det hier Deine Werkſtelle, wat? Ick wer' Dir lehren, wachte Du man!

Frau Fielitz: — — — Na, ich warte ja immer! Du kannſt ja losleg'n! Du werſcht m'r a ſolches Männdl, Du, Du! Immer komm! immer komm! immer faß D'r a Herze! Ich wer' m'r a Huſten juricke halt'n, ſonſte huſt ich Dich noch bis nei nach Berlin.

Fielitz, in ohnmächtiger Wut, ſchmeißt einen Stiefel gegen die Wand: Ick haue die janze Werkſtatt zuſamm'! Da ſchlag' doch det Donnerwetter rin! Dat ſoll doch jleich alles beim Deiwel jehn! Bin ick denn janz und jar verrückt? Behäng' mir mit ſo 'n Satan von Weibsbild und könnte det ſcheenſte Leben leben. Den erſten hat ſe in't Jrab jebracht, un nu bin ick der Schafskopp und liefre mir aus. Aber wachte man Du, det jeht nich ſo leicht: eher ſchmeiß ick Dir noch zum Tempel raus, eh det ick mir laß in die Pfanne hau'n, und laſſe mir janz jehörig abfind'n. Ick nich! Ick nich! Det merke Dir man.

Frau Fielitz: Na, gibb D'r bloß erſcht keene Miehe, Fielitz ...

Fielitz: Ick nich! ick nich! da verlaß Dir man druff! Mir kriegſte nich unter! Det merke Dir man.

Er hat ſich erſchöpft niedergeſetzt.

Frau Fielitz: — — Na, willſte ernt noch an Stiefel, hä? Sonſte: alte Stiefeln hat's ja genung. — Du haſt mich woll aus Verliebtheet geheirat?

Fielitz: Det mag Jott im Himmel wiſſen, warum!

Frau Fielitz: — Simlier' ock amal, da wird Dir'ſch ſchon einfall'n. Aus Mitleed verleichte? Wie? Oder nich? — Oder wär'ſch ernt mei Ausgeborgtes geweſen? — Na ſiehſte's! Ich globe, das werd's woll ſein. — Du kannſt vor mir hundert Jahre leben! — Das is ebens immer dieſelbe Sache: Ihr wißt's ebens nich, wer's gutt mit Euch meent. Das war mit Julian o nich viel anderſch. Und wenn's halt dem anach wär' gegang'n, da könnt ich heut freilich o niſcht nich derſpart hab'n. — Ma' meent's ebens viel zu gutt mit Euch.

Fielitz: Und denn ſoll ick jehn und een Streichholz nehm' und ſoll mir det Dach iebern Koppe anſteck'n?!

Frau Fielitz: Daß Du wirſcht bau'n miſſen, haſt Du gewußt. Das ha' ich mer o uff der Stelle geſagt, und bau'n kuſt Geld, das is ni zu ändern. Unſe paar Fennig lang'n da ni. — Wenn mir hier hätten a richt'ges Haus ſtehn... Schmarowski, dar wär' uns ees ufbaun! N he! Da kennten ſich alle mit'nander verſtecken. Du hätt'ſ Deinen ſcheenen Laden dahier. Ma' tät a paar hunder Taler reinſteck'n und verkooft'n ganz einfach unſe Fabrik ſchuh. Willſte noch Flickerei iebernehm', da ſetzte D' halt 'n Geſell'n hin, und wenn De willſt auch amal etwa a Stick mach'n, da haſte meinswegen Zeit genug.

Fielitz: Ick weeß nich! Mir jeht det iebern Verſtand. Ick denke, ick hab'n Stick Jeld in de Hand . . . ick denke, ick wer'n Stick Jeld in de Hand kriej'n! Det Lädeken anbaun, det is doch 'n Spaß! Det hab ick mir allens ſo ausjedacht! So mit die Rejale und allens und ſo! 'n Rejulator wollt ick mir hinhäng'n! — Nu ſitzte uf Deinem Jeldſacke druf, jrade wie ſo'n Zerberus.

Frau Fielitz: Das is ni ock, daß ma' das aſu hinſchmeißt! Das hat ma' ſich wohl ernt ſauer verdient.

Fielitz: — Ick habe doch aber ſchon wat uf'n Kerbholz. Soll ick denn wieder trill'n, wat?

Frau Fielitz: I, Fielitz, morgen is ooch noch a Tag. Ma' muß ooch ni alles gar aſo ernſt nehm'! Ich ha' ja ooch eeg'ntlich bloß Spaß gemacht. — Geh 'nieber zu Grabown, trink a Glas Bier! — A jedes ſoll halt zufrieden ſein! Und wenn Du keen Schubladen ni kannſt uffmachen, da mußte halt weiter murkſen dahier. Und wenn de kannſt nie keen Regulator ni koofen — a guttes Gewiſſen is ooch 'was wert.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Die Schmiede des Meiſters Langheinrich. Das kleine Haus trit ſchräg in die Dorfſtraße herein. Der überragende Fachwerkgiebe iſt durch hölzerne Träger geſtützt. Der untere, freie Raum bilde den Schmiedeplatz. Hier ſtehen Räder angelehnt, ein Pflug, Radreifen, Roheiſen uſw. Auch ſteht ein Amboß im Freien und mehrer Werkzeugſchemel. Hinter dem Haus hervor, ſchräg herein, das Geſtell eines Brettwagens. Das linke Vorderrad iſt abgenommen un die Achſe mit einer Winde gehoben. Durch das Tor zur Werkſtat ſieht man Schmiedefeuer und Blaſebalg. Der Schmiede gegenüber auf der linken Seite der Dorfſtraße, die ſich nach hinten in einer Wendung verliert, iſt ein Plankenzaun. Ein kleines, verſchloſſene Pförtchen führt auf die Straße. — Wolkiger Tag. Wind.

Dr. **Boxer**, in Schlapphut und leichtem Ueberzieher, ſtreckt einen Schmiedehammer. **Ede** hält ein Hufeiſen in der linken, einen kleinerer Hammer in der rechten Hand und ſchaut zu.

Ede zählt: ... zweeundzwanzig, dreiundzwanzig, vierundzwanzig und eens macht fünfundzwanzig und noch een macht ſechsundzwanzig. — Herr Jott noch ma', ſchon ee Loch weiter wie ich! Und ſiebenundzwanzig und achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig. Aller bonkör, Dokter Jut jemacht! Det macht woll de Seeluft?

Dr. **Boxer**: Kann ſchon ſein. Sie ſehn, ich hab's noc nicht ganz verlernt, Eduard.

Ede: J, weeß der Deibel! Det kreppt mir ſehr. N woll'n wir noch mit Jewichte probier'n. Jck ſtrecke bi anderthalb Zentner, Dokter. Sie ſtrecken doch anderthal Zentner nich?

Dr. **Boxer**: Weiß nicht. Kommt auf 'ne Probe an

Ede: Wat? Anderthalb Zentner woll'n Sie ſtrecken? Da mißten Sie ja 'n Herr Kules ſind. Det lern' Se doch uff de Schiffe nich: Sie ſind doch for Totendokter jereiſt, denk ick, und doch als keen Kettenſprenger nich! — Sie, ſehn Sie ma' dort det Männeken an, det dort bei Fielitzen rin in't Haus will. Det is Mutter Fielitzens Schwiejerſohn.

Dr. Boxer, ſchmunzelnd: Der ſieht ja wie 'n Konſiſtorialrat aus.

Ede: Jawolloch! det is Konzitorialrat Schmarowski. — Mumum, Kiekik! Die Olle is fort, mitſamt ihrem Hallelujaſchuſter. Da wird heute mit Pinke-Pinke niſcht ſind. Denn ſehn Se: der kommt und denn will der ooch Jeld hebb'n. Der is in Dalles, ſonſt kommt der nich!

Dr. Boxer: Die Fielitzleute ſind heut nach Berlin, ich hab' ſie heut morgen am Bahnhof getroffen. Der Schuſter iſt wohl 'n bißchen nich recht?

Ede: Woſo? Det is ufs Amt nich jemeld't. Det is all 'n ausjetragner Junge ... Nee! det der verrückt wär', wißt ick nich.

Dr. Boxer: Er ſchwatzte ſo blödes Zeug durcheinander und ſah mich beim Reden gar nicht an. — Kerl ſah aus wie's leibhaftige böſe Gewiſſen. 'n Gewiſſen hat der doch aber nicht.

Ede: Sie! Wo Se damals ſind rinjefallen, de Hausſuchung, wo ſe doch haben jemacht, da is Schuſter Fielitz mit mang jeweſen. Det Süppchen hat der Ihn' mit injebrockt. Die Schulzen guckt aus dem Giebelfenſter.

Schulzen: Ede!

Ede: Wat is?

Schulzen: Ob Meeſter Langheinrich noch nich da is?

Ede: Na janz natürlicherweiſe doch. *Die Schulzen verſchwindet vom Fenſter. Ede tritt unter den Giebel zurück.* Fix! Nehm' Se ma' eens den Hammer, Dokter, und machen Se ma' 'n bisken mit. Wenn Se noch ſo bei Kräften ſind, denn ſollten Se det doch ooch nich verlernt haben?

Dr. Boxer: Ich habe geſchloſſert auf Deubel komm raus, wenn mir auf dem Schiffe die Zeit manchmal lang wurde. Da hatt ich die ſchönſte Gelegenheit.

Ede: Dokter und Schloſſer und wat denn nu noch ... Wurſchtmacher ſind Se woll nich jeweſen?

Dr. Boxer: Ich habe ſogar auch 'mal Würſte gemacht.

Ede: Die hat aber jewiß keener freſſen jemocht?

Dr. Boxer: Das hätt ich auch keinem geraten, Eduard. 's war nämlich hauptſächlich Arſenik drin. Wir konnten uns gar nicht mehr helfen vor Ratten.

Ede, *im Begriff loszuhämmern:* Brrr! Vor ſo'n Salami bin ick nich. Nanu, Dokter, fix, ma' rin in't Jeſchäft. De Meeſtern muß denken, det zweee arbeeten, ſonſt nimmt det Fragen keen Ende nich.

Dr. Boxer: Wo iſt denn der Meiſter ſo früh ſchon hin?

Ede: Det is 'n Jeheimnis, ſehn Se ma' an! Det pfeifen de Spatzen uff de Dachrinne. — Dokter, bring' Se det Rad ma' 'ran. Da kenn' Se ſich jleich ma'n bisken verdient machen — ſo richtig ma um 'n preiß'ſchen Staat! nämlich der Brettwagen jehört'm Revierförſter. — Det kann Ihn ja woll nich ſchädlich ſind?

Dr. Boxer: Nee! Ueberhaupt: ich muß mich lieb Kind machen. Er rollt das Rad langſam, und es entgleitet ihm rückwärts.

Ede: So leichte jelingt Ihn det aber nich! Det weeß der Deiwel, die ſind nich verjeßlich. Er fängt das Rad auf. Halt, det de Jeſchichte nich rückwärts jeht: de Weltjeſchichte muß vorwärts, Dokter! Da ſtemm ick mir immer noch jejen an.

Dr. Boxer: Man bloß mit 'n Fingern vorſichtig ſein! Er nimmt ein Schurzfell um. Wird denn der Meiſter noch lange fortbleiben.

Ede pfeift: Det richt ſich janz nach de Schwierigkeit.

Dr. Boxer: Warum pfeifen Sie denn ſo bedeutungsvoll?

Ede: Meine elf Jeſchwiſter ſind muſikaliſch, woll'n S' et jlooben, bloß ick bin Schmied. Beide arbeiten eine kleine Weile an dem Rade herum, dann fährt Ede fort: Det wär keene ſchlechte Kamedie, Sie! Da kenn Se ma wat annoncieren, Dokter. Da kenn Se eens wat mit verdienen all. Det is richtig wat, ſo wat for Kinder is det! Sie ſind nun ſolange ſchon fort jeweſen, deswejen wiſſen Se nich ſo Beſcheid. Da kennt ick Ihn eens wat erzählen, Dokter, wat hier ſo bei Dage umjehn dut. — Kenn Se de jucht'ne Leontine?

Dr. Boxer: Bedaure ſehr lebhaft! Kenne ich nicht.

Ede: Wat? Und da woll'n Se hier aus 'n Ort ſind
Und kenn det jucht'ne Mächen nich? Det kann mit Ih
nich recht richtig ſind.

Dr. Boxer: Ach ſo, Leontine! die Tochter der Wolffer
Wegen der hab ich mal ſchauderhaft Prügel gekriegt.

Ede: Nu hätten Se ſollt vor zwee Stunden hier ſin
Da ſchlampte Ihn erſchtlich det Mächen vorbei. Ne
Erſcht Mutter und Vater ausjezogen... Noch janz jeje
ſieben in't Morjengrauen! Und denn Leontine um Uh
acht! umjekiekt und Haus abjeſchloſſen und nu immer hi
und her ſpaziert und jewart und jekratzt und Augen j
ſchmiſſen und zu juterletzt hier vorbeijejang. Der Meeſte
hui! Schätzken, wo jehſt Du hin? — Und denn nach 'n
Weile kam Schandarm Schulze und ſtiebelte hinter d
Juchtene her. — Denn wieder der Meeſter; Schurzfe
runter, und heidi wat haſte, nach wie 'n Hirſch: So wa
det. So hätten Se det kenn beobachten, det andre wir
nich zu beobachten ſind. Da kommt ja der Meeſter ſcho
anjewichſt. Er beginnt ſogleich eifrig zu arbeiten, tut, als wenn
den **Meiſter Langheinrich**, der friſch und eilig kommt, jetzt er
entdeckte. Endlich! Jut, det Se da ſind, Meeſter! Det reiſ
mit de Nachfrage jar nich ab. Hebben Se ſe noch jetroffen
Meeſter?

Langheinrich, kurz abweiſend: Wat denn?

Ede: Ick meene dem Omnibus.

Langheinrich: Schnauze! Ick habe Jeſchäfte jeha
— Nu ſoll mir doch eener 'n Dahler ſchenken, wenn d
hier nich Dokter Boxer is! Wie jeht's denn? Wie ſteht'

denn! Wat machen Se denn? Wieder in Hafen injeloofen? Nu ſind Se doch aber wech jeweſen, det miſſen doch reichlich drei Jahre ſind? Na ja. Det is ... ſo verjeht de Zeit.

Dr. Boxer: Ich will mich hier niederlaſſen, Langheinrich. Das heißt, ich habe die Abſicht, wenn's geht. Ich möcht es nu auch mal zu Hauſe verſuchen.

Langheinrich: Zu Hauſe is 's immer am beſten, jawoll! Zwar 't is eener hier, 'n Doktor, Herr Dokter! wir haben een, der toocht aber niſcht: Dem ſoll ja mal ſind wat bejegnet ſind mit ſo 'ne Ohrfeige oder dergleichen. Da ſoll er von tiefſinnig ſind jewor'n. Det is aber niſcht for de Patienten! Von ſo wat wird keen Kranker jeſund. Ick ſchicke zu Ihn, Dokter, wenn ma wat is.

Dr. Boxer: Die erſten zwölf Backzähne reiß ich umſonſt. Freu'n Sie ſich bloß, wenn Sie mich nicht brauchen.

Langheinrich: Heeßt et ... Jawoll ... meine Frau is krank. *Die Schulzen kommt haſtig aus dem Hauſe.*

Schulzen: Nu is et man jut, det Se da ſind, Meeſter. Her'n S' et? det Wimmern jeht immerzu.

Langheinrich: Dokter, nu werd ick Sie ma wat fragen: wiſſen Se niſcht jejen Eiferſucht? Seh'n Sie, ick habe wat Kleenet jekriegt. Ick freu mir damit ooch, ſonſt müßt ick et liejen. Warum denn? ick wer ja woll ehrlich ſind. Det Weib is nu krank. Nu kann ſe nich uffſtehn, und ick ſoll nu ooch nich von de Bettkante fort. Denn ſchreit ſe, denn ſchimpft ſe, denn macht ſe mir

Vorwürfe. Manchmal weeß ick wahrhaftig nich mehr, wohin.

Schulzen: Ach, Meeſter, jeh'n Se ma erſtlich ruff.

Ede: Laſſ'n Se man eens verſchnaufen 'n Meeſter!

Langheinrich: J wat denn! Noch wat! Mach ick jleich ab. Nachdem er Hut und Jacke abgelegt und Pantinen an die Füße gezogen hat, ſchnell ab ins Haus.

Ede: Was ſagen Se nu?

Dr. Boxer: Kreuzfidel iſt der Meiſter. Womöglich fideler wie früher noch. Famos, einen Menſchen ſo wiederzuſehen!

Ede: Bloß det ick nach Leontinen jefragt hebbe: da hebb ick ihm, wat man ſo ſagen dut, de Pudelmütze mit abjeſtoßen.

Schulzen, zu Ede lauernd: Wo war denn der Meeſter ſo früh ſchon hin?

Ede: Jn Lichtenberg, Schulzen, bei't Mottenfeſt.

Schulzen: Die Frau wird janz falſch behandelt, Herr Dokter. Jck miſche mir nich in die Sachen rin. Die wird ſo behandelt, kann ick Jhn ſagen, det is keene richtije Behandlung nich. Jck ha et ſojar Majunken jeſagt, det ſo de Meeſtern zujrunde jeht.

Dr. Boxer: Herr Doktor Majunke iſt doch ſehr tüchtig! Den kenne ich als vorzüglichen Arzt.

Schulzen, einlenkend: Nee, nee doch! Wo wird der nich tüchtig ſind! O je! Det ſtimmt, det der tüchtig is. Seh'n Se, bloß, det er und will niſcht verſchreiben …

Dr. Boxer: Na, was denn? Sparen die Leute ihr Geld.

Schulzen: Det wollen aber eemal die Leute nich. Det is ſo: Medizin muß ſind. Sonſt heeßt et: wat ſoll uns 'n Dokter helfen?

Dr. Boxer: Die Frau Meiſtern war doch von je nicht geſund. Schon wie ſie vor Jahren bei uns hat geſchneidert ...

Schulzen: So is det! 'n bißken verwachſen! Jawoll. — So is det! Det ſind ſo de Weiber, Herr Dokter! Det is ſo 'ne Schneidern is det jeweſen ...! Und hat ſich ſo 'n Jeld zuſammenjeſtichelt ...! Und wat hat ſe ſich nu all mit injekooft? — 'n ſcheenen Kerl und Krankheet und Sorjen und bei Tag und bei Nacht keene Ruhe nich. **Langheinrich** kommt wieder.

Langheinrich ſchlägt die Schulzen derb auf die Schulter: Allez, Schulzen! Mach', det De oben kommſt! Allet in Ordnung! Abjemacht! Ick ſchaffe ſe morjen in't Klinikum.

Schulzen: Det wird keene leichte Arbeit ſind!

Langheinrich hebt eine große Waſſerkanne an den Mund: Ick kann det nich ändern. 't is, wie 't is. Er tut einen ungeheuer langen Zug aus der Kanne. Im Abſetzen: Ede, jag' ma' de Enten wech!

Ede tut, als ob er Enten ſcheuchte, raſchelt mit dem Schurzfell und klappert mit den Pantinen. Kſch! Kſch! Kſch! Alla katz, katz, katz! Die Schulzen kopfſchüttelnd ab ins Haus.

Langheinrich: Det ſind Ihn' de reenſten Feuerfreſſer!

Braucht bloß ſo'n Stück Rotjlut ſpringen 'mal ab, denn eens, zwee, drei, is et rin in Schlung. Denn jibt et unfreiwilligen Entenbraten, und davon is meine Olle keen Freind. Rauchhaupt guckt über die Planke links.

Langheinrich: Hinter Landsberg is wieder jroß Feuer jeweſen. 'n janzes Dominium injeäſchert!

Rauchhaupt: Haſt Du Juſtaven nich jeſeh'n?

Langheinrich: Moin, oller Mooskarpen! Nee, ick nich. Is woll ma' wieder eens durchjebrannt?

Rauchhaupt: Ick hatte ihm rieber bei Fielitz beordert.

Langheinrich: Bei Fielitzen ſind ſe doch rin nach Berlin.

Rauchhaupt: Ick weeß nich, et brenzelt all ſo in de Luft. ... Au! Er verzieht ſchmerzlich das Geſicht und greift nach dem Beine. Is denn de Leontine nich da?

Langheinrich: Die hat Termin uff'm Amtsjericht. Det is ewig de Not mit die Alimente. Der Jrünſpecht, verdammte, zahlt immer nich.

Rauchhaupt ruft: Juſtav! Er horcht und wendet ſich dann bummelnd wieder nach dem Türchen, wobei ihn der Wind zauſt und treibt. Juſtav!

Langheinrich: Ja, ja, et macht Wind. Rauchhaupt verſchwindet. Ede!

Ede: Meeſter!

Langheinrich: Nu ord'ntlich ma' ran! Er ſpuckt ſich in die Hände und fängt an, friſch drauflos zu arbeiten. Na, Doktor, wo ſind Se denn rumjekutſcht? Sind Se och bei de Chineſen jeweſen? Det miſſen Se allens ma' ordentlich auspacken, wenn ma' ſor ſo wat mehr Zeit wird ſind.

Dr. Boxer: Gewiß. Ich bin überall rumgekomm'.

Langheinrich: Haben Se de Seeſchlange nich jeſehn?

Dr. Boxer: Jawohl, Langheinrich, in der Südſee unten.

Langheinrich: Is wahr, det ſe ſaure Jurken frißt?

Dr. Boxer: Mehrere hundert Schock jeden Tag!

Langheinrich, auflachend: Ooch jut. Wenn Se ſe wiederſehn, Dokter, denn jrüßen Se ſe man eens ſcheenſtens von mir.

Dr. Boxer: Dahin werd ich wohl ſchwerlich mehr kommen im Leben.

Langheinrich: Denn hab'n Se de Näſe nu volljekriegt? Sehn Se: nu ſind Se ſoweit wie ick, Dokter, und ick habe mir jar nich vom Flecke jerührt! — Da wird ſich de olle Mutter eens freuen all. Et jeht ihr jut. Sie is jut im Stande. Ick hab' mir immer 'n bißken jekümmert, 'n bißken ſo mit nach'n Rechten jeſehn.

Dr. Boxer: Das war auch ſehr nett von Ihnen, Langheinrich.

Langheinrich: I, wo denn! Deswejen ſag ick et nich. Uebrigens, eh ick verjeſſe, Dokter! Ick habe noch wat bei de Frau Mutter zu ſtehn: vor Tafft und Seide und Nadeln und Zwirn, ooch Stoff, wo de Frau ſe verſchneidert hat. Ick ſtoße et aber nächſtens ab.

Dr. Boxer winkt ab: Na alsdann! Die Sache wird ſich ja einrenken.

Langheinrich: Ede!

Ede: Meeſter!

Langheinrich: Spute Dir man. Er nimmt einen ſchweren Hammer. Wenn ick nich wat in de Finger kriege, denn fahr ick noch oben aus de Haut! — Ede bringt mit der Zange ein rotglühendes Eiſenſtück und hält es auf den Amboß. — Nanu man los, Dokter! Kernig! forſch! Er und Doktor Boxer hämmern im Takt auf das Eiſen. Na, ſehn Se woll? Immer jleichmäßig, Dokter! J, Dokter, det jeht ja wie Buttermilch. Sie ſetzen ab, Ede trägt das Eiſen wieder in die Schmiede und hält es ins Feuer. Langheinrich ſetzt wiederum die Waſſerkanne an den Mund. Det war vor de Katze! Er trinkt.

Ede: So wat macht Durſcht. Langheinrich ſetzt ab.

Langheinrich: Aber jloeben Se 't, Dokter: ſchön war 't doch!

Dr. Boxer: Was war denn nun eigentlich ſchön, Meiſter Langheinrich?

Langheinrich: Hurrjott, ja! Ick weeß nich! Ick weeß weiter nich. Aber wie ick bin Wachtmeeſter Schulzen bejejnet ... ick hab' mir hundsfuchsdeibelsmäßig jefreut.

Ede: Jetzt noch ſo 'n Jlas Bier all von Jrabown drieben, det könnt ick ſo jrade vertragen all.

Langheinrich: Mach', hole drei Seidel! Herr Boxer zahlt's. — Ede wiſcht ſich die Hände in die Schürze. Ab. —

Nu woll'n Se ſich alſo hier niederlaſſen! Det is keen ſchlechter Jedanke nich. Bloß det ... hier muß eens jeriſſen ſind, und wenn ick Sie ſoll wat raten, Dokter: bloß nich umſonſt bei de Leite jehn.

Dr. Boxer: Wird man mich ſonſt denn in Ruhe laſſen?

Langheinrich: J, olle Jeſchichten! Det is ja verjährt. Heut könn' ſe ooch nich mehr ſo ran an de Leite, wie damals unters Ausnahmejeſetz.

Dr. Boxer: Ich werde nun jedenfalls den Verſuch machen ... Gegen Politik bin ich abgekühlt. Wenn mich trotzdem die Leute doch ſchikanieren, dann ſock ich ganz einfach wieder ab. Geh wieder zur See oder laſſe mich anwerben ...

Langheinrich: Waſſer hat keene Balken nich!

Dr. Boxer, fortfahrend: ... Dann laß ich mich anwerben für Braſilien und geh' mit den ruſſiſchen Juden mit.

Langheinrich: Bringt det wat in?

Dr. Boxer: Gelbes Fieber vielleicht.

Langheinrich: J, noch wat, Dokter? Det wär' niſcht for mich.

Dr. Boxer: Das glaub ich.

Langheinrich: Ick mir vor andre abſchinden? Ei wo! Jott bewahre! Tut Langheinrich nich. Woſo denn? Mir jibt woll ooch keener wat. De Menſchen, det ſind Jhn' jeriſſene Brieder, det ha' ick nu mittlerweile jelernt.

Dr. Boxer: Sie Heide Sie! Sie ſind ja kein Chriſt!

Langheinrich: Uff die Weiſe komm' Se bei uns nich weiter! Ick bin ſo'n Chriſt, wie ſe alle ſind! Wat hier in de neie Kirche ſitzt ... wo ſe doch jetzt hier de Kirche jebaut hab'n! — da mag Jott die Chriſten verjeben all.

Dr. Boxer, ſchmunzelnd: Na ja, das ſagen Sie ſo, Meiſter Langheinrich. Man darf doch kein Phariſäer ſein. Wo bleibt da die chriſtliche Langmut, Freundchen?

Langheinrich: Nee! Kann ick mir nich zu verſtehn all. Ick bin ooch'n Sünder, warum denn nich? Aber wat hier zum Beiſpiel Dalchow is: bei dem ſoll d'r Deibel langmitig ſind. Wat hat der mit ſeinem Sohne jemacht? Rausjeſchmiſſen in Winter, bei Nacht. Denn feſtjebunden und durchjebläut. Denn hat er det Jungchen bei'n Schlachter jetan, und denn hat et mußten de Hämmel austreiben. Det As, der Olle, jing in Glacés! Und denn immerfort ſo lange jetriezt, det vermickerte Kerlchen ſo lange jeſchunden, bis er in' See is rinjegang'. Bloß immer feſte 'n Kopp jeſchittelt und unterjetaucht und aus und hin.

Dr. Boxer: Was haben Sie denn gegen Dalchow, Langheinrich? Der verſteht ſeine Sache doch ganz brillant.

Langheinrich: Ja, Mächens betrügen und ſo wat all. Und denn Bierdeckel um de Ohren jeſchlagen, und denn heeßt et: raus det jemeine Menſch. Uff eenmal ſind ſe jemein jewor'n! wo doch der Hund ſe hat zu jebracht. — Und denn is er mit Wehrhahn immer jut Freund und brillt wie ſo'n Schwein bei de Volksverſammlung: et täte heut keene Moral mehr ſind ... und Jeſetze dajejen ... und wie und wat ... und wenn Se woll'n in de Kirche jehn: da ſitzt det As und verdreht de Oogen. — Man hört fernes Glockenläuten. — Horchen Se man: der Piepmatz ſingt. — Det nenn ick immer den Piepmatz, Dokter. Denn ſag ick immer: der Piepmatz ſingt. Jck meene, wenn ſe de Jlocken läuten. — Na, hab ick nich recht, det der Piepmatz ſingt? Seit Wehrhahn den Piepmatz im Knopploch hat, denn haben de Jlocken anfangen zu läuten. Und wenn det die Jlocken und täten nich läuten, i, denn hätte der ooch keen Piepmatz nich. Ede kommt grinſend mit drei Seideln Bier.

Ede: Meeſter! Meeſter! Der Piepmatz ſingt.

Langheinrich: Na ſehn Se 't, der kennt et ſchon jar nich anderſch. Jeder hält ſein Seidel, ſie ſtoßen an. Proſt! Scheen willkommen in't Vaterland! Sie trinken und ſetzen ab. Det is 'n ſchöner Abend heut morjen. Die Nacht möcht ick ma' bei Tage ſehn.

Dr. Boxer: Jetzt will ich mal 'n bißchen läſtern, Meiſter. Jch bin gar nicht gegen das Kirchenbauen.

Langheinrich: Jck ooch nich. Kriejen de Menſchen Arbeet! Jck habe zwar det Mal niſcht bei beſehn! Und wenn ooch manchmal 'n bißken Klamautz is, ſo Paſter Friderici und ſo'n Klimbim mit bunte Fenſter und Altardecken, det ſchad't niſcht: 'n bißken Fetz muß ſind.

Dr. Boxer: Die Leute woll'n auch ihr Vergnügen haben. Und außerdem ſag ich mir ſo, Meiſter Langheinrich: 'n höheres Prinzip muß vertreten ſein.

Langheinrich: Et macht ooch Zuzuch, könn' Se mir glooben. De Bauſtellen ſind eens jeſtiegen ſeitdem.

Ede: Meeſter, es war 'mal eener jeweſen, der hat keen Dach iebern Koppe jehat ... i, wat denn, det will ick ma' noch ma' anfang'n. — Ick war ma' tief in de Heide drin. Uff eemal: wat wer' ick hören, Dokter? Da hör ick uff eemal ſo'n jroßet Jeſchrei. — Denn komm' ick näher. Krähen! Jawoll! — Et baumelte eener hoch in de Fichte! — 'n Schneiderjeſelle aus Berkenbrück: der hat ſich aus Hunger uffjehängt! — Jawoll: et muß immer wat Höh'res ſind. — Während ſie austrinken, hört man aus einiger Ferne langgezogene Schmerzensſchreie einer Männerſtimme. Der Wind hat zugenommen.

Dr. Boxer, erſchrocken: Was iſt das?

Ede: Rauchhaupt! Det is weiter niſcht.

Langheinrich: Ja, ja, det hört ſich janz jruslich an, Dokter. Wat Scheenet is et ooch weiter nich. Wenn der ſeine Schmerzen am Beene kriegt und denn nachts ſo losröhrt hinter de Planke, det jeht een wahrhaftig ooch durch und durch. Nee, eh ick ma' müßte ſo Schmerzen erleiden, denn ſchieß ick mir lieber mauſetot.

Ede: Hurrjotte doch mal, det is wieder ſo'n Wind! Dokter, det Ihn' de Kiepe nich wechfliegt.

Ein Hut wird vom Wind über die Straße gejagt. **Schmarowski,** ohne Hut, eine Papierrolle in der Hand, rennt hinterher.

Ede: He, he, he, he! Immer feſte druff! Aujuſt, zeig', det De Beene haſt!

Dr. Boxer: Der Deckel reißt aus, der macht nicht mehr mit!

Schmarowski, der den Hut gefaßt hat, wendet ſich geärgert an Doktor Boxer: Was haben Sie eben ſo treffend bemerkt?

Dr. Boxer: Daß Sie ein vortrefflicher Läufer ſind.

Schmarowski: Schmarowski!

Dr. Boxer: Boxer!

Schmarowski: Anjenehm. — Ich möchte Sie 'mal 'ne Frage ſtellen. Wiſſen Sie, was 'ne Teke is?

Dr. Boxer: Nee.

Schmarowski: Nich? Ick ooch nich. Nu ſagen Se man ... aber was ene Schaute is, wiſſen Se doch!?

Langheinrich: Hier is woll'n Pferd los?! Wat ſoll denn hier ſind? J, Kinder, immer jemietlich ſind! Tag, Herr Schmarowski, wie jeht's, wie ſteht's? Woll'n Se Frau Schwiejermutter beſuchen?

Schmarowski: Ich habe jeſchäftlich hier zu tun! — Und eh ich's verjeſſe, möcht ich noch ſagen: nehmen Sie ſich jefälligſt in acht.

Dr. Boxer: Wer iſt denn der amüſante Herr, Meiſter Langheinrich?

Ede: Det is Mutter Wolffens Schwiejerſohn!

Schmarowski: Mit Ihnen werd ick mir weiter nich einlaſſen.

Ede: Det is ooch beſſer.

Schmarowski: Mit Ihnen nicht! — Wieder zu Doktor

Boxer: Aber wenn Sie nich wiſſen, wer ick bin, denn kann Ihn' Baron von Wehrhahn Beſcheid ſagen, Ehrwürden der Herr General-Sup'rin'dent, Komteſſe Bielſchewski und Gräfin Strach.

Dr. Boxer: Bei all den Leuten ſoll ich nu 'rumfragen?

Schmarowski: Det tun Se! Det ſoll'n Se! Det machen Se man! Daß Se ſich künftig beſſer könn' vorſehen. — Seh'n Se ſich Ihre Leute an!

Langheinrich: Wat is Ihn' denn ieber de Leber jeloofen, det Se heute ſo unjemietlich ſind?

Schmarowski, zu Doktor Boxer, der mit breitem, behaglichem Lachen bald Langheinrich, bald Ede angeſehen hat: Nehm' Se ſich jefälligſt in acht: es iſt mit uns nich jut Kirſchen eſſen. Wir laſſen nich mit uns ſpaßen, jawoll. Und von die Raſſe, zu der Sie jehören ....

Langheinrich: Halt, Herr Schmarowski, nu is et jenuch! Is nich! Et is nu jenuch, Herr Schmarowski. Sehn Se nu, det Se weiter komm'.

Schmarowski: Wiſſen Sie, wo ich von hier direkt hinjeh'?

Langheinrich: Jehn Se direkt zum lieben Jott! jehn Se, wohin Se woll'n, Schmarowski, bloß halten Se mir nich vom Arbeeten ab! — Wir haben hier keene Zeit zu verlieren! — Ede, mache de Deichſel rin!

Schmarowski wütend ab.

Ede: Adje Sie!

Dr. Boxer: War das nu der Herr Schmarowski?

Das viel beneidete Kirchenlicht? Das iſt ja 'ne kleine giftige Kröte.

Langheinrich: Jawoll, det ſtimmt, det der jiftig iſt. Den haben Se nich jekannt, Dokter Boxer? Na alſo, denn haben Se'n nu mal jeſeh'n! 'n kleener, jeriſſener, galliger Hund. Den ſollten Se aber 'mal uffpaſſen, Dokter, wenn der mang de fromme Jeſellſchaft is. Denn läßt der de Löffel runterhäng'n, det den ſeine Mutter nich wiedererkennt: „Ick lebe noch vierzehn Tage höchſtens, und denn komm ick zu Jeſu in't Himmelreich." Ja, Scheibe! der kommt janz wo anderſch hin. Bis dahin hat det noch lange Beene. Da denkt der ooch jar nich im Traume erſcht dran. Der kiekt mittlerweile von unten ruff, und wo bloß wat raushängt, det wird ooch erjattert, det kann der jeringſte Verteil ſind.

Ede: Na, Meeſter, nu kenn' Se ſich uff wat jefaßt machen! Die Arbeet is futſch bei't neue Stift.

Langheinrich: Weeß ick. Mein'twejen. Et is, wie't is. Zu ſo wat kann ick de Schnauze nich halten, det lern ick im janzen Leben nich.

Dr. Boxer: Habt Ihr von der Sorte jetzt viel hier zu Lande?

Langheinrich: Et jeht. Vor den Winter lang' ſe all.

Rauchhaupt iſt aus dem Türchen getreten. Er ſtemmt ſich gegen den Wind und hält, mit der Hand über den Augen, Umſchau.

Rauchhaupt: Herr Jeſes, Maria und Joſef, Meeſter, det is wieder ma' heute ſo'n Maximum! Wenn wer'n ſe denn wiederkomm' bei Fielitzen?

Langheinrich: Det wird woll heute ſobald nich ſind. Se woll'n jehn 'n Rejulator inkoofen. Wat biſte denn heute ſo uffjeſtört?

Rauchhaupt: Wat? Fielitz 'n Rejulator inkoofen? Ick jloobe, det ieberlebt der nich. Ruft: Juſtav!

Langheinrich: Noch immer nich wiederjekomm'? Er wird wieder ma' uff de Jlocken paſſen. Denn ſitzt er doch immer und paßt druff uff.

Rauchhaupt: Det is heute allens ſo kunterbunt. De Fielitzen hatte ihm rieberbeſtellt. Ick weeß nich ... denn will ſe Rettigſamen und denn fährt ſe janz einfach rin nach de Stadt. Kopfſchüttelnd ab.

Ede: Von Uhre viere ab habb'n die rumjegunkt. Immer uff und ab mit de Diebslaterne. Die ſind heute jar nich ſchlafen jejang'.

Langheinrich: Na, Fielitz 'n Rejulator inkoofen! Denn eßt der, ſchläft der und trinkt der doch nich.

Rauchhaupt, hinter der Planke: Juſtav!

Dr. Boxer: Da kommt ja der Bengel jerannt!

Langheinrich: Richtig. Rauchhaupt! Juſtav is da.

Guſtav kommt ſehr aufgeregt angetanzt und zeigt, heftig geſtikulierend, in die Gegend zurück, aus der er gekommen iſt.

Ede: Det is woll'n Kriegstanz ſoll woll det ſind. Det hat janz 'n kannibaliſches Anſehn! Ick jloobe, det Luder frißt Menſchenfleeſch.

Langheinrich: Mache man, det De zu Vatern kommſt.

Ede: Wi'ſte woll!

Langheinrich: 'raus mit 'n Rettigſamen!

Guſtav, geſtikulierend, bringt die hohle Hand vor den Mund und tutet wie durch eine Trompete. — Lachen. —

Ede: Wo brennt et denn nu, oller Pulverkopp?

Langheinrich: Ede, halt'n man feſte.

Ede: Jawoll! Will ſich an Guſtav heranſchlängeln, dieſer merkt es, zieht ſich tutend zurück und rennt tutend fort, dabei hat er eine Streichholzſchachtel fallen laſſen. Nanu!

Langheinrich: Wat is'n det?

Ede: Det kann ick eens brauchen.

Langheinrich: Wat?

Ede: Schweden! 'ne janze Schachtel voll.

Die **Schulzen** kommt haſtig die Treppe heruntergeſtürzt.

Schulzen: Meeſter!

Langheinrich: Wat denn?

Schulzen: Meeſter!

Langheinrich: Jawoll!

Schulzen: ... Et ... et ... et ... bei ...

Langheinrich: De Frau?

Schulzen: Nee, bei Fielitzen.

Langheinrich: Wo? — — — —?

Schulzen: Bei de Fielitzen ...

Langheinrich: Wie denn? Nich bei de Frau? Herrjott noch ma', Schulzen! Er ſchüttelt ſie. Verſchnauf' Dir doch man. Et is, wie et is, ick muß mir mit abfinden. Ick bin hier uff Dod und Leben jefaßt!

Schulzen: Spritze!

Langheinrich: — — Wat ſoll det nu wieder ſind? Dir wird et woll rappeln.

Schulzen: Nee, et brennt!!!

Langheinrich: Denn blas et man, Schulzen! — Wo brennt et denn?

Schulzen: Bei Fielitzen!

Langheinrich: Himmel Schockſchwerenot!!! — Er läßt Feile und Nägel fallen, die er in der Hand hat.

Ede: Wo brennt et?

Schulzen: Bei Fielitzen brennt's aus de Dachlucke!

Dr. Boxer iſt vorgetreten: Mordsdonnerwetter, is das ein Rauch! Komm' Sie 'mal her, hier kann man's gut ſehn, Meiſter.

Ede hat ebenfalls in die Feuerrichtung geſtarrt, macht ein Geſicht, wie wenn ihm ein Seifenſieder aufginge, und pfeift verſtändnisinnig: Da hilft keen Maulſpitzen, gepfiffen muß ſind.

Langheinrich: Ede! Renne zu Scheiblern! Loof! Hole de Pferde! Jeh! Zu de Spritze! Det ſchwalcht ja ſchon iebern Jiebel ruff! Er rennt ins Innere der Schmiede, wirft die Schürze ab, ſetzt den Feuerwehrhelm auf, macht Gürtel um uſw.

Schulzen: Keen Menſch nich zu Hauſe, allmächtiger Jott!

Dr. Boxer: Das iſt noch das Gute bei der Sache.
Man hört fernes Feuerhorntuten.

Schulzen: Her'n Se, Herr Dokter? nu tuten ſe ſchon.

Langheinrich kommt wieder, als Spritzenmeiſter uniformiert: Jehn Se man aus de Spucklinie, Schulzen! Sehn Se man lieber oben zu. Hier is niſcht zu machen mit de

Kryſtierſpritze. Jehn Se man oben bei meine Frau. Halt! Schliſſel zu 't Spritzenhaus. Deiwel noch 'mal!

Die Schulzen ab ins Haus. Rauchhaupt ſteckt den Kopf über die Planke.

Rauchhaupt: Meeſter, det brenzelt ja ſo in de Luft.

Langheinrich: Et brenzelt jehörig! Bei Fielitzen brennt 's all!

Rauchhaupt: Wat Deiwel! Da weeß ick ja jar niſcht von.

Langheinrich: Na, Menſchenskind, davor biſte ooch Wachtmeeſter. *Rennt ab.*

Ein vierzehnjähriger Junge kommt geſtürzt.

Der Junge, *zu Dr. Boxer:* Meeſter, 'n Schliſſel zu't Spritzenhaus! Se kenn' nich rin zu de Spritze, Meeſter!

Dr. Boxer: Ich bin nicht der Meiſter, beruhige Dich!

Der Junge: Se ſoll'n ileich rum zu de Spritze komm'.

Dr. Boxer: Junge, ich hab's Dir ja ſchon geſagt.

Der Junge: Et brennt!

Dr. Boxer: Das weiß ich. Der Meiſter iſt fort. Der iſt jetzt längſt bei der Spritze unten.

Der Junge: Et brennt, Se ſoll'n zu de Spritze komm'! *Er läuft fort.*

Rauchhaupt iſt mit zwei kleinen Mädchen, die ſich an ſeinen Lumpen feſthalten, in die Pforte getreten.

Rauchhaupt: Det bin ick jewohnt. So wat regt mir nich uf. Mieze! Lotte! Kannſt 'mal wat ſehn komm'. — Ick habe viel hundert Brände jeſehn.

Dr. Boxer legt das Schurzfell ab: Es iſt aber traurig für die Leute.

Rauchhaupt: Allens is traurig in de Welt. Et is bloß de Frage, wie man et anſieht! Detſelbe, ſehn Se, kann luſtig ſind. Ick ziehe zum Beiſpiel Ananas, und, ſehn Se, wo ick det Warmhaus zu ſtehen habe … det jrenzt doch mit Fielitzens Hintermauer: nu brauch ick drei Tage nich heizen, ſehn Se.

Ein etwas **älteres Mädchen** kommt ebenfalls durch die Pforte und ſchmiegt ſich den übrigen an. **Die Schulzen** beugt ſich aus dem Giebelfenſter.

Die Schulzen, zurück ins Zimmer ſprechend: Meeſtern, Se kenn' janz jeruhig ſind, der Wind kommt janz von de andre Seite. Sie verſchwindet.

Rauchhaupt: Haben Se de Feuerhexe jeſehn? Die weeß immer, wo der Wind herkomm' tut. — Ick ha' mir zurückjezogen, jawoll. Bloß immer ſo'n Schweißhund … det mocht ick nich ſind. Ick miſche mir jetzt nich mehr in Jeſchäfte. Aber die, det kennte 'n Biſſen ſind. Ein **Feuerwehrmann** geht ſehr aufgeregt tutend vorüber. Man nich ſo doll, Aujuſt, immer Jeduld! Sonſt … det Dir man ja nich de Hoſe platzt.

Feuerwehrmann, wütend: Halt Du de Schnauze, Urian! Verſteck' Dir in Deine Maulwurflöcher! Tutend ab. Ein **viertes** und ein **fünftes Mädchen**, neun- und zehnjährig, ſchließen ſich dem Alten an.

Dr. Boxer, lachend: Das is ja 'n ziemlich hitziger Kerl!

Rauchhaupt: Juſteken, Leneken, jib mich de Hand.

— Det is bloß allet de Raſche, ſehn Se, der weeß nich, wat vorjehn tut in de Welt. Der bläſt de Trompete von Jericho, ſehn Se, oder jar de Poſaune von't jüngſte Jericht!

Drei Mädchen, elf-, zwölf- und dreizehnjährig, kommen ebenfalls aus der Pforte und fügen ſich zu der Gruppe.

Dr. Boxer: Ich weiß nicht, wie meinen Sie das, Herr Rauchhaupt?

Rauchhaupt: Kann ſind, Mutter Wolffen hat Schwaben jeſengt. Jut! Mag et meinetwejen ooch anderſch ſind. Aber wenn Mutter Wolffen ma' wat in de Hand nimmt, denn wird et allet jründlich raſiert!

Dr. Boxer: Wie meinen Sie das?

Rauchhaupt: Ick meene man bloß! Er zieht ſich zurück mitſamt den Kindern.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Amtszimmer beim Amtsvorſteher von Wehrhahn. Ein großer, weiß getünchter Raum zu ebener Erde. In der linken Wand die Eingangstür. An der Wand rechts der lange Amtstiſch mit Büchern, Akten und dergleichen belegt; hinter ihm der Stuhl für den Amtsvorſteher. Am Mittelfenſter Tiſchchen und Stuhl für den Schreiber. Ein Schrank aus weichem Holz vorn rechts. Einige Aktenregale an der Linkswand. Kleine Tür in der Hinterwand. Einige Stühle. An ſeinem Tiſchchen ſitzt **Glaſenapp**. Der Stuhl des Amtsvorſtehers iſt leer. — Vor dem Amtstiſch, in ziemlich erregter Unterhaltung, warten **Dr. Boxer**, **Langheinrich**, in Spritzenmeiſter-Uniform, **Ede** und **drei Feuerwehrleute**. Alle gerötet, ſchmutzig, naß und verrußt. Die **Schulzen**, etwas blaß, hat ſich auf einen Stuhl niedergelaſſen und wartet ebenfalls. Sie iſt ſehr nachdenklich und nimmt mehrmals das Kopftuch ab und bindet es neu, nachdem ſie das graue Haar in Ordnung geſtrichen. — Der Tag der Vorgänge iſt der gleiche wie im zweiten Akt, etwa fünf Stunden ſpäter.
Die Unterhaltung verſtummt plötzlich.

von Wehrhahn kommt im größten Amtseifer. Er hält die Finger der linken Hand ans linke Auge, wie wenn ihn dort etwas ſchmerzte, ſetzt ſich hinter den Amtstiſch, nimmt die Hand herunter, zwinkert mit dem Auge ſchmerzlich und beginnt: Na, wie ſteht es nu mit die Schweinerei?

Langheinrich, von Arbeit, Schnaps und Bier merklich animiert: Ick hätte zu melden, Herr Baron, et is allens janz jänzlich 'runterjebrannt.

von Wehrhahn, indem er einen Gegenſtand, den er mitgebracht hat, vor ſich auf den Tiſch wirft. Es iſt eine Kabinettphotographie in einem Rahmen aus natürlichen Rehpfoten: Weil Ihr alle mit'nander Schlafmützen ſeid! Janz jräßliche Schlafmützen, alle mit'nander, wie die janze Jeſellſchaft jebacken iſt. Noch nich janze drei Meilen entfernt von Berlin, da müßte die Sache janz anderen Zuch haben.

Ede, halblaut zu Dr. Boxer: Zuch hat et woll eenklich jenug jehat.

Langheinrich: Herr Baron ...

von Wehrhahn: Schon jut. Ich weiß ſchon Beſcheid. Er zieht das Taſchentuch, wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn und tupft ſich das Auge.

Langheinrich: Herr Baron, ick möchte jehorſamſt beanſtanden ... wir haben det unſre redlich jetan. Wir ſind mit de Spritze zur Stelle jeweſen ...

von Wehrhahn: Schafft Euch 'ne beſſere Spritze an.

Langheinrich: Herr Baron, wenn et aber keen Waſſer nich jibt.

von Wehrhahn: Bier jab's aber doch!

Langheinrich: — — — — — — — — — — ?

Ede: Det Löſchen macht Durſcht.

von Wehrhahn: Das ſcheint in der Tat ſo jeweſen zu ſein. — Glaſenapp, woll'n Sie 'mal bitte nachſehn, ich habe hier 'was ins Auge jekriegt. Glaſenapp ſpringt auf und unterſucht. Ich hatte jrade die Schulzen verhört, da ſtürzte der nördliche Jiebel zuſammen. Es war wohl 'n Funke oder ſo 'was. — Apropos, iſt die Schulzen nicht hier jeweſen?

Schulzen: Hier bin ick ja.

Glaſenapp: Jawohl, Herr Baron.

Wehrhahn winkt ab. Glaſenapp tritt zurück und verfügt ſich an ſeinen Tiſch.

von Wehrhahn: Alſo vorwärts! Es iſt mir zu Ohren jekommen ... die Frau Schulze hat es mir mitjeteilt, vor Ihrer Werkſtelle, Meiſter Langheinrich, da hat ſich ein Vorjang abjeſpielt. — Sie haben den Lümmel alſo jeſehn, unmittelbar ehe das Feuer hochkam, und da hat er 'ne Zündholzſchachtel jehabt. Wie war das nu mit die Streichholzjeſchichte? Drücken Sie ſich 'mal jefälligſt aus.

Langheinrich: Er hat eene Streichholzſchachtel jehat. Jawoll!

von Wehrhahn: Und die hat er fallen jelaſſen.

Ede: Und ick habe ſe uffjehoben. Jawoll.

von Wehrhahn: Sie?

Ede: Ja. Als wie icke. Det is ſe hier. Et ſind nich mehr janz alle Hölzken beiſamm', ick habe mir mehrmals wat anjerocht. *Er legt eine Streichholzſchachtel auf den Amtstiſch.*

von Wehrhahn, *von Edes Art unangenehm berührt, nimmt die Schachtel auf und fixiert Ede:* — Sie haben wohl tüchtig jeholfen, was?

Ede: Derbe! Sonſt macht et ja keenen Spaß.

von Wehrhahn: Ich meine, janz beſonders beim Biertrinken?

Ede: Det ha' ick ooch richtig verſtanden. Jawoll.

von Wehrhahn: Sie ſind wohl ſehr ſpaßhaft aufjelegt?

Ede: Immer fidel und verjnügt, Herr Vorſteher!

von Wehrhahn: Das freut mich ja janz außerordentlich. — Sagen Sie 'mal, ſind Sie Doktor Boxer?

Dr. Boxer: Ganz recht. Doktor Boxer.

von Wehrhahn: Der ſind Sie? So, ſo! Hätte Sie faſt nich wiedererkannt. Ihre Mutter hat hier noch den kleinen Kramladen ... Ihr Vater war doch der Handelsmann —?

Dr. Boxer, abſichtlich mißverſtehend: Jawohl, mein Vater war Landwehrmann und erhielt anno 70 das eiſerne Kreuz.

von Wehrhahn: So, ſo!? Natürlich! Ich weiß ja Beſcheid. — Ihre Mutter kam neulich 'mal zu mir jelaufen und brachte mir mehrere Steine mit. Küchenfenſter zerteppert, jlaub ich. Uebermütige Bengels jeweſen! Habe natürlich nachjeforſcht. Sie wollen ſich, hör ich, hier niederlaſſen? — Es iſt 'n ſehr juter Arzt hier am Ort! — Früherer Stabsarzt! Aeußerſt tüchtig.

Dr. Boxer: Das bezweifle ich keinen Augenblick.

von Wehrhahn: Ja, offen jeſtanden, heutzutage ... ob das hier jrade Ihr Boden iſt?

Dr. Boxer: Das kann ich ja alles in Ruhe abwarten.

von Wehrhahn: Natürlich! Wir auch. Alſo fahren Sie fort. — Was haben Sie demnach bemerkt, Doktor Boxer?

Dr. Boxer: Ja, das mit den Streichhölzern allerdings.

von Wehrhahn: Das mit dem Tuten und das mit den Streichhölzern?

Dr. Boxer: Gewiß.

von Wehrhahn: Wo waren Sie, als das geſchah?

Dr. Boxer: Ich ſtand vor der Schmiede bei Meiſter Langheinrich.

von Wehrhahn: Hatten Sie da 'was Beſondres zu tun? —? Sie brauchen nicht unjeduldig zu werden. Es jeht mich zunächſt allerdings nichts an. Ihr ſympathiſierender Hang zu den Handwerkern iſt uns ja auch ſchon von früher bekannt. — Der Junge wird alſo nun feſtjeſetzt. Ich denke, daß Wachtmeiſter Tſchache ihn feſtnimmt. Jedenfalls iſt er ihm auf der Spur. Er iſt auch in Rahnsdorf jeſehen worden. Rufen Sie doch 'mal Sadowa an! Glaſenapp ab durch die Tür in der Rückwand.

Dr. Boxer: Bin ich entlaſſen, Herr Amtsvorſteher?

von Wehrhahn: Bedauere unendlich. Warten Sie ab. Schulzen! Wo ſteckt denn Ihr Neffe heut? Ich hab ihn den janzen Tag nicht jeſehn. Weiß keiner, wo Wachtmeiſter Schulze iſt?

Ede, halblaut: 'n bißken 'n Steckbrief eens hinterher ſchicken.

von Wehrhahn: Weiß keiner, wo Wachtmeiſter Schulze iſt? — Hat jemand ſchon die Frau Fielitz jeſprochen? Oder iſt ſie noch nicht von Berlin zurück? — Jemand ſoll 'mal zu Kommerzienrat Reinberg jehn. — Zu **Glaſenapp**, der wieder eintritt: Da iſt Herr Schmarowski, der Schwiejerſohn: der unterbreitet dort heut' ſeine Baupläne. Sagt ihm 'mal jemand ſchonend Beſcheid.

Ede, halblaut zu Boxer und Langheinrich: Ja, det er nich iebern Kirchturm fällt. Langheinrich und Doktor Boxer haben Mühe, das Lachen zu verbeißen.

von Wehrhahn bemerkt das: Finden Sie das vielleicht lächerlich? — Ich weiß nicht, weshalb Sie ſonſt lachen, Langheinrich. Wenn Leute ſich redlich bemühn und arbeiten und denn ſo'n Schrecken über ſie kommt, ſo'ne Prüfung von Jott, kann man hier direkt ſagen: da ſchütze uns Jott vor: da lache ich nicht! — Haben Sie nun den Eindruck jehabt . . . iſt Ihnen der Burſche ſo vorjekommen . . .? Ich meine, im Hinblick auf den Brand! Als ob es mit ihm nicht janz richtig wäre?

Ede, halblaut zu Boxer und Langheinrich: Janz richtig wird et mit dem woll nich ſind.

von Wehrhahn: War er Ihnen verdächtig? Ja? Oder nicht? Oder iſt Ihnen jar der Jedanke jekommen, er habe den Brand vielleicht anjelegt?

Dr. Boxer: Nein! Denn ich bin hier zu fremd geworden. Die Verhältniſſe hier überwältigen mich.

von Wehrhahn: Inwieſern?

Dr. Boxer, ſcheinbar ſehr ernſt: Ich komme aus kleinlichen Zuſtänden. Auf dem Waſſer wird man an Enge gewöhnt. Wie geſagt! Ich kann hier vorerſt noch nicht mitſprechen und bitte deshalb um Nachſicht durchaus.

von Wehrhahn: Es handelt ſich hier um jar keine Zuſtände. Was hier vorliegt, iſt 'n konkreter Fall. Zum Beiſpiel, hat der Junge jetutet. Was hat das mit Enge und Weite zu tun?

Dr. Boxer: Ganz richtig. Es fehlt mir an Ueberblick. Ich kann mich ſo plötzlich nicht wieder zurechtfinden. Ich fühle die ganze Wichtigkeit, natürlich, den Ernſt der heimiſchen Zuſtände, und das macht mich beklommen zunächſt, Herr Baron.

von Wehrhahn: Er hat doch jetutet, ſo durch die Hand? Sie haben das Tuten doch auch jehört, Langheinrich?

Langheinrich: Jawoll! Det er feſte jetutet hat.

Ede: Wenn eener ſo feſte eens tuten tut, denn tut eener tuten, det tut man ooch hören tun.

von Wehrhahn, *zu Langheinrich:* Haben Sie irgend ſonſt 'was Verdächtiges bemerkt? Ich meine: direkt bei der Löſcharbeit? Ich meine: Momente, die anderswohin deuten ... deuten könnten doch jedenfalls? *Langheinrich ſinnt nach, ſchüttelt dann den Kopf.* Ins Innere des Hauſes kamen Sie nicht?

Langheinrich: Ick ha' bloß'n Blick in de Stube jetan — da kam aber ooch de Decke ſchon 'runter. Een Millimeter, denn wär' ick jeſtickt.

von Wehrhahn: Das Feuer iſt außen anjelegt. Das vermutet auch Wachtmeiſter Tſchache janz richtig. Wahrſcheinlich von hinten, vom Ziegenſtall. Das ſtimmt auch mit Ihrer Ausſage, Schulzen! Wo Sie ihn haben ums Haus ſchleichen ſehen! Ueberm Ziegenſtall iſt ein Fenſter jeweſen, und da guckte jewöhnlich Stroh heraus. Ich ſelber habe das noch ſo beobachtet. Es iſt nach dem Rauchhauptſchen Jarten hin. Das Fenſter, das hat den Jungen jereizt. Es hat ihn jereizt, weil er's täglich jeſehn hat, und nun iſt er janz einfach aufs Stalldach hinauf und von da zu der fraglichen Luke jelangt. Höchſt anjenehm iſt ſo'ne Nachbarſchaft! — Wer kommt denn da über die Straße jeheult?

Glaſenapp *blickt durchs Fenſter:* Schuhmacher Fielitz und ſeine Frau.

von Wehrhahn: Was? Iſt das Frau Fielitz, die da ſo jeheult kommt? Zum Steinerweichen ja jradezu!

Frau Fielitz, die man ſchon von außen laut und ſtoßweiſe hat weinen hören, kommt, auf den Gemeindediener geſtützt, hinter ihr ihr Mann, der einen großen neuen Regulator ſorgfältig im Arme trägt. Fielitz und Frau ſind im Sonntagsſtaat.

von Wehrhahn: Na, Jott noch 'mal, Fielitzen: — Jottvertrauen! Das Jottvertrauen is immer die Hauptſache. Zum Sterben iſt die Jeſchichte noch nicht. — Holen Sie 'mal 'rüber 'n Kognak, Nickel. Nickel! Jehn Sie zu meiner Frau. Erſt muß ſie 'mal erſt zur Beſinnung komm'. — Tun Sie mir den Jefallen, Frau Fielitz, und hören Sie auf mit dem Tränenerjuß. Ich will Ihnen des meinswejen ja jlauben. Es iſt 'n jehöriger Schickſalsſchlag. Sind Ihnen wertvolle Sachen verbrannt? — *Frau Fielitz heult ſtärker.* Frau Fielitz! Frau Fielitz! Hören Sie auf mich! Bitte, hören Sie 'mal, wenn ich mit Ihnen rede! Verlieren Sie jefälligſt 'mal nicht den Verſtand. Verſtehen Sie? Den Kopf nicht verlieren, Fielitzen! Sie ſind ja doch ſonſt 'n verſtändiges Weib. Na, wenn nicht, denn nicht! *Nickel, der hinausgegangen war, kommt wieder mit Rumflakon und Gläschen.* Man 'ran mit dem Schnaps. — Ich werde mich lieber an Sie wenden, Fielitz, Sie ſind wenigſtens, wie ich ſehe, jefaßt. Das muß auch 'n Mann ſein, verſtehn Sie mich. In jeder Lage, es iſt, wie's iſt. Alſo, Fielitz, jeben Sie mir 'mal Beſcheid! Ich will Sie 'mal erſtlich das Gleiche fragen: ſind Ihnen wertvolle Sachen verbrannt?

Fielitz, es gelingt ihm, während er ſpricht, nur teilweiſe, einen krampfhaften Weinanfall zu unterdrücken: Jawoll. Sechs blaue Scheine Papierjeld.

von Wehrhahn: Donner und Doria! Is das wahr? Und nich 'mal natürlich die Nummern jewußt. Kinder, Ihr ſeid janz jehörig leichtſinnig. Vorher bedenken! Das nutzt jetzt nichts. Fielitz, hören Sie? Vorher bedenken! — Jetzt fängt der mir auch noch zu heulen an. — Verſtehen Sie? Bar Jeld jehört in die Bank. Und überhaupt: die janze Jeſchichte ... Man läßt ſein Jeweſe nicht ſo allein. Man ſoll ſein Jeweſe nicht ſo allein laſſen, beſonders wo ſo'n Jeſindel iſt.

Fielitz: Ick ... ach ... wer denkt denn uf ſo wat, Herr Vorſteher!

von Wehrhahn: Leſen Sie doch die Uhr 'mal weg.

Fielitz: Ick bin 'n friedlicher Mann, Herr Vorſteher. Ick ... ick ... ick ... ick ... i, du lieber Jott! Det weeß ick nich, wie det jekommen is. — Ick ſtehe jut mit de Leute, ick zanke mir nich ... Ick ha' Fehler bejang'n in mein Leben. Det kommt, wenn ſchlechte Jeſellſchaft is. Aber det ſe mir deshalb deswejen ſo mitſpiel'n, det ha' ick, wahrhaftigen Jott, nich verdient.

Frau Fielitz, weinend: Fielitz, was hab ich Dir immer geſagt! Wer hat nu recht, hä? Wer wird nu woll recht han? Um uns haſt Du dir keine Feinde gemacht. Das ſein ebens ſein das ganz andre Geſchichten. Der Herr von Wehrhahn wird wiſſen, warum!

Fielitz: I, Mutter, ſchweig ſtille, det war meine Pflicht.

Ede macht halb im Scherz, halb im Ernſt eine Fauſt hinter Fielitz, über deſſen Kopf. Wehrhahn bemerkt es.

von Wehrhahn: Sie! Heda! Was haben Sie denn da jemacht? Sie haben doch hinter Fielitz jeſtanden und ihm überm Kopfe eine Fauſt jemacht.

Ede: Ick bin vielleicht bruſtſchwach, ick weeß et nich.

von Wehrhahn: Hören Sie, ich will Ihnen 'mal 'was ſagen: Verrückte jehören ins Irrenhaus. Aber wenn Sie ſich weiter frech benehmen, ſo kommen Sie vorher noch ins Loch! — — Ich habe Sie nicht recht verſtanden, Frau Fielitz. Sie deuteten eben etwas an. Haben Sie irgend Verdacht in der Richtung? Ich laſſe mich näher darüber nicht aus. Vermuten Sie etwa, wie ſoll ich ſagen, einen quaſi politiſchen Racheakt? Dann dürfen Sie unbedingt nicht zurückhalten. Wir kommen der Sache dann ſchon auf den Grund.

Frau Fielitz: Nee, nee, nee, nee, ich hab' keen Verdacht. Lieber will ich doch betteln gehn uf der Landſtraße. Beſchuldigen mag ich en' Menſchen nich. Ich weeß ni. Ich kann mir keen Verſch ni druf machen. Ich bleibe dabei. Ich weeß ebens nich. — 's war alles verſchloſſen. Mir gingen fort. 's Küchenfeuer war ausgelöſcht, de Platte war kalt. Na, wie is nu gekomm'? Ich kann 's ni begreifen. Ich weeß ebens nich. Aber ſeh'n Se, daß jetzt hier aſo a Kerl und tut hier aſo 'ne Anſpielung machen! Das kränkt een ja ei de Seele 'nein.

von Wehrhahn: Laſſen Sie ſich das durchaus nicht anfechten. Wo kämen wir dann alle mit'nander wohl hin? Wer heutzutage zur Kirche jeht, der hat die janze Welt auf dem Halſe. Halten Sie ſich nur immer an mich. Er kramt unter den Papieren. Uebrigens hab ich da 'was jerettet. 'n Bildnis von Ihrem verſtorbenen Mann. Ich jlaube wenigſtens, daß er das ſein wird. Es war mit Rehpfoten einjefaßt. Er entdeckt das Bildnis und reicht es der Fielitzen. Da!

Frau Fielitz nimmt es, faßt mit einer ſchnellen Bewegung von Wehrhahns Hand und küßt ſie weinend.

Ede, ziemlich laut: Hat eener zufällig keen Stücksken Schwamm bei ſich? Et is: det de Strimpe nich Waſſer ziehn!

von Wehrhahn: Notieren den Burſchen, Glaſenapp! 'raus! Auf der Stelle! Entfernen Sie ſich.

Ede mit drolligen Arm- und Beinbewegungen ab. Unterdrücktes Gelächter.

von Wehrhahn: Ich muß mich über Sie wundern, Langheinrich. Die richtige Jaljenphyſiognomie. So 'n Meſſerſtecher! So 'n Sozialiſt! Mehrmals wegen Straßenkrawalle jeſeſſen. Sie nehmen ſo 'was in Brot und Lohn.

Langheinrich: Det jeht mir niſcht an, Herr Amtsvorſteher. Ick miſche mir nich in die Politik.

von Wehrhahn: So? Wirklich? Das müſſen wir 'mal erſt abwarten.

Langheinrich: Wenn eener man jlatt ſeine Arbeit macht ....

von Wehrhahn: Redensarten! Papperlapapp! Soll einer mir ſagen, mit wem er umjeht, dann will ich ihm ſagen, wer er iſt.

Man hört das Gemurmel und Geſchwatze einer Menſchenmenge. Wachtmeiſter Schulze, in voller Gala, tritt ein.

von Wehrhahn: Wo ſind Sie denn heute jeweſen, Schulze?

Gendarm Schulze, einige Sekunden faſſungslos, dann: Zu befehlen! wir haben den Jungen jefaßt.

von Wehrhahn: So. Wer denn?

Gendarm Schulze: Ick und Tſchache.

von Wehrhahn: Wo?

Gendarm Schulze: Hier janz in de Nähe, bei de Kirche.

von Wehrhahn: Was? Hier bei dem neuen Jotteshaus?

Glaſenapp: Da ſitzt er immer und paßt uff de Glocken.

von Wehrhahn: Warum haben Sie denn das nicht früher jeſagt? Wollte er fortlaufen? Lief er fort?

Gendarm Schulze: Er ſaß im Jraben und merkte uns nich. Tſchache konnte bis dichte 'ran reiten. Und dann haben wir'n jleich beim Wickel jehat.

Er tritt zurück und faßt Guſtav mit an, den Tſchache hereinführt. Einiges Volk dringt mit herein.

von Wehrhahn: Hm! Alſo da wäre er jedenfalls.

Es tut mir jewiſſermaßen leid! Der Sohn eines weiland preußiſchen Wachtmeiſters .... Hat jemand den alten Rauchhaupt verſtändigt? Es mag ihn 'mal einer holen jehn.

Schulzen: Ick bin bei 'ne Kranke zur Pflege, Herr Vorſteher. Wenn ick vielleicht, det ick nu könnte abkomm' ...

von Wehrhahn: Protokollieren Sie, Glaſenapp. Nein, Schulzen, vorläufig müſſen Sie hier bleiben. Die Sache iſt bald jenug abjemacht. — Wollen wir alſo protokollieren ... Er lehnt ſich in den Stuhl zurück und blickt, wie um ſich für das Diktat zu ſammeln, an die Decke.

Langheinrich, leiſe zu Dr. Boxer: Sehn Se ſich man de Fielitzen an, Dokter! Wat? Is ſe nich quittenjelbe jewor'n? — Wenn det man nich ſchief jeht, kann ick Ihn' ſagen. — Er zeigt Dr. Boxer, der abwehrende Bewegungen macht, verſtohlen etwas in der hohlen Hand. Woll'n Se wat ſehn? Ja? Zündſchnur is det.

Dr. Boxer, leiſe: Wo iſt denn das her?

Langheinrich: Det weeß ick doch nich! Det kann ieberall aus de Welt her ſind. Det kann och aus Fielitzens Keller ſind. Jawoll doch! Jlooben S'et etwa nich? Und wenn ick man wollte ſchlecht ſind, Dokter ...

von Wehrhahn: Privatjeſpräche jibt es hier nicht.

Frau Fielitz zupft Langheinrich und fragt leiſe: Sie han Leontinen heute getroffen? Wo denn?

Langheinrich, mit triumphierendem Blick auf Schulze: Vor'm Woltersdorfer Puſch!

von Wehrhahn: Alſo, Glaſenapp .. Schauderhafte Jeſchichten. Das iſt dieſen Herbſt der ſiebente Brand. So 'was nennt ſich nun ziviliſierte Jeſellſchaft! Dieſe Schwefelbande will Chriſten ſein! Man braucht bloß 'mal abends auf den Balkon treten, irgendwo is immer 'n Feuerſchein. Ich habe mitunter in klaren Nächten bis fünfe zujleich am Himmel jezählt. Verhöhnung von Richter und Jeſetz! Das iſt bei den Schuften ſo einjeriſſen, als wenn das 'n Sonntagsverjnügen iſt. — Aber ſachte! Immer Jeduld, meine Herrſchaften. Wir kennen die Fährten! Wir haben die Spur! Die Betreffenden werden janz furchtbar erwachen, wenn die Ahndung janz plötzlich 'mal über ſie kommt. Wer etwas von Kriminaliſtik verſteht, der weiß, daß ſie langſam und ſicher vorjeht und ſchließlich den Schuldigen ſicher packt. — Aber Landrat von Stöckel bemerkte janz richtig: der janze moraliſche Niederjang, die Verwilderung auf der janzen Linie iſt Folge des Mangels an Religion! Jebildete Leute entblöden ſich nicht, die jöttlichen Jrundlagen anzutaſten, auf denen das Heilsjebäude ruht. — Aber, Jott ſei Dank, wir ſind auf dem Poſten! Wir ſind ſozuſagen toujours en vedette! — Und Dir, Junge, Dir ſag ich: Es gibt einen Jott! Verſtehſt Du, es jibt einen Jott im Himmel, vor dem keine Schandtat verborgen iſt. Nächſtenliebe! Chriſtlicher Geiſt! Hoſen ſtramm und den Hintern verſohlt! Dir wollt ich das Feuermachen ſchon austreiben! Lümmel infamer! Taugenichts! Jawohl, Doktor Boxer. Verſtehn Sie mich! Sie können jetroſt mit den Achſeln zucken, das ſtört mich im allerjeringſten nicht. Sie könnten ſojar die Feder erjreifen und öffentlich Zeter und Mordio ſchrein! Prügel! Ohrfeigen! Chriſtliche Zucht! Und keine Jefühlsduſeleien, verſtanden? Wir fürchten uns vor dem Buddha nicht!!

Guſtav iſt durch die ſteigende Erregung des Redners ebenfalls mehr und mehr erregt worden, bis er am Schluſſe der Anſprache ſich nicht mehr beherrſchen kann und in ein lautes, täuſchend nachgeahmtes Eſelsgeſchrei ausbricht: J! a! a! a! J! a! a! a! — Betretenheit! —

von Wehrhahn, ebenfalls betreten: Was bedeutet denn das?

Glaſenapp: Ich weiß wirklich nicht.

Langheinrich: Det is Juſtavens Kunſt, Herr Amtsvorſteher. Vor Tierſtimmen nachmachen iſt der berühmt!

von Wehrhahn: So! Und was hätte denn das wohl ſein ſollen?

Langheinrich: — Det ſollte wahrſcheinlich 'n Löwe ſind. Lautes Gelächter. von Wehrhahn zuckt mit den Achſeln, lacht höhniſch und begibt ſich auf ſeinen Platz. Stille. Dann erneuter Lachausbruch.

von Wehrhahn: Ich bitte um Ruhe! Hier wird nicht jelacht! Wir machen für Sie keine faulen Witze. Hier werden für niemand Witze jemacht. Wir verhandeln hier blutig ernſte Jeſchichten. 'n Zirkusverjnügen iſt das hier nicht!

Rauchhaupt tritt ein. Er bleibt ſtehen und glotzt hilflos um ſich

Frau Fielitz zieht Gendarm Schulze, der, ihr den Rücke zukehrend, nahe bei ihr ſteht, am Rock, ſo daß er ſich umwendet, und fragt mit kummervollem Geſicht: Han Sie mei Mädel heute geſehn? Gendarm Schulze nickt und kehrt ſich wieder ab.

Frau Fielitz, wie vorher: Sie han Leontine geſehn heute morgen? Gendarm Schulze nickt wieder und wendet ſich ab.

Frau Fielitz, wie oben: Wo han Se ſe denn getroffen, Herr Wachtmeeſter?

Gendarm Schulze, faſt ohne die Lippen zu bewegen: Das war hinter'm Woltersdorfer Puſch.

Rauchhaupt, zu Langheinrich: Wat is denn hier los, Meeſter? Wat ſoll denn hier ſind?

von Wehrhahn bemerkt Rauchhaupt: Sie ſind penſionierter preußiſcher Wachtmeiſter?

Rauchhaupt hat die Frage überhört: Kollege Schulze, wat ſoll denn hier ſind?

Gendarm Schulze: Der Herr Baron hat Dir wat jefragt. Ick kann Dir da keene Auskunft nich jeben, det jeht jegen meine Inſtruktion. Hättſt Du man mehr uffjepaßt uff den Jungen! Jepredigt hab ick Dir det eens jenug.

Rauchhaupt: — — Ick weeß ja nich, wat Du jepredigt haſt!! — So'n oller Oelkopp! Predige man!

Gendarm Schulze: Ich bitte zu Protokoll zu vernehmen, det Rauchhaupt mir dienſtlich beleidigt hat.

Rauchhaupt: Wat? Weil Du ſo'n oller Duſſel biſt? Da ſoll ick Dir dienſtlich beleidigt haben . . .

von Wehrhahn: Mann Jottes! Wiſſen Sie denn, wo Sie ſind? Sie kommen wohl eben aus Hinter-Indien?!

Da ſoll doch das Donnerwetter reinſchlagen. Still jeſtanden! Ordre pariert!

Rauchhaupt: Zu Befehl! Ick melde jehorſamſt, Herr Vorſteher . . .

von Wehrhahn: Daß Sie renitent und aufſäſſig ſind! Sie wollen ſich unjlücklich machen, mein Beſter! Wie lange ſind Sie ſchon außer Dienſt?

Rauchhaupt: Elf Jahre.

von Wehrhahn: Außerdem noch wahrſcheinlich Jedächtnis lädiert. Ueberhaupt ſo'n Aeußeres! Teufel noch mal! So'n Exterieur eines alten Wachtmeiſters . . . Ich glaubte, ich hätte ausjelernt.

Rauchhaupt: Ick bin . . . Sie werden jehorſamſt entſchuldigen . . .

von Wehrhahn: Nichts wird hier entſchuldigt! Verſtehn Sie mich! Sie riechen direkt. Sie verpeſten die Luft.

Rauchhaupt: Js aber bloß Erdjeruch . . .

von Wehrhahn: Pferdemiſt!

Rauchhaupt: Denn müßte det ſind von de Ananas . . .

Gelächter.

von Wehrhahn: Kurz: machen Sie möglichſt bald, daß Sie fortkommen, ſonſt, wie geſagt . . . immer fort! fort! fort! Sie haben vermutlich jeſehen, was hier vorjeht, und nu haben Sie weiter hier nichts mehr zu tun. — — — Fertig! Hier ſind die Papiere, Wachtmeiſter! Und jan direkt rüber aufs Amtsjericht.

Er übergibt an Schulze Papiere, die Gendarmen raſſeln mit de Säbeln, faſſen Guſtav feſter und machen Anſtalten, ihn hinauszu führen. Währenddeſſen glotzt Rauchhaupt in ſteigender, hilfloſer Angſt um ſich. — Stille. —

Dr. Boxer: Ich habe den Eindruck, Herr Amtsvorſteher, der Junge hier iſt ein Patient. Verzeihen Sie, daß ich mich doch noch einmiſche . . .

Langheinrich: Der Junge is blöde, der is janz verrückt.

Schulzen: Nee, nee, Herr Dokter! I nee, Meeſter Langheinrich, der Junge weeß, wat er machen tut. Ick hatte 'ne Jlucke hatt ick jehat, mit elf junge Hühnerken ausjebrütet, da hat er mir ſieben erſchmiſſen von.

Gendarm Schulze: I, Tante, und denn ooch die andere Jeſchichte, wo er Sie mal dem Täſchchen jeſtohlen hat.

Schulzen: Det Täſchchen, jawoll, und wat drinne iſt. Und hat Ihn det aber ooch ſo einjeſädelt . . . . jeriſſ'ner kann det 'n Jeſunder nich!

Gendarm Schulze: Und, Tante, denn ooch den Umſchlagetuch . . . .

Schulzen: Nee, nee, und denn mit dem Terzerole. Der Junge is jut und janz bei Verſtande. Ick bin eene alte erfahr'ne Frau.

Rauchhaupt: Wat biſt Du? Wat biſt Du? 'ne olle Hexe, die een janzet verludertet Maulwerk hat! Du kehre man eens wat vor Deine Tür, eh det Du von andre ſo nachreden tuſt. Wo Dir man eens eener uff't Handwerk paßt, mit Kinderkens pflegen und ſo 'ne Sachen, det de Engel in Himmel nich alle wer'n! denn mechten woll ſo 'ne Cureſſen rauskomm — jawoll — det Du hören und ſehen verjißt. — Wat is det? Wat ſoll hier mit Juſtaven ſind? Ick muß det nu wiſſen eens, wat det hier is.

von Wehrhahn: Maul halten!!! *Zu den Gendarmen:* Rechtsumkehrt und marſch.

Rauchhaupt: Halt, ſag ick! J, wo denn, ſo jeht det nich. Von ſo wat ſteht in de Schrift niſcht jeſchrieben. Ick bin hier der Vater zu diſſen Kind. Wat hat er jemacht? Wat ſoll er jemacht hebb'n? Juſtav! Wat lejen ſe Dir all zur Laſt? Ick ha Schleswig-Holſtein mitjemacht. Ick bin ſechsundſechzig in't Feuer jeweſen, ick bin anno ſiebzig bin ick bleſſiert. Hier is mein Been, und hier ſind meine Narben. Ick habe dem König von Preißen jedient ....

von Wehrhahn: Sie kommen uns hier mit alten Jeſchichten.

Rauchhaupt: ... Mit Jott für König und Vaterland! Aber det hier, det kann ick nu eemal nich zujeben. Ick will wiſſen, wat det hier mit Juſtaven is!

von Wehrhahn: Mann! Menſch! Jetzt kommen Sie zu Verſtande! Ich habe Ihnen das ſchon mal jeſagt. Ich habe in Anbetracht Ihrer Verdienſte nun ſchon jenug durch die Finger jeſehn. Jetzt tu ich ein übriges, jeben Sie acht. Dieſes Früchtchen, Ihr Sohn, hat hier Brand jelegt — iſt wenigſtens dringend der Tat verdächtig. Jetzt treten Sie aus dem Wege weg und behindern Sie weiter nicht die Beamten. Vorwärts, Schulze!

Rauchhaupt: Brand jelegt??? Hier? Det? Bei .... Drieben? Dort? Bei de Fielitzen? Juſtav? Det Jungchen? Det Kerlchen hier? J, Jott doch! Da lach ick! Det hier keener lacht! Nanu, Schulze, mache Du hier ma' keen' Unſinn! Jck ha' ooch ma' blanke Kneppe jehat. — Ju'n Tag ooch, Fielitzen! Na, Fielitz, wie jeht's? Wo wirſte Dein Rejulater nu uffhäng'n?

Frau Fielitz: Nu ſeht amal, nu verhöhnt der een' noch.

Rauchhaupt: J, nee doch! Weſo denn verhöhn ick Dir denn? Det is ja ſo 'n Unjlück! Hurrjott noch, noch 'mal. De Katzen verrecken uf alle Heubeeden, und de Vögel fallen dod uf de Erde run. Bei ſo wat, nee, nee, da verhöhn ick Dir nich. Jeberhaupt, ick wag' mir an manchet ran, ick ha' mir an ſonne Jungens jemacht, wo von de Kollegen keener recht 'ran wollte. Der Finger is durchjebiſſen. Jawoll! Aber, eh ick mit eene, wie Du biſt, anbinde: lieber jleich uff der Stelle häng' ick mir uff.

Frau Fielitz, faſt grau im Geſicht, mit zitternden Lippen, aber doch in heftiger Erregung und mit ziemlicher Energie: Was fängt denn der Mann nu uf eemal mit mir an? Was hätt ich denn eegentlich dem Manne getan? Kann ich derfire, wenn das aſu kommt? Jch ha' niſcht geſehn. Jch war ni derheine. Jch ha' niemanden verdächtigt nich. Und wenn ſe dan Jungen han feſte genomm', das ha' ich aſu wenig wie Du gewußt.

Rauchhaupt: Fielitzen! Fielitzen! Sieh mir 'mal an!

Frau Fielitz: Tummheeten! Luß mich in Frieden dahier. Luß mich in Frieden und tu Dich ni uffſpiel'n, ich ha' vorher durchzumachen genug. Da ſagt een der Dokter, ma' ſoll ſich ni ufregen, ma' könnt amal weg ſein im Augenblick! Und aſo a Mann .... ma' weeß ni, wohin legen ... mir wiſſen ni, wo mer wer'n ſchlafen de Nacht. Ma' liegt reen uf der Straße, halb tot und kaput und ....

Rauchhaupt: Fielitzen! Fielitzen! Kannſt Du mir ankieken?

Frau Fielitz: Luß mich zufriede und mach' Dich fort. Ich luß mich von Dir aſo nich behandeln! Ich kann Dich anſehn. Warum denn ni? Ich kann Dich drei Tage und Nächte anſehn, und da ſeh ich bloß, daß Du a Eſel biſt. Wenn das jetze uf da Jungen fällt, wer wird woll da hier am meiſten ſchuld ſein? Wie haſt Du denn ieber den Jungen gered't? Du ſprichſt: a tut ſtehlen, a täte gokeln, Deine Strohſchober hatt' a Dir angeſteckt, und nu tuſte Dich wundern, wenn 's dann aſo is! Du haſt hier da armen Jungen verbläut .... der Junge is zu mir geloſen gekomm', der hat ſo viel blaue Beulen gehat, daß an den ſeinem Leibe kee Fleck ni mehr heil war. Und nu tut a uf eemal, wie ni recht verrückt!

von Wehrhahn hat den Gendarmen ein Zeichen gegeben, dieſe faſſen Guſtav feſter und führen ihn gegen die Tür. Rauchhaupt hat es bemerkt, ſpringt blitzſchnell vor Guſtav, faßt ihn mit beiden Händen an den Schultern und läßt ihn nicht fort.

Rauchhaupt: Js nich! Det jeb ick nich zu, Herr Vorſteher! Mein Juſtav is keen Verbrecher nich! Ick ha' ſachte weg janz for mir ſtille jelebt, und nu bin ick hier in 'ne Maſchine jeraten. Da miſſen man erſchtlich Indizien ſind! Zu Langheinrich: Meeſter, kann der det jeweſen ſind? Langheinrich zuckt mit den Achſeln. Det is hier ja allens verjaunertes Pack, det ſind ja ..... Juſtav, weene man nich. Se kenn' Dir in Jottes Namen niſcht anhaben .....

von Wehrhahn: Hände weg! Oder .... Hände weg!

Rauchhaupt: Ick nehm et uff Dienſteid, Herr Amtsvorſteher, det hier .... det mein Junge hier unſchuldig is.

von Wehrhahn: Tempi passati. Sie machen ſich unglücklich. Zum letzten Male: die Hände weg!

Rauchhaupt: Denn ſchlag ick ihm tot uff der Stelle, Herr Vorſteher.

von Wehrhahn tritt dazwiſchen, trennt Rauchhaupt von ſeinem Sohn: Weg hier! Sie rühren den Jungen nicht an! Wagen Sie's! Wachtmeiſter, ziehen Sie blank!

Rauchhaupt, blaß wie Kalk, in unſinniger Erregung, hat losgelaſſen und poſtiert ſich vor die Ausgangstür: Tun Sie mir det nich an, Herr Vorſteher, um Jottes und Chriſti willen nich. Det is Ehrenpunkt! Ehrenpunkt is det, Herr Vorſteher! Bloß det nich, Herr Vorſteher, tun Se det nich. Ick biete mir an. Ick will ooch Kaution legen. Ick renne und bringe Kaution bring ick. Ick bin jleich wieder hier uff de Stelle, Herr Vorſteher. Ja? Soll ick? oder jeht det nu nich?

von Wehrhahn: Larifari, Sie jehn aus dem Wege.

Rauchhaupt: Ick weeß et, wer et jeweſen is!

von Wehrhahn ſchiebt Rauchhaupt beiſeite, und die beiden Gendarmen führen Guſtav ab. Rauchhaupt wird von Doktor Boxer und Langheinrich gleichzeitig geſtützt und feſtgehalten. Er ſinkt dumpf in ſich zuſammen. Stille tritt ein. von Wehrhahn begibt ſich wortlos hinter ſeinen Amtstiſch, ſchneuzt ſich, ſchießt Blicke auf Rauchhaupt und die Wolffen und nimmt dann Platz.

von Wehrhahn: Zünden Sie Licht an, Glaſenapp.

Glaſenapp entzündet eine Lampe auf dem Tiſch.

Frau Fielitz: Nee, nee, 's is ſchon wirklich! Aſo a Mann! Der tut ja 's ganze Dorf verdächtigen.

von Wehrhahn: Sie da! Schulzen! Scheren Sie ſich. Die Schulzen ſehr ſchnell ab.

Frau Fielitz: Ich mecht amal fragen, Herr Amtsvorſteher .... Mir wiſſen noch gar nee, wohin heute nacht.

von Wehrhahn: Sie ſchlafen wohl, Fielitz?

Fielitz, von ſeiner Uhr aufſchreckend: I nee, Herr Baron.

von Wehrhahn: Ich dachte, weil Sie den Kopf ſo geſenkt halten.

Fielitz, mit kindiſcher Blödigkeit: Ick ha' mir bloß ma' die Zeijer beſehn.

von Wehrhahn, zur Fielitzen: Sie wollen jehen?

Frau Fielitz: Wenn's mechte aſo weit ſein .... Ich kann kaum mehr uf meinen zwee Beenen ſtehn.

von Wehrhahn: Das glaub ich. Wann ſtanden Sie auf heut nacht?

Frau Fielitz: — —?

Fielitz: Wir ſind jejen achte erſt uffjeſtanden.

von Wehrhahn: Kriechen Sie immer ſo ſpät aus dem Bett?

Frau Fielitz: I, nee doch, der Mann is heut ganz verwirrt. Mir ſein um a fimfe ſchon ufgeſtanden. Um a fimfe ſtehn mir ja immer uf!

von Wehrhahn: Nun, Fielitzen, jehn Sie nach Hauſe jetzt. — Es ſollte mir leid tun jewiſſermaaßen … Indes die Jerechtigkeit jeht ihren Jang. Die Sonne bringt alles an den Tag. Verbrecher nehmen ein ſchreckliches Ende! Der ewige Richter verjißt ſie nicht. — Und Sie! Bejeben Sie ſich nach Hauſe. Jehn Sie nach Hauſe und warten Sie ab. Ich will heute beide Augen 'mal zudrücken, Ihr Vaterjefühl hat Sie ſinnlos jemacht.

Rauchhaupt tritt vor: Ick hätte jehorſamſt zu melden, Herr Vorſteher …

von Wehrhahn: Jehn Sie! Jehn Sie! Was wollen Sie noch? Machen Sie nicht wieder Faxen, mein Beſter.

Rauchhaupt, nun dicht vor der Fielitzen: Jott is mein Zeuge! Ick decke Dir uff!

Der Verhang fällt.

Vierter Akt

Das Giebelzimmer in der Schmiede bei Langheinrich. Links zwei kleine Fenſter mit Gardinen. An dem einen ein Lehnſtuhl, auf dem Frau Fielitz ſitzt. Sie hat das Ausſehen einer Schwerkranken. — An dem zweiten Fenſter eine Nähmaſchine und ein Stuhl davor, über dem ein Kleiderrock hängt, an dem gearbeitet worden iſt. Auf der Maſchine ſelbſt liegt eine Bluſe. Eine Tür in der Hinterwand führt zur Dachkammer. Links von ihr: brauner Kachelofen, rechts von ihr: gelb polierter Kleiderſchrank. In der rechten Wand iſt ebenfalls eine Tür, dieſe führt auf den Flur. An der gleichen Wand befindet ſich ein gemachtes Bett und weiter vorn eine gelbe Kommode. Über der Kommode hängt ein Regulator. Schuſter Fielitz, auf der Kommode ſtehend, und zwar in Strümpfen, zieht den Regulator auf. Der Schuſter iſt in Hemdsärmeln, ſehr ſauber geſchniegelt, in Sonntagshoſe und Sonntagsweſte. — In der Mitte des Zimmers ein Ausziehtiſch. Eine Hängelampe darüber. Um den Tiſch vier gelbe Stühle, ein fünfter Stuhl ſteht am Bett. Schmied Langheinrich und Ede, in Arbeitstracht, ſind am Tiſche beſchäftigt. Langheinrich hält einen eiſernen Turmhahn, den Ede mit roter Ölfarbe anſtreicht.

Ede und Langheinrich brechen in ein lautes Gelächter aus.

Fielitz, der während des Lachens die Uhr aufgezogen hat: Hier hat wieder eener dran rumjepuhlt.

Langheinrich: Jawoll ooch! Det wird ooch anderſch nich ſind. Paß Du man 'n bisken beſſer uff.

Erneutes Lachen.

Fielitz: Ick ſage bloß, wenn ick een mal erwiſche! Mir kommt's uff 'ne Handvoll Noten nich an.

Langheinrich: Feſte! Det is ooch! Js, wer't is! Ick jloobe, det is Leontine jeweſen.

Frau Fielitz: Das Mädel kommt an die Uhr doch ni ran.

Langheinrich: Na, na!

Fielitz: Det jibt ma' 'n Unjlück, verſtanden! Bei ſo wat beſpaße ick mir nich mit.

Ede: Det muß doch ooch noch in den Laden rin.

Langheinrich: Immerzu doch! Det ha' ick doch immer jeſagt! Der Eckladen wird nu bald fertig ſind, und denn hat er keen Rejulater zum rinhäng'n. Und denn kann er nich uffmachen ſein Jeſchäft!

Fielitz: Schwefelbande! Verjaunertes Pack! Lacht man! Ihr kennt jejen mir nich uffkomm'.

Langheinrich: I, keen Jedanke! Det jeht ooch nich. Wieviel haſte denn Abſchlüſſe ſchon jemacht? ick meene, von wejen de Lieſerung. Et muß doch 'n Ding wat uff Lager ſind!

Frau Fielitz: Laßt Ihr ock da Mann zuſrieden, Meeſter.

Fielitz: Jeh Du man in meine Kammer rin, denn kannſte ſehn Brieſe und Abſchlüſſe liejen. Janze Pakete und Stöße voll!

Ede guckt in die Kammer: Ick ſeh' niſcht.

Langheinrich: Reiß man de Diehlen uff: da liejen de Brieſſchaften rinjeſuttert. Jeſchäftsjeheimnis muß eenmal ſind!

Fielitz: Och noch muß det ſind! So'n Kiekindewelt! Lernt Ihr erſcht ma' ſchreiben und leſen, verſtanden, eh Ihr Euch mang meine Jeſchäfte miſcht.

Frau Fielitz: Nee, Fielitz, luß ſe doch! Aerger' Dich nich. Der Meeſter muß ſich doch immer beſpaßen. Ohne dem geht's bei dem Manne doch nich.

Langheinrich: Frau Meeſtern, ick bin ooch fidel heut, jawoll. Et is 'n Stick Arbeet fertig jewor'n. Und wenn ick nich von de Turmſpitze falle, dann bejieß ick mir heute noch ſchauderhaft.

Frau Fielitz: Woll'n Se das Ding dorte ſelber 'nufſtecken?

Langheinrich: J, janz natierlich! Warum denn nich? Schmarowski hat ihm jezeechnet, Mutter, ick ha' ihm jeſchmiedet und bring ihm ooch ruff.

Leontine kommt herein.

Leontine: Det laß man Schmarowskin alleene machen.

Ede: Vor wat Kippliges furcht ſich Schmarowski doch nich.

Langheinrich: Nee! Det wird woll wirklich uff Ehre ooch wahr ſind. Der furcht ſich vor Jott und vor'm Deiwel nich. Det kleene Männeken, kann ick Ihn' ſagen . . . dajegen is Blücher 'n Waiſenkind.

Fielitz: Ick will mir ma' wat erkundigen, Meeſter: wer hat denn dem neuen Hauſe jebaut?

Langheinrich: Na, wer denn?

Fielitz: Ick! Und Schmarowski nich.

Ede: Na, jewiß doch! Natierlich, Meeſter Fielitz.

Fielitz: Vom Jrundſteen bis oben! Ick, immer ick. Mein Jrund, mein Sand, meine Steene, mein Jeld! De janze Verſicherung rinjebuttert. Fragt Muttern, ob det nich ſo richtig is. — *Lachen.*

Frau Fielitz: Na Jes', Fielitz, luß doch das ale Gemurkſe. Uf ſolche Geſchichten kommt's doch nich an.

Fielitz: Jrade! Jck wer' det beweiſen, Mutter. Jck will die det klar machen, wer ick bin. Paßt ma' uff, wo ick wer' meine Rede halten!

Frau Fielitz: Schmarowski ſagt, es wird ni gered't.

Fielitz: Jck laſſe mir aber det Maul nich verbieten, von Dir nich und von Schmarowski nich. Fielitz ab in die Kammer.

Langheinrich: Mutter, paſſen Se man eens uff, det nich noch een Radau eens beim Eſſen wird. Et heeßt ſo ſchon, et woll'n welche Skandal machen! Beſſer, 'n bisken vorſichtig ſind.

Frau Fielitz: Jhr braucht bloß a biſſel uf 'n ufpaſſen. Glei tüchtig zu trinken vo Anfang an. Jch kann da Mann heut ni zuricke halt'n. Beim Richtfeſt will a nu eemal ſein.

Langheinrich: Schmarowski hat jeſtern Kloppe jekriegt.

Ede: Jeſtern Abend, jawoll, nach de Volksverſammlung.

Frau Fielitz: A wird awing haben zu hitzig gered't.

Langheinrich: Wenn Se wieder wat brauchen! Det wird ooch ſo ſind. Det kleene Aas hat jered't, Mutter Fielitz: de janze Verſammlung hat bravo jeſchrien. 'n Blatt hat der nich vor 'n Mund nich jenomm'.

Frau Fielitz: A mißte ni gar aſo hitzig ſein, denk ich.

Langheinrich: Feſte! Jrade! Warum ooch nich? Wat haſte, wat kannſte! Man immer druff! Die janze Jeſell-

ſchaft verdient det nich beſſer. Wehrhahn nich und Friderici nich. Und ieberhaupt det is jut, Mutter Fielitzen.
Det war jrade der richtige Momangaugenblick! Nu ha
er eens janz mit die Brüder jebrochen. Nu weeß et 'n jeder.
Nu jibt's keen Zurück. Nu is er janz unſer Mann, Mutte
Fielitz! Jck hätte det dem jar nich zujetraut.

Frau Fielitz: Ihr könnt woll o mit 'n zufrieden ſein
Meeſter, wo jetzt ſo a Sums ei d'r Werkſtelle is. Vie
Geſellen . . . .

Langheinrich: Det is ooch! Det ſtreit ick ooch nich
Er hat wat Jeld mang de Leute jebracht. Mit Paſter Fri
derici ſein Klingelbeutel, dà wußt ick mir nich zu ſtell'n al
Et jing nich! Nu jeht et uff eemal. Jewiß. Nu paßt 'ma
Achtung zum Fenſter raus, Mutter, wenn ick wer' jan
oben droben ſein. Jck winke und ſchrei und denn — ſprin
ick ab!

Langheinrich und Ede ab mit dem Turmhahn. Kurzes Stil
ſchweigen.

Frau Fielitz: Ob Rauchhaupt heute o wied
kommt?

Leontine: Nee, Mutter, ick weeß nich, wat ängſt' d
denn immer? So 'n oller Dämel wie Rauchhaupt i
Denn laß er doch kommen, ſoviel er will — und quaſſel
Wenn der ooch quaſſelt, Mutter. Uff det kind'ſche Gequaſ
horcht keener nich!

Frau Fielitz: A ſoll wieder haben ſehr 'rumgered't.

Leontine! J, laß ihm. Jck ha' ooch Briefe jekrieg
Det is ooch wieder ſo eener, Mutter. Sie wirft einen Brief i

Kuvert hin. Da mach ick mir aber weiter niſcht draus. Ieberhaupt det is bloß der Bahnaxiſtente.

Frau Fielitz: Das kennte ooch Wachtmeeſter Schulze ſein.

Leontine: Ooch Hilfslehrer Lehnert, warum nich am Ende!

Frau Fielitz: Nu, luß ſe! Die Kerle ſein eiferſüchtig — und neid'ſch uf Schmarowski ſein neues Haus! Se mechten uns gern 'was am Zeuge flicken. Aber nee! Aſo eenfach geht das nu nich.

Leontine hat ein paar Tritte genäht: Sieh mal, Mama, det ha' ick jefunden!

Frau Fielitz: Immer mach', mach', mach'! Verſäum' Dich jetzt nich. Das Kleed muß um zwee fertig ſein. Adelheid hat ſchon wieder 'riebergeſchickt! — Heechſtens geh amal in a Keller runter und hol' die paar Flaſchen Wein amal 'ruf, daß mer dann, wenn ſe komm', und mer kenn' amal anſtoßen. Ma ſieht's: ſe wer'n balde han fertig gericht'. —

Leontine: Det is hier der Meeſtern ihr Gradehalter.

Frau Fielitz: Das is o a armes Weib geweſt: geſchnallt und geſchniert und zuſammengeriſſen und hat doch a Puckel ni weggekriegt.

Leontine: Wat braucht ſe denn aber ſo putzſichtig ſind?

Frau Fielitz: I, ginn' der de Ruhe! Die hat ſe verdient.

Leontine: Et heeßt ja, ſe kloppt in de Bodenkammer, wo Meeſter Langheinrichs Schlafſtelle is.

Frau Fielitz: O, luß ſe! Luß ſe! Red' weiter nich. A hat ſe wohl o ernt in wenig geſchunden, trotz daß'n a ſoviel hat eingebracht. Die hat immer mußt weiter näh'n und verdien' ...... Kee Wunder, wenn die keene Ruhe ni hat.

Leontine: Wer heeßt ſe denn Meeſter Langheinrich heiraten?

Frau Fielitz: J, luß ock die alten Sachen jetzt. Vo alten Sachen will ich niſcht wiſſen. Ich ha' a Kopp ohne das voll genug. Ich weeß ieberhaupt ni, was mit mir is. Ma ſieht ohne das ſchon manchmal Geſpenſter.

Leontine: Det heeßt, wenn er mir ſo betrügen tut . . .

Frau Fielitz: Der Meeſter? Luß 'n ruhig gehn. In der Sache taugen ſe alle niſcht. Wenn da ſellde eener drunter ſein, uf den in der Sache und daß a Verlaß wär' ... da mißt ich gar wieder was Neies lern'. — Hauptſache is: immer bleib uf'm Poſten. Der Mann is ni beeſe. A meent's ganz gut. Sei ſparſ'm. Du weeßt, wie genau daß a is! Und halt'n ſei biſſel Gelumpe zuſamm'. Und halt'n ſei kleenes Mäderle gutt. A hat ja ooch gegen Dein' Jung'n niſcht. *Fielitz, im Bratenrock, wieder aus der Kammer.* So kannſte doch nich zu dam Eſſen gehn! Komm her, ich wer' D'r da Knopp awing feſt machen.

Fielitz: Det is woll nich meglich! Verſtauch' Dir man nich.

Frau Fielitz *hält mit der Linken ſeinen Hoſenrand und fängt vom Stuhl aus an zu nähen:* Was kann man derfire, wenn eens ni meh ſo fortkann?! Ma' bekimmert ſich ſonſt woll genung um Dich.

Fielitz: Verjangne Zeiten! Lieje man nich! Jck bin wie ſo'n oller Stiebelknecht! Mir habt Ihr eens janz in de Ecke jeſchmiſſen. — Haſt Du mein Rejulator jerückt?

Leontine: Jawoll! Jhn pickt et. Ab.

Fielitz: Warte Du man!

Frau Fielitz: Der Meeſter hat ſich doch bloß beſpaßt, Fielitz!

Fielitz: Jck will Euch noch alle wat zeijen, Mutter, wo ick jetzt uff'n Trichter jekomm bin. Jck nehm et noch heut mit jed'n uff.

Frau Fielitz: Nu freilich, das iſt doch o ſelbſtverſtändlich.

Fielitz: Warte Du man in zwee Jahren ma ab, wer wird mehr Jeld in Sacke verdient hebben: Schmarowski, Langheinrich oder ich!

Frau Fielitz: Was haſt'n Du immer mit Meeſter Langheinrich? A hat uns im Hauſe hier ufgenommen....

Fielitz: Jawoll ooch, det is, weil er knitſchig is und weil det er will hohe Miete ſchlucken.

Frau Fielitz: Sei Du ock froh, daß der Meeſter ſo is.

Fielitz: Von wejen det bisken Zindſchnurjeſchichte....? Jmmerzu, Mutter, kriech ihm man ſonſte wohin.

Frau Fielitz: Was iſt'n das fer 'ne Geſchichte geweſt?

Fielitz: J, die Jeſchichte! Wat ſoll et denn ſind? Wo Dokter Boxer ooch hat von jeſprochen.

Frau Fielitz: Jch kenne doch deine Geſchichten ni.

Fielitz: Mutter, ick ha'n jutes Jewiſſen!

Frau Fielitz: Geh ock und laß Dich verglaſen dermitte.

Fielitz: Mutter, ick ſage for jetzt weiter niſcht …

Frau Fielitz: Tummheeten!

Fielitz: Jut! –

Frau Fielitz: Schmarowski war hier. Wie is denn das nu mit der Hypotheke?

Fielitz: Det er meine uff vierte Stelle drückt?

Frau Fielitz: Das weeß ma: aſo a Bau tut Geld koſten.

Fielitz: Schmarowski verbaut ſich.

Frau Fielitz: Tummheet!

Fielitz: Jawoll! Weil det in dem drin wie'ne Krankheet ſteckt.

Frau Fielitz: Hauptſache, da biſte nu einverſtanden?

Fielitz: Jott bewahre, det due ick nich! Wo ick früher bin Komjarius jeweſt, und ha ick ſubtilſte Sachen behandelt, und Wehrhahn hat mir jekloppt, jawoll, und hat ſich jefreit, wo ick ſchlau bin jeweſen … J nee, Mutter! So blau bin ick nich. — Ick rechne! Ick kann mit de Feder fort! Ick bin 'n halber Av'kate, Mutter. Der Jründling überjaunert mir nich!

Schmarowski, ſehr geſchäftig, kommt herein. Er trägt ſich verändert: heller Sommerüberzieher, elegantes Hütchen und Stöckchen. Eine Rolle mit Bauriſſen trägt er in der Hand.

Schmarowski: Ju'n Morgen, Frau Fielitz. Wie jeht's Ihnen denn? Das bißchen Erkältung jut überſtanden?

Frau Fielitz: Ich dank ſcheen. Es geht ja! Nehm Se eck Platz.

Schmarowski: Jawohl. Das werd ich. Das hab ich verdient. Seit morgens vier Uhr auf den Beinen! Weiß Jott, wie ich immer noch kraxeln kann.

Fielitz: Ju'n Morjen. Ick bin nämlich ooch noch da!

Schmarowski: Gu'n Morgen, ich hatte Sie gar nich bemerkt. Ich habe den Kopf ſo voll in den Tagen ....

Fielitz: Ick ooch.

Schmarowski: Natürlich. Bezweiſle ich nich! Haben Sie etwa was mit mir zu reden? Dann bitte gefälligſt.

Fielitz: In Augenblick nich! In Augenblick bin ick anderſch beſchäftigt. Ick muß bei een Herrn uff'n Bahnhof jehn. Von wejen de ruſſiſchen Gummiſchuhe. Später! Jawoll ooch! In Augenblick nich. *Stolziert aufgeregt ab.*

Schmarowski: Der Schuſter macht uns janz lächerlich. In allen Kneipen ſoll er ſich aufſpiel'n. Und neulich iſt 'ne Jeſchichte paſſiert, draußen, im Warteſaal zweiter Klaſſe. Da hat er ſich nämlich einjedrängt und hat die blödſinnigſten Reden jehalten, nich weit vom Hon'ratiorentiſch. Von Fabriken, und was er ſich ſonſt wollte anlegen.

Frau Fielitz: Der Mann is Ihn reene wie übergeſchnappt.

Schmarowski: Alſo Ihn jeht's jut?

Frau Fielitz: So leidlich, jawoll. Ock bloß kann ich das Hämmern ni recht mehr vertragen. Wenn ma ock erſcht aus dam Hauſe hier wär!

Schmarowski: Jeduld! Bloß um Jottes Willen Jeduld! Es is ja ſoweit janz leidlich jejangen, bloß jetzt nich noch drängeln. Immer Jeduld. Mir liegt ſelber daran, daß wir fertig ſind. Aber hexen kann ich nu leider nich. Ich bin froh, daß der Dachſtuhl nu oben iſt. Ich weiß, was mir das hat für Schmalz jekoſt — und außerdem immer dieſe Jeſchichten. *Er zeigt ihr eine Anzahl aufgeſchnittener Briefe.* Alle natürlich anonym! Die allerjemeinſten Invektiven: auf Fielitz, auf Sie und natürlich auf mich.

Frau Fielitz: Ich weeß gar ni, was die Leute woll'n. Wer a Schaden hat, braucht fer a Spott nich zu ſorgen. Das is eemal! Anderſcher is das nich. Se han uns doch hing'n und vorn verhört. Dreimal ha ich mußt uf's Gerichte laufen. Wenn an der Sache was dran wär geweſt, das wer'n ſe woll haben ooch rausgebracht!

Schmarowski: Darüber will ich mich weiter nich auslaſſen. Das is Ihre Sache, das geht mich nichts an. Was mich betrifft, hab ich's den Leuten gezeigt. Wenn eener mir will von de Frackſchöße ſchütteln, dem reiße ich 'n janzen Frack kaput. Det ſoll ſich Paſter Friderici merken, dem hab ick zuviel in de Karte jeſehn. — Um nu mit der Türe ins Haus zu fallen, weil ich doch, wie Sie ſehn, auf'm Sprunge bin: die Sache wird jut: aber — Jeld! Jeld! Jeld!

Frau Fielitz: Fielitz will ni.

Schmarowski: Herr Fielitz muß!

Frau Fielitz: A tut ſich da Eckladen immer noch einbilden. Kenn Se'n kee Löchel ni reſervieren?

Schmarowski: I, Zahler! Zahler! Das kann ich nich. Wo käm ich da hin, wenn ich ſo wollte anfang'n?

Dazu haben Sie wohl ſelber jenug Verſtand. Nee. Davon ſteht in de Schrift niſcht jeſchrieben. Von ſo wat kann jar nich de Rede ſein. — Es kommt 'n Bankier mit zum Eſſen dann und, Frau Fielitz, dem muß ich beſtimmten Beſcheid ſagen. Alſo nu, daß die Sache ins Reine kommt. Sonſt . . . . wenn ich nu etwa noch ſitzen bleibe . . . .

Frau Fielitz: Ich wer's ſchon machen! Luſſen S'es och!

Schmarowski: Jut. Alſo nu is noch 'ne andre Sache. Haben Se mal wieder von Rauchhaupt jehört?

Frau Fielitz: Ja. Daß a noch immer's Maul ni will halten und daß a uns ieberall ausrichten tut. Das is wie mit Wehrhahn, dieſelbe Geſchichte. Ich ha' Rauchhaupten immer ock Guttes getan. Und nu kummt a und kummt a Tag fer Tag und tut een mit alen Geſchichten krank machen, wo doch all's aus a Fingern geſogen is! Womeglich . . . nu ja! . . wer weeß! . . ſo a Mann . . . a kann aſo lange womeglich machen, bis, bis . . . noch zuletzte . . . das wär aſo 'was!

Schmarowski: Keine Angſt, Frau Fielitz! Sie jehn nich weiter, nu die Sache im Sande verlaufen is. — Uebrigens treten die Zimmerleute zuſamm': ich muß rüber und meine paar Worte abhaſpeln. Kurz alſo: wenn Rauchhaupt 'mal wiederkommt, denn kenn' Sie ihm 'mal ſo'n bisken aushorchen. Es iſt nämlich 'ne neue Kiſte im Jang. Soziale Sache! Rieſenjeſchäft! Natürlich bin ich bei mitten mang, wie ich jetzt eben überall mitten mang bin. Wir möchten an Rauchhauptens Grundſtück 'ran . . . Er hat noch damals ſpottbillig jekauft, und wenn wir das janz, nich jeteilt, in de Hand kriejen, denn ſpringt 'ne Million und mehr bei 'raus.

Frau Fielitz: Hier hab ich ooch noch zwee Sparkaſſenbücher.

Schmarowski: Danke ſchön! Kommen mir mächtig zu Paß. Man kann ſich manchmal nich lumpen laſſen ...

Frau Fielitz: 's Mädel kommt! Schnell in de Taſche damit! Schmarowski ſteckt haſtig die Bücher ein, nickt der Fielitzen zu und geht ſchnell ab. Frau Fielitz erhebt ſich halb vom Stuhle und guckt geſpannt durchs Fenſter. Wenn ſe ock heut nich noch an extra Teps machen! 's ſtehn ja dort mächtig viel Leute 'rum. — Leontine kommt mit drei Weinflaſchen und Gläſern.

Leontine: Mama! Mama! A is wieder unten. Der dämliche Rauchhaupt is wieder da.

Frau Fielitz, erſchreckend: Wer?

Leontine: Rauchhaupt! Er kommt gleich hinter mir her. Sie ſtellt Flaſchen und Gläſer auf den Tiſch.

Frau Fielitz, entſchloſſen: Mag a! Vor meinswegen ſoll a 'ruſkomm'. Ich wer'n amal de Wahrheet ſagen. — Rauchhaupt guckt zur Tür herein.

Rauchhaupt: Stör ick, Frau Meeſtern?

Frau Fielitz: Mich ſtört'r nich.

Rauchhaupt: Stör ick ſonſt een Menſchen, Meeſtern?

Frau Fielitz: Das kann ich ni wiſſen. Das kummt druf an.

Rauchhaupt tritt ganz ein. Er erſcheint nicht ganz ſo verwahrloſt wie früher: Jut Freund! Ick jratuliere, Meeſter! Ick will wieder 'mal nach'm Rechten ſehn.

Frau Fielitz, gezwungen heiter: Sie han ebens immer an Richer, Rauchhaupt.

Rauchhaupt glotzt ſie an, ſagt mit Betonung: Immerzu doch! Hab ick och! Janz jewiß. — Ick hab eben och Dokter Boxer jetroffen. Er will och jleich dann zu Sie oben komm'! Und hab ihm um eene Sache jefragt.

Frau Fielitz: Um was fer an Sache?

Rauchhaupt: Von dazumal. Da ſoll er zu Langheinrich eens wat jeſagt hebb'n oder Langheinrich hat et zu ihm jeſagt.

Frau Fielitz: Um Eure Geſchichten bekimmer ich mich ni. Leontine! Geh und hole a Stick Wurſcht, daß ſe an Happenpappen finden, wenn ſe hernach dann noch 'rieber komm'.

Rauchhaupt: De Welt jeht weiter.

Frau Fielitz: Und ob! Aſu is 's!

Leontine: Soll ick nich jetzt lieber hier bleiben, Mutter?

Rauchhaupt: Jeh und koof' ſeidne Strimpe in!

Frau Fielitz: Was heeßt'n das?

Rauchhaupt: I, weiter heeßt det niſcht. Ick denke, det die och 'ne Jräfin is. Se hat doch bei Mutter Boxern jeſtanden ... Adelheid, wat die Schmarowskin is! — in Laden und hat mit die Olle jeſchachert um een ſchüttjelbſeidnen Unterrock. Det is doch 'ne jroße Jräfin, Frau Meeſtern, und hat doch och rotſeidne Strimpe jehat.

Leontine: Bei unſereen' langt et uff Baumwolle nich. Ab.

Frau Fielitz: Was wer'n ſe ock Adelheid alles noch nachred'n!?

Rauchhaupt: Det is jar keen Nachreden, det is, wie't is! Hat neulich der Kutſcher all Bier abjelad't, eenfachet Bier, bei de Kehrwiedern drieben . . de Kehrwiedern, wo hier de Waſchfrau is. Wird jrade die Jräfin ſind anjerauſcht. Det macht ſe! Denn tut ſe de Näſe hochziehn — bewahre Jott! hoffärtig kann det nich ſind — und denn hat ſe de Kehrwiedern eens jefragt: ob arme Leute ooch täten Bier trinken.

Frau Fielitz: Nee, kommt mir ock mit dam Klatſch und Tratſch.

Rauchhaupt: Ja, wat ick Sie wollte fragen, Frau Meeſtern: ick ha' nämlich 'ne neue Fährte jefaßt.

Frau Fielitz: Was denn für eene Fährte, Rauchhaupt?

Rauchhaupt: Silentium, heeßt det! Vorſichtig ſind. Ick kann niſcht ſagen. Mehr weeß ick nich. Als det ick janz kunſtjerecht vigiliert hebbe. Et ſind ooch Tedektetiven in Jang. Ick bin ooch all wieder bei Wehrhahn jeweſen, und der hat mir eens mächtig zu zujered't.

Frau Fielitz, ſtrickend: Jemerſch, Wehrhahn! Der wird o's Kraut fett machen. Das koſt' doch bloß immer alles Ihr Geld.

Rauchhaupt, ganz nahe, mit blutunterlaufenen Augen, gefährlich: Frau Meeſtern, wo wir nu ſind hinter jekomm', da bring ick Ihn allens janz joldklar an't Licht. Det kleenſte Jeheimnis wird uffjeſtöbert. Doch der Staatsanwalt hat wieder de Ohren jeſpitzt! Er zieht Kreiſe mit Stock und Fuß langſam und bedrohlich wie Schlingen immer enger um Frau Fielitz. Erſt heeßt et: janz jroße Kreiſe jemacht, denn immer, Frau Meeſtern, enger jezogen, und denn ſitzen ſe in de Schlinge all. — Ick meene: de Jauner, die Brand jelegt hebb'n. Natierlich, Meeſtern, meen ick Ihn nich.

Frau Fielitz: Ich tät halt die Sache nu bald amal ruhn laſſ'n. 'raus kommt doch ein ganzen Leben niſcht!

Rauchhaupt: Wieviel paré, Meeſtern? Abjemacht!

Frau Fielitz: Is in der Erſchte niſcht raus ni gekomm ...

Rauchhaupt: Wieviel paré, Meeſtern? Schlagen Se in. Hier muß eener bei bloß jeduldig ſind. Sie hatten doch Juſtaven rieberbeordert, uff elfen, Meeſtern, mit Sämerei'n. Nu is de Schulzen vorüber jejang'n an Ihre Haustüre is ſe, Frau Meeſtern! Ick laſſe die Naſe nich von de Spur.

Frau Fielitz: Nu will ich Ihn aber was ſagen, Rauchhaupt: um Ihre Naſe bekümm'r ich mich nich! Aber, ſag ich Ihn, wenn das nich ufhörn tut und Sie immer und ewig um uns dahier rumſchniffeln ... wahrhaftig, mir reißt amal die Geduld.

Rauchhaupt: Tun Se mir doch verklagen, Frau Meeſtern.

Frau Fielitz: Meinswegen ſagt's eem direkt uf a Kupp. Da wird ma ſchon wiſſen, mit was ma Euch antwort!

Aber ſtänkert ni bei der Schulzen rum! Ich ha das Frovulk hier rausgeſchmiſſen. Se kommt hierher und red't m'r was uf. Leontine ſoll zu'ner rieberkomm. Wenn das ooch'm Wachtmeeſter Schulze tät recht ſein. Aſo eene is mei Mädel ni! Nu tut een die ale Hexe ausrichten! Frieher da hat ſe Ihn ausgericht! — Ich weeß ni: Ihr tut hier an ewigen Sums machen! Was is denn dem Jungen, hå, Schlimmes paſſiert? A is verſorgt! A is untergebracht! A hat ſeine Pflege, ſei ſcheenes Eſſen!

Rauchhaupt: Nee, nee, von die Sache vertröſt ick mir nich. Det laß ick nich uff mir ſitzen, Meeſtern! Uff mir nich und uff mein Juſtav nich. Det is nich. Det wurcht mir! Ick kann det nich nachlaſſ'n. Det hat mir zehn Jahre Leben jekoſt. Ick weeß et! Ick weeß, wat ick habe jelitten, und wo ick mir habe dran uffjeknippt. Niemals, in janzen Leben noch nich. Wer det jeweſen is, wer ick ſchon ufftreiben! Det weeß ick, det ha ick mir vorjenomm.

Frau Fielitz: Nu jemerſch, jemerſch, warum denn nie!? Da macht ock! Da murkſt ock! Was geht's mich denn an?! Ich wer mich hier immer aſo luſſen ufregen, wo das mir der Dokter verboten hat. Ich . . .

Rauchhaupt: Meeſtern, det weeß keener nich, wat det is. Ick weeß et. Ick bin zu Hauſe jelooſen, ick ha nich de Hand vor Augen jeſehn. Ick ha niſcht von Jott und de Welt niſcht jewußt, und hat's mir de Plautze zuſammenjeriſſen: ick ha bloß eens man immer nach Luſt jejappt. Und denn lag ick — jawoll! — wie'n Toter in't Bett: Mit Tücher jerieben! Mit Bürſchten jebürſcht! Mit Kamfer jeſpritzt und all ſo'ne Sachen. Denn bin ick in't Leben zurückjekomm!

Frau Fielitz: Wieviel hundert Mal han Sie das ſchonn erzählt, Rauchhaupt! Das weeß ich, daß Sie ſein verrückt gewor'n. Nu, was denn? Ich ha eben's o Haare gelaſſen! Mich hat die Geſchichte o Marks gekoſt. — Wer is von uns beeden denn ſchlimmer d'ran? Sie oder ich? Das mecht ich bloß wiſſen. Sie ſein geſund, und wie ſehn Sie heut aus! Und ich? Was bin ich? Und wie tu ich heut ausſehn? Nu alſo, was wollt'r denn eegentlich noch? — Ich ha ſogar ſchon mei Begräbnis getraumt! — Nu ſehtr'ſch, wo fehlt's denn? I wer bald genung Platz machen. Bei mir lohnt ſich das Hetzen erſcht weiter nich. 's is wahr! — Sie ſein ſchon a närr'ſcher Kerl, Rauchhaupt. Und aſo verdreht . . . das gloobt eener nich. Erſcht han Sie da Jung'n immer woll'n los ſein . . .

Rauchhaupt: Frau Meeſtern, Sie kenn Juſtaven nich! Wat der Junge, wo ick ihn ha bei mir jehat . . . und jut mit Kindern und all ſo wat! Und ſingt Ihn! Und hat Jedanken in Koppe! Und wie er all neulich is durchjebrennt — det is er, von Dalldorf uff Tegel, Frau Meeſtern, denn hat er ſich vor de Kirche jeſetzt, wo er immer tut ſo uff de Jlocken abwarten, und hat wieder ſtockſtille uff't Lauten jepaßt. Da ſoll'n Se den Jungen ma ſehn bei, Meeſtern, wo det ieber ſein Jeſichte ſpielt. Det is wat! Er kann et bloß all nich ſo ausquetſchen, wo unſereener det ausquetſchen tut.

Frau Fielitz: Ich ha gar an Jungen verloren, Rauchhaupt! Jawoll! und das iſt mein beſter geweſt. Na ſehn S'es! Sie kenn mich immer druf anſehn. Mei Leben, das is ooch kee Spaß nich geweſt. — Immer ſehn Se mich amal richtig an! Wer weeß, verging Ihn de Luſt verleichte, wo Ihn doch ſchon amal de Luſt is vergang'n.

Rauchhaupt: Frau Meeſtern, ick bin 'n verträglicher Menſch, aber det ... Ick bin verträglich, Meeſtern. Ick bin ooch nich jern Poliziſt jeweſt, aber ...

Frau Fielitz: Ja doch! Nee doch! Wer weeß d'n das nich! Ebens drum! Und nu ſein Se der ſchlimmſte vo all'n! — Derhingerher wie a biſſiger Hund. Sie ſein doch a herzensguder Mann, Rauchhaupt! Fer das hat Ihn doch jedes Kind gekennt. Nu Jeſes, ihr Leute, was iſt'n hå das!? — Se kenn amol dorte de Flaſche ufmachen! Warum ſoll'n mir kee Treppel ni trinken mitſamm! Rauchhaupt wiſcht ſich die Augen und geht dann, um den Korken aus der Flaſche zu ziehen. Die Kampelei kann ja hernach wieder losgehn. Anderſcher is das im Leben ni! — Ma kann's ni ändern: an Tummheet is. Aber wenn ma a Leuten de Augen will ufkneppen: is ni! Tummheet regiert de Welt. Was ſein mir: Sie, ich und mir alle zuſamm? Mir han uns mußt ſchinden und ſchuften durchs Leben, eener ſo gutt, wie der andere dahier. Nu etwa! Alſo! Mir wer'n woll Beſcheed wiſſen. Wer ni mitmacht, is faul, wer de mitmacht, is ſchlecht. — — Ma hullt doch bloß all's aus'm Dreck raus. Unſereens muß jeden Dreck doch anfaſſen! Da heeßt's immer: gutt ſein. Wie fängt ma's ock an? Aber nee, wo wer'n mir denn Frieden machen! Ufbegehrt ha' ich, das is wahr. Nu ganz natierlich ooch! Ma' will ebens aus dam Matſche 'rauskomm', wo mir alle uns 'rumbeißen tun mitſamm' ... 'raus! Fort! — Meinswegen ooch hicher 'nuff .... Is wahr, daß Se woll'n vo hier fortziehn, Rauchhaupt?

Rauchhaupt: Frau Meeſtern, ick ha' det in Sinne jehat. Warum, det weß Doktor Boxer und ick. Er ſtöhnt tief auf. Et is nich alleene von die Jeſchichte, det ick will näher bei Juſtaven ſind, i nee! Mir is nich mehr wohl in die Jejend, mir ſieht hier jetzt 'n jeder ſo eijen an. Die Flaſche iſt aufgezogen, er hat zwei Gläſer vollgeſchenkt.

Frau Fielitz: Noch 'was! Was gehn uns die Leute an!

Rauchhaupt: Nee, nee! Wo eener ſo wat jemacht hat ... det is ooch ...! Wo eener ſo weit is jeweſt — det er ſich — als Beamter! — 'n Strick hat jenomm', und det er ſich ... Meeſtern, ick weeß et nich! Ick weeß et nich, det ick det ſoll jemacht hebb'n! — Aber losjeſchnitten hebben ſe mir. Er trinkt.

Frau Fielitz: Is wirklich war, was ma' dadrieber hören tut?

Rauchhaupt: Sehn S'et, es is mang de Leute jekomm'. Und det ... als Beamter! — wo ick det betrachte, det wäſcht mich keen Wind und keen Rejen nich ab. Er trinkt.

Frau Fielitz: Ich ſprech', mir ſtoßen halt doch amal an! Ich tu' mich ooch nich um de Leute bekimmern — wenn Se aber 'mal verkoofen woll'n — wer weeß! ...

Ich wer' mit Schmarowskin reden, am Ende täten Se einig werden.

Dr. Boxer, Ede und Leontine kommen.

Dr. Boxer: Das geht ja recht luſtig hier zu, Frau Fielitz.

Frau Fielitz: Heute! Ganz ausnahmsweiſe! Jawoll!

Ede: Junge Frau! Woll'n Se wat ſehn, junge Frau? Meeſter Langheinrich tanzt uff de Frontſpitze.

Frau Fielitz *erhebt ſich mit Anſtrengung und blickt hinaus.*

Leontine: Jck kann ſo wat jar nich ſehn, Mama.

Ede: Laß er fallen! Der fällt uff de Füße. Der Meeſter is ooch all von't Katzenjeſchlecht.

Dr. Boxer, *humoriſtiſch drohend und halblaut zu Rauchhaupt:* Nich immer mir meine Patienten aufregen! Da kann ich ja doktern auf Deubel komm' 'raus!

Frau Fielitz: J, luſſ'n S'en ganz geruhig, dan Mann! Ufgehetzt is er, ha'n de Leute. Der is ſuſter der beſte Menſch von der Welt.

Dr. Boxer: Na alsdann! Und ſonſt? Wie geht's uns, Frau Meiſtern?

Frau Fielitz: Ganz gutt! Ock ebens — *zeigt auf die Bruſt* — hier is 'was geknaxt. Nu, wenn ooch! Amal muß a jeder abkratzen. Jch ha' ja derwegen an Weile gelebt.

Dr. Boxer: Nicht ſoviel reden! Länger den Mund halten. *Zu Rauchhaupt:* Uebrigens hab ich 'n Auftrag für Sie. Herr Schmarowski hat Sie hier 'reingehn ſehn, und da hat er mich eben angehalten: Sie möchten doch dann zu dem Eſſen kommen!

Frau Fielitz: Rauchhaupt, nu freilich! Warum denn nich?

Rauchhaupt: Ick will et ooch noch nich verreden, Frau Meeſtern.

Frau Fielitz: Und Sie, Herr Dokter?

Dr. Boxer, *ſchnell:* Gott bewahre! Ich nicht.

Frau Fielitz: Warum ni? Tun S'en etwa 'was nachtrag'n?

Dr. Boxer: Höchſtens, daß er den Ort ſo verſchandelt hat mit dieſer elendigen fünfſtöckigen Mietskaſerne. Sonſt — nachtragen? Nachtragen kann ich nicht. Aber ſehn Sie: ich bin 'n verlorner Mann. Ich leugne ja nicht, daß die Choſen mir Spaß machen. Aber mittun — nee! Das lerne ich nicht. Ich gehe wahrſcheinlich auch wieder fort.

Frau Fielitz: Und ſo ane ſcheene Praxis ufgeben?

Dr. Boxer: Seefahren! Das macht den Menſchen geſund. Das iſt die beſte Praxis, Frau Fielitz, wenn einer ſonſt nicht ſehr praktiſch iſt.

Frau Fielitz: Sie ſein o ni praktiſch!

Dr. Boxer: Das bin ich auch nicht. — Na, hör'n Sie 'mal, wie ſie da wieder Lärm machen. *Vielſtimmige Hochrufe.* Wieder 'mal Rieſenbegeiſterung! Sie werden Schmarowski gleich auf den Schild heben. Eben war es ſchon nahe dran! *Ein großes, begeiſtertes Durcheinander hochrufender Stimmen von außen.* Na, ſehn Sie wohl? So 'was erhebt doch das Herz!

Leontine: Mutter, ſeh doch 'mal, wen ſe dort hoch heben! De Arbeeter heben een' uff!

Frau Fielitz: Wen denn? Krampfhaft ſich erhebend und hinausſtarrend.

Leontine: Siehſte nich, wer det is?

Rauchhaupt: Schmarowski.

Ede: Det is, wie 't is. Ick ha' dem Kerlchen nich riechen jemocht. Aber nu .... nee .... wo er vernünftig is und ſo for jeſunde Ideen tut inſtehn: keene Willkür und Polizeijewalt, denn .... denn .... nu laß ick ihm ooch mit hochleben all!

Dr. Boxer: Na, Ede! Aber natürlich! Gewiß!

Fielitz kommt ſehr erregt herein.

Fielitz: Ick ... ick ... ick ... ick ...., ick bin et jeweſen! — Immer ſchreit Ihr, ſchreit Ihr! Dem heben ſe uff. Aber nee, ſo 'ne Reden halte ick nich! Charakter! Jewiſſen! Det is de Hauptſache. Jawoll! Ick habe bezahlt und jebaut. Aber wenn mir ooch Wehrhahn hat fallen jelaſſen — von jute Jeſinnung laſſe ick nich! Ordnung muß ſind! Moral muß ſind! Ick bleibe monarchiſch bis uff de Knochen! Um dieſe Triumphe beneid ick Dir nich!

Dr. Boxer: Pſt! Fielitz! Komm' Sie 'mal hier ans Licht. Ich will mir 'mal Ihre Augen betrachten. — Bewegt ſich denn Ihre Pupille nicht?! —

Frau Fielitz atmet kurz und krampfhaft auf, wirft die Hände, wie vor Freude, in die Luft und ruft, halb ſelig, halb erſchrocken ausatmend: Julian!!!

Leontine: Mama! Mama!

Ede: Die is injeſchlafen.

Leontine, hilfeſuchend zum Doktor: Mutter jreiſt ja ſo mit de Arme 'rum?

Dr. Boxer: Wer? Wo denn? Frau Fielitz?

Leontine: Sehn Se 'mal an!

Ede, lachend: Se will woll Spatzen fang'n in de Luft?

Dr. Boxer hat ſich von Fielitz ab- und der Fielitzen zugewandt.

Dr. Boxer: Frau Fielitz!

Fielitz geht anteillos im Hintergrunde erregt auf und ab. Rauchhaupt beobachtet geſpannt die Vorgänge draußen durchs Fenſter.

Leontine: Ick weeß nich, Mutter will jar nich antwort'n.

Rauchhaupt: Ick jloobe, die woll'n woll jar 'rieberkomm'!

Dr. Boxer: Was iſt denn, Frau Fielitz? Was haben Sie denn? Was machen Sie denn immer ſo mit den Händen?

Frau Fielitz greift in eigentümlicher Weiſe mit beiden Händen hoch über ſich: Ma' langt ... Ma' langt ... Ma' langt immer ſo.

Dr. Boxer: Nach was denn?

Frau Fielitz, wie vorher: Ma' langt .... ma' langt nach 'was. Die Arme fallen ihr herunter, ſie ſchweigt.

Leontine, zu Doktor Boxer: Se ſchläft?

Dr. Boxer, ernſt: Jawohl, ſie iſt eingeſchlafen. Aber halten Sie jetzt 'mal die Leute zurück.

Rauchhaupt: Die janze Bande kommt 'rieber jetepſt.

Dr. Boxer, heftig: Zurückhalten! Ede! Schleunigſt zurückhalten! — Ede ab.

Leontine: Herr Dokter, was is denn mit Mutter paſſiert?

Dr. Boxer: Ihre Mutter iſt ...

Leontine: Wat denn?

Dr. Boxer, mit Betonung: Iſt eingeſchlafen.

Leontine bekommt einen grauenvollen Geſichtsausdruck, will ſchreien; der Doktor packt ſie energiſch, hält ihr die Hand vor den Mund, und ſie gewinnt Faſſung: Herr Dokter, ſe hat doch noch eben jered't ...?

Dr. Boxer zieht Leontine ſanft am Handgelenk näher mit der Linken und legt ſeine Rechte auf die Stirn der toten Fielitzen. Na gut! Und von jetzt ab ſchweigt ſie ſich aus.

Im Hintergrund ſteht Fielitz, ohne Intereſſe für den Vorgang, und betrachtet ſeine Augen ſcharf und vertieft in einem Handſpiegel.

Der Vorhang fällt.

Der arme Heinrich

Eine deutſche Sage

in fünf Akten

Dem Andenken meines Bruders
Georg Hauptmann
gewidmet

Dramatis personae

Heinrich von Aue
Hartmann von der Aue
Pachter Gottfried
Brigitte
Ottegebe
Pater Benedikt
Ottacker
Ritter und Schloßbedienſtete

Erſter Akt

Das Hausgärtchen des Meiers Gottfried. Der Giebel des Wohnhauſes mit Eingangstür und den hinanführenden Stufen links. Davon nicht weit eine alte Ulme, darunter ein Steintiſch mit einer Raſenbank. Unter der Ulme fort überſieht der Blick weite, grüne Hochflächen. Vorne abgeerntete Felder und am Horizont bewaldete Hügelungen. Gruppen von Tannen hie und da vereinzelt.

Der Meier Gottfried kehrt mit einem Beſen das Laub von dem Steintiſch. Ottacker, ein gewappneter Knecht, etwa vierzig Jahre alt, fertig aufs Pferd zu ſteigen, kommt, ſorgfältig bemüht, mit Sporen und Harniſch nicht laut zu werden, durch den Garten geſchlichen; er ſtutzt, wie er Gottfried gewahrt, und ſein ſchwarzbärtiges, bleiches Geſicht wechſelt die Farbe in Betretenheit.

Gottfried:

Gelobt ſei Jeſus Chriſt!

Ottacker:

In Ewigkeit.

Gottfried:

Wo wollt Ihr hin in dieſer frühen Stunde?

Ottacker:

Ei, beizen, reiten, pirſchen, was weiß ich —

Gottfried:

Wird Euch der Herr nicht miſſen?

Ottacker kraut ſich verlegen:

Schwerlich! ja
vielleicht! ein Auftrag, Meiſter. Denkt doch an …
Das heißt, ſo Gott will und ſich alles wendet,
und auch wohl, wenn es ſich ganz ſchlimm erweiſt,
kehr ich zurück — doch …

Gottfried:

Ich verſteh Euch nicht:
iſt irgend von den Euren wem daheim
ein Unglück zugeſtoßen?

Ottacker:

Pſt. Gewiß!
Still! ja doch! ich muß fort — die Mutter — auch
die Schweſter — heikle Dinge! Ihr verſteht.
Sonſt, ſeht Ihr, will ich mit dem Satan fechten!
und lebten die noch, die ich überrannt
im Heidenlande, könnten ſie's beſtät'gen.

Gottfried:

Was iſt Euch? ſeid Ihr krank?

Ottacker:

Nein! Gott behüte
uns vor den ſchlimmen Süchten, böſen Flüſſen
und aller Sündenſchuld und Peſtilenz.
Noch bin ich ſtandfeſt, heil und rein im Blut,
und heil und ſtandfeſt hoff ich auch zu bleiben.
Die Welt iſt ſchlimm und voller Teufel, doch:
Chriſt iſt mein Hort. Mit manches Türken Blut
kauft ich mir Ablaß — manches Plunderſtück
ſchenkt ich den Pfaffen, und ein Span vom Kreuz
aus dem gelobten Land feit meine Bruſt:
allein mich ſchauert's, ich muß fort, mir träumte
ein Ding von übler Vorbedeutung und —
was ſterblich iſt, das wehrt ſich ſeiner Haut!

Ottacker ab.

Gottfried, Ottacker nachblickend:

Bei Gott, er zerrt den Schecken aus dem Stall —
klirrt in den Sattel und — ſpornſtreichs davon!

Aus dem Hauſe kommen Brigitte und hinter ihr Ottegebe. Brigitte iſt eine ehrwürdige, nicht ſehr bäuriſch ausſehende Matrone, Ottegebe ein bleichſüchtiges Kind an der Grenze der Jungfräulichkeit, ihre Augen ſind groß und dunkel, ihr Haar aſchblond, mit rotgoldnen und gelbgoldnen Glanzfäden untermengt. Mutter und Tochter tragen Linnenzeug und Tiſchgerät.

Brigitte:

Wo deck ich unſerm gnädigen Herrn den Tiſch?
Gottfried! He, Gottfried ...

Gottfried, aus der Verblüffung erwachend:

Was denn? Riefſt Du mich?

Brigitte:

Ja freilich, denn mein Warmbier iſt bereit,
der Fiſch geſotten und der Rahm geſchlagen.
Wo, meinſt Du, deck ich unſerm Herrn den Tiſch?

Gottfried, auf den Steintiſch weiſend:

Komm nur. Dies iſt von alten Zeiten her
ſein Platz. Gelt, Kind, hier ſaß er immer gern?

Ottegebe nickt eifrig:

Ja, Vater! Friſchen Honig, Vater, noch ...!
Du ſagteſt doch, Du wollteſt welchen zeideln!?

Gottfried, befremdet:

Wer band Dir denn die Schleife ſo ins Haar?

Ottegebe:

Die Schleife?

Gottfried:

Ja, die rote Schleife, Kind!

Ottegebe, purpurrot, verlegen:

Wo denn?

Gottfried, ungeduldig:

In Deinem Haar … Ottegebe bleibt ſprachlos.

Brigitte:

Sagt ich Dir's nicht,
der Vater ſchilt Dich aus, wenn er Dich ſieht!?

Ottegebe wird wieder blaß, kämpft mit dem Weinen, reißt die Schleife aus dem Haar, ſchleudert ſie zu Boden und läuft fort.

Brigitte:

Es war zu Ehren unſeres gnädigen Herrn.
Nun ſchämt ſie ſich.

Gottfried:

Acht' auf das Kind, Brigitte,
daß es zudringlich nicht den Herrn erzürnt.
Er iſt kein Knabe mehr, wie dazumal
vor Jahren, als ſie noch am Bande ging
und er nach Knabenweiſ' ſich mit ihr neckte.

Brigitte:

Mir ſcheint, er iſt nicht fröhlichen Gemüts.

Gottfried:

Ich weiß es nicht. Wer geſtern morgen ihn
ſah, unter den Reitern, auf der Jägersmatte,
als er lachenden Auges unſern Hof
im Moos mit ſeinem Schwertknauf ihnen zeigte
und fröhlich grüßend dann von ihnen ſchied,

der mochte freilich bei ſich ſelber denken,
wie dieſen edelſtolzen jungen Mann
des Kummers Schatten niemals doch geſtreift.
Heut ſah ich einen Mann, den ich nicht kannte.

Brigitte:

Mich wundert's, daß er itzt um dieſe Zeit —
weil es doch hieß, er werde Hochzeit halten! —
zu uns kommt, in das weltentlegene Moos.

Gottfried:

Die Großen haben ſonderbare Launen.
Was geht's uns an!

Brigitte:

Gewiß! Allein der Knecht
hat unter dem Geſinde geſtern nacht,
nachdem er ſich am Sauſer übernommen,
mit dunklen Worten wunderlich geſcherzt
und vom moſaiſchen Geſetz geſprochen,
wonach man kranke Häuſermauern wäſcht,
um ſie von Gift und Ausſatz heil zu machen.

Gottfried:

Wer ſagt das?

Brigitte:

Ottegebe, unſer Kind.

Gottfried:

Höre, Brigitte, ſchließe Deine Ohren
vor allem üblen Leumund. Unſer Herr
ſteht hoch in Glanz und Gunſt, iſt kaiſerlich
und alſo bei Sankt Petri Schlüſſelhalter

nicht wohl beliebt —: die Bettelmönche treiben
Lügen ins Volk und keine iſt ſo plump,
daß ſie nicht in der Menge Gläubige fände.

Brigitte:

Mir ſcheint, er kommt den Erlenweg herauf.

Gottfried:

Er iſt's.

Brigitte:

Er geht gebeugt, nicht ſtrack wie ſonſt.

Gottfried:

Wenn Du ſo gaffſt, das wird den Herrn verdrießen!

Brigitte:

Sieh — wie er ſtarrt — gebannt — ins Morgenrot.

Gottfried:

Er iſt's — ich gehe nun, und Du, Brigitte,
bitt ihn zu Tiſch, gezogentlich, doch kurz,
hernach nimm Urlaub und entferne Dich.

Brigitte:

Sei ohne Sorgen, Alter.

Heinrich von Aue kommt langſam und nachdenklich; ſeine Erſcheinung iſt ſchlank und ritterlich; freies Gelock, rötlicher, wohlgepflegter Spitzbart; große, blaue, unruhige Augen ſtehen in ſeinem ein wenig fahlen Geſicht.

Brigitte:

Grüß Euch Gott!

Heinrich blickt auf, ſcheint ſie erſt jetzt zu bemerken und ſagt haſtig und leichthin:

Gott grüß' Dich, Mutter!

Brigitte:
Das iſt Euer Tiſch;
ſo wenig und ſo viel ſteht juſt darauf,
als ein entlegener Meierhof kann bieten.
Heinrich:
Mich dünkt, ich hörte geſtern abend noch
Maultiere klingeln in den Hof, Brigitte.
Brigitte:
Nein, Herr.
Heinrich:
Nicht? Etwa gegen Mitternacht?
Brigitte ſchüttelt den Kopf.
’s iſt ſchade, mich verlangt nach meinen Büchern.
Brigitte:
Habt Ihr noch irgend einen Wunſch?
Heinrich:
Ja: ... viele!
Brigitte:
Ich meine einen, den ich kann erfüllen.
Heinrich:
Den Du erfüllen kannſt, Brigitte? nein!
vielleicht — wir wollen ſehn — jetzt nicht — vielleicht.
Schon gut, ich danke Dir.
Brigitte:
Bekomm’s Euch wohl. Ab.
Heinrich,
allein, legt ſein flache Hand an den Ulmenſtamm, blickt hinauf und ſagt für ſich — mit verhaltener Bewegung:
Noch ganz in Blättern ſteht die Ulme, und

gleich wie aus Erz erhebt ſie regungslos
ſich in des klaren Morgens kalte Luft:
des nahen Froſtes ſcharfer Silberhauch,
vielleicht ſchon morgen, macht ſie nackt und bloß —:
ſie regt ſich nicht! — Ringsum iſt gottergeben,
worauf das Auge fällt, nur nicht der Menſch,
nur ich nicht — Friede! kehre her zu mir!
Du biſt mir nah: auf ſtillen Wieſenflächen
ruhſt du … du wehſt vom dunklen Vließ der Tannen —
der alten Schwarzwaldtannen meiner Kindheit! —
mir um mein Haupt. Ja, zwiſchen dieſen Bergen
in meiner Heimat biſt auch du daheim:
ſo werde mir ein Bruder und ein Freund.
Gottfried tritt in die Haustür.

Gottfried:

Gott grüß Euch, Herr!

Heinrich:

Hab' guten Morgen, Alter.

Gottfried:

Ich habe einen beſſeren nicht geſehn
zeit meines Lebens, Herr, als dieſer iſt:
erblick ich doch beim erſten Schritt ins Freie
den liebſten Gaſt und meinen edlen Herrn;
doch Ihr beſchämt uns und vor allem mich!
Ich bin ein Siebenſchläfer, gegen Euch
gehalten, und dazu ein ſchlechter Wirt.

Heinrich *beginnt die Mahlzeit:*

Freund, ſorge nicht um mich. Einſt ſchlief ich wohl

im wildeſten Getümmel eines Lagers,
an manches Fürſten Hof, wo Tag und Nacht
der Tore Flügel in den Angeln knarrten …
beim Roſſeſtampfen, beim Geſchrei der Knechte:
lag wie ein Klotz und ſchlief. Hier iſt es ſtill,
doch in der Stille wird mein Inneres laut,
und während draußen über Moor und Wieſen
der Mond ſein totes Licht ergießt und etwa
am Feldrain eine Grille mit ihm wacht,
gibt's ein Getöſe hier in meinem Haupt
von Reigentänzen, ritterlichen Spielen,
Schlachtrufen, fremden Sprachen, Flüſterſtimmen,
die ich nicht kann beſchwichtigen.

Gottfried:

Ihr habt
nicht gut geruht die Nacht?

Heinrich:

Schlaf iſt ein Obdach.
Wehe dem Obdachloſen! Meinſt Du nicht?

Gottfried:

Ja, gnädiger Herr.

Heinrich:

Im Ernſt: Gewohnheit peitſcht
ſeit vielen Jahren mich vom Lager auf,
meiſt vor der Sonne, oft ſchon Mitternachts.
Und wenn Ihr dies erfahrt, ſo bitt ich Euch,
laßt mich gewähren, es befremd' Euch nicht.

Gottfried:
Herr, Euer iſt das Haus, darin wir wohnen,
und Euer auch der Grund, auf dem es ſteht —
wie mögt Ihr ſagen: laſſet mich gewähren?
Nur weckt uns, wenn's zu wachen Euch beliebt ...

Heinrich:
Schlaft, ſchlummert friedlich! die Ihr Ruhe Euch
durch arme, ſchwere Tagesmüh'n verdient:
was frommt mir Euer Wachen? — Habe Dank!
Dankbar erkenn ich wieder, was ich längſt
gekannt in Dir — als Knabe ſchon — Dein Herz!
Doch nicht Dein Herz zu ſtehlen komm ich her,
noch auszurauben ſeinen goldenen Hort:
nur bittend, Alter, daß Du mir nicht wehrſt,
an Deinem Herd — mit mir allein zu ſein.

Gottfried, nach einigem Stillſchweigen:
Wollt Ihr mir Urlaub geben?

Heinrich:
Setze Dich!
Falſch deuteſt Du, was ich Dir ſagte: komm!
Es tut mir wohl, Dein weißes Haupt zu ſehn
und Deine liebe, väterliche Stimme
nach ſoviel Jahren wiederum zu hören.
Laß Dich's nicht kümmern, wenn ich fremd Dir ſcheine
auf dieſem kargen Grunde, den Du bau'ſt,
ich bin verwälſcht und ſeltſam freilich, doch,
ſo hoff ich, wird noch eine deutſche Hand —
wenn Deine Hand ſie drückt — den Druck erwidern.

Gottfried
will knieend mit beiden Händen die nicht dargebotene Rechte Heinrichs erfaſſen, dieſer zieht ſie heftig zurück:
Ihr, Herr, verwälſcht? Verhüt's der ſüße Chriſt!
Wenn Ihr nicht deutſcher Sitte Meiſter ſeid
und deutſcher Rittertugend Spiegelglas,
wo ſollt ich Mildigkeit und hohen Mut,
Treu' ohne Wank in deutſchen Landen ſuchen?
Euch nenn ich deutſch wie dieſe Tanne, rein
aus deutſchem Blut entſprungen, rein bewahrt.
Des Vogts von Rome blaue Augenſterne
funkeln nicht heller, und der Waiſe ſtünde
ob Eures Scheitels Flachsgeſpinſte wohl
ſo ſtolz, als über ſeinem!

Heinrich, verfinſtert:
Hm, mag ſein!
Auch bleibt der Demant freilich, wie Du ſagſt,
ein Demant, trägt ein armer Lazarus
die Spange auch ums Haupt, darin er brennt.
Schnell ablenkend: Doch nun dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt!
Genug davon! Sitz und erzähle mir
von anderen Dingen. Was der Haushahn ſchwatzt
mit ſeinen Hennen zwiſchen Stall und Scheuer,
dünkt meinen Ohren jetzt ein beſſerer Schmaus,
als ſelbſt des Vogelweiders Königsweiſe.
Wie viele Pferde haſt Du? Wieviel Kühe?
Lohnt Dir der Acker Schweiß und Mühe, wie?
Wie war die Ernte, Obſt und Korn und Wein?

Das iſt die Zeitung, ſieh, wonach mich dürſtet.
Von Türk und Chriſt, von Ghibellin und Guelf
und von dem Vogt von Rome ſprich mir nicht.

Gottfried:

Herr, ungezogentlich iſt meine Weiſe,
ich merk es wohl. Doch wenn ſie Euch verdrießt,
erwäget doch in Gnaden, bitt ich Euch,
ob ich im Zirkel meines Tagewerks
höfiſcher Sitte mich befleißen kann.

Heinrich:

Das oberſte Gelände hoch am Berge,
wo Ackerland und Wald zuſammenſtoßen:
iſt's nicht ein Wickenfeld?

Gottfried:

Ja, gnädiger Herr!

Heinrich:

Als wir am Abend geſtern, nah dabei —
ich und mein Rößlein — ſorgſam abwärts ſtiegen,
hört ich im Chor von leiſen Kinderſtimmen
ein Ave Maria ſingen, und zugleich
ſah ich, nicht weit von mir, am Rand des Steigs,
im Steinwall flackern eine kleine Brunſt.
Ich ließ mein Rößlein ſtehn und pirſchte mich
behutſam näher; ſo gewahrt ich dann
Mägdlein und Knaben, die ums Feuer ſchafften,
juſt ſchien mir's wie ein Spuk und Schattenſpiel.
Da ſagt ich: kleine Hexlein, grüß Euch Gott!
Was braut und backt und kocht Ihr hier im Dunklen?

Doch kaum geſagt — hui! ſtob der Schwarm davon —
Einzig ein Mägdlein blieb am Feuer ſtehn,
aufrecht und zögernd, ſchwieg und ſah mich an.
Haſt Du geſungen? fragt ich. Doch ſie ſchwieg.

Gottfried:

Vergebt's dem Kinde, lieber, gnädiger Herr,
denn Ottegebe war es, meine Tochter,
ein ſeltſamliches Ding, das ihrer Mutter
und mir ſchlafloſe Nächte ſchon gemacht.

Heinrich:

Ein ſeltſamliches Ding! da haſt Du recht! . . .

Gottfried:

Und Herr, Ihr kanntet ſie, nahmt ſie zu Euch
aufs Roß, ſo manchesmal, in alter Zeit.
Denn war ſie ſcheuer auch ſchon dazumal,
wie eine Wachtel, die im Kornfeld niſtet:
Ihr locktet ſie hervor, Euch ward ſie kirr.

Heinrich:

Ja, damals! damals! wohl erinnr' ich mich —
Wenn ich von fröhlicher Pirſch in Klamm und Kluft
heimkehrte abends, müd', doch frohgemut,
da faßt ich oft zuerſt das Kind ins Auge
und grüßt es luſtig als mein klein Gemahl.
Ja, damals, damals! wie das Herz mir ſchwoll
und tolle Mücken mir im Haupte tanzten,
ich weiß, ich weiß! — Nun ſieh, ich bin ſo weit
entrückt aus jener goldenen Frühezeit,
daß Ottegebe mir, mein klein Gemahl,

nun ich ſie wieder ſah, ſo fremd erſchien,
als hätte nie Diana, meine Hündin,
ihr ungeſtüm Geſicht und Hand geleckt,
als hätt ich übers Haar ihr nie geſtreichelt,
noch ihr zur Kurzweil manche Jägerweiſe
geblaſen auf dem Hörnlein, das ich trug,
wie ich doch oftmals tat.

Ottegebe bringt Honigwaben in einem Schüſſelchen.

Gottfried:

Dort kommt ſie, Herr.

Heinrich:

Was bringſt Du mir?

Ottegebe, atemlos:

Ganz friſchen Honig, Herr.

Heinrich:

Sieh doch nur an, Du ſprichſt und biſt nicht ſtumm!
Das iſt mir lieb, und wo ich dies nun weiß,
mein Kind, ſo mußt Du dort auf jene Bank
Dich ſetzen und mir Red' und Antwort ſtehn.
Bedenkſt Du Dich? — Haſt Du denn Furcht vor mir?
O! ich bin zahm! ſo zahm ... Du glaubſt es kaum,
wie zahm ich bin! Wohlan, wie geht's Dir?

Ottegebe windet ſich in Schüchternheit:

Gut.

Heinrich:

Wie? Immer gut?

Ottegebe, faſt vergehend vor Schüchternheit:

Ja, Herr.

Heinrich:

Dir geht es gut —
und Kaiſer Friedrich mit der goldenen Krone
kennt Drangſal nur und Kampf und ewige Not!
Da biſt Du reicher ja als er, mein Kind,
von mir ganz zu geſchweigen. — Wird Dir nun
auch nie hier oben Zeit und Weile lang?

Ottegebe ſchüttelt verneinend den Kopf.

Was tuſt Du, Dir die Grillen zu vertreiben?

Ottegebe, ohne zu antworten, windet ſich in ſehr großer Verlegenheit, ſchließlich ſagt ſie:

Ich bete.

Heinrich:

Beten iſt ein gutes Ding!
Zu welcher Heiligen beteſt Du am liebſten?

Ottegebe, wie oben:

Die Jungfrau hat mich ſchon geheilt einmal.

Heinrich:

So?! Hat ſie Dich geheilt! Mir ſchlug ſie Wunden!
Sie kann auch Wunden ſchlagen, glaube mir.

Ottegebe:

Nein, Herr.

Heinrich:

Wie? Nicht? Was meinſt Du? Meinſt Du, nicht?
Willſt Du mich unterweiſen und belehren,
ſo unterweiſe und belehre mich.

Ottegebe ſchüttelt heftig verneinend den Kopf.

Gottfried:
Habt Nachſicht mit ihr. Denket, gnädiger Herr,
ſie iſt vom Siechbett unlängſt erſt erſtanden ...
Heinrich:
Warum verbirgt ſie ihre rechte Hand?
Gottfried:
Wie, Herr? — —
Heinrich:
Warum verſteckſt Du ſie? — — —
Gottfried:
Zeig' her!
Ottegebe:
Nein, Vater!
Gottfried:
Ei, Du Jungfer Eigenſinn,
der Herr befiehlt! So weiſe Deine Rechte.
Brigitte, hinter der Szene:
Gottfried!
Ottegebe:
Die Mutter ruft! Sie will fort.
Brigitte, hinter der Szene:
Gottfried!
Gottfried:
Verzeiht.
Heinrich:
Hab' Urlaub. Gottfried ab.
Heinrich:
Sag' mir nun in Eile noch:

kennſt Du mich denn?

Ottegebe nickt übertrieben.

Wer bin ich?

Ottegebe:

Unſer Herr.

Heinrich:

Die Otter hat ihr Loch, ſein Neſt der Vogel,
die Füchſe haben Gruben, doch der Mann,
den Du für einen Herren läſſeſt gelten,
iſt ohne Zuflucht — ſieh, ihn brennt die Erde,
wohin er auch die Sohlen immer ſetzt,
wie Feuer der Hölle. — Warum lachſt Du?

Ottegebe,

die in ein kurzes, krankhaft freudiges Lachen ausgebrochen war, bezwingt ſich und blickt nun wieder bleich, ſcheu und mit furchtſamen Augen:

Ich?

Heinrich:

Wie heiß ich?

Ottegebe, bebend:

Heinrich.

Heinrich:

Heinrich — gut — wie noch?

Ottegebe, bebend:

Du heißeſt Heinrich Graf von Aue, Herr.

Heinrich:

Gott weiß es — ja — ſo heiß ich. Und ſeit wann
kennſt Du mich — Kind?

Ottegebe, bebend:
Seit wann?
Heinrich:
Wie lange ſchon?
Ottegebe, bebend:
Seit ... ſeit zwei Jahren.
Heinrich:
Seit zwei Jahren? wie?
Mir ſcheint, da irrſt Du! denn zum letztenmal,
auf Ritterwort, war ich in dieſem Hauſe
vor gut neun Jahren — ſeit der Zeit nicht mehr.
Ottegebe, in höchſter Verlegenheit:
Ich war noch klein!
Heinrich:
Ach ſo — Du warſt noch klein!
Dann nimmſt Du's mit der Zahl der Jahre wohl
nicht ſo genau. — Vor zween Jahren — Kind —
lag dieſer arme Gaſt, den Du hier ſiehſt
am mag'ren Ranft hausback'nen Brotes zehrend,
in Marmorhallen, wo die Brunnen klangen,
wo goldene Fiſche in den Becken floſſen
und wenn er ſchweifen ließ den trunk'nen Blick,
ſo war's dorthin, woher der Weihrauch quoll,
war's in die Zaubergärten Azzahras.
O, liebes Kind, von ſolchen Paradieſen
haſt Du wohl nie geträumt! wo ſüß und ſchwer
Pracht auf uns laſtet, Wonne uns bedrückt ...
der Bambus zittert am verſchwiegenen Platz,

von Zedern überdacht und überdunkelt,
die Azaleenbüſche breiten ſich
wie blühende Kiſſen. Blaues Blütenblut
ſcheint Dir das Meer, das Marmorſtufen leckt
und Gondeln ſchaukelt, die von Edelſteinen
und Gold und Purpur blitzen. — Und Du hörſt
Geſang. Die Sklavin ſingt: ſchwermütiges Blühn
auch hier! ſie neigt ſich zum Zypreſſenborn
und ſchöpft in Silbereimern . . . fremde Worte,
in heißer Flut der Seele aufgelöſt,
umweben Dich. Du trinkſt ſie in Dich ein
mit allen Düften, die der ſanfte Weſt
Dir zuträgt, immer liebreich Dich bedrängend. —
Doch dies beiſeite! jetzund bin ich hier,
bin zu Palermo, zu Granada nicht —
und bitte Dich, mir weiter zu erzählen,
was Du nach einer gar ſo langen Friſt,
die Dich ſo kurz bedünkt, noch von mir weißt.

Ottegebe, beſtürzt:

Nichts, Herr! ſonſt nichts!

Heinrich:

Das glaub ich nimmermehr —
ſonſt nichts als nichts? Wie wenig wäre das!
zu wenig faſt für Deine klugen Augen.
Jetzt aber frag ich aufs Gewiſſen Dich,
klein Ottegeb'! Sankt Ottegebe Du,
mit Deinem Heiligenſchein aus Flachs und Seide:
wie nannt ich Dich in jener frühen Zeit?

Wie? — ſprich, wie nannt ich Dich? — nun? — Dazumal,
wo Du mir anhingſt, traun, mehr als der Mutter,
wie pflegt ich Dich zu nennen? Sag' es mir!

Ottegebe

ſteht in höchſter Verlegenheit von ihm abgekehrt, windet ſich, kaut an Schürze oder Tuch und bricht mehrmals in Lachen aus, das ſie aber ſogleich erſchrocken und ängſtlich unterdrückt. Dabei knickt ſie ein und bringt erſt nach erneuten Ermunterungen mühſam, ſtockend und leiſe, hervor:

Mein — klein — Gemahl —!

Heinrich:

So recht! Mein klein Gemahl!
Bald wird ein wackrer Landmann nun Dich nennen
im Ernſt, wie ich im Scherz Dich damals nannte.

Ottegebe erſchrickt, wird totenblaß und läuft davon.

Wo willſt Du hin?

Ottegebe ſteht ſtill, zittert:

Mir ſchien's, der Vater rief.

Heinrich:

Bleib nur und ſetze Dich. Es wäre denn,
daß ich mir irgend Deine Gunſt verſcherzte.
Wie? tat ich das vielleicht? Es wär' mir leid.

Ottegebe ab, **Gottfried** kommt wieder.

Gottfried, ſeufzend:

Es iſt nicht klug zu werden aus dem Kinde!
Denkt, was ſie eben wieder hat vollbracht:
die Mutter trifft ſie, wie ſie Waben ſchneidet
und ſelbſt den Imker macht am Bienenſtock.
Zerſtochen ſind ihr Arme, Bruſt und Hände. —

Und dieſen tollen Streich hat ſie verübt,
weil ich vergaß, für Euren Tiſch zu räumen,
womit ſie mir ſchon anlag heute nacht.

Heinrich, zugleich erſtaunt, verdutzt und beluſtigt:

Wie? Um ein wenig Süßigkeit für mich
läßt ſie den Leib von Immen ſich zerſtechen? — Er lacht laut heraus.
So geh denn, Gottfried, ruf mir meinen Knecht!
Ottacker ſoll aus meiner Satteltaſche
das Kettlein greifen mit dem güldnen Mond,
ich will es meinem klein Gemahl verehren.
Im Ernſt! — Was ſtehſt Du noch?

Gottfried, zögernd:

Der Knecht iſt fort.

Heinrich:

Was? wer iſt fort?

Gottfried:

Ottacker, Euer Knappe.

Heinrich:

Was heißt das, fort? — Wer hat ihn fortgeſchickt?

Gottfried:

Ich meinte, Herr, daß Ihr das würdet wiſſen.

Heinrich, nachdem er ſich geſammelt, tief heraus:

Ich ſollt es wiſſen, doch ich wußt es nicht. Er ſteht auf und geht langſam und bleich, eine ſtarke Erregung beſchwichtigend, auf und nieder.
Geduld! — und hab' auch Du Geduld mit mir!
Hör' zu! — Warum ich wiederkehrte, Gottfried,
in Euer grünes, tannenduftiges — Grab,
Du mußt's erfahren einſtmals, noch nicht heut.

Um Gottes willen nimm mich auf indes,
als wär ich Heinrich von der Aue nicht —
vielmehr ein Pilgrim, der um Obdach fleht,
um Obdach und — um Frieden.

Gottfried:

Gnädiger Herr …

Heinrich:

Käm ich als Herr, ſo wär ich nicht gekommen. —
Verläßt den Herrn ein ſtets getreuer Knecht …?
Ich kann ihn nicht erwürgen drob, noch ſchelten! —
Nein: was Du mir gewährſt, muß Gnade ſein.
Nicht Gült und Zehnten komm ich zu erpreſſen:
Almoſen heiſch ich, Gottfried, freie Gaben,
Barmherzigkeit!

Gottfried:

Mein Ohr betrügt mich, Herr!
Der reiche Heinrich von der Aue bittet
mich ſchlechten Bauersmann und armen Diener
um Gnaden, Gaben und Barmherzigkeit? —

Heinrich:

Der reiche Heinrich von der Aue iſt
ein armer Heinrich von der Aue worden:
dies, Gottfried, ſei fürs erſte Dir genug.
Es kommen Tage, Stunden — Stunden — Tage —
ach, lange Tage wohl und lange Stunden!
da werd ich Dir aus gleichem Tone harfen —
endlos! — ein Lied: — es wird Dir zum Verdruß
und ach! zum Ueberdruſſe Antwort geben

auf alles, was Dein Blick und Wort mich fragt.
Ich bleibe bei Euch — Wochen! Monde! Jahre!
Und geh ich von Euch einſt . . . doch davon ſtill.
Nichts iſt ſo dunkel, einſt wird's offenbar.
Beſcheide Dich. — Geduld! — Friedloſes Herz
muß raſtlos Frieden ſuchen. — Gib mir das,
was auf der Stirne, biederer Mann, Dir liegt!
Beſchenke mich aus Deinem Friedensſchatz:
denn danach dürſtet meine Seele mehr,
als nach den Schätzen weiland Saladins.

Er geht langſam ab. Gottfried hat tief betroffen dem Davongehenden nachgeſchaut. **Brigitte** kommt.

Brigitte:

Der Herr ging eben fort?

Gottfried:

Verſtehſt Du das?

Brigitte:

Nein, Gottfried, ihn nicht und auch nicht das Kind!
Sie liegt, weint, ſchwört: ſie müſſe ihn erlöſen.

Gottfried:

Von was?

Brigitte:

Sie ſpricht: fragt Pater Benedikt!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Der Küchenraum im Hauſe des Meiers Gottfried. Großer, eingerußter Herd mit Rauchfang in der Mitte. Blanke Küchengerätſchaften aus Metall und Ton an den Wänden, auch mehrere Rüſtungsſtücke und Schwerter. Ein Herrgottswinkel mit Kruzifix uſw. — Langer, roher Leutetiſch mit Bänken. Rechts unweit des Herdes ein alter Lederſtuhl, davor ein Hirſchfell. Über dem Herd und an der Linkswand Hirſchgeweihe, ein Auerochſengehörn, auch Armbrüſte. — Winterszeit.

Brigitte, die Ärmel aufgeſtreift, füllt dem Bruder **Benedikt** das dargebotene Säckchen mit Brot, Käſe uſw. Der Bruder Benedikt iſt noch nicht fünfzig Jahre alt; ſein energiſches, verwittertes Geſicht iſt ehrwürdig, von ſchlohweißem Haar umrahmt; er trägt eine arg zerſchliſſene Kutte.

Benedikt:

Ich weiß nicht! Fragt mich nicht. Sein Vater war
ein echter Templer. Als mein Vater ſtarb,
reich und geehrt, obgleich ein Bauer nur,
mahnt' er zuletzt noch mich: ſei treu dem Herrn.
Nicht nur dem Herrn im Himmel, wollt er ſagen,
ſondern dem lieben irdiſchen, der ihm
die Habe mehren half durch manches Jahr,
Wein mit ihm trank und hinter ſeinem Sarge
hernach barhäuptig als ein Pilgrim ſchritt.

Brigitte:

Sagt mir nur eins: ob er im Bann iſt.

Benedikt:

Nein,
nichts, nichts will ich Euch ſagen, denn auch Ihr

habt Urſach ... Grund und Urſach habt auch Ihr
zur Dankbarkeit. Ihr wißt nichts! Seht, wir leben
nicht in der Welt hier oben. — Niemand fragt
nach uns: ſo laßt uns taub in Treuen ſein.

Brigitte:

Wann ſoll ich Euch das Kind wohl wieder ſchicken?

Benedikt:

In Gottes Namen! und ſo oft Ihr wollt.
Kommt ſie, wird meine dumpfe Klauſe helle,
mein enges Waldkapellchen weit und groß,
der Heiland atmet, und Maria lacht,
und ich, von meiner Sünden Ueberlaſt
ſonſt faſt erdrückt, kann mich vom Boden heben
und Gott, entſühnt, ins gütige Antlitz ſehn.

Brigitte, kopfſchüttelnd:

Ach, Pater, wahrlich: gerne hör ich das!
Allein ich weiß nicht ... kann mir nicht erklären,
was Ihr da ſagt. Verwandelt iſt das Kind:
ein ſeltſam fremder Geiſt hält ſie gefangen
auch hier, daheim bei uns, in letzter Zeit —
doch nicht der fromme Geiſt, von dem Ihr redet.

Benedikt:

Dies mag wohl ſein. Hat erſt des Rufers Stimme
aus unſrem Sündenſchlaf uns aufgeweckt,
bleibt auch der Fürſt der Finſternis nicht müßig,
glaubt mir: und ſo bedrängt er auch das Kind.
Doch ſie iſt wach, nicht mehr vom Schlaf befangen!
Darum gebt ihr den Lauf zum Heiligtume,

den Weg zu Schutz und Gnade, hört Ihr, frei
und kreuzt ihn nicht. Es iſt mit einem Mal,
als zögen dieſes ungebärdige Kind
zahlloſe, unſichtbare Engelshände
zum Altar: und wenn ſie dann ſo verzückt
ruht, im Geheimnis ihrer tiefſten Seele
eins mit dem Höchſten, wie ich fühle, dann
erkenn ich, daß ſich hier ein Wunder wirkt
von jenen, die ins wahre Leben leiten.

Brigitte:

Walt's Gott! Walt's Gott! Amen. So ſoll es ſein.
Wär' ſie nur auch bei uns hier mehr die Heil'ge!
Hier iſt ſie unhold oft und arg verſtört
im Geiſt, daß ich mit Bangen manchmal denke,
ob Gott mich ſtrafen will in dieſem Kind? —
Ach, Pater! Reue kann ich nimmer finden ...
kann, weil ich ſie ſo liebe, nichts bereuen:
Verſtockung iſt Sünde. Mag mich Gott beſtrafen:
mich, mich mag er beſtrafen! Nicht das Kind.

Benedikt, ein wenig aus der Faſſung:

Wohl! Wir ſind Sünder! Sündhaft ſind wir und
verderbt von Mutterleib. Allein Gott führt —
wenn er nur will — zu ſeiner Ehre alles
herrlich hinaus, und ſei es noch ſo ſehr
in Schwachheit gezeuget und in Sünden empfangen:
und dieſes Kindes reiner Sinn und Mund
ſoll vor dem Throne des barmherzigen Gottes
uns kein Ankläger, nur ein Mittler ſein. Beide ab.

Ottegebe tritt ein, blaß und ſtill. Tannenreiſer, die ſie mitgebracht, legt ſie auf den Tiſch; einige kleinere Zweige trennt ſie davon ab, begibt ſich ans Kruzifix, küßt die Füße des Holzbildes und ſchmückt es mit Nadelgrün. Nun tritt Brigitte wieder ein, gewahrt und betrachtet Ottegebe, horcht, als draußen vorübergehend ein Lärm entſteht, und ſagt:

Brigitte:

Was kreiſchen unſere Mägde auf der Tenne?

Ottegebe, nachdenklich, leiſe, mit innerer Bewegung:

Ein armer Siecher bettelt auf dem Hof.

Brigitte:

Wer bettelt? — Rede deutlich! Hörſt Du nicht?

Ottegebe:

Ja, Mutter. — Einer von den Gottesleuten.

Man hört den knöchernen Ton einer Klapper.

Brigitte:

Iſt das nicht ſeine Klapper, was man hört?
Jagt ihn! Daß nicht Herr Heinrich ihm begegne.

Ottegebe:

Warum denn, Mutter?

Brigitte:

Was? Was meinſt Du?

Ottegebe:

Nichts.
Weshalb ſoll unſer Herr ihm nicht begegnen?

Brigitte:

Deshalb und darum. Schweig und frage nicht.

Ottegebe:

Herr Heinrich, Mutter, ſchreibt in ſeiner Kammer. Stille.

Der Pater meint: wo nicht die Menſchen ſich
auflehnten gegen Gott, nicht ſeine Gnade
und Liebe von ſich ſtießen — wenn ſie nicht
durch Ungehorſam und durch Läſterung
des Allerbarmers Güte bitterlich
verhöhnten, wäre auch dies Uebel nicht
über die Welt verhängt.

Brigitte

ſchafft wacker mit Schüſſeln und Töpfen, richtet dabei prüfende Blicke verſtohlen auf Ottegebe:

Die Zeiten ſind
ſchlimm. Treu und Glauben ſind verſchwunden. Ja,
da hat er recht.

Ottegebe:

Die ganze Chriſtenheit,
ſagt er, ſei von des Teufels Gift zerfreſſen,
Mutter: das wolle Gott im Bilde uns
weiſen. Und jedes Miſelſüchtigen Leib,
Mutter, ſagt er, iſt ſolch ein Spiegelbild.

Brigitte:

Mag ſein.

Ottegebe:

Und manchmal weint der Pater, geißelt
den Rücken ſich und ſpricht: ihm ſei zumute,
als habe Gott von der verſtockten Welt
ſich zornig und auf immer abgewandt.

Brigitte *bekreuzt ſich:*

Gelobt ſei Jeſus Chriſtus unſer Heiland. *Stille.*

Ottegebe, *unruhiger*:
Der Pater ſagt: der jüngſte Tag ſei nahe —
die Stunde des Gerichts ſei vor der Tür. —
Iſt Dir nicht bange, Mutter?

Brigitte:
Furcht und Bangen
iſt hier auf Erden unſer aller Teil.

Ottegebe:
Die Brunnen des Abgrunds ſpeien Glut und Rauch,
erſtickende Dünſte, Krieg und Peſtilenz,
ſagt Pater Benedikt. — Würgengel ſchreiten
durch aller Menſchen Städte. Es entgeht
kein Sünder, ſagt er, ihrem Racheſchwert.

Brigitte:
Kommt die Vergeltung, kommt ſie früh genug:
was hilft's, ſich heute ſchon deshalb beängſtigen! — *Stille.*

Ottegebe:
Der ſchwarze Tod verſchont auch Fürſten nicht.

Brigitte:
Nein.

Ottegebe:
Keines Schloſſes Turm und Mauer ſchützt
vor Ausſatz.

Brigitte:
Nein.

Ottegebe:
Es war einmal ein Graf,
Mutter! — Der tanzte mit des Kaiſers Tochter
im Saal. — Sie war ſchon heimlich ſeine Braut! —

Da rief des Kaiſers Leibarzt ihn ganz leiſe
bei Namen und hieß den Jüngling mit ihm gehn:
ſelbander ſtiegen ſie in ein Gezimmer. —
Dort ſprach der Arzt … ſprach: Zeig' mir Deine Hand!
Und als der Herr und Fürſt die Hand ihm zeigte,
wies ihm der Meiſter ein vertieftes Mal
in ſeiner weißen Haut und ſagte — das:
Herr, Deine ſchwerſte Stunde iſt gekommen,
ſei ſtandhaft! Du biſt unrein.

Brigitte:

Was für Märchen
erzählſt Du? Träumſt Du?

Ottegebe:

— Nein! — Schalmeien
und Flöten hört' er da nicht mehr …

Brigitte, heftig:

Kind, Kind, faſele nicht!

Ein langes Küchenmeſſer ſchiebt Brigitte unverſehens vom Tiſch, auf dem ſie hantiert. Ottegebe erſchrickt ſo ſehr, daß ſie zuſammenfährt, unterdrückt aufſchreit und zittert.

Was iſt? Was haſt Du?

Ottegebe:

Nichts … nichts, Mutter.

Brigitte:

Gib! —
Heb auf das Meſſer.

Ottegebe beugt ſich, tut froſtgeſchüttelt und zähneklappernd, wie ihr geheißen worden iſt, und legt, tief aufſeufzend, das Meſſer wieder auf den Tiſch.

Biſt Du unpaß, Kind?

Ottegebe ſchüttelt, wie abweſend, den Kopf:
Mutter, glaubſt Du . . . ? Hat Iſaak gewußt,
damals, als ihn ſein Vater ſchlachten wollte,
was Abraham mit ihm im Sinne trug?

Brigitte:
Nein. Doch was ſoll dies alles? Warum wühlt
Dein Geiſt in ſolchen gräßlichen Geſchichten?
Danke dem Schöpfer, daß er heute nicht,
wie eh'mals blutige Opfer von uns fordert.

Ottegebe:
Jeſus!? — Gab Gott nicht ſelber ſeinen Sohn,
zur Sühne, an das Kreuz für unſere Sünden
und ließ ihn ſeinen Weg nach Golgatha
ſehenden Auges tun? — Mutter: wem Gott
die Kraft gibt, bis ans Ende auszudulden
die bitteren Schmerzen für des Nächſten Heil,
der, ſagt der Pater, iſt vor Tauſenden
erwählet und beglückt. Und Kraft des Bluts,
unſchuldig und freiwillig hingegeben,
iſt wie ein lauterer Brunn des ewigen Heils
und ſchon auf Erden hier ſo wunderkräftig,
daß ſelbſt ausſätzige Haut, damit beſprengt,
rein wird und fleckenlos.

Brigitte:
Kann ſein, mag ſein!

Ottegebe:
Mutter, weißt Du, was unſere Knechte ſagen?

Brigitte:

Nein.

Ottegebe:

Wenn es redlich ginge in der Welt,
ſo müßt er längſt mit Stang' und Klapper betteln ...

Brigitte:

Wer?

Ottegebe:

... wie im Hof der Sieche, und im Feld
der Ausgeſtoßenen ſeine Hütte bau'n.

Brigitte:

Der Aberwitz treibt wunderliche Blüten!
Kind, geh und ſorge für das Veſperbrot. —
Der Herr iſt krank, doch einzig im Gemüt.
Und läg auf ihm der grauſenvolle Schnee
der Miſelſucht, wer könnte dann ihn retten?
Kein Arzt, kein Prieſter und kein Opferblut.

Ottegebe, faſt weinend vor Erregung:

Doch, Mutter! Und in Welſchland, in Salerne
lebt ſo ein Meiſter, der mit Blute heilt ...

Brigitte:

Wer ſagt das?

Ottegebe:

Ottacker! Das ſchwur er mir,
und Bruder Benedikt hat mir's beſtätigt.

Brigitte:

Gut. Alſo mag es ſein. Und nun genug
und weiter nichts ... nein, gar nichts will ich hören!

und Du wirſt ſchweigſam an die Arbeit gehn.
Niemand iſt krank, kein Opfer tut uns not.
Was auch der tolle, ausgelaufene Knecht,
leichtgläubiger Kindskopf, Dir ſonſt aufgebunden:
bald wird der Herr geſund von hinnen ziehn.

Ottegebe, plötzlich in verzweifeltes Weinen ausbrechend:
Ach, Mutter! Mutter! Wenn er uns verläßt ...

Brigitte:
Herr Heinrich? — Geb es Gott! — Was weinſt Du da?
Meinſt Du, in unſerer Bretterhütte ſei ...
in unſerm Entenpfuhl und Küchengarten
für einen königlichen Mann, gleich ihm,
der rechte Tummelplatz? ...

Ottegebe, ſchluchzend:
Ich will ... ich will,
ich will ins Kloſter gehn! Denkſt Du, ich könnte,
wenn's etwa Euch gefiele, einem Bauern
mich zu verloben ...

Brigitte:
I, kommt Zeit, kommt Rat!
Was Gott will, wird geſchehen, und ſolche Hoffart
ſchlägt er wohl auch noch mit den Jahren nieder.
Ich aber ſage Dir: wenn je dereinſt
ein Burſch kommt, Dich vom Vater zu begehren,
ein braver Sohn aus ſchlichtem Bauernblut,
ſo ſollſt Du Gott dafür im Staube danken.

Der Meier **Gottfried** führt **Hartmann von der Aue** herein. Dieſer iſt ein ſchlichter Edelmann, einige Jahre älter als Heinrich, mit ſchon ergrautem Bart. Er trägt einen leichten Harniſch, Helm, Schwert, Sporen und einen langen Pelzmantel überm Arm.

Gottfried:

Herr Ritter, tretet ein! Wärmt Euch, Herr Ritter!
Hier brennt ein luſtig Feuer, das ſich lohnt,
und Wärme tut Euch not. Zu Brigitte: Wo iſt der Herr?
Mutter, dies iſt Herr Hartmann von der Aue,
Herrn Heinrichs Dienſtmann und getreuer Freund.
Ein wackrer Ritt hierher vom Schloß zu Aue
bei ſolcher Jahreszeit! Setzt Euch.

Hartmann:

Habt Dank!
Die Luft geht ſcharf und kam aus Mitternacht
mir leider Gotts entgegen, doch meine Falbe
hat wacker ſich gehalten durch die Berge,
und ſtunden wir auch manchmal im Gewölk
und fanden, dicht umhüllt von Schneees Wirbeln,
Wegzeichen nicht, noch Spur, wir drangen durch
und ſchrittweis ſtetig vorwärts. — Auf dem Klepper
ſinnierend hängen in der Winterſtille
und langſam aufwärts dringen ins Gebirg
durch Wettertannicht, doch verſchneit und dick
beſchwert und überglaſt die Aeſte, wo
es je zuweilen ſpröde klirrt und klingelt
und ſonſt kein Laut ſich rührt, iſt meine Luſt.
Freundlich gegen Ottegebe:
Und ſind die kleinen Vöglein auch verſtummt:
es zwitſchert unterm Roſſeshuf der Schnee

bei jedem Tritt, ſo daß ich lauſch und ſpitze
und horch und mich verſinn und faſt verliere,
wie Petrus Forſchegrund, als ihm das Vöglein
des Paradieſes ſang und tauſend Jahre
gleich einer flüchtigen Stunde ihm verrannen.

Brigitte:

Nehmt Platz, Herr Ritter!

Hartmann:

Dieſe junge Magd
iſt Eure Tochter?

Brigitte:

Unſere einzige, Herr.

Hartmann:

Und — hab ich recht? — Herrn Heinrichs klein Gemahl.

Brigitte:

In alten Zeiten, wo ſie noch viel mehr
ein Kind als heute war, Herr Ritter, und
der gnädige Herr ein Knabe, aufgelegt
zu Scherz und Kurzweil, hat er wohl zuweilen
ſie luſtigerweiſe ſo genannt.

Gottfried:

Ei, Mutter,
er tut es immer noch. Und geſtern erſt,
hier am Kamin, als Ottegebe ihm
den Schemel unter ſeine Füße ſchob,
hört ich ihn ſprechen: Dank' Dir, Ottegebe,
mein klein Gemahl. Hab ich nicht recht?

Ottegebe:

Ja, Vater.

Hartmann:

Gewißlich habt Ihr recht! Und Du, mein Kind,
laß dieſen Ehrennamen Dir nicht rauben:
er kommt Dir zu. Nicht übermütiger Weiſe,
wie Ihr es, gute Frau, zu glauben ſcheint,
nennt unſer Herr das Mägdlein ſein Gemahl,
vielmehr höchſt ernſthaft, hier, in dieſen Briefen,
wo er voll hohen Lobes für ſie iſt
und ihre wackre Pflege treulich rühmt.

Ottegebe hält die Hand der Mutter und drückt ſie in übergroßer Be
legenheit und Beſtürzung ſo ſtark, daß Brigitte faſt aufſchreit.

Brigitte:

Kind!!! was denn!!? ſeh' doch einer an! — Sie drückt
die Hand mir lahm.

Ottegebe lacht, hebt den Arm vor die Augen und läuft davon,

Gottfried:

Nun ja, das muß ich ſagen,
ſie hat ein ſchlichtes Lob ſich wohl verdient.
Springende Launen waren ſonſt ihr Teil . . .

Brigitte:

Gieß Waſſer in den Wein, ich bitt' Dich, Gottfried!
Du weißt, wie jach es ihr zu Kopfe ſteigt. Brigitte ab.

Hartmann:

Vor allen Dingen ſagt: wie geht es ihm?

Gottfried betrachtet Hartmann, ſeufzt und ſagt:

Wie es ihm geht? Ja, Herr, da fragt Ihr viel!
und ſchwerer, als Ihr meint, iſt Antwort geben.
Im Grunde weiß ich nicht: — er ſcheint mitunter

ſo friſch, wie irgend je in guten Tagen,
dann wieder kommt mir's vor, als ſei er krank,
viel kränker, als wir meinen. — Manchmal denk ich,
's iſt ein geheimer Gram, der an ihm frißt,
wo Ihr vielleicht die Auskunft geben könntet.
Auf einmal wieder, wenn ſein Blick mich etwa
mit kranker Glut von ungefähr getroffen,
ſo ſchnürt ſich mir Kehle und Bruſt zuſammen,
und eine Stimme hier inwendig will
mich glauben machen, daß Gott dieſen Mann
mit ſeinen ſchlimmſten Strafen heimgeſucht.

Hartmann:

Ihr wißt, daß unſer Herr mich her berief?

Gottfried:

Nein, Herr!

Hartmann:

Nun, unſer Herr berief mich her.
Und hat er ſonſt Euch nichts eröffnet, Gottfried?

Gottfried:

Nein! Nichts, Herr Hartmann. Seht, Ihr müßt bedenken:
einſiedleriſcher als ein Mönch im Kloſter
von ſtrengſter Obſervanz lebt unſer Herr.
Zwei Worte, wenn ſie ihm die Mahlzeit bringt,
zu Ottegebe ſind das einzige oft,
was er des Tages ſpricht. Er lieſt in Büchern,
wacht viel des Nachts und ſchläft dafür am Tage.
Und treff ich ihn auf ſeinen Streifereien
von ungefähr, am Feldrain oder ſonſt,

und zieh' den Hut, ſo dankt er nur von ferne
auf meinen Gruß und weicht gefliſſentlich
mir aus. So ging es während ganzer Wochen,
daß weder ich ihn ſprach, noch auch Brigitte,
nur einzig Ottegebe: und auch ſie
ſcheucht oft ein barſches Wort von ihm zurück.

Hartmann:

Es ſcheint nun, im Vertrauen ſag ich's Euch ...
ich wenigſtens entnehm es ſeinen Briefen:
die Tage ſind gezählt, die unſer Herr
noch unter Eurem Dach verweilen wird.

Gottfried:

Ich merkt es wohl, daß 'was im Werke ſtund,
wir alle fühlten's. Und noch geſtern abend —
hier auf dem Lehnſtuhl ſaß der liebe Herr —
ſprach er ſo ſeltſam plötzlich und ſo trüb,
nach langem Fremdſein wieder ſo vertraulich,
daß uns die Tränen nahe waren, juſt,
als wär's ein Abſchied. Und ſo ſoll ſich's wirklich
erfüllen, was wir dunkel vorgeahnt.
In welchem ſeiner Schlöſſer wird er wohnen?

Hartmann:

Wohin er ſich will wenden, weiß ich nicht.
Doch daß er rückkehrt in die Welt zuvörderſt,
ſich ſeinem Lehne zeigt im Schloß zu Aue,
tut not — denn ein Verſcholl'ner iſt er faſt.
Man fragt, man munkelt, und ſein Vetter Conrad
führt laute Reden, reckt den Kopf gewaltig,

klirrt mit den Sporen unterm Tor zu Aue
und tut, als ſtünde Heinrichs Name längſt
im Kreuzgang, neben Grave Wilhelms Gruſt.

Gottfried:

Herr, wir verlieren viel, wenn er nun geht —
und glaubt es mir, er geht. Seht, unſer Daſein …
ein ewiges Einerlei im engſten Kreis;
getrennt von aller Welt, in dieſes Waldtal
hineingezwängt, das durch Herrn Heinrichs Güte
uns niemand ſtreitig macht, leben wir immer
den gleichen Tag, hören die gleichen Stimmen,
und wenn die Seele, eingeſperrt im Grünen,
nach einem Menſchen ruft, ſo ſchallt als Antwort
das Echo aus den Nadelwäldern wieder.
Seltſam und dennoch wahr iſt, was ich ſage:
der kranke Mann und oft ſo trübe Gaſt
erfüllt mir das Gemach mit Feſtesglanz,
ſo lang er bei uns weilt. Und nun von fern
winkt gähnend das Geſpenſt des Alltags wieder
im ſpinnwebgrauen, ſchleppenden Gewand.
Mit allen Sorgen, Müh'n und Kümmerniſſen
war's eine hohe Zeit für unſer Tal,
die nun zu Ende geht.

Hartmann:

Wem ſagt Ihr das?
Mir? Seinem Freunde, ſeinem Zeltgenoſſen?
der übers Meer ihm folgte und durch Jahre
von ſeiner Seite nicht gewichen iſt?

Ihr habt ihn nie geſehn in ſeinem Glanz,
beſtrahlt von Friedrichs kaiſerlicher Gunſt,
den ſüßen, ſtolzen Mann! Als ſich die Frauen
in ſeines blauen Auges lachenden Blitz,
faſt toll vor Liebe, drängten, Herzoginnen
um ſeine Pfänder: Handſchuh, Borte, Tuch —
ſich ſo erzürnten, daß drei Liebeshöfe
ſie wiederum zu einen nicht vermochten. —
Er glich dem Stern ob Friedrichs Haupte, klar
und göttlich es umlichtend, und wir alle
genoſſen von dem Glanze ſeiner Gaben.
Faſt drehte ſich im kaiſerlichen Lager
um Heinrich, Heinrichs Worte, Heinrichs Liebe,
um Heinrichs Jäger, Arzt, Roß, Hund und Federſpiel
mehr das Geſpräch, als um die Majeſtät
des Kaiſers ſelbſt, die nie zur Tafel ging,
Heinrich von Aue ſchritt ihr denn zur Seite.

Gottfried, ſchon vorher unruhig:

Ich hör ihn kommen.

Heinrich iſt ſchnell und überraſchend eingetreten. Er iſt vernachläſſigt, verſtört, blaß.

Hartmann,

der ſich geſetzt hatte, ſpringt erſchrocken und von Heinrichs Ausſehen betroffen auf die Füße:

Liebſter, gnädiger Herr!

Heinrich

macht eine unwillkürlich abweiſende Geſte und verzieht das Geſicht, wie wenn ihm das laute Weſen Hartmanns phyſiſchen Schmerz verurſacht hätte; dann ſagt er mit erzwungener Kälte leichthin:

Biſt Du ſchon hier?
Hartmann:
Ja, Herr!
Heinrich:
Das wußt ich nicht.
Hartmann, ſeine Erſchütterung ſchlecht verhehlend:
Mein gnädiger, lieber Herr, wie geht es Euch?
Heinrich, kurz:
Ich dank' Dir! Gottfried, wo iſt Ottegebe?
Gottfried:
Ich will ſie ſuchen gehn.
Heinrich:
Ja, tue das. Gottfried ab.
Heinrich
nimmt auf dem Lehnſtuhl Platz, wendet den Blick halb zurück, ſtreift den mit ſeiner Bewegung ringenden Hartmann und ſagt, mit einer belegten, von langem Schweigen gleichſam verroſteten Stimme, erzwungen ruhig:
Was ſtehſt Du, Freund? Nimm Platz! — Wie lebſt
Du, Hartmann? —
Was haſt Du, Freund?
Hartmann:
Ach, liebſter, gnädiger Herr . . .
Heinrich,
mit einer hohlen, tiefen, leiſen und bebenden Stimme, die in gewaltſam beherrſchter Erregung zuweilen ausſetzt:
Ja — liebſter, gnädiger Herr? — was ſoll mir das?!
Meinſt Du, ich habe dazu Dich berufen,
daß Du die Hände ineinander ringeſt
und liebſter, gnädiger Herr mich nenneſt? Wie? —

Komm, wenn Du eine Stunde übrig haſt
für mich, da! rück' den Schemel Dir ans Feuer,
daß wir, wie Männer, miteinander reden.
Hartmann rückt den Schemel heran und läßt ſich, bevor er niederſitzt, auf ein Knie herab, um Heinrichs Hand zu küſſen.

Heinrich, die Hand heftig zurückziehend:
Laß! Dies ſind Narrenspoſſen. — Setze Dich. Hartmann ſteht auf, wendet ſich halb ab, ſich verſtohlen die Augen tupfend.
So biſt Du doch gekommen, guter Freund,
da mich doch andere ſchon ſeit Monden flohen.
Biſt Du nicht bange? Fürchteſt Du Dich nicht? —?
übergleitet Hartmann mit einem ſchnellen Blick:
Was haſt Du wohl gedacht, als ich Dir ſchrieb,
mein wackrer Hartmann? Wähnteſt Du vielleicht,
Du ſollteſt neue Lied' von mir empfangen
und etwa meiner Sehnſucht Bote ſein
zu einer reinen Frauen? — Nein, mein Freund!
Fürwahr, ich litt von Minne oftmals Not!
Nun aber nicht mehr. Dieſe Not ertrank
in einer andern, ja, was irgend mich
vordem bedrängt an Nöten, was an Schmerzen
mich feindlich heimgeſucht, ertrank in ihr,
daß ich an das ertrunkene Weh muß denken,
wie an verlorenen Reichtum. — Doch genug! —
Es geht mir leidlich wohl! — Was ſagen nun
die guten Vettern draußen in der Welt?
die liebe Magſchaft? daß ich ſchon ſeit Monden
im tiefen Schwarzwald meine Tage lebe,

verſteckt, gleich wie der Dachs in ſeinem Bau.
Was ſagen ſie? Was meinen ſie dazu?
In welchem Lichte ſehen ſie's?

Hartmann:

Herr Heinrich,
wenn's irgend ſein kann, ſo erſpart es mir,
erſpart es Euch, Gerüchte mancherlei,
teils gut, teils bös geartet, aufzuzählen,
die ſich erzeugen mußten, wie die Welt
nun einmal iſt, ſeit Ihr ſo unvermutet
den Rücken ihr gekehrt.

Heinrich:

Sie ſagen wohl:
weil ich im Bann ſei, als des Kaiſers Freund,
ſo wäre Gottes Fluch auf mich gefallen?

Hartmann:

Erlaßt es mir!

Heinrich:

Sprich Du nur dreiſt heraus!
Die Lüge reicht zur Wahrheit nicht hinan
mit allen ihren giftgetränkten Pfeilen,
drum darf ich ihrer ſpotten, glaub' es mir!
Doch Du verſtehſt mich nicht!
Ottegebe tritt ein. Wenn einer ſagt:
Heinrich, der Herr, er trug ſich wie ein Türk,
der ſeidene Turban ſaß auf ſeinem Haupt,
Araberblut war ſein milchweißer Hengſt,
und klingelnd unterm Zeichen des Propheten,

umhüpſt von güld'nen Monden, ſchritt das Tier:
ihm hat dafür der Gott der Chriſtenheit
das Zeichen von Aleppo angeheftet:
ſieh, wer ſo ſpräche — löge nicht genug.

Hartmann:

Was iſt das Zeichen von Aleppo, Herr?

Heinrich:

Nichts! Nichts! Es ſteht in Büchern, lies es nach!
Genug davon. Zu Ottegebe: Tritt näher, Ottegebe.
Begib Dich eilends, Kind, in mein Gemach.
Auf meinem Tiſche find'ſt Du Pergamente,
von mir beſchrieben und mit meinen Siegeln,
die bringe mir.

Ottegebe:

Ja, Herr. Ottegebe ab.

Heinrich:

Sieh! dieſes Kind
iſt mir ein unerkauft freiwilliger Sklave,
und all mein niedres Ingeſinde, alle
Verſchnittenen, die ich hielt, mein ganzer Troß
von Dienern konnte mehr nicht tun für mich,
als ſie allein. — Und wenn ich hundert Wünſche,
ja, ihrer tauſend hätte jeden Tag:
für ihren Eifer iſt's ein Spiel, er würde
doch immer ungeſättigt zu mir flehen
mit einem hündiſchen Bettlerblick der Treue. —
Nun alſo, was entbehre ich? Daß mein Bart
ein wenig wild ins Kraut ſchießt, wie man ſagt,

daß ich nach Ambra nicht und Moſchus dufte,
wie an des Kaiſers Pfalz — nun, um ſo beſſer
iſt mein Geruch vor Gott vielleicht geworden,
der, wie es ſcheint, Arabiens Wohlgerüche
nicht liebt. — Und ähn ich ſo dem Tiere mehr —
wohlan! ſo häut ich mich vielleicht einmal,
und es entpuppt, wie's ja zuweilen ſchon
geſchehen iſt, ſich aus dem Tier der Heil'ge.

Hartmann:

Mein Herr und Freund! mein lieber, gütiger Herr!
laßt Euch erbitten und erklärt Euch frei.
Ich bitt Euch! wenn ein unbekannter Gram
heimlicherweiſe Euch am Herzen frißt,
macht doch ein Ende, gnädiger, beſter Herr,
mit Heimlichkeiten, daß ich mich mit Euch
kann wappnen wider den geheimen Feind.
Was traf Euch ſo? Was iſt Euch …?

Heinrich,

mit ablehnender und beſchwichtigender Geſte, mühſam:

Nichts, mein Freund.
Nichts traf mich. Sage mir: war nicht Gehaſes
ein Diener des Eliſa?

Hartmann:

Gnädiger Herr …

Heinrich:

Weißt Du, aus was für Urſach ich ſo frage?

Hartmann:

Nein, Herr, ich bin zu wenig ſchriftgelehrt.

Heinrich:
Nun — bis Mariä Lichtmeß wirſt Du's wiſſen. Stille.
Hab' nur Geduld mit mir, Du tapferer Mann!
Ein Beichtiger braucht Geduld. Laß Dir's genügen,
zu wiſſen, daß ich eine Wallfahrt tue,
eilenden Schritts, dem Mekkapilger gleich.
und frage nicht, nach welchem Ziel.

Hartmann:
Herr Heinrich,
Ihr ſprecht nicht, wie der Freund zum Freunde ſoll.
Mir aber liegt es ob, in Euch zu dringen,
nicht abzulaſſen und in keinem Weg
und nimmermehr zu ruhn, bis daß ich weiß,
was Euch am beſten Marke heimlich zehrt.
Was traf Euch ſo? was iſt geſchehn? was ſtieß
aus Eurer Bahn Euch alſo jäh? Ihr ſtundet
doch herrlich da im triumphierenden Licht
der Freude. Euer Fuß berührte kaum
das Erdreich, wo Ihr ſchrittet, und es hielt
ein Engel, ſchien es, über Euch den Schild
in Tjoſt und Schlacht, bei allem, was Ihr tatet.
Von einer Fahrt, zu Gottes Ehr' getan,
kommt Ihr, bedeckt mit Ehren ſelber, heim. —
Euch flog der Ruhm voraus. Statt nun zu ernten,
was Eure frohe Tatenkraft geſäet,
laßt Ihr den gold'nen Halm im Felde faulen.
War nicht des Kaiſers Hand Euch aufgetan
in Gnaden? dankbar überwallend nicht

ſein Herz? Hat ſeine Mildigkeit Euch nicht
den ſchönſten Lohn erleſen allbereits:
ein ſtaufiſch Fürſtenkind? Nun ſagt mir doch:
warum, in Gottesnamen, flüchtet Ihr
in dieſe Oedenei vor Eurem Glück
und laßt dahinten, was nie wiederkehrt?

Heinrich

wendet ſich um und ſieht ihn lange, groß und weh an; als er mit Sprechen beginnen will, iſt ihm die Stimme verroſtet, er muß huſten und aufs neue anſetzen:

Das Leben iſt zerbrechliches Geräte,
mein Freund, ſagt der Koran, und ſieh, das iſt's. —
Und dies hab ich erkannt! — Ich mag nicht wohnen
in eines ausgeblaſenen Eies Schale. —
Und willſt Du Rühmens viel vom Menſchen machen?
wohl gar ihn Ebenbild der Gottheit nennen? —
Ritz' ihn mit eines Schneiders Scher'! er blutet.
Stich eines Schuſters Pfriem ihm haarestief
hier in den Puls, da oder da, auch dort,
auch hier, auch hier — und unaufhaltſam ſtrömt,
nicht anders, wie das Brünnlein aus dem Rohr:
Dein Stolz, Dein Glück, Dein adliges Gemüt,
Dein göttlich Wähnen, Deine Lieb', Dein Haß,
Dein Reichtum, Deiner Taten Luſt und Lohn,
kurz alles, was, törichten Irrtums Knecht,
Du Dein genannt! Sei Kaiſer, Sultan, Papſt! In Grabeslinnen
gewickelt biſt Du und ein nackter Leib,
heut oder morgen mußt Du drinn' erkalten.

Hartmann:

So ſpricht der trübſte Mut …

Heinrich:

Einſt war er leicht!
Ach! Ich vergaß vor lauter Tanz das Gehn —
vor lauter Lobgeſängen hatt ich faſt
verlernt zu ſprechen, und mein Wandel war
mit aufgehobenen Händen, voll Vertrauen:
ein Glück und ein Gebet und ehrfurchtsvoll. —
Doch wie ich heimzog, heim, in eitlem Wähnen
der Gottesnähe, faſt ſeraphiſch klingend
vor innerem Jubel ob der frommen Tat
im Rücken … heim mit dem geweihten Schwert:
— da lagen ferne ſchon auf meiner Spur
die ſchmutzigen Hunde meines Schickſals, winſelnd
und hackend in die Luft vor Gier nach Blut.
Wo iſt der Jäger, der mir das getan,
daß ich ihn könnte ſtellen?! Er iſt aufgeſtanden und geht umher.

Ottegebe bringt die Pergamente, wartet ſtumm. Heinrich nimmt Ottegebe die Pergamentrollen aus der Hand:

Höre zu!

Hartmann:

Herr, Herr, ich bin kein Pfaff', noch Pfaffenknecht,
Ihr wißt es. Doch in meine Seele ſchlagen
die Worte fremd und furchtbar, die Ihr ſagt.
Was immer Euch betroffen hat … was auch
der ewige Richter über Euch verhängte —:
beugt Euch in Demut! Beugt Euch unters Kreuz!

Heinrich:

Ich bin des Kaiſers Lehnsmann, und ich nahm
dereinſt vom Kardinal von Oſtia
mit ihm zugleich das Kreuz. Es blieb mir treu.
Einſt war's ein Kreuz auf meinen Rock genäht,
nun wuchs es tief mir ein in Mark und Blut,
und nur der Tod dereinſt — was willſt Du mehr? —
wird mich von meinem Kreuze ſcheiden. Freund!
Laß alle Litanein, ſie ſind an mir
verloren dieſer Zeit. Zu Ottegebe: Geh, klein Gemahl!
ich danke Dir, doch hebe Dich hinweg.
Willſt Du mir weiße Händ' aus Wolle ſtricken,
beeile Dich! ſie kommen leicht zu ſpät.
Geh! Was ich jetzt dem Ritter muß eröffnen,
iſt nur für ſeine Ohren, nicht für Dich. Ottegebe ab.
Wohlan! das Pergament von meinem Tiſch
enthält, was etwa Heinrich von der Aue
noch wünſchen mag in Eurer Welt ... ſchweig ſtill,
Freund! unterbrich mich nicht und ſei bedacht,
daß Du auf alles achteſt, was ich ſage.
Du ſollſt mein Bote ſein, ſollſt dieſe Schrift
in Bernhards, meines Oheims, Hände legen.
Es iſt mein letzter Wille — ſtill, mein Freund!
Voreilig iſt der Menſch, ſagt der Koran. —
Was mich getroffen hat ... was ich erfuhr ...
kurz, forſchet nicht danach! Denkt, ich ward weiſe
und ſehend, aber forſcht nicht, was ich ſah
und wie ich ſehend wurde. — Grüble nicht!

Denn ſo ins Wüſte trägt Dein frommer Geiſt
Dich nicht, daß Du's ergründen ſollteſt, Hartmann.
Laß ab! — und wer mich liebt, der forſche nicht.
Was Euch zu wiſſen frommt, das ſteht verzeichnet.
Laßt mir, was mein iſt, und ſo ſei's genug.
Ich aber will nun wandern wiederum —
freiwillig, Freund, den mir beſtimmten Weg
und ohne Zaudern, ſtrack! Denn daß ich ſollte,
wie andere Krüppel tun, die Straße ſäumen,
als armer Lazarus im Schlamme wühlen,
mit meiner Schande, meinen Schwären prunken,
nach Hunden krächzen, die ſie lecken ſollen,
iſt in dem Buch des Schickſals nicht verzeichnet. —
Und ſtünd es ſo, bei Gott! ich löſcht es aus! —
Leb' wohl! Und iſt ein Jahr ins Land gegangen,
ſo iſt mein Leiden juſt ſo lange tot,
und über meines Jammers Grube ſind,
ach, wieviel milde Balſamregenſchauer
bereits herabgerauſcht. — Ade! Ade!

Nach kurzer, unheimlicher Pauſe, außer ſich, losbrechend:

Jetzt aber raffe Dir Dein reines Kleid
zuſammen, Freund, und flieh! flieh! ſag ich, flieh!
Schüttle den Staub von Deinen Schuhen, flieh!
Und wenn Dich jemand am Gewand will halten,
ſo laſſe Dein Gewand in ſeiner Hand
und fliehe! fliehe!

Hartmann, beſtürzt:

Herr, was redet Ihr ...

Heinrich:

Ich ſage, flieh! ſieh Dich nicht um und flieh!
Rühr' mich nicht an und flieh! Rühr' mich nicht an!
Denn ich bin ſo beglückt vom Himmel worden,
daß ich Verderben ſpeien muß um mich her!
Ich bin ein ſolcher Held, daß Helden laufen
vor meiner unbewehrten Hand: Berührung
von ihr bringt Schlimmeres als der Tod.
Die Magd, flüchtig von meines Auges Strahl getroffen,
ſie ſtirbt vor Ekel, wenn ſie mein gewahrt …

Ottegebe iſt eingetreten; blutlos, wie ein Wachsbild, verfolgt ſie mit zitternden Lippen und ſtarren Augen den Tobenden.

Hartmann:

Kommt zur Beſinnung, Herr, Ihr raſt, Ihr tobt!

Heinrich:

So pack' ein Scheit, Dein umgekehrtes Schwert,
was Dir zur Hand iſt, nimm und ſchlag mich nieder!
erlöſet mich und Euch von mir zugleich.
Was tut Ihr doch, wenn ein tollwüt'ger Bracke
am hellen Tage dringt in Euren Hof?!
Was zaudert Ihr? macht's kurz! faßt Euch ein Herz!

Gottfried und Brigitte ſind hereingeſtürzt.

Ihr alle, alle, kommt herbei und ſeht:
Heinrich von Aue, der dreimal des Tags
den Leib ſich wuſch, der jedes Stäubchen blies
von ſeinem Aermel, dieſer Fürſt und Herr
und Mann und Geck iſt nun mit Hiobs Schwären
beglückt von der Fußſohle bis zum Scheitel!

Er ward, lebendigen Leibs, ein Brocken Aas,
geſchleudert auf den Aſchenkehrichts-Haufen,
wo er ſich eine Scherbe leſen darf,
um ſeinen Grind zu ſchaben.

In Ottegebes Geſicht iſt von innen her nach und nach eine ſeltſame freudige, faſt ſelige Verzückung aufgeſtiegen. Als Heinrich zuſammenbricht, entringt ſich ihrer Seele ein Aufjauchzen ſeliger B freiung, ſie ſtürzt zu Heinrichs Füßen und überdeckt ſeine Händ mit raſenden Küſſen.

Ottegebe:

Liebſter Herr!
Herr! lieber Herr! denkt an das Gotteslamm!
Ich weiß … ich will … ich kann die Sünden tragen.
Ich hab's gelobt! Du mußt verſühnet ſein.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Felſige Wildnis, mächtige Nadelbäume und herbſtlich gefärbte Laubbäume. Im Hintergrund, über einen Wieſenplan hin erreichbar, eine Höhle. Der Eingang iſt durch ein roh gezimmertes Geſtänge umrahmt. Unter dem Geſtänge trockenes Laub, Kochgerätſchaften, eine Axt, eine Armbruſt uſw. Herbſtabend.

Heinrich, verwahrloſt und verwildert, mit ungeſchorenem Haupthaar und Bart, gräbt auf der Wieſe mit Hacke und Spaten eine tiefe Grube. Seine linke Hand iſt verbunden. **Ottacker**, gewappnet, wie er vom Pferd geſtiegen iſt, erſcheint auf einem Felsvorſprung, ſich ſorgfältig in großem Abſtand von Heinrich haltend.

Ottacker ruft herrüber:

He! Du da! heda! holla! holla! Du!

Heinrich horcht auf, knirſcht in ſich:

He! Du da! holla! he! laß mich in Frieden.

Ottacker:

Du! heda! Zeidelbär! was treibſt Du dort?

Heinrich, wie vorher:

Zur ewigen Seligkeit mir einen Stollen.

Ottacker:

Suchſt Du nach Waſſer? — Gräbſt Du einen Schatz? —

Heinrich, für ſich:

Ja — einen reicheren hab ich nie gegraben.
Laut: Komm her und ſieh, wenn Du Courage haſt.

Ottacker, nach unſchlüſſigem Zögern:

Biſt Du nicht einer von den Gottesleuten? —
He! Du da! Eichelnfreſſer, ripple Dich.

Heinrich
ſpringt nach der Armbruſt, ſchlägt auf Ottacker an:
Ich will mich rippeln, und Du ſollſt dran denken!
Ottacker hält den gepanzerten Arm vor das Geſicht:
Schorfkröte!
Heinrich:
Lahmer Schneider!
Ottacker:
Graue Laus!
Giftſpinne Du, verfluchte, willſt Du ſtechen?
Schieß, wenn Du quitt mit Deinem Leben biſt.
Heinrich:
Mit Leben und Tod, Kerl, und ſo will ich ſchießen.
Ottacker:
Halt! noch ein Wort! halt noch, Du haariger Wicht:
biſt Du erſt tot, mag Dich der Teufel fragen.
Hauſt wohl der arme Heinrich hier im Forſt?
Heinrich:
Was für ein Wild?
Ottacker:
Ein Wild mit räudigem Felle!
ſonſt aber war's dem Aar und Leu verwandt.
Heinrich:
Wer biſt Du?
Ottacker:
Wer, tut nichts zur Sache, Freund!
Ein Reitersmann, in Sturm und Krieg beſtanden.
Heinrich:
Und doch die feigſte Memm' am Sonnenlicht.

Ottacker:

Was?

Heinrich:

Das!

Ottacker:

Was ſagſt Du? Bet' ein Vaterunſer.

Er tut, als wollte er auf Heinrich losſtürmen.

Heinrich:

Zwei Vaterunſer! Warum kommſt Du nicht? —

Ottacker:

Schlecht ſtünd' mir's an, Dich armen Hund zu metzgen.
Lauf! — Sag' mir nur, ob hier nicht irgendwo,
feldſiech, der einſtige Graf von Aue niſtet,
der jüngſt aus ſeinem Meierhof entſprang.

Heinrich:

Entſprungener Graf? aus einem Meierhof?
Wie das? Hat die Tarantel Dich geſtochen?

Ottacker

lacht wild und übertrieben heraus, wobei merkbar wird, daß er leicht angetrunken iſt:

Toll bin ich! Läg ich ſonſt auf ſeiner Spur?

Heinrich:

Komm näher.

Ottacker:

Beſſer, nicht!

Heinrich:

Komm, habe Frieden:
ehrlich geſprochen, ohne Hinterliſt.
Ein räudiger Graf — das mußt Du mir berichten!

Ottacker *ſetzt ſich auf einen Felsſtein:*
Gut. Friede, Eintracht. Hundert Schritt vom Leib!
Alſo gib acht: es liegt ein Meierhof
wohl ſieben Stunden Wegs von hier im Mooſe,
frohnpflichtig meinem miſelſüchtigen Herrn,
dem ich, weiß Gott, in Ehren Treue halte.
Ja, glotze nicht! Ich fuhr mit ihm zum Streit
ins Mohrenland. Ich ſchlug an ſeiner Seite
Feuer aus manches Heiden Helm und ſtach
vom Pferde manchen Turban. Manchen Stahl
prellt ich beiſeite, daß er Luft zerſchnitt,
ſtatt meines Herrleins Hals. So iſt's! Zuletzt
befiel ihn dann die widerliche Seuche.
Warum? Er höhnte mir mein Amulet,
hielt nichts von Mitteln! lachte aller Sprüche!
Doch davon ſtill. Ich blieb ihm treu, verkroch
mich mit ihm eben in den Bauernhof,
bis er entlief, floh, in die Berge rannte.

Heinrich:
Du ſuchſt ihn, und was willſt Du nun von ihm?

Ottacker:
Jeſus Maria Joſeph! Dummkopf! Nichts.
Bewahr' mich Gott vor allen ſeinen Giften!
Er mag getroſt behalten, was er hat.
Ich bring ihm Botſchaft. *Er wirft ihm Geld zu.*
Hier, gemünztes Gold!
Du ſollſt, wo Du ihn triffſt, ihm 'was berichten.
Geſindel hält zuſammen, findet ſich.

Heinrich:

Behalt den Bettel. Du getrauſt Dich nicht!
und zitterſt, Waſchweib, den Du ſuchſt, zu finden.
Ich ſoll nun für drei Batzen Boten gehn.

Ottacker,

nachdem er einen tiefen Zug aus einer Lederflaſche getan:

Was? fürchten? ich, Ottacker? Sieh doch an!
Vorgeſtern war's, als uns Herr Hartmann ſagte —
ein Ritter ohne Furcht und Tadel, itzt
zu Aue der Statthalter unſeres Herrn. —
Er ſagte: wer von Euch iſt Mann's genug,
den Bären in ſeiner Höhle aufzuſuchen?
Da trat ich aus dem Ring und lachte: ich . . .
ich, ich! bin Mann's genug und will es tun.

Heinrich, leiſe und mit finſterer Ironie:

Getreuer Knappe, komm an meine Bruſt.

Ottacker,

da Heinrich einige Schritte auf ihn zu getan hat, ſpringt auf und weicht zurück:

Hölle und Teufel, wer biſt Du?

Heinrich:

Fürchte Dich nicht!
Ich bin es, bin Dein räudiger Herr von Aue.

Ottacker

ſtarrt ihn an, erkennt ihn, kniet und ringt ſeine Hände, zugleich flehend und abweiſend:

Herr, Gnade! Geht mit mir nicht ins Gericht!
Ich war Euch treu ſeither zu allen Stunden,

nur nicht in jener, als ich von Euch ritt.
Wir halten Euer feſtes Schloß zu Aue!
Ich lag vor Eurem Zelt, Herr, manche Nacht
dereinſt, Ihr wißt's, die Hand ans Schwert gefroren,
damit Ihr ſicher ſchlief't, und wich doch nicht.
Vergebt dem reuigen Sünder ſeine Sünde!
Ihr ſeid im Bann, doch Ritter Hartmann ſagt:
kein Prieſter kann die Hand der Gnade binden.
Krank ſeid Ihr, und da meint der Ritter dies:
wenn Gott es will, ſo werdet Ihr geſund.
Verſchollen ſeid Ihr. — Euch erklärt für tot
die Welt und Euer Blutsverwandter, Conrad,
doch haben wir, zwölfhundert, uns gelobt,
uns und der allerſeligſten Gottesmutter,
die Schanze Euch zu halten, weil Ihr lebt.

Heinrich, mit gemachter Herzlichkeit:

Vergeben und vergeſſen! Herrlich! Brav!
Nichts mehr davon! Vergeben und vergeſſen.
Treu warſt Du, und treu biſt Du. Komm! genug!
Du Wackrer! Ja, ich kenne Deinen Mut!
Ich ſah Dich, wolfsgleich, Deinen Feind zerfetzen;
Du zitterteſt nicht! Komm hier an meinen Herd,
ich will mit Stahl und Stein das Reiſig zünden
und diesmal Dir, ſtatt Herr, ein Diener ſein.

Ottacker, nach heftigem, ans Lächerliche ſtreifendem Kampf:

Teufel, ich kann nicht.

Heinrich, als ob er nichts bemerke:

Was?

Ottacker:
Herr, ich muß fort.
Heinrich, wie vorher:
Warum?
Ottacker:
Der Ritter Hartmann …
Heinrich:
Iſt mein Diener!
und wenn ich Dir befehle: bleibe hier …
Ottacker, wieder nach heftigem Kampf:
Bei Gott, ich kann nicht! Nehmt die Armbruſt dort
und jagt mir einen Bolzen durch die Schläfe.
Heinrich:
Was, Bolzen? Schurke! Windelwäſcher! Schuft!
Ein Hader, Riemen, Pferdekotzen iſt
zu gut als eine Waffe gegen Dich! Er ſtreckt ſeine beiden Hände in die Luft.
Da: eins, zwei! packe Dich! — drei, vier! hinweg!
Ottacker, ſchon weichend:
Herr, fangt Euch … ſucht Euch … heilt Euch, wie die andern:
taucht Eure Händ' in eines Kindes Blut.
Vollbringt's mit Mannheit …
Heinrich:
Fünf und ſechs! Genug!
Held! Großmaul! nun gib acht, wie Du kannſt laufen!
Er rennt mit aufgehobenen Händen gegen Ottacker an, der in ſinnloſer Angſt davonläuft. Heinrich, allein, bricht in ein wildes Gelächter aus, ſein Lachen will einen mehr ſchmerzlichen, faſt ſchluchzenden Charakter annehmen, da rafft er ſich zuſammen, ſchweigt und ſagt dann:

So. — Stille. — Gut. — Mein Reich. — Ich bin bewehrt
mit einem wackren Panzer. — Meine Welt
geht wieder auf um mich: — um mich allein. —
Ich bin nicht einſam. Nein! Die Einſamkeit
erſchlägt mein Herz nicht! Kein Erſticken — nein! —
begraben im harten Eiskriſtall des Raums!
Ich bin nicht einſam. — Schweigen: rein. Kein Laut!
Kein Scherbenraſſeln! Keine klappernde Schelle! —
Weltmeer: — frei! — Alle Höh'n und Tiefen rein,
weit, ſtumm im Glanz! — Was fehlt mir? Nun ans Werk!
Fährt fort, ſein Grab zu graben:
Aus Moder wardſt Du, mußt zu Moder werden.
O, Schlaf des Lebens! tief'rer Schlaf des Tods:
Bettler und König! — Tiefſter Schweiger: Tod!
in Deinem braunen Kleid wimmelnder Schollen,
was weißt Du? — Werden wir ins Leben nicht
blindlings mit furchtbarem Henkersgriff geſtoßen,
nachdem uns Wolluſtraſerei gezeugt
erbarmungslos?! Und lockt ins Netz der Luſt
zu ahnungsloſer Buhlſchaft Nacht für Nacht
der Sünde Girren nicht unzählige Toren? —
Iſt Leben Kerkerhaft? Sind wir im Frohn?
Und biſt Du, Tod, der drohende Kerkermeiſter
und Schließer, der den Ausgang nur verſtellt? —
Lallen! — Stumm ſind wir alle: ſtumm geboren,
ſtumm auf dem Kriegspfad. Stumm vor Menſch
und ... oder
die Steine reden: —? Ja, die Steine ſchrein!! —

Brüder! — Ich bin nicht — nichts in meinem Leid
allein! — Ein Schmerzenswallen und — ein Glück.

Pater Benedikt erſcheint am Rande der Lichtung.

Benedikt, unſchlüſſig herüberrufend:

Gott grüß Euch! Gott zum Gruße, armer Heinrich!

Heinrich horcht auf, für ſich:

Plappernde Schelle! Scherben! Menſchenlaut!

Benedikt

kommt langſam über die Lichtung und legt Heinrich, der ruhig weiter gräbt, von rückwärts die Hand auf die Schulter:

Gut Freund!

Heinrich:

Wer da?

Benedikt:

Was ſchaffſt Du hier?

Heinrich:

Mein Grab.
Was willſt Du hier?

Benedikt:

Das Gute tun. Hier iſt
Wein, Mehl und Obſt und friſches Weizenbrot.

Heinrich:

Geh! Hebe Dich! Sonſt, Mönchlein, nagl' ich Dich
wie einen Uhu über meine Hütte.
Ins Kloſter pack' Dich! Fahr ins Mauſeloch,
wie eine braune Natter!

Benedikt:

Gnädiger Herr . . .

Heinrich:

Recht ſo! Ich ſage Dir, mach' Dich zu Luft,
daß ich Dich nicht mehr ſehe ... oder Du
mach' mich zu Luft und ſieh mich nicht. Ich bin
nicht dies, nicht das, nicht Herr, nicht Knecht für Dich,
geſund nicht und nicht krank. Ich bin nicht nackt
und nicht zerlumpt für Dich, beſchoren nicht,
noch unbeſchoren, Du Beſchorener, Dir;
verſtehſt Du mich: bin nichts! Verſtehſt Du? nichts!

Benedikt:

Was ein Verirrter auch mag von ſich meinen,
er bleibt doch Gottes Kind.

Heinrich, plötzlich aufſpringend, legt den Spaten weg:

Was ſagſt Du, ei!
Potz Küren, Mönchlein! Komm und ſetze Dich,
ſofern Du Unrat liebſt und Schorf und Schwären ...
Wer itzt mich lachen macht, der iſt mein Mann.
Sei mir willkommen! Gottes Kind? ei, wie?
wer ſagt Dir das? erklär' es mir genau!
Ich bin ein Kind, und dies iſt meine Wiege ...
Ich will das ſetzen auf mein Pergament.

Benedikt:

Ihr ſeid, ich weiß es, werter, armer Mann,
in ſchwerer Trübſal, bittren Heimſuchungen ...

Heinrich:

Nennſt Du mich arm? Wie, Mönchlein, wer iſt arm?
Tritt hier her, an den Hageroſenbuſch,

hier in die Neſſeln, in die Schafgarb', hier —
und nun ſperr' auf Dein Auge! Was Du ſiehſt . . .
ſo weit Du ſiehſt, Du Bettler! das iſt mein.
Vom Hotzenwald bis zum Raumünzachtal,
vom Kaiſerſtuhle bis zum ſchwäbiſchen Meere,
der Berge Forſten und der Täler Saaten!
Und ſind ſie leer und abgeerntet itzt,
ſo ſtrotzt die Frucht, gehäuft, in meinen Scheuern.
Mein iſt das Wild, das Gras, der Fiſch im Bach,
am Baum die Nadel und das Blatt. Im Blatt
die Ripp' und Faſer. Die Herbſtfäden wob
an Deine Kutte meine Dienerin Spinne.
Der Mücke Stachel, die mich ſticht, iſt mein,
erborgt aus meinen Kammern.

Benedikt:

Wohl! Allein . . .

Heinrich:

Da liegt's! Dies iſt der Punkt! Ich war es müd',
den Herrn zu machen: ſteif und abgetrennt
in ſeidene Wämſer und in enge Schuh',
als Sklave meiner Diener, Schranzen, Freunde,
und nie den Topf zu ſehn, aus dem ich aß.
Ich war es müd', auf einem Berg zu ſtehen
und mich zu neigen, wenn ich ſprechen wollte,
und, blind, den nicht zu ſehn, mit dem ich ſprach.
Nach oben drängt der arme, hörige Knecht
zur Freiheit, in die Welt: doch wenn ein Herr
der Freiheit will . . . der Welt teilhaftig werden,

ſo muß er tauchen tief in ihren Grund —
ſieh, ſo wie ich. Er ſpringt in das Grab.

Benedikt:

Erhebt Euch, Herr! Wo nicht,
ſo laßt mich mit Euch knien und laßt uns beide
zu dem die Herzen heben, der da war
und iſt und ewig ſein wird.

Heinrich ſpringt aus dem Grabe:

Er erhebt!
Nicht Du! nicht ich! Nach Laune tut er's, nicht
um Winſelns willen, nicht nach Deinem Kopf!
Tät er's um anderes, rührten Hände ihn,
die, ringend, ihm geſpaltene Nägel zeigen —
zerfreſſene Angeſichter, lippenlos,
die ihn aus leeren Augenhöhlen ſuchen —
lallende Zungen, die vergeblich ſich
bemühen, das Wort zu formen, das ihn nennt —:
Mönchlein, ſo wär ein Eden dieſe Erde,
wir wären Götter, oder Gott der Herr
wär' nicht einmal nur aus Leid geſtorben —
nein! — zehnmal! — hundertmal! — und läge tot
in dem vergeſſenen Sarge dieſer Welt.
Verſtehſt Du das?

Benedikt:

Gott lebt, Herr! Glaubet mir.
Und wo Ihr nur ihn wolltet wahrhaft ſuchen . . .

Heinrich:

Du kommſt, um mir zu ſagen, daß er lebt? —

Gut. Habe Dank und geh: — denn was Du ſagſt,
ſieh, hier im Stillen hab ich es ergründet,
allein für mich. Ich weiß, weiß, daß er lebt!
Und wahrlich, er war bei mir, eh ein Mönch
kam und ihn hier vertrieb. Ja, ja, ſo iſt's!
obgleich Du Deinen Kopf ungläubig ſchüttelſt:
Gott war und iſt bei mir. Doch dieſer Gott
zerſtört das Auge, das ihn ſieht, zerreißt
das Herz, das ihn will lieben, und zerknickt
die Kindesarme, die ſich nach ihm ſtrecken,
und was der hört, wo er vorüberſchritt,
manchmal, wer Ohren hat — iſt Hohngelächter!
Mit wildem Lachen: Gott lacht! Gott lacht!
Verändert, geſammelt, barſch: Was ſuchſt Du hier?

Benedikt:

Herr, Dich!
Dein mildes Herz von eh'mals! Deinen Rat . . .
ein wenig Duldung . . .

Heinrich:

Nun, ſo mach' es kurz:
denn bald iſt's Zeit, daß ich mein Käuzlein äſe
und Frau Kreuzſpinne, die ſo fleißig ſpinnt.
Fang an denn.

Benedikt:

Ein Geſandter bin ich, Herr,
durch nichts beglaubigt, als durch meine Kutte
und Pachter Gottfried . . .

Heinrich
ſpringt auf und ſchleudert einen Stein gegen das Gebüſch:
Pack' Dich fort! Was haſt
Du an des armen Heinrichs Hof zu ſuchen?
He! Jäger! Torwart! ho! die Hunde los!
Ich will Dich lehren horchen!

Pachter Gottfried, ertappt, tritt aus den Büſchen, hinter denen er ſich verſteckt hielt.

Gottfried:
Beſter Herr …
Ich bin's, der Pachter Gottfried.

Benedikt:
Wahrlich, ja!
er iſt's. Und nicht der Fürwitz treibt uns her,
ſondern die Sorge und die bittre Not.

Heinrich
hat ihn lange und ſtarr angeſehen, danach ruhig:
Steh auf! Was gibt's mit ihm? Steh auf. Komm!
Wer iſt Dir geſtorben? Welcher ſcheele Stern
hat endlich Dein beſcheidenes Neſt durchſengt
mit ſeinem giftigen Licht?

Gottfried, ſtockend, faſt weinend:
Herr, meine Tochter …

Heinrich:
Der Rauch beizt mir die Augen — iſt ſie tot?

Gottfried:
Nein.

Benedikt:
Gottfried, laßt! Ich will den Dolmetſch machen

und alles kurz berichten. War ich doch
des Kindes Beichtiger auch in dieſer Zeit!
Wohl lebt ſie. Ja, ſie lebt. Sie lebt, allein,
ſeit Ihr den ſtillen Meierhof verlaſſen,
ein ſeltſamliches Leben — ſonderbar
verwandelt — nicht, wie ſonſt. Ein Leben iſt's,
wie außerhalb der Welt, in der wir atmen;
ein unbegreiflich Daſein, das von nichts
ſich nährt, es ſei denn von der inneren Flamme,
die ihren Körper aushöhlt.

Gottfried:

Gnädiger Herr,
ſie ißt nicht, weigert jede Speiſe, liegt
und ſtarrt mit glaſigem Blick den Himmel an,
nur immer auf dem einen feſt verharrend ...

Benedikt, Gottfried zurückdrängend:

Geduld! Ja, Herr, ſo iſt's. Indes wir hier,
gedrängt durch ihren Starrſinn, vor Euch treten,
liegt ſie auf ihrem Lager, das ſie ſelbſt
bis auf das Stroh von jedem Pfühl entblößt,
ſteif, wie das Holz der Bettſtatt, regungslos
und ohne Speiſ' und Trank, ſeit fünfzig Stunden.

Heinrich

nimmt Platz und beginnt Mohrrüben zu ſchaben:

Sprecht deutlich! Iſt ſie krank, ſo holt den Arzt.
Wär ich ein Arzt, ich heilte mich wohl ſelber.
Was, Bruder Kahlkopf, kommt Ihr denn zu mir?
Nehmt Zitwerſamen, Wurmkraut; Kinderleiden,

ſo groß ſie ſcheinen, ſind in Wahrheit oft
ſehr lächerlichen Urſprungs. Iſt ſie mehr
als nur ein Kind? Eilt, legt ihr das zur Seite,
was aus den kranken Jungfern Weiber macht,
die in Geſundheit ſtrotzen.

Benedikt:

Liebſter Herr,
ich kenne ſie, ich habe ſie gepflegt ...

Gottfried:

Ich aber, Pater, kenne ſie noch beſſer ...

Benedikt:

Sie kommt zu mir mit allem, was ſie drückt.

Gottfried:

Und iſt bei mir tagaus, tagein geweſen,
ſeit ſie den erſten Atemzug getan.

Benedikt:

So ſprecht denn Ihr!

Gottfried:

Wahrlich, der Herr hat recht.
Die Jahre ſind's. Sie machen ihr zu ſchaffen,
und alles wäre längſt ins Gleis gebracht.
Und wäret Ihr nicht, Pater, und Brigitte ...

Benedikt:

Gottfried, gedenket, was Ihr jüngſt getan,
und wie iſt der Verſuch Euch ausgeſchlagen?

Gottfried:

Gott ſei's geklagt! das weiß ich wohl. Allein,
wär' mir das Kind als Bauernmagd gewöhnt,

ſie wäre nicht zur Erde hingeſchlagen,
als ich den Freiersmann ihr zugeführt. —
Herr, warum gingt Ihr von uns? — An dem Morgen,
wo ſie, wie ſonſt, an Euer Bette trat,
den Krug voll friſcher Milch, und Euch nicht fand,
begann das Uebel ganzer Macht zu wüten.
Und wenn Ihr heut mit uns nicht wiederkehrt,
verſchmachtet ſie und ſtirbt.

Benedikt:

Ihr könnt im Wald
des Winters nicht gewarten. Seht, ſelbſt ich,
gewohnt an Unbill, beſſer doch verwahrt
in Klauſ' und Gotteshaus, ich muß zuweilen
den warmen Herd von guten Menſchen ſuchen,
ſturmfeſte Mauern und ein ſichres Dach.

Heinrich:

Du Narr! Glatzköpfiger Kuppler! Und auch Du,
Graukopf und Dummkopf! Geht! Was ſucht Ihr hier?
Wein von den Dornen? Feigen von den Diſteln?
Wer bin ich? Was? Wo iſt mein Ueberfluß?
daß Bettler kommen, ihn mit mir zu teilen.
Du ſuchſt mich, Narr? Ich lache! Schlichſt Du nicht,
gedrückt von mörderiſcher Pein, umher,
als Du mich hauſteſt unter Deinem Dache?
Und lebteſt Du in bangen Aengſten nicht
vor Deinem Ingeſinde? Wie? Verriet
Dein Blick und Deines Weibes Blick mir nicht
das Grauſen und die Wünſche Eurer Herzen?

Flehte es nicht, ſo ſehr Ihr's auch verbarget,
aus Euch: geh, daß wir wieder atmen?

Gottfried:

Bei Gott, da irrt Ihr, Herr!

Heinrich:

Kein Irrtum, nein!
Wohlfeiler Worte, Lug, Geplärr genug,
die feige Schmach damit zu überliſten,
warf Euer Mitleid mir in meinen Trog.
Gut ſchien die Koſt mir eine kurze Weile,
doch ferner nicht. Da floh ich, ſtahl ich mich.
Ich nahm den Reſt, ich raffte mir zuſammen,
was mir von mir geblieben war, und lief
vor mir davon. Es lief ein Fürſt! und der
ihm folgte in der fürchterlichen Hatz,
war der zertret'ne Knecht, der annoch lebt.
Er ſchrie nach mir! Er winſelte! Er bot
mir junge Kindesleiber an zum Kauf ...
ich rede klar. Begreift Ihr, was ich ſage?
Geht! packt Euch! — denn ich rede klar! Ihr kommt ...
kommt ... kommt ... wie ſag ich? weſſen Helfershelfer? —
Was ſteht Ihr? Hört — ſie war bei mir, war hier
am dritten Tag. Sie fand mich, denn ſie iſt
ſpürſam wie eine Hündin. Ja, ſie kam.
Ich ſah ſie und, Ihr Männer, bei dem Gott,
der mich nicht kennt und meiner Qual nicht achtet:
das war des Teufels ſchlimmſtes Bubenſtück. —
Die Liſt mißlang ihm. — Denn ich lachte, pfiff,

als wäre ſie ein Baum am Waldrand dorten;
trieb alles ſo, als ſei ich nicht belauſcht,
jedwede Notdurft ihr vor Augen, tobte
und hielt ſie mit Steinwürfen mir vom Leib.

Benedikt:

Sie will Euch retten, Herr! das iſt die Urſach,
um deretwillen ſie Euch hier beſuchte.
Und ein Gerücht drang zu ihr — Euer Knecht
Ottacker war's, der es zuerſt ihr brachte! —
daß Eure Sucht durch eine blutige Kur
zu heilen ſei. — Ein Meiſter zu Salerne
vermißt ſich, Euer Übel auszurotten,
wenn ſich ein Mägdlein, eine Jungfrau ſich
freiwillig, gläubig, ihm ans Meſſer gibt.

Heinrich:

Wollt Ihr das glauben?

Gottfried:

Nein, Herr, nicht — ich nicht!
Doch ſtarr und nicht um Haaresbreite weichend,
hält unſer Kind an dieſem Irrwahn feſt.
Helft uns! helft uns, dem Satan ſie entreißen.

Benedikt:

Ihr ſeid zu raſch! Wer will entſcheiden, was
durch Gottes Macht, was durch des Teufels Liſten
geſchieht? — In ihrer Bruſt iſt heiliger Streit.
Es drängt in ihr aus unſerem engen Leben
zum Opfertod: durchs Tor ins ewige Licht
geheimnisvoll! Wer weiß, zu weſſen Heil?

Gottfried:
Zu keines Menſchen … zu niemandes Heil!
und auch ihr ſelber, Pater, zum Verderben.
Benedikt:
Nein: Gott verläßt die, ſo ihn ſuchen, nicht!
Und die erlöſungsdurſtige Sünderin,
und läge ſie auch in des Teufels Krallen,
erreicht im Abgrund noch ſein Vaterblick.
Vertrauet! Laßt Euch Kleinmut nicht bewältigen!
Gewiß iſt, daß ſie trotzt — gleichſam mit Gott
ringt, ihm die Märtrerkrone abzuzwingen.
Sonſt aber —: gratia praeveniens!
Wer kann ihr, was Geſichte ihr beſtät'gen,
rundweg ableugnen? Der Leviticus
ſagt: Blut iſt die Verſühnung für das Leben.
Das gleiche iſt's, was ihr im Innern ſpricht.
Heinrich:
Hm! ſo! und dies iſt Deine Meinung, ſo!?
Sie träumt. Sie hat Geſichte. Und ſie meint,
Gott liebe Blutdunſt. Laſſe ſich durch Blut
abmarkten von dem Zins der Wucherſchuld,
die in uns ſchwärt. Ihr ſeid im Irrtum, geht! —
Sie iſt im Irrtum, hört Ihr?! — Außerdem:
aus Zeiten, wo ich noch in Büchern irrte
und meiner Seele ſtumme Weisheit nicht
beſaß, wie jetzt, weiß ich, daß jene Kur
nichts iſt als Narretei. Geht, ſagt ihr das.
Ich weiß es! Seht, ich bin ganz ruhig, und

im Abgrundhauch des Unſinns ward ich kühl
und kalt — ſeltſam genug! — mit einem Schlag —
und was ich itzund rede, iſt geſund
und kalt, als hätt' es dort im Bach gelegen
und ſtammte nicht aus dieſer heißen Bruſt —:
ich bin ganz ſündlos. Sagt ihr, daß ich frei
von Sünde, makellos und lauter bin
und daß die Peſtilenz in meinem Blut
das Kleid der Seele mir noch nicht befleckte
bis dieſen Augenblick. Sagt ihr, man kann
ein reines Linnen nicht mit Blute waſchen,
und wer es dennoch tun will, ſagt ihr, dient
der alten Schlange: Irrtum! und nicht Gott.

Benedikt wehrt ab, ſchüttelt verneinend den Kopf:
Herr, ihr das ſagen, heißt zu dem ſie ſtacheln,
wonach ſie ringt mit leidbegieriger Luſt,
denn ihr, wie mir, wird nach der Wahrheit ſcheinen,
daß Ihr mit ſolchen Worten Eure Schuld
nur mehrt, weil doch Zerknirſchung nur den Weg
und Demut Euch kann zur Verſühnung leiten.

Heinrich:
Mißtrauet Eurer Demut! denn Ihr ſeid
noch viel zu hochgemut! Die Hoffart reitet
auf Deinem Nacken wie ein freches Weib,
wenn Du Dich beugſt und Dich im Staube windeſt
vor Gott. Was biſt Du, daß er Dein gedenkt!?
und Deiner lächerlichen Schuld, mein Freund!?
und Deiner lächerlichen Reue!? Meineſt Du,

Du habeſt etwas ohne ihn vollbracht!?
Sieh hier, auf dieſem Felſen ſteh ich oft
und läſtere, und das Echo läſtert wieder
mit Fluch und Hohn: wir beide überſchreien
der Vögel Stimmen und der Blätter Rauſchen,
das Toſen des Waſſers oft — und doch und doch,
wie tief noch ſind wir unter das geſtellt,
was Sünde heißen könnte wider Gott!

Gottfried:

Herr, redet ſelber ... Redet Ihr mit ihr!
Ein Laut von Euch kann ſie wie Brot erquicken,
wie Waſſer den Verdurſtenden erquickt.
Ich weiß nicht, wer Euch ſolchen Zaubers Kräfte
verlieh, wer dieſes Herz ſo an Euch band ...
Genug: ſie küßt die Stapfen Eurer Füße
im Feldweg, den Ihr etwa einſam gingt.
In Eurer Kammer ſchläft ſie, Euer Name
allein löſt ihrer ſtarren Glieder Krampf.
Und wenn Ihr des verfluchten Meiſters Kur
verflucht, wie ich, ſo kommt: ſchenkt ihr das Leben!
Erklärt ihr, daß der Arzt ein Lügner iſt,
daß keine Wiſſenſchaft in aller Welt
und ...

Heinrich, heftig fortfahrend:

... keine Macht der Welt mich rein kann waſchen!
und daß der ſarazeniſche Arzt ein Wicht,
ein Heide, nur nach meinem Golde langt,
ſonſt nichts ... daß alles Lug iſt! ... Daß ich krank,

doch noch kein feiger Dummkopf ſei geworden,
der jedem Dummkopf in die Schlinge rennt
und eines Kindes blutigen Irrwahn ſich
zunutze macht. Ja! ja! ich weiß! ich weiß!
dies und noch mehr. Ich habe dies geſagt
und noch viel mehr. Ja! ſtarrt mich an, ſo iſt's:
denn ſie war bei mir, hier, zum anderen Mal.
Ja! und ich ſah ſie. Und ich wußte nicht,
wie ich die Hölle ſollte von mir halten —
ſo tat ich wild, warf Steine, ſpie nach ihr
und reckte meine kruſtigen Hände aus,
drohend — mit Grauſen, insgeheim entſetzt,
daß ich nicht lange möchte an mich halten
und ſie berühren, ſie ergreifen, ſie
beſudeln: ihre Schultern! ihren Hals,
daran das Pülslein ſchlug ... Geht, ſag ich! geht.
Es iſt vorbei! iſt aus! — Seht, als ſie rief ...
mit einer Stimme, die mich winſeln machte:
Ich will Dich retten, armer Heinrich! — da
ſchrie ich: Ausſätzig bin ich! bleib mir fern!
fiel aber, ſtolperte und lag geſtreckt —
wie lange, weiß ich nicht. — Und als ich dann
erwachte, war ſie da, ganz nah', ſo! Hier
hat ſie geſeſſen, hier geſtanden, dort —
und mir erzählt: — es ſei ein Arzt ... ein Arzt.
Es ſei ... Herr Jeſus! ... und das Opfer ſei
im Himmel wohlgefällig ... dies und das!
und ihres Bleibens ſei nicht in der Welt.

Sie wolle ſterben, und ich möge nicht ...
ich möge nicht den Himmel ihr verſchließen ...
und mit ihr flugs auf gen Salerne ziehn. —
Und als ſie ihre Seele ausgeſchüttet
und den verruchten Unſinn jener Kur,
einfältigen Sinnes, lang und breit erklärt —:
da wußt ich nichts zu tun. Ich ſprang empor —
dort: über die Wurzeln, übern Bach — und lief
und floh, bis mir der Atem ſtockte und
ich meilenfern von ihr zuſammenſank —
Und das war gut! Bedenkt, Ihr Herren, und
erwägt, was ich getan, da ich davonlief!
Bin ich nicht von dem ärgſten Fluch verſehrt,
gefeit vor jedem ſchwächeren? ausgeſtoßen
von Eurer Welt, auch von der Satzung frei,
die alles in ihr, ſelbſt den Fürſten, bindet:
mehr wie ein Fürſt!? — Bedenkt: ſie kam zu mir,
ganz einſam .. und in meinem Innern ſchlägt
ein ausgeſtoßenes Herz: — verfluchter Engel,
der ritterlich der Blöße Gottes ſchont!
Was wollt Ihr mehr? Gut! Packt Euch! Denn ich bin
zu Ende. Meine Litanei iſt aus.
Mich hungert, und ich muß den Leichnam füttern,
den meine feige Seele ſchleppen muß:
Gott weiß, wozu?! Gott weiß, wohin!? Genug!

Benedikt, erſchüttert und nach langem Stillſchweigen:
Lebt wohl, Herr! — Sucht ein Obdach! —
Leiſe und mitleidig: Herr, es wird

ein harter Winter! — Sucht ein Obdach! — Zu Gottfried:
Kommt,
kommt, Gottfried.

Gottfried:
Sucht ein Obdach! Beide ab.

Heinrich, allein:
Sie ſind fort —
Verwirrung! — Aufgeregte Ringe! — Nichts. —
Ein Kind! — Welt, Helden: alles dort zuſammen,
und auf der Schädelwüſte ſteht ein Kind. —
Es winkt! — Wo winkſt Du hin .. auf Deiner Halde
von beinernem Gerölle? — Nichts! — Ich will
aufrecht dem Streiche ſtehn! — Mein Spaten. — Traum! —
Dort lag einſt etwas!! — Auch gen Mittag, dort ...
Ich weiß nicht! — Welt? Was? — winkſt Du mir?
— Gott? Was?
Er fängt an zu graben.
Ich weiß nicht. — Sucht ein Obdach! Sucht ein Obdach!

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt

Das Innere der Waldkapelle Benedikts. Links Altar und ewige Lampe, rechts die Eingangspforte. Der Hintergrund ſtellt eine Seitenwand der Kapelle dar und hat, nicht weit vom Altar, ein niedriges Türchen, das in die angebaute Wohnklauſe des Paters führt. Die Wände ſind mit Bildchen überdeckt, darunter viele Füßchen, Händchen von Wachs uſw. Altar und Kruzifix ſind mit Herbſtblumen einfältig bekränzt.

Brigitte und Benedikt ſtehen, unweit der Haupttür, in halblautem Geſpräch. Brigitte iſt im Begriff zu gehen, ſie trägt ein Kopftuch und am Arm einen Korb.

Benedikt:

Sie lügen, lügen viel, Brigitte, und
wer weiß, was daran Wahres iſt.

Brigitte:

Man muß
es glauben, Benedikt. Der alte Knecht,
der niemals lügt … kaum überhaupt je ſpricht,
ſah ihn mit eig'nen Augen, iſt bereit,
dafür die Hand aufs Kreuz zu legen.

Benedikt:

Hm,
höchſt ſonderbar! — Im Graben ſchlich er?

Brigitte:

Nein,
der Alte ſah ihn platt ins Gras gedrückt
liegen, dicht hinterm Garten, auf der Lauer.
Der ihn im Graben kriechen ſah, das war
der Kunz, der Ziegenhirt.

Benedikt:
Der Alte ſagt,
daß er emporſprang?
Brigitte:
Ja, als er ihn anrief,
ſprang er empor und lief feldein davon.
Benedikt:
Ich kann dies noch nicht glauben ... kann's nicht faſſen —
Zudem: was kann er wollen — habt Ihr doch
niemals ihm Euer Haus verſchloſſen! — wenn
er jetzund wolfsgleich das Gehöft umkreiſt?
Brigitte:
Das weiß ich nicht. Und das kann keiner wiſſen.
Er iſt verwildert, heißt es, faſt zum Tier
entartet, ſagen ſie, und überdas
verzweifelt und zum Aeußerſten gebracht.
Benedikt:
Unmöglich! Ueberlege: ſoll ein Mann
ſo ſich verlieren ... eines Kaiſers Freund
und Waffenbruder, den ich jüngſt noch traf:
in Lumpen zwar, doch ſtolz wie je zuvor — ? —
Sie ſehen itzt den Armen überall,
wittern in allem des Verfemten Nähe.
Brigitte, eifrig:
Pater, Du kennſt den gelben Kettenhund.
Als geſtern ſich die Knechte auf die Lauer
mit ihm gelegt, kam kurz nach Mitternacht
der Menſch und rüttelte am großen Tor.

Die Männer ließen nun die Dogge los:
die aber, ſtatt ihn anzufallen, lief —
vor Freude heulend, nicht vor Wut — zu ihm
und ſchmiegte ſich dem Fremden vor die Füße.

Benedikt:

Sei es dahingeſtellt! Das Kind iſt hier
bei mir in Gottes Hut: in meiner Klauſe.
Und ſo iſt's gut vorerſt! Zwar glaub ich nicht ...
noch immer nicht, was Du mir ſagſt, Brigitte —
mag auch des armen Heinrichs Sache ſchlecht
ſtehn draußen in der Welt ...

Brigitte:

Es heißt ſogar,
ſie haben ihn zu Konſtanz mit Gepränge
bereits in ſeiner Väter Gruft verſenkt.

Benedikt:

Mag ſeine Sache ſchlecht ſtehn, ſag ich, mag
ſein Name aus der Reihe der Lebendigen
getilgt ſein ... dieſes Mannes Seele iſt
bewehrt, wie eines ſtarken Dämons Schulter,
mit zweeen Paaren Flügeln und mit mehr:
lähmt ihm die weißen, die zur Höhe tragen,
ſo ruht er auf den dunklen, und ich ſah
ihn furchtlos noch am Rande einer Welt,
wo die Abgründe jeden ſchwindeln machen,
den irdiſcher Mut nur trägt. — Er grub ſein Grab!
und wird, glaub' mir, in dieſes Grab ſich legen,
eh' daß er diebsgleich um die Hütten ſchleicht.

Allein es ſteht zu fürchten, wenn das Kind
bei Euch iſt, angeſteckt von den Gerüchten ...
und wenn ſie von dem ſeltſamen Beſuch,
der Euren Hof unſicher macht, erfährt,
ſie einem Schnapphahn in die Fänge läuft.

Brigitte:

Nun, ich will gehn! — Gelobt ſei Jeſus Chriſt!
Es dunkelt ſchon. Der Weg iſt weit. Gottfried
erwartet mich. Ich habe ſchon zu lange
mich hier verweilt. — Ich darf ihm alſo ſagen,
daß ſie ſich hier bei Euch viel wackrer hält ...

Benedikt:

Still! ja! ſprich leiſe, daß ſie uns nicht hört ...
Du ſahſt es ſelbſt: es geht ihr gut ſoweit,
nur meint ſie immer noch, er werde kommen,
und harrt, der klugen Jungfrau gleich, ein Lämpchen
mit Oel ſorgſam gefüllt und ſtets zur Hand,
ſeiner als wie der Zu-Kunft unſres Heilands!
Der Wahn erhält ſie: und ſo muß ich ihn
noch immer ſtützen und mit Lügen füttern
ſeit damals, wo ich ihren Fieber-Krampf
mit meinem frommen Trug zuerſt beſchwor.
Kommt Zeit, kommt Rat! laßt Zeit ... viel Zeit vergehn,
allmählich wird der Aufruhr ihrer Bruſt
ſich doch noch legen: wenn ſie auch vielleicht
hernach den Schleier nimmt, als Himmelsbraut.

Brigitte:

Das mag geſchehn nach Gottes Ratſchluß! Sie weint. Ach, wär unſer Herr doch tot! —

Sie küßt dem Pater inbrünſtig die Hand.

Benedikt, warm bewegt:

Geh! Tröſte Dich!
was ſoll ich weiter Dir zum Troſte ſagen? —
vielleicht: daß mir im Innern etwas lebt,
aus einer Zeit der tiefſten Heimlichkeit,
wo ſich im brennenden Buſch der Herr uns zeigte ...
ich ſage, daß ein Wiſſen in mir lebt ...
ein ſtarker Glaube mindeſtens ... ein Geſicht,
das mir dies Kind als einen Horebsbuſch
erſcheinen läßt, der brennt, doch nicht verbrennt.

Man hört klatſchende Geräuſche hinter der kleinen Türe hervordringen.

Brigitte, erſchrocken:

Was iſt das?

Benedikt drängt ſie hinaus:

Nichts! geh! nichts, nichts! tummle Dich!

Brigitte ab. Pater Benedikt, allein, lauſcht, bis er die ſich entfernenden Schritte Brigittes nicht mehr hört. Alsdann horcht er auf die aus der Klauſe hervordringenden ſeltſamen Geräuſche, ſchüttelt mißbilligend den Kopf, geht an das Türchen und klopft daran.

Benedikt:

Kind! Ottegebe!

Ottegebe, von innen:

Ja, ich komme, Pater.

Sie tritt, eine brennende Lampe in der Hand, durch die Tür; es iſt inzwiſchen faſt ganz dunkel geworden.

Benedikt, ihr die Lampe abnehmend:

Was treibſt Du wieder? gegen mein Gebot.

Ottegebe,

mit einem verzückten Ausdruck im wächſernen, vergeiſtigten Geſicht, leiſe:

Jeſus! Maria! Joſeph! meine Seele
ſchenk ich Euch und mein Herz. — Jeſus, Maria
und Joſeph, ſteht mir bei im letzten Streit!
Jeſus! Maria! Joſeph . . .

Benedikt:

Höre, Kind,
ſei folgſam, ſei gehorſam, denn Du biſt
mir anvertraut, und ich muß ſtehn für Dich
vor Gott und Deinen Eltern. — Warum ſchwingſt
Du heute die Geißel ſchon zum zweiten Mal?

Ottegebe küßt zitternd den Saum ſeines Ärmels:

Ich weiß nicht, Pater.

Benedikt:

Wie? Du weißt es nicht?
und ſchlägſt Dir ſinnlos neue, blutige Striemen?

Ottegebe:

Weil es mir wohl tut, Pater.

Benedikt:

Was?

Ottegebe:

Ich kann
unter den Schlägen atmen, Pater.

Benedikt:

Wie? —
Kannſt Du denn ſo nicht atmen, Jungfrau?

Ottegebe, ſeufzend:

Schwer!

Benedikt:

Nun laß die zweeen Opferkerzen uns
anzünden, die uns Deine Mutter hat
im Körbchen mitgebracht, und danach wollen
wir beten miteinander und mit Dank
hinnehmen, was uns Gott zum Nachtmahl ſchickte
im gleichen Körbchen, durch der Mutter Hand.
Komm!

Ottegebe

ſteht ruhig, die großen, feuchten Augen an das Kruzifix geheftet

Pater . . .

Benedikt:

Was?

Ottegebe:

Ich bin nun ganz bereit!

Benedikt:

Wozu bereit?

Ottegebe:

Zu leiden und zu ſterben.

Benedikt:

Laß das jetzt. Lenke Deine Seele jetzt
auf andere, meinetwegen irdiſche Dinge,
es tut Dir not. Du mußt doch leben, gelt?
wenn Du Gott dienen willſt. Mußt Dir Dein Leben
erhalten, wenn Du es für ihn willſt laſſen
zu ſeiner Zeit.

Ottegebe:

Ja, Pater.

Benedikt:

Alſo nimm!
Komm, nimm und iß, und trink auch hier ein wenig
von Deines Vaters Wein.

Ottegebe

hat ſich auf den Altarſtufen niedergelaſſen, blickt gegen die Decke:

Meinſt Du nicht auch,
Pater, daß er nun bald wird kommen?

Benedikt:

Ja! —
Doch iſt er nicht mehr an der alten Stätte.

Ottegebe:

Wo Ihr ihn traft und er ſein Grab ſich grub?

Benedikt:

Dort iſt er nicht mehr. Nein! Die Leute ſagen,
er habe wollen einmal noch die Welt
und aller ſeiner Sünden Tummelplätze
vor ſeinem Ende wiederſehn.

Ottegebe:

Doch hat
er Euch geſagt ... doch hat er Euch verſprochen,
daß er wird kommen, feſt?!

Benedikt:

Jawohl, gewiß!
das heißt: wie ſo ein Edelmann verſpricht. —
Du liebes, banges, überwaches Ding:

Geduld! gemach! Du haſt mit Faſten, Beten
und Wachen wahrlich Dich genug kaſteit —
faſt leuchtet ja Dein zarter Leib im Finſtern!
Bitte Du nur den Himmel um Geduld
und Frieden, der mit Sanftmut harren macht.

Ottegebe:

Pater, heut wird er kommen!

Benedikt:

Meinſt Du?

Ottegebe:

Ja!

Benedikt:

Und weshalb glaubſt Du das?

Ottegebe:

Weil ich im Wachen
nächten und zweimal heute unter tags ...
wie eines Miſelſüchtigen Klapper hörte.
Horch! da! ſchon wieder.

Benedikt:

Was? ich höre nichts.
Nein, Kind, wenn Du nicht triftigere Gründe
und deutlichere Zeichen dafür haſt,
als daß der Wind an loſen Schindeln rüttelt,
ſo traue ...

Ottegebe:

Er wird kommen! heut! gewiß!
Ich weiß es. — Sieh, geſtern um Mitternacht

erwacht ich wie von einem lauten Rufen,
das rief … das ſagte: Wachet, Euer Herr
iſt nahe! — Da bekränzt ich meine Lampe,
tat Oel darein und ging hinaus — ja, Vater! —
und harrte auf der Schwelle vor der Tür.
Und wie ich da ſo ſtille ſaß, in mich
gekehrt, des Sturms nicht achtend um mich her,
da plötzlich … jählings brach ein Schrecken los,
ſo grauſig, wie ich niemals ihn erlebte.
Verſuchung! dacht ich. Doch vergingen mir
die Sinne vor Entſetzen faſt. Die Luft
ward mit Geſchrei erfüllt, Gekreiſch, Gelächter,
Gebell; des Windes wilder Atem ſchien
von Wölfen, heiß und ekel, ausgeſtoßen!
Und dann … ich wollte fliehn, mich retten, mich
an Deine Bruſt, an dieſen Altar klammern:
da … dann … Die Hände preßt ich mir
vor beide Augen: ſo! und dennoch ſah
ich alles hell und klar, wie ich Dich ſehe.
Mich ſelber ſah ich: meinen Leichnam, nackt,
mit ſcheußlichem Triumph dahingeführt
im Sturme von hundsköpfigen Dämonen:
ein langes Meſſer ſtak mir in der Bruſt. —
Vater, gib mir die Hand, mich ſchwindelt's: mich …
mich ſelbſt … begann die Hölle nun zu packen!
Sündhaftes Regen hub ſich in mir an:
als ſollt ich ſpringen, in den Wirbel mich
werfen, und ſchamlos, wie die Hölle, ſein.

Nun aber … nun geſchah's! In allem Streit
und Aufruhr hielt mein reiner Wille ſich
ſtandhaft, und Gott erkannte ihn und gab
Gewährung: und er blies den Spuk der Nacht
mit einem Hauch der Gnade von der Erde.
Und lautlos, in der mitternächtigen Stunde,
von Morgen und von Abend drang es auf,
klar, wie aus Brunnen, quoll ein mächtiges Leuchten,
und aus dem Leuchten hoben gleicher Zeit,
langſam, zween ſtumme, fremde Sonnen ſich,
die mählich, Vater, immer höher rückten,
bis ſie verſchmolzen hoch am Himmelsdach.
Und jetzt ward eine Reinheit überall:
in mir, um mich, im Himmel und auf Erden.
Und aus den zween Geſtirnen über mir
gebar der eine, ſüße Heiland ſich!
Ein Brauſen fing ſich an. Aus tauſend Chören
hört ich ein Wort, wie Sursum corda! oder
wie: Gloria in excelsis deo! und
von einer großen Stimme klang es laut:
Amen! Was Du erbitteſt, ſoll geſchehn!
Des Richterſpruches Härte iſt gebrochen!

Benedikt:

Hm! ja! — Ich bin unwiſſend und gebunden
im Irdiſchen, aus meinem Kerker öffnen
ſich keine Fenſter in das ewige Licht.
Ich ſchmachte im Dunkeln. Lehr' Du mich! ſein Lob
richtet er zu in der Unmündigen Mund. —

Ottegebe, lachend, wie aus innerer Seligkeit:
Als er mich manchmal kleine Heilige nannte:
meinſt Du, er hätte damals das gedacht?

Benedikt:
Wohl ſchwerlich, Kind. Doch ſtill. Wir müſſen nicht
mit überheblichen Gedanken ſpielen
und wollen nicht die Krone, die uns winkt
vielleicht, mit eignen frevlen Händen uns
drücken auf unſer Haupt. Nimm an, Du biſt
von Gott berufen und auf gutem Weg,
ſo mußt Du, eingedenk der ſündigen Art,
die uns von Adams Fall her immer eignet,
zwiefach behutſam und demütig ſein.
Vor Jahren hab ich Deiner Mutter einſt
von einem eitlen Reitersmann geſprochen:
der war von Menſchenliebe ſo betört ...
das heißt, er hatte ſeine arme Seele
an einen Menſchen, ſtatt an Gott gehängt:
ein Weib war's! — eine Männin — und ſo kam's:
als ſich die ſtolze Fraue von ihm wandte,
brach er zuſammen, und die ganze Welt
ward ihm vergällt. Sieh, ſolch ein Eigenſinn
ruht auch in Dir: der gleiche! und mir iſt
bange, daß Du von Gott Dich möchteſt wenden,
wie ich mich damals von der Welt gewandt,
wenn er Dir das verſagt, worauf Du ſtarr
die Augen hefteſt — das Dir nicht gewährt,
woran Dein Sehnen ſich und Wünſchen hängt.

Ottegebe:

Nein, Vater, nein, ich weiß es ganz gewiß …

Benedikt:

Kannſt Du in Gottes Pläne einzudringen
Dich unterfangen? — Wer mag wiſſen, ob
der Mann, den er vom Throne hat geſtoßen,
ihm wert der Gnade ſcheint? — Sie haben ihn
im Keſſeltreiben — Grave Conrads Knechte! —
umſtellt wie einen Bären oder Ur.
Gott ließ es zu! — Und der Salerner Arzt:
er ſteht vielleicht mit Satanas im Bunde
und iſt ein Seelenfänger, ein Pirat
des Höllenmeeres! — und die blutige Kur
iſt nichts, denn ein verruchtes Bubenſtück? —
Vielleicht auch iſt der Herr ſchon weit entwichen …

Ottegebe wird ohnmächtig.

Vielleicht … vielleicht! doch iſt es nicht gewiß —
Was iſt Dir? frierſt Du? Komm! — zuviel! — Sie blute
Du Heilige, kommſt Du einſtmals in Dein Reich,
vergiß mich nicht.

Sie mehr tragend als führend, bringt er Ottegebe in die Klau
zurück.

Die Kapelle iſt leer, die ewige Lampe und einige Opferkerz
brennen. Da hört man erſt einmal kurz den Laut einer Klappe
hernach tritt, ſcheu wie ein Verbrecher, unkenntlich in Kapuze u
Kutte vermummt, **Heinrich** ein. Er trägt Klapper, Stange u
Beutelchen daran.

Heinrich

ſchleppt ſich bis an die Stufen des Altars und ſtürzt darauf, n ein Schutzflehender, nieder. Aus ſeinem Innern ringen ſich keuchend abgeriſſene, verzweifelte Worte:

Beten! ich kann nicht! Gott,
gib mir doch Worte! warum gibſt Du mir
nicht Deine Worte, daß ich beten kann?
Tränen! gib mir doch Tränen! gib mir Waſſer,
daß ich die giftig ſtechenden Flammenzungen
im Schutt der ausgebrannten Trümmerſtätte
auslöſchen kann! — Töte mich! töte mich!
Du haſt mich hinterliſtig fortgelockt —
ein boshaft ſchlauer Jäger — von dem Rande
des ſtillen, weiten, tiefen, kühlen Sees,
da ich mich eben, einem Biber gleich,
anſchickte, in den kalten Grund zu tauchen,
wo nichts mehr brennt. Löſche mich! löſche mich aus!
löſch' alle Qual des Lichts im ſchwarzen Schoß
der Finſternis. Wecke mich nie mehr! denn
die Sonne martert mich mit giftigen Pfeilen.
Schlaf! gib mir Schlaf! mein Bett iſt nicht ein Bett,
die Schlangen der Sonne raſen mir im Haupt
nachts: rette mich vor dem furchtbaren Lichte! —
Was ſäeſt Du Haß? Was haſt Du Blindgeborene
wie Hagel auf das Erdreich ausgeſchüttet,
die ſich zerfleiſchen müſſen? Warum nährſt
Du mit der Milch des Grams uns? Warum leiden wir
in dieſen Sonnenflammen kläglich Pein,
ohn' einen Tropfen Kühlung? Gott, vergiß ...
vergiß mich wahrhaft! Denk: ich ſei nichts wert:

kein Bauſtein Deines blutgetünchten Bau's!
Auf blutigem Grunde und mit blutigem Mörtel
gebunden, dehnt er qualvoll ſich empor
voll grauſigen Lebens, das mich ſchaudern macht.
Vergiß mich, ungeheurer Bauherr! Was verſchlägt's,
wenn Dir ein Staubkorn mangelt? wenn Du mich
von Qual und von Erlöſung frei gibſt, mich
entläßt, verſtößt vom Werk: aus Fron und Lohn?!

Benedikt,

das Laterndchen tragend, tritt wieder ein, ſieht den Vermummt
am Altar, erſchrickt und fragt:

Was ſuchſt Du hier? — Wer biſt Du?

Heinrich:

Frage nicht.

Benedikt:

Was ſuchſt Du hier in dieſer ſpäten Stunde?

Heinrich:

Das … was ich eben dachte, ſuch ich.

Benedikt:

Wie?
was heißt das?

Heinrich:

Daß der Menſch ein Sieb iſt, Mönch,
der, was er faßt, nicht faßt.

Benedikt:

Wer biſt Du?

Heinrich:

Rate!

Benedikt:

Ich bitte Dich, Du rätſelhafter Mann!

Du biſt auf einer gottgeweihten Stätte —
und wo Du des Erbarmers Gnade ſuchſt: —
willkommen! — doch vertrau' mir, wer Du biſt?

Heinrich:

Da ſiehe Du zu, Mönch, ich weiß es nicht.

Benedikt:

Biſt Du nicht einer von den Gottesleuten?

Heinrich:

Ich bin von den Begrabenen.

Benedikt, ſich bekreuzigend:

Schenke Gott
den ſchlummerloſen Geiſtern ſeinen Frieden:
doch Du erſcheinſt ein Menſch von Fleiſch und Bein.

Heinrich:

Rette mich, Vater! Vater, rette mich!
rede mit Gott dem Vater, Deinem Herrn,
daß er mich rettet aus der Wut der Menſchen!
Du biſt ſein Diener. Sag' ihm, daß er nun
der grauſenvollen Menſchenmeute pfeife,
die, raſend, vor Jagdluſt und vor Blutdurſt toll,
auf meiner Fährte liegt. Wann hab ich Brunnen
vergiftet? aus dem Unrat meines Blutes
und Krötenlaich Küglein gemacht und ſie
in Quellen verſenkt, daraus die Leute trinken?
Wann tat ich das? Hilf mir! verſtecke mich,
verbirg mich! denn ſie ſind auf meinen Ferſen.
Die Scheiterhaufen rauchen rings im Land:

verbirg, verſteck' mich, denn ſonſt muß ich brennen.
Verſchließ die Tür! ich bin unſchuldig! nein!
nicht öffnen! hilf mir! hilf mir! rette mich! —
ſie haſſen mich alle! — Ja, ich tat's, ich ſchlich
mich ſo, mit Kutt' und Klapper, in die Welt,
auf Meſſern ſchreitend, und bei jedem Schritt
traf mich ein Peitſchenhieb ins Angeſicht.
Ich will geneſen, Mönch! ich will geneſen!
Mach' mich geſund! Schaff' mir aus meinem Blut
den fürchterlichen Fluch: ich will Dich ſtellen
in Haufen Goldes bis hoch an den Hals —
reich bin ich: mach' mich rein! Bring ſie zum Schweigen,
die Stimme, die da unrein! unrein! heult —
mir Tag und Nacht ins Ohr: ſo werf ich Dir
all meinen Reichtum, alle meine Burgen
und Städte hin wie eine Handvoll Sand.
Rede mit Gott dem Vater, Deinem Herrn!
Sag' ihm, er habe mich genug geſchlagen,
erniedrigt und zerquält: er habe mich
genugſam fühlen laſſen, wer er ſei —
es ſei in mir nichts weiter zu vernichten.
Sag' ihm das, Mönch! Sag' ihm: ich ſei zerriſſen,
zerſtört, verdorben iſt mein Balg, ich bin
zu ſchlecht für eines Hundes Mahlzeit und . . .
Gott unſer Herr iſt groß! gewaltig! groß!
Ich lob ihn! lob ihn! Außer ihm iſt nichts,
und ich bin nichts — doch ich will leben!! leben!!!
Er liegt röchelnd zu den Füßen des Mönchs.

Benedikt:
Ihr ſeid Herr Heinrich von der Aue?

Heinrich:
Nein,
der bin ich nicht! Den haben ſie begraben.
Da ſieh! Urteile ſelbſt: ob er noch lebt.

Er reißt die Kapuze herunter, und man ſieht das blaſſe, verhungerte, zerſtörte Geſicht.

Benedikt weicht entſetzt zurück:
Herr, Herr, Ihr ſeid es wirklich.

Heinrich:
Sag' mir das! —
Faſſ' mich ins Auge, forſche, ob ich's bin.
Denn ob ich gleich nichts bin als irgendwas,
das, umgetrieben, raſtlos Qualen duldet,
ſo ſchwatzt im Grunde meines Wahnſinns 'was,
das ſtörriſch prahlt: ich ſei ein Fürſt geweſen
und einer von den Großen dieſer Welt.
Wer bin ich? Sag' mir das! Ich bin begraben
zu Konſtanz, jüngſt, in meiner Väter Gruft
und lebe: oder träum ich dies im Grab? —
Was meinſt Du? Träum ich? Leb ich? Iſt es Traum,
daß ich begraben ward mit Glockenläuten
und ſelbſt dabei ſtund, als ſie meinen Sarg
mit den Inſignien der Fürſtenmacht
vorübertrugen? Iſt es Traum geweſen,
daß von der Fackel eines Fackelträgers
ein Flöcklein Feuers mir den Fuß verſengt'?

und ich den Vetter Conrad ſagen hörte,
als er hohngrinſend aus der Kirche ſchritt:
Laßt ſehn, ob ſolch ein Schwein die Gruft kann ſprengen?
Sagt mir, ob dies der gleiche Conrad iſt, —
der erſtens, der mir Sarg und Gruft beſorgte:
und jener, den ich unten in Maroch
mit Barren Goldes einſtmals losgekauft? —
Und bin ich jener, wie, der das getan?
oder der bettelarme Lumpenhund,
der, wenn ein Kohlkopf auftaucht in den Feldern,
der eines Menſchen Bildung nachäfft, gleich
erſchrickt, zu ſchlottern anfängt, ſieben Huben
umkriecht vor Angſt, durch Gräben, Dorn und Pfütze,
um nur der Gorgo nicht ins Aug' zu ſehn?!

Benedikt:
Ihr ſagtet einſt zu mir in einer Stunde,
wo ein gelaſſ'ner Geiſt Euch ganz durchdrang ...
Weltweisheit, ſagtet Ihr, und Religion
hat einen tiefen Sinn gemeinſam: den,
mit Gleichmut uns zu wappnen; eine Lehre:
die, ſich in Gottes Willen zu verſenken,
ganz willenlos.

Heinrich, jäh verwandelt:
Nein! nein! das will ich nicht!!!
Wo iſt das Kind?

Benedikt, erſchrocken:
Was für ein Kind?

Heinrich:
Die Magd!
Das Kind! Die Närrin! — Pachter Gottfrieds Tochter!
Benedikt:
Warum? Was iſt's? Was wollt Ihr mit dem Kind?
Heinrich:
Wie? Was ich will? — Was willſt Du mit der Frage?
Benedikt:
Ergründen, was ein Chriſt im Sinne trägt.
Heinrich, wild:
Iſt Gott barmherzig?
Benedikt:
Ja.
Heinrich:
Kann er mich retten?
Benedikt:
Ja.
Heinrich:
Kann er mich erretten durch ein Kind? —
Und kurz und gut: wo iſt ſie?
Benedikt:
Wer? — Ihr ſeid
ein Edelmann, Herr!
Heinrich:
Und Du biſt ein Schurke.
Benedikt:
Meint Ihr das arme, unglückſelige Ding,
das ſeinen Weg zu Gott im Dunkel ſuchte
und furchtbar, hart am Abgrund, irre ging?

Heinrich:
Irr' oder nicht: ſie iſt bei Dir!
Benedikt:
Nein.
Heinrich:
Nicht?
Hör' mich, Mönch! Mönchlein, ſieh mir ins Geſicht
genau, auf daß Du jedes Deiner Worte
erſt wägen kannſt, bevor Du eines ſprichſt.
Und ſollteſt Du die Warnung, eingegraben
von glühenden Dornen in blutrünſtiger Schrift
hier! nicht verſtehn . . . auf meinem Angeſicht: . . .
ſo wäre Deine Sanduhr abgelaufen,
Du müßteſt köpflings ins Verderben gehn!
Benedikt:
Herr, Eure wilde Drohung ſchreckt mich nicht.
Zwar ſeid Ihr fremd und furchtbar, und die Blitze
des Abgrunds zucken durch den heiligen Raum.
Doch ſeine Kinder wird der Vater ſchützen . . .
Heinrich:
Nichts wird Dich ſchützen, niemand! wenn Du lügſt.
Wo iſt ſie? Sie iſt hier! Ich bin geſchlichen
zwei Nächte lang um Pachter Gottfrieds Haus
und habe das Gemahl nicht können finden,
obgleich ich doch an jedem Spalt gelauſcht
und ſpähend auf der Lauer bin gekrochen
durch Zaun und Hecke, wie ein Edelmann!
Sie iſt bei Dir, ein Knecht verriet's im Stall,

er ſagte, ſeiner Stute Weiche klatſchend:
Sei folgſam! Nicht wie unſeres Meiers Kind!
Sonſt mußt Du mit dem Kappelmönch zur Freite.

Benedikt:

Was aber, Herr . . . ſagt mir jetzt lieber dies:
warum Ihr diebsgleich Gottfrieds Haus umſchlichet?
Was wolltet Ihr mit Ottegebe tun?

Heinrich:

Maulaffen fangen! — An des Kaiſers Hof:
und für drei rote Heller ſie verhandeln.
Ja, Mönch, das wollt ich. — Nichts — was geht's
Dich an.

Benedikt:

Herr, habt Ihr uns nicht damals ſelbſt belehrt . . .

Heinrich:

Wer bin ich, daß ich jemals wen belehrte?
Zum Dank belehr' nun du mich, wo ſie iſt.

Benedikt:

Nicht hier! nicht bei mir!

Heinrich:

Nicht? Wo iſt ſie denn?

Benedikt:

Bei Gott.

Heinrich:

Wo wäre ſie?

Benedikt:

In Gottes Händen.

Heinrich:
Sie iſt bei Gott. Was heißt das? — wirklich tot?
Benedikt:
Nein: wer bei Gott iſt, lebt.
Heinrich:
Sie iſt geſtorben?
Benedikt:
Nur für die Welt und als des Himmels Braut. —
Heinrich:
Gut, Mönch. Ich weiß es, hätt es ſollen wiſſen. —
Zieh feſt die Schlinge zu! es iſt genug.
Erſchöpft und gebrochen:
Zum letzten Male denn: Mönch, dieſer Tag
hat mich gelehrt: ſo arm iſt keiner, Gott
kann ihn noch ärmer machen. Denn wo nahm
ein Räuber je dem alles, der nichts hat!? —
Wohl, wohl, das Kind iſt tot! ſie iſt geſtorben,
iſt hin. — Als mir ein weißer Lazarus
die Mär', wie ſie geſtorben iſt, erzählte —
daß ihr das Herz brach um den ſiechen Herrn! —
da ſtieß ich mit der Macht des Wahnſinns nieder
den fürchterlichen Schrei, der in mir rang,
und ſchwieg — und glaubt es nicht. Dann aber flogen
die Füße mir! Wohin? ich wußt es nicht:
durch Felder, durch Geſtrüpp, bergauf, talunter,
durchs Rinnſal wild geſchwollener Bäche, bis
ich hier an dieſer letzten Schwelle ſtand.
Warum denn lief ich? — welcher goldene Preis

ließ mich ſo ſpringen, einem Läufer gleich?
Was dacht ich hier zu finden? War es nicht,
als riſſ' ein Feuerwirbel jäh mich fort?
als wär ich ſelbſt ein Brand, ein wilder Häher,
der ſchreiend und brennend durch die Wälder fährt?
Mir war . . . rings klang die Luft: ſie iſt nicht tot!
ſie lebt! Dein klein Gemahl iſt nicht geſtorben! —
Und dennoch . . . dennoch ſtarb ſie.

Ottegebe

erſcheint in dem Türchen zur Klauſe; hauchend, kaum hörbar:

Nein! ſie lebt.

Heinrich, ohne ſie zu ſehen, noch zu erkennen; ebenſo:

Wer ſprach das?

Ottegebe:

Ich!

Heinrich:

Wer?

Benedikt, leiſe, heftig:

Geh! was willſt Du hier?

Heinrich:

Wer ſprach das, Mönch?

Benedikt:

Ich hörte niemand.

Ottegebe:

Ich!

Heinrich:

Du? wer? Noch einmal! wer? wer hat geſprochen?

Ottegebe:

Ich! Ottegebe, Euer klein Gemahl.

Heinrich,
eine Weile in unſäglicher Beſtürzung ſtumm, hernach:
Wer? — Unrein! unrein! nein, bleib! — rede nicht —
Zwar denk ich, daß Du nur ein Schatten biſt,
und weiß es — doch kein Sterblicher kann wiſſen,
ob das abgründiſche Gift in meinem Blut
der ſeligen Geiſter ſchont. — Komm mir nicht näher!
nein, bleib! ich weiß, daß Du nicht ſterblich biſt:
doch mir . . . mir kannſt Du ſterben! und ich will,
daß Du in meines brechenden Auges Grund
als letzter Funke lebſt. — Nein, nein, Du biſt
nicht Ottegebe! Deine Stirne iſt
wohl rein und hoch und weiß, wie ihre, doch
Du biſt nicht Staub. Aus Deiner Stimme klingt
wohl etwas . . . was? — Es iſt mir mehr vertraut,
wie meiner toten Mutter Wiegenlieder.
Und dennoch biſt Du nicht das Pachters-Kind,
biſt nicht mein klein Gemahl, haſt nicht geſeſſen
zu meinen Füßen und mit Deinem Haar
die Wunden mir getrocknet: — ſag' mir das! —
Wärſt Du . . . Du biſt es nicht! . . . wärſt Du es doch
dann . . . dann . . . wie ſollt ich dann das Licht erfaſſen,
das meines ſeligen Kerkers Wand durchbricht?
Dann war ich blind ſeit meines Lebens, und
erſt tief im Abgrund fand ich das Geſicht!
Dann, ſtatt zu fluchen, müßt ich ſegnen! danken,
ſtatt anzuklagen, dem, der mich geführt:
und von des Thrones Höhe müßt ich mir —

ſtünd ich noch einmal dort — die Stufen graben
mit Nägeln und Zähnen bis in dieſe Gruft,
darein das Nichtallmächtige mich verſtoßen
mit erzbarmherziger Fauſt. Du biſt es nicht . . .
Salve regina! — Sei mir Gott gnädig!

Er bricht zuſammen. Sein Röcheln löſt ſich in Schluchzen, und ſeine Seele befreit ſich in Tränen.

Ottegebe erſcheint in der ſeltſamen Beleuchtung der Kapelle faſt unkörperlich und wie von einer Glorie umſtrahlt. Sie tritt zu dem Hingeſunkenen, ſtützt ſich auf ein Knie, hebt ſein Haupt mit beiden Händen empor und küßt ihn auf die Stirn. Er ſtarrt ſie an, gehorſam wie ein Kind, als ſei ſie eine Himmelserſcheinung, und auch der Pater iſt außer Faſſung in die Kniee geſunken.

Ottegebe:

Komm, es iſt ſpät geworden, armer Heinrich.

Heinrich:

Salve regina!

Ottegebe:

Komm!

Benedikt:

Wo willſt Du hin?

Ottegebe:

Gehn, meinen himmliſchen Geburtstag feiern.

Benedikt:

Unter dem Meſſer des Salerner Arztes? —

Ottegebe:

Dank, Pater Benedikt! Gedenke mein!

Benedikt:

Was ſoll ich Deinem armen Vater ſagen?

Ottegebe:
Im Himmel iſt mein Vater, und ich will
eher als Du bei meinem Vater ſein . . .
Benedikt, zu Heinrich:
Wo wollt Ihr hin?
Heinrich:
Frag' ſie: ich weiß es nicht.
Ottegebe:
Komm, armer Heinrich, komm! verziehe nicht! —
Willſt Du mich, Pater, an die Erde binden
mit Stricken? Soll das Scherflein meines Bluts . .
mir noch zuletzt durch Dich entwendet ſein,
für das ich kann die Himmelskron' erkaufen?
Heinrich:
Jungfrau, Du biſt mein . . .
Ottegebe:
Gottes bin ich. Nein.
O, weh mir! Komm! Was ſprichſt Du?
Heinrich:
. . . denn m
nur eben ſoviel Leben zugemeſſen,
als Deine heilige Hand mir ſchöpfen kann!
Ottegebe:
Ich will Dir ſchöpfen aus dem Brunn des Heils.
Doch nicht in Eurer Welt. — Komm! komm! Es
beſtimmt im Rat. Ich muß! ich will! ich muß!
und Menſchenworte ſollen mich nicht hindern.
Die heilige Agnes . . .

Benedikt:

Biſt Du Gottes Braut,
ſo will ich, Kind, Dich, wie ich geh und ſtehe,
ins Kloſter bringen: gleich, im Augenblick.

Ottegebe:

Nein, Vater!

Heinrich:

Jungfrau, wohl, ſo folg ich Dir.
Führ' mich ins Leben! Führ' mich in den Tod!
zum Roſt des heiligen Laurentius,
zum Scheiterhaufen Polykarps: ich will
jedweden Henkers lachen, Dir zur Seite,
wie Du, und Deines Worts Blutzeuge ſein.

Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt

Ein Saal im Schloß zu Aue. Durch eine Tür im Hintergru blickt man in eine anſtoßende Kapelle mit Altar uſw. Aueſche Fahn Kreuzpaniere und ſonſtige Reliquien ſind darin aufgehängt. Rec von der Kapelle, in gleicher Flucht, eine romaniſche Loggia. der linken Seite des Saales ein reich behangener Thronſeſſel Stufen unter einem Baldachin. Es iſt ein ſtrahlender Sp frühlingsmorgen.

Hartmann von der Aue in reicher Kleidung, Pater Benedi und Ottacker, der wie früher gewappnet iſt.

Benedikt,

mit Hartmann in engem Geſpräch, während Ottacker reſpektv abſeits ſteht:

Es heißt, daß er zu Aachen im Turnier,
von einem Ritter durch den Helm geſtochen,
fiel . . .

Ottacker:

Und ins Gras biß!

Hartmann:

Wär es wirklich, wie
Ihr ſagt — und faſt die gleiche Kunde, Pater,
drang ſchon zu mir von Grave Conrads Fall —
ſo ſind, ein frommer Dienſtmann darf es ſagen,
die Wege Gottes doppelt wunderlich:
denn jetzt — Ihr wißt, daß ich mit knapper Not
dies feſte Schloß dem alten Herrn erhalten! —
jetzt eben hat der Wind mir zugeweht
dies Brieflein ſeiner feſten Manneshand.

Benedikt:

Aus Welſchland?

Ottacker:

Nein, ich kenn ihn, der es brachte:
es iſt ein Köhler aus dem Zaſtlertal.

Hartmann:

Nun? Und Du haſt ihn ausgefragt?

Ottacker:

Potz! Ja!
Ich hab ihn ins Gebet genommen, freilich,
doch dieſer eigenſinnige Racker iſt
ſo ſtumm und maulfaul wie ſein Köhlerbaum.

Benedikt:

Meint Ihr, er ſei im Zaſtlertal bereits?

Ottacker:

Streckt mich, wo unſer Herr nicht dort iſt!

Hartmann:

Ja.
Wo ſonſt? Wer hätte ſonſt den Brief geſchrieben?
der — leſt! — zwar vieles Dunkle noch enthält,
doch ziemlich ſicher läßt ſoviel erraten,
daß er vielleicht ſchon heut wird bei uns ſein.

Benedikt:

Hier ſeht — mein Brief, lateiniſch abgefaßt,
ſtammt aus Venedig . . .

Ottacker:

Bei Sankt Annen: Mir,
ſo ſcheint es, hat er keinen Brief geſchrieben.

Hartmann:
Und was enthält er?
Benedikt:
Wenig klare Worte:
zwar hätt ich faſt ihn damals arg erzürnt,
allein, er wolle chriſtlich mir vergeben ...
Ottacker:
Gott geb uns allen Abſolution!
Benedikt:
... nur ſoll ich jetzt gehorſam mich erzeigen
und früh am Morgen zu Johannis Tag
in Aue ihm die Schloßkapelle richten.
Hartmann, mit ahnungsvoller Heiterkeit:
So ſeid Ihr alſo hier und könnt es tun. —
Nehmt dieſen Schlüſſel denn — dem Himmel Da
und meinen dreizehnhundert Rittern und Knechten,
daß ich ihn halten konnte hier am Ring! —
dank ihm erhielt ich wiederum die Knechte ...
Nehmt ihn und ſteigt hinab ins Schatzgewölb' —
glaubt mir, dem Grafen Conrad wäſſerte
der Mund gewaltig, das zu tun! — und holt
das ſchwere, goldene Meßgeſchirr herauf
aus Kaiſer Karols Zeit.
Benedikt nimmt den Schlüſſel:
Wie Ihr befehlt. —
Was denkt Ihr wohl: meint Ihr, er ſei geneſen?
Hartmann, achſelzuckend:
Ja, Pater Benedikt, das weiß ich nicht.

Benedikt:
Iſt das Gerücht auch bis zu Euch gedrungen,
wonach die Wunderkur des Arzts gelang?
Hartmann:
Ja, dies Gerücht und andere. Zwanzigmal
hieß es: er ſei geſtorben zu Florenz,
zu Padua, zu Ravenna ... liege tot
zu Monte Caſſino, ſei ertrunken, ſei
erſtochen, ſtürzte in den Aetna ſich! —
Und andere hundert Male hieß es dann:
ein Engel habe ihn geſund geküßt,
das Bad zu Pozzuoli ihn gereinigt,
der Meiſter zu Salerno ihn geheilt.
Benedikt, ſeufzend:
Was ſoll man glauben und was ſoll man tun?
Hartmann:
Denkt Ihr wie ich: von feſter Treue ſein!
Benedikt:
Und Ottegebe? —
Hartmann:
Pater Benedikt —!
Iſt unſer Herr geſund, ſo will ich ſagen,
der Himmel habe dieſe Heilige ihm
erweckt, auf daß er lebe, und ihr Tod
mag Gottes Fügung ſein.
Benedikt:
Wohl! Immerhin,
es bleibt ein bittres Amt, ihn zu empfangen:

denn was ich ſah, Herr Ritter, mittlerzeit
und durchgemacht, ſeitdem das Kind entwichen —
wir haben ſie geſucht: Gottfried, Brigitte
und ich, von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt,
in Hoſpitälern, in den Laſterkellern
des Elends — nein, Herr, das vergißt ſich nicht.
Und außerdem ... wär ich von Mitſchuld frei! —
Jedoch es niſtet hier in meiner Bruſt
ein grimmiger Vorwurf, der nicht ſchweigen will.

Hartmann:

Ihr habt die Magd gekannt von Jugend an?

Benedikt:

Wie meine Tochter, wie mein eigenes Kind!
Und hätt ich ganz als eigen ſie erachtet,
hätt ich ihr können ganz ein Vater ſein.
So war ich nur ein Mietling und kein Hirte.

Hartmann:

Soll ich Euch ſagen, was mich will bedünken?
Frau Venus hat's der Dorfmaid angetan!

Benedikt:

Irdiſche Minne war's: Herr, Ihr habt recht.
Die hoffnungsloſe Minne iſt's geweſen,
die alles hoffen, alles dulden muß.
Den gleichen Irrweg bin ich einſt getreten —
und doch, vom Schein des Himmliſchen betört,
konnt ich ihn, blind, auch diesmal nicht erkennen.

Hartmann:

Ich denke nicht ſo, Pater Benedikt.

Mir iſt das Kind auch heute noch die Heil'ge!
Was himmliſch ſchien, iſt himmliſch, und die Liebe
bleibt — himmliſch, irdiſch — immer eine nur.

Benedikt:

Weltliche Weisheit! Nun: hätt ich davon
in harten Prüfungsſtunden mehr beſeſſen!

Hartmann:

Es trieb ſie für Herrn Heinrich in den Tod.
Warum? der Sache hab ich nachgehangen.
Im Tod hat ihre Liebe triumphiert:
er war ihr liebezwingendes Bekenntnis!

Benedikt:

Hätte das Kind ſein Leben ſo gelaſſen,
ſo wär's ein Liebeswunder, ſtaunenswert!
Wahrlich, man möchte drum getröſtet ſein.
Doch glaub ich's nicht mehr — nein: die Perle iſt
gefallen und erloſchen in der Pfütze.
Gott mag's dem Herrn ... mir ſoll er nie verzeih'n!

Hartmann, zu Ottacker, der Miene macht, hinauszugehen:

Wo willſt Du hin, Ottacker?

Ottacker macht eine abwehrende Bewegung, ſteht widerwillig:

Nun? Was iſt?

Zu Benedikt: Kennt Ihr wohl dieſen wackren Reitersmann?

Benedikt:

Nein.

Hartmann:

Nicht? Er ſteckt voll putziger Geſchichten,
die er nicht nur bei Knecht und Magd im Stall,

ſondern auch oftmals in der Kindlein Stuben
zum beſten gibt.

Ottacker:

Daß mich der Donner! ... Herr,
was Ihr damit wollt meinen, weiß ich nicht!

Hartmann:

Er flucht, daß ſich der Himmel möchte bücken,
ſchwört, daß die Kröten hüpfen — oder nicht? —
er habe nie dem armen Pachterskinde
die Mär' von dem Salerner Arzt erzählt.

Benedikt:

Seid Ihr der Mann?

Ottacker:

Wer ſoll ich ſein? Wie? Was?
Fahre der Teufel ...! Herr, ich will nicht fluchen ...
Laßt mich getroſt auf meine Schanze gehn. *Ottacker ab.*

Hartmann:

Jawohl! Der iſt es.

Benedikt:

Der den Herrn verließ?

Hartmann:

Und in den Kindskopf böſe Raupen ſetzte!
Sein Schädel iſt ein Neſt voll Schlangeneier,
wovon die fliegende Hitze ſeines Leibes
faſt ſtündlich eins auskriechen macht. Er ſchleppt
Euch Holz, voll Andacht, zu den Scheiterhaufen
Ausſätziger und Juden, iſt geſpickt
mit Amuletten, glaubt an Leichenvögel,

Diebsfinger, trägt ein Fläſchlein Menſchenbluts
allzeit im Sack und ſchwört auf alle Dinge,
die ängſtlich, fremd und unbegreiflich ſind.

Benedikt:

Die Welt iſt voll Dämonen. Immerhin! —
Doch Untreu' ſchändet.

Hartmann:

Seht: und dieſer Mann,
der feigerweiſe einſt den Herrn verließ,
warf ſich noch jüngſt, von dieſer Burg herab,
den Feinden dieſes gleichen Herrn entgegen:
ein ſchäumender Keiler voller Todesmut.

Ottacker kommt ungeſtüm wieder hereingeſtürzt:

Der Teufel fahr' in meinen Mund, Herr! aber
nun gebt mir Urlaub.

Hartmann:

Wohin willſt Du?

Ottacker:

Fort!
Unten im Hofe ſteht ein alter Mann
und, Gott verzeih' mir's, eine alte Bettel . .
zum Teufel! lieber doch ins Mohrenland.

Hartmann, vom Fenſter in den Hof blickend:

Gottfried! Brigitte! — Vater, meiner Treu,
die beiden Alten ſind's vom Wehrawalde! Ottacker ab.

Benedikt:

Verſteht Ihr das?

Hartmann:

Nicht ganz. Allein mir iſt,

als hab es uns nichts Uebles zu bedeuten.
Denkt Eures Altars! Alle Zeichen ſprechen,
und dieſes neue hier zu allermeiſt,
daß unſer alter Herr in alter Weiſe
und planvoll wiederum das Steuer führt.
Ein guter Heiliger begann den Tag,
ihm denk ich mich, nächſt Gott, zu überlaſſen.

Ein Mönch, die Kapuze vor dem Geſicht mit der Linken zuhaltend, in der Rechten den Pilgerſtab, erſcheint und geht haſtig quer durch den Raum.

Hartmann erſchrickt und ſtellt den Mönch:

Wo willſt Du hin? Wie kamſt Du durch die Wachen?

Der Mönch deutet durch Zeichen an, daß er mit ihm allein ſein wolle.

Geht! Nachricht bringt er, ſcheint's, für mich allein.

Benedikt ab.

Hartmann, das Schwert ziehend:

Jetzt rede!

Der fremde Mönch:

Hartmann!

Hartmann:

Heinrich!!! Gnädiger Gott!

Heinrich und Hartmann liegen einander ſtumm in den Armen.

Heinrich:

— Gott ſprach zu mir: Geh, zeige Dich den Prieſtern.

Hartmann:

Geneſen? Und ...?

Heinrich:

Das Kind? ſchick' in den Wald
und heiß Dir das Gemahl ſelbſt Antwort geben.

Hartmann:
Nun — beim lebendigen Gott! — ſo lebt das Kind?

Heinrich:
Meinſt Du, ich ſtünde hier, wär' ſie geſtorben?

Hartmann, feſt:
Nein, Herr.

Heinrich, ebenſo:
Nein, Hartmann. Erneuen die Umarmung.
Sich löſend: Wohl! vorerſt genug! —
Wie mittlerweile alles ſich gefügt
bis hierher, wo ich mit geſunden Füßen
nun wieder trete dieſen alten Stein
und braven Felſen meiner Stammburg … ſtill! —
Von allem, was ich weiß, erfuhr, erlebte,
ergründete, erlitt: von allem ſtill
bis auf gelegene Zeit. — O, guter Hartmann …!
Geduld! —

Hartmann:
Wißt Ihr, daß Euer Vetter Conrad
zu Aachen, ſchwer verwundet beim Turnier,
darniederliegt?

Heinrich:
Er fiel vom Pferd, ich weiß,
von niemand als dem eignen Gaul geworfen,
und ſtarb unrühmlich! Ja, die Englein ſchwingen
den Würfelbecher! Still davon, mein Freund,
und zu des Tages dringenden Geſchäften.
Wo iſt der tapfere Pater Benedikt?

Hartmann:
Den Altarſchmuck zu holen im Gewölbe.

Heinrich:
So ſag' ihm, daß er ſich damit beeil',
und plündert mir die Myrten, guter Freund,
im Kreuzgang, ja! — denn ich will Hochzeit halten
heut, ohne Zögern, und der Torwart ſoll
ein ſchlichtes Kränzlein binden, groß genug
für eines jungen Pachterkindes Haupt.

Hartmann:
Was ſagt Ihr?

Heinrich:
Nichts, Freund, als juſt eben das!
Und ferne ſei mir, was ich feſt beſchloſſen,
vor Menſchen zu verteidigen. Es iſt
ſo, wie es iſt! Und damit ſei's genug.
Als mich der erſte Strahl der Gnade ſtreifte
und eine Heilige zu mir niederſtieg,
ward ich gereinigt: das Gemeine ſtob
aus der verdumpften und verruchten Bruſt,
der mörderiſche Dunſt der kalten Seele
entwich, der Haß, der Rachedurſt, die Wut,
die Angſt — die Raſerei, mich aufzuzwingen
den Menſchen, ſei's auch durch gemeinen Mord,
erſtarb. — Doch ich blieb hilflos! Angeklammert
hing ich betäubt an meiner Mittlerin
und folgte blindlings allen ihren Schritten.
In ihre Aureole eingedrängt ...

in ihrem Dunſtkreis konnt ich wieder atmen,
und Schlaf, der mich gemieden hatte, ſchloß,
wenn ſie die Hand mir auf die Stirne legte,
mein Herz vor den Dämonen wieder zu!
Pater Benedikt erſcheint.

Dich ſuch ich! Dich vor allem, Pater, komm!
Hilf mir! Ich bin geſund! Ich bin geneſen!
Am Ziel — und doch auch, Pater, weit vom Ziel.
Sprich nichts! Sag' nichts! Hör' weiter meine Beichte! —
Da traf der andere Strahl der Gnade mich.

Was ſoll ich ſagen? — An dem neuen Strahl,
der aus des Kindes ſchweren Wimpern zuckte . . .
ſie lebt! ſchau' nicht ſo wachsbleich, alter Mann! —
gebar aufs neue meine Liebe ſich
in die erſtorbene, finſter drohende Welt.
Und in der Flut des lichten Elements
entzündeten die Hügel ſich zur Freude,
die Meere zur Wonne und die Himmelsweiten
zum Glücke wiederum — und mir im Blut
begann ein ſeliges Drängen und ein Gären
erſtandener Kräfte: die erregten ſich
zu einem ſtarken Willen, einer Macht
in mir! faſt fühlbar gen mein Siechtum ſtreitend. —
So rang's in mir! Noch ward ich nicht geſund,
doch fühlt ich eins: daß ich es mußte werden —
oder mit ihr den gleichen Tod beſtehn.

Ihr Herrn, ſie zog mich bis Salerne fort,
gegen mein Reden, gegen meine Bitten.

Ich wollte ihr Gelübde brechen, und
es überwand mich. — Zwar: das Paradies
des Südens hemmte oftmals ihren Schritt.
Im blumigen Smaragd des Apennins
ſtand ſie wohl ſtarr und von der Pracht betroffen . . .
oder am Strand, ſtill: bleich vor Schmerz und Glück —
doch dann . . . In ſolchen Augenblicken ſchien ſie mir
groß! ſchien zum Seraph mir emporgewachſen! . . .
doch, ſagt ich, dann verſchloß ſie ſich der Welt,
und wie vom Hunger nach dem Tod ergriffen,
zwiefach, zog ſie mich dann gen Süden fort.

Wir ſtunden vor dem Arzt — trotz allem, ja,
wie ich Euch ſagte: unten in Salerne.
Er ſprach zu ihr. Er fragte, was ſie wolle? —
Sterben für mich. Er ſtaunte, zeigte ihr
die Meſſer, das Gerät, die Folterbank,
riet zehnmal ab . . . doch alle ſeine Worte
beirrten ſie nicht einen Augenblick:
da ſchloß er ſich mit ihr in ſeine Kammer. —
Ich aber . . . nun, ich weiß nicht, was geſchah . . .
ich hörte ein Brauſen, Glanz umzuckte mich
und ſchnitt mit Brand und Marter in mein Herze.
Ich ſah nichts! Einer Türe Splitter flogen,
Blut troff von meinen beiden Fäuſten, und
ich ſchritt — mir ſchien es — mitten durch die Wand! —
Und nun, Ihr Männer, lag ſie vor mir, lag
wie Eva nackt . . . lag feſt ans Holz gebunden!
Da traf der dritte Strahl der Gnade mich:

das Wunder war vollbracht, ich war geneſen!
Hartmann, gleichwie ein Körper ohne Herz,
ein Golem, eines Zauberers Gebilde —
doch keines Gottes — tönern oder auch
aus Stein . . . oder aus Erz, biſt Du, ſolange nicht
der reine, grade, ungebrochene Strom
der Gottheit eine Bahn ſich hat gebrochen
in die geheimnisvolle Kapſel, die
das echte Schöpfungswunder uns verſchließt:
dann erſt durchdringt Dich Leben. Schrankenlos
dehnt ſich das Himmliſche aus Deiner Bruſt,
mit Glanz durchſchlagend Deines Kerkers Wände,
erlöſend und auflöſend —: Dich! die Welt!
in das urewige Liebes-Element. —
Geh, leite ſie herauf. — Hartmann ab. — Pater, ſie iſt
hier. Doch Du wirſt das Mägdlein nicht mehr finden,
wie Du's gekannt haſt. Noch in jener Stunde,
da ich ſie losband von des Meiſters Tiſch
und mir das zitternde Geſchenk des Himmels
davontrug, brach ſie in ſich ſelbſt zuſammen.
Erſt lag ſie da, in Fiebern, wochenlang,
und als ſie ſich erhob vom Krankenbette,
war ſie verwandelt. Ob die Füße kaum
ſie auch ertrugen, doch beſtieg ſie nicht
den Zelter, den ich ihr zur Reiſe dang.
Mit Gliedern, ſchwer wie Blei, an meiner Seite
mühſelig laufend, ſchien ſie mich zu fliehn,
und ſchaudernd nur erträgt ſie meine Nähe.

Benedikt:

Wo iſt ſie? Bringt mich zu ihr. Herr, vergebt:
mir iſt die Zunge ſchwer in dieſer Stunde
der Dankbarkeit. Sie kommt! Laßt uns allein.

Heinrich zieht ſich in die Kapelle zurück.

Ottegebe wird von Hartmann hereingeführt. Sie erſc
bleich und übermüdet, iſt barfuß und wie eine Pilgerin gekl
und geht am Stabe.

Ottegebe, mit unſäglichem Staunen um ſich blickend:

Wo bin ich, Herr?

Hartmann:

Im Schloß zu Aue.

Ottegebe:

Wo?

Hartmann:

Im Schloß zu Aue!

Ottegebe:

Wo? — in welchem Lande?

Hartmann:

Im Schwarzwald, Herrin, und auf heimiſchem Gru

Benedikt:

Sieh mich doch an: willſt Du mich nicht mehr kenne

Ottegebe, hartnäckig grübelnd:

Verzieh ein wenig! — ? —

Mit angſtvollem Jubel ſich an ſeine Bruſt werfend:

Pater Benedikt!
Sag' niemand ... niemand, Vater! wer ich bin.
Hilf mir! Sei treu! Sei gut! — Sei mir barmher
daß bodenloſe Scham mich nicht verbrennt.

Benedikt:

Nun ... nun ... gemach! Ich will Dich wohl verbergen,
wenn anders Du nicht wohl geborgen biſt ...

Ottegebe:

Ja, hier bei Dir ... in Deiner ſtillen Klauſe ...

Benedikt:

Wie?

Ottegebe:

Hier bei Dir, geborgen, tief im Wald ...!

Benedikt:

Komm doch zu Sinnen, wegemüdes Kind!
Du irrſt: die Vögel ſpielen in den Gründen,
und davon ſchallt Gezimmer nur und Saal
im Schloß. Wir ſind hier nicht in meinem Walde.

Ottegebe:

Ich kann mich nicht beſinnen, wo wir ſind! —?
Komm tiefer ... tiefer, Vater, in die Berge!
Hör' mich..nein! ſpäter. Komm! Nein, noch nicht hier. —
Ich log! Ich bin verdammt! Ich bin verworfen!

Benedikt:

Nein, Jungfrau, gegen Dich zeugt Deine Tat.
Du warſt bereit, Dein Leben hinzugeben
zur Sühne für des armen Heinrichs Not.
Gott aber tat Dir, wie dem Iſaak:
er nahm das Opfer liebreich vom Altare!

Ottegebe:

Ich ſtarb — ſtarb auf dem Altar! ward verzehrt
von einem harten, wilden, fremden Feuer,

davon ich loderte im tiefſten Mark.
Ich wollte ſchreien: Hölle, laß mich los! —
Der Laut gerann auf meinen gierigen Lippen.
Stoß zu, eh ich verderbe, ſchlechter Arzt!
ächzt' ich. — Umſonſt! Die durſtigen Glieder ſogen
des Feindes Gift ſchon lechzend in ſich ein.
Und eh' die Englein Hoſianna ſangen,
ſtarb mein Verlangen — an des Satans Bruſt!

Benedikt,
ſie während des Nachfolgenden ſtützend und gegen den Thronſeſſel geleitend:

Was ſoll man zu dem allen ſagen? Sieh:
Du kennſt mich, weißt, daß auf der weiten Erde
mir nichts ſo nah' am Herzen ruht als Du.
Beherzige denn des alten Beichtigers Worte!
Der Arzt, der Meiſter, mag ein Teufel ſein:
doch gerade darum ward der Herr erreget
zur Rettung juſt im letzten Augenblick.
Und ſo lagſt Du nicht in des Teufels Arm,
ſondern an deſſen Bruſt, um deſſen Seele
Du rangeſt — und der nun um Deine rang.

Ottegebe,
in tiefer Erſchöpfung auf den Thronſeſſel ſinkend:

Ich log! ich rang um ſeine Seele nicht!
und darum ſtellte Gott mich an den Pranger.

Sie ſchlägt die Hände vors Geſicht.

Heinrich, leiſe aus der Kapelle, kniet vor ihr nieder:
Blick' um Dich! zittere nicht! Du biſt die Taube
im Käfig nicht — ich bin die Schlange nicht,

daß Du vor meinem Blicke brauchteſt beben.
Doch biſt Du mein: des Mannes, der ich bin:
der Dein iſt. Kein Verſucher bin ich, nein!
bin ein Verſuchter — bin, wie Du, verſucht.
Und ob Du freier ſchon von Schlacken biſt,
ſo hat auch mich das Feuer ſo geadelt,
daß ich, als Ring geläuterten Metalls,
den Demant reinen Waſſers weiß zu faſſen,
der Deine unbefleckte Seele iſt.

Und alſo, klein Gemahl, ſag' mir ein Wort,
ganz leiſe nur, auf meine leiſe Frage;
dann magſt Du von den überſchweren Müh'n
des langen Morgens, der ſich uns nun endet
in einen klaren Tag, Dich ausruhn. Wollteſt Du
mir nicht mein Leben wiederſchenken und
Deins dafür geben? Gib mir Deines denn:
es iſt, es war von Ewigkeiten mein!
Du meine todgetreue Dienerin:
laß mein Gebot Dich heute wiederum,
zum allerletztenmal, gehorſam finden —
es lautet: ſei fortan mir Herrin! — ſei
mein Weib!

Ottegebe hat die Augen weit und verzückt aufgetan und hernach, wie von einer ungeheuren Lichterſcheinung betäubt, langſam geſchloſſen.

Benedikt:

Sie iſt im Sturm des Lichts entſchlafen,
und doch hat ſie die Glorie noch geſehn.

Heinrich, aufſpringend, mit Entſchloſſenheit:
Irdiſche Hochzeit oder ewiger Tod!!!

Ottacker iſt in die Tür getreten. Er erkennt Heinrich, tut einige Schritte auf ihn zu und bricht vor ihm zuſammen.

Ottacker! Du getreuer Ungetreuer!
ſteh auf, uns allen ſoll vergeben ſein.
Du rangſt! Dein Ringen hab ich wohl erkannt.
Die Ringenden ſind die Lebendigen, und
die in der Irre raſtlos ſtreben, ſind
auf gutem Weg. Und nun zum Zeichen, Freund,
daß ich der Deine bin, wie ehemals,
ſollſt Du, indes ich mich in Purpur kleide,
Gralswächter mir an meinem Throne ſein.

Er und Hartmann ab.

Benedikt:
Ruh'! ruh'!

Ottacker, zur Seite des Thrones aufgepflanzt:
Und ſchlieſe ſie hier tauſend Jahr',
Mönchlein, und wich' ich je von dieſer Stelle:
ſei's auch, es überwände mich der Tod,
ſo ſtoßt mich in die ewige Verdammnis!

Der Pater iſt in die Kapelle gegangen, wo man ihn am Altar hantieren ſieht. — Nun füllt ſich der Saal nach und nach mit Rittern, geharniſchten und ungeharniſchten.

Erſter Ritter:
Wie?

Zweiter Ritter:
Dort!

Erſter Ritter:
Wo, Ritter?
Zweiter Ritter:
Auf dem Throne dort.
Ottacker:
Leiſe, Ihr Herren!
Erſter Ritter:
Was iſt's mit dieſem Bilde?
Dritter Ritter:
Ihr Herren, es iſt dieſelbe, meiner Treu,
die ich vom Pallasfenſter aus noch eben
ſah, unten am Mauerbörnlein vor dem Tor,
ſich neigen und aus hohlen Händen trinken.
Erſter Ritter:
Iſt es Frau Aventiure?
Ottacker:
Herr, ſeid ſtill!
Heilig iſt einer Heiligen Schlummer, und
ſie iſt zudem noch unſre Herrin.
Vierter Ritter:
Wie?
Allgemeines herzliches Lachen der Ritter.
Fünfter Ritter:
Was ſagt der Querkopf und Geſpenſterſeher?
's iſt ein landfahrend Mägdlein, weiter nichts.
Ottacker:
Daß Euch die Maden! Daß die Augen Euch
verglaſen, Herr … Sie lebt! Gottlob, ſie lebt!

Erſter Ritter:
Ei, freilich lebt ſie. Sie bewegt die Lippen.
Ottegebe:
Solch einen Sturm von Liedern hört ich nie ...
Zweiter Ritter:
Sie träumt.
Ottegebe:
Ach, Vater, kannſt Du das nicht hören?
Erſter Ritter:
Was ſpricht ſie?
Ottegebe:
Mutter, Mutter! ſiehſt Du nicht ...?
Erſter Ritter:
Was will ſie?
Ottegebe:
Eine Krone ſenkt ſich nieder ...
ach, viele, viele Hände tragen ſie!
Dritter Ritter:
Mägdlein, wer biſt Du?
Ottegebe, im Schlaf:
Eure Herrin nun!
Erſter Ritter:
Mein liebes Kind, wer Du auch ſein magſt immer:
vor Deinem Liebreiz beug ich gern mein Knie.
Doch unſer armer Graf von Aue iſt
fern in die Welt verſprengt und unbeweibt.
Staunen und ſteigende Erregung unter den Rittern.

Benedikt,

aus der Kapelle wieder eintretend, geheimnisvoll:

Still! Friede, Ihr Herren! Hört: dies Wunder iſt
von einer ſolchen Hand hierher geleitet,
der Menſchenwille nicht kann widerſtehn;
und dieſes Thrones Baldachin hat nie
ein Weib von reinerem Adel überſchattet.
Beugt Euch! Sie iſt die Herrin, muß es ſein.
Und der verſcholl'ne Fürſt, Heinrich von Aue,
iſt kein Verſcholl'ner mehr, weilt unter uns
und wird, geſund und bis ins Mark geneſen,
bald dieſes Saales ſtolzer Pfeiler ſein.

Die Ritter brechen in ein ungeheures Jubelgeſchrei aus: Heil! Heil! Her! Her! Denn Heinrich, mit Purpurmantel und Schwert angetan, unter Vorantritt von drei Pagen, von denen der erſte auf einem Kiſſen zwei Kronen trägt, iſt an der Seite Hartmanns eingetreten.

Heinrich:

Habt Dank! Ich grüß Euch aus erneuter Seele
mit alter Liebe! — Unter dieſem Kleide
aus Purpur berg ich Narben. Narben ſind
koſtbarer als der Purpur! Ja, ich griff
die Wahrheit tauſendfach, und was ich packte,
ſchnitt Runen mir ins Fleiſch. Was unten gärt
an Aengſten, giftigen Krämpfen, blutigem Schaum:
ich kenn's. — Ich ſah!! — Ich wälzte ſelber mich
verzweifelt in den Bulgen der Verdammten,
bis daß die Liebe, die uns alle ſucht,
mich fand. Zu Ottegebe gewandt:

Sankt Ottegebe, Taube ſonder Gallen! —
Tretet zurück! — Wach' auf, Gemahl! — Gebt mir
die Krone, Knaben!
Er nimmt eine Krone und hält ſie über Ottegebes Haupt:
Dieſe Jungfrau war
mein Mittler — wahrhaft! Ohne Mittler kann
Gott nicht erlöſen. Sei Euch dies genug.
Er krönt ſie.
Und ſomit frag ich Euch ... im Schlummer krönt
Gott ſeine Auserwählten! — wollt Ihr ſie
als Eure Herrin ehren, mehr wie mich,
und unter ihrem milden Zepter ſtehn? —
und wollt Ihr uns die Hochzeitsglocken läuten?

Hartmann:
Herr! Herr! Was ſagt Ihr? Nicht die Glocken nur,
wir wollen an die erzenen Schilde ſchlagen,
und dieſes alten Schloſſes Fenſter ſollen,
wie Munde, Freude über die Täler ſchrein!
Erneutes, mächtiges Jubelgeſchrei der Ritter.

Heinrich, flüchtig verfinſtert:
Still, kein Tumult! Nicht dieſe grelle Luſt,
die nur betäubt, nicht weckt ... die mehr ein Feſt
entweiht, ja, ſeine Seele niederſchlägt. Feigheit
horcht nach dem wilden Schall der ſchmetternden
Trompeten. Doch wir ſind nicht feig: wir ſind
Männer und Wiſſende allezeit. — Es iſt
ein ſtolzes Ding, die Luſt verſtehn und Herr
der Freude ſein! Des Abgrunds Tiefen ruhn

unter des Schiffes Kiel, auf dem wir gleiten,
und iſt ein Taucher dort hinabgetaucht
und heil zurückgekehrt zur Oberfläche,
ſo iſt ſein Lachen, wenn er wieder lacht,
Laſten von Golde wert.
Ottegebe erwacht:
Was iſt mit mir?
Benedikt:
Füge Dich! Beuge Dich!
Heinrich:
Nein! ſtatt Dich zu beugen,
richte Dich ſtolz auf! Hebe Dich empor.
Ottegebe erhebt ſich in zitternder Seligkeit:
Wie Du befiehlſt, Herr!
Heinrich, zu Benedikt:
Tue nun Dein Werk!
Pater Benedikt wechſelt die Ringe. Dabei beginnen die Glocken leiſe zu tönen.
Ottegebe:
Ach, Du haſt viel gelitten, armer Heinrich.
Heinrich:
Du mehr als ich! Doch davon ſtill, Gemahl.
Es ſteht im heiligen Koran geſchrieben:
daß nach dem Schweren auch das Leichte kommt!
Ottegebe:
Geſchehe, was Du willſt.
Benedikt:
Es iſt geſchehen!

Heinrich zieht Ottegebe an ſich, und ſie finden ſich in einem langen Kuß.

Ottegebe:

Heinrich! — Nun ſterb ich doch den ſüßen Tod! —

Heinrich, ſich die zweite Krone aufſetzend:

Und ſo ergreif ich wiederum Beſitz
von meinem Grund. Geſtorben! Auferſtanden!
Die zweeen Schläge ſchlägt der Glockenſchwengel
der Ewigkeit. Los bin ich von dem Bann!
Laßt meine Falken, meine Adler wieder ſteigen!

Der Vorhang fällt.

Gerhart Hauptmann

Geſammelte Werke

in zwölf Bänden

Fünfter Band

S. Fiſcher, Verlag
Berlin 1922

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript
Copyright 1922 by S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Landes-
bibliothek
Weimar

Inhalt

Roſe Bernd 1

Die Jungfern vom Biſchofsberg 117

Und Pippa tanzt 237

Gabriel Schillings Flucht 327

Roſe Bernd

Schauſpiel

in fünf Akten

Dramatis personae

Bernd
Roſe Bernd
Marthel
Chriſtoph Flamm
Frau Flamm
Arthur Streckmann
Auguſt Keil
Hahn
Heinzel
Goliſch — Arbeiter bei Flamm
Kleinert
Die alte Goliſchen
Die Großmagd — in Flamms Dienſten
Die Kleinmagd
Ein Gendarm

Erſter Akt

Eine ebene, fruchtbare Landſchaft. Klarer, ſonnig warmer Morgen im Mai. Schräg von links nach rechts und aus dem Mittelgrunde nach vorn verläuft ein Feldweg. Die Felder zur Rechten liegen ein wenig höher als dieſer. Am weiteſten nach vorn ein kleines Fleckchen Kartoffelland, über dem das grüne Kraut ſchon ſichtbar iſt. Ein kleiner blumiger Graben trennt Weg und Feld, links auf der etwa mannshohen Böſchung ein alter Kirſchbaum, rechts Haſelnuß- und Weißdornbüſche; ungefähr parallel mit dem Wege und in ziemlicher Entfernung hinter ihm wird durch Weiden und Erlen der Lauf eines Baches bezeichnet. Vereinzelte Gruppen alter Bäume geben der Landſchaft etwas Parkartiges. Links im Hintergrund zeigen ſich die Dächer und der Turm eines Kirchdorfes zwiſchen Büſchen und Baumwipfeln. Rechts vorn am Weg Kruzifix. Es iſt Sonntag.

Roſe Bernd, ein ſchönes und kräftiges Bauernmädchen von zweiundzwanzig Jahren, kommt erregt und mit geröteten Wangen links hinter Büſchen hervor und läßt ſich an der Wegböſchung nieder, nachdem ſie ſcheue Blicke forſchend nach allen Seiten gerichtet hat. Sie geht barfuß, ihr Rock iſt geſchürzt, Arme und Nacken ſind bloß; ſie bemüht ſich, einen ihrer blonden Zöpfe, der aufgelöſt iſt, ſchnell wieder zu flechten. Ganz kurz darauf kommt von der andern Seite aus dem Gebüſch ein Mann geſchlichen. Es iſt der Erbſcholtiſeibeſitzer Chriſtoph Flamm. Auch Flamm macht einen ſcheuen, aber auch zugleich beluſtigten Eindruck. Er iſt ein ſtattlicher, ſportlich, aber nicht geckenhaft gekleideter Mann, an Jahren dem vierzigſten nahe. Schnürſchuhe, Jagdſtrümpfe. Er hat einen Riemen mit Lederflaſche umgehängt. Im ganzen iſt Flamm eine kernige, friſche, lebensluſtige, breitſchultrig imponierende und durchaus ſympathiſche Erſcheinung. Nachdem er ſich in gemeſſener Entfernung von Roſe ebenfalls an der Böſchung niedergelaſſen hat, blicken beide ſich erſt ſtumm an und brechen dann in ein unaufhaltſames Gelächter aus.

Flamm, mit ſteigendem Übermut immer lauter und herzlicher herausſingend und dabei wie ein Kapellmeiſter Takt ſchlagend:

Im Wald und auf der Heide
Da ſuch ich meine Freude!
Ich bin ein Jägersmann!
Ich bin ein Jägersmann!

Roſe hat, durch den Geſang zuerſt erſchreckt, dann immer mehr beluſtigt, aus der Verlegenheit heraus mehrmals hineingelacht: Nee aber, Herr Flamm ...

Flamm, forſch: Immer ſing mit, Roſine!

Roſe: Ich kann ja nich ſingen, Herr Flamm.

Flamm: Das is ja nich wahr, Roſine! Ich hör' Dich doch oft genug ſingen im Hofe:

Ein Jäger aus Kurpfalz ... Na!? —
Der reitet durch den grünen Wald.

Roſe: Das Lied kenn ich ja gar nich, Herr Flamm.

Flamm: Du ſollſt nich immer Herr Flamm ſagen! Na?

Mädel, ruck ruck ruck
An meine grüne Sei—ite!

Roſe, ängſtlich: Die Kirchleute kommen ja gleich, Herr Flamm.

Flamm: Laß ſe kommen! — Er ſteht auf und nimmt aus dem hohlen Kirſchbaum links ſeine Flinte. Ich wer' mir jedenfalls die Knarre wieder umhängen. So. — Hut! Piepe! — Nu kenn' ſe kommen wegen mir. Er hat das Gewehr umgehängt, den Hut mit Spielhahnfedern zurechtgeſetzt, die kurze

Tabakspfeife aus der Taſche und in den Mund genommen. Sieh 'mal: knüppeldick Vogelkirſchen. Er hebt eine Hand voll Kirſchen auf und weiſt ſie Roſe. Mit Kraft von innen heraus: Roſine, ich wünſchte, Du wärſt meine Frau!

Roſe: O jemerſch, Herr Flamm!

Flamm: Bei Gott, Roſine!

Roſe, mit ängſtlicher Abwehr: Aber nee, nee!

Flamm: Roſine! Reich' mir 'mal Deine grundtreue, grundbrave Tatze her. Er hält ihre Hand und läßt ſich dabei nieder. Bei Gott, Roſine! — Sieh 'mal, ich bin ein verflucht eigentümlicher Kerl! Ich hab' meine Mutter ganz verflucht gerne, ſiehſte wohl . . .

Roſe verbirgt das Geſicht im vorgehaltenen Arm: Ich tät egelganz in de Erde ſinken.

Flamm: . . . ich hab' meine Frau ganz verflucht gerne, ſag ich Dir . . . aber — die Geduld reißt ihm . . . das geht ſe gar nichts an!!

Roſe muß wiederum gegen ihren Willen lachen: Nee, iber Ihn' aber e, Herr Flamm!

Flamm, herzhaft bewundernd: Mädel, Du biſt ein ſchönes Frauenzimmer! — Ach, Mädel, Du biſt ein bildſchönes Frauenzimmer! — Sieh 'mal an: Mutter . . . das is ſo 'ne eigentümliche Geſchichte mit Mutter und mir. Das läßt ſich gar nich ſo einfach auseinander polken. Henneriette, weißt Du ja doch, is krank. Se liegt ſeit geſchlagenen neun Jahren im Bette oder kriecht vielleicht 'mal in den Rollſtuhl heraus. — Na, zum Donnerwetter, was ſoll denn das mir nützen?! Er faßt ſie beim Kopf und küßt ſie heftig.

Roſe, unter den Küſſen erſchrocken: Die Kirchleute kommen!

Flamm: Denkt niemand dran! — Warum haſt du's denn heute ſo mit 'n Kirchleuten?

Roſe: Weil Auguſt doch o in der Kirche is.

Flamm: Die Mucker ſind immer in der Kirche! Wo ſoll'n denn die Mucker anders ſein? Roſine, 's is doch noch nich 'mal halb elfe, wenn's aus is, fängt doch ooch's Lauten an — Nee, nee! und um Mutter brauchſt Du nich Angſt haben.

Roſe: Ach, Chriſtoph, die ſieht een' doch manchmal an, 's is reene zum in de Erde ſinken.

Flamm: Du kennſt eben meine Alte nich! Mutter is ſchlau, die ſieht durch drei Bretter! Aber deshalb ... ſie is ooch ſo gut wie 'n Schaf ... Und wenn die flugs wißte, was zwiſchen uns is —: 'n Kopf würde die uns noch lange nich abreißen.

Roſe: Nee! Nee! Ach! um Gotteswille, Herr Flamm!

Flamm: Ach was, Roſine! 'ne Priſe? Hm? — ... Er ſchnupft: Ich ſage nochmal: Is mir alles ganz gleichgiltig! Mit Entrüſtung: Wo ſoll ſchließlich 'n Kerl wie ich hin damit? — Na, was denn? Was is denn nun los, Roſine! — Du weißt doch, wie ernſt mir die Sache is. Laß mich doch 'mal 'n bißchen drauflos pulvern.

Roſe: Herr Chriſtoph, Sie ſind aſo gutt mit mir ...! Sie küßt, Tränen im Auge, inbrünſtig aufwallend Flamms Hand. ... Aber ...

Flamm, einigermaßen betroffen: Gut? Kunſtſtück! Hol' mich der Schinder, Roſine! Gut zu Dir ſein is gar nichts geſagt. Wenn ich frei wäre, würd ich Dich heiraten. Ich bin 'n verfahrner Kerl, ſieh 'mal an! Von früheren Choſen gar nicht zu reden! Ich paſſe vielleicht ... ja, wer weiß nu, wohin!? — Ich könnte jetzt Oberforſtrat ſein! Und doch, wie der Alte ſtarb: heidi nach Hauſe! Karriere ſofort an 'n Nagel gehängt. Ich bin nu 'mal nich für den höheren Schwindel. Mir is alles hier noch viel zu kultiviert. Blockhaus! Flinte! Bärenſchinken! Und wenn eener kommt: Ladung Schrot in 'n Hintern — —

Roſe: Aber das geht doch halt nich, Herr Flamm! — Und .... 's muß doch amal eech a Ende hab'n.

Flamm, in ſich hinein: Himmel, Kreuz Schockſchwerebrett nich nochmal! Hat denn der Schwerenots-Mucker nich Zeit? Bleibt für den Kerl denn nich noch zu viel übrig? Nee, Mädel, den führt ich gehörig ab.

Roſe: Ich hab'n woll lange genug hingehalten. Ueber zwee Jahre wart't a nu ſchonn. Nu drängt er mich eemal. A wart't ni mehr! Und's kann o nu wirklich ſo ni mehr gehn.

Flamm, während: Das is alles Unſinn, verſteht Ihr mich! Bis jetzt haſt Du für Deinen Vater geſchuftet, haſt gar keine Ahnung, was leben heißt, und jetzt willſt Du Dich noch bei dem Buchbinder verſpannen. Das is 'ne Gemeinheit, ſag ich bloß: einen Menſchen ſo bis auf die Knochen ausnützen! Wenn Du weiter nichts willſt, dazu iſt immer noch Zeit.

Roſe: Nee, Chriſtoph ... Das ſagen Sie ſo, Herr Flamm! Aber wenn Sie in ſolchen Umſtänden wären:

Sie möchten woll auch andrer Meinung ſein. — Ich weeß, wie wacklig der Vater is! De Herrſchaft hat uns die Wohnung gekindigt. 's ſoll, gloob ich, 'n neuer Kihſchaffer rein! Und dann is das halt o ſei' Lieblingsgedanke, daß endlich amal nu ane Ordnung wird.

Flamm: Da ſoll doch Dein Vater den Keil Auguſt heiraten! Wenn er ſo vernarrt in den Menſchen is. Er is ja förmlich verbohrt in den Menſchen. Das ſtreift ja ſchon an Beſeſſenheit.

Roſe: Sie ſind eben ungerecht, Herr Flamm.

Flamm: Sag' lieber ... Na was denn? ... Was ſag ich denn gleich? ... Ich kann die Gebetbuchviſage nich riechen! Er koſtet mich Ueberwindung, der Menſch. Gott verzeih' mir's und Dir hauptſächlich, Roſine! Weshalb ſoll ich vor Dir denn nich offen ſein? Kann ſein, daß er ſeine Meriten hat! Er ſoll ſich ja wohl ſechzehn Groſchen erſpart haben. Deshalb kriecht man doch nich in den Kleiſterpott.

Roſe: Nee, Chriſtoph! Reden Se bloß ni aſo! das darf ich wahrhaftigen Gott nich mit anheeren! — Auguſt hat o ausgeſtanden genug! — Dem ſeine Krankheit und dem ſei' Unglicke ... das tutt een' ja in de Seele leid ...

Flamm: Euch Frauenzimmer begreift einer nich! Eine kluge und reſolute Perſon, und dann plötzlich ſoll man auf einen Punkt treffen, da ſtaunt man, wie dumm Ihr doch eigentlich ſeid. So ſtupide, weiß Gott, wie de Gans, wenn's donnert. In der Seele weh tun: was heißt denn das? Da kannſt Du ja och 'n Zuchthäusler heiraten:

aus Mitleid oder aus Blödigkeit. Du ſoll'ſt Deinem Vater geheerig 'was uffmucken. Was geht denn dem Auguſt ab, ſag' eemal? Er is im Waiſenhaus groß gewachſen und hat ſchließlich doch ſeinen Weg gemacht. Willſt Du nich, ſuchen ſe dem eene andre. Damit wiſſen die Brüder im Herrn ja Beſcheid.

Roſe, *mit Entſchluß*: Ich will ni! Und — 's muß eemal ſein, Herr Flamm! — Was de geſchehn is, bereu ich nich: Wenn ich o hab' genug in der Stille mußt' leiden. Ich meene, für mich aſo in der Zeit. Mag's doch! Das is o jetz nich mehr zu ändern. Aber: 's muß eemal nu o ſei' Ende han — und 's geht und geht nu nimehr aſu weiter.

Flamm: 's geht ni mehr! Sag' 'mal: was heißt denn das?

Roſe: Halt . . . weil's eben eemal ni anderſcher is. Hinziehen kann ich 'n nu nimehr länger: das leid' o der Vater weiter ni. Und a hat o deswegen ganz recht in der Sache. Ach Gott, Maria und Jeſus Chriſt! 's mag meinethalben ni leichte ſein! Aber wenn man's wird von der Seele hab'n . . . ich weeß ni — *ſie faßt an ihre Bruſt* — man heeßt's, gloob ich, Herzgeſpann. Ich hab ordentlich manchmal richtig Herzſchmerzen . . . Da muß een' doch ooch wieder anderſcher wer'n. — —

Flamm: Na, dann is jetz weiter nich viel zu machen. — 's is Zeit! Ich muß nu nach Hauſe gehn. *Er ſteht auf und wirft das Gewehr über die Schulter.* Auf Wiederſehn! — Adje, Roſine.

Roſe ſtarrt, ohne zu antworten, vor ſich hin.

Flamm: Was iſt denn, Roſine? Auf Wiederſehn.

Roſe ſchüttelt den Kopf verneinend.

Flamm: Nich? Hab ich Dich etwa beleidigt, Roſine?

Roſe: Aber nimehr aſo — wie jetz — Herr Flamm.

Flamm, von plötzlicher Liebesraſerei hingeriſſen: Mädel, und wenn ich mich unglücklich mache ... Er umarmt und küßt ſie leidenſchaftlich.

Roſe, nach einigen Augenblicken, jäh erſchrocken: Um Gotteswille! — 's kommt eens, Herr Flamm.

Flamm, beſtürzt, ſpringt auf, hinter den Buſch und verſchwindet.

Roſe ſteht ſchnell auf, ſtreicht haſtig das Haar und die Kleider zurecht, ſieht ſich angſtvoll um, bemerkt niemand, nimmt alsdann die Hacke und beginnt das Kartoffelland zu bearbeiten ...

Nach einem Weilchen kommt, von ihr nicht bemerkt, der Lokomobilenmaſchiniſt **Arthur Streckmann** im Sonntagsſtaat. Er iſt ein ſogenannter ſchöner Mann, groß, breitſchultrig, in ſeinem Weſen von einer geckenhaften Gewichtigkeit. Er hat einen langen, bis auf die Bruſt reichenden, blonden Bart. Man ſieht an ſeiner Haltung, ſeiner Kleidung, die, vom rückwärts ſitzenden Förſterhütchen an bis zu den ſpiegelblank geputzten Schaftſtiefeln, dem Gehrock und der geſtickten Weſte, tadellos iſt, daß Streckmann außergewöhnlich viel ſowohl von ſich hält als auch auf ſich hält und daß er ſich ſeiner beſonderen Schönheit vollkommen bewußt iſt.

Streckmann, als ob er jetzt erſt Roſe bemerke, mit geſchraubt ſchönem Organ: Tag, Bernd Roſine.

Roſine wendet ſich erſchrocken: Tag, Streckmann! Unſicher: Wo kommſt'n Du d'n her? — Aus der Kirche?

Streckmann: Ich hab' mich zeitlicher fortgemacht.

Roſe, erregt und mit Vorwurf: Weg'n waas denn? — Kunnt'ſt ni aushalt'n de Predigt?

Streckmann, forſch: Halt ... weil's aſo ſcheen heute draußen is! — Ich hab o mei Weib in der Kirche gelaſſen. Ma muß o amal für ſich ſelber ſein.

Roſe: Ich tät' lieber in der Kirche ſein.

Streckmann: Weiber geheeren ooch in de Kirche.

Roſe: Du haſt wull o Sünd'n genug uff'n Puckel! Du kennſt o deswegen was abbeten gehn.

Streckmann: Mit unſen Herrgott ſteh ich ſehr gutt! A nimmt's ni ſehr genau mit meinen Sinden.

Roſe: Na, na.

Streckmann: A bekimmert ſich nich viel um mich.

Roſe: A eingebild'ter Laps biſt Du!

Streckmann lacht voll und affektiert.

Roſe: Wenn Du a richtiger Moan biſt dahier, da brauchſt Du Dei' Weib derheeme ni durchpriegeln.

Streckmann, mit leuchtenden Augen: Erſcht grade! Erſcht recht! Das geheert ſich aſo! Euch Weibern muß ma' a Meiſter zeigen.

Roſe: Bild' d'r ock keene Schwachheiten ein.

Streckmann: Jawull! Aſo is! Was Recht is, muß Recht bleiben! Und da bin ich o ſtets immer zum Ziele gekomm'.

Roſe lacht gezwungen auf.

Streckmann: Die Leute ſagen, du willſt wegziehn von Flamm?

Roſe: Ich bin doch bei Flamm weiter gar nich im Dienſte. Du ſiehſt's ja, ich hab' woll ernt andres zu tun.

Streckmann: Du haſt doch erſt geſtern bei Flamm geholfen.

Roſe: Meinswegen! Ich helfe, ich helfe ni! — Bekimmert Ihr Euch ock um Eure Sachen.

Streckmann: Is's wahr, d'r Voter is umgezogen?

Roſe: Zu wem denn?

Streckmann: Zu Auguſten ins Lachmannſche Haus.

Roſe: Das hat Auguſt erſch noch gar nich gekooft! — Da wiſſen ſe mehr wie ich, de Leute.

Streckmann: Se ſagen o jetz, ihr wollt balde Hurt machen.

Roſe: O red't ihr meinswegen immerzu.

Streckmann, *nach einigem Stillſchweigen, nachdem er ſich ihr einige Schritte genähert hat, breitbeinig aufgepflanzt:* Recht haſte! Das kommt o noch immer zurecht! — A Pracht-Mädel wie Du hat's ni ängſtlich mit heirat'n: die ſoll ſich irſcht richtig ausamiſiern! Ich lacht'n ja ooch ins Geſicht 'nei'. Und's mocht's ja dem Kerle a keener nich glooben.

Roſe, *ſchnell:* Wer ſagt's denn?

Streckmann: Keil Auguſt!

Roſe: Auguſt ſagt's? — Das hat a von dem verdammten Rumred'n.

Streckmann, *nach einigem Stillſchweigen:* Auguſt iſt zu a kråklicher Kerl . . .

Roſe: Ich will niſcht heer'n! Laßt Ihr mich zufriede!

Euer Gehändel ſchert mich niſcht! Da is eener ak'rat a ſoviel wert wie d'r andre.

Streckmann: Das heeßt!! Ock bloßig uf Forſche nich.

Roſe: O jee! Deine Forſche, die kennt ma' ſchonn. Ma' braucht bloß a wing bei a Weibern 'rumheeren. Aſu eener iſt woll ernt Auguſt ni.

Streckmann *lacht ſchwerenöterhaft:* Streit ich das etwan?

Roſe: Das kennt'ſt Du o ni.

Streckmann, *ſcharf durch gekniffene Lider blickend:* Mit mir is eemal ſchlecht Kirſchen eſſen. Was ich will bei am Weibe, das ſetz ich o durch.

Roſe, *höhniſch:* Na hee!!

Streckmann: Na hee! Was wett' mer, Roſine! Du haſt woll o oft ſchonn nach mir geſchielt. *Er hat ſich ihr genähert und will ſie umfaſſen.*

Roſe: Bild' D'r niſcht ein, Streckmann! — Bleib mer vom Leibe.

Streckmann: Wer'ſch doch ...

Roſe *ſtößt ihn zurück:* Streckmann!! — Ich hab' Dir'ſch geſagt! — Ich will von Euch ganzem Mannsvolk niſcht wiſſ'n. — Geh Deiner Wege.

Streckmann: Was tu ich D'r denn? — — — *Nach einigem Stillſchweigen, mit halb boshaftem, halb verlegenem Lachen:* Nu wart' ock! Du kommſt mer ſchonn noch amal! Ich ſag' D'rſch: Du mußt mer ſchonn noch amal kumma! Magſt Du doch noch ſo ſehr ſcheinheilig tun. — — —

Da ſteht a Kreuze! Da ſteht a Baum! — Verpucht noch amol! Das ſind ſo 'ne Sachen! — Ich hab' manches ausgefreſſen, jawoll! — Aber . . . unter am Kreuze . . . Aſo mecht' ma' ſprechen . . . Ich bin ſonſt ni aſo, aber da ſchamt ich mich woll. Was wår' wull d'r Voter und Auguſt ſagen? Zum Beiſpiel: der Birnbaum dahier, der is hohl. Nu alſo: hie hat ane Flinte geſtand'n.

Roſe hat unter der Arbeit immer mehr aufgehorcht. Nun unwillkürlich, wachsbleich und bebend: Woas red'ſt Du? —

Streckmann: Niſchte! — Ich ſag' weiter niſcht. — Aber wo eener gar keene Ahnung dran hat und tutt o mit gar keener Ader ni dran denken, da tutt ſich aſo eene ſchauderhaft.

Roſe, erſchrocken, ihrer nicht mächtig, ſpringt vor ihn hin: Waas haſt Du geſoat?

Streckmann, ihren furchtbaren Blick aushaltend: Ich ſoate: aſu eene!

Roſe: Woas heeßt doas: aſu eene?

Streckmann: Das heeßt weiter niſcht.

Roſe ballt die Fäuſte, durchbohrt ihn in einer ungeheuren Aufwallung von Wut, Haß, Angſt und Beſtürzung mit den Augen, bis ſie im Gefühle ihrer Ohnmacht die Arme ſinken läßt und faſt wimmernd die Worte hervorſtößt: Ich wer' mir mei' Recht ſchonn verſchaffen dahier! — Den rechten Arm vor die weinenden Augen haltend, mit der Linken die Schürze heraufnehmend und ſich ſchneuzend, begibt ſie ſich ſchluchzend und gebrochen an ihre Arbeitsſtelle zurück.

Streckmann blickt ihr noch mit dem alten Ausdruck boshafter Kälte und Entſchloſſenheit nach. Allmählich aber ſetzt bei ihm ein unwillkürliches Lachen ein, das ſich zu einem lauten Ausbruch Bahn bricht: Das is ni and'rſch! Mach' D'r niſcht draus. — Was denkſt Du ock eegentlich von mir, Bernd Roſe? — Was denn? — Was hat's denn? Das ſchad't doch ernt niſcht!! —? Warum ſoll man a Leuten kee X fer a U machen? Weshalb denn ni? — Warum ſein ſ' aſo tumm! — Die de das kenn', das ſein mir de liebſta Frauvelker! Freilich, enner wie ich bin, der weeß Beſcheid! — Gloobſte's, ich hab' das ſchonn immer gewußt.

Roſe, außer ſich: Streckmann! Ich tu' mer a Leed's a! Verſtanden! Oder geh' von dem Ackerfleckl weg! — Iich bin ... mir is ... 's paſſiert a Unglicke!!! —

Streckmann ſitzt am Rain, ſchlägt ſich mit den flachen Händen auf die Knie: Nu jemerſch, ock jemerſch! Jeſes, nee nee! Ich wer' woll glei' gehn und Dich überall ausrichten? Dich ieberall durch a Hechel zerr'n? Was geht denn das mich an, mecht ich bloß wiſſen, was Du fer Fahrten und Zicken machſt.

Roſe: Ich häng' mich d'rheeme an a Stubenbalken! Schubert Mariele hat's o ſo gemacht.

Streckmann: Mit der, das war a ganz and'r Ding! Die hat andre Colazien hat die verbrochen! Und ich hab ieberhaupt niſcht mit'r gehabt. — Aſo 'was is lange noch nich zum Uffhängen. Da gäb's woll längſt keene Weiber ni mehr! — Das is ebens, wie's ebens ieberall is: ma ſitt, wo man hinſitt, es is eemal ni anderſch. Nu ja ... ma' muß lachen! Mehr is weiter nich. Wie ſitt bleßig dei Veter von oben 'runter! A ſchielt een'n ei Grund und Boden 'nei'!

Da is ma' ... da mecht' man ſich reene verkriech'n, weil man monchmal a bißl niſchnitzig is. Nu da! Kehr' Du ock vor Deiner Tire!

Roſe, zitternd in Angſtſchweiß: O JeſusMaria und Joſeph, nee nee!

Streckmann: Nu ſag' mir amal, hab ich etwa ni recht, Ihr hatt doch 's Frommtun mit Leffeln gefreſſen: Keil Auguſt, d'r Vater und Du d'rzu!? Mit der Bigoterie kann ich freilich nich mitmachen.

Roſe, mit neuem, verzweifeltem Anlauf: Das is an' Lieche, Du haſt niſcht geſehn ...!

Streckmann: Was? — niſcht geſeh'n? — Nu verflucht noch amal! Da muß ich getraumt han! — Ich weeß nu nich and'rſch! — Wenn das ni Flamm-Schulze von Dießdorf war! Ich ha' heute noch kee Treppla getrinka. — Hoot a Dich ni bei a Zeppa kutſchiert? — Hoot a Dich ni ei de Weida geſchmiſſa? — Mit unbändigem Gelächter: Er hoot Dich wull urntlich beim Kuppe gehaat. —

Roſe: Streckmann! Ich ſchlo' D'r a Schadel ei!

Streckmann, immer noch lachend: Na heer' ock! Was denn? Du werſcht doch nich etwan! Weshalb denn ni? Ich verdenk' D'rſch ni. Wer zuerſcht kommt, mahlt zuerſcht: das is hier ni anderſch. Bloß wenn a's ernt wißte, da ſäh'g ich ni hin.

Roſe, ohnmächtig weinend und wimmernd, dabei krampfhaft arbeitend: Darf ſich aſu a Kerl aſu 'was 'rausnahma?

Streckmann, brutal, wütend: Du nimmſt Dir 'was 'raus! Ich nahm' mir niſcht 'raus! Ich weld' mir zu gerne genug o 'was 'rausnahma: wo Flamm-Schulze hiereicht, komm ich o no mit.

Roſe, *faſſungslos ſchreiend und weinend zugleich*: Ich hab' mich mei Lebtag ornd'tlich gehalten! 's ſoll eener kommen und red't mir 'was nach! Ich hab' drei kleene Geſchwiſter verſorgt! Ich bin morgens um drei bin ich uffgeſtanden! Ich hab' mir kee' Treppla Milch nich vergönnt! Das wiſſen de Menſchen! Das weeß jedes Kind ...

Streckmann: Deswegen brauchſt Du kenn ſuna Lärm macha! — De Kirchleute kumma, ſe läuten ſchonn. Du kannſt umgänglich mit an' Menſch'n ſein! Ihr tutt ja grade ver Hochmutt platza. Kann ſein ... 's ſieht ju o all's drnach aus! Ich wer' o das weiter ni etwan verreden, daß Du urd'ntlich rackern und knauſern kannſt. Aber ſuſter ſeid Ihr ni mehr wie mir andern.

Roſe, *in höchſter Angſt in die Ferne blickend*: Is das ni Auguſt, der derte kommt?

Streckmann *blickt in der gleichen Richtung gegen das Kirchdorf. Mit Geringſchätzung*: Wo denn? — Nu freilich! — Das ſein die zwee beeda! — Se ſtiefeln grade ums Pfarrgartla 'rum. — Nu was denn? — Du meenſt woll, ich ſollde mich furtmacha? — Vor den Gebetbichla-Hengſta fürcht ich mich nich!

Roſe, *in fliegender Angſt*: Streckmann, ich hea mir zwelf Teler eriebricht ...

Streckmann: Roſinla, Du huſt Dir viel mehr derſpart!

Roſe: Nu gutt! Ich geb' D'r mei' ganzes Bißla! Ich ſchmeiß' D'r doas ganze Gelumpe hin! ... Ich bring' Dir'ſch uff Heller fer Pfennig, Streckmann, ock hab' Du Derbarma ... Sie ſucht flehentlich ſeine Hände zu ergreifen, die er zurückzieht.

Streckmann: Ich nehme kee' Geld.

Roſe: Streckmann!!! Um oll's ei d'r Welt, nee nee ...

Streckmann: Nu mecht ich bloß ſehn, ob Du wirſcht zur Vernunft kumma.

Roſe: Wenn doas e Menſch im Dorfe derfährt ...

Streckmann: Das leit bei Dir! Das braucht kee' Menſch wiſſa. Du brauchſt bloß ni druf anlegen, do heert keener niſcht. — Verändert, leidenſchaftlich: Nu was denn? Ich bin ebens vernarrt ei Dich ...

Roſe: In welches Frovolk tät'ſt Du ni vernorrt ſein!

Streckmann: Nu gutt! Das kann ich ni ändern dahier. Wo unſereens hinkommt mit d'r Dreſchmaſchine, uff all den Gietern eim Lande 'rum, da braucht eener o ni fer Nachrede ſorg'n. Ich weeß am beſt'n, wie's mit mir ſteht. Ehb Flamm kam — vu Auguſten red ich ni! — hatt ich ſchon a Auge uff Dich geſchmiſſa! Was ich dadran gewirgt hab', das weeß keener nich. Mit eiſernem Eigenſinn: Aber ſull mich d'r Teiſel ärſchlich hull'n ... mag's doch! 's kommt, wie's kommt, Roſine! Zu ſpaßa is weiter jetzt mit mir ni! — 's is m'r eemol jitzt ieber a Weg gelauf'n! —

Roſe: Woas denn?

Streckmann: Das wirſcht Du ſchonn balde ſahn.

Auf dem Feldwege kommt Marthel, die jüngere Schweſter Roſes, geſprungen, ſauber und ſonntäglich gekleidet. Sie iſt noch ausgeſprochen ein Kind.

Marthel ruft: Roſe, biſt Du's? — Was machſt Du denn hier?

Roſe: Ich muß doch das Fleckel noch fertig hacken. Warum habt Ihr's am Sonnabend liegen gelaſſen!

Marthel: O Jeeſes nee, Rosla, wenn Vater kommt!

Streckmann: Wenn's 'was einbringt, wird a D'r a Kopp ni abreißen! Da kennt ma doch etwa a alten Bernd.

Marthel: Wer is denn das, Rosla?

Roſe: O frag' mich ni!

Auf dem Feldwege vom Kirchdorfe her kommt der alte Bernd in Gemeinſchaft mit Auguſt Keil. Beide, ſowohl der alte weißhaarige, als auch der jüngere, etwa fünfunddreißigjährige Mann, ſind im ſchwarzen Sonntagsſtaat, und jeder trägt in der Hand das Geſangbuch. Der alte Bernd iſt weißbärtig, ſein Organ iſt weich, ähnlich, als ob er früher einmal ein ſchweres Lungenleiden überſtanden hätte. Er ſieht ungefähr aus, wie ein ausgedienter, würdiger, herrſchaftlicher Kutſcher. Auguſt Keil, der Buchbinder iſt, hat ein bleiches Geſicht, dünnen, dunklen Schnurrbart und Spitzbart, ſchon ſtark gelichtetes Haupthaar und mitunter zuckende Bewegungen. Er iſt mager, engbrüſtig, und die ganze Geſtalt verrät den Stubenhocker.

Bernd: Is das ni de Rusla?

Auguſt: Jawohl, Vater Bernd.

Bernd: Das is dem Mädel ni auszutreiben: wenn's ieber ſe kommt, muß ſe rackern gehn! 's is nu wochentags oder am Feiertage. — Schon nahe bei ihr: Is ei der Woche denn ni dazu Zeit?!

Auguſt: Du iebertreibſt, Roſe! Das is ni neetig.

Bernd: Wenn das unſer guter Herr Paſtor ſäh'g, das tät'n ja in der Seele bekimmern. A traute gewiß ſeinen Augen ni.

Auguſt: A hat o wieder gefragt nach Dir.

Streckmann, *anzüglich:* 's heeßt ja o, er will ſe als Wirtſchaftern annehm'!

Bernd *ſieht ihn jetzt erſt:* Das is ja Streckmann!

Streckmann: Aſo lang wie a iis! Das Mädel is fleißig trotz Omſa und Bien'n! Und wenn ihr de Rippa eim Leibe zerbrecha. Zum ei d'r Kirche ſchleſa hat die ni Zeit.

Bernd: Dorte ſchloaf'n wir beede o woll ſchwerlich dahier! Ehnder denk ich, daß and're hier draußen ſchlafen, die de leider no nich geweckt woll'n ſein. D'r Bräutigam is nahe ...

Streckmann: Das ſtimmt wie geſchmiert! Aber de Braut gieht d'rweil ei de Wick'n.

Auguſt: Du biſt ju recht ſpoßig uffgelegt.

Streckmann: Das ſtimmt o: ich kennde an'n Prellſteen umarma ... meinswegen an'n Klingelbeutelſtiel! Mir is ganz verknucht uchſamäßig zumute. Ich lach' mer de Plautze zum Halſe 'raus.

Bernd, *zu Roſe:* Leg' zuſamma, mir wull'n zu Hauſe gehn! — Aſu nich! Aſu geh ich ni heem mit Dir! — Leg' Du de Hacke dort ei a Kirſchbaum! Dad'rmit gäb' ma' a dieſes Aergernis.

Auguſt: Andere laufen ſogar mit d'r Flinte 'rum.

Streckmann: Und andre Teifel ſogar mit d'r Schnapsflaſche. Er ziebt ſeine Schnapsflaſche.

Auguſt: Das tutt jeder uff eegne Verantwortung.

Streckmann: Stimmt! Und derzune uff eegne Koſt'n! Kumm, faß d'r a Herze und trink amal mit. Er reicht die Flaſche Auguſten, der ihn nicht beachtet.

Bernd: Du weeßt ja, Auguſt trinkt nie keenen Schnaps! — Wo ſteht denn de Dreſchmaſchine jetzt?

Streckmann: Aber Ihr, Vater Bernd, Ihr mißt mer Beſcheid tun! Wovor ſeid Ihr denn Branntweinbrenner geweſt? — De Maſchine ſteht uff'n Dominium unten.

Bernd nimmt zögernd die Flaſche: Weil Ihr'ſch ſeid, Streckmann, ſuſter tät ich's ni! — Wie ich noch uff'n Dominium war als Verwalter, da mußt' ma' ja alles machen. Aber gerne hab ich keen'n Schnaps ni gebrannt und ei der Zeit hab ich erſcht recht ni getrunken.

Streckmann, zu Auguſt, der eine daliegende Schaufel in den Kirſchbaum ſtellt: Immer ſiehch D'r amal den Kirſchbaum an! Piff, paff, puff! Brauchſt bloß oanleg'n und lusdricka.

Bernd: 's gibt Menſcha, die giehn Sonntags uff de Jagd.

Streckmann: Flamm-Schulze.

Bernd: Ebens! Mir hoan a getroffa! 's is ſchlimm! Um die Leute tutt's een' leed! Streckmann bewirft Roſe mit Maikäfern.

Roſe, zitternd: Streckmann!!!

Bernd: Was hat's denn?

Auguſt: Was ſoll denn das ſein?!

Streckmann: Niſchte! Mir hoan a Hihnla zu pflicka!

Auguſt: Pflick' Deine Hihnla, mit wem Du willſt! O aſſa koanſt ſe meinswegen alleene.

Streckmann, tückiſch, feindlich: Nimm Dich in acht, Auguſt, uffgepaßt!

Bernd: Friede! Verträglich! In Gottes Namen.

Streckmann: Die Kräte pufft immer glei uba 'naus!

Auguſt: Ane Kräte is der, der im Groba liegt.

Streckmann: Auguſt, wir wull'n verträglich ſein. Der Vater hat recht, mir wull'n uns beliebt macha! Das is o ni chriſtlich, wie du glupſcht! Kumm her! Trink miit! Mir trinka amal! Hibſch biſte ja ni, das muß D'r d'r Neid luſſen, aber mit Laſen und Schreiben tuſte Beſcheid wiſſ'n und huſt o Dei Lämmla ins Trockne gebracht! — Nu alſo, Ihr ſullt balde fröhliche Hurt mach'n. Bernd nimmt, weil Auguſt keine Miene macht, die Flaſche und trinkt. Das rechn ich mir aber o, Vater Bernd.

Bernd: Uff an' frehliche Hurt, da macht ma' ane Ausnahme!

Streckmann: Akurat! Das gehert ſich! Aſo is recht! — Das is ni, als wenn ich noch Anſpanner wär', wie dazumal uf'm Dominium driben, wo Ihr mich habt unter d'r Fuchtel gehabt. Heute bin ich woll repetierlich gewor'n. Wer eemal Kopp hat, der tutt ſein'n Weg machen.

Bernd: Nu ja, wie Gott ebens Segen verleiht! — Zu Auguſt: Trink amal mit uff an' fröhliche Hurt.

Auguſt nimmt die Flaſche: Die ſoll Gott geben, dadruſſ braucht ma' nich trinken.

Streckmann, mit den Händen ſeine Schenkel ſchlagend: Und kleene Auguſtla ſoll er geb'n! Daß de Großvater kann ſeine Freude erleb'n! Und der Aelſte vo all'n ſull Schulze wern! — Jetze lußt aber Rosla o amal mittrinka.

Bernd: Du flennſt ja, Rosla, was hat's denn mit Dir?

Marthel: 's tutt ihr ock immerzu aus a Auga truppa.

Auguſt, zu Roſe: Trink an'n Schluck, doß er a Will'n hat.

Roſe nimmt mit größter Überwindung und angeekelt die Flaſche.

Streckmann: Na hopp! Immer luſtig! 'runder d'rmit!

Roſe trinkt zitternd und reicht die Flaſche in unverhohlenem Ekel an Auguſt zurück.

Bernd, leiſe mit Vaterſtolz zu Streckmann: Das is a Mädel! Die ſoll a ſich warm halten.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Die große Wohnſtube im Hauſe des Erbſcholtiſeibeſitzers Flamm. Der große, niedrige Raum, der zu ebner Erde liegt, hat eine Tür nach rechts in den Hausflur. Eine zweite Tür in der Hinterwand verbindet das große Zimmer mit einem kleineren, das Herr Flamm ſeine Jagdkammer nennt. Es ſind darin Vorrichtungen zur Anfertigung von Patronen, Kleider und Gewehre hängen an der Wand, ausgeſtopfte Vögel, die man bemerkt, wenn die Türe geöffnet wird, und der ſtandesamtliche Aktenſchrank. Der große Wohnraum macht mit ſeinen drei Fenſtern auf der linken Seite, ſeiner braunen Balkendecke und ſeiner übrigen Einrichtung einen wohnlichen und behaglichen Eindruck. Links in der Ecke ſteht ein großes, altmodiſch geblümtes Sofa, davor ein eichener, dunkel gebeizter Ausziehtiſch. Über dem Sofa an der Wand, dicht beieinander, Hirſchgeweihe und Rehgehörne. Über der Jagdkammertür hängt ein Glaskaſten mit einer ausgeſtopften Rebhuhnfamilie. Weiter nach rechts zunächſt dieſer Tür das Schlüſſelbrett mit Schlüſſeln daran. Nicht weit davon ein Glasſchrank dicht mit Büchern gefüllt. Auf dieſem Glasſchrank ſteht ein ausgeſtopfter Uhu, neben dem Glasſchrank hängt an der Wand eine Kuckucksuhr. Ein großer, bläulich geſprenkelter Kachelofen nimmt die rechte Ecke des Raumes ein. Vor den drei Fenſtern der Linkswand blühende Blumenſtöcke. Das Fenſter in der Nähe des Tiſches ſteht offen. Auch das andere weiter nach vorn. Vor dieſem Fenſter ſitzt im Rollſtuhl Frau Flamm. Die Fenſterchen haben Mullgardinen. Unweit des vorderſten Fenſters eine alte, geſchweifte Kommode mit Spitzendecke, Gläſern und allerhand Familienerinnerungen, Nippes und dergleichen darauf. An der Wand darüber Familienphotographieen. Zwiſchen Ofen und Flureingang, mit der Klaviatur zum Ofen gekehrt, ſteht ein alter Flügel mit geſticktem Seſſel. Über dem Klavier mehrere Käſten einer Schmetterlingsſammlung. Vorn rechts ein hellpolierter Rollſchreibtiſch, davor ein einfacher Stuhl. Mehrere ſolcher Stühle, dicht bei dem Schreibtiſch, an der Wand. Zwiſchen den Fenſtern ein alter, mit braunem Leder bezogener Großvaterſtuhl. Über den Tiſch herab hängt eine große, engliſche Hängelampe mit breitem Meſſingrand. Über dem Rollſchreibtiſch an der Wand befindet ſich die große Photographie eines fünfjährigen, hübſchen Knaben in einfachem Holzrahmen. Das Bildchen iſt von einem Kranz friſcher Feldblumen eingefaßt. Eine große gläſerne Schale mit Vergißmeinnicht darunter, die in feuchten Sand geſteckt ſind. Herrlicher Spätfrühlingstag gegen elf Uhr früh.

Frau Flamm iſt eine matronenhaft ausſehende, anziehende Frau von vierzig Jahren. Sie trägt ein glattes, ſchwarzes Alpakakleid mit altmodiſchem Bluſenſchnitt, ein weißes Spitzenhäubchen auf dem Kopf, ein Spitzenkrägelchen um den Hals, und ihre abgezehrten und feinen Hände ſind halbbedeckt von Spitzenmanſchetten. Ein Buch und ein dünnes Batiſttaſchentuch liegen in ihrem Schoß, Das Geſicht der Frau Flamm hat große, imponierende Verhältniſſe. Ihre Augen ſind hellblau und durchdringend, die Stirn hoch, die Schläfe breit. Ihr Haar iſt bereits grau und dünn, ſie trägt es in korrekteſtem Scheitel. Sie ſtreicht es zuweilen leicht mit den Fingerſpitzen der flachen Hand zurück. Der Ausdruck ihres Geſichtes verrät Wohlwollen. Der Ernſt iſt ohne Härte darin. Um Auge, Naſe und Mund ſpielt viel Schalkhaftigkeit.

Frau Flamm blickt nachdenklich ins Freie, ſeufzt, vertieft ſich ins Buch, horcht alsdann, ſchließt das Buch, nachdem ſie ein Buchzeichen hineingelegt, wendet ſich nach der Tür und ſpricht mit geſteigerter und ſympathiſcher Stimme: Immer wer draußen is . . . ock immer 'rein: — Es klopft, die Flurtür öffnet ſich ein wenig, und der Kopf des alten Bernd wird ſichtbar. Na, wer denn? — Das is woll d'r Vater Bernd, unſer Waiſenrat und Kirchenvorſteher! Immer kommt ock, ich beiße Euch nicht, Vater Bernd.

Bernd: Mir wollden gern a Herr Leutnant ſprechen.

Er tritt ein, ihm folgt Auguſt Keil, beide ſind wiederum ſonntäglich gekleidet.

Frau Flamm: Na, na! Das ſieht ja ſehr feierlich aus.

Bernd: Gu'n Morg'n, Frau Leutnant.

Frau Flamm: Scheen' gut'n Tag, Vater Bernd! — Mein Mann war vorhin in der Jagdkammer drinne. *Mit Bezug auf Auguſt:* Da is ja auch der Herr Schwiegerſohn?

Bernd: Jawohl, mit Gottes Hilfe, Frau Flamm.

Frau Flamm: Nu da nehm' Se ock Platz! Da woll'n Se woll anmelden? Nu ſoll's woll endlich amal vor ſich gehn.

Bernd: Jawohl, 's is Gott ſei Dank nu ſo weit.

Frau Flamm: Das freut mich! Das Warten führt ja zu niſchte! Wenn's eemal ſein ſoll, kurzen Prozeß! — Da hat ſe ſich nu entſchloſſen?

Bernd: Jawohl! Und mir is auch jetz wirklich a Stein von der Seele. Se hat ja a langes Gewirge gemacht. Jetze drängt ſe dazu aus freien Sticken. Lieber heute wie morgen ſoll Hochzeit ſein.

Frau Flamm: Das freut mich, Herr Keil! Das freut mich ja, Bernd! — Chriſtel! — Ich denke, mein Mann wird gleich komm'! — Alſo wär' das nu o ins Gleiſe gebracht. — Nu, Vater Bernd, da kennt Ihr von Glick ſagen! Da mißt Ihr ja nu ſehr zufrieden ſein.

Bernd: Nu 's is auch! Se haben auch recht, Frau Flamm! — Vorgeſtern haben wir geſprochen zuſamm'. Und da hat Gott ſogar noch mehr Segen gegeben: dann is Auguſt beim Gnadauer Freilein geweſt, und die is aſo ieberaus mildtätig geweſen und hat'n dreitauſend Mark geborgt. Dad'rmit hat a nu kenn' das Lachmannſche Haus kaufen.

Frau Flamm: Ach! wirklich? Is das die Möglichkeit! — Nu da haben Sie's wieder amal, Vater Bernd: wie Se von der Herrſchaft entlaſſen wurden ohne a Stickel Gnadenbrot, da war'n Se verzagt und hoffnungslos — 's war ja auch ane richtige Gemeinheit! — Nu hat Gott doch alles zum Gutten gekehrt.

Bernd: Aſo is'! Der Menſch is halt immer kleinmittig.

Frau Flamm: Nu da! Da ſein Se ja ſcheene 'raus! Erſchtlich liegt ja das Haus direkt vor der Kirche, und dann is auch das ſcheene Stick Land ja dabei! Und Roſe — das dächt ich! — verſteht zu wirtſchaften. Nee, nee, da kenn' Se zufrieden ſein.

Bernd: Was ſo eine Dame fer Segen ſtift'! Nächſt Gott ... wem hat man's am meiſten zu danken? — Wär ich beim Gnadauer Freilein im Dienſte geſtanden und hätt' mich für die ſo rungeniert wie hier im Dienſt von unſer Herrſchaft, da mecht ich woll ni ſo zu klagen haben.

Frau Flamm: Sie haben jetz nich mehr zu klagen, Bernd.

Bernd: Beileibe! gewiß nich! In eener Art ni.

Frau Flamm: Uff Dankbarkeit kann man im Leben nich rechnen. Mei' Vater war vierzig Jahr Oberferſter, und Mutter hat doch hernachert gedarbt. — Sie haben jetz an braven Schwiegerſohn! Sie kenn' in am netten Hauſe wohn' und haben ſogar Ihre Landarbeit. Daß all's orndlich vorwärts ſtatts rickwärts geht, dafier laſſen Sie ock Ihre Kinder ſorgen.

Bernd: Das hofft man wahrhaftig o ganz gewiß! — Sehn Se, da zweifle ich mit nichten dran. Wer ſich aſo hat 'ruffgearbeit, erſchtlich mit Schriften kolpotieren ...

Frau Flamm: Wollten Sie nich auch 'mal Miſſionar werden?

Auguſt: Da war leider meine Geſundheit zu ſchwach.

Bernd: ... mit Schreiben und Leſen und Handwerk lern' und dabei aſu chriſtlich und rechtſchaffen is, da kann ich mei' Haupt ganz geruhigt hinlegen und wenn's flugs zum letzten Schlafe is.

Frau Flamm: Wißt Ihr denn ieberhaupt, Vater Bernd, daß mein Mann ſeine Standesamtſachen abgibt? Eure Roſe wird a woll ſchwerlich noch trau'n.

Bernd: Se ſind uff'n Rapſe ...

Frau Flamm: Ich weeß woll, ich weeß! Roſe hilft ja ooch mitte. Se is heute morgen ſchonn bei mir geweſen. Wenn Se 'mal gehn woll'n — glei' hinterm Hofe — Chriſtel! ... Das is a ...

Flamm, unſichtbar, ruft: Zur Stelle! Sofort!

Frau Flamm: Standesamtliche Sachen.

Flamm, ohne Rock und Weſte, erſcheint in der Jagdkammertür. Sein glänzend weißes Hemd ſteht vorn offen. Er iſt damit beſchäftigt, den Doppellauf einer Jagdflinte zu reinigen.

Flamm: Jawohl. Der Maſchiniſt Streckmann war eben hier. Ich mechte am liebſten gleich ausdreſchen laſſen. Die Maſchine ſteht auf 'm Dominium. Aber da ſind ſe noch lange nich fertig ... Herr Gott, ja! Das is ja d'r Vater Bernd.

Bernd: Jawohl, Herr Flamm, wir ſind hergekommen. Wir wollten —

Flamm: Eins nach 'n ander! Geduld! Indem er die Flintenläufe vor die Augen hält: Wenn Ihr Standesamts-Choſen habt, Vater Bernd, da ſolltet Ihr lieber 'ne Weile noch warten. Mein Nachfolger wird Rendant Steckel ſein, der nimmt das bedeutend feierlicher.

Frau Flamm, die, ihre Häkelnadel am Kinn, ihren Mann aufmerkſam betrachtend, zugehört hat: Nee, Chriſtel, was red'ſt 'n Du da fier Zeug!

Auguſt, bleich von Anfang an, iſt bei Erwähnung Streckmanns noch bleicher geworden, nun erhebt er ſich feierlich und erregt: Herr Leutnant, ich will eine Trauung anmelden. — Ich bin mit der Hilfe Gottes bereit, in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Flamm nimmt die Gewehrläufe von den Augen, ſagt obenhin: Das is woll nich meglich! Preſſiert d'n das ſo?

Frau Flamm, mit Humor: Was geht denn das Dich an, Chriſtel, nee, nee! Laß Du doch de Menſchen geruhigt heiraten! Du biſt ſchon d'r richtige Prediger, Du! Wenn's dem Manne nachginge, Vater Bernd, gäb's niſcht wie bloß ledige Mannſen und Weibsbilder.

Flamm: Die Ehe is auch bloß 'n Gimpelfang. — Sie ſind doch der Buchbinder Auguſt Keil?

Auguſt: Zu dienen!

Flamm: Sie wohnen in Wandriß drüben? Und hab'n das Lachmannſche Haus gekauft?

Auguſt: Zu dienen!

Flamm: Sie woll'n einen Buchladen einrichten?

Auguſt: Buch- und Papierladen. Ja. Vielleicht.

Bernd: Hauptſächlich denkt a, Erbauungsſchriften.

Flamm: Zu dem Lachmannſchen Haus gehört doch auch Land. Das muß doch beim großen Birnbaum ſein?

Bernd und Auguſt, gleichzeitig: Jawohl.

Flamm: Da grenzen wir ja aneinander. Er legt die Gewehrläufe weg und ſucht in den Taſchen nach einem Schlüſſelbund, hernach ruft er hinaus: Minna! Schiebe 'mal die Frau Leutnant raus! Er nimmt, einige Unruhe verratend, aber mit Reſignation am Schreibtiſch Platz.

Frau Flamm: Ein ſehr ein cheval'resker Mann! A hat aber recht! Ich bin ieberfliſſig! Zu dem proppren Stubenmädchen, das hereinkommt und ſich hinter ſie geſtellt hat: Mädel, ſchieb mich ock in de Jagdkammer rein. Du kannſt D'r Dei' Haar o amal beſſer ufſtecken. Frau Flamm und das Mädchen ab in die Jagdkammer.

Flamm: Mir tun die Lachmannſchen Leute leid! — Zu Keil: Sie hatten Erſparniſſe auf dem Grundſtick? — Keil huſtet erregt und verlegen. Na ſchließlich iſt das ja einerlei! Wer das Grundſtück hat, kann ſich gratulieren. — Sie wollen alſo? . . . Da fehlt ja die Braut? — Wie denn? — Die Braut iſt wohl widerſpenſtig?

Auguſt, ſehr erregt und entſchloſſen: Mir ſein uns einig, ſoviel ich weiß.

Bernd: Ich geh und hol' ſe herzu, Herr Flamm. Schnell ab.

Flamm, der ſichtlich zerſtreut den Rollſchreibtiſch geöffnet hat, bemerkt zu ſpät Bernds Verſchwinden: Unſinn, das eilt ja deswegen noch nich. — Er blickt konſterniert einige Augenblicke nach der Tür, hinter der Bernd verſchwunden iſt, dann zuckt er die Achſeln. Macht, was Ihr wollt, tut, was Ihr ſollt! — Ich will mir doch aber 'ne Pfeiſe angokeln. — Er ſteht auf, nimmt aus dem Bücherſchrank einen Tabaksbeutel, von der Wand eine kurze Pfeife, ſtopft ſie und zündet an. Dabei zu Auguſt: Rauchen Sie?

Auguſt: Nein.

Flamm: Und auch ſchnupfen nich?

Auguſt: Nein.

Flamm: Und Sie trinken kein Bier, keinen Schnaps, keinen Wein?

Auguſt: Nichts außer dem Wein beim Abendmahle.

Flamm: Eiſerne Grundſätze! — Muſterhaft! — Herein! — Es hat doch geklopft? — Oder nich? — Das ſind die verfluchten Tackel geweſen! — Sie quackſalbern manchmal zum Zeitvertreib? — Auguſt ſchüttelt den Kopf. Ich dachte, Sie heilen vielleicht durch Gebet! Mir is ſo, als hätt ich geheert von der Sache.

Auguſt: Das wär' wohl 'was anders als Quackſalberei.

Flamm: Wieſo?

Auguſt: Der Glaube kann Berge verſetzen. Und was man bittet im rechten Geiſt ... da is der Vater auch heut noch allmächtig.

Flamm: Herein! —? Es hat doch ſchon wieder geklopft? — Herein! Herein! In Dreideibelsnamen ...

Der alte Bernd, ſelbſt ſehr bleich, drückt die bleiche und widerſtrebende Roſe herein. Sie und Flamm ſehen einander einen Augenblick lang feſt in die Augen. Danach fährt Flamm fort: — Schön! Warten 'n kleinen Augenblick! — Er geht, wie um etwas zu holen, in die Jagdkammer.

Die nachfolgende Auseinanderſetzung zwiſchen Bernd, Roſe und Auguſt geſchieht im heftigen Flüſtertone.

Bernd: Was hat denn Streckmann zu Dir geſagt?

Roſe: Wer denn? Nee, Vater ...

Bernd: Streckmann war draußen. A hat immer in ſe reingered't.

Roſe: Nee, was ſoll a ock in mich 'neingered't haben?

Bernd: Das frag ich Dich eben.

Roſe: Und ich weeß ebens nich.

Auguſt: Du ſollſt Dich mit ſo an Schubiak nich einlaſſen!

Roſe: Kann ich 'was derfier, wenn a mit mir red't?

Bernd: Nu da ſiehſt's doch, daß er mit Dir gered't hat.

Roſe: Nu wenn o; da hab ich nich druff geheert —

Bernd: Den Streckmann, den wär' ich noch miſſ'n anzeigen. Ich wer'n noch amal miſſ'n verklagen. Da mer vorhin vorieber ging'n, wo ſe arbeiten tun mit d'r Dreſchmaſchine — heert er'ſch, nu fang' ſe wieder an! — man hört das ferne Summen und Dröhnen der Dreſchmaſchine — da hat er uns irgend 'was nachgerufen. Was, hab ich bloß ebens nich deutlich geheert.

Auguſt: Wenn a Mädel mit dem zwee Worte red't, da is o ihr guder Ruf ſchon zuſchanden.

Roſe: Da ſuch' Du D'r ock ane Beſſere aus.

Flamm tritt wieder ein. Er hat einen Kragen umgelegt und ein Jagdjackett angezogen. Sein Weſen iſt feſt und geſetzt: Allerſeits guten Morgen! — Was ſteht nu zu Dienſten? Wann ſoll nun alſo die Trauung ſein? — Was gibt's denn? Ihr ſeid wohl nich einig mit'nander? — Da red' doch 'mal einer gefälligſt ein Wort! — Na, Leute, dann ſeid Ihr wohl noch nich ſo weit!? — Ich will Euch da 'mal 'n Vorſchlag machen: geht nach Hauſe, beſchlaft's Euch noch 'mal! Und wenn Ihr ſchlüſſig ſeid, kommt Ihr wieder.

Auguſt, diktatoriſch: Die Sache wird jetzt ei Ordnung gebracht.

Flamm: Ich habe gewiß nichts dagegen, Keil! Im Begriff, mit einem Bleiſtift die Notizen zu machen: Alſo: wann ſoll dann die Sache ſtattfinden?

Bernd: Aſo bald wie's ebens meeglich wär', dachten wir halt.

Auguſt: Ei vier, fünf Wochen, jawohl, wenn's ſein kennte.

Flamm: Schon in vier, fünf Wochen?

Auguſt: Jawohl, Herr Flamm!

Flamm: Dann bitt ich um den genauen Termin! Es geht ja nicht übers Knie zu brechen, und ...

Roſe, in peinlicher Erregung, unwillkürlich: ’s hätte o gutt noch a bißl Zeit! —

Flamm: Was meinſt Du? Was meinen Sie, wollt ich ſagen. Wir kennen uns ja von Kindheit an. Aber wenn eine Braut iſt, duzt man nicht mehr. Alſo bitte: Sie iſt, ſcheint’s, nich einverſtanden.

Auguſt, der bei der Äußerung Roſes zuſammengefahren iſt, hat ſie von da ab angeſtarrt. Jetzt kämpft er ſeine Erregung nieder und ſagt mit unheimlicher Ruhe: Nu alſo! — Lebt wohl und geſund, Vater Bernd.

Bernd: Hier bleibſt Du, Auguſt, ſag ich D’r bleßig! Zu Roſe: Und Du! Dir will ich amal ’was ſagen! Entweder — oder! Verſtehſt Du mich! Ich hab’ lange Geduld gehabt mit Dir! Und Auguſt ooch mehr wie neetig iſt! Wir haben Deine Mucken uff uns genommen. Wir dachten immer: Geduld, Geduld! Unſe Herrgott wird ſe ſchon noch zu Vernunft bring’n. Aber es wird immer ſchlimmer und ſchlimmer mit Dir. Vor drei Tagen haſt Du’s mir in die Hand gelobt und haſt Auguſten o de Hand druff gegeben, und Du ſelber konnt’ſt ’s gar ni derwarten dahier. Heute willſte davon wieder niſchte wiſſ’n. Was heeßt das? Was denkſt Du’n eegentlich von Dir? Denkſt Du, Du kannſt Dir alles ’rausnehmen, weil Du a jung propper Mädel biſt? Weil Du uff Dich gehalten haſt und arbeitſam biſt und weil Dir kee’ Menſch ni kann etwa ’was nachreden? In der Art biſt Du die eenzige nich. Das geheert ſich! Man braucht ſich dadruff niſchte einbilden! — ’s ſein noch andere, die nich zum Tanze gehn! ’s han andere ooch kleene Geſchwiſter erzogen und an' alt'n Vater a Haushalt gefiehrt! Se ſind nich alle Schlumpen und Wiſchhadern, weil Du a fromm anſtändig Mädel biſt. Was ſollte denn ſein, wenn's anderſcher wär'? Da lägſt Du längſt uff d'r Straße draußen! Aſo ane Tochter hätt ich nich. Der Mann hier, der Auguſt, der brauch' Dich nich! Aſo a Mann brauch' a Finger ausſtrecken ... da hat a an'n Haufen Frauenzimmer dran, Frauenzimmer aus a beſten Familien. Ganz andre vielleicht noch wie Du eene biſt. Wahrhaftig! Da reißt een' woll die Geduld. Da muß een' woll die Geduld amal reißen. Hochmutt! Hoffahrt! Iebermutt! — Entweder Du wirſcht Dei' Verſprechen jetz einleeſen ...

Flamm: Na, na, Vater Bernd! Immer ſanftmietig ſein!

Bernd: Herr Leutnant, Sie kenn' die Geſchichte nich! Will a Mädel an'n Ehrenmann ſo hinzerren und 'rumreißen, da kann ſe nich meine Tochter ſein.

Auguſt, dem Weinen nahe: Roſe, was haſt Du mir vorzuwerfen? Weshalb biſt Du jetzt aſo ſchlecht gegen mich? Ich hab' zwar nie kee' Vertrauen in mei' Glick nich gehabt, denn warum? Ich bin ebens beſtimmt zum Unglicke! Das hab ich e Ihn', Vater Bernd, ſchon immer geſagt! — Jedennoch, ich hab' geſorgt und gearbeitet, und in der Art hat Gott ooch Segen gegeben, daß ich nich bin zuſchanden geworden. Ma' flennt! Das kommt aſu! 's is eemal nich anderſch! Fer mich wär' das eemal zuviel geweſt! Ma' is eim Waiſenhaus uffgewachſen! Ma' hat keene Häuslichkeit niemals gekannt! Keene Schweſter nich und keen'n Bruder nich... nu, ma' muß ſich halt an a Heiland halten. — Mag ſein, daß ich nich der Scheenſte bin! Ich hab' Dich gefragt, Du haſt ja geſagt! Uffs Inwendige kommt's an! Gott ſieht uffs Herze! ... Du wirſt's aber noch amal bitter bereu'n! Er will fort, Bernd hält ihn zurück.

Bernd: Noch amal, Auguſt! Hiergeblieben! — Verſtehſte, Roſine! Wort fier Wort! Der Mann hier ... entweder ... das wer' ich nich zugeben. — Dahier der is meine Stütze geweſt, lange ehb a um Dich hat angehalten. Da ich krank war und niſcht erwerben konnte und keener ſich um uns bekimmern tat: a hat a Biſſen Brot mit uns geteelt. Auguſt kann ſeiner Erregung nicht mehr Herr werden, nimmt ſeinen Hut und geht ab. A is wie a Engel vom Himmel geweſen! — Auguſt!

Roſe: Ich will ja. Ihr kennt mir doch Zeit laſſen! —

Bernd: A hat Dir drei Jahre lang Zeit gelaſſen! D'r Herr Paſter hat in Dich 'neingered't ... Nu hat a genug! Wer will's 'n verdenken! All's hat ane Grenze! Recht hat a dermit! Aber nu ſieh Du ... wo Du bleibſt ... was Du willſt ... ich mag mit Dir o keen'n Staat nich mehe mach'n. Bernd ab.

Flamm: Na! Na! Na! Na! Schockſchwerebrett nich noch 'mal!

Roſe iſt abwechſelnd totenblaß und rot geworden. Man merkt ihrem Weſen ſchwerſte innere Erregungen an, die oft ſo ſtark ſind, daß es mehrmals den Anſchein hat, als wollten ſie durchbrechen.

Nachdem auch Bernd verſchwunden iſt, erſcheint das Mädchen zu einer unheimlichen Bläſſe erſtarrt.

Flamm, nachdem er das Regiſter zugeklappt und den Mut gefunden hat, Roſe anzuſehen: Roſe! — Wach' auf! — Was iſt denn mit Dir? — Du wirſt Dir doch aus dem Geſchwefel nichts drausmachen!? — Da ſie einen Froſtanfall bekommt und ihre ſtarren, großen Augen voll Tränen ſtehen: Roſe! — Verſtändig! — Was heißt denn das? —

Roſe: Ich weeß — was ich will — und — ich wär'ſch o — ſchon durchſetz'n. — Und wenn's — ni is — da is eech — weiter niſcht!

Flamm geht erregt hin und her, lauſcht nach der Tür: Natierlicherweiſe, warum denn nich! — Scheinbar nur für das Schlüſſelbrett intereſſiert, von dem er Schlüſſel nimmt, flüſtert er mit ſteigender Haſt. Roſe! — Du! — Roſe! — Roſe, heerſt Du denn nich?! — Wir miſſen uns hinterm Vorwerk treffen! — Ich muß alles nochmal bereden mit Dir. — Pſt! — Mutter is in der Jagdkammer drin. — Hier geht's nich. —

Roſe, mühſam hervorgerungen, aber mit Energie: Nie und nimmer, Herr Flamm!

Flamm: Du willſt uns wohl alle mit'nander verrückt machen!? Du biſt wohl des Deibels, ſage 'mal an!? — Ich laufe Dir nun ſchon vier Wochen nach und will 'n verninftiges Wort mit Dir ſprechen: Du tuſt ja, als wenn ich ausſätzig wär' — — ſo is's dann! Dann kommen dann ſolche Geſchichten . . .

Roſe, wie vorher: Und wenn das noch zehnmal ſo ſchlimm kommt dahier! Immer ſchlagt uff mir 'rum, ich verdien' das nich beſſer! Immer putzt Euch an mir Eure Stiefeln ab, aber ...

Flamm ſteht am Tiſch, wendet ſich mit entrüſtetem Staunen jäh nach Roſe um. Hält an ſich. Plötzlich ſchlägt er unwillkürlich mit der Fauſt auf die Tiſchplatte, daß alles dröhnt: Kreuzmillionendonnerwetter noch 'mal!!!

Roſe: Um's Himmels Wille ...

Frau Flamm in ihrem Rollſtuhl, von einem Mädchen geſchoben, erſcheint in der Jagdkammertür.

Frau Flamm: Was gibt's denn, Flamm?

Flamm iſt aſchfahl geworden, faßt ſich mit Entſchluß, nimmt Stock und Hut von der Wand, geht durch die Tür rechts ab.

Frau Flamm blickt erſt ihrem Manne betroffen nach, begleitet ſein Verſchwinden mit Kopfſchütteln und wendet ſich dann fragend an Roſe: Was is denn geſchehen? — Was hat denn der Mann?

Roſe, überwältigt von tiefer Erſchütterung: Ach, liebe Frau Leutnant, ich bin doch zu unglicklich!! — Sie bricht vor Frau Flamm zuſammen und verbirgt ihr Geſicht in deren Schoß.

Frau Flamm: Nu ſag' mer amal: ... nu jemerſch nee, Mädel ... was is denn in Dich gekrochen dahier? — Was hat's denn? — Du biſt ja rein umgeändert. — Das verſteh ich im ganzen Leben nich. — Zu dem Stubenmädchen, das ſie hereingeſchoben hat: Ich brauch' Dich jetzt nich! — Hernach kommſte wieder! Mach' alles ſoweit in der Kiche zurecht. Das Stubenmädchen ab. — Nu alſo! — Wo fehlt's denn? — Was hat's denn gegeben? — Immer ſprich Du Dich aus! Erleichtere Dich! — Was? — Wie? —

Was ſagſte? — Was haſte geſagt? — Willſte den Kleiſter-Auguſt nich heiraten? — Oder ſteckt Dir a andres Sehndel im Kopf? — J was denn: 's taugt eener ſoviel wie d'r andre, und richtig 'was wert is Dir keener nich.

Roſe, endlich ſich faſſend und ſich erhebend: Ich weeß, was ich will, und damit is gutt.

Frau Flamm: So?! Siehſte, ich dachte, vielleicht tät'ſte das nich wiſſ'n. D' Weiber wiſſ'n das manchmal nich. Geſchweige in Deinen Jahren mitunter. Manchmal kann da an' Alte behilflich ſein. Aber wenn Du's weeßt, nu da is ja gutt! Da wirſcht Du Dich ſchen alleene 'rausfind'n. Mit ſcharfem Blick, nachdem ſie eine Brille aufgeſetzt hat: Roſine! Biſte denn etwa krank?

Roſe, erſchrocken, verwirrt: Krank? — Wie denn ...?

Frau Flamm: Halt krank, wie das ebens ſo is. Frieher biſt Du doch ebens anders geweſen.

Roſe: Ich bin doch nich krank ...?! ...

Frau Flamm: Ich ſag's ja ooch nich. Ich frage ja. Deswegen frag ich ja eben! — Mir miſſen uns recht verſtehn, ſieh ock amal an! — 's is wahr! — Mir wollen doch nich um uns 'rumtanzen! Verſteckenſpiel'n woll'n mir doch nich. — Du denkſt doch nich, daß ich's mit Dir ni gut meene? Roſe ſchüttelt energiſch den Kopf. Das wär' woll ooch etwan! — Na, abgemacht. Du haſt noch mit mein' Kurt'l geſpielt. Ihr ſeid nebeneinander hergewachſen, bis Gott und a nahm mir mei' eenziges Kind. — Und da um die Zeit Deine Mutter o ſtarb — ich weeß woll, ſie lag uff'n Sterbebette! — da hat ſe ſogar noch gered't mit mir: ich ſollt' mich a biſſel, wenn's ging, Deiner annehm'.

Roſe ſtarrt vor ſich hin: 's Beſte wär' ſchon, ins Waſſer mit mir! — Wenn's aſo is ... Gott verzeih' mir die Sinde!

Frau Flamm: Wenn's aſo is? — Was? — Ich verſteh' Dich nich! Du kenn'ſt Dich vielleicht a wing deutlicher ausdricken. — Erſchtlich bin ich an' Frau, mir verſchlägt's weiter nich! Und dann war ich ooch eine Mutter deswegen, wenn ich o jetzt ohne Kinder bin. Mädel, wer weeß, was mit Dir is! Ich hab' Dich beobacht' ſeit vielen Wochen, Du haſt vielleicht niſcht nich gemerkt davon, Du ſollt'ſt mit der Wahrheit nu bald amal 'rausricken. — Schieb mich amal an de Kommode hin. — Roſe tut es. — So! — Hier in den Schieben ſein alte Sachen! — Noch die Kinderſachen von Kurtel her ... Deine Mutter ſagte amal zu mir: meine Roſe, das wird ane Kindermutter! Sonſte aber, ihr Blutt is a wing gar zu heeß! — Ich weeß ja nich: 's kann immer ſein, daß ſe recht hatt'. Sie nimmt eine große Puppe aus einem der Schübe. Nu ſiehſte's! Das mag ſein, wie's will dahier! Ane Mutter is auch nich zu verachten! — Mit der Puppe haſt Du und Kurtel geſpielt. Hauptſächlich Du haſt ſe groß gezogen, gewaſchen, gefittert und trocken gemacht, und eemal is Flamm derzune gekommen, da haſt Der ſe gar an de Bruſt gelegt — — Du haſt heute morgen Blumen gebracht. Nich wahr, die Vergißmeinnicht dorte im Schälchen?! Haſt o Kurtels Grab wieder am Sonntag bekränzt. Kinder und Gräber ſein Weiberſachen. Sie hat ein Kinderhemdchen aus dem Schube genommen, hält es mit beiden Händen an den Ärmeln auseinander und ſpricht darüber hinweg: Gelt, Roſe? — Ich dank' Dir o ſcheene dafier! Dein Vater, der hat's mit der Miſſion, mit a Bibelſtunden und all ſolchen Sachen. A ſpricht: Alle Menſchen ſein Sinder dahier, und a will ſe alle zu Engeln mach'n. Kann ſein, a hat recht, ich verſteh's ebens nich. Ich hab ane eenzige Sache gelernt: nehmlich was ane Mutter is hier uff der Erde und wie die mit Schmerzen geſegnet is.

Roſe iſt überwältigt und röchelnd auf die Kniee geſunken und küßt zum Bekenntnis und dankbar unzähligemale die Hände der Frau Flamm.

Frau Flamm verrät durch ein blitzartiges Aufleuchten ihrer Augen, daß ſie die Wahrheit erkannt und das Bekenntnis verſtanden hat, ſpricht aber ruhig weiter: Siehſte, Mädel, das hab ich gelernt. Ich hab's gelernt, und die Welt hat's vergeſſen. Von viel andern Sachen da weeß ich niſcht! da weeß ich nich mehr, als was jeder ſe weeß, und was de jeder ſo weeß, das nenn ich kee' Wiſſen. Sie legt das Kinderhemdchen vorſichtig auf den Schoß. Nu da geh jetzt nach Hauſe und ſei gutes Muts! Ich will mir jetzt alles erſcht fer mich ieberlegen. 's is gutt! Weiter frag ich Dich jetze nich. Du biſt jetze niemehr die und das ... Und da heeßt das geteppelt behutſam ſein. Ich will niſcht wiſſen! Verlaß Dich uff mich! Mir ſein ieberhaupt de Väter ganz gleichgültig: ob's a Landrat oder a Landſtreicher is. Mir miſſ'n de Kinder doch ſelber zur Welt bring'n. Daderbeine hilft uns doch keener nich. Drei Dinge muß ma' ſich ieberleg'n: mit Vatern, mit Auguſten ... und manches noch: dazu hab ich ja Zeit! Ich will mer'ſch recht durchdenk'n. Wingſten is ma' noch zu 'was gutt in der Welt.

Roſe hat ſich wieder ſtarr aufgerichtet: Ach, nee, Frau Leutnant, tun Se das nich! — Es geht nich! — Sie ſollen ſich nich meiner annehm'! — Ich hab's um Ihn' und niemanden verdient. — Das weeß ich! — Ich muß das alleene durchfreſſ'n! — Uff andre verlaſſ'n darf ich mich nich! — 's is ... deutlicher kann ich mich nich erklären! — Sie ſind aſo gutt wie a Engel, Frau Leutnant! — Gott im Himmel: Sie ſein viel zu gutt mit mir! ... 's geht aber nich! — Ich kann's ebens nich annehm'. Adje, Frau Leutnant ...

Frau Flamm: Bleib amal noch! Ich kann Dich aſo jetze nich von mir fortlaſſ'n. Wer weeß, was Du noch fier Geſchichten machſt.

Roſe: Nee, da kenn' Se ganz ruhig ſein, Frau Flamm: zum Letzten greif ich noch lange nich! Im Notfalle kann ich fiers Kind ja arbeit'n: d'r Himmel is hoch und de Welt is weit! — Wenn's uff mich bloß ankäm und Vater nich wär', und Auguſt tät een' nich gar zu leid tun ... und a Kind muß eemal an'n Vater han!

Frau Flamm: Gutt! Sei Du a reſolutes Ding! Du biſt ja immer a forſches Frauvolk geweſen! Um ſe beſſer, wenn D' a Kopp oben behältſt! — Aber wenn ich Dich recht verſtanden hab', da kann ich Dich glei wieder nich begreif'n: weshalb De Dich gegen de Hochzeit ſperrſt.

Roſe, wieder verſtockt, bleich und ängſtlich: Was ſoll ich'n ſagen? — Ich weeß ja nich! — Ich will mich ja ooch weiter kinftig nich ſperr'n, bloß ... Streckmann ...

Frau Flamm: Sei off'n, verſtehſte mich! — Meinshalben geh jetze nach Hauſe, meinswegen! Komm morgen wieder! — Heer' Du uff mich! — Freu' Dich! Ma' ſoll ſich freu'n uff ſei' Kind ...

Roſe: Das tu ich, weeß Gott woll! — Ich wär'ſch o ſchon durchſetzen, bloß, helfen kann mer dabei niemand nich.

Schnell ab.

Frau Flamm, allein, blickt ihr nach, ſeufzt, nimmt das Hemdchen vom Schoß, ſpannt es wie vorhin auseinander und ſagt: Nu, Mädel, 's is doch a Glick, was Du haſt! Fer a Weib gibt's kee' greßeres! Halt Du's feſte.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Eine fruchtbare Landſchaft. Vorn rechts zwiſchen Feldern auf einem dreieckigen, etwas vertieſten Raſenplatz ein alter Birnbaum, darunter eine klare Quelle in primitiver Steinfaſſung. Der Mittelgrund beſteht aus Wieſen. Im Hintergrund liegt, umgeben von Erlen, Haſelnuß-, Weiden- und Buchengebüſch, ein ſeeartiger Teich mit Schilfrändern und Waſſerpflanzen. Wieſen ſchließen ſich daran und im Halbkreis umher uralte Eichen, Rüſtern, Buchen und Birken. Durch Lücken zwiſchen Gebüſch und Bäumen werden die Türme und Dächer ferner Kirchdörfer ſichtbar, links hinter Büſchen die Strohdächer eines Vorwerks. Heißer Sommernachmittag zu Anfang Auguſt. Man hört aus der Ferne das Summen der Dreſchmaſchine.

Von rechts kommen, mit dem Ausdruck der Arbeitsermüdung und der Erſchlaffung durch Hitze, der alte **Bernd** und **Auguſt Keil**. Beide Männer ſind nur mit Hemd, Hoſe, Stiefeln und Mütze bekleidet; jeder trägt die Hacke über der Schulter, in der Hand eine Senſe und am Ledergurte das Kuhhorn mit Wetzſtein.

Bernd: 's is reechlich heeß heute! — Ma' muß amal ausruhn! — Aber 's macht Freede uf ſo an' eegnen Grundſtick.

Auguſt: Ma' is 'n das Grashaun gar ni gewehnt.

Bernd: Du haſt Dich ſehr propper haſt Du Dich gehalt'n.

Auguſt: O jee, nee! Wie lange wird'n das gehn! Mir zuckt's und reißt's ſchonn in allen Gliedmaßen.

Bernd: Du magſt zufrieden ſein, Schwiegerſohn. Gewehnt will aſo ane Arbeit ſein. Und bei Dir is ja ieberhaupt bloß ane Ausnahme. Aber wie geſagt, Du kennſt glei mit a Gärtnern gehn.

Auguſt: Een'n Tag. A zweeten klapp ich zuſammen. 's kränkt een'n! 's is eemal a Leiden mit mir. Ich bin o wieder beim Kreisphiſikuſſe geweſen. Wie immer. A hat bloß mit a Achſeln gezuckt.

Bernd: Du biſt geſund und ei Gotteshänden. A paar roſtige Nägel heechſtens ei Waſſer tun und zwee-, dreimal die Woche an'n Abguß trinken. Das reenigt 's Geblitte und ſtärkt 's Herz. Wenn ock 's Wetter aushalten mechte dabier!

Auguſt: 's is zu ſehr ane brittnige Hitze. Mir war'ſch undern Haun, 's donnerte ſchonn.

Bernd, am Rand der Quelle niedergekniet, hat mit dem Munde vom Spiegel weg getrunken: Waſſer is doch der beſte Trunk!

Auguſt: Wie ſpät is 'n?

Bernd: Viere wird's ſein. Mich wundert's, wo Roſe bleibt mit der Veſper. Er erhebt ſich und betrachtet die Schneide der aufgeſtellten Senſe, gleichwie Auguſt tut. Mußt Du tengeln? Meine geht noch a wing.

Auguſt: Ich kann's o noch amal ſo verſuchen.

Bernd läßt ſich unter den Birnbaum ins Gras fallen: Kemm lieber und ſetz' Dich neber mich. Und wenn De Dei' Teſtamentel tät'ſt bei Dir haben, da kennt'n mer uns glei a biſſel erbaun.

Auguſt, ſich erſchöpft und befreit ebenfalls niederlaſſend: Ich ſage bloß: Gott ſei Lob und Dank.

Bernd: Siehſte, Auguſt, ich hab' Dir das gleich geſagt: laß ſe! Das Mädel fund' ſich zurechte! Nu is ſe o zur Vernunft gekomm'. In frieheren Zeiten ... vor Deiner Zeit da hab ich mir manchmal a Kopp ſchen zerbrochen! Da kam manchmal ſchonn ſo a Eigenſinn! Am beſten geruhig laufen laſſen! — Manchmal war das wirklichen Gott aſo, wie wenn ſe tät' gegen an' Mauer anlooſen: ane unſichtbare, die niemand ni ſah, und da mußt' ſe ſich erſcht reen wie richtig drum 'rum tappen.

Auguſt: Was de dazumal in ſe gefahren is ... jetze will ich ja Gott uff a Knieen danken ... aber dazumal wußt ich mir nich Beſcheed! — Daß ſe plötzlich ... mit was das zuſammenhing: da kann ich mir heute noch keen'n Verſch nich druff machen.

Bernd: Wie war ſe das Mal gegen vorichtes Mal, da mir 'nunderging'n zum Standesbeamten!

Auguſt: 's is mer lieb, daß' ni mehr der Flamm-Schulze is.

Bernd: Das Mal hat ſe ooch nich keene Miene verzogen, und ei vier fünf Minuten war alles glatt. Aſu is ſe manchmal! Wie de Weiber halt ſein.

Auguſt: Ehb das mit Streckmann zuſammenhing? A hatte Euch doch 'was nachgeruffen und vorher o in ſe 'neingered't.

Bernd: Koan ſein, koan o ni ſein! Doas weeß ich D'r ni. Man kann ebens manchmal von er niſcht 'rauskriegen. 's is ni hibſch! Grade deshalb o freut ma' ſich, daß ſe an an'n Mann kommt, der de kann uff ſe einwirken und kann er das ſterriſche Weſen benehm'. Ihr beede ſeid zueinander beſtimmt. Se is gutt! Se braucht ock ane richtige Leitung, und Du haſt ane gude und ſanfte Hand.

Auguſt: Wenn ich a Maſchiniſt Streckmann ſeh', da is mer'ſch, als ſähe ich a Gottſeibeiuns ...

Bernd: Dacht' ſe, der Kerl wär' an Unfug ſtiften ... a is ja von Kind uff verderbt genug! Manch liebes Mal hat ſeine Mutter geklagt drieber! ... Kann immer ſein! 's is 'n ja zuzutraun.

Auguſt: Wenn ich den Mann ſeh', kenn ich mich ni. Kalt und heeß looſt mir's da ieber a Ricken und ich mechte a himmliſchen Vater verklagen ... ich mechte, a hätt mich zum Simſon gemacht! Da, verzeih' mer'ſch ock Gott, hab ich beſe Gedanken. — Man hört den Pfiff der Lokomobile. — Da is a!

Bernd: Kimmer' Dich nich um den!

Auguſt: Nu gutt! Wenn all's erſcht voriber is, da tu ich mich in unſere vier Wände einſchließen, und da woll'n mer a ſtilles Leben fiehren.

Bernd: A ſcheenes ſtilles Leben, Gott geb's.

Auguſt: Und von der Welt will ich niſcht ni meh wiſſen. — Mich widert das ganze Gemächte an! Ich hab' ſo an'n Ekel vor Welt und Menſcha, doaß ich ernd'tlich ... ja, Vater, wie ſool ich glei ſoan? ... Wenn mir all's aſu bitter bis hierhar ſtiebt, da lach ich! Da hab ich an' Freede, zu ſterba! Do freu ich mich ernd'tlich wie kindiſch dadruff.

Eine Anzahl durſtender Feldarbeiter, ein altes Weib und zwei junge Mädchen, alle vom Gute des Erbſcholzen Flamm, kommen eilig über die Felder heran. Es ſind Hahn, Heinzel, Goliſch, die alte Goliſchen, ſeine Frau, der alte Kleinert, die Großmagd und die Kleinmagd. Die Männer tragen nur Hoſe und Hemd, die Frauenzimmer geraffte Röcke, Bruſttücher und bunte Tücher überm Kopf.

Hahn, *dreißigjährig, braun, friſch:* Ich biin ebens doch d'r irſchte am Born! Ihr miegt immer hetza! Ihr kinnt mir nee nachkumma! — *Er kniet und beugt ſich über den Brunnen.* — Am liebſta ſpräng ich glei mittanei.

Kleinmagd: Nu unterſteh Dich! Mir hoan o Durſcht. — *Zur Großmagd:* Huſt Du a Tippla miete zum Scheppa?

Großmagd: Harr' ock! Irſcht kimmt de Grußemagd.

Heinzel *zieht beide Weiber an den Schultern zurück und drängt ſich zwiſchen ihnen durch vor den Brunnen:* Irſcht kumma de Manne, hernochert de Weibsbilder.

Kleinert: Mir han hie olle mit'nander Platz! — Gelt ja, Vater Bernd? Proſt Vaſper!

Bernd: Ja, ja — mir hab'n bloß ebens noch keene Veſper. Mir wart'n noch immer vergebens druff.

Goliſch: Ich ... ich ... ich ... zum Auswinda bin ich! Meine Zunge leit wie a Stick Hulz ei men' Maule.

Die alte Goliſchen: Woaſſer!!

Kleinert: Hie hat 's 'n fer alle genung.

Alle trinken gierig, teils direkt vom Waſſerſpiegel, teils aus hohlen Händen, teils aus dem Hut, teils aus Töpſchen oder Flaſchen. Dabei vernimmt man nichts als das Geräuſch des Schluckens und wohligen Aufatmens.

Heinzel, im Aufſtehen: Weaſſer is gutt, aber Bier wär' beſſer.

Hahn: O a Gläsla Branntwein kennde jetz ſein.

Goliſch: Au ... Auguſt, kenn'ſt ju a Quart zum beſta gahn.

Die alte Goliſchen: A ſol uns lieber zur Huchzeit eilada.

Goliſch: Mir kumma alle zur Hurt. Se ſoll doch bale ſein.

Heinzel: Ich kumm' ni, a gibbt ins bloß Weaſſer zu ſaufa. Doas koan ich e hie am Berne hoan. Oder wegen a bißla Koffeleppern ...

Hahn: Und bata und ſinga ubanei. — War weeß, vielleicht kimmt gar dar Jenkauer Pfarr und tutt een' die zahn Gebote abbiern.

Heinzel: Oder die ſieba Bitta ger! Das wär' ni gutt ausfall'n. Ich hab all's vergaſſa.

Kleinert: Leute, laßt mir da Auguſt zu Ruh. Doas ſag ich, wenn ich ſuſter a Madel hätte, a beſſern Schwiegerſohn winſcht ich mir ni: a verſtiebt ſeine Sache! A is uff 'n Puſt'n.

Die Arbeiter und Arbeiterinnen haben ſich im Halbkreis gelagert und verzehren ihre Veſper: Kaffee aus Blechkannen und große Keile Brot, von denen ſie mit Taſchenmeſſern Biſſen abſchneiden.

Die alte Goliſchen: Do kimmt Bernd Rusla hinga ims Vorwerk 'rum.

Goliſch: Nu ſaht bloß oa, wie die ſpringe koan.

Kleinert: Die hebt ſich an Weizaſaak ſalber uf und ſchleppt a biis uf a Oberboden. Heute Morga hab ich ſe ſchenn geſahn, da hatt' ſe an Kleederſchrank uff d'r Radwer, den karrt' ſe 'nieber eis neue Haus. Das Madel hat Saft und Kraft dohie, die werd ihre Wertſchaft zuſammenhalten.

Hahn: Wenn mir das ſonſte wie Auguſten gäng', meiner Seele, ihr Leute, ich tät' mer niſcht draus mach'n: ich verſucht's amal mit d'r Heiligkeet.

Goliſch: Ma' muß druff zu laufa verſtehn, da geht's.

Hahn: Wenn ma' denkt, wie a erſcht mit d'r Taſche ging und ei a Derfern Schriftla verkooſte, hernoert. wie a a Leuta Briefe ſchrieb ... Heut hoat a ei Wandriß 's ſchinnſte Anweſen und koan 's ſchiinſte Madel eim Kreeſe heirota.

Roſe Bernd kommt. Sie bringt in einem Korbe die Veſper für Auguſt und den alten Bernd.

Roſe: Proſt Veſper!

Die Leute: Proſt Veſper! Proſt Veſper! Schiin Dank!

Goliſch: Du läßt ja a Liebſta verhungern, Rusla!

Roſe, heiter auspackend: Ach, wo ock! Aſo leichte verhungert ſich's ni!

Heinzel: Ock gutt fittern, Rusla, ſuſter legt a ni aus.

Goliſch: Ja, ja, ſuſter bleibt er D'r gar zu derre!

Bernd: Wo bleibſte denn ſo lange, hå? Mir worten ja ſchen ane halbe Stunde.

Auguſt, halblaut, ärgerlich: Nu is wieder de ganze

Menſchheet da! Sonſte wern mir wer weeß wie lange ſchen fertig.

Die alte Goliſchen: Luß a brumma, Madel, mach' D'r niſcht draus.

Roſe: Wer brummt denn, Goliſchen? Wer ſol denn hie brumma? Auguſt brummt doch eim Leben nich.

Die alte Goliſchen: Und wenn o! Ich ſag' ja: Du ſollſt D'r niſcht drausmach'n.

Heinzel: Wenn a jitz noch nich brummt, das kimmt ſchonn noch.

Roſe: Da is mir ni Angſt, daß das ſeld amal komm'.

Goliſch: Ihr ſeid ja uff eemal ſo betulich dahie.

Roſe: Gelt, mir waren immer ſchon einig, Auguſt!? *Sie küßt Auguſt. Gelächter unter den Leuten.* Was lacht Ihr denn? Anderſcher is das nich.

Goliſch: Nee ... nu hatt ich mir das doch eingebild't, iich ... ich kennde amal eis Fenſter ſteiga. ...

Kleinert: Da trägſte de Knoch'n eim Schnupptiechla heem.

Die Großmagd, *anzüglich*: O jeemerſch! O jeemerſch! O jeemerſch nee nee! Derweg'n verſucht ich's! Wer will das wiſſ'n.

Bernd, *verfinſtert, ruhig*: Halt a wing an Dich, Großemagd.

Kleinert: Heerſcht's: a ſagt D'rſch. Halt a wing an Dich! D'r ale Bernd, der verſteht manchmal keen'n Spoß.

Roſe: Se ſagt ja niſcht weiter! Laßt ſe ock.

Kleinert, ſich die Tabakspfeife anbrennend: A ſitt meinswegen ſchafgutt jitze aus, oader wenn a lus lát, das werd't Ihr nit glooba. — Iich wiß, wie a dieba noch Wirtſchafter war, da hotta de Frauvelker niſcht ni zu lacha. Dar wurd' mit zahn ſulcha fertig wie Du, do goab's niſchte miit a Kerl'n ſich 'rimtreiba.

Großmagd: War treibt ſich d'n mit a Kerln 'rum?

Kleinert: Da mißt' m'r a Maſchiniſt Streckmann frag'n.

Großmagd, blutrot: O fragt Ihr meinsweg'n a Herrgott ſalber! Gelächter unter den Leuten.

Der Maſchiniſt **Streckmann** erſcheint, beſtaubt, ſo wie er von der Dreſchmaſchine kommt, und außerdem durch Schnaps leicht angeheitert.

Streckmann: Wer red't 'was vo Maſchiniſt Streckmann dahie? Hie iis a! Hie ſtieht a! War will mit mir anbinda? — Guda Mittag! Proſt Vaſper, alle mitſamm'.

Die alte Goliſchen: Wenn ma' vom Teifel red't, iis a ſchon do.

Streckmann: Und Dich eſtimier ich fer Teifels Großmutter. Er nimmt die Kokardenmütze ab und wiſcht den Schweiß von der Stirne. Ihr Leute, ihr Leute, ich mach' ni meh miit: bei dar Schinderei läßt ma' ja Haut und Knucha! — Tag, Auguſt! Tag, Rusla! Tag, Vater Bernd! — — Herr Jeſus Chriſtus, kinnt Ihr ni antworta? —

Heinzel: Luß ſe! Da Leuta gieht's zu gutt.

Streckmann: A Seinen gibt's ebens der Herr im Schlaf. Unſereens ſchind't ſich und kann's zu niſcht bringa. *Er hat ſich zwiſchen Heinzel und Kleinert niedergelaſſen und eingequetſcht und gibt ſeine Schnapsflaſche an Heinzel.* Luß ſe amal in d'r Runde gehn.

Die alte Goliſchen: Du labſt doch's ſchiinſte Laba, Streckmann! Was hätt's Du um's Himmelswille zu klag'n. A getuppelt und dreifaches Geld verdient a und brauch' bloß awing bei d'r Maſchine ſtehn.

Streckmann: Kopparbeet! Nochmacher! Ma' het ebens Kopp! Do kinn' ſulche Strohſchadel freilich ni mitkumma! Macht's ock! Woas weeß a alt Weib d'rvon! — Aber ſuſter: was lich o fer Kummer ha ...

Goliſch: Jeeſ's, Streckmann hat Kummer.

Streckmann: Mehr wie genung! — — Mir iis im a Steppel, kann ich Euch ſag'n ... meinswegen och um Bauch oder ums Herze! ... Mir is aſo kotzärſchlich zu Mutt: ich mechte 'was recht was Verwerrtes verrichta. — Kleenemagd, ſoll ich mich zu D'r leg'n?

Kleinmagd: Ich ſchlag' Dir a Wetzſteen ieber a Schadel.

Goliſch: Das iis ebens ſei ales Leiden dahier: 's wird 'n ſchwarz ver a Aug'n, a ſitt niſcht mehr, und uff eemal liegt a bei am Madel im Bette. *Lautes Gelächter.*

Streckmann: Lacht ock, Ihr Kruppzeug! Lacht Euch aus! Bei mir, das ſag ich, gibt's niſcht ni zum lach'n. *Bramarbaſierend:* Ich luſſ' mir a Arm ei de Maſchine dräh'n!

Ich luß mich meinswegen vom Kolb'n d'rſtuß'n! Meinsweg'n, Kleenemagd, ſchlag mich tut.

Hahn: Da kannſte ja o ane Scheune oazinda.

Streckmann, abwehrend: Beileibe! Feuer iis ei mir genung. Auguſt, doas is a glicklicher Mann …

Auguſt: Ehb ich glicklich biin oder ich biin unglicklich — das gieht keen'n andern eim Leben 'was an. —

Streckmann: Was tu ich D'r denn? Da ſei doch Du umgänglich!

Auguſt: Iich ſuch' mer mein Umgang wo anderſcher aus.

Streckmann betrachtet ihn lange, gehäſſig und dumpf, verſchluckt dann ſeine Wut und greift nach der ihm zurückgereichten Schnapsflaſche: Gebt her! Ma' muß ſich a Kummer verſaufa! — Zu Roſe: Du brauchſt mich nich anſehn, 's is abgemacht! — Er ſteht auf. Ich geh'! — Ich will nich dazwiſchen treten.

Roſe: Vor mir kannſte gehn, vor mir magſte bleib'n — —

Die alte Goliſchen, Streckmann zurückrufend: Streckmann, wie is denn das neulich gewer'n? — Vor drei Woch'n aſo bei d'r Dreſchmaſchine! Da mir a Raps 'rausmacht'n dohier? — Mägde und Arbeiter platzen heraus.

Streckmann: Das iis vorbei! Davon weeß ich niſcht.

Die alte Goliſchen: Da haſt Du Dich doch hoch und teuer vermeſſ'n …

Kleinert: Ihr Leute, heert uff mit der Rederei.

Die alte Goliſchen: A ſoll bloß 's Maul ni immer aſo vollnehma.

Streckmann kommt zurück: Was ich geſagt ha', das tu ich o durchdrick'n. Ich will ſunſt ni ſeelenſelig ſein! — Und nu is gutt! Mehr red ich nich. Geht.

Die alte Goliſchen: A tutt ſich ebens leichte mit ſchweig'n.

Streckmann kommt zurück, will reden, überwindet ſich dann: Niſchte! — Uff da Leim kriech ich D'r nich! — Aber wenn De willſt an'n genauen Beſcheid wiſſ'n: frag' Auguſt'n dorte und ooch Vater Bernd.

Bernd: Was is das dahier? Was ſoll'n mir wiſſ'n?

Die alte Goliſchen: Ehb Ihr dazumal uff'n Standesamt ... da Ihr dazumal doch voriebergingt und Streckmann tat Euch 'n Sache nachbrill'n ...

Kleinert: Huſt Zeit, doaß De uffhierſcht!

Die alte Goliſchen: Warum denn ni? Doas ſein doch bloßig geſpoßige Sach'n ... Ehb Ihr dazumol ſeid eis Reene gekumm'? Oder ob Rusla no ni wollte mietmach'n? — — —

Bernd: Gott verzeih Euch de Sind'n allen mitſamm'! — Jich will Euch nu aber doch amal fragen, weshalb Ihr uns nich kennt mit Fried'n laſſ'n? — Oder hätt'n mir irgendwem hier 'was getan?

Goliſch: Mir tun doch auch weiter ken' Menſch'n niſcht.

Roſe: Ehb ich dazumal wullde oder nich: lußt euch darieber kei' graues Haar ni mehr wachſen. Heute will ich, und damit is abgemacht.

Kleinert: Aſu is recht, Rusla! Gutt gegeb'n!

Auguſt hat bisher ſcheinbar vertieft in einem Neuen Teſtamente geleſen, nun klappt er es zu und ſteht auf: Komm, Vater mir woll'n an de Arbeit gehn.

Hahn: Das kuſt' anderſch Bruſt wie Gebatbichla leima und a Mahlkleiſter durcheinander riehr'n.

Heinzel: Und nu erſcht nach d'r Huchzeit, das werd erſcht recht Bruſt kuſta. A Madel, wie Rusla, beoaſprucht woas. Gelächter.

Streckmann, ebenfalls loslachend: O jee!! Jich hätte beinahe woas geſoat. — Er tritt wieder in die Reihe. — Jich war' Euch amal a Ratſel uffgab'n! — Sool ich? — Stille Woaſſer ſein tief! — 's iis dieſe: Ma' ſool iberhaupt ni erſcht Blutt lecka! A werd doch bloß immer ſchlimmer, d'r Durſcht.

Die alte Goliſchen: Woas denn? Wo haſt Du denn Blutt geleckt?

Bernd: Er meent wahrſcheinlich 's Branntweintrinken.

Streckmann: Jch geh' meiner Wege! — Hadje! — Jch biin gutt! — Hadjee, Vater Bernd! Hadjee Auguſt! Hadjee, Rusla! Zu Auguſt: Was iis denn? — Auguſt, ſpiel' Dich ni uff! — 's iis gutt! Jch ſoa's ju! Jhr ſaht mich ni wieder! — Aber Du . . . Du huſt Grund, mir dankbar zu ſein. Du huſt immer a hintertick'ſch Weſen gehabt! — Jch hoa Dir die Sache doch bewilligt! — Jch hoa's bewilligt, und da ging's glatt. Streckmann ab.

Roſe, heftig und energiſch: Luß a red'n, Auguſt, kimmer' dich ni.

Kleinert: Flamm kummt! — Er ſieht nach der Uhr. 's is ieber an' halbe Stunde! — Man hört den Pfiff der Lokomobile.

Hahn, im allgemeinen Aufbruch: Vorwärts, Preißen! 's Elend pfeift!

Die Arbeiter mit ihren Senſen und die Mägde eilig ab. Gegenwärtig ſind nur noch Roſe, der alte Bernd und Auguſt.

Bernd: Sodom und Gomorra dahier! — Was hat bloß d'r Streckmann fier a Geſchwatze! Sag' amal, Roſe, verſtehſt Du das?

Roſe: Nee! Denn ich hab an 'was Beſſeres zu denk'n! Gibt Auguſt ein Kopfſtück. Gelt, Auguſt? Mir han fer den Unſinn nich Zeit! Mir miſſ'n uns federn in da ſechs Wuch'n! — Sie räumt die Veſperüberreſte in den Korb.

Auguſt: Komm ock hernach a wing rieber zu uns.

Roſe: Ich muß waſchen, biegeln und Knopplecher mach'n. Wenn's eemal und is nu bald aſo weit.

Bernd: Mir kumma nach ſieb'n zum Abendeſſ'n. Bernd ab.

Auguſt, bevor er geht, ernſt: Biſt Du mir gutt, Rosla?

Roſe: Ich bin D'r gutt! Auguſt ab.

Roſe iſt allein. Man hört das Brummen der Dreſchmaſchine und Gewittermurren am Horizont. Nachdem Roſe Brot, Butter, Veſperkannen und Taſſen in den Korb zurückgelegt hat, richtet ſie ſich, den Korb am Arm, auf und ſcheint in der Ferne etwas zu gewahren, was ſie anzieht und bannt. Mit plötzlichem Entſchluß rafft ſie das ihr entglittene Kopftuch auf und eilt davon. Bevor ſie jedoch dem Geſichtskreiſe entſchwunden iſt, erſcheint Flamm, das Gewehr auf der Schulter, und ruft ſie an.

Flamm: Roſe! Stillgeſtanden! Donnerwetter nochmal! — Roſe ſteht, das Geſicht abgekehrt. Du ſollſt mir amal zu trinken geben — bin ich etwa nich 'n Trunk Waſſer wert?

Roſe: Da hat's ja Waſſer.

Flamm: Ich bin nich blind! Ich will aber nich wie de Kälber ſaufen. — Haſt Du nich Taſſen im Korbe, was? Roſe ſchiebt den Deckel beiſeite. Na alſo! Sogar einen Bunzeltopp! Aus Bunzlauer Teppen trinkt ſich's am beſt'n. Sie reicht ihm den Kaffeetopf, wiederum mit abgekehrtem Geſicht. — Sei ſo gutt! — Etwas mehr Höflichkeit! — Du wirſt Dich woll nochmal bequemen miſſ'n! — Roſe geht zum Brunnen, ſpült den Topf aus, füllt ihn mit Waſſer, ſtellt ihn neben den Brunnen, begibt ſich zu ihrem Korbe, nimmt ihn auf und wartet, mit dem Rücken gegen Flamm. Nee, Roſe, ſo geht das noch immer nich! — So läßt ſich vielleicht 'n Pennbruder abfind'n: mit Pennbrüdern weiß ich nich ſo Beſcheid! Einſtweilen bin ich noch immer der Flamm-Schulze! — Krieg ich 'n Trunk oder krieg ich 'n nich? — Nanu eins! Nanu zwei! Nanu drei und — Schluß! — Jetzt bitte mit Anſtand! Nich weiter gefackelt! — Roſe iſt nun wieder an den Quell getreten, hat den Krug aufgenommen und hält ihn Flamm hin; wieder mit abgekehrtem Geſicht. So! Heeher! — Heeher! — Geht immer noch nich.

Roſe: Nee, Sie miſſen's doch halten.

Flamm: Wer ſoll denn ſo trinken?

Roſe, wider Willen erheitert, muß den Kopf herumwenden: Nee ...

Flamm: So is ſchon beſſer! — So is gutt! — Gleichſam abſichtslos und nur um den Krug zu halten, legt er ſeine Hände auf Roſes Hände und läßt ſich, den Mund am Krug, immer tiefer herab, bis er ſich auf ein Knie ſtützen muß. So! — Dank' ſcheen, Roſe! — Nu kannſte mich loslaſſ'n.

Roſe macht gelinde Verſuche, ſich zu löſen: Ach nee! Laſſ'n Sie mich ock los, Herr Flamm.

Flamm: So? — Meenſte! — Du meenſt alſo, ich ſollte Dich loslaſſen? Jetzt, wo ich Dich endlich jetz hab amal?! Nee, Mädel, ſo leichte geht das nich! — Es geht ni! — Verlang' das nich erſt von mir! — Mach' erſcht keene Verſuche! Du kannſt mir nich auswiſchen! — Erſchtlich ſieh mich amal wieder richtig an! — Ich bin noch derſelbe! — Auge in Auge! — Ich weeß! Ich weeß ieber alles Beſcheid! — ieber alles! — Ich hab' mit Rendant Steckel geſprochen, wo Ihr Euch ja nu geeinigt habt. Gott ſei Dank bin ja ich nich mehr Kuppelbeamter! An der Fuchsfalle ſteht jetz 'n andrer Mann. Ich weeß ooch, wenn das Begräbnis is ... Donnerwetter! die Hochzeit wollt ich ja ſagen! Und außerdem hab ich mit mir ſelber gered't. Roſe, 's is 'ne ſehr harte Nuß! Hoffentlich wird man ſich nich die Zähne dran ausbeißen.

Roſe: Ich darf aſo ni mit Ihn' hier ſtehn, Herr Flamm.

Flamm: Du mußt. Ob Du darfſt, is mir vollkommen gleichgiltig! Ganz ungeheuer Wurſcht is mir das! — Wenn das wirklich beſtimmt is in Gottes Rat, verlangt 'n Soldat den geheerigen Abſchied: ſo kalt vor die Tier ſetzen läßt man ſich nich. — Roſe, hab ich Dir irgend 'was abzubitt'n?

Roſe, heftig den Kopf ſchüttelnd, weich: Sie hab'n mir niſcht abzubitt'n, Herr Flamm.

Flamm: Nich? — Is das ehrlich? — Roſe nickt heftig bejahend. Das freut mich wenigſtens! So hab ich mir das auch immer gedacht! Man kann da doch an 'was Ganzes zurickdenk'n! — Ach, Roſe, das war eine ſcheene Zeit! ...

Roſe: Und Sie miſſ'n zurückgehn zu Ihrer Frau ...

Flamm: Wenn ſo 'was bloß nich ſo vorieberflitzte! Eine ſcheene Zeit! Was hat man davon?

Roſe: Sie ſoll'n gutt ſein zu Ihrer Frau, Herr Flamm! — Ihre Frau is a Engel, die hat mich gerettet.

Flamm: Komm! Wir woll'n 'mal unter den Birnbaum gehn! — Scheen! — Was denn? Ich bin immer gutt zu der Frau. Wir ſtehen auf dem beſten Fuß miteinander. — Komm, Roſe! Erzähl' mir das 'mal genau. Alſo: wie is das? — Gerettet? Was? — Vor 'was hat ſie Dich denn gerettet, Roſe? Natierlich doch intereſſiert mich das. Was war damals eigentlich los mit Dir? Mutter macht allerlei Anſpielungen: draus klug geworden bin ich noch nich.

Roſe: Herr Chriſtoph! ... Herr Flamm! Ich kann mich nich hinſetz'n! — Das ſchad't ja doch niſcht! ... Das fiehrt ja zu niſcht: 's is nu alles vorbei — gutt! — 's is alles erledigt. Ich weeß: Gott wird mir de Sinde verzeih'n. A wird's och an' unſchuldig'n Kind'l ni anrechnen. Dazu is a ja viel zu barmherzig dazu.

Flamm, mit Bezug auf das lauter vernehmliche Summen der Dreſchmaſchine: Das verfluchte Geſumme in einem fort! — Was? — Roſe, Du ſollſt Dich 'n Augenblick hinſetz'n! Ich tu' Dir nichts! Ich berihre Dich nicht! Ehrenwert, Roſe! Du ſollſt Dich 'mal ausſprech'n! — Hab' doch 'n bißchen Vertrauen zu mir!

Roſe: Nu ja . . . 's is ebens . . . ich weeß weiter niſcht! — Wenn ich amal erſcht verheiratet bin, da kenn' Se amal die Frau Leutnant frag'n, vielleicht tutt ſe Ihn' ſagen, was jetz mit mir is. Ich hab Auguſten o noch niſcht geſagt! — Ich weeß, a is gutt! Deshalb is mir ni bange! Weil a weechherzig is und o chriſtlich is. Und nu hadje, Chriſtoph! Hadje, lebt geſund! — Ma' hat a Lebenlang vor ſich jetz, da kann eens recht treu ſein, ſich kaſtein, recht arbeit'n, Schuld bezahl'n und abverdien'.

Flamm hält Roſens Hand feſt: Roſe, bleib noch 'n Augenblick! Meinetwegen bin ich ja einverſtand'n! — Zu Deiner Hochzeit komm ich weeß Gott nich! — Aber wenn ich auch nich zur Hochzeit komme, ſo ſeh ich doch ein, daß Du recht haſt jetz. — Mädel, ich hab' Dich ſo gerne gehabt . . . ſo ehrlich . . . ich kann Dir's nicht ſagen, wie gerne! . . . Weiß der Teufel, ſeit . . . ſeit ich denken kann. — Schon dazumal haſt Du mir's angetan, wie Du als Kind ſchon immer ſo ehrlich warſt . . . ſo offen in tauſend kleinen Sachen . . . wenn man Dich fragte . . . ſo treuherzig 'raus! . . . Niemals irgendwie Schwindeleien und

Finten, und wenn flugs 'n Spiegel in Scherben ging. Ich hab' ja Weiber genug gekannt in Tharandt und hernach auch in Eberswalde auf der Akademie und beim Militär, wo ich faſt meiſtens 'n blödſinniges Glick hatte, und doch weiß ich von Glick erſt jetzt 'was durch Dich.

Roſe: Ach, Chriſtel, ich hab' Sie auch gerne gehabt.

Flamm: Du warſt ja von klein auf verliebt in mich! Du haſt mich ja ſchon manchmal angefunkelt ... Wirſt Du noch manchmal denken dran? An den alten, verdrehten Sinder Flamm?

Roſe: Das wer' ich! Ich hab' ja a Unterpfand.

Flamm: Ach ſo: das Ringelchen mit dem Steine. Wirſt Du denn manchmal zu uns kommen?

Roſe: Das geht nich. Das ſchneid't een' zu ſehr ins Herze. Das wär' bloß gedoppelte Marter und Leed! 's muß aus ſein! Ich vergrab' mich ei's Haus! Ich will fer zwee rackern und arbeiten! 's fängt amal a neues Leben an, und da darf man uffs alte ooch ni mehr zurickblicken. Uff Erden is halt bloß Jammer und Not, und mir miſſ'n halt uff a Himmel wart'n.

Flamm: Soll das nun der letzte Abſchied ſein, Roſe?

Roſe: Vater und Auguſt verwundern ſich ſchonn!

Flamm: Und wenn ſich die Fiſche im Waſſer verwundern und die Rohrdommeln auf 'm Kopfe ſtehn, deshalb wer' ich jetzt keine Sekunde wegſchmeißen. — Es ſoll alſo ganz und gar alle ſein? — Auch Mutter willſt Du nich mehr beſuchen?

Roſe, kopfſchüttelnd: Ich kann ihr nich mehr ins Geſichte ſehn! — Vielleicht o ſpäter amal! Nach zehn Jahren amal! — Vielleicht hat man's dann doch noch amal ieberwunden. Hadje, Herr Chriſtoph! Hadje, Herr Flamm!

Flamm: Schön! — Mädel, ich ſag' Dir, wenn Mutter nich wär' ... noch jetz ... ich wirde erſcht gar nich fackeln ... da machte ich ſehr kurzen Prozeß mit Dir.

Roſe: Ja, wenn eck das Wörtel „wenn" nich wär'! — Ohne Auguſt und Vater, wer weeß, was ich machte! Am liebſten fleeg ich ei alle Welt.

Flamm: Ich mit, Roſe! — Alſo! — So wär alſo das! — Und da kannſte mer halt noch amal Deine Hand geben ... Er drückt ihre Hand, ſie blicken einander heiß zum Abſchied in die Augen. 's is ſo: was ſein muß, muß eemal ſein! — Und da woll'n mir halt jetzt auseinander gehn! — Er wendet ſich entſchloſſen und geht mit feſten Schritten, ohne ſich umzublicken.

Roſe, ihm nachblickend, ſich überwindend, mit äußerſter Willenskraft: Was ſein muß, muß ſein! — Und nu is gutt! — Sie tut den Krug wieder in den Korb und iſt im Begriff, nach der anderen Richtung davonzugehen. **Streckmann** erſcheint.

Streckmann, blaß, verzerrt, kriechend, ſcheu: Roſe! — Bernd Rusla! — Heerſchte nich? — Das war doch wieder der niſchnitzige Flamm-Schulze?! — Wo der mir amal ei de Finger kommt ... dem tu ich de Rippa eim Leibe zerbrecha! — Was hat's denn? Was wollt a denn wieder von Dir? Das ſag ich Dir aber: das geht nich aſo, ich leid's ni! Eener is aſo gutt wie d'r andere! Ich luß mir da ooch ni a Laufpaß geb'n.

Roſe: Was ſag'n Sie? Wer ſein Sie denn ieberhaupt?

Streckmann: Wer ich bin? Verflucht ja: das werſcht Du ſchonn wiſſ'n.

Roſe: Wer ſein Sie? Wo hätt ich Ihn' denn ſchonn geſehn?

Streckmann: Du? Miich? Wo Du mich geſahn hätt'ſt, Madel? — Fer an'n Aff'n ſuch' Du D'r an'n andern aus.

Roſe: Was woll'n Sie? Wer ſein Sie? Was wull'n Sie von mir?

Streckmann: An'n Dreck wiil ich! Niſchte! Huſte verſtand'n! In Gottes Nam'n ... prill' ni aſo! —

Roſe: Ich ruffe die ganze Welt zuſammen, wenn Sie mer jetz ni von a Ferſ'n giehn.

Streckmann: Denk an a Kerſchbaum! Denk Du ans Kruzifix ...

Roſe: Wer ſein Sie? Liege! Was woll'n Sie vo mir? Entweder Sie ſehn, doaß Sie weiterkumma ... ich ſchrei', was ich kann, um Hilfe dahier.

Streckmann: Madel, Du haſt a Verſtand verloren!

Roſe: Da brauch ich a wengſten nimmeh zu ſchleppa! Wer ſein Sie? Liege! Sie hoa' niſcht geſahn! Ich ſchrei'! Ich prill', was d'r Odem hält, wenn Sie ihe ni uff d'r Stelle lang machen.

Streckmann, erſchrocken: Rusla, ich geh! Bis ſtille, 's is gutt.

Roſe: Aber glei'! Glei' uff d'r Stelle! Verſtanda?

Streckmann: Glei', glei'! Meinswegen! Warum ooch ni! Er macht eine ſaxenhafte Bewegung, als ob er ſich vor einem Regenſchauer flüchtete.

Roſe, mit wahnſinnigem Jngrimm: Da leeſt a! Aſo a nichtswerdiger Schuſt! Wenn ma' da Kerl von hinga ſitt, da hat ma' noch immer de beſte Seite, und doch muß ma' ſich vor dam Kerle verſiehr'n! — Pfui, ſag ich! Auswendig is a geſchniegelt, inwendig is a von Mad'n zerfreſſ'n: d'r Ekel kommt een' zum Halſe 'raus.

Streckmann wendet ſich, bleich, unheimlich: Ach —! — 's is woll ni meeglich!? — Was Du ni ſagſt! — Das iis kee' ſehr appetitliches Freſſ'n! Weshalb warſcht d'n Du da aſu hitzig druf?

Roſe: Jich? Hitzig uff Dich?

Streckmann: Du huſt's wull vergeſſ'n?

Roſe: Schuſt!

Streckmann: Jch biin au eener.

Roſe: Schubiak! Schuſt! Was huſt Du jetzt noch um mich 'rumzuſchnuppern? Wer biſt Du? Wer ſein Sie? Was hätt ich gemacht? — Du huſt Dich an meine Ferſen gehängt! Du huſt mich gehetzt ... ei de Heechſen gebiſſa ... Schuſt! ... Schlimmer als wie a Fleeſcherhund!

Streckmann: Du biſt mir nachgelauf'n dahie!

Roſe: Was ...?

Streckmann: Biſt in meine Wohnung gekomm'n und haſt mir de Helle heeß gemacht.

Roſe: Und Du ...

Streckmann: Nu was denn?

Roſe: Und Du? Und Du?

Streckmann: A Koſtverächter biin ich halt ni.

Roſe: Streckmann! Du mußt amal ſterben dahier! Hierſcht' es! Denk an Dei' letztes Stindla! Du mußt amal o vor am Richter ſtehn! Ich biin zu Dir gelaufa in Himmelsangſt! Ich hoa Dich ums Himmelswilla gebattelt ... Du ſullſt m'r mit Auguſt'n a Weg frei gahn. Ich biin uff a Knien gekruchen vor Dir — und Du ſagſt itz, ich wär' Dir nachgelaufa? — Aſu is: Du huſt a Verbrecha geton!! Du huſt an mir a Verbrecha beganga!! Das is mehr als an' Niederträchtigkeet! Getuppelt, gedreifacht a Verbrecha! D'r Herrgott wird Dich beſtrofa d'rfier.

Streckmann: Nu hiert ock! Da laſſen mir'ſch ebens druf akumma.

Roſe: Das ſagſt Du? Das willſt Du druff akumma loon? Teifel!! Do ſpuck ich Dir ins Geſichte.

Streckmann: Denk an a Kerſchbaum! Denk ock ans Kruzifix!

Roſe: Du huſt mir geſchworen, Du wulld'ſt ni davon red'n! Du huſt mir heilige Eide geſchworen! Du huſt Deine Hand uffs Kreuze gelegt und huſt mir an' Eid uffs Kreuze geleiſtet, und itze fängſt die Hetzjagd von friſchen an! Was willſt Du?

Streckmann: Ich bin aſo gutt wie Flamm. Und Du ſollſt Dich mit dem ebens o ni mehr einlaſſ'n.

Roſe: Ich ſpring ei ſei Bette, Karnallje Du! Das tät' Dich ooch noch nich keen'n Pfifferling angehn.

Streckmann: Das werd ſich ja 'rausſtell'n, wie das kommt.

Roſe: Was? Du huſt mir Gewalt agetan! Du haſt mich verwerrt! Huſt mich niedergebrocha! Wie a Raubvogel biſt Du geſtußa uff mich! Ich wiß! Ich wullde zum Tierla 'rauskumma! Du huſt mir Jacke und Rock zerzauſt! Ich hoa geblutt! Ich wullde no 'rauskumma! Do hatt'ſt Du a Riegel virgelegt! Das iis a Verbrecha! Ich bring's zur Oanzeige ....

Bernd und **Auguſt** treten hintereinander auf. Nach ihnen **Kleinert** und **Goliſch** und die anderen **Arbeiter.**

Bernd, dicht vor Streckmann: Was iis hier? Was haſt Du mein' Mädel getan?

Auguſt zieht Bernd zurück, er drängt ſich vor: Ich, Vater! — A fragt, was Du Roslan getan haſt?

Streckmann: Niſchte!

Bernd, ſich wieder vordrängend: Was haſt Du dem Mädel getan?

Streckmann: Niſchte!

Auguſt, ſich vordrängend: Itz ſagſt Du, was Du er getan haſt!

Streckmann: Niſchte! An'n Teifel hab ich er getan!

Auguſt: Entweder Du ſagſt itze, was Du er getan huſt — oder ...

Streckmann: Oder? Na, was denn, hå, „oder" dohie? — Hände weg ... Hand von d'r Gurgel.

Kleinert verſucht zu trennen: Halt!

Streckmann: Hand von d'r Gurgel.

Bernd: Jetze muß' Du drea gleeba. Entweder ...

Auguſt: Was haſt Du dem Mädel getan?!

Streckmann, in plötzlicher Angſt, an den Birnbaum ſich retirierend, ſchreit: Hilfe!

Auguſt: Was haſt Du dem Madel getan? Antwort! Antwort! Jich will das wiſſ'n. Er hat ſich losgemacht und ſtellt Streckmann.

Streckmann holt aus, ſchlägt ihm mit der Fauſt ins Geſicht: Das is meine Antwort! — Das hab iich getan!

Kleinert: Streckma —

Die alte Goliſchen: Halt Auguſtn uff! A fällt.

Großmagd fängt den taumelnden Auguſt auf: Auguſt!

Bernd, ohne auf Auguſt zu achten, zu Streckmann: Du werſcht Rechenſchaft geb'n! Jetze muß Dir das heemkumma!

Streckmann: Die Schweinerei! Wegen dem Frovolke da, die mit all'r Welt a Geſtecke hat ... Er geht ab.

Bernd: Was war das vor a Wort?

Kleinert, der mit Goliſch und der Großmagd, Hahn und der alten Goliſchen zuſammen den faſt beſinnungsloſen Auguſt aufrecht erhält: 's Auge is 'raus!

Die alte Goliſchen: Vater Bernd! Auguſten is ni ſehr gutt gegangen.

Kleinert: Der Menſch hat an' beeſe Brautſchaft dahier.

Bernd: Was? Wie denn? Du lieber Heiland eim Himmel! Bei ihm: Auguſt?!

Auguſt: Mir tut's linke Auge aſo weh.

Bernd: Roſe, bring Waſſer!

Die alte Goliſchen: Doas iis a Unglicke.

Bernd: Roſe, bring Waſſer, heerſchte denn nich?

Goliſch: Doas werd wull a Jährla Gefängnis kuſt'n.

Roſe, gleichſam jetzt erſt aufwachend: A ſoat ... A ſoat ... Ja, was heeßt denn nu das? ... Ich hoa doch ... an' Puppe gekriegt zu Weihnachta.

Kleinmagd, zu Roſe: Du ſchläfſt woll?

Roſe: ... Ma' koan das niemanda ſoan! ... Nee, Kleenemagd: 's gieht ni! 's läßt ſich ni mach'n! — Ma' ſellde vielleicht ... doch ane Mutter han ...

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt

Das gleiche Zimmer im Hauſe Flamms, wie im zweiten Akt. Ein Sonnabend Nachmittag zu Anfang des Monats September. Am Rollſchreibtiſch ſitzt **Flamm** *über Rechnungen. Nicht weit von der Flurtür ſteht* **Streckmann.**

Flamm: Demnach hätten Sie alſo noch zweihundert und ſechs Mark und dreißig Pfennige zu bekommen.

Streckmann: Jawohl, Herr Flamm.

Flamm: Was war denn an der Maſchine los? Einen Vormittag haben Sie doch feiern müſſen.

Streckmann: Ich hatte Termin auf 'n Landgericht. Die Maſchine is ganz in Ordnung geweſen.

Flamm: War das in der Sache mit ... mit dem Keil?

Streckmann: Ja. Und außerdem hatt' mich doch Bernd verklagt, ich ſoll doch die Tochter beleidigt haben.

Flamm *hat aus einem beſonderen Fach Geld genommen und zählt es auf den großen Tiſch:* Hier ſind alſo zweihundert ... zweihundert ſechs Mark und finfzig ... bekäm ich noch zwanzig Pfennig.

Streckmann *ſtreicht das Geld ein und legt dagegen zwanzig Pfennige auf den Tiſch:* Da ſoll ich 'm Herrn Oberamtmann ſagen: gegen Mitte Dezember wär'ſch wieder ſo weit.

Flamm: Zwei Tage! Sagen wir, Anfang Dezember. Da mecht ich die große Scheuer leer mach'n.

Streckmann: Anfang Dezember. Jawohl, Herr Flamm. — Adje!

Flamm: Adje, Streckmann! — Sagen Sie 'mal: wie wird's denn nu werden mit Ihrer Geſchichte?

Streckmann *bleibt ſtehen, zuckt mit den Achſeln:* Da wird woll ni gar viel werden, Herr Flamm.

Flamm: Wieſo?

Streckmann: Ma' wird halt dran gleeben miſſen.

Flamm: Was 'ne Kleinigkeit manchmal für Folgen hat. — Wie kamt Ihr denn eigentlich ſo an'nander?

Streckmann: Ich bin mer reen gar niſcht mehr bewußt. Ich bin damals ... Ich muß ſein reen kullrig geweſt! ... Aber ich kann mich an gar niſcht nich mehr erinnern.

Flamm: Der Buchbinder gilt doch für äußerſt friedfertig.

Streckmann: Mit mir fängt a immer Händel an! Aber ſunſter wie ausgeleſcht is mer das! — Ich weeß bloß, ſe ſein ieber mich hergefall'n, grade as wie zwee reißnige Welfe! Ich dachte, 's wär' mer ans Leben gehn! — Wenn ich das dahier nich gedacht hätte, da wär' mer de Hand o ni ausgerutſcht.

Flamm: Und das Auge war nich mehr zu retten?

Streckmann: Nein! 's tutt een' leed. Und! ... Nu, es is ni zu ändern! Schuld an dem Unglick bin ich nich!

Flamm: So 'ne Sache is an ſich beeſe genug! Wenn erſt das Gericht eingreift, wird ſe noch ſchlimmer! Hauptſächlich tut mir das Mädel leid.

Streckmann: Mir ſchlottert 's Zeug ock am Leibe 'rum, ſo is mir de Sache zu Herzen gegangen. Was

Schlaf is, Herr Leutnant, das weeß ich ni mehr. Ich hab o im Grunde mit Auguſten niſcht! Mir is ebens ... keen wie nich gegenwärtig! ...

Flamm: Sie ſollten doch 'mal zu Bernd rieber gehn. Wenn Sie die Tochter beleidigt haben und gar nich recht bei ſich geweſen ſind, ſo kennten Sie doch das ganz einfach zuricknehm'.

Streckmann: Das geht mich niſcht an! Das is ſeine Sache! Wenn a freilich wißte, wo'naus das geht, da tät a woll ſeine Klage zuricknehm'! das mißt'n freilich 'n andrer ſagen, daß a dem Mädel kein'n Dienſt tutt damit. Aſo is! Adjes, Herr Leutnant.

Flamm: Adieu! Streckmann ab.

Flamm, für ſich, erregt: Wenn man ſo 'm Kerl an die Gurgel könnte! Frau Flamm wird aus der Jagdkammer von dem Hausmädchen hereingeſchoben.

Frau Flamm: Was brummelſte denn da wieder, Flamm? — Auf ihren Wink entfernt ſich das Mädchen. — Haſte Aerger gehabt?

Flamm: Ja, danke, es geht!

Frau Flamm: War das nich Streckmann?

Flamm: Der ſchöne Streckmann! — Das war der ſchöne Streckmann, jawohl!

Frau Flamm: Wie ſteht's d'n nu eigentlich damit, Flamm? Habt Ihr ni ieber Keil gered't?

Flamm, kritzelnd: Ih, was, ich hab' Rechnereien im Kopf!

Frau Flamm: Steer ich Dich etwa, Chriſtel?

Flamm: Nee! Du mußt Dich bloß etwas ruhig verhalten.

Frau Flamm: Wenn ich ſonſt niſcht nich kann: da bürg ich für mich. *Stillſchweigen.*

Flamm, *aufbrauſend:* Himmelkreuzſchockſchwerebrett nicht nochmal! Manchmal mechte man bloß in die Jagdkammer laufen und ſo 'n lauſigen Kerl einfach niederknall'n! Das wär' bloß 'n Spaß, ſo 'was zu verantwort'n.

Frau Flamm: Nee, Chriſtel, was Du een'n erſchrickſt dahier!

Flamm: Ich kann niſcht dafier! Ich bin ſelber erſchrocken! — — So gemein is der Menſch, Mutter, ſag ich Dir, ſo unter aller Kanallje nichtswirdig ... ich ſage, ſo kann er wenigſtens ſein! ... daß einem Kerl wie mir, der ſeinen Tabak verträgt, ſich manchmal de Därme im Leibe umwenden. In der Sache lernt unſereiner nich aus. Man kann alle vier Fakultäten verſchluckt haben, Hanfſtricke und Kieſelſteine verdauen, aber ſo 'was ... in Niederträchtigkeiten ... kommt man ieber Propädeutik nich 'raus!

Frau Flamm: Was hat Dich d'n wieder ſo aufgebracht?

Flamm, *wieder ſchreibend:* Ich ſpreche nur ſo ganz im allgemeinen.

Frau Flamm: Ich dachte, das hing' mit dem Streckmann zuſamm'! Nämlich, Chriſtel, mich tutt die Geſchichte nich loslaſſ'n! Und wenn Dir'ſch amal mehr gelegen wird ſein, da mecht ich mich wirklich amal mit Dir ausſprechen.

Flamm: Mit mir? Was geht mich denn Streckmann an?

Frau Flamm: Wenn o Streckmann nich grade: der Mann ja nich! Aber doch d'r alte Bernd und o Bernd Roſe. — Sieh amal: was das Mädel betrifft: das is ane bitter ernſte Geſchichte! Und wenn ich ni aſo gefeſſelt wär', da wär ich ſchonn längſt amal bei 'ner geweſen. Blicken laſſen tutt ſe ſich nich.

Flamm: Du? Bei der Roſe? Was wißt Du denn dort?

Frau Flamm: Nu heer' amal zu, Chriſtel. Sieh amal an, es is ja nich ſo bloß de erſchte beſte! Ich muß halt amal doch zum Rechten ſehn.

Flamm: Na ja, Mutter! Tu, was De nich laſſen kannſt! Du wirſt bei dem Mädel bloß ſchwerlich 'was ausrichten.

Frau Flamm: Wie denn, Chriſtel? Wie meenſte denn das?

Flamm: Man ſoll ſich in fremde Sachen nich einmiſchen! Man hat doch bloß Aerger und Undank davon.

Frau Flamm: Wenn ſchonn! An'n Aerger muß ma' vertragen! Und Undank is eemal der Welt Lohn! Und was grade die Bernd Roſe anbetrifft, ich weeß ni, mir is das halt immer geweſen, halb und halb, als wär' ſe mei' Kind. Sieh ock, Chriſtel, ſolange ich denken kann . . . wie Vater noch Oberferſter war, da wuſch ihre Mutter ſchonn bei uns im Hauſe. Hernach uff'm Kirchhof an Kurtels Grab, da ſeh ich das Mädel noch ſtehn wie heute, wenn ich o ſelber mehe tot wie lebendig war. Außer mir und Dir, das kann ich Dir ſagen, is keener wie die ſo untreeſtlich geweſt.

Flamm: Meinswegen! Was haſte denn aber fer Abſichten? Ich kann m'r dabei gar niſcht denken, Kind!

Frau Flamm: Erſcht will ich jetzt erſcht amal neugierig ſein.

Flamm: Wieſo?

Frau Flamm: Wegen niſcht und wieder niſcht! Ich meng' mich ja o ſonſt nich in Deine Sachen. Aber jetzt ... nu mecht ich amal doch Beſcheid wiſſ'n! was hat's denn mit Dir in der letzten Zeit?

Flamm: Mit mir? Ich denke, Du red'ſt von der Bernd Roſe!

Frau Flamm: Jetze red ich ebens amal von Dir.

Flamm: Das kannſt Du Dir aber erſparen, Mutter! Meine Angelegenheiten kümmern Dich nicht.

Frau Flamm: Das ſagſt Du aſo! Das is leichte geſagt! Aber wenn man ſo ſitzt, wie ich ſitzen muß, und ſieht, wie a Menſch immer unruhig is, und weeß, daß a nachts ni ſchlafen tutt, und heert'n in eenem Biegen ſeufzen, und 's is zufälligerweiſe d'r eegne Mann, da macht man ſich halt ebens ſeine Gedanken.

Flamm: Nee, Mutter, Du biſt woll ganz verrickt. Du willſt mich woll ganz und gar lächerlich machen! Seufzen! Da mißt ich ja blödſinnig ſein. Was d'n noch? Ich bin doch keen Schneidergeſelle!

Frau Flamm: Nee, Chriſtel, aſo entwiſcht Du mir nich.

Flamm: Mutter, was bezweckſt Du denn nu damit? Du willſt mich woll öden? Was? Willſt mich woll langweil'n? Aus dem Hauſe rausgraulen? — Oder ſo 'was? — Da kannſt Du's, weiß Gott, gar nich ſchlauer anfangen.

Frau Flamm: Ich bleibe dabei, Du verheimlichſt mir 'was!

Flamm, achſelzuckend: Wenn Du meinſt! — Nu dann wer' ich Dir wohl 'was verheimlichen! — Nimm aber 'mal an, Mutter, daß es ſo is ... Du kennſt mich! In der Hinſicht kennſt Du mich doch! ... Da mag ſich die ganze Welt auf 'n Kopp ſtell'n, da kriegt keiner auch noch nich 'mal ſoviel 'raus! Er ſchnippt mit den Fingern. Aerger hat jeder genug in der Welt! Geſtern hab ich 'n Brauknecht miſſen rausſchmeißen, vorgeſtern hab ich 'n Brenner zum Teufel gejagt. Und ſchließlich, ganz abgeſehen davon, ſo 'n Leben, wie man's hier führen muß, is wirklich ausreichend fade genug, einen anſtändigen Menſchen ſpleenig zu machen.

Frau Flamm: Such' d'r doch Umgang! Fahr in de Stadt!

Flamm: Richtig! Im Roß mit den Röſſern Skat dreſchen oder mit 'n Herrn Landrat auf Stelzen gehn! Gott bewahre, die Scherze habe ich dick! Das kann mich noch nich vor de Haustüre locken! — Hätt' man nich noch das bißchen Jagd und könnte ſich nich ſeine Knarre 'mal umhäng', da ... Seemann mißt' man geworden ſein!

Frau Flamm: Na ſiehſt' es, da haſt' es! Das ſag ich ja! Du biſt ebens ganz von Grund aus verwechſelt! Bis vor zwee, drei Monaten warſte vergniegt, haſt Vegel geſchoſſen und ausgebalgt, haſt botaniſiert und Eier geſammelt und geſungen a lieben langen Tag. 's war ane Freude, Dich anzuſehn, und jetzt biſte uff eemal wie ausgewechſelt.

Flamm: Wenn uns wenigſtens Kurtel geblieben wär'!

Frau Flamm: Wie wär'ſch denn, wenn mir a Kind täten annehmen.

Flamm: Jetzt uff eemal!? Nee, Mutter. Jetzt mag ich nich! Frieher haſt Du Dich nicht kenn' entſchließen; heute is der Moment ooch bei mir verpaßt.

Frau Flamm: 's is leichte geſagt, a Kind ins Haus nehm'! Erſcht kommt 's een' natierlich vor wie a Verrat! Mir kam's wie Verrat am Kurtel vor, bloß ock aus d'r Ferne ſo a Gedanke. Aſu war mir's ... wie ſoll ich denn ſagen, Flamm! Als wenn ma' da Jungen nu gänzlich ausſtieße, aus'm Haus, aus'm Stiebel und Bettel 'raus und ni zuletzt o aus unſen Herzen. — Hauptſächlich aber: wo gleich a Kind hernehmen, wo ma' hoffen kann, daß ma' Freude erlebt? — Aber laß das amal uff ſich beruh'n! Nu well'n w'r amal uff de Roſe zurickgreifen! — Und ob De denn weeßt, Flamm, was mit ihr is!

Flamm: Ja, nu ... Ja, freilich! ... Weshalb denn nich! — Streckmann hat ihren Lebenswandel verdächtigt, und das leid't der alte Bernd eben nich. — 's is freilich 'ne Dummheit, klagbar zu werden. De Koſten trägt immer die Frau zuletzt.

Frau Flamm: Ich hab a paar Briefe an de Roſe geſchrieben und hab' mer das Mädel herbeſtellt. Wahrhaftig in ihrer Lage, Flamm, die kann jetzt wahrhaftig nich aus und nich ein wiſſ'n!

Flamm: Wieſo?

Frau Flamm: Weil Streckmann im Rechte is!

Flamm, *ſtutzig, dumm:* Was, Mutter? Du mußt Dich deutlich ausdrücken.

Frau Flamm: Aber, Chriſtel, nich gleich wieder jähzornig ſein! Ich hab' D'r die Sache bis jetzt verheimlicht, weil ich weeß, wie Du in den Sachen biſt; erinner' Dich ock an die kleene Magd, die De Knall und Fall haſt aus 'n Hauſe geſchmiſſen, und a Täſchner, den De gepriegelt haſt! — Das Mädel hat m'r a Bekenntnis gemacht vor langer Zeit, ſchonn vor ieber acht Wochen, und da is ſe nich bloß mehr de Roſe Bernd, ... ſondern es kommt ooch a zweetes Weſen in Frage ... halt ebens das, was unterwegens is ... Flamm, haſte verſtanden!? ... Verſtehſte mich?

Flamm, *gepreßt:* Nee! Nich ſo ganz, Mutter, offen geſtanden. Ich hab' nehmlich ... hier nehmlich ... heut nehmlich ... jetzt ... mir ſteigt jetzt manchmal das Blut ſo zu Kopfe. Das is wie ſo 'n — ſcheußlich! — Schwindelanfall! — Aber ja ... aber nee ... ich muß doch woll Luft ſchepfen. 's is weiter nichts, Mutter, beunruhige Dich nich.

Frau Flamm, *mit der Brille:* Wo willſt Du denn mit der Patronentaſche hin?

Flamm: Gar nichts. Was mach ich denn mit der Patronentaſche? Er ſchleudert die Patronentaſche fort, die er unwillkürlich in die Hände bekommen hat. Man weiß von nichts! Man erfähret von nichts! Und da wird eenem manchmal ganz blöde zu Mute. Da fühlt man ſich manchmal ganz fremd in der Welt.

Frau Flamm, mißtrauiſch: Nu ſag' amal, Chriſtel, was heeßt denn das?

Flamm: Nichts, Mutter! Gar nichts! Durchaus weiter nichts! Mir is auch ſchon wieder ganz frei im Kopfe! Aber manchmal kommt ſo 'n Gefühl ieber mich, ſo 'ne Angſt, ich weeß nich, mit einem Male, als wenn nirgend 'was Feſtes mehr unter mir wär und man ſollte ſich gleich 's Genick abſtirzen.

Frau Flamm: Du red'ſt ja ſeltſame Sachen dahier. Es wird an die Tür gepocht. Wer pocht denn? — Herein!

Auguſt, noch unſichtbar: Ich bin's bloß, Frau Flamm! Flamm ſchnell in die Jagdkammer.

Frau Flamm: Ach Sie ſein's, Herr Keil. Sie kenn' immer eintreten.

Keil Auguſt wird ganz ſichtbar, er iſt bleicher als früher, auch abgezehrter und trägt eine dunkle Brille. Das linke Auge iſt mit einem ſchwarzen Verband bedeckt.

Auguſt: Ich ſoll um Entſchuldigung bitten, Frau Leutnant! Gut'n Tag, Frau Leutnant!

Frau Flamm: Scheen'n Dank, Herr Keil.

Auguſt: Meine Braut hat Termin uff 'n Landgericht, Frau Leutnant, ſonſt wär' ſe ſelber gekomm'. Vielleicht kommt ſe aber am Abend noch!

Frau Flamm: 's is mer lieb, daß ich Ihn' wenigſtens amal zu ſehn kriege. Wie geht's Ihn' denn iebrigens? Setzen Sie ſich!

Auguſt: Gottes Wege ſein wunderbar! Und wie a een'n heimſucht, darf man nich murren. Im Gegenteil, ma' ſoll ſich freu'n. Und ſehn Se, Frau Flamm, ſo geht mir'ſch beinah jetze. Mir is recht! Um ſo beſſer, je ſchlimmer 's kommt. Um ſo mehr wächſt der Schatz in der Ewigkeit.

Frau Flamm, *ſchwer aufatmend:* Ich winſchte, Se hätten recht, Herr Keil. — Hat Roſe denn meine Briefe gekriegt?

Auguſt: Se hat m'r ſe o zu leſen gegeben. Und ich hab ihr o ganz beſtimmt geſagt: 's ging' nich. Sie mißte jetzt zu Ihn' gehn.

Frau Flamm: Ich muß Ihn' ſagen, 's wundert mich, Keil, daß ſe nach all den letzten Geſchichten noch nich amal zu mir gefunden hat. Daß ma' Anteil nimmt, das weeß ſe ja doch.

Auguſt: Se is ebens reen ſcheu in a letzten Zeit'n. Und Frau Leutnant, wenn ich 'was ſagen derf: Sie ſollten er das nich übel nehm': erſchtlich hatte ſe immer mit mir zu tun, weil ich doch ſehr aner Pflege bedurfte — und ſe hat ſich an'n Gotteslohn um mich verdient! Und dann, ſeit ſe der Menſch aſo gräßlich beſchimpft hat, da wagt ſe ſich kaum aus d'r Stube 'raus.

Frau Flamm: Ich nehm's er o weiter nich iebel, Keil! Wie geht's er denn ſonſt? Was treibt ſe denn ſo?

Auguſt: O jee, nee ... das is ... was ſag ich d'n glei' ... wie ſe heut um a elf uffs Gerichte ſellte — das war Ihn' a richtiger Tanz dahier! Neen war das, Frau Flamm, ... ma' konnte faſt Angſt kriegen, aſo eigentiemlich hat ſe gered't. — Erſcht wellde ſe ieberhaupt nich gehn, dann meente ſe, daß ſe mich wellte mitnehm', uff de letzte war ſe dann fort wie a Licht und ſchrieg mer zu, daß ich nich ſellte nachkomm'. Manchmal hatt' ſe geflennt a ganzen Tag! — Man macht ſich natierlich ſeine Gedanken.

Frau Flamm: Was denn für welche?

Auguſt: So allerhand! — Erſchtlich, daß mich das Unglick betroffen hat! Das hat ſe mir mehrmal ausgeſprochen! Das ſchneid' 'r woll ſehr in de Seele dahier! Und o was a Vater Bernd betrifft und daß a ſich's hat ſo zu Herzen genomm'.

Frau Flamm: Mir ſein ja hier unter uns, Herr Keil. Warum ſoll'n wir denn nich amal deutlich reden: is Ihn' das nie durch a Kopp gegangen ... ich meene mit Streckmann die Geſchichte ... Ihn' oder 'n Vater Bernd vielleicht? Daß daran etwa kennte 'was Wahres ſein.

Auguſt: Ich mach' mir dadrieber keene Gedank'n.

Frau Flamm: Das is recht! Das tadle ich durchaus weiter nich! Ma' kann manchmal wirklich niſcht Beſſeres tun, als wie a Strauß a Kopp in a Sand ſteck'n. Fer an'n Vater aber geheert ſich das nich.

Auguſt: Nu, Frau Flamm, was a alten Bernd anbetrifft, aſo himmelweit is der von ſolchen Gedanken, daß da irgend 'was kennte nich richtig ſein ... aſo felſenfeſt in der Sache dahier: der ließ' ſich d'rſier beede Hände abhacken. A is aſo ſtrenge, das gloobt eener nich. D'r Herr Leutnant Flamm is o bei 'm geweſt und hat 'n woll'n von d'r Klage abbringen ...

Frau Flamm, *erregt*: Wer is bei 'm geweſt?

Auguſt: D'r Herr Leutnant!

Frau Flamm: Mei' Mann?

Auguſt: Jawohl! A hat lange mit 'm gered't. Sehn Se, mir — ich hab' zwar a Auge verloren! — mir liegt niſchte dran, daß der Streckmann beſtraft wird! Mein is das Gerichte, ſpricht ja der Herr! Aber Vater, der is ni verſehnlich zu kriegen, a ſpricht: Verlangt all's, aber das nich von mir.

Frau Flamm: Mei' Mann is beim alten Bernd geweſt?

Auguſt: Ja, wie a die Vorladung hatte bekommen.

Frau Flamm: Was fier 'ne Vorladung war denn das?

Auguſt: Halt o vor a Unterſuchungsrichter.

Frau Flamm, *erregter*: D'r alte Bernd?

Auguſt: D'r Herr Leutnant Flamm.

Frau Flamm: Ja, is denn mei' Mann auch vernommen worden? Was hat denn der mit der Sache zu tun?

Auguſt: A is auch vernommen worden, jawoll.

Frau Flamm, *erſchüttert*: So!? — Das is mir ganz neu! Davon wußt ich nichts! Auch daß Chriſtel beim alten Bernd is geweſen! — Wo bloß meine Odekolonje is! — Nee, Auguſt, da gehn Se ock nach Hauſe jetzt! Ich bin jetzt a biſſel … ich weeß nich, wie! An'n beſonder'n Rat kann ich Ihn' ſo ni mehr geben! Mir is 'was ſehr in de Glieder gefahren. Gehn Se nach Hauſe und tun Se's abwarten. Wenn Se aber das Mädel lieb han dahier, da … ſehn Se uff mich, ich kann a Lied ſing'n! — Wenn eemal a Menſch ſe geartet is: 's is nu a Mann, dem de Weiber nachlaufen, oder 's kann e meinsweg'n a Weibsbild ſein, dem de Männer wie nerr'ſch uff a Hacken liegen — da heeßt's dulden! dulden! Geduldig ſein. — Ich hab' zwelf Jahre lang ſo gelebt. Sie hält die Hand vor die Augen und ſieht durch die Finger. Und wenn ich ieberhaupt noch 'was ſeh'n wollte, da hab ich mußt durch de Finger ſehn.

Auguſt: Ich kann das halt nimmermehr glooben, Frau Flamm!

Frau Flamm: Ja, ob Sie mir das glooben oder nich; dad'rnach wird nich gefragt im Leben. 's geht mer wie Ihn'; ich begreif's ooch faſt ni; mir miſſ'n halt ſehn, wie mir uns damit abfinden. — Ich hab' Roſen a Verſprechen gegeben! Ma' verſpricht manchmal leichte, und halten is ſchwer! Nu all's, was in meinen Kräften ſteht. — Adje! — Ich kann Ihn' ja freilich nich zumuten …. D'r Himmel muß ebens gnädig ſein. Auguſt ergreift bewegt die dargebotene Hand der Frau Flamm und entfernt ſich dann ſchweigend.

Frau Flamm lehnt den Kopf weit im Stuhl zurück, blickt verſonnen gen Himmel und ſeufzt zweimal ſchwer. — Flamm kommt herein, ſehr bleich, wirft Seitenblicke auf Frau Flamm und ſängt an, leiſe zu pfeifen, während er den Bücherſchrank öffnet und angelegentlich etwas zu ſuchen ſcheint.

Frau Flamm: Ja, ja, Du pfeifſt eben auf alles, Flamm! — Und — das hätt ich Dir doch nich zugetraut.

Flamm kehrt ſich um, ſchweigt, ſieht ſie gerade an, hebt beide Hände ein wenig, beide Achſeln ſehr hoch und läßt alles wiederum ſchlaff herunterſinken, während er einfach und ohne Verlegenheit mehr nachdenklich als beſchämt zu Boden blickt.

Frau Flamm: Ihr macht Euch das eben leichte, Ihr Männer. — — Was ſoll d'n nu werden?

Flamm, die Bewegung wie vorher, nur ſchwächer: Das weiß ich nich. — Ich will jetzt amal vollſtändig ruhig bleiben. Ich will 'mal erzählen, wie das kam. — Vielleicht kannſt Du mich da etwas milder beurteilen. Wo nich ... na, dann tu ich mir eben ſehr leid.

Frau Flamm: So an'n Leichtſinn kann ma' nich milde beurteilen.

Flamm: Leichtſinn? Bloß Leichtſinn war das wohl nich! Was is Dir denn aber lieber, Mutter, wenn's a Leichtſinn oder wenn's ernſter is —? —

Frau Flamm: Grade ſo a'm Mädel die Zukunft zerſteren, wo mir hier ... wo ma' alle Verantwortung hat! Wo ma' ſe hat ins Haus gezogen! Wo ſe haben a blindes Vertrauen gehabt! — O, nee, 's is zum ei de Erde ſink'n! Als hätt' man's reen heimlich druff angelegt.

Flamm: Biſt Du fertig, Mutter?

Frau Flamm: Noch lange nich!

Flamm: Nu, da kann ich ja noch a biſſel wart'n!

Frau Flamm: Chriſtel, was hab ich Dir damals geſagt, da Du 'rausgerickt kamſt und Du woll'ſt mich heiraten?

Flamm: Was?

Frau Flamm: Ich bin viel zu alt fer Dich. A Weib kann ſechzehn Jahr jinger ſein, aber ni drei oder vier Jahre älter. Hätt'ſt Du mir ock gefolgt dahier.

Flamm: Sind das nich recht mießige Sachen, jetz, von ſolchen alten Geſchichten zu reden? Haben wir jetz gar nichts Wichtigeres zu tun? — Ich kann mir nich helfen, mir ſcheint's ſo, Mutter. — Davon, was mit Roſe eigentlich is, hab ich bis heut keine Ahnung gehabt. Sonſt hätt ich natierlich doch anders gehandelt. Nu heißt's ſehn, ob 'was nachzuholen is. Und eben aus dieſem Grunde, Mutter, wollt ich Dich bitten, nich kleinlich zu ſein, und wollte zunächſt den Verſuch 'mal machen, ob Du für den Fall wohl 'n Verſtändnis kriegſt. Solange ... bis zu dem Augenblick, wo es hieß, der Veitstänzer ſoll Roſe heiraten, iſt alles in allen Ehren geweſt. Wie das aber feſt ſtand, hernach war's aus. — Kann ſein, meine Begriffe verwirren ſich. Ich hatte das Mädel aufwachſen ſehn ... es hing 'was von der Liebe zu Kurtel dran. Erſtlich wollt ich ſie nur von dem Unglück zurickhalten, und ſchließlich, ganz plötzlich 'mal, wie das ſo is ... das hat ja ſchon Plato ſo richtig geſchrieben — von den zwei Roſſen, im Phaidros ſteht's: da ging eben der ſchlechte Gaul mit mir durch, und da ſind eben alle Dämme gebrochen.

Längeres Stillſchweigen.

Frau Flamm: Du haſt ja recht ſcheene Geſchichten erzählt — und ſogar mit gelehrten Sachen durchflochten — danach tut Ihr dann immer im Rechte ſein! A armes Weib mag dann ſehn, wo ſe hinkommt! — Wo möglich haſt Du ſe bloß glicklich gemacht und haſt Dich dabei ſelber noch uffgeopfert . . . Fer ſo 'was gibt's keene Entſchuldigung.

Flamm: Gut, Mutter, alſo vertagen wir das! Erinner' Dich aber, wie Kurtel ſtarb, da konnt ich das Mädel nich ſehn mehr im Hauſe. Wer hat ſe gehalten und hergelockt? —

Frau Flamm: Weil's ebens ni ſollte zu tot um uns werden! Um meinetwillen braucht ich ſe nich.

Flamm: Und ich hab' niſcht geſagt um Deinetwillen.

Frau Flamm: Schade für jede Träne dahier, die eens etwa ſollte um Euch vergiſſen! Deine Reden kannſt D'r erſparen, Flamm.

Das Hausmädchen bringt den Kaffee herein.

Das Hausmädchen: De Bernd Roſe is in d'r Kiche draußen.

Frau Flamm: Komm, Mädel! Schieb mich! Faſſ' amal an! — Zu Flamm: Du kannſt mich ja helfen beiſeite dricken. Irgendwo wird woll fer mich ane Kammer noch ſein! Ich bin ni im Wege! Hernach kannſt ſe ja 'reinrufen.

Flamm, zum Hausmädchen, ſtreng: Das Mädel ſoll wart'n 'n Augenblick. Das Hausmädchen ab. — Mutter, Du mußt mit ihr reden a Wort! Ich kann nich! Mir ſind de Hände gebunden.

Frau Flamm: Was ſoll ich d'n mit 'r reden, Flamm?

Flamm: Mutter, Du weißt das beſſer wie ich! Du weißt das ſelbſt ... Du haſt ſelber geſagt ... bloß jetzt nich erbärmlich um's Himmelswill'n! ... So darf ſie nich von der Schwelle gehn.

Frau Flamm: Ich kann ihr die Schuhe nich putzen, Flamm!

Flamm: Das ſollſt Du auch nich! Davon is nich die Rede! aber Du haſt ſe herbeſtellt. — Du kannſt Dich ſo nich verändern plötzlich, daß Du alles Erbarmen und Mitleid vergißt. Was haſt Du vorher zu mir geſagt? — So is das Mädel zugrunde gerichtet! Und wenn das Mädel zugrunde geht ... fer ſo 'ne Kanallje hältſt Du mich nich, daß ich dann noch mechte mei' Leben friſten. Entweder oder, vergiß das nich.

Frau Flamm: Na, Chriſtel ... wert ſeid Ihr das freilich ni, jedennoch im Grunde: was will ma' machen!? — 's Herz blutt een'! 's is unſere eegene Schuld. Warum tutt ma' ſich immer wieder 'was weismachen, wo ma' alt genug is und verſtändig is, und ſitt a Wald vor a Bäumen nich. Ock darieber, Chriſtel, täuſch' Dich ni ... 's is gutt! Meinswegen! Ich rede mit ihr! Ni um Deinetwillen, ſondern weil's richtig is! Aber bild' D'r nich ein, ich kennte jetz ganz machen, was Du verbrochen und was Du zerbrochen haſt. — Ihr Männer ſeid wie de Kinder dahier ...

Das Hausmädchen kommt wieder.

Das Hausmädchen: Sie will ni mehr wart'n!

Frau Flamm: Schick' ſe 'rein! — *Das Hausmädchen ab.*

Flamm: Verſtändig, Mutter, auf Ehrenwort ...

Frau Flamm: Du brauchſt's ni geben! Da brauchſt's ni brechen. *Flamm ab. Frau Flamm ſeufzt, nimmt die Häkelei auf.*

Darnach tritt Bernd Roſe ein.

Roſe, *im Sonntagsſtaat, aufgedonnert, von verfallenen Geſichtszügen, im Auge einen krankhaften Glanz:* Gut'n Tag, Madam.

Frau Flamm: Setz' Dich! Gut'n Tag. Nu, Roſe, ich hab' Dich hergebeten ... Was wir damals mit'nander geſprochen haben, das wird Dir woll noch in Erinnerung ſein. Inzwiſchen hat ſich ja manches geändert! ... In vieler Beziehung jedenfalls! ... Nu, da wollt ich erſcht recht mit Dir amal ſprechen. Du ſagt'ſt zwar damals, ich kennt' D'r nich helfen: Du wollt'ſt alles alleene durchfechten dahier! Heute is m'r ja o manches klar geworden. Damals Dei' ſonderbares Verhalten und daß De von mir keene Hilfe wollt'ſt haben. — Wie De aber ſelber willſt durchkommen, das ſeh ich noch nich. Komm, trink ane Taſſe Kaffee mit. *Roſe nimmt in der Nähe des Kaffeetiſches auf einer Stuhlecke Platz.* Auguſt war eben hier bei mir. Wenn ich wie Du geweſen wär', Mädel, ich hätt's längſt gewagt und 'm de Wahrheit geſagt. *Ihr ſcharf in die Augen ſehend:* Jetzt darf ich D'r dazu nich amal mehr raten. Hab ich nicht recht?

Roſe: Ach, warum denn, Madam?

Frau Flamm: 's is ja wahr, je älter a Menſch eemal wird, um ſo weniger kann a de Menſchheet begreifen! A jedes is uff de Welt gekomm' uff de nämliche Art und Weiſe dahier, aber davon darf ni die Rede ſein. — Wodurch ſe doch alle leben dahier, vom Kaiſer und Erzbiſchof angefangen, bis 'runter zum Pferdejungen dahier, das kenn' ſe gar nich genug gemein machen. Und wo ock a Storch ieber a Schornſtein fliegt, da is de Verwirrung rieſengroß. Da reißen ſe aus nach allen Richtungen. Aſo a Gaſt kommt niemals zu Paß.

Roſe: Ach, Madam, das wär' längſt ins Reene gebracht, wenn ſo a Verbrecher und Schurke dahier … aſo a Liegner wie Streckmann is …

Frau Flamm: Nee, Mädel, da begreif ich Dich nich. Wie kannſt Du bloß ſagen, der Mann tut liegen? Ma' ſieht Dir'ſch doch faſt ſchonn von außen an.

Roſe: A liegt! A liegt! Ich weeß eben ni anderſch.

Frau Flamm: In welcher Art liegt er denn aber da?

Roſe: Ei jeder Art und ei jeder Richtung.

Frau Flamm: Du ſcheinſt mir nich ganz bei d'r Sache zu ſein! Wen haſte denn vor Dir? Beſinn Dich a wing! — Erſchtlich haſt Du mir all's ja hinlänglich geſtand'n, und außerdem weeß ich jetzt mehr als das, auch das, was Du mir verſchwiegen haſt.

Roſe, fröſtelnd, zitternd, verſtockt: Und wenn Se mich totſchlagen, ich weeß weiter niſcht.

Frau Flamm: So?! — Ach! — Das ſein Deine Springe jetzt!? Nach der Richtung hätt ich Dich anderſch beurteilt. Das kommt mir doch unerwartet dahier! — Hoffentlich, wenn De vernommen worden biſt, haſte da a wing weniger konfuſe geſprochen.

Roſe: Da hab ich o ock das gleiche geſagt.

Frau Flamm: Mädel, komm zu Verſtande dahier! Du red'ſt ja hier hellen Unſinn zuſammen; aſo ſchwindelt man doch vorm Richter nich! Heer' amal zu, was ich ſagen tu'! Trink an'n Schluck Kaffee, Du brauchſt ne erſchrecken! 's verfolgt Dich ja keener, und ich freß Dich o nich! — Du haſt zwar an mir ni zum beſten gehandelt, das kann keener weiter behaupt'n dahier! Hättſte mir wingſten damals de Wahrheet geſagt, vielleicht hätt' ma' da leichter an'n Ausweg g'fund'n; was jetzt ane ſchwere Sache is. Jedennoch mer woll'n nich mießig ſein und woll'n o heut noch ane Rettung verſuchen! Irgendwo kann's vielleicht noch meeglich ſein. Nu alſo ... hauptſächlich ... ſoviel is gewiß ... und da kannſt De Dich o dadruff ganz feſt verlaſſen ... keene Not ſollt Ihr niemals nich leiden dahier! — Doch wenn Vater ſollte de Hand von Dir abziehen und Auguſt vielleicht ſeiner Wege gehn! Fer Dich und o fer Dei' Kind wird geſorgt ſein.

Roſe: Ich weeß halt ni — was Sie meenen, Madam.

Frau Flamm: Na, Mädel, da ſag ich Dir'ſch uff a Kopp druff: wenn Du das ni weeßt und vergeſſen haſt, da haſt Du ganz einfach a beeſes Gewiſſen! Da haſt Du noch andre Sachen gebahnt! Und wenn Du noch a Geheimnis haſt, da hängt das mit niſcht wie mit dem Streckmann zuſammen; da is das der Kerl, der Dich unglicklich macht.

Roſe, heftig: Nee, wie kenn' Sie aſo 'was denn denken, Madam! Das ſagen Sie . . . nee, ach, um Gotteswill'n . . . wie hab ich ock das um Ihn' verdient! . . . Wenn das bloß mei' Kurtel . . . mei' liebes Kind . . . Sie ringt die Hände hyſteriſch vor dem Bilde des Knaben.

Frau Flamm: Roſe, ock das nich, das bitt ich Dich! Kann ſein, daß Du o 'was um mich verdient haſt! Dadrieber ſtreiten wir aber jetzt nich. Du biſt ja aſo verändert dahier . . . das is ja ſchonn gar nich mehr zu begreifen, wie Du Dich aſo ſehr verändert haſt.

Roſe: Warum hat mich mei' Mutterle ni geholt! Se ſagte, ich hol' Dich nach, wenn ich ſterbe.

Frau Flamm: Jetzt komm zu Verſtande, Mädel! Du lebſt! Was haſt Du?

Roſe: Mit Streckmann ha ich niſcht! Der Lump hat 's Blaue vom Himmel gelogen.

Frau Flamm: Was hat a gelogen? — Hat er's beſchworen?

Roſe: Ob a's ſchweert oder nich, mir is das gleichgiltig.

Frau Flamm: Haſt Du o miſſen ſchweeren?

Roſe: Das weeß ich nich — — — Ma' is doch kee' ſchlechter Menſch dahier! . . . Suſter hätt ich ja a Verbrechen begangen! . . . Daß Auguſt ſei' Auge hat verloren, das hat ma' . . . das hoa ich ni angeſtift'! . . . 's verfolgt een'n vorher o Tag und Nacht . . . was der Mann ſer

Schmerzen hat miſſen leiden … ſuſter mißt a mich ju vaſpein dahier. Nu hält ma' immer a Arm ei de Hieb', ma' will immer 'was aus'm Feuer rett'n … da brechen ſe een' alle Knoch'n entzwee. **Flamm** erregt herein.

Flamm: Wer zerbricht Dir de Knochen? Sieh Mutter doch an! Im Gegenteil, wir woll'n Dich rett'n.

Roſe: Das is jetzt zu ſpät! Das geht jetzt ni mehr!

Flamm: Was heeßt das?

Roſe: Niſchte! — Ich kann ni mehr warten. Adje! Ich will meiner Wege gehn.

Flamm: Hierbleiben!! Nich von de Stelle geriehrt!! — Ich hab an der Tiere alles geheert, und jetzt will ich die ganze Wahrheit wiſſ'n.

Roſe: Ich ſag' ja die Wahrheet!

Flamm: Mit Streckmann die!

Roſe: 's is niſcht zwiſchen uns geweſt, a liegt!

Flamm: Sagt a, daß zwiſchen Euch 'was geweſt iſt! — ?

Roſe: Ich ſag' weiter niſchte, als daß a liegt!

Flamm: Hat a de Liege beſchworen?

Roſe ſchweigt.

Flamm, Roſe ſcharf und lange betrachtend, hernach: Nu, Mutter, da nimm mir nur alles nich übel, verzeih mir nur, was Du verzeihen kannſt! — Von der Sache weiß ich nu klipp und klar, daß ſie mich nu auch ganz und gar nichts mehr angeht! Ich lache drieber! Ich nieſe drauf.

Frau Flamm, zu Roſe: Haſt Du denn alles ganz abgeleugnet?

Roſe: — — —

Flamm: Ich habe natierlich die Wahrheit geſagt. Und Streckmann liegt auch nich in ſolchen Momenten! Auf Meineid ſteht Zuchthaus, da liegt einer nich!

Frau Flamm: Mädel, Du haſt nich die Wahrheit geſagt? Du haſt unterm Eide womöglich gelogen? — Haſt Du denn gar keine Ahnung davon, was Du damit getan und begangen haſt? — Wie kommt Dir denn ſo ein unſinniger Gedanke? — Wie kommſt Du auf ſo 'was?

Roſe, gebrochen, ſchreit heraus: Ich hoa mich geſchaamt!

Frau Flamm: Aber Roſe ...

Flamm: Schade fer jedes Wort! Weshalb hätt'ſt Du a Richter angelogen?

Roſe: Ich hoa mich geſchaamt!!! Ich hoa mich geſchaamt!

Flamm: Und mich? Und Mutter? Und Auguſt dahier? Weshalb haſt Du uns alle mit'nander beſchwindelt? Und wahrſcheinlich o Streckmann zuguterletzt? Und mit wem Du ſonſt noch Dei' Geſtecke haſt? ... Ja, ja, Du haſt a treuherzig Geſichte, aber dennoch, Du haſt Dich mit Recht geſchaamt!

Roſe: A hat mich verfolgt und gehetzt wie a Hund.

Flamm, lachend: Nu was denn, Ihr Weiber macht uns zu Hunden. Heute der, morgen der, 's is bitter genung! — Tutt Ihr, was Ihr wollt jetzt! Macht, was d'r wollt! — Wenn ich noch an'n Finger riehr in der Sache, da ſuch ich mir ſelber an'n Strick dahier und hau' mer den um meine Eſelsohren, bis ich de Hand vor a Augen ni ſeh'!

Roſe ſtarrt Flamm groß und entſetzt an.

Frau Flamm: Es bleibt dabei, Roſe, was ich geſagt habe: es wird immer geſorgt ſein für Euch zwei.

Roſe, wie vorher und mechaniſch flüſternd: Ich hoa mich geſchaamt! — Ich hoa mich geſchaamt!

Frau Flamm: Heerſt Du, Roſe? — Roſe ſchnell ab. Roſe! — Das Mädel is fort! — Da mecht' ma' an'n Engel im Himmel bitten ...

Flamm, im Grund erſchüttert, bricht in verhaltenes Schluchzen aus: Gott verzeih' mir's, Mutter ... ich kann nich anders.

Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt

Die Wohnſtube im Häuschen des alten Bernd. Sie iſt ziemlich geräumig, hat graue Wände und eine alte geweißte Balkendecke. Eine Tür im Hintergrund führt zur Küche, eine Tür links zum Hausflur, rechts ſind zwei Fenſterchen. Zwiſchen dieſen Fenſterchen ſteht eine gelbe Kommode, auf ihr eine Petroleumlampe unangezündet, darüber an der Wand hängt ein Spiegel. In der Ecke links ein Bauernofen. In der Ecke rechts Wachsleinwand-Sofa, Tiſch mit Tiſchdecke und Hängelampe darüber. Über dem Sofa an der Wand ein bibliſches Bild: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen", darunter Photographieen Bernds aus ſeiner Militärzeit und einige: er und ſeine Frau gemeinſchaftlich. Vorn links ſteht ein Glasſchrank, angefüllt mit gemalten Taſſen und Gläſern uſw. Auf dem Tiſch ſteht ein Kruzifix. Auf der Kommode liegt eine Bibel, über der Flurtür hängt ein Ölbild „Chriſtus mit der Dornenkrone". Auf der Diele liegen Fleckeldecken. Die Fenſter haben Mullgardinen. Vier bis fünf gelbe Holzſtühle ſind jeder auf ſeinen Platz geordnet. Alles macht einen ſauberen und ſehr froſtigen Eindruck. Einige Bibeln und Geſangbücher liegen auf dem Schrank. Am Türpfoſten der Flurtür hängt eine Sammelbüchſe.

Es iſt abends gegen ſieben Uhr des gleichen Tages, an dem die Vorgänge des vierten Aktes ſtattgefunden haben. Die Tür zum Flur ſteht offen, ebenſo die in den Küchenraum. Es herrſcht tiefe Dämmerung.

Man hört außer dem Hauſe Stimmen, danach wird mehrmals an das Fenſter geklopft. Danach ſagt eine Stimme durchs Fenſter: Bernd, is denn gar kee' Menſch nich deheeme? — M'r gehn amal an de Hingertier! — Nun wird es ſtill, bald aber geht die Hintertür, und man hört Stimmen und Schritte im Hausflur. Jetzt erſcheinen in der Flurtür Kleinert und **Roſe Bernd**, dieſe ſichtlich erſchöpft und von Kleinert geſtützt.

Roſe, ſchwach, mühſam: 's is niemand d'rheeme! 's is alles finſter.

Kleinert: So kann ich Dich jetzt ni alleene laſſ'n!

Roſe: Weshalb denn ni, Kleinert! Mir fehlt ja niſcht.

Kleinert: Das gloob ock a andrer, daß Dir niſcht fehlt! Suſter hätt ich Dich woll ni uffgelaſa.

Roſe: Nee — ich bin doch bloß a wing ſchwindlig geword'n. — Wirklich! — 's geht jetzt! — Ich brauch Euch ni weiter.

Kleinert: Nee, nee, Madel, nee, das gieht ni aſu.

Roſe: Ja, ja, Vater Kleinert! Ich dank ſcheen! 's is gutt! Mir fehlt niſcht! Ich biin wieder ganz eim Stande. Das kommt aſo manchmal, das is weiter niſcht.

Kleinert: Du lagſt ja halb tot dahier hinger a Weida! Du huſt Dich ja wie a Wurm gekrimmt.

Roſe: Kleinert, gieht Euer Wege ... ich mache glei' Licht! — Ich muß Feuer uffzinda ... gieht Eurer Wege ... Se wer'n glei' kumma zum Abendbrot! ... Ach nee, Kleinert, Kleinert, ich bin aſo miede! Aſo ſchauderhaft miede, das gleebt eener nich!

Kleinert: Und da willſte no Feuer uffzind'n dahier? Das is niſcht fer Diich, Du gehiirſcht eis Bette.

Roſe: Kleinert, gieht Eurer Wege, gieht! Wenn Vater ... wenn Auguſt ... die derfen niſcht wiſſ'n! Tutt mer die Liebe — tutt mer das ni oa!

Kleinert: Will ich D'r etwa 'was Biiſes oatun?

Roſe: Nee, nee, ich wiß ſchunn. Ihr wart immer gutt!

Hat ſich von dem Stuhl rechts an der Tür, auf den ſie hingeſunken war, erhoben und ein Licht hinterm Ofen vorgezogen und angeſteckt. — Jedennoch ... ich bin gutt zuwege jetzt wieder. — Mir fehlt niſcht! — Da kennt Ihr ganz ruhig ſein.

Kleinert: Das ſagſt Du aſo!

Roſe: Weil's werklich ſo is. Marthel kommt mit bloßen Armen und barfuß vom Felde herein.

Roſe: Da is ja ooch Marthel!

Marthel: Roſe, biſt Du's? — Wo biſt'n a ganzen Tag geweſen?

Roſe: Mir hat getraumt, ich war uff'n Gericht.

Kleinert: Nee, nee, ſie war wirklich uff'n Gerichte! — Paß a wing uff, uff de Schweſter, Martha, zum wingſten aſo lange, bis Vater kemmt: 's is mit dam Madel ni all's ganz richtig. — —

Roſe: Martha, feder! Zind' Feuer uff! Daß m'r ſchnell de Kartoffeln kenn' zuſetzen. — Wo is denn Vater?

Marthel: Uff Auguſtens Land.

Roſe: Und Auguſt?

Marthel: Das weeß ich nich, wo a is. A war heute nich uff'n Felde draußen.

Roſe: Haſt Du neue Kartoffeln?

Marthel: De Scherze vull! Sie ſchüttet Kartoffeln gleich hinterm Kücheneingang auf den Boden.

Roſe: Bring ane Schiſſel und an'n Topp, da kann ich glei' mit Schälen anfang'n. Selber hol'n kann ich mir'ſch nich.

Kleinert: Sool ich etwa 'was beſtell'n ergendwo?

Roſe: Wo denn? ... Beim Totengräber vielleicht? — Nee, nee, Pate Kleinert, wegen meiner nich! Ich kumm uf a ganz beſond'res Fleckla.

Kleinert: Na adje!

Roſe: Na adje!

Marthel, friſch: Komm' Se wieder, Pate Kleinert!

Kleinert, wie immer die Pfeife im Munde, kopfſchüttelnd ab.

Marthel, das Feuer anzündend: Is Dir ni gutt, Rusla?

Roſe: O ja, mir is gutt! — leiſe mit gerungenen Händen zum Kruzifix: Jeſus, Maria, erbarm' Dich ock meiner.

Marthel: Roſe?

Roſe: Was denn?

Marthel: Was hat's denn mit Dir?

Roſe: Niſchte! Bring mir a Topp und Kartoffeln!

Marthel hat das Feuer in Gang gebracht, kommt nun mit einer irdenen Schüſſel voll Kartoffeln, auch ein Meſſer liegt darin: Ach nee, Rusla, ich ångſt' mich, wie ſiehſt Du ock aus!

Roſe: Wie ſäh ich d'n aus, hå, ſag' mer amal? Wie denn? Hoa ich ernt 'was oa a Händen? Is mer ernt 'was ieber de Augen gebrannt? 's kommt mer oll's aſo wie geſpenſtig vor! Unheimlich lachend: Nee, Jeſes! Jetze ſäh ich von Dir kee Geſichte! Jetze ſäh ich an' Hand! Jetze ſäh ich zwee Augen! Jetze Punkte! Martha, ich wer' woll blind.

Marthel: Rosla, Dir is wull ernt 'was paſſiert?

Roſe: Behitt Dich ock Gott davor, was mir paſſiert is ... Winſch' Du D'r lieber an friehzeitigen Tod. Denn 's heeßt ja, wenn eener o zeitlich ſtirbt, da is a doch, heeßt's ja, ei d'r Ruhe. Da braucht a nich leben und Oden hull'n. — — Wie is mit'n kleenen Kurt Flamm geweſt? — Ich wiß nee! ... Mir ſchwindelt! ... Ich ha's vergeſſ'n! ... Ich ha alles vergeſſ'n ... 's Leben is ſchwer! — Wenn's ock aſo bliebe! — Wenn ma' ock ni mehr uffwachte! — Fer was das ock alles mag verfall'n dahier!? —

Marthel, ängſtlich: Wenn ock Vater bloß heemkäm' ...

Roſe: Martha, kumm, heer' uff mich! Du derfſt Vater niſcht ſag'n, daß ich hier war ... hier biin ... Gelt, Martha, gelt, das verſprichſt Du mir?! ... Ich ha Dir o manches zuliebe getan ... gelt, Martha? Das haſt Du no ni vergeſſ'n ... wenn's o jetze um mich ... gar aſo dunkel is!

Marthel: Willſte a Neegel Kaffee haben, 's ſteht noch a Neegel in d'r Rehre. Ich ängſt' mich aſo, Rusla ...

Roſe: Aengſt' Dich ock ni! Ich will a wing 'nuff in de Kammer gehn! — Ich will mich a wing ... ock a biſſel hinlegen! Sonſte is mer ganz wohl — ſonſte is weiter niſcht.

Marthel: Vatern ſoll ich niſcht ſagen?

Roſe: Kee' Sterbenswort!

Marthel: Und Auguſten o niſcht?

Roſe: Mit keener Silbe! Mädel, Du haſt keene Mutter gekannt, und ich hab' Dich ei Aengſten großgezogen. — Wie manche Nacht hab ich durchgewacht ei Sorgen um Dich in ſchwerer Krankheet. Aſo alt wie Du war ich no nich, da hatt ich mich an Dir faſt ſchief geſchleppt, da kamſt Du dahier von dem Arm gar ni 'runter! Verrätſt Du mich jetze, is 's aus zwiſchen uns.

Marthel: Rosla, 's werd doch niſcht Bieſes ſein . . .? Niſcht Gefährliches, meen ich . . .?

Roſe: Das gloob ich ni! Kumm, Marthla, greif a wing . . . ſtitz' mich a wing! — — Ma' is halt zu ſehr ei d'r Welt verlaſſ'n! Ma' is eemal zu ſehr alleene dahier! — Wenn ma' bloß nich aſo alleene wäre! — Ma' is zu ſehr alleene hier uff d'r Erde! Roſe und Marthel ab durch die Hausflurtür.

Einige Sekunden bleibt das Zimmer leer, hernach erſcheint in der Küche der alte Bernd, er ſetzt einen Korb und eine Kartoffelhacke ab und guckt dann mit ernſtem Geſicht forſchend herein. Inzwiſchen tritt wieder Marthel vom Flur aus ins Wohnzimmer.

Marthel: Sein Sie's, Vater?

Bernd: 's is ja kee' heeßes Waſſer! Du weeß doch, ich muß doch mei' Fußbad haben. Is Roſe ni da? —

Marthel: Se is noch ni da, Vater!

Bernd: Was? is ſe noch ni vom Gerichte zurück? Das is ja ni meeglich, 's is ja bald achte. — War Auguſt ni hier?

Marthel: Noch ni!

Bernd: O noch ni? Nu, da wird ſe vielleicht bei Auguſten ſein. — Haſte de große Wolke geſehn, Marthel? So gegen ſechſe vom Streitberge her?

Marthel: Ja, Vater. 's war ganz finſter geworden.

Bernd: 's wird amal noch viel finſterer werden! Zind' mer amal de Tiſchlampe an und leg' mer de heilige Schrift zurechte. Hauptſache is: in Bereitſchaft ſein. — Marthel, denkſt Du o immer ans ewige Leben? — Daß Du kannſt vor'n ewigen Richter ſtehen? — De wenigſten Menſchen denken dran. Eben wie ich am Waſſer nach Hauſe ging, da heert ich mir wieder amal eenen nachſchimpfen. Wo wär ich a Leuteſchinder geweſt? — A brillte und ſchrie nämlich: Leuteſchinder! Ich hab' niſcht als bloß meine Pflicht getan. De Rotte Kora lebt immer noch! — Durchſtechereien! Zwee Augen zudricken! Ruhig zuſehen, wie ma' betriegt! Da is ma' unter a Menſchen gelitten. — — An a Herrn Jeſus halt ich mich. — Wir Menſchen brauchen alle die Stitze! Bloß gute Werke tun, macht's eben nicht! Hätte Roſe das mehr in Gedanken gefaßt, vielleicht wären wir um allerlei Heimſuchung und um manches Schwere und Bitt're gekomm'. *Der Gendarm erſcheint im Türrahmen.* Wer kommt denn?

Der Gendarm: Ich hab eine Zuſtellung, ich mechte amal Ihre Tochter ſprechen.

Bernd: Meine ält'ſte Tochter?

Der Gendarm *lieſt:* An Roſe Bernd.

Bernd: Meine Tochter is noch nich zurück vom Gerichte. — Kann ich den Brief ni abgeben?

Der Gendarm: Nein. — Ich muß auch perſönlich amal recherchieren. Morgen gegen acht wer' ich da wiederkomm'. *Auguſt erſcheint eilig.*

Bernd: Da is ja o Auguſt.

Auguſt: Is Roſe nich hier?

Bernd: Nee. — Der Herr Wachtmeeſter frägt ooch nach er; ich dachte, Ihr wär't mit'nander ſein.

Der Gendarm: Ich muß ieber an'n Punkt noch

Recherchen anſtellen, und dann hab ich o hier ane Zuſtellung.

Auguſt: Ewig und immer die Streckmann-Geſchichte. Ni bloß daß ma' ſei' Auge hat eingebießt, aber nu noch die Scherereien dazu. Das nimmt ja, Gott verzeih' mir's, kee' Ende!

Der Gendarm: Gu'n Abend! Morgen vermittag um acht. Ab.

Auguſt: Marthel, geh amal in de Kiche jetzt. — Vater, ich hab' 'was mit Ihn' zu ſprechen. Geh, Marthel, geh, mach' de Tiere zu. — Marthel, haſt Du niſcht von Roſe bemerkt?

Marthel: Nee, niſchte. — Sie winkt ihm verſtohlen mit dem Zeigefinger. Ich wer' Dir was ſagen, Auguſt.

Auguſt: Mach' de Tiere zu, Mädel, ich hab' keene Zeit. Er ſchließt ſelbſt die Küchentür. Vater, Ihr mißt Eure Klage zuricknehm'.

Bernd: Alles, Auguſt! Das kann ich nich.

Auguſt: Es is nich chriſtlich. Ihr mißt ſe zurickmehm'.

Bernd: Ich gloobe ni, daß das ni chriſtlich is! — Denn warum? Das bleibt eine Ruchloſigkeit, aſo a'm Mädel de Ehre abſchneiden. Das is a Verbrechen, das Strafe verdient.

Auguſt: Wie ſoll ich ock anfang'. Vater Bernd ... Ihr ſeid in der Sache zu hitzig geweſen ...

Bernd: Das beanſprucht mei' Weib, das im Grabe liegt! O meine Ehre beanſprucht das! Meine Hausehre und meines Mädels Ehre! Und o Deine Ehre zuguterletzt.

Auguſt: Vater Bernd, Vater Bernd, wie ſoll ich da anfang', wenn Ihr gar aſo unverſehnlich ſeid! Ihr habt von ſo vieler Ehre gered't! Ma' ſoll aber ſeine Ehre ni ſuchen, ſondern Gottes Ehre und ſonſt keene nich!

Bernd: In der Sache is das a ander Ding: da is Weibes Ehre o Gottes Ehre! Oder kannſt Du Dich ieber Roſe beklagen?

Auguſt: Ich hab' D'rſch geſagt, ich beklag' mich nich.

Bernd: Oder haſt Du Dir mit ihr 'was vorzuwerfen?

Auguſt: In der Sache da kennt Ihr mich woll, Vater Bernd. Ebb ich da eim geringſten vom Wege abwiche . . .

Bernd: Nu alſo! Das weeß ich! Das hab ich gewußt! Und da ſoll die Gerechtigkeit o ihren Gang gehn.

Auguſt, den Schweiß von der Stirn wiſchend: Wenn ma' ock wißte, wo Roſe is.

Bernd: Wer weeß, is ſe ſchonn von Striegau zurick!

Auguſt: So ane Vernehmung, die dauert ni lange. Um Uhre fünf wollt' ſe d'rheeme ſein.

Bernd: Se wird haben die Einkäufe gleich mitgemacht. — Sollt' ſe nich das und jenes noch einkoofen? — Ich denke, 's fehlt Euch noch das und das?

Auguſt: Kee' Geld hat ſe aber nich mitgenommen. Und was wir noch for a Laden brauchten: Stoff for'ſch Schaufenſter und an der Eingangstier, da wollten wir ja miteinander gehn.

Bernd: Ich war ja der Meinung, ſe käm' mit Dir.

Auguſt: Ich bin ihr ieber ane Meile entgegengelaufen, aber niſcht ni geſehn und geheert von ihr. Statts deſſen ich a Streckmann begegnet.

Bernd: Das nenn ich 'm Teifel begegnet ſein!

Auguſt: Ach, Vater, der Mann hat o Weib und K Was kenn' die fer deſſen ſeine Sind'n! Was hab davon, daß a ſitzen muß! Wenn eener bereut … will ich nich.

Bernd: Der ſchlechte Kerl und bereu'n! O jee.

Auguſt: 's hat aber doch 's Ausſehen darnach.

Bernd: Haſt Du mit 'n geſprochen?

Auguſt: A ließ ni nach. A lief neben mer her und in mich 'neinſprech'n. 's war weit und breit keene S zu ſehn. Uff d'r Jenker Schuſſee! Zuletzt tat a mer Ich kunnde ni anderſch.

Bernd: Du haſt 'n geantwort'? — Was ſagt' er den

Auguſt: A ſagte, Ihr ſullt de Klage zuricknehm'.

Bernd: Eender kann ich ni ſeel'nſelig ſein! 's w wetter niſcht, wenn's mich beträf'! Ich kann's ertrag ich lache drieber! Ich bin a Mann und a Chriſt obendrei Bei an' Kinde is das ane andre Geſchichte! — Wie ſo ich denn Dir ins Geſichte ſehn, wenn ich daas an ihr ſi ließ' dahier! Und nu erſcht gar nach dem ſchrecklichen U glicke! Sieh ock, Auguſt, das geht ni, das darf ni ſe — Alle ſein ſe uns uff a Ferſen geweſt, weil mir anderſc lebten wie andre Leute! Alle han ſe uns Mucker u Heuchler genannt! Und Leiſetreter und was aſo is! U wollten uns ſtets 'was am Zeuge flicken! Was wär' d fier die fer a Freſſen ſein. Und o ſonſt … das Mädel ſe erzogen: ei der Furcht Gottes und arbeitſam, daß, wenn a chriſtlicher Mann die heirat', a auch a chriſtliches Haus kann uffricht'n! Aſo is das! Aſo geb ich ſe aus d'r Hand! — Und ließ ich den Gift an ihr hängen dahier? — Lieberſch wollt ich da Salz und Kartoffeln eſſen, als da noch an'n Pfennig annehmen von Dir.

Auguſt: Vater Bernd, Gottes Wege ſein wunderbar! A kann ee'm täglich Priefungen ſchicken! — Selbſtgerecht darf eemal der Menſch ni ſein! — Und wenn ich o wollte, 's geht eemol ni! Ich kann's Euch ni länger erſparen, Vater! Unſe Roſe war o ock a Menſchenkind.

Bernd: Wie meenſt Du das, Auguſt?

Auguſt: Vater, fragt weiter nich!

Bernd hat an der Seite des Tiſches auf einem Stuhl ſo Platz genommen, daß ſein Geſicht der Wand zugekehrt iſt. Auf die letzte Äußerung hin blickt er Auguſt groß und fremd einige Sekunden lang an, alsdann wendet er ſich dem Tiſche zu und ſchlägt mit zitternden Händen das Bibelbuch auf, deſſen Blätter er in ſteigender Erregung bald ſo, bald ſo herumwirft. Damit innehaltend blickt er wiederum Auguſt an. Schließlich faltet er die Hände über dem Buche und läßt den Kopf darauf niederſinken, während ſein Körper mehrmals konvulſiviſch zuckt. So bleibt er eine Weile, dann richtet er ſich wieder auf: Aber nee! Ich hab' Dich ni richtig verſtanden! — Sieh ock, wenn ich Dich richtig verſtanden hoa ... da wär' das ja wirklich ... da wißt ich ja nich ... da geht m'r de ganze Stube im Kreiſe ... da mißt ich ja taub und blind mißt ich ja ſein. — Nee, Auguſt! Taub und blind bin ich ja ni! Laß Du Dir ni etwan von Streckmann 'was uffbinden. Dam Streckmann is jetz jedes Mittel recht! A ſitzt ei d'r Falle! Es kommt 'n heem! Nu will a ſich ... irgendwie will a ſich 'rausſchwindeln! Und da bringt a Dich gegen das Mädel uff. — Nee, Auguſt ... bloß, Auguſt ... uff die Bricke ni! — Uff die Bricke muß Du beileibe nich treten! — Da durchſchaut ma die Niederträchtigkeit! Nachgeſtellt hat a dem Mädel genung. Geht's uff jene ni, geht's uff 'n andre Weiſe! ... Nu will a 's uff die Art verſuchen dahier! — Kann ſein, daß a Euch aus'nander bringt! Mehr wie eemal is das ſchonn vorgekommen, daß Leute aſo getrennt worden ſein, durch a Teifel und ſeine nichtsnutzigen Ränke, die de Gott fiereinander geſchaffen hat. Se han Dich dem Mädel ſo niemals vergennt. Meinswegen! Ich wär' d'r de Roſe nich nachſchmeißen. Mir ſein ja bis jetzt o ſo ſatt geworden! Wenn de aber von mir a Wort willſt heeren: da läg ich Dir hier meine Rechte eis Feuer ...

August: Herr Flamm hat aber 'n Eid geſchworen.

Bernd: Zehn Eide vor mir! Zwanzig Eide vor mir! ... Da hat a falſche Eide geſchwor'n! Sich zeitlich und ewig zu Grunde gericht'!!

August: Vater Bernd ...

Bernd: Itze wart' amal eene Sekunde — eh' De weiter ee' Wort zu der Sache red'ſt! — Hier nehm ich de Bücher! — Hier nehm ich a Hutt! — Hier nehm ich o de Miſſionsbichſe 'runter. — Das ſtell ich hier alles zuſammen dahier. — Und wenn das richtig is, was Du ſagſt, da geh ich jetzt zum Herrn Paſter 'nieber ... wenn bloß a Funke wahrer dran is! ... Und ſpreche: Herr

Paſtor, ſo und ſo ... ich kann ni mehr Kirchenvorſteher ſein! Ich kann de Miſſionskaſſe nich meh verwalten! Adje! Und dann ſitt mich kee' Menſch hier ni meh! Nee, nee, nee, um's Himmelswille ni! — Nu red' Du weiter! Sag', was De zu ſagen haſt! Ock quäl' mich weiter ni unnitz lange.

Auguſt: Ich hab o denſelben Gedanken gehabt! Ich will o Haus und Land wieder verkoofen! Man kann ja vielleicht wo anderſch ſehn.

Bernd, in unſäglichem Staunen: Haus und Land willſte verkoofen, Auguſt? — Woher kommt denn das alles uff eemal dahier! — Das is ja ... Da mecht' ma' ſich ja faſt bekreuzen, gleichwoll ma' kee' Katholike is. — Is denn de Welt gar ringlich geword'n? Oder ſtieht gar der jingſte Tag vor der Tiere! — 's kann o mei' letztes Stindla ſein! Itze antwort', Auguſt, mehr will ich ni wiſſ'n! ... Antwort' uff Seelenſeligkeit! ...

Auguſt: Wie's o is, Vater Bernd, ich verlaß' ſe nich!

Bernd: Das magſt Du halen, wie Du willſt dahier! Das geht mich niſcht an! Das brauch ich ni wiſſ'n, ob a Mann ſo a Menſch ei ſen' Hauſe mag hab'n. — Ich nich! Denn aſo a Mann bin ich nich! Nu alſo ...?

Auguſt: Ich kann weiter niſcht ni ſagen — als daß amal irgendwie 'was muß mit'r geweſt ſein! Ebb das nu mit Flamm oder mit Streckmann is —

Bernd: Das wern'r glei zwee!

Auguſt: Ich kann's ja ni wiſſ'n.

Bernd: Nu, da wär' ich ock zum Herrn Paſter gehn! — Birſcht' mich ab, Auguſt, putz' mich ab! Mir is, als hätt ich de Kretze am Leibe! Er geht in den Hausflur, im gleichen Augenblick kommt Marthel aus der Küche geſtürzt und redet in höchſter Angſt zu Auguſt.

Marthel: Mit Roſe is, gloob ich, a Unglück paſſiert! Roſe is oben! Se is längſt zu Hauſe.

Bernd kommt wieder, durch einen gelinden Schreck verändert: 's muß jemand uff'n Boden ſein!

Auguſt: Marthel ſagt eben, Roſe is da.

Marthel: Ich heer' ſe! Se kommt ſchonn de Treppe 'runter.

Bernd: Gott verzeih' mir de Sinde! Ich mag ſe ni ſehn!

Er ſetzt ſich wie vorher an den Tiſch, hält mit den Daumen die Ohren zu und ſenkt den Kopf tief in die Bibel. Roſe wird in der Tür ſichtbar. Sie hat den Hausrock und eine loſe Kattunbluſe an. Ihre Haltung iſt krampfhaft aufrecht. Das Haar hängt aufgelöſt zur Hälfte herunter, zur Hälfte in einem Zopf geflochten. Etwas furchtbar Gefaßtes, Bitter-Trotziges liegt in Roſes Geſicht. Sie überſchaut einige Augenblicke lang das Zimmer: den Alten über der Bibel, Auguſt, der ſich langſam auch von der Tür abgewandt hat und ſich ſtellt, als blicke er angelegentlichſt durchs Fenſter. Dann beginnt ſie, eine Stütze ſuchend, mit erzwungener Energie zu reden.

Roſe: Gut'n Abend mit'nander! — —? — Gut'n Abend!

Auguſt, nach einigem Kilſtern: Scheen'n Dank!

Roſe, bitter, eiſig: Meegt Ihr mich hier nich, da geh ich wieder.

Auguſt, nüchtern: Wo willſt'n noch hin? — Wo biſt'n geweſt?

Roſe: Wer viel frägt, der derfährt viel! Manchmal mehr als 'n lieb is. — Marthel, komm amal 'rieber zu mir! — Marthel kommt. Roſe hat unweit des Ofens Platz genommen und faßt ihre Hand. Dann laut: Was hat's denn mit Vatern?

Marthel, betreten, ängſtlich, halblaut: Das weeß ich doch nich.

Roſe: Was hat's denn mit Vatern? Du kannſt immer laut ſprechen! Und, Auguſt, mit Dir o ... was hat's denn mit Dir? — Du hätt'ſt Grund, Auguſt, wirklich, Du kennt'ſt mich veracht'n! Das kennt'ſt Du! Jawull! Das beſtreit ich nich!

Auguſt: Ich verachte niemanda hier ei d'r Welt!

Roſe: Ich aber! Alle! Alle miteinander!

Auguſt: Das is mir dunkel, was Du da red'ſt!

Roſe: 's is dunkel! Jawull! Ich geb's zu! 's is dunkel! Und reißende Tiere heert ma' ſchrei'n! — Hernachert aber uff eemal, hernachert werd's helle! Do kann eens ſpieren, wie de Helle brennt. — Marthla . .

Bernd hat ein wenig gehorcht, erhebt ſich und macht Marthels Handgelenk von Roſes Hand frei: Vergiſt' mer ni noch das Kind! — Hand weg! — Marſch in de Kammer, ſchlafen! — Marthel weinend ab. Niſcht heeren! Niſcht ſehen! Tot mechte man ſein! — Er vertieft ſich wie vorher ins Bibelbuch.

Roſe: Vater! — Ich lebe! — Ich ſitze hier! — Das iis 'was! — Das heeßt 'was, daß ich hier ſitze! Ich dächte, Voater, Sie mißten das ſehn! Das iis ane Welt ... da ſein Sie verſunka ... da kinn' Sie mer niſcht nimeh antun dahier! O Jees, ei een kleen' Kämmerla lebt Ihr mit'nander! Ihr wißt niſcht, was außern der Kammer geſchieht! Ich wiß! ei Krämpfen hab ich's gelernt! Da is ... ich weeß ni ... all's von mir gewichen ... als wie Mauer um Mauer immer zu — und da ſtand ich drauß'n, im ganz'n Gewitter — und niſcht mehr war unter und ieber mir — da ſeid Ihr de reenſt'n kleen' Kinder dagegen.

Auguſt, angſtvoll: Nu, Roſe, wenn's wahr is, was Streckmann ſagt, da hätt'ſt Du ja falſche Eide geſchworen ...

Roſe, bitter lachend: Ich weeß ni! Das kann ja all's meeglich ſein — ich kann mich dadruff ni beſinnen jetzunder: aus Lieg'n und Trieg'n beſteht de Welt.

Bernd ſeufzt: Herr Gott ... meine Zuflucht fier und fier.

Auguſt: Aſo nimmſt Du's falſche Eide ſchweeren?

Roſe: Das iis gar niſcht! Niſchte! Was ſoll das denn ſein? Da liegt 'was! Das is 'was! Das liegt bei a Weida! — Das is 'was! Das andre ſchiert mich ni. Do hoa ich wull ernt in de Sterne geſehn! Da hoa ich wull ernt geſchrien und geruffa! Kee' himmliſcher Vater hat ſich geriehrt.

Bernd, erſchrocken, zitternd: Du läſterſt a himmliſchen Vater dahier? Is das aſo weit, da kenn ich Dich ni!

Roſe nähert ſich ihm auf den Knieen: Aſo weit is! Und Ihr kennt mich o, Vater! Ihr hat mich ja uff a Knieen gewiegt, und ich hoa Euch ja au manchmal beigeſtand'n! — Itze is halt 'was ieber uns alle gekomm' — ma' hat ſich dagegen gewehrt und gewehrt …

Bernd, betroffen: Was is das?

Roſe: Ich weeß ni! — Ich weeß das ni! — Sie bleibt zitternd, in die Kniee geſunken, vor ſich hinſtarrend auf der Erde hocken.

Auguſt, von dem Anblick überwältigt, hingeriſſen: Rosla, ſteh uff, ich verluß' Dich ni! Steh uff, ich kann Dich ni daliegen ſehn! Mir ſein alle mit'nander ſein mir Sinder! Wer aſo bereut, dem wird o verzieh'n. Steh uff, Roſe! Vater, hebt Ihr ſe uff! Mir ſein ni von den'n, ich wenigſtens nich! … Ich kann a Phariſäer ni machen! Ihr ſeht ja, wie's 'r zu Herzen geht! Mag kumma, was will, ich halte zu Dir! Ich bin kee' Richter! Ich richte ni! Unſe Heiland eim Himmel hat o ni gerichtet! Fierwahr, a hat unſ're Krankheet getragen, mir aber hielten ihn fier den, der von Gott geſchlagen und gemartert were! Vielleicht habt Ihr o manchen Fehler begangen! Ich hab' nachgedacht! Ich ſprech' mich ni frei! Eh' ſe mich hat recht richtig gekannt, hat ſe ſchunn miſſen ihr Amen ſagen! Was geht mich de Welt an? nach der frag ich nich!

Roſe: Auguſt, ſe han ſich an mich wie de Klett'n gehang'n! — ich konnte ne ieber de Straße laufen! — Alle Männer war'n hinter mir her! — ich hab' mich verſteckt. — Ich hab' mich gefircht'! Ich hab' ſolche Angſt vor a Männern gehabt! — 's half niſcht, 's ward immer ſchlimmer dahier! Hernach bin ich von Schlinge zu

Schlinge getreten, daß ich gar ni bin mehr zur Beſinnung gekomm'.

Bernd: Du haſt frieher de ſtrengſte Meinung gehabt! Du haſt de Leichnern verdammt und de Kaiſern veracht'! Du haſt geprahlt, Dir ſoll eener kumma! Huſt a Müllerknecht ei de Freſſe geſchlag'n! A Madel, die das tutt, haſte geſoat, die verdient kee' Mitleed, die ſoll ſich uffhenka! Jetzt red'ſt Du von Schlingen.

Roſe: Itze weeß ich Beſcheed!

Auguſt: Mag kumma, was will, ich halte zu Dir, Roſe! Ich verkoofe mei' Land! Mer ziehn ei de Welt! A Onkel von mir is ei Braſilien drieben. Mir wer'n mit'nander a Auskumma hoan! Ei jeder Beziehung aſo und aſo. Itze ſein mer vielleicht erſt reif dazu.

Roſe: O Jeſus, Jeſus, was is denn mit mir? — Warum bin ich denn irſchte heemgekrucha? Warum bin ich denn ni bei mein' Kindla geblieben?

Auguſt: Bei wem geblieben?

Roſe *ſteht auf:* Auguſt, mit mir is aus! Erſt hat's een'n wie raſnig eim Kerper gebrannt! Hernach wurd' ma' 'nei ei a Taumel geſchmiſſen! Hernoernt kam ane Hoffnung: da is ma' gerannt wie ane Katzen-Mutter, 's Kitſchla eim Maule! Nu han's een' de Hunde abgejoat.

Bernd: Verſtehſt Du a Wort, Auguſt?

Auguſt: Nee! Von dem ni ...

Bernd: Weeßt Du, wie mir jetzt zu Mute is? Das is, das tutt ſich ock immer uffreißa ... immer ee' Abgrund underm andern dahier. Was wird ma' ock hier noch miſſ'n heer'n!

Roſe: An'n Fluch! An'n Fluch werd' Ihr miſſa hiern! Dich ſah ich! Dich treff ich! Am jingſten Gerichte! Dir reiß ich a Schlunk mit a Kiefern 'raus! Du ſtiehſt mir Rede! Du ſollſt mir antworta!

Auguſt: Wen meenſte denn, Rosla?

Roſe: War's is, der wiß's! Eine Erſchöpfung überkommt ſie, und faſt ohnmächtig ſinkt ſie auf einen Stuhl nieder. Längeres Stillſchweigen.

Auguſt, um ſie bemüht: Wie is denn das ieber Dich gekumma? Du biſt ja uff eemal ...

Roſe: Das weeß ich nich! — Hätt' Ihr mich ock frieher d'rnach gefragt, verleichte ... heute kann ich's ne wiſſa! — 's hat een' kee' Menſch ne genung lieb gehat.

Auguſt: Wer weeß, welche Liebe ſtärker is: ob nu de glickliche oder de unglickliche.

Roſe: Ich bin ſtark! Ich bin ſtark! Ich bin ſtark geweſt! Nu bin ich ſchwach! Itze bin ich am Ende.

Der **Gendarm** erſcheint.

Der Gendarm, mit ruhiger Stimme: De Tochter ſoll doch im Hauſe ſein! Der alte Kleinert ſagte: ſe wär' ſchonn zu Hauſe.

Auguſt: 's is ſo, wir haben's nich gewußt vorhin.

Der Gendarm: Da wollt ich's doch lieber gleich mit abmachen. — 's is 'was zu unterſchreiben hier. — Er legt, ohne Roſe in dem ſchlecht beleuchteten Raum zu bemerken, einige Papiere auf den Tiſch.

Auguſt: Roſe, Du ſollſt hier 'was unterſchreiben.

Roſe *lacht heraus mit grauſig hyſteriſcher Ironie.*

Der Gendarm: Sein Sie die, da gibt's niſcht zu lachen, Freilein. — Bitte!

Roſe: Sie kenn' — noch an'n Augenblick — bleiben.

Auguſt: Nu weshalb denn?

Roſe, *mit brennenden Augen, tückiſch:* Ihr hott mei' Kind derwergt.

Auguſt: Was ſpricht ſe? Was ſagſt Du, um Himmelswillen?

Der Gendarm *richtet ſich auf, betrachtet ſie prüfend, fährt aber fort, als ob er nichts gehört hätte:* 's wird wegen der Streckmann-Sache ſein.

Roſe, *wie vorher, kurz, bellend:* Streckmann? Der hat mei' Kind derwergt!

Bernd: Mädel, ſchweig ſtille, Du biſt ja unſinnig!

Der Gendarm: Sie haben doch ieberhaupt kein Kind — —?

Roſe: Was? — Hätt ich's ſonſt kenn'n mit a Hända derwerga? — Ich ha mei' Kind mit a Hända derwergt!!

Der Gendarm: Sie ſind woll beſeſſen? Was fehlt Ihnen denn?

Roſe: Ich bin ganz klar! Ich bin ni beſeſſen! Ich bin ganz klar bin ich uffgewacht! *Kalt, wild, grauſam-feſt:* 's ſullde ni laba! Ich wullte 's ni!! 's ſullde ni meine Martern derleida! 's ſullde durt bleib'n, wo's hiegehert.

Auguſt: Roſe, beſinn Dich! Zermartre Dich ni! Du weeßt woll nich, was Du ſprichſt dahier! Du machſt uns ja alle mit'nander unglicklich.

Roſe: Ihr wißt ebens niſcht! Ihr ſeht ebens niſcht! Ihr habt niſcht geſehn mit offnen Augen. A kann hinger de große Weide ſehn … bei a Erlen … hinten am Pfarrfelde draußen … am Teiche … da kann a das Dingelchen ſehn.

Bernd: Aſo was Furchtbares hätt'ſt Du getan?

Auguſt: Aſo was Unſägliches hätt'ſt Du verbrochen?

Sie wird ohnmächtig, die Männer ſehn ſich beſtürzt und ratlos an, Auguſt ſtützt Roſe und bemüht ſich um ſie.

Der Gendarm: 's Beſte is, Sie komm' mit ihr uffs Amt. Da kann ſe a freies Geſtändnis ablegen. Wenn das ni bloß Phantaſieen ſind, da wird ihr das ſehr zugute komm'.

Auguſt, ernſt aus der Tiefe: Das ſein keene Phantaſien, Herr Wachtmeeſter. Das Mädel … was muß die gelitten han!

Der Vorhang fällt.

Die Jungfern vom Biſchofsberg

Luſtſpiel in fünf Akten

Dramatis personae

Sabine Ruſchewey
Adelheid Ruſchewey
Agathe Ruſchewey
Ludowike Ruſchewey
vier Schweſtern im Alter von 25, 22, 20 und 15 Jahren, Töchter des Kaufmanns Bertold Ruſchewey

Guſtav Ruſchewey
Emilie Ruſchewey
Geſchwiſter des verſtorbenen Bertold Ruſchewey, Guſtav iſt 68, Emilie 60 Jahre alt

Oberlehrer Dr. Naſt, Pflegeſohn Tante Emiliens, 37 Jahre alt

Frau Madelon von Heyder, Großmama der Schweſtern Ruſchewey

Reinhold Kranz, Adelheids Bräutigam, Kaufmann, 27 Jahre alt

Otto Kranz, ſein Bruder, 17 jährig, beſucht die Kunſtakademie in München

Dr. Grünwald, Arzt, 34 Jahre alt

Dr. Kozakiewicz, Bibliothekar, 36 Jahre alt, leidend

Konſiſtorialrat Joël, 70 Jahre alt

Ein Vagabund

Ein Herr

Die vier Schweſtern Ruſchewey ſind übereinſtimmend gekleidet. Die Zeit der Geſchehniſſe iſt die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Erſter Akt

Ein Gemach auf dem Biſchofsberge, einem altertümlichen Landhauſe, in Weinbergen und Gärten an der Saale gelegen. Die Hinterwand zeigt in einer tiefen Niſche der dicken Mauer ein breites Fenſter mit Bleifaſſungen. Durch das Fenſter, das offen ſteht, erblickt man Türme und Dächer einer alten Stadt am jenſeitigen Talabhange. Es iſt Naumburg. Die Niſche enthält zu beiden Seiten altes Geſtühl, auf ſtufenartiger Erhöhung aus demſelben Sandſtein, der den Fußboden bildet; dazwiſchen ſteht ein Spinnrad. Die Decke des Zimmers iſt gewölbt. Aus ihrer Mitte herab hängt ein ſchöner Hängeleuchter aus Meſſing, mit Lichtern, über einem großen, runden und ſchweren Eichentiſch. Mit einem ſchwarzen, goldgeſäumten Samt bedeckt, trägt dieſer Tiſch einige alte ſilberne Gefäße und einen vergoldeten, gebuckelten Pokal. Die Wand links ſchmückt ein alter Kamin. Zu ſeinen beiden Seiten ſehr alte, nachgedunkelte Bilder, Biſchöfe im Ornat darſtellend. Die Wand gegenüber zeigt einen mächtigen Renaiſſanceſchrank. Kleine Rundpforten ſind hinter dem Kamin und rechts vor dem Schrank.

Es iſt gegen Mittag eines Tages Anfang Oktober.

Auf zwei hochlehnigen Stühlen einander gegenüber ſitzen der alte Herr Ruſchewey im ländlichen Hausanzug und ein fremder, ältlicher Herr, der Hut, Regenſchirm und Überzieher auf dem Schoße liegen hat. Ruſchewey iſt gebräunt, bärtig, friſch und jovial. Der Herr, von nicht ſehr einnehmendem Äußeren, bebrillt und in Gummiſchuhen, hat den Typus des Stubengelehrten.

Ruſchewey: Ja, ja! Erlauben Sie mir, daß ich mir mittlerweile meine Pfeife anſtecke?

Der Herr: O, ich habe nichts zu erlauben, Herr Ruſchewey. Ich bin nur gekommen in aller Beſcheidenheit ... ich wollte mich nur in aller Beſcheidenheit nach dem Befinden der jungen Damen untertänigſt erkundigen, denen, wie ich zu meinem Schmerze geleſen habe, das unerbittliche Fatum Mutter und Vater ſo früh entriſſen hat. Geht es den jungen Damen einigermaßen zufriedenſtellend, wenn ich fragen darf? Natürlich den Umſtänden angemeſſen?

Ruſchewey: Jawohl, ja! Es geht meinen Nichten recht leidlich.

Der Herr: Ja, ja, es war ein recht ſchwerer Schlag. So ſchnell nacheinander Mutter und Vater. —

Ruſchewey: Jawohl, ja! Das heißt: In welchem Blatt ſteht denn das? Meine arme Schwägerin, die ja allerdings wirklich zu gut für dieſe Erde geweſen iſt, hat unſer himmliſcher Vater nämlich bereits vor fünfzehn Jahren zu ſich genommen. Volle vierzehn Jahre hat Bruder Bertold ſie überlebt. Ich fürchtete damals, er würde es nicht ſechs Monate aushalten. Wo haben Sie eigentlich meinen Bruder kennen gelernt?

Der Herr: Seltſamerweiſe in einem Antiquitätenladen zu Amſterdam. Ich kann mich noch recht genau erinnern. Es war in einer recht wenig für die Anknüpfung geſellſchaftlicher Beziehungen geeigneten Gegend der Judenſtadt. Aber Herr Ruſchewey, wie er mir ſagte, kam ſchon zum dritten Male, und zwar einer alten Geige wegen, die der jüdiſche Antiquar beſaß.

Ruſchewey *erhebt ſich und öffnet den Schrank:* Er hat ſie bekommen, die alte Geige; hier iſt ſie, wenn es Sie intereſſiert. Er nimmt einen geſchloſſenen Geigenkaſten aus dem Schrank und ſtellt ihn auf den Tiſch. Aber das iſt ſchon ſehr lange her, daß Bertold dieſe Geige gekauft hat.

Der Herr: Im Kriegsjahre 71 war's. Ihr Herr Bruder war ein ſehr luſtiger Herr und brachte den Juden oft zum Lachen; doch einig wurden ſie lange nicht.

Ruſchewey: Ich weiß, es lag ihm ſehr viel daran. Er hatte ſich nämlich in den Kopf geſetzt, daß dieſe Geige dieſelbe wäre, die vor ſehr vielen Jahrzehnten einmal meinem ſeligen Vater geſtohlen wurde. Unſer ſeliger Vater war Organiſt, und zwar drüben am alten Naumburger Dome, der hatte wieder das Inſtrument irgendwo, wer weiß, in der Sakriſtei oder Glockenſtube, oder ſonſtigem Heiligtume für Motten, Schaben und Würmer im Dome, und zwar in einzelnen Stücken gefunden. Er hat den Kaſten geöffnet, die Seidentücher behutſam vom Geigenkörper zurückgeſchlagen. Nur um's Himmels willen, daß Lux nicht kommt: ſonſt nimmt ſie den Onkel bei den Ohren.

Der Herr: Gewiß gehört es der jungen Dame.

Ruſchewey: Gewiß gehört's ihr, und zwar mit Recht: denn der andere Grund, weshalb er die Geige ankaufte, war, daß Lux als ſechs- oder ſiebenjähriges kleines Ding immer ein Liedchen ſang, das die Worte enthielt: ‚Eine kleine Geige möcht' ich gern haben'. Sie hat auch ſeitdem recht wacker den Bogen führen gelernt.

Der Herr: Das Fräulein Lux iſt die wievielte?

Ruſchewey: Das Neſtküken. Uebrigens flügge genug!

Der Herr: Darf ich mir nun die Frage erlauben, wenn es nicht unbeſcheiden iſt: Wird man die Damen, und wäre es für einen noch ſo kurzen köſtlichen Augenblick, zu Geſicht bekommen?

Ruſchewey: Ich glaube nicht.

Der Herr: Auch nicht, wenn man in der Lage iſt, ihnen dies und das aus Perſönlichem von der Begegnung mit ihrem Herrn Vater zu berichten?

Ruſchewey: Weiß der Deubel, die Mädels ſind ſcheuer als Holztauben.

Der Herr: Ja, das hat man mir ſchon im Gaſthauſe drüben in Naumburg geſagt, als ich mich nach der Beſitzung erkundigte. Ich muß geſtehen, es tut mir leid. — Ich hoffe, Sie nehmen es wie es gemeint iſt, wenn ich Ihnen mitteile, wir ſind ja unter uns Männern, nicht?, daß ich wohlſituiert, nicht ohne private Mittel, Junggeſelle und überdies ordentlicher Profeſſor für klaſſiſche Philologie in Dorpat bin. Sie nehmen es mir gewiß nicht übel?

Ruſchewey: Alle Achtung! Wie käme ich denn dazu!

Der Herr: Alle Achtung. Beſonders, wenn man alles, wie ich als Kind armer Leute, durch eiſernen, raſtloſen Fleiß ſich mühſam errungen hat. Ja. — Alſo: — ‚Wenn Sie Profeſſor ſind' — richtig! ſagte der arme Herr Ruſchewey damals zu mir in Amſterdam, als wir ſo ſtillvergnügt miteinander die portugieſiſche Synagoge betrachteten. . . . ‚Wenn Sie Profeſſor ſind, kommen Sie zu mir! Ich hab' eine hübſche Faſanerie', ſetzte er noch mit Humor hinzu. ‚Sie wird Ihnen möglicherweiſe Spaß machen.' — Den Augenblick habe ich leider verpaßt; denn als ich Profeſſor geworden war …

Ruſchewey: Wenn es Ihnen recht iſt, Herr Profeſſor, ſo gehen wir jetzt in den Garten hinaus und ich laſſe Sie gleich durch das untere Pförtchen. Sie gehen doch oben beträchtlich um.

Der Herr: Ich bin Ihnen äußerſt verbunden dafür. — Das heißt, ehe ich gehe, noch ein Wort. — Ich habe die weite Reiſe gemacht … ich bin auch nicht mehr der Allerjüngſte … Würde es vollkommen nutzlos ſein … wir ſind unter uns, unter Ehrenmännern! … mir ſchwebte, ich ſage es frei heraus, die ältere von den Damen vor: ich benötige jemand geſetzteren Alters! … würde es nun ganz nutzlos ſein, wenn ich fernerhin Zeit und Mühe dranſetzte …

Ruſchewey: Vollkommen nutzlos, ganz unbedingt.

Man hört flüchtige Rufe und plötzlich friſches, glockenartiges Gelächter von Mädchenſtimmen.

Der Herr hat ſich erhoben und eine Verbeugung gemacht: Verzeihen Sie gütigſt, wenn ich geſtört habe. — Es iſt ein beſchwerlicher Weg hier herauf.

Ruſchewey: Auf 'runterzu geht es bedeutend leichter.

Er öffnet das Pförtchen, läßt den Herrn vorantreten und geht mit ihm ab.

Ludowike Ruſchewey, ein ſchlankes 15jähriges Mädchen mit kleinem Kopf kommt leichtfüßig durch die Tür neben dem Kamin. Als ſie die Geige auf dem Tiſch bemerkt, erſchrickt ſie und entrüſtet ſich dann.

Ludowike: Was bedeutet denn das? Wer hat denn, gelinde geſagt, die Kühnheit beſeſſen und hat meine Violine herausgeholt? — Sie nimmt das Inſtrument heraus, betrachtet es und legt es zurück. Nun kommt durch die gleiche Tür wie ſie **Adelheid** herein. Ludowike ruft ihr entgegen: Haſt Du meine Geige in Händen gehabt?

Adelheid, die ein gereiſtes und ſchönes Mädchen iſt, mit ausdrucksvollem Geſicht und faſt ſüdlichem Temperament und Feuer, antwortet leichthin: Aber, Dummchen, wie kommſt Du darauf? Tritt übrigens mal hinter den Vorhang. Onkel lotſt wieder mal einen hinaus. Sie ſpäht, hinter dem Vorhang verſteckt, durchs Fenſter.

Ludowike ſtellt ſich ſogleich neben die Schweſter: O Gott, wie aus dem Beinhaus entſprungen! Ein Geſicht wie'n alter Schweinslederband!

Adelheid: Beinah wie 'n Bruder von Ewald Naſt; oder ſind'ſt Du den hübſcher?

Ludowike, ſich ſchüttelnd: Brrr, Adelheid, bitte, verſchone mich! Sie begibt ſich wieder an ihre Geige, ſchließt den Kaſten und ſtellt ihn in den Schrank.

Adelheid: Willſt Du nicht gleich etwas üben, mein Liebchen?

Ludowike, eine prieſterlich ſegnende Gebärde flüchtig nachahmend: Du auserwählete Jungfrau: nein!

Adelheid: Ja, mein liebes Kind, warum denn nicht? Du haſt noch ein hübſches Weilchen zu warten.

Ludowike: Offen geſagt, Eure Errungenſchaften und Ausſichten blenden mich eigentlich nicht; wie wirſt Du heißen? Nicht mal Frau von Kranz, bloß Frau Kranz wirſt Du heißen! Ruſchewey klingt doch zehnmal ſo gut, und wir haben außerdem einen Stammbaum. Ganz hübſch ſah zum Beiſpiel der Rittmeiſter aus, als die Leutnants neulich zu Pferde herauskamen! — Aber Agathe iſt doch blind! die ſieht doch die ſchönſten Beine nicht. Bleibt alſo ihr Pädagoge Ewald: eh' ich den nähme, würde ich Nähterin.

Adelheid, drollig betroffen: Seh einer bloß dies Küken an! — Ich werde Dir nochmals Konfekt mitbringen.

Ludowike: Jetzt ſage mal ehrlich, Adelheid: was ſoll ich eigentlich davon haben, daß Du Dich zum Beiſpiel nächſtens verheirateſt? Na ja; auf der Hochzeit werde ich tanzen! Aber nachher, gleich, da verliert man Dich doch! Oder ſieh mal Agathe an . . . früher war ſie geſellig und heiter — ſeit ſie verlobt iſt, iſt ſie meiſtens verſtört und menſchenſcheu.

Adelheid: Iſt ſie denn überhaupt verlobt?

Ludowike: Ja, würde denn Ewald ſie ſonſt ſo martern? Das müßt Ihr doch ſehen, er martert ſie doch! Er macht ſie doch reinwegs krank und ſchwermütig. Was gehen mich denn Eure Bräutigams an, wenn ſie einem Geſchwiſter abſpenſtig machen! Ihr tut einem einfach ganz ſchauderhaft leid: Ihr tut ja doch keinen Atemzug, den ſie Euch nicht genehmigt haben! Und früher, da wart Ihr frei wie der Wind.

Adelheid, knixend: Au contraire! Erſt jetzt iſt man frei geworden.

Die Tür neben dem Schrank wird hinter dem Rücken der Mädchen vorſichtig geöffnet, und ein Mann mit zerlaufenen Schuhen, geflickten Sachen, Knotenſtock und verwegenem Kalabreſer tritt ein. Er hat eine grobe Ledertaſche umgehängt. Sein ziegenbockartiges Geſicht iſt mit Sommerſproſſen bedeckt, übrigens nicht unintereſſant. Haupt- und Barthaar rötlich. Das Alter des Vagabunden kann etwa 35 Jahre betragen.

Der Vagabund: Ich möchte mir eine Frage erlauben.

Adelheid fährt erſchrocken herum: Um Gottes willen! Was wollen Sie denn?

Ludowike iſt nach der Klingelſchnur gelaufen und hat ſie heftig gezogen.

Der Vagabund: Bei Gott, meine Damen, ich will weiter niſcht. Ich mechte mir bloß die Frage erlauben: Wo geht denn der Weg nach Merſeburg?

Adelheid: Wie ſind Sie denn hier hereingekommen?

Der Vagabund: Auf Ehre, das weiß ich alleene nich! Erſchtlich bin ich durch Geſtrippe geſtiegen, dann bin ich durch einen Weinberg 'runtergekomm'n, dann auf einen breiten Gartenweg, dann in eine ſcheene Eintrittshalle, dann durch einen ſcheenen Speiſeſaal, dann über ein kleines Treppchen 'rauf und nu mechte ich gerne in meine Heimat.

Adelheid und Ludowike blicken bald den ſeltſamen Eindringling, bald einander an und brechen ſchließlich in herzhaftes Lachen aus.

Ludowike: Wo iſt Ihre Heimat eigentlich? Doch nicht etwa vielleicht unſere Speiſekammer!

Der Vagabund: Nein. Uſingen iſt mein Heimatland.

Adelheid: Haſt Du den Namen ſchon jemals gehört, Lux?

Ludowike: Non, mon enfant

Der Vagabund: Ce n'est rien que Silesie, mes dames.

Adelheid: Sie ſprechen franzöſiſch?

Der Vagabund: C'est ça. Ich bin ein Jahr lang in Algier geweſen: ich war nämlich Fremdenlegionär! Dann hab ich mich aber kleene gemacht.

Ludowike ruft durchs Fenſter hinunter: Da iſt Otto! Otto, komm doch mal 'rauf! Wir haben Beſuch aus Algier bekommen.

Der Vagabund: Ich kann Ihn'n meine Papiere zeigen. Uff parole d'honneur; ich beſchwindle Ihn'n nich.

Er kramt in ſeiner Taſche herum, die er ohne Umſtände auf den Tiſch legt.

Durch die Tür an der Kaminwand tritt der 17jährige Otto Kranz, ein Bruder von Adelheids Bräutigam. Er trägt ſich idealiſch, mit Schnallenſchuhen, fliegenden Krawattenenden und langem Haar.

Ludowike, übermütig: Erlauben die Herren, daß ich vorſtelle: Herr Otto Kranz, sculpteur du talent de Munic, und ....?

Der Vagabund: Ich bin ein geborener Klemt! — Nach gravitätiſcher Verbeugung: Und nu darf ich vielleicht zur Sache kommen. Das iſt doch hier nämlich ein altes Haus. Das hab ich nämlich von weitem geſehen, wie das mit dem hohen Dache ſo hoch aus a Linden und aus a Kaſtanien und aus a Nußbäumen 'rausgucken tutt, daß das hier a alter Kaſten ſein muß. Und ſolche Geniſte, die ſein was für mich: von Beruf bin ich nämlich Kammerjäger.

Otto, ohne weiteres laut: Wie hat ſich der Kerl denn hier eingeſchlichen?

Der Vagabund: Kerl? J nee, weeß Kneppchen. Da irren Sie ſich! Ich geh Ihn'n meinem Gewerbe nach, wie ein Jagdhund, Sie, wie ein richtiger Finder. Und da find' ich ooch ſtets was und täuſche mich nich.

Otto: Ihr Gewerbe dürfte das Schnorren ſein! — Kommen Sie mit! — Ich werde ihn 'rausſetzen.

Der Vagabund: Und Ratten und Mäuſe hätten Se nich? Und Kreuzottern keene in Ihrem Weinberg? Und Schlüſſel nich? Und o Schwaben nich? Kee Ungeziefer im ganzen Hauſe? O keene ſchwarzen Huſaren, mes dames?

Otto: Es iſt bloß ein Hund hier, der Schweizer heißt! Ein ziemlich biſſiger Bernhardiner.

Der Vagabund: De Schweizer ſein gude Suldaten. Jawohl! — Alſo niſcht nich fer ungutt! C'est ça, mes dames. Er geht, von Otto eskortiert; an der Tür wendet er ſich nochmals und blinzelt pfiffig nach den vergoldeten Gefäßen hin, die den Tiſch ſchmücken. Scheene Goldſchmiedearbeit hab'n Se da ſtehn! Da lacht einem alten Schnapphahn das Herze! Gefolgt von Otto, ab.

Adelheid, ironiſch: Otto iſt heut gar nicht bei Humor. Ich dachte, der Menſch müßte ihm doch Spaß machen.

Ludowike: Ich hab ihn beim „arbeiten“ aufgeſtört.

Er zeichnete oder ſchrieb Gedichte. — Macht Dein Bräutigam denn auch Gedichte?

Adelheid, *ironiſch*: Leider nein! Otto hält ſich für das Genie der Familie!

Ludowike: Dann hätte ich doch Otto genommen.

Adelheid: Das Kind?

Ludowike, *im Begriff, davonzueilen, trifft in der Tür auf Otto und Sabine.*

Sabine: Habt Ihr geſehen? Der wollte mich! Wie ſteh ich da: wieder ein neuer Antrag! Schon vier Anträge hat Onkelchen mir verpfuſcht! Nächſtens werd' ich ihm mal gründlich das Ohrläppchen kneipen! — *Heiterkeit.* — Wißt Ihr nicht, wo Agathe iſt? — Otto, hat ſie Dir nicht heut morgen geſeſſen?

Otto: Ja. Ich habe bis etwa vor einer halben Stunde unten im Winzerhaus modelliert; dann plötzlich, ich weiß nicht, kam der Briefträger, und da ſtand ſie plötzlich auf und verſchwand.

Sabine: Ich habe ſie mindeſtens eine halbe Stunde lang im Garten geſucht.

Adelheid: Gib Geld, Sabine, es ſind wieder Sendungen.

Sabine: Du, Deine Ausſtattung macht uns bankerott.

Adelheid: Dann erben wir wieder von Großmama.

Ludowike: Möglicherweiſe iſt Ewald gekommen, und ſie muß ihm wieder irgend einen albernen Verſchönerungsvereins-Jahresbericht oder ſonſt was ins Reine ſchreiben.

Oder Vermögensſachen von Tante Emilie, die er doch ganz in den Klauen hat.

Sabine: Pfui, Lux, wer wird von Klauen reden! Vor zwölf kommt er übrigens nicht heraus; denn bis elf Uhr dauert ſein Unterricht. Halblaut zu Adelheid: Ich muß Dir mal etwas leiſe ſagen.

Otto: O bitte, laut, ich ſtöre Euch nicht. Er geht ab.

Sabine: Otto! Warum denn? Bleib doch gefälligſt.

Adelheid, neugierig: Laß ihn doch ruhig. Das ſchadet ihm nichts. — Was gibt's denn?

Sabine: Nichts, als daß Doktor Grünwald im ‚ſchwarzen Roß' zu Naumburg iſt mit ſeinem alten Freund Kozakiewicz.

Ludowike, die ſich neugierig herangeſchlichen hat: — Wer?

Sabine: Papperlapapp, Du Kiekindiewelt!

Adelheid, in höchſtem Erſtaunen: Aber nein, Sabine, das glaube ich Dir nicht.

Sabine: Ja nun, das wird die Sache nicht ändern. Erkundige Dich doch mal beim Onkel darum. Sie kniet, ſchließt ein Schrankfach auf und kramt darin.

Adelheid, händeringend, in einer Art humoriſtiſcher Verzweiflung: Aber, Mädels, um Gottes und Chriſti willen: was wird denn jetzt bloß Agathe tun?

Ludowike: Was iſt denn das nun für eine Geſchichte?

Adelheid, zu Sabine mit Bezug auf Agathe: Weiß ſie es ſchon? Ich denke doch nicht. Wenigſtens läßt ſie ſich nichts merken.

Adelheid: J, da muß eben wieder Onkelchen einſpringen. Die Sache iſt eben doch abgetan.

Ludowike: Leutchen, wenn Ihr ſo weiter in Rätſeln ſprecht, dann bin ich ja eigentlich überflüſſig.

Sabine, luſtig: Das biſt Du auch. Immer marſch, fort mit Dir.

Ludowike: Gerade nicht! Ich bin alt genug! Und wenn Ihr wollt meine Schweſtern ſein, ſo habt Ihr vor mir auch keine Geheimniſſe.

Adelheid: Sabine, das glaub' ich dir nimmermehr: das iſt wieder einer Deiner Scherze. Der iſt ja doch in Amerika ..... wer weiß wo, untergetaucht und verſchollen.

Sabine: Na, und jetzt iſt er eben zurück und ſitzt fuchsmunter im „Roß“ zu Naumburg.

Ludowike: Wenn Ihr denkt, daß ich die Geſchichte nicht weiß, ſo ſeid Ihr doch recht ſehr ſchief gewickelt.

Sabine: Dummchen, was für 'ne Geſchichte denn?

Ludowike: Warum war denn Agathe immer ſo ſchwermütig? Weil ſie keinen Brief mehr von ihm bekam!

Sabine, leichthin: Von wem denn?

Ludowike: Na, von dem Amerikaner.

Sabine: Du haſt was läuten hören, mein Kind.

Ludowike: Und dann hat ſie aus Wut oder was weiß ich, dem Schulmeiſter ihre Seele verkauft.

Sabine: Pſt, liebe Lux: ſprich keine Torheiten! Im Grunde geht uns das alles nichts an, und man muß jedem ſein Seelenheil ſelbſt überlaſſen. Du biſt übrigens tatſächlich alt genug und 's iſt beſſer — meinſt Du nicht auch, Adelheid? —, Du weißt, wie die Sachen wirklich ſind! Du kannſt dann vielleicht Taktloſigkeiten vermeiden, ſtatt daß Du aus Unwiſſenheit welche begehſt. Agathens Empfindlichkeit iſt ja faſt ſprichwörtlich.

Adelheid: Alſo wirklich? Grünwald iſt drüben in Naumburg?

Sabine: Er hat bei Onkelchen angefragt, ob ſein Beſuch uns genehm ſein würde.

Adelheid: Und wenn er mit Ewald zuſammentrifft!

Sabine: Nun was? Es ſind doch gebildete Menſchen.

Ludowike: Ich verſtehe die Sache noch immer nicht.

Sabine: So, nun zeige Dich mal der Sache gewachſen; Grünwald iſt der geweſene Marinearzt, von dem Du ſicher ſchon oft gehört haſt. Papa jedenfalls ſprach öfters von ihm. Zwiſchen ihm und Agathe hat etwas geſchwebt. Sie lernten ſich kennen auf Sylt im Seebad. In einem Sommer, Du weißt es ja doch, waren Papa, ich und Agathe in Weſterland.

Adelheid: Vorſicht, daß uns Agathe nicht hört.

Sabine: Oder Ewald, er muß jeden Augenblick kommen.

Ludowike: Sie waren alſo ganz richtig verlobt?

Sabine: Verlobt und auch nicht.

Ludowike: Wie geht denn das?

Adelheid: Eigentlich waren ſie verſprochen und andererſeits waren ſie auch wieder frei.

Sabine, indem alle drei die Köpfe immer geheimnisvoller zuſammenſtecken: Liebchen, haſt Du nicht manchmal bemerkt, daß Agathe gegen den ſeligen Papa einen gewiſſen Groll in der Seele trägt?

Ludowike: Du weißt ja, ich wurde ſogar mal heftig! Papas Andenken laß ich mir einmal nicht antaſten.

Sabine: Agathe tut das im Grunde auch nicht. Aber Papa hat damals zu Grünwald geſagt, er ſolle ſich noch zwei, drei Jahre herumtummeln und dann werde es Zeit zu der Frage ſein, die er ihm jetzt nicht beantworten könnte.

Ludowike: O weh, lieber Papa, da ging ich durch! —

Adelheid: Und jetzt kannſt Du Dir wohl auch einen Begriff machen, was Agathe inzwiſchen gelitten hat. Briefe hatte Papa verboten. Mündlich hatten die beiden abgemacht: ein Lebenszeichen nach Verlauf jedes Jahres!

Sabine: Er ſollte ſchreiben!

Adelheid: Er ſchrieb aber nicht. Der Termin kam heran und er blieb verſchollen. Dann ſtarb Papa und es rührte ſich nichts. Dann kam ihre Krankheit und Ewalds Werbungen und Tante Emiliens Apparat …

Sabine: Und nun wieder iſt Grünwald auf einmal da, und wer weiß, erſcheint vielleicht auf der Bildfläche.

Adelheid: — Sabine, Du haſt doch wohl Spaß gemacht.

Sabine, achſelzuckend: Mit ſolchen Sachen iſt nicht zu ſpaßen! Denkt, was Ihr wollt, bloß verſchnappt Euch nicht.

Oberlehrer Dr. Ewald Naſt tritt ein. Er trägt Gehrock, Zylinder und ſchwarze Krawatte, ſehr blankes, aber plumpes Schuhwerk. Die Kleider, von einem Provinzſchneider gemacht, ſind lange getragen, aber gut gehalten. Naſt hat einen Sommerüberzieher überm linken Arm, in der gleichen Hand einen Schirm; in der rechten den Zylinder, im Munde einen Zigarrenſtummel.

Oberlehrer Dr. Naſt, laut und ſelbſtbewußt auftretend: Guten Morgen, ihr Mädchen, — ein prachtvoller Tag! — Ich komme vom Zahnarzt direktement! einen Backenzahn, drei ſcheußliche Wurzeln! mich gehalten wie Mucius Scävola! Nur muß ich noch meinen Stummel ausrauchen. Tabak bekanntlich desinfiziert. — Scherzhaft zu Ludowike: Nicht wahr, meine Gnädige?

Ludowike: Und ſtinkt auch bekanntlich.

Naſt: Das kommt immer auf die Zigarre an.

Ludowike: Die Ihrige koſtet ja wohl ſechs Pfennige.

Naſt: Couſin und Couſine: ich erbitte das „Du". Ich zweifle nicht, daß es beſſere gibt! Nun, man muß ſich nach ſeiner Decke ſtrecken. Wie geht's unſrer lieben Agathe, gut?

Sabine: Ich habe ſie heute noch kaum geſprochen.

Naſt: Nun, ich werde gleich ſelbſt zum Rechten ſehn! Je mehr ich mich in die Sache hineindenke, je mehr macht mir die kommende Hochzeit Spaß. — Die Schüler hatten heut Klaſſenarbeit, und während ich auf dem Katheder ſaß, da hab ich mir etwas ausgeſonnen, was Dich, liebe Adelheid, freuen wird. Ich meine an Deinem Ehrenabend.

Adelheid: Ich laſſe mich überraſchen, nur zu!

Naſt: Iſt Dein kleiner Schwager eigentlich anſtellig?

Adelheid: Inwiefern, Ewald, ſoll er denn anſtellig ſein?

Naſt: Erſtlich brauche ich jemand, der mir mein kleines Versſpiel ins Reine bringt . . .

Ludowike: Ihre Verſe abſchreiben? Das tut Otto nicht. Dazu iſt er zu ſtolz. Er macht ſelber welche.

Naſt: O! Meſſer, Gabel, Schere, Licht, iſt für kleine Kinder nicht. Doch immerhin — laſſen wir ihm das Vergnügen, ein bißchen Herzen und Schmerzen zu reimen, wenn nur niemand dabei beſchädigt wird; auch macht mir Agathe ſchließlich die Reinſchrift, doch hätte ich etwas anderes für ihn.

Sabine: Beſprich es doch mit ihm ſelber, Ewald.

Naſt: Nur nicht in Adelheids Gegenwart.

Adelheid: Ich muß ſo wie ſo zu den Weißnähterinnen. Ich habe drei Nähterinnen im Haus. Wenn ich Otto ſehe, will ich ihn 'reinſchicken.

Naſt: Vielleicht, daß er doch die Gnade hat!

Adelheid ab.

Naſt, fortfahrend: Sonſt nehme ich einen meiner Quartaner — übrigens: Euren Gärtner ſolltet Ihr abſchaffen.

Sabine: Warum?

Naſt: Weil er dreiſt und untüchtig iſt. Ich hatte eben mit ihm beinah ein Renkontre.

Sabine: Onkel hält ziemliche Stücke auf ihn.

Naſt: Laissez aller: das iſt Onkels Grundſatz. Ich ſage Euch: Schafft dieſen Gärtner ab! Und Ihr werdet es tun, trotz des guten Onkels und ſeiner ſtrafwürdigen Bonhommie.

Sabine: Was hat's denn gegeben mit dem Gärtner?

Naſt: Ich muß mich ein bißchen mit reden in acht nehmen. Er faßt nach der Backe. Er benimmt ſich gegen mich flegelhaft, und zwar bei jeder Gelegenheit. Und dann begeht der Menſch gradezu Tollheiten.

Sabine: Wieſo?

Naſt: Ich nenne es eine Tollheit, Sabine, wenn er einen Burſchen hier bei ſich hat ... ich meine in Eurem Garten beſchäftigt ... ein Subjekt, das mehr als verdächtig iſt! Einen Kerl, der am geſtrigen Nachmittag bereits unſer Naumburg unſicher machte, bis er ſchließlich auch meine zwei Treppen erſtieg, wo ich ihm aber gehörig den Text geigte. Mir ſagte der Menſch, er ſei Scharfrichterknecht; — und hier läßt ihn der Gärtner Maulwürfe wegfangen.

Sabine: Ach, es ſind ja doch Männer im Haus, guter Ewald.

Naſt: Wenn Ihr töricht ſein wollt, ich dulde es nicht. Entweder der Onkel ſetzt ihn raus oder ich werde die Polizei verſtändigen. Am beſten, der Gärtner fliegt gleich mit; denn er betrügt Euch, wenn ihr die Augen wegwendet.

Sabine: Papa machte immer einen beſtimmten Abſtrich auf Betrug.

Naſt: Das konnte Papa, Ihr dürft das nicht. Das hieße ja unverantwortlich wirtſchaften! Man wirft doch das Geld nicht zum Fenſter hinaus.

Ludowike, indem ſie, ſich räkelnd, hinausgeht: Wenn man welches hat, warum ſoll man's nicht rauswerfen. Ab.

Raſt: O! o! o! o! Der Tauſend noch mal! An Lux iſt viel geſündigt worden! Es rächt ſich, wo eine ſtrenge und konſequente Erziehung gebricht!

Sabine: Aber, Ewald, das ſind doch nur harmloſe Unarten.

Raſt: Ihr glaubt es mir nicht! Ihr glaubt es mir nicht. Ihr laßt dem Kinde ſträflich viel Freiheit. Darin hat Tante Emilie vollkommen recht. Eines Tages, ſag' ich Euch, muß es ſich rächen.

Sabine: Hu, hu! Das klingt aber fürchterlich!

Raſt: Ihr glaubt, Ihr ſeid niemand verantwortlich, weil Ihr unabhängig hier oben lebt. Ihr ſeid für das Freie und Ungebundene; aber wenn Ihr manchmal zu hören bekämt, was drüben in Naumburg von Euch geſagt wird, dann würdet Ihr ſehn, daß die Welt nicht ſchläft und daß niemand ſo unabhängig iſt, um ſich auch nur im geringſten Punkt ungeſtraft gegen ſie zu verſündigen.

Sabine: Ei! ei! ei! ei! Was bedeutet denn das?

Raſt: Liebſte Muhme, wir wollen das Kriegsbeil nicht ausgraben. Ich hoffe, Du mißverſtehſt mich nicht. Meine brave Agathe denkt ganz wie ich; und ich ſehe den Tag in nicht weiter Ferne, wo auch Du, eigentlich der Verſtand der Familie, auf die mittlere Linie der Lebensführung zurückkommen wirſt. Otto tritt ein. Jetzt wollen wir uns den Präliminarien froher Stunden widmen. — Sage doch mal, Du junger Adonis von 16 Lenzen! Ich hätte eine Sache für Dich. — Du wirſt ja bleich: erſchrick nur nicht. Du ſollſt ja nicht mensa deklinieren! Es handelt ſich nur um einen Scherz.

Otto: Wäre ich dabei unbedingt notwendig?

Naſt: Niemand, mein Sohn, iſt unbedingt notwendig. Alſo hör mal, was ich eigentlich will. Du weißt, was Scherz iſt.

Otto: Ich hoffe doch.

Naſt: Ich auch. Alſo werden wir uns bald einigen. — Ich habe nämlich ein Feſtſpiel verfaßt und in dieſem Feſtſpiel ſind nur zwei Rollen und die dritte ...

Sabine: Ich denke, es ſind bloß zwei?

Naſt: Und die dritte, junger Freund, ſollſt Du darſtellen. Peter Squenz von Griffius kennſt Du nicht ... ich will lieber etwas weiter ausholen.

Dieſes Haus hier hat früher zum Dom gehört. Eigentümerin war das Domkapitel und Domherren haben es früher bewohnt, Biſchof Throta ſogar, Kirchenfürſten mitunter, und das Wappen, das ſich am Kamin noch vorfindet, trägt einen Palmeſel, Stab und Biſchofshut. Es handelt ſich aber nur um den Palmeſel.

Sabine: Soll Otto den Palmeſel etwa darſtellen?

Naſt: Die dritte ſehr luſtige Rolle iſt ſtumm in der Tat und wäre allerdings quaſi der Palmeſel.

Sabine ſtutzt einen Augenblick und bricht dann in helles Gelächter aus. Naſt ſeinerſeits ſtutzt zunächſt ebenfalls, und zwar über das Gelächter, von dem fortgeriſſen er, allerdings etwas gezwungen, ſchließlich mitlacht. Otto verbeißt ſichtlich den Ärger über die Verletzung ſeines Selbſtgefühls und ſagt dann ruhig:

Otto: Das Fach der Clowns, Herr Oberlehrer, liegt mir nicht. Aber da ich Bildhauer bin, würde ich mich gern anheiſchig machen, einen Palmeſel nach dem Leben, ſehr porträtähnlich, zu modellieren. Wenn gebrüllt werden ſoll, macht das ein Hausknecht vielleicht.

Naſt: Ah, aha! Iſt man der jugendlichen Ueberhebung und Eitelkeit doch wieder einmal zu nahe getreten. Es gibt heute keine Jugend mehr.

Otto: Das liegt dann vielleicht an ihren Erziehern.

Naſt: Laſſen wir das! Keine Kontroverſen! Es ſteht Dir nicht! Und mir würde es nun ſchon gar nicht geziemen, mit Dir um ernſthafte Fragen zu ſtreiten. Das Mißverhältnis wäre zu kraß.

Otto: Weshalb duzen Sie mich denn eigentlich?

Naſt: Mein Freund, Ihnen fehlt die Naivität. Denken Sie an die Faſtnachtsſpiele! Denke doch an den Meiſter Hans Sachs! Denke doch an die alte Tierfabel, an den Weber Zettel im Sommernachtstraum! Einen Eſel naturgetreu darzuſtellen, braucht einer durchaus kein Langohr zu ſein.

Sabine: Liebe Feſtgenoſſen in spe, entzweit Euch nicht. Es empfiehlt ſich, bei gutem Humor zu bleiben; denn ein guter Humor iſt ja doch der Zweck.

Naſt: Dieſer Dummſtolz, der keinen Spaß verſteht, Geſpreiztheit! Unreife mit Prätentionen! Was mir peinlicher wäre, wüßte ich nicht.

Sabine legt den Arm um Otto: Komm, Otto, den Herrn Vetter laſſen wir auspoltern. Er hat heute, ſcheint's, ſeinen reizbaren Tag. Die Schuljungen haben ihn wohl geärgert.

Naſt, mit arroganter Heiterkeit: Oh nein, ſchöne Muhme, da irrſt Du Dich. Ein Schuljungenſtreich geniert keinen Weiſen. So was ſtört meine Götterlaune nicht.

Sabine mit Otto ab.

Agathe, ein ſchöngewachſenes, etwas bleichſüchtiges, üppiges Mädchen, tritt durch die Tür an der Schrankſeite. Das hellblonde Haar umrahmt, ſchlicht geſcheitelt, das ovale, großäugige, ſüße Geſicht, das einen Zug von Schwermut hat. Die Bewegungen Agathens ſind weich und geräuſchlos. Ihr Gang rhythmiſch und wie ſchwebend. Sie hüllt ſich, wärmebedürftig, in ein Spitzentuch.

Agathe: Guten Morgen, Ewald.

Naſt: Da biſt Du ja! — Um Gottes willen, wie ſiehſt Du denn aus?

Agathe, an ſich hinunterſehend: Wie? iſt etwa wieder ein Saum geriſſen?

Naſt: Iſt Dir nicht wohl, mein gutes Kind?

Agathe: Weshalb ſollte mir denn nicht wohl ſein, Vetter?

Naſt: Vetter? Was iſt das für ein Wort?

Agathe: Es iſt doch ein Wort, das Dir auch zukommt, Ewald.

Naſt: Nun, Liebe, ich verzichte darauf. Dafür will ich Dich auch nicht Couſine nennen. — Aber ſag mir nur endlich, was mit Dir iſt!

Agathe: Wieſo? — Ich weiß Dir darauf nicht zu antworten. —

Naſt: Du haſt geweint!

Agathe: Ich habe durchaus nicht geweint, lieber Ewald. Und wenn ... warum ſollte ich ſchließlich nicht?

Naſt: — Du ſiehſt, ich faſſe mir an den Kopf! Ich komme noch gar nicht zu mir ſelber! Was iſt denn auf einmal mit Dir paſſiert?

Agathe: Nichts. Gar nichts, Ewald. Nicht das geringſte. Ich bin eben mit Onkel Guſtav ſpaziert ...

Naſt: Und was habt Ihr da miteinander geſprochen?

Agathe: Nichts! Sicherlich nichts, was Dich intereſſiert.

Naſt: So?! Und Du glaubſt, ſo laß ich mich abſpeiſen?

Agathe: Ach, Ewald, bitte! Du peinigſt mich. Du mußt mir ein wenig Ruhe laſſen.

Naſt: — Wann hätte ich Deine Ruhe geſtört? — Willſt Du mich jetzt nicht ſehen, Agathe, ſo ſage es nur. — Du haſt Anſpruch auf jegliche Rückſichtnahme, als Patient und als Rekonvaleszent.

Agathe geht heftig umher: Ich bin nicht mehr leidend! So laß doch nur das! Weshalb mußt Du es mir denn täglich vorhalten? Ich bin ſo wie jeder andere Menſch und verlange durchaus keine größere Rückſicht.

Naſt: Der alte Irrtum, die alte Not! Wenn Dir freilich mein Rat irgend etwas gilt, und die Zukunft, der wir entgegeneilen ... ich kann nicht anders! es tut mir leid ... ſo laß uns, ich bitte Dich wieder darum! doch endlich mit feſten Entſchlüſſen hervortreten. Dieſer Zuſtand martert uns beide nur.

Agathe: — Nun auf einmal wiederum dieſe Wendung.

Naſt: Jawohl, mit vollem Bewußtſein, Kind. — Ich kann warten, ich bin nicht ungeduldig, auch an Deinem Charakter zweifle ich nicht. Auch daß Eure Verhältniſſe glänzende ſind, iſt ein Umſtand, der mich nicht weiter beeinflußt. Ich bin genügſam und habe mein Auskommen. Nein! Aber wir ſind in der Leute Mund ... und ich weiß eigentlich nicht, worauf wir noch warten. — Oder, Agathe, treibſt Du Dein Spiel mit mir?

Agathe: Wie kannſt Du bloß ſo etwas denken, Ewald!

Naſt: Nun gut, ich denke es eigentlich nicht. Ja, das Gegenteil iſt mir durchaus Gewißheit. Vorwärts! Zögern wir alſo nicht!

Du ſchweigſt. — Es iſt immer das gleiche Schweigen, das Du mir, ſo oft ich bis jetzt auf dieſe Sache gekommen bin, wie eine Mauer entgegenſtellſt. Ich kann mir dieſes Schweigen nicht ausdeuten.

Agathe, nach einigem Stillſchweigen: Ewald, Du brauchſt eine Frau, die tüchtig ... jedenfalls anders iſt! Was willſt Du mit jemand, wie ich bin, anfangen, der ſo mit ſich ſelber uneins iſt, ſo untüchtig und ſo verkehrt erzogen. Du kannſt mir glauben, Du kennſt mich nicht.

Naſt: Du leideſt an einer gewiſſen Puſilanimität: an ſonſt nichts! Das iſt meine Sache; darauf laſſe ich es ankommen. Haſt Du nur einige Neigung zu mir, ſo wollen wir uns ſchon darüber hinwegſetzen. Alſo, beſte Agathe, er faßt ihre Hand: Entſchließe Dich!

Agathe, bewegt und mit Überwindung: Nun, Ewald, in einer Zeit, wo ſich wirklich keine Menſchenſeele auf Erden um mich gekümmert hat, wo ich körperlich und auch geiſtig völlig danieder lag, haſt Du allein unter allen Menſchen Dich um mich gekümmert! Du allein nahmſt Dich meiner an. Gut alſo: ich bleibe Dir alſo nichts ſchuldig. — Du nimmſt mich ſelbſt ja als Ausgleich an. Alſo ſei es. Das übrige mußt Du verantworten: nämlich, wenn es zu Deinem Guten nicht iſt. — Jetzt aber … um eines erſuch' ich Dich noch … es iſt jemand … Doktor Grünwald iſt wieder aufgetaucht … ich habe Dir niemals was angedeutet … möglicherweiſe haſt Du doch etwas munkeln gehört … er darf unter keiner Bedingung herauſkommen! Jedenfalls werde ich ihn unter keiner Bedingung wiederſehen. — Und davor mußt Du mich ſchützen, Ewald, daß ich dieſen Entſchluß etwa brechen muß.

Naſt: Wie? Was? — Du kennſt mich; ich werde alles veranlaſſen.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Ein ſehr hohes Zimmer, deſſen ebenfalls hohe Fenſter linker Hand mit ſchweren, roten Damaſtbehängen verſehen ſind. Ebenſo eine Glastür zwiſchen den Fenſtern, die auf eine Terraſſe hinausführt. Eine Tür in der Hinterwand, eine andere in der Wand rechts. Die Tapete des Zimmers iſt ebenfalls dunkelrot. Die Decke bemalter und vergoldeter Stuck. Rechts über dem Sofa in ſchweren Goldrahmen die lebensgroßen Ölbildniſſe des verſtorbenen Ehepaars Ruſchewey. Das Sofa, der große, ovale Tiſch, der Schreibſekretär, die Lehnſeſſel, das Nähtiſchchen an einem der Fenſter, der Flügel, auch der mit blühenden Pflanzen beſtellte Blumentiſch ſind aus Mahagoniholz im Rokoko-Geſchmack. Der Fußboden iſt von einem ebenfalls dunkelroten Teppich vollkommen bedeckt. Die Polſter der Möbel haben grüne Plüſchüberzüge. Die Ecke des Zimmers zwiſchen den beiden Türen zeigt in hohem Aufbau einen wunderlichen Kamin aus dem 17. Jahrhundert mit ſteifem Figurenwerk.

Es iſt wiederum Vormittag. Die Sonne ſcheint zu den Fenſtern herein. Chineſiſche Vaſen, Nippes, Bronzen ſtehen umher und ſchwere vergoldete Girandolen auf Marmorſäulen. Ein Kronleuchter mit Glasprismen.

Agathe und Ludowike ſitzen unweit von einander am Tiſch, dieſe leſend, jene mit einer Stickerei beſchäftigt.

Agathe: Was lieſt Du denn?

Ludowike, lachend: Otto iſt eigentlich gar nicht ſo dumm. Er macht zu Adelheids Polterabend ein Schattentheater und da hat er hier ein Szenarium aufgeſetzt, das ſehr luſtig iſt! — Was ſtößt Du denn immer ſolche herzbrechende Seufzer aus?

Agathe: Ich?

Ludowike: Merkſt Du das gar nicht?

Agathe: Ich habe heute nacht wieder von Papa geträumt.

Ludowike: Gut oder ſchlimm?

Agathe: Weder eins noch das andere: Sonderbar! Er ſtieg oben im Weinberg um die alten Gemäuer herum. Ich wußte, daß er geſtorben war, und Du kannſt Dir denken, wie mir das Herz pochte. Ich ſagte: Papa! und lief auf ihn zu. Aber als ich die Arme um ihn ſchlang, oder ſchlingen wollte, vermochte ich's nicht! Immer fühlte ich einen peinvollen Widerſtand! Ich konnte und konnte Papa nicht umarmen. Und als ich mit einer unausſprechlichen Bitterkeit davon abſtand und, glaub ich, entſetzt zu ihm aufblickte: ich glaube entſetzt und fragend zugleich! da hörte ich, wie er die Worte ſagte: Agathe, Du haſt ein verzweifeltes Herz.

Ludowike: Ich träume immer nur lieb von Papa.

Agathe: Wenn ich es Adelheid nicht zuliebe täte, ſo würde ich ihre Hochzeits-Feſtivitäten lieber umgehen. Ich paſſe nicht unter heitere Menſchen.

Ludowike: Aber liebe Agathe, wie kommt denn das?

Agathe, haſtig: Bitte, Lux, ſei ſtill! Ich hab' Schritte gehört.

Ludowike: O, ich hab eine Wut! eine Wut, ſag ich Dir.

Agathe: Nein, doch nicht! Ich habe mich doch wohl getäuſcht. Oder es iſt der Gärtner geweſen.

Ludowike: Hoffentlich nicht: der Bock im Ziergarten!

Agathe: Was meinſt Du?

Ludowike: Oh, nur eine Redensart! Ach, liebſte Agathe, ich hab Dich ſo lieb! Ich habe Dich immer ſo vergöttert! Du warſt immer die Allerſchönſte von uns! Otto ſagt, Du wärſt eine wirkliche Schönheit! Und was haben wir manchmal zuſammen gelacht und uns über alle Welt luſtig gemacht! Und jetzt biſt Du wie eine Wachsfigur: Lachſt nicht, ſprichſt kaum, träumſt ſchlecht und biſt mißmutig. So freue Dich doch! amüſiere Dich doch! Wir freun uns doch alle und ſind luſtig.

Agathe: Das wundert mich gar nicht, ich leider nicht! — Oder manchmal wundert es mich ſogar! — Nämlich die Freude, die Feſtlichkeit ..... da kriege ich immer ein banges Gefühl! eine Angſt mitunter bis zu Herzſchmerzen.

Ludowike: Haſt Du das mal Deinem Arzte geſagt?

Agathe: Ach, laßt mich doch mit den Aerzten in Frieden! Alles vermeiden, was einem ſchmeckt. Eiſen und literweiſe Milch ſchlucken.

Ludowike: Kulmbacher Bier trinken müßteſt Du!

Agathe, halb beluſtigt, lacht, fährt dann fort: Ob Großmama ſchon aus den Federn iſt?

Ludowike: Sie hat ſchon vor dreiviertel Stunden gefrühſtückt. Ich ſag Dir: die alte Dame reiſt! Zwölf mächtige Koffer ſind angekommen.

Durch die Terraſſentür kommt, genau ſo wie im erſten Akt gekleidet, Raſt, in ſehr aufgeräumter Stimmung.

Raſt: Viel ſchöne Frauen, ſeid mir gegrüßt! — Von was reden denn junge Mädchen ſo eifrig?

Agathe: Wir ſprachen eben von Großmama.

Raſt: Hat ſie wirklich die weite Reiſe gemacht?

Agathe: Sie iſt geſtern abend angekommen.

Raſt: Da kann Adelheid und ihr Bräutigam von Glück ſagen! Das erſt gibt ihrem Bunde ein Relief. Euer Onkel wäre dazu kaum hinreichend. *Ludowike erhebt ſich, um zu gehen.*

Raſt: Bleib nur; vertreibe ich Dich wieder, Kind? Geſtern abend hab ich ſie nämlich vertrieben. Sie übte nämlich auf ihrer Geige oben im Weinberg in der kleinen Borkenkapelle und da iſt doch der alte Turm in der Nähe und das alte, zerfallne Waſſerloch mit dem unterirdiſchen Gang. Nun hat mich ein alter Studienfreund beſucht, der Kunſthiſtoriker Oſtermann: ein Mann von vorzüglicher Erudition, dem hab ich, da er doch Fachmann iſt, Eure höchſt intereſſanten Ruinen einmal gezeigt. Und dabei ſind wir beiden Gelehrten im Feuer der Forſchung wohl etwas zu laut geworden, ſo daß ſich die Geigenfee ein wenig indigniert, wie mir ſchien, aus ihrem Borkenhäuschen verzog.

Ludowike: Ueberhaupt, es iſt ſchrecklich jetzt hier im Haus: Wo man hinkommt, fühlt man ſich überflüſſig. *Ab.*

Raſt, *nach herzlichem Lachen*: Oſtermann iſt noch Junggeſelle: Und ich kann Dir die Verſicherung geben, er hat ſich für die Erſcheinung der flüchtig vorüberhuſchenden Lux außerordentlich intereſſiert. — — — Uebrigens erledigen wir das Nächſtliegende! Liebes Mädchen: die Sache iſt beigelegt! Und Du brauchſt Dich künftig nicht mehr beunruhigen. Agathe blickt tiefer auf ihre Stickerei. Ich habe kurzen Prozeß gemacht. Natürlich ohne die Form zu verletzen. Ich habe den Stier bei den Hörnern gepackt! Das heißt, gleich geſtern, als ich von Dir den Auftrag empfing und nach dem Eſſen nach Naumburg zurückkehrte, da hab ich ganz einfach die beiden Herren, Dr. Grünwald und Dr. Kozakiewicz, in ihrem Gaſthauſe aufgeſucht. Ich muß ſagen, ſie waren verſtändig und einſichtig und machten den Eindruck von Gentlemen, die die Situation vollſtändig zu würdigen wußten. Wir ſchieden herzlich und ganz konform.

Agathe, ohne aufzublicken: Was haſt Du denn nun den Herrn geſagt?

Naſt: Das gab natürlich der Augenblick. An das einzelne kann ich mich nicht ſo ganz erinnern. Daß Euer Vater geſtorben iſt, wußten ſie ſchon. Ich ſagte, es ſei augenblicklich großer Trubel im Haus und es hätten ſich viele Umſtände ſozuſagen auf eine entſcheidende Weiſe geändert. Ich legte natürlich auf das ‚entſcheidend‘ beſonderes Gewicht, und es tat auch wohl die entſprechende Wirkung. Ich ließ, natürlich ſehr taktvoll, einfließen, daß unter obwaltender Konſtellation eine Wiederbegegnung ſehr peinlich ſein müßte und jedenfalls zu vermeiden ſei.

Agathe: Nun, und was haben ſie denn geantwortet?

Naſt: Ganz korrekt, wie es ſich von ſelbſt verſteht. Sie wären eigentlich nur gekommen, um die herrlichen

Wechſelburger Skulpturen in unſerem Dom zu ſehen. Uebrigens ſcheint er ein fleißiger Anthropologe zu ſein. Es hingen allerhand Tafeln herum. Ich ſah einen wirklichen Negerſchädel und eine Art Pithekanthropus; und ich hätte ihm auch beinah die Erlaubnis erteilt, weil er ziemlichen Wert darauf legte und mein Kopf ihn zu intereſſieren ſchien, einige Maße von mir zu nehmen. — — — Nun aber, Agathe, muß ich inſonderheit eine Bekundung Deines Vertrauens beanſpruchen. Weshalb hat Dich das Wiedererſcheinen des Doktor Grünwald ſo ſichtlich bewegt? und was haſt Du für einen Grund, ihn zu fürchten?

Agathe: Ich fürchte niemand als mich, lieber Ewald.

Naſt: Dieſe Antwort, Liebſte, iſt etwas dunkel. Könnteſt Du nicht etwas deutlicher ſein?

Agathe: Es iſt in mir leider alles recht undeutlich.

Naſt: Was ich von Dir verlange, Agathe, iſt weiter nichts, als wozu mein Verhältnis zu Dir mich berechtigt. Du ſollſt ohne Geheimnis vor mir ſein.

Agathe ſchüttelt leiſe den Kopf: Das geht nicht! Das kann ich nicht, beſter Ewald.

Naſt: Du willſt mir alſo nicht ſagen, Agathe, was es mit dieſer Angelegenheit aus dem Seebad für eine Bewandtnis hat? Glaubſt Du, ich wußte nicht, daß ſie über mir ſchwebte? Glaubſt Du, ſie war mir ganz unbekannt?

Agathe: Nein, nein, dafür ſorgte wohl Tante Emilie.

Naſt: Tante Emilie war durchaus diskret. Alſo willſt Du wirklich nicht offen ſein?

Agathe zieht ein Briefchen hervor, das ſie an der Bruſt getragen hat: Meinetwegen kann ich Dir dieſen Brief geben. Es ſteht aber auch nichts weiter darin. Lies ihn. Es iſt ja am Ende ganz gleichgültig.

Naſt, bevor er lieſt: Halt, da fällt mir noch etwas ein, liebes Kind. Ich ſage es nur der Ordnung wegen. Wenn Du mal mit Sabine ſprichſt, ich habe für ſie zwei Mark an den Briefträger ausgelegt. Wenn es übrigens vergeſſen wird, ſchadet es nichts! — Er lieſt. Die alten Phraſen! Der übliche Phraſenheld! In den Abſichten nicht ſehr undurchſichtig.

Agathe ſteht auf und wird über und über rot: Nein, Ewald .... laß .... das ertrage ich nicht. Sie geht ab.

Naſt: Agathe, was habe ich denn wieder gemacht! — Allein. Ueberall dieſe gottverdammte, lächerliche Empfindlichkeit! Er geht mehrmals erregt auf und ab.

Herr Ruſchewey führt Dr. Grünwald und Dr. Kozakiewicz herein.

Ruſchewey: Bitte, meine Herren, wollen Sie hier eintreten.

Die Herren ſind augenſcheinlich in einem heiteren Geſpräch begriffen geweſen und betreten das Zimmer lachend, wobei die fröhliche Laune des Dr. Grünwald ein wenig erzwungen ſcheint. Sowohl Dr. Kozakiewicz als er ſind tadellos gekleidet: Zylinder, Gehröcke. Grünwald: ſchlank, nervig, braun gebrannt, blondes Schnurrbärtchen. Kozakiewicz: Deutſch-Pole. Er trägt eine Brille mit runden Gläſern. Der vorherrſchende Ausdruck ſeines Geſichtes iſt eine feine Ironie.

Kozakiewicz, lebhaft, mit nur leichtem polniſchen Akzent: Es iſt erſtaunlich, welche frappante Aehnlichkeit Herr Ruſchewey mit ſeinem verſtorbenen Bruder hat.

Ruſchewey: Da iſt ja Ewald. Ich möchte vorſtellen ....

Kozakiewicz: Im Lachen, in jeder Gebärde, im Wort.

Ruſchewey: Alſo: Oberlehrer Doktor Naſt: — Doktor Grünwald! Doktor Kozakiewicz! Alte Freunde von meinen verſtorbenen Bruder Bertold Ruſchewey.

Naſt, aufs äußerſte perplex, macht eine ſteife und kalte Verbeugung, wobei er ſein Befremden, ja ſeine Entrüſtung nicht verbergen kann. Grünwald verbeugt ſich ſehr ernſt und ſieht ihm mit einem ruhigen und entſchloſſenen Blick ins Auge. Um den Mund des Deutſch-Polen zuckt es während der ſtummen Begrüßung von unterdrückter Luſtigkeit.

Naſt, mit Betonung: Ich bin erſtaunt, meine Herren, Sie hier zu ſehen.

Ruſchewey: Die Herren kennen ſich alſo, wie's ſcheint!

Naſt: Nein. Das heißt ..... ich habe wohl nur ſehr flüchtig das Vergnügen gehabt.

Kozakiewicz: Sie waren mit einem Herrn im Dom. Einem unverkennbaren deutſchen Profeſſor. Wir ſtiegen gerade den Lettner hinauf.

Naſt: Gewiß, ja!

Kozakiewicz: Ich zähle die Plaſtiken drüben im Dom zu den allerbewunderungswürdigſten Sachen. Etwas reiner Gedachtes habe ich nie geſehen, auch im hochgelobten Italien nicht. Es iſt unbegreiflich, muß man ſagen, daß die Deutſchen zu dieſen Reſten einer faſt griechiſch-heiteren Kultur nicht wie zu einem Jungbrunnen wallfahrten! Und was beſonders auffällig iſt, daß nicht einmal Goethe, ſoviel mir bekannt iſt, dieſes ihm doch ſo nahe Wunder vollkommenſter Schönheit gekannt und gewürdigt hat.

Naſt: Ich vermag eine Meinung dazu nicht zu äußern.

Kozakiewicz: Wenn man von ungefähr aus dem Bannkreiſe dieſes hohen Chors in das ſtädtiſche Leben rings um den Dom zurückgelangt, ſo fühlt man ... man fühlt eine Art Beſtürzung: ſo leer, ſo nichtsſagend iſt alles ringsum. Gleichſam wie zu einer unrettbaren Reizloſigkeit verwünſcht und verflucht.

Naſt: Hier müßte ich Ihnen widerſprechen, läge nicht jede Abſicht und Neigung, in dieſes Geſpräch einzugreifen, mir fern.

Ruſchewey: Für mich, meine Herren, ſind die Puppen im Dom ... ich möchte faſt ſagen: lebendige Menſchen. So haben wir täglich mit ihnen gelebt. Unſer Vater hatte viel Phantaſie! Er war am Dom Organiſt, wie Sie wiſſen. Er behauptete immer, er habe faſt nie der Gemeinde, ſondern ſtets den Damen und Herren aus Sandſtein im hohen Chor ſeine Fugen vorgeſpielt.

Kozakiewicz: Das iſt entzückend und mir ſehr begreiflich. Ich kann von mir ſagen: ich wünſchte, ich hätte in jenen Zeiten gelebt, wo die Künſtler jene zierlichen, violetten, romaniſchen Säulchen auf ihre Schäfte ſetzten, um die Wendeltreppe herum, die auf den Lettner geht.

Die Art, wie der runde Säulenfuß auf ſeinen quadratiſchen Sockel geſetzt iſt, das iſt von delikateſtem Reiz.

Ruſchewey: Jawohl ja, das kann heute keiner mehr. Bruder Bertold — Sie wollten vorhin eine Aehnlichkeit zwiſchen dem Bruder und mir ausfindig machen! Nun, er war ein ganz anderer Kerl! — Bruder Bertold hat ähnlich gedacht wie mein Vater. Er kam ſich um 600 Jahre zirka als zu ſpät auf die Welt gekommen vor. Und es war ſeine heimliche fixe Idee, etwas von dem Geiſt jener Zeit, für ſich ſelbſt wenigſtens und im kleinen Kreis, ſozuſagen wieder lebendig zu machen.

Kozakiewicz: Und das iſt ihm gelungen, wie mir ſcheint.

Ruſchewey: Es ging, wie's im Leben meiſtens geht. Jawohl ja! Es wird dies und jenes verwirklicht, mancher ganz unerfüllbar ſcheinende Wunſch wird realiſiert — ſo der Kauf dieſes alten Beſitztums durch Bertold! und es iſt doch wieder auch nicht das Erſtrebte, wenigſtens keinesfalls ſo ganz.

Kozakiewicz: Sehnſucht bleibt Sehnſucht, wie mir vorkommt, und Wirklichkeit bleibt ſtets etwas anderes.

Ruſchewey: Nun, Bertold hatte tatſächlich allerdings eine glückliche Hand. Was er als Kaufmann anfing, das geriet ihm und brachte ihm Ehre und Geld. Heiter genießend blieb ſein Geiſt bis zuletzt und förmlich geneigt zum Kultus der Freude.

Kozakiewicz: So recht genußfroh im edlen Sinne habe ich mir das häusliche Leben des unvergeßlichen Mannes auch immer vorgeſtellt.

Ruſchewey: Verdroſſenheit ſchien ihm ein Verbrechen.

Naſt: Verzeihen Sie, Onkel: ich befinde mich da mit Ihrer Auffaſſung etwas im Widerſpruch. Onkel Bertold hatte doch kaum das exzentriſche Weſen des Organiſten geerbt. Seine Natur war doch praktiſch gerichtet.

Ruſchewey: Zwei Seelen lebten in Bertolds Bruſt! Aber Du verſtehſt von der Sache ja nichts.

Naſt: Meinen Sie? Ich glaube, Sie irren ſich, Onkel. Was ich einzig verhindern wollte, iſt dies: daß den Herren von dem Geiſt dieſes Hauſes — der ja vorläufig noch ein Geiſt der Trauer um ſeinen Begründer iſt! — eine nicht ganz klare Idee vermittelt wird.

Ruſchewey: — — Nun, bitte, vermittle, mein lieber Ewald.

Naſt: Bewahre! Ich kann dem Herrn Vormund nicht vorgreifen.

Ruſchewey: Greife Du ruhig dem Vormund vor! Er wird ſich ſeinerſeits auch nicht genieren, eventuell dem Vorgreifen vorzugreifen.

Naſt: Sogar Wortſpiele, Onkel Ruſchewey.

Sabine kommt, lebhaft und anſcheinend ſehr erfreut, durch die Tür der Hinterwand mit einem Schlüſſelbund am Gürtel. Sie geht ſofort auf Grünwald zu und ſtreckt ihm die Hand hin.

Sabine: Ich traue ja meinen Augen nicht! ... Beſuch ... Es iſt eben Beſuch gekommen, ſagt eben mein kleiner Schwager Otto zu mir! ... Wer ſoll aber auch an ſo etwas denken? Man denkt doch an Zeichen und Wunder nicht.

Grünwald, ſehr bewegt und bleich: Wir kommen wohl äußerſt ungelegen?

Sabine, anſcheinend völlig harmlos: Aber wieſo? Im allergeringſten nicht. Wann ſind Sie eigentlich angekommen? Wo wohnen Sie? Wo kommen Sie her?

Grünwald: Ich komme von weit her, gnädigſtes Fräulein, ſozuſagen aus Südamerika, und jetzt wohnen wir beide im ‚Roß' in Naumburg, mein alter Freund Kozakiewicz und ich.

Sabine: Sie wohnen im ‚Roß', ach, das iſt ja ſehr merkwürdig. Und wo haben denn Sie, Herr Doktor, geſteckt, ſeitdem wir Sie auf der Brücke in Munkmarſch zuletzt mit dem Taſchentuch winken ſahen?

Kozakiewicz: O, gnädigſtes Fräulein, ich danke ſehr! Leider in keiner ſehr guten Haut.

Sabine, lachend: Noch immer der alte. Iſt das eine Antwort?

Kozakiewicz: Es iſt leider die Wahrheit, weiter nichts. Sehen Sie meinen Freund Grünwald an, er ſieht aus wie Südamerika: ſo beſtätigt mein Ausſehen, was ich geſagt habe.

Sabine: Ja wirklich, Herr Grünwald ſieht prächtig aus. Braun wie ein alter Römer aus Bronze.

Ruſchewey: Wenn Sie in Südamerika waren, Herr Doktor, haben Sie da nicht beiläufig etwas von dem alten Goldſchatz der Inkas gehört?

Sabine, lachend: Aber, Onkelchen, ſei doch nicht immer ſo habgierig.

Grünwald: Nein. Und ich ſelber habe nach anders gearteten Schätzen geſucht. Aber leider war ich auch darin nicht glücklich.

Sabine: O weh, meine Herren, was heißt denn das? Das klingt ja alles recht melancholiſch! Schade, ſchade, daß unſer Papa nicht mehr lebt. Er würde ſofort eine Stärkung verordnen. Uebrigens, Onkel, Du kennſt vielleicht das Rezept.

Ruſchewey: Ganz gewiß. Und der Augenblick findet ſich. Dazu kommen Sie ganz zur rechten Zeit, denn am heutigen Morgen beginnt unſere Weinleſe. Mehrere Piſtolenſchüſſe werden aus dem Garten hörbar. Horchen Sie nur, es fängt ſchon an.

Sabine: Otto hat ſchon vor einer Stunde die zehn oder zwölf alten Reiterpiſtolen aus Papas Waffenſammlung in das Weinbergshäuschen geſchafft.

Naſt, erregt und halblaut zu Sabine: Ich bin aber doch ſehr beſtürzt, Sabine, auf dieſe Art geht es wirklich nicht.

Sabine, halblaut: Wieſo?

Naſt: Auf dieſe Art müßt Ihr anſtoßen: wo das Trauerjahr noch nicht vorüber iſt.

Sabine zuckt die Achſeln.

Kozakiewicz: O, wie mir das leid tut! Ich bin gerührt! Ich bin von dem Knall ſehr gerührt, Fräulein Sabine! Ich weiß nicht, weshalb es mich ſo ergreift. Aber doch: ich muß Ihres Herrn Vaters gedenken. Dieſe Weinleſe hat er ſo ſehr geliebt; zur Weinleſe hat er uns eingeladen. Nun, wir ſind hier und er iſt nicht mehr.

Ruſchewey: Ja, man fühlt ſich manchmal ganz unberechtigt. Man lebt, man genießt das Sonnenlicht, man trinkt Bertolds Wein, man liebt Bertolds Kinder. Er gibt treuherzig einem der Herren ſeine rechte, dem andern die linke Hand. Meine Herren, es hätte ihn herzlich gefreut.

Sabine: Kommen Sie, meine Herren, ich zeig' Ihnen was, ich glaube, es wird Ihnen Freude machen. Eine Stelle in Papas Tagebuch, wo er Ihrer beider ſehr dankbar gedacht hat. Sie bedeutet Grünwald und Kozakiewicz, ihr nachzufolgen, und geht von beiden gefolgt durch dieſelbe Tür hinaus, durch die ſie gekommen iſt. Ruſchewey nimmt ſeine Pfeiſe heraus und ſtopft ſie. Naſt geht in ſteigender Erregung auf und ab.

Naſt, mit einem Buch, ſtehen bleibend: Ich muß geſtehen, ich bin verblüfft!

Ruſchewey, leicht erſchrocken: Hm. Du erſchreckſt einen ja, guter Ewald.

Naſt: Und das, Onkel ... Sie, Onkel, dulden das?

Ruſchewey: Ja, wer hat denn ſchon wieder 'n Beinchen gebrochen?

Naſt: Mein Wort gilt in dieſem Hauſe nicht. Meine unausgeſetzten Bemühungen um das Wohl der Mädchen und um ihr Anſehen werden in dieſem Hauſe nicht anerkannt. Ich kann raten und vorbeugen wie ich will und doch macht man Torheiten über Torheiten.

Ruſchewey: Du, trink eine Flaſche Selterwaſſer!

Naſt: So, Onkel, kommen Sie mir nicht aus. Sie mögen mir einfach die Frage beantworten: wieſo dieſe

Herren ... mit welchem Recht ... wie es ihnen möglich geworden iſt, dieſe Schwelle doch noch zu überſchreiten? Was gegen den Anſtand, gegen die Sitte, gegen jedwede Schicklichkeit und entgegen der Meinung der Mädchen iſt.

Ruſchewey: Du, ſieh mich mal an! Seh ich wirklich ſo aus, Ewald! Sag mal, für wie alt hältſt Du mich? — Ich will Dir durchaus nicht zu nahe treten: Deine Tüchtigkeit ... was weiß ich! Dein Fleiß! Dein Betragen! Dein ganzes berufliches Leben meinethalben ſei muſterhaft — aber ſolche Zicken mußt Du nicht machen. Dieſe Herren, die Du geſehen haſt, betrachte gefälligſt als meine Gäſte, denn ſie kommen auf meine Veranlaſſung.

Raſt: Und wie Agathe es aufnimmt, fragen Sie nicht?

Ruſchewey: Nein. Denn ſie iſt noch nicht majorenn und ich habe in dieſem Fall auch meine Anſichten. Er hat ſeine Pfeife angezündet und geht durch die Verandatür hinaus.

Raſt, allein: So, ſo! — Unwillkürlich halblaut: Nun, ſo weiß man doch wie oder wenn! — Ich hatte mich allerdings täuſchen laſſen! — Nein, nein, Tante Emilie, Du haſt recht! — Mit dem Onkel iſt nicht zu rechnen dabei! — Nun, wenn ſchon! — Du haſt wirklich recht gehabt, Tante Emilie! — Wenn ich Dir nur ... tatſächlich, Tante Emilie! — mag ſein, Tante Emilie, warte nur ab! — Raſt hat ſich ſo niedergelaſſen, und zwar ſchräg am Tiſch, daß er den Rücken der Terraſſentür zukehrt. Unruhig flüſternd trommelt er mit den Fingern auf der Tiſchplatte oder ſeiner Gewohnheit gemäß auf dem eignen ſchon etwas gelichteten Scheitel. Unbemerkt tritt nun der Vagabund wiederum ein, der im erſten Akt bereits erſchienen iſt. Sein Weſen iſt gegen früher etwas verändert, und zwar in eine drollige Affektation geſteigert. Eingetreten, nimmt er, zwei Finger oben zwiſchen die Weſtenknöpfe geſteckt, eine ihm würdig erſcheinende Haltung ein und blickt ſchräg gegen die Decke. Als ihn der Oberlehrer eine Weile unbemerkt läßt, hüſtelt er, ohne ſeine Poſe zu verändern, worauf Raſt, heftig erſchrocken, ſich nach ihm umwendet.

Raſt: Menſch ... was heißt das? ... Was wollen Sie hier? ... Machen Sie ſchleunigſt, daß Sie hinauskommen! — Verſtehen Sie mich, Menſch? ... oder ſind Sie taub? — Nun, dann werden Sie andere auf den Trab bringen! — Er geht nach der Klingel.

Der Vagabund macht eine tiefe Verbeugung, mit Kratzfuß, vor Raſt und nimmt ſogleich die alte Stellung unbeweglich wieder ein.

Raſt: Mein Lieber, jetzt erkenne ich Sie erſt. Sie machten vorgeſtern Naumburg unſicher. Da hatten Sie ſich etwas ausgedacht, um ängſtlichen Leuten Geld abzuſchwindeln; Sie ſagten, Sie wären Scharfrichterknecht. Auf mich machte das keinen Eindruck, mein Freund; und Sie kommen auch hier nicht an den Rechten.

Der Vagabund macht wiederum eine tiefe Verbeugung und nimmt die alte Stellung ein.

Raſt: Ja, guter Mann, ich habe nicht Zeit. Für Scharfrichter iſt hier keine Verwendung; oder was iſt ſonſt Ihr Beruf? — Ich gebe grundſätzlich keinen Pfennig! — —

Der Vagabund rührt ſich nicht.

Raſt: Nun reißt mir doch aber die Geduld. Kerl, ich laſſe Sie augenblicklich ins Loch ſtecken. Ich ...

Der Vagabund, mit überraſchender Plötzlichkeit, ſehr lebhaft ſehr kordial: Nee, ſehn Se, mir woll'n bei der Stange bleiben! Mir wollen a mal erſt bei der Stange bleiben! — Immer eens nach 'm andern! Nee! Nee! Nee! Die Sachen ſein wichtig, beſter Herr.

Naſt, verdutzt, aufmerkſam: Was heißt denn das? Hat Sie jmand geſchickt?

Der Vagabund, wie vorher: Das werd ſich ſchon finder, wer mich ſchickt. Die Sach'n ſein wichtig, beſter Herr! — Ich bin ein Mann für mich ſelber, ſehn Se. Mich ſchickt kee Menſch! Ich laß mich nich ſchicken! Ich laß nich zu keenem Keenige ſchicken!

Niſt: Wie heißen Sie und wer ſind Sie denn?

Der Vagabund, mit Grandezza: Ich bin ein Mann, der das Leben verſteht!

Niſt: ... Sie ſind nicht ohne Humor, mein Freund, aber ich habe genug von der Sorte.

Der Vagabund, warnend: Schicken Sie mich nicht fort, Herr Profeſſor!

Niſt: Woher wiſſen Sie, daß ich Profeſſor bin?

Der Vagabund: Woher ich das weeß? Das muß a Maſch wiſſen.

Niſt: Vorläufig leuchtet mir das nicht ein.

Der Vagabund: Weil ich ... nu hern Se genau, was ich ſage! — Weil ich ... ich ſpreche de reenſte Wahrheet — weil ich und ich ... de Leute wiſſen's? — ich weß uf a Punkt ... 's Geheimnis weeß ich!!!

Niſt glaubt plötzlich, wie man ihm anmerkt, einem Irrſinnigen gegenüber zu ſtehen und ſieht ſich nach Hilfe um: Das gebe ich natürlich zu, ganz gewiß. Aber ich bin weiter kein Freund von Geheimniſſen.

Der Vagabund: Was hab'n Sie geſagt überm Brunnenloch?

Naſt: Ueber einem Brunnenloch ſoll ich etwas geſagt haben?

Der Vagabund: Was ich weeß, das weeß ich! ich hab's gehört! — Ich bin in a Bergen drinne geweſt. Ich hab ooch a eiſerna Hund gehört. A hat gebellt und ich hab gebellt. Mir han beede gebellt. Denn, ſehn Se, ich kann Ihna bellen wie a Hund.

Naſt: Auch darauf, mein Beſter, kann ich verzichten.

Der Vagabund: Uf das vielleicht — uf das aber nicht. Er hat ein Stück von einem Roſenkranz aus der Taſche genommen, an dem ein romaniſches, kleines Kruzifix aus Elfenbein ſich befindet, und hält es Naſt hin.

Naſt, intereſſiert, ohne hinter dem Stuhle hervorzukommen: Was iſt das? — Was haben Sie denn da?

Der Vagabund: Das is nich geſtohl'n! Das is gefunden! — Was wett'n, wo das gefunden iſt?

Naſt: Zeigen Sie mir das Ding mal her!

Der Vagabund: Halt. Immer ſachte! Bloß nich einſacken.

Naſt: Her damit; machen Sie keine Faxen! Einer Ihresgleichen bin ich nicht. Er nimmt und hält das Kreuz betrachtend in der Hand. Das iſt alte, gediegene Elfenbeinarbeit. Wie ſind Sie dazu gekommen, Mann?

Der Vagabund: 's geht alles mit richtigen Dingen zu und mit 'm Teiſel hab ich niſchte. Ich kann's und da kann ich's! 's is weiter niſcht! Ich ſprech a Gebetl, ich dreh mich 'rum, ich ſpucke zwee-, dreimal in die Hand, ich mach a Teigl, da tret ich druf und eens, zwee, drei! Da find ich was.

Naſt ſieht bald den Vagabunden, bald das Kruzifix in der Hand verdutzt, kopfſchüttelnd und nachdenklich an: Das werden Sie mir allerdings mal vormachen. — Einſtweilen habe ich mein Kalkül. — Es liegt durchaus im Bereich der Wahrſcheinlichkeit, daß etwas derartiges wie dies Stück auf dem Grund und Boden unſerer Beſitzung zutage kommt.

Der Vagabund: Jawoll, das ſtimmt, Herr Kommerzienrat!

Naſt: Und was wollen Sie alſo haben dafür?

Der Vagabund: Niſchte, das Kreuzl verkoof ich nich.

Naſt: So?! Und das wäre Ihr feſter Entſchluß? Das ändert die Sache allerdings. Sie ſind, glaub' ich, vom Gärtner vorübergehend, ſoviel ich gehört habe, eingeſtellt. Sie ſollen wohl Mäuſe und Ratten wegfangen? ...

Der Vagabund: Ich bin auch gegen die Reblaus ſehr gutt.

Naſt: Nun, wenn ſich das wirklich ſo verhält, und Sie, wer weiß wo, hier herumkriechen: im Weinberg, in Kellern, auf Oberböden, ſo drängt ſich, und zwar ohne große Sagazität, die Vermutung auf, daß entweder dies Stück bereits zum Beſitzſtand dieſes Hauſes gehört, oder doch auf dem Grundſtück gefunden iſt und das Eigentumsrecht gehört dem Beſitzer. Ich will aber nicht rigoros verfahren und ſo frage ich Sie zum andern Male: wollen Sie dieſes Kreuzchen verkaufen?

Der Vagabund: Verſchenken: ja! Verkaufen nich.

Naſt: Was? Soll ich von Ihnen etwas geſchenkt nehmen?

Der Vagabund: Sie kenn' mir ja auch was ſchenken dafür.

Naſt: Gut! Alſo machen wir einen Vertrag. — Alſo hören Sie zu, verſtehen Sie mich: Sie führen mich zu der Stelle hin, und zwar ehrlich, wo Sie die Sache entdeckt haben. Ich …

Der Vagabund: Das is in dem alten Brunnenloch.

Naſt: In der alten Ziſterne oben am Berg?

Der Vagabund: Bei dem Mäuſeturme, in der alten Ziſterne, ich hab's Ihn'n ja ſchon vorhin geſagt.

Naſt: Ach, nun geht mir ein Seifenſieder auf. Sie haben uns wahrſcheinlich geſtern belauſcht, meine Wenigkeit und den andern Profeſſor. Die Ziſterne, jawohl! und den Turm, jawohl! den haben wir in Unterſuchung gezogen und die ganze verwahrloſte Herrlichkeit. Und ich ſagte: mit Spürſinn und Verſtand ließe ſich dort mancher hübſche Fund machen.

Der Vagabund: Jawull! das war'ſch! und Sie han o recht. Dadruf nähm' ich Ihn'n 's Abendmahl, Herr Profeſſor.

Naſt: Hier ſind drei Mark.

Der Vagabund: Sechſe täten's auch.

Naſt: Hier ſind fünf, doch verlang' ich von Ihnen Stillſchweigen! — Verſtehen Sie mich? — Haben Sie gehört? — Ferner kommen Sie morgen Nachmittag um ſechs und da wollen wir beide, wir beide allein, nochmal in die alten Ruinen hinaufſteigen. Wir treffen uns unten am Gärtnerhaus. — Sind Sie einverſtanden? — Verſtehen Sie mich? — Herr Gott, Menſch, können Sie denn nicht antworten?

Der Vagabund: Sehn Se nu, daß ich ſchweigen kann?!

Naſt: Alſo abgemacht, machen Sie, daß Sie fortkommen!

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Das gleiche Zimmer wie im zweiten Akt, am folgenden Tage Nachmittag. **Kozakiewicz** ſitzt am Flügel. **Ludowike** ſteht mit der Geige vor dem Notenpult.

Kozakiewicz: Nun, das haben wir wirklich ſehr ſchön gemacht. Dieſe alte Geige gibt einen Ton her, der unbeſchreiblich iſt. Sie ſtrahlt! Manchmal habe ich die Empfindung gehabt von etwas ſchwarzſtrahlend Warmem, manchmal von etwas goldfeurig Weichem. Und Ihr Spiel, meine Gnädige, ... ja, wieviel, wenn von Ton die Rede iſt, ... wieviel des Verdienſtes kommt eigentlich wohl dem Inſtrument und wieviel dem Spieler zu? Sie müſſen einer des andern würdig ſein! Und das, mein gnädigſtes Fräulein Lux — ich mache Ihnen mein Kompliment! — iſt hier in vollkommener Weiſe der Fall.

Ludowike: Wenn Großpapa drüben im Dom auf der Geige geſpielt hat, das ſoll immer ein Feſt geweſen ſein. Sie trägt den Ton ungeheuer weit; ganz wunderbar ſoll es noch im entfernteſten Teile der großen Kirche geklungen haben. Heute noch lebt drüben in Naumburg ein alter, entfernter Verwandter von uns, ein Paſtor Emeritus. Ueber neunzig Jahr iſt er alt und hat drei ſeiner Nachfolger jetzt ſchon überlebt. Der weint, wenn er von den Zeiten ſpricht, wo unſer Großvater noch dieſe Geige geſpielt hat.

Kozakiewicz: Iſt es dieſelbe ganz gewiß?

Ludowike: Freilich. Ein Stück iſt eingeſetzt hier oben am Hals und eine zweite Ausbeſſerung, die noch von Stradivarius ſelber herrühren ſoll, iſt hier, wie Sie ſehen, auf dem Rücken. Papa hat ſelbſt etwas Geige geſpielt und das Inſtrument ſofort bei dem Antiquar wiedererkannt.

Kozakiewicz: Dieſe romantiſche Geigendiebſtahlsgeſchichte könnte wirklich von E. T. A. Hoffmann ſein. Eine Geige hat an und für ſich etwas Myſtiſches: eine alte Schachtel, mit ſingenden Schafsdärmen überſpannt, die eine ſo unbegreiflich göttliche Seele im Buſen hat. Aber nun dieſes edle Familienſtück: Ihr Großvater hat ſie bereits wie eine Tochter geliebt — er hat ihr auch wirklich in der Zertrümmerung wieder das Leben geſchenkt! — wie eine Tochter vermißt und geſucht! Und endlich wird es vom Sohn dieſes Mannes zum zweiten Male aus dem Grab einer Rumpelkammer zu Amſterdam ans Licht gebracht.

Ludowike: Großvater ſchon hat der Geige wegen Reiſen gemacht und ſpäter Papa. Sie wollten den Einbrechern auf die Spur kommen. Auf jedem Tanzboden horchten ſie auf, ob ſie nicht die bekannte Stimme vernähmen. Papa ſagte immer, das ‚Schweſterchen‘ ſei über den Thüringer Wald gereiſt, den Main hinunter an Frankfurt vorbei über Köln die Pfaffengaſſe hinunter und ſchließlich fort übers Meer in die neue Welt, auf den großen Kirchhof für alte Geigen.

Kozakiewicz: Es war aber dennoch anders beſtimmt. Es ſtand im Buche des Schickſals geſchrieben, daß zwei wahren Schweſtern das Los einer herrlichen Wiedervereinigung beſchieden ſei.

Ludowike: Ja, ſie und ich, wir verſtehen einander, und ich gebe ſie auch nicht wieder her.

Kozakiewicz: Nun, wer ſie Ihnen jetzt wegnehmen wollte, der würde, mit jenen erſten Räubern verglichen, ein zehnmal ſo großer Verbrecher ſein.

Ludowike: O, Tante Emilie ſpielt oft darauf an, daß wir die Geige verkaufen ſollten.

Kozakiewicz: Die Dame, die heute hier zum Beſuch iſt?

Ludowike: Gewiß.

Kozakiewicz: Es iſt wirklich die Schweſter Ihres Herrn Vaters?

Ludowike: Die richtige Schweſter.

Kozakiewicz: Das wundert mich.

Ludowike: Sie haben ſich auch nie verſtanden im Leben; aber rechte Geſchwiſter ſind ſie doch.

Kozakiewicz: Wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, über dieſe Dame ein Wort zu äußern: Ihr Herr Vater und ſie verſtanden ſich nicht, nun, das Gegenteil würde mich ſehr verwundern. Anders iſt es mit Ihrem Herrn Onkel, der wirklich von dem gleichen Geiſte wie Ihr verſtorbener Herr Vater iſt. Mit Bezug auf die Geige ſagte er mir: In den alten Domen ſei öfters ein meſſingner oder vergoldeter Pelikan als Symbol der Kirche unweit des Tabernakels aufgeſtellt, weil dieſer Vogel dem Mythus nach ſich ſelber die Bruſt mit dem Schnabel aufhackt, um ſeine Jungen mit dem Blut ſeines eigenen Leibes zu nähren, wie die Kirche vorgibt zu tun. Habe der Vater nun oben die Geige geſpielt und ſie, die Brüder Bertold und Guſtav, ſaßen unten im Schiff, ſo hätten ſie oft zu einander geſagt: Der Pelikan ſingt! So wäre es ihnen vorgekommen. Dieſen Pelikan hat wohl die alte, proteſtantiſche Dame dort drinnen (er zeigt auf die Tür rechts) niemals ſingen gehört?

Ludowike: Nein, das, glaub ich, ſind ihr nur alles Ueberſpanntheiten.

Kozakiewicz: Wenn man Sie, Fräulein Lux, mit Ihrem jugendlich hübſchen, friſch gebackenen Schwager herumhüpfen ſieht, ſo möchte man gar nicht den Ernſt vermuten, der in Ihnen iſt.

Ludowike: Ich bin doch nicht ernſt! Ich möchte den ganzen Tag herumhüpfen.

Kozakiewicz: Und ich möchte dabei — wie ſagt man — immer ein Mäuschen ſein.

Ludowike: Wenn mich nicht jemand feſthält, tanze ich, bis mir das Herz ſtille ſteht.

Kozakiewicz: Nun, möge Ihr Herz noch eine blumige Bahn durch Jahrzehnte allegro con amore ſeine ſüße und göttliche Pflicht erfüllen!

Ludowike: Und das Ihrige auch.

Kozakiewicz: O! ſeine Pflichten ſind weder ſüß noch göttlich, und es ſetzt wohl heut oder morgen aus. Lachen Sie! Lachen Sie! ſchönſtes Kind. Sie ſollen mich ganz von Herzen auslachen, am liebſten ganz aus der Welt hinaus. Larifari, was ſoll uns das! Er ſpielt einige wilde Takte einer Mazurka. Wenn Sie gern tanzen, tanzen Sie! Ich werde Ihnen auf polniſch Muſik machen! Er ſpielt mit Meiſterſchaft die Mazurka Op. 24, Nr. 4 von Chopin.

Von der Terraſſe herein kommt **Grünwald**. Er hat einen leichten Sommerüberzieher überm Arm und ein ſpaniſches Rohr als Stock. Behutſam, um nicht zu ſtören, iſt er ſtehen geblieben. Er hat zugehört und beobachtet, wie Ludowike unwillkürlich in den Rhythmus der Mazurka verfallen iſt und improviſierte Tanzbewegungen andeutet.

Kozakiewicz, noch während des Spiels zu Ludowike: Bravo! Ganz herrlich! Ganz ausgezeichnet! Sie tanzen mit allergrößtem Talent.

Grünwald klatſcht leicht in die Hände, dabei ziemlich ernſt dreinſchauend, nachdem Kozakiewicz ſein Spiel beendet hat: Wirklich, Sie tanzen ganz ausgezeichnet.

Ludowike: Für Zuſchauer lange nicht gut genug.

Kozakiewicz: Tanzt man denn jemals für ſich allein?

Ludowike: Das tut man zuweilen, warum denn nicht? Oft ſteige ich auf dem Wäſcheboden hinauf und tanze für mich eine Viertelſtunde. Eigentlich darf ich es ja wegen des Trauerjahrs immer noch nicht. Aber Sie werden es ja nicht petzen.

Grünwald: Ganz unerwartet war dieſer Genuß.

Kozakiewicz: Das ſagt er mit einer Grabesmiene (Ludowike lacht), als ob er bittere Latwerge geſchluckt hätte und nun ſeiner Ueberzeugung Ausdruck verliehe, ſie ſei eine gute Medizin.

Grünwald: Warum ſagſt Du nicht gleich Pfeilgift, Freund?

Kozakiewicz: O, was aus dieſem kühnen Paladine geworden iſt, der dreizehn Monate lang mit den wilden Bakairi gejagt und, gelbe Federn hinterm Ohr, in elliptiſchen Hütten gewohnt hat. Und jetzt erſchreckt ihn ein fallendes Blatt. — Haſt Du denn wieder im Heidekraut gelegen und Verſe gemacht?

Grünwald: Dem widerſpricht ſchon mein weißer Anzug, ſcherzhafter Freund.

Kozakiewicz: Er ſtammt nämlich von dem alten Minneſänger Grünewald und leidet an ataviſtiſchen Zufällen.

Man hört in der Ferne den Klang eines hurtig geläuteten, kleinen Glöckchens.

Ludowike, die ſofort aufmerkſam geworden iſt: Das Glöckchen! Ich muß gleich zu Otto hinauf! Wir haben uns in der Kapelle verabredet.

Sie läuft ſchnell ab.

Kozakiewicz: Da gaukelt ſie hin, wie ein Schmetterling.

Stillſchweigen. Kozakiewicz variiert kurz die Melodie von „Ach, wie iſt's möglich dann". Grünwald nimmt läſſig Platz.

Grünwald: Ja, was will man nun eigentlich wieder hier?!

Kozakiewicz nimmt die Finger von den Taſten und lacht.

Grünwald: Menſch, lache um Gottes willen jetzt nicht! Mach Dir deutlich, wie mir zumute iſt, und bezeige mir dann ein bißchen Verſtändnis.

Kozakiewicz: Von ganzem Herzen, mein Junge, gewiß.

Grünwald: Nun ſage ſelbſt, worauf wartet man noch? Dieſe ſchrecklichen peinvollen Demütigungen! Man ſteht, wo man überflüſſig iſt! Man wartet, wo keine Hand ſich auftut, wie ein Bettler, der ſtumpf und läſtig iſt.

Kozakiewicz: Das kann man doch ganz ſo ſchroff nicht hinſtellen.

Grünwald: Wenn man noch einen Funken von Anſtand hätte, einen Funken von Anſtand und Ehrgefühl, ſo würde man hier nicht ſo klettenhaft feſtſitzen, trotzdem alles aus und entſchieden iſt. Statt deſſen kommt man tagtäglich herauf. Man verſtopft ſich die Ohren; man verſteht keine Andeutung! Syſtematiſch dickfellig macht man ſich! Man ſchleicht! Man erſchrickt, wenn ein Fenſter klirrt! Ein blaues, ſeidenes Umſchlagetuch raubt einem, wo es nur flüchtig auftaucht, ſogleich den Verſtand. Ich muß fort! Ich halte das nicht mehr aus!

Kozakiewicz: Gut. Reiſen wir ab.

Grünwald, beſtürzt und gequält: Menſch, das kann ich ja nicht. Er drückt die Stirn in die Hände.

Kozakiewicz, nach einigem Stillſchweigen: Ja, dann bleibt uns nur übrig, hier auszuhalten.

Grünwald: Nun ſage ſelbſt, worauf wartet man noch. Ich habe die Sache im Herzen gehabt ... ich habe die Sache im Herzen getragen ... ſo heilig! ich habe nicht dran gerührt! Nun alſo: ſie hat die Geſchichte vergeſſen! Sie weiß nichts davon! Sie erinnert ſich nicht.

Kozakiewicz: Haſt Du ſie ſchon geſprochen?

Grünwald: Gewiß.

Kozakiewicz: Haſt Du ſie ſchon unter vier Augen geſprochen?

Grünwald: Wie käm' ich dazu! Sie kennt mich ja nicht. Sie vermeidet es ja, mich nur anzublicken. Ich bin ja für ſie nichts weiter als Luft! Und außerdem, wenn ich irgendwo auftauche ... kaum zwei, drei Minuten, ſo iſt ſie fort.

Kozakiewicz: Ich gebe zu, daß Dein Fall, lieber Junge, einigermaßen kritiſch iſt ...

Grünwald, aufbrauſend: Nein! Nein! Nein! Nein! Ich mag jetzt nicht fort! Ewig verdammt und verflucht will ich ſein!

Kozakiewicz: Fluchen iſt beſſer als Flennen, Freund.

Grünwald: Ich beiße mich feſt wie ein Induſtrieritter! Ich ſetze mich in das Gebälk wie ein Schwamm! Ich weiche nicht eher von dieſem Fleck, bis kein Tropfen Wein mehr im Keller iſt und man mich auf einem Karren verſtaut und wie einen Holzgötzen vor die Tür ſetzt!

Kozakiewicz: Dazu werden ſie ſich vor der Hand kaum entſchließen.

Grünwald: Ach, Junge, ſie iſt ja ſo ſchön geworden!!! — Ich ſchlag ihn ja nieder im Augenblick! Ich zerſchmeiß ja dem Kerl alle Knochen im Leibe! Er ſitzt in zitternder Erregung, ſeiner kaum Herr.

Kozakiewicz: Ich gratuliere Dir ganz aufrichtig zu dieſer beneidenswerten Leidenſchaft. Du warſt damals auf Sylt nicht halb ſo im Feuer.

Grünwald ſpringt auf: Leb wohl, Kozakiewicz, ich reiſe ab.

Kozakiewicz: W—a—s?

Grünwald: Soll ich mit dieſer Drahtpuppe wettlaufen? Dieſem Monſtrum in Oberlehrergeſtalt? Dieſem ſterilen, mumifizierten, prognaten, eingepökelten Tertiäraffen? Der bloße Gedanke macht mich wahnſinnig! Ekelt ihr denn vor dieſem dreſſierten Pudel nicht? — Menſch, welcher Satan hat mich auf dieſen Gedanken gebracht, daß ich in dieſes verzopfte, verpfuſchte, verhunzte Europa zurückkrieche, wie unter die Peitſche ein Hund? Konnte ich mir denn drüben nicht Negerweiber ins Haus nehmen und kranke Portugieſen zu Tode kurieren?

Kozakiewicz: Mann, biſt Du von allen Teufeln beſeſſen?

Grünwald: Statt deſſen traut man auf Backfiſchſchwüre!

Kozakiewicz: Mein Junge, geſchworen hat ſie wohl nicht. Wenigſtens wie Du mir damals die Sache vorſtellteſt. Und jetzt komm zur Beſinnung! Reſtituiere Dich! — Du haſt Dich ja geradezu auf eine furchtbar krankhafte Weiſe verändert! Danke Gott, daß hier gerade kein Irrenarzt in der Nähe iſt! — Deine Sache ſteht kritiſch. Nicht hoffnungslos. Freilich ſo, wie Du jetzt biſt, erzielſt Du nichts. Da mußt Du Dich wieder vollſtändig umkrempeln.

Grünwald: O, was habe ich nicht ſchon aus mir gemacht.

Kozakiewicz: Einen Menſchen, der unliebenswürdig iſt! Einen ungeſelligen, böſen Menſchen, der den Feinden den Sieg gar nicht ſchwierig macht.

Grünwald: Ich bedaure, das Heucheln verſtehe ich nicht.

Kozakiewicz: Schade, dann mußt Du es unbedingt lernen; denn anders erreichſt Du Dein Ziel eben nicht: Du biſt hier nicht ohne Bundesgenoſſen, die Dir heimlicherweiſe gewogen ſind. Ich habe es der Kleinen abgemerkt. Auch der älteſten Schweſter einigermaßen. Und dem Onkel lieſt man es vom Geſicht . . .

Sabine kommt eilig, geht auf den Schreibtiſch zu, ſchließt Fächer auf und ſucht nach etwas.

Sabine: Laßt Euch nicht ſtören, meine Herrſchaften. Ich habe nur etwas verlegt, wie es ſcheint, und kann es leider nicht wiederfinden. — Der ganze Tag iſt mir ſchon vergällt! — Wie ſagt man bei ſolcher Gelegenheit? Der Teufel hält ſeinen Schwanz darüber.

Kozakiewicz: Was iſt es denn, wenn man fragen darf.

Sabine: Ein kleines Kreuzchen aus Elfenbein. Eine alte ſchöne romaniſche Arbeit. Papa hatte es einmal in Aachen gekauft und mir aus beſonderer Freundlichkeit am Konfirmationstage eingehändigt: wenn es weg wäre, würde ich unglücklich ſein! — Nein, hier iſt es auch nicht! — Adieu, meine Herren! Gehen Sie nicht zum Krocket in den Garten?

Agathe kommt von der Terraſſe herein.

Sabine, zu Agathe, die ſie ſogleich bemerkt: Tante Emilie wartet auf Dich. — Uebrigens ſag mal: ich ſuche mein Konfirmationskreuzchen! Haſt Du es nicht zu Geſicht gekriegt?

Agathe: Lux hat es zuletzt gehabt. Sie wollte es, glaube ich, Otto zeigen.

Sabine: Otto? Das Kreuzchen? Was heißt denn das?

Agathe: Vielleicht intereſſiert's ihn: er bildhauert doch.

Sabine: Da muß ich doch gleich mal nach Otto ſehen.

Kozakiewicz, mit der merklichen Abſicht, Agathe und Grünwald allein zu laſſen: Mein gnädiges Fräulein, ich ſchließe mich an. Ihr kleiner Schwager iſt manchmal köſtlich!

Er und Sabine mit Gelächter über die Terraſſe ab.

Agathe, mit einer gewiſſen Hilfloſigkeit: Sabine, noch einen Augenblick ...!

Grünwald hat ſich, ſobald Agathe eingetreten iſt, mit Ehrerbietung erhoben. Sein Geſicht hat ſich tief verfärbt. Jetzt geht er mit einem Entſchluß auf ſie zu, begegnet einem kalten, abweiſenden Blick, bleibt ſtehen, erwidert ihn mit Feſtigkeit und beugt alsdann demütig den Nacken.

Agathe: Was verſchafft mir die Ehre, Herr Doktor? —

Grünwald: Ich kann nicht mehr! Ich wünſche aus Ihrem Munde mein Urteil zu hören — ſo oder ſo!

Agathe: — Ich begreife Sie nicht ...!

Grünwald: Ich begreife mich ſelbſt nicht, Fräulein Agathe! Aber ich möchte Sie bitten, die Zeit meiner ſchrecklichen Marter abzukürzen durch ein Wort.

Agathe: Ich martere Sie nicht und kann Ihre Marter auch alſo nicht abkürzen. Ich verſtehe Sie nicht.

Grünwald: Doch Sie haben mich früher einmal verſtanden.

Agathe: Ja, was früher einmal geweſen iſt, weiß ich nicht.

Grünwald: Es ſcheint! Aber dürfte ich wohl verſuchen, es Ihnen zurückzurufen.

Agathe: Nein! Denn ich habe genug mit meinem bißchen gegenwärtiger Exiſtenz zu tun.

Grünwald: Sie ſind alſo demnach nicht ganz zufrieden mit Ihrer gegenwärtigen Exiſtenz?

Agathe: O doch! Sogar ſehr! Wer ſagt Ihnen das?

Grünwald: Ich hatte es aus der Aeußerung, die Sie ſoeben taten, leider irrtümlicherweiſe geſchloſſen.

Agathe: Da irren Sie ſich.

Grünwald: Es ſcheint ſo zu ſein.

Agathe: Ich bedaure. Ich werde Sie jetzt allein laſſen müſſen. Ich ...

Grünwald: O ja. Sie laſſen mich ſehr allein.

Agathe: Der eine geſtern, der andre heut. Ein jeder kommt an die Reihe, Herr Doktor. Das iſt der natürliche Lauf der Welt.

Grünwald: Mir ſcheint es vielmehr furchtbar unnatürlich.

Agathe, achſelzuckend: Wir ändern den Lauf der Welt aber nicht.

Grünwald: Fräulein Agathe, bevor Sie gehen, bevor die Gelegenheit verfliegt, die vielleicht niemals wieder kommt, darf ich etwas zu meiner Entſchuldigung ſagen.

Agathe: Sie bedürfen keiner Entſchuldigung.

Grünwald: Vielleicht nicht, und doch möchte ich mich entſchuldigen.

Agathe: Herr Doktor, ſolche Geſpräche quälen uns nur; ſie helfen uns nicht! Wir wollen ſie kurz und bündig abbrechen.

Grünwald: Das ſagen Sie nicht im Hinblick auf mich. Ich will keine Redensarten machen. Ich ... ſchon Ihre bloße Gegenwart! ... ich muß mich noch einmal vor Ihnen ausſprechen.

Agathe: Herr Doktor, man lebt auch ohne das! Man bildet ſich freilich manchmal ein, — wenn einſame Stunden kein Ende nehmen — und man alles ſo in ſich ſelber verzehrt ... wenn das und jenes Schlimme paſſiert: Todesfälle, Gram und dergleichen! Hoffen und Harren monatelang, wo man törichterweiſe Vertrauen gehabt hat! Aber ſchließlich: man kämpft es durch, und es geht.

Grünwald: Ihr Herr Vater hatte zu mir geſagt: Was können Sie meiner Tochter bieten?

Agathe: Ich hatte das nicht zu Ihnen geſagt. Doch laſſen wir das, was Papa geſagt hat. Papa iſt begraben und alles das! und das Tote läßt ſich nicht wieder aufwecken.

Grünwald: Ihr Papa hatte meinen Stolz berührt.

Agathe: Nun, Herr Doktor, der meine iſt auch gedemütigt. Bedenken Sie, was eine Stunde warten heißt. Mein Vater ſtarb: das war mir ſehr ſchmerzlich: doch die Zeit war da und die Bahn war frei! Und man hätte beinahe im Schmerze gejauchzt! — Nun was? Man ſtand verſchmäht und getäuſcht und hörte es um ſich tuſcheln und kichern.

Grünwald vertritt der Flüchtenden den Weg: Agathe, noch einen Augenblick. Mit leeren Händen konnt' ich nicht kommen.

Agathe: Nun, und was haben Sie jetzt für mich in der Hand?

Grünwald: Allerdings, ſo wenig wie damals, nichts.

Agathe: Wir haben beide ins Leere gegriffen!

Sie geht ſchnell ab und läßt ihn ſtehen.

Grünwald ſtarrt die Tür an, durch die Agathe verſchwunden iſt. Er kann nicht widerſtehen: er muß die Klinke küſſen, die ſie berührt hat.

Kozakiewicz kommt vorſichtig wieder von der Terraſſe: Es iſt nicht ſehr taktvoll, mein guter Junge. Aber Du ſchreibſt es meiner Freundſchaft zugute, wenn ich Dich frage, wie es ſteht.

Grünwald: Menſch, es iſt etwas über mich hingeflogen, ich weiß nicht was! — Trotzdem ich traurig ſein müßte.

Kozakiewicz: Nun alſo, mein Lieber, dann ſei vergnügt!

Grünwald: Das geht allerdings nicht! Das wäre verfrüht! Jedenfalls war ich vollkommen wahnſinnig, als ich dieſes Geſchöpf verließ! Wer einen ſolchen köſtlichen Schatz aus den Augen läßt, der iſt einfach nicht wert, ihn zu beſitzen.

Kozakiewicz: Ihr ſeid alſo jedenfalls im Kontakt.

Grünwald: Junge, ich könnte auf meinen Händen dreimal herum im Zimmer laufen! Hier, meine Ohren haben den Klang ihrer Stimme in ſich geſaugt! Wir haben uns Auge in Auge geſchaut! Ich habe in ihren den

Trotz, den Vorwurf, die Bitterkeit, die Träne und noch etwas anderes wiedergeſehen, was vielleicht noch nicht erloſchen iſt.

Kozakiewicz: Ein glückliches deutſches Sprichwort ſagt: ‚Wer Feuers bedarf, ſuche es in der Aſche'.

Grünwald: Was nun? Was nun? Was nun? Was nun?

Kozakiewicz: Mein Lieber, Du ſiehſt mir aus, als könnteſt Du jetzt mit Glück Deine Tonart wechſeln.

Grünwald: Eigentlich haſt Du aufrichtig recht. Mir iſt, als müßt' ich jetzt augenblicklich und unverzüglich die ganze zünftige Wiſſenſchaft, die ganze zünftige Kleriſei, ſämtliche Oberlehrer der ganzen Welt zum Kampfe auf Leben und Tod herausfordern. Aber heiter, ſage ich Dir, mit Genuß! Hab ich nicht irgend ein ganz beſondres Steckenpferd?

Kozakiewicz: Du biſt ein verbohrter Idealiſt und kannſt alle zwei Stunden ein anderes reiten.

Auf der Terraſſe ſind erſchienen: Raſ., Sabine, Ludowike, Herr Ruſchewey und Otto. Otto und Sabine betreten zuerſt das Zimmer.

Sabine: Alſo, Du weißt, wo das Kreuzchen iſt?

Otto, hochrot und erregt: Ich verſpreche Dir hier auf Ehrenwort, Du ſollſt Dein Kreuzchen wiederhaben, wenn Du drei Tage lang niemand, aber auch niemand, danach fragſt.

Ludowike, hinzutretend: Um Gottes willen ſei ſtill, Sabine.

Sabine: Was habt Ihr denn wieder für Dummheiten vor?

Ludowike hält Sabine leidenſchaftlich den Mund zu, da ſoeben Naſt mit den andern das Zimmer betritt.

Naſt: Es iſt durchaus notwendig, ſage ich Euch, daß die Vorführung einen würdigen, ernſten Charakter hat.

Ludowike: Im Gegenteil: einen heiteren.

Naſt: Ich werde mich nicht beirren laſſen, wenn auch die Jugend in ihrer Unbedachtſamkeit andrer Meinung iſt. Ich bin auch aus dieſem Grunde bereits von meinem früheren Plan mit dem Palmeſel abgekommen.

Ludowike: Sollen wir flennen am Polterabend?

Naſt: Nein. Das werden wir nicht, mein Kind: denn ein Polterabend wird gar nicht ſtattfinden!

Ludowike: Warum nicht? Das wird ſich erſt finden, Herr Naſt. leiſe zu Otto: Er iſt nur ſo dreiſt, weil Tante hier iſt.

Otto, laut: Darüber entſcheidet Ihr doch allein?!

Naſt: Da biſt Du durchaus im Irrtum, Otto. In ſolchen Fragen der guten Sitte entſcheidet der kategoriſche Imperativ. — Morgen bereits kommt der Konſiſtorialrat! Unter den übrigen Gäſten werden vier oder fünf von einem ſtreng kirchlichen Geiſte ſein: die kann man unmöglich vor den Kopf ſtoßen! Sabine, Du gibſt mir ſicherlich recht?

Sabine: Der Leute wegen vielleicht, wie Du ſagſt. Sonſt würde ich mir keine Skrupel machen, am Polterabend im Sinne Papas recht vergnügt zu ſein.

Naſt: Damit würdeſt Du aber furchtbar anſtoßen; denn der Abend träfe ja faſt auf den Todestag.

Ludowike: Onkel, was hat Papa noch kaum zwei Stunden vor ſeinem Tode geſagt, als er uns in den Weinberg geſchickt hatte?

Ruſchewey: Er wollte wohl Trauben haben, was?

Ludowike: Und wir ſollten die Terzerole losknallen. Was hat er denn da beim Champagner zu Dir geſagt?

Ruſchewey: Fröhlich gelebt und ſelig geſtorben! Aber laßt mich mit dieſen Geſchichten in Ruh. Fragt Tante Emilie: ich bin nicht mehr maßgebend! Ich habe inzwiſchen mein Fett gekriegt.

Ludowike: Demnach wird wohl auch Tanzen verboten ſein?

Naſt: Kann jemand in dieſem ganzen Kreis über die einzig mögliche Antwort im Zweifel ſein?

Grünwald: Gewiſſe Völker trauern in Weiß und tanzen.

Ludowike: Dann trügen Sie alſo Trauer, Herr Doktor ...?!

Kozakiewicz: Oh, um wie Weniges tiefer liegen die Toten als wir.

Naſt: Was Sie damit auszudrücken belieben, verſtehe ich nicht.

Kozakiewicz: Es iſt auch nur ahnungsweiſe verſtändlich.

Naſt: Jedenfalls ändert es nichts an der Tatſache, daß wir die Würde dieſes Hauſes unter jeder Bedingung zu wahren gehalten ſind.

Kozakiewicz: Und das werden Sie alſo tun, Herr Oberlehrer, indem Sie zur Feier des Polterabends eine Tragödie verfaſſen!?

Naſt: Wer behauptet das? In der Tat habe ich etwas aufgeſchrieben und natürlich etwas im klaſſiſchen Geiſt; aber ...

Kozakiewicz: Traurig, meinen Sie, wäre es nicht?

Naſt, irritiert: Wieſo? Was heißt das? Ernſt! nicht traurig.

Grünwald: Dann brauchen die Damen die Hoffnung auf einen heiteren Tag vielleicht noch nicht aufzugeben.

Naſt: Ich kann über dieſe Bemerkung hinwegſehen, denn ich glaube den Boden zu kennen, auf dem ſie gewachſen iſt.

Kozakiewicz: Bravo! Es iſt nur Poetenneid. Er ſelber beſteigt oft den Pegaſus ...

Naſt: Das könnt' ich nur guten Reitern anraten.

Kozakiewicz: Oh, wir haben drei Dichter in unſerem Kreis, der alte Dionyſos regt ſich im Weinberg.

Naſt: Wo wäre der Dritte? Ich ſehe ihn nicht.

Kozakiewicz: Wir könnten ſogleich ein Turnier veranſtalten. Es käme darauf an, wer am feſteſten ſitzt.

Naſt: Ihr Humor, meine Herren, berührt mich nicht. Mein Vater war Gymnaſial-Direktor, in der Sonne Homers bin ich groß gewachſen. Ich leſe meinen Horaz im Schlaf. Im Metriſchen und Proſodiſchen finde ich ſo leicht meinen Meiſter nicht, und ich brauche ja ſchließlich nur noch hinzuzuſetzen, daß der ſelige Minckwitz mein Lehrer geweſen iſt.

Otto: Ein Gedichtband des alten Minckwitz ſoll doch mal in die Pleiße gefallen ſein.

Naſt: Pardon?

Otto: Davon kam doch in Leipzig das große Fiſchſterben.

Naſt: Fliege nicht eher, mein Sohn, als bis Dir die Federn gewachſen ſind! Du wäreſt ein Früchtchen für den Karzer!

Alle, Naſt ausgenommen, lachen herzlich.

Grünwald, anſcheinend mit Freiheit: Spricht es eigentlich ſehr für unſer modernes Erziehungsſyſtem, daß zwiſchen Lehrern und Schülern, und überhaupt jungen Leuten, meiſt eine natürliche Feindſchaft beſteht?

Kozakiewicz: Nein, eigentlich nicht.

Grünwald: Und beſonders wird mir das immer recht unverſtändlich, wenn ich, wie eben, behaupten höre, daß die Sonne Homers in die Gymnaſien ſcheint.

Naſt: Wollen Sie Kontroverſen vom Zaun brechen? Mir kann es gleich ſein; ich bin bereit.

Sabine: Lux, nun wird es ſpannend; komm!

Grünwald, unbeirrt, nicht ſchroff, eher übermütig: Mir tun die Deutſchen eigentlich leid mit ihrem verknöcherten ſogenannten Gymnaſial-Erziehungsweſen. Das humaniſtiſche Schulhaus ſpottet ſeiner ſelbſt ſchon von außen. Man begreift nicht, daß es die ſonderbare, nüchterne Termite in dieſen Bauten iſt, die vergißt, das Schöne zu bewahren und zu verteidigen.

Raſt: Für Phantaſtik ſind wir allerdings nicht. Damit hätten ſie etwas ſehr Wahres geſprochen. Was die übrigen Monſtroſitäten betrifft, ſo erſpare ich mir die Erwiderung. Die deutſche Schule iſt muſterhaft! Muſterhaft, ſage ich: das iſt eine Tatſache. Und wer etwas anderes behaupten wollte, verfiele, in Konſequenz ſeiner Torheit, ganz einfach dem Fluche der Lächerlichkeit.

Grünwald: Ich fürchte vielmehr einen anderen Fluch! Es iſt der Fluch der zahlloſen Korrektionshäuſer, die man höhere Schulen nennt: Dieſer Fluch zehrt am nationalen Stolz, an der nationalen Kraft, Schönheit und Heiterkeit. Dieſer Fluch zehrt am nationalen Charakter! Es iſt nicht wahr, daß die Form der alten Gymnaſien mit ihren Bädern, Säulengängen, Paläſtren und Gärten undurchführbar iſt! Die Schule darf froh, heiter und überſchäumend von Glück und von Leben ſein! Sie muß widerhallen von heiligem Saitenſpiel, frohem Tanz und Geſang.

Raſt: Nun, ſo tanzt doch und ſingt, meine guten Mädchen! Das wird ja ein reizender Kehraus ſein! In der Paläſtra gingen die Jünglinge nackt! Sollen wir etwa vielleicht auch nackt gehen? Dieſe Herren hier haben ſeltſame Anſichten! Und dieſe Anſichten werden mit einer Art Selbſtberauſchung geltend gemacht! An großen Worten berauſcht man ſich, wie es eigentlich nur den erſten Semeſtern erlaubt iſt. Man gerät in die Marquis-Poſa-Ekſtaſe. Man deklamiert in die Welt hinaus!

Ich habe mit alledem nichts zu tun! Was ſollten mir auch ſolche Ueberſpanntheiten! Ich ſtehe ganz ſchlicht auf meinem Beruf, und es mag ſich am Ende wohl noch herausſtellen, wer dem Vaterland beſſere Dienſte leiſtet. Der Unbehauſte, der Abenteurer oder einer, der ſtill und ernſt im heimiſchen Kreiſe unentwegt ſeine Pflichten tut.

Grünwald: Wenn ich jemals das Glück haben ſollte, Vater eines geſunden, wohlgebildeten Jungen zu ſein . . .

Alle, außer Naſt, brechen in herzliches Lachen aus.

Ruſchewey: Doktorchen, Doktorchen, nicht ſo hitzig!

Grünwald: Ich ſage nochmals: Wenn ich jemals dieſe wahrhafte Freude erleben ſollte, ſo würde ich, was an mir liegt, dafür ſorgen: daß er weder eine ſchiefe, große Zehe bekommt, noch ein ſchiefes Maul, noch mit dem rechten Auge die Pfennige in der linken Weſtentaſche zählt, noch im Dunkeln ſich beſſer und wohler fühlt als im Tageslicht, noch, daß er ſich beim Geradeaufrichten das Rückgrat lädiert. Ich will dafür ſorgen, daß er auf eine Weiſe lachen lernt, daß davon alle Vogelſcheuchen auf den Kathedern das Schlottern kriegen und mit einem Kopfſprung in die verdienten Katakomben hinabfahren. Ab.

Wieder ſtimmen alle, außer Naſt, in ein herzhaftes Gelächter ein. In dieſem Augenblick kommt Tante Emilie, ein kleines, unanſehnliches, vertrocknetes Frauchen in Kapotthut und Umſchlagetuch durch die Tür rechts. Sofort bricht das Lachen ab und es entſteht eine allgemeine Pauſe der Betretenheit.

Tante Emilie: Hoffentlich habe ich nicht geſtört!

Naſt: Nein, liebe Tante. Dieſe Störung kann uns allen, faſt ohne Ausnahme, nur höchſt willkommen ſein.

Tante Emilie: Mein lieber Ewald, errege Dich nicht.

Ruſchewey: Nein. Darum bitte ich ebenfalls. Man kann doch verſchiedener Meinung ſein und jeder kann ſeine Meinung vertreten; und man braucht deshalb lange noch nicht zum Duell ſchreiten.

Tante Emilie: Duell. Guter Guſtav, was heißt denn das?

Ludowike und Otto platzen angeſichts des blaſſen Schrecks, der die Tante ergriffen hat, heraus und laufen davon über die Terraſſe.

Naſt: Nein, beſte Tante, Du kennſt meine Grundſätze; mißverſtehe nur ja den Onkel nicht! Und auch meine Erregung mußt Du nicht falſch deuten: ich befinde mich kühl bis ans Herz hinan.

Tante Emilie: Sabine, ich ſehe Dich immer an, und ich frage mich immer nach Deinen Gedanken.

Sabine: Ja, meine Gedanken verrat' ich nicht.

Kozakiewicz tritt vor die Tante, macht eine Verbeugung: Gnädige Frau! — Er entfernt ſich.

Sabine: Wenn Du fortgehſt, geliebtes Tantchen, ſo ſchneide ich ſchnell noch Weintrauben ab, und ich warte unten am Tor mit dem Körbchen.

Tante Emilie: Guſtav, bemüh Dich nur auch nicht weiter um mich; Agathchen wird mich hinunter begleiten.

Sabine entfernt ſich zuerſt; danach Ruſchewey mit phlegmatiſchem Achſelzucken.

Naſt: Torpid! total torpid iſt der Onkel. Und was mich anbelangt, . . . es iſt meine Schuld . . . wer heißt mich, daß ich mich überhaupt auf ſolche unerquicklichen Kämpfe einlaſſe! Erſte Familien riſſen ſich förmlich um mich! Die höchſt diſtinguierte Witwe aus Ulm! . . . bemittelte Damen aus allen Schichten! Öffne Türen . . . ein Mann wie ich . . . überall! . . .

Tante Emilie: Waldchen, Waldchen, beruhige Dich! Agathe wird ſo verblendet nicht ſein, und wird einen Menſchen von Deiner Bedeutung dem erſten beſten Landfahrer aufopfern.

Raſt: Du haſt mich hineingetrieben, nun hilf! Ich rühre nun keinen Finger weiter. Er eilt ab in den Garten.

Agathe kommt, einen großen Strohhut mit Bändern am Arm.

Tante Emilie: Da biſt Du ja endlich, mein armes Täubchen! Nun gehen wir alſo; ich bin bereit. — Ich hatte mich recht danach geſehnt, Euch alle noch mal zu ſehn und zu ſprechen: denn wer weiß wie lange, dann ſeid Ihr in alle Winde verſtreut.

Agathe: Ach, Tantchen, ich denke nicht gern daran. Es iſt, als würde man heimatlos, wenn man dieſe Scholle mal aufgeben müßte.

Tante Emilie, mit erlogener Scherzhaftigkeit: Und doch wollteſt Du ſelbſt in die Fremde gehn, wie Du mir mal in Deiner Krankheit geſtanden haſt.

Agathe zerpflückt eine Roſe, die ſie aus einem Stengelglaſe genommen hat.

Tante Emilie: Wie fühlſt Du Dich denn geſundheitlich?

Agathe: Ich bin ſo geſund wie der Fiſch im Waſſer.

Tante Emilie: Dazu ſiehſt Du mir noch nicht friſch genug aus.

Agathe: Für ſein Ausſehen, Tantchen, kann einer nicht.

Tante Emilie: Nun, mir iſt der Brautſtand auch nicht bekommen! Und vor acht Wochen lagſt Du noch in der Klinik! Dann bloß vierzehn Tage Thüringer Wald und ſeitdem immer Gäſte und häusliche Aufregungen; das iſt ein bißchen viel.

Agathe: Allerdings.

Tante Emilie: Wie wäre denn das, mein gutes Kind: es iſt ja freilich ſehr einfach bei mir; aber wenn ich Dir nun, wie es in Deiner Krankheit war, das idylliſche Giebelzimmer einräumte — Du haſt es doch, wie Du ſagſt, ſehr geliebt! — und Du umgingſt dieſen ganzen Trubel und lebteſt mit mir in meinem Gehäuſe!?

Agathe, mit ſchreckhafter Entſchloſſenheit: O nein, gutes Tantchen, das kann ich nicht!

Tante Emilie: Wie Du willſt, aber eigentlich tut es mir leid. — Warum geht es denn nicht?

Agathe: Aus manchen Gründen. Und ſieh mal, mir ſchnürt ſich was um die Bruſt, bei allem, was mich an meine Krankheit erinnert.

Tante Emilie: Ich kann Dir das Zimmerchen unten einrichten, wo Du nur zwei Schritt in das Gärtchen haſt.

Agathe: Ich tu es auch Adelheid nicht an.

Tante Emilie: Liebes Kindchen, ich rede offen zu Dir: Ewald nimmt eine Stellung ein. Die Verhältniſſe haben ſich ſo geſtaltet, daß ſeine Beziehungen zum Biſchofsberg drüben ein öffentliches Geheimnis ſind. Ewald lebt unter ſeinen Kollegen. Nun wohnen ſeit einigen Tagen zwei junge Leute drüben im „Roß“, die halbe Nächte beim Weine verſitzen! es heißt, daß der Champagner in Strömen fließt! Sie wandern täglich hinaus zu Euch! Tatſache iſt, man munkelt bereits! Aendert ſich nun dieſer Zuſtand nicht, ſo kann es, vielleicht ohne Abſicht, geſchehen, daß man Ewald auf ſeinem ſauer erworbenen Platz, in ſeinem Berufs- und Heimatkreiſe, lächerlich macht. Und ſo wirſt Du ihm, wie ich Dich kenne, Agathe, ſeine Aufopferung unmöglich danken.

Agathe: Gewiß nicht. Aber das kann ich nicht. Ich…

Tante Emilie: Sehen wir meinetwegen von dem augenblicklichen Ortswechſel einmal ab. Deine Rückſichten zwar verſtehe ich nicht: denn wer hat ſich von Deinen Geſchwiſtern um Dich gekümmert, ſolange Du krank geweſen biſt! — Der Zuſtand, in dem Du damals warſt! Die Unzuverläſſigkeit dieſes Grünwald, die Dein Leiden zum größten Teil mit verurſacht hat! Ewalds zartes und taktvolles Eintreten — täglich hat er Dir Blumen und Bücher gebracht! — Deine Wiedergeneſung! Dein Entſchluß! Das alles müßte Dir doch die Kraft eingeben — und nicht nur die Kraft, den Stolz obendrein! —, nun in Deinem Verhalten nicht mehr zu ſchwanken und in Deiner Zurückweiſung feſt zu ſein.

Agathe, leiſe: Das bin ich ja doch, gute Tante Emilie.

Tante Emilie: Was will dieſer Menſch noch in Eurem Haus?! — Im Grunde glaub ich ja feſt an Dich. Bleib hier. Es iſt gut. Begleite mich nicht! Ewald hat keine Ahnung, daß ich etwa mit Dir ſprechen wollte. Ich weiß, er würde mich bitter ausſchelten. Sie geht ab.

Agathe blickt ihr nach und nickt ihr, anſcheinend freundlich, zum Abſchiede zu. Alsdann wendet ſie ſich und man gewahrt am Zucken ihrer Mundwinkeln, daß ſie mit einer inneren Bewegung ringt. So tritt ſie vor das Bild ihrer Mutter und blickt zu ihm hinauf; das Taſchentuch, ſtillweinend, zuſammengeballt an den Mund preſſend.

Nun kommt aus der Tür rechts Ludowike.

Ludowike: Agathe, Du biſt alleine hier?

Agathe: Jawohl, und ich bin auch am liebſten allein.

Ludowike bemerkt Agathens Ergriffenheit, wird davon angeſteckt und ergreift ihre Hand.

Ludowike: Schütte mir doch mal Dein Herz aus, Agathe! Agathe fängt an leiſe zu weinen; Ludowike am Tiſch ebenfalls.

Adelheid: Hurra, Kinder! In fünfzehn Minuten kommt mein Schatz! Sie ſtutzt, betrachtet die in Rührung Aufgelöſten, wird ſelbſt gerührt, fährt Agathen über den Scheitel und ſagt:

Ach, gutes, geliebtes Menſchenkind, was machſt Du Dir ſoviel unnötige Herzſchmerzen!

Worauf Agathe heftiger ſchluchzt, Adelheid, mit fortgeriſſen, ebenfalls, indem ſie ſich, die Schweſter an ſich drückend auf dem gleichen Stuhl niederläßt.

Sabine kommt mit einem Korb Weintrauben.

Sabine: Iſt Tante ſchon fort? — Ihr ſeid wohl nicht recht bei Troſte, Ihr Kinder! — Aber, liebe Agathe, beruhige Dich doch! Es iſt ja im Grunde noch gar nichts verloren.

Agathe, ſchluchzend: Es iſt ja gar nichts! . . . Mir iſt ja nichts.

Sabine, weinend: Du haſt ja noch alles in der Hand. Du . . .

Sie umarmt Agathe und alle drei ſchluchzen zuſammen.

Agathe: Schickt . . . ſchickt doch die beiden Fremden fort!

Sabine: Es wird ſich ja alles von ſelber ausgleichen.

Herr Ruſchewey tritt ein, eine Moſelweinflaſche unterm Arm, ein Glas und eine Zeitung in der Hand.

Ruſchewey: Gott ſei Dank! Die Stimme des Herrn iſt verſtummt! Das böſe Gewiſſen iſt außerhalb. Ich habe das Tor ins Schloß fallen ſehen! Er ſieht die Weinenden. Nanu?! — Was iſt das denn für eine Beſcherung? Kinder! Die Saale tritt ja aus! Schwerebrett nich noch mal, wir kriegen ja Hochwaſſer!

Die Gerührten ſtieben nach allen Seiten auseinander, ſo daß Ruſchewey allein im Zimmer iſt.

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt

Oberhalb des Weingeländes auf dem Talabhang und im Park des Biſchofsbergs. Den Hintergrund bildet das Saaletal, darin, nicht zu weit entfernt, iſt Naumburg ſichtbar. Halb im Weinberg links ein verfallener, alter Luginsland. Die Eingangspforte iſt ohne Tür; rechts mehr nach vorn eine mit Brettern bedeckte Ziſterne. Gegen den Weinberg hin begrenzt ein verfallener Mauerkranz, über den Spitzen von Weinpfählen ragen, den Vordergrund. Links erhöht, über Stufen zu erreichen, eine kleine Einſiedlerzelle mit Glockentürmchen aus Borke. Zwiſchen alledem ein breiter Raſenplatz von Gehölz umgeben mit weitem offenen Horizont über Mauerkranz, Tal und jenſeitige Hügel.

Bunte Herbſtfarben, ein Piſtolenſchuß dann und wann in der anliegenden Weinbergen, Rufe der Winzer, Geräuſch des Senſenwetzens uſw.

Es iſt an einem klaren Herbſttage, mittags gegen zwölf Uhr.

Aus der Kapelle dringt Geigenſpiel. Auf den unteren Stufen, die zu ihr führen, ſitzen Kozakiewicz und Grünwald in Strohhüten mit Spazierſtöcken, ſommerlich hell gekleidet.

Kozakiewicz: Ceterum censeo! Ich halte es für das beſte, mein Junge.

Grünwald: Das wird mir allerdings eher ſchwer als leicht! Ganz verdammt und verteufelt ſchwer, Kozakiewicz.

Kozakiewicz: Warum? Es kommt der Entwöhnung zugute in einem Fall, und im günſtigen Fall hat es nichts zu bedeuten.

Grünwald: Entwöhnung?

Kozakiewicz: Ich ſagte Entwöhnung, gewiß. Auch dieſe Wendung iſt zu berückſichtigen. Zuzugeben, daß es nicht leicht wäre für Dich, denn ſie prangt! Sie iſt ſchön! Ihr Anblick iſt ſo: es muß jeden Mann auf der Stelle verwirren! Doch hüte Dich, etwas iſt auch in ihr, was Dich ſpäter nach einer Reihe von Jahren noch tiefer und bittrer vielleicht verwirrt.

Grünwald: Duell! Duell! weiter ſage ich nichts.

Kozakiewicz: Kein Duell! ich bitte Dich dringend darum. Gegen dieſen Mann den Kartellträger machen, verſtieße gegen mein Anſtandsgefühl. Und ich habe auch etwas Mitleid mit ihm. — Nein! ziehe Dich lieber ein wenig zurück, und ich werde für Dich zu wirken ſuchen, daß es möglich zu Deinem Nachteil nicht iſt.

Grünwald: Menſch, wo finde ich Luft zu atmen, wenn Du mich aus dieſem Garten ſchickſt?

Kozakiewicz: Ich leugne es nicht, daß das Atmen hier oben mir ebenfalls ganz beſonders leicht und belebend iſt. Eine anachroniſtiſche Süße liegt in der Luft! Etwas Stilles, Unſchuldvolles, Verwunſchenes, das durch die alten, bemooſten Steine der Parkmauer von dem gellenden Lärm des europäiſchen Kulturparoxismus geſchieden iſt. — Lies etwas! Lege Dich aufs Ohr! Betrüge die Stunden auf jede Weiſe!

Grünwald: Leſen? Ich ſtiere die Bücher wie Steine an, als wären es Steine, mich totzuſchlagen! Was haſt Du für eine Bemerkung gemacht?

Kozakiewicz: Wann?

Grünwald: Die ſich auf unſere Zukunft bezog.

Kozakiewicz: Ich meinte, ſie wird Dir zu ſchaffen machen, wenn Du wirklich auch heute der Sieger biſt.

Grünwald: Menſch. Läſtere dieſe — Gottheit möchte ich beinahe ſagen, ... läſtere ſie nicht! Sieh dieſe freie Stirn! die gewölbte Bruſt! die Einfachheit! das offene Auge! ... keine trübe Stunde, ſage ich Dir! ... jede andere müßte mir Katzen zur Welt bringen.

Kozakiewicz: O meine kleine Angorakatze! Was machſt du daheim, und wer ſorgt für dich?

Grünwald: Glaubſt Du denn überhaupt, Kozakiewicz, daß noch ein Schimmer von Hoffnung für mich iſt?

Kozakiewicz: Das wird wohl kein Menſch in der Welt bezweifeln. Die Kleine hat etwas angedeutet, wer weiß, ob ſie richtig vermutet hat? und ob wirklich die Proklamation der Verlobung Deiner Coeur-Dame mit dieſem Treff-Aß heute ſtattfinden wird? Und wenn ſchon, Verlobung iſt noch nicht Hochzeit.

Grünwald: Duell! Duell! Und nichts als Duell! — Wie ſpät iſt es?

Kozakiewicz: Zeit, daß Du Dich beſſerſt, Freund! Blinder Eifer iſt immer ſchädlich. So hat ſogar Dein Losbruch von geſtern, obgleich Du die Jugend für Dich haſt, nichts genützt. Du haſt nur den Gegner entſchloſſen gemacht, ihm den Ernſt ſeiner Lage demonſtriert. Wenn alles und alles verloren geht: ſieh doch auf mich! was liegt daran, Grünwald? Wir beide haben uns nochmals berührt, Nächte durchphiloſophiert miteinander! was immerhin doch auch etwas iſt: und uns jedenfalls einen verſöhnten Rückblick gewährleiſtet. — Höre doch mal, wie der Pelikan ſingt!

Grünwald: Biſt Du nicht etwa auch verliebt?

Kozakiewicz: Leider bin ich ſchon lange auf Urlaub, Freund, und ſo hab ich im Dienſt nicht mehr mitzuſprechen. — Du aber gehorche, verſtehſt Du mich?!

Sie haben ſich beide erhoben, Grünwald begibt ſich, von dem Freunde begleitet, auf den Weg.

Grünwald, ſtehen bleibend: Du wirſt ſie ſehen! Vergiß mich nicht. Beide entſchwinden hinter den Turm. Kozakiewicz kommt ſogleich wieder, dem Freunde mit dem Stock nachwinkend. Alsdann nimmt er wiederum lauſchend Platz auf den Kapellenſtufen. Bald danach tritt Ludowike mit der Geige in die Kapellentür.

Ludowike, mit erſtauntem Ausruf: Herr Doktor, Sie haben zugehört!

Kozakiewicz: Das darf Sie unmöglich wundernehmen, o ſchönſte Fee: Wer einen ſolchen Faden über die Gärten ſpinnt, ein ſolches funkelndes Traumgewebe aus Glanz und Glut, der muß ganz natürlich auch törichte, taumelnde Motten fangen.

Ludowike: Ich habe mich hier herauf gemacht, weil der Lärm im Haus unerträglich iſt.

Kozakiewicz: Und es iſt auch unendlich viel ſchöner hier draußen.

Ludowike: Es wird aber auch hier bald Lärm genug ausbrechen. Gegen ein Uhr kommt die Geſellſchaft herauf, und da ſoll hier im Grünen ein Picknick ſtattfinden. — Wo haben Sie denn Ihren Freund?

Kozakiewicz: Gott weiß! Er nimmt eine traurige Miene annund zuckt fataliſtiſch mit den Achſeln.

Ludowike: Es iſt was Schreckliches mit dem ekligen Evald Naſt. Kein Menſch unter uns kann ihn eigentlich leden! Selbſt unſere Großmama mag ihn nicht. Und dch tyranniſiert er uns alle mitnander.

Kozakiewicz: An dem letzteren Umſtand zweifle ich niht. Das erſtere duldet jedoch eine Ausnahme.

Ludowike: Ja! Aber das iſt uns allen, die wir Agathe lio haben, vollkommen rätſelhaft.

Kozakiewicz: Ich habe nichts gegen Herrn Ewald Naſt, aber es iſt die Unnatur ohnegleichen. Ein einziger flichtiger Blick genügt, um das Mißverhältnis ganz aufzuaſſen, das zwiſchen Ihrer verehrten Schweſter und diſem geſchätzten Schulmann beſteht.

Ludowike: Ja, weshalb war denn Ihr Freund ſo dimm und hat Agathen ſolange braten laſſen.

Kozakiewicz: Mein Freund iſt ein herzensguter, vozüglicher Menſch; aber in ſeiner Art ein bißchen zu geradlinig, weshalb er mitunter ſo wenig biegſan iſt, daß er gegen alle Wahrſcheinlichkeit, ja mitunter gegen alle Vernunft ... es iſt nicht zu ſagen, wie töicht! handelt, und ein ganz nahe gelegenes Ziel verſeilt.

Ludowike, lachend: Da paſſen Sie eigentlich gut zueinander.

Sabine, ſommerlich gekleidet, erſcheint auf dem Plan.

Sabine: Ah, da warten die Vögelchen ſchon auf die

Broſamen. Geduld! das Frühſtück im Grünen ereignet ſich bald.

Ludowike: Wir ſprachen von Agathe und Grünwald.

Sabine: Du Dummchen, was gäbe es da wohl zu ſprechen?

Kozakiewicz: Wir ſchweigen, ſobald Sie befehlen, davon! — Aber nein. Es geht nicht. Man darf jetzt nicht ſchweigen: ich, meine Gnädigſte, nicht als Freund und Sie, meine Gnädigſte, nicht als Schweſter! Und ſo richte ich eine Frage an Sie mit vollem Bewußtſein der Gefahr, mir Ihre Gnade ſogleich zu verſcherzen. Iſt es wahr? ich habe mir ſagen laſſen, und zwar von dem kleinen Herrn Otto Kranz: ein Herr Konſiſtorialrat wird heut hier im Freien, nach einer Sitte des Hauſes aus alter Zeit, eine Andacht halten und wird bei dieſer ſchönen Gelegenheit eine ſchreckliche Tatſache öffentlich mitteilen.

Sabine: Für wen iſt es denn eine ſchreckliche Tatſache?

Kozakiewicz: O, meine Gnädigſte, für jedermann.

Sabine: Sind Sie der Anwalt von jedermann?

Kozakiewicz: Es iſt eine widerſinnige Tatſache, die zwei edle Naturen im Mark ihres Daſeins verwunden wird.

Sabine: Herr Doktor, wir Schweſtern haben die Abrede: daß keine der andern im Wege iſt und die Freiheit ihrer Entſchlüſſe beeinträchtigt. — Wer fragt nach mir? daran halte ich feſt! Ueberdies: Agathe ging ſtets ihren eigenen Weg! Papa ſelber konnte ſie kaum beeinfluſſen. Mir gelingt erſt recht nicht, was ihm nicht gelang.

Kozakiewicz: Wenn Sie aber unſerer Meinung ſind, ſo ſollten wir doch eine Liga bilden, eine Art Rettungsgenoſſenſchaft.

Otto tritt aus den Büſchen.

Otto, ſommerlich angezogen und mit Strohhut: Begebt Euch mal von hier weg, guten Leute!

Sabine: Erſt muß ich wiſſen: wo iſt mein Kreuz?

Otto: Das Kreuz des Kreuzes dem Kreuze das Kreuz! Ihr wißt ja noch gar nicht, wie korſikaniſch rachſüchtig ich bin. — Lux, komm! Nun zu unſerer Hauptſache! Und Ihr tut uns die Liebe und geht von hier fort.

Sabine: Verbrennt Euch nur nicht bei Euren Dummheiten!

Sabine, geleitet von Kozakiewicz, ſteigt hinter der Kapelle weiter den Berg hinauf und verſchwindet.

Otto: Jetzt flott, Lux, hilf mir den Kaſten heraufſchleppen.

Ludowike ſpringt ſogleich mit ihm in die Büſche und ſie bringen einen eichenen Kaſten hervor, der faſt ſchwarz vor Alter und über und über mit roſtigen gotiſchen Eiſenbeſchlägen verſehen iſt. Inmitten des Platzes müſſen ſie ausruhen.

Otto: In wenig Minuten kommt er 'rauf. Der Kammerjäger parliert bereits unten am Teiche mit ihm. Paß mal auf: er muß mir gehörig aufſitzen.

Ludowike: Schnell! Schnell, Otto, ſonſt überraſcht er uns noch.

Sie ſchleppen den Kaſten bis an den Eingang des Turms, wo ſie ihn nochmals niederſetzen.

Otto: Du ſagſt, er hat Dir das Kreuzchen gezeigt?

Ludowike: Ewald hat mich gefragt, ob es uns gehört, und ich habe ſofort mit ‚nein‘ geantwortet.

Otto und Ludowike verſchwinden mit dem Kaſten im Innern des Turms. Gleich darauf kommen atemlos Adelheid und ihr Bräutigam Reinhold Kranz von unten her auf den Platz. Der Bräutigam, ein ſtattlicher 28jähriger Menſch mit Schnurrbart, einigermaßen offiziell gekleidet mit Gehrock, Zylinder und Stock.

Adelheid: Gott ſei Dank, daß Du da biſt, Reinhold! Gott ſei Dank, daß wir hier oben ſind, aus dem Trubel heraus, wo uns niemand ſtört! Gott ſei Dank, daß wir nun bald über alle Berge ſein werden.

Reinhold: Liebſte! Geliebte, Liebſte, Du haſt ja ſo ſchrecklich recht! Komm! **Er umarmt ſie. Sie ſchmiegt ſich an ſeine Bruſt und ſie küſſen einander voll Inbrunſt. Plötzlich fahren ſie auseinander.** Was gibt's denn?

Adelheid: Nichts. Es war, als wenn jemand geſprochen hätte!

Reinhold: Sag mal, verſtehſt Du Agathens Geſchmack?

Adelheid: Ewald? Sie hat ſich ja ſelber früher, ſolange ich mich erinnern kann, einfach nur über ihn luſtig gemacht. — Nun, mögen ſie ſehen, wie ſie ſich durchfinden. **Erneute Umarmung und Kuß. Adelheid befreit ſich plötzlich und ſagt:** Haſt Du den eigentümlichen Laut gehört?

Reinhold: Nein! Wo denn?

Adelheid: Irgendwo in der Erde unten; ganz deutlich ein hallender, dumpfer Laut.

Reinhold: Aber Liebſte, Du biſt ja ganz blaß geworden. Spukt es denn manchmal hier oben bei Euch?

Adelheid: Es iſt manchmal nicht ganz geheuer im Garten. Beſonders hier um die alten Ruinen herum. Neulich gingen wir vier Schweſtern mal miteinander und plötzlich blieben wir alle ſtehn und bekamen das Zittern und ſahen uns an! Und ich kann Dir die Verſicherung geben, wir hatten alle zugleich dicht neben uns eine Stimme gehört, die rief ganz deutlich zweimal nach Hilfe. — Zu Hilfe! Zu Hilfe! etwa ſo.

Reinhold: Das wird wohl der alte vor 300 Jahren geſtorbene Schwerenots-Biſchof Benno geweſen ſein, der hier oben mit ſeinen niedlichen Nichtchen gehauſt hat.

Adelheid: Gib mal acht, ſchon wieder! Du, mach keinen Unſinn!

Reinhold: Das war in der alten Ziſterne drin! — Jetzt iſt es im Turm! Hier geht's ja um.

Adelheid: Turm und Ziſterne ſind nämlich durch einen unterirdiſchen Gang verbunden.

Ludowike erſcheint im Turmeingang.

Reinhold: Lux! das iſt des Pudels Kern.

Adelheid: Was treibſt Du denn unter der Erde, Lux, Du haſt uns ja einen Schreck eingejagt.

Ludowike: Ich ſeh Euch noch gar nicht, ich bin noch ganz blind. Eine Luft iſt da unten, fürchterlich! Ich bin über ganze Skelette geſtolpert.

Otto, unſichtbar in der Ziſterne, rufend: Lux.

Adelheid: Noch jemand iſt unten?

Reinhold: Jawohl! — Du, Brüderchen, ſteig auf der Stelle herauf! Ich werde Dich lehren, hier Unfug anſtiften!

Adelheid: Mit Otto biſt Du hier unten? Was heißt denn das?

Ludowike: Damit wollten wir etwas beſonderes nicht ausdrücken.

Adelheid: Komm mal mit mir, Lux, das geht doch nicht. Ihr ſeid wohl nicht recht bei Troſte, Ihr Kinder! — Gleich kommſt Du mit!

Reinhold, am Turmeingang, ruft herunter: Otto, gleich kommſt Du herauf! — Zu Adelheid: Lies Du Deinem Schweſterchen die Leviten! Ich nehme das Brüderchen in die Kur.

Ludowike, fortgezogen, lachend, ab mit Adelheid.

Otto erſcheint im Turmeingang.

Otto: Himmel, mir iſt wie 'ner Eule zumut. Ich ſehe ja nicht die Hand vor den Augen! Wo iſt denn Lux?

Reinhold: Das geht Dich nichts an. Es kommen ſchon Leute herauf. Wenn man Euch hier nun getroffen hätte! Das fällt doch auf unſere Familie zurück, der Tante und Ewald ſowieſo nicht grün iſt.

Otto, heftig, indem er nach unten ſpäht: Pſt! Halt mal das Maul einen Augenblick! — Komm weg. —

Reinhold: Wie erlaubſt Du Dir, Bengel, Dich auszudrücken?

Otto: Quatſch nich, Krauſe! Komm weg! Komm weg! Ich ſag Dir: Komm weg! Verdirb mir den Jux nicht!

Reinhold, während er gewaltſam durch Otto fortgeriſſen und geſtoßen wird: Junge, biſt Du tatſächlich übergeſchnappt?

Beide ab.

Nach einigen Augenblicken betritt der Vagabund und nach ihm Naſt den Raſenplatz.

Der Vagabund, erregt und ein wenig angetrunken: Jetze han merſch erreicht.

Naſt: Alſo ſind wir am Platz. Nun, das iſt ja ſo, wie ich vermutet habe: Der Turm, die Ziſterne, der Mauerkranz! — Und wo fanden Sie nun das Kreuzchen auf?

Der Vagabund: Dunda! Dunda! Hier oben nich.

Naſt: Dort hinunter kann ich heut leider nicht ſteigen. Dazu eignen ſich ſchwarzer Rock und Zylinder nicht! Wir wären auch heut nicht ungeſtört. Aber da ich ein Frühaufſteher bin, will ich morgen vor acht früh einmal heraufkommen für den Zweck gehörig herausſtaffiert, und dann ſoll es mir wieder mal nicht drauf ankommen, Maulwurf unter Maulwürfen zu ſein.

Der Vagabund: Halt! Sachte! Ma ſieht's von hier oben ſchon! Er nimmt ſehr geheimnistueriſch den Deckel von der Ziſterne, legt ſich lang auf den Bauch und blickt hinein. Sehn Se's, es blitzt unten in der Ziſterne.

Naſt: Was ſoll man denn ſehen, guter Mann?

Der Vagabund: Ma ſieht's! Ma ſieht's unten blinſeln und finkeln.

Raſt: Ich werde doch mal meinen Bratenrock ablegen und werfe doch mal einen Blick hinab. — Er hängt ſeinen Rock an Zweigen auf, legt ſorgfältig den Zylinder darunter ſowie ſeinen Stock und kniet am Rande der Ziſterne nieder. Dazu brauche ich aber mein zweites Glas. — Er ſetzt einen Zwicker hinter ſeine Brillengläſer. Dort unten ſehe ich zunächſt nichts als etwas Waſſer.

Der Vagabund: Und an'n Schweinigel, der da driber ſchwimmt.

Raſt: Da haben Sie beſſere Augen als ich!

Der Vagabund: Und jetzt, jetzt is der Schweinigel uf'm Trocknen. — Und ſehn Se, was a fir Fährten macht? Jetze geht a und tappſt a und kugelt ſich! und ſteht wieder auf und kugelt wieder! und lauft in direkter Direktion direkt uf an alten Kaſt'n los, der mit eener Ecke aus 'm Schlamme vorgucken tutt. Sehn Se's. Ich zeige ja hin mit'm Finger.

Raſt: Leider hab ich mein Opernglas nicht hier. Aber warten Sie mal: Zeigen Sie mir nochmal die Stelle.

Der Vagabund: A ſchwarzer Kaſten beinah wie a Sarg! Bloß kleener! Mit alten Beſchlägen von Eiſen.

Raſt: Wo? — Dort! — Es könnte tatſächlich ſein! — Sie haben wahrhaftig nicht ganz ſo unrecht! — Wie kommt man denn aber dort hinab?

Der Vagabund: Mir holen ane lange Steigeleiter.

Raſt ſteht auf, ſieht nach der Uhr: Wie lange hätte man denn noch Zeit? — Die Sache iſt wirklich ſonderbar und verſetzt mich einigermaßen in Aufregung. — Ein Kaſten, der halb in der Erde liegt: uralt augenſcheinlich und verſchloſſen: Wie haben denn Sie die Sache entdeckt?

Der Vagabund: Nu will ich a mal kee verlogener Hund, ſondern will Ihn'n ufs Abendmahl ehrlich ſein. D'r Puz driben von Naumburg war hinder m'r her und da bin ich erſcht über die Mauer geplankt und bin in den alten Turm gekrochen und da fand ich an unterirdiſchen Gang und uf eenmal, da war ich wieder in Naumburg.

Raſt: Wollen Sie etwa damit ſagen, der Gang hätte Sie bis Naumburg geführt?

Der Vagabund: Bis Naumburg hinter de alte Kirche.

Raſt: Davon abgeſehen! Laſſen wir das! Ihr reger Geiſt ergeht ſich in Märchen. Man behauptet zwar das Vorhandenſein eines ſolchen unterirdiſchen Ganges....

Der Vagabund: Ich kruch in d'r Angſt durch a durch und dort fand ich 's Kreuzel und ſah a Kaſten durch fauſtgroße Löcher im Geſtein.

Raſt, mit Entſchluß: Schnell! Laufen Sie runter ins Gärtnerhaus und holen Sie mir eine lange Leiter. Lieber geht man der Sache gleich mal auf den Grund. Ehe ſie kommen, vergeht gut noch 'ne kleine halbe Stunde.

Der Vagabund: Beſſer is beſſer, da ham Se recht.

Er ſpringt über den Mauerkranz davon, um die Leiter zu holen.

Naſt, in der Abſicht, ſeinen Entſchluß zurückzunehmen: Nein! Menſch! Sie! Horchen Sie mal: Es geht doch wohl jetzt nicht! — Wahrhaftig da ſind ſie ſchon auf der Naturtreppe.

Er zieht eilig ſeinen Rock an, ſetzt ſeinen Hut auf, nimmt ſeinen Stock in die Hand und putzt ſich ab.

Es erſcheinen danach in heiter würdigem Zuge von unten her folgende Paare: Konſiſtorialrat Joël und die alte Frau von Heyder, die 70jährige Großmama der Mädchen. Sie hat ein kleines, kluges, zerknittertes und vogelartiges Geſichtchen und wirkt in ſchwarzer Seide altväteriſch vornehm. Der Konſiſtorialrat, im gleichen Alter, trägt ſich elegant und jugendlich und iſt mit ſeinem wohlgepflegten Silberhaar der Typus eines Schöngeiſtes. Auf dieſe beiden folgt das Brautpaar Reinhold und Adelheid. Danach kommt Tante Emilie, von Agathe geführt. Alsdann Sabine und Doktor Kozakiewicz. Hinter ihnen gehen der Onkel mit Ludowike am Arm. Als letzter folgt Otto. Die Begrüßung aller mit Naſt geſchieht durch feierliches Kopfnicken. Die Herren holen, nachdem ſich die Paare gelöſt haben, Korbſtühle aus der Kapelle, ſtellen einen davon für den Konſiſtorialrat auf der Plattform zurecht, zwei andere unten für die alten Damen. Sie und der Konſiſtorialrat nehmen Platz. Ebenſo die anderen, in zwangloſer Weiſe.

Konſiſtorialrat Joël, ſitzend und mit weicher Stimme: Ich will es kurz machen, meine Lieben im Herrn. Ich ſehe drei Generationen vor mir. Mit jeder von ihnen bin ich durch Gottes Ratſchluß auf eine tiefe und ganz beſondere Weiſe verbunden. Die edle Greiſin, die es ſich nicht hat nehmen laſſen, die weite, beſchwerliche Reiſe zu tun, um bei dem Ehrentage ihrer Enkeltochter zugegen zu ſein, brachte einſt ihre eigene Tochter zu mir in die Kirche, da ich noch ein junger und wenig erprobter Geiſtlicher war, und die Tochter war klein und wir nannten ſie Orthalie und wir tauften ſie mit der heiligen Taufe! Und Orthalie, dies engelsgleiche liebliche Kind, ward eine engelsgleiche, liebliche Frau unter meinen Augen. Und eines Tages kam ihre verehrte Mutter zu mir und bat mich, den Herzensbund ihres Kindes mit einem braven Kaufherrn und Mann am Altar zu ſegnen. Das habe ich getan! Dieſe alten Hände ſegneten Orthalie und ruhten dabei auf ihrem Scheitel und auf dem des erwählten Gatten. Und Orthalie ward zur Frau. Doch der Weg, den der Ratſchluß des Allerbarmers ihr noch zu wandeln beſtimmt hatte, war nur kurz. Sie ſtarb, nachdem ſie dem Gatten vier blühende Töchter geboren hatte.

Gott nahm die Blume des Paradieſes, die, ſelbſt in dieſem irdiſchen Eden hier, nur mit ſüßer Schwermut getränkt zu leben vermochte . . . Gott nahm ſie in ſeinen Glanz, in ſeinen Strahl und in ſeinen Jubel zurück. Hier habe ich mit Eurer verewigten herrlichen Mutter oft geſeſſen. Sie war in der letzten Zeit ihres Lebens nur mehr wie ein reiner, verklärter Geiſt. Doch auch Euer Vater iſt heut nicht mehr. Dafür blüht nur die Saat von Gott geſät in Anmut und Lieblichkeit: Ihr, liebe Kinder! Ihr blühet, obgleich Ihr Waiſen ſeid. Und mein Amt, nachdem ich die Eltern in ihren Grüften geſegnet habe, ſteht heute wieder im Dienſte des Glücks und der irdiſchen Seligkeit. Der

Segen Gottes iſt tauſendfach, aber es iſt eine zwiefache Form, in der er ſich heut ganz beſonders manifeſtiert: Ich nenne zwei Namen: Adelheid und Agathe!

Viele Blicke richten ſich auf Agathe, die ſehr bleich geworden iſt. In dieſem Augenblick wird eine lange Leiter allmählich von Sproſſe zu Sproſſe hinten über den Mauerkranz heraufgeſchoben. Die Geſellſchaft bemerkt es zuerſt kaum, und der Geiſtliche fährt fort.

Konſiſtorialrat Joël: Ihr Lieben, möge die Huld des himmliſchen Vaters immer über Euch ſein. Schauet hernieder, verklärte Geiſter des Elternpaares auf beide Bräute und ihre Erwählten! Amen.

Der Vagabund hat die Leiter nach und nach ganz heraufgeſchoben, wodurch er den Geiſtlichen geſtört und zum ſchnellen Abſchluß gezwungen hat. Ganz ſichtbar quält er ſich nun mit der Leiter vollends über die Mauer.

Ruſchewey, entrüſtet auf den Vagabunden losgehend: Eſel! Haben Sie denn den Pips? Was wollen Sie hier mit der verfluchten Leiter?

Tante Emilie: Aber, Guſtav! Nein, Guſtav! Mäßige Dich! — Nun, gib mir nun einen Kuß, gute Agathe.

Sabine, zum Konſiſtorialrat hinaufſteigend: Tauſend Dank, liebſter Herr Konſiſtorialrat.

Konſiſtorialrat Joël: Schön, wenn Du zufrieden biſt, liebe Sabine.

Tante Emilie, zu Ewald: Mein Waldchen! Nun wünſch' ich Euch beiden braven Kindern befriedigten Herzens mit Dank zu Gott einen langen, geſegneten Eheſtand! Kommt, Kinder, ſteht nicht ſo fern voneinander.

Konſiſtorialrat Joël *iſt heruntergeſtiegen, drückt dem Brautpaar Kranz die Hände:* Glückwünſche! Tauſend geſegnete Glückwünſche!

Die Großmama, *die Ludowike und Otto die Hand zum Kuſſe darbietet:* Es iſt immer das gleiche mit dem Konſiſtorialrat. Er macht die Herzen zerſchmelzen wie Wachs.

Tante Emilie *führt Raſt vor die Großmama:* Darf er Ihnen nun auch die Hände drücken?

Raſt, *nach dem Handkuß:* Ich habe den Vorzug, gnädigſte Frau.

Ruſchewey, *heftig zu dem Vagabunden, der ſich durch ſein halblautes Einſprechen in ſeinem Tun nicht beirren läßt:* Ich ſchmeiße Sie über den Abhang hinunter! Packen Sie ſich! Entfernen Sie ſich!

Die Großmama, *zu Tante Emilie:* Wie iſt eigentlich der Verwandtſchaftsgrad?

Raſt: Ich will mir erlauben, es deutlich zu machen. Mein Vater war der Konrektor Raſt. Meine ſelige Mutter, geborene Finke, heiratete nach des Vaters Tod...

Die Großmama, *die, höchſt zerſtreut, ſchon nicht mehr zuhört:* Meine Lieben, wo bleibt denn mein Kavalier? Vergeßt nur mich Alte nicht, Konſiſtorialrätchen! Ohne Euch wird mir Angſt unter der jungen Welt! *Der Konſiſtorialrat kommt ſogleich und bietet ritterlich ſeinen Arm, den ſie annimmt. Fortfahrend:* Mir fehlt ... ich weiß nicht ... — Wer fehlt mir doch heut? — Wo iſt doch ... *Sie blickt durchs Lorgnon umher.* Wo ſteht Doktor Kozakiewicz?

Kozakiewicz tritt ſogleich hervor, küßt ihr die Hand: Mit gnädigſter Erlaubnis: ich bin hier.

Die Großmama: Und ... ja ... wo haben Sie Ihren Freund? Er hat mir ſcharmante Dinge von dem Pelzſchiff erzählt, das von Hamburg nach dem Amazonenſtrom, den Strom hinauf und mit köſtlichem Rauchwerk beladen ſogleich wieder zurückgeht. Agathe, Euer Herr Grünwald iſt abgereiſt?

Kozakiewicz: Ich vermute es wenigſtens, meine Gnädige. Soviel ich weiß, hat er Depeſchen gewechſelt mit dem Kolonialamte in Berlin. Er hat keine Ruhe auf dem feſten Lande.

Ruſchewey, laut zu dem Vagabunden, der die Leiter in die Ziſterne geſenkt hat: Was heißt denn das, Sie infamer Schuft!

Der Vagabund: Ich bin kee Schuft! Da fragen Se den dorte! Vor dem hab ich Rega! Vor Ihn'n hab ich keen'n.

Naſt, ſchnell und von oben herab: Herr Klemt, gut, gehen Sie jetzt hinunter.

Der Vagabund, unverſchämt: Dreck! Wär' ich jetzt nundergehn! Was hon Se denn fir a verpuchtes Gemahre? Ich wer' mir hie meine Zeit verſtehn!

Ruſchewey: Sag mal, Ewald, was haſt Du denn mit dem Spitzbuben?

Naſt: Privatangelegenheiten. Nichts.

Ruſchewey: Ah, dann bitte ich ſehr um Entſchuldigung.

Otto: Hier ſollten wohl Tiefbohrungen gemacht werden?

Naſt: Wer weiß: vielleicht, kleiner Naſeweis.

Konſiſtorialrat Joël: Nun, mein werteſter Herr Oberlehrer Naſt, von ganzem Herzen aufrichtigen Glückwunſch.

Naſt: Hochwürdigſter Herr, meinen innigſten Dank.

Konſiſtorialrat Joël: Und machen Sie unſere Agathe glücklich.

Naſt: Ein girrender Liebhaber bin ich nicht. Ueber die Zeit der zwanzig und mehr Seiten langen Liebesbriefe iſt man ja freilich gründlich hinaus. Ich hoffe indes, daß es mir gelingen wird, meine Agathe zu überzeugen, daß ſie in guten Händen iſt.

Konſiſtorialrat Joël: Die Zeit der Freiheit, liebſte Agathe, iſt nun vorbei. Es heißt: Ihr Weiber, ſeid euren Männern untertan ...

Naſt: Nun, mein beſtes Mädchen, fürchte Dich nicht! Meine Schüler ſagen von mir: ſtreng, aber gerecht. Und ich hoffe, Du ſollſt ihr Urteil beſtätigen.

Der Vagabund ſchreit: Werd das nu hier oder nich, Herr Profeſſor?

Naſt: Klemt, was denn? Sind Sie denn immer noch hier? Ich will morgen die Unterſuchung machen!

Sabine: Aber, Ewald, Ewald, wie wundert mich das? Seinetwegen willſt Du den Gärtner fortſchicken, und nun läßt Du Dich ſelbſt mit dem Manne ein?

Naſt: Ich habe wohl meine Gründe dazu. Wer ſich, wie ich, ſeit nahezu zwanzig Jahren um die Lokalgeſchichte bemüht hat, weiſt keine Gelegenheit zurück, irgendwie darüber, auch nur im kleinſten vielleicht, etwas Licht zu verbreiten. Es kommt nicht darauf an, daß man über die Skulpturen in unſerem Dom Phraſen macht, ſondern daß man ſich für eine entſchwundene Epoche überall tatkräftig intereſſiert! — Warum ſchließlich nicht? Klemt, ſteigen Sie in die Ziſterne hinunter. Der Vagabund ſchnell ab in die Ziſterne. — — Und währenddem, in der Zwiſchenzeit, werde ich Ihnen etwas vorzeigen, was der Zufall mir kürzlich hat in die Hände geſpielt.

Ludowike: Zufall! Zufall iſt kein Verdienſt.

Naſt, lachend: Erwägen Sie doch den ſeltſamen Umſtand, daß wir quaſi auf einmal hier eine wiſſenſchaftliche Unterſuchungskommiſſion geworden ſind, die meinerſeits keineswegs Zufall iſt.

Die Großmama: Ah! Ah! Außerordentlich intereſſant!

Naſt: Und dies intereſſiert Sie vielleicht noch lebhafter! — Er weiſt der alten Dame das Elfenbeinkreuzchen vor, das der Vagabund ihm überbracht hat. Es iſt herrliche, alte Elfenbeinarbeit, und — nicht zu verwechſeln mit Otto dem Kleinen . . ., dabei klopft er Otto die Schulter, vermutlich aus Otto des Großen Zeit.

Die Großmama: Entzückend!

Tante Emilie: Köſtlich!

Kozakiewicz: Eine prächtige Arbeit!

Konſiſtorialrat Joël: Beinahe ſo ſchön wie das, zu Sabine: was Du bei der Konfirmation um den Hals hatteſt.

Sabine: Es iſt ja das ... ſah wirklich beinah ſo aus.

Raſt ruft in die Ziſterne: Klemt! Klemt!

Klemts Stimme: Ich hab's an der Hand, Herr Profeſſor!

Raſt, erregt: Ich bin immerhin neugierig, was das iſt. — Läuft zu Agathe, gibt ihr das Kreuzchen. Das Kreuzchen iſt Dein, mein Herzenskind.

Agathe, wie aus einer Betäubung aufwachend: Nein, Ewald, das iſt ja Sabinens Kreuz.

Raſt: Erſt meine Agathe und dann Sabine! — Er eilt wieder zum Brunnen, zieht ſeinen Rock ab. Geſtattet mir dieſe Freiheit, Herrſchaften. Die Sache iſt merkwürdig intereſſant. Es iſt nämlich möglich, daß hier nicht bloß abſolut wertloſer Kram gehoben wird. Als Guſtav Adolf und Kurfürſt Johann Georg den furchtbaren Tilly bei Leipzig aufs Haupt ſchlugen, hat ſicherlich mancher Kirchenfürſt ſeine Schätze und Koſtbarkeiten in Kellern und Brunnen beiſeite gebracht! — Herr Klemt!

Klemts Stimme: Ich komme!

Raſt: Nur mutig, Klemt!

Kozakiewicz, zu Ruſchewey, halblaut: Verſtehen Sie dieſe Sache, Herr Onkel?

Ruſchewey: Nee! Offen geſtanden bis jetzt noch nicht. Mir geht's im Kopfe 'rum wie 'n Brummkreiſel.

Konſiſtorialrat Joël: Um was handelt es ſich, Herr Oberlehrer?

Naſt: Unten in der Ziſterne liegt etwas. Ich habe es ſchon vor Wochen bemerkt! Neulich wieder mit meinem Freund Oſtermann. Und nun wollt' ich die Sache mal ſpaßeshalber genauer feſtſtellen! — In der Tat, er bringt etwas Schweres herauf.

Die Großmama: Sehr ſpannend! Sehr ſcharmant in der Tat! Zu Agathe: Aeußerſt ſcharfſinnig, äußerſt klug iſt doch Dein Bräutigam!

Naſt: Allzu ſchmeichelhaft! Bitte, warten wir ruhig ab. — Soviel ſehe ich ſchon jetzt, daß die Kiſte ſehr alt iſt! Durchaus ein echt gotiſcher Beſchlag! Er beugt ſich mit dem ganzen Oberkörper über den Ziſternenrand. Otto, halte Du hier meine Hand! Otto faßt ſeine Rechte, ſodaß Naſt nicht in die Ziſterne fallen kann, an Otto ſpannt ſich noch Kozakiewicz, an dieſen Ludowike. Seine freie Hand reicht Naſt tief in den Brunnen. — Jetzt zufaſſen, Klemt! — Ruck! Alſo eins: Ruck! — zwei: Ruck! und zum drittenmal: Ruck!

Otto, übermütig: Ho hopp! Ho hopp!

Naſt: Braviſſimo! Endlich. Die Kiſte, die Ludowike und Otto vorher über den Platz getragen hatten, wird mit vereinten Kräften aus der Ziſterne gebracht und auf den Raſen gezogen. Was habe ich geſagt?

Der Vagabund: Das mach ich Ihn'n nich zum zweiten Male. Jetze will ich mei Geld und dann muß ich fort.

Naſt: Ich bin nobel. Hier iſt ein Taler, Mann! — Und jetzt wollen wir uns das Ding mal betrachten. — Zunächſt: ein Vorlegeſchloß! — Es iſt auf! Wahrſcheinlich vom Alter durchgeroſtet.

Der Vagabund, halblaut zu Otto: Nu, hab ich die Sache nu prompte gemacht?

Otto: Schnabel halten und eiligſt abtrappen.

Der Vagabund ſpringt über die Mauer und verſchwindet.

Raſt: Dieſe Schwierigkeit fiele außer Betracht! — Kann ſein, daß der Inhalt belanglos iſt! Möglicherweiſe ſogar ſchon verdorben. Aber immerhin auch möglicherweiſe .... Er öffnet den Deckel der Kiſte, vor der er kniet, mit zitternden Fingern und ſtarrt hinein. Alle drängen ſich in äußerſter Neugier um ihn. Was iſt denn das?!

Tante Emilie: Nun, was iſt denn, Ewald?

Raſt, halb abweſend: Es iſt ... es ſind Wunderdinge darin.

Konſiſtorialrat Joël: Das ſieht ja recht appetitlich aus!

Sabine greift hinein und nimmt eine große, in Seidenpapier gewickelte Wurſt heraus: Das iſt doch hier Gothaer Cervelatwurſt?

Ruſchewey: Und hier Naumburger Gänſeleberwurſt!

Ludowike: Und hier friſch gekochter Prager Schinken!

Die Großmama: Konſiſtorialrat, ſehen Sie das? das iſt ja ein reizender Scherz, liebe Kinder, der wirklich reizend gelungen iſt! Oh, wie würde das Eurem Vater Spaß machen.

Sabine, Ludowike, Ruſchewey, Reinhold Kranz und Adelheid brechen in lautes Gelächter aus. Der Konſiſtorialrat kann kaum den Ernſt bewahren.

Tante Emilie, bleich, aus tiefſter Entrüſtung: Ich finde das geradezu pöbelhaft! —

Naſt ſteht auf, zieht unter Grabesſchweigen ſeinen Rock an und reicht Tante Emilie den Arm: Ah, man will mich hier illudieren! — Meine brave Tante Emilie, komm! unter ſolche Verhältniſſe paſſen wir nicht.

Sabine, halb lachend, halb ernſt beſänftigend: Ewald, man muß doch Spaß verſtehen.

Naſt: Bedaure.

Agathe: Bitte, Ewald, nimm mich doch mit!

Naſt: Ich möchte Dir nicht das Picknick verderben!

Naſt, mit Tante Emilie, entfernt ſich, ohne umzublicken, nach unten. Agathe tut einige Schritte hinter ihm her und ruft: „Ewald!" Ein Ruf, der unbeantwortet bleibt. Darauf entfernt ſie ſich eilig nach entgegengeſetzter Richtung in den Park. Nun ſtürzen ſich gleichzeitig Sabine, Reinhold Kranz und der Onkel auf Otto. Alle drei packen ihn bei den Ohren.

Sabine: Bekenne, was Du verbrochen haſt!?

Otto: Das hab' ich, jawohl! Das war für den Palmeſel.

Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt

Der gleiche Platz wie im vorhergehenden Akt. Der Kaſten mit dem Picknick-Inhalt ſteht verlaſſen und unberührt. Die Sonne nähert ſich dem Horizont. Es iſt nachmittags gegen fünf Uhr.
Sabine, Ludowike und Adelheid kommen von verſchiedenen Seiten.

Sabine: Ihr auch nicht? Ich habe ſie nicht entdeckt.

Adelheid: Vielleicht iſt ſie ſchon längſt wieder unten im Hauſe.

Ludowike: Ich komme eben von unten her. Onkel Guſtav patrouilliert fortwährend ums Haus, und ich kann Euch verſichern, dort iſt ſie auch nicht.

Adelheid: Am Ende iſt ſie nach Naumburg zu Tante Emilie hinübergerannt, um Ewald und Tante zu begütigen.

Ludowike: Daß ſie das nicht getan hat, dafür bürge ich Euch. Denn als Ewald zuletzt ſich gegen ſie wandte und die letzte liebloſe Aeußerung tat, da ſah ich ihr an … das tut ſie nun nicht.

Sabine: Agathen iſt eben nicht zu trauen. Wenn ſie nur nicht etwas anderes, noch törichteres tut.

Adelheid: Wir wollen jetzt noch einmal gemeinſam hinauf durch den Hohlweg gehn und mal oben durchs obere Pförtchen hinausgucken.

Sabine: Wißt Ihr denn, daß Großmama heute ein übriges tut und obendrein noch die Naumburger Stadtkapelle für ein Abendſtändchen zur Feier des Tages hinüberbeſtellt hat?

Adelheid: Wie wunderlich es ſo manchmal kommt: ganz anders trotz aller ſchönſten Ausſichten.

Ludowike: Die Kapellentür iſt ja verſchloſſen.

Sabine: Was?

Ludowike: Am Ende ſitzt Agathe da drin. Ich will mich mal leiſe, leiſe hinaufſchleichen. Sie tut es und horcht an der Kapellentür. Danach kommt ſie einige Stufen wieder herunter und flüſtert den Wartenden zu: Schweſtern, es muß jemand drin ſein, glaub' ich. Ich habe ein Seidenkleid raſcheln gehört.

Sabine: Ja, Kinder, da wollen wir kurzen Prozeß machen! Sie erſteigt energiſch das Treppchen, pocht an die Kapellentür und ruft: Agathe! Agathe! Du ſollſt bitte aufmachen! —

Adelheid: Weshalb ſoll ſie denn plötzlich da drinnen ſein?

Sabine: Die Tür iſt doch ſonſt nicht verſchloſſen, Kind! — Agathe, Agathe, ſo mach doch auf! Du brauchſt uns doch nicht ſo unnütz beängſtigen.

Adelheid: Ich glaube nicht, daß ſie drin iſt, Sabine.

Ludowike: Ich hab' eben durch ein Aſtloch geſehen. Sie ſitzt drin. Sie ſitzt in der linken Ecke. Ganz in den Winkel hineingequetſcht.

Sabine, laut, mit gemachter Entſchloſſenheit: Lauf, Lux, hole den Onkel herauf. Er ſoll am beſten den Gärtner gleich mitbringen. Die Tür muß erbrochen werden, ſofort! Es wird von innen an die Tür gerückt. Iſt jemand hier drin?

Agathens Stimme: Ich bin's.

Sabine: Ach, Du.

Agathens Stimme: Bitte tu mir die Liebe und laßt mich in Ruh.

Sabine: Ja, gewiß! Aber willſt Du nicht erſt mal aufſchließen?

Agathens Stimme: Jetzt nicht, Sabine, entſchieden nicht.

Sabine: Und ich verlange es ganz entſchieden.

Agathens Stimme: Seid Ihr alle da?

Sabine: Lux, Adelheid und ich.

Agathens Stimme: Lux und Adelheid ſollen weggehen.

Ludowike: Pfui, Agathe, wie häßlich Du gegen mich biſt! Und ich liebe Dich ſo und bewundere Dich ſo.

Adelheid zieht Ludowike mit ſich: Komm, was ſoll ſie mit Deiner Bewunderung anfangen.

Sie und Ludowike ab.

Sabine, nachdem ſie durch heftiges Winken die Schweſtern hat forttreiben helfen: Agathe, öffne! wir ſind jetzt allein.

Agathens Stimme: Schwörſt Du mir das?

Sabine: Jawohl. Hörſt Du! ich ſchwöre. Der Schlüſſel wird langſam im Schloß herumgedreht, und Agathe, bleich und verweint, erſcheint in der Tür. Aber Mädel, Du biſt ja wie ausgewunden.

Agathe: Was gibt's denn? Was willſt Du?

Sabine: Eigentlich nichts. Ich wollte mich eigentlich nur verſichern, wo Du biſt und ob Du verſtändig biſt.

Agathe, ſehr verweint: Ich weiß gar nicht ... Ihr ewig mit Eurem verſtändig! — Kümmert Euch doch, bitte, gar nicht um mich: ich werde den Weg ſchon alleine finden.

Sabine: Es fragt ſich nur, was für ein Weg das iſt.

Agathe: Laßt mich! Laßt mich! Ich bitte Dich. Sei ſo gut, beſte Sabine, laß mich für mich ſorgen. Ich falle keinem Menſchen zur Laſt! Und es geht niemand was an, welchen Weg ich mir ausſuche, — Mama nach, — die auch früh erlöſt worden iſt.

Sabine: Das kannſt Du Dir alles morgen ausdenken! Komm! Denn morgen iſt auch noch ein Tag. Da gibt's wieder friſchen Sonnenſchein ...

Agathe: Und Druck und Beklemmung und neue Schmerzen! — Ihr Kinder, ich begreif' Euch nicht, wie Ihr bloß an dieſem allen ſo hängt! Was erwartet Ihr denn, was hofft Ihr denn? — Die Mühle mahlt einen Tag wie den anderen! Der Tiſchler ſägt, der Bäcker bäckt! Es iſt alles ſo öde! ſo endlos langweilig! Und ewige Marter, die ſinnlos iſt.

Sabine: Du marterſt Dich ſelber, beſte Agathe.

Agathe: Adelheidens Hochzeit mach' ich nicht mit.

Sabine: Dann wirſt Du zu Tante Emilie gehen?

Agathe: — Nie und nimmermehr gehe ich zu Tante Emilie.

Sabine: Wo willſt Du denn ſonſt hin?

Agathe: Frage mich nicht! — Aufwallend: Ich bin froh, daß es ſo gekommen iſt! Ich bin froh, daß die Menſchen ſich mir gezeigt haben! Wie ſie ohne Maske eigentlich ſind! Es iſt recht ſo: ich habe ſie nun erkannt! Ich haſſe ſie alle! Ich haſſe ſie beide.

Sabine: Meine liebe Agathe, Du haſt es gewollt! Eigentlich kannſt Du Dich nun darüber nicht wundern.

Agathe: Ich ſage Dir ja, ich wundere mich nicht. Der eine lügt und der andere lügt! Und eigentlich hat mich keiner notwendig! Sie können beide ohne mich ſein.

Sabine: Ja, die Welt hat unzählige Möglichkeiten.

Agathe: Und Treue und Liebe braucht ſie nicht! Was weißt Du, wie ich mich zergrübelt habe. Wie habe ich mein Gewiſſen zermartert! Ich habe bald ſo, bald ſo gedacht, um nur ja unbedingt nichts Falſches zu tun! Und nun ſtehe ich da und bin gänzlich verlaſſen! — Ich beſchwöre Dich, daß Du niemandem ſagſt, auch den Schweſtern kein Wort, was ich eben geſchwatzt habe! Ich kenne mich heute ſelber nicht! Ich hab' mich verloren und muß mich ſuchen und dazu muß ich für mich ganz alleine ſein.

Sabine: Agathe, ich habe Sorge um Dich.

Agathe: Du brauchſt keine Sorge haben, Sabine. Denn eigentlich, wie die Dinge jetzt ſtehn, ſo kann ich mich eher zur Klarheit durchringen, zur völligen Unabhängigkeit!

Sabine: Schön, das wäre ja ſozuſagen mein Fall. Aber komm jetzt mit mir, ich bitte Dich.

Agathe: Und ich bitte Dich, laß mich allein, Sabine. Ich ſchwöre Dir...

Sabine, mit Handſchlag: Alſo Du ſchwörſt es mir.

Agathe: Ich ſchwöre Dir, daß ich mich durchkämpfen will und daß ich Torheiten nicht unternehme.

Beide Schweſtern küſſen ſich zur Bekräftigung des Verſprechens und gehen gemeinſam ab. Nachdem ſie verſchwunden ſind, ſteigt Grünwald auf den Platz herunter. Er ſchleicht gegen den Mauerrand vor und bewaffnet das Auge mit ſeinem Krimſtecher. Dem abwechſelnd Hindurchſpähenden und ſich Duckenden merkt man an, daß er die Vorgänge im Hauſe unten und um das Haus ſehnlichſt zu ergründen wünſcht. Nichts ahnend, das Taſchentuch vor dem Munde, kommt Agathe wieder. Sofort hört Grünwald den Schritt, erſchrickt und wendet ſich um. Beide erkennen einander und ſtehen wie angewurzelt.

Grünwald: Ich wage kaum, meinen Augen zu trauen.

Agathe, krampfhaft, hilflos: Gehen Sie! Gehen Sie! Laſſen Sie mich!

Grünwald: — Nein! In dieſem Augenblick darf ich es nicht. Ich ſehe Ihnen an, Fräulein Agathe, daß man Sie jetzt nicht allein laſſen darf.

Agathe: Im Gegenteil. Gehen Sie! Laſſen Sie mich!

Grünwald: Verlangen Sie das nicht, liebſte Agathe. Es geht — alles andere beiſeite gelaſſen! ein ſeltſamer Zufall fügt es ſo! — gegen meine Pflicht, in dieſem Moment! und ich handele nicht übel und unverantwortlich.

Agathe: Gehen Sie! Gehen Sie! Laſſen Sie mich!

Grünwald: Ich bitte Sie, mich wenigſtens anzuhören; ich beanſpruche nichts! ich erwarte nichts! Ich habe mich vollſtändig abgefunden! Und ich befreie Sie auch ſofort, von meiner läſtigen Gegenwart, doch erſt rufen wir eine Ihrer Schweſtern.

Agathe: Nein, nein! um des Himmels willen nicht.

Grünwald: Nun, dann werden Sie mich ſolange erdulden, Agathe, bis ich weiß, daß Sie wieder in Sicherheit ſind und in liebevollen Geſchwiſterhänden.

Agathe: Auf Erden gibt's ſolche Hände nicht.

Grünwald: Aber leider, der Himmel bleibt uns verſchloſſen; und ins Irdiſche fallen wir immer zurück, ſolange wir leben und atmen! — — O Gott! O Gott! mir iſt ſelber auf einmal ſo zumut, daß Berg und Tal um mich zu wanken anfangen. Andere in ſolcher Verfaſſung ſtützen zu wollen, iſt vielleicht wirklich Verwegenheit.

Agathe: Wohin haben Sie mich gebracht, Herr Grünwald, in welchen ſchrecklichen Zuſtand hinein!

Grünwald *ſtürzt vor ihr nieder und faßt ihre Hände:* Ja, das hab' ich und deshalb verfluche ich mich! Verflucht will ich ſein! Verflucht! Verflucht! bis ich den letzten Seufzer ausröcheln werde! Schlage mich! Hier! Hier! mir ins Geſicht! Ich kann ja nicht leben ohne Dich! Ich kann ja nicht leben, ich kann ja nicht ſterben! Erlöſe mich doch! Zertritt mich doch!

Agathe, *entſetzt, erſchüttert:* Herr Grünwald, nein! nein! nein! Stehen Sie auf.

Grünwald: Hebe mich auf, denn ich kann nicht aufſtehen. *Mit einem tränenerſtickten Jauchzen zieht er ſie halb herab, halb hebt er ſich zu ihr auf — und hängt mit einem langen Kuß plötzlich an ihrem Munde feſt.* Agathe!

Agathe, *unter Küſſen:* Solange . . . ſolange . . .!

Grünwald: Endlich . . .! endlich! Ach, ich habe mich ſo geſehnt, ſo geſehnt nach Dir! Meine Seele iſt um dies Haus hier geirrt! ... Oh, ich war ſo krank! ... oh, ich war ſo gebrochen! ... oh, Du haſt eine ſolche furchtbare Macht ausgeübt. Oh, hätteſt Du nur das durchgemacht: auf dem Schiff: eine Möwe flog hinter uns her. Ich dachte, das iſt ihre treue Seele. Sie wandert mit mir über Land und Meer. Oh, ich habe Dein Bildchen angebetet. Ich habe es zu meinem Gotte gemacht. Ich lebte ja nur von meinem Gott. Hier, hier auf der Bruſt trage ich Deinen Handſchuh. Ich ſtand mit ihm auf, ging mit ihm zu Bett! Ich konnte kein Weib ſehen! ich haßte ſie alle. Sie widerten mich wie freche höhniſche Fratzen an, um mir Deinen Verluſt tauſendfach qualvoll zu machen. Oh, hätteſt Du ſo etwas je gefühlt.

Agathe: Ach, ich hab' es gefühlt.

Grünwald: Niemals, Liebſte, nimmer! Denn ich war nichts mehr! nichts, nichts ohne Dich! Und dieſe Schwäche wollt' ich bekämpfen! Ich ſchämte mich! Ich verachtete mich! Zwanzigmal bahrt' ich Dich in mir auf, als ſchöne Tote in weißen Gewändern! Ich begrub Dich mit Blumen, weinte Dir Tränen nach, und plötzlich ſtand'ſt Du wiederum da, triumphierend als Kaiſerin und blickteſt mich an und ich konnte nichts denken, als Dich zu beſitzen! An meine Arbeit nicht, an meine Forſchungen nicht! Feig war ich, mir grauſte vor dem Tod! Denn ich weiß, ich hätte nicht Ruhe gefunden ohne Dich ... ohne Dich! auch im Grabe nicht! auch nicht auf dem unterſten Grunde des Meeres.

Agathe: Und ich habe Dich ſo gehaßt, ſo gehaßt! — Neue Umarmungen und Küſſe.

Grünwald, wie aus einer Betäubung aufwachend: Wo bin ich denn eigentlich hin verſchlagen? Iſt denn alles wirklich wahr? Biſt Du das wirklich, die ich hier feſt halte? Keine Mauer, kein Ozean zwiſchen uns? Und Du duldeſt alles und läßt es geſchehen? Iſt das wirklich wahr? Phantaſiere ich nicht? Hat mir wirklich der Himmel das aufbewahrt, daß ich ſein Geſchöpf in den Armen halte, wo ich eben noch ewig verſtoßen ſchien? Oh, Liebſte, das iſt ſolch eine Laſt von Glück! Verzeih mir: mich widert's, wenn Männer weinen! doch ich weine! Mir ſchwindelt; ich faſſe es nicht!

Agathe: Ich weiß nicht, wie es gekommen iſt: doch wenn Du mich magſt, ſo ſchlimm wie ich bin: ſo häßlich, ſo böſe, ſo widerwärtig ...

Grünwald: ... Iſt das wirklich die zarte und ſanfte Hand, die ſo furchtbar tyranniſch feſthalten kann? Die tötet und wieder zum Leben erweckt? Das Haar? im Nacken der holde Flaum? Das liebe und wilde und trotzige Herz, das ich liebe, liebe, ſo wie es ſchlägt in ſeiner göttlichen, bebenden Wohnung: — mir zuſchlägt ... treu! ... mir klopft aus der Bruſt! — ... an meinem ... mit meinem ... ſo ſüß lebendig ... mir zu! ... dem Meinen, das zu ihm ſtrebt! — O tiefe, ſchmerzliche Bangigkeit! O Angſt! O du Angſt des höchſten Beſitzes! — Ewig! ewig! — O Ewigkeit! Glühendes Vergeſſen überkommt beide unter heißem Küſſen.

Agathe: Schritte! Geliebter Freund, ſteh auf.

Grünwald: — Ich lebe! Ich lebe! Ich habe gelebt. Und nun lach ich des Teufels und jeder Hölle. Laut: Wer da? Herein, wenn's kein Schneider iſt! — Niemand! — Beſſer für uns und ihn, als wenn's jemand wär'! Ich bin aufgelegt zum Ohrenabreißen. — — Oh, du lieber heiliger Herrgott von Prag, das haſt du wahrhaftig manierlich gemacht.

Agathe ſteckt das Haar zurück, zupft das Kleid zurecht und tritt mit ſcheuer Zärtlichkeit zu Grünwald, ſeine Hand nehmend und ſeine Schulter leiſe ſtreichelnd: Wenn es Dir recht iſt, lieber Franz, dann gehen wir nun ſofort hinunter zu Großmama und machen allen ſogleich die Mitteilung.

Grünwald: Haſt Du es nun ſo eilig, Herz?

Agathe: Ja, ſie ſollen es nun alle wiſſen: ſofort! Ich mag nun nicht mehr in Heimlichkeiten und unklare Sachen verwickelt ſein. Und Du ſollſt mich auch anders kennen lernen.

Grünwald: Nein, Liebſte, nur immer ſo, wie Du biſt. Laſſ' die dort unten ſich öden und langweilen. Die Sonne geht unter! Der Mond ſteigt herauf, und ich gebe Dich jetzt nicht los, mein Lieb! — Wollen wir gleich miteinander davonreiſen?

Agathe: Wohin Du befiehlſt und im Augenblick!

Grünwald: Ohne Abſchied von Onkel und Schweſtern?

Agathe: Du biſt alles in allem. Was laſſe ich zurück? Ich lebe ja nur noch von Deinem Anblick.

Grünwald: So ſtark, ſo entſchloſſen mit einem Mal?

Agathe: Weder ſtark, noch entſchloſſen: nur Dich! nur Dich!

Grünwald, nach tiefem Küſſen, immer heiſer und heimlicher, indem er Agathe gegen die Kapelle hin mit ſich zieht: Wie ſtark auf einmal der Thymian duftet!

Agathe: Der Thymian und das Heidekraut.

Grünwald: O köſtliche, ſüße, berauſchende Würze! Sieh mal, wie eine glühende Räucherſchale der Mond! Betäubende, köſtliche Dämpfe wirbeln herauf! Sieh mal, wie unten die Saale fließt. Schlängelnder Nebel wie Opferdampf! Und die alte geſpenſtiſche Stadt und der Dom. Du Nixe! Du Mondfrau! Du Saaleweibchen! es iſt alles ringsum nur ein Opfer für Dich. Und ich bin Dir auf Leben und Tod verfallen.

Sie verſchwinden im Innern der Kapelle.

Otto und **Ludowike** ſpringen lautlos, angezündete Papierlampions ſchwingend, auf den Platz.

Ludowike: Gleich wird Großmamas Ständchen unten anfangen.

Otto: Wo werden ſie eigentlich aufgeſtellt?

Ludowike: Unten vor der Terraſſe natürlich. Auf der Terraſſe ſitzt Großmama und ſpielt mit dem Konſiſtorialrat Tarock.

Otto: Was haben ſie denn für ein Programm?

Ludowike: Tänze, Salonmuſik, leichtere Sachen! Was anderes mag Großmama doch nicht. Die Welt kommt ihr hier ſehr verödet vor. Sie will ſich Nizza und Baden-Baden vertäuſchen.

Mit gedämpften Klängen ſetzt die Muſik eines Orcheſters unten ein und geht in einen nicht zu trivialen Walzer über.

Otto: Lux, hier ſteht ja der Kaſten noch.

Ludowike: Ein ſehr ſegensreicher Kaſten iſt das! Agathe hat bloß nicht Verſtand genug, um den Segen des Kaſtens zu begreifen.

Otto, tanzend, das Lampion in der einen und einen Apfel in der andern ſchwingend: Jawohl, unſer Kaſten iſt ſegensreich: teils dieſerhalb und teils innerhalb!

Ludowike: Ei, prächtige, herrliche Goldreinetten! Sie tanzt in Diſtanz von Otto, doch als Partnerin, in der einen Hand ebenfalls ein Lampion, in der andern den Apfel, von dem ſie abbeißt. Uns iſt alles egal: wir ſind vergnügt.

Otto: Uns iſt alles Wurſt.

Ludowike: Uns iſt alles Pipe. Jacke wie Hoſe.

Otto: Schnuppe und Schnurz.

Ludowike: Sieh mal, ich bin eine Fledermaus.

Otto: Juhuh, juhuh, ich bin eine Eule.

Ludowike: Eine Hexe!

Otto: Ich bin der Hexerich!

Jemand ruft leiſe „Bravo!“ und klatſcht in die Hände. Die mit grotesken Bewegungen Tanzenden halten verdutzt inne. Nun tritt Kozakiewicz in den Lichtſchein der Lampions.

Kozakiewicz: Ich ſtöre den nächtlichen Zaubertanz. Erweiſt mir die Gnade, Ihr beiden Glühwürmer, und nehmt mich als ſtummen, beſcheidenen Gaſt in Euren magiſchen Zirkel auf.

Ludowike: Herr Doktor, Sie ſind nicht nach Hauſe gegangen?

Kozakiewicz: Jawohl, doch ich fand den Entlaufenen nicht!

Ludowike: Aber ſprechen Sie doch nicht ſo in Moll, Doktor. Das geht einem ja durch Mark und Bein.

Kozakiewicz: Sprach ich in Moll? Das wüßte ich nicht! Nun, die Gnadenfriſt nähert ſich ihrem Ende und der Kompaß zeigt hinaus in die kahle, rauhe, banale, triviale und keineswegs ideale Welt.

Ludowike: Man tanzt, wenn man melancholiſch iſt.

Kozakiewicz: Man muß an den Todesreigen. Die Menſchen haben noch lange nicht den richtigen Begriff ihrer Unwichtigkeit. Das Leben der meiſten Menſchen iſt doch nur ein Schwälen, kein Brennen. Manche wollen das Schwälen zur Flamme treiben: Humboldt ſchlief nur fünf Stunden durchſchnittlich. Kinder ſind dionyſiſch, Erwachſene meiſtens nicht.

Ludowike: Doktor, Sie werden die Tonart nicht los. Sie waren doch immer ſo luſtig bis jetzt. Was geht uns die Torheit der anderen an. Seien wir froh, daß wir ſo vernünftig ſind. Sie ſind nicht Herr Grünwald; Sie können doch lachen!

Kozakiewicz: Gewiß. ‚Wer tut Dir denn etwas?‘ ſagte die Köchin und ſchuppte den Karpfen! Weisheit ſchützt vor Torheit nicht! Der Mondſchein erregt! Vergeben Sie mir und laſſen Sie mich in den Mondſchein meine verwirrten Reden hineinſchwatzen.

Ludowike: Wiſſen Sie, was ich geträumt habe? Wir fuhren auf Schlitten: Grünwald, Agathe und ich. Grünwalds Schlitten zog ein weißer Hund, Agathen zog eine weiße Bärin. Eine ſchöne weiße Füchſin mich, an deren buſchiger Rute ich mich feſthielt …

Kozakiewicz: Wo war denn ich?

Ludowike: Das weiß ich nicht.

Kozakiewicz: Und wo ging die Reiſe hin, ohne mich?

Ludowike: Otto rannte voraus und lockte die Beſtien.

Kozakiewicz: Schelme haben ſüß Fleiſch, nicht wahr!? — zu Otto hinüber, der mit dem Lampion auf der Mauer balanciert: Tanzen Sie, ſpringen Sie, junger Mann! Der Abend hat eine andere Philoſophie, als der Morgen hat. Si sà come si incominincia e non come si finisce. Hüpfen Sie! Leuchten Sie! Locken Sie uns! Führen Sie uns nach der ſeligen Inſel!

Ludowike, nachdenklich: Werden Sie wirklich reiſen, Herr Doktor?

Kozakiewicz: Aber ja!

Ludowike: Wohin?

Kozakiewicz: Auf den Mond.

Ludowike: Das wäre ja gar nicht weit von hier! Dahin würde ich gern auch einmal ein Billett nehmen.

Kozakiewicz: Kommen Sie mit mir nach dem Mond.

Ludowike: Brr! Nein. Ich will doch lieber nicht. Er iſt ja bloß eine öde Schlacke!

Kozakiewicz: Spielen Sie Geige und alles grünt! Lachen Sie und die Knoſpen ſpringen!

Ludowike: Ach, Sie wollen mit mir wohl eine Tournee machen?

Kozakiewicz: Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Otto: Und was macht inzwiſchen die Bibliothek? Wo Sie noch ſo viele Schätze zu heben gedachten.

Kozakiewicz: Nun, ich hebe die Schätze eben nicht! Es wird mir eben nicht anders ergehen, wie es dem armen Schlucker ſoeben ergangen iſt, dem der Hort aus dem Brunnen in nichts zerging und der obendrein zum Geſpötte wurde. Hören Sie die Zikaden! wie ſchön!

Otto: Der Schatz des Schulmeiſters iſt nicht zergangen; er hat ihn bloß nicht zu heben gewußt! Hier ſind eins zwei drei — vier fünf Flaſchen Champagner. — Nimmt eine nach der andern heraus. Becherchen! — Propfenzieher dabei! Ritſch! — Ratſch! — Der Pfropfen fliegt heraus. Hätte das Monſtrum von einem Schatzgräber, ſtatt gekränkt zu tun und abzuziehn, mit beiden Händen hineingegriffen, ſo wäre er jetzt ein großer Mann.

Alle drei halten gefüllte Becher in den Händen.

Ludowike: Wir trinken auf Ihren armen Freund.

Kozakiewicz: Und gedenken dabei ſeines armen Freundes, der — das Leben iſt immer ein Augenblick! — in dieſem Augenblicke noch ſehr glücklich iſt! Die Zukunft? Wer A ſagt, muß auch B ſagen. Es bleibt am Ende keinem erſpart. Sie ſtoßen an. Alſo ſeien wir luſtig zwiſchen A und B! — Und im Grund die Verſchiedenheit der Geſchlechter, wenn ſie manchmal das Leben auch bitter macht, hat im Grunde doch auch alle Himmel erzeugt. Es iſt alles aus dieſer Zweiheit gewachſen, was die Erde in ihren Tiefen und Höhen bewegt und beglückt. Sie hält den Bergmann in ſeiner Grube, den Aeronauten im Luftſchiff feſt und macht — dieſe kleine Cäſur im All! —, daß unendliche, unerſchöpfliche Fülle von Reizen auf die armen Zerſchiedenen niederfällt.

Otto: Ich werde mal eine Rede halten, ſpäter, ordentlich mal von der Leber weg und mal ſagen, wie alles werden muß! Mal allen gründlich die Wahrheit geigen.

Kozakiewicz: Halten Sie uns dieſe Rede ſofort!

Otto, angeheitert, immer dazwiſchen trinkend: Ich ſage ſoviel: 'n Berg muß 'n Berg ſein! 'n Baum muß 'n Baum ſein! 'n Kamel muß 'n Kamel ſein! 'n Menſch muß 'n Menſch ſein!

Kozakiewicz: Erbarmen Sie ſich! Doch zum Schluſſe haben Sie etwas geſagt, was eine tiefe, ſehr tiefe Deutung ermöglicht: Der Menſch! Wir ſind lange noch nicht: der Menſch! mein Beſter!

Sabine kommt ebenfalls mit einem Lampion.

Sabine: Was iſt denn das für ein Gelage hier.

Ludewike: Wir führen Krieg gegen das Gift der Migräne, das vom Monde tröpfelt!

Sabine: Und da unten, wo Onkel den Strohmann macht, iſt etwas, wovor ich geflohen bin: nämlich entſetzlichſte Langeweile.

Otto, am offenen Kaſten: Was Hochmut und Arroganz verſchmäht, das können wir doch nicht verkommen laſſen.

Sabine: Kinder, Ihr ſeht wie Maikäfer aus — oder Leuchtkäfer wollte ich eigentlich ſagen.

Otto: Ich komme mir mehr wie ein Maikäfer vor: Ih möchte den ganzen Bleichſellerie auffreſſen!

Kozakiewicz, mit Sabine anſtoßend: O, wären doch nur diſe Tauſende unüberſteigliche Schranken der Liebe nicht. Ter Wein, die Traube verflüchtigt die Schranken.

Aelheid und Reinhold kommen.

Adelheid: Iſt Agathe hier?

Sabine: Ich glaube, Agathe liegt ſchon zu Bett. Ich hoe ſie wenigſtens durch die Tür mit dem Mädchen reden geört: ſie ſolle ihr gleich das Bett aufmachen.

Idelheid: Da iſt ihr am wohlſten, ſicherlich!

tto: O, Ewald, was haſt Du von dieſer Kiſte gewöt? Lachs, Hummer, friſcher Bärenſchinken! Rebhuhn! gebckner Kolibri.

udowike, tänzelnd und trällernd:

‚Kleiner Vogel Kolibri,
Führe uns nach Bimini. . . .‘

ozakiewicz, mit graziöſem Hinweis auf Ludowike weiter[illegible]:

›Fliege du voran; wir folgen
Auf bewimpelten Pirogen.‹

einhold: Ich ſchlage vor, die märchenhafte Gelegenheibeim Schopfe zu faſſen und in freier Luft nach der netn Muſik Ihren Nationaltanz, Herr Doktor, zu tanzen: eine Polonäſe. Macht Ihr mit? — Zuſtimmung. Das ehrſliche Brautpaar wird voranſchreiten.

tto, der als letzter mit Sabine antritt: Weil ſelbſt der glüdichſte Menſch eine Auffriſchung nötig hat.

In dieſem Augenblick ſchlägt das kleine Glöcklein der Kapelle einige Male leiſe an. Alle ſtehen verdutzt.

Adelheid: Kinder, ich laufe fort, es geht um!

Ludowike: Hat nun der Winzer recht oder nicht: daß das Glöckchen um Mitternacht manchmal läutet!?

Reinhold: Wer ſoll denn hier umgehn, Kinderchen?

Otto: Na, vielleicht der Herr Vetter Ewald Naſt!

Ludowike: Lauf doch mal, hol doch mal Onkel herauf.

Reinhold: Vielleicht iſt es der Mäuſe- und Rattenvergifter!

Sie nähern ſich, einigermaßen furchtſam, dem dunklen Kapelleneingang.

Kozakiewicz entnimmt, gleichgültig lächelnd, ſeinem Etui eine Zigarette und ſteckt ſie in Brand: Oh, eine Milliarde für einen Geiſt!

Ludowike, hinter Reinhold, an ihn angeklammert, dicht vor der Tür: Komm, komm zurück, es ſchwebt jemand 'raus!

Sie reißt Reinhold zurück, alle fliehen die Kapellentreppe herunter.

Adelheid, plötzlich, nachdem ſich wieder alle geſammelt hatten: Hu, mir hängt eine Fledermaus im Haar!

Otto: Jetzt ſteht jemand vor der Türe!

Sabine: Zwei!

Reinhold: Leutchen, benehmt Euch nicht lächerlich!

Otto: Ach was, ich muß mal dem Spuk ins Geſicht leuchten.

Er ſteigt mutig auf die Plattform, wo Grünwald mit Agathen im Dunkel unkenntlich und außerdem ein wenig vermummt, ſtehen und leuchtet ihnen ins Geſicht.

Alle blicken, wirklich ſtumm vor Staunen, die beiden eine lange Weile, wie wirkliche Geiſter, an.

Kozakiewicz, als erſter das Schweigen brechend: Mein Junge, Du haſt mehr Glück als Verſtand!

Grünwald: Ja, freilich, wenn ich Dich nicht gehabt hätte!

Alle brechen in ein befreiendes Gelächter aus, umringen lachend und weinend das herabſteigende Paar; Umarmungen und Küſſe werden unter den Mädchen in der Begeiſterung und freudigen Überraſchung getauſcht. Grünwald und Reinhold umarmen und küſſen ſich ebenfalls.

Grünwald: Oh, wen habe ich denn da erwiſcht!

Reinhold: Reinhold Kranz!

Grünwald: Sehr angenehm. Grünwald! — Zu Kozakiewicz: Sie hat die Glocke geläutet, mein Junge.

Kozakiewicz drückt Grünwald die Hand: Schön, Camerado, und auch etwas wehmütig! — Weißt Du noch, wie wir den Dom betraten, und Du ſahſt die hohen Geſtalten darin, die hier in einem gewiſſen Betracht quaſi ſerapiontiſch lebendig ſind, da ſagteſt Du, die Geſtalten, der Dom, alles ſei bunt und farbig geweſen, farbig und bunt wie ein Kolibri und nun ſei alles ſo blaß und ſo ausgeblichen, wie ein Leben ohne Liebe nur iſt. Nun? Auf einmal iſt alles farbig geworden.

Ludowike: Was ſollen wir tun? Ihren Arm, Herr Doktor: wir ſetzen die Polonäſe fort.

Kozakiewicz: Oh, mit welchem Entzücken tue ich das!

Die Paare wandern hintereinander im Kreiſe.

Ludowike: Was wird Großmama bloß für Augen machen, wenn ſie uns jetzt ſo ankommen ſieht.

Sabine: Alles wird nun bald entſchwunden ſein. Von den Bäumen iſt ſchon das Laub faſt herunter und verödet ſteht unſer Biſchofsberg. Dann iſt er nur noch ein Märchen, ſonſt nichts.

Ludowike: Das Märchen iſt doch das beſte, Sabine!

Kozakiewicz: So laßt uns den Reigen weiter tanzen ins Blaue, ins Dunkle, ins Weite hinein, ins Ungewiſſe der Himmel und Meere.

Zur leiſen Muſik ſchreiten ſie paarweiſe im Tanzſchritt um den Platz und ſingen dazu:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Führe uns nach Bimini,
Fliege du voran, wir folgen
In bewimpelten Pirogen.

Auf der Inſel Bimini
Blüht die ew'ge Frühlingswonne
Und die goldnen Lerchen jauchzen
Im Azur ihr Tirili.‘

Der Vorhang fällt.

Und Pippa tanzt!

Ein Glashüttenmärchen

in vier Akten

Dramatis personae

Tagliazoni, italieniſcher Glastechniker
Pippa, ſeine Tochter
Der Glashüttendirektor
Der alte Huhn, ein ehemaliger Glasbläſer
Michel Hellriegel, ein reiſender Handwerksburſche
Wann, eine mythiſche Perſönlichkeit
Wende, Wirt in der Schenke im Rotwaſſergrund
Die Kellnerin in der gleichen Schenke
Schädler }
Anton } Glasmalermeiſter
Erſter, zweiter, dritter, vierter Waldarbeiter
Jonathan, Diener bei Wann, ſtumm
Einige Glasbläſer und Maler, Gäſte bei Wende
Ein kropfiger Okarinaſpieler

Das Märchen ſpielt im ſchleſiſchen Gebirge zur Zeit des Hochwinters.

Erſter Akt

Das Gaſtzimmer in der Schenke des alten Wende im Rotwaſſergrund. Rechts und im Hintergrund je eine Tür, die letztere auf den Hausflur führend. Im Winkel rechts der Kachelofen, links das Schenkſims. Kleine Fenſterchen, Wandbänke, dunkle Balkendecke. Drei beſetzte Tiſche links. Den erſten, am Schenkſims, nehmen Waldarbeiter ein. Sie trinken Schnaps und Bier und rauchen Pfeifen. Um den zweiten Tiſch, mehr nach vorn, ſitzen beſſer gekleidete Leute: die Glasmalermeiſter Schädler und Anton, einige andere und ein Italiener von etwa fünfzig Jahren, namens Tagliazoni, der ſehr verwegen ausſieht. Sie ſpielen Karten. Am vorderſten Tiſch hat ſich der Glashüttendirektor niedergelaſſen: ein hoher Vierziger mit kleinem Kopf, ſchlank und ſchneidig in der Erſcheinung. Er trägt Reitſtiefel, Reithoſe und Reitjackett. Eine halbe Flaſche Champagner ſteht vor ihm und ein feines, vollgeſchenktes Spitzglas. Daneben auf dem Tiſch liegt eine Reitpeitſche. Es iſt nachts nach zwölf. Draußen herrſcht ſtarker Winter. Einige Lampen verbreiten karges Licht. Durch die Fenſter dringt Mondſchein in den dunſtigen Raum. Der alte Wirt Wende und eine ländliche Kellnerin bedienen.

Wende, grauhaarig, von unbeweglich ernſtem Geſichtsausdruck: Noch eine Halbe, Herr Direktor?

Direktor: Was denn ſonſt, Wende? — Ganze! — Iſt die Stute gut abgerieben?

Wende: War ſelber dabei. So'n Tier verdient's! ſah wie'n Schimmel aus, ſo voller Schaum.

Direktor: Stramm geritten!

Wende: Staatspferd.

Direktor: Hat Blut! Stak manchmal bis an den Bauch im Schnee. Immer durch!

Wende, ſchwach ironiſch: Treuer Stammgaſt, der Herr Direktor.

Direktor trommelt auf den Tiſch, lacht flott: Eigentlich ſonderbar, was? Januar, zweiſtündiger Ritt durch den Wald, alter Kerl — ſpaßhafte Anhänglichkeit! Sind meine Forellen ſchon im Gang?

Wende: Gut Ding will Weile!

Direktor: Jawoll, woll, woll! werden Sie bloß nicht ungemütlich! — Kann ich 'was dafür, daß Sie hier in dieſer halb böhmiſch, halb deutſchen, verlaſſenen Kaſchemme ſitzen, Wende?

Wende: Das nich, Herr Direktor! Höchſtens wenn ich raus muß!

Direktor: Sie oller Griesgram, reden Sie nich!

Wende: Gucken Se 'mal zum Fenſter 'naus.

Direktor: Weiß ſchon, die olle, verfallene Konkurrenz-Hütte. Die wird 'mal nächſtens auf Abbruch verkauft, bloß daß Sie nich immer wieder 'von anfangen. — Was klagen Sie denn? Es geht doch ſehr gut! Sie kommen doch zwei, drei Stunden her und laſſen das Geld ſitzen, haufenweiſe.

Wende: Wie lange wird denn der Rummel dauern? Als die Glashütte hier nebenan ihre zwei Oefen noch brannte, da war das 'n ruhiges, ſicheres Brot — jetz is man uf Schweinerei angewieſen.

Direktor: J, Sie Querkopp! machen Sie 'mal, daß ich Wein kriege! Wende entfernt ſich achſelzuckend. An dem Spielertiſch iſt ein Wortwechſel entſtanden.

Tagliazoni, heftig: No, signore! no, signore! impossibile! ich habben ein Goldſtück hingelegt. No, signore! Sie täuſchen ſich! no, signore ...

Meiſter Schädler: Halt! verpuchte Liega ſein doas!

Tagliazoni: No, signore! per Bacco noch 'mal! Ladri! Ladri! assassini! ti ammazzo!

Meiſter Anton, zu Schädler: Do leit zu Dei' Geld!

Meiſter Schädler entdeckt das geſuchte Goldſtück: Das war Dei' Glicke, verdammter Lausigel!

Direktor, zu den Spielern hinüber: Na, Ihr Lüdriane! wann hört Ihr denn auf?

Meiſter Anton: Wenn der Herr Direkter nach Hauſe reit't.

Direktor: Da könnt Ihr ja nackt hinterm Gaule herlaufen! Bis dahin habt Ihr doch 's Hemde vom Leibe verſpielt!

Meiſter Anton: Das wollen wir doch erſt 'mal ſehn, Herr Direkter!

Direktor: Das kommt davon, daß Euch der Graf ſo ſündhaft viel Gelder verdienen läßt. Ich wer' Euch 'mal müſſen das Stücklohn herabſetzen. Je mehr Ihr habt, je mehr bringt Ihr durch!

Meiſter Anton: Der Graf verdient Geld, der Direkter verdient Geld, die Malermeeſter woll'n och nich verhungern!

Tagliazoni hat die Karten gemiſcht, beginnt ein neues Spiel; neben jedem Spieler liegen veritable Goldhäufchen: Basta! incominciamo adesso.

Direktor: Dove è vostra figlia oggi.

Tagliazoni: Dorme, signore! è ora mi pare.

Direktor: Altro che!

Er ſchweigt, unter Zeichen leichter Verlegenheit. Inzwiſchen ſetzt ihm Wende ſelbſt die Forellen vor und leitet die Kellnerin an, die gleichzeitig die Flaſche Sekt und Kartoffeln herbeibringt.

Direktor, mit einem Seufzer: Scheußlich langweilig iſt's heute bei Ihnen, Wende! man läßt ſich's 'was koſten und hat nichts davon.

Wende ſtockt in dem eifrigen Bemühen um ſeinen Gaſt und ſagt grob: Da gehn Se doch künftig anderswohin!

Direktor kehrt ſich und guckt durch das Fenſterchen hinter ſeinem Rücken: Wer kommt denn da noch übern Schnee geklimpert? — wie über Scherben trampelt ja das!

Wende: Scherben gibt's woll genug um die Glasbaracke.

Direktor: Ein rieſiger Schatten! wer iſt denn das?

Wende haucht gegen das Fenſter: Höchſtens der alte Glasbläſer Huhn wird das ſein. Auch ſo'n Geſpenſt aus der alten Glashütte, das weder leben noch ſterben kann! — Haben Se mit Ihrer Sophienau die Geſchichte ſchon 'mal kaput gemacht, warum führen Sie ſe nich als Filiale weiter?

Direktor: Weil's niſcht bringt und 'n rieſigen Deibel koſt't. — Immer noch durchs Fenſter blickend: Achtzehn Grad! klar! hell wie am lichten Tag! zum wahnſinnig werden der Sternenhimmel! blau, alles blau! — Er wendet ſich über ſeinen Teller. Die Forellen ſogar. — Gott, wie die Luder die Mäuler aufreißen.

Ein rieſiger Menſch mit langen roten Haaren, roten, buſchigen Brauen und rotem Bart, von oben bis unten mit Lumpen bedeckt, tritt ein. Er ſtellt ſeine ſchweren Holzpantinen ab, glotzt mit wäſſrigen, rot umränderten Augen, wobei er die feuchten, wulſtigen Lippen brummelnd öffnet und ſchließt.

Direktor, ſichtlich ohne Appetit von den Forellen genießend: Der alte Huhn! er brummelt ſich 'was! Dem alten Huhn einen ſteifen Grog, Wende! — Na, was nehmen Sie mich denn ſo aufs Korn?

Der alte Huhn hat ſich, immer murmelnd und den Direktor anglotzend, hinter einen leeren Tiſch an der rechten Wand geſchoben, der zwiſchen Ofen und Türe ſteht.

Erſter Waldarbeiter: A will's ni glooben, daß hier im Rotwaſſergrund keene Arbeit mehr is.

Zweiter Waldarbeiter: 's heeßt, a kummt monchmol bei d'r Nacht und geiſtert aleene drieba rim.

Erſter Waldarbeiter: Do macht a ſich Feuer im kahla Glasuſa und ſtellt ſich vor ſei' ahles Ufaloch und bläſt großmächtige Glaskugeln uf.

Zweiter Waldarbeiter: Dam ſeine Lunge is wie a Blaſebolg. Ich wiß! do kunnde kee' andrer ni mitkomm'.

Dritter Waldarbeiter: Was macht d'n d'r ahle Jakub, Huhn? Aſo is 's: mit an' Menſcha red't a ni, aber anne Dohle hot 'r daheeme, und mit der ſpricht 'r a ganzen Tag.

Direktor: Warum feiert der Kerl, warum kommt er nicht? könnte ja in der Sophienau Arbeit haben!

Erſter Waldarbeiter: Das is dem zu ſehr ei' d'r großen Welt.

Direktor: Wenn man den Alten anſieht und denkt an Paris, da glaubt man nich an Paris.

Wende nimmt beſcheiden am Tiſch des Direktors Platz: Sind Sie wieder 'mal in Paris geweſen?

Direktor: Erſt vor drei Tagen zurück. Rieſige Aufträge eingeheimſt!

Wende: Na, da lohnt ſich's.

Direktor: Lohnt ſich! — Koſt' Geld und bringt welches: aber mehr! — Is es nich verrückt, Wende, wenn man nach Paris kommt: erleuchtete Reſtaurants! Herzoginnen in Gold und Seide und Brüſſeler Kanten! die Damen vom Palais-Royal! unſere Gläſer, das feinſte Kriſtall auf den Tiſchen: Sachen, die vielleicht ſo'n haariger Rieſe gemacht hat! — Donnerwetter, wie ſieht das da aus! wenn ſo 'ne richtige, feine Hand eine ſolche Glasblume, ſo 'ne köſtliche Eisblume, ſo über den blanken Buſen herauf an die heißen, geſchminkten Lippen hebt, unter Glutblicken: — man wundert ſich, daß ſie nicht abſchmelzen vor ſo einem ſündigen Weiberblick! — Proſt! — Er trinkt. — Proſt, Wende! Nicht zum Wiedererkennen, was aus unſeren Fabrikaten geworden iſt!

Kellnerin, dem alten Huhn Grog vorſetzend: Nicht anfaſſen! heiß! Der alte Huhn nimmt das Glas und ſtürzt es ohne Umſtände hinunter.

Direktor, es bemerkend: Kreuzhimmeldonnerwetter nochmal! Die Waldarbeiter brechen in Lachen aus.

Erſter Waldarbeiter: Bezahl'n S'm amal a halbes Quart; da kenn' Se den ſehn glienige Kohl'n ſchlucken.

Zweiter Waldarbeiter: Der ſchlägt.. anne Bierkuffe, haut a azwee und knorpelt de Scherben wie Zucker runder.

Dritter Waldarbeiter: Aber den ſullten Se erſcht amal ſehn mit dem klen'n italjenſcha Madel tanza, wenn d'r blinde Franze de Okarina ſpielt.

Direktor: Franze, 'ran mit der Okarina! — Zuruf, an Tagliazoni gerichtet: Dieci lire, wenn Pippa tanzt.

Tagliazoni, im Spiel: Non va. Impossibile, Signor padrone.

Direktor: Venti lire! — trenta ...!? —

Tagliazoni: No.

Wende: Sie liegt im beſten Schlaf, Herr Direktor.

Direktor, unbeirrt, gleich leidenſchaftlich: Quaranta!? — Laßt doch 'mal bißchen den Deibel los! Ledern! wozu kommt man denn her?! Nich 'mal 'n verlauſtes Zigeunermädchen! keinen Fuß ſetz ich mehr in das Paſcherneſt! — Weiter bietend: — Cinquanta!

Tagliazoni, im Spiel, eigenſinnig über die Schulter: No! no! no! no! no!

Direktor: Cento lire!

Tagliazoni, kurz: Per cento, si!

Er beugt ſich herum und fängt mit Gewandtheit einen blauen Schein auf, den der Direktor ihm zugeworfen hat.

Direktor, etwas aus dem Gleichgewicht: Hat meine Löwin zu freſſen gekriegt?

Kellnerin: Jawohl, Herr Direktor, der Hund hat gefreſſen!

Direktor, ſchroff: Rede nicht!

Kellnerin: Wenn Sie mich fragen, muß ich doch antworten!

Direktor, kurz, unterdrückt, grimmig: Schweig, halt Dein Ungewaſch'nes! — Raucht nicht ſolchen Asafoetida, Ihr Pack! — wie ſoll denn die Kleine ſonſt hier atmen?!

Tagliazoni, aufgeſtanden, ruft von der Flurtür aus mit wilder Stimme in das obere Haus hinauf: Pippa! Pippa! Vien giù, presto! Pippa! — sempre avanti!

Direktor erhebt ſich indigniert: Halt's Maul, laß ſie ſchlafen, du welſcher Schuft!

Tagliazoni: Pippa!

Direktor: Behalt Dein Geld, Kerl, und laß ſie ſchlafen! behalt Dein Geld, Kerl, ich brauche ſie nicht!

Tagliazoni: Come vuole. Grazie, signore, beh! — Mit einem fataliſtiſchen Achſelzucken nimmt er gleichmütig wieder am Spieltiſch Platz.

Direktor: Satteln, Wende! Gaul aus dem Stall!

Pippa erſcheint in der Tür; ſie ſchmiegt ſich verſchlafen und ſchüchtern an den Türpfoſten.

Direktor bemerkt ſie und ſagt betroffen: Da iſt ſie ja! — Ach was, leg' Dich aufs Ohr, Pippa! — Oder haſt Du noch gar nicht geſchlafen? — Komm, netz' Dir die Lippen, mach' Dir die Lippen feucht, hier iſt 'was für Dich.

Pippa kommt folgſam bis an den Tiſch und nippt am Champagnerglas.

Direktor, das edle Zierglas, aus dem er trinkt, hinhaltend: Schlanke Winde! Schlanke Winde! Auch eine Venetianerin! — Schmeckt es Dir, Kleine? —

Pippa: Danke, ſüß!

Direktor: Willſt Du nun wieder ſchlafen?

Pippa: Nein.

Direktor: Frierſt Du?

Pippa: Hier meiſtens.

Direktor: So kachelt doch ein! — Es wundert mich übrigens nicht, daß Du frierſt, Du feine, zierliche Ranke, Du! Komm, ſetz' Dich, nimm meinen Mantel um! Du ſtammſt ja doch eigentlich aus dem Glasofen: mir hat das nämlich geſtern geträumt.

Pippa: Brr! Gerne ſitze ich dicht am Glasofen.

Direktor: Wie mir träumte, am liebſten mitten drin. Siehſt Du, ich bin ein verrückter Kerl! Ein alter Eſel von Hüttendirektor, der, ſtatt zu rechnen, Träume hat. Wenn die Weißglut aus dem Ofen bricht, ſeh ich Dich oft ganz ſalamanderhaft in den glühenden Lüften mit hervorzittern. Erſt langſam im Dunkeln zergehſt Du dann.

Der alte Huhn: Vo dar hoa iich o ſchunn Träume gehott.

Direktor: Was murmelt da wieder das Ungeheuer?

Pippa dreht nachdenklich ihr Köpfchen herum und betrachtet den Alten, wobei ſie das offene, blonde und ſchwere Haar mit der Rechten hinter die Schultern ſtreicht.

Der alte Huhn: — Wullen m'r wieder tanza, klenner Geiſt?

Direktor, ſchroff: Ach, was! Es liegt mir jetzt nichts am Tanzen! Nur für Pippa: Mir genügt's, wenn Du nur da biſt, reizendes Kind!

Kellnerin, hinterm Schenkſims zum Wirt: Nu is 'm Direkter wieder lamper!

Wende: Na, und was geht etwa Dich das an?

Direktor: Müde! Geh ſchlafen, armes Ding! Du gehörſt in Höfe mit Waſſerkünſten! — Nun mußt Du in dieſer Spelunke ſein. Soll ich Dich nehmen, wie Du biſt, auf den Rappen heben und mit Dir davonreiten?

Pippa ſchüttelt langſam und verneinend den Kopf.

Direktor: Alſo gefällt's Dir beſſer hier? da ſchüttelſt Du ebenfalls wieder das Köpfchen! — Wie lange wohnt Ihr jetzt ſchon hier im Haus?

Pippa ſinnt nach, ſtarrt ihn groß an: Ich weiß nicht!

Direktor: Und eh Ihr hierher kamt! wo wohnteſt Du da?

Pippa ſinnt nach, lacht über ihre Unwiſſenheit: Das war … ja, war ich nicht immer hier?

Direktor: Du? zwiſchen ſtummen und redenden Baumſtämmen?

Pippa: Cosa?

Direktor: Im vereiſten, verſchneiten Barbarenland? — Zu Tagliazoni hinüber: — Wo, ſagteſt Du, ſtammt ihre Mutter her?

Tagliazoni, über die Achſel: Si, signore! Pieve di Cadore.

Direktor: Pieve di Cadore, nicht wahr? das iſt jenſeit der großen Waſſerſcheide.

Tagliazoni, lachend: Siamo parenti del divino Tiziano, signore!

Direktor: Na, Kleine, dann ſind wir vielleicht auch verwandt: denn der ſieht wie mein Onkel Forſtmeiſter aus. Alſo haſt Du auch hier halb und halb Heimatsrechte! aber der Wind weht Dein Goldhaar wo anders hin!

Ein kleiner, kropfiger, **zerlumpter Menſch** kommt herein, Okarina ſpielend, und pflanzt ſich mitten im Zimmer auf. Von Waldarbeitern, die rauchend und Schnaps trinkend um einen Tiſch ſitzen, wird er mit einem ‚Halloh‘ begrüßt.

Erſter Waldarbeiter: Huhn ſoll tanzen!

Zweiter Waldarbeiter: De Kleene ſull tanzen!

Dritter Waldarbeiter: Bal ſe tanzt, iich gah o an’n Bihma derzu.

Vierter Waldarbeiter: Satt ock, woas Huhn ſchunn ſer Fratzen ſchneid’t!

Direktor: Daraus kann nichts werden, Ihr Rodehacken! Verſteht Ihr mich?

Erſter Waldarbeiter: Sie wollten’s ja ſelber, Herr Direkter!

Direktor: Hol’ mich der Teufel, jetzt will ich’s nicht!

Huhn erhebt ſich in ſeiner ganzen Größe, macht Miene, hinter dem Tiſch hervorzukommen, wobei er, fieberiſch glotzend, Pippa nicht aus den Augen läßt.

Direktor: Hinſetzen, Huhn!

Wende, dringlich und beſtimmt herzutretend und Huhns Arme faſſend: Hinſetzen! Keene Zicken nich! — Ihr trampelt mir noch meine Diele durch. Zum Okarinaſpieler: Heer' uff mit dem dämlichen Feiſengedudel. Huhn bleibt ſtumpfſinnig glotzend, ohne ſich zu ſetzen. Die Okarina ſchweigt.

Die Spieler haben wieder ein Spiel beendet. Tagliazoni ſtreicht Häufchen Gold ein. Malermeiſter Anton ſpringt plötzlich auf und haut mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Goldſtücke im Zimmer herumrollen.

Anton: Hier iſt enner drunter, dar de betriegt!!

Tagliazoni: Wer? io? io? dica! Wer?

Anton: Ich ſage ni, wer! Ich ſage bloß, eener! Das gieht ni mit richt'gen Dingen zu.

Erſter Waldarbeiter: Ja, wer mit dam Italiener ſpielt, dar mag o a Brinkla Schwarzkunſt in Kauf nahma.

Malermeiſter Schädler: Mir fahlt Geld, mir fehlt anne Neege Geld.

Erſter Waldarbeiter: Satt Er'ſch, nu werd glei' de Lampe auslöſchen. Dar hoat wull a Kunſtſtickla bei d'r Hand.

Direktor: Laßt doch den Spitzbuben nicht die Bank halten!

Tagliazoni, gleichmütig Gold einſtreichend, mit halber Wendung zum Direktor: Altro! Spitzbub ſein andere, io no. Basta! Andiamo a letto! Pippa, avanti! vien qua!

Anton: Woas, itze wiel a ei's Bette gehn, wu a ins hoot's Geld obgenumma? Do blein! Itze werd weiter geſpielt!

Tagliazoni: E altro! Worum nicht! Ich ſpielen mit! come vuole! come vuole, signor mio!

Die Kellnerin, der Wirt, der Okarinaſpieler, ein Glasmaler und ein Waldarbeiter ſuchen das Gold auf den Dielen zuſammen.

Zweiter Waldarbeiter, am Tiſch: Herno'rt heeßt's, 's fahlt woas, ich ſuche ni mit.

Vom Hausflur herein tritt **Michel Hellriegel**, ein etwa dreiundzwanzigjähriger Handwerksburſch; er trägt eine dünne Schildmütze, ein Ränzel mit aufgeſchnallter Bürſte; Rock, ſowie Weſte und Hoſe ſind noch halbwegs anſtändig, die Schuhe dagegen zerlaufen. Die Folgen einer langen, beſchwerlichen Wanderung ſind in den bleichen, erſchöpften Mienen und Bewegungen des Jünglings ausgedrückt. Sein Geſicht zeigt feine, nicht gewöhnliche, ja faſt edle Züge. Auf der Oberlippe erſter, weicher Bartflaum. Ein Anflug von Phantaſtik liegt über der ſchlanken Erſcheinung und ein Anflug von Kränklichkeit.

Die Kellnerin: Herrjees, aſo ſpät noch a Handwerksburſche!

Hellriegel ſteht geblendet, zwinkernd vom beizenden Rauch, fieberiſch unter den langen Wimpern hervorblickend, im Lichtkreis der Lampen; mit den Händen dreht er die Mütze und iſt bemüht, zu verbergen, wie ſehr ihm Hände und Füße ſchmerzen vor Froſt: Is hier für an'n reiſenden Handwerksgeſellen Nachtquartier?

Wende: Warum nich? fer Geld und gute Worte. — Da ſich der Burſche umſieht und keinen leeren Platz findet: — Setzen Se ſich uff das Schnapsfäſſel hier und zählen Se Ihr Geld uff de Ofenbank. Wenn Se ſonſt noch 'was wollen ... da hat's Platz genug.

Erſter Waldarbeiter: Wo willſt'n ſo ſpät noch hin, Bruder Straubinger?

Direktor: Ins Land, wo Milch und Honig fließt!

Hellriegel, mit demütiger Verbeugung, erſt gegen den Waldarbeiter, dann gegen den Direktor: Ich wollte gern ieber a Kamm ins Böhm'ſche.

Direktor: Was iſt denn Ihr Handwerk?

Hellriegel: Glasmacherkunſt.

Zweiter Waldarbeiter: Der ſcheint ni ganz richtig im Koppe zu ſein! Bei der Kälde ieber's Gebirge ſteiga und hie, wu kee' Weg und kee' Steg ni is? A will wohl zum Schneemoane warn dohie und duba ehlend zugrunde gihn?

Wende: Das is ſeine Sache, das geht uns niſcht an!

Dritter Waldarbeiter: Du biſt woll ni aus'm Gebirge, Nazla? Du kennſt woll a hichta Winter ni?

Hellriegel hat mit Beſcheidenheit höflich zugehört; nun hängt er mit Anſtand ſeine Mütze auf, nimmt das Ränzel ab und legt es zugleich mit dem Stock beiſeite. Darauf nimmt er auf dem bezeichneten Schnapsfäßchen Platz, erſchauert, beißt die Zähne zuſammen und fährt mit der geſpreizten Hand durchs Haar.

Direktor: Wenn Ihre Papiere in Ordnung ſind, warum wollen Sie denn da nach Böhmen rüber? Wir in Schleſien machen auch Glas.

Hellriegel ſchnellt empor: Ich möchte 'was ganz Beſondres erlernen!

Direktor: Ach, was Sie ſagen! was wäre denn das? Etwa klares Waſſer mit bloßen Händen zu Kugeln ballen?

Hellriegel zuckt die Achſel.

Direktor: Uebrigens machen wir das mit Schnee hier auch!

Hellriegel: Schnee iſt nicht Waſſer! Ich will in die Welt.

Direktor: Sind Sie hier bei uns nicht in der Welt?

Hellriegel: Ich ſuche 'was.

Direktor: Haben Sie 'was verloren?

Hellriegel: Nein! ich denke, es kommt 'was zu! Halb aufrecht und mühſam geſtützt, blickt er mit weiten, erſtaunten Augen umher — Ich weiß eigentlich gar nicht recht, wo ich bin.

Direktor: Ja, ja, ſo geht's. Morgens den Himmel voller Geigen, am Abend kein heiler Knochen im Leib.

Hellriegel: Is man … is man hier ſchon in Böhmen, Herr Wirt?

Erſter Waldarbeiter, lachend: Gelt? 's kommt D'r a biſſel böhm'ſch hier vor?

Hellriegel iſt auf das Fäßchen zurückgeſunken, ſeine Arme liegen breit auf der Ofenbank; die Hände unter die Stirn geſchoben, verbirgt er heimlich ächzend ſein Geſicht.

Dritter Waldarbeiter: Der iis noch keene drei Tage vo Muttern weg!

Pippa hat, am Tiſch des Direktors ſtehend, den Ankömmling unausgeſetzt beobachtet. Jetzt iſt ſie, wie in Gedanken, zu ihm gelangt, und ſitzt unweit der Stelle, wo ſein Kopf aufliegt, auf der Bank, die Hände im Schoß, nachdenklich mit den Beinen pendelnd, die Augen ſchräg auf ihn niedergerichtet.

Direktor: Ein ſeltſamer Heiliger, Pippa, was? Ironiſch trällernd: Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen, den ſchickt er … und ſo weiter. Der ſingt auch, wenn er beiſammen iſt. Ich wette um dreizehn Flaſchen Sekt, der hat ſogar ſelbſtverfaßte Gedichte im Ränzel!

Pippa erhebt ſich unwillkürlich mit einer gewiſſen Betretenheit, bald den Burſchen, bald hilflos ihre Umgebung betrachtend; plötzlich läuft ſie dicht zum Direktor hin: Padrone! Padrone! der Fremde weint!

Direktor: Süß und ſchwach
iſt nicht mein Fach!

Malermeiſter Schädler kommt vom Spieltiſch, ſtellt ſich militäriſch vor den Direktor: Herr Direkter, ich bin ein Ehrenmann!

Direktor: Na, und? warum ſagen Sie mir das jetzt? nach Mitternacht in der Iſerſchenke.

Malermeiſter Schädler wiſcht ſich den kalten Schweiß von der Stirn: Ein tadelloſer Meeſter bin ich.

Direktor: Na, und?

Malermeiſter Schädler: Ich möchte an'n Vorſchuß han!

Direktor: Glauben Sie, daß ich den Kaſſenſchrank immer in meiner Reitjacke mitſchleppe?

Malermeiſter Schädler: ... Privatim! ...

Direktor: Privatim denke ich nicht dran! Ich wer' helfen, Sie vollends zugrunde zu richten.

Malermeiſter Schädler: Der Hund begaunert uns alle mitſamm'.

Direktor: Warum ſpielt Ihr mit ihm? macht Schluß mit dem Schuft!

Malermeiſter Schädler: Mit dem wer'n m'r ooch ganz gewiß noch amoal Schluß machen!

Direktor: Sie haben Frau und Kinder zu Haus ...

Malermeiſter Schädler: Das ham m'r woll alle, Herr Direkter! Aber wenn hier der Teifel nu eemoal los iis . . .

Direktor: Nein! Solchen Wahnſinn unterſtütze ich nicht.

Schädler zuckt mit den Achſeln und begibt ſich zu Wende hinter das Schenkſims. Man ſieht, daß er ihn bedrängt, ihm Geld vorzuſtrecken, was Wende lange abſchlägt, endlich tut. Der Handwerksburſche trinkt inzwiſchen gierig heißen Grog, den ihm die Kellnerin auf die Bank geſtellt hat. Nun bringt ſie ihm Eſſen, und er ißt.

Direktor hebt ſein Glas gegen den Burſchen: Na, Sie verſpätete Schwalbe! Proſt!

Hellriegel erhebt ſich, höflich dankend, mit dem Glaſe, trinkt und ſetzt ſich wieder.

Direktor: Wolkenkuckucksheim iſt noch ziemlich weit.

Hellriegel, im Begriff ſich zu ſetzen, ſchnellt wiederum auf: Aber ich habe Luſt und Ausdauer!

Direktor: Und Blutſpucken!

Hellriegel: Ein bißchen ſchadet nicht!

Direktor: Nein. Wenn Sie nur wüßten, zu was Sie Luſt hätten. Warum ruckſt es Sie eigentlich immer ſo, daß Sie immer ſo überraſchend aufſchnellen?

Hellriegel: Manchmal ſchleudert's mich förmlich vor Ungeduld.

Direktor: Wie das Kind in der dunklen Stube, was? wenn die liebe Mammi hinter der Tür ſchon die erſten Lichter am Chriſtbaum anſteckt? Gleich, Gleich! So ſchnell fährt die Kaleſche nicht.

Hellriegel: Es muß alles anders werden. — Die ganze Welt!

Direktor: Und zu allererſt Euer Hochwohlgeboren! Zu Pippa: Das iſt ſo ein Dummer, Kind, von den ganz Geſcheiten, die man ſonſt nur noch in Einmachegläſern ſieht! — Zu Hellriegel: ‚Und nähmeſt Du Flügel der Morgenröte ...‘ kurz: Deine Reiſe hat ihre Schwierigkeit! — Zu Pippa: — Galopp, Galopp, über Stock und Stein ... er will ſie aufs Knie ziehen, ſie wehrt ab, blickt nach Hellriegel. Dieſer ſchnellt auf, bekommt roten Kopf.

Hellriegel: Ich möchte mir eine unmittelbare Bemerkung erlauben!

Direktor: Fällt Ihnen noch 'was Neues ein?

Hellriegel: ... Im Augenblick nicht!

Direktor: Na, vielleicht der Himmel.

Michel ſieht den Direktor entgeiſtert an und vergißt, ſich zu ſetzen.

Pippa hat ein kleines Riemchen erfaßt und haut dem Direktor empfindlich über die Hand.

Direktor: Au!

Pippa lacht Hellriegel an, der ſeine Blicke, alles um ſich vergeſſend, in ihre ſenkt. Seine Lippen bewegen ſich dabei lautlos.

Direktor ſchiebt ſeine Hand vor: Jetzt noch 'mal, Pippa! Pippa haut zu. Au, das war aber ſtark! Aller guten Dinge ſind drei: nun zum dritten Mal! Sie haut lachend mit aller Kraft. So! nun bin ich belehrt und beſtraft. Wenn nun 'mal wieder ein Vögelchen aus dem Neſte fällt, da weiß ich wenigſtens, was ich zu tun habe.

Der alte Huhn, der ſich inzwiſchen wieder geſetzt hatte, liegt über den Tiſch gebeugt, den Arm weit ausgeſtreckt und winkt mit dem dicken, behaarten Finger Pippa zu ſich. Da ſie nicht folgt oder ihn nicht beachtet, erhebt er ſich jetzt, nachdem er das Spiel zwiſchen ihr, dem Direktor und Hellriegel genugſam beobachtet hat, tritt ſchleifenden Schritts vor den Handwerksgeſellen, glotzt ihn an, erhebt ſeine langen, ſchlaff herabbaumelnden Gorilla-Arme und legt ihm die Hände flach vor die Bruſt, ihn ſo langſam bis auf ſein Fäßchen zurückdrängend; dann wendet er ſich, winkt ſchlau zu Pippa hinüber und hebt ſeine Ellenbogen in eigentümlicher Weiſe hoch, an einen Adler erinnernd, der auf einer Käfigſtange balanciert; damit gleichſam zum Tanz antretend und auffordernd.

Direktor: Was fällt denn Dir ein, altes Trampeltier?

Die Waldarbeiter rufen durcheinander: De Kleene ſoll tanzen! de Kleene ſoll tanzen!

Kellnerin hat ein kleines Tamburin vom Regal, wo die Schnapsflaſchen ſtehen, genommen und wirft es Pippa zu, die es auffängt: Balg, laß Dich ni bitten, zier' Dich ni; Du biſt o keene Marzipan-Prinzeſſ'n!

Pippa ſieht zuerſt den Direktor, dann Hellriegel an, und ſchließlich mißt ſie mit einem gehäſſigen Blick den Rieſen von oben bis unten. Plötzlich läßt ſie, mit einem Schlag beginnend, das Trommelchen klirren und ſchiebt tanzend auf Huhn zu, in der Abſicht gleichſam, ihm zu entgehen und an ihm vorüber zu tanzen. Die Okarina ſetzt ein, und auch der Alte beginnt den Tanz. Er beſteht darin, daß etwas Täppiſches, Rieſenhaftes etwas Schönes, Flinkes zu haſchen ſucht; etwa wie ein Bär einen Schmetterling, der ihn, buntſchillernd, umgaukelt. So oft die Kleine ihm entgeht, lacht ſie laut und wie ein Glöckchen. Sie entwindet ſich manchmal, ſich um ſich ſelbſt drehend, wobei ihr rötlich goldenes Haar ſie umwickelt. Verfolgt, klingen die Laute ihrer Kehle wie ai und ſind ein kindliches Quieken.

Der Alte hüpft ſo grotesk und lächerlich wie ein gefangener Raubvogel. Er lauert, greift fehl und keucht, mehr und mehr erregt, lauter und lauter brummelnd. Pippa tanzt immer ekſtatiſcher. — Die Waldarbeiter ſind aufgeſtanden. Die Spieler haben ihr Spiel unterbrochen und ſehen geſpannt zu. Tagliazoni, den der Vorgang nicht berührt, benutzt die Gelegenheit, Geld einzuſacken und mit ſeinen Karten zu manipulieren. Ohne es zu merken, wird er dabei von Meiſter Schädler genau beobachtet. Jetzt ſcheint es, als könne Pippa dem Unhold nicht mehr entgehen; ſie kreiſcht laut auf, und in dieſem Augenblick packt Schädler den linken Arm Tagliazonis mit beiden Fäuſten am Handgelenk.

Malermeiſter Schädler, alles übertönend: Halt!

Tagliazoni: Cosa, Signore?

Malermeiſter Schädler: Hoſa hie, Hoſa har: hie werd falſch geſpielt! Jetze ham mir da Gauner amal im Fuchseiſa!

Tagliazoni: È matto! è matto! diavolo! son fiol di Muran. Conosce la casa de' Coltelli?

Malermeiſter Schädler: Kaſe, Butter und Brud hilft alles hie niſcht! Anton, halt'n dort drieb'n feſte, jetze wird'm das Ding amaal heemgezahlt! Malermeiſter Anton hält Tagliazonis andere Hand feſt. A hat falſche Kart'n untergeſchmuggelt, und ei' die zwee hier hat a ſich Zeechen gemacht.

Alle Anweſenden, ausgenommen Hellriegel und Pippa, die, hoch aufatmend, bleich in der Ecke ſteht, drängen um den Spieltiſch.

Direktor: Tagliazoni, was hab ich Ihnen geſagt, treiben Sie's nicht zu ſehr auf die Spitze!

Tagliazoni: Los, oder ich beißen Dir ins Geſicht!

Malermeiſter Schädler: Spucke und beiße, ſoviel Du willſt, aber Du mußt unſer Geld wieda 'rausgahn, Kanallje.

Alle Spieler: Jawoll, jeden Pfennig, 's ganze Geld!

Tagliazoni: Cazzo, werde 'was nieſen; verfluchte deutſche Beſtien, Ihr irrſinniges, ſchlechtes, niedrige Beſtien! Was haben ich mit Euch tedeschi zu tun?

Erſter Waldarbeiter: Haut doch dem Oas 'n Schädel ein!

Zweiter Waldarbeiter: Mit der Wagenrunge ieber a Pepel! Doaß'm ſchwiefelbloo vor a Augen wird! Anders koan ma' dan Welſcha uf deutſch ni antworta!

Wende: Ruhe, Ihr Leute; das duld ich ni!

Malermeiſter Schädler: Wende, reiß'm die Koarte aus'n Fingern!

Tagliazoni: Ich ermorden Euch allen mit'nander!

Anton, unnachgiebig: 's is gutt!

Zweiter Waldarbeiter: Woas der Lump an a Händen bloß Ringe hat!

Tagliazoni: Padrone, ich rufen zum Zeugen auf! Ich werden hier meuchlings überfallen; ich machen keinen neuen Vertrag! Lavoro niente, niente più. Laſſe Arbeit ſtehen und liegen, ſofort! — Carabinieri! Polizei! Pazzia bestialissima!

Erſter Waldarbeiter: Immer brill' Du; hier hat's keene Polizei!

Zweiter Waldarbeiter: Hie is weit und breit niſcht wie Schnee und Fichten!

Tagliazoni: Chiama … chiamate i carabinieri! Briganti! Signore Wende! Pippa, lauf!

Direktor: Menſch, ich rate Ihnen, fügen Sie ſich! Sonſt kann ich für keine Folgen einſtehen.

Tagliazoni: Brutte bestie! Pasta così!

Unerwartet, blitzſchnell hat ſich Tagliazoni befreit, einen Dolch gezogen und hinter einen Tiſch geflüchtet. Die Angreifer ſind einen Moment verdutzt.

Dritter Waldarbeiter: A Maſſer! Macht a kahlt, da Hund!

Alle durcheinander, wie eine Perſon: Itz muß a hie wer'n! itz iis's aus!

Direktor: Demoliert mir den Tagliazoni nicht! den brauch ich zu nötig in der Glashütte! macht nich Sachen, die Ihr morgen bereut!

Tagliazoni erkennt nun inſtinktiv die furchtbare Gefahr des Augenblicks und flüchtet, an den Angreifern vorüber, zur Tür hinaus. Die Spieler und Waldarbeiter ſtürzen ihm nach mit dem Ruf: ‚Nieder, nieder, nieder mit ihm'! Man ſieht dabei einige Meſſer blinken.

Direktor: Die wer'n mir den Kerl doch nich am Ende abmurkſen!

Wende: Da mach'n ſe mir meine Bude zu.

Kellnerin, am geöffneten Fenſter ſpähend: 's geht ieber a Schlag rieber in a Wald; a fällt! a ſteht uff! immer hinterher!

Direktor: Ich mache die däniſche Dogge los und ſprenge die Bande auseinander.

Wende: Ich ſtehe fer niſcht! ich garantiere fer niſcht!

Direktor: Was iſt denn das?

Kellnerin: Eener bleibt im Schnee liegen! Die andern renn' weiter in a Wald.

Man vernimmt einen furchtbaren, durch die Ferne gedämpften markdurchdringenden Schrei.

Wende: Fenſter zu, de Lampe geht aus!

Die Lampe iſt in der Tat ausgegangen, die Kellnerin ſchlägt das Fenſter zu.

Direktor: Das hört ſich nicht gut an! Kommen Sie mit, Wende!

Wende: Ich ſtehe fer niſcht! ich garantiere fer niſcht!

Er und der Direktor, dieſer voran, ab.

Kellnerin, *in ihrer Ratloſigkeit heftig zu Hellriegel:* Immer uffſtehn! helfen! helfen! helfen zugreifen! da kennte jeder kommen, dahier! — Das gottverfluchtigte Kartenſpiel. *Sie hat die Karten vom Tiſch zuſammengerafft und ſchleudert ſie ins Ofenloch.* — Se ſollen gehen, ſe hab'n eenen umgebracht! Er bringt Unglück und will's ni helfen gutt machen!

Hellriegel iſt aufgeſprungen; halb ſelbſt gehend, halb von der Kellnerin gezogen, halb geſtoßen, taumelt er durch die Flurtür. Mit der Kellnerin ab.

Huhn ſteht noch beinahe ſo, wie ihn der Ausbruch des Streits im Tanz überraſcht hat. Seine Augen ſind unruhig lauernd den Vorgängen gefolgt. Jetzt ſucht er, ſich langſam um und um wendend, die Dunkelheit zu durchdringen. Ohne Pippa zu entdecken, die entſetzt zuſammengekauert, in einen Winkel gequetſcht, auf der Erde ſitzt. Er zieht Schwefelhölzchen hervor, ſtreicht ſie und zündet die Lampe an. Nun ſucht er wiederum und entdeckt die Kleine. Zu der Mitte des Zimmers ſtehend, winkt er ihr mit grauſiger Freundlichkeit. Stumm blickt Pippa ihn an, wie ein aus dem Neſt gefallener, gefangener Vogel. Als er ihr näher kommt, wimmert ſie nur leiſe. Das kleine Fenſterchen wird von außen aufgeſtoßen, und die Stimme des Direktors ruft herein.

Stimme des Direktors: Pippa, Pippa! ſie kann nicht hierbleiben. Ich nehme ſie mit.

Kaum iſt der Direktor vom Fenſter weg, ſo ſtürzt ſich Huhn auf das emporſchnellende Kind, umfaßt es, nimmt es auf die Arme, wobei Pippa mit einem kurzen, ſeufzerartigen Schrei ohnmächtig wird, und ſagt dabei:

Huhn: A hat Dich zu guter Letzt doch no gefangt!

Damit flieht er zur Tür hinaus.

Stimme des Direktors, wiederum am Fenſter: Pippa, Pippa, biſt Du noch drin? hab' keine Angſt, Dir ſoll keiner ein Haar krümmen? Die Kellnerin kommt wieder.

Kellnerin: Kee' Menſch mehr hie? kee' Menſch kommt zurück, und draußen liegt eener und will verbluten.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Das Innere einer einzelſtehenden Hütte in den Bergen. Die große und niedere Stube iſt in einem nicht zu überbietenden Maße verwahrloſt. Die Decke iſt ſchwarz von Rauch und Alter. Ein Balken geborſten, die übrigen gebogen und auf notdürftige Weiſe durch unbehauene Pfähle geſtützt. Den Pfählen ſind kleine Brettchen untergeſchoben. Der Fußboden beſteht aus Lehm und zeigt Vertiefungen und Erhöhungen; nur um die Ofenruine herum iſt er mit Ziegeln gepflaſtert. Von den drei kleinen, viereckigen Fenſteröffnungen, unter denen eine ſchwarzverkohlte Wandbank hinläuft, ſind zwei mit Stroh, Moos, Laub und Brettern verſetzt; das dritte enthält ein Fenſter mit drei trüben Scheiben, ſtatt der vierten wiederum Bretter und Moos. An der gleichen Wand im Winkel der Ofen, weiter nach vorn zu der geflickte Tiſch. In der Hinterwand eine Tür. Man ſieht durch ſie in den finſteren Hausflur, deſſen Balken wie die des Zimmers geſtützt ſind, und auf eine ſchräge, leiterartige Stiege, die nach dem Dachboden führt. — Ein Verſchlag von Brettern im Zimmer mit Birken-, Buchen- und Eichenlaub gefüllt, darauf einige alte Lumpen von Kleidungsſtücken und Decken liegen, iſt das Nachtlager des alten Huhn, dem die Hütte gehört. An der Wand hängt ein altes Feuergewehr, ein zerlumpter Schlapphut, Kleidungsſtücke und mehrere, aus Journalen geſchnittene Bildchen. Viel Laub liegt auf der Diele. In der Ecke ein Schober Kartoffeln; Zwiebelbündel und getrocknete Pilze hängen an der Decke. Ein einziger heller Lichtſtreif dringt aus der klaren Mondnacht draußen durchs Fenſter herein.

Im Hausflur wird es plötzlich ebenfalls hell. Man hört pruſten und ſtark atmen. Darauf wird der alte Huhn ſichtbar, Pippa noch auf den Armen tragend. Er betritt die Stube und bettet Pippa auf das Laublager, ſie mit den vorhandenen Lumpen bedeckend. Darauf holt er aus einem Winkel ein altes Kienſpangeſtell, darin der Span ſteckt, entzündet ihn, dabei ſogleich ſehr erregt nach der Kleinen hinglotzend. Die erſten Stöße eines beginnenden Sturmes werden hörbar. Schnee wirbelt in den Hausflur herein. Huhn nimmt jetzt eine Flaſche von irgendeinem Regal und flößt Pippa Branntwein ein. Sie atmet tief auf, er bedeckt ſie noch ſorgfältiger, rennt zum Ofen und macht aus vorhandenem Haufen Reiſig ein Feuer an.

Huhn ſteht unvermittelt auf, horcht an der Tür und ruft mit irrſinniger Haſt und Heimlichkeit: Kumm 'runter, komm 'runter, ahler Jacob! — ahler Jacob, ich hoa' Dir woas mitgebrucht!

Er lauſcht auf Antwort und lacht in ſich hinein.

Pippa ächzt, durch das geiſtige Getränk belebt; plötzlich reißt ſie den Oberkörper empor, blickt entſetzt um ſich, drückt die Hände vor die Augen, entfernt ſie wieder, ächzt, ſpringt auf und flieht, wie ein geängſtigter Vogel, blind gegen die Stubenwand: Frau Wende, Frau Wende, wo bin ich denn? Entſetzt an der Wand herunterkrallend, blickt ſie hinter ſich, gewahrt Huhn und irrt in einem neuen Anfalle von verzweifelter Angſt, bald da, bald dort, blind gegen die Wände. Ich erſticke! zu Hilfe! begrabt mich nicht! Padre! Padrone! ach, ach! Hilfe! Frau Wende, mir träumt!

Huhn trottet auf ſie zu, worauf ſie ſogleich in ſprachlos entſetzter Abwehr die Hände reckt: Bis ſtille, bis; der ahle Huhn tutt D'r niſcht! — und der ahle Jacob is derwegen o umgänglich. — Da Pippa, vollkommen erſtarrt, ihre abwehrende Stellung nicht ändert, macht er unſicher noch einige Schritte auf ſie zu, ſteht aber plötzlich wieder von dem Ausdruck beſinnungsloſen Entſetzens gebannt. — Aſo geht's nich! — Nu? — ſprich a Wort! — zerſtoß Dich nich an a Wända! —

bei mir iis's ſcheen, draußen lau'rt d'r Tod! — Er glotzt eine Weile forſchend und abwartend; plötzlich kommt ihm ein Gedanke. — Halt! — Jacob, bringe de Ziege 'runder! — Jacob —! — Ziegamilch wärmt! — Ziegamilch wird gutt ſein. — Er ahmt das laute und leiſe Blöken von Ziegen und Schafen nach, wie von einer verſchlafenen Herde im Stall. — Bå, bóó, bå! — Horch, ſe kommt ieber de Stiege 'runder. Jacob, Jacob, bring ſe 'rein!

Pippa hat die Tür ins Auge gefaßt und erkannt; unwillkürlich erhebt ſie ſich und ſtürzt darauf zu, um zu entſchlüpfen. Huhn vertritt ihr den Weg.

Huhn: Ich greif' Dich ni oa! ich rühr' Dich ni an, Madla! ock bei mir mußte ... ock bei mir bleib'n.

Pippa: Frau Wende! Frau Wende! — Sie ſteht und ſchlägt die Hände vors Geſicht.

Huhn: Aengſt' Dich ni! — 's ies woas geweſt — und woas wird ſein! — ees ſtellt manchmol im Friehjohre Sprenkel uff ... und manchmal im Winter kumma de Goldammern! — Er nimmt einen tiefen Zug aus der Schnapsflaſche. — Jetzt ſteckt eine Ziege den Kopf in die Tür. — Halt, Jacob, luß Liesla draußa ſtehn! Se wird mir an'n Troppa Milch wird ſe mehr abloſſa! — Er ergreift einen kleinen Schemel, trottet in den Hausflur und melkt die Ziege, ſo daß er gleichzeitig die Tür verſtellt. Inzwiſchen ſcheint ein wenig mehr Faſſung in das Weſen Pippas gekommen zu ſein. Aus ihrem Wimmern und Ächzen ſpricht ohnmächtige Ergebenheit; ſie empfindet den Froſt wieder und wird unwillkürlich von der hellen Stelle der Wand angezogen, dem Reflex des Feuers im Ofenloch; dort ſcheint ſie zu einigem Nachdenken aufzutauen und ſtarrt, an der Erde knieend, in die knackende Lohe hinein.

Pippa: O santa Maria, madre di dio! o madre Maria! o santa Anna! o Maria, madre santa!

Der alte Huhn hat gemolken und tritt wiederum ein. Pippas Furcht und Angſt ſteigt ſogleich; aber er tritt zu ihr, ſtellt das Töpfchen mit Milch in einem Abſtand von ihr hin und weicht zurück.

Huhn: Trink Ziegenmilch, kleene Goldmuhme, Du!

Pippa ſieht Huhn zweifelnd an und ermannt ſich ſoweit, mit gieriger Haſt die Milch aus dem dargebotenen Töpfchen zu trinken.

Huhn: A ſo ſchloappern de Tuta au ihre Milch!

Der alte Huhn bricht, mit beiden Händen ſeine Kniee ſchlagend, in ein heiſeres, triumphierendes Gelächter aus: Satt'r'ſch, nu koan ſe zu Kräften kumma! Damit trollt er ſich, zieht hinterm Ofen ein Säckchen hervor, ſchüttet daraus Brotkruſten auf den Tiſch, zieht eine eiſerne Topfſcherbe aus dem Röhr, in welcher Kartoffeln ſind, und ſtellt ſie dazu, trinkt, ſetzt die Schnapsflaſche ebenfalls auf den Tiſch und ſich dahinter auf die Bank zur Mahlzeit. Ein neuer Windſtoß wuchtet gegen das Haus: wild herausfordernd, antwortet ihm Huhn gleichſam: Nanu koanſt de kumma, vor mir immerzu; verſucht's, verſucht's, ob ſe enner wird 'raus kriega!

Pippa: Huhn, alter Huhn, ach laß mich doch fort! ich kenn Euch ja doch: Ihr ſeid Vater Huhn! Was iſt denn paſſiert? weshalb bin ich denn hier bei Euch?

Huhn: Weil's eemal aſu muß gehn ei' der Welt.

Pippa: Was muß ſo gehen? was meint Ihr denn?

Huhn: Was eener ni hat, das muß a ſich nahma!

Pippa: Was meint Ihr denn? ich verſteh Euch ja nicht!

Huhn: Riehr' mich ni an, ſonſte derſchlägt mich mei' Herze! — Er iſt bleich geworden, zittert, atmet tief und rückt fort, weil Pippa mit den Lippen ſeine Hand berührt hat.

Pippa ſtutzt, flieht und wirft ſich gegen die verſchloſſene Tür: Zu Hilfe! zu Hilfe!

Huhn: Niſchte! dort iis kee' Durchkumma! Du bleibſt bei mir, und bei mir iis ſcheen! Du huſt's bei am Kaiſer ... hätt'ſt Du's ni ſcheener! ock folga mußte, folgſ'm ſein.

Pippa: Vater Huhn, Vater Huhn, Du tuſt mir doch nichts?

Huhn, entſchieden das Haupt ſchüttelnd: Und o kee' andrer ſoll Dir kee' Haar krimma! kee' Voater und kee' Direkter nich. Hie biſt Du ſicher, und meine biſte.

Pippa: Hier ſoll ich für immer begraben ſein?

Huhn: A Raupla, a Puppla, a Schmatterling! harr' ock: Du werſcht ins de Grube ſchunn ufmachen. — Horch, horch, der Nachtjäger kommt! duck' Dich! d'r Nachtjäger kommt von a Bergen! heerſcht's, draußen de Kinderla wimmern ſchon! ſe ſtehn nackta uf a kahla Sten'n im Hausflur und winſeln. Sie ſein tut! Weil ſe tut ſein, ängſta ſe ſich. Duck' Dich, ſetz' D'r a Kappla uf; ſonſte greiſt a D'r mit d'r Fauſt in a Schohp und gnade Dir Gott, mußt Du rei' in a Wirbel. Kumm her, ich verſteck' Diich! iich wickel' Dich ein! hiehr' ock, wie's heult und faucht und miaut; voll'ns 'runder vom Dache mit da poar Strohwiſchen! Vor mir, immer 'runter vom Schädel d'rmit! — nu is a vorbei: gelt, doas woar a Spuck? iich bin a Spuck und Du biſt a Spuck, de ganze Welt iis a

Spuck, niſcht weiter! aber eemal wird's vielleicht anderſcher ſein.

Es iſt eine raſende Sturmwelle vorübergetobt. Pippa zeigt wieder den Ausdruck faſt bewußtloſen Entſetzens. Huhn ſteht mitten im Zimmer, auch noch, als tiefe, unheimliche Stille herrſcht. Nun wird draußen eine Stimme vernehmlich und deutliches Klopfen; zuerſt an eins der vernagelten Fenſter, hernach an die Scheibe, die durch einen Schatten verdunkelt wird. Huhn zuckt in ſich zuſammen und glotzt auf die neue Erſcheinung hin.

Eine Stimme, gedämpft von außen: Huhu, ſchuhu! Donnerlittchen nochmal, das iſt ja ein hölliſches Morgenlüftchen! was? Wohnt jemand hier? Meinen allerſchönſten Vergelt's Euch Gott! Tut mir nichts, ſo tu ich Euch nichts! ſchenkt mir nur etwas heißen Kaffee und laßt mich, bis es Tag wird, vorm Ofenloch ſitzen! ein ergebenſt zerfrorener Handwerksburſch!

Huhn, in ſtierer Wut: Wer wiel hie was? wer lungert ums Häusla vom ahla Huhn? was Menſch? woas Geſpenſt? ich wer' Dir fort helfa. — Er ergreift einen ſchweren Knüppel und ſtürzt zur Tür hinaus.

Mit einem Seufzer ſchließt Pippa die Augen. Nun iſt es, als ob etwas wie ein klingender Luftzug durch den finſteren Raum hauchte. Dann erſcheint, während die Muſik noch immer zunehmend ebbt und flutet, **Michel Hellriegel** in der Tür. Geſpannt und vorſichtig bewegt er ſich in den Lichtkreis des Kienſpans, die Augen mißtrauiſch forſchend ins Dunkle gerichtet.

Hellriegel: Das iſt ja eine ziemlich harmoniſche Mordſpelunke! — He, Wirtſchaft! — da ſpielt wohl ein Mehlwurm Harmonika? — he, Wirtſchaft! — Er nieſt.

— Das ſcheint muſikaliſcher Nieswurz zu ſein. — Pippa nieſt ebenfalls. — War ich das, oder war das ein anderer?

Pippa, im Halbſchlaf: Hier — ſpielt wohl — jemand Harmonika?

Hellriegel, horchend, ohne Pippa zu ſehen: Ganz recht, ein Mehlwurm, nach meiner Anſicht! —? Sauſe, liebe Rinne, was raſchelt im Stroh? — Wenn nachts eine Ratte nagt, ſo denkt man, es iſt eine Sägemühle, und wenn ein bißchen Zugluft durch eine Türſpalte dringt und zwei trockne Buchenblättchen reibt, ſo meint man gleich, ein ſchönes Mädchen liſpeln zu hören oder nach ſeinem Retter ſeufzen! — Michel Hellriegel, du biſt ſehr klug! du hörſt ſogar im Winter das Gras wachſen! aber ich ſage dir, halte deine ſieben Sachen zuſammen im Kopf! deine Mutter hat recht! laß dein phantaſtiſches Gemüte nicht überlaufen wie einen Milchtopf! glaube nicht ſteif und feſt an alles, was nicht wahr iſt, und laufe nicht einem fliegenden Spinngewebe hundert Meilen und weiter nach! — Guten Abend! — mein Name iſt Michael Lebrecht Hellriegel! — Er horcht eine Weile, es erfolgt keine Antwort. — Jetzt wundert mich, daß mir niemand antwortet, weil doch ’n richt’ges Feuer im Ofen is, — und weil man hier eigentlich wirklich ’was ganz Beſonderes’ beanſpruchen muß: ſo ſieht’s hier aus! Wenn ich zum Beiſpiel hier einen Papagei auf dem Ofentopf ſitzen ſähe, der mit dem Kochlöffel eine Metzelſuppe rührt und der mich dabei anſchriee: Halunke! Spitzbube! Pferdedieb! das wäre doch eigentlich das wenigſte hier. Auf 'n Menſchenfreſſer verzichte ich! oder wenn ſchon, dann auch 'ne verwunſchene Prinzeſſin, die ein Unmenſch, verfluchter, im Käfig hält; zum Beiſpiel das kleine, niedliche Tanz-Jungferchen, — halt, da fällt mir 'was Kluges ein: ich hab eine Okarina gekauft! ich habe dem alten Lauſepeter, der in der Schenke zum Tanz geſpielt hat, für meinen letzten Taler — was auch ſehr klug war! — die Okarina hier abgehandelt. Warum — weiß ich eigentlich ſelber nicht! vielleicht, weil der Name ſo ſeltſam klingt! oder bild ich mir ein, daß die kleine, rothaarige Nixe drinſteckt und womöglich herausfährt und tanzt, wenn man darauf ſpielt? — Und da will ich wahrhaftig 'mal den Verſuch machen.

Michel Hellriegel ſetzt die Okarina an den Mund, ſieht ſich forſchend um und ſpielt. Bei den erſten Tönen erhebt ſich Pippa mit geſchloſſenen Augen, trippelt mitten in die Stube und nimmt eine Tanzſtellung ein.

Pippa: Ja, Vater, ich komme! ich bin ſchon hier!

Michel Hellriegel läßt die Okarina ſinken und ſtarrt mit offenem Munde, entgeiſtert vor Überraſchung.

Hellriegel: Siehſt du, Michel, das haſt du von der Geſchichte: jetzt biſt du tatſächlich übergeſchnappt!

Pippa *ſchlägt, wie erwachend, die Augen auf:* Iſt jemand hier?

Hellriegel: Nein, nämlich außer mir niemand, wenn Sie erlauben.

Pippa: Wer ſpricht denn da? wo bin ich denn?

Hellriegel: In meinem übernächtigen Kopfe!

Pippa erinnert ſich Hellriegels aus der Waldſchenke und fliegt ihm in die Arme: Hilf mir! hilf mir! errette mich!

Hellriegel blickt ſtarr an ſich herunter auf das herrliche, tizianblonde Haar des Köpfchens, das ſich an ſeiner Schulter birgt. Er rührt die Arme nicht, die ihm Pippa feſt umſchlungen hält.

Hellriegel: Wenn ich jetzt ... wenn ich jetzt ... zum Beiſpiel: ich ſetze den Fall, und ich hätte jetzt meine Arme frei, ſo würde ich jetzt, trotzdem es die Mutter nicht gerne ſieht, ein kurzes Memorial in mein Büchelchen ſetzen, möglicherweiſe in Verſen ſogar. — Aber ich kann meine Hände nicht frei kriegen! — die Phantaſie hat mich eingeſchnürt! ſie hat mich auf eine — hol' mich der Teufel! — eine verwünſcht eigentümliche Art und Weiſe feſtgeſchnürt, daß mir das Herz im Halſe bumpert, und vorn einen blonden Knoten gemacht!

Pippa: Hilf mir, hilf mir! befreie mich! errette mich von dem alten Untier und Scheuſal!

Hellriegel: Wie heißt Du denn?

Pippa: Pippa!

Hellriegel: Richtig, jawohl. Den Kerl mit den Reitſtiefeln hört ich ſo rufen. Dann war der Kerl fort: er drückte ſich. Als ſie den welſchen Hund maſſakrierten, wollte er lieber wo anders ſein. Und auch Du warſt fort, als ich wiederkam ... das heißt, wir, mit dem ſterbenden Italiener, wenigſtens unten fand ich Dich nicht, und in ſein Schlafquartier ſtieg ich nicht mit. — Ich hätte ihn gern noch nach Dir gefragt, aber er hatte ſein Italieniſch vergeſſen! —

Pippa: Komm fort, komm hier fort! Ach, verlaß mich nicht!

Hellriegel: Nein! Da magſt Du ganz ruhig ſein, wir zwei beiden verlaſſen einander nicht mehr. Wer einmal, wie ich, einen Vogel hat, der läßt ihn auch nicht ſo leicht wieder fortfliegen. Alſo, Pippa, ſetz' Dich, beruhige Dich! und wir wollen die Sachlage nun 'mal ernſt nehmen! als wenn keine Schraube nicht locker wär'!

Er macht ſich ſanft los, faßt Pippas kleinen Finger mit ritterlicher Ziererei und Beſcheidenheit zwiſchen Zeigefinger und Daumen und führt ſie an ein Schemelchen im Lichtbereich des Ofens, auf das ſie ſich niederläßt.

Hellriegel, vor Pippa ſtehend, mit phantaſtiſchem Geſtus: Alſo, ein Drache hat Dich geraubt — ich dachte mir das ſofort in der Waldſchenke — dem welſchen Zauberer wegſtibitzt, und weil ich ein fahrender Künſtler bin, ſtand es ſogleich feſt bei mir, Dich zu befreien, und ſofort rannte ich auch ganz ziellos ins Blaue.

Pippa: Wo kamſt Du denn her? Wer biſt Du denn?

Hellriegel: Ein Sohn der verwitweten Obſtfrau Hellriegel.

Pippa: Und woher kommſt Du?

Hellriegel: Aus dem großen Wurſtkeſſel unſeres Herrn!

Pippa lacht herzlich: Aber Du ſprichſt ja ſo ſonderbar!

Hellriegel: Darin hab ich mich immer ausgezeichnet.

Pippa: Aber ſieh doch, ich bin doch von Fleiſch und Blut! und der alte, wahnſinnige Huhn iſt ein alter, entlaſſener Glasbläſer, weiter nichts; davon hat er den Kropf doch und ſeine Ballonbacken; feurige Drachen gibt es doch nicht!

Hellriegel: Gott ſoll mich bewahren! warum denn nicht?

Pippa: Schnell! bring mich zu Mutter Wende zurück! komm mit mir mit: ich kenne den Weg zur Rotwaſſerſchenke. Ich führe Dich! wir verirren uns nicht! Da Hellriegel ablehnend den Kopf ſchüttelt: Oder willſt Du mich wirklich wieder allein laſſen?

Hellriegel, heftig verneinend: Meine Okarina verkaufe ich nicht!

Pippa lacht, ſchmollt, drängt ſich ängſtlich an ihn: Was Du nur mit der Okarina haſt? warum willſt Du denn kein vernünftiges Wort ſprechen? Du redeſt ja immer dummes Zeug! Du biſt ja ſo dumm, Signore Hellriegel! Ihn innig küſſend, halb weinerlich: Ich weiß ja gar nicht, wie dumm Du biſt!

Hellriegel: Halt! nun geht mir ein Seifenſieder auf! — Er nimmt ſie beim Kopf, ſieht nahe in ihre Augen und drückt ſeine Lippen mit ruhigem Entſchluß lange und inbrünſtig in die ihren. — Dumm machen läßt ſich der Michel nicht! Ohne ſich loszulaſſen, ſehen beide einander betroffen und einigermaßen unſicher an. Es geht etwas in mir vor, kleine Pippa! eine ſonderbare Veränderung!

Pippa: Ach guter . . .

Hellriegel, ergänzend: Michel.

Pippa: Michel, was tuſt Du denn?

Hellriegel: Ich bin ſelbſt ganz verwirrt! bitte, erlaß mir die Antwort! Biſt Du nicht böſe deswegen?

Pippa: Nein.

Hellriegel: Könnten wir das dann vielleicht gleich noch 'mal machen?

Pippa: Warum denn?

Hellriegel: Weil es ſo einfach iſt! — es iſt ſo einfach und iſt ſo verrückt und ſo . . . ſo allerliebſt, zum unſinnig werden.

Pippa: Ich denke, Michel, das biſt Du ſchon.

Hellriegel, *ſich hinterm Ohr kratzend:* Wenn ſich einer bloß darauf verlaſſen könnte! ich ſage, es iſt kein Verlaß in der Welt! — Weißt Du, da kommt mir 'mal wieder 'n Einfall! — nehmen wir uns 'mal richtig Zeit! — gehen wir der Sache 'mal auf den Grund! komm, ſetz' Dich hierher, hier neben mich. Alſo erſtlich iſt das hier eine Hand! . . . erlaube 'mal, kommen wir gleich 'mal zur Hauptſache: ob eine Feder im Uhrwerk iſt? — *Er behorcht ihre Bruſt, wie ein Arzt.* — Du biſt ja lebendig! Du haſt ja ein Herz, Pippa!

Pippa: Aber, Michel, zweifelſt Du denn daran? —

Hellriegel: Nein, Pippa! — doch wenn Du lebendig biſt — dann muß ich erſt 'mal zu Atem kommen! *Wirklich nach Atem ringend, tritt er von ihr zurück.*

Pippa: Michel, wir haben ja keine Zeit! hör' doch 'mal, wie es draußen ſchnauft und wer immer herum um die Hütte trampelt! ſchon dreimal iſt er am Fenſter vorbei. Er ſchlägt Dich tot, Michel, wenn er uns findet. Siehſt Du, da ſtiert er wieder herein!

Hellriegel: O, Du armes Prinzeßchen ‚Fürchtemich'! Ei, Du kennſt meiner Mutter Sohn noch nicht! Den alten Gorilla laß Dich nicht anfechten! wenn Du willſt, fliegt ihm ein Stiefel an den Kopf!

Pippa: Michel, nein, Michel, tu das nicht!

Hellriegel: Gewiß! — oder fangen wir meinethalben das neue Leben auch anders an! richten wir uns 'mal erſt ganz gelaſſen und nüchtern ein in der Welt! klammern wir uns an die Wirklichkeit, Pippa! gelt? Du an mich und ich an Dich! doch nein: das wag ich kaum auszuſprechen, weil Du ja nur, wie eine Blüte auf biegſamem Stengel, ſo duftig und ſo zerbrechlich biſt! genug, Kind, keine Phantaſterei! — Nimmt ſein Ränzel ab und ſchnürt es auf. — Hier im Ränzel iſt ein Etui. Paſſ' auf, der Michel Hellriegel hat eine reelle Erbſchaft an Mutterwitz für alle Fälle mit auf die Welt gebracht. — Er hält ein kleines Käſtchen hin. Praktiſch! hier drin ſind praktiſche Dinge! erſtlich hier: das iſt ein verzauberter Zahnſtocher! ſiehſt Du: geſtaltet wie ein Schwert; damit kannſt Du Rieſen und Drachen totſtechen! — Hier im Fläſchchen hab ich ein Elixier, und davon wollen wir dann dem Unflat 'was eintränken; ein ſogenannter Schlaftrunk iſt das, wider Rieſen und Zauberer unentbehrlich! — Hier dem kleinen Zwirnsknäuel ſieht man's nicht an, aber wenn Du das eine Ende hier feſtbindeſt, ſo purzelt das Röllchen ſogleich vor Dir hin und hüpft Dir voran, wie ein weißes Mäuschen, und gehſt Du nur immer dem Garne nach, ſo kommſt Du direkt ins gelobte Land. — Noch ein kleines Puppentiſchchen iſt hier: aber das, Pippa, hat nicht viel zu bedeuten: das iſt bloß ein ‚Tiſchlein-decke-dich'. Gelt, ich bin ein Kerl, und Du haſt nun Zutrauen?

Pippa: Michel, ich ſeh' ja das alles nicht!

Hellriegel: Wart' nur, dann muß ich Dir erſt noch den Star ſtechen!

Pippa: Ich glaub's ja! verſteck' Dich, der Alte kommt!

Hellriegel: Sag' mal, wo biſt Du geboren, Pippa?

Pippa: Ich glaube, in einer Waſſerſtadt!

Hellriegel: Siehſt Du, das hab ich mir gleich gedacht! war es dort auch ſo pfiffig wie hier? und waren dort auch meiſtens Wolken am Himmel?

Pippa: Nie, Michel, hab ich dort eine geſehen, und Tag für Tag ſcheint die liebe Sonne!

Hellriegel: Alſo! ſiehſt Du wohl, wie Du biſt! denkſt Du, die Mutter wollte das glauben? — jetzt ſage Du mir 'mal: glaubſt Du an mich?

Pippa: Zehntauſendmal, Michel, in allen Dingen.

Hellriegel: Schön! dann wollen wir übers Gebirge gehen — und das iſt eigentlich bloß eine Kleinigkeit! ich kenne hier jeden Weg und Steg! — und drüben fängt gleich der Frühling an!

Pippa: O, no, no, no! ich kann nicht mit! mio padre è tanto cattivo! er ſperrt mich wieder drei Tage ein, und gibt mir nur Waſſer und Brot zu eſſen!

Hellriegel: Nun, Pippa, Dein Vater iſt jetzt recht umgänglich! ſeine Art und Weiſe iſt jetzt recht geſetzt! er iſt auf erſtaunliche Weiſe demütig! es hat mich gewundert, wie duldſam er iſt! ganz kaltblütig! gar nicht wie ein

Italiener: ſanft! er tut keiner Fliege mehr 'was! — verſtehſt Du, was ich eigentlich ſagen will, kleine Pippa? — Dein Vater hat ſo lange geſpielt und gewonnen, bis er verloren hat. Am Ende verliert ſchließlich jeder, Pippa! nämlich, ſozuſagen — Dein Vater iſt tot.

Pippa, indem ſie Michel Hellriegel mehr lachend, als weinend um den Hals fliegt: Ach, ſo hab ich ja niemand mehr in der Welt! niemand als Dich!

Hellriegel: Das iſt auch genug, Pippa! ich verkaufe mich Dir mit Haut und Knochen! vom Kopf bis zur Sohle, wie ich bin! — und heißa, heißa, nun wollen wir loswandern!

Pippa: Du nimmſt mich mit, Du verläßt mich nicht?

Hellriegel: Ich Dich verlaſſen? ich Dich nicht mitnehmen? . . . und jetzt führ ich Dich, jetzt verlaß Dich auf mich! Du ſollſt Deinen Fuß nicht an einen Stein ſtoßen! — Horch, wie das Glas an den Berg-Fichten klingt! Hörſt Du? die langen Zapfen klirren. Es iſt kurz vor Tage, doch bitter kalt. Ich wickle Dich ein, ich trage Dich! wir wärmen eins das andre, nicht? und Du ſollſt erſtaunen, wie ſchnell wir fortkommen! Es kriecht ſchon ein bißchen Licht herein! ſieh Dir 'mal meine Fingerſpitze an: da iſt ſchon ein bißchen Sonne dran. Die kann man eſſen! die muß man ablecken! da ſteht man nicht ab und behält heiß Blut! — Hörſt Du auch Vögel ſingen, Pippa?

Pippa: Ja, Michel!

Hellriegel: Ziep, ziep! das kann eine Maus, eine Goldammer oder eine Türangel ſein! — einerlei! alle merken 'was! das alte Haus kniſtert durch und durch! manchmal wird mir geradezu ganz erhaben zumut: wenn das ungeheure Ereignis kommt und der Licht-Ozean aus dem heißen, goldenen Krug ſich ergießt! —

Pippa: Michel, hörſt Du nicht Stimmen rufen?

Hellriegel: Nein, eine Stimme hör ich nur! ſo, als wenn ein Stier auf der Weide brüllt!

Pippa: Der alte Huhn iſt es! ſchauerlich!

Hellriegel: Es iſt aber ſeltſam, was er ruft!

Pippa: Dort ſteht er, Michel, ſiehſt Du ihn nicht?

Hellriegel, mit Pippa am Fenſter: Ja! das ſcheint ja ein furchtbarer Waldgott zu ſein! — den Bart und die Wimpern voller Eiszapfen, die Hände geſpreizt emporgeſtreckt: ſo ſteht er da und rührt ſich nicht! die geſchloſſenen Augen nach Oſten gerichtet!

Pippa: Jetzt beſtrahlt ihn das erſte Morgenlicht.

Hellriegel: Und er ſchreit wieder!

Pippa: Verſtehſt Du denn, was er ruft?

Hellriegel: Es klang wie ... es klingt wie ... wie ... eine Verkündigung.

Es wird ein eigentümlicher, langſam und mächtig anſchwellender Ruf hörbar, den der alte Huhn ausſtößt und der wie: ‚jumalaï!‘ klingt.

Hellriegel: Wie ju ... jumalaï klingt es mir.

Pippa: Jumalaï? was bedeutet denn das?

Hellriegel: Ganz beſtimmt, kleine Pippa, weiß ich das nicht. Aber wie mir däucht, heißt es: ‚Freude für alle!‘

Der Ruf ‚Jumalaï‘ wiederholt ſich ſtärker, während es heller im Zimmer wird.

Pippa: Weinſt Du, Michel?

Hellriegel: Komm, kleine Pippa, Du täuſcheſt Dich!

Innig verſchlungen bewegen ſich Pippa und Hellriegel zur Tür hinaus. Die Szene ſchließt ſich, und Muſik, die mit dem Licht auf Hellriegels Finger begonnen hat, ſchwillt an und ſchildert, anwachſend, den mächtigen Aufgang der Winterſonne.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Im Innern einer verſchneiten Baude auf dem Kamm des Gebirges. Man blickt in ein niedriges, großes und freundliches Zimmer mit Balkendecke, von Balkenwänden umſchloſſen. Drei kleine, wohlverwahrte Doppelfenſterchen ſind an der Wand links; darunter hin läuft eine befeſtigte Bank. Die Rückwand iſt von einer kleinen Tür durchbrochen, die zum Hausflur führt. Bunt bemalte Bauernſchränke bilden links einen wohnlichen Winkel. Sauber geordnetes Küchengerät und bunte Teller ſchmücken die obere offene Hälfte des einen Schrankes. Rechts von der Tür iſt der übliche große Kachelofen mit Bank. Das Feuer knackt darin lebhaft. Die Ofenbank geht in die feſte Bank der rechten Wand über. In dem ſo gebildeten Winkel ſteht ein maſſiver, brauner und großer Bauerntiſch: darüber hängt eine Lampe, bunt bemalte Holzſtühle umgeben ihn. Eine große Schwarzwälder Uhr bewegt ihren Meſſingpendel langſam neben der Tür. Soweit zeigt der Raum einen Charakter, wie er den Wohnungen des beſſer geſtellten Gebirglers eigen iſt. Ungewöhnlich iſt ein Tiſch vorn links mit einem Leſepult, einem alten, aufgeſchlagenen Buche darauf, und mit mancherlei anderen Büchern und ſeltſamen Gegenſtänden bedeckt, als da ſind: eine Lampe zwiſchen Schuſterkugeln, eine Glasbläſerlampe mit Glasröhren, alte Apothekerflaſchen, ein ausgeſtopfter Eisvogel uſw.; ferner eine Anzahl Ausgrabungsobjekte, Steinmeſſer, Hämmer und Speerſpitzen der ſogenannten Steinzeit an den Wänden, und eine Sammlung gewöhnlicher Hämmer zu geologiſchen Zwecken. Ungewöhnlicher noch iſt ein fein gearbeitetes, venetianiſches Gondelmodell, das vor dem Leſepult auf einem Geſtell ruht, ſowie andere altertümliche, mittelalterliche und moderne Schiffsmodelle der See- und Flußſchiffahrt, die von der Decke herabhängen, und ein großes Fernrohr mit Stativ. Auf der Diele liegen edle orientaliſche Teppiche. Die Fenſterchen des Zimmers glühen vom Licht der untergehenden Sonne, das auch die Gegenſtände im Innern grell und phantaſtiſch zur Erſcheinung bringt. In der rechten Wand eine Tür.

Jonathan, ein ſtummer, ſtruppiger Kerl von etwa dreißig Jahren, ſpült Teller in einem Holzſchäffchen ab, das auf zwei Schemeln nahe dem Ofen ſteht.

Es wird mehrmals an die Flurtür geklopft. Der Stumme kehrt ſich nicht daran, und ſo wird die Tür geöffnet, und der **Direktor**, in einer gebirgsmäßigen Vermummung, das Gewehr übergeworfen, Schneeſchuhe unterm Arm, erſcheint.

Direktor: Jonathan! iſt Dein Herr im Hauſe? Jonathan! Lümmel, antworte mir! Hol Euch der Teufel, wenn er nicht zu Hauſe iſt! Was? Iſt er vielleicht Eisblümchen pflücken gegangen? oder weiße Motten fangen mit dem Schmetterlingsnetz? brr! es iſt eine hundsgemeine Kälte draußen! Jonathan!

Jonathan wendet ſich, ſchlägt vor Freude und Schreck die Hände überm Kopf zuſammen, trocknet ſie in die blaue Schürze und küßt die Rechte des Direktors.

Direktor: Iſt der Alte zu Hauſe, Jonathan? der alte Mann? — Jonathan gibt Laute von ſich und macht Geſten. — Blöde Kanallje, drücke Dich deutlicher aus! — Jonathan gibt ſich größere Mühe, zeigt leidenſchaftlich durch das Fenſter, zum Zeichen, daß ſein Herr ausgegangen ſei, läuft dann zur Uhr, die auf dreiviertel fünf zeigt, deutet mit dem Finger an, daß ſein Herr um halb fünf hätte wollen zurück ſein, zuckt verwundert die Achſeln darüber, daß er noch nicht heimgekehrt ſei, eilt zum Fenſter zurück, drückt die Naſe daran, beſchattet die Augen mit der Hand und hält Umſchau. Alſo gut, ich habe kapiert! er iſt auswärts und wird gleich wiederkommen! ſollte eigentlich bereits wieder zurück ſein! Der Stumme ahmt mit ‚wau, wau, wau' einen

Hund nach. Richtig, er hat ſeine beiden Bernhardiner mitgenommen. Begriffen! ſchön! will ſich und den Hunden ein bißchen Motion ſchaffen! — Putze mich ab, Schuſt, ich bleibe hier! Da er völlig wie ein Schneemann ausſieht, tritt er in den Flur zurück, tritt und ſchlägt ſich ab, wobei ihm der Stumme eifrig behilflich iſt.

Mittlerweile kommt faſt lautlos ein alter, ehrwürdiger Mann durch die Tür rechts herein. Er iſt hoch, breitſchultrig, und ſein mächtiges Haupt umgibt lang wallendes, weißes Haar. Sein bartloſes, ſtrenges Geſicht iſt gleichſam mit Runen überdeckt. Buſchige Wimpern überſchatten die großen, hervortretenden Augen. Der Mann ſcheint neunzig und mehr Jahre alt zu ſein, aber ſo, als wenn Alter potenzierte Kraft, Schönheit und Jugend wäre. Seine Kleidung iſt ein Kittel aus grober Leinwand mit weiten Ärmeln und bis unter die Knice reichend. Er trägt runde, rotwollene Schnürſchuhe und einen Ledergurt um die Lenden. In dieſem Gurt ruht, als er eintritt, ſeine große, edelgeformte rechte Hand. Es iſt **Wann**.

Wann richtet einen aufmerkſamen und lächelnden Blick in den Flur, ſchreitet ruhig durchs Zimmer und läßt ſich hinter dem Tiſch am Leſepult nieder. Er ſtützt ſich auf, mit den Fingern ſinnend das Haar durchwühlend, deſſen weiße Locken den offenen Folianten überfließen, auf den er die Augen gerichtet hält. Aus ſeinem Überzeug geſchält, tritt der Direktor wieder ein. Er gewahrt Wann zuerſt nicht.

Direktor: O, ihr Gazellen! — ſüße Zwillinge! — So! jetzt wollen wir's uns bei dem alten Pfiffikus einſtweilen ſo gemütlich als möglich machen!

Wann: Das denk ich auch! und dazu wollen wir ſchwarzen Falerner trinken!

Direktor, überraſcht: Verdammt! wo kommen denn Sie plötzlich her?

Wann, lächelnd: Ja, wer das nur ſo genau wüßte, Direktor! — Willkommen im Grünen! — Jonathan!

Direktor: Jawoll! es wird einem grün und blau vor den Augen, wenn man ſo ſeine vier Stunden gerutſcht und gekraxelt iſt! ich hatte 'ne ſchwarze Brille auf! aber trotzdem kommt mir mein Sehorgan vor wie ein Teich, auf deſſen Grund ich geſunken bin und über den oben fortwährend farbige Inſelchen ſchwimmen!

Wann: Und Sie möchten gerne auf eine hinauf? ſoll ich vielleicht eine Angel hervorſuchen?

Direktor: Wieſo?

Wann: Na, es ſchoß mir nur eben ſo durch den Kopf. — Jedenfalls ſind Sie ein Meiſter im Schneeſchuhlaufen und ſo waghalſig, wie es zum Beiſpiel ein Hirſch meiſtens nur im November iſt und der Sperber nur dann, wenn er in der Verfolgung einer Beute begriffen iſt und ſeine Jagdwut ihn gegen alle Gefahren blind und taub gemacht hat; das fiel mir auf, als ich Sie vogelartig von der Spitze der Sturmhaube niedergleiten ſah! Und da Sie ein Menſch ſind, riet ich auf eine dritte menſchliche Möglichkeit: Sie möchten vielleicht irgendwas Krankhaftes ausſchwitzen.

Direktor: Auf was der Menſch nicht alles verfällt, wenn er in aller Welt nichts mehr zu tun hat, als Sommer und Winter bei jedem Wetter auf der Milchſtraße ſpazieren zu gehen!

Wann, lachend: Ich gebe zu, daß ich mein Steckenpferd oftmals ein bißchen hochhinaus ſpazieren reite und daß ich dadurch etwas fernſichtig geworden bin: aber ich ſehe auch noch in der Nähe ganz gut! — Zum Beiſpiel dies liebliche Kind von Murano hier und den ſchönen Kriſtall voll ſchwarzen Weins, den Jonathan uns zum Troſte bringt!

Jonathan hat zwei edle, alte, große, venetianiſche Kelchgläſer und eine geſchliffene Karaffe voll Wein auf einem großen Silbertablett hereingebracht und auf den Tiſch geſtellt. Wann ſchenkt die Gläſer vorſichtig ſelbſt voll. Jeder der Männer ergreift eines und hebt es andächtig gegen die noch matt glimmenden Fenſter.

Direktor: Montes chrysocreos fecerunt nos dominos! Wiſſen Sie, wie Sie mir manchmal vorkommen, Wann? wie einer von jenen ſagenhaften Goldſucher-Kerlen, die das ſauerkraut-freſſende, ſchweinsborſten-rüdige Rüpel-Geſindel in unſern Bergen Walen nennt.

Wann: So?! wie wäre denn das, beſter Direktor?

Direktor: Wie einer, der in Venedig mitten im Waſſer einen arabiſchen Feenpalaſt aus Gold und Jaspis beſitzt, der ſich aber bei uns hier anſtellt und tut, als könnte er nicht auf dreie zählen und jede verſchimmelte Brotkruſte frißt.

Wann: Salute! darauf trinken wir, liebſter Direktor! Sie trinken einander zu und lachen dann herzlich. Alſo für ſo etwas halten Sie mich! die Brotkruſten übrigens abgerechnet, denn dieſer Heuchelei bin ich mir nicht bewußt, iſt vielleicht ſogar ein Gran Wahrheit in der Vermutung! Wenn ich auch nicht geradezu eins von jenen zaubermächtigen Venetianermännerchen bin, die den Holzfällern und anderen Phantaſten zuweilen erſcheinen und die Goldhöhlen, Grotten und Schlöſſer im Innern der Erde beſitzen, ſo leugne ich nicht, daß mir dieſe Berge auf eine gewiſſe Weiſe wirklich goldhaltig ſind!

Direktor: Ach, wer doch auch ſo ſtill-vergnügt in Schnee und Eis reſignieren könnte wie Sie, Meiſter Wann! Keine Nahrungsſorgen, kein Geſchäft, keine Frau — über allerlei Torheiten weit hinaus, die unſereinem noch Kopfſchmerzen machen, und in gelehrte Studien ſo vertieft, daß man den Wald vor Bäumen nicht ſieht: das iſt wirklich ein idealer Zuſtand!

Wann: Ich ſehe, mein Charakterbild ſchwankt einſtweilen in Ihrer direktorialen Seele noch. Erſt bin ich Ihnen eine ſagenhafte Perſönlichkeit, die ein Haus in Venedig hat, dann wieder ein alter Major a. D., der harmlos ſeine Altersrenten verzehrt.

Direktor: Ja, es iſt eben weiß Gott nicht leicht, ſich von Ihnen den rechten Begriff zu machen!

Wann: Jonathan, zünde die Lampen an! Hoffentlich durchſchauen Sie mich bei Licht etwas beſſer!

Eine kurze Pauſe tritt ein, die Unruhe des Direktors ſteigt.

Direktor: Auf was warten Sie eigentlich jahraus, jahrein hier oben, Wann?

Wann: Auf mancherlei!

Direktor: Das wäre zum Beiſpiel?

Wann: Alles, was die Windroſe bringt: Gewölke, Düfte, Kriſtalle von Eis! auf die lautloſen Doppelblitze der großen Panfeuer! auf die kleine Flamme, die aus dem Herde ſchlägt! auf die Geſänge der Toten im

Waſſerfall! auf mein ſeliges Ende! auf den neuen Anfang und Eintritt in eine andere muſikaliſch-kosmiſche Brüderſchaft.

Direktor: Und wird Ihnen das nicht mitunter langweilig, ſo allein?

Wann: Wieſo: Se tu sarai solo, tu sarai tutto tuo. Und Langeweile iſt, wo Gott nicht iſt!

Direktor: Das würde mir nicht genügen, Meiſter! Ich brauche immer den äußeren Reiz.

Wann: Nun, was die Wolluſt der großen Ehrfurcht in Schwingungen hält, das, denk ich, iſt auch einer.

Direktor: Ja, ja, ſchon gut! bei mir indeſſen, ſo alt wie ich bin, muß immer wieder 'was Junges, Luſtiges, Lebend'ges im Spiele ſein.

Wann: Wie zum Beiſpiel hier dieſe Marienkäferchen. Den ganzen Winter durch hab ich ſie hier auf dem Tiſch, zwiſchen allerlei Spielzeug, zur Geſellſchaft. Sehen Sie ſich ſo ein Tierchen 'mal an. Wenn ich es tue — ſo höre ich förmlich die Sphären donnern! Trifft es Euch, ſo ſeid Ihr taub.

Direktor: Dieſe Wendung verſtehe ich nicht.

Wann: Ganz einfach: das Tierchen auf meinem Finger ahnt mich nicht und ahnt Sie nicht. Und doch ſind wir da und die Welt um uns her, die es, eingeſchränkt in ſein Bereich, nicht zu faſſen vermag. Unſere Welt liegt außerhalb ſeiner Sinne. Bedenken Sie, was jenſeit der unſeren liegt! — Vermöchte Ihnen zum Beiſpiel das Auge zu ſagen, wie der Bach rauſcht und die Wolke grollt?

daß es ſo iſt, würden Sie nie erfahren, hätten Sie nicht den Sinn des Gehörs. Und hätten Sie wieder das feinſte Gehör: Sie wüßten doch von den herrlichen Lichtausbrüchen am Firmamente in Ewigkeit nichts!

Direktor: Danke fürs Privatiſſimum! lieber ein anderes Mal! habe heute kein Sitzefleiſch. Ich ſpielte auf ganz 'was anderes an …

Wann *hebt ſein Glas:* Auf das liebliche Kind von Murano wahrſcheinlich!

Direktor: Meinethalben! woher wiſſen Sie das?

Wann: Wofür hat man ſein tauſend Meter hohes, mitteldeutſches Obſervatorium? wofür hat man ein Fernglas mit der ſelbſt verfertigten Linſe darin? ſoll man nicht manchmal auf die alte ſublunariſche Welt runtergucken und den Kindern auf die Finger ſehen? Und wen ſchließlich der Schuh nicht drückt: der kommt nicht zum Schuſter!

Direktor: Gut! wenn Sie wirklich ein ſo verteufelter Phyſiker ſind, — Ihre Schuſterei einſtweilen beiſeite! ich gebe zu, daß mich der Schuh an mehreren Stellen drückt! — ſo ſagen Sie mir doch gefälligſt 'mal: was iſt heute nacht in der Schenke des alten Wende geſchehn?

Wann: Man hat einen Italiener erſtochen!

Direktor: Warum ſchlagen Sie denn im Buche nach?

Wann: Einen Regiſtrator braucht man doch ſchließlich!

Direktor: Und iſt auch das Nähere darin notiert?

Wann: Vorläufig: nein.

Direktor: Nun, dann iſt es mit Ihrem Fernrohr und

Ihrem protzigen Folianten nichts! — Ich verzeihe mir dieſe Geſchichte nicht! warum hab ich nicht beſſer aufgepaßt! Ich wollte ſie zehnmal dem Hunde abkaufen ..! .. So kommt's, wenn man wirklich 'mal zartfühlend iſt! Er ſpringt auf und geht erregt im Zimmer umher; endlich bleibt er hinter dem Fernrohr ſtehen, dreht es auf dem Stativ und richtet es nacheinander auf die verſchiedenen nachtſchwarzen Fenſter. Der Wind pfeift. Toll, wie einem hier oben bei Ihnen immer wie in einer Schiffskabine zumute wird! im Sturm auf dem großen Ozean!

Wann: Und drückt das nicht auch die Situation am richtigſten aus, in die wir hineingeboren ſind?

Direktor: Das mag ſein! aber mit Phraſen von dieſer Art läßt ſich nichts anfangen. Aus meiner beſonderen Klemme reißt mich das nicht! Anders wär's, wenn man durch Ihr Fernrohr 'was ſehen könnte! leider aber merk ich, daß das auch Vorſpiegelung falſcher Tatſachen iſt.

Wann: Es iſt ja doch ſtockfinſtere Nacht, Direktor!

Direktor: Bei Tage brauch ich ſo 'n Dings doch nich! Er läßt ab von dem Fernrohr, geht wieder hin und her und bleibt ſchließlich vor Wann ſtehen.

Wann: Nun heraus mit der Sprache: wen ſuchen Sie denn?

Direktor: Sie.

Wann: Sie iſt Ihnen demnach verloren gegangen?

Direktor: Ich jage ihr nach und finde ſie nicht! — Ich habe den Unſinn ſatt, Meiſter Wann! ziehen Sie mir den Stachel heraus, wenn Sie ſo ’n toller Quackſalber ſind! ich kann nicht leben und kann nicht ſterben. Nehmen Sie ein Skalpell in die Hand und ſuchen Sie die vergiftete Pfeilſpitze, die mir irgendwo im Kadaver ſitzt und mit jeder Minute tiefer dringt. Ich habe die Angſt und das Jucken ſatt, den ſchlechten Schlaf und den ſchlechten Appetit; meinethalben: ich will päpſtlicher Sänger werden, nur um den verzweifelten Schmacht, der mich plagt, für eine Minute los zu ſein. Er iſt ſchwer atmend auf einen Stuhl geſunken und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn. Wann erhebt ſich mit einiger Umſtändlichkeit.

Wann: Und es iſt Ihnen wahrhaft ernſt mit der Kur? Sie wollen ſich wirklich in meine Hand geben?

Direktor: Natürlich! ja! wozu käme ich denn!?

Wann: Und auch dann ſtill halten, wenn es notwendig iſt, das böſe Gewächs mit dem ganzen, bis in die Zehenſpitzen verzweigten Wurzelſyſtem mit einem Ruck aus der Seele zu reißen?

Direktor: Und wenn es eine Pferdekur iſt!

Wann: Nun, dann geben Sie freundlichſt acht, lieber Direktor. — Jetzt klatſch ich das erſte Mal in die Hand! — Er tut es. — Wenn der Greis nicht mehr könnte als der Mann, was wäre dann wohl der Sinn des Alters? — Er zieht ein langes, ſeidenes Tuch hervor. — Jetzt klatſch ich das zweite Mal in die Hand! — Er tut es. — Hernach binde ich mir dies Tuch vor den Mund, wie der Parſe es beim Gebete tut ...

Direktor, ungeduldig: Und dann werde ich meiner

Wege gehen, denn ich merke, Sie uzen mich, Meiſter Wann!

Wann: … Und dann: incipit vita nova, Direktor!

Er ſchiebt die Binde vor den Mund und klatſcht ſtark in die Hände. Sogleich ſtürzt, wie durch Zauber gerufen, Pippa halb erfroren und nach Atem ringend herein; eine Nebelwolke dringt hinter ihr her.

Pippa, hervorſtoßend, heiſer ſchreiend: Rettet, rettet! — Ihr Männer, helft! dreißig Schritt von hier ſtirbt der Michel im Schnee! er liegt und erſtickt! er kann ſich nicht aufrichten! bringt Licht! er erfriert! er kann nicht weiter! die Nacht iſt furchtbar! kommt mit, kommt mit!

Direktor ſtarrt in grenzenloſer Betroffenheit bald Pippa, bald ſeinen Gaſtgeber an: — Was! ſind Sie der Teufel ſelber, Wann?

Wann: Die Kur beginnt. Keine Müdigkeit vorſchützen! — Ein Seil! Binde das Ende hier feſt, Jonathan!

Pippa hat Wann bei der Hand gefaßt und zerrt ihn hinaus. Der Direktor folgt wie betäubt. Das Zimmer iſt leer, der Sturm brauſt durch den Hausflur, Schneewolken hindurchfegend. Plötzlich wird der Kopf des alten Huhn in der Flurtür ſichtbar. Nachdem ſich der Alte vergewiſſert hat, daß niemand im Zimmer iſt, ſchleicht er ſich ein. Er beglotzt die Gegenſtände im Zimmer, und als die Stimme des wiederkehrenden Wann hörbar wird, verbirgt er ſich hinterm Ofen.

Wann, noch im Hausflur, am Seil die andern nach ſich ziehend: Bewahre die Türen feſt, Jonathan! —

Nun wird, von Wann und dem Direktor geſtützt, der halberfrorene Michel Hellriegel ſichtbar. Man bringt ihn ins Zimmer, legt ihn auf die Ofenbank; Pippa zieht ihm die Schuhe aus und der Direktor reibt ihm die Bruſt.

Wann, zu Jonathan: Einen Taſſenkopf voll heißen ſchwarzen Kaffees, mit Kognak vermiſcht!

Direktor: Donner und Hagel! das Maul friert einem ja zu! — das ſticht ja da draußen mit Nadeln und Schlachtermeſſern!

Wann: Ja, es iſt 'was! Man weiß wenigſtens, wenn man in dieſen ſchwarzen Hadesbränden nach Atem ſchnappt, daß man ein Kämpfer und noch weit entfernt von den Paradieſen des Lichtes iſt. — Nur ein Fünkchen daraus hat den Weg gefunden! — wacker, Kleine, haſt Du Dich durchgekämpft!

Pippa: Der Michel, signore, der Michel, ich nicht.

Wann: Wie iſt Ihnen denn zumute, Direktor?

Direktor: Was Sie für einer ſind, weiß ich nicht! aber ſonſt geht's mir galgenmäßig vergnügt! Es iſt ſchließlich ebenſo wunderbar, wenn eine Fliege auf meinen Hemdkragen ſchmitzt, als daß Sie oder ſonſtwer ſolche Geſchichten machen.

Wann: Statt eines ſind ihrer zweie geworden!

Direktor: Danke! ſo weit reicht mein Grips eben noch! — Meine Vermutung ging zwar auf Huhn, was weiter? ſtatt deſſen iſt es ein Gimpel! — Jonathan, meine Schneeſchuhe, fix!

Wann: Schon fort?

Direktor: Zwei ſind genug. Der dritte zu viel. —

Es iſt mir zwar einigermaßen neu, Edelmut in der höchſten Potenz exekutieren, aber auf Dauer iſt das doch kein rechter Beruf für mich! — meinſt Du nicht auch, kleine Pippa?

Pippa, die leiſe weinend Michels Füße mit ihrem Haar trocknet und reibt: Cosa, signore?

Direktor: Du kennſt mich doch noch? — Pippa ſchüttelt verneinend den Kopf. — Haſt Du mich nicht irgendwo ’mal geſehen? — Pippa ſchüttelt abermals verneinend den Kopf. — Brachte Dir nicht irgend ein guter Onkel während drei vier Jahren Zuckerzeug, hübſche Korallen und ſeidene Bänderchen mit? — Pippa verneint überzeugt durch Kopfſchütteln. — Bravo! ſo hab ich mir’s gedacht! — Haſt Du nicht einen Vater gehabt, der geſtorben iſt? — Pippa verneint. —

Wann: Merken Sie ’was, Direktor?

Direktor: Und ob ich ’was merke!

Wann: Was für ein alter, mächtiger Zauberer hier im Spiele iſt?

Direktor: Verſteht ſich am Rande, ganz gewiß! Fideles Vexierſpiel in der Welt! — Mit dem dritten Finger auf Michels Stirn klopfend: — Du, wenn Du aufwachſt, klopf’ doch ’mal an den Himmel, vielleicht ſagt der liebe Herrgott: herein! — Adieu! Reiben Sie Micheln ins Daſein zurück! — Schon im Flur. — Wünſche allerſeits wohl zu ſpeiſen! es hat geholfen! ich bin kuriert! — Juhu! Jockele, ſchließe den Abgrund auf!

Man hört die Haustür öffnen und im Freien noch mehrmals das Juhu des Direktors.

Hellriegel ſchlägt die Augen auf, ſpringt in die Höhe und ruft ebenfalls: Juhu! — juhu, da haben wir's, kleine Pippa!

Wann tritt erſtaunt und beluſtigt zurück: Ei! was, wenn ich fragen darf, haben wir denn?

Hellriegel: Ach ſo, kleine Pippa, wir ſind nicht allein! Sag' 'mal, woher kommt der Alte ſo plötzlich?

Pippa, ſchüchtern, leiſe: Ach, ich wußte mir keinen andern Rat!

Hellriegel: Aber war es nicht herrlich! freuſt Du Dich nicht, ſo durch Sturm und Winter aufwärts zu klettern? ſo luſtig vorwärts und Hand in Hand?

Wann: Wohin reiſt Ihr denn, wenn man fragen darf?

Hellriegel: Ei, Alter! wer wird ſo neugierig ſein? Frag' denn ich Dich, warum Du hier oben muffelſt, Dich wärmſt und gebratene Aepfel ißt? —

Wann: Da haſt Du ja einen Tauſendſaſſa, liebes Kind!

Hellriegel: Immer wandern und an das Ziel nicht denken! Man ſchätzt es zu nah oder ſchätzt es zu weit. — Uebrigens fühle ich doch meine Knochen ſummen.

Pippa, ängſtlich: Michel, könnten wir nicht dem alten, freundlichen Mann gegenüber vielleicht doch ein bißchen dankbar ſein? oder meinſt Du nicht?

Hellriegel: Wieſo?

Pippa: Er hat uns doch vor dem Erfrieren gerettet!

Hellriegel: Erfrieren? das tut jetzt der Michel beileibe nicht! — Hätten wir juſt das Aſyl hier verfehlt, nun ſo wären wir jetzt gute zehn Meilen weiter. Denke, Pippa, zehn Meilen näher am Ziel! Wenn einer den Wunderknäuel beſitzt und unzweideutige, höhere Winke in großer Menge bekommen hat, daß er zu etwas berufen iſt ... mindeſtens knetbares Glas zu erfinden!

Wann: Du lachſt, meine Kleine: glaubſt Du ihm das? — *Pippa ſieht gläubig zu Wann auf und nickt entſchieden bejahend mit dem Kopfe.* — So!? allerdings, er ſpricht recht vertrauenerweckend! — Nun, ſprecht Euch nur aus, ich geniere Euch nicht! — *Er nimmt hinter ſeinem Büchertiſche Platz, doch die beiden verſtohlen beobachtend; dabei blättert er in dem großen Buch.* —

Pippa, *geheimnisvoll:* Sieh Dich 'mal um, Michel, wo wir ſind!

Hellriegel: Ganz am rechten Platz, wie mir eben jetzt einfällt! Ganz recht hat das Garn uns geleitet. Merkteſt Du nicht, wie es uns immer vorwärts und heraus aus dem Unwetter zog?

Pippa: Das war ja das Seil des Alten, Michel!

Hellriegel: J, wie Du Dir das denkſt, Kleinchen, iſt es nicht! Hier zunächſt mußten wir jedenfalls hin. Erſtlich ſah ich im Steigen immer das Licht. Hätt ich aber das Licht auch nicht geſehen, es zog und ſog eine unwiderſtehliche Kraft in mir nach dieſem ſchützenden Dache hin!

Pippa: Ich bin ſo froh, daß wir ſicher ſind, und doch: ich fürchte mich noch immer ein bißchen!

Hellriegel: Vor was fürchteſt Du Dich?

Pippa: Ich weiß nicht, vor was! — ob die Türen feſt zu ſind?

Wann, der es gehört hat: Sind feſt verſchloſſen!

Pippa, einfach und unſchuldig auf Wann zu: Ach, Herr, Ihr ſeid gut, man ſieht's Euch an! aber dennoch ... gelt, Michel? ... wir müſſen wohl weiter!

Wann: Warum denn? wer iſt denn auf Eurer Spur?

Hellriegel: Niemand! keiner wenigſtens, der uns Sorgen macht! aber wenn Du fort willſt, ſo komm, kleine Pippa!

Wann: Meint Ihr wirklich, ich ließe Euch fort?

Hellriegel: Allerdings! womit wolltet Ihr uns denn feſthalten?

Wann: An ſolchen Mitteln fehlt es mir nicht! — Ich frage Dich nicht, wohin Du gehſt! wohin Du mit dieſer kleinen, geſcheuchten Motte, die an meine Lampe geflogen iſt, unterwegens biſt! aber die Nacht hindurch werdet Ihr hierbleiben.

Hellriegel, breitbeinig in der Mitte des Zimmers aufgepflanzt: Holla! holla! hier iſt auch noch einer!

Wann: Wer weiß, was Du für ein Vogel biſt! vielleicht einer, der auszog, das Gruſeln zu lernen: dann hab' nur Geduld, Du lernſt es ſchon noch!

Hellriegel: Immer gemütlich, Onkelchen, das Haus ſteht noch! wie mein Mutterchen ſagt. Ob wir aber gehn oder bleiben, iſt unſere Sache!

Wann: Du haſt wohl ſehr große Roſinen im Sack!

Hellriegel: So? ſeh ich ſo aus, als ob ich welche im Sack hätte? das is wohl auch möglich! denke 'mal an! — Nun, punktum! mein Ranzen tut ſich ſo ziemlich! wenn es auch andere Dinge als gerade nur lump'ge Roſinen ſind. Falls mir alſo die Kappe ſo ſitzt, dann gehen wir! und dann kannſt Du uns ebenſowenig zurückhalten, wie zwei Schwäne, die unter dem Lämmergewölkchen hinreiſen und wie zwei Punkte gen Süden ziehn.

Wann: Das geb ich Dir zu, junger Wolkenmann! — Doch gelingt es mir je zuweilen einmal, ſolche Vögel an meine Tröglein zu locken, und das hab ich zum Beiſpiel mit Euch getan.

Jonathan beſtellt die Tafel neben dem Ofen mit Südfrüchten, dampfendem Wein und Gebäck.

Hellriegel: Was, Tröglein! wir ſind nicht hungrig, wir eſſen nicht! auf ſo 'was iſt Michel nicht angewieſen!

Wann: Seit wann denn nicht mehr?

Hellriegel: Seit ... ſeit er das Freigold im Schlamme fand!

Wann, zu Pippa: Und Du?

Pippa: Ich bin auch nicht hungrig!

Wann: Nein?

Pippa, leiſe zu Michel: Du haſt ja Dein Tiſchlein-decke-dich!

Wann: So wollt Ihr mir nicht die Ehre antun?

Hellriegel: Ich merke, Du biſt wieder 'mal einer, der nicht die leiſeſte Ahnung davon hat, wer Michel Hellriegel iſt. Was geht's mich an! und was hülfe es auch, es Dir auseinanderzuſetzen. Zwar weißt Du, daß der Erzengel Michael ein Held und Drachenbezwinger iſt: daran zweifelſt Du nicht. Ich brauche nun aber bloß weiterzugehn und meinethalben zehn Schwüre zu leiſten, daß ich ſeit geſtern Wunder auf Wunder erlebt und ein Abenteuer ſieghaft beſtanden habe, das ebenſo ungeheuer iſt, ſo wirſt Du ſagen: warum denn nicht? das iſt einer, der Okarina ſpielt. — Ich brauche von meinem Ranzen erzählen ...

Wann: O, Michel, Du köſtliches Gotteskind, hätt ich geahnt, daß Du es biſt, den ich heute ſeit Tagesanbruch mit meinem Fernrohr verfolgt und an meine Seelenfutternäpfchen voll heißen Blutes gelockt habe: ich hätte die Hütte feſtlich geſchmückt und Dich — damit Du ſiehſt, daß ich auch ſo 'was wie ein Muſikante bin — und Dich mit Quintetten und Roſen empfangen! — Sei friedlich, Michel, vertrage Dich! Und ich rate Dir, iß eine Kleinigkeit! So geſättigt himmelblau Du auch ſein magſt, davon kann nur die Seele, kein Körper ſatt werden eines langen Lümmels, wie Du einer biſt!

Hellriegel *tritt an den Tiſch, nimmt einen Teller herauf, ißt eifrig und ſpricht leiſe und grimmig zu Pippa:* Der Fraß widerſteht mir, ich mag ihn nicht! bloß, um mit guter Art loszukommen ...

Wann: Iß, iß, Michel, räſonniere nicht! es nutzt nichts, mit Deinem Herrgott zu hadern, weil Du atmen und ſchlingen und ſchlucken mußt! dann ſchwebt ſich's und ſchaukelt ſich's um ſo ſchöner!

Pippa *hat ſich zu Wann geſchlichen, während Michel ins Eſſen* *vertieft iſt, und flüſtert ihm zu in voller Freude:* Ich freu' mich ſo, daß der Michel ißt!

Wann: Er wandelt nacht, alſo weck' ihn nicht! ſonſt läßt er Gabel und Meſſer fallen, ſtürzt tauſend Meter hoch in die Luft und bricht ſich womöglich Hals und Beine.

Er nimmt ſorgfältig mit zwei Händen ein venetianiſches Gondelmodell vom Tiſch.

Wann: Kannſt Du mir ſagen, was das vorſtellt?

Pippa: Nein.

Wann: Denk nach! iſt niemals durch Deinen Traum ein ſchwarzes Fahrzeug wie dieſes geglitten?

Pippa, *ſchnell:* Ja, früher, ganz früher, erinnre ich mich!

Wann: Weißt Du auch, was für ein mächtiges Werkzeug es eigentlich iſt?

Pippa, *nachdenklich:* Ich weiß nur, daß ich nachts einmal zwiſchen Häuſern auf einer ſolchen Barke geglitten bin.

Wann: So iſt es! — *Zu Michel hinüber:* — Nun meinethalb ſpitze auch Du Deine Ohren, damit Du nach und nach zur Erkenntnis gelangſt, daß auch hier einer ſitzt, der ſich etwas auf Aëronautik und manches andere verſteht.

Hellriegel: Immer 'raus mit der Zicke auf den Markt!

Wann: Alſo dies kleine Fahrzeug hier hat die Märchenſtadt zwiſchen zwei Himmeln geſchaffen, nämlich jene, darin auch Du, gutes Kind, ans Herz der Erde geboren biſt. — Denn Du biſt aus dem Märchen und willſt wieder hinein.

Hellriegel: Hopp! da kommt 'was geflogen! Hopp! wieder ein ander Bild! eine Ratte! ein Salzhering, ein Mädchen! ein Wunder! immer auffangen! eine Okarina! immer hopp, hopp, hopp! — So ſehr ich, als ich von Mutter fort auf die Walze ging, auf allerlei Hokuspokus gefaßt war und ihm hüpfend vor Freude entgegengegangen bin, tritt mir jetzt doch manchmal kalter Schweiß auf die Stirne. *Er ſtarrt, Gabel und Meſſer in den Fäuſten, tiefſinnig vor ſich hin.* Alſo Er kennt die Stadt, wo wir hin wollen!

Wann: Freilich kenne ich ſie, und — ſofern Ihr Vertrauen zu mir faßt! — könnte ich etwas übriges tun und Euch mit Rat und Wink den Weg dorthin weiſen. Am Ende, wer weiß, noch etwas mehr als das! — Denn, offen geſtanden, wenn man Euch ganz genau betrachtet, ſo kommen einem doch Zweifel an, ob Ihr wirklich ſo ſicher und hoch und zielbewußt durch den Himmel ſchwebt! Ihr habt etwas an Euch, wie ſoll ich ſagen, von aus der Flugbahn geſchleuderten Vögeln, die hilflos irgendwohin an den Nordpol verſchlagen ſind. Sozuſagen auf Gnade und Ungnade! — Michel, fahre nicht auf! ereifre Dich nicht! Du willſt es nicht Wort haben, daß Du entſetzlich mürbe und müde biſt, und auch nicht die unbeſtimmte Angſt, das Grauen, das Euch mitunter noch anpackt, obgleich Ihr den Schauern der winternächtigen Flucht doch einigermaßen entronnen ſeid.

Bei Erwähnung der Flucht und Angſt iſt Hellriegel aufgeſprungen, *und Pippa und er haben einander ängſtlich angeſehen. Jetzt bewegt er ſich unruhig an die Stubentür und horcht in den Flur hinaus.*

Hellriegel: Nur ruhig, Michel! es käme drauf an! — Ich nehme doch an, daß die Türen genügend verwahrt und verriegelt ſind? — Dann haben wir jedenfalls nichts zu fürchten! — *Er kommt zurück.* — Meinethalben! — es kann ja ſein, daß Ihr vielleicht etwas Rares ſeid — wir werden zwar ſowieſo in der ſchönen Waſſer- und Glasmacherſtadt, wo das Waſſer zu gläſernen Blumen ſprießt und von der ich zeit meines Lebens ganz genau jedes Brückchen, Treppchen und Gäßchen geträumt habe ... zwar ſowieſo ... morgen nachmittag Apfelſinen eſſen, aber meinethalb: wie weit iſt's noch dahin?

Wann: Das kommt darauf an, Michel, wie man reiſt.

Hellriegel: Auf praktiſche Weiſe, will ich 'mal ſagen.

Wann, *lächelnd*: Dann kommſt Du wahrſcheinlich niemals hin. Aber wenn Du mit dieſem Schiffchen reiſt, mit dem ſchon die erſten Pfahlbauern in die Lagunen hinausfuhren und aus dem, wie aus einer ſchwimmenden Räucherſchale, phantaſtiſcher Rauch: der Künſtlertraum Venedig quoll, daraus ſich die prunkende, ſteinerne Stadt, wie der Kriſtall aus der Lauge, niederſchlug ... ja, wenn Du mit dieſem Schiffchen reiſt und mittels des Wunders, das Dir geworden iſt, ſo kannſt Du mit einem Mal alles erblicken, wonach Deine ſchmachtende Seele ſtrebt.

Hellriegel: Halt! ich will 'mal erſt eine ſtille und in mich gekehrte Ueberlegung anſtellen. — Gebt mir doch 'mal das Ding in die Hand! — Er nimmt und hält das Schiffchen. — So? mit dieſem Nußſchälchen ſoll ich reiſen? — ach! was doch der alte Herbergsvater klug und der Michel ein Eſel iſt! — Wie macht man das bloß, hier einzuſteigen? — O, bitte! ich bin kein Spaßverderber! jetzt leuchtet mir die Geſchichte ein: ich fürchte nur, ich verlaufe mich in dem Schiffchen! Wenn es wirklich ſein muß, ſo nehm ich doch lieber meine zwei Schweſtern, meine ſechs älteren Brüder, meine Onkels und meine ſonſtigen Anverwandten, die Gott ſei Dank alle Schneider ſind, mit.

Wann: Mut, Michel! wenn einer aus dem Hafen iſt, ſo gilt kein Zurück: er muß in die hohen Wogen hinaus. Und Du — zu Pippa: — gib ihm den Zauberwind in die Segel!

Hellriegel: Das gefällt mir, das wird eine ſchnurrige Fahrt!

Wann, indem er Pippas Fingerchen um den Rand eines venetianiſchen Glaſes führt: ‚Fahre hin, fahre hin, kleines Gondelſchiffchen!‘ Sprich nach.

Pippa: ‚Fahre hin, fahre hin, kleines Gondelſchiffchen.‘

Wann:

‚Aus Winternacht und aus Schnee und Eis,
Aus ſturmgerüttelter Hütte Kreis‘ —

Pippa, lachend:

‚Aus Winternacht und aus Schnee und Eis,
Aus ſturmgerüttelter Hütte Kreis‘ —

Wann:

‚Fahre hin, fahre hin, kleines Gondelſchiffchen.‘

Aus dem Glaſe, deſſen Rand Pippa reibt, dringt ein leiſer Ton, der ſtärker und ſtärker wird, bis ſich ihm Töne zu Harmonieen angliedern, die ſchwellend zu einem kurzen, aber mächtigen muſikaliſchen Sturm anwachſen, der jäh zurückbebt und verſtummt. Michel Hellriegel verfällt offenen Auges in einen hypnotiſchen Schlaf.

Wann:

Jetzt reiſt der Michel einſam über Wolken hin,
ſtumm iſt die Reiſe, denn in jener Region
erſtirbt der Schall. Er findet keinen Widerſtand.
Wo biſt Du?

Hellriegel:

Herrlich fahr ich her durchs Morgenrot!

Wann:

Was alles ſiehſt Du?

Hellriegel:

O, ich habe mehr geſehn,
als eines Menſchen Seele je erfaſſen kann,
und über hyazinthene Meere geht mein Flug!

Wann:

Jetzt aber ſenkt Dein Schiff ſich nieder! — oder nicht?

Hellriegel:

Ich weiß es nicht. Nur ſteigt das Erdgebirge mir
entgegen. Rieſenmäßig türmt die Welt ſich auf.

Wann:

Und nun?

Hellriegel:

Nun hab ich lautlos mich hinabgeſenkt,
und zwiſchen Gärten rauſcht mein Nachen ſtill dahin.

Wann:
Du nennſt es Gärten, was Du ſiehſt?
Hellriegel:
Ja! doch von Stein.
In blauen Fluten ſpiegeln Marmorblumen ſich,
und weiße Säulen zittern im ſmaragdnen Grund.
Wann:
Halt inne, Fährmann. — Und Du ſage, wo Du biſt!
Hellriegel:
Auf Stufen ſetz ich meinen Fuß, auf Teppiche,
und eine Halle aus Korallen nimmt mich auf!
An eine goldne Pforte poch ich dreimal nun!
Wann:
Und auf dem Klopfer, welche Worte lieſeſt Du?
Hellriegel:
Montes chrysocreos fecerunt nos dominos!
Wann:
Und was geſchieht, nachdem des Klopfens Laut verhallt?

Michel Hellriegel antwortet nicht und beginnt vielmehr, wie unterm Albdruck, zu ächzen.

Pippa:
Weck' ihn, ach weck' ihn, lieber alter weiſer Mann!
Wann,
indem er Micheln das Schiffchen aus den Händen nimmt:
Genug! In die verlor'ne Hütte wiederum
zu den Verbannten, Schneeverwehten kehre heim
und rüttle Dich und ſchüttle goldnes Reiſegut
in unſren Schoß, dieweil wir ſchlimm verſchmachtet ſind.

Michel Hellriegel erwacht, blickt beſtürzt um ſich und ſucht ſich zu beſinnen.

Hellriegel: Halloh! — warum ſteht der alte, verteufelte Grunzochs Huhn vor der Pforte und droht und läßt mich nicht eintreten? Pippa! ſo ſteck' doch den goldnen Schlüſſel zum Gitter heraus! ich ſchleiche mich durch ein Seitentürchen! — Wo? — Pippa! — Verflucht! nein! wo bin ich denn? — Entſchuldige, Alter! man ſoll lieber nicht fluchen, wenn man ſo etwas einmal . . . wenn man auch zuletzt der Gefoppte iſt! — In was für ein verwünſchtes Futteral iſt man denn gerutſcht?! — Donnerwetter noch 'mal, was geht hier vor? — Wo iſt Pippa? — haſt Du den goldnen Schlüſſel noch bei Dir? — Her! gib ihn her! wir wollen ſchnell aufmachen!

Pippa: Wache doch auf, Michel! Du träumſt doch! beſinne Dich!

Hellriegel: Da will ich doch lieber ein Träumer ſein, als auf eine ſo niederträchtige Weiſe aufwachen, vierzehn Meilen tief in der Patſche drin. Man ſieht ja nicht mehr die Hand vor den Augen! Was heißt das? wer drückt mir den Daumen in die Gurgel? wer quetſcht mir mit einer Berglaſt von Angſt das Glück aus der Bruſt?

Wann: Keine Angſt! nur keine Angſt, beſter Michel! es iſt alles in dieſem Hauſe in meiner Gewalt! und nichts iſt drin, was Dir ſchaden kann.

Hellriegel: Ach, Meiſter, warum riefſt Du mich denn ſo ſchnell in dieſe Grabeshöhle zurück? warum ließ mich das alte, wilde, zerlumpte Tier nicht in mein Waſſer- und

Zauberſchlößchen hinein! es war ja das, was ich mir immer gewünſcht habe! es war ja dasſelbe! ich hab es ja ganz genau wiedererkannt, was ich mir, vor dem Ofenloch ſitzend, als kleiner Knabe erträumt habe! und Pippa guckte zum Fenſter heraus! und das Waſſer ſpielte wie Flötenläufe wohlig unter ihr um die Mauer herum! Laß uns die Reiſe noch einmal tun! ſchenke uns Dein entzückendes Gondelchen, und ich ſtehe nicht an . . . ich biete Dir hier mein ganzes Ränzel mit ſeinem geſamten köſtlichen Inhalt dafür!

Wann: Nein, Michel, noch nicht! gedulde Dich! Du biſt mir fürs erſte noch viel zu hitzig! Und ich bitt Euch beide, beruhigt doch Eure klopfenden Herzen und ängſtet Euch nicht. Laßt gut ſein: morgen iſt auch noch ein Tag! In meinem Hauſe ſind viele Gaſtkammern! verziehet, ich bitt Euch, bis morgen bei mir! — Eine Nacht durch vergönnt mir, die Hoffnung, die volle, die junge, zu beherbergen! — Morgen fahret denn weiter, mit Gott! Jonathan, führe den Fremden hinauf!

Hellriegel: Wir gehören zuſammen, wir trennen uns nicht!

Wann: Wende Dich, wie Du willſt oder magſt, braver Michel: immer nimmt ſie der Schlaf Dir aus der Hand, und Du mußt ſie dem Schickſal und Gott überlaſſen!

Hellriegel hat Pippa in die Arme genommen. Er betrachtet ſie und gewahrt, daß ſie vor großer Übermüdung faſt bewußtlos iſt: ſo läßt er die Entſchlummerte auf die Wandbank gleiten.

Hellriegel: Und bürgſt Du für ſie?

Wann: Mit Mund und Hand!

Hellriegel küßt Pippa auf die Stirn: Bis morgen alſo!

Wann: Schlaf wohl! gute Nacht! — und fern in der Adria träumt ein Haus, das wartet auf neue und junge Gäſte.

Jonathan ſteht in der Tür mit Licht, Hellriegel reißt ſich los und verſchwindet mit ihm im Hausflur. —

Wann betrachtet Pippa eine Weile tief und nachdenklich; alsdann ſagt er:

In meine Winterhütte brach der Zauber ein.
Der Weisheit Eiswall räuberiſch durchbrach er mir,
der Goldgelockte. Obdach hab' ich ihm gewährt
aus väterlicher Seele, alter Tücke voll.
Wer iſt der Fant, daß er dies Kind beſitzen will,
das göttliche, das meine Schiffe ſegeln macht —
Sie knacken, kniſtern, ſchaukeln leiſe hin und her,
die alten Rümpfe, antiquariſch aufgehängt! —
Warum denn ſetz ich dieſen Michel in mein Schiff,
anſtatt mit ganzer Flottenmacht ausſegelnd mir,
und im Triumph, verlaſſ'ne Himmel wiederum
zu unterwerfen, und als Galeone ſie voran.
O, Eis auf meinem Scheitel, Eis in meinem Blut!
Du tauſt hinweg vor einem jähen Hauch des Glücks.
Du heiliger Hauch, o zünde nicht in meiner Bruſt
die Feuersbrunſt der Gier und wilden Lüſte auf,
daß ich, Saturn gleich, nicht die eig'nen Kinder ſchlucken muß.
Schlaft! Euren Schlaf bewach ich und bewahre Euch das,

was flüchtig iſt. Als Bilder ſchwebet mir vorbei,
ſolang noch Bild, nicht Weſen, meine Seele iſt,
nicht klares, unſichtbares Element allein.
Modert, ihr Rümpfe! und nach neuen Fahrten dürſt ich nicht.

Er hat die Schlafende erhoben, geſtützt und langſam mit väterlicher Sorgfalt in die Kammer rechts geführt. Während er und Pippa verſchwunden ſind, kommt Huhn hinterm Ofen hervor und bleibt, ſtieren Blicks auf die Kammertür glotzend, mitten im Zimmer ſtehen. Wann kommt rückwärts aus der Kammer, zieht die Tür nach ſich ins Schloß und ſpricht, ohne Huhn zu bemerken. Er hat ſich nach den Schiffsmodellen umgewendet und erblickt dabei Huhn. Zunächſt an der Wirklichkeit der Erſcheinung zweifelnd, hält er forſchend die Hand über die Augen; dann läßt er ſie ſinken, jede Muskel ſtrafft ſich an ihm, und beide Männer meſſen einander voll Haß.

Wann, langſam bebend: Hier — geht — kein — Weg! —

Huhn, ebenſo: Hie — gilt — kee' Wort! —

Wann: Komm an!

Huhn dringt an, und ſie ſtehen einander in Kämpferſtellung gegenüber.

Huhn: Das is all's meins! — oall's meins, oall's meins, oall's meins.

Wann:

Du ſchwarzes Bündel Mordſucht! Nachtgebor'ner Klumpen Gier,
keuchſt Du nun doch noch etwas, das wie Worte klingt!

Der alte Huhn hat ihn angefallen, und ſie ringen miteinander; dabei ſtößt plötzlich der alte Huhn einen furchtbaren Schrei aus und hängt gleich darauf wehrlos in Wanns Armen. Wann läßt den Röchelnden leiſe niedergleiten.

Wann:
So muß es kommen, ungeſchlachter Rieſe!
Krankes, ſtarkes, wildes Tier! —
Brich Du in Ställe! Raubtierfraß
birgt dieſe eingeſchneite Hütte Gottes nicht!

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt

Die Vorgänge ſind in unmittelbarem Anſchluß an den dritten Akt, im gleichen Zimmer. Der alte Huhn liegt, ein ſtarkes, ſchreckliches Röcheln ausſtoßend, auf der Ofenbank. Seine Bruſt iſt bloß; das lange, roſtrote Haar fällt bis auf die Erde. Der alte Wann ſteht aufrecht bei ihm, die linke Hand auf die Bruſt des Hünen gelegt. Pippa kommt ſcheu und zitternd mit dem Ausdruck großer Angſt aus der Kammertür rechts.

Wann: Komm nur herein, Du kleine, zitternde Flamme, Du! komm nur herein! Es hat jetzt, wenn Du einigermaßen vorſichtig biſt, keine Gefahr mehr für Dich!

Pippa: Ich habe es gewußt! o, ich habe es gewußt und gefühlt, signore! — Halte ihn nieder! binde ihn feſt!

Wann: Soweit er gebunden, kann ich ihn binden.

Pippa: Iſt es der alte Huhn, oder iſt er's nicht?

Wann: Die Folter entſtellt ſein Angeſicht. Aber wenn Du ihn Dir genauer betrachteſt ...

Pippa: So ſieht er faſt wie Du ſelber aus!

Wann: Ich bin ein Menſch, und der will es werden: wie kommſt Du darauf?

Pippa: Non sò, signore!

Hellriegel erſcheint aufgeſchreckt in der Flurtür.

Hellriegel: Wo iſt Pippa? ich habe es geahnt, daß der lauſige Trottel auf unſern Ferſen iſt! Pippa! — Gott ſei Dank, daß Du nun wieder in meinem Schutze biſt!

Wann: Es hat ihr auch niemand, als Du nicht hier warſt, ein Haar gekrümmt!

Hellriegel: Es iſt aber beſſer, daß ich hier bin!

Wann: Das wolle der Himmel! — Hole mir einen Eimer voll Schnee herein! bring Schnee! Wir wollen ihm Schnee auf die Herzgrube legen, damit ſich das arme, gefangene, flügelſchlagende Tier in der Bruſt beruhigen mag!

Hellriegel: Iſt er verwundet?

Wann: Das mag wohl ſein!

Hellriegel: Was haben wir denn davon, wenn er wieder zu Kräften kommt? Er wird mit den Fäuſten um ſich ſchlagen und uns alle drei in die Pfanne hauen!

Wann: Mich nicht! und auch niemand ſonſt, wenn Du verſtändig biſt.

Pippa: Er iſt es ja doch! es iſt ja der alte Glasbläſer Huhn!

Wann: Erkennſt Du ihn jetzt? den Gaſt, der ſo ſpät noch gekommen iſt, um hier einen Höheren zu erwarten!? Tritt nur nahe heran, Kleine, fürchte Dich nicht! Dein Verfolger iſt nun ſelbſt der Verfolgte! — Hellriegel bringt einen Eimer voll Schnee. — Was haſt Du draußen geſehen, Michel, daß Du ſo bleich wie ein Handtuch biſt!

Hellriegel: Ich wüßte nicht! — Während des Eisauflegens: — Es iſt ja gar nicht das alte Haarwald-Gebirge, das in der Schenke mit Dir getanzt hat und geſprungen iſt und dem ich Dich glücklicherweiſe entführt habe.

Pippa: Sieh nur genau hin, er iſt es doch!

Wann: Aber er iſt unſer Bruder geworden!

Pippa: Was iſt Dir, Michel? wie ſiehſt Du denn aus?

Wann: Was haſt Du draußen geſehen, daß Du ſo weiß wie ein Handtuch biſt?

Hellriegel: Nun meinethalben: ich habe niedliche Dinge geſehen! Es war, ſozuſagen, wie eine Wand von fiſchmaulſchnappenden Weibsviſagen, hübſch Entſetzen erregend! hübſch grauſenhaft! Ich möchte ſie nicht hier im Zimmer haben. So iſt's, wenn man vom Hellen ins Dunkle kommt! —

Wann: Am Ende lernſt Du das Gruſeln noch!

Hellriegel: Es iſt allerdings kein Vergnügen, draußen zu ſein. Augenſcheinlich haben die Damen Halsſchmerzen — man ſieht es den zuckenden, ſchwarzviolett geſchwollenen Gurgeln an! — wozu wären ſie ſonſt mit einem dicken Halstuch von langen, geifernden Würmern umknotet!

Wann: Gelt, Michel, Du blickſt Dich nach Beiſtand um!

Hellriegel: Wenn nur die ſpaßhaften Engelchen nicht durch die Wand drücken!

Wann: Michel, könnteſt Du nicht noch einmal ins Freie gehen und mit lauter Stimme ins Dunkel rufen, daß Er kommt?

Hellriegel: Nein! das geht mir zu weit, das tue ich nicht!

Wann: Du fürchteſt den Blitz, der erlöſen ſoll? So mach' Dich gefaßt, Gottes Lob auf eine markerſtarrende Weiſe heulen zu hören, da anders dem Einbruch der Meute nicht zu ſteuern iſt!

Der alte Huhn ſtößt einen ſolchen Schmerzensſchrei aus, daß

Pippa und Hellriegel in mitleidiges Wimmern ausbrechen und willenlos hingeriſſen auf ihn zueilen, um ihm Hilfe zu bringen.

Wann: Keine Uebereilung! es hilft Euch nichts! — Hier iſt keine Gnade! Hier raſt der giftige Zahn und der weißglühende Wind, ſolange er raſt! Hier keltern typhoniſche Mächte den gellenden Qualſchrei raſender Gotteserkenntnis. Blind, ohne Erbarmen, ſtampfen ſie ihn aus der heulenden und vor Entſetzen ſprachloſen Seele aus.

Hellriegel: Kannſt Du ihm denn nicht beiſtehen, Alter?

Wann: Nicht ohne ihn, den Du nicht rufen magſt.

Pippa, *zitternd:* Warum wird er ſo auf die Folter geſtreckt? Ich hab ihn gefürchtet und hab ihn gehaßt! aber warum wird er mit einer ſolchen Wut und einem ſo unbarmherzigen Haß verfolgt? ... ich fordere es nicht!

Huhn: Was denn? lußt los! lußt los, lußt los! ſchlagt mir de Fangzähne nee ei' a Nacka! lußt los, lußt los! reißt m'r de Schenkel ne vo a Knocha! reißt mir a Leib ni uf! zerreißt mich nee! zerreißt mir de Seele nee ei' Sticke azwee!

Hellriegel: Himmeldonnerwetter nochmal! wenn das eine Kraftprobe ſein ſoll, wenn der große Fiſchblütige damit jemand zu imponieren gedenkt ... mir imponiert das jedenfalls nicht! höchſtens zwangsweiſe! — Hat er denn vor ſeiner Schöpfung nicht mehr Reſpekt, oder kann er nichts? daß er alle Augenblicke 'mal 'was kurz und klein haut? und zwar auf dieſe beſondere Manier, die ihm doch hoffentlich nicht der einzige Spaß von der Sache iſt!

Wann: Die Hauptſache wäre doch eigentlich, Michel, daß einer von uns geht und nachſieht, wo der, den wir ſehnlich erwarten, bleibt. Dein Reden bringt uns nämlich nicht weiter.

Hellriegel: Geh Du hinaus! ich bleibe hier.

Wann: Gut! — Zu Pippa: — Aber tanze Du nicht etwa mit ihm!

Hellriegel: O, Himmel! wenn einer in ſolcher verzwickten Lage noch Witze macht, was ſoll man da zu dem Unglück ſagen?!

Wann: Trau', ſchau', wem! gib jedenfalls acht auf das Kind! — Wann entfernt ſich durch den Flur. —

Pippa: Ach, wenn wir bloß hier fort wären, Michel!

Hellriegel: Das wünſchte ich auch! Gott ſei Dank, daß wir jedenfalls jetzt auf der Höhe ſind! Wir können morgen mit Tagesanbruch — meinethalben auf Schlitten, das geht ſehr gut! — den ſüdlichen Abhang hinunterſauſen. Dann ſind wir aus dieſer Gegend der Walchen und Kugelblitze und grunzenden Paviane für immer heraus!

Pippa: Ach, wenn er bloß nicht wieder ſchreien wollte!

Hellriegel: Laß ihn ſchreien! es iſt immer beſſer hier: die Stille draußen ſchreit noch entſetzlicher.

Huhn, mit ſchwerer Zunge: Mörder! Mörder!

Pippa: Er hat wieder geſprochen! — Ich glaube, der alte Spielzeughändler hat ihm etwas zuleide getan!

Hellriegel: Klammere Dich an mich! drücke Dich feſt an mein Herz.

Pippa: O, Michel, Du ſtellſt Dich ſo ruhig, und es pocht ſo wild!

Hellriegel: Wie Deins!

Pippa: Und ſeins! — ich höre ſeins auch pochen! — wie mächtig es arbeitet! — wie ſchwer es ſich müht!

Hellriegel: So? iſt es wirklich ein Herz, das ſo pocht?

Pippa: Was denn ſonſt? ſo horch' doch, was ſoll denn ſo pochen?! Ich weiß nicht, es zuckt immer ſo ſchmerzlich durch mich ... es reißt mich immer ſo bis in die Zehenſpitzen — bei jedem Schlage, als müßt ich mit. —

Hellriegel: Sieh mal, ein kannibaliſcher Bruſtkaſten! ſieht er nicht aus, wie ein mit roten Zottelhaaren beſetzter Blaſebalg? und als müßte er immer etwas wie'n Schmiedefeuerchen aufblaſen.

Pippa: O, wie ihm das arme, gefangene Vögelchen immer ſo angſtvoll gegen die Rippen hüpft! — Michel, ob ich ihm meine Hand einmal auflege?

Hellriegel: Mit meiner Erlaubnis! es kann nichts geben in aller Welt, was von einer ſo wundertätigen Wirkung iſt!

Pippa legt Huhn die Hand aufs Herz: Ich wußte ja gar nicht, daß der alte Huhn unter ſeinen Lumpen ſo weiß wie ein Mädchen iſt! —

Hellriegel: Siehſt Du, es wirkt! er iſt ſchon ruhiger! — Und nun geben wir ihm noch ein wenig Wein, damit mag er dann friedlich hinüberſchlummern.

Er tritt an den Tiſch, um Wein einzugießen, Pippa läßt ihre Hand auf der Bruſt ruhen.

Huhn: Wer legt m'r ſei' Poatſchla auf de Bruſt? — Ich ſoaß ei' mir drinne — im Finſtern — wir ſoaſſa im Finſtern! die Welt woar kalt! — 's wurde kee' Tag nimehr, kee' Murga nimeh! do ſoaſſa mir um a kahla Glasufa rim! — und do kama de Menſcha, ju ju .... do kama ſe vu weither durch a Schnee gekrocha! ſe koama vu weither, weil ſe hungrig woarn: ſe wullten a Brinkla Licht uf die Zunge han: ſe wullta a klee' bißla Wärme ei' ihre verſtarrte Knocha eitrinka. — Aſu is's! — und do loga ſe ei' d'r Nacht im de Gloashitte rum! — mir heerta ſe ächza! mir heerta ſe wimmern. Und do ſtonda mir uf und ſchierta eim Aſchenluche rum — uf eemol ſtieg noch a eenzigſtes Fünkla ... a Fünkla ſtieg aus der Aſche uf! — o Jees, woas ſtell ich ock mit dem Fünkla uf, doas uf eemal wieder aus d'r Aſche geſtiega iis? — ſohl ich an'n Diener macha, Fünkla? ſohl ich dich eifanga? ſohl ich nach dir ſchlo'n, Fünkla? — ſohl ich mit dir tanza, kleenes Fünkla?

Hellriegel: Sag' ja, ſag' ja, widerſprich ihm nicht! — Du, ſage doch 'mal, wie das weitergeht! — Hier, trinke zuerſt mal einen Schluck, alter Urian! Heute Dir — morgen mir! wir wollen zuſammenhalten, weil ich im innerſten Herzen doch auch ſo 'was, wie ſo'n verſchneiter, geſpenſtiſcher Glasmacher bin.

Huhn, nachdem er getrunken: Blutt! ſchwarzes Blutt ſchmeckt gutt! oaber, woas der Sichte macht, mach ich ooch! ich mache oo Glasla! o jee, woas hoa ich ni ſchun oll's aus'm Glasufa 'rausgebracht! Perl'n! Edelſteene! großmächt'ge Humpa! — immer 'nei' mit 'm Feiſla ei' a Satz! — Luß gutt ſein, ich tanz' mit Dir, kleenes Fünkla! wart' ock: ich zind' m'r a Gloasufa wieder uf! wie de Weißglut aus a Löchern bricht! mit 'm ahla Huhn kommt keener ni mit! ſatt Ihr ſe ei' d'r Feuerluft rumtanza?

Hellriegel: Wen meinſt Du denn?

Huhn: Wan? woas denn? dar wiß woll no nee, daß das Madl aus'm Gloasufa ſtammt!

Hellriegel, kichernd: Hör' doch 'mal, Pippa, Du ſtammſt aus dem Glasofen!

Pippa: Ach, Michel, mir iſt zum Weinen zumut.

Huhn: Tanze, tanze! doaß a weng lichter wird! foahr hie, foahr her, doaß die Leute Licht kriega! zind' uf! zind' uf! m'r wulln oa de Arbeit giehn!

Hellriegel: Hör' 'mal! bei ſo 'ner Gelegenheit möcht ich wirklich 'mal mitmachen! Teufel noch 'mal! und nicht bloß ein Geſellenſtück . . .

Huhn: Mir ſtoanda im unſern Gloasufa rum und rings-um aus d'r ſternloſa Nacht kruch de Angſt! — Er röchelt ſtärker. — Mäuſe, Hunde, Tiere und Veegel krucha ei's Feuerla. 's woard klenner und klenner und wullte auslöſcha! mir ſoaga uns oa und ſoaga immer — o Jees, die Angſt! in's Feuerla 'nei'! — Da fiel's zuſamma! da ſchriega mir uf! und wieder kam a blau Lichtla! da ſchriega mir wieder! und dann woar'ſch aus! — Ich ſoaß ei' mir, ieber me'm kahla Feuerla! ich ſah niſcht! ich wiehlte ock ei' d'r Aſche rum! Uf eemal ſtieg noch a Fünkla, a eenzigſtes Fünkla vor m'r uf. Wolln m'r wieder tanza, kleenes Fünkla?

Pippa, zu Michel flüſternd: Michel, biſt Du noch da?

Hellriegel: Nu freilich! glaubſt Du denn, daß der Michel womöglich ein Drückeberger iſt? Aber dieſer Alte, weiß Gott, iſt mehr als ein ausrangierter Glasmacher! — Sieh doch, was für ein blutiger, qualvoller Krampf in ſeinen Mienen verbreitet iſt!

Pippa: Und wie ſein Herz ringt, und wie es ſtampft!

Hellriegel: Wie ein ewiger Schmiedetanz mit dem Schmiedehammer.

Pippa: Und es ruckt und brennt mir bei jedem Schlag in der eigenen Bruſt!

Hellriegel: Mir auch! es fährt mir mit Macht durchs Gebein und reißt mich, als ſollte ich mittun und mitſtampfen!

Pippa: Horch', Michel! es iſt förmlich, als ſchlüge der gleiche Schlag tief unten und pochte an den Erdboden.

Hellriegel: Tief unten, jawohl, ſchlägt der gleiche, furchtbare Schmiedeſchlag!

Huhn: Sehl ich mit Dir tanza, klenner Geiſt?

Unterirdiſches, gewitterartiges Rollen.

Pippa: Michel, haſt Du das unterirdiſche Rollen gehört?

Hellriegel: Nein! komm! das Beſte iſt, Du nimmſt ihm die Hand von der Herzgrube! Wenn alles ſchwankt und die Erde ſchüttert und wir ſchießen, wer weiß wohin, wie ein unfreiwilliges Meteor in den Weltraum hinaus, ſo iſt es doch beſſer, daß wir uns bald zu einem unauflöslichen Knäuel verklammern. Ich ſpaße nur!

Pippa: Ach, Michel, ſpaße jetzt nicht!

Hellriegel: Morgen ſpaßen wir beide darüber!

Pippa: Weißt Du, es iſt mir faſt ſo zumute, als wär ich nur noch ein einziger Funke und ſchwebte ganz einſam verloren hin im unendlichen Raum!

Hellriegel: Ein tanzendes Sternchen am Himmel, Pippa! warum denn nicht!

Pippa, flüſternd: Michel, Michel, tanze mit mir! Michel, halte mich feſt, ich will nicht tanzen! Michel, Michel, tanze mit mir!

Hellriegel: Das will ich, ſo wahr mir Gott helfe, tun, wenn wir nur erſt hier aus der Klemme ſind! — Denke an etwas Herrliches! Wenn dieſe Nacht erſt vorüber iſt, habe ich mir vorgenommen: — ſollſt Du fortan nur noch über Roſen und Teppiche gehn. Dann lachen wir, wenn wir erſt unten ſind, in dem Waſſerſchlößchen ... wir kommen hin, verſichere ich Dich ... und dann leg ich Dich in Dein ſeidenes Bettchen ... und dann bring ich Dir immerzu Konfekt ... und dann deck ich Dich zu und erzähl' Dir die Gruſelgeſchichten nochmal ... und dann lachſt Du aus voller Kehle nochmal, ſo ſüß, daß der Wohllaut mir Schmerzen macht. Und dann ſchläfſt Du! und ich ſpiele die ganze Nacht, leiſe, leiſe, auf einer gläſernen Harfe.

Pippa: Michel!

Hellriegel: Ja, Pippa!

Pippa: Wo biſt Du denn?

Hellriegel: Hier bei Dir! ich halte Dich feſt umſchlungen!

Huhn: Woll'n wir wieder tanza, kleener Geiſt?

Pippa: Michel, halte mich ... laß mich nicht los! — er reißt mich! ... es reißt mich! — ſonſt muß ich tanzen! — ich muß tanzen! — ſonſt ſterb ich! — laß mich los!

Hellriegel: So!? Nun ich denke, es wird das Beſte ſein, man beſinnt ſich in dieſen wirklich einigermaßen albdruckartigen Dingen auf ſein altes, tapferes Schwabenblut! Wenn es einem in allen Gliedern zuckt, warum ſoll man nicht einem armen Schlucker, der darauf Wert legt, den Kehraus tanzen? Das kann meines Erachtens ſo ſchlimm nicht ſein. — Es hat nicht umſonſt luſtige Brüder gegeben, die haben dem Satan den Höllenbrand unterm Zagel wegeskamotiert und die Tabakspfeife damit in Brand geſteckt. Warum ſoll man ihm nicht zum Tanze aufſpielen?! — Er nimmt ſeine Okarina hervor. Rumpumpum, rumpumpum! — wie geht denn der Takt? — Jawohl, tritt meinetwegen zum Tanze an, ſüße Pippa! Wenn es einmal ſein muß .. des Orts und der Stunde wegen darf man auf dieſer Erde nicht wähleriſch ſein! Triller und Lauf auf der Okarina. — Tanze drauf los und tanze Dich aus! Es iſt noch lange das Schlimmſte nicht: froh ſein mit den zum Tode Betrübten!

Pippa macht zu den Tönen der Okarina, die Michel ſpielt, ſchmerzlich gedehnte Tanzbewegungen, die etwas Konvulſiviſches an ſich haben. Nach und nach wird der Tanz wilder und bacchantiſcher. Ein rhythmiſches Zittern bewegt den Körper des alten Huhn.

Dabei trommelt er mit den Fäuſten tobſuchtsartig den Tanzrhythmus Pippas nach. Gleichzeitig ſcheint er von einer ungeheuren Froſtempfindung geſchüttelt, wie jemand, der aus ſchneidendſter Kälte in Wärme kommt. Aus der Tiefe der Erde dringen gedämpfte Geräuſche: Donnerrollen, Triangeln-, Becken- und Pauken-Schläge. Endlich tritt der alte **Wann** in die Flurtür.

Huhn: Ich mache o Glasla! ich mach' ſe ... — Mit ſtarrem, gehäſſigem Blick auf Wann: — ich mach' ſe und ſchlo'ſe wieder azwee! — kumm — mit — mir — ei's Dunkel — kleenes Fünkla — Er zerdrückt das Trinkglas, das er noch in der Hand hält; die Scherben klirren. Pippa durchzuckt es, und eine plötzliche Starre befällt ſie.

Pippa: Michel!

Sie wankt, und Wann fängt ſie mit den Armen auf. Sie iſt tot.

Wann: Haſt Du doch Deinen Willen durchgeſetzt, alter Korybant?!

Hellriegel unterbricht für einige Augenblicke ſein Okarinaſpiel: Gut! verſchnauſe Dich einen Augenblick, Pippa!

Huhn ſtarrt krampfhaft und mit machtvollem Triumph Wann in die Augen; dann löſt ſich von ſeinen Lippen mühſam, aber gewaltig der Ruf: — Jumalaï!!! — Hierauf ſinkt er zurück und ſtirbt.

Hellriegel wollte eben wieder die Okarina anſetzen: Was iſt denn das? richtig! ich habe den Ruf geſtern morgen auch gehört! — Was ſagſt Du dazu, alter Hexenmeiſter? Es iſt übrigens wirklich gut, daß Du kommſt! denn wir wären ſonſt immerfort, wer weiß wo noch hin, über Meſſer und Scherben ins Unbekannte fortgaloppiert! Haſt Du ihn denn nun endlich gefunden?

Wann: Allerdings!

Hellriegel, nach einem Triller: Wo fandeſt Du ihn denn?

Wann: Hinter einer Schneewehe fand ich ihn. Er war müde. Er ſagte, er hätte eine zu übermäßige Arbeitslaſt. Ich mußte ihn lange überreden. Auf Pippa niederblickend: Und nun ſcheint's, daß er mich mißverſtanden hat.

Hellriegel, nach einem Triller: Und kommt er nun wenigſtens?

Wann: Sahſt Du ihn nicht? er iſt eben vor mir her eingetreten!

Hellriegel: Ich ſah zwar nichts, doch ich fühlte 'was, als der Alte ſein närriſches Fremdwort ſchrie, was mir übrigens noch in den Knochen ſummt.

Wann: Hörſt Du noch draußen das Echo rumoren?

Hellriegel tritt neugierig zu Huhn: Richtig! der alte Pferdefuß ſtampft nicht mehr. Ich muß ſagen, daß mir ein Stein von der Seele gefallen iſt! daß doch nun endlich das alte Nilpferd auf Nummer Sicher iſt! — Sag' 'mal, Du haſt ihm wahrſcheinlich das Rückgrat lädiert. Aber eigentlich war das vielleicht nicht nötig, obgleich es uns möglicherweiſe gerettet hat.

Wann: Ja, Michel, wenn Du gerettet biſt, ſo war es auf andere Weiſe ſchwerlich wohl durchzuſetzen.

Hellriegel: Gott ſei Dank, ja ich fühl's, wir ſind aus dem Schneider 'raus. Deshalb will ich auch nicht weiter kopfhängeriſch ſein, weil der Alte — er iſt ja über die Zeit der Jugendſtreiche wirklich hinaus! — weil der Alte an ſeinem Johannestriebchen verſchieden iſt und, was ich beſitze, nicht haben kann. Jeder für ſich und Gott für uns alle! was geht mich die Sache eigentlich an?! — Pippa!! Woher kommt es denn eigentlich, daß Du zwei Lichter, rechts und links je eines, auf der Schulter haſt?

Wann, Pippa im Arm: Ecce deus fortior me, qui veniens dominabitur mihi!

Hellriegel: Das verſteh ich nicht! Mit vorgebeugtem Kopf ſieht er einige Sekunden lang die im Arme Wanns hängende Pippa forſchend an. Ach, nun reißt es mich wieder ſo in der Bruſt! nun durchzuckt es mich wieder ſo ungeduldig! ſo peinvoll ſüß, als müßt ich zugleich an dieſer Stelle und Millionen von Jahren weiter ſein. — Es iſt ja alles roſenrot rings um mich! — Er ſpielt, unterbricht ſich und ſagt: Tanze, Kind! Freude! Freue Dich, denn wir haben mit Hilfe des ewigen Lichtes in meiner Bruſt den Weg durch das nächtliche Labyrinth gefunden; — und wenn Du Dich ausgeſprungen haſt und in ſicherem Glücke beruhigt biſt, ſo rutſchen wir wohl ſofort — zu Wann: — mit Deiner Erlaubnis! über den klaren Schnee, wie mit Extrapoſt, in den Frühlingsabgrund dort unten hinein.

Wann: Ja. Wenn Du einen Frühlingsabgrund ſiehſt, braver Michel: gewiß!

Hellriegel, mit den Bewegungen eines Blinden, der nur noch nach innen ſieht, am ſtockdunklen Fenſter: Ho, ich ſehe ihn gut, den Frühlingsabgrund! ich bin doch nicht blind! ein Kind kann ihn ſehen! Man überſieht ja von Deiner Hütte aus, Du uriger Herbergsvater, alles Land ... über fünfzig

Meilen weit! Ich ſitze durchaus nicht mehr wie der Geiſt in der Glasflaſche drin und liege verkorkt am Grunde des Meeres. Das war einmal — gib uns nur noch den Goldſchlüſſel und laß uns abreiſen!

Wann: Wenn der Winter plötzlich aufleuchtet, wird man leicht blind!

Hellriegel: Oder kriegt den allſehenden Blick! — Man könnte faſt glauben, in einem Traume zu ſein: ſo geheimnisvoll mutet der weiße, im Lichte des Morgens flammende Prunk der Berge und der lockende Duft der Halbinſeln, Buchten und Gärten der Tiefe mich an, und was Du ſagſt! man iſt wie auf einem anderen Stern!

Wann: So iſt's, wenn die Berge in den Elmsfeuerſpielen des großen Pan gebadet ſind.

Hellriegel: Pippa!

Wann: Sie iſt bereits wiederum weit von uns auf ihrer eigenen Wanderſchaft! Und er, der alte, raſtloſe, ungeſchlachte Rieſe wiederum hinter ihr drein. *Er läßt Pippa auf die Bank niedergleiten. Darnach ruft er:* Jonathan! — Es hat wieder einmal die unſichtbare Hand, die durch Mauern und Dächer langt, meine Pläne durchkreuzt und Beute gemacht. — Jonathan! — Er iſt ſchon kalt! der glühende Krater iſt erloſchen. Was jagt der Jäger? das Tier, das er mordet, iſt es nicht! Was jagt der Jäger? wer kann mir antworten?

Hellriegel, *am ſchwarzen Fenſter:* Pippa, ſieh doch nur unten, die Landzungen ſind mit goldnen Kuppeln bedeckt

... und ſiehſt Du: dort iſt unſer Waſſerpalaſt — und goldne Stufen, die hinaufleiten!

Wann: So freue Dich. Freue Dich über das, was Du ſiehſt, und über das, Michel, was Dir verborgen iſt!

Hellriegel: Das Meer! — o, noch ein anderes, oberes Meer tut ſich auf: das andere Meer gibt dem unteren Meer Millionen wankender Sternchen zurück! o, Pippa ... und ſieh, noch ein drittes Meer tut ſich auf! es gibt ein unendliches Spiegeln und Tauchen von Licht in Licht! wir ſchwimmen hindurch, zwiſchen Ozean und Ozean, auf unſerer rauſchenden Goldgaleere!

Wann: Dann brauchſt Du ja wohl nun mein Schiffchen nicht mehr! — Schlage die Läden zurück, Jonathan!

Jonathan, der hereingeblickt hat, öffnet die Haustür, und ſchwaches, erſtes Morgenlicht dringt in den Flur.

Hellriegel: Pippa!

Wann: Hier iſt ſie, faßt Euch an! Er iſt zu Michel getreten, der mit dem Ausdruck eines blinden Sehers daſteht, und tut ſo, als ob Pippa neben ihm ſtünde und er Michels Hand in ihre legte: So! Ich vermähle Euch! ich vermähle Dich mit dem Schatten! der mit Schatten Vermählte vermählt Dich mit ihm!

Hellriegel: Nicht übel, Pippa, Du biſt ein Schatten!

Wann: Ziehe aus, ziehe mit ihr in alle Welt ... nach Eurem Waſſerpalaſt, wollt ich ſagen! — wozu Du hier auch den Schlüſſel haſt! der Unhold kann Dir den Eingang nicht mehr verwehren! und draußen ſteht ſchon ein Schlitten mit zwei gebogenen Hörnern bereit ...

Hellriegel, mit großen Tränen auf den Wangen: Und dort werde ich Waſſer zu Kugeln ballen!

Wann: Mit Deinen Augen tuſt Du es ſchon! — So! nun geht! vergiß Deine Okarina nicht!

Hellriegel: O nein! mein kleines, ſüßes, vertrautes Weibchen vergeſſe ich nicht!

Wann: Denn es kann doch am Ende möglich ſein, Du mußt hie und da einmal vor den Türen der Leute ſpielen und ſingen. Aber deshalb verliere nur nicht den Mut. Erſtlich haſt Du das Schlüſſelchen zum Palaſt, und wenn es dunkel wird, dieſe Fackel, die Pippa vor Dir hintragen mag; und dann kommſt Du gewiß und wahrhaftig dorthin, wo Friede und Freude Deiner warten. Singe und ſpiele nur wacker und zweifle nicht!

Hellriegel: Juchhe! ich ſinge das Blindenlied!

Wann: Wie meinſt Du das?

Hellriegel: Ich ſinge das Lied von den blinden Leuten, die die große, goldene Treppe nicht ſehen!

Wann: Um ſo höher ſteigſt Du die Scala d'Oro, die Scala dei Giganti hinan!

Hellriegel: Und das Lied von den Tauben ſinge ich!

Wann: Die den Strom des Weltalls nicht fließen hören!

Hellriegel: Ja!

Wann: Das tu nur gewiß! aber, Michel, wenn es ſie nicht erweicht und ſie Dir mit harten Worten drohen oder mit Steinwürfen, was ja auch vorkommt, dann erzähle ihnen, wie reich Du biſt ... ein Prinz auf Reiſen, mit ſeiner Prinzeſſin! ſprich ihnen von Deinem Waſſerpalaſt und flehe ſie an, Euch um Gottes willen einen Meilenſtein weiter des Weges zu leiten!

Hellriegel, kichernd: Und Pippa ſoll tanzen!

Wann: Und Pippa tanzt!

Es iſt ganz hell geworden. Wann gibt dem blinden und hilfloſen Michel einen Stock in die Hand, ſetzt ihm den Hut auf und führt den Taſtenden, aber leiſe und glücklich Kichernden nach der Ausgangstür. Nun ſetzt Michel die Okarina an den Mund und ſpielt eine herzbrechend traurige Weiſe. Im Flur übernimmt Jonathan den Blinden, und Wann kommt zurück. Er horcht auf die fern und ferner verklingenden Melodieen der Okarina, nimmt die kleine Gondel vom Tiſch, betrachtet ſie und ſpricht mit ſchmerzlicher Entſagung im Ton:

Fahre hin, fahre hin, kleines Gondelſchiffchen!

Der Vorhang fällt.

Gabriel Schillings Flucht

Drama in fünf Akten

„Einige … verſichern, Eunoſtus ſei ihnen begegnet, ans Meer eilend, um ſich zu baden, weil ein Weib ſein Heiligtum betreten habe.“

Plutarch, Moraliſche Schriften.

Dramatis personae

Gabriel Schilling, Maler
Eveline, ſeine Frau
Profeſſor Mäurer, Bildhauer und Radierer
Lucie Heil, Violiniſtin
Hanna Elias
Fräulein Majakin
Doktor Rasmuſſen
Klas Olfers, Wirt im Krug auf Fiſchmeiſters Oye
Kühn, Tiſchlermeiſter
Der Lehrjunge
Schuckert
Mathias, Fiſcher
Magd bei Olfers
Fiſcher, Frauen und Kinder der Fiſcher

Das Drama ſpielt auf Fiſchmeiſters Oye, einer Inſel der Oſtſee.
Zeit: um 1900.

Erſter Akt

Strand. Im Hintergrund das Meer im Spätnachmittagslichte eines klaren Tages Ende Auguſt. Rechts der Schuppen einer Rettungsſtation, an deſſen Mauer die Gallionsfigur eines geſtrandeten Schiffes angebracht iſt. Sie iſt aus bemaltem Holz und ſtellt eine Frau mit bauſchigen Röcken dar, deren Kopf zurückgeworfen iſt, ſo daß ihr bleiches Geſicht mit nachtwandleriſchem Ausdruck dem Himmel ſich darzubieten ſcheint. Ihr langes ſchwarzes Haar fließt offen über die Schulter. – Am Strande, im Trockenen, ſteht ein Fiſcherboot. Links vorn auf der Düne, dem Schuppen gegenüber, ein Signalmaſt mit Strickleitern uſw.

Ein junges Mädchen, weiß und ſommerlich gekleidet, liegt mit einem Buch zwiſchen Schuppen und Signalmaſt auf der niedrigen Düne: **Lucie Heil.**

Von rechts vorn kommt der etwa 45jährige Tiſchlermeiſter **Kühn**, gefolgt von einem Lehrling. Sie tragen blaue Schürzen, keiner von beiden eine Mütze. Der Meiſter grüßt Lucie, der Lehrling grinſt ſie an. An der Rückwand des Rettungsſchuppens liegt ein Stapel fichtener Bretter. Zwei davon lädt Kühn dem Lehrling auf, und dieſer trägt ſie davon.

Kühn: Na, ſind Sie auch wieder da, Freilein?

Lucie: Das gehört ſich doch, Meiſter!

Kühn: Sie kommen immer, wenn die Zugvögel abreiſen! Wenn die vielen Zugvögel bei uns Station machen, kommen Sie auch.

Lucie: Das ſtimmt.

Kühn: Wir warten immer drauf, daß der Herr Profeſſor Ottfried Mäurer ſich am Ende doch noch anbaut auf der Inſel.

Lucie: Im vorigen Herbſt war es nahe daran; aber der Windmüller ging mit ſeinem Preis plötzlich zu hoch hinauf.

Kühn: Die Leute ſind dumm! Sie wiſſen nicht, was ſie von der Hand weiſen. Wenn ſo'n Mann, wie Profeſſor Mäurer, ſich hier auf der Inſel ein Tuskulum hinſetzt, das würde doch für jeden hier von größtem Vorteil ſein.

Lucie: Es wäre gar nicht gut, wenn die Inſel bekannt würde; denn käme erſt mal das ganze Großſtadtgewimmel darüber hereingebrochen, dann wär's mit ihrer Schönheit wohl aus.

Kühn: Iſt der Herr Profeſſor Ihr Onkel, Freilein?

Lucie, lacht: Nein, ich bin ſeine Großmutter, Meiſter Kühn.

Ottfried Mäurer erſcheint vom Strande her über die Dünen. Er iſt ein mittelgroßer, etwa 36jähriger blonder Mann mit rötlich blondem Spitzbart. Sein Kopfhaar iſt kugelrund geſchoren; die Stirne breit. Ein Ausdruck ſchmunzelnder Schalkhaftigkeit belebt zuweilen den ſcharfblickenden Ernſt ſeines Geſichtes hinter der goldnen Brille und dem Kneifer. Er iſt unauffällig gekleidet, hat einen Mantel um, einen weichen Filzhut auf dem Kopf, einen gewöhnlichen Stock an den Arm gehakt, und ein Buch, Quart, mit weißem Schweinslederdeckel in der Hand.

Mäurer: Guten Tag, Meiſter Kühn.

Kühn: Schön'n Dank, Herr Profeſſer! — Glücklich wieder auf Fiſchmeiſters Oye angelangt?

Mäurer: Gott ſei Dank, Meiſter. — Aber ich hatte es diesmal verdammt nötig.

Kühn: Na, ja, wir haben's ja in der Zeitung geleſen.

Mäurer, ſchmunzelnd: Was haben Sie denn in der Zeitung geleſen?

Kühn: Von die ſchöne Bildſäule, die in Bremen errichtet worden iſt.

Mäurer: Die hat mir verflucht Arbeit gemacht, können Sie mir glauben, die ſchöne Bildſäule. Ich bin froh, daß ſie mir aus dem Gehege iſt.

Kühn: Nu gehn Sie aber doch gleich ſchon wieder nach Griechenland?

Mäurer: Hat das etwa auch ſchon wieder in der Zeitung geſtanden?

Kühn: Jawohl! Es gibt ja wohl Marmorbrüche dort, und da wollen Sie ja wohl Steine für neue Standbilder ausſuchen.

Mäurer: Na, Gott ſei Dank bin ich mal erſt vorläufig hier! — Ich habe ſchon manchmal ganz gemütlich in Berlin in einer Weinkneipe geſeſſen und in der Zeitung geleſen, ich befände mich augenblicklich in Konſtantinopel und modellierte die Tochter des Sultans. — Übrigens, wem gehört denn die Gallionfigur?

Kühn: Die hat der große Nordweſtſturm vor zwei Jahren an Land gebracht.

Mäurer: Sie gefällt mir; ich würde ſie gerne kaufen.

Kühn: „Ilſebilſe, niemand will ſe, kam der Koch und nahm ſe doch." — Schuckert, glaub ich, hat ſie gefunden.

Mäurer: Iſt das der junge Schuckert?

Kühn: Jawohl. Bei Schuckerten finden Se immer ſo was. Der Alte hat mal einen dicken goldnen Armring aus'm Waſſer rausgebracht. Soll ich vielleicht mal mit ihm reden?

Mäurer: Ja, bitte, Meiſter; tun Sie das!

Kühn: Übrigens hat's mit dem Dinge, wie mir einfällt, ne kurioſe Bewandtnis. Die däniſche Brigg, von der's wahrſcheinlich ſtammt und die hier draußen geſunken iſt, hat der junge Schuckert zwei oder drei Tage vorher, jenau mit die Figur, bei ſchönſtem Wetter wafeln geſehn.

Mäurer: Weißt Du, was wafeln iſt, Lucie?

Lucie: Nein.

Mäurer: In Schottland nennt man es second-sight.

Lucie: Ach ſo, etwas mit dem zweiten Geſicht ſehen.

Mäurer: Ja, zum Beiſpiel ſein eignes Begräbnis.

Kühn: Gott ſei Dank, ich leide nicht dran, trotzdem ich alle Augenblick mal mit Sargbretter zu tun habe.

Mäurer: Iſt jemand geſtorben?

Kühn: Nee, vorläufig nich; aber Vorrat muß ſein. Er legt ſich zwei Bretter auf die Schulter und geht. Adje, Herr Profeſſor!

Mäurer: Wiederſehn, Meiſter Kühn. — — —

Lucie und Mäurer allein.

Mäurer: Na, Schuſterchen, ich bin ja im höchſten Grade überraſcht, Dich hier zu ſehen.

Lucie: Ich erſt recht. Ich dachte, Du biſt auf die Südſpitze zugegangen: deshalb habe ich mich hier in den Norden geſchlängelt; es war wirklich nicht meine Abſicht, Dir aufzulauern.

Mäurer, ſchmunzelnd, klug, ſtoßweiſe: So! So! Wirklich? Na na! Ein Muſterkind! — Übrigens haſt Du gewafelt bei mir; denn ich wollte eben mal über unſer grünes Kuhländchen nach Dir Auslug halten. — Was lieſt Du denn da?

Lucie: Rate! —

Mäurer: Dann iſt es nicht ſchwer zu raten: die Droſte. — Wie lange liegſt Du ſchon hier, mein Kindchen?

Lucie: Schon lange Zeit. — Mit wem hat dieſe Figur dort eine gewiſſe Ähnlichkeit?

Mäurer, faßt die Gallionsfigur ins Auge: Ich weiß es nicht! Etwa mit Deiner Mutter?

Lucie: Mit Mutter, gewiß.

Mäurer: Das finde ich nicht.

Lucie: Ich würde vielleicht auch nicht darauf gekommen ſein; aber ich habe von Mutter geträumt. Ich ging mit ihr unten am Strand ſpazieren, nachts, und da hatte ſie ihre Hand mit dem bloßen Unterarm auch ſo an der Halskette und auch einen Kranz auf, wie dieſe Figur ihn hat. Ich hatte wohl alſo Mutters Bild und dies hier unwillkürlich verſchmelzen. — Ich träume hier überhaupt furchtbar lebhaft und ſchleppe, merkwürdigerweiſe ſogar mitten im hellen Sonnenſchein, einen heißen Kopf und den Spuk der Nacht mit mir herum.

Mäurer, lächelnd, gehoben: Aber ſonſt iſt es wieder göttlich hier. Ich habe jetzt wieder Stunden erlebt, die unvergleichlich ſind. Dieſe Klarheit! Dieſes ſtumme und mächtige Strömen des Lichtes! Dazu die Freiheit im Wandern über die pfadloſe Grastafel. Dazu der Salzgeſchmack auf den Lippen. Das geradezu bis zu Tränen erſchütternde Brauſen der See, — ſiehſt Du, hier hinter der Brille iſt noch ein Tropfen! — Dieſes ſatte, ſtrahlende Maeſtoſo, womit ſie ihre Brandungen ausrollen läßt. Köſtlich!

Lucie: Da haſt Du gewiß wieder intereſſante Ideen gehabt. Sie nimmt ſein Skizzenbuch.

Mäurer: Nichts. Auf Ehrenwort, keine Linie. Schreibtafel her, ich muß mir's niederſchreiben. Ich werde zwar dieſe unmoderne Gewohnheit nicht los, — aber vor ſo etwas heißt es einpacken. — Sag mal, den Brief von Schilling hatteſt du doch?

Lucie: Ich hatte ihn Dir heut morgen wiedergegeben.

Mäurer, ſucht in den Taſchen und findet den Brief: Richtig, freilich, da iſt ja das Schriftſtück. — Es hat ſich mit meiner Depeſche gekreuzt. — Ich würde mich mächtig freuen, wenn Schilling ſich endlich mal aus ſeiner Miſere mit einiger Energie herauslöſte. — Hältſt Du's für möglich, nach dieſem Brief? Du biſt doch in ſolchen Sachen ſehr ſchlau, Schuſterchen.

Lucie, zuckt mit den Achſeln: Nach dieſem Brief, Ottfried, allerdings. Freilich, ſicher kann man es, wie die Sachen mit Schilling liegen, nicht vorausſagen. Er ſcheint ja in einer Kriſis zu ſein, aber ſag mal ſelbſt, ſein Verhältnis zu Hanna Elias iſt ſchon manchmal in einer Kriſis geweſen; und doch renkte ſich alles immer wieder zu unſrem beiderſeitigen Mißfallen ein. — Du weißt ja, was ſie für Mittel hat! Wenn ſie es abſolut will, daß er bei ihr bleibt, na, ſo geht ſie zu Bett und kriegt vier Wochen lang Naſenbluten. —

Mäurer: Äh, ich mag ſie nicht! Ich bin in keiner Beziehung, nicht wahr, ein Weiberfeind; ſie brauchen auch, weiß Gott, um mir zu gefallen, nicht alle deutſche Gänſe zu ſein. Aber dieſe Hanna macht mich ganz wild. Wenn ich ſie anſehe, faſt leichenhaft wächſern, wie ſie iſt, dann begreife ich nicht, wie ſie leben kann, und hoffe, ſie muß jeden Augenblick abſchieben. Keine Ahnung! Sie lebt; ſie denkt nicht daran und wird uns alle womöglich noch einbuddeln.

Lucie: Ja, Ottfried, das kann ganz gut möglich ſein.

Mäurer: Verzeih mir's Gott, wenn keine Ausſicht vorhanden iſt, daß ſie in Bälde das Zeitliche ſegnet, dann muß mit Schilling erſt recht was geſchehn; dann muß man erſt recht mit ihm einen letzten, rückſichtsloſen Verſuch machen. Dazu iſt er zu gut, um an dieſer Schürze zugrunde zu gehn.

Lucie: Wer weiß, vielleicht iſt Deine telegraphiſche Einladung gerade zur rechten Stunde gekommen.

Mäurer: Merkwürdig, dieſer ruhige, ſchlichte Menſch, der mehr als wir alle in ſeinem gelaſſenen Weſen gefeſtigt ſchien, iſt durch dieſe Perſon ganz aus der Bahn geriſſen. Als ſie auftauchte, dacht' ich das Gegenteil. Seine Heirat mit Eveline war Unſinn. Sie hat ihn ſich, weil er immer gegen die Äußerlichkeiten des Lebens gleichgültig war, wenn man ihn nur ungeſtört malen ließ, einfach angetraut. Und da war er mit einemmal ihr Ernährer. Hanna hat mehr Reiz, mehr Selbſtändigkeit, und ſo glaubt ich am Anfang, ſie würde für ſeine Kunſt das Rinaſcimento des vierten Jahrzehntes ſein. Statt deſſen ſtellt ſie ſeine Exiſtenz als Künſtler und Mann überhaupt in Frage.

Lucie: Woraus erhellt, da ſie ebenfalls von orientaliſcher Faulheit iſt, daß Weiber, die nichts zu tun haben, bloß Unfug ſtiften; und ich habe mir deshalb feſt vorgeſetzt, ich will dieſen Winter ſehr viel Kolophonium für meinen Geigenbogen verbrauchen.

Mäurer: Haſt Du die tauſend und abertauſend Stare und Schwalben auf den Strohmützen der Fiſcherkaten drüben in Vitte geſehn? Dieſe Aufregung, dieſer Eifer, dieſe entzückende Reiſeluſt! Packt es Dich da nicht auch wieder mächtig?

Lucie: Wenn ich am Meer ſein kann, mit Dir allein, und an einem verſteckten Platz, wo uns niemand beunruhigt, ſo weißt Du ja, daß ich ſträflich bedürfnislos und zufrieden bin. — Weißt Du übrigens, was mich der Fiſcher gefragt hat?

Mäurer: Nun?

Lucie: Ach Unſinn, nichts! — Bloß, ob Du ein Onkel von mir biſt. — Ich habe geſagt, ich bin Deine Großmutter.

Mäurer: Was die Menſchen doch wie die Teufel neugierig ſind! Aber laß das, Schuſterchen, ärgere Dich nicht! Klatſch macht man durch abſolute Verachtung unſchädlich! Hör lieber zu, was ich beſchloſſen habe. Nämlich, dem guten Schilling gegenüber iſt mein Gewiſſen nicht ganz rein. Moraliſche Urteile ſind eigentlich nur Bequemlichkeit; und doch hab ich mich dieſer Bequemlichkeit dem Freund gegenüber, als ich ſeine Handlungsweiſe nicht recht mehr verſtand, leider ſchuldig gemacht. Wenn es ginge, möchte ich das gern jetzt wieder ausgleichen. Aber das iſt vielleicht Selbſtbetrug. Ich bin vielleicht nur gut aufgelegt und möchte mein Wohlbefinden noch ſteigern.

Lucie: Nun, ein ganz, ganz ſchlechter Kerl biſt Du ja gerade nicht.

Mäurer: Keinesfalls ſehr viel ſchlimmer, als andere! — Das Stück Geld unterm Großmaſt, was nicht nur nach dem Aberglauben der Fiſcher darunter gehört, hat Schilling leider immer gefehlt; er wäre ſonſt zweifellos beſſer geſegelt. Und man iſt in Geldſachen ja leider, wo Not an Mann iſt, auch nicht immer durchweg zum Anſtand geneigt. Aber jetzt, wo die Bremer nicht knauſrig geweſen ſind, will ich mal alles wieder gut machen. Ihr müßt beide mit mir nach Griechenland.

Lucie, luſtig: Herrlich! Deine Brille funkelt ja förmlich, wie Du das ſagſt. Und Dein Haar ſieht dabei ſchon wie eine Flamme auf einem Opfertiegel in Delphi aus.

Mäurer: Alſo will ich Dir auch gleich mal was weisſagen: jetzt ſchwöre ich Dir, daß Schilling kommt.

Lucie: Und ich glaube es auch, ich kann es beſtätigen, daß er drüben auf dem Fußſteige durch das Moor ſchon mehrmals gewafelt hat.

Mäurer, beobachtet in die Ferne: Wirklich, ein Menſch kommt über das Moor gelaufen.

Lucie: Vor kaum zehn Minuten hat der kleine Dampfer von Stralſund drüben in Grobe angelegt. — Das iſt er.

Mäurer: Er rennt wie ein Bürſtenbinder. Teufel noch mal, das könnte wahrhaftig der Maler Schilling mit ſeinem Ruckſack und ſeinem Paſtellkaſten ſein! Er ruft. Kuui!

Lucie: Da will ich Euch erſt mal allein laſſen!

Mäurer, blickt aus, zieht ſein Taſchentuch, ſchwenkt es und ruft: Ku u i! Ku u i!

Lucie, ruft ſchon von weitem: Was iſt denn das für ein Ruf?

Mäurer: Ku u i! So rufen die afrikaniſchen Buſchleute.

Lucie: Er bleibt ſtehen. Sie will fort. Adieu!

Mäurer: Adieu, mein Kind, adieu! Ich will mal kurzen Prozeß machen. Wenn er es nicht iſt, komm ich Dir nachgerannt.

Mäurer, läuft nach rechts hin ab.

Lucie, blickt noch immer über die Dünen ihm nach, kommt plötzlich hervorgeeilt, klettert einige Stufen ſehr gewandt die Strickleiter am Signalmaſt hinauf, dort ſchwenkt ſie das Taſchentuch und ruft: Ku u i! Ku u i! Ihr findet mich bei Klas Olfers im Krug!

Um den Schuppen herum kommt abermals Tiſchlermeiſter Kühn.

Kühn: Kommt neuer Beſuch?

Lucie: Ein ganzer Geſangverein, Meiſter, der Profeſſor Mäurer ein Ständchen bringt.

Sie ſpringt herunter und läuft davon, ab. Von links kommen eine Anzahl Fiſcher mit aufgekrempelten Hoſen und blauen Jacken über die Dünen. Der junge Schuckert iſt darunter. Es ſind meiſt große, breitſchultrige blonde Geſtalten mit gedrungenen Bärten. Einige tragen ihre Tranſtiefel in der Hand. Etwas Lautloſes, Viſionartiges iſt in ihren Bewegungen.

Kühn: Schuckert!

Schuckert: Wat is?

Kühn, hat ein Brett auf ſeine Schulter geladen: Help mi man noch een Brett up de Schuller.

Schuckert, kommt zu ihm herüber: Na denn fix tau!

Kühn: Wirſt Du dat Ding doa baben verkoopen?

Schuckert: Wat denn for'n Ding?

Kühn: Dat Weib ohne Fiet.

Schuckert: Hähähä! Wat haſt Du woll in Din Breegenkaſten, det Du dat Unglück erhanneln wilt!

Kühn: Wer ſeggt Dir, dat ick dat erhanneln will. De fremde Profeſſor will et erhanneln!

Schuckert: De Fremde, de bi Klas Olſers is? Hähähä! Tſchä, worum nich. Dat wier woll am Enn all mieglich to maken. — Adjüs Kühn! Er ſetzt ſeinen Weg über die Dünen fort, nachdem er dem Tiſchler noch zwei Bretter aufgeladen.

Kühn: Hierſt, bring dat Ding dal in'n Krug. Wiſt nich?

Schuckert: Jau, jau.

Kühn: De fremde Profeſſor zahlt proper, ſegg ick!

Schuckert: Hei ſoll ja wull hier baben een bisken ſin! Tippt ſich mit dem Finger an die Stirn.

Schuckert folgt den anderen Fiſchern und ſtößt mit ihnen unten vom Strand ein Segelboot durch das flache Waſſer ins tiefe Meer. Meiſter Kühn rückt die Bretter auf die Schulter zurecht, dabei fällt ihm eins wieder herunter. Gleich darauf taucht Mäurer und ſein Freund Schilling auf. Dieſer iſt ein hoher, blonder, bartloſer Menſch, mehr der Typus eines feingeiſtigen Schweden, als eines Deutſchen. Die Kleider hängen ſehr loſe um ſeinen mageren und eleganten Körper. Das Geſicht wirkt durch tiefliegende große Augen *und Magerkeit etwas verfallen. Strohhut, Sommerüberzieher, Paſtellkaſten.*

Schilling: Halten Sie mal, bleiben Sie mal ſtehen, Mann! *Er ſtolpert herzu, läßt den Malkaſten fallen und faßt das heruntergefallene Brett an einem Ende mit zwei Händen an.* Komm, faß mal die andere Seite an, Ottfried!

Kühn: Sie ſind ja zu gütig! Recht ſcheenen Dank, meine Herren!

Mäurer, *ſpringt herzu, faßt die andere Seite des Brettes und er und Schilling fangen an, damit zu wippen:* Na, alſo, da ſind wir ja wieder mal drei vergnügte Berliner zufälligerweiſe auf einer unentdeckten, einſamen Inſel zuſammengeſchneit.

Schilling, *wippend:* Berlin, Berlin, Du dauerſt mir! *Sie legen dem Tiſchler das Brett auf die Schulter.*

Mäurer: Das iſt nämlich 'n richtiger Berliner, mein Sohn.

Kühn: Ich habe nämlich, wie dat ſo is und dat mein Metier ſo mit ſich bringt, een jroßes Pläſier an d' Särge machen. Särge hab ick ſehr jern, bloß meinen eignen nich. Und wie nu mal, draußen am ſchleſiſchen Bahnhof hab ick jetiſchlert, der Fremde kam, der wo ſo klapprige Beene hat, und uzte mir, dat ick ma nu ſollte meinen eignen hölzernen Schlafrock machen, da dachte ick mir, vorwärts, nu aber raus aus Berlin. Jawoll, de Ärzte hatten mir uffgegeben, und hier bin ick wieder fuchsmunter jeworn. *Er nickt und geht mit ſeinen Brettern auf der Schulter ab.*

Schilling, *ſtutzt, betrachtet abwechſelnd ſeine offenen Hände,* die er ſich harzig gemacht hat, und ſieht dem Tiſchler nach: Komiſch, wie ſo 'ne Stimme hier anders klingt, und wie ſo'n gleichgültiger Kerl hier anders ausſieht, als wie in Berlin — und wie ſo'n Brett ſich anders anfaßt. Er ruckt ſich zuſammen und nimmt ſeinen Malkaſten wieder auf.

Mäurer: Menſch, es war der allerſchlauſte Gedanke, den Du ſeit Jahren gehabt haſt, daß Du gekommen biſt.

Schilling, kurz, befremdlich: Es hat ſich gemacht.

Mäurer: Na alſo, es mußte ſich auch mal machen. Das war doch zum Beinausreißen mit uns; man konnte Deiner ja gar nicht mehr habhaft werden. Wie geht's, wie ſteht's?

Schilling: Wie Du ſiehſt, famos!

Mäurer: Wirklich, Du ſiehſt ausgezeichnet aus. Etwas ſpack natürlich, das macht die Stadt; aber wie Du daherkamſt, mit Jünglingsſchritten, da ſahſt Du wie 'n mittlerer Zwanziger aus.

Schilling: Ja, das macht das geregelte Leben, mein Sohn. Hübſch ausſchlafen, nachts! Keine gegipſten Weine trinken! Nimm Dir ein Beiſpiel, wenn Du kannſt, denn Deine Naſe hat etwas Verdächtiges.

Mäurer, faßt ſich an die Naſe: Stimmt! Aber ſage, Junge, was ſoll man tun? Unſereiner, der wie ein Maurer arbeitet, kann ohne was Geiſtiges eben nicht ſein. Du haſt Dir das Trinken abgewöhnt?

Schilling: Das will ich nicht grade behaupten, Ottfried.

Mäurer: Nanu, Augen grad aus! Iſt das nu was oder nicht? Iſt ſo'n Anblick die acht Stunden Bummelzug etwa nicht wert, mein Sohn?

Sie vertiefen ſich beide in den Anblick der See, die man laut und gleichmäßig rauſchen hört, und in das Leuchten des blutroten Abendhimmels.

Schilling, dem die Augen vor Erſchütterung überlaufen: Es iſt verflucht, wie unſereiner nervös auf dem Hunde iſt. Man merkt das vor ſo einem plötzlichen Eindruck.

Mäurer: Das ging Lucie und mir nicht anders, Schilling. Als plötzlich die langen Schaumlinien auftauchten — wir kamen zu Fuß vom Fährhaus herüber zum weſtlichen Strand! — das hat uns beide hölliſch überrumpelt; und ich glaube, wir haben beide, ich weiß nicht wieſo, wie Kinder geflennt. Übrigens weißt Du ja wohl, iſt im Frühjahr Luciens Mutter geſtorben.

Schilling, ſonderbar ängſtlich: So? Iſt ſie geſtorben? Ach! Woran?

Mäurer: Hat Dir Rasmuſſen nicht davon geſprochen?

Schilling: Rasmuſſen hab ich jetzt nicht geſehen . . . wie lange? — Gut anderthalb Jahre nicht.

Mäurer: Er hat Frau Heil zuletzt noch behandelt.

Schilling, nach längerem Stillſchweigen: Ja, wie das mit einem ſo eigenſinnigen, in ſeinem Fach bornierten Menſchen, wie Rasmuſſen, eben iſt. Weſſen unſereiner bedarf, das begreift er nicht. Ich haſſe auch alle Moralphiliſter! Und er hat einen förmlichen Haß auf die Kunſt. Wiſſenſchaft! Nur immer Wiſſenſchaft! Wiſſenſchaft hier und Wiſſenſchaft dort! Und im Namen der Wiſſenſchaft jeglichen Unſinn. Und nun erſt in Geſchmacksdingen: — hottentottenhaft! Ich mußte mal mit ihm reinen Tiſch machen.

Mäurer: Du, Du, vermieſe mir unſern Rasmuſſen nicht. Ein Kerl . . . na, mit einem Wort: nicht zu ſpaßen. Solid! Wo man ihn anfaßt, iſt auch was.

Schilling: Sag mal, an was iſt Frau Heil geſtorben?

Mäurer: Ein Herzleiden ſcheint es geweſen zu ſein.

Schilling, tief atmend: Kein Wunder, wenn man bedenkt, in welch ſtickige Atmoſphäre die Menſchen der Großſtadt lebenslang eingekerkert ſind. Leben heißt ihnen, ſich aufregen, und an dieſen ununterbrochenen Überreizungen ſterben ſie natürlich frühzeitig ſcharenweiſe elend hin! — Du kannſt Dir nicht denken, Otfried, wie ſehr ich diesmal nach dem Anblick gelechzt habe.

Mäurer: Warum nicht? Es ging mir genau ſo wie Dir.

Schilling: Unmöglich! Ich habe mitten im Lärm und Aſphaltgeſtank der Friedrichſtraße ſchon immer das Meer vor Augen geſehen, tatſächlich, als richtige Luftſpiegelung. Ich habe immer danach gegriffen! — Ich bin wie ein Seehund! Ich möchte gleich Hals über Kopf mitten hinein.

Mäurer: Das finde ich ſchließlich auch weiter nicht merkwürdig. Du ſollteſt mal Lucie reden hören in ihrer fanatiſchen und direkt waghalſigen Badewut.

Schilling: Das iſt auch was andres, das meine ich nicht. Ich glotze diesmal die See mit Augen an . . . wovon Ihr keine Ahnung habt, Kinder. Als wenn einem der Star geſtochen worden iſt. Dort ſtammen wir her, dort gehören wir hin.

Mäurer lachend: Du biſt Waſſer und ſollſt zu Waſſer werden! — Wie geht's Deiner Frau? Willſt Du was rauchen, Schilling?

Schilling, fahrig, zerſtreut: Wie Pauken und Zimbeln klingt das im Kopf! — Rauchen? — Eveline iſt munter, Gott ſei Dank! Soweit das bei ihr überhaupt möglich iſt, nämlich. Eigentlich hab ich ſie, ehrlich geſtanden, nie wirklich bei guter Laune geſehn. Er läßt ſich auf der Düne nieder. Sprechen wir lieber von was andrem. — Es kommt nämlich immer darauf an, wenn es ſich um Miſeren handelt, ob man imſtande iſt, ſie zu beheben. Hat man das aber bis zur Verblödung auf jede erdenkliche Weiſe vergeblich verſucht, ſo erſcheint der glorioſe Moment, wo man hundeſchnauzen-gleichgültig wird: und dieſer Moment iſt bei mir erſchienen!

Mäurer, klopft ihm auf die Schulter: Fortſchritt, mein Junge, wenn es ſo iſt!

Schilling: Na natürlich, Fortſchritt! Etwa nicht? Glaubſt Du, ich wäre ſonſt hergekommen? — Sonſt hätt ich mich nicht aus dem Staube gemacht!

Längeres Stillſchweigen.

Mäurer: Wie wär's, wenn wir nun als zwei alte Freunde, Schilling, auf alle Umſchweife ganz verzichteten, und auf ſogenanntes Zartgefühl. Nehmen wir mal an, unſre Gefühle füreinander ſind ehrlich und anſtändig; warum ſollen ſie denn da nicht offne und ſtarke ſein! Wenn Du's alſo nicht krumm nimmſt, ſo frage ich Dich . . .

Schilling: Mit Hanna Elias iſt es zu Ende. Längeres Stillſchweigen. Ich kann Dir ſagen, Du glaubſt es nicht, wie ich die Zeit . . . die mir immerhin früher mal koſtbare Zeit! — dieſen Sommer wieder mit Scheffeln und Mollen wahnſinnig verſchleudert habe. Ich kann keine Wanduhr mehr ticken hören, ich erſchrecke bei jedem Pendelſchlag.

Mäurer: Wer hat nicht mit Weibern Zeit verloren! Ja, welcher Mann, der wirklich einer iſt, hat ſich nicht ſelbſt mehr als einmal an Weiber verloren. Das ſchadet nichts! Man läßt ſich fallen, man hebt ſich auf, man verliert ſich und man findet ſich wieder. Hauptſache bleibt, daß man Richtung behält. Wenn man Richtung behält und entſchloſſen fortlebt, ſo wette ich tauſend gegen eins, was ſchlecht geheißen hat in der Zeit, muß dann in der Zeit auch wieder mal gut heißen.

Schilling: Ach, Junge, ich habe in meinem verpfuſchten Leben zu ſchrecklich viel niederträchtigen Unſinn verdaut. Mit meiner unanſtändig anſtändigen Anlage habe ich, weiß der Teufel, ſo oft Fiasko gemacht, daß ich allen Ernſtes darüber gegrübelt habe, wie man es anfängt, recht grundgemein, ſchweinemäßig praktiſch zu ſein. Ich bin talentlos, ich kann es nicht. Dabei hab ich die Welt auf die allerverſchiedenſte Weiſe beguckt: durch die hohle Hand, durch die Beine, von oben, von unten, von hinten, von vorn. Und ich kann mir nicht helfen, ich habe immer nur eins geſehen: von weitem macht ſie ſich ziemlich entfernt, aber aus der Nähe dafür über alle Begriffe ſtupide, gemein und unanſtändig.

Mäurer: Schilling, ich laſſe die Welt, wie ſie iſt; wir wollen uns damit weiter nicht aufhalten. Ich habe Dir ſelber, glaub ich, auch nicht immer bloß die ſchöne Faſſade gezeigt. Laß das, vergiß es, denk nicht daran! Und jetzt, Junge, ſag ich mal etwas Myſtiſches: wir ſind aus der gleichen Generation. Ich behaupte, da wir beide im gleichen Jahre an der Außenfläche unſres Planeten erſchienen ſind, ſo ſind wir auch ſchon vorher miteinander gewandert, in ähnlichem Rhythmus, in ähnlichem Schritt. Und wenn wir auch äußerlich nicht vereint geweſen ſind, ſo ſind wir jetzt, wo wir uns wiedertreffen, im tieferen Sinne gleich weit gelangt. Alſo ſchreiten wir nur mal wieder eine gute Strecke ſtramm bewußt miteinander.

Schilling, *forciert:* Topp Kinder, hier wollen wir luſtig ſein! Deibel nochmal, tüchtig deutſchen Sekt ſaufen und ſo tun, als wären wir ſiebzehn Jahr mit den allergrößten Roſinen im Sack und hätten die Naſe nicht voll gekriegt. *Beide Freunde geraten in eine nervöſe Heiterkeit, alsdann ſtutzt Schilling, die Gallionfigur gewahrend.* Eiapopeia, was raſchelt im Stroh! Was iſt denn das für 'ne ſeltſame Heilige?

Mäurer: Das iſt von einem geſtrandeten Schiff die Gallionfigur.

Schilling: Äh, überall dieſe wahnwitzigen Weibsbilder!

Mäurer: Etwas übergeſchnappt ſieht ſie wirklich aus.

Schilling: Sag mal, findeſt Du da keine Ähnlichkeit?

Mäurer: Lucie behauptet mit ihrer Mutter.

Schilling: Nein, Luciens Mutter meine ich nicht. — Im Ausdruck das Haar, auch in der Bewegung.

Mäurer: Mir dämmert es ſchon! Aber ich billige dieſes Ähnlichkeitsaufſtöbern nicht. — Trau einem alten, gezauſten

Fuchs wie mir, mein Sohn: verwickle Dich nicht in Ähnlichkeiten. Das ſind Schlingen, die man ſich ſelber legt. Und wenn wirklich die Holzpuppe Hanna Elias ähnlich ſieht, ſo mache Dir klar, ſie hat mit ihrer lüſternen Naſe ihr ganzes Schiff in einen nicht grade feucht-fröhlichen Abgrund verführt. — Atme, Menſch, trinke die ſtarke Luft, und laß das Geſpenſt Deines Lebens von geſtern Dein wirkliches Leben von heut nicht mattſetzen.

Schilling: Da iſt keine Gefahr mehr, Gott ſei Dank! — Ich ſage Dir ja, dieſe Sache mit Hanna iſt verſunken. Wir haben uns endlich mal ſo vollkommen geklärt, ſo in alle Winkel unſrer Beziehung hinabgeleuchtet, daß da abſolut nichts mehr zu erörtern bleibt.

Mäurer: Dann gratuliere ich von Herzen, Schilling.

Schilling: Verdorben, geſtorben, eingeſargt, zwölf Klafter tief unter die Erde begraben. — Und, Ottfried, den Gefallen mußt Du mir tun: kein Wort, keinen Laut mehr von dieſer Geſchichte. — Du kennſt mich ja; ein für allemal, Ottfried: wenn mir mal 'ne Erinnerung über die Leber läuft, bitte, laß mich, bemerke es nicht. Es ſind manchmal läppiſche Kleinigkeiten!

Mäurer: Ähnlichkeiten!

Schilling: Ein dunkles Auge ... irgendein Zug um den Mund, das kann Tote wieder lebendig machen! Aber dann laß mich, ſtöre mich nicht! Denn das lähmt mich in meiner Brutalität. Man muß brutal ſein, man braucht alle Kraft, um ſo eines bleichen geſtrigen Weſens Meiſter zu ſein! Er ſpringt auf, wirft Hut, Stock und Ruckſack weg und beginnt ſich auszukleiden. Und nu, Junge, Reinheit, Freiheit! Luft! Gott ſei Dank, ja, man kann hier wieder mal atmen! Hoffentlich kommt bald 'n Sturm! So was Wildes, Friſches, Tolles, Brauſendes, Salzhaltiges brauche ich! — ein Bad! — Kein Weibergeplärr! Kein Zungengedreſch in Nachtcafés! In Freiheit zugrunde gehn, meinethalb — nur nicht vergurgeln in einem Abraumkanale! Er rennt, halb entkleidet, gegen die See hin.

Mäurer: Nicht zu weit hinein, Schilling!

Schillings Stimme: Bade mit, Ottfried! Herrlich! Ahoi, ahoi!

Zweiter Akt

Das enge, niedrige Wohnzimmer der Familie Klas Olſers in Klas Olſers' Gaſthaus auf Fiſchmeiſters Oye. Durch eine Tür in der Hinterwand erblickt man den Flur und eine leiterartige Stiege ins Dachgeſchoß. Jenſeits des Flurs durch eine andere offne Tür das geräumige Gaſtzimmer. Die Wand rechts im Wohnzimmer iſt ebenfalls mit einer Türe verſehen, die zu einem dunklen und überfüllten Ladenraume führt, worin Klas Olſers Waren für die Bedürfniſſe der armen Fiſcher hält. An der gleichen Wand ſteht ein altes Lederſofa, davor ein Tiſch, über dieſem iſt eine billige Hängelampe angebracht, um ihn herum ſtehen gelbpolierte Stühle aus Fichtenholz; etwas ſeitlich davon eine kleine Wanduhr. Die Wand links enthält ein kleines Fenſterchen mit Mullgardinen. Am Fenſter ein kleiner Nußbaumnähtiſch; in der Ecke links ein Schreibſekretär aus gleichem Holz, in der Ecke rechts ein weißer Kachelofen, über dem Sofa ein Öldruck der kaiſerlichen Familie, auf dem Fußboden ein Teppich aus zuſammengeſtückelten Läppchen, eine rot und weiß karierte Decke auf dem Tiſch. Auf einer Kommode an der Fenſterwand eine Porzellanuhr mit Glocke und einige Steingutväschen mit Papierblumen. Auf dem gehäkelten Deckchen des Nähtiſches Familienphotographien in ſtehenden Papprähmchen. Oben auf dem Nußbaumſekretär befindet ſich eine ausgeſtopfte Seemöve, die mit ihrem Kopf die weißgetünchte Zimmerdecke berührt. Das Ganze macht einen ungemütlichen, höchſt beſcheidenen Eindruck.

Es iſt Morgen, gegen acht Uhr. Klas Olſers, über fünfzig Jahre alt, graubärtig, von pergamentener Haut und beängſtigend bläulicher Geſichtsfarbe, ſieht zu, wie die Magd den Tiſch für das erſte Frühſtück zurechtmacht. Die Ereigniſſe des erſten Aktes liegen drei Tage zurück.

Vor der Tür wird lebhaft mit einer Peitſche geknallt.

Klas Olſers, wird aufmerkſam: Nanu? Wat wie det?

Die Magd: Det is de olle Mathias von de Fährinſel mit ſinen loahmen Grauſchimmel. He bringt twee fremde Doamens up ſin Brettwoagen.

Klas Olfers, am Fenſter: He, Mathies! Wat heſt Du woll bei die Herrgottsfrühe ſchon for'n Butt ut de Roiſ'n holt!

Stimme des Mathias: Tſchä! Det is nu nich anders, Klas Olfers.

Klas Olfers: Ick komm gliek rut! — Spring man fix tau, Dearn. Help de Doamen ut de Karreet!

Die Magd: Et is man bloß noch eene im Wagen drin.

Hanna Elias ſteht in der Flurtür. Auf dem rabendunklen Haar trägt ſie einen dunklen, breiten Strohhut mit Mohnblumen garniert. Die Haut ihres Geſichtes iſt von wächſerner Bläſſe und Durchſichtigkeit. Ihre Züge ſind äußerſt fein und dabei intelligent. Ihre Augen ſind groß, dunkel, unruhig. Über all ihren Bewegungen liegt etwas Unſtätes. Sie kann die Finger nicht ſtill halten. Ein Zug des Nachdenkens, gleichſam über ein Problem, deſſen Löſung ebenſo ausſichtslos als unbedingt notwendig iſt, befällt ſie immer, ſofern nicht äußere Eindrücke ſie ablenken. Ihre Kleidung im ganzen zeugt von exotiſchem Geſchmack, wie denn überhaupt der Eindruck, den ſie hervorruft, fremdartig iſt. Sie iſt zart, eher klein als groß und gehört jenen Frauen an, bei denen nicht ohne weiteres zu entſcheiden iſt, ob ſie die Zwanzig kaum überſchritten haben, oder ob ſie über die Dreißig ſind.

Hanna, gut deutſch, nur leicht fremdartig im Ausdruck: Bekommt man hier auf ein bis zwei Nächte Unterkunft?

Klas Olfers: Tſchä! gewiß! Dat ſchell uns woll keene Kopfſchmerzen maken, min Freilein! Es is zwar alles knüppeldickvoll bei Klas Olfers, aber von die zwölf Gaſtzimmer ... Stücker dreizehn ſind deswegen immer noch frei. Wünſchen Sie en Zimmer oder zwei?

Hanna, in den Hausflur ſprechend! Wir nehmen doch zwei Zimmer, Fräulein Majakin?

Fräulein Majakin, im Hereintreten: Wenn ich bitten darf, nehm ich für mich ein Zimmer.

Fräulein Majakin iſt eine ſiebzehnjährige Ruſſin aus Petersburg. Obgleich ſie nicht groß iſt, muß man ſie, da ihr alles Backfiſchartige, Halbreife abgeht, für älter halten. Ihre Kleidung iſt durchaus ſchlicht und unauffällig.

Klas Olfers, der ſein geſticktes Käppi in der Hand dreht: Se kennen twee Zimmer nebeneinander hoaben, meine Doamens, nach See rut. Wollen Sie glik auf't Zimmer gehn?

Fräulein Majakin: Wenn Sie hierbleiben wollen etwa, Frau Hanna, ich gehe doch vorher einmal hinauf.

Hanna, die unſchlüſſig ſchien: Ich auch, natürlich.

Klas Olfers: Fix, Dearn, ſpring vorut! Die Magd drückt ſich eilig an den Damen vorbei in den Flur und man hört ſie laut polternd die Holzſtiege hinaufſtürmen. Klas Olfers fährt fort: Denn dürfſt ick woll freundlichſt gebeten haben!?

Er poſtiert ſich, das Käppi in der Hand, an der Flurtür, die Damen folgen, nachdem Hanna das Zimmer mit den Augen durchforſcht und ihr Sonnenſchirmchen an einen der Stühle gelehnt hat, dem Dienſtmädchen, Klas Olfers den Damen, ſo daß der Raum leer bleibt. Ein Fiſcher in blauer Jacke ſteckt ſeinen hellblonden, bärtigen Kopf aus dem Laden herein. Es iſt Schuckert.

Schuckert: He! — Klas Olfers! — Ick wull gern een Stücker twelf Meter Tau hebben! — He, Klas!

Reſpekt vor der guten Stube, dem gedeckten Frühſtückstiſch bewirken, daß Schuckert ſeine Stimme dämpft.

Durch den Hausflur trägt der alte, mächtige, ſchwarzhaarige Fiſcher Mathias das Gepäck der Damen vorüber. Klas Olfers kommt ihm die Treppe herab entgegen.

Klas Olfers, im Hausflur: Lat et man lieber unnen ſtehn, Mathies! ’n Kierl wie Du mit Diene Tranſtebel bricht mie ſünſt noch miene Stiegen dörch! — Komm in de Gaſtſtub, trink ’n Glas Beer!

Mathias, läßt den Gepäckhaufen liegen, richtet ſich auf, nimmt die blaue Schildmütze ab, ſo daß die Luft an den Scheitel kann, hält ſie aber in einiger Entfernung über dem Kopfe feſt und ſtreift mit dem Handrücken der Rechten den Schweiß von der Stirn. Dabei puſtet er erleichtert: ’t makt warm, Klas Olfers! ’t makt wedder warm hüt!

Klas Olfers, zu dem Mädchen, das eilig die Treppe herunterkommt: Bring das Gepäck na baben, Dearn!

Schuckert, hat über den Vorgängen im Flur den Zweck ſeines Kommens vergeſſen. Erinnert ſich nun wieder und ruft: He! — Klas Olfers! Ick wull giern een Enn Tau hebben! — Klas! — Unn twee Meter . . . twee Meter Sägellinwand . . . Als niemand auf ihn hört . . . Sägellinwand wull ick giern hebben.

Klas Olfers, indem er mit Mathias die Gaſtſtube gegenüber betritt: Na, Mathias, wie is? Wenn kenn wi mal wedder ſcheunen, fetten Oal hebben?

Sie verſchwinden im Gaſtzimmer. Man hört zuweilen von dort den ſchweren Schritt des Fiſchers, Klappern von Bierſeideln und das undeutliche Geräuſch plattdeutſcher Unterhaltung. Nun kommt die Treppe herunter und in das Zimmer herein Mäurer, ein Buch und einige Druckſachen in der Hand. Er nimmt am Tiſch Platz. Schuckert hat ſeinen Kopf zurückgezogen. Mäurer entfaltet eine Karte und blickt kopfſchüttelnd auf, als das geſchäftige, laute Gepolter von Tritten auf der Treppe nicht abreißt. Plötzlich ſteckt Lucie ihren Kopf zum Fenſter herein.

Lucie: Guten Morgen, Herr Mäurer!

Mäurer: Na, endlich jemand. Wo ſteckt Ihr denn? Glaubt Ihr, ich kann von der Luft leben?

Lucie: Biſt Du allein?

Mäurer: Mutter-Hund, ſo zu ſagen, eine geſchlagene Stunde lang.

Lucie verſchwindet vom Fenſter, kommt ſchnellfüßig durch den Hausflur ins Zimmer, ſchließt die Türe hinter ſich, die Tür nach dem Laden ebenfalls, geht wortlos auf Mäurer zu, umhalſt ihn, zieht ihn nach rückwärts, ſo daß der Stuhl kippt, und küßt ihn zu vielen Malen mit friſcher, geſunder Leidenſchaftlichkeit. Sie iſt im fußfreien Leinwandkleidchen vom Baden gekommen, trägt die Wäſche noch unterm Arm und das Haar zum Trocknen offen. Mäurer wehrt ſich zunächſt nicht, dann zieht er das Mädchen auf ſeinen Schoß und küßt ſie, merklich erwärmt, auf den Mund, wobei er den Duft ihres erfriſchten Körpers einzuſaugen ſcheint.

Mäurer: Friſche Seejungfer!

Lucie: Gott ſei Dank, daß ich Dich endlich mal allein habe. Das kommt jetzt gar nicht mehr bei uns vor.

Mäurer: Außer, wenn die Hunde den Mond anbellen!

Stillſchweigen und erneute Küſſe.

Lucie: Ich ſchlafe hier furchtbar wenig, Ottfried. Es war wieder taghell dieſe Nacht. Ich habe nach zwölf Uhr noch ohne Kerze geleſen. — Sie küßt ihn wieder.

Mäurer, von ihr umhalſt: Halt, Lucie, ſei nicht ſo unvorſichtig!

Lucie, ſtutzt und verſtummt einen Augenblick, dann lacht ſie mit verdoppelter Luſtigkeit aus geſunder, übermütiger Kinderſeele heraus, toll und hinreißend: Man merkt, daß Du heuer noch kein Seewaſſer geſchluckt haſt, Ottfried! Sonſt würden Dir ſämtliche Spießbürger der Welt, ſo wie mir, piepſchnuppe ſein; — ſie gerät wieder in einen neuen geſunden Lachkrampf von innen heraus, dann Olfers nachahmend: „Heute mittag woll wi zur Abwechſlung wieder mal Kabeljau eſſen!" Bis zur Übelkeit Kabeljau! Jau, jau, Kabeljau!

Mäurer: Kriege bloß keinen Lachkrampf, liebe Lucie!

Lucie: Und dann laſſen wir uns von Klas Olfers ſeinem geſtickten Käppi eine Bouillon kochen.

Mäurer: In ſolchen Fällen pflegte meine Schweſter früher immer zu mir zu ſagen: Du ahnſt etwas!

Lucie: Die See! Die See! Die See! Die See! Wenn Ihr wollt, daß ich wieder lebendig und fuchsfidel munter werde, wenn ich mal ſollte geſtorben ſein, ſo braucht Ihr mich bloß in Seewaſſer zu tunken!

Sie nimmt vor einem kleinen Spiegelchen ihr Haar zuſammen.

Mäurer: Sag mal, haſt Du Schilling geſehen?

Lucie: Schilling treibt's mit dem Baden viel toller als ich. Er ſchwimmt, bis man ihn aus den Augen verliert; der kann aus dem Waſſer erſt recht nicht herausfinden.

Mäurer: Ich finde, daß ſeine Laune zuſehends beſſer wird.

Lucie: Na, ganz gewiß.

Mäurer: Auch ſein Betragen iſt wieder viel offner und freier, mehr, wie es in alten Zeiten war.

Lucie: Ich finde ihn geradezu ausgelaſſen. Ich habe ihn ſo überhaupt nicht gekannt!

Mäurer: Da haſt Du wohl recht. Das kannſt Du wohl ſagen. In der Zeit, als Du ihn zum erſtenmal ſahſt, hatte er ſchon ſeinen Klaps weggekriegt. Schilling erſcheint am Fenſter.

Schilling, mit blauen Lippen und vor Froſt klappernd: Jetzt aber ein Königreich für einen heißen Kaffee, Kinder!

Mäurer: Schilling, ich ſage Dir, wenn Du ſo wahnſinnig übertreibſt, wirſt Du nochmal ſo oder ſo dran glauben müſſen: entweder erſaufſt Du, oder Du kriegſt einen Schnupfen weg, an dem Du Dein Lebelang zu nieſen haſt!

Schilling: Den brauch ich nicht kriegen, den hab ich ſchon.

Lucie: Haben Sie jemals in Ihrem Leben eine ſolche waſſerſcheue Unke geſehen?

Schilling: Landratze! Unverbeſſerliche, feige Landratze! — Er ſingt:

Am Woaſſer, am Woaſſer,
Am Woaſſer bin i z' Haus!

Singend und mit den Fingern ſchnipſend, wie ein Schuhplattlertänzer, entfernt er ſich vom Fenſter. Lucie und Mäurer lachen ununterbrochen, während Schilling ſingend durch den Flur und ins Zimmer kommt.

Mäurer: Nanu aber Frühſtück! Kaffee! Wirtſchaft!

Schilling: Klas Olfers! Wirtſchaft! Wir demolieren das ganze Haus!

Alle drei trommeln in ausgelaſſener Luſtigkeit auf dem Tiſch herum. Klas Olfers kommt mit komiſchem Entſetzen aus der Gaſtſtube über den Flur herein.

Klas Olfers: Um Gottes willen! Wo fehlt et denn, meine Herrſchaften?

Mäurer: Im Magen, Herr Olfers.

Klas Olfers: Dat is immer better als im Kopp.

Schilling: Oder in der Weſtentaſche.

Das Dienſtmädchen kommt feuerrot mit einem ſchwerbeladenen Kaffeebrett.

Klas Olfers: Dearn, bring Kaffee!

Die Magd: Gehn Se man aus'n Weg, Herr Olfers!

Olfers drückt ſich ſchnell beiſeite.

Lucie: Sehn Sie, Herr Olfers, Ihre Bemühungen um die Wirtſchaft werden noch nicht mal anerkannt.

Klas Olfers: Mit de Fruenslüt möt een klogen Mann dat gewehnt ſin, Freilein!

Mäurer: Sie haben wohl neue Gäſte gekriegt?

Klas Olfers: Twee Fruenslüt von Breege dröben per Sägelboot. Se ſünd all in Breege up Rügen dröben to Boadekur.

Schilling: Jung oder alt?

Klas Olfers: Scheune Matjesháringe! Ick ſegg awer, det et unbedingt müſſen ausländſche Doamen ſin!

Mäurer: Fiſchmeiſters Ope wird Weltbad, Olfers!

Die Magd hat den Tiſch geordnet und ſich entfernt. Mäurer, Schilling und Lucie fangen ſogleich an, lebhaft einzuhauen. Milch und Kaffee werden eingegoſſen, Eier zerklopft, Brote mit Butter geſtrichen, Aufſchnitt geſchnitten. Formen werden dabei nicht pedantiſch gewahrt.

Klas Olfers, ſteht, ſieht zu und dreht befriedigt einen Daumen um den andern. Nach einer Weile ſagt er: Die See macht Apptit! — Na, wenn't man ſchmeckt!

Mäurer: Vorzüglich! — Sagen Se mal, Herr Olfers, kriegen wir heut Mittag Schweinebraten?

Klas Olfers: Joa! Det kann am End wohl lickt angängig ſin.

Mäurer: Ich dachte mir's.

Klas Olfers: Worum dachten ſich det?

Mäurer: Na, ich denke, das Schwein is heut nacht an Rotlauf draufgegangen!

Klas Olfers: Tſchä! Got, dat ich verſichert woar.

Lucie und Schilling platzen heraus.

Klas Olfers, dem der Spaß jetzt einleuchtet: J wat? Von düß Swin Swinebroten? Nee, Herrſchaften, dat gift et bie Klas Olfers nu und nimmermehr!

Schilling: Wo beziehen Sie denn Ihren Kaffee her?

Klas Olfers: Allet ut Stroalſund.

Schilling: Gibt's denn in Stralſund ſo große Kornfelder?

Klas Olfers: Ooi, oi, oi! Mine Herrſchaften, Si foppt mi! Er läuft mit Zeichen gemütlichen Entſetzens hinaus.

Lucie: Kinder, ärgert den alten Trottel nicht immer ſo ſchrecklich!

Schilling: So! Und jetzt kann man ſich endlich in aller Ruhe eine Importe für zehn Pfennig ins Geſicht ſtecken. Er lehnt ſich zurück und zieht ſein Zigarrenetui.

Mäurer: Du haſt aber gar nicht ſoviel Hunger gehabt!

Schilling: Meiſtens Durſt. — Leichtes Getränk! — Sogar das einfache Lagerbier iſt mir zu ſchwer. — Es muß was ſein, wovon man viel trinken kann! — Das grasgrüne, ſogenannte Trinkwaſſer hier auf der Inſel iſt ganz ſcheußlich! Geradezu eine Kalamität!

Mäurer, ſich zurücklehnend: Na, wie denkſt Du heut über Griechenland?

Schilling: Wie immer! Ein formidabler Gedanke!

Mäurer: Möchteſt Du nicht mal endlich doriſche Säulen ſehen, dort, wo ſie gewachſen ſind?

Schilling: Na ob und wie!

Mäurer: Nu aber mal ernſthaft! Wir müſſen darüber mal ernſthaft nachdenken.

Schilling: Darüber denke ich ſeit meinem ſechzehnten Jahre ernſthaft nach.

Mäurer: Aber nicht über meine präziſen Vorſchläge.

Lucie: Dieſe Nacht im Traum bin ich ununterbrochen mit ziemlichen Schwierigkeiten von einer griechiſchen Inſel zur andern voltigiert.

Schilling: Redet mir bloß nicht von Träumen, Kinder! Meine Seele war dieſe Nacht in dem Aal, den ich geſtern abend gegeſſen habe. Wahrhaftigen Gott! Und ich ſchrie, als der Aal, weil ich ſchreckliche Angſt vor einem ekligen Aalnetze hatte!

Mäurer, lachend: Bleiben wir mal bei der Stange, mein Sohn. Es iſt jetzt die Rede von Griechenland. Du weißt, daß ich mir bei einigem guten Willen einreden kann, daß ich hin muß. Und es iſt auch mein feſter Vorſatz. Nun weiß ich nicht, was Du dagegen haben kannſt, mit uns mal zum Zwecke einer allgemeinen Aufpolſterung dort unten herumzuſteigen?

Schilling, mit verändertem Ton: Mein Junge, ich ziehe mir morgens die Kleider an und finde das manchmal ſchon zu umſtändlich. Ich ziehe ſie abends wieder aus und habe etwas mehr Spaß daran; damit habe ich mehr als genug zu tun. Was darüber hinausgeht, iſt mir zu weitläufig.

Mäurer: Iſt das die Wirkung von euren Seebädern?

Schilling: Weiß Gott, wovon das die Wirkung iſt! Sieh mal, es gab mal bei mir eine Zeit, da braucht ich an einem grauen Tag nur in der Ferne, zum Beiſpiel an einem Berg oder an einem der märkiſchen Seeufer irgendeinen von der Sonne beſchienenen Fleck zu erblicken, ſofort verlegte ich auch ein Stück Eden dahin. Was ſollte ich heute in Griechenland? Ich kann in die Dinge nichts mehr hineinlegen. Ah, ſtellen wir erſt die Uhr mal ab. Er ſteht auf und ſtellt den Pendel der Wanduhr ſtill.

Mäurer: „Es gab eine Zeit“! was tu ich damit? Du ſollteſt eine ſo ſchwächliche, ſentimentale Altweiberſommermeditation wahrhaftig anderen überlaſſen. Und die Uhr wird auch nicht mehr abgeſtellt! Er ſpringt auf und ſtößt den Pendel der Uhr wieder an, ſo daß ſie geht. Lucie bricht in Gelächter aus. Taten, mein Junge! Malen! Arbeiten! Was meinſt Du wohl, wie geſund das iſt!

Schilling: Na, nu will ich Dir mal was anderes ſagen: ich reiſe ſeit meinem ſechzehnten Jahre jedes Frühjahr und jeden Herbſt mittels einer ſehr lebhaften Phantaſie nach Griechenland. In Wirklichkeit bin ich nie hingekommen; da glaubt man nu mal ſo recht nicht mehr dran.

Lucie nimmt eine Gitarre vom Sofa und zupft darauf leiſe die „Ruinen von Athen“ von Beethoven.

Mäurer: Das iſt Sache der Berlin-Wien-Trieſter Eiſenbahn und des Öſterreichiſchen Lloyd, keine Glaubensſache. Man kauft ein Billett, und dann iſt man dort. Und wenn man erſt dort iſt — in lumpigen vier, fünf Tagen kann man es ſein, Schilling! — ſo ſieht man das bißchen Kehricht im Winkel eines Berliner Ateliers ganz anders an. Man ſieht's überhaupt nicht mehr, kann ich Dir ſagen. — Man muß doch mal deutlich mit Dir ſein.

Schilling, mit lauter, ſcheinbarer Zuſtimmung: Na los, Kinder, woll'n wir heut mittag abreiſen! — Ich rauche noch meinen Glimmſtengel aus, und dann fang ich an, meine Sachen zu packen, und nu red aber einer noch 'n Wort.

Lebhafter Heiterkeitsausbruch von Lucie und Mäurer ob des drolligen Auftrumpfens. Schilling iſt aufgeſtanden und geht heftig paffend im Zimmer umher. Mäurer erhebt ſich ebenfalls, hält eine Zigarre in der Hand und verſucht mehrmals vergeblich ein Streichholz anzuzünden.

Mäurer: Weiß der Teufel, ich kann vor Erregung kein Streichholz mehr ankriegen, ſo oft die Idee, das Land des goldelfenbeinernen Zeus — das Land, in dem beinahe mehr Götter aus Erz und Marmor als Menſchen geweſen ſind — mal wiederzuſehen, mich packt. Die Welt der Barbarenhorden, in der wir leben, iſt ja doch nur von grimaſſenſchneidenden Affen erfüllt!

Schilling: Anweſende hoffentlich ausgeſchloſſen.

Mäurer: Allerdings; denn nach Rasmuſſen iſt es klar, daß die alten Griechen, genau wie wir, langſchädlige, blonde Kerle geweſen ſind.

Schilling: Ich bitte Dich, rede mir bloß nicht von Rasmuſſen.

Mäurer: Er mag manchmal ſo lächerlich und ſo verbohrt wie möglich ſein: wenn Du ihn mal brauchſt, ſo wirſt Du ihn finden!

Schilling: Gott ſei gedankt, getrommelt und gepfiffen, ich brauche ihn nicht.

Lucie, legt die Gitarre weg und ſpringt auf: Kinder, ich werde mich jetzt ein bißchen umziehn und anziehn gehn; dann werde ich einige Kreuzeretüden herunterhaſpeln, denn wenn Ihr wirklich nach Griechenland reiſt, ſo laß ich mich unten in Athen doch natürlich vor der Königin hören.

Sie eilt durch den Flur die Treppe hinauf ab, gleich darauf hört man von oben Geigenſpiel.

Schilling: Nee, Hellas und Rasmuſſen vertragen ſich nicht.

Mäurer: Laß ihn, es handelt ſich jetzt nicht um Rasmuſſen. Es handelt ſich jetzt um Dich und mich. Meine

Idee wäre, daß wir vielleicht erſt ein bißchen nach Kleinaſien gehn, von da nach Athen, dann bleiben wir in Korfu zwei, drei Wochen lang; und im März ſind wir unten in Florenz, wo ich ja Gott ſei Dank meine Ateliermiete vor kurzem, und zwar noch im letzten Augenblick, für drei Jahre erneuert habe. Dort kannſt Du auch, von den Uffizien gar nicht zu reden, mal wieder nackte Modelle ſehn.

Schilling: Ich möchte dran glauben, wahrhaftig, Ottfried! Beinahe kann ich's, es geht aber nicht! — Sieh mal, mir dreht ſich die Galle im Leibe um, wenn ich denke, wieviel ich in den letzten fünf Jahren endgültig und unwiederbringlich verlumpt habe. Es iſt zu ſpät, man holt's nicht mehr ein!

Mäurer: Bis zum ſiebenunddreißigſten Jahr kommt niemand ohne Bleſſur durch die Welt. Wir haben alle ein verknotetes Schickſal als Aufgabe, und die Löſung kann immer wieder nichts anderes ſein als die Tat.

Schilling: Du ſtehſt breit und feſt und krauſt dir den Bart. Dir gereicht eben alles zum Guten ſchließlich, und mir ſchlägt es zum Miſerablen aus.

Mäurer: Nein, ich habe nur immer den Grundſatz gehabt, den ich auch Dich zu befolgen bitte und der „Nimm Kraft aus deiner Schwäche" heißt.

Schilling: Ich hab keinen Pfennig Geld in der Taſche.

Mäurer: Daß Du das immer wieder betonſt, iſt bei einer alten Freundſchaft wie unſerer lächerlich.

Schilling: Das hab ich auch ſchon . . . das klingt ſehr verlockend! . . . das hab ich auch ſchon von Frauenzimmern gehört. Und dann iſt es mir ziemlich übel bekommen.

Mäurer: Frauenzimmer und Freund iſt ein ander Ding. Muß ich Dich dran erinnern, Schilling, daß ich in alten Zeiten als Hungerleider mal vor Deiner Tür um fünfzig Pfennig bitten geweſen bin, um nur mal wieder zu Mittag zu eſſen?

Schilling: Es hält mich nichts, es hindert mich nichts. Ich bin bereit, und im Augenblick meinethalben, mit Dir nach dem Monde zu reiſen. Und doch glaub ich an die Geſchichte nicht! — Sieh mal, von meiner „Gattin" Eveline bekam ich noch geſtern abend hier dieſen Brief. Du weißt vielleicht nicht, daß ſie über die neue Wendung der Dinge mit … mit Hanna im ſiebenten Himmel iſt. — Ja, ich hatte ihr ſcherzweiſe etwas von Deinen Abſichten angedeutet. Ich hatte das Maul etwas vollgenommen, ſo etwa wie: meine ganze bisherige Tätigkeit wäre eigentlich lauter Vorarbeit und ſo weiter, und hoffte jetzt wirklich mit dem wirklichen Werk mal anzufangen; was man ſo, um Seiten zu füllen, ſchreibt. Und da lies mal gefälligſt den Dithyrambus! *Er wirft Mäurer den Brief hin.* Alſo! Was ſollte mich alſo feſthalten? — vorausgeſetzt, daß von dem Reiſegeld etwas für die Mäuler zu Hauſe übrig bleibt.

Mäurer: Was willſt Du mit ſiebenunddreißig Jahren, mein Junge, denn anders gemacht haben als die Vorarbeit? Der Japaner Hokuſai ſagt: alles, was er im

Alter vor ſiebzig Jahren gemalt habe, ſei nicht der Rede wert. Und Du willſt im Alter des Schülers verzweifeln.

Schilling: Na, Teufel, da will ich mir noch eine anſtecken! — Merkbar erregt, zündet er ſeine zweite Zigarre an. Weshalb auch nicht? — Na, alsdann! Verſuchen wir's eben noch mal. — Schneid hätt ich eigentlich immer, bloß eigentlich keine Traute nicht. Es iſt wahr, ich fühle mich hier etwas anders. Ich fühle mich hier — ich finde wirklich, daß feſte Entſchlüſſe ganz günſtig wirken! — ich fühle mich hier ſogar aufgefriſcht! Ich könnte beinahe glauben — beinahe wieder glauben, es gibt außer dem jammerwürdigen Sackhupfen nach der Krume Brot und ähnlichen kläglichen Amüſements noch einen anderen Zuſtand in der Welt. Die Erinnerung an . . . an . . . an den Geſtank fängt an zu verblaſſen in . . . in der ſalzigen Inſelluft. Man bildet ſich ein . . . ganz ohne Spaß, man bildet ſich ein . . . man fragt ſich, ob man ſich denn tatſächlich in dieſen verdammten, rückwärtigen Trichter muß hineinziehen laſſen? — Warum denn? Nein! Ich glaube das nicht! Ich werde mal ganz entſchieden nein ſagen! Warum laß ich nicht alles mal ſitzen und liegen und hocken und quetſchen und ſtinken nach Herzensluſt? Warum nicht? Denkſt Du vielleicht, ich kann das nicht? Was denn? Sie ſaugen ſich an wie die Blutegel, ſie binden einem Hände und Füße delilahaft, ſie gießen einem Blei ins Hirn, ſie knebeln einem das Maul mit Gemeinplätzen und pauken einem mit einem täglichen Hagel von fauſtdicken Dummheiten das letzte bißchen Ehrgefühl aus dem Tempel raus. Sucht mich im Peloponnes, meine Herrſchaften! Während ſeines halb ernſten, halb drolligen Ausbruchs hat Schilling ſich erhoben und läuft umher. Gemeinſames Gelächter beider Freunde beſchließt die Rede.

Mäurer: Bravo! Man muß ſich die Leber mal freipulvern!

Schilling entdeckt plötzlich das Schirmchen der Hanna Elias. Er nimmt es auf und beſieht es von allen Seiten.

Schilling, immer noch in Betrachtung des Schirmchens vertieft: Sage mal, wem gehört denn das?

Mäurer, das Schirmchen prüfend: Das wird 'n Schirmchen von Lucie ſein! — Aber nein: die trägt ja nie ſolche Dinger.

Schilling, betrachtet das Schirmchen, blickt dann mit einem fragenden Ausdruck in Mäurers Augen, dann wieder auf den Schirm, den er aufſpannt. Er unterſucht den Griff, lieſt von einem Silberplättchen: — „Zum 13. Juni 99" — ſieht wiederum Mäurer an, tut wie abweſend einige Schritte langſam und dumm lächelnd auf die Flurtür zu, bleibt ſtehen, ſchließt das Schirmchen, ſagt halb abweſend, mit dem Ausdruck der Verlegenheit: Ganz unbegreiflich! — ſcheint dann aufzuwachen und geht mit den Worten: Entſchuldige mich mal einen Augenblick! — durch den Flur in das Gaſtzimmer, um Klas Olſers zu ſuchen.

Mäurer ergreift einen Spazierſtock und ſtößt dreimal gegen die Zimmerdecke. Sogleich verſtummt das Geigenſpiel und Lucie kommt die Treppe heruntergepoltert und ins Zimmer.

Lucie: Iſt Schilling hier?

Mäurer: Nein. Was iſt denn los?

Lucie: Ich habe in dieſem Augenblick oben auf dem engen Gange zwiſchen den Zimmern eine Dame getroffen, die ſah wie Hanna Elias aus!

Mäurer: Hanna Elias? Das iſt ja unmöglich. Haſt Du ſie angeredet?

Lucie: Nein. Ich war ſo verdutzt, ich hätte kein Wort hervorgebracht. Und außerdem war ich auch nicht ganz ſicher. Es iſt in dem Gange nicht hell genug.

Mäurer: Deshalb wirſt Du Dich auch wahrſcheinlich getäuſcht haben; — das heißt: — Schilling hat eben jetzt hier ein kleines grünes Schirmchen entdeckt! — Sollte das Unheil doch in der Luft liegen? — Na, jedenfalls red ich mit ihr kein Wort.

Lucie, hält noch immer die Klinke der Tür, die ſie hinter ſich zugezogen hat, feſt: Fragen wir doch mal Olſers, Ottfried!

Mäurer: Oder hole doch mal das Fremdenbuch! Ich ſah vorhin ſchon den Olſers, der ja doch neugierig wie ein Rotſchwanz iſt, mit der fettigen Kladde um die Zimmertüren der Fremden herumſchleichen.

Lucie eilt reſolut in das Gaſtzimmer hinüber und iſt ſogleich mit dem Fremdenbuch wieder bei ihm.

Lucie, hat das Fremdenbuch auf den Tiſch gelegt, blättert haſtig: Alſo: — — Frau Hanna Elias! — Hier ſteht's.

Mäurer, er tritt heran, überzeugt ſich, daß der Name wirklich daſteht, und Lucie und er blicken einander längere Zeit ſprachlos an, dann ſagt er: Das iſt doch tatſächlich ein — Aas, dieſes Frauenzimmer!

Lucie: Pſt. Ottfried! Ich glaube, ſie kommen ſchon.

Mäurer: Dann kriech ich durchs Fenſter, liebes Kind. Ich kann dieſe blutleere Fratze nicht ſehen. Dieſen lemuriſchen Wechſelbalg. Ich kriege das Grauſen vor dieſer Larve. Ich fürchte mich, wenn ich nachts unter einem Dache mit dieſem Geſpenſte bin. Ich bin überzeugt, es ſpringt ihr nachts eine weiße Maus oder was ähnliches aus dem offenen Mund und ſaugt ſich einem im Schlaf an die Pulsader. Adieu: komm nur nach, ich kneife aus! — Er ſteigt, während man die Stimmen von Hanna Elias und Schilling laut auf der Treppe hört, eilig zum Fenſter hinaus.

Lucie: Ottfried, Ottfried! Sei doch nicht unſinnig. — Sie iſt allein und wird von lautloſem Lachen geſchüttelt. Nachdem ſie ein wenig die Faſſung gewonnen hat, horcht ſie an der Tür und wiſcht dann, dieſe aufſtoßend, ebenfalls ſchnell hinaus.

Hanna Elias und Schilling kommen jetzt die Treppe herunter, dieſer voran ins Zimmer, ſie folgt.

Schilling, deſſen Antlitz jäh von einer beängſtigenden Bläſſe befallen iſt: Sie ſind nicht mehr da. — Sie ſind ſchon fort. — Wahrſcheinlich ſchon an den Strand gegangen. — Wart, ich häng Deine Jacke auf, oder . . . willſt Du den Hut aufbehalten? — Seine Bewegungen ſind unſicher, ſeine Hände zittern vor Erregung. Er ſteckt den Kopf durchs Fenſter hinaus und ruft: Ottfried! Ottfried! Fräulein Lucie! — Nein! — Nun ſetz Dich, Hanna. Das iſt unſere ſeparate Klauſe hier. Olſers hat ſie uns eingeräumt, damit wir nicht immerfort von den Gemeinplätzen der anderen Gäſte beläſtigt werden. So! — Die Tür iſt geſchloſſen, er ſchließt auch noch das Fenſter. Jetzt aber bitte ich Dich, kläre mich auf.

Hanna, nur auf dem Rande eines Stuhles ſitzend, die Arme ausgeſtreckt auf dem Tiſch ruhen laſſend, zerpflückt ein Papier: Du biſt nicht ſehr froh, daß ich bei Dir bin?!

Schilling: Ich bin zunächſt mal überraſcht, liebe Hanna. Das kann ſchlechterdings auch nicht anders ſein, wie Du zugeben wirſt. Alles andere iſt dabei Nebenſache.

Hanna, wie vorher: Ja, das ſagſt Du; — für mich leider noch immer nicht.

Schilling: Hanna, Du ſollſt mich nicht falſch verſtehen. Natürlich freu ich mich, daß Du da biſt, aber ſag mal ſelbſt — erwarten konnt ich Dich doch nach dem, was geſchehen iſt, nicht; und nun gar auf dieſer entlegenen Inſel. — Er reißt plötzlich wieder das Fenſter auf und ruft: Ottfried! — Es war mir, als ob ich ſeinen Schritt hörte.

Hanna, wie vorher: Das klang ja beinah wie ein Hilferuf!

Schilling: Mich beunruhigt nur, wenn ſie nicht Beſcheid wiſſen. Wir pflegen nämlich faſt jeden Morgen in die Gegend des Leuchtturms hinaufzugehn, oder treffen uns an der Kirchhofmauer im Kloſter, wo man einen umfaſſenden Ausblick hat. Ich will nur, daß ſie nicht auf mich warten.

Hanna: Laß Dich nicht ſtören, Gabriel, wenn Du vielleicht eine Verabredung haſt.

Schilling, gutmütig aufbrauſend: Wie? Was? Du ſpaßeſt wahrſcheinlich, Hanna.

Hanna, nach längerem Stillſchweigen: Ja — um Dir nun doch die Aufklärung einigermaßen zu geben, die ich Dir vielleicht ſchuldig bin: wir wohnen zur Kur in Breege auf Inſel Rügen drüben. Und zwar war ich letzten Freitag beim Arzt und er alſo hat uns dorthin geſchickt — und da hörten wir auf dem Schiff ganz zufällig von Ottfried Mäurer, daß er auf Fiſchmeiſters Ove iſt. Und da ich ſchon in Berlin erfuhr, Du biſt mit Ottfried Mäurer zuſammen, ſo wußt ich auch Deinen Aufenthalt.

Schilling, mißtrauiſch: Der Arzt hat Dich nach Breege geſchickt?

Hanna: Ich hatte wieder drei Tage lang Bluthuſten.

Schilling, nervös, als habe er ſelbſt dieſen Huſten: Menſchenkind! Daß Du nicht einmal gründlich Wandel ſchaffſt! Es iſt ja horrend, was Du armes, ſchwaches Geſchöpf mußt durchmachen. Er hat impulſiv ihre Hand ergriffen. Leiſe macht ſie ſich los und neſtelt ihren Hut vom Kopfe.

Hanna: Und dabei kam ich eigentlich für den Arzt nicht einmal in Betracht. Ich hatte ihm gar nicht von mir geſprochen.

Schilling, ſtreicht über das nun freigelegte Haar: Und alſo von wem?

Hanna: Ach, es betraf nur, Du weißt, meinen Kleinſten. Es betraf nur ...

Schilling: Den kleinen Gabriel?

Hanna: Er kann ſich noch immer nicht recht grade aufrichten.

Schilling, verfinſtert ſich plötzlich und geht mit düſterem und verbittertem Geſichtsausdruck auf und ab, nachdem er ſeine Hand von dem Scheitel Hannas genommen hat: Liebe Hanna, ich habe die Welt nicht gemacht. Es tut mir leid: ich bin für die grauſige Spaßhaftigkeit des Daſeins nicht verantwortlich. Wenn ich könnte, ſo würd' ich den kleinen, erbärmlichen armen Schlucker von Jungen ſofort geſund machen. Es iſt mir unmöglich. Ich kann es nicht! — Ich habe Tage und Nächte gehabt ... es geht nicht! — Hanna, ich kann nicht mehr! — Ich kann nur dem Fatum ſeinen Lauf laſſen.

Hanna: Es iſt gut, daß das Fatum iſt!

Schilling: Wieſo?

Hanna: Man kann auf das Fatum vieles abwälzen.

Schilling, ſchweigt, hält mit beiden Händen ſeine Schläfen und blickt, von Hanna, abgehetzt, verzweifelt, gegen die Zimmerdecke; ſo ſtehend, ſagt er nach einer Weile: Weshalb biſt Du gekommen, liebe Hanna?

Hanna, wie vorher, ruhig, aber mit bebender Stimme: Weil ich nicht ohne Dich ſein kann, Lieb.

Schilling, aus gepeinigter Seele, wie unter einem neuen Peitſchenſchlag: Das iſt eine Lüge, das glaub ich Dir nicht!

Hanna, ſehr ruhig, ſehr bleich: Wieſo iſt das eine Lüge, Liebling?

Schilling, nach einigem Stillſchweigen, mit ſcheinbarer Feſtigkeit: Hanna, dies alles liegt hinter mir. Ich bin ſoweit ... ich habe es hinter mich gebracht ... mit Gottes Hilfe nun überwunden. Ich habe es mit unendlicher Mühe, ſag ich Dir, endlich in den gehörigen Abſtand von mir gebracht. Es iſt nicht anders. Es iſt zu Ende!

Hanna: Gut! Sie erhebt ſich. Du biſt gegen mich eingenommen durch irgendwen. Irgend jemand, den ich nicht faſſen kann, hat mich in Deinen Ohren verleumdet. Gut! Ich werde Dir aus dem Wege gehen. Obgleich ich nicht weiß, womit ich gefehlt habe. Aber, Liebling, ich bitte Dich, ſofern es Dir irgend genehm ſein ſollte: nimm mir den marternden Schmerz der nagenden Grübelei aus der Bruſt; gewähre mir, wenn es ſein kann, die eine letzte Gelegenheit, den Schandfleck von meinem Leibe zu waſchen, der ihn in Deiner Erinnerung ſonſt für ewig entſtellen wird: wie habe ich Dich belogen, Liebling?

Schilling: Frage, wo Du mich nicht belogen haſt! Ich gebe ja zu, daß es für eine Frau, wie Dich, für eine ſo geniale Frau nicht immer ſo abſolut leicht iſt, Lüge von Wahrheit zu unterſcheiden. Aber laß das! Expreſſe mir dieſe bittren Bekenntniſſe nicht! — Es iſt nicht ſchön, wenn die Leute abrücken; glaube mir, es war kein erhabener Moment, als mir der erſte den Rücken kehrte — dann der zweite, der dritte, der vierte Schlaukopf im Künſtlerklub. Das iſt keine ſpaßhafte Überraſchung, die einem da widerfahren iſt! Aber Teufel, was wäre mir ſchließlich das!? Auch daß Ihr beide, Dein Herr Gemahl und Du, mich in Eure öſtliche Schmutzfinkenwirtſchaft eingewickelt habt, in Eure kaltblütig vorher abgekartete Trennungskomödie, iſt es nicht! Eure Vorurteilsloſigkeit ließ das erwarten. Was aber hernach Deine wunderbare Liberalität gegen Deine Landsleute Dir tatſächlich noch möglich machte, das zu berühren fehlt mir der Handſchuh auf der Hand.

Hanna: Verleumdung!

Schilling: Richtig! Er zündet die ausgegangene Zigarre wieder an und ſagt kalt, mit verändertem Ton: Sag mal, Hanna, wann wirſt Du abreiſen!

Ihn überkommt nun plötzlich eine auffallende Gleichgültigkeit. Er läßt ſich auf das Sofa fallen, pafft, und ſcheint ſich ausſchließlich ſeiner Zigarre zu widmen. Hanna dagegen ſchreitet nun erregt im Zimmer umher.

Hanna: Dies iſt, wie mir ſcheint, hier ein Gaſthaus für jedermann, der die Zeche nicht ſchuldig bleibt! — Ich werde reiſen, wann mir's beliebt. — Ich werde keinesfalls vor dem morgenden Tage abreiſen! — Schon deshalb nicht: ich habe eine Freundin aus Rußland mit und kann mich unmöglich lächerlich machen.

Schilling: Warum haſt Du die Freundin mitgebracht?

Hanna: Warum lebſt Du denn hier mit Deinem Freunde? — Mir liegt nichts an ihr, ich brauche ſie nicht. Nun alſo: ſie hat ſich an mich gehangen, ſie iſt ohne Bekannte in Berlin; — ſie iſt eine harmloſe kleine Perſon; und ich bin ein Weib, von allen verlaſſen. Sie ſteht am Fenſter und weint leiſe.

Schilling, nach längerem Stillſchweigen, leiſe: Ich rate Dir, wieder zu Deinem Mann zu gehn.

Hanna, fährt auf, mit leidenſchaftlicher Heftigkeit: Nie! Niemals! Warum ſagſt Du das, Gabriel? Wo Du doch weißt, wie bis ins Herz hinein mich das kränkt. Ich habe nichts mehr mit ihm zu tun. Ich werde mit meinem Kind trockenes Brot eſſen, aber niemals werd ich auch nur einen Pfennig bei ihm erbitten gehn. Viel lieber ſelbſt nach Odeſſa zurück und von dort mit dem Kinde im Arm nach Sibirien.

Schilling erhebt ſich, ſeufzt tief und geht umher.

Hanna: Ihr quält eine Frau, das vermag nur der Deutſche!

Schilling: Gut, Hanna, nehmen wir das mal an! — Jetzt ſei ſo gut, Hanna, beruhige Dich! Ja? Laß Deinen bewährten Verſtand mal aufleuchten! — Laß mich! Verfolge mich einige Wochen, einige Monate lang nicht! Die Sache iſt die: ich bin nicht mehr ich! Mein ganzes Weſen, meine ganze urſprüngliche Art zu ſein, iſt durch das Leben mit Dir umgebildet; glaube mir, daß ich mir ſelber entfremdet bin. Ich bin alledem entrückt und entfremdet worden, womit und wozu ich geboren bin, und wodurch ich allein exiſtiere und wachſe. Das hab ich verloren, das ſuche ich nun. Und dazu muß ich allein ſein, Hanna. Ich muß mich beſinnen, ich muß blindlings faſt wieder zum Kinde werden! Erſt wieder neu gehen lernen, genau wie ein Kind!

Hanna: Oh, ich weiß wohl; ich kenne die ganze Intrige. Ich kenne den Mann, der ihr Urheber iſt. — Er hat mich gemieden von Anfang an; ſchon als Du uns das erſtemal vorſtellteſt, wußte ich gleich, er iſt mein Feind. — Nun, ich verlange von ihm nicht Gerechtigkeit — aber wenn er behauptet, und wenn er ſagt, er wolle Dein Beſtes mehr als ich ... wenn Ottfried Maurer das ſagen will, Gabriel, ſo achte ich dieſe niedrigen Lügen auch nur im allergeringſten nicht!

Schilling, preßt ihr Handgelenk, wird von einer anderen Empfindung mehr und mehr überwältigt: Verſtehe! Begreife, geliebte Hanna! Ich möchte ſchreien . . . ich möchte Dir klar machen . . .

Hanna: Und ich wünſchte, ich wäre weit fort von hier!

Schilling, in heißer Umarmung: Bleib! Bleib! Verzeih mir, geliebte Hanna!

Dritter Akt

Zwiſchen zwei Sandhügeln zieht ſich ein breiter Feldweg nach dem Hintergrunde zu, zwiſchen anderen Hügeln, gegen das Meer hin verſchwindend. In dem Winkel, den die ferneren Hügel bilden, ſteht die See als tiefblaue Wand. Darüber das hellere Blau des wolkenloſen Himmels. Rechts vom Wege, im Vordergrund, liegt ein wenig höher hinauf ein Kirchhof; ein Teil ſeiner niedrigen Umfaſſungsmauer iſt ſichtbar, über die Mauer ragt ein altes Kruzifix. Ziemlich weit vorn ſteht, in die Mauer eingebaut, die kleine alte, mit Schindeln bedeckte Leichenhalle. Außer einem zerzauſten Holunderſtrauch an der oberen Ecke, außerhalb der Mauer, zeigt ſich keine Vegetation. Nahe bei dieſem Holunderſtrauch iſt aus vier Pfählen und einem Brett vor Jahren eine Bank errichtet worden, die, ſtark verwittert, noch ſteht. Links vom Wege liegt ein impoſantes, aber ſtark verfallenes Mauerwerk, Reſte eines alten Kloſters. Das beſterhaltene Stück iſt ein Torbogen aus braun-rötlichen Ziegelſteinen. Einige ſehr alte Pappeln und Eſchen erheben ſich dahinter. Etwas romantiſch Düſteres liegt über dieſem Gebiet.

Nicht mehr als zwei Stunden ſind vergangen ſeit den Geſchehniſſen im zweiten Akt.

Lucie liegt unweit der kleinen Bank leſend im Thymian. Mäurer kommt vom Meer her den Weg hervor und zu ihr.

Mäurer: Bravo! Du biſt noch allein, Schuſterchen. Puh! Ich fürchtete, es würde womöglich um Dich her ſchon ruſſiſch geſprochen. Eine verfluchte Geſchichte iſt das!

Lucie: Ich glaube, der arme Schilling mit ſeinen Damen kommt nicht, er fürchtet ſich.

Mäurer: Wie kann man um Gottes willen ein Weib ſo wenig im Kuſch halten, daß ſie einem wie eine Bracke überall auf der Fährte liegt! Die ganze Inſel iſt mir verleidet. Sie hat längſt, kannſt Du mir glauben, die Witterung, daß wir mit Schilling etwas vorhaben. Das muß ſie durchkreuzen. Davon hält ſie kein Anſtandsgefühl und nichts in der Welt überhaupt zurück. — Aber ſie kann ganz ſicher ſein, ich habe mir das jetzt auf meinem Gange alles durchüberlegt — ſie hat in mir einen zum letzten entſchloſſenen Gegner gefunden. Dieſe Beute jag ich ihr ab.

Lucie: Vielleicht ſteht es gar nicht ſo ſchlimm, wie Du denkſt, Ottfried, und Schilling hat Energie genug für ſich allein.

Mäurer: Sobald ſich's um Energie handelt, trau ich ihm nicht. Nein! Beſonders jetzt nicht. Da dürfte doch ein ſehr entſchiedenes Nachhelfen unbedingt nötig ſein; daran ſoll es nicht fehlen, ich werde ſchon nachhelfen. Aber, ob es gegenüber ihrer überlegenen weiblichen Strategie und ihrem Arſenal gegenüber was nützen kann, weiß ich nicht.

Lucie, lacht: Du wirſt ſie mir ſchließlich noch ganz intereſſant machen.

Mäurer: Das ſie intereſſant iſt, leugne ich nicht. Ich muß ſogar manchmal an Gopa denken. Ich kann mir ohne Schwierigkeit vorſtellen, daß ſie dort oben — er weiſt auf den Kirchhof — hinter der Mauer zu Hauſe iſt, in Gräbern hauſt und in Ewigkeiten verurteilt ſein könnte, ſich durch heißgeſogenes Männerblut für ein grauſiges Scheindaſein aufzuwärmen.

Lucie, lachend: Wenn das wahr wäre, müßte man ihr verzeihn.

Mäurer: Durchaus nicht. Ich hätſchele keine Geſpenſter.

Lucie: Wenn ich Dir nun aber ſage, Ottfried: ich weiß nicht, wieſo mir hier alles geſpenſtiſch iſt; das Meer am Tage, das ununterbrochene Wuchten und Brauſen der Brandung die ganze Nacht! Die Sterne, die Milchſtraße iſt mir geſpenſtig! Und ich freue mich, daß alles hier ſo geſpenſtig iſt! Deshalb lieg ich auch hier an der Mauer ſo gerne.

Mäurer: Ich kann Dir eine andre Empfindung zugeben, die den meiſten Menſchen abhanden gekommen iſt: das klare Gefühl, das ſich hier ununterbrochen meldet, daß hinter dieſer ſichtbaren Welt eine andre verborgen iſt. Nahe mitunter, bis zum Anklopfen. Dieſes Gefühl ſoll Dir, wenn Du das meinſt, erlaubt ſein, Schuſterchen. Im übrigen aber bin ich für Dich verantwortlich, und ich habe eigentlich, als ich Dich mit hierher nahm, nicht den Gedanken gehabt, Dich in trübe Vorſtellungskreiſe zurückzuverwickeln.

Lucie: Du meinſt, daß mir das Träumen von Mutter was Trübes iſt?

Mäurer: Mit offenen Augen ſoll man nicht träumen; am hellichten Tage träumt man nicht. Ich habe ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß alle dieſe Geſpenſter Blut trinken. Und das auf die Dauer auszuhalten, haben wir alle nicht Blut genug.

Lucie: Du irrſt Dich, wenn Du meinſt, daß mir der eigentümliche Zuſtand, dem ich ſo gern hier nachhänge, ſchädlich iſt. Er wirkt angenehm; er iſt mir wohltätig. Es iſt ungefähr ſo, als wenn jemand durch eine Tür in unbekannte Räumlichkeiten gegangen iſt, und während die Tür ſich öffnet und ſchließt, folgt man ihm mit dem Blick und der Seele ein Stück ins Unbekannte hinein.

Mäurer: Ich weiß, wie ſehr dieſer Zuſtand verlockend iſt . . . dieſer Zwiſchenzuſtand, könnte man ſagen, wo das Schemenhafte ſich überall ins reale Leben miſcht; wo man mit einem Fuß auf der Erde ſteht und mit dem andern im Überſinnlichen. Und doch ſchaudert der Menſch vor dem Eindruck von Todesfällen und den damit verknüpften aufwühlenden Folgezuſtänden ganz vernünftigerweiſe zurück.

Lucie: Es iſt mir heiter, es iſt mir nicht aufwühlend. Ich wiege mich einfach in dem beſtimmten Bewußtſein, daß ich mit Mutter verbunden bin. — Es hat außerdem alles um mich etwas eigentümlich Interimiſtiſches. Ich weiß nicht, ich glaube nicht, daß das alles: das Rauſchen, das Licht, das Lerchengetriller endgültig iſt.

Mäurer, legt den Arm um Lucie: Aber hoffentlich ſind wir beide endgültig.

Lucie: Meinſt Du, Liebſter? Ich weiß es nicht! Er küßt ſie inbrünſtig.

Mäurer: Dich nehm ich in alle Ewigkeit über alle Fixſterne und Planeten des Weltalls mit.

Lucie: Wirklich?

Mäurer: Was haſt Du denn eigentlich, Lucie?

Lucie: Nichts. Sie ſieht ihn mit großen, feuchten Augen grade an: Ich denke nur manchmal, — man ſieht es zum

Beiſpiel auch in der Sache mit Schilling —, daß wenn bei Dir Liebe und Kunſt in Konflikt kommen, daß Dir dann die Kunſt das vor allem Wichtige iſt.

Mäurer: Ja, aber bei uns gehen ſie Hand in Hand, kleines Liebchen.

Lucie: Hat dieſe Hanna nicht vor zwei Jahren noch einen Sohn gehabt?

Mäurer: Sie behauptet ſogar von Schilling.

Lucie: Nun, und?

Mäurer: Jawohl, es kann ganz gut möglich ſein. Es iſt ein entzückender blonder Strunk; nur leider, wie's ſcheint, nicht recht lebensfähig.

Lucie: Na, und Schilling?

Mäurer, zuckt mit den Achſeln: Er hat mir die Photographie gezeigt. — Schickſal eines Kindes, Lucie, iſt während der erſten Jahre die Mutter. Sie vernachläſſigt es, weil ſie lieber Tee trinkt und in Wiener Cafés mit verlumpten Studenten kannegießert. Wenn ſie es braucht gegen Schilling, denkt ſie daran. Ich wundre mich überhaupt, daß ſie diesmal auf den Effekt, mit dem Kindchen im Arm als verlaſſene Mutter aufzutreten, verzichtet hat.

Lucie: Eigentlich biſt Du ſehr hart — doch ich hab Dich lieb, Ottfried.

Mäurer, lacht: Dafür bin ich dann auch ein Dauerſpielzeug. — Oder iſt es nicht wahr, daß Ihr, wie Kinder, was Ihr liebt, am liebſten zunichte macht?

Lucie: Pſt, Ottfried! Sie kommen. Wir wollen ihnen um Schillings willen entgegengehn.

Mäurer: Ungern, äußerſt ungern, Schuſterchen.

Auf dem Wege im Hintergrunde tauchen Köpfe auf. Schilling, Hanna Elias und Fräulein Majakin. Lucie iſt elaſtiſch aufgeſprungen, Mäurer erhebt ſich langſam und widerwillig, geht aber, nachdem er ſich abgeklopft hat, mit Lucie den Ankommenden entgegen.

Schillings Stimme: Ku u i!

Mäurer antwortet nicht im Weiterſchreiten. Im Hintergrund findet dann die Begegnung ſtatt. Von der Begrüßung ſieht man die Verbeugungen und hört undeutliche Stimmen. Eine Möve fliegt von links hinten nach rechts vorn durch das Dünental über den Kirchhof. Nach einiger Zeit löſen ſich Mäurer und Fräulein Majakin aus der Gruppe und kommen nach vorn. Die übrigen bewegen ſich in der Ferne die Hügel links hinauf, ſtehen einige Zeit in den Anblick des Meeres verſunken und verſchwinden dann aus dem Geſichtskreis.

Mäurer: Sie kennen Frau Hanna Elias ſchon lange?

Fräulein Majakin, langſam und überlegt redend, in der Ausſprache die Ruſſin verratend: Oh nein, ich kenne ſie erſt ſeit kurze Zeit. Wir trafen zuſammen auf eine Sitzung in Berlin dieſes Frühjahr von die letztverwichene große, internationale Frauenkongreß. Mein Vater iſt Arzt, meine Mutter iſt tot. Ich reiſe ſchon ſeit vier Jahren mit meinem Papa in Europa umher. Er hat ſeine ... wie man ſagt? Praxis? — er hat ſeine Praxis aufgegeben.

Mäurer: Ich war der Meinung, Ihre Bekanntſchaft mit Frau Hanna datiere ſich ſchon von Rußland her.

Fräulein Majakin: O nein! Wie geſagt, erſt ſeit kurze Zeit. Aber ich bewundre ſehr Frau Hanna, ich verehre ihr ſehr, ich liebe ihr ſehr. Ich finde, ſie iſt eine Frau von Bedeutung, ſehr überraſchend, ſehr wunderbar intereſſant und klug.

Mäurer: Worin ſehen Sie ihre Bedeutung, mein Fräulein?

Fräulein Majakin: Ich liebe nicht Frauen, die Sklavinnen ſind, und die ſich ihr Recht am Daſein verkümmern laſſen. Ich verehre ihr ſehr, ich verdanke ſie viel! Ich kann beinah ſagen, ſie hat mir zu eine neue Religion ... zu die Religion von Schönheit verholfen.

Mäurer: Haben Sie denn in Rußland nicht ſolche Frauen maſſenhaft?

Fräulein Majakin: Nein. Wir haben Frauen, ſie ſprechen den ganzen Tag von die Politik und gar nicht von Kunſt. Sie ſind oberflächlich. Man ſieht ſelten ſie faſziniert von Kunſt. Und es iſt ſehr ſchön zu bemerken, wie ſehr faſziniert von die große Kunſt von Profeſſor Schilling Frau Hanna iſt.

Mäurer, mit einem ſardoniſchen Lächeln, das liebenswürdig ſein ſoll: Tja! Das iſt ſehr hübſch, was ſoll man da ſagen? — Und Sie haben nun alſo die Religion von Frau Hanna in ſich aufgenommen? Was?

Fräulein Majakin: Nein, ich bin leider noch jung und ſehr ungelehrt. Ich kann mir natürlich nur wenig von ihre Verſtändnis anmaßen. Sie müſſen mit mir, wenn ich bitten darf, nachſichtig ſein. Aber ich habe ſogleich in die Nationalgalerie begriffen, daß Profeſſor Schilling ein großer Künſtler iſt.

Mäurer: Wo haben Sie das begriffen, mein Fräulein?

Fräulein Majakin: In das Muſeum zu Berlin, wo mir Frau Hanna ſo freundlich war und hat mir vor die berühmte Werke von Profeſſor Schilling geführt.

Mäurer: Ich glaube, wenn Sie das mal dem guten Schilling ſagen, daß er Profeſſor iſt und Werke in der Nationalgalerie hat, würden Sie ihm einen diebiſchen Spaß machen.

Fräulein Majakin: Wie ſagen Sie?

Mäurer: Nichts. Es war weiter nichts.

Fräulein Majakin: Es iſt ſchade um dieſen bedeutenden Menſchen.

Mäurer, nachdem er ſie verdutzt eine Weile von der Seite angeſehen hat: Das ſtimmt vielleicht. Ich hoffe indes, daß es noch nicht zu ſpät mit ihm iſt. Woher kommt Ihnen aber die Einſicht, mein Fräulein?

Fräulein Majakin: Oh, es iſt nicht ſo ſchwer, in ſeine fieberhaft peinvolle Augen zu leſen und in die Linie von ſein ſchweres Leiden in ſeine ſchönen, verfallenen Geſicht.

Mäurer, beinah erſchrocken: Meinen Sie, daß er körperlich leidend iſt?

Fräulein Majakin: Von ſeine pſychiſche Leiden ſpreche ich begreiflicherweiſe nicht.

Mäurer: Nun, es macht mir eigentlich jedesmal Spaß, wenn Leute über Schilling erſchrecken. Es geſchieht nämlich meiſtens, wenn ſie ihn ſehen, beim erſtenmal. Schon vor achtzehn Jahren ſah Schilling ſo aus. Er ſelbſt pflegt immer den Witz zu machen, man könne durch dunkle Ringe um beide Augen die Welt viel genauer und gründlicher ſehn.

Fräulein Majakin, ohne darauf einzugehen: Denken Sie, ich habe mir nach die Radierungen, die ich ſehr liebe, in die Kupferſtichkabinette zu Petersburg von Ihre Perſon, Herr Profeſſor, auch eine ſolche Idee gemacht.

Mäurer: Wieſo? Sie kennen meine Radierungen?

Fräulein Majakin: Oh, ich habe ſie ſchon im zwölften, dreizehnten Jahr durch meinen Papa in die ruſſiſchen Sammlungen kennen gelernt.

Mäurer: Wenn Sie einen ſolchen Papa haben, brauchen Sie doch eine Hanna Elias nicht!

Fräulein Majakin: Ich habe gedacht an eine lange, bleiche Geſtalt mit kohlſchwarze Augen und dünne Lippen, an einen Menſch, der vor die viele große und furchtbare Viſionen wie von eine Fieber ausgehöhlt und gefoltert iſt. Und nun ſehe ich eine geſunde Gelehrten.

Mäurer, zuckt mit den Achſeln, lacht: Ja, ſo geht's einem, Fräulein, wie das ſo iſt. Man muß nie den unverzeihlichen Fehler begehn, ſeinen Idealen zu nah auf den Leib zu rücken.

Sie ſind während der Unterhaltung, zuweilen ſtehen bleibend, zuweilen ſchreitend, zu der kleinen Bank an der Mauer gelangt.

Mäurer: Aber, bitte, wenden Sie nun Ihren Blick von dem unſchuldigen Gegenſtand Ihrer Enttäuſchung einmal ab und betrachten Sie unſre wundervolle Umgebung.

Fräulein Majakin: Sie lieben, ſcheint es, über alles die Einſamkeit.

Mäurer, luſtig erregt: Ich bin ein Gott, wenn ich ſechs bis acht Stunden täglich ausſchließlich mir überlaſſen bin. Ein Tag in Geſellſchaft macht mich zu jenem geſchlagenen, ausgeplünderten, armen Mann, der von Jeruſalem nach Jericho zog und unter die Mörder fiel.

Fräulein Majakin: Oh, ich liebe Geſellſchaft, ich liebe die Menſchen!

Mäurer: Und alſo gefällt Ihnen höchſt wahrſcheinlich unſre Inſel, wo es keine Wiener Cafés, keine Konzerte und keine Theater gibt, nicht?

Fräulein Majakin: O nein, ich begreife wohl, wie dies alles von eine beängſtigend kalte Größe und Schönheit iſt. Nur ich leide in ſolche Umgebung an eine ſchwere Empfindung von die eigne Geringfügigkeit und Verlaſſenheit. Dagegen ich liebe, wie eine Gott: der Menſch! Mir ſagen nichts dieſe tote Sandhügel, wo nichts auf die Schrei meines Herzens hört. Ich bin für ihr nicht, und ſie ſind für mir nicht, und nur der Menſch iſt dem Menſchen Gott, Himmel, Welt, Heimat und Zufluchtsort. Ich kann in die tote Natur keine Sinn bringen.

Mäurer, *verdutzt:* Wie alt ſind Sie denn, Fräulein Majakin?

Fräulein Majakin: Ich bin vor drei Tagen ſiebzehn geworden.

Mäurer: Da gratuliere ich nachträglich noch!

Lucie kommt in ihrer temperamentvollen Art über die Dünen nach vorn.

Lucie: Du läßt uns ja auf hinterliſtige Weiſe im Stich, lieber Ottfried!

Mäurer, *kühl:* Wieſo?

Lucie: Ich ſtöre doch nicht hier ebenfalls?

Mäurer, kurz, trocken: Wieſo ebenfalls? — Keineswegs doch, Lucie. Lucie ſtutzt, lacht und nimmt mit einigem Abſtand auf der Erde Platz. Sie zupft Halme aus und kaut ſie, zugleich Mäurer und Fräulein Majakin unauffällig beobachtend.

Lucie: Dein ſchnelles Abbiegen hat, glaub ich, den guten Schilling etwas gekränkt, Ottfried.

Mäurer antwortet Lucien durch einen Blick über die Augengläſer, wobei er erſtaunt und mit Mißbilligung ihrer Indiskretion den Kopf ſchüttelt, ſchließlich wendet er ſich mit Achſelzucken von ihr ab und zu Fräulein Majakin: Wovon ſprachen wir doch, Fräulein Majakin?

Fräulein Majakin: Oh, verzeihen Sie, Herr Profeſſor, was mögen dies wohl für alte Ruinen ſein?

Mäurer: Es ſind Reſte von einem Kloſter einer alten, ehemaligen Franziskaneranſiedlung. Hier hauſten die grauen Mönche von Stralſund. Man findet noch alte Kellergewölbe, und ich weiß beſtimmt, wer an Geiſter glaubt, der kann die Fratres und Patres noch ſehen nachts ihre Meſſe zelebrieren und Umzug halten.

Lucie: Kannſt Du mir eigentlich ſagen, Ottfried, ob dort nach Weſten zu in der See noch andre Inſeln ſind?

Mäurer: Nein.

Lucie: Ich höre den ganzen Tag, und zwar ununterbrochen, Glockenläuten.

Mäurer: Ich auch. Es kann eine Glockenboje, aber noch wahrſcheinlicher abſolute Gehörstäuſchung ſein.

Fräulein Majakin: Ich zweifle faſt an die Wirklichkeit, wenn ich denke, daß mich der glühende Wunſch von meine unreife Mädchenjahre, Sie zu ſehen, nun auf dieſe unbekannte, einſame Inſel, in dieſe fremde, ſonderbare Umgebung auf einmal ganz wunderbar erfüllt worden iſt. Sie blickt auf ihre Hände, die etwas zerpflücken.

Schilling und Hanna Elias erſcheinen im Hintergrund.

Schilling, mit faxenhaften Gebärden, ſchreiend: Ahoi! — Kuckuck! Ahoi, Kuckuck!

Mäurer, nervös beunruhigt: Beinahe möchte ich gegen Sie ehrlich ſein. Ich ſtimme nicht ... ich weiß nicht, woran es liegt ... ich ſympathiſiere mit Ihrer Freundin Hanna Elias nicht. Ich gerate in einen, wir Deutſche nennen das rappligen Zuſtand. Ich bin ungerecht, es reizt mich an dieſer Perſönlichkeit jede Miene, jede Bewegung, jedes Wort. Wenn es Ihnen recht iſt und Sie meine Geſellſchaft nicht läſtig finden, ſo können wir ihnen vielleicht noch für einige Zeit, um die Kirchhofmauer herum, aus dem Wege gehn.

Lucie, mit Entſchloſſenheit: Damit würdeſt Du Schilling bitter beleidigen!

Schilling, wie vorher, etwas näher: Ahoi, Kuckuck!

Der Kuckucksruf, den Schilling laut und ziemlich getreu nachmacht, wird vom Echo, aus der Gegend des Kirchhofs, jedesmal ſtark und deutlich wiederholt.

Mäurer, zuckt mit den Achſeln, wird vor Ärger rot und ſagt ſcheinbar gleichgültig: Wo werden Sie denn im kommenden Winter ſein, Fräulein Majakin?

Fräulein Majakin: In Berlin. Mein Vater gedenkt bis zu Ende März in die dortige Bibliothek zu arbeiten.

Schilling, noch näher: Kuckuck! — Echo: Kuckuck! — Ahoi! — Echo: Ahoi! Hört Ihr den Kuckuck, Kinder?

Mäurer, ruft dagegen: Im Herbſt einen Kuckuck! Botanik ſchwach!

Schilling, äußerlich übertrieben forſch, in heimlich bettelnder Verlegenheit: Ehrenwort, Ottfried! Kannſt Du nicht hören?

Lucie, zu Ottfried: Du kannſt Dich auch überzeugen, daß unter den toten Vögeln, die nachts an den Scheiben des Leuchtfeuers zugrunde gehn, und die um den Leuchtturm zugrunde gehn, und die um den Leuchtturm unten herum liegen, auch der Kuckuck iſt.

Schilling, wie vorher: Kuckuck! — Echo: Kuckuck! — Kuckuck! — Echo: Kuckuck!

Mäurer: Du biſt ja recht ſpaßhaft aufgelegt.

Schilling: Ihr lacht, weil Ihr nicht wißt, wer da eigentlich antwortet.

Mäurer: Na, ich denke ein Kuckuck!

Schilling: Ja Kuchen, Ottfried! Das iſt der ſpaßhafte Anton mit der Senſe, der hinter der Leichenhalle ſitzt! — Hört Ihr ihn denn nicht dengeln, Kinder? Man hört das Geräuſch eines Dengelnden. Kuckuck! — Echo: Kuckuck! lauter, als vorher. Die Geſellſchaft bricht in krampfhaftes Lachen aus. Wer hat gute Augen von den Herrſchaften? Der leſe mal, was hinten auf dem Spritzenhaus, oder wollte ſagen auf der Totenkapelle, geſchrieben ſteht!

Lucie, lieſt langſam und laut:

„Der Tod iſt verſchlungen in den Sieg.

Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg?
Erſter Corinther fünfundfünfzig."

Schilling, mit theatraliſcher Geſte und Wildheit: Kuckuck! — Echo: Kuckuck! — Kuckuck — Echo — Kuckuck — Echo.

Mäurer: Nanu hör aber mal auf mit dem gruſeligen Unſinn.

Schilling iſt mit Hanna Elias, die ſehr bleich iſt, herangekommen.

Schilling, krampfhaft unbefangen: Ich geſtatte mir, vorzuſtellen: Ottfried Mäurer, Frau Hanna Elias, langjährige, brave Freundin meinerſeits. Ein Königreich für ein Glas Pilſener Bier, meine Herrſchaften.

Mäurer: Wieder verſchwitzt — Donnerwetter noch mal! Gleich, wenn wir nach Hauſe kommen, wird nach Stralſund telegraphiert, und morgen haſt Du ein ganzes Faß davon.

Hanna, laut zu Fräulein Majakin: Er war ſchrecklich niedergedrückt, wie er ſagt, und nun iſt ihm die heitere Laune wiedergekommen.

Schilling, mit ironiſcher Begeiſterung: Das iſt die unendliche Freude, Freude, Freude, mein liebes Kind!

Hanna, finſter: Oh, ich nehme nicht an, daß etwa nur ich die einzige Urſache Deiner Freude bin. Dennoch fühl ich ſehr wohl, wie wichtig es war, hierher zu kommen.

Schilling, mit ironiſchem Pathos: Ich danke, Du opferfreudiges Weib.

Mäurer: Vielleicht intereſſiert es Sie, Fräulein Majakin, einen Blick auf die ärmlichen, namenloſen Gräber zu tun.

Schilling: Willſt Du Dich wieder drücken, Ottfried?

Mäurer: Mich drücken? Wieſo? Ich verſtehe Dich nicht.

Schilling: Weil Dir vielleicht die Geſellſchaft eines Künſtlers, der nicht ſo viel ſolides Sitzfleiſch hat wie Du, ſtörend iſt.

Mäurer, ſchneidend: Ich ſtehe bei meiner Arbeit meiſtens. — Wir kommen gleich wieder; ich zeige der Dame nur mal einige der eigentümlichen Inſchriften, die auf dem Kirchhof ſind.

Schilling: Ein toter Heuſchreck hopſt nicht mehr.

Mäurer: Wie meinſt Du?

Schilling: Das wäre auch ſo 'ne nette Inſchrift. Dort oben liegen nämlich Leute, die ohne zu wiſſen wie auf dieſe Inſel gekommen ſind.

Mäurer: Jawohl, es ſind geſtrandete Seeleute.

Schilling: Sie ſind ſonſt ziemlich mit heiler Haut, die Füße voran, hier angelangt. Nur mit etwas durchnäßten Unterhoſen. Aber die trock'nen ſchon wieder mit der Zeit. Manche ohne Hut, einige ſogar ohne Strümpfe. Einem wackren Seemanne macht das nichts! Man kann ja pumpen, pumpen, pumpen ſein Leben lang.

Mäurer: Wenn das Deine neuerworbene gute Laune ſein ſoll, lieber Schilling, dann wünſch ich mir wirklich Deine ſogenannte ſchlechte Stimmung von heute morgen zurück! — Entſchuldige uns einen Augenblick.

Mäurer entfernt ſich mit Fräulein Majakin, und man ſieht ihn durch eine kleine Gitterpforte den Kirchhof betreten. Schilling blickt ihnen nach, zuckt die Achſeln, lacht kurz in ſich hinein, nimmt auf der Bank Platz und zieht Hanna neben ſich, mit dem Blick immer noch das

Paar auf dem Kirchhof verfolgend. Alsdann fährt er ſchnell herum und ſieht mit einem verlorenen Lächeln Lucie an, die noch ruhig im Sande liegt.

Schilling: Ja ja, ſo geht's in der Welt, Fräulein Lucie.

Lucie, antwortet, indem ſie Thymian in der Handfläche reibt, mit Bedeutung: Der Menſch denkt, und der Kutſcher lenkt.

Hanna: Gott ſei Dank, ich habe es ſchon auf der Züricher Univerſität verlernt, mir von Männern, die unhöflich ſind, imponieren zu laſſen.

Schilling: Und auch Leute, die auf ihren Erfolgen, wie auf Stelzen gehn, imponieren mir nicht.

Lucie: Das kommt Ihnen nicht aus dem Herzen, Schilling. — Sie erhebt ſich. — Übrigens, Schilling, wenn Ottfried wiederkommt, und er etwa mich, was ich nicht glaube, vermiſſen ſollte, ſagen Sie, bitte, ich wäre zuhaus.

Schilling, mit Beziehung auf Fräulein Majakin, Luciens Worte wiederholend: Der Menſch denkt, und der Kutſcher lenkt! Es iſt kein Verlaß in ſolchen Sachen. Die Überraſchungen hören nicht auf. — Mit Augenzwinkern: — Wollen wir mal ſchlau nach dem Rechten ſehn?

Schilling hat ſich erhoben und ſchleicht mit komiſcher Vorſicht, als ob er Mäurer und Majakin belauſchen wollte, gegen die Kirchhofmauer, die er erklettert.

Lucie, unwillkürlich lachend: Fallen Sie bloß nicht da runter, Schilling!

Schilling: Und beſonders nicht nach innen hinein!

Lucie: Nein; lieber, wenn's geht, noch mal nach außen.

Schilling tut einen abſichtlich komiſchen Fall von der Mauer nach außen, Lucie läuft lachend davon und verſchwindet. Schilling ſteht da und putzt ſich die Kleider ab.

Hanna: Gabriel, haſt Du Dir weh getan?

Schilling: Keine Spur! Ich glaube, ich rutſchte freiwillig runter. — Sie an ſich ziehend, heiß, ihr ins Ohr: — Woll'n wir nochmal in die Dünen gehn? — Bernſtein ſuchen, mein ich natürlich.

Hanna, bleich und erregt: Tu alles nach Deinem Belieben mit mir.

Schilling: Komiſch, die wilden Schwäne, die über uns hinleierten! Biſt Du erſchrocken?

Hanna: Ein wenig!

Schilling: Ich nicht. Meinethalben könnten es Viecher mit Klauen geweſen ſein, ich hätte Dich doch nicht losgelaſſen! Du Schwarze, Du Schneekühle, Du Braut von Korinth! — Er ſtutzt: Siehſt Du Maurer?

Hanna: Gott ſei Dank, nein, ich ſehe ihn nicht.

Schilling, ſchadenfroh, geheimnisvoll: Er hat auf die Majakin angebiſſen.

Hanna: Nun, weder als Künſtler, noch auch als Menſch, ich bewundere ihn nicht. Er kann nur wehrloſe Frauen beleidigen.

Schilling, mit ſpaßhafter Entrüſtung: Ja, es iſt wahr, Hanna; ſoll ich ihn fordern?

Hanna: Du ſcherzeſt; ich weiß. Du ſollſt es nicht tun und tuſt es auch nicht.

Schilling: Durſt. Er läßt ſich auf die Erde nieder, mit dem Munde über eine Lache, und trinkt. — Oh, ſchmeckſt Du prächtig! — Er gewahrt ſein Spiegelbild in der Lache und erſchrickt: — Kruzitürken, bin denn das ich?!

Hanna: Du trinkſt doch aus dieſer grünlichen Lache nicht?!

Eine Krähe ſchreit.

Schilling: Verfluchte Krähe! Willſt Du Dein Maul halten! — Komm mal her. Hanna, ſieh mich mal an — —? Wie ſeh ich aus?

Hanna: Ganz wie immer, Liebſter!

Schilling: Na, alsdann! Wozu ſoll ich nach Griechenland? — Er iſt aufgeſtanden und ſtarrt bewegungslos gegen das Meer hin.

Hanna, vermag ihre heimliche Beängſtigung durch ſeinen eigentümlichen Zuſtand nicht mehr zu verbergen: Und wenn Du mir dieſen Augenblick die Weiſung geben willſt, Gabriel: reiſe ab, in derſelben Stunde will ich noch abreiſen. Befiehl mir! Ich weiß, daß Du von dieſem kalten, herzloſen Menſchen abhängig biſt. Ich will Deine Hand küſſen und will abreiſen. Ich ſehe wohl ein . . . ich will nicht, daß Du gepeinigt biſt.

Schilling: Horch mal, die See rauſcht bis hier herauf. — Er horcht, erhebt plötzlich aus ſtarrer Verſonnenheit ekſtatiſch die Arme, als ob er eine überirdiſche Viſion ſähe: Oh! Oh!! Oh!!! Oh!!!! Das Element! Das Element! Wie geblendet von einem überirdiſchen Glanz, in den er ſich auflöſen möchte, beginnt er zu wanken.

Hanna: Um Himmels willen, was iſt Dir denn, Gabriel?

Schilling: Nichts! Gar nichts! Ruhn! Müde! Nur ausruhn, Liebchen!

Er hängt ſchwer in Hannas Armen, die ihn zur Erde niedergleiten läßt.

Hanna: Gabriel! Gabriel! Gabriel!

Vierter Akt

Ein Zimmer im erſten Stock des Saalbaues von Klas Olſers Gaſthaus; weiß getüncht mit zwei Fenſtern in der Hinterwand. Der Blick durch dieſe Fenſter geht frei auf die See, die wiederum wie eine blaue Wand die Rahmen ſo weit ausfüllt, daß nur ein kleines Stück Himmel oben ſichtbar iſt. Wiederum iſt ein ſtrahlend heller Herbſttag. Je eine Tür links und rechts verbindet den Raum mit anderen Gaſtzimmern. Er hat links an der Wand die einfache helle Holzbettſtelle mit Strohſack uſw. und bunter Decke. Rechts ein kleines Sofa mit Tiſch davor. Eine primitive Waſcheinrichtung mit Spiegel, einen Kleiderſchrank, darin Mäurer, der das Zimmer inne hat, ſeine Garderobe unterbringt. An einigen Kleiderhaken hängen Mäurers Hut, Wettermantel, Stock uſw. Auf dem Tiſch, der mit einer grünlichen Decke bedeckt iſt, ſteht eine Waſſerflaſche und Gläſer. In einer Zimmerecke befindet ſich Mäurers geſchloſſener Reiſekoffer. Lucie ſitzt am Tiſch und ſchreibt Briefe. Hanna Elias kommt leiſe aus der Tür links.

Lucie: Schläft Schilling wieder?

Hanna: Jawohl, er ſchläft. Er iſt eine Minute aufgewacht und hat gefragt nach Doktor Rasmuſſen. Wann kann Herr Rasmuſſen früheſtens hier ſein?

Lucie: Mäurer hat gleich, noch bevor Schilling geſtern den Wunſch äußerte . . . gleich nach dem Anfall telegraphiert.

Hanna: Und meinen Sie, daß er die weite Reiſe wird machen?

Lucie: Aber ohne Zögern, ganz unbedingt.

Hanna, nimmt am Tiſch Platz: Er verlangt ſehr dringend nach Doktor Rasmuſſen. — Nach kurzem Stillſchweigen fortfahrend: Ich werde nicht vergeſſen den geſtrigen Tag und die heutige Nacht, die ich auf dieſer Inſel verlebt habe.

Lucie, abwechſelnd zuhörend, ſchreibend oder über den Brief nachdenkend: Das glaube ich wohl.

Hanna: Sie ſehen, wie gut es war, Fräulein Lucie, daß ich gekommen bin.

Lucie, verdutzt: Das kann ich nicht recht verſtehen, Frau Hanna.

Hanna: Ich habe gefühlt in der letzten Zeit, daß mit Schilling vorgegangen iſt eine tiefe Veränderung. Das hab ich gewußt und das hat mich beunruhigt.

Lucie: Dann hätten Sie ſich aber doch ſagen ſollen, daß es gut für ihn wäre, mal für einige Zeit von ſeinen Sorgen befreit zu ſein.

Hanna: Er iſt ſo zerrüttet von die ſchreckliche Quälereien von ſeine echt deutſche Ehefrau, daß er hundertmal zu mir geſagt hat: „Hanna, nur wenn Du bei mir biſt, habe ich ein Gefühl von Geborgenheit.“ Es iſt ein Verbrechen, was eine ſolche Frau an dem Manne begeht, mit ihren Vorwürfe, ihre ewige Tränen und Anklagen, mit ihre täglichen Forderungen um Geld, wo er doch nicht, trotz aller Arbeit, verdienen kann, und ſie könnte mit ihrem Klavierunterricht viel beſſer als er das Leben verdienen.

Lucie: Mag ſein, daß Frau Eveline nicht ſehr beſonders tatkräftig iſt; ſie ſoll es ja früher, als ſie von England zurück als Gouvernante kam, reichlich geweſen ſein.

Hanna: Ich habe dieſen Mann im Elend gefunden, im Elend geliebt! Weil er elend war, hab ich ihn geliebt.

Ich wollte ihm helfen in ſeine Verzweiflung. Ich nahm nie einen Pfennig Geld von ihm. Eher ſucht ich es, wo ich es finden konnte! Ich wollte ihn aus der Sorge reißen. Ich wollte nicht, wie Eveline, durch ihn verſorgt und erhalten ſein. Sie wirft auf den armen Schilling jede Verantwortung. Ich trage ſelbſt die Verantwortung. Ich weiß, ſeine Kunſt iſt viel zu gut! Und er kann unmöglich damit viel Geld machen. Er braucht mich, ich bin ihm unentbehrlich, ich teile mein letztes Stück Brot mit ihm.

Lucie: — Ich würde mir jedenfalls niemals einreden können, daß irgendein Menſch nicht ohne mich exiſtieren kann.

Hanna: Das iſt bei Ihnen und Mäurer ein anderer Fall. Lucie lacht kurz und leicht auf. Aber ich habe zu ihm geſagt: Ich will Deine Arbeit, ich will Dein Glück. Ich werde gehen und nicht wieder auftauchen, wenn Du mit Deine Frau glücklicher biſt. „Ich dachte, er ſchläft auf einer elenden Feldbettſtelle in eine feuchten und eiſigen Atelier. Soll er lieber bei ſeine Frau ſchlafen, hab ich geſagt, wenn es gut für ihn iſt. Nun, er antwortet mir: Nur das nicht!" Er hat geſtanden vor meine Haustür, wo ich habe ruſſiſche Herren gehabt zu Beſuch in meine Wohnung, bei achtzehn Grad Kälte ſtundenlang. Um elf Uhr iſt er fortgegangen darnach, weil ich nicht habe bemerkt, daß er da iſt, und iſt nachts halb ein Uhr, wo alles ſtill war, wiedergekehrt und hat mich geweckt mit Steinchen am Fenſter. So habe ich ihn glücklicherweiſe entdeckt.

Lucie, trocken: Da wird der gute Schilling wohl etwas verfroren geweſen ſein.

Hanna: Er war halbtot, als er zu mir kam, und hat ſich erſt gegen Morgen erwärmt.

Lucie: Hat er denn ſolche Anfälle, wie den geſtrigen, ſchon früher gehabt?

Hanna: Ich weiß, ſeine Frau hat ihm aufgeregt. Sie hat ihm gedroht, ſie wird ſich töten, wenn er nicht aufgibt ſeine Liebe zu mir. Wie kann er denn dieſe Liebe aufgeben? Wo ſie ihm doch der einzige Sinn ſeines Lebens iſt, die Rettung von ihre Banalität. Soll er denn ſeine Kunſt aufgeben, wo er ſagt, daß ſeine Liebe zu mir von ſeine Kunſt die innerſte Seele iſt?

Lucie: Leider hat er in den letzten Jahren nichts mehr gearbeitet.

Hanna: Oh, er hat ein ſüßes Kinderporträt gemacht von meine kleinen Sohn Gabriel.

Lucie: Wenn man aber bedenkt, daß in mehreren Jahren nur dieſes Bildnis entſtanden iſt, ſo kann man doch wohl nicht anders ſagen, als daß ſeine Kraft darniederliegt.

Hanna: Sie liegt durchaus nicht darnieder gänzlich. Er bewundert wie nichts in der Welt meine Akt. Nun, ich bin ſelber viele Monate krank geweſen und habe nicht können in ſeinem ungeſunden und kalten Atelier und ohne Bekleidung ſtehn, und in eine ſehr verbogene Stellung für ſeine Geburt der Venus, als Modell. Ich habe es aber mit Anſtrengung meiner letzten Kräfte getan, bis ich bin von der Kiſte, auf die ich ſtand, mit eine Ohnmacht zuſammengebrochen.

Lucie: Ich ſetze voraus, daß es an Ihrem guten Willen nicht liegt; das Reſultat iſt doch aber klar. Und Sie ſollten doch verſtändigerweiſe die Abſichten Mäurers unterſtützen.

Hanna, ſteht auf: Er ſagt, daß Mäurer ihn deprimiert; er ſagt mir, daß Mäurer ihn entmutigt.

Lucie, lacht herzlich, mit einem Anflug von Bitterkeit: Nun, was die Menſchen alles Widerſprechende durcheinander ſchwatzen, unter einen Hut zu bringen, verſtehe ich nicht.

Schillings Stimme: Hanna!

Hanna: Sie ſehen, er ruft mich, Fräulein Lucie. — Sie geht zu Schilling hinein, ab.

Kaum, daß Hanna Elias verſchwunden iſt, als ziemlich geräuſchvoll Rasmuſſen eintritt. Er iſt als Typus den Fiſchern der Inſel verwandt. Sein Scheitelhaar iſt ergraut, der rötlich blonde Bart noch ohne weiße Fäden. Seine Kleidung iſt ſchlecht und recht. Sein Schuhwerk maſſiv. Er hat eine Ledertaſche umgehängt, einen Sommerpaletot überm Arm, einen weichen ſchwarzen Hut in der Hand, in der Rechten einen kräftigen Stock.

Rasmuſſen, mit einem großen Schritt über die Schwelle, laut: Na, da biſt Du ja, Lucie; na, was gibt's? Was habt Ihr denn wieder ausgefreſſen? Guten Tag! Wo iſt denn Ottfried? Wie geht's Euch denn?

Lucie, beſchwichtigend: Pſt! Stille! Schilling liegt nebenan.

Rasmuſſen: Pſt! Ach ſo. Entſchuldige, Lucie.

Lucie, in halbem Humor: Für einen Arzt, der nicht praktiziert, haſt Du eine ziemlich lebhafte Praxis, Rasmuſſen.

Rasmuſſen: Nächſtens erheb ich Honorar. Ihr macht mir wirklich ein bißchen viel Umſtände. Übrigens muß irgendein böſer Stern in dieſen Jahren über uns Freunden wirkſam ſein; vor noch nicht dreizehn Monaten habe ich meinen Vater verloren, letzten Dezember den Bruder, gleich darauf rieft Ihr mich, und ich habe das nahe Ende Deiner Mutter prognoſtiziert; dann liegt noch der Tod einer alten Wohltäterin dazwiſchen, und nun iſt womöglich hier wieder was los. Übrigens kannſt Du mir glauben, daß die Reiſe mit Eveline keine angenehme Zugabe geweſen iſt.

Lucie: Die Reiſe mit wem?

Rasmuſſen: Mit Eveline. Sie kann übrigens noch nicht unten ſein. Ich habe mich gleich auf der Färinſel, wo wir gelandet ſind, losgemacht und bin zu Fuß durch die Dünen gelaufen. Eh der Wagen ſich durch die Sandwege mahlt, vergeht ſicher noch gut eine halbe Stunde. — Denk mal, ich habe jetzt über drei Jahre die See nicht geſehn, obwohl ich geborner Wolliner bin.

Lucie: Erlaube mal, Rasmuſſen, das iſt nicht gut möglich, was Du da ſagſt; denn Hanna Elias iſt drin bei Schilling.

Rasmuſſen: Ja, um Gottes willen, ich denke, die Sache iſt abgetan?!

Lucie: Das iſt leicht geſagt, und ſchwer durchgeführt bei einer Natur wie Hanna Elias.

Rasmuſſen: Du kannſt mir glauben, daß Eveline ebenfalls dieſer Überzeugung iſt, die Sache ſei aus. — Das iſt ja aber ein Unglück, Herrſchaften! — Warum habt Ihr mir eigentlich nicht ein Sterbenswort in Eurer Depeſche angedeutet?

Lucie: Ich wundre mich auch, daß Otfried, der mir ſonſt immer wegen meiner Gedankenloſigkeit Vorwürfe macht, in dieſem Falle nicht überlegter handelt.

Rasmuſſen: Was ſoll ich denn tun? Ich leſe: Herkommen, Schilling erkrankt! — Natürlich lauf ich zu ſeiner Frau Eveline. Ich nahm doch an und mußte doch annehmen, daß ſie beſſer als ich unterrichtet iſt. Und wenn man als Arzt auf eine weltabgeſchiedene Hallig berufen wird, ſo muß man doch irgend 'n Anhalt haben! Apotheke und ſonſtige Hilfsmittel gibt's doch hier nicht. — Du ſiehſt übrigens auch nicht beſonders aus!

Lucie, ausweichend: Wir haben alle wenig geſchlafen.

Rasmuſſen: Donnerwetter nochmal, was machen wir nu!? Ich kann mir an dieſer fatalen Geſchichte eine Schuld unter keiner Bedingung beimeſſen. Sogar ... ich habe ſogar noch verſucht, als ich merkte, daß Eveline nicht unterrichtet war, ſie von der Reiſe zurückzuhalten. Schließlich und endlich: ich wußte nicht, was geſchehen war, und alſo, da ſie partout doch mitwollte, was konnte ich ernſtlich dagegen tun? Ich hatte im Grunde kein Recht dazu.

Lucie: Dem armen Schilling ſoll gar nichts erſpart bleiben! —

Schillings Stimme, ſingend:

Am Woaſſer, am Woaſſer,
Am Woaſſer bin i z' Haus.

Rasmuſſen, horcht und lacht: Na, da wird's ja ſo ſchlimm noch nicht ſein, Kinder. — Was iſt denn alſo mit Schilling paſſiert?

Lucie: Ach, wir waren eigentlich ſehr froh und vergnügt, bevor dieſe Fledermäuſe hier auftauchten. Wir hatten Reiſepläne und große Ideen. Jetzt hab ich dafür nur einen Plan, irgendwie unabhängig tätig zu ſein.

Rasmuſſen: Wo iſt denn Ottfried?

Lucie: Er wandelt auf Pfaden höheren Lebens mit einer Verehrerin, Fräulein Majakin.

Rasmuſſen: Kinder, ſeid Ihr denn alle verdreht geworden? Ich hätte nun wirklich drauf geſchworen, daß ein ſtrammer, kurznackiger Kerl wie Mäurer, in ſeinem Alter, nach dem, was er alles erfahren hat und mit — ich bin kein Schmeichler, Lucie! — dem unverdienten Glück in der Hand, von Experimenten kuriert ſein würde. Aber obgleich er das ganze Gegenteil von dem armen Schilling iſt, ſo kriegt er zuweilen doch einen Raptus, der ihn auf einmal eigenſinnig und unzuverläſſig macht — kurz nachdem man vielleicht zehn Eide auf ſeine Verläßlichkeit geſchworen hätte.

Schillings Stimme: Iſt das nicht Rasmuſſen?

Rasmuſſen, laut: Jawohl!

Schillings Stimme: Immer rein!

Rasmuſſen, öffnet die Tür zu Schillings Zimmer ein bißchen und ruft hinein: Na, mein Junge, werd ich nu wieder zu Gnaden angenommen?

Schillings Stimme: Rede bloß keinen Unſinn, Rasmuſſen!

Rasmuſſen: Nee, das muß ich erſt wiſſen, ſonſt ſchmeißt Du den Kunſtbarbaren womöglich zur Türe hinaus. — Nu ſag mal, was heißt denn das, Gabriel?

Er geht zu Schilling hinein und ſchließt die Tür hinter ſich. Lucie legt ihre Schreibutenſilien zuſammen, nachdem ſie ihren Brief adreſſiert und mit einer Marke beklebt hat. Darnach tritt Ottfried Mäurer ein, ſogleich ohne weiteres Hut und Stock an den Kleiderhaken hängend.

Mäurer: Herrliches Wetter! Man hört auch wieder den ganzen Morgen deine Glockenboje oder was es iſt; als ob die Fiſche im Waſſer Sonntag feierten. Das Inſelchen gefällt ſogar jetzt Fräulein Majakin. Wir haben den Leuchtturmwärter beſucht. Ich habe Dir ſogar einen wirklichen toten Kuckuck mitgebracht, den wir am Fuße des Turms unter einem wahren Maſſenmordfeld aller unſerer Vogelarten gefunden haben.

Lucie: Einen toten Vogel bringſt Du mir mit, Ottfried?

Mäurer: Bewundere meinen Edelmut, Schuſterchen. Da Du neulich behauptet hatteſt, der Kuckuck beehre auch Fiſchmeiſters Ove auf ſeiner Wanderſchaft — Du weißt ja, als Schilling ſo gruſelig das Echo herausforderte — ſo wollte ich Dir das noch extra beſtätigen.

Lucie, beziehungsreich: Da bringſt Du mir alſo einen Vogel, der die Dummheit beging, im Stockfinſtern gegen ein „großes Licht“ zu fliegen, und der ſich bei dieſer Gelegenheit den Schädel zerſchmettert hat.

Mäurer: Jawohl: der betrogene Idealiſt liegt unten auf dem Tiſch in der Gaſtſtube. Ich gebe Dir zu, daß dieſer eigentümliche Mißbrauch gläubiger Sehnſucht der Kreatur ohne einen zehnfach eingeteufelten Teufel, einen geſteinigten, hölliſchen Satan, ſchwer zu erklären iſt.

Lucie: Hat Fräulein Majakin ſich an die ſchreckliche Sprache der Fiſcher einigermaßen gewöhnt?

Mäurer: Sie ſagt, wenn die Fiſcherweiber und -männer ſich unterhielten, das klänge wie eine Verſammlung von Seemöwen. Dann hat ſie noch eine andere, äußerſt nette Bemerkung gemacht: das Geräuſch der Brandung erzeuge aus einiger Ferne die Vorſtellung eines gewaltigen Stiers, der eifrig Gras rupft und dann wieder ausſchnauft. Genau ſo klingt es, beobachte das mal! Und nun iſt ſie der Meinung, daß dadurch die Sage von Zeus als Stier und von der Europa entſtanden iſt.

Lucie: Ich glaube, daß dieſe Idee, die Du vor zwei Jahren mal hier improviſiert haſt, den Weg über mich zu Schilling, von Schilling zu Hanna, von Hanna zu Fräulein Majakin genommen hat.

Mäurer: Von mir ſoll das ſtammen? Das glaub ich nicht!

Lucie: Übrigens, Rasmuſſen iſt bei Schilling.

Mäurer: Rasmuſſen iſt angekommen?

Lucie: Er wundert ſich, daß Du ihm gar kein Wort von Hanna Elias gedrahtet haſt.

Mäurer: Inwiefern denn, Lucie, von Hanna Elias?

Lucie: Wenn Du ihn unterrichtet hätteſt, daß ſie hier iſt, dann hätte er Eveline Schilling nicht mitgebracht.

Mäurer: Eveline iſt hier? *Er wird bleich, zuckt aber, etwas verſtockt, die Achſel.* Ja, das tut mir leid! Man ſoll eigentlich überhaupt ſeine Hände nicht in fremde Angelegenheiten hineinſtecken; aber man will immer wieder Herrgott ſpielen und Schickſal ſein. Er rafft ſich zuſammen und tut einige Schritt gegen Schillings Tür. Na, man muß doch mal Rasmuſſen guten Tag ſagen.

Lucie: Haſt Du alſo die Idee ganz aufgegeben mit Griechenland?

Mäurer: Es geht nicht, glaub ich; die Sachen machen ſich nicht; ich muß dieſen Winter in Berlin bleiben.

Lucie: Wann haſt Du denn dieſen Entſchluß gefaßt?

Mäurer: Ich hab ihn nach Durchſicht meiner Verträge leider faſſen müſſen, Schuſterchen.

Lucie, beziehungsreich: Der alten, oder neuer Verträge?

Mäurer: Der alten natürlich! Neue ſchließt man auf Fiſchmeiſters Oye doch nicht! Er iſt zu ihr getreten und ſtreichelt ſie.

Lucie: Warum nicht? — — Du biſt ja ſo zärtlich, Ottfried!

Mäurer: Wie immer, Schuſterchen.

Lucie, ſieht ihn groß und ruhig an: Na, geh nur zu deinem armen, verunglückten Griechenlandfahrer hinein!

Mäurer: Biſt Du verſtimmt, Lucie?

Lucie: Nein, nur etwas nachdenklich.

Sie blickt vor ſich nieder und tippt mit dem Finger der rechten Hand auf den Tiſch. Mäurer küßt ihre herabhängende Linke und begibt ſich zu Schilling hinein ab. Lucie ſtößt einen reſignierten Seufzer aus und will ſich durch die Tür rechts hinausbegeben, wird aber durch Klopfen an dieſer Tür zurückgehalten.

Lucie: Herein! Bitte eintreten!

Die Tür wird geöffnet und Klas Olſers bedeutet einer mageren dürftig gekleideten, tief verſchleierten Frau einzutreten. Es iſt Gabriel Schillings Frau, Eveline Schilling.

Klas Olfers: Ich denke, et würd det beſte ſin, wi fragen bei det gnädige Freilein mal nach.

Lucie, ſchnell gefaßt, hält Frau Schilling unauffällig im Türrahmen zurück.

Lucie: Herr Olfers, das muß wohl ein Irrtum ſein. Die Dame will wahrſcheinlich zu Herrn Rasmuſſen.

Eveline, ohne den Schleier zu öffnen: Iſt Rasmuſſen nicht hier?

Lucie, tief errötend: Sie ſehen, nein!

Eveline: Sie ſind Fräulein Lucie Heil, meine Dame.

Lucie, wie vorher: So heiße ich. Woher kennen Sie mich?

Eveline: Sie haben mal bei einer Matinee in der Singakademie eine Sonate von Schubert geſpielt. Klas Olfers entfernt ſich achſelzuckend. Darf ich bei Ihnen etwas ablegen? Sie werden vielleicht ſchon erraten haben, daß ich die unglückſelige Frau von Gabriel Schilling bin. Sie nimmt Schleier und Hut ab, ohne Luciens Erlaubnis abzuwarten.

Lucie, ſehr unruhig: Dies iſt hier Profeſſor Mäurers Zimmer. Wenn es Ihnen recht wäre, gnädige Frau, könnten wir lieber in mein Bereich hinübergehn.

Eveline: Vor allen Dingen, wo iſt mein Mann?

Frau Schilling enthüllt ſich nun als eine verhärmte, gealterte Frau mit tiefliegenden Augen, hervorſtehenden Backenknochen und hektiſcher Röte auf den Wangen. Sie iſt über das fünfunddreißigſte Jahr hinaus, erſcheint aber älter und ohne weiblichen Reiz.

Lucie: Sie werden den Wunſch haben, ſich etwas zu reſtaurieren, gnädige Frau? Ich nehme an, Sie ſind die Nacht durchgereiſt; vielleicht ruhen Sie auch erſt eine halbe Stunde? Herr Schilling ſchläft, und jedenfalls dürfte ein Grund zu unmittelbarer Beſorgnis nicht vorhanden ſein.

Eveline, läßt ſich auf einen Stuhl nieder: Heiraten Sie niemals, liebes Fräulein! Sie weint ſtill in ſich hinein.

Lucie, in peinlicher Verlegenheit: Sie ſind übermüdet, gnädige Frau! Sie ſind von der Nachtfahrt nervös überreizt und abgeſpannt. Wollen Sie ſich bitte in meine Hand geben. Sie brauchen Ruhe, ich kenne das. Ich habe eine lange Pflege bei meiner armen Mutter hinter mir. Mit Denken und Grübeln iſt gegen nervöſe Depreſſionen nicht anzukämpfen.

Eveline, mit dem Verſuch, ſich zu raffen: Es geht ſchon vorüber, laſſen Sie mich!

Lucie: Ich möchte Sie aber wirklich gern dazu bewegen, mit mir auf mein Zimmer zu gehn!

Eveline: Wiſſen Sie, wie mir mein Leben vorkommt, Fräulein? — Sie ſind eine Frau, warum ſoll ich nicht offen zu Ihnen ſein? — Man baut mit unendlicher Mühe, mit blutigem Mörtel und ſchweren Steinen ein feſtes Gebäude, und wenn es fertig iſt, iſt es ein Kartenhaus.

Lucie: Sie ſehen in dieſem Augenblick die Welt in einem zu trüben Lichte.

Eveline: Ja, ich ſehe ſie wie etwas vollkommen Fremdes, etwas vollkommen Unintereſſantes, abſchreckend Gleichgültiges an. Troſtlos iſt ſie, leer und ſtockfinſter. — Sie glauben, ich übertreibe, Fräulein! Aber ich habe wahrhaftig keine unbeſcheidnen Wünſche gehegt! Ein Familienleben! Ein beſcheidnes Auskommen! Selbſt das wenige hat mir der Himmel in ſeiner unergründlichen Güte verſagt. Ja, er hat ſich erſchlichen, was ich mir verdient habe. Ich war jung wie Sie und vielleicht unternehmender, als Sie ſind. Ich weiß es nicht. Ich ging nach England, ich machte Erſparniſſe. Ich war gut gekleidet. In meinen Ferien konnte ich reiſen. Meine Freundin und ich, wir beſuchten Holland, die Normandie, wir brauchten nicht knauſern, wir ſpeiſten in den erſten Hotels an der Table d'hote! Und nun kam Schilling! Ich dachte, er iſt ein redlicher Menſch! Ich dachte, er wird ſeine Pflichten achten und mein bißchen Erſpartes iſt bei ihm, dacht ich, in guter Hand. Ja freilich! Sehen Sie mich nur an. Sie zeigt die großen Flicken in ihrem Rock und das zerriſſene Futter ihres ſchäbigen Jacketts. Ich habe alles hingegeben, alles umſonſt zum Opfer gebracht.

Lucie, mit überwindung: Es werden beſſere Zeiten kommen!

Eveline: Immer morgen, morgen, heute nicht. Heute borg ich mir, was ſag ich, erbettle ich mir zwanzig Mark zur Reiſe von Doktor Rasmuſſen, und morgen zahl ich vielleicht ein Billett erſter Klaſſe rund um die Welt. Heute leb ich mit meiner Tochter von einer altbacknen Schrippe und etwas abgelaſſener Milch, und morgen werd ich bei Dreſſel und Uhl eſſen. Das iſt mir nichts Neues, ich kenne das! Von dieſem „morgen“ wird man nicht ſatt.

Das iſt höchſtens für arme, hungrige Säuglinge der mit Eſſig und Galle getränkte Lutſchpfropfen. Man denkt: dein Mann hat dich heute verlaſſen und morgen kommt er wieder zu dir zurück. Jawohl. Aber wie? Von vier Männern getragen, vielleicht auf dem Sterbebette. — Ich muß ihn ſehn! Wo iſt Gabriel?

Lucie: Sie werden ſich jedenfalls erſt beruhigen! Vielleicht ſehen Sie ein, daß eine Begegnung in dieſem Zuſtand für beide Teile nicht ratſam iſt!

Eveline: Was heißt das? Was tut Ihr alle mit mir? Warum laßt Ihr mich nicht zu Gabriel? Warum ſagt Ihr mir nicht, was geſchehen iſt? Es iſt mir alles hier ſo unheimlich! Was ſind das für Stimmen hier nebenan?

Lucie, lügt: Fremde! Vater und Sohn aus Stralſund!

Hanna Elias tritt aus Schillings Zimmer. Die Frauen betrachten ſich einige Sekunden lang mit grenzenloſem Staunen.

Eveline, in einem Tone des Erſtaunens, in dem keine Spur der eben noch vorherrſchenden, angſtvoll weinerlichen Erregung mehr iſt: Hanna, Du biſt es? — Was treibſt Du hier?

Hanna: Laß uns vor allen Dingen, Eveline, da wir nun einmal unbegreiflicherweiſe hier zuſammengetroffen ſind, wie zwei vernünftige Menſchen ſein.

Eveline: Unbegreiflicherweiſe zuſammengetroffen?

Hanna: Zufälligerweiſe jedenfalls!

Eveline: Alſo iſt Deine Anweſenheit hier zufällig!? Oder meinſt Du, daß es unbegreiflicherweiſe und zufällig iſt, wenn ſich eine Frau zu ihrem angetrauten Manne begibt, nachdem ſie erfahren hat, daß er vielleicht lebensgefährlich krank geworden iſt? Wie kommſt Du hierher, was willſt Du hier?

Hanna: Es handelt ſich nicht um uns augenblicklich, ſondern meinethalben um Deines Mannes Wohlergehen. Alſo bitt ich Dich, frage mich jetzt nicht weiter. Jedenfalls nicht hier, denn ich ſage Dir, daß es Schilling erſpart werden muß, einen Zank zwiſchen uns zu ſehn. Ich gehe mit Dir an den Strand hinunter. Dort will ich Dir Rede und Antwort ſtehn.

Eveline: Bitte, bitte, Hanna, ganz ohne Umſchweiſe: wie kommſt Du hierher, was ſuchſt Du hier? Das Rätſel möcht ich gerne gelöſt wiſſen. Wie kommt's, daß Ihr auseinander ſeid, und ich betrogener, armer Eſel von einer Frau glaube daran, daß es aus mit Euch iſt, und Ihr lacht mich aus hinter meinem Rücken! — Haſt Du ihn wieder rumgekriegt? — Haſt Du ihm wieder weisgemacht, daß Du keine Allerweltsdame biſt? Oder muß man vielleicht Allerweltsdame ſein, um dem eigenen Gatten zu gefallen?

Hanna, für einen Augenblick ohne Selbſtbeherrſchung: Eher biſt Du eine Allerweltsdame! — Und ich bitte Dich, höre jetzt auf damit! — Wenn Du ein Gefühl von weibliche Würde haſt, ſo höre jetzt auf mit dieſen Ton und ſolche Beleidigungen, in dieſen Augenblick.

Eveline, zu Lucie: Dieſe Dame ſpricht von weiblicher Würde!

Hanna: Ich ſpreche von weiblicher Würde, gewiß!

Lucie: Meine Damen, Sie ſind hier in einem kleinen Gaſthauſe, bedenken Sie das! Wir dürfen kein ſolches

Aufſehen machen. Es iſt unmöglich, daß Sie ſo fortfahren. Schon allein um des Kranken willen nicht.

Eveline, zu Lucie: Laſſen Sie ſich mal von dieſer Dame erzählen, Fräulein, mit welchen Mitteln, welchen Schlichen ſie hinter Gabriel her geweſen iſt, bis ſie ihn ſo weit bekommen hat. Wie ſie mir erſt hat Freundſchaft geheuchelt: „Du biſt zu geduldig! Du mußt mehr beanſpruchen! Du mußt ihm klar machen, daß Du ein gleichberechtigter Menſch und nicht eine Sklavin biſt! Ihr deutſchen Frauen ſeid alle Sklavinnen.“ So hieß es, ſo ging es in einem fort, und ich bin auch zuerſt drauf reingefallen, bis ich dann merkte, worauf es hinauslief, und daß ſie ſich Gabriel kapern wollte, weil der eigene Mann ihr überdrüſſig war. Eine ſchöne Geſellſchaft! Eine brave Familie! Erzähle doch! Immer erzähle doch! Da haſt Du Geſprächsſtoff, beſte Hanna! Da haſt Du für Deine Suade genug!

Hanna: Solche phantaſtiſche, krankhafte Märchen, ausgebrütet von eine ſich beleidigt glaubenden Frau, berühren mich nicht.

Rasmuſſen fährt wild aus Schillings Tür heraus, die er hinter ſich ſorgfältig ins Schloß klinkt, ehe er ſpricht.

Rasmuſſen: Donnerwetter, was iſt hier los, Herrſchaften?! Was macht Ihr Euch eigentlich von Schillings Zuſtand für eine Vorſtellung? Er wird unruhig, er fragt; was ſoll ich ihm antworten? Verlegt Euren Kampfplatz wo anders hin!

Eveline vergißt Hanna und ſtarrt Rasmuſſen an. Hanna weicht mit Entſchluß und geht zur Tür rechts hinaus.

Eveline, will an Rasmuſſen vorüber zu Schilling hinein: Wo iſt mein Mann?

Rasmuſſen, ſie zurückhaltend: Immer erſt hübſch abwarten!

Schillings Stimme: Rasmuſſen!

Rasmuſſen, Eveline energiſch feſthaltend, die beſtrebt iſt, ſich loszumachen: Ich ſage Dir, wenn Du noch einen Funken Beſinnung haſt, wenn Du noch einen Funken Liebe aufbringen kannſt für Deinen Mann, wenn Dir daran liegt, ihn noch einige Zeit zu behalten, am Leben überhaupt zu erhalten, mein ich, ſo geh jetzt nicht zu ihm hinein.

Eveline, mit einem unwillkürlich hervorbrechenden, hilferufartigen und eigenſinnigen Schrei: Gabriel!

Schillings Stimme, ſchnell und erſchrocken: Der bin ich! Schilling erſcheint in der Tür. In dem edlen, aber furchtbar veränderten Geſicht liegt Beſtürzung und Staunen: Was iſt denn paſſiert??

Rasmuſſen: Nichts! Es iſt gar nichts weiter paſſiert! Es hat ſich nur wieder herausgeſtellt, daß eine Frau und geſunde Vernunft nicht vereinbar ſind.

Eveline, die Worte mühſam hervorwürgend: Du haſt mich belogen, Gabriel! Warum haſt Du mich hintergangen, gerade in einem Augenblick, wo ich wieder in meinem Innern Hoffnung ſchöpfte? Du ſagteſt, Du habeſt Dich freigemacht. Du ſagteſt, Du habeſt mit Hanna gebrochen, und gerade in dieſem Augenblick entdecke ich, daß Du ein kalter, grauſamer, hartgeſottener Betrüger biſt. Gabriel, warum tateſt Du das? Warum zerſtörſt Du in mir den letzten erbärmlichen Reſt von Achtung für Dich? — Nein, ich kann einen Menſchen wie Dich nicht mehr achten!

Schilling, hat abwechſelnd errötend und erblaſſend mit einem geſpannten, faſt blöde fragenden Ausdruck zugehört. Er läßt ſeinen Blick, wie um Auskunft bittend, von Lucie zu Rasmuſſen wandern und ſagt dann mit einem erſtickten kurzen Auflachen: So! Dieſe Anſicht teile ich. — — — Was führt Dich eigentlich her, Eveline?

Eveline: Frage lieber, was Hanna hierher führt, Gabriel.

Rasmuſſen: Und nun iſt die Kontroverſe geſchloſſen. — Ich bin Arzt, Eveline, Dein Mann iſt krank ...

Schilling: Red keinen Unſinn, ich bin nicht krank! — Du haſt doch nicht am Ende gedacht, Eveline, es iſt Matthäi am letzten mit mir? — Den Gefallen tu ich der Welt noch nicht! — Wenn Du's nicht glauben willſt, frage mal Rasmuſſen! — Die ganze Geſchichte, Eveline, läuft einfach auf einen etwas geſchmackloſen Spaß hinaus, den ich mir leider geſtern gemacht habe.

Eveline, faßt ſich an den Kopf, wie beſinnungslos: Fort, fort, ſonſt verliere ich meinen Verſtand! — Sie will hinaus.

Schilling: Eveline, Du wirſt jetzt hierbleiben!

Eveline: Ich kann nicht bei einem Menſchen bleiben, der mein Mann, mein angetrauter Ehemann, Vater meines Kindes und dabei willenloſer Sklave einer gemeinen Dirne iſt.

Rasmuſſen: Na, na, na, na! Jetzt aber Schluß, Eveline!

Schilling, nach kurzem Schweigen, mit demſelben hilflos fragenden Ausdruck wie vorher: Ja, woran liegt das alles? Ich weiß es nicht. Ich habe nach etwas ... wie ſoll ich ſagen? Ich habe nie bewußt nach dem Schlechten geſtrebt! Ich hatte wirklich nie böſe Abſichten!

Eveline: Stelle Dich gleichgültig, Gabriel; es wird ein Tag kommen, wo Du den Unterſchied zwiſchen einer Frau, die Du jetzt mißhandelſt, und einer Hanna Elias einſehen wirſt.

Hanna Elias ſtürzt in vollſtändig zügelloſer Raſerei herein und auf Eveline los, kreiſchend und mit geballten Fäuſten.

Hanna: Es iſt mich gleichgültig, was Du von mir ſagſt! Ich ſpeie darauf, es iſt mich gleichgültig! Ich ſpeie auf Deine verfluchte Liebe! Du haſt keine Liebe! Du lügſt, Du lügſt! Du haſt dicken, geſchwollenen Vipernhaß! Du haſt Gift, Du haſt Stachel, Du haſt keine Liebe! Wie quälſt Du jetzt Deinen kranken Mann! Pfui! Schamloſe, Schlechte, Niederträchtige! Keinen Funken von Herz, keinen Funken von Gott! Da, ſtich mich! Triff mich mit Deine Augen! Triff mich mit Deine Dolch von Blick! Triff mich mit einer richtigen Dolchſpitze! Da! Was iſt mir Leben! Was liegt mir daran? Nur geh, geh und laß meinen Gabriel! Er iſt nicht Dein! Du haſt ihn verſpielt! Mein, mein! Ich fühl's! Er iſt mein, mein Gabriel!

Unter den Fenſtern erſchallt plötzlich das mißtönige Geräuſch eines kleinen erregten Janhagels. Kinder, Weiber und halbwüchſige Burſchen miauen, huſten und ſchreien: „Hoho". Der Lärm wird durch die energiſche Stimme von Klas Olfers beſchwichtigt: „Ruhe.

macht, dat Ji wegkommt! Wat wollt Ihr hier!" *Rasmuſſen hat, um ſie zu beruhigen und ihre wahnſinnige Erregung zu dämpfen, Hanna in ſeine Arme geſchloſſen. Er drängt ſie langſam hinaus. Mäurer hat den größten Teil der letzten Szene miterlebt, hinter Schilling in der Tür ſtehend. Eveline iſt ſtumm und beſinnungslos vor Entſetzen. Ihr Blick bleibt, ſolange ſie im Zimmer iſt, mit grauenvollem Staunen auf Schilling haften. Dieſer ſteht bewegungslos und ſchluchzt nur einige Male krampfhaft. Seine weitgeöffneten Augen ſtehen voll Waſſer. Das Taſchentuch wie einen Knebel im Mund, geht Eveline an Schilling vorüber, von Lucie geführt, hinaus. Stillſchweigen.*

Rasmuſſen, *nach einigem Stillſchweigen zu Schilling:* Na, es kommt auch mal wieder anders, Schilling!

Mäurer, *legt mit einem leichten Schlag ſeine Hand auf Schillings Schulter:*

Duck dich und laß vorübergahn,
Das Wetter will ſein' Willen han.

Schilling, *mit unendlichem Grauen im blutloſen Geſicht:* Wir ſind keine Griechen, mein lieber Junge!

Mäurer klopft ihm weiter auf die Schulter, ſehr bewegt; unwillkürlich umarmt er ihn. Eine Weile herrſcht Schweigen. Rasmuſſen tritt dazu.

Schilling, *indem er beide ein wenig beiſeite zieht, mit qualvollem innerem Ausbruch:* Der Ekel erwürgt mich. Gift! Gebt mir Gift! Ein ſtarkes Gift, Rasmuſſen!

Fünfter Akt

Die Strandgegend wie im erſten Akt. Der Schuppen der Rettungsſtation, die Gallionfigur, das Fiſcherboot auf der Düne, der Signalmaſt, die Bretter hinter dem Schuppen. Die Sonne iſt hinunter, allein es bedeckt den Himmel eine ſtarke Abendröte, ſo daß eine magiſche Helligkeit verbreitet iſt. Lucie und Fräulein Majakin kommen langſam vom Strande herauf.

Lucie: Ich muß Ihnen ſagen, ich habe vor alledem jetzt, nach allem, was vorgefallen iſt, einen ſo ausgeſprochenen Widerwillen, daß ich lieber freiwillig alles hingeben würde, als nur den kleinſten Verſuch in der Art dieſer Weiber zu tun.

Fräulein Majakin: Man kämpft doch aber für das, was man liebt — und naturgemäß, ſcheint mir, Fräulein Heil.

Lucie: Ich würde unter gar keinen Umſtänden dafür kämpfen. Ich habe von Harpyen geleſen. Sie ſind wie Harpyen, dieſe Weibsbilder. Niemals geben ſie, wenn ſie es erſt in den Klauen haben, ihr Opfer frei. Nur daß ſie ſchön ſingen, kann ich nicht finden!

Fräulein Majakin: Wie geht es Herrn Schilling?

Lucie: Schilling ſchläft! Einen totenähnlichen Schlaf, ſeit Stunden.

Fräulein Majakin: Es gibt bei manche Krankheiten zuletzt einen ſolchen furchtbaren Schlaf, aus dem kein Erwachen iſt.

Lucie: Das hat mir auch Rasmuſſen angedeutet.

Kurzes Stillſchweigen.

Fräulein Majakin: Herr Mäurer ſcheint ſehr an Ihnen zu hängen, Fräulein Heil.

Lucie: Ich betrachte Mäurer als meinen Freund und werde ihn immer dafür betrachten. Wie er ſein Leben im übrigen einrichtet, kümmert mich nicht. Er iſt frei! Ich verlange durchaus nichts von ihm. Ich danke Gott, daß ich durch mein bißchen Begabung immer ſozuſagen mein Brot finde.

Fräulein Majakin: Iſt es richtig, Sie waren angeſtellt zwei Winter lang in Dresden an die Opernorcheſter?

Lucie: Das iſt allerdings wahr. . Wenn ich aber jetzt etwas unternehme, ſo werd ich vielleicht in irgendeiner Mittelſtadt eine kleines Muſikinſtitut errichten.

Fräulein Majakin: Glauben Sie, ob Profeſſor Mäurer jemals wird heiraten?

Lucie, lacht: Das weiß ich nicht! — Wenn man betrachtet, was er mit ſeinen Freunden erlebt, ſo iſt es kein Wunder, wenn er ſich ängſtet.

Fräulein Majakin: Es ſcheint mir auch. Er ſcheint mir ein Feind von die Ehe zu ſein.

Lucie: Sind Sie vielleicht eine Freundin vom Heiraten?

Fräulein Majakin: Ich kann mich denken, daß eine Frau von ein Mann, wie Profeſſor Mäurer iſt, durch ein ganzes Leben gefeſſelt wird. Das kann ich mich denken, Fräulein Lucie.

Lucie: Aber daß Sie ihn ebenſo lange feſſeln, glauben Sie das?

Fräulein Majakin: Ich kann überhaupt nicht Herr

Mäurer feſſeln. Er hat eine ſehr große Liebe, eine ſehr große Bewunderung für eine ganz andere Dame als mich. — Wiſſen Sie, daß wir werden abreiſen?

Lucie: Warum wollen Sie denn ſchon abreiſen, Fräulein Majakin? Laſſen Sie Hanna Ellas abreiſen! Möchte ſie ſein, wo der Pfeffer wächſt. Geben Sie ihr Eveline Schilling mit! Wenn es Ihnen hier ſo gut gefällt, wie Sie ſagen: bleiben Sie doch!

Fräulein Majakin: Ich glaube kaum, daß dies iſt, was Sie ſagen, Ihr Ernſt, Fräulein Lucie. Und wenn es wirklich wäre der ganze Ernſt Ihres Frauenherzens, ich bleibe nicht. Auch ich bin, glauben Sie mir, durch das, was ich habe ſehen und hören müſſen, mit dieſe traurige Liebesſchickſal von dieſe arme, gebrochene Künſtler und Mann . . . auch ich bin ein wenig erſchreckt davon.

Lucie: Ich bin ſo wütend, ich könnte dieſe Weibsbilder prügeln, glauben Sie mir, ich möchte ſie ganz gehörig mit beiden Fäuſten ſchrecklich durchprügeln.

Fräulein Majakin: Und mich dazu?

Lucie: Nein. Sie, Fräulein Majakin, würd ich nicht durchprügeln. Ich würde nur wünſchen, daß Sie ganz ruhig zurück zu Ihrem Herrn Vater gehn. — Glauben Sie nicht, daß Mäurer ein Mann wie Schilling iſt! Mäurer nimmt „eins zwei drei", was er haben will, und dann geht er und modelliert ſeine Statuen. Skrupel macht er ſich weiter nicht.

Fräulein Majakin: Dann hat er die Rechte noch nicht gefunden.

Lucie, *lacht:* Vielleicht; wer weiß, Fräulein Majakin.

Fräulein Majakin: Es liegt immer daran, wenn ein Mann ſo unſtet iſt, daß ihm die Frau, die ihn verſteht, bis in die geheimſte Regung der Seele, noch nicht begegnet iſt.

Lucie: Vielleicht wiſſen Sie eine Frau für ihn! Jede Frau denkt allerdings, ſie ſei die rechte. Ich ſchwöre ſogar, die arme Eveline iſt überzeugt davon, daß ſie für Schilling die ausgeſucht einzig richtige Gattin iſt. Aber man kann ja nicht wiſſen, ob Ihr Inſtinkt nicht wirklich das Richtige trifft, Fräulein Majakin. *Kurzes Stillſchweigen.* Finden Sie nicht, es iſt etwas ſo Verhaltenes, etwas, was förmlich beängſtigt, in der Luft?

Fräulein Majakin: Etwas Totes, ja. Das macht die Windſtille.

Lucie: Es drückt! Sehen Sie mal. Wie jedes Boot doppelt auf der abſolut ſpiegelglatten Fläche liegt. Ich möchte um Schillings willen, daß Wind käme. Er hat ſich ſo ſehr einen Sturm gewünſcht.

Fräulein Majakin: Meiſtens erſchrickt der Menſch vor die Natur; manchmal ſcheint die Natur vor den Menſch zu erſchrecken.

Lucie: Mit Schilling, glaub ich, iſt es aus.

Schon ſeit einiger Zeit hat man in der Ferne rufen hören. Fiſcher laufen unten am Strand hin und her. Lucie und Fräulein Majakin ſchenken dieſen Vorgängen keine Aufmerkſamkeit. Sie ſind nun immer weiter nach vorn hin ſchreitend, rechts zwiſchen den Dünen verſchwunden. Der Tiſchlermeiſter Kühn kommt mit ſeinem Lehrjungen, der eine Radwer führt. Sie beginnen Bretter aufzuladen.

Kühn: Junge, mach fix, et gibt Wind!

Der Junge: Wat haben denn de Fiſchers unten am Strande, Meeſter?

Kühn: De Hering kommt.

Der Junge: Sehen Se nicht de Lichter draußen uf See, Meeſter? Unſre Fiſcher ſind alle ſchon draußen.

Kühn: Na, denn laß ſe man machen und lade de Bretter uf.

Der Junge: Ob wohl der Kunſtmaler aus Berlin ſterben wird, Meeſter?

Kühn: Halt's Maul! wat jeht uns dat an!

Der Junge: Ick dachte bloß, weil wir dem kienenen Sarg machen.

Kühn: Für wen man ſo'n Sarg machen dut, det weeß Jott!

Der Junge: Meeſter, Meeſter, dort kommt er ja.

Kühn: Wer denn?

Der Junge: Denn is er ja jar nich krank, Meeſter.

Gabriel Schilling kommt von links, aus den Dünen. Er iſt unzureichend bekleidet: Hemd, Beinkleider, Jackett, keine Weſte, kein Hemdkragen, keine Strümpfe in den Schuhen. Er geht ſchnell, wie ein Nachtwandler, gerade auf die Gallionsfigur zu, die im Scheine des Blinkfeuers vom Leuchtturm in beſtimmten Zwiſchenräumen heller beleuchtet wird. Nahe herangekommen, ſteht er ſtill und blickt zu ihr hinauf.

Kühn: 'n Abend.

Schilling, mit verroſteter Stimme, erſchrocken: Guten Abend. Wer ſind Sie denn?

Kühn: Sind Sie vielleicht der Herr Maler Schilling, wenn ich fragen darf?

Schilling: Pſt! Namen und Stand tut hier nichts zur Sache. — Sagen Sie mal, wie kommt denn das, daß dieſe Figur dort oben immer abwechſelnd hell und dunkel wird?

Kühn: Na, das kommt ganz natürlich von dem Blinkfeuer.

Schilling: Ich habe das ſchon eine ganze Weile von ferne beobachtet. Ich wußte gar nicht, was es bedeutet.

Kühn: Wieſo bedeutet?

Schilling: Ich wollte erſt nicht herüberkommen. Schließlich dacht ich mir aber, daß es doch was bedeuten muß. — Woher ſtammt denn eigentlich dieſe Figur?

Kühn: Sie ſtammt von einer däniſchen Brigg, die hier draußen geſunken iſt.

Schilling: Richtig! Natürlich! Schiff und Mannſchaft natürlicherweiſe zugrunde gerichtet.

Kühn: Da haben Sie ganz recht. So iſt et och.

Schilling: Wie hieß denn die Brigg?

Kühn: Sie hieß doch Ilſabe.

Schilling: Den Namen kenn ich von irgendwo her.

Kühn: Sie werden ihn auf 'm Kirchhof geleſen haben, wo die gelandeten Leichen von der Ilſabe begraben worden ſind. Da iſt ja 'n Kreuz und auf dem ſteht Ilſabe.

Schilling: Eigentlich liegen wir recht gut, da oben im Sande.

Kühn: Wie ſagen Sie, wenn ich bitten darf?

Schilling: Na, eine ſchönere Stelle, begraben zu werden, gibt's doch nicht. Oder möchten Sie etwa lieber in Berlin auf ſo einen Maſſenkirchhof begraben werden?

Kühn: Na, ſo weit bin ich überhaupt noch lange nicht.

Schilling: Keine Automobilomnibuſſe, keine Straßenbahnwagen, immer nur die rennenden, ſpringenden, kleinen Sandkörnerchen! Friſcher, geſunder, naſſer Sturm! Der ſchöne Salut des Meers überm Grabhügel!

Kühn: J, da hat man ja niſcht mehr von!

Schilling: Das ſagen Sie ſo! Wer weiß denn das, Meiſter? Ich hab aber irgendwo mal geleſen: „Gott löſcht nicht aus im dunklen Grabesſchoß, was er entzündet hat im dunklen Mutterſchoß". — Übrigens, gucken Sie doch mal hinter ſich.

Kühn, *tut es*: Warum nicht? Wat ſoll denn dort ſind, Herr Profeſſor?

Schilling: Das verſteht ſich von ſelbſt. Da brauchen Sie meine Erklärung nicht. Da hat wahrſcheinlich das Waſſer noch einen armen Teufel auf den Strand geſpült.

Kühn, *der nichts ſieht, verdutzt*: Was denn für 'n armen Teufel?

Schilling, *immer ſtarr blickend*: Gott, ich weiß ja nicht, wer das iſt, den ſie da begraben. Iſt das bei Ihnen immer ſo, daß der Pfarrer der erſte iſt und dann erſt die Kinder mit dem Kruzifix kommen? Komiſch iſt bloß: ſie ſingen ja nicht.

Kühn: J, Sie wollen man mit mich Ihren Spaß haben!

Schilling: Dem armen Schlucker von der Ilſabe haben Sie doch den hölzernen Schlafrock auch gemacht!?

Kühn: Denn müſſen Sie mehr als unſereener zu ſehen kriegen. Anders verſteh ich det nich.

Schilling: Glauben Sie denn, ich erkenne meinen alten Freund Mäurer nicht, weil er einen Zylinder auf hat, einen Regenſchirm in der Hand hält, und weil es ein bißchen ſtürmt und graupelt?

Der Junge: Meeſter, ich furcht mir, der is jo wahnſinnig!

Schilling: Und die Damen, glauben Sie, kenn ich nicht? Die Weibsleute, die da hinterdrein laufen und die ... und die ... und die ihre Röcke ſo ſorgfältig hoch nehmen, weil ihnen bei dem Regen das die größte Hauptſache iſt?

Kühn: Aber et fällt ja keen Troppen vom Himmel, Herr Schilling.

Schilling, *ſchlägt ſich vor den Kopf:* Ja, Donnerwetter noch mal, Sie haben ja recht, wo iſt man denn? *Er hält die Hand in den vermeintlichen Regen.* Kein Tropfen, wahrhaftig. Na, einerlei. Ich hätte geſchworen, daß da ſo etwas geflunkert hat. Na nu aber, nu aber, ſehn Se mal, Meiſter: ſind das nun ſechs Fiſcher, die die lange gelbe Kiſte auf den Schultern tragen, ja oder nein, Meiſter? Na nu müſſen Sie doch zufrieden ſein.

Kühn: Wenn Sie aber nun noch ſo weiterreden, beſter Herr, denn kriege ick Angſt, det et umgeht hier uf de Inſel, und denn mach ick mir lieber ...

Schilling: Sie haben recht. Ich merke das ja. Ich vermenge nämlich immer ganz einfach Wirklichkeit und Einbildung.

Kühn: Da kommen Leute, die ſuchen nach Sie, Herr Schilling.

Schilling: So? — Wo denn? — Wenn Sie etwa irgendwer fragen ſollte … Nichts! ſagen Sie nichts! Oder ſagen Sie, daß ich tauſendmal lieber … oben in der Nähe von dem Kreuz von der Ilſabe eingebuddelt bin als im ſchönſten Berliner Mauſoleum. Und daß man, wenn man die Hände ſo aufhebt, nur immer gradaus, immer geht, nur geht — man auch draußen im Meer ſchlafen kann.

Kühn, lacht: Gut!

Schilling, der ſeine Arme, ähnlich wie ein Beter gegen das Meer hochgehoben hat: Und wenn Sie noch jemand nach mir fragt, dann ſagen Sie: der Maler Schilling hat hier auf Fiſchmeiſters Ove die beſte Idee ſeines Lebens gehabt … oder ſagen Sie lieber bloß, ich bin baden gegangen.

Von dem Gallion, das er noch immer hungrig anſtarrt, ſich mühſam losreißend, verſchwindet Schilling, eigentümlich lachend, mit hocherhobenen Händen in der Dunkelheit.

Kühn: Nu ſoll mich noch eener ſagen, wenn der nich ſein eignes Totenbejängnis jeſehn hat!

Kühn und der Junge mit einem Stapel Bretter auf der Radwer ab. Doktor Rasmuſſen und Profeſſor Mäurer kommen von rechts, im Geſpräch ruhig ſchreitend, gelegentlich ſtehen bleibend.

Rasmuſſen, zurückblickend: Was mag denn eigentlich bei Klas Olfers los ſein? Da kommen ja in einem fort Leute mit Laternen aus dem Haus.

Mäurer: Es iſt wohl 'n neuer Schub Fremder gekommen.

Rasmuſſen: Eveline wacht jedenfalls vor morgen früh nicht auf. In ſolchen Fällen iſt wirklich das einzig Wahre: Morphium.

Mäurer: Schilling ſchläft ohne Morphium. Kannſt Du mir denn um Gottes willen nicht ſagen, was dieſe bleierne Betäubung, in die er verfallen iſt, eigentlich zu bedeuten hat?

Rasmuſſen: O ja. Der mediziniſche terminus technicus intereſſiert Dich wohl nicht. Mach Dir nur einfach klar, es iſt ein Schlafzuſtand, aus dem nur noch ein vorübergehendes Erwachen möglich iſt.

Mäurer: Wieſo denn „nur noch"? Was ſoll das heißen?

Rasmuſſen: Gut, reden wir weiter nicht davon.

Mäurer: Ich nehme noch an, Du willſt doch damit nicht ſagen, Rasmuſſen, daß für Schilling keine Rettung mehr iſt.

Rasmuſſen: Allerdings, Ottfried, will ich das ſagen.

Mäurer: Deutſch und deutlich: daß Schilling ſterben wird?

Rasmuſſen: Hör mal, rege Dich weiter nicht auf, Ottfried. Das Leiden hat in ſchleichender Form wahrſcheinlich ſeit einem Jahrzehnt in ihm geſteckt. Seine moraliſche Schlappheit wird dadurch erklärlich. Sonſt hätte er wahrſcheinlich den Weibern und allen korrumpierenden Einflüſſen, ſeiner Natur nach, mehr Energie entgegengeſetzt. Jedenfalls bin ich froh, daß ich noch meinen Frieden mit ihm gemacht habe.

Mäurer, drückt furchtbar Rasmuſſens Arm: Willſt Du denn damit ſagen ... unmöglich ... das wäre ja grauenvoll.

Rasmuſſen: Ja, ja, ja, ja, mein Lieber, daran iſt wahrhaftig nichts zu ändern. Zerbrich mir nicht meinen Unterarm. Schilling iſt ein verlorener Mann und wird dieſe Inſel nicht lebend verlaſſen.

Mäurer: Und Du willſt behaupten, ein Zweifel iſt ausgeſchloſſen?

Rasmuſſen: Wenn es Dir Spaß macht, zweifle daran. Aber ſchließlich war Schilling ſchon ſo wie ſo ein bißchen unter die Räder geraten. Seine Integrität als Gentleman hatte ſogar einen unangenehmen Flecken gekriegt, weshalb ja, wie Dir beſſer bekannt iſt als mir, ſeine eigenen Fachkreiſe von ihm abrückten.

Mäurer, aufbrauſend: Das war eine unqualifizierbare Hetzerei, Rasmuſſen. Dort ſteckt die Gemeinheit, wo man dieſer grundnoblen Natur nachgeredet hat, er ließe ſich von Hanna Elias und von den Geldern ihrer Liebhaber aushalten. Meine Hand ins Feuer, das war ja gerade der Fehler dieſes armen Kerls, daß es ihm gegen den Anſtand ging, ſeinen Arm auch nur nach einer Mark auszuſtrecken.

Rasmuſſen: Schön! Aber damit erreicht man eben doch ſchließlich nichts.

Mäurer: Meiner Anſicht nach hätte Schilling in der Kunſt ſehr möglicherweiſe trotzdem noch was Paſſables erreicht. Man mußte nur ſeinem trägen Willen nachhelfen. Du hätt'ſt ihn ſehen ſollen, noch wie er vor einigen Tagen war, als wir ihn hier tüchtig aufgepolſtert hatten und bevor ſein Verhängnis, in Geſtalt dieſer Hanna, hier auftauchte. Und deshalb behaupt' ich auch, wenn ſein Leiden älteren Datums iſt, ſo iſt es doch erſt ſeit der Ankunft der Weiber in das galoppierende Stadium eingetreten. Als er oben am Kirchhof zuſammengebrochen war und wir kamen dazu und ſahen dieſe Hanna über ihm, da kam es mir vor, als müßte nun irgendwelche hölliſche Hakelberend zu dieſer vollendeten Hatz Halali blaſen.

Rasmuſſen: Wo es dann aber noch ärger gekommen iſt. Hüte Dich nur vor der Majakin.

Mäurer: Ich bin kein Gabriel Schilling, Rasmuſſen. In vierzehn Tagen pack' ich mir meine Lucie ein und rutſche mit ihr nach Florenz hinunter.

Rasmuſſen: Warum heirat'ſt Du denn das Mädel nicht?

Mäurer: Weil das für unſereinen immer die Klippe iſt.

Klas Olfers kommt.

Klas Olfers, ſchon aus einiger Entfernung: 's gibt Sturm, Herrſchaft. Is Herr Moaler Schilling hier bei Sie, meine Hern?

Mäurer: Gott ſei's geklagt, da können wir leider nicht mit Ja antworten. Menſch, ſchlag mich tot, ich kann das nicht in meinen Hirnkaſten kriegen, daß es da wirklich keinen Ausweg geben ſoll.

Rasmuſſen: Ich denke, das iſt doch 'n Ausweg, Ottfried.

Klas Olfers: Herr Schilling is nich tu Hus. Hei is heidi up und davon loopen.

Mäurer: Mein braver Herr Olfers, Sie täuſchten ſich.

Klas Olfers: In goar keenen Fall, ich täuſche mich nich, Herr Profeſſor; 's Bett is leer, wir ſuchen em und wi finden em nich.

Rasmuſſen: Weit kann er gar nicht gegangen ſein. Vielleicht hat er ſich auf den Flur geſchleppt und wird möglicherweiſe in einem Ihrer leeren Zimmer liegen.

Klas Olfers: Nee, is nich! Ick und Frau Elias, wie hoaben oalle Zimmer bis unner de Betten abgeſucht. Hei is fort! Hei is gegen den Strand hin loopen!

Mäurer, ruft durch die hohlen Hände: Schilling! Schilling!

Rasmuſſen: Kinder, da müſſen wir allerdings ſtramm ſuchen gehn. Es iſt gar nicht unmöglich, daß er hier draußen irgendwo halb oder ganz bewußtlos liegt. Er kann die Nacht durch hier draußen nicht liegen bleiben.

Mäurer, wie vorher: Schilling! Schilling!

Rasmuſſen: Ich glaube ſchwerlich, daß er Dich hört.

Schuckert mit zwei anderen Fiſchern kommt. Schuckert trägt eine brennende Laterne.

Klas Olfers: Na, Schuckert, wat is?

Schuckert: Wi hewen nix funden. Wi hewen binoah den ganzen Strand bis Grebe hin abgeſucht.

Klas Olfers: Und da häbt Sie nix von dem Moaler Schilling, ock in den Dünen nich, geſpürt?

Schuckert: Nich an Strand unten und ock nich in den Dünen. Er ſchreit durch die Hände: Ahoi! Ahoi!

Fiſcher rechts am Strande antworten.

Die Fiſcher: Ahoi! Ahoi!

Schuckert: Häbt Jie wat funden?

Die Fiſcher, rufen zurück: Nå, wi nich!

Mäurer: Wer kommt denn dort?

Der Wind bricht los mit geſteigerter Heftigkeit. Alle können nur mühſam gegen ihn ankämpfen.

Lucie kommt.

Lucie: Famos, Ottfried, daß Schilling doch ſeinen Sturm noch kriegt!

Mäurer: Wir ſind auf der Suche nach Schilling, Lucie! Schilling iſt nämlich aus dem Bett geſtiegen und hat ſich leiſe davongemacht.

Rasmuſſen: Wir wollen mal überlegen, Kinder!

Lucie, ſpontan: Flucht! begreiflicherweiſe Flucht! — Dann iſt das doch Hanna Elias geweſen. Es ſchreit nämlich eine weibliche Stimme dort unten in der Nähe, wo Fiſcher Kummer wohnt, fortwährend mit einigen Leuten herum.

Mäurer: Schuſterchen, geh und ſuch ſie auf. Gib mal acht: Du haſt die Aufgabe, ſie möglichſt von Schilling fernzuhalten.

Der Tiſchler Kühn tritt aus der Dunkelheit heran.

Kühn: Suchen Sie den Herrn Maler Schilling, meine Herrn?

Mäurer: Jawohl, jawohl!

Kühn: Herr Schilling iſt eben, vor eene kleene Viertelſtunde erſt, hier geweſen.

Mäurer: Wo iſt er geweſen?

Kühn: Hier, meine Herren.

Mäurer: Täuſchen Sie ſich da etwa nicht, Meiſter?

Kühn: Ich hab ſojar ieſprochen mit ihm.

Mäurer: Was haben Sie denn mit ihm geſprochen?

Kühn: So allerhand! Und dannooch was, was mir jetzt erſt uf die Seele gefallen iſt. Ich ſollte gehn und ſollte Ihnen ſagen, daß Herr Schilling baden gegangen is!

Klas Olfers: Nanu, Schuckert, nu woll wi den Schuppen uſmaken! Nu woll wi dat kleene Boot flottmachen. Komm man fix. Haſt Du den Sliſſel mitbrockt, Tjung?

Schuckert: Tja, Klas Olfers, ick hebb em all.

Schuckert verſchwindet hinter dem Schuppen, man hört den großen Schlüſſel knarren und danach das große Tor aufgähnen.

Rasmuſſen: Herr Olfers, ich werde mit ins Boot ſteigen. Zu Mäurer: Es iſt tatſächlich nicht ausgeſchloſſen, daß Schilling in ſeiner Waſſergier noch mal hinausgeſchwommen iſt.

Er läuft mit Klas Olfers und den anderen Leuten hinter den Schuppen, von wo man hört, wie alle zuſammen das kleine Rettungsboot herausſchaffen. Zuweilen dringt das dumpfe Poltern der Ruder durch den zunehmenden Wind. Das Meer beginnt ſtärker zu rauſchen.

Lucie: Ich ſuche Hanna Elias auf.

Mäurer: Wart mal! Wenn der arme Kerl wirklich mit Selbſtmordgedanken etwa hinausgeſchwommen iſt, und ihn draußen womöglich Reue anwandelt ... Komm, wir machen ein Feuer an.

Lucie: Die Pechpfanne brennt ja ſchon vor dem Schuppen.

Das rote Licht der Pechpfanne und beleuchteter Rauch dringen hinterm Schuppen hervor. Mehr und mehr Fiſcherweiber und Kinder kommen, in den Wind ſchwatzend und ſchreiend, aus der Dunkelheit. Sie fragen einander, dringen auf die Männer ein, um zu erfahren, was los iſt; dieſe aber ſcheinen wortkarg nur damit beſchäftigt, das Boot klarzumachen. Die Jungen klettern auf das umgeſtülpte Boot auf der Düne; einige die Strickleiter am Signalmaſt empor. Das Boot iſt inzwiſchen ins Waſſer gebracht.

Mäurer, zu den Leuten, die ihn beſtürmen: Ich weiß nicht! Ich kann keine Auskunft geben! — Ich weiß nicht! — Ich weiß nicht! — Es tut mir leid!

Hanna Elias, in aufgelöſtem Zuſtande, dringt durch die Menge hervor.

Hanna: Herr Profeſſor Mäurer, iſt er gefunden?

Mäurer: Nein. Eben erſt iſt das Boot flottgemacht.

Hanna: Er iſt immer noch nicht gefunden?

Mäurer: Nein.

Hanna: Ich will mit ins Boot, ich muß mit hinausfahren.

Sie reißt ſich los und eilt fliegenden Haares gegen das Boot hinunter.

Lucie: Ich weiß nicht, ich kann ihr nicht böſe ſein!

Mäurer: Wie denkſt Du? Wollen wir uns auch anſchließen?

Lucie: Sieh mal, wie das geſpenſtiſch iſt! Das ganze Meer ſieht wie Steinkohle aus! Und es wirft ſchon wieder ziemliche Schaumkämme.

Mäurer: Auch förmlich wie gelber Steinkohlenſchaum.

Lucie: Schön! Und ſieh mal im naſſen Sande die gelben Reflexe.

Mäurer: Ja, gelb und dahinter purpurrot! — Sag mal, Du biſt ja ſo ruhig, Schuſterchen.

Lucie: Ich weiß nicht, ſeit der Wind ſo auffriſcht, kommt ſo ein neues, friſches, freies Gefühl über mich. — Ich glaube nämlich . . . jetzt iſt er für ewig geborgen!

Mäurer: Haſt Du Schilling gern gehabt?

Lucie, zu ihm aufblickend: Nicht ſo, wie Dich!

Mäurer: Wollen wir immer beiſammen bleiben?

Lucie, fataliſtiſch: So lange es dauert in dieſer Welt. — Still! Sie rufen dort unten ſo unheimlich!

Mäurer: Am Ende iſt er gefunden. Komm!

Lucie: Nein, Ottfried, ich gehe nicht mit.

Mäurer: Warum nicht?

Lucie: Ich mag nicht! Ich kann das nicht. Wenn Schilling wirklich geflohen iſt . . . nein, nicht mehr . . . nicht mehr wie die Jagdhunde nachlaufen.

Mäurer: Gut. Amen.

Lucie, ſchnell: Wahrhaftig, ſie bringen ihn.

Dunkle Geſtalten werden ſichtbar, Fiſcher, die eine Bahre tragen, auf der Schilling tot liegt. Fiſcherweiber und Kinder folgen. Rasmuſſen geht neben der Bahre. Der Zug bewegt ſich ſchweigend hinter dem Schuppen hervor, unter dem Gallion vorüber, nach links vorbei. Lucie und Mäurer blicken Hand in Hand von einem erhöhten Standpunkt auf ihn herunter. Etwas Lautloſes, Unwirkliches liegt in dem Vorgang.

Gerhart Hauptmann

Geſammelte Werke

in zwölf Bänden

Sechſter Band

S. Fiſcher, Verlag
Berlin 1922

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript
Copyright 1922 by S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Inhalt

Kaiſer Karls Geiſel 1

Griſelda 125

Die Ratten 219

Peter Brauer 369

Kaiſer Karls Geiſel

Ein Legendenſpiel

in vier Akten

VI. 1

Scrivesi adunque, che il re Carlo, il quale i Francesi col cognome di Magno agguagliano a Pompeo ed ad Alessandro, nel regno suo ferventemente s'innamorò d'una giovane, la quale, per quanto agli occhi suoi pareva, ogni altra del regno di Francia di bellezza in quei tempi trapassava. Fu questo re di si fervente amore acceso di costei, così perduto, ed ebbe l'animo così corrotto dalle sue tenere carezze e lascivie, che non curando il danno, che per tal cagione nella fama e nell'onore riceveva, ed abbandonati i pensieri del governo del regno . . .

„Le sei giornate" des Sebastiano Erizzo
XVI. Jahrhundert

Dramatis personae

Kaiſer Karl der Große
Gerſuind
Ercambald
Alcuin
Rorico
Bennit
Der erſte Kapellan
Die Oberin
Die Schweſter Verwalterin
Kloſterſchweſtern und Zöglinge der Kloſterſchule

Erſter Akt

Das Schlafzimmer Karls des Großen im Palaſte zu Aachen. Es iſt die Stunde vor Sonnenaufgang eines Tages im Weinmond. Karl, noch auf ſeinem Bette ſitzend, wird von Dienern angekleidet. Er iſt, obgleich über das ſechzigſte Jahr hinaus, ein aufrechter und kraftvoller Mann. Graf Norico, nicht über dreißig Jahr alt, ein ſchöner Mann von edler Haltung, ſteht in gemeſſener Entfernung, die Befehle des Königs erwartend, da.

Karl:

Ein neues Hemd! ſo! herrlich! klar gebleicht!
Kühl! zög ich einen neuen Menſchen an!
auch kühl!? — nein! noch ein Weilchen ausgeharrt,
bevor das letzte kühle, kalte Hemd
weiß durch die Glieder niederrinnt! gut Freund!
noch nicht! — gut Freund: noch nicht! laß hängen, laß
in ſeinem Schrank das Hemd — laß mir mein Herz
mit ſeinem Pferdefuß! behalt Dein Hemde
von Eis . . . den ſteifen Popanz, der den Wurm
im Sarg empfängt mit ſteifer Reverenz . . .
behalt ihn: — Deinen neuen Menſchen! — noch.
So! Binden um die Schenkel: Frankentracht!
Ich bin ein Franke! wer beſtreitet's? — frei!
wer leugnet's? ein Gefangener meiner Pflicht!
wer weiß es anders? mächtig! — ſoll ich's wem
beweiſen? ganz ohnmächtig! knetet mir
mein lahmes Bein! wo iſt der Bader? hurtig! —
Und nun, Graf, ohne Umſchweif die Geſchäfte.

Norico, mit Humor:

Herr, noch iſt alles in den Kanzleien
voll Aufruhr. Ercambald, der Kanzler, hat
die Zeit verſchlafen, wie mir ſcheint! er tobt!

Karl:

Verſchläft er Zeit, der alte Eſel, der
mit der Minute geizen ſollte? was?
Will er nicht leben? ſteig er denn ins Grab!
Mein Otternfell!

Das Wams aus Otternfell wird ihm angezogen.

Norico:

Sein Nachttrunk wohl verſchuldet's.

Karl:

So geht's: er pries das Leben, pries den Wein!
die Liebe gar! — um alles zu verſchlafen.
Nein, wachen! weiß ich auch nicht recht, warum?
Glotzt nicht! bewegt Euch! tut, als ob Ihr irgend was
zu tun berufen wäret in die Welt,
und täuſcht mir vor, ich hätte was zu tun.

Norico, in dem Wunſche, ihn irgendwie zu beſchäftigen:

Bennit, ein Sachſe, Herr, mit einer Bittſchrift
bedrängt ſeit Wochen unſern Obertürwart.
Der Unentwegte iſt auch heut am Platz.

Karl:

Bringt mir den Unentwegten.

Graf Norico beauftragt einen der Diener, einen ſechzehnjährigen Knaben, jenen Bennit hereinzurufen. Der Knabe pflichteifrig ab.

Karl, für ſich fortfahrend:

Sachſen! Gut!
nichts Neues! eß ich dreiundzwanzig Jahre doch
vom Ei zum Apfel ſtets das gleiche Frühſtück:
warum nicht Sachſen, Sachſen, Tag für Tag?
Die Kuh der Treue ſtriegeln, dies Geſchäft
iſt nutzbar, doch mich ſchläfert's, wie den Knecht,
der's tut und wie die Milchmagd unterm Euter.
Wortbruch: das iſt's! der Sommerblitz, der Schlag:
Wortbruch! —

Er greift unter ſein Kopfkiſſen und zieht ſein Schreibtäfelchen hervor.

Mein Täfelchen! — Mal einer mir
das Wort in Wachs, mit einem Glorienſchein.

Er ſchreibt, alles um ſich vergeſſend, mit ſichtlicher Mühe auf ſein Wachstäfelchen. Indeſſen tritt leiſe der **Kanzler Ercambald** ein und zum Grafen Rorico. Der Kanzler iſt nicht weit vom achtzigſten Jahre, langgelockt wie der Kaiſer, mit bedeutenden aber fanatiſchen Geſichtszügen, die Spuren ſenilen Verfalls zeigen.

Ercambald, geflüſtert zu Rorico:

Wie geht's ihm?

Rorico:

Sag ich „gut" — gelogen! — „ſchlimm!"
nicht minder! doch es iſt ein Geiſt . . . auch heut
ein fremder, unruhvoller Geiſt auf ihm.

Karl, im lauten Selbſtgeſpräch:

He! Kopf! wo biſt Du! Kopf? Quadrivium!
Die ſieben freien Künſte . . . Trivium:
Grammatik, Dialektik . . . nicht Muſik!

Quadrivium und Trivium: nun merke.
Zu Ercambald, als wäre dieſer immer dageweſen:
Ein Rätſel: mit wem kämpfte König Karl
den ſchlimmſten Kampf zeit ſeines Lebens? nun?

Ercambald:

Kein Zweifel . . .

Karl:

Nun, was?

Ercambald:

Mit dem Sachſenvolk.

Karl:

Schlaukopf: gefehlt! mit niemand als ſich ſelbſt.
Weiter memorierend:
Quadrivium! Muſik! —
Mit einigem Ächzen ſich erhebend:
Rorico, werde nie alt.

Rorico:

Geſegnet und erſehnt, o Herr,
ein Alter wie das Deine.

Karl:

Trivium
Quadrivium. O Weisheit Salomonis,
die zu begreifen mir gegeben iſt —
nicht Euch! Zu Tafel ſoll der Kapellan
mir heut die Weisheit Salomonis leſen.
Wie alles eitel, ganz nur eitel iſt,
und wie geſchieht, was ſchon geſchah, getan wird,
was ſchon getan iſt: ſäen, pflanzen, ernten!

Paläſte bauen und zerſtören! Länder
bevölkern und zur Wüſte machen! Wunden
ſchlagen und heilen! Schätze finden, ſie
verlieren und ſuchen, wiederfinden dann!
wegwerfen das Gefundene! würgen! ſtrafen!
belohnen! küſſen . . .
küſſen, hörſt Du das,
Rorico? wie? — Muſik! Quadrivium:
Ein Himmelston im irdiſchen Lärme! nicht? —
genug. Bring mein Serapis-Siegel mir, mit übermütiger Selbſtironie:
Die Welt iſt Wachs und der ſie formt, bin ich!

Bennit, ein heldenhaft ausſehender ſächſiſcher Mann, wird von zwei Kapellanen hereingeleitet, er nimmt eine finſter abwartende Haltung an.

Karl, mit Bezug auf Bennit:
Wie ein Geſpenſt aus einem Totenbaum! —
Was willſt Du?

Bennit:
Recht!

Karl:
Du biſt aus jenem Volk,
das von Beginn der Welt an, wie Abt Sturm
von Fulda ſagt, in Ketten der Dämonen
gebunden liegt.

Bennit:
Wo Äbte reden, Herr,
iſt eines Mannes Antwort: ſchweigen!

Karl, nachſprechend:

Recht:
Mein Weſen iſt Gewalt für Euch! nicht: Recht.
Das Recht habt Ihr verwirkt.

Bennit:

Führt mich zum König.

Karl ſtutzt, ſieht ihn an, lacht ironiſch. Hierauf ernſt:

Die Bittſchrift! nimm mit mir vorlieb indes.

Der erſte Kapellan vortretend:

Hier, dieſer Mann iſt Bennit, Hiddis Sohn,
ein Sachſe, deſſen Vetter Aſſig jüngſt . . .
Aſſig, Sohn Amalungs! — zu Aquisgranum,
hier, ohne den Troſt der Kirche, ſtarb. Er war
des Friedensbruchs, des Wortbruchs überführt
daheim, wie dieſer Bennit und erlitt
Einbuße aller Liegenſchaften zwiſchen
Werra und Fulda: des Walds Bochonia,
ihm und Bennit als Erbe hintermacht.

Karl:

Man zog die Güter ein.

Der erſte Kapellan:

Und zwar mit Recht.

Bennit:

Der Pfaffe lügt! wir ſtanden treu zum König,
nur zu den Weihrauch-Wedel-Pfaffen nicht.

Karl,

das Entſetzen der Umſtehenden durch eine Handbewegung beſchwichtigend:

Laßt ihn. Sprich weiter.

Bennit:

Herr, wer Du auch biſt,
hilf mir vom Meineid! hilf mir einen Schwur
erfüllen, den ich tat: eröffne mir
zum Angeſichte König Karls den Weg.

Einige unter den Dienern lachen.

Karl ſtutzt nochmals. Mit aufſteigender Ungeduld:

Es iſt kein andrer Weg, Du biſt am Ziel.

Bennit:

O Aſſig, Vetter, Deiner Worte Sinn
begreif ich nun erſt: leichter, ſagteſt Du,
iſt's durch neun Meilen Urwald ſich zu ſchlagen —
und wär es ohne Meſſer, Beil und Schwert! —
als durch die Schranzen, Pfaffen, Hofbeamten
in Aachen, zu dem Ohr des Franken Karl.

Karl:

Hm! Hört Ihr das? der König, ſcheint's, wird alt! —
Mein Sohn, ſprich weiter, frei. Eid gegen Eid:
Du haſt, haſt Du mein Ohr, das Ohr des Königs,
und wo Du meins nicht haſt, auch ſeines nicht.

Bennit:

Drei Schreibern, Herr, Sold und Beſchäftigung,

dies Wort allein nur immer aufzuſchreiben,
ſo oft ich es gehört.

Karl, im aufſteigenden Unwillen gewichtig und drohend:

Eid gegen Eid,
Eid gegen Eid! nun nütze Deine Stunde.

Ercambald, halblaut zu Bennit:

Menſch! welcher Deiner hundert Götzen macht
Dich blind, daß Du den Herrſcher nicht willſt kennen.

Bennit, den König erkennend, ſtarrt ihn erbleichend und faſſungslos an.

Der erſte Kapellan, geſchäftsmäßig:

Item: des Mannes Bitte geht dahin,
daß man ...

Karl:

Schweig, Kapellan! —

Zu Bennit:

Du aber rede!

Bennit, ſich aufraffend, mit Entſchluß:

Herr, Gerſuind, meines Bruders Tochter, Tochter
desſelben Aſſig, der hier ſtarb — hier ſtarb,
zu Aachen, arm! — Gerſuind, als Geiſel ihm
entriſſen, gleich wie ihm und mir das Gut
der Väter: nicht nach Recht! nach Willkür, Herr!
Dies Kind, um das ein Vater ſich gegrämt —
Du ſelbſt biſt Vater! — bittrer ſich gegrämt,
als um ſein Erbe, um den ſchweren Bruch
des Rechts! viel bitterer! dieſes Kind erliegt
den Martern ſeiner Peiniger!

Karl, aufmerkſam:
Gerſuind? —
Wer iſt Gerſuind? Wo hört ich dieſen Namen? —
Nur weiter. Nach der Schnur. Ermanne Dich.
Dein Bruder Aſſig ſuchte hier zu Aachen
ſo Recht wie Tochter, wenn ich Dich verſtand,
und Recht wie Tochter ward ihm vorenthalten.
Da Recht Recht bleibt, gepeinigt oder nicht,
zur Tochter alſo, die gepeinigt leidet:
Wo lebt ſie, und wer martert Aſſigs Tochter?

Ercambald, dazwiſchen tretend:
Zwei Worte, Herr, bevor Du weiter fragſt.
Die Tochter Aſſigs, Gerſuind, ſteht in Hut
des Kloſters auf dem Plan — und wär es wahr,
wie es erlogen iſt, daß man ſie peinigt,
ſo wären unſeres Kloſters fromme Frauen —
Gott ſei davor! — des Kindes Peiniger!
was jedem, der die Allverehrten kennt,
ein Unding, Ausgeburt des Unſinns iſt.
Nein! Gerſuind — und bekannt iſt mir das Kind! —
iſt, wie die Kloſterſchweſtern mir berichten ...
wie ſag ich gleich? ſie tut nicht gut! ſie iſt
das, was ... ja, etwan, was man ſo ... nun ja:
kein guter Apfel! eher was man ſo
wurmſtichig ... Obſt, das man wurmſtichig nennt.

Bennit:
Herr, dieſer Mann mit weißem Barte ſchmäht
Aſſigs und mein Geſchlecht. Er darf es tun,

weil er Dein Kanzler iſt und wir ſind Sachſen.

Karl bleibt unbewegt, während die Kühnheit Bennits bei allen übrigen Zeichen des Entſetzens hervorruft.

Ercambald:

Nein! nichts von Schmach! nichts von geſchmäht! hier wird
geſchmäht, doch nicht von mir. Was mich betrifft,
von mir wird nicht geſchmäht, doch viel beſchönigt.
Was liegſt Du uns im Ohre mit Gerſuind
und drängſt Dich vor den königlichen Stuhl
und knirſcheſt hier nun wieder jenen Namen;
wir haben mehr zu tun, als mit Gerſuind!
Sie iſt in guter Zucht, und nun gib Ruhe.

Bennit:

Das nennt Ihr Zucht?

Ercambald:

Ja, gute Zucht und Sitte,
chriſtlich, nach Chriſtenart, wie ſich's gehört.

Bennit:

Ich bin nicht kleinlaut, ſchäum ich gleich nicht auf
in Wut. Wiſſe, daß ſich mein Blut empört.
Genug! von Striemen red ich, nicht von Zucht!
von Grauſamkeiten, nicht von Sitte! Herr,
ich tobe nicht, ſieh her, ich raſe nicht!
aus gutem Grund bin ich ſanftmütig. Und
doch lief gehetzt mein Niftel mir ins Haus,
den weißen Leib bedeckt mit blutigen Schwielen:
ein Kind! nach Chriſten Art, nach Chriſten Zucht
zermartert und zerfleiſcht.

Ercambald:
Chriſt, ſei gehorſam!

Bennit:
Wem ſoll ein Kind gehorſam ſein? Wem?

Ercambald:
Gott!

Bennit:
Und Gott ſoll wollen, Euer Gott ... es iſt
kein ſolcher Gott, der einem Kinde
den Bettelblick des Danks ins Auge legt,
ſo oft man Vater ihm und Mutter läſtert!
Kein Frankengott und auch kein Sachſengott ...

Karl, ſehr ruhig:
Ihr Herrn, ich habe unſere guten Schweſtern
vom Plan — mit ſchuldigem Reſpekt geſagt! —
du ſchüttelſt zwar die Locken, Ercambald ...
dennoch: ich hege leider den Verdacht,
daß ſie, gewiß bei allem beſten Willen,
des rechten Wegs nicht immer ſicher ſind.
Inſonderheit ...

Ercambald — unwillkürlicher Zwiſchenruf:
Doch, Herr!

Karl, mit Betonung den Faden wieder aufnehmend:
... beſonders, ſag ich,
verfehlen ſie's zuweilen mit den Geiſeln.
Sie rühren, ſcheint's, mit unbedachter Hand —

was ſie nicht ſollten, wie ich oft empfohlen,
und einſichtsvolle Männer mit mir! — rühren
liebloſen Griffs die tiefen Wunden an,
die in den Seelen ſolcher ſchwer vernarben,
die man aus ihrem Mutterboden riß,
von ihren Eltern, Freunden und Verwandten,
vom Altar ihrer — Götzen ſagen wir,
wenn auch zu einem ſchöneren Sein in Gott.
Lind ſei die Mahnung! leiſe, voll Geduld
die Führung! weniger Gebot: mehr Ruf
und Lockung, Ladung zu dem einigen Heile.
Und alſo ...

Ercambald, unfähig, an ſich zu halten:
Wie der Hund an ſein Geſpei,
kriecht Heidenbrut zurück zum Höllentiegel
des Götzenunflats, wo nicht Stock und Rute
und Fauſt dawider ganze Arbeit tun.
Und alſo ...

Karl,
abermals mit gelaſſenem Eigenſinn den Faden aufnehmend:
... alſo — bringt die Oberin
und dann, um die er Klage führt: die Geiſel.

In dieſem Augenblick erſcheinen, wie auf den Ruf Karls, die alte würdige **Oberin** des Kloſters auf dem Plan, **Gerſuind** an der Hand führend und begleitet von einigen Kloſterſchweſtern. Gerſuind iſt noch nicht ſechzehn Jahr alt, ihr offenes blondes Haar reicht faſt bis zur Erde.

Die Oberin,
ein wenig außer Atem durch vorhergegangene Eile, Bennits Klagen zuvorzukommen:
Herr! wir ſind hier.

Karl, verblüfft:
Ei!

Die Oberin:
Schweſter Barbara
kam atemlos. Sie war berufen, war
zum Dienſt berufen in die Pfalz und hat
gewacht beim Kämmerer . . . wollte ſagen bei
der Tochter des Herrn Kämmerer, die leider,
Gott helfe ihr! im Fieber liegt. — Sie kam
und gab mir Kunde, Barbara, daß Bennit,
der uns bedrängt, hartnäckig, ſchon ſeit Monden —
hilfloſe, arme Frauen, die wir ſind! —
nun doch gedrungen ſei an Deinen Thron.
Sogleich rief ich Gerſuind. Sie ſchlief noch, hat
noch jetzt den Schlaf im Auge! wachet, ſagt
der Heiland, denn des Feindes Liſten ſind
Legion. Da ſind wir, Herr! Herr, wir ſind hier,
um widerſinnige Klagen zu entkräften.

Gerſuind hat Bennit bemerkt, eilt auf ihn zu, ſich gleichſam in ſein Arme flüchtend und küßt ſcheinbar in heftiger Wiederſehensfreude ſeinen bärtigen Mund.

Bennit:
Blick dorthin.

Karl

läßt ſeinen Blick lange und mit gelindem Staunen auf Gerſuind ruhen:

Wie, Du biſt . . . ſie iſt Gerſuind?

Bennit:

Ja, Herr.

Karl, wie vorher:

Richtig! jawohl! ſo war Dein Name.

Zur Oberin gewendet:

Wie denn, Ehrwürdige, ſoll ich das verſtehn?
Gerſuind!

Gerſuind:

Ja, Herr.

Karl:

Du kennſt mich doch, Gerſuind.

Gerſuind nickt mit dem Kopf und Karl fährt fort:

Rorico! Du mußt wiſſen: als ich jüngſt,
nach meiner Schwachheit, eine müßige Stunde
mir zugeſtand, dieweil mein Schülerkopf
an der Grammatik faſt zerſpellen wollte,
zog ich mich aus der Schlinge, kurz gefaßt,
und machte mich, probaterweiſe, in
der Kloſterſchule auf dem Plan zum Meiſter.
Allwiſſend trat ich vor die Kleinen hin.
Doch da . . . vom Regen in die Traufe iſt
ein böſer Schritt: mein Hochmut kam zu Fall!
denn Gerſuind wußt alles wie am Schnürchen,
mehr als ich heute weiß und je gewußt,
und wiſſen werde in der Ewigkeit.

Hätte ein ſchöner Glanz mich nicht geblendet,
als wie von Sicheln, die im Lenzmond ſchneiden
und blitzen … jungen Schwertern im Gefecht,
leicht hätte Neid und Mißgunſt mich verzehrt. —
Und jetzt: was gibt's mit ihr? was iſt geſchehen?

Die Oberin:

Sie floh! ſie tat das Unerhörte, Herr,
und floh! vergalt ſo: Wohltat, Liebe, alle
geduldige Mühe, die Fürbitten, die
für ſie zum Himmel ſteigen, jede Stunde
am Tage, heiß! dies war ihr Dank: ſie floh!
Herr, händeringend ſiehſt Du mich. Der Kummer,
den ſie mir angetan, bricht mir das Herz.
Wie hab ich das verdient? des Heilands Stimme
und Lockung hört ſie nicht und folgt dem Ruf,
dem erſten Ruf, der aus dem Abgrund dringt.

Karl:

Ehrwürdige Frau, beruhigt Euch. Erzählt,
wenn's Euch genehm, wie und warum ſie floh.

Die Oberin:

Nicht weil wir ihren Leib mißhandelten:
denn ſo mißhandelt kam ſie erſt zurück.
Man raunt von Greueln, adamitiſchen
Verſchwörungen — ſie leugnet's, leugnet's nicht! —
die, heißt es, ein verſtecktes Daſein friſten
noch heut trotz ſtrenger Ahndung in der Pfalz.
Und wie, auf welche Weiſe ſie entkam …

Die Oberin hat, mehr und mehr unter Tränen redend, die Faſſung verloren. Die erſte Schweſter, Hausverwalterin im Kloſter, nimmt ſogleich reſolut an ihrer Stelle das Wort.

Die Schweſter Verwalterin:

Erlaubt. Sie ſtieg an einem Weinſpalier
hinab in unſer großes Malvenbeet,
nachts, wie bekleidet, ſag ich nicht! —
durchlief den Hof, erklomm die Mauer, rutſchte
am Stamme eines Gozamaringabaums
hinab, wo ſie ein Wächter ſah und anrief,
doch ſie, die Zähne fletſchend, wie er ſagt,
gleich einer hölliſchen Fledermaus ihn anſchrie,
aus Furcht nicht feſthielt. Gott verzeih es ihm.

Ercambald:

Seid kurz: ſagt, was ich Euch geſagt! dies iſt
ein Fall ... hier heißt's, behänget Euch mit Spiegeln,
ſo ſtirbt der Baſilisk am eigenen Blick.
Denkt dies, ſo denkt Ihr recht: es war ein Weib,
die ihres Leibes Frucht vor fünfzehn Jahren
empfangen hat von Asmodei Gnaden —
empfangen und dem Vater zugelobt!
Dies Weib war ihre Mutter. — Seht ſie an!
ſeht ſie nicht an: noch beſſer! denn es iſt
in ihrem Auge was, das Spiegel trübt.
Erwägt, was unſer Herr und König Karl
ihr nachrühmt: Wiſſen! Wiſſen und Verſtand,
unkindlich! er erſchrak, der mächtige Kaiſer
und Herr der Welt. — Nun, Muhme Oberin,

auch Ihr ſeid nun bekehrt! ich weiß, auch Ihr
wart unterm böſen Zauber ihres Bannes
und gabt mir Proben ihres wilden Geiſts!
Wie, kämpfen wir nicht mit dem Sachſenvolk
ſeit dreißig Jahren? wie? und wollt Ihr glauben,
daß ihre Götzen müßig ſind und nicht
bei Tag und Nacht drauf ſinnen, Gottes Reich
und ſeine heilige Kirche zu verderben?

Bennit:

Sieht ſie wohl aus wie eine Teufelin
im Sonnenhau, das Wetter zu beſchwören?
Herr, gebt ſie frei! Sie iſt ein Pirol! iſt
kein Rabe! dient dem Rabengotte nicht.
Was Wunder, wenn ſie mit den Flügeln ſchlägt,
da ſie ſchuldlos im engen Käfig ſchmachtet.
Sie ſpürt die Buchenwipfel! ſpürt den Wald,
den goldnen Himmelshirſch, mit klingenden
Geweihen morgens ſchreitend durch den Hag.
Sie will zu mir! will heim! will ihre Brüder
und Spießgeſellen wiederſehn. Will vom
Gehöft, geklammert auf der Stute Rücken,
hinbrauſen durch die Niederung zur Jagd:
fliegenden Haars, in reiner Gottesluſt!
dann wieder halten wir die heiligen Tage
und Karl und Jeſu, glaubt mir, ſind wir treu.
Ihr aber: zähmt ein Tier, Ihr Frauen, das,
geboren in Gefangenſchaft, nichts kennt
als Knechtſchaft! Freigebornes zähmt ſich nicht!

Karl

nachdem er feſt und lange den Blick bald auf Bennit, bald auf Gerſuind gerichtet hat, zu Bennit im Tone vollkommener Ruhe:

Gib hin das Kind!

Bennit, betroffen:

Wie, Herr?

Karl

gelaſſen, aber mit jener Beſtimmtheit des Herrſchers, der gegenüber es eine Berufung nicht gibt:

Die Jungfrau bleibt
in Eurer Hut, ehrwürdige Fraun vom Plan!
doch ſo, daß Ihr für beſſere Sicherheit
mir Bürgſchaft leiſtet, als bisher. Bennit
verläßt die Stadt. Du haſt das Weichbild, Kläger,
von Aachen, eh der Tag graut, morgen
entweder hinter Dir, oder das Schwert
des Henkers über Deinem Nacken. Was
die Länderein betrifft, um die Du hier
bei meinen Hofgerichten prozeſſierſt,
ſo ſei Dir ſtrenge Prüfung zugeſichert,
und ſtrenges Recht. Zieh heim in Deinen Gau
mit Frieden und erwarte die Entſcheidung.

Bennit:

Leb wohl, Gerſuind. Geh! geh freiwillig! ſind
doch ſichtbar noch auf Deiner zarten Haut
die Griffe jener harten Häſcherfäuſte,
die Dich jüngſt von mir zerrten mit Gewalt.
Geh! ich bin ſelber hilflos, hoffnungslos!
laß mich! trag's, wie Du's kannſt! ich bin am Ende.

Er macht ſich von Gerſuind los, die ſich mit leiſem Wimmern an ihn gedrängt hat, und ſtürzt fort; die Schweſter Hausverwalterin und die übrigen Kloſterfrauen umringen Gerſuind. Ein Wink Karls veranlaßt Rorico, die Frauen mit möglichſter Eile hinauszudrängen. Zugleich entfernt ſich der Kapellan und die übrigen Diener.

Ercambald,

ein Wachstäfelchen in die Hand nehmend, das an ſeinem Gürtel hängt:

Nachdem nun dieſer nichtige Gegenſtand,
Herr, abgetan iſt durch den ſicheren Schluß
erprobter Weisheit, bleibt viel zu erinnern
nach Pflicht. Viel Ungetanes ruft zur Tat.
Erſtlich: Du wollteſt jenem Unfug ſteuern,
der Römer, jener widerwärtigen Schmach,
die darin gipfelt, daß man Chriſtenleute
verkauft, als Hörige, den Sarazenen. —
Du wollteſt auch den Brühl beſichtigen.
Von Deinen nahen Königshöfen iſt
die Apfelernte eingebracht: Du wollteſt
ſie ſehn, die Meier ſprechen. Die Sendgrafen
vom Steigerwald ...

Karl:

Genug! vergiß nichts! ſpäter!

Ercambald:

Pippin, Dein Sohn ...

Karl:

Später! laß mich allein.

Ercambald, verdutzt, tritt leiſe zurück mit einem kaum bemerkbaren Kopfſchütteln und entfernt ſich. Karl, in Nachdenken verſunken, ſteht eine Weile unbeweglich am Fenſter.

Karl, plötzlich mit etwas verſtärkter Stimme:
Rorico!

Rorico, ſchnell hereintretend:
Herr?

Karl:
's iſt gut! — was wollt ich doch?
Jaſo! Ruf meine Töchter. — Nein! ich will
allein mit Dir zur Jagd, dann in die Thermen.
Der Tag wird trüb.

Rorico:
Nein, klar und ſonnig, Herr.

Karl, verſonnen:
Rein wie der Mond, das Antlitz einer Heiligen.
Sahſt Du dies Kind zum erſtenmal?

Rorico:
Herr ... nein!

Karl:
Wo haſt Du ſie geſehn?

Rorico:
Ich? Ich? .... nun wirklich,
ich wüßte kaum genau zu ſagen, wo?
am Ende irr ich mich und ſah ſie nie.

Karl:
Weißt Du, Rorico: wenn mein Blick, ein Blick,
der manchmal ſtumpf vom Sehen iſt — ich ſah
doch wohl zuviel mit dieſen zween
alleinigen Augen, die von Jugend an
bis heute, ohne Urlaub mir gedient!

wenn dieſer Blick auf einen Scheitel trifft,
wie den des Kindes, das wir eben ſahn,
ſo tut's ihm wohl: er ſchmilzt, er löſt ſich auf,
wird jung im Schwelgen auf der blonden Weide,
taut das vereiſte Herz mir in der Bruſt.
Verſtehſt Du das?

Rorico:

Beinahe, König Karl.

Karl:

Beinah? — laß gut ſein: mir genügt's — beinahe!
Nein! mehr, Rorico! Mann, verſtehe ganz!
denn dazu hab ich Dich an meiner Seite.
Dies blonde Gras auf Kinderköpfen ... wie,
ſind dieſe Fäden feinſten Goldes, dies
Geſpinſt der Unſchuld ... iſt es nicht ein Wunder?

Rorico:

Gern geb ich zu, daß ſie holdſelig iſt,
jedoch ....

Karl, ſchnell:

Die Schellenkappe für den Narren,
der ungerührt, wie Kanzler Ercambald,
von ſoviel reiner Lieblichkeit und Jugend,
nichts als mit breitem Maule geifern kann!
Dies war es, denk ich, was Du ſagen wollteſt.
Vor ſolchem Greiſenſchwachſinn ſchütz uns Gott. —
Was gibt es Neues?

Rorico:

Herr, die Älteſten

der Judenſchaft liegen mir an: ſie wollen
beginnen mit dem Bau der Synagoge,
und Ercambald verzögert den Beſcheid
des Platzes wegen, der noch nicht genehmigt.

Karl:

Was macht Dein Mädchen?

Rorico, erſchrocken:

Wer? behüte Gott,
Ich weiß von keinem Mädchen.

Karl:

Nichts von wem?
Du Galgenſtrick, von Judith weißt Du nichts? —

Rorico:

Judith? ja wenn Ihr Judith meint . . .

Karl:

Gewiß.

Rorico:

Erfährt ſie, daß die heilige Majeſtät,
des Herrn und Kaiſers huldvoll Ihrer ſich
erinnert, geht ſie mir vor lauter Glut
in Flammen auf.

Karl:

Je mehr haſt Du zu löſchen.
Würd ich noch einmal jung, Rorico! jung!!
ich gäbe all mein — weißes Haar dafür! —
Ein wenig unſicher:
Hör zu, es iſt an mir . . . mein Plan iſt dieſer . . .
rate, Rorico! nicht mit Widukind,
auch nicht mit Grimoald, von dem es heißt,

daß er Giftpulver ſtreut in meine Brunnen.
Mein Plan betrifft . . .

Rorico:

Die Judenſchule?

Karl:

Nein.
Gefehlt. Mein Plan iſt dieſer, ſag ich Dir . . .
'ſ iſt wahr: ich brauche keinen ſtillen Kanzler,
bin Manns genug für den Geſchwätzigen:
doch heute will ich ihn nicht wiederſehn! —
hingegen: ein geheimer Auftrag! dies:
ich habe bei mir den Beſchluß gefaßt,
in dieſer Jungfrau Leben einzugreifen.
Sie dauert mich, mit ihren weiten Augen,
womit ſie hilflos in ihr Elend ſieht.
'ne Laune meinethalb: frei ſoll ſie ſein!
den Käfig will ich öffnen. Öff'n ich ihn,
ein Taubenhabicht ſtößt vielleicht herab
und ſchlägt ſie — alſo dies darf nicht geſchehn!
alſo, ich will ſie Aug in Auge prüfen,
um zu erkennen, was ihr dienlich iſt. —
Verſtehſt Du?

Rorico, befremdet:

Ja, Herr.

Karl:

Deshalb, hörſt Du, eile,
eh dieſe Morgenlaune mir verfliegt.

Nerico:

Verzeih — was iſt mein Auftrag?

Karl:

Dieſer: eile

und führe mir Gerſuind hierher zurück,
allein! nur Du bei ihr, ſonſt niemand! ohne
Geſchrei: wie Du's verſtehſt.
Dies erſt vollbracht,
will ich, zwiefach erfriſcht, ans Weidwerk gehen.

Diener bringen auf einem ſilbernen Tiſchchen das Frühſtück Karls hereingetragen, andere bringen das Handwaſſer in einem ſilbernen Krug und das ſilberne Handbecken. Ein Kapellan, nicht der vorige, trägt einen Kodex, den er auf ein Leſepult legt und öffnet. Nerico entfernt ſich nach einer Verbeugung. Ein etwa ſechzehnjähriger Schüler der Hofſchule ſtellt ſich, das Schreibtäfelchen in der Hand, in der Nähe Karls bereit. Dieſer nimmt auf einem Seſſel Platz, man ſtellt das Tiſchchen vor ihn hin, man gießt ihm Waſſer über die Hände und der Kapellan räuſpert ſich, im Begriff, mit dem lauten Leſen zu beginnen.

Karl, dem Kapellan abwinkend:

Heut nichts von Auguſtini Gottesreich!

Der Kapellan entfernt ſich nach einer Verbeugung. König Karl beginnt zu ſpeiſen.

Karl, während des Eſſens:

Nun, Burſch, ſag: — hat die Decke etwa wieder
geknackt heut nacht, wie Du mir geſtern ſagteſt? —
Was, berſten ſchon die Wände im Palaſt,
bevor Gottfried, der Däne, ihn verwüſtet?
Was munkeln die Propheten? — ſind des Königs
Tage gezählt? — ſie ſind gezählt, wie Eure

und jedes Haar auf Deinem dummen Kopf! —
Geduld! notiere: unſer Kaiſer Karl
ward neun-, ward zehnmal alt und wieder jung
in ſeinem langen Leben und er ſtirbt
nicht, wenn die Decke knackt! nur wenn Gott will.

Norico führt Gerſuind wieder herein, im Geſpräch mit ihr. Sie legt, im Gegenſatz zu ihrem erſten Erſcheinen, eine kindliche Keckheit und Luſtigkeit an den Tag. Sobald Karls Stimme hörbar wird, nimmt ſie eine aufmerkſame Haltung an.

Karl, nicht ganz unbefangen:

Ei, das iſt ein geſcheiter Einfall, brav!
Du kommſt und Du vertrauſt mir nun allein —
ſogar Norico ſcheint mir überflüſſig! —
wie Deine Wünſche, Deine Sorgen ſind,
auf daß wir, wo es not tut, Wandel ſchaffen.

Auf ſeinen Wink hin entfernen ſich alle außer Gerſuind. Mit ihr allein, fährt er fort.

Karl:

Sprich nun ganz ohne jede Scheu, Gerſuind.

Gerſuind, mit ernſtem, ein wenig lauerndem Ausdruck:

Ich möchte frei ſein!

Karl:

Gut. Du willſt . . . es zieht
Dich nach der Heimat, zieht Dich in den Gau,
wo an den Stämmen alter Buchen noch
Freyas, der Totenmutter, Bildſtock hängt
anſtatt Mariens, Mutter des Lebendigen!
Du willſt zu Deinem ungebärdigen Oheim . . .

Gerſuind:
O nein! frei möcht ich ſein auch von dem Ohm!

Karl, ſtutzt:
Wie? und Du weinteſt doch in ſeinen Armen?!

Gerſuind, achſelzuckend:
Ich weinte, ja, um ihm nicht weh zu tun,
und außerdem . . .

Karl:
Sprich weiter: außerdem?

Gerſuind:
Ja, außerdem, wenn alte Männer weinen,
ſchluchz ich, aus Angſt zu lachen, lieber mit.

Karl, den Tiſch von ſich ſtoßend:
Was ſagſt Du da? —

Gerſuind:
Die Wahrheit. Weiter nichts.

Karl, wiederum ruhig:
Mein Kind . . . doch überdenk ich, was Du ſprachſt
und wie Du's ſprachſt — wend ich mein Angeſicht
ſo, etwa von Dir weg und ſehe nicht,
wer vor mir ſteht, ſo hör ich eine Stimme,
die wahrlich keines Kindes Stimme iſt! —
Sprich nochmals, was Du willſt: daß ich's ergründe.

Gerſuind, mit bedeutſamem Augenaufſchlag:
Ich kann auch ſchweigen, König Karl!

Karl
ſcheint zunächſt ſeinen Sinnen nicht zu trauen, dann ſchnell und ſchroff:
Nein! Rede!
Ganz ohne Scheu, wie Dir's ums Herze iſt.
Gerſuind, ungeniert:
Scheu? warum Scheu? wo blieb ich, kennt ich Scheu?
was trüg ich fort aus dieſem kurzen Leben,
das jeder mir mißgönnt und das vielleicht
mir morgen ſchon entgleitet, kennt ich Scheu?
Karl:
Weißt Du wohl, wer es iſt, der mit Dir redet?
Gerſuind:
Gewiß. Du biſt ein alter Mann, ich weiß,
und haſt ein Leben hinter Dir: doch ich —
was hab ich hinter mir? ſo gut wie nichts!
was vor mir? nicht viel mehr vielleicht! Du biſt
geſättigt und Du kannſt mich nicht verſtehen.
Karl:
Wer ſagt Dir, daß ein Greis nicht hungrig iſt?
Gerſuind:
O ja, Du hungerſt auch, man ſieht's Dir an,
man ſieht's an Deinen Augen. Greiſenblicke
tun weh, flehn, wie getretne Hunde, ſind
wie Blicke von Ertrinkenden.
Karl, mit gewaltigem Humor:
Genug:
noch iſt kein beſſrer Schwimmer in der Welt,
als Kaiſer Karl! noch ungeboren iſt

die Hand, die weiter reicht als ſeine! iſt
der Nacken, dem ſich ſeiner beugt! ſein Blick
tut weh, 's iſt wahr, wenn er im Zorne trifft,
doch wie ein Blitz des finſtren Himmels! höre:
ſag kurz und gut, was ſoll ich für Dich tun?!

Gerſuind:

Nach meinem Wohlgefallen laß mich leben ...

Karl:

Wie wäre das?

Gerſuind:

... mich meine Wege gehn,
und keinem, der mich fragt, wohin ich gehe,
und wo ich war, die Antwort ſchuldig ſein.

Karl:

Seltſamer Wunſch, bei Deinen Jahren, Kind!
Du weißt nicht, was Du bitteſt, offenbar.
Die Luft iſt voll Gefahren. Fliegt ein Ding,
ein gelber Buttervogel, ſo wie Du,
nur einmal, zweimal über eine Pfütze —
und nun gar hier zu Aachen, in der Pfalz! —
ſchon hat ein Rotſchwanz, Blauſchwanz ihn verſchluckt.
Ich mag Dich nicht verderben. Nein. Ich will
Dir Gutes tun, Gerſuind: und das erbitte!

Gerſuind:

Ich wüßte nichts zu bitten, außer: das!

Karl:

Nun, gut. So ſage niemand, als nur mir:
was willſt Du tun in Deiner Freiheit?

Gerſuind:

Nichts! —
nur immer, was zu tun mir luſtig iſt.

Karl erhebt ſich und ſchlägt mit der Fauſt gegen eine metallene Scheibe, die zwiſchen Säulen hängt. Auf den Klang hin erſcheint Rorico.

Karl:

Rorico, dieſer blonde Irrwiſch, dies
ſehr aberwitzige Ding, iſt frei! — Sie geht
von hier, wohin ſie will! Iſt keine Geiſel,
kein Schützling und kein Kloſterzögling mehr!
Niemand erzieht ſie! niemand hält ſie auf,
kreuzt ihren Weg, wohin ſie ſich auch wendet:
und ſtünde ſie zwei Schritt vom Abgrund, blind
und ungewarnt! ſie iſt die letzte nicht,
die mit dem ganzen Himmel ihrer Jugend
den jähen, tiefen Sturz zur Hölle tut.

Er geht davon, ohne ſich umzuwenden. Mit einem ſkurrilen Geſichtsausdruck hat Gerſuind ihn beobachtet, bis er verſchwunden iſt. Rorico, nun mit ihr allein, tritt an ſie heran, ernſt, faſt barſch.

Rorico:

Wohin nun willſt Du?

Gerſuind, heiß, flüſternd:

Schöner! Nimm mich mit! —

Rorico, nach kurzem Zurückſchrecken, laut:

Ja, wie ein gelbes Schlänglein in der Gabel,
ſo, ja! im Spalt von einem Haſelzweig:
daß es nicht züngeln kann und mich nicht ſtechen!
Komm, Racker, Dämon! aus des Kaiſers Haus.

Er hält ſie mit zwei Fingern am Saum ihres Kleides im Nacken von ſich ab und ſchiebt ſie vor ſich her hinaus.

Zweiter Akt

Auf einem Landſitz des Königs Karl in der Nähe von Aachen. Eine offene Kolonnade mit Eingangstür ins Haus, vom Garten aus. Breite Stufen führen herab in den Garten, deſſen alte Laubbäume herbſtlich gelb ſind. Den Hintergrund bildet eine beſonnte Böſchung mit Weinreben bepflanzt. Es iſt ein klarer Herbſtmorgen, einige Tage nach jenem, an dem die Vorgänge des erſten Aktes geſchehen ſind. Der **Kanzler Ercambald** ſchreitet zwiſchen den Säulen der Halle erregt auf und ab. **Graf Rorico** tritt aus dem Hauſe.

Ercambald, haſtig:

Nun, Graf?

Rorico:

Hochmögender, es iſt vergebens.

Ercambald:

Er will mich nicht empfangen? wieder nicht
empfangen? jetzt, wo die Geſchäfte drängen, ſich
zu Bergen häufen, läßt er mich nicht vor?
ſteh ich nicht mehr in ſeiner Gnade, gut!
ſchlimm wollt ich ſagen! aber nicht zu ändern!
ich habe ſein Vertrauen nicht mißbraucht,
und alſo, unbeſchwert, in meiner Seele,
kann ich die Laſt auf andere Schulter tun.
Doch irgend jemand muß ſie tragen, Graf,
wenn nicht der Weltlauf ſich verwirren ſoll.
Was gibt's? erklär Dich offen, ſag die Wahrheit.

Rorico:

Ich wüßte nichts zu ſagen, außer, daß
ich nichts zu ſagen weiß. Der Kaiſer iſt

hierher geflohn beinah, will niemand ſehn
noch ſprechen, ſpricht ſelbſt nichts, ſpricht kaum ein Wort,
vergräbt ſich, ſtreichelt ſeine Hunde, reicht
dem Damwildkälbchen junges Grün und fängt
Eidechſen. Als ich neulich zu ihm ſagte:
Das wilde Roß der Welt läuft ohne Zaum!
gab er zur Antwort: Laß es laufen! Niemand
hat was verloren, rennt der Gaul davon!

Ercambald:

Dies will mir nicht ſo ganz genügen, Graf,
womit Du meine Unruh abzuſpeiſen
für gut befindeſt. Jm geringſten nicht!
Wenn Du mir wohl willſt, Graf, und willſt's beweiſen,
tu dies mir an! tu dies: ſag offen mir,
an welchem Tag ich etwa, ſchlecht beraten, —
ich meine im Verkehr mit unſerem Herrn! —
die rechte Art, den rechten Ton nicht fand.

Rorico:

Vielleicht bei jenem Vorfall mit der Geiſel.

Ercambald:

Halt! Geiſel? Geiſel? Geiſel? — hilf mir denn!

Rorico:

Nimm es für nichts. Es iſt nichts, edler Herr.
Ein Haupt, erfüllt von großen Dingen, hat
das Richtige nicht zu achten guten Grund:
doch ſag ich Dir, im Haupt des großen Karl,
im Haupt des Herrſchers, wie wir's kennen, das
wohl hinter breiter Stirne Größeres trägt

als irgend wer — verzeih mir! — hierzulande …
im Haupte Karls ſchlug dieſes Nichtige Wurzel
und nimmt, gleich wie ein Unkraut, überhand.

Ercambald:

Erklär mir das — Du meinſt …?

Rorico:

Denk an Gerſuind.

Ercambald:

Potz Füllen! dacht ich's doch! — dies iſt, mein Graf,
der rechte Augenblick, nun klär mich auf:
Gerſuind! was iſt es nun mit dieſem Kinde?

Rorico:

Nichts, außer daß ſie ihm im Sinne liegt.

Ercambald:

In welchem Sinne liegt ſie ihm im Sinne?

Rorico:

Vielleicht, daß, wenn Du einen Weiſeren fragſt,
als mich — etwa den britiſchen Magiſter! —
er Dir in jedem Sinne Antwort weiß.

Ercambald:

Du weichſt mir aus, Graf. Was Du jedenfalls
doch wiſſen mußt, iſt dies: aus welchem Grund
hieß man die ſächſiſche Geiſel, der doch kurz
zuvor der König wahrhaft gnädig ſchien,
ihr Bündel ſchnüren, ließ die frommen Schweſtern
nicht vor, die für ſie bitten wollten, trieb
mit Grauſamkeit, von der ich fern mich weiß,
das Mägdlein hilflos aus, in Nacht und Dunkel.

Norico:
Der Herr der Welt iſt manchmal gut gelaunt!
und wenn er ſie hinausſtieß, wilden Tieren
zum Fraß: er tat nur, was ſie ſelbſt erbat.
Vergib mir, Herr, ich höre ſeine Schritte.

Ercambald:
Der erſte Mann im Reich, nächſt ſeinem Herrn,
muß mit des Landes und des Herrſchers Sorgen
beladen, dem ertappten Dieb gleich, fliehn.

Er eilt davon. Bald darauf tritt König **Karl**, in ländlicher Kleidung, ein Gartenmeſſer in der Hand, aufrecht und hochgebietend aus den laubigen Gartenwegen hervor. Er hat etwas an ſich von einem großen und edlen Wild, das ſichert. Als er Norico erkannt hat, ſchreitet er langſam, und ohne ihn anzuſehen, näher. Norico verharrt in erwartender Haltung.

Karl, dicht vor Norico, ihm Kaſtanienblätter hinhaltend:
Liebſt Du den bittren Duft der gelben Blätter,
Norico?

Norico:
Ja. Mit Vorbehalt! und nicht,
wenn gelbe Primeln in den Feldern ſtehn.

Karl:
Gelbſchnabel.

Norico:
Willſt Du dieſen Titel mir
verleihen, König Karl?

Karl:
Zu deinen Titeln,
wie Leichtfuß, Taubenſtößer, Springinsfeld?

Rorico:

Auch dieſe Titel, unverdient, wie alle,
Herr, trag ich mit Geduld: doch jener kommt mir zu
wie keiner, wenn ich Deiner Majeſtät,
dem Herrn der Welt ins Antlitz blicke.

Karl:

Hm!
Ein wenig Ehrfurcht ſchadet weder Dir
noch mir, mein Sohn! nur nicht zu viel davon!
ſonſt ſchmiedet Ihr an meinen Thron mich feſt
und lötet dieſen Kopf in eine Krone,
ja, unternehmt es, mit Gebeten mich
zu mäſten, wie den Götzen in Byzanz.
Ich bin kein Gott! Gott zu verehren bin
ich da, dem letzten Hörigen gleich im Volk,
bin gleich dem Hörigen müde, hungrig, durſtig
zu ſeiner Zeit und ſündhaft ganz wie Du! —
Ein Rätſel! rate! was bedeutet das:
Du ſchlägſt die Augen auf — es iſt bei Dir!
und nicht bei Dir! Du jagſt es fort — es flieht
und zieht, im Fliehen, Dich hinter ſich! Du willſt
es fangen — es entſchlüpft! es von Dir ſchütteln —
es niſtet ſich nur immer feſter ein!
Du brennſt es — um ſo wilder brennt es Dich!
Du willſt im Eismeer es ertränken — ſiehe,
das Eismeer ſiedet! Eis von ſechzig Wintern
und mehr, zerbirſt, zerſchmilzt, verdampft in Glut!
Es iſt kein Rätſel: 's iſt 'ne Krankheit, Freund!

Rorico, nach längerem Stillſchweigen:
Nun meine Pflicht, vor aller Welt, iſt die,
den Medicus, ſofern Du unpaß Dich
auch nur im mindeſten fühlſt, Herr, zu verſtändigen.
Befiehl, ſo ruf ich Winter, Deinen Arzt.

Karl:
Muß einer krank ſein, der von Krankheit ſpricht?
und wär ich krank, an dieſer Krankheit: Winter,
wie meines Scheitels Schnee Dich lehren ſollte,
iſt für dies Fieber nicht der rechte Arzt.
Genug von Rätſeln. — Was gibt's Neues, drüben
zu Aachen in der Pfalz?

Rorico:
Es fehlt das Haupt,
und alſo ſind die Glieder kopflos.

Karl:
Laß
ſie zappeln, und den Kopf ein wenig ruhn.

Rorico:
Geſandte warten, ſagen ſie, Nachrichten
vom Dänenkönig, drohende, treffen ein.
Der Kanzler drängt faſt flehentlich zum Vertrag.

Karl:
Laßt den großmäuligen Dänen drohn, und mich,
wie er, deswegen ungeſchoren.
Inzwiſchen ſchneid ich Trauben, weil ſie reif!
ſo drohte der Avarenfürſt und ſchwur,
geharniſcht über mich hinwegzuſchreiten —

und mancher mit ihm, der mir ſpäterhin
durch meine breitgeſtellten Beine kroch:
ſo daß ich, über ihn hinwegzukommen,
nichts brauchte, als auf eigenen Füßen ſtehn.
's iſt ſchal zu herrſchen, ſchal zu ſiegen, ſchal
den Schild zu halten wider Schwächlinge
und über Schwächlinge! Du ſorge mir,
daß niemand unſere Wachen mir durchbricht! —
Jetzt ſage — dann verlaß mich, denn ich will
allein ſein! — kannſt Du Dich erinnern, was
das Schickſal jener Geiſel war — du weißt! —
die ich Dich vor mich bringen hieß? es mögen
fünf Tage her ſein oder ſechs! Es war
die Tochter eines widerſpenſtigen Sachſen …
iſt ſie ins Kloſter bald zurückgekehrt?

Rorico, nach kurzem Zögern:

Nein, Herr!

Karl:

Nicht? —

Rorico:

Nein!

Karl:

Und alſo blieb ſie aus?

Rorico:

Ins Kloſter iſt ſie nicht zurückgekehrt.

Karl:

Und wie ich's ausgeſonnen, ſo geſchah's?

Rorico:

Genau! man machte ihr ein Bündel, gab

ihr Brot, Wein, Zehrung, auch in gutem Geld,
und ſchärfſt ihr ein, des Kloſters Pforten ſtünden
geöffnet, wartend ihrer Wiederkehr.

Karl:

Sie hatte, als ſie ging, Norico — dies
ſcheint mir der Punkt! — Gewißheit, oder nicht,
daß ſie bei Tag und Nacht, zu jeder Stunde
der Umkehr, hochwillkommen ſei?

Norico:

Sie hatte
Gewißheit!

Karl:

Und ſie kam nicht wieder?

Norico:

Nein!

Karl:

Fahr wohl denn, Fürwitz: Friede ſeiner Aſche! —
Eh ich's vergeſſe: laß den Speer mir bringen.
Wir wollen nach der Scheibe ſchießen. Eng
iſt mir mein Wams, zu eng für meine Bruſt,
darin was quillt, um Panzer zu zerdehnen.
Norico! ſieh hier meinen Arm: er iſt
gedrungen und feſt wie einer! — Falten, wohl,
im Antlitz: doch mein Blick iſt ungetrübt.

Auf einen Wink Noricos ſind Jäger mit Speeren aus den Büſchen hervorgetreten. Karl, einem der Leute den Spieß aus der Hand nehmend, fährt fort:

Gib her den Spieß, und Herzwurf will ich treffen
ſo brav wie Du: ſo weit iſt alles gut:

nur daß, wo Dich ein junges Weib beſucht,
mich das Geſpenſt des Alters quält. Es hüſtelt
an meiner Seite, kriecht mir unters Deckbett
zur Nacht, berührt mich kalt, droht nörgelnd mir,
von unten auf in Stein mich zu verwandeln!
Von unten auf, in Stein und nach und nach,
lebendigen Leibs! Rorico, hörſt Du das?
Doch was: Geſpenſt hie und hie König Karl!
verſteint iſt zwar bereits ſein linkes Bein,
doch nicht ſein Herz, noch weniger ſeine Rechte.
Stirb, alte Vettel! . . .

Er ſchleudert mit Macht den Speer:

ſoll mein Wahlſpruch ſein.

Rorico,

an der Scheibe ſtehend, die inzwiſchen aufgeſtellt wurde und in deren Zentrum die Waffe Karls ſteckt:

Ein Wurf der Kraft; im Kern ſitzt das Geſchoß
und lobt den Meiſter bebend. —

Karl, ſchnell:

Iſt ſie tot?

Rorico:

Wer?

Karl:

Ob die Heilige tot iſt, will ich wiſſen.

Rorico:

Die Heilige? welche Heilige?

Karl:

Nun, jene,
von der ich rede, die ein Dämon mir

riet, weil vernichten Wolluſt iſt:
vernichten!

Norico:

Herr, ſie lebt.

Karl:

Sie lebt?

Norico:

Gewiß.
Doch leider, wahrlich, iſt ſie keine Heilige.

Karl:

Nun komm, Norico, komm, hier iſt ein Platz
für Knaben wie geſchaffen, die, gleich uns,
der Schul' entlaufen Kurzweil ſinnen. Sprich,
erzähle: lebt ſie noch? wie lebt ſie? wo?
Gerupft? zerzauſt? wie? eingeſchüchtert?

Norico:

Schwerlich.

Karl:

Stülp um den Ranzen, Freund, gib, was Du haſt.
Ich bin Dein Gaſt, erſpare mir das Bitten!
das Fragen auch! Es geht ein licht Gewölke
von Wohltat durch mein Innres hin, es regnet
den lauen Regen, der die Bäche fließen,
die Auen ſprießen und in allen Büſchen
die kleinen Droſſeln jauchzen macht. Sie lebt!
zwar ein geringes Leben ohne Wert —
ganz andere Ernten freſſen Jahr um Jahr
die Sicheln meiner Schnitter! — doch mein Herz

lebt, eigenſinnig wie es iſt, den Himmel
für dieſes armen Kinderherzens Schlag: —
und daß er meiner Härte es entzog.

Rorico:

So laß mich offen ſein — denn, weil ich merke,
daß unerhörte Gnade meines Herrn
auf unerhört Unwürdiges trifft, ſo wird
Wahrhaftigkeit zwiefache Pflicht. Gerſuind,
die ſächſiſche Geiſel, die Du, ſagen wir —
töricht, fürwitzig, doch unſchuldig nennſt,
iſt reich an Fürwitz, reich an Torheit, wahrlich,
doch reicher noch an Schuld! ’s iſt wahr: noch nie
ſah ich ein Blendwerk, dieſem gleich, noch nie
die Glorie der Reinheit ſo getreu —
erlogen. Denn man meint, die Hoſtie
in dieſes Gnadenbildes Mund gelegt,
ſie ſollte blühen, ſo bewahrt, im Schrein
der Unſchuld, unbefleckt, nach tauſend Jahren!
Wie Läuterſtröme rinnt’s von dieſer Stirn:
was doch nur Gifthauch, Grauen, Verderbnis iſt.
Herr …

Karl:

Wart! Eins um das andre! nach und nach!
Zu neu und zu geſtrüppreich iſt Dein Weg,
geh langſam! — iſt ſie eine Sünderin,
’ne Irmin Trud wie unſer Kanzler predigt,
womit denn, rede … daß wir ſie dran ſtrafen:
mit welchem Gliede ſündigt ſie zumeiſt?

Rorico:

Mit welchem Gliede? nimm die Tugend, die
beinahe keine iſt in ihren Jahren
und dann nimm jenes Laſter ... Jenes, das
ſich immer auf dem Grab der Keuſchheit mäſtet,
ſchamlos, in Geilheit wuchernd — und Du weißt's.

Karl:

Gut, Rico! und woher haſt Du Dein Wiſſen?

Rorico:

Zum größten Teil aus ihrem eignen Mund.

Karl:

Ei, ei, Herr Graf Rorico, um Vergebung ...

Rorico:

Beſchämſt Du mich? was hätt ich zu vergeben?
Hinwiederum, was ſonſt auch König Karl
mir Jahr um Jahr in grenzenloſer Huld
langmütig zu verzeihen Urſach hat:
bin ich doch frei von Schuld in dieſer Sache. —
Sie lief mir nach — ich ſag es frei! — ſie hing
ſich an mich, ſtieß ich ſie gleich hart zurück.
Sie ließ nicht nach, doch, grad heraus, es kam —
ſo ſehr ich ſonſt ein Mann bin! — über mich
wie Abſcheu ... mehr wie Abſcheu noch: wie Furcht!
Fremd ſchien ihr Weſen mir! aus Fremdem mächtig!
ſo zwar, daß ich nicht nahm, was preis ſich gab.

Karl, erbleichend:

Nun, ſieh mich an, Rorico!

Rorico tut es offen und furchtlos:
König Karl?

Karl:

Erzähle weiter.

Rorico:

Zugegeben, daß
ein Mann, der dies tut, ſeltſam iſt und doch …
ich wagte manchen Sturm auf mindere Reiſe.
Ich bin kein Unmann und nicht feig. — Allein,
trotzdem hier nichts zu ſchonen war, noch zu
erobern etwas, außer meinem Nacken,
ſo oft er ihren Armen ſich entzog,
blieb ich, was man nicht gern ſich nennen hört
in dieſem heiklen Sinn: ein Held.

Karl:

Und weiter!?

Rorico:

Ja, weiter trug ſich dies noch zu mit ihr,
erſt geſtern: Reif, Du weißt, fiel dieſe Nacht
und lag noch morgens, bis die Sonn ihn wegnahm …
kurzum, ich griff ſie geſtern abend auf.
Genau geſagt, ſie war's, die mich eräugte,
mich anrief und mir nachlief unentwegt,
bis an des Gartenhäuschens Schwelle, wo
ich abſtieg…

Karl:

Hinter Deinem Pferde lief
das Kind?

Rorico:
Drei Milien weit, ja! Kurzgalopp
hielt ich den Schecken, und ſo flog ſie mit.

Karl:
Hat ſie beſchwingte Sohlen?

Rorico:
Herr, ſie iſt
leichtfüßiger als ein Schmaltier vor der Meute,
flink, unbegreiflich, federleicht im Lauf. —
Doch endlich kam mich Mitleid an. Ich rief:
Dirne, wem jagſt Du nach? — Dir! kam die Antwort.
Ich gab zurück: Dem Satan mehr als mir! —
Nein, Dir! nur Dir! — Dem Aas, wie Hündinnen,
ſchrie ich, und dann pariert ich meinen Gaul.
Du brichſt zuſammen, ſagt ich. Steh! Du fährſt —
Dein Herz ſteht ſtill, es bricht! — in Deiner Sünde
fährſt Du dahin, wo Du nicht Atem holſt.

Karl:
Und ſie?

Rorico:
Sie ſchlug ne wilde Lache auf,
durchdringend, wie ein Specht lacht. Packe Dich
ins Kloſter! brüllt ich, oder kriech zurück
in Deine Goſſe, Deinen Hurenwinkel
zu Aachen, wo meine Schecke ſelbſt mit Schaudern
mich trug und in die Nüſtern ſchnaubend, und
ich leider Gotts Dich auflas!

Karl:
Gut. Du warſt
nicht fein mit ihr, Rorico.
Rorico:
Nein, nicht fein.
Mit ihr ſo wenig, als mit mir, Herr, wahrlich!
doch mocht ich ſie nicht ſchlagen, mochte ſie
im Feld nicht liegen laſſen! und ich nahm,
nachdem ich erſt mich gründlich ausgetobt,
ſie, eingedenk des guten Samariters,
ſogar, in meinen Mantel eingewickelt,
nach Hauſe mit: ſo daß der alte Mann
am Tor, als wir — das Roß am Zügel haltend,
ich, ſie vermummt darauf! — ankamen, ſich
bekreuzigte.
Karl:
Wo kamt ihr an?
Rorico:
Hier.
Karl:
Wo?
Rorico:
Beim alten Seneſchalk am Gartentor.
Karl:
Und alſo iſt ſie . . .
Rorico:
Leider Gottes hier:
vorläufig in des Weinbergwächters Hut
und einquartiert im Häuschen an der Mauer.

Karl

erhebt ſich, ſieht Rorico lange und feſt an und bricht dann in ein nicht ganz geſund klingendes Lachen aus:

Und ſo verbrämſt Du einen wilden Streich,
Rorico, toll wie wenige ſeinesgleichen?
Mit ſo viel Worten? Vogelſteller! gab
ich deshalb dieſem Vögelchen die Freiheit,
damit Dein Bolz ein flaumig Bette trifft?
Beinah, tollköpfiger Graf, iſt dies zuviel
für meine Langmut, Rothtraut, meiner Tochter
Nachſicht, die, wie Du beſſer weißt als ich,
auf reine Sitte hält an unſerem Hof.

Rorico:

Es ſchmerzt mich, daß Du Deinen Diener ſo
mißkennſt . . .

Karl:

. . . Und mich, daß Du mißbrauchſt und eben
Mißbrauchtes ſchmähen magſt mit kühner Stirne!
Sprich nichts mehr! — was geſchah, iſt meine Schuld! —
doch, daß ich neue Schuld nicht auf mich häufe,
will ich den offenbaren Fingerzeig
der Verſehung, die Dich zum Werkzeug nahm,
um mir das Kind aufs neue zuzuführen,
gehorchen und das Mägdlein wiederſehn.
Und zu erproben iſt das andere Mal,
ob recht erwogener Rat, mit Macht gepaart,
gutmachen kann, was Übereilung fehlte. —
Du zuckſt zuſammen? — iſt denn Dir der Sprung

von der Subura in des Königs Gnade
ganz unbekannt? —
So ſteht die Laune mir:
man ſoll ſie in den Garten bringen, zwiſchen
die Beete und Gebüſche, ahnungslos! —
dort ſie verlaſſen, ohne Wink, und ich
will, wie durch Zufall, ihr begegnen.

Rorico entfernt ſich nach einer Verbeugung. Karl bleibt ſtehen, grübelt einen Augenblick, läßt dann den Blick umherſchweifen, prüfend, ob er auch allein ſei, und bemerkt ſo die beiden Jäger, die, in der Entfernung aufgepflanzt, weiterer Befehle warten.

Karl:

Tragt
die Spieße fort!

Die Jäger ziehen Karls Speer aus der Scheibe und nehmen die Scheibe ſelbſt weg.

Karl:

He, Jäger, ſag mir, wer
kniet überm Buchsbaum, dort, am Gärtnerhaus?

Erſter Jäger:

Ein Kind.

Karl:

Vielleicht des Gärtners Enkel-Tochter?

Erſter Jäger:

Des Gärtners Enkel-Tochter, ja! — nur hat
ſie rabendunkles Haar und jene lichtes.

Karl:

Erkunde, wer ſie iſt! — Nein, fort mit Euch.

Die Jäger entfernen ſich. Man hört das laute Gelächter Gersuinds. Der Kaiſer erbleicht, ſteht unbeweglich und blickt unverwandt nach einer Richtung, in der Gerſuind endlich erſcheint, und zwar in heftiger Verfolgung eines Schmetterlings. Sie kommt bis in die nächſte Nähe Karls, ſcheinbar ohne ihn zu bemerken.

Karl:

Was treibſt Du hier?

Gerſuind, nach leichtem Aufſchrei:

Ich fange Schmetterlinge.

Karl:

Wo, und auf weſſen Grunde tuſt Du das?

Gerſuind:

Er heißt Rorico, glaube ich, Graf von Maine.

Karl:

Du meinſt, daß hier Roricos, Grafen Maine,
Beſitztum iſt?

Gerſuind:

Ich weiß nicht. Oder Rothtrauts
vielleicht! mir iſt es einerlei, ob ſie,
des Kaiſers Tochter, ob ihr Liebſter hier
die Beete jätet und Gemüſe baut, —
ſie haben ſchwerlich ihre Kohlweißlinge
gezählt, noch ihre Trauermäntel —, und
wen kränkt's, wenn ein Eidechschen weniger iſt.

In dieſem Augenblick haſcht ſie eine Eidechſe, die ſcheinbar ihr ganzes Intereſſe ſogleich in Anſpruch nimmt.

Karl:

Übel bekäm es Dir, dächt ich wie Du. —
Nun, richte, wenn es ſein kann, einen Blick
auf mich: Du ſiehſt mich heut zum drittenmal.

Denk nach! der Greis, mit jenem Blicke des
Ertrinkenden, der Dir die Freiheit gab,
er iſt's — noch immer atmend! nicht ertrunken! —
und wieder kreuzt er Deinen Weg. Vielleicht
tut heut ſein Blick Dir weniger weh, iſt heut
Dir eine ſtarke Hand willkommener
als damals, nun Du weißt, was Freiheit iſt?

Gerſuind:

Still! ſieh doch, ſieh, wie niedlich iſt das Tier!

Karl:

Ja — in der Tat, Gerſuind. Doch, der hier ſteht,
iſt nicht gewohnt, an taube Ohren Worte
zu richten, und ich widerrat es Dir,
in dieſem Augenblicke taub zu ſein. —
Ich tat Dir Unrecht! denn ich war's, es war
die Laune des Gebietenden, die Dich
hinunter ſtieß in jenen Abgrund, den
ich kannte: unrein, wimmelnd von Geſchmeiß.
Ich war 's und reiche heut Dir meine Rechte,
um aus dem tiefen Elend, das Du nun
ermeſſen haſt, Dich an das Licht zu ziehn.
Verſtehſt Du das?

Gerſuind, lachend:

Bei Irmins Golde, nein!

Karl:

Gerſuind, was wagſt Du! das verſtockte Volk,
dem Du entſtammſt, mit Deinen wirren Sinnen,
kennt, iſt es gleich verflucht in Finſternis,

für Dich und Deinesgleichen eines nur:
den Strick! man gibt der Jungfrau, die ſich wegwarf,
die Wahl, ſich eigenhändig zu erdroſſeln,
oder die Weiber peitſchen ſie durch Flecken
und Höfe, nackt, bis ſie in Schmach verzuckt.

Gerſuind, mit unſchöner Heftigkeit:

Jawohl! und tun das gleiche tauſendmal
mit ihren Männern, geile Wölfinnen,
in Mordbrunſt wilder als in Liebesgier!
wofür ſie jene töten.

Karl:

— Weſſen Worte
ſind's, Gerſuind, die Du hier mir wiederholſt?

Gerſuind, ſtutzig, ungezogen:

Die Worte meiner Sprache ſind es.

Karl:

Und
weſſen Gedanken?

Gerſuind:

Wer es mir geſagt,
daß Weiber hirnlos ſind und Hündinnen?
Weiß doch der dümmſte Mann, daß es ſo iſt!

Karl:

Gerſuind, wer biſt Du? meine Augen trauen
den Ohren nicht, und jene nicht den Augen.
Mein Auge ſagt zu mir: ſie iſt ein Kind,
Du magſt ihr eine Puppe ſchenken! wo
mein Ohr hingegen meint: ſie iſt ein Weib

und jedes ſchwerſten Weiberſchickſals kundig!
Sag, welchen Sinnes Meinung teil ich nun?

Gerſuind, lachend:

Schenk mir ein Püppchen! Schenk mir eins! Ei wohl.
Nur denke nicht, daß fünfzehn junge Jahre
nur fünfzehn katzenblinde Tage ſind.

Karl:

Was ſoll geſchehn? Ich ſehe freilich nun,
daß Du gedankenlos und blind nicht handelſt,
vielmehr mit Vorſatz, Kühnheit und Entſchluß
das Böſe ſuchſt. Vielleicht hat Ercambald
recht und es wohnt in Dir ein Dämon, wohnt
im köſtlichen Goldelfenbeingehäus Gerſuind:
den wahren Hausherrn, Gott, daraus verdrängend.
Doch wenn ich Dich betrachte, faß ich's nicht!
Warum muß dies Gehäuſe rein und lieblich
ſtatt Köſtliches zu bergen, Köſtlichſtes!
ein ſchreckliches Gefäß der Greuel ſein.

Gerſuind:

Seltſam. Ihr Männer ſeid doch wunderlich:
ein jeder, der mich nahm, ſagt mir das gleiche
und klagt mich an, für das, was ich ihm gab.

Sie blickt Karl kurz von der Seite an und hängt plötzlich an ſeinem Halſe.

Sei doch nicht närriſch, Alter!

Karl, ohne ſich zu bewegen:

Wär ich nun
Rico, Graf Maine, ſo löſt ich Deine Arme

von meinem Nacken, kleine Hure! doch
da ich Karolus nur, der Kaiſer, bin,
vermag ich's ihm nicht nachzutun.

Gerſuind,

auf einem Säulenſchaft ſtehend, noch immer die Arme um Karls Nacken gelegt:

Ihr redet
zu viel, ihr Männer! ſchweigt doch ſtill und nehmt
nur ſchweigſam hin und fromm, was man Euch gibt.

Karl:

Schweig, Baſtard einer Heiligen! empfangen
im Schlaf von einem Satyros, der ſie beſchlief!
Geh! habe Mitleid! denn Vernunft erſtickt
und jede Macht der Majeſtät vor Dir
und in dem Lächeln Deines dünnen Mundes!
Wer hindert mich, daß ich, ſo, mit dem Daumen
Du Salamander, Deine weiße Kehle
eindrücke, bis auch Deine Macht erſtickt
und nur der reine, ſüße, keuſche Leib,
nicht mehr mißbraucht von der verfluchten Seele
in meinen Händen bleibt!?

Im leidenſchaftlichen Kampf mit ſich ſelbſt ſtößt er nahe am Erliegen, ſie von ſich.

Gerſuind:

Ai, Ai!
Du tuſt mir weh mit Deinen groben Fäuſten.

Das Geſicht von ihr abgekehrt, ſteht Karl tief aufatmend, beſtrebt, ſich zu beruhigen. Gerſuind, entfernt von ihm, beobachtet ihn ſchlau und reibt ihre Gelenke. Nach kurzem beginnt Karl wieder.

Karl:
Gewalt muß helfen, wo Ermahnung nicht
fruchtet! Gewalt! zwar väterlich geübt,
doch unentrinnbar! Du bleibſt ſtraflos, denn
ich gab Dir die Gewähr ruchloſen Tuns,
nicht aber ſie, die Dich mißbrauchten: und
ſo finden meine Häſcher Arbeit, meine
Henker für ihre Galgen was zu tun. —
Namen! nenn mir die Namen! hier: der Griffel!
und hier: ein Täfelchen mit friſchem Wachs!
Namen! die Namen jener Wüſtlinge,
die dort, im Schutze meiner Pfalz, im Schatten
der Dome, ruchlos mit Dir ſündigten!
die Namen, Gerſuind, will ich wiſſen! ſchnörkeln
will ich, mit ſchwerer Hand, ſie in mein Wachs
und hinter jeden ſetzen: tot! tot! tot!

Gerſuind,
außer Faſſung, aber heftig, mit dem Mute der Angſt:
Das wirſt Du nicht tun! Nein! Du tuſt das nicht!
auch werd ich keinen je Dir nennen, der
aus gutem Herzen meinen Willen tat.

Karl:
So will ich Rico ſchreiben, Graf von Maine!

Gerſuind, gewöhnlich:
Ja, ſchreib nur dieſen, mir kann's recht ſein, wenn
des Blinden Stockhieb einen Blinden trifft.

Karl:
Gut, denn, Gerſuind. Laß ich die Meute los,

ſo weiß ſie mir mein Wild ſchon auszufinden.
Statt vieler nenne jetzt den einen mir,
der mehr Dir war und gab als all die andern.

Gerſuind:

Warum? den nagelſt Du wohl an ein Kreuz?

Karl:

Ich hoffe nicht, wenn ich ihn Dir vermähle.

Gerſuind, ſchnell, erſchrocken:

Oh, wie? für alle einen mag ich nicht.

Karl, merklich entlaſtet:

So kennſt Du weder Männer, noch den Mann,
Gerſuind, und nun zum erſtenmal
ſcheint mir der junge Flaum um Deine Schläfe
am rechten Ort zu ſein. Zum erſtenmal
hebt ſich von Deiner armen Seele mir
der böſe Nebel, der ſie mir verſteckte.
Immer mehr groß und väterlich.
Noch dringt Dein eigner Blick nicht zu mir, denn
noch blinzelt Deine Seele, halb erwacht
erſt, und Du tappſt im Zwielicht. Laß den Strahl
des jungen Tags, der Dir beſchieden iſt,
erſt voll und hell aus ſeiner Knoſpe brechen,
ſo wird im reinen, morgendlichen Licht
Dein wahrer Frühling ſich entſchleiern. — Hab
Geduld, Gerſuind! wer nicht will warten, bis
die Traube reif und ſchwer vom Stocke prangt,
genießt nur ſauren Wein! Glaub mir. Du weißt
nicht, wer Du biſt — noch weniger, wer ich bin:

doch beides weiß ich, weiß es, und ich laſſe
dennoch, bedenke, nicht die Hand von Dir!
Warum nicht? hält Magiſter Alcuin
doch die Ameiſe langen Grübelns nicht
für unwert, und auf einem Strohhalm trägt
er ſorglich ſie zwei Milien weit nach Haus.
Nun gut. Fürcht ich mich etwa? ſind Ameiſen
mir furchtbar? ſetz ich denn nicht meinen Fuß
auf ganze Völker von Ameiſen? Rang
ich denn nicht alle Männer Deines Bluts
nieder, und ſollte nun vor Dir entfliehn? —
Hier dieſer Edelſitz iſt Dein, Gerſuind!
In dieſem Garten ſollſt Du wurzeln, Du
Entwurzelte! ſollſt langſam wachſen, blühn,
Früchte zur Reife treiben, wohlgepflegt
von Gärtnerhänden! Fröhlich magſt Du ſein
im Schutze Deiner Mauern, unbetrübt!
als Herrin Deiner Kammerfrauen, bedient
mit köſtlichen Gewändern, goldnem Schmuck
und jeder Luſtbarkeit, die Du befiehlſt:
nur eins . . .

Gerſuind, ſchnell:

Ich muß nur, wie die Lieblingsblume
des Kaiſers Karl, ſtockſtill im Beete ſtehn.

Karl:

Kennſt Du denn ſeine Lieblingsblume?

Gerſuind:

Freilich!

Pflanzt ich als kleines Ding von ſieben Jahren
doch ſelbſt, voll Ehrfurcht, Karols Malven ein.

Karl, immer mehr groß, rein, väterlich:

Heut liegt Dir Ehrfurcht ferne! Läge Dir
Ehrfurcht nicht fern, Du hätteſt ſie vor Dir:
erwieſeſt Ehre Dir, ſo mein ich, ſcheuchteſt
Unehre von dem reinen Spiegelbilde
der Gnadenmutter, das Du biſt! in Furcht
den keuſchen Schatz der Himmelskönigin
bewahrend, vor dem Taſten ekler Finger,
unheiliger Berührungen. — Gerſuind:
in dieſem Hauſe ſprudeln heiße Quellen,
die ziehn aus dem verderbten Körper Gift,
das Blut entſühnend! heiße Quellen ſind
auch hier, in meiner Bruſt, entquollen! Quellen
der väterlichen Liebe, ſpür ich, rinnen
Dir unaufhaltſam! Eile! Deine Seele
entſühne, bade ſie von Flecken rein!
denn, wärſt Du gleich mit Makeln überſät,
ſo will ich eines Tags doch zu Dir ſagen —
wenn Du Dich meinem reinen Willen fügſt —:
geh hin und zeige Dich den Prieſtern! und
an jenem Tag ſollſt Du vor aller Welt
rein wie die keuſche Himmelsblume, wie
die Lilie in Mariens Händen ſein.

Er hat ſeine Rechte auf Gerſuinds Scheitel gelegt; ſie küßt ſeine herabhängende Linke.

Dritter Akt

Wiederum auf dem Landſitz des Königs in der Nähe von Aachen. Ein Raum im Innern der Villa, mit Säulen, von einer Kuppel überwölbt. Der Fußboden beſteht aus farbigem Marmor. Es führen offene und verſchloſſene Türen ins Innere des Hauſes, eine andere in den Garten. Aus einem etwas tiefer gelegenen, mit der Kuppelhalle verbundenen Raum ſteigen Magiſter Alcuin und Graf Rorico über mehrere Stufen herauf. Magiſter Alcuin iſt eine hohe und edle Greiſenerſcheinung, zugleich die eines Gelehrten, Dichters und Mannes von Welt, natürlich im geiſtlichen Gewande.

Rorico:

Nicht weiter, Herr Magiſter, darf ich Dich
geleiten, und beim Zeichen, das der Torwart gibt,
muß ich, ob Du den Kaiſer ſahſt, ob nicht,
von Haus und Garten Dich verweiſen.

Alcuin:

Wie?
auch dann, wenn ich durch eigenhändige Schrift
des Herrn hierher berufen bin?

Rorico:

Du biſt
berufen?

Alcuin:

Freilich, Graf. Und wär ichs nicht,
ich ſäße friedlich jetzt bei meinen Büchern,
und ohne, glaub mir, Neugier zu verſpüren,
wehrt' ich mich vor Gerüchten, wie bisher.

Immer mit leichter Schalkhaftigkeit und durchaus liebenswürdig

Was habt Ihr hier für Heimlichkeiten? Was

betreibt Ihr hier für Maskeraden, Graf?
Warum hält ſich der Keulenſchwinger Karl
verſteckt, in dieſem Hinterhalt? denn wirklich,
eh man zu Euch gelangt, in Euere Wildnis,
auf ſchmalen Pfaden durch die Sümpfe, die
Euer Inſelchen und dieſes Haus umſchließen,
hat man Gefahren zu beſtehen. — Sie ſagen:
da allenthalben ſich das Raubzeug rege,
ſo täte not, daß unſer Herakles
ſein Löwenfell ein wenig rüttelte,
ſtatt am Spinnrocken . . . Ah, was wohl zu tun?

Rorico:

Wir ſind hier um der heißen Thermen willen,
im Erdgeſchoß des Hauſes: König Karl,
der ſie Jungbrunnen nennt, braucht hier die Kur.

Alcuin:

Jungbrunnen nennt er — was?

Rorico:

Die heißen Quellen.

Alcuin:

Richtig, ganz wohl verſtanden, beſter Graf.
Auch kenn ich meinen alten Patriarchen
genugſam! Sah ich Hirten doch — nicht Hirten
von Völkern: nur von Lämmern! — ihre Füße,
die kalt und ſtarr vor Alter waren, wärmen
in junger Tiere Eingeweiden! Zeus,
der Oberhirt der Götter und der Menſchen,
trotz ewiger Jugend, fror zuweilen! Angſt

des Alterns überſchlich ihn und er fühlte,
ſeltſam genug, als Stier ſich wieder jung! —
Weiß Gott, es kriecht mir laulich übern Rücken!
Jungbrunnen: warum nicht, wenn's ihm gedeiht,
dem Mann der Männer? Dieſem irdiſchen
Zeus! mag er unter ſeine Lämmer greifen . . .
ich wollte ſagen: baden wo er will.

Rorico:

So Du berufen biſt, Hochwürdigſter,
nimm Platz. Es iſt ein zweiter Ruf ergangen,
an unſeren Kanzler Ercambald, zum Vortrag! —
Ein Umſtand, den ich mir zum Guten deute! —
denn, ſonſt . . . es fehlt der Arzt bei unſerer Kur!
Ich darf nicht reden, mag nicht, weiß es Gott!
ich überſchaue den Gewaltigen nicht
und weiß nichts Beſſeres, als zu gehorchen,
bei ſeinem Anblick! Doch ſein Anblick iſt
nicht ſo, als hätte ihn das Bad verjüngt.
Sieh ſelbſt: es iſt ſein Schritt auf der Terraſſe.

Er zieht ſich ſchnell zurück. Alcuin muſtert nochmals flüchtig ſeine Kleidung und ſtellt ſich zurecht. Ein brauner Diener öffnet von außen die Gartentür und läßt Karl an ſich vorüber eintreten. Der Kaiſer iſt ein wenig bleicher als früher. Die Ruhe und Feſtigkeit ſeines Blicks hat eingebüßt. Er kommt aus dem hellen Tageslicht, das ſeinen langen Schatten vor ihn hinwirft. Er bemerkt Alcuin und hält die Hand, wie um den Blick zu verſchärfen, über die Augen.

Karl:

Noch kann ich nicht erkennen, wer Du biſt.

Alcuin:
Doch ich den Unverkennbaren, den David!

Karl:
Flaccus, Du biſt es.

Alcuin:
Ja, der ſchwache Flaccus,
den Deine rauhen Krieger, die im Forſt
verteilt, um ihren Cäſar Wache halten:
als ſtünde ſeine Burg in Feindesland,
zur Not verſchonten.

Karl:
Flaccus, Feindesland
iſt für den Mann und Menſchen überall,
wo Männer ſind und Menſchen.
Er klatſcht in die Hände.
Nimm nun Platz.
Harun al Raſchid zaubert durch das Klatſchen
der Hände Paradieſe aus dem Nichts.
Kein Magier bin ich, nur ein rauher Franke,
der Dir nicht mehr, als Deinen Lieblingswein,
dazu Geſottenes und Gebratenes —
wie's eines armen Landmanns Herd vermag! —
nach ausgeſtandener Angſt kann bieten.

Alcuin, *lachend:*
Mehr
heiſcht ein beſcheidener Mann wie Flaccus nicht.
Zwei ſarazeniſche **Diener** *in bunten Turbanen erſcheinen und küſſen die Erde vor Karl.*

Alcuin, mit einem Blick auf die Diener, ſchalkhaft:
Auch find ich mich mit Davids Armut ab.

Karl:
Haſſan, wir wollen ſpeiſen wie die Götter.

Die Diener, die ſich erhoben hatten, werfen ſich nochmals zur Erde, ſtehen auf und treten ab.

Alcuin:
Nun ſcheinſt Du dennoch, Herr, ein Magier mir!

Karl:
Wär ich's! ich bin es nicht. Vier andere Sklaven,
gleich dieſen, ſchenkte eben der Kalif
Harun al Raſchid mir, nebſt, wie Du weißt
und wiſſen mußt, ſechs dunklen Sklavinnen.
Erſt jüngſt der faſt Vergeſſenen mich erinnernd
kam mir die Laune, daß ich ſie berief,
hierher, zu meinem Dienſt, wo ich denn erſt
der kaiſerlichen Gabe Wert erfand:
denn, wie ſie Dir das Bad bereiten, wie
Dich wickeln, hüllen, kneten, Deinen Winken
zuvortun, dies iſt über alles Lob! —
Verweichlichend vielleicht. doch Weichlinge
ſind's von Natur! ich werd es nie, mein Flaccus! —
Jetzt höre, kurz, warum ich Dich berief.
Du biſt geboren in Northumbria,
und zwar aus Sachſenblut . . .

Alcuin:
Ja, König David.

Karl:

So wirſt Du bald in dieſem Hauſe etwas
rumoren hören, was Dir nah verwandt:
doch davon ſpäter! — Was ich brauche, iſt
der Sachſe nicht. Den Bruder brauch ich, brauche
den Mann von gleicher Einſicht, gleichem Wert!
und das biſt Du, mein Flaccus, der das Schwert,
das geiſtliche, an ſeiner Seite führt,
das Gott zurückließ auf der Welt. Du hobſt
es auf, wie ich das weltliche, und biſt
mehr Petri, Schwert- und Schlüſſelhalter mir,
als der zu Rom. Du biſt im Göttlichen:
von Gott! — im Menſchlichen: von Gott allein
nicht minder, und von niemand ſonſt, belehrt.
So ſei der Mann, der mir Willkommene!
Er muß verſtehn: nicht richten! muß das Leben
verehren: nicht abtöten wollen! denn
wollt ich abwerfen, was ich tragen muß,
wie Oheim Pippin, der ins Kloſter floh,
ſo braucht ich eine leere Zelle nur
zum Atemholen, keines Menſchen Bruſt. —
Du biſt mein Freund und treu, mein Flaccus! nun,
mir geht es wunderlich! Die Menſchen ſagen
vielleicht . . . ich weiß nicht, was die Menſchen ſagen! und
ich ſpüre nur, daß in mir etwas iſt,
was mich, von unten auf, durch tauſend Röhren,
wie einen kahlen Baum mit Saft erfüllt! —
Nun iſt dies ja vielleicht wohl lächerlich

und ſpottet meinem eigenen Bauernkopf,
wie aller Bauernregeln des Kalenders:
ein alter Baum, ſeit langem dürr und von
Schmarotzerpflanzen ausgeſogen, denen
er noch den trocknen Stamm als Stütze leiht,
damit ſie, wie bisher, aufrecht ins Licht
der Sonne geilen, iſt er ſelbſt gleich tot ...
ein ſolcher Stamm fängt an friſch auszuſchlagen!
da gibt's ein Wiſpern in den Blätterchen
des Schlingkrautnetzes: ei der alte Karl,
der alte Obſtbaum will noch leben! nicht
für uns, oho! ſo züngelt's: nur für ſich!
Nun ja: der alte überzählige Karl
vielleicht hat ſich zu ſchämen, daß er lebt,
vor Euch: doch will er leben!! ſomit gut.

Alcuin:

Herr! großer David unſrer Tafelrunde,
die von des heiligen Geiſtes ſieben Gaben
durchglüht, erhaben über Irdiſches,
Dich, wie das Gold den Edelſtein umringt ...
was ſind wir ohne Dich? Du, der den Pflug
führt wie das Schwert und ebenſo den Griffel:
was in der Erde ruht, rufſt Du hervor!
was auf ihr friedlich wohnen will, ernährſt Du
und gibſt ihm Schutz! was in dem Himmel iſt,
verehrſt Du, Sämann Du von Chriſti Saat! —
Karl! lallt das Kind, bevor es Vater ſpricht,
Karl iſt kein Wort! das Wort iſt Kraft und Macht.

Zwei Nachbarn zanken — Karl! der Streit iſt aus.
Völker bekriegen ſich — Karl! es iſt Friede.
Das Erdreich liegt in Frieden — Karl! der Grund
erbebt, die Welt verfinſtert ſich und: Karl
heißt nun nicht Friede mehr, heißt Krieg!
Wer wollte ſich vermeſſen, Dich zu meiſtern.

Karl:

Daß mich wer meiſtert, nein, das fürcht ich nicht!
dazu bin ich zu ſehr ein grober Franke
und ſteh ich gar gewappnet unterm Schild
dringt ſchwerlich mir ein Spieß bis auf die Haut.
Hingegen, wo ich mich vertraue, wo
ich meine Seele biete, hüllenlos...
in dem, was unterm harten Knubben Karl
noch etwas Zartes iſt, bin ich verwundbar.

Sarazeniſche Diener haben die gedeckte Tafel hereingetragen und zurechtgeſtellt, andere halten goldene Handbecken und Kannen.

Ich war ein wenig einſam hier. — Nun, komm
und ſetze Dich! —

Er und Alcuin nehmen am Tiſch Platz. Man gießt Waſſer über ihre Hände.

Mir iſt die Einſamkeit
lieb und erwünſcht im ganzen, doch entbehrt
hab ich — nicht Freunde! — aber doch den Freund.

Damit hebt er ſeinen Becher und trinkt Alcuin zu, der ihm Beſcheid tut. Nachdem beide getrunken haben, entſteht eine kurze Pauſe, darnach ſagt Karl:

Willſt Du, ſo ſchaff ich niedliche Geſellſchaft.

Alcuin, fein, verbindlich:
Läd' den Horaz Anakreon zu Gaſt,
erwart ich mir bei vielen guten Dingen:
Wein! Lieder! und ein Liebſtes obendrein.

Karl:
Brav, alter Heide, aber ziehe Dir
ein gut genietet Gitter um Dein Herz.

Er ſchlägt an eine Metallplatte, die einer der Diener trägt. Der Ton iſt kaum verhallt, als **Gerſuind**, herzugeeilt, bereits vor den beiden Männern ſteht. Sie iſt leicht und phantaſtiſch gekleidet. Ihr Haar iſt offen.

Gerſuind ſtutzt, als ſie die beiden am Tiſch ſieht:
Ihr eßt? Pfui!

Karl:
Pfui? was? muß der Menſch nicht eſſen?

Gerſuind:
Wenn Leute eſſen, ekelt's mich.

Karl:
Wie? Leute?
Sind wir denn Leute?

Gerſuind:
Seid Ihr etwa mehr?

Alcuin:
Was nun den einen von uns anbelangt,
Du Quellgeiſt ...

Karl:
Quälgeiſt ſollſt Du lieber ſagen!

Alcuin fährt fort, auf Karl deutend:
Was dieſen anbelangt, ſo irrſt Du Dich.

Karl:
Für ſie ſind alle Männer: Leute! und
ſo leider alle Leute Männer auch.

Gerſuind:
Was mehr? Ich liebe überhaupt nicht Menſchen.

Alcuin:
Nur ausgenommen unſeren König Karl:
den Allverehrten, Allgeliebten, hoff ich.

Karl:
Freund! Keinen nimmt ſie aus: ſo helf mir Gott.
Wär ich ein Krammetsvogel und ich könnte
ſchön ſingen: dann vielleicht! wär ich ein Kitſchlein,
noch blind im Wurf der Mutter, und ich ſchrie
Miau: ja dann! dann könnt ich wohl vielleicht
auf Liebe hoffen und auf Zärtlichkeit.

Gerſuind, genäſchig umherblickend:
Habt Ihr für mich nichts?

Karl, ſeinen Kelch darbietend:
Wein!

Gerſuind:
Pfui! widerlich!

Sie ſtößt den Kelch zurück.

Karl:
Sie nährt ſich von Orangenblütenwaſſer,
von Roſenblütenwaſſer, kommt es hoch,
in Schnee gekühlt, wie es die Farbigen
ihr zubereiten! Und wir füttern ihr

Angoraziegen, weil ihr Säuglingsmund
nur dieſer Tiere Milch zu ſchlürfen wünſcht.
Alcuin:
So iſt es Nektar und Ambroſia,
womit Du Deine reine Lebensblüte
nährſt, gleich den Göttern des Olymps?! — und wirklich
ſcheinſt Du von überirdiſchem Stoff zu ſein.
Karl:
Sie iſt von irdiſchem Stoffe!
Gerſuind:
Allerdings!
nennt mich, wie's Euch gefällt, nur keine Heilige,
denn alles wollt ich lieber ſein, als das!
Ich eſſe, trinke, tue was ich mag,
nicht was die anderen wollen, und die anderen
mögen dafür auch, was ſie wollen, tun!
Karl:
Und wenn die anderen wollen: ſo und ſo . . .
was recht und gut iſt . . .
Gerſuind:
Tu ich's gerade nicht!
Karl:
Mein weiſer Flaccus, nun verſuch's einmal,
ob die Erfahrung Deiner Jahre, ob
Dein Wiſſen, eingeheimſt mit Bienenfleiß,
die ſchwer errungene Weisheit langer Nächte,
Du Licht und Werkfreund, unerſättlicher . . .
ob Dir des gottgelehrten Geiſtes Kraft,

die volle Macht der ſieben freien Künſte
nur ſoviel nützt, daß Du vor dieſem Kinde
nicht hilflos wie ein Abc-Schütz biſt?
Mir hat ſie meine Ohnmacht längſt beſiegelt.
Alcuin:
Was wäre Flaccus, wo Auguſtus ſich,
mit des Herakles Lorbeer um die Stirn,
ohnmächtig dünkt: doch geb ich gern mich preis.
Karl:
Laß Dich einmal belehren . . . ſagen wir: —
was Sünde ſei?
Gerſuind, ſchnell:
Nun, Sünde gibt es nicht.
Karl:
Schamhaftigkeit? Ja! Frag ſie etwa dieſes!
Alcuin:
Jungfrau, was, meinſt Du, iſt Schamhaftigkeit?
Gerſuind, lacht erſt in ſich hinein, dann frei heraus:
Ich bin ein Kind von Eurer Eva nicht
und Eurem Adam: meine Ureltern
aßen von Eurem Sündenapfel nicht!
drum weiß ich alſo nicht, was gut und böſe.
Alcuin:
Biſt alſo nicht an Wiſſen Gotte gleich
und dennoch aus dem Paradies verſtoßen.
Wie aber kommſt Du je dorthin zurück?
Gerſuind:
Da ſorge, Graukopf, Du für Dich allein! —

Was faſelt Ihr nur von Schamhaftigkeit?!
Wenn ich mich meiner Glieder ſchämen ſoll:
ſoll ich denn ſtolz auf meinen Schneider ſein? —
Sind: Wolle, Fäden eines Seidenwurms, die Faſer
von Flachs, denn beſſer als das, was ich bin?
wodurch ich ſehe, höre ſchmecke, atme?
Wenn Deine Töchter, Türme Goldes, Türme
edlen Geſteins — ich mag nicht Schmuck! — herwandeln,
ſind nicht die Töchter mehr als das Geſtein?
bin ich vor Gott nicht nackt? wollt Ihr es anders?
Gut! ſprecht: ſo ſtreif ich meine Kleider los
und laß Euch die, ſtatt meiner, zur Geſellſchaft!

Karl:

Halt, halt! ſie iſt imſtande, Freund, und tut's.

Gerſuind hat allen Ernſtes Anſtalten gemacht, ihre Kleider aufzuneſteln und abzuwerfen:

Was ſagſt Du jetzt, Magiſter?

Alcuin:

Ich bin ſprachlos!

Karl:

Was führen wir dawider nun ins Feld?

Gerſuind,

einen langen Schleier, mit dem ſie ſich drapiert hat, abwerfend:

Vielleicht fragt Ihr nun nochmals meinen Schal,
und der, womöglich, gibt genehmere Antwort!

Sie wirft ihren Schal auf die Erde und läuft mit Gelächter davon.

Karl:

Gerſuind! —

Sie iſt verſchwunden und kehrt auf den Ruf nicht zurück.

Fort iſt ſie! —

Sage, klingt ihr Lachen
Dir angenehm?
Alcuin:
Einſt, tief im Jütengau,
belauſcht ich, wie ſie Götzenopfer brachten.
Es war in einer bitter kalten Nacht.
Gleich Legionen trampelnder Dämonen
lärmte der Scheiterhaufen durch den Wald.
Ein langgemähnter Fuchs, zweijährig kaum,
den Schweif nachſchleppend, ward herbeigeführt,
beſtimmt zum Opfer. Nahe dem Verſteck,
darin wir lagen, ſtand der nackte Hüne
ſtill, der das edle Tier am Zügel hielt.
Vom jähen Schein der Opferglut berührt
hob es die Nüſtern. Und es wieherte!
Ich kann nicht ſagen, wie es klang: war es
ein wildes Lachen oder war's ein Weinen.
Karl:
Du triffſt ihr wahres Weſen, Flaccus, das
der Trübſal näher als der Freude iſt.
Alcuin:
Und, ſag ich noch, vom Graun der Mitternacht
umſtrickt! trotzdem ſie nichts Geringeres
ſcheint, als ein voller Strahl des Tags zu ſein.
Karl:
Vergiß das Eſſen nicht und Trinken.
Alcuin:
Dank.
Seit mehr als ſechzig Jahren eß ich nun

und trinke, ſozuſagen im Vertrauen,
nichts Übles zu begehen, wenn ich es tue:
heut nun, auf einmal, tritt mich Zweifel an!
Ich ſinne nach, ob ich nicht lieber faſte.
Und über manches andere ſinn ich noch,
was ſie zu denken gab, mit ihren Worten
und gibt, mit allem, was ſie ſcheint und iſt.

Karl:

Nun biſt Du dort, wo ich Dich haben wollte,
mein Flaccus! manches Tierlein fing ich ſchon,
mit Hamen, Bolz und Netz,
wie Du wohl weißt:
doch ging mir noch kein Wild ins Garn wie dieſes!
und darum heg ich's, pfleg ich's, halt ich's wert.
Natürlich: 's iſt kein Tier! und alſo auch
ein höherer Beruf, den ich erfülle,
als der des Bändigers: faſt väterlich,
im Sinne der Seelſorge frommer Väter.
Auch leugn' ich nicht, daß es mir Freude macht,
diesmal im einzelnen zu bewähren:
und — wo ich doch aus kahlen Wüſteneien
zuweilen wohlbebaute Länder machte! —
auch hier die Saat des Guten auszuſäen.

Alcuin:

Und ſtreut ſie keine Saaten um ſich?

Karl:

Freilich!
Wohl iſt der Kampf um eine Seele ſchwer,

gefährlicher als Schwertkampf! und der Feind
Gottes und alles Guten, jener, der
die Wüſte ausdörrt, ſchläft nicht! und er ſendet
freſſende Gluten aus ins Paradies.
Ich weiß es wohl! jedennoch hab ich Luſt
an ſolchem Streit und will den Feind beſtehn.
Auch trag ich Schuld …

Alcuin:

Herr, Hunnen, Wilzen, Sachſen,
Avaren, Langobarden, Bayern … die
Normannen ſchlugſt, die Basken, Du aufs Haupt!
was immer aufſtand brach vor Dir ins Knie:
Doch jeder Sieg war leicht, mit dem verglichen,
den Dein erhabener Wille hier ſich vorſetzt.

Karl:

Du trauſt mir nicht?

Alcuin:

Es ziemt mir nicht, zu zweifeln.
Doch bleibt Karl — Karl! wenn er auch hier erliegt.

Karl erhebt und verfinſtert ſich:

Glaubſt Du, daß ich aus einer Schüſſel freſſe
mit räudigen Hunden?

Alcuin, tief erſchrocken:

Treffe mich der Blitz,
wo ein Gedanke, dieſem ähnlich, nur
von ferne mich geſtreift.

Karl:

Nun gut. 's iſt gut.

Karl ſchreitet mehrmals auf und ab, ſeine jähe Erregung legt ſich wieder. Rorico tritt ein.

Was gibt's, Rorico?

Rorico:

Kanzler Ercambald.

Karl:

Es eilt nicht und der alte Narr mag warten.

Rorico:

Er folgt mir auf dem Fuß.

Karl, *zu Alcuin:*

So bitt ich Dich,
da unſer Mahl doch unterbrochen iſt,
erſpare Dir's, dem Griesgram zu begegnen.

Er ſtreift einen Ring vom Finger und läßt ihn in Alcuins Hand gleiten.

Inzwiſchen lache, übe Deinen Geiſt:
dies iſt ein Ring, ein Spielzeug, weiter nichts!
in ſieben Ringlein fällt es auseinander:
mach aus den ſieben — einen wiederum,
und dann bedenke eins, indes Du lachſt:
weshalb Du lachſt, iſt ſolch ein Spielzeug mir!
nicht weniger allerdings, doch auch nicht mehr!

Ercambald iſt erſchienen. Er hat die letzten Worte mit angehört. Alcuin macht eine Verbeugung gegen Karl und entfernt ſich in den Garten. Auch Rorico tritt ab. Karl ſchreitet langſam durch den Raum, bleibt ſtehen und blickt Ercambald fragend an.

Ercambald:

Ich komme dem ergangenen Ruf gemäß.

Karl:

Du kommſt..? Wie?.. Wem gemäß kommſt Du?

Ercambald, ſehr bleich:

Ich ſage,
daß mich mein kaiſerlicher Herr berief.

Karl:

Ja, ſo! —
Wie ſteht es mit dem Sachſen? Bennit
war, denk ich, wohl ſein Name! Iſt ſein Gut
im Fuldaſchen, zu Unrecht konfiſziert,
ihm endlich wieder zugeſprochen?

Ercambald, finſter, trotzig:

Nein!

Karl:

Warum nicht?

Ercambald:

Weil erneute Reviſion
Bennits wie Aſſigs Schuld erwieſen hat!
Hier iſt das Protokoll der Unterſuchung,
hier die Urkunde, der Gerichtsbeſchluß.
Fehlt nur das Siegel.

Karl:

Zeig her.

Er empfängt und zerreißt das Schriftſtück.

So! und: ſo! —
Wollt Ihr mir trotzen? —

Ercambald:

Was befiehlſt Du?

Karl:

Nichts.

Ercambald:
Verzeih: das iſt's, was jeder treue Mann
und jedes treue Herz im Reich bedauert!

Karl:
Was? daß ich nicht befehle? handelt! tut
das Gute, tut das Rechte, unbefohlen!
ſoll ich im Schweiße meines Angeſichts,
ob mir die Zunge lahm wird, nur befehlen?
Holzfäller ruhen, Ackersleute raſten!
reißt doch die faulen Mäuler auf und ſchreit:
hier dies! hier das! tut das! und dies! und dies! —
nur durch ein Jahr, nicht durch ein ganzes Leben,
und ſeht, ob ein Laſtträger müde wird!?
Was muß ich alſo denn befehlen nun?

Ercambald:
Zahlloſe Briefe warten auf Beſcheid.

Karl:
Von wem? Das Wichtigſte! Zunächſt die Namen.

Ercambald:
Hier König Ludwig, Dein erlauchter Sohn
und Herr zu Aquitanien. Hier Peter
von Piſa! Hier der Abt von Fulda: Sturm!
die Biſchöfe von Köln, Mainz, Salzburg, Reims!
in Baſel: Hildigern! In Beſançon:
Richwin und andre! auch von Rom ſind Briefe,
höchſt ſorgenvolle, angelangt.

Karl:

Warum

denn dieſe Sintflut plötzlich?

Ercambald:

Lies es ſelbſt.

Karl:

Berichte.

Ercambald:

Herr, die großen Angelegenheiten
des Reiches nehmen keinen Fortgang, ſtocken!
und Stockung macht ſich fühlbar! außerdem
hat ſonderbarerweiſe ein Gerücht
den Weg gefunden durch das ganze Land —
ſogar zu unſeren Feinden iſt's gedrungen, —
auch hier, zu Alfons von Galizien
und von Aſturien, unſerem Bundsgenoſſen!
der es bezweifelt zwar, jedoch erwähnt.

Karl:

Und was erwähnt er? was bezweifelt er?

Ercambald:

Was er erwähnt und was bezweifelt, Herr:
es fällt nicht leicht, Dir das zu wiederholen.

Karl:

So laß es bleiben! weiter.

Ercambald:

Dieſer Brief,
Herr, kam durch bloßen Zufall mir zu Händen.
Er ſtammt von Deinem Sohn Pippin und iſt —

auch mit Bezug auf jene dunkle Kunde!
gerichtet an den Herzog Gelimer,
den Du mit Gnaden leider überhäuſt.

Karl:

Zeig her.

Ercambald:

Ein ſchlimmer Plan, den er enthüllt
und den der argberatene Prinz ſich leider
nicht ſo, wie er wohl ſollte, fern gehalten.

Karl, nachdem er geleſen hat:

Sohn einer Kebſe, Hundsfott! Narr! Hanswurſt!
Du ſchreibſt von einer ſtinkigen Dirne, die
den altersſchwachen, lahmen König Karl
am Naſenringe führt: juſt Du, Pippin,
den ich gemacht, im Zelt, mit einer Magd,
die in den Wurf mir lief und dann verſchwand! —
und den ich, als ſie dann geboren hatte,
emporhob, wie den Heiland aus der Krippe,
ſtatt nieder ihn zu ſtampfen in den Kot.
Recht ſo! der Buckel will den Lahmen ſtürzen.
Und darum iſt's, daß Du mich hier bemühſt?
den Buckelhans geſchoren und ins Kloſter.
Nach kurzem Stillſchweigen, ſachlich:
Die Herrn draußen mögen ihre Beſen
ſtumpf kehren, wo ſie wollen, nur nicht hier,
vor meiner Pforte, meinem Landhaus! ſonſt
fahr ich mit meinem etwa aus dem Haus
und der iſt immer noch der alte, ſcharfe! —

Die Geiſel Gerſuind iſt aus edlem Blut,
und meine Abſicht iſt, ſie zu vermählen:
womöglich mit dem jungen Friedugis,
den ich in irgend einen Sachſengau
als Sendgraf ſchicken will, denn er iſt tüchtig.

Ercambald, unwillkürlich:
Herr, gebe Gott, daß Du das nicht verſuchſt.

Karl:
Was?

Ercambald:
Ihn mit dieſem Mädchen zu verbinden!

Karl:
Warum nicht?

Ercambald:
Weil ich für ſein Leben fürchte,
wird eine ſolche Abſicht ihm bekannt.

Karl:
Er tötet ſich?

Ercambald:
Ja, Herr.

Karl:
Vor meiner Gnade
ergreift der junge Friedugis die Flucht?
und ſtürzt ſich lieber in die Hölle?

Ercambald:
Ja!!

Karl:
Verbiſſene Miene zu ſo kurzem Schluß? —

Gibt's keine Gräfin, keine Markgräfin,
die in dem blinden Rauſch der Jugendjahre
ſo ſchlimmes, ſchlimmres hat, als ſie, verübt?
und die nun, ohne Tadelns Grund zu bieten,
wie andere, keuſch und eingezogen lebt?

Ercambald:

Keuſch? Eingezogen, Herr? — Nun muß ich reden! —
Ja! — doch wie fang ich's an? — 'ne Markgräfin,
die ſündigte, derweil ſie jung war: oh,
ſo etwas iſt nicht neu, nicht unerhört!
nicht unerhört, wie das, was Gerſuind tut —
und ſchrecklich iſt mein Amt in dieſer Stunde.
War ich ſchon oftmals Richter, Henker nie!
und alles dies iſt grauenvoll, mich ſchaudert's.

Karl:

Mich nicht! Kurz ab, kurz um: die Gurgel mein ich!
Kurz umgedreht, wenn was zu würgen iſt!

Ercambald, weinend, faſt ſchreiend:

Gebiete mir zu ſchweigen, König Karl.

Karl:

Jetzt, wo Du reden mußt, wie Du doch faſelſt?

Ercambald:

Vernichte jeden: Gott! der Dich betrügt!

Karl:

Das wird Gott nicht tun, denn er iſt barmherzig
und hat mit Noah ſeinen Bund gemacht,
daß keine Sintflut ſoll hinfort mehr kommen.

Ercambald:
Sie kommt! die Sintflut kommt, kommt über mich,
Herr, meine Kniee zittern, gib mir Urlaub.
Karl:
Meinſt Du, daß, was Dich zittern macht, mich umwirfſt?
Was gibt's?
Ercambald:
Verbrechen! Unheil! Buhlſchaft! Schmach!
Karl:
Wahrhaftig, ja, das gibt es, gab es immer!
Ercambald:
Doch nie ſo nah wie jetzt an Deinem Thron...
Karl:
Sprich deutlich!
Ercambald:
...Nie den Purpur ſo befleckend...
Karl:
Noch deutlicher!
Ercambald:
Nie häufte irgendwer,
vom Weib geboren, ſo viel Schmach auf Dich...
Karl:
Als wer?
Ercambald:
Als ſie, als Gerſuind tut, die Geiſel.
Karl:
Beweis!
Ercambald:
Mit ſaurer Mühe geb ich ihn:
Gott iſt mein Zeuge...

Karl:
Ei, nur er allein?
Ercambald:
Dies trug ſich zu in jüngſt verwichener Nacht . . .
dies hat in einer ſchlechten Schenke ſich . . .
am Fluſſe unten, ja, trug es ſich zu!
Ich, Ercambald, in grober Kleidung, ich,
Dein Kanzler, ſchlich mich unerkannt hinab,
weil malſtromartig die Gerüchte ſchwollen
und faſt zum Aufſtand ſtachelten das Volk.
Ich hoffte, nichts zu ſehen und ſah — zu viel!
zahm fand ich, zahm und zahnlos die Gerüchte!
Ich ſah Gerſuind! ſie war's! und ſie war nackt!
mit nichts bekleidet als mit ihren Haaren,
die ſie umfluteten, gleich einer Flut
von Feuer! und es floß und wich die Flut,
indes ſie zwitſchernd nach dem Takte ſprang:
der Otter Leib preisgebend und verhüllend.
Die Zecher grölten: Fiſcher, Handwerksknechte
von Sankt Marien, Mauerer, Welſche, die
hierher das Denkmal führten von Ravenna,
das Du zu ſehn noch immer weigerſt, des
Theoderich! — Sie alle heulten, ſchrien,
nannten ſie Königsliebchen und ſie hob
abwechſelnd ihre glatten Knie im Tanz,
bis von dem Beten ihres blaſſen Mundes
plötzlich geweckt — ich ſelber mochte kaum
dem Ruck des Druden-Zaubers widerſtehn! —

ein wildes Höllenwetter ſich erhob. —
Laß mich zu Atem kommen!

Karl:

Atme!

Ercambald:

Ja ...
Nun ja, es iſt ſo! — Du biſt König Karl!
ich Ercambald! ich rede nicht im Wahnſinn!
ich rede Wahrheit. Was geſchah, iſt dies ...
Laß mich nachſinnen ... kurz: mit einem Schlag
ſtand er, der Fürſt des Abgrunds, unter uns!
Mir ſchwindelte! mit eins herabgeriſſen,
die bacchiſch Schäumende, ward ſie vom Tiſch:
und einer jetzt, der andere dann, zuſammen
ſie alle, packten ſie ... es ward ein Keuchen
vernommen im Raum, ein wildes Stampfen. Fluch
auf Fluch zerriß die Luft! ſie warfen Gerſuind
zur Erde, Stränge ihres roten Haares,
gewickelt um die Werkmannsfäuſte, ſtießen
ſie hin und her und taten ſo mit ihr ...
das Licht verloſch, ich ſah nicht, was ſie taten,
bis ſie entſtellt, entſeelt im Winkel lag.

Karl:

Du meinſt — und nicht im Scherze! — Ercambald,
daß alles dieſes ... wem, wem widerfuhr?
doch der Gefangenen nicht in dieſem Hauſe?

Ercambald:

Ja, der Gefangenen, die Du bei Dir haſt.

Karl:
Und Du? Du tateſt nichts, als dies geſchah?
Ercambald:
Ich war betäubt! nichts tat ich, konnt ich tun!
und als das Grab ſich aufſchloß — denn es war
ein Grab um mich, an Finſternis und Stille,
urplötzlich! — Als ich wieder zu mir kam:
da lag ſie mit verrenkten Gliedern, lag
ſteif wie ein Leichnam, eiſig anzufühlen.
Karl, *mit gewaltiger Selbſtbeherrſchung:*
Nun aber lebt ſie, atmet, iſt nicht tot,
und alſo hat Dein Märchen eine Lücke.
Genug! — Geſchwätz! ſprich von Geſchäften mir!
von Schiffsbaumeiſtern, die ich nötig habe,
von alledem, wofür Du Brot und Lohn
beziehſt, Dein Amtskleid trägſt und nicht davon,
was ſich die Ammen in der Pfalz erzählen.
Laut rufend:
Norico! — Geh! — Norico!
Norico erſcheint. Ercambald zieht ſich zurück.
Wachen! was?
Ihr Schurken, hab ich denn nicht Wachen? was?
Ihr Hunde! ſchlaft Ihr? wollt Ihr nichts als freſſen
und ſchlafen? ſchlechte Beſtien! Hunde! was?
hab ich nicht Wachen? wacht Ihr denn im Schlaf? —
Er lügt! — Bring mir die ſächſiſche Gefangene!
Norico:
Sie ſchläft.

Karl:
Sie ſchläft?

Norico:
So ſpricht die Dienerin.
Sie wollte ſelbſt im Garten Trauben ſchneiden
und, kaum damit begonnen, ſchlief ſie ein.

Karl:
Im Weinberg ſchlief ſie ein? und liegt nun: wo?
Im Garten?

Norico:
Nein, bereits im Schlafgemach.
Die Kammerfrauen brachten ſie zu Bette.

Karl:
Reißt ſie denn aus den Betten! bringt ſie her!

Norico entfernt ſich. Karl, allein, plötzlich verwirrt, faſt wahnſinnig:

Steine! mein Schild! die Luft verfinſtert ſich!
Schloßen! mein Hals! mein Haupt! ſie ſchleudern Steine!
Ah! Schurken! wie viel Hände habt Ihr? brav!
das traf! auch dies! Ihr wollt mich ſteinigen!

Er muß ſich feſthalten, um nicht umzuſinken. Gerſuind erſcheint, aufgeſcheucht, aber ſcharf und klug beobachtend. Lange mit eiſerner Energie ſich aufrecht haltend faßt Karl Gerſuind ins Auge. Schließlich ringt ſich von ſeinen Lippen:

Er lügt.

Gerſuind:
Gewiß, wer mich verleumdet, lügt.

Karl:
Hexe! Du ſprichſt? wer heißt Dich ſprechen, wer
mit ſolchem Wort und Klang der Stimme Dich
erbarmungslos bezichtigen?

Gerſuind:

Ich mich?

Karl, zu Rorico:

Sperr ab den Vorſaal!

Rorico entfernt ſich, um den Befehl auszuführen.

Nun rechtfertige Dich!

Gerſuind:

Oh, ich? rechtfertigen? tat ich denn mehr
Unrecht, als was ich offen eingeſtand?

Karl:

Ja, man behauptet's: und wo Du Dich nicht
von dieſem Anwurf, dieſem Unflat reinigſt
und mich zugleich, ſo tilg ich ſelber Dich
vom Angeſichte dieſer Menſchenwelt
gleich einem widerlichen Makel aus.

Gerſuind, leichtfertig, ungezogen:

Weshalb? Warum? ich liebe nicht zu beichten.

Karl ſchreit:

Leibwache!

Gerſuind

blickt ſich wie ein geſtelltes Wild verzweifelt hilfeſuchend um. Da nirgends ein Ausweg ſich zeigt, überkommt ſie plötzlich Todesangſt. Sie ſtürzt auf Karl zu, ihm Hand, Arme und Kleid inbrünſtig küſſend:

Laß mich leben, Kaiſer Karl!
Gnade! ſei gnädig! Gnade! laß mich leben!

Karl, ſie zurückſtoßend:

Du Abſchaum!

Gerſuind, wie vorher:

Laß mich leben! laß mich leben!

ſchließ mich in ſchwere Ketten, König Karl:
und keiner ſoll mich ſehn als Du! und niemand
als Du ſoll mich fortan berühren! niemand
die Ketten, ſüßer Vater, um mich tun,
als Du! auch löſen, ſtarker Cherub, niemand
als Du! nur Du! Du Gott des Himmels! Du!

Karl:

Nein, alles dieſes wird ein andrer tun
ſtatt meiner . . .

Gerſuind:

Wer?

Karl:

Ein anderer: ſei's genug,
doch eh ich winke — und er ſteht bereit,
der andere! nenn ihn Vater, Cherub, Gott!
wie Dir's beliebt: er iſt es mehr als ich! —
eh ich ihm winke, der die Feſſeln löſt
und welche ſchmiedet, die unlösbar binden:
bekenne, wie Du Dich vergangen haſt.

Gerſuind:

Du willſt mich töten laſſen!

Karl, feſt:

Ja, ich will's!

Gerſuind, verändert, dreiſt:

Ei, und wofür wohl, ſag mir, ſterb ich denn?

Karl:

Beſinnſt Du Dich auf Leugnen? jetzt? zu ſpät!
Erſt leugnen, dann bekennen: gut! — bekennen

und dann ableugnen, Dirne, reimt ſich nicht!
Wie täuſchteſt Du die Wächter in den Nächten?

Gerſuind:

Wer ſagt, daß ich die Wächter täuſchte?

Karl:

Ich!

Gerſuind:

Wozu ſollt ich die Wächter täuſchen? frage
die Knechte, laß ſie kommen, frage ſie!

Karl:

Mit Deiner abgenützten Münze alſo,
Wegwurf, haſt Du ihr Schweigen Dir erkauft.

Gerſuind, verändert, raſend:

Was hebſt Du Wegwurf auf? was ließeſt Du
mich Wegwurf denn nicht liegen, wo ich lag,
und hobſt mich auf? Du tateſt's ungebeten!
Ich klagte nicht! ich ſchrie nicht, rief Dich nicht!
ich warf mich nicht vor Deine Füße hin
und bettelte: Nimm, heb mich aus dem Staube!
Du aber packteſt mich und hielteſt mich:
Warum? wozu? der Du doch mein nicht achteſt,
nur meiner ſpotteſt, meiner nie begehrſt!
ich mag den Spott nicht! mag nicht Deinen Blick,
der, wo er auf mich trifft, mich anklagt! der
mit ſchlecht verhehltem Graun nur auf mir ruht.
Ich mag nicht Deinen Käfig, Deinen Kerker,
der mich vom Leben ausſchließt, von dem Gott

trennt! meiner Gottheit! meiner brünſtigen Glut,
denn brennen muß ich, oder ich erkalte.

Karl, finſter:

Und bei mir frierſt du … ſtirbſt Du alſo nun!
Du biſt ſehr ungeduldig.

Gerſuind:

Ja, wer zögert
und mir nur Worte gibt, der liebt mich nicht!
Wer zögert, läßt mich ſchmachten! wer mich darben
und hungern läßt, der macht mir bittere Pein!
der macht mich einſam: macht mich ungeliebt!
läßt mich fremd ſtehn, mit Angſt beladen, und
gequält vom Alpdruck der Verlaſſenheit.
Wer zögert, eh er an die Bruſt mich reißt,
der läßt vielleicht zu mir dem Würger Tod
den Vortritt, der um alles uns betrügt.

Karl

betrachtet die Hochaufatmende eine Weile ſtill, dann beginnt er langſam:

Du haſt mich ſtill gemacht und mild, Gerſuind:
ſo mild, daß mir der eine Tod genügt,
den Du in Karols Haus geſtorben biſt:
Dich — abzutun, bedarf's des zweiten nicht!
Er nimmt den Vortritt ungerufen wohl,
ganz wie Du ſagſt, ſobald es ihm beliebt. —
Nun geh —

Gerſuind bewegt ſich nicht vom Platz.

Man wird Dich in die Heimat bringen,
zu Deinem Gott — der Greuel, den Du ehrſt!

dort wälze Dich im Kot: gedenk nie meiner! —
Er hat ſich von ihr abgekehrt, ſie bleibt wie vorher unbeweglich ſtehen.
Stehſt Du noch immer da? Die Peitſche denn …

Gerſuind:

Schlag mich!

Karl:

Ich bin kein Büttel.
Er ruft in den Garten:
Flaccus! Flaccus!
Er klatſcht in die Hände. Die farbigen Diener kommen.
Räumt hurtig ab den Tiſch! Fegt rein das Haus!
Bringt edlern Wein und beſſere Gerichte!
Alcuin kommt aus dem Garten.
Flaccus, Freund! nun erſt recht willkommen mir!
Die Luft iſt neu, die Bruſt befreit, wir haben
unreine Geiſter länger nicht zu Gaſt!
Des Weines Blume macht uns fürderhin
nicht widerlich der Atem der Verweſung.
Rico! die Klepper! Habichte! erſt laßt
uns ſchmauſen, unſere Frankenbäuche ſtopfen,
wacker, wie Dreſcher, mit geſunder Koſt!
und dann, mit Waidmannsheil hinaus zur Jagd!

Alcuin:

Hier, König David, haſt Du Deinen Ring:
ich kann die Teile nicht zum Ganzen bringen.

Karl empfängt den Ring:

Du biſt des Spielzeugs müde?!
Er wirft den Ring verächtlich weg. Er rollt zu Gerſuinds Füßen.
Nun: ich auch!

Gerſuind

hebt blitzſchnell den Ring von der Erde und ſteckt ihn zu ſich:

Nur mit dem Leben geb ich ihn zurück.

Sie läuft hinaus.

Vierter Akt

Räumlichkeiten im Kloſter auf dem Plan: Gewölbe, Treppen, Kreuzgänge, eine offene Loggia. Seit den Vorgängen im dritten Akt ſind etwa acht Tage vergangen.
Später Vormittag.
Gerſuind, halbliegend, in einem Seſſel, zeigt Spuren ſchwerer Krankheit im Angeſicht. Die Schweſter Verwalterin, damit beſchäftigt, eine Puppe anzuziehen, leiſtet ihr Geſellſchaft. Man hat die Kranke ſo geſtellt, daß ſie ein wenig den warmen Schein der Herbſtſonne genießen kann, der durch die Loggia einfällt.

Die Schweſter Verwalterin:
Von wem haſt Du den ſonderbaren Ring?

Gerſuind:
Ich ſag Dir's ja: von meiner Mutter.

Die Schweſter Verwalterin:
Nun,
ſo tuſt Du recht, ihn wert zu halten.

Gerſuind:
Ja,
ich halt ihn wert.

Die Schweſter Verwalterin:
Ich ſehe, daß Du's tuſt.

Gerſuind:
Ich trag ihn immer hier am Herzen, Schweſter.

Die Schweſter Verwalterin:
Und doch haſt Du die Mutter nicht gekannt.

Gerſuind:
Meinſt Du, der Ring ſei von der Mutter?

Die Schweſter Verwalterin:
Ja,
Du ſagſt es mir und darum glaub ich's.
Gerſuind:
Ei!
Ich ſage manchmal Lügen.
Die Schweſter Verwalterin:
Logſt Du hier?
Gerſuind:
Ja, Schweſter.
Die Schweſter Verwalterin:
Und ſo haſt Du dieſes Ringlein
von wem?
Gerſuind:
Von ihm.
Die Schweſter Verwalterin:
Von wem?
Gerſuind:
Dem König Karl.
Die Schweſter Verwalterin:
Dem Du ſoviele Wohltat arg vergolten?
Gerſuind:
Da ſieht man, wie Du doch leichtgläubig biſt.
Die Schweſter Verwalterin:
Pfui, Gerſuind.
Gerſuind:
Würd ich wohl des Königs Karl
Ringlein ſo lieben? nicht wegwerfen?

Die Schweſter Verwalterin:
Ja,
ſo lieben müßteſt Du's, nicht von Dir tun!
Gerſuind:
Noch beſſer! wirklich! was Du klug biſt! Gib
mir meine Puppe, Schweſter.
Die Schweſter Verwalterin:
Nicht bevor
Du beichteſt, wo zum erſten Male Dich
die Angſt und jener kurze Froſt betraf:
und welcher Urſach Du ihn zuſchreibſt.
Gerſuind:
Oh!
was geht's Euch andere an, was mich betrifft.
Die Schweſter Verwalterin:
Du biſt nicht folgſam. Weshalb hat der Arzt,
hat Dich die Mutter Oberin gefragt:
wann Du zuerſt das leiſe Grauen geſpürt haſt
in Deiner Bruſt, wovon Du ihr erzählt? —
Damit, wenn wir des Übels Urſprung wiſſen,
mit rechten Mitteln um ſo bälder Dir
zu helfen ſei.
Gerſuind:
Ich will es . . . wollt es ſo.
Die Schweſter Verwalterin:
Was wollteſt Du!
Gerſuind:
Euch allen wehe tun.

Die Schweſter Verwalterin:
Dies muß ich glauben, denn Du ſagſt es ſtündlich,
doch wer Dir weh tat: ſag mir lieber das!
und wer in jener ſchlimmen Nacht den Trank
Dir reichte, der ſo übel Dir bekam.

Gerſuind:
Er hatte langes Haar: wie Kaiſer Karls
ſo weiß, und deshalb trank ich ſein Gemiſche.

Die Schweſter Verwalterin:
Was war es für ein Trank?

Gerſuind:
Wohl etwa Wein!
doch weiß ich's nicht: es war mir widerlich.

Die Schweſter Verwalterin:
Und wo geſchah das?

Gerſuind:
Immer fragſt du: wo?
und wann? und was? und wer? Ich weiß es nicht.

Die Schweſter Verwalterin:
Ich bin, wie Du, ein Weib, Gerſuind: ſo ſprich,
ſei offen! wenn Du jenem Mann zuliebe,
der unſerem Herrſcher ähnlich ſah, den Trank,
den widerlichen ſchlucken, warum haſt
Du Karols eigenen Becher umgeſtoßen,
den er mit ſo viel Segen Dir gefüllt?

Gerſuind:
Gib mir die Puppe, Schweſter, hörſt Du nicht?

Die Schweſter Verwalterin:
Und als Du das Gemiſch hinabgetrunken
aus Mitleid mit dem Alten, der es darbot...?

Gerſuind, ungeduldig:
Da war der Trank noch immer ſchlecht, nicht gut!
noch ganz ſo widerlich, als wie vorher.

Die Schweſter Verwalterin:
Und Froſt ergriff Dich?

Gerſuind:
Ja, ich fror ein wenig.

Die Schweſter Verwalterin:
Wenn Dir der Alte jetzt begegnete,
würdeſt Du ihn erkennen, Gerſuind?

Gerſuind, mit Entſchiedenheit:
Nein.

Die Schweſter Verwalterin:
So haſt Du ganz vergeſſen, wie er ausſah.

Gerſuind:
Ich ſeh ihn, ſeh ihn vor mir, Schweſter, ganz
genau.

Die Schweſter Verwalterin:
Und willſt ihn doch nicht nennen, nicht
erkennen, wenn er uns vor Augen tritt,
trotzdem er ſiech und krank Dich machte, wie?
und elend?

Gerſuind:
Nein! — Ich bin nicht elend! — wär ich
elend — ich bin's nicht! ſag ich noch einmal,

doch wär ich's, ja, dann würd ich ihn wohl nennen! —
Komm, wärme meine Hände! wärme mich!

Die Schweſter wickelt, mit banger Sorge in ihr Antlitz blickend, ein dickes Tuch um ihre Hände. Faſt bewußtlos lehnt Gerſuind den Kopf zurück. Die Oberin tritt leiſe ein. Graf Rorico folgt ihr, wie er von der Straße gekommen iſt.

Die Oberin:

Unmöglich, Graf Rorico, ſieh es ſelbſt,
hier iſt ſie! überzeuge Dich! ſo hilflos,
der Wartung ſo bedürftig, als ein Säugling!
Nicht eine Tagereiſe hält ſie's aus!

Rorico:

Und dennoch muß ſie fort, ehrwürdige Mutter.
Es drängt die Zeit! zu viel hab ich gewagt! —
doch als ſich ihr Geſchick vollendete,
an jenem Morgen, wo der große Karl,
der Laune eines Herbſttags überdrüſſig,
ſie wegwarf, einem toten Mücklein gleich,
konnt ich nichts anderes tun, als was ich tat.

Die Oberin:

Und Du haſt recht getan, Graf Rico, haſt,
des kaiſerlichen Wortes eingedenk,
das wir verbrieft im Kloſterſchrein bewahren,
gehandelt, wie ein echter Edelmann:
als Du dies Lamm uns wieder zugeführt.
Ein Herrſcher mag ſein Wort vergeſſen, denn
der Umkreis ſeiner Sorgen iſt zu groß!
auch wohl ein Kind, dem es gegeben iſt:

denn Kinder ſind leichtſinnig und vergeßlich!
des Kindleins Vormund aber, der's vergißt,
verdient, daß Gott ihn ſtrafe.

Rorico:

Sage mir:
wie lautet die Urkunde, die Ihr aufhebt?

Die Oberin:

Es iſt darin die Pflicht uns auferlegt,
dem Mägdlein bis ans Ende ſeiner Tage
ein ſicheres Aſyl zu bieten.

Rorico:

Ja,
ſo und nicht anders lag es mir im Sinn:
er aber hat aus Aachen ſie verwieſen.

Die Oberin:

Was iſt hier zu verweiſen? Seht ſie an:
ein Häuflein Jammers, nicht der Rede wert,
vom Kloſter Vogt, dem Tode, ausgekehrt,
mit ſcharfem Beſen, morgen, wenn nicht heute!
Wo nicht ein Strähnlein Goldes überbleibt,
das Karl ihr etwa abſchnitt: was bleibt übrig?
Weinend.
Und hat ſie denn wohl nicht genug gebüßt? —
Ich will Dir etwas anvertraun, Graf Rico:
Man hat ihr Gift gegeben, glaubt es mir!
O Menſchen! Männer! nicht genug, daß Ihr
des Gärtleins zarte Früchte ganz ausplündert,
das Euch ein Kind unwiſſend auftut: nein!

vom Wolfsgeſchlecht, erwürgt Ihr noch das Kind!
denn immer ſind wir Frauen töricht! nie
erkennen wir den Wolf im Manne! nie
im Heuchlermund das Grinſen unſeres Feinds.

Rorico:

Liebreiche Mutter, hätte doch Gerſuind
ſich nie der Leitung dieſer Hand entzogen:
mit Ehrfurcht führ ich ſie an meinen Mund.
Allein, ſie iſt nicht ſchuldlos: Gerſuind! iſt
vor allem in den Augen Karls nicht ſchuldlos,
der heut, ſeit dieſem Morgen, wiederum
zu Aachen, drüben, im Palaſte hauſt.
Er iſt verändert, ſag ich Dir! Es ſind
auf ſeiner Stirne Falten eingeniſtet,
die niemand ohne leiſes Grauen ſieht!
Er zieht die Brauen über beide Augen,
und reißt nur manchmal plötzlich ſie empor,
den Blick, den ſchrecklichen, befreiend: der
dann ohne Gnade, furchtbar drohend, trifft.
Erfährt Karl, daß, ſtatt fern im Sachſengau,
Gerſuind noch hier im Kloſter lebt, zu Aachen,
ſo ſind wir alle, Mutter, in Gefahr!

Die Oberin:

Ich tue Recht und alſo fürcht ich nichts.

Rorico:

Ich bitt Euch, fürchtet Karl, hört meinen Rat:
Ich halte Pferde heut zu Nacht bereit
und zwen zuverläſſige Männer, die

das Kind zu ſeiner Sippe bringen ſollen,
vielleicht iſt gar bereits die Zeit verſäumt,
und wir erleben es, daß Henkershände
vom Krankenbett ſie reißen und ſie abtun.
Denn das Gerücht, ſie ſei noch in der Stadt,
läßt ſich im Volke nicht beſchwichtigen:
und Pöbelrotten ziehn, Ihr wißt's, umher,
ſie aufzuſtöbern und zu ſteinigen.

Die Oberin:

Sie ſteht vor ihrer letzten Reiſe, Graf!
Schon einmal nahmt ihr ſie aus meiner Hand:
das Pfand, von Gott vertraut in unſere Pflege!
Wie nahmt Ihr ſie? wie kam ſie mir zurück? —
Heut iſt's ein Höherer, der ſie von mir fordert,
ein Himmliſcher und dem bewahr ich ſie!
Der Pöbel nennt ſie eine Hexe! er,
der Kinderfreund, der Heiland, nur ein Kind! —
Und ſprecht: wie reim ich Deine Angſt zuſammen
mit dem, was mir mein Beichtiger hinterbringt:
wonach des Kaiſers ſchmerzbeklemmte Seele
zerknirſcht und wahrhaft demutsvoll ſich zeigt:
geht es danach, zerſchmilzt er ja in Tränen . . .

Rorico:

Nun gnade Gott den Franken, wenn Karl weint!
Wenn Karl weint, eilt die Tat dem Wort voraus,
Vollzug dem Urteil! kein Gewittermurren
kündet den gierigen Blitz, der ſtumm verzehrt.
So iſt es! einſt, bei Verden, weinte Karl

und Bache ſchwollen an von Menſchenblut.
Nun weint Karl wieder weint und ſchluchzt des Nachts,
und auf dem Plane hinter Sankt Marien —
indes der Bau zu Gottes Ehre ſtockt! —
könnt Ihr die Frucht von ſeinen Tränen ſehn,
mit ſchwarzen Zungen und verrenkten Hälſen:
Werkleute! und die Beſten! feiernd, ja,
am Wochentag, ſeltſam im Winde baumelnd.

Gerſuind, erwachend:

Schweſter!

Die Schweſter Verwalterin:

Nun, Kind?

Gerſuind:

Ich höre ſprechen.

Die Schweſter Verwalterin:

Wohl,
es iſt Graf Rico und die Oberin.

Gerſuind:

Wird mich der Kaiſer ſchützen vor dem Alten?

Die Oberin:

Vor welchem Alten?

Gerſuind:

Der dort drüben ſteht,
mich Drude ſchilt und einen böſen Teufel.

Die Schweſter Verwalterin:

Sie meint den würdigen Kanzler Ercambald.
Der Traum, der ſie zumeiſt zu quälen ſcheint,
iſt der von jenem folgenſchweren Morgen,

da wir durch Bennit, ihren Ohm, verklagt,
mit ihr erſchienen vor des Königs Stuhl.

Gerſuind:

Und der jetzt eben ſprach, iſt Rico, Schweſter,
des Königs Liebling?

Die Schweſter Verwalterin:

Der Herr Graf iſt hier.
Öffne die Augen nur, dann ſiehſt Du ihn.

Gerſuind, mit geſchloſſenen Augen:

Ich ſeh ihn klar und deutlich vor mir! Er
iſt ſchön! doch nicht, wie Karl! bei weitem: nein!
Karl iſt ein Gott! wir anderen ſind nur Menſchen.

Die Oberin, zu Rorico:

Wollt Ihr es glauben, daß ſie ihn verehrt,
ſo ſchwer ſie ihn gekränkt, wie einen Heiligen.

Rorico:

Mag der dies Kind durchſchaun, der es erſchuf.

Gerſuind:

Ich mag die Greuel nicht hinuntertrinken.
Mich ekelt's. Brr, mich widert's! heißt ihn gehn.

Die Oberin, leiſe:

Man hat ihr Gift gegeben, glaubt es mir!
In jener Nacht, in jenem Pfuhl, in jener
Höhle, wohin der Hölle Zwang ſie trieb,
hat ihr ein Mann, ein Greis, ein Unbekannter,
den Tod in einem Becher Weins gereicht.

Rorico:

Wer möchte glauben, welcher ſtarke Fluch

ihr mitgegeben war, der Zarten und
Gebrechlichen! Wie ſie nun daliegt: ganz
Schwachheit! O Schwachheit, der kein Panzer ſtandhält!
und ſtets blieb ſie allein, auf eigene Schwäche
geſtützt, ſonſt nichts: wie König Karl auf Macht!
und alſo iſt ſie nun, wie er, umlauert
von Feinden, Mutter, und ringsum bedroht:
und mir, der anteillos ihr nah ſtand, bleibt
nun, ſchuldig-ſchuldlos, Anteil nicht erſpart.

Ercambald tritt haſtig ein.

Ercambald:

Da treff ich Dich nun wirklich hier, Graf Rico!?

Gerſuind

fährt beim Klange der Stimme Ercambalds empor, öffnet die Augen und ſtarrt ihn groß an:

Da biſt Du . . . iſt er ja . . . was willſt Du nun?!

Ercambald, ohne Gerſuind zu beachten:

Ihr ſeid ſo Knall und Fall zurückgekehrt?

Rerico:

Ja, er befahl den Aufbruch heute morgen.
Der Himmel weiß, was er im Schilde führt.

Ercambald:

Verſteckt das Mädchen, Muhme Oberin,
Karl iſt ſchon auf dem Weg hierher ins Kloſter.

Rerico:

Dacht ich es doch: man hat's ihm hinterbracht.

Ercambald:

Ich ſag Euch, ſchafft ſie fort. Im Volke gärt's,

und Karel iſt in Henkers Laune! ob
ſchon Volk und Herr jetzt Widerſacher ſind,
ſeitdem die allzuhitzigen Männlein baumeln,
im Haß auf dieſe Metze ſind ſie eins.

Die Schweſter Verwalterin,
Gerſuind vom Seſſel hebend, die noch immer den Blick mit dem Ausdruck des Entſetzens auf Ercambald gerichtet hält:

Schling Dich ganz feſt um meinen Hals, Gerſuind.
Die Starken freveln, aber unſer Schutz
iſt Gott!

Sie trägt Gerſuind hinaus, Norico iſt behilflich.

Ercambald, allein mit der Oberin:

Es ſcheint, der Tod ſelbſt mag ſie nicht.
Wie feſt müßt Ihr doch ſtehn in Karols Gunſt,
daß Euer Mitleid dieſe Wege ſuchte.
Was mich betrifft, ich hätte lieber ſie,
trotz ihres Siechtums anders heimgeſendet:
das heißt wie Freyjas Katze ſie erſäuft.

Die Oberin, Ercambald feſt anſehend:

Ich weiß, das hätteſt Du getan! doch was
Du wirklich tateſt, iſt nur Dir bekannt:
ich weiß es nicht!

Ercambald:

Und alſo Muhme, rede
getroſt von anderen Dingen, die Du weißt.

Ercambald entfernt ſich eilig. Von einer anderen Seite kommt, gehaltenen Schritts, Alcuin.

Alcuin:

War das der Kanzler, der ſo eilig fortging?

Die Oberin:
Gott ſei geſegnet, der Dich zu uns führt,
Vater! ſprich Du zu Deiner Tochter denn,
die man von allen Seiten ängſtigt ... ſprich:
haßt wirklich Karl die arme Geiſel ſo,
daß es den Tod bringt, ihrer ſich erbarmen?
Alcuin:
Iſt's alſo richtig: Ihr beherbergt ſie?
ſo wißt: ſein dunkles Ahnen ſucht ſie hier!
doch weit entfernt von Haß! vielmehr in — Qual!
O dieſer Mann iſt furchtbar, gute Tochter!
ob er der Wahrheit dienet, ob er irrt,
ob er den Adlerblick nach ſeinen Feinden
ausſendet und ſie findet überall,
oder ob er, kläglich geblendet, daſteht
mit blinden Fäuſten wütend gegen ſich.
Die Oberin:
Koſtbar empfind ich jedes Wort von Dir,
Vater, doch wenn es Dir genehm iſt, eile
und ſag mir mehr, daß ich zu handeln weiß
und ihm auf rechte Art entgegentrete.
Alcuin:
Nimm an, er will das Mägdlein wiederſehn!
nimm an, er ſchreit nach ihr aus wilder Seele,
trotz allem, was er ſagt und heucheln mag,
denn was ſein Übel furchtbar macht, iſt dies ...
war dieſes Kind unſchuldig, keuſch und treu,
wir haben's oft erfahren, gute Tochter!

wär es gegangen, wie es immer ging:
ein Kaiſerſöhnlein mehr! und damit gut!
was weiter? nichts! nun aber kam es ſo:
ſie blieb ihm fremd und er bezwang ſie nicht!
und dort, wo ſeine Sinne bettelten,
ich möchte ſagen, winſelten nach ihr,
hielt ihn, unbeugſam, eigener Stolz zurück. —
Und eines Tages ſtieß er ſie von ſich: ſie,
die jetzt erſt recht verderblich in ihm herrſcht.
Und nun ſchlug die verhaltne Glut zurück,
gepaart mit dem enttäuſchten Herrſcherwillen
und ſteckte Tenn und Scheuern uns in Brand ...
das heißt: ihn ſelbſt, von innen aus, den König!

Die Oberin:

So, iſt der König wirklich krank?

Alcuin:

Und ſchwer!

Die Oberin:

Wo iſt der Arzt, wer macht ihn uns geſund?

Alcuin:

Sie, die er ſucht! in aller Welt, ſonſt niemand.
Er kommt, ſchon dröhnt im Hauſe ſeine Stimme.

Die erſte Schweſter erſcheint eilig, gleich darauf die zweite.

Die erſte Schweſter:

Hilf, ſteh ihr bei ...

Die zweite Schweſter:

Der Kaiſer tritt ins Haus,
Mutter!

Die erſte Schweſter:

Gerſuind verlangt nach Dir!

Die zweite Schweſter:

Der Herr
fragt nach Dir, Mutter!

Die erſte Schweſter:

Mutter, Gerſuind ringt
nach Atem, und wir glauben faſt, ſie ſtirbt!

Die zweite Schweſter:

Was ſoll ich ſagen, wenn der Kaiſer fragt?

Die erſte Schweſter:

Sie will Dir etwas, Mutter, anvertraun.
Sie kann nicht ſterben, will Dir etwas beichten . . .

Die Oberin:

Was ſoll ich tun?

Alcuin:

Dein Weg iſt feſt beſtimmt
und ohne Zögern eile, geh ihn, Tochter.

Die Oberin folgt der erſten Schweſter. Einige Nonnen laufen haſtig, Ordnung ſchaffend, durch den Raum. Alcuin ſtellt ſich zurecht. Man hört, lautredend, den Kaiſer mit Gefolge ſich annähernd. Von außen dringt, beginnend, das Brauſen einer Volksmenge, die ſich vor dem Eingang des Kloſters anſammelt. Endlich tritt Karl ein, gefolgt von Norico, Ercambald, einigen Begleitern und vielen Nonnen.

Karl, zu den Nonnen:

Ihr ſollt den Acker haben hinterm Waſchhaus!
Ihr ſollt ihn haben, doch mit dem Beding,
daß Ihr nebſt Kohl, Spinat, Salat und Kraut,
Liebſtöckel, Rosmarin und Malven zieht.

Die Nonnen geben ihrer Freude Ausdruck, einige küſſen ſeine Hände.

Wo habt Ihr Eure Mutter Oberin?

Die dritte Nonne:

Wo iſt die Mutter?

Die vierte Nonne:

Iſt ſie denn nicht hier?

Die fünfte Nonne:

O Gott, wo mag ſie ſein? man muß ſie ſuchen.

Die Mehrzahl der Nonnen läuft kopflos hinaus.

Karl:

Magiſter Alcuin, iſt dies Gemach
nicht eben das, worin wir Schule hielten? —

Zu einer Nonne gewendet:

Wie viele Zöglinge beherbergt Ihr
jetzt hier im Kloſter? Dreißig waren's, als
zuletzt ich hier ſie Kopf um Kopf gezählt.

Die ſechſte Nonne:

Nun ſind es wieder dreißig juſt, Herr König.

Karl:

Die Lücke bleibt trotz allem doch, mein Kind.

Man hört in den Kloſtergängen ein unruhiges Hin- und Herlaufen. Unter den zurückgebliebenen Nonnen iſt viel geflüſtert worden. Die meiſten erbleichen und begeben ſich hinaus. Zwei Mädchen, Kloſterzöglinge, kommen eilig mit brennenden Wachskerzen und wollen vorübergehen. Karl hält ſie an.

Karl:

Wo wollt Ihr hin mit eurem Stümpfchen Licht?

Sie weichen ihm erſchrocken aus, gehen weiter ihres Weges und verſchwinden zur Tür hinaus.

So! ſo! mir ſcheint, wir ſind hier überzählig! —

Es iſt hier naßkalt! zugig! ſchließ die Tür!
Warum ſeid Ihr ſo bleich? was geht hier vor?

Alcuin:

Im Augenblick, eh Du eintrateſt, Herr,
hat man die gute Mutter abgerufen,
weil eine Sterbende nach ihr verlangt.

Karl:

Kein gutes Omen, wenn Gevatter Tod
den Rang mir abläuft und den Vortritt nimmt!

Halb intereſſiert für die Geräuſche der Volksmenge:

Was hat den Immenſchwarm ſo aufgeſtört?

Ercambald, übereifrig:

Was Du doch wiſſen mußt, erfahr es gleich:
die Brücke, die Du ſchlugeſt übern Main,
das Wunderwerk der welſchen Zimmerleute,
iſt hin! Die Flut hat ſie hinweggeſpült.
Und dies Gerücht ward ruchbar heute morgen.

Karl:

Gemach! ich weiß! auch ſtolperte mein Pferd
und warf mich unſanft auf die Erde! heut!
heut ſollſt Du wiſſen: faſt am Tor der Stadt.
Nun gut: der längſte Tag hat ſeinen Abend.

Alcuin:

Gleichwie auf jede Nacht ein Morgen folgt.

Karl:

Gut, was bleibt übrig, als geduldig warten! —

Sich umblickend:

Geduldig warten, ſcheint mir, heißt's auch hier —!

Seht nach, was ſich begibt.
Ercambald, Rorico und die übrigen Begleiter nehmen Karls Befeh
auf und gehen hinaus. Nur Alcuin bleibt bei dem Kaiſer zurück
Karl ſieht ihn bedeutungsvoll an und fährt fort
Da ſind wir nun!
Jetzt will ich es Dir ſagen, was mich hertrieb:
als Du mich darum fragteſt, wußt ich's nicht:
ein Traum! — Hier auf der Schulbank ſaß Gerſuind,
lachend, und ſprach . . . doch, was? iſt mir entfallen!
Richtig! zwar wörtlich nicht kann ich's erinnern,
doch ſo: ich war's, ich ſprach zuerſt ſie an.
Was iſt's mit meinem Ringe, fragt ich ſie —
wie denn der Ring in jedem Traum mich martert,
ſeit meine Narretei unheilbar blüht:
Du weißt es! — ja. Wozu nahmſt Du den Ring
fragt ich! — ſie gab zur Antwort: komm und ſieh!

Alcuin:
Was mich betrifft, o Herr: es kommt mir vor,
als ſtünden wir inmitten einer Wolke,
von einem noch verborgenen Schickſal ſchwer,
Gott ſchenk uns Kraft, es würdig zu beſtehen!
Die Oberin kommt weinend herein.

Karl, ihr entgegen:
Mutter, gar ſeltſam iſt mir heut' zumut
in Deinen Mauern: fremd und ſonderbar,
faſt bang, trotz meines Schwertes! möcht ich ſagen.
Als wär ich nur mein Geiſt, der hier erſcheint,

indes ein anderer König längſt regiert!
noch leb ich: kennſt Du mich auch wieder, Mutter?

Die Oberin

küßt den Saum ſeines Gewandes und weint:

Gott ſegne, ſchütze des Geſalbten Haupt!

Karl:

Und wieder Tränen? heut wie dazumal,
als wir zuletzt uns ſahen, im Palaſte!?
Laß mich mit der Hochwürdigen allein.

Alcuin tritt ab, bleiche, horchende Nonnengeſichter fahren von der Türe zurück.

Karl:

Du kommſt von einem Sterbebette: ei,
wer tot iſt, iſt des Lebens ledig, gut!
Auf uns liegt noch der ſonderbare Fluch
Gottes, der Eva wegen, unſerer Ahnfrau:
die immer noch zuweilen uns beſucht,
damit die Pein nicht ſterbe unſeres Daſeins,
mit friſchen Äpfeln und mit neuer Schuld! —
Wie lange iſt's, ſeit wir uns nicht mehr ſahn?

Die Oberin:

Zu lange Zeit für Deine Dienerin
und Deine Schützlinge in dieſen Mauern,
die, ohne ihren Vater, Waiſen ſind.

Karl:

Schützlinge? Vater? iſt's an dem, Ihr Fraun,
tut Euch ein Vater not, ſucht ihn im Himmel!
Der irdiſche verlohnt der Mühe kaum.

Leugn' es! Dein Kummer ſtraft Dich Lügen! wohl:
der Heide Bennit, damals ſeiner Güter
verluſtig, iſt ein Herr im Sachſengau
und pocht auf ſeine neu erworbene Macht!
Hat er in dieſem Streite recht behalten:
Dich, Mutter, kränkt ſein zweiter Sieg noch mehr,
durch den er ſeine junge Kinderſeele
Dir und Chriſto, dem Heiland, abgewann.

Die Oberin:

Zur Geißel ward uns allen dieſe Geiſel.

Karl:

Recht ſo, wenn ſie zur Geißel allen wird! —
Wär ich ein Vater, wie ich's nicht bin, ſieh:
ich ſollte Tag und Nacht, wie Du, mich grämen,
daß ſie, ſtatt hier, in Deiner frommen Hut,
fern und am Herd des ſtinkigen Heiden lebt! —
Mutter, laß mich Dir beichten! . . . Mutter . . . ich . . .
bin hier . . . ſie war Dein Zögling! — Nun: Gerſuind!
was alles mit ihr vorfiel, wirſt Du wiſſen,
hellhörig ſind die Wände meiner Pfalz!
nun gut! die Welt verflucht ſie! ich verſtieß
die Sünderin aus meinem Angeſicht.
Und nun verzehr ich mich in bittrer Reue! —
Mutter, denk nicht, daß ich von Sinnen bin!
Chriſtophorus, wenn er das heilige Kind —
das Jeſusknäblein, das er watend trug
über den wilden Fluß ans ſichere Ufer! —
etwa der Wut der Strömung überlaſſen:

wie bitter würde ſeine Reue ſein! —
Und, Mutter, ihre Sucht, ihr wilder Trieb
war mehr, als einer Dirne Fürwitz! war
Zwang eines Dämons! war ein finſtrer Dienſt!
ich ſah es oft, wenn ſie der Gott berührte,
der ihren blonden Leib ſich unterjocht:
zu harter Wolluſt Greuel ſeines Kultes!
Dann trat, kaum daß ſie meine Hand geſtreift,
Ohnmacht und Marter auf ihr ſtarres Antlitz,
indes, hilflos, ihr armer Leib ſich wand!
Nun alſo: kurz! unſchuldig oder nicht:
ſie narrt mich mit der Maske einer Heiligen,
der Glorie der Unſchuld, tief in mir,
trotz allem! Iſt es Trug, ſo hilf mir, Mutter.
Zerſtöre dieſe Glorie! zerbrich —
ſonſt mach ich ſie zum Gott des Frankenreichs! —
das Heiligtum, aus dem ſie niederlächelt.

Die Oberin:

Herr, Gottes weiſer Ratſchluß, den ich nun
zwiefach verehre, ſeine Fügung hat
in Gnaden Dich bewahrt vor ſolcher Schuld.

Karl:

Mutter, ſie zieht mich nach ſich! Mutter, ich
bin ein Gefangener, bin nicht frei! wodurch
ſie mich gebunden, in dem Augenblick,
als ich ſie von mir ſtieß? durch welche Künſte?
durch einen Ring, den ſie mir ſtahl vielleicht!
ich kann es nicht ergrübeln und ergründen:

doch dieſen Zauber, der mich bannt und quält,
mußt Du mir löſen helfen, Mutter, mußt
hingehn ſie wiederfinden, und ich will
erfahren, wer die Seele tötete
in ihr, wenn Du ſie tot erfindeſt, und
will ſie nicht ſterben laſſen, wenn ſie lebt!
und ſagſt Du mir: Du biſt's, der ſie verdarb
und nicht erkannte, daß ſie lebte, nun,
ſo will ich meine Söhne rufen, will
die Großen meines Reichs um mich verſammeln,
eröffnen meinen letzten Willen und
ins Kloſter gehn.

Die Oberin:

Herr, niemals war Gerſuind
im Sachſengau bei ihrem Oheim! ſie
war hier! fand hier Aſyl! wie Du es ihr
durch meinen Mund verheißen haſt, nun aber
ging ſie davon zum andern Mal! ſie ging
und wird nie wiederkehren! Als Dein Fuß
die Schwelle unſerer Pforte überſchritt,
da floh ſie unſichtbar an Dir vorüber,
denn eben in demſelben Augenblick
ſtarb ſie! ſie fuhr aus ihren Kiſſen, rief,
mit einem Laut, der alle frieren machte,
den Namen ihres Königs Karl und ſtarb.

Karl ſteht wortlos, während das Brauſen der Volksmenge vor den Toren zunimmt. Im Hintergrunde, ſeitlich, ſammeln ſich Kinder mit brennenden Kerzen, augenſcheinlich auf etwas wartend. **Alcuin**, **Ercambald** und **Rorico** ſowie einige **Nonnen** treten beſorgt ein.

Karl, tonlos:

Magiſter Alcuin!

Alcuin:

Hier, König Karl.

Karl, wie vorher:

Magiſter Alcuin!

Alcuin:

Hier! zu Deinen Dienſten.

Karl:

Mutter, ſind das nur Funken meines Bluts? —
Nein: Lichter ... Lichter kommen auf mich zu!

Karl blickt ſtarr in der Richtung der Kerzen im Hintergrunde. Man erkennt jetzt, daß die Kinder den Anfang eines Zuges bilden, der ſich langſam verſchiebt.

Die Oberin:

Herr König, gnadenreicher Paladin,
wende doch Deinen Schritt und Deinen Blick
von dieſem Werk des grauen Todes ab.

Der Zug ſchreitet hinten von rechts nach links vorbei und es wird nun eine Bahre ſichtbar, von Nonnen getragen, auf der Gerſuind als Leiche ruht, doch iſt ſie mit einem Tuche bedeckt.

Karl:

Still! — eine Tote? weißt Du, wer es iſt? —

Die Schweſter Verwalterin,
von der Bahre herantretend:

Sie ſtarb, verſöhnt mit Gott, in meinen Armen!

Karl:

Sie ſtarb in Deinen Armen, ſagſt Du? Wer? —
Wer ſtarb? — zieh ab das Tuch! — durch wen ſtarb wer? —
Was heult der Pöbel unten auf der Gaſſe? —

Laß!

Er ſchreitet mit feſten Schritten bis an die Bahre und hebt ſelbſt das Tuch von Gerſuinds Antlitz.

Du biſt's? — Gerſuind, Du? — Wo kommſt Du her? —

Der Kaiſer richtet ſich hoch auf, aber es überkommt ihn ein Zittern, es iſt, als vibrierte ein Turm im Erdbeben, er ſinkt in ſich zuſammen, richtet ſich aber ſogleich wieder hoch auf, greift nach einer Stütze, die Rorico und Alcuin ihm bieten, ſinkt wieder zuſammen, erhebt ſich, ſchiebt Rorico und Alcuin von ſich und ſtarrt auf die Tote.

Zu ſpät! — Seltſam und wunderlich, Ihr Herren ...
Ihr ſtaunt ... Ihr ſeht mich ruhig ... ſeltſam ſag ich
iſt: daß ein Schmerz, der mich ſo ruhig macht —
mir doch Äonen aufreißt des Entſagens!
Die Hand iſt warm! — nicht wahr, es glitt ein Tuch,
ein roſiges von hier ... von hier herab
und fiel, als ſänk es hin zu ihren Füßen?
und als Ihr ſuchtet, fandet Ihr es nicht?
So flieht das Leben! Oh, ich ſah es oft
und alſo —

Er richtet einen durchdringenden Blick auf Ercambald.

Ercambald, biſt Du zufrieden?
Ja! Ihr! nicht ich! — was hier geſchah, iſt Mord!
Tritt näher, Ercambald: hier dies iſt Mord!
ſtill! ſie will ſprechen, glaub ich! ihre Bruſt
hebt ſich ein wenig! näher! näher! Mord!
daß ſie Euch ſieht! ihn klagen kann: den Mord!
Rico! vor jeder Pforte Wachen! ſchließt
die Türen, hier im Kloſter herrſcht der Mord.

Die Oberin wirft ſich zu ſeinen Füßen:
Wenn hier ein Mord geſchah, Herr König Karl,
Gott, der Allwiſſende bezeug es ... wenn
Verbrechen hier im Spiel iſt und dies Kind,
ich weiß nicht, welchen Frevels Opfer iſt,
ſo heb ich beide Hände hier empor
zum Schwur! treff uns Verdammnis! ſei verwirkt
das ew'ge Heil, wo Schuld uns trifft, Herr, Schuld ...
Anteil der Schuld von Sandkorns Schwere nur!
Kein Haar ward ihr gekrümmt in unſern Mauern.

Karl:
Dies iſt nicht meine Tat! was Ihr hier ſeht,
Rico, das iſt gemeiner Mord! bewacht
die Türen: Blut um Blut! dies hier iſt Mord!
und dieſe Tote ſoll uns führen! führe
uns, Gerſuind, und wir ſchreiten hinter Dir
und ſei es mitten unter meine Sippe!
wir ſchreiten mitten unter ſie hinein
und fordern, wo Dein toter Finger hinweiſt,
und träf es meinen eignen, liebſten Sohn ...
und fordern Blut um Blut!

Ercambald:
Herr König, nimm —
laßt mich! nimm hier getroſt das meine! nimm —
nicht viel, wahrhaftig, blieb in mir zurück! —
doch nimm es! Dein war jeder Tropfen doch,
vergoſſen oder nicht, Zeit meines Lebens.
Doch eh ich meinen Nacken beuge, eh

ich gern ihn beuge, gerne unters Beil,
gönn mir noch einmal ihn empor zu richten! —
Du biſt nicht mehr — wie ſonſt — von Gott belehrt!
Ein Schlaf iſt über Dir! verſchloſſen ſind
Augen und Ohren Dir, daß Du nichts ſiehſt
und auch nichts hörſt! hörſt Du die Menge toben? —
Angſt raſt aus ihnen und Verzweiflung! wild,
hörſt Du? dröhnt Schlag auf Schlag ans Kloſtertor!
Ein Ruf erſchallt: die Dirne ſchor ſein Haar!
und alle meinen, daß ein Dämon Dich
austrinkt, das Blut Dir ausſaugt, hier im Kloſter,
indes das Reich zerfällt, das Du erbaut. —
Das iſt's! und überdem ſagt ein Gerücht,
daß mit zweihundert Schiffen Godofried,
der Däne, landete im Frieſengau!
daß er die Siedelungen überfiel,
die ſtarken Burgen ſchleifte, die wir dort
errichteten! und die Beſatzungen
fortführte oder niedermetzelte! —
Ein ſolcher Schlag iſt unerhört! er iſt
dem ſieggewöhnten Volke Deiner Franken
ein Unerklärliches, das ſie verwirrt.
Sie raſen, ſchwingen Scheren in den Händen,
in Meinung, daß die Götzen-Prieſterſchaft
des Sachſenvolks mit Zauberkunſt Dich lähmt,
wie die Philiſter Samſon lähmten, durch
Verrat Delilahs, die die Kraft ihm ſtahl,
indem ſie ihm das Haar vom Haupte ſchor.

Karl hat während der Rede Ercambalds den Blick nicht von Gerſuind abgewendet. Mehr und mehr von ihr angezogen nähert er ſich der Toten, alles um ſich her vergeſſend und nur durch das plötzliche Schweigen Ercambalds ſcheint er halb ins Bewußtſein zu erwachen.

Karl, mit leiſer, tiefer Stimme:

Biſt Du zu Ende? geht, laßt uns allein! —
Rico! — Rico!—

Rorico:

Ja, Herr!

Karl:

Geht! — und Du: bleibe! —
auch Du!— auch Du! —

Er hat Alcuin und die Oberin bezeichnet und die übrigen mit einer furchtbar gebieteriſchen Kopfbewegung hinausgewieſen. Ercambald und alle übrigen, auch die Kinder, flüchten, wozu nun der Kanzler ſogar ſie mit antreiben hilft. Langſam tritt der Kaiſer bis dicht an die Bahre.

Mutter, der Satan war
ein Engel Gottes! nicht? er wollte ſein
wie Gott! und er fiel ab und Gott verſtieß ihn!
O ungeheurer Sturz der glanzgetränkten
Scharen zum Abgrund! jener Himmelskinder,
die aus der reinſten Glorie gebildet,
doch nicht geſättigt waren! deren Schrei ...
der Schrei der Liebe durch die Himmel fuhr:
hilf, Satan, hilf! wir wollen ſein, wie Gott!
ſeht Ihr den Trotz in dieſen Mienen? Gott
zerſchellte an dem Engel, den er ſchuf —
von Menſchenmacht ganz zu geſchweigen und
von mir! — Nun iſt ſie ſtumm! in meinem Traum

ſah ich den weißen Leib ſo leuchten! denn
was ich ihr ſtreng verſchwieg, das ſag ich Euch:
ich liebte ſie!
Gott füllt die Räume aus mit ſeinem Namen:
ſie ſchweigt, bleibt ſtumm! hier iſt kein Widerhall! —
Sagt mir, was ich nicht weiß: warum die Welt
zerriß und mitten durch mein Herz der Riß
ſich zieht? — ſie ſteht vor ihrem Richter! —
Was wird er ſagen? dieſem bohrenden
und ſtolzen Schweigen wohl entgegenſetzen?
Wird er ſie fragen: wo, wo iſt mein Ring?
und weil ſie ſchweigt: wie ich, ſie nochmals töten?
damit ſie zehnfach trotzig auferſteht,
zu neuen Gluten und zu alter Qual?
denn Qual war ihre Loſung: Stolz und Qual!
und —: es iſt auch die meine! — Fahr denn wohl! —
Biſt Du nur eine Flocke Höllenglut:
Mutter! Ihr Herrn! wie muß es ſein: das Meer!
Was Wunder, wenn ſich mit verſengter Bruſt
die ſeligen Geiſter drängen ins Verderben!
Nun: ich bin Euer! wenn ſie ſchläft, und doch
nicht aufzuwecken iſt, ſo bleibt mir Zeit
genug für Euch und Godofried den Dänen!
Rufe der Menge:
Sie ſchor ſein Haar! Die Dirne ſchor ſein Haar!
Rorico:
Gebiete, Herr, ſo werf ich mit den Reitern
die Menge zurück.

Ercambald ſtürzt herein.

Ercambald:

Der Pöbel ſtürmt das Haus.
Es iſt kein Widerſtand! wenn Du Dich nicht
zeigſt, Deinen Anblick nicht dem Volke bieteſt ...

Karl:

Wohlan! eh es zu ſpät iſt —: Handwerksmann,
nun an Dein Handwerk! habet Nachſicht, weil
ich feierte, ein wenig meine Pflicht —
ich kenne ſie! — verſäumte! O ich weiß,
daß ich des Fronherrn beſter Höriger bin!
verklagt mich nicht! habt Mitleid! ſagt es niemand!
ich will nun doppelt Schweiß vergießen, will ...
legt mir ein Joch von Eiſen auf! was gilt's:
ein Auerſtier iſt kraftlos gegen mich.
Recht ſo: hebt ſie empor! tragt ſie hinweg!
Ich muß noch immer lernen! muß von ihr
auch das noch lernen, was ſie mir verſchwieg!
Sagt niemand, daß ich noch von Kindern lerne,
hört Ihr? ſagt ihnen: unſer König Karl
weiß nicht, was Irrtum iſt! ſagt ihnen, er
ſei hart wie Diamant und weine niemals. —
Seht Ihr den Mann, der jener Toten nachfolgt?
die Menge weiß von dieſem Manne nichts!
laßt ihn — verratet nichts! — laßt ihn nur gehn!
Was er nicht kannte, wird dem Volke nun
nicht fehlen: und ein Greis bleibt ihm zurück! —
und der ... der Greis ſehnt ſich ins freie Feld!

ins Blachfeld! unter freien Himmel! wo
der Wolkenaufruhr über ihm, der Aufruhr
des Kriegszugs um ihn her die Welt erfüllt.
Auf ſeines Streithengſts Rücken ſehnt er ſich
und nachts zu ruhn im ſauſenden Gezelte!
und kurz, der alte Kriegsknecht: Kaiſer Karl!
ſchreit, wie ein Hirſch nach Waſſer, nach den Stürmen,
darin er friſch geatmet lebenslang:
nach Waffenlärm! nach Männerkampf! nach Krieg!

Er iſt in die Loggia getreten und zeigt der toſenden Menge ſein Schwert. Einen Augenblick tritt Totenſtille ein, dann bricht die Menge in endloſen Jubel aus.

Rufe der Menge:

Heil König Karl! — Fluch ſeinen Feinden! Krieg!

Ercambald:

Er hob ſein Schwert! Heil ihm! Er hebt ſein Schwert!

Griſelda

Zehn Szenen

Dramatis personae

Vater Helmbrecht
Mutter Helmbrecht
Griſelda, ihre Tochter
Markgraf Ulrich
Graf Eberhard
Gräfin Eberhard
Graf Heinz
Die Baronin
Erſter Baron
Zweiter Baron
Dritter Baron
Der Schloßpropſt
Der Haushofmeiſter
Der Kaſtellan
Der Arzt
Erſte Dame
Zweite Dame
Die Pflegefrau
Die andere Pflegefrau
Die Kammerfrau
Wäſcherinnen

Erſte Szene

Das Höfchen des Bauern Helmbrecht. Links das Haus, in Stall und Wohnraum geteilt, mit Flurtür und Stalltür, ſowie zwei kleinen Fenſtern der Wohnſtube. Gegenüber ein kleiner Stadel mit Holzſchuppen. Das Höfchen iſt von der Straße im Hintergrunde durch einen Staketenzaun abgetrennt. Nahe dem Zaun ein Holzſtoß. Das Zaunpförtchen iſt offen. Ein ſchöner Apfelbaum, die hängenden Zweige mit einer Laſt roter Äpfel beſchwert, überwölbt es. Den Hintergrund bilden Bergwieſen, Wälder und leicht beſchneite Höhenzüge. Unweit der Haustür: fließendes Waſſer, in einen Steintrog plätſchernd. Ein Pflug ſteht mitten im Hof.

Vater Helmbrecht, über die fünfzig, ſitzt auf der Erde und dengelt die Senſe. Er iſt ein zähes, äußerſt dürftiges Bäuerlein von der menſchenfreundlichen Sorte. Sein Scheitel iſt ſilberweiß und ſo auch der Bart, der von Ohr zu Ohr unterm Kinn herumgeht und das ſonſt bartloſe Antlitz umrahmt.

Mutter Helmbrecht ſitzt auf der Hausſchwelle und läßt die Spindel tanzen. Die etwa fünfundvierzigjährige Frau haben Sorge, Arbeit und Krankheit zu früh gealtert.

Griſelda, Tochter dieſer beiden, iſt eine ungewöhnlich ſchöne und ſtattliche, zwanzigjährige Bauernmagd, eine wahre Gudrungeſtalt. Barfuß, im kurzen Rock und bunten Mieder ſchiebt ſie eine Radwer mit Grummet vor ſich her, die ſie vor der Stalltür abſetzt.

Es iſt ein ſonniger Morgen im Herbſt.

Vater Helmbrecht: Nu jeja, man wird alt. Vor zehn Jahren war ich noch jünger, Mutter.

Mutter Helmbrecht: Je ſchwächer der Bettler, je ſtärker die Krücke.

Vater Helmbrecht: Betteln und Arbeiten iſt noch immer zweierlei, Mutter.

Mutter Helmbrecht: Griſelda, federe Dich. Du mußt hernach noch vier Mandeln Eier aufs Vorwerk tragen.

Griſelda, kurz, unfreundlich: Ich arbeite, was ich kann, Mutter. Sie hebt eine Kleelaſt und trägt ſie in den Stall.

Vater Helmbrecht: Was ſoll bloß der alte Rodewinkel alles hergeben?! Mehr Zins wie Frucht!

Griſelda kommt wieder.

Mutter Helmbrecht: Griſelda!

Griſelda: Schon wieder was!

Mutter Helmbrecht: Könnt ich mir helfen, braucht ich Dich nicht zu rufen, Mädel. Was hat's denn mit Dir? Du biſt doch ſonſt nicht ſo bösartig geweſen mit Deiner Mutter.

Griſelda: Man möchte wohl bösartig ſein in der Welt.

Mutter Helmbrecht: Warum denn?

Griſelda: Warum? Darum! Warum hat ſchon mancher gefragt. Sie trägt wiederum eine Kleelaſt in den Stall.

Vater Helmbrecht tritt mit der Senſe vor die Stalltür und ſpricht hinein: Nanu jetzt ... nanu, jetzt hab ich Dir alſo ... hätt ich Dir alſo die Senſe ſcharf gemacht. Morgen beizeiten ... alſo bei guter Zeit, Mädel, haun wir den letzten Fleck Grummet hinten im Schindelgrunde los.

Griſelda kommt wieder.

Griſelda: Morgen is Sonntag.

Vater Helmbrecht: 's Grummet muß rein, wenn auch Sonntag is.

Mutter Helmbrecht: Nu Mädel! Nee Mädel! Jetzt ſag mir bloß! Du biſt doch ſonſt nich ſo auf das Kirchelaufen verſeſſen geweſen. Hat Dir etwa der neue Kaplan den Kopf verwirrt?

Vater Helmbrecht: Mag ſein, daß ein Mädel in Deinem Alter Gedanken hat. Was nutzt das? Dawider hilft nichts wie arbeiten.

Griſelda: Ich denke, meine Hände ſind hart genug.

Vater Helmbrecht: Das Gras muß los. Unſer Herrgott wird ein Einſehen haben. Es tröpfelt. Nächſte Woche ſchneit's womöglich. Unſer Herrgott wird beſſer wiſſen als Du, was Viehwirtſchaft is. Er geht ins Haus.

Ein Mann, in der Tracht eines Tagelöhners oder Waldhüters, blickt über den Zaun.

Der Fremde, mit funkelnden Augen unter buſchigen Brauen: Na, was keift die Alte ſchon wieder mal?

Griſelda ſchrickt zuſammen, bemerkt den Fremden: Wie?

Der Fremde: Ob die alte Urſchel das Keifen nicht laſſen kann, frag ich.

Griſelda, konſterniert: Wer ſind Sie denn?

Der Fremde: Ach was, das kann Dir ſo gleich ſein wie mir! Kann man bei Euch einen Schluck Waſſer haben?

Griſelda, mit beiläufiger Kopfbewegung gegen den Röhrenbrunnen: Dort hat's Waſſer genug.

Der Fremde: Warum ſo von oben herab, ſchöne Roggenmuhme? Kann man vielleicht eine Topfſcherbe haben, um daraus zu trinken?

Mutter Helmbrecht: Mädel, gleich hinter der Tür ſteht ein Taſſenkopp.

Griſelda: Ich hab keine Zeit, ich hab andres zu tun.

Der Fremde: Warum denn ſo unhold, erhabenſte Kuhprinzeſſin, ſage mir doch?

Griſelda: Ihr mögt vielleicht ein Kuhprinz ſein.

Der Fremde iſt ſehr gelaſſen eingetreten und hat ſich ebenſo auf den Pflug geſetzt: Gut geantwortet. — Wie alt biſt Du?

Griſelda: Wenn Sie getrunken haben, können Sie Ihrer Wege gehn.

Der Fremde, unbeirrt: Wie alt biſt Du?

Griſelda: Nicht mehr jung genug, um mit jedem hergelaufnen Tagedieb Dummheiten zu ſchwatzen.

Der Fremde, unbeirrbar gelaſſen: Deine Mutter muß in einem reifen Weizenfeld geſchlafen haben, als Dein Vater Dich machte.

Griſelda traut ihren Ohren nicht, dann auf ihn los: Pack Dich! Du biſt ein Schweinehund! Geh!

Der Fremde, wie vorher: Das iſt mir ſchon von viel häßlicheren Frauenzimmern geſagt worden, als Du eins biſt.

Griſelda, etwas aus der Faſſung: — Du biſt aus einem Tollhaus entſprungen.

Der Fremde, hartnäckig: Und Du in einem reifen Kornfelde gemacht.

Griſelda ergreift eine Schaufel, kehrt ſie um und geht auf den Fremden los.

Mutter Helmbrecht: Griſelda! Du biſt nicht bei Sinnen, Mädel!

Der Fremde, ein wenig bleich, ſonſt vollkommen gleichmütig: — Schlag! — Warum ſchlägſt Du nicht? — Ich möchte grade von einem ſolchen Frauenzimmer, mit ſolcher Stirne, mit ſolcher Bruſt, mit ſolchen Hüſten und mit einer ſolchen Korngarbe im Nacken, erſchlagen werden.

Griſelda, abermals und auf höchſte konſterniert, wirft die Schaufel weg: Oh, ich hätte wahrhaft Beſſeres zu tun, als auf Deine hirnverbrannten Reden zu paſſen. Sie ſchiebt die Radwer in den Holzſtall und betätigt ſich.

Mutter Helmbrecht iſt, den Fremden ſcharf und nachdenklich im Auge behaltend, den Vorgängen gefolgt: Vater! — Vater! Es is jemand hier.

Der Fremde: Liebſt Du Geldſtücke, Alte? Er wirft ihr einige in den Schoß.

Mutter Helmbrecht: — Vater! — Das geht nich mit rechten Dingen zu! — Vater! — Was is das? — Sie ſtreicht die Münzen von der Schürze. Stehlen und betteln brauchen wir nich.

Der Fremde, unbeirrt zu Griſelda: Willſt Du aufs Feld?

Griſelda hat das Joch eines Zugochſen vom Türpfoſten genommen und antwortet nicht.

Der Fremde: Willſt Du die Kuh vor den Pflug ſpannen? — Mit eigentümlichem Nachdruck, heiß. Laß doch das Rind, Du junge Färſe, im Stall: ſpanne Dich ſelbſt vor den Pflug! Ich werde die Sterzen halten und die goldenen Zügel Deines Haares um meine Fäuſte wickeln. — Willſt Du?

Griſelda: Ich habe auch Fäuſte.

Der Fremde, hartnäckig: Ich werde die Stränge und Stricke und Seile Deiner Haare mit Knoten verſehen, und Du ſollſt zittern unter meiner Geißel — Du junges Rind!

Griſelda packt den Fremden vor der Bruſt und ſtößt ihn durchs Zaunpförtchen hinaus: Pack Dich! ſo! pack Dich! Sie kommt in den Hof zurück und ſchließt das Pförtchen.

Der Fremde, ſehr bleich, hebt die Mütze auf, die ihm entfallen iſt: Nicht übel! — Du gefällſt mir!

Griſelda ſteht an der Schuppentür und weint ſtill in die Schürze.

Der Fremde ſchlendert, die Hände in den Taſchen, langſam wiederum in den Hof: Was koſtet bei Euch ein Trunk Waſſer, Alte?

Mutter Helmbrecht: Ich hab all mein Lebtag dem armen Wandrer ſeinen Schluck Waſſer gegönnt. Was Ihr wollt, mag wohl was andres ſein.

Der Fremde: Seid Ihr leibeigen oder Fronbauern? Steht Ihr dem Kloſter oder der Herrſchaft zu?

Mutter Helmbrecht: Ich denke, das kann Euch wenig bekümmern, wem wir zuſtehn! Ins Haus rufend: — Mann! — Trinkt und geht Eurer Wege, wer Ihr auch ſeid! — Mann! Mann!

Vater Helmbrecht erſcheint in der Haustür.

Vater Helmbrecht: Was ſchreiſt Du denn, Mutter?

Der Fremde: Die Weiber ſchreien, weil ich durſtig bin! — Was? Iſt Er nicht der alte Helmbrecht, der nachts zu meines ſeligen Herrn Vaters Zeiten mit dem greulichen Tutehorn Winters und Sommers bei Regen, Wind und Mondſchein die Wache hatte? Iſt Er nicht der Nachtwächter Helmbrecht von Jagdhaus Schönbuche, dem wir jungen Leute einmal nach einem etwas ausgelaſſenen Jagdſchmauſe den Streich ſpielten, im eigenen Schlößchen einzubrechen?

Vater Helmbrecht: Jawohl, der ſoll ich wohl immer noch ſein.

Der Fremde: Weißt Du, wer ich bin?

Vater Helmbrecht: Auch immer noch unſer Markgraf Ulrich.

Mutter Helmbrecht: Ih, Du großer Gott: ich hab ja den gnädigen Herrn auf der Stelle erkannt!

Graf Ulrich: Davon haſt Du aber nichts merken laſſen. Ich will mir den Bart ſcheren laſſen und Mandelkleie in mein Waſchwaſſer nehmen, damit ich wieder wie einer von jenen Zieraffen ausſehe, die Euch in Reſpekt verſetzen. Wie geht's ſonſt, alter Nachtwächter! Jetzt machſt Du wieder Dein Vaterunſergeſicht. Kannſt Du auch noch Deine dreimal gehängte Diebsviſage aufſtecken?

Vater Helmbrecht: Je nachdem, Herr! Obgleich ich das nicht mehr ſo nötig habe, ſeit der alte Freihubener Bauer, der ſoviel als der Vater von meinem Weibe war, geſtorben iſt und wir das Waldgut hier oben geerbt haben.

Graf Ulrich: Ach ſo! Deshalb hat mir auch Sein Teufel von Tochter alle Rippen im Leibe zerbrochen.

Mutter Helmbrecht: Greiſelda, tu Abbitte!

Graf Ulrich: Laß ſie! Mich ficht's nicht an! Will heißen, ich leide, weiß Gott, keine Anfechtungen ihrethalb! Was hat ſie ſich alſo ſo ungebärdig, da ſie doch niemand dreſſieren will. Will ich Fuchsjagden reiten, ſo ſtehen in meinen Marſtall Stuten genug. Und läge mir dran, grade bei dieſem Satan mein Jus zu nehmen, es würde mich nur vier Worte koſten: ſchick ſie aufs Schloß! — und es wäre geſchehen.

Vater Helmbrecht kratzt ſich hinterm Ohr: Schon, gnädiger Herr! Wenn einer nur jetzt nicht ein freier Feudaſter geworden wäre.

Graf Ulrich: Dertauſend, Du Schlingel! Was biſt Du geworden?

Vater Helmbrecht: Was leider Gottes nach dem Recht von Mailand bis Bern, von Bern bis Raben nicht mehr zu ändern iſt.

Graf Ulrich: Höre: baue getroſt Deinen Kohl, ich ſtöre Dich nicht. Behalte auch meinethalben Deine anderthalb ranzigen Zinshühner! — Befiehl, ſie ſoll mir in irgendeiner Scherbe einen Trunk Waſſers reichen, ſonſt nichts. Das ſei ihr ganzer Gehorſam.

Mutter Helmbrecht: Griſelda, reiche dem gnädigen Herrn Markgrafen Waſſer, im Augenblick!

Griſelda: Nein!

Vater Helmbrecht: Kotzſchockſchwerenotmillionſchwerebrett!!

Griſelda nimmt eine Milchgelte und begibt ſich mit trotzigem Entſchluß an den Brunnen.

Graf Ulrich, mit gekünſteltem Gleichmut zu Helmbrecht: Habt Ihr gehört, daß heuer unten am See die Weinbauern recht ſehr übel abſchneiden?

Vater Helmbrecht, erſt mit einem Blick auf Griſelda: Schwerenotskotzhimmelſchlag nochmal! — Auch die Oliven ſind ſchlecht geraten.

Graf Ulrich: Und außerdem auch die Jungfern, wie es ſcheint. Er will das gefüllte Waſſergefäß aus Griſeldas Hand entgegennehmen, die es ihm reicht. So! — brav! — Gehorſam geziemt der Leibeigenen.

Griſelda gießt ihm das Waſſer über den Kopf: Werdet nüchtern, Herr Markgraf, Ihr ſeid betrunken!

Graf Ulrich hat Griſelda blitzſchnell an beiden Gelenken gefaßt: Was? Nun ſollſt Du erfahren, daß ein Mann kein Weib, und ein Weib kein Mannsbild iſt. Er packt ſie an und trägt ſie ins Haus.

Griſelda: Ich beiße, ich würge — ich ſchlage Euch nieder! Sie wird ins Haus getragen, man hört beide herumpoltern.

Mutter Helmbrecht: Das Mädel hat den Verſtand verloren!

Vater Helmbrecht: Na ja! Und er und der alte Graf, die haben niemals, weiß Gott, welchen gehabt!

Zweite Szene

Eine Galerie im Schloſſe des Markgrafen von Saluzza. Vor den Fenſtern breiten ſich der Spiegel und die Gelände eines oberitalieniſchen Sees aus.

Graf Eberhard, über die fünfzig hinaus, Graf Heinz, ſein Sohn, fünfundzwanzig Jahre alt. Die Baronin, ſchlank, dreißigjährig: dieſe alle in Reitanzügen. Der Haushofmeiſter, der Schloßpropſt, beide ſich dem vierzigſten Jahre annähernd.

Graf Eberhard: Demnach iſt alſo noch immer keine irgendwie erhebliche Änderung eingetreten, Haushofmeiſter?

Haushofmeiſter: Nein. Er wohnt in einem ſchlechten Domeſtikengelaß. Was die Köche zubereiten, verſchmäht er. Er röſtet ſich ſelbſt Kaſtanien und ſchlingt ſie noch mit der glühenden Aſche hinunter. Er trinkt Waſſer oder den allerminderwertigſten Deſenzano, der zu bekommen iſt. Wo er grade geht oder ſteht, ißt er ſein Schwarzbrot und ſeinen Kuhkäſe oder Speck aus der freien Fauſt. In wärmeren Nächten ſchläft er zwiſchen dem Schwarzwild, höher hinauf in den Wäldern. Er verkriecht ſich ins trockene Laub an den Futterſtellen oder auf einem Heuboden, wenn's hoch kommt, wo ihm dann gelegentlich, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, eine beliebige Bauernmagd Geſellſchaft leiſtet. So iſt unſer Herr: beinahe haben wir keinen.

Graf Eberhard: Was meint Ihr dazu, Propſt?

Der Schloßpropſt: Es iſt undankbar, über die Eigentümlichkeiten regierender Herren ſich Gedanken zu machen.

Graf Eberhard: Mein Neffe Ulrich muß heiraten!

Die Baronin, böhmiſch: Gebt ihm eine Frau, gebt ihm eine Frau, ſonſt kommt er ins Narrenhaus.

Der Schloßpropſt: Ich habe mir nun im Gegenteil ſagen laſſen, werter Graf, daß Herr Ulrich grade wegen eines Heiratsprojekts aus Mailand hierher auf das Land geflohen und erſt in eine Art Tollheit verfallen iſt!?

Graf Heinz: Ihr werdet einen friſch in die Falle gegangenen Wolf eher dazu bringen, daß er ein lebendiges Oſterlämmchen apportiert, als meinen originellen Vetter Ulrich dazu, mit einer veritablen Braut unter Glockengeläut die Schwelle der Kirchtür zu überſchreiten.

Die Baronin: Was in der Tat auch Stoff für ein einziges großes Gelächter von Mailand bis Rom, von Rom bis Ravenna abgeben würde. Man müßte es, glaube ich, jenſeit der Alpen noch kichern hören.

Graf Eberhard: Einerlei, ſeien wir ernſthaft. Es ſtehen wichtige Dinge auf dem Spiel. Die Landſtände wollen ſich nächſtens verſammeln. Ja bereits heut werden ſich etwa zwanzig Vertrauensmänner zu einer Vorberatung hier einfinden. Man rechnet mit dem Heimfall der Grafſchaft. Und die Agnaten ſind von der niederträchtigſten Rührigkeit.

Der Schloßpropſt: Latet anguis in herba, jawohl.

Graf Eberhard: Meines Erachtens ſollte er keine andere, als die Conteſſa Pirani nehmen. Sie erbt auf der Stelle fünf große Herrſchaften. Ihr Herr Papa zieht ein Rieſeneinkommen aus zwölf oder vierzehn Häuſern in Mailand, Rom, Neapel und Genua. Sie iſt vierzehn

Jahr alt und gewachſen wie eine Zypreſſe. Sie iſt eigentlich über alle Begriffe ſchön.

Die Baronin: Lieber Onkel, Du ſollteſt jetzt gleich aus dem Stegreif Deinem Panegyrikus ein Sonett über ihre gefärbten Haare anheften!

Haushofmeiſter: Soll es mir geſtattet ſein, mitzuteilen, was Seine Erlaucht, unſer Herr Markgraf, über dieſen durchlauchtigtſten Engel zu bemerken geruht haben?

Graf Eberhard: Sprich.

Haushofmeiſter: Wenn die Conteſſa Pirani, wie Gott ſie gemacht hat, ſagte er, auf meinem dunkelbraunen, holländiſchen Bullen, den niemand zähmen kann, durch das Dorf reiten, ihn dann an den Hörnern nehmen und an die Krippe binden will, dann will ich ſie vom Fleck weg heiraten.

Graf Eberhard: Manchmal kommt mir doch auch der Gedanke, ob nicht etwa doch, wie die Gegner annehmen, der gute Neffe ein Freſſen für die Medizinmänner der Sorbonne und die Wärter des Spitales vom grauen Kloſter iſt.

Haushofmeiſter: Ich meine, er iſt nur Weiberfeind.

Die Baronin, nach allgemeinem Lachausbruch: Da möchte ich Euch doch wohl raten, Haushofmeiſter, wenn Ihr von einer irrigen Anſicht abkommen wollt, ſeinen Spuren in den lombardiſchen Städten nachzugehen: ſein Weg iſt mit blutigen Tränen verlaſſener und betrogener Weiber bedeckt.

Graf Eberhard: Gott weiß es, er hat ſeinen einflußreichen Freunden die Vertuſchung ſeiner wahnwitzigen Aventiuren nicht immer leicht gemacht.

Graf Ulrich tritt ein, wie ein Bauer gekleidet, Lederhoſe, offenes Hemd, eine Heugabel über der Schulter.

Graf Ulrich: Lieber Onkel, lieber Vetter, liebe Couſine, was verſchafft mir die Ehre?

Graf Eberhard, betroffen durch Ulrichs Aufzug: Verzeih, lieber Ulrich, wir wollten nicht ſtören.

Graf Ulrich: Oh, es macht nichts, ich habe nur der Jutta Dünger laden helfen.

Graf Eberhard: Was haſt Du ihr laden helfen?

Graf Ulrich: Miſt! – Du erlaubſt, teure Baſe . . .

Er lehnt das landwirtſchaftliche Werkzeug an die Wand.

Die Baronin: Ihr habt Euch, wie es ſcheint, ſeitdem Ihr auf dem Lande wohnt, einen neuen, nicht minder penetranten Humor angeeignet, erlauchter Vetter, als weiland Eure Stadthumore geweſen ſind. Die Probe beweiſt es. Ihr habt Euch geſteigert!

Graf Ulrich: Ich habe mich in der Tat geſteigert. Nicht um die Buſentücher und Strumpfbänder der zwölf ſchönſten Damen der Lombardei kehre ich in die Stadt zurück.

Graf Eberhard: Du warſt allerdings für das Feldlager immer beſſer geeignet, als für den Terrazzo eines Prunkſaales. Allein ſolche extreme Liebhabereien, wie dieſe neuſte, blieben mir bisher an Dir unbekannt.

Graf Ulrich: – Was wünſcht Ihr von mir?

Graf Eberhard: Mein lieber, eigenſinniger Neffe, erſtlich haben wir zum ſoundſovielſten Male einen Familienrat gehalten . . .

Graf Ulrich: Der wievielte iſt es?

Graf Heinz: Der neunte Oktober.

Graf Ulrich: Der wievielte Familienrat, meinte ich. Ich glaube, der hundertundelfte wird es ſein. — Laß Wein und Gebäck bringen, Haushofmeiſter.

Der Haushofmeiſter ab.

Graf Eberhard: Wenn es ſchon gleich nicht der hundertundelfte Familienrat iſt, ſo haben wir doch allerdings in Deiner wichtigen Sache wenigſtens fünfmal umſonſt unſere Entſchlüſſe gefaßt. — Was haſt Du eigentlich gegen das Heiraten?

Graf Ulrich: Nicht das geringſte, ſolange ich keine Frau ins Haus zu nehmen brauche. Wenn Ihr es ſonſt wollt, will ich bei andrer Leute Hochzeit alle vier Wochen Brautführer ſein und alle vierzehn Tage Gevatter ſtehen.

Graf Eberhard: Leider iſt es mit andrer Leute Hochzeit, lieber Neffe, eben ganz und gar nicht getan.

Graf Ulrich: Und mit meiner erſt recht nicht. Ich bin nicht ſo grauſam, eine Frau zu nehmen! Meine Frau — oder ich — täte mir leid.

Die Baronin: Darin muß ich Euch herzlich zuſtimmen.

Graf Eberhard: Es hilft nichts, ich muß Dir jetzt nach der Schnur meine Vorſchläge tun. Es kann Dir unmöglich beruhigend ſein, Deine Lehnsherrlichkeit von allen Seiten gierig umlungert zu ſehen. Mögen ſie auch Deine Lehnsfähigkeit öffentlich vor der Hand nicht antaſten. Immerhin biſt Du unbeweibt, und Deine Deſzendenz iſt in Frage geſtellt.

Graf Ulrich: Nun, ſo bring mir meinethalben alle die wohlriechenden Jungfrauen, die rohe Zwiebeln eſſen, aber keine anderen, wenn ich abſolut heiraten ſoll! Ihr verlangt einen Thronerben, was mich wundernimmt, da Ihr mich kennt: denn ich ſchwöre Euch, meine Kinder werden eher des Teufels, als ſtroherne Zierpuppen von Herzögen und Herzoginnen ſein. Sie werden dermaßen plebejiſche Neigungen haben, daß meine jetzigen Euch vorkommen werden, als ſei ich aus Fruchtzucker und Roſenöl von einem Konditor gebacken worden. Ich werde im ganzen Leben keinen näſelnden Grandſeigneur, geſchweige eine regierende Herzogin zuſtande bringen, und wenn ich Gott weiß wie fein, zierlich und wohlgewaſchen zu Werke gehe.

Graf Eberhard: Mein lieber Ulrich, Gott erhalte Dir Deinen Humor! Deine unverwüſtliche Konſtitution iſt vollkommen hinreichende Bürgſchaft für die edle Qualität Deiner Nachkommen. Dein Vater ſagte auch ſtarke Sachen, aber er hat es doch immer eingeſehen, daß man entweder in einem gewiſſen Sinne der Sklave ſeiner Beſitztümer iſt, oder aber ihr Herr auch nicht ſein kann. Du wirſt auch, über kurz oder lang, tun, was die Stunde von Dir fordert.

Graf Ulrich: Sag mal, ſeid Ihr gekommen, und verſammeln ſich dieſe Leute drinnen im Saal, um bei meinem Fang Zeuge zu ſein? Ich ſchwöre bei Gott, Ihr täuſcht Euch in mir, und ich werde das Recht meiner Herrſchaft, ſolange ich lebe, auch ohne Kunkel und Unterrock an meiner Seite, zu wahren wiſſen.

Graf Heinz: Du hatteſt doch vor Jahren einmal ein Auge auf die hübſche Tochter des Grafen Tankred geworfen.

Graf Ulrich: Sie wollte nicht einmal über einen Zaun klettern, weil er oben mit einigen Scherben geſpickt war, als ich ſie darum bat. Nicht einmal das wollte ſie tun, um mich ihrer Liebe zu verſichern. Sie liebte mich nicht.

Graf Heinz, lachend: Menſch, Markgraf, beſinne Dich! Wie kann eine erlauchte Prinzeſſin aus regierendem Hauſe um irgend jemandes willen über Zäune mit Scherben klettern?

Graf Ulrich: Über wie viele Zäune bin ich geklettert, wenn es nur eine Dienſtmagd zu entjungfern galt. Nein, nein! Mag ſein, daß Ihr recht habt! Und ich möchte auch ganz gewiß niemand lieber, als dieſem verdammten Vaſallen Tommaſo von Saluzza einen Streich ſpielen, der mir ſchon hinreichend lange genug über den Zaun hereinſchielen darf. Aber es geht mir ans Leben!! — Sollte ich übrigens heiraten, ſo nehme ich höchſtens eine Bauernmagd, was man ſo ſagt: einen Strunk! einen reellen, wahrhaftigen Biſſen Brot! Ein Menſch, das eine gute Tracht Prügel aushält! Denn ein Weib, das keine geſunde Tracht Prügel vertragen kann, macht den Reiter zum Pferd und das Pferd zum Reiter! — Da ſchweigt Ihr nun wieder! — Nun alſo, auf eine andere Weiſe geht es nicht, und auf dieſe leider ebenſowenig, ſie verſtößt gegen das Hausgeſetz.

Graf Heinz: Hat nicht jüngſt ein Graf von Etzel die Tochter ſeines Waldhüters zur Ehe genommen?

Der Kaplan: Mit kaiſerlichem Konſens, jawohl.

Graf Eberhard: Nun, ich möchte faſt ſagen, ehe Du ohne Erben ſtirbſt, verſuch es mit was für einer Du willſt: nur mache Kinder.

Graf Ulrich: Was? — Lieber Onkel, Du ſollteſt mit Deinen Späßen behutſamer ſein, ſolche Vorſchläge ſollten Dir nicht allzu loſe ſitzen. Wer weiß, ich verſtehe am Ende falſch, und unſer Kaplan kriegt etwas zu kopulieren, wovon Euch Hören und Sehen vergeht. Hütet Euch außerdem, daß Ihr mir nicht, wie einem Dachs oder Fuchs im Bau, jede Röhre verſtopft und den Ausweg abſchneidet . . .

Diener bringen Wein und Gebäck herein.

Graf Eberhard: Lieber Neffe, Deine Empfangsräume haben ſich inzwiſchen mit treuen Vaſallen und Freunden — Du kannſt die Tritte und ihr Gemurmel hören! — angefüllt. Sie hängen an Dir! Sie ſetzen jede Hoffnung auf Dich! Sie haben einen geradezu verzweifelten Entſchluß, Dich, ſagen wir — glücklich zu machen, gefaßt. Glaub mir, Du wirſt mit Deinem ledigen Stand unter ihnen den allerſchwierigſten Stand haben.

Graf Ulrich ſtürzt ein Glas Wein hinunter: Eine wie lange Galgenfriſt gebt Ihr mir?

Graf Heinz: Mir ſollte es nicht darauf ankommen, mich lieber heut als morgen in einer Schlinge flutenden Mädchenhaars an einen der elfenbeinernen Galgen hängen zu laſſen, die Du zur Auswahl haſt!

Graf Eberhard: Wir wollen ſagen, verpflichte Dich auf ein Vierteljahr: drei Monate Brautſchau, im vierten Hochzeit.

Graf Ulrich ſtürzt ein zweites Glas Wein hinunter und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn: Kann man ſich nicht auf irgendeine Weiſe, vielleicht durch Geld und gute Worte, um dieſe entſetzliche Kalamität herumdrücken?

Die Baronin, nach herzlichem Lachen: Man lernt doch mit einem Manne Eures Schlages niemals recht aus. Zuweilen meint man, daß Ihr Weiber zum Frühſtück verſpeiſt, zuweilen, daß Euch Weiber zum Frühſtück verſpeiſen wollen. Ich bin eine Frau: kein Wunder, wenn mir der letzte Gedanke tröſtlicher iſt.

Graf Ulrich: Baronin, ich glaube, Ihr habt mir in dieſem Augenblick einen nicht leicht zu überſchätzenden Dienſt getan. Wenn es nun einmal ans Jagen geht, will ich doch lieber Hund als Haſe, lieber Habicht als Taube ſein! — Und jetzt wollen wir in die Verſammlung der Götzendiener und Knechte der Ehe eintreten.

Graf Eberhard: Erlauchter Neffe, nun, denke ich, darf man mit Fug auf Deine Entſcheidungen neugierig ſein.

Graf Ulrich: Und Eure Neugier ſoll Futter erhalten! — Sprecht Ihr nicht von einer Dreimonatsfriſt? — Nun, Ihr ſeht mich auf eine Weiſe geſtiefelt und geſpornt, daß Ihr mich nicht einmal mehr durch eine Friſt von nur drei Tagen in Verlegenheit ſetzen könnt: zwei Tage Brautſchau: am dritten mit einem Kopfſprung ins Ehebett!

Graf Eberhard: Das würde nach Geſtalt der Läufte in dieſer an böſen Zungen ſo reichen Erdenwelt bei jedem anderen als Dir einen Sturm der Überraſchung hervorrufen.

Graf Ulrich: Baſta! Übermorgen iſt Hochzeit!

Graf Heinz: Da hätten wir wohl Hals über Kopf nichts weiter zu tun, als Gäſte zu laden?

Graf Ulrich: Tut das! — Trinkt! Und wenn wir getrunken haben . .

Die Baronin: Ah! Dies unvergleichliche, unerreichbare, göttliche Wundertier eines über Wolken thronenden Weibes möchte ich ſehen!

Graf Ulrich: Aber kommt ihr nicht zu nahe, Baronin . . .

Die Baronin: Beißt ſie und ſchlägt ſie?

Graf Ulrich: Das könnte ſein. — Trinkt! Auf keine Puppe mit einem Federhut! — Die ſchöne Leibeigene! *Sie trinken.* Und nun wir getrunken haben, das Glas an die Wand!

Die Gläſer werden an die Wand geſchleudert und zerſchellen.

Dritte Szene

Das Höfchen des Bauern Helmbrecht. Helmbrecht, Mutter Helmbrecht und Griſelda. Alles iſt genau ſo, wie in der erſten Szene des erſten Aktes.

Vater Helmbrecht: Nu jeja, man wird alt. Vor zehn Jahren war ich noch jünger, Mutter.

Mutter Helmbrecht: Je ſchwächer der Bettler, je ſtärker die Krücke.

Vater Helmbrecht: Betteln und arbeiten iſt noch immer zweierlei, Mutter.

Mutter Helmbrecht: Beeil Dich, Griſelda, Du mußt hernach pünktlich den Leibſchilling unten auf die Abtei bringen.

Griſelda: Ich hab bloß zwei Hände, Mutter. Sie bringt einen Arm voll Gras in den Stall.

Vater Helmbrecht: Hab Du ein Auge auf unſer Mädel, Mutter.

Mutter Helmbrecht: Das tut nicht not. Die rackert, ob einer hinſieht oder nicht.

Vater Helmbrecht: Ih, ja, von dem ſprech ich woll nich. Das ſind andere Ängſte.

Mutter Helmbrecht: Hm.

Vater Helmbrecht: Kann ſein, der gnädige Herr hat ihr was angetan.

Mutter Helmbrecht: In neun Monaten werden wir's merken.

Vater Helmbrecht: Nu, und was dann?

Mutter Helmbrecht: Dann werden wir einen Eſſer mehr haben auf unſerem Hof.

Vater Helmbrecht: Kotzdonnerſchlag ja, das ſagſt Du ſo ruhig?

Mutter Helmbrecht: Ja, Vater. Und könnte doch eher ſchreien wie Du, denn wir Weiber haben ja doch die Mühe davon.

Vater Helmbrecht: Mutter, ich laufe runter zum Ortsrichter.

Mutter Helmbrecht: Nu. Sachte! Heda!

Vater Helmbrecht: Recht bleibt Recht! Soll der unſer Mädel zuſchanden machen?

Mutter Helmbrecht: Hab Du doch recht! Damit flickſt Du noch nicht Deine alte, lederne Hoſe aus.

Vater Helmbrecht: Ich ſag Dir . . . ich bin ein ehrlicher Mann . . . wenn hier ſo was in meinem Hauſe vergehen ſoll . . . da mag doch das Mädel ſehn, wo ſie bleibt! . . .

Mutter Helmbrecht: Mann, nimm Du Dich bloß mit ſolchen unnützen Reden in acht. Du biſt auf das Mädel angewieſen. Und wenn Du Zeug ſchwatzt, ſo ſieh Dich vor, daß nicht etwa eines Tages das Mühlrad beim Waſſermüller ins Stocken kommt: Griſelda iſt vielleicht in den Mühlteich gegangen.

Vater Helmbrecht: Das hat ſchon manche gedreht, die 's nachher gelaſſen hat.

Griſelda kommt aus dem Schuppen mit einem Korbe und einer kleinen Leiter. Sie ſtellt die Leiter an den Apfelbaum und ſteigt, den Korb auf dem Kopf, einige Sproſſen.

Vater Helmbrecht: Griſelda!

Griſelda: Ja, was gibt's?

Vater Helmbrecht: Hat Dir der gnädige Herr dazumal, bei der Tollheit im Haus und nachher auf dem Getreideboden, Schaden getan?

Griſelda: Wenn ich den Schubiack und Schurken je wieder treffe, werde ich ihm mit dieſem Kälbermeſſer die Gurgel durchſchneiden!

Mutter Helmbrecht: Nu, jaja, Du wirſt die Welt ſchon gleich einreißen.

Griſelda: Pfui Teufel, Kinder von einem wilden Tiere mag ich nicht!

Graf Heinz und der erſte Baron in Jagdanzügen treten von der Straße aus an den Zaun.

Graf Heinz: Bauer, haſt Du Schweine drüben im Wald auf Eichelmaſt?

Vater Helmbrecht: Ich habe auch Grütze im Topf, wenn Ihr hineingucken wollt.

Graf Heinz: He, Miſtfink, was biſt Du denn ſo mit der Guſche voran? Wenn Du doch lieber Grütze im Kopf, ſtatt im Topf hätteſt: die Hunde haben zwei Schweine zerriſſen im Wald! Halt Dich dazu, wenn es Deine ſind.

Vater Helmbrecht: Wenn der Hackelbehrend umgeht, heißt es: duck Dich, Bäuerchen, oder verrecke.

Graf Heinz: Oho! Warum biſt Du denn ſo entſetzlich ungemütlich, Väterchen? Wir ſprechen doch wohl ganz menſchlich mit Dir. Was iſt Dir denn über die Leber gelaufen? Zum Baron gewendet. Da habt Ihr's:

jeden von dieſen Swinegeln möchte der Markgraf Ulrich in Gold faſſen, und ſie ſchimpfen ihn Hackelbehrend dafür.

Graf Eberhard im Jagdhabit kommt, ſehr geſchäftig und mit lebhaften Geſten.

Graf Eberhard: Biſt Du der alte Helmbrecht, Bäuerchen? Oder ſage uns, wo des alten Helmbrecht Anweſen iſt?

Vater Helmbrecht: Da braucht Ihr bloß Eure Augen aufzutun!

Graf Eberhard: Biſt Du der alte Helmbrecht?

Vater Helmbrecht: Wird wohl ſo ſein.

Graf Eberhard: Du ſollſt eine ſchöne Wieſenlehne haben, von der aus man bis zum Ortler und bis Bergamo ſehen kann. Haſt Du Köche bemerkt mit Körben und Mauleſeln? — Guten Morgen, Ihr Herren! Nämlich der Markgraf hat die ſonderbare Marotte feſtgehalten, grade auf dieſer Wieſe zu frühſtücken.

Graf Heinz: Es wurde mir an der Seite des guten Ulrich auf meinem Gaule nachgerade reichlich unheimlich. Ich mag ihn noch lieber, wenn er dreinwettert, als wenn er ſtundenlang ſein kondottieremäßiges, eingefrorenes Lächeln um die Lippen hat und immer bleicher ſtatt röter wird.

Graf Ulrich, inmitten ſeiner Jagdgeſellſchaft von Herren, erſcheint.

Graf Ulrich: Immer voran, meine Herren. Was ſeht Ihr dort?

Graf Heinz: Mein guter Papa hat Appetit auf friſche Äpfel bekommen, ſonſt iſt's weiter nichts.

Graf Eberhard, der ſein Auge nicht von Griſelden, die noch in der Baumzwieſel ſteht, abwenden kann: Ich wünſchte, mein übermütiger Freund Teobaldo Goſſino, der Maler, wäre hier, dieſe appetitliche Eva auf dem Baum der Erkenntnis abzumalen.

Vater Helmbrecht: Geh ins Haus, Mutter. Schließ Dich von innen ein. Mach die Tür und die Läden zu.

Graf Ulrich iſt neben Eberhard getreten, blickt und ruft in den Baumwipfel: Heda, kann man bei Euch einen Schluck Waſſer haben?

Griſelda, ohne ſich ſtören zu laſſen: Dort hat's Waſſer genug.

Graf Ulrich: Warum ſo von oben herab, ſchöne Roggenmuhme? Kann man bei Euch eine Topfſcherbe haben, um daraus zu trinken, erhabene Kuhprinzeſſin?

Griſelda: Du magſt vielleicht ein Kuhprinz ſein.

Graf Ulrich: Gut geantwortet! — Wie alt biſt Du? Der alte Helmbrecht hat ſeine Frau ins Haus geſchoben und ſteht noch, die Hand an der Klinke, ſcharf beobachtend, vor der Tür. Die Antwort Griſeldens iſt zuerſt mit Staunen, dann mit Entſetzen, ſchließlich mit einem Lachausbruche von den Herren aufgenommen worden. Inzwiſchen iſt, die Baronin voran, eine glänzende Geſellſchaft ſchöner Damen auf der Straße von rechts gegenüber erſchienen.

Graf Eberhard: Vergebens. Sie würdigt uns weiter keiner Antwort, glaubt es mir! Solche Enaxkinder haben manchmal den Hochmut von dreißig Ahnen im Leib.

Graf Heinz: Und zwar, notabene, Papa, in was für einem!

Graf Ulrich trällert: „Es ſpielt ein Ritter mit einer Magd" — Tretet näher heran, meine Damen und Herren!

Die Baronin: Da ſind wir. Kann mir nicht jemand ſagen, was es eigentlich, außer den vielen Schafsnaſen, auf dem Baume noch Wunderbares zu ſehen gibt? Warum glotzen die Herren denn alle in die Zweige hinein?

Graf Heinz: Es ſcheint doch, dieſer und jener unter ihnen hat Appetit auf einen friſchen Apfel bekommen.

Die Baronin nimmt einen Apfel und beißt hinein: Auf dieſem Baum ſind nur ſaure Äpfel.

Graf Ulrich: Mich dürſtet. Zu Helmbrecht. Sage doch Deiner Tochter Griſelda, ſie ſoll mir in irgendeiner Scherbe ein wenig Trinkwaſſer reichen.

Vater Helmbrecht: Griſelda, reiche dem gnädigen Herrn Markgrafen Waſſer, im Augenblick!

Griſelda: Wer trinken will, mag ſein Maul an die Röhre halten.

Graf Heinz: Dirne, weißt Du, mit wem Du ſprichſt?

Graf Ulrich: Oh, nur immer Geduld, meine Damen und Herren! Dieſe Milchmagd wird ſich noch ganz andere Dinge herausnehmen mit der Zeit. Baronin, iſt ſie nicht köſtlich gewachſen?

Die Baronin: Ich werde darüber urteilen, wenn man ihr das ziemlich vorlaute Mundwerk unter Schloß und Riegel gelegt haben wird. Übrigens, wenn Ihr an Bauernbiſſen Intereſſe nehmt, dergleichen Prinzeſſinnen gibt es in unſeren Waſchküchen dutzendweiſe.

Graf Ulrich: Sonſt findet Ihr nichts Beſondres an ihr?

Die Baronin: Oh, das will ich nun grade nicht ſagen. Sie könnte vielleicht, wenn man ſie gründlich reinigt, immerhin mit der Zeit eine leidliche Kammerfrau abgeben. Warum nicht?

Der Korb Griſeldens iſt mit Äpfeln gefüllt. Sie hebt ihn auf den Kopf und ſteigt langſam die Sproſſen der Leiter abwärts. Als ſie auf feſtem Boden ſteht, hat ihr Graf Ulrich den Weg vertreten und ſtarrt ſie an.

Graf Ulrich, nach kurzem Stillſchweigen:

„Weine nicht, weine nicht, feines Mädelein!
Ich will Dir alles bezahlen:
Ich will Dir geben den Reitknecht mein,
Dazu dreihundert Taler.“

Einige Jäger ſingen: „Viderum, viderum, viderallala.“

Griſelda: Geht aus dem Wege, Herr.

Graf Ulrich: Nein! — Griſelda, weißt Du ſchon: ich muß heiraten!

Griſelda hält mit der linken Hand den Korb auf dem Kopf, hat mit der rechten ein Meſſer aus dem Buſen geneſtelt: Und ich habe ein Kälbermeſſer in meiner Hand.

Graf Ulrich: — Griſelda! —

Griſelda: Drei Schritt vom Leibe! Lachausbrauch der Jagdgeſellſchaft.

Graf Ulrich: Wohlan! Wem unter Euch Männern es gelingt, dieſer Magd einen Kuß zu rauben, dem ſchenke ich mein Vorwerk Schönbuche.

Zweiter Baron tritt vor, muſtert Griſelda, ſchneidet ein Geſicht und wendet ſich indigniert ab: Schönbuche könnte mich reizen! Lachausbruch der Geſellſchaft.

Graf Ulrich: Wohlan!

Dritter Baron, wie der zweite: Wir wollen in vierzehn Tagen wiederkommen, denke ich, und wenn ſie gekämmt und gebürſtet und täglich zweimal gebadet iſt in der Zwiſchenzeit — nicht zu vergeſſen: man ſoll keine grüne Seife ſparen und ſie immer gehörig in die Sonne hängen, an die Waſchleinen! — dann wollen wir über Schönbuche weiter ſprechen.

Graf Ulrich: Griſelda, ich ſchenke Dir Schönbuche!

Griſelda: Ich habe Euch nicht darum gebeten, Herr Graf!

Graf Ulrich: — Aus ſolchen macht man die echten Herzoginnen, ſage ich Euch!

Die Baronin: Träfe dies zu, ſo müßten wir, meine Damen, das Holz für auserleſene Stallmägde abgeben.

Erſter Baron: Schönbuche, Erlaucht? — Ich verſuch's!

Graf Ulrich: Gut. Aber ſie hat ein ſpitzes Meſſer in ihrer Hand, das wird ſie gebrauchen.

Griſelda erwartet den Angreifer mit Wut und Tränen. Der Baron nimmt einen Anlauf. Vor ihrem gewaltigen Meſſerhieb biegt er zur Not aus, taumelt, wird von Umſtehenden aufgefangen.

Erſter Baron: Hoho! Lachausbruch der Jagdgeſellſchaft.

Graf Ulrich: Bravo, Griſelda! Zeige Du dieſen Zierbengeln, daß Du für andere Leute geſchaffen biſt! — So müßt Ihr's anfangen!

Er umfaßt, ehe ſie ſich deſſen verſieht, blitzſchnell Griſelden, ſchüttelt das Meſſer aus ihrer Hand, ſo daß es weit fortfliegt, und küßt ſie trotz ihres Sträubens.

Graf Ulrich: Griſelda, ſage, ergibſt Du Dich mir?

Griſelda: Ich will nicht! Ich mag nicht! Du ſollſt mich loslaſſen.

Graf Ulrich: Ergib Dich, Griſelda!

Griſelda: Du ſollſt mich freilaſſen!

Graf Ulrich: Frei warſt Du, Griſelda, jetzt biſt Du mein!

Graf Heinz: Genug! Sie verröchelt in Deinen Armen.

Graf Ulrich: Was will ſie mehr, wenn ſie doch nicht einem von Euch in den Armen verröcheln muß.

Die Baronin: Ihr ſeid kein Zentaur, Herr, laßt ſie los! Seht Ihr nicht, daß ſie beinahe ohnmächtig iſt.

Graf Ulrich: Sie will es. Fragt ſie: ſie wird Euch ſagen: ein Weib, das lieben ſoll, muß ohnmächtig ſein.

Die Baronin: So nehm ich die Antwort für gegeben, Herr Graf.

Graf Ulrich: Und ſo befehle ich Dir, Griſelda: ſei mein Weib! —

Die Baronin: Sie hat zwar nur die Lippen bewegt, Erlaucht, doch ſchwöre ich Euch, ſie hat „ja“ geantwortet. Und ich ſtimme Euch übrigens vollkommen zu. Ich glaube nun wirklich, daß Euch mit einer Frau von minder kräftiger Konſtitution recht übel gedient wäre — und am allerübelſten jener Frau.

Graf Ulrich: Nun, Baronin, was dieſe letzte Wendung betrifft, ſo will ich Gott bitten, daß er mir beiſteht, Euch Lügen zu ſtrafen! — Zur Jagdgeſellſchaft gewendet. Ich bin nicht mehr Markgraf von Saluzza, oder dieſe iſt Eure Markgräfin!

Graf Eberhard, zu Helmbrecht, der, mit offenem Munde wie erſtarrt daſteht: Nun ja doch! Mach Deinen Mund zu, Bäuerchen!

Vierte Szene

Der Garten des markgräflichen Schloſſes. Anſtoßend Terraſſe mit Freitreppe. Von der Terraſſe führen Eingänge in den Bankettſaal. Aus dem Bankettſaal ertönt Muſik und der Lärm eines großen Feſtes: der Hochzeit des Grafen Ulrich mit Griſelda. Es werden Türen geöffnet, und ein Teil der glänzenden Feſtgeſellſchaft ſtrömt über die Terraſſe in den Garten. Unter den erſten, die erſcheinen, ſind Graf Eberhard, die alte Gräfin Eberhard, Graf Heinz, die Baronin ſowie der erſte, zweite und dritte Baron. Herrlicher Herbſttag.

Graf Eberhard: Man muß zugeſtehen, daß ſie ſich beſſer ausnimmt, als wir denken konnten. Sie iſt ſchön! Sie iſt ein Kind aus dem Volke, aber im Grunde, denke ich, ſind wir auch nichts andres. Die Eiche mag eine Eiche ſein, aber ſie hat die Wurzeln in der gleichen Erde wie die Kohlrübe.

Gräfin Eberhard: So philoſophiert er den ganzen Tag. Er fing bereits damit an, ehe er in den Schlafrock ſchlüpfte. Seine Gedanken nahmen an Kühnheit zu, als er ein geputztes Bauernmädchen, das als ſolches in die Kirche gegangen war, als Gräfin unter dem Jubel des Volkes wieder ins Freie treten ſah. Was er vom Beginne des Gaſtmahls an aus dem Stegreif an Sentenzen und ſo weiter von ſich gegeben hat, könnte gedruckt werden.

Die Baronin: Ich ſage ganz offen, daß ich immer noch der Hoffnung gelebt habe, der Konſens des Kaiſers werde nicht eintreffen. So etwas mag meinethalben im Beginn ein leidliches Ausſehen haben: der Tag der Reue kommt ſicherlich.

Graf Eberhard: Habt Ihr geſehen: der Schloßpropſt hat bei der Trauung geradezu dicke Tränen geweint.

Graf Heinz: Ihr Anblick iſt jedenfalls ganz entzückend.

Die Baronin: Wenn ſie nicht etwa unverſehens ihre ſchwieligen Hände zeigt.

Graf Eberhard, dies überhörend: Und jeder Mann, was noch mehr iſt — ich habe zahnloſe Greiſe ihr Lob zwitſchern hören! — iſt von dem freimütigen Anſtand ihres Betragens vollkommen entzückt.

Erſter Baron: Und mehr als alle der Markgraf Ulrich.

Graf Eberhard: Wie es denn auch nach Lage der Sache durchaus gehörig iſt.

Zweiter Baron: Hättet Ihr unſerm gnädigen Herrn eine gute und friſche Laune wie ſeine heutige jemals zugetraut?

Dritter Baron: Er möchte die ganze Welt umarmen.

Graf Eberhard: Mein Gott, wer wollte denn wohl auch heut und zwar in der ganzen Lombardei, halb ſo vergnügt als er zu Bette gehn.

Die Baronin: Ich werde jedenfalls beſſer ſchlafen.

Graf Eberhard: Die kleine Baronin iſt immer ſchlagfertig.

Die Baronin: Man darf jedenfalls ſagen, daß er eine erzene Stirn und einen erzenen Willen hat.

Erſter Baron: Ihre Erlaucht, die Frau Markgräfin treten ſoeben zwiſchen dem Herrn Gemahl zur Linken und dem Fürſten von Bologna zur Rechten ins Freie heraus.

Gräfin Griſelda, köſtlich in Brokat gekleidet, die Krone der Markgräfin auf dem Haupt, erſcheint auf der Terraſſe, zur Linken den

Grafen Ulrich, der ſie am Arme führt, zur Rechten den alten Fürſten. Die Muſik ſpielt Tuſch, und die Gäſte brechen in begeiſterte Hochrufe aus.

Griſelda: Bis heute wußte ich wirklich nichts davon, Liebſter, daß die Welt auch aus ſolchen Augen blicken kann. Hat denn die Welt all ihre Güte bisher nur verſteckt gehalten? Damit gekargt? Um ſie plötzlich lachend und flutweiſe auszuſchütten? Wenn ich in mich ſehe, ſo weiß ich nicht, wer ich bin! Wenn ich um mich ſehe, noch minder! Ich lebe in einer Täuſchung, oder ich habe bisher in einer Täuſchung gelebt. — Ich bin ganz wehrlos! Aber wogegen ſollt' ich mich auch wehren? Gegen Liebe? Meine Arme ſind ohne Kraft und Saft! Aber wozu brauchten ſie Kraft in ihrer ſeligen Nutzloſigkeit! Hab ich denn Arme? — Dies iſt kein Wieſenplan! Kann keiner ſein! Wie viele hab ich ihrer mit blindem Schwung abgeſchoren. Aber wie kann man Blumen verwüſten? Ich würde Scheu tragen, ſie zu betreten, geſchweige ſie mit einem ſtählernen Schneidewind niederzumähen. — Und Ihr habt meine Augen vertauſcht: ich hielt dieſe Leute früher alle für hochmütig, Fürſt. Heute ſehe ich, ſie ſind ja wie Kinder!

Der Fürſt: Sie ſind wie Kinder! Aber, wißt Ihr auch wohl, erlauchtigſte Gräfin, wie Kinder eigentlich ſind?

Graf Ulrich: Will ſagen: ſie ſind mitunter recht bösartig!

Der Fürſt: Macht, rohe und grobe Macht ſchwächt ich zuweilen durch den Geiſt. Ein reicher Geiſt überwindet ie Erde, doch erobert ſie nicht. Dieſe Leute haben die

Welt erobert und halten ſie ohne Geiſt mit Zähnen und Fäuſten, muß es ſein, an den Haaren feſt.

Graf Ulrich: Durchlaucht, ich widerſpreche Euch: die meiſten von ihnen wiſſen weder etwas von jenem Geiſt, der die Welt überwindet, noch haben ſie jene Organe, die notwendig ſind, wahrhaft die Erde zu erobern. Es ſind Kinder, die ihre Mutter vergeſſen haben und die deshalb auch ihre Mutter vergeſſen hat. Mit lauter Stimme, die ſich zu einer allgemeinen Anſprache ſteigert. Ich danke Euch, daß Ihr zur Hochzeit eines Mannes gekommen ſeid, deſſen Weſen und Wandel Ihr nicht begreifen konntet. In Euren Augen war ich ein Raufbold oder ein Tier. Ihr verabſcheutet mich und ich, wie ich geſtehe, ließ mich gerne von Euch verabſcheuen —: denn um aus dem Grunde zu leben, bedurfte ich Eures Beifalls nicht. Wer keinen ehrlichen Kampf will, der genießt keines ehrlichen Friedens. Wer das Grobe nicht will, dem erſchließt ſich das Zarte nicht! Wer die Scholle nicht will, wird den Halm nicht würdigen! Hart und heiß wollte ich zufaſſen, hart und heiß angepackt und umſchlungen ſein — Er führt die Hand Griſeldens an den Mund. Deshalb mußt ich mir dieſe beugen. Lauter Beifall der ganzen Geſellſchaft. Ich brauchte ein Weib, in deſſen Adern die erſte Glut des großen Schöpfungsaktes noch lebendig iſt: ein Weib, aus der Rippe des Mannes gemacht durch Gott den Vater, verſtoßen durch ihn, und eine echte Eva und Tochter Evas in ſteinichte Wüſten geſetzt, um dieſe Wüſten mit der Kraft ihres Atems im Schweiße ihrer Glieder zu Gärten zu wandeln. Ich wollte die trotzige Sünderin und Feindin Gottes und der Schlange im Garten Eden. Ich wollte als alter Adam, der ich bin, mit nichts mich begnügen außer dem alten, echten Eva-Adel: ich wollte die ſtarke Männin in Waffen, mit Sichel, Spaten und Karſt — oder niemals ein Weib an meiner Seite ſehn.

Drei geputzte Landleute erſcheinen und ſtellen ſich am Fuß der Treppe auf. Der eine von ihnen trägt eine Senſe, mit Bändern geſchmückt, der zweite einen geſchmückten Spaten, der dritte ein Maß mit gemiſchten Getreidekörnern. Graf Ulrich ſteigt die Treppen herunter, nimmt dem dritten der Leute das Maß aus der Hand und hält es einer der Damen hin.

Graf Ulrich: Pick ein Korn, ſchöner Vogel, und ſag uns, was es für eins geweſen iſt.

Erſte Dame: Bin ich ein ſchöner Vogel, Graf, ſo ſchätze ich es für Vogelfutter.

Graf Ulrich: Gefehlt! Was iſt es, Griſelda?

Griſelda *empfängt das Korn von der Dame, lachend:* Ein Gerſtenkorn.

Graf Ulrich: Pickt, hübſcher Buntſpecht; was iſt dieſes?

Zweite Dame: Roggen!

Graf Ulrich: Griſelda?

Griſelda: Ein Weizenkorn!

Graf Ulrich, *zur Baronin:* Pickt, kluge Elſter.

Die Baronin *hat unter dem Gelächter der Geſellſchaft ebenfalls ein Korn genommen:* Man ſieht auf den erſten Blick, daß dies Leinſaat iſt.

Graf Ulrich: Griſelda?

Griſelda: Wo iſt es? Dies, was ich hier halte, ſind Sägeſpäne. Großes Gelächter der Hochzeitsgeſellſchaft.

Graf Ulrich: Ihr würdet mir Sägeſpäne ins Brot backen. Und nun tretet herzu, ſchöne Damen, eine jede von Euch, die den wahren, echten, den alten Eva-Adel ſich zutraut. Er nimmt die Senſe. Hier iſt ein Ding, das zugleich im Wappen des Todes und im flatternden, golddurchwirkten Banner des Lebens iſt. Wer von Euch weiß es zu gebrauchen?

Dritte Dame: Gebt mir das Monſtrum von einem Dinge, ich verſuch's. — Pfui, nein! Ich mag ſo ein Ding nicht anfaſſen.

Graf Ulrich: Griſelda!?

Griſelda, lachend: Durchlaucht, Ihr werdet mich beurlauben; ich muß auf meines Liebſten Anger gehorſam graſen gehn. Sie hebt die Robe mit Anmut und eilt mit kraftvoller Leichtigkeit die Stufen herab. Ohne weiteres nimmt ſie die Senſe und betrachtet ſie: Sie iſt aber ſtumpf! Man muß ſie erſt wetzen! Man gibt ihr einen Wetzſtein, und ſie wetzt mit Gewandtheit die Senſe, dabei ſpricht ſie: „Heut wetzt er das Meſſer, es ſchneid't ſchon viel beſſer, bald wird er drein ſchneiden, wir müſſen's nur leiden.“ Sie gibt den Wetzſtein hin, wird plötzlich nachdenklich und ſcheint, den Arm auf die Senſe geſtützt, in die Ferne entrückt. „Hüte Dich, ſchön's Blümelein!“

Graf Ulrich: Wo biſt Du mit Deinen Gedanken, Griſelda?

Griſelda, wie aufwachend: Ich? — War ich ſaumſelig? — Frag Schweſter Senſe und Bruder Spaten, Liebſter, wo ich geweſen bin. Sie nimmt nun die Senſe mähgerecht, tritt auf den Raſen und ſtockt wieder. Plötzlich iſt mir, als ſei die Welt wieder hart, die Wieſe Wieſe, das Gras wieder Gras geworden.

Nach einem zärtlichen Blick in Ulrichs Augen wirft ſie den Kopf heiter zurück und beginnt mit wuchtigen Zügen zu mähen. Nach je zwei Hieben ſagt ſie einen der folgenden Verſe:

Zwiſchen Saat und Mahd
Liegt der ſteinichte Lebenspfad.
Eiſerner Pflug, eiſerner Arm,
Eiſerne Sonne, daß Gott erbarm.
Eiſerner Fuß, eiſerner Muß,
Harter Mangel, im Überfluß.
Harter Mangel, kahle Not.
Und ein ſchweißgeſäuert Brot.

Graf Ulrich: Habt Ihr die alten, ewigen Verschen auch wohl gehört, Ihr Damen und Herren, die ſie da vor ſich hingeſagt hat?

Erſte Dame: Was ſind es für Verſe?

Graf Ulrich: Unſre Vorfahren, denen wir verdanken, was wir geworden ſind, hatten ſie ganz genau im Kopf.

Erſter Baron: Sie ſangen ein Schwertlied; ſchwerlich, Erlaucht, doch ein Schnitterlied?

Graf Ulrich: Du irrſt.

Die Baronin, zu Ulrich: Nehmt ihr die Senſe aus der Hand, Graf, ſonſt mäht ſie am Ende den ganzen Garten der Liebe ab. Wir ſehen, daß ſie auf Wort und Wink gehorſam iſt.

Graf Heinz: Wahrhaftig, die Tochter des Grafen Tancred war kaum ſo gehorſam.

Die Baronin: Ob ſie wohl nun noch über Zäune mit Scherben klettern muß?

Graf Ulrich: Hab Dank, Griſelda. Es iſt genug. Griſelda unterbricht ihre Arbeit nicht.

Der Fürſt: Sie gleicht einem königlichen Engel im Feuer eines göttlichen Spiels auf den Wieſen Edens.

Graf Eberhard: Der Schwaden fliegt. Glück zu, Du gekrönte Mähderin.

Graf Ulrich berührt Griſelden ſanft: Griſelda, erwache! Vergiß uns nicht.

Griſelda, in die Arbeit vertieft: Tretet beiſeit. Ich muß bis zum Avemaria fertig ſein. Heiterkeitsausbruch der Geſellſchaft.

Graf Ulrich: Griſelda!

Griſelda hält inne, blickt eine Zeitlang fremd um ſich.

Graf Ulrich: Erlauchtigſte Gräfin Griſelda, beſinne Dich!

Griſelda abweſend: Ich glaube, es wird morgen Regen geben.

Graf Ulrich nimmt ſie in die Arme: Nein, Du ſelige Schnitterin, komm zu Dir, es gibt morgen Sonnenſchein.

Fünfte Szene

Die Galerie des markgräflichen Schloſſes, wie in der zweiten Szene des erſten Aktes. Seit den letzten Geſchehniſſen ſind etwa acht Monate vergangen. Draußen iſt das oberitalieniſche Frühjahr. Die **Baronin**, der **Schloßpropſt** und der **Arzt**, ein ſchon ergrauter Herr von edler Haltung, ſchreiten in leiſem Geſpräch auf und ab.

Der Arzt: Dieſe Ehe des Markgrafen von Saluzza iſt ja landkundig, Ehrwürden. Ich habe eigentlich überall Wunderdinge davon gehört.

Der Schloßpropſt: War es in einem guten oder ſchlimmen Betracht, Meiſter?

Der Arzt: Ich denke, man redete nur mit dem höchſten Lobe davon. Ich erinnere mich, daß man beſonders hervorhob, dieſes kernfriſche Kind aus dem Volke habe aus ſeinem erlauchten Gebieter, dem man allerlei unregelmäßige Neigungen nachſagte, einen ſanften und glücklichen Menſchen gemacht.

Die Baronin: Dieſe Leute haben ſich täuſchen laſſen.

Der Schloßpropſt: Die Gräfin Griſelda iſt eine Heilige.

Die Baronin: Wir hatten es uns, wie nicht zu leugnen iſt, nach dem, was vorausgegangen war, anfänglich ärger gedacht: mit Bänke und Tiſche kurz und klein ſchlagen, Teller und Schüſſeln an den Kopf werfen und dergleichen mehr, und ſo wurde tatſächlich der Anſchein erweckt, als wenn dieſe wunderliche Wahl bei dem ſanftmütigen Einſchlag der Dorfſchönen zu einer Art Wunder gedeihen ſollte. Die Wildheit des Markgrafen legte ſich. Auf ſeine Derbheit folgte eine ſüßliche Zärtlichkeit. Aus ſeiner allgemein gefürchteten Vorliebe für eine tagelöhnermäßige Lebensform wurde eine ſtammbuchmäßige Empfindſamkeit. Es ſchien, dieſe Magd wußte wirklich den Stier zu reiten, oder ſie leitete ihn an einem unſichtbaren Naſenring.

Der Arzt: Dieſe Heirat iſt jedenfalls überaus volkstümlich. Sie hat den Herrn von Saluzza wohl zum populärſten Manne der Lombardei gemacht.

Die Baronin: Mag ſein! — Immerhin iſt es noch die Frage, ob ein ſolcher Grad der öffentlichen Beliebtheit nicht mehr zu beklagen, als zu beneiden iſt. Er figuriert ja in Gaſſenhauern.

Der Arzt: Es iſt nicht geſagt, daß ein Volkslied immer ein Gaſſenhauer iſt.

Der Schloßpropſt: Ich weiß ſehr wohl, welches Lied Ihr meint, und war auch bei dem hübſchen Anlaß zugegen, der den Poeten dazu begeiſtert hat. — Es war bei der Hochzeit. Markgraf Ulrich ſchwelgte in einem mit der Sonne gradezu um die Wette ſtrahlenden Humor und ſchwamm ganz offen in reinſter Glückſeligkeit. Plötzlich befahl er der neugebackenen Markgräfin, ſie ſollte doch der Geſellſchaft einmal einige Proben der einzig menſchenwürdigen Künſte zeigen, deren ein Mann oder Weib von ſchlechter Erziehung nicht mächtig ſei, als da ſind: Gras mit der Sichel abhauen, Erde mit einem Spaten umgraben und aufwerfen! — Ihr werdet die Gräfin ſehen, Herr Medikus. Es gibt vielleicht in dieſem Augenblick keine zweite ſo ſchöne Frau im ganzen Bereich der Eiſernen Krone! — Damals trug ſie ein ſchweres Brokatgewand. Sie hatte die Grafenkrone auf dem Scheitel und Perlen in die gewaltige Mähne ihres herrlichen, kornblonden Haares gelegt: dennoch beſann ſie ſich nicht einen Augenblick. Sie ſchnitt das Gras, daß die Schwaden herumflogen. Sie nahm den Spaten aus eines Gärtners Hand und grub wie ein Knecht, daß die Schollen knirſchten.

Die Baronin: Der Rauſch iſt verflogen! Der Reiz dieſes leider ſo folgenſchweren, ruſtikalen Abenteuers, wie der ſo manches früheren, vollkommenen abgeſtumpft!

Der Arzt: Weiß der Graf, daß ich hier bin?

Der Schloßpropſt: Er hat bis zum geſtrigen Tage, obgleich die Stunde der gnädigen Gräfin näher und näher rückt, weder damit gerechnet, noch davon gewußt.

Der Arzt: So wäre wohl alſo das Schlimmſte von allem, was in einem ſolchen Falle geſchehen kann, eingetreten: die ſchöne Leidenſchaft des regierenden Herrn hat ſich abgekühlt.

Die Baronin: Wäre dem ſo, Herr Medikus! Aber ich fürchte, ſie iſt in ihr Gegenteil umgeſchlagen.

Der Schloßpropſt: Worin ich Euch widerſprechen muß.

Die Baronin: Ihr werdet mir nicht beſtreiten können, daß der Graf das beklagenswerte Weib während ihrer nahenden ſchweren Zeit von jedem Beiſtand, von jeder Hilfe mit Hartnäckigkeit zu trennen ſucht. Dann werdet Ihr mir noch minder beſtreiten, daß er dem etwa in Ausſicht ſtehenden Thronerben ohne einen Funken natürlichen Vatergefühls entgegenſieht. Ja, daß ſogar Maßnahmen in die Wege geleitet ſind, das Neugeborene, ohne Wiſſen der ahnungsloſen Mutter, die bereits Strümpfchen häkelt und Hemdchen näht, beiſeite zu ſchaffen.

Der Arzt: Beiſeite zu ſchaffen? Wie meint Ihr das?

Der Schloßpropſt: Wir wollen dabei zunächſt nichts Schlimmeres denken, als daß es dem alten Grafen Eberhard und ſeiner betagten Gattin in Obhut gegeben wird. Aber es ſcheint in der Tat, als wenn ihm weder an einer zu erwartenden Tochter, noch ſelbſt einem Sohn das allergeringſte gelegen wäre. Ja, jüngſt in der Schloßkapelle, als ich nicht unterlaſſen konnte, das künftige Leben in mein Gebet einzuflechten, bemerkte ich, wie ſeine Miene auf einmal hart, bleich und finſter ward.

Die Baronin: Sie hätte beſſer daran getan, mit Tiſchbeinen um ſich zu ſchlagen und fortzufahren mit „Waſſer über den Kopf gießen“ und Schemel werfen! Es geht aber jetzt keinesfalls an, daß Graf Ulrich dies an ſich harmloſe Bauernweib, nachdem er ihren geſunden Willen gebrochen hat, ſeinen eigenen Wahnwitz büßen läßt. Die Baronin geht ab.

Der Arzt: Könnt Ihr mir ſagen, inwieweit man die Worte dieſer Dame für bare Münze zu nehmen hat?

Der Schloßpropſt: Inſoweit Ihr bei einem an ſich nicht böſen Geſchöpf mit einer alten Enttäuſchung zu rechnen verſteht. Graf **Ulrich** tritt überraſchend ein. Der Schloßpropſt zieht ſich zurück.

Graf Ulrich, prächtig gekleidet: Ihr ſeid ein Arzt: wer hat Euch berufen?

Der Arzt: Ich habe mir ſagen laſſen, daß es von Angehörigen Eures Hauſes, ſeltſamerweiſe ohne Eure Einwilligung geſchah.

Graf Ulrich: So werde ich bald genötigt ſein, denen, die ſich herausnehmen, mir fortgeſetzt unerbetene Dienſte zu leiſten, den Umſtand zu Gemüte zu führen, daß ich allein, kein andrer als ich, noch immer der Herr in meinen vier Pfählen bin.

Der Arzt: Ich kann keine üble Abſicht darin erkennen, Erlaucht, wenn man um Eure Gattin die allerunumgänglichſte Sorge trägt.

Graf Ulrich: Das verſteht Ihr nicht! — Ihr werdet alſo meinethalben ihren Kammerfrauen, wenn es ſo weit kommen ſollte, Befehle erteilen. Ihr werdet anordnen, was zu tun iſt.

Der Arzt: Die Kammerfrauen werden mir an die Hand gehen, jawohl.

Graf Ulrich: Ihr mißverſteht mich. Ich erſuche Euch, achtzugeben. Ich bin nicht gewohnt, und beſonders in dieſem Hauſe nicht, daß man auch nur einen Wink von mir nicht verſteht! — Ihr werdet Eure Verordnungen geben, und die Kammerfrauen werden das Zimmer der Gnädigen Gräfin betreten.

Der Arzt: Ihr könnt nicht meinen, daß ich das Zimmer der gnädigen Gräfin Griſelda nicht betreten ſollte?

Graf Ulrich: Ebendas iſt es, was ich gemeint habe. — Übrigens: „gnädigſte Gräfin“ genügt.

Der Arzt: Ich muß natürlich das Zimmer der gnädigen Gräfin betreten.

Graf Ulrich: Dann werde ich Euch durch meine Reitknechte hinauswerfen laſſen!

Der Arzt wendet ſich kurz, reckt ein wenig den Kopf und ſieht ihn an: — Ihr habt keine Urſache, mich zu beleidigen! Ich hätte mehr Urſache, beleidigt zu ſein, wenn Ihr etwa meine Zeit zu mißbrauchen gedenkt, die ich um Euretwillen anderen leidenden und bedürftigen Menſchen entziehen muß. Lebt wohl! Er wendet ſich zum Gehen.

Graf Ulrich: Ihr werdet hier bleiben, denn wir brauchen Euch. Aber Ihr werdet keinen Fuß über die Schwelle des Zimmers meiner Gattin ſetzen.

Der Arzt ſteht, wendet ſich, beobachtet ihn ſcharf. — Man läßt die Tiere im Stall nicht ohne menſchlichen Beiſtand, Erlaucht, wenn ihre Stunde über ſie kommt. Ihr würdet vergebliche Mühe haben, mir als ein Edelmann einzureden, daß Ihr die erlauchte Frau, Eure Gattin Griſelda, in gleicher Not der Hilfe zu berauben gedenkt.

Graf Ulrich: Ich ſagte Euch ſchon, es genüge, wenn Ihr „gnädigſte Gräfin“ ſagt. Ich möchte nicht, daß der Name Griſelda, den ich ſelbſt nur ſelten und wie den Namen Gottes in den Mund nehme, alle fünf Minuten von einem anderen Plebejer, wie ein Allerweltsbiſſen Brot, im Maule herumgewendet wird! — Genug! — Redet weiter! — Ihr ſeid ein Wundarzt, ſeid Geburtshelfer: ich hoffe, daß man Eure Dienſte nicht nötig hat.

Der Arzt: Ich hoffe es ſelber, Erlaucht. — Auf dem Geſicht des Arztes lieſt man den überraſchenden Eindruck einer ſoeben gemachten Beobachtung. Ich habe Männer gekannt, Erlaucht, die ihrer Umgebung ähnliche Rätſel aufgaben, wie Ihr, und die man alſo auch ähnlich verkannte. Sie waren mitunter ganz ſo in Wildheit vermummt, wie Ihr, weil ſie eine geradezu lächerliche Zartheit und Verletzlichkeit des inneren Sinns zu verbergen hatten. Verzeiht die Umſchweife, denn ich hätte eigentlich nur zu ſagen: jeder von ihnen war, wie Ihr — etwas, was heute ſelten iſt! — ein Mann! — — Jedenfalls hoffe ich, daß Ihr handfeſte Leute im Hauſe habt, denn ich werde ſpäter, wenn die ſchwere Stunde Eurer Gattin gekommen iſt, den Antrag ſtellen, daß man Euch in Euer eigenes Verließ in Ketten legt.

Graf Ulrich: Ihr betreibt eine freche Kunſt!

Der Arzt: Nur eine, die unerſchrocken und mächtig iſt! Die Gewaltigſten dieſer Erde lernen das Dulden und Schweigen vor ihr.

Graf Ulrich: Und die Weiber der Gewaltigen, der Herren und Könige, die, wenn ſie bis an die Augen vermummt gehen, nicht einmal ungeſtraft der Blick eines Knechtes ſtreifen darf, zieht Ihr nackt bis aufs Hemde aus und betaſtet ſie, als ob ſie käufliche Dirnen wären.

Der Arzt: Wir betaſten ſie! Und wenn es not tut, zerſchneiden wir ſie mit ſcharfen Meſſern.

Graf Ulrich greift einen Stuhl und läßt ſich in einer Anwandlung von Schwäche darauf nieder: Ich ſchwitze Angſtſchweiß! Ich bin dieſen Brutalitäten des Lebens nicht gewachſen! — Was heißt das? Warum gebiert ſie? Ich will keinen Sohn! Ich haſſe das Kind im Mutterleibe! Sie iſt mein! Ich habe die Katzen vergiften laſſen, weil ſie ſie ſtreichelte! Soll ich mir eine fremde Kröte gezeugt haben, die ihr das Blut aus den Brüſten ſaugt!

Der Arzt: In welchen Anſchauungen, unter welchen Lehrern und Lehren ſeid Ihr wohl groß gewachſen, Erlaucht?

Graf Ulrich: Meinethalben bei einem Eber, der ſeine Jungen frißt!

Der Arzt, nicht ohne freundliche Ironie: Ihr ſeid blaß bis unter die Fingernägel! — Wollt Ihr nicht einen Schluck Portwein trinken?

Graf Ulrich ſpringt auf: Hol der Teufel Euch alleſamt.

Er läuft davon. Der Arzt blickt ihm nach. Der Schloßpropſt kommt wieder.

Der Schloßpropſt: Ihr ſeid allein?

Der Arzt: Ja. Er hat mich mit einem gellenden Kopf, aber mit einer ziemlich ſanften Erkenntnis zurückgelaſſen.

Der Schloßpropſt: Ich habe gebebt. Das Exorziſieren iſt meine Sache nicht! Aber mir war es doch, als der Markgraf mit Worten ſich gegen ſich ſelbſt verſündigte und die Frucht ſeiner Ehe zu verwünſchen begann, als ſollte ich einen Teufelsbanner herbeirufen.

Der Arzt: Ich bitte Euch, führt mich zur Gräfin, Herr Propſt! — Und übrigens werde ich, wenn Ihr erlaubt, eine kleine Unterſuchung an Euren Augen ... oder lieber noch an den Augen Eurer Baronin anſtellen.

Sechſte Szene

Die Gemächer der Gräfin Griſelda, tief verhangen. Griſelda, im reichen Hausgewand, ſitzt im Lehnſtuhl am Fenſter. Eine Pflegerin ſteht abſeits und beobachtet ſie. Griſelda hat einen weißen Vorhang zurückgeſchoben und blickt verſonnen ins Freie hinaus.

Griſelda, nach längerem Stillſchweigen: Hörſt Du den Kuckuck rufen, Pflegefrau?

Die Pflegefrau: Ganz genau, gnädigſte Gräfin. Er ruft jetzt den ganzen lieben, langen Tag.

Griſelda: Um dieſe Zeit hatten wir daheim alle Hände voll Arbeit! — Leiſe für ſich. Kuckuck! Kuckuck! — Wie lange leb ich noch? — Sage, hat die Baronin wieder nach mir gefragt?

Die Pflegefrau: Zu mehreren Malen, gnädigſte Gräfin. Ich habe geſagt, daß Ihr müde wäret und den Wunſch zu ſchlafen habt.

Griſelda: Sie hat mir im Anfang viel Gutes getan. Ich muß ihr Dank wiſſen.

Die Pflegefrau: Aber ihre Gegenwart geſtern hat keinen guten Einfluß auf Euch gehabt. Ihr waret die ganze Nacht hindurch unruhig.

Griſelda: Die Baronin iſt klug. Sie redet ſo viele kluge Dinge durcheinander, daß man ihr gar nicht widerſprechen kann. Ich konnte ſie oftmals gar nicht verſtehen.

Die Pflegefrau: Sie iſt, das muß man ihr laſſen, unermüdlich, ſeit ſie hier iſt, auf das Wohlbefinden der gnädigen Gräfin bedacht.

Griſelda: Ich wünſchte, ſie wäre nicht hergekommen!

Eine zweite Pflegefrau tritt ein.

Die andere Pflegefrau: Es iſt ein armes Bäuerlein draußen.

Griſelda, ſchnell: Führt es herein.

Die andere Pflegefrau: Gnädige Gräfin, es iſt ein recht unſcheinbares Bäuerlein. Es bringt junge Tauben. Soll man es nicht zur Küche weiſen?

Griſelda, einfach: Du ſcheinſt nicht zu wiſſen, gute Pflegefrau, daß das unſcheinbare Bäuerlein mein Vater iſt.

Die andere Pflegefrau: Die gnädige Gräfin belieben zu ſcherzen. Ich weiß ſehr wohl, daß der Herr Vater der gnädigen Gräfin ein Vetter des Königs von Frankreich iſt.

Griſelda, einfach: Du irrſt, gute Pflegefrau, Du wirſt gleich ſehen, daß mein Vater kein Vetter des Königs von Frankreich iſt. — Geleit ihn herein.

Die andere Pflegefrau öffnet die Tür, und der alte Helmbrecht, im Sonntagsſtaat, ein Körbchen am Arm, tritt ein.

Vater Helmbrecht: Gott zum Gruß, gnädigſte Frau Gräfin.

Griſelda: Gottes Dank, lieber Vater. Was macht die Mutter? Wie geht's ihr?

Vater Helmbrecht iſt demütig an der Tür ſtehengeblieben: Die Mutter ſchickt Euch dieſen Balſam, gnädigſte Frau Gräfin, den ſollt Ihr auf beide Brüſte ſtreichen, bevor Ihr das Kind daran legt. Ihr ſollt es auch nachher tun, wenn Ihr das Kind von den Brüſten genommen habt. Ihr ſollt es täglich tun, ſagt ſie.

Griſelda: Zeig her. — Der Alte kommt zögernd näher und reicht ihr das Fläſchchen aus der Ferne. — Stell das Fläſchchen beiſeite, Pflegefrau. — Ich laſſe der Mutter vielmals danken, Vater.

Vater Helmbrecht: Und hier iſt Sternblumentee gegen die Kindesnot. Die Mutter hat ihn auf dem Backofen getrocknet. Er wächſt, wie Du Dich wohl erinnern kannſt, beim Hühnerſtall hinten, dicht unter der alten Mauer, nicht gar weit vom Abtritt, weißt Du.

Griſelda, gleichmäßig ernſt, während die Pflegefrauen Not haben, das Lachen zu verbeißen: Da, nimm auch den Tee, gute Pflegefrau, und ſtell ihn beiſeite.

Vater Helmbrecht, zu den Pflegefrauen: Vergeßt nicht, ihr davon einzugeben, wenn ſie erſt in den Wehen liegt! Es hilft. Es hat auch meinem Weibe, ihrer Mutter, damals gutgetan, als wir die gnädige Gräfin zur Welt brachten.

Griſelda: Warum iſt die Mutter nicht mitgekommen?

Vater Helmbrecht: Sie ſagte zu mir: geh Du! Wenn Dich die Tochter ſieht, ſo wird es dasſelbe ſein.

Griſelda: Was macht die Wirtſchaft?

Vater Helmbrecht: Du fehlſt uns ſehr, gnädige Gräfin. Wir ſind beide zu alt.

Griſelda: Und die Magd, die Euch der Graf ſtatt meiner gemietet hat? —

Vater Helmbrecht: Die Magd tut nicht gut, gnädige Gräfin: ſie iſt faul. Das Kalb, das Du mit der Flaſche aufgeſäugt hatteſt, iſt nun auch draufgegangen an der Ruhr.

Die Schweine wollen nicht fett werden. Du hatteſt mit dem Vieh meiſt eine ſo glückliche Hand. — Und das Frauenzimmer iſt ſchwach. Du hatteſt um dieſe Zeit immer ſchon Deine fünfzig Karren Dung auf den Acker gebracht: ſie kaum dreißig.

Griſelda: Lache nicht, Pflegefrau. Es iſt alles die reine, ſchlichte Wahrheit, was er ſagt. Es war eine gute Schule. — Sagt mir doch, Vater, habt Ihr noch den großen kalekuttiſchen Hahn und die drei Hennen, die förmliche Gänſeeier legten?

Vater Helmbrecht: Hier hätte ich eine Mandel davon mitgebracht — und drei junge Tauben zur Wochenſuppe. Gnädige Gräfin, wir wünſchen Dir zu dem, was bevorſteht, Glück! Die Mutter läßt Dir ſagen, daß ſie täglich und ſtündlich Paternoſter betet für Deine glückliche Niederkunft.

Griſelda: Segne mich, Vater.

Vater Helmbrecht macht über ihr die Kreuzeszeichen: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes, Amen. — — Lebt wohl. Er wendet ſich zum Gehen.

Griſelda: Lebt wohl, Vater. Bete auch Du für meine arme Seele. Wer kann wiſſen, was Gott beſchließt.

Vater Helmbrecht zögert, im Begriffe fortzugehen. Ja! — Lebt wohl! — Was wollt ich denn noch? — Ja ſo: die Mutter wollte noch gern etwas wiſſen, gnädige Gräfin …

Griſelda: Sprich.

Vater Helmbrecht: Es ſind nämlich, mußt Du wiſſen, Gerüchte verbreitet …

Griſelda: Was für Gerüchte? — Zu den Pflegefrauen, die ſich entfernen wollen. Bleibt nur ruhig, Ihr ſtört uns nicht.

Vater Helmbrecht: Da wollte die Mutter bloß wiſſen . . . bloß eben wiſſen: ob Du glücklich biſt?

Griſelda: — Sage der Mutter, daß ich meinen Gatten und Herrn von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und mit allen Kräften meiner ſündigen Seele liebe.

Graf Ulrich tritt überraſchend ein.

Graf Ulrich: Bauer, was ſuchſt Du hier? — Pack Dich fort.

Vater Helmbrecht entfernt ſich eilig durch eben das Türchen, wo er eingetreten iſt.

Graf Ulrich: Mußt Du denn immer von Bauerngeſindel und Domeſtiken umgeben ſein?!

Auf ein Zeichen Griſeldens entfernen ſich auch die Pflegefrauen.

Graf Ulrich: Was wollen alle dieſe gleichgültigen Menſchen in unſerem Hauſe? Was gehſt Du ſie an? Was gehn ſie uns an? Eben iſt ſo ein Hund von einem Pillendreher gekommen: was will er hier? Was wollen ſie hier? Warum heften ſie ſich an Dich, wie die Krebſe an einen faulen Brocken, und drängen mich fort? — Weshalb weinſt Du?

Griſelda: Ich glaube, weil Du leideſt, weine ich.

Graf Ulrich: Jemand entzieht Dich mir! Jemand legt ſeine ſchwere Hand auf Dich. Wer? Ich umſchlinge Dich, ich will Dich halten: er verwandelt Dich unter meinen Händen. — Er entzieht Dich mir! — Griſelda, ich bin wie einer, der einem Wagen nachläuft. Acht ſchwere

Pferde traben mit ihm gleichgültig die Straße gegen den Abgrund dahin. Ich will in die Speichen greifen. Ich will... Ich greife hinein! Die Speichen zerſchlagen mir meine Finger! Der Wagen rollt! Kein Rieſe könnte ihn aufhalten: — Wollen wir fliehn, Griſelda?

Griſelda, in ſeiner Umarmung: Armer, geliebter Mann, wohin ſollen wir fliehen?

Graf Ulrich: Griſelda!

Griſelda: Nun?

Graf Ulrich: Woran denkſt Du, Griſelda? — Woran haſt Du eben, als dies flüchtige Lächeln durch Deine Züge ging... woran haſt Du gedacht? — Warum zögerſt Du mit der Antwort?

Griſelda Ich zögere nicht.

Graf Ulrich: Du zögerſt! Du verheimlichſt es mir.

Griſelda: Ich habe vor Dir kein Geheimnis, Geliebter.

Graf Ulrich: So ſage, weshalb Du mitten in Deinen Tränen gelächelt haſt.

Griſelda: Ich möchte mein Kind auf der Laubſtreu im Wald zur Welt bringen, ſtatt hier im Schloß, und niemand anders, als Du, ſollte bei mir ſein.

Graf Ulrich: Nun, ſiehſt Du, Du haſt an das Kind gedacht. Du warſt fern von mir mit Deinen Gedanken, und ich halte einen toten, geſtorbenen, fremden Leib in die Arme gedrückt.

Griſelda: Nein, Du hältſt Dein Weib in den Armen!

Graf Ulrich: Glaubſt Du, mir ſei es entgangen, wie Du ſchon wieder heimlich gelächelt haſt?

Griſelda: Dann iſt es mir nicht bewußt geworden.

Graf Ulrich: Und dennoch haſt Du wiederum an das Kind und wieder nur an das Kind, an das Kind gedacht! Du lügſt! Ich fühle, ich ſehe, ich ſpüre es ja, daß Dich jedes Wort, jeder Blick, jeder Atemzug Deines Herzens, ſelbſt, wenn Du es leugnen wollteſt, Lügen ſtraft.

Griſelda: Willſt Du kein Kind?

Graf Ulrich: Ich will Dich, ich will Dich, was ſchert mich das Kind!

Siebente Szene

Ein Gartenſaal zu ebener Erde. Die Tür in den Garten iſt geöffnet. Eine Wendeltreppe führt in die oberen Gemächer. Es iſt vormittags. Die alte **Gräfin Eberhard** iſt an dem ovalen Tiſch, inmitten des Raumes ſitzend, eingeſchlafen. Die **Baronin** kommt die Wendeltreppe herab.

Gräfin Eberhard ſchrickt auf: Wie ſteht's?

Die Baronin: Sie iſt von bemerkenswerter Geduld. Dieſe Bäuerinnen haben eine Widerſtandskraft im Ertragen von Schmerzen, die einen manchmal auf den Gedanken bringen kann, ſie ſeien überhaupt empfindungslos. — Übrigens hat ſie nach dem Markgrafen gefragt.

Gräfin Eberhard: Es würde beſſer ſein, wenn ſie nicht nach ihm fragte, das arme Ding, da er doch nach ihr nichts zu fragen ſcheint. Wenigſtens weiß kein Menſch, wo er hingekommen iſt. Mein alter Eberhard und mein Junge haben das ganze Schloß und auf Meilen weit die Umgebung nach ihm abgeſucht. Übrigens ſitze ich nun ſeit über zwölf Stunden hier. Ich bin nicht mehr jung genug. Mir iſt zum Umſinken.

Die Baronin: Es geſchieht, was geſchehen kann. Sie entbehrt keiner Hilfe. Ich würde an Eurer Stelle zur Ruhe gehn.

Gräfin Eberhard: Wo denkſt Du hin! Wir müſſen ja doch, wie die hungrigen Raubtiere, auf der Lauer liegen, um dieſem liebevollen Papa das Neugeborene ſofort aus den Augen zu ſchaffen. Gott weiß es, Neffe Ulrich leidet weder an übertriebener Zärtlichkeit, noch an falſchem Familienſinn. Ich würde wahrhaftig glauben, er ſei einer Bauersfrau von der Stallbank gefallen, wenn er nicht auf ſo ſchreckliche Weiſe von herriſchen Launen faſt ununterbrochen beſeſſen wäre.

Die Baronin: Ich zweifle ſehr, ob dieſe Mutter ſich ihr Junges ſo einfach fortnehmen laſſen wird.

Gräfin Eberhard: Man wird es ihr aber ganz einfach fortnehmen, ſchon deshalb, weil es für Mutter und Kind das beſte iſt! Bliebe es hier, ich hätte Befürchtungen! Denn ich kann Dich verſichern, Ulrich iſt ſo erboſt auf das noch nicht einmal geborene Wurm, als ob er in einer anderen Welt einen unverſöhnlich blutigen Span mit ihm gehabt hätte.

Die Baronin: Man weiß beinahe nicht, was man wünſchen ſoll.

Gräfin Eberhard: Von den drei Möglichkeiten, die in Betracht kommen, laſſen wir billig die beſte und günſtigſte unerwähnt. Die zweit gute wäre, daß ein Junge zur Welt käme. Das Schlimmſte für Vater, Mutter und Kind würde eingetreten ſein, ſofern es ein Mädchen iſt. Das wolle der liebe Himmel verhüten.

Die Baronin: Das einzige, liebe Tante, was gegen das ſelbſtverſchuldete Unglück des Grafen vielleicht einigermaßen milder ſtimmt, iſt, daß man ſeine Abneigung der Ehe überhaupt gegenüber und ſeinen Entſchluß, ledig zu bleiben, quasi gewaltſam gebrochen hat.

Gräfin Eberhard: Deshalb hat auch mein alter

Eberhard redlich ſchlimme Wochen und Monate durchgemacht. — Übrigens ſcheint es, er iſt geſunden.

Die Baronin: Sollen wir hier bleiben?

Gräfin Eberhard: Gott bewahre, ich fürchte mich. Wenn ich nur ſeine Stimme von ferne höre, laufe ich, ſo alt ich bin, ſchleunigſt wie eine Elſter davon.

Die beiden Damen ſteigen eilig die Wendeltreppe hinauf. Gleich darauf erſcheint **Graf Ulrich**, unſtet, übernächtig, ſehr bleich. Er tritt, gefolgt von dem **Grafen Heinz**, dem **Propſt**, dem **Haushofmeiſter** und **einigen Dienern**, vom Garten aus ein.

Graf Ulrich: Ihr wünſcht Würfel oder Karten zu ſpielen. Gut. Töten wir die Zeit: ſie verdient es nicht beſſer.

Graf Heinz: Willſt Du es Dir nicht bequem machen, Vetter?

Graf Ulrich: Ich glaube, meine Bequemlichkeit würde zunehmen, wenn ich mich auf Scherben legen könnte! — Habt Ihr auch dieſes gottverdammte Sauſen im Ohr?

Graf Heinz: Das Wehr im Schloßgraben iſt ein wenig angeſchwollen. Es muß in den Bergen geregnet haben.

Graf Ulrich: Iſt denn nicht irgend etwas zu tun, wobei man ſich eine gewiſſe Motion machen kann?

Graf Heinz: Du biſt die ganze Nacht auf den Beinen geweſen, wie es ſcheint. Aber wenn Du noch Mut haſt, ich ſtehe zu Dienſten! Klettern wir über die Feuerleitern auf die Schornſteine hinauf.

Graf Eberhard, leiſe zum Schloßpropſt: Was iſt mit ihm? Verſteht Ihr das?

Der Schloßpropſt: Soviel ich davon begreife, iſt es nicht das, was man bei einem Manne Gleichgültigkeit dem Leiden der Gattin gegenüber nennen kann.

Graf Ulrich: Mir würde am liebſten ſein, irgendein ſogenanntes reißendes Tier wäre aus einer beliebigen Menagerie in der Nähe ausgebrochen.

Graf Heinz, leiſe: Ich ſchwöre Euch, daß er nicht weiß, wo er iſt. Er leckert wahrhaftig an ſeinem Dolche.

Graf Eberhard: Geh, lieber Heinz, und rufe den Arzt.

Der Schloßpropſt tritt zu Ulrich, der ihm den Rücken zuwendet und in den Garten hinausſtarrt: Vergeßt nicht, Herr, daß Ihr in jeder Seelennot in mir einen treuen Berater findet. —

Graf Heinz: Willſt Du nicht Deinen Gürtel abſchnallen?

Graf Ulrich: Nein! Warum?

Graf Eberhard: Und Deine Waffe beiſeitelegen, liebes Kind? Du haſt nämlich einen Dolch in der Hand.

Graf Ulrich: Richtig. Was wollt ich wohl mit dem Dolche?

Graf Heinz: Ich glaube, irgendeinem ausgebrochenen Raubtier den Garaus machen, das gar nicht vorhanden iſt.

Graf Ulrich, ſich verfärbend: Was war das?

Der Schloßpropſt, mit einer verſtohlenen Geſte den übrigen Schweigen gebietend: Meint Ihr den Schrei der Dohle, die über den Garten flog, Erlaucht?

Graf Ulrich: Ich habe Dohlen nie ſchreien hören, aber ich wünſche dieſer gefiederten Beſtie einen Bolzen durch den Kropf und am Rücken wieder heraus.

Graf Heinz: Willſt Du mir jetzt den Dolch abtreten?

Graf Ulrich: Weshalb? Das Meſſer gehört in den Gürtel hinein. Er ſteckt den Dolch in die Scheide. Zu einem Diener, der nahegetreten iſt, infolge eines ſtummen Winkes des Haushofmeiſters. Was willſt Du?

Der Diener: Ich glaubte, Erlaucht beliebten den Gürtel abzulegen.

Graf Ulrich: Nun meinethalben. Da. Der Gürtel mit dem daranhängenden Dolch wird dem Markgrafen abgenommen. Er dehnt ſich und ſeufzt zwei-, dreimal gewaltig auf. Ich ſpüre noch nichts von größerer Bequemlichkeit.

Der Schloßpropſt: Ihr mögt das Fenſter ſchließen, Haushofmeiſter.

Graf Ulrich, ſchnell: Liebt Ihr ſchlechte Luft?

Der Schloßpropſt: Das nicht, Erlaucht.

Graf Ulrich: Warum ſchleppet Ihr meinen Gürtel fort?

Haushofmeiſter, heuchleriſch: Er liegt im Vorzimmer, Erlaucht. Soll man ihn hereinbringen?

Graf Ulrich: Wein!

Graf Eberhard: Auch dafür iſt geſorgt. Wir haben aus dem Faſſe des fünfjährigen Burgunders eine Probe nehmen laſſen. Diener mit Wein kommen.

Graf Ulrich: Um ſo beſſer! Gießt ein! — Ulrich, das Weinglas in der Hand, verfärbt ſich und horcht. War das nun wieder eine von Euren Krähen, Dohlen oder Kolkraben, Propſt?

Der Schloßpropſt: Ich kann es nicht ſagen, Erlaucht.

Graf Ulrich: Wie geht's meiner Frau? —

Graf Heinz, nicht ohne Frivolität: Nicht anders, wie es noch immer den meiſten Frauen gegangen iſt, die den Fehler begingen, Männer zu nehmen.

Graf Ulrich, mit aufſteigendem Jähzorn: Was ſagſt Du, Heinz?

Der Schloßpropſt: Ich ſage Euch ja, Ihr verkennt unſern Herrn, wenn Ihr meint, daß er in dieſen ernſten Stunden Sinn für Späße und Schwänke hat.

Graf Ulrich hat getrunken, bemeiſtert gewaltſam ſeine Erregung: Narr! — Dieſer Burgunder iſt höchſtens drei Jahre alt! — Was gibt's? — Ich habe nicht zugehört. Jawohl, ich bin ein ſchlechter Geſellſchafter! — Auch müßte ich lügen, wenn ich ſagen ſollte, daß ich mich nach irgendeiner Geſellſchaft, die Eure inbegriffen, geſehnt hätte. Was verſpracht Ihr Euch übrigens für eine ausgeſuchte Luſtbarkeit? Weshalb ſchlepptet Ihr mich in dieſen feuchten, dumpfen, ebenerdigen Raum hinein? — Eure Freuden ſind miſerabel! — Er verfärbt ſich wiederum. Was war das?

Der Schloßpropſt: Was meint Ihr, Erlaucht?

Graf Ulrich: Warum ſeid Ihr alle mit einem Male emporgeſchnellt? — Warum habt Ihr die Hände auf meinen Schultern?

Graf Heinz: Du ſollſt geduldig mit uns trinken und Karten ſpielen, mein Kind.

Graf Ulrich: Und ich möchte lieber nicht mit Euch Karte ſpielen und möchte meinen Wein ohne Euch trinken.

Haushofmeiſter kommt aus dem Garten herein, wohin er gegangen war, um nachzuſehen: Gnädigſter Herr, auf dem

Wege, der zwiſchen Mauern unter dem Garten hingeht, hat ein Italiener ſeine Frau geſchlagen. Sie ſchrie laut.

Graf Ulrich: Das iſt nicht wahr! Ich habe ein Kalb unter dem Schlächtermeſſer des Metzgers blöken hören: kein Weib!

Der Schloßpropſt: Gewiſſe Dinge ſoll man nicht hören, Erlaucht.

Graf Ulrich, faſt tobſüchtig unter den Händen aller, die ihn nun plötzlich gewaltſam feſthalten: So ſtößt mir glühendes Eiſen in die Gänge meines Gehörs! Laßt mich los, ſag ich!

Graf Heinz: Es iſt wirklich alles ganz ſtill, lieber Vetter, draußen im Garten.

Graf Ulrich: Ganz ſtill?

Graf Heinz: So ſtill, daß man genau hört, wie der Gärtner die reifen Limonen von den Spalieren reißt.

Graf Ulrich ſinkt nieder, ſchlägt die Hände vor die Augen, um die Tränen zu verbergen: Blickt nicht auf mich!

Graf Eberhard, bewegt: Mein lieber Neffe, wenn es wirklich das Leiden Deines guten Weibes iſt, was Dir ſo nahe geht — Gott ſchütze uns vor Verkennung der Menſchen! Schütze uns Gott vor Mißverſtand! — Wenn es alſo das Leiden der armen Fürſtin Griſelda iſt, ſo wolle bedenken, daß wir alle von Müttern geboren ſind. Denke ferner daran, daß an keinem von uns eine Mutter geſtorben iſt. Auch Deine Frau wird nicht ſterben.

Graf Ulrich ſpringt auf: Bringt mir den Gürtel mit den Dolch zurück.

Graf Eberhard: Jetzt nicht, lieber Neffe.

Graf Ulrich: Wollt Ihr, daß ich erſticke? Wollt Ihr, daß mich Leichenſtarre lebendigen Leibes überfällt? Er wird von allen Seiten feſtgehalten wie ein Tobſüchtiger. Wollt Ihr, daß ich unter Euern Händen blau werde, wie ein geſottener Fiſch? — Ich erblinde! — Ich will ihn ſehen! Ich halte ihm ſtand. Das iſt Gewalttat! Er iſt ein Gewalttäter! Popanz! Feigling! Ehebrecher! Weiberſchänder! Komm hervor, ich erwarte Dich! Gewalttäter gegen Gewalttäter! — Gib ſie frei! — Was hat ſie getan? Sie iſt mein! — Gib ſie frei!

Graf Eberhard: Mein lieber Junge, ſprich, atme! Du atmeſt ja nicht.

Die Baronin kommt weinend und lachend die Treppe heruntergeſtürmt.

Die Baronin: Griſelda hat einen ſchönen, geſunden Knaben zur Welt gebracht!

Achte Szene

Wiederum der Gartenſaal zu ebener Erde. Es ſind etwa drei Wochen vergangen. Griſelda, ſchön wie je, in der Kleidung einer Schloßherrin, ſteht dem Grafen Eberhard und dem Propſt gegenüber.

Griſelda: Alſo Ihr habt meinen Brief erhalten und habt ihn beſucht, Graf Eberhard?

Graf Eberhard: Ja. Er hat ſich in einer Jagdhütte niedergelaſſen, die faſt unzugänglich auf einem Felſen überm Seeufer gelegen iſt.

Griſelda: Ganz allein?

Graf Eberhard: Ganz allein, wie ein richtiger Einſiedelmann. Er iſt vollkommen in ſeine ſonderbare Lebensführung aus den Zeiten vor ſeiner Ehe zurückgefallen.

Griſelda: Wißt Ihr, warum mein Gatte nicht zu mir kommt?

Graf Eberhard: Nein! Ich müßte denn in den Tag hinein lügen! — Aber ich möchte Euch raten, beſte Frau, noch fernerhin einigermaßen geduldig zu ſein. Freilich, es ſtürmt ſchon ein bißchen lange in ihm, aber wenn Ihr Euch gegenwärtig haltet, erſtlich, was Ihr bisher über ihn vermochtet — nämlich mehr, als irgendein anderes Weib! — und daß er Euch, wenn auch nicht das Kind, wie wir alle nicht ohne Rührung, ja faſt mit Staunen geſehen haben, auf eine gradezu leidenſchaftliche Weiſe liebt — ſo meine ich, ſolltet Ihr nachſichtig ſein.

Der Schloßpropſt: Sagt uns doch, gnädige Gräfin, bei welcher beſonderen Gelegenheit der Zorn gegen Euch zum Ausbruch kam?

Griſelda: Es wird mir ſchwer. Ich ſpreche nur ſehr ungern davon. Ich werde mich aber überwinden. — — — Drei Wochen lang, während meines Kindbettes, hab ich den Gatten nicht mit Augen geſehen. Doch war er, wie die Baronin mir ſagte, und wie die Pflegerinnen beſtätigten, zuweilen, wenn ich im Schlafe lag, an meinem Bett. — — Natürlich vermißte ich, als ich zu Kräften kam ... nun ja! ... mein Kind!

Graf Eberhard: Seid doch verſichert, liebe Gräfin, daß Euer Kindchen geſund und in allerſorglichſter Pflege iſt.

Griſelda: Ich vermied zunächſt, eine Frage zu tun, weil ich die ſchlimmſte Antwort fürchtete. Allmählich bemerkte ich dann allerdings im Kreiſe um mich ein ſo ſonderbares Verſteckenſpiel, daß ich mich immermehr dadurch verletzt und immer weniger beängſtigt fand. Ihr Herren, ich weiß noch heute nicht, was es mit dieſen Maßnahmen für eine Bewandtnis hat. Ich kann ſie mir immer noch nicht erklären.

Graf Eberhard: Nehmt es doch nur ganz einfach für eine Marotte mehr von ihm.

Griſelda: Es wollte mir nicht gelingen, Herr Graf!

Der Schloßpropſt: Warum habt Ihr Euch nicht entſchloſſen, gnädigſte Gräfin, Euern Beichtvater ins Vertrauen zu ziehen?

Griſelda: Ich weiß nicht. Vielleicht war ich, ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder, wie meine Eltern es nannten: verſtockt. Es war vielleicht meine alte, böſe Natur, die wieder zutage kam und mir, je mehr ſich mein Herz zuſammenzog, faſt wider Willen den Mund verſchloß. Freilich, dann kam der Augenblick, wo ich reden mußte.

Graf Eberhard: Wann war das?

Griſelda: Als der, dem ich, ohne mich ſelbſt zur verraten... ohne mich ſelbſt zu erniedrigen, meine Zweifel und Ängſte offenbaren konnte, wieder erſchien.

Graf Eberhard: Was hat Euer Gatte erwidert, Frau Gräfin?

Griſelda: Im Anfang fand ich auch ihm gegenüber die Worte nicht. Ich will nicht ſagen, es kam mich etwas wie heimliches Grauen an. Wie ſollte ich auch, da er mir doch mit offenen Armen entgegenſchritt...und da er mich, glaube ich, in ſeine Arme nahm. — Ich hätte mich da begnügen können. Ich weiß auch, ich wollte das in dem Augenblick tun, Ihr Herren! — Aber da hörte ich, faſt zu meinem eigenen Staunen, jemand mit harter Stimme ſagen: wo iſt das Kind?...

Der Schloßpropſt: Ihr fragtet ihn alſo: wo iſt das Kind? Und...

Griſelda: Ja — und da wandte er ſich auf der Ferſe um, ließ mich ſtehen... verließ mich ohne ein Wort und iſt bis heut nicht wiedergekehrt.

Der Schloßpropſt: Weint nicht, Herrin.

Griſelda: Weine ich wieder?

Graf Eberhard: Gräfin, was Euern Knaben betrifft, ſo möchte ich Euch die Beruhigung geben...

Griſelda: Laßt! Es iſt etwas über mich gekommen… ich weiß nicht was!… etwas, das mich vielleicht auf eine ſträfliche Weiſe gegen jede Antwort auf meine Frage von damals gleichgültig macht. So iſt es, Ihr Herren! Ich kann nicht heucheln! — Sagt mir dagegen, womit es Markgraf Ulrich begründen will, daß er ſein Weib verlaſſen hat?

Graf Eberhard: Er hat mir, als ich ihn endlich in in ſeiner Krähenhütte aufſtöberte, eins ſeiner beliebten dunklen Worte entgegengehalten. Wer einmal, ſagte er mir, vom Schickſal dazu beſtimmt iſt, allein zu ſein, der bleibe im Käfig und ſtelle Leimruten.

Griſelda *wiederholt:* Wer einmal vom Geſchick dazu beſtimmt iſt, allein zu ſein…?

Graf Eberhard: So ſagte er, Herrin.

Griſelda, *mit grenzenloſem Staunen:* Verſteht Ihr das?

Der Schloßpropſt: Das möge mir Gott im hohen Himmel bezeugen! nein!

Griſelda: Und hat er Euch ſonſt nichts… etwa für mich: nichts aufgetragen?

Graf Eberhard: Er ſagte nur immer wieder: er wiſſe und erkenne durchaus, er ſtehe auf dieſer Erde allein.

Griſelda *läutet ein kleines Glöckchen:* Und jetzt braucht Ihr mir weiter auch nicht zu verheimlichen, daß mein Brief an den Markgrafen Ulrich ohne Antwort geblieben iſt.

Graf Eberhard: Um bei der Wahrheit zu bleiben, Gräfin. Aber Ihr mögt Euch dennoch einer baldigen Sinneswandlung verſichert halten.

Eine Kammerfrau tritt ein.

Griſelda: Kammerfrau, ſteig hinauf in das kleine Gemach an der oberen Treppe. Dort ſteht eine alte Truhe aus Eichenholz. Du findeſt den Schlüſſel dazu im Schlafzimmer, Du weißt, an dem kleinen, goldenen Ring. Wenn Du die Truhe mit dieſem Schlüſſel geöffnet haſt, ſo bediene Dich dieſes zweiten Schlüſſels. Sie nimmt ihn ſamt Kettchen von der Bruſt, wo er verborgen war. Und nimm aus dem Fach rechter Hand ein Bündel heraus. Es iſt in ein gelbes Kopftuch gewickelt.

Die Kammerfrau: Zu dienen, Erlaucht.

Griſelda: Flink, gutes Mädchen, beeile Dich.

Die Kammerfrau ſchnell ab über die Wendeltreppe.

Griſelda: Hätte ich Kinder, ſo wollte ich hier bleiben...

Graf Eberhard: Was heißt das, Gräfin? Wo wollt Ihr hin?

Griſelda: Da aber ein Kind in meiner Hand nicht gelaſſen iſt: was ſollte mich halten? Hätte man mir mein Kind gelaſſen . . . Aber ich weiß nicht . . . ich bin verwirrt! Es iſt keine Klarheit mehr in mir. Es iſt keine Gewißheit mehr in mir. Ich kann mit den Händen nichts mehr greifen! — Ihn widert das Kind von der Bauernmagd.

Der Schloßpropſt: In dieſem Punkte, Frau Gräfin, ſollt Ihr Euch durchaus eines Beſſeren verſichert halten.

Die Kammerfrau bringt das verlangte Bündel.

Griſelda: Was mich betrifft, ſo hat mir der gnädige Herr ſeinen Willen auf unzweideutige Weiſe zu wiſſen getan. Wißt Ihr, was hier im Bündel iſt? — Ich würde nackt davongehen, aber ich bin nicht nackt gekommen! So ſehr hege ich noch das überflüſſige Ehrgefühl einer Bäuerin. Zur Kammerfrau. Komm! — Sie nimmt ihr das Bündel ab. — In dieſem Bündel, Ihr hohen Herren, liegt ein grobes Hemd und der erdbraune Rock, den ich anhatte, als der gnädige Herr ſeine Werbung tat, daheim auf dem Hof. Ich habe manchmal über dieſen Kleidern gebetet ſeitdem. — Nun tauſche ich ſie — ſie küßt das Bündel — wie einen gehüteten, himmliſchen Schatz wieder ein. — Ich erſuche Euch jetzt, verziehet ein wenig! Ich wünſche Zeugen für meine Verwandlung. Griſelda und die Kammerfrau treten in einen Nebenraum.

Graf Eberhard, erſchrocken: Was will ſie denn unternehmen, Propſt?

Der Schloßpropſt: Ich fürchte, ſie wird dem edlen Hauſe Saluzza irgend etwas, ich weiß nicht was, vor die Füße werfen.

Graf Eberhard: Wenn ſie etwa das Schloß verlaſſen will, ſo werde ich das . . . ich werde es niemals zugeben, Propſt.

Der Schloßpropſt, ironiſch: Was im Intereſſe des guten Leumunds dieſer erlauchten Familie, wenn Ihr es irgend erreichen könntet, von Vorteil ſein würde.

Griſelda erſcheint wieder genau ſo als Bauernmagd gekleidet, wie zu Beginn der Handlung. Sie ſelbſt bewegt ſich ganz ſo natürlich und edel wie zuvor, ohne, wie es ſcheint, die Verwandlung ſelbſt zu bemerken.

Griſelda, im ſelben Ton die früher unterbrochene Rede fortſetzend: Ich kann ohnmächtig ſein, Ihr Herren. Vielleicht führt die tiefſte Ohnmacht am höchſten und nächſten zu Gottes Glück! — Aber ich kann nicht müßig ſein, wenn ich tragen ſoll! — Seht: ſonſt ſchäme ich mich meiner Hände! — Ich muß arbeiten, wenn ich dulden muß! — Da iſt ein Ring — den bringt meinem gnädigen Herrn zurück. Sie ſchreitet auf eine der Türen, die in den Garten führen, zu. Graf Eberhard, aufs äußerſte betroffen, vertritt ihr den Weg.

Graf Eberhard: Griſelda, man erkennt Dich im Garten oder im Hof!

Griſelda, mit zurückgeworfenem Kopf: Die Zeit iſt Gott ſei Dank vorüber, Herr Graf! Ich brauche mich jetzt nicht mehr zu verſtecken. Sie verläßt das Schloß.

Neunte Szene

Das Höfchen des Bauern Helmbrecht. Vater Helmbrecht ſitzt und dengelt die Senſe. Mutter Helmbrecht läuft ab und zu. Sie tut leichtere Arbeit. Es iſt ein Sommertag und frühzeitig.

Vater Helmbrecht: Nu, jeja, man wird alt. Er ſteht auf. Vor zehn Jahren war ich noch jünger, Mutter.

Mutter Helmbrecht: Je ſchwächer der Bettler, je ſtärker die Krücke.

Vater Helmbrecht: Betteln und arbeiten iſt noch immer zweierlei, Mutter. Beide arbeiten eine Weile ſchweigend.

Mutter Helmbrecht: Wie war das, Mann, als Du geſtern unſre Tochter geſprochen haſt?

Vater Helmbrecht ſeufzt: Das war noch immer nich anders, Mutter, als ich Dir das ſchon geſtern abend und heute früh in der Kammer erzählt habe.

Mutter Helmbrecht: Ob das wahr is, was die Seebauern ſagen, daß die Gräfin ſeit vielen Wochen allein im Schloſſe iſt?

Vater Helmbrecht: Ja, Mutter, was ſie ſagen, iſt ebenſo wahr, wie es wahr iſt, daß wir nichts anderes als alte, hilfloſe und beraubte Leute ſind.

Mutter Helmbrecht: Haſt Du der Kalbe die Tränke gegeben?

Vater Helmbrecht: Ich ſag Dir, Mutter, ich möchte gehn und möchte, ſo alt ich bin und ſo ein geringer Menſch als ich bin, Mutter — möcht ich gehn und dem Tochtermanne die Wahrheit ſagen!

Mutter Helmbrecht: Wenn das ſo leicht wär' in ſolchen Sachen, daß einer die Wahrheit richtig zu wiſſen kriegt. Wo haſt Du denn geſtern die Tochter geſprochen, Mann?

Vater Helmbrecht: Na ja, wie ich ſagte: — ich ſaß alſo in der Zwieſel, oben drin im Olivenbaum, als machte ich ſo Oliven los ...

Mutter Helmbrecht: Du warſt alſo in den Schloßpark gegangen?

Vater Helmbrecht: Na ja! Ich dachte halt eben: ſoll das nun kommen, wie es will! Und da ſchlich ich mich in den Park hinein.

Mutter Helmbrecht: Und da haſt Du ſie alſo geſehen, Vater?

Vater Helmbrecht: Wie ich die Axt und die Hacke ſehe ...

Mutter Helmbrecht: Warum haſt Du alſo nu nich gefragt, was aus dem Kinde geworden is — wenn Du doch mit ihr, wie Du und ich jetzt reden, geſprochen haſt?

Vater Helmbrecht: Was wird denn ſein? Sie haben den ſchlechten Bankertwurm ums Leben gebracht.

Mutter Helmbrecht: Da reden welche ſo und welche reden auch wieder anders davon. Ich hätte, wenn ich an Deiner Stelle geweſen wäre, Mann, danach gefragt.

Vater Helmbrecht: Was einer weiß, danach braucht er nich zu fragen. Unſer Mädel haben ſie drei, vier Wochen lang bei Waſſer und Brot in der Milchkammer eingeſperrt. Und als ſie ſo nich krepieren wollte, hat ſie müſſen nackt und bloß, wie der Herr mit ſeinen Saufkumpanen im großen Saale bankettiert und gebechert hat ... und wie ſie haben die neue Braut laſſen hochleben, weil doch der Markgraf jetzt eine richtige Adlige nehmen wird! da hat ſie müſſen unter Spottgelächter von einem zum andern gehn.

Mutter Helmbrecht: Hat Dir die Tochter das ſelber geſagt?

Vater Helmbrecht: Ih, wie Du Dir das denkſt, ſo war das nich. Ich ſaß bloß auf dem Olivenbaum, wo ſie eben manchmal unter Tags vorübergeht. — Na ja, und da kam ſie auch alſo gegangen ... kam und ſetzte ſich alſo und ſaß Dir wohl eine halbe Stunde lang, wie ein Stück Holz, auf der Bank, die unter dem Baume ſteht. — Erſchrecken wollt ich ſie nämlich nicht, und da warf ich immer ſo ſachte, eins, zwei, drei ... warf ich Dir immer wieder eins, zwei, drei grüne Oliven auf ſie herunter. Da merkte ſie auf, und da ſagte ich: Tochter Griſelda, wann kommſt Du endlich nach Hauſe zurück? — Bald, Vater! gab ſie mir da zur Widerpart und lief Dir auch ſchon ganz ſchnell davon.

Mutter Helmbrecht: Was wollteſt Du damit ſagen, Alter?

Vater Helmbrecht: Ich weiß nicht, wie es mir in die Zähne kam.

Mutter Helmbrecht: Was wollte ſie damit ſagen: „bald“! —?

Vater Helmbrecht: Ih, Mutter, das weiß ich ebenſowenig: ich fragte, wann? und ſie ſagte, bald!

Mutter Helmbrecht: Ja, Alter, das iſt eine ſchwere Angſt, die unſereiner ſo auf der Seele hat, und man kann ſich dabei nicht rühren und regen.

Vater Helmbrecht: Soll doch lieber ein Lamm mit dem Wolfe zur Krippe gehn als eine ehrliche Bauernmagd zu Bette mit einem Edelmann! Na ja, und die Wirtſchaft geht hinter ſich! — Mutter, ſetz Dich, Du biſt ja doch nicht dazu imſtande ... laß mich das Heu in die Raufe tun.

Griſelda, ganz ſo wie früher, als Magd, kommt in eifriger Tätigkeit aus dem Stall. Sie antwortet reſolut und beiläufig auf Helmbrechts letzte Worte.

Griſelda: Das iſt ſchon geſchehen, Vater.

Vater Helmbrecht traut ſeinen Augen nicht: Was iſt das? —

Mutter Helmbrecht ſchreit laut auf.

Vater Helmbrecht: Griſelda, biſt Du's? Wo kommſt Du her?

Griſelda: Aus dem Stalle. Ich habe die Ziege gemolken.

Mutter Helmbrecht: Vater — wer iſt das? — Siehſt Du ſie auch? Griſelda, biſt Du geſtorben im Schloß, und kommſt Du als Geiſt? —

Griſelda, kurz, hart: Ja, ich bin geſtorben im Schloß! — Und alles dort iſt für mich geſtorben! — Hier leb ich! Alles dies hier lebt jetzt wieder für mich. Ich hätte es nie vertauſchen ſollen.

Vater Helmbrecht: Griſelda, biſt Du es ganz leibhaftig?

Griſelda: Wer ſollte es ſonſt wohl ſein, Vater? Höchſtens ſind meine Hände weicher geworden. Aber gebt mir nur tüchtig zum Zugreifen! — Wo iſt die Milchkanne? Wo iſt der blaugeſtrichene Kleientrog?

Mutter Helmbrecht: Griſelda, Du kannſt hier nicht mehr mit angreifen!

Griſelda: Wenn Ihr mich nicht mehr brauchen könnt, dann müßte ich, wenn es nicht anders iſt, Arbeit ſuchen gehen.

Mutter Helmbrecht: Wo kannſt Du denn hingehn, ſag bloß, Griſelda?

Griſelda: Meinſt Du denn etwa, ich ſollte mich umbringen? Die Welt iſt weit, und arbeiten kann ich überall.

Mutter Helmbrecht: Wo haſt Du denn aber Dein Kind gelaſſen?

Griſelda: Ich hatte kein Kind! Ich wollte kein Kind! Ich kann Kinder haben, ſo viel ich will, nach Männern brauch ich nicht lange zu ſuchen.

Mutter Helmbrecht: Griſelda, hat Dich der gnädige Herr aus dem Hauſe gejagt?

Griſelda: Ja, Mutter, der Graf hat mich aus dem Hauſe gejagt.

Mutter Helmbrecht: Warum hat Dich der gnädige Herr aus dem Hauſe gejagt.

Griſelda: Weil ich's nicht beſſer verdient habe, Mutter.

Mutter Helmbrecht: Womit haſt Du es denn ſo ſchlecht verdient! Haſt Du am Ende Deinen Mann durch Dein widerſpenſtiges Weſen in Wut gebracht?

Griſelda: Im Gegenteil: ich habe es deshalb ſo ſchlimm verdient, weil ich eine niederträchtige, lammsgeduldige Dirne geweſen bin. Weil ich geſchwiegen, ſtatt geſchrien habe! Weil ich nicht um mich geſchlagen habe, weil ich nicht um mich gebiſſen habe! Weil ich nicht jedem von ihnen an die Gurgel gefahren bin!

Am Zaunpförtchen erſcheint **Graf Eberhard**. Er tritt unſchlüſſig ein wenig näher. In einiger Entfernung ſteht die Baronin, ſcheinbar gleichgültig.

Griſelda, heftig auf den Grafen los: Wer hat Euch erlaubt, hier einzutreten? Hinterm Zaune iſt Platz genug.

Graf Eberhard: Griſelda, bewillige mir ein Wort.

Griſelda: Ich habe mit Euch nichts mehr zu reden.

Graf Eberhard: Gräfin Griſelda, kehre mit uns ins Schloß zurück. Die Kutſche ſteht hinten am Haus, auf dem Feldwege.

Griſelda: Soll ich Treppen ſcheuern im Schloß, gnädiger Herr?

Graf Eberhard: Wer ſollte Dir das wohl jemals zumuten?

Griſelda: Soll ich jemals wieder ins Schloß kommen, ſo will ich auf zwei ehrlichen Füßen und mit zwei ehrlichen Händen ehrliche Arbeit tun.

Graf Eberhard: Beziehe Deine Gemächer, Gräfin! Komm mit uns und faſſe Dich in Geduld.

Griſelda: Sagt mir, Ihr wollt mich lebendig einmauern, ſo will ich mit tauſend Freuden mit Euch gehn. Sonſt niemals, niemals, deß ſeid gewiß.

Graf Eberhard: Gräfin Griſelda, ich frage nicht, ob Du es wirklich biſt. Du kannſt nicht von Grund aus ſo vergeſſen haben, was Du dem Stande ſchuldeſt, dem Du doch eben nun angehörſt.

Griſelda: Hier meine zwei Füße: das iſt mein Stand! Dem gehör ich an. Das eben war es, das hatte ich vergeſſen! Ich hatte vergeſſen, daß ich fluchen, ſchreien, drohen, wettern, einen Stier bei den Hörnern packen kann. Ich hatte vergeſſen, was ich beſitze, und lebte dafür in erlogener Schwäche von Gnadenbrot.

Graf Eberhard, zu Mutter Helmbrecht: Sagt Ihr Eurer Tochter zwei Worte, Mutter!

Mutter Helmbrecht, mit weinender Stimme: Was habt Ihr mit ihrem Kinde gemacht?

Die Baronin, über den Zaun: Es iſt dem Kinde kein Härchen gekrümmt worden.

Mutter Helmbrecht: Ich kann ja nicht wiſſen, was zwiſchen unſerer Tochter und dem Grafen geſchehen iſt. Es kann ja ſein, daß ſie unrecht hat, und wenn ſie ſich etwa vergangen hätte . . .

Graf Eberhard: Es kann nicht davon die Rede ſein, daß ſich die Gräfin vergangen hat. Sucht ſie nur zu bewegen, Mutter . . . Vater Helmbrecht, Ihr müßt als erfahrener Mann doch vernünftig ſein!

Griſelda erhebt, da Graf Eberhard Miene macht, näher zu kommen, einen Stein: Vater! Mutter . . .! Entweder . . . oder . . . dieſe Menſchen ſollen keinen Schritt in das Höfchen tun.

Vater Helmbrecht: He, Mädel, holla, haſt Du den Koller bekommen?

Die Baronin: Ich müßte mich eigentlich wundern, daß die Gräfin Griſelda ſo ſchnell ihre Würde, ihren Stand und alles, was ſie ſich ſchuldig geworden iſt, vergeſſen hat. Was wäre denn weiter Schlimmes geſchehn? Ein Edelmann bleibt ein Edelmann. Man muß damit rechnen, daß er ſeinem angeborenen herriſchen Willen nicht um irgendeines Abenteuers wegen, mag es auch noch ſo ernſthaft in ſeinen Folgen ſein, entſagen kann.

Griſelda: Redet, ich habe Wachs in den Ohren.

Graf Eberhard: Ihr werdet alſo zurück ins Schloß unter keiner Bedingung mit uns gehen?

Griſelda: Außer Ihr ruft mich, die Treppen zu ſcheuern.

Graf Eberhard: Wie kommſt Du auf dieſen Gedanken, Griſelda?

Die Baronin: Kommt, beſter Graf, Ihr werdet, fürcht ich, Seide nicht weiter ſpinnen, grade in dieſem Augenblick. Eigentlich freilich ſollte man ſich mehr als je erſtaunen, daß zwei ſolche Naturen wie ſie und der Graf, zwei ſo durch Tollheit verwandte Seelen dermaßen auseinandergeraten ſind! Man möchte ſagen: Einigt Euch! Ihr ſeid aufeinander angewieſen.

Graf Eberhard: Griſelda, Du wirſt jetzt mit uns gehn.

Griſelda: Bringt einen Befehl vom gnädigen Herrn, ſo werde ich kommen und Treppen waſchen. Das iſt meine Pflicht und entehrt mich nicht.

Graf Eberhard: Wer entehrt Dich, Griſelda?

Griſelda: Euer Almoſen!!

Graf Eberhard: Griſelda, es kann Dir nicht erſpart bleiben. Entweder Du entſchließeſt Dich jetzt, zu Deinem eigenen Beſten das Rechte zu tun und mit uns freiwillig ins Schloß zurückzugehen, oder ...

Griſelda: Oder?

Graf Eberhard tritt entſchloſſen auf ſie zu: ... Oder ich bringe Dich gegen Deinen Willen und gegen jeden, der ſich mir etwa entgegenſtellt ...

Mutter Helmbrecht, da der alte Helmbrecht ein Ortſcheit ergriffen hat: Vater, Vater, Du ſollſt Dich nich einmiſchen!

Vater Helmbrecht: Und ſo laßt ſie in Frieden, Herr. Sie iſt und war eine Bäuerin, und was ſie geweſen iſt, ſoll ſie bleiben.

Graf Eberhard: ... Nochmals: oder ich bringe Dich mit Gewalt zu den Deinen zurück.

Die Baronin: Griſelda, Du biſt dieſem Winkel entwachſen, komm mit!

Griſelda: Gewalt? — Sie umfaßt den Grafen unerwartet, hebt ihn auf und ſetzt ihn vor der Gartentür ab, die ſie hinter ihm zuſchließt.

Griſelda, wild, halb triumphierend, halb weinend: So! Jetzt redet mir wieder von Gewalt, und dann will ich ernſthaft darüber nachdenken.

Zehnte Szene

Das Treppenhaus im markgräflichen Schloſſe. Im Mittelgrund die Treppe. Links das Eingangsportal, rechts Glasportal in den Park. Es iſt morgens vor ſechs Uhr.

Der alte Graf Eberhard kommt durch das Hauptportal. Der Kaſtellan tritt ihm entgegen.

Graf Eberhard: Ich muß den Propſt ſprechen, Kaſtellan.

Der Kaſtellan: Der Herr Propſt haben geſtern eine lange Unterredung bis tief in die Nacht mit dem Herrn Markgrafen gehabt. Vielleicht mögen deshalb noch der Herr Propſt zu Bette liegen.

Graf Eberhard: Iſt der Markgraf endlich zurückgekehrt?

Der Kaſtellan: Geſtern um Mitternacht oder heute um Mitternacht, wie man ebenſogut ſagen kann, ſind der gnädige Herr eingetroffen. Um Mitternacht ging die Hausſchelle. Ich ſah durchs Guckloch, bevor ich aufmachte ... es tut mir leid: ich hatte den gnädigen Herrn Markgrafen nicht ſogleich erkannt.

Graf Eberhard: Jedenfalls iſt der Graf im Hauſe. Das gereicht mir einigermaßen zur Beruhigung.

Der Kaſtellan: Kaum waren ſeine Erlaucht im Schloß, ſo mußten fünf oder ſechs Botenreiter aufſitzen. Und nachdem die Beſprechung mit Hochwürden unſerm Herrn Propſt vorüber war, wurden alle fünf oder ſechs abgefertigt und jagten davon, nach allen vier Windrichtungen, in die Gott ſei Dank mondhelle Nacht hinaus.

Graf Eberhard: Einer von dieſen Schlingeln iſt auch bei mir geweſen und hat mich, Gott weiß es zu welchem Zweck, aus dem Schlafe geweckt. Denn ich kann mir nicht denken, daß ſeine Botſchaft nicht ebenſogut am Morgen zurechtgekommen ſein ſollte.

Der **Propſt** erſcheint.

Der Schloßpropſt: Da ſeid Ihr, Herr Graf!

Graf Eberhard läßt den Kaſtellan ſtehen, der ſich in ſeine Loge zurückzieht: Ja, da bin ich. Sagt mir nun, bitte, warum ich durchaus habe ſo früh aufſtehen müſſen.

Der Schloßpropſt: Der Graf iſt ins Schloß zurückgekehrt.

Graf Eberhard: Das hat mir ſoeben der Kaſtellan anvertraut. Nun, der kleine Ulrikus Franziskus Heliodor wird daheim, unter der Oberleitung meiner Frau, wahrſcheinlich ſoeben mit ſeinem ganzen Hofſtaat aufgepackt und in Kutſchen geladen. Aber warum konnte dies alles, wenn es wirklich ſein muß, nicht am hellen Mittag geſchehen?

Der Schloßpropſt: Der Markgraf kam heut Nacht in einem arg zermürbten Seelenzuſtand nach Hauſe zurück. Nun mögt Ihr mir glauben, daß es für mich keine leichte Sache war, ihn zu beſänftigen, als er erfahren mußte, daß unſre Gräfin das Haus verlaſſen hat. Zuerſt ward er weiß, wie die Wand des Zimmers, in dem er ſtand. Danach aber begann er, wild zu raſen. Schließlich gab er nacheinander eine Reihe von übereilten Befehlen, unter denen vielleicht der letzte, der Euch hergeführt hat und den kleinen Erben herführen ſoll, der am meiſten ſegensreiche iſt. —

Im erſten Eifer nämlich hat er ſeiner Gattin den ſtrikten Befehl überbringen laſſen, unverzüglich hier zu erſcheinen, eine Order, geſpickt mit Drohungen, die er zu meinem Entſetzen den Fronvogt überreichen ließ.

Graf Eberhard: Wenn das geſchehen iſt, ſo wird ſie wenigſtens kommen, Herr Schloßpropſt!

Der Schloßpropſt: Ich wollte ihn anfangs davon abbringen. Zum Glück jedoch kam mir zur rechten Zeit die Erinnerung an das, was Ihr bei dem Verſuche, die Gräfin zu ihrer Pflicht zurückzuführen, erfahren habt. Und jetzt ſehe ich es durchaus bereits als eine Fügung des Himmels an, daß der Graf durch ſein wildes und blindes Handeln grade jene eine Bedingung getroffen hat, unter der allein, wie Ihr ſagtet, die Gräfin das Haus ihres Gatten wieder betreten will. Denn nun, ſo ſchwierig eine Verſöhnung noch immer iſt, ſcheint wenigſtens eine Hoffnung vorhanden.

Graf Eberhard: Ihr werdet Euch die Verſöhnung, ſo hoff ich, nicht zu leicht vorſtellen, Herr Propſt.

Der Schloßpropſt: Nein. Einesteils erſcheint mir, nach dem, was geſchehen iſt, und nach dem, was ich dieſe Nacht noch mit dem Grafen erlebt habe, der friedliche Ausgleich faſt ein Ding der Unmöglichkeit, andernteils aber bin ich durch den überraſchenden Umſtand einigermaßen beherzter gemacht, daß ich, gegen einen nicht ſehr erheblichen Widerſtand, die Rückkunft des Kindes durchſetzen konnte.

Graf Eberhard: Ich bin doch erſtaunt, daß mein Neffe dieſe letzte Maßregel gegen Griſelden wirklich ergriffen und nicht unter ſeiner Würde gehalten hat!

Graf Ulrich, in arg verſtörtem Zuſtand, durch das Gartenportal.

Der Schloßpropſt: Er weiß nicht mehr, was er tut, Herr Graf!

Graf Ulrich: Wenn Ihr Geheimniſſe habt, ich ſtöre Euch nicht.

Graf Eberhard: Gott bewahre uns, lieber Neffe Ulrich: Du haſt befohlen, ich bin zur Stelle!

Graf Ulrich: Oh, ich würde mich dreimal bitten laſſen und am Ende ſchließlich doch zu einem Manne nicht gehen, dem ſeine Frau entlaufen iſt.

Graf Eberhard, krampfhaft luſtig: Iſt Dir denn Deine Frau entlaufen?

Graf Ulrich: Wie eine Mietsmagd hat ſie ſich, mit dem Mietsgroſchen in der Hand, davongemacht. — Laßt! Es gibt dabei nichts zu beſchönigen! — Es iſt ein Ding, das einem nicht ſo viel Ehre macht, wie der Ritterſchlag.

Graf Eberhard: Mein lieber Junge, darf man Dir eine untertänigſte Wahrheit ſagen?

Graf Ulrich: Habe ich je an der Lüge Gefallen gehabt?

Graf Eberhard: Ich meine, Du darfſt Dich darüber nicht wundern.

Graf Ulrich: Ja, ja, ja, ja, ich weiß es, ich bin ein Wüterich! Ich bin Herodes! Ich habe mir meine Sporen verdient beim bethlehemitiſchen Kindermord! — Ihr ſeid die Narren! Ihr ſeid die Blinden! Ihr ſeid unſinnig, nicht ich! — Nun meinethalben, macht mich zum

Teufel, zum Gottſeibeiuns, zum Popanz, zum Menſchenfreſſer, zum Kinderſchreck! Laßt Bilder von mir anfertigen mit glühenden Augen, ſchäumenden Hauern und Haifiſchzähnen! Vergeßt auch die Tigerpranken nicht! — Was kann ich ſchließlich dawider tun?! — Ich werde mir eine ganze Galerie davon an die Wände meiner Jagdhütte anheften und werde darüber lachen, lachen aus Herzensgrund.

Graf Eberhard: Lieber Ulrich, ich habe mehr als einmal nach außenhin die Anſicht vertreten, daß Du keineswegs der wilde Mann, für den Du Dich ausgibſt, biſt. Immerhin nahmſt Du der Mutter ihr Kind! — und haſt ſie noch überdies, nur auf ein harmloſes Wort hin, ſich ſelbſt überlaſſen.

Graf Ulrich: Ein harmloſes Wort? Wie? Was? Was geht mich ein muttertolles Weibsbild an?! Wißt Ihr, was ich ſeit Wochen geſchluckt hatte? Ich habe in zitternder Angſt um ihr Leben mich ſelbſt, meine lächerlich belohnte, närriſche Glut und Leidenſchaft wie einen Hund mit Steinen und Knütteln ins Hundeloch, in die Hundehütte gejagt. Ich habe mich übermenſchlich niedergehalten, um nur ja aus der Kammer dieſen Götzen, dieſes Idol, dieſe blonde Qual wieder in unverſehrter Kraft und Friſche hervorgehen zu ſehen. — Und nun trat ſie hervor ... ich darf nicht dran denken.

Der Schloßpropſt: Sie hat Euch doch aber, ſoviel ich erfahren habe, nur mit aller Sanftmut nach dem Verbleiben ihres Kindchen gefragt.

Graf Ulrich: Ich aber habe nach ihr, nach ihr! und ſonſt weder nach Gott und Menſchen gefragt! — Doch was rede ich da zu Pfählen und Bratſpießen!

Graf Eberhard: Es freut mich, daß Du doch unverſehens wieder einmal auf den kunſtloſen Feldweg Deines früher oft ſo friſchen, ruſtikalen Humors getreten biſt.

Graf Ulrich: Ich bin in einen Abgrund getreten!

Graf Eberhard: Ulrich, wenn Männer und Frauen in Zwiſt geraten, ſo wird man mit ſeinem Urteil behutſam ſein. Feſt ſteht, daß der Gegenſtand Deiner Ungnade nicht unedel iſt! Ich habe im Gegenteil immer mehr und mehr und noch jüngſt am meiſten den weiſen und echten Sinn Deiner Wahl — trotz einiger blauer Flecke und Schrammen — verſtehen gelernt.

Graf Ulrich: Meint Ihr, ſie ſolle mich täglich durchprügeln? — — Wäre noch ein Funken des ungetrübten, lauteren Lebensquells in ihr, aus dem ich ſo tiefe Züge getrunken habe, ſo hätte ſie mich geſucht, geſucht ... und ſo hätten wir uns dann wiedergefunden! — Doch blieb ſie tot und erwachte nicht. — Genug! — dieſe unzweideutige Kränkung hat Gott ſei Dank jeden letzten Reſt meiner Schwäche ausgebrannt und ausgetilgt! — Ich bin befreit! — Der Reſt iſt Sache meiner Notare und meines Geſandten zum Biſchof von Rom.

Graf Eberhard: Du wirſt, bevor Du das Äußerſte unternimmſt, noch mit vielen klugen Männern Rat halten.

Graf Ulrich: Erſt wird ſie kommen und wird mir den Fuß küſſen! Dann mag ſie in Gottes Namen bis an ihr ſeliges Ende weiter Ziegen hüten und Kühe melken nach Herzensluſt.

Der Schloßpropſt: Ihr werdet ſchwerlich ſo hart verfahren! Sie hat Euch den Erben Eures Namens, Eurer Güter zur Welt gebracht. Und ich weiß genau: Ihr liebt Euer Weib!

Graf Ulrich! Ach!? Ihr ſeid ja ein Tauſendſaſſa, guter Propſt! — — — Gebt ihr das Kind! Ich will ſie nicht ſehen! Mag ſie ſich mit dem Kinde wenden, wohin ſie will.

Graf Eberhard: Mann und Herr, beſinne Dich doch! Verleugne doch den Zweck und Wert Deines Daſeins, die Kraft Deiner Ahnen nicht! Du biſt doch kein Bäcker oder Schuhmacher und lebſt doch nicht von der Hand in den Mund, ohne Zukunft und ohne Vergangenheit, ſelbſtiſch, wichtigtueriſch für den Tag, in den Tag hinein. Sieh Dir doch mal Deinen Jungen an! Beinahe kann er ja ſchon „Papa“ zu mir ſagen!

Graf Ulrich, mit verdächtiger Heftigkeit: Bleibt mir vom Leibe! Ich mag die verdammten Bälger nicht. Er eilt ſchnell die Treppe hinauf ins Innere des Hauſes ab. Graf Eberhard und der Propſt blicken einander vielſagend an.

Graf Eberhard: „Erſt wird ſie kommen und wird mir den Fuß küſſen?!“ Ich fürchte, wir werden das nicht erleben, Propſt! — Er iſt noch ſehr weit entfernt davon, ſich einigermaßen vorzuſtellen, was unter ſeiner eigenartigen Leitung ſchließlich wieder aus ſeinem Weibe geworden iſt. **Sechs Wäſcherinnen, Bauernfrauen und Bauernmädchen,**

mit bunten Kopftüchern, jede einen Eimer, Bürſte und Hader tragend, kommen ſchwatzend aus dem Garten, beleben die Halle und beginnen an verſchiedenen Stellen zu ſcheuern. Die erſte Wäſcherin kniet auf den Flieſen der Halle, die zweite auf der Treppe. Die übrigen beraten ſich kurz über die Verteilung der Arbeit.

Erſte Wäſcherin, zu der, die bereits auf der Treppe kniet und arbeitet: Pack Du Dich rauf in den oberen Flur! Du kannſt wohl abwarten, bis man Dir Deine Arbeit zuteilen tut.

Zweite Wäſcherin. Es iſt Griſelda, unkenntlich unter dem Kopftuch, und eben die Magd, die auf der Treppe kniet: Verwünſchte Krähe, willſt Du wohl Deiner Wege gehn!? Was!? Willſt Du mich wohl in Frieden laſſen!? Da! Sie ſchlägt ihr den Scheuerlappen um den Kopf. An Deine Arbeit! Und wenn Du noch aufmuckſt, bekommſt Du den Holzeimer an den Kopf.

Der Kaſtellan, zu Griſelda: Halt's Maul, Weib, Du biſt hier im Schloß und in keinem Pferdeſtall.

Graf Eberhard: Kaſtellan!

Der Kaſtellan: Herr Graf?

Graf Eberhard: Wir wollen allein ſein. Zieht Euch in Euer Torwärterhäuschen zurück.

Der Kaſtellan: Zu dienen, Herr Graf. Er geht durch das Hauptportal ab.

Graf Eberhard: Was ſagt Ihr zu dieſer Stimme, Herr Schloßpropſt, wenn man fragen darf?

Der Schloßpropſt: Zu welcher?

Graf Eberhard: Habt Ihr nicht eben die Magd auf der Treppe reden gehört?

Der Schloßpropſt: Leider ja, ich hörte ſie reden.

Graf Eberhard: Nehmt bis auf weiteres an, daß die Magd, die dort auf der Treppe kniet, Griſelda iſt.

Der Schloßpropſt: Ich würde die Gräfin Griſelda auf den erſten Blick und zwar unter jeder Vermummung wiedererkennen!

Graf Eberhard iſt zu Griſelda getreten: Du baumſtarkes Mädchen, wie heißt Du denn?

Griſelda, barſch, ohne aufzublicken: Griſelda iſt noch immer mein Name.

Graf Eberhard, mit halber Wendung zum Propſt: Den gleichen Namen hat ja die gnädige Herrin dieſes Hauſes geführt.

Griſelda: Oh, es leben viele mit dieſem Namen.

Graf Eberhard, auch für Griſelden hörbar: Wollt Ihr den Klang dieſer unvergeßlichen Stimme nun noch weiter verkennen, Herr Propſt?

Der Schloßpropſt, kaum ſeiner mächtig: Nein — doch iſt es mir, als wankten die Stufen unter mir und die Mauern der Halle um mich! — Er tritt mit Entſchluß zu Griſelda. Gnädigſte Gräfin, verweigert mir den Gehorſam in dieſer Minute nicht. Erhebt Euch und geht in Eure Gemächer! Es iſt alles zu Eurem Empfang bereitgemacht.

Griſelda: Was wollt Ihr? Ich habe meine Arbeit! Stört mich nicht.

Der Schloßpropſt: Gräfin Griſelda, es iſt an Euch, es iſt Weibespflicht, verſöhnlich zu ſein. Ihr dürft Euer Herz nicht ſo verhärten. Wißt Ihr nicht, daß die Hand, die ſchlägt, vor Gott die am meiſten geſchlagene iſt? Seit Mitternacht heut iſt Graf Ulrich, Euer Gatte, wieder im Schloſſe, und wer ihn genau betrachtet, der könnte vielleicht der Meinung ſein, daß er nicht durchaus als ein Triumphator wiedergekommen iſt. Geht ihm auf halbem Wege entgegen. — Gräfin, Ihr ſchweigt?

Griſelda, hart: Ich verſtehe Euch nicht.

Der Schloßpropſt: Es iſt nicht recht, daß Ihr Euch in dieſen ſchweren Minuten meiner beſſeren Einſicht entgegengeſtellt. Irgendwie müßt Ihr beide gefehlt haben, und irgendwie muß Euch beiden die volle Einſicht kommen davon. Seid verſichert, ich habe die feſte Gewißheit gewonnen, daß das Herz Eures Gatten Euch noch immer . . .

Graf Eberhard: Aber willſt Du nicht etwas weniger eifrig ſein, gute Magd, im Treppenwaſchen? Du erwieſeſt den Worten des würdigen Propſtes doch eine Art von Achtung damit!

Griſelda: Ich kann in jeder anderen Arbeit eher als in dieſer nachläſſig ſein.

Graf Eberhard: So!? Was bezweckſt Du denn aber damit? Nämlich, daß Du hier auf den Knien liegſt, um mit wahrer Wut die Treppen zu waſchen, während weit mehr auf dem Spiele ſteht?

Griſelda: Warum ich ſo eifrig waſche? Wartet ein wenig, ich ſage es Euch: ich verſuche meine Schmach und zugleich die Schmach dieſes Hauſes von den Stufen herunterzuwaſchen.

Graf Eberhard: Ich ſehe nur eine Schmach, nämlich dieſe: daß Ihr hier wie eine ſchlechte Magd auf der Treppe liegt.

Griſelda: Das aber iſt für mich keine Schmach, denn ich waſche, waſche, waſche die Berührungen meiner Füße ... ich waſche ſie von den Stufen herunter. Und wenn ich blind werde und meine Hände verliere, ſo werde ich ohne Augen und ohne Hände weiter im Geiſt ebendieſelben Stufen waſchen bis an meinen Tod.

Graf Eberhard: Aber inwieſern ſprecht Ihr von einer doppelten Schmach?

Griſelda: Dieſe Stufen ſind geſchändet durch mich! Ich bin durch dieſe Stufen geſchändet! Ich hätte Euern gnädigen Herrn erwürgen ſollen, ſtatt mit ihm zu gehen.

Der Schloßpropſt: Auch Ihr, Frau Gräfin Griſelda, habt, wie ich ſehr wohl erkenne, einen Dämon niederzuzwingen in Euch!

Griſelda: Da hofft nur nicht, daß irgend etwas in mir jetzt noch niederzuzwingen iſt.

Der Schloßpropſt: Gut, ſo laßt mich für alles andere ſorgen und begebt Euch in Eure Gemächer hinein.

Griſelda: Wollt Ihr dem Grafen Ulrich eine Dienſtmagd verkuppeln, Herr Propſt?

Der Schloßpropſt: Er ſoll ſeine Gattin wiedererhalten!

Griſelda: Soll die Treppe, Ihr gnädigen Herren, die ich eben mit ſaurer Mühe waſche, wieder unrein werden im Augenblick?

Der Schloßpropſt: Wir bitten Euch innigſt, gnädigſte Gräfin, jetzt nicht zum Schaden des ganzen Hauſes hart, ſtörriſch und unverſöhnlich zu ſein.

Griſelda: Wenn ich — Gott wolle das verhüten! — wenn ich ihm jemals wieder Auge in Auge entgegentrete, dem gnädigen Herrn: was, meint Ihr wohl, wird meine erſte Frage ſein? — Räuber! Räuber! — Wo iſt mein Kind!? — Er hat mich in meinem Kinde zertreten.

Die alte Gräfin Eberhard tritt durch das Portal.

Gräfin Eberhard: Was heißt das? Welche Exzentrizitäten! Man läßt uns kaum Zeit, den Schlaf aus den Augen zu wiſchen, man weckt uns eine Stunde nach Mitternacht, und für den Empfang iſt nichts vorbereitet. Kaſtellan! He, Kaſtellan! — Ah! da biſt Du ja wenigſtens, lieber Eberhard! — Was gibt's? Warum holt man uns mitten in der Nacht aus den Federn heraus?

Graf Eberhard: Liebe, danach wirſt Du den Propſt fragen. Ich habe, Gott ſei Dank, meine Hand diesmal nicht im Spiel.

Gräfin Eberhard: Wo habt Ihr denn hier die Dienerſchaft? Der Haushofmeiſter erſcheint.

Haushofmeiſter: Ich habe die Dienerſchaft vorläufig auf den Rat des Herrn Propſtes zurückgezogen.

Gräfin Eberhard: Dann komme gefälligſt einer von Euch und helfe der Amme mit dem Kinde aus dem Wagen heraus.

Die Amme kommt mit dem Prinzen Ulrikus Franziskus Heliodor im Steckkiſſen.

Gräfin Eberhard: Du Ausbund von einer Amme, hatt ich Dir nicht befohlen, bis Leute kommen, im Wagen zu bleiben? Sie hat ſich nämlich im Dunkeln bei dieſem Holterdipolter-Aufbruch den Fuß verſtaucht. Geh und ſtütze ſie, Eberhard! Faßt ſie gefälligſt am Arme, Haushofmeiſter! — Aus welchem Grunde, mein lieber Propſt, mußte denn dieſes prinzliche Blut durchaus vor Tagesanbruch hier einziehen? Sagt mir, warum es ſo eilig war und iſt.

Der Schloßpropſt: Das Temperament Eures Neffen zwingt uns allen das ihm eigene Zeitmaß auf.

Gräfin Eberhard: Seine Tollheit veranlaßt uns alle zu Tollheiten! Hier habt Ihr einen im Steckkiſſen, der unter uns allen bei weitem der Vernünftigſte iſt: das heißt, er ſchläft wie ein Stein ſo friedlich.

Graf Eberhard: Wahrhaftig, er ſchläft in dieſer Morgengewitterſchwüle ahnungslos, wie ein Murmeltier.

Gräfin Eberhard: Nun, Amme, vorwärts, mit Deinem verſtauchten Fuße die Treppe hinauf! — Was, willſt Du mir etwa zuſammenpurzeln?

Haushofmeiſter: Die Zimmer im erſten Stock nach dem Waſſer hinaus ſind zurechtgemacht.

Gräfin Eberhard: Hoffentlich nicht über der Mangelkammer! — Halte ſie! — Amme, was fällt Dir ein?

Die Amme, die etwa vier Stufen genommen hat, muß ſich anlehnen und kommt nicht weiter: Nur einen ganz kleinen Augenblick. Es iſt nichts. Es war nur ein Stechen im linken Fuß.

Gräfin Eberhard: Stich wieder, Amme! Vorwärts, hinauf!

Haushofmeiſter: Setzt Euch nieder, haltet das Kind!

Gräfin Eberhard: Wie denn? Sie rutſcht mir wahrhaftig die drei, vier Stufen wieder zurück. Das Frauenzimmer kann keine Treppen mehr ſteigen.

Der Schloßpropſt, Kreuzeszeichen: Segne Gott Deinen Eingang, fürſtliches Kind.

Gräfin Eberhard: Und ſorge für kräftige Arme und Beine, ſolange Du ſelbſt noch nicht laufen kannſt. — Magd! komm her, verſtehſt Du? — Gib, Amme! ſie mag Dir das Kind hinauftragen. Griſelda, im Kopftuch, richtet ſich auf und kommt ſteif, ein wenig wankend die Treppen herunter. Man legt ihr das Kind in die Arme. Sie blickt darauf nieder, wie erſtarrt.

Haushofmeiſter: Aber vergiß nicht, daß Du den Erbherrn und keinen Holzeimer in den Händen haſt, und ſteige mit Vorſicht die Treppen hinauf! Griſelda ſteigt zwei Stufen, ſinkt eine davon zurück. Sie nimmt vier weitere Stufen, bleibt ſtehen und muß ſich anlehnen. Sie nimmt gewaltſam abermals drei Stufen, ſteht einen Augenblick bebend, gerade emporgerichtet und bricht mit einem röchelnden Laut in die Kniee.

Gräfin Eberhard: Was, können die Weibsbilder nicht mehr ein Zweimonatskind über eine bequeme Treppe hinauftragen? Iſt denn dies Frauenzimmer verrückt? — Um Gottes willen, haltet das Kind! Die alte Gräfin Eberhard iſt herzugeeilt und hat Griſelden das Kind abgenommen: dieſe bricht nun mit einem lauten Schrei zuſammen. Faſt im gleichen Augenblick erſcheint oben auf der Treppe Graf Ulrich.

Graf Ulrich: Griſelda! — Griſelda! — Hier bin ich, Griſelda, riefſt Du mich? Er kommt heruntergeeilt und nimmt Griſelden in ſeine Arme. Gatte und Gattin finden ſich in einem langen, inbrünſtigen Kuß. Amme und Gräfin Eberhard tragen das Kind vollends die Treppe hinauf und verſchwinden mit ihm. Die Gatten ſcheinen alles um ſich her vergeſſen zu haben. Das veranlaßt auch den Grafen Eberhard und den Propſt, die beide Zeichen tiefer Rührung an den Tag legen, ſich zurückzuziehen. Graf Ulrich und Griſelda bleiben allein. Unter immer erneuten Zeichen leidenſchaftlicher Liebe führt Ulrich die Gattin, die ihren Arm um ſeinen Hals gelegt hat, die Stufen herab.

Graf Ulrich, atemlos: Wir werden Franziskus Heliodor die Herrſchaft Stein am See verſchreiben...

Griſelda: Küſſe mich!

Graf Ulrich: Wir ſchenken den Eltern das Vorwerk Schönbuche...

Griſelda: Küſſe mich!

Graf Ulrich: Warum hab ich Dir alles dies angetan? — Ich weiß es nicht.

Griſelda: Geh nie mehr von mir fort, Geliebter.

Graf Ulrich: Wende doch nicht Deinen ſchönen Hals ſo angſtvoll nach unſerem Kinde zurück!... Ich liebe, ich liebe, ich liebe mein Kind! — Blick anders! — Blicke nicht mehr wie ein armes, beraubtes Tier auf der Weide blickt! — Denn jetzt... jetzt iſt es mir ſo, als wär ich erwacht! — Und als wär ich dorthin entronnen, wo Du biſt! Und als wär ich dorthin eingelaſſen, wo Du biſt. Niemand wird Dir Dein Kind mehr antaſten! —

Griſelda: Ulrich, nun ſeh ich auf einmal klar, warum Du mich damals verlaſſen haſt.

Graf Ulrich: Ich faſſe es nicht! Ich begreiſe es nicht! Wer hat ſeinen Fluch auf mich gelegt, daß ich Dich, Griſelda, die ich doch mit einer ſündhaften Liebe liebe, mit aller erdenklichen Bosheit des Herzens martern muß? — Verwünſche mich! Treibe mich wie ein tolles, geächtetes Tier in die Welt hinaus! —

Griſelda: Meinſt Du, daß ich Dich niemals zugleich geliebt und gemartert hätte?

Graf Ulrich: Nein! — Griſelda, ich habe den Ruf Deines Herzens gehört! Hätte ich dieſen Schrei Deines Herzens früher gehört! Wer bin ich, daß ich mich gegen dieſen gebieteriſchen Ruf, der uns machtlos erbeben läßt, Dich ſo wie mich, Griſelda, auflehne!? — Sage mir, wie ich büßen muß?

Griſelda: Du mußt mich weniger lieben, Geliebter!

Die Ratten

Berliner Tragikomödie

in fünf Akten

Dramatis personae

Harro Haſſenreuter, ehemaliger Theaterdirektor
Seine Frau
Walburga, ſeine Tochter
Paſtor Spitta
Erich Spitta, Kandidat der Theologie, ſein Sohn
Alice Rütterbuſch, Schauſpielerin
Nathanael Jettel, Hofſchauſpieler
Käferſtein
Doktor Kegel } Schüler Haſſenreuters
John, Mauerpolier
Frau John
Bruno Mechelke, ihr Bruder
Pauline Piperkarcka, Dienſtmädchen
Frau Sidonie Knobbe
Selma, ihre Tochter
Quaquaro, Hausmeiſter
Frau Kielbacke
Schutzmann Schierke
Zwei Säuglinge

Erſter Akt

Im Dachgeſchoß einer ehemaligen Kavalleriekaſerne zu Berlin. Ein fenſterloſes Zimmer, das ſein Licht von einer brennenden Lampe erhält, die von der Mitte der Decke über einen runden Tiſch herunterhängt. In die Hinterwand mündet ein gerader Gang, der den Raum mit der Entreetür verbindet: einer eiſenbeſchlagenen Tür mit einer primitiven Schelle, die der Eintritt Begehrende von außen durch einen Drahtzug in Bewegung ſetzt. Eine Tür in der Wand links ſchließt ein Nebengemach ab. An der Wand rechts führt eine Treppe auf den Dachboden.

Auf dieſem Dachboden, ſowie in den ſichtbaren Räumlichkeiten hat der Ex-Theaterdirektor Harro Haſſenreuter ſeinen Theaterfundus untergebracht.

Man kann, bei dem ungewiſſen Licht, in Zweifel ſein, ob man ſich in der Rüſtkammer eines alten Schloſſes, in einem Antiquitätenmagazin oder bei einem Maskenverleiher befindet.

Zu beiden Seiten des Ganges ſind auf Ständern Helme und Bruſtharniſche Pappenheimſcher Küraſſiere aufgeſtellt, ebenſo in je einer Reihe an der rechten und linken Wand des vorderen Raums. Die Dachbodentreppe ſteht zwiſchen zwei Geharniſchten. Die Decke darüber ſchließt die übliche Bodenklappe ab.

Ein Stehpult iſt vorn links an die Wand gerückt. Tinte, Federn, alte Geſchäftsbücher und ein **Kontorbock**, ſowie einige Stühle mit hohen Lehnen um den runden Mitteltiſch laſſen erkennen, daß der Raum zu Bureauzwecken dienen muß. Waſſerflaſche mit Gläſern auf dem Tiſch und einige Photographien über dem Stehpult. Die Photographien zeigen Direktor Haſſenreuter als **Karl Moor**, ſowie in verſchiedenen anderen Rollen.

Einer der Pappenheimſchen Küraſſiere trägt einen ungeheuren Lorbeerkranz um den Nacken gehängt, mit einer Schleife, deren Enden in goldenen Lettern die Worte tragen: „Unſerem genialen Direktor

Haſſenreuter! Die dankbaren Mitglieder.“ Eine Serie mächtiger, roter Schleifen trägt nur die Aufſchrift: „Dem genialen Karl Moor ... Dem unvergleichlichen, unvergeßlichen Karl Moor ...“ uſw. uſw.

Der Raum iſt nach Möglichkeit zu Magazinzwecken ausgenutzt. Wo irgend angängig, hängen an Kleiderhaken deutſche, ſpaniſche und engliſche Koſtümſtücke aus verſchiedenen Jahrhunderten. Man ſieht ſchwediſche Reiterſtiefel, ſpaniſche Degen und deutſche Flamberge. Die Tür links hat die Aufſchrift: „Bibliothek.“

Das ganze Gemach zeigt eine maleriſche Unordnung. Alte Scharteken und Waffen, Pokale, Becher uſw. liegen umher.

Es iſt eines Sonntags, Ende Mai.

Frau John, über Mitte der Dreißig hinaus, und das blutjunge Dienſtmädchen **Piperkarcka** ſitzen am Mitteltiſch. Die John, den Oberkörper weit über den Tiſch gelehnt, redet lebhaft auf das Dienſtmädchen ein. Die Piperkarcka, dienſtmädchenhaft aufgedonnert, mit Jackett, Hut und Schirm, ſitzt aufrecht. Ihr hübſches, rundes Lärvchen iſt verweint. Ihre Geſtalt zeigt Spuren noch nicht vollendeter Mutterſchaft. Sie malt mit der Schirmſpitze auf der Diele.

Frau John: Na ja doch! Freilich! Ick ſag't ja, Pauline.

Die Piperkarcka: Nu ja. Ick will nu alſo Schlachtenſee oder Halenſee. Muß jehn un muß nachſehn, ob ick ihm treffe! — Sie trocknet ihre Tränen und will ſich erheben.

Frau John verhindert die Piperkarcka am Aufſtehen: Pauline! Um Jottes Willen, bloß det nich! Det nich, um keenen Preis von de Welt. Det macht Skandal, koſt Jeld und bringt niſcht. Wat wolln Se woll, und wo Se noch in den Zuſtande ſind! dem ſchlechten Halunken noch weiter nachloſen!?

Die Piperkarcka: Denn ſoll meine Wirtin heute ſoll warten umſonſt verjeblich auf mir. Ick ſpring im Landwehrkanal und verſaufe.

Frau John: Pauline! Warum denn? warum denn, Pauline? Jeben Se Obacht, heren Se jetzt bloß um Jotteswillen 'n janz'n eenziges ... bloß ma 'n janzen kleenen Ochenblick uf mir, und paſſen Se dadruf uf, wat ick Ihn vorſtelle! Det wiſſen Se doch, ick hab et Ihn doch bei de Normaluhr, wo ick an Alexanderplatz aus de Markthalle bin jekomm, jleich anjeſehn und hab et Ihn uf'n Kopp druf jeſacht. Wat hab ick jeſacht? Jeld, hab ick Ihn uf'n Kopp druf jefragt, jeld, kleenet Aas, er will niſcht von wiſſen! — Det jeht hier vielen, det jeht hier allen, det jeht hier vielen Millionen Mächens ſo! Und denn hab ick jeſacht ... wat hab ick jeſacht? komm, hab ick jeſacht, ick will Dir helfen.

Die Piperkarcka: Zu Hauſe darf ick mir nu janz natürlich nich blicken laſſen, wie ick verändert bin. Mutter ſchreit doch aufs erſten Blick! Vater haut mir Kopf an die Wand und ſchmeißt mir Straße. Jeld hab ick nu ebenfalls och weiter nu weiter keens nich! als wie Stücker zwei Joldſtücke, was ick mich Jackettfutter einjenäht. Hätte mich ſchlechter Menſch nich Mark nich Pfennig übrig gelaſſen.

Frau John: Freilein, mein Mann iſt Mauerpolier. Freilein: wenn Se bloß wollten Obacht jebn ... jebn Se doch um Jotteswillen Obacht, wat ick Ihn for Vorſchläge unterbreiten tu. Freilein, denn is doch uns beede jeholfen.

Ihn is jeholfen und ſo desſelbijen jleichen och mir. Außerden is Pauln, wat mein Mann is, jeholfen, wo ſterbensjerne een Kindeken will, weil det uns doch unſer eenziget, unſer Adelbertchen, an de Bräune jeſtorben is. Ihr Kind hat et jut wie'n eechnet Kind. Denn kenn Se jehn Ihrem Schatz wieder uffſuchen, kenn wieder in'n Dienſt, kenn wieder bei Ihre Eltern jehn, det Kind hat et jut und keen Menſch uf die janze Welt nich braucht wat von wiſſen.

Die Piperkarcka: J jrade! Ick ſtürze mir Landwehrkanal! — Sie ſteht auf. — Ick ſchreibe Zettel, ick laſſe Zettel in mein Jackett zurück: Du haſt mit Deine verfluchte Schlechtigkeit Deine Pauline im Waſſer jetrieben! dann ſetze vollen Namen Alois Theophil Brunner, Inſtrumentenmacher zu. Denn ſoll er ſehn, wie er mit ſein Mord auf Jewiſſen man meinswegen fertig wird.

Frau John: Warten Se, Freilein, ick muß erſt ufſchließen. Frau John ſtellt ſich, als wollte ſie die Piperkarcka hinausbegleiten.

Noch bevor beide Frauen den Gang erreichen, tritt Bruno Mechelke langſam forſchend aus der Tür links und bleibt ſtehen. Bruno Mechelke iſt eher klein, als groß, hat einen kurzen Stiernacken und athletiſche Schultern. Niedrige, weichende Stirn, bürſtenförmiges Haar, kleiner runder Schädel, brutales Geſicht mit eingeriſſenem und vernarbtem linken Naſenflügel. Die Haltung des etwa neunzehnjährigen Menſchen iſt vornübergebeugt. Große, plumpe Hände hängen an langen, muskulöſen Armen. Die Pupillen ſeiner Augen ſind ſchwarz, klein und ſtechend. Er baſtelt an einer Mauſefalle herum.

Bruno pfeift ſeiner Schweſter wie einem Hunde.

Frau John: Ick komme jleich, Bruno. Wat wiſte denn?

Bruno, ſcheinbar in die Falle vertieft: Ick denke, ick ſoll hier Fallen ufſtellen.

Frau John: Haſte dem Speck denn rinjemacht? — Zur Piperkarcka: — 't is bloß mein Bruder. Erſchrecken ſich nicht, Freilein.

Bruno, wie vorher: Ick ha heute dem Kaiſa Wilhem jeſehn, Jette. Ick war mit de Wachparade jejang.

Frau John, zur Piperkarcka, die durch Brunos Erſcheinung angſtvoll gebannt iſt: Et is bloß mein Bruder, bleiben Se man. — Zu Bruno: — Junge, wie ſiehſt Du bloß wieder aus? Det Freilein muß ſich ja von Dich Angſt kriejen.

Bruno, wie vorher. Ohne aufzublicken: Schuberle buberle, ick bin 'n Jeſpenſt.

Frau John: Mach uf'n Boden und ſtell Deine Mauſefallen.

Bruno, wie vorher. Tritt langſam an den Tiſch: Jawoll, det is och man wieder ſo'n Jeſchäft zum Bahungern. Wenn ick mit Streichhölzer handeln du, denn ha ick wahrhaftig mehr Pinke von.

Die Piperkarcka: Atje, Frau John.

Frau John, wütend auf den Bruder los: Wiſte woll jehn und wiſt mir in Frieden laſſen.

Bruno, geduckt. Hab Dir man nich. Ick jeh ja ſchonn. Er zieht ſich folgſam wieder in das anſtoßende Zimmer zurück, deſſen Tür Frau John reſolut hinter ihm ſchließt.

Die Piperkarcka: Den mecht ick Tierjarten Grunewald nich bejejnen. Bei Nacht nich und nich ma bei Dage nich.

Frau John: Jnade Jott, wo ick Brunen hetze und der ma hinter een hinter is.

Die Piperkarcka: Atje. Hier jefällt mir nich. Wenn mich wieder ſprechen wollen, lieber Bank bei Waſſerkunſt Kreuzberg, Frau John.

Frau John: Pauline, ick ha Brunen mit Sorje un Kummer Tag un Nacht jroßjebracht. Jhr Kindeken hat et noch zwanzigmal beſſer. Alſo Pauline, wenn et jeboren is, nehm ick det Kind un, bei meine in Jott vaſtorbene Eltern, wo ick an Totenſonntag immer noch und keen Menſch mich zurückhält nach Rüdersdorf jeh und Lichter uf beede Jräber anſteche: det kleene Wurm ſoll et madich jut habn, wie et beſſer keen jeborener Prinz und keene jeborene Prinzeſſin haben tut.

Die Piperkarcka: Jck jeh, mit meine letzten Pfennig kaufen mir Vitriol — trefft wen trefft! — un jießen dem Weibsbild, wo mit ihm jeht — trefft wen trefft! . . . mitten in Jeſicht! trefft wen trefft! brennt ihm janze verfluchte hübſche Viſage kaput! Mir jleich! Brennt ihm Bart kaput! Brennt ihm Augen kaput! wenn er mit andres Frauenzimmer jeht. Trefft wen trefft! Hat mir betrogen! zu Jrunde jerichtet! hat mir Jeld jeraubt! hat mich Ehre jeraubt! hat mich verfluchtiger Hund verführt, verlaſſen, belogen, betrogen, in Elend jeſtoßen! Trefft wen trefft! Soll blind ſein! Naſe ſoll wegjefreſſen ſein! ſoll jar nich mehr überhaupt auf Erde ſein!

Frau John: Freilein Pauline, bei meine ewige Seligkeit, von Stund an, wo det kleene Wurm erſtma uf de

Welt is . . . von den Augenblick an! . . . det ſoll et haben, als wenn et, ick weeß nich wo! in Samt und Seide jeboren wär. Bloß jutes Zutrauen! und, det Se „ja" ſachen! — Ick habe mir allens ausjedacht. Et jeht zu machen, Pauline, et jeht, et jeht, ſach ick Ihn! Und weder 'n Dokter, noch Polizei, noch Ihre Wirtin merkt wat von. — Und denn kriegen Se erſt ma hundertunddreiundzwanzig Mark, wat ick mir von det Reinmachen hier beim Direkter Haſſenreuter abjeſpart habe, ausjezahlt.

Die Piperkarcka: Denn lieber bei die Jeburt erwürgen! verkaufen nich!

Frau John: Wer redet denn von verkofen, Pauline?

Die Piperkarcka: Wat hab ick Oktober vorijen Jahr bis heutijen Tag for Himmelsangſt ausjeſtanden. Bräutijam ſteßt mir fort! Mietsfrau ſteßt mir fort. Schlafbodenſtelle is mich jekindigt. Wat du ick denn, daß man mir ſo verachtet und von die Leute verflucht un ausſtoßen muß?

Frau John: Det ſach ick ja, det kommt, weil der Deibel unſern Herrn Chriſtus Heiland noch immer ieber is.

Ohne bemerkt zu werden iſt, baſtelnd wie vorher, **Bruno** geräuſchlos wiederum in die Tür getreten.

Bruno ſagt in eigentümlicher Weiſe, ſcharf, aber wie nebenbei: Lampen!

Die Piperkarcka: Der Menſch erſchrickt mir. Laſſen mir fort.

Frau John geht heftig auf Bruno los: Willſt Du woll jehn, wo De hinjeherſt! Ick ha Dir jeſacht, ick wer Dir rufen.

Bruno, wie vorher: Na Jette, ick ha doch bloß Lampen jeſacht!

Frau John: Biſte verrickt? Wat heeſt denn det: Lampen? —

Bruno: Na, klinkt et denn nich an de Einjangstir?

Frau John erſchrickt, horcht, hält die Piperkarcka zurück, die im Begriff iſt, davonzugehen: Pſt, Freilein! Halt! Warten Se man noch 'n Ogenblick. Bruno ſchnitzelt weiter. Die beiden Frauen horchen.

Frau John, leiſe, angſtvoll, zu Bruno: Ick her niſcht.

Bruno: Du ollet vatrockentes Kichenſpinde, denn ſchaff da man beſſere Lauſcha an.

Frau John: Det wär in det janze Vierteljahr det erſtema, det der Direkter kommt, wenn Sonntag is.

Bruno: Wenn der Theatafritze kommt, kann a mir meinswejen jleich angaſchieren.

Frau John, heftig: Quatſch nich!

Bruno, grinſend zur Piperkarcka: Jloben S' et, Freilein, ick ha bei Zirkus Schumann 'n dummen Aujuſt ſein Eſel dreimal rum die Maneſche jebracht. Det mach ick allens! Ick wer mir woll furchten.

Die Piperkarcka ſcheint die phantaſtiſche Sonderbarkeit der Umgebung erſt jetzt zu bemerken, erſchrocken, ſtark beunruhigt: Joſef Maria, wo bin ick denn?

Frau John: Wer kann denn det ſind?

Bruno: Da Direkta nich, Jette. Det is eha ne Tülle, wo elejante Trittlinge hat.

Frau John: Freilein, jehn Se man zwee Minuten, ſein ſo jut, hier uf 'n Oberboden. 's kommt eener, kann ſind, der bloß wat wiſſen will.

In ihrer zunehmenden Angſt tut die Piperkarcka das Verlangte. Sie klettert über die Treppe auf den Oberboden, deſſen Klappe geöffnet iſt. Frau John hat ſich ſo geſtellt, daß im Notfalle die Piperkarcka gegen die Entreetür gedeckt iſt. Die Piperkarcka verſchwindet. Frau John und Bruno bleiben allein.

Bruno: Wat wiſte denn mit die barmherzige Schweſter?

Frau John: Det jeht Dir niſcht an, verſtehſte mich.

Bruno: Ick frage ja man, weil det De vor det Mächen ſo ängſtlich ne Wand machen duſt. Sonſt is et mich doch wahaftig Pomade.

Frau John: Det ſoll Dir och immer Pomade ſind.

Bruno: Danke Komma, denn kann ick woll abtippeln.

Frau John: Lump, weeſt Du woll, wat Du mir ſchuldig biſt?

Bruno, pomadig: Wat regſte Dir denn uf? Wo ſtoß ick Dir denn? Wat wiſte? Ick muß jetzt zu meine Braut. Mir ſchläfert. Vorichte Nacht hab ick unter Sträucher in Tierjarten platt jemacht. Und juterletzt is Kohlmarcht bei mich. — Er kehrt ſeine Hoſentaſchen um. — Foljedeſſen muß ick jehn, 'n Stück Brot verdienen.

Frau John: Hier jeblieben! — und nich von de Stelle — oder Du kriſt und wenn det De jaulſt wie 'n kleener Hund, kriſte nimmermehr wenn't bloß 'n Pfennich is, kriſt De von mich! Bruno, Du jehſt uf ſchlechte Weche.

Bruno: Ick wer woll immer jejen de janze Welt ... noch wat! ... wer ick der Potsdammer ſind. Soll ick etwa nich jehn, wo ick ſcheen bei Huldan zu leben kriege? — *Er zieht eine ſchmutzige Brieftaſche.* — Nich ma 'n dreckigen Pfandſchein ha ick mehr in de Plattmullje drin. Wat wiſte von mich, un denn laß mir abſchrenken.

Frau John: Von Dir? Wat ick will? For wat wärſt Du woll nitze? Du biſt zu niſcht weiter nitze, als det eene Schweſter, wo nich richtig in Koppe is, mit ſo'n Lump un Tagedieb Mitleid hat.

Bruno: Kann ſind, det De in Koppe manchmal nich richtig biſt.

Frau John: Unſer Vater hat oft zu mich jeſacht, wo Du ſchonn mit fünf, ſechs Jahre alt ſchlechte Dinge jetrieben haſt, det mit Dir in Leben keen Staat weiter nich zu machen is un det ick Dir ſollte loſen laſſen. Un mein Mann, wo richtig un orntlich is . . . vor ſo'n juten Mann: Du darfſt Dir nich blicken laſſen.

Bruno: Jewiß doch, det weeß ick ja allens, Jette! Aber ſo eenfach ſchiebt ſich det nu eemal nu eben nich. Wat wiſte? Jck weeß, ick bin mit 'n Aſt uf'n Puckel, wenn det'n och det'n keener ſieht, un nich in Zangzujih uf de Welt jekomm. Jck muß ſehn un mir mit mein Aſt mang mang helfen. Na jut ſo! wat wiſte? von wechen de Ratten brauchſt Du mir nich. Du wiſt bleß wat mit die Dohle vertuſſen.

Frau John, *die Fauſt drohend unter Brunos Naſe:* Verrat Du een eenziget kleenet Sterbenswort: denn mach ick Dir kalt. Denn biſt Du ne Leiche!

Bruno: Na weeßte, vaſtehſte, ick mache mir dinne. —

Er ſteigt die Treppe hinauf. — Womeglich komm ick, mir niſcht Dir niſcht, noch ma in Schokeladenkaſten rin. — Er verſchwindet durch die Bodenklappe. Frau John löſcht eilig die Lampe und tappt ſich zur Bibliothekstür. Sie geht in die Bibliothek, ſchließt aber die Tür hinter ſich nicht ganz.

Die Geräuſche eines verroſteten Schloſſes und Schlüſſels, der darin umgedreht wurde, ſind vernehmlich geweſen. Ein leichter Schritt kommt nun den Gang herauf. Vorübergehend war der Berliner Straßenlärm, auch Kindergeſchrei aus den Hausfluren vernehmlich geworden. Leierkaſtenmuſik vom Hof herauf.

Mit ſcheuen Bewegungen erſcheint **Walburga Haſſenreuter**. Das Mädchen iſt noch nicht ſechzehn Jahre alt und ſieht hübſch und unſchuldig aus. Sonnenſchirm, fußfreies helles Sommerkleidchen.

Walburga ſtutzt, horcht, ſagt dann ängſtlich: Papa! — Iſt ſchon jemand hier oben? — Papa! Papa! — Sie horcht lange geſpannt und ſagt dann: — Es riecht ja hier ſo nach Petroleum! — Sie findet Streichhölzer, entzündet eines davon, will die Lampe anſtecken und verbrennt ſich an dem noch heißen Zylinder. — Au! — Donnerwetter, wer iſt denn hier? — Sie hat aufgeſchrien und will fortlaufen.

Frau John erſcheint wieder.

Frau John: J, Freilein Walburga, wer wird denn jleich Lärm machen! Sein Se man friedlich! Det bin ja bloß ick.

Walburga: Gott, hab ich aber einen ganz entſetzlichen Schreck bekommen, Frau John.

Frau John: Weshalb denn, Freilein? Wat ſuchen Se denn heit an Sonntag hier?

Walburga, Hand auf dem Herzen: Mir ſteht noch immer das Herz ganz ſtill, Frau John.

Frau John: Wat hat's denn, Freilein Walburga? Wer ängſtigt Se denn? Sie miſſen det doch von Ihren Herrn Vater wiſſen, det ick Sonntag und Wochentag hier oben mang die Kiſten und Kaſten zu tun habe, mit Staub abbürſten und Motten auskloppen. In drei, vier Wochen, wenn ick jlicklich mit die zwölf- oder achtzehnhundert Theaterlumpen eemal rum bin und fertig bin, fängt et doch immer wieder von friſchen an.

Walburga: Ich hab mich erſchrocken, weil ſich der Lampenzylinder noch ganz heiß anfaßte, Frau John.

Frau John: Nu ja, de Lampe hat ebent jebrannt un ick hab ſe vor eene halbe Minute ausjepuſtet. — Sie hebt den Zylinder ab. — Mir brennt et nich! Ick hab harte Hände! — Sie zündet das Docht auf. — Na, nu wird Licht! Nu hab ick ſe wieder anjeſtochen. Wat is nu Jefährliches los? Ick ſehe niſcht.

Walburga: Hu, Sie ſehen ja aus wie ein Geiſt, Frau John.

Frau John: Wie ſoll ick ausſehn?

Walburga: Das iſt, wenn man ſo aus der prallen Sonne ins Finſtere kommt ... in dieſe muffigen Kammern hinein, da iſt man wie von Geſpenſtern umgeben.

Frau John: Na, kleenet Jeſpenſt, weshalb kommen Se denn? — Sind Se alleene oder is noch jemand? — Kommt am Ende Papa noch nach?

Walburga: Nein! Papa iſt heute zu einer wichtigen Audienz nach Potsdam hinaus.

Frau John: Und wat ſuchen denn alſo Sie nu woll hier?

Walburga: Ich? Ich bin einfach ſpazieren geweſen.

Frau John: Na, denn ſehn Se man wieder, det Se fortkomm. In Papan ſeine Rumpelkammer ſcheint keene Pfingſtſonne nich.

Walburga: Sie ſollten auch, ſo grau, wie Sie ausſehen, mal lieber 'raus an die Sonne gehn.

Frau John: J, Sonne is bloß for feine Leite! Wenn ick man alle Tache meine paar Pfund Staub und Dreck uf de Lunge kriege. — Jeh man, Kindken, ick muß an de Arbeet! — mehr brauch ick nich: ick lebe von Müllſtob und Mottenpulver. — Sie huſtet.

Walburga, ängſtlich: Sie brauchen Papa nicht ſagen, daß ich hier oben geweſen bin.

Frau John: Ick? Ick habe woll ſonſt niſcht beſſeret zu tun.

Walburga, ſcheinbar leichthin: Und ſollte Herr Spitta nach mir fragen ...

Frau John: Wer?

Walburga: Der junge Herr, der bei uns im Hauſe Privatſtunde gibt ...

Frau John: Na, und?

Walburga: Sind Sie ſo freundlich und ſagen Sie ihm, daß ich hier geweſen, aber gleich wieder gegangen bin.

Frau John: Alſo Herrn Spitta ſoll ick et ſagen, Papan nich?

Walburga, unwillkürlich: Um Gottes willen nicht, liebſte Frau John.

Frau John: Na wacht Du, wacht! Jib Du bloß man Obacht. Manch eene hat ausjeſehn wie Du, und is aus die Jejend jekomm wie Du, wo nachher in de Drajonerſtraße in Rinnſteen oder jar in de Barnimſtraße hinter ſchwedſche Jardinen zujrunde jejangen is.

Walburga: Sie werden doch damit nicht ſagen wollen, Frau John, oder glauben wollen, daß in meiner Beziehung zu Herrn Spitta etwas Unerlaubtes oder Ungehöriges iſt?

Frau John, in höchſtem Schreck: Mund zu! — Et hat jemand dem Schlüſſel im Schloß jeſtochen.

Walburga: Auslöſchen!

Frau John bläſt ſchnell die Lampe aus.

Walburga: Papa!

Frau John: — Freilein, ruf uf'n Oberboden.

Sie und Walburga verſchwinden über die Treppe durch den Bodenverſchlag, der verſchloſſen wird.

Zwei Herren, der Direktor **Harro Haſſenreuter** und der Hofſchauſpieler **Nathanael Jettel**, erſcheinen durch die Flurtür im Gange. Der Direktor iſt mittelgroß, glattraſiert, fünfzig Jahre alt. Er pflegt große Schritte zu nehmen und bekundet ein lebhaftes Temperament. Sein Geſichtsſchnitt iſt edel, das Auge von kühnem Ausdruck. Sein Betragen iſt laut. Sein Weſen überhaupt durchaus feurig. Er trägt einen hellen Sommerüberzieher, den Zylinder nach hinten gerückt und übrigens Frackanzug und Lackſchuhe. Der leger geöffnete Paletot enthüllt eine mit Ordenſternen überdeckte Bruſt. — Hofſchauſpieler Jettel trägt unter dem leichteſten Sommerüberzieher einen weißen Flanellanzug. Er hat einen Strohhut nebſt elegantem Stock in der linken Hand, gelbe Schuhe an den Füßen. Er iſt ebenfalls glattraſiert und über die fünfzig alt.

Direktor Haſſenreuter ruft: John! — Frau John! — Ja, das ſind nun hier meine Katakomben, lieber Jettel!

Sic transit gloria mundi! Hier hab ich nun alles, mutatis mutandis, untergebracht, was von meiner ganzen Theaterherrlichkeit übrig geblieben iſt: alte Scharteken! alte Lappen und Lumpen! — John! John! Sie iſt hier geweſen, denn der Lampenzylinder iſt heiß! — Er zündet mit einem Streichholz die Lampe an. — Fiat lux, pereat mundus! So! Jetzt können Sie mein Motten-, Ratten- und Flohparadies bei Lichte beſehen.

Nathanael Jettel: Haben Sie alſo meine Karte bekommen, beſter Direkter?

Direktor Haſſenreuter: Frau John! — Ich werde mal ſehn, ob ſie auf dem Boden iſt. — Er ſteigt ſehr gewandt die Treppe hinauf und rüttelt an der Bodenklappe. — Verſchloſſen! Den Schlüſſel hat die Kanaille natürlich am Schürzenband. — Er pocht wütend mit der Fauſt gegen die Klappe. — John! John!

Nathanael Nettel, etwas ungeduldig: Direktor, geht es nicht ohne die John?

Direktor Haſſenreuter: Was? Glauben Sie, daß ich Ihnen den miſerablen Lappen, den Sie gerade da für Ihr Gaſtſpiel brauchen, aus meinen dreihundert Kiſten und Kaſten, ohne die John, im Frack und mit ſämtlichen Orden, ſo wie ich vom Prinzen komme, ſelber herausſuchen kann?

Nathanael Jettel: Erlauben Sie mal! In Lappen abſolviere ich meine Gaſtreiſen nicht.

Direktor Haſſenreuter: Menſch, ſpielen Sie doch in Unterhoſen! meinethalben! Mich ſtört das nicht! Nur vergeſſen Sie nicht, wer vor Ihnen ſteht. Deshalb, wenn der Hofſchauſpieler Jettel — na wenn ſchon! — gnädigſt zu pfeifen geruhen, ſpringt der Direktor Harro Haſſenreuter noch lange nicht. Sapristi! wenn irgendein Komödiant einen ſchäbigen Turban oder zwei alte Tranſtiefel braucht, muß ſich ein pater familias, ein Familienvater den einzigen Sonntagnachmittag unter den Seinen abknapſen? Soll womöglich wie 'n Tackel auf allen Vieren in alle Bodenwinkel hinein? Nein, Freundchen, da müßt Ihr Euch andere ausſuchen.

Nathanael Jettel, ſehr ruhig: Könnten Sie mir nicht ſagen, Direktor, wer Ihnen in Gottes Namen auf die Krawatte getreten hat?

Direktor Haſſenreuter: Mein Junge, ich habe noch vor kaum einer Stunde die Beine unterm Tiſch eines Prinzen gehabt: post hoc, ergo propter hoc! — Ich ſetze mich Ihretwegen in einen verfluchten Omnibus und kutſche in dieſe verfluchte Gegend . . . wenn Sie meine Gefälligkeit nicht zu würdigen wiſſen: ſcheren Sie ſich!

Nathanael Jettel: Sie haben mich auf vier Uhr hierher beſtellt. Sie haben mich eine volle geſchlagene Stunde in dieſer entſetzlichen Mietskaſerne, auf dieſem lieblichen Korridore unter dem Kinderpöbel warten laſſen . . . Ich habe gewartet, Ihnen nicht den geringſten Vorwurf gemacht! und jetzt ſind Sie geſchmackvoll genug, mich als eine Art Spucknapf zu betrachten . . .

Direktor Haſſenreuter: Mein Junge . . .

Nathanael Jettel: In's Teufels Namen, der bin ich nicht! Eher mache ich Sie zu meinem Hanswurſt und laſſe Sie für ſechs Groſchen Purzelbaum ſchießen! Er nimmt entrüſtet Hut und Stock und geht.

Direktor Haſſenreuter ſtutzt, bricht dann in ein tolles Gelächter aus und ſchreit hinter Jettel her: Machen Sie ſich nicht lächerlich! — Und übrigens bin ich kein Maskenverleiher. Man hört die Flurtür ins Schloß knallen.

Direktor Haſſenreuter zieht die Uhr: — Rindvieh verdammtes! — Schafskopf verfluchter! — Ein Segen, daß das Rindvieh, verdammte, gegangen iſt!

Er ſteckt die Uhr ein, zieht ſie gleich darauf wiederum und lauſcht. Hierauf geht er unruhig hin und her, bleibt ſtehen, blickt in den Zylinderhut, deſſen Inneres einen Spiegel enthält, und kämmt ſich ſorgfältig. Er tritt an den Mitteltiſch und öffnet einige von den Briefſchaften, die dort gehäuft liegen. Dazu ſingt er trällernd:

„O Straßburg, o Straßburg,
du wunderſchöne Stadt.“

Abermals ſieht er nach der Uhr. Plötzlich geht die Türſchelle über ſeinem Kopf.

Direktor Haſſenreuter: Auf die Minute! Was doch die Dinger, wenn es drauf ankommt, pünktlich ſind!

Er eilt und öffnet die Flurtür, jemand laut und fröhlich begrüßend. Die Trompetentöne ſeiner Stimme werden bald von glöckchenartigem Lachen einer weiblichen akkompagniert. Sehr bald erſcheint der Direktor wieder, von einer eleganten jungen Dame begleitet, **Alice Rütterbuſch**.

Direktor Haſſenreuter: Alice! Kleine Alice! Komm erſt mal näher, kleine Alice! Komm mal ans Licht! Ich muß doch ſehen, ob Du noch dieſelbe kleine, ſchockſcharmante, tolle Alice aus den beſten Tagen meiner reichsländiſchen Direktionsperiode biſt!? Mädel, ich habe Dich ja gehen gelehrt! ich hab Deine erſten Schritte gegängelt... das Sprechen! Du ſagteſt ja immer Cheef ſtatt Chef! Ha ha ha! Hoffentlich haſt Du das nicht vergeſſen.

Alice Rütterbuſch: Schaun S' Direktor, Sie glauben doch net, daß i undankbar bin?

Direktor Haſſenreuter nimmt ihr den Schleier ab: Mädel, Du biſt ja noch jünger geworden!

Alice Rütterbuſch, hochrot, beglückt: Da müßt einer auch gehörig daher lügen, wenn einer behaupten wollt, daß Du Dich zum Nachteil verändert haſt. Aber weißt, arg finſter haſt's bei Dir oben und a biſſel — Harro, wenns D' mechſt a Fenſter aufmachen! — ſo a biſſel a ſchwere Luft.

Direktor Haſſenreuter: Pillycock ſaß auf Pillycocks Berg!

„Doch Mäuſ' und Ratten und ſolch Getier
Aß Thoms ſieben Jahr lang für und für.“

Im Ernſt, ich hab finſtere und ſchwere Zeiten durchgemacht! Du wirſt ja ſchließlich, trotzdem ich Dir lieber nichts geſchrieben habe, liebe Alice, davon unterrichtet ſein.

Alice Rütterbuſch: Das war aber net grad, weißt, ſehr freindſchaftlich, daß D' mir auf alle die ſauberen und langen Brief kein Wörtel geantwort haſt.

Direktor Haſſenreuter: Wozu, ha ha ha, einem kleinen Mädchen antworten, wenn man genug mit ſich ſelber zu tun hat und in keiner Beziehung was nützen kann? Seſſa! E nihilo nihil fit! Das heißt auf Deutſch: aus nichts kann nichts werden! Motten und Staub! Staub und Motten! ha ha ha! Das iſt alles, was ich von meiner deutſchen Kulturarbeit an der weſtlichen Grenze geerntet habe.

Alice Rütterbuſch: Du haſt alſo den Fundus net an den Direktor Kurz abgetreten.

Direktor Haſſenreuter: „O Straßburg, o Straßburg, Du wunderſchöne Stadt.“ Nein, meine Kleine, ich habe den Fundus nicht in Straßburg gelaſſen! Dieſer ehemalige Kellner, Kneipwirt und Pächter von anrüchigen Tanzlokalen, der mein Nachfolger wurde ... dieſer Kretin, dieſer bête imbécile, wollte den Fundus nicht! — Seſſa, den Fundus hab ich nicht dort gelaſſen: dafür aber vierzigtauſend Mark ſauerverdientes Geld, von Gaſtſpielreiſen aus meiner Mimenzeit! außerdem fünfzigtauſend Mark zugebrachtes Vermögen meiner braven Frau. Seſſa! — Übrigens, daß ich den Fundus behielt, war ein Glück für mich. — Da! — Ha ha ha! Dieſe Kerle hier ... — Er berührt einige der Geharniſchten. — Du kennſt ſie doch? ...

Alice Rütterbuſch: J kenn doch meine Pappenheimer.

Direktor Haſſenreuter: Nun alſo: dieſe Pappenheimſchen Kerle hier, und was drum und dran baumelt, haben den alten Lumpenſammler und Maskenverleiher Harro Eberhard Haſſenreuter nach ſeiner Hedſchra tatſächlich über Waſſer gehalten! — Aber reden wir lieber von heiteren Dingen: ich habe mit Vergnügen aus der Zeitung erſehen, daß Du von Exzellenz für Berlin engagiert werden wirſt.

Alice Rütterbuſch: J mach mir nix draus! J möcht lieber bei Dir ſpielen, und das mußt mir verſprechen, wanns Du wieder eine Direktion ibernehmen tuſt ... das verſprichſt mir, daß i augenblickli kontraktbrüchig werden kann! — Der Direktor bricht in Lachen aus. — J hab mi drei Jahre lang gnua auf die Provinzſchmieren rumgeärgert. Berlin mag i net! und a Hoftheater ſchon lang net. Jeſſas die Leit! das Komödieſpielen! — Weißt, i g'hör zum Fundus, i hab immer bloß daher g'hört! — Sie nimmt unter den Pappenheimern Aufſtellung.

Direktor Haſſenreuter: Ha ha ha ha! Alſo komm, Du getreuer Pappenheimer. Er öffnet die Arme weit, ſie fliegt hinein, und beide begrüßen einander mit einigen lange anhaltenden Küſſen.

Alice Rütterbuſch: Geh, Harro, jetzt ſagſt mir: was macht Deine Frau?

Direktor Haſſenreuter: Thereſe geht's gut, außer daß ſie trotz Kummer und Sorgen von Tag zu Tag dicker wird. — Mädel, Mädel, wie Du dufteſt! — Er drückt ſie an ſich. — Weißt Du auch, daß Du teufelsmäßig gefährlich biſt?

Alice Rütterbuſch: Meinſt, daß i blöd bin? Freili bin i gefährlich.

Direktor Haſſenreuter: Sakra!

Alice Rütterbuſch: Meinſt, i ſollt mir in der ſchönen Gegend, drei Stiegen hoch, unter an muffigen Dach, mit Dir a Rendezvous geben, wann ich net wißt, daß das für uns zwei, ans wie's andere, gefährlich is. Ibrigens hab i ja, Gott ſei Dank, weil i halt immer a Glück haben muß, wann i ſchon amal auf Schleichwegen geh, auf der Treppen den Nathanael Jettel treffen, bin dem Herrn Hofſchauſpieler bei ei'm Haar direkt in die Arme g'rannt. Wird ſchon ſorgen, daß das nicht unter uns bleibt, daß i di b'ſucht hab.

Direktor Haſſenreuter: Ich muß das Datum verſchrieben haben: der Menſch behauptet, ha ha ha, ich hätte ihn ganz ausdrücklich für heut nachmittag herbeſtellt.

Alice Rütterbuſch: Das war aber net etwa die einzige Baſſermannſche Geſtalt, der i auf die ſechs Treppenabſätz begegnet bin, und was mir die lieben kleinen Kinderln, die auf die Stufen rumkugeln, nachgeſchrien haben, das is dermaßen unparlamentariſch, das is von ſolche Kröten, die noch net drei Käſ hoch ſind, ſchon die allergrößte Gemeinheit, die mir noch vorkommen is.

Direktor Haſſenreuter lacht, wird dann ernſt: Ja, ſiehſt Du: daran gewöhnt man ſich: was ſo hier in dieſem alten Kaſten mit ſchmutzigen Unterröcken die Treppe fegt und überhaupt ſchleicht, kriecht, ächzt, ſeufzt, ſchwitzt, ſchreit, flucht, lallt, hämmert, hobelt, ſtichelt, ſtiehlt, treppauf treppab allerhand dunkle Gewerbe treibt, was hier an lichtſcheuem Volke niſtet, Zither klimpert, Harmonika ſpielt — was hier an Not, Hunger, Elend exiſtiert und an laſterhaftem Lebenswandel geleiſtet wird, das iſt auf keine Kuhhaut zu ſchreiben. Und Dein alter Direktor, last not least, rennt, ächzt, ſeufzt, ſchwitzt, ſchreit und flucht, ha ha ha, wie der Berliner ſagt, immer mitten mang mit. Ha ha ha, Mädel, mir iſt es recht dreckig gegangen.

Alice Rütterbuſch: Weißt ibrigens, wen i, wie i grad auf den Bahnhof Zoologiſcher Garten zuſteuer, troffen hab? Den alten guten Fürſt Statthalter hab i troffen. Und ſixt, unverfroren wie i amal bin, bin i zwanzig Minuten lang neben ihm herg'ſchwenkt und hab ihn in an langen Diskurs verwickelt und, auf Ehre, Harro, wie ich Dir ſag, ſo is es buchſtäblich tatſächlich g'ſchegn. Auf'n Reitweg is plötzlich Majeſtät mit großer Suite vorübergritten. I denk, i verſink! Und hat übers ganze Geſicht gelacht und Durchlaucht ſo mit dem Finger gedroht. Aber g'freit hab i mi, das kannſt mir glauben. Aber jetzt kommt d'Hauptſach. Jetzt paß auf. — Ob i mi freun tät, hat mi Durchlaucht plötzli g'fragt, und ob i wieder nach Straßburg mecht, wann der Direkter Haſſenreuter das Theater tät wieder übernehmen. Na weißt: beinah hab i an Sprung getan!

Direktor Haſſenreuter, er wirft ſeinen Überzieher ab und ſteht in ſeinen Orden da: Du haſt wahrſcheinlich bemerken müſſen, daß die kleine Durchlaucht vorzüglich gefrühſtückt hat. Seſſa! Wir haben zuſammen gefrühſtückt. Wir haben ein exquiſites kleines Herrenfrühſtück beim Prinzen Ruprecht draußen in Potsdam gehabt. Ich leugne nicht, daß ſich vielleicht eine Wendung zum Guten im miſerablen Geſchicke Deines Freundes vorbereitet.

Alice Rütterbuſch: Liebſter, wie a Staatsmann, wie a Geſandter ſiehſt Du ja aus.

Direktor Haſſenreuter: Ah, Du kennſt dieſe Bruſt voll hoher und höchſter Orden noch nicht!? Klärchen und Egmont! Hier magſt Du Dich ſatt trinken! —

Neue Umarmung.

Carpe diem! genieße den Tag! Sekt, kleine Naive, ſteht allerdings auf dem jetzigen Repertoire Deines alten Direktors, Erweckers und Freundes nicht! — Er öffnet eine Truhe und entnimmt ihr eine Flaſche Wein. — Aber dieſer Stiftswein iſt auch nicht von Pappe! — Er zieht den Korken. Die Türſchelle geht. — Was? — Pſt! — Wer hat denn die ungeheure Dreiſtigkeit, am Sonntag nachmittag hier anzuklingeln? — Es klingelt ſtärker. — Kleine, zieh Dich doch mal in die Bibliothek zurück. — Alice eilt in die Bibliothek ab. Es klingelt wieder. — Donnerwetter noch mal, der Kerl iſt ja irrſinnig. — Er eilt nach der Tür. — Gedulden Sie ſich oder ſcheren Sie ſich! — Man hört ihn die Tür öffnen. — Wer? Wie? „Ich bin's, Fräulein Walburga?" Was? Fräulein Walburga bin ich nicht. Ich bin nicht die Tochter! Ich bin der Vater! Ach, Sie ſind's, Herr Spitta! Gehorſamer Diener, ich bin der Vater! Ich bin der Vater! Was wünſchen Sie denn?

Im Gange erſcheint wiederum der Direktor, geleitet von Erich Spitta, einem einundzwanzigjährigen jungen Menſchen, der Brille und Zwicker trägt und übrigens ſcharfe und nicht unbedeutende Züge hat. Spitta gilt als Kandidat der Theologie und iſt entſprechend gekleidet. Er hält ſich nicht gerade, und ſeiner Körperentwicklung iſt die Studierſtube und mangelhafte Ernährung anzumerken.

Direktor Haſſenreuter: Wollten Sie meiner Tochter Walburga hier auf dem Speicher Privatſtunde geben?

Spitta: Ich fuhr im Pferdebahnwagen vorüber und glaubte wirklich, ich hätte Fräulein Walburga unten durch das Portal ins Haus eilen ſehen.

Direktor Haſſenreuter: Gar keine Ahnung, mein lieber Spitta. Meine Tochter Walburga iſt augenblicklich mit ihrer Mutter in der engliſchen Kirche, ich glaube, zu einem liturgiſchen Gottesdienſt.

Spitta: Dann verzeihen Sie vielmals, wenn ich geſtört habe. Ich nahm mir die Freiheit, heraufzukommen, weil ich mir ſagte: eine Begleitung in dieſer Gegend, vielleicht auf dem Rückwege nach dem Weſten, wäre Fräulein Walburga am Ende nicht unangenehm.

Direktor Haſſenreuter: Wohl, wohl, aber ſie iſt nicht hier, beſter Spitta. Ich bedauere ſehr. Ich ſelber bin nur zufällig hier: der Poſt wegen! und ich habe auch leider andere dringende Sachen vor. — Wünſchen Sie ſonſt was, mein guter Spitta? Spitta putzt ſeinen Kneifer und gibt Zeichen von Verlegenheit.

Spitta: Man gewöhnt ſich nicht gleich an die Dunkelheit.

Direktor Haſſenreuter: Sie benötigen vielleicht Ihr Stundengeld. Schade: ich habe leider die Gewohnheit, nur mit einem Notpfennig in der Weſtentaſche auf die Straße zu gehn. Ich muß Sie ſchon bitten, ſich zu gedulden, bis ich wieder in meiner Wohnung bin.

Spitta: Hat durchaus keine Eile, Herr Direktor.

Direktor Haſſenreuter: Ja, das ſagen Sie ſo: aber ich bin ein gehetztes Wild, guter Spitta ...

Spitta: Und doch möchte ich, da ich dieſes Zuſammentreffen wirklich als eine Art höherer Fügung anſehen muß, um eine Minute Ihrer koſtbaren Zeit bitten. Dürfte ich, kurz, eine Frage tun?

Direktor Haſſenreuter, mit den Augen auf der Uhr, die er gezogen hat: Genau eine Minute. Die Uhr in der Hand, beſter Spitta.

Spitta: Frage und Antwort wird, denk ich, kaum von ſo langer Dauer ſein.

Direktor Haſſenreuter: Alſo los!

Spitta: Habe ich wohl Talent zum Schauſpieler?

Direktor Haſſenreuter: Um Gottes willen, Menſch, ſind Sie denn irrſinnig? — Verzeihen Sie, beſter Herr Kandidat, wenn ich in einem ſolchen Fall bis zur Unhöflichkeit außer dem Häuschen bin. Es heißt zwar: natura non facit saltum, aber Sie haben da einen unnatürlichen Sprung gemacht. Da muß ich mal erſt zu Atem kommen. Und nun Schluß davon! Denn glauben Sie mir, wenn wir beide jetzt über dieſe Frage zu diskutieren anfangen, ſo würden wir in drei bis vier Wochen, ſagen wir Jahren, darüber noch nicht zum Schluß gekommen ſein.

Sie ſind doch Theologe, mein Beſter, und ſtammen aus einem Paſtorhaus: wie kommen Sie denn auf ſolche Gedanken? wo Sie doch Konnexionen haben und Ihnen die Wege zu einer behaglichen Exiſtenz geebnet ſind.

Spitta: Ja, das iſt eine lange innere Geſchichte, eine lange Geſchichte ſchwerer innerer Kämpfe, Herr Direktor, die allerdings bis zu dieſer Stunde nur mir bekannt und alſo abſolutes Geheimnis geweſen ſind. Da hat mich das Glück in Ihr Haus geführt und von dieſem Augenblick an fühlte ich, wie ich dem wahren Ziel meines Lebens näher und näher kam.

Direktor Haſſenreuter, mit peinlicher Ungeduld: Das ehrt mich. Das ehrt mich und meine Familie! — Er legt ihm die Hände auf die Schulter. — Dennoch muß ich Ihnen jetzt die ganz inſtändige Bitte vortragen, von der Erörterung dieſer Angelegenheit im Augenblick abzuſehen. Meine Geſchäfte ſind unaufſchieblich.

Spitta: Dann möchte ich nur noch ſo viel hinzuſetzen, damit Sie wiſſen, daß ich abſolut feſt entſchloſſen bin.

Direktor Haſſenreuter: Aber mein lieber Herr Kandidat: wer hat Ihnen denn dieſe Raupen in den Kopf geſetzt? Ich habe mich über Sie gefreut. Habe Sie ſchon im Geiſt Ihres friedlichen Pfarrhauſes wegen beneidet. Gewiſſen literariſchen Ambitionen, die einem hier in der Großſtadt anfliegen, habe ich keinen Wert beigelegt. Das iſt nur ſo nebenbei und verliert ſich zweifellos wieder bei ihm, dachte ich mir! — Menſch, und nun wollen Sie Komödiant werden? Kurz: Gnade Gott, wenn ich Ihr Vater wär! Ich würde Sie bei Waſſer und Brot einſperren und Sie nicht eher herauslaſſen, als bis Ihnen jede Erinnerung an dieſe Torheit entſchwunden wäre. Dixi! und nun adieu, guter Spitta.

Spitta: Einſperren oder irgendeine andere Gewaltmaßregel würde bei mir durchaus nichts helfen, fürcht ich.

Direktor Haſſenreuter: Aber Menſch: Sie wollen Schauſpieler werden? Mit Ihrer ſchiefen Haltung, mit Ihrer Brille und vor allem mit Ihrem heiſeren und ſcharfen Organ geht das doch nicht.

Spitta: Wenn es im Leben ſolche Käuze gibt, wie ich, warum ſoll es nicht auch auf der Bühne ſolche Kauze geben? Und ich bin der Anſicht, ein wohlklingendes Organ, womöglich verbunden mit der Schiller-Goethiſch-Weimariſchen Schule der Unnatur, iſt eher ſchädlich, als förderlich. Die Frage iſt nur: würden Sie mich, wie ich nun einmal bin, als Schüler annehmen?

Direktor Haſſenreuter *zieht haſtig ſeinen Sommerpaletot über:* Nein! denn erſtens iſt meine Schule auch nur eine Schule Schilleriſch-Goethiſch-Weimariſcher Unnatur! Zweitens könnte ich es vor Ihrem Herrn Vater nicht verantworten! Und drittens zanken wir uns ſo ſchon genug, jedesmal nach den Privatſtunden, die Sie in meinem Hauſe geben, beim Abendbrot. Das würde dann bis zur Prügelei ausarten. Und nun, Spitta: ich muß auf die Pferdebahn.

Spitta: Mein Vater iſt bereits informiert. Ich habe ihm in einem zwölf Seiten langen Brief Punkt für Punkt die Geſchichte meiner inneren Wandlung eröffnet ...

Direktor Haſſenreuter: Sicherlich wird der alte Herr äußerſt davon geſchmeichelt ſein! Menſch und nun kommen Sie mit mir, ich werde ſonſt wahnſinnig. *Der Direktor zieht Spitta gewaltſam mit ſich fort und hinaus. Man hört die Tür ins Schloß fallen.*

Es wird ſtill bis auf das ununterbrochene Rauſchen Berlins, das nun lauter hervortritt. Nun wird die Bodenklappe geöffnet und Walburga Haſſenreuter ſteigt in wahnſinniger Haſt, gefolgt von Frau John, die Treppe herunter.

Frau John, *flüſternd, heftig:* Wat is denn? Et is doch jar niſcht jeſchehn.

Walburga: Frau John, ich ſchreie! Ich muß gleich losſchreien! — Um Gottes willen, ich kann gar nicht an mich halten, Frau John.

Frau John: Taſchentuch mang die Zähne, Mächen! — Et is ja jar niſcht! Wat haſte Dir denn?

Walburga, zähneklappernd, ihr Röcheln gewaltſam bezwingend: Ich bin ja des Todes ... ich bin ja des Todes erſchrocken, Frau John!

Frau John: Wenn ick man wißte, vor wat Du erſchrocken biſt?

Walburga: Haben Sie nicht dieſen ſchrecklichen Menſchen geſehn?

Frau John: Wat is denn da ſchrecklich? Det is doch mein Bruder! wo mich manchmal bei Papans ſeine Sachen auskloppen helfen dut.

Walburga: Und das Mädchen, was mit dem Rücken am Schornſtein ſitzt und wimmert.

Frau John: Det is Deine Mutter nich anders jejangen, eh det Du zur Welt jekommen biſt.

Walburga: Ich bin hin. Ich bin tot, wenn Papa wiederkommt.

Frau John: Na denn ſieh, det De fortkommſt, und fackel nich lange. Frau John begleitet die entſetzte Walburga den Gang hinunter und läßt ſie hinaus. Dann kommt ſie wieder.

Frau John: Det Mächen weeß, Jott ſei Dank, von hellichten Dache niſcht. Sie nimmt die entkorkte Weinflaſche, gießt einen der Römer voll und nimmt ihn mit auf den Boden, wo ſie verſchwindet. Kaum iſt das Zimmer leer, ſo erſcheint der Direktor wieder.

Direktor Haſſenreuter, *noch an der Tür, ſingend:* „Komm herab, o Madonna Thereſa!“ — *Er ruft.* — Alice! — *Noch immer an der Tür.* — Komm mal! Hilf mir mal die eiſerne Stange mit dem doppelten Schloß vor die Tür legen. — Alice! — *Er kommt nach vorn.* — Wer jetzt noch unſere Sonntagsruhe zu ſtören wagt: anathema sit! — Heda! Kobold! Wo ſteckſt Du, Alice? — *Er wird auf die Weinflaſche aufmerkſam und hebt ſie in die Höhe.* — Was? — Halb leer? — Schlingel! — *Man hört eine hübſche weibliche Singſtimme hinter der Bibliothekstür ſich in Koloraturen ergehen.* — Ha ha ha ha! Himmel! ſie hat ſich ſchon einen Schwips angetrunken.

Zweiter Akt

Die Wohnung der Frau John im zweiten Stock des gleichen Hauſes, in deſſen Dachgeſchoß der Fundus des Direktors Haſſenreuter untergebracht iſt: ein weitläufiges, ziemlich hohes, graugetünchtes Zimmer, das ſeine frühere Beſtimmung als Kaſernenraum verrät. Die Hinterwand enthält eine zweiflügelige Tür nach dem Flur. Über ihr iſt eine Schelle angebracht, die von außen an einem Draht gezogen werden kann. Rechts von der Tür beginnt eine etwas mehr als mannshohe Tapetenwand, die geradlinig nach vorn geht, hier einen rechten Winkel macht und wiederum geradlinig mit der rechten Seitenwand verbunden iſt. So iſt eine Art von Verſchlag abgeteilt, über den einige Schrankgeſimſe hervorragen, und der das Schlafzimmer der Familie iſt.

Tritt man durch die Flurtüre ein, ſo hat man zur Linken ein Sofa, überzogen mit Wachsleinwand. Es iſt mit der Rücklehne an die Tapetenwand geſchoben. Dieſe iſt über dem Sofa mit kleinen Familienbildchen geſchmückt: Mauerpolier John als Soldat, John und Frau als Brautpaar uſw. Vor dem Sofa ſteht ein ovaler Tiſch, mit einer verblichenen Baumwolldecke. Man muß von der Tür aus an Tiſch und Sofa vorübergehen, um den Zugang zum Schlafraum zu erreichen. Dieſer iſt mit dem Sofa an einer Wand und mit einem Vorhang aus buntem Kattun verſchloſſen.

An der nach vorn gekehrten Schmalwand des Verſchlages ſteht ein freundlich ausgeſtatteter Küchenſchrank. Rechts davon, an der wirklichen Wand, der Herd. Wie denn der hier verfügbare kleine Raum vornehmlich zu Küchen- und Wirtſchaftszwecken dienen muß.

Ein etwa auf dem Sofa Sitzender blickt gerade gegen die linke Zimmerwand und zu den beiden großen Fenſtern hinaus. Am vorderen Fenſter iſt ein ſaubergehobeltes Brett als eine Art Arbeitstiſch angebracht. Hier liegen zuſammengerollte Kartons (Baupläne), Pauſen, Zollſtock, Zirkel, Winkelmaß uſw. Am hinteren Fenſter ein

Fenſtertritt, darauf ein Stuhl und ein Tiſchchen mit Gläſern. Die Fenſter haben keine Gardinen, ſind aber einige Fuß hoch mit buntem Kattun beſpannt.

Das ganze Gelaß, deſſen dürftige Einrichtung ein alter Lehnſtuhl aus Rohr und eine Anzahl von Holzſtühlen vervollſtändigen, macht übrigens einen ſauberen und gepflegten Eindruck, wie man es bei kinderloſen Ehepaaren des öfteren trifft.

Es iſt gegen fünf Uhr am Nachmittag, Ende Mai. Die warme Sonne ſcheint durch die Fenſter.

Maurerpolier John, ein vierzigjähriger, bärtiger, gutmütig ausſehender Mann, ſteht behaglich am vorderen Fenſtertiſch und macht ſich Notizen aus den Bauplänen.

Frau John ſitzt mit einer Näharbeit auf dem Fenſtertritt des anderen Fenſters. Sie iſt ſehr bleich, hat etwas Weiches und Leidendes an ſich, zugleich aber einen Ausdruck tiefer Zufriedenheit, der nur zuweilen von einem flüchtigen Blick der Unruhe und der lauernden Angſt unterbrochen wird. An ihrer Seite ſteht ein Kinderwagen (ſauber, neu und nett), darin ein Säugling gebettet iſt.

John, beſcheiden: Mutter, wie wär det, wenn ick det Fenſter 'n Ritzen ufmachen däte und ick machte mir dann 'n bißken de Pipe an?

Frau John: Mußte denn rauchen? ſonſt laß et man lieber.

John: I, ick muß ja nich, Mutter! Ick mechte bloß jern! Aber laß man! 'n Priem, Mutter, tut et am Ende in ſelbijenjleichen och. Er präpariert ſich mit behaglicher Umſtändlichkeit einen neuen Priem.

Frau John, nach einigem Stillſchweigen: Wat? Du mußt noch ma hin uft Standesamt?

John: Det hat er jeſacht, det ick noch ma hin müßte und janz jenau anjeben ... det ick det müßte janz jenau anjeben Ort und Stunde, wo det Kindchen jeboren is.

Frau John, Nadel am Mund: Warum haſte denn det nich anjejeben?

John: Weeß ick et denn? Ick weeß et doch nich.

Frau John: Det weeßte nich?

John: Bin ick dabei jeweſen?

Frau John: Na, wenn de mir hier in meine Berliner Wohnung ſitzen läßt und lichſt det janze jeſchlagene Jahr in Altona, kommſt hechſtens ma monatlich mir beſuchen: wat wiſte denn wiſſen, wat in Deine Behauſung vorjehn dut.

John: Wo ſoll ick nich jehn, wo der Meeſter de mehrſchte Arbeet hat? Ick jeh dorthin, wo ick ſchen verdiene.

Frau John: Ick ha et Dir doch in Briefe jeſchrieben, det unſer Jungeken hier in de Wohnung jeboren is.

John: Det weeß ick. Det hab ick ihm och jeſacht! Det is doch janz natierlich, hab ick jeſacht, det et in meine Wohnung jeboren is. Da hat er jeſacht: det is jar nich natierlich! Na denn, ſach ick, mag et meinswegen uf'n Oberboden bei de Ratten und Mäuſe jeweſen ſind! So kreppte ick mir, weil er doch ſachte, det et womeglich jar nicht ſollte in meine eijene Wohnung ſind jeweſen. Denn ſchrie er: Wat ſind det for Redensarten! Wat? ſag ick: Ick bin for Lohn un Brot! for Redensarten, Herr Standesbeamter, bin ick nich! Un nu ſollte ick Tag und Stunde anjeben ...

Frau John: Ick hab et Dir doch ſojar jenau uf'n Zettel jeſchrieben, Paul.

John: Wenn eener jekreppt is, denn is er verjeßlich. Ick jloobe, wenn er mir hätte jefracht: Sind Sie Paul John, der Mauerpolier? ick hätte jeantwort: Ick weeß et nich. Na, nu war ick doch 'n bißken verjnügt jeweſen un hatte mit Fritzen eenen jekippt! denn war noch Schubert und Schindlerkarl zujekomm! denn hieß et: ick muß nun ne Lage jeben, weil ick doch Vater jeworden bin! — Na! un die Brieder wollten mir och nich loslaſſen un warteten unten an de Tür von't Standesamt. Un nu dachte ick, det ſe unten ſtehen! und wo er mir frachte, an welchen Dache det meine Frau entbunden is, denn wußte ick niſcht un mußte laut loslachen.

Frau John: Häſte man nachher jetrunken, Paul, un häſte vorher beſorcht, wat netig is.

John: Det ſachſte ſo? Aber wenn Du uf Deine ollen Dache noch ſo ne Zicken machſt! denn wa ick verjnügt! denn freut ick mir, Mutter.

Frau John: Nu jehſte und ſachſt bein Standesamt, det Dein Kindeken an fünfundzwanzigſten Mai von Deine Ehefrau in Deine Wohnung jeboren is.

John: War et denn nich an ſechsundzwanzigſten? Ick ha nämlich ſchlankweg dem ſechsundzwanzigſten Mai jeſacht! denn hieß et, weil er doch merkte, det ick an Ende nich ſo janz ſicher war: Stimmt's, denn is jut! ſonſt komm Se wieder.

Frau John: J, denn laß et man, wie et is.

Die Tür wird geöffnet und Selma Knobbe ſchiebt einen elenden Kinderwagen herein, der im traurigſten Gegenſatz zu dem der Frau John ſteht, darin liegt, in jämmerlichſten Lumpen, ebenfalls ein Säugling.

Frau John: Nee nee, Selma, mit det kranke Kind bei uns in de Stube rieber, det jing woll vordem, nu jeht det nich.

Selma: Et keucht ſo ville mit ſein Huſten. Drieben bei uns wird zu ville jerocht, Frau John.

Frau John: Ick ha Dir jeſacht, Selma, Du kannſt immer komm, ma Milch un ma Brot holen. Aber wo hier mein Adelbertchen womechlich mit Auszehrung oder derjleichen anfliejen dut, laß Du det arme Wurm drieben bei ſeine ſeine Mama drieben.

Selma, *weinerlich:* Mutter is jeſtern und heut nich zu Hauſe jekomm. Ick kann nachts nich ſchlafen mit det Kind. Helfjottchen quarrt de janze Nacht iber. Ick muß doch ma ſchlafen. Ick ſpring zum Fenſter 'raus, oder ick laß Helfjottchen mitten uf de Straße und nehme Reißaus, det mir keen Poliziſt nich mehr finden kann.

John *betrachtet das fremde Kind:* Sieht beſe aus! Mutter nimm Dich ma mit det Häufchen Unglick 'n bißken an.

Frau John, *reſolut, drängt Selma mit dem Kinderwagen hinaus:* Marſch, fort aus der Stube. Det jeht nich, Paul. Wer Eegnet hat, kann ſich mit Fremde nich abjeben. Soll de Knobben ſehn, wo ſe bleiben dut. Wat anders is Selma! Du kannſt immer rieber komm. Du kannſt Dir hier och hernach 'n bißken uf's Ohr lechen. *Selma mit dem Kinderwagen ab. Frau John verſchließt die Tür hinter ihr.*

John: Haſt Dir doch frieher mit die Knobbeſchen Rotznäſen immer bekümmert!

Frau John: Det vaſtehſte nich. Det ſich Adelbertchen wemechlich mit ſchlimme Ochen un Krämpfe von een andret anſtecken dut.

John: Det mag ſind. Bloß nenn ihm nich Adelbertchen, Mutter. Det dut nich jut, 'n Kind 'n ſelbichten Namen zu jeben, wie een andret, det mit acht Dache, unjedoſt, mit Dot abjejang'n is. Det laß man! davon ha ick Manſchetten, Mutter. Es wird an die Tür geklopft. John will öffnen.

Frau John: Wat denn?

John: Na, Jette, 't will eener rin.

Frau John dreht haſtig den Schlüſſel herum: Ick wer mir woll, wo ick marode bin, von alle Welt ieberloſen laſſen. — Sie horcht und ruft dann: — Ick kann nich ufmachen: wat wollen Se denn?

Eine Frauenſtimme, aber tief und männlich: Ich bin Frau Direktor Haſſenreuter.

Frau John, überraſcht: Ach Jott nee! — Sie öffnet die Tür — Nehm Se 't nich iebel, Frau Direkter! Ick ha ja nich ma jewußt, wer 't is.

Frau Direktor Haſſenreuter iſt nun, gefolgt von **Walburga,** eingetreten. Sie iſt eine koloſſale, aſthmatiſche Dame, älter als fünfzig. Walburga iſt ein wenig unſcheinbarer gekleidet als im erſten Akt. Sie trägt ein ziemlich umfangreiches Paket.

Frau Direktor Haſſenreuter: Guten Tag, Frau John! Ich wollte doch nun — obgleich mir das Treppenſteigen ſchwer wird . . . wollte doch nun mal ſehen, wie's nach dem frohen Ereignis . . . ja . . . Ereignis mit Ihnen beſchaffen iſt.

Frau John: Et jeht mir, Jott ſei Dank, wieder ſo hallweche, Frau Direkter.

Frau Direktor Haſſenreuter: — Das iſt doch wahrſcheinlich Ihr Mann, Frau John? Das muß man ſagen ... muß man ſagen — daß Ihre liebe Frau — ſich in der langen Wartezeit niemals beklagt und immer ... immer fröhlich und guter Dinge — ihre Arbeit oben bei meinem Mann im Theatermagazin verrichtet hat.

John: Det is och. Se hat ihr mächtig jefreit, Frau Direkter.

Frau Direktor Haſſenreuter: Nun, da wird man wohl auch ... da wird Ihre Frau wohl die Freude haben — Sie öfters ... öfters als wie bisher — zu Hauſe zu ſehn.

Frau John: Ick ha 'n juten Mann, Frau Direkter, wo ſorjen dut und ſolide is. Und deshalb, weil Paul auswärts uf Arbeet jeht, denn hat er mir längſt nich ſitzen laſſen. Aber for ſo 'n Mann, wo 'n Bruder ſchon 'n Jungen von zwölf in de Unteroffiziersſchule hat ... det is och keen Leben, ohne Kinder! denn kricht er Jedanken! denn macht er in Hamburg ſchenet Jeld! denn is alle Dache Jelejenheet, un denn will er fort nach Amerika auswandern.

John: I, Jette, det war ja man bloß ſo 'n Jedanke.

Frau John: Sehn Se, det is mit uns kleene Leite ... det is 'n ſauer verdientes Durchkommen, wo unſereens hat, aber jedennoch ... — Sie fährt John ſchnell mit der Hand durchs Haar. — Wenn och eener mehr is un Sorchen mehr ſin — ſehn Se, det Waſſer läuft ihm de Backen runter! — denn freut er ſich.

John: Det is, wir haben ſchon vor drei Jahre 'n Jungchen jehabt, und det is mit acht Dache einjejang.

Frau Direktor Haſſenreuter: Das hat mir mein Mann ... mein Mann bereits ... hat mir mein Mann bereits geſagt — wie ſehr Sie ſich — um den Sohn gegrämt haben. Sie wiſſen ja ... wiſſen ja, wie mein braver Mann — Aug und Herz ... Herz und Auge für alles hat. Und wenn es ſich gar ... gar um Leute handelt — die um ihn ſind und ihm Dienſte leiſten — da iſt alles Gute ... und Schlimme ... alles Gute und Schlimme ... was ihnen zuſtößt ... zuſtößt, ſo, als wär es ihm ſelbſt paſſiert.

Frau John klopft John auf die Schulter: Jck ſeh ihm noch, wie er mit det kleene Kinderſärgiken uf beede Knie dazumal in Kinderleichenwachen jeſeſſen hat. Det durfte d'r Dotenjräber nich anrihren.

John wiſcht ſich Waſſer aus den Augen: Det war och ſo. Det jing och nich.

Frau Direktor Haſſenreuter: Denken Sie ... denken Sie, heute mittag bei Tiſch — mußten wir ... mußten wir plötzlich Wein trinken. Wein! wo Leitungswaſſer in den letzten Jahren ... Karaffen mit Leitungswaſſer — unſer einziges ... einziges Getränk bei Tiſche iſt. Liebe Kinder, ſagte mein Mann. — Er iſt, wie Sie wiſſen, elf oder zwölf Tage in den Elſaß verreiſt geweſen! ... Alſo ich trinke, ſagte mein Mann, auf meine gute, brave Frau John, weil ... rief er mit ſeiner ſchönen Stimme! ... weil ſie ein ſichtbares Zeichen dafür iſt, daß unſerem Herrgott ... Herrgott der Schrei eines Mutterherzens nicht gleichgültig iſt. — Und da haben wir auf Sie angeſtoßen! — So! — Und nun bringe ich ... bringe ich Ihnen hier im ganz beſonderen ... ganz beſonderen Auftrage meines Mannes einen ſogenannten Soxhlet-Kindermilchapparat. — Walburga, Du magſt den Keſſel mal auspacken.

Direktor Haſſenreuter tritt ohne Umſtände durch die nur angelehnte Flurtür herein. Er trägt Zylinder, Sommerpaletot, Handſchuhe, ſpaniſches Rohr mit Silbergriff, im ganzen die etwas abgeſchabte Garnitur des Wochentags. Er ſpricht haſtig und faſt ohne Pauſen.

Direktor Haſſenreuter, ſich den Schweiß von der Stirn wiſchend: Heiß! Berlin macht heiß, meine Herrſchaften! In Petersburg iſt die Cholera! Sie haben meinen Schülern Spitta und Käferſtein gegenüber geklagt, daß Ihr Kindchen nicht zunehmen will, Frau John. Eigentlich iſt es ja ein Verfallsſymptom unſerer Zeit, daß die meiſten Mütter ihre Kinder ſelber zu nähren nicht mehr fähig oder nicht willens ſind. Sie haben ſchon einmal einen Jungen am Brechdurchfall eingebüßt, Mutter John. Hilft alles nichts: wir müſſen hier deutſch reden! Damit Sie nun diesmal nicht wieder Pech haben und nicht etwa gar in die Scheren von allerlei alten Baſen fallen, deren gute Ratſchläge meiſtens für Säuglinge tödlich ſind, hat Ihnen meine Frau auf meine Veranlaſſung dieſen Milchkochapparat mitgebracht. Ich habe damit meine ganze kleine Geſellſchaft, auch die Walburga, großgezogen ... Sapriſti! da ſieht man ja auch mal wieder den Herrn John! Bravo! der Kaiſer braucht Soldaten! und Sie hatten einen

Stammhalter nötig, Herr John! Gratuliere Ihnen von ganzem Herzen. Er ſchüttelt John kräftig die Hand.

Frau Direktor Haſſenreuter, am Kinderwagen: Wieviel ... wieviel hat es gewogen bei der Geburt?

Frau John: Et hat jenau acht Pfund und zehn Jramm jewogen.

Direktor Haſſenreuter, jovial, laut und lärmig: Ha ha ha, ſtrammes Produkt! Acht Pfund zehn Gramm friſches deutſchnationales Menſchenfleiſch.

Frau Direktor Haſſenreuter: Die Augen! das Näschen! der ganze Vater! — Das Kerlchen iſt Ihnen wirklich ... wirklich wie aus dem Geſicht geſchnitten, Herr John.

Direktor Haſſenreuter: Sie werden den Bengel doch hoffentlich in die Gemeinſchaft der chriſtlichen Kirche aufnehmen laſſen.

Frau John, glücklich und gewichtig: Det wird richtig in de Parochialkirche, richtig am Taufſtein, richtig von Jeiſtlichen wird et jetauft.

Direktor Haſſenreuter: Seſſa! Und welche ſind ſeine Taufnamen?

Frau John: Det hat natierlich, wie Männer nu eemal ſind, 'n langet Jerede abjeſetzt. Ick dachte „Bruno"! Det will er nich.

Direktor Haſſenreuter: Aber Bruno iſt doch kein übler Name.

John: Det mag immer ſind, det Bruno weiter keen iebler Name is. Da will ick mir weiter drieber nich ausdricken.

Frau John: Wat ſachſte nich, det ick 'n Bruder habe, wo Bruno heeſt und wo zwölf Jahre jinger is: und jeht manchmal 'n bißken uf leichte Weche. Det is bloß de Verführung! Der Junge is jut! Det jloobſte nich!

John bekommt einen roten Kopf: Jette ... Du weeßt, wat det mit Brunon for 'n Kreuz jeweſen is! — Wat wiſte?! Soll unſer Jungeken ſo 'n Patron krichen? – Et is 'n Patron! Aber eener, ick kann et nich ändern ... eener, wo unter polizeiliche Uſſicht is.

Direktor Haſſenreuter, lachend: Um 's Himmels willen, dann ſuchen Sie ihm einen anderen Patron!

John: Jott ſoll mir bewahren ... ick ha mir bei Brunon anjenommen, in de Maſchinſchloſſerei Stellung verſchafft, niſcht davon jehat als Ärjer un Schande! Jott ſoll bewahren, det er womeglich kommt un mein Jungeken anfaſſen dut! — Er krampſt die Fauſt. — Denn Jette ... denn kennt ick nich for mir jut ſachen.

Frau John: Immerzu doch, Paul. Bruno kommt ja nich! — So viel kann ick Dir aber jewißlich ſachen, det mein Bruder mich in die ſchweren Stunden redlich beiſeite jeweſen is.

John: Warum haſte mir nich laſſen kommen, Jette?

Frau John: So'n Mann, wo Angſt hat, mocht ick nich.

Direktor Haſſenreuter: Sind Sie nicht Bismarckverehrer, John?

John kratzt ſich hinter den Ohren: Det kann ick nu ſo jenau nich ſachen: aber, wat meine Jenoſſen in't Mauerjewerbe ſind, die ſind et nich.

Direktor Haſſenreuter: Dann habt Ihr kein deutſches Herz im Leibe! Ich habe meinen älteſten Sohn, der bei der Kaiſerlichen Marine iſt, Otto genannt! Und glauben Sie mir, — *Er weiſt auf das Kindchen* — dieſe neue künftige Generation wird wiſſen, was ſie dem Schmiede der deutſchen Einheit, dem gewaltigen Heros, ſchuldig iſt. — *Er nimmt den Blechkeſſel des Milchapparates, den Walburga ausgepackt hat, in die Hände und hebt ihn hoch.* — Alſo, die ganze Geſchichte mit dieſem Milchapparat iſt kinderleicht: das ganze Geſtell mit ſämtlichen Flaſchen — jede Flaſche zunächſt ein Drittel mit Milch und zwei Drittel mit Waſſer gefüllt! — wird in dieſen Keſſel mit kochendem Waſſer geſtellt. Auf dieſe Weiſe, wenn man das Waſſer im Keſſel anderthalb Stunde lang auf dem Siedegrade hält, wird der Inhalt der Flaſchen keimfrei gemacht: die Chemiker nennen das ſteriliſieren.

John: Jette, bei de Frau Mauermeeſter ihre Milch, womit ſie die Zwillinge ufziehen dut, wird et och ſterilililililiſiert.

*Die Schüler des Direktors Haſſenreuter, **Käferſtein** und **Doktor Kegel**, zwei junge Leute im Alter zwiſchen zwanzig und fünfundzwanzig, haben angeklopft und die Tür geöffnet.*

Direktor Haſſenreuter, *der ſeine Schüler bemerkt hat:* Geduld, meine Herren, ich komme gleich. Ich arbeite hier einſtweilen noch im Fache der Säuglingsernährung und Kinderfürſorge.

Käferſtein, *ausgeſprochener Kopf, große Naſe, bleich, ernſter Geſichtsausdruck, bartlos, ein immer ſchalkhafter Zug um den*

Mund. Mit Grabesſtimme, weich, zurückhaltend: Wir ſind nämlich die drei Könige aus dem Morgenlande.

Direktor Haſſenreuter, der noch immer den Milchkochapparat hoch in den Händen hält: Was ſind Sie?

Käferſtein, wie vorher: Wir wollen das Kindelein grüßen.

Direktor Haſſenreuter: Ha ha ha ha! Wenn Sie ſchon Könige aus dem Morgenlande ſind, meine Herren, dann fehlt doch, ſoweit ich ſehn kann, der dritte.

Käferſtein: Der dritte iſt unſer neuer Mitſchüler auf dem Felde dramaturgiſcher Tätigkeit, Kandidat der Theologie Erich Spitta, der durch einen geſellſchaftspſychologiſchen Zwiſchenfall einſtweilen noch Ecke Blumen- und Wallnertheaterſtraße feſtgehalten iſt.

Doktor Kegel: Wir machten uns eiligſt aus dem Staube.

Direktor Haſſenreuter: Sehen Sie, es ſteht ein Stern über Ihrem Hauſe, Frau John! — Aber ſagen Sie mal, hat ſich etwa unſer braver Kurpfuſcher Spitta wieder mal öffentlich an die Heilung ſogenannter ſozialer Schäden gemacht? Ha ha ha ha! Semper idem! das iſt ja ein wahres Kreuz mit dem Menſchen.

Käferſtein: Es war ein Auflauf, und da hat er wohl, wie es ſcheint, in der Volksmenge eine Freundin wieder erkannt.

Direktor Haſſenreuter: Meiner unmaßgeblichen Meinung nach würde der junge Spitta viel beſſer zum Sanitätsgehilfen oder zum Heilsarmeeoffizier geeignet ſein. Aber ſo iſt es: der Menſch wird Schauſpieler.

Frau Direktor Haſſenreuter: Der Lehrer der Kinder, Herr Spitta, wird Schauſpieler?

Direktor Haſſenreuter: Wenn Du erlaubſt, Mama, hat er mir die Eröffnung gemacht. — Aber nun, wenn Sie Weihrauch und Myrrhen bringen, packen Sie aus, lieber Käferſtein. Sie ſehen, Ihr Direktor iſt vielſeitig. Bald verhelfe ich meinen Schülern, die Ihr nach dem Inhalt der Brüſte der Muſen durſtig ſeid, zu geiſtiger Nahrung, nutrimentum spiritus! bald . . .

Käferſtein klappert mit einer Sparkaſſe: Nun, ich ſtelle alſo das Ding, es iſt eine feuerſichere Sparkaſſe, hier neben die Equipage des jungen Herrn Mauerpolier, mit dem Wunſche, daß er es mindeſtens mal bis zum Regierungsbaumeiſter bringen möge.

John hat Schnapsgläschen auf den Tiſch geſtellt, nimmt und entkorkt eine unangebrochene Likörflaſche: Na, nu muß ick det Danziger Joldwaſſer ufmachen.

Direktor Haſſenreuter: Wer da hat, Sie ſehen, dem wird gegeben, Frau John.

John, während er eingießt: Det is nich jeſacht, det for Mauerpolier John ſein Kind nich jeſorcht wäre, meine Herrn! Aber ick rechen et mir an, meine Herrn. — Frau Direktor und Walburga ausgenommen, ergreifen alle die Gläſer. — Wohlſein! — Mutter, nu komm, wir wolln och ma anſtoßen. Es geſchieht, ſie trinken.

Direktor Haſſenreuter, im Ton der Rüge: Mama, Du mußt ſelbſtverſtändlich mittrinken.

John, nachdem er getrunken hat, aufgeräumt: Ick jeh nu och nich mehr nach Hamburg hin. D'r Meeſter mag ma 'n andern hinſchicken. Ick zerjle mir ſchonn mit 'n Meeſter deswechen drei Dache rum. Ick muß mir nu wieder jleich mein Hut nehmen, hat mir wieder ma jejen ſechs ufs Büro beſtellt! Wenn er nich will, denn laßt er't bleiben: det jeht nich, det 'n Familienvater immer un ewich wech von ſeine Familie is. Ick ha 'n Kollegen . . . et koſt mir een Wort, da wer ick, wo ſe de Fundamente lechen, bei't neue Reichstagsjebäude einjeſtellt. Zwölf Jahre bin ick bei meinen Meeſter! Et kann ja och ma wo anders ſind.

Direktor Haſſenreuter *klopft John ebenfalls auf die Schulter:* Seſſa! ganz Ihrer Anſicht, Herr Mauerpolier. Unſer Familienleben iſt eine Sache, die man uns mit Geld und guten Worten nicht abkaufen kann.

Kandidat Erich Spitta tritt ein. Sein Hut iſt beſchmutzt, ſein Anzug trägt Schmutzflecken. Er iſt ohne Schlips. Er ſieht bleich und erregt aus und ſäubert mit dem Taſchentuch ſeine Hände.

Spitta: Verzeihung. Könnte ich mich bei Ihnen mal eben 'n bißchen ſäubern, Frau John?

Direktor Haſſenreuter: Ha ha ha! Um Gottes willen, was haben Sie denn angebahnt, guter Spitta?

Spitta: Ich habe nur eine Dame nach Hauſe begleitet, Herr Direktor, weiter nichts.

Direktor Haſſenreuter, *der an einem allgemeinen Lachausbruch ob der Worte Spittas teilgenommen hat:* Na hören Sie mal an! Und da ſetzen Sie noch hinzu: weiter nichts? Und verkünden es offen vor allen Leuten?

Spitta, *verblüfft:* Wieſo nicht? Es handelte ſich um eine gutgekleidete Dame, die ich hier im Hauſe auf der Treppe ſchon öfters geſehen hatte, und die leider auf der Straße verunglückt iſt.

Direktor Haſſenreuter: Ach, was Sie ſagen: erzählen Sie mal, beſter Spitta. Augenſcheinlich hat die Dame Ihnen Flecke auf den Anzug und Schrammen auf die Hände gemacht.

Spitta: Ach nein. Das war wohl höchſtens der Janhagel. Die Dame erlitt einen Anfall. Ein Schutzmann griff ſie dabei ſo ungeſchickt, daß ſie auf den Straßendamm, und zwar dicht vor einem Paar Omnibuspferde niederfiel. Ich konnte das abſolut nicht mit anſehen, obgleich der Samariterdienſt auf der Straße im allgemeinen, wie ich zugebe, unter der Würde gutgekleideter Leute iſt.

Frau John ſchiebt den Kinderwagen hinter den Verſchlag und kommt wieder mit einem Waſchbecken voll Waſſer, das ſie auf einen Stuhl ſetzt.

Direktor Haſſenreuter: Gehörte die Dame vielleicht jener internationalen guten Geſellſchaft an, die man je nachdem nur reglementiert oder auch kaſerniert.

Spitta: Das war mir in dieſem Falle ebenſo gleichgültig, wie ich ſagen muß, Herr Direktor, wie dem Omnibusgaul, der ſeinen linken Vorderhuf geſchlagene fünf, ſechs oder acht Minuten lang, um die Frau nicht zu treten, die unter ihm lag, in der Schwebe gehalten hat. — Spitta erhält eine Lachſalve zur Antwort. — Sie lachen! Für mich iſt das Verhalten des Gauls nicht lächerlich. Ich konnte ganz gut verſtehen, daß einige Leute ihm Bravo zuriefen, Beifall klatſchten, andre eine Bäckerei ſtürmten und Semmeln herausholten, womit ſie ihn fütterten.

Frau John, fanatiſch: J, hätt er man feſte zujetreten! — Die Bemerkung der John löſt wieder allgemeines Gelächter aus. — Und ieberhaupt, wat die Knobben is: die jehört öffentlich uf 'n Schandarmenmarkt, öffentlich uf de Bank jeſchnallt und jehörig mit Riemen durchjeſuchtelt! Stockhiebe, det det Blut man ſo ſpritzt.

Spitta: Ich habe mir niemals eingebildet, daß das ſogenannte Mittelalter eine überwundene Sache iſt. Es iſt noch nicht lange her. Man hat eine Witwe Mayer noch im Jahre achtzehnhundertundſiebenunddreißig hier in Berlin, auf dem Hausvogteiplatz, von untenherauf geradebrecht. — Er zieht Scherben einer Brille hervor. — Übrigens muß ich ſofort zum Optiker.

John, zu Spitta: Entſchuldijen Se man. Se haben die feine Dame doch hier am Flur jejenieber rinjebracht? Na ja! Det hat Mutter ja jleich jemerkt, det det keen andrer Menſch wie de Knobben jeweſen is, wo bekannt for is, det ſe Mädel mit zwölf uf de Jaſſe ſchickt, ſelber fortbleibt, trinkt und allerhand Kundſchaft hat, um Kinder nich kümmert und wo berauſcht is und ufwachen dut, allens mit Fäuſte und Schirme durchprijelt.

Direktor Haſſenreuter, ſich raffend und beſinnend: Allons, meine Herren, wir müſſen zum Unterricht. Es fehlt uns ſchon eine Viertelſtunde. Meine Zeit iſt gemeſſen. Unſer Stundenſchluß muß leider heute ganz pünktlich ſein. Komm, Mama. Auf Wiederſehn, meine Herrſchaften.

Der Direktor gibt ſeiner Frau den Arm und geht, gefolgt von Käferſtein, und Doktor Kegel ab. Auch John nimmt ſeinen Kalabreſer.

John, zu ſeiner Frau: Adje, ick muß och zum Meeſter hin. Auch John geht.

Spitta: Könnten Sie mir mal einen Schlips leihen?

Frau John: Ick will mal ſehn, wat ſich bei Paul in de Schublade vorfinden duht. — Sie öffnet den Tiſchſchub und verfärbt ſich. — Jeſus! — Sie nimmt ein durch ein buntes Band zuſammengehaltenes Büſchelchen Kinderhaar aus der Schublade. — Da hab ick ja 'n Büſchelchen Haar jefunden, wo mein Jungeken, wo mein Adelbertchen ſchon in Sarch mit Vaters Papierſchere abjeſchnitten is. — Tiefe, kummervolle Traurigkeit zieht plötzlich über ihr Geſicht, das ſich aber ebenſo plötzlich wieder aufhellt. — Un nu liecht et doch wieder in Kinderwagen! — Sie geht mit eigentümlicher Fröhlichkeit, das Haarbüſchel in der Hand, den jungen Leuten vorweiſend, zur Tür des Verſchlages, wo der Kinderwagen, zwei Drittel ſichtbar, ſich befindet. Dort angelangt, hält ſie das Haarbüſchel an das Kinderköpfchen. — Na nu kommt mal, kommt mal! — Sie winkt mit ſeltſamer Heimlichkeit Walburga und Spitta, die auch neben ſie an den Kinderwagen treten. — Seht mal det Härchen und det! —? ob det nich detſelbiche ... ob det nich janz und jänzlich een und datſelbiche Härchen is.

Spitta: Richtig! Bis auf die kleinſte Nuance, Frau John.

Frau John: Jut ſo! jut ſo! mehr wollt ick nich! Sie, mit dem Kinde, verſchwindet hinter dem Verſchlag.

Walburga: Findeſt Du nicht, Erich, daß das Betragen der John eigentümlich iſt?

Spitta faßt Walburgas Hände und küßt ſie ſcheu und inbrünſtig: Ich weiß nicht, weiß nicht — . . . oder ich zähle heut nicht mit, weil ich alles von vornherein ſubjektiv düſter gefärbt ſehe. Haſt Du den Brief bekommen?

Walburga: Jawohl. Aber ich konnte nicht herausfinden, warum Du ſo lange nicht bei uns geweſen biſt.

Spitta: Verzeih, Walburga, ich konnte nicht kommen.

Walburga: Warum nicht?

Spitta: Weil ich innerlich zu zerriſſen bin.

Walburga: Du willſt Schauſpieler werden? Iſts wahr? Du willſt umſatteln?

Spitta: Was ſchließlich noch mal aus mir wird, ſteht bei Gott! Nur niemals ein Paſtor! niemals ein Landpfarrer!

Walburga: Du, ich habe mir laſſen die Karten legen.

Spitta: Das iſt Unſinn, Walburga. Das ſollſt Du nicht.

Walburga: Ich ſchwöre Dir, Erich, es iſt kein Unſinn. Sie hat mir geſagt, ich hätte einen heimlichen Bräutigam, und der ſei Schauſpieler. Natürlich hab ich ſie ausgelacht und gleich darauf ſagt Mama, Du wirſt Schauſpieler.

Spitta: Tatſächlich?

Walburga: Tatſächlich! Und dann hat mir die Kartenlegerin noch geſagt, wir würden durch einen Beſuch viel Not haben.

Spitta: Mein Vater kommt nach Berlin, Walburga, und das iſt allerdings wahr, daß uns der alte Herr etwas zu ſchaffen machen wird. — Vater weiß das nicht, aber ich bin mit ihm innerlich längſt zerfallen, auch ohne dieſe Briefe, die mir hier in der Taſche brennen und mit denen er meine Beichte beantwortet hat.

Walburga: Über unſerm verunglückten Rendezvous hat wirklich ein böſer, neidiſcher, giftiger Stern geſchwebt. Wie habe ich meinen Papa bewundert! Aber ſeit jenem Sonntag werde ich aller Augenblicke rot für ihn, und ſo ſehr ich mir Mühe gebe, ich kann ihm ſeitdem nicht mehr gerade und frei ins Auge ſehn.

Spitta: Haſt Du mit Deinem Papa auch Differenzen gehabt?

Walburga: Ach, wenn es bloß das wäre! Ich war ſtolz auf Papa! Und jetzt muß ich zittern, wenn Du es wüßteſt, ob Du uns überhaupt noch achten kannſt.

Spitta: Ich und verachten! Ich wüßte nicht, was mir weniger zukäme, gutes Kind. Sieh mal: ich will mit Offenheit gleich mal vorangehn. Eine ſechs Jahre ältere Schweſter von mir war Erzieherin, und zwar in einem adligen Hauſe. Da iſt etwas paſſiert . . . und als ſie im Elternhaus Zuflucht ſuchte, ſtieß mein chriſtlicher Vater ſie vor die Tür. Er dachte wohl: Jeſus hätte nicht anders gehandelt! Da iſt meine Schweſter allmählich geſunken, und nächſtens werden wir beide mal nach dem kleinen ſogenannten Selbſtmörderfriedhof bei Schildhorn gehn, wo ſie ſchließlich gelandet iſt.

Walburga umarmt Spitta: Armer Erich, davon haſt Du ja nie ein Wort geſagt.

Spitta: Das iſt eben nun anders: ich ſpreche davon. Ich werde auch hier mit Papa davon ſprechen und wenn es darüber zum Bruche kommt. — Du wunderſt Dich immer, wenn ich erregt werde, und wenn ich mich manchmal nicht halten kann, wo ich ſehe, wie irgendein armer Schlucker mit Füßen geſtoßen wird, oder wenn der Mob etwa eine arme Dirne mißhandelt. Ich habe dann manchmal Halluzinationen und glaube am hellichten Tage Geſpenſter, ja meine leibhaftige Schweſter wiederzuſehn.

Pauline Piperkarcka, ebenſo wie früher gekleidet, tritt ein. Ihr Geſichtchen erſcheint bleicher und hübſcher geworden.

Die Piperkarcka: Jun Morchen.

Frau John, hinter dem Verſchlage: Wer iſt denn da?

Die Piperkarcka: Pauline, Frau John.

Frau John: Pauline? — Ick kenne keene Pauline.

Die Piperkarcka: Pauline Piperkarcka, Frau John.

Frau John: Wer? — Denn wachten Se man ne Minute, Pauline.

Walburga: Adieu, Frau John.

Frau John erſcheint vor dem Verſchlage, ſchließt ſorgfältig den Vorhang hinter ſich: Jawoll! Ick ha mit det Freilein wat zu verabreden. Seht ma, det ihr naus uf de Straße kommt. Spitta und Walburga ſchnell ab. Frau John ſchließt die Tür hinter beiden.

Frau John: Sie ſind et, Pauline? Wat wollen Se denn?

Die Piperkarcka: Wat werde wollen? Et hat mir herjetrieben. Habe nich länger warten können. Muß ſehn, wie ſteht.

Frau John: Wat denn? Wat ſoll denn ſtehn, Pauline?

Die Piperkarcka, *mit etwas ſchlechtem Gewiſſen:* Na, ob jeſund is, ob jut in Stand.

Frau John: Wat ſoll denn jeſund? wat ſoll denn in Stande ſind?

Die Piperkarcka: Dat ſellen woll wiſſen von janz alleine.

Frau John: Wat ſoll ick denn von alleene wiſſen?

Die Piperkarcka: Ob Kind auch nich zujeſtoßen is.

Frau John: Wat for'n Kind? Und wat zujeſtoßen? Reden Se deitſch! Se blubbern ja man keen eenziget richtiget deitſches Wort aus de Freſſe raus.

Die Piperkarcka: Wenn ick nur ſagen, was wahr is, Frau John.

Frau John: Na wat denn?

Die Piperkarcka: Mein Kind . . .

Frau John *haut ihr eine gewaltige Backpfeife:* . . . Det ſache nochmal, un denn kriſte ſo lange den Schuh um de Ohren, bis et Dir vorkommt, det Du ne Mutter von Drillinge biſt. Nu raus! Un nu laß Dir nich wieder blicken!

Die Piperkarcka *will fort. Rüttelt an der Tür, die aber verſchloſſen iſt:* Hat mir jeſchlagen, zu Hilfe, zu Hilfe! Brauche mir nich jefallen zu laſſen! — *weinend* — Aufmachen! Hat mir mißhandelt, Frau John!

Frau John, *vollkommen umgewandelt, umarmt Pauline, ſie ſo zurückhaltend:* Pauline, um Jottet willen, Pauline! Ick weeß nich, wat in mir jefahren hat! Sein Se man jut, ick leiſte ja Abbitte! Wat ſoll ick tun? Pauline, ſoll ick fußfällig uf de Knie, Pauline, Pauline! Abbitte tun?

Die Piperkarcka: Was haben mir ins Jeſicht jeſchlagen? Ick jehe zu Wache und zeigen an, det mir hier ins Jeſicht jeſchlagen hat. Ick zeigen an, ick gehen zu Wache.

Frau John hält ihr Geſicht hin: Da! hauſte mir wieder in't Jeſicht! denn is et jut! denn is et verjlichen.

Die Piperkarcka: Ick jehe zu Wache . . .

Frau John: Denn is et verjlichen. Ick ſache, Mächen, denn is et, Mächen, ſag ick, akkurat mit de Wage verjlichen! Wat wiſte nu, Mächen? Nu jeradezu.

Die Piperkarcka: Wat ſoll mich nützen, wenn Backe jeſchwollen is.

Frau John haut ſich ſelbſt ein Backenſtreich: Da! Meine Backe is och jeſchwollen. Mächen, hau zu, und jeniere Dir nich. — Un denn komm, denn raus, watte uf 'n Herzen haſt. Ick will mittlerweile . . . ick koche inzwiſchen for Sie und for mir, Freilein Pauline, 'n rechten juten Bohnenkaffee, Jott weeß et, und keene Zichorientunke.

Die Piperkarcka, weicher: Warum ſinn denn auf einmal ſo niederträchtig und jrob zu mich armes Mächen, Frau John?

Frau John: Det is et! det mecht ick alleene wiſſen! Komm Se, Pauline, ſetzen ſich. So! Scheenecken ſag ick! Setzen ſich! Scheen, det Se mich ma beſuchen komm! Wat ha ick von meine Mutter deswechen ſchon for Schmiſſe jekricht, ick bin doch aus Brickenberch jebürtig! weil ick mir manchmal ja nich jekannt habe. Die hat mehr wie eemal zu mich jeſacht: Mädel, paß uf: Du machſt Dir ma unglücklich. Det kann och ſin, det ſe recht haben dut. Wie jeht's, Pauline, wat machen Se denn?

Die Piperkarcka legt Scheine und Silbergeld, die Handvoll, ohne zu zählen, auf den Tiſch: Hier is det Jeld: ick brauchen ihm nicht.

Frau John: Ick weeß doch von keenen Jelde, Pauline.

Die Piperkarcka: Oh, werden woll janz jut wiſſen von Jeld! Et hat mir jebrannt. Et war mich wie Schlange unter Kopfkiſſen . . .

Frau John: I wo denn . . .?

Die Piperkarcka: Is vorjekrochen, wo ick müde bin einjeſchlafen. Hat mir jepeinigt, hat mir umringt! hat mir jequetſcht, wo ick habe laut aufjeſchrien und meine Wirtin hat mir jefunden, wo ick faſt abjeſtorben, längelang auf Diele jelegen bin.

Frau John: Laſſen Se det man jut ſind, Pauline! — Trinken Se erſt ma 'n kleenen Schnaps! — Sie gießt ihr Kognak ein. — Un dann eſſen Se erſt ma 'n Happenpappen: mein Mann hat jeſtern Jeburtstag jehat. Sie holt einen Streuſelkuchen, von dem ſie Streifen ſchneidet.

Die Piperkarcka: I wo denn, ick mag nich eſſen, Frau John.

Frau John: Det ſtärkt, det dut jut, det muſſen Se eſſen! Aber ick muß mir doch freuen, Pauline, det Se doch wieder mit Ihre jute Natur bei Ihre Kräfte jekommen ſin.

Die Piperkarcka: Nu will ick et aber mal ſehn, Frau John.

Frau John: Wat denn, Pauline? Wat woll'n Se denn ſehn?

Die Piperkarcka: Hätt ick laufen jekonnt, wär ick früher jekomm. Das will jetzt ſehn, warum jekommen bin. Frau John, deren faſt kriechende Freundlichkeiten von angſtvoll bebenden Lippen gekommen ſind, erbleicht auf eine unheilverkündende Weiſe und ſchweigt. Sie geht nach dem Küchenſchrank, reißt die Kaffeemühle heraus und ſchüttet heftig Kaffeebohnen hinein. Sie ſetzt ſich, quetſcht die Kaffeemühle energiſch zwiſchen die Knie, faßt die Kurbel und ſtarrt mit einem verzehrenden Ausdruck namenloſen Haſſes zur Piperkarcka hinüber.

Frau John: So? — Ach! — Wat wißte ſehen? — Wat wißte nu jetzt uf eemal ſehn? — Det, det, wat De haſt mit Deine zwee Hände erwürchen jewollt.

Die Piperkarcka: Ick? —

Frau John: Wißte noch liechen? Ick werde Dir anzeijen.

Die Piperkarcka: Nu haben mir aber jenug jequält und bis auf't Blut jemartert, Frau John. Mir nachjeſtellt! mir Schritt und Tritt nich Ruhe jelaſſen. Bis haben Kind auf Oberboden auf Haufen alter Lumpen zu Welt jebracht. Mich Hoffnung jemacht, mich ſchlechten Spitzbubenjungen Angſt jemacht. Mich Karten jelegt von wegen mein Bräutigam un weiterjehetzt, bis bin wie verrückt jeworden.

Frau John: Det biſt Du och noch! Jawoll: Du biſt janz und jar verrückt! Wat, ick hab Dir jequält? Wat hab ick? Ick habe Dir aus 'n Rinnſtein jeleſen! Ick hab Dir jeholt bei Schneejeſtöber, bei de Normaluhr, wo De haſt mit verzweifelte Ochen — un wie De haſt ausjeſehen! — hintern Laternanzünder herjeſtarrt. Jawoll: denn ha ick Dir nachjeſtellt, det Dir der Schutzmann, det Dir der jrüne Wagen, det Dir der Deibel nich hat holen jekonnt! Ick habe Dir keene Ruhe jelaſſen, ick ha Dir jemartert, bis det De nich ſollſt mit Dein Kind unterm Herzen in't Waſſer jehn. — Äfft ihr nach. — Ick jeh im Landwehrkanal, Mutter John! Ick erwürche det Kind! Ick erſteche det Wurm mit meine Hutnadel! Ick jeh, ick lauf, wo der Lump von Vater ſitzen un Zither ſpielen dut, mitten in't Lokal, und ſchmeiß ihn det tote Kind vor die Fiße. Det haſte jeſacht, ſo haſte jeſprochen, ſo jing et den lieben langen Dach, un manchmal de halbe Nacht noch dazu, bis ick Dir hab hier ins Bette jebracht un ſo lange jeſtreichelt, det De biſt endlich einjeſchlafen un biſt mittags um zwölf, wie die Glocken von alle Kirchen jeläut't haben, an andern Dache erſt wieder ufjewacht. Jawoll, ſo ha ick Dir angſt jemacht, wieder Hoffnung jemacht, ſo ha ick Dir keene Ruhe jelaſſen! Haſte det allens verjeſſen! wat?

Die Piperkarcka: Aber et is doch mein Kind, Mutter John . . .

Frau John ſchreit: Denn hol et Dir aus'n Landwehrkanale! Sie ſpringt auf, läuft umher und nimmt bald dieſen, bald jenen Gegenſtand in die Hand, um ihn ſogleich wieder wegzuwerfen.

Die Piperkarcka: Soll ick mein Kind nich ma ſehen dürfen?

Frau John: Spring in't Waſſer un ſuch et! denn haſte et! Weeß Jott, ick halte Dir nu weiter nich.

Die Piperkarcka: Jut! Mejen mich ſchlajen, mejen mir prügeln, mejen mir ſchmeißen Waſſerflaſche an Kopp: eh nich weiß wo Kind is, eh nich haben mit Augen jeſehn, bringen mich keiner und niemand von Stelle fort.

Frau John, einlenkend: Pauline, ick ha et in Flege jejeben!

Die Piperkarcka: Lieche! Ick hör et doch ſchmatzen, wo et janz jenau hintern Vorhang is! — Das Kind hinter dem Tapetenverſchlag beginnt zu ſchreien. Die Piperkarcka eilt auf den Vorhang zu, dabei nicht ohne falſche Note, ein wenig pathetiſch weinerlich rufend: — Weine nicht, armes, armes Jungchen, jutes Mutterchen kommen ſchon!

Frau John, faſt von Sinnen, iſt vor den Eingang geſprungen, den ſie der Piperkarcka verſtellt.

Die Piperkarcka, ohnmächtig wimmernd, mit geballten Fäuſten: Soll mir jetzt zu mein Kinde reinlaſſen.

Frau John, furchtbar verändert: Sieh mir ma an, Mächen! Mächen, ſieh mir ma in't Jeſicht! — Jlobſt Du, det mit eene, die ausſieht wie ich ... det mit mir noch zu ſpaßen is? — Die Piperkarcka hat wimmernd Platz genommen. — Setz Dir! flenne! wimmere! bis Dir, ick weß nich wat ... jammere, bis det Dir die Jurjel verſchwollen is! det, wenn De hier rin willſt — denn biſt Du tot oder ick bin tot — un denn is och det Jungchen nich mehr am Leben!

Die Piperkarcka erhebt ſich entſchloſſen: Denn jeben acht, was jeſchehen, Frau John.

Frau John, wiederum einlenkend: Pauline, die Sache is zwiſchen uns richtig un abjemacht. Wat wollen Se ſich mit det Kindchen behängen, wo jetzt mein Kindeken und in beſte Hände jeborjen is? Wat wollen Se denn mit det Kindeken ufſtellen? Jehn Se zu Ihren Breitijam! da ſollen Se woll mit den Beſſeres zu tun haben als Kinderjeſchrei, Kinderſorchen und Kimmernis.

Die Piperkarcka: Erſt recht! Nu jerade! Nu muß er mir heiraten! — Haben alle . . . hat Frau Kielbacke, als ick mir muſſen haben behandeln laſſen, zu mich jeſacht. Soll nich nachjeben! Muß mir heiraten. Auch Standesbeamte gab mich Rat. Hat jeſacht, janz wütend, als ick haben erzählt, wohin jekrochen un habe Kind auf Dachboden Welt jebracht . . . ſchreit janz wütend: ick muß nich nachlaſſen. Hat jeſacht: arme jeſchundene Kreatur zu mich, Taſche jejriffen, Taler zwei Jroſchen Jeld jeſchenkt. Jut! laſſe mir weiter nich ein, Frau John. Adje! Bin bloß jekommen, ſowieſo, daß morjen nachmittag fünf zu Hauſe ſind. Warum? weil morjen einjeſetzter Pfleger von Jemeinde nachſehn kommt. Ick werde mir weiter hier noch rumärgern.

Frau John, *ſtarr, entgeiſtert:* Wat? Du haſt et jemeld uf't Standesamt?

Die Piperkarcka: Etwa nich? Ick ſoll woll Jefängnis komm?

Frau John: Wat haſt Du jemeldet beim Standesbeamten?

Die Piperkarcka: Sonſt janiſcht, als det mit Knaben niederjekommen bin. Ick hab mir jeſchämt, o Jott! bin über un über rot jeworden! Mir is, ick ſink jleich in de Erde rin.

Frau John: So! – Wenn De Dir ſo jeſchämt haſt, Mächen, warum haſte's denn aber anjezeigt?

Die Piperkarcka: Weil mich meine Wirtin und och Frau Kielbacke, wo mich hinjeführt hat, mich partout nich Ruhe jejeben.

Frau John: So! — Denn wiſſen ſe't alſo uf' Standesamt?

Die Piperkarcka: Na ja, det muſſen ſe wiſſen, Frau John.

Frau John: ... Aber ha ick Dir dat nich einjeſchärft ...?

Die Piperkarcka: Det muß man melden! Soll ic denn abjeführt Unterſuchung und Plötzenſee geſteckt?

Frau John: Ick ha doch jeſacht: ick jeh et anmelden

Die Piperkarcka: Habe jleich bei Standesbeamt jefracht. Is keene jekommen hat anjemeldt.

Frau John: Un wat haſte nu alſo anjejeben?

Die Piperkarcka: Daß Aloiſius Theophil heißen ſol un daß bei Sie, Frau John, in Pflege is.

Frau John: Un morjen will eener nachſehn komm?

Die Piperkarcka: Det is een Herr von de Vormundſchaft. Was is denn weiter? Nun ſind doch ruhig un ſi vernünftig. Haben mich wirklich vorher Schrecken in all Jlieder jejagt.

Frau John, abweſend: Nu freilich: det is nu nich mehr zu ändern. Det is ja nu och in Jottesnamen nu jroß weiter niſch

Die Piperkarcka: Gelt, un kann nu mein Kindche auch ſehn, Frau John.

Frau John: Heute nich! Morjen, morjen, Pauline.

Die Piperkarcka: Warum nich heut?

Frau John: Weil det det Beſchreien nicht jut dut, Pauline! Alſo morjen, um Uhre fünfen nachmittag?

Die Piperkarcka: Steht jeſchrieben, ſagt mir Wirtin, daß Herr von die Stadt, Uhren fünfen morjen nachſehn kommt.

Frau John, indem ſie die Piperkarcka hinausſchiebt und ſelbſt mit hinausgeht, im Tone der Abweſenheit: Jut ſo. Laß er man kommen, Mächen.

Frau John iſt einen Augenblick auf den Flur hinausgetreten und kommt ohne die Piperkarcka wieder herein. Sie iſt ſeltſam verändert und geiſtesabweſend. Sie tut einige haſtige Schritte gegen die Verſchlagstür, ſteht jedoch plötzlich wieder ſtill mit einem Geſichtsausdruck vergeblichen Nachſinnens. Dieſes Grübeln unterbricht ſie, heftig gegen das Fenſter zu eilend. Hier wendet ſie ſich und wieder erſcheint der hilfloſe Ausdruck ſchwerer Bewußtloſigkeit. Langſam, wie eine Nachtwandlerin, tritt ſie an den Tiſch und läßt ſich daran nieder, das Kinn in die Hand ſtützend. Nun erſcheint Selma Knobbe in der Tür.

Selma: Mutter ſchläft, Frau John. Ick ha ſolchen Hunger. Kann ick 'n Happen Brot kriejen?

Frau John erhebt ſich mechaniſch und ſchneidet ein Stück von einem Laib Brot, wie unter dem Einfluß einer Suggeſtion.

Selma, der die Verfaſſung der Frau auffällt: Ick bin's! — Wat is denn? — Schneiden ſich man bloß nich etwa mit Brotmeſſer.

Frau John, mit trockenem Röcheln, das ſie mehr und mehr überwältigt, indem ſie Brot und Brotmeſſer willenlos auf den Tiſch gleiten läßt: Angſt! — Sorje! — Da wißt Ihr niſcht von! Sie zittert und ſucht einen Halt, um nicht umzuſinken.

Dritter Akt

Alles wie im erſten Akt. Die Lampe brennt. Auf dem Gange ſchwaches Ampellicht.

Direktor Haſſenreuter gibt ſeinen drei Schülern, Spitta, Doktor Kegel und Käferſtein, dramatiſchen Unterricht. Er ſelbſt ſitzt am Tiſch, öffnet fortgeſetzt Briefe und ſchlägt ſkandierend mit dem Falzbein auf den Tiſch. Vorn ſtehen auf der einen Seite Kegel und Käferſtein, auf anderen Spitta einander als beide Chöre der Braut von Meſſina gegenüber. Ihre Füße befinden ſich innerhalb eines Schemas aufgeſtellt, das mit Kreide auf den Fußboden gezeichnet iſt und dieſen in die vierundſechzig Felder des Schachbretts einteilt. Auf dem Kontorbock am Stehpult ſitzt Walburga, in ein großes Kontobuch eintragend. Im Hintergrund, wartend, ſteht der Vizewirt oder Hausmeiſter Quaquaro, ein vierzigjähriger, vierſchrötiger Menſch, der Inhaber eines wandernden Zirkus und, als Athlet, Hauptmitglied desſelben ſein könnte. Seine Sprache iſt tenorhaft guttural. Er trägt Schlafſchuhe. Die Beinkleider durch einen geſtickten Gürtel gehalten. Ein offenes Hemd, nicht unſauber, ein leichtes Jackett und die Mütze in der Hand.

Doktor Kegel und Käferſtein, mit gewaltiger Pathetik:

„Dich begrüß ich in Ehrfurcht,
Prangende Halle,
Dich, meiner Herrſcher
Fürſtliche Wiege,
Säulengetragenes herrliches Dach.
Tief in der Scheide …"

Direktor Haſſenreuter ſchreit wütend: Pauſe! Punkt! Punkt! Pauſe! Punkt! Sie drehen doch keinen Leierkaſten! Der Chor aus der Braut von Meſſina iſt doch kein Leierkaſtenſtück! „Dich begrüß ich in Ehrfurcht“ nochmal von Anfang an, meine Herren! „Dich begrüß ich in Ehrfurcht, prangende Halle!“ Etwa ſo, meine Herren! „Tief in der Scheide ruhe das Schwert.“ Punktum! „Herrliches Dach“ wollt ich ſagen: punktum! Meinethalben fahren Sie fort.

Doktor Kegel und Käferſtein:

„Tief in der Scheide
Ruhe das Schwert,
Vor den Toren gefeſſelt
Liege des Streits ſchlangenhaarichtes Scheuſal.
Denn ...“

Direktor Haſſenreuter, wie vorher: Halt! Wiſſen Sie nicht, was ein Punkt bedeutet, meine Herren? Haben Sie denn keine Elementarkenntniſſe? „Schlangenhaarichtes Scheuſal.“ Punkt! Denken Sie ſich einen Pfahl eingerammt: halt! Punkt! Alles iſt totenſtille! als wenn Sie gar nicht mehr in der Welt wären, Käferſtein! Und dann raus mit der Poſaunenſtimme aus der Bruſt! Halt! Um Gottes willen nicht liſpeln! — „Denn ...“ weiter! lies!

Doktor Kegel und Käferſtein:

„Denn des gaſtlichen Hauſes
Unverletzliche Schwelle
Hütet der Eid, der Erinnyen Sohn ...“

Direktor Haſſenreuter ſpringt auf, brüllt, läuft umher: Eid, Eid, Eid, Eid!! Halt! Wiſſen Sie nicht, was ein Eid iſt, Käferſtein? „Hütet der Eid!! — der Erinnyen Sohn.“ Der Eid iſt der Erinnyen Sohn, Doktor Kegel.

Stimme heben! Tot! Das Publikum, bis zum letzten Logenſchließer, iſt eine einzige Gänſehaut! Schauer durchrieſelt alle Gebeine! Paſſen Sie auf: „Denn des Hauſes Schwelle hütet der Eid!!! — der Erinnyen Sohn, der furchtbarſte unter den Göttern der Hölle!“ — — Nicht wiederholen, weiter im Text! Sie können ſich aber jedenfalls merken, daß ein Eid und ein Münchner Bierrettich zwei verſchiedene Dinge ſind.

Spitta deklamiert: „Zürnend ergrimmt mir das Herz im Buſen …“

Direktor Haſſenreuter: Halt! — Er läuft zu Spitta und biegt an ſeinen Armen und Beinen herum, um eine gewünſchte tragiſche Poſe zu erzielen. — Erſtlich fehlt die ſtatuariſche Haltung, mein lieber Spitta. Die Würde einer tragiſchen Perſon iſt bei Ihnen auf keine Weiſe ausgedrückt. Dann ſind Sie nicht, wie ich ausdrücklich verlangt habe, von Feld I D mit dem rechten Fuß auf II C getreten! Endlich wartet Herr Quaquaro: unterbrechen wir einen Augenblick! — Er wendet ſich an Quaquaro. — So, jetzt ſteh ich zu Dienſten, Herr Vizewirt! das heißt, ich habe Sie bitten laſſen, weil mir leider, wie ſich bei der Inventur herausſtellt, mehrere Kiſten mit Koſtümen abhanden gekommen, mit andern Worten geſtohlen ſind. Bevor ich nun meine Anzeige mache, wozu ich natürlich entſchloſſen bin, wollte ich erſt mal Ihren Rat hören. Um ſo mehr, da ſich auch ſonſt noch etwas, wie ſoll ich ſagen, eine ſonderbare Beſcherung, ſtatt der verlornen Kleiderkiſten, in einem Winkel des Bodens angefunden hat: ein Fund, um Virchow zu benachrichtigen. Erſtlich ein blaukariertes Plumeau, wahrhaft prähiſtoriſch, und eine unausſprechliche Scherbe, deren Beſtimmung im ganzen harmlos, aber ebenfalls unausſprechlich iſt.

Quaquaro: Herr Direkter, ick kann ja ma oben ſteigen.

Direktor Haſſenreuter: Tun Sie das. Sie finden oben Frau John, die durch den Fund eigentlich noch mehr wie ich ſelbſt beunruhigt iſt. Dieſe drei Herren, die meine Schüler ſind, laſſen es ſich partout nicht ausreden, daß da oben etwas wie eine Mordgeſchichte vorgefallen iſt. Aber bitte: wir wollen keinen Skandal ſchlagen.

Käferſtein: Wenn bei meiner Mutter in Schneidemühl im Laden irgend etwas abhanden kam, hieß es immer, das hätten die Ratten gefreſſen. Und wirklich, was man in dieſem Hauſe von Ratten und Mäuſen ſieht — auf der Treppe hätt ich beinahe eine totgetreten! — warum ſollten Kiſten und Theatergarderobe, Seide ſchmeckt ſüß! nicht ebenfalls von ihnen vertilgt werden ſein?

Direktor Haſſenreuter: Geſchenkt, geſchenkt! Alle weiteren Schnittwarenladen-Phantaſien, ha ha ha ha! ſind Ihnen geſchenkt, beſter Käferſtein. Es fehlt nur noch, daß Sie uns Ihre Geſpenſtergeſchichten nochmals auftiſchen, vom Kavalleriſten Sorgenfrei, der ſich nach Ihrer Behauptung ſeinerzeit, als das Haus noch Reiterkaſerne war, mit Sporen und Schleppſäbel auf meinem Boden erhangen hat. Und daß Sie den noch in Verdacht nehmen.

Käferſtein: Sie können den Nagel noch ſehn, Herr Direkter.

Quaquaro: Det wird in janzen Hauſe rum erzählt von den Soldat, namens Sorjenfrei, der ſich irgendwo hier oben in Dachſtuhl mit 'ne Schlinge jeendigt hat.

Käferſtein: Die Tiſchlersfrau auf dem Hof und eine Mäntelnäherin aus dem zweiten Stock haben ihn wiederholt bei hellichtem Tage aus dem Dachfenſter nicken und militäriſch ſtramm heruntergrüßen geſehn.

Quaquaro: Een Unteroffizier hat dem Soldaten Sorjenfrei ja woll eene Dunſtkiepe jenannt und 'n aus Feez eene rinjelangt. Det hat ſich der Dämlack zu Herzen jenomm.

Direktor Haſſenreuter: Ha ha ha! Militärmißhandlungen und Geiſtergeſchichten! Dieſe Verquickung iſt originell, aber zur Sache gehört ſie nicht. Ich nehme an, der Diebſtahl oder was ſonſt in Frage kommt, iſt während jener elf oder zwölf Tage vor ſich gegangen, als ich in Geſchäften im Elſaß geweſen bin. Alſo ſehen Sie ſich die Geſchichte mal an und, bitte, Sie werden mir nachher Beſcheid ſagen!

Der Direktor wendet ſich ſeinen Schülern zu. Quaquaro ſteigt über die Bodentreppe und verſchwindet in der Bodenluke.

Direktor Haſſenreuter: Allright, beſter Spitta: ſchießen Sie los.

Spitta rezitiert nur ſinngemäß und ohne Pathos:

„Zürnend ergrimmt mir das Herz im Buſen,
Zu dem Kampf iſt die Fauſt geballt,
Denn ich ſehe das Haupt der Meduſen,
Meines Feindes verhaßte Geſtalt.

Kaum gebiet ich dem kochenden Blute,
Gönn ich ihm die Ehre des Worts?
Oder gehorch ich dem zürnenden Mute?
Aber mich ſchreckt die Eumenide,
Die Beſchirmerin dieſes Orts,
Und der waltende Gottesfriede.“

Direktor Haſſenreuter hat ſich niedergelaſſen und lauſcht, den Kopf in die Hand geſtützt, voll Ergebenheit. Erſt einige Sekunden, nachdem Spitta geendet hat, blickt er wie zu ſich kommend auf: Sind Sie fertig, Spitta?! — Ich danke ſehr! — Sehen Sie, lieber Spitta, ich bin nun Ihnen gegenüber wieder mal in die allerverzwickteſte Lage geraten: entweder ich ſage Ihnen frech ins Geſicht, daß ich Ihre Vortragsart ſchön finde — und dann habe ich mich der allerniederträchtigſten Lüge ſchuldig gemacht! oder ich ſage, ich finde ſie ſcheußlich, und dann haben wir wieder den ſchönſten Krach.

Spitta, erbleichend: Ja, alles Geſtelzte, alles Rhetoriſche liegt mir nicht. Deshalb bin ich ja von der Theologie abgeſprungen, weil mir der Predigerton zuwider iſt.

Direktor Haſſenreuter: Da wollen Sie wohl die tragiſchen Chöre wie der Gerichtsſchreiber ein Gerichtsprotokoll oder wie der Kellner die Speiſekarte herunterhaſpeln?

Spitta: Ich liebe überhaupt den ganzen ſonoren Bombaſt der Braut von Meſſina nicht.

Direktor Haſſenreuter: Sagen Sie das nochmal, lieber Spitta.

Spitta: Es iſt nicht zu ändern, Herr Direktor: unſre Begriffe von dramatiſcher Kunſt divergieren in mancher Beziehung total.

Direktor Haſſenreuter: Menſch, Ihr Geſicht in dieſem Augenblick iſt ja geradezu ein Monogramm des Größenwahns und der Dreiſtigkeit. Pardon! aber jetzt ſind Sie mein Schüler und nicht mehr mein Hauslehrer! Ich! und Sie!? Sie blutiger Anfänger! Sie und Schiller! Friedrich Schiller! Ich habe Ihnen ſchon zehnmal geſagt, daß Ihr pueriles bißchen Kunſtanſchauung nichts weiter als Paraphraſe des Willens zum Blödſinn iſt.

Spitta: Das müßte mir erſt bewieſen werden.

Direktor Haſſenreuter: Sie beweiſen es ſelbſt, wenn Sie den Mund auftun! — Sie leugnen die Kunſt des Sprechens, das Organ, und wollen die Kunſt des organloſen Quäkens dafür einſetzen! Sie leugnen die Handlung im Drama und behaupten, daß ſie ein wertloſes Akzidens, eine Sache für Gründlinge iſt. Sie negieren die poetiſche Gerechtigkeit, Schuld und Sühne, die Sie als pöbelhafte Erfindung bezeichnen: eine Tatſache, wodurch die ſittliche Weltordnung durch Euer Hochwohlgeboren gelehrten und verkehrten Verſtand aufgehoben iſt. Von den Höhen der Menſchheit wiſſen Sie nichts. Sie haben neulich behauptet, daß unter Umſtänden ein Barbier oder eine Reinmachefrau aus der Mulackſtraße ebenſogut ein Objekt der Tragödie ſein könnte als Lady Macbeth und König Lear.

Spitta, *bleich, putzt ſeine Brille:* Vor der Kunſt wie vor dem Geſetz ſind alle Menſchen gleich, Herr Direktor.

Direktor Haſſenreuter: So? Ach!? Wo haben Sie dieſen hübſchen Gemeinplatz her?

Spitta, unbeirrt: Dieſer Satz iſt mir zur zweiten Natur geworden. Ich befinde mich dabei vielleicht mit Schiller und Guſtav Freytag, aber keinesfalls mit Leſſing und Diderot im Gegenſatz. Ich habe die letzten zwei Semeſter mit dem Studium dieſer wahrhaft großen Dramaturgen zugebracht, und der geſtelzte franzöſiſche Pſeudoklaſſizismus bleibt mir durch ſie endgültig totgeſchlagen, ſowohl in der Dichtkunſt als in den grenzenlos läppiſchen ſpäteren Goetheſchen Schauſpielervorſchriften, die durch und durch mumifizierter Unſinn ſind.

Direktor Haſſenreuter: So!

Spitta: Und wenn ſich das deutſche Theater erholen will, ſo muß es auf den jungen Schiller, den jungen Goethe des Götz und immer wieder auf Gotthold Ephraim Leſſing zurückgreifen: dort ſtehen Sätze, die der Fülle der Kunſt und dem Reichtum des Lebens angepaßt, die der Natur gewachſen ſind.

Direktor Haſſenreuter: Walburga! Ich glaube, Herr Spitta verwechſelt mich. Herr Spitta, Sie wollen Privatſtunden halten. Bitte, zieh Dich doch mit Herrn Spitta zur Privatſtunde in die Bibliothek zurück! — Wenn die menſchliche Arroganz und beſonders die der jungen Leute kriſtalliſiert werden könnte, die Menſchheit würde darunter wie eine Ameiſe unter den Granitmaſſen eines Urgebirges begraben ſein.

Spitta: Ich würde dadurch aber nicht widerlegt werden.

Direktor Haſſenreuter: Menſch! Ich habe nicht nur zwei Semeſter Königliche Bibliothek hinter mir, ſondern ich bin ein ergrauter Praktiker und ich ſage Ihnen, daß der Goetheſche Schauſpielerkatechismus A und O meiner künſtleriſchen Überzeugung iſt. Paßt Ihnen das nicht, ſo ſuchen Sie ſich einen anderen Lehrmeiſter.

Spitta, unbeirrt: Goethe ſetzte ſich mit ſeinen ſenilen Schauſpielerregeln, meiner Anſicht nach, zu ſich ſelbſt und zu ſeiner eigenen Natur in kleinlichſten Gegenſatz. Und was ſoll man ſagen, wenn er dekretiert: jede ſpielende Perſon, gleichviel welchen Charakter ſie darſtellen ſoll — wörtlich! — müſſe etwas Menſchenfreſſerartiges in der Phyſiognomie zeigen — wörtlich! — wodurch man ſogleich an ein hohes Trauerſpiel erinnert werde. —

Käferſtein und Kegel verſuchen Menſchenfreſſerphyſiognomien.

Direktor Haſſenreuter: Ziehen Sie doch das Notizbuch, mein guter Spitta, und ſchreiben Sie, bitte, hinein, daß Direktor Haſſenreuter ein Eſel iſt! Schiller ein Eſel! Goethe ein Eſel! natürlich auch Ariſtoteles — er fängt plötzlich wie toll zu lachen an — und, ha ha ha! ein gewiſſer Spitta ein Nachtwächter!

Spitta: Es freut mich, Herr Direktor, daß Sie doch wenigſtens wieder bei guter Laune ſind.

Direktor Haſſenreuter: Nein, Teufel, ich bin bei ſehr ſchlechter Laune! Sie ſind ein Symptom. Alſo nehmen Sie ſich nicht etwa wichtig! — Sie ſind eine Ratte! aber dieſe Ratten fangen auf dem Gebiete der Politik — Rattenplage! — unſer herrliches neues geeinigtes Deutſches Reich zu unterminieren an. Sie betrügen uns um den Lohn unſerer Mühe! und im Garten der deutſchen Kunſt — Rattenplage! — freſſen ſie die Wurzeln des Baumes des Idealismus ab; ſie wollen die Krone durchaus in den Dreck reißen. — In den Staub, in den Staub, in den Staub mit Euch!

Käferſtein und Doktor Kegel wollen ernſt bleiben, brechen indeſſen bald in lautes Gelächter aus, in das der Direktor hineingeriſſen wird. Walburga macht große Augen. Spitta behält ſeinen Ernſt. Nun ſteigt Frau John über die Leiter vom Boden herunter, nach einiger Zeit folgt ihr Quaquaro, der Vizewirt.

Direktor Haſſenreuter bemerkt Frau John, weiſt heftig mit beiden Armen auf ſie, wie wenn er eine Entdeckung gemacht hätte: Da kommt Ihre tragiſche Muſe, Spitta.

Frau John, die ſich unter dem Gelächter des Direktors, Kegels und Käferſteins genähert hat, verdutzt: Wat ha ick denn an mir, Herr Direkter?

Direktor Haſſenreuter: Alles Gute und Schöne, beſte Frau John! Danken Sie Gott, wenn Ihr ſtilles, eingezogenes, friedliches Leben Sie zur tragiſchen Heldin ungeeignet macht. — Aber ſagen Sie, haben Sie etwa Geſpenſter geſehen?

Frau John, mit unnatürlicher Bläſſe: J, weshalb denn nu det?

Direktor Haſſenreuter: Etwa gar wieder den famoſen Soldaten Sorgenfrei, der dort oben als Deſerteur ins beſſere Jenſeits ſeine Militärkarriere beſchloſſen hat?

Frau John: J, wenn't'n lebendicher Menſch wär, det kennte ſind: vor tote Jeiſter furcht ick mir nich.

Direktor Haſſenreuter: Na, wie war's, Herr Quaquaro, unter den Bleidächern?

Quaquaro, der einen ſchwediſchen Reiterſtiefel mitbringt: Ick habe mir allens jut umjeſehen un bin zur Iberzeijung jekomm, det mindeſtens obdachloſes Jeſindel oben, durch wat for'n Zujang weeß ick noch nich, jenächtigt hat. Un denn hab ick det hier in Stiefel jefunden. —

Er zieht aus dem Reiterſtiefel ein Kinderfläſchchen mit Gummipfropfen, halb mit Milch gefüllt.

Frau John: Det erklärt ſich: ick ha oben zu'n rechten jeſehn und ha Adelbertchen bei mich jehat. — Ick bin an die janze Jeſchichte unſchuldig!

Direktor Haſſenreuter: Das Gegenteil hat wohl auch niemand behauptet, Frau John.

Frau John: Wo Adelbertchen zur Welt kam . . . wo Adelbertchen jeſtorben war . . . der ſoll ma komm und ſoll mir ſachen, wat eene richtiche Mutter is . . . aber nu muß ick fort, Herr Direkter . . . Nu kann ick zweer Tage och drei nich oben komm. Atje! ick muß ma bißken mit Adelbertchen bei meine Schwächern zeichen uf Sommerfriſche. — Sie trottet durch die Flurtür ab.

Direktor Haſſenreuter: Was hat ſie da durcheinander gefaſelt?

Quaquaro: Schon wo ſe det erſte Kindeken hatte, nu jar nachdem, wie et jeſtorben is, wa eene Schraube los bei die John. Seit ſe nu jar det Zweete hat, wackeln zweere. Hinjejen, deswechen, rechnen kann ſe. Die hat manchen juten Jroſchen bei ſchene Prozente uf Fänder ausjeborcht.

Direktor Haſſenreuter: Was ſoll ich nun als Beſtohlener tun?

Quaquaro: Det kommt druf an, wo Verdacht hin is.

Direktor Haſſenreuter: In dieſem Hauſe? — Sagen Sie ſelbſt, Herr Quaquaro ...

Quaquaro: Det is ja nu wahr, aber et is nu doch och ſo weit, det nächſtens bißken jeſäubert wird. De Witwe Knobbe mit ihren Anhang wird rausjeſchmiſſen! Und denn is eene Blaſe uf Flijel B, wo Schutzmann Schierke mir hat jeſacht, det ſich ſchwere Jungen mang mang befinden: wo de Polizei nächſtens ausheben wird.

Direktor Haſſenreuter: Irgendwo hier im Hauſe iſt doch ein Geſangverein. Ich höre wenigſtens manchmal wirklich hübſche Männerſtimmen „Deutſchland, Deutſchland über alles", „Wer hat dich, du ſchöner Wald", „In einem kühlen Grunde" und dergleichen abſingen.

Quaquaro: Det ſind ſe! det ſind ſe! die ſingen ſo jut wie de blaue Zwiebel! det ſind ſe, jewiß! Wo man ſingt, da laß Dir jeruhig nieder, heeßt et zwar, aber det wollt ick keenen raten ... Ick wage mir och man mit mein Prinz, wat meine Bulldogge is, mang die feine Jeſellſchaft rin. Immer anzeichen, anzeichen, Herr Direktor. Quaquaro geht ab.

Direktor Haſſenreuter: Sein Auge blitzt Kaution. Sein Wort heiſcht Preußiſch-Kurant. Seine Fauſt bedeutet Kündigung. Wer um Ultimo nicht von ihm träumt, kann von Glück ſagen. Wer von ihm träumt, der brüllt nach Hilfe. Ein ſcheußlicher, ſchmalziger Kerl! aber ohne ihn bekämen die Pächter dieſer Staatsbaracke die Miete nicht, und der Militärfiskus könnte die Pacht in den Rauchfang ſchreiben. — Die Türſchelle geht. — Das iſt Fräulein Alice Rütterbuſch! die junge Naive, die ich leider bei dem Hangen und Bangen auf die Entſcheidung der Straßburger Stadtväter mir noch immer kontraktlich nicht ſichern kann. Nach meiner Ernennung, zu der Gott mir helfe, wird ihr Engagement meine erſte direktoriale Handlung ſein. — Walburga und Spitta, marſch auf den Oberboden. Zählt die ſechs Kiſten durch, wo der Vermerk Journaliſten ſteht, daß wir im geeigneten Augenblick mit der Inventur fertig ſind. — Zu Käferſtein und Doktor Kegel — Sie mögen derweil in die Bibliothek treten. Er geht, um die Flurtür zu öffnen.

Walburga und Spitta verſchwinden eilig und ſehr bereitwillig auf den Oberboden. Käferſtein und Kegel gehen in die Bibliothek.

Direktor Haſſenreuter, im Hintergrund: Bitte, kommen Sie nur herein, meine Gnädige! Pardon! Bitte ſehr um Pardon, mein Herr! Ich erwartete eine Dame ... ich erwartete eine junge Dame ... Aber bitte, treten Sie doch herein.

Der Direktor kommt mit Paſtor Spitta wieder nach vorn. Paſtor Spitta, ſechzig Jahre alt, iſt ein etwas verbauerter kleiner Landpfarrer. Man könnte ihn ebenſogut für einen Feldmeſſer oder kleinen Gutsbeſitzer nehmen. Er iſt von kräftiger Erſcheinung, kurznackig, wohlgenährt und hat ein etwas zuſammengequetſchtes, breites Luthergeſicht. Er trägt Schlapphut, Brille, Stock, einen Lodenmantel überm Arm; ungeſchlachte Stiefel und die Verfaſſung ſeiner übrigen Kleidung zeigt, daß ſie an Wetter und Wind ſchon ſeit lange gewöhnt ſind.

Paſtor Spitta: Wiſſen Sie, wer ich bin, Herr Direktor?

Direkter Haſſenreuter: Nicht durchaus beſtimmt, aber . . .

Paſtor Spitta: Wagen Sie's nur daraufhin, Herr Direktor: nennen Sie mich bis auf weiteres Paſtor Spitta aus Schwoiz in der Uckermark, deſſen Sohn Erich Spitta, jawohl, in Ihrer Familie als Hauslehrer oder ſo ähnlich, tätig geweſen iſt. Erich Spitta: das iſt mein Sohn. Das ſag ich mit ſchwerer Bekümmernis.

Direktor Haſſenreuter: Zunächſt freue ich mich, Sie begrüßen zu können. Ich möchte Sie aber im gleichen Atem bitten, Herr Paſtor, des bewußten Seitenſprunges wegen, den Ihr Sohn Erich ſich leiſtet, nicht allzu bekümmert, nicht allzu beſorgt zu ſein.

Paſtor Spitta: O ich bin ſehr beſorgt. Ich bin ſehr bekümmert! — Er ſieht ſich mit großem Intereſſe, auf einem Stuhl ſitzend, in dem ſeltſamen Raume um. — Es iſt ſchwer zu ſagen, äußerſt ſchwer begreiflich zu machen, bis zu welchem hohen Grade ich bekümmert bin. Aber verzeihen Sie eine Frage, Verehrteſter: ich war im Zeughaus. — Er berührt mit dem Stock einen der Pappenheimſchen Küraſſiere. — Was ſind das für Rüſtungen?

Direktor Haſſenreuter: Das ſind Pappenheimſche Küraſſiere.

Paſtor Spitta: Ah ah, ich ſtellte mir Schiller ganz anders vor! — Sich ſammelnd. — O dieſes Berlin! Es verwirrt mich ganz! Sie ſehen in mir einen Mann, Herr Direktor, der nicht nur bekümmert, nicht nur durch dieſes

Sodom Berlin im Innerſten aufgewühlt, ſondern geradezu durch die Tat ſeines Sohnes gebrochen iſt.

Direktor Haſſenreuter: Eine Tat? Welche Tat?

Paſtor Spitta: Das fragen Sie noch? Der Sohn eines redlichen Mannes und . . . und . . . Schauſpieler.

Direktor Haſſenreuter, *gereckt, mit Haltung*: Mein Herr, ich billige den Entſchluß Ihres Sohnes nicht. Aber ich ſelbſt, der ich, hony soit qui mal y pense, der Sohn eines redlichen Mannes und ſelber, will ich hoffen, ein Mann von Ehre bin, ich, wie ich hier ſtehe, ich war ſelbſt Schauſpieler und habe noch vor kaum ſechs Wochen bei einem Lutherfeſtſpiel in Merſeburg . . . ich bin Kulturkämpfer! nicht nur als Regiſſeur, ſondern auch als Schauſpieler meinen Fuß auf die weltbedeutenden Bretter geſtellt. In bezug auf bürgerliche Ehre und vom Standpunkt der allgemeinen Ehrenhaftigkeit dürfte alſo, nach meinen Begriffen wenigſtens, der Entſchluß Ihres Herrn Sohnes nicht zu beanſtanden ſein. Aber es iſt ein ſchwerer Beruf, und man muß auch außerdem dazu ſehr viel Talent haben. Auch geb ich zu: für ſchwache Charaktere iſt es ein Beruf, der beſonders gefährlich iſt. Und ſchließlich habe ich ſelbſt die ungeheure Mühſal meines Standes ſo bis auf die Nagelprobe kennen gelernt, daß ich jeden davor behüten möchte. Deshalb gebe ich meinen Töchtern Ohrfeigen, ſobald auch nur der leiſeſte Gedanke zur Bühne zu gehen ſich geltend macht, und eh ich ſie an einen Mimen verheiratete, würde ich jeder von ihnen einen Stein um den Hals hängen und ſie ertränken im Meer, wo es am tiefſten iſt.

Paſtor Spitta: Ich wollte niemand zu nahe treten. Ich gebe auch zu, ich habe als ſchlichter Landpfarrer von alledem keine Vorſtellung. Aber denken Sie ſich einen Vater an, eben einen ſolchen armen Landpfarrer, der ſeine Pfennige mühſam zuſammenkratzt, um ſeinem Sohne das Studium zu ermöglichen. Denken Sie, daß dieſer Sohn kurz vor ſeinem Examen ſteht und daß Vater und Mutter — ich hab eine kranke Frau zu Haus! — mit Schmerzen oder mit Sehnſucht, wie Sie wollen, auf den Augenblick warten, jawohl, wo er in irgendeiner Pfarre ſeiner Beſtimmung von der Kanzel die Probepredigt halten wird. Und nun kommt dieſer Brief! der Junge iſt wahnſinnig. —

Die Erregung des Paſtors iſt nicht gerade geſpielt, aber beherrſcht. Das Zittern, womit er nach ſeinem Briefe in die Bruſttaſche greift und ihn dem Direktor hinhält, iſt nicht ganz überzeugend.

Direktor Haſſenreuter: Junge Leute ſuchen. Allzuſehr dürfen wir uns nicht wundern, wenn eine Kriſe im Leben eines jungen Mannes zuweilen nicht zu vermeiden iſt.

Paſtor Spitta: Nun, dieſe Kriſe war zu vermeiden. Sie werden aus dieſem Briefe unſchwer erkennen, wer verantwortlich für den verderblichen Umſchwung in der Seele eines ſo jungen, braven und immer durchaus gehorſamen Menſchen zu machen iſt. Ich hätte ihn nie ſollen nach Berlin ſchicken. Jawohl: die ſogenannte wiſſenſchaftliche Theologie, die mit allen heidniſchen Philoſophen liebäugelt, und die uns den lieben Herrgott in Rauch, den Herrn und Heiland in Luft verwandeln will, die mache ich für den ſchweren Fehltritt meines Kindes verantwortlich.

Und nun kommen dazu die anderen Verführungen: Herr Direktor, ich habe Dinge geſehen, wovon zu ſprechen mir ganz unmöglich iſt! Hier habe ich Zettel in allen Taſchen: Elite-Ball! Feſche Damenbedienung! und ſo fort. Ich gehe halb ein Uhr nachts ganz ruhig durch die Paſſage zwiſchen Linden und Friedrichſtraße, ſchmeißt ſich ein ſcheußlicher Kerl an mich an, halbwüchſig und fragt mit einer ſchmierigen, ſcheuen Dreiſtigkeit: ob der Herr vielleicht etwas Pikantes will? Und nun dieſe Schaufenſter, wo neben den Bildern der Hohen und Allerhöchſten Herrſchaften nackte Schauſpielerinnen, Tänzerinnen, kurz die anſtößigſten Nuditäten zu ſehen ſind! Und dann dieſer Korſo, dieſer Korſo! wo die geſchminkte aufgedonnerte Sünde die Bürgersfrau vom Bürgerſteig auf die Straße drängt! Das iſt einfach Weltuntergang, Herr Direktor!

Direktor Haſſenreuter: Ach Herr Paſtor, die Welt! die geht nicht unter! nicht wegen der Nuditäten und ebenſowenig der heimlichen Sünde wegen, die nachts durch die Straßen ſchleicht. Sie wird mich und wahrſcheinlich das ganz ſkurrile Menſchheitsintermezzo noch überleben.

Paſtor Spitta: Was dieſe jungen Leute vom rechten Wege ablenkt, iſt das böſe Beiſpiel, iſt die Gelegenheit.

Direktor Haſſenreuter: Mit Erlaubnis, Herr Paſtor: ich habe eigentlich eine Neigung zum Leichtſinn in Ihrem Sohne niemals bemerkt. Er hat einen Zug zur Literatur, und er iſt nicht der erſte Paſtorenſohn — Leſſing, Herder etcetera, der in den Weg der Literatur und Poeterei eingebogen iſt. Möglicherweiſe hat er ſchon Stücke im Schubſach liegen. Allerdings muß ich ſagen: die Anſichten, die Ihr Herr Sohn auch auf dem Felde der Literatur vertritt, ſind ſelbſt für mich mitunter beängſtigend.

Paſtor Spitta: Das iſt ja furchtbar! das iſt ja entſetzlich! und geht über meine ſchlimmſten Befürchtungen weit hinaus. Und ſo ſind mir die Augen denn aufgegangen. — Mein Herr, ich habe acht Kinder gehabt, von denen Erich unſere ſchönſte Hoffnung, ſeine nächſtälteſte Schweſter unſre ſchwerſte Prüfung von Gott bedeutete und die nun, dem Anſchein nach, beide von der gleichen verruchten Stadt als Opfer gefordert worden ſind. Das Mädchen war früh entwickelt, war ſchön! — doch — jetzt muß ich zu etwas anderem kommen. — Ich bin ſeit drei Tagen in Berlin und habe Erich noch nicht geſehen. Als ich ihn heute aufſuchen wollte, war er in ſeiner Wohnung nicht anweſend. Ich habe eine Weile gewartet und mich natürlich dabei in ſeiner Behauſung umgeſehen. Nun: betrachten Sie dieſes Bild, Herr Direktor!

Er hat eine kleine Photographie, indem er Erichs Brief zurücklegt, aus der Brieftaſche genommen und hält ſie dem Direktor unter die Augen.

Direktor Haſſenreuter nimmt und betrachtet das Bild, bald wie ein Kurzſichtiger, bald wie ein Weitſichtiger, ſtutzt. Wieſo?

Paſtor Spitta: An dem albernen Lärvchen liegt weiter nichts. Aber leſen Sie bitte die Unterſchrift.

Direktor Haſſenreuter: Wo?

Paſtor Spitta lieſt: „Ihrem einzigen Liebſten, ſeine Walburga.“

Direktor Haſſenreuter: Erlauben Sie mal! — Was heißt das, Herr Paſtor?

Paſtor Spitta: Irgendein Nähmädchen heißt das! Wenn nicht gar irgendeine obſkure Kellnerin!

Direktor Haſſenreuter, ſehr bleich: Hm. — Steckt das Bild ein. — Ich werde das Bild behalten, Herr Paſtor.

Paſtor Spitta: In ſolchem Schmutz wälzt ſich dieſer Sohn. Und nun denken Sie ſich in meine Lage: mit welchen Gefühlen, mit welcher Stirn ſoll ich künftig vor meiner Gemeinde auf der Kanzel ſtehn . . .?

Direktor Haſſenreuter: Donnerwetter, was geht mich das an, Herr Paſtor! Was habe ich mit Ihrem Sprengel, mit Ihren verlorenen Söhnen und Töchtern und dergleichen zu tun? Er zieht wieder die Photographie. — Und übrigens, was dieſes kernige, tüchtige Mädchen betrifft, „Kellnerin und dergleichen", ſo irren Sie ſich! Weiter ſage ich nichts! Alles Weitere wird ſich finden, Herr Paſtor. Adieu.

Paſtor Spitta: Ich geſtehe frei, ich begreife Sie nicht. Wahrſcheinlich iſt das der Ton, der in Ihren Kreiſen der übliche iſt. Ich gehe und werde Sie nicht mehr beläſtigen. Aber ich habe als Vater das Recht vor Gott, Sie, Herr Direktor, zu verpflichten: verweigern Sie künftig, oder ich werde Mittel und Wege zu finden wiſſen, meinem verblendeten Sohne dieſen ſogenannten dramatiſchen Unterricht!

Direktor Haſſenreuter: Nicht nur das, Herr Paſtor: ſondern ich werde ihm ganz direkt den Stuhl vor die Tür ſetzen. Er geleitet den Paſtor hinaus, ſchlägt die Tür zu und kommt ohne ihn wieder.

Direktor Haſſenreuter ſchleudert die Arme in die Luft: Hier kann man nur ſagen: Neandertaler! — Er ſtürmt die Bodentreppe hinauf. — Spitta, Walburga, kommt mal herab. Walburga und Spitta kommen.

Direktor Haſſenreuter, zu Walburga, die ihn fragend anſieht: Geh auf Deinen Kontorbock. Setz Dich auf Deinen humoriſtiſchen Körperteil! — Na, und Sie, lieber Spitta, was wollen Sie noch?

Spitta: Sie hatten gerufen, Herr Direktor.

Direktor Haſſenreuter: Gut. Sehen Sie mir ins Angeſicht!

Spitta: Bitte. Er tut es.

Direktor Haſſenreuter: Ihr macht einen dumm! Aber mich ſollt Ihr nicht dumm machen! Still! — Kein Wort! Ich hätte mich von Ihnen eines anderen verſehen, als eines ſo exemplariſchen Beweiſes von Undankbarkeit! — Still! — Im übrigen war ein Herr hier! er fürchtet ſich! Vorwärts! Gehen Sie ihm nach! — Begleiten Sie ihn auf die Straße hinunter. Suchen Sie ihm begreiflich zu machen, daß ich nicht Euer Schuhputzer bin.

Spitta zuckt die Achſeln, nimmt ſeinen Hut, geht ab.

Direktor Haſſenreuter ſchreitet energiſch auf Walburga zu und zieht ſie am Ohr: Und Du, meine Liebe, Du bekommſt Ohrfeigen, wenn Du mit dieſem Schlingel von verkrachtem Theologen noch jemals ohne meine Erlaubnis zwei Worte ſprichſt.

Walburga: Au au, Papa.

Direktor Haſſenreuter: Dieſer Wicht, der mit Vorliebe ſchafsdumme Geſichter macht, als ob er kein Wäſſerchen trüben könnte, und dem ich den Zutritt in mein Haus zu eröffnen ſo unvorſichtig war, iſt leider ein Menſch, hinter deſſen Maske die unverſchämteſte Frechheit lauert. Ich und mein Haus, wir dienen dem Geiſte der Wohlanſtändigkeit. Willſt Du den Schild unſerer Ehre beflecken, etwa wie die Schweſter von dieſem Burſchen, die zur Schande ihrer Eltern, wie es ſcheint, in Gaſſe und Goſſe geendigt iſt?

Walburga: Über Erich bin ich nicht Deiner Anſicht, Papa.

Direktor Haſſenreuter: Was?! Nun jedenfalls kennſt Du meine Anſicht! und weißt, einen Appell gegen meine Anſichten gibt es nicht! Du gibſt ihm den Laufpaß oder ſiehſt ſelber zu, wo Du außerhalb Deines Elternhauſes mit Deinem ehr- und pflichtvergeſſenen lockeren Lebenswandel durchkommen wirſt! Dann fort mit Dir! von ſolchen Töchtern mag ich nichts wiſſen!

Walburga, bleich, finſter: Du ſagſt ja immer Papa, Du haſt Dir Deinen Weg auch ohne Deine Eltern ſelbſtändig ſuchen müſſen.

Direktor Haſſenreuter: Du biſt kein Mann.

Walburga: Gewiß nicht. Aber denke doch mal an Alice Rütterbuſch. Vater und Tochter ſehen einander feſt in die Augen.

Direktor Haſſenreuter: Wieſo? — Biſt Du heiß? was? oder biſt Du irrſinnig? — Er lenkt ab, merklich aus dem

Konzept, und pocht an die Bibliothek. — Wo blieben wir ſtehen? Setzen Sie ein. **Kegel** und **Käferſtein** erſcheinen.

Kegel, Käferſtein deklamieren:

„Weiſere Faſſung
Ziemet dem Alter.
Ich, der Vernünftige
Grüße zuerſt."

Geführt von **Spitta** erſcheint die **Piperkarcka**, ſtraßenmäßig gekleidet, und **Frau Kielbacke**, die einen Säugling im Steckkiſſen trägt.

Direktor Haſſenreuter: Was wollen Sie? Mit was für Weibsleuten überlaufen Sie mich?

Spitta: Es iſt nicht meine Schuld, Herr Direktor, die Frauen wollten zu Ihnen hinein.

Frau Kielbacke: Nee. Wir wollen man bloß Frau Mauerpolier John ſprechen.

Die Piperkarcka: Iſt doch immer bei Sie hier oben, Frau John?!

Direktor Haſſenreuter: Ja! Aber ich fange an zu bedauern, daß das ſo iſt, und wünſchte jedenfalls, daß ſie ihre privaten Empfänge nicht hier bei mir, ſondern unten bei ſich erledigt. Sonſt richte ich nächſtens vor der Tür Selbſtſchüſſe oder Fußangeln ein. — Wo fehlt's Ihnen eigentlich, beſter Spitta? Sie müſſen jetzt ſchon die Gnade haben und dieſe Damen nach unten zurechtweiſen.

Die Piperkarcka: Unten in ihre Wohnung war nich zu finden, Frau John.

Direktor Haſſenreuter: Hier oben bei uns iſt ſie auch nicht zu finden.

Frau Kielbacke: Det junge Freilein hat nämlich ihr Söhneken bei die Frau Mauerpolier John in Flege jehat.

Direktor Haſſenreuter: Freut mich! Ohne Umſtände los! Retten Sie mich, Käferſtein.

Frau Kielbacke: Nun is 'n Herr von de Stadt als wie vormundſchaftswechen, nachſehn jekomm: wie't ſteht mit det Kind und det jut verſorcht un in Stande is. Und denn is er, denn ſind wir bei Frau John mitſamt den Herrn ſind wir rinjejang. Denn ſtand det Kind und 'n Zettel bei, det Frau John hier oben uf Arbeet is.

Direktor Haſſenreuter: Wo iſt das Kind in Pflege geweſen?

Frau Kielbacke: Bei de Frau Mauerpolier John.

Direktor Haſſenreuter, *ungeduldig*: Das iſt vollkommen blödſinnig! Das iſt unrichtig! — Hätten Sie doch lieber den alten humorvollen Herrn begleitet, dem ich Sie nachgeſendet habe, Spitta, ſtatt mir dieſe Damen hier auf den Hals zu ziehn.

Spitta: Ich ſuchte den Herrn, aber er war ſchon verſchwunden.

Direktor Haſſenreuter: Die Damen ſcheinen mir nicht zu trauen. Sagen Sie ihnen doch, meine Herren, daß Frau John kein Kind in Pflege hat, und daß ſie alſo bezüglich des Namens im Irrtum ſind.

Käferſtein: Ich ſoll Ihnen ſagen, meine Damen, daß Sie wahrſcheinlich bezüglich des Namens im Irrtum ſind.

Die Piperkarcka, *heftig, verweint*: Hat Kindchen in Fleje! Hat mein Kindchen in Flege jehabt. Is Herr von die Stadt jekommen, hat jeſacht, daß Kindchen in ſchlechte Hände, verwahrloſt is. Hat mich mein Kindeken zujrunde jerichtet.

Direktor Haſſenreuter: Sie müſſen unbedingt, meine Damen, bezüglich des Namens der Frau, von der Sie reden, im Irrtum ſein. Frau Mauerpolier John hat kein Kind in Pflege.

Die Piperkarcka: Hat mein Kindchen in Klauen jehabt, hat verhungern laſſen, zujrunde jerichtet! Will ſehn Frau John. Will auf Kopf drauſſagen! Soll mich jeſund machen kleinet Kind! Muß vor Jericht! Herr hat jeſacht, muſſen jehn an Jerichtſtelle anzeichen.

Direktor Haſſenreuter: Ich bitte Sie, ſich nicht aufzuregen. Tatſache iſt: Sie irren ſich! Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, meine Damen, daß Frau John ein Kindchen in Pflege hat?

Die Piperkarcka: Weil ick ihr ſelbſt überjeben habe.

Direktor Haſſenreuter: Frau John hat aber doch ihr eigenes Kind, mit dem ſie, wie mir jetzt einfällt, auf Beſuch zu der Schweſter ihres Gatten zu gehen beabſichtigte.

Die Piperkarcka: Hat kein Kind. Janz und jar nich, Frau John. Ick jeh unten auf Polizeibureau. Hat jelogen, betrogen. Hat kein Kind. Hat mich mein Aloischen zujrunde jerichtet.

Direktor Haſſenreuter: Bei Gott, meine Damen, Sie irren ſich.

Die Piperkarcka: Glaubt mich kein Menſch, daß ich Kindchen jehabt habe. Hat mich mein Bräutijam Brief jeſchrieben, daß nich wahr is, daß ſchlechtes, verlogenes

Frauenzimmer bin. — Sie berührt das Tragbettchen. — Is mein! will nachweiſen vor Jericht! Will ſchwören bei heilige Mutter Jottes.

Direktor Haſſenreuter: Decken Sie doch mal auf, das Kind. — Es geſchieht. Direktor Haſſenreuter betrachtet den Säugling aufmerkſam. — Hm! Die Sache wird ſich bald aufklären, ſicherlich! — Erſtens ... ich kenne Frau John! — hätte Frau John dieſen Säugling in Pflege gehabt, er könnte ganz unmöglich ſo ausſehn! ganz einfach, weil Frau John, ſoweit Kinder in Frage kommen, das Herz auf dem rechten Flecke hat.

Die Piperkarcka: Will ſprechen Frau John. Weiter ſagen nichts. Brauche mir nicht vor alle Welt aufdecken. Alles will haarklein vor Jericht will ausſagen, Tag, Stunde, auch janz jenau Ort, wo jeboren is! Jlauben mir: ſollten wohl Augen aufreißen.

Direktor Haſſenreuter: Sie meinen alſo, mein Fräulein, wenn ich Sie recht verſtehe, die Frau John beſitze kein eigenes Kind, und das, was dafür gegolten hat, wäre das Ihre.

Die Piperkarcka: Schlag Blitz mich nieder, wenn nich ſo is.

Direktor Haſſenreuter: Und dies hier ſei eben das ſtrittige Kind? Gott möge Sie diesmal nicht beim Wort nehmen! — Nämlich, wie Sie mich ſehen, ich bin der Direktor Haſſenreuter, und ich habe perſönlich das Kind meiner Aufwartefrau, der Frau John, drei- oder viermal in Händen gehabt. Ich hab es ſogar auf der Wage gewogen. Es wiegt über acht Pfund. Dieſes arme Wurm hier dürfte noch nicht zwei Kilo wiegen. Auf Grund dieſes Umſtandes verſichere ich Ihnen, dies hier iſt in der Tat nicht das Kind der Frau John. Es mag richtig ſein, daß es das Ihre iſt. Ich könnte das ſchlechterdings nicht bezweifeln. Das Kind der Frau John aber kenne ich und bin ſicher, daß es mit dieſem durchaus nicht identiſch iſt.

Frau Kielbacke, *reſpektvoll*: Nee nee, det muß wahr ſind: et is nich identiſch.

Die Piperkarcka: Det Kindken is janz jenug identiſch, wenn och bißchen ſchlecht jenährt und ſchwächlich is. Det is janz richtig hier mit det Kind! Will Eid ſchwören, daß richtig identiſch is.

Direktor Haſſenreuter: Ich bin ſprachlos. — *Zu den Schülern.* — Unſer Unterricht ſteht heute unter einem feindlichen Stern, werte Jünglinge! Ich weiß nicht wieſo, aber der Irrtum der Damen beſchäftigt mich. — *Zu den Frauen.* — Sie werden ſich in der Tür geirrt haben.

Frau Kielbacke: Ick ha ſelbſt mit det Freilein und mit den Herrn von die Vormundſchaft det Kindeken aus die Stube mit Schild Frau Mauerpolier John uf'n Hausflur jeholt. Frau John war nich da und Mauerpolier John iſt in Altona abweſend.

Schutzmann Schierke kommt, behäbig und gemütlich.

Direktor Haſſenreuter: Ah, da iſt ja Herr Schierke! Was wünſchen Sie denn?

Schierke: Herr Direkter, ick habe erfahren, det zwee Frauensleute hier oben jeflichtet ſind.

Direktor Haſſenreuter: Zwei Frauen ſind hier. Aber wieſo denn geflüchtet?

Frau Kielbacke: Wir ſind nich jeflichtet.

Direktor Haſſenreuter: Sie fragten nach meiner Aufwärterin.

Schierke: Erlauben Se, det ich ſe och mal wat frache.

Direktor Haſſenreuter: Bitte.

Die Piperkarcka: Laß er man frachen. Deswechen kann ruhig ſind.

Schierke, *zur Frau Kielbacke:* Wie heißen Sie?

Frau Kielbacke: Ick bin Frau Kielbacke.

Schierke: Woll von det Landeskindererziehungsheim. Wo wohnen Sie?

Frau Kielbacke: In de Linienſtraße neun.

Schierke: Iſt das Ihr Kind, was Sie bei ſich haben?

Frau Kielbacke: Det is Freilein von Piperkarcka ihr Kind.

Schierke, *zur Piperkarcka:* Ihr Name?

Die Piperkarcka: Paula von Piperkarcka aus Skorzenin.

Schierke: Die Frau will behaupten, das wäre Ihr Kind. Wollen Sie das alſo auch behaupten?

Die Piperkarcka: Herr Schutzmann, ick muß erjebenſt um Schutz bitten, weil hier unrechtmäßigerweiſe verdächtigt bin. Is Herr von die Stadt mit mich hier jeweſen. Haben mein Kind aus Stube Frau John, wo in Flege jeweſen, rausjeholt . . .

Schierke, *mit durchbohrendem Blick:* Et kann och die

Tire jejenüber bei de Reſtaurateurswitwe Knobbe jeweſen ſind. Wer weeß, wat Sie mit det Kindeken vorhaben, wovon Sie abjeſandt und beſtochen ſind. 'n jutes Jewiſſen haben Se nich. Jenommen un denn hier rufjeſchlichen, weil det die rechtmäßige Mutter, Witwe Knobbe, wo beſtohlen is, Treppen und Jänge abſucht, und weil ſchräg jejenüber Polizeiwache is.

Die Piperkarcka: Is mich janz jleichgiltig Polizeiwache, bin . . .

Direktor Haſſenreuter: Sie ſind widerlegt, meine beſte Perſon! Wollen Sie denn das gar nicht begreifen? Sie ſagen, unſere John hätte kein Kind. Sie ſagen, wollen Sie bitte gefälligſt aufpaſſen, Sie hätten Ihr Kind, das angeblich für das von Frau John gegolten habe, aus Frau Johns Zimmer herausgeholt! Nun alſo: wir alle hier kennen Frau Johns Kind und das, was Sie da haben, iſt ein anderes! Verſtanden?! Was Sie behaupten alſo, kann, nach Adam Rieſe unter gar keinen Umſtänden zutreffend ſein! — Übrigens wär mir's jetzt lieb, Herr Schierke, Sie nehmen die Damen mit ſich fort, und ich könnte hier meinen Unterricht fortſetzen.

Schierke: Ja, denn kommen wir bloß mang die Knobben mit ihren Anhang rin. Nämlich das Kind iſt jeſtohlen worden.

Die Piperkarcka: Aber nich von mich. Is jeraubt von Frau John.

Schierke: Schon jut! — Unbeirrt zum Direktor. — Und es ſoll ja, wie't heeßt, von Vaters Seite blaublütig ſind.

Die Knobbe meent ja, et is 'n Komplott von Feinde, weil man ihr die Rente un womeglich Kadettenerziehung in 'ne jewiſſe Jejend nich jennen dut. — Es wird mit Fäuſten an die Tür geſchlagen. — Det is de Knobbe. Da is ſe ſchonn.

Direktor Haſſenreuter: Herr Schierke, Sie ſind mir verantwortlich: dringen die Leute bei mir ein und erleide ich eine Schädigung, ſo wende ich mich an den Polizeipräſidenten: ich bin mit Herrn Maddei gut bekannt. Keine Furcht, liebe Kinder, Ihr ſeid meine Kronzeugen.

Schierke, an der Tür: Draußen jeblieben! Hier rin kommen Se nich. Ein kleiner Janhagel heult auf.

Die Piperkarcka: Soll ſchreien, was will, bloß mein Kindchen nich nah kommen.

Direktor Haſſenreuter: Es iſt beſſer ſo. Treten Sie einſtweilen hier in die Bibliothek hinein. — Er bringt die Piperkarcka, die Kielbacke und das Kind in die Bibliothek. — Und jetzt, Herr Schierke, wollen wir meinethalben dieſe Megäre da draußen herein laſſen.

Schierke, der die Tür ein wenig öffnet: So! Aber bloß de Knobben! Komm Se mal rin.

Frau **Sidonie Knobbe** erſcheint. Sie iſt eine hohe, abgezehrte Erſcheinung mit ſtark ramponierter modiſcher Sommertoilette. Ihr Geſicht trägt die Stigmata der Straße, zeugt aber übrigens nicht von ſchlechter Abkunft. Ihre Allüren ſind merkwürdig damenhaft. Sie redet mit Affektation, ihre Augen deuten auf Alkohol und Morphium.

Frau Knobbe, indem ſie hereingeſegelt kommt: Es iſt keine Urſache zur Beſorgnis, Herr Direktor. Vorwiegend ſind es kleine Jungens und kleine Mädchen, da ich kinderlieb bin, wie Sie wiſſen, die mit mir gekommen ſind. Verzeihen Sie gütigſt, wenn ich hier eindringe. Eines der Kinder ſagte mir, es hätten ſich zwei Frauen mit meinem Söhnchen zu Ihnen heraufgeſchlichen. Ich ſuche mein Söhnchen, genannt Helfgott Gundofried, da es tatſächlich aus meiner Wohnung verſchwunden iſt. Ich möchte Sie aber nicht inkommodieren.

Schierke: Darum wollt ick och janz jehorſamſt bitten, verſtehn Se mich.

Frau Knobbe, *dieſe Worte mit hochmütiger Kopfbewegung übergehend:* Ich habe unten im Hof zu meinem Leidweſen einen gewiſſen Lärm erregt. Man überblickt von da aus die Fenſter, und ich habe mich bei den Leuten erkundigt, bei der armen Zigarrenarbeiterin im zweiten Stock, bei der kleinen ſchwindſüchtigen Näherin am Fenſter im dritten Stock, ob meine Selma mit meinem Söhnchen etwa bei Ihnen iſt. Es liegt mir fern, Skandal zu erregen. — Sie müſſen wiſſen, Herr Direktor — ich weiß ſehr wohl, daß ich hier unter den Augen eines Mannes von Bedeutung, ja, eines berühmten Mannes bin! — Sie müſſen wiſſen, ich bin, was Helfgott Gundofried angeht, gezwungen, auf meiner Hut zu ſein! — *Mit ſchwankender Stimme, das Taſchentuch zuweilen an die Augen führend.* — Ich bin eine arme, vom Schickſal verfolgte Frau, mein Herr, die geſunken iſt und die beſſere Tage geſehen hat. Aber ich will Sie damit nicht langweilen. Ich werde verfolgt! man will mir die letzte Hoffnung nun auch rauben.

Schierke: Sagen Se kurz, wat Se wünſchen. Sputen Se ſich.

Frau Knobbe, wie vorher: Nicht genug: man hat mich veranlaßt, hat mich gezwungen, meinen ehrlichen Namen abzulegen. Ich habe dann in Paris gelebt und ſchließlich einen brutalen Menſchen geheiratet, den Pächter von einem ſüddeutſchen Schützenhaus, weil ich den blöden Gedanken hatte, in meinen Angelegenheiten dadurch gebeſſert zu ſein. O dieſe Schurken von Männern, Herr Direktor!!

Schierke: Det fihrt zu weit. Menagieren Se ſich.

Frau Knobbe: Es freut mich, daß ich Gelegenheit finde, endlich mal wieder einem Manne von Bildung und Geiſt in die Augen zu ſehn. Mein Herr, ich könnte Ihnen eine Geſchichte vortragen . . . im Volksmund heiße ich hier die „Gräfin", und Gott iſt mein Zeuge, in meiner frühen Jugend war ich nicht weit entfernt davon! Eine Zeitlang war ich auch Schauſpielerin! Wie ſagte ich: eine Geſchichte vortragen aus meinem Leben, aus meiner Vergangenheit, die den Vorzug hat, nicht erfunden zu ſein.

Schierke: Na wer weeß och.

Frau Knobbe, mit Emphaſe: Mein Elend iſt nicht erfunden. Trotzdem es erfunden klingt, wenn ich ſage, wie ich eines Nachts im tiefſten Abgrunde meiner Schande einen Vetter, einen Jugendgeſpielen, der jetzt Garderittmeiſter iſt, nachts auf der Straße traf. Er lebt oberirdiſch, ich unterirdiſch, ſeit mich mein adelſtolzer Herr Vater verſtieß, nachdem ich als junges Ding einen Fall getan hatte. O Sie ahnen nicht, welcher Stumpfſinn, welche Roheit, welche Gemeinheit in meinen Kreiſen üblich iſt. Ich bin ein zertretener Wurm, Herr Direktor, und doch, dorthin, nach dieſem glänzenden Elend, ſehne ich mich nicht eine Sekunde zurück.

Schierke: Nun woll'n wir jefälligſt zur Sache kommen.

Direktor Haſſenreuter: Bitte, Herr Schierke, mich intereſſiert das! unterbrechen Sie zunächſt mal die Dame nicht — zur Knobbe — Sie hatten von Ihrem Vetter geſprochen. Sagten Sie nicht, daß er Garderittmeiſter iſt?

Frau Knobbe: Er war in Zivil. Er iſt Garderittmeiſter. Er erkannte mich, und wir feierten ſchmerzlich ſelige Stunden alter Erinnerung. In ſeiner Begleitung befand ſich — ich nenne den Namen nicht! — ein blutjunger Leutnant. Kerlchen wie Milch und Blut, aber zart und ſchwermütig. Herr Direktor, ich habe die Scham verlernt! man hat mich neulich ſogar aus einer Kirche herausgewieſen: warum ſoll eine ſo zertretene, entehrte, verlaſſene, mehrmals vorbeſtrafte Perſon vor Ihnen nicht offen bekennen, daß er der Vater meines Helfgott Gundofried geworden iſt.

Direktor Haſſenreuter: Des Kindes, das Ihnen entwendet wurde?

Frau Knobbe: Wie die Leute ſagen. Es kann ja ſein! ich ſelbſt, obgleich meine Feinde mächtig ſind und jedwedes Mittel in der Hand haben, ich bin noch nicht ganz überzeugt davon. Vielleicht iſt es aber doch ein Komplott, von den Eltern des Vaters angezettelt, Menſchen, die, Sie würden erſtaunen, Träger eines der älteſten und berühmteſten Namens und Geſchlechtes ſind. Adieu! Herr Direktor, was Sie auch von mir hören ſollten, denken Sie nicht, mein beſſeres Fühlen iſt in dem Sumpfe total erſtickt, in den ich mich ſtürzen muß. Ich brauche den Sumpf, wo ich gleich und gleich mit dem Abſchaum der Menſchheit bin. Da, hier — Sie weiſt ihren nackten Arm vor. — vergeſſen! Betäubung! Ich verſchaffe es mir mittels Chloral, mittels Morphium! Ich finde es in den menſchlichen Abgründen. Warum nicht? wem bin ich verantwortlich? Einſt wurde meine geliebte Mama meinetwegen von meinem Vater heruntergemacht! Die Bonne bekam meinetwegen Krampfanfälle! Mademoiſelle und eine engliſche Miß riſſen ſich, weil jede behauptete, daß ich ſie mehr liebte, in der Wut gegenſeitig die Chignons vom Kopf. Jetzt . . .

Schierke: Sage ick Ihnen, jetzt hören Se uf: wir kenn hier Leute nich Freiheit berauben. — Er öffnet die Bibliothekstür. — Jetzt ſagen Se, ob det hier Ihr Kindeken is.

Zuerſt tritt die **Piperkarcka** mit haßerfüllten Augen, Frau Knobbe anſtarrend, aus der Tür. Die Kielbacke mit dem Kinde folgt. Schierke nimmt das Tuch von dem Kindchen.

Die Piperkarcka: Was wollen von mich? Was kommen mir nachſetzen? Bin ick Zijeuner? Sollen wohl Kinder ſtehlen in Häuſer jehn? Was? Sind nich geſcheit! Werden mich ſchön hüten! Hab ſelber für mich und mein Kind kaum Eſſen jenug! Wer rumjehn, wer fremde Kinder aufleſen und jroß füttern, wo eijnes mir ſchon jenug Kummer und Ärjer macht.

Frau Knobbe glotzt, ſieht ſich fragend und hilfeſuchend um. Holt dann ſchnell ein Flakon aus der Taſche und gießt den Inhalt auf ihr Schnupftuch. Das Schnupftuch führt ſie dann an Mund und Naſe und ſaugt den Duft des Parfüms, um nicht ohnmächtig zu werden. Hierauf glotzt ſie wie vorher.

Direktor Haſſenreuter: Ja warum ſprechen Sie nicht, Frau Knobbe? Das Mädchen behauptet, daß ſie ſelbſt und nicht Sie, Frau Knobbe, Mutter des kleinen Kindes iſt.

Frau Knobbe *erhebt den Schirm, um damit zu ſchlagen. Man fällt ihr in den Arm.*

Schierke: Det jibt's nich! Det is hier nich Kindererziehung! Det machen Se, wenn Se unter ſich in de Kinderſtube alleene ſind! — Die Hauptſache bleibt, wen jehert hier det Kind? — Und nu . . . und jetzt . . . Frau verwitwete Knobbe, ieberlechen Se ſich, det Se hier reenſte Wahrheit ſachen! So! Is et Ihret? oder 'n fremdet Kind?

Frau Knobbe *bricht los:* Ich ſchwöre bei der heiligen Mutter Gottes, bei Jeſus Chriſtus, Vater, Sohn und heiliger Geiſt, daß ich Mutter von dieſem Kinde bin.

Die Piperkarcka: Und ick ſchwöre bei heilije Mutter Jottes . . .

Direktor Haſſenreuter: Halt, Fräulein, retten Sie Ihre Seele! — Es mag meinethalben ein Fall von den allerverwickeltſten Umſtänden ſein! Sie ſchwören dabei vielleicht vollſtändig gutgläubig, aber Sie werden mir das gewiß zugeben: jede von Ihnen könnte zwar die Mutter von Zwillingen ſein — ein Kind mit zwei Müttern iſt nicht zu denken!

Walburga, *die unverwandt und ſtarr, gleich Frau Knobbe, aus der Nähe das Kind betrachtet:* Papa! Papa! So ſieh doch mal erſt das Kind.

Frau Kielbacke, weinerlich, entſetzt: Ja, det Kindeken ſtirbt ſchon jlob ick, ſeit ick hier drin im Zimmer jeweſen bin.

Schierke: Wat?

Direktor Haſſenreuter: Wie? — Er tritt energiſch näher und betrachtet einige Zeit ebenfalls das Kind. — Das Kindchen iſt tot! Das iſt ohne Frage! — Hier iſt ohne Zweifel einer geweſen, unſichtbar, der über das unbeteiligte arme, kleine Streitobjekt ein wahrhaft ſalomoniſches Urteil geſprochen hat.

Die Piperkarcka verſteht nicht: Wat jiebt denn?

Schierke: Ruhe! — Komm Sie mit.

Frau Knobbe ſcheint die Sprache verloren zu haben. Sie ſteckt ihr Taſchentuch in den Mund. Tief in ihrer Bruſt röchelt es. Schierke, die Kielbacke mit dem toten Kinde, gefolgt von Frau Knobbe und der Piperkarcka ab. Man hört Gemurmel auf dem Flur.

Der Direktor kommt wieder, nachdem er hinter den Abgehenden die Tür verſchloſſen hat.

Direktor Haſſenreuter: Sic eunt fata hominum. Erfinden Sie ſo was mal, guter Spitta.

Vierter Akt.

Die Wohnung des Mauerpoliers John, wie im zweiten Akt. Es iſt früh gegen acht Uhr Sonntags.

Mauerpolier **John** befindet ſich unſichtbar hinter dem Verſchlage. Man kann aus ſeinem Planſchen und Pruſten entnehmen, daß er bei der Morgenwäſche iſt. **Quaquaro** iſt eben eingetreten und hat die Klinke der Flurtür in der Hand.

Quaquaro: Sache ma, is Deine Frau zu Hauſe, Paul?

John, hinterm Verſchlag: Noch nich, Emil. Meine Frau is mit den Jungen bei meine verheirate Schweſter in Hangelsberg. Will aber heut morchen noch wiederkomm. — John erſcheint, ſich abtrocknend, in der Tür des Verſchlages. Schen juten Morchen, Emil.

Quaquaro: Morchen, Paul.

John: Na wat jibt et Neies? Ick bin vor 'ne halbe Stunde erſt von de Bahn aus Hamburch jekomm.

Quaquaro: Ick ſah Dir ins Haus jehn un Treppe rufſteichen.

John, aufgeräumt: Na ja, Emil, Du biſt eben ſo 'n richtiger Zerberus.

Quaquaro: Sache ma, Paul: wie lange is Deine Frau mit det Kleene in Hangelsberg?

John: I, det muß ſo um die acht Dache ſo rum ſind, Emil. Wiſte wat von ehr? Miete hat ſe doch woll richtich abjeführt. Ibrigens kann ick jleich kindigen, Emil. Denn et is nu ſo weit: wir ziehn an erſchten Oktober. Ick ha Muttern nu endlich breit jekricht, det wir aus det olle wacklige Staatsjebäude raus und in 'ne beßre Jejend ziehn.

Quaquaro: Nach Altona wiſte nu nich mehr zurick?

John: Nee! bleibe in Lande und nähre Dir redlich! Ick jeh nich mehr auswärts! Nich in die Hand! — Schon erſtlich: immer uf Schlafſtelle rumdricken! und denn och: jinger wird eener nich! De Mächens wolln och all nich mehr recht mehr ſo anbeißen ... Nee nee, et is jut ſe, det ma det ewiche Wanderleben zu Ende is.

Quaquaro: Deine Frau hat et jut anjeſchlachen, Paul.

John, *gut gelaunt:* Na, junge Ehe, wo ebent erſt Kindchen jekomm is!? Ick ha zum Meeſter jeſacht: ick bin jung verheirat! Denn hat er jefracht, ob meine erſchte Frau jeſterben is? O konträr! Janz in't Jejenteil, hab ick jeantwort: die is ſo lebendig und quietſchfidel, die hat ſejar noch en quietſchfidelen kleenen Berliner zujekricht! — Wie ick heute merchen, Berlin — Hamburg — Stendal — Ülzen zum letztenmal uf'n Lehrter Bahnhof mit mein janzes Zeug aus de vierte Klaſſe jeſtiegen bin, hab ick 'n lieben Jott, der Deibel hol mir! ſo alt wie ick bin, mit een Seufzer jedankt. Er wird ihm wohl bei den Lärm uf'n Lehrter nich jehert haben.

Quaquaro: Haſte jehert, Paul, det drieben de Knobbe ihr Jüngſtes och wieder mit Dod abjejang is?

John: Nee! Wie ſoll ick da von wat jehert haben. Aber wenn et dot is, denn is et doch jut, Emil. Als ick det Wurm vor acht Dache jeſehn habe, wo Krämpfe hatte und Selma jekomm is und ick und Mutter haben ihm noch'n Löffel Zuckerwaſſer injejoſſen, da war et doch ſchon reichlich reif fer't Himmelreich.

Quaquaro: Sache ma, haſte denn von die Umſtände jar nich jehert, wie und wo det Kindchen zu Dode jekomm is?

John: Nee! — Er zieht eine lange Tabakspfeiſe hinter dem Sofa hervor. — Wart ma! ick brenne mir erſt ma 'ne Pipe an. Nee! wo ſoll ick da von wat jehert haben.

Quaquaro: Ick verwunder mir aber doch, det Deine Frau Dir niſcht von jeſchrieben hat.

John: J, mit Jette und mit die Knobbekinder is det, ſeit det mir 'n eegnet Kind haben, bei Muttern uf eema wie abjeſchnappt.

Quaquaro, lauernd: Deine Frau wollte ja doch immer brennend jerne 'n Sohn haben.

John: Na det is och! Meenſte woll etwa, ick nich? For wat rackert eens denn? For wat ſchind ick mir denn? Det is doch wat anders, wenn 'n ſcheenet rundet Stück Jeld for'n eijnen Sohn oder for Schweſterkinder ufjeſpart bleiben dut.

Quaquaro: Weeſte denn nich, det 'n fremdet Mächen jekomm is, Paul, und hat behauptet, det det Kind von de Knobbe jar nich ihr eechnet, ſondern det Kind von det fremde Mächen jeweſen is?

John: Nanu? De Knobben und Kinderſtehlen? Wenn't Mutter wär! aber de Knobben doch nich. Sach ma, Emil, wat is denn det for 'ne Jeſchichte.

Quaquaro: Na, nu, d'r eene ſagt ſo, d'r andre ſagt ſo. De Knobben ſagt, det von een Komplott mit Detektivs aus jewiſſe Kreiſe det kleene Balch nachjeſtellt worden is. Un det is nu ja och richtig janz feſtjeſtellt: et war det Kind von de Knebben jeweſen! — Kannſt Du mich irgendeenen Wink jeben, wo de letzten Dache Dein Schwacher is?

John: Meenſte dem Schlachtermeeſter in Hangelsberg?

Quaquaro: I nee, durchaus nich wat der Mann von Deine Schweſter, ſondern von Deine Frau der Bruder is.

John: Da meenſt Du Brunon?

Quaquaro: Jewiß doch.

John: Na, noch wat, da kimmere ick mir noch wat eher drum, ob de Hunde noch immer bei Prellſteine jehn. Von Brunon will ick weiter niſcht wiſſen.

Quaquaro: Her mich ma zu, Paul. Ärjer Dir nich. Nämlich uf Polizeiſtelle is bekannt, det Bruno mit det polniſche Mächen, wo uf det Kindeken Anſpruch machen wollte, jleich neulich hier vor de Haustür und dann och an eene jewiſſe Stelle von de Uferſtraße, wo de Jerber de Felle wegſchwimmen, jemeinſam jeſichtet is. Nu is det Mächen janz jänzlich verſchwunden. Weiter wat Näheres weeß ick nu freilich nich! Bloß det ſe von Polizei wechen det Mächen ſuchen.

John ſtellt entſchloſſen die lange Pfeiſe weg, die er ſich angeſteckt hatte: Ick weeß nich, ick ha keen Juſto heut morchen! — Ick weeß nich, wat in mir jefahren hat, ick war ſo verjnügt wie 'n Eckenſteher. Uf eemal is mich ſo kodderig zumut, det ick an liebſten jleich wieder nach Hamburg mechte un jar niſcht weiter heren und ſehn! — Wat kommſt De denn mir, Emil, mit ſo 'ne Jeſchichten?

Quaquaro: Ick wollte Dir man bloß bißken ufklären, wat inzwiſchen, wo ja Du un wohl ja och Deine Frau auswärts jeweſen is, in Deine Behauſung jeſchehn is.

John: In meine Behauſung?

Quaquaro: Det is ja! Jawoll! Selma hatte ja, heeßt et, det Knobbeſche Jungchen in Kinderwachen hier rieberjeſchoben, wo et det fremde Frauenzimmer mit ihre Begleitung aus Deine Wohnung jenommen und wechjetragen hat. Oben bei de Kammedienſpieler is ſe ja dann noch jlicklich jeſtellt worden.

John: Wat is ſe?

Quaquaro: Und da haben ſich och de Knobbe un det fremde Mächen ieber det dote Kind bei de Haare jekricht.

John: Wenn ick man wißte, wat mir det ſoll, Emil, wo doch alle Ochenblicke hier mit Frauenzimmer een Jewürge is. Laß ſe man kampeln! Mir is det jleichjiltig! Nämlich, Emil, wenn da nich ſonſt wat dahinter is!?

Quaquaro: Deshalb komm ick ja, Paul! Et is wat dahinter! Det Mächen hat nämlich mehrmals vor Zeuchen ausjeſacht: erſtlich, det Wurm von de Knobbe, det wär ihr Kind und det hätt ſe ausdricklich bei Deine Frau, Paul, in de Flege jejeben.

John ſtutzt, lacht befreit: Der pickt et! der is woll ma nich janz unwohl jeworden!

Erich Spitta kommt.

Spitta: Guten Morgen, Herr John.

John: Juten Morchen, Herr Spitta. — Zu Quaquaro, der noch in der geöffneten Tür ſteht. — 's jut, Emil! Ick wer mir wiſſen zu richten nach. Quaquaro ab.

John *fährt fort:* Nu ſehn Se ma ſo 'n Männeken, Herr Spitta! Mit een Fuß ſteht er in't Jeſängnis, mit 'n andern is er Liebkind beim Bezirkskommiſſar uf't Polizeibüro! Un denn jeht er bei ehrliche Leute rumſchnüffeln.

Spitta: Hat Fräulein Walburga Haſſenreuter nach mir gefragt, Herr John?

John: Bis jetzt noch nich. Nee, det ick nich wißte! — *Er öffnet die Flurtür.* — Selma! — Entſchuldjen Se mir ma 'n Ojenblick. — Selma! — Ick muß ma det Mächen wat aushorchen. *Selma Knobbe kommt.*

Selma, *noch in der Tür:* Wat is?

John: Mach ma de Tir zu, komm ma 'n bißken rin! Un nu ſach mal, Mächen, wat det hier in de Stube mit Dein kleenet verſtorbenet Briderchen und mit det fremde Weibsbild jeweſen is.

Selma, *die, mit merkbar ſchlechtem Gewiſſen, lauernd näher getreten iſt, jetzt ſehr wortgewandt:* Ick hatte den Kinderwachen hier rieber jeſchoben. Ihre Frau war nicht da und da dacht ick, det hier drieben, wo doch det Briderken ſowieſo krank war und immer ſchrie, det hier drieben bei Sie mehr Ruhe is. Nu kam een Herr un kam eene Dame un noch 'ne Frau kam uf eemal hier rin. Und denn ham ſe det Kindeken hier aus 'n Wachen raus, friſche Wäſche jewickelt un mit fortjenomm.

John: Und denn hat die Dame jeſacht, et wär ihr Kind und ſe hätt et bei Muttern, als wie det meine Olle is, hätt ſe's, ſagt ſe, in Flege jejeben?

Selma *lügt:* I, jar keene Ahnung, da wißt ick wat von.

John ſchlägt auf den Tiſch: Na zum Kreuzdonnerwetter, det wär ja och bledſinnig.

Spitta: Erlauben Sie mal, das hat ſie geſagt: wenn nämlich von dem Verfall zwiſchen den beiden Frauen eben bei Direktor Haſſenreuter die Rede iſt.

John: Det haben Se mit anjeſehn, Herr Spitta, wo de Knobben und de andere um det Würmchen jezerjelt hat?

Spitta: Allerdings. Das hab ich mit angeſehn.

Selma: Weiter kann ick niſcht ſachen, und wenn mir och Schutzmann Schierke und meinswechen der lange Polizeileitnam janze zwee Stunden und länger verhören dut. Ick weeß eben niſcht. Ick kann eben niſcht ſachen.

John: 'n Polizeileitnam hat Dir ausjefracht?

Selma knutſcht: Se wollen doch Maman in Kaſten bringen, weil et Leute anjezeicht un jelogen haben, det unſer Kindeken vahungert is.

John: Ach! ſo! — Na Selma, jeh, laß ma 'n Kaffee durchlofen.

Selma begibt ſich an den Herd, wo ſie den Kaffee für John zubereitet. John ſelbſt geht an den Arbeitstiſch, nimmt den Zirkel und zieht dann mit der Schiene einige Linien.

Spitta, mit Überwindung: Eigentlich hoffte ich Ihre Frau hier zu treffen, Herr John. Mir hat jemand geſagt, Ihre Frau hätte gegen Sicherheit mitunter kleine Beträge an Studenten geliehen. Ich bin nämlich in Verlegenheit.

John: Det mag ſind. Aber det is Mutterns Sache, Herr Spitta.

Spitta: Ganz offen geſagt, wenn ich bis heute abend kein Geld ſchaffe, werden meine paar Bücher und Habſeligkeiten von meiner Zimmerwirtin mit Beſchlag belegt und man ſetzt mich eigentlich auf die Straße.

John: Ick denke, Ihr Vater iſt Paſter, Herr Spitta.

Spitta: Das iſt er. Aber gerade deshalb, und weil ich ſelber nicht Paſtor werden mag, habe ich geſtern abend einen furchtbaren Krach mit meinem Vater gehabt. Ich werde von ihm keinen Pfennig mehr annehmen.

John, *arbeitend:* Det jeſchieht Vatern recht, wenn ick verhungern tu oder 'n Hals breche.

Spitta: Ein Menſch wie ich wird nicht verhungern, Herr John. Geh ich aber zugrunde, ſo iſt mir's auch gleichgültig.

John: Det jlobt eener nich, wat unter Euch Studenten ſer ausjehungerte arme Luderſch ſind. Aber keener will wat Reelles anfaſſen. — *Ferner Donner. John blickt durchs Fenſter.* — Heute wird ſchwule. Et donnert ſchon.

Spitta: Von mir dürfen Sie das nicht ſagen, Herr John, daß ich etwas Reelles nicht anfaſſen möchte: Stunden geben! für Geſchäfte Adreſſen ſchreiben! Ich habe das alles ſchon durchgemacht und damit, wie mit manchem anderen Verſuch, nicht nur Tage ſondern auch Nächte um die Ohren geſchlagen. Dabei hab ich gebüffelt und Bücher gewälzt.

John: Menſch, jeh nach Hamburg und laß Dir als Maurer inſtellen! Wie ick ſo alt war wie Sie, ha ick in Altena in Akkord ſchon bis zwelf Mark täglich verdient.

Spitta: Das mag ſein. Aber ich bin Geiſtesarbeiter.

John: Det kennt man.

Spitta: So?! Mir ſcheint nicht, daß Sie das kennen, Herr John. Vergeſſen Sie aber bitte nicht: Ihre Herrn Bebel und Liebknecht ſind auch Geiſtesarbeiter.

John: Na jut! Denn komm Se! denn wollen wir man wenigſtens frühſtücken. Allens ſieht ſich janz anderſch an, wenn det eener 'n Happenpappen jefrühſtückt hat. Se haben woll noch nich jefrühſtückt, Herr Spitta?

Spitta: Nein, offen geſtanden, heute noch nicht.

John: Na denn machen Se man, det Se wat Warmes in Leib kriechen.

Spitta: Das hat Zeit.

John: J nee, Se ſehen ſehr vakatert aus. Und ick ha och die Nacht uf de Bahn jelejen. — Zu Selma, die ein Leinwandſäckchen mit Semmeln hereingeholt hat. — Bring ma ſchnell noch 'ne Taſſe ran. Er hat breit auf dem Sofa Platz genommen, tunkt Semmel ein und trinkt Kaffee.

Spitta, der noch nicht Platz nimmt: Eine Sommernacht bringt man doch lieber im Freien zu, wenn man im übrigen doch nicht ſchlafen kann. Und ich habe nicht eine Minute geſchlafen.

John: Dem wollt ick ma ſehn, der in Dalles is und jut ſchlafen kann! Wer in Dalles is, hat och in Freien de meeſte Jeſellſchaft. — Er vergißt plötzlich zu kauen. — Komm ma her, Selma, ſache nochma janz jenau, wie det mit det fremde Mächen und det fremde Kind, det ſe hier aus de Stube jeholt hat, jeweſen is.

Selma: Ick weeß nich, det frächt mich 'n jeder, frächt mir Mama jetzt 'n lieben langen Dach! ob ick Brunon Mechelke jeſehn habe! ob ick wiſſen ſoll, wer oben uf'n Boden bei de Kammedienſpieler Kleider jeſtohlen hat! Wenn det ſo fortjeht . . .

John, energiſch: Mächen, wat haſte nich Lärm jeſchlagen, wie der Herr und det Freilein Dir Dein Brüderken aus'n Wachen jenommen hat?

Selma: Jeſchieht ihm ja niſcht, dacht ick! kriſt ma reene Wäſche.

John faßt Selma beim Handgelenk: Na nu komm ma mit, wollen ma rieber bei Deine Mutter jehn. John mit Selma an der Hand ab.

Sobald John verſchwunden iſt, fällt Spitta über das Frühſtück her. Bald darauf erſcheint **Walburga.** Sie iſt in großer Eile und ſehr aufgeregt.

Walburga: Biſt Du allein?

Spitta: Augenblicklich ja. Guten Morgen, Walburga.

Walburga: Komm ich zu ſpät? Ich habe mich ja nur mit der allergrößten Schlauheit, mit der allergrößten Entſchloſſenheit, mit der allergrößten Rückſichtsloſigkeit, komme was wolle, von Hauſe losgemacht. Meine jüngere Schweſter hat mir die Tür vertreten. Das Dienſtmädchen! Ich ſagte aber zu Mama, wenn ſie mich nicht durch das Entree hinausließen, ſo möchten ſie nur die Fenſter vergittern: ſonſt würde ich drei Stock hoch durchs Fenſter direkt auf die Straße gehn. Ich fliege. Ich bin mehr tot wie lebendig.

Aber ich bin zum Letzten bereit. Wie war es mit Deinem Vater, Erich?

Spitta: Wir ſind auseinander. Er meinte, ich würde Treber freſſen wie weiland der verlorene Sohn, und ich möchte mir ja nicht einfallen laſſen, als Luftſpringer oder Kunſtreiter, wie er ſich auszudrücken beliebt, jemals wieder die Schwelle des Vaterhauſes betreten zu wollen. Für Geſindel öffne ſich ſeine Haustür nicht. Ich werd's verwinden! Nur meine arme gute Mutter bedaure ich. — Du kannſt Dir nicht denken, mit welchem abgrundtiefen Haß ein ſolcher Mann gegen alles und alles, was mit dem Theater zuſammenhängt, geladen iſt! Der ſchrecklichſte Fluch iſt ihm nicht ſtark genug. Ein Schauſpieler iſt in ſeinen Augen von vornherein der allerverächtlichſte, ſchlechteſte Lumpenhund, der ſich denken läßt.

Walburga: Ich habe auch nun herausgekriegt, wie Papa dahintergekommen iſt.

Spitta: Mein Vater hat ihm Dein Bild gegeben.

Walburga: Erich, Erich, wenn Du wüßteſt, mit welchen ſchrecklichen, mit welchen grauenvollen Ausdrücken mich Papa in der Wut überſchüttet hat, und ich mußte zu allem ſtillſchweigen. Ich hätte ihm etwas ſagen können, das hätte ihn vielleicht mit ſeinen Tiraden von hoher Moral ſtumm und hilflos vor mir gemacht. Beinahe wollt ich es auch: doch ich ſchämte mich ſo entſetzlich für ihn! Meine Zunge verſagte! Ich konnte nicht, Erich! Mama mußte ſchließlich dazwiſchentreten. Er hat mich geſchlagen. Er hat mich acht oder neun Stunden lang in den finſteren

Alkoven eingeſperrt, um meinen Trotz zu brechen, wie er ſagt, Erich. Nun, das gelingt ihm nicht, Erich! Er bricht ihn nicht.

Spitta nimmt Walburga in den Arm: Du Brave! Du Tapfere! Siehſt Du, jetzt weiß ich erſt, was ich an Dir beſitze! weiß ich erſt, was für ein Schatz Du eigentlich biſt. — Heiß — Und wie ſchön Du ausſiehſt, Walburga.

Walburga: Nicht! Nicht! — Ich vertraue Dir, Erich, weiter iſt es doch nichts.

Spitta: Und Du ſollſt Dich nicht täuſchen, ſüße Walburga. Sieh mal, ein Menſch wie ich, in dem es gärt und der was Beſonderes, Dunkles, Großes will, was er einſtweilen noch nicht recht deutlich machen kann, hat mit zwanzig Jahren die ganze Welt gegen ſich und iſt aller Welt läſtig und lächerlich. Aber glaub mir: einſt wird das anders werden. In uns liegen die Keime. Der Boden lockert ſich ſchon! Wir ſind, wenn auch noch unterirdiſch, die künftige Ernte! Wir ſind die Zukunft! Die Zeit muß kommen, da wird die ganze weite, ſchöne Welt unſer ſein.

Walburga: Sprich weiter, Erich, das iſt mir ſo wohltätig.

Spitta: Walburga, ich habe geſtern abend meinem Vater auch von der Leber weg die Anklage des Verbrechens an meiner Schweſter ins Geſicht geſchleudert. Das hat den Bruch unheilbar gemacht. Er ſagte verſtockt: von einer Tochter, wie der von mir geſchilderten, wiſſe er nichts. Sie exiſtiere in ſeiner Seele nicht und, wie es den Anſchein habe, werde auch bald ſein Sohn dort nicht mehr exiſtieren.

O dieſe Chriſten! O dieſe Diener des guten Hirten, der das verlorene Schaf doppelt zärtlich in ſeine Arme nahm! O du lieber Heiland, wie ſind Deine Worte verkehrt, Deine ewigen Lehren in ihr Gegenteil umgefälſcht worden. Aber als ich heut nacht bei Donnerrollen und Wetterleuchten auf einer Bank im Tiergarten ſaß und gewiſſe Berliner Hyänen um mich herumſchlichen, da fühlte ich die ruheloſe und zertretene Seele meiner Schweſter neben mir. Wie oft mag ſie ſelbſt im Leben Nächte hindurch obdachlos auf ſolchen Bänken und vielleicht auf derſelben Tiergartenbank geſeſſen haben, um in ihrer Verlaſſenheit, Ausgeſtoßenheit und Entwürdigung darüber nachzudenken, wie triefend von Menſchenliebe, triefend von Chriſtentum zweitauſend Jahre nach Chriſti Geburt dieſe allerchriſtlichſte Welt ſich manifeſtiert. Aber was ſie auch dachte, ich denke ſo: die arme Dirne, die Sünderin, die vor neunundneunzig Gerechten geht, die von dem Drucke der Sünde der Welt belaſtet iſt, die arme Ausſätzige und ihre fürchterliche Anklage ſoll in meinem Innern lebendig ſein! Und alles Elend, allen Jammer der Gemißhandelten und Entrechteten werfen wir mit in die Flamme hinein! Und ſo ſoll die Schweſter leben, Walburga, und ſoll Herrlicheres wirken vor Gott durch das Ethos, das meine Seele beflügelt, als die ganze kalte, herzlos böſe Moralpfafferei der Welt nicht vermag.

Walburga: Du warſt die Nacht im Tiergarten, Erich? Deshalb ſind Deine Finger noch ſo eiskalt, und Du ſiehſt ſo entſetzlich müde aus. Erich, Du mußt mein Portemonnaie nehmen! Erich! nein bitte, Du mußt! Ich verſichere

Dich! Was mein iſt, iſt Dein! Sonſt liebſt Du mich nicht, Erich! Erich, Du darbſt! Wenn Du meine paar Groſchen nicht nimmſt, verweigere ich zu Hauſe jede Nahrung! bei Gott, ich tu's! bis Du vernünftig wirſt.

Spitta würgt Tränen hinunter. Muß ſich ſetzen: Ich bin nur nervös. Ich bin abgeſpannt.

Walburga ſteckt ihr Portemonnaie in ſeine Hoſentaſche: Nun ſieh mal, Erich, deshalb habe ich Dich eigentlich hier zu Frau John beſtellt. Zu allem Unglück bekomme ich geſtern noch hier dieſe gerichtliche Vorladung.

Spitta betrachtet ein Schriftſtück, das ſie ihm gereicht hat: Du? Und weshalb denn das, ſag mal, Walburga.

Walburga: Ich bin mir ſicher, daß es mit den geſtohlenen Sachen auf dem Oberboden zuſammenhängt. Aber es macht mich furchtbar unruhig. Wenn Papa das erfährt . . . ja, was tu ich dann?

Frau John, das Kind auf dem Arm, ſtraßenmäßig angezogen, ſehr gehetzt, ſehr verſtaubt, kommt herein.

Frau John, erſchrocken, mißtrauiſch, halblaut: Nu? Wat wellt Ihr hier? Is Paul ſchon zu Hauſe? Ick war eben ma 'n bißken mit det Kindken uf de Jaſſe jejangn. Sie trägt das Kind hinter den Verſchlag.

Walburga: Bitte, Erich, ſprich doch mal über meine Vorladung mit Frau John.

Frau John: Paul is ja zu Hauſe, da liejen ja ſeine Sachen.

Spitta: Fräulein Haſſenreuter wollte Sie gern mal ſprechen. Sie hat nämlich, wahrſcheinlich wegen der geſtohlenen Sachen, Sie wiſſen ja, auf dem Oberboden, eine gerichtliche Vorladung.

Frau John tritt aus dem Verſchlage: Wat? Eene Vorladung ham Sie jekricht, Freulein Walburga? Na, denn nehm ſich in Obacht! Ick ſpaße nich! un phantaſieren Se wemeglich von ſchwarzen Mann.

Spitta: Was Sie da ſagen, Frau John, iſt unverſtändlich.

Frau John, zur häuslichen Beſchäftigung übergehend: Habt Ihr jehert, det draußen in eene Laubenkolonie vor't Halleſche Tor der Blitz heute morchen Mann, Frau und 'n Mächen von ſieben unter eene hohe Pappel erſchlagen hat?

Spitta: Nein, Frau John.

Frau John: Et pladdert ſchon wieder. Man hört, wie ein Regenſchauer niedergeht.

Walburga, ängſtlich: Komm Erich, wir wollen trotzdem ins Freie gehn.

Frau John, lauter und lauter werdend: Und wiſſen Se wat: ick habe die Frau kurz vorher noch jeſprochen, wo nachher von Blitze erſchlachen is. Die hat jeſacht — nu hern Se ma zu, Herr Spitta . . . een dotet Kindeken, det man in Kinderwachen legt und raus in die warme Sonne rickt — det muß aber Sommerſonne und Mittagsſonne ſind, Herr Spitta, — det zieht Atem! det ſchreit! det is wieder lebendig! — Det jleben Se nich? wat? det ha ick mit meine Ochen jeſehn.

Sie geht in eigentümlicher Weiſe im Kreiſe herum, ohne ſcheinbar mehr etwas von der Gegenwart der beiden jungen Leute zu wiſſen.

Walburga: Du, die John iſt unheimlich, komm!

Frau John, noch lauter: Det jloben Se nich, det det wieder lebendig is? Denn kann Mutter kommen und nehmen. Denn muß et jleich Bruſt kriejen.

Spitta: Adieu, Frau John.

Frau John, noch lauter. Bringt, ſeltſam aufgeregt, die beiden jungen Leute bis zur Tür: Sie jloben det nich! Det is aber heilig ſo, Herr Spitta. Spitta und Walburga ab.

Frau John hält die Tür in der Hand, ruft noch auf den Flur hinaus: Wer det nich jlobt, der weeß von det janze Jeheimnis, wo ick entdeckt habe, niſcht.

Maurerpolier John ſteht in der Tür und tritt gleich darauf ein.

John: J, da biſt Du ja, Mutter! Schen willkomm! Von wat for'n Jeheimnis ſprichſt Du denn?

Frau John, wie aufwachend, faßt ſich an den Kopf: Jck? — Ha ick denn von 'n Jeheimnis jeſprochen?

John: Na ick denke doch, wenn ick nich ſchwerherig bin. Biſte nu 'n Jeiſt oder biſtes wirklich?

Frau John, befremdet, ängſtlich: Woſo ſoll ick'n Jeiſt ſind?

John ſchlägt ſeine Frau gutmütig auf den Rücken: Jette, beiß mir man nich. Jck freu mir ja reichlich deswechen, det de nu wieder mit Dein Patenjeſchenk bei mich biſt! — Er geht hinter den Verſchlag. — Et ſieht aber 'n bißken miſerich aus, Jette.

Frau John: Et vertrug de Milch nich. Det kommt, weil draußen uf'n Lande de Kühe ſchon jrienet Futter kriejen. Hier von de vereinichte Molkerei ha ick wieder welche, wo trocken jefüttert is.

John erſcheint wieder: Ick ſag's ja, was biſte erſt mit det Kind uf de Bahn und raus aus de Stadt jeturnt! Ick ſpreche, die Stadt is an allerjeſindſten.

Frau John: Nu bleib ick och wieder zu Hauſe, Paul.

John: In Altona, Jette, is och nu allet in't reene jebracht. Jejen Mittag treff ick mit Karln zuſamm, und denn will er mir ſachen, wenn ick beim neuen Meeſter antreten kann! — Hör ma: ick ha och wat mitjebracht. Er ſchüttelt eine kleine Kinderklapper, die er aus der Hoſentaſche nimmt.

Frau John: Wat denn?

John: Det Leben wird in de Kinderſtube, weil et doch in Berlin manchma immer 'n bißken zu ſtille is! — Horch ma, wie't kräht. — Man hört das Kindchen allerlei vergnügte Geräuſche machen. — Nee Mutter, wenn ſo 'n Kindeken kräht, dafor jeb ick Amerika.

Frau John: Haſte ſchenn jemand jeſprochen, Paul?

John: Nee! — Ick ha hechſtens heut morchen Quaquaron jeſprochen.

Frau John, ſcheu, geſpannt: Nu? und?

John: I, laß man, jar niſcht, et war weiter niſcht.

Frau John, wie vorher: Wat hat er jeſacht?

John: Wat ſoll er jeſacht haben? — No, wenn De ſchen keene Ruhe jeben duſt — wat ſoll det nitzen an Sonntag morchen? — er hat mir ma wieder nach Brunon jefracht.

Frau John, haſtig, bleich: Wat ſoll denn Bruno wieder jemacht haben?

John: Jar niſcht! — Hier, komm und trink 'n Schluck Kaffee, Jette, und ärjer Dir nich! — Wat kannſt De dafür, wenn eener ſo 'n ſauberet Brüderken hat? — Wat brauchen wir uns um andre bekimmern?

Frau John: Det mecht ick wiſſen, wat ſo 'ne olle dußliche Dromlade, wo 'n janzen Tag ſpionieren dut, immer von Brunon zu quaſſeln hat.

John: Jette, mit Brunon laß mir in Frieden! — — — Sieh ma … i wat denn? … lieber nich! … Aber wenn ick da wieder wat ſollte von ſachen: det ſoll mir nich wundern, wo mit Bruno ma jelejentlich in Jefängnishof, haſte nich jeſehn! ma 'n ſchnellet Ende is. — Frau John läßt ſich am Tiſch nieder, wird grau im Geſicht, ſtützt ſich auf beide Ellenbogen und atmet ſchwer. — Vielleicht och nich! nimm et Dir man nich jleich ſo zu Herzen! — — Wat macht denn de Schweſter?

Frau John: Ick weeß et nich.

John: Na ick denke, De biſt bei ſe draußen jeweſen.

Frau John ſieht ihn geiſtesabweſend an: Wo bin ick jeweſen?

John: Siehſte woll, Jette, det is mit Euch Weiber! De ſchudderſt ja! kein Arzt und kein Dokter wiſte nich hinjehn! wemeglich det De noch nachträglich zum Liechen kommſt. Det is wenn eens die Natur vernachläſſigt.

Frau John fällt ihrem Mann um den Hals: Paul, Du wiſt mir verlaſſen! Jott in Himmel, Paul, ſach et! ſach et bloß, tu mir nich hinters Licht fihren! Sach et! Fihr mir nich hinters Licht.

John: Wat is mit Dich heute los, Henerjette?

Frau John, plötzlich verändert: Hör man nich druf

Paul, wat ick ſe herſchwatze. Ick ha wieder die Nacht keene Ruhe jehat! Und denn war ick früh uf, und denn is et nich anders, als wie det ick 'n bißken von Kräfte bin.

John: Denn leg Dir man lang und ruh Dir 'n bißken. — Frau John wirft ſich lang auf das Sofa und ſtarrt gegen die Decke. — Kannſt Dir dann och ma 'n bißken kämmen, Jette! — — Uf de Bahn war et wohl ſehr ſtaubig geweſen, det De ſe ieber und ieber mit Sand injepulvert biſt? — — — Frau John antwortet nicht, ſie ſtarrt gegen die Decke. — Ick muß ma det Bengelchen 'n bißken an't Licht holen. Er begibt ſich hinter den Verſchlag.

Frau John: Wie lange ſind wir verheirat, Paul?

John, die Kinderklapper geht hinterm Verſchlag, dann: Det war achtzehnhundertundzweeundſiebzig, jleich wie ick bin aus'n Kriege jekomm.

Frau John: Nich, denn kamſt De zu Vater hin? und denn haſt De in Poſitur jeſtanden? — und denn haſt De't Eiſerne Kreuz an de linke Bruſt jehat.

John erſcheint, das Kind im Steckkiſſen auf dem Arme, die Kinderklapper ſchwingend. Er ſagt luſtig: Jawoll! det ha ick och heute noch, Mutter! Und wenn De't ſehn willſt, denn ſteck ick's mir an.

Frau John, noch immer lang ausgeſtreckt: Und denn haſt De jeſacht: ick ſollte nich immer ſe fleißig . . . nich immer ſe hin und her, treppuf, treppab . . . ick ſollte ma 'n bißken pomadich ſind.

John: Det ſach ick ſe jut och heute noch, Jette.

John: Und denn haſte mir mit Dein Schnurrbart jekitzelt und haſt mir links hinter't Ohr jeküßt! — Und denn …

John: Denn ſind wir wohl einig geworden? —

Frau John: Denn ha ick jelacht und ha mir nach und nach, apee apee von oben bis unten in alle Uniformknöppe abjeſpiejelt. Und da ha ick noch anders ausjeſehn! — Und denn haſte jeſacht …

John: J Mutter, De kannſt Dir wahrhaftig ſehn laſſen, det jlobt eener nich, wat Du ſor'n Jedächtnis haſt.

Frau John: Und denn haſte jeſacht: wenn ick nu bald 'n Jungen krieje, der ſoll och ma „mit Jott für Kenig und Vaterland“ und „Wacht am Rhein“ hinter de Fahne her zu Felde ziehn.

John *ſingt, über das Kindchen, zur Klapper:*

„Er blickt hinauf in Himmels Aun,
wo Heldenväter niederſchaun:
zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein! …“

Nu ha ick ſo'n Kerlchen, und nu bin ick wahrhaftig jar nich ſo wilde druf, det ick ihm mechte womeglich als Kanonenfutter in Krieg ſchicken. *Er geht mit dem Kindchen in den Verſchlag.*

Frau John, *wie vorher:* Paulicken, Paulicken, det allens is hundert Jahre her!

John *kommt, ohne das Kind, wieder aus dem Verſchlag:* Janz ſo lange woll doch nich, Jette.

Frau John: Sach ma, wie wär det? Du nähmſt mir mit und jingſt mit mich und mein Kindeken jingſt Du fert nach Amerika?

John: Na nu her ma, Jette: wat is mit Dich? Wat is det? Bin ick denn hier von Jeſpenſter umjeben? Du weeßt, det ick uf'n Bau, und wenn de Arbeeter mit Klamotten ibereinander her ſind, ieberhaupt mir nich ufrege und, wat ſe mir nennen, Paul is immer jemitlich, bin! Aber nu: wat is det? De Sonne ſcheint! et is hellichter Tag! ick weeß nich: ſehen kann ick et nich! Det kichert, det wiſpert, det kommt jeſchlichen! und wenn ick nach jreiſe, denn is et niſcht. Nu will ick ma wiſſen, wat an die Jeſchichte mit det fremde Mächen hier in de Stube wahret is.

Frau John: Paul, Du haſt jehert, det Freilein is ieberhaupt jar nich mehr wiederjekomm. Da draus kannſt De ſehn..

John: Det ſachſt De zu mich mit blaue Lippen und machſt Augen, wie wennſte jerädert biſt.

Frau John, verändert: Jawoll! Wat läßte mir jahrelang alleene, Paul? wo ick in mein Käfiche ſitzen muß und keen Menſch nich is, mir ma auszuſprechen. Manch liebet Mal hab ick hier jeſeſſen und jefracht, warum det ick immer rackern du? warum det mir abdarbe, Jroſchens mühſam zuſammenſcharre, Dein Verdienſt jut anleche und wie ick uf jede Art wat zuzuverdien mir abjrübeln du. Warum denn? Det ſoll allens for fremde Leite ſind? Paul, Du haſt mir zujrunde jerichtet!

Sie legt den Kopf auf den Tiſch und bricht in Schluchzen aus. In dieſem Augenblick iſt, katzenartig leiſe, **Bruno Mechelke** eingetreten. Er hat ſeine Sonntagskluft an, hat Flieder an der Mütze und einen großen Fliederzweig in der Hand. John trommelt ans Fenſter und bemerkt ihn nicht.

Frau John hat Bruno wie eine Geiſtererſcheinung nach und nach ins Auge gefaßt: Bruno, biſt Du's?

Bruno, der blitzſchnell den Mauerpolier erkannt hat, leiſe: Na jewiß doch, Jette.

Frau John: Wo kommſt De denn her? Wat wiſte denn?

Bruno: Na, ick habe de Nacht durchjeſcherbelt, Jette. Det ſiehſte doch, det ick bei jute Laune bin.

John hat Bruno bis jetzt unverwandt angeſehen, wobei eine gefährliche Bläſſe ſein Geſicht überzogen hat. Jetzt geht er langſam zu einem kleinen Schrank und zieht einen alten Kommißrevolver hervor, den er ladet. Dies wird von Frau John nicht beobachtet. Du! — Hör ma! — Nu will ick Dir ma wat ſachen! — Wat, wat De vielleicht verjeſſen haſt — det De weiter nu keene Ausrede haſt, wenn ick det Dinges hier uf Dir abdricke! — Du Lump! Unter Menſchen jeherſt Du nich! Ick ha Dir jeſacht, det ick Dir niederknalle, det war vorichten Herbſt, wo Du mich jemals wieder uf meine Schwelle unter de Auchen trittſt — Nu jeh! ſonſt kracht et! — Haſt De verſtanden?

Bruno: Vor Deine Musſpritze furcht ick mir nich.

Frau John, die bemerkt, daß John, ſeiner ſelbſt nicht mächtig, den Revolver langſam gegen Bruno erhebt: Denn mach mir dot, Paul! Et is mein Bruder! Sie iſt John in den Arm gefallen, ſo daß ſein Revolver gegen ſie gerichtet iſt.

John ſieht ſie lange an, ſcheint zu erwachen, wird anderen Sinnes: Jut! — Er legt den Revolver wieder ſorgfältig in das Schränkchen. — Haſt och recht, Jette! — Pfui Deibel, Jette, det Dein Name och in de Freſſe von ſo 'n Schubiack is! — Jut! — Det Pulver wär och zu ſchade! — Det Dinges hat Blut von zwee franzeſche Reiter jekoſt! Zwee Helden! — Nu ſoll et am Ende Dreck ſaufen.

Bruno: Det kann immer ſind, det Dreck . . . in Dein Schädel iſt! Und wenn Du nich jerade, det De bei meine Schweſter uf Schlafſtelle wärſcht, denn hätt ick Dir woll ma wat Luft jemacht, Rotzjunge, det De häſt vierzehn Dache 't Looſen jekricht.

John, gewaltſam ruhig: Sach noch ma, Jette, det det Dein Bruder is.

Frau John: Paul, jeh man, ick wer ihm ſchon wieder fortſchaffen! Det weeßt De doch, det ick et nu ma doch nich ändern kann, det Bruno von mich der Bruder is.

John: Na, denn bin ick hier iebrig, denn ſchnäbelt Euch man. — Er iſt fertig gekleidet und ſchickt ſich zum Gehen an. Dicht bei Bruno ſteht er ſtill. — Schuft! Du haſt Deinem Vater im Jrabe jeärgert! Deine Schweſter hätte Dir ſollen hinterm Zaune in Jraben verhungern laſſen, ſtatt jroßjezogen, und det eene Lumpenkanaille mehr uf de Erde is. Jn eene halbe Stunde komm ick zurück! aber nich alleene! Jck komm mit'n Wachmeeſter!

John geht durch die Flurtür ab, ſeinen Kalabreſer aufſtülpend. Bruno wendet ſich, ſowie John hinaus iſt, und ſpuckt ihm nach gegen die Eingangstür.

Bruno: Wenn ick Dir ma in de Wuhlheide hätte.

Frau John: Woſo kommſte nu, Bruno? Sache, wat is!

Bruno: Pinke mußte mich jeben, ſonſt jeh ick verſchütt, Jette.

Frau John verſchließt und verriegelt die Flurtür: Wacht ma, ick ſchließe die Diere zu! — Nanu, wat is? — Wo kommſte her? Wo biſte jeweſen?

Bruno: Jetanzt ha ick, Jette, de halbe Nacht, und denn wa ick 'n bißken jejen Morchenjrauen in't Jrüne jejang.

Frau John: Hat Dir Quaquaro ſehn reinkomm, Bruno? Denn nimm Dir in Obacht, det De nich in de Falle ſitzt.

Bruno: J Jott bewahre. Jck bin ieber'n Hof, denn bei mein Freind durch'n Knochenkeller und hernach ieber'n Oberboden rinjekomm.

Frau John: Na? Und wat is nu jeweſen, Bruno?

Bruno: Wuddel nich, Jette. Jieb Reiſejeld! Jck jeh verſchütt, oder ick muß abtippeln.

Frau John: Und wat haſte nu mit det Mächen jemacht?

Bruno: J, et hat Rat jejeben, Jette!

Frau John: Wat heeßt det?

Bruno: Jck ha ihr ſoweit wenigſtens bißken jeſiege jemacht.

Frau John: Und det ſe nich wiederkommt, is nu ſicher!

Bruno: Jawoll! Det ſe nu nochma kommt, jlob ick nich! Aber det wa keen leichtet Stick Arbeet, Jette. Du haſt mich mit Deine verdammte Pillenkrajerei — ick ha Durſcht, Jette, jieb mich zu ſaufen, Jette! ... haſt Du mir kochend heeß jemacht. Er trinkt eine Waſſerflaſche leer.

Frau John: Se haben Dir vor de Diere jeſehn mit det Mächen...

Bruno: Ick ha mir mit Artur verabred, Jette. Von mich wollt ſe niſcht wiſſen. Denn is Artur in ſeine Kluft anjetänzelt jekomm und hat ihr och richtig verſchleppt in Balljongkeller. Det hat ſe jejlobt, uf dem Leim is ſe jekrochen, det ihr Breitjam dort warten tut! Er trällert und tänzelt krampfhaft:

Unſer janzet Leben lang
von det eene Riſtorang
in det andre Riſtorang.

Frau John: Na und denn?

Bruno: Denn wollt ſe fort, weil Adolf jeſacht hat, det ihr Breitjam jejangen is! Denn ha ick wollen ihr noch 'n Stickchen bejleiten, Artur und Adolf ſind mitjejang. Denn ſind wir bei Kalinich in de Hinterſtube injefallen, und denn is ſe ja och von den vielen Nippen an Grock und Schnäpſe molum jeworn. Und denn hat ſe in'n Bullenwinkel bei eene jenächtigt, wo Arturn ſeine Jeliebte is. Den nächſten Dach ſind wir immer zwee, drei Jungs hinterher jeweſen, nich losjelaſſen, immer von friſchen Quinten jemacht, und in de Schublade is et ja nu och luſtig zujejang.

Die Kirchenglocken des Sonntagmorgens beginnen zu läuten.

Bruno fährt fort: Aber 't Jeld is futſch. Ick brauche Märker und Pfenniche, Jette.

Frau John kramt nach Geld: Wieviel mußte haben?

Bruno lauſcht den Glocken: Wat denn?

Frau John: Jeld!

Bruno: Der olle Verkümmler unten in Knochenkeller meent, det ick an liebſten muß ieber de ruſſiſche Jrenze jehn! — Her ma, Jette, de Jlocken läuten.

Frau John: Weshalb mußte denn ieber de Jrenze jehn?

Bruno: Nimm ma 'n naſſes Handtuch, Jette, un du och 'n bißken Eſſig druf. Ick weeß nich, wat mich det Naſenbluten janze Nacht ſchon jeärjert hat. Er drückt ſein Taſchentuch an die Naſe.

Frau John holt ein Handtuch, atmet krampfhaft: Wer hat Dir an Handjelenk ſo 'ne Striemen jekratzt, Bruno?

Bruno lauſcht den Glocken: Heute morchen halb viere hätt ſe det Jlockenläuten noch heren jekonnt.

Frau John: O Jeſus, mein Heiland, det is ja nich wahr! det kann ja nich menſchenmeglich ſein! Det ha ick Dir nich jeheeßen, Bruno! Bruno! ick muß mir ſetzen, Bruno. — Sie tut es. — Det hat ja Vater noch uf'n Sterbebette zu mich vorausjeſacht.

Bruno: Mit Brunon is nich zu ſpaßen, Jette. Wenn De zu Minnan hinjehſt, denn ſache, det ick ma och uf ſowat vaſtehe und det mit Karln und Fritzen det Jehänſel 'n Ende hat.

Frau John: Bruno, wenn ſe Dir aber feſtſetzen.

Bruno: Na jut, denn mache ick Bammelmann, und denn ham ſe uf Charité wieder ma wat zum Sezieren.

Frau John gibt ihm Geld: Det is ja nich wahr! Wat haſt Du jetan, Bruno?

Bruno: Du biſt 'ne olle vadrehte Perſon, Jette. — Er faßt ſie nicht ohne Gemütsanwandlung. — Ihr ſagt immer, det ick zu jar niſcht nitze bin, aber wenn't jar nich mehr jeht, denn braucht Ihr mir, Jette.

Frau John: Na und wie denn? Haſte den Mächen jedroht, det ſe ſoll nich mehr blicken laſſen? — Det haſte jeſollt, Bruno. Haſte det nich?

Bruno: De halbe Nacht hab ick mit ihr jetanzt. Nu ſind wir uf de Straße jejang. Denn war 'n Herr mitjekomm, vaſtehſte! Und wie det ick jeſacht habe, det ick von meinswechen mit die Dame 'n Hihndchen zu pflicken habe und 'n Schneiderring aus de Buckſen jezogen, hat er natierlich Reißaus jenomm. — Nu ha ick zu ihr jeſacht: ängſten ſich nich, Freilein! wo jutwillig ſind und wo keen Lärm ſchlachen, und nie nich mehr bei meine Schweſter nachfrachen nach Ihr Kind; ſoll allet janz jitlich in juten vereinigt ſind! Und denn is ſe mit mich jejondelt 'n Sticksken.

Frau John: Na und?

Bruno: Na und? — Und da wollte ſe nich! — Und da fuhr ſe mit eemal nach meine Jurjel, det ick denke . . . wie 'n Beller, der toll jeworden is! und hat noch Saft in de Knochen jehabt . . . det ick jleich denke, det ick ſoll alle werden! Na, und da . . . da war ick nu och 'n bißken friſch — und denn war et — denn war et halt ſo jekomm.

Frau John, in Grauen verſunken: Um welche Zeit war et?

Bruno: So rum zwiſchen vier und drei. Der Mond hat 'n jroßen Hof jehat. Uf'n Zimmerplatz hinter de Planken is een Luder von Hund immer ruffjeſprung und anjeſchlagen. Denn dreppelte et und denn is 'n Jewitter niederjejang.

Frau John, verändert, gefaßt: 's jut! Nu jeh! Die verdient et nich beſſer.

Bruno: Atje! Na nu ſehn wa uns ville Jahre nich.

Frau John: Wo wiſte denn hin?

Bruno: Erſt muß ick ma Stunde zweee längelang uf'n Ricken liechen. Ick och! Ick jeh zu Fritzen, wo eene Kammer in't olle Polzeijefängnis jejenieber de Fiſcherbrücke zu Miete hat. Dort bin ick ſicher. Wo Uffſtoß is, kannſte mich Nachricht zukomm laſſen.

Frau John: Wiſte det Kindeken nochma ankieken?

Bruno zittert: Nee.

Frau John: Warum nich?

Bruno: Nee Jette, in dieſen Leben nich! Atje, Jette! — Wacht ma, Jette: hier is noch 'n Hufeiſen! — Er legt ein Hufeiſen auf den Tiſch. — Det ha ick jefunden! Det bringt Glick! Ick brauche ihm nich.

Bruno Mechelke, katzenartig, wie er gekommen, ab. Frau John blickt mit entſetzt aufgeriſſenen Augen nach der Stelle, wo er verſchwunden iſt, wankt dann einige Schritte zurück, preßt die wie zum Gebet verkrampften Hände gegen den Mund und ſinkt in ſich zuſammen, immer mit dem vergeblichen Verſuch, Gebetsworte gegen den Himmel zu richten.

Frau John: Ick bin keen Merder! ick bin keen Merder! det wollt ick nich!

Fünfter Akt

Zimmer bei Johns.

Frau John liegt ſchlafend auf dem Sofa. Walburga und Spitta treten vom Flur herein. Man vernimmt von der Straße herauf laute Militärmuſik.

Spitta: Es iſt niemand hier.

Walburga: Frau John! Doch Erich! Hier liegt ja Frau John.

Spitta, mit Walburga an das Sofa tretend: Schläft ſie? Wahrhaftig. Das begreife einer, wie man bei dieſem Lärm ſchlafen kann. — Die Militärmuſik iſt verklungen.

Walburga: Ach Erich, pſt! dieſe Frau iſt mir grauſenvoll. Verſtehſt Du denn übrigens, weshalb unten am Eingang Polizeipoſten ſtehn und weshalb ſie uns nicht auf die Straße laſſen? Ich hab eine ſolche furchtbare Angſt, daß man womöglich arretiert wird und mit zur Wache muß.

Spitta: Aber gar keine Idee! Du ſiehſt ja Geſpenſter, Walburga.

Walburga: Als der Mann in Zivil auf Dich zutrat und uns anblickte und Du ihn fragteſt, wer er ſei und er ſeine Legitimationsmarke aus der Taſche nahm, wahrhaftig, da fing ſich Treppe und Flur auf einmal um mich im Kreiſe zu drehen an.

Spitta: Sie ſuchen einen Verbrecher, Walburga. Das iſt eben eine ſogenannte Razzia, eine Art Keſſeltreiben auf Menſchen, wie die Kriminalpolizei ſie zuweilen veranſtalten muß.

Walburga: Und außerdem kannſt Du mir glauben, Erich, ich habe Papans Stimme gehört, der laut mit jemand geredet hat.

Spitta: Du biſt nervös. Du kannſt Dich getäuſcht haben.

Walburga, — die John ſpricht im Schlaf, Walburga erſchrickt: Horch mal, die John.

Spitta: Große Schweißtropfen ſtehen ihr auf der Stirn. Komm mal, ſieh mal das alte roſtige Hufeiſen, das ſie mit beiden Händen umklammert hat.

Walburga horcht und erſchrickt wieder: Papa!

Spitta: Ich verſtehe Dich nicht. Laß ihn doch kommen, Walburga. Die Hauptſache iſt, daß man weiß, was man will und daß man ein reines Gewiſſen hat. Ich bin bereit. Ich erſehne die Ausſprache. Es wird laut an die Tür geklopft.

Spitta, feſt: Herein!

Frau Direktor Haſſenreuter erſcheint, mehr als ſonſt außer Atem. Über ihr Geſicht geht ein Ausdruck der Befreiung, als ſie ihrer Tochter anſichtig wird.

Frau Direktor Haſſenreuter: Gott ſei gelobt! Da ſeid Ihr ja, Kinder. — Walburga fliegt zitternd in ihre Arme. Mädel, wie Du Deine alte Mutter geängſtet haſt! — Längeres Atmen und Stillſchweigen.

Walburga: Verzeih, Mama: ich konnte nicht anders.

Frau Direktor Haſſenreuter: Nein! Solche Briefe mit ſolchen Gedanken ſchreibt man an eine Mutter nicht. Beſonders an eine Mutter wie mich nicht, Walburga! Haſt Du Seelennöte, ſo weißt Du auch, daß Du mich noch immer mit Rat und Tat Dir zur Seite haſt. Ich bin kein Unmenſch und auch früher mal jung geweſen. Aber ins Waſſer ſpringen ... ins Waſſer ſpringen und ſo dergleichen, mit ſolchen Drohungen ſpielt man nicht. Ich habe doch hoffentlich recht, Herr Spitta. Und nun auf der Stelle ... wie ſeht Ihr denn aus? — auf der Stelle kommt mit mir beide nach Hauſe mit! — Was hat denn Frau John?

Walburga: Ja hilf uns! ſteh uns bei! nimm uns mit, Mama! Ich bin ſo froh, daß Du da biſt. Ich hab plötzlich eine ſo lähmende Angſt gehabt.

Frau Direktor Haſſenreuter: Alſo kommt, das wäre noch ſchöner, daß man ſich von Ihnen, Herr Spitta, und dieſem Kinde ſolcher verzweifelter Torheiten zu gewärtigen hat. Man hat Mut in Ihren Jahren! Man verfällt nicht auf Ausflüchte, wenn alles nicht gleich nach dem Schnürchen geht, bei denen man nur — man lebt ja nur einmal! — zu verlieren und nichts zu gewinnen hat.

Spitta: O ich habe Mut! Ich denke auch nicht daran, etwa als Lebensmüder feige zu endigen! außer wenn mir Walburga verweigert wird. Dann freilich iſt mein Entſchluß gefaßt! Daß ich vorläufig arm bin und meine Suppe hie und da in der Volksküche eſſen muß, untergräbt meinen Glauben an mich und eine beſſere Zukunft nicht. Auch Walburga iſt ſicherlich überzeugt, es muß ein Tag kommen, der uns für alle trüben und ſchweren Stunden entſchädigt.

Frau Direktor Haſſenreuter: Das Leben iſt lang. Und Ihr ſeid heut noch Kinder. Es iſt vielleicht nicht ſo ſchlimm, wenn ein Student oder Kandidat in der Volksküche eſſen muß. Für Walburga als Ehefrau wäre das ärger. Und ich möchte doch für Euch beide hoffen, daß da erſt etwas vorher wie ein eigner Herd mit dem nötigen Holz und der nötigen Kohle und ſo weiter geſchaffen wird. Im übrigen habe ich bei Papa eine Art Waffenſtillſtand für Euch ausgewirkt. Es war nicht leicht und wäre vielleicht unmöglich geweſen, wenn nicht die Morgenpoſt ſeine definitive Ernennung und Wahl zum Direktor in Straßburg gebracht hätte.

Walburga, freudig: Mama! ach Mama! das iſt ja ein Sonnenblick.

Frau John hat ſich mit einem Ruck emporgerichtet: Bruno!

Frau Direktor Haſſenreuter, entſchuldigend: Wir haben Sie aufgeweckt, Frau John.

Frau John: Is Bruno wech?

Frau Direktor Haſſenreuter: Wer? Welcher Bruno?

Frau John: Na Bruno! Kenn Se denn Brunon nich?

Frau Direktor Haſſenreuter: Richtig, ſo heißt ja Ihr jüngerer Bruder.

Frau John: Ha ick jeſchlafen?

Spitta: Feſt! Aber Sie haben eben im Schlaf laut aufgeſchrien, Frau John.

Frau John: Ham Se jeſehn, Herr Spitta, wo Jungs in Hof . . . ham Se jeſehn, wo Jungs in Hof Adelbertchen ſein Jräbken jeſteenicht ham? Aber ick war zwiſchen, wat? und ha rechts und links jar nich ſchlecht Maulſchellen ausjeteilt.

Frau Direktor Haſſenreuter: Demnach haben Sie alſo von Ihrem erſten verſtorbenen Kindchen geträumt, Frau John?

Frau John: Nee nee, det war wahr, ick ha nich jeträumt, Frau Direktor. Und denn jing ick mit Adelbertchen, jing ick bein Standesbeamten hin.

Frau Direktor Haſſenreuter: Aber wenn Adelbertchen nicht mehr am Leben iſt ... wie können Sie denn ...

Frau John: I, wenn een Kindchen meinswechen jeboren is, denn is et jedennoch noch in de Mutter, und wenn es meinswechen jeſtorben is, denn is et immer noch in de Mutter. Ham Se den Hund jehert hintern Plankenzaun? Der Mond hat 'n jroßen Hof jehat! Bruno, Du jehſt uf ſchlechte Weche.

Frau Direktor Haſſenreuter rüttelt Frau John: Wachen Sie auf, gute Frau! Frau John! Frau John! Sie ſind krank! Ihr Mann ſoll mit Ihnen zum Arzte gehen.

Frau John: Bruno, Du jehſt uf ſchlechte Weche. — Die Glocken beginnen wieder zu läuten. — Sind det de Jlocken? —

Frau Direktor Haſſenreuter: Der Gottesdienſt iſt zu Ende, Frau John.

Frau John erwacht völlig, ſtarrt um ſich: Warum wach ick denn uf? Warum habt Ihr mir denn in Schlaf nich mit de Axt iebern Kopp jehaut? — — — — — — Wat ha ick jeſacht? Pſt! Bloß zu niemand een Sterbenswort, Frau Direktor. — Sie iſt aufgeſprungen und ordnet ihr Haar mit vielen Haarnadeln. **Der Direktor** erſcheint durch die Flurtür.

Direktor Haſſenreuter ſtutzt beim Anblick der Seinigen: Sieh da, ſieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibikus! — Sagten Sie nicht, es wohne hier ganz in der Nähe ein Spediteur, Frau John? — Zu Walburga. — Jawohl, mein Kind: während Du in Deinem jugendlichen Leichtſinn auf Dein Vergnügen und wieder auf Dein Vergnügen denkſt, iſt Dein Papa ſchon wieder drei Stunden lang in Geſchäften herumgelaufen. — Zu Spitta. — Sie würden es nicht ſo eilig haben, junger Mann, eine Familie zu begründen, wenn Sie auch nur die geringſte Ahnung davon hätten, wie ſchwer es iſt, es durchzuſetzen, von Tag zu Tag mit Weib und Kind wenigſtens nicht ohne das elende und verſchimmelte bißchen täglichen Brotes dazuſtehn. Möge das Schickſal jeden davor bewahren, ſich eines Tages mittellos in die Subura Berlins geſchleudert zu finden, um mit andern Verzweifelten, Bruſt an Bruſt, in unterirdiſchen Löchern und Röhren, um das nackte Leben für ſich und die Seinen zu ringen. Gratuliert mir! In acht Tagen ſind wir in Straßburg. — Frau Direktor, Walburga und Spitta drücken ihm die Hand. — Alles übrige findet ſich.

Frau Direktor Haſſenreuter: Papa, Du haſt wirklich für uns, und zwar ohne Dir etwas zu vergeben, die Jahre einen heroiſchen Kampf gekämpft.

Direktor Haſſenreuter: Wie bei Schiffbruch, wenn der Kampf um die Balken im Waſſer beginnt. Meine edlen Koſtüme, gemacht, um die Träume der Dichter zu veranſchaulichen, in welchen Laſterhöhlen, auf welchen ſchwitzenden Leibern haben ſie nicht, odi profanum vulgus!

damit nur der Groſchen Leihgebühr im Kaſten klang, ihre Nächte zugebracht. Seſſa! Wenden wir uns zu heiteren Bildern. Der Rollwagen, alias Theſpiskarren iſt ſchon angeſchirrt, um den Transport unſrer Penaten in hoffentlich glücklichere Gefilde zu bewerkſtelligen. — Plötzlich zu Spitta: Und daß Ihr beide nicht etwa aus ſogenannter Verzweiflung irreparable Dummheiten macht, darauf verlang ich Ihr Ehrenwort, werter Herr Spitta. Zur Kompenſation verſpreche ich Ihnen jeder wirklich vernünftigen Äußerung Ihrerſeits gegenüber nicht taub zu ſein. — Im übrigen komme ich zu Frau John: erſtlich weil Schutzleute in den Eingängen niemanden auf die Straße laſſen, ferner, weil ich gerne von Ihnen wiſſen will, weshalb ein Mann wie ich, gerade in dieſem Augenblick, wo ſeine Wimpel wieder flattern, Gegenſtand einer niederträchtigen Zeitungskampagne geworden iſt.

Frau Direktor Haſſenreuter: Lieber Harro, Frau John verſteht Dich nicht.

Direktor Haſſenreuter: Dann wollen wir alſo ab ovo anfangen. Hier habe ich Briefe, — er zeigt einen Stoß Briefſchaften — eins, zwei, drei, fünf, zirka ein Dutzend Stück! Darin wird mir in boshafter Weiſe von Unbekannten zu einem Ereignis gratuliert, das angeblich oben auf meinem Magazinboden vor ſich gegangen iſt. Ich würde die Sache nicht beachten, wenn nicht gleichzeitig dieſe Lokalnotiz, wonach in der Bodenkammer eines Maskenverleihers, sic! ... eines Maskenverleihers in der Vorſtadt ein neugeborenes Kindchen gefunden worden iſt! ... Ich ſage, wenn dieſe Lokalnotiz mich nicht ſtutzig machte. Zweifellos handelt ſich's hier um eine Verwechſelung. Dennoch mag ich die Sache nicht auf mir ſitzen laſſen. Beſonders da dieſer Lümmel von einem Reporter von dem Herrn Maskenverleiher auch noch als einem verkrachten Schmierendirektor ſpricht. Lies, Mama: Adebar beim Maskenverleiher. Der Kerl bekommt Ohrfeigen! Heut abend ſoll meine Ernennung in Straßburg durch die Zeitungen gehn und gleichzeitig werde ich urbi et orbi als humoriſtiſcher Biſſen ausgeliefert. Als ob man nicht wüßte, daß von allen Flüchen der Fluch der Lächerlichkeit der ſchlimmſte iſt.

Frau John: An Hauseingang ſtehn Schutzleute, Herr Direktor?

Direktor Haſſenreuter: Ja! Und zwar ſo, daß ſogar das Kinderbegräbnis der Witfrau Knobbe ins Stocken gekommen iſt. Man läßt ſogar den kleinen Sarg mit dem greulichen Kerl von der Pietät, der ihn trägt, nicht in den Wagen hinaus.

Frau John: Wat wär denn det for 'n Kinderbejängnis?

Direktor Haſſenreuter: Wiſſen Sie das nicht? Das Söhnchen der Knobbe, das auf eine myſteriöſe Weiſe von zwei fremden Weibsbildern zu mir heraufgebracht wurde und förmlich unter meinen Augen, wahrſcheinlich an Entkräftung geſtorben iſt. A propos . . .

Frau John: Det Kind von de Knobbe is jeſtorben?

Direktor Haſſenreuter: A propos, Frau John, wollt ich ſagen, Sie ſollten doch eigentlich wiſſen, wie die Sache mit den beiden übergeſchnappten Frauensperſonen, die ſich des Kindchens bemächtigt hatten, ſchließlich verlaufen iſt?

Frau John: Nu ſachen Se, is det nich Jottes Finger, det ſe womöglich nich Adelbertchen erwiſcht haben und det nich mein Adelbertchen mit Dot abjejang is?

Direktor Haſſenreuter: Wieſo? Dieſe Logik verſtehe ich nicht. Dagegen habe ich mich ſchon gefragt, ob nicht die wirren Reden des polniſchen Mädchens, der Kleiderdiebſtahl auf meinem Boden und das Milchfläſchchen, das Quaquaro im Stiefel herunterbrachte, irgendwie mit der Zeitungsnotiz zuſammenzubringen ſind.

Frau John: Da mang, Herr Direkter, is jar keen Zuſammenhang. Haben Se Pauln jeſehn, Herr Direkter?

Direktor Haſſenreuter: Paul? Ach ſo: Ihren Mann! jawohl! und zwar, wenn ich recht geſehen habe, im Geſpräch mit dem fetten Kriminalinſpektor Puppe, der wegen des Diebſtahls auch ſchon mal bei mir geweſen iſt.

Mauerpolier John tritt ein.

John: Na Jette, ha ick nu recht? Det is ſchnell jekomm.

Frau John: Wat denn?

John: Soll ick mich tauſend Marcht verdien, wo mit Anſchläche von Polizeipräſidium an de Litfaßſäulen als Belohnung for Denungſiation is bekannt jejeben?

Frau John: Woſo denn?

John: Weeßte denn nich, det det janze Manöver mit Schutzleute und Jeheimpoliziſten Brunos wechen in Jange is?

Frau John: Wie denn? Wo denn? Wat denn? Warum denn in Jange?

John: Det Kinderbejängnis is ſiſtiert und zwee Burſchen von de Leidtrajenden, wat richtig dufte Kunden ſind, feſtjenomm! jawoll! Det is nu ſo weit, Herr Direktor! Ick bin nu'n Mann, wo mit eene Frau verkuppelt is, wo een Bruder hat, wo hinterher ſind, mit Rejierungsräte und Mordkommiſſien, weil er draußen, nich weit von de Spree unter een Fliederſtrauch eene hat umjebracht.

Direktor Haſſenreuter: Aber werter Herr John: das mag Gott verhüten.

Frau John: Det is jelochen! Mein Bruder tut ſo wat nich.

John: J, det is det Neieſte, Jette. Herr Direkter, ick ha neilich ſchonn jeſacht, wat det for 'ne Sorte Bruder is. — Er bemerkt und nimmt einen Fliederſtrauß vom Tiſch. — Sehen Se ma det hier! Det Unjeheuer is hier jeweſen. Wo wiederkommt, bin ick der erſchte, wo ihm, Hände und Füße jebunden, an der Jerechtigkeet ausliefern dut.

Er ſucht den Raum ab.

Frau John: Mach Du Rotznäſen wat weeß von Jerechtigkeet. Jerechtigkeet is noch nich ma oben in Himmel. Keen Menſch nich war hier! Und det bißken Flieder ha ick von Hangelsberg mitjebracht, wo'n jroßer Strauch hinter'n Hauſe bei Deine Schweſter is.

John: Du warſt ja jar nich bei meine Schweſter, Jette. Det hat mich Quaquaro ja ebent jeſacht! det ham ſe uf Polizei ja feſtjeſtellt. Se ham Dir jeſehn bei de Spree in de Anlachen . . .

Frau John: Lieche!

John: Und och in de Laubenkolonie, wo Du in 'ne Laube jenächtigt haſt.

Frau John: Wat? Kommſt Du in Dein eechnet Haus allens kurz und kleen demolieren?

John: Jut ſo! recht ſo! det ſo weit jekommen is. Nu is det mit uns weiter keen Verſtecken! Det ha ick allens vorausjewußt.

Direktor Haſſenreuter, mit Spannung: Hat ſich das polniſche Mädchen wieder gezeigt, das neulich wie eine Löwin um das Knobbeſche Kindchen geſtritten hat?

John: Eben det is et. Det ham ſe heut morchen tot jefunden. Und det ſach ick ſo hin, ohne det mir de Zunge in Maule abſterben dut: det Mächen hat Bruno Mechelke ums Leben jebracht.

Direktor Haſſenreuter, ſchnell: Dann iſt es wohl ſeine Geliebte geweſen.

John: Fragen Se Muttern! Det weeß ick nich! Det war meine Angſt, deshalb bin ick ſchonn lieber jar nich zu Hauſe jekomm, det mein eechnet Weib mit ſo'ne Jeſellſchaft behaftet is und hat keene Kraft nich abzuſchütteln.

Direktor Haſſenreuter: Kommt, Kinder!

John: Warum denn? Immer bleiben Se man.

Frau John: De brauchſt nich jehn und Fenſter ufreißen und alle Welt uf de Jaſſe ſchrein! Det is ſchlimm jenug, wenn uns Schickſal mit ſo'n Unjlück jetroffen hat. Plärr! aber dann ſiehſte mir bald nich mehe wieder.

John: Jerade! Nu jerade! Ick rufe, wer't wiſſen will, von de Jaſſe, von Flur, dem Tiſchler vom Hof, de Jungs, de Mächens, wo in de Konfirmationsſtunde jehn, die ruf ick rin und erzähle, wie weit eene Frau mit ihre Affenliebe zu ihren Lump von Bruder jekommen is.

Direktor Haſſenreuter: Dieſe hübſche junge Perſon, die das Kind beanſpruchte, iſt heute tatſächlich tot, Herr John?

John: Kann ſind, det ſe hibſch is, ick weeß et nich, ob ſe hibſch oder häßlich jeweſen is. Aber det ſe in Schauhaus liecht, det is ſicher.

Frau John: Ick weeß et, wat ſe jeweſen is! Een ſchlechtet jemeinet Weibsſtick is et jeweſen! Wo mit Kerle hat abjejeben und von een Tiroler, der niſcht hat von wiſſen jewollt, hat Kind jehat! Det hat ſe an liebſten in Mutterleibe ſchon umjebracht. Denn is ſe 't holen jekomm mit de Kielbacke, wo als Engelmacherſche ſchon ma anderthalb Jahre Plötzenſee abjeſeſſen hat. Ob ſe mit Brunon och wat jehabt hat, wo ſoll ick det wiſſen? Kann ſind, kann och nich ſind! Und wat ſoll mir det allens ieberhaupt anjehn, wat Bruno meinswechen verbrochen hat.

Direktor Haſſenreuter: Alſo haben Sie doch das Mädchen gekannt, Frau John.

Frau John: Weſo? ick ha iar nich jekannt, Herr Direkter! Ick ſache bloß, wat'n jeder, wie'n jeder von det Mächen jeäußert hat.

Direktor Haſſenreuter: Sie ſind eine ehrenhafte Frau, Sie ein ehrenhafter Mann, Herr John. Die Sache mit Ihrem mißratenen Schwager und Bruder iſt ſchließlich etwas, was meinethalben eine furchtbare Tatſache iſt, aber

Ihr Familienleben doch im Grunde nicht ernſtlich erſchüttert ... aber bleiben Sie ehrlich ...

John: Nich in de Hand! In ſo'ne Nähe, bei ſolchet Jeſindel bleib ick nich. — Er ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch, klopft an die Wände, ſtampft auf den Fußboden. — Herchen Se ma, wie det knackt, wie Putz hinter de Tapete runterjeſchoddert kommt! Allens is hier morſch! Allens faulet Holz! Allens unterminiert, von Unjeziefer, von Ratten und Mäuſe zerfreſſen! — Er wippt auf der Diele. — Allens ſchwankt! Allens kann jeden Ojenblick bis in Keller durchbrechen. — Er öffnet die Tür. — Selma! Selma! — Hier mach ick mir fort, eh det allens een Schutthaufen drunter und drieber zuſammenbricht.

Frau John: Wat wißte mit Selma?

John: Selma nimmt det Kind und ick reiſe mit Selman und det Kind und bringe mein Kind zu meine Schweſter.

Frau John: Denn ſollſte Beſcheid kriechen! Verſuch det man!

John: Soll mein Kind in ſo'ne Umjebung jroßwachſen, womeglich det ma wie Bruno ieber Dächer jehetzt und det ech ma womeglich in Zuchthaus endet?

Frau John ſchreit ihn an: Det is jar nich Dein Kind! Verſtehſte mich?

John: So? Det wolln wir ma ſehn, ob een rechtlicher Mann nich Herr ſollte ſind ieber ſein eechnet Kind, wo Mutter nich bei Verſtande is und in de Hände von Mordsjeſindel. Det will ick ma ſehn, wer in Rechte is un wer ſtärker is! Selma!

Frau John: Ick ſchrei! ick reiße det Fenſter uf! Frau Direkter, ſe wollen eene Mutter ihr Kind rauben! Det is mein Recht, det ick Mutter von mein Kindeken bin! Det is doch mein Recht? Ha ick nich recht, Frau Direkter? Se umzingeln mir! Se wollen mir mein Recht verſetzen! Soll mir det nich jehören, wat ick vor Wegwurf ufjeleſen, wo vor tot in Lumpen jelechen hat und wo ick ha mihſam erſcht miſſen reiben und kneten, bis bisken Atem jeholt und langſam lebendig geworden is? Wo ick nich war, det wäre ſchonn vor drei Wochen längſt in de Erde verſcharrt jeweſen.

Direktor Haſſenreuter: Herr John, zwiſchen Eheleuten den Schiedsmann ſpielen iſt meine Sache im allgemeinen nicht. Dazu iſt dies Geſchäft zu undankbar und man macht dabei meiſtens böſe Erfahrungen. Sie ſollten aber in Ihrem zweifellos mit Recht verwundeten Ehrgefühl ſich nicht zu Übereilungen hinreißen laſſen. Denn ſchließlich iſt doch Ihre Frau für die Tat ihres Bruders nicht verantwortlich. Laſſen Sie ihr das Kind! Machen Sie nicht das Unglück ſchlimmer durch eine überflüſſige Härte, die Ihre Frau aufs empfindlichſte kränken muß.

Frau John: Paul, det Kind is aus meinen Leibe jeſchnitten! Det Kind is mit meinem Blute erkoft. Nich jenug, alle Welt is hinter mich her und will et mich abjagen! Nu kommſt och Du noch und machſt et nich anders, det is der Dank! als wenn det ick ringsum von hungrige Welfe umjeben bin. Mir kannſte det machen! mein Kindeken ſollſte nich anfaſſen.

John: Ich komme zu Hauſe, Herr Direkter! Ick bin heut merchen erſt mit mein ganzes Zeug quietſchverjnügt von de Bahn jekomm! Hamburg, Altona, allens abjebrochen. Wenn och Verdienſt jeringer is, dachte ick, wißt lieber bei Deine Familie ſind! Bißken Kind uf'n Arm nehmen! Bißken Kind uf'n Knie nehmen! Det war unjefähr ſo meine Inbildung . . .

Frau John: Paul! Hier, Paul! — Sie tritt ihm ganz nahe. — Reiß mir det Herz aus'n Leibe! —

Sie ſtarrt ihn lange an, dann läuft ſie in den Verſchlag, wo man ſie laut weinen hört.

Selma kommt vom Flur. Sie trägt Trauerkleidung und einen kleinen Grabkranz in der Hand.

Selma: Wat ſoll ick? Se ham mir jeruft, Herr John.

John: Zieh Dir an, Selma. Frach Deine Mutter, ob det De kannſt mit mir jehn zu meine Schweſter nach Hangelsberg. Kannſt Dir'n Jroſchen Jeld bei verdienen. Nimmſt mein Kindeken uf'n Arm und bejleiteſt mir.

Selma: Nee! det Kind faß ick nu nich mehr an, Herr John.

John: Weſo nich?

Selma: Nee, ick furcht mir, Herr John. Ick ha ſo'ne Angſt, ſo hat mir Mama und Polizeileutnam anjeſchrien.

Frau John erſcheint: I, weshalb ham ſe Dir anjeſchrien?

Selma heult los: Schutzmann Schierke hat mich ſojar eene runterjehaut.

Frau John: I, dem wer ick nochma . . . det ſoll der nochma verſuchen.

Selma: Wat ſoll ick denn wiſſen, warum mich det polſche Mächen hat mein Brüderken wegjenomm. Hätt ick jewußt, det mein Brüderken ſterben ſoll, ick hätt ihr ja lieber an Hals jeſprung. Nu ſteht Jundofriedchen in Särjiken uf de Treppe. Ick jlobe, Mama hat Krämpfe jekricht und liecht bei Quaquaren hinten in Alkoven. Mir wolln ſe in Fürſorche ſchaffen, Frau John. — Sie flennt.

Frau John: Denn freu Dir! Schlimmer kann et nich komm, als et bei Dich zu Hauſe is.

Selma: Ick komm vor Jericht! womeglich wer Moabit jeſchafft.

Frau John: Weſo det?

Selma: Weil ick ſoll haben det Kindeken, wat det polſche Freilein jeboren hat, von Oberboden runter bei Sie, Frau John, in de Wohnung jetrachen.

Direktor Haſſenreuter: Alſo iſt tatſächlich oben ein Kindchen geboren worden?

Selma: Jewiß.

Direktor Haſſenreuter: Auf welchem Boden?

Selma: Na bei de Kamedienſpieler doch! Wat jeht det mich an? Wat ſoll ick von wiſſen? Ick kann bloß ſachen …

Frau John: Nu mach, det De fortkommſt! Selma, Du haſt'n reenet Jewiſſen! Wat de Leute quaſſeln, kimmert Dir nich.

Selma: Ick will ja och niſcht verraten, Frau John.

John packt Selma, die fortlaufen will, und hält ſie feſt: Et wird nich jejang! et wird herjekomm! — Wahrheet! Ick verrate niſcht, haſt Du jeſacht: det ham Se doch och jehert, Frau Direkter? Hat Herr Spitta und hat det Freilein jehert! — Wahrheet! — Bevor ick nich weeß, wat mit

Bruno und ſeine Jeliebte is und wo Ihr womeglich det Kindchen habt wechjeſchafft, det is mich ejal, kommſt Du nich von de Stelle!

Frau John: Paul, ick ſchwere vor Jott, wechjeſchafft ha ick et nich.

John: Na, und? . . . Raus, wat Du weeßt, Mächen! Det ha ick ſchon lange jemerkt, det zwiſchen Dich und meine Frau een jeheimer Jeſtecke is. Det Zwinkern und Anplinkern is jetzt verjebliche Mihe. Is det Kind tot oder lebt et noch?

Selma: Nee, det Kind is lebendich, Herr John.

Direktor Haſſenreuter: Was Du unter Deine Schürze oder ſonſtwie hier haſt heruntergebracht?

John: Wenn et dot is, denn rechne druf, denn wirſt Du wie Bruno een Kopp kürzer jemacht.

Selma: Ick ſach 't ja: det Kindeken is lebendich.

Direktor Haſſenreuter: Ich denke, Du haſt gar kein Kind vom Boden heruntergebracht?

John: Und von die janze Jeſchichte, Mutter, wißt Du niſcht wiſſen? — Frau John ſieht ihn ſtarr an. Selma blickt hilflos und verwirrt auf Frau John. — Mutter, Du haſt det Kindchen von Brunon und die polſche Perſon beiſeite jeſchafft und denn, wo ſe jekomm is, haſte det Würmiken von de Knobbe unterjeſchoben.

Walburga, ſehr bleich, mit Überwindung: Sagen Sie mal, Frau John, was iſt denn an jenem Tage geſchehen, wo ich dummerweiſe, als Papa kam, mit Ihnen auf den Boden geflüchtet bin? Ich will Dir das ſpäter erklären, Papa. Damals habe ich, wie mir nach und nach deutlich geworden iſt, das polniſche Mädchen und zwar erſt mit Frau John und dann mit ihrem Bruder zuſammengeſehn.

Direktor Haſſenreuter: Du, Walburga?

Walburga: Ja, Papa. Bei Dir war damals Alice Rütterbuſch und ich hatte mich mit Erich verabredet, der dann auch, aber ohne mich zu treffen, denn ich blieb verſteckt, zu Dir gekommen iſt.

Direktor Haſſenreuter: Ich kann mich deſſen nicht mehr erinnern.

Frau Direktor Haſſenreuter, zum Direktor: Das Mädel hat um dieſer Sache willen, Papa, wirklich ſchon ſchlafloſe Nächte gehabt.

Direktor Haſſenreuter: Wenn Ihnen an dem Rate eines ehemaligen Juriſten, der durchs Referendarexamen gepurzelt und dann erſt zur Kunſt abgeſprungen iſt ... wenn Ihnen an dem Rat eines ſolchen Mannes irgendwie etwas liegt, ſo laſſen Sie ſich jetzt ſagen, Frau John, daß in Ihrem Fall ganz rückſichtsloſe Offenheit die beſte Verteidigung iſt.

John: Jette, wo habt Ihr dem Kindeken hinjeſchafft? Kriminalinſpektor hat mich jeſacht, det fällt mir jetzt in, det ſe nach det Kind von de dote Perſon ſuchen. Jette, um Jottes Himmelswillen! mag ſind, wat will, bloß det Du Dir nich in Verdacht kommen dußt, det Du, um Folchen von Liederlichkeit von Dein Bruder womeglich aus de Welt zu ſchaffen, Dir an det Neujeborne vergriffen haſt.

Frau John lacht: Ick? und mir an Adelbertchen vergreifen, Paul.

John: Hier redet keener von Adelbertchen — *Zu Selma:* — Ick dreh Dir den Hals um oder Du ſachſt, wo det Kleene von Brunen und det polſche Mächen — uf de Stelle! — jeblieben is.

Selma: Et is doch bei Sie in Verſchlage, Herr John.

John: Wo is et, Jette?

Frau John: Det ſach ick nich. — *Das Kind beginnt zu ſchreien.*

John, *zu Selma:* Wahrheet! oder ick iberliefer Dir uf de Polizei, vaſtehſt De! ſiehſte dem Strick! an Hände und Fieße zuſammenjebunden.

Selma, *in höchſter Angſt, unwillkürlich:* Et ſchreit! doch Se kenn doch det Kindeken janz jut, Herr John.

John: Ick? — *Er ſieht verſtändnislos erſt Selma, dann den Direktor an. Ihn durchblitzt eine Ahnung, als er ſeine Frau ins Auge faßt. Er glaubt zu begreifen und gerät ins Wanken.*

Frau John: Laß Dir von ſo'ne niederträchtiche Lieche nich umjarnen, Paul. Det is allens von ihre ſeine Mutter aus Rache bloß mit det Mächen anjeſtellt! Paul, wat duſt Du mir denn ſo ankieken?

Selma: Det is Jemeenheet, det Se mich nu och noch wolln ſchlecht machen, Mutter John. Dann wer ick mir hieten, noch Blatt vern Mund nehmen. Wiſſen janz jut, det ick ha det Kindchen von det Freilein runterjetragen und ha bei Ihn hier in friſch jemachte Bettchen jelegt. Det kann ick beſchwören! det will ick beeidigen!

Frau John: Lieche! Du ſagſt, det mein Kind nich mein Kindeken is?

Selma: Sie haben iberhaupt jar keen Kind nich jehat, Frau John.

Frau John umklammert Johns Knie: Det is ja nich wahr.

John: Laß mich in Ruh! beſchmutze mir nich, Henerjette.

Frau John: Paul, ick konnte nich anders, ick mußte det tun. Ick war ſelber betrochen, denn hat ick Dir in Brief nach Hamburg Beſcheed jeſacht. Denn warſte vajnügt, und denn mocht ick nich mehr zurick und denn dacht ick, et muß ſind! Et kann och uf andere Weiſe ſind, und denn . . .

John, unheimlich ruhig: Laß mir man iberlechen, Jette. — Er geht an eine Kommode, zieht einen Schub auf und ſchleudert allerlei Kinderwäſche und Kinderkleidungsſtücke, die er daraus nimmt, mitten in die Stube. — Verſteht eener det, wat ſe Woche um Woche, Monat um Monat, janze Tage und halbe Nächte lang mit blutige Finger jeſtichelt hat?

Frau John ſammelt in wahnſinniger Haſt die Wäſche und Kleidungsſtücke auf und verſteckt ſie ſorgfältig im Tiſchſchub oder wo ſonſt: Paul det nich! Allens kannſte dun! aber reiß mich nich Fetzen von nackten Leibe!

John hält inne, faßt ſich an die Stirn, ſinkt auf einen Stuhl: Wenn det wahr is, Mutter, da ſchäm ick mir ja in Abjrund rin. — Er kriecht in ſich zuſammen, legt die Arme über den Kopf und verbirgt ſein Geſicht. Es tritt eine Stille ein.

Direktor Haſſenreuter: Wie konnten Sie ſich nur auf einen ſolchen Weg des Irrtums und des Betruges drängen laſſen, Frau John? Sie haben ſich ja verſtrickt auf das allerfurchtbarſte! Kommt, Kinder! Wir können hier leider nichts weiter tun.

John ſteht auf: Nehmen Se mir man mit, Herr Direkter.

Frau John: Jeh! immer jeh! ick brauche Dir nich!

John wendet ſich, kalt: Alſo det Kind haſte Dich beſchafft und wie Mutter hat wieder haben jewollt, haſt ſe laſſen von Brunon umbringen?

Frau John: Du biſt nich mein Mann! Wat ſoll det heeßen? Du biſt von de Polizei jekoft! Du haſt Jeld jekricht, mir an't Meſſer zu liefern! Jeh, Paul! Du biſt jar keen Menſch! Du biſt eener, wo Jift in de Ochen und Hauer wie Welſe hat! Immer pfeif, det ſe kommen und det ſe mir feſtnehmen! Immer zu doch! Nu ſeh ick Dir, wie det Du biſt! Ick verachte Dir bis zun Jüngſten Dache.

Frau John will durch die Tür davonlaufen. Da erſcheinen Schutzmann Schierke und Quaquaro.

Schierke: Halt! Aus die Stube raus kommt keener nich.

John: Immer komm rin, Emil! Herr Schutzmann, immer komm Se ruhig rin. Et is allens in Ordnung! Allens is richtich.

Quaquaro: Reg Dir nich uf, Paul, Dir betrifft et ja nich.

John, mit aufſteigendem Jähzorn: Haſt Du jelacht, Emil?

Quaquaro: J, Menſchenskind! Herr Schierke ſoll bloß det Kleene per Droſchke in't Waiſenhaus wechſchaffen.

Schierke: Jawoll. So is et. Wo ſteckt det Kind?

John: Soll ick wiſſen, wo jedet ausgeſteppte Balch von Lumpenſpeicher, womit olle Hexen mit Beſen Fets treiben, an Ende hinjekomm is? Paßt ma uf Schornſtein uf, det ſe nich oben rausfliechen.

Frau John: Paul!! — Nu ſoll et nich leben! Nu jerade! Nu och nich! Nu brauch et nich leben! Nu muß et mit mich mit unter de Erde komm.

Frau John war blitzſchnell hinter den Verſchlag gelaufen. Sie kommt mit dem Kinde wieder und will mit ihm zur Tür hinaus. Der Direktor und Spitta werfen ſich der Verzweifelten entgegen, in der Abſicht, das Kind zu retten.

Direktor Haſſenreuter: Halt! Hier greife ich ein! Hier bin ich zuſtändig! Wem das Knäblein hier auch immer gehören mag — um ſo ſchlimmer, wenn ſeine Mutter ermordet iſt! — es iſt in meinem Fundus geboren! Vorwärts, Spitta! Kämpfen Sie, Spitta! Hier ſind Ihre Eigenſchaften am Platz! Vorwärts! Vorſicht! So! Bravo! Als wär es das Jeſuskind! Bravo! Sie ſelber ſind frei, Frau John! Wir halten Sie nicht. Sie brauchen uns nur das Jungchen hier laſſen. Frau John ſtürzt hinaus.

Schierke: Hier jeblieben!

Frau Direktor Haſſenreuter: Die Frau iſt verzweifelt! Aufhalten! Feſthalten!

John, plötzlich verändert: Jebt uf Muttern acht! Mutter! Ufhalten! Feſthalten! — Mutter! Mutter! Selma, Schierke und John eilen Frau John nach. Spitta, der Direktor, Frau Direktor und Walburga ſind um das Kind bemüht, das auf den Tiſch gebettet wird.

Direktor Haſſenreuter, der das Kind ſorgfältig auf den Tiſch bettet: Meinethalben mag dieſe entſetzliche Frau doch verzweifelt ſein! Deshalb braucht ſie das Kind nicht zugrunde richten.

Frau Direktor Haſſenreuter: Aber liebſter Papa, das merkt man doch, daß dieſe Frau ihre Liebe, närriſch bis zum Wahnſinn, gerade an dieſen Säugling geheftet hat. Unbedachtſame harte Worte, Papa, können die unglückſelige Perſon in den Tod treiben.

Direktor Haſſenreuter: Harte Worte habe ich nicht gebraucht, Mama.

Spitta: Mir ſagt ein ganz beſtimmtes Gefühl: erſt jetzt hat das Kind ſeine Mutter verloren.

Quaquaro: Det ſtimmt. Vater is nich, will niſcht von wiſſen, hat jeſtern in de Haſenheide mit eene Karuſſellbeſitzerswitwe Hochzeit jemacht! Mutter war liederlich! Und bei de Kielbacken, wo Kinder in Fleje hat, ſterben von's Dutzend mehrſchtens zehn. Nu is et ſo weit: det jeht jetzt och zujrunde.

Direktor Haſſenreuter: Sofern es nämlich bei dem Vater dort oben, der alles ſieht, nicht anders beſchloſſen iſt.

Quaquaro: Meen Se Pauln? den Mauerpolier! Nu nicht mehe! dem kenn ick! wo der uf'n Ehrenpunkt kitzlich is.

Frau Direktor Haſſenreuter: Wie das Kindchen da liegt! es iſt unbegreiflich. Feine Leinwand! Spitzen ſogar! Schmuck und friſch wie ein Püppchen. Es wendet ſich einem das Herz um, zu denken, wie es ſo plötzlich zu einer von aller Welt verlaſſenen Waiſe geworden iſt.

Spitta: Wäre ich Richter in Iſrael . . .

Direktor Haſſenreuter: Sie würden der John ein Denkmal ſetzen! Mag ſein, daß in dieſen verkrochenen Kämpfen und Schickſalen manches heroiſch und manches verborgen Verdienſtliche iſt. Aber Kohlhaas von Kohlhaaſenbrück konnte da mit ſeinem Gerechtigkeitswahnſinn auch nicht durchkommen. Treiben wir praktiſches Chriſtentum! Vielleicht können wir uns des Kindchens annehmen.

Quaquaro: Laſſen Se da bloß de Finger von!

Direktor Haſſenreuter: Warum?

Quaquaro: Außer det Se Jeld wollen los werden und uf de Quengeleien und Scherereien mit de Armenverwaltung, mit Polizei und Jericht womechlich happich ſind.

Direktor Haſſenreuter: Dazu hätte ich allerdings keine Zeit übrig.

Spitta: Finden Sie nicht, daß hier ein wahrhaft tragiſches Verhängnis wirkſam geweſen iſt?

Direktor Haſſenreuter: Die Tragik iſt nicht an Stände gebunden. Ich habe Ihnen das ſtets geſagt.

Selma, atemlos, öffnet die Flurtür.

Selma: Herr John, Herr John, Herr Mauerpolier.

Frau Direktor Haſſenreuter: Herr John iſt nicht hier. Was willſt Du denn, Selma?

Selma: Herr John. Se ſolln uf de Straße kommn.

Direktor Haſſenreuter: Nur Ruhe, Ruhe. Was gibt's denn, Selma?

Selma, atemlos: Ihre Frau ... Ihre Frau ... Janze Straße ſteht voll ... Omnibus, Pferdebahnwagen is jar keen Durchkommen ... Arme ausjeſtreckt ... Ihre Frau liecht lang uf Jeſichte unten.

Frau Direktor Haſſenreuter: Was iſt denn geſchehen?

Selma: Herrjott, Herrjott in Himmel, Mutter John hat ſich umjebracht.

Peter Brauer

Tragikomödie

in drei Akten

Dramatis personae

Peter Brauer, Maler
Thekle, ſeine Frau
Erwin
Klara } deren Kinder
Carlevitz, Althändler
Krebs, Gaſtwirt
Frau Krebs
Annelieſe
Hellmut } ihre Kinder
Karoline, Dienſtmädchen
Fritz, Kellner } bei Krebs
Johann, Hausknecht
Schmolcke, Photograph
von Schultzen, Major a. D.
Herta von Schultzen, ſeine Tochter, Johanniterſchweſter
von Behaimb ſen.
Frau von Behaimb
von Behaimb jun., Gardehuſaren-Rittmeiſter
Lachs, Bankier
Graf von Hohenhahn
William James Dalziel, Maler } Gäſte bei Behaimb
Zahn, Kreistierarzt
Tſchoche, Aſſeſſor
Dallwig, cand. theol., Pfleger und Erzieher des Grafen Edwin
Graf Edwin
Neumann, Arbeiter
Dorfkinder

Die Handlung ſpielt
in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts

Erſter Akt

Peter Brauers kleines Studio im vierten Stock eines Hinterhauſes im Potsdamer Viertel zu Berlin. Die Tür rechts iſt der Separateingang vom Hausflur. Die Tür links verbindet mit der kleinen Wohnung, die Brauers Familie innehat. Der Raum enthält an Möbeln nur eine Feldbettſtelle an der Hinterwand, eine Staffelei, ein ſehr kleines Tiſchchen für Malutenſilien und zwei Stühle. Ein abgetragener Radmantel liegt als zweite Decke auf dem Bett. Ein Kalabreſer hängt auf dem Bettpfoſten. Auf einem der Stühle ſteht ein alter Malkaſten, geöffnet, eine ziemliche Anzahl Bilder in Blendrahmen ſind rings gegen die Wand gelehnt. Was von den Malereien zu ſehen iſt, beſteht in ganz minderwertigen Porträts des Kaiſerhauſes, Kopien nach gangbaren Öldrucken. Ein Bildnis des Kaiſers Friedrich iſt auf der Staffelei.

Das Licht fällt durch ein hochgelegenes längliches Fenſter der Hinterwand.

Unterm Bett ſteht ein Koffer, Kleidungsſtücke hängen an den Türen. Eine Reihe alter Stiefeln iſt an der Wand aufgereiht. Das maleriſche romantiſche Element vertritt ein vertrockneter Tintenfiſch, der an einem Faden von der Decke baumelt.

Der Nachmittag eines dunklen Märztages. Peter Brauer ſteht, in Hemdsärmeln, malend vor der Staffelei. Er iſt eine vollſaftige Erſcheinung und markiert mit Spitzbart, Kalabreſer und Tonpfeife den Niederländer. Er iſt etwa fünfzig Jahre alt. Erwin Brauer, ſein Sohn, ein ſehr hübſcher, neunzehnjähriger Junge, ſitzt auf der Feldbettſtelle und ſchmökert in einem zerleſenen Buch.

Peter Brauer: Das merke Dir: Velasquez! — Laß Dich um Gottes willen von dieſen Jüngelchen nicht ankränkeln! Dieſen Klexern, dieſen Modernen, die noch nicht trocken hinter den Ohren ſind. Mein unvergeßlicher Lehrer Löwekuhl . . .

Erwin, zerſtreut: Wie hat er geheißen, Papa?

Peter Brauer: Ja, Du mußt ſchon zuhören, mein Junge, wenn Du richtig verſtehen willſt. Ich habe von Velasquez geſprochen, Erwin! Und wenn Dein Papa von Velasquez redet, ſo kannſt Du ganz ruhig Deine Ohren ein bißchen ſpitzen, denke ich mir. — Mein alter Lehrer hieß Löwekuhl! — Na, Löwekuhl, der für ſeine Zeit, es waren die fünfziger und die ſechziger Jahre, ein äußerſt fortgeſchrittener Künſtler war, hat, ebenſo wie alles, was gut und teuer iſt, unter ſeiner Epoche zu leiden gehabt. Davon weiß ja auch ich ein Liedchen zu ſingen. — Übrigens geh doch mal in die Küche und ſieh nach der Uhr, Erwin. Ich glaube, ich muß mich langſam zurechtmachen. Um ſechs Uhr zwei geht mein Zug.

Erwin: Alſo fährſt Du beſtimmt heut nach Ratibor, Papa?

Peter Brauer: Ich fahre beſtimmt nach Ratibor! Oder zweifelſt Du etwa am Ende ebenfalls an meinen Worten, wie leider meiſtens Deine Mutter und Deine Schweſter Klara tun?

Erwin platzt über eine Stelle in ſeinem Buche heraus.

Peter Brauer: Darf ich Dich fragen, warum Du lachſt?

Erwin: Ich lache nicht etwa über Dich, Papa. Der Fritz Kalkbrenner, der jetzt das Romſtipendium auf unſerer Akademie bekommen hat, weißt Du ja, hat mir bloß einen ganz ungeheuer gemeinen Schmöker gegeben.

Peter Brauer: Na ja, ſo ſeid Ihr jungen Leute von heute. Mama denkt immer, Ihr ſeid alle die reinſten Unſchuldslämmer, und zu meiner Zeit wären wir alle liederliche Lumpen und Taugenichtſe geweſen. — Übrigens muß ich mit Dir mal ein ernſtes Wort ſprechen, Erwin! — Hör mal: unterſtütze mich doch bei Mama! Sonſt kann ich wahrhaftig nicht in die Provinz reiſen.

Erwin: Inwiefern, Papa, ſoll ich Dich unterſtützen?

Peter Brauer: Wegen der fünfunddreißig Mark. Du weißt ja, ich habe beim Mittageſſen ſchon mehrmals drauf angeſpielt. — Kinder, Ihr müßt vernünftig ſein. Deine Mama verſteht in mancher Beziehung noch immer die Anforderungen des Daſeins nicht . . .

Erwin: Warum nicht, Papa? Ich verehre Mama in jeder Beziehung.

Peter Brauer: Verehre ſie! Darum handelt es ſich wahrhaftig nicht. Aber ſchließlich, wir beide ſind Künſtler: Du und ich. Frau bleibt Frau! Natürlich kann eine Frau mir nicht das gleiche Verſtändnis, wie Du zum Beiſpiel, entgegenbringen.

Erwin: Klara behauptet, daß jeder Verſuch vergebens wäre. Mutter gäbe diesmal nicht eine Mark, geſchweige fünfunddreißig heraus. — Ich habe es auch von Mutter ſelber.

Peter Brauer: Das zeugt, gelinde geſagt, von weiblichem Unverſtand. Laß mal, ſei Du mal etwas einſichtig, lieber Sohn! Alſo: ich habe Dir doch erzählt von der kleinen Gartenkapelle im Park von Exzellenz von Stolp auf ſeinem

Gut in der Nähe von Ratibor. Ich habe den Auftrag in der Taſche. Du ſiehſt, wie Mama und Klara mir zuſetzen ... Schluß damit! Miteſſer! Einlieger, was weiß ich! Übrigens habe ich ja ſchon längere Zeit mit dem Magen zu tun und bei Tiſch ſo gut wie gar nichts gegeſſen. Na kurz: die Frauensleute wollen mich fort haben. Ich ſoll verdienen! Ich ſoll aus dem Haus. Klara übertrifft womöglich die Mutter noch darin, ihrem alten Vater das Haus zu verekeln. Nun gut: ich will ja und muß ja fort! Schließlich brenn ich ja ſelber darauf fortzukommen. Ich habe, weiß Gott, noch einen ganz gehörigen Poſten Arbeitsluſt — und jetzt will ſie nicht mit dem Reiſegeld herausrücken.

Erwin: Mama ſagt, Du ſchickſt es ihr nicht zurück.

Peter Brauer: Nun, und was haſt Du darauf erwidert?

Erwin zuckt mit den Achſeln, verlegen: Ja, ſieh mal, Papa, in ſolche Sachen da miſcht man ſich beſſer ...

Peter Brauer: Du hätteſt, nimm mir's nicht übel, Erwin, als echter und rechter Sohn, Charakter und Kunſtgenoß erwidern müſſen: wenn Papa es geſagt hat: ein Mann ein Wort.

Erwin: Wenn ich majorenn wäre, Papa, hätte ich Dir's ja ſelbſt gegeben.

Peter Brauer, erwärmt: Das weiß ich. Aber es freut mich trotzdem, daß Du es ſagſt. Ich erwarte von Dir nichts anderes, mein Junge. Du biſt neunzehn Jahre, und Du biſt mein Sohn. Es iſt mir in dieſen neunzehn Jahren manchmal ſauer genug geworden, aber ich habe doch den

Mut nicht verloren und jeden Biſſen Brot und jeden Pfennig mit Euch geteilt. — Er nimmt Palette, Malſtock in die Linke, nähert ſich ſeinem Sohne, ſetzt ſich neben ihn auf die Bettſtelle und legt ihm die rechte Hand zärtlich ins Genick. Erwin ſchmökert weiter, vornüber gebeugt. — Von Dir weiß ich wenigſtens, daß Du das im ſtillen doch immer anerkennſt, mein Sohn. Dir wird es im Leben mal nicht ſo ſchwer werden. Du haſt allerdings mein Talent geerbt und damit auch einen Teil von meinem Martyrium. Aber die Zeiten ſind andere geworden. Sieh mal, ich war ein armer Lehrersſohn. Mein Vater war ein bornierter ABC-Pauker, der fünfundfünfzig Jahre in ein und demſelben Dorfe Schulmeiſter war. Weder konnt ich da auf Verſtändnis rechnen, noch genoß ich irgendeine Unterſtützung von ihm. Im Gegenteil: wo er nur irgend konnte, hemmte er mich und hinderte mich! Wie in jeder Beziehung ganz anders und beſſer geht es da heute Dir, mein Sohn! — Du mußt mir doch zugeben, daß Du Dich über Mangel an Verſtändnis von ſeiten Deines Papas nicht zu beklagen haſt!

Erwin, abweſend: Aber ganz gewiß nicht, Papa.

Peter Brauer: Neidlos und freudig habe ich Dein Talent von Anfang an . . . ja Dein überlegenes Talent anerkannt.

Erwin, wie vorher: Papa, Du ſollſt mich nicht ſchamrot machen.

Peter Brauer: Ach was, glaub doch nicht, daß fortwährend mit einer ätzenden Spottlauge übergoſſen werden, wie's mir paſſiert iſt, beſſer für die Entfaltung eines

Talentes als loben iſt. Wahr iſt wahr. Mir haben ſie ungeſtraft Unrecht über Unrecht getan! Dich werden ſie nimmermehr unterkriegen! Und ich ſage Dir, Schlingel, es iſt Deine eigene Schuld, wenn Du nicht in acht Jahren königlich preußiſcher Profeſſor und hier in Berlin Akademielehrer biſt.

Erwin klappt das Buch zu: Der Geheimrat hat zu Mama geſagt: wenn Talent da iſt, wird ſich was machen laſſen.

Peter Brauer: Ein Menſch wie Du, lieber Erwin, braucht dazu nicht einmal einen Geheimrat im Kultusminiſterium. Sieh mich an! Meine Begabung hat ſich durchgeſetzt, ich habe mir weite Kreiſe errungen, obgleich ich Dir nicht gewachſen bin, und trotzdem ſich ſeit nahezu vierzig Jahren nicht einmal eine Laus aus Regierungskreiſen um mich bekümmert hat. — Erblaſſend, mit Entſchluß. Na, nun will ich mal zu Mama hineingehen.

Erwin: Papa!

Peter Brauer: Nun, was? Im Begriff die Klinke der Tür links zu ergreifen, zögert er und wendet ſich, nach Luft ringend. Erwin, willſt Du noch was?

Erwin: Wenn Du mit Mama reden willſt, Papa ... willſt Du nicht lieber den Rock anziehen?

Peter Brauer: Warum?

Erwin: Ich denke, Mama liebt doch das Herumgehen in der Wohnung in Hemdsärmeln nicht.

Peter Brauer: Die gute Mama hat Eigenheiten. — Gib mir alſo mal bitte meinen Flaus dort vom Nagel herab! — Es geſchieht. Mit Hilfe Erwins hat Brauer den Rock angezogen. — Sag mal, ob ich mir ... wenn Du meinſt ... ob ich mir meinen Kragen und meinen Schlips — warum denn nicht? — am Ende noch umbinde? — Er macht Anſtalten dazu. — Na alſo! — Ich habe ja doch geſtern die halbe Nacht und heute faſt den ganzen Tag genäht, gebürſtet, mit Fleckwaſſer Flecke rausgerieben und meine ſieben Sachen für die Reiſe in Ordnung gebracht. — Mit etwas peinlicher Schalkhaftigkeit, nachdem Kragen, Schlips angelegt ſind. — Was meinſt Du, ſoll ich mich ſo hineinwagen?

Erwin, herauslachend: Aber Papa, wie Du doch wirklich manchmal komiſch biſt! Mama wird Dich doch wohl wahrhaftig nicht auffreſſen! — Ernſter. — Es iſt doch keine Rede davon, daß Mama eine ſolche ſchrecklich gefährliche Dame iſt.

Peter Brauer: Richtig: wieder dieſes verfluchte Aufſtoßen! Lieber warte ich noch einen Augenblick. — Es ſtößt ihm auf, er läßt ſich in einer Anwandlung von Schwäche auf einen Stuhl nieder nach Luft ringend. — Lehre mich Deine Mutter nicht kennen. Ich weiß am beſten, ſeit ſie zu meinem Vater in die Dorfſchule ging ... mit langem, dunklem, offnem Haar in die Dorfſchule ging, mein Sohn! was von Deiner Mama zu halten iſt! ... In die Dorfſchule ging ... Aber es gibt eben leider Fragen, worin wir ſeit nahezu dreißig Jahren und heute mehr als je anderer Anſicht ſind! Ich habe doch kein Natron gegeſſen? — Er tut einige Schritte gegen die linke Tür. — Sagteſt Du was?

Erwin: Nein, nein, Papa! Ich glaube nur, offen geſtanden, wie ich Dir ja vorhin ſchon ſagte, daß Deine Bitte an Mama zwecklos iſt.

Peter Brauer kommt zurück: Erwin, ich habe Euch dieſe Wohnung gemietet. Das Speiſezimmer iſt neu möbliert. Der kleine Salon iſt friſch ausgeſtattet. Um die Weihnachtszeit hat Mama ſelbſt geſagt, ſie hätte ſich ſeit Jahren nicht ſo behaglich gefühlt, wie ſie ſich ſeit Oktober befunden hat. Habt doch nur Einſicht! Unmöglich kann doch die gute Mama an einer ſo falſchen Stelle ſparſam ſein! Das hieße ja doch Euch ins eigene Fleiſch ſchneiden.

Erwin: Um mich handelt ſich's ja bei der Sache nicht.

Peter Brauer: Doch, doch, es handelt ſich auch um Dich, beſter Erwin! Denn wenn ich, was abſolut ſicher iſt, mit dem kleinen Reiſebetriebsfonds etwas erwerben kann, ſo kommt es natürlich uns allen zugute.

Erwin: Du verſtehſt mich nicht recht. Ich wollte nur ſagen: wenn ich Geld hätte, brauchteſt Du nicht zu Mutter hinein.

Peter Brauer: Mutter iſt gegen mich leider, ich weiß nicht durch wen, abſolut voreingenommen und geradezu ungerecht. — Es hilft nichts: ich muß die Geſchichte durchfechten.

Er geht mit Entſchluß durch die Tür links ab.

Klara Brauer kommt von rechts. Sie hat die Tür mit einem Drücker geöffnet. Sie iſt im einundzwanzigſten Jahr, ohne weiblichen Reiz, einfach gekleidet, und trägt ein Paket Schulbücher und Hefte unterm Arm. — Pelzbarett, Pelzboa, Jackett, ſchlechtes Schuhwerk.

Klara, ziemlich echauffiert, haſtig: Na, hat ſich Papa aus dem Staube gemacht?

Erwin, der wieder geſchmökert hatte, ſchrickt auf: Pſt! — Er legt die Hand auf den Mund und zeigt alsdann auf den Koffer, der unter dem Bett hervorſieht. — Er iſt noch hier! Er iſt eben zu Mutter hineingegangen.

Klara ſtutzt: Was will er von Mutter?

Erwin: Die alte Geſchichte. Das weißt Du ja doch.

Klara: Sie wird ihm was puſten und wird ihm Geld geben.

Erwin: Offen geſtanden, Klara, begreif ich Dich und Mama manchmal nicht.

Klara: Sollen wir etwa die paar Notpfennige, die uns bleiben, um Papas ſchöner Augen willen auch noch auf die Straße ſchmeißen?

Erwin: Nein! Aber zum Fenſter hinausgeworfen iſt es eben in dieſem Falle auch nicht.

Klara: Vollſtändig zum Fenſter hinausgeworfen!

Erwin: Das kann ich nicht finden, wenn Papa, wie er ſagt, auf einem Gute in der Nähe von Ratibor einen Gartenſalon auszumalen hat. Das iſt ein Auftrag, der wird ihm auch Geld bringen.

Klara: Du Unſchuldskind! Papa phantaſiert wieder mal ohne Hitze! Das iſt alles aus den Fingern geſogen!

Erwin: Nein, Klara, ſo weit wie Ihr, geh ich in meinem Mißtrauen gegen Papa wirklich nicht. Gut, er behilft ſich manchmal mit Ausflüchten. Deſſen bin ich mir aber faſt ſicher, daß an dem Auftrag mit dem Gartenſalon was Wahres iſt.

Klara: Baſta! Wir wollen uns wiederſprechen.

Erwin: Ihr ſtellt es immer ſo hin, liebe Klara, als ob Papa immer nur die Unwahrheit ſagte und abſolut zu nichts mehr nütze ſei. Hat er nicht im Oktober Maman die hübſche Wohnung gemietet und ſogar für ein halbes Jahr die Miete vorausbezahlt?

Klara: Ja, was mir noch heute dunkel ... was mir noch heute unheimlich iſt.

Erwin: Und hat er nicht, ganz aus eignem Verdienſt, Spiegel, Kommode, Waſchtiſch, Sofa, Schrank und Teppich beſorgt und Maman die ganze Wohnung friſch eingerichtet?

Klara: Das hat er! Aber Gott mag auch wiſſen, wie das eigentlich zugegangen iſt.

Erwin: Das iſt äußerſt einfach zugegangen. Papa hat eben den ganzen vergangenen Sommer lang in verſchiedenen großen Bier- und Weinlokalen der Friedrich- und Leipziger Straße alte, verräucherte Oelbilder rein gemacht: und was er dabei verdient hat, iſt auf Miete und Möbel draufgegangen.

Klara: Bis dann wieder im Laufe des Winters Möbelſtück auf Möbelſtück — das einzige Sofa iſt noch übrig! — ſelber draufgegangen und zu Gelde gemacht worden iſt.

Erwin: Immerhin waren es doch Papas Möbel.

Klara: Meinetwegen! wir woll'n mal ſo ſagen! Ja!

Erwin: Wir wollen mal ſo ſagen?

Klara: Übrigens iſt mir die Sache Wurſt. Ich habe ganz andere Dinge im Kopfe. Meine Sache ſteht gut, hat mir Fräulein Zillweindel heute geſagt. In vierzehn Tagen habe ich meine Kindergärtnerinprüfung hinter mir, Juni werde ich majorenn und dann kommt das Weitere.

Peter Brauer kommt wieder durch die Tür links.

Peter Brauer: Ah, Du biſt hier! Guten Tag, meine Tochter.

Klara, mit Kälte: Wie?

Peter Brauer: Nichts. Wenn Du erlaubſt: ich hatte Dir bloß guten Tag geſagt.

Klara: Guten Tag.

Peter Brauer: Nun, haſt Du den großen Mann geſprochen?

Klara: Welchen großen Mann?

Peter Brauer: Seine Exzellenz, den Herrn Geheimbderat.

Klara: Ich habe allerdings Herrn Geheimrat geſprochen. Wenn er auch heute noch nicht Exzellenz iſt, einmal wird er es ſicherlich. Und was den großen Mann anbelangt, darüber gibt es verſchiedene Anſichten. Mancher dünkt ſich groß, der mitunter nicht Herr über eine Briefmarke iſt.

Sie geht brüsk an Brauer vorüber durch die Tür links ab.

Peter Brauer: Jede Sünde wird dem Menſchen vergeben, aber das leiſeſte Wort gegen ihren Geheimrat wird einem von den Frauensleuten nicht vergeben. Und doch war der ganze ungeheure Geheimrat Hommel mal nichts weiter als bei meinem ſeligen Vater in Neuhaus in Schleſien ſimpler Schuladjuvant. Wie ſich die Zeiten doch manchmal ändern! — Er war nicht dumm! Er hat immer auf ſeinem Vorteil zu laufen gewußt! Zum Beiſpiel mußten die Kinder ihm Äpfel mit in die Schulſtunden bringen. Die fraß er vor aller Augen auf und wir Kinder genoſſen der großen Ehre, uns um die Schalen raufen zu dürfen. Bis ihm mein Vater dahinter kam und ſein ſchönes Äpfelgeſchäft leider pleite ging. — Aber, es war mit ihm immer ſo: wurde er pleite, morgen hatte er ſchon ein anderes, meiſt beßres Geſchäft aufgemacht.

Erwin: Du magſt den Geheimrat nicht, Papa, und doch ſind wir ihm vieles ſchuldig geworden.

Peter Brauer: Gott, ſieh mal, Erwin: ich mag ihn nicht, iſt zu viel geſagt. Er war mir nur immer unſympathiſch. Naturen wie er und ich vertragen ſich nicht. Mein Dickkopf von Vater verehrte ihn abgöttiſch. Deshalb iſt er ja auch ſo geſchmackvoll geweſen, meine Wenigkeit, ſeinen einzigen Sohn, ganz zu übergehen und hat den idealen Herrn Hommel zum Verwalter des Euch hinterlaſſenen kleinen Vermögens eingeſetzt. Nun, ich bin Euer Vater! Ich hätte Euch auch nicht darum betrogen.

Erwin: Haſt Du mit Mutter geſprochen, Papa?

Peter Brauer: Nein! Ich war, offen geſtanden, zu feig dazu. — Er nimmt Platz und ſcheint nachzudenken. — Weiß Gott, ich habe die halbe Nacht, weil ich vor Schmerzen hier in der Lendengegend nicht recht ſchlafen konnte — übrigens, bitte, ſprich nicht davon! — alſo ich habe die halbe

Nacht immer wieder die Sache von vorne bis hinten durchgedacht. Meinethalben: 's iſt lächerlich! aber ich weiß im Augenblick ganz tatſächlich nicht, wo ich die lumpigen vierzig Mark zu meiner Geſchäftsreiſe anders hernehme. Wenn mit den Weibern zu reden wäre. Zum Beiſpiel hat doch Klara ſicherlich heute beim Geheimrat ihre Aprilrate abgeholt. Wenn ſie mit ihrem Vater konform wäre, ich hätte ſchon längſt meinen Malkaſten komplettiert und mich ſelbſt und mein bißchen Gepäck zur Bahn gebracht. Ich will ja doch wirklich niemand zur Laſt liegen.

Erwin: Ich werde mal vorſichtig horchen, Papa, ob Mutter und Klara nicht am Ende doch umzuſtimmen ſind.

Peter Brauer: Und ich will mal den Koffer fertig packen.

Während Erwin ſich durch die Tür links entfernt, erhebt ſich Peter Brauer und macht ſich etwas kurzatmig daran, den Koffer unterm Bett hervorzuziehen, um noch dies und jenes darin unterzubringen. Mittlerweile klopft es an die Tür rechts.

Peter Brauer: Wer iſt da? Immer Geduld! Ich bin ſchon zur Stelle.

Peter Brauer öffnet, und der Althändler Carlowitz erſcheint. Carlowitz, zwiſchen vierzig und fünfzig, iſt kein Wiener, trägt ſich aber mit einer etwas fiakermäßigen Eleganz.

Carlowitz: Herr Brauer höchſt ſelbſt! Mir offen geſtanden ſehr angenehm.

Peter Brauer, nicht gerade angenehm berührt: Sieh da, ſieh da, Herr Carlowitz! Treten Sie näher! Platzen Sie ſich!

Carlowitz: ’s wieder mal ein ſäuiſches Märzwetter draußen. Wenn Sie nix dajejen einzuwenden haben, entledje ich mir von meine Jummiſchuh.

Peter Brauer: Bitte entledjen Sie ſich nach Belieben.

Carlowitz: Damit wollen Sie woll uff ’ne zarte Weiſe andeuten, daß ick mir nach Belieben an irjendeene Türklinke uffhängen kann, oder nich!? Den Jefallen kann ick Ihn noch nicht dun, Herr Profeſſor.

Peter Brauer, trocken: Das iſt wirklich ſchade, Herr Carlowitz. Was macht Ihre Frau?

Carlowitz: Schlecht! Meine Frau liecht ’n janzen Tag uf de Chäſelong und macht kalte Umſchläge. Sonſt mache ick alles. Sonſt macht ſe niſcht. Et is ooch beſſer, det ſe niſcht macht, denn ſeit det ſe det Koppleiden nu eenmal hat, hat ſe ooch in Jeſchäft, wo ſe doch friher Jeſchäftsfrau durch und durch jeweſen is, in de letzte Zeit bloß alles verkehrt jemacht. Ick habe bloß Hals über Kopp zu dun, det ick alles richtig wieder zurechtſchiebe. — Er tritt vor die Staffelei und macht Kennermiene. — Wieder ſcheene Bilder jemalt?

Peter Brauer: Was, da läuft Ihnen wohl das Waſſer im Munde zuſammen, Carlowitz?

Carlowitz: Nich janz. Wat mach ick ooch weiter lange Umſtände? nich? wo wir doch jerade mal unter vier Oogen ſind. Wir ſind doch woll unter vier Oogen? nich?

Peter Brauer, trocken: Ich habe zwei! Wenn Sie alſo auch nicht mehr wie zwei haben ...

Carlowitz: Jut, jut, jut, jut! Aber ick habe keene Zeit un bin ooch zu Witze nich jerade beſonders uffjelegt. — Sie wiſſen doch, det meine Frau hinter meinen Ricken September verjangenes Jahr den Mebelkauf mit Sie abjeſchloſſen hat. — *Er zieht eine Brieftaſche.* — Ick habe den Kaufvertrag in de Taſche. Zweihundert Mark ſind anjezahlt, dreihundert Mark ſind am erſten Januar fällig jeweſen, wo ick leider auf Reiſe in de Danzicher Jejend wejen alte Schränke und verſchiedene Auktionen jeweſen bin. Nu hat meine Frau ſich breitſchlagen laſſen und hat bis Anfang April prolongiert. Det ſtimmt doch?

Peter Brauer: Stimmt!

Carlowitz: Und det is doch ooch richtig, det jeben Se zu, det de janze Summe von achthundert Mark am erſten April, det is in drei Tagen, fällig is?

Peter Brauer: Wann?

Carlowitz: Oder wollten Se det womejlich nich zujeben?

Peter Brauer, *trocken*: Sagen Sie mal, für was halten Sie mich?

Carlowitz: Det muß ick erſt ſehen, det wird ſich zeijen. Heute weeß ick det ſo jenau noch nich. Alſo: det wird die Frache ſein: kann ick zum Erſten uff Kaſſe rechnen?

Peter Brauer: Hm! — Sie ſcheinen mir doch für die Diplomatenkarriere nicht gerade beſonders geeignet zu ſein. Ich hätte beinahe den Fehler gemacht und Ihnen was Rauchbares angeboten. — Vergeſſen Sie bitte nicht, wer ich bin! Solange Sie das nicht ganz genau wiſſen, trete ich, auf Ehre, in irgendeine Verhandlung mit Ihnen nicht weiter ein.

Carlowitz: Det kenn ick, det ſind faule Redensarten! Solche Redensarten hab ick jahraus, jahrein von richtige „Vons“, von Leutnants und von Barone jenug zu heren jekricht. Da bin ick, wenn't ernſt wird, unempfindlich. Außerdem wir ſind beede man bürjerlich. Ich bin ...

Peter Brauer, heftig unterbrechend: Sie ſind ein Banauſe, und ich bin Künſtler! Künſtler bin ich! Verſtehen Sie mich? Sie befinden ſich hier bei einem Manne, der einen allgemein geachteten Namen hat! Einen Künſtlernamen, verſtanden? Sie befinden ſich hier in Geſellſchaft eines Gentleman, der, ich verbitte mir das! ... der mit Ihren Genoſſen vom Trödelmarkt unbedingt nicht zu verwechſeln iſt!

Carlowitz: Herrjeh nee! ick due Se doch nich verwechſeln! Sie ſind der Mann, der mir, ſage und ſchreibe achthundert Mark, nich mehr und nich wenicher, ſchuldig is.

Peter Brauer: Und Sie? Und Sie? Was ſind denn Sie mir ſchuldig?

Carlowitz: Ick? Ihn? Da lach ick doch, det mir de Weſte platzt.

Peter Brauer: Menſch! ich habe Ihnen dreimal den alten Fritzen, ſechsmal den alten Kaiſer Wilhelm, zwei Stück Kaiſer Friedrich, zwölf Stück Kaiſer Wilhelm den Zweiten in Öl gemalt! Für ein Lumpengeld in den Rachen geſchmiſſen! Das iſt Ihnen, Stück für Stück, in Ihrem verdammten fulſtrigen Kramladen für dreißig, vierzig, fünfzig, ſechzig und mehr Mark abgegangen! Ich habe von

Ihnen pro Stück ſechs Mark und höchſtens acht Mark fünfzig gekriegt.

Carlowitz: Det is reichlich jenug! Wo bleibt ſonſt der Goldrahmen?

Peter Brauer: Ochſe! Denken Sie vielleicht, daß der Wert eines Bildes der Goldrahmen iſt? Und wofür ſind Sie denn ein verpfuſchter Tiſchlergeſelle? Werden denn nicht in Ihrer Fälſcherbudike für ſogenannte antike Möbel aus alten Holzabfällen ſchockweiſe ſolche Dinger gemacht? Hol Sie der Teufel mit Ihren Frechheiten.

Carlowitz: Jut ſo! Un nu verklagen Se mir zu juter Letzt am Ende noch wejen Beleidijung!

Peter Brauer, barſch, reicht ihm Zigarrentaſche: Beſſern Sie ſich und ſtecken Sie ſich, da! hier! eine von meinen Havannas an!

Carlowitz: Sie ſind 'n janz ſpaßhafter Kopp, Herr Profeſſer. Trotzdem for Ihre Zigarre danke ick! Will ick roochen, hab ick ja ſelber welche. Jeſchäft is Jeſchäft! un denn heeßt es, Spaß beiſeite, bei mir. Die Frage wird die ſein: kann ick uff Zahlung rechnen?

Peter Brauer: Das wird ſich am Erſten zeigen, Herr Carlowitz.

Carlowitz: Un det is alles! Mehr ſagen Se nich?

Peter Brauer: Nicht, ſolange Sie dieſen Ton anſchlagen.

Carlowitz: Na, denn will ick mal meinsweechen ölig wie 'n Friſeur oder wie 'n Oberkellner bei Dreſſel ſind. Wenn's jefällig is, will ick mir Handſchuhe anziehen:

wollten jehorſamſt den Herrn Profeſſer jebeten haben, ob er einem ehrlichen Mann und Jewerbetreibenden jitigſt will kund und zu wiſſen tun, wie daß ick zu meinem Jelde komme.

Peter Brauer: Na nu mal gemütlich, Carlowitz! Der Winter war ſchlecht: das leugne ich nicht. Es iſt mir nicht anders wie Ihnen gegangen: ich habe ebenfalls unter der allgemeinen geſchäftlichen Kriſis zu leiden gehabt. Bargeld iſt knapp! Kein Menſch will was ausgeben. Die Herren Gelehrten zerbrechen ſich mal wieder die Köpfe ganz vergeblich, um rauszukriegen, womit der in allen fünf Weltteilen ſpürbare miſerable Geſchäftsgang zuſammenhängt. Der Dalles geht in die höchſten Kreiſe. Ich ſage nicht, daß ich im Dalles bin. Aber ich habe im ganzen dieſen Winter bloß drei Porträts nach dem Leben gemalt: einen Geheimrat Hommel im Kultusminiſterium, einen Major und einen Zuſchneider an der Schneiderakademie. Jedes Porträt nach dem Leben zu fünfhundert Mark. Was glauben Sie: ich habe bisher knappe vierhundert Mark, im ganzen, von allen drei Bildern hereinbekommen. So ſtecken gut ſituierte Menſchen heut allgemein in der Tinte drin.

Carlowitz: Det mag alles ſoweit janz richtig ſein . . .

Peter Brauer: Halten Sie doch mal die Schnauze! bitte! Reden Sie, wenn ich fertig bin! Dort ſteht mein Koffer! will heißen, daß ich in die Provinz reiſe, will heißen, daß ich von einem Landrat und einem reichen Kohlenhändler beauftragt bin, zwei große Familienbilder zu malen, wozu noch eine Halle kommt oder ein Gartenſalon im Park eines

Herrn von Stolp, den ich mit Kaſeinfarben ausmalen ſoll. Daraus folgt — kapiert? —, daß niemand an mir auch nur einen ſogenannten roten Heller verlieren wird. Kapiert? Oder iſt das am Ende auch noch zu hoch für Sie, Carlowitz?

Carlowitz: Det klingt alles janz ſcheen, aber ernſt nehm ick et nich. Lieber mecht ick ma Ihre Frau ſprechen.

Peter Brauer: Sind Sie größenwahnſinnig, Carlowitz!?

Carlowitz: Ick nich! au contraire! aber Sie vielleicht! Wenn ick wie Sie wär und täte heute in Ihre Haut ſtecken . . . un ſteckte ſo wie Sie in dieſen Mommang in Jlashauſe drin, ick wollte mit Redensarten, weeß Jott, nich ſo patzig ſint.

Peter Brauer: Was wollen Sie damit ſagen? Hm?

Carlowitz: Ick will damit weiter jarniſcht ſagen, als ſo viel: et gibt eenen Staatsanwalt.

Peter Brauer: Aber bitte, ſonſt fehlt Ihnen doch hoffentlich weiter nichts, lieber Carlowitz?

Beide ſchweigen eine Zeitlang, Carlowitz erboſt, Brauer merkbar erregt und überlegend.

Peter Brauer, *ſehr leiſe:* Begründen Sie alſo jetzt Ihre unverſchämte Drohung, wenn ich gefälligſt erſuchen darf.

Carlowitz: Wat ſoll da jroß zu bejrinden ſint? Meine Verträge ſind ſo jeſtellt, det meine Mebel mir jeheren, bis det de letzte Rate richtig jelegt worden is. Wenn nu alſo 'n Kunde nich zahlt und verkooft meine Mebel anderweitig, wo er jar nich det Eijentumsrecht beſitzt, denn miſcht ſich eben, wie bei uns die Jerichte nu eenmal ſind, de Staatsanwaltſchaft in die Jeſchichte. — Det werden Se woll ſo jut wie ick wiſſen.

Peter Brauer: Wer ſagt Ihnen, daß ich die Möbel verkauft hätte?

Carlowitz: Det ſagt der Portier, der Schuſter, wo unten im Keller is.

Peter Brauer: So! Ich werde dem Schuft und Ehrabſchneider einen Prozeß wegen Verleumdung an den Hals hängen.

Carlowitz: Tun Se det man! Warum denn nich? Wenn Se freilich jeſcheit ſind, kann ich Ihn raten, denn laſſen Se lieber die Finger von.

Peter Brauer nimmt ſeinen Hut: Der Schweinehund ſoll mir das ins Geſicht ſagen!

Carlowitz: I, hier ſteht et ſchriftlich, mit Unterſchrift. Fortjeſchafft ſin: een Spiegel! een Nußbaumvertikow! ’n Tiſch, zwee Plüſchſeſſel, ſechs Stühle, zwee Bettſtellen und een jroßer Kleiderſchrank! Jeben ſich man! Da hilft keen Maulſpitzen.

Peter Brauer: Carlowitz, Sie kennen mich ſeit zwei Jahren als Ehrenmann. Der Kerl da im Keller iſt mir viel zu gemein, als daß ich mich mit ihm abgeben möchte.

Carlowitz: Aha! Ick verſtehe.

Peter Brauer: Viel zu plebejiſch und gemein! Alſo: die Sachen ſind alle vorhanden.

Carlowitz: Jut, det ſteht ja bei Ihnen! Denn kenn wir ja jleich ma ’n Jang durch de janze Wohnung jehn.

Peter Brauer: Carlowitz, Sie beleidigen mich! Die Möbel ſind da! Wem wollen Sie mehr glauben? Dieſem beſtraften Proleten im Keller oder mir, der bis zum heutigen Tage bürgerlich durchaus unbeſcholten iſt?

Carlowitz: Wat ick ſehe, det jloob ick, ſonſt jloob ick niſcht. Warum wollen Se denn nich, wo ick jut jenug bin for Bilderabkofen und Mebelliefern, mecht ich wiſſen, nich mit mir durch de Wohnung jehn?

Peter Brauer: Weil meine Frau nervenkrank und beim Medizinalrat Kolb in Behandlung iſt. Wenn ich mit Ihnen jetzt erſcheine, das wirft ſie mir Wochen und Wochen zurück.

Carlowitz: Ick kann ja janz ſtill ſind. Ich rede keen Sterbenswort.

Peter Brauer: Das hilft nichts, und wenn Sie ſich unſichtbar machen. Ich ſage Ihnen, meine Frau hat eine Art Inſtinkt, einen jetzt noch durch ihre beſondere Krankheit geſchärften Blick. Ich gewärtige eine ſchwere Kriſe. Sie werden nicht wollen, daß ſie mir womöglich einer ſolchen Lappalie wegen zuſammenbricht! Kurz: die Möbel ſind da! laſſen Sie doch das Achſelzucken. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort . . .

Carlowitz: Wat tu ick mit Ihrem Ehrenwort?

Peter Brauer, mit der Allüre knirſchender Wut: Carlowitz, machen Sie ſich nicht unglücklich!

Carlowitz: Det is et! Det jebe ick Ihn zurück! Ich kann hier nich meine Zeit verdämpern. Schluß! Det wird alſo nu mein janz beſtimmter und letzter Vorſchlag ſind.

Ick warte alſo dem Erſten ab! Ick warte alſo och noch bis zum Fünfzehnten: denn hab ick entweder det janze Jeld, oder eene Rate von dreihundert Mark und 'n Schriftſtück, unterſchrieben von Ihrer Frau und von Ihre zwee Kinder in de Hand, det ſe for alles weitere jutſagen. — Oder Se kennen beſtimmt druf rechnen, denn es is nich alleene bloß dieſe Jeſchichte, det Se am Sechzehnten, Siebzehnten wejen Betrug verhaftet ſind. — Er hat während dieſer erregten Rede ſeine Gummiſchuhe angezogen und läuft jetzt durch die Tür rechts ſchnell ab. —

Peter Brauer glotzt gegen die Tür, die er hernach hinter Carlowitz zuſchließt. Er bewegt ſich gegen das Bett hin, bleibt ſtehen, um einen aſthmatiſchen Anfall zu überwinden. Haſtig zündet er ſeinen kalt gewordenen Zigarrenſtummel wieder an und nimmt tiefe Züge. Gleich darauf legt er ihn weg und läßt ſich der Länge nach aufs Bett fallen, wo er mit ringenden Atemzügen liegenbleibt.

Frau Thekla Brauer erſcheint von links, bald darauf Klara und Erwin.

Frau Thekla Brauer — zarte Erſcheinung, ernſtes, großäugiges Geſichtchen, wie Milch und Blut, zugleich ſüß und ſtreng. Gegen vierzig Jahre alt, der Erſcheinung nach nicht über achtundzwanzig. Schwarzer, anliegender, ſchlichter Rock, Spitzenkragen über den feinen Schultern, gutes Schuhwerk, glatte Friſur, alles vollkommen gepflegt. Sie geht zugleich haſtig auf das Fenſter zu und öffnet es. — Pfui Teufel, hat dieſer Menſch wieder alles voll geraucht! — Sie bemerkt Brauer. — Ich ſag's ja: man kriegt dieſen Menſchen nicht vom Halſe! dieſes träge Pferd nimmt den Mund voll und ſchwatzt von Arbeiten!

will reiſen! will Geld verdienen! und räkelt ſich ſeit drei Wochen in den Zimmern herum.

Peter Brauer: Thekla, Thekla, vergiß Dich nicht!

Frau Thekla: Wann wird dieſer Menſch wohl begreifen, daß er ein unnützes Fettgewicht und ſeiner Familie nur läſtig iſt. Wenn er ſich doch um Gottes und Chriſti willen wenigſtens mal drauf beſinnen möchte, an welcher Stelle der Zimmermann das Loch gelaſſen hat.

Peter Brauer — *mühſam, aſthmatiſch, ergeben:* — Thekla, die Kinder! Thekla, die Kinder!

Frau Thekla: Ja leider! Die Kinder kennen Dich nicht. Die Kinder werden es noch erleben, daß ihnen die Laſt eines kranken und hilfloſen Mannes das bißchen Hoffnung und Freude am Leben vergällen und das bißchen Zukunftsmuſik der kleinen Großvatererbſchaft auffreſſen wird.

Peter Brauer: Thekla!

Frau Thekla: Ach was Thekla! Geheimniſſe gibt's zwiſchen mir und den Kindern nicht. Sie ſollen Dich nicht in Verklärung ſehen. Sie mögen Dich ſehen, wie ich Dich leider ſehen gelernt habe und wie Du biſt: eine Laſt! keine Stütze unſerer Familie! — *Sie geht in das Nebenzimmer, die Tür bleibt offenſtehen.*

Peter Brauer *nimmt mit einem Ruck die Beine vom Bett und ſitzt aufrecht:* Nun, was ſagt Ihr zu Eurer Mama, Kinder?

Klara: Der Krug geht ſolange zum Brunnen, bis er bricht, ganz natürlich.

Peter Brauer: Klara, ſollte wirklich in Dir nicht der allerkleinſte Funken kindlicher Liebe mehr für Deinen alternden Vater vorhanden ſein? — *Er rafft ſich gewaltſam auf.* — Donnerwetter, ich bin unter Hyänen geraten! — Lieber will ich doch betteln, will ich doch Miſt laden, will ich doch Kloaken ausräumen, will ich doch unter Schweinen, wenn ich nur Ruhe vor den lieben Meinigen habe, Treber freſſen gehn!

Klara, *zu Erwin:* Was ſagſt Du dazu? Solche Redensarten führt Papa in unſeren vier Wänden und ſchämt ſich nicht.

Sie geht ſchnell ab ins Nebenzimmer.

Peter Brauer *erhebt ſich:* Ich weiß nicht, Erwin, wieſo das über mein Daſein verhängt worden iſt. Ich muß mal vor meiner Zeit, bevor ich geboren wurde, mein ich, auf eine furchtbare Weiſe gegen den lieben Gott im Himmel geſündigt haben. Sonſt verſtehe ich dieſes ausgeſucht miſerable Schickſal, das mich an meinem Herde heimſucht, wahrhaftig nicht. — Junge, Du mußt mir vierzig Mark ſchaffen!

Erwin: Ich habe ſechs Mark! Hier ſind ſie! mehr hab ich nicht!

Peter Brauer *nimmt das Geld, das Erwin ihm bietet, dreht ſeine Taſchen um:* Gut! So ſieht's bei mir aus! Aber dennoch: ich gehe! Mach keine Redensarten: ich gehe und wenn ich am nächſten Prellſtein verrecken muß.

Erwin: War denn nicht jemand bei Dir, Papa?

Peter Brauer: Ein Kerl, dem ich Gott ſei Dank nichts ſchuldig bin! Sonſt Gnade mir, denn der kennt kein Erbarmen! Harpyien! Wenn Du älter wirſt, Erwin, wirſt Du vielleicht mal finden, daß die Welt angefüllt mit Harpyien iſt, die den Menſchen mit Schnäbeln und Krallen bei lebendigem Leibe entzweireißen.

Erwin: Papa, Du gebrauchſt aber wirklich viel zu ſchroffe Ausdrücke gegen Klara und gegen Mama.

Peter Brauer: So!? Höre nicht drauf! Vergiß ſie, mein Sohn. — Und jetzt hilf mir mal meinen Koffer zumachen.

Koffer und Malkaſten werden geſchloſſen, Blendrahmen, Feldſtuhl, Malſtock, Malerſchirm zuſammengebunden, einige Blendrahmen dazugeſtellt, eine altes Plaid darübergeworfen und alles traggerecht mit Riemen zuſammengeordnet. Klara kommt wieder.

Klara: Mama ſchickt Dir acht Mark, aber nur unter der Bedingung, daß es Deine beſtimmte Abſicht iſt, Deine Reiſe wirklich im Augenblick anzutreten.

Peter Brauer: Mit Wonne genehmigt, mein zärtliches Kind. — Er richtet ſich auf, aſthmatiſch, und ſtreift das Geld ein. — Und nun grüße Mama und laßt es Euch gut gehen.

Klara: Mama nimmt an, Du würdeſt bis erſten Juli in der Provinz bleiben.

Peter Brauer — indem er ſich einen Teil des Gepäcks auflegt, Erwin den anderen: In der Provinz oder in jener Provinz! Adieu, liebes Klärchen! Nichts für ungut! Sage Mama, der Alte wird entweder am erſten Juli mit reichlichen Honoraren beladen erſcheinen und hoch willkommen ſein oder woanders! dann laßt mir auf meinen Grabſtein ſetzen: Gott hab ihn ſelig! Er iſt tot.

Klara: Das ſagſt Du ja ſtets! das macht keinen Eindruck!

Peter Brauer: Zum Kampf der Wagen und Geſänge! Was nutzt das alles! Friſch, Erwin! Märzluft! Wir ſind zwei fidele Malersleut!

Erwin und Peter Brauer ziehen ab mit allem Gepäck durch die Tür rechts. Klara ſchließt hinter ihnen die Tür.

Klara, mit einem etwas gedämpften Freudenausbruch: Er iſt fort! Er iſt fort! Er iſt fort, Mama!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Das Gaſtzimmer im kleinen Gaſthof zum Goldenen Lamm, in einer ſchleſiſchen Kreishauptſtadt. Vorn links iſt die Eingangstür vom Hausflur her. Der Raum iſt braun tapeziert. Ein breiter Durchgang verbindet ihn mit einem zweiten länglichen Raum nach der Tiefe zu. Dort ſteht eine gedeckte Wirtstafel. Hinter dieſem Raum iſt das Billardzimmer, von wo man die Elfenbeinbälle anſchlagen hört.

Die Einrichtung des braunen vorderen Zimmers, das rechts ein Fenſter hat, iſt jagdmäßig. Man ſieht an der Wand Geweihe, einige ausgeſtopfte Vögel, mehrere große Kupferſtiche, die Waldlandſchaften mit Rotwildrudeln, ſowie überhaupt weidmänniſche Szenen darſtellen. Ein ſehr langes Lederſofa ſteht rechts vom Durchgang an der Hinterwand, davor ein langer, ſchmaler Tiſch, umgeben von hochlehnigen Rohrſtühlen. Alles alte gebeizte Eichenmöbel. Links vom Durchgang ſteht der Weinſchrank des Wirtes. Zwei oder drei kleinere Tiſche mit Stühlen ſind außerdem aufgeſtellt. Das Ganze macht einen ſauberen, beinahe wohlhabenden und jedenfalls anheimelnden Eindruck. Das Gaſthaus der guten alten Zeit mit kleinen Fenſtern und gebräunter, niedriger Holzdecke. Man ſteigt vom Flur ins Gaſtzimmer zwei Stufen herab, zum Table d'hote-Zimmer eine Stufe hinauf.

Es iſt gegen elf Uhr vormittags, nicht lange nach Oſtern. Draußen herrſcht das bekannte Aprilwetter.

Gaſthofbeſitzer Krebs, über fünfzig Jahre alt, ſympathiſch und intelligent, ſteht am geöffneten Weinſchrank und ordnet Rotweinflaſchen. Eins ſeiner Beine war gebrochen und iſt nach der Heilung zu kurz geblieben. Kellner Fritz trägt Rotweinflaſchen zu. Er hat noch die Morgenjacke an. Übrigens iſt er ein dreißigjähriger Menſch, der eher einem jungen Vikar als einem Kellner gleicht. Frau

Krebs, eine ſchlichte bürgerliche Erſcheinung, etwa ſechsunddreißig Jahre alt, kommt vom Flur herein. Sie trägt ein Häubchen über dem ſchlichten Scheitel und ein Schlüſſelbund am Gürtel.

Frau Krebs: Hellmut! — Mann, ſag mal, weißt Du, wo Hellmut iſt?

Herr Krebs: Hinten am Billard iſt er, Emilie.

Frau Krebs geht nach hinten und ruft in der Nähe des Billardzimmers nochmals: Hellmut!

Hellmut tritt, ein Billardqueue in der Hand, aus dem Billardzimmer. Es iſt ein hübſcher, dreizehnjähriger Quartaner.

Hellmut: Und? Du wünſchſt, Mama?

Frau Krebs: Hellmut, Du weißt, die Ferien ſind bald zu Ende. Vergiß nicht, daß Deine Lateinzenſur gar nicht beſonders iſt. Denke daran, ein bißchen zu arbeiten. — Und dann kannſt Du mal einige Rechnungen ausſchreiben.

Hellmut: Sehr gerne, Mama.

Hellmut legt das Queue weg und kommt mit ſeiner Mama nach vorn. **Karoline**, ein auffällig hübſches, intelligentes Dienſtmädchen, kommt adrett gekleidet, einen kleinen Wäſchekorb im Arm, vom Hausflur herein.

Frau Krebs: Nun, was bringſt Du denn, Karoline?

Karoline markiert unterdrücktes Lachen: Ach Gott, Madam, ich habe ja vor Lachen beinahe nicht zur Treppe herunter gekonnt.

Frau Krebs: Nanu!?

Karoline: Das iſt die ganze Wäſche, Madam, die mir der Herr Profeſſor auf Numero vierzehn für die Waſchfrau gegeben hat: zwei ganze Hemdkragen und ein Paar Manſchetten.

Frau Krebs: Das iſt für die vierzehn Tage etwas wenig, die er nun hier im Hauſe iſt.

Herr Krebs, am Weinſchrank: Wieviel Manſchetten und wieviel Hemdkragen?

Frau Krebs: Einen Kragen für jede Woche, die der Profeſſor im Hauſe iſt, Mann.

Karoline: Ach, es iſt ja zu komiſch. Heute morgen komm ich herein. Ich ſeh, da iſt alles vollgepanſcht. Er liegt im Bett, und das einzige Hemd, das er hat, iſt über den Ofen zum Trocknen gehängt.

Fritz: Er wäſcht ſeine Hemden immer ſelber.

Herr Krebs, beiläufig lachend: Sein Hemde! ſagen wir lieber, Fritz.

Fritz: Er ſagt, er hätte es ſich in Italien angewöhnt, wo ihm die Wäſcherinnen meiſt mit einemmal Waſchen ſeine Wäſche verdorben hätten.

Herr Krebs, gutmütig, humoriſtiſch: Demnach ſcheinen ſie ihm alſo in Italien ſämtliche Hemden bis auf das letzte verdorben zu haben. Siehſt Du, Mama. Du willſt immer nach Italien gehen. Gelt, Hellmut? Gehn wir lieber nicht nach Italien.

Frau Krebs: Ob denn das Hemd über Nacht auch richtig getrocknet iſt?

Karoline: Mir ſchien es noch ziemlich feucht, Madam.

Frau Krebs: Was will denn der arme Menſch da heut anziehen?

Fritz: Er hat ſich von mir einen Kragen geborgt.

Herr Krebs: Wo ſoll er den Kragen denn feſtknöpfen, Fritz?

Fritz lacht: Ich weiß nicht, Herr Krebs, das iſt ſeine Sache.

Herr Krebs: Denn ich nehme doch an, daß er ſplitter-faſer-nackt im Bette liegt.

Karoline: Er hat ein Katzenfell vor die Bruſt gebunden.

Herr Krebs: Woher weißt Du denn das?

Karoline: Fritz hatte zu tun. Da hab ich ihm doch heut morgen den Kaffee ans Bett gebracht.

Frau Krebs: Na, nun halt Dich nicht weiter auf, Karoline.

Karoline geht, geſittet lachend, nach hinten zu ab.

Frau Krebs: Wie denkſt Du's denn eigentlich bei dem Profeſſor mit der Rechnung zu halten, Mann?

Herr Krebs, achſelzuckend: Ja, Gott, was tun? Die Sache iſt kitzlig.

Frau Krebs: Er hat nicht nur bei uns, ſondern auch da und dort bei den Geſchäftsleuten unter den Lauben eine Menge Schulden gemacht. Hat ihm nicht ſogar Johann fünf oder ſechs Mark borgen müſſen?

Fritz: Ach Gott, Madam, nicht bloß Johann!

Frau Krebs: Na na! ich hoffe, Ihr ſeid etwas vorſichtig.

Fritz iſt ſeine Flaſchen losgeworden und entfernt ſich durch die Flurtür im Eifer der Tätigkeit.

Herr Krebs: Wie man's auch macht, iſt's falſch, Emilie. Ich habe mich jedenfalls aufgeſchwungen, und er iſt heute morgen im Beſitz einer Mahnung und überdies der direkten Kündigung.

Frau Krebs: Du kannſt doch nicht fremde Leute durchfüttern.

Hellmut: Er ſagt doch, Du ſähſt ſeiner Frau ſo ähnlich. Er will doch von Dir ein Porträt machen, Mama.

Frau Krebs: Dummer Junge, was iſt an mir abzumalen!?

Herr Krebs: Warum denn nicht?! Schließlich malt er uns alle durch die Bank auf Leinwand ab. Mit Gewalt vor die Tür ſetzen kann ich ihn nicht.

Frau Krebs: Du kannſt ihm den Standpunkt aber doch klar machen.

Johanniterſchweſter Herta von Schultzen, hübſches, zweiundzwanzigjähriges Mädchen, und Anneliſe Krebs, Tochter der Eheleute Krebs, hübſch, ſiebzehnjährig, fegen Arm in Arm aus den hinteren Zimmern nach vorn.

Frau Krebs: Ach, Fräulein von Schultzen!

Schweſter Herta: Schweſter Herta, wenn ich gefälligſt bitten darf.

Frau Krebs: Sind Sie wieder mal hier in unſerer Gegend?

Schweſter Herta: Nu natürlich! Frau Krebs, man muß doch wieder mal in der alten gemittlichen Schläſing zum Rechten ſehn. Aber, ſag ich Ihnen: Anneliſe iſt hübſch geworden! Das Mädel iſt ja richtig wie eine

Wachspuppe aus dem Panoptikum. Sie ſtreichelt, mit Anneliſe verſchränkt, deren offenes Haar.

Anneliſe: Denk mal, Herta hat dem Profeſſor Brauer oben Medizin gebracht.

Schweſter Herta: Wie das ſo iſt: Arbeit macht das Leben ſüß, Faulheit ſtärkt die Glieder. Ohne Arbeit langweil ich mich. Papa lebt ſeinen gewohnten Stiebel fort, und das iſt öde, zum aus der Haut kriechen. Lieber will ich vierzehn Tage lang im Krankenhaus Nachtlicht ſein: ſolche Ferien ſind zu geiſttötend. Da hat ſich Schweſter Herta — wie wird ſie denn nicht! — eben im Schweſternhaus gleich für beſondere Fälle zur Verfügung geſtellt.

Frau Krebs: Siehſt Du wohl, Mann, was hab ich geſagt: der Profeſſor iſt nicht geſund! Es kann ſich verſchlimmern, und wir haben womöglich einen ſchwerkranken Menſchen auf dem Hals.

Herr Krebs, zu Schweſter Herta: Was fehlt ihm denn?

Schweſter Herta: Pſt! das iſt Amtsgeheimnis. Der Profeſſor war in der Poliklinik bei Doktor Lattenberg. Wir haben ihm im Schweſternhaus einen Verband angelegt. Den Verband ſollte ich eigentlich heute nachſehen. Aber der Ehrenmann will nicht. Er glaubt wohl, daß ich zum Spaß der Luſt halber komme. Er läßt mich überhaupt nicht ins Zimmer hinein.

Herr Krebs: Ihr Herr Papa iſt dagegen unberufen friſch und kregel, Fräulein Herta. Ich ſehe ihn jeden Morgen beim Frühſchoppen.

Schweſter Herta: Gott, was ſoll ſo'n alter Haudegen, wie mein Herr Père, anfangen, wenn er nun mal an der Majersecke prompt geſcheitert iſt. Da geht er ſpazieren, da kehrt er da und dort mal ein, trinkt ſein Glas Rotwein, kannegießert 'n bißchen herum, ſchwärmt von Haarwuchspomade, ſchimpft über ſchlechtes Straßenpflaſter et cetera pp. und dergleichen mehr. Es iſt eigentlich ein Jammer um einen Menſchen, der in Gottes weiter Welt nicht weiß, was er mit ſich anfangen ſoll. Schließlich verfällt er auf Lächerlichkeiten.

Frau Krebs: Aber Fräulein Herta, Ihr Papa!

Schweſter Herta: Das iſt er ja natürlich. Das leugne ich nicht. Aber deshalb: immer friſch, fromm, frei von der Leber weg. Man muß immer im Leben die Wahrheit ſagen. — Sie reißt, ohne die Verſchränkung aufzulöſen, Anneliſe mit ſich ans Fenſter. — Himmel haſt du keine Flinte! Wer war denn das?

Anneliſe: Papa, der iſt ſchon mal bei uns geweſen.

Schweſter Herta: Schmachtlocken bis auf die Schultern herunter. Der Menſch iſt ja ſchöner als ſchön. Da kann ſich doch keiner wundern, wenn ein armes, unverheiratetes Mädchenherz zittert und bebt.

Anneliſe: Komm fort, Herta! Es iſt ein unangenehmer Menſch. Es iſt Schmolcke, Papa. Er hat Augen, die ſpießen einen auf wie mit Stricknadeln.

Die Mädchen eilen, lachend miteinander, nach hinten zu ab.

Johann, der Hausknecht, bringt Handgepäck vom Flur herein. Er hängt einen alten ſogenannten Hohenzollernmantel an die Haken rechts von der Eintrittstür. Ein großer photographiſcher Apparat, ein Stativ mit Stöcken und Schirmen zuſammengebunden, und eine gewaltige alte, lederne Umhängetaſche werden auf ein Wandtiſchchen niedergelegt. Nun erſcheint, von Krebs und Fritz begleitet, der Photograph Leonhardt Schmolcke. Er iſt ein langer, magerer, zigeunerhafter und bleicher Menſch, der mit ſeinem kohlrabenſchwarzen, ziemlich langgewachſenen Haar, ſeinem die Halsgrube freilaſſenden Umlegekragen ſowie den langen flatternden Schlipsenden einen provinziell-künſtleriſchen Anſtrich hat. Er iſt nicht über fünfunddreißig Jahre alt. Seine Bewegungen ſind lebhaft und zugleich gewöhnlich und großſpurig.

Schmolcke: Das verdammte Sauwetter hat mir wahrhaftig einen Strich durch die Rechnung gemacht. Ich habe von Berlin aus den Auftrag gekriegt, die Ruine Neuhaus zu photographieren. Als ich von Liegnitz abreiſte, war der Himmel faſt wolkenlos, in zwei Minuten, paſſen Sie auf, wird es gießen und graupeln.

Herr Krebs: Und in den nächſten fünf Minuten kommt dann die Sonne auch wieder raus.

Schmolcke: Einen Bittern zunächſt!

Herr Krebs: Fritz, einen Boonekamp: — Sie kommen direkt aus Liegnitz, Herr Schmolcke?

Schmolcke: Atelier Prezioſa. Wiſſen Sie nicht, daß ich ſeit Oktober ein Atelier eröffnet habe und in Liegnitz anſäſſig bin? Menſch! Sie haben doch meine Geſchäftskarte. Ich habe doch mindeſtens zweitauſend Karten mit Atelier Prezioſa in der Provinz herumgeſchickt.

Herr Krebs: Freilich, freilich. Ich kann mich genau erinnern.

Schmolcke: Atelier Preziosa. Ich habe ſchon in den erſten vier Wochen beinahe die ganze gute Kundſchaft von Liegnitz in der Taſche gehabt. Hernach will ich Ihnen mal meine Bilder zeigen: den Bürgermeiſter! den Oberſtaatsanwalt, Landräte, Schauſpieler, Schulprofeſſoren. Dabei habe ich in der Schnellphotographie eine neue Erfindung gemacht, für die ich in dieſen Tagen Patent kriege.

Herr Krebs: Sie hatten doch mal in der Nähe von Guben 'ne Hühnerzucht?

Schmolcke: Ging nicht! Verkauft! Habe 'n gutes Geſchäft gemacht.

Herr Krebs, trocken: Gott ſei Dank, alſo 'n Dummen gefunden.

Schmolcke: I, das will ich nich ſagen. Die Sache war gut. Der Mann kommt durch. Damals war die neue Bahnverbindung nach Breslau noch nicht. Es gibt auch jetzt neuere Brutmethoden.

Herr Krebs: Was macht Ihre Frau? Vorigen Juni, als Sie hier waren, Sie erinnern ſich doch? hatten Sie Ihre junge Frau doch mitgebracht.

Schmolcke: Erinnern Sie mich um Gottes und Chriſti willen an die allergrößte Dummheit meines ganzen bisherigen Lebens nicht! Ich habe manchen Fehlſchlag erlebt, aber dieſer hätte mich bei einem Haar umgebracht. Nun, ich bin ſie los! Gott habe ſie ſelig. — Ich mag nichts ſagen! Stellen Sie ſich bloß ſoviel vor: im erſten Quartal unſerer Ehe, hinter meinem Rücken tauſendzweihundertundſechsundneunzig und eine halbe Mark Schulden: Kleider, Stiefeletten, feinen Likör und Konfekt! gemacht — und noch was! läßt ſich ſo einfach nicht ausſprechen! — heidi, holla! raus! über Hals über Kopf! Wo wär ich denn? Ich geh bis ans Reichsgericht. Habe natürlich einen Prozeß am Hals hängen. — Wiſſen Sie übrigens, ob der Landgerichtsdirektor Schorn augenblicklich zu Hauſe iſt?

Herr Krebs: Na gewiß! Er hat wenigſtens geſtern abend, wie immer, hier ſeinen Schoppen Rotwein getrunken.

Schmolcke: Schnell noch 'n Bittern! und dann will ich mal — ich habe nämlich Bilder und eine Empfehlung von ſeinem Schwiegerſohn, Regierungsrat Brauſewetter, mitgebracht ... — dann will ich mich mal zu ihm rüber verfügen.

Herr Krebs: Der Regen läßt nach! Hab ich mir gleich gedacht.

Schmolcke: Johann, geben Sie auf die Effekten acht!

Schmolcke geht ſchnell mit Johann durch die Flurtür ab.

Herr Krebs — zur Gattin, die ſich mit Hellmut in einer Fenſterniſche den Anſchein gegeben hat, als ob ſie nicht zuhöre: — Du kennſt doch den Mann?

Frau Krebs: Iſt das nicht der, der mal in dem großen Betrugsprozeß wegen der Schwindelmedizin gegen die Kälberruhr was auf den Pelz gekriegt hat?

Herr Krebs — guckt ihm zum Fenſter hinaus nach: — Das iſt Schmolcke, ganz recht! Sieh mal die Leute! Schlachter grüßt, Gemüſeweib grüßt! Droſchke grüßt! Papierhändler grüßt! Apotheker grüßt! Schwupp in die

Apotheke. Na ja, der Apotheker iſt zum mindeſten ſo geriſſen und ſo verrückt, wie der Schmolcke iſt.

Peter Brauer tritt langſam vom Flur her ein.

Peter Brauer: Darf ich ergebenſten guten Morgen wünſchen!

Hellmut: Guten Morgen, Herr Brauer.

Peter Brauer: Danke verbindlichſt — Nähert ſich Frau Krebs mit Reſpekt und Anſtand. — Wiſſen Sie eigentlich, gnädige Frau, daß Ihr Sohn ein Malertalent erſten Ranges iſt?

Herr Krebs: Gut geruht?

Frau Krebs: Sie ſcherzen natürlich, Herr Profeſſor.

Peter Brauer, feierlich, überzeugt: Allererſten Ranges, auf Ehrenwort. Er berechtigt geradezu zu den höchſten Hoffnungen. Nein, gnädige Frau, in ſolchen ernſten und wichtigen Dingen zu ſcherzen, wo das Wohl und Wehe eines hoffnungsvollen jungen Lebens auf dem Spiele ſteht, das würde in meinen Augen nicht nur Leichtſinn, ſondern es würde ein Verbrechen, es würde einfach direkt unverzeihlich ſein. — Ausbilden! Laſſen Sie dieſen Jungen ausbilden! Er wird Ihnen Ruhm und Ehre bringen. Es kann nicht ausbleiben, daß er die Welt in Staunen ſetzt, wenn er in gute Hände kommt.

Herr Krebs, trocken: Was hat er denn nur verbrochen, Herr Brauer?

Peter Brauer: Er hat mir ein Blatt, was er geſehen hat, dort, die Tauben, wie ſie am Marktbrunnen trinken …

trinken, gen Himmel blicken, trinken! gezeigt. Primitiv, naiv: Talent ungeheuer. Ich habe unter meinen Schülern keinen, der ſo ungeheuer talentvoll iſt.

Frau Krebs: Herr Profeſſor, machen Sie denn da wirklich ſo viel daraus?

Peter Brauer: Lange noch nicht genügend, Frau Krebs! Es iſt keine Kleinigkeit: ein großer Künſtler mehr oder weniger in der Welt. Sehen Sie mal: die Welt iſt in meinen Augen ein armes Bettelweib, der die Kunſt, während ſie in ihrem Elend eingeſchlafen iſt, Brot in die leeren Taſchen tut.

Frau Krebs: Es heißt aber doch, die Kunſt geht nach Brot, Herr Profeſſor. Mein Ideal iſt, wenn ich an Hellmut denke, daß er einen Beruf ergreift, wo er mal ſein beſtimmtes, ſicheres Auskommen hat.

Herr Krebs: Das kann man nun freilich kein Ideal nennen.

Frau Krebs: Weshalb nicht, Mann?

Herr Krebs: Ein Ideal iſt eben kein Ideal, wenn's nicht was Ideales iſt.

Peter Brauer: Ihre Gattin hat aber in ihrer Art vollkommen recht, Herr Krebs. Frauen ſind gleichzeitig ideal und praktiſch. Nun, Hellmut, wir reden noch weiter darüber! — Darf ich um einen Bittern erſuchen!? Finden Sie nicht, daß die Luft heute ſo eigentümlich von Feuchtigkeit geſchwängert iſt? — Er ſchuddert ſich. —

Fritz, der inzwiſchen beſchäftigt war, beſorgt den Boonekamp.

Fritz, pfiffig: Herr Brauer, wir haben heut Dielen geſcheuert.

Peter Brauer trinkt den Schnaps. Nachher: Na alsdann! wie man in München ſagt. Übrigens, iſt der Geldbriefträger ſchon dageweſen?

Fritz: Jawohl! Hat aber nichts für Sie gehabt.

Peter Brauer: Es iſt kaum zu glauben, was wir doch immer noch für eine ſchauderhaft bummlige Poſt haben.

Herr Krebs: Fritz, es war aber doch ein Brief angekommen für Herrn Brauer.

Fritz: So?

Herr Krebs: Suchen Sie mal im Regale nach! Ganz ſicher. Möbelhandlung von Carlowitz.

Peter Brauer: Äh. Dieſer Schweinhund kann warten! Da hätt ich wahrhaftig viel zu tun, wenn ich alle die Bilder malen ſollte, die der Banauſe für ein Lumpengeld von mir gepinxt haben will.

Fritz, der den Brief aus dem Briefregale nimmt: Hier iſt der Brief!

Peter Brauer ſteckt den Brief ein: Schafskopf, kann lange warten! Gleich noch einen Schnaps! Ich weiß wirklich nicht, ich hab ein ſo feuchtes Gefühl auf dem Rücken.

Fritz: Ich ſag's ja, das kommt, weil die Gaſtſtube heute geſcheuert iſt.

Frau Krebs: Fritz, die Gaſtſtube iſt heute ja gar nicht geſcheuert.

Fritz macht Herrn und Frau Krebs ſowie Hellmut Zeichen. Hellmut platzt heraus.

Peter Brauer, väterlich jovial, indem er ſeine Hand auf

Hellmuts Schulter legt: Nun, warum lachſt Du, mein braver Sohn?

Fritz, heiter, ein wenig dreiſt: Sag doch, Hellmut, weil heute ſo feuchtes Wetter iſt!

Peter Brauer beugt ſich über den Photographenkaſten, der auf dem Tiſche liegt, lieſt von einem daran gehefteten Schildchen: Atelier Prezioſa, Liegnitz. Leonhardt Schmolcke, Photograph. — Dieſes Großmaul iſt hier? Gott ſoll mich bewahren!

Herr Krebs: Kennen Sie Schmolcke?

Peter Brauer: Leider! Weiter will ich nichts ſagen. Übrigens iſt er Luft für mich.

Herr Krebs: Schmolcke verſteht aber drauf zu laufen.

Peter Brauer: Jawohl, auf dem Seil, von dem ihm doch mal der Sturz entweder rechts oder links in die Hand der Gerechtigkeit ſicher iſt! — Darf ich um meine Rechnung bitten?

Fritz: Herr Brauer, ich hatte geſtern die dritte Wochenrechnung nach oben gebracht.

Peter Brauer: So? Gut. Ich muß ſie wohl überſehen haben. Das muß man ſagen: es gibt keinen zweiten Gaſthof in Schleſien, gnädige Frau, wo man ſo gut wie hier bei Ihnen im Goldnen Lamm aufgehoben iſt. — Er nimmt, nicht am Stammtiſch, Platz und zündet ſich eine Zigarre an.

Herr Krebs nimmt unauffällig am Tiſche Brauers Platz: Nichts für ungut, Herr Brauer. Könnt ich Sie wohl mal auf zwei Minuten ganz unter uns ſprechen?

Frau Krebs: Komm, Hellmut! Wenn Du mich brauchſt, Mann, ich bin im Hof, bei der Mangel hinten.

Sie geht mit Hellmut nach hinten zu ab. Jetzt ſind, da auch Fritz augenblicklich im Hinterzimmer beſchäftigt iſt, Brauer und Krebs allein in der Stube.

Herr Krebs: Bitte, Herr Profeſſor, erſchrecken Sie nicht.

Peter Brauer mit ruhiger Würde: Erſchrecken? Mit einem gebildeten Manne zu reden iſt mir unter allen Umſtänden immer angenehm.

Herr Krebs: Ich weiß aber doch nicht, lieber Herr Brauer, ob das Thema für uns beide beſonders erquicklich iſt. Ich denke mir aber, beſſer iſt beſſer. Wir können ja ganz ruhig darüber reden. Beſſer geradezu als hintenherum.

Peter Brauer: Schießen Sie bitte los. Sie ſehen, daß ich gänzlich zu Ihrer Verfügung bin.

Herr Krebs: Herr Profeſſor, ich bin kein reicher Mann ...

Peter Brauer: Ich auch nicht! Bitte ganz ohne Umſchweife. Nehmen wir an, wir ſind beide zwei bürgerlich unbeſcholtene Leute, von denen jeder ſein gutes Auskommen hat.

Herr Krebs: Hm. Nun, möchten Sie nicht Ihre kleine Nota berichtigen?

Peter Brauer: Richtig! Der Kaſus macht mich lachen, Herr Krebs. Erlauben Sie mir eine Gegenfrage: Haben Sie Angſt, daß ich Ihnen durchbrenne? Durchbrenne wegen einer Summe von zweihundertdreißig bis ſechzig Mark? Gehen Sie nur ganz frei heraus mit der Sprache! Was Ihr Provinzleute doch wirklich auf eine unerlaubte

Weiſe mißtrauiſch ſeid. Eigentlich hätt ich das nicht erwartet von Ihnen. Nun, ich weiß Beſcheid. Ich werde mich danach richten, Herr Krebs!

Herr Krebs: Herr Profeſſor, Sie haben zu mir geſagt, das war vor acht Tagen, Fabrikbeſitzer Kuhfuß hätte bei Ihnen ein Familienbild beſtellt. Nun habe ich mit Herrn Kuhfuß geſprochen. Er weiß von nichts, er . . .

Peter Brauer, *erregt, leiſe*: Bitte, kein Wort weiter. Sie erhalten noch heute nachmittag Ihr Geld. Ich hätte ſollen gleich von Anfang an in den Schwarzen Adler ziehen. Herr Krebs, ein Mann! ein Familienvater! Meine brave Frau iſt die Tochter von einem Oberrechnungsrat. — *Er zieht einen Brief.* — Hier können Sie leſen, daß mein Sohn bei der Konkurrenz um den akademiſchen Rompreis als Sieger hervorgegangen iſt. Glänzend begabt! Wird im Oktober nach Rom gehen. Herr! wollen Sie etwa behaupten, daß ich ein Zechpreller, daß ich ein Hochſtapler, daß ich kein Gentleman und kein Mann von Ehre bin? Was glauben Sie wohl, würde wohl meine Frau, mein Sohn, meine Tochter, die in den erſten Berliner Kreiſen heimiſch ſind, die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen, wenn ſie wüßten, was ihrem ahnungsloſen Papa bei ſeiner harmloſen Studienreiſe in die Provinz begegnet iſt. Man ſoll gar nichts nach ſeiner Heimat fragen! Das hat man davon, wenn man im Winter heuen geht.

Herr Krebs *erhebt ſich, mit Achſelzucken*: Bedaure! Jeder ſieht, wo er bleibt. Wo ſollt ich da hinkommen, wenn jeder verzehren und keiner etwas bezahlen will!?

Kreistierarzt Zahn, Aſſeſſor Tſchache, Major a. D. von Schultzen treten gemeinſam ein.

Herr Krebs: Moin, meine Herren.

Alle drei: Moin, moin.

von Schultzen: Sehen Sie mal, was ich hier in der Hand habe. — *Er zeigt eine Hundeleine und ein Hundehalsband.* — Wiſſen Sie, daß mein alter, braver, treueſter Freund, Zimmer- und Jagdgenoſſe —? wiſſen Sie, daß mein alter, ſtichelhaariger Hühnerhund, daß mein unvergleichlicher Nimrod geſtorben iſt?

Herr Krebs, *erſchrocken:* Was?

von Schultzen: Ja, Nimrod iſt tot! Nimrod kehrt nie wieder!

Hellmut: Ach! Sie kamen doch noch vorgeſtern mit Nimrod den Kavalierberg herunter, Herr Major.

von Schultzen: „Iſt ein Schnitter, der heißt Tod, hat Gewalt vom höchſten Gott.“ Das kommt ſchnell, wenn es einmal kommen ſoll. Selbſt unſer Herr Kreistierarzt iſt da ohnmächtig.

Zahn: Der Hund war gut ſeine zwölf, vierzehn Jahre alt.

von Schultzen: Ein ideales Tier jedenfalls!

Die Herren nehmen am Stammtiſch Platz, nachdem ſie Hüte, Mäntel uſw. abgelegt haben.

von Schultzen: Moin, Herr Profeſſor.

Peter Brauer: Gehorſamſter Diener, Herr Major!

von Schultzen: Wie ſind Sie gelaunt? Wird unſer

Skat heute abend fortgeſetzt? Sie konnten doch geſtern wirklich von Glück ſagen.

Tſchache, zum Kreistierarzt: Profeſſor Brauer iſt wirklich ein ganz gefährlicher Skatgegner. Spielt ideal!

von Schultzen: Einfach Matador!

Peter Brauer ſchmunzelnd: Sie machen mich ſchamrot, meine Herren. Sie ſetzen mich in Verlegenheit.

von Schultzen: Er bringt uns in Verlegenheit, will er ſagen.

Tſchache: Er bringt uns in Geldverlegenheit.

von Schultzen: Reden Sie nicht ſolche Sachen, Aſſeſſor, man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen.

Peter Brauer: Und wo doch der Dalles, wie die Berliner, die es ja wiſſen müſſen, ſagen, der ſchlimmſte von allen Teufeln iſt.

von Schultzen: Dalles? Pfui Spinne! Wo haben Sie denn dieſes ſtinkige Wort aufgeleſen, Profeſſor? Das riecht ja wie eine faule Fiſchkiſte! — Er läßt ſich ſeufzend nieder. — Armer Nimrod, armer Burſche! Du fehlſt mir entſetzlich! Es iſt gewiß, daß du niemals, auch nur halb ſo, wie das Wort, das der Profeſſor eben gebraucht hat, geſtunken haſt.

Tſchache: Na, wie iſt's mit dem Oyster stew, Herr Krebs?

Herr Krebs: Wenn Sie befehlen, ſo kann es losgehen.

Peter Brauer: Oyster stew?

Tſchache: Spezialität. Sie wiſſen am Ende nicht, daß Herr Krebs acht Jahre lang Küchenchef auf den Schiffen des Norddeutſchen Lloyd geweſen iſt. Oyster stew! delikat, aber koſtſpielig! Machen Sie mit?

Peter Brauer: Wenn Sie meinen! ich will mich nicht ausſchließen.

von Schultzen: Wollen Sie mir die Ehre geben, meine Herren, und zum Gedächtnis meines ſelig entſchlafenen Freundes, Kameraden uſw. uſw. Nimrod bei einer Flaſche Bordeaux und Oyster stew meine Gäſte zu ſein? — Er flüſtert und macht Zeichen mit Fritz, der dann ſogleich Rotwein aufträgt, mit Gläſern für alle. Herr Krebs iſt hinausgegangen.

Tſchache: „Raſch tritt der Tod den Menſchen an.“ — Er ſchmunzelt. — „Es iſt ihm keine Friſt gegeben.“

von Schultzen: Sie ſpotten, Aſſeſſor! Ich kann Sie verſichern, mein Hund war tauſendmal klüger, als mancher Menſch manchmal nicht iſt. Unſer Herr Kreistierarzt wird das beſtätigen. — Wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, Profeſſor, ſo darf ich Sie wohl an unſern Tiſch bitten.

Peter Brauer: Mit beſondrem Vergnügen! Danke verbindlichſt.

Er verläßt ſeinen Tiſch und nimmt an der Tafelrunde der Herren Platz.

Zahn: Nimrod hat geradezu in meine Augen hinein ſein Teſtament gemacht.

von Schultzen: Ich könnte Ihnen Geſchichten erzählen. Das Tier hat genau Beſcheid gewußt. Ich habe ihm das Porträt meiner verſtorbenen Frau gezeigt: ſofort Geheul, daß die Wände zitterten. Meine Tochter ſchreibt mir, ſie hat einen böſen Abſzeß am Halſe gehabt — meine Tochter iſt Johanniterin! — ich halte ihm den Brief vor die Schnauze: geradezu ſteinerweichender Ausbruch von Traurigkeit. Meine Herren, Sie lachen! das ſind aber Tatſachen. — Fritz hat die Gläſer vollgegoſſen. — Na, jedenfalls Proſit! — Sie ſtoßen an.

Tſchache: Gott tröſte Sie, lieber Herr Major!

Alle trinken mit Bezug auf den Wein ſehr andächtig.

Peter Brauer legt ein geöffnetes Skizzenbuch vor den Major hin: Erkennen Sie das?

von Schultzen: Donnerwetter, das bin ja doch ich und Nimrod!

Peter Brauer: Leider nur drei, vier flüchtige Skizzen auf dem Spaziergang aufgefaßt. Schade, daß ich den Hund nicht in Öl gemalt habe.

von Schultzen: Warum haben Sie das nicht früher geſagt?

Peter Brauer: Das Tier reizte mich ſeiner Raſſe wegen. Sie wiſſen, die niederländiſchen Maler haben mit Vorliebe Tiere gemalt.

von Schultzen zeigt das Skizzenbuch herum: Mein Hund, wie er leibt und lebt, meine Herrſchaften. Profeſſor, Sie ſind ja ein Tauſendſaſſa!

Peter Brauer: Übrigens hab ich das Tier dermaßen im Kopf: ich werde mal heute nachmittag aus der Erinnerung ſein Porträt machen.

von Schultzen: Um Gottes willen, können Sie das?

Peter Brauer: Ich will es jedenfalls mal verſuchen.

von Schultzen: Und darf man denn hoffen, daß das Porträt dann für Geld und gute Worte zu kaufen iſt?

Zahn: Als Veterinär intereſſier ich mich für Tierbilder. Sind wohl ſehr teuer? Was würde das zum Beiſpiel koſten, wenn man, ſagen wir mal, einen zweijährigen Bullen in Öl malen läßt?

Es entſteht herzliches Gelächter, in das Fritz miteinſtimmt.

Peter Brauer: Sagten Sie zweijährig oder dreijährig?

Zahn, da neues Gelächter entſteht: Gott, meine Herren, ich begreife Sie nicht: jedes Ding am Markt muß doch ſeinen Preis haben.

Tſchache: Meine gute Mutter will immer ein Bildnis von meinem ſeligen Vater gemalt haben. Denken Sie, ein Mann in den beſten Jahren, der vor acht Jahren, infolge eines Fliegenſtichs, mitten aus der Karriere herausgeſtorben iſt. Was würde das etwa koſten, ſo 'n Bild?

Peter Brauer: Lenbach ſagt mir, er nimmt dreißigtauſend Mark.

Tſchache: Fritz einen Schnaps! Meine Mutter verzichtet.

Zahn: Sie kennen Lenbach: der lebt doch in München?

von Schultzen, mit Autorität: Doktor, Lenbach lebt in Berlin!

Peter Brauer: Ich glaube, Sie meinen den alten Adolf Menzel, Herr Major, der neulich vom Kaiſer zur Exzellenz gemacht worden iſt.

von Schultzen: Richtig! Sie haben ganz recht: ich meine Menzel. Das iſt doch der Menzel, der den berühmten Sturm bei Spichern, aus dem Siebziger Kriege, ich glaube im Zeughaus . . .

Peter Brauer: Sie meinen wahrſcheinlich meinen jüngſt verſtorbenen guten Freund Geſellſchap, Herr Major.

von Schultzen: Meinetwegen, Geſellſchap! Wer ſoll ſich denn all dieſe Klexer merken.

Man hört Peitſchenknall und einen Wagen vorfahren. Fritz fliegt ans Fenſter, und Johann, der Hausknecht, reißt die Flurtür auf und ruft herein: „Schnell, Fritz, es iſt der Freiherr von Dittmannsdorf." Er verſchwindet hierauf, und Fritz, ihm nach, eilt ab, um den Gaſt zu empfangen. Die Hotelglocke geht. Die Herren am Stammtiſch haben ihre Köpfe den Fenſtern oder der Tür zugewendet.

Tſchache: Das ſcheint mir der minderfreie Standesherr Traugott von Behaimb zu ſein.

Zahn: Sie meinen den friſchgebackenen Ehemann?

von Schultzen: Die Gattin iſt reichliche dreißig jünger. Der junge Gatte hat einen Sohn, der bei den Gardeküraſſieren Rittmeiſter iſt. Der andere hat in Südweſt einen Klaps hier oben gekriegt. — Er deutet mit dem Finger auf ſeine Stirn. — Oder iſt womöglich, wenn ich mich recht entſinne, am Schwarzwaſſerfieber draufgegangen.

Tſchache: Seine verſtorbene Frau war bürgerlich.

von Schultzen: Geborene Hahn. Hat aber mehrere große Spinnereien, Bleichereien uſw. mitgebracht. Die Jetzige iſt 'ne geborene von Sandelwald und hat es bei weitem happiger ſitzen: Steinkohlen, Eiſenhämmer et cetera pp. und dergleichen mehr.

Zahn: Man iſt doch ein elender Hungerleider!

Herr von Behaimb und Bankier Lachs treten ein. Herr von Behaimb iſt eine mammuthafte Erſcheinung. Haltung und Kleidung verraten den vornehmen und mehr noch den reichen Mann. Er trägt das Einglas. Seine Perſönlichkeit verbindet einigermaßen den Feudalherrn mit dem Großinduſtriellen, dabei überwiegt eine gewiſſe Weichheit ſeines Weſens die Schneidigkeit. Johann und Fritz helfen gleichzeitig mit größter Befliſſenheit dem Freiherrn aus ſeinem Zobelpelz. Bankier Lachs muß ſeinen Gehpelz allein an den Nagel hängen. Der Bankier iſt eine hohe und ernſte Erſcheinung, dunkler, ans Spaniſche ſtreifender Typ. Feines Schnurrbärtchen, bleiche Geſichtsfarbe. Seine Kleidung vom beſten Schneider, ſein Betragen weich, zurückhaltend, ſicher.

von Behaimb: Moin, meine Herren!

Die Herren am Stammtiſch erheben ſich von den Sitzen.

von Schultzen: Gehorſamer Diener, Herr von Behaimb.

von Behaimb: Finden Sie nicht, meine Herren, daß unſer Schleſien eigentlich ſchon mehr Sibirien iſt? Ich bin nämlich en suite von Nizza mit meiner Frau durchgereiſt und erſt geſtern zu Hauſe angekommen. Dort haben wir bereits ſechsundzwanzig Grad und mehr im Schatten gehabt. Aber bitte ſich nicht zu inkommodieren. — Er tupft ſeinen wohlfriſierten Kopf und bürſtet den auf franzöſiſche Art kurzgehaltenen, ſchon ergrauten Bart mit einem eleganten Bürſtchen.

von Schultzen: Ah! Sie waren in Nizza?

von Behaimb: Nizza, Monte Carlo, Cannes, da herum. Meine Frau iſt zart. Sie hat die Zeit von ihrem neunten bis ſiebzehnten Jahre Winter für Winter mit ihrer Mama in Mentone zugebracht. Unſer nördliches Klima macht ſie ſchwermütig. — Fritz hat Stühle an den Stammtiſch gerückt.

von Behaimb, in Begriff Platz zu nehmen: Geſtattet? — oder ſtören wir Sie, meine Herren?

von Schultzen: Aber bitte recht ſehr. Nicht im allergeringſten. — Ich ſtelle Ihnen, wenn Sie geſtatten, Akademieprofeſſor Peter Brauer, Aſſeſſor Tſchache und den Herrn Kreistierarzt . . .

von Behaimb, reicht dem Kreistierarzt die Hand: Danke verbindlichſt. Wir kennen uns ſchon. — Darf ich dagegen Herrn Bankier Lachs mit Ihnen bekannt machen?

Peter Brauer, ſich vorſtellend: Brauer!

Lachs: Lachs!

von Schultzen: Herr Lachs. — Er reicht ihm die Hand. — Haute finance und Kunſtmäzenas unſerer Stadt, von Perſon bekannt, und das zwar rühmlichſt. Übrigens, meine Herren, Sie fallen da mitten in einen ſolennen Trauerſchmaus. Gleich wird Herr Krebs mit Oyster stew anrücken. Es iſt keine Kleinigkeit, wenn ein alter Soldat und Witwer ſeinen letzten Kameraden verlieren muß.

Lachs: Sie haben Ihren Nimrod verloren?

von Behaimb: Gott ſei Dank! ich fürchtete ſchon, Ihrer Tochter wäre was zugeſtoßen.

von Schultzen: Meine Tochter verbringt auf meine Veranlaſſung bei mir eine längere Ferienzeit, und ich habe . . . es geht ihr gut, bis auf Symptome von Überarbeitung, aber mein Nimrod iſt von mir geſchieden! . . . ich habe, ſage ich, bei Gelegenheit der Krankheit meines Nimrod den Schweſternberuf, dem ſie ſich eigenſinnigerweiſe ergeben hat, wirklich erſt richtig ſchätzen gelernt.

von Behaimb da Fritz je ein Weinglas vor Lachs und Herrn von Behaimb ſtellt: Bitte mir zu verzeihen, wenn ich verzichten muß. Bin ärztlicherſeits zur Entſagung gezwungen. Wenn Sie geſtatten, nehme ich in Ihrer Geſellſchaft ein Glas Mineralwaſſer und ein Butterbrot.

von Schultzen: Ich hoffe nicht indiskret zu ſein, wenn ich mir zu fragen erlaube, ob das Gerücht auf Wahrheit beruht, daß Sie Schloß und Domäne Penzig gekauft haben?

von Behaimb: Vor noch nicht zwanzig Minuten iſt mit Hilfe meines Herrn Anwalts und meines Herrn Bankiers der Kauf der Herrſchaft perfekt geworden. Das Schloß iſt nichts wert, außer, daß meine Frau eine hübſche Erinnerung daran von einem Geburtstagsfeſt des Prinzen Max, aus ihrer früheſten Kindheit, hat. Ich will meine Oldenburger dahin legen.

Zahn: Ihr ganzes Oldenburger Geſtüt, das augenblicklich in Bernsdorf iſt?

von Behaimb nickt: Der dreihundert Morgen Wieſen wegen.

von Schultzen: Wird Ihr älteſter Herr Sohn heuer in Hoppegarten wieder mitreiten? Er hat ja, wie ich in den Sportblättern las, im vorigen Jahr eminente Erfolge gehabt.

von Behaimb: Auf Uarda. Das iſt meine engliſche Fuchsſtute, merveillöſes Pferd! Hat leider beim letzten Rennen Sehnenentzündung davongetragen, muß Frühjahrsſaiſon im Stalle ſtehn. — Es iſt etwas kühl hier, meine Herrſchaften.

Peter Brauer: Feuchtkalt, ganz recht! Fritz, laſſen Sie doch etwas ſtärker einheizen!

Lachs: Ich habe Sie von meinem Bureau aus beobachtet, Herr Profeſſor. Ich habe Sie bei unſerem hübſchen alten Neptunsbrunnen auf dem Markte zeichnen ſehn.

Peter Brauer: Ich mache mit Vorliebe Architekturſtudien.

Lachs: Der alte Ring mit ſeinen Lauben und gotiſchen Giebeln iſt eine Sehenswürdigkeit.

von Behaimb: Aber eine beinahe noch größere iſt ein wirklicher Maler, Herr Profeſſor, wie Sie mir glauben können, denn ich war ſelbſt einmal Landrat hier, auf offenem Markt, in der Nähe des Landratsamts.

Peter Brauer: Dafür bin ich auch geſtern beinah arretiert worden! — Die Herren brechen in herzliches Lachen aus. — Ohne Spaß: ein Mann des Geſetzes in Uniform fand meine Tätigkeit verdächtig. Es half nichts, ich konnte dem braven Polizeiorgan den kulturellen und friedlichen Sinn meiner Tätigkeit nicht begreiflich machen. Ich mußte den Platz wechſeln, denn ich bildete mit meiner Staffelei in ſeinen Augen eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit. — Die letzten Worte Brauers ſind von zunehmendem Gelächter begleitet worden. Hierdurch ermutigt, fährt Brauer fort. Übrigens hat ſich der Mann, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ein Verdienſt um die Kunſt erworben. Nämlich, meine Herren, vom Marktplatz dieſer guten Stadt verjagt, begab ich mich, um Ruhe zu haben, ins Freie hinaus. Da wollte aber mein gutes Geſchick, daß ich in die Nähe des herrlichen, altertümlichen

Schloſſes und Parkes Penzig geriet, und da hatte ich denn einen dermaßen anziehenden, im allerhöchſten Grade maleriſchen Gegenſtand, daß ich darüber mein Mißgeſchick gänzlich vergeſſen habe und einige Studien aufnehmen konnte, die ſo ziemlich das Beſte, was ich jemals gemacht habe, geworden ſind.

von Behaimb: Penzig? Was ich eben gekauft habe, Herr Profeſſor?

Peter Brauer: Ja! Ich höre! und gratuliere dazu.

Herr Krebs ſelbſt, aſſiſtiert von Fritz, bringt das Oyster stew herein. Es wird auf der bloßen Tiſchplatte ſerviert.

Gleich darauf tritt mit großen Schritten und anſpruchsvollen Bewegungen, im Rücken Brauers, und ohne von dieſem bemerkt zu werden, der Photograph Leonhardt Schmolcke wiederum ein. Schmolcke nimmt an einem der Nebentiſchchen Platz, zieht ein gewaltiges, in Leder gebundenes, abgenutztes Notizbuch und vertieft ſich in Rechnungen, dabei mit ſcharfen, verſtohlenen Blicken den Stammtiſch beobachtend.

Herr Krebs: Untertänigſter Diener, Herr von Behaimb!

von Behaimb: Guten Morgen, Herr Krebs!

Herr Krebs, *immer mit dem Arrangement des Tiſches beſchäftigt:* Das iſt eine ſeltene und ganz beſondere Ehre für mich. — *Zur Tafelrunde:* Sollen wir nicht ein Tiſchtuch aufdecken?

von Schultzen: Bewahre! Das würde gegen die Grundprinzipien unſeres frugalen Frühſchoppens ſein.

von Behaimb: Sie kochen noch immer ſelbſt, Herr Krebs?

Herr Krebs: Wenn ich ganz ſicher ſein will, daß meine Gäſte zufrieden ſind.

Lachs: Wie Herr Krebs das anſtellt, bleibt mir ein Rätſel; denn es kommt mir vor, beſonders an Markttagen, als ob Sie gleichzeitig in der Küche und an jedem der vollbeſetzten Tiſche zur Verfügung ſtehen.

Herr Krebs: Gewohnheit! Ich habe bei ſchlechtem Wetter zur See oft unter weit ſchwierigeren Umſtänden kochen müſſen.

von Schultzen: Ich finde, man macht uns Schleſiern ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß wir im allgemeinen rückſtändig ſind.

Tſchache: Dieſes Oyster stew iſt nicht rückſtändig.

Peter Brauer: Menzel iſt Schleſier, der Äſthetiker Kuno Fiſcher iſt Schleſier.

Zahn: Ich habe mir ſagen laſſen, daß Schleſien das Hauptkontingent zu unſerer Marine ſtellt, was doch gewiß auf Intelligenz deutet.

von Behaimb: O ja! Es gibt allerdings in Schleſien auch ein ganz beſonderes, ſeit Jahrhunderten ſitzengebliebenes Philiſtertum.

Peter Brauer: Holtei war Schleſier! Eichendorff!

Lachs: Iſt Ihnen Eduard Schaubert bekannt? Dieſer Mann ſchrieb lange vor Gottfried Semper über die Polychromie der griechiſchen Bauten und Kunſtwerke. Er hat früher als Ottfried Müller in Athen gelebt und das neue Athen, auf klaſſiſchem Boden, iſt nach ſeinen architektoniſchen Plänen angelegt.

von Behaimb: Waren Sie ſelbſt jemals in Athen?

Peter Brauer: Nein, ich bin nur in Rom geweſen!

von Schultzen:
Tſchache: Ah, Sie waren in Rom!?
Zahn:

Peter Brauer, feſt: Ja, ich war in Rom, obgleich meine künſtleriſche Neigung mehr nach den Niederlanden, den Hals und den Rembrandts und „fern im Süd das ſchöne Spanien!“ auf Velasquez gerichtet iſt.

Schmolcke bekommt einen etwas herausfordernden Huſtenanfall.

von Behaimb, mit ſcharfer Wendung des Kopfes nach dem Photographen: Wer iſt der Herr?

Schmolcke, da alle Herren, mit Ausnahme Brauers, ihm die Geſichter zuwenden, grüßt, indem er ſich halb vom Sitze erhebt.

von Behaimb, ablenkend: Ja, von was ſprachen wir doch?

Lachs: Über zwei der größten Themen der Weltgeſchichte: Rom und Griechenland.

von Schultzen hebt ſein Glas gegen von Behaimb: Geſtatten Sie, daß ich auf Penzig anſtoße!

von Behaimb: Ich danke verbindlichſt. A propos, Herr Profeſſor, Penzig! — Sie waren in Rom, nicht in Griechenland! — Richtig! Sie ſagten, Sie hätten von Penzig, Schloß und Park, gewiſſe Anſichten aufgenommen. Ich würde ganz gern meiner Frau einen Spaß machen. Könnte man eins dieſer Bilder ſehen?

Peter Brauer: Ich würde, wenn es nicht anmaßlich wäre, Exzellenz, mir mit größtem Vergnügen die Ehre geben, Ihrer Exzellenz, der gnädigſten Frau, dieſe beſcheidenen Veduten zu widmen.

von Behaimb: Wo denken Sie hin! Bin äußerſt verbunden, Herr Profeſſor. Übrigens einen Anſpruch auf den Exzellenztitel haben wir, meine Frau und ich, leider nicht. — Nein! Aber auch Raffael, der Fürſt, der Maler, hat ſeine Kunſtwerke nicht umſonſt gemalt. Vielleicht könnten wir uns darüber einigen?

Peter Brauer, erbleichend: Ganz wie Sie belieben. Ich ſtehe zu Dienſten. Fritz . . .! — Er erhebt ſich. — Doch da müßt ich wohl allerdings ſelber gehen.

von Behaimb: Um Gottes willen, es eilt nicht, Verehrter. —

Etwas fällt zur Erde und rollt über den Fußboden.

von Schultzen: Meine Herren, war das der Knopf meiner Krawattennadel? Verzeihung! oder iſt mir ſonſtwo ein Knopf abgeplatzt?

Wiederum fällt etwas zur Erde.

Tſchache: Noch einer! Ich unterſuche mich auch eben.

Zahn: Ich bin komplett! Es war mir aber, als wäre was auf die Erde gefallen.

von Schultzen: Zweimal! Das zweite Ding iſt durchs ganze Zimmer gerollt.

von Behaimb: Meine Herren, es gibt doch keine Knopfepidemien. Glauben Sie denn, daß jemand ohne Grund auf einmal ſämtliche Knöpfe ſeines Anzuges verlieren wird?

Peter Brauer, dem beim Aufſtehen die Knöpfe von der

Weſte geſprungen ſind, erbleichend und mit ſchwankender Faſſung, aber mit entſchloſſenem Verſuch zum Humor: Es hat ſeine Gründe, Herr von Behaimb. Künſtler auf Reiſen . . . von jeher . . .

Fritz, der die Knöpfe gefunden hat, reicht ſie dem Profeſſor: Sind das Ihre Knöpfe, Herr Profeſſor?

Peter Brauer, gezwungen unbefangen: Kann möglich ſein, daß es meine ſind. Die Herren brechen in lebhaftes Gelächter aus.

Peter Brauer, indem er wieder Platz nimmt und ſeine Verlegenheit durch einige Schlucke aus ſeinem Glas maskiert: Ich werde zu dick. Meine brave Frau kocht mir zu fette Suppen. Nun, ich habe den Feldzug Siebzig mitgemacht, und bei dieſer Gelegenheit habe ich, obgleich ich keinen Menſchen darum gebeten hatte, einen bleiernen Knopf geſchenkt bekommen, ein kleines Malheur, das mir noch jetzt irgendwo zwiſchen den Rippen ſitzt. Lieber will ich ein Dutzend verlieren, als noch einen zweiten von dieſer Sorte geſchenkt bekommen.

von Schultzen: Was, wir ſind alte Kriegskameraden?

Peter Brauer: Ich kann mich rühmen, ich habe die deutſche Einheit bei Spichern und vor Paris miterkämpft.

von Schultzen: Sie haben den Siebziger Feldzug als Offizier mitgemacht?

Peter Brauer: Landwehrunteroffizier. Später wurde ich Feldwebel.

von Schultzen: Haben wir außer uns beiden noch einen alten Siebziger Kameraden unter uns?

von Behaimb: Ich bin leider nicht vor dem Feinde geweſen. Habe dagegen eine im höchſten Grade müßige Zeit als Adjutant des Feſtungskommandanten von Spandau zugebracht. — A propos, Herr Profeſſor, ich betrachte es eigentlich als Fügung des Schickſals, daß ich mit Ihnen zuſammengetroffen bin. Wir ſind nämlich für halb zwei Uhr auf das Kataſteramt beſtellt und wußten, offen geſtanden, nicht recht, was mit der Zwiſchenzeit anfangen. Auf dieſe Weiſe habe ich den Vorzug Ihrer Bekanntſchaft gehabt. Ich möchte mir eine Frage erlauben. Aber bitte mir zu verzeihen, wenn ich mich ungeſchickt ausdrücken ſollte: wiſſen Sie zum Beiſpiel auch mit Wandmalereien Beſcheid?

Peter Brauer: Ich denke doch. Ich habe al fresco gemalt und außerdem bereits als Schüler meines unvergeßlichen Lehrers Löwekuhl bei den Wandmalereien im Meißner Schloſſe mitgeholfen.

von Behaimb: Im Park zu Penzig iſt nämlich ein kleiner Gartentempel, der meiner Frau aus ihrer Kindheit beſonders in Erinnerung geblieben iſt. Das Ding iſt verfallen, aber ich will es erneuern laſſen. Ich würde viel darum geben, wenn ich es etwa zu Mitte Juli, zum Geburtstage meiner Frau, innen mit gefälligen Malereien geſchmückt und überhaupt möglichſt wieder inſtandgeſetzt ſehen könnte. Ähnlich ſo, wie es geweſen iſt.

Peter Brauer, erbleichend, aber doch beherrſcht: Iſt es das Tempelchen mit der Äolsharfe?

von Behaimb nickt: Die ebenfalls durch eine neue erſetzt werden muß.

Peter Brauer: Es iſt ein kleiner Schinkelſcher Kuppelbau. Das Dach iſt mit einer Urne gekrönt, aus der Flammen lodern. Wiſſen Sie, daß ich mir geſtern nicht verſagen konnte, in den Park einzudringen und um dieſes wahre Juwel der Architektur vier-, fünfmal herumzugehen.

Lachs: Es wimmelt dort alles von Himmelſchlüſſeln.

Tſchache, lachend: Was, Sie intereſſieren ſich auch für Himmelſchlüſſel?

Lachs, lachend: Im Frühjahr mitunter.

Tſchache: Ich glaubte, Sie hätten als Bankier nur mit Schlüſſeln zu feuerſicheren Schränken zu tun?

von Behaimb, zu Brauer: Kurz: würde Zeit und Neigung es Ihnen geſtatten, ſich der Renovation des Tempelchens anzunehmen, womöglich die Kuppel ſelbſt auszumalen? Oder mir einen Wink zu geben, wie die ſtilgerechte Ausſchmückung des kleinen Raumes zu bewerkſtelligen iſt?

Peter Brauer erhebt ſich, wird ſehr bleich, ſtarrt blöde um ſich: Verzeihung. — Ich leide mitunter an Herzklopfen.

von Behaimb: Nur keine Ausflüchte. Die Sache ſcheint nicht nach Ihrem Geſchmack zu ſein.

Peter Brauer: Ganz im Gegenteil, ich ... ich ... ich begrüße ſie, Herr von Behaimb. Ich bitte mich nicht mißzuverſtehen. Ich bin durchaus zu Ihrer Verfügung, vorausgeſetzt ... vorausgeſetzt, daß mir vollkommen freie Hand bei der Arbeit gelaſſen wird.

von Behaimb: Dann möchte ich Sie am liebſten bitten,

— vielleicht intereſſiert es auch Herrn Lachs, ſeine Schneeglöckchen wiederzuſehen! — mit mir in meinen Wagen zu ſteigen und an Ort und Stelle Genaueres zu verabreden.

Peter Brauer: Ich ſtehe zu Dienſten. Ich bin bereit.

Schmolcke *deſſen Unruhe ſich geſteigert hat, laut:* Entſchuldigen Sie, Herr Brauer, kennen Sie mich?

Peter Brauer *abweiſend:* Ich kann mich im Augenblick nicht erinnern.

Schmolcke: Sie haben vor ſechs oder ſieben Jahren Kreideporträts nach Photographie, das Stück zu zehn Mark, wenn Sie ſich vielleicht erinnern können, für mein Geſchäft gemacht.

Peter Brauer: Deſſen kann ich mich nicht erinnern.

Schmolcke: Doch, doch! Wir haben damals noch wegen dem Porträt des Streckenwärters Griegoleit, das nicht ähnlich war, und das mir zurückgewieſen wurde, Krach gehabt.

Peter Brauer: Mein Herr, es ſcheint, daß Sie mich verwechſeln!

Schmolcke: Peter Brauer verwechſeln? Perſon und Namen? das geht wohl nicht! Damals wohnten Sie noch Breslau, Kupferſchmiedſtraße, vierter Stock, Hinterhaus. Es war das Gebäude, in dem ſpäter die Treppe von oben bis unten zuſammenfiel und die Frau eines Käſehändlers und der kleine Junge aus dem Pommerſchen Laden nebenan erſchlagen wurden.

Peter Brauer: Was wünſchen Sie eigentlich, ſagen Sie mal?

Schmolcke: Gott, wir ſind doch Kollegen, was ſoll ich ſonſt wünſchen?

Peter Brauer: Soviel ich an Ihrem Guckkaſten ſehe, ſind Sie doch Photograph. Ich bin Kunſtmaler!

Schmolcke: Ich habe mit Pinſeln und Ölfarbe mindeſtens ebenſoviel als Sie zu tun gehabt.

Peter Brauer, kurz abgewendet: Was mir durchaus höchſt gleichgültig iſt.

Schmolcke: Ich habe mit Palette und Pinſeln hantiert . . .

Peter Brauer: Hantieren Sie: aber ich bin nicht Ihr Pinſel!

Unterdrücktes Gelächter am Stammtiſch. Es entſteht eine kleine abwartende Stille.

Schmolcke: Aha! Man ſpielt ſich auf! Man erinnert ſich nicht! Man will auf den Photographen herabblicken. Ich habe vielleicht augenblicklich bereits die größte Erfindung des Jahrhunderts gemacht. Ich bin der farbigen Photographie auf die Schliche gekommen. Außerdem iſt es noch ſehr die Frage, wer von uns beiden beſſere Ölbilder liefert.

Peter Brauer: Sie liefern! Ein Künſtler liefert nicht!

Schmolcke: Wiſſen Sie denn, daß ich dem Geheimnis, nach dem die Alten ihre Farben miſchten, auf die Spur gekommen bin?

Peter Brauer: Nein! Iſt mir noch nicht bekannt geworden.

Schmolcke: Nach welchem Verfahren reiben Sie Ihre Farben ein?

Peter Brauer: Wollen Sie mich vielleicht examinieren?

Schmolcke: Kaufen Sie fertige Farben in Tuben oder reiben Sie ſelbſt Ihre Farben ein, und machen Sie das mit Öl oder mit Eidotter?

Peter Brauer: Mit Eidotter! Das heißt, ich nehme vielmehr dazu einen gelben, noch naſſen, eben ausgeſchlupften Gockelhahn!

Der Stammtiſch bricht in unaufhaltſames Gelächter aus. Brauer wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn.

Tſchache: Dies war alſo endlich einmal eine veritable Kunſtdebatte, wie ſie am Stammtiſch im Goldnen Lamm ſonſt nicht üblich iſt.

von Schultzen: O bitte: Siegesallee! Erinnern Sie ſich an die große Siegesallee-Diskuſſion, die wir am dritten Mai vor zwei Jahren mit dem liberalen Stadtbaurat aus Breslau hatten? Heute treten wir allerdings mehr in die Intimitäten der Gilde ein.

Schmolcke: Gut, Sie ſtellen ſich, als ob ich Ihnen ganz fremd wäre. Sie haben wohl Ihre Gründe dafür? Ganz wie Sie wollen, mir liegt nichts daran. Höchſtens könnten Sie mir gelegentlich ſchriftlich zwei Fragen beantworten: wann Sie in Rom waren, und wann Sie Profeſſor geworden ſind? Es eilt nicht! Es hat Zeit! Ich frage nur beiläufig.

Peter Brauer: Bitte, meine Herren, laſſen Sie uns unſere Unterhaltung fortſetzen. Es iſt mir unendlich peinlich, daß ich Anlaß — bitte einen anderen Gaſt, Herr Krebs! — daß ich der Anlaß für die ungehobelten, ſinnloſen

Angriffe dieſes fliegenden Photographen geworden bin, und daß wir hier dieſe Störung erleiden.

Schmolcke iſt aufgeſprungen, hat eine Mappe mit großen Photographien geöffnet, nähert ſich damit dem Stammtiſch und legt, ohne daß es jemand verhindern kann, jedem der Herren eine von ſeinen Photographien vor: Was heißt fliegend? Sie ſind auch fliegend! Gute Photographien ſind beſſer wie ſchlechte Bilder. Das Stück zwei Mark: Landſchaften! Häusliche Aufnahmen! Sportbilder! Das iſt Rittmeiſter Schenk auf ſeiner Rappſtute Lucia von Lammermoor. Das iſt ein Verein. Das ſind Herrenhausmitglieder, die ſeinerzeit der Herzog von Trachenberg einlud ... — zu von Behaimb: — ich weiß ſehr wohl, daß Sie erbliches Herrenhausmitglied ſind, Herr von Behaimb.

von Behaimb, abweiſend: Bedaure! Intereſſiert mich nicht!

Schmolcke: Ich bin mit den meiſten der Herren bekannt. Bitte die Herren, wollen die Herren ſich die Bilder durchſehen? — Er geht zurück an ſeinen Tiſch und nimmt Hut und Radmantel vom Haken. — Bitte ganz ohne Umſtände. Sie werden finden: die Photographie iſt inzwiſchen zu einer wirklichen Kunſt geworden. Bitte, es hat Zeit. Ich muß leider fort. Ich habe auf dem Gericht zu tun. — Im Begriff zu gehen, wendet er ſich nochmals: — Wie wollen Sie es denn anfangen, eine Kuppel und runde Wände auszumalen, wenn ſie in bezug auf die neueſten Errungenſchaften der Technik nicht auf dem Laufenden ſind?

Peter Brauer: Herr! Bin ich vielleicht nicht auf dem Laufenden!?

Schmolcke: Nein! Weil Sie in der Chemie nicht bewandert ſind.

von Schultzen ſchlägt auf den Tiſch und ſpringt auf, krebsrot im Geſicht: Donnerwetter, Herr! jetzt reißt's mir die Strippe. Beſpritzen Sie doch, in drei Deibels Namen, Ihre Wände mit Chemikalien oder mit was Sie ſonſt wollen nach Herzensluſt. Bloß uns nicht! Wir ſind nicht Ihre Wand! Ich bitte, uns nicht als Wand zu betrachten!

Schmolcke erbleicht, will parieren, duckt ſich aber, Krebs bugſiert ihn mit ſanfter Gewalt zur Tür hinaus.

von Schultzen: Bitte ſehr um Verzeihung, Herr von Behaimb! — Fritz, befreien Sie uns von dieſen Papierfetzen! — Fritz räumt die Photographien weg und legt ſie auf Schmolckes verlaſſenen Tiſch. — Ich bin nämlich zu wenig kunſtverſtändig! — Der Ton dieſer Leute paßt mir nicht.

von Behaimb erhebt ſich: Meine Herren, Herr Lachs, wir müſſen jetzt aufbrechen! Dieſe armen Hungerleider von herumziehenden Photographen ſind hier herum eine üble Landplage. Man weiß manchmal nicht, wie man ſich ihrer erwehren ſoll.

von Schultzen: Ich kenne kein Mitleid mit ſolchen Leuten.

von Behaimb: Alſo werter Profeſſor: Sie kommen mit!

Peter Brauer, nach peinlicher Spannung erlöſt: Eine Fahrt nach Penzig: gern einverſtanden.

von Behaimb: Adieu, meine Herren! leben Sie wohl, Herr Krebs!

Von Behaimb läßt Brauer vorangehen, der Mantel und Kalabreſer genommen hat, Lachs folgt. Alle drei mit Krebs und Fritz ab, die den Herrſchaften bis zum Wagen das Geleit geben.

Tſchache: Da hat ja unſer ſogenannter Profeſſor einen recht gediegenen Fang gemacht.

von Schuitzen: Wieſo denn Fang?

Tſchache: Lediglich gleichnisweiſe.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Im Mittelgrunde die doriſche Faſſade des weißen Floratempelchens auf einem von Buchen gekrönten Raſenhügel im Park zu Penzig. Ein gepflegter Gartenweg endigt auf dem Kiesplatz vor dem Tempel. Am Fuße des kleinen Hügels iſt unter Büſchen ein hübſcher, architektoniſcher Brunnen, genannt Roſalienquelle; über einem halbrunden Becken, von zwei ſchlanken Säulen flankiert, unter einer harmoniſchen Giebelkrönung, befindet ſich eine Inſchriftentafel. Alles im Empiregeſchmack. Ein Rohr, aus der Steintafel tretend, gibt friſches Waſſer.
Auf der runden Kiesterraſſe vor dieſem Brunnen ſteht ein weißer, runder Tiſch, umgeben von einer halbrunden Gartenbank und einigen Gartenſtühlen. Auf der Bank ſitzt **Peter Brauer** in Hemdsärmeln, raucht aus einer Tonpfeife und lieſt Zeitung. In ſeiner Nähe arbeitet der kleine **Hellmut Krebs** an einer Feldſtaffelei. Der etwa fünzigjährige Arbeiter **Neumann** iſt um den Tempel beſchäftigt. Er iſt mit Farbſpritzern bedeckt und rührt in verſchiedenen mit Farbe gefüllten Eimern, die auf den Stufen des Tempelchens ſtehen. Zuweilen tritt er in den Tempel und erſcheint dann wieder. Schöner Junivormittag.

Peter Brauer: Hellmut!

Hellmut: Jawohl.

Peter Brauer: Willſt Du mir den Gefallen tun und mal meinen Stiefel auf den Tiſch ſetzen?

Hellmut: Ihren Stiefel, Herr Brauer?

Peter Brauer: Ich meine den gläſernen, der in der Roſalienquelle zum Kühlen ſteht.

Hellmut: Ach ſo, Herr Brauer, jetzt weiß ich ſchon. — Er hebt aus dem Becken der Roſalienquelle ein großes ſtiefelförmiges Glasgefäß, in dem ſich der Reſt einer Bowle befindet. Ein Waſſerglas, das er vom Rande der Quelle nimmt, ſetzt er ſpäter neben dem Stiefel auf den Tiſch.

Peter Brauer, den Stiefel ergreifend, den Bowlenreſt betrachtend: Sic transit gloria mundi. — Er gießt ein. — Der Tag wird heiß! Nun gar meine Ungeduld! Damit kann ich, und wenn ich auch nochmal Waſſer drauf gieße, bis heut abend unmöglich auskommen. Neumann!

Neumann: Wird ſein?

Peter Brauer: Machen Sie ſich mal die Pratzen ſauber und holen Sie mir aus dem Gerichtskretſcham vier oder fünf Flaſchen, Sie wiſſen ſchon, Grüneberger Schattenſeite, das Zeug, das für meinen Malerbrand ſo geeignet iſt.

Neumann: Herr Profeſſor, kennt mr denn nich a biſſel arbeeten?

Peter Brauer: Kann ſein, daß mich der Wein wieder bißchen in Stimmung verſetzt. Ich kann mich nämlich von dem Gedanken immer noch nicht ganz losmachen, daß heute mein Sohn, mein Erwin, kommt. Das macht mich kribbelig. Das macht mich unruhig. — Nehmen Sie Terpentin, Neumann, wenn die Ölfarbe nicht von den Fingern geht: aber ich habe Durſt, laſſen Sie mich nicht lange warten! — Übrigens, mein Chronometer iſt ſtehengeblieben. Fragen Sie doch gleich mal mit beim Maurerpolier drüben im Schloß, wie ſpät es iſt!

Neumann: Der werd mir was nieſen. Der ſagt hechſtens: Zeit, daß Ihr mit Eurer Schmiererei endlich fertig werd.

Peter Brauer: Was? Glaubt denn der Eſel, ich bin n' Konzertmaler? Haben Sie mir denn übrigens eine bequemere Steigeleiter rangeſchafft?

Neumann: Nu ganz natierlich doch! Die aus 'n Warmhauſe.

Peter Brauer, zu Hellmut: Ich weiß nicht, woran es liegt, aber das Klettern auf das Gerüſt macht mir in letzter Zeit immer ein bißchen Schwierigkeit.

Neumann geht ab. Dreі Dorfkinder erſcheinen, die in einem Körbchen Waldmeiſter bringen.

Peter Brauer: Hallo! habt Ihr da wieder friſchen Waldmeiſter?

Ein Kind: Mutter ſchickt uns, Herr Brauer. Jawohl.

Peter Brauer: Was nutzt das ſchlechte Leben, Hellmut. Meinſt Du nicht auch, daß ein ſaurer Grüneberg mit etwas Farin und etwas Waldmeiſter ſchließlich kein allzu teures Vergnügen iſt? — Er nimmt ſechs oder acht Bündel Waldmeiſter aus dem Körbchen und legt ſie vor ſich auf den Tiſch. — Kommt meine Bagage, um ſo beſſer! Wart ich wieder umſonſt, nun, ſo iſt wenigſtens für einen gelinden Tröſter vorgeſorgt. Hier iſt eine Mark. Grüßt Eure Mutter, Kinder.

Die Kinder ab.

Hellmut: Schweſter Herta ſagte doch, daß Ihnen unſer Doktor das Trinken verboten hat.

Peter Brauer: Er hat mir auch das Rauchen verboten. Aber wehe Dir, Hellmut! . . . Verrat mich nicht! Wir ſind Kameraden. Was wiſſen die Ärzte? Wir ſind zwei fidele Malersleut. — Siehſt Du, das Frühjahr erſchlafft mich 'n bißchen: ſonſt hätt ich vielleicht können mit den Bildern da drin etwas weiter ſein.

Neumann kommt wieder, mit Flaſchen beladen.

Neumann: Im Gerichtskretſcham is a Photograph, der hat mich nach Ihn gefragt, Herr Profeſſor.

Hellmut: Es iſt Schmolcke. Er war geſtern auch wieder bei uns drüben.

Peter Brauer: Kork mal die Flaſche auf, Hellmut! Was geht uns Schmolcke an. Als Gaſtwirtsſohn und künftiger Beſitzer vom Goldenen Lamm mußt Du auf dieſem Gebiet doch bewandert ſein.

Hellmut: Wenn ich durchbrennen ſoll: ich werde auch Maler. — Er geht ab.

Peter Brauer: Ich bin meinem Vater auch durchgebrannt. Genie frißt ſich durch meterdicke Wände.

Der fünfundzwanzigjährige, ſchwachſinnige **Graf Edwin** in öſterreichiſchem Jagdkoſtüm, Gamsſtutz und bloße Knie, ſpringt hervor und knallt eine Zündblättchen-Kinderpiſtole auf Brauers Bruſt ab.

Peter Brauer: Pardauz, Herr Graf! mauſetot geſchoſſen! — Er fährt fort, den Stiefel unter dem Brunnen auszuſpülen.

Kandidat der Theologie **Dallwig** erſcheint, der Pfleger und Erzieher des Grafen. Er iſt ein breitſchultriger, ſlaviſch ausſehender, wohlraſierter junger Mann.

Dallwig: Graf Edwin, laſſen Sie dieſe Tollheiten! — Der Graf lacht, höchlich amüſiert und legt ein neues Zündblättchen auf ſeine Piſtole. — Es iſt ein Leiden! Das liegt im Blut mit dem Schießgewehr. Wenn ich ihm dieſe

Kinderei lege, verfällt er mir aber auf ſchlimmere Dinge. Ich habe ſchon alle ſchießbaren Sachen eingeſchloſſen und fortgehängt. Guten Morgen, Meiſter! Wie iſt das Befinden?

Peter Brauer: Soweit ganz gut, ich warte noch immer, und meine Familie rippelt ſich nicht.

Dallwig: Sie warten noch immer auf Ihre Familie?

Peter Brauer: Ich werde die fixe Idee die ganze Woche hindurch nicht los, daß jemand von meiner Familie kommen muß.

Dallwig: Schade, ich würde mich wirklich ſehr gefreut haben, Ihren talentvollen Sohn und Ihr kluges Fräulein Tochter noch perſönlich zu ſehn. Leider werden wir morgen abreiſen.

Peter Brauer: Wieſo denn das?

Dallwig: Ich habe vom Vormund meines Zöglings Befehl erhalten: wir müſſen Montag früh in Breslau und Montag abend bereits auf einer Reiſe nach Bayern zu Verwandten des Grafen ſein. Und, Penzig iſt hin. Was haben wir hier alſo noch zu ſchaffen? Übrigens geht er von ſeinem Stammſitz und merkt es nicht.

Peter Brauer hat Gläſer eingegoſſen, erhebt das ſeine: Ihre Braut ſoll leben, Herr Kandidat, und wenn Sie geſtatten, mein Weib, meine Kinder!

Dallwig tut Beſcheid: Wäre man endlich auch ſchon ſo weit! Aber wir können noch lange nicht heiraten. Ich bin arm, meine Braut iſt vermögenslos.

Peter Brauer: Und doch ſage ich: wagen Sie's, heiraten Sie! Wir, meine gute Frau und ich, haben ſeinerzeit auch mit weniger als nichts angefangen.

Erwin Brauer, flott und anſtändig gekleidet, erſcheint dicht im Rücken ſeines Vaters.

Erwin: Papa!

Peter Brauer fährt herum: Wer? Junge, ermorde mich nicht! — Er ringt ſichtlich nach Atem und macht wortloſe Verſuche, Erwin dem Kandidaten vorzuſtellen. Schließlich jappt er hervor. — Was? Bin ich denn taubſtumm? Da können Sie ſehen, Herr Kandidat, wie unſereiner ſchon wacklig iſt! Junge, wo biſt Du denn hergekommen?

Erwin: Mit einigen Irrfahrten aus Berlin.

Peter Brauer: Junge, ich wette ja tauſend gegen eins, daß Du inzwiſchen wieder mächtig gewachſen biſt.

Dallwig: Nehmen wir an, an Leib und Seele.

Erwin: Bei einem Haar, Papa, hätt ich ſchon dieſes Jahr den Rompreis gekriegt. Der Geheimrat meint, für das nächſte Mal iſt er mir ziemlich ſicher.

Peter Brauer: Was ich Ihnen ſagte, Herr Kandidat.

Erwin: Klara hat ihr Examen beſtanden und wird ſpäteſtens Ende Auguſt oder Anfang September probeweis angeſtellt.

Dallwig. — Man ſieht, wie Graf Edwin ſich mit einem langen, in Farbe getauchten Maurerpinſel nähert. — Ich will ihm doch lieber Einhalt gebieten. Alſo, Meiſter, ich weiß Sie in beſter Geſellſchaft. Sie entſchuldigen mich. — Graf Edwin!

Peter Brauer: Bevor Sie abreiſen, ſchüttle ich Ihnen noch die Hand.

Der Kandidat geht, nach einem Händedruck. Graf Edwin folgt ihm wie ein Hündchen.

Peter Brauer: Nun, Erwin, mein Sohn, ich umarme Dich. — Er tut es. —

Erwin, mehr paſſiv, nach gerührtem Schweigen: Wie geht's Dir, Papa?

Peter Brauer: Ich kann Dir nicht antworten.

Erwin: Was machſt Du, Papa?

Peter Brauer, nach Ende der Umarmung: Überzeuge Dich ſelbſt! Du wirſt urteilen, wirſt durch den Augenſchein urteilen, ob ſich der Himmel fühlbar und ſichtbar, oder nicht, Deines allzeit ernſt und eifrig ſtrebenden Vaters angenommen hat. Urteile ſelbſt. Du wirſt ſelber urteilen. — Er trocknet einige Tränen und trinkt. — Ich brauche wohl nicht zu fragen, ob Du Brief und Gelder ... reſpektive Mama, immer pünktlich Gelder und Briefe bekommen haſt?

Erwin: Alles iſt pünktlich angekommen. Mama war jedesmal ſehr erſtaunt. Sie hat große Freude daran gehabt.

Peter Brauer: Nun? Wie ſteh ich jetzt da, guter Junge? — Er wirft ſich mit leuchtenden Augen in die Bruſt. — Setz Dich! — Entſchuldige mich mal einen Augenblick. — Er legt ſeine Brille ab und guckt in den Himmel. — Findeſt Du nicht, dieſes Blau, dieſe wolkenlos blaue Helligkeit, das wirkt auf die Nerven manchmal ſo, als wenn alles ganz plötzlich dunkle Nacht würde? — Er faßt wieder Erwins beide Hände. — Mit einem Wort, es freut mich, daß Du gekommen biſt. Setz Dich! Du ſiehſt, ich habe mir eine Waldmeiſterbowle angeſetzt. Du wirſt nichts dagegen haben, mitzutrinken. Nimm Platz! Ich kann nicht leugnen, daß es bei mir zur Abwechſlung mal bißchen aus dem Vollen geht. — *Er umarmt Erwin und dreht ihn herum.* — Schlingel, Schlingel, Du biſt à propos gekommen.

Erwin: Das iſt die Kapelle, Papa, nicht wahr?

Peter Brauer: Das iſt ſie.

Erwin: Mama konnte ſich bis zuletzt nicht recht überzeugen, daß es mit dieſer Kapelle wirklich ganz richtig iſt.

Peter Brauer: Ich weiß ja. Wir wollen nicht davon reden. Mama war verſtimmt, Mama war nervös, als ich in die Provinz wollte, und in ſolchem Zuſtand glaubt man die offenbarſten, offenkundigſten Tatſachen nicht. — Alſo Du wirſt nächſtens wirklich nach Rom reiſen?! Es iſt mir ein Troſt, aber Schande mache ich, wie Du mir zugeben wirſt, wenigſtens meiner Gilde, auch ohne daß ich in Rom war, nicht.

Erwin: Ich habe doch niemals an Dir gezweifelt. Du wirſt das doch wohl nicht glauben, Papa. Ich habe mich eigentlich immer, wenn das rechte Verſtändnis manchmal bei Klara und Mutter ausſetzte, tüchtig für Dich ins Zeug gelegt.

Peter Brauer: Das weiß ich. Sei ganz ruhig, mein Sohn. Es genügt mir, in jeder Beziehung zu wiſſen, daß die Schuppen Euch wirklich einmal, vor meinem Ende, gründlich von den Augen gefallen ſind. Warum ſoll unſereiner nicht auch mal ſeinen Stolz haben? *Er zieht ſeine* geſpickte Brieftaſche und wirft Erwin einen Hundertmarkſchein hin. Da! da ſind die ſechs Mark, die Du Dir beim Antritt meiner Provinzreiſe vom Herzen geriſſen haſt, mit Zinſen und Zinſeszinſen zurück.

Erwin: Aber, Papa, ich habe mich ja von dem Geld, das Du mir geſchickt haſt, vom Kopf zu Fuße neu eingekleidet. Du haſt mir ja . . .

Peter Brauer: Steck ein! verſtehſt Du! mach keine Umſtände. Wenn ich Geld erheben will, brauche ich nur in die Stadt, in das Bank- und Wechſelgeſchäft von Lachs, auf dem Altmarkt, gehen. So geht's, wenn ein Künſtler endlich, wie ich, in Herrn von Behaimb einen verſtändnisvollen Mäzen gefunden hat. — Aber nun höre: Du mußt jetzt ſtramm mithelfen.

Erwin: Aber mit Vergnügen! Hoffentlich bin ich ſchon ſo weit und kann es zu Deiner Zufriedenheit.

Peter Brauer: Du mußt mir von früh bis abends mithelfen. Ich bin zwar nicht krank, Gott bewahre mich! jetzt, wo ich mich endlich durchſetze, hoffe ich, noch mindeſtens ein Jahrzehnt und länger mit Nutzen für uns alle tätig zu ſein. Aber Du haſt doch jüngere Schultern. Das verfluchte Gerüſt da drin, ſieh mal an. Ich kann eben doch nicht ſagen, daß Sorgen und Mühſal vieler entbehrungsreicher Jahre abſolut ſpurlos an mir vorübergegangen ſind. Wenn ich die Leiter hinauf will, muß ich mir helfen laſſen und tatſächlich öfters fünf-, ſechsmal anſetzen. Und dann die Kuppel, wo ich beim Malen das Genick entweder mir verrenke oder halbe Tage lang auf dem Rücken liegen und mir die Ölfarbe ins Geſicht tropfen laſſen muß. — Ich bin froh, daß Du endlich da biſt, und bedaure nur, daß ich Dich nicht vor ſechs Wochen bei mir gehabt habe.

Erwin: Ja, ſiehſt Du, Papa, da konnte ich nicht. Erſtlich ſagte Mama, das Wetter ſei viel zu ſchlecht, und dann ſtand die Rompreiskonkurrenz vor der Türe.

Peter Brauer: Nun, Du wirſt mir gelegentlich auch erzählen, warum Mama auf meine gutgemeinten Einladungen bisher ebenfalls nicht eingegangen iſt.

Erwin: Papa, ich bin nur vorausgegangen. Wir waren zunächſt in der Stadt, im Lamm, und Mutter und Klara kommen hinterdrein.

Peter Brauer: So!? Er iſt vor Erregung einige Augenblicke wortlos. Weißt Du, Erwin, da wollen wir erſt mal die Bowle wegſchaffen. Bowle und Gläſer werden in den Gebüſchen verſteckt.

Peter Brauer packt Erwin an beiden Schultern, ſieht ihn lange an: Erwin, haſt Du gefaſelt? Was? Oder hab ich vielleicht was am Trommelfell? Iſt es wahr und wahrhaftig: Mama kommt mich wirklich beſuchen? Mama und Klara haben ſich wirklich zu mir — Herrgott, ich darf jetzt nicht bitter ſein! — haben ſich wirklich zu Deinem alten Herrn auf den Weg gemacht und herabgelaſſen?

Erwin: Sie warten hinten am Park, Papa, ich ſollte vorangehen und ihnen Beſcheid bringen.

Peter Brauer: Hol ſie! ſag meinethalben, daß ich faſt unverdientermaßen überraſcht und — tui! tui! tui! — glücklich bin.

Erwin ab. Brauer blickt ihm nach und geht dann langſam gegen die Kapelle. Der Photograph Schmolcke erſcheint jetzt mit Apparat uſw. behangen, überraſchend, fledermausartig, oben vor der Tempeltür und will hinein.

Peter Brauer: Halt! Was wünſchen Sie?

Schmolcke: Na, ich will Aufnahmen machen.

Peter Brauer: Wo?

Schmolcke: Wo? Hier in der Bude drin.

Peter Brauer: Das iſt keine Bude! Neumann, zuſchließen!

Schmolcke: Na, ſagen Se mal, was iſt denn dabei, wenn man ſchon von Ihren ſogenannten Fresken Aufnahmen macht? Das dient höchſtens doch zu Reklamezwecken.

Peter Brauer: Reklamezwecke verfolge ich nicht.

Schmolcke: Na, nu haben Se ſich man bloß nich, verſtanden? Deswegen, wenn Sie ooch hier ſich ins Fett geſetzt haben, brauchen Se doch gegen unſereenen noch lange nich hochmietig ſein.

Peter Brauer ſteht nun an der Treppe neben Schmolcke und ſchließt die Tür eigenhändig: Das liegt mir ganz fern. Ich bin nicht hochmütig.

Schmolcke: Sie waren ſchon neulich im Lamm rieſig hochmietig. Wenn aber erſt mal die farbige Photographie erfunden iſt, und ich kann Ihn ſagen: ich bin auf der Fährte! da wird's mit der Pinſelei auf einmal und gründlich alle ſein.

Peter Brauer: Erfinden Sie man! Ich warte ſolange.

Schmolcke: Warten Se man! Wir werden uns wiederſehn.

Peter Brauer: Hören Sie mal, daß Sie den Mut haben, auf Ihren Krakeel im Lamm anzuſpielen, das lächert mich. Wenn Sie ſchon meinetwegen mein halber Kollege ſind: Sie glauben doch hoffentlich nicht, wie Se ſich da betragen haben, iſt irgendwie kollegialiſch geweſen?

Schmolcke: Ich war ooch uf Kunſtſchule. Ich kann ooch malen. Ich ſtrapeziere mich ab, renne, verfahre mein Geld auf der Eiſenbahn, aber wenn irgend ſo'n Menſch aus Berlin kommt — alles muß aus Berlin ſein! — gleich fiſcht er einem das einzige bißchen Arbeet weg. Da ſoll einer nich fuchsteufelswild werden?

Peter Brauer: Ich bin von Berlin berufen worden!

Schmolcke: Noch was! Sie haben den ganzen Auftrag am Stammtiſch im Lamm aus der Suppe gefiſcht.

Peter Brauer: Menſch! das mögen Sie nötig haben! Wenn Sie glauben, ich habe das heut noch nötig, irren Sie ſich.

Schmolcke: Dafür ſind Sie bekannt. Das haben Sie nötig.

Peter Brauer: Menſch! daß Sie mich vielleicht vor zehn, zwölf Jahren gekannt haben, wo es mir vielleicht nicht grade immer glänzend ging, verſtanden, das will ich nicht weiter beſtreiten. Aber was ſich inzwiſchen, ſeit ich in Berlin meinen Weg gemacht habe . . . was ſich ſeitdem, und zwar gründlich, geändert hat, wiſſen Sie nicht.

Schmolcke: J, ich wollte ja ooch ſchon längſt nach Berlin.

Peter Brauer verdutzt: So?

Schmolcke: In dieſer faulen Provinz hab ich mir nu zum letzten Male was in den Kopf geſetzt. Man hat in Berlin 'n ganz anderes Fortkommen.

Peter Brauer: So? Na, nun hören Sie mal, ich bin wirklich verdutzt. Erſt ſchimpfen Sie, weil ich aus Berlin komme, jetzt erzählen Sie mir . . . Sie machen ja Sprünge wie 'n Wiedehopf!

Schmolcke: Sie kennten ooch mal hier 'n gutes Wort für mich einlegen!

Peter Brauer: Ich krieg 'n Gehirnknax! Was? Ich verſtehe Sie nicht.

Schmolcke: Mein Unglück is: ich war ſchlecht verheiratet. Noch ſchlimmer: ich hatte einen dämlichen Eſel von Rechtsanwalt. Hier iſt noch das Schild: Atelier Prezioſa. Das war 'n Geſchäft, das hatte ich richtig in Schwung gebracht. Na, nun ſehen Sie, es wird meiner Frau zugeſprochen! Es heißt, es iſt auf den Namen der Frau geführt! Ich muß 'raus! Das bißchen Kamera iſt alles, was ich gerettet habe.

Peter Brauer: So? Da würd ich doch beſcheidener auftreten.

Schmolcke: Das ſagen Sie ſo: beſcheidener auftreten, wenn einem das Meſſer an der Kehle ſitzt, das Waſſer bis hierher ſteht und das Feuer unter dem Fracke brennt. Da geht man los, und da nimmt man, was man zu packen kriegt. Ich habe eben im Goldenen Lamm Ihre Frau und Ihre Tochter ankommen ſehn. Iſt das Ihr Sohn, der auch ſchon wieder Malkaſten, Malſchirm und Feldſtaffelei unterm Arm hat? Der ſollte doch eigentlich die Näſe voll haben! — Richtig, Sie ſind doch bei Kies! Mir iſt das Wurſcht, wenn ich ooch von Ihnen und Ihrer Familie mal 'ne Familienaufnahme mache! Eine Hand wäſcht die andere! Was ſind zwanzig Mark? wenn man's augenblicklich ſo dick wie Sie ſitzen hat! Warum wollen Sie mir nich ooch mal was abgeben?

Peter Brauer: Rache iſt ſüß! aber ich werde Ihnen den Beweis liefern, daß ich im großen ganzen für Süßigkeit nicht zu haben bin. Ihr Gedanke iſt gut, und ich beiße drauf an!

Schmolcke: Sie könnten mich doch bei Behaimb einführen. Erſtens bin ich 'n guter Anterieurphotograph. Ich möchte Aufnahmen vom alten Schloß machen. Und zweitens . . .

Peter Brauer: Zweitens und drittens entſchuldigen Sie mich! Kommen Sie wieder um Mittag mit Ihrer Kamera, dann ſollen Sie mich mit Familie abknipſen! — Er geht in den Tempel und ſchließt ihn hinter ſich zu.

Schmolcke pocht heftig gegen die Tür: Sie! Sie! Hören Sie mal noch 'n Augenblick!

Peter Brauers Stimme: Später!

Schmolcke geht, ſchnell entſchloſſen, mit langen Schritten ab. Gleich darauf kommen von der anderen Seite Frau Brauer, Klara

Brauer und Erwin. Die Damen kleinbürgerlich, aber ſauber und reiſemäßig gekleidet.

Erwin: Dort iſt der Gartentempel, Mama!

Frau Brauer, ſchüttelt erſtaunt den Kopf: Ihr würdet Euch über meinen Unglauben ſicher nicht wundern, Kinder, wenn Ihr wüßtet, wie oft mich Peter mit ſolchen und ähnlichen Gartentempeln im Laufe von dreißig Jahren beſchwindelt hat.

Klara Brauer: Darüber wird ſich wohl niemand wundern.

Erwin: Ihr werdet mir zugeben, daß ich diesmal von Anfang an, als Papa in die Provinz ging, nicht Eurer Meinung geweſen bin.

Frau Brauer, kopfſchüttelnd: Peter kann doch nichts. Peter iſt doch ganz untüchtig.

Erwin: Ich weiß doch nicht, Mama, ob man das ſo ſchlankweg behaupten kann.

Klara: Erwin, das haſt Du ja ſelber behauptet! Und es iſt auch nicht anders! Täuſcht Euch nur nicht. Mir bleibt es ein Rätſel, wie Papa dieſe ganze Sache hier gedeichſelt hat.

Frau Brauer: Klara, Du hältſt Dich an mich, wie ich mich an Dich halte. Du haſt Dein Examen beſtanden. Du biſt ſeit acht Tagen majorenn. Der Geheimrat hat die Verfügung über Dein kleines Großvatererbe in Deine Hand gelegt, und die Sommerreiſe, die wir uns diesmal gegönnt haben, hatten wir beide uns ja ſchließlich ſeit Jahren ſowieſo vorgeſetzt. Mag geſchehen, was will, für uns iſt das gleichgültig.

Erwin: Sag mal, gute Mama, iſt das eigentlich recht, daß Du immer noch mißtrauiſch biſt?

Frau Brauer: Mit Bezug auf Peter bleibe ich mißtrauiſch! Zehn Jahre lang hab ich zu ihm ein elendes ſträflich dummes Vertrauen gehabt. Mit Kunſt ſoll mir einer nochmal kommen! Dem ſage ich: Reden Sie lieber von Kalbskotelett.

Erwin: Dein Sohn wird doch auch Künſtler.

Frau Brauer: Das iſt ganz was anderes: der Geheimrat hat uns ja feſt verſprochen, wenn Du Dir ſonſt nichts zuſchulden kommen läßt, wirſt Du am Gewerbemuſeum oder ſonſtwo feſt angeſtellt. Und von Dir weiß ich, Du wirſt Dir eine Stellung auch wahrnehmen. — Dagegen Papa: Glück, oder Gelegenheit, Glück zu machen, hat er im Leben auch gehabt. Papa erträgt's nicht. Papa bildet ſich dann ſofort alle möglichen großen Roſinen ein! nimmt ſich's nicht wahr! kurz, Peter eignet ſich eben abſolut zum Ernähren einer Familie nicht. Nimmt er wirklich was ein, das iſt hallo, heidi, hinausgeworfen im Augenblick.

Erwin: Nun, ſchließlich, wir müſſen ihn jetzt mal begrüßen.

Klara: Wenn Papa bloß nicht denkt, man kommt angekrochen, wenn er nur mit dem kleinen Finger winkt, weil er mal 'n bißchen nicht ganz am Verhungern iſt.

Frau Brauer: Laß gut ſein! Er kennt mich! Das wird er nicht denken.

Klara: Was hat man denn hier? Ich muß überhaupt ſagen, weshalb man überhaupt aus Berlin rausgeht und gar noch in die Provinz, hierher, wo ſich die Füchſe gute Nacht ſagen, verſteh ich nicht. Um Papas ſchöner Augen willen? Jetzt denkt er womöglich, bildet ſich womöglich ein, in ſeinem Hochmut, womit er auf unſereins herunterſieht, daß man von ihm abhängig iſt.

Erwin: Der Schlüſſel dreht ſich. Jetzt kommt Papa! Wenn Du nicht mehr Gefühl für ihn haſt, liebe Klara, würde ich doch an Deiner Stelle lieber zu Hauſe geblieben ſein.

Peter Brauer tritt breitbeinig durch die Tür auf die Plattform. Kalabreſer, langer Malſtock, viele Pinſel, rieſige Palette.

Peter Brauer: Kinder! Thekla! — Da ſeid Ihr ja! — Klara! Erwin! Tauſendmal gottwillkommen! Entſchuldigt mich: ich lege meine Palette ab! Gleich Euch allen mit Leib und Seele zu Dienſten! — Er tut, wie er ſagt, und kommt dann die Treppe triumphierend herunter. — Nun, was ſagt Ihr dazu? — Wie findet Ihr mich?

Frau Brauer: Guten Tag, Peter! Klara hat ihr Examen gemacht, und da hab ich zwar nicht gerade Deinem Drängen nachgegeben, aber weil wir eine kleine Reiſe doch machen wollten, haben wir uns geſagt, daß es ja, ob wir nun grade da- oder dorthin reiſen, gleichgültig iſt. Erſt wollten wir ja nach Bromberg, zu Klaras ehemaliger Lehrerin.

Peter Brauer: Richtiger, Thekla, habt Ihr ſchon ſo gehandelt. Du wirſt bald Gelegenheit haben zu entſcheiden, ob und wiefern ſich in meiner Umgebung hier ganz gut leben läßt. Ihr ſollt einen ſchönen Sommer haben.

Frau Brauer: Aber das ſag ich Dir gleich: in der Stadt in dem teuren Gaſthaus zum Lamm, wo man die Nacht eine Mark fünfzig pro Bett zahlen muß, bleib ich nicht!

Peter Brauer: Ihr ſollt hierher in die Dorfſchule überſiedeln. Nette Zimmerchen, ſaubere Betten. Ich habe ſchon alles feſtgemacht. Der Lehrer und ſeine Frau ſind herzige Leute. Siehſt Du, Du haſt in Berlin mit Recht über Mangel an gebildetem Umgang geklagt. Hier wirſt Du darüber nicht zu klagen brauchen. Da iſt die Frau Paſtor, da iſt Fräulein von Schultzen, Tochter eines penſionierten Majors und Johanniterin. Da iſt Frau Bierner, die Gattin des Bürgermeiſters, die Lammwirtin, Frau Krebs, haſt Du ſicher ſchon kennengelernt. Ich habe ſo viel geſprochen von Dir: ſie brennen alle darauf, Dich zu ſehn. Kurz, Du wirſt bemerken, ich habe mich hier mal zur Abwechſlung wie der Haſe in den Salat geſetzt und mir eine wirkliche Stellung erobert.

Frau Brauer: Das kann mich nur freuen, Peter, wenn Du wirklich mal endlich zur Einſicht gekommen biſt.

Peter Brauer: Nun, es hat wohl nicht immer an mir gelegen, wenn nicht gerade alles, was man ſo unternommen hat, gut eingeſchlagen iſt. Aber diesmal hat es gut eingeſchlagen. Und wenn es anderthalb bis zwei Jahre ſo weiter geht, hoffe ich, aus den gröberen Sorgen ein für allemal raus zu ſein.

Frau Brauer: Das iſt ja recht ſchön, wenn es wirklich ſo iſt.

Peter Brauer: Wenn es wirklich ſo iſt? — Er zieht ſein Notizbuch. — Vier Seiten lang vorgemerkte Aufträge. Herr von Behaimb iſt in einer Weiſe liebenswürdig zu mir, daß ich mit einem Schlage ins Porträt, in die ganze feudale Geſellſchaft hineinkomme. Ich werde den nächſten ganzen Winter auf Gütern und Herrſchaften ... wahrſcheinlich auch den darauffolgenden Sommer hindurch, kaum vierundzwanzig Stunden bei Euch zu Hauſe ſein. Deshalb wollt ich Euch wenigſtens hier genießen.

Frau Brauer: Ich geſtehe Dir, Peter, wie ſoll ich ſagen ... ich hätte Dir das nicht mehr zugetraut.

Peter Brauer: Das verdenk ich Dir nicht, das begreif ich, Thekla. Die wahre Kunſt iſt eine Sache, wie ich Dir ſchon als Schulkind geſagt habe, und wie es Erwin hundertmal von ſeinem Vater gehört haben muß, ſie iſt eine Sache, die Opfer verlangt. Da muß man den ganzen Menſchen dahinterſetzen. Wer da nicht ſagt: ich kann warten! der tut viel beſſer, er hängt ſein Malerhandwerkzeug gleich von vornherein an die Wand. Still arbeiten und ruhig das Schickſal blitzen und krachen laſſen. Sieh mal: ich weiß, was ich bin! Ich wußte auch, ich werde das eines Tages vielleicht noch jedem, der Augen hat zu ſehn, begreiflich machen. Es gab allerdings eine Zeit, gute Thekla, als ich Dir noch half bei den Schulaufgaben, da haſt auch Du mit einem Paar tief und dunkel aufgeſchlagenen Kinderaugen an mich geglaubt. Aber „Künſtlers Erdenwallen“, als dann Fehlſchläge kamen, Verkennung, Verfolgung, Feindſchaft ſich breit machte, da ſoll ſich keiner wundern, wenn da die einfache, treue Hausfrau den Glauben an etwas, das ihr ja eigentlich fernliegt, verlieren muß. Ein Künſtler bleibt ewig ſchwer zu verſtehen! — Übrigens, ſag mal, Klara, warum haſt Du denn jetzt herausgelacht?

Klara: Ach bloß bei Mamas dunklen Kinderaugen.

Peter Brauer, mit Emphaſe: Mama hat damals die ſchönſten Augen der Welt gehabt!

Frau Brauer: Ach, Peter, Du redeſt wieder ſo viel. Das kenn ich von früheren Zeiten her. Dazu bin ich zu alt. Da wird einem leider Gotts immer ganz neblig. — Sie nimmt am Tiſch Platz und ſtützt in einer gewiſſen Hilfloſigkeit den Kopf in die Hand.

Peter Brauer: Liebe Thekla, ich weiß nicht, ob zwiſchen Mann und Frau, wenn ſie ſich über zwei Monate lang nicht geſehen haben, ein Händedruck, wenn auch keine direkte Umarmung, ſagen wir mal ein Kuß in Ehren, am Platze iſt. — Er hat ihr zögernd eine Hand auf die Schulter, die andere auf den Scheitel gelegt und küßt vorſichtig ihre Stirn.

Frau Brauer, es duldend: Ich lieb das nicht, Peter, mach keine Torheiten.

Schmolcke iſt gekommen und hat gegenüber der Tempelfaſſade ſeine Kamera aufgeſtellt.

Schmolcke ruft: Nanu! wenn 'ne Aufnahme ſein ſoll, ich habe Eile. Zwölf Uhr drei geht mein Zug. Alſo los, Meeſter Brauer, wenn nu mal die ganze Pamfilie vor die Kanone ſoll!

Peter Brauer, mit Entſchluß: Kommt, Kinder! er ſoll uns photographieren. Da haben wir gleich an Penzig, an meine Arbeit im Gartentempel und an dieſes unerwartete, glückliche Wiederſehn eine Erinnerung. Außerdem will ich den Quälgeiſt loswerden.

Frau Brauer: Schon photographieren laſſen, wo wir kaum erſt gekommen ſind?

Peter Brauer: Kommt, Kinder: „Der Meiſter und ſeine Familie!“

Schmolcke: Da haben Se recht, Meeſter. Das wäre ’ne ganz gute Überſchrift.

Peter Brauer *aufgeräumt:* Halten Sie jetzt wenigſtens Ihr Maul beim Arbeiten.

Hellmut taucht auf.

Hellmut: So! — *Er hat Palette und Malſtock zur Hand genommen und ſich inmitten ſeiner Familiengruppe großartig aufgepflanzt.*

Schmolcke: Nu mal ſtillſtehn! Nu mal zuſammenrücken! Übrigens haben Se denn die Huppe gehört?

Peter Brauer *aufgeräumt:* Die Huppe? Nee, Sie ruppige Puppe!

Schmolcke: ’n bißchen mehr links! Gut! „Der Meeſter und ſeine Familie.“

Peter Brauer: Kinder mehr links! Mehr links ſagte die Sphinx, und da gings.

Schmolcke *zieht die Uhr:* Na nu Obacht! — De Huppe haben Se nich gehört, Meeſter?

Peter Brauer: Still jetzt, wenn keener wackeln ſoll!

Schmolcke: Nämlich die Herrſchaften Behaimb mit

Begleitung ſind eben drüben am Hauptportal in zwee Automobilen angekommen.

Peter Brauer: Wer?

Schmolcke: Er, de Gnädige und drei Kavaliere. Un nu Obacht.

Peter Brauer: Was, Schmolcke, haben Sie da geſagt?

Schmolcke: Still! Paſſen Se uff! — Die Platte is futſch. Sie haben ja ſo gewackelt, Meeſter, als hätt ich ſtatt „ſtillgeſtanden“ „rührt euch“ geſagt.

Eine vornehme Geſellſchaft mit Herrn von Behaimb an der Spitze iſt erſchienen und hält ſich, diskret amüſiert, in der Ferne. Sie beſteht aus **Herrn von Behaimb**, **Frau von Behaimb**, **Gräfin von Fiſchbacher**, dem jungen, ſchneidigen Geſandtſchaftsattachee **Grafen von Hohenhahn**, dem Gardehuſaren-Rittmeiſter **von Behaimb** und dem ſchottiſchen Portätmaler **William James Dalziel**.

von Behaimb sen. ruft herüber: Ich bitte Sie, ſich unter gar keinen Umſtänden in dieſer heiklen und wichtigen Prozedur ſtören zu laſſen. Wir kommen ſpäter. Wir haben Zeit.

Peter Brauer: Erwin, halt mich, ſonſt fall ich um!

Erwin: Papa, Du haſt nicht mal den Hut abgenommen.

Peter Brauer glotzt wie beſinnungslos, kommt dann zu ſich: Fix, halt mal den Malſtock, hier die Palette! ... — er reicht beides einigermaßen verwirrt an Erwin.

Schmolcke: Na, eins, zwei, drei ... Ruhig! — Na, uff dieſe Weiſe, heiliges Kreuzkanonenrohr, geht das doch nicht.

Peter Brauer: Halten Sie 's Maul, Sie ſind ja irrſinnig!

Schmolcke: Irrſinnig? Was? Wenn hier eener irrſinnig is, Sie Schöps, da kann es doch allerhöchſtens nur 'n gewiſſer Peter Brauer, geboren in Hinterpeterswaldau bei Hinterwinkel in Hinterſchleſien ſein. Soll ich hier womöglich noch Geld einbüßen?

Peter Brauer: Sie werden bezahlt. Aber jetzt ſehen Sie doch, daß die Herrſchaften kommen. Fort mit dem Guckkaſten! Packen Sie ſich! Scheren Sie ſich! —

Die Herrſchaften ſind langſam weitergegangen. Brauer zieht abermals tief den Hut.

Erwin, zu Brauer: Mußt Du ihnen denn nicht entgegengehn?

Peter Brauer, Verbeugungen ins Leere machend: O bitte recht ſehr. Es hat gar keine Eile, Herr von Behaimb.

Klara, zur Mutter, gepreßt: Papa benimmt ſich ja, um in die Erde zu ſinken!

Frau Brauer: Was ſprichſt Du denn bloß? Es kann Dich ja niemand hören. Sie kehren uns ja den Rücken zu.

Peter Brauer: Kinder, ſchweigt ſtill! Ihr macht mich ja unſinnig!

Schmolcke: Alſo, Sie wollen partout nich ſtille ſtehn? Nich? Na, denn wer ich mich mal an die Feudalkreiſe 'ranmachen.

Peter Brauer: Menſch, wagen Sie es auch nur mit einem Wort, die Herrſchaften zu beläſtigen. Das fällt doch höchſtens auf mich zurück. Klara, grüße! — Thekla, verbeuge Dich!

Rittmeiſter von Behaimb, Graf Hohenhahn und Dalziel nähern ſich lebhaft.

von Behaimb jun.: Rittmeiſter von Behaimb. Ich habe die Ehre, Graf Hohenhahn and the Honourable William James Dalziel aus Glasgow, Schottland, vorzuſtellen. Profeſſor Brauer, ſicherlich eine Leuchte deutſcher Kunſt. Verzeihen gütigſt, wenn geſtört habe. Mein mein mein, mein Papa hat den Wunſch jeäußert, etwas ... das das das heißt, meine meine Frau Mutter ... das das das heißt, die die gnädigſte Frau, fühlt ſich, fühlt ſich leider ein bißchen abgeſpannt, möchte aber begreiflicherweiſe die Rückfahrt nicht antreten ohne vorher Ihre K-Ku-Ku-Ku-Ku-Kunſtwerke ... Kunſtwerke wollte ich ſagen! Kunſtwerke in der K-K-K-Kapelle zu ſehn. Würde das ... es tut mir ſehr leid, daß ich ſtören muß, Herr Profeſſor! ... würde das ... bitte ... würde das, würde das möglich ſein?

Peter Brauer: Es iſt allerdings ... ich bin allerdings ... es wird, fürchte ich, einſtweilen ... Erlauben der Herr Rittmeiſter, daß ich meine liebe Gattin, meine liebe Tochter und meinen Sohn Erwin vorſtelle, der auch Maler iſt, und wie ich zu meiner Freude erfahren habe, den Berliner akademiſchen Rompreis bereits in der Taſche hat.

Erwin: In der Taſche leider noch nicht, Papa.

Peter Brauer: Nicht ganz. Ich meine: beinahe ... aber nächſtens. Jedenfalls hat der Junge ein ſchönes Talent.

Dalziel, zweiunddreißigjähriger, bedeutend älter wirkender Mann, der mit ſeinen großen runden Brillengläſern eher einem

Gelehrten als einem Künſtler gleicht. Irgendwie erinnert er an eine kluge Eule, in mancher Beziehung an einen Japaner. Zu Erwin: Sie werden uns Ihre Sachen vorzeigen!

Hohenhahn: Sie ſehen in dieſem Herrn den Meiſter der ſchottiſchen Landſchaftsmalerei, junger Mann.

Dalziel, lachend: Oh no, der Graf iſt immer zu allerlei ſchlechter Spaß aufgelegt.

Hohenhahn, zu Brauer: Sie werden gewiß geleſen haben, welchen ungeheuren Triumph die Glasgower Schule auf der heurigen internationalen Kunſtausſtellung in München erſtritten hat?

Peter Brauer: Welche? Sagten Sie Glasmalerei?

Erwin, ſchnell: Die Schotten, die Schotten, die Schotten! Papa. Weißt Du nicht, daß alle Welt jetzt voll von den Schotten iſt? Es geht ja tagtäglich durch die Zeitungen.

Peter Brauer: So!? Da muß ich zugeben, daß ich nicht hinreichend auf dem Laufenden bin.

Frau Brauer, ſcharf: Du biſt meiſtens nicht hinreichend auf dem Laufenden.

Peter Brauer: Ich gebe zu, es iſt hie und da nicht immer leicht, mit den Ereigniſſen gleichen Schritt zu halten, aber, liebe Thekla ...

von Behaimb jun.: Ich möchte mir ... möchte mir Frage erlauben, ob ich der gnädigſten Frau ... der gnädigſten Frau und meinen Papa B-B-Beſcheid geben darf?

Hohenhahn: Ich begreife, man ſollte ... man ſoll im allgemeinen einen Künſtler nicht ſtören, ſolange er in der Arbeit iſt. Aber die gnädigſte Frau ... die Herrſchaften haben in München, von wo wir alle faſt direkt herkommen, eine Menge verſchiedenartiger Eindrücke auf ſich wirken laſſen und ſind nun in hohem Maße geſpannt, was auf ihrer neuen, ſchönen Beſitzung inzwiſchen entſtanden iſt.

Peter Brauer: Ich weiß nicht recht: ich gebe zu ... Vielleicht hätten die allergnädigſten Herrſchaften beſſer getan, ſich anzumelden. Ich ...

Hohenhahn: Um Gottes willen, lieber Meiſter, wir ſind keine Abnahmekommiſſion!

Dalziel zu Brauer: Sie müſſen wiſſen, daß Graf Hohenhahn, wenn es irgendwo eine gute Malerei oder gute Skulptur, von was dergleichen in die Luſt oder Lüſt, wie die Deutſchen ſagen, to get wind of — wie ſagen Sie hier?

Hohenhahn: Wittern.

Dalziel: Wo es von dergleichen zu wittern gibt, da läßt er die beſte Rindsbrühe ſtehen. Am liebſten holt er aus die Rumpelkammern von die Pariſer und Londoner Antiquare falſche van Dycks und falſche Rembrandts heraus.

Hohenhahn: Ich beſtreite es nicht: die Kunſt iſt mein höchſtes Intereſſe.

von Behaimb jun.: Und und und die Diplomatie?

Hohenhahn: Ich glaube nicht, daß ſie bei mir jemals der Kunſt den Rang ſtreitig machen wird. Das iſt nämlich ein Schinkelſcher Bau, lieber Dalziel, und ich denke — zu Brauer: — verehrter Meiſter, Sie werden an die Löſung Ihrer Aufgabe in dieſem Innenraum vielleicht im

Stile von Karſten oder Genelli gegangen ſein. Werden Sie uns den Eintritt geſtatten?

von Behaimb jun.: Ich müßte allerdings bitten, da die gnädigſte Frau jewiſſermaßen, jewiſſermaßen von zarter Jeſundheit ... und jejen Nähe von fremdes Publikum äußerſt empfindlich iſt ... möchte die zujehörigen, oder beſſer, nicht zujehörigen Herrſchaften bitten, ſich von der Plattform ... ſich von der Plattform zurückzuziehen.

Peter Brauer: Alſo bitte, Mama, tritt zurück, bitte Klara, zieh Dich zurück: — Finden Sie nicht, daß heut eine gradezu furchtbare Hitze iſt?

Erwin, mit dem Schlüſſel am Portal: Soll ich öffnen, Papa?

Peter Brauer: Wart mal. Ich weiß wirklich nicht, ob der Aufenthalt unter dem mit Farbe beſpritzten Gerüſt für die Damen und überhaupt für die gnädigen Herrſchaften zu empfehlen iſt.

Herr von Behaimb ſen., Frau von Behaimb und Gräfin von Fiſchbacher nähern ſich an. Rittmeiſter von Behaimb und Graf Hohenhahn geſellen ſich zu ihnen. Der Photograph Schmolcke zieht ſich, in der Abſicht, unbemerkt zu photographieren, weiter zurück. Frau Brauer und Klara begeben ſich an den runden Tiſch, wo ſie ängſtlich und abwartend ſtehen bleiben.

von Behaimb ſen.: Lieber Profeſſor, wir inkommodieren Sie nur einen Augenblick. Sie ſind dann die nächſten Wochen durchaus wieder Ihrem ſchöpferiſchen Ingenium ungeſtört allein überlaſſen. — Zu ſeiner Frau: Ich werde mich ſofort ſelbſt überzeugen, mein ſüßes Herz, ob der

Aufenthalt im Kapellenraum augenblicklich für Dich zu empfehlen iſt.

Herr von Behaimb ſen. ſteigt auf die Plattform. Nach einigen Begrüßungskomplimenten öffnet Erwin das Kapellenportal.

von Behaimb ſen.: Gehn Sie voran, beſter Profeſſor.

von Behaimb durch Brauer geführt in die Kapelle ab, wo er und Brauer noch ſichtbar bleiben.

Frau von Behaimb: Those are curious people, dear count.

Hohenhahn: I know some first-class French artists, who live in the country with their families and who have just this very same provincial character.

Frau von Behaimb: It doesn't appear to me that this artist and his family are first-class. What do you think, Mr. Dalziel?

Dalziel entdeckt die Bowle im Gebüſch: Here is a glass-boot filled to the brim with wine. Judging by his thirst, he is not unlike Frans Hals.

Frau von Behaimb: Finden Sie nicht, liebe Fiſchbacher, ſeine Frau hat das richtige Puppengeſicht?

Hohenhahn: She reminds me somewhat of a polychrome plastic, Salome by Max Klinger.

von Behaimb jun.: Papa is beckoning, dear Mama, we are to go in.

Herr von Behaimb ſen. iſt in der Tat mit Brauer auf der Plattform erſchienen. Dieſer macht tiefe Verbeugungen, während von Behaimb winkt. Als die Herrſchaften auf der Plattform ſind, ſtellt von Behaimb vor.

von Behaimb ſen.: Mein teures Herz, ich ſtelle Dir Herrn Profeſſor Peter Brauer vor.

Frau von Behaimb: Now, sweetheart, don't let us spend any more time here.

Die ganze Geſellſchaft verſchwindet in der Kapelle. Frau Brauer und Klara ſind um den runden Tiſch zurückgeblieben.
Hellmut hat ſich neugierig herangeſchlichen.

Frau Brauer, zu Hellmut: Haben Sie eigentlich ſchon geſehen, wieweit mein Mann mit den Malereien da drin gekommen iſt?

Hellmut: Hauptſächlich hat Neumann die Wand grundiert. Dann haben wir auch mal alles erſt richtig durchgemeſſen.

Frau Brauer: Hoffentlich iſt doch in der ganzen Zeit etwas mehr geſchehen!?

Hellmut: O ja! Von der linken Ecke angefangen, hat Herr Brauer zwei Gnomen, zwei kleine Zwerge, wiſſen Sie, Frau Brauer ... Zwerge mit roten langen Zipfelmützen, der eine mit einem kleinen Schurzfell und ich glaube einer altertümlichen Medizinflaſche, und der Zwerg hat gelbe Arnikablumen in der linken Hand. Das ſollte, glaub ich, die Heilkunſt ausdrücken. Es iſt wundervoll! wunder-, wunderſchön, Frau Brauer.

Klara: Mir wird ſchon immer ganz ſchlecht, wenn ich von Papas ewigen Zwergen mit roten Zipfelmützen was hören oder ſehen muß.

Frau Brauer tupft ſich angſtvoll den Schweiß vom Geſicht: Klara, wären wir lieber zu Hauſe geblieben.

Erwin Brauer kommt haſtig aus dem Tempel und an den Tiſch.

Erwin: Ich kann wirklich nicht recht verſtehen, was in den guten Papa gefahren iſt. Da iſt das Gerüſt, und in einem Winkel da iſt ſo was hingepinſelt ... Um Gottes willen, haltet die Daumen, Kinder, daß uns dieſe vertrackte Inſpektion nicht zum Verhängnis wird! Vor vier Wochen hätte ich ſollen hierher kommen.

Graf Hohenhahn und Mr. Dalziel treten auf die Plattform, gehen hin und her und krümmen ſich vor Lachen.

Klara: Was machen denn die?

Erwin: Das ſiehſt Du doch, Klara: ſie krümmen ſich.

Klara: Bitte, komm, Mama, weshalb ſollen wir hierbleiben?

Frau Brauer: Ich ſage Euch ja, daß Papa keinen Funken Ehrgefühl .. keinen Funken Tüchtigkeit ... keinen Funken ... und dazu mußten wir von Berlin hierher reiſen.

Erwin: Still. Die Herrſchaften kommen wieder heraus.

Frau von Behaimb, Gräfin Fiſchbacher, Herr von Behaimb ſen. und jun., ſchließlich Brauer, kommen aus dem Gartenhaus. Brauer dienert ſehr viel. Die Herrſchaften empfehlen ſich ſehr ſchnell. In einiger Entfernung ſieht man den ziemlich ungehemmten Ausbruch ihrer Luſtigkeit. von Behaimb ſen. ſcheint ſich zu verteidigen. Alle ab bis auf Brauer, der ſich, augenſcheinlich erleichtert, den Seinen zuwendet und annähert.

Erwin: Nun, Papa, wie war's?

Peter Brauer: Vorzüglich! Ich habe ihnen, in großen Zügen, meine künſtleriſchen Abſichten klargemacht. Sie ſchienen damit vollkommen einverſtanden. Ich bin froh, daß die Sache verüber iſt.

Klara: Malſt Du denn wieder Gnomen in die Kapelle, Papa?

Peter Brauer: Das wird ſich zeigen, liebe Tochter.

Erwin: Haſt Du wirklich den Eindruck, daß man mit Deiner Löſung der Aufgabe einverſtanden iſt?

Peter Brauer: Jetzt, Gott ſei Dank, ja, habe ich dieſen Eindruck. Aber dieſer Kerl, dieſer ſchottiſche Kleckſer und dieſes Pariſer Gräſchen ſind mir im allerhöchſten Grade verhaßt. Hätten ſie doch die Beine gebrochen, ehe ſie die unverſchämte Idee bekamen, mit den Behaimbs hier die Provinz zu beunruhigen.

Erwin, da man die Hupe hört: Ein Automobil iſt abgefahren. — Papa, der Rittmeiſter kommt nochmal.

Rittmeiſter von Behaimb kommt überaus eilig und geſchäftsmäßig.

von Behaimb jun.: Ja, mein lieber Herr Brauer, ich ich ich . . . ich hätte im Auftrag meines Papas gern gern gern . . . gleich einige Worte mit Ihnen zu reden . . . einige Worte ohne Zeugen womöglich . . . Zeugen womöglich . . . weil mein . . . weil mein Auftrag . . . meine diplomatiſche Miſſion ſozuſagen, wie jede . . . jede diplomatiſche Miſſion von etwas diffizilem Charakter iſt.

Peter Brauer: Ich ſtehe zu Dienſten, Herr Baron.

von Behaimb jun. hat ſich mit Brauer etwas von den übrigen entfernt. Viele Einzelheiten des Geſpräches werden indeſſen von Erwin, Klara und Frau Brauer aufgefangen. Die Choſe iſt die: Mein alter Herr iſt von meiner gnädigen Frau

Mutter total überſtimmt worden! total total total überſtimmt, wie das, wie das ja bei ſeiner Unerfahrenheit in K-K-K-Kunſtſachen nicht g-g-g-gut anders möglich iſt. M-m-m-meine Mutter w-w-w-wünſcht ... wünſcht keine Gnomen ... wünſcht keine G-G-G-Gnomen und Zwerge, Gnomen und Zwerge in die K-K-Kapelle hinein! Mein Papa hat nichts gegen G-G-G-Gnomen und Zwerge! Ich habe p-p-p-perſönlich auch d-d-d-durchaus nichts gegen Gnomen und Zwerge, ſind mir p-p-p-perſönlich ſehr angenehm. Kurz, ich bin gezwungen, Ihnen zu ſagen, daß meine Frau Mutter mit G-G-G-Gnomen und Zwergen durchaus nicht einverſtanden iſt. Sie wünſcht ... ſie wünſcht die Ausmalung der K-K-K-Kapelle einem P-P-P-Pariſer oder auch einem ... engliſchen Maler zu übertragen, und ich bitte Sie alſo, den Schlülülülüſſel ... den Schlülülülüſſel der Kapelle heute abend beim Schloß-k-k-kaſtellan deponieren zu wollen. W-w-w-weitere Anſprüche, w-w-weitere Auseinanderſetzungen b-b-bittet Papa an den G-G-Generaldirektor zu richten. Empfehle mich beſtens. Empfehle mich ſehr. Er macht kehrt, wendet ſich nochmals. Verzeihen Sie, wenn ich nochmals geſtört habe. Ich ſagte mir aber, klare Verhältniſſe ... klare Verhältniſſe ſeien für alle Beteiligten von der größten W-W-W-Wichtigkeit. Ab.

Peter Brauer: Ganz gewiß, ganz gewiß. Danke ſehr. Danke verbindlichſt, Herr Rittmeiſter. Er bleibt, dem Rittmeiſter nachblickend, eine lange Zeit ſtillſtehen und regt ſich nicht.

Erwin: Was wollte der Herr Rittmeiſter eigentlich noch, Papa?

Klara: Bitte, wer hat nun recht, lieber Erwin?

Frau Brauer: Man wird ja zum Spott der ganzen Gegend! Erwin! hörſt Du nicht, Erwin? Jetzt bring uns wenigſtens nach der Stadt und auf dem ſchnellſten Wege nach der Satien zurück!

Erwin: Ich muß erſt zwei Worte mit Papa ſprechen.

Klara: Komm, Mutti, wenn Erwin nicht Zeit hat, finden wir ſchließlich ſchon ſelbſt unſeren Weg.

Erwin: Aber ſo wartet doch einen Augenblick! Ihr müßt doch ſehen, daß Papa ... Ihr ſeht doch, daß Papa ganz benommen iſt. Man kann doch nicht fortlaufen ohne Abſchied. Das geht doch nicht.

Peter Brauer, ſchwer ringend: Lauf fort! lauf fort! ohne Abſchied, Erwin.

Erwin, zu Mutter und Schweſter: Ich komme nach! — Nein, Papa, ſo verlaß ich Dich nicht.

Frau Brauer: So iſt es: er kompromittiert nicht nur ſich. Er kompromittiert immer ſeine ganze Familie. Und Du wirſt es erleben, Klara, daß er auch Erwins Karriere mit in den Abgrund hineinreißen wird.

Peter Brauer: Geh, Erwin, Du hörſt ja, ſuche das Weite!

Erwin: Ja, was iſt denn, Papa? Du kannſt mir doch ſagen, was der Rittmeiſter noch gewollt und mit Dir geſprochen hat.

Peter Brauer: Neid! Scheelſucht! Kollegiale Niedertracht! Mögeſt Du niemals unter dem Haß und der Verfolgung Deiner Zunftgenoſſen ſo furchtbar zu leiden haben, wie Dein alter Vater zeit ſeines Lebens darunter gelitten hat! Er läßt ſich ſchwer auf die Tempelſtufen nieder. Schade, ſchade, warum haſt Du Dich nicht vor vier Wochen ſchon auf den Weg gemacht?

Erwin: Papa, iſt Dir der Auftrag entzogen worden?

Peter Brauer: Schade, ich bin kein Schurke, Erwin! — Möchte Dir nie das alles entzogen werden, möchte Dir nie auch nur halb ſo viel im Leben entzogen werden, als mir im Leben ... mir im Leben, ſeit ich hier Vater und Mutter ſagen lernte, entzogen worden iſt. Du kannſt mir glauben, ich bin ein Pechvogel.

Erwin: Hätteſt Du Dich mir doch offen erklärt, Papa. Ich wäre doch ſchließlich hergekommen. Wir hätten dann noch wahrſcheinlich gemeinſam für die Kapelle etwas Nettes zuſammengeflickt, aber ...

Peter Brauer: Siehſt Du, wenn ich nicht grade jetzt ein bißchen kaputt und durch körperliche Unpäßlichkeit verhindert geweſen wäre, ich hätte mir eins, zwei, drei meinen Karton gemacht, hätte alles dann prima heruntergeſtrichen und es wäre alles ganz anders gekommen. Nun, reiſt nach Hauſe und kümmert Euch nicht.

Erwin: Und Du, Papa, wo wirſt Du denn hinreiſen?

Peter Brauer: Ich? — Ich? Wo man aus Gram, Scham, Galle, Sorge und Kummer dicke Zervelatwürſte macht.

Erwin: Wirſt Du die nächſten Tage noch hier bleiben?

Peter Brauer: Ich?

Klara: Erwin, verſtehſt Du? wir gehen voran. Frau Brauer und Klara ab.

Erwin: Ich komme!

Peter Brauer: Ja, geh!

Erwin: Oder wohin gedenkſt Du ſonſt zu gehn?

Peter Brauer: Nun, Junge, ſoll ich mit Euch nach Berlin reiſen? — Keine Angſt! Geh, die Frauensleute brauchen Dich! — Was mich betrifft, mir könnteſt Du nur . . . mir könnteſt Du höchſtens einen Platz hinterm Zaune . . . hinterm Zaune, wo die alten räudigen Hunde verrecken, für die ein Schuß Pulver zu ſchade iſt, ausſuchen gehn.

Erwin: Aber Papa!

Peter Brauer wird vom Weinen geſchüttelt: Keine Angſt, guter Junge.

Erwin: Papa, ich bringe Mama an die Bahn. Ab.

Peter Brauer: Geh, geh! keine Angſt um mich, guter Junge.

Er bleibt ſitzen und ſtarrt vor ſich hin.

Der Vorhang fällt.

Gerhart Hauptmann
Geſammelte Werke

in zwölf Bänden

Siebenter Band

S. Fiſcher, Verlag
Berlin 1922

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript
Copyright 1922 by S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Inhalt

Feſtſpiel in deutſchen Reimen 1

Der Bogen des Odyſſeus 87

Winterballade 223

Feſtſpiel

in deutſchen Reimen

Zur Erinnerung an den Geiſt der Freiheitskriege der Jahre
achtzehnhundertunddreizehn, ⸗vierzehn und ⸗fünfzehn.
Aufgeführt bei der Jahrhundertfeier in Breſlau
1913

Dramatis personae

Der Direktor
Philiſtiades
Die Pythia
Ein Knabe
Der Ritter
Friedrich der Große
Napoleon
Talleyrand
Hegel
Turnvater Jahn
Freiherr vom Stein
Gneiſenau
Scharnhorſt
Heinrich von Kleiſt
Fichte
Blücher
Athene Deutſchland
Die Furie
Der Adler
Der Juriſt
John Bull

Jakobiner, Trommler, Weiber, Henker, Maſken, Chor der Vögel, franzöſiſche und preußiſche Soldaten und Offiziere, Marſchälle Napoleons, Mütter, Studenten, Volk

Hinter einer Orcheſtra ſind drei ſtufenweiſe aufſteigende Bühnen gedacht. Die erſte Bühne iſt durch einen Vorhang geteilt. Wenn dieſer ſich öffnet, ſo iſt ein anderer Vorhang, der zugleich die zweite Bühne abſchließt, Hintergrund. Geht dieſer auseinander, ſo iſt die zweite, höhere Bühne ſichtbar, mit einem dritten Vorhang als Hintergrund, der, geöffnet, die dritte, oberſte Bühne enthüllt.

Vor den erſten Vorhang, ſchwarz und mit goldenen Sternen beſtickt, tritt der Direktor. Er trägt die hohe Mütze des Magiers und einen Talar, alles ebenfalls mit Himmelszeichen bedeckt. Er führt einen Zauberſtab.

Der Direktor:

Nur ſelten tret ich ſelber auf die Bretter
des Welttheaters, das ich dirigiere.
Ich mache gutes, mache ſchlimmes Wetter,
gewiß, daß mich's perſönlich nicht geniere.
Doch auch der allerbeſte Apparat
kann nicht für ſtets vollkommen gelten.
Es bricht ein Rädchen, reißt ein Draht,
und dieſe beſte aller Welten,
die Welt des Scheins, zeigt eine Lücke,
wie die, darein ich jetzt mich drücke.
Mit einem Wort, der Mime, der ſonſt ſtets
zu dieſem Drama den Prolog geſprochen,
hat leider den Kontrakt gebrochen.
Es geht auch ohne ihn, Ihr ſeht's!
wenn der Direktor nicht zu ſtolz iſt
und außerdem aus gutem Holz iſt.
Natürlich werd ich nicht wortwörtlich jetzt

Euch den Prolog herunter leiern.
Ich hab ihn ſelber aufgeſetzt,
wie üblich bei dergleichen Feiern:
allein im Kopf hab ich ihn nicht.
Drum, da ich leichter komponiere,
als Komponiertes memoriere,
jetzt nur ein trockner Vorbericht.
Wie nennt man gleich das Stück? Das Ding iſt ſchwer.
Man kennt die Gattung hierzuland nicht mehr.
Etwa 'nen „Mimus", mimiſche Hypotheſe?
Wie ſie Philiſtion, der Weltverächter
erſonnen, der geſtorben am Gelächter?
Doch wenn ich's in Gedanken überleſe,
ſo find ich zwar die mimiſche Ironie,
doch eine mehr moderne Phantaſie.
Nun einerlei: ſo oder ſo benannt,
dies Werk lobt ſeines Autors Kopf und Hand:
und in Geſichten, bunt und wandelbar,
ſtellt's eines Erdteils Schickſalsſtunde dar.
Die Gaukelbühne heißt in dieſem Fall
Europa! Doch des Spieles Widerhall
verbreitet ſich auf beiden Hemiſphären.
Man ſoll Dich, altes Fußgeſtelle, ehren.
Er ſtampft mit dem Fuße auf die Bühne.
Denn was Du ohne Einſturz ſchon erduldet,
dafür bleibt Dein Direktor Dir verſchuldet.

Aus dem Vorhang tritt Philiſtiades, ein ſchlanker Jüngling, nur wenig bekleidet, mit den Flügeln des Hermes an den Ferſen und an der Kopfbedeckung. Er wirft einen großen Ruckſack vor die Füße des Direktors.

Philiſtiades:

Da bin ich wieder, alter Sternengreis,
und harre, Deines Herrſcherwinks gewärtig.
Du biſt noch immer altersſteif und bärtig
ſchneeichten Scheitels, jahrmillionenweiß.
Du willſt bei tragiſcher Helden Todesröcheln,
was gilts? ich rate recht! in Wut und Streit
einmal, nach langer, langer Faſtenzeit,
Dein leis ſardoniſch Kinderlächeln lächeln.
Ein Wink von Dir: gleich öffn' ich meinen Ranzen
und laſſe alle Deine Puppen tanzen.

Der Direktor:

Mein Philiſtiades, erſt ſieh Dich um!
da unten ſitzt ein Rieſenpublikum:
nicht mir, ihm, das in andachtsvollem Schweigen
neugierig harrt, magſt Du die Puppen zeigen.
Sag ihm, mein Beſter, wie wir uns das Leben,
mit welchen Kräften, abzuſpiegeln ſtreben.
Verſchweig auch nichts, mein immer muntrer Sohn,
von unſerer Organiſation,
auch daß wir uns an Zeit und Ort nichts kehren
und uns um Ariſtoteles nicht ſcheren:
Luft, Waſſer, Erde, alles iſt uns gleich.
Die Truppe iſt zu Haus in jedem Reich,
ſogar daheim noch über den drei Reichen:
des iſt der Stab in meiner Hand das Zeichen.

Philiſtiades,

nach Bedarf Requiſiten und Puppen aus dem Ranzen ziehend und vorweiſend:

Unſer Theater kann groß und klein,
wie Du's anſiehſt, ſo kann es ſein.
Hier zum Beiſpiel, handgroß, ein Ball:
er bedeutet die Erde, kreiſend im All!
Ihr habt ihn geſehen. Ich leg ihn beiſeite.
Gleich dehnt ſich die Erde ins Breite und Weite,
und ihr vernehmet der Sintflutgewäſſer
Brauſen und Rauſchen ſchon lauter und beſſer,
weitet den Blick von des Meeres Küſten
über fruchtbare Länder, Gebirge und Wüſten.
Deutlich erſcheinen die fünf Erdteile,
alsdann, Quadratmeile um Quadratmeile,
die großen Ströme, die großen Städte,
die Häuſer, die Straßen, die Kabinette,
und wir erblicken das kleine Inſekt,
das in Häuſern und Kabinetten ſteckt.
Doch nein, es handelt ſich nicht um Ameiſen.
Laßt uns den Herrn der Erde preiſen.
Er nennt ſich den kleinen Gott der Welt
und mag ſich nennen, wie's ihm gefällt.
In nächſter Nähe wächſt er zum Rieſen:
man kann es zum Beiſpiel ſehen an dieſen: —

Er weiſt einige Püppchen vor.

Ihr lacht! Euch wird das Lachen vergehn,
bekommt Ihr erſt ihre Taten zu ſehn.

Sie erſcheinen ſteif, doch ſie ſind beweglich
und ganz unſäglich unverträglich.
Ihr werdet Euren Augen nicht trauen,
wie ſie einander erſchießen, erſtechen und über die Köpfe hauen —
ſich würgen, morden und maſſakrieren!
Es iſt manchmal, um die Geduld zu verlieren.
Tatſächlich beruht das heutige Stück
Auf Blutbädern und Schlachtenmuſik,
grauſigen Simmelſammelſurien.
Dieſe Puppen hier ſind die nötigen Furien.
Auch haben wir hier die Donnermaſchine:
nun, Donner und Blitz gehören zur Bühne!
Hier wären einige Götter und Genien:
zwar behelfen wir uns mit wenigen,
doch einige ihrer gebrauchen wir,
denn unſer Mimus ſpielt im Empire.
Zufällig greife ich aus der Fülle
ſoeben die delphiſche Sibylle,
Talleyrand, den Turnvater Jahn,
deutſche und engliſche Generäle,
einen Koſaken-Hetman, franzöſiſche Marſchälle.
Auge um Auge, Zahn um Zahn
iſt diesmal die allgemeine Parole,
und begegnen ſich ihrer zwei,
ſo traktieren ſie ſich mit Pulver und Blei
und kareſſieren einander mit der Piſtole.
Hier gibt es Muſiker, Philoſophen, Dichter,

geruhſame Bürger und Straßengelichter:
Puppen, genau nach dem Leben geſchnitzt,
jedwede blutet, wenn man ſie ritzt.

Der Direktor:

Halt! nicht allzu übereilig.
Überſtürzungen ſind nicht kurzweilig.
Reich mir die Püppchen, einzeln, in Ruh,
und auch natürlich den Draht dazu.
Nehmen wir gleich mal dieſen Unband.
Dieſer Unband iſt Nelſon genannt.
Er iſt ein Schauſpieler für Partien,
die ſich auf offenem Meere vollziehen.
Solche Mitglieder haben wir nicht gar viele.
Er iſt ein Kerl im erhabenſten Stile.
Wir heißen ihn ſcherzhaft den Admiral.
Er ſtammt von da drüben überm Kanal.
Ein andres Püppchen: etwa das.
Wir nennen es ſchlechtweg den Marſchall Vorwärts.
Dieſe Puppe hat Kopf, Hand und Herz.
Iſt manchmal ein bißchen Bramarbas.
Aber man ſoll einem Haudegen
die Zunge nicht an die Strippe legen.
Eine Feuernatur! Ein brillanter Akteur.
Wißt Ihr noch einen ſolchen, ſo bringt ihn her.
Nun kommt ein Artikel extra rar:
ein Preußenkönig, ein Kaiſer, ein Zar.
Doch ſind dieſe Püppchen höchſt diffizil.
Wir laſſen ſie lieber aus dem Spiel.

Bräche ſich eines von ihnen ein Bein,
meine Stellung würde erſchüttert ſein.
Hingegen iſt dieſes bedeutend robuſter,
ſozuſagen ein neueres Muſter.
Überhaupt, dieſes Püppchen iſt phänomenal.
geheißen der kleine Kaporal!
Es iſt eigentlich einzig in ſeiner Art.
Ich ſchnitt es bei einer Südlandfahrt
aus dem Holze korſikaniſcher Steineichen.
Es trägt mein eigenes Künſtlerzeichen.
Es ſollte eigentlich etwas werden,
dergleichen noch nie geweſen auf Erden.
Aber ein alter, entlaßner Theatermeiſter,
Pedro Carbonaro heißt er,
hat mir den Mechanismus verſtellt,
und ſo blieb es ein problematiſcher Held.
Es kam nach Marſeille und von da nach Paris,
wo ich dieſes Püppchen hauptſächlich tanzen ließ.
Und es tanzte ſo proper und ſo flink,
daß bald ganz Frankreich im Kreiſe ging.
Ja, ganz Europa geriet ins Tanzen.
Ihr erfahrt es ſogleich im großen und ganzen.
Es wackelten Zöpfe, Köpfe und Grenzpfähle,
Kirchtürme, Schilderhäuschen und Thronſäle.
Durcheinander purzelten Thrönchen und Krönchen
und allerlei hohe und niedre Perſönchen.
Nun aber war er kein bloßer Scharwenzer,
ſondern vielmehr ein Schwerttänzer.

Aber ſpäter tanzte er ſelbſt nicht mehr.
Er ſandte Schwerttänzer vor ſich her.
Die Welt vergißt dieſen Mimen nicht mehr.
Er mimte den großen Alexander
oder den großen Julius Cäſar,
nicht mehr wiſſend, ob er ein andrer war.
Seine Rollen kamen ihm durcheinander:
bald römiſcher Konſul, bald Karl der Große,
jetzt Attila, jetzt Hannibal:
er war dies und das, er war überall.
Er liebte die imperatoriſche Poſe
Vor ſeiner Geſellſchaft zog ein Tambour,
der Trommler Mors! eine wilde Figur.
Er rührte zu dumpfem Wirbel die Schlägel
und alles folgte mit Kind und Kegel.
Sie liefen vom Morgen bis in die Nacht,
dann wurden ſie alle zur Ruhe gebracht.
Ihr ſeht aus allem, daß mein Artiſt
nicht von gewöhnlichem Schlage iſt.
Ich gab ihm Freiheit, zwanzig Jahr
zu ertränken das Erdreich in Blut und Gloire.
Er reiſte mit ſeiner eigenen Truppe.
Er war eine koloſſale Puppe.
Jede Bühne ward ihm zuletzt zu enge.
Er brachte die ganze Welt ins Gedränge.
Und ſchließlich kam ich ſelbſt in Gefahr,
obgleich ich doch ſein Direktor war.
Da ſetzte ich ihn auf die ſchwarze Liſte

und warf ihn zurück in die Puppenkiſte.
Es tat mir leid, doch es mußte geſchehn,
ſollte die Firma nicht untergehn.
Er hat ſich nun wacker ausgeruht.
Mag er heute getroſt wieder auftreten!
Tut er aber wieder nicht gut
und will, wie ein Strom, aus den Ufern treten,
ſo fliegt er, diesmal zu ewigem Raſten,
abermals in den Requiſitenkaſten.

Der Direktor hat einige Puppen, zuletzt die Napoleon Bonaparte darſtellende, vorgewieſen. Er gibt ſie jetzt an Philiſtiades zurück.

Philiſtiades:

So iſt's. Er übertreibt mit keinem Wort.
Wen er nicht mag, den wirft er fort. —
Signor Balſamo, Graf Caglioſtro genannt,
iſt gegen ihn nur ein Dilettant! —
Groß-Cophta aller Logen und Orden,
verſteht er das Erſchaffen und Morden.
Er beſitzt die weiße und ſchwarze Magie
und eine allwiſſende Philoſophie.

Der Direktor:

Genug, und ſchreiten wir nun zur Tat.
Ich hoffe, das Spielzeug iſt parat.
Unſre Bühne iſt dieſes Gerüſt, nicht mehr!
Wir mimen ſozuſagen plein air.
Wir beginnen auf deutſche Weiſe myſtiſch
und enden quasi klaſſiziſtiſch.

„Hic Rhodus, hic salta" heißt unſer Spruch.
Wir ſpielen ohne Kuliſſen und Buch.
Unſichtbar geſpielte Muſik.
Vorhänge ſind unſre einzige Liſt.
Ein geheiligter Trick, man muß ihn leiden:
Gott ſelber könnte ihn nicht vermeiden,
ſolange die Schöpfung iſt, wie ſie iſt.
Doch Ihr werdet Euch wundern, was wir leiſten:
ſucht eine Geſellſchaft weit und breit
von Seßhaften oder Weitgereiſten,
die unſerer ein Paroli beut.
Allein ſchon dieſe Muſik, dieſer Ton!
Schon hat man die ganze Revolution.
Der Kantor Bach in allen Ehren,
unſer Ariel ſoll ſich nicht minder bewähren.
Schon wittert man Jakobinermützen,
Straßenrevolten und Blutpfützen.
Man ſieht förmlich die raſende Carmagnole
und die gezückte Räuberpiſtole.
Hier waltet die allerbeſte Regie
und eine Danteſche Phantaſie.
Da iſt Habebald und Eilebeute!
Da ſind ſie: Da kommen ſchon unſere Leute.

Raſender Pariſer Pöbel der Revolutionszeit dringt in die Orcheſtra und von da zum Standort des Direktors und zu Philiſtiades.

Die Weiber:
Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!

Der Direktor, heftig:

Ihr kommt zu früh. Noch iſt's nicht Zeit.
Hinaus! Euer Stichwort iſt nicht gefallen!

Erſter Jakobiner:

Schubiak! man wird Dich niederknallen!

Der Direktor:

Ich bin der Direktor!

Zweiter Jakobiner:

Wer biſt Du?

Erſtes Weib:

Wer?

Dritter Jakobiner:

Hinaus! den Lehrling hinterher!
Infamer Drahtzieher! Menſchenſchinder!
Freiheit! Freiheit! Wir ſind ihre Kinder!
Der Teufel hol's! Wir ſind nicht Akteure!
Man kennt uns: wir ſind Septembriſeure!
Sengt, brennt, ſteckt das Theater in Brand!
Blut! Blut! nicht Pappe und Leinewand.

Man hat den Direktor und Philiſtiades hinter die Gardine geſtoßen. In der Orcheſtra entwickelt ſich mittlerweile ein Pariſer Straßenbild aus der Revolutionszeit. Der Pöbel tanzt die Carmagnole. Abgeſchlagene Köpfe werden auf Spießen umhergetragen. Von der erſten Bühne herab ſucht ſich der erſte Jakobiner Gehör zu verſchaffen. Es gelingt ihm nicht. Da erſcheint der Trommler Mors, der Tod als Tambour, tritt vor bis an den Bühnenrand und ſchlägt einen langen Wirbel. Darauf wird es ſtill.

Erſter Jakobiner:

Heran! hier hätten wir Fuß gefaßt.

Hölle und Satan! Hier wird nicht geſpaßt.
Gütergemeinſchaft! Menſchenrechte!
Es gibt keine Herren! Wir ſind keine Knechte!
Volk, Du biſt allein das Allmächtige!
Du biſt größer als Gott; Du biſt ſelbſt der Gott!
außer Dir kein rächender Zebaoth.
Freſſe die Peſt alle Volksverächter!

Vierter Jakobiner ſtreckt blutbeſpritzte Arme in die Luft:
Wer bin ich? Ich bin ein Septemberſchlächter.
Einſt bourboniſcher Kuchenbäcker,
jetzt ein Ariſtokraten-Abdecker.
Ich verſtehe mein Handwerk, habe das meine getan.
Er zeigt einen Dolch.
Dahier iſt mein Fangzahn,
damit hab ich redlich gebiſſen,
Kaldaunen aus den Wänſten geriſſen.
Ich verdiene den Dank der Nation:
es lebe die Revolution!
Die Freiheit geriet in Bedrängniſſe,
da ſäuberten wir die Gefängniſſe
von der infamen Verſchwörerbrut.
Wir wateten in Verräterblut.
Offiziere, Prieſter und Ziviliſten,
Palaſt-Schmarutzer und Schweizer-Gardiſten,
wir ſtachen ſie ab, wie das Nutzvieh.
Mord dampfte die ganze Conciergerie.
Aber wir hatten auch unſeren Spaß.
Wer arbeitet, verdient ſeinen Fraß.

Die Fürſtin Lamballe war ein guter Biſſen,
wir haben ſie buchſtäblich in Stücke zerriſſen.
Das aber kam erſt ganz zuletzt.
Erſt haben wir ihr gehörig zugeſetzt.
Sie hatte ja alle ſieben Sachen.
Das Gefängnis la Force hat gewackelt vor Lachen.

Erſter Jakobiner:

Auch ich bin ein Septembriſeur.
Es lebe der Schrecken! Terreur! Terreur!
Ich griff in Leiber wie in Taſchen,
lebendig das zuckende Herz zu erhaſchen,
ich hielts in der Fauſt wie eine Maus,
und biß hinein und ſchlürfte es aus.
Volk, ſo mußt Du freſſen und ſaufen,
das iſt das wahre Sakrament,
das weder Kirche noch Pfaffen kennt.
Mit ſolcher Taufe mußt Du Dich taufen.
Vergeltung, Vergeltung an Deinen Schindern!
Der Freiheit Sieg und all ihren Kindern!

Der Vorhang öffnet ſich. Man erblickt die Guillotine und Samſon, den Henker der Schreckenszeit, daneben, der ein abgeſchlagenes Haupt hochhält. Der Trommler Mors ſchlägt einen dumpfen Wirbel.

Die Volksmenge brüllt:

Das Veto! das Veto! hoch Louis Capet!

Erſte Stimme:

Seht, das Veto macht eine Pfütze!

Zweite Stimme:

Wo hat er die Jakobinermütze?

Dritte Stimme:
He Samſon! Samſon! tut das weh?

Die Volksmenge:
Vive la terreur! Der Tyrannenmord!

Der Vorhang bedeckt ſchnell wiederum die ganze Szene und zugleich den Straßenpöbel, der ſich auf der erſten Bühne befunden hat. Die Orcheſtra liegt jetzt im Dunkel und ſchweigend da. Allein ſichtbar iſt **Philiſtiades** vor dem Sternenvorhang.

Philiſtiades:
Dies geſchah zu Paris, Place de la Concorde,
am dreiundzwanzigſten Januar
im ſiebzehnhundertunddreiundneunzigſten Jahr
nach Jeſu Chriſti Kreuzesnot.
Auch dieſer Tod war ein Märtyrertod.
Hier fiel ein Opfer der fiebernden Zeit
und gewann unterm Fallbeil die Freiheit.
Der König ward zum Untertan
und wiederum zum König dann,
als er mit feſtem Heldentritt
zum Tode ſchritt, den Tod erlitt.
Kurz möcht ich nur noch ſo viel ſagen:
der Rauswurf hat uns nichts verſchlagen,
mir nicht und nicht dem alten Herrn.
Ihr mögt Euch des verſichert halten,
es bleibt in unſerm Haus beim alten,
jedwede Änderung liegt uns fern.
Ein bißchen rohe Ungebühr,
was tut das? die ertragen wir.

Ein jeder kehrt zuletzt im Stück
auf ſeinen rechten Platz zurück.
Wir haben das ſchon oft erlebt.
Der Geiſt, der über allem ſchwebt,
bleibt dennoch hinter allem mächtig,
und der Direktor, wohlbedächtig,
ſitzt lächelnd hinter ſeiner Wand
und hält die Fäden in der Hand.

Der Vorhang öffnet ſich, man erblickt im myſtiſchen Lichte die Pythia, einen Lorbeerkranz auf dem Haupt, den Prophetenſtab in der Hand.

Die Pythia:

Europa, Du, dem Chriſtengotte untertan!
Du, ſeit der Griechengötter Flucht mit Nacht bedeckt,
in Deines Schickſals Abgrund blick ich tief hinein
und fernehin vorſehend Deiner Zukunft Weg.
Du zuckteſt oft und zuckſt auch jetzt in Blut
und Schmerzen auf, gleich einer Kreißenden,
denn immer iſt das Kind noch nicht geboren, das
Du ſeit zweitauſend Jahren ſchon geboren wähnſt.
Europa, Du noch immer Schwangre mit der Frucht
des Zeus, der Dich in Stiergeſtalt trug durch das Meer,
Du Heimatloſe, die gleich Jo umhergepeitſcht
als Kuh, von Herens Rache, nicht zur Ruhe kommt.
Wutſchäumend, blöd und ſinnlos brüllend, raſeſt Du,
in eine Wolke ſchwarzer Bremſen eingehüllt,
die giftige Stacheln in Dich ſenken, Tag und Nacht
in unermüdet gieriger Arbeit, dicht wie Staub.

Und wenn Du einmal todesmatt und ſchweißbedeckt
zuſammenbrichſt, der fürchterlichen Quäler nicht
mehr achtend, und vor Müdigkeit nicht mehr den Sporn,
den tauſendfachen, den millionenfachen nicht
mehr fühlend: kommt entgegen Dir ein junger Gott
im Traum, im halben kurzen Schlummer Deiner Pein.
Und immer wähnſt Du dann, auf kurze Zeit getäuſcht,
die grauenvolle Prüfungszeit ſei endlich aus.
Noch immer biſt Du nicht entbunden, und die Laſt
des ungebornen Gottesſohnes trägſt Du noch.
Noch nicht geboren iſt Europens Friedensfürſt,
nicht der Erlöſer, ob man viele Tempel auch
ihm ſchon geweiht: wer anderes ſagt, ſpricht lügenhaft.
Denn wäre dieſer Sohn des höchſten Gottes dort,
wo ſie ihm huldigen: wie hätte Krampf und ſtille Wut
und Krankheit weiter ſo der Mutter Leib verſehrt
und die Schmerzbrüllende durch Stein und Dorn gehetzt?
Nein, dieſer Friedensfürſt, dem ſie Lob ſingen, er
hat immer nur des Krieges wilden Brand entfacht.
Und ſeine Diener ſannen ſolche Martern aus,
wie ſie kein Teufel je erdacht in Fleiſch und Blut!
Das graue Altertum kennt ſolche Qualen nicht.
Allein ich ſehe dämmern fern des Friedens Tag,
ſo ſehr die giftige Peſtilenz auch heute noch,
und finſtrer Wahnſinn, toben in Europens Blut.

Mehr und mehr, während die Seherin geſprochen hat, iſt Bewegung in die Orcheſtra gekommen. Bei zunehmendem Licht entſteht in der Menge ein Summen, ein Murmeln, vielſtimmiges Reden, zuletzt ein

Brauſen, aus dem ſich ein allgemeiner Ruf erhebt. Unter den Klängen der Marſeillaiſe werden abgeſchlagene Köpfe auf den Spießen umhergetragen. Voran ſchreitet der Trommler Mors.

Die Menge:

Vive la liberté! vive la république!

Erſter Jakobiner:

Das iſt der Freiheit Hochzeitsmuſik!
Das getretene Volk und die Freiheit,
die feiern ihre Bluthochzeit.
Da, auf den Stangen, das ſind die Brautzeugen!
Seht, wie ſich die ſtolzen Köpfe beugen,
Es ſind vornehme Huren, Fürſten, Herrn,
hoch aufgeſpießt, doch liegt ihnen Hochmut fern.

Erſtes Weib ſchreit zur Seherin hinauf:

He, Vogelſcheuche, was machſt Du dort?
Du ſtehſt uns zu hoch! troll Dich! pack Dich fort!

Zweites Weib:

Deine alberne Fratze zerkratzt ich Dir gerne!

Stimmen:

An die Laterne! an die Laterne!

Erſtes Weib:

Herunter mit ihr! Sie muß vor die Ausſchüſſe.
Sie iſt verdächtig! Nieder mit ihr!
eine Ariſtokratin! ein Vampyr!

Stimmen:

Unter die Spieße, unter die Spieße!

Die Seherin:

Legt Eure Hand nicht an die heilige Seherin,

die Loxias begeiſtert, dem nichts dunkel iſt.
Ihr gärt in Blindheit, ſo wie Froſchlaich gärt im Teich.
Ich aber ſehe! ſehe Euch und was Euch frommt!
Freiheit? im Grabe! Gleichheit? — unten in der Gruft!
und Brüderlichkeit? — mit den Würmern der Verweſung, die
nach Euren häßlichen Kadavern lüſtern ſind.
Ihr ſeid nur Dung im Acker dieſer ſchweren Zeit.

Ein zwölfjähriger, ſchöner **Knabe** ſpringt aus dem Vorhang auf die erſte Bühne und beginnt dort in vollkommener Harmloſigkeit mit einem Kreiſel zu ſpielen, den er mit einer kleinen Peitſche treibt.

Die Pythia:

Blickt her! Kennt Ihr den Knaben? Nein Ihr kennt ihn nicht! —
der luſtig ſeinen Kreiſel treibt mit Peitſchenſchlag?
Kennt Ihr den Kreiſel, den er treibt? Ihr kennt ihn nicht:
er iſt aus Eurem blutigen Staub gebacken und er heißt:
die Welt! Die Welt von morgen, nicht die Welt von heut.

Der Pöbel ſteigt erheitert und neugierig die Stufen zur erſten Bühne hinan: ſchließlich bricht er in Lachen aus.

Stimmen:

Kommt, ſeht den Buben! ſeht den Bengel!
Ein echter Franzoſe! ſchön wie ein Engel!

Der Knabe:

Ah bah, ich bin kein Franzoſ'! bin von Korſika!
Frankreich iſt meine Stiefmama.

Ein Weib:

Ein verteufelter Balg, eine mutige Kröte.

Ein Septembriſeur:
Was würdeſt Du ſagen, wenn ich Dich töte?
Der Knabe:
Das ſähe Dir klotzigem Rüpel gleich,
Du biſt ſo mutig wie Frankreich
und ſo verlogen noch obendrein.
Ich bin ein Korſe, Du biſt ein Schwein.
Brüllendes Gelächter der Menge.
Stimmen:
Er hat es ihm ganz gehörig gegeben.
Der Septembriſeur:
Er hat Mut! er hat Mut! Ich ſchenk ihm das Leben.
Warum aber nennſt Du la France verlogen und feig?
Der Knabe:
La France iſt ein träger, moraſtiger Teich!
wir Korſen ſind nur ein Fußbreit Land,
Knechtſchaft indes iſt nicht unſere Sache.
Ihr warft in unſre Hütten den Brand,
aber wir haben die Blutrache.
Ihr ſetzet den Fuß auf unſeren Nacken,
ich werde Euch bei der Gurgel packen,
ich werde Euch bändigen und dreſſieren,
Ihr ſollt mir in jeder Gangart parieren!
Blut ſollt Ihr ſaufen nach Herzensluſt:
aber ich zapfe es Euch aus der Bruſt!
Die Menge bricht aus:
L'Empereur! L'Empereur! Vive l'Empereur!

Stimmen:

Der Junge verſteht den wahren Ton!
er iſt der Vollſtrecker der Revolution.
Hebt ihn hoch! Setzt ihn auf den Thron!

Der Knabe wird im Triumph mit „Vive l'Empereur!“ durch die Orcheſtra fortgetragen, über die ſich Dunkel legt. Vor dem nun wieder geſchloſſenen erſten Vorhang ſteht, allein beleuchtet, Philiſtiades.

Philiſtiades:

Ihr ſeid verdutzt! dies macht Euch ſtutzig.
Der ganze Vorfall iſt wirklich putzig.
Es iſt eine Art Genieblitz,
ſozuſagen ein weltgeſchichtlicher Witz.
Da war ein Knabe. Da war die Krapüle:
ſie hebt ihn als Kaiſer aus dem Gewühle.
Ein Faſtnachtshohn aus der Hefe der Goſſe,
ſo ſteht ſie da, dieſe Kaiſerpoſſe.
Ihr wißt ia, welches Prinzip ſie verhöhnt.
Sie hätten ebenſo gern Hund oder Katze gekrönt.
Aber dieſer Hohn war ſehr gefährlich.
Sie malten den Teufel an die Wand
und nachher kam er wirklich ins Land.
Da wurde er ihnen höchſt beſchwerlich.
Denn dieſer Junge war eben kein Vieh,
ſondern ein wirkliches Herrſchergenie.
Sie werden es merken hinterher
an den Kartätſchen des Vendémiaire.
Die werden ihnen die Köpfe abreißen

und ihnen des Knaben Sendung beweiſen.
Indem ich hier rede, ſchon fiel die Entſcheidung,
geſchah die kaiſerliche Einkleidung.
Schon ſalbt ihn der Papſt, zum eignen Verdruß,
mit dem Fläſchchen des heiligen Remigius.
Aber es kann ihm nichts helfen: er muß.
Da dieſer Knabe nicht zu ihm kam,
kam er ſelbſt nach Paris in die Notre-Dame,
So wurde der lorbeergekrönte Diktator
in aller Form zum Imperator.
Karl der Große zu Aachen in der Krypte
mußte die Reichsinſignien herleihen,
mit ihnen den neuen Bruder weihen.
Er ſandt ihm ſogar ſein Frankenſchwert
und hat ihn auch ſonſt geehrt und belehrt.
Da ergriff der neue Kaiſer der Franken
den alten fränkiſchen Reichsgedanken:
ein Gedanke umfaſſend und weit umgreifend,
doch leider das Unmögliche ſtreifend.
Jetzt aber zieh ich mich beſſer zurück.
Es beginnt eine neue Phaſe im Stück.

Die Orcheſtra, die wiederum hell geworden iſt, zeigt ein neues Bild. Der Pariſer Pöbel iſt verſchwunden. Statt ſeiner iſt ein Karnevalszug eingedrungen. Schalksnarren ziehen einen Wagen, auf dem ein rieſiger Faſtnachtspopanz thront: eine mit Stroh geſtopfte, lächerlich koſtümierte Puppe, die den Kaiſer des römiſchen Reichs deutſcher Nation im vollen Ornat, mit Zepter und Reichsapfel darſtellen ſoll. An der Spitze des Wagens hockt ein rieſiger, arg zerzauſter Adler, deſſen einer Ständer mit Ring und

Kette gefeſſelt iſt. Um den Wagen her bewegt ſich ein Schwarm lärmender Masken: ſolche mit Kronen, ſolche mit Biſchofsmützen, ſolche mit Barett, Talar, rieſigen Tintenfäſſern und Gänſefedern. Eine Gruppe für ſich bildet eine Schar in Vogelmasken. Dem Zuge voran ſchreitet ein Herold, der das Symbol kaiſerlich-richterlicher Gewalt, das „weltliche Schwert", auf einem Kiſſen trägt. Hinter dem Wagen ſchreiten die Inhaber der Erbämter, Truchſeß, Mundſchenk uſw. Neben dem Popanz auf dem Wagen ſteht ein eisgrauer Ritter.

Der Ritter:

Packt Euch! Beſchreit nit früh und ſpät
ſeine kaiſerlich-römiſche Majeſtät,
ſonſt nehm ich Euer ein Dutzend beim Wickel,
Ihr Lärmer: und tue Euch ab, wie Karnickel.

Der Schwarm antwortet mit Hohngelächter.

Erſte Kronenmaske:

Das kennen wir ſchon, Ritter Knickebein.
Wer fürchtet ſich vor dem Holzſchwertlein!

Zweite Kronenmaske:

Niemand! Doch kann er's nit einmal bewegen,
denn dazu müßt er ſich ſelbſt erſt regen.
Der Palatin iſt aber ſtockſteif.
Seine ganz Kunſt ein bißchen Gekeif.

Der Ritter:

Nit ſo vorlaut, mein alter Kronenſohn.
Hier ſitzt der Beherrſcher des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation.
Was haben Euch ſeine Gnaden geton?

Erſte Vogelmaske:

Wir treiben ein bißchen Faſtnachtspoſſen
mit dem Geſpenſte Karls des Großen.
Lobſinget und preiſet den alten Fetzen,
an dem ſich Motten und Schaben ergötzen,
bevor wir ihn ins Muſeum ſetzen.

Der Ritter:

Bricht man Euch nit die Flügel, ſo fliegt Ihr!
macht Ihr die Schnäbel auf, ſo lügt Ihr!
Dies iſt eine Krone, keine Schellenkappe!
Hier, Zepter und Schwert ſind auch nit von Pappe.
Wenn der Kaiſer ſich regt, ſo erbeben die Lande,
von der deutſchen See bis zum Mittelmeer:
ſein Wille herrſcht und keiner mehr,
und iſt Geſetz von Strand zu Strande.
Leugnet Ihr ihn, Ihr leugnet zugleich
das blühende, heilige römiſche Reich.

Er ſtößt mit dem Fuß nach dem Adler, der in ſonderbarer Weiſe etwas aus dem Halſe würgt.

Sitz ſtille, Du lauſiger Geſelle!

Einige Masken, durcheinander:

Was tut er?

Erſte Vogelmaske:

Ihn ekelt's, er bricht Gewölle!

Zweite Vogelmaske:

Was er ſpeit, iſt Blut und Galle.

Alle außer den Vogelmasken durcheinander:

Am beſten iſt's, wir machen ihn alle.

Der Adler wird von dem Ritter getreten, von Juriſten mit Tinte beſpritzt, von den Kronenmaſken werden ihm Schwung- und Schwanzfedern ausgeriſſen. Die Narren ſchlagen ihn mit der Pritſche. Die Biſchofsmützen ſtoßen ihn mit Hirtenſtäben und ſengen ihn mit Lichtern. Er hüpft ſehr kläglich hin und her. Die Vögel brechen in ein Jammergekreiſch aus.

Der Adler:

Verrat, Verrat! Verfluchte Tat!
Ich ward zum Hohn und Spott im Staat.
Man will mich hinkend und verſengt,
von Pfaffenwänſten arg bedrängt,
gerupft von Fürſten und Juriſten,
als Suppenfleiſch für Reichskanzliſten!
Und der dort ſitzt, ein Faſtnachtswiſch,
kraftlos und kindiſch,
kann mich weder ſchützen noch heilen,
noch mir die alte, freie Flugkraft mitteilen.
Schlimm entrann ich dem römiſchen Käfig,
aber die goldne Freiheit preis ich
trotz der ſchrecklichen Jahre, der dreißig!
Find ich ihn einmal oder träf ich, —
denn ich bin doch der Vogel Phönix, —
den Dämon, an dem ich faſt verendet,
zerriß ich ihn mit den Fängen des Himmelskönigs.
Bis Gott mir den Befreier ſendet,
wird man zertreten das deutſche Mark!
Doch tretet's zu Quark, es bleibt doch ſtark.
Mein Leiden und meine Not ſind erblich,
trotzdem bleib ich ein Adler und unſterblich.

Vorn, gegenüber, wird eine geſchloſſene Sänfte herangetragen.

Träger und Begleiter in Koſtümen der friderizianiſchen Zeit. Als der kleine Zug den Maskenzug erreicht hat, öffnet ſich die Tür der Sänfte, der alte Fritz ſteigt heraus und befreit, mit dem Krückſtock dreinſchlagend, den Adler von ſeinen Peinigern.

Friedrich:

Parbleu, Messieurs! Parbleu, Messieurs!
Treiben Ihr immer noch ſolche Kareſſen?
Ick hatten in die Champs Elysées
die deutſche Misère beinahe vergeſſen.
Cet Aigle hier auf dem römiſchen Karneval?
quelle infamie! quel grand scandale!
Dieſe Sachen werden mich bald zu bunt!
abt Ihr noch immer keine neue Schmalkaldiſche Bund?
Als Leibwache pour cet oiseau céleste?
Laßt ihn in Ruhe, Hölle und Peſt!

Die Quäler ſind zurückgetreten. Der König ſteigt wieder in ſeine Sänfte. Alle Vogelmasken umgeben ſie mit lautem Geſchrei.

Chor der Vögel, Geſang:

Vivat hoch der große König.
Geh nicht von uns, bleibe bei uns.
Und den deutſchen Aar befrei uns:
dieſen Notſchrei tauſendtönig
zu des Himmelsthrones Stufen,
wo Du weileſt, hör uns rufen.

Der Geſang reißt ab. Der König ſteigt wieder aus der Sänfte und ſtampft mit dem Stock auf die Erde.

Friedrich:

Niemand fängt von vorne an,
der das Seine ſchon getan,

Was nun kommt, iſt Eure chose,
meiner Pflichten bin ich los.
Hab ich Deutſchland nicht gelehrt,
wie man ſtolz ſich ſelber ehrt?
Wie man ſeinen eignen Geiſt
aus dem Pflanzenſchlafe reißt?
wie man's macht, um unter Kutten
nicht zum Halbtier zu verbutten?
Wie man mit dem bloßen Schwert
den Gewiſſensknechtern wehrt?
Hätt ich Deutſchland nicht geweckt,
wäre dieſer längſt verreckt!
Er berührt den Adler mit dem Krückſtock.
Und die römiſchen Prälaten
hätten ihn am Spieß gebraten.
Und Ihr ſänget jetzt, auf Ehre,
ſtatt zu Eures Königs Ruhm:
miserere! miserere! —
oder wäret kalt und ſtumm!

Der König verſchwindet in der Sänfte. Der Strohpopanz hebt ſeinen Arm und läßt ein gewaltiges Pergament aus der Hand fallen. Eine Juriſtenmaske nimmt es auf und tritt damit an den Schlag der Sänfte.

Der Juriſt, in die Sänfte hineinſprechend:
Sire, ich bin der Doktor April.
Hört, was ich Euch ſagen will.
Getroffen hat Euch bereits der Bannſtrahl.
Doch der Herrſcher des römiſchen Karneval

tut Euch hiermit auch noch in Acht,
weil Euch der Bann nicht kirre gemacht.
Und zwar bis Ihr Euch anders reſolviert
und unſer Vergnügen nicht mehr geniert.

Der alte Fritz ſpringt abermals aus der Sänfte.

Friedrich:

Monsieur, er haben auf Prügel Appetit.
Bon!

Er haut dem Juriſten eine Maulſchelle.

Da iſt mein pour le mérite!

Indem er ſich umwendet und eine große Papierrolle aus der Sänfte nimmt:

Euch aber, Kindern von Adlergeblüt,
hiermit ein andres Pergamen für das deutſche Gemüt.
Stellt Euch gefälligſt in Reih und Glied
und empfanget das deutſche Phönixlied.
Eigenhändig von mir verfaßt
während meiner elyſeeiſchen Raſt.

Er verſchwindet in die Sänfte und dieſe wird ſchnell fortgetragen. Die Vögel ſammeln ſich mit Geſchrei um das friderizianiſche Pergament und beginnen, ableſend, im Chor zu ſingen.

Die Vögel:

Wahrlich jetzt kein Kind des Glücks,
nahſt Du Dich, gerupfter Aar,
doch dem Phönix-Hochaltar!
Wo ſich ſchon die Scheiter ſchichten,
Deine Schande zu vernichten.
Pfaffen, Fürſten und ſo weiter
ſchleppen Schwefel, Pech und Scheiter,

rupfen Dich von vorn und hinten,
wenig fehlt, Dich gar zu ſchinden.
Niemand kann ſie alle nennen,
die Dich ſtoßen, werfen, brennen.
Einſtens ſtark, unüberwindlich,
heute ſchwächlich, komiſch, kindlich.
Grenzenloſen Raums Bezwinger
ſchleppſt Du Kett und Kappe heute,
biſt ein Spaß für kleine Leute,
wirſt verhöhnt im Vogelzwinger.
Doch wie Du auch hilflos hüpfſt,
Rieſenfederfächer lüpfſt,
kläglich ſchleifſt und erdgebunden,
bald biſt Du genug geſchunden.
Wieder nach beſtandner Mauſer,
biſt Du bald der Luftdurchbrauſer
und in machtgeſchwellten Zügen
wirſt Du Raum und Zeit durchpflügen!
heute ruppig, nackt und räudig!
morgen ſonnenhoch und freudig.
Augen, ihr nahblinden Sterne:
ſeht, er bohrt ſie in die Ferne!
In den Weiten ſieht er's tagen,
hier mit Finſternis glſchlagen.

Der Zug ſetzt ſich, nach kurzem Verweilen, wieder in Bewegung. Plötzlich erſcheint der Trommler Mors vor dem Vorhang, am Rande der erſten Bühne. Maskenlärm und Trommelwirbel gehen durcheinander. Da öffnen ſich die Vorhänge der erſten und zweiten Bühne, und man erblickt den Kaiſer Napoleon mit ſeinen Marſchällen, neben ihm Talleyrand. Der Kaiſer nimmt den Feldſtecher vom Auge.

Napoleon:

Was lärmt denn dieſes Federvieh?

Talleyrand:

Ich weiß nicht, was der Haufe ſchrie.

Napoleon:

Panduren kenn ich und Koſaken.
Nie ſah ich ſolche Federjacken.
Es ſind nicht Juden, nicht Mosleminen,
nicht Mamelucken, noch Beduinen.
Was iſt's für ein Volk, wo brennen ihre Herdfeuer?
ich weiß nicht, ſie ſcheinen mir nicht geheuer.

Talleyrand:

Auch mir iſt dieſe Geſellſchaft ſuſpekt.
Ich wüßte nicht, wo ſie ſich nährt und heckt.
Ich halte ſie für Schwarmgeiſter.
Der am meiſten Gerupfte iſt ihr Meiſter,
Miteſſer, unberechtigte Körnerpicker,
ſozuſagen Luftromantiker.
Hier im Lande der Denker und Dichter
gibt es, ſo ſagt man, viel ſolches Gelichter,
Leute ohne Aar und Halm,
das Vogelhirn erfüllt mit Qualm,
Sonderbündler, Eigenbrödler,
Nichtstuer, Zeitvertrödler,
ſchwer zu faſſen, ganz unberechenbar:
ſie bilden die ideale Gefahr.

Mir ſchwant, wir werden die Großen beſiegen,
aber dann mit dieſen Kleinen zu tun kriegen.
Der Bürger und Bauer wird uns gehorchen,
aber nicht Sperlinge, Spechte und Storchen.
Könige, Pfaffenwänſte und Ziviliſten,
aber nicht dieſe Idealiſten.
Wie ſoll man es machen, ſie zu ſiſtieren?
Man kann ihrer einige rupfen und röſten,
deſſen werden ſie ſich getröſten.
Die übrigen, trotzend unſeren Verboten,
bleiben die alten Luftpatrioten.
Sie werden ſchweifen, ſie werden lärmen
in Nord und Süd in großen Schwärmen.
Sie werden piepſen in Weſt und Oſten
die ideologiſche Litanei:
daß nur ein einiges Deutſchland ſei,
ohne Zollplackereien und Grenzpfoſten.

Napoleon:

Der Gedanke iſt gut: nur kommt's darauf an,
wer ihn hat und wer ihn durchführen kann.
Ich denke, dazu bin ich der Mann.
Auch ich bin eine Art Körnerbeißer,
eine Art Grenzpfahl-Niederreißer,
nicht wie jene dort etwa nur Guanoſcheißer!
aber jedenfalls auch ein Flügelſpreiter,
ein Durch-Sonnenhöhe-Gleiter.
Allerdings dabei ein Praktiker
und vor allen Dingen ein Taktiker.

Talleyrand:

Bemerken Eure Majeſtät jene Gruppe
mit der ſtrohernen Kaiſerpuppe,
auf dem Wagen, der durch die Menge ſchwimmt?

Napoleon:

Ich bin nicht für Kaiſerfarcen geſtimmt.

Talleyrand:

Schade! Man könnte ſonſt wirlich raten:
ſtürzt dieſen ſtrohernen Potentaten
und nehmt die Stelle des Götzen ein.
Dann würde der Karneval aus ſein,
und es könnte ſich manches daraus ergeben.

Napoleon:

Die Sache iſt gar nicht ſo uneben.
Der Anblick des Strohmanns iſt nicht äſthetiſch,
aber er ſcheint ein heiliger Fetiſch.
Man kann ihn zu eigenen Zwecken herrichten,
oder aber man kann ihn vernichten.
Aberglaube und Knechtſinn unterwirft ihm die Maſſen.
So kriecht man denn in den Moloch hinein,
oder man muß ihn beim Schopfe faſſen
und die Maſſen von ihm befrein.
Die Ratloſen wird man leicht mit einigen Leithammeln
um beliebige, neue Götter ſammeln.

Talleyrand:

Wohl, wohl, Majeſtät erfaſſen jetzt ganz
dieſen geheiligten Mummenſchanz.
Sie haben da einen ſtrohernen Gegner,

einen Cäſar von Stroh, das iſt der Witz,
nach den beiden von Fleiſch, denen von Auſterlitz.
Zwar iſt auch dieſer kein Überlegner,
aber man darf ihn nicht unterſchätzen
und muß ihn, wie jene, in aller Form matt ſetzen.
Noch dröhnt die Welt vom Ruhm der Drei-Kaiſer-Schlacht.
Gut, wenn der Bürger auch wieder lacht!
und da hätten wir, unerwartete Segnung,
nun plötzlich dieſe Zwei-Kaiſer-Begegnung.
Der Allerjüngſte, der Allerälteſte,
der Allervollkommenſte, der Allerentſtellteſte!

Napoleon:

Ich befehle, man ſoll den Popanz ſteinigen.
Dann laßt Grenadiere den Schauplatz reinigen.

Die Strohpuppe wird geſteinigt und zerriſſen. Franzöſiſche Grenadiere treiben alles aus der Orcheſtra.

Napoleon:

Da kommt mir übrigens eine Idee.
Das Kaiſergeſpenſt iſt ja glücklich zerſchlagen.
Divide, imperabis! Man ſoll die Fetzen nicht forttragen,
beſonders ſorgfältig die Inſignien ſammeln, —
Reichsapfel, Zepter, tutti quanti! —
Der Karneval geht doch sempre avanti.
Warum ſoll das Gemüſ' nicht im Louvre dammeln?
Ich habe es dann für alle Fälle,
beſonders, wenn ich das Kapitol wiederherſtelle,
und meinem Titel das Wörtchen Auguſtus zugeſelle.

Bis dahin braucht's ein Stück Arbeit.
Wie ſagt der Weiſe: alles hat ſeine Zeit.
Ich verwandle Europa in ein Kriegslager,
dies irae: ich beuge ſie ſchon, die Karthager.
Dieſe anmaßlichen Krämer auf ihren Flibuſtier-Inſeln,
ſie ſollen mir noch um die Füße winſeln.
Ich ſäubere die Meere von dieſen Piraten,
dieſen peſtilenzialiſchen, angelſächſiſchen Seeratten!
und müßt ich bis über den Scheitel in Blut waten.
Sie kaufen mir Gegner mit ihren Geldſäcken,
ich werde ſie ſelbſt in die Säcke ſtecken
und werde ſie in den Kanal verſenken.
Dort können ſie über ihren Bankrott nachdenken —
meinethalben einige tauſend Jahr! —
wie geſtern zu Auſterlitz Kaiſer und Zar.

Mittlerweile hat ein diſtinguiertes deutſches Straßenpublikum die Orcheſtra eingenommen. Nun ſchließt ſich der Vorhang der zweiten Bühne und verbirgt Napoleon und ſeine Generäle. Auf der erſten Bühne aber erſcheint Hegel, der deutſche Philoſoph.

Hegel:

Ihr ſaht dieſen Mann: einerlei, wie er heißt!
Ich ſehe in ihm den Weltgeiſt.
In ihm iſt die Weltſeele inkarniert,
die Göttin Vernunft, die ſich manifeſtiert.
Ich darf es ſagen aus Überzeugung,
mit demütig-ſtolzer Nackenbeugung:
meine Geſchichtsphiloſophie
ward durch ihn zur Prophetie!

dort ſtand die verkörperte Staatsidee
und auch der Geiſt, der ſie geboren.
Der Turnvater Jahn ſteigt die Stufen zur erſten Bühne herauf.
Turnvater Jahn:
Er hörte das Gras wachſen und den Klee!
Denn warum? Er hat lange Ohren.
Erſter Bürger ruft aus dem Publikum:
Halt er den Schnabel, grober Flegel!
Inſultier er nicht den Weltweiſen, den Hegel!
Wie er's doziert, ſo iſt's beſtellt.
Turnvater Jahn:
Jawohl, er iſt ein Phraſenheld.
Erſter Bürger:
Er aber ein rechter Grobian.
Turnvater Jahn:
Das ſtimmt: ich bin der Turnvater Jahn.
Echt grobianiſch, echt teutoniſch.
Dies ſage ich keineswegs ironiſch.
Dieſen Mann da, mit ſeiner Ideenfabrik,
den freſſe ich zum Frühſtück.
Aber nur mit dem nötigen Schwarzbrot und Schinken
und nicht ohne gehörig Rheinwein zu trinken.
Wo lebt denn der Mann? Wahrſcheinlich in Regionen,
wo die ſeligen Geiſter wohnen,
ſonſt könnt er die Ferſe, die Deutſchland zertreten,
in Dreitauſendteufelsnamen doch nicht anbeten.
Soll mich doch der Satan bewahren,
in dieſen Hegelſchen Himmel zu fahren.

Statt mit ſolchen Hegeln zu ſegeln,
halt ich es lieber mit den Vögeln.
Verſchreibe mich lieber mit Haut und Haar
dem gerupften deutſchen Aar.
Und meinethalben ein wenig verfrüht,
ſing ich ſozuſagen das Phönixlied.

Ein Crypto-Nichtgentleman:

Man kennt das Lied! Man kennt es ſchon!
Es richtet ſich gegen Altar und Thron.

Turnvater Jahn ruft zurück:

Nehmt ihm den Hut vom Kopfe weg,
da findet Ihr einen kahlen Fleck.
Achtung, ſeine geheime Gilde
führt wider Deutſchland nichts Gutes im Schilde.

Der Crypto-Nichtgentleman:

Aufgepaßt, jetzt wird gelogen!
ich wittre, ich wittre Demagogen.

Turnvater Jahn:

Ach was, mich läßt er ungeſchoren!
Iſt uns doch ein Retter geboren.
Freilich, das Kindlein iſt noch klein.
Ganz Deutſchland muß ſeine Amme ſein.
Es iſt geheißen: der deutſche Gedanke.

Zweiter Bürger:

Ein Baſtard, für den ich mich bedanke.

Turnvater Jahn:

Wird das Kindlein zum Mann, der Gedanke zur Tat.
dann haben wir den neudeutſchen Nationalſtaat.

Dritter Bürger:
Merci! Wir danken für den Salat.

Freiherr vom Stein ſteigt ebenfalls die Stufen zur erſten Bühne herauf und ſtellt ſich neben Jahn.

Freiherr vom Stein:
Ja, ein Salat, da habt Ihr recht,
iſt heut das Land der deutſchen Stämme.
Der Nation bekommt er ſchlecht.
Beſonders die galliſchen Hahnenkämme.
Hole der Teufel die Herren Köche,
die uns zerhacken und zerreißen,
damit uns die Fremden beſſer zerbeißen,
die uns zermörſern in unſerer Schwäche.
Hole der Teufel die Lakaien,
die uns ſervieren den Freſſern, den zweien.
Sie können die größten Biſſen vertragen,
der galliſche und der ruſſiſche Magen.
Sie verdauen uns wie einen Sperling
oder wie der Engländer ſeinen Weltplumpudding.
Denkt Euch doch Frankreich ſo frikaſſiert
und England ſo kreuz und quer tranchiert.
Eine ſchöne Statue ſo zerſchlagen,
daß jeder Steinklopfer ſein Stück kann davontragen.
Soll Deutſchland widerſtehen der Zeit,
braucht's außen und innen Unteilbarkeit.

Der Weltbürger:
Solche Opinionen ſind nicht die meinen.
Ich wollte lieber undeutſch erſcheinen,

als daß ich das Diadem, das juwelengeſchmückte,
auf Germaniens blondem Scheitel auch nur verrückte.
Ich liebe das vielfarb reiche Geſtrahle.
Jeder Stein eine fürſtliche Kapitale,
eine Sonne höfiſchen Glanzes
und mehr für ſich, als im Ganzen ein Ganzes.

Gneiſenau:

Und ob das Werkſtück noch ſo köſtlich
und die Faſſade noch ſo feſtlich,
ohne Grundriß, ohne Statik
bleibt das Ganze Tataratatik.

Er legt ſeine Hand auf die Schulter des Freiherrn vom Stein.

Hier ſteht unſer Reichsbaumeiſter,
Reichsfreiherr vom Stein, ſo heißt er:
gebt ihm Vollmacht, gebt ihm Werkleute
und den Bau beginnt er heute.
Ja als Grund und Eckſtein
baut der Stein ſich ſelber ein.
Oh hätten wir doch von ſolchen Steinen
Mandeln und Schocke, nicht nur einen.
Wüßt ich den Steinbruch, den ich meine,
ich würde Steinklopfer, klopfte Steine.
Wie ſäheſt Du, deutſches Reichshaus,
errichtet von ſolchen Steinen, aus.
Du wäreſt feſt, geräumig und licht,
ein wirkliches Architekturgedicht,
helle Zimmer, feſtliche Säle:

ein geſunder, ſtarker, heiterer Leib, für die ſtarke, heitere Volksſeele.

Dritter Bürger:

Nehmt doch den Öſterreicher beim Kragen.
Was hat uns der Öſterreicher zu ſagen.

Turnvater Jahn:

Die Wahrheit! Der echte deutſche Mann
fängt mit dem deutſchen Herzen an.
Das hängt in Dir noch tot, wie Blei,
deshalb erhebſt Du ein leeres Geſchrei.

Der Crypto-Nichtgentleman:

Man kennt ihn, dieſen Einheitsbau.
Die Fürſten werden Euch was nieſen —
den Reichsfreiherrn aus Naſſau
an einem Feſtungstor aufſpießen!
Dieſer famoſe Einheitsſtaat,
zu deutſch der Ketzerdominat,
er wird die Herrſcher hoch ergötzen:
ich höre ſie ſchon die Säbel wetzen.

Freiherr vom Stein:

So werden wir bauen mit Schwert und Kelle
wie jene von der Wölfin Geſäugten
und von dem Kriegsgott Mars Gezeugten!

Der Crypto-Nichtgentleman:

Jawohl, wie der Teufel und ſein Geſelle.

Freiherr vom Stein:

Doch weshalb ſollten die Monarchien
mit uns nicht am gleichen Strange ziehen?

Weshalb ſollten ſie nicht für Deutſchland glühen?
Denn keiner hat einen ſo hohen Stand,
daß höher nicht ſtünde das Vaterland.
Liebt er es nicht mehr als ſein Leben,
ſo iſt er an Adel dem nicht gleich,
der bereit iſt, ſein Leben zu geben,
zu verſpritzen ſein Blut für das einige Reich.
Der Tagelöhner, der das getan,
iſt dann in Wahrheit der fürſtliche Mann.

Vierter Bürger:

Haha! Schon iſt der Kerl erledigt
mit ſeiner Jakobinerpredigt.
Daß Dich! Ihr Unruhſtifter und Aufrührer,
Ideologen und Volksverführer!

Zweiter Bürger:

Ein Nationalſtaat? Wir können verzichten!
oder ſollen wir etwa die göttliche Weltordnung zugrunderichten?
die unantaſtbare, die unanrührbare?
Wer's verſucht, iſt ein Schuft oder Narre.

Scharnhorſt iſt neben Stein und Jahn getreten:

Ob auch verachtet und verlacht,
hier wird der deutſche Gedanke gedacht.
In unſerer alchimiſtiſchen Küche
wird erſchaffen die deutſche Pſyche.
In unſren Gewölben gießt man ſchon
den Normalpatrioten deutſcher Nation,
der mindeſtens ſoviel Nationalehre beſitzt,

als ſie jedem braven Engländer oder Franzoſen im Auge blitzt.
Ferner ſind wir drauf und dran,
den ſogenannten beſchränkten Untertan
zu ſchmelzen, zu läutern, umzugießen.
Wir wollen ihn ſehen auf feſten Füßen:
den Bürger, den Bauer, den Arbeitsmann.
Statt ſie zu drücken und zu knicken,
wollen wir ihnen vielmehr das Rückgrat grade rücken!
Statt ſie zu beugen und zu knechten,
wollen wir ſie machen zu Aufrechten.
Dann bin ich gewiß, daß es uns gelingt,
ihnen einzuhämmern den deutſchen Inſtinkt.
Wir haben dann einen Wald von Helden,
nicht von alten Weibern, mit Reſpekt zu vermelden.
Wir haben Krieger, wie Sand am Meer.
Eine unüberwindliche Landwehr.
Ungeprügelt, ungeſchurigelt,
von einer geheiligten, furchtbaren Pflicht beflügelt,
wird keiner zögern, ſein koſtbares Leben
für deutſche Größe hinzugeben. —
Auch arbeiten unſre Schmiede ſchon
an einem neudeutſchen Volkskaiſerthron!
nur hätten wir gern für dieſen Sitz
vielleicht einen neuen Alten Fritz:
der müde war, Sklaven zu gebieten.
Wir könnten ihm dann freie Männer anbieten.
Freilich fehlt noch der Mann der Zeit,

der Zwingherr zur Deutſchheit,
markig genug, Volk und Fürſten zu beugen
und ihnen die Gaſſe der Freiheit zu zeigen.

Erſter Bürger:

Freiheit! Da hätten wir ja den Speck.
Das kennt man. Man kennt ſchon die Apotheke.
Ihr macht Pariſer Teufelsdreck:
am beſten man ſtellte Euch vor die Muskete.
Sie gehören in Kerkerzellen.
Fehlt nur noch Schiller mit Wilhelm Tellen,
der meuchlings den Geßler erſcheußt
und obrigkeitliches Blut vergeußt.
Und daß man am Ende den Schurken preiſt.

Heinrich von Kleiſt faßt Fuß neben Stein, Jahn und Scharnhorſt.

Heinrich von Kleiſt:

Wer mich auf Tellens Armbruſt weiſt,
der hat erkannt mein tiefſtes Sinnen,
mein heimlich-düſtres Gedankenſpinnen.
Ich bin der Dichter Heinrich von Kleiſt.
Des Tellen Tat, des Geßlers Tod,
wär wohl am Ende ein Ende der Not.
Von Geburt bin ich preußiſcher Kriegs-Ariſtokrat.
Unſer König iſt ein Kunktator, ich will die Tat.
Zwar ſchrieb ich ein Stück: die Hermannsſchlacht.
Das war eine Tat: aber nur gedacht.
Damit kann ich mich nicht begnügen.
Meine Schläfen glühn, meine Pulſe fliegen.
Ich liege in einem brennenden Bette.

Nachts wecken mich Stimmen: rette, rette!
Rette uns vor dem Weltenknechter,
dem unbarmherzigen Menſchenverächter.
Aber da iſt kein Widerſtand,
außer das Meſſer in meiner Hand.
Mein Tag würde anbrechen,
könnt ich den Korſen niederſtechen.

Erſter Bürger:
Ins Karzer mit allen Narren und Schwärmern,
malkontenten, gefährlichen Lärmern!
Erſt Verſeſchmied, dann Attentäter!
Erſt Winſler und Duſler, dann Hochverräter!

Turnvater Jahn:
Unſrethalben erſtickt in Eurer Verblendung:
wir aber, wir ſchwören zu unſrer Sendung.

Jahn, Scharnhorſt, Stein, Gneiſenau und Kleiſt erheben die Hände zum Schwur.

Stimmen aus der Orcheſtra:
Ein Rütliſchwur, eine Schillerſche Poeſie!
Eine höchſt bedrohliche Phantaſie.

John Bull mit einem Geldſack tritt aus dem Vorhang und bis vorn an die Bühne. Jahn, Scharnhorſt, Stein, Gneiſenau und Kleiſt verlaſſen ſie.

John Bull:
Ich ſagen, es ſind nicht genug Gold im Spiel.
Hier haben ich engliſche Pound, ſehr viel.
Sehr viel engliſche Pound haben ich mitgebracht,

weil ich mir haben bei mir gedacht,
daß engliſche Pound deutſchen Mut macht.
Engliſche Pound machen auch Zwietracht,
haben ich ſo bei mir gedacht.
Aber davon ein andres Mal.
Ich ſeh, Euch plagen der kleine Korporal,
Pſt! ſtill! wir wollen nicht ſein zu laut,
daß er nicht merkt und uns hinterrücks in die Pfanne haut.
Well, wir müſſen dem Wüterich ſetzen ein Damm.
The Prussians ſind alter Heldenſtamm!
Ihr haben auch ſehr brave Monarken,
wie zum Beiſpiel Auguſt den Starken.
Sie haben ſchon in Ur-Ur-Zeiten
mit unſere engliſche Pound ſehr gut gearbeiten.
Ihr werden Euch deswegen nicht kränken,
wir ſind Merchants, is gar keine Rede von ſchenken.
Aber the Englishmen, wir ſind Koloniſatoren,
Ihr ſaßt in der Sandbüchſe arm und verfroren.
Die Kreaturen vom Louvre ſprechen noch heute
von Eure brave König als „König von arme Leute“.
Wer will leben in unſre verdammte Welt,
der muß nehmen überall ſein Stück Geld.
Wer hat ein Stück Schöpſenfleiſch verdauen,
der, Teufel, der können dann ordentlich um ſich hauen.
Aber wenn er nicht kriegen das Fleiſch zu ſchlucken,
dann kriegen er flauen Magen und Mucken.
Jetzt wollen ich mir in die Hände ſpucken
und meine ſchöne Guineen begucken.

Der Weltbürger

iſt bequem aus der Orcheſtra heraufgeſtiegen und klopft John Bull auf die Schulter:

Dürfte ich mir ganz untertänigſt zu fragen geſtatten,
möchte gern ganz gehorſamſt wiſſen,
warum Ihro Gnaden ſich ſo echauffiert hatten?
Haben Sie denn kein gutes Gewiſſen?
Iſt Ihnen irgendwas Unvorhergeſehnes begegnet,
oder wie hat's Ihnen ſonſt in die Bude geregnet?

John Bull:

Oh, es iſt bloß von wegen the Frenchman. Zwar
wir haben ihm eins verſetzt bei Trafalgar,
wo hat an Admiral Nelſon Seeſchlacht verloren,
und ſind worden viel ships von Frenchman in Grund gebohren.
But the Kaiser, who is called Napoleon,
hat immer noch die Opinion,
nicht wollen zu grüßen our Union Jack,
aber wir haben gemacht ihm, zu zeigen das Heck.
Ich haſſen ſehr blutig Napoleon,
weil er ſein Todfeind von Albion,
wie er iſt Todfeind von fridrizianiſches Reich.
Wir wollen ihn haſſen beide zugleich.
Ob ich blicke nach Luv und Lee,
for ever good English muß bleiben die See,
und for ever gut preußiſch, gut preußiſch Land.
Darauf geben mir, Bruder, old fellow, die Hand.
Hier haben mein Geld, wollen wir beide losſchlagen
und den Banditen ins Mausloch jagen.

Erſte Stimme aus der Orcheſtra:

Was redet der Kerl von überm Kanal?
Wir bleiben neutral! Wir bleiben neutral!

Zweite Stimme aus der Orcheſtra:

Was will der Kerl: wir gehen nicht auf den Speck!
Akten ſchreiben iſt mein Lebenszweck.
Was kümmern uns die Händel der Welt,
ſolange der Korporalſtock hält.

Dritte Stimme:

Balgt Euch da draußen, wie's Euch beliebt,
ſolange es hier in Preußen Fidibuſſe und Tabakspfeifen gibt.

John Bull:

O well, is a good thing Pfeifen und Tabak,
aber wundert mir ſehr, daß Ihr jetzt haben dran Geſchmack
und nicht gebrauchen Eure berühmte Korporalſtock
wider den verfluchte europeaniſche Vogel Rock,
der Euch zerfetzten die ganze deutſche Landkarte —
ich meinen natürlich den Bonaparte! —
und verfinſtern den Himmel weit und breit.
Haben ich gedacht, daß Ihr Deutſche ſeid.

Erſte Stimme:

Noch beſſer. Deutſchland iſt uns ſpaniſch.
Man komme uns. Wir ſind friderizianiſch.
Potzblitz, wofür hätten wir ſeine Gamaſchen,
wollten wir fremde Wäſche waſchen.
Wir leben hier friedlich und bequem,
Deutſchland iſt uns unangenehm.

Der Weltbürger:

In ganz gehorſamſter Devotion:
Sie ſprachen vom Kaiſer Napoleon.
Der Kriegsheld iſt Ihnen nicht ſympathiſch.
Ich bin keineswegs demokratiſch,
doch ſagt man ſich, ohne viel Phantaſie,
dieſer Homme-Peuple iſt ſicher ein Weltgenie.
Nämlich: ich bin keine bête allemande,
ſondern vertrete die Bildung im Lande
und begrüße, avec permission, eine Tat,
die uns Mainz und Aachen gekoſtet hat.
Mainz, Aachen, Köln und Trier!
Nichts für Seifenſieder und Lichterzieher.
Je vous demande pardon, Monsieur.
Das linke Rheinufer iſt franzöſiſch!
Bon! Wir ſagen einfach adieu.
Es war uns ja ſowieſo chineſiſch!
Und überdies: ich leſe am liebſten Voltaire,
die Theokratie iſt mir entſetzlich.
Wie flogen die Biſchofsmützen plötzlich
und Hunderte Krummſtäbe hinterher.
Da hat der Mann der reinen Vernunft
dieſen Fledermäuſen mal gründlich aufgetrumpft.

John Bull:

Solchen Schnickſchnack können ich never verſtehen.
Ich kennen nur England for ever und meine Guineen.
So fragen ich alſo zum letztenmal . . .?

Stimmen aus der Orcheſtra:

Wir bleiben neutral! Wir bleiben neutral!

John Bull mit ſeinem Geldſack verſchwindet hinter der Gardine. Eine **Kriegsfurie** raſt durch die Menge, zwei brennende Fackeln ſchwingend. Sie ſtürmt die Treppe hinauf zur erſten Bühne. Gleichzeitig hört man gedämpften Kanonendonner.

Die Furie:

Krieg! Krieg! Ihr habt geſchlafen,
die Welt ſteht in Waffen.
Euer Erwachen kommt zu ſpät.
Eure Adler ſinken bei Jena und Auerſtädt.
Euer Feldherr iſt wie die Fliege im Teig!
genannt Herzog von Braunſchweig.
Eure Offiziere ſind Großmäuler und Ausreißer.
Eure Generäle Maulmacher und Klugſcheißer.
Schon hat Marſchall Lannes niedergerannt
Euren ſtrahlenden Louis Ferdinand.
Er wollte ſich keinem Feinde ergeben:
Preußen verlor ſein Heldenleben.
Hört Ihr den brummenden Schlachtengeſang
und das furchtbare En avant! En avant!
Seht Ihr den feuerſpeienden Schrecken
und Preußenleichen den Raſen decken?
Hört Ihr den Schnitter? Er mäht! Er mäht!
und den galliſchen Hahn, der Mord kräht?
Marmont, Davouſt, wie ſie her wettern
und Eure Cadres zuſammenſchmettern?
Das iſt die Sprache der korſiſchen Majeſtät,
eine Blutſprache, eine Blutrache,

er macht Preußen zu einer Blutlache.
Heißa, Murat und Bernadotte!
Ich ſehe Blutquelle auf Blutquelle
unter jedem Schritt der Marſchälle.
Betet, betet zu Eurem Gotte.
Ihr erwacht zu ſpäte! erwacht zu ſpäte!
Hört Ihr es jammern und klagen: Retraite, Retraite.
Das iſt die Retraite der guten alten Zeiten,
die feurige Reiter jetzt überreiten,
die Retraite der Ruheſeligen
vor dem neuen Leben, dem hunderttauſendkehligen!
die Retraite der Umnachteten
vor dem Licht der Vernunft, dem verachteten.
Krieg! Krieg! ich verkündige Preußens Untergang!
Ihr ſchlieſt zu lang! Ihr ſchlieſt zu lang!

Die Furie verſchwindet ſchreiend durch den Vorhang.

Der Weltbürger:

Was zetert ſie Jena und Auerſtädt?
Tant de bruit pour une omelette.

Er ſteigt gemächlich in die Orcheſtra hinunter, die Hände auf dem Rücken.

Das Publikum murmelt durcheinander:

Was geht uns das an: Jena und Auerſtädt?
Tant de bruit pour une omelette.

Philiſtiades:

Der Raum verdunkelt ſich, Philiſtiades, beleuchtet, ſteht auf der Rampe.

Ihr habt mich ſichtlich ganz vergeſſen.
Ich half dem Direktor unterdeſſen

den gewaltigen hiſtoriſchen Apparat zu lenken.
Ich mußte an tauſend Dinge denken.
Soeben ſank ein Staat um.
Natürlich durch ein höheres Fatum.
Freilich ſtarb auch das unglückſelige Land
am beſchränkten Untertanenverſtand,
denn der ergriff, eine Epidemie,
ſchließlich die allerhöchſte Ariſtokratie,
Dabei fühlten ſich alle altenfritzig —
und darin waren ſie wirklich witzig!
Denn ohne Zweifel erregt es Gelächter,
hält ſich für einen Apoll ein Nachtwächter!
Kurz es ward Nacht um den Preußenthron,
den Vollſtrecker der Reformation:
das war und iſt ſeine heilige Miſſion.
Und jenen John Bull, mit ſeinen Guineen,
den brauchte er gar nicht ſo ſcheel anſehen,
denn Preußen und Engelland,
das iſt Proteſtant und Proteſtant.
Das iſt die geſunde Zweiheit
der geſunden, geiſtigen Freiheit!
und wenn ſie das je vergeſſen,
ſo wird ſie der hölliſche Satan freſſen,
zum Frühſtück verſchlucken und verdauen
und die Gewiſſensfreiheit hat das Nachſchauen.
Lobt jemand die Revolution?
Hier iſt mehr: die ewige Reformation.
Darauf ſollten ſich Preußen und England vereidigen

und der Menſchheit heiligſte Güter verteidigen.
Euch Preußen, Volk oder Königen, ſei bewußt,
das bedeutſame Wort des berühmten Salluſt:
wir ſollen von dem nicht ſeitab ſchwanken,
dem wir Daſein und Größe verdanken.

Erſter Bürger:

Je n'y comprends rien. Rien du tout.

Zweiter Bürger:

Ich ſtehe wie vorm Scheuntor die Kuh.

Studenten, in ihrer Tracht, ſtellen ein Rednerpult auf die erſte Bühne.

Dritter Bürger:

Was bringt man da herausgezerrt?

Vierter Bürger:

'ne Kanzel, ein Katheder.

Dritter Bürger:

Heut ſchwadroniert ein jeder.
Es werden zu wenige eingeſperrt.

Philiſtiades:

Hört, hört, hört!
Hört auf den Doktor hochgelehrt
vom philoſophiſchen Lehrſtuhle
unſrer neugegründeten preußiſchen Hochſchule.

Fünfter Bürger:

Nous sommes Prussiens. Mais j'espère,
il est ein franzöſiſcher Orateur.

Erſter Bürger:

Vient-il de Paris? oder wo kommt er her?

Johann Gottlieb Fichte erſcheint im akademiſchen Talar.

Erſter Bürger:
O mon dieu! ein ſimpler deutſcher Bär.
Philiſtiades:
Er wird Euch Germaniſtik vortragen
und allen Auslandsbetern und Frankomannen gründlich
Beſcheid ſagen.

Hört, hört, hört, was er ſpricht.
Er iſt ein gewaltges Kathederlicht.
Geboren in eines Bandwebers Kate,
Deutſchlands Genius ſtand zu Pate.
Sein Name iſt Johann Gottlieb Fichte!
Ein Stern erſter Größe der deutſchen Geiſtesgeſchichte.
Hoch Fichte! empfangt ihn mit Beifallsgeſchrei!
Er muß merken, daß er willkommen ſei.
Fichte, am Pult, beginnt ſeine Rede:
Ich bin gewiß, Ihr vernahmet ſchon
von meinen berühmten Reden an die undeutſche Nation.
Ich werde nun hier nochmals bemüht,
mein längſt bekanntes Kolleg zu leſen.
Wir müſſen geneſen vom fremden Weſen
zu unſerem deutſchen Geblüt und Gemüt.
Was iſt der Grundzug der Deutſchheit?
deutſchen Selbſtes Selbſtändigkeit.
Das hat mit Selbſtſucht nichts gemein.
Jeder Deutſche muß ganz Deutſchland ſein,
und ganz Deutſchland
ſtärke dem Deutſchen Herz und Hand.
Mit einem Worte das Kurze und Lange:

die Deutſchheit ſteht vor dem Untergange.
Das Elend der Fremdherrſchaft
zehrt unſer Mark, unſern Lebensſaft.
Armſeliges Volk der Dichter und Denker,
Du biſt geſunken in Schmutz und Schmach,
ſeit Dir der korſiſche Schlachtenlenker
die Zunge ausſchnitt und das Rückgrat brach.
Schande läßt ſich nicht hinweg denken und dichten.
Wo iſt ein Arzt, den Ehrloſen, Wehrloſen aufzurichten?
O Du blinder, deutſcher Pfahlbürger,
fröhlich dienſt Du mit Gut und Blut dem fremden Würger
unter fremdem Panier gegen Dein Mutterland.
Dein eignes Panier liegt zerſetzt auf dem Sand:
kaltherzig und feig warfeſt Du's weg.
Das bleibt ein ewiger Schandfleck.
Dennoch mußt Du waſchen, mit Tränen und Blut,
ſo ſauer Dir's wird, ſo weh es tut. —
Deutſches Volk, Du mußt werden wieder rein.
Ich ſehe ein Land bedeckt mit Gebein.
Felder, Felder voller Gebeine
voll Würmer, Verweſung und Unreine.
Und mir war, als raunete Gottes Wort:
Menſchlein, Menſchlein,
wird dies Gebein, voll Gewürm und unrein
jemalen wieder lebendig ſein?
Herr! nein, nein, ſprach ich, nein.
Und Gott raunte fort:
Menſchlein, predige dieſem Gebein:

Gebein, Du wirſt wieder lebendig ſein,
Dich dehnen, Dich ſtrecken,
mit Fleiſch, Flechſen und Haut bedecken,
Blut ſoll quillen,
Odem viele Lungen erfüllen.
Und wie mir der Herr geboten,
ſo predigte ich dem Gebein, dem toten.
Da rauſchte es in den Feldern voller Gebeine,
begann zu keimen, zu ſteigen, zu ſchwellen,
Männer quollen herauf wie aus Quellen,
Frauenglieder von Elfenbeine.
Wie aus Wurzeln ſprießend ein ſehr groß Heer.
Ein wogenwerfendes Menſchenmeer,
ſtark, jedes Ufer zu überſchwemmen,
durch Brücke und Damm nicht mehr einzudämmen. —
Wird es mir je beſchieden ſein,
lebendig zu ſehen totes Gebein?
Euch dort unten aus bleiernem Schlafe zu wecken?
Euch Auslandsgecken
zu lehren, Eure Mutter zu ehren?
Werdet Ihr endlich die Fremde auskehren
und nicht mit den Pfennigen fremder Sprachen
das Gold Eurer Mutterſprache blind machen?
nicht mit dem Edelmetall Eurer Schächte
eintauſchen das Fremde, Billige, Schlechte?
Werdet Ihr es endlich begreifen,
daß andere Völker ſich ſelber ſchleifen,
die deutſchen Geiſtes Wurzeln ausbrechen?

Werdet Ihr endlich das Machtwort ſprechen?
Schlagen die große Reveille der Selbſtachtung
in die ſchmachvolle Todesumnachtung?

Erſter Bürger:

Mein Herr Profeſſor, hüt Er ſich vor dem Profoſen.
Man hat den Buchhändler Palm erſchoſſen.
Kaiſer Napoleon wird ſich ſchwerlich genieren,
Euch, wie jenen, zu füſilieren,
für das Thema: Deutſchland in ſeiner Erniedrung.

Ein Trupp deutſcher Studenten ſtürmt mit gezogenen Rapieren in die Orcheſtra.

Erſter Student, gegen den erſten Bürger:

Knecht! Knecht! Diene Dir das zur Erwidrung.

Erſter Bürger:

Du Bürſchchen, hinter den Ohren noch naß!
Einem hochehrſamen Bürger ſagſt Du das?

Zweiter Student:

Elender Philiſter, Pfahlbürger und Spießer,
rutſch Bauch nach Paris, Du biſt ein Pariſer.

Erſter Bürger:

Gut gut! Das iſt ein hübſches Getümmel!
Lernt Ihr das auf den neuen Hochſchulen, Ihr Lümmel?

Dritter Student haut ihm den Zylinder ein:

Scher Er ſich in die Federpoſen
mit Seinen franzöſiſchen Unterhoſen.

Zweiter Bürger:

Da iſt man doch zum Proteſt verpflichtet.
Wird jetzt ein ſolches Gezücht gezüchtet,

unſere Jugend dermaßen verderbt und verführt,
dann iſt's Zeit, daß der ruhige Bürger ſich rührt.
Vierter Student:
Das ſoll heißen: „Friſch drauf los denunziert!
den Büttel heraus! jedem ein Schloß vor den Mund!
In die Kaſematten den deutſchen Hund.“
Dritter Bürger:
Ich kenne Dich, Dein Herr Vater iſt
ein ehrſamer Handwerksmeiſter und guter Chriſt.
Es würde Dir meines Dünkens geziemen
eine Tracht Prügel, mit ſeinem Knieriemen.
Vierter Bürger:
Heut will ein jeder oben hinaus,
da werden denn ſolche Früchtchen draus:
Schlingel, die ſich unmäßig erdreiſten.
Schuſter, bleib bei Deinem Leiſten.
Vierter Student:
Mein Leiſten würde Dir wenig behagen,
Dich müßt ich zuerſt darüber ſchlagen,
denn Du haſt einen viel zu engen Hirnkaſten.
Dritter Bürger:
Großmäulige, unreife Gymnaſiaſten.
Nehmt Eure Fibel und geht in die Klaſſe.
Fünfter Student:
O Ihr Knechtſeelen! wie ich Euch haſſe.
Unbewegliche, fühlloſe, träge Maſſe.
Ein dicker, ſchlammiger Moſt, ohne Gärung,
ohne Feuer und ohne Klärung.

Kein Funke verfängt, kein Strahl durchdringt Euch,
kein Geiſt, doch jeder Fußtritt bezwingt Euch.

Fünfter Bürger:

Was, Fritz, Du hier? mein eigner Sohn?

Fünfter Student:

Ich wünſche, wir wären weiter ſchon.
Ich ſäße mit Sporen und Schwert zu Pferde
oder düngte mit Blut die deutſche Erde.

Fünfter Bürger:

Überſtiegenes Geſchwätz! puerile Narrheiten.

Dritter Bürger:

Laßt ſie doch Steckenpferdchen reiten.
Gebt ihnen Pappſchilder und hölzerne Schwertlein,
Papierhelme und falſche Bärtlein.
Wird der Lärm zu groß in der Kinderſtuben:
der Kaiſer macht kurzen Prozeß mit Schulbuben.
Denn unſer allmächtiger Empereur
bleibt doch der beſte Profeſſeur.

Der alte **Blücher**, ſiebzigjährig, weißhaarig, drängt ſich durch die Studenten. Sie treten mit Ehrfurcht zurück, bilden eine Gaſſe und ſenken die Schläger.

Blücher:

Euer Diskurs macht mich ſehr viel Spaß.
Parbleu! Hölle und Teufel! und noch was!
Vor mir iſt das alles Schnickſchnack:
einer krepiert gern in Freiheit,
der andre gern im Bedientenfrack.
Einer liebt die Treſſen, die Livree.

Der andere hat lieber die Liberté.
Einer ſchmarutzt lieber Trüffeln von ſilbernen Platten,
erſchlichen durch Liebedienerei.
Der andere frißt lieber Mäuſe und Ratten
und trägt den Nacken ſteif und frei.
Ich zum Beiſpiel, für meine Perſon,
ich rede gern einen deutſchen Ton.
Ich liebe den Mut. Ein Kerl ohne Courage —
Jungs! Pfui Teufel! da . . .
Mut hat nicht bloß ein roter Huſar,
er kann ſtecken in Bluſe und Talar.
Er kann ſtecken in Jungen und in Alten.
Ich hab ihn zum Beiſpiel bis heute behalten.
Aber einen jungen Schlingel, der ihn nicht hat,
den ſoll man erſäufen im Kattegat.
So liebe ich, Gebhard Leberecht Blücher,
mehr Eure Rapiere, als Eure Bücher.
Eure Herrn Väter, au contraire,
lieben Akten und Bücher mehr.
Was wär ich dagegen ohne dem Schwert?
keinen Schuß Pulver wäre ich wert.
Was hätt ich zu Stargard ſollen ausfreſſen,
hätte ich nicht meinen Krötenſtecher beſeſſen?
Den habe ich jeder Fliege an der Wand
wenigſtens durch und durch gerannt,
um nicht vor Galle und Zorn zu erſticken.
Dem Korſen konnt ich nicht auf den Leib rücken:
Deshalb, wie geſagt, maſſakrierte ich Fliegen und Wanzen

und gab ihnen Namen franzöſiſcher Generäle und deutſcher Hofſchranzen.
Und ſah ich mal einen großen Brummer,
da wuchs mir die Galle zugleich und der Kummer.
Ich nannt ihn gewöhnlich Bonaparte
und gab ihm eins mit der Flachen auf die Schwarte!
und Jungs, potz Satan, nicht ohne Schwung,
mit Schilleriſcher Begeiſterung.
Kurz, Bengels, da hätt ich mein Thema beim Kragen:
könnt ich das von dem korſiſchen Böſewicht auch ſagen!
Mein Thema iſt nämlich, lang und kurz:
des Kaiſers Napoleon Höllenſturz.
Es ſitzt mir im Hirn, es heckt mir im Herzen
und nur der Sieg oder Tod kann es ausmerzen.
Es macht mich krank, es macht mich geſund
und ſchweißbegierig wie einen Hetzhund.
Ich kann nicht liegen, ich kann nicht ſtehen,
ohne mein Wild vor Augen zu ſehen.
Ich bin kein Heiliger, kein Prophete,
und doch liege ich Nacht für Nacht im Gebete
und bitte den Höchſten, Deutſchland zu wecken
und ſeine Rache durch mich zu vollſtrecken.
Da gibt es kein Aber und kein Wenn.
Ich zertrete den Mann, der uns zertreten.
Er wird verſchlucken den Fiſch mit den Gräten.
Ich raſte nicht: er verröchele denn.

Erſter Bürger:

Wie geraten Exzellenz denn in ſolche Wut?

Blücher:

Das, merk Er wohl, das liegt im Blut.
Wenn man Ihm um die Ohren ſchlägt,
ſo bleibt Sein Inneres unbewegt.
Brennt man den Hammel an der Stirn,
bleibt unbewegt ſein dumpfes Hirn.
Legt man Euch Zaum und Sattel an
ſo bläht Ihr Euch als Untertan.
Reißt Euch der Sporn die Seiten blutig,
ſo kurbettiert Ihr fromm und mutig.
Ein jeder Reiter iſt Euch recht
und jeder beliebige Müllerknecht.
Euren Halfter kann ein jeder faſſen.
Ihr ſeid bereit, jedem Schinder das Fell zu laſſen.
Aber Leute wie ich und der Freiherr vom Stein,
wir ſind ſchon lange nicht mehr vierbeinig:
Wir tragen den Kopf hoch oben, mein ich,
und im allgemeinen ſoll es ſo ſein.
Vielleicht entſchließt Ihr Euch, werdet auch mal ſo adlig
und in Punkto Ehre, wie ich, untadlig.

Erſter Bürger:

Dagegen hätte ich nichts, Exzellenz.
Meine untertänigſte Reverenz.
Vielleicht ſind Sie ſo ungeheuer gefällig
und werden an höchſter Stelle vorſtellig.
Iſt der Welteroberer einmal perdu,
dann ſing ich ganz gern Ihre Melodie.
Und haben Sie ihn zur Strecke gebracht,

dann ändert ſich alles über Nacht,
dann werde ich mich gewiß nicht ſträuben
und etwa gar napoleoniſch bleiben.
Wie die Dinge jetzt liegen, werd ich zuletzt
immer wieder ins Recht geſetzt.
Exzellenz machen eine verdutzte Miene.
Der Korſe beherrſcht eben noch die Weltbühne.
Das Rednerpult wird umgeſtürzt,
der Denker um einen Kopf gekürzt.

Zweiter Bürger:

Sie packen ihn ſchon. Warte, Du deutſcher Eſel!
Es wird Dir gehn wie den Elfen von Weſel.

Ein Detachement franzöſiſcher Soldaten hat mittlerweile das Rednerpult umgeſtürzt und treibt Johann Gottlieb Fichte vor ſich her von der Bühne. Gleich darauf erklingt dumpfer Trommelwirbel.

Die zweite Bühne wird enthüllt. Man ſieht elf Huſarenoffiziere an einer Mauer zuſammengeſunken. Sie ſind ſtandrechtlich erſchoſſen worden. Die dazu kommandierte franzöſiſche Abteilung ſteht Gewehr bei Fuß.

Zwiſchen den Franzoſen und den Toten, im Hintergrund, ſteht mit dem Geſicht nach vorn der Trommler Mors. Sein Trommelwirbel ſchweigt und nun eröffnet ſich die dritte Bühne. Man erblickt wiederum Napoleon und ſeine Marſchälle.

Napoleon:

Was bedeutet denn dieſe Füſillade?
Prächtige Leute! 's iſt jammerſchade.

Erſter franzöſiſcher Offizier:

Elf gefangene Schillſche Offiziere.

Napoleon:

Ah, die Leute des Schill, die ich nicht pardoniere!

Pardonierte ich ſolche Rebellen,
man würde mich ſelbſt an die Mauer ſtellen.
Solche Hitzköpfe muß man niederknallen.
Und der Major Schill ſelbſt?

Erſter Offizier:

Iſt leider gefallen.
Im Straßenkampf, Majeſtät, zu Stralſund.

Napoleon:

Ein preußiſcher tête carrée! Ein Ausbund!
Ein lächerlicher, höchſt alberner Draufgänger!
Mit ſolchen Zettelungen und Putſchen
ſoll mir Preußen den Buckel lang rutſchen.
Wahrhaftig, ſie wiſſen nicht, was ſie tun,
dieſe armen, zertretenen deutſchen Heloten,
die elend für Fürſten und Adel roboten,
alle zehn Jahre einmal im Topf ein zähes Huhn.
Ich mache ſie los von Dienſten und Laſten,
entwöhne ſie vom Schwitzen und Faſten,
befreie ſie von der Erbuntertänigkeit,
rette ſie aus der Beſtialität zur Menſchlichkeit,
und ſie danken es mir wie dieſe Huſaren.
Mögen ſie alſo zum Teufel fahren.
Bevor mein Stern regierte die Stunde,
erhielten ſie Stockprügel wie die Hunde.
Sie hatten Schwielen auf ihren Fellen
und geſchwollene Backen von Maulſchellen.
Von dreihundert Souveränitäten
wurden ſie in der Kelter zertreten.

Aber ich fand ſie nur noch als Treſter,
als kraftloſe, ausgetrocknete Reſter.
Wollen ſie jetzt etwa aufbegehren,
und den ſpaniſchen Tritt vorkehren?
Eher wird ein Franzoſ' zum Herero,
als ein deutſcher Hammel zu einem Torero.
Als was erſchien ich wohl dieſem Majore,
der ſich erhob wider die Trikolore?
Ich bin Herr von Italien und Holland,
von Oldenburg und Oſtfriesland,
der Hanſaſtädte und freien Reichsſtädte.
Auch das Preußiſch-Blau ſitzt auf meiner Palette.
Viermal ſchlug ich Öſterreich,
windelweich.
Überall diktiert ich der Welt meinen Willen
Und ſollte mich aufhalten bei ſolchen Schillen?
Erſpar uns Gott ſolche Beſchämungen.
Uns bewegen ganz andere Unternehmungen.
Europa hat Grund zu zittern und zu raunen.
Bald ſetz ich die ganze Welt in Erſtaunen.
Nahe bevor ſteht das Nichtzuvermeidende,
das für Orient und Okzident Entſcheidende.
Morgen will ich halten die Heeresſchau,
und übermorgen niederreißen den alten Weltbau.
Was iſt Europa: ein Ländlein!
Ein Gernegroß, ſogenanntes Kontinentlein!
Ein Erdteil? — nun ein Sandkorn iſt auch einer! —
In meinen Augen iſt es keiner.

Dort, wo die Indier unter engliſcher Peitſche ſchwitzen,
muß die Spinne im Netz der Weltherrſchaft ſitzen.
Dorthin ſollen meine Adler vorſtoßen,
dort will ich vereinen die Macht Karls und Alexanders des Großen.

Ja, die chineſiſche Mauer werde ich einreißen
und das Reich der Mitte dem meinen anſchweißen.
Das iſt durchaus kein Cäſarenwahn,
alle dieſe Dinge ſind leicht getan:
der Weg iſt viel kürzer bis dorthin,
als der, den ich bis hierher bereits gegangen bin.

Die zweite und dritte Bühne werden abgeſchloſſen. Auf der erſten erſcheint wiederum die Kriegsfurie.

Die Furie, Fackel ſchwingend:

Krieg! Krieg! Ihr habt geſchlafen.
Die Welt ſteht in Waffen.
Kriegsbrand, Kriegsbrand,
von Kap Finiſterre bis Samarkand.
Weh Dir, weh Dir, Rußland!
Du biſt in des neuen Cäſars Hand.
Er betritt den Thron über allen Thronen:
der Kaiſer, l'immortel empereur.
Seine immer donnernden Kanonen
fegen vor ihm die Erde leer.
Er winkt, und Könige bringen
ihm Kriegswagen, Kriegsroſſe und Schwertklingen.
Und was ſie ihm noch bringen,
das iſt mehr, das iſt mehr!

Ihrer Länder Mark iſt ſein Kriegsheer.
Italiens heißes Blut,
Spaniens Glut
iſt des Vernichtungsſtromes Flut.
Ihre feurigen Jünglinge ſenden
Deutſchland, Holland und Öſterreich!
Die Flut ſchwillt brauſend, bald birſt der Deich.
Adler ſteigen und ſchreien Gloire.
Hüte Dich, Zar, hüte Dich, Zar!
Sechsmalhunderttauſend Soldaten
werden zertreten deine Saaten.
Du wirſt ein Vaſall des Weltpotentaten.
Umleuchtet von ſeinen unſterblichen Sonnen,
die ihm gehorſam folgen wie Motten:
begonnene Schlacht, ſchon iſt ſie gewonnen.
Er vermag zu töten, vermag zu vergotten.
Vermöge geheimnisvoller Zeichen
erſchafft er Halbgötter oder Leichen.
Und wenn ſie verblutend die Erde bedecken,
ſo müſſen ſeine unſterblichen Sonnen das Blut auflecken.
Das ſind ſeine göttlichen, himmliſchen Hunde,
mit dem lechzenden Glutmunde.
Er hat ihrer ſtumme, bellende, beißende,
Völker und Länder in Fetzen zerreißende.
Ich verkündige Rußlands Untergang.
Ihr ſchlieft zu lang! Ihr ſchlieft zu lang!

Die Furie raſt davon. Die Orcheſtra hat in Dämmer gelegen. Von dort her werden jetzt einige Stimmen vernehmlich.

Erſte Stimme:

Er treibt die Welt wie einen Kreiſel!

Zweite Stimme:

Gottesgeißel! Gottesgeißel!

Dritte Stimme:

Blitzſchleuderer! Ägiserſchütterer!
Wolkenverſammler! Reichezerſplitterer!

Die obere Bühne enthüllt ſich. Man erblickt Napoleon, als Zeus, auf dem Thron, zu ſeinen Füßen den Adler. Es blitzt in ſeiner Hand. Ein furchtbarer Donnerſchlag rollt nach. Aber das Bild verblaßt in zunehmender Dunkelheit und allmählich eintretendem Schneeflockenfall. Während des Folgenden hört man Schlittengeläut.

Stimmen aus der Orcheſtra:

Duckt Euch, duckt Euch.
Es gewittert!
Die Bühne erzittert!
Es ſchlug ein. Aber wo?
Wo? wo? wo ſchlug es ein?
Es iſt ſtill, ganz ſtill!
So verhalten!
Es riecht nach Schwefel und Brand!
Hat ſich die Erde geſpalten?
Armes Deutſchland.
Was iſt das für ein Blutgequill?
Nein, es iſt Regen. Weh! Weh!
Es iſt kein Regen, iſt blutiger Schnee.
Horcht doch: was iſt das? Seufzer Sterbender!
Röcheln in Eis und Schnee Verderbender!

Abgeriſſene Glieder! Wunden! Lumpen!
Zähnefletſchende Leichen! Blutklumpen!
Hunde und Wölfe in Eingeweiden wühlend.
Tod aus ſteifen Kadavern ſchielend.

Es iſt heller geworden. Nur die erſte Bühne iſt noch unverhüllt. Dort ſitzen zwei preußiſche Unteroffiziere an einem grünen Tiſchchen bei der Lampe. Sie halten Gänſefedern und haben Skripturen vor ſich. Der Zutritt zu dieſer Bühne aus der Orcheſtra wird durch preußiſche Soldaten abgeſperrt, die mit vorgehaltenem Gewehr andrängende deutſche Mütter aller Stände zurückweiſen.

Erſte Mutter:

Was iſt geſchehen? Was iſt geſchehen?
Blutregen fällt auf meine Hand.

Zweite Mutter:

Ich will meinen Sohn wiederſehen.
Er zog mit dem Kaiſer nach Rußland.
Der König hat ihn nach Rußland geſandt.
Hier bleibe ich ſtehen unverwandt.
Warum hat ihn der König hingegeben,
für den Korſen zu laſſen ſein Leben.

Erſter Schreiber:

Ma chère Madame, das wiſſen wir nicht.
Wir tun hier einfach unſre Pflicht.
Aber ich gebe Ihr zu bedenken,
dreimalhunderttauſend junge Männer läßt ſich der Kaiſer jährlich von Frankreich ſchenken.
Soviel müſſen franzöſiſche Mütter ihm gebären
und bis zum Tage des Schlachtens ernähren.

Dritte Mutter:
Wo iſt mein Sohn? Wo iſt mein Sohn?
Er zog mit dem Kaiſer Napoleon.
Ich empfahl ihn Gott, gab ihm Kuß und Segen.
Was ſoll nun der Blutregen?
Erſter Grenadier, Franzoſe:
Jck ſein ein Franzos. Wir ſein Menſchen Kamerad.
Ma mère aben auch ſu Kind ein Soldat.
In Frankreich ſchlafen ſchon viele Jahr
keine Mutter ſu Nacht vor Sorg und Gefahr.
Mon père est mort, vor längſt, in die Schlacht.
Hat mich einmal mit blutbeſpritzte Geſicht in Geſicht gelacht.
Mein Sohn, lerne ſterben, ſagte mon père.
Damals ſah ich ihn einmal und dann nicht mehr.
Dritte Mutter:
Was geht mich das an, was er da ſagt?
Ich habe nach meinem Kinde gefragt.
Zweiter Schreiber:
Wir tun hier unſre Soldatenpflicht.
Wo Euer Kind iſt, wiſſen wir nicht.
Vierte Mutter:
Soldatenpflicht hin, Soldatenpflicht her:
gebt mir meinen Sohn! Wo iſt er?
Ich ſah im Traum einen Strom und der war rot,
Darin ſchwamm mein Kind und das war tot.
Zweiter Grenadier:
Frauchen, Du mußt nicht ſo viel in Traumbüchern leſen.

Die grande armée iſt vernichtet, aber des Kaiſers Geſundheit iſt niemals beſſer geweſen.

Fünfte Mutter:

Gebt unſre Söhne heraus, Ihr Schuſte.

Zweiter Grenadier:

Halt Deine Schnute, Megäre, verduſte!
Oder geh und fiſch in der Bereſine.
Vierzigtauſend Mutterſöhnchen
treiben darin, hineingefegt von Kanönchen:
arbeiten beſſer als jede Guillotine.
Vielleicht beißt Dein Junge an,
verſuch's! Eines Bahrtuchs kannſt Du dann freilich nicht entraten.
Was tut man mit einem krepierten Soldaten?

Sechſte Mutter:

Wollt Ihr uns noch verhöhnen, Kanaillen?

Erſter Schreiber:

Was will man? Bataillen ſind Bataillen.

Erſte Mutter:

Iſt vernichtet die große Armee,
ſo rufen wir Mütter Ach und Weh.
So rufen wir Mütter zehnfach Fluch!
Gott nimm's in Dein Schuldbuch.
Daß Metzgergeſellen die, die wir gebaren,
hinwürgen zu Haufen, hinſchlachten zu Scharen!
Daß die Lieblinge unſrer Wiegen
als ſtinkendes Aas auf den Feldern liegen.

Zweiter Grenadier
nimmt die erſte Mutter feſt, um ſie fortzuführen:
Ich denke, ich tue recht, Herr Schreiber.
Erſter Schreiber:
Jawohl, es ſind ſtaatsgefährliche Weiber.
Und dieſe beſonders: ſie mag hinter Schlöſſern und Riegeln
die ruhigen, braven, friedſamen Bürger aufwiegeln.

Univerſitätsdozenten, Studenten, Gymnaſiaſten, Jünglinge und Knaben aus allen Ständen haben ſich einen Weg durch die Weiber gebahnt und befreien die feſtgenommene erſte Mutter.

Erſter Student, Theodor Körnern ähnlich:
Nein! dieſe Frau führt nicht fort!
ſeht Ihr den Blutſchein: dort? dort?
Was iſt geſchehen?
Mütterchen Rußland liegt in Wehen!
Nein, ſie gebar, ſie gebar!
ein Kind mit freſſendem Flammenhaar!
Ein Kind wild und ingrimmig,
einen Sohn urmächtig und löwenſtimmig,
ſtärker als Könige, ſtärker als Kriegsheere!
Es heißt: die nationale Ehre!
Volksehre heißt es
und Knechtsketten zerreißt es!
Hinweg, Scherge, nimm Deine Hand!
Dahier iſt Mütterchen Deutſchland!
Kennſt Du ſie, ihr entarteter Sohn?
Sie gebar Dürer, Luther, Melanchthon,
ſie gebar den himmliſchen Laut unſrer Sprache,
nun ſoll ſie gebären den Gott der Rache!

Zweiter Student:

Seht Ihr den glühenden Fächer?
Mütterchen Rußland iſt ſein Urſächer.
Die gewaltige Frau
ließ verlodern in Brunſt Moskau:
bevor es trüge des Korſen Sohlen,
ſollte es erſt zu Aſche verkohlen.
Aber die Aſche ward zornige Glut
und rauchte von beizender Volkswut
und ſengte den Schritt des fremden Kaiſers
und machte zu Schanden das Lob des Siegpreiſers.
Da erkannte der Korſe eine Macht,
die ſtärker iſt als gewonnene Feldſchlacht.
Es iſt die Sprache der Mütter, der Mütter!
Sie war es, ſie redete im Gewitter.
Wie Donnerrollen von Wolke zu Wolke,
ſo redet auf einmal Volk zu Volke.
Und unſere Mutter hier verſteht
den Ruf der Schweſter, der ergeht.

Dritter Student:

Mutter, Mutter, o klage nicht mehr.
Liegen Deine Söhne erſchlagen,
ſo ſollſt Du uns Übriggebliebene daran wagen:
die Brüder zu rächen, ein ſehr groß Heer;
ſieh, wie dort unten die Woge ſchwillt,
wie alles von Jugend und Mannheit quillt.
Das ſind nicht bezahlte Landsknechte,
ſondern jeden durchbrauſt Dein Blut, das echte.

Dein Segen begleite uns mütterlich,
und wir brauſen ins Feld und ſiegen für Dich.
Unſre nackten Leiber wird Dein Segen
feſt machen im Freiheitskugelregen.
Kindesliebe wird uns feien,
wenn die Kanonen Deines Schänders Tod und Verderben
ſpeien!

Nackt werfen wir uns in den Höllenrachen,
und Du magſt jeden verleugnen als Baſtard,
der nicht ſtirbt feſt und hart,
der ſein Leben nicht von ſich wirft, mit Hohnlachen.
Denn es jubelt in uns von Todesluſt,
zu bieten dem Feinde Stirn und Bruſt.

Das von den Jünglingen befreite Weib wird zur nächſten Bühne emporgeführt, die ſich eröffnet hat. Die Geſtalt wächſt, ein Schwall rotblonder Haare befreit ſich und rollt über ihre Schultern zur Erde. Auf der zweiten Bühne iſt ein Altar errichtet, den antike Prieſterinnen umgeben, aber auch einzelne Jünglingsgruppen, deren erſte von Stein, deren zweite von Scharnhorſt, deren dritte von Fichte, deren vierte von Jahn geführt iſt.

Die erſte Mutter,

etwa in halber Höh zur zweiten Bühne, ſteht ſtill und wendet ſich. Sie iſt in eine Erſcheinung von faſt übermenſchlicher Art umgewandelt, in verändertem Ton:

Steht auf, blaſt die Trompeten,
heraus die Musketen!
Ihr, die ich gebar aus meinem Schoß,
Ihr Kleinen, Unmündigen, werdet groß!
Ihr Väter und Mütter, Töchter und Jünglinge,

werdet freie Fechter, nicht Söldner und Dinglinge.
Sie opferten Euch auf Feldern der Schande,
ich werfe Euch hin dem Vaterlande.
Ihr wart dem Tyrannen willig und billig:
ich gebe Euch billiger und freiwillig.
Ich ſchenke Euch hin, ohne Euch zu zählen,
Nun wählet die Freiheit, ohne zu wählen.
Wir ſind nicht von heute, wir ſind nicht von geſtern.
Man ſoll unſern alten Namen nicht läſtern:
uns allen, Schwaben, Bayern, Sachſen —
das deutſche Maul iſt uns allen gewachſen!
Preußen, Badenſer, Thüringer, Heſſen,
daß wir Brüder ſind, haben wir niemals vergeſſen!
Auch Lothringen und Elſaß
iſt Wein aus dem alten Mutterfaß.
Ich nährte Euch alle an meiner Bruſt
in Luſt und Unluſt!
Vergeſſet Neid und Geſchwiſterſtreit:
ſeid einig und zeigt der Welt, wer Ihr ſeid.
Freiherr vom Stein iſt an die Sprecherin herangetreten:
Mütterchen, Du haſt recht.
Was Du ſagſt, klingt nicht ſchlecht.
Wart ein wenig, erinnre Dich mein:
ich bin Dein Sohn, bin der Freiherr vom Stein,
Deine Worte kommen mir aus dem Herzen.
Gewiß iſt, wir müſſen die Scharte ausmerzen.
Du warſt allzu langmütig, allzu kühl,
nun entdeckſt Du Dein heiliges Muttergefühl.

Das Eis iſt geborſten, um ſo beſſer!
Nun gibt es nur Kampf, nur Kampf bis aufs Meſſer!
Dämme nun aber Deine Wutrufe
und ſteige mit uns von Stufe zu Stufe.
Dort entglimmt eine Flamme auf einem Altar,
der lange, lange erkaltet war.
Prieſterinnen in Trauer ringsum
hüten ein totes Heiligtum:
dahin laß Dich emporführen,
das Hochamt, das neue, zu zelebrieren.
Sei Prieſterin und Göttin zugleich.
Wir ſind Deutſchland, nicht Frankreich.
Zwar machen wir Dich zur deutſchen Athene:
aber ein ganzer Deutſcher, ein halber Hellene.
Das wird Dir kein fremdes Tröpflein beimiſchen.
Du wurzelſt doch ganz und gar im Heimiſchen.
Doch geht es nicht anders, ſollſt Du uns taugen,
mußt Du nachts ſehen mit Eulenaugen,
und am Tag mit den meeresblauen
Himmel und Erde durch und durch ſchauen.
Auch ſonſt müſſen wir Dich ein wenig umkleiden.
Habe die Gnade, es ruhig zu leiden.
Auf dem Haupte Athenens Goldhelmsfeuer,
ſollſt Du ſein der deutſchen Einheit ewiges Elmsfeuer.
Hier die goldene Spitze am Speere
ſei das blitzende Wahrzeichen deutſcher Volksehre
Und hier die Ägis ſollſt Du erſchüttern,
als die gewaltigſte unter den Müttern,

wenn ſie mit Haß- und Neidgeſtänken
den reinen Lichtäther rings ertränken.
Dann ſcheuche die Ratten und die Mäuſe,
die Maulwürfe, Heuſchrecken, Fliegen und Läuſe,
und ſtärke die deutſchen Herakleſe, Achilleuſe und Odyſſeuſe.
Sei ſtets die Erkennende, niemals die Trennende,
die Erwärmende, aber wenn's ſein muß, die Brennende!
Sei die Liebende, ſelten die Haſſende,
aber wenn's ſein muß, die eiſerne Zufaſſende.

Man hat das Weib bis an die Stufen des Altars emporgeführt, dort ſteht es, nun als Pallas Athene gekleidet und gewappnet, hoch aufgerichtet da. Gewaltiger und begeiſterter Zuruf der Menge.

Athene Deutſchland:

Ihr habt mich gewappnet, das iſt gut!
Erhoben zur Prieſterin und Göttinne.
Ich grüß Euch unterm Goldhut,
Ihr Hochgeſinnten mit hohem Sinne:
junge Männer, Jünglinge, Knaben,
die mich geweckt und gewappnet haben.
Leuchtende Jugend, unverſiegliche Kraft,
Jünger der Kunſt und der Wiſſenſchaft,
Denker, Dichter, ſüßtönige Sänger,
des neuen Lebens Urſächer und Anfänger.
Tretet heran, Jungmann an Jungmann.
Daß ich einen jeden von Euch zu Sieg oder Tod weihen kann.
Euren lorbeerumrauſchten Gedanken entſtiegen
muß ich Eure Nacken zum Opfer umbiegen.
Ihr habt mir gegeben das neue Leben:

ich muß Euch dafür dem Tode hingeben,
ich gebiete Euch dreierlei:
macht Deutſchland von der Fremdherrſchaft frei!
Sorget, daß Deutſchland einig ſei!
Und ſeid ſelber frei! Seid ſelber frei!

Sie hat zweien der Jünglinge in das lange blonde Haar gefaßt und ihre Köpfe, wie zum Opfer, über den Altar gebogen. Die Volksmenge bricht in Begeiſterung aus. Man hört durcheinander geſungen „Lützows wilde Jagd“, „Friſch auf zum fröhlichen Jagen“, „Was blaſen die Trompeten, Huſaren heraus“ uſw. uſw. Die ganze ſehr mächtige Szene verdunkelt ſich. Das Brauſen der Begeiſterung ebbt ab und die Geſänge verklingen. Zurück bleibt einzig, in myſtiſcher Beleuchtung hochaufgerichtet, Pallas Athene. Und auf der erſten Bühne **Philiſtiades**.

Philiſtiades:

Ich komme Euch ſchwerlich recht gelegen,
mitten hinein in den Freiheitswaffenſegen.
Aber was tut man gegen den Befehl des Direktors,
im Amte des einfachen Unterinſpektors.
Mir gefiel dieſer Aufſchwung ungeheuer:
ich liebe das plutoniſche und das olympiſche Urfeuer.
Gern hätte ich Euch noch ſehen laſſen
den Vernichtungsweg der glühenden Lavamaſſen.
Als das mein Direktor erfuhr,
rief er: Kunſt iſt Abbreviatur.
Das Leben ergeht ſich in Weitſchweifigkeiten,
Kunſt muß ein Ende finden bei Zeiten.
Nun ja, es iſt wahr: das entſcheidende Wort iſt geſprochen:
unſre Heldenpuppe, der Korſe zerbrochen.

Das Schlachtenglück wogte hin und her,
aber der Direktor ſtand hinter dem Korſen nicht mehr.
Er rang mit der rieſigen Übermacht
und gewann zum Beiſpiel die Lützener Schlacht:
warf Ruſſen und Preußen, York, Scharnhorſt und Blücher.
Er ſchlug ſie bei Bautzen noch fürchterlicher.
Er warf ſie bei Dresden, bei la Rothiere.
Aber bei Leipzig und Waterloo ſank er,
ſanken ſeine Adler und Fahnen,
erbleichte der Kamm des galliſchen Hahnen.
Er nimmt aus ſeinem Ruckſack ein Schiffsmodell und hält es hoch.
Hier halt ich ein Schiffchen, heißt Bellerophon!
Klopft man daran, gibt's einen Schmerzenston.
Es trägt den großen Napoleon,
als Gefangenen des mächtigen Albion.
Es hält den Kurs in die große Leere,
nach dem ödeſten Felſen im öden Südmeere.
Und was da pulſt gegen ſeine Wanten,
das iſt das Herz, das wir alle kannten.
Und der furchtbare Wille, dem nichts widerſtand,
liegt jetzt zerbrochen hinter der Schiffswand.
Und ſicher wird Meile um Meile gemeſſen,
Sie ſchleppen ihn fort in das große Vergeſſen,
wo ſich auch der zäheſte Wille
nutzlos zermartert in der unendlichen Stille.
Dort wird er ſich vergeblich aufbäumen,
in den unendlichen, einſamen Räumen.

Schlaflos wird er ſich wälzen in ſeinen Ketten,
wie einſt ſeine Feinde in ihren Schmerzensbetten.
Er wendet ſich und ſcheint Athene Deutſchland erſt jetzt wieder zu bemerken.
Doch was erblick ich, die Gottheit
iſt geblieben im Wandel der Zeit:
ſie hebt das gewappnete Haupt in Licht.
Dieſen Coup des Direktors verſtehe ich nicht.
Denn, wenn ſie weiter ſo ſteht und ragt,
ſo ſiegt zuletzt die heilige Klarheit.
Wo bleibt dann die Welt und meine Narrheit
vor dieſer gewappneten Mutter und Magd?
Mich durchſchauert ihr Glanz. Mich erſchüttert ihr Schweigen.
Beinahe möchte ich von der Bühne ſteigen.
Das Drama der Menſchheit beruht auf Verwirrungen.
Doch dieſes Schweigen löſt alle Irrungen.
Wenn ſie den Speer ſchleudert, ja nur ſpricht,
ſo trübt ſich ſchon das durchdringende Licht.
Man möchte ſagen, Taten verdummen.
Weisheit bedeutet das große Verſtummen.
Hinter Athene Deutſchland wird nach und nach auf der höchſten Bühne die Faſſade eines gotiſchen Domes ſichtbar. Überhaupt beginnt Athenens Helm, Schild und Speer immer ſtärker allgemeines Licht zu verbreiten.
Auch die Sonne, die himmliſche Tagesquelle
verbreitet ſchweigend ſchweigende Helle.
Ihre weckenden, nährenden Strahlen geben
liebeglühendes Erdenleben.

Sie lockt die Früchte aus Gräſern und Bäumen
und läßt die Auen in Blüten ſchäumen.
Und wunderlich: auch dieſe dort,
ſie bildet ſchweigend um und fort. —
Sie winkt empor zum heiligen Ort
hoch überm finſtern Wahn des Krieges,
hoch überm Taumel blutigen Sieges.

Athene Deutſchland,
während eine leiſe Sphärenmuſik durchſichtiger Klänge ertönt:
Welch reine Töne, neue Klänge hör ich nun,
da ſich aus blutger Nacht der reine Tag erhebt.
Die Reifen ſchmelzen, die ein Alp um mich geſchweißt,
und reich und leicht vermählt ſich mir das klare Licht.
Wie Nacht von meinem Helm und Schild und Schwerte rinnt,
zum Hades, alſo trieft von meiner Seele auch
das Nächtliche und ſinkt hinab. Der blutige Spuk
zergeht. Noch ſchauernd von dem Bad traumſchwerer Nacht
betret ich nun den reinen Gipfel des Olymps,
die klare Heimat ſelger Götter. Hoch hinaus
mich weitend in des lichten Äthers andres Bad.
Und alldurchdringend, mich durchdringend allzugleich,
erkenn ich meines Daſeins, meiner Waffen Sinn:
die Tat des Friedens iſt es, nicht die Tat des Kriegs.
Die Wohltat iſt es! Nimmermehr die Miſſetat!
Was andres aber iſt des Krieges nackter Mord?
So ruf ich Euch denn auf, Ihr eines anderen Krieges
Krieger! Ihr, nicht todbringend, Leben Schaffende.

Des heiligen Werkzeugs goldne Waffe ſchenkt ich Euch,
die volle Frucht aus ſteinigem Grund zu ſchöpfen, und
ich machte Euch zu Ringern mit dem Wahn. Ich hob
des blinden Haſſes Binde Euch vom Auge los.
Ich machte Euch zu Liebenden. Ich wies Euch an,
Pfade zu treten mit des Friedens lieblichen
bekränzten Füßen. Breite Straßen lehrt ich Euch
auswerfen für der Liebe Bruderſchritt. Ich hieß
die Kluft, die unverſöhnliche, verſtummen und
die Trennende ſich fügen in das Brückenjoch.
Nun eint ſich über Klüfte hin ſo Menſch zu Menſch,
wie Volk zu Volk. Beladne Karawanen ziehn
köſtlich belaſtet, außer mit der Zwietracht Laſt.

In der Orcheſtra erſcheint der Anfang eines ſchön gegliederten Zuges, der alles umfaßt, was der Friede an Tätigkeiten und Segnungen enthält. Mit Bannern, Fahnen und bekränzten Werkzeugen ſchreitet der Handwerker neben dem Landmann, der Adlige neben dem Bürger, der Bergmann neben dem Schiffer und Fiſcher. Schöne Frauen aller Stände, aber beſonders Landmädchen ſind darunter, die Fruchtkörbe tragen, Getreidegarben uſw. Seine Krönung gleichſam bekommt der Zug durch große Männer aller Zeitalter; in porträtähnlichen Erſcheinungen ſieht man Künſtler, Dichter, Forſcher, Philoſophen, Muſiker und Erfinder. Auch einige Herrſcher, die ſich um die echte Kultur ihrer Völker verdient gemacht haben. Bekränzte Knaben tragen bekränzte Namenstafeln hinter den auszuzeichnenden Erſcheinungen her.

Athene Deutſchland:

Welch eine Schar erklimmt die Stufen jetzt zu mir herauf:
wie freundlich rauſchen ihre Banner mir
und wohlbekannt aus meines Tempels altem Dienſt.

Empor! Empor! Mir iſt, als würde ich erſt jetzt
zur Göttin! Und als wäre des Olympos Glanz
nur eine Leere, etwa eine andre Nacht.
Dort wo ich bin, und wo Ihr zuſtrömt, iſt das Licht:
wir nie Getrennten, ſtets Geeinten, wiſſen nichts
von Krieg. Und alſo wohnt der Friede unter uns!
Nicht da, nicht dort und etwa nicht umringt von uns,
wie einer heiligen Schar, die einen Herrſcher ſchützt,
nein! Unſre Seelen ſind in ſeiner Seele eins!
Uns trennen Sprachen, trennen Strom und Meere nicht.
Nicht trennen Götter, noch der unbekannte Gott
die, denen aller Menſchen Heil am Herzen liegt.
Was trennt, iſt Irrtum, Irrtum, der allein den Haß
entfeſſelt, iſt Unwiſſenheit, iſt nackte Not
des Hungers! Nicht, was Göttliches im Menſchen wohnt.
Denn dieſes Göttliche iſt Eros! Eros iſt
der Schaffende! der Schöpfer! Alles was da lebt,
iſt Eros, ward aus Eros, wirkt in ihm und zeugt
ihn neu. Und Eros zeugt ſie immer neu, die Welt! —
Was iſt der Sinn des Auges ohne ihn? Nur er
entſchleiert Schönheit: dem Gehör, wie dem Geſicht,
ſo dem Geruch, wie dem Gefühl und nicht zuletzt
dem blitzbeſchwingten, die Unendlichkeit im Nu
durchmeſſenden Gedanken. Beſſre Diener haben Götter nicht.
Und darum laßt uns Eros feiern! Darum gilt
der fleiſchgewordnen Liebe dieſes Feſt, die ſich
auswirkt im Geiſt! Und aus dem Geiſte wiederum
in Wort und Ton, in Bildnerei aus Erz und Stein,

in Maß und Ordnung, kurz in Tat und Tätigkeit.
Und alſo folgt mir in des deutſchen Domes Liebesnacht,
zu jenem Wunder, das untrüglich Euch mein Wort
das heiligſte Euch nennt, das uns beſchieden iſt.
Doch Euch nicht brauch ich nennen, was Ihr ſelber ja,
ein brennend Glück, in Eures Herzens Herzen tragt.

Unter mächtigem Orgelklang und Glockenläuten, unter Vorantritt Athenens verſchwindet der Zug nach und nach im Innern des Domes. Die Vorhänge ſchließen ſich und vor den erſten tritt der Direktor.

Der Direktor:

Ich war der Erſte, ich bin der Letzte,
bin der Anfängliche und der Abſchließende,
bin die Speiſe und der Genießende,
der Unbewegliche, nie zur Ruhe Geſetzte.
Ich bin der Laute und doch ganz verſchwiegen.
Verſchwiegner noch, als die dahinten liegen,
Menſchen, Götter und Maſchiniſten,
kurz die Puppen in meinen Puppenkiſten,
die allerdings nun wieder lange Zeit
auch glänzen werden durch Schweigſamkeit.
Doch wer kommt dort heraufgeſtiegen? Was?
Du da! Was biſt Du für ein Eiſenfreſſer?

Blücher, der ſäbelklirrend die Treppe heraufkommt:

Der Marſchall Vorwärts!

Der Direktor:

Wer? Ich kenn Dich beſſer:
Marſch marſch in die Holzwolle, die Hobelſpäne, das Seegras.

Du biſt ein Püppchen meines Perſonals,
der Schatten eines toten Generals.

Blücher:

Was war das für ein Friedensbimmelbammeln?
ich lebe noch!

Der Direktor:

So, ſo, Monſieur?!

Blücher:

Wir jehn nich nach Jedhſemane!
Trompete! Vorwärts! Blaſt zum Sammeln.
Wat ſoll mich denn dem Friedenstirili?
Ick bin for Infantrie und Kavallrie.

Der Direktor:

In Deine Kiſte!

Blücher:

Wie? Was? Kiſte? Zieh!

Er hat den Degen gezückt.

Der Direktor:

Du wackrer Graukopf lieg an Deinem Ort.
Was leben bleiben ſoll, das ſei Dein Wort.
Ich ſchenk es Deutſchland, brenn es in ſein Herz —
nicht Deine Kriegsluſt, aber — Dein: Vorwärts!!

Der alte Marſchall, vom Stab des Direktors berührt, ſinkt entſeelt nieder.

Der Bogen des Odyſſeus

Dramatis personae

Odyſſeus
Telemach
Laertes
Antinoos
Amphinomos Die Freier
Kteſippos
Eurymachos
Eumaios, Sauhirt
Leukone, ſeine Enkeltochter
Melanteus, Ziegenhirt
Melanto, ſeine Tochter
Noaimon, ein junger Schweinehirt
Eurykleia
Glaukos
Lykurgos
Idomeneus
Hektor Hirten
Lamon
Dryas
Euphorion
Hirten

Erſter Akt

Eine Gegend auf der Inſel Ithaka, bergig, hochgelegen, zum großen Teil mit Waldungen uralter Eichen bedeckt. Vorn ein felſiger Aufſtieg, der an das Tor eines Gehöftes führt, das Gehöft des Eumaios. Es iſt um die Mittagszeit.

Eumaios, der Sauhirt, über die Sechzig, aber noch voller Kraft, ſitzt auf der Bank neben dem Tor und beſchäftigt ſich mit einem ſchön gearbeiteten Bogen, den er mit Talg einreibt. Die Holzſchale und die Scheibe Talgs darin ſteht neben ihm, ferner Weinkrug und Becher.

Tiefer unten werden zwei ſchön gewachſene Mägde ſichtbar, die mit Waſſergefäßen auf dem Kopf die Felſenſtiege hinanſteigen. Die vorangehende der Waſſerträgerinnen iſt **Melanto**, Tochter des Ziegenhirten Melanteus, die andere **Leukone**, Enkeltochter des Eumaios.

Beide Mädchen halten eine Raſt, indem ſie die Waſſergefäße von den Köpfen nehmen. Melanto hat rotbraunes Haar und iſt rundlich und ſinnlich. Leukone, ſchlank und dunkelhaarig, iſt von vollkommenem Wuchs und edelſter Schönheit.

Melanto:

Schrecklich iſt dieſe Mühſal. Niemals hatt ich
So ſchlimme Tage als bei Euch!
Nun freilich
Gibſt Du mir keine Antwort. Bin ich etwa
Schlechter als Du? Mein Vater iſt ſoviel
Als Dein Großvater: dieſer hütet Säue,
Mein Vater Ziegen! Das iſt alles: und
Kein großer Unterſchied.

Leukone:

Melanto, Du

Haſt recht. Allein was ſoll ich tun? Du klagſt
Und klagſt, und doch kann ich die waſſerloſe Zeit,
Die Vater Kronion über uns verhängt,
Nicht wandeln. Kann die heilgen Waſſerquellen,
Die trockenen, nicht wieder ſpringen machen.
Und ſteig ich nicht wie Du den ſteilen Pfad
Hinab ans Meer zum Born der Arethuſa?

Melanto:

Es möchte gehn, wenn Du nur reden wollteſt. —
Ich bin ein Leben im Palaſt gewöhnt.
Reichlich genoß ich Gunſt und gute Worte.
Sind dieſe Fürſten denn nicht mehr als Du,
Die um Penelopeias Hand ſich ſtreiten
Und denen doch Melanto nicht zu ſchlecht war?

Leukone ſeufzt:

Nun bleibt mir wieder nur das Schweigen, Mädchen.

Melanto:

Schweig, immer ſchweige nur, Hochmütige!
Die Wahrheit iſt doch wahr. Ich könnte reden,
Da ſollteſt Du erſt recht die Augen auftun. —
Das Haupt der Werber iſt Eurymachos!
Kein Mann auf Ithaka beſtreitet das,
Und auch kein Weib: ſelbſt nicht Penelopeia.
Sie lechzt nach ihm wie eine Hündin: aber
Das iſt's: er gönnt ſie dem Antinoos. —
Mir läuft er nach: Eurymachos. Mein Schatten
Iſt mir nicht halb ſo treu, das glaube mir.

Leukone:
Wollt' ich nun reden, müßt es Dich verdrießen,
Melanto, und ſo laß uns weitergehn.
Melanto:
Und weshalb hat man mich hierher verbannt?
Wer das nicht wüßte, wäre blind, Leukone.
Warum? Du weißt es ebenſo wie ich.
Weil nicht allein Eurymachos mich gern hat,
Sondern ein jeder, der mich ſieht: und dies
Penelopeias Neid nicht dulden mag.
Leukone:
Männern wie jenen zu gefallen, die
Das Gaſtrecht ſchänden unten im Palaſt,
Iſt etwa nicht ſo ſchwer, als manche meinet:
Was mich angeht, der Freier Wohlgefallen
Beleidigt bittrer mich als wie ein Steinwurf.
Melanto:
Biſt Du ſo keuſch, Leukone? Ach, man weiß
Von Deiner Keuſchheit, weiß es auch, weshalb
Du jene Helden im Palaſt ſo ſehr
Verfolgſt mit Deinem Haß. Du koſteſt gern
Den ſchwellenden Mund des noch nicht flüggen Jünglings.
Du liebſt den Flaum mehr als den Bart, den Scheuen,
Den zage Schüchternen mehr als den Starken,
Der ohne viel zu ſeufzen packt und raubt.
Ich ſage Dir, Dein Mutterſöhnlein iſt
Weichlich und aller ganzen Männer Spott. —
Mag ſein, man ſpürt ein Mitleid, möchte ihm

Die runde Wange ſtreicheln wie 'ner Schweſter.
„O Telemach, wie biſt Du doch ſo hilflos
Und dumm in Deiner Unſchuld," denkt man wohl:
„Wie ſollſt Du gegen Helden Dich denn wehren?"
Dann ſagt er wohl: „Ruf mir die Schaffnerin,
Daß ſie, der Sandmann kommt! mich ſchnell zu Bett bringt."
Sie will ſich ausſchütten vor Lachen.
Wie iſt Dein Schoßkind doch ſo wunderlich.

Leukone,

indem ſie Melanto den Waſſerkrug auf den Kopf heben hilft:

Irrtümer, die Du liebſt, mußt Du behalten,
Melanto. Doch mein Schoßkind, wie Du's nennſt,
Iſt Dein und mein und unſrer Eltern Herr.
Du wirſt Dich einſtens dran erinnern müſſen,
Wenn Du's auch jetzt vergeſſen haſt. Genug.

Auch Leukone hat ihr Waſſergefäß auf den Kopf gehoben und beide ſchreiten hintereinander nach oben weiter. Bald ſind ſie im Begriff, an Eumaios vorüber, ins Gehöft zu gehen, als der Hirt ſie aufhält.

Eumaios:

Melanto!

Melanto:

Ja. Und was?

Eumaios:

Leukone, Eure
Augen ſind jünger als meine: ſteigt dort nicht
Ein Mann zu uns herauf?

Leukone:

Ich ſehe niemand,
Großvater.

Eumaios:
Niemand ſiehſt Du?
Leukone:
Niemand! nein!
Eumaios:
Nun ſo verwirrt ein Dämon meine Augen.
Denn immer ſeh ich Männer unſre Höh
Erklettern, deutlich! Dieſer hatte weißes Haar
Und jener geſtern war ein Jüngling. Doch
Erheb ich mich, ſie zu begrüßen, iſt's,
Als löſte ſie ein Gott in Rauch und Luft.
Melanto ſchreitet weiter durch das Tor und verſchwindet im Gehöft.
Eumaios:
Nun ſag mir, wie die neue Magd ſich anläßt.
Leukone:
Nicht gut, Großvater. Hätte doch die Fürſtin
Uns dieſe Dirne nicht ins Haus geſetzt.
Sie läſtert alles, was uns lieb und wert iſt.
Eumaios:
Regierte jetzt auf Ithaka ein Mann,
Er hätte dieſe Dirne ſtäupen laſſen
Und ſie in Ketten den Phöniziern
Verkauft für ihre Buhlſchaft im Palaſte:
Nicht aber ſie herauf zu uns geſandt.
Anders Penelopeia, die allmilde.
Was iſt zu tun? Die Hündin haben wir
Nun hier und alle Hunde auf den Hals,
Die hitzigen, jene, denen man ſie wegnahm. —

Als jüngſt zu Nacht Antinoos die Mauer
Mit ſeinen Spießgeſellen überſtieg
Und wie der Bergwolf einbrach ins Gehöfte,
Erkannt ich deutlich auch Eurymachos:
Dieſer vor allen iſt Melantos Buhle.
Sie hat ihn zu der frechen Tat verlockt
Und er dazu die andern angeſtiftet.
Nun, ſie empfingen einen blutgen Willkomm,
Und ſchmählich endete ihr Bubenſtück. —
Wie oft ſahſt Du Antinoos, Leukone?

Leukone:

Ich ſah ihn unten in der Volksverſammlung,
Als Telemach das Schiff zu ſeiner Reiſe
Erbat, und er dawider redete.
Dort ſah ich ihn, ſo wie er mich, zuerſt
Und ſpäter niemals wieder. Doch er ſprach
Mich an mit ekelhaftem Blick und Wort.

Eumaios:

Richtig! der Hirte Paris auf dem Ida,
So ſagte er, ſah Dich nicht, ſchöne Hirtin!
Die heilige Aphrodite hätte ſonſt
Im Wettſtreit um den Apfel nicht geſiegt. —

Leukone:

So war's, Großvater. Freier! Räuber! Freier!
Sie alle wollen Telemachens Tod:
Doch keiner wütend ſo wie er, ich weiß es!
So wie Antinoos, der Widrige.

Eumaios:
Haſt Du wohl Kunde aus der Stadt, Leukone,
Ob Telemach von Pylos ſchon zurück iſt?

Leukone:
Schwerlich, denn noch erkenn ich dort die Späher.

Eumaios:
Wo ſiehſt Du Späher?

Leukone:
Oh, ich ſehe ſie,
Ob ſie ſich gleich verbergen, ganz genau!
Es ſind die Späher des Antinoos.
Sie lauern auf den Vorgebirgen! Lauern
Seit Wochen ſchon! wie Räuber lauern ſie
Auf unſern — ihren Herrn, daß ſie ihn töten.

Eumaios,
der ſich erhebt und betrachtet, was er gemacht hat:
Vater Kronion, Hort der Unterdrückten!
Geleite Telemach auf ſeiner Fahrt
Und gib ihm guten Wind in ſeine Segel!

Leukone:
Und bring ihn ſicher durch die Bucht ans Land.
Sie und Eumaios ſpähen hinaus und hinab übers Meer.

Eumaios:
Antinoos! muß man es glauben!? den
Odyſſeus ſelber auf den Knien wiegte
Und ihn als einen künſtgen Helden pries,
Du trachteſt ſeinem Sohne nach dem Leben:

Von andrem zu geſchweigen, was du vorhaſt.
Er ſteht auf.
O käme doch der mächtige Arm ins Land,
Den Bogen hier, die Senne neu zu ſpannen.

Leukone,
mit Bezug auf den Bogen in Eumaios' Hand, ohne die Laſt vom Kopfe zu nehmen:
Iſt dies der Bogen des Odyſſeus?

Eumaios:
Ja,
Er und kein andrer iſt es, Mädchen. Sahſt
Du jemals einen zweiten ſo wie ihn?
Ich nicht! Ich niemals! Dieſen Bogen ſpannte
Dereinſt Apoll, bevor Silen ihn führte,
Der kundige Kentaur und Lehrer des
Dionyſos. Im grauen Altertum
Kam er nach Lakedaimon, und ihn fand
Ein Jäger, ein Agid, und endlich kam er
Bis auf Iphitos, der ihn unſrem Herrn
Dereinſt als Gaſtgeſchenk beſcherte. — Du
Blickſt fragend, und Du ſahſt die Waffe nie
In meiner Hand. Wiſſe: ich halte ſie
Seit Jahr und Tag verſchloſſen in der Lade.
Und wären nicht die Knechte draußen bei
Den Herden, wäre das Gehöfte nicht
Verlaſſen, hätt ich endlich dieſe Nacht
Nicht wunderlich geträumt, ich ſäße jetzt
Nicht hier, mit dieſer Waffe in den Händen.

Leukone:

Was haſt Du wohl geträumt?

Eumaios:

Ich weiß nicht. Niemand
Darf es erfahren als der Seher, Kind!
Und morgen ſteig ich in die Stadt hinab,
Ihm alles zu eröffnen. — Sage mir:
Warſt Du heut nacht an meinem Lager?

Leukone:

Ja.

Eumaios:

Und hatteſt einen Speer im Arm?

Leukone:

Ich hatte
Den Speer ergriffen und im Arm.

Eumaios:

Warum
Nahmſt Du den Speer und trateſt an meine Ruhſtatt?

Leukone:

Ich hörte Stimmen rufen und mir war,
Die Wölfe kläfften wieder um die Mauer.

Eumaios:

So haſt Du träumend meinen Traum bevölkert,
Leukone, denn auf Deiner Schulter ſaß
Der Vogel der Athene und Du ſprachſt
Mit Götterſtimme Göttliches. Genug:
Ich tat, was mir befohlen ward, mit Stiertalg
Rieb ich den Bogen, auch die friſche Senne
Aus Schafsdarm liegt bereit. Mag er nun kommen

Der Schütz, dem ich die Pfeile aufbewahrt.
Man hört Hundegebell.
Was gibt's, was für ein Aufruhr?

Leukone:

'ſ iſt der Bettler,
Ich ſeh ihn! — dort! — der aus dem Eichwald tritt.

Eumaios:

He, Bettelmann! heb einen Stein auf, ſchleudere!

Er pfeift den Hunden, deren raſendes Gebell näher kommt, nimmt Steine auf und läuft ab.

He! Wächter! Wolf! Saupacker! Halt! Hierher!

Ein Bettler erſcheint atemlos, gehetzt und ſtürzt vor Leukone nieder, ihre Knie umfaſſend. Es iſt Odyſſeus ſelbſt, unkenntlich vor Alter, Elend und Lumpen.

Odyſſeus:

Du Hohe! Ob Du eine Göttin ſeiſt,
Ob eine von den Töchtern dieſer Inſel:
Schutzflehend ſiehſt Du mich zu Füßen Dir.
Von Antlitz gleichſt Du einer Himmliſchen!
Selig Dein Vater! ſelig Deine Mutter!
Und dreimal ſelig, wer dereinſt Dich heimführt!

Leukone:

Ich bin nur eine Hirtin, fremder Mann.

Odyſſeus:

So wünſcht ich, Dich nach Würde zu erhöhen,
Mehr, als ich je es wünſchte: das zu ſein,
Was ich, der beßre Tage ſah, einſt war.

Er läßt, ſcheinbar entkräftet, den Kopf ſinken.

Leukone, zu Eumaios, der eilig wieder erſcheint:
Er atmet nicht mehr!

Eumajos:
— Atmet nicht mehr?

Leukone:
Nein!

Eumaios:
Ins Haus, Leukone, eile, bringe den Balſam,
Den ich, Du weißt es, in dem Schiffe der
Phönizier jüngſt mir tauſchte! und bring Wein.
Wein iſt ein Arzt, wenn allzu bittre Mühſal
Den Mann, wie dieſen hier, entkräftet hat.
Leukone ſchreitet ins Haus. Odyſſeus und Eumaios bleiben allein; dieſer um ihn bemüht fähret fort:
Zu ſpät! Der Pfeile Freundin Artemis
Hat ihn mit ſanftem Bogenſchuß erlöſt.

Odyſſeus:
Du irrſt! der hier vor Dir im Staube Tränen
Vergießt — ihn meidet Artemis' Geſchoß!
Taub bleibt die Göttin ſeinem Flehn! Er muß
Das Leben tragen! weitertragen! und
Ein Elend ſchleppen ohne Maß und Ziel,
Verhaßt den Himmliſchen, von den Geſchlechtern
Der Menſchen ausgeſtoßen und vergeſſen.

Eumaios:
Wer Du auch ſein magſt, Mann, verzage nicht!
Es ziemt mir nicht zu fragen, ehe Du
Mit Speiſe Dich und einem Trunk erquickt:
Von welcher Art Dein Leiden ſei? und welcher

Von allen Göttern Dich zumeiſt verfolgt? —
Doch glaube mir: nur die Unſterblichen
Sind frei von Trübſal! . . . Ja, auch dieſe nicht
Durchaus! — Steh auf! gedenk der Himmliſchen!
Und trink.

Leukone hat Wein in einen Becher gegoſſen und reicht ihn dar.

Odyſſeus:

Soll ich der Himmliſchen gedenken
Umringt von Schatten? ich? ein Toter? ein
Vergeſſener! —? der aus Aides Reich,
Gewohnt an Finſternis, emportaucht! —? der
Sie, die im Lichte wandeln, kaum noch kennt,
Verſchwornen Auges blinzelnd! — ſoll ich opfern?
Wem ſoll ich opfern? Helios? der mich
Mit ſeinem unbarmherzigen Glanze ſcheucht?
Poſeidaon, dem Unverſöhnlichen?
Wem ſoll ich opfern? — Aides und Dir,
Perſephoneia, opfr' ich, gieß ich meine Spende aus!!

Er gießt Wein aus dem Becher, ihn mit beiden Händen haltend, dann trinkt er mit Gier. Nachdem er getrunken hat, gibt er das leere Gefäß an Leukone zurück.

Hab Dank, Ehrwürdige, daß Du die Seele
Mir labſt mit dieſem Trunk! So goß ich Blut
Den Toten in die Grube, ſchwarz und ſüß
Aufduftend, gleich dem Wein, und rauchend! — und
Die Schatten tranken gierig, wie ich hier!

O meine Mutter! mit dem blanken Schwert
Mußt ich es Dir verwehren, von dem Blut

Zu ſchlürfen! Qual im Herzen tat ich's! doch
Ich tat's! ich wehrte Dir! dann endlich trankeſt
Auch Du! — und Deine Lippen regten ſich,
Und Worte, ſelbſt wie Schatten, flüſterte
Des Schattens Mund! — O Mutter! dreimal ſprang ich
Hinzu, Dich zu umarmen! dreimal löſte
Dein Bild in nichts, gleich wie ein Traum, ſich auf! —
O Mutter! — Traum iſt alles um mich! — Traum! —

Eumaios:

Verworrne Dinge ſprichſt Du, Fremdling! und
Du machſt mich ſchaudern! — Der das Gaſtrecht hütet:
Zeus! ſei uns gnädig. — Komm und ſetze Dich.

Er geleitet den Bettler zur Bank und läßt ihn niederſitzen. Dann fährt er fort:

Ein Hirte bin ich: Diener meines Herrn
Und herrenlos! — Dies ſcheint Dir wunderlich
Vielleicht! — So iſts! 's iſt wunderlich! und iſt
Kein allzu freundlich Schickſal, leicht zu tragen!
Vielmehr, der ärgſten Bürde gleich, oft ſchwer! —
Doch ſtill davon: die Götter wollen's und
Er, der mein Herr iſt — und nicht iſt! — er trägt
Schwerer als ich, der ich, von Mangel nicht
Berührt, daheim von ſeinem Wohlſtand zehre,
Während er fern iſt, irrend — oder tot!
In ſeinem Namen ſei willkommen, Fremdling!
Und wie ich mit Dir teile, Wein und Brot,
So mögen es die Götter fügen, daß
Man ihm ein Gleiches tue, wie ich Dir:

Wo er, entblößt von allem Nötigen
Vielleicht! — Dir ähnlich, Mitleid heiſchend, anklopft!
Verzieh ein wenig. Stärke Dich mit Wein,
Dem Herzerfreuenden! indeſſen ſchlacht ich
Und rufe Dich, iſt alles wohl beſtellt,
Hinein zur Mahlzeit.

Eumaios, Bogen und Pfeile mit ſich nehmend, geht in den Hof. Der Bettler ſitzt eine Weile in ſich geſunken da. Leukone ſteht in der Nähe und betrachtet den Fremden gedankenvoll. Er bewegt plötzlich die Lippen.

Odyſſeus:

Welchen Namen trägt
Dies Land, auf das ich blicke?

Leukone:

Ithaka!

Odyſſeus

wendet ſich langſam und betrachtet Leukone fremd und geiſtesabweſend:

Ich frage, wie dies Land heißt, wo ich bin! — ?

Leukone:

Dies Land iſt Ithaka!

Odyſſeus

ſcheint nicht zu begreifen, läßt den Blick langſam durch die Fernen der Inſel wandern:

Ich werde nie —
Ich fühl's — grauſamen Mächte! . . . werde nie
Auch nur den Rauch von meinem Heimatsherde
Am fernſten Himmel ſteigen ſehn! —

Leukone:

Wenn Du —
Unmöglich kamſt Du doch zu Fuße, Fremdling —
Wo zoget Ihr die Kiele auf den Strand?

Odyſſeus

blickt, ohne die Frage des Mädchens zu hören oder zu beantworten, unverwandten Auges in die Landſchaft:

Welch eine Qual ward mir nun wiederum
Erſonnen? — Hilflos taſt ich um mich her,
Gehüllt in Wahnſinn! — Wo ich landete —?
Es iſt mir unbekannt! — Mit wem ich kam —?
Ich weiß es nicht! — Woher —? Könnt ich es ſagen!

Leukone:

Biſt Du ſo ſehr verwirrt, daß Du nicht weißt,
Woher und wie Du zu uns kamſt, ſo müſſen
Die Schmerzen, die Du litteſt, furchtbar ſein,
Und grauenvoll der Zorn der Himmliſchen,
Die Dich verfolgen: denn ich wüßte mir
Nicht eine Strafe auszudenken, ſchlimmer
Als Wahnſinn! — Wenn die leere Finſternis
Herrſcht, hinter eines Mannes Stirn, wo ſonſt
Zeus' Tochter thronend ſitzt, die klare Gottheit:
So iſt der Wurm im Schlamme glücklicher
Und herrlicher als er! — Wie wäre dies
Wohl für ein Menſchenauge zu erdulden —
Geſchweige für ein göttliches! — wenn Tote
Im Licht ſich ſpreizten, tränken, Speiſe ſchlängen
Und wandelten!?

Odyſſeus:

Sag mir! wie heißt dies Land? —

Leukone:

Weißt Du ſchon nicht, woher der Wind Dich trug,

So wiſſe — und des magſt Du ſicher ſein,
Greis! — dies iſt Ithaka! Hier herrſchte einſt
Odyſſeus! einſt! nicht heut! — heut herrſchet hier
Gewalttat, Raub, Haß, Unterdrückung, Mord!

Odyſſeus:

Und wer . . . wer, ſagſt Du, führte ehemals hier
Das Zepter, Stimme —? — Welcher Mann?

Leukone:

Ein Gott!!

Odyſſeus:

Und welchen Namen liehſt Du ihm?

Leukone:

Odyſſeus!!

Odyſſeus:

Sprich dies noch einmal, klar — und Laut für Laut.

Leukone:

Es iſt kein Ziegenhirt in Hellas' Grenzen
So taub und ſo geſchieden von der Welt,
Daß ihm vom Ruhme des Odyſſeus nicht
Die Seele ſchauderte . . . daß er vom Klange
Des Namens nicht erbebte bis ins Mark,
Den Du, Unſeliger, vorgibſt, nicht zu kennen.

Odyſſeus:

Ich kenne ihn!
Er verhüllt ſein Haupt.

Leukone:

Du mußt ihn kennen! Ja!
Den Städtezertrümmerer! im Völkerrat

Den Erſten: jenen Mann, durch deſſen Liſt
Die große Ilion zuletzt dahinſank.

Odyſſeus

enthüllt ſein Haupt wiederum. Rätſelhaft ſcheint die ausgebreitete Inſellandſchaft ſeinen Blick anzuziehen:

Trug der Dämonen! — Wälder, Ihr umgrünt
Des Felſens Flanke wie ein Vlies! zur Bucht
Ergießt ein Strom ſich! Weiden ſtehen dort
Und Pappeln! Fiſcher liegen auf dem Fang
Und draußen kreuzen Segel! Schließ ich nun
Mein Auge oder tu ich's auf: es iſt
Das gleiche Bild! dem innren Sinne und
Dem äußeren die gleiche Wohltat! Und
Beſchränkt, befriedet gleichſam, ruht der Blick,
Obgleich ihn ſichtbar keine Schranke einſchließt,
Wie ein Verfolgter, auf dem Bette der
Herberge eines Gottes, ſelig aus! —
Und doch iſt's Trug.

Leukone:

So wäre Dir dies Land
Nicht fremd?

Odyſſeus:

Gemach, und laß mich ſinnen! Sage:
Liegt hinter jenen ſanften Hügeln dort,
Die, vom Gewölk des Ölbaums grau umſchattet,
Den Strom verbergend, nach der Küſte ſtreben . . .?
Liegt hinter ihnen . . .? zwar verbergen . . .? nein? —
Du lügſt! ich weiß es! und dort iſt die Stadt

Und liegt der königliche Sitz des Mannes,
Den Du mit Namen nannteſt!
Leukone:
Ja, ſo iſt's!
Odyſſeus:
Pallas Athene, Göttin, ſprachſt Du das?
Teilſt Du die Nebel mir mit einem Strahle,
Der mich nicht tötet! —? Heimat, biſt Du das? —
Stehſt Du noch da? — noch immer hier? — haſt Du
Gewartet, treu, als wäre nichts geſchehen?
Biſt Du von irdiſchem Stoffe?
Er hebt eine Handvoll Erde auf.
Ja, hier iſt —
Gold! nicht Erde . . . iſt Ambroſia!
Nicht Erde —: nein, nur Erde iſt's!
Nicht ſchlechtes Gold und nicht Ambroſia!
Nur Erde! Erde! —
Sieh, hier dieſer Staub
Iſt köſtlicher als Purpur, köſtlicher
Als alle Frachten der Phönizier!
Iſt wundervoller als Kalypſos Bett!
Süßer als Kirkes Leib, der Zauberin,
Und ſchmeichleriſcher anzufühlen! Biete
Mir Helena — ich bin ein Bettler, habe nichts
Außer dieſen Lumpen! — biete mir
Die heilige Troja, wie ſie ging und ſtand:
Ein Korn von dieſem Staube wiegt ſie auf!
Leukone:
Wer biſt Du?

Odyſſeus:

Ich? Odyſſeus! . . . war mein Freund.

Leukone:

O fremder Vater, möge dieſes Wort
Dir nicht entſchlüpfen, wenn Du erſt im Haus
Gaſtlich bewirtet mit Eumaios tafelſt:
Denn allzu oft kommt einer, ſo wie Du,
Und fabelt, aus Gewinngier oder Not,
Er wiſſe von Odyſſeus zu erzählen.
Worauf er dann, bis ſich die Balken biegen,
Zumeiſt mit dreiſter Gaunerſtirne lügt.
Ich rate Dir: ſchweig von Odyſſeus! Weder
Behaupte, daß Du ihn mit Augen ſahſt,
Noch daß ein Gaſtfreund Dir von ihm berichtet!
Noch daß er kurz zuvor in einem Lande
Geweſen ſei, in das Du kameſt! Sage
Nicht, daß er lebe! komm es Dir nicht bei
Zu ſchwören, daß Du ſein Speerträger warſt
Vor Troja! oder gar im Bauch des Pferdes
Verborgen ſaßeſt, neben ihm! Vor allem,
Wenn Du auf Gaben hoffſt, Nachtlager, Schutz,
So hüte Dich, daß nicht ein Dämon Dich
Verleitet, bis Du etwa prophezeiſt
Und irre redeſt von Odyſſeus' Heimkehr:
Denn dies iſt nun gewiß: er kehrt nie heim!

Odyſſeus:

Wieſo iſt das gewiß?

Leukone:

Die Götter haben
Ihm fern von hier den Untergang bereitet,
Und keine Hoffnung bleibt uns mehr!

Odyſſeus:

So habt
Ihr die gewiſſe Nachricht ſeines Todes?
Starb er denn rühmlich?

Leukone:

Fragt Poſeidaon,
Der ihn auf ſalziger Flut umhergehetzt,
Ob er im Kampfe mit den Räuberſchiffen
Dahinſank, oder ob den ruhmlos Ringenden
Die See verſchlang.

Odyſſeus:

Man ſagt — und wiſſen möcht ich,
Ob man mit Fug ſagt — dreizehn hauptumlockte
Achaier, aus dem Schwarm, den einſt der Held
Gen Troja führte, ſeien wohlbehalten
Jüngſt heimgekehrt?!

Leukone:

Jüngſt heimgekehrt? nicht Einer
Seit zwanzig langen Jahren! er iſt tot!
Und alſo zweifle niemand, daß er's iſt,
Und harre niemand ſinnlos der Verſchollenen,
Denn dies heißt freveln! Unheil übergenug
Hat Zweifeln, Zaudern, Harren uns gebracht. —
Was tuſt Du?

Odyſſeus:
Nichts! Mich ſchaudert's nur! Die Luft
Iſt kalt auf Euren Felſen! — Gut, ich will,
Um Eſſens willen — denn mich hungert! — will
Den Namen, der mir auf der Zunge ſchwebt,
Feſtbinden! Um ein Stück verſchimmelt Brot
Aus dem Gedächtnis tilg ich ganz ihn aus. —
Doch ſage mir, wer iſt es, der dem Helden
Den Hügel wölbte? Totenopfer ausgoß? —
Blieb irgendwer zurück, um dies zu tun?

Leukone:
Dies iſt die Frage, Greis, die meine Seele
In Sorge zittern macht, ſeit Telemach
Zu Schiffe ging, ſich in der ſandigen Pylos
Rats zu erholen bei dem alten Neſtor:
Ich ſelber war's, die ihn dazu bewog!
Auch riet ich ihm, zum allerletztenmal,
Kundſchaft zu ſuchen von dem Vater, ob
Noch irgend, daß er lebe, Hoffnung ſei?
Ich riet, nichts hoffend, und des Gegenteils
Vielmehr gewiß, nur darum, daß er hier
Männlich der unheilträchtigen Trauer ſteure —
Der tatenloſen, kurzerhand! — den Hügel
Aufhäufe, opfere, Geſchenke bringe
Und fortan frei jedweden Zauderns ſelbſt
Das Zepter halte, in dem Seinigen
Als ein Gebieter waltend! Doch nun iſt
Zwiefach peinvolles Harren unſer Los,

Seitdem er fort iſt: harrten wir des Vaters —
Nun harren wir des Vaters und des Sohnes!
Faſt dünkt des Sohnes Wiederkunft mir heut
Ein Glück, weit inniger zu wünſchen, als
Odyſſeus' Wiederkehr! denn er iſt jung
Und jener alt! wo wir der Kraft bedürfen
Und eines ſtarken, jugendlichen Arms.
Nun ſteh ich hier ſeit Wochen ſpähend, blicke,
Bis mich die Augen ſchmerzen, ferne hin.
Hätt' ich doch Fittiche, dem Kranich gleich
Zu fliegen, daß ich ihn verwarnte, ihm,
Dem ahnungsloſen Telemach, mit Fingern
Die Meuchler wieſe, die mit vielen Schiffen,
Verteilt um unſre Küſten, auf ihn lauern:
Um ihn zu töten, wie ihr Vorſatz iſt!

Odyſſeus:

Du ſprichſt von einem Manne!? Telemach? —
So lebt . . . hieß nicht Odyſſeus' einiger Sohn,
Den er zurückließ, ſaugend an den Brüſten
Der Mutter, Telemach? lebt Telemach?
Lebt dem Verſchollenen, ſage mir, ein Sohn?

Leukone:

Träumſt Du noch immer? Auch die göttliche
Penelopeia lebt, des Sohnes Mutter!
Freilich, die ſonderbarſte Mutter, die
Je einem Sohn beſchieden war! umgeben
Von einem Hofſtaat wilder Freier, die
Ihr huldigen, des Sohnes Gut verpraſſen,

Ihm ſelber nach dem Leben trachtend! — Wohl,
Du lächelſt, Greis: dies ſcheint Dir Widerſinn!
Und doch ſind jene Männer, die dort draußen
Mit ſchamlos aufgeblähten Segeln kreuzen,
Penelopeias fürſtliche Schmarotzer,
Die ihre Duldung großzog, ihre Schwäche
Ausbrütete! die ihr mit Schmeicheleien
Die angſterfüllte Seele ſättigen,
Bis daß ſie dumm und haltlos ward, und ein
Gewebe webt, was ſie zu endigen
Nicht wünſcht, und webend immer wieder auftrennt.
Und wenn es dieſen Werbern nun gelingt,
Den Sohn zu morden der Umworbenen,
So iſt, was ſie trotzdem gewoben hat,
Das Leichenhemde des Laertes nicht!
Vielmehr des Sohnes, Telemachens Tod!

Odyſſeus zerbricht ſeinen Stab:

Das werdet Ihr nicht wollen, Himmliſche!

Eumaios erſcheint durch das Hoftor:

Zween Ferkel braten, Fremder, uns am Spieß!
Komm nun

Leukone:

Er röchelt.

Eumaios:

Biſt Du krank?

Leukone:

Man ſieht
Das Weiße ſeines Auges nur, Großvater!

Eumaios:

Laß gut ſein, und bereite uns den Miſchkrug,
Leukone. Dieſes Mannes Seele iſt
Verſchmachtet, und wer wüßte nicht, wie Mangel
Den Menſchen niederbeugt, der umgeworfen
Im Raum des Schiffes, wie ein totes Gut,
Geduldig Monde überdauern muß.

Leukone begibt ſich in den Hof.

Du haſt den Fuß auf feſtem Grunde, Vater!
Steh auf, tritt in mein Haus und tue Ehre
Dem Tiſche an, der drinnen Dir gedeckt ſteht.

Odyſſeus

erhebt ſich langſam, von Eumaios geſtützt, ſtarrt nach der Stelle, wo Leukone geſtanden hat:

Die Göttin? — Sage mir, wohin entſchwand
Die Himmliſche? — die aus Kronions Haupt
Entſprungene? — Sie war bei mir, ſie ſtand
Zween Fußbreit nur von Dir entfernt! dort ſtand ſie
Und ſprach! — Und was ſie ſprach, will ich bewahren
In meinem Herzen, bis die gute Stunde
Des Glücks, wo eine mir beſchieden iſt,
Den Mund mir überfließen macht! — Für jetzt
Laß mich . . . gewähre mir's, daß ich die Schwelle,
Eh ich ſie überſchreite, mit den Lippen
Berühren darf! Denn niemand fordere
Von mir, daß ich das Antlitz dieſes Steins
Beleidige, das altehrwürdige:

Durch, ach, wieviele ſchlummerloſe Nächte
Im wilden, ringenden Gebet erſehnt.

Er läßt ſich nieder, drückt die Lippen auf die Eingangsſchwelle des Hofes und liegt ſo, lange und ſchweigend. Endlich erhebt er ſich und geht mit Eumaios in das Gehöft, wo beide verſchwinden.

Zweiter Akt

Inneres im Anweſen des Sauhirten Eumaios. Rohe Steinwände. Im Hintergrund der Herd mit glimmendem Feuer, darüber ein rußiger Rauchabzug. Das ganze längliche Gemach iſt von Ruß geſchwärzt. Neben dem Herd ſetzt ſich der Raum in andere Räumlichkeiten fort, die zu Wirtſchaftszwecken dienen. Es ſind dort Keſſelanlagen zur Bereitung des Viehfutters, man ſieht Amphoren zur Aufbewahrung von Wein uſw. Der Fußboden beſteht aus unregelmäßigen Steinplatten.

Das vordere Gemach enthält in der linken und rechten Wand je eine Tür. Die der linken Wand bleibt verſchloſſen. Ein langer, ſehr alter hölzerner Tiſch nimmt den größten Teil des Raumes ein. Hier pflegt Eumaios mit ſeinen Mägden und Knechten die Mahlzeit einzunehmen.

Im anſtoßenden Raume iſt Melanto beſchäftigt. An ihr vorüber kommt Leukone nach vorn. Sie trägt eine Schüſſel mit Waſſer in den Händen.

Melanto:

Wo bleibſt Du? und was gibt es vor dem Hoftor?

Leukone:

Einen, der zu uns paßt, mit ſeinem Unglück.

Durch die Tür rechts, die ſich öffnet, kommen der Bettler und Eumaios, jener von dieſem geſtützt, aus dem Hofe herein.

Eumaios:

Ich ſah noch keinen, der, wie Du, o Mann!
So tiefe Demut lernte. Richte Dich
Empor! Vergiß, und ſei's auf kurze Zeit,
Die Mühſal Deines Kampfs und Deiner Jahre!

Odyſſeus:

Oh, was vergaß ich nicht!

Eumaios:

Nimm Platz und laß
Melanto Dir die Füße waſchen. Komm,
Magd, tu dem armen Greiſen dieſen Dienſt.

Melanto, hereinblickend, dreiſt:

Fußwaſchen dem verlauſten Pracher dort?
Wär es ſo weit mit mir gekommen, wehe.

Leukone:

Dies iſt mein Amt. Hier bin ich ſchon, Großvater.
Laß die Erboſte ihrer Arbeit nachgehn.

Eumaios:

Ja, tu das, Magd, geh Deiner Arbeit nach,
Doch wenn ich auch zuſehe, Deines Treibens
Scheinbar nicht achte, einſtmals kommt der Tag,
Wo Du Dein Korn wirſt hundertfältig ernten.

Odyſſeus, da Melanto höhniſch auflacht:

Laßt an den Steinen dieſes Herdes, in
Die kalte Aſche eingewühlt, mich raſten!
Und duldet mich ſo lange und vergeßt mich.

Eumaios:

Du biſt willkommen, nicht geduldet, Fremdling.

Odyſſeus:

Dir! nicht den Himmliſchen: willkommen Dir
Vielleicht, doch von den Himmliſchen verflucht.

Er ſinkt in die Aſche nieder und wühlt darin, den Herd küſſend.

Eumaios:

Was tuſt Du? Dieſes ſchlichten Herdes Stein
Birgt keinen Dämon, Dich zu ängſten, nichts,
Was Du verſöhnen müßteſt oder fürchten:
Er trägt ein gaſtlich Feuer Dir und mir. —
Und nun, ſei mannhaft! biſt Du ſo verfolgt
Um Schuld, ſo iſt's um große Schuld, und Du
Warſt groß und mannhaft einſt in Schuld. Sei nun
Nicht minder groß und mannhaft im Erdulden.

Odyſſeus:

Laß mich die Flamme ſtreicheln dieſes Herdes,
Und mein entehrtes und verfluchtes Antlitz
Tief in die Glut eindrücken: wie ein Kind
Das Haupt verbirgt in ſeiner Mutter Schoß.
Laß mich!

Eumaios:

Er iſt von Sinnen.

Melanto:

Oder iſt
Nicht mehr als ein gerißner Ferkeldieb,
Der ſeinen Vorteil ausmacht.

Eumaios:

Komm und iß.

Er und Leukone heben Odyſſeus auf und führen ihn an die Tafel, wo ſie ihn niederſetzen. Indeſſen wendet ſich Eumaios wieder an Melanto.

Eumaios:

Du aber zähme Deine dreiſte Zunge
Ein wenig, Du Rothaarige! Poche etwa

Nicht auf tagſcheue Räuber, die ich jüngſt
Schon einmal habe kläglich heimgeſandt.

Melanto:

Du tuſt mir nichts: Du weißt, ſie kommen wieder!
Und dem geht's übel, der mir nur ein Haar krümmt.

Eumaios:

Was bebſt Du unter meinen Händen, und
Blickſt ſo voll Grauen?

Odyſſeus:

Herr, ich fürchte mich.

Eumaios:

Vor was?

Odyſſeus:

Ich fürchte mich vor Deinen Mägden.

Melanto:

Da tuſt Du gut. Und tiſche nur nicht etwa
Ein Märlein von Odyſſeus' Heimkehr auf.

Odyſſeus, mit erſticktem Aufſchrei:

Niemals! denn wer dahin iſt, kehrt nie wieder.

Melanto:

Recht ſo! Betrüger peitſcht man hier vom Hof.

Eumaios:

Entweihſt Du dieſes Mannes Gram, Melanto,
Mit frechen Worten? Peinigſt dem Verfolgten,
Im Frieden dieſes Hauſes noch, den Schrei
Der Furcht und des Entſetzens aus der Bruſt?
Oh, ich erkenne, wo Du dies gelernt haſt! —
Gramvoller, dies iſt nur ein Weib, nichtswürdig
Und gottlos! Grob von Art! Sie weiß noch nicht,

Daß einer, den der Fluch der Gottheit zeichnet,
Der Gottheit Zeichen auf der Stirne trägt. —
Nun iſt's genug, Du Hündin, packe Dich!

Während ſich Melanto mit höhniſchem Achſelzucken entfernt, bringt Noaimon, ein junger Schweinehirt, das gebratene Ferkel auf einer Schüſſel herein und ſetzt es auf den Tiſch.

Eumaios, fortfahrend:

Des ſei gewiß, o Greis, daß ich Dich nicht
Für einen jener Erzbetrüger nehme,
Die uns mit Märlein jezuweilen etwa
Daherſchmarutzen von Odyſſeus' Heimkunſt.
Nimm, was geboten wird und letze Dich. —
Du flüſterſt?

Odyſſeus:

Laß mich ſinnen. Sage mir,
Was Lüge iſt?

Eumaios:

Der Lügner weiß es, und
Nicht minder weiß es, wer die Wahrheit ſpricht.

Odyſſeus:

So bin ich zwiſchen Wahrheit eingeklemmt
Und Lüge, über einem Abgrund. — Doch
Genug.

Zu Leukone:

Hab Dank! — Odyſſeus kehrt nie heim.

Er beginnt heißhungrig zu ſchlingen. Leukone geht in den anſtoßenden Raum, von wo ſie beobachtet.

Eumaios:

Du ſagſt zu viel. Und weiß ich gleich, Du kannſt

Nichts wiſſen von Odyſſeus, fremder Vater:
Der leere Klang der Worte, die Du ausſprichſt,
Macht dennoch eine Wunde in mein Herz.
Du willſt mir Wohltat nicht mit Wunden lohnen.
Und was iſt Dir ein Name, ſei es auch
Der unſres Königs, daß Du ſeiner nicht,
Sei unſer Herr lebendig oder tot,
Entraten ſollteſt: laß den Namen ruhn.

Odyſſeus ſchlägt auf den Tiſch, ſchreit:

Zwölf Klaftern tief begrabt ihn in der Erde.

Eumaios, befremdet:

Wen?

Odyſſeus:

Nun wen ſonſt, den König!

Eumaios:

Wen?

Odyſſeus:

Nun, ihn!

Fort mit ihm, ſei's auch nur der Name, der
Euch ängſtet: ſcharrt ihn ein, er ſei vergeſſen!

Eumaios:

Odyſſeus' Name ängſtet ſeine Feinde,
Nicht aber uns.

Odyſſeus:

Doch, Hirt!

Eumaios:

Da irrſt Du Dich!

Was weißt Du von Odyſſeus!

Odyſſeus:
Dies, ſonſt nichts:
An ſeinem Tiſch ihn nennen, bringt Gefahr!

Eumaios:
Meinſt Du den Tiſch, um den die Freier ſitzen
Und Werber um Penelopeias Hand,
Die Schwelgertafel unten im Palaſte,
So haſt Du recht! doch unrecht, wenn Du meinſt,
Daß hier bei uns ein Name beßren Klang hat.
Nein! doch des Harrens müde — zwanzig Jahr
Und länger warten wir! — des Harrens nicht,
Allein des hoffnungsloſen Harrens, mein ich! —
Regt der erlauchte Name unſeres Herrn
Uns nutzlos Martern der Verzweiflung auf.

Odyſſeus:
Und wenn er wiederkäme?

Eumaios:
Greis, vergiß
Des Eſſens nicht und laß dies gut ſein! — Was
Durchbohrſt Du mit den Augen mich? wer biſt Du?

Odyſſeus:
Ein armer blinder Bettler, Herr, ſonſt nichts.

Eumaios:
So wärſt Du blind und kannſt ſo blicken?

Odyſſeus:
Freilich!
Mit dieſem Blick hab ich den Gott beſiegt!

Eumaios:
Und welchen Gott bezwangſt Du?
Odyſſeus:
Deſſen Licht
Seitdem in meiner Seele Nacht erloſch.
Eumaios:
O armer, armer Sieger!
Telemach, ſo wie er vom Schiff geſtiegen iſt, tritt ein.
Eumaios:
Telemach!
Biſt Du's?
Telemach:
Leibhaftig, Vater Hirt.
Eumaios:
Du biſt's
Leibhaftig, hochgeliebter Sohn?
Telemach:
So wahr das Meer mich nicht behielt.
Odyſſeus, mit Ekſtaſe aufſpringend:
Ein Gott!
Eumaios:
Ein Gott! wohl darfſt Du dieſes ſagen, ja
Ein Gott!
Telemach:
Nur Telemach. Wo iſt Leukone, Alter?
Eumaios:
Laß Dich betrachten, Du Geliebter! Du
Erſehnteſter! komm! Gott beſchütze mich:
Ein Mann! als Knabe ging er auf die Reiſe.

Telemach:
Gut, brav, ein Mann! ihn eben brauchen wir,
Den Mann: nicht mehr! mög Euch der Schein nicht trügen,
Wie er den Bettler trog, der dort mich anſtiert.
Laß Dich nicht ſtören, Fremder, ſetze Dich!
Odyſſeus, indem er ſich zitternd ſetzt, für ſich:
Ein Gott!
Telemach:
Kein Gott! nur einer Mutter Sohn.
Eumaios:
Und wäre ſtatt des Sohnes, der hier ſteht,
Odyſſeus ſelbſt, der Vater, heimgekommen —
Biſt Du nicht beides? lebt er nicht im Sohn? —
Sohn! keinen größeren Jubel kennt mein Herz.
Er umarmt Telemach.
Allein nun ſag: wie kamſt Du durch die Späher?
Telemach:
Wir landeten am Vorgebirge. Die
Genoſſen ſegeln ohne mich rings um
Die Inſel und zum Hafen!
Eumaios:
Dies, o Sohn,
Riet Euch ein Himmliſcher.
Telemach:
Mir riet mein Herz.
Eumaios:
So darf ich auf ein Gut wohl nicht mehr ſchelten,
Das Dich vom Bord und zum Nereiton zog:

Da es vom ſichren Tod Dich rettete.
Nun, Schurken draußen, laßt die Ruder poltern,
Und Eure Rahen kreiſchen! er iſt hier:
Der Fiſch brach durch das Garn: er iſt geborgen.

Telemach:

Wie ſteht es in der Stadt, ſeit ich nicht hier war?

Eumaios:

Viel ärger als es ſtand, eh Du in See gingſt.
Kein Wunder, ſeit Du fort biſt, ſehen jene
Fürſten, die ſich ſelbſt Freier nennen und
Nichts Beſſeres als Räuber ſind, die Gipfel
Von Hellas, die weißſchimmernden, mit Mißtraun.
Und wie wir hoffend des Taygetos
Schneeſpitzen täglich mit den Augen ſuchten,
So taten ſie's mit ſchlechtverhohlner Angſt.
Und konnte doch von dorther jede Stunde
Ein Heer von Rächern kommen ihrer Schandtat,
Die nun durch Dich in Hellas ruchbar ward?
Nun zechten ſie und ſchwelgten doppelt, häuften
Die Greuel und die Taten der Gewalt:
Und wehe dem Bauern, Winzer oder Hirten,
Der ihren zügellos entbundnen Lüſten
Sich nicht mit Weib und Kindern unterwarf.
Bringſt Du uns Hilfe, Retter Telemach?

Telemach:

Nicht, wenn nicht hier in meinen beiden Händen.
Kein Kiel, kein Segel und kein Maſt folgt mir
Hierher, die ausgenommen, die ich mitnahm:

Es ſei denn, daß Du eine Ladung leerer
Verſprechungen für Myrmidonen anſchlägſt.

Odyſſeus ſchlägt auf den Tiſch, närriſch:

Schlachtet ein Maſtſchwein! Schlachtet! Opfert und
Eſſet bis an den lichten Morgen! Ich,
Der Herr, befehle, ſchlachtet! ſchlachtet und
Eßt!

Eumaios:

Herr, die Götter ſchlugen ihn mit Irrſinn.

Telemach:

Richtet ein ſchlichtes Mahl. Mir widerſteht's,
den Praſſern im Palaſt es gleich zu tun.

Eumaios:

Dies nenn ich nicht mit Umſicht handeln, Lieber.
Der Knecht, der ſeinen Herrn erkennen ſoll,
Verlangt mit Fug ſein Feſt zu rechter Zeit.
Darum ſoll mir des Bettelmanns Gebot
Heut mehr Gebot als Deines ſein. — Da kommt
Die Enkelin. Ihr mögt mich wohl entbehren.
Ich geh und richte ſelber, was zu tun iſt.

Leukone nähert ſich mit einer gewiſſen Verhaltenheit aus dem anſtoßenden Raume, während Eumaios nach rechts in den Hof gegangen iſt.

Leukone:

Kaum trau ich meinen Augen, Telemach:
Biſt Du es wirklich?

Telemach:

Hat die Fremde mich
So ſehr verändert, daß ich fremd Dir bin?

Leukone:
Wohl hat die Fremde Dich verändert, doch
Aus Finſterniſſen banger Sorge plötzlich
Geriſſen, glaubt man nicht ſogleich an Licht.

Telemach:
Nun, ich bin Telemach, derſelbe, dem Du
Die Fahrt anrieteſt, die er nun beſtand.

Leukone:
Und rauſchten Schiffe nicht mit vollen Segeln
In Euren Lauf, bemannt, von Waffen ſtarrend,
Als bei Aſteris Ihr vorüberfuhrt?

Telemach:
Ich mied das Eiland.

Leukone:
So bewahrte Dich
Ein Gott! Der gleiche, der das Seil Dir löſte
Zur Reiſe, brachte wohlbehalten Dich
Vor Meuchlerſchwertern heim: denn, daß ich's gleich
Dir ſage, nach dem Leben trachten Dir
Die Freier, trachtet Dir Antinoos,
Seit Deine Reiſe ruchbar ward: von nun an
Ganz ſchamlos offen, keineswegs geheim,
Betreiben ſie's mit ihren Helfershelfern.
Sie lagen auf der Lauer Tag und Nacht,
Abwechſelnd wachend, draußen auf dem Waſſer.

Telemach:
Was zagſt Du? ich bin hier. An jenem Tag,
Als ich vergeblich in der Volksverſammlung

Ein Schiff erbeten hatte und die Worte
Der Freier, ſalziger, als ſelbſt die Lauge
Der Meerflut, ſich ausgoſſen über mich —
Den Knaben, wie ſie meinten! — ſieh, da ſtand's
Um meine jungerworbne Mannheit ſchlimm.
Ich kam zu Dir. Wir opferten der Nymphe
Am Quell. Wir ſtiegen dann hinab, zum rauſchenden
Geſtade, tauchten in die graue Flut
Die Hände, beide zu Athene flehend.
Und ſieh, der Gott vernahm uns. Deine Seele,
Entzündet ward ſie von der Himmliſchen.
Du ſprachſt, ſprachſt Unvergeſſenes. Du ſagteſt:
Was Dir die Plappermäuler weigern, nimm!
Odyſſeus iſt kein Name. Telemach,
Odyſſeus' Sohn, iſt nicht ein leerer Schall! —
Erfahren hab ich's, daß er es nicht iſt! —
Des Löwen Same zeuget junge Löwen,
Nicht junge Zicklein, ſagteſt Du: ſo ſei
Ein junger Löwe, zeige Deine Pranken,
Was gilt's, daß keiner in den Weg Dir tritt? —
So hab ich's denn vollendet! und zu Dir
Strebt ich zuerſt. Denn die Gefährten ſegeln
Nun ohne mich rings um die Spitze, in
Den Sund, zum großen Hafen. Ich verließ ſie
Am Vorgebirg und klomm zu Euch hinauf:
Zu Dir! um Dich zu ſehn, eh irgendwer
Mich ſieht, eh irgend jemand etwa ſich
Vermißt, den Blick, der ſeine Weide ſucht,

Auf ſich zu lenken: den Verſchmachtenden
Auf toten, leeren, ausgebrannten Grund. —
Warum biſt Du voll Grauen? haſt im Blick,
Statt jenes hellen Muts, den Du mir ſchenkteſt,
Die Angſt? Sei fröhlich, Mädchen, denn ich weiß . . .
Ich wußte, weiß es, hab es ſtets gewußt,
Und weiß es mehr wie je: es iſt ein Kampf
Auf Tod und Leben, der begann, und nicht
Ein Spiel! So ſoll es ſein! Hoch iſt mein Mut,
Froh meine Seele, und mein Herz iſt furchtlos!
Wie geht es meiner Mutter?

Leukone:

Als ſie es
Erfuhr, Du ſeiſt heimlich zu Schiff gegangen . . .

Telemach:

Still, fremde Ohren hören uns; und ich
Vergaß den Bettler dort.

Leukone:

Er iſt entſchlummert. —
Als Deine Mutter es erfuhr, Du ſeiſt
Heimlich zu Schiff gegangen, ohne Abſchied,
Da konnte ſie's nicht glauben. Nun ſie aber
Erkannte, daß man Wahrheit ſprach, erſchrak ſie.
Sie ſchwieg und ſchloß ſich ein. Dann hörten ihre
Mägde ſie weinen. Und ſie rief und ſchalt
Die alte Eurykleia, ſchlug die Bruſt
Und drohte ſchwerſte Strafen jedem an,
Der etwa heimlich um den Plan gewußt.

Telemach:
Wieviele Tage, ſage mir, vergingen,
Eh ſie nach ihrem Sohne fragte?
Leukone:
Vier.
Telemach:
Gern hätt ich Dir's erſpart, o arme Mutter,
Daß Du Dich nun am fünften Tage doch
Erinnern mußteſt eines Sohnes, der
Dir ſchwerlich halb ſo lieb als läſtig iſt.
Doch ſtill davon. Genug, es geht ihr wohl
Und allen ihren Freiern, hoff ich, die
Kronion meiner Rache aufbewahrt. —
Was ächzt der alte Mann im Traum?
Leukone:
Ich weiß nicht.
Doch wenig geb ich für ſein Leben, das
Nur ſchwach im rauhen Wind des Schickſals noch
Flackert, und etwa heute ſchon verliſcht.
Telemach:
Nun ſieh, dies iſt der weiten Fahrt Gewinn:
Am Herd des greiſen Neſtor, und im Land
Des Helden Menelaos, aber mehr
Im Kampf mit Wog und Wind ward ich ein andrer.
Dort draußen erſt erkannt ich, wer ich bin.
Und mehr erkannt ich: das, was iſt und nicht iſt,
Ich unterſchied es! Was ſein ſollte, ſah
Mein Blick, und was zu dulden ſchmählich iſt.

Ich ſah das Ziel und ſah den Weg und ſah
Die Tat! die unausweichlich dieſer Hände
Und keiner andren wartet: eine Tat,
Die, blutig treffend, meinen Vater, mich
Und meine Mutter rächen wird! — Nicht ſie
Zuletzt, ſie iſt die meiſt Beſchimpfte
Durch ihrer Werber widerlichen Schwarm. —

Leukone:

Und welche Kunde bringſt Du heim vom Vater?

Telemach:

Daß er ein Gott war! Hier auf Ithaka
Beißt man die Lippe, krampfhaft ſchweigend, wenn
Sein hoher Name durch die Säle ſchwebt.
Man kehrt zum Nachbar ſich und zuckt die Achſel,
Bedauernd oder zweifelnd. Wenn die Mutter
Sein Lob ſingt, ſpöttelt's in den Angeſichtern
Der Männer, und ihr Schweigen nimmt ſich aus
Wie Nachſicht mit der Schwachheit eines Weibes.
So iſt's in Ithaka, des rauher Felsgrund
Den Mann, dem keiner gleicht, hervorgebracht.
So ſchmachgewohnt und ſtumpf iſt dies Geſchlecht,
Das hier den Boden düngt, daß es ſich ärgert
Am Strahlenglanze des Olympiers,
Und auf nichts andres denkt, als Gier und Brunſt
In ſeinem Bett und Reichtum auszulöſchen.
Da draußen iſt es anders. Mächtig ſchreitet
Der Vater im Geſange! ſchreitet klirrend
Im Vollgetön der Harfen durch die Hallen

Der Könige: und ſo gewaltig ſchwoll
Das Lied der Sänger, ihn verherrlichend,
Daß ich erſchrak und bei mir ſelbſt erwog,
Ob ich auch wirklich ſeines Blutes ſei.

Leukone:

Und welcher Meinung ſind die Fürſten nun,
Soll man noch hoffen?

Telemach:

Daß er etwa lebt
Und heimkommt? Nein! Noch ferner harren wäre
Nur Frevel. Er iſt tot. Die Götter wollen
Nicht, daß man, flehend um Unmögliches,
Sie an die Grenzen ihrer Macht erinnre.
Und wahrlich: wohl ihm, daß er nicht mehr lebt,
Fern von der Heimat! ſolchen Jammer fügen
Die Götter ihren Lieblingen nicht zu
Für ewige Zeit. Was er, der Herrliche,
Erlitten hat, ermeß ich nun erſt. Als
Im weiten Schoß des Meeres Ithaka
Verſank, rang ſich zum erſtenmal hervor
Aus meiner Bruſt der Name: Vater!
Da erſt verſtand ich ihn zum erſtenmal
Mit Schmerzen, und ſein ungeheures Leid,
Aufdämmernd bloß, trieb mir die Tränen heiß
Aus beiden Augen. Da zum erſtenmal
War er mir nah, der Fremdling, deſſen Sohn
Mich meine Mutter nennt, und ſeine Seele
Umarmte mich — des Vaters Seele! — weinend.

Und dann: ſie blieb bei mir. In tiefer Nacht,
Als ich das Ruder hielt, und ſich hochrollend
Die Fluten wälzten unter unſrem Schiff,
Berührte mich des Vaters Atem, fühlte
Ich ſtreicheln etwas, gleichend einer Hand,
Auf Stirn und Schultern, und hochklopfend ſchwoll
Mein Herz von einem rätſelſchweren Glück,
Wuchs mir voll Mut! hochklopfend ſprach's in mir:
Du biſt ſein Sohn, und ferner keine Waiſe!
Und wie wir nun den Kiel heimlenkten, ſiehe,
Da flog ſein Geiſt voraus. Der dumpfe Hall
Des Ufers, als ich von dem Borde ſprang,
Schien mir ein Gruß des Unterirdiſchen,
Zurückgekehrten, Heimatsrecht verlangend.

Es ſoll Dir werden, Vater. Wem die blaue
Meerflut, gleich einem wellenwerfenden,
Glückſeligen Himmel leuchtend ausgedehnt,
Lieblicher dünkt als blumenreiche Wieſen
Und Waldesrauſchen um Nereitons Haupt,
Der kennt Poſeidaon, des blaugelockten,
Furchtbare Tücken nicht. Er ſoll bedenken,
Daß dieſe breite, heuchleriſche Flut,
Sofern ihn dürſtet, nicht den kleinſten Becher
Vom Quell der Arethuſa aufwiegt. — Vater,
Willkommen biſt Du in der Heimat! wohnen
Sollſt Du in bunten Wohnungen aus Stein,
Im Licht, nachdem ich Deinen Hügel Dir

Geſchichtet und mit Opfern Dich getränkt,
Du Durſtverſchmachteter! und trinken ſollſt Du
Von allen heilgen Quellen Deines Landes,
Des ſüßen Waſſers und des ſüßen Weines —
Das ſchwarze Blut der Widder, und was ſüßer
Als dieſes alles: Deiner Feinde Blut.

Odyſſeus

iſt aufgeſprungen, ſteht mit närriſchem Gebaren vor Telemach:

Hier! baa! begrabe mich: ich bin Odyſſeus.

Leukone:

Wagſt Du den Heros zu entwürdigen?

Telemach:

Laß ihn, Leukone, komm, er widert mich.

Telemach und Leukone ab.

Odyſſeus:

Ihn ekelt's! wie denn nicht, ſofern Leichname
Atmen, Verweſung hauchend, betteln um
Begräbnis. Wer denn lehrte ihn, den Sohn,
Den Kern der goldnen Ruhmesfrucht erkennen,
Der ausgeſpien am Wege fault? und der
Nicht iſt das, was er ſcheint! — Und auch nicht ſcheint
Das, was er iſt! Doch wer, wer bin ich? iſt
Nicht meine Tat von mir entflohn und ſteht
Fern, zwiſchen Göttern, am geſtirnten Himmel?
In Licht verhüllt, ein funkelndes Geſtirn
Fremd meiner Seele? und ich hocke hier,
Ein Bündel ſchlechter Lumpen! Wandte ſich
Mein eignes Fleiſch und Blut nicht ſchaudernd von mir,

Als ich, ich ſelbſt zu ſein, mir angemaßt?
Iſt nicht mein Sohn ſo fremd mir wie mein Ruhm?
Und ich bin hier, um Sohn und Ruhm zu betteln!
O tückiſche Götter! ſtill! den Ihr zu Taten
Beriefet, muß das Dulden lernen: Mut
Lernt Feigheit! Wer der Erſte war im Rat
Und in der Schlacht, lernt kopflos fliehn. Der Held
Sucht wie ein Hund vor einem Stein das Weite.

Er will davonrennen. Da tritt Eurykleia, gefolgt von Eumaios, ein. Odyſſeus weicht zurück und nimmt zuſammengekrümmt wieder auf der Bank Platz.

Eurykleia:

Ihr metzget, wie, Ihr brüht ein Maſtſchwein, was?
Auch Ihr gebt Gaſtereien, verpraßt das Gut
Des edlen Laertiaden? Pfui! o pfui,
Eumaios!

Eumaios:

Pfui, Eumaios, ſagt ſie: ei,
Soll die Heuſchrecke unten im Palaſt
Den Raub allein verzehren?

Eurykleia:

Pfui! o pfui!
Mög Euch das Wort gereuen, Sauhirt! möget
Ihr an dem Fraß erſticken, Sauhirt! an
Dem Raub blau werden und erwürgen.

Eumaios:

Das
Wird Zeus verhüten. Schürze Dich und hilf
Zurichten, altes Schwatzmaul.

Eurykleia:
Ja, ich will
Euch wohl zurichten, Sauhirt: will Euch unten
Zurichten vor Penelopeia! Euch
Ausrichten, Sauhirt! wahrlich in der Angſt
Des Herzens ſteige ich zu Euch empor . . .
Eumaios:
Zeus ſtärk das Eſelein, das Dich getragen.
Eurykleia:
Ich ſteig empor, ſo alt ich bin, ich ſchwanke
Am Abgrund, ſtürze, ſterbe faſt, ſo glitt,
So ſtolperte das Tier . . .
Eumaios:
Ja, und? Vergiß
Nicht, was Du ſagen wollteſt, Eurykleia.
Eurykleia:
Und find Euch toll geworden, wie die andern.
Eumaios lacht laut auf.

Odyſſeus ſchlägt inmitten des Lachens auf den Tiſch:
Schlachtet und eßt! ſchlachtet und eßt!
Eurykleia, erſchrocken:
Wer iſt
Der Mann, Eumaios?
Eumaios:
Niemand! Nimm
Für niemand ihn, denn ſoviel iſt er: niemand!
Eurykleia:
Wo Aas iſt, ſammeln ſich die Geier, Sauhirt.

Geſindel überall! Wär ich hier Herr
Auf Ithaka, Giftbrocken legt ich, oder
Hetzte mit Hunden dieſes Prachervolk
Ins Meer! Doch dies hat gute Weile, ich
Bin ein hilfloſes altes Weib, kein Herr
Herrſcht mehr im Land! Der Erbe ging den Weg
Des Vaters. Zeus mag wiſſen, wo der Sohn,
Wo Telemach und wo der Vater fault.
O mächtiger Odyſſeus! —
Zu Eumaios: Wehe Dir,
Auch Dir, Abtrünniger, wenn er zurückkehrt.

Eumaios, einfach:

Er ſei willkommen.

Odyſſeus:

Der Roßtäuſcher! der
An Ränken unſer aller Meiſter iſt:
Behend in jedem Diebespfiff, erfahren
In jedem feigen Trug, geriſſen und
Gehauen und geſtochen, wie man ſagt.
Wir wollen ihn zum Fürſten machen über
Die Gaunerzunft auf Ithaka.

Eurykleia fährt auf ihn los:

Du ſchmähſt
Den König, fremder Lump, und niemand
Schlägt, Lügner, hinter beide Ohren Dich.

Odyſſeus:

Ja, Niemand ſchlägt mich! Niemand ſchlägt mich!
Er bearbeitet ſeinen Kopf ſelbſt mit Schlägen.

Eumaios:

Er

Iſt ganz von Sinnen, achte ſeiner nicht.

Eurykleia, erſchrocken:

Wer iſt es?

Odyſſeus:

Niemand!

Eurykleia:

Biſt Du niemand?

Odyſſeus:

Ja!
Du kennſt mich, ich bin Niemand, Tochter Ops.

Eurykleia:

Mir graut vor ihm.

Eumaios:

Nun er gegeſſen und
Getrunken, fällt er läſtig.

Odyſſeus, in Angſt, wie verfolgt:

Raum, gebt Raum!
Laßt mich.

Eumaios:

Wo willſt Du hin? was ficht Dich an?

Odyſſeus:

Ihr wollt des armen Bettlers Schlaf beſchleichen.
Mörder!! —

Er rennt nach hinten davon.

Eurykleia:

Stütze mich, Hirt. Wer würgt ihn?
Das Blut gerinnt mir. Ich bin alt. Ich ſah

Menſchen einander morden, doch noch nie
Zerriß ein Schrei wie der die Seele mir.

Eumaios:

Nun, alte Schaffnerin, ich hörte ſchlimmre.
Was führt Dich zu uns?

Eurykleia:

Nachricht ſoll ich bringen
Von Telemach. Die Herrin ſchickt mich, ſie
Zerſchlägt die Bruſt ſich, weint und ſchilt,
Weil man ſie hintergeht.

Eumaios:

Wer hintergeht ſie?

Eurykleia:

Du, ihre Werber, ihre Mägde, alle!
Und nun zuletzt der eigne Sohn! Sprich nicht
Für Telemach! Die Mutter töten, wie?
Durch Schreck und durch Beſtürzung töten, iſt
Das guten Sohnes Art? der Gott vergebe
Es ſeinem Leichtſinn! Macht ſich heimlich auf
Allein, unkindlich, ohne Abſchied, ſteigt
Ins Schiff und fährt davon, bei dunkler Nacht.
Ihm fehlt der Vater, ſag ich! dieſem Buben
Hat eines Vaters ſtrenge Fauſt gefehlt.

Eumaios:

Biſt Du nun fertig, Eurykleia?

Eurykleia:

Nein!
Der Himmel weiß es, um die Kehle mir

Mit Worten rauh zu machen, ſtieg ich nicht
Herauf zu Dir und Deinen Schweinen. Du
Und Deine Schweine ſind mir minder wert
Als Telemach und ſeine Mutter. Du
Verräter Deines jungen Herrn! denn wie
Willſt Du heraus Dich ſchwatzen? haſt Du nicht
Den Anſchlag heimlich fördern helfen? Schiff
Und Knechte ihm verſchafft und Steuermann?
Und zu was Ende? um ihn los zu ſein.

Eumaios:

O alte kluge Henne Du.

Eurykleia:

Ich habe
Augen und ſehe, Ohren hab ich noch
Und höre: hätt ich auch Melanteus nicht,
Den Ziegenhirten, noch getroffen.

Eumaios:

Wie?
Du trafſt Melanteus?

Eurykleia:

Freilich traf ich ihn.
Den Freund Eumaios ſtieg er zu beſuchen.

Eumaios:

Machſt Du mir nichts Geringeres zum Vorwurf,
Und haſt uns die Buhldirne, die Melanto,
Wie Ungeziefer in den Pelz geſetzt?
Nun kommt der widerliche Ziegenhirt,
Soll dies ein Wunder ſein? ſie zu beſuchen,

Die doch des liſtigen Schubjacks Tochter iſt.
Beim Zeus, ſo geht's mit uns nicht weiter, Alte.
Zudem iſt Telemach zurückgekehrt.
Wir haben einen Mann und einen Herrn
Uns eingewechſelt für den Knaben, der
Vor Monatsfriſt in See ging. Spare Dir
Deshalb nur jedes Wort und ſei zufrieden.

Eurykleia:

Hat mir doch wahr geträumt vergangne Nacht.
Ich will ihn ſehn, befühlen, bring mich zu ihm.

Melanto hat dreiſt und neugierig horchend ſich aus dem anſtoßenden Raume genähert.

Melanto:

Iſt's wahr, daß Du den Vater trafſt?

Eumaios:

Was willſt Du?

Melanto:

Ei, nichts. Nur hören, ob ich recht gehört.

Eumaios:

Arbeite! Stopfe Wachs in Deine Ohren.

Melanto:

Man hört gern manches, was zu wiſſen gut iſt.

Eumaios:

O ja! ſo wiſſe: Dir gebührt ein Stein
Um Deinen Hals, und daß man Dich verſänke
Im Meere für Dein Tun und für Dein Maulwerk.

Melanto lacht höhniſch:

Die Häupter der Fürſten denken nicht wie Du

Und werden andren tun, was Du mir wünſcheſt.
So lange harr ich ruhig mit Geduld.
O wüßten nur die Freier, was hier vorgeht.

Eurykleia:

Biſt Du noch nicht gebändigt, Schändliche,
Die ſich im heiligen Palaſt des Königs
An jeden Lotterbuben ſchamlos wegwarf,
Willfährige Dienerin jedes fremden Lüſtlings,
Den heiligen Herd verratend, der Dich groß zog!
Gehſt Du noch jetzt nicht in Dich, wo die Herrin
Die mildeſte Strafe, Dich zu beſſern, ausſann?

Melanto:

Wär denn die Königin ſo keuſch, mit ihrer
Schar toller Fürſten, wilder Jünglinge,
Die ihr das Haus durchlärmen tags und nachts?
Liegt auf der Schwelle ihres Schlafgemachs
Der hundertköpfige Höllenhund zur Wache?
Und ſchnäbelt ſich hier oben Telemach
Anders mit eines Hörigen niedrer Magd,
Als es geſchah, wenn man nicht log — und mich
Eurymachos, der Held, wirklich geküßt hat!?

Melanto lacht und begibt ſich in das hintere Gemach zurück. Der alte Laertes, dem Bettler Odyſſeus zum Verwechſeln ähnlich, hat ſich unbemerkt auf den Platz geſetzt, den jener vorher innehatte.

Eumaios:

Seit ſie hier iſt, hab ich den Feind im Haus.
Und kommt es einſt zur blutgen Rechnung, Alte,
So iſt ſie nicht die letzte, die hinab muß.

Eurykleia bemerkt Laertes und erſchrickt:
Da iſt er wieder.
Eumaios:
Wer?
Eurykleia:
Ein Grauen faßt mich.
Was will der fremde Schleicher wiederum?
Eumaios:
Du irrſt: Laertes iſt es!
Laertes:
Ruft mich jemand?
Eumaios:
Willkommen heißt Dein Knecht Dich, edler Herr.
Laertes:
Koche mir eine Haferſuppe, hörſt Du?
Du ſollſt mir eine Haferſuppe, ſollſt
Mir eine Haferſuppe kochen, Sauhirt.
Eumaios:
Heilig iſt dieſe Stunde, Herr, Dein Enkel
Iſt heimgekehrt! Reich ſoll Dein Mahl ſein, Herr.
Wir haben ein Gelage angerichtet
Zu Deines Enkels, Telemachens, Heimkehr.
Laertes:
Jawohl, die Haferſuppe. Recht ſo, koche
Mir eine Haferſuppe, Sauhirt.
Eurykleia:
O
Mein alter, lieber, göttergleicher Herr,

Vater des vielgeprüften Irrenden,
Den man Odyſſeus nennt, den Zornigen.
Ich kannte ihn. Ich kannte ſeinen Zorn,
Der, einmal aufgewacht, mit Blut allein
Sich ſättigte und ſtillte. Armer Vater,
Biſt Du ſo ſchutzlos? Haſt Du niemand, der
Im Bad Dich knetet und Dich königlich
Ankleidet? Sind Penelopeias Kammern nicht
Mit Prunkgewändern angefüllt?

Laertes:

Eumaios,
Du ſollſt mir eine Haferſuppe kochen.

Eurykleia:

Läßt man Dich darben, den ehrwürdigen
Eisgrauen Patriarchen? Ward dies je
Erhört, ein reicher Fürſt in Lumpen? Käme
Dein Sohn doch wieder, dies zu rächen.

Laertes:

Wer
Iſt dieſes Weib, Eumaios?

Eumaios:

Eurykleia.

Laertes:

Ah, biſt Du es, Eurykleia, Tochter Ops? —
Eurykleia küßt ihm die Füße, ſchluchzend.
Es iſt doch wunderlich, Eumaios: ſieh,
Dies Weib war einſtmals jung! noch wunderlicher:
Ich ſelbſt bin einſtmals jung geweſen! beide,

Sie und ſogar auch ich, wir waren jung!
Ich hatte keinen Sohn und keine Schwieger,
Die mir mein Leichenhemde webt, und keinen
Enkel mit Namen Telemach. Ich war
Geboren und lachte! Und ſie war geboren
Und richtete mir, hoch geſchürzt, das Bad.
Denke: von allen unſren Feinden, die
Das Eiland heut bevölkern, dem Gewimmel
Des Schiffsvolks groß und klein am Haſen, war
Noch keiner da. Noch ungeboren war
So Tier und Menſch, was heut hier wütet, und,
Weißt Du, warum ich damals nicht, als ich
So gern es wollte und Du lieber noch
Geduldet hätteſt, Deinen jungen Leib
Genoſſen, Eurykleia, Tochter Ops? —
Kichernd.
Ich weiß es nicht! Nun ſind wir alt und zahnlos,
Und Du und ich, wir buhlen nicht mehr, nein! —
Koche mir eine Haferſuppe, Hirt!

Dritter Akt

Das Innere des Hofes im Anweſen des Eumaios, umſchloſſen von Blockhäuſern, die landwirtſchaftlichen Zwecken dienen, und von Paliſaden. Von der Seeſeite her iſt der Hof offen, weil in gewaltiger Höhe gelegen und über die felſige Küſte unzugänglich. Im Hintergrund ein ſtarkes, hölzernes, verſchloſſenes Eingangstor, in der Mitte Röhrenbrunnen, jetzt aber ohne Waſſer.

Ein Schwein hängt unweit des Tores am Haken und wird von **Noaimon** ausgeweidet. Unweit davon ſteht **Melanto** und quirlt in einem irdenen Topfe Blut.

Das Wohngebäude ſteht linker Hand. Neben dem Zugang iſt eine Bank angebracht.

Auf dieſer Bank ſitzt zuſammengebrochen der Bettler **Odyſſeus**. **Laertes**, dem Bettler Odyſſeus nun deutlich in allem faſt gleich, kommt aus dem Hauſe, bemerkt Odyſſeus und ſetzt ſich neben ihm.

Laertes:

Du bähſt Dich in der Sonne: magſt Du wohl
Ein wenig Platz mir laſſen, Kamerad?

Odyſſeus erſchrickt, ſpringt auf, zittert:

Zeus ſei mit mir: wer biſt Du?

Laertes:

Haferſuppe
Hab ich gegeſſen. Gelt, hi hi, Du möchteſt
Auch Haferſuppe eſſen, Kamerad?

Odyſſeus:

Haſt Du nichts Beßres?

Laertes:

Beßres mag ich nicht.

Odyſſeus:

O meine blöden, blinden Augen: müßt Ihr,
Die Ihr ſo vieles ſaht, nun eingeſtehn,
Daß Ihr noch nichts geſehn bisher, bis heut?

Laertes:

Was murmelſt Du, Kamerad? Komm, laßt uns ſchwatzen.

Odyſſeus nimmt neben Laertes Platz.

Laertes:

Was treiben ſie dort für Geſchäfte?

Odyſſeus:

Einer
Weidet ein Schwein aus, und die Magd quirlt Blut.

Laertes:

So geht's hier auf der ganzen Inſel jetzt.
Fraß in den Wäldern, in der jungen Feldfrucht:
Fraß! Fraß im Halme, Fraß im Korn und Fraß
Auch in den Wurzeln. Keller und Böden ſind
Voll gierigen Ungeziefers, das nichts aufhält,
Auch nicht des Königs goldne Wohnung: denn
Auch ſie wird ausgezehrt von Raub und Fraß.
Das Mark des Landes malmen gierige Zähne
Und Rachen, nie geſättigt, würgen's ein.
Laßt uns die Ohren ſpitzen, Kamerad,
Und horchen, was ſie reden.

Melanto:

Weshalb ſchlachten
Wir heut ſchon wieder?

Noaimon:
Nun, doch wohl, damit
Du nicht von Fleiſch kommſt, junger Rotſcheck.
Melanto:
Weil manche im Gehöft ſich daran ärgert,
Häng ich mein braunes Haar nicht in den Rauchfang,
Noch ſchneid ich's mir im Tempel Herens ab.
Noaimon:
Das wär auch ſchade, Dickchen, denn ein Roß
Wie Du, wer bändigt's ohne feſte Zügel.
Melanto:
Mag ſein, das junge Mädchen Telemach
Iſt diesmal ſeiner Strafe noch entgangen,
Doch wart ein wenig und bald wirſt Du ſehn,
Wer an den Tiſch ſich ſetzt, der ihm gedeckt wird.
Noaimon:
Zu wem ſoll man ſich halten? Es iſt ſchwer.
Melanto:
Mit Sommersanfang herrſchet hier als Herr,
Wenn nicht Antinoos, Eurymachos.
Zwar gibt es einige, die wollen meinen,
Penelopeia buhle mit Kteſippos —
Auch dieſer iſt kein übler Held, ein Kerlchen,
Wie'n Bergſtier, der noch nie ein Joch gefühlt hat! —
Allein ich glaube nicht, daß ſie ihn vorzieht.
Viel eher etwa den Amphinomos:
Denn oft verſchlingt er ſie mit ſeinem Blick,
In dem Begehrlichkeit aufzuckt wie Feuer.

Und ſie wird rot und blaß, die Heuchlerin,
Und birgt die ſchwimmenden Augen ſcheu im Schoß.
Oh, ſie verſteckt ſich, doch man muß ſie kennen.
Dann ſieht man, wie ihr Blick auf Diebſtahl ausgeht.
Man ſieht noch mehr: verräteriſch beben ihr
Nüſtern und Mund in heimlicher Verzückung,
So daß die marmorkühle Göttin wankt,
Und ihre keuſchverhüllten beiden Knie
Den Trägerdienſt verſagen und ſich weichend
Unmerklich vor dem Pfeil des Eros auftun.
O heiße rote Blume! lüſterner
Und trügeriſcher Schnee, der durſtige Flammen
Des brennenden Sommers hier nur ſcheinbar einhüllt.
Es kommt ein Tag, und alles wogt in Glut.
Weh dem, der dieſe falſche Hera heimführt,
Selbſt des Athleten wartet langes Siechtum.
Geſtauter Liebe Wut läßt ihn nicht los,
Und eingeſchnürt in ſolcher Spinne Netz
Empfängt er Biß auf Biß und muß verbluten.

Noaimon:

Wenn nun Odyſſeus wiederkäme, o
Du ziegelbrauner Dämon, wäre
Er nicht ein Greis? was glaubſt Du: würde dann
Mit ihm die Herrin wohl zufrieden ſein?

Melanto:

Zufrieden, ſie, mit einem Greiſe? Ei!
Er komme! er verſuch es! häng mich ſelbſt,

Gibt ſie ihn nicht ſogleich der Meute preis
Und läßt von ihren Buhlern ihn zerfleiſchen.

Laertes:

Ein ſchlechtes Weibsſtück, dieſe Magd.

Odyſſeus:

Wahrhaftig.

Er ſtellt ſich frierend und ängſtlich.

Ich ängſte mich, ich ängſte mich.

Laertes:

Auch ich!
Doch ich weiß Höhlen voller Laub. Komm mit mir.
Wir wollen in den Bergen uns verſtecken.

Odyſſeus:

Es iſt nicht wahr, daß ich Odyſſeus bin,
So kann mein Weib mich mit Bluthunden auch
Zu Tod nicht hetzen. Hab ich recht? und wenn
Ich's wäre, Vater, ſchwieg ich mäuschenſtill.

Laertes:

Ha ha ha ha! Du biſt mein Sohn Odyſſeus.
Warum nicht, wenn doch ich ſein Vater bin?
In meinen Lumpen ſteckt Odyſſeus' Vater.
Nein, nein, ich log: Laertes bin ich nicht,
Und alſo kann mich meine Schwieger auch
Nicht hetzen mit Bluthunden. Wär ich's aber,
Macht ich's wie Du und ſchwiege mäuschenſtill.

Odyſſeus

röchelt und überdeckt das Geſicht des Laertes mit raſenden Küſſen.

Laertes:

Was machſt Du?

Odyſſeus:
Meinen Vater küß ich. Soll
Ich ihn nicht küſſen, wenn ich ſein geheiligt Haupt
Nach mehr als zwanzig Jahren wiederſehe?
Drück mich nicht von Dir, denn ſonſt birſt mein Herz,
Brennt mir vor Graun mein Eingeweid zur Aſche.

Laertes:
Leck mich nur ab, leck mich nur ab, Kamerad.
Zwar hatt ich keinen Bruder, doch Du gleichſt mir.
Die Götter ließen Dich einſchrumpfen, ließen
Dein Haupt, wie meins, bebrüten von den Geiern
Der Trübſal, und in ausgezehrter Höhlung
Flattern bei Dir und mir verſtaubte Motten.
Komm, laß uns lallen. Mag die halbgelähmte
Zunge kindiſcher Greiſe Torheit plappern.
Klingt es auch hölzern, ſo erinnere ich mich
Trotz aller Muſen keines beſſeren Klangs.
Entehrte Greiſe ſind der Götter Labſal.
Wo kommſt Du her?

Odyſſeus:
In eines Räuberſchiffes
Bauch lebt ich fürchterliche Jahre, bis
Ich alt und krank ward, und die Ruderknechte
Mich ganz Entkräfteten ausſetzten. Schlafend
Schleppten ſie mich hierher an Euren Strand.
Dies war ein wunderlicher Schlaf, o Greis,
Und ein Erwachen wie aus tauſend Toden.

Laertes:
Du ſprichſt nicht übel. Doch, wie meinſt Du das?

Odyſſeus:
Ich plappre nur ſo gradaus, was mir einfällt,
Und weiß nicht was, und kann mich nicht erinnern.

Laertes:
Die ſo tun, ſind der Götter Lieblinge.
Auf, Götterliebling, komm und laß uns tanzen.

Noaimon hält ſich die Seiten vor Lachen:
Ward ſo was je erhört: zwei Bettler, taub
Und krumm und ſteif und lahmgezogen von
Gicht, Alter und Entbehrung, tanzen und
Sie küſſen ſich und lecken ſich die Schnauzen.

Melanto hält ſich kreiſchend die Seiten:
Dies dacht ich nie zu ſehn und es geſchieht
Gewiß zum erſtenmal, ſeitdem die Welt ſteht.

Laertes:
Ich tanz und krau Dich hinterm Ohr, Kamerad.

Odyſſeus:
Das Gleiche tu ich Dir, mein alter Vater.

Laertes:
O ſähe doch Odyſſeus, wie mir's wohl geht.

Odyſſeus:
Weh mir!

Laertes hält erſchreckt inne:
Was ſchreiſt Du ſo? wer ſchlägt Dich?

Odyſſeus:

Wehe!

Mit lautem Gelächter haben Noaimon und Melanto den Tanz der Bettler begleitet. Odyſſeus iſt vor Laertes niedergekniet und küßt ihm aufs neue wie raſend Hände und Knie. Indeſſen hat Melanto den Riegel des Haupttors zurückgeſchoben und läßt ihren Vater, den Ziegenhirten Melanteus, ein.

Melanteus,

ein unruhiger, ſpitznäſiger, dreiſter Menſch mit tückiſchen Augen:

Ein alter Ziegenbock iſt mir entlaufen,
Ich hört ihn meckern, und hier find ich ihn.

Er zieht unter allgemeinem Gelächter Laertes am Barte.

Im Käfig können wir dies Wundertier
Führen von Sparta bis Athen, auf alle
Märkte von Hellas, als den letzten aller
Arkeiſiaden. Tanze! lerne tanzen,
Laertes! tanze, alter geiler Bock,
Und ſage den Gaffern, was für ein Geſchmeiß
Du einſt aus dieſer Lenden Kraft gezeugt haſt.

Laertes:

Wie nennſt Du mich? Ich bin es nicht. Du lügſt!
Bin nicht Laertes, bin ein armer Bettler.

Melanteus:

Du biſt's geworden, und ſo nimm denn dies.

Er ſchlägt ihn. Eumaios tritt mit dem Bogen des Odyſſeus aus dem Hauſe. Laertes läuft davon.

Eumaios:

Was geht hier vor?

Odyſſeus heult, ſchreit, gebärdet ſich wahnſinnig:

Sie haben meinen Vater
Geſchlagen! meinen Vater haben ſie
Geſchlagen! meinen Vater! hu! hu! hu!

Durch das offene Tor kommen in ſtolzer Haltung und bewaffnet die Freier **Antinoos**, **Amphinomos**, **Kteſippos** und **Eurymachos**. Die bedeutendſte Erſcheinung iſt der dreißigjährige Antinoos, nächſt ihm Eurymachos.

Eumaios:

Wer hat, Ihr Knechte, gegen mein Gebot
Das Tor geöffnet?

Noaimon:

Dieſe Hündin tat es.

Er weiſt auf Melanto.

Eumaios:

Wer gab Dir die Erlaubnis, es zu tun?

Melanto:

Ich hörte meines Vaters Stimme rufen.

Eumaios:

Mein Ruf, nicht Deines Vaters Ruf iſt hier
Befehl, Melanto. Schnür Dein Bündel denn
Und folge Deinem Vater dorthin, wo
Sein Wort regiert.

Melanto:

Dies war mein Wille längſt.
Und nur gezwungen hielt ich's bei Dir aus.

Sie geht ab.

Eumaios:

Nun, um ſo beſſer.

Melanteus:
Sie wird gehen, Sauhirt,
Sofern es dieſe hier zulaſſen, die
Mächtigen Fürſten, die ſie einließ und
Alſo geziemend zu empfangen wußte:
Anders als Du, der Knecht, der ſich den Herrn dünkt.

Kteſippos:
Er iſt ein Knecht von zween Leichen, die
Im Meere draußen berſten.

Eumaios:
Sei es denn
So und nicht anders, Held Kteſippos. Muß
Ich nur nicht Dein Knecht ſein, bin ich zufrieden.

Melanteus:
Sagt ich zuviel, Ihr Herrſcher? Dieſer Alte
Führt furchtlos unverſchämte Reden und
Bringt ſich mit ſeiner Zunge um den Hals.

Antinoos:
Genug. Wir ſind beſcheidne Gäſte, Sauhirt.
Man ſagt, Du ſeiſt ein Neunmalkluger, hörteſt
Die Eicheln wachſen und das Gras. Die alten
Weibſen, die unten in der Stadt den Abfall
Nach leckren Biſſen durcheinander ſtökern,
Heißen Dich einen heiligen Seher, der
Täglich den fürchterlichen Völkerhirten
Odyſſeus auf der Inſel landen ſieht,
Ein Ding, um Säuglinge zu ängſtigen.
Nun aber: ſieh mich immer forſchend an,

Als wär ich Deine Sphinx, Du Ödipus
Im Sauſtall! Dies ſind meine Rätſelfragen:
Weißt Du hier jemand, der es ſich getraut,
Nachts mit den Hunden Fürſtenſöhne, Herrſcher,
Wie Waldgetier zu jagen?

Eumaios:

Ja, beim Zeus,
Ich kenne einen ſolchen Mann: Odyſſeus.

Antinoos:

Du haſt es ſchlecht geraten, Ödipus!

Eumaios:

Frag die gehetzten Fürſten denn nach ihm.

Antinoos:

Wenn Du ein Seher biſt, was ſiehſt Du nicht?

Eumaios:

Was, Held Antinoos, willſt Du, ſoll ich ſehen?

Antinoos:

Zuvörderſt richte Deinen Blick auf mich.

Eumaios:

Ungern, doch kann ich's Dir nicht wohl verweigern.

Antinoos:

Was ſteht auf meiner Stirn geſchrieben, Hirt?

Eumaios:

Wär ich des Leſens kundig, könnt ich's wiſſen.

Antinoos:

Dein Urteil. Dein Verhängnis und Dein Tod.
Macht Zeus mich je zum Herrſcher über Euch,
Ich ſchwör's beim Styx! hörſt Du? — ſo mußt Du baumeln.

Eumaios:
Auch ich, ſobald ich Herr bin, hänge Dich.
Die Freier brechen in ein gezwungenes Gelächter aus.
Eurymachos:
Antinoos, Dein Feind iſt witzig.
Kteſippos:
Weißt Du,
Was ich mit Deinem Leichnam tue, Sauhirt,
Wenn ich hier Herr bin?
Eumaios:
Nein, wie ſollt ich?
Kteſippos:
Nicht?!
Ich würde ſchreien: Schmeißt ihn vor die Säue.
Eumaios:
Du ſchreiſt zuviel, Kteſippos, und Du wirſt
Zuviel beſchreien: ſchone Deine Stimme.
Eurymachos:
Nun bleibt Dir noch zu wiſſen übrig, Sauhirt,
Was Du von mir, bin ich erſt Herrſcher, zu
Befahren haſt. Du bleibſt mein Freund. Nimmſt Geld
Und gibſt mir Deine Enkelin als Kebsweib.
Amphinomos:
Und kurz, wo iſt nun Dein Meerwunder, Fürſt?
Deine Lampeteia oder Phaëtuſa,
Die Nymphe, die den Schlaf Dir raubt.
Kteſippos:
Hier iſt ſie.
Leukone, ein Waſſergefäß auf der Schulter tragend, geht über den Hof.

Odyſſeus ſtürzt ihr mit närriſcher Angſt vor die Füße:
Du Hochherwandelnde, Du Zauberin!
Furchtbare Göttin Kirke, die Du alle
In Schweine wandelſt, die Dein Zauber anzieht,
Hab Mitleid mit den Fürſten.

Kteſippos:

Dieſer Bettler
Iſt toll.

Leukone:

Allein er ſpricht die Wahrheit, Fürſten.
Nur daß ich nicht die Göttin ſelber bin,
Sondern der hehren Nymphe Magd, die alle
Auf Ithaka ſo fürchterlich verwandelt.

Antinoos:

Seht, wie ſie zürnt, die Himmliſche. Schuf je
Ein Meiſter, wär's auch Daidalos, wie hier,
Von Elfenbein und Gold ein gleiches Bildwerk?

Odyſſeus

eilt närriſch geſchäftig zu Antinoos und drückt ihm etwas in die Hand:
Schnell, ſchnell, nimm dies, o Held, und rette Dich.

Antinoos:

Was will der kindiſche Greiſe?

Odyſſeus:

Schließ die Hand
Und halte, was Du haſt, und was ich Dir
Gegeben, Fürſt.

Eurymachos:

Was gab er Dir?

Antinoos weiſt die leere Hand:
Da: nichts.

Odyſſeus:

Das Blümchen Moly war's, das mir Hermeias,
Der Götterbote, einſt verehrte, der
Mit goldnem Stab mich grüßte auf Aiaia:
Dies iſt die Inſel Kirkes, deren Mutter
War Perſe, und Okeanos ihr Vater!
Der Göttin Ställe ſind voll Schweine, die
Einſt Helden waren. Nur das Blümchen Moly
Hat vor dem gleichen Schickſal mich bewahrt.
Gebt acht, Ihr Helden, lauſcht! auch hier erklingt,
Auf Ithaka, der Göttin Webſtuhl. Fürchtet
Der heiligen Web'rin ſinnbetörenden
Geſang und ihren Trank aus Gift und Honig.

Leukone iſt weiter geſchritten und verſchwunden.

Eurymachos:

Recht haſt Du, Held Antinoos. Du willſt
Die Erbſchaft Telemachs antreten, eh
Du des Odyſſeus Erbſchaft antrittſt.

Antinoos:

Beim
Allmächtgen Zeus, Eurymachos, ſo ſoll
Es ſein. Wird ſie je Deine Kebſe,
So freß ich Kirkes Treber.

Eumaios:

Nun, Ihr Männer,
Spült Euch den Mund und waſcht die Hände. Dort
Im Krug iſt Waſſer.

Amphinomos:
Deine Pallas trug
Kaldaunen oder Schweinemagen, wie
Mir vorkam, übern Hof.
Kteſippos:
Flugs mach Dich an ſie.
Der Knabe Telemach wird ihr das Bett
Doch nicht mehr wärmen: 's iſt ein kalter Freund.
Melanteus:
Dies weiß der Sauhirt nicht: die Schiffer hocken
Am Strand und ſpähn ins Meer und warten, daß
Sein Leichnam, überhüpft von Geiern, antreibt.
Odyſſeus ruft:
Sei klug, o Gaſtfreund, gib Antinoos,
Dem König, Deine Enkelin zur Kebſe.
Eumaios:
König wird der, der dieſen Bogen ſpannt,
Kein anderer! den Bogen des Odyſſeus.
Ich will dem Herrn, der dieſen Bogen biegt,
Mich ſelber biegen, aber keinem ſchwächren.
Antinoos:
Genug, wir ſind ermüdet, Sauhirt, und
Wir wollen eſſen, weiter nichts. Dein Wein
Sei gut, ſagt uns Melanteus, und Dein Brot.
Du wirſt uns beides nicht verſagen.
Eumaios:
Zeus
Verhüte! nicht dem Bettler, der mich anſpricht.

Kteſippos:

Hinein zu Telemachens Leichenſchmaus.

Die Freier gehen lachend ins Wohnhaus. Mit ihnen Melanteus und Eumaios, der den Bogen des Odyſſeus mitnimmt.

Odyſſeus ruft ihnen nach:

Nehmt auch das Blümlein Moly mit, ich rat Euch!

Ihnen nachblickend, unverwandten Auges, wird ſeine Haltung drohend, er ſcheint zu wachſen. Das geſchlachtete Schwein wird von Noaimon und hinzugekommenen anderen Knechten fortgetragen. Aus einer Tür, der gegenüber, in welche die Freier verſchwunden ſind, kommen Telemach und Leukone.

Telemach erblickt Odyſſeus, der ihm den Rücken zukehrt:

Wer iſt der Mann?

Leukone:

Ein Fremder! — Nein, der Bettler,
An dem Du Dich erſt jüngſt noch ärgerteſt.

Odyſſeus merkt, daß er beobachtet wird, und krümmt ſich zu ſeiner alten Bettlergeſtalt.

Telemach:

Richtig! nur wenig fehlte und ich ſah
In dieſem Jammerbilde Herakles:
So iſt mein Sinn verſtört durch Deine Nachricht.

Leukone, ihn begütigend bei der Hand haltend:

O Telemach, verſtörter Sinn wirkt Unheil.
Bleib, geh nicht zu den Männern in den Saal:
Sie ſtellen ſich, als wäreſt Du ertrunken.
Vielleicht auch täuſcht ſie eine falſche Nachricht.
Allein, wer weiß? heimtückiſch droht ihr Blick.

Telemach:

Wenn ich im Saal der Mutter früher,
Eh ich nach Sparta ging, die Freier ſah,
So war ich wohl ein Lämmlein unter Wölfen.
Nun haß ich jeden, wie der Wolf das Lamm.
Laß mich: ſie mögen ſehn, daß ich noch lebe.

Leukone:

Biſt Du ein Wolf, ſind dieſe doch nicht Lämmer.
Dein Vater war Athenens Liebling, ſei
Der Göttin und des Vaters eingedenk:
Des Meiſters in den Künſten der Verſtellung.

Telemach:

Und weshalb ſtiegen ſie zu Euch herauf?

Leukone:

Dies zu erfahren, laß uns liſtig ſein.
Geduld!

Telemach:

Nichts von Geduld! Es iſt genug,
Wenn dieſe Hunde meines Vaters Halle
Beſudeln, auf den Polſtern dünſten, ſich
Ausſpeien an die bildgeſchmückte Wand.
Es iſt genug, mich dünkt, was ſie dort tun,
Im königlichen Saale meines Vaters,
Dem lieben, dem geheiligten, wo ſich
Die Schmach der Arkeiſiaden mit dem Unrat
Ihrer verfluchten Leiber mengt und von
Den heiligen Säulen des Palaſtes rieſelt.
O ekelhafte Schande! ſeh ich nur

Von ferne blitzen dies entehrte Dach,
So würgt mich Qual, die bittre Galle tritt
Mir in den Mund, und ſchwarz vor Gram und Wut
Seh ich die Welt. Doch nun nicht weiter! Spreche
Mir niemand von Geduld! Es iſt genug!
Ich will hinein! ich will ſie züchtigen!
Denn, daß ſie mir nachſchleichen, meine Fährte
Beſchnüffeln, mich zum jagdbaren Wilde machen,
Mich graben, wie den Dachs in ſeinem Bau,
Davor ſei Zeus!

Er ſtürmt vor.

Odyſſeus verſtellt ihm den Hauseingang:

Halt ein. Siehſt Du die Göttin,
Die mahnende, nicht hinter Dir?

Telemach:

Wer biſt Du?
Und welche Göttin ſiehſt Du, Menſch?

Odyſſeus:

Die aus
Dem Haupt des Zeus Entſproßne ſeh ich, Pallas.

Leukone:

Schlag dieſes Mannes Ruf nicht in den Wind,
O Liebſter! denn von Leid und Alter wirr
Und kindiſch, rührt ihn doch mitunter etwas,
Wie heiliger Wahnſinn an, und er ſieht Götter.

Odyſſeus:

Ich ſehe Götter auf der Erde wandeln.

Telemach:
Biſt Du mehr als Du ſcheinſt? Biſt Du vielleicht
Ein Seher, der dem Herrſcher, dem er diente,
Unglück verkündete, und darum etwa
Von ihm verſtoßen ward, ſo nenne Dich!
Biſt Du ein Freund der Götter, ſei auch meiner.

Odyſſeus:
Nenne mich Niemand, Knabe, ich bin Niemand.

Telemach:
Du biſt nicht Niemand, und ich bin kein Knabe.
Tritt denn beiſeit.

Odyſſeus:
Niemand ſchlug Polyphem!
Niemand iſt liſtig wie Dein Vater.

Telemach:
Zeus,
Erleuchte dieſes Narren Kopf.

Odyſſeus:
Dies walte
Der Alleswaltende.

Telemach:
Und mich dazu.

Odyſſeus:
Den Vater und den Sohn, o Telemach.

Telemach,
unwillkürlich, betroffen von der Stimme des Bettlers:
Wer ruft?

Odyſſeus:
Was ſchrickſt Du ſo zuſammen, wenn

Dich Niemand ruft? Du haſt in Deinem Herzen
Niemand verraten! Du willſt herrſchen! Du
Warſt noch ein Knabe, als Dich Niemand oft
Bei Namen rief, und Du „hier, Vater“ ihm
Antworteteſt! Und doch, was ſchillerte
Dein Auge anders denn Mord, als Du vorhin
Niemandes Tod verkündet. Niemand lebt!
Er iſt nicht tot! Niemand verlangt's, die Göttin
Wiederzuſehen, zu gebieten, wie
In alten Zeiten, in dem Seinen! Niemand
Liebt Dich! Niemandes Zunge klebt
Trocken vor Bitternis am Gaumen, ſo
Wie Deine, wenn er ſeines Hauſes Schmach
Im Herzen wälzt. Der ſchwarze Mord umwittert
Niemandes Haupt! Gib Niemands Bogen ihm,
Den niemand außer Niemand ſpannt, er wird
So viele Pfeile wählen und ſie tauchen
In ſchwarzes Buhlerblut, als Werber ſind
Um Deine Mutter unten im Palaſte.

Telemach:

Wer biſt Du?

Odyſſeus:

Ein Verzweifelter! Leb wohl! —

Telemach:

Bleib! oder geh! geh! Kehre niemals wieder.

Odyſſeus:

Ja, Knabe, Du haſt recht, ſtoß mich hinab!

Warum nicht? Iſt das Rund der Erde denn
Für Lebende nicht eng genug? Iſt nicht
Koſtbar der Fußbreit Moder, den der Strahl
Des Sonnengottes küßt? Wo bliebe doch
Die Erde, wälzte die geſtaute Flut
Des Styx, des Acheron, darüber ſich
Mit ſeinem ſchwarzen Ozean von Leichen?
Dort laß ſie ruhn, im Acheron, die Toten.
Dort liegen ſie gehäuft bis an den Mond,
Der mit dem ſchwachen Licht des Grauſens und
Entſetzens Berg und Tale überſickert,
Die nie auch nur des Geiers Flug belebt.
Dort find ich Platz und niemand braucht zu rücken.

Telemach, zu Leukone:

Geh, laß mit dieſem Manne mich allein.

Rückſchreitend entfernt ſich Leukone.

Telemach fährt fort:

Seit ich zum erſtenmal Dich ſah, ward ich
Erregt zum Mitleid halb, und halb zum Grauen.
Du ſtarrſt von Unflat, Deine Augen quellen
Aus blutgen Rändern, Deine Brauen ſind
Verfilzt und buſchig. Deine Lippe trieft
Und feuchtet Dein verfilztes Bartgeſtrüpp,
Das kein Schermeſſer ſah ſeit vielen Jahren.
Spärlich bedecken Lumpen Deinen Leib,
Den ausgemergelten, von Hunger, Siechtum und
Alter gekrümmten. Deines Mundes Laute
Sind ſtammelnd. Deiner Bruſt entringt ſich pfeifend

Und röchelnd ein verderbner Atem. Du
Starrſt grinſend bald und blöde vor Dich hin,
Bald blökſt Du laut und blöde wie ein Tier,
Kurz, ſcheinſt beſeſſen und entwürdigt und
Gebunden in unheilbaren Wahnſinns Nacht.
Doch dann auf einmal iſt es mir, als wäreſt
Du weder alt noch krank, noch arm noch hilflos,
Und aus dem Grunde Deiner Seele winke
Mir immer etwas heimlich zu: ’ne Weisheit,
’ne Wahrheit, durch den Gauklerwirrwarr, der
Mir vor den Augen ſteht und mich anekelt.
Willſt Du mir etwas ſagen: rede! haſt
Du eine Botſchaft auszurichten: ſprich!
Du ſiehſt in mir den König dieſer Inſel,
Der Dir gebieten und Dich ſchützen kann.

Odyſſeus:

Wenn Du der König dieſer Inſel biſt,
So bin ich wohl ein Bettler: außer Du
Hüllſt mich in Deinen Purpur, ſetzeſt mich
Auf Deinen goldnen Stuhl, in dem Du throneſt.
O Telemach, dann wollt ich von dem Sitze
Mich wahrhaft heben als der Zürnende,
Aufſtehen wollt ich und mich hoch empor
In ſchrecklich klirrender Rüſtung richten, als
Der Rächende, der Strafende, Odyſſeus.
Was zitterſt Du?

Telemach, bleich:

Vor Deinem Wahnſinn, Greis,

Der meines Vaters heilge Kraft ſich anmaßt.
Und mehr noch vor dem Heros, deſſen Ruhm,
Der unerreichliche! Dich blendete,
und Deine Seele aus den Angeln hob.

Odyſſeus:

Mein Ruhm iſt Fremder Eigentum, nicht meines,
O Telemach, Freund ſeines Ruhmes und
Nicht Deines Vaters! Doch Du biſt zu jung,
Nur um zu wiſſen, was der Ruhm, geſchweige
Ein Mann und eines Mannes Schickſal iſt.
Und wie ſich Welt und Götter ihm — und Welt
Und Götter ihn verwandeln müſſen, ehe
Er reif iſt für den Tod, dem er ſtets zuläuft. —
Du würdeſt Deinen Vater, ſag ich Dir,
Wenn er einſt wiederkäme, nicht erkennen.

Telemach:

Erkennen würd ich ihn beim erſten Blick.

Odyſſeus:

Ich ſchwöre beim Zeus, Du würdeſt Deinen Vater
Nicht ſehn, nicht hören, wenn er vor Dir ſtünde
Und mit Dir redete, wie ich mit Dir!

Telemach:

Und ich, beim Donnerer, ſchwöre: mit dem erſten
Laut ſeines Mundes müßt ich meinen Vater
Erkennen.

Odyſſeus, mit furchtbarem Lächeln:

Nun? Und Du erkennſt mich nicht?!

Leukone kommt wieder.

Leukone:

Mich litt es nicht entfernt von Dir. Du mußt
Erfahren, welches Wunder ſich ſoeben
Zutrug, als Du mit unſrem Gaſtfreund Dich,
Dem Leidverfolgten, unterredeteſt.
Dies iſt gewiß, er bringt uns Glück, nicht Unheil.
Seit Monden dörret waſſerloſe Zeit
Den Boden unſres Eilands aus. Das Bett
Des Stromes ſtäubt im Wind von trocknem Flugſand.
Nur hie und da floß noch verſteckt ein Brunnquell.
Auch dies Gehöft, ſeit Monden waſſerlos,
War übel dran, mit ſeiner Menge von
Menſchen und Tieren, die der Durſt verzehrte.
Nun fängt es allenthalben an zu ſprudeln,
Durch jede Röhre drängt kriſtallnes Naß,
Und überfließend ſteht ſchon jeder Steintrog.
Auch hier erwacht der Lebensborn: ſieh her.

Sie zeigt Telemach den Röhrenbrunnen, der in der Tat eben mit großer Macht zu fließen begonnen hat. Nun kommen voll Heiterkeit und mit großem Gelächter, im lauten, munteren Geſpräch etwa dreißig Hirten, verſchiedenen Alters, Knechte des Eumaios, hereingeſtürmt. Ohne vorher auf irgend etwas anderes zu achten, ſtürzen alle an den fließenden Brunnen, um ihren Durſt zu löſchen. Jeder will zuerſt trinken, ſie drängen einander von der Röhre weg und ſchlürfen direkt vom Rohr oder aus hohlen Händen. Einige beſpritzen einander voll Übermut.

Unter den Hirten ſind: Glaukos, Lykurgos, Idomeneus, Hektor, Lamon, Dryas, Euphorion. Zu ihnen tritt Noaimon und Melanto.

Lykurgos:
Die Nymphen ſind uns längſt vorausgeeilt.
Seht doch, wie hier der kalte Born ſchon ſprudelt.

Dryas:
Dies iſt ein großes Wunder, Jünglinge.
Zwar murrt der Donner des Kroniden ſchon
Seit Tagen um die Schultern des Nereiton,
Doch noch kein Tropfen Waſſers fiel herab,
Noch quoll von unten auf, den Quellgrund netzend.

Noaimon:
Wer hat Euch hergerufen, Jünglinge?

Lykurgos:
Die heiligen Nymphen dieſes Borns, ſonſt niemand.

Dryas:
Mich rief 'ne Stimme unten aus dem Walde
Und hieß mich hierher eilen auf den Hof.

Euphorion:
Auch mich.

Idomeneus:
Die gleiche Stimme rief auch mich.

Lamon:
Auch mich rief eine ſolche Stimme an,
Ihr Hirten, der ich doch mit meinen Ebern
Entfernt von Euch im Tal der Pinien lagere.

Melanto:
Wie kommt's, daß Ihr zu gleicher Zeit hier einſtürmt?

Alle:
Dies war uns ſo wie Dir verwunderlich,
Als wir einander trafen vor dem Hoftor.

Melanto:

Was faſelt Ihr von Stimmen Unſichtbarer?
Ihr ſeid wie Fliegen und Ihr riecht die Fleiſchbank.

Idomeneus,

der zurückkehrt, nachdem er ſich in den anſtoßenden Höfen umgeſehen hat. Er dreht ſich mit erhobenen Händen einige Male wie im Tanz:

O Nymphen! O Pan! Tut Efeu Euch ums Haupt.
Eumaios hat geſchlachtet. Im Obſtgarten
Düſtelt bereits, mit Glut bedeckt, das Maſtſchwein,
Und thymianduftig quillt ein dicker Weihrauch.

Alle, begeiſtert:

O Nymphen! O Pan!

Dryas:

Wo iſt ein andrer Wirt
Wie unſerer, ſo biedren Herzens? einer,
Der alles Gute mit den Seinen teilt,
Nicht nur die Arbeit.

Euphorion

legt einen beliebigen knorrigen Holzpflock in der Nähe des Brunnens auf einen erhöhten Platz:

Du ſeiſt Priap! Laßt
Uns tanzen, Jünglinge! Und Glaukos nimmt
Die Syrinx an den Mund zur Ehre Pans,
Und auch den Töchtern des Allvaters Zeus
Zur Ehre ihrer frohen Wiederkehr.
Mögen die heiligen Nymphen immer wiſſen,
Wie ſehr ſie dem Geringſten unter uns
Willkommen ſind, und wie wir dankbar ihrer
Wohltaten ſtets gedenkend fromm und gut ſind.

Alle,
indem ſie einen Reigentanz um den Priapos beginnen, durcheinander:

Ein Priaplied! Ein Nymphenlied! ein Lied
Zu Ehren des Zeus, der Nymphen und des Pan!

Leukone, da Odyſſeus ſtill für ſich weint:

Da unſre Hirten froh ſind, warum weinſt Du?

Odyſſeus:

Soll der nicht weinen, dem ein Himmliſcher
Im Spiegel zeigt, was er verlor? Ich war
Wie ſie. Die goldne Heimat gab
Mir goldne Früchte, reichlich goldnen Wein
Und goldnes Glück. Und kam ich etwa, ſeit
Ich von der Heimat ſchied, näher den Göttern?
Sie wohnen Wand an Wand dem großen Pan
Benachbart. Ihre Herden hüten ſie,
Die Hirten, und er iſt der Hirten Hirt.
Als wir um Ilion uns würgten, ſproßte
Hier auf des Muttereilands unberührten
Friedſamen Bergeshöhen dieſe Saat
Von Jünglingen! Sind es dieſelben, die
Ich zu des Krieges Schlachtbank einſt hinſchleppte
Und die wie Halme neu emporgeblüht,
Nachdem der Schnitter ſie geſchnitten? Nein.
Sie kennen mich nicht und die Gefährten kehren
Nicht wieder, die ich in die Nacht hinabſtieß. —

Man hört außerhalb des Hofes einen weichen, gedehnten Hornton.
Die Hirten unterbrechen den Tanz.

Hektor:

Hört Ihr den langgezognen Hornton, Hirten?

Alle:

Was iſt's? Wo kommt er her? Er weckte mich
Des Nachts! erſchreckte mich und meine Herde.
Kam aus der Erde bald, bald aus den Wolken.
Und manchmal war die Nacht bei ſeinem Klang
In jähes, kurzes, ſtummes Licht getaucht.

Hektor:

Traut einem alten Schweinehirten. Zum
Olymp wird jeder Berg, ſofern die Götter
Es wollen und der Wiſſende erkennt,
Wo ſie zur Ratsverſammlung ſich verſammeln.
Da fliegt der Götterbote ab und zu.
Die Wolke murrt. Der Höhenrauch in Schwaden
Zieht um. Die Schwalbe kreiſcht. Die Schafe bellen
Wie Wölfe und im Hafen hebt der Meergreis
Porkys den weißen Scheitel aus der Salzflut.
Schon einmal traf dies zu auf Ithaka,
Einſt, da Odyſſeus, unſer König, auszog
Gen Troja. — Ach, er kehrte nie zurück! —
Der Bauer ſah zu jener Zeit Demeter
Durchs grüne Korn herſchreiten. Pallas lehnte
Geharniſcht an des Tempels heiliger Pappel.
Pan tobte durch die Syrinx, ſo wie heut,
Als wär das grüne Rohr ein rauhes Stierhorn.
All dies bedeutet etwas, glaubt es mir.

Odyſſeus
tritt unter die Hirten mit den Bewegungen eines Blinden:
Hirten, Apoll nahm mir das Licht, er machte
Mir eine weiße Rinde übers Auge.
Doch dafür gab er mir die innre Sehkraft.
Hört denn: ich weiß und fühle, was heranſchleicht.
Dies iſt das Horn des kriegeriſchen Pan,
Dem Ihr das Heiligtum errichtet habt
Am Koraxfelſen. Habt Ihr ſelber ihn
Nicht Pan den Kriegeriſchen zubenannt?
Nehmt Waffen! Hole jeder ſeinen Speer,
Und wenn Eumaios winkt, der Herr des Hofes,
So ſeid bereit und ſtürzt Euch auf den Feind.

Melanto:
Du grindiger, verfluchter Pracher! Du
Verlauſtes, widriges, verdammtes Unflat!
Nun ſchere Dich, nun packe Dich vom Hof,
Wenn Du nicht willſt, daß ich die Zunge Dir
Ausreiße, liſtger, hintertückiſcher Lumpenhund!
Dies ſollen ſie erfahren, was Du anſtellſt,
Kriechende Viper! ja erfahren ſollen's
Die Fürſten, die dies Haus beehren und
Die dort im Saal ſind. Wart nur: eine Schlinge
Iſt ſchnell genug gemacht, und baumeln ſollſt Du,
Einſchleicher, bald genug am nächſten Birnbaum.

Odyſſeus:
Schlagt ſie in Feſſeln, knebelt ſie und werft ſie

In einen Kerker, wo kein Lichtſtrahl eindringt.
Kein andrer iſt's als Zeus, der's Euch befiehlt.

Es blitzt, faſt gleichzeitig Donnerſchlag. Die Hirten ducken ſich wie unter einem Peitſchenhieb und tun, was ihnen anbefohlen ward. Melanto, vom Schreck gelähmt, wird fortgeſchleppt. — Hierauf unterirdiſcher Donner.

Odyſſeus:

Poſeidaon, antworteſt Du dem Gotte,
Des Braue mir Gewährung eben winkt?
Antworteſt Du dem Wetterleuchtenden
Trotzig auf alten Groll mit Deines Abgrunds
Rollendem Donner? Färbſt Du rings die See
Schwarz in ohnmächtger Wut? Hier ſteh ich, hier!
Und achte Deiner nicht. Denn draußen liegt
Auf Deinem Meer der Pallas weißer Schild,
Und gleißt herauf zu mir, ſo ſehr es nachtet.
Laß die Geſtade donnern, Schrecklicher.
Gelb dampft der Strand! nur zu! rolle nur immer
Im galligen maßloſen Grimme mächtige
Schwarzgrüne Platten ſchweren Erzes, und
Zerbrich am Felſen ſie zu weißem Staub.
Ich haſſe Dich und ſpotte Deiner, hier
Von ſichrer Klippe, die Du doch nicht einſchluckſt.
Recht ſo! mach auch die Berge wogen! Recht ſo,
Du zahnloſes, neidgrünes, pantſchendes
Waſchweib! Um mehr zu leiden, litt ich ſchon
Zu viel: ſo oder ſo, ich bin am Ziele.

Er fällt auf das Angeſicht und bleibt regungslos liegen. Inzwiſchen iſt ein Wetter aufgezogen mit einem düſteren ſchwefelgelben Licht.

Öfter: ſchwache Blitze und ſchwaches Donnermurren. Wolken formen, bewegen ſich ſchweigend und gigantiſch wie finſtere, zergehende Gebirge. Außer Odyſſeus iſt nur Telemach und Leukone auf den Hof zurückgeblieben.

Telemach:
Wo iſt er? Sank er in die Erde?
Leukone:
Nein!
Er betet, ſcheint es, zu den Himmliſchen.
Telemach:
So betet er, die Flüche abzuwaſchen,
Die er noch eben ausſtieß?
Leukone:
Telemach,
Er iſt ein Seher und des Gottes voll.
Er ſchäumt! Er windet ſich in Zuckungen.
Telemach:
Und auch die Erde zuckt. Sie zuckt! Mich ſchwindelt's.
Leukone:
O Telemach, iſt dies kein Halbgott? Sammelte
Dies Seherhaupt nicht Strahlen?
Telemach:
Wehe!
Leukone:
Und
Lieh ihm der Göttervater nicht den Strahl
Auf ſeinen Anruf?
Telemach:
Wehe!

Leukone:
Schrecklich war
Sein Hadern. Doch der Speer in meiner Hand
Begann zu glühn, indes er ſchmähte! Und
Mir war, ich wüchſe, trüge Helm und Schild,
Und müßte kämpfen ihm zur Seite, wär's
Auch wider Götter. Übermächtig iſt
Sein Leid und ſetzt die Himmliſchen ins Unrecht.
Telemach:
Zeus! Wetterleuchtender! Du machteſt mich
Zum Manne, um mich wieder zu entmündigen.
Was ſchickſt Du dieſen fürchterlichen Gaukler
Und leihſt ihm Deinen Donner? Allzuhelles
Leuchten macht blind, und allzulauter Schlag
Weckt nicht, noch macht er hören: er macht taub.
O heilge Weiten! heilge Weiten! fliehn!
Wär ſeine Irrfahrt wirklich denn zu Ende,
Des Manns, des Namen ich nicht nennen mag,
So iſt der Tummelplatz, iſt der Irrgarten
Der Welt nun leer. Und Götter brauchen immer
Ein neues Spielzeug: fort! ich will es ſein.
Leukone:
O Telemach, wie biſt Du ſo verwandelt.
Telemach!
Ich wanke, greife hilflos um mich her,
Und taumle.

Vierter Akt

Der gleiche Raum wie im zweiten Akt, jene Halle aus Stein, mit dem langen Tiſch.
Eumaios, gleich darauf **Eurykleia**.

Eurykleia, in faſſungsloſer Angſt hereinſtürzend:
Was war dies für ein fürchterlicher Blitzſchlag.
Eumaios,
der ſich mit dem Bogen des Odyſſeus zu ſchaffen macht:
Recht ſo. Die Erde lechzt, und meinen Herden
Mangelt das Waſſer. Der Kronide ſammelt
Seit Wochen ſein Gewölk, umnachtet ſchweigend
Die waldbedeckten Gipfel des Nereiton.
Gern hör und ſeh ich, wenn der Finſterbrütende
Mit Strahl und Donner endlich niederbricht.
Eurykleia, angſtvoll:
Es riecht nach Schwefel hier und brandig, Hirt.
Eumaios, grimmig:
Recht ſo! Ausräuchern will der Himmliſche
Die Schänder des Gaſtrechts.
Eurykleia:
Hirt, verſtecke mich,
Wenn, wie ſie ſagen, Freier hier im Haus ſind.
Denn wahrlich, ich, die älteſte Schaffnerin,
Bin ihrem Haß nicht zu gering und ihrem
Tückiſchen Mißtraun.
Eumaios:
Laß es gut ſein, Alte,

Sie werfen auf der Tenne mit der Scheibe
Und trinken gierig meinen ſchwarzen Wein.

Eurykleia:

Eurymachos iſt unter ihnen?

Eumaios:

Ja.

Eurykleia:

Sieht er mich hier, ſo iſt mein Tod beſiegelt.
Mir gibt er ſchuld, daß ſeine Metze, die
Melanto, von Penelopeia nicht mehr
Im Haus geduldet ward und nun bei Dir lebt.

Eumaios:

So zog Leukone den Antinoos,
Und den Eurymachos mir die Melanto
Über den Hals! und den verräteriſchen
Vater der Dirne auch noch obendrein.
Mein niedrig Dach ward hoch geehrt: Du ſiehſt es.
Wären's doch Eber, ſteckt ich ſie auf Maſt
In meine Koſen: doch nun ſind's nur Menſchen,
Und ſchlechte dazu! verdorbnes Fleiſch und Blut.

Eurykleia:

Laß mir das Saumtier bringen, Hirte, ich
Muß fort. Mich hält es länger nicht. Mich jagt
Die Angſt vor Gott und Menſchen und zugleich
Die Freude über Telemachens Heimkunft,
Die ich der Fürſtin gleich berichten muß.

Eumaios:

Noch praſſelt Regen und Hagel übern Dachfirſt.
Gedulde Dich ſo lange, bis es nachläßt.

Eurykleia:
Viel lieber fallen in Kronions Hand
Als unter die Fäuſte rachbegieriger Menſchen.

Eumaios:
So ſchließ ich dieſe Seitentür Dir auf
Und leite Dich hinab die Felſenſtiege,
Geheim, zum heiligen Ölbaum, wo der Knabe
Auf mein Geheiß mit Deinem Eſlein wartet.

Er öffnet den Riegel der verſchloſſenen Seitenpforte.

Eurykleia:
Schnell, Sauhirt! — Halt! — 'ne ſchwere Sorge frißt
Mir noch am Herzen: was wird aus Laertes?

Eumaios:
Du hältſt ihn nicht! Soll man ihn packen und
Wie einen kranken, alten Adler ihn
In einen Käfig tun: ſo bricht ſein Herz.
Lieber laß mit Zeus' Töchtern ihn verkehren:
Den Göttinnen, die ohne Dach ſind! und
Ihn ruhn auf trocknem Weinlaub. Weiß er doch,
Die Götter und die Hirten kennen ihn,
Und meine arme Seele iſt ihm treu.

Er öffnet die Tür, feuchte gereinigte Luft und Klarheit ſtrömt ein.

Eumaios:
Sieh, wie der Iris weiter, bunter Bogen
Sich herwölbt. Fußt er nicht mit einem Schaft
Unten auf unſres Königs Haus? und macht
Die goldnen Ziegel funkeln? während hier
Der andre Schaft in naher Nähe ruht.

Am Kerax-Felſen, und den heilgen Ölbaum
Athenens — auf dem weitumſchauenden Ort —
In farbiges Glitzern einhüllt? Sage, was
Du willſt, Du Furchtſame! Dies deut ich mir
Als einen heilgen Wink, der Glück verheißt.

Er weiſt Eurykleia den Bogen des Odyſſeus.

Des Donnerers Tochter iſt nicht müßig: ſie!
Die Göttin! die vor allen andren unſren
Verſchollnen König liebt. Ich ſah ſo viele
Tageulen nie auf ihrem heilgen Ölbaum
Sich ſammeln. Nie entſtieg ſo viele Male,
Wie jetzt, die Himmliſche der klaren Nacht
Und ſtand mit Speer und Schild in meinen Träumen.
Sie ſchreitet ums Gehöft, und jeden Tag faſt
Berichtet mir ein Hirt, der ſie erblickt hat,
Wie ſie inmitten einer Herde Wacht hält. —
So hieß ſie des Odyſſeus Bogen mich
Rüſten, mit einem Mund, der lautlos war,
Weil Götterwort den Menſchen tötet! — und
Nun wartet dieſe Waffe auf den Schützen.

Eumaios entfernt ſich mit Eurykleia durch die Seitentür, die offen ſtehen bleibt. Gleich darauf kommen von rückwärts Leukone und Telemach.

Leukone:

Nicht ſo! nicht ſo, Geliebter!

Telemach:

O Leukone!
Wie ſeiner ſelbſt unkundig iſt der Menſch.

Leukone:

Wo aber willſt Du hin, wenn Du hier fortgehſt?

Telemach:

Gleichviel: dorthin, wo nicht die Heimat iſt.
Dort find ich mich, und meines Vaters Sternbild
Leuchtend auf meine junge blinde Freiheit.
Und wenn Du mutig biſt, gehſt Du mit mir.

Leukone:

Du haſt kein Schiff und haſt kein Schiffsvolk.

Telemach:

Nur
Ein Wink und alle ſpringen wiederum
An Bord, die mir nach Pylos folgten und
In Porkys Hafen eben landeten.
Was ſoll ich auf ein bröckelnd Erbe hoffen,
Wo mir das Schrankenloſe offen ſteht,
Voll ungemeſſenen Reichtums meiner wartet.

Leukone:

O wüßteſt Du, wie ſehr die Seele mir
Weh tut, mich bitter ſchmerzt, bei Deinen Reden.

Telemach:

Weil ich mit Dir mehr ſpielte als mit Knaben,
Meint meine Mutter und auch Du, Leukone,
Ich müſſe wie ein Mädchen fühlen und
Nicht wie ein Mann. Ich bin ein Mann! Ihr irrt Euch!
Zwar hatt ich keinen Vater, als ich ſeiner
Bedurfte, wuchs als Waiſe auf, ward groß
In weichlicher Verwahrung einer Witwe.

Doch Zeus vergaß mich darum nicht: Zeus kennt mich!
Nur Ihr wollt mich nicht kennen und begreifen:
Ihr Weiber! und vor allen andren: Du!
Was ſoll ich betteln? Hab ich nicht genug
Dich angefleht und Deine ſpröde Kühle
Doch nicht gebrochen? immer ſtreichelſt Du
Und küſſeſt etwa mahnend meine Stirn,
Wie einen Knaben mich beſchwichtigend.
Und doch kam ich um Deinetwillen nur
Zurück auf dieſes fluchverſtörte Eiland.
Schläng es das Meer doch ein, ſo wie es iſt.
Er umarmt Leukone und hängt weinend an ihrem Halſe.

Leukone:

O Telemach, komm zu Dir ſelbſt. Du biſt
Wie Aiolos, der Gott der Stürme, den
Die eignen Stürme ſelber packen und
Aufheben und hinwirbeln durch den Luftraum.
Was hat Dich ſo entwurzelt, Telemach?

Telemach:

O dieſer Bettler hat mich angepackt
Stark wie ein Dämon und ich bin ganz hilflos.
Denn wenn hier einer kommt mit brüchiger,
Gemeiner Stimme, fremd, ganz fremd mir! ein
Pracher! ein Pocher! der mir nah- und zudringt
Und meiner heilgen Seele heilge Tür
Eintritt, einſchlägt, mit Fuß und Fauſt, und ſagt,
Und ſagt ... und ſagt ... mit dreiſtem Zwinkern ſagt,
Oder mit wildem Aufblitz des Befehlens:

Ich will in Deiner Seele herrſchen als
Der Vater, der Gebieter, als der Gott!
So ſinkt des Todes Wolke um mich her
Oder der blutge Wahnwitz der Atreiden.

Leukone:

Nicht ſo: ſprich anders! anders! Telemach!
Was jener iſt, ob Menſch, ob Gott, ob Dämon,
Bleibe einſtweilen noch dahingeſtellt.
Bei ſeinem Nahen ſproßten alle Quellen
Und was er tat, ſchien es auch rätſelhaft,
Ward Dir zum Guten und nicht wider Dich.
Auch er haßt die Verderber Deines Hauſes.
Sofern er rückkehrt — was nicht ſicher iſt,
Entſchwand er doch wie Nebel in den Lüften! —
Müſſen wir prüfen, was er weiter anſtellt.
Denn dies iſt wahr, die Welt iſt voll Betrüger:
Und dies nicht minder, daß der Liſtigere
Der Größere! — der Schlauſte unter allen
Der Größte iſt! Drum laß uns auf der Hut ſein.
Doch, Telemach: wenn je die Götter ihm,
Dem Übergewaltigen, die Heimkehr ſchenken —
Wie denn das Haus voll dunklen Ahnens iſt,
So wirſt auch Du heimkehren zu Dir ſelber.
Nicht fliehn wirſt Du: verkehrt zum Widerſinn
Den reinen Sinn der Sohnesliebe, in
Häßlicher Abkehr, törichter Verzweiflung
Nicht fliehn, Dich ſelber geißelnd und mißhandelnd.

Telemach hat ſich mit einem plötzlichen Ruck losgeriſſen und den

Bogen des Odyſſeus ergriffen, deſſen Senne er vergeblich an beiden Enden feſtzumachen ſucht. Er vermag den Bogen nicht zu biegen. Indeſſen kommt **Eumaios** durch die offengebliebene Tür zurück, beobachtet die Bemühungen Telemachs, bricht in herzliches Gelächter aus und weiſt dann mit der Hand in die Landſchaft.

Eumaios:

Sieh dieſen Regenbogen, Telemach:
Der Gott ſpannt ſeinen Bogen leichter als
Du Deinen.

Telemach wirft den Bogen von ſich:

Fort! er iſt nicht mein.

Eumaios:

Doch iſt er's.
Und eines Tages klingt die Senne auch,
Von Deiner Hand geſpannt um beide Enden.

Telemach:

Er ſteckt voll Zauberei. Er ſteckt voll Unheil.
Ihn ſteift ein Dämon, der mir feindlich iſt.

Faſt weinend vor Beſchämung und Ingrimm tritt er nun in die offene Tür, in die Ferne blickend.

Eumaios, leiſe zu Leukone:

Was lief ihm übern Weg? was iſt geſchehen?

Leukone:

O wüßt ich das nur ſelbſt, Großvater: doch
Sein neuer, ſtarker Mannesmut iſt hin.
Als er von mir erfuhr, die wildeſten
Der Werber um die Mutter ſeien hier,
Wollte er unter ſie ſtürzen mit dem Schwerte.
Vielleicht mit Unrecht hielt ich ihn zurück.

Und dann war da der Bettler. O Großvater,
Wer iſt doch dieſer Hilfeflehende,
Der Feuer vom Himmel rufen kann und deſſen
Anblick den jungen Helden Telemach
Mit Angſt des Todes anhaucht?

Eumaios:

Was heißt das?

Leukone:

Weißt Du, daß er ſich für Odyſſeus ausgibt?

Eumaios, erſchrocken:

Wer gibt ſich für Odyſſeus aus, ſagſt Du?

Leukone:

Der Bettler, der um Mittag heut ins Haus kam.

Eumaios:

Nun, und? Seid Ihr denn wirklich ſo vernunftlos,
Daß des Landfahrers armer Wahn Euch anſteckt?
Kenn ich nicht meinen Herrn, betörte Kinder?
Iſt er mir nicht vertraut von Jagd und Fiſchfang
Und von ſo manchem Wettſpiel auf dem Kampfplatz?
Deckte uns nicht ein Mantel oft des Nachts,
Wenn wir dem Wolf nachpirſchten in den Bergen?
Ihr Unerfahrnen! wenn dies ausgeſaugte
Eiland je ſeine Sohle wieder ſpürt,
So wird es beben und ihn ſo verkündigen.

Leukone:

Die Kieſel hüpften, alſo hat's gebebt.

Eumaios:

Und träte er vor meine Augen, mit

Der Kraft des Proteus, des Meergreiſes, ſich
Umwandelnd in Geſtein, in Tier, in Pflanze,
In Vogel oder Fiſch! . . . was mich betrifft,
Vor mir kann ſich Odyſſeus nicht verbergen.

Telemach:

Biſt Du Dir des ganz ſicher, Vater Hirt?
Noch jüngſt erzählte die ſpartaniſche
Helena mir am Tiſch des Menelaos,
Wie ſich mein Vater durch die Tore Trojas
Unkenntlich einſchlich. Der Gewaltige
Nahm eines Bettlers ſcheußliche Geſtalt an,
Erſchien als Siecher, Huſten krächzte hohl
Aus kranker Bruſt ihm und ſein Blick war triefig.

Eumaios:

's iſt Wahnſinn! doch wo iſt der Mann? Euch ängſtet
Verſtörter Sinn der ſchickſalsträchtigen Zeit.

Odyſſeus kommt aus dem rückwärts anſtoßenden Raume. Er ſcheint größer und mächtiger geworden, ſchreitet aber immer noch ein wenig gebeugt und ſchwer und lautlos wie ein gigantiſcher Waldmenſch. Seine Augen prüfen mit verſtohlenen aber bohrenden Blicken ſchon aus der Ferne die, denen er ſich annähert. Sein Geſichtsausdruck iſt in Stirn und Augen ſtille lauernde Wut, tiefer ein ſchreckliches Lächeln. Die Dämmerung iſt hereingebrochen.

Telemach, erſchrocken:

Der Dämon! Bin nur ich der Sehende?
Oder erkennt auch Ihr, wie er dort aufſteigt?

Eumaios, mit gewollter Unbefangenheit:

Gut, daß ich endlich Dich entdecke, Alter.
Wir haben Fürſten heut im Haus zu Gaſt:

Mache Dich nützlich, wenn ſie tafeln, und
Damit ſie ihre Mäuler finden, hüte
Das Licht und ſpeiſe dort das Feuerfaß.

Telemach:

Er wächſt! er dehnt ſich! er erfüllt das Haus
Und niemand außer ihm kann drin noch atmen.

Eumaios, ängſtlich:

Er ſpricht nicht. Mädchen, rede Du mit ihm.

Leukone:

Willſt Du des Feuers hüten, fremder Vater?

Odyſſeus tritt neben das Feuerfaß.

Leukone, unſicher:

Warum noch fragen? Seht, er will es tun.

Noaimon tritt ein, mit blutiger Schürze und das Haupt mit Efeu bekränzt. Durch die hinter ihm offengebliebene Tür hört man Geſang und Muſik der Syrinx.

Noaimon, hochrot von Feuer und Wein, mit Friſche:

Das Fleiſch iſt gar. Das Gaſtmahl kann beginnen.

Eumaios:

Schon haſt Du Dich bekränzt, Noaimon: laß
Den Efeukranz nun ſchneiden für die Freier.

Noaimon:

Meiſter, für Gottesläſterer Kränze? ungern.

Telemach:

Geh, lade denn die Allgefräßigen,
Daß ſie herkommen an Odyſſeus' Tiſch,
Um ſich mit unſrem Gute aufzumäſten.

Noaimon geht hinaus.

Und nun, Du Bettelmann. Denk, heute ſei
Des Kronos Tag, ein wahrer Mummenſchanz! —
Kronos fraß ſeine Kinder, wie Du weißt! —
Doch dient der Herr an ſeinem Tag dem Knechte:
Der ſchlechte Knecht gebietet ſeinem Herrn!
Gebiete, was ich tun ſoll! An die Tafel
Der Freſſer unſres Guts mich quetſchen, oder
Gehn, mich verſtecken in den Schweineſtall? —
Erſt ſchüttelſt Du den Kopf, dann nickſt Du: gut,
Ich folge, wie das Hündlein dem Gebieter.
Er geht ſchnell, durch dieſelbe Tür wie Noaimon, ab.

Eumaios, zu Odyſſeus:
Soll heut des Kronos Tag ſein, Feuerhüter,
Und er, der junge Herrſcher ſelbſt, gehorcht Dir:
Gebiet auch uns! Soll ich dem wilden Sinn
Der Freier willfahren: muß Leukone ihnen
Bei dieſer Schwelgerei Handreichung tun?

Odyſſeus, geheimnisvoll und furchtbar:
Ah! bah! Da glotzt die Magd! da glotzt der Knecht!
Da glotzt der Knecht und glotzt die Magd! und wiſſen
Beide nicht, was zu tun iſt. Iſt ſie etwa
Phöniziſches Glas? zerbricht ſie etwa, wenn
Ein Fürſt ſie anſieht, einer von denen, die
Doch ihre Königin Penelopeia
Naher Gemeinſchaft würdigt?
Man hört das wüſte Gelächter der ſich nähernden Freier.
Geht, und wenn

Der Brand aufflackert, kehrt zurück! Gehorchet!

Eumaios und Leukone entfernen ſich nach rechts in den Hof. Die von Eumaios entriegelte Tür nach links iſt nur angelehnt. Durch Wein und Spiel erhitzt kommen die Freier aus dem hinteren Raum in den vorderen. Es ſind Antinoos, Amphinomos, Eurymachos, Kteſippos. Mit dem Eintritt in den vorderen Raum ſtutzen ſie und brechen ihr Gelächter ab.

Antinoos:

Hier riecht es ſüßlich wie in einem Schlachthaus.

Eurymachos:

Und iſt ſo düſter wie in einer Gruft.

Kteſippos:

Will man uns hier zum Narren halten? Macht
Dies Schweinehirtenvolk ſich unſichtbar?
Will dieſes Knechtgeſindel etwa ſich
Aufſpielen ſich erfrechen gegen Fürſten?

Eurymachos:

Das mag wohl ſein, wenn man des Beiſpiels denkt,
Das noch vorhin Eumaios ſelber gab.

Kteſippos:

Warum läßt ſich der Sauhirt nicht mehr blicken?

Antinoos, Odyſſeus am Feuerfaß erblickend:

Was wollt Ihr mehr? Der Blümlein-Moly-Mann! —
Der Hausherr ſorgt für würdige Vertretung.

Amphinomos:

Hier iſt ein Neſt voll Ungeziefers, eine
Brutſtätte der Heimtücke gegen uns:
Kommt uns je Unheil, ſo iſt hier der Urſprung.

Antinoos:
Der Schäferhund haßt einen Wolf nicht ſo
Als dieſer zähe Schweinehirt uns Fürſten.
Genau beſehn hat er nicht einmal unrecht.
Wär er mein Knecht und hielte mit ſo zäher
Treue an mir wie an Odyſſeus feſt
Und Telemach, dem roſenwangigen Mägdlein,
Und hütete mir ſo des Hauſes Güter,
Gott weiß, ich hielt ihn wert, wie einen Freund.

Eurymachos:
Antinoos hat ſeine weiche Stunde,
Wo er am liebſten kleine Kinder herzt,
Ja, Säuglinge mit einem Liedchen einlullt.
Allein, dies geht vorüber. Sag uns, Fürſt,
Was dünkt Dich nun, meinſt Du noch jetzt,
Daß Telemach hier im Gehöft verſteckt iſt?

Antinoos:
Mir ahnt, er hatte Glück auf ſeiner Reiſe.

Amphinomos:
Vergeßt niemals, warum wir hier ſind, Fürſten.
Nehmt dieſen Knaben Telemach nicht leicht.
Er wirbt, er ſchleicht umher und macht ſich Freunde.
Wer weiß denn überhaupt, ob er in See ging?

Antinoos:
Er ging in See! Dies iſt ganz ſicher.

Amphinomos:
Dann,
Beim Zeus, kommt er vielleicht mit einem Schweif

Von Griechenſchiffen hinter ſich nach Hauſe.
Was dann?

Antinoos:

Dann kommt ein blutiger Austrag und
Der Stärkere bleibt auf dem Plan: ſonſt nichts!

Eurymachos:

Wo iſt Melanto? Seit ich ſie erblickte
Vorhin, im Hof, iſt ſie verſchwunden und
Nicht wieder aufgetaucht. Die Dirne iſt
Mir treu: ſprech ich mit ihr, ſo weiß ich alles,
Und alſo auch, ob Telemach im Haus iſt.

Kteſippos:

Fürſten, Ihr tragt doch Schwerter! Faſſet doch
Dies bäuriſche Geſindel kräftig an,
Wie ſie's gewohnt ſind und wie ſie's verdienen.
Wenn ſie auftauchen, packt ſie; wollen ſie
Nicht Rede ſtehn, drückt ihnen kurzer Hand
Die Gurgel ein, die ihnen doch nichts nütz iſt.
Verſtecken ſie ſich, holt ſie! aus den Koſen
Der Schweine, aus der Kammer, aus dem Bett
Und machet ſie dienſteifrig mit dem Knittel.

Er brüllt und ſchlägt auf den Tiſch.

Wirtſchaft! Wirtſchaft!

Das Feuer der Feuertonne geht hell auf und beleuchtet den immer mehr verdüſterten Raum. Nun wird durch die Hoftür für die Freier aufgetragen. **Glaukos** ſchreitet mit der Syrinx voran, die er ſpielt. Es folgt **Dryas**, der die Schüſſel mit dem Schweinerücken auf dem Kopfe trägt, **Lamon** mit einem gewaltigen Weinſchlauch, **Leukone** mit einem Waſſergefäß, um die Hände zu begießen, **Noaimon** mit Bechern und Efeuranken. Gleichzeitig kommt **Eumaios**.

Kteſippos:
Dein Glück, daß Du Dich noch auf uns beſannſt, Hirt.
Eumaios:
Ihr Fürſten, das Gewitter hielt uns auf.
Der Waſſerſegen löſchte unſre Feuer.
Doch ſei ihm das vergeben: iſt er doch
Von allem, was da dürſtet, heiß erwünſcht.
Eurymachos:
Wo iſt Melanto, Deine Magd, Eumaios?
Warum bedient ſie uns nicht auch bei Tiſch,
Wie wir's gewohnt ſind, unten im Palaſte?
Eumaios:
Auch ohne ſie fehlt's Euch an nichts, glaubt mir.
Eurymachos:
Du weichſt mir aus. Sag mir erſt das: wo iſt ſie?
Eumaios:
Wüßt ich es Dir zu ſagen, ſagt ich's Dir.
Antinoos, als ihm Leukone Waſſer über die Hände gießt:
Warum biſt Du verweint, ſchöne Leukone?
Etwa weil Knabe Telemach nicht gut tut
Und ihm die Untreu aufſproßt mit der Mannheit?
Getröſte Dich, ſo ſind wir alle.
Kteſippos:
Ei
Ich wette, Knabe Telemach und ſie
Sind, wie der Kypris Tauben, unzertrennlich.
Amphinomos:
Sind, Fürſt? Sie waren! ſind nicht mehr,

Denn der Ephebe treibt im Joniſchen Meere,
Und Fiſch und Möwe ſtreiten um den Leichnam.
Oder meinſt Du, Dein Buhle lebe noch?
Und hältſt Du ihn wohl gar im Kämmerlein
Verborgen, den Geſpielen Deiner Kindheit?
Wir tun ihm nichts. Gib ihn getroſt heraus.

Antinoos:

Bekränzt Euch, Fürſten, und vergeßt der Trübſal.
Nicht übel iſt, was uns Eumaios auftiſcht.

Glaukos ſpielt die Syrinx. Die Freier bekränzen ſich und beginnen zu tafeln.

Eurymachos, eigenſinnig, als ihn Leukone bekränzen will:

Melanto legt den Kranz mir um, nicht Du.
Die derbe Melkerin des Ziegenſtalls,
Die mir Pans Bocksduft bringt in erdiger Haarflut!
Und deshalb, Hirt, zum letztenmal! wo iſt ſie?

Er hat den Efeukranz fortgeſchleudert.

Melanteus kommt in großer Erregung herein.

Melanteus:

Ihr Fürſten, daß Ihr's wißt, in dieſen Mauern
Lauert Verrat. Indes Ihr tafelt, übt
Man tückiſch im verborgnen hier Gewalttat.
Seht, wie er ſich verfärbt, der Schweinehirt:
Das Werkzeug des Geſchlechts der ränkevollen
Arkeiſiaden, das noch unterm Fluch
Der Götter nicht ſein zähes Leben aushaucht.

Alle ſind aufgeſprungen, außer Antinoos.

Antinoos:

Stör uns die Mahlzeit nicht. Was iſt geſchehen?

Melanteus:

Melanto, meine Tochter, liegt in Feſſeln,
Bewacht von Hirten, die in Waffen ſind.
Man ſtieß ihr einen Knebel in den Mund,
Damit ſie, die treu zu Euch Fürſten hält,
Nicht mehr verraten kann, was hier im Gang iſt.

Eumaios:

Ihr Herrn, wenn dieſer Ziegenhirt nicht lügt,
Des Rachſucht mich verfolgt ſeit vielen Jahren,
So bin ich ganz unwiſſend dieſer Tat.
Allein er lügt, lügt, um mich zu verderben.
Wir hängten ſeinen Bruder, weil er heimlich
Die Ziegenherde unſres Herrn beſtahl
Und an Seeräuber ſeinen Raub verkaufte.
Was Wunder, denkt er nun auf meinen Tod.

Eurymachos, der nach der Meldung des Ziegenhirten hinausgeſtürzt war, kehrt jetzt mit der vollſtändig erſchöpften **Melanto** wieder.

Odyſſeus:

Seht nicht auf mich, ich bin ein raſender
Narr! bin ein Narr, der raſt! ein Raſender!
Laßt mich! blickt nicht auf mich! legt mich in Feſſeln.

Eurymachos, mit wuterſtickter Stimme:

Sag uns nur eins: wer dazu den Befehl gab?
Und wenn es auch Eumaios ſelber wäre,
Er müßte köpflings nieder in die Nacht.

Melanto ſtreckt die Hand gegen Odyſſeus:

Der war es, der am Feuer ſteht: der Bettler!

Odyſſeus, mit rollenden Augen, wahnwitzig:
Der uns der Flamme Saat vom Himmel brachte,
Daraus des Feuers Blume keimte, war
Prometheus! Seht, ich pflücke Blumen! ſeht,
Ich pflücke Blumen!
Odyſſeus ſtellt ſich ſo, als ob er die Flammen abpflücke.

Antinoos,
der wie Amphinomos in lautes Gelächter ausbricht:
Nun, Eurymachos,
An dieſem Feuerblumen-Gärtner wirſt
Du Dich wohl nicht vergreifen, denk ich mir.
Er tat unwiſſend, was er tat, im Schwachſinn!
Die ihm gehorchten, muß man ſtrafen, denn,
Wahrlich, gefährlich iſt zu große Einfalt.

Kteſippos,
ſchleudert einen Schemel nach Odyſſeus, den jener mit dem Arm pariert:
Tilgt aus dies raſende Geziefer, Fürſten,
Des Wahnſinns, das ſich giftig ſchäumend aufreckt.
Sonſt gebt Ihr jedem Frevel einen Freipaß.

Odyſſeus, mit ſchrecklichem Lächeln:
Weißt Du, Kteſippos, wem Du das getan haſt?

Kteſippos:
Wie ich Dich ſchätze, räudiger Schädling, biſt
Du einer von den Göttern des Olympos,
Und heiliger Blödſinn füllt das Hirn Dir an
Eng, wie gequollene Erbſen einen Tontopf.
Möchteſt Du, brüchige Scherbe, doch zerplatzen.

Eurymachos hat Melanto viel Wein zu trinken gegeben:
Erhol Dich, braves Kind. Komm wieder zu Dir.

Antinoos:

Kommt Ihr auch endlich wieder zu Euch, Fürſten,
Und laßt uns dieſen Spaß des großen Pan,
Den er mit Magd und Knecht ſich machte, ſo
Belachen, wie's ſich ziemt. Ein ſolcher Schreck
Darf Helden eine Mahlzeit nicht verſalzen.

Melanto:

Traut dieſem Bettler nicht, der ſich verwirrt ſtellt.
Er iſt ein Schleicher, ein Kundſchafter, ganz
So hell und klug im Kopf wie irgendwer.
Und überdies, wenn Ihr es noch nicht wißt
Und es die Freier im Palaſt nicht wiſſen:
Auf dieſem Hof verbirgt ſich Telemach,
Der heute heil von ſeiner Reiſe heimkam.
Und deshalb banden ſie mich feſt, daß mir
Die Arme tot ſind, knebelten den Mund mir,
Damit ich Euch nicht warnen könnte. Seht
Den Hirten, wie ihm ſeine Lippe bebt
Und wie Leukonens Miene ſich verändert.

Amphinomos:

Seht Ihr, wer hat nun recht? ob er im Haus iſt!?

Melanto:

Fragt mich! fragt mich, Ihr Herrn! Hier wühlt Verrat!
Man hört in den Bergen wiederum den Ton des Hornes.
Und höhlt die Erde aus, auf der Ihr wandelt.
Hört Ihr den Hornton in den Bergen, der

So wie der Ruf des kriegeriſchen Pan klingt?
Es iſt nichts weiter als das Schallrohr des
Böſen kindiſchen Greiſen, des Laertes.
Doch mit ihm wiegelt er die Hirten auf.
Seid achtſam. Seid behutſam. Legt die Waffen
Nicht aus den Händen, Fürſten, wo Ihr mir folgt.

Antinoos:

Seht die Kaſſandra aus dem Schweineſtall!
Hat ſie ſo reichlich Atem wiederum,
So ſinge ſie ein Nymphenlied und tanze
Zur Syrinx! Und zuvor laß Dich bekränzen,
Eurymachos, von ihr, wie Du's gewollt haſt.
Und nun: weilt wirklich Telemach im Haus,
So iſt's nur billig, wenn die Gäſte dem
Gaſtgeber auch ein Stücklein Brotes gönnen.
Geh, lad ihn flugs an unſre Tafel, Hirt!
Sag ihm, ich ſei nicht Kronos und ich fräße
Kinder nur in der allerletzten Seenot.

Die Freier ſind in lautes Gelächter ausgebrochen. Jetzt erſcheint in guter Haltung **Telemach**, vom Hof her eintretend. Es wird ſtill.

Telemach:

Ich grüße Euch, Ihr werten Fürſten, und
Heiße an meinem Tiſche Euch willkommen.

Antinoos:

Recht gut geſagt. Hab Dank, mein Herzchen. Komm.
Seht doch, er ließ ſein weißes Fell in Sparta
Und kommt mit brauner eingeſalzner Haut
Zurück ins Vaterland.

Amphinomos:
Wenn Ihr ſcharf hinſeht,
Ihr Freunde, ſo entdeckt Ihr hier, beim Zeus,
Ein Inſelchen von blondem Bartflaum.

Kteſippos:
Wo?

Telemach:
Mit Freude ſeh ich, Ihr ſeid aufgeräumt.
Hat Euch der Hirt in allem gut verſehen?

Kteſippos:
Danke. Es macht ſich. Nur zu wenig Mägde.
Du ſiehſt, ſein Schätzchen hat Eurymachos
Und auch Antinoos iſt wohl beraten.
Ich und Amphinomos wir gehen leer aus.

Eurymachos,
zu Melanto, die er auf ſeinen Schoß gezogen hat:
Ich weiß noch nicht, wen ich vorziehe: Dich?
Oder das Töchterlein Penelopeias.

Antinoos:
Ihr wißt recht gut, daß Telemach kein Weib iſt.
Wenn ich mit ſeiner Mutter Hochzeit mache,
So ſoll dies Inſelland zwölf Tage lang
Von heiligen Spielen widerhallen, zur
Ehre der Götter. Dann wird Telemach
Ein Dreigeſpann von Füllen lenken und
Den Siegeskranz empfangen in der Rennbahn.
Doch was macht Neſtor? wackelt ihm der Kopf
Noch immer zwiſchen beiden hohlen Schultern?

Wie geht es Menelaos, ſag, dem Hahnrei?
Und Helena, das alte Weib, was tut ſie?
Wo doch im Alter ſchwerlich jemand iſt,
Es ſei denn ein Helot, mit ihr zu ſchäkern?

Telemach:

Seid mir willkommen, Fürſten, trinkt und eßt
Und mög Euch das nicht fernerhin bekümmern,
Auf welchen Spielen etwa mir ein Sieg
Beſtimmt iſt. Und was meine Reiſe anlangt
Und die Gaſtfreunde, deren Schwelle mich,
Den unerprobten Jüngling, herzlich aufnahm,
So laßt mich ſchweigen, denn ich fürchte Zeus
Und wollte lieber ſterben, als das Gute,
Das ich genoß, vergelten durch Gemeinheit.

Amphinomos:

Ein höchſt gewandter Schwätzer, meint Ihr nicht?
Der ſeines Vaters falſche Zunge erbte.

Antinoos:

Er gleicht der Mutter mehr, Amphinomos.
Kneif ich das Auge zu und blick auf ihn
Und auf die ſüße Schwellung ſeiner Lippen,
Die küſſigen Wangengrübchen, dieſen Blick
Verſchleiert von den neidiſchen Vorhängen
Der Wolluſt . . . gleiten meine Blicke dann
Über die vollen Schultern, weichen Arme,
So glaub ich faſt der Mutter Bild zu ſehen.

Kteſippos:

Vergleiche weiter, Fürſt Antinoos.

Antinoos:
Ihr lechzt nach Gold. Ich liebe ſeine Mutter.
Trinkt auf die Frau, die kalt iſt wie der Schnee!
Und die ich ſchon ſeit jenem Tag begehre,
Wo ſie als Kind mich an den Buſen hob.
Wenn ſie wie eine große bunte Spinne
Inmitten des Gewebs am Webſtuhl ſitzt
Und immer ſtarr und undurchdringlich lächelt,
Und Atem ſchwellend ruhig durch ſie hingeht,
durch dieſen wogenden Leib, den köſtlichen:
Wer will da widerſtehn? Die Grauſame,
Die kühler Tücke voll die Wimper ſenkt,
Umſpinnt, fängt, würgt mit aphrodiſiſchem
Und ſchadenfrohem Lächeln tödlich furchtbar.
Eurymachos:
Und wie ſie lügneriſch und liſtig mit
Uns ſpielt, uns hinhält, heut zur Glut entfacht,
Morgen mit kalten Waſſergüſſen abkühlt.
Antinoos:
Wenn Du in Sparta warſt, o Telemach,
So ſaheſt Du auch unter den Platanen
Den heiligen Denkſtein zur Erinnerung
Des Tages, wo zum erſten Male Deine
Mutter nackt tanzte unter Spartas Jungfraun.
Haſt Du den Stein umarmt, o Telemach,
Geküßt die Wieſe, die von ihren Sohlen,
Von den ambroſiſchen, berührt ward? Nein?
Sieh, ich, um dies zu tun, ich ſchwämme gern

Mit dieſen Armen durch das Joniſche Meer
Und lief im Sonnenbrande bis nach Sparta,
Barfüßig über den Taygetos.
Und vor den Denkſtein würf ich mich ins Gras,
Um nur zu träumen. O Du ſtählerne
Langſchenklige Mänade, warum bin ich
Der tote Odyſſeus nicht, der dies geſehn hat?

Odyſſeus:

Recht haſt Du, Held Antinoos! Allein
Eher macht Dich zum toten Hund der tote
Odyſſeus, als Du ſelbſt im Tod ihm gleich wirſt.

Antinoos:

Von Deiner Mutter träumt ich, Telemach!
Und ſüße Träume! Wir ſind jung! uns ſteigt
Der Saft, o Telemach! und Deine Mutter
Iſt eine durſtige Göttin, die nie altert.

Auf einen Augenwink des Odyſſeus gießt Telemach mehr Wein in Antinoos' Becher. Es blitzt.

Zeus winkt! Wein! — So bedient Dionyſos
Mit Licht den Seher in der ſchwarzen Nacht
Dort, wo Apollons heilger Strahl nie hindringt.
Du machſt mich ſehend, Telemach, mein Sohn,
Und rate, was ich ſehe: Deine Mutter!
Wo? Nun im Schlafgemach! Wie? Nackt! ganz nackt!
Umarme mich! nenne mich Vater! und
Beim Zeus dem Stier, wenn er im Donner brüllt,
Im Blitz beſpringt Europens Leib, ich will
Dir einen ebenbürtigen Bruder machen,

Aus jenem ſüßen Leib, der Dich gebar!
Und Ihr ſollt ringen: Du und er, wenn wir
Beim Mahle ſitzen, um den Kranz des Siegers!
Du biſt zu ſchwach, o Telemach, Du biſt
Ein Weib! doch ſei mein Freund: denn ſieh, ich liebe
Weichliche Knaben.

Telemach:

Nenne Du mich nur,
Antinoos, nach Deinem finſtren Wahnſinn,
Der Deine beßre Seele Dir verbirgt,
Und Dein Geſchick!! Frevel, wie Deine Zunge
Sie ſchamlos auf ſich nimmt, verraten die
Ängſte des ſcheinbar mutigen Frevlers, der
Längſt weiß, wie rings ihn ſein Verhängnis einkreiſt.

Kteſippos,
nachdem allgemeines Gelächter der Freier ſich gelegt hat:

Das Mutterſöhnlein iſt ſehr zimperlich,
Doch achtet der Milchzähnlein auch, Ihr Fürſten,
Die uns das knurrende Pinſcherlein gefletſcht hat.

Amphinomos:

Sag uns doch einmal, Jüngling Telemach,
Der Du als Kalchas hier und Herr zugleich
Dich aufſpielſt, welche Untat Du uns vorwirfſt.
Wir ſind Nachbaren, Fürſten, mächtige
Herren, Gäſte, Gaſtfreunde, meinetwegen
Verehrer und Freier Deiner hohen Mutter.
Wo ſiehſt Du da die Ungebühr, und wo
Den todeswürdigen Frevel? Sind denn nicht

Mächtige Freunde eines Hauſes Schmuck
Und Ehre? Schützet nicht Zeus ſelbſt das Gaſtrecht,
Das Du in Deinem Sinn verraten haſt?
Wer kränkt Dich denn? Wer ſchlägt Dich denn, daß Du
Flennend zu Deinen Anverwandten läufſt
Und Deiner Mutter Freier und ſie ſelber,
Die Mutter, wie ein dummer Schulbub anklagſt?
Bin ich vielleicht ein grindiger Homer
Wie dieſer da, der Lieder krächzt und bettelt?
Er weiſt auf Odyſſeus.
Und nicht ein Fürſt, der ſelbſt ſein Land regiert,
Palaſt und Knechte hat, Herden und Hirten?

Kteſippos:

Meinſt Du, wir hätten noch kein Schweinefleiſch
Gegeſſen außer hier auf Ithaka?
Es gäbe ſonſt wo keine Kälbermagen
Und kein Stück Brot, uns dran zu ſättigen?
Ehre iſt's für Euch, Knabe, wenn wir hier ſind!

Telemach:

Muß ich, der Jüngling, Euch es lehren, Männer,
Was Ehre und Unehre ſei? Unehre
Iſt's für den Gaſt, wenn er ſich einfrißt und
Einniſtet, zäh, dort, wo man ihn nicht gern ſieht!
Unehr iſt für den Wirt, wenn ſchweigend er ſich
Drein findet, ſo man ſeinen Vorrat ausraubt.
Freigebig iſt, wer gibt, nicht, wer beraubt wird.
Freigebigkeit bringt Ehre, Rauben aber
Und ſchmähliches Erdulden bringt ſie niemand.

Eurymachos:
So ſchilt mit Deiner Mutter! Warum zieht
Dies Weib uns hin mit ihrer kalten Wolluſt?
Ihr Mann iſt tot. Was will ſie? Auf wen wartet
Sie noch? Kehrt er flugs wieder, wäre heut
Odyſſeus eine Spottgeburt des Alters.
Sie giert nach unſrer unverbrauchten Kraft,
Ein jeder Blick bezeugt's, ſo ſehr ſie heuchelt.
Wähle ſie endlich, und ſo ziehen wir heim
Und laſſen den in ihrem Bett ſich kühlen,
Den ihr erfahrnes Auge vorzieht. Längſt
Iſt allen dieſes Daſein ſchon verhaßt,
Mit dem ſie ſchmählich uns gebunden hält,
Uns täglich anreizt und betrügeriſch hinhält.
Ich haſſe dies Weib, wie ich ſie liebe. Nein!
Ich haſſe ſie mehr! und in ihr Schlafgemach
Möcht ich einbrechen mit Gewalt, ſie packen,
Und niederbändigen ihren ſtolzen Hochmut.
Telemach packt ſein Schwert:
Nimm nun Dein Schwert, Eurymachos, Du wirſt
Mir heut der Mutter Ehre nicht mehr kränken.
Eurymachos:
Um Dich zu züchtigen, brauch ich kein Schwert.
Antinoos ſchlichtet:
Nicht ſo, Eurymachos. Seid friedlich. Reicht
Euch brüderlich die Hand. Vertragt Euch. Wahrlich,
Auch Telemach hat Grund zum Zorn. Die Langmut
Des lammsgeduldigen Sohnes mußte reißen,

Wenn ſich die zügelloſe Rede ſo
Wie unſre über ſeine Mutter ausgießt.

Eurymachos ſchlägt auf den Tiſch:

Ich ſterbe oder ich beſitze ſie.

Antinoos:

Wenn ſie mich vorzieht, Fürſt, ſtirbſt Du durch mich.

Amphinomos:

Teilt nicht die Beute, eh Ihr ſie erlegt habt.
Ich bin's, der ihr den engen Gürtel noch
Dereinſt auflöſen wird, mir iſt's geweisſagt.
Aus ihren farbigen Röcken ſchäl ich ſie
Und löſ' ihr überm Knie die goldnen Bänder.
Breche mein Auge, doch ich will vorher
Das ihre brechen ſehn. Sie ſoll hinſterben
In Wut und Durſt, auslöſchen wilde Glut
Nach Jahren der Entbehrung und des Harrens.

Odyſſeus:

Der Bock iſt los, der Bock iſt los, Melanteus.
Lauf, Ziegenhirt, lauf, lauf, der Bock iſt los.

Amphinomos:

Werft ihn doch übern Felſen in den Abgrund.

Telemach:

Beleidigt nicht den Hilfeflehenden,
Der ſo wie Ihr an meinem Tiſche Gaſt iſt.

Eumaios:

Ihr Fürſten, mög Euch Eris nicht das Mahl
In Galle wandeln. Laßt den Span, den Ihr,
Wie jeder mit jedem etwa, heimlich habt,

Unausgetragen, bis Ihr in der Stadt ſeid.
Ländlich und friedlich ſind wir hier. Iſt's Euch
Genehm, ſoll ein unſchuldger Hirtenſpaß
Frieden und heitren Mut Euch wieder ſchenken!

Eurymachos, mit Bezug auf Telemach:

Nicht, eh dies Bürſchlein bleich und kalt im Sand liegt.

Kteſippos:

Ein Narr, der Nachſicht hat mit ſeinem Todfeind.
Ihr wißt nun gut genug, ob er uns gram iſt.

Antinoos:

Wer ihm die Haut ritzt, dem Neſtküken, der
Mache ſich keine Rechnung auf die Mutter:
Sonſt dreht ich ſelbſt den Hals ihm um, weiß Gott.

Hektor, der alte Hirt, ſpringt herein mit einer Glocke um den Hals, ſich als Kuh gebarend. **Glaukos** ſpielt die Syrinx.

Amphinomos:

Schweintreiber-Volk, packt Euch! laßt Euren Unfug,
Denn wir ſind hier nicht, um zu ſcherzen, ſondern
Zu richten einen tückiſchen Bruch des Gaſtrechts.

Antinoos,
indem er den Bogen des Odyſſeus entdeckt und aufhebt:

Der ſchurkiſche Vater dieſes Sohnes, dem
Der Bogen zugehört, den ich hier halte,
Vererbte ſeine Hinterliſt dem Sohn,
Der meuchlings ſchießt auf Unbewehrte und
Die Spitzen ſeines Pfeils, wie er, mit Gift reibt.

Telemach reißt ihm den Bogen weg:

Entweihe dieſen Bogen nicht, der mein iſt.

Antinoos:

Du wagſt ſehr viel.

Amphinomos:

Nicht übereilt, Ihr Herrn.
Kommt, treten wir beiſeit, wie Richter tun,
Das Urteil fällen, ehe wir's vollſtrecken.

Die Freier mit Melanto, Melanteus, dem muſizierenden Glaukos und den übrigen Hirten treten in den Hof. Zurückgeblieben ſind Odyſſeus, Telemach, Eumaios und Leukone.

Odyſſeus,

dem vor Erregung bebenden Telemach Auge in Auge:

Halt! Keinen Schritt! Kein Wort und keinen Laut!
Dies ſagt Dir einer, den die Himmliſchen
Durch qualerfüllte Jahre ſchwerer Irrfahrt
Zum Dulder machten. Einer, der ertrug
Und litt, was unter Göttern und Menſchen nur
Zu dulden und zu leiden uns verhängt iſt.

Leukone, zu Telemach:

Erkennſt Du dieſes Mannes Auge jetzt,
Das unvergeßliche aus unſrer Kindheit?
Ich blick und blicke immerzu auf ihn
Und alle Nebel ſchwinden endlich hin,
Vor eines Gottes Strahl, der ſie durchleuchtet.
Geh zu ihm, denn er iſt, er iſt...

Telemach,

plötzlich überwältigt, umklammert ſchluchzend des Odyſſeus Knie:

Mein Vater!

Fünfter Akt

Der gleiche Raum wie im vierten Akt. Odyſſeus ſitzt neben dem Feuerfaß, Telemach umarmt ſeine Knie. Beide weinen. Leukone und Eumaios ſtehen in der Entfernung.

Odyſſeus:
Hör, wie die Nacht aufatmet, Telemach.
Laß nun auch uns aufatmen und uns faſſen.
Telemach:
O heiliger Mann, o Vater, ſtrafe mich,
Denn ſieh, im Herzen hatt ich dich verraten.
Odyſſeus:
Nichts werde Dir zur Strafe, Telemach,
An meiner Wiederkehr. Du braver, alter
Eumaios, ſtelle Wachen aus, daß uns
Die Freſſer unſres Guts nicht überraſchen.
Wie voller Zauberei ſind doch die Pfade,
Die Menſchen wandeln müſſen. Iſt mir nicht,
Als ſtreckt ich jetzt mein Haupt aus einem Traum
Als wie aus einem Meer empor ins Wache?
Und wieder glaub ich nur zu träumen, wenn
Ich meinen Sohn Dich nenne, ſtarker Jüngling,
Der, als ich ging, ein lallender Säugling war.
Und dieſe Freier! Freier meines Weibes!
Konnt ich ſie je zu treffen meinen, da
Ich ſelbſt noch lebe auf dem Rund der Erde?
Füllen, die ich mit Backwerk fütterte,
Dereinſt, in meiner Koppel, biſſige Hengſte,

Verwildert jetzt in ſchrankenloſer Freiheit.
So geht es jedem zahmen Haustier — und
Der Menſch iſt auch nicht mehr! — das ſeine Hürde,
Vom Völkerhirten nicht bewacht, durchbricht.
Der Wachthund, der die Herde hütet, wird
Zum Wolf, der dieſe ſelbe Herde anfällt.
Die Biene kehrt ſich wider ihren Stock!
Welch ein entartet Raubgeſindel! — Viel
Blutarbeit gibt's zu tun in meiner Heimat.

Telemach:
Vater, nun mich Dein Geiſt ſo nah erfüllt,
Iſt's mir, als zeugteſt Du auch meinen Leib
Erſt jetzt: denn jetzt erſt ſpür ich ganze Mannheit.
Statt vieler Ziele lockender Gaukelei
Steht mir der Weg nun feſt und offen da.
Der Blick iſt klar und jede Muskel harrt
Geſpannt und feſt der Arbeit, die zu tun iſt.

Odyſſeus:
Laß Dich's nicht irren, wenn mein ganzer Leib
Noch wie geworfen bebt von innren Kräften.
Mich überwuſch wohl tauſendfach die Flut,
Doch nicht wie dieſe letzte Woge, die
Mir zwanzig Jahre wilder Irrfahrt abwäſcht.
O Telemach, mir iſt ſo jung zu Sinn.
Trotzdem die Schickſalsſtunde mich durchſchüttert,
Hüpft mir, von heiliger Mordluſt froh, das Herz.
O Kind, o Sohn! o welche Wolluſt! o

Welch ein Geſchenk der Götter, Rache üben.
Was iſt mir nun der Irrfahrt Trübſal: nichts.
Telemach:
Und wie gedenkſt Du uns zu rächen, Vater?
Odyſſeus:
Durch Blut! durch Blut! wodurch denn ſonſt? durch Blut!
Iſt Deine Mutter wirklich noch ſo ſchön
Als ihre Freier ſagen, Telemach?
Telemach:
Ein Glanz iſt um ſie, wo ſie geht und ſteht.
Odyſſeus:
Wird ſie mich nicht verachten und verfolgen?
Du ſchweigſt. Erkläre Du Dich, ſchlanke Magd,
Durch deren Mund Athene zu mir ſprach,
Als ich vor dieſes Hofes Schwelle hinſank.
Vielleicht wird diesmal Dich, Reinſtirnige,
Die heilige Jungfrau wiederum beraten,
Wie ſie Dir einſt ſchon Weisheitsworte eingab.
Leukone:
O König, was ich ſprach, vergiß es mir.
Nun biſt Du da, der Mann, der Göttliche.
Wer fühlt, was wir jetzt wurden, nun Du da biſt,
Weiß auch, was wir ſein mußten, als Du fern warſt.
Und auch die Mutter-Königin wie wir.
Nie kehrt ſie ihre Feindſchaft gegen Dich,
Denn nun Du hier biſt, ſteht ſie da als Göttin
In Irrungen und Duldung groß wie Du
Und neben Dir aufwachſend zu den Sternen.

Odyſſeus:

O Mißtraun, das in meiner Seele niſtet
Und wie ein bittres Gift im Blute kreiſt.
Wie könnt ich atmen, könnt ich nicht auch mißtraun:
Den Göttern, wieviel mehr den Menſchen, ja
Selbſt mir. Und nun gar Weibern! heißen
Sie nicht Kirke, Kalypſo, Helena
Und Klytaimeſtra? Dennoch hatte keine,
So arg ſie war, ſolch einen ſchlimmen Hofſtaat
Wie dieſe Frevlerin, die einſt mein Weib war.
Iſt es in Wahrheit noch Penelopeia?
Mein Innres ſchaudert auf bei ihrem Namen.

Eumaios:

König! Ich bin Dein Knecht, der Dir ſtets treu blieb.
Laß mich mit Freimut ſagen, was mein Herz denkt.
Auch unſre Königin ward Dir nie untreu.
Ich weiß es, der ich Deiner Rückkehr harrte
Und gerade darum alſo wohl von ihr
Gehalten ward, wie außer mir kein andrer.
Nie ward zum Ärgernis ihr meine Treue.
Du ſelber haſt mir einſt von ihr erzählt
Vor vielen Jahren, als Du ſie heimbrachteſt
Von Sparta einſt, die neuerworbne Gattin.
Im Hauſe des Ikarios, ihres Vaters,
Umgab ſie eine Schar von jungen Werbern,
So ſagteſt Du, die ſich in Glut verzehrten,
Indes Penelopeia ſich kühl bewahrend
Umloht von Flammen unberührbar blieb.

Du nannteſt ſie damals Kirke und erſt jetzt
Begreif ich Deiner dunklen Rede Sinn,
Die Du jüngſt an die Freier richteteſt.
Denn oft erklärteſt Du mit wildem Lachen
Vor Zeiten, wie Du Dir das Weib erwarbſt,
Und ſprachſt: ich zwang mein Liebchen mit dem Schwert,
Das rote Blümlein Moly in den Händen,
Sonſt wär ich nur ein nurrend Ferkel noch
In Aphroditens Heiligtum zu Sparta.

Odyſſeus:

Ich lache. Denn Du ſprichſt die Wahrheit, Sauhirt.

Eumaios:

O Herr! Sieh hier: Dein Vater, der hier ausruht.

Er zeigt ihm den hinter einem Vorhang auf einem Hauſen trockenen Laubes entſchlummerten Laertes.

Odyſſeus:

O ja, ich ſah ihn ſchon, ich kenne ihn.
Wie es auch ſei, ſein altes Herz hielt aus.
So haltet Ihr denn auch aus, meine Augen,
Und ſchmelzt nicht hin, vor dieſem ſchmerzenden Licht.
O bleiches Antlitz, krank und wetterhart
Zugleich, o Du gekrümmter armer Rücken!
Erdwühlerhände, braun und riſſig! Füße
Riſſig, zerſchnitten und vernarbt, wie Leder
Hart und von eingefreßnem Schmutz entſtellt.
Ja, Du und ich, und ich und Du, wir beide
Mußten uns wühlen durch das wirre Daſein

Und mußten Stollen graben bis hierher:
Wir Maulwürfe! faßt an die Erde, die wir
Aufſtießen! haltet ſie in Eurer Hand
Und weisſagt Tiefes von dem Schacht des Lebens.

Eumaios:

Ja, Herr, mit ſeinem Horn hat er geweisſagt
Und wie ein blinder Seher Dich verkündigt.

Odyſſeus:

Was trieb ihn unterm goldnen Dach hervor,
Und in die Wildnis?

Eumaios:

Herr, er wartete.
Niemand hielt ihn zurück. Auch nicht die Fürſtin,
Weder mit gütgem Zuſpruch, noch im Ernſt.
Im Heiligtum des kriegeriſchen Pan,
Hoch zwiſchen Felſen, nahm er ſeine Ruhſtatt.
Von dort aus hielt er Auslug übers Meer.
Ein jedes neue Segel faßt' er feſt
Ins Auge, ſtundenlang, ja ganze Tage:
Er flüſterte, oft ſprach er laut mit ihm
In trügeriſcher Hoffnung endlich winkend,
Als wäreſt Du es wirklich, den ihm endlich
Woge und Wind heimführten. Immer fragte
Das Auge, was der Mund nie eingeſtand —
Denn niemals ſprach er laut von ſeinem Leiden! —
Ob noch der Reſt von Hoffnung in mir glimme
Auf Deine Wiederkunft. Sonſt blieb er ſtumm:
Fragte wohl etwa, ob das ſüße Heu,

Das bittre Laub ein beßres Lager wäre.
Nicht mehr! Er ſteckte Bohnen, pflanzte Zwiebeln
Und Lauch und war dem ſchlechtſten Bauer gleich.
Doch wo er geht und ſteht, träumt er von Dir,
Und auch im Schlaf, jetzt eben, biſt Du bei ihm.

Odyſſeus,

der die Füße des Laertes weinend mit Küſſen bedeckt:

Lebe! Warte auf mich, bis wir dies Eiland
Von Schmach und Blut gereinigt haben. Dann
Will ich mit Dir auf trocknem Laube ruhn,
Die heilige Rebe des Dionyſos
Schneiden, die Hacke ſchlagen in den Erdgrund.
Und wahrlich dann ſoll uns die karge Koſt
Des Landmanns wohltun, wie ein üppiges Gaſtmahl.
Der Herrſcherſitz iſt Dein, o Telemach.
Hier, dieſer hat das beßre Teil erwählet:
Und ſein Teil will ich mit ihm teilen, Sohn.
Und wie ich ſeine harten Füße waſche,
Die Striemen kühle und die Wunden ihm
Mit Balſam heile, will ich unſer Land,
Das ausgeſogne, ausgemergelte,
Verwundete, mit Striemen überdeckte,
Nähren, hüten und pflegen, bis es heil
Daſteht, von Kräften ſtrotzend wie zuvor.

Eumaios:

O König, die Saupacker ließ ich ſchon
Frei von der Kette und ſie ſtreifen rings
Um das Gehöft und niemand kann entweichen,

Und dieſe Freier ſind der Freier Häupter.
Schwerlich kehrt je der Augenblick zurück,
Wo wir ihr Leben ſo in Händen halten.
Sind ſie geopfert, ſind die andern machtlos.

Odyſſeus:

Nein! Nein! noch nicht! ihr Leben iſt verwirkt.
Doch mahnt mich Pallas, ſie zu ſchonen, ihnen
Friſt einzuräumen bis auf einen Tag,
Wo alle, die den Herd mir ſchändeten,
Aushauchen müſſen unter einem Schwertſtreich.

Man hört Gekreiſch von Weiberſtimmen, Lachen und Schreien der Männer. **Noaimon** tritt ein.

Noaimon:

O Ihr Unflätigen! Ihr Viehiſchen!
Sie rammeln wie die Haſen in der Brunſtzeit.
Die Magd Melanto geht von Hand zu Hand,
Glaukos warf ſeine Syrinx fort und floh.

Odyſſeus:

Sie nahen ſich.

Telemach:

Hört, wie ſie ſcheußlich rülpſen,
Sich würgen und ausſchütten Wein und Mahlzeit.

Noaimon:

Sie ſind wie aufgereizte Stiere, ſinnlos
Vor Wut, und ſchworen Telemach den Tod.

Die vier **Freier** treten wiederum ein, von Trunk, Haß, Erotik und Nacht in einen furchtbaren Wahnwitz gehüllt.

Antinoos:
Bürſchchen, den Bogen her, den heiligen,
Den Du uns verenthielteſt.
Amphinomos:
Du mußt ſpringen
Wie ein Luſtknabe, den ich mir gekauft
Und der zur Liebe mir zu ſchlecht iſt.
Kteſippos: Gib
Den Bogen Deines ſchurkiſchen Vaters uns,
Doch ſo, daß er die Hand uns nicht beſudelt.
Wir wollen mit Pfeilen ſchießen: und nach Dir.
Eurymachos:
Du ſollſt den Hades kennen lernen und
Uns fürderhin das Licht nicht mehr verpeſten,
Du niedriger Verräter, Telemach,
Der Du hinkriechſt gen Sparta wie ein Hündlein
Um Mörder winſelnd, die uns meuchlings abtun.
Gebt mir den Bogen, mir zuerſt, nur mir!
Das Urteil fällten wir gemeinſam, doch
Nur einer, ich nur, darf der Henker ſein.
Antinoos:
Wein! Wein!
Odyſſeus:
Gib ihnen nun den Bogen, Sauhirt.
Eumaios legt Köcher und Bogen vor Antinoos:
Held, nur der kühle Schütz verfehlt ſein Ziel nicht.
Antinoos:
Ja, Du haſt recht. Der Schwächſte denn zuvor:
Kteſippos, feſtige Du des Bogens Senne!

Kteſippos:
Ein Kinderſpiel.
Er verſucht es vergeblich.

Amphinomos:
Ein zweiter Telemach
Biſt Du, Kteſippos. Laß die Hand vom Bogen.
Er nimmt den Bogen, verſucht vergeblich, ihn zu ſpannen.

Eurymachos:
Du biſt ein dritter Telemach, mir ſcheint.

Amphinomos:
Nie ſpannte dieſen eines Menſchen Arm.

Eurymachos:
Außer der meinige.
Er nimmt den Bogen und verſucht ihn zu ſpannen.

Antinoos, höhniſch zuſehend:
Zieh feſter an.
Hier kannſt Du nicht einmal das Krummholz ſpannen
Mit einem Schafsdarm, der den ſpitzen Pfeil
Abſchnellen ſoll zu ſichrem Schuß ins Schwarze.
Die Magd trafſt Du im Dunklen, wackrer Kriegsheld.
Für Dich ’ne üble Vorbedeutung und
Für mich ’ne gute. Eine Königin,
Ja eine Göttin iſt mehr als ’ne Magd.

Amphinomos:
Viel leichter wurde Dir das Hüpfen mit
Den Hirten um den Priap. Und nun mußt
Du dafür ſchwitzen, Held Eurymachos.

Antinoos:

Gebt endlich mir das Ding, daß er zum Schuß kommt
Und Ihr erfahrt, wer hier der Meiſter iſt.

Er nimmt den Bogen und bemüht ſich vergeblich, ihn zu ſpannen. Gelächter der Freier.

Telemach:

Wenn Ihr mich töten wollt, ſo tut's, Ihr Fürſten.
Mir iſt dies Leben ſchon ſeit langem unwert.
Laßt mich die Waffe richten obendrein
Und nachſehn, was dem Bogen etwa mangelt.

Antinoos:

Noch iſt das Weib nicht in der Welt, Ihr Fürſten,
Das einen Mann gebären wird, wie der
Es müßte ſein, der von ſich rühmen könnte,
Er ſpanne dieſes Bogens Kraft allein.

Kteſippos:

So tun wir's denn gemeinſam.

Alle vier machen wütend und lachend die entſprechenden Verſuche.

Odyſſeus ſchreit laut:

Telemach!

Telemach:

Ja, Vater.

Odyſſeus, wie vorher:

Telemach, Odyſſeus iſt
Wiedergekehrt.

Antinoos:

Was haſt Du da gerufen?

Amphinomos:

Des Sauhirts Haus iſt voller Greiſe, Kinder
Und Narren.

Odyſſeus:
Knabe, gib den Bogen mir.

Telemach tritt zwiſchen die Freier, nimmt den Bogen und legt ihn ſamt dem Köcher vor Odyſſeus.

Eurymachos:
Dies kindiſche Bogenſpiel für jetzt beiſeite.
Nehmt Platz! die Stunde des Gerichts iſt da
Und dieſes Knäblein mag ſich nun verteidigen.

Odyſſeus:
Die Stunde des Gerichts iſt da. Du ſagſt es.

Er legt mit Feſtigkeit und Leichtigkeit die Senne um beide Enden des Bogens.

Amphinomos:
Was tut der Bettler dort? Nehmt Euch in Obacht!

Telemach:
Haltet Gericht, Ihr Herrn, und fällt das Urteil.

Odyſſeus:
Hörſt Du nicht, Telemach, Odyſſeus iſt
Zurückgekehrt in ſeine Heimat.

Telemach:
Ja,
Er iſt zurückgekehrt, ich weiß es, Vater.

Amphinomos,
wie die anderen in grauenvolles Gelächter ausbrechend:
Die Stunde macht uns wirr, Ihr Herrn. Der Wein,
Die Nacht, die Liebe! Laßt uns heimgehen.
Sie haben's leicht, mit ihrer Narretei
Uns zu beſiegen: daß wir lachen müſſen,
Statt eine blutge Strafe zu vollſtrecken.

Antinoos:
Ihr Herrn, geht heim: ich ſchlafe bei Leukone.

Eurymachos, zuſammenknickend, ſich wieder erhebend:
Was tuſt Du, Wein? ich trage Dich und Du,
Du willſt mich niederwerfen! Laß das, Wein!

Amphinomos:
Kommt heimwärts.

Antinoos:
Geht, ich ſchlafe bei Leukone.

Odyſſeus:
Odyſſeus iſt zurückgekehrt! Hört Ihr!

Kteſippos
wirft einen Kuhfuß nach Odyſſeus und trifft ihn:
So hatt ich mir Odyſſeus wohl gedacht,
Ein ſchlechtes, wurmzerfreßnes Aas, wie Du biſt.

Odyſſeus:
Dein Blick iſt ſcharf, Kteſippos, und zum Dank
Fährſt Du zuletzt zum Hades.
Siehſt Du auch
So klar wie dieſer da, Antinoos?
Nicht? Kennſt Du dieſe Braue nicht und nicht
Den Mann, den Schützen, der den Pfeil jetzt aufhebt
Und ihn auf einen heiligen Bogen legt,
Der wie Apollons Bogen und die Pfeile
Der Artemis des Ziels ſtets ſicher iſt?
Held, glotze nicht ſo und werde nüchtern! Wiſſe,
Von weſſen Hand Du ſtirbſt, bevor Du aushauchſt.

Antinoos,

der ihn angeſtiert hat, plötzlich aufſpringend, ihn erkennend:

Schlächter! Trojaniſcher Schlächter! Ja, er iſt's,
Der unſre Jünalinge fortführte und
Hinwürgen ließ für Helena! So recht,
Du ſchmachbedeckter, lügneriſcher Schurke!
So gönn ich Dich der Viper im Palaſte!
Kriech und beſudle ſie, kriech in ihr Ehebett.

Odyſſeus,

indem er die Senne mit dem Pfeil anzieht und auf Antinoos zielt:

Und Du Verhängnis, ſchlag in ſeine Bruſt.

Antinoos fällt getroffen über den Tiſch.

Antinoos:

Mörder!

Odyſſeus

hat blitzſchnell den zweiten Pfeil auf den Bogen gelegt und Eurymachos durchſchoſſen, der getroffen ſich mit herausquellenden Augen aufrecht zu erhalten ſucht:

Ich bin ein wenig ſchnell, Eurymachos,
Und als die Nacht begann, da dachteſt Du
Wohl nicht an das, was ſie Dir jetzt gebar,
Und daß ſie Dir nun nie mehr enden würde.

Eurymachos:

Mörder!

Amphinomos:

Seid Ihr betrunken? Fällt Euch Wahnwitz
An, Fürſten, oder treibt Ihr wilde Späße?

Odyſſeus:

Es iſt ein wilder Spaß, Amphinomos,

Den ſich die Götter mit Euch machen. Siehe
Die Himmliſchen, wie ſie uns lachend zuſchaun.
Melanteus fällt vor Odyſſeus nieder:
Biſt Du Odyſſeus, hab Erbarmen. Ich
Bin nur ein armer und geringer Hirt,
Wie ſollt ich mich auflehnen gegen Fürſten?
Doch ſchone mich, und wie der Schweinehirt,
So liefre ich andre in die Hände Dir,
Daß Du wie dieſe ſie im ſtillen abtuſt.
Odyſſeus:
Hängt ihn und an den gleichen Aſt Melanto,
Die Magd.
Eumaios und Noaimon ſchleppen Melanteus hinaus.
Amphinomos:
Biſt Du Odyſſeus? Iſt es wirklich
Der Zorn des Schrecklichen, der hier ſo raſt,
So ſage mir, was ich Dir tat. Bin ich
Schuldig etwa, weil ich in Deinem Hauſe
Genoß des heiligen Gaſtrechts?
Odyſſeus:
Nein doch, Held,
Du biſt mir nur zu jung, zu geil, das iſt es.
Kteſippos:
Waffen! was geht hier vor?
Amphinomos:
Das frag ich, Fürſt,
Wie Du. Wir träumen oder ſind wahnwitzig.
Eurymachos! Antinoos! Was ſchweigt Ihr?
Was brennt die Flamme denn ſo grün und ſchwelend?

Odyſſeus:

'ſ iſt giftges Holz von einem Schiffe, das
Scheiterte, und Ihr müßt dran erſticken.

Er durchſchießt Amphinomos.

Amphinomos, um ſich taſtend:

Licht! Licht! ich ſehe nichts! es iſt ſtockfinſter!

Odyſſeus:

Nein, hell! denn Helios ſtieg zum Acheron
Und leuchtet nun den Toten!
Nun, Kteſippos,
Zeig, daß Du laufen kannſt! Du zögerſt? Flieh!
Du biſt ein Wild, das man nur jagt, nicht etwa
Von vorn wie einen wackren Keiler abfängt.
Beſinnſt Du Dich? nur zu: mach lange Beine.

Kteſippos:

Zu Hilfe!

Er entſchließt ſich zur Flucht und rennt durch die Tür in den Hof davon. Ruhig tritt Odyſſeus mit geſpanntem Bogen in die Türöffnung und ſchießt ins Dunkel.

Odyſſeus:

Rufe nur: der Hades hört Dich.

Er ſteht lange unbeweglich.

Telemach tritt zum Vater:

Mein Schwert hat nichts verrichtet. Du tatſt alles.

Odyſſeus:

Geduld! Geduld! Noch gibt es viel zu tun,
Auch Deine Waffe ſoll ſich ſättigen.
Was wird die Mutter ſagen, Telemach,
Daß ich ihr ſchönſtes Spielzeug ſchon zerſchlug?

Winterballade

Eine dramatiſche Dichtung

„Herrn Arnes Schatz", die ſchöne Erzählung von Selma Lagerlöf, hat dieſe Dichtung angeregt

Dramatis personae

Pfarrer Arne
Pfarrerin
Pfarrer Arneſohn
Berghild, ſeine Tochter
Torarin, Handelsmann
Kathrin, ſeine Schweſter
Elſalil, beider Nichte
Sir Archie
Sir Douglas
Sir Donald
Frederik
Amtmann
Bauer von Branehoek
Anne, ſeine Tochter
Olof, Knecht Arnes
Magd Arnes
Hilfsgeiſtlicher
Schottiſcher Söldner

Erſte Szene

Einſamer, ſchwediſcher Bauernhof im Schnee. Rechts das kleine Wohnhaus, links Scheuer mit geſchloſſenem Tor. — Nacht, Mondſchein, ausgeſtirnter Himmel. — Der **Bauer** mit einer Laterne und Schiffer **Frederik** treten aus der Tür des Wohnhauſes. — Überall aus der Ferne Hundegebell.

Frederik:

Was ſoll man tun? Das iſt ne Not, wahrhaftig.

Bauer:

In Bohus gab's ein ſolches Weib.

Frederik:

Nach Bohus
ſind gut vier Meilen. Nein. Ich muß zurück.
Da ſchick ich lieber einen Maat nach Marſtrand.

Bauer:

Vielleicht iſt alles ſchon vorüber, wenn
Du heimkommſt; und die Frau hat Dir
inzwiſchen ſchon den erſten Sohn geboren.

Frederik:

Mag ſein. Daß meine Galeaſſe noch
feſt ſitzt im Eis, auf eine Art iſt's gut.
Ein Kindbett und auf hoher See, Gott ſtraf mich.

Bauer:

Nach Schottland haſt Du Ladung?

Frederik:

Ja, nach Leith.
Längſt ſollt ich wiederum zu Marſtrand ſein

mit Rückfracht. Doch der Winter will dies Jahr
nicht weichen, wie es ſcheint. — He, was iſt das?

Bauer:

Du meinſt den Fjord. Die See brüllt unterm Eiſe.

Frederik:

Still.

Bauer:

Ih, Du meinſt die Hunde, Frederik.
Das macht der Vollmond, der die Köter ärgert.

Frederik:

Gefröre nicht der Hauch an meinem Bart,
ſagt ich: ne Mücke ſummt in meinem Ohre.
Lebt wohl!

Bauer:

Leb wohl!

Frederik:

Wie's ziſcht! Hörſt Du das nicht?

Bauer:

Nein! Doch wer kommt dort in den Hof, ſo ſpät noch?

Der Fiſchkrämer **Torarin** kommt, ſeinen beladenen Handſchlitten ſelbſt ziehend.

Torarin:

Gut Freund. Fiſch! Fiſch! Ich bringe friſchen Seefiſch.
Kauft Seefiſch vom Fiſchhändler Torarin!
Der Mai ſteht vor der Tür und ſolche Kälte.

Bauer:

Du wagſt Dich aus dem Loche, Torarin!?

Torarin:

Das tu ich. Denk daran, was für ein Tag iſt.

Bauer:
Petrus Martyr, der ſiebzehnte nach Oſtern.
Torarin:
Und Pfarrer Arnes neunzigſter Geburtstag.
Bauer:
Richtig. Davon iſt viel die Rede. Ja.
Du bleibſt bei uns zur Nacht?
Torarin:
Nein, ich muß weiter.
Den Lachs, den Dorſch verlangt's nach Pfarrer Arne.
Seit fünfzehn Jahren hab ich dieſe Nacht
nie anderwärts verſchlafen als im Pfarrhof.
Frederik:
Hätt man's ſo dick, wie mancher Pfarrherr doch,
es täte nicht mehr not, mit Wind und Wetter
und groben Seen ſich herumzubalgen.
Torarin:
Still! Hört Ihr das?
Frederik:
Schon lange, ja. Was iſt es?
Torarin:
Es ziſcht.
Bauer:
Die Gänſe ſind's im Gänſeſtall.
Torarin:
Das wäre! Fragt mich jemand, ſag ich ihm:
die alte Schlange ziſcht im Paradieſe.
Bauer:
Wie ſieht's zu Marſtrand aus?

Torarin:

Die Straßen wimmeln
von Kriegsvolk, ſchottiſchen Knechten, die der König
Johann entlohnt hat. Wenn ſie nüchtern ſind,
mag's gut ſein. Völlerei und Spiel und Trunk
reibt viele auf, bringt manchen an den Galgen.

Frederik:

Erſt geſtern ſtrichen welche um mein Schiff.
Sie fragten um Gelegenheit nach Schottland.

Torarin:

Wenn nicht das Eis bald bricht, nicht bald die See
ſie mitnimmt, bleibt der letzte Heller Sold
zu Marſtrand in den Hafenſchenken ſitzen.
Doch S! S! S! — was iſt es, das ſo ziſcht?

Bauer:

Die Scherenſchleifer meint Ihr in der Scheune?

Torarin:

Habt Ihr hier Scherenſchleifer?

Bauer:

Freilich: drei!

Torarin:

Was mögt Ihr ſonſt noch haben auf dem Hofe!

Anne, die Tochter des Bauern, tritt aus der Tür.

Anne:

Guten Abend, Vater Torarin.

Torarin:

Viel Dank auch.
Und Gott ſoll Euch beſchützen, Jungfrau Anne.

Doch was iſt's mit den Schleifern, habt Ihr hier
ſo viele Scheren ſtumpf geſchnitzelt, Jungfrau?

Anne:

Sie ſchleifen Meſſer, ſind wie aus der Erde
geſtiegen; bleib doch bei uns, bis ſie fort ſind.

Torarin:

Man denkt ſich ſo das ſeine. Schlimme Zeit.
Solang das Korn nicht ſprießt, iſt Satan mächtig.
Werwölfe gehen um. Die Sonne ſteht
im Stier. Der blutige Saturn bedrängt ſie.
Mein Niſtel huſtet Blut. Ihr wißt, ſie hat
das Gnadenbrot im Pfarrhaus. Ich muß zuſehn.
Und dabei gibt's ein Feſt: ganz Bohuslehn
kommt morgen auf die Beine — Gott ſei bei uns.

Die Flügel des Scheunentors werden von innen aufgeſtoßen. Auf der Tenne ſieht man einen Lichtſtumpen auf einem Schleifſtein. Sir Archie, Sir Douglas und Sir Donald kommen mit langen Meſſern aus der Scheune. Es ſind drei lange Strolche mit berußten Geſichtern. Ihr Betragen, von Trunk und Strapazen überreizt, iſt wild und unheimlich.

Sir Archie:

Der Teufel hol mich! Heiß! mir brennt der Schlund,
das Maul iſt mir voll Galle. Bringt mir etwas
zu ſaufen! Wo ſind Leute? Wirtſchaft! He!
ſeid Ihr vom Haus! Wir wollen trinken. Wo
gibt's Branntwein? ſonſt, bei Gott, ich freſſe Schnee!
Ihr ſeht's: ich freſſe Schnee! —

Er kauert ſich nieder und tut es.

Gott ſei mir gnädig.

Sir Douglas:

Sir Archie, gebt mir einen Lappen, gebt
mir Euer Sacktuch, denn ich blute wie
ein Schwein! Der Hund, Sir Donald, hat
mich in die Hand geſchnitten. Hole Dich
die ſchwarze Peſt, Sir Donald. Mögeſt Du
für jeden abgeſchnittnen Hals, für jede
durchſtochne Gurgel einen Richter finden!
Seid Ihr vom Haus, Ihr braven Leute? he,
Du ſiehſt, der Schnee wird ſchwarz. Ich ſchlachte Hühner.
Bringt mir nen Zipfel alter Leinwand. Raſch

Sir Donald

kommt mit drei langen Meſſern in den Händen:

Sperrt doch das Maul auf, Leute! Wie bekommt
man hier für Geld und gute Worte etwas,
die Gurgel zu befeuchten. Feuchte Gurgeln
ſind allzeit fröhlich. Deshalb ſingen wir.
Wir ſingen, weil wir trinken. Vice versa:
wir müſſen ſaufen, weil wir ſingen. Hölle
und Henkersknecht, mir flirrt es vor den Augen.
Iſt's hier nun heiß? iſt's kalt? iſt's Nacht? iſt's Tag?
Sind wir in Schottland oder Schweden? He!
Sir Archie! Eure Uhr! Wieviel iſt wohl ...
die Geographie?

Sir Douglas:

Hol die Laterne aus
der Scheune, denn, der Himmel weiß, ich ſehe
hier nicht mehr Fratzen und Geſichter, als

am Schleifſtein. Iſt der Herr Herrgott vielleicht
ein Scherenſchleifer und die Welt ſein Schleifſtein,
dann ſoll ſich fürderhin kein Aſtronom
den Kopf zerbrechen. Flechtet mich aufs Rad,
wenn nicht die Sterne Feuerfunken ſind,
die Stahl und Stein ins Dunkel bläſt. Hilf Gott!
Mein Hirn friert ein, ich habe blaue Finger.
Ein blutender Scherenſchleifer, Herrgott, Aſtronom
am Kreuz, am Schleifſtein, an der Wirtshaustreppe,
bittet um Gnade, Eſſigſchwamm und Leinewand,
um ſeine Finger zu verbinden.
Zur Tochter:
Heilige Jungfrau,
errette meiner armen Mutter Sohn.

Anne:
Gebt her. Hier iſt mein Sacktuch. Nehmt es. So!

Sir Douglas:
Pfui Teufel, wir ſind Schurken. Dieſe Leute
ſind Lämmer. Alle Leute hierzuland
ſind brav, wie Schöpſe. Sela! Doch was tun?
Der Metzger hat ſein Handwerk! und kein Menſch
lebt nur von Bohnen. Wären keine Metzger,
ſo wären keine Scherenſchleifer. Not
iſt Not! Mundraub iſt Mundraub. Sela!
Um Gottes willen, ſchenkt uns etwas Branntwein.

Torarin:
Was treibt Ihr für ein Handwerk?

Sir Douglas:
Fragt die andern.

Ich war ein Lump von Kindheit an. Sir Archie,
Ihr wurdet es ein wenig ſpäter. Wir
traten als Hühnerdiebe in die Welt,
zu drein auf einmal. Wir ſind Drillinge.
Ein Hai im Sund hat uns gelaicht.

Sir Donald:

Er lügt.
Mein Vater war ein Schneider. Deshalb kam
ich mit der Nadel auf die Welt. He, Jungfrau,
he! wie gefällt Euch das? Mir ſcheint, wir paſſen
wie Nadel und Zeug zuſammen. Gott verzeih mir's,
ich bin ein armer Sünder, und ich will —
iſt hier ein Pfarrer in der Nähe? — will
zur Beichte gehn.

Sir Douglas rüttelt Sir Archie, richtet ihn auf:

Sir Archie, auf! Er will
das Stück von dem erfrornen Knaben ſpielen.
Er meint, er hocke auf dem Schaugerüſt
und rühre eine Pöbelſchar zu Tränen.
Macht Ihr hier Tauwind? wen beweint Ihr? wollt Ihr
den dickvereiſten Sund aufſchmelzen? was?
oder den losgebundenen Satan ſamt
der Hölle unter Waſſer ſetzen?

Sir Donald:

Auf!
auf, auf, auf, auf, Sir Archie! Hier iſt Branntwein.

Der Knecht hat ihn gebracht.

Lallt nicht und bruddelt, wie ein kleines Kind!

Eure Mutter weiß nicht, wie's Euch geht. Sie liegt
im Sarg und wird ſich nicht im Grabe wenden.
Macht Euch Bewegung, los!

Sir Donald macht einen ſogenannten Bock. Mit einem elaſtiſchen Ruck ſpringt Sir Archie unvermittelt auf und überſpringt breitbeinig Sir Donald. Er macht dann ſelbſt den Bock und Sir Douglas überſpringt ihn. Sir Donald, dann Sir Douglas und ſo fort, nach dem bekannten Zirkusſcherz.

Sir Douglas, während des Springens:

Ihr ſeht, wir ſind
ein luſtiges Kleeblatt, ſind Luſtſpringer: Hecht,
Iltis und Marder zubenannt. Mein Bruder
hat weißes Haar und rote Augen. Und wir freſſen
lebendige Kaninchen, wenn's drauf ankommt.
Ich ſelber bin ein Meſſerſchlucker. Dieſer
ein Meſſerwerfer, der ein Meſſerſchmied. —
Wie weit iſt's zur Pfarrei? Wo iſt ne Kirchweih,
ein Markt, wo ſich drei arme Jungens, drei
Jokulatores, einen Biſſen Brot
redlich verdienen können?

Sir Archie:

Wie weit iſt es
zu Pfarrer Arne? zur Pfarrei, he, Du da?

Torarin:

Ich weiß nicht. Wenn Ihr mich fragt: ich bin fremd hier.

Sir Donald:

Wir wollen beichten, wollen unſre Sünden
bekennen und die heilige Kommunion

empfangen. Straf mich Gott, wenn es nicht wahr iſt.
Wo geht's hinaus nach Pfarrer Arnes Pfarrhof?

Bauer:

Wo geht's hinaus: das iſt jetzt leicht gefragt.
Die Wege weit und breit verſchneit, der Pfarrhof
im Schnee verweht, beinahe bis zum Rauchfang.
Und, Männer, wenn ich recht Euch raten ſoll,
ſo laßt den Pfarrer Arne aus dem Spiele.
Wolfshunde hält er! Knechte! und ſein Schwert,
das mannslang iſt und blank, weiß er zu brauchen.

Sir Douglas:

Ein Mann nach unſerm Herzen.

Sir Donald macht den Genoſſen Zeichen:

Können wir
in Deinem Stadel übernachten, Wirt?

Bauer:

Das könnt Ihr.

Sir Donald:

Und was ſind wir dafür ſchuldig?

Bauer:

Nicht Unfug anzuſtiften, weiter nichts.

Sir Donald:

Kreuzbraver Wirt. Kommt, Jungens, in die Scheune.

Sir Douglas,
alle drei verbeugen ſich mit komiſcher Gravität:

Hecht, Marder, Iltis wünſchen gute Nacht.

Sir Donald:

He, holla, laßt den Fuchsbau uns verrammeln.

Er ſchließt das Scheuntor, hinter dem er mit ſeinen Genoſſen verſchwindet. Man hört ein wildes Gelächter, gleich darauf betrunkenes Grölen und das Ziſchen des Schleifſteins.

Torarin:

Wiſch Dir die Augen, Torarin. Was war das?

Frederik:

Spuk!

Torarin:

Es war kein Spuk. Was tu ich nun zuerſt?

Anne:

Um Gott! Sie kommen wieder.

Torarin:

Geh ich zuerſt zum jungen Arneſohn
oder zum alten Pfarrer nach Solberga?
Denn hier tut Warnung not. Gleichviel! Nur vorwärts.

Frederik:

Wir haben einen Weg, ich gehe mit Dir.

Zweite Szene

Im Pfarrhaus zu Solberga. Ein derb gezimmerter Raum mit gewaltigem Herd und Rauchfang im Hintergrund. Verrußte Balken. Links vorn verſchloſſene Pforte mit Stufen. Rechts nur verhangene Tür ins Hausinnere. Ein kleines Feuer und ein brennender Kienſpan geben vom Herd aus Licht. Eine Tafel wird von Elſalil und Berghild für die Abendmahlzeit hergerichtet. Die Mädchen im Alter genau gleich, zwiſchen fünfzehn und ſechzehn, gleichen einander auch an Geſtalt, Haarfarbe und Tracht. Sie ſcheinen Zwillinge. Obgleich ſie zart ſind, iſt etwas Urwüchſiges in ihnen. Das ungewöhnlich blonde, lange Haar iſt durch einen Knoten gerafft. — Pfarrer Arneſohn, ſechzigjährig, ſtattlich, ohne jeden Zug von Greiſenhaftigkeit, tritt durch die verhangene Tür. Pelzwerk, Pelzmütze.

Arneſohn:

Berghild, leb wohl. Lebt wohl, Ihr guten Kinder.

Berghild:

Du gehſt ſchon, Vater?

Arneſohn:

Ja, ich gehe. Ja.
Doch morgen mit dem frühſten komm ich wieder.

Berghild kommt zu ihm, er küßt ſie auf die Stirn.

Ich will die Mutter von Dir grüßen, Berghild.

Berghild:

Und alle meine Brüderchen und Schweſtern.

Arneſohn:

Und morgen wirſt Du alle wiederſehn.
Und eh Ihr heute einſchlaft, Mädchen, richtet,
hört Ihr, mir ja ein Dankgebet zum Himmel.

Glaubt mir, der Schnee wird morgen ſchmelzen unter
dem Feſtgedränge um das Gotteshaus
und um den Pfarrhof, weit bis in die Felder.
Der Wind kommt auf.
Berghild:
Um dieſe Zeit vorm Jahr
blühte der Kirſchbaum. Diesmal iſt das Eis
im Sund noch nicht geborſten. Schade, Vater!
Arneſohn:
Gleichviel. Das tut dem Ehrentag nicht Abbruch,
den Dein Großvater morgen feiert. Denk,
ſie nennen ihn den beſten Mann im Nord.
Nicht alle zwar, doch viele tun's: die meiſten!
Auch Du, dank Gott mit Tränen, Elſalil,
daß der hochwürdige Pfarrherr bis hierher
erhalten ward. Erwies ihm Gott die Wohltat,
erwies er wieder eine Wohltat Dir;
der armen Waiſe iſt er wie ein Vater.
Berghild:
Großvater nennt uns Zwillinge, nicht, Schweſter?
Du darfſt ſie keine Waiſe nennen, nein!
Elſalil:
Ich weiß recht wohl, ich eſſe Gnadenbrot,
und jeden Tag, der Wohltat eingedenk,
bet ich für Pfarrer Arne und die Seinen.
Arneſohn:
Recht ſo. Vergiß das niemals. — Neunzig Jahr
wird mit der zwölften Stunde dieſer Nacht

mein würdiger Vater, Dein Großvater, Berghild.
Will ihm der Himmel weiter gnädig ſein,
ſo lebt er wahrlich hundert Jahr und mehr.
Auf morgen, Berghild!
Zu Elſalil: Auch Du, gute Nacht.

Er küßt Berghild auf die Stirn, danach Elſalil ihm die Hand.

Arneſohn, fortfahrend:

Was wollt ich noch? — Kind, Deine Lippen
brennen wie Kohlenglut. Was haſt Du?

Elſalil:

Ich?

Arneſohn:

Ja. Hat ſie etwa wiederum ihr Fieber —?
und welch ein dunkler Fleck, der Dir am Hals flammt.

Berghild:

Das hat ſie oft, und oftmals glüht ſie ſo
und iſt trotzdem ſo munter wie wir andren.

Arneſohn:

Nun alſo. Lebt denn wohl! Was wollt ich noch? —
Ja, betet, Kinder! Betet, betet, betet!
Auch er iſt tief bewegt, der greiſe Vater ...
der liebe weiße Scheitel ſtets gebeugt
in brünſtiger Vertiefung. Betet! — Sag,
iſt Torarin, Dein Oheim, ſchon im Pfarrhof?
Er fragt nach ihm. Er wartet ſeiner. Es
ſcheint, wie wenn dieſes ſchlichten Mannes Nähe
ihm glückbedeutend ſei. — Auf morgen, Berghild!
Was wollt ich noch? — Nun, Gott befohlen — Betet!

Er geht.

Berghild:

O Gott, was ſticht mich? Ich bin töricht. Iſt
mir doch auf einmal bei des Vaters Worten
ganz ſonderbar zumut. — Geht es Dir auch ſo?

Elſalil:

Als er mich fragte, ob ich krank ſei, ward
mir wirklich jählings vor den Augen ſchwarz.

Durch die verhangene Tür kommen: der gewaltige Greis, Pfarrer Arne, ſeine mehr als ſiebzigjährige, gebrechliche Gattin. Sie hängt an ſeinem Arm. Ein blaſſer, demütiger Hilfsgeiſtlicher folgt. Die Mädchen erweiſen ſich ſogleich der Pfarrerin hilfreich. Sie wird auf den Stuhl am Tiſch geleitet. Auch der Pfarrer nimmt ſeinen Platz am Tiſch ein, ſteht aber noch aufrecht.

Pfarrer Arne, zu Elſalil:

Wo iſt Dein braver Oheim Torarin?
Er war doch ſonſt an dieſem Abend pünktlich.

Berghild:

Auch uns nimmt's wunder, wo er bleiben mag.

Pfarrer Arne:

Freilich der Weg iſt heuer doppelt mühſam
und alſo doppelt lang — der Alte fehlt mir.

Eine Magd bringt die große Suppenſchüſſel und ſtellt ſie auf den Tiſch. Der alte Knecht Olof folgt ihr.

Pfarrer Arne:

Auch Du ſahſt nichts von Torarin? He, Olof?
Schwerhörig wird er täglich mehr. Frag Du ihn.

Die Magd ſpricht laut in ſein Ohr:

Fiſchkrämer Torarin, ob der wohl hier iſt!?
Es kommen Gäſte, und wir brauchen Seefiſch.

Pfarrer Arne:
Nicht deshalb frag ich, Törin.

Olof:
Ja, 's iſt wahr,
ein Fremder ſchlich ſich heute um den Pfarrhof.

Pfarrer Arne:
Man könnte lachen, wär es nicht ſo traurig.
Allein, was iſt es mit dem Fremden? He?

Olof:
Sie kommen übern Sund herein, von Marſtrand.

Pfarrer Arne:
Wer, meinſt Du, käme übern Sund?

Olof:
Geſindel.

Pfarrer Arne:
Nun gut, wir haben Riegel, haben Hunde! —
Wir wollen beten . . . ei, es kommt ein Sturm auf.

Berghild:
Vorhin ſtieß ſchon der Wind in den Kamin
und machte Tiſch und Bänke rußig.

Pfarrer Arne:
Wohl!
Nun alſo, ſei es! — nochmals: laßt uns beten.
„Komm, Herr Jeſus, ſei unſer Gaſt
und ſegne, was Du uns beſcheret haſt. Amen.“

Alle, außer der Pfarrerin, die ſchon ſitzt, nehmen um den Tiſch Platz. Aus gemeinſamer Schüſſel wird die Suppe gelöffelt. Außer dem Geräuſch der Löffel hört man eine Weile nur das Klagen des Windes im Kamin.

Pfarrer Arne:
Wir haben morgen einen ſchweren Tag,
Herr Kandidat. Auch ich! trotzdem der Anlaß
mir Grund gibt, Gott zu loben und zu preiſen.
Mein Sohn wird helfen, Pfarrer Arneſohn.
Allein die Laſt der Arbeit iſt dadurch
vermindert nur, nicht von uns abgewälzt.
Mich will man feiern, meine neunzig Jahr.
Amtsbrüder werden, einer nach dem andern,
die Altarſtufen und die Predigtkanzel
beſteigen. Wär's vorüber, großer Gott.
Elſalil iſt bleich vom Stuhl aufgefahren.
Was haſt Du, Elſalil?

Elſalil:
Es ſchlug ein Hund an.

Pfarrer Arne:
Iſt das ein Grund, ſo aufzuſchrecken, was?
Wer wird es ſein, als Torarin, Dein Oheim.
Bring uns Beſcheid, Olof; ſieh nach, wer da iſt.
Olof geht ab.
Marſtrand. Der König Johann hat viel Kriegsvolks
entlaſſen. Ein berühmtes Regiment
Bergſchotten wartet drüben auf den Eisbruch.
Wir haben nun das, was man Frieden nennt,
und hatten Krieg und hatten Teuerung
und Peſtilenz, wie denn der Teufel eben
mit Stank und Spaltung nimmer müßig iſt.

Lebt ich noch andre hundert Jahr: ſo bleibt es.
Was habt Ihr, Mädchen, und was hat die Mutter?
Berghild, rätſelhaft beängſtigt:
Großmutter ißt nicht.
Pfarrer Arne:
Willſt Du etwas, Mutter?
weil Du nicht ißt und mir den Arm drückſt. Sprich!
Pfarrerin:
Arne!
Pfarrer Arne:
Nun, was?
Pfarrerin:
Hörſt Du denn nichts?
Pfarrer Arne:
Nein. Was denn?
Pfarrerin:
Ich möchte doch gern wiſſen, Arne . . .
Pfarrer Arne:
Sprich.
Pfarrerin:
Warum ſie auf dem Hof von Branehoek
ſich lange Meſſer ſchleifen?
Pfarrer Arne:
Meſſer, wie?
Wer ſchleift, in Gottes Namen, jetzt ſich Meſſer?
Was Meſſer? Lange Meſſer? Wer? und wo?
Pfarrerin:
Warum ſie nur ſich lange Meſſer ſchleifen,
Arne, zu Branehoek?

Pfarrer Arne:
Zu Branehoek,
dem Hof, der gut zwei Meilen weit entfernt liegt,
ſchleifen ſie Meſſer? Und Du hörſt das hier?

Pfarrerin:
Freilich! Wer ſollte das nicht hören!

Pfarrer Arne:
So?
So ſchleifen ſie die Meſſer, und Du hörſt das?
Er wetzt heftig mit ſeinem Meſſer an der Schüſſel.
Hörſt das von Branehoek, wenn's dort geſchieht,
hörſt es im Pfarrhaus zu Solberga? Hier?
Die Arme hört nicht, wenn ein Vogel ſingt,
ſo machen die Gebreſten ihres Alters
ſich geltend. Viel zu lange hat der Arzt
ſich um die gute Mutter nicht gekümmert.

Pfarrerin:
Arne!

Arne:
Schon wieder.

Pfarrerin:
Warum quälſt Du mich?
Sag es mir endlich doch, was das bedeutet?
Hör, wie es kratzt, hör, wie es faucht und ziſcht.
Warum nur ſchleifen ſie die langen Meſſer
auf Branehoek?

Arne:
Sie zittert ſo, bei Gott ...
da, wirklich liegt der Löffel in der Suppe.

Und Ihr? Was macht Ihr für Geſichter? Geht doch.
Was gibt es hier, um ſich zu ängſtigen?
Nehmt ſie, Ihr Mädchen, bringt ſie ſchnell zu Bett.

Die Pfarrerin wird von den Mädchen hinausgeführt; ſie weinen. Auch die Magd zeigt den Ausdruck eines rätſelhaften Entſetzens.

Arne:

Räum ab. Ich will nicht eſſen. Welche Torheit!

Er ſtellt ſich ans Fenſter, die Hände auf dem Rücken. Der Knecht Olof kommt wieder.

Wer war's, der kam? War's Terarin?

Olof:

Herr Pfarrer,
der Hund hat blinden Lärm geſchlagen, niemand!

Arne:

Beſchließen wir den Tag, laßt uns zu Bett gehn.
Verriegle alles. Terarin mag pochen.

Olof geht ab.

Was ſagt Ihr zu dem ſonderbaren Verfall?

Hilfsgeiſtlicher:

Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Vernunft
hat nichts zu tun mit ſolchen Dingen, die
in Frage ſtehn bei dem, was die hochwürdige
Frau Pfarrerin fernher im Geiſt beſchäftigt.
Doch überlief's mich kalt, ich ſag es frei.

Arne:

Nun, morgen mehr davon. Gut Nacht für heut.

Der Hilfsgeiſtliche geht ab.

Was hat die Mutter? — Wohl, es ſteht bei Gott.

Er ſtreckt ſich, wie er iſt, auf die eingebaute Bettſtatt und atmet tief auf. Dann hört man ihn laut beten.

Pater noster, qui es in coelis; sanctificetur nomen tuum; adveniat regnum tuum; fiat voluntas tua sicut in coelo, et in terra. Panem nostrum quotidianum da nobis hodie; et dimitte nobis debita nostra, sicut et nos dimittimus debitoribus nostris. Et ne nos inducas in tentationem; sed libera nos a malo. Amen.

Der Pfarrer hat nach einigen längeren Pauſen, während er gleichzeitig ſich im Bett zurecht rückt, zu Ende gebetet. Inzwiſchen iſt die Tür vorn links geöffnet worden und ein vermummter Menſch iſt lautlos eingetreten. Trotzdem wird der Pfarrer aufmerkſam.

Arne:

Da kommſt Du doch noch, alter Torarin,
Du hätteſt mir gefehlt. So recht. Das freut mich.

Der Eindringling hat einen Schritt vorwärts getan. Der Pfarrer erkennt, es iſt nicht Torarin.

Ei, wer biſt Du?

Der Vermummte, kriechend, weinerlich:

Ein armer Kerl bin ich,
der Euch um ein Stück Brot und Obdach bittet.

Arne, mit einem Schwung aus dem Bett:

Wie kamſt Du auf den Hof?

Der Vermummte, frech:

Durchs Tor.

Arne:

Durchs Tor?
Das iſt nicht denkbar, Menſch, daß Du durchs Tor kommſt.
Es wird verſchloſſen, wenn es dunkelt.

Der Vermummte:
Nun,
ſo kam ich auf zwei Beinen hier herein.
Er reckt den Kopf aus der Vermummung, man erkennt Sir Archie.

Arne, wild:
Entferne Dich denn wieder auf zwei Beinen!
Und das im Augenblick, ſonſt . . .

Sir Archie, fortfahrend:
Sonſt, Herr Pfarrer,
erhielt der Arme ſtets ein Stücklein Brot.

Arne
hat ſeinen Schlafrock übergenommen, tritt dem Eindringling furchtlos entgegen, leuchtet ihm mit dem Kienſpan ins Geſicht:
Wo kommſt Du her ſo ſpät?

Sir Archie:
Von weit her!

Arne:
Man hört's an Deiner Sprache, daß Du fremd biſt.

Sir Archie:
Fremd, doch zehn Jahr und länger hier im Lande.
Heut bin ich nur ein armer Schwartenhals.
Einſt gab es eine Zeit, da war ich reich
an Geld und Ehren.

Arne, feſt:
Du biſt Schotte!

Sir Archie:
Nein!

Arne, mit Beſtimmtheit:
Einer von jenen Söldnern biſt Du, die,

von unſrem König Johann abgelohnt,
in Marſtrand auf die Heimfahrt warten. Komm!
Du magſt bei meinen Knechten ſchlafen.
Er will an Sir Archie vorüber ins Freie. Dieſer vertritt ihm den Weg.

Sir Archie:

Herr!
Es lohnt nicht, ich muß weiter. Ihr ſeid reich!
Schenkt mir ne Silbermünze, und ich gehe.

Arne:

Da haſt Du eine Kupfermünze. Fort!

Sir Archie dreht die Münze:

Dies iſt ſehr wenig für uns beide, Herr.

Arne:

Zuviel für einen, der nachtſchlafener Zeit
in fremde Häuſer einſchleicht.

Sir Archie:

Ruhig Blut,
nur ruhig Blut, Herr Arne, wenn's genehm iſt.

Arne:

Vertrittſt Du mir den Weg? He, weckt die Knechte!

Sir Archie:

Herr Pfarrer, laßt Euch raten, ruhig Blut.

Arne:

Gut denn, ich habe ruhig Blut. Was willſt Du?

Sir Archie:

Gebt mir ne Hand, zwei Hände voll, nicht mehr,
von Euren Silbermünzen.

Arne:
Ich bin ſprachlos.

Sir Archie:
Herr, das iſt gut. Das iſt Euch beſſer, Herr,
glaubt mir, als ſchrein und Leute wecken. — Iſt
der Kaſten dort am Bett wohl Euer Schatz?

Arne hat ein Schwert von der Wand geriſſen:
Schatz oder nicht, hier iſt mein Schwert, Du ſiehſt es!
Ich bin der Mann nicht, den ein Kerl wie Du,
ein Lump wie Du, ins Bockshorn jagt.

Berghild, unſichtbar aus dem Nebenzimmer:
Mit wem
ſchiltſt Du, Großvater?

Sir Archie:
Herr, glaubt mir, ich meine
es gut mit Euch und Euren Kindern. Scheltet
nicht weiter. Lärmt nicht. Ruft nach Hilfe nicht!
Was auf dem Ohre liegt und ſchnarcht, das laßt
ſchnarchen. Gott und Sankt Jakob ſteh Euch bei,
daß Ihr einſeht, was Euer Vorteil iſt.
'nen Hut voll Silbergeld aus Eurer Truhe! —
Hier iſt der Hut! — ſtillſchweigend vollgeſchöpft,
und ich verſchwinde wie ein Licht.

Arne:
Du Schurke,
dies muteſt Du mir zu ins Angeſicht?
Pack Dich! Ich bin kein Narr! Nicht einen Heller.

Sir Archie:

Ihr ſeid gewarnt. —
Er wendet ſich nach rückwärts.
'ſ iſt Zeit, Sir Donald.

Sir Donald tritt ſchleichend ein, aber bei weitem nicht ſo demütig wie Sir Archie.

Sir Donald:
Hier.

Arne:

Ah ſo, Ihr kommt zu zwein!?

Sir Donald:

So iſt es, mit
Verlaub, Hochwürden! Als wir noch dem guten
König Johann Kriegsdienſte leiſteten,
waren wir zahlreich wie Heuſchrecken. Stoßt
Euch nicht an meinen Äußeren: das Tor
war zu, wir mußten in das Waſchhaus durch
den Rauchfang. Nun, wie geht's, wie ſteht's, Ihr Herren?
Ich hoffe, wir ſind einig.

Berghild, wie eben:

Wer iſt bei Dir,
Großvater?

Sir Donald:

Spricht da wer?

Arne:

Berghild, ſteh auf
und wecke das Geſinde!

Sir Donald:

Nein, Herr, bei
Sankt Jakob, nein, hier widerſprech ich Euch.

Ihr ſeid ein Gentleman, wir ſind zwei andre.
Im ganzen Ihr und wir: drei Gentlemen.
Gebietet ihr, ſich ſtillzuhalten, denn
der Zeuge, der nicht da iſt, ſtört uns nicht.
Er lebe. Jeder andere muß ſterben.

Arne:

Berghild, ſprich nicht, ſei ſtill, um Gottes willen!

Sir Donald:

Erlaubt, iſt dort ein zweiter Ausgang?

Arne:

Nein.

Sir Donald:

Geſtattet mir, daß ich mich überführe.
Er ſteigt hinter den Vorhang und kommt wieder.
's iſt gut! — Nehmt Platz, wir haben reichlich Zeit,
die Schatzung zu beraten. Seid ganz ruhig,
Herr Pfarrer, nehmt Vernunft an. Setzt Euch, und,
auf Eid, niemandem wird ein Haar gekrümmt.

Arne:

Es kommt mich bitter an, Ihr Herrn, weiß Gott,
in einen ſolchen Handel einzugehn
im eignen Haus. Gott prüft mich ſchwer. Ich merk es.

Sir Donald:

So iſt's. Gott prüft Euch. Gott prüft Euch durch uns.
Wo Euer Schatz iſt, dort iſt Euer Herz,
ſagt der Apoſtel. Nun will Gott Euch prüfen,
ob Er Euer Schatz iſt und Euer Herz bei Ihm

oder bei jenem Schatz im Kaſten liegt,
bei Eurem gottverdammten Mammon.

Arne, mit Angſtſchweiß am Tiſch ſitzend:

Gut

nimmt Gottes Wort in Eurem Mund ſich aus.
Ich bin nicht reich. Ich bin ſehr arm. Ihr täuſcht Euch.

Sir Donald:

Teilt Eure Armut denn mit uns, nicht mehr.

Arne faßt ſich an die Stirn:

Träum ich? Bin ich wahnwitzig?

Sir Donald:

Habt Ihr etwas

im Haus, die Zunge zu befeuchten?

Arne

ſteht auf, nimmt zitternd eine Flaſche Wein aus einem Schrank und ſtellt Gläſer auf den Tiſch:

Hier.

Ich will vergeſſen, wer Ihr ſeid, und Euch
behandeln wie geladne, liebe Gäſte.
Trinkt. Auch ein Schinken hängt im Rauchfang. Eßt.
Eßt, hier iſt Brot. Wenn Ihr es brecht, ſo denkt
an Jeſu Kreuz und ſeine Wunden und
vergeßt die Stunde nicht der großen Rechenſchaft,
die Ihr von Euren Taten geben müßt.
Gott ſchütz Euch vor der ewigen Verdammnis.

Sir Donald, nachdem er gierig getrunken:

Die Zeit verrinnt, Sir Archie!

Arne, mit plötzlich ausbrechender, grauenhafter Raſerei:

Ihr ſeid Mörder!
Zu Hilfe! Hier ſind Mörder, Mörder, Mörder!

Er iſt zurückgeſprungen, das Schwert in der Hand, und ſteht in Verteidigungsſtellung an der Wand.
Sir Douglas tritt ein.

Sir Douglas:

Brüll nicht ſo, altes Vieh, ſonſt mach ich Dich
ſtumm! — Was ſoll werden? Sollen wir uns hier
im Paternoſterbeten üben, was?
bis uns der Teufel bei der Gurgel nimmt
und wir, wie ſchott'ſche Hammel, ärſchlings baumeln,
jeder mit einem Schnitte durch den Hals?
Denkt dran, weshalb wir hier ſind, Gentlemen;
ſonſt war dies ein verfluchtes Spiel, ſo albern
als ſinnlos. In den Ställen regt ſich's und
Mägde und Knechte kriechen aus dem Stroh.

Arne:

Hölliſche Trias! Schuft! biſt Du der dritte
in dieſem Bund ehrloſer Schurken? Seid
Ihr Schotten? Seid Ihr Männer? Seid Ihr Menſchen?
Wenn Euch jetzt Eure Mütter ſehen, Ihr
ſchlechten Halunken, Eure braven Mütter, Euch,
Ihr Abſchaum! Auf Euch ſpeien würden ſie
und Euch wie Krötenlaich verleugnen.

Sir Douglas

will nach Arne ſtoßen. Der Alte packt ſeinen Arm, ſchüttelt ihm das Meſſer aus der Hand. Es fliegt in den Winkel. Douglas hinterher. Er knickt ins Knie:

Nicht übel. Brav. Ein leidlich feſter Handgriff.

Elſalil ſtürzt ſchreiend ins Zimmer und ſucht den Ausgang zu gewinnen.

Elſalil:

Hilfe! Sie morden uns! Zu Hilfe, Hilfe!

Sir Archie:

Was iſt das?

Sir Donald,

der Elſalil ergriffen hat und ihr den Mund zuhält:

'ſ iſt kein Engel Gottes, Sir,
ne Dirne, weiter nichts, wie tauſend andre,
und gleich ein toter Leichnam und nicht mehr.

Sir Archie

fällt Donald in den Arm, der Elſalil niederſtoßen wollte:

Halt! Wartet! Wohin führt das? Sollen wir
wehrloſe Kindlein niedermetzeln? Nicht doch.

Sir Douglas:

Treibt keine Narrheit, kommt zu Sinnen, Lord;
verläßt Euch jetzt Beherztheit, wo ſie not tut,
ſo wünſch ich Euch zum Teufel hinterdrein.

Sir Archie:

Was ſagt Ihr?

Sir Douglas:

Drückt Euch, Sir, und laßt uns machen.
Es geht auch ohne Euch. Sir Donald, Ihr
macht's kurz, verleidet ihr das Schrein für immer.

Berghild ſtürzt herein.

Berghild:

Sie morden meine Schweſter. Hilfe, Hilfe!

Berghild hat Sir Donald von rückwärts um den Hals gepackt und würgt ihn. Er verſucht ſie abzuſchütteln.

Sir Donald:

In welche Schlingen fällt man hier?
Hält der ſcheinheilige Schuft Lemuren, die
Blut trinken und in Gurgeln ſich verbeißen?

Arne:

Berghild, komm zu mir! Rette Dich, komm zu mir!

Sir Archie

fängt einen nach Berghild geführten Meſſerſtich Sir Donalds ab:

Halt! Sie iſt ſchön und wacker, gebt ihr Friſt.
Statt zu entfliehn, kämpft ſie für ihre Schweſter.

Berghild:

Verruchte Höllenknechte, tötet mich,
Ihr feiges, ſchleichendes Gelichter, das
im Schutz der Nacht Wehrloſe meuchelt. Laßt
die andern leben, tötet mich, nur mich!
Ich mag die Welt nicht, die ich teilen müßte
mit Euch. Will nicht Menſch heißen, wenn man Euch
ſo nennt. Will keinen Tag mehr ſehn, der Euch
und mich zugleich mit ſeinem Lichte hudelt.

Sir Douglas:

Wie lange ſoll die Elſter weiter ſchwatzen . . .

Sir Archie:

Halt! Sie ſoll reden. Gebt ihr Friſt, Ihr kennt mich.
Nur wenig Atem iſt ihr noch vergönnt,

armſeliges Reſterzeug, zu ein paar Worten.
Was ſie draus macht, faſt iſt es mehr als Flickwerk.

Sir Douglas:

Habt Ihr nen Anfall Eures alten Übels,
Lord, und drückt Euch das Kreuz der Mannbarkeit?
Springt zu und laßt Euch tragen ſamt dem Kreuze.

Arne:

Läutet die Glocken! Läutet, läutet, läutet
die Glocken!

Man hört in der Tat durch die Geräuſche des Windes, bald ferner, bald näher, Glockenlaut.

Sir Douglas,
während er den Pfarrer immer wieder durch den Rücken ſticht:

Ja, die Glocken! Läutet, läutet die Glocken!

Arne:

Stoßt Ihr mich? Was gibt's? Ich falle!
Das tut Ihr meinen neunzig Jahren? Oh! —

Pfarrer Arne bricht zuſammen und ſtirbt. Eine augenblickliche Lähmung läßt alle verſtummen.

Sir Archie:

Was heißt das? Iſt er tot?

Sir Douglas:

Das will ich meinen.

Berghild wirft ſich in Sir Archies Arm:

Hilfe! Ich will nicht ſterben! Hilfe! Hilfe!

Sir Douglas:

Macht's kurz, Sir Archie.

Sir Archie:

Halt!

Sir Douglas:
Dann laßt es mich tun.

Sir Archie:
Niemand ſoll ſie berühren, ſag ich, niemand.
Wer ſie berührt . . . ich ſehe rot! — Ihr kennt mich.

Sir Donald:
Herr, wenn Euch Trunk und Tollheit ſinnlos macht,
ſo ſind wir Manns genug, Gewalt zu brauchen.

Sir Douglas:
Gewalt zu brauchen, ja, macht's kurz mit ihr,
denn leben darf ſie nicht.

Sir Donald:
Sie darf nicht leben.

Sir Archie:
Du darfſt nicht, hörſt Du, ſagen ſie. Du darfſt nicht!
Du darfſt nicht leben! und ſo ſtirb durch mich.

Berghild ſtirbt, von Sir Archie erſtochen.

Sir Douglas:
Jetzt heißt es waten, heißt es ſchwimmen, heißt
es übern Graben, an die Mauer! Pech
und Schwefel! Vorwärts! Leitern! Vorwärts!

Sir Douglas und Sir Donald ſtürzen davon durch die verhangene Tür. Noch ſteht Sir Archie, die tote Berghild im Arm. Elſalil iſt in der Verwirrung vergeſſen worden. Mit großen Augen verfolgt ſie alles, in den Hintergrund zurückgewichen.

Sir Archie:
Heilige Maria, Mutter Gottes! Oh,
welch eine Laſt iſt dies? Wo bin ich hier?

Und welcher Malſtrom riß mich fort und ſpülte
mich hier auf dieſe blutge Sandbank? Oder
wer lockte mich, ſo wie ein Kind der Irrwiſch,
in dieſen Blutſumpf? Oder wie verſtieg
ich mich in dieſe abgrundtiefe Kammer,
in dieſen Schacht, aus dem in Ewigkeit
kein Rückweg iſt? Vor allem: was, was ſucht ich?
Etwa die Laſt, die mir im Arm jetzt hängt?
Oh, weit gefehlt! Wie weit! Faſt ſollt ich lachen.
Gold ſucht ich! Futter für Huren und für Würfel!
Fraß für gefräßge, liederliche Nächte.
Aber nicht das! Bei Gott, nicht Dich! Nicht Dich!
Schwer hängt ſie, ſchwerer zieht ſie mich hinab.
Laß los, Du tote Jungfrau. Glaube mir,
die Wärme meines Leibes reicht nicht hin,
die weichende Lebensglut Dir zu erſetzen.
Dafür vermählſt Du Deine Kälte mir.
Wer hätte das gedacht, Sir Archie, wo
und wie Du Deine Hochzeit feiern würdeſt,
mit welcher Braut, an welchem Altar und
von welchem blutigen Pfaffen kopuliert!
Er läßt Berghild auf die Erde nieder und kniet neben ihr.
Müde. Ich bin ſehr müde. Meine Glieder
ſind ſeltſam abgeſchlagen, taub und leblos.
Nicht ſprechen und noch weniger denken! Wer
begreift dies? Dinget jemand, der im Schlaf
mich mordet! Durſt! Mich dürſtet nach dem Henker.

Dritte Szene

Gerichtszimmer beim Amtmann von Bohus. Amtmann und Schreiber ſitzen hinter der Schranke. Vor der Schranke ſtehen Pfarrer Arneſohn, Schiffer Frederik, der Bauer und ſeine Tochter Anne von Branehoek und Torarin neben ſeiner Nichte Elſalil. Das Mädchen ſitzt, ihr Geſicht iſt von unnatürlicher Bläſſe und hat einen verſtörten, ſtarren Ausdruck.

Amtmann:

Die Tat iſt furchtbar! Über alles Maß
entmenſcht und furchtbar! Wahrlich, ganz gewiß,
hochwürdigſter Herr Pfarrer Arneſohn;
doch mäßigt Euch, Ihr ſchädigt ſonſt, weiß Gott,
den Gang des Rechts und hindert die Entdeckung.

Arneſohn:

Das hoff ich nicht zu tun, Herr Amtmann! Nein!
Trotzdem ich Mäßigung in dieſem Punkt
zu üben nun und nimmermehr gewillt bin.
Wer ſie mir dennoch anſinnt, der begreift,
was mir geſchehn, was mich betroffen, nicht.

Amtmann:

Man weiß es, man begreift es.

Arneſohn, zu Elſalil:

Mädchen, rede!
Denn wozu anders hätte ſonſt Gott Dich,
nur grade Dich, gerettet aus der Mordnacht?
Dich, die Geringſte unter allen faſt,
trug Gottes Racheengel durch das Blutbad,

damit ein Zeuge ſei und auch ein Zeugnis
wider die ſchwarzen Beſtien des Abgrunds.
Amtmann:
Wir wiſſen, wie es mit dem Mädchen ſteht:
das Schrecknis, deſſen Zeugin ſie geweſen,
hat ihren Geiſt zerſtört. Ihr hörtet ja,
daß ſie auf Euer dringlichſtes Ermahnen
nur dunkle, ungereimte Reden ausſtößt.
Nein, dieſer Zeugin Zeugnis bleibt heut wertlos;
vielleicht nicht ſo in Zukunft, wenn die Zeit
ihr ganz zerrüttetes Gemüt geheilt.
Geduld iſt's, die hier einzig fördern kann,
indes unzeitiger Eifer alles hindert.
Arneſohn:
Nichts von Geduld, Herr Amtmann, nichts von Zukunft!
Der Augenblick, das Heut, das Jetzt ſind alles.
Wer von Geduld und Zukunft ſpricht, der baut
den Tätern goldne Brücken, drauf zu flüchten.
Gibt ſo Juſtitia das Racheſchwert
dem Roſte preis, dann heißt es: hilf Dir ſelber,
Du, der umſonſt nach ihrer Hilfe ſchreit!
Amtmann:
Hochwürdigſter Herr Pfarrer, nehmt Vernunft an.
Bei Gott, ich möchte nicht gezwungen ſein,
Beleidigungen des Gerichts zu ahnden.
Arneſohn:
Herr, Herr, Ihr predigt leicht Gelaſſenheit;
denkt Euch in das hinein, was mir geſchehn iſt,

und dann verſucht es nochmals. Schlächter haben ...
bedenkt das: zu Solberga ſteht ein Pfarrhaus,
und Schlächter haben ... was ſie abgeſchlachtet,
ſind Lämmer oder Rinder, meint Ihr? Weit
gefehlt! 's iſt ein ehrwürdiger Greis: mein Vater!
's iſt die ehrwürdige Pfarrfrau: meine Mutter!
's iſt meine ... 's iſt mein liebſtes Kind ... erlaubt,
daß ich mich faſſe! — Berghild heißt ſie! Und
auf Böden, in den Ställen liegt umher
das Hausgeſinde mit durchſtochnen Gurgeln!
Ja! Zweifelt jemand dran? So iſt es! So!
Nicht anders! Und nun predigt Mäßigung.

Amtmann:

Nun, die Gerichtsbarkeit tut ihre Pflicht,
ſie hat ſich Säumigkeit nicht vorzuwerfen.
Es iſt geſchehn, was konnte — wird geſchehn,
was möglich, die Verbrecher zu entdecken,
gleichviel ob Ihr Euch mäßigt oder nicht.

Arneſohn:

Nie kann genug geſchehn in dieſer Sache,
nie iſt genug geſchehn, ſolange nicht
unſchuldiges Blut durch Mörderblut geſühnt iſt.
Wie will ein Menſch im Lande Schweden künftig
noch lachen, wenn dies Unnatürliche
fortan als blutiges Geheimnis laſtet
auf der entſetzten Chriſtenheit? Wer ſchließt,
vom König bis zum Bettler, noch ein Auge
nachts, wiſſend, daß die Täter ſolcher Untat

vom Angeſicht der Erde nicht getilgt ſind?
Nochmals beſchwör ich Dich, zu reden, Mädchen.

Amtmann:

Ich bin der Richter, und es ſteht bei mir,
bei keinem ſonſt, die Zeugen zu befragen.
Und hier ſind welche, die noch bei Verſtand ſind.
Du biſt der Schiffer Frederik?

Frederik:

Jawohl, Herr.

Amtmann:

Und Du dort der Fiſchhändler Torarin?

Torarin:

Jawohl, Herr Amtmann.

Amtmann:

Und Du dort der Wirt
zu Branehoek, und dies iſt Deine Tochter?

Bauer:

Ja, meine Tochter, Namens Anne, Herr.

Amtmann:

Nun alſo, Ihr, Ihr ſaht in jener Nacht . . .
Ihr alle hier ſaht drei verdächtige Männer,
die auf der Tenne Deines Hofes, Bauer,
ſich lange Meſſer ſchliffen?

Frederik, Torarin, Bauer, Anne:

Ja, ſo iſt's.

Amtmann:

Erzählt uns nun den Vorfall nach der Reihe.

Torarin:

Fang Du an.

Bauer:

Nein, ſang Du an, Torarin.

Torarin:

Laß Frederik beginnen, den ich ja
bereits bei Dir auf Deinem Hofe antraf.

Frederik:

Na ja, das waren ſo drei Kerls, Herr Amtmann.

Amtmann:

Wie ſahn ſie aus?

Frederik:

Gott ſtraf mich, bös, nicht gut!
Schwarz! Recht wie ſchwarze Teufel aus der Hölle.

Amtmann:

„Wildblume“ heißt Dein Schiff?

Frederik:

’ne Galeaſſe,
die feſtgefroren jetzt im Eiſe ſitzt.

Amtmann:

Wie kamſt Du auf den Hof, was hatteſt Du,
Schiffer, ſo ſpät in Branehoek zu ſuchen?

Frederik:

Gott helf mir, ganz was andres, als ich vorfand.

Amtmann:

Was war’s?

Frederik:

Herr, ’ne Wehmutter ſucht ich, weil
mein Weib an Bord in Kindesnöten lag
und nirgend keine Hilfe.

Er weint.

Amtmann:
Torarin,
wie kamſt Du auf den Hof?
Torarin:
Mit Seefiſch. Ich
wollte die Nacht noch weiter auf den Pfarrhof
zu Pfarrer Arne, weil das ſo der Brauch war
ſeit vielen Jahren.
Amtmann:
Welches war der Brauch?
Torarin:
Daß ich den Dorſch ihm brachte zum Geburtstag.
Arneſohn:
Und mit dem Brauche grade bracheſt Du
zum erſtenmal, als ebendieſer Brauch
des teuren Mannes Leben retten ſollte.
Torarin:
Das hab ich ſelber ſchon gedacht, Herr Pfarrer.
Gott weiß, wie ſehr mir mein Gewiſſen zuſetzt.
Und doch war's dieſe Nacht, als hätte ſich
der Himmel ſelber wider das verſchworen.
Amtmann:
Erzähl!
Torarin:
Zuerſt, als ich im Hofe einfuhr,
war mir's, als ſäße mir 'ne Mück im Ohr
und ziſchte. Dacht ich bei mir: he, was iſt das?
Das muß wohl eine Satansmucke ſein
im Frei'n, bei Vollmond, wenn es Stein und Bein friert.

Arneſohn, ungeduldig:
Ja, Du biſt jener Kluge, Torarin,
der Mücken ſeihet und Kamele einſchluckt.
Amtmann:
Herr Pfarrer, unterbrecht nicht! Weiter!
Torarin:
Nun,
da ſprangen die Mordkerle aus der Scheune.
Das kam ſo ſchnell, Herr Amtmann, daß ich gar
nicht recht mal wußte, ob es bloß ein Traum war.
Sie führten wirre Reden, nannten ſich
ja doch Luſtſpringer, Iltis, Marder, Hecht!
Wollten auf einen Jahrmarkt und weiß Gott was.
Amtmann:
Und fragten auch dabei nach Pfarrer Arne?
Arneſohn:
Das taten ſie, das gibt den Ausſchlag! ja.
Du hätteſt rennen müſſen durch den Eisſturm,
durch Eis und Feuer, barfuß meinethalb,
um meinem Vater die Gefahr zu melden.
Und wärſt Du, mit der Warnung auf der Zunge,
verröchelt auf der Schwelle zu Solberga.
Torarin:
So iſt's, das ſtreit ich nicht. Mir ſollt es recht ſein.
Arneſohn:
Denn was warſt Du dem teuren Gottesmann
nicht alles ſchuldig! Deine Schweſter ſtarb
in Sünden, eines grauenvollen Tods,

und ward begraben außerhalb des Kirchhofs.
Des Sündenkinds, das ſie geboren hatte,
mein edler Vater nahm ſich ſeiner an:
hier hockt es! Und er hielt ſie wie 'ne Tochter.

Torarin:

Habt Mitleid!

Arneſohn:

Was iſt Mitleid? Hatten die
Bluthunde etwa Mitleid? Fand das Flehn
der armen Opfer um ihr Leben wohl
Gehör bei jenen Ungeheuern, die
mein Liebſtes ohne Gnade meuchelten?

Amtmann:

Nun ſei's genug, Herr Pfarrer! Jetzt kein Wort mehr.
Ich beuge mich vor Eurem Schmerz, allein
unedel iſt's, wie Ihr dem ſchlichten Mann
zuſetzt. Es geht nicht an, ſonſt irgendwem
die Schuld an jener Untat zuzuſchieben
als ihren Tätern ſelbſt. Erzähle nun,
was Du erlebteſt, was Dich hinderte,
bei guter Zeit auf der Pfarrei zu ſein.

Torarin:

Gott, Gott! — Der Wind, der Schnee hat mich gehindert.
Schneewehen, haushoch, deckten Weg und Steg;
zu zwein ſelbſt, Schiffer Frederik war mit mir,
gab's mit dem Schlitten bald kein Vorwärtskommen.
Da blieb mir nur der Umweg übers Eis.
Die Luft war ſtill und klar bis dahin. Ja,

bis dahin. Plötzlich aber brach ein Sturm los,
daß alle Sterne nur ſo fackelten. —
Da konnten wir auch übers Eis nicht weiter.
Gelt, Frederik, wir haben uns geſtemmt
gut eine Stunde an der gleichen Stelle.
Der Himmel weiß, wie mir zumute war,
doch einem Menſchen kann ich's nicht erklären.
Was war das für ein Sturm? Wer will es ſagen?
Erſtlich der Teufelsſpuk zu Branehoek,
und jetzt das Höllenwetter auf den Buchten ...

Arneſohn:

Mein Vater war ein Streiter Gottes, war
untadeligen Lebens: meineſt Du,
daß über einen ſolchen Gottesmann
dämoniſches Geſchmeiß der Hölle Macht hat?

Amtmann:

Du fandeſt Deine Frau in Kindesnöten,
Schiffer?

Frederik:

So war's. Wir hörten ihr Geſchrei
'ne Meile ſchon von Bord her durch die Sturmnacht.

Amtmann:

Und weil Du Dich auf mancherlei verſtehſt,
ſo bat er Dich, dem Weibe beizuſtehn,
und Du ſtiegſt mit an Bord, ihm zu willfahren?

Torarin:

Nicht anders war's.

Arneſohn:
Indes verfloß die Zeit,
der Pfarrhof ward den Mördern preisgegeben.
Amtmann:
Du ſahſt, ſo ſteht im erſten Protokoll,
öſtlich von Deck die Röte eines Brandes?
Torarin:
Was ſoll ich weiter ſagen? Ja doch, ja,
und ich beeilte mich, obſchon ich nicht
von weitem an Solberga dachte oder
es brenne etwa Pfarres Arnes Pfarrhof.
Amtmann:
Nun ſagt das Protokoll, Du ſeieſt Leuten
begegnet . . .
Torarin:
Nicht begegnet. Stimmen hört ich
von Männern, die ein Pferd antrieben. Hüh!
und Hott! klang übers Eis und pfeifender
Laut von geſchwungner Peitſche. Und, Herr Amtmann,
mir ſtand das Blut ſtill, ich geſteh es Euch,
ſo grauſig und geſpenſtiſch klang es.
Amtmann: Wohl,
die Laute ſchwanden auf die Wacke zu,
die wie ein großer See im Eis ſich auftut.
Torarin:
So war's, bei Gott. Und dann mit einemmal
kam Höllenlärm von dorther, von der Wacke,
als wären tauſend Teufel aufgeſcheucht

und Hunderttauſende verdammter Seelen
kreiſchten verzweifelt durcheinander. Ein
Gewölk von taumelndem Gefieder, ſchwarz,
ſtieg in die Nacht und faſt bis an die Sterne.

Arneſohn:

Und daraus wird der Schluß gezogen, daß
die Mörder dort ertrunken ſind: mit Unrecht!
Ich kenne dieſe Weiſe längſt genugſam,
ſie iſt ein Schlaflied der Gerechtigkeit.

Amtmann:

Ihr irrt, Herr Pfarrer.

Arneſohn:

Meines Vaters Gold
hat man auf einem Schlitten fortgeführt,
das Fuhrwerk zog der alte Pfarrhausſchimmel;
dies iſt gewiß! Niemand beſtreitet auch,
daß Gaul und Schlitten unterm Eiſe faulen.
Die Mordgeſellen aber ſtrichen ab,
die fernre Spur nach Möglichkeit verwiſchend: —
gelang es, den Verfolgern weiszumachen,
ſie ſeien eingebrochen und ertrunken,
dann konnten ſie erſt recht in Sicherheit
ſich mäſten an den Früchten ihrer Schandtat.

Amtmann:

Du kamſt der Wacke nah. Sprich, Torarin.
Sprich frei heraus und laß Dich nicht beirren.
Du neigſt, ich weiß es, jener Meinung zu,
die hier Herr Arneſohn ſo ſchroff beſtreitet.

Torarin:

Das tu ich, ja, Herr Amtmann.

Amtmann:

Gib den Grund an.

Torarin:

Nun ja. Ihr wißt, wo ich das Mädchen fand.
Zehn Schuh weit von dem Rand der Wacke kaum
nahm ich für tot ſie auf. Als es geſchehn war,
da kamen ſchon die Leute von Solberga
und ſprachen durcheinander von der Mordtat.
Ich traute meinen Ohren nicht. Ich griff
mir an die Stirn, kniff ſelbſt mir in den Arm,
ſagt ſelbſt: dies mußte wohl ein böſer Traum ſein.
Doch endlich ward mir klar, daß es kein Traum war.
Mit beiden Händen griff ich meine Schläfen,
weil ich beinah von Sinnen kam. Und ſie
ſchrie immerzu: Die Mörder ſind ertrunken.

Arneſohn:

Sie log! Sie weiß es anders! Ja, bei Gott!
Zwar nicht aus freiem Willen log ſie, nein:
der Hurenbuben und der Mörder Schutzgeiſt,
er kreiſcht heraus, was ſie nicht ſagen will,
und was ſie ſagen will, hält er gebunden.
Seht ſie doch an! Scheint nicht ihr Geiſt geſchloſſen
mit Ketten? Gleitet über ihr Geſicht
nicht grübleriſche Qual der Ohnmacht? Kurz:
hier iſt die Wiſſende! Hier iſt ſie! Hier!

Sie iſt und bleibt das Werkzeug der Vergeltung. —
Scheinſt Du jetzt blind, einſt wirſt Du wieder ſehn
und mit den Fingern weiſen auf die Täter. —
Wir werden mit ihr beten, werden den
Feind Gottes in ihr Tag und Nacht bekämpfen
mit Gott und Gottes Wort. Und Du wirſt nicht
noch einmal etwa, als ſaumſeliger Chriſt,
der Hölle Vorſchub tun. Ihr Plan war fein
und dennoch wohl durchſchaubar: denn es galt,
den Gottesmann, des Glaubens feſten Eckſtein,
in Schmach zu ſtampfen und zu ſchleifen, und
das Volk ſoll wiſpern: nun da ſieht man's, wes
Geiſtes die Arnes und die Arneſohns
im Grunde ſind. Gott ſelbſt hat ſie verworfen!
Wohl alſo! Nein, nicht ſo, Herr Lucifer!
Ich denke mich nicht drein zu finden, und
der Herrgott wird dies auch nicht wollen, nein!
Nein, nein und nein! Ich ſage nein! Gewiß nicht!
Und fügt ſich's anders, ſollte etwa Gott
ſchweigen, das Rachewort, das Richterwort
nicht ſprechen, fällt ſein Ratſchluß etwa ſo,
daß Er und auch die Tat in Nacht verhüllt bleibe,
ſo bin ich ferner Seines Dienſtes unwert.
Dann ſteht die Kirche voller Flammen und
der Herde Schickſal iſt beſiegelt. Ich,
der Hirte aber, bin vielleicht alsdann
Wolf unter Wölfen noch und reiße Lämmer.

Er läuft hinaus.

Amtmann:

Bei Gott: ein wilder, hünenhafter Mann.
Wie lebt in ihm die Kraft des toten Vaters!
Welch ein Geſchlecht! Kein beßres kennt der Nord.

Vierte Szene

Ein kleiner Ausſchank neben dem Kramladen im Häuschen des Krämers Torarin. Über eine Stufe, durch ein nur verhangenes Pförtchen rechts gelangt man in den Laden. An der Rückwand iſt ein Fenſterchen. Auf dem Brettchen Meerzwiebel und Aloe. Links an der Wand offener Herd mit Rauchfang. Davor wiederum ein verhangenes Türchen. Es verbindet mit dem Schlafſtübchen. Vor dem Kamin roher, länglicher Tiſch und Holzſchemel. — Die Winterſonne fällt grell durch das Fenſter. — Man hört draußen Dudelſackmuſik und zeitweilig das Jauchzen tanzender Männer. — Unweit des Herdes ſitzt **Kathrin** mit einem Strickſtrumpf. — Die Ladenſchelle klingt. In der nach dem Laden führenden Tür erſcheint **Sir Archie**. Er iſt in dem prächtigen Aufputz eines Feldobriſten der ſchottiſchen Söldner. Der Strolch aus der Mordnacht iſt in ihm nicht wiederzuerkennen. Seine Bewegungen ſind langſam und vornehm. Allerdings hat ſein Betragen im ganzen etwas Lauerndes.

Sir Archie:

Verzeiht, Ihr wackren Leute.

Kathrin, die ihn bisher nicht bemerkt hat, erſchrocken:

Herr, was wünſcht Ihr?

Sir Archie:

Ihr habt da einen Kram, ich will was kaufen.

Kathrin:

Ging denn die Schelle?

Sir Archie:

Oh, ganz tüchtig, Frauchen,
ganz laut, ſo daß ich wie ein Dieb mir vorkam.
Wenn Ihr den Laden ſo allein laßt und
es auch nicht hört, wenn Eure Schelle lärmt,

ſo kann es Euch paſſieren, guten Leutchen,
daß man Euch wirklich mal die Kaſſe ausraubt.

Kathrin:

Ja, ja, da habt Ihr wahrlich recht, mein Herr. —
Was darf es ſein? Womit kann man Euch dienen?

Sir Archie:

Verzeiht, ich bin zu lang für Eure Tür.
Erlaubt, daß ich eintrete.

Kathrin:

Oh, die Schwelle.

Sir Archie,

der eine Stufe nach unten überſehen hat und geſtolpert iſt:

Pardauz! Hier fällt man mit der Tür ins Haus.

Kathrin:

Wir ſind nicht abergläubiſch, nehmen's nicht
als ſchlimmes Zeichen.

Sir Archie:

Recht ſo, nein, ich auch nicht.

Verzeiht, wenn ich mich ſetze.
Er tut's.
Ich bin fremd hier,
nicht grade in Schweden, aber hier zu Marſtrand!
Da iſt mir vieles, was ich ſehe, neu:
der Leute Sitten und Gebräuche, wie
ſie hauſen und ſo fort. Ihr habt's hier traulich.

Kathrin:

Wenn's Euch bei uns gefällt, Herr, rückt heran,
wärmt Euch nen Augenblick an unſerm Feuer.

Sir Archie:

Ihr ſeid ſehr gütig. Doch ganz unbeſorgt!
Ich falle Euch gewiß nicht läſtig.
Sagt,
die Schotten, die hier draußen ſich beluſtigen
und dies und das aus Eurem Laden kaufen,
betragen ſie ſich recht, ſo wie es ſein muß? —
Habt Ihr zu klagen, haltet nicht zurück!

Kathrin:

Sie ſind beſcheiden und bezahlen redlich.

Sir Archie:

Nun, Gott ſei Dank: denn dies iſt ihre Pflicht.
Seht doch, da hängt das Bildnis meines Königs
und mehr des Euren allerdings. Doch diente
ich Seiner ſchwediſchen Majeſtät, bin ich
auch Schotte. Und ſie war mir ſtets,
ich möchte ſagen, ein huldreicher Freund. —
Allein, mir kommen Zweifel. Dies iſt doch
der Schank und Kram des Händlers Torarin?

Kathrin:

Gewiß. Da ſeid Ihr ganz am rechten Orte.

Sir Archie:

Sprecht, fragte wohl ſchon jemand nach Lord Archie?

Kathrin:

Bis jetzt, Euer Gnaden, nein, ich wüßte nicht.

Sir Archie:

Niemand? Wie?

Kathrin:

Und wer ſollte das wohl ſein?

Sir Archie:

Ein Schiffspatron, der Ladung hat nach Leith
und der uns mit nach Schottland nehmen könnte.

Kathrin:

Das möchte wohl für Schiffer Frederik
ein Handel ſein.

Sir Archie:

Ja: Frederik, ſo heißt er.

Torarin kommt, winterlich vermummt, aus dem Laden herein.

Torarin:

Gott ſei mit Dir, Kathrin!

Kathrin:

Da iſt mein Bruder.

Sir Archie:

Ah ſo, Ihr ſeid nicht Schiffer Frederik?

Torarin:

Der bin ich nicht, Euer Gnaden, mit Erlaubnis,
doch komm ich von ihm her und habe Botſchaft.
Wir hatten beide wiederum Verhör —
will heißen, Herr, Gerichtstermin zu Bohus.

Kathrin:

Schon wieder war Termin?

Torarin:

Ja doch! ſchon wieder!
und wird noch oftmals ſein und immer nutzlos,
ſo ſehr auch Pfarrer Arneſohn ſich abmüht. —

Der Schiffer Frederik läßt ſich entſchuldigen,
Eure Lordſchaft. Doch ſein Weib iſt ſterbenskrank
und wird ſich wohl vom Bett nicht mehr erheben. —
Kathrin:
Nun, Herr, iſt's dieſes Schiff nicht, iſt's ein andres,
Gelegenheit nach Schottland gibt's genug.
Torarin:
Ja, ſie hat recht. Nun denke doch, Kathrin,
ſchon hat man wieder eine neue Spur.
Sie führt zu den Seeſchuppen hier in Marſtrand.
Der Pfarrer ruht nicht.
Sir Archie:
Welcher Pfarrer ruht nicht?
Torarin:
Sie ruhen beide nicht: der Tote nicht,
noch der Lebendige, des Toten Sohn.
Und mir, vor allem, läßt es keine Ruhe.
Sir Archie:
Man ſagt, Ihr ſchenktet hier den beſten Branntwein;
man kann es brauchen, gebt mir doch davon.
Ein Pfarrer iſt geſtorben? . . . Von was ſpracht Ihr?
Torarin:
Wenn Ihr ſo fragt, ſo muß ich glauben, Herr,
Ihr wißt von dem nichts, was in aller Mund iſt.
Sir Archie:
Beinahe ſcheint es ſo. Was iſt es denn?
Torarin:
Die grauenvolle Bluttat von Solberga.

Sir Archie:

Halt, doch vielleicht! Mir dämmert etwas. War
das wohl . . . gleich, gleich . . . gewiß! hieß er nicht Arne?
Man ſprach von einem Gottesmann und Geizhals.

Torarin:

Daß er unrecht erworbnes Gut gehäuft,
iſt nichts als eitel Lüge und Verleumdung.

Sir Archie:

Doch war der Pfarrer reich? Sagt! Oder iſt
auch das ein Märchen nur von böſen Leuten?

Torarin:

Ach, reden wir von anderen Dingen, Herr!

Seufzend, ſeine Bewegung verbergend, geht Torarin ins anſtoßende Zimmer.

Kathrin:

Eure Lordſchaft hörten, wie mein Bruder ſeufzte.
Ich bitt Euch, laßt ihn, fragt nun weiter nicht.
Und diene Euch zu wiſſen, hoher Herr,
daß drei entmenſchte Wichte, wie man meint,
wie reißende Tiere nachts ins Pfarrhaus zu
Solberga brachen, ſengten, plünderten
und alles ohne Gnade meuchelten,
vom alten Pfarrer bis zur Enkelin,
Knecht, Magd, Vikar und alles, was darin war.

Sir Archie:

O, o, iſt das ein Ding, was heut geſchah,
oder ne Moritat aus alten Zeiten,
von der nur noch ein unverbürgt Gerücht geht?

Kathrin:
Es iſt ein Ding, was heut geſchah, Eure Lordſchaft.

Sir Archie:
Und von den Tätern hat man keine Spur?

Kathrin:
Die Täter ſind im Hackefjord ertrunken.

Sir Archie:
Im Hackefjord? — wie das? — der dick vereiſt iſt?

Kathrin:
Sie haben in der Sturmnacht ſich verirrt.
Den Raub fortführend auf des Pfarrers Schlitten,
den Schimmel der Pfarrei davorgeſpannt,
gerieten ſie in eine offne Stelle.

Sir Archie:
Daß ſie ſo endeten, gilt für gewiß?

Kathrin:
Bei allen nicht, allein die meiſten glauben's.

Sir Archie:
Doch ſpricht man ja von einer neuen Spur,
wie Euer Bruder ſagt, hierher nach Marſtrand.

Kathrin:
Spricht er davon, ſo glaubt er nicht daran.

Torarin kommt wieder herein.

Torarin:
So iſt's. Sie hat nicht unrecht, Eure Lordſchaft.
Ich ſah die Mörder vor der Tat, als ſie
im Hof zu Branehoek die Meſſer ſchliffen.
Nun kenn ich jeden Menſchen hier zu Marſtrand.

Ich kenne jedes Gäßchen und Quartier,
faſt alles fremde Volk, was ſich am Hafen
herumtreibt: und da ich nichts denken kann,
als wie ich Pfarrer Arnes Mörder finde
und auf den Richtblock bringe — 's iſt ſo, Herr —
ſo hätt ich ſie zu Marſtrand längſt entdeckt.
Denn auf den erſten Blick müßt ich ſie kennen. —

Sir Archie:

Wie ſahn ſie aus? Du ſagſt, Du habeſt ſie
erblickt, als ſie, ich weiß nicht, was verrichtet.

Torarin:

Häßliche Teufel waren's, alle drei.
Berußt, wie Kohlenbrenner. Nüſtern, wie
von Pferden. Wülſtige Mäuler, feucht und rot.
Rote Pupillen, weißgefletſchte Zahnreihn.

Sir Archie ſteht auf:

Was macht die Zeche, Frauchen?

Kathrin:

Oh, es lohnt nicht.
Will denn der gnädge Herr ſchon wieder gehn?

Sir Archie,

mit Bezug auf die zunehmende Dudelſackmuſik und den Tanzlärm vor dem Haus:

Die Leute draußen werden mir zu luſtig.

Elſalil erſcheint und ſchreitet langſam quer durchs Zimmer gegen die Ladentür. Sie ſtreckt beide Hände vor und hat den Kopf zurückgelegt, wie eine Blinde. Sie findet ihren Weg langſam und nachtwandleriſch. Ihr herrliches, blondes Haar fällt offen faſt bis zu den Ferſen. Sie trägt nur ein langes, um die Hüſten zuſammengenommenes Hemd und gleicht ſo genau Berghild in der Mordnacht. Das Fleiſch des Mädchens in ſeiner Bläſſe, die ganze Erſcheinung hat etwas Immaterielles.

Sir Archie,
vom Augenblick an, als er Elſalil erblickt, zur Bewegungsloſigkeit erſtarrt:

Was gibt's —

Kathrin, die Elſalil im Rücken hat:

Was ſteht zu Dienſten, Eure Lordſchaft?
Iſt Euch nicht gut, Herr?

Sir Archie:

Nein! Ihr trefft es.

Kathrin:

Riecht
in Eſſig! Eſſigwaſſer, Torarin!

Torarin:

Stützt Euch an mir, Herr! So! Was ſtieß Euch zu?

Sir Archie:

Boshafter Höllenzwang. Laßt. 's iſt vorüber.

Kathrin:

Wie ſo etwas nur plötzlich kommen kann?
Eure Lordſchaft ſind ganz grün im Antlitz.

Sir Archie:

Laßt nur.
Mir tunkt was auf im Hirn. Ich weiß es ſelbſt nicht,
was dieſe tolle Äfferei bedeutet. —
Nun iſt es gut. Es iſt nun fort! Nein, nein!
Verdamm mich Gott! Das half! Es iſt verſchwunden.

Die Erſcheinung Elſalils hat ſich in der Tat während der letzten Worte durch die Ladentür entfernt.

Mein Becher! Ah!

Er ſtößt ihn aus Verſehen um, ſo daß er auf die Diele rollt.

Ihr ſeht, ich bin ein Tölpel!
nicht nur ein Narr, ein Schwächling oder ſonſt was.
Nochmals den Becher bis zum Rand voll Branntwein.

Kathrin:

Da habt Ihr recht, das ſtärkt das Herz, Mylord.

Kathrin geht und verſchwindet, um den Branntwein zu holen, im Laden.

Sir Archie:

Wo blieb mein Schemel? Gebt. Ich muß mich ſetzen:
das heißt, ich will. Das Übel iſt vererbt,
es ſtammt aus dem Geſchlecht der Thans von Roß,
durch eine Urgroßmutter eingeſchleppt.
Ihr ſeid erſchrocken! Welch ein dummer Zufall!
Ich auch! Ich ſelber war erſchreckt, weiß Gott.
Wir ſind doch alle Binſen vor dem Herrgott.

Toraxin:

Aß Euer Gnaden etwa ſchlechten Fiſch?
Dagegen hilft armeniſche Erd in Eſſig.
Oder habt Ihr den böſen Anfall oft?

Sir Archie:

Nicht oft. Den letzten hatt ich vor dem Feldzug.
Doch eben der, der Feldzug, war beſchwerlich,
Ihm dank ich's, wenn das Übel wieder ausbricht. —
Genug. Vergeßt's! 's iſt nicht der Rede wert.

Tauſend! Ich bin in Todesſchweiß gebadet. —
Gemach, gemach! Es ſtirbt ſich nicht ſo leicht.
Kathrin kommt mit dem Branntwein.

Kathrin:
Das Mädchen iſt im Laden, Torarin.
Denk doch, ſie ſteht und ſie hantiert herum,
als ob ſie wieder bei Beſinnung wäre.
Und doch iſt's nur im Traume, wie es ſcheint.
Wie kam ſie wohl, ſahſt Du ſie denn, durchs Zimmer?

Torarin:
Im Laden vorn iſt Elſalil? 's iſt ſeltſam.

Kathrin:
Ja, ſeltſam. Denn noch eben lag ſie feſt
auf ihrer Bettſtatt hinten in der Kammer,
von wo kein andrer Weg zum Laden führt,
als hier durchs Stübchen und an uns vorüber.

Torarin:
Saht Ihr ein Mägdlein durch die Stube ſchreiten?

Sir Archie:
Ich? Nein! Beim heiligen Blute Chriſti, nein!
Ihr täuſcht Euch! Nein!

Torarin:
Herr, ſeid nicht ungehalten.
Ein krankes Mägdlein lebt bei uns im Haus,
ein armes Waiſenkind und meine Nichte.

Sir Archie:
Wie? Was? Sprecht klar! Ihr macht mich ganz verwirrt.
Vergebt. Euer Stübchen iſt zu eng. Lebt wohl denn.

Jch bin gewohnt in freier Luft zu atmen.
Und hört: Macht meinen ſchottiſchen Jungen und auch mir,
wenn Euch dran liegt, ein gut Stück Geld zu nehmen,
die Fahrt nach Schottland aus und gebt mir Nachricht.
Jm „Goldnen Anker“ hab ich mein Quartier.

Er iſt aufgeſprungen, hat ſeinen Zobelmantel umgeſchlagen, Barett und Handſchuh genommen und geht. Vor der Ladentür ſtutzt er.

Wo iſt das Mädchen?

Torarin:

Welches?

Sir Archie:

Nun, Jhr wißt doch,
das unſichtbar hier durch das Zimmer ging.

Kathrin:

Seine Lordſchaft meinen unſre arme Nichte?

Torarin, *zu Kathrin:*

Jſt's richtig, was Du ſagſt: im Laden dort.

Sir Archie:

Wo? Hier im Laden? Wo ich jetzt hindurch muß?

Kathrin:

Herr, geht getroſt, ſie hört und ſieht Euch nicht.

Sir Archie:

O doch. Glaubt's nicht. Sie weiß wohl, was ſie vorhat.
Vielleicht kann man ſie durch den Verhang ſehen.

Er guckt vorſichtig, wie durchs Schlüſſelloch.

Torarin, *leiſe:*

Kathrin, der Herr beträgt ſich wunderlich,
mir ſcheint, es iſt mit ihm nicht ganz geheuer.

Sir Archie, mit Entſchloſſenheit:
Dies iſt kein Weg für mich. Ich bleibe hier,
und ſäß ich wie die Ratze in der Falle.
Er nimmt brüsk den verlaſſenen Platz am Tiſch wieder ein.
Frauchen, ein drittes Glas von Deinem Branntwein.
Kathrin:
Es iſt uns leid, wenn Euch das Mädchen ſtört ...
Sir Archie:
Dawider iſt am Ende nichts zu machen.
Am Ende pochen Weiber auf ihr Anrecht.
Torarin:
Kathrin, Du führſt ſie beſſer gleich zu Bett
und ſperrſt ſie diesmal ab in ihrer Kammer.
Wohl glaublich, daß ihr Anblick Euch entſetzt.
Denn ſie war bei der Mordnacht und entkam
ihr nur als ein lebendiger Leichnam, Herr!
Sir Archie:
Erzählt mir nichts Ich weiß genug. Ich weiß es.
Wofür hat ſie im Schlafe mich beſucht?!
Doch warum ſchnüffelt ſie ſo durch die Luft,
als ob ſie ſo was wie ein Mannsbild wittre?
Torarin:
Tut ſie denn das?
Sir Archie:
Ja doch, im Laden dort!
Torarin:
Sieh zu, Kathrin.
Sir Archie:
Nein, laßt. Sie kommt ſchon ſelber.

Torarin:

Ihr irrt, Herr, wir ſind ehrenhafte Leute.
Glaubt nicht, daß ſie von ſolchem Schlage iſt.

Sir Archie:

Wir werden ſehn.

Torarin:

Kathrin, bei Gott, da kommt ſie!

Sir Archie:

Nun alſo. Freilich. Und ich halte ſtand.
Hier liegt mein Flederwiſch. Wir wollen ſehen.

Langſam und genau wie das erſte Mal erſcheint Elſalil wieder, mit zurückgelegtem Haupt und geſchloſſenen Augen ſcheint ſie einer Witterung nachzugehen. Mit vorgeſtreckten Händen nähert ſie ſich in gerader Linie mehr und mehr Sir Archie. Dieſer hat mit den letztgeſprochenen Worten ſeinen Degen gezogen und vor ſich hingelegt. — Elſalil hat ſich nun Sir Archie ſo weit genähert, daß ihre Handflächen ſeinen Scheitel berühren. Langſam umfaßt er das Mädchen und zieht es auf ſeinen Schoß nieder.

Kathrin:

Sie weiß nicht, was ſie tut, Herr.

Sir Archie,

wild, befehlend, mit der Hand das Schwert berührend:

Packt Euch fort jetzt!

Torarin und Kathrin ziehen ſich erſchrocken zurück.

Nachtwandlerin, kommſt Du aus Gräbern? Sprich!
um mich am hellen Tage heimzuſuchen?
Und hat der alte Filz in ſeiner Grube
die größre Menge ſeines Guts verſteckt,
da Du auf Deinem Scheitel ſo viel Gold

mit Dir herauf ſchleppſt? Berghild heißeſt Du.
Der Alte rief Dich Berghild. Du geſtorbene,
eiskalte Jungfrau, die mein Stich durchdrang,
komm enger an mich, daß ich Dich erwärme.

Elſalil:

Ja, ja, ich friere! Wärme . . . wärme mich.

Sir Archie:

So flüſtr' ich Dir ins Ohr, weshalb ich hier bin.
Als Räuber, der nach Deinem Honig aus iſt.
Du ſchmelzendes Wachsgebilde mir im Arm,
Du kühles Wabenhaus, was pocht in Dir
ſo hart, ſo laut, als wollt es Dich durchbrechen?
Nein, nicht doch, hier ſind Hügel, und darunter
hämmert ein Bergmann, hämmert blondes Gold
im ſüßeſten der Schächte. Blond — wie blond! —
und jung — wie jung! Unwirklich-wirkliches
Geſchöpf aus Schnee, innen ganz voller Glut,
die fiebernd tritt auf Deine heiße Lippe.

Elſalil:

Ich habe Dich geſucht, Herr, weißt Du das?

Sir Archie:

O längſt! Ich weiß es längſt, wie Du mir nachſchleichſt.
So, näher, näher! — Und ich weiß es längſt,
daß keine Rettung iſt vor Deinen Küſſen,
und ob auch Deine Küſſe giftig ſind
und töten. Seit der Stunde, wo Du mich
mit blutgem Munde ſterbend küßteſt, brennt
und raſt in mir und höhlt mich aus das Gift! —

Ja, ich bin tot, obgleich ich lebe, wie
Du lebſt, obgleich Du tot biſt. Welch ein Daſein!
Doch nun iſt's gut, nun biſt Du bei mir.

Elſalil:

Ja,
nun bin ich endlich bei Dir.

Sir Archie:

Sieh, Du liebſt mich
mit wilder Glut, und doch nicht minder heiß
ſinnſt Du auf Rache. Haß und Liebe geben,
Empuſe, Dir Dein trügeriſches Daſein.
Ich weiß, daß Du voll Tücke biſt. Was tut's?
Du wirſt die Kehle plötzlich einmal mir
mit Deinem Wolfsgebiß durchreißen, wenn
Du ſcheinbar Dich in Liebesglut mir preisgibſt.
Was tut's? Es geht auf Tod und Leben, mag's doch.
Ein Höllenſpaß muß teufelsmäßig ſein,
hundsföttiſch toll, mit Englein iſt ſchlecht buhlen.

Elſalil erwacht, ſtutzt, reißt ſich los, ſpringt zurück:

Jeſus, Maria, Mutter Gottes, hilf mir!

Sir Archie

iſt ebenfalls aufgeſprungen, ſtreicht ſich über die Stirn:

Auch mir, wenn's ſein kann. Ich bin ganz von Sinnen.

Elſalil:

Was iſt mit mir geſchehn? Wer biſt Du denn?

Sir Archie, brüsk, ganz verändert:

Tu mir die Liebe, ſage erſt, wer Du biſt.

Elſalil:

Ich bin nicht Berghild. Ich bin Elſalil.

Sir Archie:
Berghild? Wer ſpricht von Berghild? Wer iſt Berghild?

Elſalil:
Berghild iſt meine Schweſter auf dem Pfarrhof.

Sir Archie:
Hier iſt ne Schenke und kein Pfarrhof, Kind.

Elſalil:
Bin ich bei Oheim Torarin?

Sir Archie:
So ſcheint es.

Elſalil:
Und wer biſt Du?

Sir Archie:
Ein Mann, ein Menſch, was mehr?

Elſalil:
Ich fürchte mich vor Dir! Ich rufe Hilfe!

Sir Archie:
Das wäre töricht, beides, Dich zu fürchten
und alſo auch das Hilferufen. Ich
bin nur im Kriege furchtbar, nicht im Frieden.
Der Müßiggang ſteigt mir zu Kopf. Mein Hirn
gärt und treibt Blaſen, wie ein ſtehender Wein.
Da, Krämersnichte, ſchwatz nicht, nimm das Goldſtück.
Wirft ſeine Börſe hin.

Elſalil:
Ich will kein Geld von Euch.

Sir Archie:
Dann laß es bleiben.
Er knöpft an ſeinen Handſchuhen.

Der Himmel mag es wiſſen, was mir einfiel.
Ich will nicht ſagen, daß Du häßlich biſt,
davon braucht nicht die Rede ſein am Ende.
Allein, vergleich ich Dich mit jener, die
mein nebelndes Gehirn mir vorgeſpukt,
ſo iſt der Irrtum mir ein wenig peinlich.

Elſalil:

Ich ſeh Euch nicht zum erſtenmal.

Sir Archie:

Warum auch?
Ganz Schweden kennt mich.

Elſalil:

Laßt mich ſinnen, Herr.
Ich war wohl lange krank und lag bewußtlos?
Mich traf etwas. Helft mir. Was war es doch?

Sir Archie:

Da ſieh Du zu.

Elſalil:

Ich kann mich nicht beſinnen.

Sir Archie:

Ich habe die Beſinnung wieder.

Elſalil:

Bleibt, Herr.

Sir Archie:

Für diesmal iſt es beſſer ſo. Ade!

Er geht. Elſalil ſchreitet ihm nach, der Ladentür zu. Als er verſchwunden iſt, erſcheinen Torarin und Kathrin.

Elſalil:

Wißt Ihr, wen ich jetzt eben ſah? Wer hier war?

Torarin:

Du haſt die Sprache wieder, Elſalil,
ſo war es wohl ein Wundertäter.

Kathrin:

Jeſus!

Fünfte Szene

Nacht. Mondſchein. Auf der Eisfläche des Sundes. Die eingefrorene und verſchneite Galeaſſe des Schiffers Frederik. Seinen Schlitten ziehend, kommt **Torarin** übers Eis. Im Schlitten ſitzt, vermummt, **Pfarrer Arneſohn**.

Torarin, indem er anhält und die Zuggurten ablegt:
Herr Pfarrer, wir ſind da. Dies iſt „Wildblume“,
die Galeaſſe Schiffer Frederiks.

Arneſohn:
Nun Gott ſei Dank! ſo helft mir aus dem Schlitten.

Torarin:
Iſt Euch die Weile lang geworden?

Arneſohn:
Nein.
Wenn man als Geiſtlicher den Leib des Herrn
zu einer armen Seele tragen muß,
die in der Todesnot darnach verlanget,
ſo hat man immer mit ſich ſelbſt zu tun,
daß man ſich würdig mache und ſich heilige.

Torarin:
Herr Pfarrer, ſoll ich nun wohl rufen?

Arneſohn:
Halt!
wart noch ein wenig. — Sage, Torarin,
von hier aus wo, wo liegt die offne Wacke?

Torarin:
Am Stern des Schiffs vorbei blickt gradezu.

Arneſohn:
Wo war es, als Du die Geräuſche hörteſt
vom Klatſchen einer Peitſche und von Stimmen,
die einen Gaul antrieben?
Torarin:
Das war dort,
von wo das Licht blinkt. Ein Zweimaſter hat's
an Backbord.
Arneſohn:
Gleich darauf mit einemmal
kam Höllenlärm von dorther, von der Wacke.
Biſt Du noch heut der Meinung, Torarin,
der Schimmel, ſamt dem Raube, ſamt den Mördern,
ſei dort hineingeraten und verſunken?
Torarin:
Der Schimmel iſt ertrunken, ſicherlich.
Er hätte ſonſt ſich angefunden. Ob
die Raubgeſellen tot ſind? Heut bezweifl' ich's.
Arneſohn:
Das labt. So leichten Kaufes konnte Gott
ſie nicht entkommen laſſen, nein, gewiß nicht.
Ich bin ein arger Sünder, Torarin.
Die Hoſtie, der ſüße Leib des Herrn,
der da geſagt hat: Liebet eure Feinde!,
ruht hier auf einer Bruſt voll Rachedurſt;
kann ſie nicht trinken, geht ſie dran zugrunde.
Du glaubſt nun ſelber, daß ſie leben. Sprich!
wie haſt Du Deine Meinung ſo gewandelt?

Torarin:
Kennt Ihr dies Geldſtück?

Arneſohn:
Nein! — Vielleicht! Zeig her!

Torarin
hat ein Geldſtück hervorgekramt, gezeigt und hingegeben:
Ein Silberſtück von fremder Prägung.

Arneſohn:
Ja.

Torarin:
Ein gleiches trägt die Nichte Elſalil,
als Talisman, geſchenkt von Pfarrer Arne.

Arneſohn:
Wo haſt Du's her? Wie kam's in Deine Hand?
Denn meines Vaters Schatz entſtammt es ſicher.

Torarin:
Ein Söldner zahlte ſeinen Trunk damit.

Arneſohn:
Ein Schotte?

Torarin:
Eben ja, ein ſchott'ſcher Soldknecht.

Arneſohn:
Du ſagſt, das Mädchen hat die Sprache wieder?

Torarin:
Das, was ſie ſpricht, hängt freilich nicht zuſammen,
es klingt verwirrt, jedoch ſie ſpricht und hat
dazu ein ſeltſam Weſen angenommen.
Sie ſitzt, ſie horcht! ſcheint mit dem Körper nur
da, mit der Seele weit entfernt zu ſein,

und immer iſt's, als ob ſie etwas ſuche,
was ihr, zu ſuchen, höhrer Wille auftrug.

Arneſohn:

Du ſiehſt, daß mein prophetiſches Gemüt
nicht trog. Glaub mir, ſie iſt das Werkzeug Gottes.
Pflegt ihrer ſorgſam!

Torarin:

Ja, doch das iſt ſchwer,
ſie ſchleicht ſich aus dem Haus, ſtreift durch die Gaſſen,
manchmal vergehen Tage, eh ſie heimkommt.

Arneſohn:

Dies kann im Plan des Himmels liegen, laßt ſie.
Nur muß man ſehr genau erkunden, wo
ſie auftaucht, wo umherſtreicht, nicht zuletzt,
was ſie auf ihren dunklen Wegen treibt.
Nun rufe denn, daß er die Leiter uns
herunterlaſſe. Knirſchen möchte man.
„Glaubt mir, es war kein Söldner", ſagt der Amtmann. —
So oft ſich meine Ahnung dahin wendet —
ja, mein Verdacht! der Richter ſchlägt mich nieder.
Ruf, daß wir weiterkommen.

Torarin:

Horcht doch, horcht doch!

Arneſohn:

Da fiel ein Stern.

Torarin:

Sind das nicht Stimmen, die
ein Pferd antreiben? Horcht doch, Peitſchenknall!

Arneſohn:
Täuſchung.
Torarin:
Nein, hört doch! Hört Ihr nicht das Wiehern?
Arneſohn:
Ich war nie furchtſam. Kämen ſie daher
zu zwein, zu drein, mir wären ſie willkommen.
Allein, ich bin gewitzt und glaub es nicht.
Mach es wie ich: mißtraue Deinen Sinnen.
Hätt ich Vertraun zu ihnen, wär ich längſt,
glaub mir, im Tollhaus. — Aber, was iſt das?
Torarin:
Ein Schwarm von Möwen ſenkt ſich in die Maſten.
Arneſohn:
Was haben ſie?
Torarin:
Je nun, man weiß es nicht.
Arneſohn:
Sie lärmen wild und kläglich durcheinander.
Es ſcheint doch, ſie verfolgen etwas.
Torarin:
Oder
warten auf etwas! — Doch nun nehmen ſie's
in ihre Mitte.
Arneſohn:
Was?
Torarin:
Das weiß ich nicht.
Arneſohn:
Wer furchtſam wäre, müßte ſchaudern, denn
faſt iſt es ſchauerlich.

Torarin:
Der Herr ſei gnädig
der armen Seele, die der Schwarm davonführt!
Arneſohn:
Wie ſtill iſt's nun geworden.
Torarin ruft:
Frederik!
He, Schiffer Frederik! ahoi! ahoi!
Frederik erſcheint an Deck ſeines Schiffes und blickt herunter.
Frederik:
Ahoi! Wer ruft da?
Torarin:
Ich bin's, Torarin!
Hier iſt der Pfarrer mit den Sakramenten.
Frederik:
Der Pfarrer kommt zu ſpät, die Frau iſt tot.
Torarin:
Ahoi! Was iſt? was gibt's? Sag es noch einmal.
Frederik:
Der Pfarrer kommt zu ſpät, ſie iſt geſtorben.
Arneſohn:
Fragt ihn, wann ſie geſtorben iſt.
Torarin:
Wann ſtarb ſie?
Frederik:
Erſt eben, Torarin, als Du mich anriefſt.
Torarin:
Wer ſich darauf verſteht: Ihr ſeht's, Herr Pfarrer,

auf was die Möwen warteten und was
die Vögel mit ſich nahmen durch die Nachtluft.

Arneſohn:

Nun iſt ſein Schiff ein großer Sarg im Eis. —
Komm, Torarin, wir müſſen ihn erklettern.

Frederik hat eine Strickleiter heruntergelaſſen. Er leuchtet mit einer Laterne, während Arneſohn und Torarin das Deck erklettern. Oben angelangt, verſchwinden alle drei. — Sir Douglas und Sir Donald kommen in der vornehm-prächtigen Tracht ſchottiſcher Feldobriſten langſamen Schrittes übers Eis.

Sir Douglas:

Ich ſag Euch, dort, nach Oſten, liegt die Wacke.

Sir Donald:

Ihr täuſcht Euch, Sir, Ihr täuſcht Euch ſicherlich.
Ich ſah das ſchwarze Loch im Eis ſich auftun,
kaum dreißig Schritt nach rechts — ſo hin — gen Weſt.

Sir Douglas:

Der Irrtum liegt bei Euch: unmöglich, Sir!

Sir Donald:

Ihr hörtet nicht das Seegevögel ſchnattern?

Sir Douglas:

Sir Donald, artet nicht Lord Archie nach:
wir ſind nicht alte Weiber bei der Kunkel!
Laßt Wacke Wacke ſein! Ein Enterich,
der drin ein bißchen plantſcht, ein Möwenſchrei
von oben her, ein Krach im Eis von unten,
kann eine Memme, keinen Kriegsmann ängſtigen.

Sir Donald:

Gut, gut, Sir Douglas. Ihr habt recht, ich bin,
ſeit ich den Marder ſah im Taubenſchlag ...
bin in der Tat ſeitdem ein wenig ſchreckhaft.
Auch will ich Euch geſtehn, der Augenblick,
als wir den Schlitten, ſamt der Mähre dran,
hinunterſtießen in die ſchwarze Lache,
lebt mir noch allzu deutlich im Gedächtnis.

Sir Douglas:

Und der Gedanke ſtammt von Euch, Sir Donald!
Ihr, faſt allein, Ihr habt ihn ausgeführt.
Nie hat ein Menſch Tollkühneres verrichtet,
denn unter Euch, bei Gott, brach ſchon das Eis.
Nun macht der Schatten Eurer Tat Euch zittern.

Sir Donald:

Der Schatten, ja, der Schatten!

Sir Douglas:

Beſter Oberſt,
wollt Ihr den Schatten los ſein, iſt's vergeblich,
denn ſeinen Schatten wirft ſo Hund, wie Lord.
Deshalb braucht Ihr die Schritte nicht beſchleunigen.
Ich trieſe ſo ſchon unterm Wams, mein Kopf
ſpeit, trotz der nächtigen Kälte, Feuer.

Sir Donald:

Ich,
ich friere, friere, Lord, am ganzen Leib,
dagegen ſcheint das Eis, auf dem ich ſchreite,
mir allerdings ein glühendes Roſt zu ſein.

Was ſoll ich's leugnen? Fort von hier, nur fort!
Hier in den Schären iſt das Fegefeuer,
und auf der Inſel Marſtrand iſt die Hölle.
Wohin mit uns, ſolang der Sund nicht auftaut?
Wenn einer manchmal manches vorher wüßte,
er würde manches manchmal ſchwerlich tun.

Sir Douglas:

Sir, ich bin kein Spitalweib, ſucht Euch eins.
Wer nichts von Sünde weiß, für den iſt Reue,
doch mir und jedem Sünder iſt ſie unnütz.
Der Teufel hol ein Ding, das ſtets zu ſpät kommt!
Kam etwa Reue jemals vor der Tat?
Und nach der Tat geſchäftig ſein, mit Worten
müßig bezüngeln, was nun doch geſchehn iſt:
was ſoll's und wozu dient's? Sagt mir den Sinn.
Befrüg ich jemals mein Gewiſſen, Herr,
ich wäre nie zehn Schuh im Tanz geſprungen. —
Was kommt dort übers Eis? Iſt's Euch genehm,
ſo treten wir ein wenig in den Schatten.

Sie ziehen ſich in den Schutz des Schlagſchattens zurück, den die Galeaſſe wirft. — **Sir Archie** kommt langſam übers Eis herangeſchritten.

Sir Donald:

Sir Archie, meiner Treu! 's iſt nur Sir Archie.

Sir Archie ſchrickt zuſammen und greift nach der Waffe:

Wer ſpricht dort?

Sir Douglas:

Hängt Ihr ſüßen Träumen nach,
ſo laßt's uns wiſſen, Lord, und wir verſtummen.

Sir Archie:
Was ſucht Ihr hier, Sir Douglas und Sir Donald?
Sir Douglas:
Gelegenheit nach Schottland, liebſter Lord.
Man wies uns von der Brigg, dort drüben, die
unweit der Schären feſtgefroren liegt,
zu dieſer Galeaſſe. Der Patron
löſcht ſeine Ladung, wie es heißt, in Leith.
Er ruft zum Schiffsbord hinauf.
Patron! Patron!
Sir Archie, *erſchrocken:*
Was brüllt Ihr ſo, Sir Douglas?
Sir Douglas:
Liegt dieſer morſche Kahn nicht wie ein Sarg?
Und wenn ich flüſtre, Sir, meint Ihr vielleicht,
daß der betrunkne Seehund drin je aufwacht?
Sir Archie:
Sucht ihn am Tag auf, nicht des Nachts. Bei Gott,
mit ſolchem Leichtſinn macht Ihr uns verdächtig.

Sir Douglas:
Wann iſt in dieſem Lande Tag, Sir Archie?
Seit Wochen ſchnuppern wir von Schiff zu Schiff,
gleich Pinſchern winſelnd, ohne Mut, zu bellen.
Auf Eure Art, wann kämen wir nach Schottland?

Sir Donald:
Ich ſtimme Seiner Lordſchaft zu, Sir Douglas,
Ihr laßt es fehlen an Behutſamkeit.

Sir Archie:

Dort drüben liegt ein Schiff, laßt uns dorthin gehn.

Sir Douglas:

Das wäre gut zwei Stunden übers Eis.
Und ſind wir endlich drüben angelangt,
ſo haben wir denſelben Tanz, wie hier
und ſtets mit Euch, ſeit Wochen ſchon, Sir Archie.
Stärkt Euer Seelchen, nehmt, mit Branntewein!
Er bietet ihm die Branntweinflaſche.

Sir Archie:

Nichts mehr von Eurem Branntwein, Gott verfluch ihn!

Sir Douglas:

Mir mundet der verfluchte Tropfen, der
mir, hölliſch meinethalb, den Leib durchwärmt.
Wer ihn des Übels Urſprung nennt, der irrt ſich.
Die Sterne ſind des Böſen Urſprung, und
wie die Planeten inklinieren, ſo
vollzieht ſich das Geſchick. Was ſind wir denn,
daß wir die Schuld von jenen Taten ſollten
auf unſre Schultern laden, die Gottvater
zuläßt und jene Himmelskörper tun?!
Der Teufel ſelber ſteht am Schleifſtein: wild
fahren die böſen Sterne durch die Nacht —
Seht dort! Seht dort! Seht dort! Seht, wie ſie ſchießen!
Soll ich vielleicht dem Schleifer Luzifer
ins Meſſer fallen, wenn es Gott nicht tun mag?

Sir Archie:
Sir Douglas, ſprecht nicht immer von dem Schleifſtein!
Was braucht Ihr immer dies verfluchte Bild . . .
Sir Douglas:
Glaubt mir, Ihr haltet Euch zu nüchtern, Lord.
Sir Archie:
Wohl, wohl, in einem Punkte bleib ich nüchtern
und würde nüchtern bleiben, pumpt ich mich
auch bis zum Halſe voll gebrannten Waſſers.
Pfui, pfui! Wer ſoll dawider beten? Gott . . .
ich meine jetzt den Gott der Gauner und
der Halsabſchneider! kurz — der Teufel weiß —
ward dies mir an der Wiege je geſungen,
ſo hat es meine Amme nicht gehört,
viel weniger meine Mutter und mein Vater.
Mich fröſtelt's. Ich hab Blei im Hirn und Blei
in allen Knochen. Käm der Häſcher jetzt,
Handſchellen legt ich ſelbſt mir an und ginge
mit Wolluſt unterm Beile ſchlafen. Pfui!
Sir Douglas:
Wenn ich Euch etwas wünſchen ſollte, Sir,
ſo wär's der tolle Mut, den Ihr verloren,
der wilde, frohe, der uns ſtets voranging.
Sir Archie:
Das war ſein Unglück, ſo kam er ins Stolpern.
Sir Douglas:
Der Mut bleibt aufrecht, ſtolpert gleich der Mann.
Ein Mann, der fällt, ſpringt auf und ſteht nachher

ſo feſt und feſter, als er je geſtanden.
Ich wünſchte . . .
Sir Archie:
Wünſcht nur! — Wären Wünſche nicht
ſo gut, wie Nieten in der Lotterie,
auch ich verlegte mich aufs Wünſchen. Nein,
unwiderruflich iſt der Stunden Schritt.
Des Lebenswagens Räder drehn ſich nie
rückwärts um ihre Achſe. Nimmermehr
ſteh ich als Lenker wiederum am Kreuzweg
an jener Stelle, wo die Gäule mir
durchgingen und die Zügel mir entſanken!
Verſucht's, Sir, ſchiebt den Wagen mir zurück;
wenn Ihr es könnt, wohl uns! Wo nicht: dann wehe!
Sir Douglas:
Nun, Euch gelingt's, Ihr tappt Euch rückwärts, Lord.
Mir liegt nichts dran, Kreuzwege zu umſchleichen.
Geſchehnes iſt nicht mehr! Geſchehnes war!
Was war und nicht mehr iſt, iſt nie geweſen.
Was geht's mich an, was nie geweſen iſt.
Sir Archie:
Ich geb Euch recht. Ja, ich beneid Euch. Nennt
mich immer eine Memme, wenn Ihr wollt.
Was tun? Ihr bliebet heil. Ich bin vergiftet.
Sir Douglas:
Vergiftet ſeid Ihr durch Untätigkeit!
Bricht hier das Eis und haben wir den Fuß
auf freier Woge, ſollt Ihr bald geſund ſein.

Sir Archie:
Dann hab ich immer noch das Gift im Blut.
Das Gift, das Gift, das mich mir ſelbſt verwandelt!
Vielleicht wär ich vergeßlich, ſo wie Ihr,
ſäß mir im Blut nicht dieſes Giftes Mitgift.

Sir Douglas:
Nun, bei Sankt Jakob, welche Schlange ſtach Euch?
Wo ſitzt der Otternbiß? — ich ſeh ihn nicht —
an dem Ihr eitert, heimlich blutend hinſiecht.

Sir Archie:
Der Otternbiß! Nicht übel, werter Lord.
Ihr kommt dem Ding ſo nah, es nimmt mich wunder.
Iſt Euch bekannt, daß Leichen beißen? Daß
ſie, ſchmatzend, ſelbſt ihr Leichenhemd aufzehren,
ja, in des Hungers Wut, das eigene Fleiſch?
Sie ſtehen auf. Sie wandern, gehen um,
fallen Lebendige an, ſo Wachende,
wie Schlafende . . . ihr Biß bringt Tollheit, gibt . . .
ein Biß nur, langſamen, qualvollen Tod.

Sir Douglas:
Glaubt ich an Vampyrn, ſtünd es um mich ſchlimm.
Wo nähm ich Nägel her, ſie feſtzunageln
in ihren Särgen? Schlieſt Ihr ſelber nicht,
wie oft, auf leichenüberſätem Schlachtfeld?
Hat je ein Toter Euch ein Haar gekrümmt?

Sir Archie:
Ja! Nein! — nein! ja und ja!

Sir Douglas:
Sagt, wann und wo?
Ein ſolcher Kaſus gäbe viel zu denken.
Sir Donald:
Ich weiß es wohl, was Seine Lordſchaft meint ...
wen Seine Lordſchaft meint, und will's Euch ſagen:
Sie meint das Mädchen, das in jüngſter Zeit
uns nachläuft.
Sir Archie erſchrickt, wendet ſich um:
Wo? — Ich mißverſtand Euch. Wohl,
ich leugne nicht, daß dieſes Mädchen mich
nicht nur verfolgt in Marſtrand durch die Straßen,
ſondern auch überall, wo ſie nicht iſt.
Es würde mich, wär ſie auf unſrer Spur
auch hier in Eis und Nacht, bei Gott, nicht wundern.
Sir Douglas:
Mich wundert nichts mehr in der Welt, Sir Archie.
Doch daß Ihr ne mannstolle Dirne, ein
bleichſüchtiges Wäſchermädchen, eine, die
für weniger als für ſechs Groſchen feil iſt,
als ne Lemure anſeht, macht mich ſtaunen.
Sir Donald:
Lemure hin, Lemure her, Lord Douglas,
hier iſt ein andrer Umſtand von Bedeutung.
Sie ſcheint das auferſtandene Ebenbild
nicht nur von einer, deren Tod Sir Archie
verbürgt, dieweil er eine ſichre Hand hat —
nein, wie ich geſtern ganz gewiß ermittelt,

war ſie des Pfarrers Arne Pflegekind
und iſt die andre Dirne aus der Blutnacht.

Sir Archie:

Sprecht nicht ſo laut, Ihr ſeid wahnwitzig, Lord.

Sir Douglas:

Iſt's wirklich, wie Ihr ſagt, dann ſchwatzt nicht, handelt!
Lockt das Lemürchen, wie man ſagt, aufs Eis,
gebt ihr den Gnadenſtoß und dann den Laufpaß;
und fehlt's Euch an Kurage, überlaßt
es mir, dem alten Pfarrhausſchimmel ſie
zum kühlen Grund des Meeres nachzuſenden.
Dort mäſte ſie die Fiſche.

Sir Archie:

Hört mich an:
denn gleich als wär's geſchworen auf die Hoſtie
gilt jedes meiner Worte. Ihr verſteht mich.
Wer weiter mordet, ja, wer dieſem Mädchen
auch nur die Haut ritzt, der verwirkt ſein Leben.
Er geht ſchnell ab.

Sir Douglas:

Iſt er verrückt? Was hat ihn ſo verändert?

Sir Donald:

Wir müſſen auf ihn Achtung geben, Lord.

Sir Douglas:

Er iſt vernarrt in das Lemürchen, ſcheint mir.

Sir Donald:

Feſt ſteht, daß erdas Fiſcherhaus umſchleicht,
in dem ſie wohnt. Und einmal hat er ſie,

als ſie ihm nachſchlich, aufgegriffen und
mit ſich in ſein Quartier verſchleppt.

Sir Douglas:

Ei! Ei!

Sir Donald:

Wer will denn wiſſen, ob der Grasaff nicht
dreſſiert, der Fratz nicht abgerichtet iſt
zum Gimpelfang? Das Hürchen hat vielleicht
den höheren Auftrag eines Galgenſtricks,
wenn ſie ihn bindet mit den bloßen Armen.
Das ginge dann auch uns an.

Sir Douglas:

Ja, weiß Gott!

Frederik, unſichtbar vom Deck:

Was ſucht Ihr denn dort unten? Heda! Ihr!

Sir Donald:

Zum Teufel, was iſt das? Sind wir belauert?

Frederik:

Gebt Antwort!

Sir Douglas:

Zeig Dich erſt, wo ſteckſt Du, Menſch?

Frederik:

Erſt wüßt ich gern, was Ihr im Schilde führt!

Sir Douglas:

's iſt leicht geſagt, Du Schuft: ein jeder von
uns dreien führt im Schild ein fürſtlich Wappen.

Frederik:

Ihr ſeid zu drein?

Sir Donald, leiſe:
Welch eine Torheit, Lord!
Wir hatten es uns zum Geſetz gemacht,
niemals zu drein gemeinſam uns zu zeigen.
Sir Douglas, laut:
Wir ſind zu zwein! Was wir im Schilde führen,
weißt Du nun. Und was haſt Du denn für Ladung?
Frederik:
Wollt Ihr das wiſſen? Trocknen Fiſch für Leith!
Sir Douglas:
Gott ſegne Dich! wir ſind drei brave Schotten.
Sir Donald, leiſe:
Zwei! Zwei!
Frederik:
Ihr ſagtet zwei, ſeid Ihr doch drei?
Sir Douglas:
Nein: zwei! Doch mit uns ſuchen hundert andre
Hochländer Schiffsgelegenheit nach Schottland.
Kannſt Du uns unterbringen, alter Seehund?
Sir Donald:
Bei Gott, ich gebe Ferſengeld, Sir Douglas.
Sir Douglas:
Das wäre! Und warum?
Sir Donald:
Seht bitte hin,
warum denn klettern ſie von Bord herunter?
Ich wittre Unrat, ich verkrümle mich.
Er entfernt ſich mit großen Schritten.

Sir Douglas läuft ihm nach:

Sir, ſeid kein Haſenfuß! Nun, meinetwegen.

Beide Lords ſind im Dunkel verſchwunden. Pfarrer Arneſohn, Torarin und Frederik ſteigen die Schiffsleiter herunter.

Arneſohn, unten angelangt:

Wo ſind ſie?

Torarin:

Fort!

Frederik:

Ihr habt ſie auch geſehn
und ſie gehört, ſonſt ſagt ich wohl, drei Teufel
hätten hier eine Sterbende belauert
und ſei'n vor Euch, Herr Pfarrer, abgeſtrichen.

Arneſohn:

Dies war kein Spuk.

Torarin:

Dies war kein Spuk. Und wißt,
die Stimme hab ich irgendwo gehört.

Frederik:

Ich auch, bei Gott!

Torarin:

Und wo? Wir wiſſen's beide.

Arneſohn:

Nach Bohus, Torarin, ſogleich zum Amtmann.
Denn was noch mehr iſt, wiſſen wir zu drein,
wir fühlen's deutlich und mit jedem Pulsſchlag:
die Mörder leben, ſtanden hier, hier, hier.
Kommt, laßt uns ihre Spur im Schnee verfolgen.

Torarin:

Still, ſtill! Was iſt das? Seht dorthin, Herr Pfarrer!

Durch die Mondhelle kommt Elſalil. Sie ſcheint mehr in der Luft taſtend und einer Witterung nachgehend, als mit den Augen etwas zu ſuchen. Der Mond beleuchtet ſie ſchemenhaft. Sie iſt dürftig gekleidet. Unten ein dünnes, kurzes Röckchen, über die ſchmalen Schultern ein Umſchlagetuch gezogen. Ihr Haar hängt offen herab.

Arneſohn:

O Torarin! O was iſt das? O, o!
Was ſiehſt Du? Frag nicht, was ich ſehe! Frag nicht.

Torarin:

Iſt es ne arme, ruheloſe Seele,
dem Grab entſtiegen?

Arneſohn:

Berghild!?

Torarin:

Eben ſchlug
die Uhr am Turm zu Marſtrand Mitternacht.

Arneſohn:

Berghild!

Frederik:

Nein, Elſalil iſt's, Deine Nichte.

Torarin:

Bei meiner Seelenſeligkeit, ſie iſt's.
Was tut ſie hier? Und wohin geht ſie?

Arneſohn:

Still,
nicht wecken, denn ſie ſchläft! Nur jetzt kein Anruf.
Merkt Ihr nun ſelbſt, was ich Euch ſagte, wie?

Bei Gott, ſie treibt geheimnisvolle Arbeit
im harten, ſchweren Dienſte der Vergeltung.
Zart und zerbrechlich ſcheint ſie, doch im Schwachen ſtark
iſt unſer Gott. Er macht der Kinder Fuß,
wie Schickſalsſchlag, zermalmend. Wehe dem,
den ſie verfolgt und der nach ihr zurück blickt!
ihr weiſend Fingerlein: das Weltgericht! —
ihr Wink: und alles bebt vom Jüngſten Tage!

Sechſte Szene

Das Stübchen im Hauſe Lorarius. Nacht. Möwenſchrei von außen. Sir Archie und Elſalil treten vorſichtig vom Laden her ein.

Sir Archie:

Verfluchte Satansvögel, ſtill, was lärmt Ihr!

Elſalil:

ne Stufe, gebet acht, Herr.

Sir Archie:

O, ich weiß.
Kein Schritt, wo nicht das Schickſal uns ein Bein ſtellt.
Hier alſo iſt's, wo ich zuerſt Dich ſah.

Elſalil:

Nein, Herr.

Sir Archie:

Nein, Herr? Du ſagteſt's eben, ſcheint mir.

Elſalil:

Ich weiß von keiner Zeit, wo Du nicht da warſt.

Sir Archie:

Ei, ei! Nun, laß das. Was mich angeht, ſo
lernt ich Dich jüngſt erſt kennen, als ich hier war.

Elſalil:

Ich kannte Dich. Nur weiß ich nicht, woher.

Sir Archie:

Du warſt benommen, Mädchen, warſt nicht bei Dir.
Auch ich war nicht ganz bei mir, ſag ich frei,
zu ſtarkes Trinken hatte mich benebelt.

Du ſahſt in mir Gott weiß was . . . welchen andren,
und ich ſah damals Gott weiß wen, in Dir.

Elſalil:

Sag nicht, daß Du nicht mich ſahſt!

Sir Archie:

Und warum nicht?

Elſalil:

Nein, ſag es nicht! Sonſt packt mich etwas an,
und fahler Dunſt verfinſtert mir die Augen.

Sir Archie:

Schrei nur nicht wieder auf, ich müßte ſonſt,
es tut mir leid, ſo ſchnell wie jüngſt davongehn.

Elſalil:

Nein, bleib!

Sir Archie:

Gut, aber treibe keine Tollheit.
Was geht's Dich an, was meiner Seele vorſchwebt,
wenn irgendwas mich trunken macht, wie Du jetzt?
Drum komm zu Bett. Mach ich die Lippen Dir
bluten mit meiner Wut: was ſchiert es Dich,
wen ich an Deinem Mund zu küſſen glaube?

Elſalil:

Viel ſchiert's mich! Und ich weiß auch, wer es iſt.

Sir Archie:

Nun, laß. Ihr gleicht Euch oft wie Zwillinge.
Manchmal beſucht ſie mich, wenn ich Dir fern bin.
So biſt auch Du in meinem Traum daheim.
Abwechſelnd trinkt Ihr mir das heiße Blut aus.

Und manchmal kommt Ihr beide, kommt Ihr doppelt,
und zwängt Euch unter meine Decke, ringend
um meines Körpers Wärme, fröſtelnden
Begrabenen gleich, die ihre dunkle Bettſtatt
um Mitternacht vertauſchen. Und wahrhaftig,
dann lieb ich Euch mit niegekannter Glut,
Ihr Toten! Ihr Verfluchten oder Seligen!
Wie nenn ich Euch, die Ihr mir Leiber ſchenkt
von überirdiſcher Süße und doch Nichts ſeid?
Wie Ihr den Schwall des Safranhaars vermiſcht
und mich in köſtlich goldne Schatten einhüllt!
Und welche Wolken heißen Duftes aus
traumſchweren Kelchen fremder Blumen ſchenkt
Ihr meinen Nüſtern! — Kind, nun laß mich frei:
Verzückung hat mich allzu weit entrückt
und läßt mich plötzlich nüchtern. Ich will heimgehn.

Elſalil:

Nein!

Sir Archie:

Doch.

Elſalil beißt Sir Archie in die Hand.

Sir Archie, im Schmerz:

Vieh, biſt Du toll geworden? Was
tuſt Du? Laß los! Bei Gott, ich ſchweiße! Hilfe!
Wart, meine Finger ſind Brecheiſen, und
es ſoll in Deinem Haupte krachen, Du
Beſeßne, wenn ich Deine Kiefern ſo
nun voneinander ſperre.

Elſalil:
Sag, wer war das?!
Sir Archie:
Wer ſonſt als Du?
Elſalil:
Ich? Oder war's die andre,
die ſich im blutigen Leichenhemde nachts
aus dem verſchneiten Grabe windet?
Sir Archie:
Ei,
gleichviel, mondſüchtige Hexe, wer Du biſt!
Und reitet heute Dich ein Inkubus —
mich reiten ihrer neunundneunzig, und
der einzelne iſt zwölfmal ſtärker . . . ein
zwölfmal ſo heißgeſottner Höllenhund,
als Deiner. Hörſt Du? Das bedenke, Kind.
Wie nun? Was tu ich nun mit Dir? Knie hin!
Mache den faden Schwall flachsbleichen Haars,
der ſchlaff und nüchtern Dir vom Haupte fließt,
zum Handtuch. Tupfe meine Wunde. So!
Jetzt küſſe ſie. Ich will den gleichen Dienſt
Dir dann auf meine Weiſe wieder tun:
Dir eine Wunde machen und ſie ſchließen.
's iſt gut ſo. Hurtig nun und mach Dein Bett.
Laß mir zur Ader, bis ich kalt wie Eis bin.
Mit aller kranken Glut zugleich entſchwinde
mir aller kranke Wahnwitz meines Hirns,
Dein Bild und jener andren Bild, für immer!

Elſalil, plötzlich hellſichtig, ſchreit:
Mörder! Du biſt Herrn Arnes Mörder!
Sir Archie:
Nun,
was tut das? Deshalb wirſt Du weniger doch
mir nicht zu Willen ſein. Komm, komm, zu Bette.
Doch he, was war das?
Elſalil:
Nichts, die Bodentreppe!
Sie knackt mitunter nachts, ſo daß man aufwacht.
Sir Archie:
Ich hörte Tritte.
Elſalil:
Wo?
Sir Archie:
Wo iſt Dein Oheim?
Elſalil:
Der Oheim Torarin iſt in Solberga.
Sir Archie:
Was ſucht er in Solberga?
Elſalil:
Herr, ich weiß nicht.
Sir Archie:
Du lügſt! Sie ſchnüffeln wieder um die Brandſtatt.
Elſalil:
Um welche Brandſtatt? Laß mich ſinnen, Herr.
Sir Archie:
Damit Du neue Phantaſien ausheckſt!

mich wieder Mörder heißeſt und weiß Gott was? —
Lieber leg Deine Hand auf meine Stirn
und ſcheuche mir das Grauen, das mich anfällt.
Mädchen, ich liebe Dich nicht, doch, hörſt Du, hilf mir.
Belüge mich. Komm mit mir, komm nach Schottland!
Sage, Du ſeieſt die, die nicht mehr iſt,
nenne Dich, wie die andre, nenne Dich —
wie nannte ſich die andre, irgendwann
hört ich den Namen Berghild! Nenn Dich Berghild!
Und wenn ich Dich mißhandle, eine Hündin
Dich heiße, alle Flüche über Dich
in meines Herzens Haß und Gram ausleere,
lache mich aus, nenn einen Narren mich
und ſage, Du ſeiſt Berghild. Schwöre mir,
dies Meſſer habe nicht mit einem Stoß
die Welt mir abgetan, mich ſelbſt ermordet,
grauſam und ohne mich zu töten — nicht
die Sehkraft mir, das Tageslicht zerſtört.
Nenne Dich Berghild! Schwöre, Du ſeiſt Berghild.
Und wenn des Tauwinds feuchter Fittich heult,
führ ich Dich im Triumph nach Schottland, oh!

Er ſtreckt ſich ſteif und verliert die Beſinnung.
Pfarrer Arneſohn und Torarin treten unhörbar ein und ſtehen plötzlich vor Elſalil.

Arneſohn:

Wer iſt der Mann?

Elſalil:

Ich weiß nicht.

Arneſohn:
Sage mir,
wer iſt der Mann? Beim Kreuze Chriſti, ſag es!
Und was geſchah mit ihm?
Elſalil:
Ich weiß nicht.
Arneſohn:
Du
biſt wortkarg, Elſalil! Nochmals: wer iſt
der Menſch, der wie ein Toter überm Tiſch liegt,
und wie, um Mitternacht, kam er herein?
Torarin:
Sprich, Elſalil, es nützt jetzt nichts, verſtockt
Auskunft verweigern. Deine Wege ſind
uns längſt nicht mehr verborgen.
Arneſohn:
Längſt nicht, nein!
Wer iſt der Mann, und weshalb liegt er hier
berauſcht? und Du biſt bei ihm? Wie?
Elſalil:
Ich weiß nicht.
Arneſohn:
Gut, gut, Du weißt nicht, und ſo dacht ich's mir.
Man wird Dich wiſſend machen auf der Folter.
Zu Torarin:
Der Richter iſt verſtändigt. Geh nun hin
und komme mit den Häſchern wieder. Eil Dich.
Nein, bleib noch. Stricke! Bleib! Wir feſſeln ihn.

Elſalil:
Sir Archie, Herr, wacht auf! man will Euch feſſeln!

Arneſohn:
Schweig! Oder ich vergeſſe ſonſt, daß ich
ein Mann des Friedens bin, und nehme ſelbſt
es in die Hand, Buhldirne, Dich zu züchtigen.
Zu Torarin:
Was zögerſt Du?

Torarin:
Darf man ihn binden?

Arneſohn:
Und
warum nicht?

Torarin:
Weil der Mann hier niemand ſonſt
iſt als Lord Archie ſelber, wenn mir recht iſt,
und hier ein Arzt mehr not tut als der Häſcher.

Arneſohn:
Sir Archie ſelbſt, der Schottenoberſt, der,
von dem das Lied geht? Meint Ihr den?

Torarin:
Von dem
es heißt, daß er den König aus der Schlacht trug.

Arneſohn:
Der?

Torarin:
Ja, der iſt es; ich erkenn ihn wieder.
Er iſt es, Mädchen. Leugne nicht. Es iſt

derſelbe, der vordem ſchon einmal hier war.
Doch nun taucht mancherlei mir auf, Herr Pfarrer,
von dem, was damals mit dem Oberſt vorfiel.
Seltſam!

Arneſohn:

's iſt mehr als ſeltſam!

Torarin:

Elſalil,
was tat der Lord mit Dir an jenem Tage?

Elſalil:

Ich weiß nicht!

Arneſohn:

Hol die Peſt Dein „Weiß nicht, weiß nicht"!
Gewiß, Du haſt gelitten, Dein Verſtand
ging aus den Angeln in der Schreckensnacht.
Du wardſt zur Gaſſendirne! Sei auch hier
das Gräßliche der Urſprung meinethalb
der Wandlung und Verrückung Deines Geiſtes:
hier gilt es Höheres! Hier geht's um mehr!
Und da macht mich Dein „Weiß nicht" raſend. Ja,
auch ich, ich weiß nicht, ob Du etwa nur
Dein Siechtum ſpielſt? Ob Du des Schwachſinns Larve
nicht etwa nur vorbindeſt, weil Du mehr,
als mancher ahnet, zu verbergen haſt?
Biſt Du am Ende abgefeimt? Ich weiß nicht!
und kannteſt Deinen Buhlen etwa ſchon —
wer weiß? – ich weiß nicht! — eh die Tat geſchehn war?

Elſalil entweicht ſchnell.

Arneſohn:
Wo iſt ſie hingeraten?
Torarin:
Fort! Entwichen!
Arneſohn:
Du willſt den Mann nicht binden, Torarin?
Torarin:
Herr Pfarrer, dieſen hier berühren, heißt,
ſich ſelbſt den Garaus machen. Bin ich doch
nur ein geringer Mann und ohne Anhang.
Arneſohn:
Und alſo haſt Du nicht den Mut zum Zeugnis,
trotzdem Dich der Verdacht auf dieſen lenkt?
Torarin:
Laßt mir nur eine Spanne Zeit, Herr Pfarrer;
denn wahrlich, deſſen Kopf ſitzt nicht mehr feſt,
der einen großen Herrn, wie den, verdächtigt.
Arneſohn:
Wohl, Du biſt furchtſam. Geh! Gott hat den Mann
in meine Hand gegeben. Es erlahme denn
die Hand mir, eher kommt er nicht davon.
Ich will ihm in die Augen ſehn, ich will
ihn kurz und ſcharf auf Herz und Nieren prüfen.
Zweifl ich, ſo ſoll er leben. Spricht mein Herz:
er iſt's, iſt einer von den Mördern! Dann
ſoll er nicht leben, und dann wird auch nicht
ein ſchleppender Gerichtsgang etwa mir
und Gottes Rache dieſen hohen Herrn

entziehn. Dann wird es zwiſchen mir und ihm
kurz heißen: Aug um Auge, Zahn um Zahn,
und in das Weiße ſeines Auges will ich
mit Seiner Lordſchaft die Abrechnung halten.
Jetzt geh! Er regt ſich! Geh, laß uns allein!

Lorarin ab. Sir Archie regt ſich, öffnet die Augen und ſtarrt den Pfarrer an.

Sir Archie:

Wer redet hier?

Arneſohn:

Das gleiche will ich fragen:
wer redet hier?

Sir Archie:

Wer redet hier?

Arneſohn:

Herr, ich!
Und wie kommt Ihr des Nachts in dieſes Zimmer?

Sir Archie, ſich einigermaßen raffend:

Geruhet mir zu ſagen, wo ich bin.
Mir nämlich ſchien's, ich war auf einem Kirchhof.

Arneſohn:

Wer füllte dieſen Kirchhof, wo Ihr wart, Herr?

Sir Archie:

Der Tod, wie immer, füllte dieſen Kirchhof.

Arneſohn:

Der Tod iſt nicht nur jedes Mannes Herr,
auch manchen Mannes Knecht.

Sir Archie:

Da habt Ihr recht, Herr.

Arneſohn:
In welches Herren Dienſt ſtand nun der Tod,
als er den Kirchhof von Solberga füllte?
Sir Archie:
Den Kirchhof von Solberga meint Ihr?
Arneſohn:
Ja.
Sir Archie:
Der eben war es ja, von dem ich herkam.
Arneſohn:
Dann ſagt, was habt Ihr dort verrichtet, Sir?
Sir Archie:
Ein totes Mägdlein hab ich ausgegraben.
Arneſohn:
Und hieß das tote Mägdlein Berghild?
Sir Archie:
Ja.
Arneſohn:
Es ſcheint, daß wir mit Ja und Ja uns einigen.
Vielleicht berichten Eure Lordſchaft mir
von andren noch, die zu Solberga ſchlafen
und in der Erde laut um Rache ſchrein.
Sir Archie:
Das hört ich.
Arneſohn:
Ei, ſo habt Ihr gute Ohren.
Sir Archie:
Es tut nicht not, daß einer Ohren hat,
um das Geſchrei der Gräber zu vernehmen.

Arneſohn:
Und alſo braucht es auch der Augen nicht,
um einen neunzigjährigen Greis zu ſehn,
der auf dem Hügel ſeines Grabes blutend
ſteht und vom nächtgen Himmel Rache fordert.
Sir Archie:
Seid Ihr der Tote?
Arneſohn:
Nein, ich bin ſein Sohn.
Sir Archie:
Wartet.
Er hebt das Licht, leuchtet nahe in des Pfarrers Augen.
Arneſohn:
Erkennt Ihr mich?
Sir Archie:
Wartet! Vielleicht.
Magie! Die Welt iſt voll Magie, wahrhaftig!
Arneſohn:
Voll Sünde und Verbrechen.
Sir Archie, *verächtlich:*
Was wißt Ihr?
Dies ſind die Augen einer Toten.
Arneſohn:
So!?
Sir Archie:
Die Stirn, das Kinn, die Naſe einer Toten.
Doch widerlich entſtellt, abſtoßend unſchön.
Arneſohn:
Gott ſieht das Herz an.

Sir Archie:

Heißt Ihr Arneſohn,
ſo habt Ihr etwas in Euch, das mir nah ſteht.

Arneſohn:

Hört Wort für Wort: ich heiße Arneſohn.

Sir Archie:

Gut.

Arneſohn:

Weder gut für mich, noch gut für Euch.

Sir Archie:

Es iſt ein ſeltſames Verlies, darin
wir uns zuerſt begegnen. Denn mir iſt ſo,
als ſtünde fern ein goldner Gipfel leer,
auf dem wir beſſer uns getroffen hätten.

Arneſohn:

Du leugneſt nichts?

Sir Archie:

Ich leugne nichts, bei Gott!

Arneſohn:

Nichts leugneſt Du? Sag es noch einmal.

Sir Archie:

Fern,
weltfern liegt alles Leugnen mir vor Euch.

Arneſohn:

Dann, Bluthund, ſprich dein letztes Paternoſter!

Sir Archie,

erwachend, ſpringt zurück mit der Gewandtheit eines Panthers:

Du übereilſt Dich, laß! Zehn Schritt vom Leib.

Schon während der letzten Auseinanderſetzungen hat der Wind zugenommen und Dudelſackmuſik eingeſetzt. Sie nähert ſich. Geräuſche, Jubelſchreie einer Menſchenmenge ebenſo. Es iſt das Hochländerregiment, das heranmarſchiert. Plötzlich wird die Ladentür aufgeriſſen und Elſalil ſtürmt herein. Nicht lange nach ihr folgt Torarin.

Elſalil:
Im Sunde bricht das Eis, Sir Archie! Tauwind!
Das Meer wird frei, das Meer wird frei, das Meer,
das Meer wird frei, Lord Archie! — Und die Schotten,
das ganze Regiment iſt hinter mir,
Lord Douglas und Lord Donald an der Spitze.

Arneſohn:
Ich habe Zeit, ich lauſe nicht davon.

Sir Archie:
Ich auch nicht. Doch ich wittre Unrat. Hör Du,
war das ne Falle, die Du mir geſtellt haſt?

Elſalil:
Wie meint Ihr das?

Sir Archie:
Kennſt Du die Leute hier?
Du riefſt ſie, haſt mich ihnen ausgeliefert.

Elſalil:
Das Regiment, Herr, rief ich, dieſe nicht,
das Regiment, Sir Donald und Sir Douglas.

Sir Archie:
Du lügſt!

Arneſohn:
Sie lügt nicht, ſo iſt ſie entartet,
daß, was ſie Euch erzählt, die Wahrheit iſt.
Sie zieht auf mich ein Regiment, auf mich,

auf einen, der mit ſeinem Recht allein ſteht.
Trotzdem: Ihr ſeid ein Kavalier! — Ein Bluthund,
doch auch ein Kavalier — und werdet Euch
nicht unter einen Weiberrock verkriechen.
Und ich bin ſechzig Jahr, Ihr längſt nicht vierzig.
Ihr werdet Euch mir ſtellen noch heut nacht,
Mann gegen Mann: der junge gegen den
gealterten. Ihr werdet vor dem Mann
des Friedens Euch nicht drücken — Ihr, der Held,
der Kriegsmann! — einem Knaben gleich, der Angſt hat
vor Hieben in der Schulbank. Ich erwarte
Euch bei der Galeaſſe Frederiks,
des Schiffspatrons; man weiſt den Weg Euch leicht.
Verſteht Ihr, ich erwarte Euch! Ihr werdet
nicht wie ein niederträchtiger Lumpenhund
abſtreichen, feig und kläglich, jetzt beim Eisbruch.
Bei Gott, Ihr werdet keine Memme ſein!
Beſorgt Ihr, daß Euch übel werde, herzſchwach,
flau, kurz, mit einem Worte, memmenhaft:
ich bringe Riechſalz mit für alle Fälle.

Sir Archie:

Erwartet mich.

Der Pfarrer geht ſchnell ab. Torarin folgt ihm. **Sir Douglas** und **Sir Donald** tanzen herein. Douglas ſpielt den Dudelſack. Tanzende Hochländer drängen nach.

Sir Donald:

Wir ſuchten Euch, Lord Archie,
wir ſandten Leute durch die ganze Stadt

vergeblich. Endlich kam das Mädchen, und,
bei Gott, mir fiel ein Zentner von der Seele.
Zu Schiff! Zu Schiff! Sie melden draußen Eisbruch.
Nun kommt der Sprung ins neue Leben, Lord.

Sir Archie:

Wer ſpringt, der ſtolpre nicht.

Sir Douglas:

Hopp, heißa, hopſa,
ich rieche Hammelfleiſch, ich ſchmecke Schottland.
Zur See! Zur See! An Bord, Ihr Herrn, an Bord!

Siebente Szene

An der Galeaſſe des Schiffers Frederik. Morgengrauen. Wind. Torarin und Pfarrer Arneſohn. Der Pfarrer geht unruhig auf und ab, Torarin ſteht in der Nähe ſeines Schlittens.

Torarin:
Herr Pfarrer!
Arneſohn:
Nun?
Torarin:
Wo ich nicht wüßte, daß
Ihr mich ausſcheltet, wenn ich etwas Euch
jetzt ſage, was mir auf der Zunge ſchwebt,
ſo möcht ich wohl Euch etwas raten.
Arneſohn:
Sprich denn.
Torarin:
Der Tag bricht an. Wir haben nun die Nacht
hindurch geharrt, und er iſt nicht gekommen.
Man könnte meinen, daß der Himmel es
nicht will und es nicht billigt, was Ihr vorhabt.
Und iſt das ſo, dann wär es beſſer heimgehn.
Arneſohn:
Davon will ich nichts hören, Torarin.
Eh nicht die letzte Hoffnung, daß er Wort hält,
geſchwunden iſt, bleib ich an Ort und Stelle.
Feſt ſitzt und unbeweglich noch die Bark
im Eis der Bucht und wartet auf die Schotten.
Bisher war von den Leuten nichts zu ſehn.

Torarin:
Die Bucht iſt feſt vereiſt. Sie hält am längſten.
Doch drüben iſt das Meer ſeit Stunden frei . . .
den Mördern brennt der Boden unterm Fuße . . .
Wenn Ihr mich fragt: ich glaube faſt, ſie haben
ſich längſt im offnen Waſſer eingeſchifft
und ſchwimmen jetzt weit draußen ſchon im Meere.
Arneſohn:
Dann freilich hätt ich nichts, als meinen Fluch
ihrem verfluchten Kiele nachzuſchleudern.
Allein, was Du vermuteſt, glaub ich nicht.
Torarin:
Wär's nicht am Ende beſſer ſo, als anders:
Gott hätte unſrer Rache ſie entrückt
und ſie der eignen, ſchlimmren aufbehalten,
die unabwendbar ſicher trifft? Ihr ſeid
beweibt, habt Kinder. Wer kann wiſſen, ob
in Eurem Zweikampf das Verbrechen nicht
zum andern Male obſiegt, Eure Frau
zur Witwe macht, zu Waiſen Eure Kinder?
Arneſohn:
Solang ich dieſes Amtes walte, Mann,
das unverbrüchlich mir das Schickſal zuſchob,
hab ich ne höhre Sache zu vertreten
als Weib und Kind. Ich heiße Arneſohn,
der ſtarke Arne war mein Vater, der
gewaltige Streiter Gottes, Pfarrer Arne.
Das alte Fähringsblut, Blutrache fordernd,

ſteht in mir auf, das ſtärker iſt als ich.
Mein Vater ward gemeuchelt, hingeſchlachtet,
er fordert Rache, ruft nach Rache ſo
mächtig, daß mir das Ohr dröhnt: Räche mich,
räche die Mutter, räche Deine Tochter!
Erweckt Gott nicht in Dir den Rächer, ſo
ruft Pfarrer Arnes Donnerſtimme, wer
wird ſeine Hand erheben wider die
drei hochgebornen Höllenhunde, die
erlauchten Lords, Sir Archie, Donald, Douglas?
Ja, wer, ſo frag auch ich, ſonſt? Antwort: niemand!
Etwa Gerechtigkeit? Juſtitia
erſchrickt und drückt die Binde in die Augen.
Sie ſieht nicht, da zur Sühne ihr die Macht fehlt.
Sie ſtellt ſich taub, obgleich die Schandtat ſo
gräßlich zum Himmel ſchreit, daß ihr das Blut ſtockt.
Und darum ſag ich Dir: der Lord wird kommen.
Gott muß den ſtolzen Satan mir ins Netz ziehn.
Ich hab es im Gebet gefühlt, als ich
mit dem Allmächtigen brünſtig darum rang,
er hat ihn meinen Händen überwieſen.

Frederik iſt die Leiter herabgeſtiegen und tritt zu den beiden.

Frederik:

Herr Pfarrer, kommt mit mir an Bord und wärmt Euch.

Arneſohn:

Dazu iſt jetzt nicht Zeit. Und wenn es Zeit iſt:
vielleicht, daß Ihr alsdann vor mir zurückſchreckt,

ſei's nun, daß ich alsdann ein Leichnam bin
oder ein Henker, der ſein Werk vollbracht hat.
Frederik:
O, lieber Herr, kommt mit aufs Schiff, kommt mit uns.
Das Warten iſt vergeblich! Doch wo nicht,
ſo müßtet Ihr erſt recht mit mir ins Schiff gehn.
Arneſohn:
Ihr meint, ich ſei von Sinnen, o, Ihr irrt Euch!
Ich bin ſo klar, ſo nüchtern, wie kaum jemals.
David ſchlug Goliath, trotzdem er klein war,
und jener war ein Rieſe, denn Gott half ihm.
Zwar bin ich nicht ein Simſon wie mein Vater,
allein in mir iſt Simſons Geiſt. Genug!
Frederik:
Herr, laßt Euch dringend warnen, denn es ziehn
ſich truppweis Schotten ſchon heran von Marſtrand.
Arneſohn:
Ei, wo?
Frederik:
Und wenn Ihr lauſcht, ſo hört Ihr durch das dumpfe
Krachen des fernen Eisbruchs die Sackpfeifen
des Regimentes ſchon herübergellen.
Glaubt mir, die Horden ſind betrunken, ſind
vor Freude raſend, daß die See nun aufgeht,
und nicht zu bändigen in ihrer Wildheit.
Arneſohn:
Ich höre nichts. Oder, halt! Die Uhr am Turm
zu Marſtrand! — Ja, und Murmeln eines Wetters,

das ſich am gelben Morgenhimmel hinzieht.
Komme, was wolle, Mann, ich weiche nicht.

Torarin:

Nun, Gott ſei Dank, der Augenblick iſt da.
Die Sonne kommt. Sie ſteigt ſchon durch die Schären.
Ich atme auf, daß dieſe Nacht vorbei iſt.

Arneſohn:

Ich nicht, ich nicht, mir preßt die Bruſt ſich zu. —
Bei meiner Seelenſeligkeit! Wer kommt dort?

Torarin:

Ein Schotte iſt's.

Frederik:

Ein Söldnersoberſt!

Arneſohn:

Wartet!

Man ſieht Sir Archie herankommen. Er ſchreitet taſtend und langſam. Oft ſteht er ſtill, horcht, wendet ſich uſw. Er ſpricht und handelt, nähergekommen, als ob Arneſohn, Frederik und Torarin nicht zugegen wären.

Frederik:

Übt Vorſicht, Herr, und ſteigt mit mir aufs Schiff.

Arneſohn:

Nein, wartet! ich will wiſſen, wer es iſt.

Frederik:

Ein großer Herr, ein Feldobriſt der Schotten.

Arneſohn:

Kennſt Du ihn wieder?

Torarin:

Möglich, daß er's iſt,
doch möglich auch: Lord Donald oder Douglas.

Arneſohn:
Seht Ihr noch andre in der Nähe?

Torarin und Frederik:
Niemand!

Arneſohn:
Wer kann es anders ſein, wenn er allein kommt?!
Sieh ſcharf zu, ſieh genau zu, Torarin.
Du ſahſt den Schurken auch am Tag, ich nachts nur.
Nun?

Torarin:
Herr, ich hätt es nicht gedacht: er iſt's!

Arneſohn:
Ihr ſeht, es lebt ein Gott im Himmel. Gut! —
Wir waren Bauern, eh wir Prieſter wurden,
und eh wir Bauern wurden, lebten wir
wohl auch von Seeraub. Ein Vorfahre war
Leif, Sohn des Eirik, ein Normanne, der
mehrmals durchs Dunkelmeer nach Grönland fuhr.
Nun ja, wie kommt's, daß Halbvergeßnes mir
auf einmal nun ſo blitzſchnell durch den Kopf geht?
Fall ich, ſo grüßt die Meinen! Und Ihr wißt,
was ſonſt zu tun iſt. Berget meinen Leichnam. —
Doch ſagt, was tut er?

Torarin:
Er hebt einen Stein auf.
Er will ihn ſchleudern.

Arneſohn:
Wer iſt hinter ihm?

Torarin:
Ich ſehe niemand, und es liegen auch
dort mitten auf dem Eiſe keine Steine.
Arneſohn:
Er bückt ſich wieder — und das war ein Steinwurf.
Sir Archie
ſchreit fürchterlich in die Richtung, aus der er gekommen. Noch klingt es durch die Entfernung gedämpft:
Hündin!
Arneſohn:
Was ruft er?
Sir Archie:
Hündin!
Arneſohn:
Nochmals. Was . .?!
Frederik:
Er wirft nach einer Beſtie, die nicht da iſt.
Arneſohn:
Kann es ein Wolf ſein?
Frederik:
Es kommt vor, daß einer
nachts um die Bark bellt. Doch ’s iſt heller Tag.
Sir Archie:
Hündin!
Arneſohn:
Nun hab ich es verſtanden, er
rief: Hündin.
Torarin:
Seltſam.

Frederik:
Wieder fliegt ein Stein.

Sir Archie bricht in ein wahnwitziges Gelächter aus.

Arneſohn:
Iſt er betrunken, oder denkt er uns
zu foppen?

Frederik:
Irgendwas führt er im Schild.
Kommt mit an Bord.

Arneſohn:
Ich nicht! Ich nie und nimmer!

Torarin:
Was hat er um die Hand gebunden?

Frederik:
Ein
Tuch. Man ſollte glauben, es ſei blutig.

Torarin:
Was iſt das für ein unnatürliches Licht?
Als ſei die Welt verwandelt in die Hölle,
ſo ſchwefelgelb iſt alles. Iſt am Ende
der Jüngſte Tag da?

Arneſohn:
Äußerſt glaublich!

Sir Archie ruft:
He!
Was tut Ihr dort in tiefer Nacht? He! Ihr da!

Arneſohn:
Tag iſt's. Die Sonne hat die Nacht vertrieben,
und Ihr ſteht da in Eurer Sünde Nacktheit!

Sir Archie ruft:

Wer ſchwatzt da?

Frederik:

Ihr verſuchet Gott! Kommt mit.
In ſeiner Hand blitzt eine bloße Klinge.

Arneſohn zieht ein Meſſer:

In meiner hier die andre.

Frederik:

Steigt an Bord,
er kommt mit großen Sprüngen auf uns zu,
ſonſt geht es uns ans Leben.

Sir Archie, dicht vor den dreien:

Wer da?

Torarin:

Gut Freund!

Sir Archie:

Ich will zu Pfarrer Arne nach Solberga.

Arneſohn:

Was wollt Ihr dort?

Sir Archie:

Beichten! Beim Körper Gottes!

Frederik:

Wenn Ihr dorthin wollt: in der Ferne, zwiſchen
den Klippen, ſeht, dort hat man die Pfarrei.
Man kann den Kirchturm von Solberga ſehen.

Sir Archie:

Dort? Wo?

Frederik:

Nein, dort.

Sir Archie:
Nach dorthin iſt die Wacke!?
Arneſohn:
Wo Ihr den Schimmel ſamt dem Schlitten in
die See ſtießt.
Sir Archie:
Was? Was ſagt Ihr?
Arneſohn:
Hab ich unrecht?
Sir Archie pfeift und wiegt ſich in den Hüften. Plötzlich:
He! was mir einfällt! Wißt Ihr irgendwo
nen Apotheker?
Arneſohn:
Ich bin's ſelber wohl
in meinem Kirchenſprengel dann und wann.
Ja, ſelbſt ein Arzt, wo's not tut.
Sir Archie:
Wißt Ihr Mittel
gegen den Wutbiß einer toten Hündin? —
Da iſt ſie wieder! Halt, ein' Augenblick.
Er tut einen Schritt, lauert, ſcheint einen Stein aufzuheben und in der Richtung zu ſchleudern, aus der er kam.
Tot! Was man liebt, muß tot ſein: tot! tot! tot! —
Ha, ha, ha, ha! Das traf: ſeht, wie ſie forthinkt! —
Ihr alſo, Ihr wißt Mittel gegen Hundswut.
Hier iſt der Biß: wollt Ihr ihn ſehn?
Arneſohn:
Gewiß!

Sir Archie:

Wie heißt Ihr?

Arneſohn:

Wie mein Vater.

Sir Archie:

Gut! 's iſt gut ſo!

Nun ſeht, hier iſt ſie! Hier habt Ihr die Wunde.

Arneſohn:

Sie ſcheint mir klein.

Sir Archie:

Auch Euch?

Frederik:

Auch mir.

Sir Archie:

Auch dem da?

Torarin:

Ich ſollte meinen, daß ſie nicht ſehr groß iſt.

Sir Archie:

Und dennoch gibt es keine Rettung, ich
bin toll, bin toll! bin toll! bin toll! — Lebt wohl!
Der Pfarrer Arne wartet.

Er geht gelaſſen und ſtolz weiter.

Arneſohn:

Merkt Ihr was,
Männer?

Frederik:

In dieſen Augenhöhlen ſitzt
Wahnſinn.

Arneſohn:

Ja! Dies irae, dies illa!

Gerechtigkeit war ſäumig, doch die Hand
des Herrn hat ihn erreicht. Herr, Du biſt groß
auf Deinen dunklen Wegen, die ich nun
ahne. Mein iſt die Rache, ſpricht der Herr.

Sir Archie

kommt wieder, als wenn er etwas vergeſſen hätte:

Hört Ihr! Ich wollte gern noch etwas fragen.
Ich bin ein ſchottiſcher Edelmann. Ich möchte
heim. Möchte drei bekränzte Schiffe chartern
zur Heimfahrt. — Warum ſchweigt Ihr?

Frederik:

Ihrer drei?

Sir Archie:

Bekränzt vom Vorderſteven bis zum Steuer.
Ich führe meine tote Braut nach Schottland. —
's iſt aus mit mir.

Frederik:

Wie meint Ihr das?

Sir Archie:

Ganz einfach.
Es iſt mir hier zu finſter.

Frederik:

Doch die Sonne
ſteht hell am hellen Morgenhimmel.

Sir Archie:

Wo?

Er blickt mit weit aufgeriſſenen Augen über ſich gerade in die Sonne.

Arneſohn:

Wahrlich, Er hat die Rache meiner Hand

entwunden, der Allmächtige. Seht doch, wie
er mitten im Lichte nach dem Lichte hungert,
das ihn nicht kennt und ihn verſchmachten läßt.
Kein Mitleid! Dank zum Himmel!
Tritt vor, laut.
Du, Mordbube,
jetzt ein zerſchlagenes Gefäß! nur eine
verworfne Scherbe noch! Du armer Lord
und Bluthund! Von der Höhe eitlen Ruhms
hinabgeſtoßen. Statt im höchſten Stande
der irdiſchen Geburt, im niederſten
Stande des Abgrunds. Höre meine Stimme:
Du biſt in Ewigkeit verflucht, verflucht!
In der Ferne Dudelſackklänge.

Sir Archie, *entrückt:*
Wer ſpricht da? O, ich höre ſüße Laute. —
Warum haſt Du die Wimpern denn voll Tränen,
mein holdes Mägdlein, und horchſt ſo hinein
ins Winterlicht?

Torarin:
Er hört nicht, iſt bewußtlos.

Arneſohn:
Du biſt in Ewigkeit verflucht, verflucht!

Sir Archie, *entrückt:*
Ach ſo, nun merk ich, 's iſt der Dudelſack
der tapfren Schotten, Mägdlein, meiner Burſchen!
Die wackren, braven Jungens wollen heim.
Und die Sackpfeife greint ſo, wie ein Kind,
das hungrig nach der Mutter Brüſten taſtet,

die doch nicht da ſind. Wie die wackren Schlingel
tanzen und ſelber ſich die Wiege ſchaukeln,
mit lachenden Geſichtern, die das Wimmern
in ihres Herzens Grund verbergen ſollen.

Frederik:

Im ſchnellſten Marſch ziehn ſie heran, Herr Pfarrer.
Mit klingendem Spiel. Zum letztenmal: an Bord!

Arneſohn:

Noch ſind ſie fern, noch hab ich Zeit zu handeln.
Sir, kennt Ihr mich?

Torarin:

Er ſieht Euch nicht.

Arneſohn:

Er ſoll
mich ſehn und wäre er auch blind geboren.

Sir Archie:

Horch, klingt's nicht jetzt wie Klagen junger Lämmer,
unſchuldiger Zicklein? Herden! Das ſind Herden
des grünen Hochlands! Wär ich ſelbſt ein Hirt
und Du wärſt meine Hirtin, hübſches Kind,
und drehten wir zum Klange dieſes wilden
und heißen Weinens glühend uns im Kreiſe!

Arneſohn:

Wer bin ich? Kennſt Du mich?

Sir Archie hat nach den Klängen des herannahenden Regiments Tanzbewegungen begonnen. Die Schotten werden ſichtbar. Voran tanzen Sir Douglas und Sir Donald.

Sir Archie,
bleibt plötzlich wiederum ſtehen und macht die Bewegung des Steinſchleuderns:
Hündin! Du, Hündin!
Ich ſchlug ſie tot! Dort iſt ſie wieder! Sie
betrog mich und betrog auch Berghild, pfui!

Sir Douglas:
Trifft man Euch hier, Lord?

Sir Archie:
Nein.

Sir Donald:
Trifft man Euch hier, Lord?

Sir Archie:
Nein, ſag ich.

Sir Douglas:
Eine tote Dirne liegt
kaum tauſend Schritt von hier im Schnee, Lord Archie.
Der Wolf hat ſie geriſſen; wohl bekomm's ihm.

Sir Donald:
Auf, auf, auf, auf, Sir Archie! Hier iſt Branntwein.
Lallt nicht und brubbelt, wie ein kleines Kind!
Eure Mutter weiß nicht, wie's Euch geht. Sie liegt
im Grab und wird ſich nicht im Sarge wenden.
Macht Euch Bewegung. Los!

Sir Donald macht einen ſogenannten Bock. Mit einem elaſtiſchen Ruck ſpringt Sir Archie unvermittelt auf und überſpringt breitbeinig Sir Donald. Er macht dann ſelbſt den Bock umgekehrt und Sir Douglas überſpringt ihn. Sir Donald, dann Sir Douglas und ſo fort, wie auf dem Hof zu Branchock.

Sir Douglas:

Ihr ſeht, wir ſind
ein luſtiges Kleeblatt, ſind Luftſpringer: Hecht,
Iltis und Marder zubenannt. Mein Bruder
hat weißes Haar und rote Augen. Und wir freſſen
lebendige Kaninchen, wenn's drauf ankommt.

Die Sackpfeifer ſpielen wilder und wilder. Die Schotten tanzen und jauchzen den Hauptleuten zu.

Torarin:

Nun will ich es beſchwören auf die Hoſtie:
es ſind Herrn Arnes Mörder.

Arneſohn tritt mit geballten Fäuſten vor:

Mörder! Mörder!

Douglas, Donald und ihre Soldaten brechen in unaufhaltſames Gelächter aus.

Sir Douglas:

Brülle noch einmal, alter Schreihals, hörſt Du?!

Torarin:

Ihr ſeid Herrn Arnes Mörder! Mörder! Mörder!

Erneutes, unaufhaltſames Gelächter der Soldaten. Unter Muſik und Tanz ziehen alle ab, außer Sir Archie, der unbeweglich, ſtarr, mit zurückgebeugtem Kopf aufrecht ſteht.

Sir Douglas' Stimme:

Wo bleibt Ihr, Sir? Kommt mit uns.

Sir Archie:

Nein!

Sir Donalds Stimme:

Kommt mit uns.

Sir Archie:
Nein! Nein!
Er bricht zuſammen wie vom Blitz getroffen und ſtirbt.
Arneſohn:
Was iſt geſchehn?
Torarin:
Er brach zuſammen.
Traf ihn ein unſichtbarer Blitzſtrahl, wie?
Arneſohn, näher tretend:
So ſcheint es, beim allmächtgen Gott! Er iſt
tot! O, Ihr Männer, dies war nicht
ein Strahl des Rächers, ſcheint mir, der ihn hinwarf.
Wie wunderbar! Es war ſein eignes — „Nein“ —!
womit er ſeinen Schritt für immer hemmte
und auch des Schickſals Schritt. So war es, glaubt mir.
Es galt dem Schickſal, galt dem Leben, galt
dem nächſten Atemzug, dem nächſten Herzſchlag:
und alles ſtand im Augenblicke ſtill,
als ſich dies ungeheure — „Nein“ — gebar
in eines Menſchen Seele. Amen, Amen!
Hier liegt ein Überwinder ... ein
Entſühnter, Freunde! — und wo iſt mein Feind?!

Gerhart Hauptmann

Geſammelte Werke

in zwölf Bänden

Achter Band

S. Fiſcher, Verlag
Berlin 1922

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript
Copyright 1922 by S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Inhalt

Der weiße Heiland 1

Indipohdi 211

Der weiße Heiland

Dramatiſche Phantaſie

Dramatis personae

Montezuma, Kaiſer von Mexiko
Guatemotzin, ſein Sohn
Cacamazin, mexikaniſcher Fürſt
Qualpopoca, mexikaniſcher Fürſt
Marina, eine Mexikanerin
Der Oberprieſter
Erſter Opferprieſter
Zweiter Opferprieſter
Der erſte Gelehrte
Der zweite Gelehrte
Drei Töchter Montezumas
Fernando Cortez
Pedro de Alvarado, Ritter
Las Caſaz
Gomara, Hausgeiſtlicher des Cortez
Pater Olmedo
Diego Ordaz
Chriſtoval de Guzman
Don Juan Xamarillo
Jeronimo de Aguilar
Bernal Diaz
Gonzalo de Sandoval
Velasquez de Leon
Martin Lopetz
Erſter Offizier
Zweiter Offizier

Spaniſche Ritter und Soldaten, mexikaniſche Adlige, Krieger, Läufer, Diener, Mädchen, Weiber und das Volk.

Erſte Szene

Ein Gemach im kleinen Tempel der Quetzalcoatl zu Tenochtitlan. Ein geſchloſſener mit aſtronomiſchen Zeichen bedeckter Vorhang verſchließt die hintere Hälfte des Raumes. Davor ſteht ein Prieſter.

Montezuma erſcheint, mit geringem Gefolge, das ſich in der Entfernung hält, darunter Cacamazin und Guatemotzin.

Montezuma,

nachdem er langſam und wie geiſtesabweſend auf und ab geſchritten iſt, bleibt vor dem Prieſter ſtehen:

Sprich mir von dem weißen Gotte,
Prieſter! Ich will jene Mär
wieder hören! Welche, weißt Du.

Der Prieſter:

Die Altvorderen Deines Hauſes,
allgewalt'ger Herr und König,
unterwarfen dieſes Land.
Der Gebieter ihrer Scharen
war, wie Du, ein Sohn der Sonne.
Biſt Du ſeines Bluts, und göttlich
nennen Kunden unſrer Tempel
ihn ſogar den Sonnengott.
Als er ſeiner Kinder Herrſchaft
unbeſiegbar hier gegründet,
ſchwang er ſich zurück zum Himmel
auf den Flammenthron des Weltalls.

Montezuma:

Die Verheißung melde mir.

Der Prieſter:
Die Verheißung, die der Gott
ſeinen Prieſtern hier zurückließ,
lautet: wenn dreitauſend Sommer
auf der Winter Schnee gefolgt ſind,
kehre er zu Euch zurück,
um die lang verbannten Kinder
heimzuholen in den Glanz.

Montezuma:
Und die Rechner Eurer Gilde,
die auf Jahr und Stunde achten,
meinen nun . . .?

Der Prieſter:
Die Zeit ſei nah,
glauben wir, der Wiederkehr,
wo zum andern Mal die Gottheit
mit dem Goldhelm niederſteiget,
Himmelsfarbe in den Augen,
weißen Glanz im heil'gen Antlitz,
golden flüſſiger Strahl ihr Haar.

Montezuma:
Ich bin häßlich!

Der Prieſter:
Sohn der Sonne:
wenn der Nebel Deines Trübſinns,
durch dies Wort, gleich einer Wolke
Deiner Schönheit Blitz auch ſchwächte;

blendet ſie das Auge dennoch,
daß es ſchmerzend ſich verſchließt.

Montezuma:
Prieſter, iſt die mächtige Gottheit
weiß von Antlitz, weiß von Haaren,
weiß gegliedert, blauen Auges,
ſcheint's, daß ſie mich haßt, nicht liebt.
Oder weshalb wär ich ſonſt
ſchwarzen Haars und ſchwarzen Auges?
Ekler, dunkelfarbiger Haut?
Warum wißt Ihr nicht zu ſagen,
weshalb mein Geſchlecht verbannt ward
in die traumbeladne Welt?
Was wir wohl an ihm geſündigt,
dem Urvater unſres Blutes,
daß er uns ſo hart geſtraft hat?
Ihr verdient den Tod, Ihr habt
Gottes Wort nicht treu bewahrt. —
Und wie ſteht's mit den Gerüchten,
daß ein Volk von fremden Räubern
weiß und mörderiſch wie Dämonen
über unſre Grenzen einbricht?
Die beſtürzten Boten ſtammeln
Dinge, die unfaßbar ſind:
glaubt man ihnen, tragen jene
Blitz und Donner in der Fauſt,
reiten wilde Fabeltiere,

feuerſpeiend und geflügelt,
töten fernhin, nur im Wink.

Der Prieſter:

Herr, Du kamſt zur rechten Stunde:
Von den Grenzen Deines Reiches
dringt verworrenes Gerücht:
jene fürchterlichen Fremden,
heißt es, warfen Deinen Erbfeind,
bändigten die Tlazcalaner,
herrſchen jetzt in ihrer Hauptſtadt.
Doch unſterblich ſind ſie nicht.

Montezuma:

Was uns Dienern des Mexitli
nie gelang: gelang es ihnen,
müſſen's Götterſöhne ſein.
Und was mehr: ſie ſind uns freundlich.

Cacamazin, fünfundzwanzig Jahre alt, ein Fürſt im Gefolge des Montezuma, wirft ſich in Devotion vor ihm nieder.

Du willſt reden, Cacamazin.
Sprich!

Cacamazin:

O Herr, trau nicht den Teufeln,
die das große Waſſer ausſpie!
Gib Befehl an die Provinzen,
aufzubieten Deine Kriegsmacht,
jeden, bis zum letzten Mann!
Denn ſie kommen nicht als Freunde,
jene ſcheußlichen Dämonen,
ärgere Feinde hatt'ſt Du nie.

Montezuma:
Prieſter, weiter! Deine Worte
ſind mit Himmelsglut geſchwängert,
Ahndungen durchſchüttern mich.
Was will mir Dein Blick verkünden,
ſchillernd, nenne Dein Geheimnis!
Denn noch mehr verbirgſt Du mir.

Der Prieſter:
Sohn der Sonne, was in Knoten,
was in Bilderſchrift bewahrt iſt,
was im Volk lebendig umgeht
von der Wiederkunft des Heilands —
o erdrückender Gedanke! —
ſcheint es, wird zu Wirklichkeit.
Doch die Diener Quetzalcoatls,
der da kommt — ſind nicht unſterblich!

Montezuma:
Wie denn weißt Du das?

Der Prieſter:
Ich weiß es!
König! Wunder, die geſchahen,
grauſige, ſind zu berichten.
Alles fügt ſich, klar am Tage
nach der Überlieferung.
Doch es hat Unwiſſenheit
ſich auch allbereits verſündigt
an den Dienern Quetzalcoatls:

ſchwerer Sorgen voll verkünd ich's,
und die Wahrheit ſiehe hier.

Der Vorhang öffnet ſich und man erblickt das abgeſchlagene, langgelockte Haupt eines ſpaniſchen Ritters, in einer goldenen Schüſſel, auf dem Altar. Dieſer iſt von Tempeldienern flankiert.

Montezuma,

der zuerſt nicht erkennt, nähert ſich langſam dem abgeſchlagenen Haupte, zittert und ſteht tief erſchüttert ſtill. Dann entringt ſich ſeinen Lippen:

's iſt ein Sonnenſohn!

Der Prieſter:

Nicht anders!
Ganz ſo wie die Schrift ihn ſchildert,
doch ihm fehlt Unſterblichkeit.

Montezuma:

Wer weiß das, voreiliger Prieſter?
Iſt die Gottheit nicht allmächtig?
Und, beleidigt, will ſie ſtrafen,
jeden Zaubers Herrſcherin?
Laßt mich ſchauen! Schweigt! Entfernt Euch! —
Und wo iſt die Frevlershand,
die ein Haupt, das zu berühren
Ehrfurchtsſchauer mir verbieten,
von dem Gottesleib getrennt hat?
Wo der Mann, den Ewigkeiten
zu entſühnen noch zu kurz ſind?
Wo? ich will es wiſſen! Wo?

Der Prieſter:

Wo der Täter dieſes Mordes

ſein verfluchtes Leben friſtet:
niemand weiß es! Denn ein Jäger
des Caziken Qualpopoca,
der Statthalter iſt zu Nautla,
fand im Forſt dies heilige Haupt.
So berichtet mir der Fürſürſt.

Montezuma:

Qualpopoca ſchläft zu Nautla,
liegt zu Bett, ja liegt im Grabe:
tote Diener ſind mir unnütz.
Und wie kam dies Haupt hierher?

Der Prieſter:

Dein Vaſall hat es geſendet.

Montezuma:

Wie?

Der Prieſter:

Durch einen Bauern, Herr,
der's in einem Sack hierher trug.

Montezuma wendet ſich an ſein Gefolge:

Hört Ihr dies? Oh, Guatemotzin!
Solche Diener hat Dein Vater:
dumpfe Tiere, ohne Sinn!
Welche Schande! Nicht in goldner
Herrſcherſänfte des Caziken,
nicht von Königen geleitet,
nicht im langen Zug der Prieſter
unterm dumpfen Paukendonner
unſrer Tempel, zog es ein,

dieſes Haupt, in unſre Hauptſtadt,
ſondern ſchmählich und entwürdigt.
Blutige Sühne fordert das!
Guatemotzin wirft ſich vor Montezuma nieder:
Kaiſer, Gnade! Nicht ein jeder
ſieht dies Haupt, wie Du, mit Luſt:
Grauen, ja, Haß erzeugt's in anderen,
Kalte Schrecken haucht es aus.
Der Prieſter:
Nicht dem Wiſſenden: ſich dies.
Tempeldiener bringen den vergoldeten Kriegshelm des Spaniers.
Montezuma, ſtaunend:
Eines Gottes Kriegshelm. Köſtlich! —
Guatemotzin! Cacamazin!
Eure Schrecken ſind erklärlich.
Nur der Gottentſtammte kennt
nicht die Furcht, beim Nahn der Götter.
Und ſie nahn: wer zweifelt noch?
Ich ertrag es nicht, mein Herz
hämmert allzu wild vor Freuden.
Heilige Schauer töten mich.
Er faßt nach ſeinem Herzen, das Gefolge eilt herzu und ſtützt ihn.

Zweite Szene

Ein Saal im Palaſte des Montezuma in Tenochtitlan. Die Wand entlang harren Diener. Die fürſtlichen Jünglinge Cacamazin und Guatemotzin ſchreiten auf und ab in Erwartung des Kaiſers. Es iſt früher Morgen.

Cacamazin:
Furchtbar iſt's: nichts überzeugt ihn.
Guatemotzin:
Welch ein Irrwahn. Mögen jene
Blitz und Donner mit ſich führen,
brauſend Sonnendrachen reiten,
unverwundbar ſind ſie nicht.
Cacamazin:
Nein! Das iſt es! Was verröchelt
unter Feindesfauſt, iſt ſterblich.
Sterblich aber und verweslich
ſind die wahren Götter nicht.
Guatemotzin:
Nichts von Göttern! Aas, nichts weiter
war das weiße Haupt im Tempel.
Eklen, blutverfilzten Haares,
ſchielenden, gebrochnen Blickes.
Der dies Haupt auf ſeinen Schultern
trug, von rieſigem Geſchlechte
mag er, mag ein Gottmenſch ſein:
doch er kämpfte, ward erſchlagen,
litt und ſtarb in ſeinem Blute,
er verzuckte, ſo wie wir.

Cacamazin:
Überzeug ihn! Felſenſtarre
hält des Kaiſers Sinn gefeſſelt.
Grade das iſt ihm Beſtätigung,
was Du von dem abgeſchlagenen
blutigen Haupt im Tempel ſagſt.
Götter, ſpricht er, ſind's trotzdem.
Ihr ſeid Menſchen, wißt von Menſchen,
ſo erklärt er immer wieder:
Ich nur bin der Sonne Sohn,
bin ein Tonatiuh und kenne
Sonnenkinder und ihr Schickſal!
Der Cazike Qualpopoca tritt ein.
Qualpopoca:
Junge Fürſten, gebt mir Auskunft:
iſt der Kaiſer ſchon erwacht?
Guatemotzin:
Nein!
Qualpopoca:
So ſagt mir, die Ihr ſtündlich
in des Kaiſers Dunſtkreis atmet,
Zeugen jeder Laune ſeid,
die des Herrſchers Antlitz ſtreifet,
was bewog die Majeſtät
grade jetzt, mich herzurufen?
An der fernen Landesgrenze
bin ich nötiger als hier.
Cacamazin:
Herr, wir wiſſen's.

Qualpopoca:

Ins entblößte
Nautla brechen fremde Räuber.
Rieſen, die dem Blitz gebieten.
Doch es ſei durchs Schwert, durch Blitze:
ſtirbt man doch nur einen Tod.
So vermocht ich's, meinen Kriegern
Mut zu machen, bis ſie ſtanden,
mutig kämpften wie die Leuen.
Doch was ſoll ich hier, wo jeder
Augenblick, den ich verweile,
Städte, Land und Leute koſtet . . .

Guatemotzin:

Herr, Ihr ſaht ſie? Saht ſie ſelber?
Saht ſie lebend? Saht ſie wirklich?
Reitend auf den Sonnendrachen?
Fernhin mordend durch den Blitz?
Iſt es wahr, was man berichtet?
Oder hat die niedere Menge
Furchtgeſpenſter ausgeheckt?

Qualpopoca:

Sie ſind ſterblich! Sie ſind ſterblich!
Eh ich's wußte, ſollt ich lügen? —
Ward ſelbſt ich von Furcht gelähmt.
Seit ich's weiß, bin ich entſchloſſen.
Jener Tag, wo ich's erfuhr,
jene Stunde ſei geſegnet.

Unſre ſchwarzen Panther hatten
einen von den weißen Göttern,
von den Donnerern, heimgebracht.
Schaudernd nur band ihn der Prieſter,
an den runden Block aus Jaſpis,
wie der Mondgott, rund gebogen,
hing der Rieſe regungslos.
Und wir zagten! Zagten lange:
ſollten wir die Trommeln rühren
und den Opferbrauch vollziehn?
Denn wie aus dem Kern der Sonne
ſchien in Wahrheit uns geſchnitten
dieſer rückgebäumte Leib.
Lichte Götterarme ſpreizend,
ſchien's, er warte eines Winkes,
um mit ſeinem Opferblocke
machtvoll ſich emporzuheben
in den Strahlengrund des Lichts.
Doch ich winkte, und die Diener
ſtießen in die großen Muſcheln!
Und des Teocalli dumpfe
Pauken kündigten dem Kriegsgott
unſer kühnes Opfer an.
Sei es drum, mag ſein, ich bebte,
als der Prieſter jetzt den Steindolch
zaudernd, wie mir ſchien, erhob:
doch nur einen Augenblick!
Dann entriß ſich mir ein Brüllen,

als der weiße Gott ſich färbte
und ein Blutſtrahl ſchwarz hervorſchoß. —
Und ich trat hinzu, Ihr jungen
Fürſten, daß der heiße Regen
die Gewänder mir verdarb,
unverwandten Auges forſchend
jede Regung des Gewaltigen,
als man ihm das Herz herausbrach.
Furchtbar ſchweigend war ſein Blick,
als er ſeines eignen Herzens
rauchend Pulſen ſah. Dann ſtarb er.
Starb, wie jeder ſtirbt! Ward kraftlos,
wurde ſchwer und ſchlaff und ſtarb.

Cacamazin:

Und das abgeſchlagne Haupt
iſt das ſeine?

Qualpopoca:

Ja, Du ſagſt es.
Schrieb ich gleich, es ſei im Walde,
ſamt dem Helme, aufgefunden.

Cacamazin:

Was, den Hergang nach der Wahrheit
zu berichten, hielt Dich ab?

Qualpopoca:

Vorſicht war's, um des Mexitli
Tempelpfaffen nicht zu kränken,
in des Reiches erſter Stadt,
denen dieſes Opfer zuſtand.

Cacamazin:

Wißt Ihr, daß der junge Prieſter
Quetzalcoatls, den des Kriegsgotts
blutige Prieſter tödlich haſſen,
ſei's durch Schlauheit oder Fügung,
in Beſitz des Haupts geriet?
Und es, ſelbſt wie eine Gottheit,
auf des Sonnengottes Altar
zwiſchen Gold und Blumen ausſtellt?
Und ſo wies er's unſerm Kaiſer,
der, verfolgt von dieſem Toten,
Fabelträumen unterliegt.

Montezuma, gefolgt von Dienern, tritt ſchnell ein.

Montezuma:

Wovon ſprecht Ihr?

Schweigen.

Eurer keiner
will das Wort dem andern rauben.
Soviel Edelmut beſchämt mich,
und um es Euch gleich zu tun,
ſchenk ich allen Euch die Antwort.

Er ſchreitet langſam und in ſich verſunken die Reihe der Diener ab. Dieſe, ſowie die Standesperſonen, haben um ihre koſtbare Tracht beim Eintritt des Kaiſers unſcheinbare Überwürfe zuſammengezogen.

Montezuma:

Ich bin einſam. Froſt umgibt mich.
Niemand liebt mich. Knechte ſchenkt mir
nur und Feinde dieſe Welt!
Meine Töchter!

Es werden drei ſchöne Mädchen zwiſchen elf und vierzehn Jahren gebracht. Schweigend ſtehen ſie vor ihm. Er ſtreicht nachdenklich über ihre Scheitel.

Kennt Ihr mich?
ſeht, ſie zittern! — Nennt mich Vater! —
Nennt mich Vater! oder geht!

Die Töchter werden hinausgeführt.

Ich bin einſam. — Knechte ſeh ich:
keine Freunde, keine Brüder,
keine Götter um mich her!

Qualpopoca nähert ſich in tiefer Devotion:

Zwar nicht Götter, auch nicht Brüder
Deiner Hoheit ſich zu nennen,
darf dem Rate der Vaſallen
Deines Reichs verſtattet ſein.
Auch der Freundſchaft Ruf erreichet
nicht des Sonnenſohnes Gipfel.
Doch was Ehrfurcht nicht verbietet:
Lieb und Treue hegen wir.

Montezuma:

Warum kehr ich immer wieder
aus der Höhle meines Inneren
in das falſche Licht zurück?
Wo die Ohnmacht meines Daſeins
mich aus ödem Raum umängſtet.
Nichts vermag ich. Und das heilige
Gottesblut, das in mir rollt,
wenn ich ſchlummre, wenn ich träume,
ſtockt wie Blei am wachen Tag.

Helft mir, helft mir: ich bin elend!
Bin ein Bettler nur, kein Kaiſer,
und der Leichnam meines Selbſt. —
In den Schoß und Kern der Sonne
eingegangen, heimgenommen,
ruh ich ſelig und bewußtlos
nachts, in traumlos tiefem Schlaf,
oder wirke in die Träume
ſchaffend mit der Luſt der Gottheit.
Dann verbreit ich ſchöpferiſchen
Winkes Welten, wölbe Himmel,
ſchleudre, wie der Sämann Körner,
Sternenſaaten in den Raum.
So ins Große, ſo ins Kleine,
wünſchend ohne Wunſch, mich wandelnd,
ſchalt ich über Weltalls Grenzen,
oder bilde dieſe Erde
frei zum Paradieſe aus.
Täler, Ströme treten lautlos
aus dem Äther in ihr Daſein,
Inſeln ſteigen, und ich bilde
glückbeſchenkte Menſchenvölker,
Vögel, Fiſch und Wurm hinein.
Doch was red ich! Mich umgeben
wachend widerliche Dinge,
die mir fremd und ſinnlos ſind. —
Qualpopoca, ſei willkommen:
welche Sorge führt Dich her?

Qualpopoca:

Dein Befehl!

Montezuma:

Befehl? Behüte
uns vor Hochmut! Mir befehlt Ihr,
mächtige Fürſten! Nicht ich Euch.
Denn bei Euch iſt Macht und Klugheit.

Qualpopoca:

Mein Gebieter, was verbrach ich?
So verhöhnt man Miſſetäter,
deren Urteil ſchon gefällt iſt.

Montezuma:

Urteil fällen ſteht bei Dir.
Ich bin nur ein Tor und kindiſch.

Qualpopoca:

Herr, Du ſtrafſt mich grauſam.

Montezuma:

Oh,
hätt ich Macht, ein Haar zu krümmen,
oder wo in meinen Reichen
lebt ein Mann ſo frei von Tücke,
daß er zehnmal nicht des Tages
heimlich mich bei ſich verrät.

Qualpopoca:

Herr, wär's auch mein eigenes Blut,
wär's mein Sohn, der nur von ferne
dächte, was Du jetzt geſagt haſt,

ſchleppt ich ihn vor Deine Henker
oder ſchlüg ihm ſelbſt das Haupt ab.
Montezuma:
Du biſt heftig!
Qualpopoca:
Mehr als heftig.
Denn ich fürchte nicht den Tod
halb ſo ſehr als eine Meinung,
die, wie Deine, mich ins Herz ſtößt.
Montezuma:
Trotz! Ich kenn ihn! Meine Henker
ſollen ſeine Söhne würgen:
er erwürgt den Willen mir.
Du biſt falſch, denn Du betrogſt mich.
Oder ward der Sonnenſohn
nicht im Tempel hingeſchlachtet?
Qualpopoca:
Ja! Es iſt geſchehn! Ich log!
Montezuma:
Auf den Richtblock!
Cacamazin:
Sonnenkaiſer!
Auch mein Leben nimm, auch mich!
Montezuma:
Giftiges Gewürm umkriecht mich,
feig und falſch und blind den Grund,
den ich trete, unterwühlend:
Ihr ſeid Schlangen! Säulen nicht.

Säulen brauch ich, Fundamente
meiner Herrſchaft, Pfeiler! Balken!
die den Tempel meines Hauſes
gründen, türmen, tragen, halten
wider Zeit und Ewigkeit!
Guatemotzin:
Herr, das iſt es: wir ſind Pfeiler!
Doch Du gräbſt uns aus dem Grunde,
und ſo ſinken wir dahin.
Aber lieber will ich ſelber
in die Nacht des Todes eingehn
als in jene, die herannaht,
wenn der fremde Teufel ſiegt.
Montezuma:
Er wird ſiegen! Stürzt denn köpflings
in die Gräber Eures Glücks,
Toren, die ein Irrwahn blind macht!
Wer bin ich, und wer ſeid Ihr,
die Ihr meinem höh'ren Wiſſen,
meinem göttlichen, zu trotzen
blöden Sinns Euch unterfangt.
Überſchritten unſre Grenzen
hat der Gott, hat Quetzalcoatl,
meines Hauſes heiliger Urahn:
jede Fiber meines Leibes
froh erſchauernd ſagt es mir.
Und Ihr wollt wie Gottverlaßne,
wie Verdammte, ihn bekriegen?

Ihn, der donnernd kommt, im Lichthelm,
überſchleichen, morden, opfern,
ſchlachten, wie ein jagdbares Tier?
Qualpopoca:
Herr, in meiner letzten Stunde
ſag ich noch, Du biſt im Irrtum.
Jenes Rudel weißer Wölfe
hat der Abgrund ausgeſpien,
und ihr Leitwolf iſt kein Gott.
Montezuma:
Ruft den Prieſter Quetzalcoatls.
Qualpopoca:
Quetzalcoatls? Seine Prieſter
haſſen Krieg und meiden Blut.
Ihnen ſcheint ein Bettler göttlich.
Montezuma:
Und die Völker? Ihr ſeid Frevler!
Und es lebt der wahre Glaube
in den Tiefen nur des Volks.
Dort herrſcht Frömmigkeit, herrſcht Ehrfurcht.
Doch von Euch, wer wollte leugnen,
daß Ihr Zweifler und Verächter,
heimlich Gottesleugner ſeid!?
Qualpopoca:
Gottesleugner? — Erſt Verräter,
dann gar einen Gottesleugner,
Sohn der Sonne, nennſt Du mich?
So verkennſt Du Deinen Diener,

der wie keiner treu Dir anhängt?
Der den ſtrengen Dienſt der Götter
ſchützt, und der in Dir, dem Kaiſer,
Gottes echten Sohn verehrt?
Du, ja Du biſt eine Gottheit!
Allerleuchtenden Geſtirnes
unverfälſchter Kraft teilhaftig.
Ob auch Wolken Dich umnachten,
Du biſt Gott! Der andre nicht,
deſſen abgetrenntes Haupt
peſtverbreitend jetzt verweſt.

Montezuma:

Und mein Volk? Iſt Dir's verborgen?
Wie zugleich von tauſend Orten
mächtig das Gerücht heranſchwillt?
Wie in nah und fernen Gauen
meine Völker ſich erregen?
Wie ſie mit dem Freudejauchzen:
Götter kommen! ſich erheben
und in langen Pilgerzügen
gen den Sonnenaufgang hinziehn?
Nach Cholula! nach Cholula!
ruft der eine zu dem andern,
jeder weiß es, jeder fühlt es,
zu Cholula zog der Heiland
in den Sonnentempel ein.
Der Erlöſer kehrte wieder,
um uns aus der Nacht der Schrecken,

aus dem Blutſumpf unſres Daſeins
heimzuretten in ſein Licht.
Und dies köſtliche Erſchwingen
aller Seelen, aller Herzen,
hungernder, gequälter Menſchen
in die klare Offenbarung,
in die endliche Erfüllung
der Verheißung Quetzalcoatls,
blinde Tiere, ſpürt Ihr nicht?
Nach Cholula!

Qualpopoca:
Herr und Kaiſer!
Wolle Deine Heiligkeit
nur ein Weilchen ſich gedulden.
Bald genug, wenn Du nicht tapfre
Krieger ſtellſt wie Sand am Meere,
zahlreich, zäh, unüberwindlich,
zwiſchen jenen Gott und Dich,
pocht er ſelbſt an Deine Tür!

Der Prieſter Quetzalcoatls erſcheint.

Montezuma:
Meine Arme reichen weit,
meine Ohren hören vieles,
nun beſtätigt der Vaſall,
was ich mich zu glauben ſträubte:
In dem Tempel Huitlipochtlis
endete der Tonatiuh
und ward nicht im Wald erſchlagen.

Der Prieſter:
Wenn des Kriegsgotts blutgewohnte
Prieſterſchaft den Sohn der Sonne
opfert auf dem Opferblocke,
ſo erfüllt ſich die Verheißung
zwiefach deutlich, zwiefach klar.
Doch ſie kreuzigten den Leib,
nicht den Geiſt und nicht die Gottheit:
Dieſe kann nicht untergehn,
und der Tag ſteht vor der Türe,
ihrer letzten Offenbarung.
Qualpopoca:
Knabe, träumſt Du?
Der Prieſter:
Nein, ich wache!
Doch Ihr ſchlaft den Schlaf des Todes,
während ſich der Herr des Lebens,
ſich der liebevolle Hirte,
ſich der Friedensbringer naht.
Qualpopoca:
Schwächling! Welche Amme hat
Dir dies Märlein aufgebunden?
Friedensbringer! Ihre Augen
ſchleudern Peſt, ihr Atem Mord.
Ihre ſchwarzen Rachen donnern,
und mit Feuerzungen freſſen
ſie die Erde menſchenleer.
Es ſind Zauberer! Sind des Kriegsgotts

ungehorſame Dämonen,
die aufſtanden wider ihn.
Mörder ſind's von Ewigkeiten.
Der Prieſter:
Könnt Ihr leugnen, daß der fremde
Mörder in den Sonnentempel
zu Cholula friedlich einzog,
hinter ihm der Sonnenkinder
ſieggewohnte, lichte Schar?
Haben ſich die Cholulaner
ihm nicht freudig unterworfen?
Schmücken Quetzalcoatls Prieſter
nicht die furchtbaren Flügeldrachen
mit Girlanden bunten Laubs?
Wirft das Volk ſie nicht mit Blumen?
Qualpopoca:
Ja, Cholula iſt gefallen,
Prieſter, doch geh hin und ſieh,
ſieh den Damm von Menſchenleichen,
über den Dein Heiland einzieht.
Hingelagert vor der Stadt,
Frieden heuchelnd, lag der Teufel.
Friedlich durch des Lagers Gaſſen
drängten ſich Cholulas Bürger,
zahllos, freudigen Gewimmels,
da erdonnerte ein Schrecken,
und die weißen Schlächter warfen
ſich mordraſend über ſie —

Welch ein Metzgen, welch ein Würgen,
Schlagen, Stechen, Pfählen, Morden! —
Keine Gnade kannten ſie.
Dies, o Herr, iſt meine Botſchaft!
Und geeignet, den zu wecken,
der vom Sonnenheiland träumt.
Herrſcher! Kaiſer der Tolteken,
die des wahren Gottes Kinder,
Huitlipochtlis Söhne ſind.
Nichts von Frieden, nichts von Blumen!
Laßt des Kriegsgotts Muſcheln blaſen!
Trau dem alten, treuen Gott!
Ihm allein iſt Kraft beſchieden,
uns zu retten! Dieſen weißen
Abgrundwölfen Halt zu bieten,
ruf Dein Volk zum Kampfe auf.
Und man wird am Friedensfeſte
Deine falſchen Sonnengötter,
Prieſter, grüßen, wie ſich's ziemt.
Nicht mit blumigen Gewinden,
ſondern mit den ſtarken Riemen,
die ſie kreuzigen und feſſeln
an des Tempels Opferblock.

Montezuma:

Ich bin Herr! Und was geſchehn wird,
ſteht allein in meinem Willen,
ſteht bei mir und nicht bei Dir!

Dritte Szene

Vor dem Zelt des Fernando Cortez bei Cholula, auf der Hochebene von Anahuac. In der Entfernung die Stadt Cholula mit der gewaltigen Pyramide des Sonnentempels. Neben dem Zelt die Standarte des Cortez aus goldgeſticktem, ſchwarzem Samt, darauf ein rotes Kreuz über blauen und weißen Streifen.

Folgende Perſonen ſitzend, ſtehend oder ſchreitend in merkbarer Erregung:

Gomara, Hausgeiſtlicher des Cortez
Pater Olmedo
Pedro de Alvarado
Diego Ordaz
Chriſtoval de Guzman
Don Juan Xamarillo
Jeronimo de Aguilar
Las Caſaz
Bernal Diaz

Pedro de Alvarado,

Ritter, ſiebenundzwanzigjährig, mit langem Blondhaar, wie Milch und Blut, von außerordentlicher Kraft, Kühnheit und Schönheit:

Spanier müſſen immer zanken.

Las Caſaz:

Immer morden müſſen Spanier.
Kinder, Weiber, Greiſe morden,
denn das ziemt für Chriſten ſich.

Pedro de Alvarado:

Nehmt den Chorrock, miniſtriert
meinethalben in der Meſſe.

Wer nicht kann ein Täubchen ſchlachten,
ſoll nicht mit Soldaten ziehn.
Las Caſaz:
Kämpſt mit Löwen, nicht mit Täubchen.
Ich zum mindſten überlaſſe
Taubenſchlachten meinem Koch.
Pater Olmedo:
Friede! Friede! Streitet nicht.
Wir ſind eine Handvoll Spanier,
weit vom Vaterland verſchlagen,
und von Feinden ganz umringt.
Drum ſeid einig!
Las Caſaz:
Einig, Pater,
werd ich nie mit Alvarado
über dieſes Blutbad ſein.
Pedro de Alvarado:
Und ich wahrlich nicht mit Euch.
Las Caſaz:
's iſt ein Schandfleck!
Pedro de Alvarado:
Schandfleck? — Unſinn!
Las Caſaz:
Über ahnungsloſe Wilde
wie Hyänen herzufallen,
über Leute, die gekommen,
unſern Waffen beizuſtehn.
Dies iſt eine Tat des Wahnſinns.

Wer ſie unſerm großen Führer
riet, der tat ihm keinen Dienſt.

Pedro de Alvarado:

Wollt Ihr leugnen, was der Indier
auf der Folter ausgeſagt hat?

Las Caſaz:

Auf der Folter!

Pedro de Alvarado:

Daß dies Kriegsvolk,
dieſes Hilfsvolk, das ſie uns
zu begleiten ausgeſondert,
einzig zu dem Zweck beſtellt war,
auf dem Marſch uns zu vernichten?

Las Caſaz:

Furchtgeſpenſter, weiter nichts.

Pedro de Alvarado:

Ich, und Furcht? Ihr ſeid im Irrtum!

Las Caſaz:

Unbegreiflich bleibt es ewig:
grade Ihr, dem man beim Einzug
wie Sankt Georg, den Drachentöter,
angeſtaunet und bejubelt.
Der von Roſen ganz belaſtet
in die Stadt Cholula eintritt,
grade Ihr bereitet ihnen,
ihren Vätern, Brüdern, Söhnen
den grauſamſten Untergang.

Pedro de Alvarado:
Nun ich bin kein heil'ger Georg!
Doch den Drachen des Verrats,
bei Sankt Georg! ihn traf ich tödlich,
und ſo ſei's davon genug.

Gomara:
Ob Verrat hier oder nicht
lauerte, wer will's entſcheiden,
doch die Strafe iſt vollzogen,
und die Toten ſtehn nicht auf.

Don Juan Xamarillo:
Krieg iſt Krieg! Wär unſre Lage
nicht ſo, wie ſie iſt, Herr Ritter,
nicht ein ſo verlorner Poſten,
mitten drin im Feindesland,
neigt ich, chriſtlicher Geſinnung,
wohl zu Eurer Milde mich.
Doch wie's jetzt mit uns beſtellt iſt,
muß Verdacht, ſo ſehr die Unſchuld
auch vielleicht darunter blutet,
ſchon die Klage, ſchon das Urteil,
ja das Richtſchwert ſelber ſein.

Gomara:
Denkt doch, Herr, was auf dem Spiel ſteht!
Kaum vierhundert Chriſtenſeelen
tragen Jeſu wahres Kreuz
in die Nacht des Heidenlandes.
Und gelingt es uns, dies Zeichen

an den Stätten finſtrer Greueln
hier im Lande aufzupflanzen, —
was bedeutet Menſchenblut? —
Blickt doch um Euch: in Cholula
nur zählt ich fünfhundert Türme,
die das Lob von Götzen predigen.
Welch ein Sieg iſt's, der hier winkt!
Aber auch welch ein Verluſt,
wenn wir wenigen unterliegen.
Wir ſind eine heil'ge Schar,
und für deren Sicherheit
Blut vergoſſen, was bedeutet's,
wären's Ströme Heidenbluts? —
Mag die Straße, die wir ſchreiten,
wenn der wahre Glaube nachfolgt,
auch von blutigen Bächen rieſeln:
brächten wir nur einer einzigen
armen Seele ewiges Heil, —
retteten nur eine Seele
vor der ewigen Verdammnis:
was bedeutet Menſchenblut?

Las Caſas:

Wer vermöchte, würdiger Vater,
Eure Worte zu beſtreiten?
Doch es ſollen Kreuzesritter
ſchlimmer nicht wie Heiden ſein:
nicht voll Mordluſt, nicht voll Habſucht,
nicht der Wolluſt rohe Knechte,

nicht Verüber jeder Greueln,
die verruchter Sinn vermag.

Pedro de Alvarado:

Wer iſt ſo, wie Du ihn ſchilderſt?
Nenn ihn!

Las Caſas:

Juckt's wen, kratz er ſich!

Pedro de Alvarado:

Zieh und wehr Dich!

Er hat ſein Schwert gezogen.
Cortez tritt aus dem Zelt.

Cortez:

Pedro! Narrheit!
Unterſcheide Freund und Feind.

Pedro de Alvarado:

General, hier dieſer Ritter
ſpielt mit meiner Ritterehre.
Tut es, ohne zu bedenken,
daß er auch ſein Leben wagt.
Weil wir taten, was wir mußten,
weil wir rohe Kannibalen,
die von Menſchenfleiſch ſich mäſten,
niedermachten nach Gebühr:
um nicht ſelbſt in ihren Töpfen
nach verlorner Schlacht zu ſchmoren —
darum nennt mich dieſer Spanier
hier Verüber jeder Greuel,
Mordgeſell und Wolluſtknecht.

Cortes,

bei deſſen Erſcheinen ſich alle erhoben haben, in das eingetretene Schweigen:

Männer, wo in aller Welt
tragt Ihr das, was man Verſtand nennt?
Koſtbar wie die Worte Chriſti
iſt auf unſerm ſchweren Marſche
jede Unze Spanierbluts.
Euer Zank iſt leer und unnütz,
laßt uns vorwärts ſehn, nicht rückwärts.
Hört, warum ich Euch berief! —
Dank dem Heiland, Dank Sankt Jakob,
Dank der Hilfe unſres großen,
kaiſerlichen Herrn und Herrſchers,
Karl dem Fünften zu Madrid,
haben wir in Feindesland
uns bis hierher durchgeſchlagen.
Leicht war dieſe Arbeit nicht.
Spanier, Offiziere, Freunde!
Welche Mühſal wir erduldet,
Mond um Mond auf langer Meerfahrt,
und wie dann nach unſrer Landung,
an der Küſte von Weſtindien,
erſt die Mühſal wahrhaft anhob,
dies iſt Euch bekannt, Ihr wißt es.
Nun, Gott war mit uns: Verrat,
Meuterei im eignen Heere
kam ans Licht und ward beſtraft!

Und wir ſetzten feſt und feſter
unſern Fuß auf fremde Erde
und begründeten die reiche
Stadt und Feſtung Verakruz.
Doch wo liegt jetzt Verakruz.
Ungezählte Leguas öſtlich!
Denn wir brachen auf und drangen
in das Herz des Landes vor.
Immer kämpfend, oftmals ſiegend,
unterliegend auch mitunter,
niemals ſicher, ſtets bedroht:
haben wir uns bis hierher,
dennoch alles unterworfen!
Und wir ſtehen im Begriff,
ſeiner ſehr katholiſchen
Majeſtät ein zweites Spanien
zu erobern, größer, reicher
faſt, als unſer altes iſt.
Vorwärts alſo! Aber, Spanier,
meinet nicht, wir ſind am Ziele!
Denn es iſt mein feſter Wille,
vorzuſtoßen in die ferne
Fabelſtadt Temixtitlan!
Ihr bedenkt Euch, Ihr ſeid ſtutzig!
Doch eh ich auf halbem Wege
nun dies Wagnis zaudernd ſchließe,
und wie ein geſchlagner Feldherr
beide Kordillerenpäſſe

mit den Meinen rückwärts krieche,
will ich lieber, wie ich bin,
und zur höheren Ehre Gottes,
eingedenk der künftigen Glorie
jener Welt, die uns verheißen,
ganz alleine vorwärts gehn.

Alle:

Keiner zaudert! Wir ſind mit Dir!

Cortez:

Wie's auch ſei, eins iſt gewiß:
daß mein Ziel und Vorſatz feſtſteht.
Und wie ſollt es anders ſein?
hab ich meinem Kaiſer doch
brieflich ſchon mein Wort verpfändet:
daß ich dieſen Montezuma
zum gehorſamſten Vaſallen
mache, oder aber ihn,
ſei's lebendig, ſei's als Leiche,
ausgeſtopft wie einen Geier,
ihm nach Spanien ſenden will.

Alle:

Halt Dein Wort! Wir folgen Dir!

Bernal Diaz:

Dieſen König der Tolteken
auszuſtopfen wird nicht leicht ſein:
alle Indios, die ich ſprach,
ſchaudern, nur bei ſeinem Namen.
Und Jeronimo, der hier

mehr als unſereins Beſcheid weiß,
ſagt von ſeinem Volk, es ſei
ganz beſonders kriegeriſch.
Cortez:
Sprich, Jeronimo, was weißt Du?
Jeronimo de Aguilar:
General, ſoviel ſteht feſt,
die Tolteken ſind ein Kriegsvolk,
und wir brauchen trocknes Pulver,
feſteren Mut als wie bisher.
Bernal Diaz:
Und wie ſteht es mit dem Kriegsgott?
Jeronimo de Aguilar:
Nun, was ſonſt? Die Leute ſagen's,
ob es wahr iſt, ſteht dahin,
daß man in des Gottes Tempel
jeden Kriegsgefangenen opfert.
Bernal Diaz:
Aber wie? Das ſage nun!
Jeronimo de Aguilar:
's gibt da einen Steinblock, ſagt man,
dran man den Gefangnen feſſelt,
und man ſchneidet ihm, ſo ſagt man —
ja, nun freilich! — bricht das Herz ihm —
und er hat dabei das Zuſchaun! —
mir nichts, dir nichts aus der Bruſt.
Diego Ordaz:
Ei, pfui Teufel!

Bernal Diaz:
Und wie ſteht's
mit Francisco de Montejo,
dem Verſchollenen? Sagt man nicht,
jener Schubiack Qualpopoca,
der zu Nautla liebedienert,
hab ihm heimlich ſeinem König
nach Temixtitlan geſandt,
wo er auf dem Block des Kriegsgotts
jene Prozedur erlitten,
die Jeronimo uns ſchildert.

Cortez:
Fabeleien! Ammenmärchen!
Wer ein echter Offizier iſt,
wird den ſpaniſchen Soldaten
nicht mit ſolchem Vitzliputzli,
ſolchem Popanz ängſtigen.
Iſt's kein Märlein: um ſo beſſer,
keinen Götzen fürchtet Gott?

Zu Olmedo:

Pater, tut mir den Gefallen,
führt nun die Geſandtſchaft vor mich.
Denn die Wahrheit iſt: es ſind
drei Geſandte Montezumas
eben jetzt hier eingetroffen.
Und wen Vitzliputzli juckt,
hat Gelegenheit und Freiheit,

auch nach ihm ſich zu erkundigen,
meine Neugier reizt er nicht.

Von Marina, einer jungen, ernſten, ſchön gewachſenen Indianerin geführt, erſcheinen die Geſandten Montezumas in würdiger Haltung: Cacamazin, Guatemotzin und Qualpopoca. Hinter ihnen eine große Menge Diener mit Geſchenken. Es erfolgt von ſeiten der Indianer eine würdige Begrüßung aus der Ferne, die Cortez durch Neigen des Hauptes beantwortet.

Cortez:

Sprich, Marina!

Marina:

Dieſe Fürſten
nach der Botſchaft, die ſie bringen,
nach den Wünſchen, die ſie hegen,
auszuforſchen, war mein Auftrag.
Dies, Malinche, hab ich Dir
nun von ihnen zu berichten: —

Cortez:

Stell uns erſt die Herren vor!
Irr ich nicht, iſt dieſer eine
Qualpopoca, Herr zu Nautla.

Marina:

Ja, Malinche.

Bernal Diaz brummt:

Dieſer Schurke!
Wie kommt dieſer Hund hierher?

Cortez:

Schweig! — Wer ſind die beiden andern?

Marina, mit der Hand weiſend:
Dieſer Herr iſt Cacamazin,
des großmächt'gen Montezuma
Bruder! Hier des ſehr erhabenen
Sonnenkaiſers eigner Sohn:
Sohn und Kronprinz Guatemotzin.

Cortez:
Sehr willkommen. Nun die Botſchaft.

Marina:
Montezuma grüßt Malinche.
Und er ſendet zum Beweis
ſeiner Freundſchaft ihm an Gold
eine ungewogne Laſt.

Gonzalo de Sandoval,
der neben der Geſandtſchaft erſchienen iſt:
Schon gewogen, General:
etwa wert dreitauſend Peſos.

Cortez:
Weiter!

Marina:
Weitere Beweiſe
ſeiner Freundſchaft will er geben,
will, wohin Du es begehrſt,
ſei es auch bis Verakruz,
regelmäßig Gold Dir ſenden.
Doch ſo ſehr ihn auch verlangt,
Dich von Angeſicht zu ſehen
in der Stadt Temixtitlan,

läßt er doch aus großer Sorge
um Dein und der Deinen Wohl
Dir abraten von der Reiſe.

Cortez:
Sehr verbunden!

Marina:
Montezuma
bittet Dich zu überlegen,
was Du an Tribut begehrſt,
ob in Goldſtaub, ob in Barren,
ob in Silber oder Steinen,
oder was Du immer vorziehſt,
denn er habe allerlei,
Deine Wünſche zu vergnügen:
doch dann ſollſt Du auch nicht weiter
vorwärts dringen in ſein Land,
denn, an toten Schätzen reich,
ſei das Land ſehr arm an Nahrung.
Grundlos ſeien alle Wege,
ja von Waſſer überſchwemmt.
Und Du müßteſt Kähne bauen,
um die Hauptſtadt zu erreichen.
Der erhabne Sonnenkönig,
der Dein Wohl im Herzen trägt,
und es doch nicht könnte ſichern,
warnt Dich alſo brüderlich
und erſucht Dich umzukehren.

Cortez:
Sage dieſen Herrn von Stande,
daß des Sonnenkönigs Gnade
mich in tiefſter Seele rührt.
Ungern nehmen wir Geſchenke,
doch wir wiſſen zu vergüten:
und ſo reicht den würdigen Fürſten
nun der Gabe Gegengabe,
unſrer Freundſchaft Unterpfand.

Der Haushofmeiſter des Cortez und Sandoval hängen Ketten aus bunten Perlen um die Hälſe der Geſandten.

Bernal Diaz:
Dieſer alterprobte Kniff
macht mich immer wieder lachen,
für drei Batzen bunter Glasfluß
bringt uns tauſend Peſos ein.

Cortez:
Könnten wir, ſo wie wir wollten,
ſage ihnen das, Malinche,
würden wir auf unſern Hacken
wenden jetzt und heimwärts ziehn.
Doch der ſehr erhabne Herr,
Herr und Kaiſer Karl der Fünfte,
dem wir dienen, gab uns Auftrag,
den erhabenen Montezuma
höchſt perſönlich zu begrüßen.
Dies zu tun bleibt unſre Pflicht.

Deshalb möge ſich der Herrſcher
des Toltekenvolkes gnädigſt
unſer Nahn gefallen laſſen.
Füge auch hinzu, Malinche,
daß wir kommen, um zu geben:
nicht zu rauben und zu ſchädigen.
Daß wir einen Welterlöſer
mit uns führen, einen ſüßen,
gnadenreichen Friedensbringer!
Aber keinen Geiſt des Kriegs.
Nenn uns Pilger, die dem König
eine frohe Botſchaft bringen:
ein Geſchenk, ſo hoch erhaben,
wie er keines geben kann.

Er entläßt die Geſandtſchaft durch eine Handbewegung.

Nun bewirtet ſie wie Könige
und bewacht ſie wie Verbrecher:
danach laßt uns weiter ſehn!

Qualpopoca:

Noch ein Wort, o Sonnenſohn,
läßt der Kaiſer Dir entbieten.
Sprech ich mühſam, ſo verzeih,
denn ſehr ſchwer iſt Eure Sprache.

Cortez:

Wie, Du ſprichſt in unſrer Zunge?
Prächtig! um ſo beſſer, Fürſt!
Denn nun weiß ich ganz gewiß,

Du wirſt noch ein treuer Spanier!
Rede vorerſt! dann indes,
weil Du die Gelegenheit
ſelbſt mir bieteſt, die ich hier
zu ertrotzen nicht gewillt war —
dann indeſſen will auch ich
einige Worte an Dich richten.

Qualpopoca:

Sehr erhabner Herr und Held,
meine ſchlichte Rede ſoll,
ſo dem Kaiſer, ſo dem Frieden,
ſo auch jenen Fragen dienen,
die Du, Herr, an mich zu richten,
wie ich weiß, berechtigt biſt.
Unſer Herrſcher Montezuma
bittet dringend Euch Hidalgos,
den Gerüchten nicht zu trauen,
die man unter unſern Feinden
über ihn und uns verbreitet.
Sie ſind Lügen, weiter nichts!
Denn es iſt nicht wahr, wir ſchlachten
unſerm Gott nicht Kriegsgefangne!
Opfern Weiber nicht noch Kinder.
Und Ihr würdet ſolche Greueln
in der Hauptſtadt unſres Landes
ganz gewiß vergeblich ſuchen.
Es ſind Märchen, ausgeſonnen,
Haß zu ſchüren wider uns.

Cortez:
Was Du ſagſt, iſt gut zu hören,
iſt ſehr glaublich, ja gewiß.
Qualpopoca:
Damit aber fällt zuſammen,
was man andres mir zur Laſt legt.
Als ich jetzt am Hofe weilte,
mußt ich mit Bedauern hören,
daß indeſſen ſich ein Zwiſt
zwiſchen Verakruz und Nautla,
zwiſchen Deinem Kommandanten
und dem meinen aufgetan hat.
Ja, es iſt zum Kampf gekommen.
Und man ſagt, drei wackre Spanier
ſind getötet, ſind gefangen,
ſind verſchollen jedenfalls.
Seid gewiß, ich ruhe nicht,
bis ein ſtrenges Strafgericht
jeden unter meinen Leuten,
der den Frieden brach, ereilt hat.
Und ich werde peinlich forſchen
nach den drei vermißten Spaniern.
Cortez:
Nehmt den Dank, Fürſt Qualpopoca,
für die wahrhaft edle Abſicht,
doch längſt kehrten wohlbehalten
unſre drei vermißten Helden
wieder heim nach Verakruz.

Qualpopoca, ſtutzig:
Iſt dies ſicher?

Cortez:
Bei Sankt Jakob!
Sicher wie der Augenſchein.
Sie ſind hier: wollt Ihr ſie ſprechen?
Tut es! Beſter Fürſt, es lohnt!
Und beſonders weiß der eine
Abenteuer zu berichten,
die ſelbſt Euch vielleicht unglaublich!
Und nur dem zu überſtehen
möglich, deſſen Gottesleib,
dieſem gleich, unſterblich iſt.

Er hat das ziemlich große Ebenholzkreuz ergriffen, das Pater Olmedo an der Gürtelſchnur ſeiner Kutte trägt. Der Gekreuzigte darauf iſt aus Elfenbein. Dieſes Kruzifix hält Cortez Qualpopoca dicht vor die Augen. Der Aztekenfürſt kann ſein Entſetzen nur gerade bemeiſtern. Cortez winkt, und die Geſandtſchaft wird abgeführt.

Cortez:
Spanier, habt Ihr dies geſehen?
wie der ausgeſpreizte Leichnam
unſres Heilands dieſen Wilden
ſeiner Mordtat überführte?
Hingeopfert ohne Zweifel
iſt der wackre Kamerad.
Aber nun erſt recht, nun vorwärts!
Fordern wir ſein Blut mit Zinſen!
Vorwärts nach Temixtitlan!

Vierte Szene

Ein großer abgeſchloſſener Platz vor dem Tempel des Sonnengottes Quetzalcoatl. Vor dem Eingang des Gebäudes eine Gruppe von Prieſtern mit Roſenkränzen im Haar und brennenden Fackeln in den Händen. Dem Tempel gegenüber, rechts, **Montezuma** mit **Guatemotzin**, **Cacamazin** und **Qualpopoca**. Hinter ihm in geordneter Reihe ein großes Gefolge von Standesherren. Im Hintergrund, geradeaus geſehen, mündet eine Straße in den Platz. Bei der Einmündung ſtehen Wachen. Die Straße ſelbſt, die rechts und links Tempel und ſtattliche Gebäude zeigt, wimmelt von Eingeborenen. Man vernimmt das Brauſen der Volksmenge.

Montezuma:

Botſchaft! Botſchaft! Sind die Läufer
lahm und blind? Bedienen mich
träge Raupen oder Schnecken? —
Auf, und melde!

Erſter Läufer,

der atemlos erſchienen war, ſich zu Boden geworfen hatte, berichtet nun kniend:

Majeſtät!
Eben zieht der Sonnenſohn
aus der Stadt Culuacan.
Seine Schultern ſind von Erz,
und ſein Haupt von Erz umwachſen.
Weiß von Antlitz, weiß von Locken,
ſitzt der Gott auf einem weißen
ungeheuren Fabeltier.
Und ihm folgen viele Götter,

weiß von Locken, weiß von Antlitz,
und mit Leibern ganz aus Stahl.
Und ſie zucken ganz von Strahlen,
und es ſcheint, als wenn die Sonne
ſie ernährte durch ihr Licht.
Und ſie lachen laut und prächtig,
zeigen Reihen weißer Zähne,
wiegen ſich auf ihren Drachen,
ſicher ſind's Unſterbliche.

Montezuma:
Hörſt Du das, o Sonnenprieſter?

Der Prieſter Quetzalcoatls:
Ja, ich höre, und ich ſchaudre,
von dem Wunder ganz verzückt.

Qualpopoca:
Töte mich! doch reden muß ich!
dieſe Stunde iſt entſcheidend.
Alles hab ich vorbereitet.
Gib ein Zeichen, und wir ſchnallen
morgen alle dieſe Götter
auf des Kriegsgotts Opferblock.
Denn wenn ſie den Damm betreten,
der vom Ufer nach der Stadt führt,
und wir Stadt und Ufer feſt
mit den Mauern Deiner Krieger
undurchdringlich feſt verriegeln,
halten wir ſie in der Hand.

Montezuma:
Qualpopoca, welcher Wahnſinn!
Was denn haben Deine Taten,
Deine Klugheit, Deine Tücke,
ſage, gegen ſie vermocht?
Haben Flüſſe, Felſenmauern
dieſe Geiſter aufgehalten?
Ritten ſie nicht viele tauſend
Meilen übers große Meer?
Haben ſie denn die Gebirge
nicht wie Adler überflogen,
ruhten ſie nicht, wie Du ſelbſt ſagſt,
auf dem Haupt der weißen Frau,
deren Scheitel ew'gen Schnees
kein Tolteke je erreichte,
ſich von Marſch und Mühſal aus?
Bebte nicht der Berg im Innern,
wie die Kundſchafter berichten.
Haſt Du ſelbſt nicht zugegeben,
daß ſie Donnerer, Fernhintreffer,
ja auch Fernhinwiſſer ſind?
Zeigten ſie Dein Opfer Dir,
das im Tempel Du geſchlachtet,
Dir im Bild den Tonatiuh nicht?
Qualpopoca:
Sei's. Es ſeien Fernhintreffer,
Fernhinwiſſer meinethalben!
Zauberkundige mögen's ſein.

Haben wir im Tempel wirklich
ſtatt des weißen Rieſenleibes
nur ein Blendwerk hingeſchlachtet —
ihrer Künſte Gaukelſpiel? —
Trotzdem! meinem Lande wahr ich,
meinem Volk und Gotte Treue:
dieſen Göttern dien ich nicht.
Cacamazin:
Bruder, ſo gib mir nun Urlaub!
Selbſt ein König, hab ich Pflichten
für mein Reich und meine Hauptſtadt,
die ich deshalb nur verließ,
um vereinten Widerſtand
gegen dieſe fremden Teufel,
lieber Bruder, zu beraten.
Doch ich ſeh's: Du gibſt Dich preis,
und das gleiche liegt mir ferne!
Denn wir Chichimeken werden
kämpfen bis zum letzten Mann.
Montezuma:
Armer Bruder: Blindheit ſchlägt Dich!
ſiehſt Du doch nur ſchwarze Schatten,
wo die volle Sonne einbricht.
Was geſchieht, was ſich ereignet,
weiß im Tal von Anahuac
jeder Bettler, nur nicht Du.
Durch die Mauern dringt die Freude,
die mein ganzes Volk begeiſtert.

Groß iſt dieſe Zeit, und laut
wahrlich redet ihre Stimme.

Zweiter Läufer

iſt atemlos, wie der erſte, hereingeſprungen und hat ſich vor dem Kaiſer niedergeworfen.

Montezuma:

Auf, und melde!

Zweiter Läufer:

Majeſtät!
durch Mexicalzingo brauſt
eben jetzt der Zug der Götter.
Ruhig ſchreiten ihre Drachen,
laut ausſchnaubend, ſilberklirrend,
ſtampfend, feſten Gangs, einher.
Und die Blondgelockten ſitzen,
ſchrecklich ſtrahlend, obenauf.
Auch die plumpen Donnertiere
poltern hinterdrein auf Rollen,
fromm, als hätte keines jemals
von ſich Blitz und Tod geſpien.
Und Dein Volk in aber tauſend
Barken wimmelt um den Damm:
Zweige ſchwingend, Sträuße, Kränze
ſchleudernd auf der Götter Weg.
Zu des Dammes beiden Seiten
ſchwillt vom Waſſerſpiegel Jubel,
gleichwie eine Doppelbrandung
alles unter ſich begräbt.

Montezuma:
Nun, was ſagſt Du, Qualpopoca?
Du, Cacama, trüber Ängſtling:
ich wohl galt dafür Euch einſtens,
doch die Seelen ſind vertauſcht.
Faſſe Mut, und ſtatt zu flüchten,
ſteig, Geliebter, in die Sänfte,
und begrüße vor der Stadt
den ſo lang erhofften Retter!
Guatemozin:
Vater, welch ein fürchterlicher
Irrtum herrſcht in Deinem Innern.
Dieſe fremden Zauberer haben
fernhin Dich mit Gift gelähmt.
Sende mich hinaus, mein Vater,
gib Befehl, daß alle Tempel
mit dem dumpfen Laut der Pauken
jeden Mann zum Kampfe rufen:
noch iſt's Zeit! — dann iſt's zu ſpät.
In die Flut ſie jetzt zu ſtoßen,
ſie im Waſſer zu ertränken,
unter Pfeilen zu begraben,
unter Steinen zu verſchütten,
muß uns jetzt ein leichtes ſein.
Montezuma:
Wenn Gedanken Früchten gleichen,
wirſt Du, Baum aus meinem Samen,
auch einſt ſehn den Tag der Reife!

Bringt mir nun aus den Gewölben,
von dem Schatz Axayacatls,
meines ſehr erhabenen Vaters —
denn auch ich war einem Vater
in Verehrung einſt gehorſam! —
bringt Kleinodien mir herbei,
von den ſchönſten Goldarbeiten,
und der Edelſteine größte,
daß wir ſie zu Füßen legen
unſerm Gaſt, dem Sonnenſohn!

Dritter Läufer

iſt ebenſo wie der erſte und zweite erſchienen und hat ſich niedergeworfen.

Montezuma:

Auf, und melde!

Dritter Läufer:

Majeſtät!
Niemals ſah Tenochtitlan
einen Jubel ſo wie dieſen:
denn die weißen Sonnenkinder
zogen ſtrahlend zu uns ein.
Ihrem Zug voran die Sklaven,
die im Auftrag Deiner Hoheit
Deine fürſtlichen Geſandten
übergaben. Viele Träger
mit den Laſten der Geſchenke
Deiner heiligen Majeſtät.

Man hört lautes Jubeln der Volksmenge.

Montezuma:

Wankt die Welt? Mich packt ein Schwindel!
Welch Getöſe! Haltet mich!

Qualpopoca und Cacamazin treten herzu, und er ſtützt ſich auf ſie. So bleibt er bis zum Schluß.

Am Eingang des Platzes erſcheint jetzt der Zug der Spanier. Voran Cortez und ſeine Offiziere, die abgeſeſſen ſind. Der Eintritt der Spanier mit der Fahne des Kreuzes wirkt äußerſt impoſant. Alle ſind reich mit Blumen geſchmückt. Cortez ſelbſt trägt einen Kranz von roten Roſen um den Hals.

Cortez

bleibt ſtehen und bringt dadurch den ganzen Zug zum Stillſtand, deſſen Spitze natürlich nur ſichtbar iſt:

Welcher iſt nun hier der König?

Pedro de Alvarado:

Doch nicht der, den ſie dort tragen,
einem kranken Raben gleich?

Cortez:

Wenn ſie wollen, ſind wir hier
in der allerſchönſten Falle.

Pedro de Alvarado:

Die Musketen ſind geladen.
Jeder Kerl iſt kampfbereit.
Treiben ſie uns in die Enge,
gilt ein Spanier tauſend Wilde.

Cortez:

Nennſt Du dieſe Leute wild?
Welch ein Glanz und welch ein Reichtum!

Pedro de Alvarado:
Bei Sankt Petro! Pedro heiß ich:
Petrus iſt mein Schutzpatron.
Und, bei meinem Leben, hier
ſchmeck ich was von Petri Fiſchzug.

Cortez:
Laß die Späße. Er bewegt ſich.
Wirklich ſcheint der kranke Vogel
mir der Kaiſer ſelbſt zu ſein.
Nun Geduld, wir können warten.

Montezuma,
immer den Blick wie gebannt auf Cortez gerichtet:
Haltet, Füße! Brich nicht, Auge!
Denn ſo wahr ich ſelbſt von Göttern
ſtamme, dieſer iſt unſterblich.
Hingeſchlachtet auf dem Blocke,
tritt er ſtolz und unverſehrt,
unverwundbar unter uns.

Guatemozin, halblaut zu Cacamazin:
Eine Armbruſt, einen Bolzen:
und das Gegenteil beweis ich.

Gonzalo de Sandoval:
Gibt es hier nicht Gold zu wiegen,
ſo, ich ſchwör es bei Sankt Jakob!
fehlt die Wage, nicht das Gold!

Montezuma

hat ſich bis auf einige Schritt, immer geſtützt, dem Cortez angenähert. In abgemeſſenem Abſtand folgen ſeine Leute. Jetzt macht er die Zeremonie der Begrüßung, mit der Hand den Boden berührend, dann ſie küſſend. Cortez erwidert militäriſch:

Fremdling! und ſeit meiner Kindheit
mir Vertrauter, hochwillkommen.
Wär ich nicht ein finſtrer Grämling,
ungeſunden Leibes Sklave,
hätt ich eine Tagereiſe
vor der Stadt Dich eingeholt.
Doch nun ich Dich hier erblicke,
fühl ich Reue, zeihe mich
erdgebunden, groben Sinnes.
Zwar ich ſah Dein weißes Haupt
überall vor meiner Seele.
In den Teichen meiner Gärten,
in den Spiegeln meines Silbers,
ſah ich's jede Nacht im Traum,
ja im Wachen ſah ich es
lächeln aus dem Kern der Sonne.
Doch, nicht-ſtark genug im Glauben,
trug ich mich mit Zweifeln noch.
Dies bereu ich, dies beklag ich!
Selbſt der Zauber Deines toten
Gotteshaupts voll Blut und Wunden,
ſelbſt Dein Helm in meinen Händen
hob die letzten Zweifel nicht.

Herr, vergib mir: Zweifel, Glaube
ſtieben nun weit fort von mir.
Was mich jetzt erfüllt, iſt Wiſſen.
Sündenfluch, jahrtauſendalter,
hat mich nicht ſo ſehr entartet,
daß ich meines Blutes Bruder
nicht ſogleich erkennen ſollte.
Nein! Daß Du gelebt haſt, wußt ich:
ob ich auch nicht wußte, wo.
Bruder, meine Bruſt zerreißen
Quellen, die auf einmal quillen,
ſteigend von lebend'gem Waſſer.
Ich muß ſchweigen: Grau'n und Liebe,
Schmerz und Jubel töten mich.
Aus dem finſtern Fluch der Zeiten,
aus der Öde der Verbannung,
aus dem Nebel leerer Fremde
iſt die Heimkehr nicht ſo leicht.
Und der ausgeſtoßnen Väter
Nachgeborner, der nicht einmal
mehr die fürchterliche Schuld
kennt, für die er Strafe duldet:
duldet ſchwerer noch als ſie.
Bruder, dieſe Welt der Fremde
iſt von Sünden überwuchert.
Unterm Schutze der Verdammnis
pflanzt ſich Greu'l auf Greuel fort.
Wärſt Du nicht gekommen, würde

bald der letzte Tropfen heiligen
Bluts in Deinen Brüdern unrein.

Qualpopoca:

Herr, erlaube, daß ich unſeres
Herrſchers Rede Dir eröffne.
Er iſt ſtreng, doch iſt er gaſtfrei.
Seine Majeſtät genehmigt
Euch drei Tage Aufenthalt.
Und es ſoll in dieſer Zeit
Euren Leuten an nichts mangeln:
Freilich unter der Bedingung,
daß im Weichbild dieſer Stadt
ſich kein Friedensbruch ereignet:
denn wir ahnden ihn mit Blut.

Cortez:

Unbeſorgt. Wir ſind's zufrieden.
Doch die Rede Deines Kaiſers
mißverſtandeſt Du, mein Fürſt.
Er und ich verſtehn uns beſſer,
glaube mir, als er und Du.

Montezuma zu Qualpopoca:

Sprich: Was ſagt er?

Qualpopoca:

Dreiſte Lügen!
Eurer Majeſtät Begrüßung —
ſpricht er gleich kein Wort Toltekiſch —
ſei ihm deutlich Wort für Wort.
Seine Antwort ſtrotzt von Hochmut.

Marina,
auf einen Wink des Cortez, nach der vorgeſchriebenen Begrüßung:
Herr, Erhabener und Großmächtiger!
Ich bin dieſes Sonnenſohnes
Seele! Und auf ſeinen Wink
ſteht ſie zu Gebote Dir.
Nicht ſo leicht iſt Kaſtilaniſch.
Eine Götterſprache iſt es:
Der Kazike Qualpopoca
faßte das an ihr, was menſchlich,
doch, was mehr als menſchlich, nicht.
Qualpopoca:
Schweig, Geſchmeiß! Verfluchte Dirne!
Marina, unbeirrt:
Allzu hoch ſtehſt Du, o Herrſcher,
allzu hoch der, deſſen Seele
zu Dir ſpricht, als daß wir andern,
zwiſchen Dir und ihm zu ſtehen
jemals könnten würdig ſein.
Wir ſind nichts, und Ihr ſeid alles.
Wir ſind Fremde, Ihr ſeid Brüder.
Und der Bruder grüßt den Bruder,
tiefbeglückt und liebevoll.
Montezuma:
Wie Muſik ſind Deine Worte,
ſüße Seele Deines Gaſtes.
Doch, o Mädchen, ſage mir,
die Du meines Volkes Kind biſt,

wie erlangteſt Du dies hohe,
ja dies köſtliche Geſchick?
Qualpopoca:
Herr, dies Weib iſt eine Schlange,
doppelzüngig, gift'gen Zahnes,
ſie zertreten iſt Verdienſt!
Abgefallen und entartet,
haßt ſie ihre eigne Mutter,
ja, verrät ihr Volk und Land.
Montezuma:
Schweig, Verblendeter, Verlorner!
Und Du rede weiter, Kind!
Marina:
Nicht gerecht und auch nicht weiſe
dünkt mich Deines Fürſten Rede.
Der Kazike von Tabaſco
ſtarb, ein Fürſt ſo gut als jener,
und ich blieb, ein Kind, zurück.
Nein: nicht haß ich meine Mutter,
doch die Mutter haßte mich.
Denn ſie war's, die mich verkaufte,
mich in öde Fremde ausſtieß.
Selig kehr ich nun zurück.
Und ich bringe meinem Volke
nicht den Geiſt, der rachelechzend,
ſondern bringe die Erlöſung
und des Sonnenheilands Gnade
meinem armen Vaterland.

Fünfte Szene

Im Quartier der Spanier zu Temixtitlan. Große Räumlichkeit, deren Eingänge durch ſpaniſche Wachen geſichert ſind. Cortez hat hier ſeine Effekten ausgebreitet. Man ſieht Waffen, Sättel, Kleidungsſtücke, Teppiche, Stoffe, Federſchmuckſachen, Gegenſtände aus Gold und Silber: kurz Beuteſtücke aller Art.

Cortez ſitzt an einem niedrigen Tiſchchen und ſchreibt. Marina beſchäftigt ſich mit dem Ordnen und Reinigen inmitten der maleriſchen Unordnung.

Cortez:

Unbegreiflich, ganz unfaßlich!
Bin ich denn ein Kind, das Märchen
hört von ſeiner Amme, die
an dem Bettchen ſitzt und flüſtert,
und das endlich um ſich her
wirklich Märchen hört und ſieht?

Marina:

Riefſt Du mich, Malinche!

Cortez:

Freilich!
Komm! Komm her und wecke mich!
Von Kaſtilien zog ich aus
auf dem Weg des Genueſen,
dies mag Wahrheit ſein, gewiß!
Aber ob ich wirklich bin
in Weſtindien gelandet
oder ſtarb auf hoher See, —
in den Meeresgrund verſenkt ward

und von dort zum Monde aufſtieg?
Dies erſcheint mir zweifelhaft.
Marina:
Wo Du mich gefunden, weiß ich,
wo Du herkommſt, Lieber, nicht.
Cortez:
Sei's. Sei dies der Mond, und ſeiſt Du
Luna, meine dunkle Göttin!
Wenn ich flugs geſtorben bin
und von hier hinab zur Erde
auch kein Schiff mich fürder trägt,
nehm ich dennoch dies Geſtirn
in Beſitz für Seine Hoheit,
den erhabnen, den großmächtigen,
ſehr katholiſchen Monarchen,
deſſen Vollmacht ich beſitze:
Karl den Fünften zu Madrid.
Und ich laſſe pflichtgemäß
meine Feder zum Bericht
über dieſe Blätter gleiten,
die ich, wo nicht andre Poſt geht,
in das Weltall werfen will.
Marina:
Wunderbar ſind Deine Worte.
Durch den Tod biſt Du gegangen:
und durch ihn kamſt Du zu uns?
Cortez:
Sag mir's anders. In Kaſtilien

war die Nacht der Träume Schoß
und ein offner Schrein der Wahrheit
jeden Tages Tageslicht!
In Kaſtilien war die Nacht
meiner Träume reich an Wolluſt,
reich an nackten Königinnen,
reich an Gold und reich an Silber,
reich an Perlen und Geſtein.
Jene heißen, ſpaniſchen Nächte
legten mir zu Füßen weite,
märchenhafte Königreiche:
doch die Tage glichen Räubern
und entwandten alles mir.
Was iſt hier ein Traum, Marina?
Nichts iſt hier ein Traum, rein gar nichts!
Denn ein Traum: das iſt hier Spanien,
und das Wachen: iſt der Mond —
Alſo ſchreib ich meinem Kaiſer:
Cortez hat die Welt verlaſſen!
Cortez ward in eine zweite,
fremde Wunderwelt verſetzt:
eine andre neue Schöpfung.
Und hier ward der arme Cortez
zum Weltherrſcher, ja zum Gotte:
wühlt in Wonnen, ſchwelgt in Lüſten!
ißt Paſteten von Geflügel,
und des Sonnengottes Sohn,
der die neue Welt ihm hinwirft,

nennt ihn Bruder! Nennt ihn zärtlich
den Erwarteten, den Liebling.
Und ein Sturz von Geld und Silber
überfüllt des Cortez Kiſten.
Neue Kiſten läßt er zimmern,
immer neue! Und ſchon ſind die
neuſten wieder überfüllt.
Cortez ſchläft des Nachts mit Luna,
er beſchläft die ſchönſten Huris
und verführt des Königs Töchter! —
Himmel, welch ein Brief iſt dies!
Nein, des Kaiſers Majeſtät
braucht ſich mit des fieberkranken
Cortez Sündeneinmaleins —
wir ſind alle fieberkrank! —
nicht notwendig zu befaſſen.
Dies iſt Sache meines Beichtigers.
Mehr erfreut die Majeſtät
wohl ihr Fünftel an der Beute:
welchen Taumel wird es geben,
wenn das erſte Geldſchiff einläuft.
Geld! Da haben wir den wahren
Jakob! Geld, Geld! Bei Sankt Jakob!
Dieſes iſt das wahre Thema
mit Verlaub: und Geld und Geld —
nun hier iſt kein Inquiſitor —
jetzt in Gunſt bei Gott und König!

Pedro de Alvarado kommt herein.

Pedro de Alvarado:
General, in dieſer Stadt
kann man nicht fünf Schritte machen,
ohne an den Kopf zu ſchlagen,
um zu ſehen, ob man wache.
Ein Venedig! An dreihundert
Tempel ſpiegeln ſich im Waſſer.
Breite Straßen und Kanäle
laufen miteinander hin,
und unzählbar ſind die Brücken.
Eben war ich auf dem Markte —
General, es iſt unglaublich! —
Schon allein der Platz umfaßt
rund zweimal ganz Salamanka.
In gedeckten Hallen ſchreitet
man bequem um ihn herum,
zwiſchen ſtarken Strebepfeilern,
alles feſt aus Stein gefügt.
Und ich ſchätze ſechzigtauſend
Menſchen, Käufer und Verkäufer,
die den Rieſenmarkt belebten.
Was für Waren, was für Schätze
lagen da nicht aufgeſtapelt!
Lebensmittel: ſo Gemüſe,
Brot und Fleiſch und Fiſch und Wildpret!
Goldſchmiedwaren: Gold und Silber,
jede Art von edlen Steinen.
Diamanten, Taubeneiern

gleich an Größe, und ein jeder
viele hunderttauſend Peſos,
unter Freunden, ſag ich, wert.
Dann gibt's Muſcheln, Blech und Meſſing,
Knochen, Federn, Hummerſchalen,
Kalk, behauene Steine, Ziegeln,
Bauholz, Vogelbälge, Kirſchen,
Bienenhonig, Bienenwachs!
Kurz die farbigen Venetianer,
Wilde des entlegnen Erdteils,
die, ſeit Gott die Welt erſchaffen,
ohne eine Ahnung lebten,
daß auch weiße Menſchen ſind,
ſind in Sitten und Gebräuchen,
ſind in Wiſſenſchaft und Künſten,
die ſie doch nicht von uns lernten,
ganz genau ſo weit als wir.
Cortez ſchreibt:
Markt, zweimal ganz Salamanka —
Kurzum: eine zweite Schöpfung!
Ein Venedig auf dem Mond!
Pedro de Alvarado:
General, man führte mich
zu den einzelnen Gewerben,
die, in Gaſſen abgeſondert,
treiben ihre Tätigkeit,
und ſo ſah ich Gärtner, Kürſchner,
Töpfer, Bäcker, Baumwollweber,

und Ihr glaubt es oder nicht,
ließ mir meine Locken waſchen,
ganz wie drüben in Sevilla,
und ſie ſtrählen beim Barbiere.

Cortez ſchreibt:

Beim Barbier, wie in Sevilla.

Pedro de Alvarado:

Doch nicht nur Barbiere gibt es:
auch Laſtträger und auch Bettler —
Von den Dirnen zu geſchweigen! —
Und ich komme, bei Sankt Jakob,
geradezu aus einem Wirtshaus.

Cortez:

Seit Du laut biſt, bin ich ſtille.
Als Du ſtill warſt, war ich laut.
Ohne Zweifel ſind wir hier
im geſuchten Wunderlande.
Doch was bringſt Du?

Pedro de Alvarado:

Eine Mahnung,
wenn es mir erlaubt, zur Vorſicht.

Cortez:

Wer das bringt, hat ſtets mein Ohr.

Pedro de Alvarado:

Das Quartier, das wir bewohnen,
iſt im ganzen wohl befeſtigt
und im Notfall zu verteidigen,
wenn die ganze Stadt uns angreift.

Eines aber würde uns
zum vernichtenden Verhängnis . . .

Cortez:

Und das wäre?

Pedro de Alvarado:

Uns in einem
Käfig ſicher auszuhungern,
braucht man hier nichts weiter tun,
als die Brücken abzubrechen.

Cortez:

Merkſt Du etwas, wackrer Pedro?
Um die Fahnenfluchtverdächt'gen
meiner Leute zu behalten,
bohrt ich meine Brigantinen
nach der Landung in den Grund.
Aber Nägel, Eiſen, Tauwerk
nahm ich viele hundert Leguas
mit hierher ins innre Land.
Nun das war nicht leicht, wahrhaftig,
und Du hatteſt Grund zu murren,
wenn ich für den Plunder Dir
Sorg und Mühſal aufgenötigt.
Doch nun iſt's ein koſtbar Gut.
Denn nun kann der brave Martin
Lopez uns die Schiffe zimmern,
die wir dringend hier benötigen.

Es treten ein: Pater Olmedo, Las Caſas, Bernal Diaz und andere.

Cortez:

Kameraden, ſeid willkommen!
Was gibt's Neues auf dem Mond?

Alle lachen herzlich.

Redet Ihr zunächſt, Las Caſaz.
Was ereignet um den hohen
kaiſerlichen Wilden ſich,
dem Euch dauernd beizuordnen,
mir beſonders wichtig iſt?

Las Caſaz:

General, von allen Wundern,
in die Euer kühnes Banner,
vorwärts dringend, uns geführt hat,
iſt der Herrſcher Montezuma
mir das allergrößte doch.
Niemals, auch nicht in Europa
ſah ich einen Mann, wie dieſen:
einen, der auf unſrer Erde
wahrhaft fremd und einſam iſt.

Cortez:

So Las Caſaz, der Poete!

Las Caſaz:

Nennt mich ſo: dies Wort entehrt nicht.
Dieſer König Montezuma
wandelt gar nicht unter uns.
Ihn umtönen andre Sphären.
Ihn umrauſchen andre Lüfte.

Er hört Dinge, ſieht Geſtalten,
die nicht von der Erde ſind.

Cortez:

Nun, mir geht es hier nicht anders:
und mir ſcheint, ich bin im Mond.

Las Caſaz:

Ja, auch er ſcheint mir ein Mondprinz.
Seine Seele ſcheint gewoben
aus des Mondes kühlem Lichte.
Wie nachtwandelnd, wie an einem
Gängelband von bleichen Strahlen,
ſchwebt er durch die Sonnenwelt.
Lacht nur, lacht nur, werte Spanier!
Euer Spott beirrt mich nicht.
Sprecht Ihr, Pater: wir ſind einig.

Pater Olmedo:

In der Tat: der Sonnenſohn
ſcheint vielmehr ein Kind des Mondes.
Ob die Sonne noch ſo heiß brennt
um ihn her, was hilft's? Er friert.
Magiſch ſcheint ihn anzuſaugen
ſein vampyriſches Geſtirne,
dem er wie ein traumgequälter
Schläfer, hin und her ſich wälzend,
ſich doch nicht entwinden kann.

Cortez:

Und wie nimmt er denn die frohe
Botſchaft auf des ew'gen Heiles

durch die Gnade Jeſu Chriſti?
Wie der hochgebenedeiten
Himmelskönigin Mariä
allerſeligſte Perſon?

Pater Olmedo:

Schwer ergründbar. Wahrhaft ſeltſam.
Sprech ich ihm von Jeſus Chriſtus,
ſprech ich von der Gottesmutter,
faßt er's auf, als ſpräch ich nur von
Eurer Mutter und von Euch.

Cortez:

Der Gedanke ſchon iſt Läſt'rung.
Wenn es Euch gelingt, des Heilands
Kreuzestod ihm aufzuſchließen . . .

Pater Olmedo:

Dann erklärt er: o, er wiſſe
alles aus ſich ſelber ſchon.

Cortez:

Was denn weiß er?

Pater Olmedo:

Etwa dieſes,
was ich nur mit vieler Mühe,
Winken, Mienen, dunklen Worten
Seiner Hoheit abgewann:
danach ſeid Ihr ſelbſt der Heiland.
Seid, ſo wahr ich ſelbſt ein Chriſt bin,
irgendwo am Kreuz geſtorben
und ſeid wieder auferſtanden.

Alles dies um ſeinetwillen
und im Sinne einer alten
Sage ſeines Hauſes, einer
heiligen Überlieferung.

Cortez:

Davon hört ich. He, Marina,
was weißt Du von dieſer Sache?

Marina

tritt vor, ernſt, aber mit einem fanatiſchen Feuer im Auge:

Ich weiß alles!

Cortez:

Was? Erklär Dich!

Marina:

Daß Du unſer Heiland biſt.

Cortez:

Und wieſo das?

Marina:

's iſt verheißen.

Cortez:

Die Verheißung nenn uns denn.

Marina:

Des Kaziken von Tabaſco
Tochter bin ich, wie Du weißt.
Und mein Vater, zwar Tolteke,
war dem Dienſte Quetzalcoatls
in Cholula zugetan.
Dieſes iſt der wahre Gott,
ſprach er oft, nicht Huitlipochtli.

Huitlipochtli iſt ein Kobold
und des wahren Gottes Feind.
Aber dieſer Kobold hat
nach und nach das Land erobert.
Und den Sonnengott, den Gott,
dem die Könige entſtammen,
arg verfolgt und eingeengt.
Doch der Wahre blieb doch wahr,
und der Mächtige blieb mächtig.
Und wir letzten ſeiner Kinder
blieben feſt in unſrem Glauben,
ſtanden froh zu der Verheißung.

Cortez:

Gut ſo: Aber ohne Umſchweif
die Verheißung ſelbſt bericht uns,
die vor allem wichtig iſt.

Marina:

Herr, Du ſpotteſt! denn Du biſt
ja doch ſelber der Verheißne,
biſt des Sonnengottes Sohn
oder Quetzalcoatl ſelber,
der gekommen iſt, die Seinen
aus den Qualen, aus den Ängſten,
aus der Not der Unterdrückung
triumphierend heimzuholen
in ein ſeliges Himmelreich.

Pater Olmedo:

Solche Mythen ſind ſehr ſeltſam.

Alle:
Seltſam, ſeltſam ſolche Mythen!
Pater Olmedo:
Dieſer Heide, dieſer Wilde,
er erwartet ſeinen Heiland:
nun — und bringen wir ihn nicht?
Eines Spaniers totes Haupt
zeigt man ihm im Sonnentempel. —
Seine ahnungsvolle Seele
ſieht in ihm den Gottesſohn:
ahnte ſie den Welterlöſer
mit der Dornenkrone nicht?
Spricht man ihm vom Auferſtandnen,
denkt er an Fernando Cortez:
nun, Fernando Cortez bringt
ja den auferſtandnen Jeſus —
groß iſt dieſer Irrtum nicht.
Las Caſaz:
Herr, die Majeſtät beſucht Euch!
Cortez:
Ei, der Gute kommt recht oft.
Montezuma,
gleichſam beſchwingten Ganges, mit der Miene ſtiller Heiterkeit, ja innerlicher Seligkeit:
Eines lauen Gaſtfreunds Lauheit
iſt oft weniger beſchwerlich,
als der Eifer eines guten.
Doch Du wirſt, geliebter Bruder,

Dich mit Recht darob beklagen,
Übe fürder keine Nachſicht
und verſchließ mir Deine Türe,
wenn ich allzu läſtig bin.

Cortez:

Nie, o Herr, biſt Du mir läſtig,
und Du ehrſt uns ganz ausnehmend,
immer, wenn Du uns beſuchſt.

Montezuma:

Nichts von Ehre. Liebe treibt mich.
Liebe hoff ich zu empfangen.
Wenn ich Dich nicht ſehe, Du
Langerſehnter meiner Seele,
ſinkt mein Geiſt in Nacht zurück:
doch nicht wie zu tiefem Schlummer,
der von allem Daſein frei macht,
ſondern wacher Sorgen Raub.
Stellt man Euch auch wohl zufrieden?
Wie? Und fehlt es Euch an nichts?

Cortez:

Gott verhüte, daß wir klagten.
Wir erkennen Deine Gnade,
großer Gaſtfreund, unumwunden
an als wahrhaft königlich.

Montezuma:

Ihr beſchämt mich. Willſt Du endlich
nicht erkennen, teuerer Bruder,
daß mein Reich, mein Haus, die Schätze

meiner Kammern nicht mehr mein ſind?
Dein Enthalten, Dein Verſchmähen
ſchmerzt mich wahrhaft bitterlich.

Cortez:

Teurer Bruder, ſehr mit Unrecht
nennſt Du mich im Nehmen zaghaft.
Schon ſind wir Dir ſo verpflichtet,
ſo durchaus nur Deine Schuldner,
daß uns faſt die Ausſicht ſchwindet,
ſo viel Güte zu vergelten.

Bernal Diaz, leiſe:

Gut gefuchsſchwänzt, General!

Montezuma:

Iſt es wahr, daß Ihr das Gold liebt?
Manche meiner Leute ſagen's.
Nein, ſie ſagen mehr! Sie ſagen,
daß es Euch gewaltſam anzieht.
Iſt es ſo? Belehre mich!

Die Spanier lachen unterdrückt, aber herzlich. Montezuma fährt fort, mit einer leichten Betretenheit.

Nun, wir ſind hier arg unwiſſend.
Selbſt ein flügelſtarker Vogel,
fähig, müheloſen Flugs
in die Sonne ſich zu ſchwingen,
bleibt im fenſterloſen Keller
blind, bleibt raum- und ſonnenfern.

Cortez:

Ihr liebt nicht das Gold? Wie kommt das?

Montezuma:

Oh, mein Bruder, wie doch fragſt Du?
Freilich lieben wir das heilige
Gold des leidenden Geſtirnes.
Nur das Mißgeſchick, das tiefe,
jener Fluch vergeßner Zeiten
macht, daß wir es kühl betrachten,
und nicht brennend, ſo wie Ihr.

Pater Olmedo, halblaut zu Las Caſas:

Mißgeſchick vergeßner Zeiten?
Leidendes Geſtirn? Was meint er?

Montezuma:

Überflüſſige Worte red ich,
denn wir beide, Du und ich,
ſind ja eins und ſind ja wiſſend.
Unſres Urahns, Quetzalcoatls,
Tränen ſind uns wohlbekannt.

Er ſtreift eine dreifach gewundene Goldſpirale vom Arm und weiſt ſie den Spaniern.

Und Ihr andern, Euch genüge
hier dies Zeichen des Geweihten:
des geheimen Wiſſens goldne
Viper! die mein reinſter Ruhm iſt.
Heilig iſt das Gold, Ihr Spanier.
Jeder Eingeweihte weiß es:
und Ihr ſollt Arayacatls,
meines ſehr gottſeligen Vaters,
ſehr hochheiligen Goldſchatz ſehn.

Cortez:
Ja, zeig uns den Schatz, mein Bruder.

Montezuma,
indem er Cortez die Goldſpirale an den Arm ſteckt:
Sohn der Sonne, erſt nimm dieſes:
würdiger iſt dein Arm als meiner.
Als der ganzen Schöpfung Sinnbild,
wie wir wiſſen, gilt das Gold.
Und ſo ließ mein ſel'ger Vater
von den Bildnern ſeines Landes,
zu des Heilsgotts höchſter Ehre,
der im Strahlennimbus leuchtet,
in dem göttlichen Metall:
Gras und Blumen, Baum und Strauch,
Fiſch und Vogel, Menſch und Tier,
mühſam und geduldig, bilden.
Ja, der Gott ſelbſt iſt zu finden
unter ſeiner goldnen Schöpfung,
wie er goldne Tränen weint.

Criſtoval de Guzman, halblaut:
Mein Schmelztiegel iſt in Ordnung.
Und es ſoll mich nicht verdrießen,
mit Gott, dieſe ganze goldne
Satansſchöpfung einzuſchmelzen.

Auf einen Wink Montezumas entfernt ſich ſein geſamtes Gefolge. Daraufhin entläßt auch Cortez die Seinen.

Montezuma:
Nun, Großmächtiger, ſtört uns niemand!

Cortez:
Und ſo iſt es, wie ſich's ziemt,
wenn ſich Herrſcher unterreden.
Montezuma:
Nein, Malinche, Götter, Götter!
Cortez:
In gewiſſem Sinne freilich:
doch ich bin von Fleiſch und Blut.
Montezuma, zutraulich:
Faß mich an, auch ich, Malinche!
Denn Malinche Dich zu nennen,
iſt mein Recht, wie Deiner Seele.
Sage, Bruder, wo ſie iſt?
Cortez ruft lachend:
He, Marina, meine Seele!
Marina kommt und ſteht gehorſam.
Doch ich habe eine beßre,
Bruder, die unſterblich iſt!
Montezuma, mit einem Anflug abergläubiſcher Scheu:
Oh, ich weiß es. Unſre Seelen,
Dein und meine, ſind nicht ſterblich!
atmen ſie doch in der reinen,
ungetrübten Himmelswelt.
Seit Du da biſt, der Verheißne,
mich, Verſtoßnen, heimzuholen,
ſank die Flut, die mich begraben,
und ich rage mit dem Haupte,
mit den Schultern, mit den Lenden

ſchon ins Himmelreich hinein.
Meine Trübſal iſt gewichen.
Meines Herzens ſchwarze Wolken
ſind nicht mehr. Und Traurigkeit,
die mir Nacht und Froſt verſüßte,
hat in Wonne ſich verkehrt.

Cortez:

Dies begrüß ich wahrhaft freudig.
Selten ward die frohe Botſchaft,
die wir als den Schatz der Menſchheit
mit uns führen, ſo gewürdigt,
eh wir ganz ſie ausgerichtet.

Montezuma

hat Cortez vertraulich untergefaßt und geht mit ihm auf und ab:

Sprich, Malinche, ſprich, Malinche!
Ich bin nicht gewohnt, zu warten.
Sag mir Deine ganze Botſchaft.
Du verbirgſt die Hälfte mir.
Ungeduldig lieg ich nachts,
ganz berauſcht von großem Fühlen.
Schluchzend lieg ich, Letztes ahnend:
doch noch immer iſt dies Letzte
Dein Geheimnis, Sonnenſohn.
Wann erſcheint der Sonnenwagen,
uns empor zu führen? Sprich!

Cortez:

Er erſcheint! Geduld, Großmächt'ger.
Doch erſt muß ſich Deinem armen

Volke das Geſetz erfüllen.
Seufzend unter hartem Joche,
blutend unter Prieſterwahnwitz,
hat es Anſpruch auf Erlöſung.
Und ſo muß es den erkennen,
der geſprochen hat: „Mein Joch iſt
ſanft, und meine Laſt iſt leicht.“

Montezuma:
Du enthebſt mich großer Sorge,
oh, Malinche, denn die Kleinen,
in den Höllen dieſer Welt,
unterm Fluch zurückzulaſſen,
würde mir kein Leichtes ſein.
Und ich habe ſchon gezittert:
ob das nahe Licht des Lebens
auch den Meinen zu verſchenken
mir verſtattet würde ſein.

Cortez:
Ja, oh Teurer! Dies vor allem
iſt die Sendung des Meſſias.

Montezuma:
Ja, ich ſpür's: ich bin Meſſias.
Doch erſt Eure Lichterſcheinung
macht mich wiſſen, daß ich's bin;
füllet mich mit Macht des Guten!
während ich, ohnmächt'gen Wiſſens,
müde Marter ſonſt nur kannte.

Doch Du wirſt nicht von mir gehn,
denn alleine bin ich nichts.
Cortez:
Wollte ich Dich gleich verlaſſen,
bleibt doch Jeſus Chriſtus bei Dir
und des Heiligen Geiſts Erleuchtung.
Montezuma:
Und Du ſelbſt?
Cortez:
Nun ja, auch ich.
Montezuma:
Und Du wirſt den Herrſcherſitz
der Tolteken mit mir teilen?
Lenken meiner Strafen Blitzſtrahl,
meiner Liebe Segnungen?
Cortez:
Ja, das will ich.
Montezuma:
Nun, ſo helf uns
unſer Vater Quetzalcoatl!
Und ſo küß ich unſre Seele,
die in dieſer Jungfrau eins iſt.

Er küßt Marina auf die Stirn.

Sechſte Szene

Eine Halle im Tempel des Kriegsgottes Huitlipochtli. Im Hintergrund der große Opferblock, Altäre, Götterbilder. Auf Polſtern, die auf dem Steinboden liegen, ſitzen im Kreiſe: der Oberprieſter, der erſte und zweite Opferprieſter, Qualpopoca, Guatemotzin und Cacamazin, ein Gelehrter und einige andere Männer von Stand. Nacht. Fackelbeleuchtung.

Der Oberprieſter:
Auf Bewegen vieler Freunde
hab ich mich herbeigelaſſen,
mit dem Erben unſres Thrones,
mit dem Bruder unſres Kaiſers,
mit des Reiches erſten Fürſten,
unſres Vaterlandes Wohl
hier im ſtillen zu erwägen.
Und ſo ſprecht, Fürſt Qualpopoca!

Qualpopoca:
Heiliger Vater, wenn ich Euch
bat, in unſrem Rat zu ſitzen,
iſt's, weil ich mit meinem Rate
ganz und gar geſcheitert bin:
darum ſitz ich hier viel weniger,
Rat zu geben, als zu nehmen.
Dringend bitt ich Euch, des Volkes
Weiſeſte, belehret mich.
Tat ich Unrecht, wenn ich mich
den Fremdlingen widerſetzte,

die jetzt unſres Königs Gäſte,
Räte, Freunde, Brüder ſind?
Tat ich Unrecht, daß ich ihrer
einen an den Block geliefert?
Tu ich Unrecht, wenn ich ſie
meide, haſſe und verachte
bis zum letzten Atemzug?

Der Oberprieſter, nach längerem Stillſchweigen:
Gerne wollt ich Euer Handeln,
das ſo edlen Urſprungs iſt,
durch ein glattes Nein beſtätigen.
Doch die Zeit ſtellt tiefre Fragen,
und wir ſuchen noch die Antwort.

Cacamazin:
Alles ſcheint ſich mir zu einer
einzigen Frage zu verdichten:
wer und was ſind dieſe Fremden?
Sind es Götter oder nicht? —
Doch Ihr ſchweigt. Ihr zweifelt wirklich?

Der Oberprieſter:
Ja, wir zweifeln: es iſt wahr!

Qualpopoca:
Heiliger Vater, alſo hat
Deine Meinung ſich gewandelt?!
Deine Prieſterſchaft zu Nautla,
wo wir jüngſt das Opfer brachten,
handelte auf Deinen Wink.

Der Oberprieſter:
Du irrſt, Fürſt: zu fern liegt Nautla.
Ich erfuhr das ſchon Vollbrachte.
Aber wie ich frei bekenne:
an die Ankunft echter, wahrer
Sonnenkinder glaubt ich nicht.
Qualpopoca:
Und jetzt, nun Du ſie geſehen,
glaubſt Du?
Der Oberprieſter:
Nicht doch, Fürſt, ich zweifle!
zweifle, wie ich ſchon geſagt.
Damit ſag ich viel: nicht wenig!
Denn die Prieſterſchaft im heiligen
Sonnentempel zu Cholula,
wie Ihr wißt, ſie zweifelt nicht.
Er winkt, und der erſte Opferprieſter beginnt zu reden.
Der erſte Opferprieſter:
Es iſt nur ein Gott: im Himmel
und auf Erden einer nur.
Quetzalcoatl zu Cholula
iſt ein Teil von Huitlipochtli,
iſt ein Teil des Allerſchaffers,
deſſen Diener wir hier ſind.
Deshalb ruht auch unſer Wiſſen
breiter, tiefer in der Gottheit,
als der Prieſter von Cholula
Wiſſen in der Gottheit wurzelt.

Aber trotzdem: Gott iſt Gott.
Und der Teil gleicht hier dem Ganzen.
Und ſo ſind wir auch der Prieſter
Quetzalcoatls Feinde nicht.
Nur: ihr Meinen bleibt zu prüfen.

Qualpopoca:
Prüft es denn, und das ſehr gründlich.
Denn der Irrtum, den ſie mäſten,
koſtet unſrem Vaterlande
weniger nicht, als Untergang.

Der erſte Opferprieſter:
Oh, wir wiſſen's, wie ein junger
Sonnenprieſter in der Hauptſtadt
unſres Kaiſers Ohr beſitzt!
Zeigte er doch auch dem Kaiſer,
in dem Tempel ſeiner Gottheit,
einſt das Haupt des Tonatiuh.

Qualpopoca:
's iſt kein Tonatiuh! Es war
nichts, als ein verweſter Leichnam:
Sonnenſöhne töt ich nicht.

Der erſte Opferprieſter:
Alles dies ſoll ſich erweiſen.
Und die Strafe muß ihn treffen,
wenn der junge Prieſter gegen
heil'ge Wahrheit ſich verſündigt.
Denn er hat des Tempels Tor

jetzt ſogar den Götzenbildern
jener Fremden weit geöffnet.

Der Oberprieſter:

Ob es Götzen ſind, iſt fraglich:
alſo übt Beſonnenheit!

Er winkt. Der zweite Opferprieſter beginnt zu reden.

Der zweite Opferprieſter:

Es iſt wahr, daß Wunderzeichen
auf das Kommen dieſer Rieſen
mannigfaltig hingedeutet.
Rutenſterne, glutgeſchweifte,
ängſtigten das ganze Land.
Und die Schrift, die wir im Tempel
Huitlipochtlis aufbewahren —
ſei's in Knoten, ſei's in Bildern —
widerſpricht der ſchauerlichen
Landung dieſer Weißen nicht.
Ja, ſogar: genau betrachtet,
ſind die Überlieferungen
unſres Tempels ihnen günſtiger
noch, als die der Cholulaner,
wie ſich's Euch jetzt zeigen wird.

Er winkt, und der erſte Gelehrte ergreift das Wort.

Der erſte Gelehrte:

Unſre Väter, die Urväter
unſres gottentſproßnen Stammes,
wohnten einſt im Lande Atzlan:
dort inmitten von Gewäſſern,

blüht der Berg Cul-hua-can.
Goldne Milch und goldner Honig
floß durch ſeine grünen Täler.
Schwere Frucht bot jeder Wipfel:
zwiſchen Früchten, zwiſchen Blättern,
tönete das Göttervöglein,
das da heißt: Ti-hui-tochan.

Guatemotzin:
Wie ſo ſüß ſind unſres Stammes
heiligſte Erinnerungen!

Der erſte Gelehrte:
Ja, Du ſagſt es: ſüß und groß!
Der Toltek, der glanzgeborne,
trägt ein ungeheures Schickſal.
Manche glauben, was wir wiſſen,
ſei das meiſte, wenn nicht alles:
und doch iſt's das ganz Geringe.
Stehn wir an des Wiſſens Grenze,
blicken wir mit Götteraugen,
wie von einer ſchmalen Inſel,
in des Urmeers Nacht hinein.
Das iſt mehr, als alles Wiſſen.
Denn dann heben ſich Geſichte,
Bilder, furchtbar und erhaben,
aus dem eignen Selbſt empor.
Und der alte Berg der Rede
ſcheint ſich lautlos aufzuſchließen,

und aus ſeinem Feuerabgrund
heiliges Leuchten auszuſpein.
Der Oberprieſter:
Wahr, Hochweiſer, doch wir wollen
uns ins Tiefſte nicht verlieren.
Was geſchah mit den Altvorderen?
Warum leben wir nicht heut noch
friedlich im gelobten Land?
Der erſte Gelehrte:
Weiter alſo: friedlich lebten
die unſchuldigen Kinder Atzlans
unter unſres Gottes Schutz.
Reich an Fiſchen war das Waſſer,
reich an Gänſen, Waſſerhühnern,
und der ungepflügte Acker
ſchenkte reichlich Mais und Pfeffer,
Bohnen, Wicken, Baum und Kraut. —
Eines Tages aber hörte
Huitzi-ton, der junge Prieſter,
der vertraut war mit der Vögel
Rede, wie ein Ti-hui-tochan
immer ſchluchzte: „Laßt uns gehen!"
Immer ſang der kleine Vogel
angſtvoll ſein „tihui! tihui!"
Und der auserwählte Heilige
ſah, daß des Allmächtigen Liebe
ſich der kleinen Vogelkehle
nur bediente, um im winzigen

Laut des Zwitſcherns die erhabnen
Donnerworte zu verbergen:
„Flüchtet Euch vor meinem Zorne!“ —
Grauſam iſt der Zorn des Höchſten!
Doch im Lieben iſt er treu!
Und er liebt uns, die Tolteken!

Der Oberprieſter:

Wie ſehr, das berichte nun:
und warum? gib uns zu wiſſen.

Der erſte Gelehrte:

Unſre ſchmerzensreiche Mutter,
die wir nennen Cihua-coatl,
die, von Gottes Lenden ſchwanger,
uns hienieden eingeboren,
ward von Gott, dem Herrn, geliebt.
Und ſo floß auch ſeine Liebe,
Strömen gleich voll ſüßen Weines,
ihren Töchtern, ihren Söhnen
köſtlich durch das Paradies.
Doch nun kam die bittre Stunde!
unſrer ſüßen Schlangenmutter
zärtlich mütterliche Sünde,
kam das große Mißgeſchick:
denn ſie ſprach zu ihren Söhnen:
Jeder unter Euch ſoll Gott ſein!
Kommt und eßt von Eures Vaters
heiligen Äpfeln, trinkt ſein Blut.
Und die Schlangen, die das große

Wiſſen ihm ins Innere flüſtern:
„Kinder, kommt und höret ſie!"
Da kam Gott und ſprach: „Was tuſt Du?"
Und ſie ſprach: „Mein Herr und Gott,
als Du mich, Dein Weib, erkannteſt,
was denn zeugteſt Du, als Götter?
Herrn, die Deinesgleichen ſind?"
Da ergrimmte Gott . . .
Allein
dies im voraus. — Nun zurück
erſt zum Vöglein Ti-hui-tochan.
Zwiſchen ſich und ſeinen Zorn
ſetzte Gott das Lied des Vögleins.
Huitzi-ton, der junge Prieſter,
er verkannte nicht die Stimme
ſeines Vaters. Er enthüllte
ſich Tek-Patzin, ſeinem Bruder.
Und ſie zimmerten gemeinſam
jenes Schiff, das man im Tempel
noch im Abbild aufbewahrt.
Und ſie ſtiegen in die Arche:
Männer, Weiber, Greiſe, Kinder,
nahmen mit ſich Brot und Früchte,
Sämereien, alle Arten
von lebendigem Getier! —
Stiegen ein, um von dem köſtlich
ſüßumfloſſenen Berg des Segens
in die Waſſer abzuſtoßen.

Und nun kam die große Flut!
Kam die große Weltvernichtung.

Guatemotzin:

Wie geſchah ſie?

Der erſte Gelehrte:

Meere ſtiegen
brauſend über alle Inſeln.
Aus den Meeren ſtieg der Gott,
ſchrecklich heulend, feuerſchleudernd.
Furchtbar glühend war ſein hoher
Altar, von Verderben triefend,
über Flut und Sturm erhöht.
Donner war des Gottes Rede,
Brüllen war des Gottes Flüſtern,
Dröhnen war des Gottes Atem.
Und er ſtand in einer Wolke
Glutqualms, als ein Born des Grauens,
und die Blitze ſeines Zornes,
die Glutſchlangen ſeiner Wut
krachend ſchleudernd in die Erdnacht.

Der Oberprieſter:

So ergrimmte Gott und fraß
mit dem Feuer des Verderbens,
außer jener kleinen Schar,
die im Schiffsrumpf ſich verborgen,
alle ſeine Gotteskinder
und die Kinder Cihua-coatls.
Und die heilige Schmerzensmutter

ſteht verbannt als Mondgeſtirne,
einſam nachts am Himmelsraum.
Dies iſt Euch bekannt, Ihr Fürſten.
Was geſchah nun mit dem Schifflein
Huitzi-tons, des jungen Prieſters?

Der erſte Gelehrte:

Als die Donnerworte ſchwiegen,
als die Waſſer ſich verlieſen,
lag das Schifflein hier in unſren
Seeen von Temixtitlan.
Rings umwallt von weißen Gipfeln,
über die das Meer es hertrug,
fand es ſich in dieſem Hochtal,
ſchwimmend noch und unverſehrt.
Und zum Zeichen unſrer Herkunft
bleibt des Bergſees Waſſer ſalzig
und zeigt Ebbe noch und Flut.
Doch inmitten ſeines Spiegels,
als der gottgewollten Stätte,
rammte Huitzi-ton das neue
Atzlan der Verbannung ein:
als die Stätte neuer Hoffnung,
als die Stätte der Verſöhnung,
als die Stätte reuevollen,
demutsreinen Gottesdienſtes.
Und wir bauten Rieſenmale
uns an Glut und Flut zu mahnen.
Heilige Feuerpyramiden,

drin wir Huitlipochtlis Zorn
durch den ſchwerſten Dienſt verherrlichen.
Und der milden Gottesmutter
wehmutsvolle Liebe weihn.

Der Oberprieſter:

Manche tadeln, daß wir ſtrenge
die Erinnerung bewahren
an die Strafe, die uns zukommt,
daß wir jener Stunde wartend,
wo der Vater den verlornen
Sohn zur Heimat führen wird,
ſeine Schrecken uns erneuern
durch den heiligen Dienſt des Opfers.
Doch zur höheren Ehre Gottes:
was bedeutet Menſchenblut?
Wenn wir aus der Bruſt des Opfers,
zuckend heiß, das Herz ausbrechen,
und das Gottesblut hervorſchießt:
wie am Tage des Gerichtes
roter Geifer, Feuerdonner,
Rauch und Wolken roten Regens
aus der Bruſt des Herrn hervorſchoß, —
nun ſo iſt's nur ein geringes,
ſehr beſcheidenes Verdienſt,
daß wir durch ein menſchlich Leiden
Gottes Zorn und Gottes Leiden
ehrfurchtsvoll verbildlichen.
Den trifft Fluch, der dieſes höchſte

Heiligtum des Gottesaltars
in Gedanken nur beleidigt.
Liegt in ihm doch die Gewähr,
daß uns Gott nach langer Buße,
die er gnädig von uns annimmt,
die Verzeihung will gewähren.
Jetzt, o Schriftgelehrter, künde
auch noch, wie dies einſt geſchehn ſoll.

Der erſte Gelehrte:

Dies betrifft, Prinz Guatemotzin,
Euer königliches Haus,
Euren kaiſerlichen Vater. —
Auf der Erde Nabel thronend,
Träger aller heiligen Zeichen
alter, gottverliehener Macht,
ſtammt er ab von Huitzi-ton.
So iſt er ein Auserwählter,
und Ihr ſeid die Auserwählten.
Unſre Hoffnung ruht auf Euch.
Und es heißt: Gott wird zum Zeichen
der Verſöhnung mit der teuren,
ſchmerzensreichen Himmelsmutter
und mit ſeinem eignen Samen
neue Söhne ihr erwecken.
Und die Blitzgezeugten werden
aus den neugewölbten, duft'gen
Höhlen Atzlans neu hervorgehn.
Und ſie werden übers weite

Urmeer in gewalt'gen Schiffen
ſicher reiſen, her zu uns,
um die Brüder heimzuführen
auf den Berg des Paradieſes.
Cacamazin:
Seltſam! Wunderbar und ſeltſam!
Überzeugend faſt: 's iſt wahr.
Der Oberprieſter:
Überzeugend faſt: Du ſagſt es,
daß die weißen Rieſenmänner
wirklich die verheißnen, frohen
Kündiger des ew'gen Friedens,
Kinder Gottes, Götter ſind.
Hört nun, was wir heimlich forſchend
alles über ſie ergründet.
Erſter Opferprieſter:
Quetzalcoatls Prieſterſchaft,
des ſanft-ſeligen Liebesgottes,
hat mit Hymnen ſie empfangen —
ſie, die rauh und furchtbar ſind:
Danach gleichen ſie viel eher
Kindern eines zornigen Gottes
wie des unſren. Und faſt ſcheint es,
nicht das Meer warf ſie ans Land,
ſondern eines Feuerberges
Höhlung hat ſie ausgeſpien.
Kommen ſie doch feuerdonnernd
und wahrhaft dem Blitz gebietend,

wie noch nie ein Menſchenſohn.
Sie verbrennen ihre Feinde.
Und wie unſre Schriften ſagen,
töten ſie mit krummen Sicheln.

Qualpopoca:
Schurken ſind es, Mörder, wilde
Tiere, und das Menſchenantlitz,
das ſie tragen, iſt Betrug.

Erſter Opferprieſter:
Doch da ſind nun wunderliche
Dinge, die uns ſtutzig machen.
Erſtlich ſagen ſie es ſelber,
daß ſie den Erlöſer bringen,
den, der Gott mit uns verſöhnte.
Die drei heiligen Kreuzeszeichen
unſrer Tempel ehren ſie,
tragen ſie, wie unſer Kaiſer,
um den Hals den heiligen Zierat.
Wie bei uns, ſo brennt auf ihrem
Altar auch das ewige Feuer.
Und wie wir es hier genießen,
ſo genießen ihre Prieſter
Gottes Fleiſch und Gottes Blut.
Ja noch mehr: des ſündenloſen
Leidensträgers heiliges Bildnis —
unſer aller tiefſtbewahrtes
dunkelſtes Myſterium,
führen ſie im Bilde mit ſich:

den gequälten Tonatiuh.
Denn ererbte Sünde iſt es,
nicht erworbene, die wir büßen.
Und ſie bringen auch im Bilde
unſre heilige Schlangenmutter,
die ihr Kindlein auf dem Arm trägt
und das Mondbild unterm Fuß.
Unſere Erlöſer werden
Fabeltiere mit ſich führen,
ſagt die Überlieferung.
Nun auch dieſe bringen ſie.

Qualpopoca:

Wenn der große Huitlipochtli
ſolcherlei Erlöſer ſendet,
iſt mir ſeine Hölle lieber
als ſein neues Himmelreich.

Cacamazin:

Danach wäre Eure Meinung,
daß man ſchweige und ſich beuge?
Soll man alſo dieſer Rieſen
ſtets willfähriges Hündlein ſein?

Der Oberprieſter:

Fürſten, Freunde: nun zum Schluſſe.
Dies Ereignis, faſt ans Wunder
grenzend, legt uns mehr wie jedes
Überlegung, Umſicht auf,
daß die Einſicht ſich vollende.
Sind ſie Gottes, muß ſich's zeigen.

Hier an Huitlipochtlis Altar
gilt nur Wahrheit. Hier entlarvt ſich
das Verbrechen, der Betrug.
Was iſt das?

In einem Seitengange iſt das Geräuſch einer ſchweren Tür hörbar geworden. Gleich darauf der Schall vieler, vorſichtiger Tritte. Starker Lichtſchein nähert ſich aus dem Gange. Endlich erſcheint Pedro de Alvarado, eine Fackel hoch in der Linken, in der Rechten das bloße Schwert. Etwa zwanzig ſpaniſche Ritter folgen ihm, dieſen einige Soldaten mit Musketen. Die Verſammelten ſpringen auf.

Erſter Opferprieſter:
Wer ließ Euch ein?

Pedro de Alvarado:
Ein Toltek, der ſeine Seele
retten wollte. Mit Verlaub.

Erſter Opferprieſter:
Und was ſucht Ihr hier?

Pedro de Alvarado:
Belehrung!
Iſt es wahr, Ihr habt hier Götzen
aus Gemüſemus geknetet,
das gewalkt mit Menſchenblut?

Erſter Opferprieſter:
Wie könnt Ihr Euch unterfangen,
hier in ihrem höchſten Tempel
unſre Gottheit zu beleidigen?

Pedro de Alvarado:
Ich weiß nichts von einer Gottheit

hier in dieſer Mordſpelunke:
nur von einem fraßbegierigen
Popanz, dem man Menſchen ſchlachtet.

Er will gegen einen Seitenaltar vordringen. Guatemotzin ſtellt ſich ihm entgegen.

Guatemotzin:

Halt! nur über meine Leiche!

Pedro de Alvarado:

Nicht ein Berg von ſolchen Leichen,
Bürſchchen, wie Du eine biſt,
ſollte mich daran verhindern,
Götzenunflat auszufegen,
das dem wahren Gott ein Greuel iſt.

Qualpopoca:

Du häufſt Leichen Deinem Gotte,
und Du willſt das Menſchenopfer
uns verwehren, Tonatiuh?

Pedro de Alvarado:

Bei Sankt Jakob, ja, ich will es!
Und ein jeder wackre Spanier
will es ebenſo wie ich. —
Doch wer biſt Du? Ei, Dich kenn ich.
Brav, daß wir uns treffen! Sieh!
Wenn ich künftig je Dich ſuche,
ſuch ich Dich bei Deinem Mordblock.
Dies iſt jener Mann, Kameraden,
dem man nachſagt, daß er einen
unſrer Brüder opfern ließ.

Pater Olmedo:
Nichts erwieſen, Alvarado.
Folget endlich meinem Rate:
dringen wir nicht weiter vor!
Die Spanier:
Tod dem Schurken!
Pater Olmedo:
Nichts, Ihr Spanier,
von Gewalttat. Die Dämonen
dieſes fürchterlichen Hauſes
dürfen Euch nicht übermannen.
Bleibet Chriſten, bleibet klar.
Pedro de Alvarado:
Gut denn, Pater, mag er heute
ſeiner Strafe noch entgehen.
Unſre Rache trifft ihn dennoch!
Doch ein halbgetanes Werk,
ſchlimmer als zehn ungetane,
bringt Verluſt nur ſtatt Gewinſt.
Baals Pfaffen, wo iſt Euer
großer Baal? Molochspfaffen!
wo iſt Euer glühender Moloch,
den Ihr ſtopft mit Menſchenfleiſch!
Pater Olmedo:
Rückwärts, rückwärts, Alvarado!
Pedro de Alvarado:
Nein, im Namen des dreieinigen
Gottes, Pater, vorwärts, vorwärts!

Seid Ihr Menſchen? Wilde Beſtien
ſind barmherzig gegen Euch.

Der Oberprieſter, der ſtill beobachtet hat:
Raſerei hat ihn befallen.

Guatemozin

hat ſich wiederum Pedro de Alvarado in den Weg geſtellt, u eines der bedrohten Götterbilder zu decken:

Biſt Du gleich ein Sonnenſohn,
ſiehſt Du hier in mir den andern.
Ich bin Guatemozin, bin
von dem Sonnenſtamm des Kaiſers!
Ja, ich bin's! Erkennſt Du mich!

Pedro de Alvarado:

Nein! Doch halt. Biſt Du der wirklich?
Richtig! Nun erinnre ich mich.
Tritt beiſeit, ich will Dich ſchonen —
Eure Götter aber nicht.

Alvarado iſt mit ſeinen Spaniern gegen einen Altar geſtürmt, a dem ein köſtliches, goldenes Gefäß ſteht. Außer dem Oberprieſte der hochaufgerichtet am Hauptaltar Stellung genommen ha drängen ſich alle Tolteken zum Schutze vor das Gefäß.

Guatemozin:

Brenne Dich der Blitz zu Aſche,
wenn Du dieſes dreimal heilige,
heiligſte Gefäß des Tempels
mit dem Blut und Herzen Gottes
mit unreinen Händen anrühreſt.

Pater Olmedo:
Rückwärts, rückwärts, Alvarado!
Zügelt Euern heiligen Eifer,
denn der Satan hat ſogar
ſchon durch ihn verſtrickt in Sünde.

Pedro de Alvarado:
Sag uns, Bernal Diaz, was
ſie in dieſen ekelhaften
Schandgefäßen aufbewahren!
Welchen Unrat, welches Unflat
ſie zum Abgott hier erhoben.
Menſchenherzen! Menſchenblut!
Zu den Spaniern gewendet:
Daß Ihr's wißt: hier iſt ein Schlachthaus.
Criſtoval de Guzman zählte
hundertachtzigtauſend Schädel
von erſchlagnen Menſchenbrüdern,
hinter dieſer Molochshöhle
hoch zu Bergen aufgeſchichtet.

Qualpopoca:
Tempelräuber! Tempelſchänder!
Gottesläſterer! Gottesleugner!
Kommt Ihr nicht mit Mordmaſchinen?
Schwingt Ihr ſelbſt nicht mörderiſche
ſcharfe Sicheln in den Händen?
Mäht Ihr Menſchen nicht wie Gras?
Ihr wollt Huitlipochtli meiſtern?
Ihn, den Uranfänglich-Ewigen,

Allumſpannenden, Allmächtigen?
Was Ihr ſeid, ich will's Euch ſagen:
Einer weißen Höllenwölfin
Wurf, nichts weiter, die von einem
ſchmutzigen, hundertfach verfluchten
Abgrundsgeiſt die Frucht empfing.
Deshalb raubt Ihr unſre Schätze,
überfallt Ihr unſre Weiber,
reißt die Tempeldienerinnen
Quetzalcoatls auf Euer Schandbett.
Deshalb häuft Ihr Edelſteine,
Gold, Gewänder, die Ihr ſtahlet,
Euer Wort iſt Lug, Euer Lächeln
Falſchheit, Gift blickt Euer Auge.
Wen Ihr ſtreichelt, den betrügt Ihr.
Das Verbrechen nennt Ihr Gott.

Pedro de Alvarado:

Laßt das alte Waſchweib ſchwatzen!
Nieder mit den Götzen, ſag ich.

Das Gefäß und das dahinter befindliche Kultbild wird vom Altar geſtoßen.

Weiter!

Pedro de Alvarado voran, wollen ſich die Spanier auf den Hauptaltar ſtürzen. Sie ſtutzen, als ſie den Oberprieſter ſehen.

Zaudert Ihr, Hidalgos?
Der gebenedeiten Mutter
unſres Heilands eine Stätte
der Verehrung zu bereiten?

Vitzliputzli ſei verflucht
und gelobt ſeiſt Du, Maria!

Er und die Spanier ſtürmen gegen den Hauptaltar vor. Der Oberprieſter aber hält ihnen mit beiden Händen hochgehalten ein Kreuz entgegen. Im nahen Scheine aller Fackeln ſieht man zugleich das plaſtiſche Kultbild der Cihua-coatl, der mexikaniſchen Schmerzensmutter. Sie tritt auf eine Schlange und hält ein Kindchen auf dem Arm, ſo Marien, der Mutter Gottes, überraſchend ähnelnd. Die Spanier weichen zurück, bekreuzigen ſich und ſinken in die Knie.

Rufe aus den Reihen der Spanier:

Wunder! Wunder!

Pater Olmedo, ebenſalls knieend:

Wahrlich iſt es
ein Mirakel, iſt ein Wunder!
In der neuentdeckten Welt,
in dem finſtren Heidentempel
harret unſrer Jeſu Kreuz
und die Jungfrau mit dem Kinde.

Siebente Szene

Im Palaſte des Montezuma zu Temixtitlan. Ein Saal mit breiten Ausgang im Hintergrund auf eine große Terraſſe, die von Waſſe umgeben iſt. Stufen führen zum Landungsplatz hinunter, w toltekiſche Diener mit brennenden Fackeln poſtiert ſind.

Es iſt die Zeit der Morgendämmerung.

Der erſte und zweite Gelehrte ſchreiten in leiſem Geſpräch an und ab.

Der erſte Gelehrte:

Ja, die Tat war fürchterlich,
und das Volk beginnt zu murren.

Der zweite Gelehrte:

Doch ſie brachen, wie man ſagt,
bei dem Anblick Cihua-coatls,
unſerer heiligen Schmerzensmutter,
in die Knie. Sagt, iſt das richtig?

Der erſte Gelehrte:

Ja, das taten ſie, wahrhaftig:
war es nun vor Cihua-coatl
oder vor dem heiligen Vater,
der das Kreuz in Händen hielt.
Dieſer Altar blieb verſchont.
Doch das Wüten nahm kein Ende.
Hätte nicht der Chriſtenprieſter
ſie bewogen, abzulaſſen,
wären alle heiligen Stätten
nur noch Höhlen voller Trümmer.

Der zweite Gelehrte:
Tempelprieſter waren hier,
ſich dem Kaiſer zu eröffnen.
Sie behaupten, ihre alten,
allerheiligſten Gefäße
ſeien im Beſitz der Fremden.
Koſtbarkeiten, unerſetzlich,
nicht des Goldes, nicht der Steine
wegen, ſondern weil uralte
Götterrunen ſie bedecken.
Sind die Fremden Diebe, ſprecht?
Der erſte Gelehrte:
Furchtbar iſt der Fremden Goldgier.
Gold, nur Gold! Nicht, was es darſtellt,
von kunſtreicher Hand gebildet,
iſt's, wonach ſie ſtündlich lechzen.
Und ſie wiſſen es zu finden,
ſei es noch ſo ſehr verborgen,
ſicher, wie der Hund das Aas.
Der zweite Gelehrte:
Würdiger, ſprecht leiſe, leiſe.
Hier wird jedes Wort geahndet,
das des Landes ungebetnen
Gäſten nicht ganz günſtig lautet. —
Goldgier, Ihr habt recht, erfüllt ſie. —
Und von Goldwut ganz beſeſſen
würden ſie den goldnen Gott
in der Sonne, den Erbarmer,

unbedenklich niederreißen,
könnte ihn die Fauſt erreichen,
wie das Aug ihn weinen ſieht.

Der erſte Gelehrte:

Nun ich ſehe, wir ſind einig,
was der Fremden Habſucht angeht.

Der zweite Gelehrte:

Oh, ſie iſt ganz offenbar.
Und der heilige Schatz des Kaiſers,
den ſein Vater ihm vermachte,
iſt ſchon längſt nicht, was er war.

Der erſte Gelehrte:

So raunt man im Volk ſich heimlich
zu. Doch das zu glauben ſträubt
jeder Nerv ſich meines Innern.
Dieſer Schatz uralter Bilder,
der aus unſres Volkes Tiefen
gleichſam ſich von ſelbſt gebildet,
an unſchätzbaren Symbolen
reich, unſchätzbar für das Wiſſen
aus der Tiefe aller Zeiten,
er wird dieſer Fremden Raub.
Iſt nicht jedes ſeiner Stücke
unannäherbar, unantaſtbar,
faſt wie die Perſon des Herrſchers?
Und ſie ſchmelzen es in Tiegeln,
klumpen es zu dicken, rohen

formenloſen Maſſen ein.
Wer verriet den Schatz?
Der zweite Gelehrte:
Des Kaiſers
großer, offner Sinn verriet ihn.
Ohne Arg, wie er's gewohnt iſt,
nicht der Fürſten Warnung achtend,
ließ er alle Kammern auftun,
und wer kennt nicht ſeine offne
königliche Spenderhand?
Der erſte Gelehrte:
In des Volkes Tiefen gärt es,
drohende Zeichen mehren ſich.
Volk und Herrſcher trennt ein Zwieſpalt.
Qualpopoca iſt geflüchtet.
Cacamazin hat in ſeiner
eignen Hauptſtadt ſich verſchanzt.
Graun und Hoffnung knüpfte ſich
an den Einzug dieſer Fremden.
Doch die Hoffnung iſt geſchwunden.
Nur das Grauen herrſchet noch.
Dazu kommt: der heilige Vater
hat es allen Eingeweihten
rund und deutlich ausgeſprochen. —
Durch den Vogel Ti-hui-tochan
von der Gottheit ſelbſt belehrt:
dieſe Fremden ſeien die
urgebornen Feinde Gottes.

Der zweite Gelehrte:
Dieſe Nachricht trifft mich ſchmerzlich.
Denn nun haben wir die Spaltung,
eh die Frage, die uns ängſtet,
zweifelsfreie Antwort zuläßt.
Totonaken, Urbewohner
dieſes Landes, meint der heilige
Vater, ſeien unſre Gäſte:
Überbleibſel des Geſchlechtes
jener Rieſen, die der Sonne
ſpotteten, die Satzungen
des allmächt'gen Gotts verhöhnten!
Nun, der Kaiſer denkt nicht ſo.
Er, der wahre Sonnenſohn!
Er, der eingebornen Wiſſens
heiligſtes Gefäß auf Erden,
nennt die Gäſte Gottgeſandte:
und er liebt ſie wie ſich ſelbſt —
Würdiger, ſtill, dort kommt die Wache.
Zwei ſpaniſche Soldaten durchſchreiten beobachtend den Saal
Der erſte Gelehrte:
Wie, hier im Palaſt des Herrſchers
dieſe Fremden, ganz in Waffen?
Der zweite Gelehrte:
Jeder Zugang iſt beſetzt.
Nicht am Tage, nicht des Nachts
bleibt der kleinſte Schritt des Kaiſers
unbeachtet von den Spähern.

Der erſte Gelehrte:
Nun, dies nenn ich eine Schmach
für das Weltreich der Tolteken.
Marina huſcht durch den Raum und flüſtert mit den Wachen.
Wer iſt dieſes Mädchen?
Der zweite Gelehrte:
Ihres
eignen Volkes böſer Geiſt:
und der Fremden treuſtes Werkzeug.
Marina huſcht zu den beiden Sprechern herüber.
Marina:
Iſt des Herrſchers Majeſtät
von der morgendlichen Bootsfahrt,
Würdiger, ſchon zurückgekehrt?
Der zweite Gelehrte:
Du kommſt früh, um das zu fragen.
Welche Gründe treiben Dich?
Marina:
Der erhabene Tonatiuh
denkt den Herrſcher zu beſuchen.
Der zweite Gelehrte:
Noch bevor die Sonne ſich
über das Gebirg gehoben?
Iſt er denn ſo ungeduldig?
Marina:
Ja, Hochwürdiger, er iſt's.
Guatemozin kommt eilig herein.

Guatemotzin:
Iſt mein Vater im Palaſte?
Der zweite Gelehrte:
Noch nicht, man erwartet ihn.
Früher täglich ſteigt der Kaiſer
in die Gondel, täglich ſpäter
kehrt er von der Ausfahrt heim.
Guatemotzin:
Wer iſt mit ihm?
Der zweite Gelehrte:
In drei Booten
folgen ihm, wie jedesmal,
Gaukler, Sänger, Muſikanten.
Guatemotzin:
Ach, mein gottentſproßner Vater
macht die Nacht doch nicht zum Tage.
Möcht ihm doch der Tag genügen,
wachen Blicks ſich umzuſehn.
Zu Marina:
Sage Deinem weißen Rieſen,
Guatemotzin haſſe ihn!
Der zweite Gelehrte:
Prinz, ich darf Euch nicht verbergen,
daß Euch heft'ger Zorn erwartet.
Folget mir und tretet jetzt
nicht vor Eures Vaters Antlitz.
Daß ich's kurz Euch ſage: er
weiß von allem, was im Tempel

Huitlipochtlis ſich ereignet,
und mißbilligt Euer Tun.

Guatemozin:

Er mißbilligt, daß ich unſren
alten Göttern beigeſtanden?

Der zweite Gelehrte:

Ja auch das! Denn wahre Götter,
ſagt er, brauchen keinen Beiſtand.
Aber ſeiner Ungnade
eigentlicher Grund liegt tiefer.
Er mißtraut Euch: denn Ihr hattet
mit den Prieſtern Huitlipochtlis
und mit gleichgeſinnten Fürſten
eine heimliche Beratung.

Guatemozin:

Um ſo beſſer! Um ſo klarer
wird es zwiſchen ihm und mir.

Erſter ſpaniſcher Soldat zum zweiten:

Aufgepaßt, jetzt kommt der Wilde
von der nächtigen Fiſcherei.

Zweiter ſpaniſcher Soldat:

Teufel ja, man hört ſchon klimpern,
und da iſt ja auch der Lichtſchein.
Donnerwetter, ja, ihm wäre
beſſer, auf dem Ohr zu liegen,
dieſem ſchwarzen Lumpenhunde!
und der Satan weiß, auch mir.

Viele aztekiſche Diener mit Fackeln füllen jetzt die Terraſſen und leuchten, während die Barke Montezumas bei zunehmender Morgenröte unter dem Klange einer melancholiſchen, fremdartigen Muſik anlegt. Sehr langſam ſteigt Montezuma die Stufen herauf. Alle, außer den ſpaniſchen Soldaten und den Fackelträgern, werfen ſich vor ihm nieder.

Erſter ſpaniſcher Soldat:

Wenn die Wilden unter ſich ſind,
heißt es, ſollen wir nicht ſtören.
Komm, 's iſt beſſer, ſich zurückziehn.

Die beiden Soldaten verlaſſen den Saal. Jetzt betritt ihn Montezuma von der Terraſſe aus.

Montezuma

zu Marina, die ſich vor ihm niedergeworfen hat:

Ah, Dich trifft mein erſter Blick.
Dies ſei mir ein gutes Zeichen
für den Tag, der eben anhebt.
Wie geht's meinem Bruder, ſprich.

Marina:

Eures kaiſerlichen Anblicks
hohes Glück ihm zu gewähren
bittet Euch der Sohn der Sonne.

Montezuma:

Offen iſt der Weg, er weiß es.
Warum ſteht er hier nicht ſelber?
Gerne eilt ich ſelber zu ihm. —
Oh Marina, welche Stunden
lebt ich draußen auf dem Waſſer.
Du mußt wiſſen, daß ich ſachte
von dem Lande meines bittren

Schmerzensdaſeins Abſchied nehme.
Selbſt den Kerker, ſagt man, der
unbarmherzig den Gefangnen,
lichtlos eingeſchloſſen, feſthielt:
der Gefangene verläßt ihn,
freigegeben, nur mit Wehmut.
Doch das Tal von Anahuac,
wo im Spiegel klarer Seen
ſich die weißen Gipfel baden,
iſt wohl mehr, als ſolch ein Kerker? —
Zwar die Welt iſt Gram, Marina.
Gram war meiner Nächte Speiſe,
meiner Tage Sättigung.
Frage mich: wieſo? Ich weiß nicht!
Oder doch? 's iſt ſchwer zu denken,
noch viel ſchwerer auszuſprechen. —
Dennoch bleibt das Scheiden ſchwer.

Marina:

Wohin denket Ihr zu gehen,
Majeſtät?

Montezuma:

Wohin? Das fragſt Du!
Sehen wir das gleiche goldne
Land nicht offen, Du und ich?
Durch den gleichen Blick der Liebe,
durch den ungeheuren Zauber,
deſſen Schoß uns in ſich trägt.
Nein, 's iſt aus. Hier gibt's kein Weilen

mehr. Obgleich im Glanz des Abſchieds
auch die Schelle der Verbannung
über alles Ahnen aufblüht.

Zum erſten Gelehrten:

Ihr Gelehrten, ſehr Hochwürdigen,
dieſen Morgen waren wieder
Rätſel meiner Seele Spielzeug.
Silberſchuppige Rätſel ſchwammen
im Kielwaſſer meines Fahrzeugs,
glotzend nach der Fackel Licht.
Rätſel flatterten im Schilfe
mit dem Ruf der Waſſervögel
meine Weisheit ängſtigend.
Rätſel lag als blut'ger Schein
in die Fluten ausgebreitet.
Und das Antlitz unſrer heiligen
Mondesmutter lag erſchauernd
in dem farbigen Spiel der Täuſchung.
Sagt, warum iſt ſo viel Täuſchung
in der Welt? Wo iſt ſie nicht?

Der zweite Gelehrte:

Heilige Majeſtät, die Weiſen
aller Zeiten, alle klagen
dieſe Klage! Und ſie fragen
dieſe Frage! Deren Antwort
in dem ewigen Schweigen ſchlummert.

Montezuma hat Guatemotzin bemerkt:

Nein, ich nenne Dich nicht mutig,

weil Du Dich vor Deines Vaters
Blick wagſt, Guatemotzin! Du
rechneſt feſt auf meine Milde.
Darin tuſt Du recht: obgleich
mir der Arm des Herrſchers zuckt,
und ich mich der Macht erinnre,
die als irdiſchem Gott mir zuſteht.
Ich erſchuf Dich, und ich kann
Dich vernichten, Guatemotzin!
Doch bleib furchtlos. Nicht ein Haar
werd ich meinen Kindern krümmen,
deren Blindheit, deren Abfall
mich dagegen tief verwundet.
Bitte mich: ſo will ich Dir
Deines Irrtums Wolken lichten.
Nicht mein Bruder Cacamazin,
nicht der ſtarre Qualpopoca
kann Dir ſagen, was ich weiß,
keiner ahnt die Weltenſtunde,
die nun da, und ihr Gericht.

Guatemotzin:
Haſt Du, kaiſerlicher Vater,
es vernommen, was der heilige
Hatuey, unſer Oberprieſter,
von den weißen Fremden ſagt?

Montezuma:
Nein, doch finde ich Belehrung

über dieſe Sonnenſöhne
nicht bei ihm: nur er bei mir.

Guatemotzin:

Doch ihm ward Erkenntnis, Vater,
durch die Taube Ti-hui-tochan,
die der Geiſt iſt aller Gottheit,
deren Bild ſogar die fremden
Rieſen, über ihren Götzen
aufgehängt, zuhöchſt verehren.

Montezuma:

Was iſt mir der Ti-hui-tochan,
dieſes gurrende Pfaffentäublein:
der ich ſelbſt den Sonnenadler
und den Blitz im Wappen führe.
Mächtig iſt der Flug des Kondors.
Und er ſchraubt ſich bis zur Sonne,
taucht hinein und brennt zu Aſche,
um ſich neu herab zu ſtürzen,
wie ein Bolz durch alle Zonen,
flügelbrauſend, unverſehrt.
Dieſer iſt mein großer Diener,
dieſer iſt mein wahrer Bote:
zwiſchen mir und meinen Himmeln
braucht es andrer Boten nicht.

Cortez, begleitet von **Pedro de Alvarado**, **Pater Olmedo**, **Bernal Diaz**, **Las Caſaz**, **Gonzalo de Sandoval**, **Chriſtoval de Guzman** und **Jeronimo de Aguilar** treten ein. Sie verharren im gemeſſenen Abſtand.

Froh begrüß ich Dich, Malinche!

Cortez:
Dich, o Freund, grüß ich in Ehrfurcht.
Wir erſcheinen, Dir zu ſagen,
daß die ſpaniſchen Brigantinen,
Deine Schiffe, fertig ſind,
und am vorgerückten Morgen
noch wird man die Rieſenrümpfe
unter ſegelſchweren Maſten
draußen auf dem Meere ſehn.

Montezuma:
Welche Ausſicht! Und von ſelber
werden dieſe Götterſchiffe
ſich im Waſſer fortbewegen?

Cortez:
Durch die Kraft des Himmelsatems!
Ganz allein durch Gottes Kraft!

Montezuma:
Immer wenn ich Euch erblicke,
ſpür ich unſres Bluts Entartung,
ſtaunend hör ich Eure Worte.
Staunend ſeh ich aller reichen
heiligen Kräfte Spiel in Euch,
aber Eure Taten zwingen
mich zu Schauern der Bewundrung.
Nehmt Ihr ſchon, nichts kann Euch lohnen.

Er winkt. Hinter ihm haben ſich inzwiſchen in geordneter Aufſtellung drei jugendliche Prinzeſſinnen, ſeine Töchter, mit ihren ſchönen Dienerinnen angefunden. Und eine weitere Anzahl

Diener, die Geſchenkgegenſtände tragen. Dieſe nähern ſich Montezuma auf ſeinen Wink.

Wie denn ſtünd ich vor Euch, hätt ich
nicht das Gold, von dem ich weiß,
daß ſein Glanz Euch Freude macht.

Cortez, ſchwere Koſtbarkeiten entgegennehmend:

Uferlos iſt Deine Gnade!

Montezuma:

Gold iſt gut, doch ſüßre Freuden,
hoff ich, gibt der Königstochter
unberührter zarter Körper.
Nimm — ſie liebt Dich! Wie auch ſollte,
den ich liebe, ſie nicht lieben?
Sie iſt Dein! So nimm ſie hin!

Eine der Prinzeſſinnen iſt vor Cortez geführt und entſchleiert worden. Sie ſteht ſchamübergoſſen. Er ſtreicht ihr huldvoll über das Haar und küßt ſie auf die Stirn.

Cortez:

Spanier kennen keine Sklaven,
Jungfrau! Und Du trittſt in meinen
Schutz als eine freie Chriſtin!

Montezuma,

die Reihe der Spanier abſchreitend. Zu Alvarado:

Euer Blick, Don Alvarado,
ward von meinem jüngſt gefangen,
als er in die Augen einer
meiner Töchter ſich verloren.
Nehmt ſie an! Sie liebt Euch. Hier. —
Es iſt gut, uraltes, träges

Blut des alten Sonnenſtammes
der Azteken durch das Feuer
Eures jungen aufzufriſchen.

Cortez, mit verändertem Ton:
Herr, es ſchmerzt mich, denn ich muß
in tiefernſter Sache jetzt
leider um Gehör Euch bitten.

Die Spanier brechen unerwartet in den lauten Freudenruf ihres Feldgeſchreis „Sankt Jakob!“ aus. Faſt gleichzeitig ſtimmen die Azteken in den lauten Ruf der Überraſchung ein. Auf der Waſſerfläche ſieht man die vier ſpaniſchen Kriegsſchiffe unter allen Segeln vorübergleiten.

Montezuma:
Was iſt das?

Cortez:
Nichts, werter Bruder.

Die Spanier:
Unſre Schiffe! Unſre Schiffe!
Unſre alten Brigantinen
ſchwimmen wieder auf dem Waſſer.

Cortez:
Danket Gott und Martin Lopetz.

Chriſtoval de Guzman:
Nach Sevilla, nach Sevilla
laſſet uns die Anker lichten.

Jeronimo de Aguilar:
Wären dieſe gottverlaßnen
Tümpel doch das offne Meer!

Bernal Diaz:
Gott verzeih es mir, ich möchte
neapolitaniſche Würſte beißen.

Jeronimo de Aguilar:
Nehmt dazu drei Nöſſel dunklen
Feuerweins von Malaga.

Cortez:
Sonderbar: ich ſah ſie kreuzen,
eh Ihr ſie ins Auge faßtet.
Und im ſelben Augenblick
ſtand ich feſt erſt auf dem Boden.
Und nun keine Zeit verſäumt!

Montezuma,
ganz hingenommen von dem Anblick der großen, kreuzenden, europäiſchen Schiffe:
Hielt ich gleich mich für den Höchſten,
Ihr ſeid mehr, ich ſeh's, ich weiß es.
Doch wie dem Geringeren
muß zumut ſein, wißt Ihr nicht.
Helft uns, Ihr ſeid reich, beſchenkt uns.
Bitter iſt es, doch die Götter,
die Euch reicher ſegneten,
ob ſie uns auch lange täuſchten,
zeigten mir jetzt unſre Armut.
Helft uns, wie Ihr mögt und könnt.
Iſt uns nicht zu helfen — nun
auch das Alte kommt nicht wieder.

Und was früher mir erträglich
ſchien, das wäre jetzt mein Tod.

Cortez:

Nun zur Klage!

Montezuma:

Klage?

Cortez:

Ja, Freund.
Klagen hab ich! Und die Forderung
geht auf unnachſichtige Sühne!
Doch dies iſt für Dich allein.

Montezuma

winkt. Der größte Teil ſeines Gefolges entfernt ſich. Die Zurückbleibenden verharren in weitem Abſtande. Unter dieſen iſt Guatemozin, der erſte und der zweite Gelehrte. Von den Spaniern bleiben in ebendemſelben Abſtande, aber von den Azteken geſondert, zurück: Pater Olmedo, Las Caſaz und Sandoval.

Sprich, Malinche!

Cortez:

Du warſt heute
überaus gnädig, Bruder.
Dennoch muß ich eine Probe
Deiner Treue von Dir fordern.

Montezuma:

Nenne ſie.

Cortez:

Einſtimmig fordern
alle Männer meines Lagers,
nach vorangegangnem Kriegsrat,
heute Qualpopocas Tod.

Montezuma:
Sterb er denn, wenn er gefrevelt.
Cortez:
Sterb er denn: daß er drei Spanier
zu verruchtem Tempelmorde
Euren kannibaliſchen Prieſtern
ausgeliefert, iſt gewiß.
Doch ich ſpaße nicht, mein Bruder:
an Befehl ſtreift meine Bitte.
Wolle ganz beſtimmt verordnen,
daß man den Geflüchteten
greife, wo man ihn betrete,
und ihn liefere an uns.
Montezuma:
Ward gefrevelt, bin ich Richter.
Er mag ſterben. Doch durch mich!
Cortez:
Welche klar bemeßne Friſt
bis zum Tage der Vollſtreckung,
kaiſerlicher Herr, verlangſt Du?
Montezuma:
Friſt, Malinche? Was iſt Friſt?
Cortez:
Keine Ausflucht! Der Aztek
liebt der Schlange feinſte Schliche.
Doch verzeih: jetzt pack ich Dich!
Ein Entrinnen iſt undenkbar.
Du erhältſt zehn Tage Friſt.

Und wo dann der Tempelmörder
und Verſchwörer doch noch atmet,
nehmen wir ſtatt ſeiner —

Montezuma:

Mich?

Cortez:

Nein, nicht Dich, doch von den Großen
Deines Reiches eine Auswahl.

Montezuma, leicht zurücktretend:

Atme nicht ſo nah, Malinche.
Denn ſonſt könnt ich faſt vergeſſen,
daß Du heiliger Abkunft biſt.
Sei ganz ſtill: der Fürſt wird ſterben!
Schon ſeit lange fürcht ich ſelber
ſeinen überſtürzten Sinn,
und bin ſelbſt durch ihn gefährdet. —
Jetzt indes verzeih, mein Bruder,
denn es iſt nun die gewohnte
Stunde meiner Einſamkeit.

Er ſchickt ſich an zu gehen.

Cortez:

Deine Einſamkeit in Ehren.
Doch es iſt ein Spiel zu zweien,
das ſich jetzt hat angehoben.
Eh der letzte Wurf nicht fiel,
wird mit meinem Willen keiner
von uns zwein den Platz verlaſſen.

Montezuma:

Dies klingt wie ein Gebot, Malinche.
Nun, es iſt mir lieb, daß ich
einmal doch in meinem Leben
fühle, ob ich's dulden könnte,
wenn mir je geboten würde.

Cortez,

da Montezuma ſich abermals zum Gehen gewendet hat:

Was Dir wie Gebot geklungen,
iſt kein Schein, das ſollſt Du wiſſen.
Sei erſucht, Dich zu beſinnen!
Denn ſonſt müßteſt Du erfahren
erſt, wie dem zumute iſt,
den ein echt Gebot bezwingt.

Montezuma

faßt leicht nach der Stirn, wie einen Traum fortzuſtreichen. Einfac
und gleichſam mit ſich allein:

Nein, mein Sinn iſt nicht geſtimmt,
ſolchen Widerſinns Geräuſche
fernerhin noch aufzunehmen.
Und ſo wunderlich denkt keiner,
daß er etwa glauben ſollte,
irgend etwas könne mir
im Palaſte meiner Väter
freies Gehn und Kommen wehren.

Cortez:

Keine Zeit bleibt jetzt zum Schwatzen.
Bleibt und gebt präziſe Antwort:

wann ſtirbt Qualpopoca ſeinen
wohlverdienten Henkertod?

Montezuma:

Wann es mir beliebt: ſonſt niemals!

Cortez:

Hab ich nun Dein letztes Wort?

Montezuma:

Jetzt, jetzt eben naht's, Malinche: —
Nie hat ſo wie Du ein Mann
ſeine Gottheit ſelbſt zertreten!

Cortez:

Sandoval, tut Eure Pflicht!

Die Spanier ſind inzwiſchen wieder erſchienen, durch dreißig Soldaten verſtärkt. Sie ſind alle bewaffnet bis an die Zähne. Auf einen Wink Sandovals werden dem Kaiſer blitzſchnell eiſerne Feſſeln um die Füße gelegt.

Dies iſt Seine Hoheit des
Kaiſers, meines gnädigen Herrn,
unſrer aller Souverän,
eingeſetzter Großprofoß.
Und ſolange nicht erwieſen,
ob Ihr an dem Tod der Spanier
ſelber Schuld tragt, oder nicht,
nehmen wir Euch in Gewahrſam.
Was den Fürſten Qualpopoca,
den Ihr zu verhaften zögert,
angeht, ſo geſchieht bereits
der Gerechtigkeit Genüge.

Denn das Urteil iſt im Kriegsrat
von uns ſelbſt bereits gefällt.

Die aztekiſchen Standesperſonen, darunter der erſte und der zweite Gelehrte, voran Guatemotzin, ſcharen ſich vergeblich proteſtierend um Montezuma.

Guatemotzin:

Abſchaum! Fürchterlicher Auswurf
einer ſtinkenden Kloake!
Du, ein Gott? Ihr, Götterſöhne?
Räudige Beſtien, weiter nichts!

Montezuma,

der zitternd und innig die Hand des Sohnes erfaßt hat, feſthält und beruhigend ſtreichelt:

Still, mein Kind! Still, Guatemotzin!
Still, mein Vogel Ti-hui-tochan,
oder ſchelte! Doch nur mich!
Der ich, Deinen Ruf nicht achtend,
meinem Sonnenkondor traute
und in Blindheit mich betrog.

Guatemotzin:

Schlechte Schurken: weg die Hände!
Ihr mißhandelt unſre Götter.
Ihr beſudelt die Altäre,
plündert unſre Kirchenſchätze,
raubt die Kreuzeshäuſer aus.
Und nun wagt Ihr, Eure Fäuſte —
wagt's, verbrecheriſche Hände
an den Kaiſer ſelbſt zu legen,
den geſalbten Sohn des Himmels?

Montezuma:
Er ſteht da, vor Gott entkleidet.
Denk, weß Blutes wir uns rühmen
dürfen! Schweig! Vergiß den Wicht!

Cortez, zu Sandoval und den Spaniern:
Alles nach der Schnur: ich bitte.
Wer unachtſam iſt, der büßt!
Denn er macht uns alle büßen.

Er wendet ſich kurz und militäriſch und geht ab.

Nachdem Cortez gegangen iſt, treten die Spanier von dem nun gefeſſelten Montezuma, der in einem Stuhl ſitzt, ein wenig zurück. Sie beraten ſich halblaut. Auf der Erde, um die Füße des Kaiſers und dieſe weinend küſſend, liegen die Azteken. Guatemotzin, ſeine Hand in der des Vaters, ſteht aufrecht und mißt die Spanier mit Blicken tödlichen Haſſes. Von draußen dringt Brauſen und gedämpfter Lärm der Volksmenge. Über das Waſſer im Hintergrund ziehen Wolken ſchwarzen Qualms vom Scheiterhauſen Qualpopocas.

Montezuma:
Ich muß weinen, Guatemotzin! —
Zwar mein Volk wird es nicht dulden.
Und die Schande dieſes Tages
wird vielleicht an einem ſpäteren
wiederum vergeſſen ſein.
Dennoch muß ich weinen, Knabe,
weinen, wie ich nie geweint.

Guatemotzin:
Vater, jetzt ſtirbt Qualpopoca,
ſtirbt, an einen Pfahl gebunden,

hoch auf einem Berg von Scheitern
trocknen Holzes aufgeſtellt.
Und das Holz ward angezündet.
Und nun wirft es Rieſenzungen
über das Quartier der Spanier.
Lebend kämpft der Held in Flammen
ſeinen letzten ſchweren Strauß.
Montezuma:
Wehe, wehe! Qualpopoca
mordete den Tonatiuh.
Wer das tat, muß furchtbar ſühnen.
Guatemotzin:
Vater! Vater!
Der erſte Gelehrte:
Laßt ihn! Dämmer
hüllt die Martern ſeiner Seele,
denn zu viel drang auf ihn ein.
Erſter ſpaniſcher Soldat:
Drückt das Eiſen? Es gewöhnt ſich.
Erſt ein wenig unbequem,
will man's ſpäter nicht entbehren.
Velasquez de Leon:
Eine Sänfte!
Pedro de Alvarado:
Noch nicht, Beſter!
Lieber warten wir ein wenig.
Alle Straßen ſind voll Menſchen,
und ſie murren recht bedenklich.

Velasquez de Leon:

Ach, das ſind Alfanzereien.
Werft den Wilden in die Sänfte
und bringt ihn in unſre Feſtung,
ſei's auch mit gezogenem Schwerte.
Iſt's dafür zu ſpät: nun dann,
kurzer Hand, dann ſtoßt ihn nieder.

Montezuma:

Soll ich ins Quartier der Spanier?

Guatemotzin:

Ohne Deinen Willen nicht.

Montezuma:

Und mit Willen geh ich niemals.

Pedro de Alvarado, mit einer gewiſſen Heiterkeit:

Weiland ſehr großmächtiger Herr,
trügeriſch iſt Menſchenſchickſal.
Wär ich Ihr, ich machte gute
Miene zu dem böſen Handel.
Unſer Hauptmann will Euch wohl.
Waren wir oft Eure Gäſte,
ſeid nun unſer Gaſt einmal:
und an nichts wird es Euch fehlen.

Montezuma:

Und ich ſoll, wie Qualpopoca,
auf dem Holzſtoß feſtgebunden,
denn ſo liebt Ihr ja dem Himmel
Eure Helden zu vermählen!

als ein Flammenopfer ſterben?
Hilfſt mir niemand? Rettet mich!

Im Hintergrund ſind weinende Träger mit einer ſchlechten Sänfte erſchienen. **Las Caſaz** und **Pater Olmedo** treten gütig an Montezuma heran.

Pater Olmedo:

Gott im Himmel iſt mein Zeuge,
wie Euer Mißgeſchick mir nah geht.
Unſres Generals Verfügung
kommt mir ſelbſt ganz überraſchend:
doch es iſt für Euer Leben
nichts zu fürchten, wie ich weiß.

Las Caſaz:

Nehmt ſo viele Diener mit Euch
als Euch immer mag belieben.
Eure künftigen Gemächer
ſind aufs reichſte hergerichtet.
Ungeachtet ſeines Zornes
ob der Taten Qualpopocas
liebt Fernando Cortez Euch,
wie ich weiß, mehr als ſich ſelber.

Montezuma ſchüttelt den Kopf:

Einſtmals hab ich das geglaubt.

Pater Olmedo:

Mir hat es der General
rund und deutlich ausgeſprochen,
daß er im Quartier der Spanier
fortan Euch zu wohnen bittet,

gilt nur Eurer Sicherheit.
Dies Quartier iſt wohl befeſtigt,
während Euer königliches
Haus den Gegnern offen liegt:
Gegnern aus dem eignen Volke,
die Ihr, wie Ihr wißt, beſitzt.

Montezuma, zu Guatemotzin:

Bleibe bei mir!

Guatemotzin:

Immer, Vater!

Montezuma:

Bleibe bei mir!

Guatemotzin:

Bis zum Tod!

Montezuma:

Bleibe bei mir! Bleibe bei mir!

Achte Szene

Ein Raum im Quartier der Spanier. Ein Teil iſt abgetrennt durch ein hölzernes Geländer. Dort iſt ein römiſch-katholiſcher Altar errichtet mit dem Bilde Sankt Jakobs, einem ſilbernen Kruzifix und dem goldenen Gefäß für die Hoſtie. An der gegenüberliegenden Wand befindet ſich eine breite Tür, die, geöffnet, auf einen Altan führt. Von hier aus überblickt man den Hof des großen Theocali, des Tempels Huitlipochtlis.

Es ſitzen im Kreis um Pedro de Alvarado: Velasquez de Leon, Bernal Diaz, Jeronimo de Aguilar und einige andere Offiziere. Es iſt um die Mittagsſtunde.

Pedro de Alvarado:

Unſre Lage zu beraten
hab ich Euch zu mir beſchieden.
Denn vermöge jener Vollmacht,
die Fernando Cortez mir
gab, als er die Stadt verließ,
bin ich jetzt ſein Stellvertreter.
Nun wir wiſſen, welcher Anlaß
Cortez an die Küſte rief.
Eine Flotte iſt gelandet,
Spanier unter ſpaniſcher Flagge,
die uns, ſchmachvoll iſt's zu ſagen —
Spanier Spaniern! — die Eroberung,
die wir machten, ſtreitig machen.
Ein gewiſſer Narvaës,
den ich einen Mann von Ehre
mich zu nennen hüten werde,

führt ein Häuflein von Piraten,
einen wahren Menſchenkehricht,
um uns Schritt für Schritt den Boden
abzuſtehlen, den wir uns
in Gefahren ohnegleichen
mit Dranſetzung unſres Lebens
durch gerechten Sieg erwarben.
Nun, die ſchwere Hand des Cortez
trifft ihn: des bin ich gewiß.

Erſter Offizier:

Wie verhält es ſich: man ſagt,
daß Narvaës Vollmacht führe
mit der Unterſchrift des Kaiſers.

Pedro de Alvarado:

Wären aufgeblähte Reden
Zeugen für dergleichen Vollmacht,
er beſäße ſie gewißlich.
Zwar, daran iſt nicht zu zweifeln,
ſeit der große Genueſe
die weſtindiſche Küſte aufſchloß,
lungern alle Abenteurer
von ganz Portugal und Spanien
um den kaſtilianſchen Thron:
gierig, einen Freibrief ſich
zu ergattern, unterm Namen
einer ſogenannten Vollmacht,
der nichts weiter iſt als eine
Sanktion von Raub und Mord.

Dies iſt keine gute Praxis,
daß man immer neue Rudel
ungezähmter Wölfe losläßt,
Beſtien, die den ſpaniſchen Namen,
die den Chriſtennamen ſchänden,
und ſich ſchmählich unter Wilden
als die Wildeſten am Ende
gegenſeitig ſelbſt zerfleiſchen.

Zweiter Offizier:

Zehn Kanonen, achtzig Pferde
und achthundert Mann Soldaten
ſoll der Spanier mit ſich führen,
der im Hafen von Sant Juan,
wie man ſagt, vor Anker ging?

Pedro de Alvarado:

Ja. Doch nun genug davon.
Dieſes Wolfes Rachen macht
zahnlos bald Fernando Cortez.
Freilich nahm der General
nur die Hälfte der Beſatzung,
und ließ uns die faſt zu ſchwere
Pflicht, die Stadt Temixtitlan
mit der andren Hälfte unter
ſpaniſcher Fahne feſtzuhalten.
Nun, dies kann und muß gelingen,
ob die Gärung in der Stadt
ſich auch täglich merkbar ſteigert.
Freilich kann es ſich ereignen,

wenn Fernando Cortez fernerhin
noch mit der Rückkunft zögert,
daß wir in die Lage kommen,
einen allgemeinen Angriff
auf unſer ſpaniſches Quartier
mit der Waffe abzuwehren.
Fragen wir uns, was zu tun iſt,
dieſen Angriff hinzuhalten,
und, im Fall er wirklich losbricht,
was ſchon jetzt geſchehn kann, ihm
mit Erfolg die Stirn zu bieten.

Velasquez de Leon:

Wichtig iſt vor allen Dingen,
daß der Kaiſer Montezuma,
den wir in Gewahrſam halten,
auch in unſren Händen bleibt.
Kommt er frei, erſt dann wird unſre
Lage, wie mir ſcheint, bedenklich.
Dieſe Geiſel ſichert uns.
Aber um nicht dieſen einzigen
ſtarken Vorteil zu verſcherzen,
trag ich an, daß der Gefangne
peinlicher bewacht und ſtrenger
in die Haft genommen werde.

Las Caſas:

Ganz unnötig, Don Velasquez:
denn für die Perſon des Kaiſers
leiſt ich Bürgſchaft mit dem Leben.

Velasquez de Leon:
Und was nützt uns Euer Tod,
wenn der Wilde erſt entſchlüpft iſt?
Las Caſas:
Iſt er wild: ich kenne Spanier,
die weit wilder ſind als er.
Velasquez de Leon:
Nun, wir ſind hier nicht Gelehrte,
die etwa zu Salamanca
um ſubtile Theſen ſtreiten,
ſondern halten einen Kriegsrat!
Und mein Antrag iſt: den Wilden,
ſtark gefeſſelt, ſtark bewacht,
ſei's im engſten Kerkerloche,
ganz unfehlbar uns zu ſichern.
Was ſoll's nützen, wenn er hier
im Quartiere frei umherläuft,
und ein überflüſſiger Hofſtaat
Topf und Taſche uns durchſchnüffelt?
Solchermaßen mäſten wir
nur den Feind im eigenen Hauſe.
Man hört die dumpfe Trommel des Tempels.
Erſter Offizier:
Kapitäne, eine Frage.
Steigt die Unruh in der Stadt
und iſt Rebellion im Anzug:
warum gab man die Erlaubnis,
in dem großen Theocali

dieſes Götzenfeſt zu feiern?
Das zu Hunderttauſenden
Wilde in das Weichbild zieht.

Pedro de Alvarado:

Klug iſt's zu genehmigen, was
ſonſt, verweigert, doch geſchieht.

Er ſteht auf und öffnet die Tür links. Man blickt über einen Altan hinweg in einen von Mauern umſchloſſenen Hof, der an das Quartier der Spanier ſtößt und zum großen Theocali gehört, deſſen Rieſenpyramide man ſieht.

Denn auf dieſe Weiſe hat
man den Schein von Macht gerettet.
Überdies iſt zu erwägen,
ob der Götzenfeſttumult
nicht Gelegenheit eröffnet,
unſre Lage zu befeſtigen.
Um dies näher zu erklären,
bitt ich Euch hierher zu treten
und gefälligſt einen Blick
in den Hof hinab zu werfen.

Die Spanier, mit Ausnahme von Las Caſas, treten mit Pedro de Alvarado auf den Altan hinaus. Sie bleiben dabei ſichtbar, und ihr Geſpräch iſt genau zu verfolgen.

Wie Ihr ſeht, prangt dieſer Hof
ſchon im Blumenſchmuck des Feſtes.
Wenn die Prieſter ihren Moloch
in den feuchten Tempelkammern
mit dem Opferfraß gefüttert
und in jeder Tonart ihre

Teufelsmeſſen abgeſungen,
führt die hölliſche Brüderſchaft
die Gemeinde an die Sonne.
Aufgemerkt: nicht ſchlechtes Volk,
ſondern einzig und ausſchließlich
an ſechshundert auserleſene
mexikaniſche Edelleute.

Velasquez de Leon:
Weiter, weiter, Alvarado!
Warum ſtockt Ihr? Fahret fort!

Pedro de Alvarado:
Gut! So nehmt denn, bitt ich, ſcharf
dieſen Platz und dieſen Hof
in Betrachtung und Erwägung,
anders nicht, als ſei's ein Schlachtfeld.

Jeronimo de Aguilar:
Wär's ein Schlachtfeld, wär's ne Falle.
Eine Falle mit zwei Türen:
eine hier und eine dort!
Denn, beim Heile meiner Seele,
außer dort der Tempelpforte
und hier unſrer Zugangstüre
ſeh ich nicht das kleinſte Schlupfloch.
Und wer nicht ein Sperling iſt,
kommt nicht über dieſe Mauern.

Pedro de Alvarado:
Auf den Punkt ganz Eurer Meinung.

Jetzt erſuch ich Euch noch einmal
unſre Lage zu erwägen.
Roſig, wahrlich, iſt ſie nicht.
Iſt ſie ſo, bleibt hier die Frage,
ob wir, ohne dran zu kauen,
einen Vorteil ohnegleichen
unbenützt zu laſſen, ſchon
weit genug im Vorteil ſind?

Velasquez de Leon,

nach einer allgemeinen gewiſſen Betretenheit, ergreift das Wort:

Iſt es denn nicht eine Schande,
dieſes Molochfeſt zu dulden?
Dieſe Höllenpyramide
Belials nicht im Sturm zu nehmen?
Um ſo mehr, als wir darin
der gebenedeiten Jungfrau
und dem heiligen Herzen Jeſu,
auch Sankt Jakob, dem Patrone,
Heiligtümer ſchon geweiht.
Seht, da kommt Olmedo eben
aus der Pforte hergeſchlichen.
Das Hochamt zu zelebrieren,
hat er heut ſich nicht getraut.
Iſt es denkbar, iſt's erträglich,
daß man in Mariens Tempel,
in dem Hauſe Jeſu Chriſti,
Götzengreuel verübt und Menſchen
an dem Opferblocke martert?

Denn trotzdem man uns verſichert,
daß es nicht geſchehen ſollte,
ſo geſchah's doch ſicherlich.
Las Caſaz:
Don Velasquez de Leon,
Ihr irrt: es iſt nicht geſchehn.
Bernal Diaz:
Warum wurdet Ihr nicht Prieſter,
Don Las Caſaz? Zum Geſchäft des
Krieges habt Ihr nicht das Herz.
Warum rühren ſich die Trommeln?
Um der Opfer herzzerreißend
Schmerzgebrüll zu übertönen.
Und ich will nicht ſelig ſein,
wenn ich dies Gebrüll nicht hörte.
Criſtoval de Guzman:
Teufel auch, ich hör es immer!
hör es tags und nachts im Traum!
Jeronimo de Aguilar:
Wenn es nach Las Caſaz ginge,
wären wir zur höchſten Ehre
Huitlipochtlis heut die Opfer.
Schade, daß es nicht ſo iſt!
Könnten wir am Nachmittag
doch mit Sorgfalt aufgemäſtet
in den Tiegeln der Azteken
als ſehr delikate, zarte,
ſeltne Sonntagsſpeiſe ſchmoren.

Las Caſas:
Nicht doch, meine Herren, Ihr irrt Euch!
Sagten mir doch die Azteken,
bitter ſei das Chriſtenfleiſch,
und ſie fänden's ungenießbar.

Pater Olmedo tritt ein.

Velasquez de Leon:
Was tut ſich im Tempel, Pater?

Pater Olmedo:
Ob ich's gleich nicht kann beeidigen,
iſt mir doch, als wenn ſie opfern.
Dieſes ungeheuren Steinmals
Quadern ſchienen ſtumm zu lauſchen.
Und in einer Art von Wolluſt
ſchien der tote Steinberg plötzlich
gräßlich, wie mir ſchien, beſeelt.

Pedro de Alvarado:
Nun auch ich bin's, bei Sankt Jakob!
wieviel mehr, da ich kein Steinberg,
ſondern Pedro Alvarado
und ein Streiter Gottes bin,
und in einer Art von Wolluſt
fühl auch ich mein Innres zucken.

Pater Olmedo:
Soll ich Euch die Wahrheit ſagen?
Eine fürchterliche Angſt
jagte mich, als würde oben
Jeſus Chriſt ans Kreuz genagelt.

Pedro de Alvarado:
Ei, Kameraden, Ihr ſeid blaß,
und Ihr nagt an Euren Lippen.
Etwas glimmt in Euren Augen,
was kein echter Mann mißdeutet.
Was die Stunde will, iſt klar.
Denkt, was Samuel gebot
einſt dem König Saul: Zieh hin,
ſchlage die Amalekiter,
Mann und Weib und Greis und Säugling,
Ochſen, Eſel und Kamele,
laß nichts leben, was da lebt:
denn der Herr hat dieſes Volk
jetzt in Deine Hand gegeben.

Pater Olmedo:
Keine Übereilung, Pedro.

Las Caſas:
Darf ich Euch um Auskunft bitten,
um mich ſtrikt danach zu richten,
was dies heißt und was Ihr vorhabt?

Pedro de Alvarado:
Warum nicht? Doch tut's mir leid,
wenn ich Euren Wiſſensdurſt
jetzt nicht kann durchaus befriedigen.
Denn die Ordres, die zu geben,
treffen dieſes Mal nicht Euch.
Folgt mit!

Er geht ab. Velasquez de Leon, Bernal Diaz, Jeronimo de Aguilar, Chriſtoval de Guzman und alle Offiziere folgen ihm. Las Caſaz und Pater Olmedo bleiben zurück.

Las Caſaz:
Schade, Pater, ſchade!
Denn Ihr habt zu unſrem Unglück
in das Feuer Öl geträufelt,
deſſen Flammen ſonſt vielleicht
nicht zur Brunſt geworden wären.

Pater Olmedo:
Wie denn meint Ihr das? Ich bin
ſehr betroffen, das zu hören.
Was iſt denn im Gange, ſprecht!

Las Caſaz:
Wie ich fürchte, Pater, Schlimmes.
Hoffen wir, ich täuſche mich.
Doch hier kann etwas geſchehen,
wenn Ihr nicht mit ganzer Macht
den geheimen Plan bekämpft,
der im Kopfe Alvarados
jetzt wie eine Giftfrucht reif iſt —
etwas kann geſchehen, ſag ich,
das den ſpaniſchen Namen ſchändet
bis ans Ende aller Zeiten.

Pater Olmedo:
Er iſt raſch, und er iſt unklug!
Doch er iſt des Cortez Liebling,
wie er wunderlicherweiſe

auch im Volke dieſer Wilden
allgemeiner Liebling iſt.
Doch ich will, denn Ihr erſchreckt mich,
einen Fehler zu verhüten,
tun, was irgend möglich iſt.

Er geht Alvarado und ſeinen Spaniern nach. Man kann aus Geräuſchen entnehmen, daß ſich der große Tempelhof mit einer Menſchenmenge füllt, die in einer nicht lärmenden, aber heiteren Unterhaltung begriffen iſt. Plötzlich ertönen wieder die Pauken des Theocali. Als ſie ſchweigen, beginnt eine wilde Muſik, die verrät, daß die religiöſen Tänze im Hof ihren Anfang genommen haben. Nun kommt Montezuma, ſehr verfallen, mit kleiner Begleitung aus dem anſtoßenden Raume. Bei ihm ſind Marina, der Hausgeiſtliche des Cortez, Gomara, und einige aztekiſche Standesherren. Im ganzen nicht über fünf Perſonen. Montezuma iſt ungefeſſelt.

Marina:

Hier kann Eure Majeſtät,
wenn ſie wünſcht, ſelbſt ungeſehen,
alles, was im Hofe vorgeht,
nach Belieben ſich betrachten.

Montezuma:

Was ſagſt Du, Marina? Sprich!

Marina:

Eure kaiſerliche Hoheit
ſprachen doch vorhin zu uns,
wie im jüngſt verfloßnen Jahre
ſie die heiligen Tempeltänze
mit Vergnügen wieder ſahn.

Montezuma:
Ja, ich ſah ſie mit Vergnügen.
Waren doch die ſchönſten Tänzer
meiner eignen Söhne vier
und an hundert Anverwandte.
Marina:
Viele von Eurer Majeſtät
Anverwandten ſind auch heut
unten bei den Maientänzen.
Alſo wollt geruhen, hier
Euch den Feſttanz anzuſehen.
Montezuma:
Nein, Marina.
Marina:
Nein? Warum nicht?
Montezuma betrachtet nachdenklich ſeine Füße:
Weil ich doch gefeſſelt bin.
Marina:
Ihr ſeid nicht gefeſſelt, Herr.
Dieſen Fehler der Soldaten
wollet gnädig doch vergeſſen.
Hat Malinche Euch nachher
nicht erſucht, ihn zu verzeihen?
Montezuma, wie vorher:
Dieſer Fehler der Soldaten
hinterließ mir brandige Ringe.
Marina:
Nicht doch, Herr, Ihr ſeid ganz heil.
Sie iſt niedergekniet und ſtreichelt ſeine Knöchel.

Gomara, an der Altane, hinausblickend:
Dieſer Tanz iſt läſterlich.

Las Caſaz:
Meint Ihr? Tanzte nicht
David vor der Bundeslade,
kaum bekleidet, wie es heißt,
und mit aller Macht einher?
Tat er dies zur Ehre Gottes,
tun ſie's einem fremden Götzen,
doch mit gleicher Frömmigkeit.

Gomara:
Hütet Euch, Ihr werdet ſonſt
noch am Ende zum Azteken.

Montezuma
hat Las Caſaz entdeckt, geht auf ihn zu, wie Hilfe ſuchend, und legt treuherzig ſeine Hand in die des Spaniers. Er iſt bewegt. Seine Lippen zittern:
Oh, ich bin ſehr krank, Las Caſaz.
Und ich habe nicht gewußt,
daß ein Mann je kann ſo krank ſein.

Gomara:
Es iſt Sitte, beſter Fürſt,
vor dem Altar unſrer Kirche,
vor den Bildern unſrer Heiligen,
vor dem Leichnam Jeſu Chriſti
ehrfurchtsvoll das Knie zu beugen.

Montezuma, zu Las Caſaz:
Freund, was ſagt er?

Gomara:

Eure Hoheit
wolle ſich dazu bequemen,
um des eignen Seelenheiles
und um der Gebräuche willen,
dem Altar des wahren Gottes
ſchuldige Ehrfurcht zu erweiſen.
Eine Chriſtenſeele ſchaudert
immer, wo dies nicht geſchieht.

Montezuma ſtampft mit dem Fuße auf, wendet ſich weg:
Laßt mich!

Las Caſaz, zu Gomara:
Schlecht gewählt, Hochwürdiger,
iſt die Stunde, dieſen armen
großen König zu bekehren.
Auch das Mittel ſcheint nicht gut mir.

Gomara:
Nun ſo führt das Wort allein,
doch Ihr werdet zu bedenken
haben, ob Ihr weiter gut tut,
der Verbreitung unſres Glaubens
hemmend in den Weg zu treten.

Er entfernt ſich in merkbarer Entrüſtung.

Montezuma
lehnt ſeine Stirn an Las Caſaz und beginnt heftig zu ſchluchzen:
Freund, wer faſſet die Erniedrung,
die ich zu erdulden habe!

Und wer faſſet den Verluſt!
Und wer faſſet meine Martern!?

Las Caſaz, gütig:
Blickt auf ihn, der dort am Kreuz hängt!

Montezuma:
Grauen packt mich, ſeh ich ihn,
denn er rächt ſich grauſam, grauſam.

Las Caſaz:
Wie meint Eure Hoheit? Sprecht!

Montezuma:
Grauſam rächt er ſich und tückiſch,
und er zieht mich in den Abgrund.
'ſ iſt ein mörderiſcher Zaubrer,
der das Leiden Gottes nachäfft.
Er betrog mich um mein Land.
Er betrog um meinen Gott mich.
Er betrog mich um mich ſelbſt.

Ein mächtiges, allgemeines Freudengeſchrei aus dem Tempelhofe unterbricht die Worte des Königs.

Marina:
Herr, ſie haben Euch erblickt,
und die reiche Feſtverſammlung
jauchzt Euch mit Begeiſterung zu.

Montezuma wendet ſich ab, fröſtelnd:
Schließt die Türe.

Zwei Soldaten der ſpaniſchen Wache ſchließen die Tür.

Erſter Soldat:
Um ſo beſſer,

daß er ſelbſt darauf verfallen.
Denn wir haben zu verhindern,
daß das Pack ihn zu Geſicht kriegt.

Montezuma:

Oh, ich bin zum Tod verwundet,
wie der pfeildurchſchoßne Kondor
hüpf ich kläglich auf der Erde,
meine blut'gen Flügel ſchleifend
unbeholfen, wie ein läſtiges,
viel zu großes, überflüſſiges,
kläglich lächerliches Kleid.

Las Caſaz:

Ohne Zweifel wird Euch Cortez
nach der Rückkehr von der Küſte,
wie ich ſicher bin, die alte
volle Freiheit wiedergeben.

Montezuma:

Wer ſeid Ihr? Sagt mir, Las Caſaz!
Selbſt mir ſelbſt zur Laſt in langſam
langen Stunden langer Tage,
bleibt dies meiner Grübeleien
letzter, bitterer Gegenſtand.
Gottes Kinder nennt Ihr Euch,
und Ihr gleicht an Macht den Göttern.
Gleich wie Huitzi-ton dereinſt
mit den erſten Sonnenſöhnen
trug Euch her die große Flut.
Und Ihr wußtet uns in dieſem

heiligen Bergtal der Verbannung,
wohin unſres Himmelsvaters
Wille ſorglich uns verborgen —
wußtet uns hier aufzufinden.
Mit Euch brachtet Ihr gefeſſelt
eben jenes Fabeltier,
das vor vielen hundert Jahren
Huira-cotſcha mit ſich führte,
als er auf der Welt erſchien.
Euer Führer nennt ſich Diener,
nennt ſich Mittler eines Höheren,
und er führet Blitz und Donner
mit ſich als Beglaubigung.
Und noch mehr ſcheint Ihr beglaubigt
durch das heilige Kreuzeszeichen,
durch das Bild des Gottes, der
leidend ſtirbt, und dann, begraben,
glorreich gen den Himmel flammend
auferſteht zu neuem Leben.
Und Ihr ehrt die Göttermutter,
ehrt die Gottgebärerin,
die des Nachts mit bleichem Haupte
niederglänzt auf ihres Schoßes
bebende, bewegte Schöpfung.
Dazu ſagt Ihr ſelbſt: Ihr brächtet
einer Gottheit frohe Botſchaft.
Doch nun zeigt es ſich, Ihr ſeid
eine Schar hartherziger Räuber,

die mit Liſt und mit Gewalt
Groß und Klein im Land berauben.
Ihr ſtopft Säle voller Schätze,
ſtehlt das heilige Gold der Tempel,
zeigt den Göttern keine Ehrfurcht,
ſondern ſchändet ſie und ſtoßt ſie
ruchlos nieder in den Staub.
Waffenlos, wie dieſer Heiland,
liebend kam ich Euch entgegen.
Bruder nannt ich Euren Führer,
gläubig hört ich Eure Botſchaft,
froh begrüßt ich meinen Mittler:
Doch zum Lohn für Lieb und Glauben
ſchloß man mich mit Eiſenringen
und, mich ſchaudert's, ließ mich koſten
ein Getränk von Schlangengeifer
aus dem Kelch, den Ihr verehret,
aus dem Kelch der Niedertracht! —
Sagt mir, wer Ihr ſeid, Las Caſas?

Las Caſas:

Wer wir ſind, iſt ſchwer zu ſagen.
Chriſten und getauft im Namen
des dreieinigen Gottes zwar,
ſchwanken wir Zeit unſres Lebens
trotzdem zwiſchen Höll und Himmel.
Und wir werden erſt am Tage
des Gerichtes es erfahren,

ob die ewige Seligkeit,
ob der Abgrund uns beſtimmt iſt.
Montezuma:
Wider Willen muß ich lächeln
über das, was Du geſagt haſt.
Über Eure frohe Botſchaft
vom Gericht des Höllenrichters,
dem Ihr zwiſchen Höll und Himmel
eingeſperrt entgegen wartet.
Dank für dieſe frohe Botſchaft,
denn nun iſt ſie's, ward ſie's mir.
Und ſo wahr ein Gott im Himmel
lebt, der ein gerechter Richter,
wird er mir am großen Tage
des Gerichts Fernando Cortez
Aug in Aug genüber ſtellen.
Dieſes Tages warte ich!
Öffne mir die Tür, Marina!
Jetzt will ich mein Volk begrüßen,
denn die Worte dieſes Ritters
haben mir die Bruſt erfriſcht.
Wohl, der Himmel überzieht ſich,
einzeln fallen ſchwere Tropfen,
es umfinſtert ſich der Gott.
Doch der Weinende wird blitzen!
Und der Blitzende wird reden!
Und der Redende wird richten!
Und der Richtende wird retten!

Und der Retter wird die Welt,
auf den Thron des Glanzes ſteigend,
wird die Welt und mich erneuern.

Erſter Soldat,

zu Marina, die im Begriff iſt, die Tür nach der Altane wieder zu öffnen:

Mit Verlaub, Donna Marina!
Streng verboten iſt das Öffnen.

Las Caſas:

Ich bin hier der Offizier
und erteile die Erlaubnis.

Zweiter Soldat:

Dieſen Wilden zu bewachen
iſt die Marter unſrer Nächte,
iſt die Mühſal unſrer Tage.
Immer werden wir gerüffelt
ſeinetwegen und gepieſackt
bald von dem und bald von dem.

Die Tür iſt geöffnet worden, und man hört die Muſik und die Laute der religiöſen Tanzraſerei. Montezuma tritt mit einem Fuß auf den Altan, aber nicht ganz hinaus.

Montezuma,

nachdem er einige Zeit, hingenommen von dem Anblick, geſchwiegen hat, bewegt und entzückt:

Oh, wie groß iſt dieſer Anblick.
Des uralten Göttertempels
Hof unkenntlich faſt in ſeines
Blumenſchmuckes bunter Fülle.
Seht, dort iſt der Stolz des Landes
an den Wänden aufgereiht.

Welches Blitzen der Geſchmeide,
welches Leuchten ſchweren Goldes.
Grün gewandet dort die Großen
mit den farbigen Federkronen!
Dort die Prieſter: rote Kreuze
eingewebt ins weiße Kleid.
Unter ihnen ragt der alte,
göttlich weiſe, heilige Vater,
ſelbſt ein Fels, des Felſens Hüter,
dieſes Tempels, den die Gottheit
himmelnah getürmet hat.
Und der Hahn, der heilige Vogel,
glänzt von ſeines Stabes Kreuz.

Las Caſas:

Gerne wüßt ich, wißbegierig,
was wohl dieſes Tanzes Sinn iſt?

Montezuma:

Faſt packt ſelber mich der Wirbel.
Springen möcht ich in den Reigen
und zur Ehre Gottes raſen.
Drehender Glanz iſt unſre Sonne!
Drehender Glanz ſind die Geſtirne!
Drehende Finſternis der Sturm!
Drehende Finſternis der Gottheit
Blitz- und Hagel-ſpeiender Zorn!
Glühend pulſt das Herz der Erde,
nur dem Wiſſenden vernehmlich,
bis ſein rotes Blut hervorſpritzt.

donnerwirbelnd aus der weißen
heiligen Schneegebirge Gipfel.
Sieh den Popocatepetl,
wie er aus unnahbarer Höhe
unſrem Gottesdienſte zuſchaut.
Er iſt ſtumm: einſt ſprach auch er,
und der Himmel gab ihm Antwort.
Goldmilch floß aus ſeinen Flanken.
Drehende Wut umzuckte ihn.
Raſend zeuget Tod und Leben
ſich, vollzieht die Schmerzenspaarung
ſich des zorngebornen Daſeins!
Worte ſind verwirrte Sprache.
Schrei iſt Klarheit, Schrei iſt Wahrheit!
Wahre Luſt und wahre Pein!
Wutgeheul und Luſtgeſtöhne
preſſen Götter aus den Seelen.
Las Caſas:
Furchtbar, furchtbar klingt des Tempels
Paukenton durch Mark und Bein.
Montezuma:
Was da dröhnt, das iſt die Gottheit.
Durch der heiligen Pauken Mund
ſpricht ſie mit erhabner Stimme.
Marina, die ſtarr in den Hof blickt, plötzlich erſchrocken:
Was begibt ſich dort, Las Caſas?
Seh ich dort nicht viele Spanier?
Streit iſt, ſcheint es, ausgebrochen.

Las Caſaz:
Nichts, Marina, tritt zurück!
Komm und ſchließen wir die Tür!

Man hört einen ganz anders gearteten, durchdringenden Todesſchrei.

Marina:
Seh ich Schatten, oder hat
Don Velasquez de Leon
eben dreien, vieren, fünfen
der Kaziken ſeine Waffe
durch den Rücken, durch die Bruſt
oder durch den Hals geſtoßen.

Las Caſaz:
Schließ die Türe, ſchließ die Türe!
Denn was hier geſchieht zu ſehen,
das macht uns vielleicht zu Stein.

Marina:
Woher kommen all die Spanier?
Seht, ſie ſtürzen auf die Tänzer.
Alles flieht, kreiſcht durcheinander,
ſucht den Ausgang! Doch der Ausgang
iſt geſpickt mit ſpaniſchen Schwertern.
Seht doch, ſeht doch, wie ſie ſtolpern!
Stehn ſie denn nicht wieder auf?
Nein! Und einer fällt zum andern!
Was ſind das für Menſchenhügel?
Was ſind das für rote Brunnen?
Was ſind das für ſchwarze Lachen?

Teufel, Teufel ſind erſchienen
und der Untergang der Welt!

Sie läuft beſinnungslos davon. Las Caſaz ſchließt eilig die Tür. Man hört nun gedämpſt das Geſchrei der Blutarbeit, die im Hofe des Tempels verrichtet wird. Montezuma faßt ſich wie abweſend an die Stirn.

Montezuma:

Was geſchah mit ihr, Las Caſaz?
Hat ſie oft dergleichen Krämpfe?

Las Caſaz:

Ja, es ſcheint. Herr, fort von hier!

Neunte Szene

Derſelbe Raum im Quartier der Spanier, wie in der vorhergehenden Szene. Die Tür nach dem Tempelhofe iſt verſchloſſen. Vor dem Altar liegt Gomara im Gebet. In einigem Abſtand davon kniet Marina. Die ewige Lampe und einige Altarkerzen verbreiten ſpärlich Licht. Dumpfer Lärm eines Kampfes, bald von da, bald von dort her iſt hörbar.

Bernal Diaz und Jeronimo de Aguilar, furchtbar abgehetzt, ſtolpern nacheinander herein.

Bernal Diaz:

Waſſer, Waſſer! Einen Trunk!
Ich krepiere ohne Wunde!

Jeronimo de Aguilar:

Wenn man eine dieſer Beſtien
totſchlägt, wachſen draus drei andre.

Bernal Diaz:

Gott, wie lebten wir behaglich,
eh uns Pedro Alvarado
durch den Mord beim Tempelfeſte
in die ſchlimme Patſche brachte.
Waſſer!

Marina hat einen Krug herzugetragen, reicht ihn:

Hier! Wie ſteht es draußen?

Bernal Diaz, nachdem er getrunken:

Ah, das labt! Schlimm ſteht es draußen.
Vierzig Karren voller Pfeile
ſammeln wir im Lauf des Tages.
Neue kommen angeflogen,

lange Lanzen, ſchwere Steine —
hört Ihr's poltern, hört Ihr's hämmern?
Daß der Tag zur wolkigen Nacht wird.
Kaum kann man im Hof ſich rühren,
ob wir gleich ununterbrochen
einen Scheiterhaufen ſpeiſen
mit der Menge der Geſchoſſe.

Jeronimo de Aguilar:

Unſre Lage iſt ſehr kitzlig.
Ganz verflucht iſt unſre Lage
dank der Schlauheit unſres ſchlauen
Hauptmanns Pedro Alvarado.
Konnten wir denn dieſe Wilden
nicht in Frieden tanzen laſſen,
ſtatt ſie bis zum letzten Mann
ohne Gnade hinzumeucheln?
Kann man ſich darüber wundern,
daß ſelbſt dieſen zahmen Bürgern
unſre Prozedur zu ſtark war?

Velasquez de Leon ſtolpert herein. Verfilztes Haar, brennender Blick. Keuchende Bruſt.

Velasquez de Leon:

Jetzt heißt's löſchen! — Nicht nur hier!
Nicht den kannibaliſchen Durſt nur! —
Denn die Beſtien haben Feuer
um die Bruſtwehr angelegt.
Das Quartier brennt an zwei Ecken.
Wenn jetzt Cortez nicht zurückkehrt,

iſt es aus mit unſrer ganzen
jung-neuſpaniſchen Herrlichkeit.

Er trinkt gierig.
Chriſtoval de Guzman erſcheint gleich den Übrigen.

Chriſtoval de Guzman:
Es iſt aus: die Brigantinen
brennen! Wir ſind in der Falle.
Unſre Schiffe, unſre einzige
Rettung geht in Flammen auf!

Gomara:
Welches fürchterliche Unglück,
welche ſchwere Heimſuchung!
Wunderbar ſind Gottes Wege!
Wenn er uns nicht Hilfe ſendet
und wir lebend in die Hände
dieſer Heiden fallen: weh uns!

Chriſtoval de Guzman:
Ei wieſo? Was kann geſchehen?
Höchſtens kann es Euch paſſieren,
daß man Euch das eigne Herz
hält noch zuckend vor die Naſe.
Und dann ſeid Ihr ein Märtyrer,
und der heilige Vater macht
Euch poſthum zu einem Heiligen.

Gomara:
Scherzt nicht mit ſo ernſten Dingen!

Marina:
Auch mein Schickſal iſt beſiegelt,
wenn Malinche nicht zurückkehrt.

Las Caſaz kommt, ſchweratmend, erhitzt und blutend.

Las Caſaz:
Unſer Proviant wird mager.
Unſre Leute wollen eſſen,
finden ſtatt der Vorratskammer
leere Mauern voller Schutt.
Dieſe Hunde von Azteken
können zaubern, wie mir ſcheint.

Martin Lopetz kommt.

Martin Lopetz:
Meine Schiffe ſtehn in Flammen.
Unſre ſtolzen Brigantinen
ſind nur noch ein Feuerwerk.
Und ganz unnütz leuchten ſie, —
drei gewalt'ge, ſchwimmende
Scheiterhaufen! — uns bei Tage.
Beten wir ein Paternoſter,
denn nun gibt es keinen Ausweg,
außer in die Ewigkeit!

Chriſtoval de Guzman:
Don Velasquez de Leon,
diesmal habt Ihr Euch verrechnet:
Schrecken wolltet Ihr verbreiten
durch das große Hammelwürgen
nebenan beim Götzentanzfeſt.

Doch nun tanzt das Pack erſt recht
wild geworden um die Götzen.

Martin Lopez:
Schrecken: Unſinn! Proſt die Mahlzeit!
Wacker ſind ſie eingeſchüchtert!
Dieſe Bluttat ſchuf aus Lämmlein
uns ringsum ein Volk von Tigern.

Velasquez de Leon:
Dieſer Plan war nicht der meine,
Alvarado, unſer Hauptmann,
iſt dafür verantwortlich.

Martin Lopez:
Unſer großer Führer Cortez
ſchlief, als er den raſchen Jüngling
uns zum Kommandanten ſetzte:
folgenſchwer war dieſer Irrtum!
und wir werden dran verbluten.

Las Caſaz:
Freunde, was doch nicht zu ändern,
beſſer iſt's, es zu vergeſſen,
ſtatt daß Zwietracht draus entbrenne
als ein Feind im eignen Lager.

Pedro de Alvarado, in wilder Erregung des Kampfes, erſcheint.

Pedro de Alvarado:
Auf die Schanzen! An die Breſche!
Breſche legten dieſe Schufte,

und wie Rudel ſchwarzer Pumas
ſpringen ſie dawider an.

Pater Olmedo kommt. Die Kämpfer, außer Alvarado und Las Caſaz, ſind davon geeilt.

Euretwegen komm ich, Pater.
Habt Ihr dieſen ſtörriſchen Wilden
denn nun endlich breitgeſchlagen?

Pater Olmedo:

Nichts will fruchten. Montezuma
gibt nur immer die Erklärung,
daß er ein entehrter, armer,
ganz ohnmächt'ger Sklave ſei.
Ihr, ſo ſagt er, ſeid doch Götter.
So gebietet auch den Wogen,
daß ſie wiederum ſich glätten.
Habt Ihr ſie doch ſelbſt erregt.

Pedro de Alvarado:

Sträubt er ſich, ſo gibt es Foltern!

Martin Lopez:

Foltern gibt's, Don Alvarado,
aber nicht für einen Kaiſer,
dem auch nur ein Haar zu krümmen
Cortez ſtreng verboten hat.

Pedro de Alvarado:

Schiffsbau, das iſt Eure Sache,
Martin Lopez: ſprecht von Maſten,
ſprecht von Schnabel, Kiel und Steuer!
Aber haltet Euch zurück,

wenn es ſich um Dinge handelt,
die nicht Euer Handwerk ſind.
Und verlaßt Euch drauf, ich werde
dieſen tückiſchen, weinerlichen
Heiden, den Ihr Kaiſer nennt,
ohne alles Federleſen
in die Breſche ſtellen laſſen.
Und er wird entweder ſeinen
braunen Teufeln Halt gebieten,
oder ich, ich ſelber gebe
kurzweg ihm den Gnadenſtoß.

Las Caſas:
Wenn Ihr wirklich unſre Rettung
von des Kaiſers Wort erwartet
und geſonnen ſeid, von ihm
unſre Rettung anzunehmen,
und nicht zögert, mit dem Leben
Schuldner dieſes Manns zu werden,
dem wir ſchon ſo vieles ſchulden
und dafür ſo ſchlimm gedankt —
nun ſo will ich es verſuchen,
was dem Pater nicht gelang,
doch vielleicht noch zu erreichen.

Pedro de Alvarado:
Nun denn: ja! Von dieſes Heiden
Wort erwart ich unſre Rettung.
Wenn ihn dieſe Teufel ſehn,

aufgeputzt mit bunten Lappen,
kriechen ſie zu Kreuz, ich weiß es.
Wenn er ihnen ſagt, er ſei
hier freiwillig, nicht gefangen,
und ſie möchten ruhig heimgehn,
ziehn ſie ab. Das iſt gewiß.
Teufel auch: ich bin geſonnen,
unſre Rettung anzunehmen!
Zögre nicht, mit meinem Leben
Schuldner dieſes Manns zu werden.
Eher ſchon mit meinem Tod.
Und ſo tut denn, was Ihr könnt,
nochmals meinethalb im guten.
Fruchtet's nicht, dann rede ich!

Er geht ſchnell ab.

Las Caſaz, zu Pater Olmedo:

Führt mich zu ihm!

Las Caſaz und Pater Olmedo eilen ab. Man hört die Pauken des Theocali. Gomara und Marina murmeln Gebete. Der Lärm des Kampfes dringt verſtärkt herein. Jetzt erſcheint Montezuma, von Las Caſaz, in einigem Abſtand von drei ſpaniſchen Soldaten begleitet, die bis an die Zähne bewaffnet ſind. Montezuma trägt im Arm ein weißes Kaninchen, das er ununterbrochen ſtreichelt.

Las Caſaz:

Herr, auch Ihr ſeid in Gefahr,
wenn ſie in der Wut des Kampfes
dieſe Räume überſchwemmen,
wollet doch dem Blutvergießen

durch Euer kaiſerliches Machtwort
von der Mauer Halt gebieten.

Montezuma,

finſter lächelnd, legt ſein Ohr an das weiße Kaninchen:

Ich muß horchen, was es ſagt.

Las Caſaz:

Was ſoll dieſes Tier Euch raten?
Seid Ihr nicht der weiſe Herrſcher
Montezuma? nicht des Gottes
in der Sonne wahrer Sohn?

Montezuma wendet ſich ſchnell zum Kruzifix:

So wie dieſer?

Las Caſaz:

Welcher?

Montezuma:

Dieſer!
Denn Ihr nennt ihn doch ausdrücklich
des allmächt'gen Gottes Sohn.

Las Caſaz:

Unvergleichlich iſt der Heiland
in der Größe ſeiner Leiden.
Denn er iſt die ewige Güte,
und die Welt iſt ewiger Haß!
Eins indes iſt wahr: auch wir
leiden: und vor allem Ihr!

Montezuma, mit Bezug auf den Gekreuzigten:

Wenn wir unſre Leiden wiegen,
fürcht ich, hebt ſich ſeine Schale.

Gomara:
Herr, wenn Ihr ſo läſtert, zieht
Ihr den Zorn des Höchſten auf uns:
denn man ſpottet ſeiner nicht,
ohne furchtbar es zu büßen.

Las Caſaz:
Herr, denkt jetzt an Euer Volk.
Denkt an Eure heil'gen Pflichten.
Steuert dieſem wilden Morden.
Und erhaltet ſelber Euch
zu der Euren Wohl am Leben,
denn der rauhe Alvarado
hat geſchworen, Euch zu töten,
eh ſich das Quartier ergibt.

Montezuma,
finſter lächelnd, legt ſein Ohr an das weiße Kaninchen:
Ich muß horchen, was es ſagt!

Marina umfaßt die Knie des Kaiſers:
Zeige Deine Macht, Erhabener,
und erlös uns von dem Übel!

Montezuma:
Ich muß horchen, was es ſagt,
denn es iſt das Tier des Abgrunds.
Seine Augen ſind zwei rote
Kratertiefen, und ſein Fell
iſt das Weiß des heiligen Schneebergs.

Wie es hüpft, ſo hüpft die Erde,
wogt der Boden, wenn die innre
Stimme Gottes ſich erhebt.

Las Caſaz:

Herr, ich darf Euch nicht verbergen,
daß Don Pedro Alvarado
eine fürchterliche Hand führt.

Montezuma

nimmt, immer das Kaninchen ſtreichelnd, vor dem Altar

Ja, er lehrt uns: in der Kunſt des
Meuchelns ſind wir kleine Kinder.

Gomara:

Mein Amt iſt ein Amt des Friedens.
Dennoch iſt in ernſter Stunde
ernſt und hart zu ſein mir Pflicht.
Glaubt nicht, daß wir zu Euch kamen
aus der Willkür unſres Herzens:
um Verdammte zu erlöſen
mit dem Lichtſtrahl ſeiner Gnade
hat uns Gott zu Euch geſandt.
Werdet Chriſt und nehmt die Taufe,
werdet der Apoſtel Eures
in Unwiſſenheit verderbten
nachtbedeckten Heidenvolkes!
Und Ihr werdet als ein Heiliger
durch die fernſten Tage ſchreiten.
Dem Wohltäter dieſes Landes

wird man hier Verehrung zollen,
wenn er längſt im Himmelreiche
und im Glanz des Vaters weilt.
Aber wenn Ihr Euch verhärtet,
Jeſum jetzt den Feinden preisgebt,
dann, ja dann wird Euch der Kirche
Bannſtrahl ſchmettern in den Abgrund,
wo kein Licht hindringt und wo
Heulen iſt und Zähneklappern.

Montezuma,
immer das Kaninchen ſtreichelnd, ſeitlich hin zu Las Caſas:
Er iſt ſchlecht belehrt, Las Caſas.
Gottes Glanz ruht in den Tiefen,
der im Himmel ſtammt von dort!
Dieſes Tier kann ihn belehren,
daß die Abgrundsſonne heilig
und voll dunkler Weisheit iſt.

Pater Olmedo:
Herr, es mag ſich alles klären.
Will ſich Gott Euch offenbaren,
kann er's tun, auch ohne uns.
Doch was hilft's Euch, gehn wir unter.
Großes Wiſſen kam mit uns,
und es geht mit uns verloren.
Künſte können wir Euch lehren,
die Ihr ohne uns nicht lernet.
Und der Segen unſres Kommens

wird dereinſt, nach blut'ger Ausſaat,
dennoch ungeahnt emporblühn.

Montezuma:

Niemals! Niemals! Fluch zeugt Fluch!
Ihr habt recht, wir ſind verworfen.
Schwarz und furchtbar iſt unſer Schickſal.
Unſer Gott bleibt unverſöhnlich.
Auf Gebeinen thronend, Opfer
neue, unerſättlich fordernd,
bin ich nun ſein Opfertier.
Weiße Leuchtkraft, allverbreitet,
nahm mich ganz von ihm dahin,
und ich war Geſicht und Licht nur.
Doch nur einen Augenblick,
und mein Auge ward zu Aſche.
Doch ich büße nicht zu Unrecht.
Unſre heiligen Schriften haben
klar und deutlich uns gewarnt:
nicht vor einem Gottesbildnis,
ſondern vor dem weißen Satan,
der da kommt mit frecher Stirne
und mit dreiſtem Maule lügt:
er ſei Quetzalcoatl, ſei
der verheißne Gott und Heiland.

Man vernimmt ein Jubelgeſchrei der Spanier. Zwei ſpaniſche Soldaten rennen durch das Haus.

Erſter ſpaniſcher Soldat:

Wunder! Wunder! Cortez! Cortez!

Zweiter ſpaniſcher Soldat:
Cortez hält ſchon vor der Brücke
und dreihundert Spanier mit ihm!

Die Soldaten verſchwinden.

Las Caſaz:
Welche Stille? Was iſt das?
Hat der See den Krieg verſchlungen?

Marina:
Cortez!

Mit dieſem Ausruf ſtürzt ſie davon.

Gomara:
Lernet des wahren Gottes
Finger kennen, der die Gläubigen
ſeiner Kirche nicht verläßt.

Er hat es triumphierend und bewegt geſprochen und ſinkt nieder zu einem Dankgebet.

Bernal Diaz erſcheint lachend und erſchöpft. Er läßt ſich befreit auf einen Stuhl ſinken und ſtreckt alle Viere von ſich.

Bernal Diaz:
Des Fernando Cortez Name
iſt für ſich ein ganzes Kriegsheer.
Wir bemerkten, daß die Wilden
matter kämpften, nicht mehr mit dem
gleichen Todesmut ſich ſchlugen,
wie ſie es ſeit Tagen tun.
Wie auf hoher See die Böen
ſchwächer werden, ſeltner kommen,
ſchien es uns, die Bö'n des Kampfes
kämen ſeltner, würden ſchwächer.
Plötzlich ſchien die liebe Sonne

unſchuldsheiter auf uns nieder,
als ob niemals Hagelwolken
ſtein- und ſpeer- und pfeilgebärend
ſchrecklich ſie verfinſtert hätten.
Gaſſen, Brücken, flache Dächer
ſind von Lebenden verlaſſen.
Nur die Leichen halten ſtand noch,
und die Fliegen, die ſie freſſen.
Unbegreiflich ſchien der Umſchwung,
bis ein Späher auf dem Dache
die Standarte flattern ſah,
rotes Kreuz auf ſchwarzem Sammet!
die uns allen wohl bekannt iſt.
Das war Cortez! Und die Wilden
ſahn ihn früher ſchon als wir.

Montezuma erhebt ſich, blickt ſtarr um ſich, wird ohnmächtig.

Las Caſas:

Tragt ihn fort und ruft den Feldſcher.
„Dieſen fordre ich von Euch wieder
ungekränkt und unverſehrt!"
waren des Fernando Cortez
letzte Worte, als er abzog.

Montezuma wird von den zu ſeiner Bewachung beſtimmten Soldaten und ſeinen aztekiſchen Begleitern fortgetragen. Nun ſammeln ſich die ſpaniſchen Hauptleute, wie ſie vom Kampfe kommen, aufatmend zum Empfang des Cortez. Es ſind: **Jeronimo de Aguilar**, **Chriſtoval de Guzman**, **Velasquez de Leon**, **Martin Lopez** und andere. Zuletzt kommt **Pedro de Alvarado** an der Seite des Großprofoſen **Sandoval**, der eben mit Cortez angelangt iſt.

Sandoval, zu Pedro de Alvarado:
Nein! Er will Euch jetzt nicht ſprechen.
Hier ſollt Ihr Bericht ihm geben.
Hier im Kreis der Offiziere,
wo er gleich erſcheinen wird.
Pedro de Alvarado:
Und inzwiſchen bläſt Marina
ihm die Ohren voller Lügen!
Mind'ſtens voll Phantaſterei.
Alle:
Cortez! Cortez! Cortez! Cortez!
Cortez mit einem kleinen Stabe erſcheint.
Cortez:
Kameraden, ſeid gegrüßt.
Narvaës iſt in meinen Händen:
Wir befehlen ſeinen Schiffen.
Seine Mannſchaft huldigt mir
als dem einz'gen Gubernador
dieſer neuen und neuſpaniſchen
überſeeiſchen Beſitzung.
Alle, begeiſterter Zuruf:
Spanien! Spanien! und Sankt Jakob!
Cortez:
Pater, Eure Hand! Gomara,
Eure Rechte! Chriſtoval,
Eure! Eure, Martin Lopez!
Bernal Diaz, Eure Hände!
Ihr habt viel gelitten, Kinder,

während ich in Verakruz
Ordnung ſchuf nicht ohne Mühe.
Doch die Küſte iſt nun ruhig.
Ihr, Las Caſaz, Eure Hand!
Wacker habt Ihr Euch gehalten.

Pedro de Alvarado,
der von Cortez gefliſſentlich überſehen worden iſt, tritt vor:

Hiermit leg ich den Befehl
wiederum in Eure Hände.

Cortez, kurz und feſt:

Hohe Zeit, daß das geſchieht:
denn Ihr habt ihn ſchlecht verwaltet.
Mein Vertrau'n habt Ihr getäuſcht!
Und wer dieſe Schlächterei
anbefahl beim Tempeltanze,
iſt kein Menſch mit klaren Sinnen,
ſondern durchaus ein Verrückter!

Zehnte Szene

Im Quartier der Spanier. Die dem Kaiſer Montezuma zur Wohnung angewieſenen Gemächer. Man hat auch hier einen kleinen chriſtlich-katholiſchen Altar errichtet. Montezuma liegt auf einem harten Ruhelager. An den Ausgängen ſtehen ſpaniſche Wachen, bis an die Zähne bewaffnet. Von außen dringt gedämpft Lärm des Kampfes.

Erſter Soldat:

Dieſe Beſtien rennen wieder
wütend gegen unſre Mauern,
ganz wie vor des Cortez' Rückkunft;
und das iſt ein böſes Zeichen.
Unſere Sachen ſtehen ſchlimm.
Unſre Lage iſt gefährlich.

Zweiter Soldat:

Sage lieber hoffnungslos.

Erſter Soldat:

Wenig hab ich zu verlieren,
wenn ich ſterbe: und auch andre,
die an mir etwas verlören,
gibt es nicht in dieſer äußerſt
miſerablen Menſchenwelt.
Meinen Vater kenn ich nicht.
Meine Mutter ließ mich ſterbend,
als ich kaum zehn Jahre zählte,
arg verlauſt und arg verlumpt,
auf der Straße nach Cordova:
ſeitdem blieb ich auf der Straße

und lief, mit und ohne Schuh,
viele tauſend ſpaniſche Leguas.
Heute ſteh ich hier, kaum wiſſend,
wie ich eigentlich hierher kam,
und bewache dieſen Wilden,
und vielleicht ſchon morgen freſſen
mich die braunen Schufte auf.
Weiß der Satan, wie das zugeht.
Vollgeſtopft bis unters Dach
iſt dies Haus mit fetter Beute.
Auf mein armes Teil entfallen
von dem unverſchämten Raub,
wenn es hoch kommt, dreizehn Peſos.
Gold genug, um eine Nacht
in Granada durchzulumpen.
Und, ſo iſt der Menſch, ſelbſt dieſe
dreizehn Peſos zahlt ich gern
heute, lach nicht! ganz aufrichtig
für ein Grab in ſpaniſcher Erde.

Zweiter Soldat:

Wenn man doch nur kämpfen könnte.
Das macht warm und macht Courage!
Doch hier ſchweigſam auf und ab gehn
iſt ein marterndes Geſchäft.
In Valencia wohnt mein Liebchen.
Doch was nützt es, an ſie denken,
wenn ſie in Valencia wohnt.

Sandoval tritt ein, ſehr ernſt. Die Wache ſteht in ſoldatiſcher Haltung.

Sandoval:
Kann man ſich auf Euch verlaſſen?
Erſter Soldat:
Ja wahrhaftig, Euer Gnaden.
Zweiter Soldat:
Ohne Wanken, bis zum Tod.
Sandoval:
Nun, ich wußt es, eh ich fragte,
denn ich kenn Euch als zwei tapfre,
zuverläſſige, ehrenfeſte,
brave ſpaniſche Soldaten,
die entſchloßnen Herzens ſind.
Unſre Sache ſteht bedenklich.
Es iſt möglich, daß wir abziehn.
Dringt der Feind bis hierher vor
und hört Ihr die ſpaniſchen Hörner
das Signal zum Abzug blaſen,
habt Ihr kurzerhand den Wilden,
der dort ſchlummert, abzutun.
Iſt's geſchehn, ſo ſchlagt Euch durch
und erſcheint ſofort im Gliede.
Erſter Soldat:
Euer Gnaden, zu Befehl!
Zweiter Soldat:
Wohlverſtanden, Euer Gnaden!
Und es iſt, als wär's geſchehn.
Sandoval:
Gut ſo. Die Maßregel iſt

ein Beſchluß des ganzen Kriegsrats,
und es iſt Fernando Cortez
ſelber, der ſie Euch befiehlt. —
Er ſchläft meiſtens?

Erſter Soldat:
Euer Gnaden,
wie uns ſcheint, liegt er im Fieber.

Sandoval:
Deckt ihn zu. Habt Ihr nicht Mäntel?

Erſter Soldat:
Alle Decken wirft er von ſich.

Sandoval:
Nimmt er Nahrung zu ſich?

Erſter Soldat:
Nein!
Erſt zuletzt, als er erwachte,
trank er aus dem Waſſerkrug,
was er ſtets verweigert hatte.

Zweiter Soldat:
Euer Gnaden, als er's tat,
war er gar nicht bei Beſinnung.
Wachen Kopfes, bei Sankt Jakob,
hätt er's nimmermehr getan.
Und ich will nicht ſelig werden,
wenn nicht dieſes Wilden Vorſatz
iſt, durch Hunger und durch Durſt
läſterlich ſich ſelbſt zu töten.

Sandoval:
Trau der Schlauheit dieſer Wilden.
Ihre Schliche ſind Legion.
Ihre Kunſt iſt die Verſtellung.
Fieber heuchelt er und Wahnwitz,
um des Generals Befehl,
ſeiner Meute abzupfeifen,
deſto ſicherer zu umgehn.

Velasquez de Leon tritt ein, gefolgt von zwei **ſpaniſchen Soldaten**, die den gefeſſelten **Guatemotzin** hereinführen. Guatemotzin iſt finſter und verfallen. Als letzte erſcheint **Marina.**

Velasquez de Leon, zu Sandoval:
Treff ich Euch, Herr Großprofos.
Auftrag hab ich, dieſen ſtörriſchen
Wilden auf das Dach zu führen.
Zwar nicht lebend oder tot,
aber gehend oder liegend.

Sandoval:
Don Velasquez, es wird ſchwer ſein.
Wie denn glaubt der General,
daß es Euch gelingen könnte,
was Las Caſaz, was Olmedo,
was dem Cortez ſelbſt mißlang?

Velasquez de Leon:
Wir verfielen auf ein Mittel.
Guatemotzin wird verſuchen,
ſeinen Vater umzuſtimmen.
Und gelingt's ihm nicht, ſo weiß er,

daß er höchſtens zwanzig Schritt
noch vom Platz durchs Leben ſchreitet:
nämlich in den Hof zum Richtplatz.

Sandoval:

Haſt Du das gehört, mein Jüngling?

Velasquez de Leon:

Oh, er weiß es. Doch Marina
ſoll es ihm noch einmal ſagen,
daß er ſich nicht etwa ſchmeichle,
Spanierworte ſeien Wind.

Er tritt an Montezumas Lager und ſchüttelt ihn derb.

Auf! Jetzt iſt nicht Zeit zu ſchnarchen!
Keine Faxen! Kein Geröchel!
Dieſes ſind Spitzbubenkniffe,
und der Teufel ſoll mich holen,
wenn ich Dir die Glieder nicht
mit Gewalt gelenkig mache.

Montezuma,

halb bewußtlos in ſitzende Stellung gebracht, erblickt ſeinen Sohn:

Guatemotzin!

Velasquez de Leon:

Nun, da haſt Du's!
Schon halb zur Vernunft gekommen!
Jetzt die andere Hälfte noch,
und Du biſt ein ganzer — Wilder!
Du wirſt jetzt mit Deinem Sohne
Dich aufs knappſte unterreden,
und uns dann die wilden Beſtien,

die uns mit Geheul berennen,
kurzerhand vom Halſe ſchaffen —

Er wendet ſich zu Guatemotzin:

oder Du ſtirbſt kurzerhand!

Guatemotzin:

Laßt uns denn allein, Marina!

Marina flüſtert mit Velasquez und Sandoval, und alle Spanier verlaſſen den Raum.

Guatemotzin,

indem er ſich, gefeſſelt, wie er iſt, vor dem Kaiſer aufs Knie niederläßt, mit vor Erſchütterung bebender Stimme:

Meine nicht, geliebter Herrſcher
und noch mehr, geliebter Vater,
daß ich ſo weit mich erniedre,
die Gebote dieſer Wilden
zu erfüllen, und Dich bitte,
mir mein Leben zu erhalten.
Du wirſt nicht den Sturm beſchwören,
den des Landes alte Götter
aufgeregt! Wirſt nicht die ſtarken
Wogen der Empörung ſtauen,
deren Brandung endlich, endlich
dieſes Vipernneſt umbrüllt!
Nun ich dieſes Brauſen höre,
ſterb ich lächelnd. Und ich weiß auch
nun, warum des Landes Blüte
hingemetzelt fallen mußte
in des Maimonds Opferfeſt.
Dieſes Blutes Saat entſproßten

Männer, Krieger, Helden, Rächer,
und der todverachtende
Freiheitsgeiſt des Vaterlandes!
Und ſo lebe wohl, mein Vater,
denn ich werde nun von Dir
zu der Mondesmutter eingehn.
Und die Worte, die ich ſpreche,
ſind die letzten, dunklen Stufen
vor der dunklen Ausgangspforte
meiner irdiſchen Beſtimmung.
Groß und frei ſtarb Qualpopoca.
Als die Feuer ihn umleckten,
ſtand er wie ein Bild aus Kupfer.
Und es klang von ſeinen Lippen
ernſt und rein und ohne Zittern,
zu der keuſchen Göttermutter
Ehre, ein uraltes heiliges
zauberſtarkes Tempellied.
Vater, ſchütze meine Frauen,
ſchütze, liebe meine Kinder
und bewahre unſerm Volke
das Gedächtnis meines Todes.
Denn ich ſterbe, wie ich lebte,
für das Volk, dem ich entſtamme,
für das Land Tenochtitlan.

Kniend hat ſich Guatemozin dem Kaiſer genähert. Erſchüttert blicken beide einander in die Augen. Endlich fällt Montezuma dem Gefeſſelten weinend um den Hals. Auch Guatemozin weint.

Montezuma, nachdem beide ſich ausgeweint haben:
Viel habt Ihr mir zu verzeihen,
denn ich war ein blinder Führer!
Endlich ſehend nun geworden,
ſeh ich überall den Tod! —
Aber ſage ſelbſt, Guatemozin,
war die Probe nicht zu ſchwer?
Nicht zu grauſam die Verſuchung,
die der Gott uns auferlegte?
Warum lieh er dieſen Teufeln
ſeine reine Lichtgeſtalt?
Um die Seinen zu verführen,
die mit ungezählten Opfern
ihren Glauben ihm bezeugten
im Vertraun auf die Erlöſung?
Warum dieſes Höllenblendwerk,
ſtatt der feſt verheißnen Gnade?
Wenn der Himmel Wunder tut:
was ſind wir, daß wir nicht ſollten
heiligen Staunens es verehren?
Und noch jetzt: wer ſind ſie? Dieſe
ſtrahlenden Azteken, dieſe
weißen, wahrhaft Glanzgebornen?
Übermenſchen, den erhabnen
Göttern ähnlich an Geſtalt,
ungeahnten Zaubers mächtig!
Wo die Ewigen ſo beſchenkten,
wer denn wollte da vermuten,

daß ſie giftiges Blendwerk ſchufen,
menſchenähnliche Dämonen,
innen voller Raubs und Fraßes,
ohne Herz und ſeelenlos.

Velasquez de Leon blickt herein, barſch:
Seid Ihr fertig? Seid Ihr einig?

Guatemotzin:
Einig: ja! Doch fertig nicht!

Velasquez de Leon:
Nun ſo ſputet Euch, verſteht Ihr?
Draußen ſtehn drei Feuerbüchſen
mit dem Todesblei geladen.
Für Dein Herz iſt es beſtimmt,
wenn Du fruchtlos gehſt, mein Beſter.
Hurtig, hurtig, kommt zum Schluß.

Er zieht ſich zurück.

Guatemotzin:
Lebe wohl! Du ſiehſt, ſie nehmen
von des Lebens letztem, kleinem
Perlenreſtchen, das mir bleibt,
unerbittlich Perl' auf Perle.
Lebe wohl! Und meines letzten
Atems Bitte, Heißgeliebter,
wird die ſein: Du mögeſt lange
noch Dein freies Volk beherrſchen
in der alten Götter neuer
reicher, ſegensſchwerer Huld.

Marina tritt ein, auf den Armen das Ornat der Aztekenkaiſer tragend. Die mit Brillanten reich beſetzte Federkrone, einen weiß und blauen Mantel über den Schultern, mit Smaragden und grünen Edelſteinen überſät. Halbſchuhe mit Gold verziert.

Was willſt Du mit dieſen Dingen?

Marina:

Meinen Kaiſer will ich kleiden
in den heil'gen Schmuck des Herrſchers.

Guatemotzin:

Deinen Kaiſer? Das ſagſt Du?
Die Abtrünnige ihres Volkes.

Marina:

Ich bin gläubig, nicht abtrünnig.
Gläubig war auch einſt der Kaiſer!
Nun was mehr: ich bin es noch!

Montezuma:

Seele Du des Seelenloſen,
gift'ges Werkzeug der Verruchtheit,
dies Ornat iſt nicht mehr heilig,
ſeit Du mit dem Griff der Krallen,
geile Füchſin, es beſudelt.
Geh!

Guatemotzin:

Und mögen bald die Geier
ſich an Deinem Aaſe ſättigen.

Marina, mit Bewegung, dringend, faſt tränenerſtickt:

Männer, rettet Euch! Euch beiden
iſt der Tod verhängt, ich weiß es.
Nicht nur Euch, Fürſt Guatemotzin,
auch Euch, ſehr erhabner Herr,

wenn Ihr ferner es verweigert,
zu erſcheinen und dem Sturm
Einhalt mächtig zu gebieten,
angetan mit dem uralten
Kaiſerſchmuck des Sonnenreiches!

Guatemotzin:
Niemals, Vater, tuſt Du das!

Montezuma:
Des bedarf es keiner Mahnung,
niemals war ich feig, mein Liebling,
und nur außen königlich.
Fürchte nichts, ich war entſchieden,
eh Du kamſt. Und was ſie ausſagt,
hat der Vogel Ti-hui-tochan
mir im Traum bereits verkündigt.
Sterben muß ich, ſo wie Du.
Und ich will's: Ich bin am Ziele.
Lauter ſagen's, immer lauter
meines Herzens ſchwere Pulſe.
Und wie Hammerſchläge fallen,
dröhnen ſie auf hartes Erz,
lauter, immer lauter redend.
Solche Rede, ſo geſprochen,
iſt die Sprache, die nie trügt.
Unſer Bruder Cuitlahuao
wird nach mir das Reich verwalten.
Doch nun laß uns ſchweigen, denn

des Geſchickes Ratſchluß ſteht
unabwendbar in den Sternen.

Guatemotzin:

Welcher Ratſchluß?

Montezuma:

Frag nicht weiter!

Cortez ſelbſt, begleitet von Velasquez de Leon und Jeronimo de Aguilar, tritt ein. Hinter ihnen die Wache.

Velasquez de Leon:

Einig, doch nicht fertig wart Ihr,
als ich Euch vorhin befragte:
ſeid Ihr einig nun und fertig?

Guatemotzin:

Ja, wir ſind's!

Velasquez de Leon:

In welchem Sinn?

Guatemotzin:

Führt mich unverweilt zum Tode!

Cortez, den Velasquez de Leon fragend anblickt:

Tut ihm den Gefallen, ſchnell!

Guatemozin wird durch die Wache abgeführt.

Jetzt verkünd auch ihm ſein Schickſal!

Jeronimo de Aguilar, zu Montezuma:

Nie verläßt Du dieſen Kerker,
außer mit dem Schmuck des Herrſchers,
um dem Pöbel Halt zu bieten,
der das Gaſtrecht ruchlos ſchändet —

oder mit dem Strick des Henkers
um den Hals.
Montezuma
legt ſich ſchnell eine goldene Schlinge um den Hals:
Erwürgt mich denn!
Cortez winkt, alle Spanier verlaſſen den Raum. Auch Marina, abe
ohne den Ornat des Kaiſers, der im Zimmer zurückbleibt.
Cortez:
Sieh, ich komme ſelbſt, mein Gaſtfreund!
Montezuma:
Um die Welt mir zu verfinſtern?
Cortez:
Je nachdem: das liegt bei Dir!
Montezuma:
Mich zu martern? Mich zu foltern?
Cortez:
Ungern! Freilich wenn Du ſtarr bleibſt,
werd ich nicht verhindern können,
daß die Wut der Meinen Dich
auch den Folterknechten preisgibt.
Montezuma:
Gegen Deinen Anblick iſt die
Folterbank mir eine Wohltat.
Cortez:
So empfange denn die Wohltat,
wo nicht Einſicht, wo nicht Einkehr,
wo nicht Umkehr Dich bewahrt. —
Pöbelhaufen und Rebellen

gegen Dein erhabnes Zepter
ſind's, die ſich erdreiſtet haben,
die Befehle zu mißachten
Deiner kaiſerlichen Hoheit.
Sie bedrohen Deine Gäſte,
die Geſandten des allmächt'gen
Weltenherrſchers Karls des Fünften,
deren Abſicht friedlich iſt.
Euch des allerchriſtlichſten
Königs Gnade anzutragen,
haben wir nicht angeſtanden
von der Erde andrem Ende
uns bis hierher zu bemühn.
Und was wird uns nun zum Lohne?

Montezuma:

Wie die Taten, ſo der Lohn!

Cortez:

Auch wir haben ſolche Sprüche.
Sie enthalten auch wohl Weisheit:
nur nicht in des Toren Mund!
Und Du biſt ein Tor, mein Beſter!
Was wird der Verrat Euch fruchten?
Gegen meines Kaiſers Strafen,
der ein Volk von weißen Menſchen
hundertfach ſo groß als Deines,
alle blitz- und donnerkundig,
unter ſeinem Zepter hat?
Denn für einen, den Ihr tötet,

wird er Tauſende Euch ſenden,
Euch von Grund aus auszurotten
in erbarmungsloſer Rache,
bis auf die Erinnerung.
Montezuma:
Niemand zweifelt dran, Malinche.
Cortez:
Und Du willſt, dies klar erkennend,
dennoch dem Verrat nicht ſteuern?
Montezuma:
Dem Verrat?
Cortez:
Dem niederträcht'gen,
tückiſchen Verrat, jawohl!
Montezuma:
Ausgeübt von Dir, Malinche?
Cortez:
Alles, was ich tat, geſchah
zu des Lands und Deinem Wohle!
Montezuma:
Auch als Du mich Deiner Knechte
rohen Fäuſten ausgeliefert,
und die kaiſerlichen Glieder
mir in Eiſen ſchließen ließeſt?
War dies auch zum Wohl des Landes?
War dies auch zu meinem Wohl?
Cortez:
Ja! Und nochmals: ja! Das war es!

Ohne Schutz hier im Quartiere
hätte Dich der allgemeine
Aufſtand längſt hinweggeſpült.
Iſt Dein Bruder Cuitlahuao
doch zum Kaiſer ausgerufen.
Und Dein Sohn ſelbſt, Guatemotzin,
er verriet den eignen Vater
und hing dem Verräter an.

Montezuma:

Er tut recht! Und nun genug!
Alle Deine Dankbarkeit,
alle Deine ungetilgte
Schuld für meine uferloſe
Gnade ſei mit eins geſtrichen,
wenn Du Deines widerlichen
Anblicks mich nur jetzt enthebſt.

Cortez:

Stumpfes Tier: ſo lerne denn
einen ſtärkeren Willen kennen.

Er ſtößt mit dem Schwert mehrmals auf die Erde, ſechs ſpaniſche Soldaten kommen herein.

Tut genau nach dem Befehl!

Cortez geht ſchnell ab.

Erſter Soldat:

Wer fängt an? Wer macht den Anfang?

Zweiter Soldat:

Sind wir etwa ſeine Schranzen?
Wollt Ihr warten, bis er ruft?

Dritter Soldat:
Hier liegt das Geklunker! Vorwärts!
Jeder Augenblick iſt koſtbar:
denn ich will nicht ſelig werden,
kommt nicht eben wiederum
brüllend eine Woge über.

Man hört das Geräuſch eines neuen Anſturms der Belagerer.

Vierter Soldat, zu Montezuma:
Zieh Dich aus, mein Sonnenſohn!

Zweiter Soldat:
Der Hallunk verſteht kein Spaniſch.
Und verſtünd er's flugs: ich kenn ihn!
Dieſer Schlingel rührt kein Glied.
Eins, zwei, drei! So geht es beſſer!

Er reißt ihm die Kleider vom Leibe.

Erſter Soldat:
Halt ihn einer feſt, von rückwärts!
Er fällt ſonſt uns auf den Hintern,
oder ſtrauchelt an die Wand.

Fünfter Soldat:
Holla! Hoppla! Feſt geſtanden!
Spaniſchen Drill in Deine Knochen!

Drei Spanier haben Montezuma mit eiſernen Fäuſten von rückwärts und an den Armen gepackt.

So! nun ſteht er. Hoſt ihn an.

Dritter Soldat hält den Ornat hoch:
Peſt und Mord, das Ding iſt niedlich.
Strotzt es nicht von Edelſteinen?

Wenn wir jeder einen mauſen,
bleiben mehr noch als genug.
Sechſter Soldat,
da einige Soldaten Edelſteine aus dem Gewand brechen:
Ei, was Teufel, laßt mich mittun!
Erſter Soldat:
Es verlohnt nicht: wenn uns dieſer
Hund nicht rettet, ſind wir morgen
mit und ohne Edelſteine
doch nur noch ſechs tote Spanier.
Alſo macht den Kartenkönig
fertig ohne Aufenthalt.
Dritter Soldat
verſucht dem Kaiſer den Ornat überzuziehen:
Nein, ſo geht's nicht!
Zum Kaiſer:
Burſch, Du ſtellſt Dich
wohl mit Abſicht täppiſch, wie?
Nimm Vernunft an. Laß Dir raten.
Sonſt bekommſt Du Katzenköpfe
mitten in Dein kannibaliſch
tauſendſchönes Angeſicht.
Montezuma:
Warum ſchlägſt Du mich nicht ſtärker?
Schlag mich! Triff mich tödlich, Freund!
Sechſter Soldat
ſchlägt ihn von rückwärts mit einem Riemen über den Kopf:
Brav! Da nimm und ſei zufrieden.
Gerne macht ich Dir den Garaus,

ging es hier nach meinem Sinn.
Rate, wie ich heiße, Wilder?

Dritter Soldat

hat ſich die mexikaniſche Krone, den Copilli, aufs Haupt geſetzt:

Wie ſteht mir die Kaiſerkrone
von dem Reich Tenochtitlan?

Wildes Gelächter der Spanier antwortet.

Fünfter Soldat:

Stülpt ſie ihm aufs Haar, Ihr Schufte!
Denn, bei Gott, es eilt! es eilt!

Erſter Soldat:

Hebt ihn hoch und ſetzt ihn nieder:
dieſer Hampelmann iſt leicht!
Ich muß jetzt, als Kammerzofe,
ihm zwei goldne Schühlein anziehn.

Dritter Soldat:

Haſt Du Deine Siebenſachen
nun beiſammen, Kartenkönig?

Montezuma:

Menſch, Du irrſt: ein wahrer Kaiſer
ſteht vor einem wahren Knecht.

Erſter Soldat gibt Montezuma einen Backenſtreich:

Wie, ungläubiger Hund, Du wagſt es,
gegen Spanier, gegen Chriſten
Dich dermaßen zu erdreiſten?
Faſtnachtsmohr aus eines Trödlers
Kellerloch zu Barcelona.

Zweiter Soldat, mit ironiſcher Verbeugung:

Eurer Majeſtät zu Dienſten.
In den Dreck mit Euch, Kameraden,
nicht vor Ehrfurcht: nein, vor Lachen
über die, die ſich vor dieſer
Vogelſcheuche ängſtigen.

Fünfter Soldat:

Deines Kleides Saum zu küſſen,
laß ich auf das linke Knie mich.
Bleib mir gnädig, Fürſt und Herr!

Er ſchnäuzt die Naſe unter allgemeinem Gelächter in den Saum des Kaiſerornats. Dann ſpringt er plötzlich auf, packt Montezuma und reißt ihn mit ſich.

Auf die Schanze nun mit ihm!

Der Kaiſer wird mit Geſchrei von den Soldaten fortgeſchleppt.

Elfte Szene

Das Gemach, deſſen Tür zur Terraſſe führt, von der aus man den Hof des Huitpochtlitempels und dieſen ſelbſt überblickt. Rechts noch der römiſch-katholiſche Altaraufbau. Cortez, begleitet von Alvarado, tritt ſchnell ein.

Cortez:
Kurz und gut, es iſt mißlungen.
Und wir haben unſern ſtärkſten,
unſern einzigen Halt nicht mehr.
Pedro de Alvarado:
Doch es iſt ganz ſtill geworden,
nicht ein brauner Kämpfer zeigt ſich
augenblicklich ums Quartier.

Jeronimo de Aguilar kommt.

Cortez:
Nun, Jeronimo, was ſagſt Du?
der die Wilden kennt wie keiner?
Jeronimo de Aguilar:
General, in dieſer Nacht
müſſen wir die Stadt verlaſſen,
oder aber dieſe Welt!
Cortez:
Knapp und deutlich! — Deine Gründe.
Jeronimo de Aguilar:
Unſre letzte Hoffnung trog.
Daß ſie trog, wer wollt es leugnen,
denn der Kaiſer iſt verwundet.

Wenn die Pfeile und die Schleudern
ſeines eignen Volks ſogar
ihn zum Ziele ſich genommen,
welcher Eſel wollte glauben,
daß ſie uns nun ganz urplötzlich
ſeinetwegen ſchonen ſollten.

Cortez:

Was, nach Deiner Meinung, hat
dieſe Stille zu bedeuten?

Jeronimo de Aguilar:

’s iſt die Stille vor dem Sturm!
Und vor einem Sturm, General,
deſſengleichen hierzulande
wir gewiß noch nicht erlebten. —
Als der König im Ornate
an dem Rand des flachen Daches,
zwiſchen den Soldaten ſtehend,
allem Volke ſichtbar ward,
glaubt ich einen Augenblick,
daß uns des Monarchen heil’ge
Gegenwart doch retten würde.
Dann geſchah das Fürchterliche!

Cortez:

Wenn er doch geſchwiegen hätte.
Als er ſprach erſt, kam die Wendung.

Jeronimo de Aguilar:

Nicht ſein Schweigen, ſeine Worte,
wahr iſt’s, wurden ſein Verhängnis!

Und auch unſres, wie ich fürchte.
Dabei ſind wir's ſelbſt geweſen,
die durch Bitten wie durch Drohen
endlich ihn dazu veranlaßt.

Cortez:

Ja und nein, Jeronimo.
Keine Hoffnung, daß er ſpreche,
macht ich mir trotz allen Drängens.
Faſt erſchrak ich, als ſo plötzlich
die Verſtockung ſeines Herzens
ſich in lauten Worten löſte.
Und dies war auch keineswegs
unſrer ſtarken Mittel Wirkung.
Seines Volkes Anblick war es,
und das Schweigen der Erwartung,
das auf aller Mienen lag,
was den Kaiſer, wider Willen,
zu bewegter Rede hinriß.

Jeronimo de Aguilar:

Aber plötzlich flogen Pfeile,
flogen Speere, flogen Steine,
und mit blutiger Schläfe ſtürzte
ſchwer getroffen Montezuma
nieder, um nun, wie ich glaube,
niemals wieder aufzuſtehn.

Pedro de Alvarado, zu Jeronimo de Aguilar:

Aber als der Kaiſer fiel,
kam da nicht ein blinder Schrecken

über alle unſre Feinde?
Warfen ſie nicht ihre Waffen
ſchreiend weg und rannten ſpornſtreichs
auseinander, ſo daß jetzt
rings kein Kämpfer mehr zu ſehn iſt?
Ich bin guten Muts und denke,
daß wir dieſe braunen Hunde
nun, wenn nicht auf immer, ſo
doch gewiß auf lange los ſind.

Jeronimo de Aguilar:

Wir ſind ſie auf lange los,
mit Verlaub, Don Alvarado,
weil ſie uns auf lange los ſind,
bleibt das Lang und Kurze doch,
unſer Schiff iſt losgeriſſen,
und kein Anker faſſet fürder
hier in dieſem aufgewühlten,
haltlos lockeren Wandergrund.

Cortez:

Ja, ſo iſt es! Iſt es wirklich.
Es hilft nichts, ſich zu verhehlen,
daß wir ein geſchlagenes Heer ſind.
Wär Narvaës nicht gekommen,
hättet Ihr Euch klug verhalten,
als ich leider, leider fern war, —
hättet nicht die dunklen Wirte
nicht durch dieſes ganz unzeitige
höchſt unrühmliche Maſſakre

im verſchloßnen Hof des Tempels
zur Verzweiflung aufgepeitſcht —
nun, dann brauchten wir jetzt nicht
unſre ſchwer erkämpfte Beute
hier im Stich zu laſſen, brauchten
nicht mit Spott und Schande abziehn.
„Hätt ich nicht" und „wenn" und „aber"
ſind indes ein ſchlechter Haber.
Ruft die Leute denn zuſammen
und erwartet mich im Hof,
wo ich die genauen Ordres
für den Abzug geben will.

Bernal Diaz kommt eilig herein.

Bernal Diaz:

Wir vermiſſen ſechs Kameraden,
und man glaubt, ſie ſind gefangen.
Einer der Vermißten iſt
leider Chriſtoval de Guzman.

Man hört den dumpfen Laut der Tempelpauke.

Cortez:

Nun, des Tempels Pauke ſagt uns,
welches Schickſal ihnen blüht.
Doch wo nichts mehr hilft, was hilft es,
ſich durch Bilder des Entſetzens,
ſich durch Gram und Mitleid lähmen.
Wir bedürfen unſrer letzten
ungehemmten Lebenskräfte,

um das wenige noch zu retten,
was vielleicht zu retten iſt.
Laßt mich jetzt allein, Kameraden,
daß ich mich beſonnen faſſe,
um mit Klarheit zu durchdenken,
meine nahe, ſchwere Pflicht.

Pedro de Alvarado, Jeronimo de Aguilar und Bernal Diaz treten ab. Cortez erhebt ſich, blickt finſter und ſtarr vor ſich hin, ſeine Lippen beginnen zu beben, endlich ſinkt er, den Blick auf das Kruzifix geheftet, zu ſtillem, inbrünſtigem Gebet auf den Altarſtufen in die Knie. Dazu klingt gedämpft das Rollen der Tempeltrommeln. Jetzt wird, ſchwer verwundet, **Montezuma** hereingetragen. Ein **Wundarzt** und **Marina** ſind bei ihm. Unweit der geſchloſſenen Terraſſentür wird die Tragbahre mit dem Sterbenden niedergeſetzt. Es geht alles gedämpft und leiſe vor ſich, ſo daß Cortez, verſunken im Gebet, nicht abgelenkt wird. Der **Wundarzt** verbindet den Leidenden, von Marina unterſtützt. **Gomara** und **Pater Olmedo** erſcheinen etwas ſpäter.

Gomara:

Wird er ſterben?

Der Wundarzt:

Ja, Hochwürden.
Dieſe Wunde ſchließt kein Wundarzt.
Und ich wüßte wenige Menſchen,
denen ich den Frieden ſo
wahrhaft wünſche, ſo wie dieſem.

Gomara:

Doch der Friede wird ihm ſchwerlich,
wenn er ſtirbt in ſeinen Sünden!

Und er iſt noch unbekehrt.
Wie meint Ihr, hat man noch Ausſicht
zum Bewußtſein ihn zu bringen?
oder ſeid Ihr ohne Hoffnung?
Der Wundarzt:
Kaum, daß hier noch Hoffnung iſt!
Gomara:
Welche Mittel hat die Kunſt,
einen Sterbenden, wie dieſen,
wär es auch nur für Minuten,
in das Sein zurückzurufen?
Der Wundarzt:
Unſre Kunſt kennt ſolche Mittel.
Doch ein rechter Arzt wird zögern,
eines Todeskampfes Qualen
ohne Urſach zu verlängern.
Gomara:
Wo indeſſen ſich die Frage
auftut, ob ein Menſch in Sünden
zur Verdammnis ſoll verflucht ſein,
und im Schlaf zur Hölle eingehn,
oder wachend durch das goldne
Tor zu ewigen Seligkeiten,
ſoll man dann ihn ſchlummern laſſen
oder ein Erwecker ſein?
Der Wundarzt:
Fragt Ihr ſo, nun ja, dann freilich . .

Gomara:
Offen ſprech ich's aus, ich fühle
ſtark bedrückt mich im Gewiſſen,
ja mich peinigt der Gedanke,
daß uns grade dieſer Seele
Rettung nicht gelingen ſollte.

Pater Olmedo:
Ähnlich iſt auch mir zumute.
Wird nicht Gott am jüngſten Tage,
dieſe Seele von uns fordern?
Grade dieſe, die ſo einſam,
die ſo fremd war auf der Erde.
Wieviel Liebe, ſo viel Freundſchaft,
als er uns entgegen brachte —
ſo viel Leiden und Enttäuſchung,
wie wir zu bereiten leider
vom Geſchick berufen waren —
ſoll dies alles ganz umſonſt ſein?
Soll dem namenloſen Unglück
dieſer armen Kreatur
nicht der Lohn der Gnade werden?
Dann war unſere Miſſion
diesmal nicht von Gott geſegnet,
und wir hätten uns zu fragen,
die wir furchtbar hier geſcheitert,
ob wir nicht vom wahren Wege
unſres Heilands abgeirrt?

Cortez

ſteht plötzlich ſehr bleich und mit verzerrter Miene an der Bahre des Sterbenden:

Wenn es möglich, Mann, ſo weckt ihn!
Tut es! Sonſt iſt Eure Kunſt
ohne Wert. Habt Ihr verſtanden?
Handelt, wofür ſeid Ihr Arzt?
Jedes Röcheln macht mich ſchaudern,
daß er, ohne in die Gnade
Jeſu Chriſti einzutreten,
in die Nacht verlöſchen könnte.
Ihr habt recht, hochwürdige Väter,
und ich bin ganz Eurer Anſicht,
grade ihn gilt es zu reißen
in die ewige Seligkeit.

Der Wundarzt, laut in des Königs Ohr:

Herr, wacht auf, kommt zur Beſinnung,
Wichtiges habt Ihr zu erfahren,
Wichtiges habt Ihr zu verfügen!
Die Minuten Eures Daſeins,
die Ihr noch zu leben habt,
fordern Eure ganze Mannheit.

Marina:

Seht, er ſchlägt die Augen auf!

Montezuma, fiebernd, ſtoßweiſe, haſtig:

Eilt Euch, auf dem flachen Dache
ſteht der Kaiſer Montezuma,
der da iſt ein Sohn der Sonne

und des weinenden Geſtirnes
ſchmerzensreicher Abgeſandter!
Eilet, eilt Euch, denn der wahre
Sonnenheiland ſpricht zum Volke!
Und er bringt ihm die Erlöſung
von den Übeln, von den Teufeln,
von den Schrecken dieſer Welt.

Pater Olmedo:
Welche Stunde, welche Rätſel!
Mich erſchüttern ſeine Worte
mit Gewalt, wie iſt doch dieſes
Irrwahns Nacht ſo nah dem Lichte.

Gomara hält das Kruzifix über das Antlitz des Fiebernden:
Hörſt Du, Du biſt nah dem Lichte!
Hörſt Du, Kaiſer Montezuma!
Hörſt Du? Hörſt Du? Nimm es an,
nimm das Heil, das Dir geboten!
Nimm es an in letzter Stunde,
und Du wirſt in dieſer Stunde
noch im Paradieſe ſein.

Montezuma, wie vorher:
Wohin ſchwimmt die Welt? Wo ſeid Ihr?
Cacamazin, Guatemotzin,
ah, wie lodert Qualpopoca,
Flammen, Flammen überall!
Wohin ſchwimmen meine Gärten?
die Luſthäuſer, die Paläſte?

Warum fliehen meine Freunde,
wenn ich ſie ergreifen will?

Cortez:

Freund und Freunde ſind Dir nahe,
wach nun auf und blicke um Dich.

Montezuma:

Du haſt recht, ich täuſche mich.
Und der Kaiſer Montezuma
ſchwebt auf einer goldnen Barke
über blaue Weltgewäſſer.
Hinter ihm in goldnen Barken
ſeine ſieben Königinnen,
ſeine Söhne, ſeine Töchter,
ſeine Fürſten, ſeine Krieger,
ſeine Jäger, ſeine Prieſter
und ſein ganzes Gottesvolk.
Oh wie ſchön iſt dieſer König,
oh wie groß iſt dieſer Kaiſer,
oh wie herrlich, oh wie göttlich,
wie glückſelig und doch wieder
wie unendlich ſchmerzensreich!

Cortez faßt ſeine Schläfen:

Ich kann dies nicht länger hören,
denn ſonſt macht er mich zum Weibe.
Laßt ihn ſterben, weckt ihn nicht mehr.

Pater Olmedo:

Gott muß unſer Flehen hören.
Und wir flehn ihn um ein Wunder.

Tu ein Wunder, Herr, und triff,
wie einſt Paulus, dieſen Armen
mit dem Strahle der Erleuchtung.

Der Wundarzt, zu Montezuma:

Kennt Ihr uns? Er iſt erwacht.

Cortez:

Kennſt Du mich? Ich bin Malinche.
Nicht verlaſſen will ich Deine
Grenzen, ohne mich mit Dir
hier durch Handſchlag zu verſöhnen.

Montezuma:

Sind die Brigantinen fertig,
Deine mächtigen Flügelſchiffe?
Sag, Malinche!

Cortez:

Alle gingen
wiederum in Flammen auf.

Montezuma:

Wie, in Flammen? Was, Malinche? —
Wer denn ſeid Ihr alle hier?

Cortez:

Deine Freunde!

Montezuma:

Ich verſteh nicht.

Cortez:

Deine Freunde, Deine Schuldner,
die Du mit Gefahr des Lebens
eben noch erretten wollteſt.

Montezuma, *mit einem unendlichen Seufzer:*

Oh welch ein Gebirg von Trübſal
wälzt ſich jetzt auf meine Bruſt!

Nach einem Augenblick Ruhe verſucht er ſich heftig aufzuricht
Schäumend.

Raubgeſindel! Fort! Vertilgt das
Ungeziefer von der Erde!
Legt Giftbrocken! Grabet Gruben!
Stellet Fallen! Leget Schlingen!
Überſchleicht ſie, wenn ſie ſchlafen,
mordet, mordet ohne Gnade
dies Gezücht, das unſrer Mutter
Erde Antlitz mit dem Unrat
ſeiner Greuel ſo frech entehrt.
Fort die Binden, laßt mich, laßt mich!

Er reißt ſich alle Verbände ab.

Indipohdi

Dramatiſches Gedicht

Dramatis personae

Proſpero
Pyrrha
Ormann } ſeine Kinder
Oro, der Oberprieſter
Tehura, ſeine Tochter
Coya, Begleiterin Pyrrhas
Aſtorre
Dello } Gefährten Ormanns
Lapo
Amaru, ein indianiſcher Jüngling
Peteto, ein indianiſcher Krieger
Matzatzin
Huemac } indianiſche Prieſterknaben
Indianiſche Häuptlinge

Die Handlung vollzieht ſich auf einer entlegenen Inſel im Ozean.

Erſter Akt

Ruinen eines mächtigen, vielleicht toltekiſchen Palaſtes auf einer Inſel im Ozean. Große Landſchaft, von dem Schneegipfel eines Vulkans überragt. Die Ruinen umgibt beinahe tropiſche Vegetation. Das Meer, einen Golf bildend, iſt ſichtbar. Die Ruinenanſicht ähnlich dem Mayapalaſte von Mitla. Breite und hohe Stufen führen zu drei quadratiſch ausgeſchnittenen Eingängen.

Es iſt voller Tag, brütende Sonne.

Auf den Stufen ſitzen zwei indianiſche Prieſterknaben; geflochtene blauſchwarze Zöpfe ums Haupt: **Huemac** und **Matzatzin.**

Huemac:

Sie treiben's heute lange, Matzatzin.
Was will Dein Meiſter bei dem großen Magus?

Matzatzin:

Wüßt' ich's. Es kann des Opfers wegen ſein.
Das Volk drängt ſehr, es wiederum zu halten.

Huemac:

Nie wird der Magus widerrufen das
Verbot des Jünglingsopfers.

Matzatzin:

Niemals, ſagſt Du?

Huemac:

Ich ſagte: niemals!

Matzatzin:

Wenn das dumpfe Rollen
im innern Erdreich ſich nicht legt, der Berg
nur immer dichteres Gewölk hervorſtößt,
und ſo des goldnen Himmelsvaters Zorn

durch deutlichere Zeichen ſtets verrät:
wird man auch dann nicht ihn verſöhnen dürfen?
Huemac:
Mein Magus ſelbſt verſöhnt ihn, der ſein Sohn iſt.
Matzatzin:
Du glaubſt an ſeine Macht und ſeine Herkunft?
Huemac:
Fragſt Du, der Oro ſeinen Meiſter nennt? —
Und Oro liegt dem weißen Mann zu Füßen.
Hüte Dich, Matzatzin! Wer Sterne läſtert,
muß bis zum Wahnſinn Sterne zählen. Wer
den Mond beleidigt, den erſchlägt der Mond
mit einem Stein. Und wer den Sohn der Sonne
kränkt durch Unglauben, er verfällt in Blindheit.
Matzatzin:
Ich weiß.
Huemac:
Der Heilige entſtieg dem Meer:
elf Jahreskreiſe haben ſich indes
geſchloſſen, ſeit der Tonatiuh, die Woge
des Ozeans aus goldnen Haaren ſchüttelnd,
die heilige Sohle in den Inſelſtrand
zuerſt, mit ſegensſchwerem Tritt, gedrückt:
ſo kam er, nach den Büchern der Verheißung,
die Himmelsfrau, als Kind, auf ſeinem Arm.
Dies iſt! Was wäre da wohl zu bezweifeln?
Matzatzin:
Kein Zweifel rührt mich an. Schon die Belehrung,

die mir durch Oro, meinen Meiſter, ward,
hält Zweifel fern. Allein er ſelber ſagt,
es habe der erlauchte Magus nie
der heiligen Sonnenabkunft ſich gerühmt,
noch ſie durch Worte irgendwie beſtätigt.

Huemac:

Und glaubt an ſie Dein Meiſter weniger drum?

Matzatzin:

Nein, aber wenn ich ſcharf hinſehe und
ſein Tun beachte, oder hinter das
mit meinem innren Ohr zu dringen ſuche,
was ſeine Zunge lehrt, wird eins mir klar:
der Magus hat ſich ihm nicht ganz enthüllt,
und Oro müht ſich ab an einem Rätſel.

Huemac:

Stets bleibt das Göttliche geheimnisvoll,
auch wenn es nah iſt. Und ſo muß es bleiben.
Das Göttliche verhüllt ſich ſelbſt das Haupt,
ſein Feuer würde ſonſt den Prieſter ſchmelzen;
und auch der Prieſter ſchützt ſein Angeſicht,
wenn er im allerheiligſten Geheimnis
des Opfers ſteht, mit einem Tempeltuch.
Wir, Dienerknaben, tun es wiederum,
wenn wir die heiligen Worte wechſeln müſſen
nur mit dem Prieſter: weil auf dieſem dann
der Abglanz Gottes ruht.

Matzatzin:

Allein der Urahn

des Hohenprieſters Oro, meines Meiſters,
iſt auch der goldne Mann im Taggeſtirn.
Oro iſt gleichen Blutes als der Magus:
braucht einer da dem andern ſich verhüllen?

Huemac:

Du grollſt ein wenig, ſcheint's, dem Tonatiuh.

Matzatzin:

Das nicht. Allein ich liebe meinen Meiſter.

Tehura, eine hochgewachſene, junge Indianerin, tritt aus dem Innern der Ruine auf die Treppenplattform. Sie trägt ein rotäugiges, weißes, lebendiges Kaninchen im Arm. Blauſchwarz und ſchlicht fällt ihr Haar über Rücken und Bruſt.

Huemac:

Sieh dort Tehura, Deines Meiſters Tochter.
Wohl muß die Tochter Oros ihrem Vater
noch inniger verbunden ſein als Du.
Und doch blickt ſie dem Magus nach der Braue.
Untrennbar, wie ſein Schatten, folgt ſie ihm.

Matzatzin:

Komm, laß uns tiefer in das Dickicht rücken.
Wie klein bin ich, wie häßlich bin ich, o!
Fern iſt mir Läſterung. Doch frag ich wieder:
Warum verbietet uns der Tonatiuh
des Jünglingsopfers altehrwürdigen Blutbrauch
und ſperrt uns ſo den ſeligen Pfad des Lichts?

Huemac:

Seit Jahren hängſt Du dieſem Wunſche nach,
Dich als Verſöhnungsopfer preiszugeben.

So mancher dränget ſich dazu. Es iſt ſo viel
als, hier auf Erden ſchon zum Gott erhoben,
die irdene Schale vollen Weltgenuſſes
ausſchlürfen! durch das Tor des Todes ſchreiten,
bekränzt, als Gott! beim Klang der Pauken und
Flöten, als Gottheit, zu den Göttern eingehn.
Wie kannſt Du, eines armen Töpfers Sohn,
erhoffen, daß man ſolcher Ehre Dich
vor andern würdige?

Matzatzin:

Der Himmel kann
am Ende alles, was er will, gewähren
dem Beter, der ihn unermüdlich anfleht.

Huemac:

Dort ſteht Tehura: wie ſie lächelnd herblickt
ob Deiner überſtiegenen Gedanken.
Sie gleicht der Mondesmutter. Dunkel rollt
die Nacht um ihrer Stirne blaſſes Licht.
Verwirrend ſind die Grübchen ihrer Wangen.
Geſchnitten aus dem heiligen Obſidian.
Schwarz, ſo nach außen wie nach innen ſehend,
erſcheinen ihre Augen. Ihre Hand
ſtreicht ſinnend übers weiche, weiße Fell
des heiligen Kaninchens, das ihr Arm hält. –
Nein, nicht für uns iſt dieſe Königin
des dunklen Himmels!

Matzatzin:

Warum ſagſt Du das?

Huemac:

Weil dem, den man des Opfertodes würdigt,
kein Wunſch verſagt wird, keiner: wär's auch der,
des Hohenprieſters Tochter zu beſitzen.

Tehura:

Nun, Ihr bezopften Dienerknaben, was
beſchwatzt Ihr dort ſo wichtig miteinander?

Huemac erhebt ſich zugleich mit Matzatzin. — Sie ſtehen mit geſenkten Köpfen, wortlos. — Tehura fährt fort:

Man fragt Euch. Warum ſchweigt Ihr alſo? Sprecht!

Huemac:

Wenn Lehrlinge ſich unterhalten, o
Erlauchte, wovon anders kann es ſein
als dem, was ihrer Meiſter Sinn beſchäftigt?

Tehura:

Ihr Hähnlein! Was beſchäftigt dieſe denn?

Huemac:

Des großen Jahresopfers nahe Feier.

Tehura:

Mehr! Höheres! Doch ſchweigt! Der Heilige kommt.

Durch den mittleren Eingang treten Proſpero und Oro auf die Treppenterraſſe. Proſpero, bartlos mit weißem Gelock, Ehrfurcht gebietend, Oro, ein Indianer, dunkelbärtig, um ein reichliches Jahrzehnt jünger als Proſpero.

Proſpero:

Nein, alles möge bleiben wie bisher.
Laßt mich in meiner Abgeſchiedenheit:
dem Leben fern, bin ich dem Leben näher.
Als Fremder bleib ich heimiſch unter Euch,

als Gaſt! Ich bin nicht mehr, nicht mehr,
ſo hier wie irgendwo auf weiter Erde.
Wohl war ich einſt ein Herrſcher: damals hielt
mein Zepter Lebensluſt und Menſchenliebe.
Die ſchwere Laſt der Krone ward mir leicht,
weil Jugend ſie mit Kränzen flücht'ger Roſen
üppig durchflocht. Allein der Hoffnung und
des Glaubens Blumen welkten alleſamt.
Die Macht des Guten auf der Erde hieße
beſſer des Guten Ohnmacht: des war ich
auf meinem Thron ein fürchterliches Beiſpiel.
War es beſtimmt im ewigen Rate, Oro,
daß dennoch, ſpät, noch Gutes von mir ausging —
Du biſt's, der es behauptet! — ſo erwies
ſich mächtiger der Bettler als der König.
Und dann laßt Bettler Bettler bleiben, dann
erſt recht.

Oro:

Was Du, o Hocherhabner,
Sohn und Geſandter Gottes, von Dir ſagſt,
vermag den Strahlennimbus nicht zu trüben,
der weiß Dein lichtes Angeſicht umſprüht.
Wir wiſſen's wohl, ich und die Meinen, was
Menſchwerdung heißt. Die Kraft der Gottheit zieht
ſich in des Menſchenleibes enge Schranken,
ja, heuchelt Demut und Bedürftigkeit.
Dies war der großen Liebe kleiner Weg
von je. Der einzige von Gott zum Menſchen.

Proſpero:
Wenn dies Dein Glaube iſt: ich will ihn Dir
nicht rauben, Oro. Überlieferungen,
verwandter — oder ſag ich gleicher Art? —
ſind mir aus einer andern Welt nicht fremd.
In dieſen Reſten Deines alten Volks,
das mich Schiffbrüchigen und meine Tochter,
als uns der Ozean nackt und arm ans Land ſpie,
ſo herzlich aufnahm . . . lebt die Sage fort
vom weißen Heiland. Man erwartet ihn,
das eingeborne Kind des Himmelsvaters,
der kommen ſoll, das auserwählte Volk
ins angeſtammte Reich zurückzuleiten.
Nicht bin ich der, den Ihr erwartet, nein!
Meinſt Du indes, daß ich empfangnes Gutes
ein wenig zu vergelten fähig war:
bleib, Oro, Du, auch fernerhin der Mittler.

Oro:
Herr, Herr, es neigt ſich mein Beruf als Mittler
zum Ende. Und die meiſten unterm Volk
verlangen mit faſt wildem Ungeſtüm,
von Deiner Stirn beglänzt, von Deinem Munde
belehrt, von Deiner Hand regiert zu ſein.
Dein Rat, der mir Gebot war, trennte ſie
von manchem Brauch, durch Alter heilig. Doch
noch ſind ſie ſolcher Bräuche nicht entwöhnt.
Und Aberglaube, der einſt Glaube war,
geht bänglich in den Hütten um und raunet

von Unterlaſſungsfreveln und von Strafe.
Und wirklich pocht der fürchterliche Geiſt
der Tiefe unterm Boden, ganz als ob
er mahnen oder drohen wollte, an.
Im heiligen Berge aber rollt's und poltert's,
und Zorngewölke ſtößt er brauſend aus.

Proſpero:

Trotzdem, trotz alledem, ich will nicht, Oro!
Wenn ſich der Berg beruhigt und die Tiefen,
ſo wird ſich auch das Volk beruhigen.

Oro:

Dein „Nein", Herr, wirſt Du mir noch einmal ſagen,
wenn ich mit klar beſtimmtem Antrag Dir
zu nahen, mit den Älteſten des Volkes,
verurſacht, ja gezwungen bin. Und dann
erwäge dieſes auch vor Deiner Antwort:
nicht angſterfüllte Lämmer ſchreien nur
nach Schutz und Leitung eines ſtarken Hirten:
es gehen Wölfe in der Herde um,
die Deinen Diener, o Erhabener,
und Dich ſogar belauern und befeinden.

Oro beugt mit Ehrerbietung ein Knie und entfernt ſich dann, würdevoll gefolgt von Matzatzin.

Proſpero:

Du wirſt mir eine letzte Liebe tun,
Tehura.

Tehura:

Deine Dienerin, o Herr,
wird hören und gehorchen.

Proſpero:
Mit der Binde
der Prieſterin bedecke Deine Augen
und ſo, als Seherin, ſicher wandelnd, finde
den letzten Ort mir aus, der mir beſtimmt iſt.

Tehura:
Wie meinſt Du das?

Proſpero:
Ich weiß, der Ort iſt nah,
obgleich ich ſelbſt ihn nicht zu finden wüßte.
Und keine höh're Wohltat wäre mir
in allen Himmeln auszudenken, als
das, mir am erſten Tage meines Daſeins
vorher beſtimmte, letzte Erdenziel
von Dir geſetzt zu ſehn.

Tehura:
Ehrwürdiger,
die Erde hat kein Ziel für Deinesgleichen.

Proſpero:
O doch! Und mich verlangt danach! Den Tod!
Sieh an: ich bin nun müde, müde, müde!

Huemac entfernt ſich ins Palaſtinnere.

Tehura:
Du biſt nicht müde, Herr. Der Tonatiuh
iſt niemals müde. Seine Müdigkeit
gleicht der des heiligen Vogels Phönix, wenn
ihn ſeine mächtige Götterſchwinge juckt
und ein gewaltiges Drängen ihn befällt,

durch alle Himmel ſich emporzuſchrauben,
um ſich im Sonnenbrande zu erneuern.

Proſpero:

Du weichſt mir aus, Tehura, willſt den lieben Dienſt,
den ich von Dir erſehne, mir nicht leiſten.
Du Gläubige meines Tuns und meiner Kraft,
ſieh auch mein Leiden an und meine Schwäche

Tehura:

Wie dieſes heiligen Kaninchens Augen
rotglühende Fenſter ſind in einer Seele
voll Flammen, ſo biſt Du voll wacher Glut.
Glut will zu Glut. Ihr lebendes Gefäß
will im Urbade ſchmelzen und vergehn,
und dann, vom glüh'nden Rad des Sonnentöpfers
gedreht, als köſtlicherer Krug hervorgehn.

Proſpero:

Erſt Phönix, dann ein Krug voll Feuer. Nein!
Du irrſt, Tehura. Nenn mich Aſchenkrug,
ſo triffſt Du, was ich bin und was ich ſein will.
Ich habe friedlich hier bei Euch gelebt,
verſteckt, faſt abgeſchieden und faſt glücklich.
In dieſen großen Trümmern ging ich um
als Geiſt. Den Bildnereien dieſer Steine
und andrer, die nie Menſchenhand berührt,
löſt ich die Zunge. Oft durchrauſchte nachts
die Trümmerhallen dieſes Königshauſes
des Ballſpiels Jubel und des Tanzes Jauchzen,
betörender Geſang und Saitenſpiel.

Mein Leben ward Magie. Ich ward zum Magier.
Es lag bei mir, Geſtalten aufzurufen,
gaſtlich ſie zu bewirten oder ſie
mit einem Wink zu ſcheuchen in das Nichts.
Beinahe alle waren ſo gehorſam.
Von einem, dem, der ungerufen kam
und nur dann wich, wann er es ſelber wollte,
der jeden Zauberkreis und Bann durchſchritt,
ſollſt Du, nur Du, am Trennungstag erfahren,
und an dem Orte, den Du ausgeſucht.

Tehura:

Es kann nicht ſein, daß Du jetzt von uns gehſt,
wo ſo viel Zeichen düſter uns umdrohen.

Proſpero:

Das iſt es ja: die Zeichen gelten mir.
Du ſelbſt haſt es gefühlt, daß ich gemeint bin.
Der Ozean drang hoch den Fluß hinauf,
trug Hütten fort, brach tauſendjährige Stämme,
das Erdreich ſelber fing zu wogen an.
Waſſer und Dämpfe quollen aus den Äckern.
Im heiligen Berge gärt es, aus dem Schnee
des Gipfels hebt ſich nachts ein glüh'nder Baum,
rotbrünſtig wogend in dem breiten Wipfel,
und ſpendet unſern Nächten Höllenlicht.

Tehura:

Und all die Zeichen willſt Du nicht beſchwören?

Proſpero:

Das Ungewitter wird vorübergehn

und Euch ſo laſſen, wie es Euch gefunden.
Mich nicht. Sieh, Ahnungen bewegen mich.
Nicht äuß're Zeichen, die mich rings umgeben,
nein, inn're ſind es, die mich ängſtigen.
Begrabnes gärt und will auch dort hervor,
und Hände ſpür ich nachts, die nach mir greifen.
Ein neues Leben fürcht ich, nicht den Tod:
zeig mir die Stätte, wo ich ihm entgehe.

Tehura:

Ich werde ſtark ſein, Herr. Du wirſt mein Auge
am Glanze nicht erblinden laſſen, wenn
ich auf dem letzten Gange Dich begleite.
Ich weiß, Du haſt es einmal mir geſagt,
daß Du den nie betretnen Gipfelſchnee
des Feuerbergs erſteigen mußt, um dort
Dich mit den furchtbaren Müttern zu beſprechen
vor Deinem Ende, das Dein Heimgang iſt.

Proſpero:

Zu ſpät! Ein neues Wort iſt in mir. Stille!
Und mehr als Stille! Meine Schiefertafel,
mit vielen krauſen Zeichen überdeckt,
verrät das neue Wort dem Würdigſten,
wenn ich des Wortes Sinn geworden bin.

Pyrrha, Proſperos Tochter, von den Indianern Yakka genannt, kommt. Eine indianiſche Dienerin, Coya, folgt ihr. Beide erſcheinen als Jägerinnen. Pyrrha iſt hochgeſchürzt und führt den Speer. Ihr rotes Haar iſt um ihren Kopf eng gerafft und gleicht einer ſchweren goldenen Laſt. Die Vierzehnjährige iſt hochgewachſen und von herber Schönheit und Anmut. Sie trägt den Köcher mit Pfeilen auf der Schulter. Coya trägt ihr einen erbeuteten Kondor nach und führt ebenfalls Pfeil und Bogen. Dazu trägt ſie noch den Bogen Pyrrhas und einige Jagdſpieße zum Erſatz.

Pyrrha:

O Vater, welch ein Weg liegt hinter mir!
Tehura, gib mir Waſſer, ich muß trinken.

Proſpero:

Du bliebeſt lange aus, faſt ſorgt ich mich.
Wo warſt Du, Pyrrha?

Pyrrha:

Ja, wer will das wiſſen.

Proſpero:

Was bringſt Du dort?

Pyrrha:

Zeig es dem Vater, Coya.

Proſpero, vor deſſen Füße Coya den Adler geworfen hat:

So haſt Du endlich Dir den Himmelsräuber,
verweg'ne Jägerin, erlegt?

Pyrrha:

Ja, Vater.

Sie trinkt das Gefäß leer, das Tehura ihr gereicht hat.

O Labſal, Labſal!

Proſpero:

Wie gelang Dir das?

Pyrrha:

Nicht leicht. Berichte Du's dem Vater, Coya.

Coya:

Es war im Felsgebirg, auf ſchmalem Saumpfad,

nah dem Gebirgsgrat, dem zu Füßen, da
und dort, die Inſel in zwei Hälften liegt . . .

Proſpero:

Was iſt mit Dir geſchehen, meine Tochter?

Pyrrha:

Geſchehen? Außer, daß wir jagten, nichts.
Doch, Vater, warum fragſt Du ſo?

Proſpero:

Nun, laß nur.

Pyrrha:

Nein, gerne möcht ich doch nun wiſſen, Vater,
was unter Deiner Frage ſich verſteckt hält.

Proſpero:

Und was verſteckt ſich hinter Deiner Antwort?

Pyrrha:

Was hätt ich zu verſtecken?

Proſpero:

Höre, Kind,
wir kommen aus verſchiedenen Regionen.
Die meine, wo ich mit Tehura ging,
liegt fern dem felſigen Jagdgrund, wo Du herkommſt.
Verſchiedenes trieben wir mit Hand und Geiſt,
laß uns der Einigkeit geduldig warten.
Was hinter meiner Frage liegt, iſt dies:
Du bringſt den Kondor, bringſt den Lämmergeier,
den königlichen Feind und Herrn der Lüfte,
den ſelten nur des kühnſten Jägers Pfeil
trifft. Ihn erlegen, war Dein Traum von Kind an.

Sag, iſt es nun Dein Pfeil, der ihm das Herz
durchdrang? — Gebührt die Ehre einem andern? —

Pyrrha:

Frag Coya, Vater, weſſen Pfeil es iſt.

Coya:

's iſt Pakkas Pfeil, Erhabner, und nur ihr
allein gebührt des Meiſterſchuſſes Ruhm.

Proſpero:

Das war's, weshalb ich fragte, liebe Tochter.
Für ein ſo ungeheures Jägerglück,
bei Deiner Jagdluſt, biſt Du reichlich ſchweigſam,
und Coya muß berichten, wo Du ſonſt
geringerer Taten eigner Herold warſt.
War Amaru an Deiner Seite?

Pyrrha:

Nein.

Proſpero:

Und doch gebot ich's ihm, Dich zu begleiten,
da er mit Pfad und Furt und Paß vertraut iſt.

Pyrrha:

Vergib mir, Vater, wenn ich meine Kammer
aufſuche. Mich verlangt nach Schlummer.

Proſpero:

Geh!

Pyrrha geht ab.

Proſpero:

Die Ungezähmte, die Unzähmbare.

Tehura:
Den innren Strom des Fühlens hielt ſie auf,
weil ſie mich bei Dir fand, erhabner Vater.

Proſpero:
Wie ganz ich Dir vertraue, weiß ſie's nicht?

Tehura:
Sie weiß es etwa wohl, doch ſie mißbilligt's.

Proſpero:
Mein Leben ward Magie. Ich ward zum Magier.
Es lag bei mir, Geſtalten aufzurufen,
gaſtlich ſie zu bewirten, oder ſie
mit einem Wink zu ſcheuchen in das Nichts.
Nur eine nicht, ſo ſagt ich Dir, Tehura,
die kommt und geht und kommt, ſo oft ſie will:
Und dieſe war nun eben wieder bei mir.

Tehura:
Pyrrha? Doch Pyrrha iſt von Fleiſch und Blut.
Wie ſoll man, o Ehrwürdiger, das verſtehn?

Proſpero:
Nicht Pyrrha! Doch der Schatten kommt mit ihr.
Ein Schatten iſt es, wenn auch farbig, wie
das friſche Leben und nur weniger
vergänglich, als lebendiges Fleiſch und Blut.
Der Schatten kommt mit ihr, ja, Pyrrha wirft ihn.
Dort ſteht er. Dort! Du ſiehſt ihn, wenn Du hinblickſt.

Tehura:
Ich ahne, wen Du meinſt. Deinen Sohn.

Proſpero:

Ich ward zum Magier, ſagt ich Dir, und weiß
von Söhnen nichts noch Töchtern: nur von Schatten! —
Nicht ſo: auf zweien Ebenen ſteht mein Daſein.
Und auf der einen ſeh ich Leiber wandeln,
genieße Reis, Bananen, Kokosmilch,
ſehe Dich, meines Alters Augenweide,
gleich einer Eva, die nie ſündigte,
und ſehe Pyrrha, meine ſtolze Tochter,
mit Vaterſtolz in ihrer freien Wildheit.
Allein die andere Ebene ward mir mehr.
— Zeig mir den großen Geier näher, Coya.

Zu Tehura:

Auch dies ein Vogel Phönix! jetzt nur Aas.
Und warum ſähe man auch ſonſt, Tehura,
den goldenen Mann, der weinet, in der Sonne?

Zu Coya:

Wie kommt's, daß Deine Herrin unwirſch iſt,
Coya, trotz dieſer kaiſerlichen Beute?

Coya:

Sie hat es mir vertraut. Darf ich es ſagen?

Proſpero:

Das ſteht bei Dir. Entſcheide Du nur ſelbſt.

Coya:

Im Augenblick, als ſich der große Vogel
getroffen in den Steinen wälzte, da
erſchien, ſagt Yakka, über ihr, am Fels
ein Bild, ihr Ebenbild, das ſie entſetzte.
Und wirklich fiel ſie hin und lag bewußtlos.

Proſpero:

Ihr Ebenbild?

Cova:

Sie hat es ſpäter mir
geſchildert, und ſie wußte nicht genau,
ob ſie nur einen Spuk geſehen habe
der eignen Seele, oder etwas, das
wirklich vorhanden war.

Proſpero:

Sie ſah . . . was ſah ſie?
Noch eine andere bogenführende,
ſpeerſchleudernde Diane, wie ſie ſelbſt iſt?

Cova:

Auch dies ward mehr und mehr ihr zweifelhaft,
je weiter wir uns von dem Ort entfernten,
wo ihr das Wunderbare zugeſtoßen.
Es konnte, ſprach ſie, auch ein Jüngling ſein,
wenn auch, gleich wie mein Spiegelbild, mir ähnlich.

Proſpero erhebt ſich, ſichtlich bewegt:

Was iſt das? Was bedeutet das, Tehura?

Stimme Pyrrhas aus dem Innern der Ruine.

Cova!

Proſpero:

Geh, Deine Herrin ruft Dich!

Cova:

Ja.

Cova entfernt ſich ſchnell ins Innere der Ruine.

Proſpero:

Noch einmal ſag ich's: was bedeutet das?
Von allen Zeichen dieſer Zwiſchenſtunden
iſt dies das drohendſte. Und die Magie
des Magiers, die es überſteigt, verſteht
auch nicht, es auszudenken. Was bedeutet's?
Der Schatten, der aus Pyrrhas Weſen mir
aufſteigt, iſt ihres Bruders Schatten. Dir
allein, ſolang ich auf der Inſel bin,
ſprach ich von ihm, von ihrem Bruder und
von meinem toten, ungeratnen Sohn.
Und nun: der arge Schatten nimmt Geſtalt an
und zeigt ſich dem, der ihn, unwiſſend, wirft,
erſcheinet meiner Tochter Pyrrha leiblich,
die nichts von einem Bruder je erfuhr? —

Amaru, eine Keule ſchwingend, erſcheint in gemeſſener Entfernung. Es iſt ein ſchöner, indianiſcher Jüngling.

Proſpero:

Er winkt. Was will er?

Amaru:

Weiß der Tonatiuh,
daß ein Kanu mit fremden Sonnenſöhnen
im Golf, jenſeits des Glutbergs, ſich herumtreibt?

Proſpero:

Du ſahſt das Boot, das nur den quälendſten
von meinen Träumen hie und da durchſchwamm.
Und wollten meine Träume ſich nun etwa,
wie Kreißende, ausſchütten in die Welt

der Wirklichkeit und ſo auch dieſes Boot
gebären, Keulenſchwinger Amaru,
dann müßten wir gemeinſam es zerſchmettern.
Amaru:
Darf Amaru ſich Deiner Heiligkeit
nähern, o Tonatiuh?
Proſpero:
Du darfſt es, nur
vergiß die Einbildungen Deines Auges,
die, was auch immer ſie hervorrief, nichts
für mich und meine ſpäte Stunde ſind.
Amaru beugt ein Knie:
Dein Wink iſt Amaru Befehl. Darf nun
der Wächter Deines Hauſes, Amaru,
der Hüter Deiner Felder, Amaru,
der Führer Deiner Waffenträger, Amaru,
von dem Erhabnen Gnade ſich eine
erbitten: gleichſam treuer Dienſte Lohn?
Proſpero:
Wie ſeltſam: eingezogen lebt ich hin.
Vor meiner Tür die heilige Bettlerſchale,
in der zu Gift wird alles, außer was
mildtätig ſich aus freiem Herzen ſchenkt:
ſie war's, die mit Almoſen mich ernährte.
Nun aber drängt von allen Seiten ſich
ein Heer von Gläubigern um meine Zelle,
als ſei ich ein verarmter Kaufherr, der,
nur immer lieh und alles ſchuldig blieb,

und noch dazu ein Lügner und Betrüger.
Bin ich das alles? Nein und wieder nein!
Wenn ich nun von Euch gehe, geh ich von Euch
zwar mit des Dankes Schuld beladen, doch
mit keiner andren: arm, ſo wie ich kam.

Amaru:

Wie nennſt Du uns, o Herr, wenn Du Dich arm nennſt?
Der Zauberſpruch von Deiner Lippe macht,
daß Ödeneien lernen Früchte tragen.
Die Wünſchelrute ſchwingt in Deiner Hand,
ſchlägt aus und zeigt verborg'ne Schätze an:
Gold, Waſſer, Salz und Kohle in der Erde.
Von Deinem Munde gehen Worte aus,
die binden oder löſen. Und Du bandeſt
und löſteſt, wann Du wollteſt, Amaru.
Befiehl, ſo wird zum Tiger Amaru,
oder mach ihn zum Gott mit einem Mundhauch.

Proſpero:

So ſprich. Es wird ſich zeigen, Amaru,
wie wenig ich vermag von alledem.

Amaru:

Schenk mir Tehura, Heiliger, für mein Wigwam
— Du ſchweigſt? Warum ſchweigt der Ehrwürd'ge nun?
Er weiß wohl, daß ſein Wort allmächtig iſt,
drum hält er's hinter feſt geſchloßnen Lippen.

Proſpero:

Noch tiefer laß mich erſt verſtummen, o
Du brünſtiger Jüngling. Kühle Deine Glut,

bis mich ein andres Schweigen überkommt,
das ſie als reife Frucht Dir in den Schoß wirft.

Amaru:
So ſprach der Tonatiuh, ſchon oft zu mir.

Proſpero:
Behagt mein Wort Dir nicht, der Weg iſt frei,
frei Deine Rede, und dort ſteht Tehura.

Tehura richtet ſich hoch auf:
O heiliger Vater, Deine Worte ſtraften
wie bittre Geißeln mich mit dunklen Striemen.
Da Du mich einer toten Frucht vergleichſt,
die ein unſauberer Geiſt vom Baume ſchüttelt.
Doch wenn Du ſtrafſt — Du ſtrafſt nicht ohne Grund! —
hilf mir den Fehl, um den Du ſtrafſt, verſtehn.
Doch Du, haſt Du vergeſſen, Amaru,
aus welchem Blute ich entſproſſen bin?
Verachteſt Du die heiligen Gelübde
der gottgelobten Tempelbraut? Wagſt Du
durch niedriges Gelüſt mich zu beſudeln?

Amaru:
Glaubſt Du nicht an die Macht des Tonatiuh?
Steht's nicht bei ihm, zu binden und zu löſen?

Tehura:
O Weiſer, Gottgeſandter, Du erhebſt
und läuterſt, was im Niederen Dir begegnet,
doch ferne liegt es Dir, das Strahlende
zurück, in niedren Dunſt hinabzuſtoßen.

Proſpero:

Vertagt den Zwiſt. Ich höre Pauken dröhnen —
Wie wunderlich! Wohl muß es wichtig ſein,
was Oro, Deinen Vater, an der Spitze
des Volks, mit allen Häuptlingen hierherführt.

Unter eintönigem Lärm indianiſcher Pauken nähert ſich eine Volksmenge Eingeborener. Voran eine Gruppe Prieſter, von Oro geführt; dann Häuptlinge mit prächtigem Federſchmuck. In gemeſſener Nähe wird auf Wink Oros das Trommeln eingeſtellt. Nach feierlicher Stille und feierlicher Begrüßung beginnt Proſpero hochaufgerichtet:

Kehrſt Du ſo ſchnell zurück und ſo gerüſtet,
Oro, mein Mittler?

Oro:

Großer Wanderer,
zum letzten Male ſiehſt Du mich als Mittler,
gerüſtet auch, und zwar gerüſtet mit
dem einigen Willen meines ganzen Volkes.
Magſt Du ihn hören, ſprich, und ich darf kurz ſein.

Proſpero:

Kommſt Du zu fordern, denke, daß ich arm bin.
Bringſt Du mir Bürden, wiſſe, ich bin ſchwach.
Bringſt Du mir Gaben, ſein's ſolche nur,
die eine Bettlerſchale faſſen kann.

Die indianiſche Menge, in einem begeiſterten Aufſchrei:
Sei unſer König: Herr, ſei unſer König!

Oro:

Du haſt den tauſendſtimmigen Ruf gehört,
o Sonnenheiland! Wie ein heiliger Sturm

hat meines Volkes Seele ſich beflügelt
und brauſend ihren Willen kund gemacht.
Du ſiehſt, er ſpült den Damm hinweg, es braucht
jetzt eines Mittlers nicht mehr, wie bisher.

Proſpero:

Ihr dunklen Männer dieſer heiligen Inſel,
was fällt Euch bei? Seht doch mein weißes Haar,
gedenkt der Bürde meiner hohen Jahre.

Die indianiſche Menge:

Sei König, König! Herr, ſei unſer König!

Pyrrha tritt aus dem Hauſe, ſtolz, kühn, befremdet.

Pyrrha:

Was iſt das für ein Lärm? Was iſt geſchehn?

Die indianiſche Menge:

Die rote Sonnentochter, ſeht doch, ſeht!
Pakka, die Himmelsfrau! Die rote Göttin!

Proſpero:

Sie wollen mich zum König machen, Pyrrha!

Pyrrha:

Du biſt erſchüttert, bebſt. Du weinſt, mein Vater?

Proſpero:

O wüßteſt Du, mit welchem blut'gen Hohn
das Schickſal mir vernarbte Wunden aufreißt,
was es mir nahm, und was es jetzt mir anträgt.
Verwundet durch Verluſt, geheilt durch Weisheit,
packt des Geſchickes Fauſt mich nochmals an
und will mich zwingen, ein Geſchenk zu nehmen,
das mich zuletzt zum Kinderſpott entwürdigt.

Und doch: und doch ... wieviel regt ſich in mir
von lieben, eitlen, totgeſagten Kräften.
Der Nerv des Herrſchers ſengt mit Feuer mich,
und während Hohn in meinen Kiefern knirſcht,
wütende Scham mir faſt den Atem abpreßt,
ſchließt glühender Triumph in meine Wimpern
und macht mir beide Augen übergehn.

Die indianiſche Menge:

Er weint! Er gleicht dem Gotte in der Sonne!

Oro, nur zu Proſpero:

Antworte, Herr, das Volk wird ſtutzig, es
zerſpaltet ſich ſein einiger Wille leicht.

Proſpero:

Du haſt an einen Abgrund mich geführt
und von zwei Dingen mir die Wahl gelaſſen:
dem Sturz hinunter oder einer Krone.
Was ſagt Tehura?

Tehura nimmt aus der Hand Oros eine Binde und legt ſie Proſpero ums Haupt.

Die indianiſche Menge:

Seht, die Tempeljungfrau
legt ihm die heiligen Binden ſchon ums Haupt.
Heil unſerm Prieſterkönig! Heil dem König!

Oro:

O König, mir, dem Hohenprieſter, ziemt's,
als erſter Dich mit dieſem Ruf zu grüßen.
Und nun gewähre mir die Gnade, Dir
als Pfand für ewige Treue das zu bieten,

was auserleſen war, die erſten Weihen
um Deine Schläfe Dir zu winden. Nimm
das Beſte, was ich habe, nimm es hin:
die Königin! von gleichem Gottesblut
entflammt wie Du, Tehura, meine Tochter.

Pyrrha:

Plagt dieſen alten Wilden Wahnſinn, Vater?

Proſpero:

Was ſagt Tehura?

Tehura:

Dies nur: nimm mich hin!

Proſpero nimmt Tehuras dargereichte Hände. Amaru ſpringt vor und erhebt die Keule, um Proſpero zu erſchlagen. Er läßt die Waffe jedoch wieder ſinken.

Amaru:

Dem Läſterer der Götter Krieg, Krieg, Krieg!

Er entſpringt.

Proſpero:

Wer war das?

Oro:

Der Empörer Amaru,
der lange ſchon im Volke tückiſch umſchleicht
und Zwietracht ſät. Er ſei verflucht, verflucht! —
Und nun ſprich ſelbſt zum Volk, ſprich ihm vom Opfer.
Sag, was es hören will und tu hernach,
was Deiner beßren Einſicht würdig ſcheinet.
Sag etwa: heiligen Gebräuchen treu
ſoll nun das große Opfer der Verſöhnung

alsbald vollzogen ſein. Nicht wirſt Du, ſprich, der Gottheit reinen Blutes Zoll verweigern. Sprich ſo, nicht anders, und ſie werden Dir den Saum des Kleides küſſen, ja ſie werden ſich ſelig preiſen, wenn Du ſie nur anblickſt.

Proſpero:

Gedenkt des Opfers! Rüſtet Euch zum Opfer!

Brauſender Jubel des Volkes.

Zweiter Akt

Das Innere einer Felshöhle. Auf Laublagern, von Brettern begrenzt, liegen Aſtorre ſowohl wie Lapo ſchwer krank. Elend ſind die Kleiderreſte, die ſie am Leibe haben. Lumpen ſind ihre Decken. Aſtorre iſt ein Jüngling von edlen Geſichtszügen. Lapo ſchwarzhaarig und ſchwarzbärtig. Dello, ein unterſetzter Kerl, mit dummpfiffigen Geſichtszügen. Er iſt in den Vierzigen, Aſtorre etwa fünfundzwanzigjährig, Lapo hoch in den dreißiger Jahren.

Die Höhle iſt notdürftig bewohnbar gemacht. Irgendwo brennt ein kleines Feuer, nicht weit davon ſteht ein irdener Waſſerkrug. Eine Armbruſt, eine Donnerbüchſe und einige Beile hängen an der Wand. Der Ausgang, ein mannshohes Loch, iſt durch eine rohe Tür verſchloſſen. Ebenſo roh iſt ein Tiſch zuſammengeſchlagen; als Sitzgelegenheit dienen einige Holzblöcke.

Dello ſpaltet Holz.

Lapo, im Fieber:

Gold! Gold! Waſcht! Körner! Klumpen! Barren! Gold!
Ein Sieb! Nehmt Siebe! Watet in den Fluß!
Fangt auf! Fangt auf! In Wolken kommt der Goldſand!
Herrgott: mein Tiegel! Mein Schmelztiegel! O
Ihr Lumpenhunde habt ihn mir geſtohlen!
Wie? Soll ich denn erſaufen? Rettung! Oh!

Dello:

Großfreſſiger Schuſt: der Kerl iſt am Verrecken
und nimmt trotzdem das Maul ſo voll wie je.

Aſtorre:

Waſſer!

Dello!

Ja freilich, alles ward zu Waſſer.

VIII. 16

Ganz richtig, mein Vermögen ward zu Waſſer.
Ein Schiffsraum Ware: Waſſer! Nabobſchätze,
Pläne, Projekte und Profite: Waſſer!

Aſtorre:

Dello, gebt mir ein wenig Waſſer! Hört Ihr?

Dello:

Was noch? Ein Faß Lacrimae Christi? Bitte!
Und wenn Euch etwa hungert, Prinz Aſtorre,
ſagt: Teller! und ſchon liegt die Wurſt darauf.

Aſtorre:

Ich kann kein Wort verſtehen, Freund, was ſchwatzt Ihr?

Dello:

Und ich kann Euch kein Waſſer ſchaffen, Herr!
Der Scherb iſt leer, und draußen brennt die Hölle.

Lapo:

Ah, ha, ha, ha, da kracht's. Wir ſitzen feſt.
Die ſpitze Klippe ſteckt, wie'n Büffelhorn
in eines Gaules Wampe, feſt im Mittſchiff.
Verflucht! Ein Tau! Ein Boot! Jetzt mögt Ihr pumpen.

Dello:

Brenn und verbrenne, ſchlechter Lumpenhund!
Gerechter Lohn für Deine ſchwarzen Künſte,
die uns zu dieſer Unglücksfahrt verführt.

Lapo ſtürzt ſich in Fieberraſerei auf Dello:

Mein Tiegel! Du haſt meinen Tiegel, Schuft!
Im naſſen Hut kann ich das Gold nicht ſchmelzen.

Dello ſtößt ihn aufs Bett zurück:

Gereck! Willſt Du denn ewig leben, was?

Giſtbrocken, räudiger Hund, lebendiger Leichnam.
Er war's, der den Matroſen Pierre erſtach
und dann von ſeinem Fleiſche aß, das Scheuſal.
Aſtorre:
Iſt Euch mein Leben lieb, ſprecht nicht davon.
Dello:
Meins iſt mir lieber, Prinz, ich ſag es offen.
Springt mich das Peſtgeſpenſt noch einmal an,
ſo lüſt ich ihm mit dieſem Dolch die Gurgel.
Aſtorre tut einen tiefen Seufzer und wird ohnmächtig.
Dello tritt an ſein Lager:
Was? Iſt er tot? Hat Ihn der Schreck getötet?
Nun, um ſo länger hält der Proviant. —
Ei, laß doch ſehen: was haſt Du unterm Kiſſen?
Er unterſucht das Laublager nach Wertſachen.
Aſtorre wacht auf:
Gott ſei uns gnädig, wir ſind Kannibalen.
Dello:
Was ſagt Ihr? Eure Augen ſchielten ſo,
beinahe dacht ich ſchon, Ihr wärt hinüber.
Aſtorre:
Du willſt mich morden, mich berauben, Dello.
Du wildes Tier, Du willſt mir tun wie Pierre.
Dello:
Wenn ich es wollte, könntet Ihr mich hindern?
Doch welchen Vorteil hätt ich wohl davon?
Um zwanzigtauſend Golddukaten habt
Ihr Herren Kavaliere mich betrogen.

Kocht ich auch nur ein Tauſendſtel davon
aus Euren Eiterlumpen mir heraus,
oder aus Eurem peſtgedunſ'nen Leichnam?

Aſtorre:

Du Unmenſch!

Dello:

Ach was, Unmenſch, Unmenſch, Unmenſch.
Hat Gott und Teufel das aus mir gemacht:
was geht's mich an: Wo hätte Ton die Kraft,
gegen die beiden Töpfer ſich zu wehren?

Aſtorre:

Der Fürſt wird wiederkommen und Dich züchtigen.

Dello:

Als Geiſt wohl, als Geſpenſt! Ja, anders nicht.
Hätte der Tiger mir ein Biſamſchwein
geraubt und käm das Biſamſchwein nicht wieder,
's wär bitterer, als daß der Zieraff ausbleibt.

Aſtorre:

Ich bin ohnmächtig.

Dello:

Ja, bei Gott, Ihr ſeid's.

Aſtorre:

Ich ließe ſonſt Dein Wort Dir nicht ſo hingehn.
Doch Ormann kommt und wird Dich züchtigen.

Dello:

Ich ſetz Euch was darauf. Was macht mir das.
Mehr zücht'gen, als ich ſchon gezüchtigt bin,
ja, als wir alle ſind, das kann kein Ormann.

Ein öder Strand, verſprengt im Ozean,
Gewürm, Moskitos, Vipern. Mit Gefahr
noch das elende Reſtchen Leben drauf
zu zahlen, holt man ſich ein Vogelei
zur Not herunter von den kahlen Klippen.
San Borondon! Ihr ſagt: ein Fürſt! ich ſage
nur Schlingel, Schlingel! Mordeſt erſt den Vater,
ſtürzt erſt den Thron des Vaters um, treibt dann
Mißwirtſchaft, bis man ſelber ihn davonjagt.
Läßt ſich belehnen mit San Borondon
vom portugieſiſchen Re — ein Inſelland,
das höchſtens dort im Hirn des blatternarbigen
Schubiaks Lapo vorhanden iſt. — Und wir,
mit ſieben Kielen und fünfhundert Menſchen,
haben nichts eiliger, als nur ja mit ihm
und allem, was wir haben, hier zu ſcheitern.
Gewürz, Zimt, Nelken, Onyx, Chalzedon,
Gold, Pfeffer: freilich ja, ich wühle drin.
In Perlen! In Dukaten! Ein Padrao!
Wir ſtecken ihn in Vogelmiſt. Er kann
zu Ehren Portugals dreitauſend Jahr,
ohne daß je von jetzt ein Menſch hier landet,
in Frieden und Gemächlichkeit verfaulen.

Ormann kommt. Er iſt ein ungewöhnlich nerviger und ſchöner Mann von noch nicht dreißig Jahren. Seine Bewegungen verraten Kraft und einen kühnen und freien Anſtand. Rotblondes Haar fällt bis auf ſeine breiten Schultern. Blonder Bartflaum bedeckt ſeine Oberlippe; ein gepflegter kurzer Spitzbart ſein Kinn.

Wie Pyrrha, mit der er nach Hautfarbe, Geſichtszügen, Geſtalt und Bewegung Ähnlichkeit hat, führt er Armbruſt, Jagdſpeer und Jagdmeſſer. Das blutende Fell eines friſch erlegten Tigers hängt über ſeiner Schulter.

Dello:

Ihr ſeid's?

Ormann:

Ja, wie Du ſiehſt, und noch am Leben.
Und wie geht's Euch, Kamraden?

Dello:

Nun, ſoſo, lala!

Ormann:

Habt Ihr die Kranken gut gepflegt,
Patron?

Dello:

Ein wenig wohl, wie ich's verſtehe.

Ormann:

Drei Tage war ich fort. Ich habe viel
geſehn und viel erlebt in den drei Tagen,
ein wunderreiches Eiland, ſag ich Dir.

Dello:

Moskitos, ja, Gewürm ſechs Ellen lang.
Ameiſen, groß wie Mäuſe! Mäuſe, groß
wie Ratten! Ratten wie Kaninchen groß.

Ormann:

Gut, das mag ſein: doch hörtet Ihr, wie ich,
das rumpelnde Gewitter in der Erde?
Nah am Gebirgsfuß gab es Stoß auf Stoß,
und Steine prellten ellenhoch vom Boden.

Dello:
Hier plumpſten Axt und Armbruſt von der Wand.
Ormann:
Ich bin ſehr hoch geklettert im Gebirge.
Dello:
Zu tollkühn waret Ihr von je, Erlaucht.
Ormann:
Ach was! Ihr dachtet wohl, der kommt nie wieder?
Unkraut verdirbt ſo leicht nicht. Merkt Euch das.
Auch weiß ich meiſtens, was die Uhr geſchlagen,
und kehr im rechten Augenblicke um.
Dello:
Erlaucht! was ſchlug dort oben für 'ne Uhr?
Ormann:
Hier drin, mein Herz, mein Puls, und zwar mit Hämmern!
Sie ſchlugen, daß mir übel ward davon
und beide Schläfen mir wie Glocken dröhnten.
Ihr ſollt die Uhr auch ſchlagen hören, Dello,
wenn Ihr das nächſtemal mit mir hinaufſteigt
bis dorthin, wo mein Mut zu Ende war.
Dello:
Mein Mut iſt ſo ſchon auf der Neige, Herr,
ja mehr, iſt fort, als wär er fortgeblaſen:
ich müßte, braucht ich neuen, borgen gehn.
Ormann:
Echt Dello! Das iſt echt! 'ne echte Antwort
und würdig Dellos, unſres Schiffspatrons.
Nun, kurz, mir trat auf beide Lippen Blut,

Schwindel ergriff mich, riß betäubt mich rückwärts,
und zwang mich leider ſo, vom letzten Ziel,
den Gipfel zu erreichen, abzuſtehn.

Dello:

Und welchen Gipfel meint Ihr?

Ormann:

Nun, doch den,
der alle andern überragt, den Schneeberg.

Dello:

Den Höllenberg, den rauchenden Vulkan,
der nachts mit Feuersbrunſt die Gegend hell macht?
Was war für einen Mann von Eurer Art
dort oben wohl zu krebſen und zu fiſchen?

Ormann:

Nun davon ſpäter mehr und mancherlei.

Dello:

Ihr regnet Blut.

Ormann:

Ja, und die Beſtie hat,
ſchon nah beim Biwak, mich noch aufgehalten.

Dello:

Ein Tiger!

Ormann:

Ja, erſt ſchoß ich den Faſan.
Der Tiger iſt nicht weit, wo dieſer nah iſt.
Das wußt ich. Und ſo war's. Was ſollt ich tun,
als ihn mit meinem Spieß ein wenig kitzeln.
Auch dacht ich mir: das Fell iſt für Aſtorre,

der es am Ende jetzt gebrauchen kann.
Wie geht's ihm?

Dello:

Ja, Du heiliger Damian,
er fällt von einer Ohnmacht in die andre.

Ormann:

Gebt acht, bald rafft der Prinz ſich wieder auf.
Und wie geht's mit Lapo?

Dello:

Nun gebt nur acht,
er ſteht ſchon auf dem Punkt, es ſelbſt zu ſagen.

Lapo

hat Ormann, auf den Rand des Lagers geſtützt, ſeit ſeinem Eintritt unverwandt angeglotzt. Nun beginnt er im Fieberwahnſinn:

Fürſt Ormann, Diebe, Diebe! Meinen Tiegel!
Sucht mit mir. Sucht! Du Schuft haſt ihn gefunden.
Und dabei fliegt der Staub: Gold! Alles Gold!
Am Himmel Gold! Ein Rieſenklumpen Gold!
Schafft den Schmelztiegel her. O, Niedertracht,
wo iſt er? Ihr verſteckt ihn mir! Ich lag
darauf, und jetzt iſt er verſchwunden.
Ich renne, ſuche, Ihr habgierigen Hunde
wollt mich aufhalten .... renne, ſuche ... packt
Euch fort! Ihr freßt mein Gold! He: Gold!
Es regnet Gold. Die Ströme ſtrömen Gold,
und in der Erde poltert's .... donnert's: Gold!
Erlaucht, helft meinen Tiegel ſuchen, helft!

Ich bin verloren, ein verlorner Mann,
wenn mein Schmelztiegel .... mein Schmelztiegel! O!
Ormann:
Gebt ihm doch irgendeinen Tiegel, Dello. —
Ein wenig graut's mir faſt vor Dir, Lapo,
doch mag es ſein, Du biſt ein guter Burſche,
und morgen kommſt Du wieder zu Verſtand.
Dello:
Dann, ſcheint mir, wär der Burſche übler dran
als ſo, Erlaucht: denn wie iſt unſre Lage,
und welch Geſchick erwartet uns, als hier
fern von der Menſchheit langſam zu krepieren.
Ormann:
Meinſt Du? Vielleicht! Vielleicht auch nicht! Wer weiß!
Aſtorre, Herzensfreund, wie ſteht's, was machſt Du?
Aſtorre:
Oh, mein geliebter Fürſt, jetzt ſteht es gut,
doch Höllenqualen litt ich, als Du fort warſt.
Dello:
Das Fieber hat ihn mörderiſch geſchüttelt.
Er weiß nicht, wo er iſt: und was er ſieht,
ſind wüſte Einbildungen und Geſpenſter.
Aſtorre:
Eh Du noch einmal fortgehſt, töte mich,
ſonſt bleib ich unterm Meſſer dieſes Schlächters,
dem ich für diesmal noch zur Not entging.
Ormann:
Was heißt das?

Dello:
Tauſend, Herr, ich rat Euch, glaubt ihm!
Aſtorre:
Ich rede nicht von Euch! Rück näher! So!
Dello:
Er wird Euch Dinge in die Ohren raunen,
gruſ'lig, daß Eurer Hoheit Hören und
Sehen vergehen wird, ich will darauf wetten.
Aſtorre:
Oh, Schurke! — Er hat recht, ich bin im Fieber,
ich rede irre. Eine Hölle tobt
in meinen Adern. Ich verbrenne in
den Flammen. Waſſer! Waſſer! Einen Trunk!
Dello:
Der Krug iſt leer.
Ormann:
So geh und ſchöpfe, Dello.
Dello:
Meint Ihr?
Ormann:
Du etwa nicht? Und ſpute Dich.

Dello gehorcht, wenn auch tückiſch und unwillig. Er nimmt den Krug und geht.

Aſtorre:
Er wollte mich verdurſten laſſen, Ormann.
Und dort im Winkel hat er Gift geſchabt
von einem gelben Stein, mich zu vergiften.
Ormann:
Nun bin ich bei Dir, ſei ganz ruhig, Freund.

Aſtorre:
Du glaubſt mir nicht.

Ormann:
Gewiſſermaßen wohl.
Nur kenn ich unſren braven Schiffspatron
bisher als biedre Haut und braven Seemann.

Aſtorre:
Er haßt uns, Ormann, ſinnt auf Rache, ſchwört,
wir hätten um ſein Leben ihn betrogen.
Und wenn der Augenblick ihm günſtig dünkt,
wird er uns hinterrücks den Garaus machen.

Ormann, lachend:
Doch vorher knüpf ich ihn an einen Baum,
dort mag er mit den Geiern ſich befreunden —
Doch Gott verhüt's. Der brave, alte Mann,
er ahnt wohl nicht, wes wir ihn hier bezichtigen.
Schon kommt er mit dem Trunk. Trink und hör an.

Dello kommt mit dem Waſſerkrug:
Ich bin ein ausgepreßter Schwamm, ich habe
mein ganzes Körperwaſſer in den Kleidern.
Ja, Dello! Dello hier und Dello da!
Wäre er nicht, was würde aus Euch allen.

Lapo ſchreit:
Elftauſend vollgewichtige Dukaten
nebſt neun Realen, dreißig Marevedis
kommen auf mich, Du Hund von Schiffspatron.
Gib ſie heraus, ſonſt mach ich Dich zum Leichnam.

Dello:
Projektenmacher, Schwindler, Gauner! Schweig!
Zu Ormann.
Ihr ſeht, ich war nicht faul, dieweil Ihr weg wart.
Iſt nur die Hälfte wahr von alledem,
was mir der Leumund dieſer Höhle anhängt,
ſo bin ich nicht mehr der geplünderte
Schiffbrüchige, ſondern bin ein ſchlauer Kaufherr,
der auf Dukaten und Schiffslaſten ſitzt,
Oxhoften Weines, Fäſſern Pökelfleiſch
und feinſter Mortadella da Bologna.
Ormann lacht heftig, während Aſtorre trinkt.

Aſtorre, nachdem er getrunken:
Das labt!

Ormann:
Und da nun dies ſchon Dich gelabt,
laß Dir noch mehr des Labenden erzählen:
denn davon wahrlich bring ich mancherlei
von meiner Streife mit, ſofern mir recht iſt.

Aſtorre nimmt heimlich flehend Ormanns Hand:
Ormann, mit mir iſt's aus. Ich ſterbe.

Ormann:
Nicht doch!
Du wirſt noch manchen Strauß mit mir beſtehn
und manches luſtige Abenteuer. Morgen
biſt Du wohlauf und guten Mutes, Freund.

Aſtorre:
Wo warſt Du?

Ormann:
In der Zone ewigen Schnees.
Aſtorre:
Glückſeligſter: griffſt Du und ballteſt ihn
und nahmſt ihn in den Mund?
Ormann:
Das alles tat ich.
Es war wie auf dem Monte Generoſo,
oder ſonſtwo im Alpenwall daheim.
Wie weit wird auf den Höhen doch die Bruſt!
Ich ſpür es noch in Eurem dumpfen Glutbad.
Aſtorre:
Könnt ich noch einmal dort hinauf mit Dir,
eh ich im Tod erblinde, Ormann.
Ormann:
Morgen,
Liebſter, nehm ich Dich huckepack mit mir.
Dort ſteht die Tanne unſres Apennins.
Du kannſt lombardiſche Birkenreiſer brechen
und Blümchen pflücken, ſo wie dieſe hier.
Aſtorre:
'ſ iſt Enzian, bei Gott.
Ormann:
Gemach, hör weiter.
Das iſt das einz'ge blaue Wunder nicht.
Du wirſt Dein blaues Wunder erſt erleben:
denn von dort oben ſiehſt Du Kanaan,
ſiehſt das gelobte Land zu Deinen Füßen.

Dello:
Luftſpiegelung.

Ormann, lachend:
Echt Dello!
Nun, laß gut ſein.
So unfruchtbar, als dieſe Seite iſt,
ſo üppig wuchert's jenſeits des Gebirges —
das uns nicht eine Waſſerader ſpendet
und drüben Bäche brauſend niederſchickt,
die ſich zu Strömen breiten in der Tiefe.
Ich zählte ihrer vier und nannte ſie
im Geiſte: Piſon, Gihon, Hiddekel
und Frat, den Flüſſen gleich im Garten Eden.

Dello:
San Borondon.

Ormann:
Wieſo San Borondon?

Dello:
Eure Hoheit hat ſie mir doch oft geſchildert,
die Wunderinſel, auf dem Admiralsſchiff.
Sie ſchwamm im Himmelblauen vor uns her,
faſt greifbar immer. Und wie manches Mal
ſind wir in goldne Buchten eingeſegelt
mit waldgekrönten Höhn und üppigen Triften,
doch leider, leider ohne Ankergrund.

Ormann:
Echt Dello. Er wird noch nicht glauben, wenn
ich Milch und Honig ihm zu trinken gebe.

Dello:
Seewaſſer war's, was wir zuletzt geſchluckt.
An Honigmilch könnt ich mich nicht erinnern.

Ormann:
Warum auch ſich erinnern? Blick doch vorwärts!

Dello:
Doch hinter mir liegt all mein Geld und Gut,
Reichtum für Fiſche auf dem Grund des Weltmeers.
Und all das, weil ich vorwärts ſah mit Euch
und das Geſchwader, weil Ihr es ſo wolltet,
wider die Klippen dieſer Küſte trieb,
wo es denn krachend auch zerſplitterte.

Ormann:
Nun, putziger Hamſter Dello, nichts für ungut.
Doch ſag, gingſt Du nicht auch der Naſe nach,
als Wolken Duftes uns auf hoher See
die Luft aus irgendeinem Paradieſe
mit lockender Muſik getragen brachten?
Haſt Du nicht goldne Heſperidenäpfel
eifrig, von Bord aus, in der See gefiſcht,
weil ſie ſich häuften faſt vor unſerm Bug?
Und viele köſtlich ſüße, fremde Früchte,
dergleichen keiner von uns allen je
verzückt gekoſtet und entzückt geſchaut?

Dello:
Es war der Satan ſelbſt, der uns die Straße
nach dieſem Teufelseiland ſo gepflaſtert.

Erſt kam Brot, Frucht, Muſik und Überfluß,
dann Hunger, Not und Menſchenfleiſch als Nahrung.

Ormann:

Schweig! Meine Langmut iſt am Ende, Dello.
Du kennſt mich. Ungefragt nur noch ein Wort . . .
Du liegſt geknebelt jappend auf der Erde.

Dello ſchleicht knurrend in den Hintergrund.

Ungläubiger Narr! Er ruht nicht, bis man wild wird.
Er traut allein dem Beutel, der geſpickt iſt,
ich aber traue einzig meinem Stern! —
Du traue mir und dem, was ich berichte.

Aſtorre:

Sprich, Ormann, ſprich: wem trauen, wenn nicht Dir!

Ormann:

Zunächſt vernimm: die Inſel iſt bewohnt,
nicht menſchenleer, wie wir bis jetzt vermutet.
Auch muß ein Volk jenſeits der Berge wohnen,
das mit dem Zirkel und dem Lot Beſcheid weiß.

Dello:

Der Himmel gebe, daß Ihr hierin irrt;
wo nicht, ſo hauſen drüben Kannibalen,
und deren Bauch wird ſicher unſer Grab.
Allein ich alter Seemann weiß es beſſer.
Höchſtens wohnt hier der Teufel Setebos
und zeugt Mondkälber mit verfluchten Beſtien.

Aſtorre:

Antworte nicht, ſprich weiter, Ormann!

Ormann:

Wohl,
ich fand ein Hochtal, ſteinicht, und inmitten
fängt ſich das Gletſcherwaſſer. Zwiſchen Blöcken
voll Flechten, grün wie altes Erz, liegt ſtill,
als wie von Ewigkeiten unbewegt,
ein See, ein Teich! So tot, als bilde ihn
dieſelbe Flut, die mit dem Ruderſchlag
zu kräuſeln, mit den Kielen zu belaſten
dem heiligen Totenfährmann nur erlaubt iſt.
Glaub mir, ich folgte nicht den Lockungen
der Luſt, als ich beſchloß, in dieſen Abgrund,
in dieſes Höllental hinabzuklettern
vom Grat, auf dem ich ſtand. Kein Lüftchen ging,
kein Vogellaut ward hörbar, ſelbſt der Flug
des Schmetterlings, der Motte würde hier
geklungen haben. Als ich unten ſtand
und aufſah zwiſchen den Zyklopenwänden,
ſah ich den glüh'nden Tageshimmel ſchwarz
und voller Sterne. Sterne ſpiegelte
der Teich, als ich am Ufer ſtand. Denk ich
an jenen finſtren Doppelabgrund, der
ſich ſo mir auftat . . . Doch was red ich: nur
das Auge kann das Auge faſſen. Das
unendliche Geſicht allein umfaßt
die Welten des unendlichen Geſichts.
Des Schweigens ungeheure Majeſtät
allein erfaßt das Ewigſchweigende.

Was ich dort oben wußte, ſah, empfand,
macht es mir furchtbar deutlich, daß ich ſtumm bin.

Aſtorre:

Wirſt Du mir zürnen, wenn die Tiefe deſſen,
was Du jetzt ſprachſt, an jemand mich erinnert?

Ormann:

Zürnt ich Dir je? Auch ahn ich, wen Du meinſt.

Aſtorre:

Wer ſprach ſo, außer Dir, wenn nicht Dein Vater?

Ormann:

Nun ja, um kurz zu ſein: das Keſſeltal
ſchien mir vertraut und fremd, wie eine Schwelle
zu einem fremden Hauſe, die ich oft
im Wachen wie im Traume überſchritt.
Der See glich einer Platte ſchwarzen Stahles,
die ein abgründiſches Geheimnis ſchließt,
es furchtbar ahnen läßt und drohend zudeckt.
Oh, welche fürchterliche Nähe mir
da eiſeskalt ans Herz griff! Und zugleich
wie hoffnungslos ſtand ich im weiten Raum
des Alls. Nie war ich ſo verlaſſen. Niemals!
Und niemals doch ſo nah hinangedrängt
mit jedem Puls ans ungeheure Schickſal
von Menſch und Welt. Hat ſie vielleicht ein Gott
fluchend geriſſen aus dem Nichts und brüllend
wie Myriaden Donner, voller Wut
in ihre fürchterliche Bahn geſchleudert?
Und wem, wem galt ſein Haß? Uns Menſchen? Und

was und von welchem Volke ſind wir dann,
daß wir ihn auf uns ziehen konnten? Wer
iſt unſer König? Unſer Herr und Gott?
Wo ſind die Brüder unſres Bluts? Wo
die Schweſtern? Bleibt der Raſende vielleicht
auf ewig unverſöhnt? Iſt er am Ende
verſöhnt und hat er ſeinen Zorn vergeſſen
und ſeine Tat und ſeine Welt, die ihm
entſprang und dann für immerdar entſchwand?
Wer aber wird uns dann erlöſen, wenn
wir ſo verſchloſſen, ſo vergeſſen ſind
in dieſen ſtarren und vergeßnen Trümmern?
Was hilft es uns, zu unſerm Vater beten,
wenn er nicht hindern konnte, daß ein Feind
ſo umſprang mit den Kindern ſeines Bluts?
Wann kommt der gute, wann der ſtarke Hirte
mit der allmächt'gen Liebe in der Bruſt?
Der Liebe, die zugleich allwiſſend iſt,
und findet die verſprengten Schafe wieder?
Der Allesfinder! Allverſöhner! Allvereiner! Allbeglücker! Allerleider!
Er, der zuerſt ein Allbeſieger iſt?

Dello:

O Gott, Ihr macht mich melancholiſch, Fürſt,
Ihr neigt zum Tiefſinn. Rupfen wir die Hühner.
Ihr tragt die Schuld, wenn unſer Stückfaß Rum
ſich heute um ein volles Quart erleichtert.
Mir wird ganz wirblicht; welcher Mückentanz

von Fragen. Wenn mir recht iſt, Prinz,
habt Ihr ein Dutzend Male Gott geläſtert.
Und wärt Ihr nicht ſo weit vom Schuß, wahrhaftig,
Ihr müßtet auf dem Holzſtoß ſchmoren. Nun,
auch darin ſeid Ihr Eures Vaters Sohn.

Ormann:

Sprich nicht von meinem Vater, Dello.

Aſtorre:

Wirf
die Beſtie doch vor die Türe, Ormann.

Ormann:

Nun wohl, ich fand an dieſer Geiſterſtätte
voll laſtender Magie ein Artefakt,
will ſagen, fand ein kleines Heiligtum,
erbaut von Menſchenhand.

Aſtorre:

Wie ſah es aus, Freund?

Ormann:

Geduld. Es ſchien ein Haufen Steine mir,
zufälliges Geröll, wie alles andre
von weitem, das chaotiſch an den See tritt.
Doch traf ich bald den ſchmalen Eingang zwiſchen
zwei unbehau'nen Pfeilern von Baſalt.
Ein Balken, eine Platte krönte ſie
vom gleichen Urgeſtein. Ich trat ins Innre.
Zyklopenblöcke bildeten die Wände
des Hohlraums, unbehauen, ohne Mörtel,
doch nach dem Lot gefügt und nach dem Zirkel.

Faſt kreisrund, eine runde Trommel, wie
der Splitter lehrte, von Obſidian,
aus einem mächt'gen Stück gemeißelt, fand ich
im Tempel aufgeſtellt. Ich ſchlug mir Licht.
Die Oberfläche trug das Bild der Sonne
vertieft. Ein rundes Becken war der Ball,
die Strahlen bis zum Trommelrande Rinnen.
Nur eine dieſer Rinnen, tiefer als
die anderen, durchbrach den Limbusrand.
Hier fließt das heil'ge Opferblut herab
und ſchenkt ſich übertretend an die arme
verdammte Menſchheit, die es ſchaudernd auffängt.

Aſtorre:

Mich grauſt's ein wenig.

Ormann:

Nun, dies war die dunkle,
nun kommt die heitre Seite des Berichts.
Ich will nicht von gehäuften Menſchenſchädeln
und Höhlen voll Gebein, die ich geſehn,
Dich etwa noch zum Schluſſe unterhalten,
ſondern Du ſollſt das Unbegreifliche,
das Unerhörte nun mit Staunen wiſſen,
das, wie ich's mir vergegenwärtige,
noch jetzt mir meine Bruſt faſt ſpringen macht.
Lache nun oder lache nicht: ich ſah
dort oben . . . ja, was ſah ich wohl? — Ein Weib!
Olivenfarben meinſt Du? Weit gefehlt!
Du lächelſt: lache friſch und frei heraus,

nenne mich toll! Denn ich beſchwöre Dir
die Wahrheit meiner Worte auf die Hoſtie.
Ich ſah ein junges Weib von weißer Haut,
Punktum! War's eine von den Menſchentöchtern?
Das
entſcheid ich nicht. Mir wahrlich ſchien ſie mehr.
Sag ich Sandalen, Köcher, Bogen, denkſt
Du ſicher an die Göttin Artemis
und meinſt, mir ſei ein Marmorbild erſchienen,
wie ſie die Säle ſchmücken im Palaſt
daheim. Jawohl. So iſt's. Nur war's lebendig.
Es war von Fleiſch und Blut und nicht von Stein.
Und das iſt mehr, weil Leben mehr als Tod iſt.
Und hier war kein Gebild aus Menſchenhand,
ſondern, ich würde etwa ſagen mögen,
aus Götterlenden. Roten Haares Fülle,
das um den Kopf ihr ſaß als Helm von Gold,
ſchien auf den Sonnengott als ihren Vater,
auf Helios mir geradezu zu deuten.
Ich bin verrückt, nicht wahr? Zum mind'ſten glaubſt Du's.
Dann bleib ich auf dem Wege der Verrücktheit
und wage keiner, mich zurückzurufen.
Mag ſein, ich war erhitzt. Mühſames Steigen
hatte mein Blut erregt. Doch was ich ſah,
war wirklich und nicht Ausgeburt des Fiebers.
Sprich nicht. Ich will jetzt nach der Schnur berichten.
Ein Punkt ſtand hoch im Blauen über mir,
und plötzlich ward er größer. Kam ganz nah

und ward zum rieſenhaften Lämmergeier,
und plötzlich überſchlug er ſich und plumpſte
mit dumpfer Wucht aufs Erdreich. — Da kam ſie —
oh, welch ein leichter, königlicher Sprung!
Oh, welche Schenkel, welche herrlichen
Gelenke! Welches Knie und welcher Arm!
Mit einem Schrei erwürgte ſie den Geier:
ein Schrei, den Echo hundertfach zurückgab.

Aſtorre:

Ormann, ich muß Dich unterbrechen, Freund
und Bruder. Etwas tritt an mich heran,
ich fühl's, das ſtreng und unerbittlich iſt,
und was es fordert, duldet keinen Aufſchub.

Ormann:

Aſtorre, Freund und Bruder, was bewegt Dich?

Aſtorre:

Ich hätte Dich nicht unterbrochen, Prinz,
Fürſt, Freund und Bruder Ormann. Doch es iſt
in mir das erzne Schlagwerk einer Uhr,
das unverbrüchlich mir mein Ende anzeigt.

Ormann:

Ja, nur nicht jetzt, in hundert Jahren.

Aſtorre:

Ormann,
vergeblich iſt's: laß das, Du änderſt nichts.
Du kameſt froh von einem Tor zurück,
an dem ſich abgeſchiedne Seelen drängten
und Seelen ſolcher, die noch irdiſch, doch

ſchon halb aus ihrer Haft entlaſſen ſind:
die Seele Deines Freundes war darunter.
Sieh mich ſo ſtarr nicht, ſo erſchrocken an,
denn grade darum geiz ich mit der Zeit,
damit mein Ende ſich nicht etwa Dir
drückend, als Laſt, auf das Gewiſſen lege,
Selbſtvorwurf oder Selbſtanklage zeitige
und Deines Geiſtes Sonnenflug behindre.
Wiſſe: ich lebte und war glücklich! Seit
Du in mein Leben trateſt: früher nicht.
Und wenn ich ungern ſcheide aus der Welt,
ſo iſt es nur, weil Du in ihr zurückbleibſt.

Ormann:

Und was iſt eine Welt, in der Du nicht biſt?

Aſtorre:

Bruder, Dein ſonnenhaftes Auge macht
das Finſtre hell, das Nebelhafte klar,
ja, es durchbricht mit unbeſiegbarem Strahl
die ſchwarze Wetterwolke unſres Schickſals.
Und ſieh, im Lichte dieſes Strahles nehme
ich Abſchied. Glücklich. Aufwärts geht mein Weg
mit ihm! Ormann, nun ſeh ich, was Du nicht ſiehſt.
Glaub mir, von Zaubern und von Wundern ſchwer
iſt dieſes Eiland. Die Du heute ſahſt,
die Jägerin, wirſt Du bald ſelber jagen,
nur ſie haſt Du von Jugend an geſucht.
Sie war das unbekannte Ziel, nach dem
Dein ungeſtümes Weſen allezeit

hindrängte. Auch der Irrtum ſchwerſter Schuld
vermochte nicht, mein Bruder, Dich zu hindern,
zu landen am Geſtade der Beſtimmung.
Du biſt am rechten Ort, am rechten Ziel.
Und wie ganz anders es Dir immer ſcheine,
ſo iſt's, wie ich es ſage, anders nicht.

Ormann:
Stirb nicht, geh nicht von mir.

Aſtorre:
Ich bleibe bei Dir,
auch wenn ich von Dir gehe, Leuchtender.

Ormann:
Macht Gott zum Seher Dich in dieſer Stunde,
ſo ſage: hat mein Vater mir verziehn,
bevor er ſtarb?

Aſtorre:
Ich ſehe Deinen Vater.

Er ſtirbt.

Ormann:
Wo?

Dello:
Lauter, Fürſt, ſonſt kriegt Ihr keine Antwort.

Ormann:
Nein, leiſer, leiſer, ruf ihn nicht zurück. —
Wo war's, wo ſah ich Dich zum erſtenmal?
Im vollen Glanze eines Frühlingsmorgens.
Aus allen Fenſtern hingen Teppiche,
faſt brachen die Balkone und die Dächer
unter des Volkes Laſt. Ein ſchwarzer Hengſt

mit Augen eines Höllendämons trug Dich:
das war, als unſre Häuſer ſich verſöhnten.
Und dann wardſt Du mein Freund. Erteilteſt ſelbſt
Dir Deinen Ritterſchlag in einer Nacht,
als ich bei Spiel und Trunk Gewalttat übte,
und Du ſie ohne Wanken auf Dich nahmſt.
Mein ganzes wildes Schickſal nahmſt Du auf Dich,
und endeſt nun inmitten aller Wirrſal,
dem Lande der glückſeligen Kindheit fern,
ſchiffbrüchig, arm, auf weltvergeßnem Eiland,
in einem Felſenloch auf faulem Stroh. —
Doch was iſt das? Muſik! Hörſt Du das, Dello?
Ein klingender Zauber, ſcheint's, erfüllt die Luft,
als wollte er den armen Reſten huldigen,
die kläglich dieſe Lagerſtatt jetzt aufweiſt.
Nein, denn nun weiß ich's anders! Wohl, mein Freund!
Du ſelber biſt es, deſſen freie Seele,
getrennt vom Körper, himmliſch muſiziert
und mir das Zeichen bringt von Deiner Nähe.

Man hört lautes Kampfgeheul von Indianern und ein gewaltiges Geräuſch im Holz der Tür, das von hineingeſchoſſenen Pfeilen und Speeren herrührt. Eine Speerſpitze, die hindurchgedrungen iſt, ragt herein.

Dello:

Hört Ihr was Himmliſches? Ich nicht, Fürſt Ormann.
Oder die Hölle wittert Engel hier
und kommt mit Teufelsdreck ſie auszuräuchern.

Erneutes Geheul der Wilden.

Ormann:
Grauenvoller Lärm, was iſt das?
Dello:
Ziegenbock,
Katze und Wildſau, Ochſe, Hund und Hahn
kommen mitſammen, ſcheint's, uns zu beſuchen.
Im Ernſt: wir ſind nun fertig, es iſt aus.
Denn dies Gebrüll und dies Getöſe kenn ich,
hört doch das Tamtam und das Muſchelhorn!
Die Inſel iſt bewohnt von Kannibalen,
ſie haben uns erwittert: was denn mehr,
jetzt ſind wir nur noch Fraß! Nun, proſt die Mahlzeit!
Lapo:
Fürſt Ormann, Mörder, Diebe, meinen Tiegel!
Mein Gold! Dämonen rauben meinen Tiegel!
Ormann:
Am Ende würd ich ſagen, hätt ich nun,
Toter, nicht Dein Orakel im Gemüt
und ſei es immerhin auch doppelſinnig,
denn am Geſtade der Beſtimmung landen
bedeutet wohl auch Sterben, und ein Ziel
kann auch der Tod ſein . . . Einerlei, Du gabſt
zugleich mit dem Orakel mir ein Beiſpiel,
daß ich für jeden Fall gerüſtet bin.
Amaru, unſichtbar, von außen:
Ihr weißen Männer, hier ſteht Amaru.
Hier ſteht mit ſeinen Adlern Amaru.
Mit ſeinen Adlern, ſeinen Jaguaren.

Er iſt ein Krieger, iſt unüberwindlich.
Allein, Euch bietet Frieden Amaru.
Es wünſcht mit Eiden und Verträgen ſich
Euch zu verbinden Amaru. Gebt Antwort.

Dello:

Ich bin von Sinnen, faß mir an den Kopf,
Prinz. Spricht der Schuft nicht unſre eigne Sprache?

Ormann:

Ein Wunder, Dello, beim allmächt'gen Gott.

Dello:

Dies Eiland iſt verrückt, ſo wahr ich lebe.
Gebt acht! Schon brüllt der Schuft von neuem. Still!

Amaru, wie vorher:

Gebt Antwort. Meine Jaguare zittern
vor Blutdurſt. Meine Königsadler ſchaudern
vor Jagdbegier. Sie werden Euer Fleiſch
zerreißen mit den Fängen und den Schnäbeln,
wenn Ihr die Freundſchaft Amarus nicht annehmt.

Ormann:

Was iſt denn nun die Freundſchaft Amarus?

Dello:

Die Inſel hat ſich losgeriſſen, Fürſt,
und treibt in einem Weinmeer, das gewürzt iſt
mit Zimmet, Kardamom und Malagueta,
wovon der Durſt uns wirr und trunken macht.

Ormann:

Mag ſein. Laß die Gebilde unſres Wahnſinns
herein, und öffne weit die Türe, Dello,

dem Rauſch, den Träumen, den Kobolden, die
vor unſrer Feſtung lärmen. Nur herein.
Dello öffnet die Tür, und Amaru, in prächtigem Kriegsſchmuck ſeiner
Federn, ſeiner Bemalung und ſeiner Waffen wird aufrecht ſtehend
ſichtbar. Hinter ihm die gedrängte Schar ſeiner Krieger.
Amaru:
Ja, Du biſt's, den ich ſuche, Tonatiuh!
Du biſt der echte, biſt der wahre Sohn
des goldnen Gottes in der Sonne. Doch
vielleicht iſt Zauber hier im Spiel, o Gottheit.
Du überſtrahlſt zwar gleich dem Taggeſtirn
den gift'gen Stern, des Licht ich tödlich haſſe,
allein er iſt verwandter Art, und Du
im Glanze Deines Hauptes biſt ihm ähnlich.
Sei's: in Verehrung neig ich mich vor Dir.
Er beugt ein Knie.
Ormann:
Verſteh ich recht, lebt hier ein weißer Mann,
der Deine Zunge unſre Sprache lehrte?
Iſt's Dir genehm, erzähl uns mehr von ihm.
Amaru:
Von ihm erzählen ſoll Euch Amaru.
Er wird von ihm erzählen, Amaru,
wird Euch von ihm erzählen, doch zuvor
verbindet Euch mit Eiden und Verträgen
dem Rachezuge Amarus.
Ormann:
An wem
Will Amaru, der Krieger, Rache üben?

Amaru:

Er will die Prieſtermaske von der Stirn
des weißen Satans reißen, Amaru
will zeigen, daß er nicht ein Gottesſohn,
vielmehr Sohn eines geilen Hundes iſt.
Er will den geilen Hundesſohn vom Thron
des Landes ſtoßen.

Er zieht ein hölzernes Götterbild hervor.

Hier iſt Nama,
iſt die allmächt'ge Rachegottheit Nama.
Unüberwindlich iſt der Dämon Nama.
Wie Sand am Meer ſind meine Jaguare,
ſind meine Adler, die zu Nama ſich
verſchworen haben. Ob Du aus der Sonne
herabgeſtiegen oder aus dem Meer
emporgetaucht, oder Du nur ein Menſch biſt,
vermiſche Blut mit meinem Blut, ſprich Nama,
vollziehe mit uns die Gebräuche und
führe uns wider den Verfluchten! Er
ſtürze köpflings ins Meer der Finſternis.
Und dann ſei Herrſcher dieſes Landes, nimm
den leeren Thron für Dich, ſagt Amaru.

Die Krieger Amarus ſchlagen an die Schilde und erheben ein begeiſtertes Geſchrei.

Ormann:

Affen und Papageien meines Schickſals:
wer treibt ſo fürchterlichen Spott mit mir?

Amaru:

Es iſt nicht Spott, hier tröpfelt rotes Blut,
zum Schwure tropft's vom Arme Amarus.
Geritzt hat Amaru den Arm zum Schwur,
und Wolfsfraß oder Geierſpeiſe wird,
wer nur um Haaresbreit von ſolchem Eid
abweicht.

Dello:

Hier iſt ein Meſſer, Prinz, nun flink,
und ritzt Euch. Wie man's macht, das wißt Ihr ja
vom erſten Male her noch ſicherlich.
Was, Hölle, wäre hier zu überlegen?
Ihr lagt im Grab, die erſte Schaufel Erde
kam ſchon herabgeſchollert über Euch.
Ihr hörtet ſchon den Totengräber rülpſen
und ſeine Branntweinflaſche gluckſen. Iſt's ſo?
Mit einem Ruck ſpeit Euch der Tod ins Leben,
Ihr fliegt, Ihr brüllt im Flug vor Wonne auf
und ſitzt auf einem Thron, wie feſtgenagelt.
Schön! Brav! Schon habt Ihr Euer Blut vereint.
Geſchehn: Ihr ſeid für Tod und Leben Brüder.

Ormann:

Des Satans Macht iſt furchtbar. Eben noch
dacht ich, Gott habe mir mein Ziel geſetzt,
ſtatt deſſen ſetzt der Teufel mir ein andres.
Und Gott nahm eben einen Bruder mir —
Aſtorre, o Aſtorre, lichter Seraph! —

damit der Platz für einen ſchwarzen Sohn
der Hölle frei wird.

Amaru:

Sage Nama!

Ormann:

Ja,
Ich ſage Nama, ſchwöre Nama, ja!

Dritter Akt

Im Tal des Opfertempels. Das Innere eines aus Fellen
ſtehenden, großen Zeltes. Von drei durch Teppiche und and
Gewebe abgeteilten quadratiſchen Räumen der mittlere.
beiden andern ſind rechts und links davon gedacht, je eine v
hängte Tür führt dorthin. Die Gewebe und Vorhänge, durch
der Mittelraum gebildet wird, ſind alte, prunkhafte indianiſ
Stücke mit bunten Federn und viel Gold. Eine große Sonne v
Gold und ein ſilberner Mond, ebenfalls alter Herkunft. Über
ſind bizarre, altertümliche Bildnereien eingewirkt. Alles iſt präch
und königlich. Auf einem mit Brokaten bedeckten Tiſch Büch
und Geräte.

Die Hinterwand des Raumes beſteht ganz aus ſchweren Ve
hängen, die, beiſeite geſchoben, den Blick in eine erhabene Gebirg
welt eröffnen. Alle Gipfel überragt ein mit ewigem Schn
bedeckter Vulkan. Einzelne Gewitter ziehen leiſe murrend langſa
zwiſchen den Höhen umher. Leichte Zuckungen und Erſchütterung
des felſigen Erdreichs ſind zu bemerken.

Proſpero, in der Gewandung eines indianiſchen Prieſterkönig
ſitzt am Tiſch, in Betrachtung verſunken.

Proſpero:

Furchtbare Schöpfung, Ewigſchaffendes,
das an das ewige Vergehen ſich
ewig verſchwendet! — Fürchterliche Schöpfung,
Du ringend ewig-unvollendete,
die in ein Sieb ſchöpfſt! — Fürchterliche Schöpfung,
die eine Kreatur wie mich erſchafft,
ſie zu verworrnen Bildern eines Halbſchlafs

erweckt und ihr den Blick in eine Welt
des unerwecklich tiefen Schlafes freigibt.
Oder iſt dieſer Erdfels etwa wach?
Etwa weil ich Bewegung Leben nenne
und ſich das Meer, der Berg, der Lavaſtrom,
der Blitz, die Flamme, das Gewölk bewegt?
Wir nennen's Leben, was wir ſehen: doch
mit tiefrem Rechte nenn ich's Schlaf, ja Tod.
Furchtbare Schöpfung, die uns mit Magie
ſäugt, daß wir Träume haben müſſen, die
ſie um die fremden Glieder hüllt, wie Schleier,
um unſer Sein unrettbar zu verwirren.
Wo wäre etwas, das uns nicht verwirrt?
Mutter, warum verſteckſt Du Dich und biſt
doch magiſch laſtend ſichtbar überall,
ſo heiß und kalt, ſo grauſam und ſo liebreich,
ſo ewig und ſo flüchtig, ſo unendlich
und doch ſo kerkerhaft beengt, ein Bild
der Hoffnungsloſigkeit und doch zugleich
der höchſten Hoffnung. Warum miſcheſt Du
den Duft der Äſer und den Hauch der Blüten?
Und machſt aus dieſem jenen über Nacht?
Zeig mir die Götterfrucht, die nicht zu Kot wird!
Furchtbare Schöpfung: warum machſt Du Menſch
und Tier zu Mördern? Schenkſt das Leben dem
Todbringer? Den aus Tod Gebornen machſt
zum Todgebärer Du! Furchtbare Schöpfung,
die Leiden brütet aus dem Ei des Glücks

und aus dem Ei des Leides flücht'ge Freude . . .
kurz, die Magie gebiert und ewiges Blendwerk.
Sie zeigt das Kleinſte uns und macht's zum Größten,
breitet Vergangenheit und Zukunft aus
wie unermeßlich weite Ländereien
vor uns und hinter uns: und alles das
iſt Blendwerk eines einzigen Augenblicks,
unfaßbar klein, unfaßbar flüchtig und —
doch auch dasſelbe wie die Ewigkeit.

Er neigt ſein Haupt und entſchlummert. Tehura kommt von links, behorcht den Schlafenden, nimmt einen Wedel und fächelt ihn leiſe. Von draußen herein tritt Oro.

Tehura:

Der König ſchläft.

Oro:

Sei es ein heiliger Schlaf,
in dem der Himmel ſeine Zweifel löſe.

Tehura:

's iſt kein natürlicher Schlaf, mein Vater. Er
befällt ihn bleiern, wie ein zweiter Tod.
Sprich laut. Nicht können Worte ihn erwecken.

Oro:

Tochter, ſprich Du. Denn warum bin ich hier?
Du weißt es, welche Sorge mich nicht losläßt.

Tehura:

Das Volk muß ſich gedulden, Vater, bis
Erleuchtung fällt vom Himmel auf den Sohn
und niederglänzt vom Sohn auf alle Häupter.

Oro:
Blick dort hinab. Das Tal des Todes wimmelt
von bunten Menſchen zwiſchen bunten Zelten,
und immer wieder richten aller Blicke
ſich hier herauf und nach der Felſenplatte,
wo ſich des Prieſterkönigs heiliges
Gezelt erhebt. Der Menge Ungeduld
wächſt, und ſo mehrt ſich auch die Zahl des Volks.
Sie hat ſich faſt verdoppelt ſeit dem Auszug.

Tehura:
Nun, und was weiter, Vater?

Oro:
Es iſt heut
der dritte Tag, der letzte Tag des Opfers,
und noch liegt alles um den Tempelſee
in regungsloſer Stille da: es hat
das hohe Feſt nicht einmal nur begonnen.

Tehura:
Laßt ſie Ball ſpielen oder das Patolli.
Die Maskentänzer mögen hüpfen und
Tanzraſſeln ſchwingen! Und die Poſſenreißer,
wo ſind ſie, die das Lager ſonſt beluſtigen?

Oro:
Du irrſt. Der Sinn des Volkes iſt bedrückt:
er ſteht nicht mehr nach Poſſen und nach Spielen.

Tehura:
Schlachtet denn Schafe, ſtellt Gelage an,
teilt Wein aus . . .

Oro:
Ehmals warſt Du klug, Tehura,
getragen ward Dein Kopf vom Hauch Opu's.
Oft haſt Du Deines Vaters Tun beſtimmt,
weil er verſtand und ſich verſtehend beugte.
So kam es, daß geſchah, was nun geſchehn iſt:
zum König weihte ich den Tonatiuh,
und gab Dich, da Du ohne Bruder biſt,
ihm hin, damit er Dich als Weib erkenne
und Du dem künft'gen König ſeines Bluts,
und meines Bluts, das Leben gäbeſt. Doch
er hält Dich keuſch, berührt Dich nicht, und mir
wird Deine Rede fremder ſtets und dunkler.

Tehura:
Das mag wohl ſein, mein Vater.

Oro:
Wohl verlangt
die Menge unten Fleiſch: doch Fleiſch der Gottheit!
Auch Trank: doch einen Trank, der mehr als Wein iſt.
Blut! Gottesblut! Und Blutbrot der Verſöhnung!
Das iſt die Speiſe, die das Volk verlangt,
und was geſchieht, wenn man ſie ihm verweigert?

Tehura:
Biſt Du im Glauben ſchwach geworden?

Oro:
Nein.
Doch warum tritt der Magus nicht hervor
endlich und gibt das Zeichen zum Beginn

der ernſten, der erſehnten heiligen Handlung?
Warum geſchieht nichts? Worauf wartet Ihr?

Tehura:

Worauf wir warten, Vater? Auf das Wunder.

Oro:

Wahrlich, faſt muß ein Wunder kommen, wenn
der düſtre Himmel ſich entwölken ſoll,
der murrend ſchickſalsſchwere Rätſel ſammelt,
denn wo iſt Pakka, wo die Himmelstochter,
die er, dem Meer entſteigend, auf dem Arm trug?
Sie meidet ihn. In trotziger Ferne weilend
iſt ſie auch hierher ihm nicht nachgefolgt.
Und Amaru, der tolle Amaru,
der ehemals ſein Schatten war, wo iſt er?
Der von des Magus Blick zu leben ſchien
und die Befehle nahm von ſeinen Wimpern!
Er hat dem Dämon Nama ſich verſchworen,
und viele unſrer beſten Krieger mit ihm.
Und das iſt's, was den Geiſt der Menge aufregt. —
Durch ihr Getöſe ſchleichen ſich Gerüchte,
als habe racheſchnaubend Amaru
die Niederung der Flüſſe überfallen,
die Dörfer eingeäſchert und verwüſtet,
ſeit wir den Zug antraten hier herauf.

Tehura:

Iſt dies die Spur der Füße Amarus,
weh ihm dann in der Stunde, wann der Schoß
der Schickſalswolke mit Gewalt ſich auftut.

Proſpero, erwachend, ſeheriſch:
Oro, nun iſt es klar: ich ſah das Opfer!
Nie traf Dein Meſſer, Oro, ſolch ein Opfer.
Schon iſt es nah. Harrt, harret auf das Opfer!
Pyrrha ſtürzt atemlos herein und Proſpero zu Füßen, zerriſſenen Gewandes, das Haar aufgelöſt.

Pyrrha:
Vater, ich bin verfolgt! An meinen Ferſen
ſind Jäger, die mich jagen als ein Wild.
Ich ward umſtellt, doch bin ich durchgebrochen.
Man hetzte mich. Die Stimme Amarus
erkannt ich, wie ſie gellend durch die Felsſchlucht
zu wildrem Rennen die Verfolger antrieb.
Doch ich war ſchneller, ließ ſie bald zurück.
Nur einen nicht . . .

Proſpero:
Ich kenn ihn!

Pyrrha:
Einer war
und blieb an meine Ferſe angeheftet.
Das Blut erſtarrte mir, wenn ich mich umſah.

Proſpero:
So ſieh Dich nur nicht um: er iſt noch da.

Pyrrha:
Wo?
Sie blickt ſchnell herum.

Proſpero:
Siehſt Du ihn? Nicht? Laß ihn Dir beſchreiben.

Pyrrha:
Ich ſehe niemand, Vater.
Proſpero:
Das heißt blind ſein.
Er hat mit Dir zugleich das Zelt erreicht
ſtund eht, blutrauchend, rot und heiß, am Eingang.
Pyrrha:
Will er mich töten?
Proſpero:
Nein, nicht Dich, nur mich.
Pyrrha:
Doch er war waffenlos, der mich verfolgte.
Proſpero:
Entſcheide Du, Tehura, ſieh dort hin
und Oro, Du! Sprecht, ob er nicht bewehrt iſt?
Am Ende ſeht auch Ihr nur leere Luft.
Glühn ſeine Augen nicht in Mordluſt, wie
Karfunkel?
Oro:
Herr, ein Traum beängſtigt Dich.
Proſpero:
Wie machtvoll iſt ein Traum, der ſo beängſtigt.
Ja, nenn es Traum, doch dann iſt dieſer Traum
des Grauns, des Grames tauſendfaches Echo,
ein Traum, der tauſendfach ein und dieſelbe
Schandtat erneuert, ja, der tauſendmal
mit gleichem Meuchlerſtoß dem gleichen Opfer
den Fang gibt. Dann iſt es ein Traum,

weit fürchterlicher ſelbſt als jene Tat,
die ſein verfluchter Urſprung war. — Genug jetzt.
Du fandeſt alſo, wie ein Wild verfolgt,
Pyrrha, den Weg zurück zu Deinem Vater.
So lange, Pyrrha, miedeſt Du den Vater,
bis ſie Dich zu ihm hetzten wie ein Wild.
Erzähle Näheres von dem Erlebnis.

Pyrrha:

Nicht edel iſt es, Vater, daß Du mich
mit bittrem Hohne kränkſt im Augenblick,
wo ich, ſchutzflehend, Dir zu Füßen liege,
es iſt nicht meine Schuld, wenn ich Dir fern bin,
Schuld derer iſt's, die mich bei Dir verdrängte.

Proſpero, da Tehura ſich entfernen will:

Bleib!

Tehura:

Ich verdränge niemand, o Erlauchter!

Proſpero:

Nein, wahrlich nicht. Ich kenne Dich. Wer hätte
die Stirn auch, Dich des anzuklagen? Du
biſt mild und gütig, wie die ſtille Mondnacht,
und Du dort, lerne von ihr, was ſie iſt. —
Nun geh und ruhe, denn Du mußt erſchöpft ſein,
und laß uns die Geſpenſter unſres Bluts,
mein Erbteil ſo wie Deines, von uns ſcheuchen.

Peteto, ein junger Krieger, ſtürzt mit letzter Kraft herein.

Peteto:

König: Brand! Mordbrand! Unſre Dörfer überfiel

der blutige Empörer Amaru,
verheerend, einer Wetterwolke gleich,
brach er mit ſeinen Scharen ins Gefild.
Sie rufen Nama! Nama! Und er iſt's,
der fürchterliche Nama, der ſie anführt.
In die Geſtalt des Tonatiuh hat ſich
der zaubermächtige Dämon eingehüllt:
Sein weißes Haupt umlodern rote Flammen,
und Blitz auf Blitz zuckt tödlich ſeine Hand.
Er iſt bemalt mit Blut. Er brüllt. Er ſchont
das Ungeborne nicht im Mutterleibe,
noch auch was einer Mutter Schoß gebar.

Proſpero:

Schweig, atme, ſchöpfe Luft und rede langſam.

Peteto:

O König, Waffen, Waffen! Zu den Waffen!
Heiß mich nicht ſchweigen, König, laß mich Schreie
ausſtoßen, die zum Kampfe rufen, denn
blutlechzend ſind die Wölfe hinter mir.
Sie brechen wohl, indes ich mühſam hier
mit letzter Lunge Worte mir entquäle,
ins Lager ſchon, voran der Dämon: um
uns alle von der Erde zu vertilgen.

Proſpero:

Spürſt Du das, Pyrrha? Pyrrha nannt ich Dich,
weil ich aus einer Flut, die alles mir
verſchlang, ein anderer Deukalion,
nur Dich in meiner Lade rettete.

Spürſt Du, wie eine zweite Flut jetzt ſteigt
und zu den Gipfeln rätſelvoll heranſchwillt,
den ſchwer erklommnen Gipfeln meines Daſeins?
Gib acht, ſie dehnt ſich bald darüber hin,
denn wider dieſe Flut hilft keine Arche.

Ins Zelt dringt jetzt nach vorangegangenem Getöſe eines Kriegshaufens Ormann, erhitzt, von Staub, Blut und Kampfraſerei entſtellt. Amaru und ſeine Krieger folgen.

Ormann, zu Proſpero:

Dich ſuch ich, Dich!

Proſpero:

Wenn Du mich ſuchſt: hier bin ich.

Ormann:

Dich ſuch ich, Dich.

Proſpero:

Und ich bin hier: Du ſiehſt!

Ormann blickt in wortloſer Beſtürzung ſtarr in die Augen Proſperos.

Proſpero:

Du willſt mein Königtum, den Bettel: nimm es.

Er reißt ſich den Kronreif vom Kopf und ſchleudert ihn zu Ormanns Füßen. Ormann ſinkt wie unter einem Keulenſchlage zu Boden. Beſtürzung und Grauen bemächtigt ſich aller. Dann bricht eine Panik aus, und in wildem Durcheinander fliehen die eingeborenen Krieger ſchreiend und ihre Waffen von ſich werfend. Nur Amaru, obgleich mit Grauen und Furcht ringend, flieht nicht.

Oro:

Wer iſt nun ſtärker, Schlange Amaru,
der Gottgeſandte, oder Du und Nama?
Da liegt Dein Satan Nama. Auf und hilf ihm.

Amaru:

Mein Leben iſt verwirkt: legt mich in Feſſeln.

Peteto und zugelaufene Krieger Proſperos tun es. Amaru wird ſchnell abgeführt.

Proſpero ſcheint in dem Augenblick, als er den Kronreif wirft, erſtarrt zu ſein. Eine Zeitlang wagt niemand ihn durch eine Anrede zu ſtören.

Oro bricht das Schweigen:

Herr, ſchrecklich haſt Du Deine Macht gezeigt,
befiehl, Erhabener, was nun geſchehen ſoll.

Proſpero:

Oro, was tat ich?

Oro:

Taten Deiner Gottheit.

Proſpero:

Tehura, hilf mir: was geſchah mit mir?
Warum iſt alles ſchwarz um mich, warum
bedeckt den ganzen Leib mir Schweiß des Todes?

Oro:

Die Macht, die aus ihm ſchlug, iſt zu gewaltig,
faſt für die Seele ſelbſt, die ſie beherbergt.

Proſpero wird auf der einen Seite von Tehura, auf der andern von Oro geſtützt. So geleiten ſie ihn in den Nebenraum. Zurück bleiben außer dem bewußtloſen Ormann: Pyrrha und Peteto.

Pyrrha, unverwandten Auges auf Ormann blickend:

Peteto!

Peteto:

Pakka!

Pyrrha:

Meinſt Du, daß er tot iſt?

Peteto:
Ein Blitz ſchlug aus der Bruſt des Tonatiuh
und traf ihn, Yakka!
Pyrrha:
Aber dieſer hier,
ſofern ich etwa nicht im Schlafe liege,
und eines ſchweren Traumes Gaukelei
mich narrt, iſt auch ein Tonatiuh.
Peteto:
So ſcheint es.
Pyrrha:
Geh, lege Deine Hand auf ſeine Bruſt
und fühle nach dem Herzen ihm.
Peteto:
Berührung
des Dämons Nama bringt den ſichren Tod.
Pyrrha:
Ich ſage Dir, es iſt ein Tonatiuh,
ſo reinen Bluts als ich und als mein Vater.
Peteto:
Ein tückiſcher Zauberer iſt der Teufel Nama,
und wie es ihm beliebt, nimmt er Geſtalt an,
und wer ihn anſieht, deſſen Sinn verwirrt er.
Pyrrha:
Könnt ich nur meine Blicke von ihm ziehn,
er hält ſie magiſch feſt: und Du haſt recht,
mein ganzes Weſen überkommt Verwirrung.

Peteto:

Komm ihm nicht nah. Er ſtellt ſich tot. Er lebt.

Pyrrha:

Er iſt nicht tot. Ich weiß, er kann nicht tot ſein.
Hol Waſſer, daß wir ſeine Stirne netzen
und ſeine trocknen Lippen ihm befeuchten.

Peteto:

Im Krug zu ſchöpfen geh ich, Dir, nicht ihm.
Er geht.

Pyrrha:

Was tu ich nun, was laß ich? Und an wen
ſoll ich in meines Herzens Not mich wenden?
Er lebt. Er iſt ein Menſch von Fleiſch und Blut,
auf wirrer Lebensbahn hierher verſchlagen,
ſchiffbrüchig und verfolgt, wie ehmals wir.
Allein, er hat gefrevelt, hat gemordet,
mich wie ein Tier gehetzt und meinen Vater
entthronen und vertreiben wollen. Er
kam hilfsbedürftig flehend nicht zu uns,
ſein Schritt war Raub und blutige Gewalttat.
Warum verlöſch ich faſt bei dem Gedanken,
dies Raubtier könnte tot ſein, oder werde
ſein Haupt als Sühne laſſen unterm Beil?
Und was war an der wunderlichen Tat
des Vaters mir nicht wunderlich, als er
den Kronreif jenem fremden Räuber hinwarf?
Und hätte dieſer ihn ergriffen, ihn

in ſeines goldnen Haares Flut gepreßt,
bei Gott, ich hätte aufgeſchrien vor Jubel.
Doch ſo, als meines Vaters Zauber ihn,
den furchtbar Strahlenden, ſo kläglich fällte,
warum ſchwoll mir die Ader an der Stirn?
Es fehlte wenig, und ich trat vor ihn,
der da lag, um dem Vater Haß und Zorn
mit wilden Worten ins Geſicht zu ſchleudern.

Tehura iſt eingetreten und Pyrrha gegenüber abwartend ſtehengeblieben.

Tehura:

Iſt dies der gleiche Mann, der auf der Inſel
ſich Dir zuerſt von allen offenbarte,
als Du den Rieſengeier töteteſt?

Pyrrha:

Er iſt's. Und bei Opu, ich werde nie
zulaſſen, daß ihm irgendwer ein Leid
antue, ſeine Gottheit fernerhin
noch im geringſten kränke. Duld ich es,
ſeid des gewiß, ſo bin ich ſelbſt ein Leichnam.

Tehura:

Iſt dieſer Mann ein Menſch von Fleiſch und Blut?

Pyrrha:

Was ſonſt?

Tehura:

Ein Blendwerk, das der Rachedämon Nama
vielleicht zu Deines Vaters Sturz erſann.

Pyrrha:

Nun wohl, dann iſt das Leben ſelbſt ein Blendwerk.

Tehura:
Oder wenn Götter ſich befehden können,
und wenn der Weinende im Ball der Sonne
zwieträchtige Söhne hätte, wäre dieſer
vielleicht ein Brudergott, dem Bruder todfeind?
Pyrrha:
Der Jugendſtrahlende des Greiſes Bruder?
Er, der kaum eben mit Titanenfauſt
die Pforte, die golderzne, ſchwere, einſchlug,
die von des Daſeins Schatzgewölbe ausſchließt,
der Bruder überlebten Alters, das
ſchwer ſeufzend an der Grabestüre anpocht?
Tehura:
Auch meinſt Du, ſei es kein Geſchöpf des Magus
und eins mit ihm auf unſichtbare Art.
Wie etwa wider uns Geſtalten wüten,
die ſich zur Qual die eigne Seele ſchuf?
Pyrrha:
Dies iſt ein Menſch und kein Geſpenſt! Dies iſt
Fleiſch meines Fleiſches, Blut von meinem Blut.
Tehura:
Auch Du biſt ein Geſchöpf des großen Magus.
Pyrrha:
Wieſo das?
Tehura:
Da er ja Dein Vater iſt.
Pyrrha:
Doch dieſer nicht mein Bruder, noch mein Vater.

Tehura:
Was dann?
Pyrrha:
Ich weiß nicht.
Tehura:
Dann iſt er Dir mehr. —
Yakka, Du liebſt mich nicht: wohl, Göttliche!
Von den Verbannten dieſer Inſel biſt
Du wohl am fernſten Deinem wahren Reich.
Wie eine Strafe trägſt Du Deine Schönheit.
Hier iſt ein zweiter Deiner hohen Art,
doch unter welchem fürchterlichen Sterne
ſpült ihn der Ozean an unſer Eiland?
Du zwiefach nun Verlaßne, wenn er tot iſt!
Du zwiefach nun Verſchollne, wenn er lebt!
Pyrrha:
Was drohſt Du, was verhöhnſt Du mich?
Tehura:
O, Yakka,
laß uns nachſinnen, ob wir etwa nicht
der ſchwerſten Stunde zu begegnen wiſſen,
dem ſterngebornen mächtigen Zauber, der
zwei Worte, die beſtimmt ſind, ſich zu meiden,
in eins verſchweißt: gefunden und verloren. —
Du nannteſt zwar den König einen Greiſen,
der kraftlos an die Tür des Grabes pocht,
allein Du ſahſt, ſelbſt als er ſeine Macht
von ſich zu werfen ſchien, blieb ſie doch bei ihm,
und noch iſt der gelähmt, dem er ſie zuwarf. —

Nie ſah ich ihn wie heut, als er den Strahl
hinſchleuderte. Allein der erſte Blitz
verkündet nur das Wetter, das heraufſteigt.
Er knirſcht, er ſchäumt, er windet ſich vor Blutdurſt.

Pyrrha:
Nun wohl, ſo werden Götter ſich bekämpfen.

Tehura:
Nicht ſo. Nichts iſt hier von Gewalt zu hoffen,
manches von Sanftmut, ja, und mehr von Liebe.
Geh, dieſes Frevlers Urteil iſt gefällt,
ſie kommen, es ihm zu verkündigen.
Sieht Dich Dein Vater hier, und kannſt Du nicht
ganz Deinen Trotz und Deine Worte meiſtern,
ſo wirſt Du um ſo ſicherer verderben,
den zu erretten Dich Dein Schickſal antreibt.

Pyrrha bricht in verzweifeltes Schluchzen aus, ſchlägt die Hände vors Geſicht und ſtürzt davon.

Tehura
tritt an den noch immer ohnmächtigen Ormann heran und betrachtet ihn forſchend. Plötzlich drückt ſie beide Hände aufs Herz:
Du biſt es! Biſt Du's wirklich? Ja und ja!
Wo könnteſt Du, o junger Löwe, ſonſt
entſprungen ſein, als aus des Löwen Lenden?
O ſtolze Mutter, die in ihrem Schoß
Dich tragen durfte, Dich zur Welt gebar,
Dir ihre Brüſte ſchenken durfte! O
glückſelige Mutter! — Wie er daliegt! Nicht

als habe fremder Zauber ihn gefällt,
ſondern des eignen Bluts unbändige Welle.
So ſinkt der Kraterberg in eigne Glut
oder quillt Ströme aus, geſchmolznen Erzes, wie
ein Brunnen, in die eignen Paradieſe.
So wird der raſende Gigant betäubt
von ſeines Raſens gottentſtammter Wut.

Ormann

öffnet die Augen, erblickt Tehura, richtet ſich halb empor:

Aſtorre, Dello! Seid Ihr da? Wo ſeid Ihr?
He! Welche Laſt liegt auf mir, welcher Traum?
Aſtorre! Ah, er iſt nicht mehr, er iſt
geſtorben. Ormann, faſſe Dich, komm zu Dir.
'nen Faden durch das Wirrſal! Langſam! Nur
nicht übereilt! Aſtorre ſtarb. Wie ſtarb er!
Halt feſt, mein Hirn, zerbrich nicht! Ja, er ſtarb!
Und was geſchah dann? Zauberei! Wer iſt's,
der ſtarb: Aſtorre oder Ormann?
Dann trat ich in die Ringe der Verdammnis.
Praſſelnde Brände. Mordbrand. Flammen, die
das friſch verſpritzte Blut auftrocknen. Es
ziſchend auftrocknen. Nama! Was iſt das?
Der Fürſt des Abgrunds. Wo iſt Amaru?
Verdammte Wechſelbälge meines Geiſts. —
Helft! Hilfe! Helft mir! Muß ich denn ſo enden?

Tehura:

Trink dieſen Wein. Komm zu Dir, Fremdling. Trink.

Ormann ſchlägt ihr den Trinkbecher aus der Hand:
Die Peſt? Häßlicher Satan, heb Dich von mir,
was ſtehſt Du in den Kellern meines Geiſts,
ſtehſt unausrottbar, glotzeſt unverwandt
und häufſt mir Wut und Grauen auf die Seele?
Wo iſt die andere?

Tehura:

Welche andre, Fremdling?

Ormann, heftig:

Die andre! Hörſt Du nicht? Wer ſonſt, die andre!

Tehura:

Ich weiß nicht, wen Du meinſt.

Ormann:

Hündin, die andre!
Die andre! Mißgeburt der Hölle, oh!

Tehura:

Komm zu Dir, Deine Worte ſind nicht gut,
allein Du ſprichſt im Fieber, und Du biſt
dem heiligen Geſtirne nah verwandt,
dem Höchſten nah verwandt, den wir verehren,
und ſieh, wenn Du mich wiſſen läſſeſt, wen
Du lieber hier an meiner Statt geſehn . . .

Ormann:

Glaubſt Du, daß ich um Deinetwillen wohl
mit Nama mich verſchwor, mit Amaru
Blutstropfen miſchte, brannte, mordete,
und ſinnlos um mich raſte wie ein Bluthund?

Tehura:

Das tateſt Du?

Ormann:

Das tat ich freilich: ja!

Tehura:

War ſie ein Weib wie ich, um die Du's tateſt?

Ormann:

Sie war kein Weib, wenn Du ein Weib biſt, nein!
Dann war ſie eine Gottheit, eine Göttin.

Tehura:

Wo ſahſt Du ſie zum erſtenmal?

Ormann:

Im Tale
des Todes.

Tehura:

Wo wir alle uns begegnen.

Ormann:

Was ſagſt Du?

Tehura:

Nichts. Die Göttin haſt Du dann
wie eine Hirſchkuh — oder nicht? — gejagt.

Ormann:

Es könnte ſein. Wie weißt Du das?

Tehura:

Ich weiß es.

Ormann:

Weißt Du noch mehr? Wie? Was?

Tehura:

Es könnte ſein.

Ormann:
Mir dämmert etwas. Laß mich ſinnen.

Tehura:
Tu das.

Ormann:
Stand hier ein Mann mit weißer Haut?

Tehura:
Er ſtand hier,
mit weißer Haut, doch weißer iſt ſein Haupthaar.
Das Glück, der Gram, die Weisheit hat's gebleicht.
Wer es berührt, dem ſteigt ein Feuerquell
brennend empor aus weher Bruſt ins Auge.

Ormann:
Was heißt das? Und dies war er, der Betrüger?

Tehura:
Betrüger nennt ihn einzig Amaru,
weil Amaru ſich einſt in mir betrog.

Ormann:
Weh, weh, in welche Wirrnis fiel mein Geiſt!
Nun bin ich wahrhaftig erſt verſchlagen, nun erſt.
Am Weltrand ſteh ich ſchwindelnd, an den Ufern
des Wahnſinns. Oder bin ich eingeſargt,
und meine Gruft iſt um mich, und biſt Du,
baſaltne Jungfrau, mein baſaltnes Denkmal,
das düſter ſchweigend von mir predigt? Dann
ſprich lieber doch zu mir, mein Denkmal! Sprich,
wenn Du auch Stein biſt. Bin ich doch ein Leichnam.
Und warum ſoll ein Stein nicht ſprechen, wenn

ein Leichnam ſpricht und beide einſam ſind,
und beide aufeinander angewieſen,
für Zeit und Ewigkeiten? Gnade! Oh!

Tehura:

Du lebſt. Du liegſt in keiner andren Gruft
als der, darin wir alle atmen. Du
biſt überreizt vom Kampf. In dieſem Kampf
bliebſt Du nicht Sieger. Dich hat Amaru
getäuſcht, verführt, belogen. Amaru
liegt ſteif gefeſſelt, reglos, wie ein Tier
im unterirdiſchen Verlies des Tempels.
Auch Du biſt ein Gefangner, und man ſprach
bereits Dein Urteil. Du biſt ſchuldig! Und
anſtatt die alte ſchwere Schuld zu ſühnen,
häufteſt Du neue Schuld auf alte Schuld.

Ormann:

Was da von alter Schuld, von neuer Schuld.
Auf dieſer Inſel hab ich keinen Richter.

Tehura:

Du haſt ihn, haſt ihn ſelber Dir geſucht
durch Sturm und Woge aller ſieben Meere
und biſt nun ganz in ſeiner heiligen Hand.

Ormann:

Ich bin ein weißer Mann, ein Halbgott, bin
ein Herr, ein Sonnenſohn, ein Tonatiuh,
und hebe dieſe Krone auf, die mir
der Zauberer, der Medizinmann, hinwarf.
Laß ſehn, wer nun des andren Richter iſt.

Er hat den Kronreif entdeckt, den Proſpero ihm vor die Füße geworfen hat, und der noch daliegt, nimmt ihn auf und drückt ihn in ſein Haar.

Tehura, mit gerungenen Händen:

Oh, Strahlender, Du biſt ein Tonatiuh,
doch haſt, ein Gott, an Göttern Dich verſündigt.
Dein Urteil iſt geſprochen: nimm es hin.

Ormann:

Meinſt Du, man richte Götter mit dem Strange?

Tehura:

Nimm hin Dein Urteil, Herrlicher. Es iſt
ein Spruch der Gottheit, keines Menſchen Spruch,
er macht zur Gottheit den, dem er gefällt iſt,
nichts von unwürdigem Tod, nichts von Entehrung.
Zum Glanz, zur Allmacht führt er Dich empor,
nur freilich auch zum Opferblock, zum Tode.

Ormann:

Ich will nicht ſterben.

Tehura:

Sei geduldig, ſei
demütig, ſei ergeben in Dein Schickſal:
nur ſo vielleicht mag es ein Wunder wenden.

Ormann:

Nichts da von Demut, niemals! Was iſt das?

Es erdröhnen dumpfe Pauken zu eintöniger Flötenmuſik. So erſcheint ein Zug indianiſcher Kinder, Jünglinge und Männer, alle mit Blumen geſchmückt und bekränzt.

Die Kinder eröffnen den Zug. Es folgen dann Huemac und Matzatzin, Weihrauchgefäße ſchwingend, alsdann Oro im vollen

Schmuck des Hohenprieſters. Hinter ihm drein ſchreiten ehrwürdige Geſtalten, alte, ebenfalls geſchmückte Tempelprieſter. Dieſen nach eine andächtige indianiſche Menge. In abgezirkeltem Zeremoniell umwandeln ſie die Lichtgeſtalt, Ormann, der den Vorgang mit funkelnden Augen, aber nicht ohne Befremdung betrachtet. Allmählich ordnen ſie ſich vor ihm in einen Halbkreis. Huemac und Matzatzin knien nieder, die anderen folgen ihrem Beiſpiel.

Oro:

Herabgeſtiegen aus dem Sonnenball,
Sohn Gottes, ſelber Gott, ſei uns gegrüßt!
Wir haben voller Inbrunſt Dein gewartet,
Glückſeligſter! Lichtſtrahlender! Du biſt
nun bei uns. Sieh, in Klarheit tauchen ſich
auf Deinen Wink nun alle Gipfel rings.
Es ſchweigen alle ruheloſen Zeichen
in Luft und Erde, die uns Dich verkündet.
O Du, ſieh gnadenreich auf uns herab,
Furchtbarer! Fuhreſt Du vom Himmel nicht
wie freſſend Feuer? Loderten um Dich
nicht goldne Flammen, Schlangen gleich? Indes
wie ſoll ein Gottesleib aus Himmelsglut
wohl anders durch das Land des Fluches ſchreiten?
Und doch biſt Du ganz Liebe, ganz Beglückung.
Wir ſind voll Schuld. Mit uns das ganze Volk.
Mit tiefer Bangigkeit erflehten wir
die ungeheure Stunde der Entſühnung.
Und als ſie zögerte, das Wunder ſich,
der Stern des Bundes, ſich nicht ſenken wollte,
das Unbegreifliche der Gottesliebe

ſich zu verſagen ſchien, — da klang
auf einmal durch die Welt Dein heiliges Nahen.
Diesmal nicht ſchweigend und geheimnisvoll,
auch nicht im niederen Gewand der Demut
erſchieneſt Du dem Volke der Verſtoßung:
Nein, im Gewand des Schreckens trateſt Du
diesmal vor unſern Prieſterkönig hin,
allmächtig ſeine Krone von ihm fordernd.
Öffnet die Teppiche! Tut auf das Haus,
damit im Tal des Todes nicht das Volk
im Elend bangen Wartens länger ſchmachte.
Zeigt ihm die Gottheit, die ſich ſelbſt gekrönt,
und auserſehn zum Opfer der Verſöhnung.

Teppiche werden auseinander gezogen. Man erblickt die gewaltige Berglandſchaft, überragt von dem rauchenden Schneeberge. Man hört ausbrechenden Jubel einer Volksmenge.

Oro iſt vor das Zelt hinausgetreten und ſpricht zum Volk:
Nun jubiliert! Er iſt erſchienen! Er,
der ſtrahlende, der grundbarmherzige Gott!
Aufs Angeſicht! In Staub mit Euch! Er wird
mit Eurer Sünden Überlaſt beſchwert
im See des Todes baden und Euch reinigen.
Und daß Ihr ſeine ewige Liebe je
und je nie mehr vergeſſen ſollt, ſo wird
auch diesmal der Unſterbliche, der Kaiſer
des Himmels, ſich für Eure Schuld hinopfern,
ſein Fleiſch und Blut hingeben auf dem Block.

Ormann:
Aſtorre, biſt Du bei mir?

Oro:
Ja, Gott iſt!
Tanzt, ſingt! Gott iſt, und er vergißt Euch nicht.
Der See des Todes wird zur Flut des Lebens,
und wer genießt vom Fleiſch und Blut der Gottheit,
der ißt und trinkt die ewige Seligkeit.

Es entſteht ungeheurer Jubel. Auf einen Wink Oros erheben ſich die Knienden, und die Prozeſſion zieht hinaus, wie ſie gekommen.

Ormann nimmt den Kronreif ab und betrachtet ihn:
Was ſeid Ihr, Kronen?

Oro:
Jubelt, tanzt und ſpringt!

Vierter Akt

Im Opfertempel. Der Raum mit dem Block. Dieſer in der Mitte, aus Obſidian, gleicht einer großen Säulentrommel. Zyklopiſche Lavaquadern bilden die Mauer. Der Raum iſt rechteckig gedacht. Eine langſeitige Hinterwand. Rechts eine Öffnung, die durch einen ſchmalen Steingang ins Freie führt. Links ſchmale Erztür, verſchloſſen. Zugang in lichtloſe Höhlung. Im Hintergrund kleine, verſchloſſene Erzpforte. Außerdem offenes Loch in unterirdiſche Höhle. — Schädel, Gebeine. Ewiges Lämpchen über dem Block. Die Erzpforte im Hintergrund wird aufgeſchloſſen. Tehura erſcheint mit einer brennenden Fackel. Sie läßt Proſpero eintreten und verſchließt dann die Tür.

Proſpero bleibt ſtehen, blickt ſich um:
Von meinem dunklen Genius geführt —
da bin ich nun. Und dies iſt nun die Stätte,
die ſchaudervolle, vielberufene,
die aller wartet. Ich betrete ſie
freiwillig! Freilich auch mit Dir,
Tehura, dunkelgoldnes Bild des Lebens,
und von der Frucht durchwärmt, die Du mir haſt
in dieſer hochgebenedeiten Nacht,
der bitterſchmerzlich wonneſeligen,
geſchenkt. —
                    Ich lag im Seelentod. Mein Leib
war ſtarr und fühllos. Da umrang mich Glut,
umſchlang mich dunkle Glut der Liebe, floß
um mein von Tränen überſtrömtes Antlitz,
Flut ſchwarzen Haares, Deines Haares, mich

umſchmeichelnd mit dem Duft von Spezerei
und aller heißen Blüten ſüßer Öle.
Und ſieh, mich weckte von den Toten auf
die ſanft bewegte Bronze Deines Leibes.
Durch meine Adern goß ſich heiße Jugend,
und Lebenswirrnis ſog ich, gleich der Biene,
in Deines Mundes roter Blüte, in
der tauig aufgebrochnen, faſt vergehend.
Du Männin, Mannesmutter! Mutter mir,
mir Neugebärerin und Weib und Schweſter —
geſuchte, ſelige Inſel meines Lebens. —
Was iſt mir dieſer ſchaudervolle Ort
jetzt noch, und wie veracht ich ſeine Schrecken,
mit ſo viel tiefſter Seligkeit bewährt.
Und doch — es war der Wille, nicht der meine,
doch eines andern, der des meinen ſich
bedient wie eines Handſchuhs! — Daß ich von
dem Quell- und heißen Wieſengrund des Lebens
in dieſe kalte Höhlung treten muß,
die finſter iſt und nach Verweſung duftet,
und an den Quell des Todes, deſſen Flut
von hier aus alles eiſig überrieſelt,
was glüht und lebt: ihr Eis wird unſichtbar,
doch überall, allüberall gefühlt!
Und ſelbſt die Bettlerſchale, deren Gabe
brennt und mit blauer Flamme ſprüht, enthält ihn.

Man hört näher und ferner Pauken, Tamtams und Muſchelhörner.

Der Tanz beginnt. Horch, ſie begrüßen ſchon

des Opfertages blutige Morgenröte.
Meinſt Du wohl, ob ſie wiſſen, wen ſie opfern?

Tehura:

Sie wiſſen's nicht. Doch niemals wirſt Du es
zulaſſen, mein erhabener Geliebter.
Sie werden das nicht opfern, was Dein Blut iſt.

Proſpero:

Du ſprichſt es aus: — das Opfer iſt mein Blut. —
Zehn Jahre ſind es, daß man mich vertrieb.
Ich drehe meine Hand, ſo lange ſcheint's mir!
War's eben erſt? War's geſtern? Das Erinnern
ſtellt alles ohne Gnade vor mich hin,
es unterſchlägt mir nicht den kleinſten Umſtand
aus jenen furchtbarn Tagen meines Sturzes.
Wir floh'n. Die Fürſtin ſtarb. Sie ſtarb am Wegrand.
Ich nahm von einer Toten Abſchied, und
bis heute weiß ich nicht, wer ſie begrub:
nur wer ſie tötete. — Du ſollſt's erfahren!
Nicht jung mehr, als ich dieſe von den Töchtern
der Fürſten meines Lands zum Weibe nahm,
erhielt ich doch in angemeſſener Zeit
aus ihrem jungen Leibe einen Erben:
Ormann. Du hörteſt niemals dieſen Namen,
den meine Zunge heut zum erſtenmal,
ſeit ich auf Eurer Inſel weile, bildet.
Ormann! Ormann! Es iſt, als trüge man
Licht auf der Zunge, das ſo Haupt als Bruſt
mit ſchönem Glanz durchwärmet und durchleuchtet.

Er ward geboren, ward getauft. Er wuchs.
Er lernte Vater, lernte Mutter ſagen.
Er ſprach die Worte aus, wie Kinder tun,
doch lieblicher. Der blonde Flaum des Haupthaars,
er ward zur Laſt blaß goldenen Geſpinſtes,
das um das ſchönſte Antlitz ringelte
und um den ſchönſten Nacken niederging.
Der Knabe ward zum Eros, und aus Eros
ward jener jugendliche Held Achill,
den Mädchenkleider wohl verbergen konnten. —
Wer wurde ſatt, ihn anzuſehn? Wer wollte
nicht immer wieder ſeine Stimme hören,
der einmal ſie gehört? Wir, ſeine Mutter
und ich, die täglich ſeiner Gegenwart,
ja ſtündlich ſeines Reizes uns erfreuten,
wurden nicht müde, ſeiner zu genießen.
Schon äußerlich genoß er jedes Vorzugs
vollkommener Bildung und Geſtalt. Er war
mit Anmut liebreich, war ganz Zartſinn, doch
was mehr iſt, unter ſeiner reinen Stirn
hervor, durch Blicke, die wie Sterne ſtrahlten,
ſchlug ein beſtrickender, ernſtheiterer Geiſt,
der ſieghaft alles ſich zu Füßen herrſchte.
Gedanken blitzten auf, Einfälle, Worte,
witzreiche Prägungen verblüfften, riſſen
zum Lachen hin. Sprühende Laune fuhr
mitunter wohl in Tollheit aus, doch ſchien's
mir und der Mutter immer wundervoll,

ja göttlich. Um die Winkel ſeines Mundes
ſaßen ihm holde Schälke. Doch er blieb
ſtets maßvoll auch im Übermut. Kurzum,
ſo war er! Dies war Ormann! — Was er wurde,
Tehura, das erfahre nun! — Es kam
die Zeit, wo der melodiſche Kinderlaut
in ſeiner Kehle tief und männlich ward:
und wieder war's ein Klang, der jeden anzog.
So ward der Prinz im Jüngling Ormann zwar
verehrt, doch mehr der Jüngling Ormann noch
im Prinzen. Und dem einen wie dem andern
ward mit Abgötterei gehuldigt, beiden
lag jung und alt im Herzogtum zu Füßen.
Dichter beſangen ihn. Erlauchte Meiſter
des Pinſels wie des Meißels traten in
erhabenen Wettſtreit, um den Götterprinzen
und ſeine Schönheit zu verewigen.
Aus manchen Meiſterwerken ſtrahlt ſein Antlitz
über Altären, aus vielgliedrigen
Gemälden an den Wänden von Paläſten
grüßt er herab. O dieſe Locken! O
dies ſtolze, warme, trügeriſche Auge
voll offnen Glanzes! Dieſe Wangen und
ihr Pfirſichflaum, die unſchuldvollen Grübchen
darin! Und dies betörend milde Lächeln,
vermählt mit einem ſüßen Hauch des Grams,
um den beredten Mund. Wie manche Nacht
ging alles dies durch meine Träume oder

drängte ſich vor das aufgerißne Auge
des Einſamwachenden in ſchwarzer Nacht. — —
Du hörſt mich röcheln und nach Atem ringen.
Es geht vorüber, laß es gut ſein. — Nun
zum Schluß: verführt durch eigner Gaben Glanz,
durch echtes und durch falſches Lob betört,
benützt durch Niedertracht und Schmeichelei,
fiel Ormann. Gift'ge Ohrenbläſer hauchten
in ihn die Peſt der Ehrſucht. Schurken ſchwenkten
Weihkeſſel vor ihm her, gefüllt mit Tollkraut.
Der Rauch verrückte ſeine Seele! Wahnwitz
befiel ihn, aufgebracht in Wut beſchloß
er wider ſeinen Vater ſich zu kehren,
des innige Liebe ſeine Speichellecker
und Hudler ihm als blut'ge Tyrannei
auslegten. Kurz, Ormann, mein Sohn, er war's,
der mich vom Throne ſtieß, der mich vertrieb,
Vater und Mutter aus den Toren hetzte
durch Pöbelhaufen, Knüttel, Spieße, Hunde,
der ganz unkindlich grauſam, gnadenlos
mein und der Mutter Herz den Geiern preisgab. —
Du ſiehſt mich weinen, wie ich nie geweint.

Tehura

fällt vor ihm nieder, umſchlingt und küßt ſeine Knie:

O wundervoller Dulder Du! Und auch
zugleich glückſeligſter Vollbringer. Ja, Du biſt
beladen mit der Menſchheit Sündenſchuld,

unſchuldig, und ein König, ungebeugt,
ich fühle das, gehſt Du den Weg der Sühnung.
Du ballſt um Dich, gleich wie ein Stern ſein Licht,
Dein Schickſal, oder hülleſt es um Dich
wie einen königlichen Purpur, der
von goldnen Bildern Deines Lebens ſtarrt.
Und ſo gebieteſt Du, was iſt und ſein wird.
O Großer, ewig Guter, webe mich
in einen Zipfel Deines Mantels, und
ſo laß mich nicht mehr von Dir, denn ich muß
in Dir erſtehn, Geliebter, und vergehn.

Proſpero:

„Und ſo gebieteſt Du, was iſt und ſein wird“:
So! Nur auf dieſe eine Art! Nur ſo!
Das Fremde duldend, das Ureigenſte
glücklich vollbringend. — Glücklich, was iſt das?
Wenn Tun und Dulden unverworren eins ſind!
Du, Sehende! Du ſiehſt den Zaubermantel, den
ich duldend tätig, tätig duldend trage,
und ahneſt auch, wohin ich unter ihm
nun unverbrüchlich ſchreiten muß. Dorthin,
wo er von meinen Schultern fällt für immer.
Mit mir biſt Du geworden, Sonnentochter,
nach Deinem Wort. Mit mir willſt Du vergehn.
So ſoll es doch vielleicht ſich noch erfüllen,
was ich dereinſt von Dir erbat: den Ort
mir auszufinden für die irdiſche Ruheſtatt.

Oro im Prieſterornate ſehr feierlich durch den Haupteingang.

Oro:
Ich wußte, daß ich Dich hier treffen würde,
im Allerheiligſten.
Proſpero:
Ich habe Dich
hierher gewünſcht mit meiner ganzen Kraft.
Oro beugt leicht ein Knie:
Herr, meine Tochter hat in dieſer Nacht
Gnade vor Dir gefunden.
Proſpero:
Und ſo biſt
Du, der ſich oftmals meinen Sohn genannt,
und der mein Bruder iſt, nun auch mein Vater!
Er hebt ihn auf, küßt ihn auf die Stirn. Oro erſchauert.
Oro:
Und Du mein Gott.
Proſpero:
Ich bin kein Gott.
Oro:
Du biſt es.
Du biſt ein Gott, nichts weniger.
Proſpero:
Kann wohl
ein Gott ſo leiden? Eines Gottes Bruſt
ſo Kampfplatz aller Ungewitter ſein,
die ſich in dieſer ſonnendüſteren
zweideutigen Schöpfung ballen und entladen?
Oro:
Er kann, er muß es. In zerrißner Bruſt

trägt Gott die Wetterſtürme jeden Schickſals
freiwillig, und um ſo viel größer iſt,
was er an Kampf und Schmerz ſich auflud, als
er größer iſt als wir.

Proſpero:

Was lud ich mir
freiwillig auf?

Oro:

Du opferſt Deinen Sohn.

Proſpero:

Wie weißt Du das?

Oro:

Ich weiß es.

Proſpero:

Und ſo iſt's. —
Nun aber höre, Oro, was ich Dir
nunmehr eröffnen muß. — Auf dieſen Block
erſtarrten Feuers, das der Glutberg einſt
aus ſeinem Donnerbrunnen rinnen ließ,
leg ich dies Pergament, von mir beſchrieben.
Es iſt verſiegelt, und nur Deine Hand,
Oro, darf es eröffnen. Darf es dann
eröffnen, und nicht früher, als bis hier
vor Dir und dieſem Block das Opfer ſteht,
dicht vor dem Augenblicke der Vollſtreckung.
Und ihm, dem Opfer, gibſt Du's in die Hand,
dem, den Du meinen Sohn nennſt, daß er es
laut leſe und verkünde.

Oro
nimmt das Pergament an ſich, küßt es und birgt es in ſeinem Talar:
So geſchieht es.

Proſpero:
Und nun: man ſagt, bevor Ihr zum Vollzug
der heilig-ſchauerlichen Handlung ſchreitet,
gebt Ihr dem Opfer eine ſtille Stunde
in dieſer finſtren Blut- und Schädelſtatt,
von der ſein Nachen in die neuen Himmel
des Lichtes abſtößt. Und alsdann erſt führt
Ihr ihn, mit Gold bedeckt, ins heilige Bad
und dann zum Tode. Nun, der heilige Brauch
iſt auch von mir erfüllt. Du biſt mein Zeuge.

Oro:
Du redeſt dunkle Worte, Himmliſcher.

Proſpero:
Oro, leb wohl. Wir beide ſteigen nun,
mein Weib und ich, den Höhenweg hinan
am Berge, den Ihr nennt den Rauchenden.
Der Fels, der Flammen über ſich gebreitet
und heulend Glut aus Eiſeskiefern ſpeit,
erwartet mich. Der heilige Rieſe, der
das Erdreich Eurer Täler wogen machte
und Euch mit Blutlicht ängſtigte des Nachts
und mit Getöſe, wie er noch tut: er
will ſich mit Eurem Magus unterreden. —
Und das geſchieht nun, Oro, während hier
im Todestal ſich Gott mit Euch verſöhnt.

Und nichts, bevor ich wiederkehre, darf
geſchehn, als was das Pergament Dir kundtut.
Er berührt den Block.
Du zweite Wiege, blutige Wiege, Du
furchtbare Todeswiege, lebe wohl.

Proſpero, ehrfürchtig berührt von Tehura und Oro, entfernt ſich mit beiden durch eben die Tür, durch die er gekommen. **Pyrrha** kommt durch den Haupteingang, ſieht ſich ſcheu um, ſchleicht zur Erztür links, die ſie öffnet.

Pyrrha:

Puh, ekelhaftes Schlachthaus! Scheußliche
Spelunke!
Sie ruft in die geöffnete Höhle.
Dello, he! und Amaru,
lebt Ihr noch oder ſeid erſtickt dort unten?

Dello, ungeſehen:

Der Wilde ſchläft. So kommſt Du doch noch?

Pyrrha:

Ja,
ich halte ſtets mein Wort. Man muß ihn wecken.

Dello, wie vorher:

Erſt konnte ſich der Teufel nicht genug tun
in gurgelndem Gegröl. Er nannte das
Totengeſänge, und nun ſchnarcht er, liegt
bewußtlos wie ein Stein und regungslos.

Pyrrha:

Auf! denn ein Augenblick verloren heißt
für Deinen Prinzen, Dich und Amaru

alles verloren. Doch den Augenblick
benützen, heißt ſoviel wie alles retten.
Amaru ſpringt aus der Höhle.

Amaru:
Hier, Himmelstochter, hier iſt Amaru.
Befiehl: Du biſt die Schleuder! und der Stein,
der tödlich treffende, iſt Amaru.
Gebiete, zeige ihm das Wild: Dein Hund,
Adler und Jaguar iſt Amaru.

Pyrrha:
So triff denn, Stein, die Stirn des Magus! Hund
und Jaguar, zerreißt ihn mit den Zähnen.
Er iſt ein Ungeheuer, nicht mein Vater.
Folgt! Habt Ihr Waffen? Sicher will ich Euch
geleiten. Möge gleiche Sicherheit
den Mordſtahl führen in des Feindes Herz.
Verzagter, zitterſt Du, vollbring ich's ſelber.
Denn wißt, ich ſchwor zu Nama. In mir brennt
die Höllenkraft und Wut des Dämons Nama. —
Die Krieger Namas, Deine Krieger ſind,
o Amaru, durch mich befreit. Sie liegen
im Hinterhalt, vor Kampfbegierde zitternd,
ſie harren Deines Winkes, Amaru!
Du wirſt zur Wut ſie ſtacheln, Amaru,
zur Raſerei erregen, Amaru!
So brecht Ihr in den Feſtzug, Amaru,
ſprengt und zerſtreut die heilige Prozeſſion,

wenn ſie zum Schlachthaus zieht mit ihrem Opfer
und raubt den Sonnenſohn aus ihrer Mitte.
Ich höre Schritte, ſchnell hinab, hinab!

Amaru verſchwindet in der Höhlung, die Pyrrha verſchließt. Sie ſelbſt verſteckt ſich. Ormann wird durch Huemac und Matzatzin wie ein Blinder mit verbundenen Augen an den Händen hereingeleitet. Die Prieſterknaben tragen Kränze. Ormann iſt mit Blumenketten umwunden.

Ormann:

Wo ſchleppt Ihr mich, Ihr Prieſterknaben, hin?
Und wollt Ihr mir die Augen noch nicht öffnen?

Huemac:

Bald, o Du Himmliſcher, ſind wir am Ziel.
Dies iſt die heiligſte der Handlungen
außer dem Sakrament der Opferung.
Noch einmal ſiehſt Du dieſe Welt als Menſch,
ſiehſt ſie am Orte ihrer tiefſten Qual
und leideſt dieſe Qual im Geiſt, bevor
Du ſterbend ſie als Menſch und Gott erleideſt.

Matzatzin:

Wie gerne blieb ich bei Dir, Tonatiuh,
um Dich in Deiner Angſt zu tröſten, Dir
den kalten Blutſchweiß von der Stirn zu wiſchen,
ſolange Du noch Menſch biſt. Doch ich darf nicht.

Huemac:

Du nimmſt Dir ſelber Deine Binde ab,
ſobald wir Dich verlaſſen haben.

Ormann:
Geht denn.

Die beiden Prieſterknaben entfernen ſich ehrfürchtig und auf leiſen Sohlen.

Ormann hat langſam die Binde abgenommen:
San Borondon! Bei Gott, ich ahne, ich
bin angelangt auf meine ſelige Inſel
San Borondon! — Die Luft hier iſt verdickt
von toten Dünſten, ekelduftenden,
als wäre hier der Leichnam eines Fluchs
ſeit Ewigkeiten eingeſargt, um Peſt,
Wahnſinn und Mord zu brüten.
Oh, was iſt dies?
Die Binde mitgeborner Blindheit fällt,
und wir, die, hungernd nach dem Quell des Lichts,
den Führern trauten, die ihn uns verſprachen,
wir finden ſehend uns im Grabe? — Nein.
Ich glaube, glaube an San Borondon! —
Gewiß, dies iſt ein finſtrer Augenblick,
gleichſam ein hoffnungsloſer! Doch ich ſoll,
ſo ſagten meine dunklen Henker mir,
die Sonne nochmals ſehn vor meinem Tode.
Er betaſtet den Opferblock.
Halt ein, was greif ich hier? O Trug der Hölle,
wie viele Binden deckten meine Augen,
da nun erſt, wie mir's ſcheint, die rechte fällt?
Du Block erſtarrten Feuers, runde Trommel
von Obſidian, mit Bildwerk ganz bedeckt,

die obere Fläche mit dem Bild der Sonne,
ich kenne Dich, ſchon einmal hab ich Dich
geſehen und berührt vor wenig Tagen
und Deine Sonne meinten meine Henker —
So leuchte, wenn Du kannſt! So leuchte! Sprenge
mit dem Poſaunendonner Deines Urlichts,
allmächt'gen Ausbruchs, dieſe blut'ge Höhlung
menſchlicher Schmach und Finſternis! Du kannſt nicht,
denn Dich gebar, und Du gebierſt allein,
die ewige Finſternis. Du wirſt mit Blut,
mit meinem rauchend friſch vergoſſenen,
in dem vertieften Becken Deiner Mitte
und ſeinen Strahlenrinnen ringsumher
nachäffen das hochheilige Geſtirn,
und wenn Dich klappernde Gebeine und
wahnwitzige Leichen kreiſchend rings umtanzen
und ich gefeſſelt auf Dir liege, wimmernd
vielleicht und winſelnd, Du verfluchter Stein,
ſo nennt mein Mörder mich den goldnen Mann,
den goldnen Gott, der in der Sonne weinet.
Wo Du auch ſein magſt, weine, weine Gott! —
Gemach, komm zu Dir ſelber, Ormann. Du
haſt oft getötet und haſt Tod und Leid
oftmals erdulden machen. Trage nun
auch ſtark und ohne Zittern Leid und Tod.
Und iſt Aſtorre nicht vorausgegangen?
Wie konnt ich das vergeſſen?! — He, Aſtorre!
Oh, welche Tröſtung! Welcher milde Klang

durchbebt auf einmal mich. Ich fühle Dich,
in den Zyklopenblöcken rauſchen Saiten
von Harfen wie aus Sonnengold. — Du haſt
mir prophezeit. Was war es doch? Du ſprachſt:
von Wundern ſchwer ſei dieſes Eiland, und
ich werde bald die Jägerin ſelber jagen,
die ich den Lämmergeier töten ſah.
Wahr! Beides wahr! Aſtorre, Du biſt hier!

Pyrrha wird ſichtbar.

Ormann

ſchreitet verzückt und weinend mit ausgeſtreckten Armen auf die Erſcheinung zu:

Aſtorre, Himmliſcher!

Pyrrha:

Komm zu Dir, Fremdling!

Ormann:

O Engel, Engel Gottes, ſteht mir bei!

Pyrrha:

Ich bin kein Engel, nein, Du Göttlicher:
zu ſehr bin ich von Schmerz zerriſſen und
von Leid und von Erbitterung durchwühlt.
Wiſſe, ich bin die Tochter jenes Mannes,
deſſen verruchter Machtſpruch Dich, Du Gott
des Lichts, dem Meſſer dieſer Wilden preisgibt.
Er iſt nicht mehr mein Vater, nein, und ich
bin nicht mehr ſeine Tochter.

Ormann:

Rede fort,
Du außerirdiſcher Klang in meinem Ohr.

Bewege weiter Dich in meinem Auge,
Du lichtes Nachbild eines Augenblicks,
des ſeligſten in meinem ſeligen Leben.

Pyrrha:

So laß mich kurz ſein, denn es drängt die Zeit.
Mein Vater war ein Schwächling. Darum auch
ſtieß ihn die Welt der weißen Menſchen aus,
und deshalb haßt er ſie bis dieſe Stunde.
Auch hier auf dieſer Inſel blieb er's, blieb
ein Weichling, der mit Träumen lebte: denn
nichts andres tat er, ſeit ihn Schickſalsſturm
hierher verſchlug. So kam es auch, daß ſich
ſeiner der Hoheprieſter Oro ganz
bemächtigte: ein ſchlauer Wilder, der
ihn braucht, um ſeine Herrſchaft zu befeſtigen.

Ormann:

Bei Gott, hier kann kein Zweifel walten, nein,
Du biſt es, die den Lämmergeier traf
mit ihrem Pfeil. Die Jägerin biſt Du, die
ſchnellfüßige Hinde, die ich ſelber jagte.
So muß die Stirn der Göttin ſtrahlen, ſo
ihr Auge Blitze ſchießen aus der Nähe,
ſo muß von ſchönem Scheitel niederfließen
die kühle Goldglut der Olympierin:
der Lockenſtrom des Haars. Und ſolchen Hals
und ſolche ſelige Schultern muß er baden.

Pyrrha:

Dich zu befreien komm ich, Dich zu retten.

Ormann:
Ich bin befreit, ich bin gerettet, oh!
Und welch ein wunderlicher Gaukler iſt
das Schickſal. War nicht eben hier ein Grab
voll finſtren Grauſens? Und nun iſt hier lauter Licht.
War hier nicht alles häßlich, dumpf und ekel
und wirft mich nun der Schönheit Übermaß,
ambroſiſchen Zaubers voll, nicht faſt zu Boden?
Nicht ſoll Dein Mund mich Schwächling heißen dürf

Er iſt mit einem Sprung bei ihr.

So war ich ſtets. So bin ich jetzt noch! Was
den Glanz der Schönheit nicht verbergen konnte,
und ſtünden Cherubim mit bloßem Schwert
daneben, es zu ſchützen, nahm ich mir
noch ſtets mit kühner, kurz entſchloßner Hand.

Er faßt ſie bei den Armen.

Biſt Du auch Göttin, bleibſt Du doch ein Weib.
Den aber wollt ich ſehn, Menſch oder Gott,
der Dich, Du höchſte Beute meines Lebens,
mir, eh mein letzter Lebenshauch die Bruſt
verließ, entreißen könnte. Herrlichſte,
ſieh, wie vergeht, wie ſchwindet Deine Kraft!
Ja, ja, was Stolz!? Was Scham!? Was Widerſtan
Ich brenne, dürſte, lechze! Qual nach Dir
verzehrt mein Mark: Erlöſerin, erlöſe!

*Er reißt ſie an ſich. Sie hängt willenlos in ſeinem Arm.
wütenden Küſſen bedeckt er ſie. Volle Umarmung. Stille. Geräu
von Pauken und Zimbeln nähern ſich jetzt.*

Pyrrha erwacht, reißt ſich los:
Sie kommen, oh, wir ſind verloren! Rettung!
Sie öffnet wie vorher die Kerkertür.

Pyrrha:
Dello und Amaru!
Amaru ſpringt hervor und ſtellt ſich neben Ormann.

Pyrrha:
Zu ſpät! Zu ſpät!

Oro erſcheint durch den Haupteingang, an der Spitze von bewaffneten Eingeborenen.

Oro:
Ergreift den Tempelſchänder, bindet ihn.

Oros Befehl wird ſchnell ausgeführt, bevor Amaru ſich ernſthaft zu wehren vermag. Ormann bleibt frei, aber ebenſo wie Pyrrha von Lanzenſpitzen umſtarrt.

Oro:
Nicht weiß ich, was ſich hier begeben ſollte,
Yakka, allein Dich ſchützt Dein heiliges Blut.
Auch was der Sonnenſohn begeht, iſt heilig.
Doch wiſſe: alte Satzung ſchreibt uns vor,
wenn Zeichen ſprechen und die Zeichendeuter
ſie dahin deuten, daß dem Sakrament
Behindrung etwa drohe durch Dämonen:
in ſolchem Fall das Opfer zu beſchleunigen.

Ormann:
Blutrünſtiger, ſchmutz'ger Götzenpfaffe, ſchweig!
Vergeblich habt Ihr Eure Schlächtermeſſer
aus ſcharfem Feuerſtein hervorgeſucht,
und deren keines ritzt mir nur die Haut.

Du Narr, nun fühl ich faſt den Gotteswind
im unſichtbaren Segel meines Schickſals,
ſieh, er umſpielt mich, und ich lache, und
er füllt mit ſalziger Friſche mir die Bruſt
und mit triumphhaft ſeliger Entzückung.

Oro:

Oh, Tonatiuh, Du wirſt Dich opfern, wirſt
des heiligen Meſſers Schnitt mit Augen ſehn,
Dein rauchend Herz in meiner Rechten pulſen . . .

Ormann:

Du Narr, Du Metzger! Deine freche Hand
dringt wohl in eines räudigen Hundes Bruſt
und hält ein räudiges Hundeherz gen Himmel,
damit ſich Höllengeier daran ſättigen.
Meins iſt mit Panzern ſiebenfach geſchützt,
und was ich jetzt von Dir erwarte, und
mit Ungeduld erwarte, ahndevoll
im Vorgenuſſe tiefſter Seligkeit,
es iſt das Liebeswunder meines Lebens.
Wirf weg Dein Meſſer, denn es iſt Dir nutzlos.
Sag lieber, was Du mir zu ſagen haſt,
denn ſieh, ich weiß, Du haſt mir viel zu ſagen.

Pyrrha:

Nie wirſt Du dieſen hier berühren! Nie, nie!

Oro, unſicher geworden:

Nicht Dir gilt meine Antwort, Yakka, ihm nur.
Fremdling, Du haſt mich alten Mann geſchmäht,
der ſeine Pflicht erfüllt vor Gott und Menſchen.

Doch da Du biſt, was Du nicht weißt, ſo biſt Du
ſicher vor meinem Zorn. Und Du haſt recht
in einem: eine Offenbarung iſt
Dir noch beſchieden, eh Du ſtirbſt: lies! lies!

Ormann

hat das gereichte Pergament verzückt und faſt willenlos entgegen genommen.

Er lieſt:

„Ormann, mein Sohn, die Schrift iſt Dir bekannt.“
Die Schrift, die Schrift bekannt? bekannt? Nein, Vater!
„Du warſt ſo hungrig nach dem Leben und
ſo durſtig, daß es Deiner Seele ſchien,
Du könnteſt Deinen Hunger nur dann ſtillen,
wenn auch mein Fleiſch in Deinem Mund, mein Blut
in Deinem Becher wäre.“ — Vater, Vater,
nun reißeſt Du das Herz mir aus der Bruſt
und hältſt das zuckende gen Himmel und
gibſt ſeine Schmach der offnen Sonne preis.
Hier ſteht: „Nun lebe, denn ich opfre mich
aus freiem Willen, gern und auch für Dich.“
Wo biſt Du, Vater? Niemals, lieber Vater,
O Abba, Abba! Vater, Vater, Vater! —
„Erweiſe Ehrfurcht Oro, meinem Bruder!
Er wird Dich ſtützen, und das Volk iſt gut
und wird ſich einer milden Herrſchaft fügen.
Ich ſchreibe neue Offenbarungen
auf erzne Tafeln, wer ſie findet, der
ſei ihrer wert. Ormann, nun lebe wohl!

Pyrrha, leb wohl, und zeuget das Lebendige.“
Vater! Wo iſt mein Vater? Raum! Gebt Raum!
Der iſt des Todes, der mich aufhält. Vater!
Habt Mitleid! Raum! Ich ſuche meinen Vater!
Vater! ich komme! Vater! Vater! Vater!

Fünfter Akt

Eine Geſteinswüſte in großer Höhe des vulkaniſchen Berges. Man ſieht ſeinen rauchenden Gipfel dahinter in ewigen Schnee gehüllt. Proſpero, auf Tehura geſtützt, ſteigt aufwärts.

Proſpero:

Hier laß uns raſten. Welch ein Anblick! Rings
der blaue Rieſentrichter, deſſen Rand
uns hoch umringt: es iſt das Meer! Es ſind
die Weltgewäſſer! Und wir ſinken tiefer nur
in ihren Waſſerkrater ein, ſo ſcheint's,
je mehr wir ſteigen. Wollteſt Du uns nicht
bis an das Himmelsdach erheben, Glutberg?
Nun ſchrumpfſt Du ein zur Warze? Nein! Blick unter Dich,
Tehura, wie gewaltig ragt der Berg
nun wiederum, wie mächtig laſtet er,
wie übermächtig auf dem armen Eiland,
das den Koloſſen wie durch Zauber hält,
über die Flut. Nun weiter, weiter aufwärts.

Tehura:

Du wollteſt raſten. Raſte, laß uns hier
das wenige genießen, das ich mitnahm.

Proſpero:

Dein Rat iſt gut, gewiß, ich folge Dir.

Er nimmt auf einem Baſaltblock Platz. Tehura holt mitgebrachtes Brot und Früchte hervor, auch eine goldene Schale und Wein.

Raſt. Laß uns raſten, ſagteſt Du. Die Raſt

die letzte vor der letzten Raſt! Iſt's wirklich
die letzte vor der letzten? Niemand weiß es.

Tehura:
So nannte ſeinen größten Herrſcher einſt
das Volk, dem ich entſtamme: „Niemand weiß es."
Dies heißt in unſerer Sprache: „Indipohdi."

Proſpero:
Und warum nannten ſie ihn ſo?

Tehura:
Nicht nur,
weil er dies Wort oft ausſprach.

Proſpero:
Tat er das?

Tehura:
Er tat es.

Proſpero:
War er denn ein Zweifler?

Tehura:
Nein,
Nicht wiſſen heißt nicht: zweifeln.

Proſpero:
Alſo ſtieß
er mit dem Finger nur an jenes Nichts,
das alles iſt?

Tehura:
Er kam aus jenem Nichts
und iſt lebendigen Leibs dorthin entſchwunden.
Es hieß: wo kommt er her? wo ging er hin?

Auch deshalb, weil es niemand ſagen konnte,
gab ihm die Welt den Namen Indipohdi.

Proſpero:

Die Welt?

Tehura:

Mein Volk beherrſchte einſt die Welt. —

Proſpero:

Ich weiß von Deinem König Indipohdi.
Dank, daß Du ſeinen heiligen Schatten mir
durch den geliebten Zauber Deiner Worte
hervorrufſt. Bin ich ſelbſt am Ende doch
ein ſpäter Enkel Indipohdis, bin
ein Indipohdi, der das heilige Wort
frommgläubig zu bewahren weiß.

Tehura:

Er war
voll Traurigkeit.

Proſpero:

Voll jener Traurigkeit,
die, wie der Kelch des Lotos, aus dem Schoß
des ſeligdunkeln, unbewegten Sees
zur Sonne ſchwillt. Er ſteigt aus Wonnen, ſaugt
die Wehmut des Vergehns aus ſeligſtem
Genuſſe des Entſtehns. Der braucht nicht ſterben,
weil er nie lebte, den die Gottheit nie
der heiligen Träne Indipohdis wert hielt.

Tehura ſingt guttural:

Kommt in die Gräberhallen, kommt mit mir.

In meiner Ahnen Königsgräber kommt.
Ihr findet Urnen, in den Urnen Staub.
König Topiltzin, Friedefürſt! Wo biſt Du?
Ein hohler Stein, der Eure Aſche birgt,
trägt Eure Namen. Euer Atem: wo?
Wo Eure Stimme, der die Völker bebten?
Wo Eure Völker ſelbſt, wo ſind ſie? Oh!
Netzalcoyotzin, Du mächtigſter
Monarch! Du baueſt für die Ewigkeit
Paläſte, Gärten, Katarakte. Du
formteſt, wie Gott, durch einen Wink, was in der Luft,
was auf der Erde, in der Erde lebt,
und was im Waſſer iſt, aus Gold und Stein,
Fiſch, Vogel, Menſch und jegliches Getier.
In Deinen Gärten ruhten Löwen aus
Geſtein. Es ſprühten Tiger Waſſer und
Feuer aus gleichem Rachen. Sag, wo ſind
nun die Werkleute hingekommen, die
wie Heere unabſehbar morgens ſich
ans Werk begaben! Wohin ſind ſie? Und
wohin, was ſie geſchaffen? Wo Dein Land,
wo die Geſetze, die Du gabeſt, die
niemand im Volk zu übertreten wagte?
Dein Richterſtuhl hieß: „Gottes Richterſtuhl.“
Wo ſind die, die Du jetzt noch richten darfſt,
und wo, wo biſt Du, königlicher Richter?

**Am hohen Meereshorizonte erſcheint die Sonne wie eine umgeſtül
Purpurſchale.**

Proſpero

hat ſich erhoben und ſteht feierlich und ganz von der aufgehenden Sonne glühend:

War ich ein König je, heut bin ich's nicht mehr.
Nicht einmal ſoviel, als Erinnerung
an das, was war, von meinem Königtum
enthält. Und war ich je ein Richter, heut
iſt kein Gedanke mehr in mir, der auch
nur einen anderen Gedanken richtet.
Saß ich im Webſtuhl meines Geiſtes, als
kunſtreicher Weber von des Lebens Spulen
mit blutiger Hand die Fäden zu verweben,
heut web ich nicht mehr. Und ich werfe ab
den ſelbſtgewebenen Mantel meiner Seele
wie dieſen Mantel, der ſein äußres Bild iſt.
Ihn hebe auf, ihn trage, wer da mag.
Es iſt ein Mantel voll Magie: gewiß
ich war ein Magier. Er enthält
in magiſcher Gegenwart mein ganzes Schickſal,
und wer ihn umnimmt, kennt es, trägt's wie ich.
Doch er enthält noch mehr: ich ſchuf die Welt,
in der ich lebte, und er gibt davon
vollgültiges Zeugnis. Er beſchreibt die Tat
der Schöpfung, alſo auch des Schöpfers Tat.
Was ich geſchaffen, als der Demiurg,
das trug ich ſchwebend mit mir im Bewußtſein.
Und davon ſpricht der Mantel, und er ſagt,
wie ich ſelbſt mitten inne ſtand im All,

in dem ich ſchaffend jeden Augenblick
mit neuen Räumen, neuen Welten mich
umgab, unendlich die Unendlichkeit
geſtaltend, neugeſtaltend, umgeſtaltend. Was
ich ſehe, fühle, ſchmecke, alles was
ich höre, rieche, denke — ſchuf ich. Da iſt nichts,
was kocht und grollt im Innren dieſes Berges,
was flügelbrauſend aus den Lüften ſchießt,
was ſchlägt, und was den Schlag empfängt,
was reißt, und was geriſſen wird, der Wolf,
das Lamm — nichts iſt im Drama dieſer Welt,
worin ich mich nicht ſelbſt erlitt und ſelbſt
genoß. Furchtbarer Urkampf, den ich ſo
qualvoll gebar, in Lieb und Haß. Und jetzt
fällt dieſe mächtige Schöpfung von mir ab,
und ich verlaſſe ſie als Liebender,
der ſeine wirre Schöpferhand beweint.
Ich bin kein Magier mehr, bin losgelöſt
vom Leidenswirken, vom erwirkten Leiden.
Doch aber fürcht ich, daß ich noch ein Menſch bin.

Tehura wirft ſich anbetend nieder:
Kein Menſch, Du biſt es ſelbſt, die Gottheit biſt Du!
Der Weinende im Sonnenball! Oh, Du
Verklärter, nun verſchwebe nicht. Ich war
Dir Weib und demutsvolle Dienerin,
nimm mich empor mit Dir in Deinen Strahlen.
Sonſt rufe Deinen Blitz: er töte mich.

Proſpero:

Ich bin kein König mehr, noch Richter, noch
ein Magier, der, Trug und Wahrheit mengend,
ſich halbe Gottheit anmaßt. Nur ein Menſch
blieb ich. Und ſieh, Tehura, er, der Menſch,
der ſich von ſeinem Muttergrunde loslöſt,
um ſeine Todeshöhe zu erſteigen,
hat nur noch Macht zu leiden, nicht zu tun. —
Und nun kehr um. Die Strecke Weges, die
von hier beginnt, iſt nur für einen: mich.

Tehura:

Dies ſei. Dein Weg und Deine Bahn iſt Dein.
Nicht hab ich Feuerflügel, Deinen gleich,
mich in die Überwelt hinaufzuſchrauben.
Doch durch das Tor des Todes ſchreit ich mit Dir.
Du nannteſt mich zuweilen Deine Seele.
Ich bin's, ſoweit als Du mir Leben gibſt,
nicht mehr. Und ſoweit iſt mein armer Geiſt
in Deinem wiſſend, doch vornehmlich hier
mein Herz. Und ſo ſpricht nun mein Herz. Es ſpricht
zu Deinem, daß ihm Deines Antwort gebe.
Biſt Du ganz fertig, aus der Welt zu ſcheiden?

Proſpero:

Dort oben raucht der Altar, und ich bin
das Opfer. Schlecht bereitet wäre ich,
wollt ich's verzögern, weil mich dies und das
hoffend noch hielte hier im Zeitlichen.

Wo Hoffnung iſt, iſt Furcht. Ich hoffe nichts mehr
und fürchte nichts mehr.

Tehura:

Glaube mir, er kommt.
Mein Herz, das Deines iſt, weiß, daß er kommt.
Ich höre Deines Sohnes Stimme ſchon,
nicht mit dem Ohre zwar, doch mit der Seele.
Ich höre, wie er Vater, Vater ſchreit,
das Echo aller Felſentäler weckend.
So grauſam wirſt Du gegen Dich und ihn,
Allgütiger, nicht ſein. Du willſt ihn nicht
zertreten durch die Großmut Deiner Seele.
Du warſt ihm tot. Du richteſt Dich vor ihm,
der nach dem Wahnbild goldner Inſeln jagt,
als Vater unerkannt empor, als Richter.
Er wird zum Tod geführt, ſteht vor dem Blutblock,
und nun bricht dieſe Glorie auf ihn ein,
wie in ein blindgebornes Auge ſich
das Licht von tauſend Sonnen einen Weg bahnt.
Es ſieht und wird zum zweiten Male blind,
und nun erſt wirklich, nun erſt wahrhaft. Oh,
Arzt, ſei noch einmal Arzt und Magus, Magus! —
Sie legt ihm den Zaubermantel wieder um.
Verhindre das, erhalt ihn ſehend, wenn
er anders leben muß. Bleib nur noch Menſch,
bis er zu Deinen Füßen einmal noch
zerknirſcht gelegen, Selbſtverdammung ſtammelnd,
Dich abgetaſtet mit verzweifelten,

ungläubig-gläubigen, glückſeligen Händen
als den Verlorenen und Geſundenen — bleib
ſo lange, bis Dein Liebling einmal noch,
die ganze Wonne der Verſöhnung fühlend,
an Deiner Bruſt ſich ausgeweint.

Proſpero:

Tehura,
Dein Wort iſt ſtark, doch macht es mich nicht ſchwach,
und weh mir, wär es anders!

Ormann, unſichtbar rufend:

Vater!

Tehura:

Es
war Ormanns, Deines Sohnes, Stimme.

Proſpero:

Täuſchung.

Ormann, wie vorher:

Wo biſt Du, Vater? Vater! Ormann bin ich,
bin Dein mißratner, Dein verfluchter Sohn!

Proſpero:

In dieſem Laut liegt etwas, das mich feſtbannt.

Ormann, wie vorher:

Vater, ich hetze Dich nun nicht mehr wie
ein Wild. Ich liege jetzt auf Deiner Spur
wie ein Verdammter auf der Spur des Heilands.
Ich haſſe mich! Und mein verfluchter Leichnam,
der mit mir rennt und mit mir ſteigt, er iſt
mir nichts als eine ekelhafte Laſt.

Proſpero:

O Blendwerk, warum lockt ich dieſen raſenden
Schatten mir nach in meine letzte Stunde?
Gemarterter, zerquälter Schatten, bleib'!
Das iſt die Schmerzenszeugung dieſer Welt,
die tauſendarmige, die einmal noch
greift nach dem faſt ſchon Freien und verſucht,
ihn in des Lebens Netze zu verwickeln,
das heißt ins Netz der Täuſchung und des Elends.
Tehura, laß uns höher ſteigen, komm.

Proſpero ſteigt den Berg weiter hinan und verſchwindet. Tehura behält ihn im Auge, folgt ihm aber nicht. Im Sprung erſcheint **Pyrrha** auf einer nahen Felsſtufe.

Pyrrha:

Ah, Du biſt da.

Tehura:

Noch bin ich da: Du ſagſt es.
Doch weshalb biſt Du hier? Wen ſucheſt Du?

Pyrrha:

Ich kann nur noch auf Erden einen ſuchen,
den Leuchtenden, mit Feuermilch geſäugt,
der, dem entſprungnen Sonnenroſſe gleich,
die heilige Glutbahn ſeines Lebens hinſtürmt,
und der, wenn er erkaltet und verliſcht,
mich kalt und tot zurückläßt.

Tehura:

Und wer iſt das?

Pyrrha:

Gleichviel, wer dieſer iſt und was er iſt.

Ob ihn die Hölle ausgeworfen oder
derſelbe Mutterſchoß, dem ich entſprang.
Gleichviel, ob er die Mutter mordete,
den Vater wie ein Räuber überfiel,
ihn in Verbannung und ins Elend hetzte
und mich mit ihm. Gleichviel! Was tut's? Dies iſt
Werk der Dämonen, die den Abgrund und
die Lüfte und die Himmel überfüllen.
Und wär es nicht ſo, hätte ſeine Hand
den Schlag geführt, den ſie zu führen dachte,
und ſeinen Vater blutend hingeſtreckt
zu andren Toten auf die rieſelnde
Blutſtraße ſeiner ſehend-blinden Bahn,
zujauchzen müßt ich ihm, wenn ich ihn ſähe.
Er fluche Gott, ſo fluch ich Gott. Er winke,
und jede Untat, die er je beging,
begeh ich, ohne nur mich zu beſinnen.
Er machte mich zum Werkzeug ſeiner Luſt,
Blutſchande noch zu andren Freveln häufend,
und nicht beneid ich mehr, was alle Himmel
an Wonnen ihren Göttern ausgeteilt.

Ormann, wie vorher:

Vater, wo biſt Du? Vater! Vater! Vater!
Gib Antwort dem Verdammten. Deinem Sohn!

Tehura:

Pakka, Du biſt nicht auf dem gleichen Weg,
Du hörſt, den jener ſchreitet, dem Du nachjagſt.

Pyrrha:

War das nicht ſeine Stimme? Ormann, Ormann!
Der Vater ſoll ihn mir nicht rauben, nein,
mit ſeiner Zauberei und tückiſchen Großmut.

Pyrrha ſpringt vom Felſen und verſchwindet. Man hört bal
näher, bald ferner „Ormann, Ormann“ und dagegen „Vater
Vater“ rufen. Plötzlich erſcheint **Ormann.**

Ormann bemerkt Tehura:

Wo iſt er?

Tehura:

Wer?

Ormann:

Er, den ich ſuche: Er!

Tehura:

Wie kann ich wiſſen, wen Du ſucheſt, Fremdling?

Ormann:

Nicht ſo, Du Dunkle, die ein Gott mir ſendet,
Du Mütterliche, ſprich nicht ſo zu mir,
Du ſiehſt, ich bin zerſtört, ich bin vernichtet.

Tehura:

Steh auf. Du ſuchſt den Wundertäter, ſuchſt
den Prieſterkönig und den Vater. Der
Dich einſt am Buſen hielt als höchſtes Kleinod,
Herzſchlag an Herzſchlag, dem Du ſelber dann
ganz fremd Dich machteſt und ganz ferne ſtellteſt.
In des verſchmähte Nähe drängſt Du nun
im Schmerzensſturme einer Einſicht, die
Dir ſeine weiſe Führung offenbart.

Ormann:

O Du, verſchließe nicht Dein Ohr. Was ich
den Farnen zugeſchrien, den Felſenwänden
und allen tauben Schlacken dieſes Glutbergs:
Du darfſt nicht taub ſein, mußt es hören. Ach,
mein Leben war ein Leiden, ſeit ich es
von ſeinem riß. Das Feuer meines Bluts
wollte nicht Zaum noch Zügel dulden, und
in Zaum und Zügel hielt der Vater mich.
Ich wollte zu des Vaters Füßen knien,
am Hals der Mutter weinen, doch ſie waren —
der Vater wie die Mutter — längſt vertrieben.
O Du, wenn er noch lebt, ſo zeig ihn mir:
der mir es nun gewieſen, wer er iſt,
er möge nun auch ſehen, wer ich bin!
Wiſſe, nicht durch das Zaubernetz der Vorſehung
allein kam ich ihm nah. Ich bin ihm nah,
auch wenn ich ihn nie leiblich wiederſehe.
Ich wuchs an den Erhabenen heran,
und wenn ich raſe gegen mich, ſo iſt's
aus Reue nicht ſo ſehr, als deshalb, weil
die ſehnſuchtsheiße Irrfahrt meines Leben
vor überſeliger Erfüllung ſteht,
und doch dies Übermaß erhabenſten
Verſöhnungsausgleichs, dieſes mächtigſte
Wunder, vom Fallen eines Blattes abhängt.
Er ſoll es ſehen, wer ich bin. Daß ich
ſein Sohn und ſeiner würdig bin. Er ſoll

wiſſen, daß ſeines Herzens blutende
Sonne mir ſichtbar iſt, daß ſie mir ſtrahlt,
mich ganz durchläutert und von Schlacken rein glüht.
Er ſoll mich ſehn als den, der nie ſein Feind war,
reif und bereit wie er, den letzten Weg
gelaſſen neben ihm ins Nichts zu gehn.

Höher in den Felſen iſt Proſpero erſchienen. Der Mantel wallt von ſeinen Schultern. In der Hand hält er eine Bettlerſchale, aus der eine blaue Flamme lodert. Er iſt von der aufgehenden Sonne beleuchtet.

Proſpero, gegen die Sonne:

Titan! Titan! Du ſchleppſt zum letztenmal
die Welt von Licht, die Welt voll Glut herauf
in Deines Schöpfers Seele. Brauſend fegt
die Feuerſturmflut über alle Gipfel
und ſtürzt ein Tönemeer in alle Tiefen.
Du ſtärkſter Dienſtmann meines Zauberſaals,
Du unverbrüchlich Treuer, wie ich Dich
jetzt grüße, Herrlicher, ſo entlaß ich Dich.
Gewiß, ich war ein Meiſter der Magie,
ein Zauberer, doch eine andre Hand
wob unſichtbar an meinen Zaubern mit,
und ich ward ihr ein freier Höriger.
Des Weberſchiffleins Schnur zog meine Hand,
allein in meiner wirkte jene andre
und trieb das Werk der Schöpfung vorwärts, die
im Tod entſteht und im Entſtehen ſtirbt.
Noch einmal in dem heiligen Augenblick
des Abſchieds, wo der mächtige Webſtuhl noch

dröhnt und mein Werk erſchafft, was doch nicht mein iſt,
grüß ich Dich, furchtbar-wundervolle Welt
des Zaubers und der Täuſchung. Du gebierſt
millionenfachen Fluch, wie Blumen auf
glückſeligen Wieſen, und ich habe ſie
jauchzend gepflückt und jubelnd mich gewälzt
im Schmerzenstau, im Todesduft der Gräſer.
Und als mein immer wachſendes Geweb
mich enger ſtets umſtrickte und Geſtalt,
unzähliger Form, mich, der ſie ſchuf, umdrang,
da würgte mich mein eigner Zauber, drang
mein Volk von Schatten grauſam auf mich ein
und legte mich, den Schöpfer, in die Folter.
Ich ſchlage um mich. Kampf, noch immer Kampf,
als habe ein Wutbiß dieſe Welt gezeugt,
und dieſe blutige Rieſenmühle, Schöpfung,
die grauſam mörderiſch die Frucht zermalmt.
Nein, nein, es iſt nicht wahr. Nichts iſt hier Täuſchung,
denn Blut iſt Blut und Brot iſt Brot und Mord
iſt Mord. Sind alle dieſe Rachen,
die Mitgeſchöpfe gen einander gähnen,
womit dies blinde Leben ſchrecklich prunkt,
Täuſchung? Zerſtückt des Haies Kiefer nicht
des Menſchen Leib? Iſt nicht des Tigers Hunger
qualvoller Haß und Mordſucht, und zerreißt
er nicht Lebendiges und ſchlingt ſein Fleiſch?
Ward eine Kreatur in dieſe Welt
hineingeboren ohne Waffe, und

die Mutter, die in Furcht und Grau'n gebiert,
gebiert ſie Furcht und Grauen nicht im Kinde? —
Das iſt nicht Täuſchung, nein, es iſt ſo, und
ſo wäre denn dies Täuſchung, daß die Welt
nur meines Zaubers Täuſchung war: und dies
iſt Wahnwitz! — Nein! Zwei Augen leuchten mir
im Nebel. Oh, Tehura! Und es dringt
wie leiſe Sphärenklänge auf mich ein,
vom Stern der Liebe. Nah iſt die Verſöhnung.
Oh, reine Prieſterin, nimm weg die Welt
und ſchenke mir das Nichts, das mir gebührt.
Ich fühle Dich, ich ſinke in Dich! Nichts!

Alles iſt im Nebel verſchwunden.

Gerhart Hauptmann

Geſammelte Werke

in zwölf Bänden

Neunter Band

S. Fiſcher, Verlag
Berlin 1922

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript
Copyright 1922 by S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Landes-
Bibliothek
[illegible]

Inhalt

Bahnwärter Thiel 1

Der Apoſtel 43

Atlantis 63

Bahnwärter Thiel

I

Allſonntäglich ſaß der Bahnwärter Thiel in der Kirche zu Neu-Zittau, ausgenommen die Tage, an denen er Dienſt hatte oder krank war und zu Bette lag. Im Verlaufe von zehn Jahren war er zweimal krank geweſen; das eine Mal infolge eines vom Tender einer Maſchine während des Vorbeifahrens herabgefallenen Stückes Kohle, welches ihn getroffen und mit zerſchmettertem Bein in den Bahngraben geſchleudert hatte; das andere Mal einer Weinflaſche wegen, die aus dem vorüberraſenden Schnellzuge mitten auf ſeine Bruſt geflogen war. Außer dieſen beiden Unglücksfällen hatte nichts vermocht, ihn, ſobald er frei war, von der Kirche fernzuhalten.

Die erſten fünf Jahre hatte er den Weg von Schön-Schornſtein, einer Kolonie an der Spree, herüber nach Neu-Zittau allein machen müſſen. Eines ſchönen Tages war er dann in Begleitung eines ſchmächtigen und kränklich ausſehenden Frauenzimmers erſchienen, die, wie die Leute meinten, zu ſeiner herkuliſchen Geſtalt wenig gepaßt hatte. Und wiederum eines ſchönen Sonntag-Nachmittags reichte er dieſer ſelben Perſon am Altare der Kirche feierlich die Hand zum Bunde fürs Leben. Zwei Jahre nun ſaß das junge, zarte Weib ihm zur Seite in der Kirchenbank; zwei Jahre blickte ihr hohlwangiges, feines Geſicht neben ſeinem vom Wetter gebräunten in das uralte Geſangbuch —; und plötzlich ſaß der Bahnwärter wieder allein wie zuvor.

An einem der vorangegangenen Wochentage hatte die Sterbeglocke geläutet: das war das Ganze.

An dem Wärter hatte man, wie die Leute verſicherten, kaum eine Veränderung wahrgenommen. Die Knöpfe ſeiner ſauberen Sonntagsuniform waren ſo blank geputzt wie je zuvor, ſeine roten Haare ſo wohl geölt und militäriſch geſcheitelt wie immer, nur daß er den breiten, behaarten Nacken ein wenig geſenkt trug und noch eifriger der Predigt lauſchte oder ſang, als er es früher getan hatte. Es war die allgemeine Anſicht, daß ihm der Tod ſeiner Frau nicht ſehr nahe gegangen ſei; und dieſe Anſicht erhielt eine Bekräftigung, als ſich Thiel nach Verlauf eines Jahres zum zweiten Male, und zwar mit einem dicken und ſtarken Frauenzimmer, einer Kuhmagd aus Alte-Grund verheiratete.

Auch der Paſtor geſtattete ſich, als Thiel die Trauung anzumelden kam, einige Bedenken zu äußern:

„Ihr wollt alſo ſchon wieder heiraten?“

„Mit der Toten kann ich nicht wirtſchaften, Herr Prediger!“

„Nun ja wohl — aber ich meine — Ihr eilt ein wenig.“

„Der Junge geht mir drauf, Herr Prediger.“

Thiels Frau war im Wochenbett geſtorben, und der Junge, welchen ſie zur Welt gebracht, lebte und hatte den Namen Tobias erhalten.

„Ach ſo, der Junge“, ſagte der Geiſtliche und machte eine Bewegung, die deutlich zeigte, daß er ſich des Kleinen erſt jetzt erinnere. „Das iſt etwas andres — wo habt Ihr ihn denn untergebracht, während Ihr im Dienſt ſeid?“

Thiel erzählte nun, wie er Tobias einer alten Frau übergeben, die ihn einmal beinahe habe verbrennen laſſen, während er ein anderes Mal von ihrem Schoß auf die Erde gekugelt ſei, ohne glücklicherweiſe mehr als eine große Beule davonzutragen. Das könne nicht ſo weiter gehen, meinte er, zudem da der

Junge, ſchwächlich wie er ſei, eine ganz beſondere Pflege benötige. Deswegen und ferner, weil er der Verſtorbenen in die Hand gelobt, für die Wohlfahrt des Jungen zu jeder Zeit ausgiebig Sorge zu tragen, habe er ſich zu dem Schritte entſchloſſen. —

Gegen das neue Paar, welches nun allſonntäglich zur Kirche kam, hatten die Leute äußerlich durchaus nichts einzuwenden. Die frühere Kuhmagd ſchien für den Wärter wie geſchaffen. Sie war kaum einen halben Kopf kleiner als er und übertraf ihn an Gliederfülle. Auch war ihr Geſicht ganz ſo grob geſchnitten wie das ſeine, nur daß ihm im Gegenſatz zu dem des Wärters die Seele abging.

Wenn Thiel den Wunſch gehegt hatte, in ſeiner zweiten Frau eine unverwüſtliche Arbeiterin, eine muſterhafte Wirtſchafterin zu haben, ſo war dieſer Wunſch in überraſchender Weiſe in Erfüllung gegangen. Drei Dinge jedoch hatte er, ohne es zu wiſſen, mit ſeiner Frau in Kauf genommen: eine harte, herrſchſüchtige Gemütsart, Zankſucht und brutale Leidenſchaftlichkeit. Nach Verlauf eines halben Jahres war es ortsbekannt, wer in dem Häuschen des Wärters das Regiment führte. Man bedauerte den Wärter.

Es ſei ein Glück für „das Menſch“, daß ſie ſo ein gutes Schaf, wie den Thiel zum Manne bekommen habe, äußerten die aufgebrachten Ehemänner; es gäbe welche, bei denen ſie greulich anlaufen würde. So ein „Tier“ müſſe doch kirre zu machen ſein, meinten ſie, und wenn es nicht anders ginge, denn mit Schlägen. Durchgewalkt müſſe ſie werden, aber dann gleich ſo, daß es zöge.

Sie durchzuwalken aber war Thiel trotz ſeiner ſehnigen Arme nicht der Mann. Das, worüber ſich die Leute ereiferten, ſchien ihm wenig Kopfzerbrechen zu machen. Die endloſen Predigten ſeiner Frau ließ er gewöhnlich wortlos über ſich ergehen und wenn er einmal antwortete, ſo ſtand das ſchleppende

Zeitmaß, ſowie der leiſe, kühle Ton ſeiner Rede in ſeltſamſtem Gegenſatz zu dem kreiſchenden Gekeif ſeiner Frau. Die Außenwelt ſchien ihm wenig anhaben zu können: es war, als trüge er etwas in ſich, wodurch er alles Böſe, was ſie ihn antat, reichlich mit Gutem aufgewogen erhielt.

Trotz ſeines unverwüſtlichen Phlegmas hatte er doch Augenblicke, in denen er nicht mit ſich ſpaßen ließ. Es war dies immer anläßlich ſolcher Dinge, die Tobiäschen betrafen. Sein kindgutes, nachgiebiges Weſen gewann dann einen Anſtrich von Feſtigkeit, dem ſelbſt ein ſo unzähmbares Gemüt, wie das Lenes, nicht entgegenzutreten wagte.

Die Augenblicke indes, darin er dieſe Seite ſeines Weſens herauskehrte, wurden mit der Zeit immer ſeltener und verloren ſich zuletzt ganz. Ein gewiſſer leidender Widerſtand, den er der Herrſchſucht Lenens während des erſten Jahres entgegengeſetzt, verlor ſich ebenfalls im zweiten. Er ging nicht mehr mit der früheren Gleichgültigkeit zum Dienſt, nachdem er einen Auftritt mit ihr gehabt, wenn er ſie nicht vorher beſänftigt hatte. Er ließ ſich am Ende nicht ſelten herab, ſie zu bitten, doch wieder gut zu ſein. — Nicht wie ſonſt mehr war ihm ſein einſamer Poſten inmitten des märkiſchen Kiefernforſtes ſein liebſter Aufenthalt. Die ſtillen, hingebenden Gedanken an ſein verſtorbenes Weib wurden von denen an die Lebende durchkreuzt. Nicht widerwillig, wie die erſte Zeit, trat er den Heimweg an, ſondern mit leidenſchaftlicher Haſt, nachdem er vorher oft Stunden und Minuten bis zur Zeit der Ablöſung gezählt hatte.

Er, der mit ſeinem erſten Weibe durch eine mehr vergeiſtigte Liebe verbunden geweſen war, geriet durch die Macht roher Triebe in die Gewalt ſeiner zweiten Frau und wurde zuletzt in allem faſt unbedingt von ihr abhängig. — Zu Zeiten empfand er Gewiſſensbiſſe über dieſen Umſchwung der Dinge und bedurfte einer Anzahl außergewöhnlicher Hilfsmittel, um ſich darüber hinwegzuhelfen. So erklärte er ſein Wärterhäuschen und die Bahnſtrecke, die er zu beſorgen hatte, insgeheim gleichſam für geheiligtes Land, welches ausſchließlich den Manen der Toten gewidmet ſein ſollte. Mit Hilfe von allerhand Vorwänden war es ihm in der Tat bisher gelungen, ſeine Frau davon abzuhalten, ihn dahin zu begleiten.

Er hoffte, es auch fernerhin tun zu können. Sie hätte nicht gewußt, welche Richtung ſie einſchlagen ſollte, um ſeine „Bude", deren Nummer ſie nicht einmal kannte, aufzufinden.

Dadurch, daß er die ihm zu Gebote ſtehende Zeit ſomit gewiſſenhaft zwiſchen die Lebende und die Tote zu teilen vermochte, beruhigte Thiel ſein Gewiſſen in der Tat.

Oft freilich und beſonders in Augenblicken einſamer Andacht, wenn er recht innig mit der Verſtorbenen verbunden geweſen war, ſah er ſeinen jetzigen Zuſtand im Lichte der Wahrheit und empfand davor Ekel.

Hatte er Tagdienſt, ſo beſchränkte ſich ſein geiſtiger Verkehr mit der Verſtorbenen auf eine Menge lieber Erinnerungen aus der Zeit ſeines Zuſammenlebens mit ihr. Im Dunkel jedoch, wenn der Schneeſturm durch die Kiefern und über die Strecke raſte, in tiefer Mitternacht beim Scheine ſeiner Laterne, da wurde das Wärterhäuschen zur Kapelle.

Eine verblichene Photographie der Verſtorbenen vor ſich auf dem Tiſch, Geſangbuch und Bibel aufgeſchlagen, las und ſang er abwechſelnd die lange Nacht hindurch, nur von den in Zwiſchenräumen vorbeitobenden Bahnzügen unterbrochen, und geriet hierbei in eine Ekſtaſe, die ſich zu Geſichten ſteigerte, in denen er die Tote leibhaftig vor ſich ſah.

Der Poſten, den der Wärter nun ſchon zehn volle Jahre ununterbrochen inne hatte, war aber in ſeiner Abgelegenheit dazu angetan, ſeine myſtiſchen Neigungen zu fördern.

Nach allen vier Windrichtungen mindeſtens durch einen dreiviertelſtündigen Weg von jeder menſchlichen Wohnung entfernt, lag die Bude inmitten des Forſtes dicht neben einem Bahnübergang, deſſen Barrieren der Wärter zu bedienen hatte.

Im Sommer vergingen Tage, im Winter Wochen, ohne daß ein menſchlicher Fuß, außer denen des Wärters und ſeines Kollegen, die Strecke paſſierte. Das Wetter und der Wechſel der Jahreszeiten brachten in ihrer periodiſchen Wiederkehr faſt die einzige Abwechslung in dieſe Einöde. Die Ereigniſſe, welche im übrigen den regelmäßigen Ablauf der Dienſtzeit Thiels außer den beiden Unglücksfällen unterbrochen hatten, waren unſchwer zu überblicken. Vor vier Jahren war der kaiſerliche Extrazug, der den Kaiſer nach Breslau gebracht hatte, vorübergejagt. In einer Winternacht hatte der Schnellzug einen Rehbock überfahren. An einem heißen Sommertage hatte Thiel bei ſeiner Streckenreviſion eine verkorkte Weinflaſche gefunden, die ſich glühendheiß anfaßte und deren Inhalt deshalb von ihm für ſehr gut gehalten wurde, weil er nach Entfernung des Korkes einer Fontäne gleich herausquoll, alſo augenſcheinlich gegoren war. Dieſe Flaſche, von Thiel in den ſeichten Rand eines Waldſees gelegt, um abzukühlen, war von dort auf irgendwelche Weiſe abhanden gekommen, ſo daß er noch nach Jahren ihren Verluſt bedauern mußte.

Einige Zerſtreuung vermittelte dem Wärter ein Brunnen dicht hinter ſeinem Häuschen. Von Zeit zu Zeit nahmen in der Nähe beſchäftigte Bahn- oder Telegraphenarbeiter einen Trunk daraus, wobei natürlich ein kurzes Geſpräch mit unterlief. Auch der Förſter kam zuweilen, um ſeinen Durſt zu löſchen.

Tobias entwickelte ſich nur langſam: erſt gegen Ablauf ſeines zweiten Lebensjahres lernte er notdürftig ſprechen und gehen. Dem Vater bewies er eine ganz beſondere Zuneigung. Wie er verſtändiger wurde, erwachte auch die alte Liebe des Vaters wieder. In dem Maße, wie dieſe zunahm, verringerte ſich die Liebe der Stiefmutter zu Tobias und ſchlug ſogar in unverkennbare Abneigung um, als Lene nach Verlauf eines neuen Jahres ebenfalls einen Jungen gebar.

Von da ab begann für Tobias eine ſchlimme Zeit. Er wurde beſonders in Abweſenheit des Vaters unaufhörlich geplagt und mußte ohne die geringſte Belohnung dafür ſeine ſchwachen Kräfte im Dienſte des kleinen Schreihalſes einſetzen, wobei er ſich mehr und mehr aufrieb. Sein Kopf bekam einen ungewöhnlichen Umfang; die brandroten Haare und das kreidige Geſicht darunter machten einen unſchönen und im Verein mit der übrigen kläglichen Geſtalt erbarmungswürdigen Eindruck. Wenn ſich der zurückgebliebene Tobias ſolchergeſtalt, das kleine, von Geſundheit ſtrotzende Brüderchen auf dem Arme, hinunter zur Spree ſchleppte, ſo wurden hinter den Fenſtern der Hütten Verwünſchungen laut, die ſich jedoch niemals hervorwagten. Thiel aber, welchen die Sache doch vor allem anging, ſchien keine Augen für ſie zu haben und wollte auch die Winke nicht verſtehen, welche ihm von wohlmeinenden Nachbarsleuten gegeben wurden.

II

An einem Junimorgen gegen ſieben Uhr kam Thiel aus dem Dienſt. Seine Frau hatte nicht ſo bald ihre Begrüßung beendet, als ſie ſchon in gewohnter Weiſe zu lamentieren begann. Der Pachtacker, welcher bisher den Kartoffelbedarf der Familie gedeckt hatte, war vor Wochen gekündigt worden, ohne daß es Lenen bisher gelungen war, einen Erſatz dafür ausfindig zu machen. Wenngleich nun die Sorge um den Acker zu ihren Obliegenheiten gehörte, ſo mußte doch Thiel einmal übers andere hören, daß niemand als er daran ſchuld ſei, wenn man in dieſem Jahre zehn Sack Kartoffeln für ſchweres Geld kaufen müſſe. Thiel brummte nur und begab ſich, Lenens Reden wenig Beachtung ſchenkend, ſogleich an das Bett ſeines Älteſten, welches er in den Nächten, wo er nicht im Dienſt war, mit ihm teilte.

Hier ließ er ſich nieder und beobachtete mit einem ſorglichen Ausdruck ſeines guten Geſichts das ſchlafende Kind, welches er, nachdem er die zudringlichen Fliegen eine Weile von ihm abgehalten, ſchließlich weckte. In den blauen, tiefliegenden Augen des Erwachenden malte ſich eine rührende Freude. Er griff haſtig nach der Hand des Vaters, indes ſich ſeine Mundwinkel zu einem kläglichen Lächeln verzogen. Der Wärter half ihm ſogleich beim Anziehen der wenigen Kleidungsſtücke, wobei plötzlich etwas wie ein Schatten durch ſeine Mienen lief, als er bemerkte, daß ſich auf der rechten, ein wenig angeſchwollenen Backe einige Fingerſpuren weiß in rot abzeichneten.

Als Lene beim Frühſtück mit vergrößertem Eifer auf vorberegte Wirtſchaftsangelegenheit zurückkam, ſchnitt er ihr das Wort ab mit der Nachricht, daß ihm der Bahnmeiſter ein Stück Land längs des Bahndammes in unmittelbarer Nähe des Wärterhauſes umſonſt überlaſſen habe, angeblich, weil es ihm, dem Bahnmeiſter, zu abgelegen ſei.

Lene wollte das anfänglich nicht glauben. Nach und nach wichen jedoch ihre Zweifel, und nun geriet ſie in merklich gute Laune. Ihre Fragen nach Größe und Güte des Ackers ſowie andre mehr verſchlangen ſich förmlich, und als ſie erfuhr, daß bei alledem noch zwei Zwergobſtbäume darauf ſtänden, wurde ſie rein närriſch. Als nichts mehr zu erfragen übrig blieb, zudem die Türglocke des Krämers, die man, beiläufig geſagt, in jedem einzelnen Hauſe des Ortes vernehmen konnte, unaufhörlich anſchlug, ſchoß ſie davon, um die Neuigkeit im Örtchen auszuſprengen.

Während Lene in die dunkle, mit Waren überfüllte Kammer des Krämers kam, beſchäftigte ſich der Wärter daheim ausſchließlich mit Tobias. Der Junge ſaß auf ſeinen Knien und ſpielte mit einigen Kieferzapfen, die Thiel mit aus dem Walde gebracht hatte.

„Was will Du werden?“ fragte ihn der Vater, und dieſe Frage war ſtereotyp wie die Antwort des Jungen: „Ein Bahnmeiſter.“ Es war keine Scherzfrage, denn die Träume des Wärters verſtiegen ſich in der Tat in ſolche Höhen, und er hegte allen Ernſtes den Wunſch und die Hoffnung, daß aus Tobias mit Gottes Hilfe etwas Außergewöhnliches werden ſollte. Sobald die Antwort „ein Bahnmeiſter“ von den blutloſen Lippen des Kleinen kam, der natürlich nicht wußte, was ſie bedeuten ſollte, begann Thiels Geſicht ſich aufzuhellen, bis es förmlich ſtrahlte von innerer Glückſeligkeit.

„Geh, Tobias, geh ſpielen!“ ſagte er kurz darauf, indem er eine Pfeife Tabak mit einem im Herdfeuer entzündeten Span in Brand ſteckte, und der Kleine drückte ſich alsbald in ſcheuer Freude zur Türe hinaus. Thiel entkleidete ſich, ging zu Bett und entſchlief, nachdem er geraume Zeit gedankenvoll die niedrige und riſſige Stubendecke angeſtarrt hatte. Gegen zwölf Uhr mittags erwachte er, kleidete ſich an und ging, während ſeine Frau in ihrer lärmenden Weiſe das Mittagbrot bereitete, hinaus auf die Straße, wo er Tobiäschen ſogleich aufgriff, der mit den Fingern Kalk aus einem Loche in der Wand kratzte und in den Mund ſteckte. Der Wärter nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm an den etwa acht Häuschen des Ortes vorüber bis hinunter zur Spree, die ſchwarz und glaſig zwiſchen ſchwach belaubten Pappeln lag. Dicht am Rande des Waſſers befand ſich ein Granitblock, auf welchen Thiel ſich niederließ.

Der ganze Ort hatte ſich gewöhnt, ihn bei nur irgend erträglichem Wetter an dieſer Stelle zu erblicken. Die Kinder beſonders hingen an ihm, nannten ihn „Vater Thiel“ und wurden von ihm beſonders in mancherlei Spielen unterrichtet, deren er ſich aus ſeiner Jugendzeit erinnerte. Das Beſte jedoch von dem Inhalt ſeiner Erinnerungen war für Tobias. Er ſchnitzelte ihm Fitſchepfeile, die höher flogen wie die aller anderen Jungen.

Er ſchnitt ihm Weidenpfeifchen und ließ ſich ſogar herbei, mit ſeinem verroſteten Baß das Beſchwörungslied zu ſingen, während er mit dem Horngriff ſeines Taſchenmeſſers die Rinde leiſe klopfte.

Die Leute verübelten ihm ſeine Läppſchereien; es war ihnen unerfindlich, wie er ſich mit den Rotznaſen ſoviel abgeben konnte. Im Grunde durften ſie jedoch damit zufrieden ſein, denn die Kinder waren unter ſeiner Obhut gut aufgehoben. Überdies nahm Thiel auch ernſte Dinge mit ihnen vor, hörte den Großen ihre Schulaufgaben ab, half ihnen beim Lernen der Bibel- und Geſangbuchverſe und buchſtabierte mit den Kleinen a — b — ab, d — u — du und ſo fort.

Nach dem Mittageſſen legte ſich der Wärter abermals zu kurzer Ruhe nieder. Nachdem ſie beendigt war, trank er den Nachmittagskaffee und begann gleich darauf ſich für den Gang in den Dienſt vorzubereiten. Er brauchte dazu, wie zu allen ſeinen Verrichtungen, viel Zeit; jeder Handgriff war ſeit Jahren geregelt; in ſtets gleicher Reihenfolge wanderten die ſorgſam auf der kleinen Nußbaumkommode ausgebreiteten Gegenſtände: Meſſer, Notizbuch, Kamm, ein Pferdezahn, die alte eingekapſelte Uhr, in die Taſchen ſeiner Kleider. Ein kleines, in rotes Papier eingeſchlagenes Büchlein wurde mit beſonderer Sorgfalt behandelt. Es lag während der Nacht unter dem Kopfkiſſen des Wärters und wurde am Tage von ihm ſtets in der Bruſttaſche des Dienſtrockes herumgetragen. Auf der Etikette unter dem Umſchlag ſtand in unbeholfenen, aber verſchnörkelten Schriftzügen, von Thiels Hand geſchrieben: Sparkaſſenbuch des Tobias Thiel.

Die Wanduhr mit dem langen Pendel und dem gelbſüchtigen Zifferblatt zeigte dreiviertelfünf, als Thiel fortging. Ein kleiner Kahn, ſein Eigentum, brachte ihn über den Fluß. Am jenſeitigen Spreeufer blieb er einige Male ſtehen und lauſchte nach dem

Dorf zurück. Endlich bog er in einen breiten Waldweg und befand ſich nach wenigen Minuten inmitten des tiefaufrauſchenden Kiefernforſtes, deſſen Nadelmaſſen einem ſchwarzgrünen, wellenwerfenden Meere glichen. Unhörbar wie auf Filz ſchritt er über die feuchte Moos- und Nadelſchicht des Waldbodens. Er fand ſeinen Weg ohne aufzublicken, hier durch die roſtbraunen Säulen des Hochwaldes, dort weiterhin durch dichtverſchlungenes Jungholz, noch weiter über ausgedehnte Schonungen, die von einzelnen hohen und ſchlanken Kiefern überſchattet wurden, welche man zum Schutze für den Nachwuchs aufbehalten hatte. Ein bläulicher, durchſichtiger, mit allerhand Düften geſchwängerter Dunſt ſtieg aus der Erde auf und ließ die Formen der Bäume verwaſchen erſcheinen. Ein ſchwerer, milchiger Himmel hing tief herab über die Baumwipfel. Krähenſchwärme badeten gleichſam im Grau der Luft, unaufhörlich ihre knarrenden Rufe ausſtoßend. Schwarze Waſſerlachen füllten die Vertiefungen des Weges und ſpiegelten die trübe Natur noch trüber wieder.

Ein fruchtbares Wetter, dachte Thiel, als er aus tiefem Nachdenken erwachte und aufſchaute.

Plötzlich jedoch bekamen ſeine Gedanken eine andere Richtung. Er fühlte dunkel, daß er etwas daheim vergeſſen haben müſſe, und wirklich vermißte er beim Durchſuchen ſeiner Taſchen das Butterbrot, welches er der langen Dienſtzeit halber ſtets mitzunehmen genötigt war. Unſchlüſſig blieb er eine Weile ſtehen, wandte ſich dann aber plötzlich und eilte in der Richtung des Dorfes zurück.

In kurzer Zeit hatte er die Spree erreicht, ſetzte mit wenigen kräftigen Ruderſchlägen über und ſtieg gleich darauf, am ganzen Körper ſchwitzend, die ſanft anſteigende Dorfſtraße hinauf. Der alte, ſchäbige Pudel des Krämers lag mitten auf der Straße. Auf dem geteerten Plankenzaune eines Koſſätenhofes ſaß eine Nebelkrähe. Sie ſpreizte die Federn, ſchüttelte ſich, nickte, ſtieß ein ohrenzerreißendes krä krä aus und erhob ſich mit pfeifendem Flügelſchlag, um ſich vom Winde in der Richtung des Forſtes davontreiben zu laſſen.

Von den Bewohnern der kleinen Kolonie, etwa zwanzig Fiſchern und Waldarbeitern mit ihren Familien, war nichts zu ſehen.

Der Ton einer kreiſchenden Stimme unterbrach die Stille ſo laut und ſchrill, daß der Wärter unwillkürlich mit laufen innehielt. Ein Schwall heftig herausgeſtoßener, mißtönender Laute ſchlug an ſein Ohr, die aus dem offenen Giebelfenſter eines niedrigen Häuschens zu kommen ſchienen, welches er nur zu wohl kannte.

Das Geräuſch ſeiner Schritte nach Möglichkeit dämpfend, ſchlich er ſich näher und unterſchied nun ganz deutlich die Stimme ſeiner Frau. Nur noch wenige Bewegungen, und die meiſten ihrer Worte wurden ihm verſtändlich.

„Was, Du unbarmherziger, herzloſer Schuft! Soll ſich das elende Wurm die Plautze ausſchreien vor Hunger? — wie? Na, wart nur, wart, ich will Dich lehren aufpaſſen! — Du ſollſt dran denken.“ Einige Augenblicke blieb es ſtill; dann hörte man ein Geräuſch, wie wenn Kleidungsſtücke ausgeklopft würden; unmittelbar darauf entlud ſich ein neues Hagelwetter von Schimpfworten.

„Du erbärmlicher Grünſchnabel,“ ſcholl es im ſchnellſten Tempo herunter, „meinſt Du, ich ſollte mein leibliches Kind wegen ſolch einem Jammerlappen wie Du biſt, verhungern laſſen?“ „Halts Maul!“ ſchrie es, als ein leiſes Wimmern hörbar wurde, „oder Du ſollſt eine Portion kriegen, an der Du acht Tage zu freſſen haſt.“

Das Wimmern verſtummte nicht.

Der Wärter fühlte, wie ſein Herz in ſchweren, unregelmäßigen Schlägen ging. Er begann leiſe zu zittern. Seine Blicke hingen wie abweſend am Boden feſt, und die plumpe und harte Hand ſtrich mehrmals ein Büſchel naſſer Haare zur Seite, das immer von neuem in die ſommerſproſſige Stirn hineinfiel.

Einen Augenblick drohte es ihn zu überwältigen. Es war ein Krampf, der die Muskeln ſchwellen machte und die Finger der Hand zur Fauſt zuſammenzog. Er ließ nach, und dumpfe Mattigkeit blieb zurück.

Unſicheren Schrittes trat der Wärter in den engen, ziegelgepflaſterten Hausflur. Müde und langſam erklomm er die knarrende Holzſtiege.

„Pfui, pfui, pfui!“ hob es wieder an; dabei hörte man, wie jemand dreimal hintereinander mit allen Zeichen der Wut und Verachtung ausſpie. „Du erbärmlicher, niederträchtiger, hinterliſtiger, hämiſcher, feiger, gemeiner Lümmel!“ Die Worte folgten einander in ſteigender Betonung, und die Stimme, welche ſie herausſtieß, ſchnappte zuweilen über vor Anſtrengung. „Meinen Buben willſt Du ſchlagen, was? Du elende Göhre unterſtehſt Dich, das arme, hilfloſe Kind aufs Maul zu ſchlagen? — wie? — he, wie? — Ich will mich nur nicht dreckig machen an Dir, ſonſt — ...“

In dieſem Augenblick öffnete Thiel die Tür des Wohnzimmers, weshalb der erſchrockenen Frau das Ende des begonnenen Satzes in der Kehle ſtecken blieb. Sie war kreidebleich vor Zorn; ihre Lippen zuckten bösartig; ſie hatte die Rechte erhoben, ſenkte ſie und griff nach dem Milchtopf, aus dem ſie ein Kinderfläſchchen vollzufüllen verſuchte. Sie ließ jedoch dieſe Arbeit, da der größte Teil der Milch über den Flaſchenhals auf den Tiſch rann, halb verrichtet, griff vollkommen faſſungslos vor Erregung bald nach dieſem, bald nach jenem Gegenſtand, ohne ihn länger als einige Augenblicke feſthalten zu können, und ermannte ſich endlich ſoweit, ihren Mann heftig anzulaſſen: was es denn heißen ſolle, daß er um dieſe ungewöhnliche Zeit nach Hauſe käme, er würde ſie doch nicht etwa gar belauſchen wollen; „das wäre noch das Letzte", meinte ſie, und gleich darauf: ſie habe ein reines Gewiſſen und brauche vor niemand die Augen niederzuſchlagen.

Thiel hörte kaum, was ſie ſagte. Seine Blicke ſtreiften flüchtig das heulende Tobiäschen. Einen Augenblick ſchien es, als müſſe er gewaltſam etwas Furchtbares zurückhalten, was in ihm aufſtieg; dann legte ſich über die geſpannten Mienen plötzlich das alte Phlegma, von einem verſtohlnen begehrlichen Aufblitzen der Augen ſeltſam belebt. Sekundenlang ſpielte ſein Blick über den ſtarken Gliedmaßen ſeines Weibes, das, mit abgewandtem Geſicht herumhantierend, noch immer nach Faſſung ſuchte. Ihre vollen, halbnackten Brüſte blähten ſich vor Erregung und drohten das Mieder zu ſprengen, und ihre aufgerafften Röcke ließen die breiten Hüften noch breiter erſcheinen. Eine Kraft ſchien von dem Weibe auszugehen, unbezwingbar, unentrinnbar, der Thiel ſich nicht gewachſen fühlte.

Leicht, gleich einem feinen Spinngewebe und doch feſt wie ein Netz von Eiſen legte es ſich um ihn, feſſelnd, überwindend, erſchlaffend. Er hätte in dieſem Zuſtand überhaupt kein Wort an ſie zu richten vermocht, am allerwenigſten ein hartes, und ſo mußte Tobias, der in Tränen gebadet und verängſtet in einer Ecke hockte, ſehen, wie der Vater, ohne ſich auch nur weiter nach ihm umzuſchauen, das vergeßne Brot von der Ofenbank nahm, es der Mutter als einzige Erklärung hinhielt und mit einem kurzen, zerſtreuten Kopfnicken ſogleich wieder verſchwand.

III

Obgleich Thiel den Weg in ſeine Waldeinſamkeit mit möglichſter Eile zurücklegte, kam er doch erſt fünfzehn Minuten nach der ordnungsmäßigen Zeit an den Ort ſeiner Beſtimmung.

Der Hilfswärter, ein infolge des bei ſeinem Dienſt unumgänglichen, ſchnellen Temperaturwechſels ſchwindſüchtig gewordener

Menſch, der mit ihm im Dienſt abwechſelte, ſtand ſchon fertig zum Aufbruch auf der kleinen, ſandigen Plattform des Häuschens, deſſen große Nummer ſchwarz auf weiß weithin durch die Stämme leuchtete.

Die beiden Männer reichten ſich die Hände, machten ſich einige kurze Mitteilungen und trennten ſich. Der eine verſchwand im Innern der Bude, der andere ging quer über die Strecke, die Fortſetzung jener Straße benutzend, welche Thiel gekommen war. Man hörte ſein krampfhaftes Huſten erſt näher, dann ferner durch die Stämme, und mit ihm verſtummte der einzige menſchliche Laut in dieſer Einöde. Thiel begann wie immer ſo auch heute damit, das enge viereckige Steingebauer der Wärterbude auf ſeine Art für die Nacht herzurichten. Er tat es mechaniſch, während ſein Geiſt mit dem Eindruck der letzten Stunden beſchäftigt war. Er legte ſein Abendbrot auf den ſchmalen, braungeſtrichenen Tiſch an einem der beiden ſchlitzartigen Seitenfenſter, von denen aus man die Strecke bequem überſehen konnte. Hierauf entzündete er in dem kleinen, roſtigen Öfchen ein Feuer und ſtellte einen Topf kalten Waſſers darauf. Nachdem er ſchließlich noch in die Gerätſchaften, Schaufel, Spaten, Schraubſtock uſw. einige Ordnung gebracht hatte, begab er ſich ans Putzen ſeiner Laterne, die er zugleich mit friſchem Petroleum verſorgte.

Als dies geſchehen war, meldete die Glocke mit drei ſchrillen Schlägen, die ſich wiederholten, daß ein Zug in der Richtung von Breslau her aus der nächſtliegenden Station abgelaſſen ſei. Ohne die mindeſte Haſt zu zeigen, blieb Thiel noch eine gute Weile im Innern der Bude, trat endlich, Fahne und Patronentaſche in der Hand, langſam ins Freie und bewegte ſich trägen und ſchlürfenden Ganges über den ſchmalen Sandpfad, dem etwa zwanzig Schritt entfernten Bahnübergang zu. Seine Barrieren ſchloß und öffnete Thiel vor und nach jedem Zuge gewiſſenhaft, obgleich der Weg nur ſelten von jemand paſſiert wurde.

Er hatte ſeine Arbeit beendet und lehnte jetzt wartend an der ſchwarzweißen Sperrſtange.

Die Strecke ſchnitt rechts und links gradlinig in den unabſehbaren, grünen Forſt hinein; zu ihren beiden Seiten ſtauten die Nadelmaſſen gleichſam zurück, zwiſchen ſich eine Gaſſe freilaſſend, die der rötlichbraune, kiesbeſtreute Bahndamm ausfüllte. Die ſchwarzen, parallellaufenden Geleiſe darauf glichen in ihrer Geſamtheit einer ungeheuren, eiſernen Netzmaſche, deren ſchmale Strähne ſich im äußerſten Süden und Norden in einem Punkte des Horizontes zuſammenzogen.

Der Wind hatte ſich erhoben und trieb leiſe Wellen den Waldrand hinunter und in die Ferne hinein. Aus den Telegraphenſtangen, die die Strecke begleiteten, tönten ſummende Akkorde. Auf den Drähten, die ſich wie das Gewebe einer Rieſenſpinne von Stange zu Stange fortrankten, klebten in dichten Reihen Scharen zwitſchernder Vögel. Ein Specht flog lachend über Thiels Kopf weg, ohne daß er eines Blickes gewürdigt wurde.

Die Sonne, welche ſoeben unter dem Rande mächtiger Wolken herabhing, um in das ſchwarzgrüne Wipfelmeer zu verſinken, goß Ströme von Purpur über den Forſt. Die Säulenarkaden der Kiefernſtämme jenſeits des Dammes entzündeten ſich gleichſam von innen heraus und glühten wie Eiſen.

Auch die Geleiſe begannen zu glühen, feurigen Schlangen gleich, aber ſie erloſchen zuerſt. Und nun ſtieg die Glut langſam vom Erdboden in die Höhe, erſt die Schäfte der Kiefern, weiter den größten Teil ihrer Kronen in kaltem Verweſungslichte zurücklaſſend, zuletzt nur noch den äußerſten Rand der Wipfel mit einem rötlichen Schimmer ſtreifend. Lautlos und feierlich vollzog ſich das erhabene Schauſpiel. Der Wärter ſtand noch immer regungslos an der Barriere. Endlich trat er einen Schritt vor. Ein dunkler Punkt am Horizonte, da wo die Geleiſe ſich trafen, vergrößerte ſich. Von Sekunde zu Sekunde wachſend, ſchien er doch auf einer Stelle zu ſtehen. Plötzlich bekam er Bewegung und näherte ſich. Durch die Geleiſe ging ein Vibrieren und Summen, ein rhythmiſches Geklirr, ein dumpfes Getöſe, das, lauter und lauter werdend, zuletzt den Hufſchlägen eines heranbrauſenden Reitergeſchwaders nicht unähnlich war.

Ein Keuchen und Brauſen ſchwoll ſtoßweiſe fernher durch die Luft. Dann plötzlich zerriß die Stille. Ein raſendes Toſen und Toben erfüllte den Raum, die Geleiſe bogen ſich, die Erde zitterte — ein ſtarker Luftdruck — eine Wolke von Staub, Dampf und Qualm, und das ſchwarze, ſchnaubende Ungetüm war vorüber. So wie ſie anwuchſen, ſtarben nach und nach die Geräuſche. Der Dunſt verzog ſich. Zum Punkte eingeſchrumpft, ſchwand der Zug in der Ferne, und das alte heil'ge Schweigen ſchlug über dem Waldwinkel zuſammen.

* * *

Minna", flüſterte der Wärter wie aus einem Traum erwacht und ging nach ſeiner Bude zurück. Nachdem er ſich einen dünnen Kaffee aufgebrüht, ließ er ſich nieder und ſtarrte, von Zeit zu Zeit einen Schluck zu ſich nehmend, auf ein ſchmutziges Stück Zeitungspapier, das er irgendwo an der Strecke aufgeleſen.

Nach und nach überkam ihn eine ſeltſame Unruhe. Er ſchob es auf die Backofenglut, welche das Stübchen erfüllte, und riß Rock und Weſte auf, um ſich zu erleichtern. Wie das nichts half, erhob er ſich, nahm einen Spaten aus der Ecke und begab ſich auf das geſchenkte Äckerchen.

Es war ein ſchmaler Streifen Sandes, von Unkraut dicht überwuchert. Wie ſchneeweißer Schaum lag die junge Blütenpracht auf den Zweigen der beiden Zwergobſtbäumchen, welche darauf ſtanden.

Thiel wurde ruhig, und ein ſtilles Wohlgefallen beſchlich ihn.

Nun alſo an die Arbeit.

Der Spaten ſchnitt knirſchend in das Erdreich; die naſſen Schollen fielen dumpf zurück und bröckelten auseinander.

Eine Zeitlang grub er ohne Unterbrechung. Dann hielt er plötzlich inne und ſagte laut und vernehmlich vor ſich hin, indem er dazu bedenklich den Kopf hin- und herwiegte: „nein, nein, das geht ja nicht“, und wieder: „nein, nein, das geht ja gar nicht.“

Es war ihm plötzlich eingefallen, daß ja nun Lene des öftern herauskommen würde, um den Acker zu beſtellen, wodurch dann die hergebrachte Lebensweiſe in bedenkliche Schwankungen geraten mußte. Und jäh verwandelte ſich ſeine Freude über den Beſitz des Ackers in Widerwillen. Haſtig, wie wenn er etwas Unrechtes zu tun im Begriff geſtanden hätte, riß er den Spaten aus der Erde und trug ihn nach der Bude zurück. Hier verſank er abermals in dumpfe Grübelei. Er wußte kaum, warum, aber die Ausſicht, Lene ganze Tage lang bei ſich im Dienſt zu haben, wurde ihm, ſo ſehr er auch verſuchte, ſich damit zu verſöhnen, immer unerträglicher. Es kam ihm vor, als habe er etwas ihm Wertes zu verteidigen, als verſuchte jemand, ſein Heiligſtes anzutaſten, und unwillkürlich ſpannten ſich ſeine Muskeln in gelindem Krampfe, während ein kurzes, herausforderndes Lachen ſeinen Lippen entfuhr. Vom Widerhall dieſes Lachens erſchreckt, blickte er auf und verlor dabei den Faden ſeiner Betrachtungen. Als er ihn wiedergefunden, wühlte er ſich gleichſam in den alten Gegenſtand.

Und plötzlich zerriß etwas wie ein dichter, ſchwarzer Vorhang in zwei Stücke, und ſeine umnebelten Augen gewannen einen klaren Ausblick. Es war ihm auf einmal zumute, als erwache er aus einem zweijährigen, totenähnlichen Schlaf und betrachte nun mit ungläubigem Kopfſchütteln all das Haarſträubende, welches er in dieſem Zuſtand begangen haben ſollte. Die Leidensgeſchichte ſeines Älteſten, welche die Eindrücke der letzten Stunden nur noch hatten beſiegeln können, trat deutlich vor ſeine Seele. Mitleid und Reue ergriff ihn, ſowie auch eine tiefe Scham darüber, daß er dieſe ganze Zeit in ſchmachvoller Duldung hingelebt hatte, ohne ſich des lieben, hilfloſen Geſchöpfes anzunehmen, ja, ohne nur die Kraft zu finden, ſich einzugeſtehen, wie ſehr dieſes litt.

Über den ſelbſtquäleriſchen Vorſtellungen all ſeiner Unterlaſſungsſünden überkam ihn eine ſchwere Müdigkeit, und ſo entſchlief er mit gekrümmtem Rücken, die Stirn auf die Hand, dieſe auf den Tiſch gelegt.

Eine Zeitlang hatte er ſo gelegen, als er mit erſtickter Stimme mehrmals den Namen „Minna“ rief.

Ein Brauſen und Sauſen füllte ſein Ohr, wie von unermeßlichen Waſſermaſſen; es wurde dunkel um ihn, er riß die Augen auf und erwachte. Seine Glieder flogen, der Angſtſchweiß drang ihm aus allen Poren, ſein Puls ging unregelmäßig, ſein Geſicht war naß von Tränen.

Es war ſtockdunkel. Er wollte einen Blick nach der Tür werfen, ohne zu wiſſen, wohin er ſich wenden ſollte. Taumelnd erhob er ſich, noch immer währte ſeine Herzensangſt. Der Wald draußen rauſchte wie Meeresbrandung, der Wind warf Hagel und Regen gegen die Fenſter des Häuschens. Thiel taſtete ratlos mit den Händen umher. Einen Augenblick kam er ſich vor wie ein Ertrinkender — da plötzlich flammte es bläulich blendend auf, wie wenn Tropfen überirdiſchen Lichtes in die dunkle Erdatmoſphäre herabſänken, um ſogleich von ihr erſtickt zu werden.

Der Augenblick genügte, um den Wärter zu ſich ſelbſt zu bringen. Er griff nach ſeiner Laterne, die er auch glücklich zu faſſen bekam, und in dieſem Augenblick erwachte der Donner am fernſten Saume des märkiſchen Nachthimmels. Erſt dumpf und verhalten grollend, wälzte er ſich näher in kurzen, brandenden Erzwellen, bis er, zu Rieſenſtößen anwachſend, ſich endlich, die ganze Atmoſphäre überflutend, dröhnend, ſchütternd und brauſend entlud.

Die Scheiben klirrten, die Erde erbebte.

Thiel hatte Licht gemacht. Sein erſter Blick, nachdem er die Faſſung wieder gewonnen, galt der Uhr. Es lagen kaum fünf Minuten zwiſchen jetzt und der Ankunft des Schnellzuges. Da er glaubte, das Signal überhört zu haben, begab er ſich, ſo ſchnell als Sturm und Dunkelheit erlaubten, nach der Barriere. Als er noch damit beſchäftigt war, dieſe zu ſchließen, erklang die Signalglocke. Der Wind zerriß ihre Töne und warf ſie nach allen Richtungen auseinander. Die Kiefern bogen ſich und rieben unheimlich knarrend und quietſchend ihre Zweige aneinander. Einen Augenblick wurde der Mond ſichtbar, wie er gleich einer blaßgoldenen Schale zwiſchen den Wolken lag. In ſeinem Lichte ſah man das Wühlen des Windes in den ſchwarzen Kronen der Kiefern. Die Blattgehänge der Birken am Bahndamm wehten und flatterten wie geſpenſtiſche Roßſchweife. Darunter lagen die Linien der Geleiſe, welche, vor Näſſe glänzend, das blaſſe Mondlicht in einzelnen Flecken aufſogen.

Thiel riß die Mütze vom Kopfe. Der Regen tat ihm wohl und lief vermiſcht mit Tränen über ſein Geſicht. Es gärte in ſeinem Hirn; unklare Erinnerungen an das, was er im Traum geſehen, verjagten einander. Es war ihm geweſen, als würde Tobias von jemand mißhandelt und zwar auf eine ſo entſetzliche Weiſe, daß ihm noch jetzt bei dem Gedanken daran das Herz ſtilleſtand. Einer anderen Erſcheinung erinnerte er ſich deutlicher. Er hatte ſeine verſtorbene Frau geſehen. Sie war irgendwoher aus der Ferne gekommen, auf einem der Bahngeleiſe. Sie hatte recht kränklich ausgeſehen, und ſtatt der Kleider hatte ſie Lumpen getragen. Sie war an Thiels Häuschen vorübergekommen, ohne ſich darnach umzuſchauen, und ſchließlich — hier wurde die Erinnerung undeutlich — war ſie aus irgendwelchem Grunde nur mit großer Mühe vorwärts gekommen und ſogar mehrmals zuſammengebrochen.

Thiel dachte weiter nach, und nun wußte er, daß ſie ſich auf der Flucht befunden hatte. Es lag außer allem Zweifel, denn weshalb hätte ſie ſonſt dieſe Blicke voll Herzensangſt nach rückwärts geſandt und ſich weiter geſchleppt, obgleich ihr die Füße den Dienſt verſagten. O dieſe entſetzlichen Blicke!

Aber es war etwas, das ſie mit ſich trug, in Tücher gewickelt, etwas Schlaffes, Blutiges, Bleiches, und die Art, mit der ſie darauf niederblickte, erinnerte ihn an Szenen der Vergangenheit.

Er dachte an eine ſterbende Frau, die ihr kaum geborenes Kind, das ſie zurücklaſſen mußte, unverwandt anblickte, mit einem Ausdruck tiefſten Schmerzes, unfaßbarer Qual, jenem Ausdruck, den Thiel ebenſowenig vergeſſen konnte, als daß er einen Vater und eine Mutter habe.

Wo war ſie hingekommen? Er wußte es nicht. Das aber trat ihm klar vor die Seele: ſie hatte ſich von ihm losgeſagt, ihn nicht beachtet, ſie hatte ſich fortgeſchleppt immer weiter und weiter durch die ſtürmiſche, dunkle Nacht. Er hatte ſie gerufen: „Minna, Minna", und davon war er erwacht.

Zwei rote, runde Lichter durchdrangen wie die Glotzaugen eines rieſigen Ungetüms die Dunkelheit. Ein blutiger Schein ging vor ihnen her, der die Regentropfen in ſeinem Bereich in Blutstropfen verwandelte. Es war, als fiele ein Blutregen vom Himmel.

Thiel fühlte ein Grauen und, je näher der Zug kam, eine um ſo größere Angſt; Traum und Wirklichkeit verſchmolzen ihm in eins. Noch immer ſah er das wandernde Weib auf den Schienen, und ſeine Hand irrte nach der Patronentaſche, als habe er die Abſicht, den raſenden Zug zum Stehen zu bringen.

Zum Glück war es zu ſpät, denn ſchon flirrte es vor Thiels Augen von Lichtern, und der Zug raſte vorüber.

Den übrigen Teil der Nacht fand Thiel wenig Ruhe mehr in ſeinem Dienſt. Es drängte ihn, daheim zu ſein. Er ſehnte ſich, Tobiäschen wiederzuſehen. Es war ihm zumute, als ſei er durch Jahre von ihm getrennt geweſen. Zuletzt war er in ſteigender Bekümmernis um das Befinden des Jungen mehrmals verſucht, den Dienſt zu verlaſſen.

Um die Zeit hinzubringen, beſchloß Thiel, ſobald es dämmerte, ſeine Strecke zu revidieren. In der Linken einen Stock, in der Rechten einen langen, eiſernen Schraubſchlüſſel, ſchritt er denn auch alsbald auf dem Rücken einer Bahnſchiene in das ſchmutziggraue Zwielicht hinein.

Hin und wieder zog er mit dem Schraubſchlüſſel einen Bolzen feſt oder ſchlug an eine der runden Eiſenſtangen, welche die Geleiſe untereinander verbanden.

Regen und Wind hatten nachgelaſſen, und zwiſchen zerſchliſſenen Wolkenſchichten wurden hie und da Stücke eines blaßblauen Himmels ſichtbar.

Das eintönige Klappen der Sohlen auf dem harten Metall, verbunden mit dem ſchläfrigen Geräuſch der tropfenſchüttelnden Bäume, beruhigte Thiel nach und nach.

Um ſechs Uhr früh wurde er abgelöſt und trat ohne Verzug den Heimweg an.

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen.

Die Wolken hatten ſich zerteilt und waren mittlerweile hinter den Umkreis des Horizontes hinabgeſunken. Die Sonne goß, im Aufgehen gleich einem ungeheuren, blutroten Edelſtein funkelnd, wahre Lichtmaſſen über den Forſt.

In ſcharfen Linien ſchoſſen die Strahlenbündel durch das Gewirr der Stämme, hier eine Inſel zarter Farrenkräuter, deren Wedel feingeklöppelten Spitzen glichen, mit Glut behauchend, dort die ſilbergrauen Flechten des Waldgrundes zu roten Korallen umwandelnd.

Von Wipfeln, Stämmen und Gräſern floß der Feuertau. Eine Sintflut von Licht ſchien über die Erde ausgegoſſen. Es lag eine Friſche in der Luft, die bis ins Herz drang, und auch hinter Thiels Stirn mußten die Bilder der Nacht allmählich verblaſſen.

Mit dem Augenblicke jedoch, wo er in die Stube trat und Tobiäschen rotwangiger als je im ſonnenbeſchienenen Bette liegen ſah, waren ſie ganz verſchwunden.

Wohl wahr! Im Verlaufe des Tages glaubte Lene mehrmals etwas Befremdliches an ihm wahrzunehmen; ſo im Kirchſtuhl, als er, ſtatt ins Buch zu ſchauen, ſie ſelbſt von der Seite betrachtete, und dann auch um die Mittagszeit, als er, ohne ein Wort zu ſagen, das Kleine, welches Tobias wie gewöhnlich auf die Straße tragen ſollte, aus deſſen Arm nahm und ihr auf den Schoß ſetzte. Sonſt aber hatte er nicht das geringſte Auffällige an ſich.

Thiel, der den Tag über nicht dazu gekommen war, ſich niederzulegen, kroch, da er die folgende Woche Tagdienſt hatte, bereits gegen neun Uhr abends ins Bett. Gerade als er im Begriff war einzuſchlafen, eröffnete ihm die Frau, daß ſie am folgenden Morgen mit nach dem Walde gehen werde, um das Land umzugraben und Kartoffeln zu ſtecken.

Thiel zuckte zuſammen; er war ganz wach geworden, hielt jedoch die Augen feſt geſchloſſen.

Es ſei die höchſte Zeit, meinte Lene, wenn aus den Kartoffeln noch etwas werden ſollte, und fügte bei, daß ſie die Kinder werde mitnehmen müſſen, da vermutlich der ganze Tag draufgehen würde. Der Wärter brummte einige unverſtändliche Worte, die Lene weiter nicht beachtete. Sie hatte ihm den Rücken gewandt und war beim Scheine eines Talglichtes damit beſchäftigt, das Mieder aufzuneſteln und die Röcke herabzulaſſen.

Plötzlich fuhr ſie herum, ohne ſelbſt zu wiſſen, aus welchem Grunde, und blickte in das von Leidenſchaften verzerrte, erdfarbene Geſicht ihres Mannes, der ſie, halbaufgerichtet, die Hände auf der Bettkante, mit brennenden Augen anſtarrte.

„Thiel!“ — ſchrie die Frau halb zornig, halb erſchreckt, und wie ein Nachtwandler, den man bei Namen ruft, erwachte er aus ſeiner Betäubung, ſtotterte er einige verwirrte Worte, warf ſich in die Kiſſen zurück und zog das Deckbett über die Ohren.

Lene war die erſte, welche ſich am folgenden Morgen vom Bett erhob. Ohne dabei Lärm zu machen, bereitete ſie alles Nötige für den Ausflug vor. Der Kleinſte wurde in den Kinderwagen gelegt, darauf Tobias geweckt und angezogen. Als er erfuhr, wohin es gehen ſollte, mußte er lächeln. Nachdem alles bereit war und auch der Kaffee fertig auf dem Tiſch ſtand, erwachte Thiel. Mißbehagen war ſein erſtes Gefühl beim Anblick all der getroffenen Vorbereitungen. Er hätte wohl gern ein Wort dagegen geſagt, aber er wußte nicht, womit beginnen. Und welche für Lene ſtichhaltigen Gründe hätte er auch angeben ſollen?

Allmählich begann dann das mehr und mehr ſtrahlende Geſichtchen ſeinen Einfluß auf Thiel zu üben, ſo daß er ſchließlich ſchon um der Freude willen, welche dem Jungen der Ausflug bereitete, nicht daran denken konnte, Widerſpruch zu erheben. Nichtsdeſtoweniger blieb Thiel während der Wanderung durch den Wald nicht frei von Unruhe. Er ſtieß das Kinderwägelchen mühſam durch den tiefen Sand und hatte allerhand Blumen darauf liegen, die Tobias geſammelt hatte.

Der Junge war ausnehmend luſtig. Er hüpfte in ſeinem braunen Plüſchmützchen zwiſchen den Farrenkräutern umher und ſuchte auf eine freilich unbeholfene Art die glasflügligen Libellen zu fangen, die darüber hingaukelten. Sobald man angelangt war, nahm Lene den Acker in Augenſchein. Sie warf das Säckchen mit Kartoffelſtücken, welche ſie zur Saat mitgebracht hatte, auf den Grasrand eines kleinen Birkengehölzes, kniete nieder und ließ den etwas dunkel gefärbten Sand durch ihre harten Finger laufen.

Thiel beobachtete ſie geſpannt: „Nun, wie iſt er?"

„Reichlich ſo gut wie die Spreeecke!" Dem Wärter fiel eine Laſt von der Seele. Er hatte gefürchtet, ſie würde unzufrieden ſein, und kratzte beruhigt ſeine Bartſtoppeln.

Nachdem die Frau haſtig eine dicke Brotkante verzehrt hatte, warf ſie Tuch und Jacke fort und begann zu graben mit der Geſchwindigkeit und Ausdauer einer Maſchine.

In beſtimmten Zwiſchenräumen richtete ſie ſich auf und holte in tiefen Zügen Luft, aber es war jeweilig nur ein Augenblick, wenn nicht etwa das Kleine geſtillt werden mußte, was mit keuchender, ſchweißtropfender Bruſt haſtig geſchah.

„Ich muß die Strecke belaufen, ich werde Tobias mitnehmen", rief der Wärter nach einer Weile von der Plattform vor der Bude aus zu ihr herüber.

„Ach was — Unſinn!" ſchrie ſie zurück, „wer ſoll bei dem Kleinen bleiben?" — „Hierher kommſt Du!" ſetzte ſie noch lauter hinzu, während der Wärter, als ob er ſie nicht hören könne, mit Tobiäschen davonging.

Im erſten Augenblick erwog ſie, ob ſie nicht nachlaufen ſolle, und nur der Zeitverluſt beſtimmte ſie, davon abzuſehen. Thiel ging mit Tobias die Strecke entlang. Der Kleine war nicht wenig erregt; alles war ihm neu, fremd. Er begriff nicht, was die ſchmalen, ſchwarzen, vom Sonnenlicht erwärmten Schienen zu bedeuten hatten. Unaufhörlich tat er allerhand ſonderbare Fragen. Vor allem verwunderlich war ihm das Klingen der Telegraphenſtangen. Thiel kannte den Ton jeder einzelnen ſeines

Reviers, ſo daß er mit geſchloſſenen Augen ſtets gewußt haben würde, in welchem Teil der Strecke er ſich gerade befand.

Oft blieb er, Tobiäschen an der Hand, ſtehen, um den wunderbaren Lauten zu lauſchen, die aus dem Holze wie ſonore Choräle aus dem Innern einer Kirche hervorſtrömten. Die Stange am Südende des Reviers hatte einen beſonders vollen und ſchönen Akkord. Es war ein Gewühl von Tönen in ihrem Innern, die ohne Unterbrechung gleichſam in einem Atem fortklangen, und Tobias lief rings um das verwitterte Holz, um, wie er glaubte, durch eine Öffnung die Urheber des lieblichen Getöns zu entdecken. Der Wärter wurde weihevoll geſtimmt, ähnlich wie in der Kirche. Zudem unterſchied er mit der Zeit eine Stimme, die ihn an ſeine verſtorbene Frau erinnerte. Er ſtellte ſich vor, es ſei ein Chor ſeliger Geiſter, in den ſie ja auch ihre Stimme miſche, und dieſe Vorſtellung erweckte in ihm eine Sehnſucht, eine Rührung bis zu Tränen.

Tobias verlangte nach den Blumen, die ſeitab ſtanden, und Thiel, wie immer, gab ihm nach.

Stücke blauen Himmels ſchienen auf den Boden des Haines herabgeſunken, ſo wunderbar dicht ſtanden kleine, blaue Blüten darauf. Farbigen Wimpeln gleich flatterten und gaukelten die Schmetterlinge lautlos zwiſchen dem leuchtenden Weiß der Stämme, indes durch die zartgrünen Blätterwolken der Birkenkronen ein ſanftes Rieſeln ging.

Tobias rupfte Blumen, und der Vater ſchaute ihm ſinnend zu. Zuweilen erhob ſich auch der Blick des letzteren und ſuchte durch die Lücken der Blätter den Himmel, der wie eine rieſige, makellos blaue Kriſtallſchale das Goldlicht der Sonne auffing.

„Vater, iſt das der liebe Gott?“ fragte der Kleine plötzlich, auf ein braunes Eichhörnchen deutend, das unter kratzenden Geräuſchen am Stamme einer alleinſtehenden Kiefer hinanhuſchte.

„Närriſcher Kerl“, war alles, was Thiel erwidern konnte, während losgeriſſene Borkenſtückchen den Stamm herunter vor ſeine Füße fielen.

Die Mutter grub noch immer, als Thiel und Tobias zurückkamen. Die Hälfte des Ackers war bereits umgeworfen.

Die Bahnzüge folgten einander in kurzen Zwiſchenräumen, und Tobias ſah ſie jedesmal mit offenem Munde vorübertoben.

Die Mutter ſelbſt hatte ihren Spaß an ſeinen drolligen Grimaſſen.

Das Mittageſſen, beſtehend aus Kartoffeln und einem Reſtchen kalten Schweinebraten, verzehrte man in der Bude. Lene war aufgeräumt, und auch Thiel ſchien ſich in das Unvermeidliche mit gutem Anſtand fügen zu wollen. Er unterhielt ſeine Frau während des Eſſens mit allerlei Dingen, die in ſeinen Beruf ſchlugen. So fragte er ſie, ob ſie ſich denken könne, daß in einer einzigen Bahnſchiene ſechsundvierzig Schrauben ſäßen, und anderes mehr.

Am Vormittage war Lene mit Umgraben fertig geworden; am Nachmittag ſollten die Kartoffeln geſteckt werden. Sie beſtand darauf, daß Tobias jetzt das Kleine warte, und nahm ihn mit ſich.

„Paß auf ..." rief Thiel ihr nach, von plötzlicher Beſorgnis ergriffen, „paß auf, daß er den Geleiſen nicht zu nahe kommt."

Ein Achſelzucken Lenens war die Antwort.

* * *

Der ſchleſiſche Schnellzug war gemeldet, und Thiel mußte auf ſeinen Poſten. Kaum ſtand er dienſtfertig an der Barriere, ſo hörte er ihn auch ſchon heranbrauſen.

Der Zug wurde ſichtbar — er kam näher — in unzählbaren, ſich überhaſtenden Stößen fauchte der Dampf aus dem ſchwarzen Maſchinenſchlote. Da: ein — zwei — drei milchweiße Dampfſtrahlen quollen kerzengerade empor, und gleich darauf brachte die Luft den Pfiff der Maſchine getragen. Dreimal hintereinander, kurz, grell, beängſtigend. Sie bremſen, dachte Thiel, warum nur? Und wieder gellten die Notpfiffe ſchreiend, den Widerhall weckend, diesmal in langer, ununterbrochener Reihe.

Thiel trat vor, um die Strecke überſchauen zu können. Mechaniſch zog er die rote Fahne aus dem Futteral und hielt ſie gerade vor ſich hin über die Geleiſe. — Jeſus Chriſtus — war er blind geweſen? „Jeſus Chriſtus — o Jeſus, Jeſus, Jeſus Chriſtus! was war das? Dort! — dort zwiſchen den Schienen ... Ha — alt!“ ſchrie der Wärter aus Leibeskräften. Zu ſpät. Eine dunkle Maſſe war unter den Zug geraten und wurde zwiſchen den Rädern wie ein Gummiball hin- und hergeworfen. Noch einige Augenblicke, und man hörte das Knarren und Quietſchen der Bremſen. Der Zug ſtand.

Die einſame Strecke belebte ſich. Zugführer und Schaffner rannten über den Kies nach dem Ende des Zuges. Aus jedem Fenſter blickten neugierige Geſichter, und jetzt — die Menge knäulte ſich und kam nach vorn.

Thiel keuchte; er mußte ſich feſthalten, um nicht umzuſinken wie ein gefällter Stier. Wahrhaftig, man winkt ihm — „nein!“

Ein Aufſchrei zerreißt die Luft von der Unglücksſtelle her, ein Geheul folgt, wie aus der Kehle eines Tieres kommend. Wer war das?! Lene?! Es war nicht ihre Stimme, und doch ...

Ein Mann kommt in Eile die Strecke herauf.

„Wärter!“

„Was gibts!“

„Ein Unglück!“ ... Der Bote ſchrickt zurück, denn des Wärters Augen ſpielen ſeltſam. Die Mütze ſitzt ſchief, die roten Haare ſcheinen ſich aufzubäumen.

„Er lebt noch, vielleicht iſt noch Hilfe.“

Ein Röcheln iſt die einzige Antwort.

„Kommen Sie ſchnell, ſchnell!“

Thiel reißt ſich auf mit gewaltiger Anſtrengung. Seine ſchlaffen Muskeln ſpannen ſich; er richtet ſich hoch auf, ſein Geſicht iſt blöd und tot.

Er rennt mit dem Boten, er ſieht nicht die totbleichen, erſchreckten Geſichter der Reiſenden in den Zugfenſtern. Eine junge Frau ſchaut heraus, ein Handlungsreiſender im Fez, ein junges Paar, anſcheinend auf der Hochzeitsreiſe. Was gehts ihn an? Er hat ſich nie um den Inhalt dieſer Polterkaſten gekümmert; — ſein Ohr füllt das Geheul Lenens. Vor ſeinen Augen ſchwimmt es durcheinander, gelbe Punkte, Glühwürmchen gleich, unzählig. Er ſchrickt zurück — er ſteht. Aus dem Tanze der Glühwürmchen tritt es hervor, blaß, ſchlaff, blutrünſtig. Eine Stirn, braun und blau geſchlagen, blaue Lippen, über die ſchwarzes Blut tröpfelt. Er iſt es.

Thiel ſpricht nicht. Seine Geſicht nimmt eine ſchmutzige Bläſſe an. Er lächelt wie abweſend; endlich beugt er ſich; er fühlt die ſchlaffen, toten Gliedmaßen ſchwer in ſeinen Armen; die rote Fahne wickelt ſich darum.

Er geht.

Wohin?

„Zum Bahnarzt, zum Bahnarzt“, tönt es durcheinander.

„Wir nehmen ihn gleich mit“, ruft der Packmeiſter und macht in ſeinem Wagen aus Dienſtröcken und Büchern ein Lager zurecht. „Nun alſo?“

Thiel macht keine Anſtalten, den Verunglückten loszulaſſen. Man drängt in ihn. Vergebens. Der Packmeiſter läßt eine Bahre aus dem Packwagen reichen und beordert einen Mann, dem Vater beizuſtehen.

Die Zeit iſt koſtbar. Die Pfeife des Zugführers trillert. Münzen regnen aus den Fenſtern.

Lene gebärdet ſich wie wahnſinnig. „Das arme, arme Weib,“ heißt es in den Coupés, „die arme, arme Mutter.“

Der Zugführer trillert abermals — ein Pfiff — die Maſchine ſtößt weiße, ziſchende Dämpfe aus ihren Zylindern und ſtreckt ihre eiſernen Sehnen; einige Sekunden, und der Kurierzug brauſt mit wehender Rauchfahne in doppelter Geſchwindigkeit durch den Forſt.

Der Wärter, anderen Sinnes geworden, legt den halbtoten Jungen auf die Bahre. Da liegt er da in ſeiner verkommenen Körpergeſtalt, und hin und wieder hebt ein langer, raſſelnder Atemzug die knöcherne Bruſt, welche unter dem zerfetzten Hemd ſichtbar wird. Die Ärmchen und Beinchen, nicht nur in den Gelenken gebrochen, nehmen die unnatürlichſten Stellungen ein. Die Ferſe des kleinen Fußes iſt nach vorn gedreht. Die Arme ſchlottern über den Rand der Bahre.

Lene wimmert in einem fort; jede Spur ihres einſtigen Trotzes iſt aus ihrem Weſen gewichen. Sie wiederholt fortwährend eine Geſchichte, die ſie von jeder Schuld an dem Vorfall reinwaſchen ſoll.

Thiel ſcheint ſie nicht zu beachten; mit entſetzlich bangem Ausdruck haften ſeine Augen an dem Kinde.

Es iſt ſtill ringsum geworden, totenſtill; ſchwarz und heiß ruhen die Geleiſe auf dem blendenden Kies. Der Mittag hat die Winde erſtickt, und regungslos wie aus Stein ſteht der Forſt.

Die Männer beraten ſich leiſe. Man muß, um auf dem ſchnellſten Wege nach Friedrichshagen zu kommen, nach der Station zurück, die nach der Richtung Breslau liegt, da der nächſte Zug, ein beſchleunigter Perſonenzug, auf der Friedrichshagen nähergelegenen nicht anhält.

Thiel ſcheint zu überlegen, ob er mitgehen ſolle. Augenblicklich iſt niemand da, der den Dienſt verſteht. Eine ſtumme Handbewegung bedeutet ſeiner Frau, die Bahre aufzunehmen; ſie wagt nicht, ſich zu widerſetzen, obgleich ſie um den zurückbleibenden Säugling beſorgt iſt. Sie und der fremde Mann tragen die Bahre. Thiel begleitet den Zug bis an die Grenze ſeines Reviers, dann bleibt er ſtehen und ſchaut ihm lange nach. Plötzlich ſchlägt er ſich mit der flachen Hand vor die Stirn, daß es weithin ſchallt.

Er meint ſich zu erwecken, „denn es wird ein Traum ſein, wie der geſtern“, ſagt er ſich. — Vergebens. Mehr taumelnd als laufend erreichte er ſein Häuschen. Drinnen fiel er auf die Erde, das Geſicht voran. Seine Mütze rollte in die Ecke, ſeine peinlich gepflegte Uhr fiel aus ſeiner Taſche, die Kapſel ſprang, das Glas zerbrach. Es war, als hielte ihn eine eiſerne Fauſt im Nacken gepackt, ſo feſt, daß er ſich nicht bewegen konnte, ſo ſehr er auch unter Ächzen und Stöhnen ſich frei zu machen ſuchte. Seine Stirn war kalt, ſeine Augen trocken, ſein Schlund brannte.

Die Signalglocke weckte ihn. Unter dem Eindruck jener ſich wiederholenden drei Glockenſchläge ließ der Anfall nach. Thiel konnte ſich erheben und ſeinen Dienſt tun. Zwar waren ſeine Füße bleiſchwer, zwar kreiſte um ihn die Strecke wie die Speiche eines ungeheuren Rades, deſſen Achſe ſein Kopf war; aber er gewann doch wenigſtens ſoviel Kraft, ſich für einige Zeit aufrecht zu erhalten.

Der Perſonenzug kam heran. Tobias mußte darin ſein. Je näher er rückte, umſomehr verſchwammen die Bilder vor Thiels Augen. Am Ende ſah er nur noch den zerſchlagenen Jungen mit dem blutigen Munde. Dann wurde es Nacht.

Nach einer Weile erwachte er aus einer Ohnmacht. Er fand ſich dicht an der Barriere im heißen Sande liegen. Er ſtand auf, ſchüttelte die Sandkörner aus ſeinen Kleidern und ſpie ſie aus ſeinem Munde. Sein Kopf wurde ein wenig freier, er vermochte ruhiger zu denken.

In der Bude nahm er ſogleich ſeine Uhr vom Boden auf und legte ſie auf den Tiſch. Sie war trotz des Falles nicht ſtehengeblieben. Er zählte während zweier Stunden die Sekunden und Minuten, indem er ſich vorſtellte, was indes mit Tobias geſchehen mochte. Jetzt kam Lene mit ihm an; jetzt ſtand ſie vor dem Arzte. Dieſer betrachtete und betaſtete den Jungen und ſchüttelte den Kopf.

„Schlimm, ſehr ſchlimm — aber vielleicht ... wer weiß?“ Er unterſuchte genauer. „Nein,“ ſagte er dann, „nein es iſt vorbei.“

„Vorbei, vorbei,“ ſtöhnte der Wärter, dann aber richtete er ſich hoch auf und ſchrie, die rollenden Augen an die Decke geheftet, die erhobenen Hände unbewußt zur Fauſt ballend, und mit einer Stimme, als müſſe der enge Raum davon zerberſten: „Er muß, muß leben, ich ſage dir, er muß, muß leben.“ Und ſchon ſtieß er die Tür des Häuschens von neuem auf, durch die das rote Feuer des Abends hereinbrach, und rannte mehr, als er ging, nach der Barriere zurück. Hier blieb er eine Weile wie betroffen ſtehen und ſchritt dann plötzlich, beide Arme ausbreitend, bis in die Mitte des Dammes, als wenn er etwas aufhalten wollte, das aus der Richtung des Perſonenzuges kam. Dabei machten ſeine weit offenen Augen den Eindruck der Blindheit.

Während er, rückwärts ſchreitend, vor etwas zu weichen ſchien, ſtieß er in einem fort halbverſtändliche Worte zwiſchen den Zähnen hervor: „Du — hörſt du — bleib doch — du — hör doch — bleib — gib ihn wieder — er iſt braun und blau geſchlagen — ja, ja — gut — ich will ſie wieder braun und blau ſchlagen — hörſt du? bleib doch — gib ihn mir wieder.“

Es ſchien, als ob etwas an ihm vorüberwandle, denn er wandte ſich und bewegte ſich, wie um es zu verfolgen, nach der anderen Richtung.

„Du, Minna“ — ſeine Stimme wurde weinerlich, wie die eines kleinen Kindes. „Du Minna, hörſt du? — gib ihn wieder — ich will ...“ Er taſtete in die Luft, wie um jemand feſtzuhalten. „Weibchen — ja — und da will ich ſie ... und da will ich ſie auch ſchlagen — braun und blau — auch ſchlagen —

und da will ich mit dem Beil – ſiehſt du? – Küchenbeil – mit dem Küchenbeil will ich ſie ſchlagen, und da wird ſie verrecken."

„Und da ... ja mit dem Beil – Küchenbeil ja – ſchwarzes Blut!" Schaum ſtand vor ſeinem Munde, ſeine gläſernen Pupillen bewegten ſich unaufhörlich.

Ein ſanfter Abendhauch ſtrich leis und nachhaltig über den Forſt, und roſaflammiges Wolkengelock hing über dem weſtlichen Himmel.

Etwa hundert Schritt hatte er ſo das unſichtbare Etwas verfolgt, als er anſcheinend mutlos ſtehenblieb, und mit entſetzlicher Angſt in den Mienen ſtreckte der Mann ſeine Arme aus, flehend, beſchwörend. Er ſtrengte ſeine Augen an und beſchattete ſie mit der Hand, wie um noch einmal in weiter Ferne das Weſenloſe zu entdecken. Schließlich ſank die Hand, und der geſpannte Ausdruck ſeines Geſichts verkehrte ſich in ſtumme Ausdrucksloſigkeit; er wandte ſich und ſchleppte ſich den Weg zurück, den er gekommen.

Die Sonne goß ihre letzte Glut über den Forſt, dann erloſch ſie. Die Stämme der Kiefern ſtreckten ſich wie bleiches, verweſtes Gebein zwiſchen die Wipfel hinein, die wie grauſchwarze Moderſchichten auf ihnen laſteten. Das Hämmern eines Spechtes durchdrang die Stille. Durch den kalten, ſtahlblauen Himmelsraum ging ein einziges, verſpätetes Roſengewölk. Der Windhauch wurde kellerkalt, ſodaß es den Wärter fröſtelte. Alles war ihm neu, alles fremd. Er wußte nicht, was das war, worauf er ging, oder das, was ihn umgab. Da huſchte ein Eichhorn über die Strecke, und Thiel beſann ſich. Er mußte an den lieben Gott denken, ohne zu wiſſen, warum. „Der liebe Gott ſpringt über den Weg, der liebe Gott ſpringt über den Weg." Er wiederholte dieſen Satz mehrmals, gleichſam um auf etwas zu kommen, das damit zuſammenhing. Er unterbrach ſich, ein Lichtſchein fiel in ſein Hirn, „aber mein Gott, das iſt ja Wahnſinn". Er vergaß alles und wandte ſich gegen dieſen neuen Feind. Er ſuchte Ordnung in ſeine Gedanken zu bringen, vergebens! Es war ein haltloſes Streifen und Schweifen. Er ertappte ſich auf den unſinnigſten Vorſtellungen und ſchauderte zuſammen im Bewußtſein ſeiner Machtloſigkeit.

Aus dem nahen Wäldchen kam Kindergeſchrei. Es war das Signal zur Raſerei. Faſt gegen ſeinen Willen mußte er darauf zueilen und fand das Kleine, um welches ſich niemand mehr gekümmert hatte, weinend und ſtrampelnd ohne Bettchen im Wagen liegen. Was wollte er tun? Was trieb ihn hierher? Ein wirbelnder Strom von Gefühlen und Gedanken verſchlang dieſe Fragen.

„Der liebe Gott ſpringt über den Weg", jetzt wußte er, was das bedeuten wollte. „Tobias" — ſie hatte ihn gemordet — Lene — ihr war er anvertraut — „Stiefmutter, Rabenmutter," knirſchte er, „und ihr Balg lebt." Ein roter Nebel umwölkte ſeine Sinne, zwei Kinderaugen durchdrangen ihn; er fühlte etwas Weiches, Fleiſchiges zwiſchen ſeinen Fingern. Gurgelnde und pfeifende Laute, untermiſcht mit heiſerem Ausrufen, von denen er nicht wußte, wer ſie ausſtieß, trafen ſein Ohr.

Da fiel etwas in ſein Hirn, wie Tropfen heißen Siegellacks, und es hob ſich wie eine Starre von ſeinem Geiſt. Zum Bewußtſein kommend, hörte er den Nachhall der Meldeglocke durch die Luft zittern.

Mit eins begriff er, was er hatte tun wollen: ſeine Hand löſte ſich von der Kehle des Kindes, welches ſich unter ſeinem Griffe wand. — Es rang nach Luft, dann begann es zu huſten und zu ſchreien.

„Es lebt! Gott ſei Dank, es lebt!" Er ließ es liegen und eilte nach dem Übergange. Dunkler Qualm wälzte ſich fernher über die Strecke, und der Wind drückte ihn zu Boden. Hinter ſich vernahm er das Keuchen einer Maſchine, welches wie das ſtoßweiſe gequälte Atmen eines kranken Rieſen klang.

Ein kaltes Zwielicht lag über der Gegend.

Nach einer Weile, als die Rauchwolken auseinandergingen, erkannte Thiel den Kieszug, der mit geleerten Loren zurückging und die Arbeiter mit ſich führte, welche tagsüber auf der Strecke gearbeitet hatten.

Der Zug hatte eine reichbemeſſene Fahrzeit und durfte überall anhalten, um die hie und da noch beſchäftigten Arbeiter aufzunehmen, andere hingegen abzuſetzen. Ein gutes Stück vor Thiels Bude begann man zu bremſen. Ein lautes Quietſchen, Schnarren, Raſſeln und Klirren durchdrang weithin die Abendſtille, bis der Zug unter einem einzigen, ſchrillen, langgedehnten Ton ſtillſtand.

Etwa fünfzig Arbeiter und Arbeiterinnen waren in den Loren verteilt. Faſt alle ſtanden aufrecht, einige unter den Männern mit entblößtem Kopfe. In ihrer aller Weſen lag eine rätſelhafte Feierlichkeit. Als ſie des Wärters anſichtig wurden, erhob ſich ein Flüſtern unter ihnen. Die Alten zogen die Tabakspfeifen zwiſchen den gelben Zähnen hervor und hielten ſie reſpektvoll in den Händen. Hie und da wandte ſich ein Frauenzimmer, um ſich zu ſchneuzen. Der Zugführer ſtieg auf die Strecke herunter und trat auf Thiel zu. Die Arbeiter ſahen, wie er ihm feierlich die Hand ſchüttelte, worauf Thiel mit langſamem, faſt militäriſch ſteifem Schritt auf den letzten Wagen zuſchritt.

Keiner der Arbeiter wagte ihn anzureden, obgleich ſie ihn alle kannten.

Aus dem letzten Wagen hob man ſoeben das kleine Tobiäschen.

Es war tot.

Lene folgte ihm; ihr Geſicht war bläulichweiß, braune Kreiſe lagen um ihre Augen.

Thiel würdigte ſie keines Blickes; ſie aber erſchrak beim Anblick ihres Mannes. Seine Wangen waren hohl, Wimpern und Barthaare verklebt, der Scheitel, ſo ſchien es ihr, ergrauter als bisher. Die Spuren vertrockneter Tränen überall auf dem

Geſicht; dazu ein unſtetes Licht in ſeinen Augen, davor ſie ein Grauen ankam.

Auch die Tragbahre hatte man wieder mitgebracht, um die Leiche transportieren zu können.

Eine Weile herrſchte unheimliche Stille. Eine tiefe, entſetzliche Verſonnenheit hatte ſich Thiels bemächtigt. Es wurde dunkler. Ein Rudel Rehe ſetzte ſeitab auf den Bahndamm. Der Bock blieb ſtehen mitten zwiſchen den Geleiſen. Er wandte ſeinen gelenken Hals neugierig herum, da pfiff die Maſchine, und blitzartig verſchwand er ſamt ſeiner Herde.

In dem Augenblick, als der Zug ſich in Bewegung ſetzen wollte, brach Thiel zuſammen.

Der Zug hielt abermals, und es entſpann ſich eine Beratung über das, was nun zu tun ſei. Man entſchied ſich dafür, die Leiche des Kindes einſtweilen im Wärterhaus unterzubringen und ſtatt ihrer den durch kein Mittel wieder ins Bewußtſein zu rufenden Wärter mittelſt der Bahre nach Hauſe zu bringen.

Und ſo geſchah es. Zwei Männer trugen die Bahre mit dem Bewußtloſen, gefolgt von Lene, die, fortwährend ſchluchzend, mit tränenüberſtrömtem Geſicht den Kinderwagen mit dem Kleinſten durch den Sand ſtieß.

Wie eine rieſige, purpurglühende Kugel lag der Mond zwiſchen den Kieferſchäften am Waldesgrund. Je höher er rückte, um ſo kleiner ſchien er zu werden, um ſo mehr verblaßte er. Endlich hing er, einer Ampel vergleichbar, über dem Forſt, durch alle Spalten und Lücken der Kronen einen matten Lichtdunſt drängend, welcher die Geſichter der Dahinſchreitenden leichenhaft anmalte.

Rüſtig, aber vorſichtig ſchritt man vorwärts, jetzt durch enggedrängtes Jungholz, dann wieder an weiten, hochwaldumſtandenen Schonungen entlang, darin ſich das bleiche Licht wie in großen, dunklen Becken angeſammelt hatte.

Der Bewußtloſe röchelte von Zeit zu Zeit oder begann zu phantaſieren. Mehrmals ballte er die Fäuſte und verſuchte mit geſchloſſenen Augen ſich emporzurichten.

Es koſtete Mühe, ihn über die Spree zu bringen; man mußte ein zweites Mal überſetzen, um die Frau und das Kind nachzuholen.

Als man die kleine Anhöhe des Ortes emporſtieg, begegnete man einigen Einwohnern, welche die Botſchaft des geſchehenen Unglücks ſofort verbreiteten.

Die ganze Kolonie kam auf die Beine.

Angeſichts ihrer Bekannten brach Lene in erneutes Klagen aus.

Man beförderte den Kranken mühſam die ſchmale Stiege hinauf in ſeine Wohnung und brachte ihn ſogleich zu Bett. Die Arbeiter kehrten ſogleich um, um Tobiäschens Leiche nachzuholen.

Alte, erfahrene Leute hatten kalte Umſchläge angeraten, und Lene befolgte ihre Weiſung mit Eifer und Umſicht. Sie legte Handtücher in eiskaltes Brunnenwaſſer und erneuerte ſie, ſobald die brennende Stirn des Bewußtloſen ſie durchhitzt hatte. Ängſtlich beobachtete ſie die Atemzüge des Kranken, welche ihr mit jeder Minute regelmäßiger zu werden ſchienen.

Die Aufregungen des Tages hatten ſie doch ſtark mitgenommen, und ſie beſchloß, ein wenig zu ſchlafen, fand jedoch keine Ruhe. Gleichviel ob ſie die Augen öffnete oder ſchloß, unaufhörlich zogen die Ereigniſſe der Vergangenheit daran vorüber. Das Kleine ſchlief. Sie hatte ſich entgegen ihrer ſonſtigen Gewohnheit wenig darum bekümmert. Sie war überhaupt eine andere geworden. Nirgend eine Spur des früheren Trotzes. Ja, dieſer kranke Mann mit dem farbloſen, ſchweißglänzenden Geſicht regierte ſie im Schlaf.

Eine Wolke verdeckte die Mondkugel, es wurde finſter im Zimmer, und Lene hörte nur noch das ſchwere, aber gleichmäßige Atemholen ihres Mannes. Sie überlegte, ob ſie Licht machen ſollte. Es wurde ihr unheimlich im Dunkeln. Als ſie aufſtehen wollte, lag es ihr bleiern in allen Gliedern, die Lider fielen ihr zu, ſie entſchlief.

Nach Verlauf von einigen Stunden, als die Männer mit der Kindesleiche zurückkehrten, fanden ſie die Haustüre weit offen. Verwundert über dieſen Umſtand ſtiegen ſie die Treppe hinauf, in die obere Wohnung, deren Tür ebenfalls weit geöffnet war.

Man rief mehrmals den Namen der Frau, ohne eine Antwort zu erhalten. Endlich ſtrich man ein Schwefelholz an der Wand, und der aufzuckende Lichtſchein enthüllte eine grauenvolle Verwüſtung.

„Mord, Mord!"

Lene lag in ihrem Blut, das Geſicht unkenntlich, mit zerſchlagener Hirnſchale.

„Er hat ſeine Frau ermordet, er hat ſeine Frau ermordet!"

Kopflos lief man umher. Die Nachbarn kamen, einer ſtieß an die Wiege. „Heiliger Himmel" und er fuhr zurück, bleich, mit entſetzensſtarrem Blick. Da lag das Kind mit durchſchnittenem Halſe.

Der Wärter war verſchwunden; die Nachforſchungen, welche man noch in derſelben Nacht anſtellte, blieben erfolglos. Den Morgen darauf fand ihn der dienſttuende Wärter zwiſchen den Bahngeleiſen und an der Stelle ſitzend, wo Tobiäschen überfahren worden war.

Er hielt das braune Pudelmützchen im Arm und liebkoſte es ununterbrochen wie etwas, das Leben hat.

Der Wärter richtete einige Fragen an ihn, bekam jedoch keine Antwort und bemerkte bald, daß er es mit einem Irrſinnigen zu tun habe.

Der Wärter am Block, davon in Kenntnis geſetzt, erbat telegraphiſche Hilfe.

Nun verſuchten mehrere Männer, ihn durch gutes Zureden von den Geleiſen fortzulocken; jedoch vergebens.

Der Schnellzug, der um dieſe Zeit paſſierte, mußte anhalten, und erſt der Übermacht ſeines Perſonals gelang es, den Kranken, der alsbald furchtbar zu toben begann, mit Gewalt von der Strecke zu entfernen.

Man mußte ihm Hände und Füße binden, und der inzwiſchen requirierte Gendarm überwachte ſeinen Transport nach dem Berliner Unterſuchungsgefängniſſe, von wo aus er jedoch ſchon am erſten Tage nach der Irrenabteilung der Charité überführt wurde. Noch bei der Einlieferung hielt er das braune Mützchen in Händen und bewachte es mit eiferſüchtiger Sorgfalt und Zärtlichkeit.

Der Apoſtel

Spät am Abend war er in Zürich angelangt. Eine Dachkammer in der „Taube“, ein wenig Brot und klares Waſſer, bevor er ſich niederlegte: das genügte ihm.

Er ſchlief unruhig wenige Stunden. Schon kurz nach vier erhob er ſich. Der Kopf ſchmerzte ihn. Er ſchob es auf die lange Eiſenbahnfahrt vom geſtrigen Tage. Um ſo etwas auszuhalten, mußte man Nerven wie Seile haben. Er haßte dieſe Bahnen mit ihrem ewigen Gerüttel, Geſtampf und Gepolter, mit ihren jagenden Bildern; — er haßte ſie und mit ihnen die meiſten anderen der ſogenannten Errungenſchaften dieſer ſogenannten Kultur.

Durch den Gotthard allein ... es war wirklich eine Tortur, durch den Gotthard zu fahren: dazuſitzen, beim Scheine eines zuckenden Lämpchens, mit dem Bewußtſein, dieſe ungeheure Steinmaſſe über ſich zu haben. Dazu dieſes markerſchütternde Konzert von Geräuſchen im Ohr. Es war eine Tortur, es war zum Verrücktwerden! In einen Zuſtand war er hineingeraten, in eine Angſt, kaum zu glauben. Wenn das nahe Rauſchen ſo zurückſank und dann wieder daherkam, daherfuhr wie die ganze Hölle und ſo toſend wurde, daß es alles in einem förmlich zerſchlug ..: nie und nimmer würde er nochmals durch den Gotthard fahren!

Man hatte nur einen Kopf. Wenn der einmal aufgeſtört war — der Bienenſchwarm da drinnen — da mochte der Teufel wieder Ruhe ſchaffen; alles brach durch ſeine Grenzen, verlor die natürlichen Dimenſionen, dehnte ſich hoch auf und hatte einen eigenen Willen.

Die Nacht hatte es ihn noch geplagt, nun ſollte es damit ein Ende haben. Der kalte, klare Morgen mußte das ſeinige tun. Übrigens würde er von hier ab nach Deutſchland hinein zu Fuße reiſen.

Er wuſch ſich und zog die Kleider über. Als er die Sandalen unterband, tauchte ihm flüchtig auf, wie er zu dem Koſtüm, das er trug und das ihn von allen übrigen Menſchen unterſchied, gekommen war: die Geſtalt Meiſter Diefenbachs ging vorüber. — Dann war es ein Sprung in frühe Jahre: er ſah ſich ſelbſt in der ſogenannten Normaltracht zur Schule gehen — der Glatzkopf des Vaters blickte hinter dem Ladentiſche der Apotheke hervor, die Tracht des Sohnes milde beſpöttelnd. Die Mutter hatte doch immer geſagt, er ſei kein Hypochonder. Der Glatzkopf und das junge Frauengeſicht ſchoben ſich nebeneinander. Welch ein ungeheurer Unterſchied! Daß er das früher nie bemerkt hatte.

Die Sandalen ſaßen feſt. Er legte den Strick, der die weiße Frieskutte zuſammenhielt, um die Hüften und eine Schnur rund um den Kopf.

Auf dem Hausflur der Herberge war ein alter Spiegel angebracht. Einen Augenblick im Vorübergehen hielt er inne, um ſich zu muſtern. Wirklich! — Er ſah aus wie ein Apoſtel. Das heilige Blond der langen Haare, der ſtarke, rote, keilförmige Bart, das kühne, feſte und doch ſo unendlich milde Geſicht, die weiße Mönchskutte, die ſeine ſchöne, ſtraffe Geſtalt, ſeinen elaſtiſchen, ſoldatiſch geſchulten Körper zu voller Geltung brachte.

Mit Wohlgefallen ſpiegelte er ſich. Warum ſollte er es auch nicht? Warum ſollte er ſich ſelbſt nicht bewundern, da er doch nicht aufhörte, die Natur zu beſtaunen in allem, was ſie hervorbrachte? Er lief ja durch die Welt von Wunder zu Wunder, und Dinge, von anderen nicht beachtet, erzeugten in ihm religiöſe Schauer. Übrigens nahm ſie ſich gut aus — die Neuerung dieſes Morgens: man konnte ja denken, dieſe Schnur um den Kopf habe den Zweck, das Haar zuſammenzuhalten. Daß ſie einem Heiligenſcheine ähnelte, hatte nichts auf ſich. Heilige gab es nicht mehr, oder beſſer: der Heiligenſchein kam jedem Naturerzeugnis, auch dem kleinſten Blümchen oder Käferchen zu, und deſſen Auge war ein profanes Auge, der nicht über allem ſolche Heiligenſcheine ſchweben ſah.

Auf der Straße war noch niemand: einſamer Sonnenſchein lag darauf; hie und da der lange, ein wenig ſchräge Schatten eines Hauſes. Er bog in ein Seitengäßchen, das bergan ſtieg, und klomm bald zwiſchen Wieſen und Obſtgärten hin aufwärts.

Bisweilen ein hochgiebliges, altväteriſches Häuschen, ein enges mit Blumen vollgepfropftes Hausgärtchen, dann wieder eine Wieſe oder ein Weinberg. Der Geruch des weißen Jasmins, des blauen Flieders und des dunkelbrennenden Goldlacks erfüllte ſtellenweiſe die reine und ſtarke Luft, daß er ſie wohlig in ſich ſog wie einen gewürzten Wein.

Er fühlte ſich freier nach jedem Schritt.

Wie wenn ein Dorn aus ſeinem Herzen ſich löſte, war ihm zu Sinn, als es ihm das Auge ſo ſtill und unwiderſtehlich nach außen zog. Das Dunkel in ihm ward aufgeſogen von all dem Licht. Die Köpfchen des gelben Löwenzahns, gleich unzähligen kleinen Sonnen in das ſprießende Grün des Wegrandes gelegt, blendeten ihn faſt. Durch den ſchweren Blütenregen der Obſtbäume ſchoſſen die Sonnenſtrahlen ſchräg in den wieſigen Grund, ihn mit goldigen Tupfen überdeckend. So honigſüß dufteten die Birken. Und ſoviel Leben, Behaglichkeit und Fleiß ſprach aus dem verlorenen Sumſen früher Bienen.

Sorgfältig vermied er im Aufſteigen, irgend etwas zu beſchädigen oder gar zu vernichten, was Leben hatte. Das kleinſte

Käferchen wurde umgangen, die zudringliche Weſpe vorſichtig verſcheucht. Er liebte die Mücken und Fliegen brüderlich, und zu töten, — auch nur den allergewöhnlichſten Kohlweißling — ſchien ihm das ſchwerſte aller Verbrechen.

Blumen, halbwelk, von Kinderhänden ausgerauft, hob er vom Wege auf, um ſie irgendwo ins Waſſer zu werfen. Er ſelbſt pflückte niemals Veilchen oder Roſen, um ſich damit zu ſchmücken. Er verabſcheute Sträuße und Kränze; er wollte alles an ſeinem Ort.

Ihm war wohl und zufrieden. Nur, daß er ſich ſelbſt nicht ſehen konnte, bedauerte er. Er ſelbſt mit ſeinem edlen Gange, einſam in der Frühe auf die Berge ſteigend: das hätte ein Motiv abgegeben für einen großen Maler —; und das Bild ſtand vor ſeiner Phantaſie.

Dann ſah er ſich um, ob nicht doch vielleicht irgend eine menſchliche Seele bereits wach ſei und ihn ſehen könne. Niemand war zu erblicken.

Übrigens fing das merkwürdige Schwatzen — im Ohr oder gar im Kopf drinnen, er wußte nicht wo — wieder an. Seit einigen Wochen plagte es ihn. Sicherlich waren es Blutſtockungen. Man mußte laufen, ſich anſtrengen, das Blut in ſchnelleren Umlauf verſetzen.

Und er beſchleunigte ſeine Schritte.

Allmählich war er ſo über die Dächer der Häuſer hinausgekommen. Er ſtand ruhend ſtill und hatte alle Pracht unter ſich. Eine Erſchütterung überkam ihn. Ein Gefühl tiefer Zerknirſchung brannte in ihm angeſichts dieſer wundervollen Tiefe. — Lange ließ er das verzückte Auge umherſchwelgen: — über alles hin, zu der Spitze des jenſeitigen Berges, deſſen ſchründige Hänge zartes, wolliges Grün umzog. — Hinunter, wo die veilchenfarbne Fläche des Sees den Talgrund ausfüllte, wo die weichen, graſigen Uferhügel daraus hervorſtiegen, grüne Polſter, überſchüttet, ſoweit die Sehkraft reichte, mit Blüten und wieder Blüten. Dazwiſchen Häuschen, Villen und Dörfer, deren Fenſter elektriſch aufblitzten, deren rote Dächer und Türme leuchteten.

Nur im Süden, fern, verband ein grauer, ſilberiger Duft See und Himmel und verdeckte die Landſchaft; aber über ihm, fein und weiß leuchtend, auf das blaſſe Blau der Luft gelegt, ſchemenhaft tauchten ſie auf — einem ungeheuren Silberſchatz vergleichbar — in langer ſich verlierender Reihe: die Spitzen der Schneeberge.

Dort haftete ſein Blick — ſtarr — lange. Als es ihn losließ, blieb nichts Feſtes mehr in ihm. Alles weich, aufgelöſt. Tränen und Schluchzen.

Er ging weiter.

Von oben her, wo die Buchen anfingen, traf das Geſchrei des Kuckucks ſein Ohr: jene zwei Noten, die ſich wiederholen, ausſetzen, um dann wieder und wieder zu beginnen. Er ging weiter, nunmehr für ſich und grübleriſch.

Myſteriöſe Rührungen waren ihm angeſichts der Natur nichts Ungewöhnliches; ſo ſtark und jäh wie diesmal indes hatten ſie ihn noch niemals befallen. — Es war eben ſein Naturgefühl, das ſtärker und tiefer wurde. Nichts war begreiflicher, und es tat nicht not, ſich darüber hypochondriſche Gedanken zu machen. Übrigens fing es an, ſich in ihm zu verdichten, zu geſtalten, zu erbauen. Kaum daß Minuten vergingen, und alles in ihm war gebunden und feſt.

Er ſtand ſtill, wieder ſchauend. Nun war es die Stadt unten, die ihn anzog und abſtieß. Wie ein grauer, widerlicher Schorf erſchien ſie ihm, wie ein Grind, der weiterfreſſen würde, in dies Paradies hineingeimpft: Steinhaufen an Steinhaufen, ſpärliches Grün dazwiſchen. Er begriff, daß der Menſch das allergefährlichſte Ungeziefer ſei. Jawohl, das ſtand außer Zweifel: Städte waren nicht beſſer als Beulen, Auswüchſe der Kultur. Ihr Anblick verurſachte ihm Ekel und Weh.

Zwiſchen den Buchen angelangt, ließ er ſich nieder. Lang aufgeſtreckt, den Kopf dicht an der Erde, Humus- und Grasgeruch einziehend, die transparenten, grünen Halme dicht vor den Augen, lag er da. Ein Behagen erfüllte ihn ſo, eine ſchwellende Liebe, eine taumelnde Glückſeligkeit. Wie Silberſäulen die Buchenſtämme. Der wogende und rauſchende, ſonnengolddurchſchlagene, grüne Baldachin darüber, der Geſang, die Freude, der eifrige und lachende Jubel der Vögel. Er ſchloß die Augen, er gab ſich ganz hin.

Dabei ſtieg ihm der Traum der Nacht auf: eine fremde Stimmung zuerſt, ein Herzklopfen, eine Gehobenheit, die eine Vorſtellung mitbrachte, über deren Urſprung er grübeln mußte. Endlich kam die Erinnerung —: zwiſchen Tag und Abend. Eine endloſe, ſtaubige, italieniſche Landſtraße, noch erhitzt, flimmernde Wärme ausſtrömend. Landleute kommen vom Felde, braun, bunt, zerlumpt. Männer, Weiber und Kinder mit ſchwarzen, ſtechenden und glaubenskranken Augen. Ärmliche Hütten ſchräg drüben. Über ſie her einfältiges, katholiſches Aveglocken-Gebimmel. Er ſelbſt beſtaubt, müde, hungernd, dürſtend. Er ſchreitet langſam, die Leute knien am Wegrand, ſie falten die Hände, ſie beten ihn an. Ihm iſt weich, ihm iſt groß.

Er lag und hing an dem Bilde. Fieber, Wolluſt, göttliche Hoheitsſchauer wühlten in ihm. Er erhob ſich Gott gleich.

Nun war er beſtürzt, als er die Augen auftat. Wie eine Säule aus Waſſer brach es zuſammen und verrann.

Sich ſelbſt fragend und zur Rede ſtellend, drang er ins Waldinnere. Er machte ſich Vorwürfe über ſein verzücktes Träumen; es kam wider ſeinen Willen und Entſchluß. Die Wucht ſeiner Gefühle machte ihm bange, dennoch aber: es konnte ſein, daß ſeine nagende Angſt ohne Grund war.

Übrigens wuchs die Angſt, obgleich es ihm jetzt gerade ganz klar wurde, daß ſie grundlos war.

Sie hatten ihn wirklich verehrt, die Italiener, deren Dörfer er zu Fuß durchzogen hatte. Sie waren gekommen, um ihre Kinder von ihm ſegnen zu laſſen. Warum ſollte er nicht ſegnen, wenn andere Prieſter ſegnen durften? Er hatte etwas — er hatte mehr mitzuteilen als ſie. Es gab ein Wort, ein einziges, wundervolles Wortjuwel: Friede! Darin lag es, was er brachte, darin lag alles verſchloſſen — alles — alles.

Blutgeruch lag über der Welt. Das fließende Blut war das Zeichen des Kampfes. Dieſen Kampf hörte er toben, unaufhörlich, im Wachen und Schlafen. Es waren Brüder und Brüder, Schweſtern und Schweſtern, die ſich erſchlugen. Er liebte ſie alle, er ſah ihr Wüten und rang die Hände in Schmerz und Verzweiflung.

Mit der Stimme des Donners reden zu können, wünſchte er glühend. Angeſichts der toſenden Schlacht, auf einem Felsblock, allen ſichtbar, ſtehend, mußte man rufen und winken. Zu warnen vor dem Bruder- und Schweſtermord, hinzuweiſen auf den Weg zum Frieden war eine Forderung des Gewiſſens.

Er kannte dieſen Weg. Man betrat ihn durch ein Tor mit der Aufſchrift: Natur.

Mut und Eifer hatte die Angſt ſeiner Seele allmählich wieder verdrängt. Er ging, nicht wiſſend, wohin, predigend im Geiſte und bei ſich ſelbſt zu allem Volke redend: ihr ſeid Freſſer und Weinſäufer. Auf euren Tafeln prangen kannibaliſch Tierkadaver. Laßt ab vom Schlemmen! Laßt ab vom ruchloſen Morde der Kreaturen! Früchte des Feldes ſeien eure Nahrung! Eure ſeidnen Betten, eure Polſter, eure koſtbaren Möbel und Kleider, tragt alles zuſammen, werft die Fackeln hinein, daß die Flamme himmelan ſchlage und es verzehre! Habt ihr das getan, dann kommt — kommt alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid und folgt mir nach! In ein Land will ich euch führen, wo Tiger und Büffel nebeneinander weiden, wo die Schlangen ohne Gift und die Bienen ohne Stachel ſind. Dort wird der Haß in euch ſterben und die ewige Liebe lebendig werden.

Ihm ſchwoll das Herz. Wie ein reißender Strom ſtürzte der Schwall ſtrafender, tröſtender und ermahnender Worte. Sein ganzer Körper bebte in Leidenſchaft. Mit hinreißender Stärke überkam ihn der Drang, ſeine ganze Liebe und Sehnſucht auszuſtrömen. Als müſſe er den Bäumen und Vögeln predigen, war ihm zumut. Die Kraft ſeiner Rede mußte unwiderſtehlich ſein. Er hätte das Eichhorn, welches in Bogenſprüngen zwiſchen den Stämmen hinhuſchte, mit einem einzigen Worte bannen und zu ſich rufen können. Er wußte es, wußte es ſicher, wie man weiß, daß der Stein fällt. Eine Allmacht war in ihm: die Allmacht der Wahrheit.

Plötzlich hörte der Wald auf. Faſt erſchreckt, geblendet, wie jemand, der aus einem tiefen Schacht aufſteigt, ſah er die Welt. Aber es hörte nicht auf in ihm zu wirken. Mit eins kam Richtung in ſeine Schritte. Er ſtieg niederwärts, den abſchüſſigen Weg laufend und ſpringend.

Wie ein Soldat, der ſtürmt, das Ziel im Auge, kam er ſich nun vor. Einmal im Laufen, war es ſchwer, ſich aufzuhalten. Die ſchnelle, heftige Bewegung aber weckte etwas: eine Luſt, eine Art Begeiſterung, eine Tollheit.

Das Bewußtſein kam, und mit Grauſen ſah er ſich ſelbſt in großen Sätzen bergab eilen. Etwas in ihm wollte haſtig hemmen, Einhalt tun, aber ſchon war es ein Meer, das die Dämme durchbrochen hatte. Ein lähmender Schreck blieb geduckt im Grunde ſeiner Seele und ein entſetztes, namenloſes Staunen dazu.

Sein Körper indes, wie etwas Fremdes, tobte entfeſſelt. Er ſchlug mit den Händen, knirſchte mit den Zähnen und ſtampfte den Boden. Er lachte — lachte lauter und lauter, ohne daß es abriß.

Als er zu ſich kam, zitterte er. Faſt gelähmt vor Entſetzen hielt er den Stamm einer jungen Linde umklammert. Nur mit Vorſicht und ſtets in Angſt vor der Wiederkehr des Unbekannten, Fürchterlichen ging er dann weiter. Aber er wurde doch wieder frei und ſicher, ſo daß er am Ende über ſeine Angſt lächeln konnte.

Nun, unter dem feſten Gleichmaß ſeiner Schritte, angeſichts der erſten Häuſer, kam die Erinnerung ſeiner Soldatenzeit. Wie oft, das Herz mit dem tauben Hochgefühl befriedigter Eitelkeit zum Berſten gefüllt, hatte er als Leutnant, an der Seite der Truppe, unter klingendem Spiele Einzug gehalten. Er dachte es kaum, und ſchon hatte in ſeinem Kopfe die markige, feurige Marſchmuſik eingeſetzt, durch die er ſo oft fanatiſiert worden war. Sie klang in ſeinem Ohr und bewirkte, daß er die Füße in Takt ſetzte und Kopf und Bruſt ungewöhnlich ſtolz trug. Sie legte das ſieghafte Lächeln um ſeine Lippen und den lebendigen Glanz in ſeine Augen. So marſchierend lauſchte er zugleich in ſich hinein, verwundert, daß er ſo jeden Ton, jeden Akkord, jedes Inſtrument ſcharf unterſchied, bis auf das Nachſchüttern des Zuſammenſchlags von Pauke und Becken. Er wußte nicht, ſollte ihn die Stärke ſeiner Vorſtellungskraft beunruhigen oder erfreuen. Ohne Zweifel war es eine Fähigkeit. Er hatte die Fähigkeit zur Muſik. Er würde ſicher große Kompoſitionen geſchaffen haben. Wie viele Fähigkeiten mochten überhaupt in ihm erſtickt worden ſein! Übrigens war das gleichgültig. Alle Kunſt war Unſinn, Gift. Es gab andere, wichtigere Dinge für ihn zu tun.

Ein Mädchen in blauem Kattun, mit einem roſa Bruſttuch, eine Kanne aus Blech in der Hand, welches augenſcheinlich Milch austrug, kam ihm entgegen. Er hatte ſie mit dem Blick geſtreift und bemerkt, wie ſie erſtaunt über ſeinen Anblick ſtillſtand und groß auf ihn blickte. Sie grüßte dann kleinlaut mit ehrfürchtiger Betonung, und er ging gemeſſen und ernſt dankend an ihr vorüber.

Sofort war alles in ihm verſtummt. Weit hinaus wuchs er im Augenblick über ſeine bisherigen kleinen Vorſtellungen. Wenn er noch etwas wie Muſik in ſeinem Ohre trug, ſo war es jedenfalls keine irdiſche Melodie. Mit einer Empfindung ſchritt er, wie wenn er trockenen Fußes über Waſſer ginge. So hehr und groß kam er ſich vor, daß er ſich ſelbſt zur Demut ermahnte. Und wie er das tat, mußte er ſich an Chriſti Einzug in Jeruſalem erinnern und ſchließlich der Worte: Siehe, dein König kommt zu dir, ſanftmütig.

Noch eine Zeitlang fühlte er den Blick des Mädchens ſich nachfolgen. Aus irgendwelchem Grunde hielt er im Gehen möglichſt genau die Mitte des Fahrdamms inne, auch als er eine Biegung machte in eine breite, weiße, ſich abwärts ſenkende Straße hinein. Dabei wie unter einem Zwange ſtehend, mußte er immer und immer wiederholen: Dein König kommt zu dir.

Kinderſtimmen ſangen dieſe Worte. Sie lagen ihm noch ungeformt zwiſchen Gaumen und Zunge. Aus dem unartikulierten Geräuſch ſeines Atems konnte er ſie heraushören. Dazwiſchen Hoſianna, rauſchende Palmenwedel, Jauchzen, bleiche, verzückte Geſichter. Dann wieder jähe Stille – Einſamkeit.

Er ſah auf, voll Verwunderung. Wie leere Kuliſſen alles. Häuſer aus Stein rechts und links, ſtumm, nüchtern, ſchläfrig. Nachdenklich prüfte er. Allmählich, da es feſtſtand, begann ſein Inneres ſich daran zu ordnen. So wurde er klein, einfach und fing an nüchtern zu ſchauen.

Hie und da war ein Fenſter geöffnet. Der Kopf eines Hausmädchens wurde ſichtbar, man klopfte einen Betteppich aus. Ein Student, ſchwarzhaarig und mit wulſtigen Lippen, augenſcheinlich ein Ruſſe, drehte auf dem Fenſterbrett ſeine Frühſtückszigarette. Und ſchon wurde es lebendiger auf der Straße. Die Augen auf den Boden geheftet, unterließ er es doch nicht, verſtohlen zu beobachten. Oft ſah er mitten hinein in ein breites, freches Lachen. Oft bemerkte er, wie Staunen den Spott bannte. Aber hinter ſeinem Rücken befreite ſich dann der Spott, und dreiſte Reden, ſpitz und beißend, flogen ihm nach.

Mit jedem Schritt unter ſoviel Stichen und Schlägen wurde ihm alltäglicher zu Sinn. Ein Krampf ſaß ihm in der Kehle. Der alte, bittere, hoffnungsloſe Gram trat hervor. Wie eine Mauer, dick, unüberſteiglich, richtete ſie ſich auf vor ihm, die grauſame Blindheit der Menſchen.

Nun ſchien es ihm auf einmal, als ob alles Leugnen unnütz ſei. Er war doch wohl nur eine eitle, kleine, flache Natur. Ihm geſchah doch wohl nur recht, wenn man ihn verhöhnte und verſpottete. So empfand er minutenlang die Pein und Scham eines entlarvten Hochſtaplers und den Wunſch, von aller Welt fortzulaufen, ſich zu verkriechen, zu verſtecken oder auf irgendeine Weiſe ſeinem Leben überhaupt ein Ende zu machen.

Wäre er jetzt allein geweſen, würde er den Strick um ſeinen Kopf, der wie ein Heiligenſchein ausſah, heruntergeriſſen und verbrannt haben. Wie unter einer Narrenkrone aus Papier, halb vernichtet vor Scham, ging er darunter.

In enge, labyrinthiſche Gäßchen ohne Sonne hatte er eingelenkt. Ein kleines Fenſterchen voller Backware zog ihn an. Er öffnete die Glastür und trat in den Laden. Der Bäcker ſah ihn an — die Bäckersfrau — er wählte ein kleines Brot, ſagte nichts und ging.

Vor der Tür hatte ſich eine Schar Neugieriger angeſammelt: eine alte Frau, Kinder, ein Schlächtergeſell, die Mulde mit roten Fleiſchſtücken auf der Schulter. Er überflog ihre Geſichter, es war nichts Freches darin, und ging mitten durch ſie hin ſeines Weges.

Mit welchem Ausdruck ſie ihn alle angeblickt hatten! Erſt die Bäckersleute. Als ob er des kleinen Brotes nicht zum Eſſen bedürfe, ſondern vielmehr um damit ein Wunder zu tun. Und weshalb warteten die Leute auf ihn vor den Türen? Es mußte doch einen Grund haben. Und nun gar das Getrappel und Geflüſter hinter ihm drein. Weshalb lief man ihm nach? Weshalb verfolgte man ihn?

Er horchte geſpannt und wurde bald inne, daß er ein Gefolge von Kindern hinter ſich hatte. Durch Kreuz- und Quergehen über kleine Plätze mit alten Brunnen darauf, abſichtlich umkehrend und die Richtung wechſelnd, vergewiſſerte er ſich, daß der kleine Trupp nicht von ihm abließ.

Warum verfolgten ſie ihn und ließen ſich nicht genügen an ſeinem Anblick? Erwarteten ſie mehr von ihm? Hofften ſie in der Tat von ihm etwas Neues, Außergewöhnliches, Wundervolles zu ſehen? Es kam ihm vor, als ſpräche aus der eintönigen Haſt der Geräuſche ihrer Füße ein ſtarker Glaube, ja mehr als dies: eine Gewißheit. Und plötzlich ging es ihm hell auf, weshalb Propheten, wahrhaftige Menſchen voll Größe und Reinheit, ſo oft am Schluß zu gemeinen Betrügern werden. Er empfand auf einmal eine brennende Sucht, einen unwiderſtehlichen Trieb, etwas Wundervolles zu verrichten, und die größte Schmach würde ihm klein erſchienen ſein im Vergleiche zu dem Eingeſtändnis ſeiner Unkraft.

Bis an den Limmatquai war er inzwiſchen gelangt, und noch immer folgten ihm die Kleinen. Einige trabten, die größeren machten unmäßig lange Schritte, um ihm nachzukommen. In abgebrochenen Worten, mit dem feierlichen Flüſterton der Kirche vorgebracht, beſtand ihre Unterhaltung. Es war ihm bisher nicht gelungen, etwas von dem, was ſie ſprachen, zu verſtehen. Plötzlich aber – er hatte es ganz deutlich gehört – wurden die Worte „Herr Jeſus“ ausgeſprochen.

Die Wirkung eines Zaubers lag in dieſen Worten. Er fühlte ſich aufgehoben durch ſie, geſtärkt, wiederhergeſtellt.

Jeſus war verhöhnt worden: man hatte ihn geſchlagen, angeſpieen und ans Kreuz genagelt. In Verachtung und Spott beſtand der Lohn aller Propheten. Sein eigenes bißchen Leiden kam nicht in Betracht. Kleine, feige Nadelſtiche hatte man ihm verſetzt. Ein Zärtling, der daran zugrunde ging!

Zum Kampf war man da. Wunden bewieſen den Krieger. Spott und Hohn der Menge ... wo gab es höhere Ehrenzeichen?! Die Bruſt damit geſchmückt, durfte man ſtolz und frei blicken. Und überdies: aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge haſt du dir dein Lob zugerichtet.

Vor einer Frau, die Orangen feilbot, blieb er ſtehen. Sogleich hielten auch die Kleinen im Laufen inne, und ein Haufe Neugieriger ſtaute ſich auf dem Bürgerſteig. Er hätte ſeine Früchte gern ohne alles Reden gekauft. Mit einer Spannung warteten die Leute auf ſein erſtes Wort, die ihn befangen und ſcheu machte. Ein ſicheres Gefühl ſagte ihm, daß er eine Illuſion zu ſchonen hatte, daß es von der Art, wie er ſprach, abhing, ob ſeine Hörer ihm weiter folgten oder enttäuſcht davonſchlichen. Aber es war nicht zu vermeiden, die Hökerfrau fragte und ſchwatzte zu viel, und ſo mußte er endlich reden.

Er war beruhigt und zufrieden, ſobald er ſeine eigene Stimme vernahm; etwas Singendes und Getragenes lag darin, eine feierliche und gleichſam melancholiſche Würde, die, wie er überzeugt war, Eindruck machen mußte. Er hatte ſich kaum je ſo reden hören, und indem er ſprach, wurde ihm das Reden ſelbſt zum Genuß, wie dem Sänger der Geſang. Auf der Brücke, unter die hinein der blaugrüne See ſeine Wellen ſchlug, hielt er abermals an. Über das Geländer gebeugt, nahm er aufs neue Licht, Farbe und Friſche des Morgens in ſich auf. Der ungeſtüme, ſtärkende Wind, der den See heraufſuhr, wehte ihm den Bart über die Schulter und umſpülte ihm Stirn und Bruſt wie ein kaltes Bad.

Und nun aus der mutigen Aufwallung ſeines Innern ſtieg es auf als ein feſter Entſchluß. Die Zeit war gekommen. Etwas mußte geſchehen. In ihm war eine Kraft, die Menſchheit aufzurütteln. Jawohl! und ſie mochten lachen, ſpotten und ihn verhöhnen, er würde ſie dennoch erlöſen, alle, alle!

Nun fing er an, tief und verſchloſſen zu grübeln. Daß es geſchehen würde, ſtand nun feſt; wie es geſchehen würde, mußte erwogen werden. Man feierte heute Pfingſten, und das war gut. Um Pfingſten hatten die Jünger Jeſu mit feurigen Zungen geredet. Die Feierſtimmung bedeutete Empfänglichkeit. Einem erſchloſſenen Acker gleichen die Seelen der Menſchen an Feiertagen.

Tiefer und tiefer ging er in ſich hinein, bis er in Räume eindrang, weit, hoch, unendlich. Und ſo ganz verſunken war er mit allen Sinnen in dieſe zweite Welt, daß er wie ein Schlafender nur willenlos ſich fortbewegte. Von allem, was ihn umgab, drang nichts mehr in ſein Bewußtſein, außer dem Getrappel der Kinderfüßchen hinter ihm.

Gleichmäßig eine Zeitlang, ſchwoll es allmählich an, wie wenn den Wenigen, die ihm folgten, andere ſich angeſchloſſen hätten. Und ſtärker und ſtärker immer, als ob aus einzelnen hunderte, aus hunderten tauſende geworden wären.

Ganz plötzlich wurde er aufmerkſam, und nun war es, als ob hinter ihm drein Heeresmaſſen ſich wälzten.

In ſeinen Füßen bis in die Knöchel hinauf ſpürte er ein Erzittern des Erdreiches. Er vernahm hinter ſich ſtarkes Atmen, heißes, haſtiges Geflüſter. Er vernahm Frohlocken, kurz abgeriſſen, halb unterdrückt, das ſich weit zurück fortpflanzte und erſt in tiefen Fernen echohaft erſtarb.

Was das bedeutete, wußte er wohl. Daß es ſo überraſchend ſchnell kam, hatte er nicht erwartet. Durch ſeine Glieder brannte der Stolz eines Feldherrn, und das Bewußtſein einer unerhörten

Verantwortung laſtete nicht ſchwerer auf ihm, wie der Strick auf ſeinem Kopfe. Er war ja der, der er war. Er wußte ja den Weg, den er ſie führen mußte. Er ſpürte ja aus dem Lachen und Drängen ſeiner Seele, daß es ihm nahe war, jenes Endglück der Welt, wonach die blinden Menſchen mit blutenden Augen und Händen ſo viele Jahrtauſende vergebens geſucht hatten.

So ſchritt er voran — er — er — alſo doch er! und in die Stapfen ſeiner Füße ſtürzten die Völker wie Meereswogen. Zu ihm blickten ſie auf, die Milliarden. Der letzte Spötter war längſt verſtummt. Der letzte Verächter war eine Mythe geworden.

So ſchritt er voran, dem Gebirge entgegen. Dort oben war die Grenze, dahinter lag das Land, wo das Glück im Arme des Friedens ewig ruhte. Und ſchon jetzt durchdrang ihn das Glück mit einer Wucht und Gewalt, die ihm bewies, daß man athletiſche Muskeln nötig hatte, um es zu ertragen.

Er hatte ſie, er hatte athletiſche Muskeln. Sein Leben, ſein Daſein war jetzt nur ein wollüſtiges, ſpielendes Kraftentfalten.

Eine Luſt kam ihn an, mit Felſen und Bäumen Fangball zu ſpielen. Aber hinter ihm rauſchten die ſeidenen Banner, drängte und dröhnte unaufhaltſam die ungeheure Wallfahrt der Menſchen.

Man rief, man lockte, man winkte; ſchwarze, blaue, rote Schleier flatterten; blonde, offene Frauenhaare; graue und weiße Köpfe nickten; Fleiſch bloßer, nerviger Arme leuchtete auf; begeiſterte Augen, zum Himmel blickend, oder flammend auf ihn gerichtet, voll reinen Glaubens: auf ihn, der voranſchritt.

Und nun ſprach er es aus, ganz leiſe, kaum hörbar, das heilige Kleinodwort: — Weltfriede! Aber es lebte und flog zurück von einem zum andern. Es war ein Gemurmel der Ergriffenheit und Feierlichkeit. Von ferne her kam der Wind und brachte weiche Akkorde beginnender Choräle. Gedämpfte Poſaunenklänge, Menſchenſtimmen, welche zaghaft und rein ſangen; bis etwas brach, wie das Eis eines Stromes und ein Geſang emporſchwoll wie von tauſend brauſenden Orgeln. Ein Geſang, der ganz Seele und Sturm war und eine alte Melodie hatte, die er kannte: „Nun danket alle Gott.“

Er kam zu ſich. Sein Herz hämmerte. Er war nahe am Weinen. Vor ſeinen Augen ſchwammen weiße Punkte durcheinander. Seine Glieder waren wie zerſchlagen.

Er ſetzte ſich auf eine Bank nieder, die am See ſtand und fing an das Brot zu eſſen, das er ſich gekauft hatte. Dann ſchälte er die Orange und drückte die kalte Schale an ſeine Stirn. Mit Andacht, wie der Chriſt die Hoſtie, genoß er die Frucht. Noch war er damit nicht zu Ende, als er müde zurückſank. Ein wenig Schlaf würde ihm willkommen geweſen ſein. Ja, wenn das ſo leicht wäre: ausruhen. Wie ſoll man ruhen, wenn es im Kopfe drinnen endlos wühlt und gärt? Wenn das Herz heraus will, wenn es einen zieht ins Unbeſtimmte, — wenn man eine Miſſion hat, die verlangt, daß man ſich ihr unterziehe — wenn die Menſchen draußen warten und ſich die Köpfe zerbrechen? Wie ſoll man ruhen und ſchlafen, wo es not tut, zu handeln?

Es war ein peinigender Zuſtand, wie er ſo dalag. Fragen und Fragen und nie eine Antwort. Graue, quälende Leere, mitunter ſchmerzende Stockungen. An einen Ziehbrunnen mußte er denken. Man fleht, zieht mit aller Kraft am Seil, aber das Rad, worüber es geht, dreht ſich nicht mehr. Man läßt nicht nach mit Zerren und Stemmen. Der Eimer ſoll herauf. Man dürſtet zum Verſchmachten. Das Rad gibt nicht nach. Weder vor- noch rückwärts ſchiebt ſich das Seil. — Eine Plage war das, eine Qual — beinahe ein phyſiſches Leiden. Als er Schritte vernahm, freute er ſich der Ablenkung. Ja, du lieber Gott! Was war das überhaupt für ein Gedanke geweſen, jetzt ſchlafen zu wollen. Er ſtand auf, verwundert, daß er ſich in ſeiner

Kammer befand, und öffnete die Tür nach dem Flur. Seine Mutter, wie er wußte, ſtand auf dem Gange, und er mußte ſie hereinlaſſen. Sie kam, ſah ihn an mit ſtrahlender Bewunderung, ihre Lippen zitterten, und ſie faltete in Ehrfurcht ihre Hände. Er legte ihr die Hände aufs Haupt und ſprach: „Stehe auf!" — und — die Kranke erhob ſich und konnte gehen. Und wie ſie ſich aufrichtete, erkannte er, daß es nicht ſeine Mutter war, ſondern er, der Dulder von Nazareth. Nicht nur geheilt hatte er ihn; er hatte ihn lebendig gemacht. Noch wehten die Grabtücher um Jeſu Leib. Er kam auf ihn zu und ſchritt in ihn hinein. Und eine unbeſchreibliche Muſik tönte, als er ſo in ihn hineinging. Den ganzen, geheimnisvollen Vorgang, als die Geſtalt Jeſu in der ſeinigen ſich auflöſte, empfand er genau. Er ſah nun die Jünger, die den Meiſter ſuchten. Aus ihnen trat Petrus auf ihn zu und ſagte: „Rabbi!" — „Ich bin es," gab er zur Antwort. Und Petrus kam näher, ganz nahe, berührte ſeinen Augapfel und begann ihn zu drehen: der Jünger drehte den Erdball. Die Stunde war da, ſich dem Volke zu zeigen. Auf den Balkon des Saales, den er bewohnte, trat er hinaus. Unten wogte die Menge, und in das Brauſen und Wogen ſang eine einzige, dünne Kinderſtimme: „Chriſt iſt erſtanden."

Sie hatte kaum begonnen, als das Eiſen des Balkons nachgab. Er erſchrak heftig, wachte auf, rieb ſich die Augen und wurde inne, daß er auf der Bank eingeſchlafen war. —

Gegen Mittag mochte es ſein. Er wollte wieder hinauf in den Buchenwald, um ſeine Zeit abzuwarten. Die Sonne ſollte ihn weihen, dort oben.

Noch immer kühle und reine Luft, wie er den Berg hinanſtieg. Hymnen der Vögel. Der Himmel wie eine blaßblaue, leere Kriſtallſchale. Alles ſo makellos. Alles ſo neu.

Auch er ſelbſt war neu. Er betrachtete ſeine Hand, es war die Hand eines Gottes; und wie frei und rein war ſein Geiſt!

Und dieſe Ungebundenheit der Glieder, dieſe völlige innere Sicherheit und Skrupelloſigkeit. Grübeln und Denken lag ihm nun weltfern. Er lächelte voll Mitleid, wenn er an die Philoſophen dieſer Welt zurückdachte. Daß ſie mit ihrem Grübeln etwas ergründen wollten, war ſo rührend, wie wenn etwa ein Kind ſich abmüht, mit ſeinen zwei bloßen Ärmchen in die Luft zu fliegen.

Nein, nein -- dazu gehören Flügel, breite Rieſenſchwingen eines Adlers — Kraft eines Gottes!

Er trug etwas wie einen ungeheuren Diamanten in ſeinem Kopfe, deſſen Licht alle ſchwarzen Tiefen und Abgründe hell machte: da war kein Dunkel mehr in ſeinem Bereich . . . Das große Wiſſen war angebrochen. —

Die Glocken der Kirchen begannen zu läuten. Ein Gewühl und Gebrauſe von Tönen erfüllte das Tal. Mit einer erznen Zunge ſchien die Luft zu ſprechen.

Er beugte ſich vor und lauſchte, als es zu ihm heraufkam. Er ſenkte das Haupt nicht, er kniete nicht nieder. Er horchte lächelnd wie auf eines alten Freundes Stimme, und doch war es Gottvater, der mit ſeinem Sohne redete.

Atlantis

Roman

Der deutſche Poſt- und Schnelldampfer „Roland“ verließ Bremen am 23. Januar 1892. Er war eines der älteren Schiffe der Norddeutſchen Schiffahrtsgeſellſchaft, unter denen, die den Verkehr mit New York vermittelten.

Die Bemannung des Schiffes beſtand aus dem Kapitän, vier Offizieren, ſechs Maſchiniſten, einem Proviant- und einem Zahlmeiſter, einem Proviant- und einem Zahlmeiſter-Aſſiſtenten, dem Ober-Steward, dem zweiten Steward, dem Oberkoch und dem zweiten Koch und ſchließlich dem Arzt. — Außer dieſen Leuten, denen das Wohl des gewaltigen, ſchwimmenden Hauſes anvertraut war, waren Matroſen, Stewards, Stewardeſſen, Küchengehilfen, Kohlenzieher und andere Angeſtellte an Bord, mehrere Schiffsjungen und eine Krankenpflegerin.

Das Schiff führte von Bremen aus nicht mehr als hundert Kajütpaſſagiere. Das Zwiſchendeck war mit etwa vierhundert Menſchen belegt.

Auf dieſem Schiff wurde für Friedrich von Kammacher von Paris aus telegraphiſch ein Kajütplatz belegt. Eile tat not. Der junge Mann mußte, kaum anderthalb Stunden, nachdem ihm ein Platz geſichert war, den Schnellzug beſteigen, mit dem er dann gegen zwölf Uhr nachts in Le Havre anlangte. Von hier aus trat er die Überfahrt nach Southampton an, die ohne Zwiſchenfall vor ſich ging und die er in der Koje eines ſchrecklichen Schlafſaales verſchlief.

Bei Morgengrauen war er an Deck, als die Küſten Englands ſich, einigermaßen geſpenſtiſch, mehr und mehr annäherten, bis ſchließlich der Dampfer in den Hafen Southamptons einlief, wo Friedrich den „Roland" erwarten ſollte.

Im Schiffsbureau ſagte man ihm, es liege am Kai ein kleiner Salondampfer zur Abfahrt bereit, die dann erfolge, ſobald der „Roland" draußen geſichtet werde. Man empfahl Herrn von Kammacher, ſich gegen Abend mit Sack und Pack auf eben dieſem Salondampferchen einzufinden.

Er hatte nun viele müßige Stunden vor ſich, in einer fremden und öden Stadt. Dabei war es kalt, zehn Grad unter Null. Er entſchloß ſich, ein Gaſthaus aufzuſuchen und, wenn irgend möglich, einen beträchtlichen Teil der Zeit zu verſchlafen.

In einem Schaufenſter ſah er Zigaretten von Simon Arzt in Port Said ausgelegt. Er ging in den kleinen Laden, den gerade eine Magd auskehrte, und kaufte mehrere hundert Stück davon.

Dies war eigentlich mehr ein Akt der Pietät, als daß er beſondere Raucherfreuden geſucht hätte.

Friedrich von Kammacher trug ein Portefeuille aus Krokodilshaut in der Bruſttaſche. Dieſes Portefeuille enthielt, unter andren Papieren, auch einen Brief, den Friedrich vor kaum vierundzwanzig Stunden erhalten hatte. Er lautete ſo:

> Lieber Friedrich!
>
> Es hat nichts geholfen. Ich bin aus dem Sanatorium im Harz als ein verlorener Mann in das Haus meiner Eltern zurückgekehrt. Dieſer verfluchte Winter im Heuſcheuer Gebirge! Ich hätte nicht ſollen nach meiner Rückkehr aus tropiſchen Gegenden gleich einem ſolchen Winter in die Klauen geraten. Das Schlimmſte war allerdings der Pelz meines Kollegen, dieſes verfluchte Möbel, das der Oberteufel

in der Hölle beſonders verbrennen ſoll, und dem ich den ganzen Hundejammer verdanke: lebwohl! Ich habe mich natürlich auch mit Tuberkulin ſpritzen laſſen und daraufhin beträchtlich Bazillen geſpuckt. Enfin: es ſind noch genug zurückgeblieben, um mir den baldigen Exitus letalis zu gewährleiſten.

Nun aber das Weſentliche, mein guter Freund. Ich muß meinen Nachlaß regeln. Da finde ich nun, ich ſchulde Dir dreitauſend Mark. Du haſt es mir ſeinerzeit ermöglicht, mein ärztliches Studium zu vollenden, das mich nun allerdings recht elend im Stiche läßt. Doch dafür kannſt Du natürlich nichts, und es iſt auch kurios genug, daß jetzt, wo alles verloren iſt, mich gerade die ſchlimme Erkenntnis beſonders quält, Dir leider gar nichts vergelten zu können. — Sieh mal: mein Vater iſt ein ſtädtiſcher Hauptlehrer, der ſeltſamerweiſe etwas erſpart, aber dafür auch, ohne mich, fünf unverſorgte Kinder hat. Er betrachtete mich als ſein Kapital und wandte an mich beinahe mehr, als zuläſſig war, in der Hoffnung auf reichliche Zinſen. Heute ſieht er, als praktiſcher Mann, Kapital und Zinſen verloren.

Kurz: er ängſtet ſich vor Verbindlichkeiten, die leider nicht mit mir hinübergehen in die — Pfui! Pfui! Pfui! — (dreimal ausſpucken!) — beſſere Welt. Was ſoll ich tun? Würdeſt Du auf die Rückzahlung meiner Schuld verzichten können?

Übrigens war ich ſchon einige Male faſt hinüber, alter Freund. Und es bleiben für Dich Aufzeichnungen über den Verlauf ſolcher Zuſtände, die vielleicht wiſſenſchaftlich nicht ohne Intereſſe ſind. Sollte es mir, nach dem großen Moment, aus dem Jenſeits irgend möglich ſein, mich bemerklich zu machen, ſo hörſt Du ſpäter noch mehr von mir.

Wo biſt Du eigentlich? Lebewohl! In den fulminanten Orgien meiner nächtlichen Träume ſchaukelſt Du nämlich immer auf hoher See. Willſt Du vielleicht auch Seereiſen machen?

Es iſt Januar. Liegt nicht wenigſtens ein gewiſſer Vorteil darin, wenn man das Aprilwetter nicht mehr zu fürchten braucht? — Ich drück Dir die Hand, Friedrich Kammacher!

Dein Georg Rasmuſſen.

Dieſen Brief hatte der Empfänger von Paris aus ſogleich telegraphiſch beantwortet, in einem Sinne, der dem heroiſch ſterbenden Sohn die Sorge um ſeinen geſunden Vater vom Herzen nahm.

Im Readingroom von Hofmanns Hotel am Hafen ſchrieb Friedrich die Antwort für den ſterbenden Freund:

Lieber Alter!

Meine Finger ſind klamm. Ich tauche eine geborſtene Feder unermüdlich in ſchimmelige Tinte. Wenn ich aber nun nicht ſchreibe, ſo kannſt Du früher als in drei Wochen von mir keine Nachricht erhalten: denn ich gehe heut abend an Bord des „Roland“ von der Norddeutſchen Schiffahrtsgeſellſchaft.

Deine Träume ſcheinen mir wirklich nicht ohne zu ſein, denn es iſt ganz ausgeſchloſſen, daß Dir jemand von meiner Seereiſe etwas verraten haben kann. Zwei Stunden, bevor Dein Brief mich erreichte, wußt ich ja ſelbſt noch nichts davon.

Übermorgen jährt ſich der Tag, wo Du nach Deiner zweiten Weltreiſe direkt von Bremen zu uns in die Heuſcheuer kamſt, einen Sack voll Geſchichten, Photographien und die Zigaretten von Simon Arzt mitbrachteſt. Ich hatte kaum den Boden Englands betreten, als ich unſere geliebte Marke, zwanzig Schritt weit vom Landungsplatz, im Schaufenſter fand. Natürlich kauft ich ſie, und zwar ſogleich maſſenweiſe und rauche ſogar eben eine zur Erinnerung. Leider wird der entſetzliche Readingroom, in dem ich ſchreibe, nicht wärmer davon.

Vierzehn Tage warſt Du bei uns, da pochte in einer Winternacht an meine Haustür das Schickſal an. Gleich ſtürmten wir beide vor die Türe, und da haben wir uns erkältet, wie es ſcheint. Was mich betrifft, ſo habe ich heut mein Haus verkauft, meine Praxis aufgegeben, meine drei Kinder in Penſion geſchafft; und was meine Frau betrifft, ſo wirſt Du ja wiſſen, was über ſie hereingebrochen iſt.

Teufel nochmal! es iſt manchmal hübſch gruſelig, zurückzudenken. Es war uns beiden doch eigentlich recht, als Du die Vertretung unſeres kranken Kollegen bekamſt. Ich ſehe Dich noch in ſeinem Fuchspelz und Schlitten auf der Praxis herumgondeln. Und als er ſtarb, da hatte ich eigentlich nichts dagegen, Dich als biederen Landarzt in unmittelbarer Nähe anſäſſig zu ſehen: obgleich wir uns über eine ſolche Landarzt-Hungerpraxis von jeher gehörig luſtig machten.

Nun, alles iſt recht ſehr anders gekommen.

Weißt Du noch, mit welcher Monotonie wir unſere Witze über die Goldammern machten, die damals ſcharenweiſe in die verſchneite Heuſcheuer einfielen. Man näherte ſich einem kahlen Strauch oder Baum, und plötzlich war's, als ob er ſich ſchüttelte und zahlloſe goldene Blätter um ſich ſtäubte und abwürfe. Wir deuteten das auf Berge von Gold. — Des Abends ſpeiſten wir dann auch Goldammern, weil ſie von Sonntagsjägern in Menge angeboten und von meiner ſchnapsfrohen Köchin vorzüglich gebraten wurden. Du ſchwureſt damals, Du bliebeſt nicht Arzt, außer der Staat ſtelle Dir die Vorräte eines rieſigen Magazins zur Verfügung, arme Kranke mit Mehl, Wein, Fleiſch und allem Nötigen zu verſorgen. Und nun hat Dir dafür der böſe Dämon der Ärztezunft was ausgewiſcht. Aber Du mußt mir wieder geſund werden.

Ich reiſe jetzt nach Amerika. Warum? das wirſt Du erſahren, wenn wir uns wiederſehen. Ich kann meiner Frau, die bei Binswanger iſt, alſo in ausgezeichneter Pflege, nichts mehr nützen. Ich habe ſie vor drei Wochen beſucht. Sie hat mich nicht einmal wiedererkannt. — Im übrigen habe ich mit dem Ärzteberuf, auch mit der bakteriologiſchen Forſchung, tatſächlich abgeſchloſſen. Du weißt, es iſt mir ein Unglück paſſiert. Mein wiſſenſchaftlich geachteter Name iſt ein bißchen ſchlimm zerzauſt worden. Es wird behauptet, ich hätte ſtatt des Milzbranderregers Fäſerchen im Farbſtoff unterſucht und in meiner Arbeit beſchrieben. Es kann ja ſein, doch ich glaube es nicht. Schließlich und endlich iſt es mir gleichgültig.

Ich bin mitunter recht angewidert von den Hanswurſtiaden dieſer Welt: dadurch fühle ich mich dem engliſchen Spleen ſehr nahegerückt. Beinahe die ganze Welt, jedenfalls aber Europa iſt für mich eine ſtehengebliebene kalte Schüſſel auf einem Bahnhofsbüfett, die mich nicht mehr reizt.

Doktor Friedrich von Kammacher gab dieſem Brief einen herzlichen Abſchluß, adreſſierte und überreichte ihn einem deutſchen Hausknecht zur Beförderung. Hierauf ſtieg er in ſein Zimmer hinauf, deſſen Fenſter gefroren waren, und legte ſich bei eiſiger Temperatur in ein großes, froſtiges Doppelbett hinein.

Der Zuſtand eines Reiſenden, der eine nächtliche Überfahrt hinter ſich hat und im Begriffe ſteht, die Reiſe über den Ozean anzutreten, iſt an ſich nicht beneidenswert. Allein die Verfaſſung, in der ſich der junge Arzt befand, enthielt ein Wirrſal von ſchmerzlichen, zum Teil einander bekämpfenden Erinnerungen. Sie traten vor ſein Bewußtſein, einander verdrängend, in einer unabläſſigen Jagd. Er wäre gern eingeſchlafen, um für die kommenden neuen Dinge ein wenig geſtärkt zu ſein, aber er ſah, mit offenen Augen oder die Lider darüber deckend, alles in gleicher Helligkeit.

Sein Leben hatte ſich durch ein Jahrzehnt, vom zwanzigſten bis zum dreißigſten Jahr, auf bürgerliche Weiſe entwickelt. Eifer und große Befähigung in ſeiner beſonderen Wiſſenſchaft trugen ihm die Protektion großer Lehrer ein. Er war Aſſiſtent bei Koch geweſen. Aber auch bei deſſen Gegner Pettenkofer in München hatte er eine Reihe von Semeſtern zugebracht.

So kam es, daß er, ſowohl in München als in Berlin, auch ſonſt in Kreiſen der bakteriologiſchen Wiſſenſchaft, als einer der fähigſten Köpfe galt, deſſen Karriere eigentlich nicht mehr in Zweifel ſtand. Höchſtens trug ihm eine gewiſſe Neigung zur Schöngeiſterei bei den trockenen Herren Kollegen hie und da leiſe-bedenkliches Kopfſchütteln ein.

Heut, nachdem die verunglückte Arbeit Friedrich von Kammachers erſchienen war und das große Fiasko erlitten hatte, hieß es in Fachkreiſen allgemein: Zerſplitterung durch Nebenintereſſen hätte den jungen, hoffnungsvollen Geiſt zur Selbſtvernichtung geführt.

Friedrich war eigentlich nach Paris gereiſt, um eine Leidenſchaft loszuwerden, aber ihr Gegenſtand, die ſechzehnjährige Tochter eines Mannes aus der Artiſtenwelt, hielt ihn feſt. Seine Liebe war eine Krankheit geworden, und dieſe Krankheit hatte deshalb vielleicht einen ſo hohen Grad erreicht, weil der Befallene nach den trüben Vorfällen jüngſt vergangener Zeit für das Gift der Liebe beſonders empfänglich war.

Das geringe Gepäck Doktor von Kammachers deutete nicht auf eine ſorgfältig vorbereitete Seereiſe. Der Entſchluß dazu wurde in einem Verzweiflungsrauſche gefaßt, oder eigentlich mehr durch einen leidenſchaftlichen Ausbruch erzwungen: als die Nachricht kam, der Artiſt und ſeine Tochter hätten ſich am dreiundzwanzigſten Januar in Bremen auf dem Poſt- und Schnelldampfer „Roland“, mit dem Ziel New York, eingeſchifft.

Der Reiſende hatte nur etwa eine Stunde bekleidet im Bett gelegen, als er aufſtand, ſich, nachdem er das Eis des Waſchkruges eingeſchlagen, ein wenig wuſch und in die unteren Räume des kleinen Hotels hinunterſtieg. Im Readingroom ſaß eine jugendlich-hübſche Engländerin. Ein weniger hübſcher und weniger junger iſraelitiſcher Kaufmann trat herein, der ſich bald als Deutſcher entpuppte. Die Öde der Wartezeit bewirkte die Annäherung. Der Deutſche war in Amerika anſäſſig und wollte mit dem „Roland“ über den großen Teich dorthin zurück.

Die Luft war grau, das Zimmer kalt, die junge Dame ſchritt unruhig auf und ab, an dem ungeheizten Kamin vorüber, und das Geſpräch der neuen Bekannten verlor ſich bald in Einſilbigkeit.

Die Zuſtände eines unglücklich Liebenden ſind für ſeine Umgebung entweder verborgen oder lächerlich. Ein ſolcher Menſch wird abwechſelnd von lichten Illuſionen verzückt oder von dunklen gefoltert. Ruhelos trieb es den jungen Narren der Liebe trotz Wind und Kälte ins Freie hinaus und durch die Straßen und Gaſſen des Hafenſtädtchens. Er dachte daran, wie ihn ſein Landsmann andeutungsweiſe nach dem Zweck ſeiner Reiſe ausgeforſcht, und wie er ſelber, nicht ohne Verlegenheit, einiges hatte vorbringen müſſen, um nur mit ſeinem geheimen Zweck nicht preisgegeben zu ſein. Von jetzt ab würde er ſagen, beſchloß er bei ſich, falls etwa wiederum Frager ſich zudrängten, er reiſe hinüber, um den Niagara und den Yellowſtone-Park zu ſehen und dabei einen Studienfreund zu beſuchen.

Während des ſchweigſamen Mittageſſens im Hotel wurde bekannt, daß der „Roland“ wahrſcheinlich bereits gegen fünf bei den Needles eintreffen werde. Nachdem Friedrich mit ſeinem neuen Bekannten, der für ſein eigenes Geſchäft in der Konfektionsbranche reiſte, Kaffee getrunken und einige Zigaretten von Simon Arzt geraucht hatte, begaben ſich beide Herren, mit allem Gepäck, auf den Salondampfer, der übrigens ſeinem pompöſen Titel durchaus nicht entſprach.

Hier gab es nun einen ſtundenlangen, höchſt ungemütlichen Aufenthalt, während der niedrige Schornſtein ſchwarzen Qualm in den ſchmutzigen gelben Nebel, der alles bedrückte, aufſteigen ließ. Von Zeit zu Zeit klang die Schaufel des Heizers aus dem Maſchinenraum. Nach und nach kamen fünf oder ſechs Paſſagiere, alle recht ſchweigſam, mit ihren Gepäckträgern. Die Kajüte des Tenders lag über Deck. Im Innern, unter den Fenſtern — eigentlich war der Raum ein Glaskaſten! — lief eine Bank mit roten Plüſchpolſtern.

Keiner der Reiſenden hatte Ruhe genug, ſich irgendwo dauernd niederzulaſſen. Die Unterhaltung geſchah in einem bänglichen Flüſterton. Drei junge Damen, die mittelſte war jene junge Engländerin aus dem Readingroom, gingen unermüdlich hin und her, der ganzen Länge nach durch die Kajüte, mit bleichen Geſichtern und fortwährend tuſchelnd. „Ich mache die Reiſe hin und zurück ſchon zum achtzehnten Mal,“ erklärte jetzt plötzlich ungefragt der Konfektionskaufmann.

Jemand erwiderte: „Leiden Sie an der Seekrankheit?“ — „Ich bin,“ gab der Konfektionär zurück, „und zwar jedesmal, kaum daß ich das Schiff betreten habe, eine Leiche.“

Endlich, nach langem vergeblichem Warten, ſchien ſich im Innern des Tenders und an ſeinem Steuer etwas vorzubereiten. Die drei Damen umarmten und küßten einander. Die mittelſte, hübſcheſte, die aus dem Readingroom, blieb auf dem Schiffe zurück, die andern faßten Fuß auf der Kaimauer.

Aber das Tenderchen wollte noch immer nicht in Bewegung geraten. Endlich wurden die Troſſen von den eiſernen Ringen der Kaimauer losgemacht. Es gellte ein herzzerreißender Pfiff, und die Schraube begann, wie zur Probe, langſam das ſchwarze Waſſer zu quirlen. Inzwiſchen war ringsum die Nacht, ſtockfinſter, zur Herrſchaft gelangt.

Im letzten Augenblick wurden Friedrich noch einige Telegramme überbracht. Seine Eltern wünſchten ihm glückliche Reiſe. Sein Bruder hatte einige herzliche Worte aufgeſetzt. Zwei andre Depeſchen ſtammten: die eine von ſeinem Bankier, die andere von ſeinem Rechtsanwalt.

Nun hatte der junge Doktor von Kammacher weder einen Freund noch einen Verwandten, nicht einmal einen Bekannten am Kai von Southampton zurückgelaſſen, und doch entſtand, ſobald er fühlte, wie das Tenderchen in Bewegung kam, ein Sturm in ihm. Er hätte nicht ſagen können, ob es ein Sturm des Wehs, der Qual, vielleicht der Verzweiflung war oder ein Sturm der Hoffnung unendlichen Glücks.

Es ſcheint, daß der Lebensgang ungewöhnlicher Männer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in eine gefährliche Kriſe tritt. In einer ſolchen Kriſe werden angeſammelte Krankheitsſtoffe entweder überwunden und ausgeſchieden, oder der Organismus, der ſie beherbergt, unterliegt. Oft iſt ein ſolches Unterliegen der leibliche Tod, zuweilen aber auch nur der geiſtige. Und wiederum eine der wichtigſten und für den Betrachter bewunderungswürdigſten Kriſen iſt die an der Wende des dritten und vierten Jahrzehnts. Schwerlich wird die Kriſe vor dem dreißigſten Jahre einſetzen, dagegen wird es öfter vorkommen, daß ſie ſich bis zur Mitte der dreißiger Jahre, ja darüber hinaus verzögert: denn es iſt zugleich eine große Abrechnung, eine fundamentale Bilanz des Lebens, die man gerne ſolange als irgend tunlich lieber hinausſchieben als etwa zu früh in Angriff nehmen wird.

Es würde nicht auszudrücken ſein, in welchem Umfang Friedrich ſein ganzes bisheriges Leben ins Bewußtſein trat, nachdem er den Boden Europas verlaſſen hatte. Im Lichte dieſes äußeren Abſchieds ſtand gleichſam ein ganzer Weltteil der eigenen Seele da: und zwar hieß es hier nicht „Auf Wiederſehen!“, ſondern der Verluſt war für immer beſiegelt. Was Wunder, wenn in dieſen Augenblicken Friedrichs ganzes Weſen, faſt bis zur Haltloſigkeit, erſchüttert ſchien.

Rings um den kleinen Dampfer preßte ſich dicke Finſternis. Die Hafenlichter waren verſchwunden. Die Nußſchale mit dem gläſernen Pavillon fing beträchtlich zu ſchaukeln an. Dabei pfiff und heulte der Wind durch die Fugen. Zuweilen zwang er den kleinen Dampfer ſtille zu ſtehen. Plötzlich ſchrie die Dampfpfeife mehrere Mal, und wiederum ging es mit irgendeinem Kurs weiter ins ſchwarze Dunkel vorwärts.

Das Klappern der Fenſter, das Beben des Schiffskörpers, die gurgelnde, unterirdiſche Wühlarbeit des Propellers, verbunden mit den plärrenden, pfeifenden, heulenden Tönen des Windes, der das Schiff auf die Seite legte: dies alles zuſammen erzeugte in den Reiſenden einen Zuſtand äußerſter Unbehaglichkeit. Immer wieder, als wenn es nicht aus noch ein wüßte, ſtoppte das Dampfboot, ließ den ſpitzen und gellenden Laut der Pfeiſe ertönen, den mitunter die wilde Bewegung des ſchwarzen Luftmeers ſo völlig erſtickte, daß er nur noch wie das hilfloſe Hauchen einer heiſeren Kehle klang, — und ging dann, mitunter rückwärts, mitunter vorwärts, bis es wiederum ratlos liegen blieb, vom Schwall der Wogen gedreht und emporgehoben, ſcheinbar verloren und verſunken in ewiger Finſternis.

Mit einem Male erdröhnte es dann, quirlte das Waſſer, ließ gewaltig ziſchende Dämpfe aus, pfiff, ſchrecklich und angſtvoll, einmal, zweimal — Friedrich von Kammacher zählte ſiebenmal! — und hatte plötzlich ſeine höchſte Geſchwindigkeit, als ob es dem Satan entlaufen wollte, — und jetzt, auf einmal, wandte es ſich und lag vor einer gewaltigen Viſion, unter einer Fülle von Licht.

Der „Roland“ war bei den Needles angelangt und hatte ſich vor den Wind gelegt. Im Schutze ſeiner mächtigen Breitſeite ſchien das Dampferchen wie in einen taghell beleuchteten Hafen gelangt. Der Eindruck, den die überraſchende Gegenwart des gewaltigen Ozeanüberwinders in Friedrich hervorbrachte, glich einem Fortiſſimo von höchſter Kraft.

Noch nie hatte Friedrich vor der Macht des menſchlichen Ingeniums, vor dem echten Geiſte der Zeit, in der er ſtand, einen gleichen Reſpekt gefühlt, wie beim Anblick dieſer ſchwarz aus dem ſchwarzen Waſſer ſteigenden, rieſigen Wand, dieſer ungeheueren Faſſade, die aus endloſen Reihen runder Luken Lichtſtröme auf eine ſchäumende Aue vor dem Winde geſchützter Fluten warf.

Matroſen waren damit beſchäftigt, an der Flanke des „Roland“ die Fallreeptreppe herunterzulaſſen. Friedrich konnte bemerken, wie oben an Deck, wo ſie mündete, zum Empfange der neuen Paſſagiere bereit, eine zahlreiche Gruppe uniformierter Schiffsbedienſteter ſtand. Während nun jeder im Innern des kleinen Salondampfers, von plötzlicher Haſt ergriffen, ſich ſeines Gepäcks verſicherte, beherrſchte den jungen Arzt das ganze Ereignis mit der Kraft der Erhabenheit. Es war nicht möglich, angeſichts dieſer gigantiſchen Abenteuerlichkeit die Überzeugung von der Nüchternheit moderner Ziviliſation aufrecht zu halten. Hier wurde jedem eine verwegne Romantik aufgedrängt, mit der verglichen die Träumereien der Dichter verblaßten.

Während das Tenderchen ſich, kokett auf dem ſchwellenden Giſchte tanzend, halbſchwebend der Fallreeptreppe näherte, fing hoch oben an Deck des „Roland“ die Muſikkapelle zu konzertieren an. Es war eine flotte, entſchloſſene Marſchweiſe, von jener kriegeriſchen und zugleich reſignierenden Art, wie ſie den Soldaten in den Kampf, das heißt zum Siege oder zum Tode führt. Ein ſolches Orcheſter von Blasinſtrumenten, Becken, Trommeln und Pauke hatte nur noch gefehlt, um die Nerven des jungen Arztes gleichſam in einen feurigen Regen aufzulöſen.

Es war nicht zu verkennen, daß dieſe Muſik, die aus der Höhe in die Nacht und auf das manövrierende Tenderchen herunterſcholl, mit der Abſicht veranſtaltet wurde, die Ängſte zaghafter Seelen zu betäuben. Draußen lag der unendliche Ozean. — Man konnte nicht anders in einem ſolchen Augenblick, als ihn

htlich und finſter vorſtellen! — eine furchtbare Macht, die
n Menſchen und dem Werke des Menſchen feindlich iſt. Nun
r rang ſich aus der Bruſt des „Roland“, von den Tiefen des
ſſes aufſteigend ſtärker und ſtärker ein ungeheurer Laut, ein
ſ, ein Gebrüll, ein Donner hervor, von einer Furchtbarkeit
d Gewalt, die das Blut im Herzen ſtocken machte. Nun,
der Roland, ſchoß es Friedrichen durch den Sinn, du biſt ein
rl, der es mit dem Ozean aufnehmen wird. Damit ſtellte
ſeinen Fuß auf die Reeptreppe. Er hatte vergeſſen, was er
her geweſen, und weshalb er hierher gekommen war!

Als er unter den wilden Rhythmen der Bande die oberſte
proſſe der Treppe erreicht hatte und endlich auf dem geräumigen
ck unter dem grellen Licht einer Bogenlampe ſtand, war er
taunt, wie vielen vertrauenerweckenden Männergeſtalten er ſich
genüberbefand. Es war eine Sammlung prächtiger Menſchen,
n Offizier bis zum Steward herab, alles große und auser-
ne Leute, dazu von einem Geſichtsſchnitt, der ebenſo kühn als
licht, ebenſo klug als treuherzig anmutete. Friedrich von Kam-
cher ſagte ſich, daß es doch wohl noch etwas wie eine deutſche
tion gebe, und fühlte zugleich Stolz und vertrauende Sicherheit.
, eine der Stützen dieſes Gefühls war die überaus ſonderbare
einung, die flüchtig in ſeiner Seele auftauchte, daß unſer Herr-
t ſich niemals entſchließen werde, eine ſolche Ausleſe edler
d pflichtgetreuer Menſchen wie junge Katzen im Meer zu er-
nken.

Er wurde allein in einer Kabine zu zwei Betten unterge-
cht, und bald darauf ſaß er, aufs beſte bedient, an dem einen
de der hufeiſenförmigen Tafel im Speiſeſaal. Man aß und
nk, aber es ging, da das eigentliche Diner ſchon vorüber war,
ht ſehr lebhaft zu in dem niedrigen, weiten, leeren Raume,
er der kleinen Geſellſchaft der Nachzügler: weil jeder ermüdet
d hinreichend mit ſich ſelber beſchäftigt war.

Während des Eſſens wurde es Friedrichen ſchwer, ſich vorzuſtellen, daß er nun wirklich auf der Fahrt nach Amerika, ja überhaupt auf einer Fahrt begriffen war. Das kaum bemerkliche, leiſe Erbeben des Gebäudes, in dem er war, erſchien zu gering, um als Begleiterſcheinung einer Fortbewegung gedeutet zu werden. Es kam ihn, als er ſeiner Gewohnheit gemäß einige Gläſer Wein zu ſich genommen hatte, eine Empfindung ruhevollen Behagens an, ein wohliger Zuſtand der Erſchöpfung. Wie wunderlich, dachte er, im ſicheren Vorgefühl eines feſten Schlafs, daß ich ſeit Wochen, ja Monden zum erſten Mal, gerade hier, auf dieſem raſtloſen Ozeandurchpflüger, Stunden der Ruhe und der Entſpannung finden ſoll.

Er hatte denn auch zehn Stunden lang wie ein Kind in der Mutter Wiege geſchlafen, als er die Augen wieder öffnete und immer noch etwas wie einen ſeligen Frieden empfand. Sein erſter Gedanke war jenes Mädchen, das nun auf viele Tage und Nächte hinaus durch die gleiche, geräumige, ſchwimmende Herberge zu Leid und Freude mit ihm verbunden blieb. Friedrich ſtreichelte über die Wände, die gleichſam ein leitendes Medium wurden, durch das er mit der Geliebten in Berührung kam, und aus dem der lebendige Odem ihres Weſens in ihn einſtrömte.

Friedrich befand ſich im Speiſeſaal, wo ihm das reichliche Frühſtück ſerviert wurde, das er mit herzhaftem Appetit genoß. Ich habe geſchlafen, ſagte er ſich und, wie in einer beliebigen Nacht, im Zuſtande der Betäubung gelegen, und bin dabei an zweihundert Meilen über den Atlantiſchen Ozean vorgedrungen. Wie eigentümlich, wie ſonderbar!

Friedrich verlangte die Paſſagierliſte, und als er darauf zwei Namen entdeckte, die zu finden er mit vollkommener Sicherheit vorausſetzen mußte, ſchrak er zuſammen, ward bleich und bekam Herzklopfen.

Sobald Friedrich von Kammacher die Namen Hahlſtröm und Tochter geleſen hatte, faltete er die Liſte zuſammen und blickte ſich um. Es mochten fünfzehn bis zwanzig Perſonen, Damen und Herren, im Saale verſammelt ſein, die alle mit Eſſen beſchäftigt waren, oder den Stewards ihre Frühſtückswünſche kundgaben. Aber Friedrichen kam es vor, als ob ſie alle zu keinem anderen Zwecke da wären, als ihn zu belauern und zu beobachten.

Der Speiſeſaal nahm die ganze Breite des Schiffes ein, und ſeine Luken verfinſterten ſich von Zeit zu Zeit durch Wogen, die ſich dagegenwarfen. Friedrichen gegenüber ſaß ein Herr in Schiffsuniform, der ſich ihm als Schiffsarzt vorſtellte. Es entwickelte ſich ſogleich ein Fachgeſpräch ſehr lebhafter Art, trotzdem Friedrich nicht bei der Sache war. Er konnte nicht ſchlüſſig darüber werden, wie er ſich bei der erſten Begegnung mit Hahlſtröms verhalten ſollte.

Er half ſich durch einen Selbſtbetrug, indem er ſich ſagte, daß er gar nicht der kleinen Hahlſtröm wegen gekommen wäre, ſondern, daß er die Reiſe in die neue Welt wirklich nur angetreten habe, um ſeinen beſonders lieben Freund Peter Schmidt zu beſuchen und New York, Chicago, Waſhington, Boſton, den Yellowſtone-Park und die Katarakte des Niagara zu ſehen. Er wollte das auch den Hahlſtröms mitteilen und übrigens ihnen gegenüber den Zufall für dieſe ſonderbare Begegnung verantwortlich machen.

Er merkte, wie er innerlich mehr und mehr an Haltung gewann. Die Idolatrie der Liebe nimmt im Zuſtand der Trennung von dem Idol zuweilen einen verhängnisvollen Umfang an. So hatte Friedrich während ſeines Aufenthalts in Paris in einem Zuſtand beſtändigen Fiebers gelebt, und ſeine Sehnſucht war auf ein unerträgliches Maß geſtiegen. Es hatte ſich um das Bild der kleinen Hahlſtröm ein Nimbus gelegt, der das innere Auge

Friedrichs auf eine ſo zwingende Weiſe bewundernd auf ſich zog, daß er für alles andere buchſtäblich erblindete. Dieſe Illuſion war plötzlich geſchwunden. Er ſchämte ſich, fand ſich geradezu lächerlich, und wie er aufſtand, um zum erſten Male hinauf an Deck zu gehen, war es ihm gar nicht anders zu Mut, als ob er ſich aus engen drückenden Feſſeln befreit hätte.

Dieſes Gefühl der Freiheit und der Geſundung ſteigerte ſich, als der ſalzige Luftzug oben ihm herzerfriſchend ins Innere drang. Männer und Frauen lagen auf Klappſtühlen in einem bedauernswürdigen Zuſtand ausgeſtreckt. Ihre Geſichter hatten den grünen Zug einer tiefen Gleichgültigkeit, und erſt an dieſen Erſcheinungen merkte der junge Arzt, daß der „Roland" nicht mehr durchaus gelaſſen durch glattes Waſſer glitt, ſondern ſchon merklich rollte und ſtampfte. Zu ſeiner eigenen Verwunderung ſpürte Friedrich ſelber nicht das geringſte von der gefürchteten Seekrankheit.

Er ging um den Damenſalon herum, am Eingang einer Extrakabine vorüber und gab ſich unterhalb der Kommandobrücke dem ſtählernen, ſalzigen Seewinde preis. Unter ihm, bis gegen die Spitze des Schiffes hin, hatten es ſich die Paſſagiere des Zwiſchendecks bequem gemacht. Der „Roland", der wie es ſchien mit Volldampf lief, gelangte trotzdem wohl kaum zur Entfaltung ſeiner vollen Geſchwindigkeit. Die langen Wogenzüge, die der Wind ihm entgegenführte, hinderten ihn. Es war eine zweite Kommandobrücke, wahrſcheinlich für den Notfall, über dem unteren Deck errichtet, und Friedrich fühlte angeſichts des tanzenden Schiffes plötzlich die ſtarke Verlockung, oben auf dieſer leeren Brücke zu ſtehen.

Natürlich erregte er einiges Aufſehen, als er unter die Zwiſchendeckler hinab und dann auf eiſernen Sproſſen empor in die zugige Höhe der eiſernen Brücke kroch und ſich dort oben im Luftſtrom aufſtellte: aber das kümmerte ihn fürs erſte nicht. Es war ihm auf einmal ſo toll, ſo erfriſcht, ſo erneuert zu Mut, als ob er weder jemals Grillen gefangen, noch unter den Launen einer nervenkranken Gattin gelebt, noch im ſtockigen Winkel einer Provinz praktiziert hätte. Niemals hatte er, wie es ihm vorkam, Bakteriologie ſtudiert, noch weniger damit Fiasko gemacht. Er war niemals auf eine ſolche Weiſe verliebt geweſen, wie es noch kurz vorher den Anſchein gehabt hatte.

Er lachte, den Kopf vor dem ſtarken und friſchen Strome des Windes zurückgelehnt, ſog gierig den ſalzigen Hauch und war geneſen.

In dieſem Augenblick ſcholl ein allgemeines wildes Gelächter vom Zwiſchendeck zu Friedrich herauf, gleichzeitig peitſchte ihm etwas, das er weiß und gewaltig vor dem Bug des Schiffs hatte aufbäumen ſehen, ins Geſicht, ſo heftig, daß er beinahe erblindete, und er fühlte, wie er, durchnäßt bis aufs Hemd, rieſelnd von Waſſer, im Luftzug ſtand. Die erſte Welle war übergekommen.

Eben noch war ihm geweſen, als habe er das Wikingertum als den echten Beruf ſeines Lebens ausgefunden, und ſchon kroch er, innerlich fröſtelnd und zitternd, unter allgemeinem Gelächter, die eiſerne Leiter wieder hinab. Er hatte noch ſeinen grauen runden Hut, einen ſogenannten Praliné, auf dem Kopf. Sein Paletot war innen geſteppt und mit Atlas gefüttert, er trug Glacés, elegante Stiefel aus dünnem Chevreau-Leder, mit Knöpfen daran. Alles dieſes war jetzt mit kalter ſalziger Lauge getränkt worden. Die Paſſagiere des Zwiſchendecks, durch die er, hinter ſich eine feuchte Spur laſſend, einen nicht gerade rühmlichen Abzug nahm, krümmten ſich. Mitten in ſeinem Ärger aber redete Friedrichen eine Stimme an, die ihn ſogar mit Namen nannte. Er wollte ſeinen Augen nicht trauen, als er aufblickend einen Kerl aus der Heuſcheuer zu erkennen glaubte, der wegen Trunks und allerlei Unredlichkeiten im übelſten Rufe ſtand.

„Wilke, ſind Sie's?“ „Jawohl doch, Herr Doktor.“

Wilke hatte einen Bruder in den New England States von Nordamerika, den er aufſuchen wollte. Er behauptete, die „Menſchheit“ in ſeiner Heimat ſei niederträchtig und undankbar. Zu Hauſe ſcheu und mißtrauiſch, ſogar dem Arzt gegenüber, der ihm ſeine letzte Stichwunde am Hals behandelt hatte, ward er hier, mit andern auf den Wogen des großen Waſſers ſchwimmend, offen und redſelig wie ein gutgeartetes Kind.

„Sie haben auch keinen Dank gehabt, Herr Doktor“, ſagte er ſchließlich in den breiten vokalreichen Lauten ſeiner Mundart und zählte Friedrichen eine Menge dieſem unbekannt gebliebene Fälle auf, wo ihm Gutes durch üble Nachrede vergolten worden war. Er meinte, daß die von Plaſſenberg und Umgebung, wo Friedrich gewohnt und praktiziert hatte, ſolcher Leute, wie er und der Doktor ſeien, nicht würdig wären. Für ſolche Leute ſei der rechte Platz im Lande der Freiheit, Amerika.

Zurückgekehrt auf das Promenadendeck wurde Friedrich durch den blonden Kapitän des „Roland“, Herrn von Keſſel, in höchſteigener Perſon geſtellt. Er ſagt ihm einige freundliche Worte.

Die Kabine, in der ſich Friedrich umzog, war, nun das Schiff ſich ſtärker bewegte, ein problematiſcher Aufenthalt. Eine runde, durch dickes Glas verſchloſſene Luke gab ihr das Licht. Sobald ſich die Wand, in der ſich die Luke befand, erhob und wie ein ſchräges Dach nach innen legte, fiel durch die Luke aus dem zerriſſenen Himmel Sonnenlicht auf das gegenüberliegende, untere Mahagoni-Bett: hier aber, auf deſſen Kante ſitzend, ſuchte ſich Friedrich feſtzuhalten — den Kopf gebeugt, ſonſt ſtieß er an das obere Bett! — und krampfhaft bemüht, die weichende Rückwärtsbewegung der Hinterwand nicht mitzumachen. Die Kabine befand ſich im Turnus jener Bewegung, die man das Rollen nennt, und Friedrichen mußte es manchmal vorkommen, als werde die Lukenwand zum Plafond und dieſer zur rechten Seitenwand, dann wieder, als werde die Bettwand zum Plafond, hingegen dieſer zur Lukenwand, wobei denn die wirkliche Lukenwand ſich, als wollte ſie ihn zum Aufſpringen einladen, faſt wagerecht vor ſeine Füße ſchob: ein Augenblick, in dem natürlich die Luke ganz unter Waſſer und die Kabine verfinſtert war.

Es iſt nicht leicht, ſich in einem Zimmer, das ſo in Bewegung iſt, aus- und anzuziehen. Und darüber, daß es, ſeit er es vor einer Stunde verlaſſen hatte, ſo in Bewegung geraten konnte, war Friedrich einigermaßen erſtaunt. Stiefel und Beinkleider aus dem Koffer nehmen oder über Füße und Beine ziehen war hier eine turneriſche Tätigkeit, ſo daß er unwillkürlich darüber ins Lachen geriet, und Vergleichungen anſtellte, woran ſich ſein Lachen immer erneuerte. Man kann nicht ſagen, daß dieſes Lachen von Herzen kam. Er ſagte, ächzend und arbeitend, ſolche und ähnliche Worte zu ſich: Hier wird meine ganze Perſönlichkeit durchgeſchüttelt. Ich irrte mich, als ich annahm, daß es während der letzten zwei Jahre ſchon geſchehen ſei. Ich dachte: dein Schickſal ſchüttelt dich. Nun werden mein Schickſal und ich geſchüttelt. Ich glaubte, ich hätte Tragik in mir. Nun poltere ich mit meiner ganzen Tragödie in dieſem kniſternden Kaſten umher und werde damit vor mir ſelbſt entwürdigt. — Ich habe die Gewohnheit, über alles und jedes nachzudenken! Ich denke zum Beiſpiel über den Schiffsſchnabel nach, der ſich in jede neue Woge begräbt. Ich denke über das Lachen der Zwiſchendeckler nach, dieſer ärmſten Leute, denen es, glaub ich, nicht locker ſitzt und die es mir alſo als Wohltat verdanken! Ich denke über den Lump, den Wilke nach, der zu Hauſe eine bucklige Nähterin geheiratet, um ihr Erſpartes gebracht und täglich mißhandelt hat, und den ich ſoeben beinahe umarmt hätte. Ich denke über den blonden, teutoniſchen, etwas weichlichen Kapitän von Keſſel nach, dieſen nur etwas zu gedrungenen, ſchönen Mann, der überdies hier unſer abſoluter Herrſcher und König iſt und dem man vertraut auf den erſten

Blick. Und ſchließlich denke ich über mein eigenes fortwährendes Lachen nach und geſtehe mir, daß Lachen nur in den allerſeltenſten Fällen geiſtreich iſt.

Auf ſolche und ähnliche Art und Weiſe ſetzte Friedrich ſein inneres Zwiegeſpräch eine Weile fort, wobei auch jene Leidenſchaft im Lichte der bitterſten Ironie erſchien, die ihn zu dieſer Reiſe veranlaßt hatte. Er war nun wirklich vollkommen willenlos, und in dieſem Zuſtand, im engen Käfig, auf hohen Wogen des Ozeans, ſchien es ihm, als werde ihm in derbſter Form das Verfahren des Schickſals und ſeine eigene Ohnmacht vorgehalten.

Es war immer noch eine erhebliche Anzahl Menſchen an Deck, als Friedrich oben wieder erſchien. Man hatte die Liegeſtühle der Kranken oder Sieſtahaltenden an den Kajütenwänden feſtgemacht. Die Stewards boten Erfriſchungen an. Es war nicht unintereſſant zu ſehen, wie ſie mit ſechs, acht vollen Limonadengläſern über das großartig ſchwingende Deck balancierten. Friedrich ſah ſich vergeblich nach Hahlſtröm und Tochter um.

Nachdem er einige Zeit mit aller gebotenen Vorſicht hin und her die ganze Länge des Decks ausgemeſſen hatte, bemerkte er die hübſche Engländerin, die er zuerſt im Readingroom des Hotels zu Southampton geſehen hatte. Sie hatte es ſich mit Decken und Pelzwerk an einem gegen den Wind gedeckten Platz bequem gemacht, der durch den nahen Schornſtein erwärmt wurde. Ein ſehr beweglicher junger Mann ſaß neben ihr und machte den Ritter. Er ſprang plötzlich auf und begrüßte Friedrich. Nun hatte dieſer zwar den Namen des Jünglings, Hans Füllenberg, bis jetzt, wie er meinte, noch nicht gehört, aber der flotte junge Menſch wußte glaubhaft zu machen, daß er gemeinſam mit Friedrich in einer beſtimmten Abendgeſellſchaft geweſen war. Er begab ſich nach irgendeinem Eiſenbergwerk-Diſtrikt in der Nähe von Pittsburg in Pennſylvanien.

„Wiſſen Sie denn, Herr von Kammacher,“ ſagte er plötzlich „daß die kleine Hahlſtröm ebenfalls hier auf dem Schiffe iſt?“

„Was denn für eine Hahlſtröm?“ fragte Friedrich.

Hans Füllenberg konnte ſich gar nicht genug darüber wundern, daß Friedrich die kleine Hahlſtröm vergeſſen habe. Er glaubte, ſich doch genau zu erinnern, Friedrich geſehen zu haben, als die kleine Hahlſtröm im Künſtlerhaus zu Berlin ihren Tanz getanzt hatte.

„Wenn Sie ihn nicht geſehen haben, Herr von Kammacher, ſo haben Sie wirklich viel verſäumt,“ ſagte der junge berliniſche Gentleman; „erſtens hatte die kleine Hahlſtröm, als ſie erſchien, ſehr wenig an, dann aber war, was ſie machte und vorführte, wirklich bewundernswert. Es herrſchte darüber nur eine Meinung.

Man trug zuerſt eine große künſtliche Blume herein. Die kleine Hahlſtröm lief auf die Blume zu und roch daran. Sie tat das mit geſchloſſenen Augen, nachdem ſie vibrierend, wie mit den Flügelchen einer Biene, und geſchloſſenen Auges die Blume geſucht hatte. Plötzlich ſchlug ſie die Augen auf und erſtarrte zu Stein. Auf der Blume ſaß eine rieſige Kreuzſpinne. Nun floh ſie in den entfernteſten Winkel des Raums zurück. Schien es anfangs, als ſchwebe ſie ohne Schwere über die Erde hin, ſo war die Art, wie das kraſſe Entſetzen ſie nun durch den Raum geblaſen hatte, noch mehr dazu angetan, ſie als unwirklich erſcheinen zu laſſen.“

Friedrich von Kammacher hatte das Mädchen, außer bei jener Matinee im Künſtlerhaus, achtzehnmal ihren furchtbaren Tanz tanzen ſehen. Während der junge Füllenberg ihn mit „famos“, „großartig“, „koloſſal“ und ähnlichen Kraftworten herauszuſtreichen verſuchte, erlebte er ihn bei ſich wiederum. Er ſah, wie ſich der kindliche Körper, nachdem er eine Weile gezittert hatte, der Blume aufs neue annäherte, und zwar nach den Rhythmen einer Muſik, die durch Tam-Tam, Becken und Flöte ausgeführt wurde. Dieſe zweite Annäherung geſchah durch Zwang, nicht durch Lüſternheit. Die Tänzerin hatte das erſtemal feine duftende Strömungen in der Luft als Spuren benutzt, die nach dem Quell des Aromas hinleiten konnten. Ihr Mund war dabei geöffnet geblieben. Die Flügelchen ihres Näschens hatten vibriert. Das zweitemal zog ein grauſiges Etwas ſie an, das ihr abwechſelnd Furcht, Entſetzen und Neugier erregte, wobei ſie die Augen weit offen hielt und nur manchmal, um nichts zu ſehen, angſtvoll mit beiden Händen bedeckte.

Alle Furcht aber ſchien ſie mit einem Mal abzuſtreifen. Sie hatte ſich ohne Grund geängſtigt und nun erkannt, eine unbewegliche dicke Spinne ſei im Grunde für ein Geſchöpf mit Flügeln nicht gefahrbringend. Und dieſer Teil ihres Tanzes war von großer Anmut und drollig überquellender Luſtigkeit.

Nun begann eine neue Phaſe des Tanzes, die ſich nachdenklich einleitete. Die junge Tänzerin wollte ſich, ſcheinbar in einem Zuſtande geſättigter Tanzluſt, nach genoſſenem Blumenrauſch, mit Bewegungen wohliger Müdigkeit zur Ruhe begeben, als ſie hie und da an ihrem Körper etwas wie Fäden eines Spinngewebes abſtreifte. Dies war zuerſt eine ſtillverſonnene Tätigkeit, in die jedoch mehr und mehr eine ſonderbare Unruhe kam, die ſich allen Zuſchauenden mitteilte. Das Kind hielt inne, dachte nach und wollte ſich einer gewiſſen Beſorgnis wegen, die ihm aufgeſtiegen war, anſcheinend ſelbſt auslachen. Im nächſten Augenblick aber erbleichte es und tat dann einen erſchrockenen und ſehr kunſtvollen Sprung, als ob es aus einer Schlinge herauswollte. Der mänadiſch geworfene Schwall ihres weißblonden Haares ward hierbei eine lodernde Flut, und das Ganze ein Anblick, der Rufe der Bewunderung auslöſte.

Die Flucht begann, und nun war das Thema des Tanzes — der übrigens unter dem Titel „Mara, oder das Opfer der Spinne“ ging — die Fiktion, als ob Mara mehr und mehr in die Fäden der Spinne verwickelt und ſchließlich darin erdroſſelt würde.

Die kleine Hahlſtröm befreite den Fuß und fand ihren Hals von der Spinne umſchnürt. Sie griff nach den Fäden an ihrem Halſe und fand ihre Hände eingeſchnürt. Sie riß, ſie bog ſich, ſie entſchlüpfte. Sie ſchlug, ſie raſte und verwickelte ſich nur immer mehr in die furchtbaren Fäden der Spinne hinein. Endlich lag ſie zum Holz umſchnürt, und man fühlte die Spinne ihr Leben ausſaugen.

Da ſich Friedrich von Kammacher nach der Meinung des jungen Füllenberg nicht hinreichend für die kleine Tänzerin Hahlſtröm erwärmte, nannte er einige andere Berliner Berühmtheiten der jüngſten Zeit, die ebenfalls auf dem „Roland“ die Reiſe nach den Vereinigten Staaten machten. Da war der Geheimrat Lars, ein in Kunſtkreiſen wohlbekannter Mann, der bei ſtaatlichen Ankäufen von Werken der Malerei und der Plaſtik mitzuſprechen hatte. Er ging nach Amerika, um dortige Sammlungen zu ſtudieren. Ferner war Profeſſor Touſſaint da, ein bekannter Bildhauer, der in einigen deutſchen Städten ſeine Denkmäler aufgeſtellt hatte, Werke von einem übel verwäſſerten Berniniſchen Geiſt. Touſſaint, erzählte Füllenberg, brauche Geld. Er brauche eigentlich jenes Geld, das ſeine Gattin verbraucht habe.

„Wenn er den Fuß auf amerikaniſchen Boden ſetzt,“ meinte Hans Füllenberg, der mit dem geſellſchaftlichen Klatſch Berlins gleichſam geladen war, „ſo hat er nicht ſoviel im Beſitz, um auch nur die Hotelrechnung der erſten drei Tage zu begleichen.“

Faſt im ſelben Augenblick, als Friedrich den Bildhauer, der, in einem Triumphſtuhle liegend, die Bewegungen des „Roland“ mitmachte, ins Auge faßte, wurde ein ſonderbarer Mann ohne

Arme von einem Burſchen, der ihn am Rockkragen hielt, über Deck geführt und ſorgfältig durch eine nahegelegene, kleine Tür in das Rauchzimmer hineinbugſiert. „Es iſt ein Artiſt,“ erklärte der junge Berliner dem Arzte, „er wird in dem New Yorker Varieté von Webſter und Forſter auftreten.“

Einige Stewards balancierten über das Deck, es wurde in großen Taſſenköpfen heiße Bouillon an die fröſtelnden Paſſagiere ausgegeben. Nachdem der junge Berliner ſeine Dame mit Brühe verſorgt hatte, ließ er ſie ſitzen und begab ſich mit Friedrich ins Rauchzimmer. Hier herrſchte natürlich Lärm und Qualm, und auch die beiden Herren zündeten ihre Zigarren an. In einem Winkel des kleinen Raums wurde Skat gedroſchen, an mehreren Tiſchen in deutſcher und engliſcher Sprache politiſiert. Doktor Wilhelm, der Schiffsarzt, erſchien, den Friedrich bereits beim Frühſtück kennengelernt hatte. Er kam von der Morgeninſpektion des geſamten Zwiſchendecks. Er nahm an Friedrichens Seite Platz. Zweihundert ruſſiſche Juden waren im Zwiſchendeck, die nach den Vereinigten Staaten oder nach Kanada auswanderten. Dazu kamen dreißig polniſche und ebenſoviele deutſche Familien, dieſe ſowohl aus dem Süden, wie aus dem Norden und dem Oſten des Reiches. Doktor Wilhelm lud den Kollegen ein, am folgenden Tage die Inſpektionstour mitzumachen.

Der Ton in dem kleinen Rauchzimmerchen war der des Frühſchoppens, wie er in Bierſtuben üblich iſt: das heißt, die Männer ließen ſich gehen, und die Unterhaltungen wurden mit lauten Stimmen geführt. Auch entwickelte ſich jener derbe Humor und jene geräuſchvolle Luſtigkeit, bei der den Männern die Zeit verfliegt, und die ſehr vielen eine Art Betäubung und ſomit eine Art des Ausruhens in der Hetze des Daſeins iſt. Friedrich ſowohl als Doktor Wilhelm waren dieſem Treiben nicht abgeneigt, das ihnen, aus ihren Studienzeiten gewohnt, Erinnerungen aller Art belebte und nahe brachte.

Hans Füllenberg fand ſich ſehr bald durch die Geſellſchaft der beiden Ärzte gelangweilt, die ſeiner auch übrigens faſt vergeſſen hatten, und ſchlich ſich zu ſeiner Dame zurück. Er ſagte zu ihr: „When Germans meet, they must scream, drink till they get tipsy and drink „Bruderſchaft“ to each other.“

Doktor Wilhelm ſchien auf den Ton in dieſem Rauchzimmer ſtolz zu ſein. „Unſer Kapitän,“ erklärte er, „hält ſtreng darauf, daß unſere Herren hier ungeſtört bleiben und die Gemütlichkeit keinen Abbruch erfährt. Mit anderen Worten, er hat es ſich in den Kopf geſetzt, Damen unter keiner Bedingung zuzulaſſen!“ — Der Raum hatte zwei metallene Türen, die eine nach Backbord, die andere nach Steuerbord. Wenn eine davon geöffnet wurde, ſo mußte der Gehende oder Kommende mit der Bewegung des Schiffes und dem Druck des herrſchenden Windes jedesmal einen lebhaften Kampf beſtehn. Gegen die elfte Stunde, wie täglich bei leidlichem Wetter um dieſe Zeit, ſtieg, in großer Ruhe, die maſſive Geſtalt des Kapitäns von Keſſel herein. Nachdem die üblichen Fragen nach Wind und Wetter, guten oder ſchlimmen Reiſeausſichten einige freundliche, aber karge Antworten des Herrn Kapitäns gezeitigt hatten, nahm er am Tiſche der Ärzte Platz.

„An Ihnen iſt ja ein Seemann verloren gegangen!“ wandte er ſich an Friedrich von Kammacher, und dieſer erwiderte: er müſſe leider vermuten, der Kapitän irre ſich, denn er, Friedrich, habe von der einen Seewaſſertaufe vollkommen genug und ſehne ſich nicht nach einer zweiten. Ein Lotſenboot hatte vor einigen Stunden, von der franzöſiſchen Küſte her, die letzten Neuigkeiten gebracht. Ein Schiff der Hamburg-Amerika-Linie, der erſt ſeit einem Jahre in Dienſt geſtellte Doppelſchraubendampfer „Normannia“, hatte bei der Rückfahrt nach Europa Havarie gehabt und war, etwa ſechshundert Seemeilen von New York, umgekehrt und nun, ohne weiteren Unfall, wiederum in Hoboken angelangt. Eine ſogenannte Springflut oder Springwelle (waterspout) hatte ſich aus dem verhältnismäßig ruhigen Meer plötzlich neben dem Schiffe erhoben, und die gewaltige Waſſermaſſe, herniederſtürzend, hatte den Damenſalon, die Diele des Damenſalons und die des nächſtfolgenden Decks bis zur Tiefe durchgeſchlagen, wobei das Klavier aus dem Damenſalon bis in den Schiffsraum hinuntergeſchleudert worden war. Dies und anderes erzählte in ſeiner ruhigen Weiſe der Kapitän. Und weiter, daß Schwenninger in Friedrichsruh bei Bismarck ſei, deſſen Tod man jetzt ſtündlich befürchten müſſe.

Auf dem „Roland“ war das internationale Gong noch nicht eingeführt. Ein Trompeter ſchmetterte ein helles Signal durch die Kajütengänge und über Deck, zum Zeichen, daß man ſich in den Speiſeſaal zu Tiſche begeben möge. Das erſte dieſer Trompetenſignale erſcholl durch das Klagen des Windes in die enge, lärmende, überfüllte Rauchkabine hinein. Der Burſche des Mannes ohne Arm erſchien, um ſeinen Herrn zurückzugeleiten. Friedrich hatte mit viel Intereſſe das Betragen des Herrn ohne Arme verfolgt: er war von außergewöhnlicher Friſche und geiſtiger Regſamkeit; er ſprach Engliſch, Franzöſiſch und Deutſch mit der gleichen Geläufigkeit und parierte, zur allgemeinen Freude, die ſchnodderigen Redensarten eines jungen und geckenhaften Amerikaners, deſſen Reſpektloſigkeit ſogar vor der geheiligten Perſon des Kapitäns nicht haltmachen zu wollen ſchien.

Die Tafel im Speiſeſaal war in Form eines Dreizacks aufgeſtellt. Der geſchloſſene Teil der Gabel lag nach der Spitze des Schiffes zu, die drei Zinken waren nach rückwärts gerichtet. Hier, am Ende der mittelſten Zinke, war, von einer Art Kamingeſims und einem Wandſpiegel, die blaubefrackte elegante Geſtalt des Oberſtewards Pfundner aufgerichtet. Herr Pfundner, zwiſchen vierzig und fünfzig alt, glich mit ſeinem weißen, ſorgſam gebrannten

Haar, das gepudert ſchien, einem Haushofmeiſter aus Ludwigs des Vierzehnten Zeit. Wie er mit gerade gerichtetem Haupt den ſchwebenden und bewegten Saal überblickte, ſchien er zugleich der beſondere Trabant des Kapitäns von Keſſel zu ſein, hinter dem er ſtand und der, am Ende der mittelſten Zinke ſitzend, zugleich der Wirt und vornehmſte Gaſt der Tafel war. In ſeiner Nähe ſaßen der Arzt, Doktor Wilhelm, und der erſte Schiffsoffizier. Da der Herr Kapitän an Friedrich Gefallen gefunden hatte, ward ihm ein Platz neben Doktor Wilhelm eingeräumt.

Nachdem etwa die Hälfte der vorhandenen Plätze beſetzt waren, ſtolperten die Kartenſpieler aus der Rauchkabine herein, und die Stewards begannen nun, auf Kommando, den Dienſt zu verſehen. In der Gegend der Kartengeſellſchaft knallten nach kurzer Zeit die Sektpfropfen. Als Friedrich flüchtig den Blick dorthin richtete, hatte er plötzlich Herrn Hahlſtröm erkannt, der aber ohne die Tochter erſchienen war. Von einer Art Galerie herunter ſcholl ununterbrochen Tafelmuſik. Auf dem Konzertprogramm, das den Namen des Schiffes, das Datum und einen Mandoline zupfenden Neger in Frack und Zylinder zeigte, waren ſieben „Piecen“ aufgeführt.

Immer noch wurde der Vorderteil des Schiffs und mit ihm der Saal, ſamt Tiſchen, Tellern und Flaſchen, ſamt den tafelnden Herren und Damen und den bedienenden Stewards, ſamt den gekochten Fiſchen, Gemüſen, Braten und Mehlſpeiſen, ſamt der Muſikkapelle und ſamt der Muſik abwechſelnd hoch über einen Waſſerberg hinausgehoben und dann talab, in die Tiefe der nächſten Woge verſenkt. Die gewaltige Arbeit der Maſchine durchbebte das Schiff, und die Wände des Speiſeſaales hatten einſtweilen noch, mit fünfzehn Meilen Geſchwindigkeit durch die Salzflut gedrängt, den erſten Anprall des widerſtrebenden Elementes auszuhalten.

Man tafelte bei elektriſchem Licht. Die graue Helle des wolkigen Wintertages, die überdies von dem Anſprung der gurgelnden Fluten gegen die Luken aller Augenblick ausgeſchloſſen wurde, hätte den Raum nicht hinreichend zu beleuchten vermocht. Friedrich genoß die verwegene Situation, gleichſam in einem Walfiſchbauch bei frivoler Muſik feſtlich zu tafeln, — dieſe ganz ungeheuere menſchliche Dreiſtigkeit, lächelnd und überwältigt von Staunen. Von Zeit zu Zeit ſtieß das gewaltige Schiff in ſeiner ſtetig verfolgten Bahn auf augenblicklichen Widerſtand. Eine gewiſſe Kombination entgegenwirkender Kräfte richtete ſich gegen die Spitze des Schiffs, wo ſie die Wirkung eines feſten Körpers, ja zuweilen beinahe einer Klippe, hervorbrachte. In ſolchen Augenblicken ſchwieg dann immer der Lärm des Geſprächs, und viele bleiche Geſichter ſahen ſich nach dem Kapitän oder nach der Spitze des Schiffes um.

Allein, Herr von Keſſel und ſeine Leute waren in ihre Mahlzeit vertieft und achteten dieſer Erſcheinung nicht, die das Schiff für Augenblicke zu einem bebenden Stillſtand brachte. Sie aßen oder ſprachen fort, wenn etwa, wie öfters geſchah, der Wurf, Druck oder Sprung einer Waſſermaſſe ſcheinbar die Wände durchbrechen wollte. Dieſes mächtige, nur durch eine lächerlich dünne Wand ausgeſchloſſene, zornige Element, das mit erſtickter Wut, haßgurgelnd, dumpf hereindonnerte, ſchien die Seeleute nicht zu beunruhigen.

Friedrichs Blick ward immer wieder von der langen Geſtalt Hahlſtröms angezogen. Neben ihm ſaß ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann, mit dichtem Schnurrbart, dunklen Wimpern und Augen, die manchmal einen ſcharfen, ja ſtechenden Glanz zu Friedrich herüberſandten. Dieſer Menſch beängſtigte Friedrich. Es war zu bemerken, daß der ſchon leicht ergraute Hahlſtröm, den man jedoch noch immer für einen ſchönen Mann gelten laſſen mußte, ſich mit gnädiger Miene von dem Fremden den Hof machen ließ.

„Kennen Sie dieſen blonden, langen Herrn, Kollege?“ Friedrich erſchrak und vergaß das Antworten. Er blickte nur Doktor Wilhelm, der gefragt hatte, hilflos an. „Es iſt nämlich ein Auſtralier, namens Hahlſtröm,“ fuhr dieſer fort, „der uns früher ins Handwerk gepfuſcht hat. Ein ſonderbarer Menſch außerdem. Übrigens reiſt er mit einer Tochter, einem nicht unintereſſanten Balg, das aber fürchterlich an der Seekrankheit leidet und ſich ſeit der Abfahrt von Bremen noch nicht aus der horizontalen Lage erhoben hat. Der Schwarze, der neben Hahlſtröm ſitzt, ſcheint, ſagen wir, na, ihr Onkel zu ſein.“

„Kollege, was gebrauchen Sie eigentlich für Mittel gegen die Seekrankheit?“ Mit dieſen Worten ſuchte Friedrich, heimlich erſchreckt, das Geſpräch abzulenken.

„Sie hier, lieber Doktor? Ich traue ja meinen Augen nicht!“ Mit dieſen Worten fühlte ſich Friedrich am Fuß der Kajüttreppe, als er gerade das Deck erklimmen wollte, von Hahlſtröm angehalten.

„Herr Hahlſtröm! das iſt ja ein ſonderbarer Zufall, wahrhaftig, das iſt ja beinahe, als wenn tout Berlin ſich verabredet hätte, nach Amerika auszuwandern.“ So und auf ähnliche Weiſe heuchelte Friedrich Überraſchung, in etwas geſchraubter Lebhaftigkeit.

„Baumeiſter Achleitner aus Wien!“ Herr Achleitner, jener Mann mit den ſtechenden Augen, ward hiermit durch Hahlſtröm vorgeſtellt. Der Baumeiſter lächelte intereſſiert und hielt ſich dabei, um nicht durch die Bewegung des Schiffes gegen die Wände geſchleudert zu werden, krampfhaft an der meſſingnen Treppengeländerſtange.

Auf den erſten Treppenabſatz mündete die Tür eines etwas düſteren Rauchſalons. Eine Polſterbank lief an den braungetäfelten Wänden herum, und man konnte durch drei oder vier Fenſter in das Quirlen und Brodeln der Wellen hinausblicken. Den ganzen ovalen Raum zwiſchen den Polſtern füllte ein dunkel gebeizter Tiſch. „Eine geradezu gräßliche Bude, in der einem angſt und bange wird“, ſagte Hahlſtröm. Im nächſten Augenblick rief ihn eine trompetenähnliche, lachende Stimme an. „Wenn wir ſo beibleiben, verſäumt Ihre Tochter bei Webſter und Forſter ihren kontraktmäßig erſten Tag und ich mit, beſter Hahlſtröm. Dieſes Sauwetter iſt ja fürchterlich. Wir machen wahrhaftig keine acht Knoten. Nehmen Sie ſich in acht, daß Ihre Tochter nicht etwa noch obendrein Konventionalſtrafe zahlen muß. Ich bin ein Tier! Ich kann acht Tage in Salzwaſſer liegen und ſterbe nicht. Wenn wir am erſten Februar — wir haben heute den fünfundzwanzigſten — abends acht Uhr in Hoboken feſtmachen, ſo kann ich um neun quietſch-vergnügt auf dem Podium bei Webſter und Forſter ſtehn. Das kann Ihre Tochter nicht, beſter Hahlſtröm.“

Friedrich betrat mit den Herren das Rauchzimmer. Er hatte in dem Sprecher bereits den Mann ohne Arme erkannt. Dieſer Krüppel war, wie Friedrich ſpäter durch Hahlſtröm erfuhr, weltbekannt. Sein einfacher Name, Artur Stoß, hatte ſeit mehr als zehn Jahren auf den Affichen aller großen Städte der Erde geprangt und eine zahlloſe Menge in die Theater gezogen. Seine beſondere Kunſt beſtand darin, alles das, wozu andere ihre Hände gebrauchen, mit den Füßen zu tun.

Artur Stoß nahm das Mittagsmahl. Man hatte es ihm in dieſem wenig benutzten Raum ſerviert, weil es unmöglich iſt, einen Mann, der Gabel und Meſſer mit den Zehen zu faſſen gezwungen iſt, an der gemeinſamen Tafel eſſen zu laſſen. Wie Artur Stoß mit ſeinen entblößten, ſauberen Füßen Gabel und Meſſer zu gebrauchen verſtand und trotz der ſtarken Bewegung des Schiffs, während er bei beſtem Humor die witzigſten Sachen ſagte, Biſſen um Biſſen im Munde verſchwinden ließ, das hatte für die drei Herren durchaus den Wert einer Schauſtellung. Übrigens fing der Artiſt alsbald Herrn Hahlſtröm und ſeinen Begleiter auf eine mitunter etwas biſſige Weiſe zu foppen an, wobei er mit Friedrichen Blicke wechſelte, als ob er dieſen weit höher einſchätze. Solche Attacken bewogen denn auch die beiden Herren, ſich nach kurzer Zeit an Deck zu verziehen.

„Ich heiße Stoß!" — „Von Kammacher!" — „Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie mir etwas Geſellſchaft leiſten. Dieſer Hahlſtröm und ſein Trabant ſind widerlich. Ich bin ſeit zwanzig Jahren Artiſt, aber ich kann ſolche ſchlappe und faule Kerls, die ſelbſt nichts tun mögen und dafür ihre Töchter ausnutzen, — ſie ſind mir wie Brechpulver, ich kann ſie nicht ſehen. — Dabei ſpielt er den großen Mann! Gott bewahre, er baroniſiert, er iſt nicht Artiſt! Wo wird er denn aus den Knochen ſeiner Tochter Bouillon kochen. Die Naſe hoch! Sieht er einen Dukaten im Dreck und jemand von Diſtinktion iſt zugegen, er läßt ihn liegen, er hebt ihn nicht auf. Es iſt nicht zu leugnen, daß er ein gefälliges Exterieur beſitzt. Er hätte das Zeug, er gäbe einen ganz talentvollen Hochſtapler ab. Er macht ſich's bequemer, er läßt ſich lieber von ſeiner Tochter und von den Verehrern ſeiner Tochter aushalten. Es iſt erſtaunlich, wie viele Dumme es immer wieder gibt. Dieſer Achleitner! geben Sie bloß mal Obacht, wie Hahlſtröm von oben herab, mit welcher Würde, den Gönner ſpielt. — Hahlſtröm iſt früher Bereiter geweſen. Dann iſt er mit einem Kaltwaſſerſchwindel und ſchwediſcher Heilgymnaſtik verkracht. Dann iſt ihm die Frau davongelaufen: eine tüchtige, arbeitſame Frau, die jetzt als Direktrice bei Worth in Paris ein brillantes Auskommen hat."

Friedrichen zog es zu Hahlſtröm hinauf.

Das Vorleben dieſes Mannes, wie er es unerwartet durch Stoß erfuhr, war ihm in dieſem Augenblick gleichgültig. Was der Artiſt in bezug auf die Dummen ſagte, die nicht ausſterben, jagte Friedrichen eine flüchtige Röte ins Angeſicht.

Artur Stoß wurde mehr und mehr redſelig. Er ſaß wie ein Affe, eine Ähnlichkeit, die bei jemandem, der die Füße als Hände gebrauchen muß, nicht zu vermeiden iſt! Und als er die Mahlzeit beendet hatte, ſteckte er ſich, wie irgendein anderer beliebiger Gentleman, ſeine Zigarre in den Mund.

„Solche Leute wie Hahlſtröm,“ fuhr er mit knabenhaft heller Stimme fort, „ſind eigentlich der geſunden und geradegewachſenen Glieder nicht wert, die ihnen unſer lieber Herrgott gegeben hat. Freilich es bleibt, wenn man auch wie ein olympiſcher Sieger gewachſen iſt, immer mißlich, wenn hier oben (er klopfte an ſeine Stirn) zu wenig vorhanden iſt. Bei Hahlſtröm iſt leider zu wenig vorhanden. Sehen Sie mich an! ich will nicht ſagen, jeder andere, aber mindeſtens unter zehnen neun würden in meiner Lage ſchon als Kinder zugrunde gegangen ſein. Statt deſſen ernähre ich heut eine Frau, beſitze eine Villa am Kahlenberge, füttere drei Kinder eines Stiefbruders durch, und überdies noch eine ältere Schweſter meiner Frau. Die ältere Schweſter war Sängerin und hat leider ihre Stimme verloren.

Ich bin heute ſchon vollkommen unabhängig. Ich reiſe, weil ich mein Vermögen auf eine gewiſſe Summe abrunden will. Wenn heute der ‚Roland‘ untergeht, ſo kann ich ſozuſagen mit größter Gelaſſenheit Waſſer ſchlucken. Ich habe meine Arbeit getan, ich habe mit meinem Pfunde gewuchert: für meine Frau, für die Schweſter meiner Frau und für die Kinder meines Stiefbruders iſt geſorgt.“

Der Burſche des Artiſten erſchien, um ſeinen armloſen Herrn zum Mittagsſchlaf in die Kabine abzuholen. „Bei uns geht alles pünktlich und wie am Schnürchen“, ſagte Stoß, und mit bezug auf den Burſchen fuhr er fort: „Er hat ſeine vier Jahre bei der deutſchen Marine abgedient. Ich kann bei meinen Seereiſen andere Leute nicht gebrauchen. Ein Mann, der mir etwas nützen ſoll, muß eine Waſſerratte ſein.“

Oben auf Deck war es, im Vergleich zum Vormittag, ſtill geworden. Friedrich hatte, nicht ohne Anwandlungen von Schwindel, ſeinen Mantel aus der Kabine geholt und ſich, dem Eingang zur Haupttreppe gegenüber, auf einer Bank niedergelaſſen. Hahlſtröm war nicht zu entdecken geweſen. Mit hochgeſchlagenem Kragen und feſt in den Kopf gedrücktem Hut geriet Friedrich in jenen Zuſtand der Schläfrigkeit, der für Seereiſen charakteriſtiſch iſt. Dieſer Zuſtand iſt trotz der Schwere der Augenlider mit einer raſtloſen Luzidität verknüpft. Vor dem inneren Auge jagen die Bilder. Es iſt ein ewig kommender, ewig fliehender, farbiger Strom, deſſen Endloſigkeit der Seele Martern verurſacht. Noch toſte die ſybaritiſche Mittagstafel, mit ihrem Tellergeklapper, mit ihrer Muſik, in Friedrichs Hirn. Er hörte die Worte des Artiſten. Nun hielt der Halbaffe Mara im Arm. Der lange Hahlſtröm ſah zu und lächelte. Die Wogen wuchteten gegen den Speiſeſaal und preßten den knackenden Rumpf des Schiffs. Bismarck, eine ungeheuere Panzergeſtalt, und Roland, der gepanzerte Recke, lachten grimmig und unterhielten ſich. Friedrich ſah beide durch das Meer waten. Roland hielt die kleine tanzende Mara auf der rechten Hand. Hin und wieder fröſtelte Friedrich. Das Schiff lag ſchief. Es wurde von einem ſteifen Südoſt auf die rechte Seite gedrückt. Die Wogen ziſchten und brauſten gewaltig. Der Rhythmus, den die Umdrehungen der Schraubenwelle verurſachten, ſchien Friedrichen ſchließlich der eigene Körperrhythmus zu ſein. Man hörte deutlich die Schraube arbeiten. Immer nach einer beſtimmten Zwiſchenzeit hob ſich der Hinterſteven des Schiffs über das Waſſer heraus und die Schraube begann in der Luft zu ſchnurren. Da hörte Friedrich den Wilke aus der Heuſcheuer ſagen: „Herr Dukter, wenn ock de Schraube ni bricht!“ Die ganze Maſchine arbeitete ſchließlich, wie Friedrichen vorkam, in ſeinem Gehirn. Zuweilen rief ein Maſchiniſt dem andern Worte zu, im Maſchinenraum, und man hörte den Hall von Metallſchaufeln.

Friedrich fuhr auf. Es ſchien ihm, er ſah einen Toten, ſchwankend, die Kajütentreppe empor, auf ſich zulaufen. Genauer betrachtend, erkannte er jenen Konfektionär, dem er bereits in Southampton begegnet war. Eigentlich glich er mehr einem Sterbenden, als er einem ſchon Geſtorbenen glich. Er ſah Friedrichen an, mit einem grauenvollen Blick der Bewußtloſigkeit, und ließ ſich in den zunächſt zu erreichenden, von einem Steward gehaltenen Triumphſtuhl hineinfallen. Wenn dieſer Mann nicht unter die Helden zu rechnen iſt, dachte Friedrich, ſo hat es niemals Helden gegeben. Oder war es etwa nicht Heroismus, was ihn immer wieder durch das Inferno ſolcher Reiſen hindurchſchreiten ließ?

Friedrich gegenüber, am Eingang der Treppe, ſtand ein Schiffsjunge. Von Zeit zu Zeit, wenn das Signal einer Trillerpfeife von der Kommandobrücke herunterſcholl, verſchwand er, um von dem gerade dienſthabenden Offizier irgendeinen Befehl entgegenzunehmen. Oft verging eine Stunde und längere Zeit, ohne daß die Trillerpfeife erklang, und ſo lange hatte dann der hübſche Junge Ruhe, über ſich und ſein Schickſal nachzudenken.

Nachdem Friedrich erfahren hatte, daß er Max Pander hieß und aus dem Schwarzwald ſtammte, tat er die naheliegende Frage an ihn: ob ſein Beruf ihm Freude mache? Er gab Antwort durch ein fataliſtiſches Lächeln, das die Anmut ſeines Kopfes noch erhöhte, aber bewies, daß es mit der Leidenſchaft für den Seemannsberuf nicht weit her ſein konnte.

Friedrichen kam es vor, als müſſe die dauernde Leidenſchaft für die See eine Fabel ſein. Die Uhr zeigte drei. Er war nun erſt neunzehn bis zwanzig Stunden an Bord und fand, daß der Aufenthalt ſchon jetzt eine kleine Strapaze war. Wenn der „Roland“ nicht mit erhöhter Schnelligkeit ſeine Reiſe fortſetzte, ſo hatte er acht- bis neunmal vierundzwanzig Stunden des gleichen Daſeins zu überſtehen. Dann aber war Friedrich wenigſtens dauernd auf dem Trockenen, der Schiffsjunge aber trat nach wenigen Tagen die Rückfahrt an.

„Wenn man Dir an Land irgendwo eine gute Stelle verſchaffte,“ fragte ihn Friedrich, „würdeſt Du wohl Deinen Seemannsberuf aufgeben?“ „Ja“, ſagte der Junge beſtimmt mit dem Kopf nickend.

„Es iſt ein ekelhafter Südoſt“, ſagte Doktor Wilhelm, der neben der hohen Geſtalt des erſten Steuermanns vorüberging. „Wenn es Ihnen recht iſt, Kollege, kommen Sie mit in meine Apotheke hinein, dort können wir ungeſtört rauchen und Kaffee trinken.“

Ging man das zweite, tiefer gelegene Deck des „Roland“ entlang, ſo paſſierte man, auf der Backbordſeite ebenſo wie auf Steuerbord, einen gedeckten Gang. Hier hatten die Offiziere ihre Schlafzimmer, und ebendort befand ſich auch die Kabine des Doktors Wilhelm, ein verhältnismäßig geräumiger Aufenthalt, der das Bett des Doktors, Tiſch, Stühle und einen gut eingerichteten Apothekerſchrank enthielt.

Die Herrn hatten kaum Platz genommen, als eine Schweſter vom Roten Kreuz erſchien, die dem Doktor über eine Patientin in der zweiten Kajüte lächelnd Bericht erſtattete.

„Das iſt ſo ein Fall, Kollege,“ erklärte der Schiffsarzt, als die Schweſter gegangen war, „der ſich in meiner Schiffspraxis jetzt zum fünftenmal wiederholt: nämlich, Mädchen, die einen Fehltritt begangen haben und, weil ſie die Folgen nicht mehr verbergen können, weder aus noch ein wiſſen, machen Seereiſen, wobei ja mit einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit auf das erwünſchte Malheur zu rechnen iſt. Solche Mädchen natürlich,“ fuhr er fort, „ahnen nicht, daß ſie bei uns typiſch ſind, und wundern ſich, wenn unſere Stewards und Stewardeſſen ihnen mitunter ziemlich offenkundig die entſprechende Achtung entgegenbringen. Natürlich nehme ich mich ſolcher Frauensleute immer nach Kräften an, und es iſt mir auch meiſtens gelungen, die Schiffskapitäne zu bewegen, von dem etwa geſchehenen Ereignis, ſofern es glücklich vorübergegangen iſt, eine Anzeige nicht zu erſtatten. Denn wir haben den Fall gehabt, wo eine Frauensperſon, bei der die Anzeige nicht zu vermeiden war, gleich nach der Landung aufgehängt an einem Fenſterwirbel ihres Hafenquartiers gefunden wurde."

Die Frauenfrage, meinte Friedrich, ſei einſtweilen, wenigſtens, wie ſie die Frauen auffaßten, nur eine Alt-Jungfernfrage. Die Sterilität der alten Jungfer ſteriliſiere die ganze Beſtrebung. — Und Friedrich entwickelte ſeine Ideen! — Aber während er dies, da ihm ſeine Denkreſultate geläufig waren, mechaniſch tat, ſuchten ihn allerhand quälende Vorſtellungen heim, die ſich auf Mara und ihren Verehrer bezogen.

„Den lebendigen Keimpunkt jeder Reform des Frauenrechts," ſagte Friedrich, Rauchwolken von ſich blaſend, mit äußerlicher Lebhaftigkeit, „muß das Mutterbewußtſein bilden. Die Zelle des künftigen Zellenſtaats, der einen geſunderen ſozialen Körper darſtellen wird, iſt das Weib mit Mutterbewußtſein. Die großen Reformatorinnen der Frauenwelt ſind nicht diejenigen, deren Abſicht es iſt, es den Männern in jeder Beziehung gleichzutun, ſondern jene, die ſich bewußt werden, daß jeder, auch der größte Mann, durch ein Weib geboren iſt, die bewußten Gebärerinnen der Geſchlechter der Menſchen und Götter. Das Naturrecht des Weibes iſt das Recht auf das Kind, und es iſt das allerſchmachvollſte Blatt in der Geſchichte des Weibes, daß ſie ſich dieſes Recht hat entreißen laſſen. Man hat die Geburt eines Kindes, ſofern ſie nicht durch einen Mann ſanktioniert iſt, unter den

Schwefelregen allgemeiner und öffentlicher Verachtung geſtellt. Dieſe Verachtung iſt aber auch zugleich das erbärmlichſte Blatt in der Mannesgeſchichte. Der Teufel mag wiſſen, wie ſie ſchließlich zu ihrer ſcheußlichen abſoluten Herrſchaft gekommen iſt.

Bildet eine Liga der Mütter, würde ich den Frauen raten," fuhr Friedrich fort, „und jedes Mitglied bekenne ſich, ohne auf Sanktion des Mannes, das heißt auf die Ehre, Rückſicht zu nehmen, praktiſch und faktiſch, durch lebendige Kinder, zur Mutterſchaft. Hierin liegt ihre Macht, aber immer nur, wenn ſie mit bezug auf die Kinder ſtolz, offen und frei ſtatt feige, verſteckt und mit ängſtlich ſchlechtem Gewiſſen verfahren. Erobert euch das natürliche, vollberechtigte, ſtolze Bewußtſein der Menſchheits-Gebärerinnen zurück, und ihr werdet im Augenblicke, wo ihr's habt, unüberwindlich ſein."

Doktor Wilhelm, der mit Fachkreiſen Fühlung hielt, kannte Friedrichs Namen und ſeine wiſſenſchaftlichen Schickſale. Die verunglückte bakteriologiſche Arbeit Friedrichens, ſowie ihre blutige Abfuhr und Korrektur, befanden ſich in ſeinem Bücherfach. Dennoch hatte der Name noch einen autoritativen Klang für ihn. Er horchte geſpannt und fand ſich im ganzen durch den Umgang mit Friedrich geſchmeichelt. Übrigens wurde Doktor Wilhelm plötzlich durch die Schweſter vom Roten Kreuz abgeholt.

Die kleine, verſchloſſene ärztliche Einſiedlerzelle, in der er ſich nun allein befand, gab Friedrich Veranlaſſung, neuerdings über den Sinn ſeiner wunderlichen Reiſe nachzudenken. Dabei kam über ihn, im Genuſſe des Zigarettenrauchs und weil der „Roland" jetzt merklich ruhiger lag, eine gewiſſe Behaglichkeit. Wenngleich auch dieſer Behaglichkeit etwas von dem allgemeinen Nervenrauſch der Seereiſe innewohnte. Es war und blieb ſonderbar, auf einen ſo wunderlichen Anlaß hin, mit dieſem großen Menſchentransport zu gleichem Wohl und Wehe verfrachtet zu ſein, und nach dem neuen Erdteil befördert zu werden. Niemals im Leben hatte er, wie jetzt, das Geſühl gehabt, ein willenloſe Puppe des Schickſals zu ſein. Aber wieder wechſelten lichte mit dunklen Illuſionen. Er gedachte Ingigerds, die er noch nicht geſehen hatte; und wie er die bebende Wand des niedrigen ärztlichen Konſultationsraumes anfaßte, durchdrang ihn wiederum das Glück, mit der Kleinen hinter den gleichen Wänden, über dem gleichen Kiel geborgen zu ſein. Es iſt unwahr! Lüge! wiederholte er halblaut immer wieder: und meinte damit die Behauptung des armloſen Krüppels, daß Hahlſtröm die Tochter auf unehrenwerte Weiſe ausnütze.

Friedrich wurde durch die Rückkehr des Doktors Wilhelm faſt ſchmerzhaft aus Träumereien geweckt. Der Schiffsarzt lachte, warf ſeine Mütze lachend aufs Bett und ſagte, er habe eben die kleine Hahlſtröm ſamt ihrem Hunde perſönlich an Deck geſchleppt. Das Luderchen mache förmlich Theater, wobei ihr getreuer Pudel, namens Achleitner, teils der Geprügelte, teils der Verhätſchelte ſei.

Dieſe Nachricht erfüllte Friedrich mit Unruhe.

Damals, als Friedrich die kleine „Mara" zum erſten Male geſehen hatte, ſchien ſie ihm eine Inkarnation kindlicher Reinheit zu ſein. Inzwiſchen waren allerdings Gerüchte an ſein Ohr gedrungen, die den Glauben an ihre Unberührtheit ins Schwanken gebracht hatten, und ſolche Gerüchte waren für Friedrich die Urſache martervoller Stunden und mancher ſchlafloſen Nacht geweſen. Doktor Wilhelm, der ſich ſelbſt für die kleine „Mara" zu intereſſieren ſchien, brachte das Geſpräch auf Achleitner, der ihm vertraulicherweiſe eröffnet hatte, er ſei mit Ingigerd Hahlſtröm verlobt. Friedrich ſchwieg. Es wäre ihm anders nicht möglich geweſen zu verbergen, wie tief er aufs neue erſchrocken war. — „Achleitner iſt ein getreuer Pudel", fuhr Wilhelm fort. „Er gehört zu jener hündiſchen Sorte von Männern, die duldſam ſind noch vermöge einer anderen hündiſchen Eigenſchaft. Er läßt ſich treten, er apportiert, er macht Männchen und nimmt ein Zuckerſtückchen. Sie könnte tun, was ſie wollte, er würde doch, meiner Überzeugung nach, immer duldſam und von hündiſcher Treue ſein. Übrigens, wenn es Ihnen recht iſt, Kollege von Kammacher, ſo könnten wir ein bißchen zu den Leutchen hinaus aufs Deck, die Kleine iſt ſpaßhaft! — und könnten dabei ein bißchen Natur kneipen.“

Die kleine „Mara“ lag in einem Triumphſtuhl hingeſtreckt. Achleitner, der, recht unbequem, auf einem kleinen Feldſtuhl ſaß, ſo daß er ihr ins Geſicht blicken konnte, hatte ſie, wie ein Kind, bis unter die Arme in Decken gepackt. Die untergehende Sonne, über die gewaltig ſchwellenden Hügelungen des Meeres herüber, beleuchtete ein liebliches, gleichſam verklärtes Geſicht. Das Deck war belebt. Bei der ruhigen Lage des Schiffes hatte ſich das Bedürfnis zu promenieren geltend gemacht, und es herrſchte allgemein eine friſch belebte Geſprächigkeit. Die Erſcheinung der kleinen „Mara“ war etwas auffällig, da ſie der Schwall ihres weißblonden Haares in weichen, offenen Wellen umgab. Außerdem hatte ſie eine kleine Puppe in Händen, ein Umſtand, von dem ſich jeder Vorübergehende immer wieder ungläubig vergewiſſerte.

Als Friedrich das Mädchen wiederſah, das, ſeit Wochen vor ſeiner Seele ſchwebend, ihm gleichſam die übrige Welt verdeckt hatte, ward ſeine Erregung ſo groß, pochte ſein Herz ſo ſtark gegen die Rippen, daß er, um nur die Haltung zu bewahren ſich abwenden mußte. Und noch nach Sekunden ward es ihm ſchwer, ſich klarzumachen, daß der verſklavte Zuſtand ſeines Inneren für die Umgebung nicht ohne weiteres bemerklich ſein konnte.

„Ich habe ſchon von Papa gehört, daß Sie hier ſind“, ſagte das kleine Fräulein zu Friedrich und rückte dabei ihrem Püppchen die blaue Atlaskapotte zurecht. „Wollen Sie ſich nicht zu uns ſetzen? Achleitner, holen Sie doch bitte für Herrn von Kammacher einen Stuhl. Sie haben kurzen Prozeß gemacht“, wandte ſie ſich an Doktor Wilhelm. „Aber ich bin Ihnen dankbar, daß ich hier oben ſein und den Sonnenuntergang ſehen kann. Sie ſchwärmen doch auch für Natur, Herr von Kammacher?“ „Nur für Natur,“ trällerte Doktor Wilhelm und wiegte ſich auf den Zehenſpitzen, „hegte ſie Sympathie!“ „Ach, Sie ſind frech“, ſagte Ingigerd. „Der Doktor iſt frech! das ſah ich im erſten Augenblick, als er mich anſah und wie er mich anfaßte!“ — „Meine liebe, kleine Gnädige, ich habe Sie überhaupt, meines Wiſſens, nicht angefaßt!“ — „Ich danke, über die Treppe herauf. Ich hab blaue Flecke davon bekommen.“

In ſolcher Weiſe ſetzte ſich das Geſpräch eine Weile fort, wobei Friedrich, ohne es merken zu laſſen, jedes Wort, das ſie ausſprach, jede Miene ihres Geſichts, die Blicke, das Zucken ihrer Wimpern belauerte. Aber auch jede Miene, jeden Ausdruck, jede Bewegung, jeden Blick, der ihr galt, faßte er eiferſüchtig auf. Er konnte bemerken, wie ſogar Max Pander, der Schiffsjunge, der noch immer auf ſeinem Poſten ſtand, ſich mit den Augen an ſie feſtſaugte, während ein geſpanntes Lächeln die vollen Lippen ſeines Mundes geöffnet hielt.

Man merkte Ingigerd das Vergnügen an, ſich von den Huldigungen der Männer umgeben zu ſehen. Sie zupfte das Püppchen, ſie zupfte an ihrer ſeltſamen, braun und weiß geſcheckten Kalbsfelljacke herum und überließ ſich koketten Launen. Friedrichen wandelten bei dem preziöſen Ton ihrer Stimme die Entzückungen eines Trinkenden an, der am Verdurſten geweſen iſt. Gleichzeitig brannte ſein ganzes Weſen in Eiferſucht. Der erſte Steuermann, Herr von Halm, ein herrlich gewachſener Menſch, ein wahrer Turm, war hinzugetreten und wurde von „Mara“ nicht nur mit Blicken bedacht, ſondern auch mit ſpitzen Bemerkungen: wodurch ſie ihren Verehrern verriet, daß ihr der wettergebräunte Seeoffizier nicht gleichgültig war. „Wieviel Meilen, Herr Leutnant," fragte Achleitner, der blaß war und etwas zu frieren ſchien, „haben wir wohl ſeit den Needles zurückgelegt?" „Wir laufen jetzt wieder etwas beſſer," ſagte Herr von Halm, „aber wir haben die letzten zwei- oder dreiundzwanzig Stunden nicht zweihundert Meilen gemacht." „Auf dieſe Weiſe können wir ja bis New York vierzehn Tage brauchen", rief Hans Füllenberg, der Berliner, etwas vorlaut in die Gruppe hinein. Er hatte die junge Engländerin von Southampton neben ſich. Es zog ihn indes mit großer Gewalt in die Sphäre derer um „Mara", ſo daß er aufſprang und ſeine Coeur-Dame ſitzen ließ.

Er brachte den Ton, der „Mara" und ihren Verehrern, Friedrich von Kammacher ausgenommen, behaglich war. Es entſtand eine große Luſtigkeit, die ſich über das ganze Promenadendeck fortpflanzte. Friedrich fühlte ſich angeekelt inmitten dieſer Orgie der Banalität, er löſte ſich los, um mit ſeinen Gedanken allein zu ſein.

Das Deck, das um die Mittagszeit von Waſſer getrieft hatte, war jetzt wieder vollſtändig trocken geworden. Friedrich hatte ſich an das äußerſte, hintere Ende des Steamers gewagt und blickte zurück über die breite, ſchäumende Straße des Kielwaſſers. Er atmete auf, zufrieden, nicht mehr im engen Banne des kleinen weiblichen Dämons zu ſein. Plötzlich war eine lange Spannung der Seele ausgeglichen. Jetzt ſchämte er ſich ſeiner Haltloſigkeit, und ſeine Leidenſchaft gerade zu dieſer kleinen Perſon ſchien ihm lächerlich. Er ſchlug insgeheim an ſeine Bruſt und klopfte ſich ungeniert mit den Knöcheln der Rechten, wie um ſich zu wecken, gegen die Stirne.

Noch immer ſtand die Bewegung der friſchen Briſe ſchräg gegen den Schiffskörper, der ein wenig nach der Seite lag, wo die Sonne, einen gewaltigen braunen Brand erzeugend, ſoeben verſinken wollte: Dieſe Sonne, unter der ein ſteinkohlfarbiges Meer in ruhig wandernden Bergen, braune, erdige Schaumkämme langſam wälzte, dieſes Meer und ſchließlich der durch ſchweres Gewölke zerklüftete Himmel waren für Friedrich wie Sätze einer Weltſymphonie. Für jemand, der ſie empfindet, ſagte er ſich, iſt, trotz ihrer furchtbaren Herrlichkeit, eigentlich kein Grund vorhanden, ſich klein zu fühlen.

Er ſtand in der Nähe des Logs, deſſen lange Schnur im Ozean nachſchleifte, und wandte ſich in die Fahrtrichtung um. Vor ihm bebte das mächtige Schiff. Der Qualm ſeiner beiden Schornſteine wurde mit der Bewegung der Luft von den Mündungen fort auf das Waſſer gedrückt, und man ſah einen melancholiſchen Zug von Geſtalten, Witwen in langen Kreppſchleiern, händeringend, in ſtummen Klagen, wie in eine unendliche Dämmerung der Verdammnis davonwandern. Zwiſchenhinein hörte Friedrich die Laute der ſchwatzenden Paſſagiere. Er ſtellte ſich vor, was alles hinter den Wänden dieſes raſtlos gleitenden Hauſes vereinigt war, wieviel Suchendes, Fliehendes, Hoffendes, Bangendes ſich darin zuſammengefunden hatte; und mit dem allgemeinen, großen Staunen wurden in Friedrichs Seele wieder einmal jene, noch immer ohne Antwort gebliebenen großen Fragen wach, die mit Warum? und Wozu? den dunklen Sinn des Daſeins berühren.

Friedrich hatte nicht bemerkt, wie er promenierend wieder in die Nähe der kleinen Ingigerd Hahlſtröm gekommen war. „Sie werden gewünſcht“, ſagte da plötzlich eine Stimme. Doktor Wilhelm, der geſprochen, aber zugleich bemerkt hatte, wie ſein Kollege zuſammenfuhr, entſchuldigte ſich. „Sie träumen wohl! Sie ſind ja ein Träumer!“ ſo rief nun die kleine „Mara“ Friedrichen an. „Kommen Sie zu mir,“ fuhr ſie fort, „die dummen Leute, die um mich ſind, gefallen mir nicht.“ Sechs, acht Herren, die um ſie herſtanden, lachten auf und entfernten ſich, Achleitner ausgenommen, mit humoriſtiſch betonter Folgſamkeit! „Na alſo, was ſitzen Sie denn noch, Achleitner!?“ Damit hatte auch dieſer den Laufpaß gekriegt. Friedrich bemerkte, wie die Vertriebenen in einigem Abſtand Paare oder Gruppen bildeten und in jener beſonderen Art miteinander tuſchelten, wie ſie bei Herren, die ihren Spaß mit einem nicht gerade prüden weiblichen Weſen gehabt haben, üblich iſt.

Eigentlich mit einer Art Scham, jedenfalls aber mit ausgeſprochenem Widerwillen, nahm Friedrich in dieſem Augenblick den noch warmen Seſſel Achleitners ein, und „Mara“ begann für Natur zu ſchwärmen.

Sie ſagte: „Iſt nicht alles am hübſcheſten, wenn die Sonne untergeht? Mir macht es Spaß, mir gefällt es wenigſtens“, fügte ſie ſich entſchuldigend hinzu, als Friedrich das Geſicht verzog und ſie deshalb glauben mußte, daß er ihre Bemerkung mißbillige. Sie ging dann über zu Sätzen, die alle damit begannen: ich will das nicht, ich mag jenes nicht, ich liebe nicht dies oder das und ſo fort. Wobei ſie inmitten des ungeheuren kosmiſchen Dramas, das ſich vor ihren Sinnen vollzog, vollkommen nüchtern und anteillos den anmaßlichen Dünkel eines verzogenen Kindes entwickelte. Friedrich wäre am liebſten aufgeſprungen. Er zupfte nervös an ſeinem Schnurrbärtchen, und ſein Geſicht nahm eine mokante Starrheit an. Sie merkte das wohl und ward durch dieſe ihr ungewohnte Art einer Huldigung merklich beunruhigt.

Friedrich war niemals körperlich krank geweſen, dagegen zeigte er hie und da eine leidenſchaftliche Sonderbarkeit. Die Freunde wußten, daß er in guten Zeiten ein überdeckter Krater, in weniger guten ein feuerſpeiender war. Scheinbar gleich fern, ſeinem Äußeren nach, von Weichlichkeit und von Brutalität, hatte er dennoch weichliche und brutale Anwandlungen. Zuweilen kam ihn ein dithyrambiſcher Raptus an, beſonders wenn er ein bißchen Wein in den Adern hatte. Dann ſprang er umher und ſchwärmte, wenn es bei Tage war, laut und pathetiſch die Sonne, nachts die Sternbilder an und rezitierte eigene Gedichte.

Die kleine „Mara“ empfand Friedrich als eine nicht ungefährliche Nachbarſchaft. Aber wie ſie nun einmal war, reizte es ſie, mit dem Feuer zu ſpielen. „Solche Leute,“ ſagte ſie, „die ſich beſſer dünken als andere, liebe ich nicht.“ „Ich um ſo mehr, denn ich bin Phariſäer“, entgegnete Friedrich. Nun aber erklärte er ganz brutal: „Ich finde, daß Sie für Ihre Jahre reichlich naſeweis und rechthaberiſch ſind. Ihr Tanz hat mir eigentlich beſſer gefallen.“ Hierbei war ihm ungefähr ſo zumute, als ob er ſich ſelber ſchmerzhaft maßregele. „Mara“ ſah ihn mit einem ſkurrilen Lächeln an. „Nach Ihren Begriffen,“ kam es endlich von ihren Lippen, „muß wohl ein junges Mädchen höchſtens reden, wenn es gefragt wird, und jedenfalls ohne eigene Meinung ſein. Sie ſehen ſo aus, als könnten Sie nur ein Mädchen lieben, das immer nur von ſich ſelber ſagt: ‚bin doch ein arm unwiſſend Ding, begreife nicht, was er an mir find't‘. Ich liebe nicht ſolche dummen Geſchöpfe.“ Als Friedrich, der auf eine ſchreckliche Weiſe ernüchtert war, ſich erheben wollte, hielt ſie ihn mit einem eigenſinnig ſchmollenden „Nein“ zurück. „Ich habe Sie ſchon in Berlin während des Tanzes immer anſehen müſſen“, fuhr ſie fort und hielt ihr Püppchen quer vor die Lippen, ſo daß ihr Näschen gequetſcht wurde. „Ich empfand ſchon damals etwas wie ein Band zwiſchen uns, ich wußte, wir würden uns noch begegnen.“ Friedrich erſchrak. Er täuſchte ſich keinen Augenblick über die Tatſache daß dies eine oft von ihr benutzte Form der Aufknüpfung und im Kern eine Lüge war. „Sind Sie eigentlich ſchon verheiratet?“ hörte er, ehe er noch recht zur Beſinnung kam, erbleichte tief und ſchickte ſich an, zu antworten.

Er ſagte, aber keineswegs freundlich, ſondern beinahe hart und abweiſend: „Es wäre ganz gut, Fräulein Hahlſtröm, wenn Sie mich, bevor Sie mich als einen unter vielen behandeln, genauer anſehen möchten. An das Band, das uns verknüpfen ſoll, glaube ich einſtweilen noch nicht. Sie haben während des Tanzes nicht nur mich, ſondern alle Welt angeſehen!“

Ingigerd lachte kurz und ſagte: „Sie fangen gut an, mein Beſter, halten Sie mich etwa für Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans?“

„Nicht gerade für das,“ gab Friedrich zurück, „aber wenn Sie geſtatten, ſo möchte ich Sie doch für eine junge und diſtinguierte Dame halten dürfen, deren Ruf mit gar nicht zu übertreibender Sorgfalt vor jeder leiſeſten Trübung zu bewahren iſt.“

„Ruf?“ ſagte das Mädchen, „Sie irren ſich, wenn Sie glauben, daß ſo was jemals von Intereſſe für mich geweſen iſt. Zehnmal lieber verrufen ſein und nach eigenem Gefallen leben, als ſterben vor Langeweile und dabei im beſten Rufe ſtehen. Ich muß mein Leben genießen, Herr Doktor.“ An dieſe Worte, die Friedrich äußerlich ruhig anhörte, ſchloß Ingigerd eine reſpektable Reihe von Konfidenzen, deren Inhalt einer Lais oder Phryne würdig geweſen wäre. Friedrich möge ſie immerhin bemitleiden, ſagte ſie, aber niemand ſolle ſich Sachen über ſie einbilden. Jeder, der mit ihr umgehe, müſſe genau wiſſen, wer ſie ſei. Bei dieſen Worten verriet ſie deutlich eine gewiſſe angſtvolle Wahrhaftigkeit, die vor Enttäuſchung bewahren will.

Als die Sonne hinunter war und Ingigerd, immer mit einem wollüſtig böſen Lächeln, ihre grauſame Beichte beendet hatte, fand Friedrich ſich vor die Tatſache eines weiblichen Jugendlebens geſtellt, wie es ihm ſo abenteuerlich und verwildert, ſelbſt in ſeiner Praxis als Arzt, noch nicht vorgekommen war. Achleitner und der Vater Hahlſtröm, die das Mädchen von Deck holen wollten, waren mehrmals heftig durch es vertrieben worden. Friedrich brachte ſchließlich „Mara“ in ihre Kabine zurück.

In ſeiner eigenen Kabine warf ſich Friedrich, ſo wie er war, aufs Bett, um das Unfaßliche durchzudenken: er ſeufzte, er knirſchte, er wollte zweifeln. Er ſagte mehrmals laut ein „Nein“ oder ein „Unmöglich“ und ſchlug dabei mit der Fauſt gegen die Matratze des oberen Betts: und ſchließlich hätte er ſchwören mögen, daß diesmal in der ganzen frechen Erzählung des Mädchens nichts gelogen war. „Mara oder das Opfer der Spinne.“ Jetzt begriff er auf einmal ihres Tanzes Titel und Gegenſtand. Sie hatte getanzt, was ſie früher gelebt hatte.

Ich hab mein Sach auf nichts geſtellt! mit dieſem inneren Kehrreim begleitete Friedrich während der Abendtafel ſeine etwas gequälte, äußerlich überſchäumende Luſtigkeit. Er und der Schiffsarzt tranken Champagner. Schon bei der Suppe hatte Friedrich die erſte Flaſche beſtellt und ſogleich mehrere Kelche hinuntergegoſſen.

Je mehr er trank, um ſo weniger ſchmerzte ihn ſeine Wunde, um ſo wundervoller erſchien ihm die Welt: will ſagen, ſie ſchien ihm voller Wunder und Rätſel zu ſein, von denen umgeben, von denen durchdrungen er ſelbſt den Rauſch eines Abenteurer-Daſeins genoß. Er war ein glänzender Unterhalter. Er populariſierte dabei mit Glück ſeinen Bildungsſchatz. Er beſaß überdies einen leichten Humor, der ihm auch dann zu Gebote ſtand, wenn bittre Humore, ſo wie jetzt, den tiefen Grund ſeiner Seele bevölkerten. So kam es, daß die Kapitänsecke an dieſem Abend unter dem Bann ſeines Geiſtes ſtand.

Er trug jenen Glauben an die alleinſeligmachende Kraft der Wiſſenſchaft und des modernen Fortſchritts zur Schau, der ihn eigentlich ſchon verlaſſen hatte. In dem feſtlichen Glanz von zahlloſen Glühlampen, aufgeregt durch Wein, Muſik und den rhythmiſch pulſierenden Gang des wandernden Schiffskörpers, ſchien ihm indeſſen wirklich zuweilen, als wenn die Menſchheit, mit klingendem Spiel, auf einer feſtlichen Prozeſſion nach den glückſeligen Inſeln begriffen wäre. Vielleicht würde der Menſch dereinſt mit Hilfe der Wiſſenſchaft unſterblich. Man würde Mittel und Wege finden, die Zellen des Körpers jung zu erhalten. Man hatte jetzt ſchon tote Tiere durch Einſpritzen einer Salzlöſung zum Leben erweckt. Er ſprach von den Wundern der Chirurgie, die oft das Geſprächsthema bilden, wenn der Gegenwartsmenſch ſich der ungeheuren Überlegenheit ſeines Zeitalters bewußt werden will. Binnen kurzem würde die ſoziale Frage durch die Chemie gelöſt und Nahrungsſorge den Menſchen eine geweſene Sache ſein. Die Chemie nämlich ſtehe dicht vor der Möglichkeit, tatſächlich aus Steinen Brot zu machen, was bisher nur der Pflanze gelang.

Mit Grauen dachte Friedrich mitten im Trubel aller Betäubungen an den Beginn der Schlafenszeit. Er wußte, daß er kein Auge ſchließen würde. Er ging nach Tiſch mit dem Arzt in den Damenſalon, von da in das Rauchzimmer. Nicht lange, ſo trat er wieder an Deck heraus, wo es finſter und öde geworden war und der Wind wieder heftig und kläglich durch das Takelwerk der Notmaſten greinte. Es war bitter kalt, und Friedrich ſchien es, als ob Schneeflocken ſeine Wangen ſtreiften. Endlich mußte er ſich entſchließen, zur Ruhe zu gehn.

Zwei Stunden lang, etwa die Zeit zwiſchen elf und ein Uhr nachts, befand er ſich, auf ſeiner Matratze zuſammengekrümmt, meiſt im Zuſtande wachen Grübelns und zuweilen, auf kurze Zeit, in einem ziemlich qualvollen Dämmer, zwiſchen Wachen und Schlaf. In beiden Zuſtänden ward ſeine Seele von einem Zuſtand viſionärer Bilder aufgeregt, zuweilen war es ein wilder Reigen, zuweilen ein ſtarres, quälendes Einzelgeſicht, das nicht weichen wollte. Alles in allem beſtand ein rettungsloſer Zwang, das innere Auge für die Spiele fremder Mächte offen zu halten.

Er hatte die Lampen abgeſtellt, und nun, in der Dunkelheit, wo der äußere Sinn des Auges unbeſchäftigt blieb, empfand er doppelt, was ihm Gehör und Gefühl vermittelten: alle Geräuſche und Bewegungen des gewaltigen Schiffs, das ſeinen Kurs durch die mitternächtige See gleichmäßig fortſetzte. Er hörte das Wühlen des Propellers in ſeiner Raſtloſigkeit. Es war wie das Arbeiten eines gewaltigen Dämons, der in die Fron der Menſchheit gezwungen war. Er hörte Rufen, Schreiten, wenn die Kohlenarbeiter die Schlacken der gewaltigen Herde in den Ozean ſchütteten. Fünfundzwanzigtauſend Zentner Kohlen wurden mit der Speiſung dieſer Herde, während der Fahrt nach New York, verbraucht.

Im übrigen war Friedrichs Vorſtellungswelt im Banne „Maras“ und manchmal im Banne ſeiner zurückgelaſſenen Frau, deren Leiden er ſich zum Vorwurf machte: jetzt, wo Ingigerd Hahlſtröm ſeine Neigung entwürdigt hatte. Seine ganze Pſyche ſchien in den Zuſtand der Reaktion gegen das Gift dieſer Leidenſchaft geraten zu ſein. Ein ſchweres Fieber raſte in ihm. Und das, was in dieſem Zuſtand ſein „Ich“ vertrat, war nach dem „Du“, nach „Mara“, auf einer wüſten Jagd begriffen. Er griff ſie auf in den Straßen Prags und ſchleppte ſie zu der Mutter zurück. Er entdeckte ſie in verrufenen Häuſern. Er ſah ſie im Hauſe eines Mannes ſtehen, der ſie aus Mitleid aufgegriffen und mit in die Wohnung genommen hatte, wo ſie, von ihm verſchmäht, Stunde um Stunde weinend am Fenſter ſtand. Friedrich hatte den teutſchen Jüngling noch nicht völlig abgeſtreift. Das alte verſchliſſene Ideal der „deutſchen Jungfrau“ beſaß im Grunde noch für ihn ſeinen Heiligenſchein. Aber ſo oft auch Friedrich „Mara“ bei ſcheußlichen Dingen ertappte, ſo oft er ſie in ſeinen Phantaſien von ſich ſtieß, ihr Bild mit allen moraliſchen Kräften ſeines Weſens zu tilgen ſuchte, ihr goldumlocktes Antlitz, ihr weißer gebrechlicher Mädchenleib traten durch jeden Vorhang, durch jede Mauer, durch jeden Gedanken wieder hervor, gleich unzerſtörbar durch Gebet wie durch Fluch.

Kurz nach ein Uhr nachts wurde Friedrich aus ſeiner Koje geworfen. Im nächſten Augenblick taumelte er gegen das Bett zurück. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der „Roland“ wieder in bewegtere Gegenden des Atlantiks geraten war und das Wetter ſich wieder verſchlimmert hatte.

Zwiſchen fünf und ſechs Uhr des Morgens bereits war Friedrich an Deck. Er hatte den geſtrigen Platz, auf der Bank, gegenüber der Stiege hinunter zum Speiſeſaal, wieder eingenommen. Von dorther brachte ſein Steward, ein junger, unermüdlicher Menſch, gebürtig aus der Provinz Sachſen, ihm heißen Tee und Zwieback herauf: Dinge, die not taten.

Immer wieder wurde das Deck von Seewaſſer überſpült. Von dem Dache des kleinen Überbaues, der die Treppe ſchützte, ſtürzten mitunter Ströme von Waſſer herab, ſo daß der kleine Kollege Panders, der jetzt dort Wache hielt, ganz durchnäßt wurde. Der „Roland“ trug bereits Eiskriſtalle an ſeinen Notmaſten und in ſeinem Takelwerk. Regen und Schneegeſtöber wechſelten. Und der graue troſtloſe Dämmer des Morgens, mit ſeinem Aufruhr, dem Heulen, Pfeifen und Winſeln des heftigen Windes um Maſten und Takelwerk, mit ſeinem wilden und allgemeinen Geziſch und Geräuſch, wollte, ſo ſchien es, ſein Daſein verewigen.

Die Hände an ſeinem gewaltigen Teeglaſe wärmend, blickte Friedrich mit glühenden, wie es ihm vorkam, eingeſunkenen Augen, jeweilig über die ſich gerade ſenkende Bordwand des rollenden und ſtampfenden Schiffes hinaus. Er fühlte ſich leer. Er fühlte ſich ſtumpfſinnig, ein Zuſtand, der ihm indeſſen nach der nächtigen Bilderflucht willkommen war. Immerhin erfriſchte ihn auch die ſtarke, feuchte, brenzliche Luft und auf der

Zunge der Salzgeſchmack. Bei leiſem Fröſteln unter dem hochgeklappten Kragen ſeines Mantels meldete ſich ſogar eine angenehme Schläfrigkeit.

Dabei empfand er den Wogenaufruhr und den Kampf des ſchwimmenden Hauſes in ſeiner vollen Großartigkeit: die Schönheit und Kraft des beſtimmten Kurſes, womit es die rollenden Höhenzüge durchſchnitt, oder eigentlich mit immer neuem, gelaſſenem Todesmut durchbrechen mußte. Friedrich lobte bei ſich das wackere Schiff, als ob es lebendig wäre und ſeine Erkenntlichkeit zu beanſpruchen hätte.

Kurz nach ſieben erſchien ein dünner und ſchlanker Menſch in Schiffsuniform, der ſich Friedrichen langſam näherte. Er führte den Finger leicht an die Mütze und fragte: „Sind Sie Herr von Kammacher?“

Als Friedrich bejahte, zog er einen Brief aus der Bruſttaſche, erklärte, daß er geſtern mit der Lotſenpoſt von Frankreich eingetroffen ſei, aber nicht ſofort zugeſtellt werden konnte, weil der Name Kammacher in der Paſſagierliſte nicht zu finden geweſen wäre. Der Herr hieß Rinck und hatte das deutſch-amerikaniſche Seepoſtamt an Bord des „Roland“ unter ſich.

Friedrich verſteckte den Brief, auf dem er die Hand ſeines Vaters erkannt hatte. Er fühlte, wie ſeine Lider unter einem heißen Andrang ſich ſchließen mußten.

Doktor Wilhelm traf Friedrich in einer weichen Stimmung an.

„Ich habe geſchlafen wie ein Bär“, ſagte der Schiffsarzt, und man merkte an ſeinem geſunden und erfriſchten Geſichte, der behaglichen Art ſeines Dehnens und Gähnens, daß er ſich wirklich von Grund aus erfriſcht hatte. „Kommen Sie nach dem Frühſtück mit ins Zwiſchendeck? Eh wir gehen, machen wir uns aber in meiner Apotheke erſt mit Inſektenpulver kugelfeſt.“

Dies war geſchehen. Die Herren hatten gefrühſtückt: Bratkartoffeln und kleine Koteletts, ham and eggs, gebratenen Flunder und anderen Fiſch. Dazu hatten ſie Tee und Kaffee getrunken, nun begaben ſie ſich ins Zwiſchendeck.

Als ſie ſich einigermaßen an das dort herrſchende Zwielicht gewöhnt hatten — jeder hielt ſich, um nicht zu fallen, an einem der ſenkrechten eiſernen Träger der Decke feſt — ſahen ſie ſich einem am Boden ächzenden, jammernden, ſchreienden, geſchüttelten Menſchengewimmel gegenüber. Die Ausdünſtungen vieler Familien ruſſiſcher Juden mit Kind und Kegel, Sack und Pack, verdarben die Luft, da es nicht möglich war, Luken zu öffnen. Blaſſe Mütter, mehr tot als lebendig, mit offenen Mündern und geſchloſſenen Augen daliegend, hatten Säuglinge an der Bruſt, und es war furchtbar zu ſehen, wie ſie willenlos hin und her gerollt, von den Konvulſionen des Brechreizes gemartert wurden. „Kommen Sie,“ ſagte Doktor Wilhelm, der etwas wie Schwindel im Geſichte des Kollegen bemerkt hatte, „beweiſen wir unſere Überflüſſigkeit.“ Aber Doktor Wilhelm, von der Krankenſchweſter begleitet, konnte doch hie und da etwas Gutes tun. Er verordnete Trauben und andere Genußmittel, die aus den Speiſekammern der erſten Kajüte geliefert wurden.

So ging es von Abteilung zu Abteilung, mit nicht geringer Mühe und Anſtrengung, wo ſich überall Elend auf der Flucht vor dem Elend zuſammendrängte. Selbſt auf den bleichen Geſichtern derer, die ſich irgendwo in dieſem ſchwankenden Schubfach der Verzweiflung aufrecht hielten, lag ein Ausdruck finſtergehäſſiger Bitterkeit. Es war hier auch manches hübſche Mädchen zu finden. Die Blicke der Ärzte und dieſer Mädchen trafen ſich. Eine große Gefahr, eine große Not läßt das Leben des Augenblicks begehrlicher auflodern. Es iſt eine tiefe Gleichheit, die da von den Menſchen empfunden wird. Zugleich erzeugt ſich Verwegenheit.

Friedrichen blieb der tieſe und finſtere Blick einer jungen ruſſiſchen Jüdin in Erinnerung. Wilhelm, dem es wohl nicht entgangen war, daß ſein Kollege auf das Mädchen, und dieſes auf ihn Eindruck gemacht hatte, konnte ſich nicht enthalten, dieſe Tatſache zu berühren, indem er Friedrichen lachend beglückwünſchte.

Im Weiterſchreiten ſahen die Herren ſich durch Wilke geſtellt und mit grölender Stimme angerufen. Das Bild des Landsmannes aus der Heuſcheuer hatte ſich inzwiſchen verändert, weil er augenſcheinlich dem Jammer ſeines Zuſtandes durch Genuß von Schnaps entgegenzuwirken verſucht hatte. Wilhelm ſchnauzte ihn an, da Wilke ſeiner Umgebung läſtig, ja gefährlich war. In ſeiner Betrunkenheit ſchien er ſich für verfolgt zu halten. Sein geöffnetes Bündel ſchmutziger Lumpen lag neben Käſe und Brotreſten auf der Matratze, und er hatte ſein offenes Taſchenmeſſer, eine Art Nickfänger, in der Rechten.

Wilke ſchrie, er ſei von ſeinen Nachbarn, von den Stewards, von den Matroſen, von dem Proviantmeiſter, vom Kapitän beſtohlen worden. Friedrich nahm ihm das Meſſer weg, redete ihn bei Namen an und führte ihm, indem er eine Narbe am ſtruppigen Halſe des Gewaltkerls anfaßte, zu Gemüt, daß er nach einer Meſſerſtecherei von ihm ſchon einmal genäht und mit knapper Not am Leben erhalten worden ſei. Wilke erkannte Friedrich und wurde ruhiger.

Als die beiden Ärzte wieder emporgeſtiegen waren und die reine Luft des Ozeans atmeten, hatte Friedrich die Empfindung, einer erſtickenden Hölle entronnen zu ſein.

Sie ſchritten mit vieler Mühe über das naſſe, leere Deck, das immer wieder von überkommenden Wogen gebadet wurde. Aber es war ein befreiender Graus, der Friedrich erfriſchte. Um den Brief von Hauſe zu leſen, den er beinahe vergeſſen hatte, begab er ſich in den Damenſalon. Einige jener Damen, die von der Seekrankheit nicht zu leiden hatten, ſaßen dort vereinzelt umher, in einem ſchlaffen, ermüdeten Zuſtand. Das ganze Gemach roch nach Plüſch und Lack, hatte Spiegel in Goldrahmen und einen Konzertflügel. Der Tritt der Füße wurde durch einen Teppich lautlos gemacht.

Friedrich von Kammachers Vater ſchrieb:

Lieber Sohn!

Ich weiß nicht, ob dieſer Brief Dich treffen wird und wo er Dich treffen wird. Vielleicht erſt in New York, wo er möglicherweiſe ſpäter als Du eintrifft. Eigentlich ſollteſt Du den Gruß Deines alten Vaters und Deiner guten Mutter noch mit auf Deine, uns einigermaßen überraſchende Reiſe nehmen. Aber wir ſind ja gewohnt an Überraſchungen durch Dich, da wir ja Dein Vertrauen ſchon ſeit langem nur in ſehr bedingtem Maße genießen. Ich bin Fataliſt und übrigens weit entfernt davon, Dich mit Vorwürfen zu ennuyieren. Es iſt aber ſchade, daß ſich ſeit der Zeit Deiner Mündigkeit ſo viele Gegenſätze in unſerem Denken und Handeln aufgetan haben. Gott weiß es, daß es ſehr ſchade iſt. Hätteſt Du doch manchmal auf mich gehört ... doch wie geſagt, mit „hätteſt Du doch“ und ähnlichen Redensarten, die nachhinken, iſt nichts auszurichten! — Lieber Junge, da Du nun einmal vom Schickſal in bitterer Weiſe heimgeſucht worden biſt, — ich ſagte Dir gleich, Angele ſtammt aus einer ungeſunden Familie — ſo halte jetzt wenigſtens Kopf und Nacken hoch, denn wenn Du das tuſt, iſt nichts verloren. Ich möchte Dich ganz beſonders bitten, daß Du Dir den Unſinn mit der fehlgeſchlagenen Bazillenriecherei nicht etwa zu Herzen nimmſt. Ich ſage Dir jetzt nicht zum erſtenmal, daß ich den ganzen Bazillenlärm für Schwindel halte. Pettenkofer ſchluckte ja auch eine ganze Typhusbazillen-Kultur, ohne daß es ihm etwas anhatte. Meinethalben geh nach Amerika: das braucht durchaus kein übler Gedanke, keine verfehlte Unternehmung zu ſein. Ich kenne Leute, die ſind von dort, nachdem ſie hier in Europa Schiffbruch gelitten hatten, als beneidete, umſchmeichelte Millionäre zurückgekommen. Und ich zweifele nicht, Du haſt, nach allem, was Du erleben mußteſt, reichlich und reiflich den Schritt erwogen, den Du nun tuſt.

Mit einem Seufzer und einem kurzen, beinahe unhörbaren Auflachen faltete Friedrich den Brief zuſammen. Er wollte ihn ſpäter zu Ende leſen. Da bemerkte er jenen amerikaniſchen Schlingel, an dem er ſich ſchon geſtern geärgert hatte, im Flirt mit einer jungen Dame, wie er wußte, einer Kanadierin. Er wollte ſeinen Augen nicht trauen, als plötzlich in dem feuergefährlichen Raum ein Häuſchen ſchwediſcher Zündhölzer aufloderte, das der Jüngling in Brand geſteckt hatte. Ein Steward kam und bemerkte, in aller Beſcheidenheit ſich zu dem Dandy niederbeugend, daß er die Pflicht habe, ihn auf das Unſtatthafte ſeines Tuns hinzuweiſen. Worauf ihn jener mit einem „Get out with you, idiot“ fortſchickte.

Friedrich zog den Brief ſeiner Mutter hervor und mußte, bevor er zu leſen begann, flüchtig über die Frage nachdenken: welch ein Stoff wohl im Schädel des jungen Amerikaners das Hirn vertreten möchte. Die Mutter ſchrieb:

Geliebter Sohn.

Die Gebete Deiner Mutter begleiten Dich. Du haſt viel erfahren, viel erlebt und viel erlitten bei jungen Jahren. Damit Du aber gleich auch etwas Freudiges zu hören bekommſt, wiſſe: Deine Kinderchen ſind wohlauf. Ich habe mich vor drei Tagen überzeugt, daß ſie es bei dem jovialen Paſtor Mohaupt gut haben. Albrecht hat ſich prächtig herausgemacht, Bernhard, der ja mehr ſeiner Mutter ähnelt und immer ein ſchweigſamer

Junge geweſen iſt, erſchien mir friſcher und auch geſprächiger, und es ſcheint, daß ihm das Leben im Paſtorhauſe und in der Landwirtſchaft Freude macht. Herr Mohaupt meint, beide Jungens ſeien keineswegs unbegabt. Sie haben bei ihm bereits den erſten lateiniſchen Unterricht. Die kleine Annemarie fragte mich ſchüchtern nach Mama, aber ganz beſonders und oft nach Dir. Ich habe geſagt, in New York oder Waſhington ſei ein großer Kongreß, wo ſie der ſchrecklichen Tuberkuloſe — Auszehrung oder Schwindſucht, ſagte ich — mal endlich den Garaus machen würden. Junge, komm nur bald in das liebe, alte Europa zurück.

Ich habe mit Binzwanger eine lange Unterredung gehabt. Er ſagte mir, daß Deine Frau hereditär belaſtet iſt. Das Leiden habe in ihr gelegen und würde unbedingt früher oder ſpäter ausgebrochen ſein. Er ſprach auch von Deiner Arbeit, liebes Kind, und meinte, Du möchteſt Dich nur nicht ducken laſſen. Vier, fünf Jahre eifriger Arbeit, und Deine Schlappe ſei wettgemacht. Mein lieber Friedrich, folge doch Deiner alten Mutter und wende Deine Seele vertrauensvoll zu unſerem lieben himmliſchen Vater zurück. Ich glaube, Du biſt ein Atheiſt. Lache nur über Deine Mutter! Glaube mir, wir ſind nichts ohne Gottes Beiſtand und ohne Gottes Gnade. Bete manchmal: es ſchadet nichts! Ich weiß, wie Du Dir in mancher Beziehung mit Unrecht Angeles wegen Vorwürfe machſt. Binzwanger ſagt, in dieſer Beziehung könnteſt Du vollkommen ruhig ſein. Aber wenn Du beteſt, glaube mir, wird Gott jeden Gedanken an Schuld aus Deiner geängſteten Seele nehmen. Du biſt nicht viel über dreißig hinaus. Ich aber ebenſoviel über ſiebzig. Mit der Erfahrung von vierzig langen Jahren, die ich vor Dir, meinem Jüngſten, voraushabe, ſage ich Dir, Dein Leben kann ſich noch ſo geſtalten, daß Du eines Tages von Deinen jetzigen Nöten und Leiden kaum noch die Erinnerung haſt. Die Tatſachen werden Dir zwar vor dem Geiſte ſtehen: allein Du wirſt vergeblich verſuchen, Dir das lebendige Leiden und Fühlen vorzuſtellen, was für Dich heute damit verknüpft iſt. Ich bin eine Frau. Ich habe Angele lieb gehabt. Dennoch habe ich ſie und Dich, und Dich und ſie mit ganz gerechtem Sinne beobachtet. Glaube mir: ſie hätte mitunter jeden Mann zur Verzweiflung gebracht.

Der Schluß des Briefes war mütterliche Zärtlichkeit. Friedrich fand ſich im Geiſt an das Nähtiſchfenſter ſeiner Mutter verſetzt und küßte ihr Scheitel, Stirn und Hände.

Als Friedrich aufblickte, ſah er den Steward, der abermals zu dem Dandy getreten war, und hörte, wie dieſer ihn auf gut Deutſch mit den lauten Worten: „Der Kapitän iſt ein Eſel!“ fortſchickte. Ein Wort, das allen wie ein elektriſcher Schlag durch die Nerven ging. Dabei brannte ſchon wieder der Scheiterhaufen mit einem ſchwanken Flämmchen durch den von bänglichem Dämmer beladenen, feuergefährlichen Raum.

Friedrich präparierte im Geiſt ſauber, nach allen anatomiſchen Kunſtregeln das Kleinhirn und Großhirn des Jünglings heraus, gleichſam um das Zentrum der Stupidität, die ohne Zweifel die ganze Seele des jungen Amerikaners ausmachte, vor den Studierenden bloßzulegen. Und außerdem war die hier zutage tretende Frechheit, die vielleicht auch im Hirn ihre Zentralſtelle hatte, ein Ding von der größten Seltenheit. Friedrich von Kammacher mußte lachen und empfand inmitten der Heiterkeit, daß er nun inſofern einer neuen Freiheit genoß, als „Mara“, die kleine Ingigerd Hahlſtröm, keine Gewalt mehr über ihn hatte, ja, ihm beiſpielsweiſe weniger als die dunkle Jüdin bedeutete, die er vor kaum einer Viertelſtunde zum erſten Male erblickt hatte.

Kapitän von Keſſel trat herein. Er nahm, nachdem er Friedrich mit leichtem Nicken des blonden Kopfes begrüßt hatte, am Tiſch einer älteren Dame Platz, die ſogleich lebhaft auf ihn einredete. Es wurden inzwiſchen Blicke gewechſelt zwiſchen dem jungen Dandy und der ſchönen Kanadierin, die bleich und vergangen, aber kokett im Fauteuil lehnte. Friedrich urteilte, daß ſie eine Frau von ungewöhnlicher, ſüdlicher Schönheit wäre: gerade Naſe, vibrierende Flügelchen, ſtarke, edelgeſchwungene Brauen, ſchwarz, wie das Haupthaar, und der ſchattenhafte Flaum um den feinen, ſprechenden, zuckenden Mund. Da ſie bei ihrem Schwächezuſtand, infolge der ſtarken Bewegung des Steamers, dem Anreiz zum Lachen nicht widerſtehen konnte und ihr Verehrer mit komiſchem Ernſt abermals ſeine Streichhölzer aufſchichtete, zog ſie ſich einen ſchwarzen Spitzenſchal zeitweilig über das ganze Geſicht.

Es war ein ſpannender Augenblick, als es den unzweideutigen Anſchein gewann, daß der Jüngling ſein feuergefährliches Spiel, trotzdem jetzt der Kapitän zugegen war, nochmals beginnen wollte

Von Keſſel, breit und ſchwer, mit ſeinen etwas zu kurzen Beinen, erſchien in dem zierlichen Damenſalon einigermaßen unproportioniert. Er ſaß gelaſſen und plauderte friedlich. Man konnte am Ausdruck ſeines Geſichtes übrigens merken, daß er, des Wetters wegen, in ernſter Stimmung war. Plötzlich flammte der Scheiterhaufen. Und nun wandte ſich der ruhige Bernhardinerkopf des Kapitäns ein wenig herum, und jemand ſagte das Wort: „Auslöſchen!“ in einem Ton, der nicht mißzuverſtehen war und wie ihn Friedrich ſo knapp, ſo befehlend und ſo wahrhaft furchtbar nie bisher von eines Mannes Lippen vernommen hatte. Der erbleichte Jüngling hatte im Nu ſein Feuerchen ausgequetſcht. Die ſchöne Kanadierin ſchloß die Augen . . .

Der Barbier, bei dem ſich Friedrich kurz darauf raſieren ließ, ſagte: „Das Wetter iſt miſerabel.“ Er war ein intelligenter Mann, der trotz des gewaltigen Schaukelns mit großer Sicherheit ſeine Kunſt betrieb. Er erzählte nochmals die Geſchichte von der „Nordmania“ und wie durch die Springflut das Klavier durch den Boden des Damenſalons angeblich bis in den Schiffsraum hinuntergeſchlagen worden war. Ein deutſches Dienſtmädchen kam, das er Roſa nannte, und dem er Eau de Cologne aushändigte. Die Landpomeranze ſah kerngeſund und nicht ſehr erleuchtet aus. „Es iſt ſchon die fünfte Flaſche Eau de Cologne,“ ſagte der Barbier, „ſeit Cuxhaven. Sie dient bei einer Frau mit zwei Kindern, die von ihrem Manne geſchieden iſt. Das Dienſtmädchen hat keine guten Tage. Sie muß für monatlich ſechzehn Mark zu jeder Stunde morgens, mittags, vor und nach Mitternacht zur Verfügung ſtehn. Ich habe der Frau die Friſur in Ordnung gebracht. Was iſt ſie doch da nicht über dieſe Roſa hergezogen. Nicht die leiſeſte Spur von Erkenntlichkeit.“ Friedrichen war es angenehm, ſich von dem lebhaften Manne, während er ausgeſtreckt auf einem patentierten Operationsſtuhle lag und ſich ſchaben ließ, allerlei Dinge erzählen zu laſſen. Es leitete ab, es beruhigte ihn. Er genoß einen kleinen Vortrag über moderne Schiffskonſtruktion. Es ſei ein Fehler, daß man ſoviel Gewicht lege auf den Rekord der Schnelligkeit. Wie ſollte ſolch ein leichtgebautes, oblatendünnes Rieſengebäude auf Dauer einer ſchweren See ſtandhalten. Dabei die ungeheuren Maſchinen, der ungeheure Kohlenverbrauch. Der „Roland“ ſei allerdings ein gutes Schiff und auf den Werften von John Elder und Co. in Glasgow erbaut worden. Er wäre ſeit Juni achtzehnhunderteinundachtzig in Dienſt geſtellt. Er habe fünftauſendachthundert indizierte Pferdekräfte. Hundertfünfzehn Tonnen betrage ſein täglicher Kohlenverbrauch. Er laufe dabei ſechzehn Knoten die Stunde. Sein Regiſter-Tonnengehalt erreiche die Zahl viertauſendfünfhundertzehn. Er beſitze eine dreizylindrige Compoundmaſchine. Seine Beſatzung belaufe ſich auf hundertundachtundſechzig Mann.

Alle dieſe Details wußte der Schiffsbader wie am Schnürchen herzuzählen. Ärgerlich, als ob er perſönlich damit die größte

Mühe hätte, erzählte er, der „Roland“ ſchleppe bei jeder Überfahrt in ſeinen Kohlenbunkern fünfundzwanzig und mehr tauſend Zentner Steinkohle mit. Er blieb dabei: eine langſame Fahrt ſei bequem und ſicher, während eine ſchnelle Fahrt gefährlich und teuer ſei.

Der kleine Barbierſalon würde mit ſeinem elektriſchen Licht behaglich geweſen ſein, wenn er feſtgeſtanden hätte. Leider aber bewegte er ſich, wobei ſeine Wände von dem Puls der Maſchine bebten und zitterten und draußen die Woge mit tigermäßigem Grimm gegen das dicke Glas der Luke ſprang. Die Flakons in den Schränken klirrten und klapperten: der Barbier aber meinte, die langſamer gehenden, ſchwerer gebauten Schiffe hätten einen bei weitem ruhigeren Gang.

Dann ſprach er von einer kleinen Perſon, die gefärbtes Haar trage. „Sie hat,“ ſagte er, „wohl über eine Stunde auf dem Operationsſtuhle liegend zugebracht und ſich Schminken ſowie verſchiedenen Puder und nach und nach ſeinen ganzen Vorrat an Pinaud und Roger et Gallet zeigen laſſen.“ Der Coiffeur lachte ſich hinein. Er meinte, daß man auf Seereiſen Gelegenheit finde, die allerſeltſamſten Frauensperſonen kennen zu lernen, und gab gewiſſe Geſchichten zum beſten, die er angeblich ſelbſt erlebt und deren Heldin jedesmal eine erotomaniſche Dame war.

Beſonders furchtbar war der Verfall mit einer jungen Amerikanerin, die man ohne Beſinnung in einem der hängenden Rettungsboote gefunden hatte, wo ſie nach und nach von der ganzen Mannſchaft mißbraucht worden war: Friedrich wußte, daß für die Richtung, in der ſich die Phantaſie des Barbiers bewegte, die Perſon Ingigerd Hahlſtröms den Anlaß gab. Sie hatte auf eben dem Stuhle geſeſſen, auf dem er noch immer ruhend lag; und an dem ſtockenden, dann wieder ſpringenden Schlag ſeines Herzens mußte er mit Entſetzen merken, daß die Macht der Kleinen noch nicht gebrochen war.

Friedrich ſprang auf und ſchüttelte ſich. Es war ihm, als müſſe er in heiße und kalte Bäder unter peitſchende Duſchen kalten Waſſers hinein, um ſich außen und innen rein zu waſchen, um ein widerwärtiges, ſchwärendes Gift aus dem Blute zu ziehn.

Die Barbierſtube lag in der hinteren Hälfte des Schiffskörpers. Wenn man heraustrat, konnte man Zylinder und Wellen der Dampfmaſchinen arbeiten ſehn. Friedrich kletterte mühſam empor auf das Wandeldeck und kroch in das überfüllte Rauchzimmer, obgleich es ihn eigentlich anekelte, mit lärmenden Menſchen zuſammengepfercht zu ſein.

Doktor Wilhelm hatte ihm Platz gehalten. „Nun, Sie waren im Zwiſchendeck“, ſagte der Kapitän, gegen Friedrich gewandt, wobei er ſchalkhaft ein wenig lächelte: „unſer Doktor ſagt mir, eine ſchöne Deborah habe Ihnen einen gefährlichen Eindruck gemacht.“ Friedrich lachte, und ſomit war das Geſpräch von Anbeginn in heitere Bahnen gelenkt.

In ihrem Winkel ſaßen die Skatſpieler. Es waren Geſchäftsleute von apoplektiſcher Konſtitution. Sie hatten ſeit dem Frühſtück Bier getrunken und Skat geſpielt, wie ſie es immer, außer im Schlaf, ſeit Beginn der Reiſe getan hatten. Die Unterhaltungen der übrigen intereſſierten ſie nicht. Weder taten ſie Fragen nach dem Wetter, noch ſchien ihnen das Schaukeln des Schiffskoloſſes oder das öde und grimmige Pfeifen des Windes bemerkbar zu ſein. Die Wucht des Schwunges, den das rollende Schiff erdulden mußte, war mitunter ſo groß, — von Backbord nach Steuerbord und von Steuerbord nach Backbord hinüber! — daß Friedrich ſich unwillkürlich anklammerte. Er hatte dann manchmal ein Gefühl, als könnte Backbord über Steuerbord oder Steuerbord über Backbord hereinſtürzen. In dieſem Falle würde dann der Kiel des „Roland“ in freier Luft, dafür aber die Kommandobrücke, Maſten und Schornſteine mit erheblichem Tiefgang unter dem Waſſerſpiegel geweſen ſein. Dann wäre wohl alles verloren geweſen: nur dieſe drei Skatſpieler, wie ihm ſchien, hätten auch wohl, mit den Köpfen nach unten, weitergeſpielt.

Hahlſtröms lange Geſtalt kroch gebeugten Kopfes in den Qualm der Schwemme herein. Sein helles, kaltes, kritiſches Auge ſuchte einen Platz auszumitteln. Er ließ den Mann ohne Arme unbeachtet, der ihm ironiſch ſpaßhaft entgegenſchrie. Nachdem er ſich in möglichſt weiter Entfernung von Stoß mit gelaſſener Höflichkeit etwas Platz geſucht hatte, zog er einen Tabaksbeutel und eine kurze holländiſche Pfeife heraus. Friedrichs erſter Gedanke war: wo iſt Achleitner? „Wie geht's Ihrer Tochter?“ fragte der Schiffsarzt. „Oh,“ meinte Hahlſtröm, „das geht vorüber. Das Wetter wird beſſer werden, denke ich.“ Die ganze Geſellſchaft, die ſich naturgemäß aus den ſeefeſten und ſeegewohnten Elementen rekrutierte, nahm nun für eine Weile an dem Wettergeſpräch teil. „Iſt es denn wahr, Herr Kapitän,“ fragte jemand, „daß wir heute nacht beinahe auf ein ſchwimmendes Wrack gerannt wären?“ Der Gefragte lächelte, ohne zu antworten. „Wo ſind wir eigentlich jetzt, Herr Kapitän? Haben wir heut in der Nacht Nebel gehabt? Ich habe doch mindeſtens eine Stunde lang alle zwei Minuten die Sirene gehört!“ — Kapitän von Keſſel blieb aber in allem, was Leitung und Schickſal der Fahrt betraf, einſilbig. „Iſt es wahr, daß wir Goldbarren für die große Bank in Waſhington an Bord haben?“ Von Keſſel lächelte und blies einen dünnen Rauchſtrahl durch das blonde Barthaar hervor in die Luft. „Das hieße ja Eulen nach Athen tragen“, bemerkte Wilhelm: und jetzt konnte nicht ausbleiben, daß das große Thema der Welt, das Thema der Themen zur allgemeinſten Verhandlung kam. Jeder der Reiſenden hatte natürlich ſogleich Heller für Pfennig ſein eigenes Vermögen im Kopf oder ſuchte wenigſtens möglichſt genau einen überblick. Faſt alle wurden zu Rechenmaſchinen, während ſie äußerlich das Vermögen der Waſhington-Bank mit der Bank von England, dem Credit Lyonnais, mit den Reichtümern der amerikaniſchen Milliardäre laut in Vergleich brachten. Bei dieſem Geſpräch horchten ſogar die Kartenſpieler hie und da einen Augenblick.

Amerika litt unter einer geſchäftlichen Depreſſion. Ihre Urſachen wurden erörtert. Die gegenwärtigen Amerikaner waren in der Mehrzahl demokratiſch geſinnt und wälzten die Schuld auf die Republikaner. Der Tammany-Tiger war der Gegenſtand ganz beſonderer Wut. Er hatte nicht nur New York in den Pranken, deſſen Bürgermeiſter eine Kreatur von Tammany war, ſondern faſt alle guten und einflußreichen Stellen im Lande waren von Tammany-Leuten beſetzt. Jeder von dieſen wußte ſein Schäfchen zu ſcheren, und das amerikaniſche Volk wurde ausgeſaugt. Die Korruption in den leitenden Stellen war rieſenhaft. Für die Flotte würden Milliarden bewilligt, und wenn mal endlich ein Schlachtſchiff zuſtande käme, ſo ſei das viel: denn das ganze Gold verſickere weit vom Beſtimmungsort in die Taſchen friedlicher Amerikaner, deren Intereſſe für die Marine das denkbar geringſte ſei. „Ich möchte in Amerika nicht begraben ſein", rief, mit ſeiner ſchneidenden Stimme, der Armloſe. „Es wäre mir noch im Grabe zu öde und langweilig. Ich haſſe das Spucken und Icewater-Trinken bis in den Tod." Es brach ein großes Gelächter aus. Stoß fand ſich dadurch zu weiteren Ausfällen aufgewiegelt. „Der Amerikaner iſt ein Papagei, der unaufhörlich die beiden Worte dollar und business ſpricht. Business and dollar! Dollar and business! An dieſen zwei Worten iſt in Amerika die Kultur krepiert. Nicht einmal den Spleen kennt der Amerikaner. Denken Sie bloß an den furchtbaren Ausdruck: das Dollarland. Bei uns in Europa wohnen doch Menſchen.

Der Amerikaner ſieht alles in der Welt und auch ſeinen

Mitmenſchen immer nur daraufhin an, welchen Wert er in Dollarn ausgedrückt repräſentiere. Außer dem in Dollarn Ausgerechneten ſieht er nichts. Und dann kommen dieſe Herren Carnegie und Konſorten und wollen uns mittels des widerwärtigen Inhalts ihrer Kramladenphiloſophie in Erſtaunen ſetzen. Meinen Sie denn, die Welt ſei gefördert, wenn ſie ihr ihre Dollar abknöpfen? — oder wenn ſie ihr einen Teil der abgeknöpften Dollar, mit großem Trara, wieder zurückſchenken? Meinen Sie, wenn ſie die Gnade haben, uns zu ſcheren, ſo werden wir dafür unſere Mozart und Beethoven, unſere Kant und Schopenhauer, unſere Schiller und Goethe, unſere Rembrandts, Leonardos und Michel Angelos, kurz unſeren ganzen geiſtigen europäiſchen Rieſenbeſitz über Bord werfen? Was iſt denn dagegen ſo ein armer Lumpenhund von einem amerikaniſchen Milliardär und Dollarkretin? Er mag uns um milde Gaben anſprechen!"

Der Kapitän bat Friedrich, ihm einige Worte in ſein Gedenkbuch einzutragen. Bei dieſer Gelegenheit zeigte er ihm das Kartenhaus und das Ruderhaus, wo ſich das große Rad, hinter dem Kompaß, befand, das ein Matroſe nach den Befehlen des erſten Steuermanns, die durch ein Sprachrohr kamen, bewegte. Der „Roland" lag, wie an der Roſe des Kompaſſes zu erkennen war, Weſt-Süd-Weſt an, weil der Kapitän bei mehr ſüdlichem Kurs beſſeres Wetter zu treffen hoffte. Der Matroſe am Ruder teilte nicht einen Augenblick ſeine Aufmerkſamkeit. Sein bronzenes, wetterhartes Geſicht mit dem blonden Bart und den meerblauen Augen hing mit unbeirrbarem Ernſt an der Weſt-Süd-Weſt-Linie des Kompaſſes feſt, deſſen Roſe, in ihrem runden Kupfergehäuſe kardaniſch aufgehängt, trotz der Bewegungen, die der immer großartig hüpfende, großartig ſpringende, elefantenhaft vorwärtsrauſchende Steamer machen mußte, in der Horizontale blieb.

In ſeinem Privatzimmer wurde der Kapitän geſprächiger. Friedrich mußte Platz nehmen, und der ſchöne blonde Germane, deſſen Augen aus derſelben Schachtel ſtammten, wie die des Matroſen, der am Ruder ſtand, bot ihm Zigarren an. Friedrich erfuhr, daß von Keſſel unverheiratet war und zwei ältere unverheiratete Schweſtern hatte, außer einem Bruder, der Frau und Kinder beſaß. Die Bilder der Schweſtern, des Bruders, ſeiner Gattin und ihrer Kinder, ſowie die Photographien der Eltern des Kapitäns bildeten, ſymmetriſch über einem rotbraunen Plüſchſofa aufgehängt, ein beſonderes Heiligtum.

Friedrich vergaß nicht ſeine Frage zu tun: ob von Keſſel mit ausgeſprochener Neigung bei ſeinem Berufe ſei. „Weiſen Sie mir an Land eine Stelle nach," bekam er zur Antwort, „wo ich das gleiche Auskommen finden kann, und ich tauſche ohne alles Beſinnen. Das Seefahren fängt an, ſeinen Reiz zu verlieren, wenn man zu Jahren kommt." Die Stimme des Kapitäns war höchſt ſympathiſch und guttural. Irgendwie wurde Friedrich durch ihren Klang an das Zuſammenſchlagen elfenbeinerner Billardkugeln erinnert. Seine Artikulation war tadellos, und er vermied es, mit irgendeinem dialektiſchen Anklang zu ſprechen. „Mein Bruder hat Frau und Kinder", ſagte er, wobei natürlich nicht das geringſte ſentimentale Timbre in ſeinem Organ zu ſpüren war; aber man ſah es ſeinen leuchtenden Blicken an, wie abgöttiſch er ſeine Neffen und Nichten bewunderte, deren Bilder er Friedrich vorlegte. Am Ende ſagte er geradezu: „Mein Bruder iſt ein beneidenswerter Mann." Er fragte dann Friedrich, ob er ein Sohn des Generals von Kammacher wäre. Es wurde beſtätigt. Der Kapitän hatte den Feldzug von ſiebzig und einundſiebzig mitgemacht und als Leutnant in einem Artillerieregiment geſtanden, deſſen Chef der Vater Friedrichs geweſen war. Er ſprach mit der größten Verehrung von ihm. Eine halbe Stunde und länger blieb Friedrich zu Beſuch bei dem Kapitän, und dieſem ſchien die Gegenwart Friedrichs ein beſonderes Vergnügen zu machen. Es war erſtaunlich, welch eine weiche und zärtliche Seele in dieſem Manne verborgen war. Immer, ehe er etwas von ihr enthüllte, pflegte er ſtärkere Züge aus ſeiner Zigarre zu tun und Friedrich lange und forſchend anzublicken. Allmählich indeſſen kam deutlich heraus, welcher Magnet auf den Kompaß im Herzen des blonden Rieſen am ſtärkſten einwirkte. Abwechſelnd wies er nach dem Schwarzwald und nach dem Thüringer Wald. Unwillkürlich ſah Friedrich den prächtigen Mann mit einer Heckenſchere am Liguſterzaune ſeines behaglichen Häuschens ſtehen oder zwiſchen Roſenſtöcken, mit dem Okulationsmeſſer. Friedrich war überzeugt, dieſer Mann wäre mit Wolluſt für immer im weichen Rauſchen unendlicher Wälder untergetaucht und hätte nur zu gern das Rauſchen aller Ozeane der Welt dafür hingegeben.

„Vielleicht iſt noch nicht aller Tage Abend", ſagte der Kapitän, indem er ſich mit Humor erhob und das große Stammbuch vor Friedrich hinlegte. Er drohte: „Ich ſchließe Sie jetzt mit Feder und Tinte ein, und wenn ich wiederkomme, muß ich auf dieſem Blatte irgend etwas Sinnreiches vorfinden."

Friedrich durchblätterte das Gedenkbuch. Es war unverkennbar, daß ſich mit ihm die Hoffnung auf Gemüſebeete, Stachelbeerſträucher, Vogelgezwitſcher und Bienengeſumm aufs engſte verband. Sicherlich richtete ſich die Seele des Kapitäns, unter dem Drucke der ſchweren Verantwortung mancher Seereiſe, durch das Blättern in dieſem Buche auf, und zwar in Hinblick auf eine Zeit, wo es im Frieden des ſchlichten, eigenen Herds Zeugnis für ſeinen Beſitzer ablegen würde. Dann war es an ihm, ſeine Dienſte zu tun und im geſicherten Hafen beſtandene Gefahr, beſtandenen Kampf, beſtandene Mühſal in einen vollen und tiefen Nachgenuß umzuwandeln.

Und plötzlich erſchien vor Friedrichs Seele ſein eigenes quietiſtiſches Ideal in Geſtalt einer Farm, in Geſtalt einer vollkommen einſam gelegenen Blockhütte. Sie war aber nicht von ihm allein, ſondern von ihm und der kleinen Teufelin „Mara" bewohnt. Er war erbittert. Er ſtieg im Geiſt in noch verlaſſnere Gegenden und ſah ſich als einſamen Eremiten, der Waſſer trank, ſeinen Fiſch an der Angel zog, betete und von Wurzeln und Nüſſen lebte.

Als der Kapitän wiedergekommen war und ſich dann von Friedrich verabſchiedet hatte, fand er die folgenden Zeilen in ſeinem Buch:

Schwebſt du hoch auf Ozeanen,
Deines Meiſters Bahnen teilend,
Wirſt du dermaleinſt verweilend
Blühn am Ende ſeiner Bahnen,
Wirſt im Garten ſeiner Stille
Sturm und Taten ihm bezeugen:
Wie ſich Kraft und Manneswille
Nicht vor ſchwerſten Seen beugen!
Stolze Runen wirſt du tragen,
Zu des Steuermannes Ehre,
Und den Dank der Seelen ſagen,
Die er führte durch die Meere.

Als Friedrich, mit einer Hand ſeine Kopfbedeckung feſthaltend, die andere Hand am Treppengeländer, aus der pfiffigen Höhe der Kapitänskajüte zum Wandeldeck niederſtieg, öffnete ſich die ſchöne Deckkabine des erſten Steuermanns, und dieſer erſchien im Geſpräch mit Achleitner. Achleitner ſchrie mit bleichem und ſorgenvollem Geſicht im Vorübergehen Friedrich an. Er berichtete, daß er die Steuermannskabine für Ingigerd Hahlſtröm gemietet habe, da es nicht mehr mit anzuſehen ſei, wie ſie in ihrer jetzigen leide. Das Sturmwetter hatte zugenommen, und man ſah nun nicht einen Paſſagier mehr an Deck. Matroſen revidierten die Rettungsboote. Gewaltige Waſſermaſſen, die an der Schiffswand brandeten, ſchräg von vorn gegen den Kurs laufend, ſpritzten gewaltigen Sprunges empor, ſtanden, weißen Korallen gleich, keinen Augenblick ſtill in der Luft und peitſchten, alles durchnäſſend auf Deck nieder. Der Qualm der Schornſteine wurde vom reißenden Atem des Wetters flach von den Öffnungen rückwärts geriſſen und in das wilde Chaos zerſtreut, darin ſich Himmel und Meer vermengten. Friedrich tat einen Blick auf das niedrige Vorderdeck. Eine Erinnerung an die Jüdin und dann an den Kujon, den Wilke, war ihm hinter der brennenden Stirne aufgetaucht. Das Vorderdeck wurde indeſſen dermaßen von Sturzſeen heimgeſucht, daß ſich dort niemand aufhalten konnte, ausgenommen den Matroſen, der vorn am Steven, unweit des Ankerkranes Auslug hielt.

Um das rechteckige Treppenloch zur Haupttreppe war ein Geländer angebracht. Ringsherum blieb ein ſchmaler Raum, in dem eine Anzahl Menſchen bei guter Luft und geſchützt vor der Näſſe ſitzen konnten. Friedrich trat, in Begriff zum Salon hinunterzuſteigen, durch die immer offene Tür in das Treppenhäuschen ein und fand eine ſtumme und bleiche Verſammlung. Ein Stuhl war frei, ein ſogenannter „Triumph der Bequemlichkeit", und veranlaßte Friedrich Platz zu nehmen. Es kam ihm vor, als habe er ſich in einen Kreis von Verdammten eingereiht.

Von einem der armen Sünder glaubte Friedrich, daß es Profeſſor Touſſaint, der berühmte, in Not geratene Bildhauer ſei; darauf deuteten Kalabreſer und Radmantel. Sein Nebenmann wechſelte hin und wieder mit ihm ein Wort: und dies mochte vielleicht Geheimrat Lars aus dem Kultusminiſterium ſein, deſſen Erſcheinung Friedrich nur noch undeutlich vor der Seele ſtand, trotzdem er ihm einmal im Hauſe des Bürgermeiſters gegenübergeſeſſen hatte. Der Konfektionär hatte ſich, — Gott weiß wie! — bis hierher aus ſeiner Kabine heraufgeſchleppt und lag nun, ein Toter, in ſeinem Stuhle. Es war außerdem noch ein kleiner, rundlicher, ängſtlicher Herr zugegen, der ſich mit einem mageren und langen Herrn unterhielt.

Der lange Herr zeigte jenem den Querſchnitt eines Unterſee-Telegraphenkabels. Das harte, komplizierte Geflecht aus Hanf, Metall und Guttapercha wurde herumgereicht. Aus den flüſternd abgebrochenen Sätzen des langen Herrn entnahmen die anderen, daß er im Jahre ſiebenundſiebzig als Elektriker auf einem Dampfer geweſen war, der ein europäiſch-nordamerikaniſches Kabel ausgelegt hatte. Die Arbeit dauerte ununterbrochen auf hoher See monatelang. Der Herr erzählte, wie er ſogar den Bau des Kabelſchiffes auf der Werft kontrolliert habe, und die Fäuſte der Arbeiter, deren Aufgabe es geweſen war, die Metallplatten der Schiffswanten mit Nieten aneinanderzuheften. Er ſprach von der Telegraphen-Hochebene auf dem Grunde des Ozeans, die, aus grauem Sande gebildet, ſich zwiſchen Irland und Neufundland erſtrecke und die Lagerſtätte der hauptſächlichſten europäiſch-amerikaniſchen Kabel ſei.

Die kupfernen Drähte im Innern des Kabels, zu deren Schutz ſeine übrige Maſſe, beinahe fauſtdick, einer gewaltigen Ankertroſſe gleich, vorhanden iſt, werden ſeine Seele genannt. Friedrich ſah im Geiſt in der furchtbaren Öde der Meerestiefen die ungeheuren erzenen Schlangen hingelagert, ſcheinbar ohne Ende und Anfang, über dem Sandboden fortlaufend, der von den Rätſeltieren des Meeresgrundes bevölkert war. Es kam ihm vor, als wäre das Schickſal einer ſo tiefen Verlaſſenheit ſelbſt für die Seelen der Kabel zu grauſam.

Dann fragte er ſich: warum brachen die Menſchen an beiden Enden des erſten Kabels, als die erſten Depeſchen kamen, eigentlich in begeiſterten Jubel aus? Es hat vielleicht eine myſtiſche Urſache, denn, daß man jetzt ein Guten Morgen, Herr Müller, oder Guten Morgen, Herr Schulze, in einer Minute zwanzigmal um den Erdball telegraphiert oder meinethalben mit dem Reportertratſch aller Weltteile die geſamte Menſchheit trivialiſiert, kann unmöglich der wahre Grund dieſes Freudenrauſches geweſen ſein.

Als er ſo dachte, rutſchte ſein Stuhl, und Friedrich wurde in Gemeinſchaft des Elektrotechnikers und des ſchlafenden Konfektionärs hart gegen das Geländer des Treppenlochs geſchleudert, während die gegenüberliegende Reihe der Paſſagiere, mit dem Geheimrat und dem Profeſſor, hintenüberſchlug. Der Vorfall war ziemlich lächerlich: doch niemand war da, der zu lachen verſucht hätte.

Einer der immer beſchäftigten Stewards erſchien und reichte, gleichſam zum Troſt der Beſtürzten, aus dem unerſchöpflichen Vorrat der Proviantkammern ſpaniſche Trauben herum. „Wann ſind wir in New York?“ fragte jemand. Aller Augen waren ſofort in Verblüffung und Schreck auf ihn gerichtet. Der ſonſt ſo höfliche Steward gab keine Antwort. Eine beſtimmte Auskunft würde nach ſeiner Anſicht einer Herausforderung des Schickſals gleichgekommen ſein. Die Paſſagiere empfanden ähnlich. Ja, der Gedanke, man könne wirklich und wahrhaftig einmal wieder feſtes Land unter die Füße bekommen, kam ihnen in ihrem augenblicklichen Zuſtand faſt wie ein törichtes Märchen vor.

Eigentümlich verhielt ſich der kleine dicke Herr, dem der Elektrotechniker hauptſächlich ſeine Vorträge hielt. Er machte fortwährend beſorgte Bemerkungen und blickte nach kurzen Zwiſchenräumen immer wieder ängſtlich in den Aufruhr hinaus. Forſchend richtete er die kleinen, vigilanten Augen ſeines kummervollen Geſichts bald gegen die Spitzen der Maſten, die nicht aufhörten, große Kreisbogen zu durchmeſſen (Steuerbord Backbord, Backbord Steuerbord!) — bald voller Sorge in das monotone Gebaren der immer höher heranwachſenden Waſſermaſſen hinein. Friedrich war gerade dabei, ſich über die Feigheit dieſer erbärmlichen Landratte innerlich luſtig zu machen, als ihm jemand erzählte, der dicke Herr ſei Schiffskapitän und habe vor kaum drei Wochen ſeine Bark von ihrer Weltreiſe nach New York zurückgebracht, nachdem ſie drei Jahre unterwegs geweſen war, und nun kehre er nach New York zurück, um die gleiche Reiſe von ähnlicher Zeitdauer anzutreten.

Friedrich dachte über den furchtſamen Seemann nach, deſſen Charaktereigenſchaften mit den Forderungen und Leiſtungen ſeines entbehrungsreichen Berufs ſo wenig in Einklang zu ſtehen ſchienen, und fragte ſich, was einen ſolchen Mann auf die Dauer in ſeiner Ehe und in ſeinem Leben feſthalte; dann erhob er ſich, um ſich ziellos irgendwohin zu begeben. Die unfreiwillige Muße einer Seereiſe bewirkt, beſonders bei ſchlechtem Wetter, daß der Paſſagier den Kreis aller auf einem Schiffe möglichen Eindrücke, wenn er damit zu Ende iſt, immer wieder von neuem durchläuft. So fand ſich Friedrich, nachdem er eine Weile ziellos treppauf treppab geklettert war, auf den Lederpolſtern jenes Galarauchzimmers, das bei der Maſſe der Raucher keinen Anklang fand, und darin der Armloſe geſtern ſeine Mahlzeit genommen hatte.

Hans Füllenberg trat mit der Frage ein, ob man hier nicht berechtigt ſei, Zigaretten zu rauchen. Dann ließ er ſich über das Wetter aus und beurteilte es ziemlich trübſelig. „Wer weiß, wie es endet," ſagte er, „vielleicht laufen wir, ſtatt nach New York zu kommen, einen Nothafen in Neufundland an." Dieſe Ausſicht ließ Friedrich gleichgültig.

Füllenberg ſuchte nach einem neuen Geſprächsthema.

„Was macht Ihre Dame?" fragte Friedrich.

„Meine Dame ſpuckt, wenn man bei ihr von Seele reden kann, ihre Seele aus. Ich habe ſie vor zwei Stunden zu Bett gebracht. Dieſe Engländerin iſt bereits eine Vollblutamerikanerin. Ungeniert, ſage ich Ihnen! Großartig. Erſt habe ich ihr die Stirn mit Branntwein gerieben, wovon ſie dann ziemlich derbe genoſſen hat, dann knöpfte ich ſie am Halſe auf. Sie ſcheint mich für einen Maſſeur zu halten, der von ihrem Gatten für ſie gechartert iſt. Die Sache wurde mir ſchließlich langweilig. Außerdem ſtieg mir ſelber in ihrem knackenden Boudoir die Seele durch den Magen herauf. Alle Poeſie iſt zum Teufel gegangen.

Sie hat mir übrigens die Photographie ihres zärtlich geliebten New Yorker Gatten gezeigt. Ich glaube, ſie hat in London noch einen . . .“ Hans Füllenberg wurde durch den first call for dinner unterbrochen, den der Trompeter im Treppeneingang mit Geſchmetter durch ſeine Trompete blies, den aber die dicke Luft und der ungeſchlachte Lärm der See ſofort, ohne Widerhall, verſchlang.

„Außerdem hat ſie ſich,“ ſchloß nun der Jüngling, „den Doktor Wilhelm hinunterbeſtellt.“

Im Speiſeſaal ſah es öde aus. Weder ein Offizier noch der Kapitän des „Roland“ war anweſend. Der Dienſt bei dem üblen Wetter erlaubte es nicht. Eine hölzerne Vorrichtung teilte die Fläche der Tiſche in Fächer ab, die das Rutſchen der Teller, Gläſer und Flaſchen verhüten ſollten. In der Küche und in der Porzellankammer gab es zuweilen gewaltigen Bruch. Man hörte Stöße von Tellern zerſchellen. Kaum zwölf oder dreizehn Leute waren bei Tiſch, darunter Hahlſtröm und Doktor Wilhelm. Schließlich kamen noch die Kartenſpieler hereingeſtürzt, mit erhitzten Geſichtern und lauten Stimmen. Ein Spielgewinſt wurde ſofort in Pommery umgeſetzt. Die Tiſchmuſik trat trotz des ſchrecklichen Wetters in Funktion. Es lag darin etwas Frevelhaftes, ſtand doch der „Roland“ immer wieder bebend ſtill, als wäre er wider ein Riff gelaufen. Einmal war dieſe Täuſchung ſo ſtark, daß im Zwiſchendeck eine Panik entſtand. Der Oberſteward, Herr Pfundner, brachte die Nachricht davon in den Speiſeſaal, bis wohin, trotz des Lärms der wuchtenden Waſſermaſſen, trotz Tellergeklappers und Streichmuſik, der entſetzte Schrei der beſtürzten Menſchen gedrungen war.

Zum Deſſert ſtieg Hahlſtröm von ſeinem entfernten Platz mit einiger Mühe zu Friedrich und Doktor Wilhelm heran. Er nannte ſich ſelber einen Kurpfuſcher und fing ein Geſpräch über Heilgymnaſtik an. Durch dieſe Gymnaſtik, meinte Hahlſtröm, ſei Ingigerd, ſeine Tochter, zu dem Gedanken ihres Tanzes gekommen. Es ſchien, er hatte Whisky getrunken, denn er befand ſich nicht mehr in ſeinem gewöhnlichen Zuſtand der Schweigſamkeit. Er entwickelte philoſophiſche Anſichten. Er ſpielte, wie um herauszufordern, eine wilde und tolle Behauptung nach der anderen aus. Jeder der Trümpfe hätte genügt, zehn deutſche Philiſter mattzuſetzen. Wollte man ſeinen Reden trauen, ſo war er terroriſtiſcher Anarchiſt, Mädchenhändler, womöglich Hochſtapler: jedenfalls ſetzte er ſich mit der ganzen Überlegenheit ſeiner Perſon für die Sache dieſer Leute gegen die Dummen ein.

„Amerika," ſagte er, „iſt bekanntlich von Gaunern gemacht, und wenn Sie ein Zelt darüber ſpannen, ſo haben Sie das komfortabelſte Zuchthaus der Welt, meine Herren! Der Gauner, der große Renaiſſanceidiot iſt dort die ſieghafte Lebensform. Und das iſt überhaupt die einzig mögliche. Paſſen Sie auf, wie der große amerikaniſche Gauner eines Tages die Welt unterkriegt. Europa macht ja nun auch ſo ein bißchen in Renaiſſanceideal und in Renaiſſancebeſtien. Es arbeitet ſozuſagen eifrig an ſeiner Vergaunerung. Aber Amerika iſt ihm darin nicht nur um zehn Pferdelängen voraus. Ihre Ceſare Borgias ſitzen mit Glockenröcken in den Cafés und geben ihren Verbrechergenius in ziemlich harmloſen Verſen aus. Sie ſehen aus wie Braunbier mit Spucke oder als hätte ihnen irgendein Bader das Blut abgezapft.

Wenn Europa ſich retten will, ſo hat es nur eine Möglichkeit: es macht ein Geſetz, wonach es weder einen Hochſtapler, Kaſſendefraudanten, betrügeriſchen Bankrotteur, noch Falſchſpieler an Amerika ausliefert. Schon auf deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Schiffen in amerikaniſchen Hafen werden dieſe Leute unter den ganz beſonderen Schutz Europas geſtellt. Paſſen Sie auf, wie bald da Europa Uncle Sam überflügelt.“

Die Ärzte brachen in Lachen aus.

„Wann wußte je das Genie mit Moral etwas anzufangen?“ fuhr Hahlſtröm fort. „Selbſt der Schöpfer Himmels und der Erde verſtand es nicht; denn er ſchuf ſeine Schöpfung unmoraliſch. Jede höhere Form der Betätigung hat die Moral über Bord geworfen. Was wäre ein Hiſtoriker, der, ſtatt zu forſchen, moraliſierte? Oder ein Arzt, der moraliſiert? Oder ein großer Staatsmann, der ſich die Bürgermoral der Zehn Gebote zur Richtſchnur ſetzte? Nun gar ein Künſtler, der moraliſiert, iſt ein Narr und ein Schuft. Was würden ſchließlich die Kirchen der ganzen Welt für Geſchäfte machen, wenn wir alle moraliſch wären? Sie würden ja nicht vorhanden ſein.“

Man erhob ſich vom Tiſch, und als man an Deck hinaufkletterte, ſagte Hahlſtröm plötzlich zu Friedrich: „Meine Tochter erwartet Sie. Wir beſitzen hier nämlich einen Freund, Herrn Achleitner, einen ſanften Schöps, der aber dafür ſehr viel Geld beſitzt. Der Ärmſte weiß nicht, wie es am beſten hinauswerfen. So hat er denn einem Leutnant, für meine Tochter, eine opulente Deckkabine abgemietet. Dafür hat er dann leider auch das Recht, ihr manchmal gehörig zur Laſt zu ſein.“

In der Tat ſaß Achleitner, als die Herren in das Deckzimmer eintraten, auf einem nicht ſehr ſicher ſtehenden Malerſtuhl, während ſich „Mara“, ſorgfältig eingehüllt, auf dem Diwan ſtreckte. Sogleich aber rief ſie dem Vater zu, er möge gefälligſt Achleitner, er ſie langweile, fortſchaffen, und bedeutete Friedrich, ſie habe um ihn ein beſonderes Anliegen. Gehorſam entfernten ſich Hahlſtröm und Achleitner.

„Womit kann ich dienen?“ fragte Friedrich und hörte nun eines jener belangloſen Anliegen, womit Ingigerd ihre Umgebung zu beſchäftigten liebte. Sie tat das, wie ſie erklärte, weil ſie ſich, wenn nicht Menſchen in kleinen Dingen für ſie tätig wären, verlaſſen erſchien. „Falls Sie es aber nicht tun wollen,“ ſagte ſie dann — es war irgend etwas ganz Gleichgültiges, wofür die Stewardeß die rechte Inſtanz geweſen wäre! — „wenn Sie es aber nicht tun mögen, bitte, dann iſt es mir lieber, Sie laſſen es. Und wenn Sie ſich überhaupt bei mir langweilen, ſo bleibe ich ebenſogern allein.“

Friedrich empfand dieſen ganzen Beginn als den törichten Ausdruck einer Verlegenheit. Er ſagte ruhig, er wolle nach Kräften nützlich ſein, und erklärte, daß er ſich keineswegs langweile. Das tat er auch nicht, denn allein mit der Kleinen in ihrer Kabine, empfand er, zumal die Bewegung des Schiffes hier weniger ſpürbar war, den gefährlichen Reiz ihrer Gegenwart.

Das Leiden der Seefahrt gab ihrem Madonnengeſicht eine wächſerne Durchſichtigkeit. Die Stewardeß hatte ihr die Locken gelöſt, die ſich über das weiße Linnen des Kopfkiſſens ausbreiteten: eine goldene Flut, deren Anblick für Friedrich verwirrend war. In dieſem Augenblick kam es ihm vor, als ob das ganze ungeheure Schiff, mit ſeinen Hunderten menſchlicher Ameiſen, nichts weiter wäre, als der Kokon dieſes winzigen Seidenräupchens, dieſes farbenzarten, entzückenden Schmetterlings: als ob die nackten Heloten, die unten am Grunde des Schiffes Kohlen in die Weißglut ſchleuderten, nur ſchwitzten, um dieſer kindlichen Venus dienſtbar zu ſein. Als ob Kapitän und Offiziere die Paladine der Königin, die übrigen ihr Gefolge wären. Und als wäre das Zwiſchendeck von blindergebenen Sklaven angefüllt.

„Habe ich Ihnen geſtern mit meinen Erzählungen wehgetan?“ ſagte ſie plötzlich.

„Mir?“ fragte Friedrich. „Sie haben ſich höchſtens ſelbſt wehgetan.“

Sie betrachtete ihn mit ſardoniſchem Lächeln und zerzupfte dabei einen kleinen Ballen roſafarbener Watte aus einer Konfektſchachtel, die neben ihr ſtand.

Friedrich fühlte, daß in der Art ihres Lächelns, in der Art ihres Blickes ein kaltes Genießen lag, und da er ein Mann war und ſich ſolchem Hohne gegenüber machtlos fühlte, ſtieg eine Welle phyſiſchen Jähzorns in ihm auf, die ihm das Blut in die Augen trieb und ſeine Hände zu Fäuſten zuſammenzog. Dies war jener Raptus, den Friedrich gelegentlich notwendig hatte und der ſeinen Freunden eine bekannte Erſcheinung war.

„Was iſt Ihnen denn," flüſterte Ingigerd, indem ſie weiter Watte zerzupfte, „vor einem Mönche, wie Sie ſind, fürcht ich mich nicht."

Dieſe Bemerkung war nicht geeignet, die leidenſchaftliche Woge zu beſchwichtigen, die in Friedrich aufbäumte. Er wurde indeſſen ihrer Herr. Ein neues Tier im Stall dieſer Circe werden wollte er nicht.

Es war, als wenn Ingigerd ſelbſt die verkörperte böſe Pſyche wäre, ſo wenig gab es etwas Verborgenes in den Gefühlsregungen eines Mannes für ſie. „Oh, ich wollte ja ſelbſt einmal Nonne werden", ſagte ſie, und einigermaßen umſtändlich plappernd erzählte ſie, der Wahrheit gemäß, ſoweit ſie nicht log, daß ſie einmal ein Jahr und länger in einem Kloſter untergebracht geweſen wäre, um gut zu werden, daß es aber auch im Kloſter nicht beſonders weit damit gediehen ſei. Das heißt, ſie ſei religiös. Sie könne das ruhig ausſprechen. Jeder Menſch, bei dem ſie nicht das Gefühl habe, neben ihm und mit ihm zu Gott beten zu können, bleibe ihr fremd, ja widerlich. Vielleicht werde ſie doch noch einmal Nonne werden, aber nicht wegen der Frömmigkeit, — und hiermit fing ſie, ohne es ſcheinbar ſelbſt zu merken, allem ſoeben Geſagten Hohn zu ſprechen an — nicht wegen der Frömmigkeit, denn, das ſollte ihr gerade einfallen, ſie ſei nicht fromm. Sie glaube an nichts als an ſich ſelber. Das Leben ſei kurz, und danach komme nichts. Man müſſe das Leben ausgenießen. Wer ſich einen Genuß verſage, der ſündige gegen ſich und betrüge ſich.

Die Stewardeß kam in die Kabine und rückte mit luſtigen Worten Ingigerds Kiſſen und Decken zurecht. „Hier iſt es beſſer, nicht wahr, als unten, Fräulein?“ Als ſie gegangen war, ſagte Ingigerd: „Ich weiß nicht, die dumme Frau iſt auch ſchon verliebt in mich.“

Weshalb ſitze ich hier? fragte ſich Friedrich, und hatte dabei ſchon angefangen mit dem Verſuch, dem törichten kleinen Geſchöpf in aller Güte den Star zu ſtechen. Warum wandelte ihn denn eigentlich immer wieder in ſo ungewöhnlicher Stärke Mitleid an, das dieſes Geſchöpf durchaus nicht beanſpruchte? Und warum konnte er ſich von der Idee der Unſchuld nicht freimachen, von der Idee des Keuſchen, ſolange die Gegenwart dieſer kindlichen Lamia auf ihn einwirkte? Sie ſchien ihm lauter und unberührt, und jede ihrer kapriziöſen Bewegungen und Bemerkungen erhöhte für ihn nur ihre rührende Hilfloſigkeit.

Alle Liebe iſt Mitleid! Dieſer Satz, den Schopenhauer aufſtellt und für paradox und wahr zugleich erklärt, ging Friedrich durch den Kopf. Er nahm eins der Püppchen in die Hand, die wieder um die Kleine verſtreut lagen, und ſuchte in dem humanen Ton, den er ſich im Verkehr mit Patienten zu eigen gemacht hatte, Ingigerd begreiflich zu machen, daß man nicht ungeſtraft in dem Irrtum lebe, die Welt ſei ein Puppenſpiel. Ihre Puppen ſeien in Wahrheit Raubtiere. Wehe, wenn man das nicht früher erkenne, als bis man von ihren Zähnen zerriſſen, von ihren Pranken niedergeſchlagen ſei.

Sie lachte kurz und gab keine Antwort. Sie klagte dann über Schmerz in der Bruſt. Friedrich ſei doch wohl Arzt: ob er ſie nicht unterſuchen wolle.

Friedrich antwortete barſch, das ſei Doktor Wilhelms Sache, er ſelbſt praktiziere auf Reiſen nicht. Nun, meinte ſie, wenn ſie leide, er aber als Arzt ihr Leiden lindern könne, das aber nicht wolle, ſo möchte wohl ſeine Freundſchaft für ſie nicht beſonders ſein.

Dieſer Logik verſchloß Friedrich ſich nicht. Er wußte längſt, daß ihre überaus zarte Konſtitution zwiſchen Soll und Haben nur gerade ſo mühſelig balancierte und in jeder Minute gefährdet war. „Wenn ich Ihr Arzt wäre," erklärte er, „ich würde Sie etwa bei einem Landpfarrer oder bei einem Farmer unterbringen. Kein Theater beſuchen! geſchweige auftreten. Dieſe verdammten Tingeltangel haben Sie körperlich und moraliſch auf den Hund gebracht."

Ich bin roh, und das iſt Medizin, dachte Friedrich.

„Wollen Sie Farmer werden?" — „Wieſo?" — „Pfarrer ſind Sie ja ſchon!" — Sie lachte, und das Geſpräch ward durch das Geſchrei eines Kakadus unterbrochen, deſſen Kletterſtange im Hintergrund der Kabine ſtand, und den Friedrich bisher noch nicht bemerkt hatte.

„Das fehlte noch! Wo haben Sie dieſe Beſtie her?"

„Bitte geben Sie mir mal dieſe Beſtie! Koko! Koko!" Friedrich ſtand auf und ließ ſich den großen, weißen, roſig überhauchten Seefahrer auf die Hand klettern.

Indeſſen hatte ſich draußen der „Roland" durch ſinkende Täler ſalzigen Waſſers und über ſteigende Gebirgszüge des wie eine ungeheure Maſchine gleichmäßig arbeitenden Ozeans in eine Nebelwolke hineingewühlt und ließ das Gebrüll der Sirene ausſtrömen. „Nebel", erklärte Ingigerd, und es wich alles Blut aus ihrem Geſicht. Aber ſie ſagte ſofort, daß ſie ſich niemals ängſtige. Danach nahm ſie ein Stückchen Konfekt in den Mund und ließ den Kakadu davon abknabbern, der dabei ohne jede Empfindung auf den lieblich bewegten Buſen des Mädchens trat.

Friedrich mußte inzwiſchen jeden Augenblick eine andere

Handreichung tun und fragte ſich, während er ſie von einem javaniſchen Äffchen, das ſie einmal beſeſſen hätte, ſchwärmen hörte, ob er denn eigentlich Arzt, Krankenpfleger, Friſeur, Kammerzoſe oder Schiffsſteward ſei, und ob er es nicht doch noch bei Ingigerd bis zum Laufburſchen bringen werde?

Er ſehnte ſich lebhaft in freie Luft und an Deck zurück.

Als aber bald darauf mit angſtvoll fragenden Augen Achleitner wieder ins Zimmer getreten war und Ingigerd Friedrich, mit einem gehäſſigen Blick und überaus ungnädig, mehr fortgeſchickt als entlaſſen hatte, fand er ſich kaum hinter der eingeklinkten Tür im Nebelgeſtöber, als es ihm vorkam, es reiße ihn etwas, wie einen Gefeſſelten, an das Lager des Mädchens zurück.

Die Sirene brüllte ohrenzerreißend. Es war wiederum jener, wie aus der Bruſt eines ungeheuren Stieres hervorröchelnde, ſich wild und furchtbar ſteigernde Ton, der etwas Drohendes und zugleich etwas angſtvoll Warnendes in ſich hatte. Friedrich vernahm ihn niemals, ohne daß er ſeine Warnung und Angſt auf ſich bezog. Ebenſo ſchien ihm der jagende Nebel ein Bild ſeiner Seele oder ſeine Seele ein Bild des jagenden Nebels und des erblindet ins Unbekannte ſtrebenden Schiffes zu ſein. Er trat an die Reling, und indem er gerade hinabſtarrte, konnte er ſehen, mit welcher gewaltigen Schnelligkeit ſich die rieſige Schiffswand durchs Waſſer ſchob. Und er fragte ſich: ob die Kühnheit des Menſchen nicht Wahnwitz wäre.

Wer, vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen, konnte verhindern, daß vielleicht ſchon im nächſten Augenblick die Welle der einzigen Schraube brach, die fortwährend auftauchte und in der Luft ſchnurrte. Wer konnte ein Schiff ſichten, bevor der vernichtende Zuſammenſtoß der aus oblatendünnen Wänden geformten, hohlen Koloſſe zu vermeiden war? Wer konnte das Wrack eines der vielen untergegangenen Schiffe zu vermeiden hoffen, wenn es im Nebel unter dem Waſſer ſchwamm und ſeine zuſammengeklumpte Maſſe von Eiſen und Balken, durch die Wucht des Seegangs geſchleudert, gegen den Rumpf des gewaltig nahenden „Roland“ traf? Was geſchah, wenn jetzt die Maſchine verſagte? Wenn ein Keſſel dem ſeit Tagen und Tagen ununterbrochenen Drucke der Dampfſpannung nicht gewachſen war? In dieſen Gegenden traf man auch Eisberge. Nicht davon zu reden, welches Schickſal den „Roland“ in geſteigertem Sturm erwartet hätte.

Friedrich trat in das obere Rauchzimmer, wo er die Kartenſpieler, Doktor Wilhelm, den armloſen Artur Stoß, Profeſſor Touſſaint und andere Herren verſammelt fand. Er wurde mit einem Halloh empfangen. Das Zimmer, das ſtark nach Kaffee roch, war von dickem, beizendem Qualm erfüllt, der einen Augenblick lang, als Friedrich eintrat, mit dem feuchten Nebel zuſammenſchlug.

„Was iſt denn paſſiert, meine Herrn?“ fragte Friedrich.

Jemand rief: „Haben Sie der Tänzerin nun glücklich den allbekannten Leberfleck, zwei Finger breit vom Kreuz, dicht oberhalb der linken Hüfte, wegoperiert?“

Friedrich erbleichte und antwortete nicht.

Er nahm wieder bei Doktor Wilhelm Platz und ſtellte ſich, als ob er den ganzen Lärm und die Worte des Unbekannten gar nicht auf ſich bezogen hätte. Den Vorſchlag des Kollegen, Schach zu ſpielen, nahm er an.

Über dem Spielen hatte er Zeit, Scham und Empörung hinunterzuwürgen. Verſtohlen ſah er ſich nach dem vermutlichen Sprecher um. Stoß rief ihm zu: „Es gibt hier Leute, Herr Doktor, die, wenn ſie nach Amerika gehen, ihren Anſtand in Deutſchland laſſen, obgleich die Überfahrt dadurch nicht billiger wird.“ Der, den es traf, ließ dieſe Bemerkung unbeantwortet. Dagegen ſagte irgendwer: „Aber Miſter Stoß, wir ſind hier in keinem Damenſalon, und man braucht einen kleinen Spaß nicht gleich krumm zu nehmen.“ „Ich bin nicht für Späße,“ entgegnete Stoß, „die auf Koſten von Leuten gemacht werden, die in der Nähe ſind, und beſonders nicht, wo Damen ins Spiel kommen.“ — „Oh, Miſter Stoß,“ ſagte der ältere Hamburger Herr, der ihm ſchon einmal geantwortet hatte, „alles zu ſeiner Zeit: gegen Predigten habe ich nichts, aber wir ſind hier bei ſchlechtem Wetter auf See, und dieſes Zimmer iſt keine Kirche.“

Jemand ſagte: „Übrigens hat niemand Namen genannt.“

Der amerikaniſche Jüngling, der ſich durch Feuerchenmachen im Damenſalon bereits ausgezeichnet hatte, ſagte jetzt trocken: „When Mister Stoss is in New York, he will hold church services every night in Webster and Forster's tingeltangel.“ Stoß gab zurück: „No moisture can be compared with the moisture behind the ears of many young American fellows.“ Der Jüngling erwiderte: „Directly after the celebrated Barrison sisters' appearance, after the song ‚Linger longer Loo‘ Mr. Stoss will raise his hands to heaven and beg the audience to pray.“

Nach dieſen Worten ſprang, ohne auch nur einen Muskel ſeines Geſichts zu verziehen, der ſchlanke Bengel ins Freie hinaus.

Artur Stoß hatte das Nachſehen. Aber auch er hielt ſich nicht lange bei dem Hiebe, den er empfangen hatte, auf und bei dem Gelächter, das ihm nachfolgte. „Man täuſcht ſich ſehr,“ ſagte er, ſich an Profeſſor Touſſaint wendend, der bei ihm ſaß, „wenn man annimmt, daß die Moral in Artiſtenkreiſen laxer als ſonſtwo in der Geſellſchaft iſt. Das iſt eine vollkommen irrige Annahme. Oder meint jemand, daß dieſe unerhörten und tollkühnen Leiſtungen, worin die Artiſten ſich fortwährend ſteigern, mit einem Luderleben vereinbar ſind? Goddam! da ſollte ſich manch einer wundern. Für Taten, wie ſie in den verachteten Tingeltangels geleiſtet werden, iſt Askeſe und eiſerne Arbeit vonnöten, wie ſie dem Philiſter, der ſeinen Frühſchoppen niemals verſäumt, eine unbekannte Sache iſt.“ Und er fuhr fort, das Lob des Artiſten auszubreiten.

Hans Füllenberg fragte: „Was haben Sie denn eigentlich für eine Spezialität, Herr Stoß?“ —

„Wenn man’s kann,“ kam zurück, „iſt’s nicht ſchwer, mein Junge. Aber, wenn wir uns jemals duellieren ſollten, ſo hätten Sie ganz die Wahl, welches Auge, welches Ohrläppchen oder welchen Backenzahn Sie drangeben wollten.“ — „Er ſchießt wie Carver“, ſagte jemand. „Drei-, viermal hintereinander nimmt er mit der Kugel das Herz aus dem Aß heraus!“ — „Eine Kunſt wie andere, meine Herrſchaften! Aber glauben Sie nicht, daß ſie, ſelbſt wenn man Arme hat, und nicht mit den Füßen die Flinte halten und abdrücken muß, ohne Entſagung, Schweiß und Geduld zu erlangen iſt.“

Kapitän von Keſſel erſchien und wurde mit lautem „Ah“ empfangen. Um ihn herum durch die Tür brach eine gewaltige Fülle von Sonnenſchein! „Das Barometer ſteigt, meine Herrſchaften!“

Die Tatſache wirkte und hatte bereits wie ein Zauber gewirkt. Ein Herr, der im Winkel ſchlafend gelegen hatte — in jenem Halbſchlaf, der die gelindeſte Folge der Seekrankheit iſt! — ſetzte ſich aufrecht und rieb die Augen. Hans Füllenberg eilte mit anderen Paſſagieren an Deck hinaus. So taten auch Doktor Wilhelm und Friedrich, der ſeine Partie verloren hatte.

Die beiden Doktoren wandelten über die ganze Länge des Promenadendecks, wo ſich ein überraſchend heiteres Leben entfaltete. Die Luft war lind. Das Schiff lag ſtill, und es ſchien für ſeinen gewaltigen Körper ein Genuß zu ſein, ſich durch die nur noch niedrigen Züge flaſchengrüner Wogenreihen vorwärtszudrängen. Und auch die Paſſagiere durchdrang Zufriedenheit.

Fortwährend mußten die Herren grüßen und ausweichen, denn die Stewards hatten das ſchöne Wetter von Koje zu Koje bekannt gemacht, und jedermann war an Deck gekrochen. Überall wurde geſchwatzt und gelacht, und man konnte erſtaunen und wieder erſtaunen, welch ein luſtiger Damenflor ſich bisher im Rumpfe des „Roland“ verborgen gehalten hatte.

Hans Füllenberg kam vorüber, mit ſeiner wieder geſund gewordenen Amerikanerin. Sie hatte eine Freundin gefunden. Dieſe, mit einer ſchwediſch-blonden Haarkrone, mit Pelzbarett und in Fuchspelz gehüllt, ſchien von den ſchlechten Späßen und dem ſchlechten Engliſch Hans Füllenbergs höchſt erbaut zu ſein. Außerdem hatte er ihre Muffe in Penſion, die er abwechſelnd vor den Magen, vor das Herz und mit furchtbarer Leidenſchaft an den Mund drückte. Der junge Amerikaner begleitete ſeine Kanadierin, die ſehr blaſiert, aber merklich erfriſcht promenierte. Sie ſchien zu fröſteln, obgleich ſie ſich in ein Jackett aus kanadiſchem Zobel geſteckt hatte, das ihr bis zu den Knien ging.

Auf der Backbordſeite des Decks hielt Ingigerd, diesmal vor ihrer Kabine, Cercle. Der bevorzugte Raum, den ſie innehatte und deſſen Türe hinter ihr offenſtand, ſchmeichelte jetzt, wo das Deck voller Menſchen war und jedermann ſie beneiden konnte, nicht wenig ihrer Eitelkeit.

Friedrich ſagte zu Doktor Wilhelm: „Wenn es Ihnen recht iſt, Kollege, ſo bleiben wir lieber diesſeits des Rubikon. Die Kleine ennuyiert mich ein bißchen. Könnten Sie mir nicht übrigens ſagen,“ fuhr er fort, „wodurch ich, als ich vorhin ins Rauchzimmer kam, ein ſolches Halloh und die Bemerkung des Unbekannten entfeſſelt habe?“

Wilhelm meinte, heiter begütigend, Hans Füllenberg ſei hereingekommen und habe im Übermut eine Bemerkung gemacht. Er habe wohl Friedrich aus Ingigerds Zimmer treten ſehen.

Friedrich wollte dem Jüngling die Ohren abſchneiden.

Die Herren lachten und wurden fröhlich und ſtimmten ſo in den allgemeinen Taumel der Lebensfreude ein. Jeder hatte nach den erbärmlichen Stunden wieder den Wert des bloßen Lebens verſtehen gelernt. Nur leben, nur leben! das war der mit jedem Schritt, mit jedem Lachen, mit jedem Zuruf von Menſch zu Menſch mitſchwingende Wunſch, in dem alle Kümmernis verſank. Keine von den Sorgen europäiſcher oder amerikaniſcher Herkunft, die man mit aufs Schiff geſchleppt hatte, gewann in dieſen Minuten die geringſte Daſeinsmacht. Wer nur lebte, hatte das große Los gewonnen.

Alle dieſe promenierenden Menſchen wären jetzt bereit geweſen, allerlei Torheiten zu begehen und als geringfügig einzuſchätzen, die ſie ſich auf feſtem Boden niemals geſtattet und niemals verziehen hätten.

Auf Befehl des Kapitäns waren inzwiſchen die Muſikanten an Deck erſchienen und hatten ſich mit ihren Notenſtändern und Inſtrumenten aufgeſtellt. Und als ihre fröhlichen Wanderweiſen nun über den ganzen „Roland" dahinſchmetterten, gab es einen Gipfel von Feſtlichkeit, und es war eine halbe Stunde lang, als wären die wenigen ziehenden Wolken am blauen Himmel, das Schiff, die Menſchen darauf und der Ozean übereingekommen, Quadrille zu tanzen.

Plötzlich wurde der alte furchtbare Meergreis jovial und gutmütig. Es zeigte ſich darin, daß er in ſichtlich ſpaßhafter Laune, nicht ohne eine gewiſſe hahnebüchene Eitelkeit, Nummer auf Nummer, ſeine Puppen im Umkreis des „Roland" ebenfalls tanzen ließ. Scharen fliegender Fiſche mußten aufſpringen. Ein Walfiſch ließ ſeine bekannte Fontäne los. Und ſchon wurde auch von den Zwiſchendecklern am Vorderſteven der Ruf „Delphine!" ausgeſtoßen.

Auf die Dauer konnten die Herren Ingigerd nicht umgehen. Als Wilhelm ihrer anſichtig wurde, äußerte er: „Theridium triste, die Galgenſpinne!“ „Wieſo?“ fragte Friedrich, der ein wenig erſchrocken war. „Sie wiſſen doch,“ gab Wilhelm zur Antwort, „daß die Galgenſpinne gewöhnlich in der Nähe eines Ameiſenhaufens auf der Spitze ihres Grashalmes ſitzt und nichts weiter tut, wenn unten ein Myrmidone vorüber will, als ihm einen Geſpinſtknäuel vorzuwerfen. Das übrige beſorgt dann die Ameiſe ſchon allein. Sie verwickelt ſich bis zur Hilfloſigkeit und wird von dem winzigen Spinnchen dann ganz gemächlich aufgefreſſen.“

„Wenn Sie die Kleine hätten ihren Tanz tanzen ſehen, Kollege,“ ſagte Friedrich, „Sie würden ihr dann vielleicht eher die Rolle der Ameiſe zuteilen, die von der Galgenſpinne erdroſſelt wird.“ „Ich weiß nicht,“ lautete Wilhelms Antwort, „irgendein Dichter ſagt ja wohl: dies Geſchlecht iſt am ſtärkſten, wenn es ſchwach.“

Ingigerd hatte inzwiſchen eine neue Senſation, die ſie Herrn Rinck, dem Verwalter des Poſtamts, verdankte. Sie ſpielte mit einem niedlichen Hündchen, das wie ein nicht über zwei Fäuſte großer Ballen weißer Wolle auf ihrem Schoße lag. Der Spaß war der, daß dieſer Eisbär en miniature mit ſeiner lächerlich winzigen Fiſtel wie raſend die große Schiffskatze anbellte, die ihm Herr Rinck vor die Augen hielt.

„Heut wollen wir einmal gut ſchlafen,“ ſagte Wilhelm, „mit Ihrer Erlaubnis, Mr. Rinck.“ „I always sleep well“, erwiderte ſehr phlegmatiſch der Poſtbeamte, der neben dem ſchweren, weichen, hängenden Katzenleib die brennende Zigarette hielt.

„Blicken Sie einmal hier hinunter, Kollege!“ Mit dieſen Worten öffnete Doktor Wilhelm eine in der Nähe befindliche Tür, durch die man in einen tiefen quadratiſchen Schacht hinabſehen konnte: er war bis zu halber Höhe mit Tauſenden von Paketen angefüllt. Man konnte mit Stiefeln darauf herumtreten. Alles dies mußte der Poſtbeamte ordnen. — „Ohne die Briefe“, ergänzte phlegmatiſch Miſter Rinck.

„Dieſer Rinck,“ ſagte Wilhelm im Weitergehen, „iſt eigentlich ein Original, das man kennen muß. Er hat vor Jahren einmal mit einem ähnlichen Typus, wie dieſer kleinen Hahlſtröm, Pech gehabt. Solche Typen ſoll man nicht heiraten. Seit der Zeit hat er dem Tode auf jede mögliche Weiſe und auf allen Meeren der Welt gleichgültig ins Auge geſehen. Sie ſollten ihn mal erzählen hören; wozu man ihn aber, da er nicht trinkt, nur ſelten bringen kann. Man redet ſoviel von Fatalismus, der aber ſchließlich bei den meiſten, die das Wort im Munde führen, nur eine papierne Sache iſt. Bei Rinck iſt er keine papierne Sache!“

Das Leben an Deck nahm mehr und mehr einen mondänen Zuſchnitt an. Friedrich war erſtaunt, wieviele Leute aus Berlin, die er von Anſehen kannte, plötzlich auftauchten. Bald hatte ſich ihm Profeſſor Touſſaint vorgeſtellt und ihn zu ſeiner in einen Schiffsſtuhl hingegoſſenen Gattin geführt. „Ich folge der Einladung eines amerikaniſchen Freundes,“ erklärte Touſſaint, etwas herablaſſend, und nannte den Namen eines bekannten Millionenmanns, „und wenn ich drüben Aufgaben finde, ſo ſoll es mir nicht darauf ankommen, in Amerika etwas wie meine zweite Heimat zu ſehen.“ Und der bleiche, verſorgte, vornehme Mann fuhr fort, unter dem ironiſch blaſierten Blick ſeiner noch immer ſchönen Frau, Sorgen und Hoffnungen auszubreiten. Ohne es ſelbſt zu merken, gebrauchte er immer wieder, und faſt zu oft, den Ausdruck: das Dollarland.

Mittlerweile fing man am Hinterdeck zu tanzen an. Es war Hans Füllenberg, der allezeit aufgelegte Berliner, der einen Straußſchen Walzer zum Anlaß nahm, die Dame im Fuchspelz zu engagieren. Wie immer, ſchloſſen ſich dem gegebenen Beiſpiel bald eine Anzahl weiterer Tanzpaare an, und ſomit ward unter dem aufgeklärten Himmel ein Kränzchen gehalten, das nicht vor Sonnenuntergang ſeinen Abſchluß erreichte.

Als die Kapelle mit ihren blinkenden Meſſinginſtrumenten ſich wieder verkriechen wollte, wurde ſie von der Geſellſchaft feſtgehalten, und im Handumdrehen ward eine Sammlung eröffnet und ein beträchtliches Geldgeſchenk in die Kaſſe der Muſikanten gelegt. Worauf ihre Tänze, weit fröhlicher, wiederum einſetzten.

Doktor Wilhelm ward abgerufen. Friedrich gelang es nach einiger Zeit, ſich von dem Ehepaar Touſſaint loszumachen und eine Weile für ſich zu ſein. Der gereinigte Himmel, das wie durch ein Wunder beruhigte, glaſig ſchwellende Meer, der Tanz, die Muſik, die Sonnenſtrahlen bewirkten auch in ihm ein neues, wohliges Daſeinsgefühl. Das Leben, ſagte ſich Friedrich, iſt immer ein ſo oder ſo, mit Schmerz oder Luſt, mit Nacht oder Tag, mit Sonnenſchein oder ſchwarzem Gewölk erfüllter Augenblick. Und von dieſem aus wird ſich jedesmal Vergangenheit und Zukunft verfinſtern oder erleuchten. Sollte das ſo durchleuchtete Daſein von einer geringeren Realität als das ſo verfinſterte ſein? Mit einem jugendlichen, faſt kindiſchen Jubel hörte er alles in ſich und um ſich mit „Nein!“ antworten.

Friedrich hatte den Schlapphut, den er jetzt trug, zurückgerückt, den leichten Überzieher geöffnet, ſeine beiden Arme, mit den in grauen ſchwediſchen Handſchuhen ſteckenden Händen, waren wie Haken über die Reling zurückgelegt. Er ſah das Meer, das gleitende Schiff, er fühlte die Pulsſtöße der Maſchinen, ſein Gehör war mit den ſchmiegſamen, wieneriſch ſchmelzenden Harmonien des Walzers erfüllt, die ganze Welt war zu einem ſelber in allen Teilen leichtſinnig bewegten, farbig funkelnden Ballſaal geworden! Er hatte gelitten und leiden gemacht, und alle, an denen er gelitten und die er jemals leiden gemacht hatte, umarmte er nun und ſchien ſich mit ihnen im Rauſch zu verbinden.

Da geſchah es, daß Ingigerd Hahlſtröm und die Reckengeſtalt des erſten Offiziers vorüberging. Friedrich hörte ſie ſagen: ſie tanze nicht, und das Tanzen ſei ein fades Vergnügen. Da ſprang er auf und ſchwang ſich gleich darauf im Kreiſe mit der Kanadierin, die er dem verblüfften amerikaniſchen Jüngling mit einer eigentümlich flammenden deutſchen Manier rückſichtslos von der Seite geraubt hatte. Es war zu erkennen, daß die hochatmende, zarte und exotiſche Frau an dieſem ſtarken Erobererarm Gefallen fand.

Als Friedrich den Tanz mit der Kanadierin aufgeben mußte, fand er ſich in der Notwendigkeit, mit ihr eine Zeitlang Franzöſiſch und Engliſch zu radebrechen. Er war ſehr froh, als er ſie an den jungen Amerikaner zurückgeben konnte. Zur gleichen Zeit wurde Stoß von ſeinem Diener, wie immer am Rockkragen, über Deck transportiert. Der Armloſe nahm Gelegenheit, auf dieſe Art der Beförderung ſpaßhaft hinzuweiſen: er nannte ſie eine Überland- und Überſee-Privatextrapoſt. Friedrich ſchob einen Deckſtuhl herbei, weil er Luſt bekam, mit dem Artiſten zu plaudern, und dieſer wurde von ſeinem Burſchen mit Geſchick und Umſicht niedergeſetzt.

„Wenn das Wetter ſo bleibt,“ ſagte Artur Stoß, „können wir im Laufe des Dienstags am Pier in Hoboken feſtmachen. Aber nur, wenn das Wetter ſo bleibt. Wie der Kapitän mir ſagt, laufen wir endlich volle Kraft, ſechzehn Knoten die Stunde.“ — Friedrich erſchrak! Im Laufe des Dienstags alſo mußte das gemeinſame Leben mit Ingigerd zwiſchen den gleichen Wänden zu Ende ſein.

„Die Kleine iſt ein pikantes Luderchen“, ſagte Stoß, als ob er Friedrichs Gedanken erraten hätte. „Mir iſt es nicht wunderbar, wenn ein unerfahrener Mann dieſem Früchtchen verfällt. Freilich, man ſoll ſie mit Handſchuhen anfaſſen!“ — Friedrich litt Pein. Indem er den armloſen Rumpf ſeitlich anſchielte, krümmte ſich ſeine Seele unter dem Fluch der Schmach und der eigenen Lächerlichkeit.

Aber Stoß fuhr fort, über Erotik im allgemeinen zu philoſophieren. Er, der armloſe Don Juan, las Friedrich über die Art mit Weibern umzugehen ein Privatiſſimum. Dabei kam er ins Renommieren, und ſeine Intelligenz ſchrumpfte im genauen Verhältnis zum Wachstum ſeiner Eitelkeit. Irgend ein quälender Trieb in ihm ſchien dahin gerichtet, dem anderen als Mann zu imponieren.

Ein Dienſtmädchen führte Kinder vorüber. Friedrich atmete auf, denn Stoß wurde hierdurch abgelenkt. Er rief: „Nun Roſa, was macht die Gnädige?“ Roſa antwortete: „Sie kommt nicht herauf. Sie iſt beim Kartenlegen und Tiſchrücken.“ Der Burſche Bulke, vor deſſen Augen das Kindermädchen Gnade gefunden zu haben ſchien, half ihr die Kleinen auf Stühle ſetzen. Und Friedrich erkannte in ihr die gleiche Landpomeranze wieder, die im Raſierſalon Eau de Cologne gekauft, und deren unerquickliche Dienſtverhältniſſe er durch den Barbier erfahren hatte.

Dieſe Verhältniſſe fanden jetzt auch durch Artur Stoß Beſtätigung: „Da iſt eine Frau Liebling,“ ſagte er, „die gegen dieſe Perle von einem Domeſtiken den Oberſteward zu Hilfe ruft. Pfundner hat ihr aber geſagt, ſie müſſe dieſe geradezu exemplariſche Roſa, ſtatt ſie zu verklagen, in Watte packen.“ Der Armloſe ſchloß: „Solche Weiber wiſſen oft nicht, was ſie tun.“

Noch erklang die Muſik, noch leuchtete die Sonne aufs trockene Deck, wo die reiſende Welt in oberflächlichſter Laune, angeſichts der Unendlichkeit von Himmel und Waſſer, tanzte und tänzelte, als Friedrich in den Maſchinenraum gerufen ward. Der Abſtieg führte eine ſenkrechte eiſerne Leiter hinunter, durch dicken Öldunſt und künſtliches Licht, einen Weg, der Friedrich unendlich ſchien. Um ihn arbeiteten die Maſchinen. Über gewaltige Schwungräder liefen breite, ſauſende Schwungriemen. An dicken metallenen Achſen drehten ſich große metallene Scheiben, verbunden mit Rädern und Rädchen, die alle beſondere Arbeit verrichteten. Friedrichs Augen ſtreiften die ungeheuren Zylinder, in denen gepreßter Dampf pumpenſchwengelartige Kolben und durch ſie die große Welle bewegte, die, längs der Kiellinie eingebaut, nach rückwärts ging.

Maſchiniſten ſtiegen mit Lappen und Ölkännchen zwiſchen den kreiſenden Eiſenmaſſen herum, mit einer ſtaunenerregenden Sicherheit und Verwegenheit, wo doch jede noch ſo geringe unüberlegte Bewegung todbringend ſein mußte.

Und immer noch weiter ging es hinab, bis dorthin, wo von vielen Schaufeln, in den Händen nackter Heloten, Kohle in die Weißglut unter den Keſſeln flog. Man war in eine nach Kohle, Brand und Schlacke riechende Hölle gelangt, die durch weißglutſpeiende Ofenlöcher erleuchtet wurde.

Friedrich rang nach Luft. Der Abgrund, in dem er ſich zu befinden ſchien, beſaß eine ſolche Temperatur, daß ihm ſofort der Schweiß den Nacken hinabrieſelte. Noch ganz von der Neuheit des Eindrucks hingenommen und ganz vergeſſend, daß er ſich eigentlich umgeben von Waſſer tief unter der Meeresfläche befand, bemerkte er plötzlich Doktor Wilhelm und zugleich einen Leichnam, der weiß auf ſchwarzem Gerölle lag.

Einen Augenblick ſpäter hatte Friedrich, nur noch ganz Arzt, das Stethoſkop Doktor Wilhelms in der Hand, um das Herz des Gefallenen zu behorchen. Seine Kollegen, von oben bis unten geſchwärzt mit Steinkohlenſtaub, raſtlos in den Dienſt der Maſchine geſtellt, warfen kaum hie und da, wenn ſie Bier oder Waſſer in ſich hineinſchütteten, einen Blick auf ihn. „Er iſt," ſagte Wilhelm, „vor kaum drei Minuten zuſammengeſtürzt; der dort, der Friſchgewaſchene, iſt ſein Nachfolger."

„Er wollte eben Kohle ins Loch ſchleudern," erklärte ſchreiend — denn man konnte beim Scharren der Schaufeln, beim Schlagen der eiſernen Ofentüren nur ſchwer verſtehen! — erklärte ſchreiend der Maſchiniſt, der Friedrich heruntergeleitet hatte, „da flog ihm die Schaufel weit aus der Hand und hätte beinahe noch einen Kohlenzieher zu Schaden gebracht. Der Mann,“ fuhr er fort, „iſt in Hamburg angemuſtert. Als er aufs Schiff kam, dachte ich gleich: wenn das man gut abgeht, mein Junge. Aber er machte noch einen krampfhaften Witz und ſagte: wenn's Herz man jut is, Herr Maſchiniſt! Und er tat mir auch leid, denn er konnte auf andere Weiſe nicht über den großen Teich und wollte um jeden Preis irgend jemand nach vierzehnjähriger Trennung wiederſehen.“

„Exitus“, ſagte Friedrich, als er die Bruſt des Verunglückten lange behorcht hatte. Man konnte auf der bläulich wächſernen Haut über den Rippen des armen Heizers noch einige Augenblicke die Ringe vom Druck des Hörrohrs ſehen. Dem Toten fiel das Kinn herunter. Es wurde mit Friedrichs weißem Taſchentuch feſtgemacht.

„Er iſt ſchlecht gefallen“, bemerkte Wilhelm. Die Kante einer gewaltigen Schraubenmutter hatte ihm eine tiefe, verbrannte, ſchwarz blutende Wunde an der Schläfe gemacht.

Und nun ſtiegen die Ärzte wieder an Deck, und das Opfer der Ziviliſation, der noch mit den Schweißperlen ſeiner furchtbaren Tätigkeit überdeckte moderne Galeerenſklave, der mit dem umgebundenen Tuch ausſah wie jemand, der Zahnſchmerzen hat, wurde von mehreren Männern, ebenfalls aus der glühenden Hölle, empor, in den für Tote beſtimmten Raum geſchleppt.

Doktor Wilhelm mußte den Kapitän benachrichtigen. Ohne daß jemand an Deck, wo die Muſik ſoeben ihre letzten Takte hinausſchmetterte, etwas ahnen durfte und ahnte, hatte man den Leichnam, mit Hilfe der Schweſter vom Roten Kreuz, auf einer Matratze hingebettet, wo nach kurzer Zeit ein Kreis gewichtiger Männer, darunter der Zahlmeiſter und die Ärzte, mit dem Kapitän an der Spitze, um den Toten verſammelt war.

Kapitän von Keſſel gab Befehl, den Tod des Heizers geheimzuhalten und erſuchte die beiden Ärzte darum. Dann mußten Schreibereien und Formalitäten erledigt werden, bis es draußen ganz dunkel geworden war und der first call for dinner, die bekannte helle Trompete des „Roland“, über Deck und durch die Gänge der erſten Klaſſe erſcholl.

Während dieſer Zeit hatte ſich Friedrich in ſeiner Kabine umgezogen. Als er im Speiſeſaal erſchien, herrſchte bereits ein reger Zuzug von Toiletten. Nahezu vollzählig kamen die Damen in den vom Glanz des elektriſchen Lichtes feſtlichen Raum hereingerauſcht. Friedrich bemerkte allerdings, ſobald er auf ſeinem Platze ſaß und beobachtete, wie ſich viele der Schönen beim Eintritt erſt einen Mut faſſen mußten, um dann mit graziöſem Humor über die Furcht vor der Seekrankheit hinwegzutänzeln.

Aber wirklich, außer dem leiſen Beben, das, wie überall im „Roland“, durch Dielen und Wände ging, war die Schiffsbewegung kaum zu empfinden. Die Muſik begann, und die Schar der livrierten Stewards, die hereineilte, konnte, ohne zu balancieren, zu den Reihen der Tafelnden hingelangen. „Galatafel“, ſagte, nach einem befriedigten Rundblick ſich niederlaſſend, der Kapitän.

Man war ſchon beim Fiſch, als Ingigerd von dem plumpen und ſehr gewöhnlich ausſehenden Achleitner hereingeführt wurde. Friedrich hätte verſinken mögen, ſo unvorteilhaft ſah die Kleine aus, ſo peinlich wirkte der ganze Aufzug. Der Schiffsfriſeur hatte aus ihrem blonden Haar einen ſchrecklichen Berg von Friſur gemacht, ſie hatte ein ſpaniſches Tuch um die Schultern, als ob ſie Carmen agieren wollte, eine überaus dürftige, wirklich faſt klägliche Carmen, die denn auch von einem Ende zum andern längs der ganzen Tafel beißenden Spott und Hohn entzündete. Friedrich dachte, indem er den Fiſch mit der Gräte verſchlang, was hat ſie für giftgrüne Strümpfe an? und warum trägt ſie denn dieſe gemeinen Goldkäferſchuhe. „Etwas Kreide,“ ſagte ein Herr, „für die Sohlen der Dame. Die Dame will Seil tanzen.“ Von den Lippen der Herren und aus den Augen der Damen ſtieg eine Wolke von Boshaftigkeit. Man verſchluckte ſich, mußte die Serviette vorhalten. Nicht alle Bemerkungen wurden etwa diskret gemacht, und im Kreiſe der Kartenſpieler, die wieder Sekt tranken, nahm der Hohn ſogar rohe Formen an.

Friedrich glaubte nicht recht zu ſehen, als plötzlich dieſes kleine Scheuſal mit einer kompromittierenden Intimität vor ihm ſtand und ihn mit einer ſchmollenden Anrede auszeichnete. „Wann kommen Sie wieder zu mir?“ fragte ſie, oder ſo etwas, worauf Friedrich entſetzt irgend etwas antwortete. Hälſe in Stehkragen, nackte, mit Ketten und Perlen geſchmückte Hälſe wandten ſich. Friedrich konnte ſich nicht erinnern, etwas ähnlich Peinliches je erlebt zu haben. Ingigerd ſah es nicht und fühlte es nicht. Achleitner gab ſich Mühe, ſie fortzubringen, weil er ſich ebenfalls unter dem Kreuzfeuer der Geſellſchaft nicht wohlbefand.

Endlich entfernte ſie ſich mit den Worten: „Pfui, Sie ſind fad! Sie ſind dumm! Ich mag Sie nicht!“ Woraufhin an der Kapitäns-Ecke ein lang andauerndes, ziemlich befreiendes Gelächter zum Ausbruch kam.

„Sie können mir glauben, meine Herren,“ ſagte Friedrich mit einer leidlich geſpielten ironiſchen Trockenheit, „daß ich weder weiß, wie ich dieſe ſoeben genoſſene Auszeichnung verdient habe, noch wie ich ſie mir in Zukunft verdienen ſoll.“ Dann wurde von anderen Dingen geſprochen.

Das heitere Wetter und die Erwartung einer geruhſamen Nacht erfüllte die Tiſchgeſellſchaft mit ſorgloſer Heiterkeit. Man aß, man trank, man lachte und flirtete, alles mit dem ſchönen

Bewußtſein, ein Bürger des neunzehnten und bald des wahrſcheinlich noch köſtlicheren zwanzigſten Jahrhunderts zu ſein.

Als die beiden Ärzte nach Tiſch in der Doktorkabine beiſammen ſaßen, bildete das Thema die Bilanz der modernen Kultur.

„Ich fürchte,“ ſagte Friedrich, „daß der weltumſpannende Verkehrsapparat, der angeblich im Beſitze der Menſchheit iſt, vielmehr ſeinerſeits die Menſchheit beſitzt. Wenigſtens ſehe ich bis jetzt noch nichts davon, daß die ungeheuren Arbeitskräfte der Maſchinen die zu leiſtende Menſchenarbeit verringert hätten. Die moderne Maſchinenſklaverei iſt die impoſanteſte Sklaverei, die es jemals gegeben hat; aber ſie iſt eine Sklaverei! Wenn man fragt, ob das Zeitalter der Maſchinen das menſchliche Elend vermindert hat? muß man bis jetzt mit Nein antworten. — Ob es das Glück und die Möglichkeiten zum Glück geſteigert hat? wieder lautet bis jetzt die Antwort: Nein!“

„Deshalb kann man ſehen,“ ſagte Wilhelm, „wie jeder dritte gebildete Menſch, den man trifft, ein Schopenhauerianer iſt. Der moderne Buddhismus macht reißende Fortſchritte.“

„Jawohl,“ ſagte Friedrich, „denn wir leben in einer Welt, die ſich fortgeſetzt ungeheuer imponiert und ſich dabei mehr und mehr ungeheuer langweilt. Der Menſch der geiſtigen Mittelklaſſe tritt mehr hervor, iſt inhaltsloſer als irgendwann, dabei blaſierter und überſättigt. Keine Art Idealismus, keine Art wirklich großer Illuſion kann mehr ſtandhalten.“

„Ich gebe zu,“ ſagte Wilhelm, „daß die gewaltige Kaufmannsfirma Ziviliſation mit allem geizt, nur nicht mit dem Menſchen, noch mit dem, was an ihm das Beſte iſt. Sie wertet es nicht und läßt es verkümmern. Aber uns bleibt ein Troſt: ich glaube, daß dieſe Firma doch das Gute beſitzt, uns von den ärgſten Barbarismen der Vergangenheit ein für allemal loszutrennen, ſo daß zum Beiſpiel eine Inquiſition, ein hochnotpeinliches Halsgericht und ähnliches nicht mehr möglich iſt.“

„Wiſſen Sie das ganz gewiß?“ fragte Friedrich, „und finden Sie es nicht ſonderbar, wie neben den höchſten Errungenſchaften der Wiſſenſchaft, Spektralanalyſe, Geſetz von der Erhaltung der Kraft etc. die älteſten Köhlerirrtümer immer noch machtvoll fortbeſtehen? Ich bin nicht ſo ſicher, daß ein Rückfall ſelbſt in die grauenvollſten Zeiten des Malleus maleficarum unmöglich iſt!“

In dieſem Augenblick kamen zugleich ein Steward, dem geklingelt worden war, und der Schiffsjunge Pander herein. Wilhelm ſagte: „Kollege, mir iſt ſo, wir müſſen Champagner trinken. Adolf,“ wandte er ſich an den Steward, „bringen Sie eine Pommery.“ „Es geht über den Sektkeller“, ſagte Adolf. „Natürlich, die Leute ſind alle froh, daß wir geſtern und vorgeſtern nicht erſoffen ſind.“ Der Schiffsjunge war vom Kapitän geſchickt, um den Totenſchein für den Heizer zu holen. Der tote Heizer hieß Zickelmann. Im Notizbuch des armen Menſchen hatten ſich Anfänge eines Briefes gefunden, die etwa ſo lauteten: „Ich habe vergeſſen, wie Du ausſiehſt, liebe Mutter! Es geht mir ſchlecht, aber ich muß doch einmal zu Dir, nach Amerika, Dich wiederſehen! Es iſt doch traurig, wenn man in der ganzen Welt keinen Anverwandten hat! Liebe Mutter, ich will Dich nur einmal anſehen und werde Dir wirklich ſonſt nicht zur Laſt fallen.“

Der Champagner erſchien, und es dauerte nur eine kurze Zeit, bis die erſte Flaſche durch eine zweite erſetzt wurde. „Wundern Sie ſich nicht, Kollege,“ ſagte Friedrich, „wenn ich heute unmäßig bin. Vielleicht, daß ich mit Hilfe dieſer Medizin einige Stunden ſchlafen kann.“

Es war halb elf, und die Ärzte ſaßen noch immer zuſammen. Wie es bei alten Studenten und Fachgenoſſen natürlich war, die ſich einander genähert hatten, bewirkte der Wein einen hohen Grad von Vertraulichkeit.

Er ſei, ſagte Friedrich, mit einem allzu günſtigen Vorurteil in die Welt getreten, er habe aus einer Art Idealismus die Militär- und Regierungskarriere abgelehnt. Er habe dann das Studium der Medizin in dem Glauben ergriffen, er könne dadurch der Menſchheit nützlich ſein. In dieſem Glauben ſei er getäuſcht worden. „Denn ſchließlich, Kollege, der wirkliche Gärtner ſorgt für einen Garten voll geſunder Bäume, aber unſere Arbeit iſt einer aus kranken Keimen ſtammenden, kränklich vermickerten Vegetation gewidmet!“ Deshalb war Friedrich, wie er ſagte, in den Kampf gegen die ſchrecklichſten Menſchenfeinde, die Bakterien, eingetreten. Er wollte indeſſen nicht verſchweigen, daß ihn die öde, geduldige und mühſame Facharbeit ebenfalls nicht habe befriedigen können. Die Fähigkeit zu verknöchern beſitze er nicht, die für einen Fachmann nötig ſei. „Als ich ſechzehn Jahre alt war, wollte ich Maler werden. Am Seziertiſch, im Leichenſchauhaus in Berlin, habe ich, wie ich nicht leugnen kann, Gedichte gemacht. Heut wär ich am liebſten ein freier Schriftſteller. Aus alledem, lieber Kollege, können Sie ſehen,“ ſchloß Friedrich, auf eine ironiſche Weiſe auflachend, „daß mein Leben ziemlich zerriſſen iſt.“

Wilhelm wollte das keineswegs zugeben.

Aber Friedrich fuhr fort: „Es iſt ſo! Ich bin ein echtes Kind meiner Zeit und ſchäme mich deshalb nicht! Jeder einzelne Menſch von Bedeutung iſt heut ebenſo zerriſſen, wie es die Menſchheit im ganzen iſt. Ich habe dabei allerdings nur die führende europäiſche Miſchraſſe im Auge. In mir ſteckt der Papſt und Luther, Wilhelm der Zweite und Robespierre, Bismarck und Bebel, der Geiſt eines amerikaniſchen Multimillionärs und die Armutsſchwärmerei, die der Ruhm des heiligen Franz von Aſſiſi iſt. Ich bin der wildeſte Fortſchrittler meiner Zeit und der allerwildeſte Reaktionär und Rückſchrittler. Der Amerikanismus iſt mir verhaßt, und ich ſehe in der großen amerikaniſchen Weltüberſchwemmung und Ausbeuter-Herrſchaft doch wieder etwas, was einer der berühmteſten Arbeiten des Herkules im Stall des Augias ähnlich iſt."

„Es lebe das Chaos", ſagte Wilhelm.

Sie ſtießen an. „Ja," ſagte Friedrich, „aber nur, wenn es einen tanzenden Himmel oder mindeſtens einen tanzenden Stern gebiert."

„Man ſoll ſich vor tanzenden Sternen in acht nehmen!" ſagte lachend der Schiffsarzt und ſah Friedrich etwas vielſagend an.

„Was wollen Sie machen," erwiderte der, „wenn Ihnen erſt ſo ein verfluchtes Peſtgift im Blute ſitzt?"

Dieſe plötzliche Beichte erſchien unter dem Einfluß des Weines Wilhelm wie Friedrich ſelbſtverſtändlich.

Wilhelm zitierte: „Es lebt eine Ratt' im Kellerneſt." „Naja, naja," meinte Friedrich, „aber was tut man dagegen?" Und dann lenkte er wieder ein und ab.

„Für was ſoll man ſich eigentlich noch intakt halten, da einem doch nun, wie dem berühmten Gerber, die Felle, alias Ideale, fortgeſchwommen ſind. Ich habe alſo mit meiner Vergangenheit reinen Tiſch gemacht. Deutſchland iſt mir ins Meer verſunken! Gut ſo! Was erſieht man ſich ſchließlich daran? Iſt es denn wirklich noch immer das ſtarke, geeinigte Reich, oder nicht vielmehr eine Beute, um die noch immer Gott und der Teufel, ich wollte ſagen Kaiſer und Papſt miteinander ſtreiten? denn man muß ſagen, daß durch länger als ein Jahrtauſend das einigende Prinzip das kaiſerliche geweſen iſt. Man redet vom Dreißigjährigen Krieg, der Deutſchland zerriſſen hat! ich rede lieber vom tauſendjährigen, von dem der Dreißigjährige nur der ſchlimmſte Anfall jener den Deutſchen eingeimpften religiöſen Dummheitsſeuche iſt. Ohne die Einheit aber gleicht das Reich einem recht ſonderbaren Gebäude, deſſen Ziegelſteine nur zum geringſten Teil im Beſitz ſeines Eigentümers oder ſeiner Bewohner ſind und die der Gläubiger mit der Tiara, zu Rom, lockert und lockert, immer erpreſſeriſch mit Zerſtörung des Hauſes drohend, bis er ſie wirklich mit Zins und Zinſeszins zurücknehmen kann. Dann gibt es im beſten Fall einen Trümmerhaufen.

Man könnte ſchreien und ſich die Haare raufen, daß der Deutſche nicht ſieht, wie im Souterrain ſeines eigentümlichen Hauſes eine verſchloſſene, geheime, furchtbare Blaubartskammer iſt. Aber durchaus nicht für Weiblein allein. Er ahnt nicht, welche geiſtlichen Folterwerkzeuge dort zum Gebrauche bereitſtehen: geiſtlich inſofern, als ſie, dem fanatiſchen Wahnwitz einer blutrünſtigen Pfaffenidee dienſtbar, zur ſcheußlichen Marter des Körpers bereitſtehen. Wehe! wenn dieſe Tür ſich einmal öffnet, wie denn fortwährend an ihren Schlöſſern gerüttelt wird: dann wird man alle blutigen Greuel des Dreißigjährigen Krieges, die entartete Schlachthaus-Grauſamkeit der Ketzergerichte wiederum blutig aufblühen ſehen.“

„Darauf,“ ſagte Wilhelm, „wollen wir aber nicht anſtoßen! Dann ſagen wir lieber: es lebe das geſunde ehrlich-zyniſche Ausbeuterideal von Amerika mit ſeiner Verflachung und Toleranz.“

„Ja, tauſendmal lieber“, ſagte Friedrich! Und ſo ward auf Amerika angeſtoßen.

Eine Stewardeß aus der zweiten Kajüte brachte plötzlich die ſiebzehnjährige ruſſiſche Jüdin aus dem Zwiſchendeck hereingeführt, die ein Taſchentuch vor die Naſe hielt, weil ſie an unſtillbarem Naſenbluten zu leiden hatte. „Oh, ich ſtöre“, ſagte die Ruſſin und wich einen halben Schritt aus der Tür an Deck zurück. Wilhelm erſuchte ſie, näher zu treten. Nun war aber die Begleitung des Mädchens für die Stewardeß nicht der

Grund, weshalb ſie zu Doktor Wilhelm gekommen war. Sie flüſterte ihm einige Worte ins Ohr, die ihn veranlaßten, mit einer Entſchuldigung gegen Friedrich aufzuſpringen. Er nahm die Mütze und ging mit der Stewardeß davon, die Ruſſin dem Kollegen empfehlend.

„Sie ſind Arzt?" ſagte die Ruſſin. Friedrich beſtätigte und hatte bald ohne viele Worte, indem er die Patientin ſich lang auf den Diwan ſtrecken ließ, durch einen Tampon die Blutung zum Stehen gebracht. Die Tür an Deck war offen geblieben, weil Friedrich den Zuſtrom friſcher Seeluft für heilſam hielt.

„Meinethalben können Sie ruhig rauchen", ſagte die Ruſſin nach einiger Zeit, weil ſie bemerkt hatte, wie Friedrich ſich mehrere Male in der Zerſtreuung eine Zigarette anzünden wollte, es aber immer wieder im letzten Moment unterließ.

Er ſagte kurz: „Nein, ich rauche jetzt nicht."

„Aber, dann könnten Sie mir vielleicht eine Zigarette geben," ſagte die Ruſſin, „ich langweile mich."

„Das gehört ſich ſo," ſagte Friedrich, „ein Patient ſoll ſich langweilen."

„Wenn Sie mir eine Zigarette erlaubt haben," erklärte die Leidende, „werde ich nachher ſagen: jawohl, Sie haben ganz recht, mein Herr."

Friedrich ſagte: „Ich weiß, daß ich recht habe! und von Zigarettenrauchen kann in dieſem Augenblick nicht die Rede ſein."

„Ich will aber rauchen," ſagte ſie, „Sie ſind ungezogen."

Friedrich ſah die Ruſſin, die eigenſinnig ihre Ferſe ein wenig erhoben und wieder auf das lederne Polſter hatte fallen laſſen, mit einem abſichtlich finſtren Geſichte an.

„Glauben Sie, daß ich deshalb Rußland verlaſſen habe, um im Ausland erſt recht von jedermann kommandiert zu ſein?"

ſagte das Mädchen mit nörgelnder Stimme. Sie fuhr fort: „Mir iſt kalt! bitte ſchließen Sie doch die Tür."

„Wenn Sie es wünſchen, ſo will ich die Tür ſchließen", ſagte Friedrich. Er tat es mit einem nicht ganz ehrlichen Anſchein von Reſignation.

Friedrich, der am Morgen im Zwiſchendeck ſich durch einen Blick mit dieſer Deborah verſtändigt hatte, ſehnte, trotzdem ihm der Wein oder weil ihm der Wein im Kopfe ſaß, Doktor Wilhelm herbei, deſſen Rückkunft ſich verzögerte. Als ſeine Patientin nun eine Weile geſchwiegen hatte und Friedrich eine Unterſuchung der Wattepfropfen in ihrem Näschen für notwendig fand, bemerkte er Tränen in ihren Augen.

„Was gibt's?" fragte Friedrich, „warum weinen Sie denn?"

Da kämpfte ſie plötzlich gegen ihn mit Händen und Armen an, nannte ihn Bourgeois und wollte aufſpringen. Aber Friedrichens ſanfte, überlegene Kraft brachte ſie bald in die ruhende Lage zurück. Dann nahm er, wie früher, abwartend Platz.

„Mein liebes Kind," ſagte er, weich und ſanftmütig, „Sie werfen da auf eine höchſt ſonderbare Weiſe mit gewiſſen Ehrentiteln um ſich herum, die wir nicht weiter erörtern wollen. Sie ſind nervös. Sie ſind aufgeregt!"

„Niemals würde ich erſte Kajüte reiſen!"

„Warum nicht?"

„Weil es bei dem Elend, in dem die Mehrzahl der Menſchen ſchmachtet, eine Gemeinheit iſt. Leſen Sie Doſtojewski, leſen Sie Tolſtoi! leſen Sie Krapotkin. Wir werden gejagt! Wir werden gehetzt! Es iſt gleich, hinter welchem Zaune wir ſterben."

„Wenn es Sie intereſſiert," ſagte Friedrich, „ich kenne ſie alle: Krapotkin, Tolſtoi und Doſtojewski. Aber glauben Sie nicht, daß Sie die einzige Gehetzte auf der Erde ſind. Ich bin auch gehetzt. Wir ſind alle gehetzt, meine Beſte."

„Ach, Sie fahren in der erſten Kajüte," gab ſie zurück, „und

Sie ſind auch kein Jude. Ich bin eine Jüdin! Haben Sie eine Ahnung, was es bedeutet, wenn man in Rußland gelebt hat und Jüdin iſt?“

„Dafür kommen wir jetzt in die neue Welt“, ſagte Friedrich.

„Ich kenne mein Schickſal“, ſagte ſie. „Wiſſen Sie vielleicht, in welche verfluchten Ausbeuterhände ich gefallen bin?“

Das Mädchen weinte, und da ſie jung und von ähnlicher Zartheit der Geſtalt, wie Ingigerd, nur von einer ganz anderen, dunkelhaarigen und dunkeläugigen Raſſe war, fühlte ſich Friedrich ſchwach werden. Sein Mitleid wuchs, und er wußte wohl, daß Mitgefühl die ſicherſte Brücke der Liebe iſt. Deshalb zwang er ſich nochmals zu einer harten Entgegnung.

Er ſagte: „Ich bin hier Arzt, ich vertrete hier einen Kollegen. Was geht es mich an, und wie kann ich es ändern, wenn Sie in Ausbeuterhände gefallen ſind. Außerdem ſeid ihr intellektuellen Ruſſen und Ruſſinnen alle hyſteriſch! Und das iſt ein Zug, der mir nachgerade widerlich iſt.“

Sie fuhr empor und wollte davonrennen. Friedrich, um ſie feſtzuhalten, griff ſie erſt am rechten und dann auch am linken Handgelenk. Da ſah ſie ihn mit einem ſolchen Blicke von Haß und Verachtung an, daß er die ganze leidenſchaftliche Schönheit des Mädchens empfinden mußte.

„Was habe ich Ihnen getan?“ fragte Friedrich, der im Augenblick wirklich erſchrocken war und nicht wußte, ob er nicht etwa tatſächlich etwas verbrochen habe. Er hatte getrunken. Er war aufgeregt. Was ſollte jemand, der jetzt dazukam, von ihm denken? Hatte nicht ſchon das Weib des Pharao, jene Potiphar, der Joſeph entlief, mit Vorteil zu einem bekannten Mittel gegriffen? Er wiederholte: „Was hab ich getan?“

„Nichts,“ ſagte die Ruſſin, „außer was Ihnen gewöhnlich iſt: nämlich, ein ſchutzloſes Mädchen beleidigen.“

„Sind Sie wahnſinnig?“ fragte Friedrich.

Plötzlich gab ſie zur Antwort: „Ich weiß es nicht.“ Und in dieſem Augenblick veränderte ſich der harte, gehäſſige Ausdruck ihres Geſichts und verwandelte ſich in Hingabe, eine Verwandlung, die für einen Mann wie Friedrich ebenſo rührend, wie unwiderſtehlich war. Er vergaß ſich. Auch er war ſeiner nun nicht mehr mächtig.

Dieſes ſonderbare Ereignis mit Kommen, Sehen, Lieben und für immer Abſchiednehmen war traumhaft vorübergeeilt. Da Wilhelms Rückkehr ſich noch immer verzögerte, trat Friedrich, nachdem ſein Beſuch geflohen war, auf Deck hinaus, wo ihn der Eindruck des ausgeſtirnten Himmels über dem unendlichen Ozean gleichſam reinigte. Er war von Natur und Gewohnheit kein Don Juan, deshalb mußte er ſtaunen, daß ihm das ungewöhnliche Abenteuer als das Natürlichſte von der Welt erſchien.

In dieſer Stunde hatte Friedrich eine bis ins Innerſte erfühlte ſchmerzliche Viſion der Summe vom Leben und Sterben innerhalb irdiſcher Jahrmillionen. Aber der Tod mußte etwas vor dem Beginne ſein. Tod und Tod, das waren die Grenzen, dachte Friedrich, für ungeheure Summen von Sorge, Hoffnung, Begierde, Genuß, — der ſich aber ſogleich wieder ſelbſt verzehrte! — für erneute Begierde, Illuſion von Beſitz, Realität von Verluſt, für Nöte, Kämpfe, Einigungen und Trennungen, alles unaufhaltſame Vorgänge und Durchgänge, die mit Leiden und wieder Leiden verbunden ſind. Es beruhigte Friedrich, vorauszuſetzen, daß nun, bei ſo ruhiger Fahrt, die Ruſſin und alle übrigen Leidensgefährten wahrſcheinlich, von dem großen Wahnwitz des Lebens erlöſt, in einem bewußtloſen Schlummer lagen.

So grübelnd und auf den Schiffsarzt wartend, hatte ſich Friedrich vom Rande des Decks aus beiläufig umgewandt und bemerkte, nicht weit vom Schornſtein, in einem Winkel, halb an die Wand gekauert, eine dunkle Maſſe, die ihm aus irgendeinem Grunde ſeltſam ſchien. Näher tretend erkannte er einen ſchlafenden Mann, deſſen Mütze über die Augen gezogen war und der, an der Erde ſitzend, den bärtigen Kopf auf einem Feldſtuhl zur Ruhe gelegt hatte. Dieſer Mann, wie Friedrich ſich überzeugte, war Achleitner. Auf die Frage, die Friedrich ſich ſtellen mußte, weshalb er bei vier oder fünf Grad Kälte hier hockte und nicht zu Bette lag, hatte er bald die richtige Antwort: denn drei Schritte entfernt befand ſich die Tür zur Kabine Ingigerds. Achleitner konnte der treue Hund, im Sinne des Wächters, im Sinne des Zerberus und im Sinne des von Tollwut beſeſſenen Eiferſüchtigen ſein. „Armer Bengel,“ ſagte Friedrich ganz laut, „armer, blöder Achleitner!“ Und neben dem echteſten, beinahe zärtlichen Mitgefühl, kam Friedrich der ganze Jammer des liebenden und enttäuſchten Mannes an, wie er von Nietzſche und Schopenhauer bis hinab zu Buddha Gotama zu verfolgen iſt, den ſein Schüler Ananda fragt: Wie ſollen wir uns, Herr, gegen ein Weib benehmen? und der da antwortet: Ihr ſollt ihren Anblick vermeiden, Ananda! weil des Weibes Weſen, ſagte er, unergründlich verborgen, wie der Weg des Fiſches im Waſſer ſei, und ihnen die Lüge wie Wahrheit, und die Wahrheit wie Lüge wäre.

„Pſt, Kollege, was machen Sie hier?“ Mit dieſen Worten war leiſe ſchreitend Doktor Wilhelm herangetreten, der etwas, ſorgſam eingewickelt, in Händen trug. „Wiſſen Sie, wer hier liegt?“ ſagte Friedrich, „das iſt Achleitner!“ „Er hat aufpaſſen wollen,“ bemerkte Wilhelm, „daß die Frequenz dieſer Tür dort nicht zu lebhaft wird.“ Friedrich ſagte: „Wir müſſen ihn aufwecken.“ Wilhelm: „Warum denn? ſpäter! wenn Sie zu Bette gehn!“ „Ich werde jetzt gehen“, ſagte Friedrich. Wilhelm: „Kommen Sie erſt noch einen Augenblick zu mir herein.“

In ſeiner Kabine wickelte der Arzt den naſſen Embryo eines menſchlichen Kindes aus Packpapier. „Sie hat ihren Zweck erreicht“, ſagte er und meinte das Mädchen in der zweiten Kajüte, die ſeiner Anſicht nach die Reiſe zu keinem anderen Zweck, als um ihre Laſt dabei zu verlieren, gemacht hatte. Und Friedrich wußte beim Anblick dieſes anatomiſchen, kleinen Objektes nicht, ob wirklich Geborenwerden, oder Nicht-zum-Leben-Erwachen das beſſere wäre.

Dann ging er, weckte den ſchlafenden Achleitner und führte den unverſtändliche Worte murmelnden, widerſpenſtigen, aber im Gehen ſchlafenden Mann unter Deck und in ſeine Kabine hinab. Nicht ohne Grauen vor den Foltern der Schlafloſigkeit ſuchte auch Friedrich nun ſein Lager.

Friedrich entſchlief ſogleich; allein, als er aufwachte, war es erſt zwei Uhr nach Mitternacht. Das Schiff lag immer noch ruhig, und man hörte die Schraube gleichmäßig unter Waſſer arbeiten. Wenn das Leben in Zeiten großer pſychiſcher Kriſen an ſich ein Fieber iſt, ſo ſteigern Reiſen und ſchlafloſe Nächte noch dieſes Fieber. Friedrich kannte ſich und erſchrak, als er ſich nach ſo kurzer Zeit um den Frieden des Schlafes betrogen glaubte.

Aber war es wirklich ein Friede geweſen? Er hatte geträumt, er war Hand in Hand mit Achleitner unter den ſchwarzen Witwen aus Kohlenqualm, die von den Schloten des „Roland“ aus über den Ozean zogen, endlos, endlos davongewandert. Er hatte, gemeinſam mit der ruſſiſchen Jüdin aus Odeſſa, den toten Heizer Zickelmann in den blauen Damenſalon mit ſchwerer Mühe heraufgetragen und mittels eines Serums, deſſen Entdecker er war, ins Leben zurückgebracht. Dann hatte er einen Streit geſchlichtet, der zwiſchen der Ruſſin und Ingigerd Hahlſtröm ausgebrochen war, die einander tätlich anfielen und mit leidenſchaftlichen Schimpfreden überſchütteten. Dann wieder ſaß er mit Doktor Wilhelm in deſſen Apotheke und beobachtete gemeinſam mit ihm, wie weiland Wagner, einen Homunkulus, der ſich noch embryonal in einer gläſernen Kugel unter Lichterſcheinungen ausbildete. Die Menſchen ſteigen wie Blaſen im Waſſer auf, ſagte Wilhelm, man weiß nicht woher, man weiß nicht wohin! — und zerplatzen. Dabei plapperte der weiße Kakadu Ingigerds im Tone von Artur Stoß, indem er ſagte: „Ich bin heute ſchon vollkommen unabhängig! ich reiſe, weil ich mein Vermögen abrunden will.“ Indem Friedrich aller dieſer Dinge ſich zu erinnern glaubte, träumte er bereits wieder. Plötzlich fuhr er auf mit den Worten: „Ich nehme Sie bei den Ohren, Hans Füllenberg!“ Gleich darauf hielt er im Rauchzimmer eine vernichtende Strafpredigt, worin er den Herrn, der ſeine geheime Beziehung zu Ingigerd entweiht hatte, moraliſch niederſchlug.

Und wieder fing das Wandern Hand in Hand mit Achleitner und den qualmigen Witwen über die Waſſerwüſte an. Das mühſame Schleppen, gemeinſam mit der jungen Verehrerin Krapotkins, des nackten toten Heizers, treppauf und treppunter. Der Zank der Frauen, die Abkanzelungen Füllenbergs und des Menſchen im Rauchzimmer wiederholten ſich. Und immer qualvoller wurden die Wiederholungen. Der Homunkulus in der Glaskugel, mit Doktor Wilhelm, erſchien wiederum. Er entwickelte ſich, mit Lichterſcheinungen. In ſeiner Not, in ſeiner unendlichen Hilfloſigkeit dieſer marternden Bilderflucht gegenüber bäumte ſich Friedrichs gehetzte Seele nach Frieden lechzend plötzlich auf, und er ſagte laut: „Zünde an das Licht der Vernunft! zünde an das Licht der Vernunft, o Gott im Himmel!“ Dann fuhr er empor und erkannte, daß Roſa das Dienſtmädchen mit einem wirklichen, brennenden Licht bei ihm ſtand. Sie fragte: „Iſt Ihnen nicht gut, Herr Doktor?“

Die Kabine knackte. Das Dienſtmädchen hatte ſich wieder entfernt. Das Schiff lag ſtill. Oder hatte der Kurs des „Roland“ nicht mehr die gleiche Ruhe und Stetigkeit? Friedrich horchte geſpannt und hörte die Schraube gleichmäßig unter Waſſer rauſchen. Dann drangen monotone Rufe von Deck und das laute Raſſeln der Schlacke, die man ins Meer ſchüttete. Die Uhr zeigte fünf, ſo daß ſeit Friedrichs letztem Erwachen eine Spanne von drei Stunden verſtrichen war.

Wiederum rutſchte, mit Gepolter und mit Geraſſel, eine Ladung Schlacke in den Atlantiſchen Ozean. Waren es nicht die Kollegen des toten Heizers, die ſie hinausſchütteten? Friedrich vernahm Kindergeſchrei, hierauf das Weinen und Greinen ſeiner hyſteriſchen Nachbarin, endlich die Stimme Roſas, die den kleinen Siegfried und die geſchwätzige Ella Liebling zu beruhigen ſuchte. Siegfried wünſchte nicht weiterzureiſen. Er bettelte grämlich und wollte durchaus zu ſeiner Großmama nach Luckenwalde zurück. Frau Liebling zankte mit Roſa und machte das Mädchen für das Betragen der Kinder verantwortlich. Friedrich hörte ſie ſagen: Ihr trampelt auf meinen Nerven herum, laßt mich ſchlafen!

Über allen dieſen Eindrücken war Friedrich abermals eingeſchlafen. Er träumte: er befand ſich mit dem Dienſtmädchen Roſa und dem kleinen Siegfried Liebling in einem Rettungsboot, das über ein ruhiges, grünlich leuchtendes Meer ſchaukelte. Sonderbarerweiſe hatten ſie eine Menge Goldbarren mit ſich auf dem Boden des kleinen Schiffs, es waren wohl jene für die Waſhington-Bank beſtimmten, die der „Roland“ an Bord haben ſollte. Nach einigem Kreuzen, wobei Friedrich das Steuer führte, waren ſie in einen hellen, freundlichen Hafen, etwa auf einer der Azoren oder Madeira oder den Kanariſchen Inſeln angelangt. Nicht weit vom Kai ſprang Roſa ins Waſſer und erreichte das Land, den kleinen Siegfried hoch auf dem Arm tragend. Leute empfingen ſie, worauf ſie alsbald mit ihnen und dem kleinen Liebling in einem der blütenweißen Gebäude am Hafen verſchwand. Als Friedrich landete, wurde er auf der marmornen Landungstreppe des Kais zu ſeiner Freude von ſeinem alten Freund Peter Schmidt in Empfang genommen. Peter Schmidt war jener Arzt, den beſuchen zu wollen Friedrich neugierigen Fragern gegenüber als den hauptſächlichſten Zweck ſeiner Reiſe genannt hatte. Als Friedrich ihn hier, im Rahmen der weißen, ſüdlichen Stadt, unvermutet, nach einer Trennung von Jahren wiederfand, war ſeine Freude über dies Wiederſehen ihm ſelbſt überraſchend. Wie war es denn möglich geweſen, daß er eines ſolchen prächtigen Mannes und treuen Jugendgenoſſen während einer ſo langen Zeit ſich nur noch gelegentlich hatte erinnern können.

„Es iſt ſchön, daß du kommſt", ſagte Peter Schmidt, und Friedrich fühlte, als ſei er lange erwartet worden. Schweigend geleitete ihn der Freund in eine am Hafen gelegene Herberge, und Friedrichen überkam ein bis dahin noch nie empfundenes Gefühl von Geborgenheit. Während er ſich mit einem Imbiß an der Wirtstafel ſtärkte und der Padrone des Hauſes, ein Deutſcher, die Daumen drehend ihm gegenüberſtand, ſagte Schmidt: „Die Stadt iſt nicht groß, aber ſie kann dir ein Bild geben. Du wirſt hier Leute finden, die für immer gelandet ſind."

Es beſtand eine Übereinkunft, daß man in dieſer ſonderbaren, in blendendem Lichte liegenden, ſtummen Stadt nur mit den allerwenigſten Worten ſich verſtändigen mußte. Alles wurde hier mit einem neuen, ſtummen, inneren Sinn erkannt. Aber Friedrich ſagte: „Ich habe dich immer für den Mentor in unbekannte Tiefen unſerer Beſtimmung genommen!" Worte, womit er ſeine Ehrfurcht vor dem geheimnisvollen Weſen des Freundes ausdrücken wollte. „Ja, ja, aber dies iſt nur ein kleiner

Anfang", ſagte der Freund. „Immerhin kann man hier bereits etwas erfahren, was unter der Oberfläche verborgen iſt." Hiermit wurde Friedrich von Peter Schmidt, gebürtig aus Tondern, an den Hafen hinausgeführt. Der war ſehr klein. Es lagen darin mehrere altertümliche Schiffe. „Fourteen hundred and ninety-two", ſagte Peter Schmidt. Es war das Jahr, von deſſen vierhundertjähriger Wiederkehr man unter dem amerikaniſchen Publikum auf dem „Roland" viel geſprochen hatte. Der Frieſe wies auf die beiden Karavellen hin und bedeutete Friedrichen, daß eines davon die „Santa Maria", das Admiralſchiff des Chriſtoph Columbus, wäre. „Ich," ſagte der Frieſe, „bin mit Chriſtoph Columbus hierhergelangt."

Alles dieſes war Friedrich auf eine unbedingte Weiſe einleuchtend. Auch als Peter Schmidt die Erklärung gab, das Holz dieſer langſam verfallenden Karavellen werde legno santo genannt und brenne an Feiertagen in den Kaminen, weil der Geiſt der Erkenntnis darin gebunden ſei, fand Friedrich nichts Rätſelhaftes darin. Weiter draußen im Meer lag ein drittes Schiff, das backbords vorn eine ſchwarze, gewaltige Öffnung hatte. Der Frieſe ſagte: „Es iſt geſunken. Es hat uns eine helle Menge Volks hereingebracht." Friedrich blickte hinaus. Er war unbefriedigt. Gerne hätte er über das ſonderbar fremde, ſonderbar bekannte Fahrzeug da draußen mehr gewußt. Aber der Frieſe war vom Hafen ab und in ein enges, verwinkeltes Treppengäßchen eingebogen.

Hier geſchah es, daß ein alter, vor mehr als fünfzehn Jahren verſtorbener Onkel Friedrichs, die Pfeife behaglich im Munde, ihm entgegentrat. Er hatte ſich, wie es ſchien, ſoeben von einer Bank erhoben, die am offenen Eingang ſeines Hauſes ſtand. „Guten Tag," ſagte er, „wir ſind alle hier, lieber Junge!" Und Friedrich wußte, wen der ſeinerzeit im Leben nicht gerade von Glück begünſtigte alte Herr mit den Worten „wir alle ſind hier" gemeint hatte. „Man lebt hier recht gut,“ fuhr der Alte ſchmunzelnd fort, „es iſt mir bei euch, in der finſteren Luft, nicht ſo gut gegangen. Erſtlich haben wir doch das legno santo, mein Sohn“ — und er wies mit der Tabakspfeiſe auf einen im dunklen Innern des Hauſes bläulich züngelnden Herd zurück — „und dann haben wir ſchließlich auch noch die Lichtbauern. Du wirſt mir zugeben, daß man es mit dieſen Arcanibus in den Gefahren des Univerſums, weiß Gott, eine gehörige Zeitlang ohne alle übertriebene Sorge aushalten kann. Aber ich halte dich auf. Wir haben ja Zeit, aber du haſt Eile!“ Friedrich ſagte Adieu. „Ach was!“ rief der Onkel ärgerlich, „habt ihr da unten immer noch ſo viel Schererei mit dem Willkommen und dem Adieu, mein Sohn?“

Im Weiterſchreiten und Weiterſteigen wurde der Träumer von Peter Schmidt durch mehrere Häuſer und Innenhöfe hindurch geführt. In einem der winkligen Höfe, der Friedrich an gewiſſe alte Hamburger oder Nürnberger Viertel erinnerte, befand ſich ein Kramladen, der ein Schild mit der Aufſchrift „Zum Meerſchiff“ trug. „Alles ſieht hier ſehr gewöhnlich aus,“ ſagte Peter Schmidt, „aber wir haben doch hier von allem die Urbilder.“ Damit wies er den Freund auf das kleine Modell eines altertümlichen Schiffes hin, das zwiſchen Kautabak und Peitſchenriemen im kleinen Fenſter des Kramladens ſtand.

Schiffe, Schiffe, nichts als Schiffe! und es war, als melde ſich in Friedrichs Kopf beim Anblick des neuen Schiffchens ein leiſer, quälender Widerſtand. Freilich wußte er auch, daß er in ihm ein nie geſehenes, allumfaſſendes Sinnbild vor Augen hatte. Mit einem neuen Erkenntnisorgan, mit einer zentralen Klarheit erkannte er, wie hier, im kleinen Bilde, das ganze Wanderer- und Abenteurerdaſein der menſchlichen Seele begriffen war. „Oh,“ ſagte der Krämer, der ſoeben die Glastür des kleinen Ladens öffnete, ſo daß allerlei Ware, die daran hing, klappernd ins

Schwanken kam — „oh, lieber Friedrich, du biſt hier? Ich hätte dich noch auf See vermutet.“ Und Friedrich erkannte in dem Krämer, der im ſchäbigen Schlafrock und Käppi eines längſt verſtorbenen Konditors aus ſeiner Knabenzeit vor ihm ſtand, ſonderbarerweiſe Georg Rasmuſſen: Georg Rasmuſſen, deſſen Abſchiedsbrief er noch in Southampton erhalten hatte. So geheimnisvoll alles war, lag dennoch für Friedrich etwas Selbſtverſtändliches in dieſem Wiederſehen. Der kleine Laden ſchwirrte von Goldammern. „Es ſind die Goldammern,“ ſagte der in einen Trödler verkleidete Rasmuſſen, „die vorigen Winter in der Heuſcheuer einfielen, wie du weißt, und die mir zum Verhängnis geworden ſind.“ „Jawohl,“ ſagte Friedrich, „man näherte ſich einem kahlen Strauch, und plötzlich war's, als ob er ſich ſchüttelte und zahlloſe goldene Münzen abwürfe. Wir deuteten das auf Berge von Gold.“ „Nun,“ ſagte der Krämer, „ich tat genau am vierundzwanzigſten Januar, ein Uhr dreizehn Minuten, als ich dein Telegramm von Paris, mit dem Schuldenerlaß, in Händen hielt, meinen letzten Atemzug. Hinten im Laden hängt auch der Fuchspelz meines Kollegen, durch den ich — ich beklage mich keineswegs! — infiziert worden bin. Ich ſchrieb dir, ich wolle mich dir aus dem Jenſeits bemerklich machen. Well! hier bin ich! Es iſt auch hier nicht alles ganz klar, aber es geht mir beſſer, wir ruhen hier alle in einem geſicherten Grundgefühl.“

„Es iſt ſehr hübſch,“ fuhr er fort, „daß du dich mit Peter getroffen haſt. Peter Schmidt gilt viel auf dieſem Boden. Na, ihr werdet euch ja oben, in dem Jubiläumsrummel von New York, „fourteen hundred and ninety-two“, wieder begegnen. Gott, was bedeutet im Grunde das bißchen Entdeckung von Amerika.“ Und der wunderlich verkappte Rasmuſſen zog das kleine Meerſchiff aus dem Schaufenſter, das ebenfalls wieder, gleich dem Admiralſchiff des Chriſtoph Columbus, „Santa Maria“ hieß. Er ſagte: „Jetzt bitt ich gefälligſt achtzugeben!“ Und Friedrich bemerkte, wie der alte Konditor immer ein Schiff nach dem anderen, von der gleichen Art, aber kleiner und kleiner, aus dem erſterblickten zog. Er ſagte, immer noch neue Schiffchen aus dem Bauche des einen hervorziehend: „Immer Geduld, die kleineren ſind nämlich immer die beſſeren. Und wenn ich Zeit hätte, würden wir zu dem kleinſten gelangen, dem letzten, glorioſeſten Werke der Verſehung. Mit jedem dieſer Schiffchen kommen wir nicht nur über die Grenzen unſeres Planeten, ſondern unſeres Erkenntnisvermögens hinaus. Aber, wenn du Intereſſe haſt,“ fuhr er fort, „ich beſitze noch andere Waren im Hauſe. Hier iſt die Heckenſchere des Kapitäns, hier iſt ein Senkblei, womit man bis in die letzten Abgründe des Sternenhimmels und der Milchſtraße loten kann. Doch ihr habt keine Zeit, ich will euch nicht aufhalten.“ Und der Trödler zog ſich hinter die Glastür zurück.

Hinter dem Glas aber ſah man ihn, wie er die Naſe dagegen quetſchte. Geheimnisvoll, und wie wenn er noch etwas zu verkaufen hätte, hielt er den Finger vor den karpfenmaulartig worteformenden Mund. Friedrich verſtand: legno santo! Die Lichtbauern! Aber da ſchlug Peter Schmidt mit der Fauſt die Glastüre ein, riß dem verkappten Rasmuſſen das geſtickte Käppi herunter, nahm einen kleinen Schlüſſel heraus und winkte Friedrich mit ſich fort.

Sie verließen die Häuſer und traten ins freie, hügelige Land hinaus. „Die Sache iſt die,“ ſagte Peter, „es wird Mühe koſten.“ Und dann liefen und ſtiegen ſie ſtundenlang. Es war Abend geworden. Sie machten ein Feuerchen. Sie ſchliefen auf einem im Winde ſchaukelnden Baum. Der Morgen kam. Sie wanderten wiederum, bis die Sonne nur noch ganz niedrig ſtand und endlich Peter das Pförtchen in einer niedrigen Mauer öffnete. Hinter der Mauer war Gartenland. Ein Gärtner band Wein und ſagte: „Willkommen, Herr Doktor. Die Sonne geht unter, aber man weiß ja, wozu man ſtirbt.“ Und als Friedrich den Mann genau betrachtete, war es der Heizer, der auf dem „Roland“ ſein Leben eingebüßt hatte. „Ich tue das lieber, als Kohle ſchaufeln,“ ſagte er, womit er auf die langen Baſtſchnüre, die ihm durch die Finger hingen, und ſeine Tätigkeit an den Reben und Trauben anſpielte. Und dann gingen ſie, alle drei, einen ziemlich langen Weg, in eine verwilderte Gegend des Gartens, worüber es völlig dunkel ward. Nun ſauſte der Wind, und die Stauden, Bäume und Büſche des Gartens begannen wie eine Brandung zu rauſchen. Jetzt hockten ſie, auf den Wink des Heizers, in einen Kreis, und es war, als ob er ein Stückchen glimmender Kohle mit bloßer Hand aus der Taſche genommen hätte. Er hielt es, wenig über der Erde, ſo daß eine runde Bodenöffnung, etwa die Fahrt eines Hamſters, beleuchtet ward.

„Legno santo,“ ſagte, auf die glimmenden Kohlen deutend, Peter Schmidt. „Du wirſt jetzt jene ameiſenartigen kleinen Dämonen zu Geſicht bekommen, lieber Friedrich, die man hierzulande noctiluci oder Nachtlichtchen nennt. Sie ſelber nennen ſich pomphaſt die Lichtbauern, allerdings muß man zugeben, daß ſie es ſind, die das im Innern der Erde verborgene Licht in Magazine aufſammeln, auf beſonders präparierte Ackerflächen ausſäen, es ernten, wenn es mit hundertfältiger Frucht gewachſen iſt, und es in goldenen Garben oder Barren für die allerfinſterſten Zeiten aufbewahren.“ Und wirklich ſah Friedrich durch einen Spalt in eine, wie von einer unterirdiſchen Sonne erleuchtete, zweite Welt, wo ſich zahlloſe kleine Lichtbauern mit Senſendengeln, Halmeſchneiden, Garbenbinden, kurz, mit Ernten beſchäftigten. Viele ſchnitten das Licht, wie Goldbarren, aus dem Boden heraus. „Dieſe Lichtbauern,“ ſagte Peter, „ſind es vor allen, die für meine Ideen tätig ſind.“ Friedrich erwachte und hörte dabei die Stimme des Freundes dicht neben ſich.

Das erſte, was Friedrich nach dem Erwachen tat, war, nach der Uhr zu ſehen. Ihm ſagte ein dumpfes Gefühl, er müſſe Tage und Nächte verſchlafen haben. Aber es waren ſeit ſeinem letzten Erwachen höchſtens ſechs Minuten verſtrichen.

Ihn ergriff ein Schauder ſehr eigener Art. In ſeiner Erregung kam es ihm vor, als ſei er einer Offenbarung gewürdigt worden. Er nahm ſein Notizbuch aus dem Netz über ſeinem Bett und notierte das Todesdatum ſamt der Sterbeſtunde, die der ſeltſame Krämer und Trödler genannt hatte: ein Uhr dreizehn, hörte er noch die Stimme Rasmuſſens ſagen: ein Uhr dreizehn, am vierundzwanzigſten Januar.

Die Bewegung des Meers und alſo des Schiffes hatte ein wenig zugenommen. Außerdem fing die große Sirene zu brüllen an. Friedrichen überkam ein Anfall von Ungeduld. Der wiederholte, donnerähnliche Ruf der Sirene, der Nebel anzeigte, die Schwankung des Schiffes, die vielleicht nur das Vorzeichen neuer Stürme und Strapazen war, machten Friedrich in einem grämlichen Sinne ärgerlich. Aus dem abenteuerlichen Getriebe hinter ſeiner Stirn war er in das nicht minder abenteuerliche der wirklichen Welt verſetzt worden. Im Traume gelandet, fand er ſich, erwacht, in die enge Kabine eines die hohe See durchpflügenden Dampfers geſperrt, eines Fahrzeugs, das, von bangen und ſchweren Träumen vieler Menſchen belaſtet, ſeltſamerweiſe trotzdem nicht unterging.

Schon vor halb ſechs war Friedrich an Deck, wo der Nebel wieder gewichen war und über die Kimme einer mäßig bewegten, bleiernen See ein nächtlicher Morgen [illegible]aufdämmerte. Das Deck war leer und machte den Eindruck öder Verlaſſenheit. Die Paſſagiere lagen in ihren Kojen, und da man auch von der Mannſchaft zunächſt niemanden ſah, ſchien es, als ob das gewaltige Schiff ſeinen Kurs ohne menſchliche Leitung fortſetzte.

Friedrich ſtand hinten bei der Logleine, die in der breiten, zerquirlten Kielſtraße nachſchleifte. Auch in dieſer geſpenſtiſchen Vormorgenſtunde verfolgten hungrige Möwen das Schiff, manchmal ſich nähernd, manchmal zurückbleibend und immer wieder mit dem troſtloſen Schrei verdammter Seelen ins Kielwaſſer ſtoßend. Dies war nicht Traum, und doch wußte es Friedrich davon kaum zu ſondern. Noch von dem Wunderlichen und Befremdlichen des Traumerlebniſſes durchdrungen, empfand er nun, überreizt wie er war, die fremde und wogende Ödenei des Weltmeers nicht minder wunderbar. So hatte es ſeine Waſſerberge unter den blinden Augen von Jahrmillionen einhergewälzt, nicht minder blind als die Jahrmillionen. So war es geweſen, nicht anders, ſeit dem erſten Schöpfungstag: Am Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde, und die Erde war finſter und leer, und der Geiſt Gottes ſchwebte auf dem Waſſer. Friedrich fror. Hatte er je mit etwas anderem als mit Geiſt und Geiſtern, das heißt mit Geſpenſtern gelebt? Und befand er ſich nicht im Augenblick mehr als je von dem geſchieden, was ihm unter dem Namen Wirklichkeit als unerſchütterlich feſter Boden gegolten hatte? Glaubte er nicht in dieſem Zuſtand an Ammenmärchen und Schiffergeſchichten? an den fliegenden Holländer und den Klabautermann? Was verbarg dieſes ſeine Wogenzüge grenzenlos wälzende Meer? War nicht alles aus ihm hervorgeſtiegen? Alles wieder in ſeine Tiefen hinabgetaucht? Warum ſollte nicht irgendeine Macht Friedrichen einen Geiſterblick in die verſunkene Atlantis eröffnet haben?

Friedrich durchlebte tiefe und rätſelvolle Minuten einer furchtbaren und doch auch beglückenden Bangigkeit: da war das Meer, auf dem das ſcheinbar verlaſſene Schiff, klein in dieſer Unendlichkeit, vorwärtstaumelte: vor ihm kein ſichtbares Ziel, hinter ihm kein ſichtbarer Ausgangspunkt. Da war der Himmel, der es trüb und grau belaſtete. Da war er ſelber, Friedrich, als der vierte im Bunde, allein, und was nicht tot war in dieſer Öde, hatte ſich in Viſionen, Beſuche von Schatten und Schemen in ſeinem Innern umgebildet. Der Menſch iſt dem Unerforſchlichen immer allein gegenübergeſtellt: das gibt ihm die Empfindung von Größe zugleich mit der Verlaſſenheit. Da ſtand ein Menſch am Hinterſteven eines Schiffs, in der weichenden Urnacht des dämmernden Morgens durch unſichtbare, glühende Fäden ſeines Geſchickes mit zwei Erdteilen feſt verknüpft, und erwartete die neue, weniger quälende Form des Lebens von der Sonne, einem fremden, viele Millionen Meilen von dem Planeten Erde entfernten Geſtirn. Dies alles war ihm in einem faſt vernichtenden Sinne wunderbar. So, als ſei er in Wunder eingekerkert. Und es wandelte ihn, in einer plötzlichen Hoffnungsloſigkeit, jemals aus dem erſtickenden Zwange der Rätſel und Wunder befreit zu ſein, die Verſuchung an, ſich über die Reling hinabzuſtürzen. Und ſchon überkam ihn die Scheu eines Menſchen, der ein böſes Gewiſſen hat. Er blickte ſich um, wie wenn er fürchte, ertappt zu werden. Die Bruſt war ihm ſchwer, als hätte er niederziehendes Blei darin.

In dieſem Augenblick hörte er ſich mit einem kräftigen „Guten Morgen!“ anſprechen. Es war der Steuermann Herr von Halm, der zur Brücke ging. Und ſogleich, vor der geſunden Schönheit des Sprachlautes, wich der Spuk, und Friedrichens Seele ward dem Daſein zurückgegeben. „Wollten Sie Tiefſeeforſchungen machen?“ fragte Herr von Halm. Friedrich lachte: „Jawohl, es fehlte nicht viel,“ ſagte er, „ſo hätte ich eine Lotung nach der verſunkenen Atlantis unternommen.“

Er ſprang ab: „Wie denken Sie über das Wetter?“ — Der Recke hatte Südweſter und Ölzeug angelegt und wies Friedrichen an das Barometer, das erheblich gefallen war. Adolf, der Steward, ſuchte Friedrichen. Er hatte ihn in der Kabine vermißt und brachte ihm Zwieback und Tee an Deck. Friedrich nahm, wie tags zuvor, gegenüber der Kajüttreppe Platz, ſchlürfte wohlig und wärmte ſich an der Taſſe die Hände.

Und ſeltſam: ehe er ſeinen Tee getrunken und ſeinen Zwieback geknabbert hatte, fing es im Takelwerk der Notmaſten wieder zu ſauſen an. Eine eigenſinnige, ſteife Briſe drückte ſich backbord gegen das Schiff und legte es auf die Steuerbordſeite. Friedrich haderte innerlich, wie wenn er mit jemand wegen der kommenden neuen Reiſemühſal zu rechten hätte.

Als er und Wilhelm gegen acht Uhr früh im großen Speiſeſaal das eigentliche Frühſtück genoſſen, erbebte das Schiff und rannte ſcheinbar hart gegen Felſen an. Das niedrige, hie und da elektriſch beleuchtete, im ganzen von troſtloſem Dämmer erfüllte Kaſtenfach des Salons wurde in einem ziemlich tollen Tanz, mit allem, was darin war, hoch hinausgehoben oder ins gurgelnde Meer verſenkt. Man lachte, und die wenigen Herren, die ſich zum Frühſtück gewagt hatten, ſuchten durch Späße und Witze über die nicht gerade roſige Lage hinwegzukommen. Friedrich meinte, er ſpüre unter dem Magen jenes Gefühl, das ihm ſchon als Kind das hohe Schaukeln verboten habe.

Wilhelm ſagte: „Kollege, wir ſind in des Satans Waſchküche, da tut ſich was, wogegen alles Bisherige nicht zu rechnen iſt!“ Und das Wort „Zyklon“ wurde irgendwo ausgeſprochen. Das Wort „Zyklon“ iſt ein furchtbares Wort, aber es ſchien auf den braven „Roland“, der, ein Vorbild entſchloſſener Pflichterfüllung, Waſſer verdrängte und Breſchen riß, keinen Eindruck zu machen. New York war das Ziel, und er eilte vorwärts.

Friedrich wollte an Deck, aber dort ſah es böſe aus, ſo daß er ſich nicht hinauswagen konnte. Er mußte auf der oberſten Stufe unter dem Schutz des Treppendaches ſtilleſtehen. Das Niveau des Meeres ſchien höher geworden, ſo daß es war, als wenn der „Roland“ fortwährend in einer tiefen Gaſſe ginge. Man konnte dem Eindruck und Irrtum unterliegen, als müſſe jeden Augenblick durch den Zuſammenſchluß der Oberfläche des Meeres über der Gaſſe das Schickſal des Schiffes entſchieden ſein. Matroſen und Schiffsjungen fliegen umher, um alles nicht Niet- und Nagelfeſte zu kontrollieren und feſter zu ziehen. Bereits waren Wogen übergekommen. Das Salzwaſſer rannte und floß über Deck, dazu peitſchte Regen und Schnee vom Himmel. In allen Tönen heulte, ſtöhnte, ſurrte und pfiff das Takelwerk. Und dieſer harte und ſchaurige Zuſtand, mit dem rauſchenden brummenden, ewig dröhnenden, ewig ziſchenden, gewaltigen Waſſerlärm, durch den ſich der Dampfer wie in wilder und blinder Trunkenheit vorwärtswälzte, dieſer raſende, troſtloſe Taumel hielt Stunde um Stunde an und hatte, als es Mittag geworden war, zugenommen.

Der Ruf zum Diner ſchmetterte trotzdem über Deck und durch die knackenden Dachsfahrten des Schiffes dahin, aber es waren nur wenige, die ihm Folge leiſteten. Der lange Hahlſtröm hatte an der gähnenden Tafel bei Friedrich und Doktor Wilhelm Platz genommen. „Kann man ſich wundern,“ ſagte Friedrich, „wenn Seeleute abergläubiſch ſind? Wie dieſes Wetter aus heiterem Himmel hereingebrochen iſt, möchte man wirklich an Zauberei glauben.“ Wilhelm meinte: „Es kann noch toller kommen.“ Einige Damen, die es gehört hatten, blickten herüber und machten entſetzte Augen. „Meinen Sie,“ fragte die eine, „daß etwa Gefahr vorhanden iſt?“ „Gott,“ antwortete Wilhelm, „Gefahr iſt im Leben ja immer vorhanden!“ und ſetzte lächelnd hinzu: „Es kommt nur darauf an, daß man nicht ängſtlich iſt.“

Unglaublicherweiſe fing die Kapelle, wie gewöhnlich, zu konzertieren an, und zwar ein Stück, das ſich „Marche triomphale“ nannte. Hahlſtröm meinte: „Ein großes Kapitel iſt der moderne Galgenhumor!“ „O Gott, einen ruhigen Tiſch, einen ruhigen

Sitz, eine ruhige Bettſtelle! Wer dieſe Dinge ſein eigen nennt, der weiß meiſtens nicht, wie reich er iſt", das ſagte Friedrich mit ſchreiender Stimme, weil bei dem doppelten Lärm des ausgeſperrten Meeres und der eingeſperrten Muſik ſonſt nichts zu verſtehen war.

Der armloſe Artur Stoß nahm trotz des üblen Wetters mit Gleichmut und Heiterkeit ſeine Mahlzeit in dem von aller Welt gemiedenen Rauchzimmer ein. Er zerteilte mit Gabel und Meſſer, die er zwiſchen der großen und zweiten Zehe hielt, ſeinen Fiſch, als Friedrich nach beendigtem Lunch ſich dem originellen und witzigen Ungeheuer gegenüberſetzte. „Unſer alter Omnibus rumpelt ein bißchen", ſagte Stoß. „Wenn unſere Keſſel gut ſind, iſt nichts zu fürchten. Aber ſoviel ſteht feſt, wenn das kein Zyklon iſt, ſo kann er's noch werden. Es macht mir nichts. Die Sache ſieht troſtloſer aus, als ſie iſt. Aber was iſt man doch für ein Kerl. Um den Leuten in Kapſtadt, in Melbourne, in Tananarivo, in Buenos Aires, in San Franzisko und Mexiko zu zeigen, was ein Menſch mit feſtem, energiſchem Willen, trotz Mißgunſt der Natur, leiſten kann, läßt man ſich durch alle Zyklone, Tornados und Taifune ſämtlicher Meere der Welt ſchleifen. Davon träumt der Philiſter nichts, der im Berliner Wintergarten, in der Londoner Alhambra et cetera ſitzt, was ein Artiſt, den er auf Bühne ſeine Nummer abſpielen ſieht, alles durchmachen muß, um bloß erſt mal dort oben zu ſtehen."

Friedrich fühlte ſich elend. Obgleich die nächtlichen Träume noch in ſeinem Hirn ſpukten, ſpürte er doch, daß mehr und mehr jedes andere Gefühl in dem überall deutlichen Drohen einer brutalen Gefahr unterging. Hans Füllenberg kam und erzählte mit entgeiſterter Miene, daß man eine Leiche an Bord habe. Und es war nicht anders, als brächte er den toten Heizer und den raſenden Sturm in Zuſammenhang. Ihm war die Butter vom Brot gefallen. Stoß meinte, Bulke, ſein Burſche, habe ihm auch erzählt, daß einer der Heizer geſtorben wäre. Friedrich tat, als wiſſe er nichts davon. Gewohnt, ſich auf ehrliche Weiſe zu beobachten, ſtellte er feſt, daß ihn, bei der ihm ja bekannten Nachricht, ein Schauder geſtreift hatte. „Der Tote iſt tot", ſagte Stoß, nun mit Appetit ſeinen Braten vertilgend. „An dem toten Heizer ſcheitern wir nicht. Aber es iſt dieſe Nacht ein Wrack geſichtet worden. Dieſe Schiffsleichen ſind gefährlicher. Wenn die See bewegt iſt, ſieht man ſie nicht."

Friedrich ließ ſich genauer informieren.

„Neunhundertfünfundſiebzig treibende Wracks," ſagte Stoß, „ſind in fünf Jahren hier im nördlichen Teil des Atlantiſchen Ozeans geſichtet worden. Es iſt ſicher, daß die Zahl doppelt ſo groß und größer iſt. Einer der gefährlichſten Vagabunden dieſer Art iſt der eiſerne Viermaſter „Houresfeld", der auf der Fahrt von Liverpool nach San Franzisko Feuer in die Ladung bekam und von der Mannſchaft verlaſſen wurde. Wenn wir auf ſo etwas ſtoßen, dann hört man in keinem von allen fünf Weltteilen je mehr auch nur einen Mauz von uns." Stoß ſagte das, immer lebhaft kauend, aber nicht ſo, als ob er mit einem ſolchen Ausgang der Reiſe rechne.

„Man kann in den Gängen nicht fort," ſagte Füllenberg, „die Schottenverſchlüſſe ſind zugezogen." Jetzt fing auch wieder die Dampfſirene zu brüllen an. Friedrich hörte zwar immer noch Trotz und Triumph heraus, aber doch auch etwas, was an das geborſtene Horn des Helden erinnerte, deſſen Namen der Dampfer trug. „Noch iſt keinerlei Not!" ſagte beruhigend Stoß.

Friedrich befand ſich noch in dem gemiedenen Rauchzimmer, als Stoß von ſeinem Burſchen längſt zum gewohnten Mittagsſchlaf in ſein Bett verpackt worden war. Der Raum war

Friedrichen unheimlich, aber gerade deshalb teilte ihn niemand mit ihm. Und das Alleinſein tat Friedrichen bei dem Ernſt der Lage beſonders not. Er fing ſich bereits mit der ſchlimmſten der Möglichkeiten zu befaſſen an. An der Wand des Raumes lief eine lederne Polſterbank, Friedrich kniete darauf und konnte ſo durch die Luken in den machtvollen Aufruhr des Weltmeers hineinſehen. In dieſer Stellung und beim Anblick des unbegreiflich zähen Sturmlaufs der Wogen gegen das verzweifelt kämpfende Schiff ließ er ſein Leben Revue paſſieren.

Um ihn war eine graue Finſternis. Und er fühlte nun doch, daß er ſich nach Licht ſehnte, und lange nicht ſo bereit, als er jüngſt noch geglaubt hatte, zu ſterben war. Es wollte ihn etwas wie Reue anwandeln. Warum bin ich hier? Warum habe ich nicht einen vernünftigen, eigenen Willen nach ruhiger Überlegung eingeſetzt, der mich vor dieſer ſinnloſen Fahrt bewahrt hätte? Meinethalben ſterben! Aber nicht ſo ſterben! nicht in einer Waſſerwüſte, fern von der Muttererde, unerreichbar fern von der großen Gemeinſchaft der Menſchen zugrunde gehen. Denn dies iſt ein beſonderer Fluch, wie mir ſcheint, von dem die Menſchen nichts ahnen, die auf feſtem Land und am eigenen Herde, Menſchen unter Menſchen, geborgen ſind. Was war ihm jetzt Ingigerd! Ingigerd war ihm jetzt gleichgültig! Und er geſtand ſich, wie er jetzt nur noch im engſten Sinne an ſich dachte. Welcher Gedanke, dieſem brutalen Schickſal entronnen, wieder an irgendeinem Ufer gelandet zu ſein. In Friedrichens Vorſtellung war jeder Erdteil, jede Inſel, jede Stadt, jedes verſchneite Dorf zum Eden, zum Paradieſe, zum unwahrſcheinlichſten Traum von Glück geworden! Wie wollte er künftig für den bloßen Schritt auf trocknem Land, für das bloße Atmen, für eine belebte Straße, kurz, für die allereinfachſten Dinge bis zur Überſchwenglichkeit dankbar ſein. Friedrich knirſchte. Was nutzt uns hier wohl ein menſchlicher Hilferuf? Wo ſollte man hier wohl Gottes Ohr finden? Wenn das letzte geſchah und der „Roland“ mit ſeiner Menſchenmenge zu ſacken begann, ſo würde man Dinge ſehen, die einen Menſchen, der ſie geſehen hätte, auch wenn er gerettet würde, nicht mehr könnten froh werden laſſen. Ich würde es nicht mit anſehen, dachte Friedrich, ich ſpränge, nur um es nicht zu ſehen, freiwillig über Bord hinaus.

Dampfer „Roland“ iſt untergegangen, ſteht in den Zeitungen. Oh, ſagt der Philiſter in Berlin, der Philiſter in Hamburg und Amſterdam, nimmt einen neuen Schluck Kaffee und tut einen Zug aus ſeiner Zigarre, ehe er dann mit Behagen das Nähere über die Kataſtrophe, ſoweit ſie beobachtet oder fabuliert wurde, auskoſtet. Und das Hurra der Zeitungsverleger! eine Senſation! neue Abonnenten! Das iſt die Meduſa, der wir ins Auge ſehen und die uns ſagt, welchen wahren Wert in der Welt eine Schiffslaſt von Menſchenleben beſitzt.

Und Friedrich verſuchte vergeblich, gegen eine Vorſtellung anzukämpfen, die ihm das gewaltig ſtrebende, rollende und ſich raſtlos vorwärtswälzende Haus des „Roland“ mit ſeinem im Sturm nun beinahe erſtickten Sirenenlaut, ſtill und ſtumm auf dem Grunde des Meeres zeigte. Dort ſah er, wie in eine Glasmaſſe eingeſargt, das mächtige Schiff, über deſſen Deck Züge von Fiſchen hin und her gingen, und deſſen Räume von Waſſer erfüllt waren. Der große Speiſeſaal mit allen ſeinen Paneelen von Nußbaumholz, ſeinen Tiſchen und ledergepolſterten Drehſeſſeln war von Seewaſſer angefüllt. Ein großer Polyp, Quallen, Fiſche und pilzartige rote Seeroſen waren auf dem gleichen Wege, wie jetzt die Paſſagiere, hineingedrungen. Und zum Entſetzen Friedrichs ſchwammen die eingeſchloſſenen uniformierten Leichen des Oberſtewards Pfundner und ſeines eigenen Stewards immer langſam im Kreiſe darin herum. Dieſe Vorſtellung war beinahe lächerlich, wenn ſie nicht ſo grauſig geweſen wäre und nicht ſo durchaus im Bereiche eines möglichen Falles gelegen hätte. Was ſollen

Taucher nicht alles berichtet haben. Was haben Taucher nicht alles in Kabinen und Gängen großer geſunkener Schiffe angetroffen: untrennbar verknotete Menſchenmaſſen, Paſſagiere oder Matroſen, die ihnen, wie wenn ſie auf ſie gewartet hätten, mit ausgeſtreckten Armen, aufrecht, wie lebend, entgegenkamen. Näher betrachtet, waren die Kleider dieſer Verweſer und Wächter eines verlorenen Guts am Meeresgrund, dieſer ſeltſamen Reeder, Kaufleute, Kapitäne und Zahlmeiſter, dieſer Glücksjäger, Goldſucher, Defraudanten und Hochſtapler oder was ſie nun ſein mochten, mit Polypen, Krebſen und allerhand Meeresgewürm behängt, das ſich an ihnen gütlich tat, ſolange noch etwas anderes als bleiches, abgenagtes Gebein vorhanden war.

Und Friedrich erblickte ſich ſelbſt als ein ſolches verweſendes Schiffsgeſpenſt, das in der grauſenvollen Behauſung herumirrte. Dieſem ſchaudervollen Vineta, wo ein jeder ſtumm an ſeinem Nachbar mit fürchterlicher Gebärde vorüberging. Ein jeder, ſchien es, mit einem erſtarrten Weheruf in der Bruſt, den er, den Kopf nach unten gekehrt, die Arme ausbreitend, oder den Kopf nach rückwärts geworfen, mit offenem Mund, oder ſchauerlich auf den Händen gehend, oder mit ſo oder ſo gerungenen, gefalteten oder geſpreizten Händen ausdrückte. Die Maſchiniſten im Keſſelraum ſchienen noch immer langſam, langſam Zylinder und Triebrad zu kontrollieren, nur anders als früher, weil das Geſetz der Schwere bei ihnen aufgehoben ſchien. Einer von ihnen war dabei auf eine ſonderbar gebogene Art und Weiſe, wie ein Schlafender, zwiſchen den Felgen eines Rades feſtgewunden. Auf ſeinen geſpenſtiſchen Wanderungen war Friedrich auch zu den Heizern hinuntergelangt, die im Augenblick der Kataſtrophe bei ihrer Tätigkeit überraſcht worden waren. Einige hielten die Schaufel noch in der Hand, aber ſie konnten ſie nicht emporheben. Sie ſelber ſchwebten, aber die umklammerte Schaufel an der Erde regte ſich nicht. Es war alles aus, ſie konnten das Feuer nicht mehr in Glut und alſo das mächtige Fahrzeug nicht mehr in Gang bringen. Im Zwiſchendeck ſah es dermaßen aus, mit Durcheinandertreiben von Männern, Frauen und Kindern in einer ſolchen Dichtigkeit und Verfinſterung, daß ſelbſt ein Katzenhai, der durch den Schornſtein in den Heizraum und durch die Maſchine bis hierher gedrungen war, ſich in dieſe Verſammlung zu miſchen nicht hinreichend mutig und freßgierig war. Noli turbare circulos meos, ſchienen auch dieſe Leute zu ſagen. Alle dachten angeſtrengt und in einer Vertiefung ohnegleichen, zu der ſie freilich auch hinreichend Zeit hatten, über das Rätſel des Lebens nach.

Überhaupt ſchien jedermann hier nur deshalb auf eine ſo ſonderbare Weiſe angeſtellt, um nachzudenken. Die Händeringer, die Händeſpreizer, die auf Händen liefen, ja auf der Spitze eines einzigen Fingers zu ſtehen vermochten, während ſie mit den Füßen die Decke ſtreichelten, dachten nach. Nur Profeſſor Touſſaint, der Friedrichen auf dem Gange entgegenſchwebte, ſchien mit erhobener Rechten ſagen zu wollen: Ein Künſtler darf nicht verroſten! man muß ſich lüften! man muß neue Verhältniſſe aufſuchen! und wenn man in Italien nicht nach Gebühr gewürdigt wird, muß man ganz einfach, wie Leonardo da Vinci, nach Frankreich gehen oder meinethalben ins Land der Freiheit auswandern.

Ich will leben, leben, ſonſt nichts, dachte Friedrich. Ich will, wie der ältere Cato, künftig lieber ein Jahr lang zu Fuße gehen, auch wenn ich denſelben Weg in drei Tagen zu Schiff machen könnte. Und er verließ, um nur nicht etwa in die ſchreckliche Hausgenoſſenſchaft der blauen, gedunſenen Denker hineinzugeraten, das grabartig düſtere Rauchzimmer und ſchleppte ſich mit ſchmerzendem Kopf und bleiernen Gliedern an Deck, wo die wilde Bewegung des Sturms und das Chaos von Schnee, Regen und ſalzigen Giſchtwolken ihm den Alp von der Seele nahm.

In dem kleinen Raum um die Kajütentreppe traf Friedrich die auch tags zuvor dort verſammelte kleine Geſellſchaft an, die ſich auf eng aneinander geſchobenen Deckſtühlen niedergelaſſen hatte. Auch Profeſſor Touſſaint befand ſich darunter. Im übrigen war es der furchtſame Seglerkapitän, ſowie der lange Elektrotechniker, der das Kabel erklärt hatte, und außerdem ein amerikaniſcher Colonel. Dieſer, ein Vorzugsexemplar ſeiner verbreiteten Spezies, hatte ein Geſpräch über die Länge des Eiſenbahnnetzes in den Vereinigten Staaten angefangen und Behauptungen aufgeſtellt, die den Chauvinismus des langen Elektrotechnikers, als eines Europäers, trotz des ſchauderhaften Wetters, entflammt hatten. Unglaubliche Kilometerzahlen wurden von beiden Seiten genannt und dann von einem jeden die Vorzüge ſeines heimatlichen Bahnbetriebes herausgeſtrichen.

„Wir laufen nur halbe Kraft“, ſagte Touſſaint zu Friedrich. „Iſt es nicht ganz erſtaunlich, wie ſich das Bild auf einmal geändert hat?“ „Jawohl, ganz erſtaunlich“, antwortete Friedrich. „Ich verſtehe natürlich nichts vom Zyklon,“ fuhr Touſſaint mit einer bleichen Grimaſſe fort, die ein Lächeln darſtellen ſollte, „aber die Seeleute ſagen, daß dieſer Sturm zyklonartig iſt.“ Der kleine, dicke, furchtſame Segelſchiffkapitän erklärte, man könne dies Wetter wohl einen Zyklon nennen. „Wäre ich auf meinem Schiffe geweſen und hätte derſelbe Sturm mit der gleichen Heftigkeit und ebenſo plötzlich eingeſetzt, wir hätten nicht Zeit gehabt, die Segel herunterzubekommen. Gott ſei Dank, mit den modernen Steamern ſieht es beſſer aus. Trotzdem fühle ich mich wohler auf meiner Viermaſterbark, und möchte lieber heut wie morgen in meinen vier Pfählen ſein.“ Friedrich mußte hell auflachen. „Was den ‚Roland‘ angeht, Herr Kapitän,“ ſagte er, „ſo möchte ich ja auch jetzt lieber im Hofbräuhauſe in München ſein. Aber Ihre vier Pfähle locken mich weniger.“ Hans Füllenberg ſchlängelte ſich heran und erzählte, ein Rettungsboot habe das Waſſer glatt weggeſchlagen. Im gleichen Augenblick, als er das ſagte, flog ſchräg von vorn eine gewölbte Waſſermaſſe über das Schiff, die allen einen Ausruf entſetzten Staunens ablockte. „Großartig!“ ſagte Friedrich, „ſchön!“ Der Schiffskapitän: „Das iſt zyklonartig.“ „Sie können mir glauben,“ hörte man wieder den Colonel, „daß allein die Strecke New York-Chikago . . .“ Touſſaint ſagte: „Das w [illegible] ja ein Niagarafall.“ In der Tat war eine Waſſermaſſe heruntergekommen, die in die Luftſchächte und Schornſteine ſchlug und den mächtigen Schiffskörper förmlich badete.

Dabei war es kalt, und der „Roland“ ſetzte allbereits unter einer Kruſte von Schnee und Eis ſeine trotzige und bewundernswürdige Reiſe fort. An Maſten und Tauen hingen Eiszapfen. Die gläſernen Stalaktiten formten ſich um Kommandobrücke und Kartenhaus und überall an Geländern und Rändern. Das Deck war glatt, und es blieb ein Wagnis, vorwärtszukommen. Dieſen Verſuch machte Friedrich ſofort, als Ingigerds Kabine geöffnet wurde, und das vom Wetter gezauſte, lange Blondhaar des Mädchens ſichtbar ward. Ingigerd zog ihn zu ſich hinein.

Sie hatte Siegfried und Ella Liebling zu ſich genommen, weil, wie ſie ſagte, Roſa genug mit der Mutter beſchäftigt war. Sie äußerte Freude darüber, daß Friedrich gekommen war und wollte wiſſen, ob man ſich mit dem Gedanken an Gefahr vertraut machen müſſe. Als Friedrich die Achſeln zuckte, erſchrak ſie nicht, ſondern gewann eher an Entſchloſſenheit. Sie rief: „Was ſagen Sie zu einem Menſchen wie Achleitner? Er liegt in ſeiner Kabine, ſchreit immerfort: ‚Ach, meine arme Mutter! Meine arme Schweſter! Warum hab ich dir nicht gefolgt, Mama!‘ und ſo fort. Er heult! Ein Mann! Es iſt ſcheußlich!“ Und ſie klammerte ſich, wie es jedermann tun mußte, der nicht wie ein Paket in irgendeine Ecke geſchleudert werden wollte, an die Bettſtelle feſt und wollte ſich vor Lachen ausſchütten.

In dieſem Augenblick war der Berg von Steinen, unter em Friedrich die kleine Sünderin Ingigerd begraben hatte, eggeräumt.

Seine Bewunderung ſteigerte ſich. Denn nun wollte ſie lötzlich, um dieſen alten Eſel zu tröſten, über Deck und hinunter n Achleitner. Friedrich aber erlaubte es nicht.

Seine Ankunft entlaſtete Ingigerd, da er ſich ſogleich mit den Kindern zu ſchaffen machte. Ella, der Ingigerd ihre uppe gegeben hatte, ſaß auf der einen Seite des Diwans, die einchen in eine Decke gehüllt, während Siegfried es ſich auf em Bett bequem gemacht hatte. Dort trieb er mit abgeſpann m Geſicht ein ziemlich monotones Spiel mit einem Satz arten, wobei er einen imaginierten Partner zu haben ſchien.

„Mama iſt geſchieden,“ erzählte Ella, „Papa hat mit ihr mmer Zank gehabt.“ Siegfried beſtätigte, indem er das Spiel arten beiſeite ſchob: „Mama hat mal nach Papa einen Stiefel worfen.“ „Papa iſt ſtark“, erklärte Ella wiederum. „Er hat al einen Stuhl auf die Erde gehaut.“ Ingigerd mußte lachen d ſagte: „Dieſe Kinderchen ſind zum Schießen.“ „Papa hat ch mal eine Waſſerflaſche an die Wand geworfen,“ ſagte iegfried, „weil Onkel Bolle immer gekommen iſt.“ Und ſo hren die Kleinen fort, das Thema Ehe altklug und eingehend erörtern.

Roſa wurde von dem Diener des Artiſten Stoß auf dieſelbe eiſe wie ſein Herr über Deck und in die Kabine bugſiert. ide ſahen vergnügt und gerötet aus, und Friedrich fragte den gen Mann, wie er die Lage des „Roland“ anſehe. Er lachte d ſagte: es ſei alles gut, wenn nur ſonſt nichts dazwiſchenkomme. „Bulke,“ ſagte Roſa, „nehmen Sie Siegfried auf den Buckel.“ Bulke machte Miene, das zu tun, während ſie bereits Ella auf ihren krebsroten Arm geſetzt hatte.

Aber die Kinder ſträubten ſich, und Ingigerd ſagte, ſie wolle die Kleinen gern bei ſich behalten. Roſa dankte und meinte, ſie wären hier wirklich am beſten untergebracht. Ein bißchen Semmel und Milchkaffee, was ſie zur Veſper bekommen müßten, wolle ſie augenblicklich herbeiſchaffen. „Was haben Sie denn am Arm?“ ſagte Friedrich. Er ſah einen langen Krallenriß. Ihre gnädige Frau, meinte ſie, ſei vor Elend und Angſt wie wahnſinnig.

Fünf Stunden lang hatte nun der Zyklon mit unbarmherziger Wut getobt. Bö auf Bö ſtürzte ſich gegen das Schiff, die eine der anderen nach immer kürzeren Pauſen folgend. Friedrich hatte mit Mühe den Weg zum Barbier hinuntergemacht, der wirklich das Kunſtſtück fertig brachte, ihn auch bei dieſem furchtbaren Wetter zu raſieren. „Man muß im Zug bleiben,“ ſchrie der Barbier, „wenn man nicht arbeitet, iſt man verloren.“ Er hielt plötzlich inne, nahm das Meſſer von Friedrichens Kehle und entfärbte ſich. Im Maſchinenraum hatte die Signalglocke angeſchlagen, zum Zeichen, daß durch das Sprachrohr ein Kommando des Kapitäns von der Brücke herunterkam. Gleich darauf ſtockte der Gang der Maſchinen. Ein ſolches Ereignis, überaus einfach an ſich, wirkte bei dieſem Wetter, mitten im Atlantiſchen Ozean, nicht nur auf Friedrich und den Barbier, ſondern auf jeden irgendwie noch zurechnungsfähigen Paſſagier und ebenſo auf die geſamte Mannſchaft mit der Kraft einer Kataſtrophe. Man merkte ſofort die Aufregung, die jedermann in dem willenlos gewordenen Schiff ergriffen hatte. Stimmen riefen, Weiber kreiſchten, Schritte eilten die Gänge entlang. Ein Herr riß die

Türe auf und rief: „Warum liegen wir eigentlich ſtill, Herr Barbier?“ Und er tat dieſe Frage mit einer Entrüſtung, die dem armen Barbier die Verantwortlichkeit eines Kapitäns zutraute. Friedrich wiſchte den Seifenſchaum vom Geſicht und ſtrebte mit aller möglichen Eile, in Geſellſchaft vieler fragender, kletternder, hüpfender, tappender, von einer Gangwand zur anderen geworfener Leute an Deck hinauf. „Wir treiben“, hieß es. „Wir haben die Schraube gebrochen!“ „Zyklon!“ riefen einige. Andere: „Schraubenbruch!“ „Ach,“ ſagte ein junges Mädchen, das ſich in einem Morgenrock mitſchleppte, „es iſt mir durchaus nicht um mich, durchaus nicht um mich. Aber in Stuttgart wohnt meine arme Mutter.“ „Was gibt's, was gibt's?“ ſchrien zwanzig Stimmen auf einmal einen vorübereilenden Steward an. Er lief davon und zuckte die Achſeln.

Da die Menſchen, wie Schafe gedrängt, die erſte Treppe an Deck, die Friedrich erreichte, verſtellt hielten, ſuchte er eine andere auf und war genötigt, einen ziemlich langen Weg in das Achterteil des Schiffes und von da, einen engen Korridor entlang, wieder nach vorn zu nehmen. Dabei ging er ſchnell, ſchien äußerlich ruhig und war doch in ungewöhnlichem Maße geſpannt, ja in Angſt verſetzt. In der zweiten Kajüte ſah ſich Friedrich durch einen Mann aufgehalten, der barfuß vor ſeiner Kabine ſtand. Er verſuchte den Hemdkragen feſtzuknöpfen, was ihm indeſſen in der Aufregung nicht gelang. „Was iſt denn los?“ ſchrie er Friedrichen an. „Iſt denn alles in dieſem verfluchten Kaſten wahnſinnig? Erſt ſtirbt ein Heizer! Jetzt haben wir womöglich ein Leck oder einen Schraubenbruch! Was denkt ſich der Kapitän? Ich bin Offizier! Ich muß am fünfundzwanzigſten Februar unbedingt in San Francisco ſein. Wenn es ſo weitergeht, bleibe ich liegen.“

Friedrich wollte vorübereilen, aber der Herr vertrat ihm den Weg.

„Ich bin Offizier“, ſagte er. „Ich heiße von Klinkhammer. Was glaubt denn der Kapitän“, ſchrie er weiter, während er durch einen unerwarteten Stoß gegen die Gangwand zurück und beinahe bis in ſeine Kabine geſchleudert wurde. „Ich habe doch nicht meinen Dienſt quittiert und eine Karriere aufgegeben, um in dieſem verfluchten, abgenutzten Kaſten ...“ Aber Friedrich war ſchon weitergerannt.

In dem innerlich nicht mehr pulſierenden Schiff war jetzt eine tiefe Stille verbreitet: eine Stille, darin das bange Leben der Bewohner nun doppelt bemerkbar ward. Türen ſchlugen, und wenn ſie ſich öffneten, drangen kurze abgeriſſene Laute aus den Kabinen, die von der Verwirrung und Angſt der Bewohner zeugten. Ganz beſonders war Friedrichen in dieſem durch elektriſches Licht erleuchteten, wie ein neuer Stiefel knarrenden, ſchwankenden Korridor der unabläſſige Laut der elektriſchen Klingeln ſchauerlich. In hundert Kabinen zugleich ſchienen von angſtvollen Menſchen, die ihre Kajütplätze teuer bezahlt und Anſpruch auf gute Bedienung hatten, die Klingelknöpfe gedrückt zu werden. Keiner von ihnen war geneigt, die force majeure des Atlantiſchen Ozeans, des Zyklons, eines Schraubenbruchs, oder irgendeines möglichen Unglücksfalles anzuerkennen. Sie glaubten, wenn ſie klingelten, ſo gäben ſie der unwiderſtehlichen Forderung Ausdruck, von einem durchaus verantwortlichen Retter unbedingt aufs trockene gebracht zu ſein. Wer weiß, dachte Friedrich, während ihr hier klingelt, ſind vielleicht oben ſchon die Boote aufs Waſſer gebracht und bis zum Sinken mit Menſchen beladen.

Aber ſo weit war es noch nicht, als Friedrich einen Ausgang gewonnen und die Deckkabine Ingigerds endlich erkämpft hatte: denn zu Ingigerd Hahlſtröm trieb es ihn. Er fand außer ihr und den Kindern, die ſie wie eine kleine Mama zu beſchäftigen ſuchte, ihrem Vater und Doktor Wilhelm bei ihr. Wilhelm ſagte: „Die Feigheit der Menſchen iſt grauſenhaft!“ „Ja, das ſagen Sie ſo, aber was iſt denn los?“ fragte Friedrich. „Eine Welle wird heißgelaufen ſein. Das braucht etwas Zeit, um ſie abzukühlen.“ Die auf den Treppen gedrängten Paſſagiere riefen in einem fort nach dem Kapitän. Wilhelm ſagte: „Der Kapitän hat anderes zu tun, als blödſinnige Fragen zu beantworten.“ Friedrich meinte, man ſollte die Leute aufklären und beruhigen und ſetzte hinzu: „Ich finde, daß Beſorgnis bei einer Landratte, die von Nautik und von der Beurteilung der Sachlage keine Ahnung hat, berechtigt iſt.“ „Warum ſoll man den Leuten was ſagen,“ gab der Schiffsarzt zurück, „ſelbſt wenn die Sache ganz ſchief geht, iſt es beſſer, die Leute zu täuſchen.“ „Na, ſo täuſcht ſie doch,“ ſagte Hahlſtröm, „ſchickt die Stewards ab, laßt ihnen ſagen, alles iſt allright, wir müſſen erſaufen!“

Kurze Zeit darauf wurden in der Tat die Paſſagiere im Auftrag der Oberleitung durch die kleine Armee der Stewards mit der Nachricht beruhigt, daß wirklich nur, wie der Doktor geſagt hatte, eine Welle heiß gelaufen ſei und die Maſchine bald wieder in Gang kommen werde. Auf die tauſendmal wiederholte Frage, ob Gefahr wäre, wurde von allen Stewards auf entſchiedenſte Weiſe mit „Nein“ geantwortet. Aber der hilfloſe Anblick, den der willenlos treibende Koloß des „Roland“, von der Kabine Ingigerds aus betrachtet, gewährte, unterſtützte die Nachricht der Stewards nicht ſonderlich.

Um die Luft zu verbeſſern, hatte Ingigerd, ſoweit möglich, die Tür an Deck immer einen Spalt offen geſtellt. „Wir können uns nicht verhehlen,“ ſagte Hahlſtröm, „daß wir vor Topp und Takel treiben.“ Gleich darauf ſagte Wilhelm: „Wir hängen Ölbeutel aus!“ wobei er Friedrichen durch den Türſpalt den Schiffsjungen Pander zeigte, der gemeinſam mit einem Matroſen einen

Segeltuchbeutel, getränkt mit Öl, an einer Leine ins Waſſer hängte. Dieſe Maßregel ſchien angeſichts der ſchweren Seen, die gleich wandelnden Bergen herankamen, und bei den ſchauerlich wuchtenden Böen, die ſie begleiteten, faſt lächerlich. Aller Augenblick wurde der tote „Roland“, der fortwährend mit einem langgezogenen Ton nun ſeine hilferufähnlichen Warnungsſignale gab, auf ein unter ihm hervorquellendes Waſſergebirge emporgedrückt, wo es aber ebenſowenig wie in der Tiefe einen Ausblick gab. Der gewaltige Steamer ſtand, ſchien nicht zu wiſſen, wohin er ſich wenden ſolle, ward bald nach Steuerbord, bald nach Backbord von der Wucht der Böen hinübergedrückt und hatte von ſeiner herkuliſchen Kraft nichts als ſeine ungefüge, hilfloſe Maſſe zurückbehalten. Er drehte ſich langſam, er wendete ſich, und mit einem Mal kam wie eine vieltauſendköpfige Schar ziſchender, weißer Panther, die von einem ſchwarzgrünen Gebirgsrücken abgeſchleudert wurden, eine ſchreckliche See über Bord geſtürzt.

„Das war bös“, ſagte Wilhelm, der noch gerade zur rechten Zeit die Decktür ins Schloß geriſſen hatte.

Friedrichs Nerven beherrſchte ein Spannungsgefühl, das nicht nur im übertragenen Sinne, ſondern deutlich ſpürbar von ihm wie die bis zum Reißen ſtraffe Anſpannung einer Saite empfunden wurde. „Macht Sie die Sache nervös?“ fragte Hahlſtröm. „Etwas,“ gab Friedrich zur Antwort, „ich leugne es nicht. Man hat Kraft, man hat einige Intelligenz und kann nichts davon ausüben, ſelbſt wenn die Gefahr vor Augen iſt.“ Wilhelm meinte: „Direkte Gefahr? Kollege, ſo weit ſind wir noch nicht. Erſtlich wird die Schraube gleich wieder arbeiten, und wenn wir wirklich treiben und ſchließlich unſere Notſegel beiſetzen, können wir hier auf unſerem Kaſten noch in acht Tagen fuchsmunter ſein.“ Hahlſtröm ſagte: „Was verſtehen Sie unter fuchsmunter, Herr Doktor?“ „Wir haben den Sturm aus Nord-Nordweſt. Es kommt gar nicht vor, daß ein ſolches Schiff auf hoher See etwa kentert. Alſo würden wir höchſtwahrſcheinlich gegen die Azoren zu getrieben und eines Tages in einen dortigen Hafen eingebracht werden. Vielleicht kämen wir aber auch noch ſüdlicher, und dann iſt es gar nicht ausgeſchloſſen, daß wir in acht Tagen auf den Kanariſchen Inſeln, im Angeſicht des herrlichen Pic von Teneriffa vor Anker gehn." Hahlſtröm ſagte verſtimmt: „Ich danke für Pic von Teneriffa. Ich muß nach New York. Wir ſind verpflichtet."

Friedrich kam wieder auf ſeine bis zum Berſten geſpannten Nerven zurück. „Acht Tage Unſicherheit," ſagte er, „könnten mein Nervenſyſtem nicht durchhalten. Ich bin nicht geeignet für dieſes paſſive Heldentum. Im Aktiven könnte ich mehr leiſten." „Sie kennen doch Lederſtrumpf," ſagte Wilhelm ironiſch, „da müſſen Sie doch auch wiſſen, Kollege, daß bei den alten amerikaniſchen Rothäuten ſchon, denken Sie an die Marterpfähle! das paſſive Heldentum das höher geachtete iſt." „Nein, nein," meinte Friedrich, „mit der Marterpfahlwirtſchaft laſſen Sie mich gefälligſt in Frieden. Wenn ich heute erfahre, daß unſere Schraube gebrochen iſt und wir morgen noch hilflos herumtreiben, ſo halte ich das ganz einfach nicht aus, und ſpringe übermorgen ins Waſſer. Es iſt der gleiche Grund, weswegen ich gegen den Rettungsgürtel bin. Ich lehne ihn ab: Sie mögen mir dreiſt einen anbieten."

Die Stunden verrannen. Auf den grauen Tagesdämmer, mit dem endloſen, trommelfellzerſtörenden Lärm der See, folgte ein abendliches, noch tieferes Dämmerlicht. Friedrich, wie jedermann, hatte vergeblich des Augenblicks gewartet, wo die Schraube ſich wieder bewegen und dem hilfloſen Schiffsrumpf ſeinen Kurs zurückgeben ſollte. Die Stärke der Böen wurde taxiert, und man beobachtete mit der Angſt der Verzweiflung, ob ſich die Ruhepauſen zwiſchen ihnen verkleinerten oder vergrößerten. Als das Wetter nicht nachließ, bemächtigte ſich Friedrichs zeitweiſe ein fieberhafter, perſönlicher Verfolgungswahn. Schauerlich war beſonders der Umſtand, daß in kurzen Zwiſchenräumen, während vieler Stunden, die Maſſenſchreie der eingeſperrten Zwiſchendeckler laut wurden. Die zuſammengepferchten Leute wimmerten, beteten ſchreiend, rieſen wütend den Himmel um Hilfe an und brüllten, teils vor Angſt, teils vor Wut, teils im phyſiſchen Schmerze. Aber, als ob nichts geſchehen wäre, erſcholl zur beſtimmten Zeit der erſte ſchmetternde Ruf zum Diner über das immer noch ſteuerlos treibende Schiff, dieſe mächtige, nun wieder von zahlloſen Lampen erleuchtete, hilfloſe Arche, dieſen aus Reihen von Luken ſtrahlenden, zum troſtloſen Spiele der Wogen gewordenen, vereiſten Feenpalaſt, — und Friedrich fragte ſich, wer wohl jetzt Kaltblütigkeit, oder Mut, oder Luſt zu der täglichen Tafelei finden ſollte. Aber Wilhelm rief: „Zu Tiſch, meine Herren!“ und da Roſa eben wieder, naß und mutig, die Kinder verſorgen kam, und ein längeres Bleiben in Ingigerds Zimmer nicht angängig war, mußte ſich Friedrich wie Doktor Wilhelm und Hahlſtröm anſchließen, die mit kurzem Entſchluß hinaus und über Deck voltigiert waren. Der Kakadu kreiſchte, Ella ſchrie und wurde von Ingigerd und Roſa ziemlich energiſch zurechtgeſetzt. Eh er aber das Zimmer verließ, ſagte Friedrich: „Wünſchen Sie, daß ich hierbleibe? Es liegt mir daran, daß Sie jetzt ganz über mich verfügen, Fräulein Ingigerd.“ Sie gab zur Antwort: „Danke, Herr Doktor, Sie kommen ja wieder.“ Und Friedrich wunderte ſich über die ſelbſtverſtändliche Art, mit der er gefragt und die Antwort erhalten hatte.

Jetzt aber trat unerwartet ein Umſchwung ein. Man merkte an einem gewiſſen, alles durchdringenden Beben von Wand und Fußboden, daß der Rhythmus der Kraft, der Rhythmus der Zielſtrebigkeit, der Puls und das Herz des „Roland“ wieder lebendig geworden war. Ingigerd jauchzte auf wie ein Kind, und Friedrich biß die Zähne zuſammen. Der Zuſtrom erneuten Lebens, erneuter Ausſichten und Hoffnungen, die wiedereingetretene Planmäßigkeit, verbunden mit allgemeiner Entſpannung, hatte in ihm eine Schwachheit erzeugt, die ihn mit Rührung und Tränen zu überwältigen drohte. Erſchüttert trat er auf Deck hinaus.

Und nun war das Bild ein anderes geworden. Fröhlich und machtvoll ſprang der „Roland" wiederum vorwärts, in die lärmende Dunkelheit. Die ganze ungeheure, nächtlich rauſchende Hexenwäſche, die mit Sintflutgewäſſern arbeitete, ſchien ihm nun wieder ein willkommenes Feſt zu ſein. Wieder bohrte er Breſchen durch finſtere Gebirgszüge, ließ ſich emporheben und ſtürzte mit wilder Tollheit in tiefe Täler hinab, wobei hinten die Schraube jedesmal viele Sekunden lang, wie raſend, frei in der toſenden Luft quirlte.

Rinck ſaß auf der Schwelle ſeines deutſch-amerikaniſchen Seepoſtamtes, das hell erleuchtet war, rauchte und ſtreichelte ſeine gefleckte Katze. „Gut, daß wir wieder laufen," konnte Friedrich ſich nicht enthalten zu ſagen, als er ſich in der Nähe vorüberhantelte. „Why?" gab Rinck ihm phlegmatiſch zurück. „Ich jedenfalls," ſagte Friedrich, „laufe lieber mit Volldampf, als daß ich mich hilflos treiben laſſe." „Why?" ſagte Miſter Rinck wiederum. In den Gängen unten war es nun trotz der Schiffsbewegung wieder ziemlich behaglich geworden. Die Angſt ſchien vergeſſen. Man taumelte, Witze reißend, ſich überall feſthaltend, aneinander vorbei, zum Speiſeſaal. Das Geklapper des Porzellans in der Nähe der Küchen war ohrenbetäubend, beſonders wenn, wie es vorkam, ein Stoß Teller zuſammenbrach. Man mußte lachen. Man ſagte Proſit. Und jedermann hatte den wohligen Rhythmus der wieder in Gang befindlichen großen Maſchine im Ohr, mit deſſen beglückender Wirkung keine Muſik der Welt jetzt wetteifern konnte.

Friedrich faßte den Mut, da er ziemlich durchnäßt war, ſich in ſeiner Kabine umzukleiden. Adolf, ſein Steward, kam, ihm behilflich zu ſein. Er erzählte, während Friedrich die Kleider wechſelte, von einer Panik, die beim Stoppen der Maſchinen im Zwiſchendeck ausgebrochen war. Einige Frauen hatten wollen ins Waſſer gehen. Das hätten die anderen mit Mühe verhindert. Und eine Polackin habe ſein Kollege, Steward Schell, und ein Matroſe buchſtäblich nur noch bei den Beinen wieder an Deck gebracht.

„Man kann es den Leuten nicht verdenken, daß ſie in dieſer Lage feige ſind“, ſagte Friedrich. „Das Gegenteil wäre wunderbar. Wer kann von ſich ſagen, daß er feſtſtehe, wenn der Boden ihm unter den Füßen wankt. Ein ſolcher Menſch läge entweder, oder er beſäße einen Grad von Stumpfheit, der ihn noch unter das Tier degradierte.“ „Ja, was ſollten wir aber machen,“ ſagte der Steward, „wenn wir ſo feig wären?“ Und Friedrich kam, wie nicht ſelten, in jenes Dozieren hinein, das ihm als Privatdozent eine Menge von jugendlichen Hörern verſchafft hatte. „Bei Euch iſt es anders,“ ſagte er, „Ihr werdet durch das Gefühl, eure Pflicht zu tun, zugleich belohnt und aufrecht erhalten. Gut, während wir Paſſagiere uns ängſteten, haben die Köche Bouillon abgeſchäumt, Fiſche geſchuppt, gekocht und mit Peterſilie angerichtet, Geflügel gebraten und zerteilt, Rehrücken mit Speck geſpickt und dergleichen, — der Steward lachte! — aber ich kann Euch verſichern, daß es zuzeiten leichter iſt, einen Braten zu braten, als ihn zu eſſen.“ Und Friedrich fuhr fort, in faſt feierlicher, aber gerade deshalb ſchalkhafter Art, über Feigheit und Mut zu philoſophieren.

Das Diner begann, und obgleich das Wetter keineswegs beſſer geworden war, hatten ſich doch jetzt, nach einer überſtandenen, noch größeren Gefahr, verhältnismäßig viele Eſſer an der

Dreizacktafel zuſammengefunden. Oberſteward Pfundner, deſſen weißes Haar auch heut vom Schiffsfriſeur, zwar nicht gerade in einem Zopf gebunden, aber doch gebrannt und zierlich rokokoperückenhaft zugeſtutzt worden war, ſtand wie immer in majeſtätiſcher Haltung vor einem Scheinkamin zwiſchen den Eingangstüren des Salons, von wo aus man am beſten den Speiſeſaal überblicken konnte.

Ganne, „Le Père la Victoire“. Es war ein Marſch. Gillet, „Loin du Bal“, folgte. Bei Suppé, Ouverture aus „Banditenſtreiche“, polterten und taumelten die ewigen Skatſpieler in den Saal, die ſich, wie meiſtens, bei ihrer Partie verſpätet hatten. Überall wurde viel Wein getrunken, weil es Mut machte und betäubend war. Vollſtedt, „Luſtige Brüder“, ſtieg, wobei immer noch die überſtandene Kataſtrophe beſprochen wurde. „Wir hatten Notflaggen gehißt“, ſagte man. „Wir hatten Raketenſignale gegeben.“ „Gürtel und Boote wurden bereits inſtand gebracht!“ „Jawohl, wir haben ja Öl ausgegoſſen!“ Und um ſo lauter ſchoſſen die Bemerkungen hin und her, da weder der Kapitän, noch einer der Schiffsoffiziere bei Tafel war. „Der Kapitän,“ hieß es, „iſt von morgens an nicht von der Brücke gekommen.“

Plötzlich wurden die Luken von außen hell, jedermann ließ mit einem Ausruf des Staunens Gabel und Meſſer fallen, und nach dieſem allgemeinen „Ah!“ ſprang alle Welt von den Stühlen empor, um ſtoßend, drängend, polternd und mit dem Rufe „Ein Schiff!“ „Ein Dampfer!“ Hals über Kopf an Deck zu klettern, wo denn wirklich mit einer erſchütternden Majeſtät, im Glanz ſeiner tauſend Lichter, einer der gewaltigſten Ozeanbezwinger von damals in ſchöner Bewegung, ſtampfend und rollend, nicht weiter als fünfzig Meter entfernt, heran- und vorüberkam.

„Der Fürſt Bismarck! der Fürſt Bismarck!“ ſchrien die Leute, da der Dampfer bereits erkannt worden war! Und dann brüllte man Hurra aus voller Kehle. Und Friedrich brüllte! Und

Hahlſtröm brüllte! Und Doktor Wilhelm und Profeſſor Touſſaint, und was eine Kehle hatte, brüllte aus vollen Lungen mit. Das gleiche Freudengebrüll ſcholl vom Zwiſchendeck. Und nun donnerten noch zum Gruß die gewaltigen Dampfpfeifen.

Natürlich ſah man auch von den verſchiedenen Decks des „Fürſt Bismarck" Paſſagiere herüberwinken und hörte trotz des Lärms, den der Ozean aufführte, wenn auch nur ſchwach, ihr Hurrageſchrei. Der Dampfer „Fürſt Bismarck" hatte damals gerade ſeine Weltrekordreiſe hinter ſich, auf der er den Atlantiſchen Ozean in ſechs Tagen, elf Stunden, vierundvierzig Minuten gekreuzt hatte. Etwa zweitauſend Menſchen machten jetzt auf dem Doppelſchrauber, einem der erſten Exemplare dieſes Typs, die erſte Fahrt von New York nach Europa zurück. Zweitauſend Menſchen, das bedeutet ſoviel, wie eine Menge, mit der man zweimal den Zuſchauerraum eines großen Theaters vom Parkett bis zur Galerie anfüllen kann.

Es wurde vom „Roland" zum „Bismarck" und vom „Bismarck" zum „Roland" mit Flaggen ſignaliſiert. Aber die ganze Viſion hatte vom Auftauchen bis zum Verſchwinden noch nicht drei Minuten gebraucht. Während dieſer Zeit war der kochende Ozean mit einer Flut von Licht übergoſſen. Erſt, als nur noch ein quirlender Nebel von Licht zu ſehen war, hatte der „Bismarck" Muſik auf Deck gebracht, und man hörte einige geſpenſtiſch verwehte Klänge der Nationalhymne. Gleich darauf war der „Roland" wieder mitten im Ozean, mitten in Nacht, Sturm und Schneegeſtöber mit ſich und ſeinem Kurs allein.

Mit doppelter Verve ſpielte jetzt die Kapelle eine Quadrille von Karl, „Feſtklänge", und einen Galopp von Kiesler, „Jahrmarktſkandal"; und mit doppeltem Appetit, mit doppelter Lebhaftigkeit wurde das Abendeſſen im Speiſeſaal fortgeſetzt. Bewundernde Ausrufe, wie: „Feenhaft!" „Märchenhaft!" „Herrlich!" „Gewaltig!" und „Koloſſal!" überſtürzten einander. Selbſt Friedrich empfand ein Gefühl von Stolz und Beruhigung und den Lebenshauch einer Atmoſphäre, die dem Geiſte des modernen Menſchen nicht minder notwendig, als Luft ſeinen Lungen iſt. „So ſehr wir uns ſträuben, Kollege," ſagte Friedrich, „und ſo ſehr ich noch geſtern abend auf die moderne Kultur losgezogen bin, ein Anblick, wie dieſer eben genoſſene, muß einem doch bis auf die Knochen imponieren. Es iſt einfach toll, daß ein ſolches durch Hand und Geiſt des Menſchen zuſammengeſtelltes Produkt geheimer Naturkräfte, eine ſolche Schöpfung über der Schöpfung, ein ſolches Schiff nur möglich geworden iſt." Sie ſtießen an, und man hörte an vielen Tiſchen anklingen. „Und welcher Mut, welche Kühnheit, welcher Grad von Unerſchrockenheit," fuhr Friedrich fort, „den ſeit Jahrhunderttauſenden gefürchteten Naturkräften gegenüber liegt darin, und welche Welt von Genie iſt vom Kiel bis zur Maſtſpitze, vom Klüverbaum bis zur Schraube in dieſem mächtig lebenden Organismus eingebaut."

„Und dies alles, Kollege," ſagte der Schiffsarzt, „heut Erreichte iſt in kaum hundert Jahren erreicht und bedeutet alſo erſt den Anfang einer Entwicklung. Mag ſich ſträuben, wer will, die Wiſſenſchaft, aber mehr noch der techniſche Fortſchritt iſt die ewige Revolution und die echte und einzige Reformation aller menſchlichen Zuſtände. Was hier ſeinen Anfang genommen hat, dieſe Entwicklung, die ein dauernder Fortſchritt iſt, wird nichts mehr aufhalten." „Es iſt," ſagte Friedrich, „der durch Jahrtauſende paſſiv geweſene, plötzlich aktiv gewordene Menſchengeiſt. Unzweifelhaft iſt das Menſchengehirn und damit die ſoziale Gemeinſchaftsarbeit in eine neue Phaſe getreten." „Ja," ſagte Wilhelm, „auf gewiſſe Weiſe war vielleicht auch im Altertum der Menſchengeiſt ſchon aktiv, aber er hat zu lange nur mit dem Mann im Spiegel gefochten." „Hoffen wir alſo," beſtätigte Friedrich, „daß die letzte Stunde der großen, auf uns gekommenen Spiegelfechter, Gaukler, ſüdſeeinſulaniſchen Medizinmänner und Zauberer nicht mehr ferne iſt, und daß alle Flibuſtier und zyniſchen Freibeuter, die vom Seelenfang leben und ſeit Jahrtauſenden gelebt haben, vor dem ſchnellen und ſicheren Meerſchiff der Ziviliſation, das den Intellekt zum Kapitän und die Humanität zum einzigen Hausverwalter hat, die Segel ſtreichen."

Nach dem Eſſen kletterten Friedrich und Doktor Wilhelm ins obere Rauchzimmer. Am Skattiſch ſaßen die Kartenſpieler. Sie rauchten, tranken Whisky und Kaffee, ſchlugen die Karten auf den Tiſch, und alles übrige ſchien ihnen gleichgültig. Friedrich beſtellte Wein und fuhr fort, ſich aufzuſtacheln. Ihn ſchmerzte der Kopf, und er vermochte ihn kaum auf dem ſchmerzenden Nacken zu halten. Die Augenlider taten ihm weh vor Müdigkeit, aber wenn ſie über die Augäpfel herabfielen, ſo ſtrahlten dieſe gleichſam von einer inneren, peinlichen Helligkeit. Jeder Nerv, jeder Muskel, jede Zelle in ihm war wach, und er durfte an Schlaf nicht denken. Wie hatte er, gleichſam im Handumdrehen, Wochen, Monate, Jahre verbracht, und an dieſem Abend waren ſeit Southampton nicht mehr als dreieinhalb Tage vergangen.

„Sie ſind müde, Kollege," ſagte Wilhelm, „ich werde Sie alſo lieber nicht auffordern, heute noch mit zum Begräbnis des toten Heizers zu gehen." „Doch, doch", ſagte Friedrich, und es war eine ſchmerzhafte Wut in ihm, ſich nichts zu erſparen und alle, auch die bitterſten Eindrücke dieſes losgelöſten, gerüttelten und geſchüttelten Stückes Menſchenwelt bis zur Neige durchzukoſten.

Die beiden Ärzte kamen dazu, als man den Heizer Zickelmann, der ſeine Mutter hatte beſuchen oder überhaupt ſuchen wollen, in Segeltuch einnähte. Der kahle Raum, wo das geſchah, war nicht gerade ſtark durch eine elektriſche Birne erhellt. Friedrich erinnerte ſich ſeines Traums und daran, wie der tote Heizer, mit den Baſtſchnüren, ihn und Peter Schmidt zu den Lichtbauern geführt hatte. Nun war bereits eine ſtarke Veränderung mit ihm eingetreten, ſein Antlitz ſchien eine künſtlich geformte Maſſe aus gelbem Wachs zu ſein, auf der Haupthaar, Brauen und Bart feſtgeleimt waren. Aber ein leiſes, ſchlaues Lächeln lag, wie es Friedrichen ſchien, um des Toten Mund. Und als der junge Arzt ihn mit einer ſeltſamen Spannung und Neugier ſchärfer betrachtete, ſchien er zu ſagen: „Legno ſanto! die Lichtbauern.“

Als nun auch das Geſicht des Toten verhüllt und alles mit groben Stichen zugenäht worden war, wurde die ganze, nur mit Mühe in Ruhe gehaltene Puppe aus Segeltuch von Matroſen auf ein gehobeltes, mit Eiſen beſchwertes Brett gebunden. Wird wirklich, fragte ſich Friedrich, aus einer ſolchen Verpuppung je wieder ein Schmetterling? Der ganze Vorgang mit ſeiner taumelnden Akrobatik war weniger grauſig als lächerlich. Ob man es aber auch nur mit der ſterblichen Hülle einer unſterblichen Seele zu tun haben mochte, es blieb ein Gedanke von unendlicher Traurigkeit, auch nur dieſe der ſchrecklichen Öde des Weltmeeres zu überantworten.

Da die Beförderung über Bord bei dieſem Wetter nicht gerade eine leichte Sache war und das ſtändig von Waſſer überflutete, ſchwankende Deck Zeremonien nicht ermöglichte, forderte der Zahlmeiſter die wenigen Anweſenden — Kapitän von Keſſel durfte die Brücke nicht verlaſſen! — auf, ein ſtilles Gebet für die Seele des Toten zu ſprechen. Dies geſchah, und vier Kollegen des Heizers trugen ſtockend, ſchwankend, ſtolpernd und ſchnaufend das lange Paket auf Deck an die Reling hinaus, von wo ſie es in einem gegebenen Augenblick in die See hinabſchießen ließen.

Wilhelm bot Friedrichen gute Nacht und ſetzte hinzu: „Sie ſollten zu ſchlafen verſuchen." Man trennte ſich, und Friedrich ſuchte an Deck einen geſchützten Platz, um womöglich dort die Nacht zu verbringen und lieber bei eiſiger Luft und dicker Nacht, unter dem bleichen Licht der am Maſt befeſtigten Bogenlampen dem Graus von Wind und Wetter ins Auge zu ſehen. Vor der beklemmenden Enge ſeiner Kabine mit der verwahrten Luke und der heißen, verbrauchten Luft ſchauderte ihn. Aber es war nicht dieſer Schauder allein, der ihn hier oben feſtbannte, ſondern mehr noch der Wunſch, für den Fall der Gefahr Ingigerd Hahlſtröm nahe zu ſein. Und als er ſich in der Nähe der Schornſteine niedergelaſſen und, den Rücken gegen eine erwärmte Wand gedrückt, den Hut heruntergezogen, das Kinn unter den Mantelkragen gedrückt hatte, lachte er plötzlich in ſich hinein, denn er war nun in derſelben Verfaſſung und an dem gleichen Platz, an dem er geſtern den Baumeiſter Achleitner gefunden hatte.

Vor Friedrichs Ohren rauſchte es. Er ſpürte die Bogenlampen, die über ihm gewaltige Kreisbogen ausführten. Er ſpürte den regelmäßigen Sturmlauf der Böen, und in das Brauſen und Gären der Waſſermaſſen klang die ſchauerliche Katzenmuſik des Luftzugs im Takelwerk: ein eigenſinniges, böſes Miauen, mit plötzlich fauchendem Tigerſprung. Dann wieder ſchienen die Laute Friedrichen mehr das unſagbare, klägliche Winſeln und Weinen verirrter Kinder zu ſein, einer Schar von Kindern, die er jetzt deutlich ſehen konnte und die mit lautem Wehklagen um die Bahre des toten Heizers verſammelt ſtanden. Und richtig, da waren auch wieder die Lichtbauern. Sogleich griff Friedrich einen davon, um ihn Ingigerd Hahlſtröm in die Kabine zu tragen. Ingigerd aber zog ſich gerade zu ihrem berühmten mimiſchen Tanze an. Die große Spinne hing ſchon bereit und wob das Netz, in das Mara ſich ſpäter verwickeln mußte. Friedrich erſuchte um einen Beſen, weil er den Tanz verhindern und die Spinne hinwegfegen wollte. Ein Beſen kam, aber in Geſtalt eines Knechtes, der Waſſer trug und ausſchüttete; ihm folgte ein zweiter, ein dritter, ein vierter, ein fünfter, bis alles von rauſchenden Waſſermaſſen überfloß. Friedrich wachte auf, er hatte den Zauberlehrling geträumt und das angſtvolle Wort noch auf den Lippen, womit man die Fluten bannen konnte. Die Wogen rauſchten. Er war wieder eingeſchlafen. Jetzt ward das Rauſchen zu einem Strom, der zu Friedrichs Füßen floß. Die Sonne ſchien, es war heller Morgen. Vom anderen Ufer kam Friedrichs Frau, jugendlich ſchön in einem großgeblümten Kleide, ſelbſt ihren kleinen Nachen rudernd. Ihre milde, dunkle und volle Geſtalt hatte zugleich den Reiz der Veſtalin und des Weibes. Und aus einem nahen Walde trat Ingigerd in ihrer Zartheit und im Schmuck ihres blonden Haares und Fleiſches. Die beſonnte Landſchaft, mit der ihre reine Nacktheit vereinigt war, ſchien aus der Zeit vor der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradieſe zu ſein. Friedrich nahm ſeine Frau bei der Hand, die ihn huldreich anlächelte, und nahm Ingigerd Hahlſtröm bei der Hand, die weich und rein und gehorſam ſchien, und legte die Hände der beiden ineinander. Dabei ſagte er zu Ingigerd:

„Ich wende Dich in Klarheit,
ich brenne Dich von Schlacken rein.“

Aber der Himmel verfinſterte ſich. Der Wald wurde ſchwarz, und ein geſpenſtiſches Mondlicht war über dem furchtbar, wie große Waſſer rauſchenden Walde aufgegangen. Friedrich lief mit eiligen Schritten am Rande verdüſteter Felder hin, als plötzlich hinter ihm der Ruf: „Moira! Moira!“ erſcholl und ſich mit ſchwerer Bewegung, wie von gewaltigen ſchwarzen Flügeln, ein Stück Finſternis vom Waldrande ablöſte. Es war ein Vogel, der mit dem immer lauter ſchallenden Schrei: „Moira, Moira!“ hinter ihm dreinſchwebte. Friedrich floh, als ob der furchtbare Vogel Rock hinter ihm her wäre. „Moira, Moira!“ Er zog ſein Federmeſſer heraus, um ſich zu verteidigen . . . Friedrich erwachte und fand ſich entkleidet in ſeinem Bett; irgend jemand hatte ihn, wie er geſtern Achleitner, hinunter in ſeine Kabine geführt. Der Ruf „Moira!“ aber ſcholl noch im Wachen vor ſeinen Ohren.

Nachdem Friedrich einige Stunden geſchlafen hatte, fand er ſich plötzlich, erwachend, irgendwo draußen im Korridor, wo er mit einigen Stewards, die ſchon bei der Morgenarbeit waren, geſprochen hatte. Langſam begriff er, daß er mit nichts als dem Hemde bekleidet war. Irgendeine Erfahrung als Nachtwandler hatte er bisher an ſich nicht gemacht. Nun aber wußte er, daß auch er vor dem Übel nicht ſicher war. Er war beſtürzt, er ſchämte ſich und mußte ſich, im Hemde wie er war, von einem Steward in die Kabine zurückbringen laſſen. Er ſah nun, wie ſeine Kabine drei, vier Zoll hoch voll Waſſer ſtand, das wohl aus irgendeinem undichten Rohre ſtammte. Er kroch ins Bett und quetſchte, zwängte und klammerte ſich, um nicht herausgeſchleudert zu werden, auf ſelbſterfundene Art und Weiſe zwiſchen die Bettbretter. Kurz nach ſechs Uhr war Friedrich an Deck und auf ſeiner Bank und hatte die heiße Teetaſſe in den Händen. Das Wetter war furchtbar! Der Morgen von nicht zu überbietender, eiſiger Troſtloſigkeit. Die Wut der See hatte zugenommen. Eine neue Art Finſternis, nichts anderes, war die kommende Dämmerung. Rauſchen und Heulen von Waſſer und Wind waren ohrenbetäubend. Friedrich ſchmerzte das Trommelfell. Aber immer noch lief und kämpfte das Schiff und konnte den Kurs, wenn auch langſam, einhalten.

Und plötzlich, Friedrich wußte nicht gleich, ob er recht hörte, drangen überirdiſche, gläubige Klänge durch den Lärm der See an ſein Ohr, feierlich anhebend, ruhig anſchwellend, Akkorde und Harmonien eines Kirchenchorals, die Friedrichen bis zu Tränen erſchütterten. „Nun danket alle Gott, mit Herzen Mund und Händen.“ Er beſann ſich darauf, daß der troſtloſe Morgen, der eben angehoben hatte, der eines Sonntags war, den die Schiffskapelle, auch inmitten eines Zyklons, gemäß ihrer Vorſchrift, mit dieſen frommen Klängen einleitete. Sie hatte ſich in dem gemiedenen Rauchzimmer unter Deck, in halber Höhe der Treppe, aufgeſtellt, von wo die Weiſe ſchwach herauf- und heranflutete. Alles, was in Friedrichs Seele hart und wirr und getrennt im Kampfe lag, ward von dem Ernſt, der Einfalt und Unſchuld dieſer Muſik hinweggeſchmolzen. Er mußte an ſeine Jugend denken, ſo manchen Morgen voller Unſchuld, voller Erwartung und voll von Ahnungen einer großen Glückſeligkeit, Sonntage, Feſttage, Geburtstage des Vaters oder der Mutter, wo den Knaben das Ständchen der mit einem Choral beginnenden Regimentskapelle aus dem Morgenſchlummer geweckt hatte. Was war das Heut, verglichen mit dieſer Vergangenheit! Was lag dazwiſchen: welche Summe nutzloſer Arbeit, enttäuſchter Hoffnung, bitter bezahlter Erkenntnis, wie viel leidenſchaftlich ergriffener Beſitz, der verloren ging, verſickerte Liebe, verſickerte Leidenſchaft, wie viel erſtes Begegnen und ſchweres Valetſagen, ein mühſames quälendes Ringen ins Allgemeine und ins Beſondere hinein, wie viel reine Abſicht in Schmach und Schmutz gezogen, wie viel Ringen nach Freiheit und Selbſtbeſtimmung, mit dem Reſultat einer willenloſen, blinden Gefangenſchaft.

War er wirklich vor Gott eine Perſon von ſo großer Wichtigkeit, daß er ihn mit ſo ausgeſuchten, bitteren Läuterungsarten heimſuchte?

„Ich bin deſperat“, ſchrie Hans Füllenberg, der jetzt am Eingang zur Kajüttreppe erſchien. „Ich mache nun nicht mehr mit, ſonſt werde ich blödſinnig.“ Allein er und Friedrich, ſowie alle übrigen Paſſagiere, die alleſamt im letzten Grade erſchöpft und willenlos oder deſperat waren, machten auf die gleiche ſchreckliche Weiſe, von Stunde zu Stunde, von Morgen zu Mittag, von Mittag zu Abend und wieder von Abend zu Morgen mit, wo alle, die zwanzigmal zu ſterben geglaubt hatten, immer noch lebendig, wenn auch ohnmächtig und deſperat waren. Dieſem Zuſtand auch nur eine weitere Stunde ſtandzuhalten, ſchien den meiſten unmöglich zu ſein, und doch wurde ihnen geſagt, daß ſie bis New York noch mindeſtens dreimal vierundzwanzig Stunden zu dulden hätten.

Der Montag, mit etwas Sonne und nicht vermindertem Sturm, war fürchterlich. Alles nicht Niet- und Nagelfeſte wurde von Deck heruntergeſchlagen. Die regelmäßigen Schreie, die vom Zwiſchendeck her das kämpfende Schiff durchdrangen, erinnerten nicht an Menſchen, ſondern an Tiere, die unter dem Meſſer des Metzgers ſind. Die Nacht zum Dienstag war eine Tortur, und niemand, der nicht vor Schwäche oder unter den Martern der Seekrankheit bewußtlos geworden war, ſchloß ein Auge. Es war Dienstag früh, im Morgengrauen, als jedermann in der erſten Kajüte von den Stewards mit dem ruhig geſprochenen Wort: „Gefahr!“ überraſcht wurde.

Friedrich hatte, ohne die Kleider abzulegen, einige Zeit auf ſeinem Bett liegend zugebracht, als auch ſein Steward die Türe öffnete und das Wort „Gefahr“ inſtruktionsgemäß mit ernſter Haltung in die Kabine ſprach. Dabei hatte der Verkünder einer ſo lapidaren und inhaltsſchweren Botſchaft das elektriſche Licht eingeſchaltet. Friedrich fuhr empor. Er ſaß auf dem Bett, wobei ihn das Waſſer des lecken Rohres genierte, das, je nach den Schlingerbewegungen des Schiffs, bald auf dieſer, bald auf der anderen Seite der Kabine zuſammenlief. Zunächſt wußte er nicht, ob das Wort, das er gehört hatte, wirklich gerufen oder nur eine jener Gehörstäuſchungen geweſen war, wie ſie die Überreizung und Übermüdung der Nerven mit ſich brachten. Als er jedoch deutlich das Klopfen der Stewards an die Nachbarkabinen, das Öffnen der Türen, zwei- oder dreimal das Wort „Gefahr“ auf eine unzweifelhafte Weiſe unterſcheiden konnte, kam ihn eine Empfindung an, die eine Veränderung in ihm hervorbrachte. „Gut“, ſagte er leiſe und trat, noch ſorgfältig ſeinen Mantel umnehmend, wie wenn er zu einem ihn nicht berührenden Schauſpiel gerufen wäre, in den Gang hinaus.

Der Korridor war wie ausgeſtorben. Friedrich hatte noch eben gedacht: „Gut, jetzt werden wir von den unſichtbaren Machthabern, deren Spielzeug wir Menſchen nun einmal ſind, auf die letzte unverhüllte Manier brutaliſiert.“ Er war nicht etwa aus einem Schlaf, ſondern aus hundert Schichten von Traum und Schlaf geweckt und ernüchtert worden. Nun kam es hm vor, als ob dies alles doch wieder nur eine phantaſtiſche Täuſchung ſeines zerrütteten Hirnes ſei, und er wollte ſich in ie Kabine zurückziehen.

Da erſt merkte er, daß weder der Rhythmus der Maſchine ehr zu fühlen oder zu hören, noch auch das Quirlgeräuſch der Schraube zu ſpüren war. Er glaubte plötzlich, das gewaltige Schiff treibe von Mannſchaft und Paſſagieren verlaſſen im Ozean, ur er ſei bei der allgemeinen Rettung vergeſſen worden. Allein, un taumelte ein Paſſagier im ſeidenen Schlafrock vorbei, den riedrich mit der erſtaunten Frage, was es denn gäbe, anreden onnte. „Oh nichts,“ ſagte der Herr, „ich ſuche nur meinen teward. Ich leide an Durſt. Ich hätte nur gern ein Glas monade gehabt.“ Damit torkelte er in ſeine Kabine.

„Eſel!“ ſagte Friedrich und meinte ſich. Er nannte ſich einen ollkommen Wahnwitzigen. Aber die Stille laſtete fürchterlich, d Friedrich konnte, von einem wilden Inſtinkt gepackt, nicht ders, als plötzlich, nur um an Deck zu kommen, vorwärts ſtürzen.

Jemand trat ihm entgegen und fragte ihn, wo er hinwolle. „Platz!“ antwortete Friedrich, „das geht Sie nichts an.“ Aber der entſetzliche mit den Spuren der Seekrankheit beſudelte, halbangezogene, leichenhafte Menſch wich nicht und rief: „Sind denn die Stewards hier alle irrſinnig?“ In dieſem Augenblick fing ganz nahe an Friedrichs Ohr die elektriſche Klingel zu hämmern an, und im nächſten war das ſchlotternde Furchtgeſpenſt, das Friedrich den Weg verſperrte, durch zehn, zwanzig, dreißig andere ebenſolche Geſpenſter verſtärkt worden. Sie ſchrien: „Was gibt's? Was iſt los? Wir ſinken! Gefahr!“ — „Steward, Steward!“ brüllte ein Herr mit Kommandoſtimme. Ein anderer: „Kapitän, Kapitän!“ „Das iſt eine verfluchte gemeine Wirtſchaft!“ ſchimpfte ein Menſch, deſſen Stimme überſchlug. „Kein Steward iſt da! Will man uns denn hier brutaliſieren?“ Und die elektriſchen Klingeln begannen zu toben.

Friedrich wich zurück und lief den endloſen Korridor nach der entgegengeſetzten Seite hinunter, wobei er, von niemand aufgehalten, an den Fenſtern zum Maſchinenraum vorüberkam. Zylinder und Wellen regten ſich nicht. Aus der Tiefe des Schiffes, von den Keſſeln und Feuern herauf, drang trotz des Lärms, den das Knacken und Knirſchen der Wände verurſachte, ein Geräuſch, das wie Plätſchern und Strömen von Waſſer klang. „Sollte ein Keſſel geplatzt ſein?“ dachte Friedrich und vergaß dabei, daß er in einem ſolchen Falle hätte das gewaltige Ausbrechen kochender Dämpfe vernehmen müſſen. Aber er hielt ſich nicht auf und lief weiter, am Poſtbüro vorüber, dem Hinterſteven des Schiffes und der zweiten Kajüte zu. Während des Laufens ging es ihm durch den Kopf, wie glücklich er in Paris geweſen war, als er auf dem Büro von Thomas Cook und Sohn, Place de l'Opéra, erfahren hatte, daß er bei großer Eile den „Roland“ noch im Kanal vor Southampton erreichen würde. Weshalb war er eigentlich mit einer ſo großen und zitternden

Ungeduld, in immerwährender Angſt, es zu verſäumen, geradezu ins Verderben gerannt?

An der Durchgangstür zur zweiten Kajüte ſtieß Friedrich auf den Barbier. „Die Feuer ſind aus", rief der Mann. „Zuſammenſtoß! Das Waſſer iſt unterhalb meines Salons in den Raum gedrungen." Die Klingeln raſten. Der Barbier ſchleppte ſich mit zwei Rettungsgürteln. „Wozu brauchen Sie zwei?" Friedrich nahm einen und rannte davon.

Er hatte die hintere Decktür erreicht, konnte jedoch nicht ins Freie hinaustreten. Er erkannte ſofort an der Lage des Schiffs, daß etwas nicht wieder Gutzumachendes mit ihm geſchehen war. In Lee lag es hoch, in Luv nur drei bis vier Meter über der Waſſerlinie. Da auch der Hinterſteven des „Roland" bedeutend tiefer als der vordere Teil lag, ſo wäre es, zumal bei den überkommenden ſchweren Seen, ein nahezu ausſichtsloſes Wagnis geweſen, über Deck nach vorn zu klettern. Gern oder ungern, wohl oder übel, mußte Friedrich durch dieſelbe Dachsröhre, die er ſoeben abwärts gekommen war, wieder nach vorn und nach oben zurück.

Kaum fünfzehn Sekunden ſpäter, als Friedrich den vorderen Ausgang an Deck, über dem Speiſeſalon, erreicht hatte, hätte er nicht zu ſagen gewußt, wie ihm möglich geweſen war, durch den mit Paſſagieren überfüllten Gang zu kommen, ohne erſchlagen, erdroſſelt oder niedergetreten worden zu ſein. Seine Stirn, ſeine Hände waren beſchunden, und er hielt ſich mit Anſtrengung an den Rahmen der Tür, heftig mit Doktor Wilhelm verhandelnd. Wilhelm packte ihn an, und die Kollegen klommen mit Todesverachtung auf die Kommandobrücke hinauf. Sie duckten ſich, im Schutze des Deckbaues und der Leeſeite, ſahen, wie etwas im grauenden Dämmer des Morgens in mächtiger Höhe und tollem Schwunge über ſie flog, und wären, im nächſten Augenblick, bis an den Bauch in einem ſtürzenden Waſſerfall klimmend, über Bord geſpült worden, wenn ſie ſich nicht mit aller Gewalt an Geländer und Laufſtangen geklammert hätten.

Auf der Kommandobrücke ſah es ungefähr wie gewöhnlich aus. Kapitän von Keſſel ſtand, ſcheinbar gelaſſen, vornübergelehnt, der rieſige Herr von Halm hatte das Glas an die Augen geſetzt und ſuchte den Nebel, der immer wieder einfiel, zu durchdringen. Die Sirene heulte. Am Vorderſteven wurden Raketenſignale gegeben und Böllerſchüſſe gelöſt. Rechts vom Kapitän ſtand der zweite Offizier, und der dritte erhielt ſoeben den Befehl: „Taue kappen, Rettungsboote aufs Waſſer werfen!“ — „Taue kappen, Rettungsboote aufs Waſſer werfen“, wiederholte er. Er verſchwand, den Befehl nach Möglichkeit auszuführen.

Bei alledem hatte Friedrich zunächſt wieder die Empfindung von etwas Unwirklichem. Augenblicke wie dieſe hatten zwar immer wie etwas Mögliches vor ſeiner Seele geſtanden, nun erkannte er aber, wie er niemals ernſtlich mit ihnen gerechnet hatte. Er wußte beſtimmt, daß die Wahrheit, vor der er ſtand, unerbittlich vorhanden war: dennoch vermochte er nicht, ſie überzeugend aufzufaſſen. Er ſagte ſich, eigentlich ſollte wohl auch er in ein Boot zu gelangen ſuchen. Da ſtreifte ihn das blaue Auge des Kapitäns, aber ohne an ihm zu haften. Mit ruhiger Stimme erklang der Befehl, in dem bekannten, an das Zuſammenſchlagen von Billardbällen irgendwie erinnernden, ſchönen Ton: „Alle Mann an Deck, die Pumpenmannſchaft auf die Stationen!“ — „Alle Mann an Deck, die Pumpenmannſchaft auf die Stationen“, wiederholte der Mann, eh er die Treppe an Deck hinunterſtieg. Nun hieß es: „Frauen und Kinder nach Steuerbord!“ — „Frauen und Kinder nach Steuerbord!“ kam wie ein nahes, ſachliches Echo die Antwort. Jetzt trat der Schiffsjunge Pander zum Kapitän. Er hatte die brave und ſonderbare Idee, ihm einen Rettungsgürtel anzubieten. Von Keſſels Hand fand einen Augenblick ſeinen

Scheitel. Er ſagte: „Ich danke Dir, lieber Sohn, ich brauche ihn nicht.“ Er nahm einen Bleiſtift, ſchrieb einige flüchtige Worte auf und reichte dem Schiffsjungen das Dokument mit den Worten: „Spring in ein Boot, Bengel, und bring's, wenn Du kannſt, meinen Schweſtern.“

Eben brach ſich eine ſchwere See über der Leeſeite. Eine furchtbare Dünung ſchwoll, hob und drehte das koloſſale, noch erleuchtete Schiff, und Friedrich verſuchte vergebens, ſich aus einer bleiernen Gleichgültigkeit emporzuraffen, die ihn angeſichts des unbegreiflichen Schauſpiels gefangen hielt. Plötzlich ſprang in ihm das Entſetzen auf. Er kämpfte es nieder, weil er um keinen Preis vor ſich ſelbſt und anderen als feige erſcheinen wollte. Aber er folgte ſeinem Kollegen Wilhelm, der ſich dem Schiffsjungen Pander an die Ferſe hing. „Wir müſſen ins Boot,“ ſagte Wilhelm, „es iſt kein Zweifel, wir ſinken.“ Gleich darauf befand ſich Friedrich in der Deckkabine Ingigerds. „Auf! vorwärts! die Leute ſpringen ſchon in die Boote!“ Er hatte die Türen offen gelaſſen, und man ſah, wie der Schiffsjunge Pander und zwei Matroſen in nächſter Nähe mit Beilen die feſtgefrorenen Taue einer Rettungsſchaluppe durchhieben. Ingigerd fragte nach ihrem Vater. Sie fragte nach Achleitner. Friedrich erklärte: ſie könne nur noch an ſich denken! jetzt noch unter Deck zu gelangen, ſei eine Unmöglichkeit und würde nur ſicheren Tod bedeuten. „Anziehen, anziehen!“ Stumm beeilte ſie ſich, es zu tun. Jetzt erſt kam einer der Stewards an Ingigerds Deckkabine vorüber und rief ſein kurzes „Gefahr!“ hinein. „Wieſo Gefahr?“ rief die Kleine, „gehen wir unter?“ Aber Friedrich hatte ſie ſchon gepackt, aufgehoben und in die Nähe des Bootes gebracht. Eben gaben die Seile nach, und es fiel in den nebelichten Strudel hinunter.

„Frauen und Kinder auf die andere Seite!“ kommandierte entſchieden die Stimme des dritten Offiziers. Dieſer Befehl bezog ſich nicht nur auf Ingigerd, ſondern auch auf das Dienſtmädchen Roſa, das, vor Anſtrengung feuerrot, wie wenn ſie mit Markteinkäufen überladen den Tram zu verſäumen fürchtete, an Deck erſchien und mit einer unglaublichen Kraft ihrer dicken Arme Frau Liebling und beide Kinder heranſchleifte. „Frauen und Kinder auf die andere Seite“, wiederholte, ein wenig zu ſchneidig, der dritte Offizier, wurde aber zum Glück durch beginnende Kämpfe um das nächſtfolgende Rettungsboot in Anſpruch genommen. Es war keine Zeit zu verlieren, und trotz entſchiedenen Widerſtandes zweier Matroſen ließen Friedrich, Pander, der Schiffsjunge, und Doktor Wilhelm Ingigerd glücklich ins Boot hinab. Hierbei zeigte ſich Friedrich plötzlich ebenfalls laut und preußiſch. Durch ſeine eiſerne Energie, die jeden Widerſpruch kappte, wurde es durchgeſetzt, daß man die Kinder, dann Frau Liebling und ſchließlich Roſa in die Schaluppe befördern konnte, was keine leichte Sache war. Friedrich hörte ſich rufen, kommandieren, ward angebrüllt, brüllte Matroſen und Bootsmann an, er kämpfte, er arbeitete: alles ohne einen Schimmer von Hoffnung und mit dem klaren, feſten Bewußtſein, einer unrettbaren Lage gegenüberzuſtehen. Es war alles aus. Es war alles verloren. Wer es etwa nicht glauben mochte, dem wurde es eben jetzt überzeugend vor Augen geführt. Man hatte das nächſte Boot glücklich aufs Waſſer hinabgelaſſen. Drei Matroſen ſprangen darin herum. Es ſchwebte. Es ſtieg. Friedrichen ſchien es, als wenn unter den Paſſagieren, acht oder neun, die es bereits aufgenommen hatte, bekannte Geſtalten wären, da ſchlug es voll Waſſer und war verſchwunden. Wie infolge eines Taſchenſpielertricks blieb die Stelle, wo noch eben die wimmelnde Holzbarke mit Menſchen getanzt hatte, leer, Nebel und Schaumſtürze ſchoſſen darüber.

Langſam veränderte ſich das Schwarzgrau und Braungrau der früheſten Dämmerung, wie der nahende Tag ſich ſeltſam fremd und gleichgültig fortſchreitend durchſetzte. Wenn der Nebel ein wenig wich, hatte Friedrich manchmal augenblicklang den ſchauerlich täuſchenden Eindruck, zwiſchen Bergen in einem windſtillen Tal mit blumigen Weiden zu ſein, in das der Blütenſchnee des Frühlings hineinſtäubte. Dann aber kamen die Berge, umheult von den raſenden Geiſtern des Orkans, ins Tal gewandert. Die ſchweren, gläſernen Höhen brachen ſich und ſchlugen mit der Wucht ihrer flüſſigen Felsmaſſen die erſten und zweiten Notmaſte des „Roland" wie Binſen von Deck. Das arme Wrack konnte bei ſeinen nun bereits erkalteten Keſſeln einen Hilferuf nicht mehr ausſtoßen. Sein kläglicher Rumpf ſtand noch immer gigantiſch nach vorn empor. Raketen ſtiegen. Am vorderſten Maſt führten hurtig flatternde Flaggſignale eine nutzloſe Sprache in das erbarmungsloſe Raſen der Elemente hinein. Im Zwiſchendeck war es ſtill geworden. Dagegen hörte man von der Leeſeite her einen eigentümlichen Lärm, der an das Jauchzen und Kreiſchen einer Volksmenge zwiſchen Jahrmarktsbuden, auf Rutſchbahn und Karuſſell erinnerte. Ein Geſumm wie von ſchwärmenden Bienen drang deutlich durch die Wut des Orkans, ein Geſumm, das von den Fiſteltönen bis zur Raſerei entrüſteter oder entzückter Weiberſtimmen übertönt wurde. Friedrich dachte an ſeine dunkle Deborah. Er dachte an Wilke, gerade als Artur Stoß von ſeinem getreuen Burſchen Bulke herangeführt wurde. Wilke folgte. Er hatte getrunken und ſchrie, als wäre das Ganze nur eine Luſtbarkeit. Aber er brachte auch, ſie halb ziehend, halb tragend, eine ältere Arbeiterfrau an Deck herauf, die er, Stoß und Bulke zurückdrängend, glücklich in die Schaluppe hinunterließ. Ingigerd rief nach ihrem Papa und nach Achleitner. Statt ihrer fiel aber nur, von Wilke und Bulke am Strick gehalten, der armloſe Stoß ins Boot hinein.

Nicht weit von Friedrich ſtand Miſter Rinck, ſeine Katze im Arm, in die offene Tür ſeines Poſtamtes eingeklemmt. Friedrich rief: „Mir ſcheint, die Sache iſt bös, Miſter Rinck." Er bekam ein phlegmatiſches „Why?" zur Antwort. Im nächſten Augenblick wurde der Poſtmeiſter von einer angſtvollen Stimme angebrüllt: „Was iſt los, was iſt los?“ — „Nichts!“ gab er zur Antwort.

Inzwiſchen ward auch Doktor Wilhelm durch Wilke und Bulke ins Boot befördert. „Das Mädchen dort unten,“ ſagte Bulke, „ſchreit ſich nach ihrem Vater wund.“ Ingigerds Kreiſchen ſchnitt Friedrich ins Herz. Aber kein Hahlſtröm war zu entdecken. Friedrich drang bis an das gemiedene Rauchzimmer vor, das ihn, trotzdem die elektriſchen Birnen ſtrahlten, mit ſeinen Lederpolſtern wie eine hölliſche Falle angähnte. Wilke war plötzlich neben ihm: „Hier drin iſt niemand“, ſagte Wilke. Beide kletterten weiter die Treppe hinab. Der Raum vor dem Speiſeſaal und der Speiſeſaal ſelbſt waren leer. Er ſtand bergan. Eine Menge Teller und Silberzeug war am Eingang zuſammengekollert. Friedrich ſchrie, was er konnte: „Hahlſtröm! Achleitner! Hierher, hierher!“ Aber er bekam keine Antwort. Da geſchah es, daß die Muſik im Saale mit einer kräftigen Marſchweiſe einſetzte, wahrſcheinlich auf Order des Kapitäns, um die Schrecken der Panik zu beſchwichtigen. Aber nun, gerade im Angeſicht dieſes zum Feſte des Todes hellerleuchteten, muſikdurchrauſchten leeren Raums griff Friedrichen nacktes Entſetzen an. Jetzt rannte er, rannte um ſein Leben.

Gleich darauf war er im Boot, und man wollte abſtoßen. Friedrich erhob Proteſt und hatte einen ſchreienden Zwiſt mit dem Offizier, der hereingekommen war und das Steuer des Fahrzeugs ergriffen hatte. Er konnte ſich nicht entſchließen, den braven Wilke aus der Heuſcheuer aufzugeben, der ihm ſo tapfer unter Deck gefolgt, aber noch nicht wieder erſchienen war. Da entdeckte er ihn, wie er vom Überbau der Salontreppe her buchſtäblich wie auf einer Schlittenbahn bis gegen die Reling rutſchte.

Er ſchrie ihm zu: „Wilke! Wilke! vorwärts ins Boot!“ Wilke gab mehrmals ein „Gleich, gleich!“ zur Antwort. Er hatte Rettungsgürtel entdeckt und ſchleuderte ſie von verſchiedenen Punkten aus ins Meer, wo von Bord Geſpülte verzweifelt rangen. Indeſſen hatte die Rettungsſchaluppe, infolge von Seegang und Ruderſchlägen, bereits zwanzig, dreißig und mehr Meter zwiſchen ſich und die Bordwand des „Roland“ gebracht.

Jetzt ſah man die Stelle, wo ſich ein fremdes Schiff oder ein treibendes Wrack in die Breitſeite des „Roland“ gebohrt haben mußte: einen gewaltigen Riß, der die Kataſtrophe verurſacht hatte. Da fiel wiederum Nebel ein, der das tödlich verwundete Schiff den Blicken entzog. Als es gleich wieder klar wurde, hatte das Wrack eine unbegreifliche Wendung gemacht, und die etwa zwanzig Perſonen, die mit Friedrichen in der Schaluppe waren, blickten, hoch über das beinahe mit dem Niveau des Waſſers gleiche Hinterdeck des Dampfers emporgehoben, aus ſchwindelerregender Höhe darauf hinab. Sie brüllten laut, denn ſie glaubten, ſie würden mit furchtbarem Wurf in die auf dem Hinterdeck zuſammengekeilte, ameiſenartig ſchwarzwimmelnde Menſchenmenge hineingeſchleudert. Jetzt erſt, in dieſer Sekunde, konnte man ſehen, welcher für Menſchenbegriffe unfaßbare Zuſtand hier eingetreten war. Alle dieſe kleinen, gedrängten, dunklen Ameiſen, die ratlos und hilflos durcheinanderwimmelten, zerrten ſtießen und drängten ſich. Trupps von Weibern und Männern waren zu kämpfenden Knäueln verbunden. Einige Rettungsboote, die noch nicht flott waren, ſchienen, mit Seilen und Eiſenträgern, zu ſchaukelnden, dunkel wimmelnden Trauben geworden, von denen immer wieder etwas wie eine Beere oder Ameiſe ins Waſſer hinunterfiel.

Wiederum machten Nebel und Giſcht die umgebende Luft undurchſichtig. Aber das Rauſchen und Brauſen der See, das blecherne Knattern des Orkans vor den Ohrmuſcheln wurde von einem Geräuſch durchdrungen, das Friedrich nicht ſogleich mit dem grauſamen Schauſpiel an Deck in Zuſammenhang brachte. Sekundenlang war er weit fort, in einer beſtimmten Gegend ſeiner Heimat, wo ſich auf weiten Sumpfwieſen rieſige, herbſtlich ziehende Vogelſchwärme zur Raſt niedergelaſſen hatten. Aber es war nicht der Maſſenlärm reiſeluſtiger Zugvögel, den er aus dem Nebel vernahm, ſondern der Lärm jener Menſchen, die eine Strafe erlitten, ſo über alle Begriffe ſchwer, daß ſie durch irgendeine menſchenmögliche Schuld nicht verdient ſein konnte. Friedrich ſpürte genau, wie durch das Übermaß des Eindrucks die Brücke zwiſchen dem, was die Sinne aufnahmen, und dem Innerſten ſeiner Seele geſprengt wurde. Aber plötzlich drang doch das Fieber des offenſichtlichen Todeskampfs von ſo vielen ſchuldloſen Menſchen auch in Friedrichs innerſte Seele ein und entpreßte ihm einen Ruf, in den, wie auf Kommando, alle im Boot einſtimmten: es lag Angſt, Not, Wut, Proteſt, Bitte, Entſetzen, Anklage, Fluch und Grauen darin.

Und dieſes Grauen wurde durch das Bewußtſein genährt, daß hier kein Ohr, ſondern nur ein tauber Himmel vorhanden war. Wo Friedrich hinblickte, war der Tod. Gleichgültig kamen die bleiſchweren Hügelketten herangeſchoben. Es waren Bewegungen von einer mörderiſchen Geſetzmäßigkeit, die nichts aufhalten konnte, und die mit keinem Hindernis rechneten. Friedrich ſchloß die Augen, zu ſterben bereit. Einige Male griff er nach den Briefen der Eltern in der Bruſttaſche, als ob er ſie als Reiſepäſſe durch das nahe Land der ewigen Finſternis nötig hätte. Er wagte die Augen nicht wieder zu öffnen, denn er konnte die Krämpfe der Frauen im Boot, die grauſame Hinrichtung auf dem Heck des „Roland" nicht weiter anſehen. Die Böen raſten. Es war eiskalt. Das Waſſer gefror an den Bordkanten. Roſa, das Dienſtmädchen, war die einzige, die unentwegt mit Hilfeleiſtungen für die Kinder, für Frau Liebling, für Ingigerd und für Artur

Stoß tätig war. Bulke und ſie überboten einander in ſtetem Eifer, das überſchlagende Waſſer auszuſchöpfen, darin Artur Stoß und Frau Liebling lagen, und das den Sitzenden bis zu den Knien ging.

Was ſich indeſſen auf dem Achterdeck des „Roland" abſpielte, paßte, ſoweit es Friedrich blitzartig auffaſſen konnte, nicht in ſeine Begriffe von Menſchennatur. Was er dort im einzelnen zu erkennen glaubte, hatte nichts mit jenen ziviliſierten und geſitteten Leuten gemein, die er beim Klang der Muſikſtücke, im Speiſeſaal und auf Deck hatte tänzeln, konverſieren, lächeln, grüßen und zierlich den Fiſch mit der Gabel zerteilen ſehen. Friedrich hätte geſchworen, er unterſcheide die weiße Geſtalt eines Kochs, der ſich mit langem Küchenmeſſer durch die Reſpektsperſonen, für die er gekocht hatte, Bahn machte. Er war überzeugt, er ſah einen Heizer, einen ſchwarzen Kerl, der eine Dame, vielleicht die Kanadierin, die ſich an ihn geklammert hatte, ſchlug und über die Reling ſtieß. Einige Stewards, deutlich erkennbar, benahmen ſich immer noch heldenhaft, inſtruktionsgemäß. Sie wurden in Schlägereien verwickelt. Einer der Stewards war blutüberſtrömt; immer kämpfend und ſchreiend, half er einer Frau mit ihrem Kinde ins Rettungsboot. Aber das Boot ſchlug um und war verſchwunden.

Noch ſtrahlten die Lukenreihen, ſchräg von vorn nach hinten aufſteigend, im vollen Glanz des elektriſchen Lichts. Auch die Vortopplaterne ließ das ſtechende Weiß ihres Brenners noch in den grauen Morgen hinein funkeln. Hie und da fiel ein erſtickter Schuß aus dem Notmörſer, und eine Rakete, ſchwach leuchtend, ſtieg in die Luft. Aber das Licht der Luken erloſch. Und als ob die See, in ihrem losgebundenen Haß, auf dies Ereignis gewartet hätte, wuſch ſie mit einer rieſigen Flutwelle über Deck, ſo daß gleich darauf der Giſcht in Lee von ſchwimmenden, brüllenden, um ſich ſchlagenden, mit dem Tode ringenden Menſchen wimmelte.

Auf einmal, ohne daß jemand wußte, auf welche Weiſe man plötzlich wieder in allernächſte Nähe des „Roland“ gekommen war, wurde die Rettungsſchaluppe von wütenden, zu allem entſchloſſenen Menſchen angefallen, und der beſtialiſche Kampf einer Seeſchlacht begann.

Friedrich ſah dies alles und ſah es nicht: obgleich es in ſeiner Nähe geſchah, ſo ſchien es doch in unendlicher Ferne vor ſich zu gehen. Er ſchlug nach etwas: es war eine Hand, ein Arm, ein Haupt, ein naſſes, nicht mit menſchlicher Stimme heulendes, ſeehundartiges Abgrundtier, das ſcheinbar von Henkershänden rückwärtsgeriſſen wurde. Er ſah die roten Fäuſte Roſas, die gekrampften Finger Frau Lieblings und der kleinen Ingigerd, wie ſie mit der Kraft der Verzweiflung Hände und Ellenbogen ertrinkender Nebenmenſchen von dem glattgefrorenen Bootsrand abneſtelten. Matroſen gebrauchten die Ruder in einer Weiſe, der ſchwarze Ströme Blutes nachfolgten. Keiner bemerkte, daß nach einiger Zeit Bulke an Stelle des Offiziers das Steuer verſah, daß der Offizier verſchwunden war und ein neuer Gaſt, ein junger Menſch mit langem Haar, der kein Lebenszeichen mehr von ſich gab, im Boote lag.

Es kam darauf an, aus dem Bereich dieſer Hölle ertrinkender Menſchen herauszukommen und aus dem Bereich des Strudels, den das Schiff beim endlichen Untergange erzeugen mußte. Noch hörte man die Weiſen der Schiffskapelle zeitweilig todesmutig herabhallen. Dieſe armen, namenloſen und beſcheidenen Muſikanten ſtanden augenblickslang vor Friedrichens Seele in heroiſcher Größe da. Und doch wird man Euch, dachte er, keine Gedenktafel aufrichten. Wir werden alle bald, ſamt unſerem fürchterlichen Schickſal, vergeſſen ſein. Aber Friedrich hielt dies alles, was er erlebte, plötzlich wieder für traumhafte Vorſpiegelung, und ſchlug ſeine Stirne gegen das Ruder. War er nicht eben noch im ſichren Komfort eines wohligen Zimmers geborgen geweſen, und ſchwebte doch jetzt ganz hilflos preisgegeben, ohne Dach und Diele im unendlich wogenden Raum? Wie ſollte man hier überleben können? Minutenlang mußte Friedrichen die Beſinnung gänzlich abhanden gekommen ſein, denn in einer Art von Erwachen kam es ihm vor, als ob er aus weiter Ferne an den Ort des Entſetzens zurückkehre. Er hatte im Geiſt ſeine Eltern beſucht, die im geruhſamen Frieden des Hauſes, mit gelaſſener Miene umhergingen, ohne auch nur eine Ahnung von der furchtbaren Todesnot zu fühlen, in der er ſtand. Wie qualvoll war dieſe Wiederkehr, wie peinvoll die unerreichbare Ferne. Jetzt hieß es, ganz unbeachtet untergehen, ohne auch nur von einem Gedanken der Liebe andrer geſtreift zu ſein. Friedrich fühlte, wie ſeine Gurgel vor Wut und Verzweiflung winſelte. Aber auch das, was ihn hier zwiſchen Himmel und Meer umherſchleuderte, war ein Ausdruck ſchadenfroher, dämoniſcher Wut: blinde Rache am Tun der Menſchen. Mordgier und Feindſchaft, grenzenlos. Und plötzlich, bei dieſer Erkenntnis, ſteiften ſich Friedrichens Arme an, ſtieg eine eigenſinnige, wilde und trotzige Macht in ihm auf, mit der er ſich, Feind gegen Feind, dem übermächtigen, tauben Raſen entgegenſetzte. Er ruderte eiſern, Schlag auf Schlag, und rückſichtslos alles zugrunde ſtoßend, was ſich hemmend ans Ruder hing. Jetzt wollte er leben und würde ſich retten. Freilich wußte kaum jemand im Boot, was vorn und rückwärts, was oben und unten war. Aber es kam in den Schlag der Ruder Gleichmäßigkeit, und ſo wurde das Kentern hinausgezögert. Man kam in Fahrt, als der Burſche Bulke Kommandos gab; und ohne daß jemand zu ſagen gewußt hätte, wie es möglich geworden war, hatten ſich nach kurzer Zeit viele ewigbewegte Gebirgszüge zwiſchen das Boot und das Wrack des „Roland" gelegt, und von dem gewaltigen Schnell- und Poſtdampfer der Norddeutſchen Schiffahrtsgeſellſchaft war nichts mehr zu ſehen.

Am Abend des Unglückstages ſichtete der Kapitän eines Hamburger Frachtdampfers, der Orangen, Wein, Öl und Käſe geladen hatte, bei klarem Wetter und hoher Dünung ein treibendes Boot. Der kräftig gebaute, kleine Steamer hatte landwirtſchaftliche Werkzeuge von Hamburg nach den Azoren gebracht und ſeine Ladung für New York an der Reede von Fayal eingenommen. Der Kapitän ſtellte feſt, daß von dem treibenden Boote aus mit Tüchern gewinkt wurde. Er hielt darauf zu, und nach Verlauf einer halben Stunde wurden die in dem Boote befindlichen Schiffbrüchigen mit vieler Mühe an Bord gebracht. Es waren im ganzen fünfzehn Perſonen. Drei Matroſen und ein Schiffsjunge, die den Namen des bekannten Schnelldampfers „Roland“ an der Mütze führten, zwei Herren, zwei Damen, eine gewöhnliche ältere Frau und ein Dienſtmädchen, ein Menſch ohne Arme, einer mit langem Haar, der eine Samtjacke trug. Außer dieſen Leuten der Steuermann und zwei Kinder, Mädchen und Knabe. Der Knabe war tot.

Die Strapazen, Nöte und Ängſte, denen der zarte Knabe erlegen war, hatten den übrigen Leuten auf das ſchrecklichſte mitgeſpielt. Ein naſſer Herr, es war Friedrich, verſuchte eine bewußtloſe junge Dame über das Fallreep emporzuſchleppen. Seine Kraft jedoch langte nicht aus. Die Matroſen des Frachtdampfers mußten den Wankenden aufhalten und ihm die ſchöne, triefende Laſt vom Arm nehmen. Er wollte ſprechen, aber er brachte nur pfeifende Laute eines Bräunekranken heraus. Man mußte ihm, ſteifgefroren und durchnäßt wie er war, wie einem von Gicht Gekrümmten, an Deck helfen. Er ächzte, ſtieß ein krächzendes, unmotiviertes Lachen aus und ſpreizte die blaugefrorenen Hände. Auch ſeine Lippen waren blau, und die eingeſunkenen Augen fieberten aus einem von Schmutz und Salzwaſſer verkruſteten Angeſicht. Man gewann den Eindruck, daß er vor allem den Wunſch habe, ſich zu trocknen, zu wärmen, zu reinigen. — Ihm folgte das Dienſtmädchen, es war Roſa, die, nachdem ſie dem erſten Steuermann ein bewußtloſes kleines Mädchen, Ella Liebling, in die Arme gelegt hatte, umkehrte und wieder ins Boot hinabſteigen wollte. Der Weg war nicht frei, denn ſoeben wurde der völlig durchweichte Armloſe auf die gewöhnliche Art von ſeinem Burſchen Bulke und einem Matroſen des Frachtdampfers treppauf bugſiert. Der Armloſe blickte ſtier, er troff, ſeine Zähne klapperten. Zwiſchen dieſen klappernden Zähnen hervor konnte er erſt nach erneutem Anſetzen die Worte: „Grog! heißen Grog!“ ausſprechen. Seine Naſe floß, ſeine Augenlider zeigten eine entzündliche Rötung, während die Spitze ſeiner Naſe wächſern weiß wie bei Leichen war. Der Burſche Bulke und Roſa ſchienen einander bewußt in die Hände zu arbeiten. Sie ſtiegen, vor Näſſe förmlich regnend, gemeinſam in die Schaluppe zurück, wo die zweite der Damen, Frau Liebling, in einer ſchlimmen Verfaſſung lag. „Die Frau iſt tot und der Junge iſt tot“, ſagten die Matroſen des Frachtdampfers und wollten das Weib aus dem Zwiſchendeck zuvörderſt in Sicherheit bringen, das noch röchelnde Laute von ſich gab. Aber Roſa brach in heulendes Weinen aus und ſchwor, daß Frau Liebling lebendig wäre. Die Matroſen erklärten, ſie habe zuviel Waſſer geſchluckt. Dennoch ließ Roſa nicht nach, bis ihre Herrin ins trockene gebracht und auf dem großen Tiſch der Hauptkabine niedergelegt worden war. Als das furchtbar röchelnde, bewußtloſe Weib aus dem Volke auf Deck gebracht wurde, fing einer der Matroſen des „Roland“, dem die Füße erfroren waren, und der während des Herumtreibens keinen Laut von ſich gegeben hatte, plötzlich vor Schmerzen zu brüllen an. Seine Kameraden riefen ihm plattdeutſch zu: „Hab Dich nich, Kerl, biſt keen alt Wieb! Holts Mul und ſwig ſtille.“ Hierauf brachte man den mit dem Ausdruck maßloſen Schmerzes nur noch leiſe Wimmernden die Stiege hinauf. Ihm folgte der Mann in der Samtjacke, der irre redete, Doktor Wilhelm und, von Matroſen getragen, ſchließlich die Leiche des kleinen Siegfried Liebling nach.

Oben an Deck gebärdete ſich der Langhaarige in ſeinem jämmerlichen Aufzug höchſt wunderlich. Bald ſtand er wie ein Rekrut, bald verbeugte er ſich, bald zielte er in die Luft, wie wenn er auf Jagd wäre. Dabei ſchrie er: „Ich bin Künſtler! ich habe meine Kabine bezahlt! ich habe nur meine Kabine verloren! Man kennt mich in Deutſchland,“ und: — hierbei nahm er eine ſelbſtbewußte Haltung an — „ich bin der Maler Jakob Fleiſchmann aus Fürth.“ Er brach in erbarmungswürdiger Weiſe Seewaſſer, während um ihn das Deck von der aus ſeinen Kleidern ſtrömenden Näſſe ſchwamm. Doktor Wilhelm hatte das Sprechen verlernt, er konnte nur nieſen und wieder nieſen.

Inzwiſchen hatte der einzige Steward des Schiffs Friedrichen heißen Tee gebracht, und ein Matroſe, der an Bord zugleich Krankenpflegerdienſte verſah, verſuchte Frau Liebling ins Leben zurückzurufen. Bald fand ſich Friedrich ſo weit geſtärkt, daß er ſich an dem Samariterwerk des Matroſen beteiligen konnte. Doktor Wilhelm hatte nur mehrere Kognaks hinuntergeſchluckt und ſich dann, allerdings nur mit ſchwacher Hoffnung, aſſiſtiert von Herrn Wendler, dem erſten Maſchiniſten des Schiffs, an die Wiederbelebung des kleinen Siegfried gemacht.

Frau Liebling unterſchied ſich in nichts von einer Toten. Stirn, Wangen und Hals der noch jungen und jüngſt noch ſchönen Frau waren durch düſter-rötlich-blaue Flecken entſtellt. Der Körper, den man entblößt hatte, war ebenfalls, wenn auch nicht ſo ſtark wie Hals und Geſicht, unterlaufen und aufgedunſen. Friedrich öffnete mit den Fingern ihre Lippen, drückte die mit vielem Gold plombierten Zahnreihen auseinander, gab der Zunge die rechte Lage und entfernte Schleim, der ſich am Ausgang der Luftröhre angeſammelt hatte. Hierauf ließ er den wie toten Körper om Schiffskoch mit heißen Tüchern frottieren und leitete ſelbſt ie künſtliche Atmung ein.

Der große, ovale Mahagonitiſch, auf dem der lebloſe Frauen- ib zu mechaniſcher Atmung durch gliederpuppenartige Ver- enkungen der Arme und Beine gezwungen wurde, nahm den rößten Teil der Paſſagierkajüte ein, die der Frachtdampfer zur erfügung hatte. Der kleine, ratternde Schiffsſalon beſaß Ober- icht, und ſeine zwei Längswände beſtanden aus je ſechs Maha- onitüren, die zu ebenſovielen Bettkabinen den Zugang bildeten. ieſer ſonſt verlaſſene Raum, denn der Dampfer reiſte ohne aſſagiere, war im Handumdrehen zur Klinik geworden.

Ein ganz gewöhnlicher Maat hatte Ingigerd Hahlſtröm aus hren Kleidern geſchält, den zarten, perlmutterglänzenden Leib ohne alle Umſtände auf einen die Querwand einnehmenden iwan gelegt und war, nach Friedrichs Anordnung, damit be- chäftigt, ihr mit wollenen Lappen kräftig den ganzen Körper zu eiben. Das Gleiche geſchah durch Roſa der kleinen Ella Liebling, nd das Kind ward, zuerſt von allen, zu Bett gebracht. Mit Feuereifer war der Steward dabei, das ganze Dutzend von Betten zu überziehen. Als das zweite bereit war, wurde Ingigerd n gewärmte Decken und Kiſſen gelegt. Der Artiſt ohne Arme, rtur Stoß, hatte es ſeinem getreuen Bulke zu danken, daß er, och immer zähneklappernd, das dritte fertige Lager bezog. Mit em Maler Jakob Fleiſchmann hatte man große Schwierigkeiten. ls ein Matroſe ihn, unter freundlichem Zureden, auskleiden ollte, fing er mit einem wütenden Schrei: „Ich bin Künſtler!" um ſich zu ſchlagen und zu toben an. Der Steward und Bulke mußten helfen, ihn feſtzuhalten. Man brachte ihn gewaltſam zu Bett, und Doktor Wilhelm, der ſein großes Lederetui mit Medikamenten gerettet hatte, erſchien gerade zur rechten Zeit, um ihn durch eine Spritze Morphium zu beruhigen. Leider hatte der Schiffsarzt mittlerweile den Tod des kleinen Siegfried Liebling feſtgeſtellt.

Jenem Matroſen, den der Schmerz zuletzt überwältigt hatte, ſo daß er in laute Schreie ausgebrochen war, wurden die Stiefeln mit der Schere von den gequollenen Füßen getrennt. Er verbiß den Schmerz und ächzte nur, bis man ihn in der Koje zur Ruhe brachte. Dort ausgeſtreckt, bat er um Kautabak. Man hatte die mit Lumpen bekleidete Frau ebenfalls zu Bett gebracht, und ſie wußte nichts weiter zu ſagen, als daß ſie mit ihrer Schweſter, ihren vier Kindern, ihrem Mann und ihrer Mutter unterwegs nach Chikago ſei. Was mittlerweile mit ihr geſchehen war, davon ſchien ihr nichts haften geblieben zu ſein.

Inzwiſchen hatte Friedrich, ſelbſt mit nacktem Oberkörper, unter Aſſiſtenz des Matroſen die Wiederbelebungsverſuche an dem armen weiblichen Leichnam unabläſſig fortgeſetzt. Es tat ihm gut, denn er war dabei in Schweiß geraten. Allein, ſeine Kraft ließ nach, und Doktor Wilhelm löſte ihn ab. Als dieſer mit den Armen der Erſtickten, als wären es Pumpenſchwengel, weiterarbeitete, taumelte Friedrich in die nächſte Koje, die offen ſtand, und fiel, das Geſicht voran, erſchöpft zwiſchen unüberzogene Decken und Kiſſen.

Nach einiger Zeit trat Herr Butor, der Kapitän des immer hurtig reiſenden Frachtdampfers, ein, um Friedrich und Doktor Wilhelm zu beglückwünſchen. Er ſendete einen Matroſen aus, um für die beiden Ärzte, die halbnackt, trotz ſchwerſter Ermüdung, die Behandlung des Frauenleibes fortſetzten, trockene Kleider herbeizuſchaffen. Natürlich ſchwamm der Speiſeſalon, und die Luft war dick von ſüßlichen Dünſten.

Als die Herren, immer die Bemühungen um die Ertrunkene fortſetzend, einen erſten kurzen Bericht von der Kataſtrophe auf dem „Roland" gegeben hatten, zeigte ſich Kapitän Butor inſofern erſtaunt, als er auf ſeiner Reiſe zwar nirgends beſonders gutes, aber ebenſowenig beſonders übles Wetter getroffen hatte, ſondern, bei meiſt klarer Luft, kräftige Briſe, ſo wie jetzt, und mittleren Wellengang.

Über den Anlaß der Kataſtrophe konnten Friedrich und Doktor Wilhelm nur wenig ausſagen. Wilhelm meinte, er habe gegen ſechs Uhr des Morgens ein Geräuſch, wie von einem ſtarken Gong gehört, in ſeiner Verſchlafenheit aber geglaubt, es werde bereits zum Diner gerufen: bis er ſich wieder an die Trompete des „Roland“ erinnert habe, auf dem ja das Gong nicht gebräuchlich war. Friedrich glaubte, der „Roland“ ſei gegen ein Wrack oder gegen eine Klippe gelaufen. Dagegen erklärte der Kapitän, von Klippen könne in dieſen Gewäſſern nicht die Rede ſein, und wenn man annehmen wolle, der „Roland“ ſei durch Strömungen abgekommen, ſo ſpräche dagegen die kurze Zeit, die das Rettungsboot vom Punkte des Untergangs bis in den Kurs ſeines eigenen Dampfers gebraucht habe. Kapitän Buter nannte ſeinen Kollegen von Keſſel, den er vor kurzem in Hamburg geſprochen hatte, einen erprobten Kapitän, die Kataſtrophe eine der allerſchwerſten. Vorausgeſetzt, daß der Rieſendampfer wirklich geſunken ſei und nicht vielleicht doch noch in irgendeinen Hafen geſchleppt werde. Schließlich lud der Kapitän die Herren, ſobald es ihre Pflicht zuließe, in den Meßraum zum Abendeſſen.

Eben wollten die Herren ihre Wiederbelebungsverſuche an Frau Liebling einſtellen, als ihr Herz zu ticken, ihre Bruſt zu atmen begann. Roſas Freude war ohne Grenzen. Laute Ausbrüche nur mit größter Mühe zurückhaltend, fühlte ſie, wie die Lebenswärme auch in die Füße ihrer Herrin zurückkehrte, deren Sohlen ſie unermüdlich mit ihren reibeiſenharten Händen rieb. Man brachte nun die Gerettete ebenfalls in ein Bett und legte Wärmflaſchen um ſie herum, wie bei einem zu früh geborenen Kinde.

Der letzte große Erfolg, den die Bemühungen der beiden

Ärzte durchgeſetzt hatten und der einer Totenerweckung ähnlich ſah, bewirkte in allen, die ihm beiwohnten, auch in Friedrich und Doktor Wilhelm, eine tiefe Erſchütterung. Die beiden Männer fühlten ſich plötzlich veranlaßt, einander die Hand zu ſchütteln. „Wir ſind gerettet!“ ſagte Wilhelm, „das Unwahrſcheinlichſte iſt geſchehen!“ — „Ja,“ ſagte Friedrich, „es iſt tatſächlich ſo. Die Frage iſt jetzt: wozu blieb man aufbehalten?“

Der Meßraum des Dampfers „Hamburg“ war eine kleine quadratiſche Kammer mit eiſernen Wänden, die außer einem viereckigen Tiſch und einer Wandbank um drei ihrer Seiten herum nichts enthielt. Man räumte den beiden Ärzten, denen man, wie allen Verunglückten, eine geradezu rührende Sorgfalt widmete, die wärmſte, an den Maſchinenraum grenzende Wandſeite ein, als man ſich um eine gewaltig dampfende Suppenterrine niederließ. Der Dampfer beſaß kein elektriſches Licht, und über dem Tiſch hing eine Lampe, deren gut konſtruierter Ölbrenner behagliches Licht verbreitete.

Kapitän Butor hatte perſönlich die kräftige Suppe aufgegeben, und Herr Wendler, der erſte Maſchiniſt, hatte, noch vor dem Braten, in dem Bemühen, die Geretteten einigermaßen aufzuheitern, vorſichtig dieſen und jenen Scherz gewagt. Er war bei Leipzig gebürtig, und das Plattdeutſche des kleinen, rundlichen Mannes ward auf dem Schiffe viel belacht. „Sprechen Sie nichts,“ ſagte der Kapitän zu den Ärzten, „Sie ſollen nur eſſen, trinken und ausſchlafen.“ Aber der Braten, ein ungeheures Hamburger Roaſtbeef, wurde von einem Matroſen aufgetragen, und als es vom Kapitän tranchiert, ſpäter von den Tiſchgenoſſen zum Teil verzehrt und mit Rotwein begoſſen worden war, kam der Rat des braven Mannes bei den Geretteten nach und nach in Vergeſſenheit. Bulke erſchien, der mit den Matroſen vom

„Roland“ augenſcheinlich aufs reichlichſte regaliert worden war. Er wollte, trotz ſeines merkbar angeheiterten Zuſtandes, den man ihm gönnen konnte, nicht ohne Inſtruktionen von Doktor Wilhelm und Friedrich ſchlafen gehen und begrüßte die Ärzte militäriſch. Es ward feſtgeſetzt, daß der Barbier und Krankenpfleger mit einem anderen Matroſen der „Hamburg“ gemeinſam die Nachtwache übernehmen ſollte; alles, was vom „Roland“ herübergekommen war, durfte und ſollte, ſoweit möglich, des Schlafes genießen.

Der eigentlichen Kataſtrophe des vermutlichen Untergangs wurde aber, auch als ſie merkbar auftauten, von den Ärzten nicht mit Worten gedacht. Es war etwas ſo Großes, etwas ſo Furchtbares und lag zu nahe, um jetzt ſchon von den Schiffbrüchigen, die „Roland“-Matroſen ausgenommen, ohne tiefſte Gemütsbewegung berührt zu werden. Es hing in den Seelen als dumpfe Laſt. Was Wilhelm während des Eſſens erzählte und was Friedrich, mehr und mehr dem Leben äußerlich wiedergegeben, vorbrachte, betraf die Mühſeligkeiten auf dem Rettungsboot und Einzelheiten der Reiſe des „Roland“ aus der Zeit, bevor er die Wege im Ozean und die Sekunde der Ewigkeit gekreuzt hatte, wo ſein ſchweres Geſchick ſich entſchied.

Friedrich ſagte: „Herr Kapitän, Sie kennen das Staunen eines von den Toten Auferſtandenen nicht. Denken Sie ſich einen Menſchen, Herr Kapitän, der von allem, was ihm im Leben lieb war, ſeinen ganz klaren, beſtimmten Abſchied genommen hatte. Ich habe nicht nur die Wegzehrung auf der Zunge gehabt, Herr Kapitän, und die letzte Ölung empfangen, ſondern ich habe den Tod, den leibhaftigen Tod, in allen Gliedern gehabt! Und fühle ihn jetzt noch in allen Gliedern! Und dabei ſitze ich hier ſchon wieder geſichert, beim freundlichen Lampenlicht, ich möchte ſagen in einem Familienkreiſe. Ich ſitze im allerbehaglichſten Heim, allerdings mit dem Unterſchied, daß ich Sie alle“ — es waren der Kapitän, der Maſchinenmeiſter Wendler, der Bootsmann und der erſte Steuermann — „daß ich Sie alle noch nicht recht für etwas ſo Geringes als nur für Menſchen anſehen kann.“

Wilhelm ſagte: „Als wir die ‚Hamburg‘ ſichteten, hatte ich gerade mein Teſtament gemacht. Denn ich gebe mich nicht ſo leicht, wie Kollege von Kammacher. Als Ihr Schiff von der Größe einer Stecknadelkuppe langſam zur Größe einer ausgewachſenen Erbſe wuchs, ſtrengten wir ſchon — was irgend noch ſchreien konnte, ſchrie! — unſere Kehlen bis zum Berſten an. Als Ihre ‚Hamburg‘ ſo groß wie eine Walnuß geworden war, Herr Kapitän, und wir erkannt hatten, daß wir geſichtet worden waren, fing Ihr Schiff für meine Augen wie ein ungeheurer Diamant oder ein Rubin zu flammen und wie mit Poſaunen zu trompeten an. Der Oſten, aus dem Sie kamen, Herr Kapitän, überſtrahlte, weiß Gott, für mich den Weſten, wo die Sonne noch über dem Meere ſtand. Wir haben alle geheult wie die Schloßhunde.“

„Es bleibt ewig wunderbar,“ fuhr Friedrich fort, „wie auf einen ſolchen Morgen ein ſolcher Abend folgen kann. Ich habe Tage ſchockweiſe hinter mich gebracht, und ſie waren nicht inhaltsvoller als Minuten. Ein Sommer verging. Ein Winter verging. Mir war es, als ob auf den erſten Schnee das erſte Veilchen unmittelbar gefolgt wäre. Auf das erſte Veilchen unmittelbar der erſte Schnee. Was enthält dieſer eine einzige Tag!“ Doktor Wilhelm erzählte, daß die Matroſen des „Roland“ ſchon in Cuxhaven wegen einiger Geiſtlichen abergläubiſch erregt geweſen wären. Dann erwähnte er einen Traum, den ſeine alte Mutter in der Nacht, bevor er an Bord ſollte, gehabt hatte. Eins ihrer längſt verſtorbenen Kinder, das im ganzen nach der Geburt nur vierundzwanzig Stunden geatmet hatte, war ihr, und zwar als erwachſener Menſch, erſchienen und hatte von der Seereiſe auf dem „Roland“ abgemahnt. Da man nun einmal auf das weite und in Kreiſen von Seeleuten immer beliebte uferloſe Gebiet des Aberglaubens gekommen war, fuhr man fort, Fälle von prophetiſchen Träumen, erfüllten Ahnungen, Erſcheinungen Sterbender oder Toter aufzuzählen. Bei dieſer Gelegenheit zog Friedrich auch das letzte Schreiben Rasmuſſens aus der Brieftaſche, die er gerettet hatte, und las die Stelle, die alſo lautete: „Sollte es mir nach dem großen Moment irgend möglich ſein, mich aus dem Jenſeits bemerklich zu machen, ſo hörſt Du ſpäter noch mehr von mir.“

Kapitän Butor fragte lächelnd, ob ſich der Freund aus dem Jenſeits denn nun auch gemeldet habe? „Folgendes iſt mir im Traum begegnet,“ ſagte Friedrich, „urteilen Sie, ich weiß es nicht.“ Ganz gegen ſeine ſonſtige Art entwickelte er nun jenen Traum, der mit der Landung in einem myſtiſchen Hafen begonnen, mit den Lichtbauern geendet und ihn ſeither viel beſchäftigt hatte. Er gab dabei die Perſonalien ſeines amerikaniſchen Freundes Peter Schmidt, von dem er, mit immer noch heiſerer und bellender Stimme, erklärte: er habe ihm ſeinen Aſtralleib zur Begrüßung bis mitten auf den Atlantik entgegengeſchickt. Er ſprach von fourteen hundred and ninety-two, von der Caravella „Santa Maria“ des Columbus, hauptſächlich aber von der Begegnung, die er mit Rasmuſſen, in Geſtalt eines alten Krämers, gehabt hatte. Er gab von Rasmuſſens Anzug, von dem wunderlichen Meerſchiff im Schaufenſter des Kramladens, von dem Kramladen ſelbſt und dem Gezwitſcher und Geſchwirr der Goldammern eine genaue Schilderung. Er zog ſein Notizbuch und las die Worte, die der myſteriöſe Krämer im Traum geſprochen hatte: „Ich tat genau am vierundzwanzigſten Januar, ein Uhr dreizehn Minuten, meinen letzten Atemzug.“ — „Ob das wahr iſt,“ ſchloß Friedrich, „muß ſich herausſtellen. Soviel iſt ſicher, wenn an dieſem Traum irgend etwas nicht bloß ein leeres Spiel der Phantaſie geweſen iſt, ſo habe ich die Welt von jenſeit mit der Seele geſtreift und bin auf die kommende Kataſtrophe hingewieſen worden.“

Eh die kleine Familie der „Hamburg“ ſich von Tiſch erhob, wurde noch einmal auf eine beſonders ernſte, ja feierliche Weiſe angeſtoßen.

Am nächſten Morgen erwachte Friedrich aus einem elfſtündigen Schlaf. Doktor Wilhelm hatte die Behandlung der Kranken während der Nacht, ſoweit ſie notwendig wurde, übernommen. Helle Sonne ſchien in Friedrichs ſchmale Kabine hinein, durch deren Jalouſietür man ruhig ſprechende Stimmen und das freundliche Klappern von Taſſen und Tellern vernehmen konnte. Er beſann ſich auf nichts, glaubte, auf dem Poſt- und Schnelldampfer „Roland“ zu ſein, konnte aber die Veränderung ſeiner Kabine nicht mit dem Begriff in Übereinſtimmung bringen, den er ſich von ſeiner Schlafkammer auf dem „Roland“ gebildet hatte. In ſeinem Befremden pochte er ſchließlich an die nahe Mahagonijalouſie und hatte im nächſten Augenblick das friſche, erholte Geſicht Doktor Wilhelms über ſich. Die Kranken, ſagte der Doktor, hätten, ausgenommen die Frau aus dem Zwiſchendeck, eine ruhige Nacht gehabt. Als er ſeinen kliniſchen Bericht eine Weile fortgeſetzt und beinahe beendet hatte, merkte er, daß ſein Kollege im Bett ſich erſt jetzt mit Mühe zu orientieren begann. Wilhelm lachte und brachte ihm einige der jüngſten Tatſachen in Erinnerung. Friedrich ſprang auf und hielt ſich die Schläfen. Er ſagte: „Es geht mir eine wüſte, unmögliche Menge Dinge im Schädel herum.“

Kurze Zeit danach ſaß er mit Doktor Wilhelm beim Frühſtück, aß und trank, aber ohne daß dabei die Kataſtrophe erwähnt wurde. Ingigerd Hahlſtröm war wach geweſen und wieder eingeſchlafen. Der Barbier, Krankenpfleger und Matroſe, namens Flutte, hatte ihre Kabinentür ins Schloß gedrückt. Der armloſe Artur Stoß lag zu Bett und ließ ſich bei geöffneter Tür, in aufgeräumteſter Stimmung, unter Späßen, von ſeinem getreuen Bulke das Frühſtück teils einflößen, teils in die Füße zureichen. Seinem Falſett ſchien die ganze überſtandene Not nur mehr eine Kette komiſcher Situationen zu ſein. Er erörterte unter gepfefferten Flüchen die Wahrſcheinlichkeit, nicht pünktlich zum Anfangstermin ſeines Vertrages in New York zu ſein, wodurch ihm mindeſtens eine Summe von zweihundert engliſchen Pfund verloren ginge. Dazu verwünſchte er auf gut Engliſch die ganze Hanſa, beſonders aber die „Hamburg", den ſchäbigen Heringsdampfer, der höchſtens ſeine zehn Knoten liefe.

Den Künſtler Jakob Fleiſchmann aus Fürth hatten vierzehn Stunden ruhigen Schlafs zur Beſinnung gebracht. Er beſtellte von ſeinem Bett aus Eßbares, kommandierte und ließ den Steward ſpringen. Er ſprach ſehr laut, und man hörte ihn immer wieder verſichern, daß der Verluſt ſeiner Ölbilder, Zeichnungen und Radierungen, die er in New York hätte an den Mann bringen wollen, zwar unerſetzlich, daß aber unbedingt die Dampferkompanie dafür haftbar ſei.

Roſa, das Dienſtmädchen, nahm mit verweinten Augen, aber doch auch eifrig und glücklich, Kaffee, Zucker und Brot vom Tiſch und brachte es ihrer Herrin in die Kabine. Es war erſtaunlich, bis zu welchem Grade die Tote ſich wieder erholt hatte. Als Friedrich nach dem Frühſtück ſeine Viſite bei der Dame machte, hatte ſie nur einen dunklen Begriff davon, was mit ihr geſchehen war. Sie ſagte, ſie habe herrlich geträumt, und als ſie bemerkte, ſie ſolle geweckt werden, habe ſie ein Bedauern gefühlt.

Gegen zehn Uhr früh erſchien Kapitän Butor in der Kajüte, fragte die Herren, wie ſie geſchlafen hätten, drückte ihnen beiden die Hand und erzählte, man habe die ganze Nacht auf der Brücke nach etwa weiter Geretteten Auslug gehalten. Da der Wind noch immer nordweſtlich ſei, wäre damit zu rechnen, daß man ſich dem Kurs des Wracks, ſofern es noch über Waſſer ſei, annähere. „Um ein Uhr nachts ſichteten wir tatſächlich ein treibendes Wrack," ſagte er, „aber wir konnten feſtſtellen, daß es von Menſchen verlaſſen, älterer Herkunft und überhaupt kein Dampfer, ſondern ein Segler war." — „Vielleicht war es der Mörder des ‚Roland'", ſagte Wilhelm.

Der Kapitän bat in der Folge Doktor Wilhelm und Friedrich ins Kartenhaus, wo die gerettete Mannſchaft des „Roland" bereits auf ihn wartete. Es kam darauf an, die Unterlagen für den knappen Seemannsbericht zu erhalten, den er der Agentur ſeiner Reederei in New York über die Aufnahme der Schiffbrüchigen und alle näheren Umſtände zu erſtatten hatte. Mit Feder und ſonſtigem Schreibzeug ward eine Art Verhör gehalten, wobei etwas weſentlich Neues über die Rieſenkataſtrophe nicht zutage kam.

Pander, der Schiffsjunge, zeigte den mit Bleiſtift geſchriebenen Zettel, den Kapitän von Keſſel ihm zur Beſorgung an ſeine Schweſtern gegeben hatte. Man betrachtete ihn und die wenigen Worte darauf mit Ergriffenheit. Bei dieſer Gelegenheit ergab ſich, wie ſehr die Herzen und Nerven, ſogar der Seeleute, durch den ſchrecklichen Vorgang gelitten hatten. Nicht nur Pander, ſondern ebenſo die Matroſen brachen bei Erwähnung dieſes und jenes Menſchen oder Umſtandes in hyſteriſche Tränen aus.

Nach Beendigung des Verhörs fühlte Friedrich das ſtarke Bedürfnis, allein zu ſein. Sonderbar: noch geſtern abend hätte er zu lachen vermocht, heute hatte er ein Gefühl, als ſei der Ernſt ſeines Weſens zu Erz geworden und habe ſich, nicht wie eine eiſerne Maske, nicht wie ein bleierner Mantel, ſondern viel eher ähnlich einem ſchweren metallenen Sarkophag um ſein Weſen gelegt.

Friedrich ſpürte, das Ereignis hatte ihm eine finſtere Erbſchaft zurückgelaſſen. Es war ein ſchwarz zuſammengezogener Ballen Gewölks, der drohend und brütend im Raum ſeiner

Seele herumirrte. Friedrich mußte mit Willenskraft jedesmal ein Zittern bekämpfen, wenn etwas, einem Blitze ähnlich, aus dieſem Gewölke brach und das ganze überſtandene Schrecknis wie etwas noch Gegenwärtiges aufhellte.

Warum hatten die Mächte ihm den jüngſten Tag nicht etwa als Viſion, ſondern wirklich gezeigt und hatten die unerhörte Parteilichkeit gehabt, mit den wenigen auch ihn dem Verderben entrinnen zu laſſen? War er, die winzige Ameiſe, die ſo gigantiſche Schrecken aufzufaſſen imſtande war, wichtig genug, um eine Führung für ſich beſonders, eine höhere Abſicht im Guten oder im Böſen, anzunehmen? Hatte er ſich vergangen? War er ſtrafwürdig? Aber dazu war dieſes Ereignis des Maſſenmordes zu entſetzlich, zu rieſenhaft! Es war lächerlich, ihm etwas wie eine pädagogiſche Abſicht in bezug auf ein winziges Menſchendaſein unterzuſchieben. Fühlte Friedrich doch auch, wie von dem großen Allgemeinen des Ereigniſſes alles Perſönliche faſt verdrängt worden war. Nein! in dieſem Geſchehnis waren, ausgenommen der furchtbar betroffene Menſch, nur blind zerſtörende, taube und ſtumme Mächte am Werk.

Trotz alledem hatte Friedrich der Urtragik des Menſchengeſchlechts, der unabirrbaren Grauſamkeit der Mächte und dem Tode ins Auge geſehen. Wenn auch ohne beſondere, höhere Fügung und Beſtimmung, war er doch einer Erkenntnis teilhaft geworden, die etwas in ſeinem Weſen zur Härte des härteſten Felſens erſtarren ließ. Wo lag der Sinn eines ſolchen Vorgangs, wenn die ewige Güte ihn angeordnet hatte, und wo lag ihre Allmacht, wenn ſie ihn zu hindern nicht fähig war?

So langſam auf dem „Roland" die Zeit vorübergegangen war, ſo überraſchend ſchnell hatte der Zeiger der Uhr auf der „Hamburg" zweimal zwölf Stunden zurückgelegt. Während dieſer Zeit waren die Damen zu Bett geblieben, obgleich das Wetter friſch und gleichmäßig war und den Aufenthalt an Deck ermöglichte. Die Folgen der Kataſtrophe zeigten ſich bei Frau Liebling in Perioden ſtarker Erregung und heftigen Herzklopfens, die von Angſtzuſtänden begleitet waren, bei Ingigerd Hahlſtröm in einer geſunden Schlafſucht, die den Gebrauch von Morphium, das man bei Frau Liebling anwandte, erübrigte. Beide geretteten Damen waren fieberlos. Dagegen hatte ſich bei dem Matroſen, deſſen Füße erfroren waren, Fieber eingeſtellt; auch war es den Ärzten nicht gelungen, die hohe Körpertemperatur bei dem Weibe aus dem Zwiſchendeck erheblich unter vierzig Grad herabzudrücken.

So oft Friedrich bei der armen Schiffbrüchigen ſeinen Krankenbeſuch machte, fühlte er ſich verſucht, ihr das Erwachen für immer zu erſparen. In den erſten Stunden hatten ſich ihre Fieberphantaſien mit dem Schiffsuntergang, ihrem Mann, ihrer Schweſter und ihren Kindern beſchäftigt. Endlich ſchien ſie ſelbſt zum Kinde geworden zu ſein und im Elternhauſe Tage der Jugend zu durchleben: Schwalbenneſter, eine Kuh, eine Ziege, eine Wieſe mit eingekapptem Heu, auf das es nicht regnen ſollte, waren wichtige Dinge darin.

Artur Stoß, von ſeinem getreuen Bulke transportiert, und der Maler Fleiſchmann liefen bereits in beſter Verfaſſung auf Deck herum oder lagen in den auch hier vorhandenen Deckſtühlen. Die Ärzte, die auch an dem Monſtrum noch Kleinigkeiten zu pflaſtern und zu maſſieren hatten, krähte der Artiſt in aufgeräumteſter Stimmung an: „Ich ſag es ja immer, Unkraut verdirbt nicht, meine Herren! Durchgegerbtes Leder kann ſelbſt Seewaſſer nicht angreifen. Ich bin ebenſogut wie jede Ameiſe, die acht Tage, ohne draufzugehen, unter Waſſer zubringen kann."

Ella Liebling war, dank der unermüdlichen Sorgfalt Roſas, mit einem ſtarken Schnupfen davongekommen. Ihre Kleider waren getrocknet worden, und das kleine Mädchen ſtieg, kokett und niedlich anzuſehen, unter Aufſicht aller in allen Winkeln der „Hamburg“ herum. Ihr Freipaß geſtattete ihr nach Belieben zu Kapitän Butor auf die Kommandobrücke, mit den Maſchiniſten in die Maſchine, ja bis in den Tunnel der dicken Schraubenwelle hinabzuklettern. Sie war der Verzug von jedermann. Natürlich, daß bald jedermann über Lebenslage und Lebensweiſe der Frau Mama Beſcheid wußte.

Es war ein Feſt für die geſamte kleine Schiffsfamilie, als man Ingigerd, nachdem ſie lange Bettruhe genoſſen hatte, in Friedrichs geretteten Mantel gewickelt, an Deck brachte. Das ſüße, blonde Geſchöpf, das ſeinen Vater verloren hatte, wurde von allen Männern an Bord mit demſelben männlichen Mitleid betrachtet. Der brave Schiffsjunge Pander war zu ihrem Schatten geworden. Aus einer Kieler-Sprottenkiſte hatte er für ſie eine Fußbank konſtruiert, und während ſie daſaß und mit Friedrichen ſprach, ſtand er entfernt, aber nahe genug, um ihre Befehle entgegenzunehmen. Auch Flitte, Matroſe und Heilgehilfe, lief mit beſonderem Eifer hin und her, um kleine Obliegenheiten der Pflege des Mädchens nicht zu verſäumen.

Überhaupt war der Ruf nach Flitte derjenige, der am meiſten gehört wurde. Der kleine, unterſetzte Menſch aus der Mark, den Abenteuerluſt aus einem Barbier und Heilgehilfen zum Matroſen gemacht hatte, erlebte inmitten ſeiner Schiffsfamilie unerwartet einen Triumph ſeiner Perſönlichkeit. Bald rief Frau Liebling, bald Ingigerd, bald der Matroſe mit den erfrorenen Füßen, bald Fleiſchmann, bald Stoß, bald ſogar Bulke und Roſa nach ihm, Roſa, die ſich mehrere Stunden am Tag in der ſchmalen Küche des alten und pfiffigen Schiffskochs nützlich machte. Auch die Ärzte hatten natürlich fortwährend mit Flitte zu tun, und es war ſelbſtverſtändlich, daß er auch in den Augen ſeines vergötterten Kapitäns, den er im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu raſieren hatte, jetzt ein Mann von ganz anderer Bedeutung geworden war.

Es war nicht zu leugnen: die unerwartete Ankunft des kleinen Trupps wunderlicher Paſſagiere mitten im Ozean hatte eine Erregung, die ebenſo ernſt als feſtlich war, bei Kapitän und Beſatzung des kleinen Frachtdampfers hervorgerufen. Die Ärzte mußten ſich immer wieder vom Kapitän, vom Bootsmann, vom erſten Steuermann, vom Schiffskoch, vom ſächſiſchen Maſchiniſten Wendler die Geſchichte ihrer eigenen Sichtung und Bergung wie ein fremdes Ereignis vortragen laſſen. An der Erregung, mit der es geſchah, erkannten ſie, wie es auch dieſen Seebären ein unerhörtes Ereignis bedeutete. Keiner von ihnen hatte, ſolange er auf See war, eine ſolche Beute herausgefiſcht.

Ingigerd lag auf ihrem bequemen Deckſtuhl ausgeſtreckt, und Friedrich hatte ſich auf einem Feldſtühlchen ihr gegenüber niedergelaſſen. Kollege Wilhelm und infolge ſeines Einfluſſes alle, die auf der „Hamburg“ vereinigt waren, ſahen Friedrich als den romantiſchen Retter und Verehrer der Kleinen an. Jedermann war ſich mit Reſpekt und Intereſſe bewußt, der Entwicklung eines gleichſam vom Himmel ſelber ſanktionierten Romanes beizuwohnen. Ingigerd war Friedrichen gegenüber von einer ſchweigenden Fügſamkeit, als ob ſie, ein gehorſames Mündel, in ihm den natürlichen Vormund ſähe.

Das Wetter war friſch und bei mäßigem Seegang vollkommen klar geworden. Plötzlich, nach längerem Schweigen, das Friedrich ihr auferlegt hatte, fragte ihn Ingigerd: „Sind wir eigentlich wirklich bloß durch Zufall auf dem ‚Roland‘ zuſammengekommen?“ Friedrich wich aus, indem er zur Antwort gab: „Es gibt keinen Zufall, oder alles iſt Zufall, Ingigerd!“ Damit war ſie indeſſen nicht zufrieden. Sie ließ nicht nach, ehe ſie über die Gründe und Umſtände, die Friedrichen noch vor Southampton auf den

„Roland“ geführt hatten, im klaren war. Da ſchloß ſie: „Alſo hätte ja wenig gefehlt, und Sie wären präzis um meinetwillen zugrunde gegangen. Nun ſind Sie dafür mein Retter geworden.“ Mit dieſem kurzen Hin und Her des Geſprächs ward das Band zwiſchen beiden feſter gezogen.

Ausgenommen bei Friedrich und Ingigerd, nahm das Bewußtſein des neugeſchenkten Daſeins in den Geretteten, auch nach außen, übermütige Formen an. Nicht viel mehr als zweimal vierundzwanzig Stunden lagen zwiſchen jetzt und dem Schiffsuntergang, und die heiterſte, unbefangenſte Luſtigkeit brach vielfach bei eben den gleichen Menſchen aus, die alle brutalen Schrecken dieſes Vorgangs durchlebt hatten. Artur Stoß hatte in ſeinem ganzen Leben wohl kaum jemals ein Publikum, ſo wie jetzt den Kapitän, den erſten Steuermann, den Bootsmann, den Obermaſchiniſten Wendler, den Schiffskoch, den Maler Fleiſchmann, Doktor Wilhelm, ja ſelbſt Frau Liebling zum Lachen gebracht.

Was den Maler Fleiſchmann betraf, ſo tat er das Gleiche unfreiwillig und unbewußt, was der Artiſt aus guter Laune und Abſicht beſorgte: konnte doch nichts unterhaltlicher ſein, als wenn der ſchwarzgelockte Menſch, der ſeine ſchwarze Samtjacke und eine ebenſolche Hoſe, durchtränkt von Seewaſſer, gerettet hatte, bei ſeinen maleriſchen Theorien auf ſeinen eingebüßten Bilderſchatz zu exemplifizieren begann. Immer wieder machte ſich Stoß den Spaß, das knotige Urgenie zur Schilderung ſeiner Gemälde zu veranlaſſen, deren Verluſt, nach Fleiſchmanns Anſicht, bei der ganzen Kataſtrophe des „Roland“ der ſchwerſte war. Oder Doktor Wilhelm, wenn Ingigerd nicht zugegen war, brachte den Maler auf die näheren Umſtände ſeiner Errettung. Dieſe nämlich ſtellten ſich im Haupte des Künſtlers auf eine ihn ſelber im höchſten Grade glorifizierende Art und Weiſe dar, und alle vorwiegend kläglichen Zwiſchenfälle, die ihn betroffen hatten, waren ihm gänzlich abhanden gekommen.

Allgemein bekannt auf dem Schiffe, wie der jeweilen erreichte Kurs eines Staats- oder Induſtriepapiers, war die letzte Summe, womit Fleiſchmann ſeinen Verluſt an Bildern und ſeine Anſprüche an die Schiffsgeſellſchaft bewertete. Sie waren in zwei und einem halben Tag von dreitauſend Mark auf mindeſtens fünfundzwanzigtauſend Mark hinaufgeſchnellt. Und vorläufig war nicht abzuſehen, welche Höhe ſie noch erreichen konnten.

Fleiſchmann hatte ſich auf der „Hamburg“ Konzeptpapier und Bleiſtift zu verſchaffen gewußt und war ſeitdem unermüdlich beſchäftigt, jedermann auf dem Schiffe zu karikieren. So kam es, daß er jetzt, da Friedrich und Ingigerd keines weiteren Menſchen bedurften, zuweilen der ungebetene Dritte war. Friedrich geriet dann in üble Laune. „Ich wundere mich,“ ſagte er einmal, nicht gerade liebenswürdig, zu ihm, „Sie nach einem ſo ernſten Ereignis ſchon wieder zu ſolchen Späßen fähig zu ſehen.“ — „Starker Charakter!“ ſagte Fleiſchmann lakoniſch. „Glauben Sie nicht,“ fuhr Friedrich fort, „Fräulein Hahlſtröm könnte ſich durch Ihr ſtändiges Anblicken geniert fühlen?“ — „Nein,“ ſagte Fleiſchmann, „das glaube ich nicht!“ Ingigerd aber nahm ſeine Partei und erhöhte damit Friedrichs Unbehagen.

Man hatte Frau Liebling den Tod des kleinen Siegfried bis jetzt noch nicht mitgeteilt. Nun war Verdacht in ihr aufgeſtiegen, da ſie nur immer die kleine Ella zu ſehen bekam. Flitte und Roſa, von ihr gebeten, Siegfried herbeizuholen, waren ohne ihn wiedergekehrt und hatten ſich ſchließlich durch die erregte und beängſtigte Frau die Erklärung, der Knabe ſei krank, abpreſſen laſſen. „Was fehlt meinem ſüßen armen Siegfried?“ rief ſie Friedrich entgegen, als er in ihre Kabine kam. Gleich darauf fiel ſie, die Hände vor beide Augen gedrückt, in die Kiſſen zurück und ſagte: „O Gott, o Gott, es iſt ja nicht möglich!“ — Und dann, ohne abzuwarten, was Friedrich vorbrachte, weinte ſie ſtill und ehrlich in ſich hinein.

Am folgenden Tage, gegen die Mittagszeit, wurde ſie von Doktor Wilhelm und Friedrich an Deck geführt. Auf alle, die ſie nicht wiedergeſehen hatten, ſeit ſie als Leichnam aus dem Boot an Bord geſchleppt worden war, machte das Erſcheinen der wieder lebendig gewordenen Frau einen grauenerregenden Eindruck. Die Matroſen richteten ſcheue Blicke auf ſie, und während jeder von ihnen ſich beeiferte, Ingigerd Hahlſtröm die Wünſche von den Augen zu leſen, hielten ſie ſich von Frau Liebling fern, als ob ſie noch immer zweifelten, es mit einem natürlichen Menſchen zu tun zu haben. Warum ſollte nicht, wenn das Meer, wenn das Grab ſeine Toten wiedergab, auch der kleine Siegfried aus ſeiner Totenkammer wieder hervorgehen?

Als man die ſchöne, blutloſe Dame, mit einem Mantel des Kapitäns und Wolldecken wohlverwahrt, in eine bequeme Lage gebracht hatte, blickte ſie lange ſtumm in die Weite der ruhigen See hinaus. Dann ſagte ſie plötzlich zu Friedrich, deſſen Geſellſchaft ſie gewünſcht hatte: „Sonderbar, es iſt mir nicht anders zumute, als hätte ich einen fürchterlichen Traum gehabt! Aber eben nur einen Traum, das iſt das Seltſame! Und wenn ich mir noch ſoviel Mühe gebe, ſo kann ich mich nicht überzeugen, außer wenn ich an Siegfried denke, daß der Traum etwas wirklich Erlebtes widerſpiegelt.“

„Wir dürfen nicht grübeln“, ſagte Friedrich.

„Gewiß,“ fuhr ſie, ohne ihn anzuſehen, fort, „gewiß. ich habe nicht immer recht gehandelt. Ich denke an Strafe! Habe ich aber Strafe verdient, ſo hat ſie doch Siegfried nicht verdient. Und warum bin ich entlaſſen worden?“ Sie ſchwieg und kam dann auf dies und das aus ihrer Vergangenheit: Kämpfe mit ihrem Mann, mit dem ſie in der üblichen Art und Weiſe verkuppelt worden war, und der ſie zuerſt betrogen hatte. Sie ſagte, ſie ſei eine Künſtlernatur, und der alte Rubinſtein, dem ſie, elf Jahre alt, vorgeſpielt, habe ihr eine große Zukunft vorausgeſagt.

Sie ſchloß: „Von Küche und Kindern verſtehe ich nichts. Ich war immer ſchrecklich nervös, aber ich werde doch wohl meine Kinder lieb haben! Hätte ich ſie wohl ſonſt meinem von mir geſchiedenen Manne abgetrotzt?“

Friedrich machte tröſtliche Redensarten, worunter auch hie und da etwas minder oberflächlich Gedachtes zutage kam: ſo, was er von Sterben und Auferſtehen und von der großen Sühne ſagte, die jede Art Tod, ja ſogar der bloße Schlaf einſchließe. „Wenn Sie ein Mann wären, gnädige Frau,“ ſagte er, „ſo würde ich Ihnen Goethe empfehlen. Ich würde ſagen, leſen Sie recht oft den Beginn des zweiten Teils des „Fauſt“:

> Kleiner Elfen Geiſtergröße
> eilet, wo ſie helfen kann.

Oder:

> Beſänftiget des Herzens grimmen Strauß,
> entfernt des Vorwurfs glühend bittere Pfeile,
> ſein Inneres reinigt vom erlebten Graus.

Und ſo weiter. Bei alledem, was wir erlebt haben, ſpüren Sie nicht ein Gefühl der Entſühnung, der Reinigung?“ — „Mir iſt,“ ſagte die Wiederauferſtandene, „als ob mein früheres Leben in einer unendlichen Ferne läge. Ein unüberſteiglicher Gebirgszug liegt ſeit dem Ereignis vor meiner Vergangenheit!“ Sie endete: „Gehen Sie, Doktor, Sie langweilen ſich! Sie ſollen bei mir nicht Ihre koſtbare Zeit unnütz vertun.“

Aber Friedrich unterhielt ſich eigentlich lieber mit Frau Liebling als mit Ingigerd. Wenn er ſich langweilte, ſo geſchah es viel eher bei der Kleinen als hier. „O bitte,“ ſagte er deshalb, „nur keine Sorge.“ —

„Meine Mutter ſtellte mir vor,“ fuhr Frau Liebling fort, „es ſei Unrecht, die Kinder mit über See zu nehmen. Hätte ich ihr gefolgt, Siegfried wäre heut noch am Leben. Sie kann mir mit Recht einen Vorwurf machen! Und wie ſoll ich ſchließlich, nach dieſem furchtbaren Fall, auch vor Siegfrieds Vater flehn! Auch er tat, was er konnte, durch Briefe, durch Freunde, auch durch Anwälte, um die Kinder zurückzuhalten."

Kleine Unſtimmigkeiten zwiſchen Ingigerd und Friedrich abgerechnet, ging es auf der „Hamburg", bei gleichmäßig ſchönem Wetter, gutgelaunt und lebhaft zu. Die Stätte des Schreckens lag bereits ſechs-, ſieben-, achthundert Meilen zurück im Ozean, und man wurde mit jeder Minute tiefer ins neugeſchenkte Leben hineingetragen. Die Südfruchtladung im Raum des Schiffs gab Gelegenheit, die Damen immer aufs reichlichſte zu verſorgen. Nicht ſelten wurde, zur Beluſtigung Ingigerds, von den Herren mit großen Orangen Fangball geſpielt. Die See, der Atlantiſche Ozean, ſchien um die „Hamburg" her ein ganz anderer zu ſein als jener, der den „Roland" verſchlungen hatte. Er legte ſich wie ein zweiter, wellenwerfender Himmel unter das Schiff, das er nur gerade wohlig ſchaukelte. Auch der kleine, über der Waſſerlinie ſchwarz-, unter ihr rotgeſtrichene, ſchmuckloſe Kauffahrer war in ſeinem Gange nicht ohne Majeſtät. Mit dem Wunderwerk der Technik, dem „Roland", verglichen, bedeutete er eine alte, gemütliche Poſtkutſche, die aber zuverläſſig und hurtig ihre zehn Knoten die Stunde lief. Kapitän Butor behauptete allen Ernſtes, die Schiffbrüchigen hätten ihm Glück gebracht. Vom Augenblick ihres Erſcheinens an ſei der alte Ozean ſtill und ſanft wie ein achtzigjähriger engliſcher Pfarrer geworden. „Ja," ſagte Stoß, „aber der alte engliſche Pfarrer hat ſich vorher, Teufel nochmal, an einigen Hekatomben von Menſchenfleiſch ſattgefreſſen. Trau, ſchau wem! wenn er verdaut hat, wird er noch beſſeren Appetit kriegen."

Allein die Reiſe verlor bis zum Schluß, trotzdem man einen Toten und die ſchwerkranke Frau an Bord hatte, nichts mehr von ihrer Feſtlichkeit. Die Kommandobrücke war freies Gebiet, und man ſah meiſt, ſolange die Sonne ſchien, Ingigerd dort mit Herrn Wendler Schach ſpielen oder zuſchauen, wenn Friedrich dem Obermaſchiniſten Partie auf Partie abgewann. Die geſamte Mannſchaft, nicht am geringſten der Kapitän, empfand, der Beute wegen, die man auf hoher See geborgen hatte, tiefſte Befriedigung. Hätten ſich die Hochgefühle, die in den Menſchenherzen an Bord der wackeren Frachtkutſche „Hamburg“ frei wurden, in Od-Strahlen umgeſetzt, der Dampfer wäre mitten am Tag von einer beſonderen Gloriole umgeben geweſen.

Man wettete auf die Lotſennummer, kurz ehe der Lotſenkutter, mit Nummer fünfundzwanzig im Segeltuch, plötzlich ganz in der Nähe auftauchte. Artur Stoß, der gewonnen hatte, ließ, faſt erſtickend vor Lachen, ein erhebliches Sümmchen durch Bulle einſtreichen. Der enge Zuſammenſchluß mit den Reiſegefährten machte Friedrichen innerlich ungeduldig. Er hatte noch nicht, wie ſie, das alte Verhältnis zum Leben wiedererlangt. Eine gewiſſe Taubheit der Seele beherrſchte ihn. Die Empfindung für ſeine Vergangenheit, die Empfindung für ſeine Zukunft, ja, ſeine Leidenſchaft für Ingigerd, waren ihm abhanden gekommen. Es war, als ob ein Riß in der Stunde der Schrecken alle Verbindungsfäden zu Ereigniſſen, Menſchen und Dingen ſeines bisherigen Lebens getrennt hätte. Er ſpürte, ſo oft er Ingigerd anſah, eine dumpfe Verantwortung. In dieſen Tagen ſchien es beinahe, als wenn das vorwiegend ernſt und weich geſtimmte Mädchen auf eine Erklärung ſeiner Neigung gewartet hätte.

Sie ſagte einmal: „Ihr wollt alle nur Euer Vergnügen, aber keiner will etwas ernſthaft von mir.“ Friedrich verſtand ſich ſelber nicht. Hahlſtröm war dahin, Achtleitner hatte ſeine hündiſche Liebe büßen müſſen, und das Mädchen, in einem gewiſſen Sinne durchgeſchüttelt und durchgeläutert, war, wie Friedrich jetzt Grund zu glauben hatte, Wachs in ſeiner Hand. Oft traf er ihr Auge, wenn es ihn lange nachdenklich-ernſt betrachtet hatte. Dann kam ſich Friedrich recht kläglich vor, denn er mußte ſich eingeſtehen, daß er, der ſie einſt mit dem ganzen Reichtum einer leidenſchaftlich liebenden Seele hatte überſchütten wollen, mit leeren Händen vor ihr ſtand. Er ſollte reden, die Schleuſen aufziehen, hinter denen die Fluten ſeiner leidenſchaftlichen Liebe ſich doch geſtaut haben mußten, und blieb in tiefer Beſchämung ſtumm, weil er wußte, daß vorläufig alles Waſſer verſiegt, alle Quellen vertrocknet waren.

Es war gegen zehn Uhr früh, am ſechſten Februar, als Kapitän Butor an der kleinen, zwiſchen den Krimſtechern ſitzenden, mit den ſchlanken Beinchen luſtig baumelnden Ella Liebling vorüber, durch das Glas Land ſichtete. Es war ein erſchütternder Augenblick, als die Nachricht davon zu den Paſſagieren drang. Der Steward, der ſie in Friedrichs Kabine rief und im nächſten Augenblick wieder verſchwand, ahnte nicht, wie ſehr ſein kurzer Zuruf „Land!“ den Fremden getroffen hatte. Friedrich ſchloß die Kabine und wurde von einem gewaltſam tonlos gemachten, hohlen und tiefen Schluchzen geſchüttelt. So iſt das Leben, drang es ihm durch das Herz, wurde nicht eben erſt in finſterer, troſtloſer Nacht das Wort „Gefahr!“ in meine Kabine, wie das Todesurteil in die Zelle eines armen Sünders hineingerufen? Und nun die Schalmei in das Schüttern des noch nicht verrollten Donnerſchlags. Und jetzt erſt, im Weinen, und nachdem er ſich ausgeweint hatte, ſpürte Friedrich ein Schaudern, als ob ſich das Leben im Triumph wieder annähere. Ihn packte ein Rauſch, als ob eine ungeheure Armee mit klingendem Spiel von ferne her anrücke: eine Armee von Brüdern, bei denen er wieder daheim und ſicher war. Nie hatte er das Leben ſo angeſehen! Nie war es ihm ſo entgegengeflutet. Man muß ſehr tief in

Verwirrung und Finſternis verſtoßen werden, um zu wiſſen, daß in allen Himmeln keine ſchönere Sonne als unſre vorhanden iſt.

Auch die übrigen Schiffbrüchigen und Geretteten wurden, jeder auf ſeine Weiſe, von dem Rufe „Land!“ in Erregung verſetzt. Man hörte Frau Liebling in der nahen Kabine nach Roſa und Flitte rufen. „Per bacco, mein alter Schlingel,“ ſagte Stoß zu ſeinem getreuen Bulke laut — „per bacco, wir werden alſo doch nochmal wieder Land unter die Pfoten kriegen.“ Doktor Wilhelm guckte zu Friedrich herein: „Gratulor, Kollege von Kammacher“, ſagte er. „Das Land des Kolumbus iſt geſichtet. Wir haben den Vorteil, keine Koffer packen zu müſſen.“ Hinter Doktor Wilhelm blickte plötzlich der dicke Obermaſchiniſt Wendler herein. Er war etwas komiſch anzuſehen. Er ſagte: „Doktor, Sie müſſen gleich an Deck kommen. Ihr Schützling löſt ſich in Tränen auf“ Natürlich betraf dies Ingigerd. Sie weinte, als Friedrich bei ihr erſchien, und ſeine Tröſtungen wollten nicht fruchten. Er hatte das Mädchen bisher niemals weinen geſehen. Ihr Zuſtand, der jenem ſo ähnlich war, den er kaum überwunden hatte, erregte ihm Mitleid und Sympathie. Aber auch jetzt blieben Mitleid und Sympathie mehr väterlich. Sie ſagte plötzlich: „Ich bin nicht ſchuld, daß mein Vater zugrunde gegangen iſt! nicht einmal für Achleitner bin ich verantwortlich, ich habe ihm von der Reiſe im Guten und Böſen abgeraten.“

Friedrich ſtreichelte Ingigerd.

Der Kurs der „Hamburg“ ließ mehr und mehr die gewaltige Ozeaneinſamkeit hinter ſich. Man ſah nicht mehr nur dieſes und jenes Schiff, das dem Hafen zuſtrebte, ſondern allbereits war die Waſſerfläche von einer großen Anzahl kommender und gehender Dampfer und Segler belebt, wodurch ſich die Nähe des großen Hafens ankündigte. Schon ſah man den Leuchtturm

Sandy Hook. Obgleich nun Ingigerd und Friedrich das innere Schwingen ihrer durch und durch erſchütterten Seelen nicht zur Ruhe bringen konnten, wurden ſie doch von den wechſelnden Bildern der Einfahrt angezogen. Staunen folgte auf Staunen, und faſt von Sekunde zu Sekunde beherrſchte ſie eine neue Form der Ergriffenheit.

Mit klingendem Spiel kam ein White Star-Dampfer langſam vorbeigezogen. Er trat ſoeben die von der „Hamburg“ beinahe vollendete Reiſe aufs neue an. Auf den Decks des majeſtätiſchen Schiffs wimmelten Paſſagiere wie Ameiſen. Ihre Stimmung ſchien heiter bewegt und feſtlich zu ſein. Was wußten ſie jetzt von dem, was möglicherweiſe ihrer wartete? Und wenn ſie auf die kleine „Hamburg“, mit den wenigen Paſſagieren an Deck, herabſahen, ſo kam ihnen auch nicht die leiſe Ahnung von der Größe und Furchtbarkeit des Ereigniſſes, das dieſe wenigen Menſchlein als einzige Zeugen entlaſſen hatte.

Was bei dieſer Einfahrt an Sandy Hook vorüber, durch die Lower Bay auf die Engen zu, die Erregung und Bewegung der Nerven, wie von Feuer und Tränen, nicht zur Ruhe kommen ließ, das war zugleich Abſchied von Heimat und Meeresgefahr und Wiederſehen! Das Wiederſehen des feſten Landes und der geſicherten menſchlichen Ziviliſation. Dies war der Mutterſchoß, dem man entſproſſen und in dem man bis zur Zeit der geiſtigen Lebensreiſe gewachſen war. So erlebte man eine Art Heimkehr, aber doch mit dem eigentümlichen Nebengefühl, als käme man auf einem fremden Planeten an. Da draußen im Meer und über dem Meer webte das Grauen der Einſamkeiten, darin der Menſch, der alles ſieht, ein Ungekannter, Ungeſehener, von Gott und Welt Vergeſſener bleibt. Das Mörderiſche in dieſen Zwiſchenreichen iſt es, was der Menſch in ſeinen erwärmten, wimmelnden und raſpelnden Ameiſenhaufen, um glücklich zu ſein, vergeſſen muß: der Menſch, dieſes inſektenhafte Gebilde, deſſen Sinnesapparat und deſſen Geiſt ihn gerade nur zur Erkenntnis ſeiner ungeheuren Verlaſſenheit im Weltall befähigt.

Segler kreuzten, Dampfer tuteten. Scharen von Möwen fiſchten oder warfen ſich da- und dorthin durch die friſche, bewegte Luft. Ein zweiter großer atlantiſcher Dampfer näherte ſich bei Norton Point, der Hamburg-Amerika-Linie angehörend. Das Rieſengebäude wurde wie durch eine geheime Kraft ruhig und ſicher vorwärtsgeſchoben. Deutlich vernahm man das Gong, das die Paſſagiere von den Promenadendecks zur Tafel rief.

„Jetzt," ſagte Friedrich, indem er die Uhr aus der Taſche zog, „iſt es in Europa ein Viertelſtunde vor ſechs, und herrſcht noch nächtige Finſternis."

Kapitän Butor hatte mit der Quarantäne-Station Flaggenſignale gewechſelt, die „Hamburg" ſtoppte, und die Sanitätskommiſſion erſchien an Bord. Nach längeren Unterhandlungen und genauer Information durch die Ärzte wurden die kranke Frau und, mit Bewilligung von Frau Liebling, die Leiche des kleinen Siegfried von Bord gebracht. Friedrich ſorgte dafür, daß Frau Liebling in ihrer Kabine blieb, und ein allzu ſchmerzlicher Auftritt vermieden wurde. Dann ging die wackere „Hamburg" mit Volldampf durch die Narrows in die herrliche Upper Bay hinein.

Die Statue der Freiheit, das Geſchenk der franzöſiſchen Nation, wird noch immer von den Reiſenden, lange bevor ſie auftaucht, mit bewaffnetem Auge geſucht. Auch Friedrich huldigte ihr in Gedanken, als er ſie mitten im Waſſer auf einer ſternförmigen Baſis aufragen ſah. Sie erſchien hier nicht gerade rieſenhaft, aber ſie gab ihm doch einen ſchönen Klang, mehr der Zukunft, als der Gegenwart, einen Klang, der ſogar ſein Herz berührte und ſelbſt in der wunderlichen Verfaſſung, in der er war, ihm die Bruſt weitete. Die Freiheit! mochte das Wort mißbraucht ſein, es hatte von ſeinem Zauber und von ſeiner Zukunft nichts eingebüßt.

Und jetzt plötzlich ſchien Friedrichen die Welt verrückt geworden. Der engere Haſen, von babyloniſchen Wolkenkratzern umgeben, mit ſeinen zahlloſen, damals noch höchſt groteſken, rieſig getürmten Fährbooten, kam heran, ein Anblick, deſſen ungeheure Phantaſtik vielleicht lächerlich ſein würde, wenn ſie nicht wahrhaft gigantiſch wäre. In dieſem Krater des Lebens bellt, heult, kreiſcht, brummt, donnert, rauſcht, ſummt und wimmelt die Ziviliſation. Hier iſt eine Termitenſiedlung, deren Tätigkeit verblüffend, verwirrend und betäubend iſt. Es ſchien unbegreiflich, daß in dieſem unentwirrbaren, toſenden Chaos eine Minute ohne Zuſammenſtoß, ohne Einſturz, ohne Mord und Totſchlag vorübergehen konnte. Wie war es möglich, in dieſem Kreiſchen, Hämmern, Schmettern auf Metallplatten und ſonſtigen tollen Wirrwarr ruhig eigenen Zielen, eigenen Geſchäften erfolgreich nachzugehn?

Die unfreiwilligen Paſſagiere der „Hamburg“ waren in dieſen letzten Minuten ihres Zuſammenſeins ein Herz und eine Seele geworden. Friedrich hatte bei der Schiffskataſtrophe ſeine Barſchaft nicht eingebüßt und Ingigerd Hahlſtröm bewogen, während der erſten Tage an Land ſeine Dienſte nicht von der Hand zu weiſen. Alle verabredeten außerdem, ſie wollten ſich in New York nicht aus den Augen laſſen. Es iſt natürlich, daß das Abſchiednehmen mit vielen Wünſchen und wirklicher Rührung ſchon ſeit einer Stunde und länger, bevor die „Hamburg“ feſtmachte, lebhaft im Gange war.

Dabei übte der dithyrambiſche Lärm der mächtigen Stadt, mit ihren Millionen arbeitender Menſchen, eine Wirkung aus, die erneute und umbildete. Es war wie ein Strudel des Lebens, in den man widerſtandslos hinein mußte. Er duldete keine Grübelei und kein Vertiefen in Vergangenes. Alles darin rief und drängte vorwärts. Hier war Gegenwart, nichts als Gegenwart. Artur Stoß ſchien mit einem Fuß bereits auf der Bühne von Webſter und Forſter zu ſtehen. Es wurde viel über Ingigerds Auftreten hin und her geredet. Sie und Stoß waren von dem gleichen Tage an engagiert, und dieſer Termin war bereits überſchritten. Ingigerd ſagte, ſie könne unmöglich tanzen, mit der Unſicherheit über den Verbleib ihres Vaters in der Bruſt. Dagegen erklärte Artur Stoß, er werde, wenn er zurechtkäme, noch heut abend auf der Bühne ſeine Nummer erledigen. „Ich habe,“ ſagte er, „bereits zwei Abende mit rund fünfhundert Dollar pro Abend eingebüßt. Übrigens: ich muß arbeiten! ich muß unter Menſchen!“ Und um Ingigerd zu ihrem Vorteile zu beraten, führte er Beiſpiele ſolcher Leute an, die ſich ſelbſt in den ſchwerſten Augenblicken von der Ausübung ihres Berufs nicht hatten zurückhalten laſſen: irgendein Gelehrter hielt ſeine Vorleſung, während ſeine Frau im Sterben lag. Ein Bajazzo, dem die Frau durchgegangen war, trat auf, um dennoch, wenn auch mit blutendem Herzen, Späße zu machen. „Das iſt unſer Beruf“, ſagte Stoß. „Und übrigens nicht allein unſer Beruf, ſondern jedermanns Beruf, gleichviel ob mit Luſt oder Unluſt, mit Qual oder Glück im Innern, ſeine Pflicht zu tun. Jeder Menſch iſt ein tragikomiſcher Gaukler, obgleich er vielleicht nicht ſo wie wir dafür gelten muß. Ich ſehe einen Triumph darin,“ fuhr er fort, „nach dem, was ich durchgemacht habe, heut abend unter den Blicken von dreitauſend ſenſationslüſternen Zuſchauern, ohne Zittern das Herz aus dem Aß zu ſchießen.“ Und der Artiſt kam mehr und mehr, aber nicht unſympathiſch und ebenſowenig ohne Geiſt, in ein lebhaftes Renommieren hinein. „Wenn Sie nichts Beſſeres wiſſen, meine Herren,“ wandte er ſich an die beiden Ärzte, „ſo kommen Sie vielleicht heut abend in Webſter und Forſters Varieté und ſehen mich meine Sprünge machen. Arbeit! Arbeit!“ Die Worte galten jetzt Ingigerd. „Ich wünſchte ſehr, Sie entſchlöſſen ſich! Arbeit iſt Medizin! Arbeit iſt alles! Dem Geſchehenen nachzutrauern hilft zu nichts. Und außerdem,“

ſagte er plötzlich ernſt werdend, ‚vergeſſen Sie nicht, daß unſere Aktien augenblicklich in eine tolle Hauſſe geraten ſind. Artiſten dürfen ſo etwas nicht ausſchlagen. Paſſen Sie auf, wie wir, wenn wir nur den erſten Fuß an Land ſetzen, von Reportern umlagert ſind."

„Wieſo?" fragte Friedrich. Und Stoß fuhr fort: „Glauben Sie etwa, daß wir nicht längſt mit allen Einzelheiten der Rolandkataſtrophe von der Quarantäne-Station aus nach New York ſignaliſiert worden ſind? Sehen Sie mal dieſe rieſigen Wolkenkratzer an, den mit der Glaskuppel uſw.: das iſt die Sun, die World, die New Yorker Staatszeitung. Da werden wir jetzt bereits mit Schnellpreſſen gedruckt und in Millionen von Zeitungsexemplaren breitgetreten. Es gibt die nächſten vier, fünf Tage keinen Mann und keine Frau in New York, die ſich an Berühmtheit mit den Geretteten vom ‚Roland' werden meſſen können."

Unter ſolchen und ähnlichen Ausſprachen hatte ſich die „Hamburg" an den Pier gelegt, und der Abſchied begann nun ernſt zu werden. Da war es tatſächlich höchſt wunderlich zu bemerken, welche Bewegung dieſe einander im Grunde doch fremden Menſchen ergriff. Frau Liebling weinte, und Friedrich, wie Doktor Wilhelm, mußten ſich ihre Dankesküſſe gefallen laſſen. Roſa küßte Bulke und dann unter wirklichem Heulen immer wieder Doktor Wilhelm und Friedrich die Hand. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch zwiſchen den Damen Zärtlichkeiten gewechſelt wurden. Der Matroſe und Krankenpfleger Flitte wurde belobt, Kapitän Butor und Maſchiniſt Wendler, wie überhaupt die Mannſchaft der „Hamburg", als Biedermänner und Retter geprieſen. Die Matroſen vom „Roland" wurden von den Ärzten und Stoß als „unſere Helden!" tituliert. Ein Wiederſehen wurde verabredet, und Kapitän Butor und Maſchiniſt Wendler, ſowie der zopfige Maler Fleiſchmann für übermorgen mittag von

Doktor Wilhelm in die Hofmann Bar beſtellt, von dort aus wollte man dann gemeinſam bummeln.

Der arme Maler Fleiſchmann war angeſichts dieſer tobſüchtigen Stadt etwas verwirrt und kleinlaut geworden. Er verſtand kein Engliſch, ſeine Barſchaft war klein, ſein Bilderkapital war verloren gegangen. Er verſuchte ſich auf die beſte Manier an ſeine Schickſalsgenoſſen anzuklammern. Man kam überein, ſelbſt der armloſe Stoß gab gute Ratſchläge, ſich für den Künſtler zu intereſſieren. „Sollten Sie Schwierigkeiten bei der Agentur finden," erklärte ihm Stoß, „ſo führe ich Sie bei meinem Freunde, dem Chef der New Yorker Staatszeitung, ein."

Wenige Augenblicke ſpäter ſpürte Friedrich mit einer Art Schwindel den feſten Steingrund des Piers unter ſich. Ingigerd hing an ſeinem Arm, Cheers wurden ausgebracht, Hooray geſchrien, und eine brüllende, ſchreiende, ja tobende Menſchenmenge umdrängte ihn. Plötzlich ſchob ſich ein kleiner Japaner vor, der mehrmals haſtig die Worte ſagte: „How do you do, Herr Doktor? Kennen Sie mich?" Friedrich ſann nach. Er wußte im Augenblick kaum, wer er ſelber war, während ihm brüllende Hochs dicht in die Ohren gedonnert, und die Hände von allen Seiten geſchüttelt wurden. Freundliche Fäuſte fuchtelten hinter ihm, über ihm und dicht vor ſeiner Naſe herum. „Sie kennen mich nicht, Herr Doktor?" wiederholte grinſend der Japaner. „Ja, zum Donnerwetter," rief Friedrich jetzt, „Sie ſind ja doch Willy Snyders, mein alter Schüler!? Willy! wie kommen denn Sie hierher?" — Friedrich hatte in Breslau ſtudiert und, da er nicht reich war, ſeinen Wechſel durch eine ſehr gut bezahlte Privatſtunde aufgebeſſert, die ein dortiger Induſtrieller ſeinem deſperaten Sohn geben ließ. Friedrich hatte dann in dem Früchtchen einen ebenſo amüſanten als braven Schlingel gefunden, der ihm bald mit Leib und Seele ergeben war. Dieſen Schlingel, zum jungen Manne herangereift, erkannte er jetzt in dem luſtigen Japaner.

„Wie ich hierher komme? Herr Doktor, das erkläre ich Ihnen nachher“, ſagte, mit vor Freude des Wiederſehens weitgeöffneten Naſenlöchern, Willy Snyders. „Jetzt möchte ich Sie nur fragen, ob Sie Quartier haben, und ob ich Sie auf Schleichwegen um die verfluchte Reporterbande, frei nach Cooper, herumbringen ſoll. Oder wünſchen Sie interviewed zu werden?“ — „Um keinen Preis der Welt, Willy“, ſagte Friedrich. — „Dann muß ich ſchon bitten,“ ſchrie Willy, „bleiben Sie mir an den Ferſen. Ich habe für alle Fälle ein Cab engagiert, und wir fahren ſofort zu unſeren Leuten!“ Friedrich ſtellte Ingigerd vor und fuhr dann fort: „Ich habe Pflichten! ich muß erſt dieſe verehrte junge Dame in einem guten Hotel in Sicherheit bringen. Und übrigens kann ich ſie auch dann überhaupt nicht allein laſſen.“ Willy Snyders begriff ſofort. Das änderte ſeinen Vorſchlag nicht, er erneute ihn jetzt noch dringlicher. „Nämlich,“ ſagte er, „die junge Dame wohnt in unſerem Privathaus bei weitem angenehmer und ſicherer. Die einzige Frage iſt, ob ſie italieniſche Küche verträgt.“ — „Lieber Willy,“ antwortete Friedrich, der Ingigerds Bereitwilligkeit erkannt hatte, „in Ihren Makkaroni ſehe ich keine Schwierigkeit, alſo will ich, wie Sie vor Jahren meiner Leitung, mich zur Abwechſlung heute mal Ihrer bewährten Leitung anvertrauen.“ — „Allright! alſo vorwärts!“ gab Willy zurück, und man ſah ihm die Freude darüber an, daß er einen ſo guten Fang getan hatte. Sie ſahen noch, wie Stoß einem Kreis von Reportern mit den Mundbewegungen eines Zahnbrechers Vortrag hielt, und wollten eben nach einem fluchtartigen Lauf durch die Menge das Cab beſteigen, als ein atemlos keuchender Herr mit einem „Entſchuldigen Sie, habe ich wohl die Ehre“, vor Ingigerd Hahlſtröm ſtand. „Ich bin von Webſter und Forſter entſendet“, ſagte der trotz des windigen Tages ſtark ſchwitzende ältere Mann, indem er den Hut in der Hand mit dem Taſchentuch auswiſchte. „Ich bin beauftragt, ich bin beauftragt! Ich bin mit einem Wagen hier! Ich habe einen Wagen hier ...“ Er ſchwieg, zu erſchöpft, um weiterzuſprechen. —

Friedrich ſagte: „Die Dame kann heute unmöglich auftreten!“ — „Oh, keineswegs, die Dame ſieht doch ſehr wohl aus, mein Herr!“ — „Erlauben Sie mal!“ Friedrich wollte grob werden. Der Agent von Webſter und Forſter hatte ſeinen Hut auf die Glatze geſetzt: „Es wäre ein unerhörter Fehler, ein nicht gutzumachender, großer Fehler, wenn die Dame nicht auftreten wollte. Ich bin beauftragt, der Dame mit Geld und allem Nötigen zur Verfügung zu ſtehn. Dort iſt mein Wagen. Im Aſtor-Hotel ſind Zimmer beſtellt.“ Friedrich wurde heftig: „Ich bin Arzt, und ich ſage Ihnen als Arzt, daß die Dame heute und in den nächſten Tagen nicht auftreten kann!“ — „Werden Sie der Dame die Gage erſetzen?“ — „Was ich in dieſer Beziehung tun werde, iſt weder Webſter und Forſters, noch Ihre Sache!“ Mit dieſen Worten glaubte Friedrich befreit zu ſein.

Aber der Agent wurde anzüglich: „Wer ſind Sie, mein Herr? Ich habe ausſchließlich mit dieſer Dame zu tun! Sie ſind nicht berechtigt, ſich einzumiſchen.“ Ingigerd meinte: ſie glaube, ſie könne nicht auftreten. „Das gibt ſich ſofort, wenn Sie auf der Bühne ſind. Die Frau meines Chefs hat mir übrigens einen Brief an Sie mitgegeben: ihr Mädchen iſt im Hotel und hat alles Nötige mitgebracht. Sie ſteht in allem zu Ihrer Verfügung.“

„Unſere Petronilla iſt auch eine ganz famoſe Perſon“, rief Willy Snyders dazwiſchen. „Wenn Sie ihr ſagen, was Sie brauchen, gnädiges Fräulein, ſo iſt es in fünf Minuten herbeigeſchafft!“ Und er beförderte Ingigerd mit der Dringlichkeit eines Mädchenräubers in die Kaleſche. „Dann,“ ſagte der Abgeſandte von Webſter und Forſter mit Willenskraft, „mache ich Sie auf die Folge eines Kontraktbruches aufmerkſam und muß Sie abſolut dringend um Ihre Adreſſe bitten!“ — „Hundertundſiebente Straße, Numero ſoundſoviel!“ rief Willy dem mit dem Notizbuch bewaffneten Fremden zu, worauf er, Ingigerd und Friedrich, im Cab davonrollten.

Das Cab mit ſeinen Inſaſſen wurde mit anderen Cabs und Laſtwagen auf dem üblichen Ferryboat von Hoboken nach New York übergeſetzt. Ein Zeitungsjunge reichte ein Exemplar der „Sun“ in den Wagen, das bereits ausführliche Schilderungen vom Untergang des „Roland“ enthielt.

Der Verkehr mit Ferrybooten, Schleppern und Dampfern aller Art war rieſenhaft. Die Fährboote glichen plumpen ſchwimmenden Rieſenkäfern, die ſchwarz von Menſchen waren, und über die eine Art Pumpwerk oben hinausragte. Es gab ein Donnern, als das Boot in den Molen lag und alle Gefährte, Cabs und Laſtwagen ſich beinahe auf einmal in Bewegung ſetzten, von trappelndem Menſchengewimmel eskortiert.

Dieſe Stadt, dachte Friedrich, iſt von einem Wahnwitz der Erwerbsgier gepackt. Wo er hinblickte, drohten ihm Rieſenplakate! rieſige Buchſtaben, rieſige bunte Abbildungen! rieſige modellierte Hände, Fäuſte, Geſichter, die auf etwas hinwieſen. Es war ein ſchreiender, gieriger Konkurrenzkampf, der überall mit allen erdenklichen Mitteln ſich austobte, eine wilde und ſchamloſe Katzbalgerei des Erwerbes, und ſeltſamerweiſe im ganzen gerade dadurch einer gewiſſen Größe nicht ermangelnd. Hier war keine Heuchelei, dies war ſcheußliche Redlichkeit.

An einer Telegraphenoffice wurde haltgemacht. Kabeldepeſchen an Ingigerds Mutter und Friedrichs Vater wurden aufgegeben. Friedrichs Nachricht lautete: „Ich bin gerettet, geſund und wohlauf“, Ingigerds: „Ich bin gerettet, Papas Schickſal unbeſtimmt.“ Während ſie dieſe Worte aufſetzte, hatte Friedrich Gelegenheit, Willy Snyders davon zu unterrichten, daß Ingigerd durch die Schiffskataſtrophe wahrſcheinlich zur vaterloſen Waiſe geworden war.

Das Cab mit den drei Inſaſſen fuhr weiter, den Broadway hinab, jene meilenlange Hauptſtraße von New York, in der ſich zwei ſcheinbar ununterbrochene Ketten von Tramwaywagen gegeneinander vorbeiſchoben. Sie wurden damals von einem Drahtſeil bewegt, das in einer unterirdiſchen Rinne lief. Überall war der Verkehr gewaltig. Um ſo ſonderbarer berührte Friedrich und Ingigerd die Stille, die ſie umgab, als der Wagen in eine Seitengaſſe gebogen war und ſein Ziel erreicht hatte. Er hielt vor einem niedrigen Einfamilienhaus, von den übrigen Bauten der Straße durch nichts unterſchieden. Höchſtens Arbeiterkolonien zeigten in Deutſchland die gleiche architektoniſche Monotonie, die hier ein vornehmes Viertel beherrſchte. Aber das Innere der neuen Herberge glänzte von Sauberkeit und Behaglichkeit.

Dämmerung war hereingebrochen, als die Reiſenden endlich hinter den Türen ihrer Zimmer zur Ruhe gelangten. Petronilla, eine alte italieniſche Wirtſchafterin, hatte Ingigerd in Empfang genommen und ſorgte für ſie mit Eifer, ja Zärtlichkeit.

Friedrich wuſch ſich und ſtieg, von Willy Snyders geleitet, in das Souterrain, wo das Diner ſtattfinden ſollte. Der Boden des Speiſeraums war mit Flieſen belegt und die Wände mit ſauberen Baſtmatten bekleidet. Wo ſie endeten, lief ein Geſims an den Wänden herum, auf welchem ſtrohgeflochtene Fiaschi gereiht ſtanden. Der Tiſch war für acht Perſonen gedeckt, und das Weißzeug war peinlich ſauber.

Über Charakter und Zweck des ganzen behaglichen Heims war Friedrich von Willy Snyders belehrt worden. Mieter des Hauſes war ein deutſcher Künſtlerkreis, der in einem Bildhauer, namens

Ritter, ſeine Hauptſtütze beſaß. Er wurde als großes Talent geprieſen. Zu ſeinen Mäzenen und Kunden gehörten die Aſtor, die Gould, die Vanderbilt. Willy nannte Ritter „ein feines Aas!“ und rühmte das „Smarte“ in ſeinem Charakter.

In einer Ecke des Speiſeraums waren Abgüſſe ſeiner Arbeiten aufgeſtellt, die Willy über den grünen Klee lobte.

Außer Ritter nahm ein anderer Bildhauer an den Segnungen dieſes Klubhauſes teil. Er hieß Lobkowitz und war, wie Ritter, geborener Öſterreicher. Der vierte im Bunde war ein Schleſier, ein vollkommen mittelloſer Maler und Sonderling, deſſen Talent edoch hier aufs höchſte bewundert wurde. Der brave Willy hatte den Landsmann aus einem Elendquartier New Yorks, nicht ohne Mühe, hierher überführt.

„Paſſen Sie auf,“ ſagte Willy, mit dem ihm eigenen Ton, worin die gutturalen und naſalen Laute des amerikaniſchen Engliſch mit dem öſterreichiſchen Dialekt ſeiner Freunde eine Verbindung eingegangen waren, „paſſen Sie auf, wie dieſer verrückte Hund, der Franck, ſich benehmen wird. Der Kerle beißt um ſich herum! der Kerle iſt zum Krummlachen. Das heißt,“ fuhr er fort, „wenn die verdrehte Krucke überhaupt zum Vorſchein kommt.“

Aber der Maler Franck kam als erſter herein. Er hatte wie Willy, Oberhemd und Dinerjackett angezogen. Willy ſprach ehr viel, während der ſonderbare Menſch Friedrichen wortlos nd ſchlaff die Hand reichte. Obgleich nun die Landsleute bei inander waren, verlor ſich doch durch das Eintreten Francks für inige Augenblicke die Ungezwungenheit, mit der Willy Snyders nd Friedrich ſich unterhalten hatten.

Dieſer bedauerte ſehr, nicht im Smoking zu ſein. „Ja, Ritter ſ ein feiner Hund,“ meinte Willy wieder, „wir müſſen Abend für Abend mindeſtens wie Geſandtſchafts-Attachés zu Tiſche ehen.“

Petronilla erſchien und erzählte in wortreichem Italieniſch, daß die liebe, kleine, arme Signorina von einem bleiernen Schlaf befallen ſei, und ruhig, tief und gleichmäßig atme. Hierauf fragte ſie, ob denn die Herren noch nichts von dem Untergang des großen Schiffs gehört hätten. Als man ihr Friedrich als einen Geretteten vorzuſtellen verſuchte, lachte ſie laut und lief davon.

Lobkowitz trat in den Speiſeraum.

Lobkowitz war ein ruhiger, langer Menſch, der Friedrichen, deſſen jüngſte Geſchichte er ſchon erfahren hatte, mit Wärme entgegentrat. Er meldete, Ritter ſei vorgefahren. Man blickte durchs Fenſter, und ſah einen eleganten Wagen, auf dem ein ſchwarzlivrierter Kutſcher ſaß. Er ſchloß das Spritzleder, um davonzufahren, während ein raſſiger Eiſenſchimmel bereits in der Gabel zu ſteigen begann.

„Der Kerle, der die Leinen hält,“ ſagte Willy, „iſt ein verkrachter öſterreichiſcher Offizier und wegen Spielſchulden ausgekniffen. Jedenfalls iſt er jetzt eine unbezahlbare Kraft für Ritter, denn er ſagt ihm, wie er ſich zum erſten Frühſtück, zum Lunch, zum Diner, beim Tennis, beim Cricket, beim Reiten, beim Fahren zu kleiden hat, wie man Mailcoach fährt, grauen oder ſchwarzen Zylinder, ſolchen Schlips, ſolche Handſchuhe trägt, ſolche Manſchettenknöpfe, ſolchen Strumpf! überhaupt alles, was man berückſichtigen muß, um hier in New York ein Aas zu ſein.“

Und der achtundzwanzigjährige Bonifazius Ritter, dem wirklich in Amerika mehr, als er je gehofft, in den Schoß gefallen war, trat jetzt ein, friſch, ſchön, liebenswürdig wie Alcibiades. In der erſten Minute war Friedrich von dem ganzen Weſen des Glückskindes hingeriſſen. Alles an Ritter war Bonhomie, Naivität, Lebensfreude und Herzlichkeit. Die weiche Liebenswürdigkeit des Öſterreichers war durch die Luft der neuen Welt hell, frei und feurig geworden. Man ging zu Tiſch, wo gleich darauf, bei einer Mineſtra, die Unterhaltung in Gang geriet.

Man merkte es Willy Snyders an, als er höchſtſelbſt, denn er war Ökonom des Kreiſes, die Weine einſchenkte, wie ſtolz er auf Bonifazius Ritter war, und welche Genugtuung es ihm bereitete, ſeinem Lehrer von einſt, auf dieſem außereuropäiſchen Boden, mit ſolchen Freunden und einem ſolchen Heim dienen zu können. Man taute auf, und als die Bedienerin in weißem Häubchen und weißer Schürze den Fiſch ſerviert hatte, wurde bereits von allen Seiten auf Friedrichs und ſeines Schützlings Errettung angeſtoßen. Es entſtand darauf eine kleine Pauſe, die der bleiche, junge Gelehrte zum Anlaß einer Erklärung nahm.

„Ich bin herübergekommen," ſagte er, „um gewiſſe Studien, die ich vor vielen Jahren mit einem Freunde begonnen habe, hier in Amerika mit ihm fortzuſetzen. Sie kennen ihn ja, lieber Willy," wandte er ſich an den alten Schüler, „es iſt Peter Schmidt, der Arzt, jetzt in Springfield, Connecticut." Willy Snyders warf ein: „Er iſt jetzt nach Meriden übergeſiedelt." —

„Ich traf auf dem Schiff zu meinem Erſtaunen die kleine Dame," erklärte nun Friedrich, „die jetzt Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nimmt. Wir hatten Glück, wir gelangten, bevor die Panik ausbrach, in aller Ruhe ins Rettungsboot. Leider mußten wir ſchließlich den Vater der Kleinen zurücklaſſen. So hat uns der Zufall zuſammengeführt, und ich betrachte mich für das kleine Fräulein verantwortlich."

Friedrichen überkam ein Gefühl der Geborgenheit, wie er es lange nicht mehr geſpürt hatte. Er hatte ſich immer zu Künſtlern hingezogen gefühlt. Ihre Unterhaltung, ihre Geſelligkeit war ihm von jeher die liebſte geweſen. Nun kam hinzu, daß er hier, wo er mit einer kalten Fremde gerechnet hatte, von einem ſolchen Kreiſe mit offenen Armen empfangen worden war. Während man anſtieß und auf die ungezwungenſte Weiſe tafelte, fragte ſich Friedrich mitunter, ob er wirklich in New York, dreitauſend Seemeilen von dem alten Europa entfernt wäre? War hier nicht die Heimat? War ihm im Verlaufe der letzten zehn Jahre, drüben in der wirklichen Heimat, jemals ſo heimlich warm zumute geweſen? Und wie ſtrömte das Leben auf ihn ein! Wie wurde er jetzt mit jeder Minute von einer neuen Woge emporgehoben. Er, der kaum noch aus einem allgemeinen Untergang ſein nacktes Daſein gefunden hatte.

Er ſagte: „Ich danke Ihnen aufs tiefſte, meine Herren und lieben deutſchen Landsleute, daß Sie mir unverdientermaßen ſoviel gaſtliche Freundſchaft entgegenbringen.“ Er hob ſein Glas, und ſie ſtießen an. Und plötzlich, eigentlich gegen ſeinen Willen, überraſchte Friedrichen ein Anfall von Offenherzigkeit. Er nannte ſich einen doppelt Schiffbrüchigen. Er habe vielerlei hinter ſich, und wenn nicht der Untergang des „Roland“ an ſich eine allzu tragiſche Sache wäre, könne er ſich geneigt fühlen, das ſchwere Unglück als ein Symbol ſeines bisherigen Lebens anzuſehen. „Die alte Welt, die neue Welt: der Schritt über den großen Teich iſt getan,“ meinte Friedrich, „und ich ſpüre ſchon etwas wie neues Leben.“

Er fuhr fort: er wiſſe nun eigentlich noch in keiner Weiſe, wie und worin er ſich betätigen werde. Dies ſtand zu ſeiner Erklärung von vorhin in Widerſpruch. Keinesfalls wolle er fernerhin als praktiſcher Arzt oder Bakteriologe wirken. Möglicherweiſe werde er Bücher ſchreiben. Welche Art Bücher, wiſſe er jetzt noch nicht. Er habe ſich zum Beiſpiel über die Ergänzung des Torſos der Venus von Milo Gedanken gemacht. Er habe eine Schrift fertig im Kopfe, über Peter Viſcher und Adam Krafft! Vielleicht verfaſſe er aber auch nur eine Art Lebensroman, es könne auch etwas wie eine moderne Philoſophie werden. „In dieſem Falle würde ich dort anfangen, wo Schopenhauer das Loch gelaſſen hat,“ ſagte er, „ich meine den Satz, den ich immer im Kopfe habe, aus ‚Die Welt als Wille und Vorſtellung‘: ‚Hinter unſerm Daſein nämlich ſteckt etwas anderes, welches uns erſt dadurch zugänglich wird, daß wir die Welt abſchütteln.‘“

Dieſe Ausführungen des jungen Gelehrten, der ſeinen verſpäteten „Sturm und Drang“ durchmachte, wurden mit Achtung und Beifall aufgefaßt. Willy ſagte: „Die Welt abſchütteln, das iſt was für Maler Franck, Herr Doktor! Erzähle mal, Franck, wie du nach Amerika gekommen biſt.“ — „Oder, Franck,“ ſagte Lobkowitz, „Ihre Fußtour nach Chikago!“ — „Oder“, ergänzte Ritter, „das Abenteuer in Boſton, wo Sie in einem Jagdwagen vonwegen eines Mordsrauſches, den Sie gehabt haben ſollen, ins Polizeigefängnis kutſchiert worden ſind.“ — „Na, das war doch ſehr gut,“ ſagte mit ſtillem Lächeln Franck, indem er die Locken aus der Stirn ſtreifte, „ich hätte mir ſicher ſonſt eine Erkältung geholt.“

Die Äußerungen Francks wurden zur Verwunderung Friedrichs faſt immer mit Lachſalven aufgenommen. „Franck iſt ein wirkliches Malergenie,“ ſagte Willy, während er ihm Chianti eingoß, „aber zugleich das größte Original aller fünf Weltteile.“

Jetzt brachte der italieniſche Koch, Simone Brambilla, höchſt eigenhändig, Nachtiſch und Käſe herein, um zu erfahren, wie alles geſchmeckt habe. Die Unterhaltung wurde italieniſch geführt, und die Vertraulichkeit, die dabei zwiſchen Wirten und Koch zutage trat, verriet das allerbeſte Verhältnis. „Na nu mal flott, old fellow,“ rief plötzlich Willy, „Signore Simone Brambilla, Sie werden uns jetzt etwas vorklimpern! und ‚cantare!‘, verſtanden, ma forte, non etwa bloß mezza voce!“ Und er nahm eine Mandoline vom Board und gab ſie dem Küchenchef in die Hände. „Signore Guglielmo e sempre buffo“, ſagte der Koch. „Jawohl, buffo, buffo!“ rief Franck und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. Sein Lächeln war bereits etwas blöde geworden.

Der Koch, der ein Meiſter der Mandoline war und eine gute Geſangsſtimme hatte, bot, die Kappe von weißer Leinwand auf dem Kopf, in Leinwandjacke und Leinwandſchürze den luſtigſten Anblick. Während er mit einem Rhythmus, der in die Nerven der Zuhörer überging, ſein Inſtrument ſpielte, ſang er zugleich jene Gaſſenhauer, wie man ſie überall in Italien, aber zumeiſt in Neapel, zu hören bekommt. Friedrich bog ſich zurück und ſchloß die Augen. Vor ſeinem Innern ſtiegen die Küſten und blauen Golfe Italiens auf. Die braunen Dorier-Tempel Päſtums, die Felſen Capris. Man klatſchte Beifall jedesmal, ſobald der Koch eins ſeiner Lieder beendigt hatte. In einem ſolchen Augenblick kam Petronilla herein und flüſterte Willy Snyders etwas zu, wodurch ſich jener veranlaßt ſah, wiederum Friedrich zu verſtändigen, der ſofort aufſprang und mit ihm das Zimmer verließ.

Ein Herr und eine ſtattliche Dame waren, trotz aller Gegenvorſtellungen Petronillas, bis in das Schlafzimmer Ingigerds vorgedrungen. Friedrich und Willy kamen dazu, als die Dame, die ziemlich pompös gekleidet war, mit den Worten: „Mein Kind, aber ich bitte um Gottes willen, mein Kind, Sie werden doch einen Augenblick aufwachen“, das ſchlafende Mädchen zu wecken verſuchte.

Die Dame erklärte, gefragt, mit welchem Recht ſie hier eingedrungen ſei, ſie wäre Inhaberin der größten New Yorker Theateragentur und habe ſeinerzeit den Vertrag zwiſchen Webſter und Forſter und dem Vater dieſer Dame zum Abſchluß gebracht. Der Vater dieſer Dame habe tauſend Dollar im voraus bekommen. Zeit bedeute Geld, beſonders hier in New York. Wenn die Dame heute nicht auftreten könne, ſo ſei es doch Zeit, an morgen zu denken. Sie wäre bereit, ſagte ſie, dem Fräulein zur Hand zu gehen, aber ſie habe nicht nur mit dieſer einen Angelegenheit, ſondern mit hundert andren zu tun. Und wenn das Fräulein morgen auftreten ſolle, müſſe ſie ſtehenden Fußes mit ihr zu — ſie nannte den Gerſon von New York! — damit ihr Koſtüm über Nacht in Arbeit gegeben werden könne. Das Geſchäft befinde ſich auf dem Broadway, und ein Cab ſtünde vor der Tür.

Alles dieſes hatte die Dame im Schlafzimmer Ingigerds, und gefliſſentlich ohne die Stimme zu dämpfen, geſprochen. Friedrich und Willy geboten ihr Ruhe, einmal, zweimal, dreimal, es fruchtete nichts. Darauf ſagte Friedrich: „Das Fräulein wird überhaupt nicht auftreten!“ — „So?“ antwortete die Agentin, „dann wird ſie übermorgen in einen unangenehmen Prozeß verwickelt ſein.“ — „Die Dame iſt minderjährig,“ ſagte Friedrich, „und ihr Vater, mit dem Sie einen Vertrag abgeſchloſſen haben wollen, hat wahrſcheinlich bei der Kataſtrophe des ‚Roland‘ ſein Leben eingebüßt.“ — „Und ich will,“ ſagte die Agentin, „nicht um nichts und wieder nichts tauſend Dollar einbüßen.“ — „Die Dame iſt krank“, ſagte Friedrich. Die Agentin dagegen: „Gut, dann werde ich meinen Arzt ſchicken.“ — „Ich bin ſelber Arzt“, gab Friedrich zurück. „Vielleicht deutſcher Arzt,“ ſagte ſie; „maßgebend ſind für uns nur Amerikaner.“

Wer weiß, ob dieſe mit Mannesverſtand, Mannesenergie und einer Männerſtimme ausgerüſtete Amerikanerin ihren Willen nicht doch noch durchgeſetzt hätte, wenn der bleierne Schlaf der Kleinen nicht allem Rütteln und allem Lärm getrotzt hätte. Friedrich offenbarte zuletzt einen ſo unzweideutigen Grad von Entſchloſſenheit, daß endlich ſogar die Agentin klein beigeben und vorläufig das Feld räumen mußte. Zuletzt kam Willy auf eine Idee, deren Tragweite Friedrichen erſt ſpäter verſtändlich wurde. Er erklärte nämlich der ſichtlich verblüfften Agentin, daß er, falls ſie die Segel nicht ſtriche, möglicherweiſe die „Society for the Prevention of Cruelty to Children“ verſtändigen werde, da Fräulein Hahlſtröm noch nicht ſiebzehn Jahre alt ſei.

„Meine Herren,“ ſagte die Dame, merkbar einlenkend,

„bedenken Sie doch, daß von Webſter und Forſter, ſowie von mir bereits ſeit vier Wochen Unſummen auf Reklamen ausgegeben ſind. Ich habe mit einer Tournee bis nach San Franzisko gerechnet. Jetzt, wo die Dame unter den Geretteten des ‚Roland‘ iſt und außerdem ihren Vater verloren hat, iſt ſie zur Senſation der Seaſon geworden. Wenn ſie jetzt auftritt, kann ſie in drei Monaten mit einem Überſchuß von fünfzigtauſend Dollar zurück nach Europa gehn. Wollen Sie einen ſolchen Rieſengagenverluſt Miß Hahlſtröm gegenüber verantworten?“

Als die Agentin und ihr Begleiter gegangen waren, beſtätigte Willy Snyders, daß er Plakate mit „Mara or the prey of the spider“ an allen Bauzäunen, Zementfäſſern, Anſchlagstafeln uſw., und zwar manchmal mit der Figur einer lebensgroßen Tänzerin, ſchon vor Wochen geſehen habe. Die Tänzerin ſei ein halbes Kind, eine Art Albino mit roten Kaninchenaugen geweſen, das ſafrangelbes Haar gehabt hätte. Eine Spinne, deren Leib mindeſtens ſo groß wie ein kleiner Luftballon wäre, ſäße lauernd dahinter in ihrem Netz. Das Plakat ſei von dem talentvollſten Plakatiſten New Yorks gemacht, Friedrich könne es überall auf der Straße noch ſelbſt anſehen. „Deshalb iſt es mir ja,“ ſchloß Willy, „ſo komiſch, zu denken, daß ich dieſes Plakat immer ganz ahnungslos angeſtiert habe, und Fräulein Ingigerd jetzt mit Ihnen zuſammen im Hauſe iſt. Das Leben dichtet doch tolle Sachen. Ich kann Sie verſichern, daß ich bei dem Plakat an alles andere eher, als an Sie, Herr Doktor, gedacht habe, oder daß es noch mal eine andere Bedeutung für mich, als die einer klotzigen Varietéreklame bekommen könnte.“

Als die Herren ins Speiſezimmer zurückkamen, war der Koch nicht mehr dort, Lobkowitz und Franck aber hatten über der veralteten Streitfrage, ob Raffael oder Michelangelo größer wäre, das Zanken gekriegt. Willy erzählte den überſtandenen Amazonenkampf. Man entrüſtete ſich, und die Künſtler erklärten, ſie würden die Schutzbefohlene nicht gegen den Anſturm von ganz New York herausgeben. Friedrich zog ſeine Uhr, ſtellte feſt, daß die elfte Stunde begonnen hatte, und erzählte, was der armloſe Artur Stoß geſagt hatte. Nämlich: punkt halb elf Uhr nachts ſtehe er vor dem Publikum. Willy Synders, der Mann der Initiative, ſchlug vor, man ſolle gemeinſam zu Webſter und Forſter gehn und den Armloſen auftreten ſehn.

Noch vor halb elf traten die Künſtler und Friedrich in eine Loge bei Webſter und Forſter ein. Der gewaltige Raum, in dem man während der Produktionen rauchen und trinken durfte, war nach Willys Schätzung mit drei bis viertauſend Menſchen gefüllt. Die Bühne war klein und flach und eben beſetzt durch eine ſpaniſche Tänzerin. Sehr viele Bogenlampen ſtanden wie weiße, froſtige Monde im Tabaksqualm, während die Tänzerin in einem Gemiſch von Drolerie, Unſchuld und Wildheit mit ihrem ſchlanken Torero tanzte.

Friedrich fühlte ſich beim Anblick des männlichen Partners etwa in eine Arena zu Sevilla, beim Anblick des Mädchens an den Golf von Korinth oder auf eine der Inſeln der Zykladen entrückt und entſchied ſich ſehr bald, Spanien zu verlaſſen und der ſchönen Tänzerin in ihre griechiſche Heimat nachzugehn. Dort ernannte er ſie zur Chloe, während er ſelber Daphnis ward. Alte, zechende Hirten ſaßen in einem dem Pan geweihten Pinienhaine, indes man von den Wieſen der Hochfläche aus unter der felſigen Küſte das griechiſche Meer zwar erblickte, aber nicht rauſchen hörte. Die Muſik ward zur Syrinx, und Webſter und Forſter und der dicke ſchweißige Dunſt vieler Menſchen war nicht mehr. Durch die Pinien ſäuſelte Frühlingsatem. Die Hirtin tanzte, wie ſie es den drolligen Sprüngen der Ziegen abgelauſcht, aber noch mehr, wie der große Pan es ihr in die Wiege gelegt hatte. Sie tanzte wilde, junge, überſchäumende Lebenskraft und Lebensglück. Der Urſprung aller Muſik, dachte Friedrich, iſt Tanz und Geſang zugleich ausgeübt. Die Füße erzwingen den Rhythmus, der in der Kehle erklingen muß. Und die Tänzerin hört eine andere Muſik, wenn ſie ſelbſt nicht ſingt, als die iſt, nach der ſie tanzt. Aber ſelbſt wenn ſie nicht ſingt und nur tanzt und von keiner Muſik begleitet wird, kann der ſie Erblickende dennoch ihre Muſik hören.

„Kaviar für das Volk“, ſagte Friedrich, nachdem die Künſtlerin, unter geringen Zeichen des Beifalls, in der Kuliſſe verſchwunden war.

Nun erſchien auf der Bühne ein Diener in roter Livree, der mehrere kleine Sitzgelegenheiten in gemeſſenem Abſtande aufſtellte. Erſt, nachdem er auch noch ein Teſching und einen Geigenkaſten auf die Bühne gebracht hatte, erkannte Friedrich, daß es der brave Unteroffizier Bulke war. Gleich darauf kam Stoß und wurde von einem frenetiſchen Jubel empfangen.

Er trug einen Frack aus ſchwarzem Samt und ſchwarzſamtene Eskarpins. Dazu Spitzenjabot, Spitzenmanſchetten, ſchwarzſeidene Strümpfe und Schnallenſchuh aus Lackleder. Das gelbliche Haar war nach allen Seiten um den mächtigen Schädel emporgekämmt. Das bleiche Geſicht, mit den breiten Backenknochen und der breitgequetſchten Naſe, blickte lächelnd und ſachlich ins Publikum.

In dieſem Augenblick ſah Friedrich denſelben Mann, der dort oben bejubelt wurde, hilflos, durchnäßt von Seewaſſer, unter den Sitzen am Boden des Rettungsboots und dachte daran, mit welcher mörderiſchen Entſchloſſenheit die Matroſen, Bulke, Doktor Wilhelm und er, ſowie Roſa und die Damen Liebling und Ingigerd das Boot vor dem Umſchlagen retten mußten. Zwiſchen jetzt und damals welcher unwahrſcheinliche Gegenſatz! Und weshalb wurde der Mann bejubelt?

Was konnte der Beifall alles ausdrücken: Wir ſind konform mit Gott dem Herrn, daß er dich gerettet hat! So viel haſt du durchgemacht, du armer Armloſer! Hunderte ſind, trotzdem ſie zwei Arme hatten, untergegangen, und du kannſt heute abend, als wenn nichts geſchehen wäre, auf der Bühne ſtehn! Und wir müſſen auch unſer Vergnügen haben! Es iſt beſſer, daß du, der uns mit ſeinen Tauſendkünſten unterhält und amüſiert, als daß dieſer und jener gerettet worden iſt! Außerdem wollen wir dich für die ausgeſtandenen Nöte entſchädigen! Überdies biſt du jetzt durch deine Kunſt und deine Rettung ein doppelt wertvolles Wundertier! —

Da das Toſen immer von neuem begann, wiederum ein Meer, in dem der Gefeierte förmlich unterging, trat ein Herr in gewöhnlichem Frack hervor und winkte ins Publikum, daß er reden wolle. Er bat für den berühmten Kunſtſchützen Artur Stoß, den champion of the world, um das Wort. Gleich darauf ſcholl die helle und ſcharfe Knabenſtimme des Armloſen ſo laut und durchdringend, daß ſie in den hinterſten Reihen des Saales gehört wurde.

Friedrich verſtand etwas wie: „Meine lieben New Yorker". Er hörte etwas vom „gaſtlichen Amerikaner", von der „gaſtlichen amerikaniſchen Küſte", von „Columbus" und „fourteen hundred and ninety-two". „Auf allen Anſchlagstafeln leſe man jetzt die Jahreszahl vierzehnhundertzweiundneunzig, die das moderne Amerika geboren habe." Von den Lippen des Kunſtſchützen kamen Worte wie: „navigare necesse est, vivere non necesse", „Durch Nacht zum Licht" und ähnliche mehr. Noahs Arche, hieß es, nicht ganz ohne Geiſt, ſei immer noch nicht überflüſſig geworden, zwei Drittel der Oberfläche der Erde wäre ja doch von Waſſer bedeckt. Wenn aber auch hie und da ein Schiff von der Sintflut da draußen verſchluckt werde, die Arche der Menſchheit könne nicht untergehen, dafür hätte Gott ſeinen Regenbogen in die

Wolken geſtellt. Der Ozean ſei und bleibe die Wiege des Heldentums und das einigende, nicht das trennende Element der Völker. Der Name des blonden Kapitäns von Keſſel ſcholl durch den Raum. Friedrich ſah vor ſeinem inneren Auge den toten Helden unter dem ausgeſtirnten Himmel draußen in den Sintflutgewäſſern der Erde umhertreiben. Er vernahm, durch die Rede des Artiſten, die Stimme des Kapitäns: „Mein Bruder hat Frau und Kinder, Herr von Kammacher. Er iſt ein beneidenswerter Mann.“ Dann wurde Friedrich durch den tobenden Beifall geweckt, den der ſchneidige Redner ſoeben erntete.

Artur Stoß nahm auf einer der Sitzgelegenheiten Platz, während Bulke auf eine zweite die Violine legte. Hierauf zog der rotlivrierte Held und Lebensretter ſeinem Herrn die Schuhe aus, worauf ſeine Füße, in ſchwarzen Strümpfen, die die Zehen frei ließen, ſichtbar wurden. Den Geigenbogen nahm der Artiſt mit den Zehen des rechten Fußes feſt und begann, das Haar des Bogens mit Kolophonium vorzubereiten. Ein Anblick, bei dem ein Flüſtern des Staunens durch die Menge ging. Jetzt fing das Orcheſter das bekannte Bachſche Präludium zu intonieren an, und das Gounodſche „Ave Maria“, von Stoß mit ſchönem Ton auf der Geige geſpielt, ſchwebte zum Entzücken der lauſchenden Menge herüber, die hierdurch, mit Rückſicht auf das ſchwere Schiffsunglück, in eine rührſelig religiöſe Stimmung kam, die Friedrich mit peinlichem Schauder berührte. So wurde das furchtbare Unglück ausgemünzt.

Es wirkte erlöſend, als Artur Stoß mit dem Teſching „arbeitete“. Und hier war es wiederum Bulke, der Friedrich und den Künſtlern eine mindeſtens ebenſo große Bewunderung wie ſein Herr abnötigte. Er hielt die Kartenblätter mit Kaltblütigkeit, deren Herzen ſein Brotgeber Schuß auf Schuß, ohne je zu fehlen, durchlöcherte.

Friedrich war ganz erſtaunt, als er am nächſten Morgen in ſeinem Bett ziemlich ſpät aufwachte und alles um ihn her ſtilleſtand. Weder ſchwankte das Bett, noch klirrten Gläſer und Waſchbecken, noch ward der Fußboden abſchüſſig, noch ſtürzte die Wand über ihn herein.

Friedrich hatte geklingelt, Petronilla war erſchienen. Die kleine Miß, erzählte ſie, ſei geſund und rotbäckig aufgewacht und habe bereits ihr Frühſtück genommen. Ein Briefchen von Willy Snyders beſagte, daß er bis da und da, in der und der Straße, in den und den Geſchäftsbüros arbeite, und daß er zum Lunch zu Hauſe ſei.

Der junge Gelehrte nahm ein Bad, innerhalb von zwölf Stunden das zweite. Man hatte ihm nagelneue Anzüge, ebenſo Wäſche bereitgelegt, und er konnte ſich alſo „wie neugeboren“ zum Frühſtück ſetzen. Petronilla trug auf und erklärte zugleich, daß ſie die letzte im Hauſe wäre. Sie ging und kam wieder, um nochmals nach Friedrichs Wünſchen zu fragen. Gleich darauf ſah er die wackere Haushälterin, dick eingemummt, durch die Haupttür auf die Straße hinaustreten.

Als er dieſe Beobachtung gemacht hatte, wurde er unruhig, ſteckte eine Zigarette in Brand und fing an, ſich auf die Lippen zu beißen. Er war mit Ingigerd Hahlſtröm allein. Auch jetzt berührte Friedrich die phantaſtiſche Unberechenbarkeit des Lebens wunderlich. Eine Gelegenheit, einen Zuſtand, wie dieſen, hatte er kaum in Wochen, ja, kaum in Monaten zu erreichen gehofft, am wenigſten in dem wilden New Yorker Strudel und Trubel. Nach dem Schiffs- und Stadtlärm, dem Toſen des Ozeans, umgab ihn nun plötzlich idylliſcher Friede. Jeder, in dieſer von vier Millionen Menſchen bewohnten Stadt, ging jetzt mit einer zähen Leidenſchaft ohnegleichen ſeinen eigenen Geſchäften nach, oder war in ein eiſernes Joch von Pflichten geſpannt, wodurch er für alles, was außerhalb ſeines Weges lag, taub und blind wurde.

Seine Unruhe wuchs, er konnte nicht ſtillſitzen. Jeder Nerv, jede Zelle ſeines Körpers ward jetzt von einer Kraft berührt und erregt, die von überall her auf ihn einſtrömte. Eine ſolche Kraft, die durch Fußböden, Decken und Wände dringt, iſt von den Menſchen mit mancherlei Namen belegt worden. Man hat von Magnetiſmus geſprochen, von Od, von Elektrizität, und was dieſe letztere unter den Kräften anbelangt, ſo konnte Friedrich gerade jetzt, als er ſich wieder einmal, um Ruhe zu finden, vor dem Kaminfeuer niederließ, eine beſondre Erfahrung machen. Überall nämlich, wo er mit der Kaminzange in die Nähe von Eiſen kam, ſprangen kniſternd Funken über. Alles im Raum ſchien elektriſch geladen zu ſein. Strich Friedrich mit ſeinen Fingerſpitzen nur leiſe über den kleinen Kaminteppich, überall ſprangen, mit dem Knall einer kleinen Peitſche, Funken heraus.

Da haben wir's, dachte Friedrich lächelnd: die Lichtbauern! Und als er nachgrübelte, wo er von dieſen kleinen Wichten geleſen habe, fiel ihm der Traum auf dem „Roland“ ein. „Lichtbauer, wat mokſt De?“ ſagte Friedrich und fing die Funken etwa auf gleiche Manier, wie man aus Ungeduld Fliegen fängt. Nicht lange danach waren ihm unzählige dieſer Funken ins Blut geraten. Er ſtand auf und trat auf den Flur hinaus.

Eine Weile ſtand er, ſich an den unterſten Pfoſten des Treppengeländers mit beiden Händen feſthaltend. Er ſenkte ſchließlich den Kopf darauf, während ſein ganzer Körper, wie in einem Anfall von Froſt, zitterte.

Dies war der Augenblick, wo er die leidenſchaftliche Sprache ſeines Körpers begriff, und die entſcheidende Stimme ſeines Innern ihre Forderungen gebilligt hatte. Was jetzt zum Durchbruch kam, war die niedergehaltene, unbefriedigte Forderung. In dieſer kuppleriſchen Morgenſtille des fremden Hauſes, hatte ſie plötzlich eine unbezwingliche Macht gewonnen.

So trat er in das Zimmer ein, wo Ingigerd am Kamin-

Feuer ſaß und den Schwall ihres blonden Haares trocknete. „Ah, Herr Doktor!“ rief ſie erſchrocken und blickte ihn an. Kaum hatte ſie aber ihre ſchillernden Augen auf den mühſam atmenden Mann gelenkt, als ſich ein Ausdruck willenloſer Hingabe, ja völligen Hinſterbens über ihr Antlitz verbreitete.

Dieſer Anblick machte Friedrich, bei dem Wille und leidenſchaftliche Glut ſich vereinigt hatten, erſt wiederum willenlos und beſinnungslos. Indem er endlich die quälende Hölle ſeines Innern in einem wilden, blindgierigen Trunke auslöſchen wollte, warf er ſich mit dem Laut eines Tiers in die langſam, langſam kühlenden und befreienden Wogen der Liebe tief hinein.

Es war gegen elf Uhr, als die Hausverwalterin Petronilla im Begleitung eines ohne die übliche Sorgfalt gekleideten Mannes wiederkam. Der blonde Herr, deſſen ſehnige Hände ohne Handſchuhe, deſſen Füße mit derbem Schuhwerk behaftet waren, ſchlenkerte einen naſſen Regenſchirm in der linken, einen abgetragenen Filzhut in der rechten Hand, pfiff ſehr kunſtreich, ſchritt mit langen und lauten Tritten hin und her und tat wie jemand, der im Klubhaus der deutſchen Künſtler zu Hauſe iſt.

Der frühe Beſucher war Peter Schmidt, von dem Friedrich draußen auf dem Ozean ſchon geträumt hatte. Er war von Meriden nach New York gekommen, um Friedrichen aufzuſuchen, deſſen Namen er auf der Liſte der Geretteten des „Roland“ gefunden hatte. Er kannte die alte Schülerbeziehung, in der Willy Snyders zu Friedrich ſtand und hatte deſſen Aufenthalt ſchnell ermittelt.

Die erſte Frage, die Friedrich tat, nachdem ſich das Vergnügen des Wiederſehens gelegt hatte, war: „Glaubſt Du an Telepathie, mein Sohn?“ — „Telepathie? keine Spur!“ gab der Frieſe zurück. Und mit gewaltigem Lachen fuhr er fort: „Menſchenskind, ich bin doch kaum dreißig Jahre alt! ich bin doch nicht blödſinnig! hoffentlich hat Dir nicht etwa irgendein Miſter Slade, wie dem alten ſeligen Zöllner in Leipzig, den Kopf verrückt. Kommſt Du etwa herüber, um hier ein großes ſpiritiſtiſches Meeting zu präſidieren? Dann iſt unſere Freundſchaft hin, Menſchenskind."

Dies war die Tonart, die den Freunden von der Univerſität her geläufig war, und die ſie beide unſäglich erfriſchte. Ihre Beziehungen waren von alledem frei, wodurch Verbindungen ſpäterer Jahre ſich einſchränken.

„Hab keine Angſt", ſagte Friedrich. „Für ſpiritiſtiſche Meetings intereſſier ich mich immer noch nicht, obgleich ich es eigentlich nach meinen jüngſten Erfahrungen tun ſollte; denn Du biſt mir draußen auf See erſchienen und haſt mich mit einem verſunkenen Erdteil bekannt gemacht. Aber laß uns jetzt nicht von Träumen reden."

„Du machſt ſchöne Sachen", erklärte der Freund, als Friedrich ihm ſeine Zeugenſchaft beim Untergang des „Roland" beſtätigt hatte. „Ich denke, Du biſt verheiratet, haſt Kinder, treibſt Deine Praxis in Deutſchland, arbeiteſt nebenbei wiſſenſchaftlich, oder treibſt Deine Praxis-nebenbei, und denkſt eher an alles andere, als an eine Reiſe nach Amerika, das Dir ja nie beſonders ſympathiſch war."

„Iſt es nicht geſpenſtiſch," ſagte Friedrich, „wie man ſich plötzlich in einer gänzlich unvorhergeſehenen Weiſe, zu einer gänzlich unvorhergeſehenen Zeit, an einem gänzlich unvorhergeſehenen Orte wiederſieht? Und iſt es nicht außerdem, als wäre der an ſich ſo dick reale, dick wirkliche Lebensgehalt von acht Jahren mit einem Male zu nichts geworden?"

Der Frieſe ſchlug vor, da ſie beide Peripatetiker wären, ein bißchen durch die Straßen New Yorks ſpazieren zu gehen. Ingigerd war für die nächſten Stunden vollauf mit Lieferanten beſchäftigt und ſagte nur, ſie hoffe Friedrich beim Frühſtück wiederzuſehen. So ſchritten die Freunde denn auf den gekehrten

Aſphaltwegen unter kahlen beſchneiten Bäumen, zwiſchen den beſchneiten Wieſen des Zentral-Parks, während die tolle Stadt um ſie her die Luft mit einem hundertfältigen, korybantiſchen Toſen erfüllte.

Es ſchien, als hätten ſie ein vor einer halben Stunde unterbrochenes Geſpräch wieder aufgenommen. Friedrich verhehlte dem Freunde nicht ſeine Entwurzelung und Zerriſſenheit. Er nannte die Kraft zur Reſignation den letzten und höchſten Gewinn des Lebens, eine Behauptung, der ſein Freund aufs entſchiedenſte widerſprach.

„Da haſt Du's,“ ſagte Peter Schmidt, indem er ein mächtiges Zeitungsblatt entfaltete, das er ſoeben gekauft hatte: „Roland! Roland! immer noch ſpalten- und ſeitenlang.“ — Friedrich faßte ſich an den Kopf. „Ja,“ ſagte er, „bin ich denn wirklich dabei geweſen?“ — „Na, und wie!“ meinte der Frieſe, „hier ſteht ja doch fettgedruckt: Doktor von Kammacher verrichtet Wunder an Tapferkeit! Donnerwetter ja, hier biſt Du ja überhaupt abgebildet.“

Der Zeichner der „World“ oder „Sun“ hatte mit wenigen Federſtrichen einen jungen Mann dargeſtellt, der genau ſo ausſah, wie einer unter Millionen ſeinesgleichen: er trug eine junge Dame im bloßen Hemd über eine Strickleiter, vom hohen Bord eines halbgeſunkenen Dampfers in ein Boot hinab.

„Haſt Du das wirklich getan?“ fragte Peter Schmidt. — „Das glaube ich nicht,“ ſagte Friedrich, „aber ich muß Dir geſtehen, daß mir von den Einzelheiten der Kataſtrophe nicht mehr alles ganz gegenwärtig iſt.“ Friedrich ſtand ſtill, erblaßte und ſuchte ſich zu beſinnen. Er ſagte: „Ich weiß nicht, was an einem ſolchen Ereignis das Ungeheuerlichere iſt: daß es wirklich geſchehen iſt? oder, daß jemand, der dabeiwar, es allmählich verdaut, ja vergißt?“ — Und Friedrich fuhr fort, immer noch mitten im Wege ſtillſtehend: „Was bei einem ſolchen Erlebnis am tiefſten trifft, iſt der ſtumpfe Unſinn, die unüberbietbare Grauſamkeit und Brutalität! Man kennt dieſe Brutalität der Natur theoretiſch, aber in ihrem realen Umfang, in ihrer Tatſächlichkeit muß man ſie immer wieder vergeſſen, um leben zu können." Irgendwie, irgendwo, meinte er, glaube auch der aufgeklärteſte Menſch noch an etwas, wie einen allgütigen Gott. Aber in dieſes Wie und dieſes Wo werde durch eine ſolche Erfahrung unbarmherzig und mit eiſernen Fäuſten hineingeprügelt. Und da ſei auch eine Stelle in ſeinem Innern taub, blind und gefühllos geworden und noch nicht wieder zum Leben erwacht. Dieſe Brutaliſierung ſei ſo ſtark, daß, ſolange man ſie noch gegenwärtig habe, jeder Glaube an Gott, Menſch, Zukunft der Menſchheit, glückliches Zeitalter und dergleichen nicht leichter über die Zunge wolle, als irgendein niedriger oder bewußter Betrug. Denn, was nütze das alles, meinte er, aus welchem Grunde, zu welchem Zwecke ſolle man noch über Würde des Menſchen, göttliche Beſtimmung der Menſchen und dergleichen in Schillerſches Pathos hineingeraten, wenn doch ein ſo furchtbares, ſinnloſes Unrecht an ſchuldloſen Menſchen nun einmal geſchehen und nicht mehr gutzumachen ſei.

Friedrich wurde ſehr blaß, ihn überfiel eine ſtarke Übelkeit. Er riß die Lider weit auf, ſo daß die Augäpfel mit einem ſonderbaren Ausdruck der Angſt und des Grauens hervortraten. Er zitterte leicht, und während er ſich, nicht wenig erſchrocken, mit heftigem Griff am Arm ſeines Freundes feſtklammerte, fühlte er, wie der feſte Boden unter ihm zu wogen begann. „Ich habe das nie gehabt", ſagte er. „Ich glaube, ich habe bei der Geſchichte etwas abbekommen."

Peter Schmidt geleitete ſeinen Freund bis zu einer Parkbank, die in der Nähe war. Friedrich ſtarben die Hände ab, kalter Schweiß brach ihm aus, und plötzlich war er bewußtlos geworden.

Als der Leidende aufwachte, brauchte er einige Zeit, um ſich im ſeiner Umgebung zurechtzufinden. Er redete Worte, die an irgend jemand gerichtet waren, und glaubte ſeine Frau, dann ſeine Kinder und ſeinen Vater in voller Uniform vor ſich zu ſehen. Nachdem er in allem wieder klar und bei Sinnen war, erſuchte er ſeinen Freund inſtändig, den ganzen Anfall und Zufall geheimzuhalten. Peter Schmidt verſprach es ihm.

Der Frieſe meinte: „Die überſpannten und überlaſteten Nerven rächen ſich.“ Friedrich ſagte, obgleich er von Vater und Mutters Seite mit der beſten Konſtitution ausgeſtattet wäre, ſo ſei allerdings in dieſem letztverwichenen Sommer und Herbſt bis dieſen Augenblick ſo viel auf ihn eingeſtürmt, daß er eigentlich einen ſolchen Kollaps längſt erwartet hätte. Und er ſetzte hinzu: „Ich glaube, die Sache wird wiederkommen. Ich will mich nur freuen, wenn ſie mir nicht auf dem Halſe bleibt.“ — „Es wird wiederkommen,“ ſagte Schmidt, „und wird dann, wenn Du einige Monate ruhig lebſt, für immer verſchwunden ſein.“

Nach einiger Zeit überkam die Freunde die alte Lebhaftigkeit, ſie hatten ſich andren Geſprächsgegenſtänden zugewendet. Der Arzt Peter Schmidt aber vermied es von nun an gefliſſentlich, auf den Schiffsuntergang zurückzukommen.

Wir ſind in der Nähe von Ritters Atelier,“ ſagte plötzlich Schmidt, „und wenn es Dir recht iſt, können wir doch mal rangehen.“ Friedrich ſtimmte zu, bat aber den Zwiſchenfall völlig geheimzuhalten. „Übrigens iſt es doch ſchlau von mir oder dem Drahtzieher über uns,“ ſagte er, „daß er bis zu dem Augenblick mit dem fatalen Krampfe gewartet hat, wo ich Dich in der Nähe hatte.“ Peter Schmidt fiel der im Laufe einiger Stunden mehrmals zutage tretende Prädeſtinationsglaube auf, den Friedrich von hoher See mitgebracht hatte.

Die Straße, darin die Atelierräumlichkeiten Bonifazius Ritters gelegen waren, ſtieß an den Zentral-Park. Die Herren befanden ſich, als ſie eingetreten waren, zunächſt in der Werkſtatt eines Gipsgießers. Der Mann hatte eine ſelbſtgefertigte, runde Papiermütze auf dem Kopf, die ebenſo wie ſein Kittel, die Hoſe, ſoweit ſie ſichtbar war, und die Hausſchuhe, die er trug, von verhärteten Gipsſpritzern überdeckt waren. Totenmasken und allerhand Abgüſſe nach Antiken, ſowie nach anatomiſchen Präparaten, und Gliedern lebendiger Menſchen hingen an den Wänden herum. Ein Menſch, bis zur Hüfte unbekleidet, deſſen Thorax athletiſch entwickelt war, wurde teilweiſe abgeformt. Als ſich der Gießer, um die Beſucher zu melden, entfernt hatte, fing der Athlet zu reden an.

„Was dut mer nich alles, meine Herren," ſagte er auf gut ſächſiſch, „um ſei bißchen tägliches Brot zu verdienen. Ich bin aus Pirna." Er ſagte Berne. „Und ich gann Sie ſachen, daß 's in dieſem verfluchten New York for unſereins niſcht zu lachen gibt. Erſcht hab ich als Kettenſprenger georbeet. Denn machte der Chef Pankrott und da hab ich mei ganzes Zeich miſſen ſitzen laſſen. Mei Zeich, das ſind äbens meine Eiſenſtangen und meine Gewichte und was äbens ſo bei mein Geſchäft, das ich habe, neetch is. Ich trage zwelf Zentner uf meim Bauche."

Ritter ließ die Herren hereinbitten.

Sie wurden durch einen Raum geführt, in dem eine ſtattliche, junge Dame an einer Porträtbüſte arbeitete. Man ſah kein Modell, und das Werk ſchien in Ton beinahe vollendet zu ſein. Der folgende Raum war von Marmorarbeitern beſetzt, die gleichmütig, ohne aufzublicken, an Blöcken verſchiedener Größe mit lärmendem Pinken und Hämmern arbeiteten. Man ſtieg alsdann eine mit Staub bedeckte Wendeltreppe hinauf, die in einem Oberlichtraume endete, wo Bonifazius Ritter die Herren empfing.

Mit ſichtlicher Freude und wie ein junges Mädchen errötend lud er Friedrich und Doktor Schmidt, nachdem er ſie begrüßt hatte, ihm zu folgen ein. Man gelangte in einen kleinen Raum, der durch ein einziges, aus einer franzöſiſchen Kirche ſtammendes, antikes Glasfenſter Licht erhielt. Die Decke war niedrig und in gebeiztem Eichenholz kaſſettiert. Holzpaneele bedeckten die Wände. Ungefähr die Hälfte des Grundriſſes, der Länge des Raumes nach gemeſſen, wurde von einem ſchweren, eichenen Tiſch bedeckt der auf drei Seiten von Wandbänken umgeben war.

„Sie ſehen hier,“ ſagte Ritter, „quaſi ein behagliches Winkelchen deutſches Vaterland. Willy Snyders hat alles gezeichnet, zuſammengetragen und eingerichtet.“ Friedrich war als alter Student und guter Deutſcher wirklich überraſcht und entzückt, denn wenn das Ganze dem Gehäuſe eines heiligen Hieronymus ähnlich war, ſo glich es doch auch auf ein Haar dem dämmrigen Allerheiligſten einer deutſchen Weinſtube. Um ſo mehr, als gleich darauf ein Burſche mit blauer Schürze, ein Steinmetzgeſelle, der aber recht gut ein Küfer ſein konnte, mit einer Flaſche alten Rheinweins und Römern zum Vorſchein kam.

Die Freunde, aus den Zeiten des Frühſchoppens längſt heraus, konnten nun doch nicht vermeiden, daß die Poeſie des Frühſchoppens wieder einmal über ſie kam. Und in Friedrich herrſchte noch immer ein Zuſtand grundſatzloſer Verwegenheit. Er klammerte ſich an den Augenblick und war immer bereit, das Geſtern und Morgen daranzuſetzen. Der dämmrige Raum weckte in ihm Erinnerungen jugendlich glücklicher Stunden auf. Deshalb war er mit lautem Entzücken dabei, mit den Römern anzuklingen, und machte es ſich mit den Worten: „Hier bringen Sie mich heut nicht mehr fort, Herr Ritter“, wie ein entſchloſſener Zecher bequem.

„Das heißt,“ ſagte er, „vorher möchte ich doch gern Ihre Arbeiten ſehen.“

Bonifazius Ritter erwiderte heiter, dies eile nicht. Er brachte ein Erinnerungsbuch, in das Friedrich und Peter Schmidt ſich eintragen mußten. Als dies erledigt war, zog er aus einem Wandſchrank ein Bildwerk hervor, eine deutſche Madonna von Riemenſchneider, die aber mit dem ſüßen Oval ihres holden Geſichtchens mehr noch das echte deutſche Gretchen war.

Ritter erklärte: Willy behaupte, er habe ſie einem New Yorker Zollbeamten abgenommen, einem Lumpen, der deutſcher Abkunſt wäre. Die köſtliche Schnitzerei ſtamme vom Rathaus in Ochſenfurt, wo der Vater des Zollbeamten, der Tiſchler ſei, ſie gelegentlich einer Reparatur zurückbehalten und durch eine andere friſchbemalte erſetzt habe, die von den biederen Ochſenfurtern und Ochſenfurterinnen mit allgemeiner Freude als das ſchönere und verjüngte Original begrüßt worden wäre. „So Willy Snyders“, ſchloß Ritter lachend. „Ich bin für die Lesart nicht verantwortlich. Sicher iſt jedenfalls: das Werk iſt ein Riemenſchneider.“

Es ging von dem Bildſtock des Würzburger Meiſters ein lebendiger Zauber aus, der, verbunden mit dem Reiz des ſo liebevoll durchgebildeten, kleinen Raums und dem grünlichen Goldſchimmer in den Römern, die ganze aus der Tiefe quellende Schönheit der deutſchen Heimat nahe brachte: eine Schönheit, die für den Durchſchnitts-Deutſchen nicht vorhanden iſt.

Willy Snyders trat lärmend ein. „Na weißt, Ritter,“ ſagte er, nachdem er die Gäſte begrüßt hatte, „woanſt etwa meinſt, dees i kan Durſt hab, biſt ſchief gewickelt.“ Er prüfte die Flaſche. „Na ſo ein verfluchter Kerle, reißt ohne mir eine von die zwanzig Flaſchen Johannisberger an, die ihm der Schweinehändler aus Chikago als Zugab für oan Porträt ſeiner bucklichten Tochter no oben drein hat angedeihn laſſen. Na hat d' erſte dran glauben müſſen, jetzt muß a d' zweite dran.“ Willy Snyders kam direkt von der Arbeit aus den Büros ſeines Chefs, wo Innen-Architekturen gezeichnet wurden. Er rief: „Jetzt meine Herrn, is das hier nit ein fideler Kneipwinkel!“ Und mit bezug auf die kleine Madonna von Ochſenfurt am Main fragte er, ob ſie nit eine feſche kleine Perſon wäre, und ſetzte gleich ſelbſt hinzu, daß ſie, weiß Gott, nicht von Pappe ſei. Er ſelber, ſagte er, ſammle nur Japaner, und man war auf der Stelle geneigt, dieſem ſchwarzen Deutſch-Japaner, Pudel- und Sprudelkopf das zu glauben. Einſtweilen ſei er ja nur ein armer Hund, ſagte er, und habe erſt mit japaniſchen Holzſchnitten angefangen. Wenn er aber in vier bis fünf Jahren den nötigen Mammon zuſammengeſcharrt habe, begönne das Japanſammelgeſchäft mit Dampfbetrieb. Kein Volk, ſagte er, könne ja in der Kunſt gegen dieſe Kerle aufkommen.

„Jetzt will ich Dir aber was ſagen, mein lieber Ritter,“ ſo wandte er ſich an ſeinen Freund, „woans Du nichts dagegen haſt, hole ich jetzt Lobkowitz und vor allem Miß Eva herein, die mir jetzt eben, wie ich durchs Atelier ging, geſagt hat, ſie wünſche den Helden vom ‚Roland‘ abſolut kennen zu lernen.“ Er ging, ohne die Antwort abzuwarten, und kam gleich darauf mit Lobkowitz, der bei Ritter arbeitete, und Ritters Schülerin, Miß Eva Burns aus Birmingham in England, wieder herein.

Der Steinmetzgeſelle hatte die zweite Flaſche des koſtbaren Weins, Römer und einen großen Delfter Teller mit Sandwiches auf den Tiſch geſtellt. Und wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, die nun geäußerte Abſicht der beiden Ärzte, ihren ſchon zu lange ausgedehnten Beſuch abzubrechen, war nach einer weiteren halben Stunde in einem Strom guter Laune untergetaucht.

Und wie die kleine Geſellſchaft nach einer weiteren halben Stunde, und ganzen Stunde, noch beim Weine war, ſo war ſie auch noch in Unterhaltungen über das unerſchöpfliche, ihnen allen gleich am Herzen liegende Thema der deutſchen Kunſt feſtgebannt. „Ewig ſchade,“ ſagte Friedrich, „daß nicht der Geiſt, der die Kunſt der alten Griechen geſchaffen hat, mit dem ganz neuen und tiefen deutſchen Geiſt zu vereinigen iſt, der die Werke von Adam Krafft, Veit Stoß und Peter Viſcher auszeichnet.“

Die Dame fragte: „Herr Doktor, haben Sie ſich jemals praktiſch mit bildender Kunſt befaßt?“ Willy Snyders antwortete für Friedrich: „Der Doktor ſchwitzt Talent“, ſagte er. „Das kann ich beweiſen.“ Er bewahrte in ſeinem Raritätenſchatz einige ſogenannte Bierzeitungen, die ſein Lehrer mit ernſten und humoriſtiſchen Bildchen verſehen hatte.

„Ich ſchwitze Talent?“ ſagte Friedrich errötend. „Gott bewahre mich, Willy. Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, glauben Sie dieſem verzückten Schulbuben nicht. Wenn ich Talent haben ſollte, ſo fußt es wahrhaftig nicht auf Bierzeitungen. Ich habe mich einmal praktiſch betätigt, ja! Warum ſoll ich es leugnen, daß ich, wie alle nicht ganz auf den Kopf gefallenen jungen Leute, zwiſchen ſechzehn und zwanzig in der Malerei, in der Bildhauerei und in der ſchönen Literatur dilettiert habe. Daraus können Sie höchſtens ſehen, wie zerfahren ich war, nicht wieviel Talent zur Kunſt ich gehabt habe.

Ich liebe die Kunſt, ich liebe ſie heute mehr als je, kann ich ſagen, weil mir alles, außer der Kunſt, in der Welt problematiſch geworden iſt. — Deutſch geſprochen: ich möchte lieber eine hölzerne Mutter Gottes, wie dieſe da,“ er meinte das Werk von Riemenſchneider, „geſchnitzelt haben, als Robert Koch und Helmholtz zuſammengenommen ſein. Dies gilt natürlich ausſchließlich für mich, der ich im übrigen dieſe Männer bewundere.“

„Na na na na! zum Donnerwetter noch mal, wir ſind auch noch da“, rief Peter Schmidt aufſpringend. So oft er in dieſem Kreiſe von Künſtlern war, die ihn übrigens liebten und vielfach zu Rate zogen, kam der Augenblick, wo die Streitfrage auftauchte, ob Kunſt oder Wiſſenſchaft den Vorrang verdiene; wo dann natürlich der Frieſe die Sache der Wiſſenſchaft heftig verteidigte. „Wenn Du,“ ſagte er jetzt, „dieſe Riemenſchneiderſche Holzfigur ins Feuer ſteckſt, ſo verbrennt ſie, wie Holz. Weder das Holz noch die unſterbliche Kunſt, die daran ſein mag, widerſteht dem Feuer. Wenn ſie aber zu Aſche geworden iſt, ſo kann ſie natürlich nicht für den Fortſchritt der Menſchheit von Bedeutung ſein. Im übrigen iſt die Welt voller hölzerner Götter und Muttergottesbilder geweſen: aber die Nacht der ſchwärzeſten Unwiſſenheit haben ſie, meines Wiſſens, nicht aufgehellt."

„Ich ſage nichts gegen die Wiſſenſchaft", erklärte Friedrich. „Ich betone ja," fuhr er fort, „daß es ſich um die Kunſtliebe eines höchſt zerfahrenen Menſchen handelt. Alſo, lieber Peter, beruhige Dich!" — „Wenn es Sie wirklich zur Plaſtik zieht," ſagte Eva Burns, die ausſchließlich Friedrichen zugehört hatte, „warum fangen Sie nicht ſchon morgen, hier bei Meiſter Ritter, zu modellieren an?" Ritter meinte luſtig: auf Holzbildhauerei verſtehe er ſich nun wohl eigentlich nicht, immerhin ſtünde er Friedrichen ganz zur Verfügung. Friedrich rief plötzlich unvermittelt: „Um meine kleine Madonna, meine hölzerne Mutter Gottes, komme ich nicht." Er ſtand auf, das Glas in der Hand, und ſo taten alle, um lachend und nicht ohne Nebengedanken auf die kleine Madonna anzuſtoßen. Die Gläſer klangen, und Friedrich fuhr, in etwas gewagter Weiſe, fort:

„Ich wünſchte ſehr, mir wäre gegeben, mit Götterſinn und Menſchenhand, wie Goethe ſagt, das zu tun, was ein Mann bei einem Weibe animaliſch kann und muß." Er legte ſeine Hände, wie wenn er mit ihnen Waſſer ſchöpfen wollte, aneinander. „Ich fühle," rief er, „meine Madonna gleichſam in meinen hohlen Händen, wie einen Homunkulus. Dort lebt ſie. Meine Handflächen ſind eine goldene Muſchel. Nehmen Sie an, meine Madonna ſei eine Spanne groß und beſtünde meinethalben, ſagen wir, aus lebendigem Elfenbein. Darauf denken Sie ſich irgendwo mehrere roſige Tupfen. Denken Sie ſich dieſe kleine Madonna, mit nichts als jenem Mantel bekleidet, den Godiva trug, nämlich mit ihrem aus fließenden Sonnenſtrahlen beſtehenden Haar, und ſo fort, und ſo fort —“

Und Friedrich begann zu improviſieren:

Sprach der Meiſter: tritt in meine Werkſtatt.
Und er nahm in ſeine beiden Hände
Wie der Schöpfer, Gott! ein kleines Bildwerk.
Und erſchüttert ging ſein Herz gewaltig:
Wie Du's ſiehſt, ſo ſah ich's einſt lebendig . . .
und ſo fort, und ſo fort
Lieſen über meine Hände
Goldne Wogen, kühle Lippen . . .

„Ich ſage nicht mehr! ich ſage nur ſoviel, daß ich dieſe Madonna in deutſchem Lindenholz ſchnitzeln, wie das Leben ſelbſt polychromieren wollte und dann meinethalben zugrunde gehn.“

Der enthuſiaſtiſche Aufſchwung Friedrichs wurde mit lautem Bravo entgegengenommen.

Eva Burns war eine, vielleicht etwas männlich anmutende, ſchöne Perſon, die das fünfundzwanzigſte Jahr überſchritten hatte. Ihr Deutſch und ihr Engliſch waren etwas hart, und irgendwie konnte ein übelwollender Zuhörer auf den Gedanken kommen, daß ſie die etwas zu dicke Zunge eines Papageien im Munde habe. Ihr Haar, dunkel und voll, war geſcheitelt und über die Ohren gelegt. Ihre Geſtalt war breit und ohne Tadel. Als Friedrich ſprach und geſprochen hatte, blickte ſie ihn aus ihren großen, dunklen, nachdenklich klugen Augen an.

Endlich ſagte ſie: „Das ſollten Sie aber wirklich zu machen verſuchen.“

Friedrichens Augen und die Augen der Dame trafen ſich, und der junge Gelehrte antwortete ihr in einem Tone, der halb ſtudentiſch und halb ritterlich war. „Miß . . . Miß . . .“ — „Eva Burns“, half Willy weiter! — „Miß Eva Burns aus Birmingham! Miß Eva Burns aus Birmingham, Sie haben ein großes Wort geſprochen. Auf Sie alle Schuld, wenn die Welt um einen ſchlechten Mediziner ärmer und um einen ſchlechten Bildhauer reicher wird!“

Es war inzwiſchen dunkler geworden, und man hatte Kerzen aus feinſtem Bienenwachs auf einem „Leuchterweibchen“, das über dem Tiſche hing, angeſteckt. „Ich habe gar nichts dagegen, wenn Du mit Götterſinn und Menſchenhand oder meinethalben nur mit Götterſinn, das heißt mit Vernunft, die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts zu höheren Typen beeinfluſſen willſt.“ Mit dieſen Worten griff Peter Schmidt abermals in die Debatte ein. „Das ſelbige nämlich iſt, wenn Du erlaubſt, das Ziel, das endliche Ziel der ärztlichen Wiſſenſchaft. Es wird ein Tag kommen, wo die künſtliche Zuchtwahl unter den Menſchen obligatoriſch iſt.“ Die Künſtler brachen in Lachen aus. Unbeirrt ſchloß der Frieſe: „Es wird dann auch mal ein anderer, noch ſchönerer Tag heraufkommen, wo Leute wie wir unter den Menſchen höchſtens wie etwa heut die afrikaniſchen Buſchmänner mitzählen werden.“

Die Lichter des Leuchterweibchens waren heruntergebrannt, als man für angemeſſen hielt, das kleine Gelage abzubrechen. In den Ateliers herrſchte Dunkelheit. Aus irgendeinem Grunde hatten die Arbeiter früher als ſonſt Feierabend gemacht. Mit den Lichtſtümpſchen des Leuchterweibchens wurde in den ausgeſtorbenen Räumen umhergeleuchtet. Lobkowitz deckte partienweiſe die für Chikago beſtimmten Arbeiten ab: der Handel, die Induſtrie, der Verkehr, die Arbeit, die Landwirtſchaft nicht zu vergeſſen! Modelle von Gips und Ton, deren Umfang koloſſaliſch war. „Es kommt nichts heraus bei den Koloſſen in der Kunſt“, ſagte Ritter. Die Sachen waren mit Verve gemacht und warfen im Schein der Kerzen rieſige Schatten. Willy ſagte: „Alles-für den nachträglichen Jubiläumsrummel von fourteen hundred and ninety-two, alles für die Chicago World Exhibition. Von Norwegen kommt ein Wikinger-Schiff. Der letzte Nachkomme des Chriſtoph Kolumbus, ein knickebeiniger Spanier, wird herumgereicht werden! Ein Rieſenhumbug, was allemal ein Freſſen für die Herrn Amerikaner iſt." Willy erklärte, den Mund immer weit aufmachend, Ritter habe den Zuſchlag des rieſigen Auftrags nur ſeiner affenähnlichen Fixigkeit zu verdanken. Die Baukommiſſion habe von Ritter, als die anderen noch nicht den Ton naßgemacht hatten, ſchon ſämtliche Skizzen erhalten. „Ich habe damals," ſagte Ritter, „noch in meinem kleinen Atelier in Brooklyn, geſchlagene achtundvierzig Stunden lang die Hände nicht aus dem Tonkaſten gekriegt!" — Alle dieſe dekorativen Arbeiten waren von beſtechender Mache. „Sie genieren mich keinesfalls," meinte Ritter, „denn nach Schluß der Ausſtellung exiſtieren ſie nur noch auf der Photographie." Willy ſchloß: „So ſind nun mal die Amerikaner. Bitte ein Waſhington-Denkmal, Miſter Ritter! Haben Sie vielleicht zufällig ein fertiges Waſhington-Denkmal in der Weſtentaſche? — Nein, wird aber bis heut abend beſchafft werden. — Das kann der Kerle!" Willy berührte ſeinen vergötterten Ritter leicht, „und deshalb paßt er in the United States of America."

Man trat nun in die beſondere Werkſtatt Ritters ein, wo Arbeiten von einem ganz anderen Geiſte zu ſehen waren. Während die Giebelfiguren für Chikago den bekannten weltmarktſchreieriſchen Charakter nicht verleugneten, war hier alles künſtleriſch. Ein Hochrelief, ſingende Mädchen darſtellend, ſtand, noch unvollendet, in Ton auf einer ſtarken Staffelei und zeigte gute Eigenſchaften. Man ſah, noch in Ton, einen dekorativen Fries, Putti mit Ziegenböcken, tanzende Faune, Mänaden, Silenus auf ſeinem Eſelein, kurz einen figurenreichen Bacchantenzug. Man ſah, ebenfalls noch in Ton, eine Brunnenfigur, einen nackten Mann, der einen Fiſch, den er in Händen hielt, jovialiſch betrachtete. Ein zweiter Sankt Georg, der ſein Vorbild im Florentiner Nationalmuſeum von Donatellos Hand nicht verleugnete, war bereits im Gipsabguß fertiggeſtellt. In allen dieſen Werken war eine glückliche Mitte zwiſchen den Griechen und Donatello gefunden und ein Stil, der bei aller erlaubten Abhängigkeit die Art des Meiſters zum Ausdruck brachte.

Die hier vereinten Arbeiten waren ohne Ausnahme für den Schloßbau eines amerikaniſchen Kraſſus beſtimmt, eines Mannes, der an dem jungen Bildhauer und ſeiner Kunſt „einen Narren gefreſſen hatte“, und der mit Eiferſucht wachte, damit von ſeinen Schöpfungen nichts in fremde Hände geriet. Er fühlte ſich ganz als ein neuer Medici. Der Bau des Palaſtes, der innerhalb weiter Gärten auf Long Island für ihn, ſeine Frau und ſeine Tochter errichtet wurde, und der faſt ganz aus Marmor beſtand, hatte bereits Millionen von Dollar verſchlungen. Weitere waren auf den Etat geſtellt. Der plaſtiſche Schmuck der Gärten, der Höfe und der Räume des Hauſes ſollte, und zwar ausſchließlich von Ritter, nach freiem Ermeſſen geſchaffen werden. Welche Aufgaben in dieſem Amerika! Wären Talente ſo leicht zu beſchaffen, wie der Dollar in „our country“ zu beſchaffen iſt, ſo müßte das ein drittes, womöglich noch größeres Renascimento, als das große italieniſche war, hervorrufen.

Friedrich war von dem einzigartigen Glück des jungen Mannes förmlich berauſcht, wobei er beſonders den Zuſammenklang von Erfolg und Verdienſt bewunderte. Wenn er die Fülle dieſer ſcheinbar ſpielend geſchaffenen Werke und den Gleichmut des jungen Meiſters mit dem eignen, zerwühlten Daſein verglich, überkam ihn zum erſtenmal etwas wie Pariagefühl, ja hoffnungsloſe Niedergeſchlagenheit. Wie der Lichtſchein der Kerze über das reiche Schöpfungswerk Ritters glitt, der überall Form und Seele in den naſſen, formloſen Ton hineingebildet hatte, redete es in Friedrich immerzu: Du haſt dein Daſein verſäumt! deine Tage vertan! das Verlorene wirſt du niemals einbringen! Und die Stimme des Neides, der bitteren, vorwurfsvollen Anklage gegen irgendein namenloſes, höheres Weſen regte ſich und wollte wiſſen, warum dieſes Weſen ihn, Friedrich, nicht beizeiten einen ſolchen Weg hatte einſchlagen laſſen.

Das Leben Ritters hatte in der Heimat einen Knick bekommen. Irgendein rüder Vorfall beim Militär hatte den jungen Menſchen erſt zur widerſetzlichen Tätlichkeit und dann zur Deſertion bewogen. Nun war er ſeit einigen Jahren in Amerika und mußte ſich ſagen, daß der Knick in der Heimat eine unumgängliche Sache geweſen war, um das Reis in den neuen, wirklich dafür geeigneten Humus verpflanzen zu können. Schlicht, harmoniſch und gerade wuchs die Perſönlichkeit Ritters hier wie ein bevorzugter Baum empor, und der Mangel des jungen Prinzen aus Genieland an militäriſcher Subordination ward vom Fatum durch die ihm zukommende Superordination ein für allemal ausgeglichen.

Ritter ſagte plötzlich zu Friedrich: „Sie haben ja auch den Berliner Bildhauer Touſſaint an Bord des ‚Roland‘ gehabt.“ Unter der Hand hatte Peter Schmidt die Künſtler erſucht, die Schiffskataſtrophe nicht zu berühren, weil dies, bei der nervöſen Eigenart des Freundes, von üblen Folgen ſein könne. Dieſe Mahnung geriet in Vergeſſenheit. „Der arme Touſſaint,“ ſagte Friedrich, „hoffte hier goldene Berge zu finden. Und doch war er nur ſo etwas wie ein Zuckerbäcker-Genie.“

„Und doch verſichere ich Sie,“ ſagte jetzt Lobkowitz, „als Menſch war er gewiſſermaßen großartig. Er war nur durch eine dem geſellſchaftlichen Leben ſehr zugetane Frau und durch den Strahl der Gnade von hoher Stelle in ſeinen Vermögensverhältniſſen, trotz großer Erfolge, zurückgekommen. Wenn er den Boden Amerikas erreicht hätte, würde er möglicherweiſe ſeine Frau ſitzen gelaſſen haben und ein ganz anderer Mann geworden ſein. Er wollte nur ſchuſten, er wollte nur arbeiten, am liebſten womöglich unter tüchtigen Handwerkern mit heraufgeſtreiften Hemdsärmeln auf dem Baugerüſt ſtehn. Einmal hat er im Vorbeigehen zu mir geſagt,“ ſchloß Lobkowitz: „‚Wenn Sie mal in Amerika gelegentlich einem Maurergeſellen begegnen ſollten, der in der Arbeitspauſe ſeinen Whisky mit Brot und Kümmelkäſe zu ſich nimmt und mir ähnlich ſieht, ſo denken Sie nur getroſt, ich bin's. Und dann brauchen Sie mich nicht bedauern, ſondern Sie können mir gratulieren.‘“

Wieder einer, dachte Friedrich, der das beſte Teil ſeines Weſens unter der Geckerei ſeiner Zeit verborgen gehalten hat, und der, wie ich, die Entſcheidung zwiſchen Sein und Schein vergebens ſuchte.

Das Gig des Bildhauers ſtand vor der Tür und wurde Friedrich und Doktor Peter Schmidt, der wieder nach Meriden zurückwollte, zur Fahrt nach der Station zur Verfügung geſtellt. Beide Herren mußten ſich zu dem öſterreichiſchen Trainer, Kammerdiener oder was er nun war, in das kleine Gefährt hineinquetſchen. Ritter hatte ihn als Miſter Boaba vorgeſtellt. Er war ein in den Jahren Ritters ſtehender Menſch, der den üblichen kleinen runden Hut von brauner Farbe, braune Handſchuhe und den kurzen Überrock der Jockeis, von einer ähnlichen Farbe, trug. Er hatte ein ſtarkes Kinn, ſeine Naſe war fein, Bartflaum bedeckte die Oberlippe. Man mußte ihn einen ſchönen Jüngling nennen, da das kühne, jünglingshaft Naive in ſeinem Antlitz vorherrſchend war. Er lächelte leicht und wie beglückt, als er den prächtigen Eiſenſchimmel durch das Gewirr der Cabs, Laſtfuhrwerke und Trambahnwagen hindurchlenkte.

Bei aller Phantaſtik, die durch die wilden Ausſchweifungen der Technik in dieſem Stadtbild erzeugt wurde, hatte die Stadt doch den Charakter eines Proviſoriums. Die Haſt, der Fleiß, die Eile, der Erwerbstrieb, die Dollarraſerei hatten die Technik überall zu verwegenen Leiſtungen aufgepeitſcht. Die Wolkenkratzer, an deren Fuß man vorüberkam, die Hochbahn, unter deren Trägern man hindurchmußte, der Schienenſtrang auf offenem Platz ohne jede Barriere, auf dem zweiſtimmig, ununterbrochen heulend, der Schnellzug vorüberdonnerte, gaben ein Bild davon. Dieſe Hochbahn, die wie eine durchleuchtete Schlange auf einer einzigen Reihe von Trägern lief, bog jäh um die Ecken, kroch in jedes Sträßchen und Gäßchen hinein, beinahe konnte man aus den Fenſtern der Stockwerke die Wagen ſtreifen. „Tollheit, Irrſinn, Wahnſinn!“ ſagte Friedrich. „Das iſt nicht ſo ohne weiteres wahr,“ erwiderte Peter Schmidt, „hinter alledem ſteckt grade eine ganz rückſichtsloſe und hemmungsloſe Nüchternheit und Zweckmaßigkeit.“ — „Es wäre ganz ſcheußlich, wenn es nicht ſo großartig wäre“, rief Friedrich durch den Lärm zurück. Immer noch Roland! Roland! „Wreck of the gigantic steamer Roland!“ ſchrien die Zeitungsjungen. — Was iſt das? Was war das? Ich wühle im Leben! dachte Friedrich. Was geht mich dieſe Geſchichte an? Da der Verkehr ſich ſtaute, mußte der Eiſenſchimmel ſtillſtehen. Er kaute Kandare, er warf den Kopf, Schaumflocken flogen von ſeinem Maule. Er blickte ſich um, als ob er mit ſeinem heroiſch feuerſprühenden Auge den jungen, verkappten, öſterreichiſchen Offizier, der die Zügel hielt, auf Herz und Nieren prüfen wollte. Bei dieſem aufgezwungenen Stillſtand merkte Friedrich, wie Stöße von „World“, „Sun“ und „New Yorker Staatszeitung“ von der drängenden, ſtoßenden, ſchiebenden Menſchenmenge konſumiert wurden. Die Kuh frißt Gras, und New York fraß Zeitungen. Und Gott ſei Dank, in der „World“, die Peter Schmidt von einem Zeitungsjungen, der ſich mit Lebensgefahr durch die Wagen bis zu ihm durchſchlängelte, gegriffen hatte, ſtand vor „Roland“ bereits eine neue Senſation.

Grubenunglück in Pennſylvanien. Dreihundert Bergleute abgeſchnitten. Ein dreizehnſtöckiger Wolkenkratzer, eine Spinnerei ausgebrannt. Vierhundert Arbeiterinnen umgekommen. „Nach uns die Sintflut,“ ſagte Friedrich, „die Kohle iſt teuer, das Getreide iſt teuer, der Spiritus, das Petroleum, aber der Menſch iſt billig wie Brombeeren. Sind Sie nicht auch der Meinung, Herr Boaba,“ ſchloß Friedrich, „unſere Ziviliſation iſt ein Fieber von einundvierzig Grad? Muß man nicht ſagen, daß dieſes New York ein Tollhaus iſt?“

Aber der delphiſche Wagenlenker Boaba hatte mit unnachahmlicher Eleganz die freie Hand nach Art eines öſterreichiſchen Offiziers an die Mütze geführt, wobei ein ebenſo beſtimmtes wie glückliches Lächeln ſeine Mundwinkel kräuſelte, und ſeine Antwort enthielt durchaus keine Zuſtimmung. „Well, I love life; here one really lives. When there is no war in Europe, then it is wearisome.“ Er ſprach Engliſch, wodurch er ſein Verhältnis zum alten Kontinent in klarer Form zu erkennen gab.

Auf dem Bahnhof ſagte Peter zu Friedrich, indem er ihm in ſeiner deutſchen Manier die Hand drückte: „Jetzt kommſt Du aber bald mal zu mir heraus, nach Meriden, Menſchenskind. Meriden iſt eine Landſtadt, und dort kann man ſich beſſer als hier erholen!“ Mit einem leiſen fataliſtiſchen Lächeln antwortete Friedrich: „Ich habe in meinen Entſchlüſſen nicht ganz freie Hand, mein Sohn!“ — „Wieſo nicht?“ — „Ich habe Pflichten! ich bin gebunden!“ — Mit der Indiskretion intimſter Freundſchaft fragte nun Schmidt: „Hängt es mit der Madonna aus Holz zuſammen?“ — „Kann ſein,“ ſagte Friedrich, „daß es ſo etwas Ähnliches iſt. Das arme kleine Ding hat ſeinen Vater, alſo ſeinen Beſchützer verloren, und da ich gewiſſermaßen an ihrer Rettung beteiligt war . . .“ — „Alſo doch,“ ſagte Schmidt, „das Mädchen im Hemd und die Strickleiter!“ — „Ja und nein,“

gab Friedrich zurück; „ich erzähle Dir ſpäter mal das Nähere. Jedenfalls gibt es Augenblicke, wo einem plötzlich überraſchenderweiſe die ganze Verantwortung für irgendeinen Nebenmenſchen zugeſchoben wird.“ Peter Schmidt lachte: „Du meinſt, wenn einem im Trubel der Großſtadt plötzlich ein Säugling von einer fremden Frau in die Arme gelegt wird, mit der Bitte, ihn eine halbe Minute zu halten, und wenn die Frau dann nicht wiederkommt?“ — „Ich werde Dir alles ſpäter erklären!“ — Der Zug mit den langen und gut gebauten Bahnwagen ſetzte ſich langſam in Bewegung: ganz ohne allen Lärm ſchlich er ſich gleichſam unbeachtet davon.

Friedrich hatte, ins Klubhaus zurückgekehrt, durch Petrenilla bei Ingigerd anfragen laſſen, ob ſein Beſuch genehm wäre. Die Alte kam wieder mit der Nachricht, daß die Signorina in einer Viertelſtunde bitten laſſe. Sie ſetzte hinzu: der Signor Pittore Franck ſei bei ihr. Bevor dieſer Nachſatz geſprochen wurde, hatte Friedrich die Abſicht gehabt, ſich zu ſäubern und umzuziehen. Nun aber ſtieg ihm das Blut zu Kopf, und er lief, immer zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, ſogleich ins erſte Stockwerk hinauf, wo er heftig an Ingigerds Tür pochte. Da niemand ‚herein!‘ rief, trat er unaufgefordert ein und ſah neben Ingigerd, Seite an Seite, den Zigeunerjüngling Franck ſitzen. Er hatte unter die Glühlichtbirnen einen ziemlich großen Bogen Papier gelegt und zeichnete etwas, was Friedrich im Nähertreten als flüchtige Skizzen für Koſtüme erkannte. „Ich ließ Sie doch bitten, erſt in fünfzehn Minuten zu kommen“, ſagte, ein Mäulchen ziehend, Ingigerd. — „Und ich komme, wenn es mir paßt“, ſagte Friedrich.

Franck ſtand auf, ohne jede Eile, und ging, den jungen Gelehrten geradezu herzlich angrinſend, zur Türe hinaus. Ingigerd rief ihm nach: „Aber, Rigo, Sie haben verſprochen, wiederzukommen.“

Mit ſpürbarem Ärger und ziemlich grob fragte Friedrich: „Was hat denn dieſer Jüngling in Deinem Zimmer zu ſuchen, Ingigerd? Und Rigo? Was heißt denn Rigo? Seid Ihr beide denn blödſinnig?“ — Obgleich dieſer Ton der kleinen Schiffbrüchigen etwas Neues ſein mußte, ſchien er doch zunächſt der rechte zu ſein, denn ſie ſagte ſehr demütig: „Warum ſind Sie ſo lange weggeblieben?“ — „Das werd ich Dir ſpäter erzählen, Ingigerd, aber wie wir jetzt ſtehen, verbitte ich mir ſolche Freundſchaften. Wenn Du etwas tun willſt, ſchenke dem Schlingel einen Kamm, eine Nagelbürſte und eine Zahnbürſte. Übrigens heißt der Jüngling nicht Rigo, ſondern Max, iſt ziemlich verlumpt und wird ausſchließlich von ſeinen Freunden durchgefüttert.“

Ingigerd hatte es leicht, Friedrich zu beſchämen. Ob jemand arm ſei oder reich, ſagte ſie, geckenhaft oder ſchlecht gekleidet, das mache für ſie keinen Unterſchied. Friedrich verſtummte und drückte die Lippen in ihren Scheitel.

„Wo biſt Du geweſen?“ fragte das Mädchen. Friedrich erzählte von Peter Schmidt und von den fröhlichen Stunden, die er in Ritters Atelier durchlebt hatte. Sie ſagte: „Ich liebe das nicht! ich mag ſo etwas nicht!“ und ſetzte hinzu: „Wie kann man nur Wein trinken.“

Ungefähr eine Stunde nach dieſen Vorgängen erſuchte Friedrich ſeinen früheren Schüler, Willy Snyders, ihm eine Penſion ausfindig machen zu helfen, wo Ingigerd gut aufgehoben ſei. Willy müſſe einſehen, meinte er, daß es nicht wohl anginge, eine junge Dame in einem Klubhauſe von Junggeſellen wohnen zu laſſen. Willy ſah es ein, ja er hatte bereits eine vorzügliche Unterkunft in der Fifth Avenue ausgemittelt.

Am Morgen des nächſten Tages war Friedrich, abermals von einer Erregung übermannt, bei Ingigerd eingetreten. Der

Entſchluß, der ihn diesmal beherrſchte, hatte als Urſache einen Sturm des Gemüts, das ſich reinigen wollte. Er ſagte: „Das Schickſal, Ingigerd, hat uns zuſammengeführt. Du wirſt, wie ich, ein Gefühl haben, als ob, trotz alles Zufälligen, das wir miteinander durchlebt haben, Vorherbeſtimmung im Spiele geweſen ſei.“ Und er begann eine durchdachte Beichte der Zuſtände ſeiner Vergangenheit: erzählte von ſeinen Jugendjahren, erzählte mit aller möglichen Schonung und Liebe von ſeiner Frau. Es ſei keine Hoffnung, ſie wieder geſund zu ſehen. „Ich habe mir ihretwegen,“ fuhr er fort, „gewiß keinen anderen Vorwurf zu machen, als daß ich eben auch nur ein Menſch mit guten Abſichten und mangelhaftem Vollbringen geweſen bin! Aber ich war vielleicht inſofern kein Mann für ſie, als ich ſie durch Ruhe des Gemüts, die mir ſelbſt meiſtens fehlt, nicht ſtützen konnte. Und jedenfalls, als der Zuſammenbruch endlich kam und, weil ein Unglück ſelten allein kommt, auch zugleich äußere Fehlſchläge einſetzten, hatte ich Not, mich ſelbſt aufrechtzuhalten. Ich ſage es ungern,“ fuhr er fort, „aber es iſt die Wahrheit, und ich ſage es Dir, ich habe, bevor ich Dich ſah, mehr als einmal den Revolver zu einem ganz beſtimmten Zweck in der Hand gehabt. Das Leben war mir auf eine bleierne Weiſe unintereſſant geworden. Dein Anblick, Ingigerd, und ſeltſamerweiſe der Schiffbruch, den ich nun auch in Wirklichkeit, nicht nur ſymboliſch genommen, erleben mußte, hat mich das Leben wieder ſchätzen gelehrt! Dich und das nackte Leben, die beiden Dinge, die ich aus dem Schiffbruch gerettet habe. — Was geſchehen iſt, gab ich vor zu ſuchen, Ingigerd! Aber es kam viel, viel mehr über mich, als ich geſucht habe. Wieder ſteh ich auf feſtem Land. Ich liebe den Boden. Ich möchte ihn ſtreicheln; dennoch bin ich noch nicht geborgen, Ingigerd! dennoch bin ich wund, innen und außen. Du haſt verloren! ich habe verloren: wir haben die andre Seite des Daſeins, den unaustilgbaren Abgrundſchatten des

Daſeins geſehen. Ingigerd, wollen wir beide zuſammenhalten? Willſt Du für einen Zerriſſenen und Gepeitſchten, heute Gierigen morgen Überſättigten, der ſich nach Ruhe, nach Frieden ſehnt, die Ruhe, der Frieden ſein? Könnteſt Du alles das aufgeben, was bisher Dein Leben erfüllt hat, Ingigerd, wenn ich alles das hinter mir laſſe, womit ſich mein Leben bisher verzettelt hat? Wollen wir beide ein neues Leben beginnen, ſchlicht und ſcheinlos und auf eine neue Baſis geſtellt, und als einfache Menſchen leben und ſterben? Ich will Dich auf meinen Händen tragen, Ingigerd." Und er formte die Hände, wie er es im Kreiſe der Künſtler, als er von ſeiner Madonna ſprach, getan hatte. „Ich will ..." Aber er unterbrach ſich und ſagte: „Rede! ſage von zwei Worten das eine, Ingigerd! Kannſt Du ... kannſt Du mein Kamerad werden?"

Ingigerd ſtand am Fenſter, blickte in den Nebel hinaus und klopfte mit einem Bleiſtift gegen die Scheiben. Dann ſagte ſie: „Ja, vielleicht, Herr von Kammacher!" Er fuhr auf: „Vielleicht? — Und Herr von Kammacher!" — Sie wandte ſich um und ſagte ſchnell: „Warum biſt Du gleich immer ſo furchtbar heftig? Kann ich denn wiſſen, was ich kann und was ich nicht kann und ob ich für das, was Du willſt und brauchſt, geeignet bin?" Er ſagte: „Es handelt ſich hier um Liebe!" — „Ich habe Dich gern, jawohl," ſagte Ingigerd, „aber ob das Liebe iſt, wie ſoll ich das wiſſen?" Es kam Friedrich vor, als ob er ſich nie in ſeinem Leben ſo tief, wie jetzt, entwürdigt hätte.

Indeſſen hatte es an die Tür geklopft, und ein Herr im Paletot, den Zylinder in der Hand, die landesüblichen braunen Handſchuhe an den dicken Händen, war mit einem „Excuse me" eingetreten. Als er ſich überzeugt hatte, daß er Ingigerd Hahlſtröm gegenüberſtand, ſtellte er ſich als Direktor

Lilienfeld vom Fifth Avenue Theater vor und überreichte zugleich ſeine Karte. Dieſer Karte entnahm Friedrich, während der Beſucher das Mädchen in einem längeren Speech anredete, daß Lilienfeld nicht nur Direktor des Fiſth Avenue-Theaters, ſondern auch Inhaber eines Variétés und überhaupt von Beruf Impreſario war. Herr Lilienfeld ſagte, er kenne die Adreſſe des „gnädigen Fräuleins“ durch den armloſen Kunſtſchützen Stoß. Es ſei ihm zu Ohren gekommen, daß ſie mit Webſter und Forſter in Unſtimmigkeiten geraten ſei. Da habe er ſich geſagt: er wolle ſich jedenfalls der Tochter eines guten Freundes nicht vorenthalten. Er hatte nicht nur ihren Vater, ſondern auch ihre Mutter gekannt. Und Herr Direktor Lilienfeld ging dazu über, Ingigerd ſein Bedauern über den Tod ihres Vaters, ſeines Freundes, auszudrücken.

„Fräulein Ingigerd Hahlſtröm,“ ſagte Friedrich, „konnte bis jetzt aus Geſundheitsrückſichten nicht öffentlich auftreten. Nun haben aber inzwiſchen Webſter und Forſter die junge Dame auf eine ſo krüde und rüde Weiſe durch Mittelsperſonen und Briefe bedroht, daß ſie jetzt den Entſchluß gefaßt hat, bei dieſen Leuten keinesfalls aufzutreten.“ — „Nie!“ ſagte Ingigerd. „Nimmermehr!“

Friedrich fuhr fort: „Die Gage iſt außerdem eine erbärmliche! Wir haben hier Briefe mit Angeboten, die auf das Dreifache, ja Vierfache geſtiegen ſind.“ — „Das iſt ganz in der Ordnung!“ erklärte Direktor Lilienfeld. „Geſtatten Sie, daß ich mit meinem Rat nicht zurückhalte; vorerſt möchte ich Sie beruhigen, wenn Sie etwa durch die Einſchüchterungsverſuche von Webſter und Forſter unſicher gemacht ſein ſollten. Der Vertrag mit Ihrem Herrn Vater hat nämlich, aus verſchiedenen Urſachen, keine geſetzliche Gültigkeit. Der Zufall hat es mit ſich gebracht, daß ich über die Scheidungsmodalitäten Ihres verſtorbenen Herrn Vaters und Ihrer Frau Mutter durch beide Parteien und dann durch meinen Bruder, den Rechtsanwalt Ihres verſtorbenen Vaters, ziemlich genau unterrichtet bin. Damals ſind Sie, mein Fräulein, rechtlich der Mutter zugeſprochen. Ihr Vater hat alſo, genau genommen, zu Abſchluß eines Vertrages überhaupt kein Recht gehabt. Sie ſind geflohen, Sie ſind mit Ihrem Papa gegangen, weil Sie Ihrem Papa mit Leib und Seele anhingen, und weil das Einvernehmen zwiſchen Ihnen und Ihrer Frau Mama vielleicht ein weniger gutes war. Und ich ſtehe nicht an, zu ſagen: Sie taten recht, ſehr recht daran! Denn er hat Sie, Ihr Vater, zur großen Künſtlerin ausgebildet.“

„Jawohl, ich danke!“ lachte unwillkürlich, gegen eine ſolche Erziehung zur Kunſt noch bei der bloßen Erinnerung proteſtierend, Ingigerd. „Er hat mich jeden geſchlagenen Vormittag, während er höchſt gemütlich ſeine Shagpfeife rauchte, auf einem Teppich ſplitterfaſernackt Sprünge und Verrenkungen machen laſſen. Nachmittags hat er ſich ans Klavier geſetzt, und dann ging die Sache von friſchem los.“

Der Direktor fuhr fort: „Ihr Vater war darin ſchlechterdings großartig. Drei oder vier internationale Stars allererſter Größe hat er, wenn Sie es mir zu ſagen erlauben, auf die Tanzbeine geſtellt. Er war der Tanzmeiſter beider Welten.“ Der Direktor lachte vielſagend: „Freilich auch noch manches andere Intereſſante nebenbei. Aber bleiben wir bei der Hauptſache: wenn Sie wollen, iſt Ihr Vertrag bei Webſter und Forſter bedeutungslos.“

„Ich leugne nicht,“ begann er aufs neue und wandte ſich diesmal beſonders gegen Friedrichen um, „ich leugne nicht, daß ich in den Grenzen eines Gentleman auch Geſchäftsmann bin. Und in dieſer Eigenſchaft geſtatte ich mir, an Sie eine Frage zu richten, Herr Doktor: beſteht bei Ihnen überhaupt noch die Abſicht, Ihre Schutzbefohlene öffentlich auftreten zu laſſen, oder iſt vielleicht bei Ihnen und ihr der Entſchluß gereift, ſich ins private Leben zurückzuziehen?“ — „O nein“, ſagte Ingigerd ſehr entſchieden.

Friedrich kam ſich vor, wie ein Schwertſchlucker, der ſich von dem Stahl zu befreien nicht gleich imſtande iſt. „Nein,“ ſagte auch er, „ich würde zwar wünſchen, daß Fräulein Ingigerd überhaupt nicht mehr auftrete, weil ſie von zarter Geſundheit iſt. Aber ſie ſelbſt behauptet, ſie brauche die Senſationen. Und wenn ich die Anträge überblicke, die Honorare, die ihr geboten ſind, ſo weiß ich nicht, ob ich ein Recht habe, ſie zurückzuhalten.“

Der Direktor ſagte: „Herr Doktor, ich bitte Sie, tun Sie das nicht! — Ich fand unten die Türe geöffnet, ich trat ins Haus, ich klopfte an mehrere Türen, niemand gab Antwort, niemand öffnete. Endlich gelangte ich bis hierher und hatte das Glück, am Ziele zu ſein. Mein Fräulein, Herr Doktor, laſſen Sie mich die Sache mit Webſter und Forſter ausfechten, Leuten, die wirkliche Blutſauger ſind, und die überdies die Dame beleidigt haben. Denn ich kann Sie verſichern, es werden von dort aus fortwährend Gerüchte der allerniederträchtigſten Art in Umlauf geſetzt.“ — „Bitte, Namen!“ ſagte erbleichend Friedrich. „Pſt!“ Der Direktor erhob beſchwichtigend beide Hände, und es kam Friedrich vor, als ob der Geſchäftsmann diebiſch zwinkere. Es war, als wenn ein plötzlich aufdringendes, breites Lachen ihm unvermutet allen Geſchäftsernſt verdarb. „O Gott,“ rief er, „vielzuviel Ehre! vielzuviel Umſtände!“ Und der Mann ſah Friedrich nun zyniſch mit runden und großen Augen gerade an. Dann fuhr er fort: „Ich überbiete bei einem Engagement um fünfhundert Mark pro Abend, alſo zirka hundertundvierzig Dollar, jedes bis jetzt erfolgte Angebot, alle Speſen und Koſten ausgenommen. Treten Sie in zwei, oder drei, oder vier Tagen auf. Wenn Sie einverſtanden ſind, können wir gleich zum Anwalt fahren.“

Kaum zehn Minuten ſpäter ſtanden Friedrich und Ingigerd mit etwa zwanzig Perſonen in einem Rieſenlift, der ſie in den fünften Stock eines Geſchäftshauſes in der City hinaufführte. Lilienfeld ſagte zu Friedrich: „Wenn Sie ſo etwas noch nicht kennen, werden Sie ſtaunen über die Office eines geſuchten amerikaniſchen Rechtsanwalts. Es ſind ihrer übrigens zwei: Brown und Samuelſon. Aber Brown iſt ein Schwachkopf, der andere macht alles.“

Gleich darauf ſtanden ſie vor Samuelſon, dem berühmten New Yorker Rechtsanwalt. In einem Rieſenſaal, einer Schreibfabrik, wo Damen und Herren an Schreibmaſchinen arbeiteten, war für den Chef mit Holz und blindem Glas ein Raum abgeteilt. Der Mann, nicht ſehr groß, hatte ſchlechte Farbe und trug einen Chriſtusbart. Seine Kleidung war keineswegs neu, eher abgeſchabt. Er war überhaupt kein Muſterbeiſpiel amerikaniſcher Sauberkeit. Man ſchätzte ſein Jahreseinkommen in Dollarn nach Hunderttauſenden. Der Vertrag zwiſchen Lilienfeld und Ingigerd wurde in fünfzehn Minuten abgeſchloſſen, ein Vertrag, der, bei Ingigerds Minderjährigkeit, beiläufig ebenſowenig als der mit Webſter und Forſter rechtsgültig war. Übrigens zeigte ſich Herr Samuelſon, der mit ſehr leiſer Stimme ſprach, über die Sachlage im Falle Hahlſtröm-Webſter und Forſter eingehend informiert. Er lächelte nur ſehr geringſchätzig, als man auf dieſe Herren und ihre Anſprüche zu reden kam und ſagte: „Wir laſſen ſie ruhig an uns herankommen.“

Als Ingigerd und Friedrich während der Heimfahrt im Cab allein ſaßen und die vordere Fenſterwand geſchloſſen war, umarmte Friedrich das Mädchen mit Leidenſchaft. „Wenn Du öffentlich auftrittſt, Ingigerd,“ ſagte er, „ich werde wahnſinnig.“

Der arme junge Gelehrte begann aufs neue die Pein, die er litt, diesmal unter heißen Umarmungen auszuſchütten. Er ſagte: „Ich bin ein Menſch, der ertrinkt! der noch hier auf geſichertem Boden, wenn Du ihm nicht die Hand gibſt, ertrinken muß! Du biſt ſtärker als ich! Du kannſt mich erretten. Die Welt iſt mir nichts, was ich verloren habe, war mir nichts, wird mir nie etwas ſein, wenn ich Dich dafür eintauſche."

„Du biſt nicht ſchwach!" ſagte Ingigerd. Sie atmete ſchwer, ihre ſchmalen Lippen trennten ſich. Und wieder lag das furchtbar verführeriſche Lächeln einer Maske über ihrem bewußtloſen Antlitz verbreitet. Sie hauchte: „Nimm mich! entführe mich."

Sie ſchwiegen lange, während das Cab auf ſeinen Gummirädern dahinrollte. Dann ſagte Friedrich: „Nun mögen ſie lange auf Dich warten, Ingigerd. Morgen ſind wir bei Peter Schmidt, in Meriden!" Aber ſie lachte, ja lachte ihn aus, und er merkte ſehr wohl, daß er ihren Körper, aber nicht ihre Seele zum Schmelzen gebracht hatte.

Man hielt vor dem Klubhaus. Friedrich brachte Ingigerd bis zur Haustür. Wortlos, mit ſeiner Erſchütterung und Beſchämung kämpfend, drückte er ihr die Hand. Wortlos ſtieg er ins Cab zurück. Dem Kutſcher hatte er irgendein Ziel, was ihm gerade einfiel, angegeben.

Friedrich verkroch ſich. Er ſchämte ſich. Sobald er allein ſaß, nannte er ſich in leidenſchaftlichſter Inbrunſt mit den allerverächtlichſten Schimpfnamen. Er nahm ſeinen Schlapphut, den er immer noch nicht durch den New Yorker Zylinder erſetzt hatte, vom Kopf, wiſchte den Schweiß von der Stirn und ſchlug zugleich mit der Fauſt dagegen. „Mein armer Vater! in einem Monat werd ich vielleicht nicht mehr und nicht weniger als der Zuhälter einer Dirne ſein. Man wird mich kennen, mich honorieren. Jeder deutſche Barbier in New York wird erzählen, wer mein Vater iſt, von was ich lebe und wem ich nachlaufe! Ich werde der Pudel, der Affe, der Gelegenheitsmacher dieſes nichtsnutzigen kleinen Balgs und Teufels ſein. Die ganze deutſche

Kolonie in den kleinen und großen Städten, wo wir auftauchen, wird in mir ein typiſches Beiſpiel dafür ſehen, bis zu welchem ekelhaften Grade ein Mitglied des deutſchen Adels, bis in welche Kloake ein ehemals tüchtiger Menſch, Mann und Familienvater ſinken kann."

In dieſem Zuſtand der Einkehr und der Beſchämung ließ Friedrich, während der ſchnellen Fahrt durch den Broadway, die Blicke wie blind an den Häuſern entlanggleiten. Plötzlich ſchnellte er aus der zurückgelebten, gleichſam verkrochenen Lage empor, weil ihm die Aufſchrift „Hofmann Bar" in die Augen fiel. Er ſah nach der Uhr und erinnerte ſich der auf der „Hamburg" getroffenen Abrede. Es war der Tag und es war die Zeit zwiſchen zwölf und eins, wo ſich die Schiffbrüchigen mit ihren Rettern in der Hofmann Bar nochmals treffen wollten. Das Cab fuhr, trotz des von Friedrich gegebenen Halteſignals, an der Bar vorbei. Friedrich ſtieg aus, lohnte ab und war gleich darauf in den bekannten New Yorker Trinkraum eingetreten.

Er ſah einen langen Schenktiſch, Marmorplatten, Marmorverkleidungen, Meſſing, Silber, Spiegel, auf denen kein Stäubchen zu entdecken war. Sehr viele blanke, leere Gläſer, Gläſer mit Strohhalmen, Gläſer mit Eisſtückchen. Barkeepers, in tadelloſe Leinwand gekleidet, beſorgten die verſchiedenartigen amerikaniſchen Drinks mit einer Gewandtheit, die an Kunſt ſtreifte, und einer Gelaſſenheit, die durch nichts zu ſtören war.

Die Wand hinter dem Schenktiſch hatte bis zu erreichbarer Höhe viele blitzende Zapfhähne aus poliertem Metall und Durchgänge in die Vorrats- und Wirtſchaftsräume. Darüber war ſie mit Bildern behängt. Friedrich ſah über den Köpfen der längs der Bar ſtehenden oder hockenden Leute, die den runden Hut oder Zylinder nach hinten geſchoben hatten, einen köſtlichen weiblichen Akt von Courbet, Schafe von Troyon, eine helle, wolkige Meerlandſchaft von Dupré, mehrere ausgeſuchte Stücke von

Charles François Daubigny: eine Dünenlandſchaft mit Schafen, eine andere mit doppeltem Vollmond: über dem Horizont, und als Spiegelung in einem Tümpel dabei zwei wiederkäuende Stiere! — Friedrich ſah einen Corot: Baum, Kuh, Waſſer, herrlicher Abendhimmel! — einen Diaz: Weiher, alte Birke, Lichtreflexe im Waſſer! — einen Rouſſeau: rieſiger Baum im Sturm! — einen Jean François Millet: Topf mit Rüben, Zinnlöffel, Meſſer! — ein dunkles Porträt von Delacroix! — noch einen Courbet: Landſchaft, geſpachtelt, kompakt in der Malerei! — einen kleinen Baſtien Lepage: Mädchen und Mann im Gras, mit ſehr viel Licht! — außerdem viele andere vorzügliche Bilder. Er war von dem Anblick ſo gebannt, daß er beinahe vergaß, was er eben durchlebt hatte und weshalb er gekommen war.

Da Friedrich die Augen, in faſt vollkommener Selbſtvergeſſenheit, auf dieſe Adelsgalerie franzöſiſcher Kunſt gerichtet hatte, ward er durch eine etwas laute Gruppe von Gäſten geſtört, die ſich durch Geſchrei, Gelächter und eine gewiſſe Zappeligkeit von der Ruhe der übrigen unterſchieden. Plötzlich wurde ihm eine Hand auf die Schulter gelegt, er erſchrak und ſah einem Mann in die Augen, deſſen bärtiger Kopf ihn fremd und gewöhnlich anmutete. Cocktails und andere gute Getränke hatten der Geſichtshaut des Mannes einen päonienartigen, ins Bläuliche ſpielenden Anſtrich gegeben. Der Fremde ſagte: „Wat is mich denn dat, leiwer Doktor, kennen Sie Kapitän Butor nicht?“ Gott ja, das war ja der Kapitän, der Mann, dem Friedrich ſein Leben verdankte.

Und nun erkannte er auch die Gruppe, deren Lärm ihn beim Betrachten der Malereien geſtört hatte. Es war der armloſe Artur Stoß, deſſen Burſche Bulke etwas abſeits ſaß. Es war Doktor Wilhelm, der Maler Fleiſchmann, der Maſchiniſt Wendler. Es waren zwei Matroſen vom „Roland“, die neue Anzüge und

Mützen bekommen hatten. Man hatte ſie bereits einem anderen Dampfer zugeteilt.

Friedrich wurde jetzt laut begrüßt. Artur Stoß ſang gerade das alte Lied, wonach er in kurzer Zeit das Reiſen aufgeben und ſich zur Ruhe ſetzen werde. Er ſprach dabei viel und laut von ſeiner Frau und ſchien Wert darauf zu legen, bekannt zu geben, daß er wirklich eine beſaß. Seine Erfolge, ſagte er, ſeien diesmal rieſenhaft, man habe am Abend vorher das Podium geſtürmt und ihn auf den Schultern umhergetragen.

„Nun, Kollege,“ fragte Doktor Wilhelm, „wie geht's? wie haben Sie Ihre Zeit verbracht?“ — „So ſo la la!“ Friedrich zuckte die Achſeln. Er wußte ſelbſt nicht, wie ihm dieſe ſummariſche Abfertigung der inhaltsreichen Zeit über die Lippen kam. Aber ſeltſamerweiſe war hier an Land, in der Hofmann Bar, wenig oder nichts von ſeinem Drange, ſich dem Kollegen mitzuteilen, übriggeblieben. „Was macht unſere Kleine?“ fragte Wilhelm und lächelte vielſagend. — „Ich weiß nicht“, gab Friedrich mit dem Ausdruck kühlen Befremdens zurück. Er fügte hinzu: „Oder wen meinen Sie, lieber Kollege?“ Da Friedrich einige ſolche, etwas ungelenke Antworten gab, wollte das Geſpräch nicht in Gang kommen. Er ſelbſt begriff in den erſten zehn oder fünfzehn Minuten nicht, warum er eigentlich hergekommen war. Außerdem war die Gruppe peinlicherweiſe als Zirkel der Geretteten vom „Roland“ unter den Gäſten der Bar bekannt geworden. Stoß an ſich, der Mann ohne Arme, war auffällig. Er ſelbſt trank nicht, aber er hatte die „Spendierhoſen“ an. Und dieſer Umſtand hatte Kapitän Butor, den Maſchiniſten Wendler, den Maler Fleiſchmann und die Matroſen bewogen, einander kräftig Beſcheid zu tun. Auch Doktor Wilhelm ließ ſich nicht nötigen.

Er berichtete leiſen Tones, daß man für den Maler Fleiſchmann in der New Yorker Staatszeitung eine Sammlung eröffnet habe und daß ihm ſchon eine Summe von Dollarn überreicht worden ſei, wie ſie der arme Kerl wohl noch niemals beiſammen geſehen hätte. Nun lachte Friedrich mit Herzlichkeit, denn er begriff, weshalb ſich Fleiſchmann mit einer ſo großen Entſchiedenheit zugleich betrank und gewaltig aufſpielte.

„Was ſagen Sie dazu, Herr Doktor?“ Mit dieſen Worten redete Fleiſchmann Friedrich an, lachte und denunzierte ihm gleichſam die mit Bildern bedeckte Wand. „Nu ſagen Se mal, nu ſehen Sie mal! ſo was nennt ſich Kunſt! ſo was wird für Millionen und aber Millionen aus Frankreich bezogen. So was ſchmiert man den Amerikanern an! Ich wette, wenn einer bei uns nicht beſſer zeichnet, als der oder der“ — er wies dabei auf beliebige Bilder, — „dann iſt er bei uns, in München, Dresden oder Berlin, ſchon in der Gipsklaſſe abgetan.“

„Sie haben ganz recht“, ſagte lachend Friedrich.

„Paſſen Sie auf,“ ſchrie Fleiſchmann, „ich werde den Amerikanern ein Licht aufſtecken. Die deutſche Kunſt . . .“ Aber Friedrich hörte ſchon nicht mehr hin, nur kam es ihm nach einiger Zeit ſo vor, als ob Fleiſchmann inzwiſchen die gleichen Worte unzählige Male gemißbraucht hätte.

Friedrich ſagte darauf ziemlich ungeniert zu Wilhelm: „Erinnern Sie ſich, wie dieſer brüllende Seehund, dieſes wahnwitzig lachende Vieh aus den Wellen vor unſerem Boote auftauchte?“

Kapitän Butor und Maſchiniſt Wendler, die über irgend etwas furchtbar gelacht hatten, traten mit überlaufenden Äuglein herzu, als ob ſie die Zeit für gekommen hielten, nun mit den beiden Ärzten für einige Augenblicke ernſt zu ſein. „Haben Sie gehört, meine Herren,“ ſagte der Kapitän, „daß bereits von Neufundlands Fiſchern Trümmer und Leichen ſignaliſiert worden ſind? Auch Rettungsringe vom ‚Roland‘ ſind gefunden. Die Trümmer und die Leichen ſind angeblich auf einer Sandbank angeſpült. Viele Haie und ſehr viele Vögel treiben ſich, wie es heißt, in der Nähe herum. Wilhelm fragte: „Was meinen Sie, Kapitän, wird nach Ihrer Meinung noch jemand vom ‚Roland‘ tot oder lebend zu bergen ſein?“ Von den Lebenden wollte Herr Butor nichts ſagen: „Es könnte ja ſein, daß ein und das andere Boot noch weiter ſüdlich getrieben wäre und ruhige See getroffen hätte. Nur ſind ſie dann aus dem Kurs der großen Dampfer heraus, und es kann ſein, daß ſie drei, vier Tage lang kein Schiff treffen. Wracke, Trümmer und Tote werden meiſt vom Labrador-Strom nach Süden geführt, bis ſie den Golfſtrom treffen, der ſie dann nach Nordoſten treibt. Wenn ſich die Trümmer und Leichen mit dem Strome in der Nähe der Azoren nach Norden wenden, ſo können ſie in kurzer Zeit einige tauſend Seemeilen nördlich und zwar an der ſchottiſchen Küſte ſein.“

„Dann könnte alſo,“ ſagte Friedrich, „unſer blonder, prächtiger Kapitän doch möglicherweiſe noch in ſchottiſcher Erde, auf einem Kirchhof der Namenloſen ſein Grab finden.“

„Wir armen Kapitäne,“ ſagte Butor, der etwa den Eindruck eines deutſchen Pferdebahnkondukteurs machte, „man verlangt von uns, wir ſollen, wie unſer Herr Jeſus Chriſtus, dem Meere und dem Sturm gebieten, und wenn wir das nicht können, ſo haben wir zwiſchen erſaufen in See oder gehangen werden an Land die Wahl.“

Artur Stoß trat heran: „Können Sie ſich erinnern, meine Herren, als wir ſanken, ſind da die Schotten geſchloſſen geweſen?“ Friedrich ſann nach, dann ſagte er: „Nein!“ — „Ich hatte den Eindruck ebenfalls“, ſagte Stoß. „Die Herren Matroſen behaupten, davon nichts zu wiſſen. ‚Wir haben die Befehle ausgeführt, die wir bekommen haben‘, ſagten ſie.“ Maler Fleiſchmann rief dazwiſchen: „Die Schotten ſind nicht geſchloſſen geweſen. Ich habe den Kapitän überhaupt nicht geſehen, weiß alſo nicht, was für ein Mann er geweſen iſt. Die Schotten ſind jedenfalls nicht geſchloſſen geweſen. Ich hatte meinen Platz,“ erzählte er weiter,

„neben einer Familie ruſſiſch-jüdiſcher Auswanderer. Da fühlten wir einen furchtbaren Stoß, ein Scheitern und Splittern, als wäre das Schiff gegen eine Granitklippe angelaufen. Und da brach auch ſofort die Panik los. Alle wurden blödſinnig, alle wurden vollkommen wahnſinnig. Dabei flogen wir durcheinander und mit den Köpfen gegeneinander und gegen die Wand." Er ſtreifte den Ärmel empor. — „Da können Sie ſehen, wie ich zerſchunden bin. Nämlich, da war eine ſchwarze Ruſſin, die dafür geſorgt hatte ... die dafür geſorgt hatte, ſage ich, daß mir die Zeit bis dahin im allgemeinen nicht lang wurde." — Wilhelm ſah Friedrich bedeutſam an. — „Sie ließ mich nicht los! Sie war vom Schreien ganz heiſer geworden! Sie pfiff nur noch! Sie hielt mich feſt, und wie, ſage ich Ihnen, und keuchte nur immer: ‚Entweder Sie gehen mit mir zugrunde oder Sie retten mich!' Was konnt ich denn tun? Ich mußte ihr wirklich 'n Ding übern Kopf geben."

„Ja, was ſoll einer tun in ſolcher Lage?" ſagte Maſchiniſt Wendler, „proſt, meine Herren!"

„A propos," ſagte Stoß, „Herr Doktor von Kammacher, da fällt mir die kleine Hahlſtröm ein. Sie ſollten ihr zureden, daß ſie mit Webſter und Forſter ſo bald wie möglich ins Reine kommt. Wenn Sie das Mädel am Auftreten hindern, ſo ſtehen Sie ihr tatſächlich im Licht!" — „Ich?" fragte Friedrich, „was fällt Ihnen ein?" — Unbeirrt fuhr der Armloſe fort: „Webſter und Forſter ſind ſonſt ſehr anſtändig, ihr Einfluß und Anhang aber iſt unberechenbar! Wehe, wenn man im böſen mit ihnen zu tun bekommt!" — „Bitte, Herr Stoß, erſparen Sie ſich alles Weitere. Ich bin für die arme Waiſe, von der Sie reden, durchaus nicht zum Vormund beſtellt."

„Ach was, arme Waiſe!" ſagte Stoß, „There's money in it, ſagt der businessman. Vergeſſen Sie nicht, wir ſind hier im Dollarlande."

Friedrich war indigniert. Er hatte Luſt, ſeinen Hut zu nehmen und fortzulauffen. Er konnte nicht mehr begreifen, weshalb er mit dieſen Leuten zuſammenkam. Um abzulenken und einige Bosheit und ſchlechte Laune loszuwerden, allerdings auch aus einem edleren Grunde, fing er plötzlich von dem Dienſtmädchen Roſa zu ſprechen an und rügte, daß man von dieſer Perſon ſo wenig hermache. Es würde ihm viel wichtiger ſein, für dieſe, als für irgendeine andere Frauensperſon etwas zu tun. Er ſei kein Händler. Er ſei kein Schacherer. Aber wenn man Gelder geſammelt habe, und nicht für Roſa geſammelt habe, ſo habe man für eine wirkliche Heldin des „Roland“ eben nichts getan. — „Wieſo? wieſo?“ fragte Fleiſchmann erſchrocken und mit einer gewiſſen Rüdigkeit. Ihn traf der Gedanke, daß man vielleicht eine Teilung ſeines Raubes beabſichtigen könnte. Bei dieſen Worten trat Bulke heran: „Erinnern Sie ſich, Herr Fleiſchmann: Roſa hat Sie zuerſt geſehen! wo Roſa nicht war und Sie aus dem Waſſer gezogen hätte — das Frauenzimmer iſt bärenſtark! — von uns anderen hätten Sie eher noch eins mit dem Ruder über den Kopf gekriegt.“ — „Was Sie ſagen, Sie Schöps,“ ſagte Fleiſchmann zurückziehend, „is ja richtiger Blödſinn! keene Ahnung.“ Dann wandte er ſich gegen die Bilderwand und ſagte mit bezug auf einen der wundervollen Daubignys: „Wees Gott, ich ſehe in einen fort die beeden ſchauderhaften, mondſüchtigen Ochſen an.“ Friedrich zahlte, empfahl ſich und ging ſeiner Wege.

Den Vorſchlag der anderen, gemeinſam zu frühſtücken, hatte er für ſein Teil, ſo höflich, als es ihm irgend möglich war, abgelehnt.

Auf der Straße fragte er ſich, warum er eigentlich ſo wenig Humor habe. Was konnten dieſe harmloſen Leute dafür, daß er in einem Zuſtand der Überreizung war. Es lag in

Friedrichens Art, ſobald er ein Unrecht eingeſehen hatte, es möglichſt ſogleich wieder gutzumachen. Deshalb kehrte er um, als er mit ſich im reinen war, in der Abſicht, das Frühſtück ſeiner Unglücks- und Glücksgenoſſen nun doch noch mitzumachen.

Er brauchte Minuten, ehe vor ſeinen Augen die Pforte der Hofmann Bar wieder auftauchte. Wie immer war der Broadway belebt, und zwei endloſe, von kurzen Zwiſchenräumen unterbrochene Reihen der gelben Wagen der Drahtſeilbahn fuhren aneinander vorüber. Die Luft war kalt. Der Lärm war groß, und in dieſen Lärm ſah Friedrich eben die Genoſſen ſeines Schiffbruchs aus der Bar heraustreten. Im Begriff, mit der Hand zu winken, glitt er aus. Irgendein Obſtkern oder eine Apfelſchale auf dem naſſen Trottoir war die Urſache. In dieſem Augenblick rief eine Stimme: „Fallen Sie nicht, Herr Doktor. How do you do?“ Friedrich ſtand wieder feſt und ſah eine ſtattliche, ſchöne Dame, die verſchleiert war, ein Pelzbarett und ein Pelzjäckchen trug und in der er langſam Miß Burns wiedererkannte.

„Herr Doktor, ich habe Glück,“ ſagte ſie, „denn ich komme ſehr ſelten in dieſe Gegend und habe nur gerade heut, weil ich hier in der Nähe etwas kaufen muß, dieſen Umweg zu meinem Reſtaurant gemacht. Wären Sie übrigens nicht geſtolpert, würde ich Sie gar nicht bemerkt haben. Außerdem hat mich heute eine junge Dame, die Sie kennen, Fräulein Hahlſtröm, die Herr Franck ins Ritterſche Atelier brachte, länger als ſonſt dort zurückgehalten.“

„Sie ſpeiſen allein, Miß Burns?“ fragte Friedrich.

„Ja! ich ſpeiſe allein,“ ſagte ſie, „aber wundert Sie das?“ — „Nein, gar nicht“, beeilte er ſich zu verſichern. „Ich wollte nur fragen, ob Sie etwas dagegen hätten, wenn ich mit Ihnen frühſtückte?“ — „Aber nein, Herr Doktor, es freut mich ſehr.“

Das ſtattliche Paar wurde im Weiterſchreiten von den

Paſſanten viel beachtet. „Darf ich Sie bitten," ſagte Friedrich, „nur einen Augenblick ſtehen zu bleiben. Eben ſteigen nämlich dort Leute, die durch Gottes unerforſchlichen Ratſchluß teils meine Retter geworden, teils mit mir errettet worden ſind, in einen Straßenbahnwagen ein. Ich möchte den Herren nicht nochmals begegnen."

Friedrich fuhr fort, — die gefürchtete Gruppe war gegen Brooklyn davongerollt: „Ich ſegne den Himmel, Miß Burns ..." Er ſtockte. — Sie lachte und ſagte: „Sie meinen, weil Sie von dieſen Herren im Straßenbahnwagen gerettet worden ſind?" — „Nein, daß ich Sie getroffen und daß Sie mich vor dieſen Herren gerettet haben. Ich gebe zu, ich bin undankbar. Aber da iſt ein Kapitän. Als ich ſein Schiff über den Ozean heranſchweben und heranſtampfen ſah, und ihn oben auf der Kommandobrücke, da war er, wenn ſchon kein Erzengel, ſo doch wirklich ein Werkzeug Gottes. Er war nicht mehr irgendein Menſch, ſondern er war der Menſch! der rettende Gottmenſch! und außer ihm gab es keinen. Meine Seele und unſere Seelen ſchrien ihn, ja beteten ihn an! Hier iſt er ein guter, braver, platter, kleiner, langweiliger Spießer geworden. Den armloſen Stoß, deſſen lebhafter Geiſt während der Seereiſe eine Wohltat war, verflacht die Pflicht, die den Kapitän Butor vertieft. Da iſt der Schiffsarzt, mein guter Kollege: ich war ganz verblüfft, zu erleben, wie unausgiebig er eigentlich iſt. Nichts bindet uns mehr, nachdem das Band des Schiffsbords nicht mehr vorhanden iſt." Friedrich ſprach, wie wenn eine Schleuſe geöffnet wäre.

Er ſagte: „Was mich heute beſonders erſchreckt hat, iſt die Tatſache, daß ein Menſch einen Eichbaum reſtlos verdauen kann. Was mich betrifft, ich ertappe mich immerwährend darauf, wie ich die Tatſache des Unterganges dieſes Rieſendampfers, den ich bis in alle Winkel gekannt habe, bezweifle. Ich habe da etwas geſehen, aber ich bin ſo unendlich ferne davon, daß es meinem ganzen Weſen noch immer nicht eigentlich faßlich iſt. Ich fühle jetzt erſt das rieſige Schiff in meiner Seele lebendig werden. Drei-, vier-, fünfmal am Tag wiederholt es in meiner Seele den Untergang. Heute nacht fuhr ich auf, verzeihen Sie, wirklich in kaltem Schweiß gebadet, von infernaliſchem Klingeln geweckt, und der Wirrwarr und das Getute der Notſignale und die blutigen Fratzen und menſchlichen Glieder, die um mich her ſchwammen, waren reichlich grauenvoll."

„Ihre Freunde," ſagte lachend Miß Eva Burns, „müſſen ſich wirklich ſehr ſchlecht aufgeführt haben, wie mir ſcheint." Das konnte Friedrich nun nicht beſtätigen. Er ſagte nur immer wieder: „Sie haben das Schiff mit allem Holz und Eiſen und allem Leben darin mit den Zähnen zermalmt und ſpurlos hinuntergeſchlungen."

Das Paar war vor der Tür einer kleinen Gaſtwirtſchaft angelangt. Miß Eva ſagte: „Wenn Sie jetzt wirklich mit mir frühſtücken wollen, Herr Doktor, ſo dürfen Sie in Ihren Anſprüchen nicht etwa auf der Höhe von Miſter Ritter ſtehn." Sie traten ein und waren in einem niedrigen Stübchen, das eine Diele aus roten Flieſen und vertäfelte Decke und Wände hatte. Der kleine Raum, ſauber gehalten, war von einem Publikum kleiner Leute beſucht: deutſchen Barbieren, Kutſchern und Geſchäftsangeſtellten, die hier Getränke an der Bar und ein billiges Frühſtück vorfanden. Der Wirt hatte eine kleine Sammlung von Sportsbildern aufgehängt: namhafte Jockeis mit ihren Pferden, Kettenſprenger, Brückenſpringer und anderes mehr. Der Mann ſah aus, als ob er am ſpäten Abend und nachts mit einem ganz anderen Publikum zu tun hätte.

Friedrich litt noch immer an einer gewiſſen Wohlerzogenheit. Deshalb war er heimlich erſtaunt, daß ſich Eva Burns in ein ſolches Lokal wagte. Der Wirt erſchien und ſagte auf Engliſch mit unverändertem maſkenhaftem Ernſt: „Sie kommen ſpät, Miß Burns. Haben Sie Havarie gehabt?“ Lebhaft und aufgeräumt gab ſie zur Antwort: „Not a bit of it, Mister Brown I am always allright!“ Dann bat ſie um ihr gewöhnliches Lunch und meinte, was den Herrn beträfe, ſo würde er wahrſcheinlich damit nicht zufrieden ſein. Hoffentlich habe Miſter Brown für ihn etwas Beſſeres in der Hinterhand. Friedrich wünſchte indeſſen, das gleiche zu ſpeiſen.

„Oh,“ ſagte ſie, als der Wirt gegangen war, „ich warne Sie! Ich glaube wirklich nicht, daß Sie mit meiner Diät einverſtanden ſein werden. Ich eſſe niemals Fleiſch. Sie ſind ſicherlich ‚Fleiſchfreſſer‘“. Friedrich lachte: „Wir Ärzte,“ ſagte er, „kommen auch immer mehr ab von der Fleiſchdiät.“ — „Ich finde es ſcheußlich,“ ſagte ſie, „Fleiſch zu eſſen! Ich habe ein ſchönes Huhn im Garten, ich ſehe es alle Tage, und nachher ſchneide ich ihm die Gurgel durch und freſſe es auf. Wir haben als Kinder ein Pony gehabt, ſchließlich iſt es erſchlagen worden, und die Leute in Eaſt End haben es aufgegeſſen. Viele Leute eſſen gern Pferdefleiſch.“ — Sie zog ihre langen ſchwediſchen Handſchuhe von den Händen, ohne ſie aber vom Arm zu ſtreifen. — „Aber das Schlimmſte iſt dieſes furchtbare fortgeſetzte Blutvergießen, was zur Erhaltung der menſchlichen Fleiſchfreſſer notwendig iſt! dieſe Rieſenſchlachthäuſer von Chikago, wo der maſchinenmäßige Maſſenmord unſchuldiger Tiere fortwährend im Gange iſt! Man kann ohne Fleiſch leben! man braucht nicht Fleiſch eſſen.“

Alles das ſagte ſie in einem humoriſtiſch gefärbten Ernſt, und zwar auf gut Deutſch, nur mit etwas zu dicker Zunge.

Friedrich ſagte, wie er aus manchen Gründen in ſeiner Anſicht über dieſe Frage noch ſchwankend ſei. Er ſelbſt könne übrigens ohne Fleiſchnahrung auskommen. Wenn er nur ſein Entrecote zu Mittag und ſein Roaſtbeef zum Abend hätte, ſo ſei er zufrieden und brauche nicht mehr. Sie war verdutzt und brach dann über den harmloſen Scherz in herzliches Lachen aus.

„Sie ſind Arzt“, rief ſie. „Ihr Ärzte ſeid alle Tierquäler!“ — „Sie meinen die Viviſektion?“ — „Jawohl, ich meine die Viviſektion! Es iſt eine Schande, es iſt eine Sünde durch die Jahrtauſende! Es iſt eine ſchreckliche Sündenſchuld, wie man Tiere, bloß um irgendeinem gleichgültigen Menſchen das Leben zu verlängern, kaltblütig und grauſam zu Tode quält.“

Friedrich wurde ein wenig ſtill, denn er war zu ſehr Mann der Wiſſenſchaft, um hierin mit ſeiner Tiſchgenoſſin einig zu ſein. Sie ſpürte das wohl und ſagte darauf: „Ihr deutſchen Ärzte ſeid ſchreckliche Menſchen. Wenn ich in Berlin bin, habe ich immer Angſt, daß ich ſterben und dann in Eure ſchrecklichen Anatomien geſchafft werden könnte.“

„Ah, Sie waren ſchon in Berlin, Miß Burns?“ fragte Friedrich. — „O natürlich, Herr Doktor, ich war überall.“

Nun brachte der Wirt das Frühſtück herein, das in gebackenen Kartoffeln, Grünkohl und Spiegeleiern beſtand, und das Friedrichen ſonſt kaum genügt hätte. Aber jetzt aß er mit Appetit und trank dazu, ebenſo wie Miß Eva, das obligate amerikaniſche Eiswaſſer.

Die Unterhaltung der Dame war ungezwungen und von natürlicher Lebhaftigkeit. Sie hatte bemerkt, wie ſehr das Ereignis der Schiffskataſtrophe noch in Friedrich lebendig war, und hatte, eingedenk der Mahnung von Peter Schmidt, das Geſpräch gefliſſentlich abgelenkt. Friedrich, der, wegen ſeiner Äußerungen über den Kreis der Schickſalsgenoſſen, mit ſich unzufrieden war, verſuchte mehrmals darauf zurückzukommen, wie denn überhaupt etwas Bohrendes und heimlich Gequältes in ſeiner Art, ſich zu äußern, lag. —

Er ſagte: „Man ſpricht von einer dem Weltplane immanenten Gerechtigkeit. Warum iſt aber eine ſolche ärmliche Zufallsauswahl von Menſchen gerettet worden, während ſo viele, und darunter, von dieſem unvergeßlichen Kapitän von Keſſel angefangen, die ganze ausgeſucht prächtige Mannſchaft des ‚Roland‘, ertrunken ſind? Und weshalb und zu welchem Zweck bin ich ſelber gerettet worden?“

Sie ſagte: „Herr Doktor, geſtern waren Sie ein ganz anderer Mann. Sie waren erleuchtet; heut ſind Sie verfinſtert! Ich finde, daß Sie unrecht haben, nicht einfach dankbar gegen Ihr gutes Geſchick zu ſein. Meiner Anſicht nach ſind Sie weder für die Qualität der Geretteten, noch für die eigene Rettung, noch für die Zahl der Untergegangenen verantwortlich. Der Schöpfungsplan iſt ohne Sie entworfen und durchgeführt, und ſo, wie er eben iſt, muß man ihn hinnehmen. Das Leben hinnehmen iſt doch die einzige Kunſt, deren Übung auf die Dauer wirklich nützlich iſt.“

„Sie haben recht,“ ſagte Friedrich, „nur bin ich ein Mann und habe von Haus aus einen höchſt überflüſſigen Trieb, weniger zur praktiſchen, als zur ideellen Aktivität mitbekommen. Die Welt iſt aus den Fugen, ſagt Ihr däniſcher Engländer Hamlet. Schmach und Gram, daß ich herab ſie einzurenken kam. Ich kann mir dieſen unbegreiflichen Größenwahn noch immer nicht abgewöhnen. Dazu kommt noch bei jedem braven Deutſchen, der auf ſich hält, das Fauſtiſche. Habe nun, ach, Philoſophie, Juriſterei und Medizin ... und ſo fort. Da iſt man in jeder Beziehung enttäuſcht, und da möchte man ſich dem Teufel verſchreiben, deſſen erſtes Medikament dann ſonderbarerweiſe meiſtens ein blondes Gretchen oder mindeſtens etwas Ähnliches iſt.“

Die Dame ſchwieg, und Friedrich ſah ſich genötigt fortzufahren.

„Ich weiß nicht, ob es Sie intereſſiert,“ ſagte er, „über die ſonderbaren Schickſale eines ideologiſchen Bankrotteurs etwas Näheres zu erfahren.“

Sie lachte und ſagte: „Eines Bankrotteurs? Dafür halt ich Sie nicht! Aber alles, was Sie angeht und was Sie mir mitteilen wollen, intereſſiert mich natürlich.“

„Schön," ſagte Friedrich, „wir wollen ſehen, ob Sie recht haben. Stellen Sie ſich einen Menſchen vor, der bis zum dreißigſten Jahre immer auf falſchen Wegen geweſen iſt. Oder wenigſtens hat die Reiſe auf jedem dieſer Wege immer ſehr bald durch Achſenbruch oder Beinbruch ein Ende genommen. Es iſt ja auch nur ein Wunder, daß ich diesmal dem wirklichen Schiffbruch entgangen bin. Dennoch glaube ich, mein Schiff iſt geſcheitert und ich mit ihm! oder wir ſind noch mitten im Scheitern. Denn ich ſehe kein Land! Irgend etwas feſt Begründetes ſehe ich nicht.

Bis zum zehnten Jahr war ich in einer Kadettenanſtalt. Ich bekam Selbſtmordneigung und erlitt Strafen wegen Widerſetzlichkeit. Ich konnte keinen Reiz darin finden, mich für eine künftige, große Schlächterei vorbereitet zu ſehen. Da nahm mich mein Vater heraus, obgleich er damit ſeine Lieblingsidee mit mir, denn er iſt mit Leib und Seele Soldat, aufgeben mußte. Ich abſolvierte dann das vielbefehdete humaniſtiſche Gymnaſium. Ich wurde Arzt, und, weil ich darüber hinaus wiſſenſchaftliche Intereſſen hatte, legte ich mich auf Bakteriologie. Nun, Achſenbruch! Beinbruch! die Sache iſt abgetan! Ich werde in dieſen Fächern kaum noch arbeiten. — Ich trat in die Ehe. Ich hatte mir dieſe ganze Angelegenheit vorher ſozuſagen künſtleriſch aufgebaut: ein Haus, ein Gärtchen, ein braves Weib, Kinder, die ich auf neue, freie und beſſere Art und Weiſe erziehen wollte, als es üblich iſt. Dazu Praxis in einem bedürftigen Landbezirk, da ich der Anſicht war, ich könne dort mehr als in Berlin W von wirklichem Nutzen ſein. Aber Junge, hieß es, bei Deinem Familiennamen, Deine Revenuen in Berlin könnten die zwanzig-, dreißig-, vierzigfachen ſein! Meine gute Frau wollte partout keine Kinder haben! Von dem Augenblick an, wo Ausſicht war, bis zur Geburt, gab es verzweifelte Auftritte, das Leben wurde zur Hölle für uns. Wir haben nicht ſelten, meine Frau und ich, anſtatt zu ſchlafen, die Nächte durch debattiert. Meine Aufgabe beſtand im gutem Zureden, Tröſten, laut und leiſe, heftig und ſanft, wild und zärtlich, mit allen erdenklichen Argumenten! — Auch ihre Mutter verſtand mich nicht. Meine Frau war enttäuſcht, ihre Mutter enttäuſcht, weil ſie in der Art, wie ich einer großen Karriere aus dem Wege ging, nur das Gebaren eines Verrückten zu ſehen vermochten. Dazu kam, ich weiß nicht, ob das in allen jungen Ehen das gleiche iſt, daß wir ſchon jedesmal, bevor noch das Kind geboren war, über die einzelnen Punkte ſeiner Erziehung das Streiten bekamen. Wir ſtritten, ob wir den Knaben, wie ich wollte, im Haus, oder, wie meine Frau wollte, in der öffentlichen Schule erziehen laſſen ſollten. Oder ich ſagte: das Mädchen bekommt Turnunterricht! Meine Frau: es bekommt keinen Turnunterricht! Das Mädchen war aber noch gar nicht geboren. Wir ſtritten ſo, daß wir einander mit Scheidung und Selbſtmord drohten. Meine Frau ſchloß ſich ein! Ich prügelte gegen die Tür, weil ich in Angſt war und Schlimmes befürchtete. Dann gab es Verſöhnungen! Und die Folgen ſolcher Verſöhnungen vermehrten dann wieder das nervöſe Elend in unſerer Häuslichkeit. Eines Tages mußt ich die Schwiegermama vor die Türe ſetzen. Es war ein Mittel, um Ruhe zu ſchaffen. Meine Frau ſah das ſchließlich ſelber ein. Überhaupt, wir liebten einander und hatten, trotz allem, die beſten Abſichten. Wir haben drei Kinder: Albrecht, Bernhard und Annemarie. Sie ſind in drei Jahren, alſo ſchnell nacheinander gekommen. Dieſe Geburten haben die nervöſe Disposition meiner Frau zur Kriſis gebracht. Schon nachdem Albrecht geboren war, hatte ſie einen Anfall von Melancholie. Die Schwiegermama mußte mir zugeben, daß ſie die gleichen Anfälle ſchon als Kind gehabt hatte. Nach der letzten Geburt reiſte ich mit meiner Frau auf zwei Monate nach Italien. Es war eine ſchöne Zeit, und ihr Gemüt ſchien ſich wirklich unter dem „glücklichen Himmel Italiens“ aufzuheitern. Aber die

Krankheit ſchritt in der Stille fort. Ich bin einunddreißig Jahre alt und acht Jahre verheiratet. Mein älteſter Junge iſt ſieben Jahr. Es iſt jetzt“ — Friedrich ſann nach — „es war ungefähr, wir haben jetzt Anfang Februar, Mitte Oktober vorigen Jahres, als ich meine Frau in ihrem Zimmer darüber betraf, wie ſie einen nicht gerade billigen moiré-ſeidenen Stoff, den wir in Zürich gekauft hatten und der länger als vier Jahre in ihren Schüben gelegen hatte, in lauter kleine Flickflecken zerſchnitt. Ich ſehe noch den roten Stoff, ſoweit er noch nicht zerſchnitten war, und den lockeren Berg von Flicken, der auf der Erde lag. Ich ſagte: Angele, was machſt Du da? — Und da merkte ich, was die Uhr geſchlagen hatte! — Dennoch trug ich mich eine Zeitlang mit Hoffnungen. Eines Nachts aber wachte ich auf und ſah das Geſicht meiner Frau mit einem Ausdruck der Abweſenheit dicht über mir. Dabei fühlte ich etwas an meiner Kehle. Sie hatte mir dieſelbe Schere, mit der ſie den Stoff zerſchnitten hatte, an die Gurgel geſetzt. Dabei ſagte ſie: ‚Komm, Friedrich, zieh Dich an, wir müſſen beide in einem Sarg von Lindenholz ſchlafen gehn.‘

Nun mußte ich ihre und meine Verwandten zuſammenberufen. Schließlich lag Gefahr für die Kinder vor, wenn auch ich mich zu ſchützen gewußt hätte. — Sie ſehen alſo,“ ſchloß Friedrich, „daß ich auf dem Wege der Ehe auch nicht weit mit meinem Talent gekommen bin. Ich will alles und nichts! Ich kann alles und nichts. Mein Geiſt iſt zugleich überladen worden und leer geblieben.“

Miß Eva Burns ſagte einfach: „Da haben Sie in der Tat etwas Schweres durchgemacht.“

„Ja,“ ſagte Friedrich, „Sie haben jedoch nur dann recht, Miß Burns, wenn Sie die Gegenwartsform an Stelle der Vergangenheitsform ſetzen, und wenn Sie erſt ganz ermeſſen, wodurch dieſer Fall noch verwickelter wird. Die Frage iſt: habe ich ſchuld an dem Verlauf, den das Gemütsleiden meiner Frau genommen hat, oder aber darf ich mich freiſprechen? Ich kann nur ſagen, das Verfahren über dieſen Fall, wo ich ſelber Angeklagter, Kläger und Richter bin, iſt im Gange, und es iſt einſtweilen keine letzte Entſcheidung abzuſehen.

Finden Sie nun einen Sinn darin, Miß Burns, daß gerade mich der Atlantiſche Ozean nicht hat haben gewollt? Oder, daß ich, wie ein Verrückter, um mein nacktes Daſein gekämpft habe? daß ich einige Unglückliche, die unſer Boot zum Kentern bringen wollten, mit dem Ruder über die Köpfe ſchlug, ſo daß ſie lautlos und ſpurlos untertauchten? Iſt es nicht eine Gemeinheit, daß ich mich noch immer ans Leben klammere und alles andere lieber tue, als dies gänzlich verpfuſchte Daſein aufzugeben?“

Alles dieſes hatte Friedrich bleich, erregt, übrigens aber im Tone leichter Konverſation geſprochen. Die abgegeſſenen Teller hatte der Wirt ſchon vor längerer Zeit beiſeite gebracht. Miß Eva ſagte, vielleicht um eine peinliche Antwort zu umgehen: „Wir nehmen doch hier noch Kaffee, Herr Doktor?“ — „Alles, was Sie wünſchen, heut oder morgen und immer, ſolange ich Ihnen nicht läſtig bin. Aber Sie haben an mir einen triſten Geſellſchafter. Es gibt nicht zum zweitenmal einen ſo dummen und kleinen Egoismus, als der iſt, mit dem ich behaftet bin. Denken Sie ſich, meine Frau befaßt ſich in der Anſtalt, in der ſie jetzt iſt, damit, ſich immerfort ihre eigene Sündhaftigkeit, Unwürdigkeit, Schlechtigkeit und Nichtigkeit zu beweiſen. Weil ſie ſo unwürdig iſt, wie ſie ſagt, und weil ich ſo groß, edel und bewundernswürdig vor ihr daſtehe, deshalb muß man ſie ſtändig bewachen, damit ſie ſich nicht, wie man ſagt, ein Leides tut. Iſt das nicht ein ſehr hübſches Bewußtſein für mich? und darf ich mich da nicht wirklich ſtolz fühlen?“

Miß Burns aber ſagte: „Ich habe gar nicht gewußt, daß in einem ſo kräftigen Manne, verzeihen Sie, ein ſo kleines, zitterndes

Seelchen ſitzt. Was Sie jetzt zu tun haben, iſt, meiner Anſicht nach, nur das: nach Möglichkeit dieſe ganze Vergangenheit zuzudecken. Etwas Ähnliches müſſen wir alle tun, um für das Leben tüchtig zu ſein."

„Nein," ſagte Friedrich, „ich bin vollkommen untüchtig. In dieſem Augenblick iſt mir wohl, weil ich mich einem Menſchen gegenüberfinde, dem ich aus irgendeinem Grunde über mich reinen Wein — verzeihen Sie, euphemiſtiſch ausgedrückt — einſchenken kann."

„Sie müßten ſich konzentrieren, Sie müßten arbeiten", ſagte Miß Burns. „Sie müßten womöglich bis zur abſoluten Übermüdung körperlich tätig ſein."

„Oh, meine Verehrte," rief Friedrich, „wie überſchätzen Sie mich. Arbeit? Dazu braucht man Vertrauen und Luſt: beides hab' ich verloren. Und wenn ich hier ſitze, in einem Lande, das durch die mächtigſten Willenskräfte des europäiſchen Menſchen in Beſitz genommen iſt, ſo ſitze ich hier, und das iſt der Punkt, der die meiſten Menſchen von heut von den Menſchen von damals unterſcheidet, weil ich Ruder und Steuer verloren habe und mein letztes bißchen Selbſtbeſtimmung flöten gegangen iſt."

Der Kaffee kam, und Friedrich ſowie Miß Burns rührten ſchweigend die Löffel darin.

Dann fragte Miß Burns: „Wodurch iſt Ihnen denn, wie Sie ſagen, Ihre Selbſtbeſtimmung verloren gegangen?"

„Theridium triste", ſagte Friedrich und gedachte plötzlich des Beiſpiels der Galgenſpinne, das Doktor Wilhelm in bezug auf Ingigerd gebraucht hatte, und das er jetzt im größeren Sinn, auf das Verfahren des Schickſals anwendete. Natürlich verſtand Miß Burns ihn nicht. Aber Friedrich brach ab und wollte ſich, als ſie ihn deshalb um Auskunft bat, nicht erklären. Und ebenſo ſchnell und bereit zog die Dame ihre Frage zurück und ſagte, ſie fände es richtig und gut, wenn er von ſeiner mit deutſchem

Tiefſinn geführten Unterhaltung mehr in ihre Sphäre eines oberflächlicheren Menſchen überginge. An dieſe Bemerkungen ſchloß ſie den Rat: wenn er auch noch ſo ſcharf mit ſich ins Gericht gehe, weil er ſo viele verſchiedene Wege nicht zu Ende gegangen ſei, ſo müſſe er doch getroſt einen neuen betreten und ſich womöglich auf etwas beſchränken, wobei Hand, Auge und Kopf gleichermaßen gefeſſelt wären. Mit einem Wort, er ſolle kommen und mit ſeiner alten Liebe, der Bildhauerei, einen Verſuch machen. Vielleicht würde er in einigen Monaten der Meiſter einer Madonna aus polychromiertem Holz geworden ſein.

Friedrich ſagte: „Sie täuſchen ſich, ich bin ein Schaumſchläger. Laſſen Sie mir die Illuſion, wonach ein großer Künſtler in mir auf den Augenblick der Befreiung harrt. Viel eher ſollte ich vielleicht Miſter Ritters Kutſcher, Kammerdiener, oder Geſchäftsführer ſein.“

Miß Eva Burns hatte ihr kleines Geldtäſchchen hervorgeholt
ſie litt nicht, daß Friedrich für ſie bezahlte, und beide
raten wieder auf die belebte Straße hinaus. Ebenſo wie früher
rregte das Paar, wo es erſchien, Aufmerkſamkeit. „Zum Donner-
retter,“ ſagte Friedrich, der im lärmenden Treiben der Straße
rieder ein anderer geworden war, „was habe ich eigentlich alles
eſchwatzt, Miß Burns? Ich habe Ihre Geduld mißbraucht und
Sie auf ſcheußliche Weiſe gelangweilt?“ — „O nein,“ ſagte ſie,
an ſolche Geſpräche bin ich gewöhnt. Ich verkehre ſeit vielen
ahren mit Künſtlern.“ — „Damit wollen Sie hoffentlich doch
cht über meine Wahrhaftigkeit den Stab brechen, Miß Burns?“
agte, ein wenig erſchrocken, Friedrich. — „Nein, aber ich glaube
cht,“ ſagte ſie ruhig und mit einer beinahe männlichen Feſtig-
it, „daß die Natur, wenn ſie uns einmal durch etwas leiden
acht, uns durch daſſelbe Etwas immer wieder leiden zu machen

beabſichtigt. Zwiſchen zwei Tage, ſcheint mir, iſt, nicht ohne Abſicht des Schöpfers, immer und überall für den Menſchen die Nacht und der Schlaf geſetzt.“

„Nicht immer und überall“, meinte Friedrich, und dachte daran, mit welcher Mühe er ſich in den vergangenen Nächten einige Stunden Schlafs erobert hatte. An einer Straßenkreuzung ſtand Miß Eva ſtill, um eine Tramway zu erwarten, die ſie wieder ins Atelier bringen ſollte. „Sehen Sie das?“ ſagte Friedrich zu ihr und wies auf ſechs vollſtändig gleiche Rieſenplakate, die alle in ſchreienden Farben Mara, das Opfer der Spinne, darſtellen ſollten. Ein grüner Streifen war ſchräg über jedes Plakat geklebt, worauf man las, die Tänzerin ſei bis jetzt noch durch die Folgen des Schiffbruchs am Auftreten verhindert, werde aber am morgigen Tage bei Webſter und Forſter ſich vor dem amerikaniſchen Publikum zum erſtenmal produzieren. Über dieſen Plakaten war an derſelben Brandmauer Artur Stoß in ganzer Figur, überlebensgroß, ſechs- bis achtmal abgebildet.

„Die Kleine hat Miſter Ritter für übermorgen früh zur Probe in ein Theater auf der Fifth Avenue geladen. Das iſt doch nicht Webſter und Forſter!“ ſagte Miß Burns. Friedrich erklärte ihr, was ſich inzwiſchen begeben hatte. Die in Ausſicht ſtehende Probe war dagegen für ihn ſelbſt eine Neuigkeit. Er ſagte leichthin: „Ich habe eigentlich nur Mitleid mit dieſem Mädchen.“ Er ſchloß: „Ich hätte den innigen Wunſch, Miß Burns, Sie möchten ſich dieſes armen, leitungsloſen Geſchöpfes etwas annehmen.“ — „Auf Wiederſehen, kommen Sie ſo bald als möglich ins Atelier arbeiten“, ſagte Miß Burns, in den Straßenbahnwagen einſteigend.

Nachdem Miß Eva Burns von dem Strome des New Yorker Verkehrs fortgeriſſen worden war, hatte Friedrich ſeltſamerweiſe eine Empfindung von Verlaſſenheit. „Ich werde,“ ſagte er ſich, „ſelbſt auf die Gefahr hin, mein Mißgeſchick durch Lächerlichkeit zu krönen, mich morgen in Ritters Atelier verfügen, meine Hände in den Tonkaſten vergraben und mein Leben aus einem feuchten Erdenkloß gleichſam von Grund aus neu zu bilden verſuchen.“

Gegen zehn Uhr am nächſten Morgen hatte Ritter Friedrichen bereits in ſeinem Atelier willkommen geheißen. Er erhielt einen kleinen Arbeitsraum, deſſen Tür nach der Werkſtatt von Miß Burns offen ſtand.

Friedrich nahm nun zwar zum erſtenmal jenen vielbedeutenden feuchten Ton in die Hand, aus dem Götter Menſchen, dafür aber auch die Menſchen um ſo mehr Götter gebildet haben, aber er hatte ſchon in Rom manchem befreundeten Bildhauer auf die Finger geſehen, ſo daß ihm die Arbeit, zum eigenen Staunen und zur Verwunderung von Miß Burns, leicht vonſtatten ging. Natürlich halfen ihm dabei auch ſeine anatomiſchen Kenntniſſe. Als er drei Stunden hintereinander mit heraufgeſtreiften Hemdsärmeln fieberhaft tätig geweſen war, und der Arm eines Muskelmenſchen, in großen Zügen deutlich nachgeformt, vor ihm ſtand, fühlte Friedrich ein ihm völlig neues Gefühl der Befriedigung. Er hatte, ſolange er arbeitete, ganz vergeſſen, wer er war und daß er ſich in New York befand. Als Willy Snyders, wie meiſtens auf ſeinem Wege von ſeinem Geſchäft zum Lunch, unterwegs Bonifazius Ritter und die Kunſt grüßte, kam es Friedrich vor, als würde er in ein ganz anderes, ihm fremdes Leben aufgeweckt und zurückgerufen. Es tat ihm leid, die Arbeit verlaſſen zu müſſen. Er fand, daß die Mittagsmahlzeit eigentlich etwas recht Störendes ſei.

Miß Burns ſowohl als Willy hatten Friedrich durch Lob ſtolz gemacht. Als Ritter kam, wurden ſie ſchweigſam und abwartend. Ritter, nachdem er dieſen erſten Verſuch des Arztes betrachtet hatte, meinte: er habe ſicherlich ſchon öfters Ton in den Händen gehabt. Das konnte Friedrich mit gutem Gewiſſen verneinen. „Nun,“ meinte Ritter, „dann haben Sie wirklich mit dem Material gewirtſchaftet wie jemand, dem die Sache im Blute ſitzt. Nach dieſem erſten Verſuche erſcheint es mir, als ob Sie nur auf den Ton gewartet hätten, und als ob der Ton nur auf Sie gewartet habe.“ Friedrich ſagte: „Wir wollen ſehen!“ Er fügte hinzu: es heiße zwar, aller Anfang ſei ſchwer, aber nach ſeiner Erfahrung ſei es bei ihm eher umgekehrt. So gewinne er meiſt die erſte und zweite Schach-, Skat- oder Billardpartie, während er ſpäter immer verliere. So ſei ihm ſeine Doktorarbeit, ſeine erſte bakteriologiſche, und ſeien ihm ſeine erſten mediziniſchen Kuren gut ausgeſchlagen. Dieſen Behauptungen, an denen immerhin ein Gran Wahrheit war, wollten die Künſtler indeſſen nicht trauen, und Friedrich verließ das Atelier in einer geſünderen Laune, als ihn je eine ſeit Jahren überkommen hatte.

Leider ſchlug ſie einigermaßen um, nachdem er im Klubhaus mit Ingigerd Hahlſtröm geſprochen hatte. Das Mädchen hörte mit Anteilloſigkeit, wenn nicht mit Ironie, von ſeiner neuen Betätigung. Ritter, Willy und Lobkowitz waren heimlich empört über ihre Bemerkungen. Sie verlangte von Friedrich, er müſſe zu Webſter und Forſter gehn und dieſe Leute veranlaſſen, eine Anzeige, die ſie bei der Society for the Prevention of Cruelty to Children aus Rache gemacht hatten, zurückzuziehen. Da ihnen der Dollar-Wert, der in der kleinen Schiffbrüchigen ſteckte, durch deren neuen Vertrag mit Lilienfeld entgangen war, ſollte nun wenigſtens auch dem Konkurrenten ein Strich durch ſeine Rechnung gemacht werden. Ingigerd hatte am Morgen eine erſte kleine Probe gehabt. Zur Probe des nächſten Tages hatte ſich bereits ein Vertreter der Society for the Prevention of Cruelty to Children angemeldet. Sie war natürlich darüber außer ſich, denn erſtlich wollte ſie nun durchaus in New York ihr Licht leuchten laſſen und im doppelten Sinne gefeiert, das heißt bedauert und bewundert ſein. Ferner wollte ſie das in Ausſicht ſtehende Kapital nicht einbüßen. Wenn man ſie in New York nicht auftreten ließ, ſo verdarb man ihr das Geſchäft für Amerika.

Gegen den eiſernen Willen der Kleinen war nicht anzukommen. Mit innerem Ekel, wohl oder übel, mußte Friedrich vom Mittag bis Abend für den kleinen Star Läufer- und Handlangerdienſte verrichten. Er lief von Webſter und Forſter zu Lilienfeld, von Lilienfeld zu den Anwälten Brown und Samuelſon, von der Second Avenue nach der Fourth Avenue, von der Fourth Avenue nach der Fifth Avenue, um ſchließlich bei Miſter Barry, dem Vorſtand der Society for the Prevention of Cruelty to Children ſelbſt, anzuklopfen. Aber Miſter Barry empfing ihn nicht.

Es war ein Glück, daß der brave Willy Snyders ſeinem ehemaligen Lehrer in aufopfernder Weiſe zur Seite blieb und ihm, er hatte ſich zu dieſem Zweck den Nachmittag über von ſeinem Bureaudienſt freigemacht, die Wege ſo viel wie möglich ebnete. Sein ſchnoddriger, derber Humor, ſeine luſtigen Privatiſſima über New Yorker Verhältniſſe halfen Friedrichen über viele unangenehme Augenblicke hinweg.

Es iſt für die Beſitzer der Paläſte in der Fifth Avenue gut, daß ihre Ohren mit Taubheit geſchlagen ſind. Sonſt würde keiner von ihnen zum Genuß ſeines Daſeins gelangen. Man kann ſich in Europa nicht vorſtellen, von welcher Fülle von Flüchen und Verwünſchungen die Umgebung der Häuſer der Goulds, der Vanderbilts und andrer Nabobs verfinſtert iſt. Dieſe langweiligen Sandſtein- und Marmorpalais werden angeſehen, wie auf Jahrmärkten Käfige wilder Tiere, oder wie man Gebäude anſehen würde, die aus den blutigen Judaspfennigen erbaut worden ſind, um die, nach der Sage, ein Jünger Jeſu den Meiſter verriet.

Dem allgemeinen Brauche gemäß erging ſich denn auch Willy Snyders in höchſt reſpektloſen Äußerungen. Ein ſolcher Brauch iſt natürlich in einem Lande, wo es dem Bürger völlig unmöglich iſt, irgend jemand für etwas anderes als ſeinesgleichen anzuſehen, und wo eine geheiligte Autorität, ein unterſcheidender Nimbus weder für Geld noch für gute Worte zu haben iſt. Es gibt dort keine Fürſten, alſo auch keine Geldfürſten, ſondern nur ſolche Leute, von denen man ſagt, daß ſie ſich durch Raub, Diebſtahl und Betrug einen ungerechten Rieſenanteil der allgemeinen, jahraus jahrein fortgeſetzten Dollarfiſchzüge geſichert hätten.

Friedrich war glücklich, als er am folgenden Morgen wieder in der Nähe des Tonkaſtens und bei ſeiner Modellierarbeit ſtand. Hier konnte er, leidenſchaftlich mit Hand und Auge bemüht, ſeinen vom Lärm New Yorks brummenden Kopf austoſen laſſen. Er pries ſich glücklich, daß er von Grund aus unpraktiſch war und den grauenvollen Jahrmarkt, die ewigen Kriech-, Tanz- und Springprozeſſionen nach dem ſakroſankten Dollar nicht mitzumachen brauchte.

Wenn ihm der Atem jenes Treibens das Kleid ſeiner Seele gleichſam in Fetzen riß, ſo ſpürte er, die Details des athletiſchen Armes nachbildend, wie der innere Heilungsprozeß in Gang geriet. Öfters kam Miß Eva herein, um zu betrachten, was er gemacht hatte, und einige Worte mit ihm zu wechſeln. Das war ihm lieb, ihre kameradſchaftliche Gegenwart beruhigte, ja beglückte ihn. Und das in ſich Beruhende ihres Weſens erregte Friedrichens immerwährende, ſtille Bewunderung. Als er ihr ſagte, welches merkbare Quietiv ihm dieſe neue Arbeit ſei, erklärte ſie, wie ſie das ſehr wohl aus eigener Erfahrung gewußt habe, und meinte, wenn er nicht abſpringe, ſondern dabeibleibe, werde ihm die Wohltat einer ſolchen Arbeitsform bald noch tiefer fühlbar ſein.

Für zwölf Uhr waren die Künſtler von Ingigerd Hahlſtröm zur Probe geladen. Man verſammelte ſich in Miß Evas Atelier, mit einer gewiſſen Feierlichkeit. Außer Ritter und

Lobkowitz waren Willy Snyders und der zigeunerhafte Franck gekommen, der ein großes Skizzenbuch unterm Arme trug. Da der Himmel hell und die Straßen trocken waren, beſchloß die kleine Geſellſchaft, der ſich natürlich Eva Burns angeſchloſſen hatte, bis ins Theater der Fifth Avenue zu Fuß zu gehn. Ritter erzählte Friedrichen unterwegs, daß er ſich auf Long Island ein kleines Landhaus baue, aber dieſer wußte bereits mehr davon. Es war, wie Willy Snyders Friedrich verraten hatte, ein ziemlich anſpruchsvoller Bau, den der junge Meiſter nach eigenen Plänen errichten ließ. Ritter ſprach davon, wie doch die doriſche Säule die natürlichſte und deshalb edelſte aller Säulenformen ſei und in jede Umgebung von Grund aus hineinpaſſe. Darum hatte er ſie auch bei ſeiner Villa vielfach verwandt. Für die Innenräume waren ihm pompejaniſche Eindrücke teilweiſe maßgebend. Er hatte in ſeinem Hauſe ein Atrium. Er ſprach von einer Brunnenfigur, einem Waſſerſpeier, den er über dem quadratiſchen Waſſerbecken anbringen wollte. Er meinte, die Künſtler ſeien in dieſer Beziehung heute erfindungslos. Hier wären die tollſten und luſtigſten Möglichkeiten. Er nannte das „Gänſemännchen", das „Mannecken Pis" und den „Nürnberger Tugendbrunnen", als naive deutſche Beiſpiele: aus der Antike den Satyr mit dem Schlauch zu Herkulanum und anderes mehr. „Das Waſſer," ſagte er, „das als bewegtes Element mit dem unbeweglichen Kunſtwerk verbunden ſei, könne rinnen, triefen, ſtürzen, ſprudeln, ſpritzen, aufwärts quellen oder prächtig ſteigen, es könne glockig ziſchen oder ſtaubig umhertreiben. Aus dem Schlauche des Satyrs zu Herkulanum muß es gegluckſt haben."

Während Friedrich neben dem ſchlanken und elegant gekleideten Bonifazius Ritter ging und in der kalten und ſonnigen Luft griechiſche Phantaſien mit ihm durchlebte, pochte ſein Herz mit großer Gewalt. Es war ihm, wenn es ihm zum Bewußtſein kam, daß er, nach allem was dazwiſchenlag, Ingigerd Hahlſtröm wiederum ihren Tanz tanzen ſehen ſollte, als könne er dieſem Eindruck nun nicht mehr gewachſen ſein.

Das Theater an der Fifth Avenue war finſter und leer, als Ritter und ſein Gefolge eintraten. Irgendein junger Mann hatte die Herren ins Parkett geführt. Sie konnten ſich hier nur vorwärtstaſten. Allmählich trat, nachdem ſich ihre Augen gewöhnt hatten, die nächtliche Grotte des Theaterraumes mit ſeinen Sitzreihen, ſeinen Rängen und ſeinem bemalten Plafond hervor. Die Finſternis, die nach Staub und Moder roch, legte ſich Friedrichen auf die Bruſt. Das ganze geräumige Gruſtgewölbe hatte Vertiefungen, die wie Höhlungen für Särge wirkten und zum Teil mit bleichen Laken verhängt waren. Die Bühne war, bei aufgezogenem Vorhang, durch abgeblendete Glühlampen ſchwach erhellt, in einem Umkreis, der größer wurde, je mehr ſich das Auge mit dem ſchwach verſtreuten Licht zu begnügen verſtand.

Die Herren, von denen noch keiner einen unbeleuchteten, leeren Theaterraum geſehen hatte, fanden ſich auf irgendeine Weiſe beengt und beklemmt, ſo daß ſie, ohne beſonderen Grund, ihr Geſpräch zum Flüſtern herabdämpften. Es war kein Wunder, daß Friedrichens Herz immer ungebärdiger gegen die Rippen ſchlug. Aber auch der nicht leicht betretene, immer zum Sarkasmus neigende Willy Snyders rückte die Brille, riß, wie man ſagt, Mund und Naſe auf, ſo daß ſein ſchwarzer japaniſcher Kopf mit dieſem Ausdruck der Selbſtvergeſſenheit, als ihn Friedrich ſtreifte, einen herausfordernd komiſchen Eindruck machte.

Als nach einer Anzahl ſpannungsvoller Minuten ſich nichts veränderte, wollten die Künſtler eben damit beginnen, ihre Seelen durch Fragen zu entlaſten, als plötzlich die Ruhe durch ein Getrampel unterbrochen und der Bühnenraum vom Lärm einer lauten, etwas gepreßten, keineswegs melodiſchen Männerſtimme erſchüttert wurde. Schließlich erkannte man den Impreſario Lilienfeld, im Paletot, den hohen Hut in den Nacken geſchoben, heftig ſcheltend und mit einem ſpaniſchen Rohre fuchtelnd. Dieſe Entdeckung löſte bei den Künſtlern einen unwiderſtehlichen, nur mit Mühe in den gebotenen Grenzen zu haltenden Lachkrampf aus.

Lilienfeld brüllte. Er rief nach dem Hausmeiſter. Irgendein Reinmacheweib, das ihm auf der ſonſt verödeten Bühne in den Wurf gekommen war, wurde von ihm auf geradezu ſchreckliche Weiſe niedergedonnert. Wo war der Teppich? Wo war die Muſik? Wo war der Lümmel von einem Beleuchter, den man ausdrücklich auf zwölf Uhr beſtellt hatte. Das Fräulein, hieß es, ſtehe hinten im Gang und könne nicht in die Garderobe hinein. Eine Stimme aus dem Parkett, die des jungen Mannes, der die Künſtler hereingeleitet hatte, ſuchte ſich mehrmals durch ein ſchüchternes „Herr Direktor, Herr Direktor“ bemerklich zu machen. Endlich hatte Lilienfeld, mit der Hand am Ohr an die Rampe tretend, den Laut dieſer Stimme aufgefaßt. Sofort ergoß ſich über den jungen Mann das einen Augenblick geſtaute, jetzt verdoppelte Donnerwetter. Der Beleuchter kam und wurde nun ebenfalls angeranzt. Drei Leute mit Tamtam, Becken und Flöte wurden von einem Herrn im Zylinder hereingeſchoben. „Wo iſt die Blume? Die Blume! Die Blume!“ ſchrie Lilienfeld jetzt in das Gruftgewölbe hinein, wo ihm ein zages „Ja, ich weiß nicht“ von irgendwoher antwortete. Nun verſchwand er, immer „Wo iſt die Blume? die Blume?“ rufend. „Wo iſt die Blume? die Blume! die Blume!“ drang es in endloſen Echos bald näher, bald ferner, bald von oben, bald von der Seite, bald von der Bühne, bald aus der letzten Parkettreihe den Künſtlern ans Ohr. Ein Umſtand, der ihre Heiterkeit noch mehr anregte.

Es wurde nun eine ſonderbare, große, rote Papierblume bei etwas verſtärktem Licht auf die Bühne gebracht. Lilienfeld, der befriedigter wiederkam, war im Geſpräch mit den Muſikanten begriffen. Er erkundigte ſich, ob ſie den verlangten Tanz ſtudiert hätten, und ſchärfte ihnen den Rhythmus ein. Er wünſchte alsdann zu hören, was ſie zu leiſten vermöchten, erhob ſeinen Rohrſtock wie einen Taktſtock und ſagte befehlend: „Well, begin!“

So begannen denn nun die Muſikanten auch in der neuen Welt jenen aufreizenden Rhythmus, jene teils dumpfe, teils kreiſchende Barbarenmuſik, die Friedrichen ſchon in der alten Welt verfolgt hatte. Er dankte dem Himmel dafür, daß die Dunkelheit ſeine Erregung verbergen half. Bis hierher war er durch immer dieſelben Klänge gelockt, verleitet oder geleitet worden. Welche Abſicht hatte dieſer ſonderbare Ariel nun mit ihm, und in weſſen Auftrag handelte er, als er ſein Opfer nicht nur mit inneren Stürmen aufregte, ſondern es, in einem wirklichen, furchtbaren Sturm, auf hoher See beinahe zugrunde gehen ließ? Warum hatte er ihm die Stacheln dieſer Muſik ins Fleiſch, ihre unzerreißlichen Schlingen um Nacken und Glieder geworfen, und wie kam es, daß ſie durchaus ungeſchwächt mit ihrer eigenſinnigen Teufelei hier wieder einſetzte.

Er ſchlug nicht um ſich, er rannte nicht fort und war doch nahe daran, beides zu tun. Es war ihm, als wäre ſein Kopf dick in dicke Segelleinwand eingewickelt, und als müßte er endlich die aufgezwungene Blindheit loswerden und ſeinem bizarren und grotesken Gegner — Ariel oder Kaliban! — ins Auge ſehn.

Es iſt unzweifelhaft, dachte Friedrich, während die Muſik ihn quälte und aufreizte, daß die Menſchen immer wieder den Wahnſinn ſuchen und dem Wahnſinn ergeben ſind. Und war nicht Wahnwitz bei denen der Anführer, die zuerſt das Unmögliche möglich machten und über die Ozeane gingen, obgleich ſie nicht Fiſch noch Vogel waren. Es gibt in Skagen in Dänemark im Speiſeſaal eines kleinen Gaſthofes eine Sehenswürdigkeit. Dort ſind die bemalten Galionfiguren untergegangener Schiffe, mit deren Trümmern ſie gelegentlich an Land kamen, aufgeſtellt. Alle dieſe hölzernen Leute, Herren und Damen, mit den bemalten Geſichtern und Kleidern, hat unverkennbar die Hand des

Wahnſinns berührt. Sie blicken alle nach oben und in die Weite, irgendwohin, wo ſie etwas hinter allem zu ſehen ſcheinen, und ſchnobern mit ihren Naſen nach Gold oder nach den Gerüchen fremder Gewürze in die Luft. Alle haben ſie irgendwie ein Geheimnis entdeckt und den Fuß von der heimiſchen Erde in die Luft geſetzt, um dort Illuſionen und Phantasmagorien und der Entdeckung neuer Geheimniſſe im Pfadloſen nachzugehen. Von ſolchen iſt das Dorado entdeckt worden. Solche führten Millionen und Millionen von Menſchen in den Untergang.

Und Ingigerd Hahlſtröm wurde Friedrichen jetzt wirklich zur verführeriſchen und ekſtatiſchen Galionfigur, während er ſie kurz vorher zur bemalten Madonna aus Holz gemacht hatte. Er ſah ſie jetzt über dem Waſſer an der Spitze eines geſpenſtiſchen Segelſchiffs, ſchwanenhaft vorgebauſcht, mit offenem Mund und weitaufgeriſſenen Augen, während ihr gelbes Haar zu beiden Seiten der Schläfen lotrecht herniederfloß.

Da verſtummte der Lärm der Muſik, und Ingigerd war auf die Bühne getreten.

Sie hatte einen blauen langen Theatermantel umgenommen, unter dem ſie bereits im Koſtüm ihrer Rolle war. Sie ſagte ſehr trocken: „Lieber Direktor, ich glaube, daß es ein bißchen dumm iſt, meine Nummer, ‚Mara oder das Opfer der Spinne‘ in ‚Oberons Rache‘ umzuändern.“ — „Meine Liebe,“ ſagte Lilienfeld ärgerlich, „überlaſſen Sie das um Gottes willen mir, ich kenne das hieſige Publikum. Fangen wir an, meine Liebe! es eilt“, ſchloß der Mann, und indem er laut in die Hände klatſchte, rief er den Muſikanten zu: „Forwards! Forwards! Ohne Umſtände!“

Wieder begann die Muſik, und gleich darauf tanzte Mara herein. Sie glich einer nackten Elfe, die ſich ſchwebend umherbewegte. Wie ſie in weiten Kreiſen um die noch ungeſehene Blume flog, ſchien ſie dann wieder in ihrem golddurchwirkten, durchſichtigen Schleier ein fabelhafter, exotiſcher Schmetterling.

Willy Synders nannte ſie eine Waſſerjungfer! Ritter eine Phaläne. Maler Franck hatte ſich mit den Augen an der verwandelten Ingigerd feſtgeſaugt.

Jetzt nun kam jener Augenblick, wo das Mädchen mit traumwandleriſch geſchloſſenen Lidern die Blume zu ſuchen begann. In dieſem Suchen lag Unſchuld und Lüſternheit. Es trat dabei jenes unendlich feine Zittern hervor, das man in der ſchwülen Erotik der Nachtfalter beobachtet. Endlich hatte ſie an der Blume gerochen, und, wie an ihrer jähen Erſtarrung zu merken war, die dicke Spinne darauf erblickt.

Wie Friedrich bekannt war, pflegte Ingigerd das Entſetzen, die Schreckenslähmung und die Flucht nicht immer auf gleiche Weiſe darzuſtellen. Heut bewunderten alle den Wechſel des Ausdrucks auf dem ſüßen Antlitz der Tänzerin, das von Widerwillen, Ekel, Entſetzen und Grauſen nacheinander bewegt und entſtellt wurde. Sie flog, wie geblaſen, bis in den äußerſten Lichtkreis zurück.

Die neue Phaſe des Tanzes begann: jene, in der das Mädchen die Spinne für harmlos hielt und ſich wegen der überſtandenen Ängſte auslachte. Dies alles war von unnachahmlicher Grazie, Unſchuld und Luſtigkeit. Als nun nach einem Zuſtand wohliger Ruhe das Spiel mit den imaginierten Spinnefäden ſeinen Anfang nahm, kreiſchte eine Parkettür, und ein ſtattlicher Greis ward hereingeführt. Er trug den Zylinder in der Hand, das ſcharf geprägte Geſicht war bartlos, die ganze Erſcheinung zeigte den Gentleman. Der junge Mann, der den Fremden geleitet hatte, ſtürzte davon, und der Gentleman, ohne nach vorn zu kommen, hatte ſich, wo er war, auf einem Parkettſitz Platz geſchafft. Aber Lilienfeld erſchien, und, indem er ſich um den ehrfurchtgebietenden alten Yankee, gewandt wie ein Ohrwurm, herumbewegte, ſuchte er ihn zu veranlaſſen, in der vorderſten Reihe Platz zu nehmen.

Der Herr, Miſter Barry, Präſident der Society for the Prevention of Cruelty to Children und vieler anderer Organiſationen, winkte ab und vertiefte ſich in die Vorſtellung. Ingigerd war indeſſen durch das Quarren der Parkettür, die Ankunft des neuen Zuſchauers und das Brummeln ihres Impreſarios bei der Begrüßung aus dem Konzept gebracht worden. „Vorwärts, vorwärts!“ rief Lilienfeld. Die Kleine aber trat an die Rampe und ſagte geärgert: „Was iſt denn los?“ — „Gar nichts, durchaus nichts, meine Verehrte,“ beteuerte der Direktor voll Ungeduld. Ingigerd rief nach Doktor von Kammacher. Friedrich erſchrak, als er ſeinen Namen erſchallen hörte. Es war ihm peinlich, zu Ingigerd an die Rampe zu gehen. Sie beugte ſich nieder und trug ihm auf, dem Pavian von der „Society“ auf den Zahn zu fühlen und ihn zu ihren Gunſten zu bearbeiten. Sie ſagte: „Wenn ich nicht öffentlich auftreten darf, ſo ſpringe ich von der Brooklynbrücke, und man kann mich mit der Angel dort ſuchen, wo mein Vater iſt.“

Als Ingigerd unter Zuckungen, erdroſſelt von den Fäden der Spinne, ſcheinbar ihr Leben, in Wahrheit ihren Tanz beendet hatte, ward Friedrich Mr. Barry vorgeſtellt. Der alte, reckenhafte Nachkomme der Pilgerväter, die mit der Mayflower geandet waren, muſterte Friedrich mit einem Blick, der feindlich vie der einer Katze ſchillerte und für den, wie es ſchien, Dunkelheit nicht vorhanden war. Barry ſprach ruhig, aber vas er ſagte, hatte nicht gerade den Anſchein, als ob ein oleranteſ Verhalten von ihm zu erwarten wäre. „Das Mädchen,“ agte er nach einigen Auseinanderſetzungen Lilienfelds, „iſt bereits on ihrem gewiſſenloſen Vater zu verwerflichen Zwecken mißraucht worden.“ Er äußerte ferner: „Die Erziehung des Kindes ſ vernachläſſigt; offenbar hat man ihm nicht einmal die geiufigſten Begriffe von Scham und Anſtand beigebracht.“ Er etzte hinzu, mit einer Kälte und einem Hochmut, die jede

Gegenerklärung entkräfteten, daß leider zur Verhinderung ſolcher widerlichen, das öffentliche Sittlichkeitsgefühl ſo gröblich verletzenden Schauſtellungen noch immer kein Geſetz vorhanden ſei. Einwände Lilienfelds ſchien er nicht aufzufaſſen.

Sein mangelhaftes Engliſch erſchwerte es Friedrich, einzugreifen. Dennoch hatte er den Zwang, unter dem Ingigerd ſich befand, ihr Brot zu verdienen, zu betonen gewagt, woraufhin er aber ſogleich mit der kalten Frage: „Sind Sie der Bruder des Mädchens?“ zum Schweigen gebracht wurde.

Der Präſident der Society hatte den Raum verlaſſen, und Lilienfeld tobte mit wilden Verwünſchungen wider die niederträchtige Heuchelei dieſer Yankees und Puritaner. Aber er hatte die ganz beſtimmte Ahnung, daß ein Verbot, öffentlich aufzutreten, an Ingigerd Hahlſtröm ergehen werde. Dieſe verwünſchte Suppe hatten ihm Webſter und Forſter eingebrockt. Ingigerd weinte, als Friedrich ſie in der Garderobe abholen wollte, und erging ſich in wütender Heftigkeit. „Das habe ich niemand als Ihnen zu verdanken,“ ſagte ſie, „warum konnten Sie mich denn nicht, wie Stoß mir riet und wie jeder mir riet, am erſten Tage auftreten laſſen?“

Friedrich war angeekelt. Mr. Barrys Erſcheinung hatte ihm die Geſtalt ſeines Vaters ins Gedächtnis gerufen. Wenngleich er ſeine Anſichten niemals in der Form von Mr. Barry geäußert und betätigt haben würde, ſo waren ſie denen des Yankees doch verwandt, ja in Friedrichens eigner Seele war vieles ungetilgt geblieben, was Geburt und Erziehung gepflanzt hatten.

Der zigeunerhafte Franck ſtürzte herein und gebärdete ſich wie ein Unſinniger. Seine Begeiſterung, die Ingigerds Laune ein wenig verbeſſerte, war von der ſtammelnden, nach Worten ringenden Art. Friedrich ſah den Maler mit Widerwillen und erſchrak, als er bei ihm die Zeichen der eigenen Beſeſſenheit wiedererkannte. Ingigerd überließ dem Maler die Hand, die er mit wilden Küſſen bedeckte, und dieſe leidenſchaftlichen Küſſe erſtreckten ſich von dem Handgelenk auf den Unterarm, was dem Mädchen natürlich und in der Ordnung ſchien.

Ingigerd wünſchte, daß Friedrich nochmals zu Präſident Barry perſönlich hinginge, um ihn mit Bitten oder Drohungen, Zwang oder Geld zu beeinfluſſen. Ein ſolcher Verſuch war, wie Friedrich wußte, ausſichtslos. Da weinte ſie und erklärte, ſie hätte nur Freunde, die ſie ausnützten. Warum war Achleitner nicht mehr da? Warum mußte gerade er und nicht dieſer und jener andere ſein Leben einbüßen? Achleitner war ihr wirklicher Freund, einer, der in der Welt Beſcheid wußte und zugleich reich und uneigennützig war.

Schon am nächſten Tage war das Verbot, aufzutreten, wirklich an Ingigerd Hahlſtröm gelangt. Das Mädchen gebärdete ſich wie unſinnig. Lilienfeld indeſſen erklärte, jetzt ſei der Augenblick da, die Sache beim Mayor von New York anhängig zu machen. Zugleich eröffnete er Ingigerd, ſie müſſe das Klubhaus verlaſſen, wenn ſie nicht Internierung in irgendein Waiſenhaus gewärtigen wolle. Lilienfeld bot ihr, er war verheiratet, aber kinderlos, Aſyl im eigenen Hauſe an; wohl oder übel mußte ſie einwilligen.

Als am Morgen nach der Überſiedelung Ingigerds Friedrich in einem neuen, von Miß Eva Burns beſchafften Rohleinwandkittel hinter ſeiner Modellierarbeit ſtand, hatte er ein Gefühl der Erleichterung.

Meiſter Ritter hatte Miß Eva Burns gegenüber Neigung geäußert, das tanzende Mädchen zu modellieren. Aber Friedrich brachte es nur zu einer etwas mühſamen Zuſtimmung. „Sehen Sie, Miß Eva," ſagte er, „eigentlich bin ich der letzte, der es verhindern will, wo irgend etwas von ſchönen Dingen entſtehen ſoll. Aber ich bin nur Menſch, und wenn der Meiſter die Kleine als Aktmodell benutzt, ſo iſt es mit meiner Seelenruhe zu Ende.“ Miß Eva lachte. „Sie haben gut lachen,“ ſagte er, „aber ich bin ein Rekonvaleſzent, und Rezidive ſind lebensgefährlich.“

Es vergingen acht Tage, in denen Friedrich einen wunderlichen und noch keineswegs ſieghaften Kampf durchmachte. Täglich arbeitete er im Atelier, Miß Burns war ſeine Vertraute geworden. Sie wußte nun durch ihn ſelbſt, was ihr auch früher nicht verborgen geweſen war, daß er in Banden Ingigerds ſchmachtete. Sie wurde ſeine Kameradin und ſeine Beraterin, ohne ſich jemals anders, als aufgefordert, in die Wirrungen ſeines Innern einzumiſchen. Friedrich hatte ihr ſeinen Entſchluß, von Ingigerd freizukommen, mitgeteilt. Jedesmal, wenn er bei dem Mädchen geweſen war, ſagte er, daß er ſich indigniert und gelangweilt gefühlt habe. Er war dann feſt entſchloſſen, nicht mehr zu ihr zurückzugehn: ein Vorſatz, der oft ſchon einige Stunden ſpäter gebrochen wurde. Bei Miß Evas unendlicher Langmut brauchte Friedrich das Thema Ingigerd niemals abzuſetzen. Die Seele des Mädchens wurde von innen nach außen und von außen wieder nach innen gewendet, ihr Inhalt wurde hundertmal durchgeworfelt und nach Gold oder Weizenkörnern durchgeſiebt.

Eines Tages hatte das Mädchen zu Friedrich geſagt: „Nimm mich, entführe mich, mache mit mir, was Du willſt!“ Sie hatte ihn aufgefordert, ſtreng, ja grauſam mit ihr zu ſein. „Sperre mich ein,“ ſagte ſie, „ich will außer Dir keine Männer mehr ſehen.“ Ein andermal hatte ſie bittend geäußert: „Ich will gut werden, Friedrich, mache mich gut.“ Aber am nächſten Tage hatte ſie ihren Beſchützer und Freund ſchon wieder in die Zwangslage verſetzt, ſich mit unverzeihlichen Handlungen abzufinden.

Tatſache war, daß ſie bereits eine Anzahl Männer für ſich laufen, rennen, Geſchäfte abwickeln, denken und zahlen ließ.

Wovon Friedrich ſich nicht entwöhnen konnte, das war dieſe gebrechliche, blonde und ſüße Körperlichkeit. Und doch war er entſchloſſen, ſich loszumachen. Eines Tages kam Ingigerd, um Miß Eva für ein Porträt zu ſitzen. Auch Friedrich rückte einen Drehſtuhl heran. Es war nicht ohne weiteres abzuſehen, warum Miß Burns dieſe Sitzungen arrangiert hatte, tatſächlich aber hatte das ſtrenge und ſehr genaue Studium, das nun auch Friedrich den Zügen ſeines Idols widmete, eine ſonderbare Wirkung auf ihn.

Die Flächen der Stirn, die Augenbogen, die Lage der Augen ſelbſt, die Biegung der Schläfe, die Form und der verkrüppelte Anſatz des Ohrs, die meſſerrückenſchmale Naſe, ihre Flügel, die etwas ältliche naſolabiale Falte, der Kniff in den Mundwinkeln, das ſchöne, doch auch brutale Kinn, der eigentlich wirklich unſchöne Hals mit der wäſcherinnenhaften Halsgrube, alles das prägte ſich ihm ſo nüchtern ein, daß jede verſchönende Kraft erloſch. Vielleicht wußte Miß Eva Burns, was es mit einer ſo ſtrengen, anhaltend folgerichtigen Betrachtung eines Modelles auf ſich hat.

Die langen Sitzungen, denen Ingigerd ſich aus Eitelkeit unterwarf, zeigten überdies das Enge, Läſtige ihres Charakters. Mit Bewunderung für Miß Eva Burns empfand Friedrich das ewig Zurückgebliebene, Inkomplette ſeines Modells mit erſchreckender Deutlichkeit. Einſt hatte ſie einen Brief aus Paris, von der Mutter, mitgebracht. Sie las ihn vor, und es war, als wenn ſie indes am Pranger ſtünde.

Der Brief der Mutter war ſtreng, ernſt, ſorgenvoll, aber nicht ohne Liebe. Das frühe Ende des Vaters wurde darin mit Anteil erwähnt und Ingigerd nach Paris eingeladen. Die Mutter ſchrieb: „Ich bin nicht reich. Du wirſt bei mir arbeiten müſſen, Mädchen, aber ich werde mich bemühen, Dir in jeder Beziehung eine Mutter zu ſein, wenn“ — und nun kam der

Nachſatz! — „wenn Du Dir vornimmſt, Deinen Lebenswandel zu beſſern.“

Die Gloſſen, die das Mädchen zu dieſen Äußerungen der Mutter machte, waren von einer dummen und wilden Gehäſſigkeit. „Ich ſoll zu ihr kommen und in mich gehen,“ äffte ſie nach, „weil mich der liebe Gott ſo wunderbarlich gerettet hat. Jawohl, Mama ſoll erſt in ſich gehen! ſo blöd werd ich ſein. Ich werde nicht Schneiderin. Fortwährend von Mama ſchurigeln laſſen. Um mich iſt mir nicht bange, wenn ich bloß nicht unter jemandes Fuchtel bin.“ Und ſo ging es fort, in einer Weiſe, die vor den häßlichſten Intimitäten in der Lebensführung der Eltern nicht zurückſchreckte.

Für den fünfundzwanzigſten Februar war auf Betreiben Lilienfelds und ſeiner Anwälte ein Termin vor dem Mayor von New York in der City-Hall anberaumt worden, der über Aufhebung oder Aufrechterhaltung des Verbots, Ingigerd Hahlſtröm und ihr öffentliches Erſcheinen angehend, entſcheiden ſollte. Ingigerd, durch Frau Lilienfeld smart gekleidet, wurde in eine Droſchke gepackt und in Begleitung der Dame, die ſie chaperonierte, nach der City-Hall übergeführt. Friedrich und Lilienfeld waren vorangefahren. „Die Lage iſt die,“ erklärte Lilienfeld während der Fahrt durch das graue, finſtere und kalte New York, „daß New York augenblicklich in den Händen der Tammany-Society iſt. Die Republikaner ſind bei den letzten Wahlen durchgefallen. Jlroy, der Mayor, iſt ein Tammany-Mann. Der Kutſcher wird möglicherweiſe bei Tammany-Hall vorbeifahren, und ich werde Ihnen den Sitz dieſer furchtbar einflußreichen Geſellſchaft zeigen, die den Tiger im Wappen führt. Der Name Tammany ſtammt von einem indianiſchen Seher Tamenund. Die Parteiführer haben läppiſche indianiſche Namen und Titel. Das Wappen wird nicht Wappen, ſondern Totem genannt. Aber laſſen Sie ſich durch dieſe Indianerromantik nicht täuſchen. Dieſe Leute ſind nüchtern. Der Tammany-Tiger iſt ein Tier im großen New Yorker Schafſtall, mit dem nicht zu ſpaßen iſt.“

„Wir dürfen übrigens annehmen,“ fuhr der Direktor fort, „den Tammany-Tiger, und alſo den Bürgermeiſter, in Sachen der Kleinen für uns zu haben, obgleich das nicht abſolut ſicher iſt. Mr. Barry iſt jedenfalls Republikaner und ein Todfeind von Tammany-Hall. Dagegen würde Ilroy, der Mayor, mit allergrößtem Vergnügen ihm und der Society for the Prevention of Cruelty to Children, dieſer blödſinnigen Inſtitution, eins auswiſchen. Aber ſeine Amtszeit läuft ab, und er möchte gern wiedergewählt werden, was nur bei einigen Konzeſſionen an die Republikaner wahrſcheinlich iſt. Nun, wir wollen ſehen! wir müſſen abwarten!“

Man war im City-Hall-Park vor der City-Hall angelangt, einem Marmorbau mit Glockenturm und einem Säulen-Portikus. Unter dieſem Portikus mußte man auf die Ankunft der Damen warten.

Im Hin- und Herſchreiten fühlte ſich Friedrich plötzlich am Rocke gezupft. Er wandte ſich und erblickte ein modiſch vermummtes kleines Mädchen, in dem er ſofort Ella Liebling erkannte. „Ella, Mädel, wo kommſt Du her?“ fragte er. Sie knickſte und ſagte, daß ſie mit Roſa ſpazieren ginge. In der Tat ſtand das Dienſtmädchen an den Stufen der City-Hall und grüßte mit: „Guten Morgen, Herr Doktor.“ Friedrich ſtellte Ella Herrn Lilienfeld als eine kleine Schiffbrüchige vor. „Guten Morgen, mein Kind,“ ſagte Lilienfeld, „alſo iſt es wirklich wahr, daß Du bei dem ſchauerlichen Schiffsuntergang auch geweſen biſt?“ Keck und friſch und mit einem kindlich koketten Stolz gewürzt kam die Antwort zurück: „Jawohl! und ich habe dabei einen Bruder verloren.“ — „Ach, armes Kind!“ ſagte Lilienfeld, aber ſchon zerſtreut, denn er dachte an den Speech, den er vielleicht vor dem Mayor zu halten gezwungen war. „Entſchuldigen Sie“, ſagte er plötzlich zu Friedrich, indem er ſich einige Schritte entfernte und ein Blatt mit Notizen zu haſtigem Studium aus der Bruſttaſche nahm. Ella rief: „Meine Mama war auch ſchon tot und iſt wieder lebendig geworden!“ — „Wieſo? wieſo?“ fragte Lilienfeld, unter der goldenen Brille herüberglotzend. Friedrich erklärte ihm, daß Wiederbelebungsverſuche der Mutter das Leben gerettet hätten. Er fügte hinzu: „Wenn es mit rechten Dingen zuginge, ſo müßte dieſes ſimple, bäuriſche Dienſtmädchen dort“ — er wies auf Roſa — „mehr als dereinſt der ſelige Lafayette, der Held zweier Welten, gefeiert werden. Sie hat Wunder getan. Sie hat immer nur an ihre Herrſchaft, an uns andere und nie an ſich ſelbſt gedacht.“ Friedrich ging, um das Dienſtmädchen zu begrüßen.

Als er ſie nach Frau Liebling fragte, wurde Roſa rot wie eine Päonie. Der gnädigen Frau ginge es wohl recht gut, meinte ſie. Danach brach ſie in Tränen aus, weil ſie ſich an den kleinen Siegfried erinnerte. Alle Formalitäten der Beerdigung waren durch ſie und einen Konſularagenten erledigt worden, und ſie allein war dabeigeweſen, als man die kleine Leiche auf dem iſraelitiſchen Friedhof begrub.

Nun trat ein ordentlich gekleideter Menſch heran, in dem Friedrich erſt ganz aus der Nähe Bulke, den Diener des Artiſten, erkannte. Er ſagte: „Herr Doktor, meine Braut kommt von der Geſchichte nicht los. Könnten Sie meiner Braut nicht mal ſagen, Herr Doktor, daß ſich das nicht gehört und daß man von ſo einer Geſchichte loskommen muß. Schlimmer könnt's ja nicht ſein, wenn ſie einen eignen Jungen verloren hätte!“ — „Wenn Sie ſich verlobt haben, Herr Bulke, ſo kann man ſich nur freuen für Sie und muß Ihnen aufrichtig gratulieren.“ Bulke dankte und erklärte: „Sobald ich von meinem Herrn und ſie von ihrer

Dame fort kann, gehen wir nach Europa zurück. Bevor ich meine Zeit bei der königlichen Marine abmachen mußte, bin ich nämlich Schlächter geweſen. Nun ſchreibt mir mein Bruder aus Bremen von einem kleinen Schiffsproviantgeſchäft, das zu haben iſt. Man hat ſich ja endlich auch was erſpart, warum ſoll man's nicht ſchließlich mal ſo verſuchen. Immer für fremde Leute arbeiten kann man doch nicht." — „Ich bin ganz Ihrer Anſicht", warf Friedrich ein, während ſich plötzlich der Adlatus des Kunſtſchützen von Roſa mit den Worten: „Die gnädige Frau!" empfahl.

Frau Liebling kam an der Seite eines dunkelbärtigen Herrn durch die Anlagen. Der Aufzug, in dem ſie war und der für die Gattin eines ruſſiſchen Großfürſten ſtandesgemäß geweſen wäre, bewies, daß die reizvolle Frau inzwiſchen Gelegenheit gefunden hatte, den Verluſt ihrer Garderobe zu erſetzen. Friedrich küßte der Dame die Hand und gedachte des Leberflecks unter der linken Bruſt und einiger anderen Merkmale des ſchönen Frauenleibes, den er mit ſo rückſichtsloſer Mechanik allmählich wieder zu atmen gezwungen hatte. Er wurde dem ſchwarzen und eleganten Herrn vorgeſtellt, der ihn zugleich lauernd und abweiſend muſterte. Seltſam, dachte Friedrich, dieſer Mikrozephale ſollte eigentlich wiſſen, was er mir ſchuldig iſt. Da ſchwitzt man, macht im Schweiße ſeines Angeſichts Tote lebendig, fühlt ſich als hochmoraliſches Werkzeug der Vorſehung und hat ſchließlich für das Spezialvergnügen eines Lebemannes gearbeitet.

Frau Liebling war entzückt von Amerika. Sie rief: „Was ſagen Sie zu den New Yorker Hotels? Ich wohne im Waldorf-Aſtoria: ſind ſie nicht großartig? Ich bewohne vier Zimmer nach vorn heraus. Die Ruhe! der Luxus! die ſchönen Bilder! wie in Tauſendundeine Nacht fühlt man ſich! Lieber Doktor, das Reſtaurant Delmonico müſſen Sie unbedingt mal beſuchen! Was ſind dagegen Berliner und ſelbſt Pariſer Verhältniſſe? Ein ſolches Reſtaurant, ſolche Hotels finden Sie in Europa nicht." Friedrich meinte verblüfft, das wäre wohl möglich. — „Waren Sie ſchon im Metropolitan Opera-Houſe? ..." So und ähnlich ſetzte Frau Liebling, ohne Friedrich beſonders zum Sprechen anzuregen, mit Fragen, die ſie ſich ſelbſt beantwortete, eine Weile die Unterhaltung fort. Friedrich dachte an Roſa und Siegfried und hatte Zeit, immer wieder die nagelneuen Lackſchuhe, die Bügelfalte, die Berlocks, die Brillantknöpfe, das mächtige Atlasplaſtron, das Monokel, den Zylinder und den koſtbaren Pelzrock des kurznackig ſüdländiſchen Dandys zu muſtern, den die Dame mit Signor Sowndſo vorgeſtellt hatte.

„Was haben Sie denn mit unſerm berühmten Tenor vom Metropolitan Opera-Houſe zu tun?" fragte Lilienfeld, als Friedrich unter dem Portikus wieder erſchien.

Die ganze Begegnung hatte ihm die Tragikomödie des Daſeins ſo vor die Seele geſtellt, daß er jetzt eine peinliche Gegenwart weniger wichtig zu nehmen fähig ward. Das Cab mit den Damen fuhr vor, und zugleich traten ein halbes Dutzend Journaliſten in die Vorhalle, von denen, wie Friedrich nicht ohne Überraſchung bemerkte, die meiſten mit Ingigerd, der ſie die Hand drückten, auf einem zwangloſen Fuße ſtanden. Sie ſah ſehr niedlich und kindlich aus und wurde ſamt Frau Lilienfeld, als nun auch Herr Samuelſon gekommen war, von einer ziemlich zahlreichen Leibwache in das hohe, holzgetäfelte, mit Bogenfenſtern verſehene Sitzungszimmer der City-Hall hinaufgeleitet. An einem langen Tiſche hatte bereits, und zwar neben dem leeren Präſidentenſtuhl des Mayors von New York, die hohe Geſtalt Mr. Barrys Platz genommen. Er hielt ſein Augenglas in der Hand und blätterte manchmal in ſeinen Papieren. Herr Samuelſon und Lilienfeld nahmen ihm gegenüber Platz. Der übrige Raum um den Tiſch wurde von der Preſſe und ſonſtigen

Intereſſenten eingenommen. Unter dieſen war Friedrich, die äußerſt repräſentative Gattin Lilienfelds und Ingigerd, das Objekt der Verhandlung.

Nun kam der Mayor, ein Ire, aus einer Flügeltür, die ſich nah hinter ſeinem Stuhle öffnete. Er war ein verſchlagen und verlegen lächelnder Mann, der zwar nicht jedermann freundlich grüßte, aber doch mit einem Anflug höflicher Güte anblickte. Jemand flüſterte Friedrichen zu: „Die Sache des Fräuleins ſteht gut, der Mayor wird dem alten Heuchler Barry eins auswiſchen.“ In der Tat war der Mayor gegen ſeinen Nachbar zur Rechten von einer nichts Gutes weisſagenden Herzlichkeit.

Es trat Stille ein. Mr. Barry wurde das Wort erteilt.

Der alte Mann erhob ſich, mit dem Ernſt und jener unabhängigen Sicherheit, die für gewöhnlich nur dem bedeutenden Staatsmann eignet. Friedrich konnte die Augen nicht von ihm wenden. Faſt tat es ihm leid, daß der Erfolg ſeiner Rede ſchon im vorhinein vernichtet ſein ſollte.

Mr. Barry entwickelte zunächſt in klarer Form die Zwecke ſeiner Society. Er führte eine Anzahl von Fällen an, wo Kinder im Dienſte der Induſtrie, des Handels, des Handwerks oder des Theaters mißbraucht worden und zu Schaden gekommen waren. — Hier flüſterte jemand Friedrichen ins Ohr: „Er kann ſich an ſeiner Naſe ziehen! der Alte iſt nämlich ein Wall-Street-Mann, der in ſeinen Fabriken zahlloſe Kinder beſchäftigt und überhaupt einer der rückſichtsloſeſten Ausbeuter iſt!“ — Dieſe Mißſtände hätten, wie Mr. Barry erklärte, die Gründung der Society for the Prevention of Cruelty to Children notwendig gemacht.

Die Geſellſchaft, fuhr Barry fort, mache es ſich indes zur Pflicht, nur in wirklich erwieſenen Notfällen einzugreifen. Der ſchwebende ſei ein ſolcher Fall.

Seit einigen Jahren werde New York von einer beſonderen

Sorte von Freibeutern — er ſagte mit ſcharfer Betonung „Freebooters"! — überſchwemmt. Das hänge mit der zunehmenden Glaubensloſigkeit, dem ſteigenden Mangel an Religion und der damit verknüpften Sucht nach äußerlichen Zerſtreuungen und Vergnügen zuſammen. Die ſteigende Unmoral und allgemeine Verderbnis ſei der Wind, der die Segel ſolcher Piraten fülle. Aber die Seuche dieſer Verderbnis ſei nicht etwa in dieſem Lande entſtanden, ſondern ſie werde aus den Laſterwinkeln der großen europäiſchen Städte, London, Paris, Berlin, Wien eingeſchleppt. Der Seuche müſſe man Einhalt tun und zu dieſem Behuf eben den Freibeutern, die ſie nährten und immer wieder einſchleppten, Halt gebieten.

„Sie ſind keine guten amerikaniſchen Bürger, überhaupt keine Bürger, they are not citizens! deshalb," ſagte Mr. Barry, jedes Wort mit harter Korrektheit ausſprechend — „deshalb iſt es ihnen auch gleichgültig, wenn unſere Religion, unſere Sitte, unſere Moral verwüſtet wird. Dieſe Raubvögel ſind ſkrupellos, und wenn ſie die Kröpfe gehörig voll haben, ſo verſchwinden ſie über den Ozean in ihre geſicherten, europäiſchen Horſte. Die Zeit iſt gekommen, wo auch in dieſer Beziehung der Amerikaner ſich auf ſich ſelbſt beſinnen und ſolche Schmarotzer-Invaſionen zurückweiſen muß."

Während der alte Jingo mit feſter Stirn dieſe ſchneidenden Worte ſprach, wurde Friedrich nicht müde, jede Bewegung ſeines harten und edlen Greiſengeſichts zu beobachten. Es war ſonderbar, wie der Ausdruck des Sprechers, als er von den räuberiſchen Vögeln redete, ihn ſelbſt einem Geier ähnlich machte. Er ſtand mit dem Rücken dem Fenſter zugekehrt, jedoch mit ſeitlicher Wendung des Kopfes, und Friedrichen kam es vor, als ob bei den Worten von den gefüllten Kröpfen ſein graublaues Auge zu einem weißlichen Glanz erblichen wäre.

Barry kam nun auf Ingigerd: Es war ein großer Schiffbruch durch Gottes Ratſchluß verhängt worden. Ein Vorfall, ganz dazu angetan, den Menſchen nahe zu legen, in ſich zu gehen. Der Redner brach ab und erklärte für unnütz, ſich näher darüber auszulaſſen, weil denen, die ein ſolches Strafgericht nicht von ſich aus zu würdigen wüßten, doch nicht zu helfen ſei. Dann fuhr er fort: „Ich ſtelle den Antrag, das gerettete Mädchen, von dem nicht erwieſen iſt, ob es das ſechzehnte Jahr ſchon erreicht hat, einem Hoſpital zu überweiſen, und die Schiffahrtsgeſellſchaft zu veranlaſſen, daß es ſo bald wie möglich nach Europa zurücktransportiert und ſeiner Mutter, die in Paris lebt, übergeben werde. Das Mädchen iſt krank, iſt unentwickelt und gehört in die Hände des Arztes, ſowie unter Vormundſchaft. Man hat es zu einem Tanz abgerichtet. Es verfällt hierbei in einen Zuſtand, der epileptiſchen Krämpfen nicht unähnlich iſt. Es wird ſtarr wie Holz. Die Augen quellen ihm aus dem Kopfe. Es zupft mit den Fingern Watte. Schließlich iſt es ohnmächtig und weiß nichts von ſich. Solche Dinge gehören hinter die Wände des Krankenzimmers, unter die Augen des Arztes und der Wärterin. Solche Dinge gehören nicht auf das Theater. Es wäre empörend, es würde eine Herausforderung der öffentlichen Meinung ſein, wollte man dieſe Interna eines Spitals auf dem Theater vorführen. Dagegen proteſtiere ich, im Namen des guten Geſchmacks, im Namen der öffentlichen Moral und im Namen der amerikaniſchen Sittlichkeit. Es geht nicht an, dieſe arme Unglückliche auf die öffentliche Bühne zu zerren und ihr Elend, nur weil ſie durch die Schiffskataſtrophe in aller Munde iſt, ſchamlos auszubeuten.“

Dies war deutlich geſprochen. Herr Samuelſon erhob ſich ſofort, nachdem Barry ſich geſetzt hatte. Seine Art zu plädieren war bekannt. Man wußte, daß er ſich anfangs zu ſchonen pflegte, um ſpäter unerwartet mit einem heftigen Leidenſchaftsausbruch ſeine Hörer zu überrumpeln.

Als der Leidenſchaftsausbruch auch in dieſem Falle gekommen war, entſprach er nicht ganz den Erwartungen, die Lilienfeld, die Preſſe und Friedrich davon gehegt hatten. Man merkte zu deutlich, daß die ausgedrückte Entrüſtung durch Honorar und energiſchen Willen erzwungen war und nicht aus natürlicher Quelle ſtammte. Der müde gehetzte Mann, mit dem Chriſtusbart und der unreinen, blutloſen Haut, war eigentlich nur als Opfer ſeines Berufs beachtenswert, und auch in dieſer Beziehung weniger imponierend als Teilnahme erregend: am meiſten mitleiderregend, leider, als er dem abgetriebenen Rößlein der Eloquenz gleichzeitig Peitſche und Sporen gab, um ſeinen Gegner niederzureiten. Mr. Barry und Mr. Ilroy, der Mayor, blickten einander vielſagend an, und es war, als hätten ſie beide Luſt, dieſem traurigen Ritter beizuſpringen.

Jetzt konnte ſich Lilienfeld nicht mehr zurückhalten. Er wurde rot, ſeine Stirnader ſchwoll, die Zeit des Schweigens war vorbei, und die Stunde des Redens war gekommen. Da der Mann mit den hundert Schreibmaſchinen und dem Millioneneinkommen der Aufgabe nicht gewachſen war, mußte man ſie ſelbſt in die Hand nehmen. Gedacht, getan! und zwiſchen den Lippen des gedrungenen, ſtiernackigen Unternehmers drangen die Worte mit Wucht hervor.

Nun war es an Mr. Barry, ruhig zu bleiben und ohne Wimperzucken den hageldichten Hieben und Stößen des Gegners ſtandzuhalten. Dem alten Herrn wurde nichts erſpart! er hatte mancherlei Dinge von Kindermißbrauch in gewiſſen Fabriken in Brooklyn, von puritaniſcher Heuchelei, von öffentlich Waſſer predigen und heimlich Wein trinken anzuhören und hinunterzuſchlucken. Es wurde ihm atteſtiert, daß er ein Mitglied jener bornierten, kunſt-, kultur- und lebensfeindlichen Kaſte ſei, die in Leuten wie Shakeſpeare, Byron und Goethe Teufel mit Hufen und langen Schwänzen zu ſehen glaubten. Solche Leute, hieß es, machten immer wieder den Verſuch, die Zeiger der Uhr der Zeit zurückzudrehen. Ein ganz beſonders widerwärtiger Anblick im Lande der Freiheit, im vielgerühmten freien Amerika.

Freilich ſei ein ſolches Beginnen kein ausſichtsvolles! für immer verſunken und vorüber ſei die Zeit puritaniſcher Prüderie, puritaniſcher Gewiſſensfolter, puritaniſcher Orthodoxie und Unduldſamkeit. Der Strom der Zeit, der Strom des Fortſchritts und der Kultur werde dadurch nicht aufgehalten! aber dieſe reaktionären Mächte, in ihrer Finſterlingswirtſchaft bedroht, hätten nun einen feigen Guerillakrieg kleiner, feiger, erbärmlicher Stänkereien angefangen. Ein Herd ſolcher gemeingefährlicher Stänkereien ſei Mr. Barrys Society. Und hier gebe er ihm zurück, was Mr. Barry vorhin geſagt habe: in der Society for the Prevention of Cruelty to Children ſei ein Seuchenherd, wenn wirklich eine Seuche auf dem Boden Amerikas vorhanden wäre! Hier in der Society ſaß der Herd der Peſt! ſofern eine Peſt im Lande vorhanden war. Mr. Barry mache ſich lächerlich, wenn er behaupte, Europa ſei eine Peſtbeule. Europa ſei die Mutter Amerikas, und ohne den Genius eines Kolumbus — man begehe jetzt die Erinnerungsfeier fourteen hundred and ninety-two! — ohne den Genius eines Kolumbus und den immerwährenden Zuſtrom mächtiger, europäiſcher, deutſcher, engliſcher, iriſcher Intelligenzen, hier zwinkerte er den Mayor an, wäre Amerika heute noch eine Wüſte.

Nachdem Lilienfeld um der kleinen Tänzerin willen Himmel, Erde und Meer durcheinanderbewegt hatte, legte er die Denunziation ſeines Konkurrenten bloß, der ſich der Society zu ſeinen verwerflichen Zwecken bedient habe, und wies ſeinerſeits mit Entrüſtung Barrys Behauptung zurück, daß er ein Ausbeuter ſei. Sein Konkurrent ſei vielleicht ein Ausbeuter. Er wies nach, von welchem Vorteil für Ingigerd die Bedingungen wären, die er ihr zugebilligt hatte. Dort ſaß ſeine Frau, die dem

Mädchen, das in ſeinem Hauſe Unterkunft gefunden hatte, in vielen Beziehungen eine Mutter war. Im übrigen ſei das Mädchen nicht krank, in ſeinen Adern fließe höchſtens echtes, geſundes Artiſtenblut. Es ſei eine unverſchämte Dreiſtigkeit, die Ehre und die Moral der jungen Dame anzutaſten. Sie ſei keine Verkommene und Verwahrloſte, ſondern im Gegenteil ganz einfach eine ſehr große Künſtlerin.

Seinen Haupttrumpf hatte Lilienfeld bis zum Schluß aufgeſpart. Er war nämlich vor vier Wochen aus gewiſſen Rückſichten amerikaniſcher Bürger geworden. Nun ſchrie er ſo laut, daß die hohen Bogenfenſter ins Klirren kamen, hinter denen der dumpfe Donner New Yorks arbeitete. Er ſchrie, Mr. Barry habe ihn einen Fremden, einen Freibeuter und dergleichen genannt. Er verbitte ſich das auf das allerentſchiedenſte, da er ebenſogut wie Mr. Barry amerikaniſcher Bürger ſei. Und er rief einmal übers anderemal, indem er den alten Jingo ganz direkt anredete weit mit dem ganzen Körper über den Tiſch gebeugt: „Mr. Barry d'you hear? I am a citizen, Mr. Barry d'you hear? I am a citizen Mr. Barry, I am a citizen and I will have my rights like you!“

Er ſchwieg. In ſeiner Luftröhre röchelte es, als er ſich niederſetzte. In Mr. Barrys Geſicht hatte ſich nicht ein Nerv geregt.

Nach längerer Pauſe ſprach der Mayor. Seine Worte kamen ruhig heraus und mit jener leiſen Verlegenheit, die ihm eigen war und ihn gut kleidete. Seine Entſcheidung fiel genau ſo, wie ſie von den politiſchen Sterndeutern vorausgeſagt worden war. Ingigerd wurde geſtattet, öffentlich aufzutreten. Es hieß, nach ärztlichen Zeugniſſen ſei das Mädchen als geſund anzuſprechen, außerdem ſei ſie bereits über ſechzehn Jahr alt und es liege kein Anlaß vor, das zu bezweifeln und ihr die Ausübung einer Erwerbstätigkeit, einer Kunſt, die ſie ſchon in Europa ausgeübt habe, abzuſprechen.

Die Journaliſten grinſten vielſagend. Der heimliche Haß des iriſchen Katholiken und Mayors gegen den eingeſeſſenen Puritaner engliſcher Herkunft war zum Durchbruch gekommen. Mr. Barry erhob ſich und drückte dieſem Feinde mit kalter Würde die Hand. Dann ſchritt er aufgerichtet davon, und ſeinem zweiten, ganz anders gearteten Gegner gelang es nicht, ihm noch zum Abſchiede, wie er vorhatte, ſeinen ganz anders gearteten Haß ins Auge zu blitzen: da dieſes Auge ihn vollkommen überſah.

Ingigerd wurde umringt. Man überhäufte das Mädchen mit Gratulationen. Es war eine Sache nach ihrem Herzen erlebt zu haben, wie angeſichts zweier Weltteile um ihren Beſitz gekämpft worden war. Man umbuhlte ſie förmlich, man huldigte ihr. Und keine Prinzeſſin hätte in dieſen Augenblicken das Intereſſe von der kleinen Künſtlerin ablenken können. Sie ſtrahlte von Glück und Dankbarkeit.

Direktor Lilienfeld lud ſogleich alle ihm noch in den Wurf laufenden Journaliſten zum Frühſtück ein.

Friedrich ſchützte Geſchäfte vor, mußte der Kleinen indeſſen die Zuſage geben, wenigſtens noch zum Nachtiſch vorzuſprechen. Er empfahl ſich und war allein.

Sein erſter Gang war quer durch den City-Hall-Park zur Hauptpoſt hinüber, einem Rieſengebäude, in dem etwa zweitauſendfünfhundert Poſtbeamte arbeiten. Nachdem er ein Telegramm geſchrieben und aufgegeben hatte und wieder in den Lärm der City herausgetreten war, wo die Leute im ſcharfen Wind vermummt durcheinanderliefen, ununterbrochener Tram-, Cab- und Laſtwagenverkehr das Ohr betäubte, zog er die Uhr und ſtellte feſt, daß ſie eine halbe Stunde nach zwölf zeigte, genau den Zeitpunkt, an dem für gewöhnlich Miß Eva Burns das beſcheidene Lunch in ihrem kleinen Stammlokal, nahe der Grand

Central-Station, begann. Er nahm ein Cab und ließ ſich dorthin bringen.

Er wäre unendlich enttäuſcht geweſen, wenn er gerade diesmal Miß Eva in dem gewohnten Raum nicht getroffen hätte. Allein ſie war da und wie immer erfreut, wenn ſie den jungen Gelehrten ſah. Er rief ihr zu: „Miß Eva, Sie ſehen in mir einen Mann, der aus dem Gefängnis, aus dem Korrektionshaus, aus der Irrenanſtalt entlaſſen iſt. Gratulieren Sie mir! Heute bin ich wieder ein Independent, ein unabhängiger Menſch geworden!“

Er war geradezu ſelig, als er ſich niederließ, und in der ausgelaſſenſten Stimmung. Er hatte, wie er ſagte, Appetit für drei, Humor für ſechs und gute Laune genug, um einem Timon von Athen damit aufzuhelfen. „Es iſt mir ganz gleichgültig,“ ſagte er, „was noch ſpäter mal aus mir wird! So viel ſteht jedenfalls feſt: keine Circe hat mehr Gewalt über mich.“

Miß Eva Burns gratulierte und lachte herzlich. Dann wollte ſie wiſſen, was paſſiert wäre. Er ſagte: „Die ganze Tragikomödie in der City-Hall erzähle ich Ihnen nachher! erſt muß ich Ihnen jedoch einen furchtbaren Schmerz bereiten! Beißen Sie alſo die Zähne zuſammen, Miß Eva Burns! Jetzt paſſen Sie auf: Sie verlieren mich!“ — „Ich, Sie?“ Sie lachte ehrlich und kräftig, aber in einer etwas verdutzten Art, während ein dunkles Rot, ſchnell kommend und ſchwindend, ihr Geſicht überflog. „Ja, Sie, mich!“ ſagte Friedrich! „Ich habe ſoeben an Peter Schmidt in Meriden telegraphiert. Heute abend oder ſpäteſtens morgen früh verlaſſe ich Sie, verlaſſe New York, gehe aufs Land und werde Farmer!“ — „Oh, da muß ich aber wirklich ſagen, das tut mir leid, wenn Sie fortgehen“, ſagte Miß Eva, ohne jeden ſentimentalen Beiklang ernſt werdend. „Warum denn?“ rief er übermütig: „Sie kommen hinaus! Sie beſuchen mich! Sie kennen mich ja bisher nur als Waſchlappen! Vielleicht entdecken Sie, wenn Sie zu mir hinauskommen, ſchließlich noch etwas wie einen tüchtigen Kerl in mir."

Und er fuhr fort: „Nehmen wir mal ein Beiſpiel aus der Chemie. Eine Salzlöſung, durch den Löffel des Herrgotts mächtig umgerührt, beginnt ihren Kriſtalliſationsprozeß. Etwas in mir will ſich kriſtalliſieren. Wer weiß, ob nicht, wenn alle dieſe Umwölkungen und Durchwölkungen fallen, eine feſte neue Architektur das Reſultat aller Stürme im Waſſerglaſe iſt. Vielleicht iſt die Entwickelung eines germaniſchen Menſchen nicht vor dem dreißigſten Jahre abgeſchloſſen. Dann ſtünde vielleicht vor dem Zuſtand erreichter, feſter Mannheit eben die Kriſe, der ich nun, aller Wahrſcheinlichkeit nach, entronnen bin, und die ich ſo oder ſo hätte durchmachen müſſen."

Friedrich erzählte nun kurz das Hauptſächlichſte aus der Verhandlung in der City Hall, das komiſche Aufeinanderplatzen zweier Welten in den Reden von Barry und Lilienfeld, das er „tant de bruit pour une omelette" nannte. Er berichtete die Entſcheidung des Mayor und erklärte, der Augenblick dieſer Entſcheidung, der Ingigerd den Lebenslauf, den ſie wünſche, eröffne, habe auch ihm den Weg in das eigene, neue Leben freigemacht. Er habe faſt körperlich geſpürt, wie auch für ihn mit dem Diktum des Mayors die Entſcheidung gefallen ſei.

Er ſchilderte Barry und verhehlte nicht, wie ſehr, trotz aller Gegenſätzlichkeit der Anſichten, dieſer Nachkomme derer um Cromwell, die Karl den Erſten gerichtet und hingerichtet hatten, ihm imponierte. Wenn Barry wirklich ein Heuchler war, hatte nicht Lilienfeld, ſo daß Friedrich dabei mit einem gewiſſen Schrecken ſich umblicken mußte, von der moraliſchen Unantaſtbarkeit Ingigerd Hahlſtröms laut geſprochen, während ein Grinſen, wie ein boshafter Schatten, durch die Reihe der Journaliſten glitt? Blühte die Lüge nicht überall? War die Heuchelei nicht in allen Lagern eine Sache der Selbſtverſtändlichkeit?

Friedrich fühlte ſich wieder ſehr wohl in der Geſellſchaft von Miß Eva Burns. In einem auf die Seele übertragenen Sinne, überkam ihn in ihrer Gegenwart immer ein Gefühl von Ordnung und Sauberkeit. Man durfte ihr alles ſagen und mitteilen, und was ſie zurückgab, klärte, ſtatt zu verwirren: ſtatt aufzuregen, beruhigte es. Allein, Friedrich war mit ihrem Verhalten heut nicht ganz in der gleichen Weiſe wie ſonſt zufrieden. Ihre Freude über ſeine Befreiung ſchien ihm nicht groß genug, und er wußte nicht, ob er den Umſtand auf mangelnde Anteilnahme, oder auf heimliche Zweifel zurückführen ſollte. „Ich bin zu Ihnen gekommen, Miß Burns,“ ſagte er, „weil ich niemanden weiß und wußte, den ich von der neuen Phaſe meines Geſchicks lieber verſtändigt hätte. Sagen Sie mir einfach und offen, ob ich recht hatte, das zu tun, und ob Sie verſichern können, wie einem Menſchen zumute iſt, den eine widerſinnige Leidenſchaft nicht mehr feſſelt.“

„Vielleicht weiß ich das,“ ſagte Miß Eva Burns, „aber ...“ — „Aber?“ fragte Friedrich. — Sie antwortete nicht, und er fuhr fort: „Sie wollen ſagen, Sie können ſich von der Geſundung eines ſo gearteten Menſchen, wie ich einer bin, nicht überzeugt halten. Ich gebe Ihnen indes die Verſicherung, daß ich niemals bei dieſer öffentlichen Nacktprozedur der Kleinen unter den Zuſchauern ſitzen und noch viel weniger hinter ihr her durch die Tingel-Tangel aller fünf Weltteile ziehn werde. Ich bin los! ich bin frei! und ich werde Ihnen das auch beweiſen.“

„Wenn Sie ſich das ſelbſt beweiſen könnten, ſo würde das allerdings vielleicht von Wert für Sie ſein.“

Aber er wollte das lieber ihr beweiſen. Er zog einen Brief Peter Schmidts hervor, aus dem zu erſehen war, daß der Arzt in ſeinem Auftrage ein Landhaus beſichtigt hatte, und daß der Plan, ſich zurückzuziehen, bei Friedrich nicht erſt ſeit heut beſtand. „Sie werden von mir hören,“ ſagte er, „wenn ich in der Stille zu mir ſelber gekommen bin. Dazu iſt begründete Ausſicht vorhanden.“

Das Mahl war beendet. Auch Friedrich hatte ſich an den bei Miß Eva üblichen Vegetabilien gütlich getan. Jetzt erhob er ſich, erſuchte die Dame um Erlaubnis, ihr zum Dank für geduldiges Zuhören die Hand zu küſſen, und empfahl ſich ſchnell, weil er zum Nachtiſch des Siegesfeſtmahls noch zurechtkommen mußte.

Das von dem kinderloſen Ehepaar Lilienfeld in der hundertvierundzwanzigſten Straße bewohnte Einfamilienhaus, das ganz genau den übrigen Häuſern der Straße glich, war ſehr komfortabel eingerichtet. Man ſaß beim Kaffee in einem mit Teppichen, koſtbaren Lampen, Japan-Vaſen und dunkelpolierten Nußbaum-Möbelſtücken geſchmückten Salon des Hochparterres, den die ſchmauchenden Journaliſten mit dem Rauche ſchwerer Importen angefüllt hatten. Ein prunkhafter Lüſter ſtrahlte elektriſches Licht herab, das dem Raume eine düſtere Pracht mitteilte.

Mitten unter den Journaliſten ſaß Ingigerd, eine Zigarette rauchend, in einen Fauteuil zurückgelehnt. Ihr Haar war offen, ihre ganze Erſcheinung wirkte nicht vorteilhaft. Da ſie in langen Kleidern ziemlich unmöglich war, war ſie auf einen backfiſchartigen Schnitt angewieſen: das verführte ſie meiſt dazu, ſich wie ein Seiltänzerkind herauszuputzen.

Als Friedrich von Kammacher im Salon erſchien, errötete ſie und ſtreckte ihm läſſig die Hand entgegen. Dieſe Hand hatte kurze, gewöhnliche Finger und mußte, da Hahlſtröm, der Vater des Mädchens, lange und ſchöne Hände beſaß, wohl ein Erbteil der Mutter ſein. Friedrich küßte Frau Lilienfeld die Hand und bat um Vergebung, wenn er zu ſpät komme.

Natürlich war die Verhandlung in der City-Hall Geſprächsgegenſtand. Direktor Lilienfeld lief mit Zigarren und Likören umher und bediente die Journaliſten. Er tat dies mit einer zweckhaften Liebenswürdigkeit, die nicht davor zurückſchreckte, den Herren lange Havannas in die Rocktaſchen zu praktizieren.

Dieſer und jener Journaliſt wurde beiſeite geführt, um ihm über die Vergangenheit Ingigerds, ihre Abkunſt, ihre Rettung, ihren Vater, ihre Erfolge, über die Art, wie ihr Talent entdeckt wurde, ein ziemlich grelles Gemiſch von Wahrheit und Dichtung aufzunötigen. Er wußte, es würde noch am gleichen Abend, neben dem Verhandlungsbericht, in den New Yorker Zeitungen ſtehen. Er hatte ſein Märchen mit Hilfe von allerlei erhorchten Einzelheiten nach probatem Rezept zuſammengebraut und erwartete eine ſichere Wirkung.

Ingigerd ſah recht müde aus, hatte indeſſen Befehl, ſolange noch ein Journaliſt zugegen war, nach Möglichkeit verſchwenderiſch mit Liebenswürdigkeit um ſich zu ſtreuen. Friedrichen tat ſie leid. Er merkte ſofort: ihr Erwerbs- und Berufsdienſt hatte begonnen.

Frau Lilienfeld, der ſich Friedrich zunächſt eine Weile widmete, war eine ruhige, mit Geſchmack gekleidete Frau, die leidend, aber ſehr anziehend war. Man gewann den Eindruck, daß ihr Mann, der ſie ſichtlich blindergeben verehrte, gewohnt war, ſich nach dem kaum merklichen Wink ihrer Augen zu richten. Herr Lilienfeld war, trotz ſeines immerwährenden temperamentvollen Lärms, wie ein zaghaftes Kind vor ihr. Hätte Friedrich nicht bereits die Sicherheit eines feſten Entſchluſſes in ſich gefühlt, er wäre vielleicht auf die forſchenden Fragen der Dame bedeutſamer eingegangen. Er ſpürte, die Dame hatte irgendwie Abſicht und Wunſch, ihm in den Irrungen ſeiner Leidenſchaft hilfreich zu ſein.

Mit einem leiſen, unendlich geringſchätzigen Lächeln ſprach ſie zu Friedrich von dem Mädchen, das, Torheiten ſchwatzend, mit Beifallsbezeugungen überhäuft wurde. Sie nannte das Dämchen geradezu ein Gliederpüppchen aus dem Panoptikum, deſſen blonder

Porzellankopf mit Spreu gefüllt wäre. „Meinethalben ein Spielzeug!“ ſagte ſie, „warum nicht? auch wohl ein Spielzeug für einen Mann! auch wohl ein Handelsobjekt! aber ſonſt nichts weiter! So etwas iſt ſein Geld vielleicht wert,“ ſagte ſie, „aber ſonſt iſt es nichts wert! nicht mehr wert, als irgendeine andere Nichtigkeit, irgendeine andere Nippſache.“

Ingigerd — vielleicht fühlte ſie einen Anflug von Eiferſucht! — kam und fragte Friedrichen, ohne zu ahnen, welche Bedeutung die Frage in ſeinem Auge gewann, ob er ſeine Sachen gepackt habe? „Noch nicht! Wozu?“ gab Friedrich zurück. — „Direktor Lilienfeld,“ ſagte ſie, „hat für zwei Abende in der Woche mit Boſton abgeſchloſſen. Packen Sie Ihre Sachen, Sie müſſen übermorgen mit mir nach Boſton gehn.“ — „Bis ans Ende der Welt!“ ſagte Friedrich. — Sie war befriedigt und blickte Frau Lilienfeld mit einem entſprechenden Ausdruck an.

Friedrich war froh, als er auch dieſes Frühſtück hinter ſich hatte. Mit Willy Snyders Hilfe war er wieder in den Beſitz von Kleidern, Wäſche, einem Koffer und andrem gelangt, Sachen, in die er nun einige Ordnung brachte. Der letzte Nachmittag wurde ſtill im Klubhaus verlebt, am Abend gedachte man den Abſchied des lieben Gaſtes zu feiern.

Seit lange hatte ſich Friedrich nicht ſo ausgeglichen und friedlich gefühlt, wie während der Stunden dieſes Nachmittages. Willy Snyders hatte den ehemaligen Lehrer auf ſeine Junggeſellenbude geladen, um ihm endlich einmal vorzuführen, was er an ſchönen Kunſtobjekten zuſammengebracht hatte. Er, der falſche Japaner, ſammelte echte Japan-Sachen. Eine Stunde und länger wurden Friedrich in dem kleinen, mit Antiquitäten überfüllten Raum zunächſt japaniſche Schwertſtichblätter vorgeführt, Tſubas, wie der japaniſche Ausdruck lautet. Es ſind kleine Ovale von Metall, die man leicht mit der Hand umfaſſen kann. Sie ſind mit Bildwerk in flacherhabener Arbeit verſehen, teils aus einem Metall, teils mit Kupfer, Gold oder Silber tauſchiert und plattiert. „Kleiner Gegenſtand, große Treue", ſagte Friedrich, nachdem er eine Anzahl dieſer Wunderwerke beſtaunt hatte: ſolche des Kamakura-Stils, des Namban-Stils, Arbeiten der über Jahrhunderte gehenden Goto-Schule, der Jakuſchi-Schule, der Kinai-Schule, der Akaſaka-Schule und der Nara-Schule! — Fuſchimi-Arbeiten aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, Gokinai-Arbeiten, Kagonami-Arbeiten! herrliche Stichblätter im Marubori-, Marubori-Zogan-, und Hikonebori-Stil! Hamanu-Arbeiten und ſo fort. Wo gab es einen Adel, wie den des Goto Mitſunori, der am Ende des neunzehnten Jahrhunderts lebte und auf ſechzehn Ahnen zurückblicken konnte, die alle bedeutende Meiſter von Schwertzieraten waren. Herrliches Meiſtergeſchlecht, das nicht nur ſein Leben, ſondern auch ſeine Kunſt vererbte.

Und was alles war auf den kleinen ovalen Stichblättern dargeſtellt und zum Ausdruck gebracht: die zweigeſpaltene Rübe des Glücksgottes Daikoku. Der Gott Sennin mit ſeinem Hauch einen Menſchen ſchaffend! der ſich auf dem Bauch trommelnde Dachs, der ſo einen Wanderer in den Sumpf verlockt! Vollmondnacht und fliegende Gänſe! wiederum Wildgänſe, die über einen Schilfſtrand fliegen. Im Hintergrund Mondaufgang zwiſchen Schneebergen: das Ganze von Eiſen, Gold und Silber, ein Oval noch nicht handtellergroß, und dabei der unendliche mondbeſchienene nächtliche Raum! — Das Lapidare und mit höchſtem Kunſtverſtand den vollen Reichtum der Kompoſition im kleinſten Raum Entfaltende ward immer wieder von dem Sammler ſelbſt und von Friedrich bewundert. Eins der Stichblätter zeigte einen Teepavillon hinter einer Hecke. In der geräumigen Landſchaft war ein Waſſerlauf, Himmel und Luft, durch Löcher im Eiſen, alſo durch ausgeſparte

Stellen, — will ſagen durch nichts! — vollkommen ausgedrückt! Ein anderes Stichblatt zeigte den Helden Hideſato, der an der Setabrücke einen Tauſendfuß erlegt! Ein drittes den weiſen Lao Tſze auf ſeinem Zugochſen! Ein viertes den Sennin Kinko, irgendeinen anderen Gottesmann, auf ſeinem goldäugigen Karpfen reitend und dabei in ein Buch vertieft! — Weitere Tſuba- oder Schwertſtichblätter zeigten: den Gott Idaten, der einen Oni, einen Teufel verfolgt. Dieſer hat Buddhas Perle geſtohlen. — Einen Vogel, den Schnabel zwiſchen die Schalen der Venusmuſchel eingeklemmt! — Einen goldäugigen Oktopus oder Tintenfiſch! — Den Weiſen Kioko, der, halb aus ſeiner Hütte herausgeneigt, bei Mondſchein in einer Schriftrolle las.

Dieſe Kollektion hatte Willy in ſeiner Findigkeit und Dreiſtigkeit in der Gegend der Five Points aufgeſtöbert, bei einem Kneipwirt, deſſen Kneipe noch verrufener als der ganze Stadtteil war. Der Ehrenmann hatte ſie als Pfand für die Zeche eines japaniſchen Gentleman zurückbehalten, der ſeit einigen Jahren ſpurlos verſchwunden war. Es verging kein Tag, wo Willy Snyders nicht die Trödelläden der Bowery oder des Judenviertels durchſtrich. Mit ſeinen feurigen, furchtloſen Augen, die jederzeit etwas erſtaunt und entrüſtet blickten, wagte er ſich in die dunkelſten Stadtteile, ja in die finſterſten Winkel der Opiumhöllen des Chineſenviertels hinein. Er wurde dort mit ſeinem dreiſten Maulwerk und ſeiner runden Brille, wie er ſelbſt ſagte, von den Leuten für einen Detektiv gehalten, was ihm auch bei Einkäufen nützlich war.

In Chinatown, der New Yorker Chineſenſtadt, im Laden eines dicken chineſiſchen Wucherers, war Willy Snyders um billiges Geld in Beſitz ganzer Stöße von Japanholzſchnitten gelangt. Auch dieſe wurden jetzt mit eiferſüchtigem Sammlerſtolz ausgebreitet. Da war Hieroſhige, die meiſten Farbenholzſchnitte aus der Bilderfolge der Landſchaften vom Biwaſee, Hokuſai, die ſechsunddreißig Anſichten des Fujijama. Ein Blatt, der braunrote Kegel mit weißen Schneereſten in das Lämmergewölk des kalten Himmelsmeeres tauchend, war vollkommen hinreißend! — Da war Shamſho und Shigemaſa. Blätter aus dem Buche: „Spiegel der Schönheiten des grünen Hauſes, Jedo 1776!" — Ferner Shuncho: „Buch der ſprießenden Kräuter!" — Ein gewiſſes Blatt von Hokuſai nannte Friedrich „das goldene Sommergedicht". Man ſah darauf den oberen Himmel tiefblau, den Fuji links, unten tiefblau, goldenes Getreide, Landleute auf Bänken, Hitze, Glanz, Luſt! Ein Blatt von Hieroſhige nannte Friedrich „das große Mondgedicht": auf feuchten, weitgedehnten, melancholiſchen Wieſen trauerweidenartige Bäume, ſchwachbelaubt, deren Zweige in den Spiegel eines träge fließenden Fluſſes tauchen. Kähne mit Torf beladen ziehen vorüber, ein Floß, das die japaniſchen Flößer bedienen. Das Waſſer iſt blau im Abendzwielicht. Der ungeheure blaſſe Mond iſt etwas über den fernen Rand der Sümpfe emporgeſtiegen, blutig bläßliche Tinten verſchleiern ihn.

„Willy," ſagte Friedrich, „wenn Sie im übrigen Ihre amerikaniſchen Jahre ſo gut benützt haben, ſo gehen Sie nicht mit leeren Händen nach Europa zurück." — „Na, Teufel auch," antwortete Willy, „was hat man denn ſonſt von dieſem verwünſchten Lande."

Am folgenden Morgen ſtand Friedrich vor dem Zug in der Grand Central-Station. Er hatte ſein geringes Gepäck bereits in das Netz im Innern ſeines Wagens gelegt, der, wie die fünf oder ſechs anderen des Zuges, lang und von eleganter Bauart war. Schon am Abend vorher hatte Friedrich von ſeinen Freunden Abſchied genommen. Aber plötzlich ſah er die ganze kleine Künſtlerkolonie, mit Meiſter Ritter an der Spitze, in corpore anrücken. Auch Miß Eva Burns war dabei. Sie trug, wie alle übrigen, drei oder vier jener dunkelweinroten, lang- und grüngeſtielten Roſen in der Hand, die damals in Europa noch nicht gezüchtet wurden. Friedrich ſagte, wirklich gerührt, als er von jedem einzeln die mitgebrachten Roſen in Empfang nehmen mußte: „Ich komme mir wahrhaftig wie eine Primadonna vor.“ Bahnhof und Zug lagen totenſtill, als ob es hier niemals Ankunft oder Abreiſe gäbe, aber die kleine Roſenprozeſſion und der temperamentvolle Lärm der Deutſchen erregte doch einige Aufmerkſamkeit und machte, daß hie und da das Geſicht eines Reiſenden hinter Fenſterſcheiben erſchien.

Endlich hatte ſich, ohne jedes Signal, ohne jeden Ruf eines Beamten der Zug, wie zufällig, in Bewegung geſetzt, und die winkende Gruppe der Künſtler war in der Bahnhofshalle zurückgeblieben. Da ſtand der ſtattliche, elegante Bonifazius Ritter und ſchwenkte ſein Taſchentuch, der freundlich ernſte Bildhauer Lobkowitz, Willy Snyders, das zigeunerhafte Genie Franck und, last not least, Miß Eva Burns. Friedrich ſpürte, daß in dieſen Sekunden eine Epoche ſeines Lebens zum Abſchluß kam, und ihm wurde bewußt, was er der herzlichen Wärme dieſer verwandten Naturen zu danken hatte: ebenſo, was er mit ihnen verlor.

Dennoch war Friedrich, nach der allgemeinen und wunderlichen Art der Menſchen, froh erregt, weil ſein Schickſal im wirklichen und im übertragenen Sinne ins Rollen kam. Noch führte die Bahn in dunklen Tunnels unter New York hindurch, ſpäter ging ſie durch einen gemauerten Graben, endlich aber tauchte ſie in die befreite Landſchaft hinauf und hinein. Dies war nun alſo das wirkliche Antlitz Amerikas, und nun erſt, nachdem der Hexenſabbat der großen Invaſion einigermaßen verklungen war, ſpürte Friedrich den wahren Erdhauch des neuen Landes.

Friedrich hatte in Nachahmung deſſen, was er bei allen

Paſſagieren des Wagens ſah, ſein Billett hinter das Band ſeines Hutes geſteckt, während er unverwandten Auges über die winterlich weißen Felder und Hügel hinausblickte. In dieſer Nähe und Ferne, die, im Lichte der Winterſonne, dem Bereich ſeiner engſten Heimat ſo ähnlich ſah, lag für den jungen Entwurzelten ein erregendes, frohes Myſterium. Aus allem Fremden ſprach hier das Heimiſche. Er hätte ausſteigen und den Schnee der Felder in die Hand nehmen mögen, um nicht nur zu ſehen, ſondern zu fühlen, daß es derſelbe war, den er als Schuljunge geballt, und mit dem man ſich zuweilen ſogar, in einem übermütigen Augenblick der Winterluſt, im Kreis der Familie bombardiert hatte. Es war ihm zumut, wie einem verwöhnten Kinde, das man von der Seite ſeiner Mutter geriſſen und der Herzloſigkeit einer fremden Welt überliefert hat, und das nach langem Leiden, unerwartet, in der fremdeſten Ödenei eine Schweſter der Mutter trifft: er fühlt das Blut! er fühlt, wie er ihres Blutes und wie ſie ihm und vor allem ſeiner wirklichen Mutter in beglückender Weiſe ähnlich iſt.

Jetzt erſt lag, wie Friedrich glaubte, der große Atlantiſche Ozean hinter ihm. Zwar war er bereits in New York gelandet, aber noch nicht mit jenem Grundgefühl, wirklich gelandet zu ſein. Die große gegründete Mutter Erde, die breite und weite Feſte, die er jetzt zum erſten Mal wiederſah, gab der alles überflutenden Fläche und Gewalt des Meeres in ſeiner Seele erſt wieder die Einſchränkung. Sie war die große und gute Rieſin, die das Leben ihrer Kinder der ozeaniſchen Rieſin abgeliſtet, abgetrotzt und alles nun für immer gegründet und umfriedet hatte. In Friedrichen klang es: vergiß die See, vergiß das Meer! ſchlage Wurzeln, verklammere dich in die Erde. Und während der Zug mit weichem Rollen immer tiefer und ſchneller ins Land hineineilte, hatte er ein Gefühl, auf einer glückvollen Flucht zu ſein.

Friedrich war ſo verſonnen, daß er zuſammenfuhr, als jemand ihm das Billett wortlos vom Hute nahm. Es war ein Herr in Zivil, der Kondukteur, der einen durchaus gebildeten Eindruck machte. Er knipſte die Karte, ſagte kein Wort, verzog keine Miene und vollzog von Bank zu Bank, ohne daß jemand ſich um ihn kümmerte, die gleiche Kontrolle. Immer ſteckte er dann die durchlochten Billetts wieder hinter die Hutbänder der Hüte hinein, die die Reiſenden auf dem Kopfe behielten.

Friedrich lächelte, wenn er an Deutſchland dachte, wo damals noch jeder Zug mit donnerndem Geläut einer Glocke empfangen und nach dreimaligem Geläut mit allgemeinſtem Rachengebrüll der Beamten in Gang geſetzt wurde. Wo jeder Schaffner jedem Reiſenden mit unbeholfener und roher Umſtändlichkeit die Fahrkarte abforderte. Und immer hörte er dabei mit Behagen die Räder des Zuges rollen, und genoß die Flucht, die ihm alles andere eher als Schmach bedeutete. Er ertappte ſich, wie er in tiefer Verſonnenheit Fäden wie vom Gewebe einer Spinne von ſeinen Kleidern las, und ſpürte dabei, wie ihm mit jeder Minute das Atmen lieber und leichter wurde. Mitunter war ihm, als mache das hurtige Rad der gewaltigen Schnellzugsmaſchine ſeine Drehungen um die Achſe nicht ſchnell genug und als ſolle er ſelbſt mit Hand anlegen, um immer neue, geſunde Eindrücke, wie dünne Landſchaftsvorhänge, hinter ſich aufzuhängen, um durch immer dichtere Schichten von dem gefährlichen Magneten, den er zurückgelaſſen hatte, getrennt zu ſein.

In New Haven, wo der Zug einen kleinen Aufenthalt hatte, ging ein Neger mit Sandwiches und ein Junge mit „Newspapers“ durch den Zug. Im Morgenblatt der „Sun“ oder „World“, das Friedrich erſtanden hatte, fand er mit den üblichen Stich- oder Merkworten, im Anſchluß an das freigegebene Auftreten Ingigerds, die Kataſtrophe des „Roland“ aufgewärmt. Aber die Seelenverfaſſung Friedrichs war, bei dem ſtrahlenden

Wintertage, zu heiter und hoffnungsvoll, als daß er die grauenvollen Eindrücke des ſinkenden Schiffes jetzt hätte können neu aufleben laſſen. Heute erfüllte ihn ſeine Rettung nur noch mit Dankbarkeit. Kapitän von Keſſel und alle übrigen, die das Unheil getroffen hatte, waren tot und alſo auch jedem Schmerze enthoben.

Von New Haven bis Meriden kam dann Friedrich über dem biographiſchen Abriß aus Ingigerds Leben, den die Blätter brachten, nicht aus dem Lachen heraus. Lilienfeld hatte eine verwegene Phantaſie entwickelt. Ingigerd Hahlſtröm, deren Vater von deutſchen Eltern ſtammte und deſſen geſchiedene Frau franzöſiſche Schweizerin war, ſollte einem ſchwediſchen Adelsgeſchlecht entſprungen ſein. Und es ward ihr eine Verwandte zugeteilt, die ihre letzte Ruheſtätte in der Ritterholmkirche haben ſollte. Arme Kleine! dachte Friedrich, als er die Zeitung zuſammenlegte. Dann faßte er ſich mit der Hand an den Kopf, bei der jähen Erkenntnis von der überwiegenden Wichtigkeit, die das kleine, törichte Mädchen inmitten alles großartig Neuen und Mannigfaltigen des Ozeans und der Neuen Welt für ihn und andre bis zu dieſer Stunde behalten hatte. Es iſt aus! es iſt aus! es iſt aus! flüſterte er und fluchte dann mehrmals in ſich hinein.

Friedrich ſtieg in Meriden aus und wurde von Peter Schmidt empfangen. Der kleine Bahnhof war leer, nur Friedrich hatte den Zug verlaſſen, in der Nähe aber wälzte ſich das Getümmel der größten Straße dieſer rührigen Landſtadt vorbei. „So, nun iſt alles gut!“ ſagte Schmidt. „Jetzt hört's auf mit der New Yorker Bummelei, und jetzt werden wir andere Saiten aufziehen.

Meine Frau iſt auf Praxis,“ fuhr er fort, „ich kann ſie Dir alſo erſt ſpäter vorſtellen. Wenn es Dir recht iſt, ſo frühſtücken wir und fahren dann im Schlitten zur Beſichtigung des von mir entdeckten kleinen Häuschens aufs Land hinaus. Wenn Dir's gefällt, kannſt Du's zu jeder Stunde um Billiges mieten. Einſtweilen nimmſt Du wohl hier in unſerm Hotel, auf das die ganze Stadt ſtolz iſt, Unterkunft." — „Ach, lieber Mitmenſch," ſagte Friedrich, „ich habe ein wildes Bedürfnis nach Einſamkeit. Ich möchte am liebſten ſchon heut, ſchon gleich die erſte Nacht in meinen vier Pfählen, möglichſt weit von dem Stadtlärm zubringen." — „Wenn es Dir gefällt," ſagte Peter Schmidt, „alles übrige iſt in einer Viertelſtunde mit meinem guten Freund, Apotheker Lamping, dem das Häuschen gehört, abgemacht. Er iſt ein braver, gemütlicher Holländer, der in dieſer Sache mit allem zufrieden iſt."

Die Freunde begaben ſich ins Hotel, und nachdem ſie in dem komfortablen Hauſe ein reizloſes Frühſtück genoſſen hatten, entfernte ſich Peter und ſandte fünf Minuten ſpäter einen Hotelboy herein, mit der Nachricht, der Schlitten ſei vorgefahren. Zu Friedrichs Erſtaunen fand er den Freund in einem hübſchen Zweiſitzerſchlitten. Er hatte ihn in der hier üblichen Weiſe ohne Kutſcher ausgeliehen. „Ich will nur froh ſein," bemerkte er heiter, „wenn wir ohne umzuſchmeißen ans Ziel kommen, denn, offen geſtanden, ich habe eigentlich noch niemals die Zügel eines Gaules in Händen gehabt." „Na," ſagte Friedrich vergnügt, „mein Vater iſt General, dann laß lieber mich machen." Friedrichs Gepäck wurde auf den Schlitten gepackt, er nahm die Zügel, der Braune ſtieg, und heidi! ging es mit ohrenzerreißendem Schellengeläut die breite, belebte Hauptſtraße hinunter.

„Habt Ihr hier lauter ſolche Gäule?" ſagte Friedrich. „Das Luder geht durch! Wenn wir durch dieſes verdammte Gewühl glücklich durchkommen, dann hat das der liebe Gott gemacht!" „Laß ihn man laufen!" ſagte Schmidt. „Alle Tage gehen hier mehrere Pferde durch! Wenn wir heut an der Reihe ſind, iſt nichts zu machen.“ Aber Friedrich geigte den Gaul, ſo daß er wohl oder übel vor einem Schienenſtrang, der ohne Barriere durch das Getümmel der Straße lief, ſtillſtehen mußte. Mit doppelſtimmigem Heulen brauſte der Schnellzug Boſton-New York vorbei, und Friedrich fragte ſich, wie es zugehe, daß er nicht eine Anzahl Kinder, Arbeiter, Herren mit hohen Hüten, Damen, Hunde, Pferde und Droſchken überfahren, zu Mus zerquetſcht und gegen die nahen Häuſerwände auseinandergeſchmettert hatte. Immer noch ſtieg der Gaul und ſchoß dann hinter den letzten Puffern des Zuges vorwärts und über das Bahngleis davon. Klumpen von Schnee und Eis flogen Friedrich und Peter um die Naſe.

„Donnerwetter,“ ſagte Friedrich ſchnauſend, „hier merk ich zum erſten Male etwas von der Tollheit, die ſpezifiſch amerikaniſch iſt: kommſt du unter die Räder: kommſt du unter die Räder! Willſt du fahren: kutſchiere den Gaul! Brichſt du die Knochen: brichſt du die Knochen! Brichſt du den Hals: brichſt du den Hals!“ Mitten in der tiefverſchneiten Straße, deren Häuſer nach der Peripherie der Stadt zu immer niedriger wurden, begegnete Friedrich zum erſtenmal der damals in Europa noch unbekannten elektriſchen Straßenbahn, und das heftige Blitzen zwiſchen Rolle und Zuleitungsdraht war ihm ein neues, erregendes Phänomen. Krumm, ſchief, dick, dünn waren die Pfähle für die Befeſtigung der Drahtleitung, ſo daß alles einen interimiſtiſchen Eindruck machte. Aber die Wagen der Bahn waren bequem und glitten mit großer Schnelle dahin.

Ohne Unfall war, durch Gottes Ratſchluß und Peters Führung, der gefährliche Stadtteil zurückgelegt. Vor dem klingelnden Braunen lag eine endloſe, leere Straße mit guter Schlittenbahn in beſchneiter Ebene ausgedehnt, und nun konnte der wackere Amerikaner nach Herzensluſt ausgreifen.

Seltſam, dachte Friedrich, ich fahre Schlitten, ich kutſchiere ein Pferd, was ich ſeit meiner Jugend nicht mehr getan habe. Und allerhand Pferdegeſchichten fielen ihm ein, alles Dinge, an die er jahrzehntelang nicht gedacht hatte. Wie oft hatten Erzählungen des Vaters, von ſeinen Jagdfahrten und Schlittenunfällen, an behaglichen Winterabenden die ganze Familie zum Lachen gebracht!

Während der nun folgenden, flotten und erquickenden Schlittenfahrt verjüngte ſich Friedrichens Herz, und die ſchönſten Jahre ſeiner Knabenzeit wurden faſt unmittelbare Gegenwart. Umgeben von dem blendenden Glanz der Schneefelder, atmend in der reinen ſtählernen Luft, war das bloße Daſein für ihn zum unerhörten Genuß geworden.

Plötzlich wurde er bleich und mußte die Zügel an Peter abgeben. In das Geläute der Schlittenſchellen hatte ſich das anhaltend wirbelnde Hämmern elektriſcher Klingeln gemiſcht. Mit dieſer Gehörstäuſchung war ein Gefühl von Angſt und von Kälteſchauern verbunden. Als Peter Schmidt, der die Veränderung im Weſen des Freundes ſofort bemerkte, den Gaul zum Stehen gebracht hatte, war auch Friedrich bereits ſeines Anfalles Herr geworden. Er ſagte nicht, daß der untergehende „Roland“, wie es der Fall war, unerwartet wieder „gewaſelt“ hätte, ſondern behauptete nur: das Schlittengeläut habe ſeine Gehörsnerven überreizt. Es ſei ihm unerträglich geworden. Man ſtieg in den Schnee, da man der Fläche des Hanoverſees bereits ſehr nahe war und das Häuschen am anderen Ufer erblicken konnte.

Peter Schmidt nahm dem Braunen, ohne ein Wort zu ſagen, die Schellen ab, band das Tier an den Zweig eines kahlen Baums und begab ſich mit Friedrich, über den feſtgefrorenen See, gegen das einſame Landhaus hinüber. Der blonde Frieſe ſchritt über dicke Polſter von Schnee die Stufen zur Eingangstür voran, öffnete dieſe und meinte: das Häuschen, wie er jetzt ſehe, möge ſchwerlich im Winter bewohnbar ſein. Friedrich dagegen war anderer Anſicht. Das ſonſt nur Sommers benutzte Haus, das nicht unterkellert war, beſaß eine kleine Küche und zwei Parterreräume, ſowie einen Manſardenraum im Dachgeſchoß. Hier fanden die Freunde einen Tiſch und eine Bettſtelle, die mit einer Matratze, einem Keilkiſſen und wollenen Decken verſehen war; und in dieſem Raum wünſchte ſich Friedrich einzuniſten. Alle Bedenken des Frieſen ſchlug er aus dem Feld, indem er behauptete, es komme ihm vor, als ob dieſes Haus, und eben nur dieſes Haus, gerade auf ihn gewartet hätte.

Am folgenden Tage war Friedrich bereits in das einſame und verſchneite Aſyl am Hanoverſee eingezogen, das er fortan abwechſelnd ſeine Diogenes-Tonne, Onkel Toms Hütte oder ſeine Retorte nannte. Eine Diogenes-Tonne war es nicht, denn die beiden Freunde hatten Holz und Anthrazitkohle anfahren laſſen, es war im Manſardenraum ein kleiner amerikaniſcher Ofen geſetzt worden, deſſen immer ſichtbare Glut behagliche Wärme verbreitete, und Küche und Speiſekammer enthielten alles und etwas mehr, als zum Leben notwendig war. Auf irgendeine Bedienung im Hauſe verzichtete Friedrich, er wollte, wie er ſagte, Bilanz machen, und dabei könne ihm die Gegenwart eines fremden Menſchen nur ſtörend ſein.

Es war für Friedrich ein tiefer Augenblick, als Peter Schmidt in der Dunkelheit — die Freunde hatten noch gemeinſam Kaffee getrunken — mit dem Schellengeläut ſeines Schlittens verſchwunden war, und als er ſelbſt zum erſtenmal ſich in der weißen und dabei nächtlich verhüllten amerikaniſchen Landſchaft allein fühlte. Er ging ins Haus, ſchloß die Tür hinter ſich, horchte und hörte das Holz des Feuerchens in der Küche knacken.

Er nahm ein Licht, das im Hausflur ſtehen geblieben war, und leuchtete die Stiege hinauf. In ſeinem Zimmerchen angelangt, freute er ſich der Wärme und des behaglichen Feuerſcheins, den das kleine Kuppelöfchen ausſtrahlte. Er zündete die Lampe an, und nachdem er die Gegenſtände auf dem langen, unbedeckten Ausziehtiſch ein wenig geordnet hatte, nahm er mit einem voll genoſſenen, tiefen und myſteriöſen Behagen Platz.

Er war allein. Er befand ſich in einem Zuſtand, der in allen fünf Weltteilen der gleiche iſt. Draußen lag eine klare und lautloſe Winternacht, dieſelbe, die er aus ſeiner Heimat kannte. Alles, was er bis hierher erlebt hatte, war nicht mehr. Oder es war: aber wie nie geweſen. Heimat, Eltern, Weib, Kinder, die Geliebte, die ihn über den Ozean gezogen hatte, alles, was ihm auf der Reiſe zugeſtoßen und nahegetreten war, hatte nicht mehr in ſeiner Seele zurückgelaſſen als ein Schattenſpiel. Sollte das Leben, fragte ſich Friedrich, nichts weiter als ein Material für Träume ſein? So viel ſteht feſt, ſagte er zu ſich ſelbſt, mein jetziger Zuſtand iſt der, über den wir im Grunde, ſolange wir leben, niemals hinwegkommen. Wir brauchen nicht ungeſellig zu ſein, aber noch weniger dürfen wir dieſen Zuſtand, das natürlichſte, ungeſtörte Grundverhältnis der Perſönlichkeit, ungepflegt laſſen: den Zuſtand, wo wir allein dem Myſterium unſeres Daſeins, wie einem Traum, gegenüberſtehen.

Friedrich hatte während der letzten Monate ein ereignisreiches Leben der allertiefſten Gegenſätze geführt: er war beängſtigt, erregt, bedroht worden, eigene Schmerzen waren vielfach in fremden untergegangen, und fremde hatten die eigenen vermehrt. Aus der Aſche einer ausgebrannten Liebe war die Flamme einer neuen leidenſchaftlichen Illuſion emporgeſchlagen. Friedrich war getrieben worden, gehetzt, gelockt, ja wie an Stricken willenlos in die Weite geführt! willenlos und beſinnungslos! Nun erſt war die Beſinnung wiedergekommen! — Dann erſcheint die

Beſinnung, wenn das beſinnungslos gelebte Leben im bewußten, wachen Geiſt, das Material für Träume geworden iſt. Friedrich nahm einen Bogen Papier und ſchrieb darauf mit einer neuen amerikaniſchen Feder, die er in ein jungfräuliches Tintenfaß getaucht hatte: Das Leben, ein Material für Träume.

Dann ging er daran, ſeinen Robinſon-Haushalt weiter nach Laune herzurichten. Er ſtapelte Bücher, die er in New York erſtanden hatte, Reklambändchen und andere, auf den Tiſch, auch ſolche, darunter die Schleiermacherſche Platon-Überſetzung, die Peter Schmidt ihm geliehen hatte. Vor einem alten holländiſchen Sofa mit Lederbezug, das Apotheker Lamping, gebürtig aus Leyden, mit herübergebracht hatte, ſtand ein zweiter, großer dazugehöriger Tiſch, den Friedrich mit grünem Tuch bedeckt und auf den er die weinroten, langgeſtielten Roſen der Künſtler, die von Miß Eva geſondert, geſtellt hatte. Jetzt ging er daran, das ſtehengebliebene Kaffeegeſchirr beiſeite zu ſchaffen. Weiter wurde ein von Peter Schmidt entliehener Revolver geladen und neben das Tintenfaß auf den Schreibtiſch gelegt, hernach ein friedliches wiſſenſchaftliches Inſtrument, ein Zeiß-Mikroſkop, geprüft und zuſammengeſtellt. Es war dasſelbe, das Friedrich vor Jahren in Jena für ſeinen Freund Peter Schmidt perſönlich ausgeſucht hatte, als dieſer nach Amerika ging. Dies war ein ſeltſames, damals nicht im entfernten geahntes Wiederſehen!

Und Friedrich hatte noch mehr zu tun. Er mußte eine Seemannsuhr auseinandernehmen, wieder zuſammenſtellen und an die Wand hängen, ein altes Ding, das ihm erſt heut, bei Gelegenheit eines kleinen Möbeleinkaufs, um Billiges in die Hände gefallen war. Zu ſeiner Freude fing die alte Großmutter bald darauf in ihrem braunen, etwa meterlangen Gehäuſe, von der Wand am Fußende des Bettes, mit angemeſſener Würde zu ticken an. Dort mochte ſie hängen bleiben, bis ihr neuer Beſitzer ſie wieder herunter und mit nach Europa, in ihre Heimat nahm.

Denn ſie ſtammte aus Schleswig-Holſtein, und Friedrich hatte ihr die erſehnte Heimkehr feſt zugeſagt.

Wenn er auf ſeinem Bette lag, konnte er den gelben Meſſingperpendikel der altertümlichen Uhr hin und her glänzen ſehen. Das Zifferblatt war eine Merkwürdigkeit. Als pausbäckige Sonne gedacht und bemalt, zeigte es oben die Inſel Helgoland und zinnerne Segelſchiffchen, die im gravitätiſchen Rhythmus des Perpendikels ſchaukelten. Dieſer Anblick war angetan, die Behaglichkeit des geſicherten Herdes für einen gezauſten Seefahrer doppelt ſpürbar zu machen.

„Wann war das doch,“ überlegte Friedrich, „als ich Mr. Barrys ſchneidende Worte, Miſter Samuelſons verunglückten Vorſtoß und Lilienfelds Apachenritt gegen puritaniſche Unduldſamkeit miterlebte: einen wüſten und lügenhaften Kampf, der ſcheinbar um eine Seele zu retten geführt wurde, in Wirklichkeit aber nichts weiter als der Kampf von Krähen um einen jungen, hilfloſen Haſen war.“ Wann war das doch? es mußte Jahre zurückliegen. Nein! Ingigerd war ja erſt am geſtrigen Abend zum erſtenmal öffentlich aufgetreten. Es konnte alſo nicht früher als am vorgeſtrigen Tage geweſen ſein.

Übrigens lag bereits der erſte Brief von ihr auf dem Tiſch. Das Mädchen beklagte ſich heftig über ſeinen Vertrauensbruch. Sie habe ſich furchtbar in ihm getäuſcht, behauptete ſie. Und im ſelben Atem: ſie habe ihn in den erſten fünf Minuten durchſchaut, als er ſich, noch in Berlin, ihr näherte. Nachdem ſie aber ſeinen Charakter vollſtändig in den Grund gebohrt hatte, bat ſie ihn dringend, zurückzukehren. Ich habe, hieß es, heut einen Rieſentriumph erlebt. Das Publikum hat Kopf geſtanden. Nach der Vorſtellung kam Lord Soundſo, ein junger, bildſchöner Engländer, der einſtweilen hier lebt, weil er mit ſeinem Vater zerfallen iſt. Wenn der Alte ſtirbt, bekommt er den Herzogtitel und erbt Millionen.

Friedrich zuckte die Achſeln: er fühlte nicht den geringſten Antrieb mehr, Beſchützer oder Retter der Kleinen zu ſein, nicht den leiſeſten Anreiz, über ihr Schickſal nachzugrübeln.

Am nächſten Morgen, als Friedrich erwachte, fröſtelte ihn, trotzdem das Öſchen die Zimmerwärme erhalten hatte, und Winterſonne ins Fenſter ſchien. Er nahm ſeine goldene Taſchenuhr, ein Stück, das er aus dem Schiffbruch davongebracht hatte, und fand, daß ſein Puls über hundert Schläge in der Minute tat. Aber er machte nichts weiter daraus, ſtieg aus dem Bett, wuſch ſich von oben bis unten mit kaltem Waſſer, zog ſich an, machte ſein Frühſtück zurecht und hatte bei alledem nicht die Empfindung, krank zu ſein. Immerhin fühlte er ſich zur Vorſicht gemahnt, denn es war nicht unmöglich, daß jetzt, wo die Spannungen und Erregungen nachließen, der Körper ſeinen Kapitalverbrauch eingeſtand und eine Art Bankerott anſagte. Werden doch zuweilen die ärgſten Strapazen ganz ohne Warnung bewältigt, und alles geht gut, ſolange der aufgepeitſchte Körper im Gange iſt. Er glaubt, er arbeite aus dem Überſchuß, und bricht, ſobald Wille und Spannung nachlaſſen, ausgeplündert in ſich zuſammen.

Gegen zehn Uhr war Friedrich im Sprechzimmer ſeines Freundes in der City von Meriden. Der Spaziergang durch den Wintertag hatte ihm gut getan. „Wie haſt Du geſchlafen?" fragte Schmidt. „Ihr abergläubiſchen Leute behauptet ja, was man die erſte Nacht in einem fremden Hauſe träumt, geht in Erfüllung!" — „Das will ich nicht hoffen", ſagte Friedrich. „Meine erſte Nacht war recht mangelhaft, und in meinem Schädel iſt es recht kunterbunt zugegangen." Er verſchwieg den peinlichen Klingeltraum, den er gehabt und der ihn wiederum hartnäckig in die angſtvollſten Augenblicke des Schiffsunterganges zurückverſetzt hatte. Nachgerade war dieſe Gehörshalluzination Friedrichens heimliches Kreuz geworden. Er fürchtete manchmal, es möchte eine Art Aura ſein, durch die ſich nicht ſelten Anfälle ſchwerer körperlicher Leiden ankündigen.

Friedrich hatte Frau Doktor Schmidt, approbierte Ärztin und Kollegin ihres Mannes, ſchon am Tage vorher kennen gelernt. Die Konſultationszimmer waren durch das für die Patienten beider Ehegatten gemeinſame Wartezimmer getrennt. Frau Schmidt kam herüber, begrüßte Friedrich und wünſchte ihren Mann bei der Unterſuchung einer Patientin heranzuziehen. Es war eine ſeit kurzem verheiratete, noch nicht achtundzwanzigjährige Arbeiterfrau, deren Mann in einer der Meridener Chriſtophel-Fabriken eine gute Stellung innehatte. Sie glaubte ſich ein bißchen den Magen verdorben zu haben, aber Frau Doktor Schmidt vermutete Magenkrebs.

Von ſeinem Freunde und deſſen Frau aufgefordert, ging Friedrich mit zu der Patientin hinein, die lachend auf dem Operationsſtuhle ſaß und einigermaßen verdutzt die Herren begrüßte. Friedrich wurde als ein berühmter deutſcher Arzt vorgeſtellt, und die hübſche, wohlgekleidete Frau hielt es immer wieder für angebracht, ſich wegen der Umſtände zu entſchuldigen, die ſie verurſache. Sie habe ſich eben den Magen nur ein bißchen verdorben, ihr Mann würde ſie auslachen, wenn er wüßte, daß ſie deswegen zum Doktor gelaufen ſei.

Wie Friedrich und Peter Schmidt feſtſtellten, beſtätigte ſich die Diagnoſe von Frau Doktor Schmidt, und man ſagte der ahnungsloſen Todeskandidatin, ſie werde ſich möglicherweiſe einer kleinen Operation unterziehen müſſen. Dann bat man ſie, ihren Mann zu grüßen, fragte ſie nach dem Befinden ihres Kindchens, das vor anderthalb Jahren, unter Aſſiſtenz von Frau Doktor Schmidt, zur Welt gekommen war, und ſchickte ſie fort, als ſie mancherlei mit guter Laune geantwortet hatte. Sie war gegangen, und Peter Schmidt nahm es auf ſich, ihren Mann zu verſtändigen.

In den folgenden Tagen zog Peter ſeinen Freund mehr und mehr in die mediziniſche Praxis hinein. Friedrich fand einen düſteren Reiz darin. Dieſe ſonderbare Tretmühle, inmitten einer Welt des ewigen Leidens und Sterbens aufgeſtellt, hatte mit dem täuſchenden Daſein einer verhältnismäßig glücklichen Oberflächlichkeit nichts gemein. Das Ehepaar Schmidt ſtand in einem entſagungsreichen und ſchweren Dienſt, ohne andere Entlohnung, als die, gerade ſo weit Nahrung und Behauſung zu haben, um eben dieſen Dienſt fortſetzen zu können: es behandelte arme, eingewanderte Arbeiter, die ſich durch den Verdienſt in den Chriſtophel-Fabriken des Orts mühſelig über Waſſer hielten. Das ärztliche Honorar blieb äußerſt gering und wurde bei Peters Sinnesart in vielen Fällen nicht eingezogen.

Friedrich kannte zur Genüge den Sublimat- und Karbolgeruch ärztlicher Sprechzimmer, dennoch hatte er Not, ſich von dem niederdrückenden Eindruck nichts merken zu laſſen, den die Lokale der Office in ihrem öden Halbdunkel, mit dem Straßengepolter vor den Fenſtern, auf ihn gemacht hatten. In Deutſchland iſt eine Stadt von dreißigtauſend Einwohnern tot. Dieſe amerikaniſche Stadt von fünfundzwanzigtauſend rannte, klingelte, polterte, raſſelte, tobte wie wahnſinnig. Kein Menſch hatte Zeit, alles haſtete aneinander vorüber. Wenn man hier lebte, ſo lebte man hier, um zu arbeiten; wenn man hier arbeitete, ſo tat man es um des Dollars willen, der die Kraft in ſich hatte, ſchließlich von dieſer Umgebung zu befreien und eine Epoche des Lebensgenuſſes einzuleiten. Die meiſten Menſchen, beſonders die deutſchen und polniſchen Arbeiter und Geſchäftsleute, ſahen in dem Leben, das ſie hier führen mußten, nur etwas Vorläufiges. Eine Anſicht, die bei denen ſich gallig verbitterte, denen die Rückkehr in die Heimat durch begangene Delikte abgeſchnitten

iedrich hatte im Wartezimmer der Freunde ſolche be-
erte Verſtoßene kennen gelernt.

Schmidt war geborene Schweizerin. Ihr breiter
her Kopf mit der feinen und geraden Naſe ſaß auf
örper, wie er den Baſeler Frauentypen des Holbein
„Sie iſt viel zu gut für Dich,“ ſagte Friedrich zu
Freunde, „ſie ſollte die Frau eines Dürer oder noch
s reichen Ratsherrn Willibald Pirkheimer ſein. Sie iſt
einem Patrizierhauſe, Kiſten und Kaſten voll feiner
, ſchwerer Brokate und Seidengewänder vorzuſtehen.
ßte auf einem drei Meter hohen, von zwölf ver-
rlei Linnen- und Seidendecken überzogenen Bette ſchlafen,
ſoviel Hüte und Pelzwerk haben, als der Rat der Stadt
chſten erlaubt. Statt deſſen hat ſie, daß Gott erbarm,
ſtudiert, und du läßt ſie mit einem ominöſen Täſchchen
s zu Kunz rennen.“

er Tat hatte ihre Beſchäftigung, der ſie in der Woche
r von ſieben Nächten opfern mußte, ſowie die Häßlich-
rer Umgebung, Frau Emmerenz Schmidt zu einem ver-
heimwehkranken Menſchen gemacht. Sie beſaß das
iſche eigenſinnige Pflicht- und Erwerbsgefühl, worin ſie
rieſe der Eltern beſtärkt wurde. Es war der Grund,
ſie es mit unbeugſamem Willen ablehnte, früher als
n Erwerb eines feſten Vermögens, wofür einſtweilen
keine Ausſicht war, in die Heimat zurückzugehen. Sie
uf ſchneidende Weiſe bitter ſein, ſo oft Peter Schmidt,
Frau an Heimweh kranken und welken ſah, ihr den
g zur Rückkehr machte.

Schmidt lebte auf, wenn ſie eine Stunde berufsfrei
d mit Friedrich und ihrem Manne von Schweizer
und Bergtouren reden konnte. Da ſtieg in der
Office, oder in der kleinen Privatwohnung des Ehe-

paars die herrliche Viſion des Säntis auf, in deſſen Nähe die Wiege der Ärztin geſtanden hatte. Man ſprach dann vom Scheffelſchen Ekkehard, vom Wildkirchli und vom Gemſenreſervat, vom Bodenſee und von Sankt Gallen. Die Ärztin meinte, ſie wolle lieber die letzte ſchmutzige Sennerin auf dem Säntis, als hier in Meriden Ärztin ſein.

Natürlich litt der blonde Frieſe unter dieſen Verhältniſſen, keineswegs aber ſo, daß ſein beſonderer, eingefleiſchter und überzeugter Idealismus ins Wanken kam.

Dieſer immer vorhandene, immer gegenwärtige Idealismus war es vielmehr, der Peter Schmidt über alle augenblickliche Mühſal immer und überall hinausheben konnte. Es ſchien Friedrichen ſo, als ob gerade durch dieſen Umſtand die Lage der Frau verſchlimmert würde. Aus ihren Bemerkungen ging hervor, daß ſie es lieber geſehen haben würde, wenn Peter mehr ſein eigenes Fortkommen, weniger den Fortſchritt der Menſchheit im Auge gehabt hätte. Es gab keinen Menſchen, der einen ſtärkeren Glauben an den Sieg des Guten in der Welt beſaß, als Peter Schmidt, der im übrigen jeden religiöſen Glauben verurteilte. Er gehörte zu denen, die den Garten Eden verwerfen, den jenſeitigen Himmel für ein Märchen erklären, dagegen feſt überzeugt ſind, daß die Erde ſich zum Paradies, der Menſch zur Gottheit darin entwickeln werde. Auch Friedrich beſaß eine Neigung zur Utopie, und die Eigenſchaften des Freundes erweckten dieſe. Solange er auf Berufsgängen oder beim Schlittſchuhlauf oder in ſeiner Diogenes-Tonne mit ihm redete, war er wieder diesſeits der Hoffnung geraten, während er ohne ihn immer jenſeits der Hoffnung war.

Das Thema, das die Freunde zumeiſt erörterten, iſt mit den Namen Karl Marx und Darwin charakteriſiert. Im Geiſte Peter Schmidts bahnte ſich eine Art Ausgleich oder Verſchmelzung der Grundtendenzen dieſer Perſönlichkeiten an. Immerhin war dabei das chriſtlich-marxiſche Prinzip des Schutzes der Schwachen durch das Naturprinzip des Schutzes der Starken erſetzt worden, und dies bedeutete den Ausgang der allertiefſten Umwälzung, die vielleicht je in der Geſchichte der Menſchheit vor ſich gegangen iſt.

Während der erſten acht Tage teilte Friedrich mit dem ärztlichen Ehepaar in einem Boardinghouſe das Mittagsmahl. Immer aber begab er ſich um die Zeit der Dämmerung, und zwar meiſtens zu Fuß, in ſeine Diogenes-Tonne am Hanoverſee zurück.

In der folgenden Woche wurden die Beſuche bei ſeinen Freunden ſeltener, warum, wußte Friedrich ſelber nicht. Er ſchlief nicht gut. Es kam immer wieder und wieder vor, daß ihn der Klingeltraum heimſuchte. Selbſt wachend litt er an einer eigentümlichen, ihm früher unbekannten Schreckhaftigkeit. Wenn wirklich ein Schlitten mit einer Schlittenſchelle vorüberkam, erſchrak er zuweilen ſo, daß er zitterte. Wenn er in der Stille ſeines Zimmers ſein eigenes Atmen vernahm, konnte ihn das nicht weiter verwundern, aber er wurde immer wieder mit einer ſonderbaren Unruhe darauf aufmerkſam. Mitunter fröſtelte ihn, und da er ein Thermometer beſaß, ſtellte er einige Male feſt, daß er erhöhte Temperatur hatte. Alle dieſe Umſtände beunruhigten ihn, und eine überall leiſe wirkende Atmoſphäre von Beängſtigungen verſuchte er vergebens von ſich zu ſcheuchen und abzuſchütteln. Als er zum erſtenmal ſeinen Gang ins Boardinghouſe einſtellte, hinderten ihn Unluſt, das Zimmer zu verlaſſen, und Appetitloſigkeit. Ein anderes Mal war er, bei dem ſtändigen klaren Winterwetter, halbwegs auf der Straße nach Meriden, wieder umgekehrt und vermochte kaum ſich nach Haus zu ſchleppen. Von alledem aber, was Friedrich ſo in der Stille durchmachte, erfuhren die beiden Freunde nichts. Sie fanden es nicht verwunderlich, wenn Friedrich dieſen und jenen Tag in ſeinen vier Wänden bleiben wollte.

Aber ſein Leben wurde mehr und mehr eine ſchleichende Sonderbarkeit. Die Welt, der Himmel, die Landſchaft, der Erdteil, auf dem er war, kurz alles vor ſeinen Augen, auch die Menſchen veränderten ſich. Sie rückten fort, ihre Angelegenheiten hatten einen fernen, fremden Charakter bekommen. Ja, Friedrichens eigene Angelegenheiten waren nicht mehr dieſelben geblieben. Sie waren ihm abgenommen, irgend jemand hatte ſie einſtweilen beiſeite gelegt. Er mochte ſie ſpäter wiederfinden, falls das Endziel ſeines neuen Zuſtandes nicht ein andres war.

Als Peter Schmidt eines Tages doch durch ſein zurückgezogenes Daſein befremdet war und Beſorgnis äußerte, wies ihn Friedrich mit einer gewiſſen Schroffheit zurück, denn auch der Freund war ihm fremd geworden. Er verriet ihm nichts von der bangen und ſchweren Atmoſphäre, in der er atmete, denn ſonderbarerweiſe war auch etwas wie ein heimlicher Reiz in ihr, den Friedrich mit niemand teilen wollte.

Eines Abends, als er wie gewöhnlich am Schreibtiſch bei der Lampe ſaß, war es ihm, als ob ſich jemand über ſeine Schulter herabbeugte. Friedrich hatte die Feder in der Hand und, in wirrem Durcheinander, Manuſkriptſeiten vor ſich liegen. Verſonnen, vergrübelt, wie er war, fuhr er zuſammen, indem er die Worte ſagte: „Rasmuſſen, wo kommſt Du her?“ Dann wandte er ſich und erblickte tatſächlich Rasmuſſen mit der Lloydmütze, wie er von ſeiner Weltumſegelung gekommen war, leſend am Fußende ſeiner Bettſtelle ſitzen. Er hielt ein Fieberthermometer in der Hand und ſah aus, als ob er die unbeſchäftigte Zeit einer langen Wache am Krankenbett mit Leſen hinbringe.

Friedrich hatte bemerkt, daß die Einſamkeit den viſionären Charakter des Daſeins ſteigerte. Es fehlte der zweite Menſch, ohne den der erſte immer zum Verkehr mit Geſpenſtern verurteilt

Friedrich brauchte in ſeiner Eremitage nur an irgend jemand
enken, um ihn leibhaft redend und geſtikulierend vor ſich zu
n. Er wurde durch dieſe Entzündlichkeit ſeiner Phantaſie
beunruhigt. Auch die neue Erſcheinung notierte er mit
er und ſcharſer Beobachtung, aber er merkte doch: ſein Seelen-
t war in eine neue Phaſe getreten.

Er ſtieg nach einiger Zeit, um vor Schlafengehen den Ver-
ß der Haustür zu kontrollieren, in das Parterregeſchoß hinab
fand ſich veranlaßt, ein mit Läden verwahrtes Gemach zu
en. Als er dort mit dem brennenden Lichte hineinleuchtete,
e er zu ſeiner höchſten Verwunderung eine zweite, ebenſo
liche Halluzination. Er gratulierte und beſcheinigte ſich, daß
auf dieſem pſycho-pathologiſchen Gebiet jetzt nicht nur vom
enſagen mitreden könne. Vor ſeinen Augen, deutlich ſichtbar,
n vier Kartenſpieler um einen Tiſch. Die Männer, die
lich rohe und rote Geſichter hatten, rauchten Zigarren, tranken
r und ſchienen dem Handelsſtande anzugehören. Plötzlich
e ſich Friedrich an die Stirn. Er hatte am Etikett und an
Flaſche das Bier erkannt, das in der kleinen Schwemme
„Roland" geführt wurde. Und das waren ja die auf dem
iff ſo bekannten ewigen Trinker und Kartenſpieler. Kopf-
ttelnd über die ſonderbare Tatſache, daß dieſe Leute nun auch
nde hier im Parterre ſeines Hauſes untergekommen waren,
ab ſich Friedrich nach oben in ſein durchwärmtes Zimmer zurück.

Die Tagesſtunden, in denen er ſich vielfach, wenn auch allein,
ußen beſchäftigte, hatten Friedrich bisher auf geſundere Weiſe
Wirkliche abgelenkt. Außerdem war ſein Urteil über den
nen Zuſtand im großen Ganzen geſund geblieben. Als er
auf ſchleichende Weiſe erkrankte, empfand er es nicht. Es
hien ihm natürlich, daß er mit Rasmuſſen auf der Bettſtelle,
den Skatſpielern im unteren Zimmer, wie mit wirklich vor-
denen Dingen rechnete.

In dem von dem Hauche indianiſcher Sage umwobenen Hanoverſee ergießt ſich ein Flüßchen, Quinnipiac, das Friedrich eines Tages auf ſeinen Schlittſchuhen landein verfolgte. Er beſand ſich bei dieſer Fahrt in der Begleitung eines Schattens, an deſſen Körperlichkeit er nicht zweifelte. Er glich der Perſönlichkeit des früher als ſeine Kollegen zugrunde gegangenen Heizers Zickelmann: nicht wie dieſer ſich als Toter, ſondern wie er ſich in Friedrichens Traum gleichſam offenbart hatte. Der Schatten des Heizers erzählte, es ſeien mit dem „Roland“ fünf Oberheizer, ſechsunddreißig Heizer und achtunddreißig Kohlenzieher geſunken: was für Friedrich eine über Erwarten große Anzahl war. Er ſagte weiter: Die Bucht und der Hafen, wo Friedrich im Traume gelandet wäre, ſei wirklich nichts weiter, als die Atlantis, ein geſunkener Kontinent, deſſen überm Meeresſpiegel gebliebenen Reſte die Azoren, Madeira und die Kanariſchen Inſeln wären. Friedrich kam zu ſich ſelbſt, als er vor einer verſchneiten, fuchsbauartigen Höhle ſtand, in der er allen Ernſtes nach dem Durchgang zu den Lichtbauern geſucht hatte.

Von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde gewann der Geiſteszuſtand Friedrichs an Wunderlichkeit und Fremdartigkeit. Immer ſaß Rasmuſſen auf dem Bett, ſpielten die Kaufleute im Parterrezimmer. Der einſame Kranke ging flüſternd umher, in Geſpräche mit Menſchen und Dingen verwickelt. Stundenlang wußte er nicht, wo er wirklich war. Er glaubte im Doktorhäuschen zu ſein, dann wieder im Hauſe ſeiner Eltern, meiſtens befand er ſich, ſeiner Meinung nach, auf dem Deck und in den üblichen Räumlichkeiten des Schnelldampfers, der auf der Fahrt nach Amerika begriffen und, wie ſich Friedrich kopfſchüttelnd ſagte, nicht untergegangen war.

Nach Mitternacht ſtand Friedrich zuweilen vom Bette auf und enthüllte einen Wandſpiegel, den er, da er Spiegel nicht liebte, verhängt hatte. Er betrachtete ſich, indem er ſich mit der brennenden Kerze dicht vor die Scheibe bog, und erſchreckte ſich durch Grimaſſen, die ſeine Züge unkenntlich machten. Dann ſprach er mit ſich. Es waren teils wirre, teils klare Sätze, die er äußerte oder hörte, nach denen er fragte, oder auf die er Antwort gab. Sie bewieſen, daß er ſich mit dem Doppelgängerproblem, als einem der grauenvollſten und tiefſten, ſchon früher beſchäftigt hatte. Er ſchrieb auf ein Blatt: Der Spiegel hat aus dem Tiere den Menſchen gemacht. Ohne dieſen Spiegel kein Ich und Du, ohne Ich und Du kein Denken. Alle Grundbegriffe ſind Zwillinge: ſchön und häßlich, gut und ſchlecht, hart und weich! Wir reden von Trauer und Freude, von Haß und Liebe, von Feigheit und Mut, von Scherz und Ernſt, und ſo fort. Das Bild im Spiegel ſagte zu Friedrich: Du haſt dich in dich und mich geſpalten, ehe du die einzelnen Eigenſchaften deines nur als Ganzes wirkenden Weſens unterſcheiden, das heißt ſcheiden, das heißt ſpalten konnteſt. Bevor du dich ſelbſt nicht im Spiegel ſaheſt, ſaheſt du auch nichts von der Welt.

Es iſt gut, daß ich allein bin, dachte Friedrich, mit meinem Spiegelbild. Ich brauche nicht die vielen peinigenden Hohl- und Rundſpiegel, die mir andere Menſchen bedeuten. Dieſer, in dem ich bin, iſt der urſprüngliche Zuſtand, und man entgeht den Verzerrungen, denen man in den Blicken und Worten anderer Menſchen verfallen iſt. Das beſte iſt, ſchweigen oder mit ſich ſelbſt reden, das heißt mit ſich ſelbſt im Spiegelbild. Dies tat er ſo lange, bis er ſich eines Abends, aus der Umgebung ſeines Hauſes heimkehrend, als er die Zimmertür öffnete, ſelbſt am eigenen Schreibtiſche leibhaftig ſitzend fand. Friedrich ſtand ſtill und wiſchte ſich über die Augen. Der Menſch aber, der in ſeinem Stuhle ſaß, war noch vorhanden, trotzdem er die Abſicht hatte, ihn, als wäre er nur eine Viſion, mit geſchärftem Blick zu zerteilen. Da kam ihn ein noch nie gefühltes, unnennbares Grauen an und zugleich eine Wallung tödlichen Haſſes. Mit „Du oder

Ich" hielt er dem Doppelgänger den ſchnellgepackten Revolver vors Geſicht. Ein Gleiches tat auch der Doppelgänger! ſo daß ſich Haß und Haß, und nichts in Haß und Liebe Geſpaltenes, gegenüberſtand.

Für einen beſtimmten Tag hatte Peter Schmidt Friedrichens Aſſiſtenz bei einer ſchweren Operation erbeten, weil er wußte, daß ſein Freund und Kollege gerade dieſe beſondere Operation bei Kocher in Bern öfters geſehen und einige Male mit Glück ausgeführt hatte. Es handelte ſich um einen fünfundvierzigjährigen Farmer und Yankee, dem ein fibröſes Lipom, eine Faſerfettgeſchwulſt, entfernt werden ſollte. Friedrich wurde von einem Sohne des Patienten abgeholt und trat zur feſtgeſetzten Stunde, ſehr bleich aber äußerlich ruhig, in die Office des ärztlichen Ehepaares. Die Stimmung war ernſt, niemand ahnte, mit welchem Aufwand an Willenskraft Friedrich ſich orientierte, und daß er ſich nur mit immer der gleichen Willenskraft in der Gewalt behielt.

Die Ärzte berieten, und Peter Schmidt ſowie ſeine Frau wünſchten aufs dringendſte, Friedrich möge die Operation ausführen. Ihm raſte der Kopf. Er war heiß, er zitterte, aber die Freunde bemerkten es nicht. Er bat um ein großes Glas Wein und ging wortlos daran, ſich vorzubereiten.

Frau Doktor Schmidt führte den alten Farmer herein. Der wackere Mann und Familienvater wurde, entblößt, in den Operationsſtuhl gelegt und auf die bekannte gründliche Weiſe gewaſchen. Dann wurde ihm die Achſelhöhle durch Peter Schmidt ausraſiert. Über Friedrich, der ſich, mit heraufgeſtreiften Hemdsärmeln, unabläſſig Hände und Arme wuſch, Nägel und Finger bürſtete, war eine nachtwandleriſche Ruhe gekommen. Nachdem er ſich abgetrocknet hatte, unterſuchte er noch einmal die kranke

Stelle mit aller Kühle und aller Genauigkeit, fand, daß die Geſchwulſt vielleicht bereits zu weit fortgeſchritten war, ſchnitt aber gleich darauf mit feſter Hand in die Maſſe des lebenden Fleiſches hinein.

Die Narkoſe wurde von Frau Doktor Schmidt beſorgt, während Peter Inſtrumente und Tupfer zurichte. Das ungenügende Licht in der Parterreräumlichkeit, vor deren Fenſter der Verkehr der Hauptſtraße tobte, lockte dem Operateur immer wieder Verwünſchungen ab. Die Geſchwulſt ſaß tief und ſetzte ſich gegen Erwartung zwiſchen den großen Nervenſtämmen und Blutgefäßen im inneren Teil des Armgeflechtes fort. Von dort mußte ſie mit dem Skalpell herauspräpariert werden. Das war ſehr heikel und bei der dünnwandigen großen Vene inſofern gefährlich, als dieſe, nur leicht angeſchnitten, Luft anſaugt, was den Tod zur Folge hat. Aber alles ging gut vonſtatten, die große Hohlwunde wurde mit Jodoformgaze ausgefüllt, und nach Verlauf von dreiviertel Stunden hatte man den noch immer bewußtloſen Farmer, mit Hilfe ſeines neunzehnjährigen Sohnes, in einem jenſeits des Flures vorhandenen Krankenzimmer zu Bett gebracht.

Unmittelbar nach dieſer Operation ſagte Friedrich, er müſſe zur Poſt, um Miß Eva Burns, die ihn beſuchen wolle, abzutelegraphieren. Wenige Augenblicke ſpäter wurde ihm ſelbſt ein Telegramm in die Office gebracht. Er öffnete es, ſagte kein Wort und bat den Sohn des Farmers, ihn augenblicklich nach Hauſe zu fahren. Er ging, nachdem er den Freunden die Hände geſchüttelt hatte, aber ohne ein Wort von dem zu erwähnen, was in der eingetroffenen Depeſche ſtand.

Als er an der Seite des Farmersſohnes durch die beſchneite Landſchaft fuhr, war es eine ganz andere Fahrt als jene, die er mit Peter Schmidt gemacht hatte. Erſtlich kutſchierte Friedrich nicht ſelbſt, ſondern das tat der junge Farmer, deſſen Vater er vermutlich heute das Leben gerettet hatte. Ferner hatte Friedrich nicht im entfernteſten, wie damals, das Gefühl wiedergewonnener Selbſtbeſtimmung und Lebensluſt. Sondern, obgleich die Sonne noch immer unbewölkt über der weißen Erde ſtand, fühlte ſich Friedrich mit Schellengeläut in eine dicke Finſternis vorwärtsgeriſſen.

Der junge Farmer bemerkte nichts weiter, als daß der berühmte deutſche Arzt äußerſt bleich ihm zur Seite ſaß. Aber Friedrich hatte wohl nie eine gleich große Willenskraft nötig gehabt, um nicht als Irrſinniger mit Gebrüll und in voller Fahrt aus dem Schlitten zu ſpringen. Er wußte von einem Telegramm, das er zerknautſcht in der Pelztaſche hielt. Jedesmal aber, wenn er ſich an ſeinen Inhalt erinnern wollte, war es, als ob ihm immer wieder ein und derſelbe Hammer betäubend gegen die Stirne ſchlüge.

Friedrich tappte ſich in ſein Haus, nachdem er in mitternächtiger Dunkelheit dem jungen Farmer die Hand zum Abſchied gedrückt hatte. Einige Dankesworte, die jener ſprach, gingen im Rauſchen von Waſſern unter. Die Schlittenſchellen, die jetzt wieder erklangen, riſſen nicht ab und gingen in jenes infernaliſche Klingeln über, das ſich nun einmal ſeit dem Schiffsuntergang im Kopf des Geretteten feſtgeſetzt hatte. Ich ſterbe, dachte Friedrich, in ſeiner Manſarde angelangt, ich ſterbe oder ich werde wahnſinnig. Die Schiffsuhr erſchien und war wieder verſchwunden. Er ſah ſein Bett und griff nach dem Bettpfoſten. „Fall nicht!“ ſagte Rasmuſſen, der noch immer dort mit dem Thermometer ſaß. Aber nein, diesmal war es nicht Rasmuſſen, ſondern Miſter Rinck, ſeine gelbe Katze im Schoß, Miſter Rinck, der das deutſch-amerikaniſche Seepoſtamt unter ſich hatte. Friedrich brüllte: „Was ſuchen Sie hier, Miſter Rinck?“ Aber ſchon war er wieder ans Fenſter unter das Licht der blendenden Winterſonne getreten, die aber kein Licht, ſondern eine kohlrabenſchwarze Finſternis, wie ein nachtgebärendes Loch am Himmel, ausſtrömte. Dazu klagte und heulte plötzlich der Wind, es pfiff höhniſch und janhagelmäßig durch die Türritzen. Oder war es die miauende Katze von Miſter Rinck? oder waren es unten im Hausflur greinende Kinder? Friedrich tappte umher. Das Haus erbebte und riß ſich aus ſeinen Grundfeſten. Es ſchwankte. Die Wände fingen zu knacken, zu kniſtern und ähnlich wie Korbgeflecht zu knarren an. Die Tür flog auf. Friedrich wurde vom wilden Luftdruck faſt niedergeriſſen. Jemand ſagte: „Gefahr!“ Die elektriſchen Läutwerke tobten, verbunden mit den Stimmen des Sturmes fort und fort. „Es iſt ja nicht wahr, es iſt ſataniſche Täuſchung geweſen. Niemals betratſt du den Boden von Amerika. Deine Stunde iſt da. Du gehſt zugrunde.“

Er wollte ſich retten, er ſuchte ſeine Sachen zuſammen. Ihm fehlte ſein Hut. Er fand ſeine Beinkleider, ſein Jackett, ſeine Stiefeln nicht. Draußen ſtand der Mond. In der klaren Helle tobten die Stürme, und plötzlich kam, einer Mauer gleich, und breit wie der Horizont, über die Fläche draußen das Meer heran. Der Ozean war über ſeine Ufer getreten. Atlantis! die Stunde iſt da, dachte Friedrich, unſere Erde muß wie die alte Atlantis untergehen. — Friedrich lief vor das Haus hinunter. Auf der Treppe griff er ſeine drei eigenen Kinder auf und erkannte nun erſt, daß ſie es geweſen waren, die im Hausflur gewinſelt hatten. Er nahm das Kleinſte auf ſeinen Arm, die beiden übrigen an die Hand. Vor der Haustür ſahen ſie miteinander, wie die furchtbare Sintflutwoge im Aſchenlicht des Mondes näher und näher kam. Sie ſahen ein Schiff, einen Dampfer, der, mitgeriſſen, furchtbar ſtampfend und rollend, von der Woge getragen wurde. Die Dampfpfeifen heulten fürchterlich, manchmal anhaltend, manchmal ſtoßweiſe. Es iſt der „Roland“, mit Kapitän von Keſſel, erklärte Friedrich den Kindern. Ich kenne es, ich war auf dem Schiff, ich bin ſelbſt mit dem prächtigen Dampfer untergegangen!

Und der Dampfer ſchien auf allen Seiten Blut auszuſtrömen wie ein Stier, der an vielen Stellen tödlich getroffen iſt. Überall quoll es waſſerfallartig aus ſeinen Breitſeiten. Und Friedrich hörte, wie auf dem kämpfenden und verblutenden Schiff Böller gelöſt wurden. Raketen ſchoſſen gegen den Mond, platzten im nächtlichen Grauen und blendeten.

Und jetzt fing er, immer eins um das andere ſeiner Kinder auf den Arm nehmend und wieder verlierend, vor der Springflut um ſein Leben zu rennen an. Er rannte, er lief, er ſprang, er ſtürzte. Er proteſtierte, daß er doch noch zugrunde gehen ſollte, wo er doch ſchon gerettet geweſen war. — Er fluchte, er rannte, er ſtürzte nieder, erhob ſich wieder und lief und lief, mit einer gräßlichen, nie gefühlten beſinnungsloſen Angſt, die ſich in dem Augenblick, als ihn die Woge überholte, in eine wohlige Ruhe verwandelte.

Am folgenden Morgen, und zwar mit dem gleichen Zug, den Friedrich vor etwa vierzehn Tagen benutzt hatte, kam Miß Eva Burns in Meriden an. Sie ging in die Office zu Peter Schmidt, um ſich nach Friedrich zu erkundigen, der ſie eigentlich von der Bahn hatte abholen wollen. Peter Schmidt war allein und erzählte ihr von der geſtern vor ſich gegangenen, glücklichen Operation. Er ſprach ihr dann von dem Telegramm, das Friedich gerade in dem Augenblick erhalten hatte, als er ihr, Miß Eva Burns, für heut abzuſagen willens geweſen war.

„Nun bin ich hier," ſagte Miß Burns aufgeräumt, „und nun laſſe ich mich nicht ſo ohne weiteres abſpeiſen. Ich will nicht in Rom ſein, ohne den Papſt zu ſehen."

Dreiviertel Stunden ſpäter war der Zweiſitzerſchlitten mit ſeinem feurigen Braunen, deſſen Eigenart man jetzt beſſer zu nehmen wußte, am Hanoverſee vor „Onkel Toms Hütte" ange-

ngt. Peter Schmidt hatte Miß Eva herauskutſchiert. Der alte
armer war fieberlos. Das wünſchte der Freund Friedrichen
itzuteilen.

Die beiden Beſucher ſtiegen, ein bißchen verdutzt, die Treppe
nauf und traten, laut ihre Anſichten über den ſeltſamen Zu-
and des Hauſes austauſchend, durch die nur angelehnte Tür
Friedrichs Manſarde ein. Hier fanden ſie ihn, noch in ſeinem
elz, wie er nach der Operation die Office verlaſſen hatte, be-
ußtlos, leiſe delirierend, ſchwer erkrankt auf das Bett geſtreckt.
Von der Erde aber hob Peter Schmidt ein Telegramm, deſſen
nhalt kennen zu lernen Miß Eva Burns und er ſich berechtigt
laubten. Sie laſen: „Lieber Friedrich, Nachricht aus Jena,
ngele geſtern nachmittag trotz ſorgſamer Pflege für immer ent-
hlaſen. Raten Dir: nimm unabänderliche Tatſache hin und
rhalte Dich ſelbſt Deinen immer getreuen Eltern.“

Acht Tage lang ſchwebte Friedrich in Lebensgefahr. Vielleicht
hatten niemals bisher die Mächte des Abgrundes mit ſolcher
Gewalt nach ihm gegriffen. Acht Tage lang war ſein Kopf und
ein ganzer Körper wie etwas, das durch und durch in Flammen
and, nicht anders, als ſollte er ſich mit allem, was in ihm
war, aufzehren und verflüchtigen. Es war natürlich, daß Peter
Schmidt ſeinen Freund mit aller erdenklichen Sorgfalt behandelte,
und daß auch Frau Doktor Schmidt nach Kräften das Ihrige
at. Miß Eva Burns, die der Zufall in einem ſo ernſten Augen-
lick an Friedrichs Seite geführt hatte, faßte nun ſofort den
Entſchluß, außer wenn jede Gefahr vorüber wäre, nicht von
ſeinem Lager zu weichen.

Friedrich hatte getobt, was man an den durcheinandergeworfenen
Gegenſtänden, an dem zerſchlagenen Glas der alten Seemanns-
uhr und an dem zertrümmerten Porzellan erkannte. In den

erſten zwei Tagen und Nächten entfernte ſich Peter Schmidt nicht vom Krankenbett, außer wenn er von ſeiner Frau abgelöſt wurde. Die Fieberparoxysmen des Kranken wiederholten ſich. Das Ehepaar wandte mit Vorſicht und Umſicht die verfügbaren Mittel an, um das Fieber herabzudrücken, und wurde ernſter und ernſter, als es am dritten Tage noch immer bis über vierzig ſtieg. Endlich aber war ein ziemlich konſtanter Rückgang feſtzuſtellen.

Nach Ablauf der erſten Krankheitswoche erkannte Friedrich zum erſtenmal Miß Eva Burns und begann zu begreifen, was ſie inzwiſchen für ihn geleiſtet hatte. Er lächelte mühſam. Er machte Bewegungen mit den Fingern ſeiner kraftlos auf der Bettdecke ruhenden Hand.

Erſt am Ende der zweiten Woche, gegen den ſechsundzwanzigſten März, ward er fieberfrei. Die letzte Woche hindurch hatte ſein Zuſtand indeſſen keinen Anlaß mehr zu Beſorgnis um ſein Leben gegeben. Der Kranke ſprach, ſchlief, träumte lebhaft, erzählte mit matter Stimme und oft mit ein wenig Humor, was ihm wieder Tolles durch den Schädel gegangen war, kannte ſeine Umgebung, äußerte Wünſche, äußerte Dankbarkeit, fragte nach dem Farmer, den er operiert hatte, und lächelte, als Peter Schmidt erzählte, die Wunde ſei prompt geheilt und der brave Landmann habe bereits Perlhühner für Kraftſuppen hergebracht.

Die Führung des Haushaltes durch Miß Eva Burns war muſterhaft. Friedrich genoß eine Pflege, wie ſie in einer ſo immer wachen Form nicht gerade vielen Menſchen zuteil wird. Natürlich kannte ein Arzt wie Peter Schmidt und eine Ärztin wie Frau Doktor Schmidt keine Prüderie. Aber auch Miß Eva Burns mit ihren kräftigen Armen und Bildhauerhänden, der das Aktmodellieren etwas Gewöhnliches war, kannte ſie nicht.

Sie hatte Peter Schmidt veranlaßt, Telegramme an Friedrichs Vater zu ſenden, der nun durch die letzte, günſtige Nachricht beruhigt war. Einen dicken Brief des Vaters, noch vor Ausbruch der Krankheit geſchrieben, fing ſie ab, und da ſie annahm, er enthalte Einzelheiten über das traurige Ende Angeles, ſandte ſie ihn mit der Bitte zurück, ihn für Friedrichs geſunde Tage aufzubewahren. Sie wollte nicht in Verſuchung kommen, dem Kranken die Exiſtenz des Briefes doch eines Tages zu verraten.

Zu Ende der dritten oder Anfang der vierten Woche ſeit Beginn der Krankheit erhielt Miß Eva Burns einen Dankesbrief von dem General. Mit vielen Grüßen von Mutter und Vater an den Sohn verband er tiefbewegte Worte, die dem wackeren Doktor Peter Schmidt, ſeiner Gattin und Miß Burns galten. Ihr könne er ja erzählen, ſchrieb er, daß die arme Angele keines natürlichen Todes geſtorben ſei. Sie habe nach Art ihres Leidens in der Anſtalt aufs ſchärfſte bewacht werden müſſen, leider aber gäbe es auch bei der allergenaueſten Überwachung immer einen unbewachten Augenblick.

Der Schnee war geſchmolzen, langſam, langſam fand ſich Friedrich wieder ins Leben hinein. Es war eine Sanftheit in ihm und ebenſo draußen in der Natur, die ihm eine liebe Erfahrung war. Überall fühlte er etwas Schonendes. Sauber gebettet, über ſich die zinnernen Schaukelſchiffchen der alten Schifferuhr, hatte er ein Gefühl, geborgen, ja, was mehr war, erneut und entſühnt zu ſein. Ein Gewitter war reinigend aus Schwefelwolken herabgefahren und grollte nur noch leiſe und, auf Nimmerwiederkehr vorüber, am fernen Horizonte hin. Für den ſchwachen Mann war eine ſtille, reiche, volle Lebensluſt zurückgeblieben.

„Dein Körper," ſagte Peter Schmidt zu dem Kranken, „hat ſich mittelſt einer Gewaltkur, einer tollen Eruption, von allen faulen Stoffen befreit." —

„Es iſt ſchade, daß keine Vögel ſingen", erklärte eines Tages Friedrich. „Ja," ſagte Miß Eva Burns, die das Manſardenfenſter geöffnet hatte, „das iſt ſchade!" — „Denn," fuhr Friedrich fort, „Sie ſagen ja doch, daß es draußen um den Hanoverſee ſchon grunelt!“ — „Was heißt das — ‚grunelt‘?“ fragte Miß Eva Burns. — Friedrich lachte. Darauf ſagte er ruhig: „Der Frühling kommt! Und ein Frühling ohne Vogelmuſik iſt ein taubſtummer Frühling!“ — „Kommen Sie nur nach England,“ ſagte Miß Eva Burns, „da können Sie was von Vögeln erleben!“ — Friedrich ſagte gezogen und den Ton der Freundin nachahmend: „Kommen Sie nur nach Deutſchland, Miß Eva Burns!“

Als der Tag gekommen war, an dem Friedrich aufſtehen ſollte, ſagte er: „Ich ſtehe nicht auf! Es geht mir zu gut im Bett.“ In der Tat, es war ihm während der fieberfreien Wochen nicht übel ergangen. Man hatte ihm Bücher aufs Bett gebracht, man las ihm die Wünſche von den Augen, Peter Schmidt oder Frau Doktor Schmidt oder Eva Burns unterhielten ihn mit Geſchichtchen aus der Lokalchronik, ſoweit ſie annehmen konnten, daß es ihm zuträglich war. Man hatte das Mikroſkop an ſein Bett gebracht, und er ging allen Ernſtes daran, gewiſſe Stoffe ſeines Körpers ſelbſt auf Bazillen zu unterſuchen, eine Tätigkeit, über die viele Scherze gemacht wurden. Somit war der ſchreckliche Graus ſeiner Krankheit für ihn ſelbſt der reizvolle Gegenſtand ſeines Studiums und eine angenehme Unterhaltung geworden.

Friedrich ſaß bereits wohlverpackt in einem bequemen Stuhl, als er zum erſten Male wiſſen wollte, ob nicht ein Brief von Vater und Mutter gekommen wäre. Miß Eva Burns ſagte ihm daraufhin, was ihn erfreuen und beruhigen konnte. Sie war erſtaunt, als ſie von ſeinen bleichen Lippen die Worte vernahm: „Ich bin überzeugt, die arme Angele hat ſich ſelbſt das Leben genommen! Nun,“ fuhr er fort, „ich habe gelitten, was zu leiden war, aber ich werde die Hand, die ſich mir, wie ich fühle, gnädig erweiſen will, nicht zurückſtoßen. Damit will ich ſagen,“ fügte

edrich hinzu, als er in Miß Evas Augen zu leſen glaubte,
ſie ihn nicht verſtanden habe, „ich werde wieder, trotz alledem
alledem, mit Vertrauen ans Leben gehn.“

Eines Tages hatte Miß Eva Burns von Männern geſprochen,
ſie kennen gelernt hatte, da und dort in der Welt. Es waren
ei auch leiſe Klagen über Enttäuſchungen untergelaufen. Sie
te, ſie werde in einem Jahr nach England gehn und ſich
endwo auf dem Dorf der Erziehung verwahrloſter Kinder
ömen. Der Bildhauerberuf befriedige ſie nicht. — Da ſagte
Rekonvaleſzent mit einem offenen, ſchalkhaften Lächeln: „Wie
r's, Miß Eva, möchten Sie nicht ein ziemlich ſchwieriges,
ßes Kind erziehen?“

Peter Schmidt und Eva Burns waren übereingekommen,
gigerd Hahlſtröm nie zu erwähnen. Mit den Worten: „Auf
n bezieht ſich das?“ reichte Friedrich Miß Eva aber eines
ges einen Zettel, auf dem mit zittrigen Bleiſtiftzügen dies
rschen geſchrieben ſtand:

Haben ſich Fäden gezogen? nein!
Wir blieben kühl und klein und allein!
Gingen wir ein in das höhere Sein?
Petrus verwehrte das Schlüſſelein!
Ich ſahe das Sakramentshäuslein,
Griff auch mit geweihten Händen hinein,
Doch, leider! fand weder Brot noch Wein!
Alles erſtrahlte ſo ungemein,
Und war gemeiner Trug und Schein.

Es bewegte Miß Eva Burns einigermaßen, als ſie bemerken
ßte, daß Friedrich ſich noch immer mit der kleinen Tänzerin
ſchaffen machte. Ein anderes Mal ſagte Friedrich: „Ich
ne mich nicht zum Arzt. Ich kann den Menſchen das Opfer
ht bringen, eine Beſchäftigung beizubehalten, die mich traurig,
ſchwermütig macht. Meine Phantaſie iſt ausſchweifend, ich
nte vielleicht Schriftſteller werden! Nun habe ich aber in
iner Krankheit, beſonders gegen die dritte Woche, ſämtliche

Werke von Phidias und Michel Angelo noch mal modelliert. Ich bin entſchloſſen, ich werde Bildhauer. Aber ich bitte Sie, mich nicht mißzuverſtehen, liebe Eva! Ich bin nicht mehr ehrgeizig! Ich möchte nur alles Große der Kunſt verehren und ſelber ein anſpruchsloſer, treuer Arbeiter ſein. Ich glaube, es könnte mir gelingen, mit der Zeit einmal den nackten, menſchlichen Körper ſoweit zu beherrſchen, daß ich ein, wenn auch nur ein gutes Kunſtwerk hervorbringe."

„Sie wiſſen ja, ich glaube an Ihre Begabung", ſagte Miß Eva Burns.

Friedrich fuhr fort:

„Wie würden Sie denn darüber denken, Miß Eva? Das Vermögen meiner armen Frau wird für die Erziehung meiner drei Kinder etwa fünftauſend Mark Rente abwerfen. Aus dem Beſitze meiner immerhin nicht ganz unvermögenden Mutter erhalte ich einen jährlichen Zuſchuß von dreitauſend Mark. Meinen Sie, daß wir fünf damit in einem kleinen Häuschen mit Atelier, etwa bei Florenz, unſer Leben in Ruhe beſchließen könnten?"

Auf dieſe gewichtige Frage hatte Miß Eva Burns nur durch ein herzliches Lachen geantwortet.

„Ich wünſche kein Bonifazius Ritter zu werden", ſagte Friedrich. „Eine große Bauernhütte mit künſtleriſcher Maſſenproduktion, und wäre ſie auch noch ſo gut, entſpricht meinem Weſen nicht. Ich wünſche mir einen Arbeitsraum, deſſen Tor ſich in einen Garten öffnet, wo man im Winter Veilchen und zu jeder Jahreszeit Zweige von Steineiche, Taxus und Lorbeer brechen kann. Dort möchte ich einen ſtillen, vor der Welt verborgenen Kultus der Kunſt und der Bildung im allgemeinen treiben. Auch die Myrte müßte innerhalb meines Gartenzaunes wieder grünen, Miß Eva Burns."

Miß Eva lachte, ohne auf irgendeine Anſpielung einzugehen.

Zu Friedrichs Plänen gab ſie aus voller, geſunder Seele ihre Zuſtimmung. „Es gibt genug Leute," ſagte ſie, „die zu Ärzten und überhaupt zu Männern der Tat geboren und geeignet ſind, und es gibt viel zu viele, die ſich auf dieſen Gebieten vordrängen." Über Ritter ſprach ſie mit Sympathie. Sein naives Eindringen in die Regionen der Upper four hundred ſah ſie mit einem grundgütigen Verſtändnis an. Sie meinte: Gläubigkeit, Genußfreude, Ehrgeiz verlange das Leben, wo es mit einer gewiſſen äußeren Verve dahineilen will. Sie ſelbſt, Miß Eva Burns, hatte im elterlichen Hauſe, bevor ihr Vater den größten Teil ſeines großen Vermögens verlor, das high life in England vollauf kennen gelernt und hatte es ſchal und voll Langeweile gefunden.

Als Friedrich ohne Stütze wieder langſam die Treppe ſteigen, ſtehen und gehen konnte, nahm Miß Eva Burns ihren Urlaub, um die Zeit bis Mitte Mai ihrer unterbrochenen Arbeit zu widmen. Für Mitte Mai hatte ſie auf dem großen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Auguſte Viktoria" einen Kajütplatz belegt, weil ſie vermögensrechtlicher Dinge wegen nach England mußte. Friedrich von Kammacher ließ ſie ziehen. „Ich möchte einen ſolchen Kameraden fürs Leben haben," ſagte er ſich, „und ich wünſchte Miß Eva Angelens Kindern als Mutter."

Dennoch ließ er ſie ziehen und hielt ſie nicht.

Friedrich genas. Es war eine ſolche Geneſung, daß es ihm vorkam, als wäre er ehedem länger als ein Jahrzehnt krank geweſen. Was ſeinen Körper betraf, ſo befand ſich dieſer nicht mehr im Prozeſſe einer Umbildung, ſondern baute ſich aus jungen und neuen Zellen auf. Das Gleiche ſchien im Bereiche der Seele vorzugehen. Jene Laſt des Gemütes und jene ruhelos um den mehrfachen Schiffbruch ſeines Lebens kreiſenden

Gedankengänge, die ihn früher bedrückt und gepeinigt hatten, waren nicht mehr. Er hatte ſeine Vergangenheit, wie etwas wirklich Vergangenes und wie einen von Wind und Wetter zerſchliſſenen, von Dornen und Degenſtichen durchlöcherten, ausgedienten Mantel abgeworfen. Erinnerungen, die ſich, vor ſeiner Krankheit, mit dem fürchterlichen Aufputz phantaſtiſcher Gegenwart ungerufen zudrängten, blieben jetzt aus; und mit Verwunderung und Befriedigung bemerkte Friedrich, daß ſie für immer unter einen fernen Horizont geſunken waren. Die Reiſeroute ſeines Lebens hatte ihn in ein völlig neues Bereich geführt. Dabei war er durch ein fürchterliches Verfahren, mittelſt Feuers und Waſſers, jung geläutert worden. Geneſende tappen meiſt wie Kinder, ohne Vergangenheit, in das neugeſchenkte Leben hinein.

Der amerikaniſche Frühling war zeitig eingetreten. Es wurde heiß, wie denn in jenen Gegenden der Übergang von Winter zum Sommer ein faſt unmittelbarer iſt. Die Ochſenfröſche brüllten in Tümpeln und Teichen mit dem hellen, klaren Schellengeläut der andern amerikaniſchen Fröſche um die Wette. Jetzt fing die feuchte Wärme an, die in jenen Breiten ſo unerträglich iſt, und die Frau Doktor Schmidt ſo ſehr fürchtete. Ein ſolcher Sommer, in dem ſie überdies ihre ſchwere Arbeit fortſetzen mußte, war für ſie eine bittere Leidenszeit. Friedrich hatte wieder angefangen, Peter Schmidt auf Berufsgängen zu begleiten, und manchmal ſtreiften die Freunde auch in etwas ausgedehnteren Wanderungen im Lande herum. Natürlich, daß nach alter, lieber Gewohnheit dabei Probleme gewälzt und die Geſchicke der Menſchheit erwogen wurden. Zur Verwunderung ſeines Freundes zeigte Friedrich bei der Debatte, weder im Angriff noch in der Verteidigung, die alte Schneidigkeit. Eine gewiſſe heitere Ruhe dämpfte jede allgemeine Befürchtung. „Wie kommt das?" fragte Peter den Freund. Und Friedrich antwortete: „Ich glaube, ich habe mir das bloße, köſtliche Atmen jetzt hinlänglich verdient, und ich kann es auch würdigen. Ich will vorläufig ſehen, riechen, ſchmecken und mir das Recht des Daſeins zuſprechen. Der Ikarusflug iſt für meinen augenblicklichen Zuſtand nichts. Ebenſowenig, bei meiner neuerwachten, zärtlichen Liebe zum Oberflächlichen, wirſt Du mich jetzt zu mühſamem Bohren in die Tiefen bereit finden. Ich bin jetzt ein Bourgeois," ſchloß er lächelnd, „ich bin zunächſt ſaturiert, mein Sohn."

Peter Schmidt, als behandelnder Arzt, äußerte ſeine Zufriedenheit. „Künftig, freilich," ſagte er, „muß es mit Dir wieder anders werden!"

In Peter Schmidt war ein gut Teil Indianerromantik zurückgeblieben. Er liebte es, gewiſſe Punkte der hügeligen Landſchaft aufzuſuchen, an die ſich ſagenhafte Ereigniſſe aus den Kämpfen der erſten weißen Koloniſten und Indianer knüpften. An ſolchen Stellen hielt er ſich lange auf, durchlebte im Geiſte die Abenteuer der Pelzjäger und das zähe Ringen der Anſiedler und zog nicht ſelten ſeinen Revolver hervor, um ſich, in einer Anwandlung kriegeriſchen Geiſtes, im Schießen nach irgendeinem Ziele zu üben. Der Frieſe ſchoß gut, und Friedrich vermochte es ihm nicht gleichzutun. „In Dir," ſagte Friedrich, „kreiſt das alte deutſche Abenteurer- und Koloniſtenblut. Eine fertige, ja überreife, überraffinierte Kultur, wie die unſere, paßt eigentlich nicht für Dich. Du mußt eine Wildnis und eine darüber ſchwebende Utopie haben." — „Die Welt iſt immer noch nicht viel mehr, als eine Wildnis", ſagte Peter Schmidt. „Es wird noch eine Weile dauern, bevor den Bau der Welt Philoſophie zuſammenhält. Kurz: wir haben noch viel zu tun, Friedrich!" — Der Freund gab zur Antwort: „Ich werde, wie Gott der Herr, aus naſſem Ton menſchliche Leiber kneten und ihnen lebendigen Odem einblaſen!" — „Ach was," ſchrie Peter, „ſolche Puppenfabrikation führt ja zu nichts. Du biſt mir wahrhaftig dafür zu ſchade! Du gehörſt auf die Schanze, Du gehörſt in die vorderſte Schlachtlinie, lieber Sohn."

Lächelnd ſagte Friedrich: „Ich für mein Teil lebe die nächſtfolgenden Jahre im Waffenſtillſtand. Ich will mal verſuchen, mit dem auszukommen, was die Welt zu bieten imſtande iſt. Träume und Reflexionen will ich mir für die kommende Zeit ſoviel wie möglich abgewöhnen."

Friedrich ſah eine Pflicht darin, den Freund um ſeinet- und ſeiner Gattin willen zur Heimkehr nach Deutſchland zu veranlaſſen. Er ſagte: „Peter, die Amerikaner haben keine Verwendung für einen Menſchen wie Dich. Du kannſt weder Patentmedizinen empfehlen, noch einen armen Arbeiter, der in acht Tagen mit Chinin zu kurieren iſt, acht Wochen lang mit kleinen Doſen als melkende Kuh auf dem Krankenbett feſtnageln. Du haſt keine von jenen Eigenſchaften, die den Adel des hier maßgebenden Amerikaners ausmachen. Du biſt im amerikaniſchen Sinne ein kreuzdummer Kerl, denn Du biſt immer bereit, Dich für jeden armen Hund aufzuopfern. Du mußt in ein Land zurück, wo, Gott ſei Dank, der Adel des Geiſtes, der Adel der Geſinnungen noch immer jedem andern Adel gewachſen iſt. In ein Land, das ſich als geſtorben und abgetan betrachten würde, wenn einmal die Wiſſenſchaften und die Künſte in ihm nicht mehr die Blüte des Landes darſtellen ſollten. Es bleiben übrigens ohne Dich genug Deutſche hier, die ſich die Mühe geben, Hals über Kopf die Sprache Goethes und die Sprache, die ihre Mütter ſie gelehrt haben, zu vergeſſen. Rette Deine Frau! Rette Dich! Geh nach Deutſchland! geh nach der Schweiz! geh nach Frankreich! geh nach England! wohin Du willſt, aber bleibe nicht in dieſer rieſigen Handelskompanie, wo Kunſt, Wiſſenſchaft und wahre Kultur einſtweilen noch eine gänzlich deplazierte Sache ſind."

Aber Peter Schmidt ſchwankte. Er liebte Amerika, und wenn er das Ohr nach indianiſcher Weiſe an die Erde legte, ſo hörte er bereits die unterirdiſch probierte Feſtmuſik des künftigen großen Tages einer allgemeinen Menſchheitserneuerung. „Wir müſſen erſt,“ ſagte er, „alle amerikaniſiert und dann zu Neueuropäern werden.“

Einer der Lieblingsſpaziergänge Friedrichs führte in jene Vorſtadt von Meriden, wo die italieniſchen Weinbauern angeſiedelt ſind. Man hörte ſie mit ihren ſonnenwarmen Stimmen ſingen, ihre Frauen mit dem bekannten Oktavenſchrei die Kinder herbeirufen, ſah braune Männer Weinreben anbinden und hörte des Sonntags ihr Lachen und die Bocciakugeln dumpf auf dem geſtampften Lehm des Spielplatzes nieder- und gegeneinanderſchlagen. Dieſer Laut, dieſe Klänge waren Friedrich unendlich heimatlich. „Schlag mich tot!“ ſagte er, „aber ich bin und bleibe ein Europäer.“

Friedrichens Sehnſucht nahm immer ſtärkere Formen an. Er verwickelte durch ſeine Schwärmerei und ſein Lob der Heimat mehr und mehr die Freunde in das Gewebe dieſer Sehnſucht hinein. Eines Tages ſagte Peter Schmidt plötzlich: „Du haſt mich wahrhaftig mit Deiner Europaſchwärmerei ſchwach gemacht. Aber nun bitt' ich Dich, einmal mit mir zu gehen und mir, nachdem ich Dir etwas gezeigt habe, zu ſagen, ob Du mir dann noch zur Heimkehr rätſt.“

Und Peter führte den Freund auf einen Kirchhof, und an den Hügel, unter dem ſein Vater begraben lag. Friedrich hatte den wackeren Mann in Europa gekannt, ſpäter auch erfahren, daß er fern von der Heimat geſtorben war, aber wo, das war ihm wieder entfallen. „Ich bin gar nicht ſentimental,“ ſagte Peter Schmidt, „aber es bleibt immer ſchwer, ſich von ſo was zu trennen.“ Und nun wurde die Lebensgeſchichte des alten Schmidt durchgenommen, der Werkführer einer Fabrik geweſen war, und den ein ruheloſer, unternehmender Sinn und Schwärmerei für das freie Amerika in die Fremde getrieben hatten. „Ich gebe zu," ſagte Friedrich: „ſo ein Toter kann den Grund eines ganzen fremden Erdteils, mehr als es tauſend Lebendige können, heimiſch machen. Und dennoch ... dennoch ..."

Einige Tage ſpäter war ſogar in Frau Doktor Schmidt der ſtarre Widerſtand gegen die Heimat zerſchmolzen. Jetzt fing in dieſer Frau ein überraſchend neues Leben an. Ihre Müdigkeit war vergeſſen. Ihre Bewegungen wurden lebhaft und ſchnell, ſie begann Zukunftspläne mit leidenſchaftlicher Hoffnung auszubauen. Der geheilte Farmer verfolgte Friedrichen mit Dankbarkeit. Er entwickelte ſeinem Retter, wie er ſich immer auf die Hand Gottes verlaſſen habe und verlaſſen könne. Gott habe den rechten Mann zur rechten Zeit auch diesmal zu ihm geſandt. So wußte nun Friedrich, welcher tiefere Grund ſeine ſonderbare und furchtbare Reiſe veranlaßt hatte.

Friedrich vermied es, in die Zeitung zu blicken, weil er eine krankhafte Abneigung hatte, von den Genoſſen ſeiner Seereiſe durch die Zeitung zu erfahren. Eines Tages ſtieg aus dem Boſtoner Zuge Ingigerd Hahlſtröm, begleitet von einem nicht mehr in der erſten Jugend ſtehenden Herrn. Sie begab ſich, ſamt ihrem Begleiter, zu Peter Schmidt in die Office hinüber, ſtellte ſich vor und wünſchte zu wiſſen, ob Friedrich von Kammacher noch in Meriden ſei. Peter Schmidt aber und ſeine brave Frau, denen die Gewohnheit, überall die Wahrheit zu ſagen, weil ſie von ihr nicht laſſen konnten, überall im Leben hinderlich war, logen, daß ſich die Balken bogen. Sie erklärten der Dame, Friedrich ſei mit dem großen Paſſagierdampfer „Robert Keats" (White Star Line) von New York aus heimgereiſt. Die Dame war wenig betrübt darüber.

Friedrich hatte, ohne jemand etwas davon zu ſagen, ebenfalls für Mitte Mai auf der „Auguſte Viktoria" für ſich einen Platz beſtellt. Peter Schmidt und ſeine Frau wollten aber die Überfahrt mit einem langſamer gehenden, weniger teuren Steamer machen. Alle lebten ſie bereits in der herrlichſten Ungeduld, und der Ozean war für ihre Sehnſucht wieder ein kleiner Teich geworden. Man ſpielte damals in allen Theatern Amerikas ein ſentimentales, in einer Schneiderwerkſtatt hergeſtelltes Stück, das den Titel „Hands across the Sea“ führte. „Hands across the Sea“ las man auf allen Bauzäunen, auf allen Kalk- und Zementfäſſern. Friedrich dudelte es und hatte, ſo oft er die Worte „Hands across the Sea“ zu ſehen bekam, eine ſchöne und volle Muſik in der Seele.

Immerhin gab es noch etwas, wodurch ſich Friedrich beunruhigt fühlte. Er ging mit einem Gedanken um. Bald war es ſeine Abſicht, ihn mündlich auszudrücken, bald ihn in einem Briefe niederzulegen. Es verſtrich kein Tag, wo er nicht zehnmal bald die eine, bald die andere Form verwarf, bis ihm eines Sonntags der Zufall in Geſtalt von Willy Snyders und Miß Eva Burns, die einen Ausflug nach Meriden unternommen hatten, entgegenkam. Jetzt ſtellte es ſich heraus, daß bei Friedrichens Überlegungen die Frage, „ob überhaupt?“ oder „ob überhaupt nicht?“ immer noch eine Rolle geſpielt hatte. Nun, als die ſchöne, ſommerlich gekleidete, tüchtige Evastochter und Eva ihm lachend entgegen kam, war die Frage in ihm entſchieden. „Willy, machen Sie, was Sie wollen,“ rief er vergnügt, „bleiben Sie, wo Sie wollen, amüſieren Sie ſich, wie Sie mögen und können, und zum Abendeſſen im Hotel werden wir uns, ſo Gott will, wiederſehen!“ Damit griff er Miß Evas Hand, zog ihren Arm in den ſeinigen und ging mit der lachenden Dame davon. Willy, der ſehr verdutzt war, lachte laut auf und gab in drolliger Weiſe zu verſtehen, daß er da allerdings übrig ſei.

Als Friedrich und Eva abends in den hübſchen Speiſeſaal des Meriden Hotels traten, ſchwebte, für jedermann merkbar, über ihnen ein feiner Charme, eine zarte, innige Wärme, die ſie beide jünger und anmutiger machte. Dieſe beiden Menſchen waren plötzlich zu ihrer eigenen Überraſchung von einem neuen Element, von einem neuen Leben durchdrungen worden. Trotzdem ſie darauf zugeſteuert waren, hatten ſie kurz zuvor noch keine Ahnung davon gehabt. Es wurde an dieſem Abend Champagner getrunken.

Acht Tage darauf hatte die New Yorker Künſtlerkolonie Miß Eva Burns und Friedrich auf die „Auguſte Viktoria" gebracht, mehrere „Hochs" waren geſtiegen, Willy hatte den Scheidenden noch zuletzt „Ich komme bald nach" mit brüllender Stimme zugerufen. Dann hatte der Dampfer losgemacht.

Friedrich und Eva erlebten auf See eine Kette von Sonntagen. Gegen Abend des dritten Tages ſagte der Kapitän des Schiffes, der keine Ahnung davon hatte, einem geretteten Paſſagier vom „Roland" gegenüberzuſtehen: „Hier in dieſen Gewäſſern iſt, allen Berechnungen nach, der große Paſſagierdampfer ‚Roland' geſunken." Das Meer war glatt, es glich einem zweiten, ewig ungetrübten Himmel, Delphine tummelten ſich umher.

Und ſeltſam: die Nacht, die herrliche Nacht, die dieſem Abend folgte, ward für Eva und Friedrich zur Hochzeitsnacht. In ſeligen Träumen wurden ſie über die Stätten des Grauens, das Grab des „Roland", dahingetragen.

Am Kai in Cuxhaven erwarteten Friedrichens Eltern und Kinder das Paar. Aber er ſah nur ſeine Kinder. Er hielt ſie eine Minute lang alle dreie zugleich, die wie unſinnig ſchwatzten, lachten und zappelten.

Als man von dem Rauſche des Wiederſehens ein wenig verſchnaufen konnte, machte Friedrich Kniebeuge und faßte mit beiden Händen die Erde an. Dabei blickte er Eva in die Augen. Dann ſtand er auf, gebot Stille mit dem Zeigefinger der rechten Hand und man hörte über den nahen unendlichen Saatfeldern tauſend und abertauſend von Lerchen trillern. „Das iſt Deutſchland!"

ſagte er. „Das iſt Europa! Was tut's, wenn wir nach dieſen Stunden auch ſchließlich mal untergehn.“

Der General übergab jetzt Friedrich einen Brief, auf deſſen Rückſeite der Name des Abſenders ſtand. Es war der Vater des verſtorbenen Rasmuſſen. Ah, ein Dankesbrief! dachte Friedrich. Und ohne jede Neugier ſteckte er ihn in die Bruſttaſche. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, Todestag und Stunde des Freundes mit jenen Angaben zu vergleichen, die er ihm einſt im Traume gemacht hatte.

Der Kapitän, der vorüberging, grüßte Friedrichen. „Wiſſen Sie denn,“ ſagte Friedrich in ſeinem überſchäumenden Lebensmut, „daß ich wirklich einer von den Geretteten und einer von den wirklich Geretteten des ‚Roland‘ bin?“ — „So!“ ſagte der Kapitän erſtaunt und ſetzte im Weitergehen hinzu: „Ja, ja, wir fahren immer über denſelben Ozean! Gute Reiſe, Herr Doktor.“

Gerhart Hauptmann

Geſammelte Werke

in zwölf Bänden

Zehnter Band

S. Fiſcher, Verlag
Berlin 1922

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript
Copyright 1922 by S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Inhalt

Der Narr in Chriſto Emanuel Quint

Der Narr in Chriſto
Emanuel Quint

Erſtes Kapitel

An einem Sonntagmorgen, im Monat Mai, erhob ſich Emanuel Quint von ſeiner Lagerſtätte auf dem Boden des kleinen Hüttchens, das der Vater mit ſehr geringem Recht ſein Eigen nannte. Er wuſch ſich mit klarem Gebirgswaſſer, draußen am Steintrog, indem er die hohlen Hände unter den kriſtallenen Strahl hielt, der aus einer hölzernen, vermorſchten und bemooſten Rinne floß. Er hatte die Nacht kaum ein wenig geſchlafen und ſchritt nun, ohne die Seinen zu wecken oder etwas zu ſich zu nehmen, in der Richtung gegen Reichenbach. Ein altes Weib, das auf einem Feldweg ihm entgegenkam, blieb ſtehen, als ſie von fern ſeiner anſichtig wurde. Denn Emanuel ging mit ſeinem langen, wiegenden Schritt und in einer ſonderbar würdigen Haltung, die mit ſeinen unbekleideten Füßen, ſeinem unbedeckten Kopf, ſowie mit der Armſeligkeit ſeiner Bekleidung überhaupt im Widerſpruch ſtand.

Bis gegen die elfte Stunde hielt Emanuel ſich fern von den Menſchen in den Feldern auf. Alsdann überſchritt er die kleine Holzbrücke, die über den Bach führte, und ging geradezu bis zum Marktplatz des kleinen Fleckens, der ſehr belebt war, weil die proteſtantiſche Kirche ſich eben leerte. Der arme Menſch ſtieg nun auf einen Stein, wobei er ſich mit der Linken an einem Laternenpfahl feſthielt, und nachdem er ſich ſo und durch

Zeichen der Menge bemerklich gemacht hatte und alles erſtaunt, beluſtigt oder neugierig herzukam oder wenigſtens von fern herüberſah, begann er mit lauter Stimme zu ſagen: „Ihr Männer, lieben Brüder, ihr Frauen, liebe Schweſtern! Tut Buße! Denn das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen.“

Dieſe Worte, denen viele andere nachfolgten, ließen ſogleich erkennen, daß man es mit einem Narren oder Halbnarren zu tun hatte, von einer ſo eigentümlichen Art, wie ſie in dieſer weitgedehnten Talgegend ſeit lange nicht vorgekommen war. Die guten Leute verwunderten ſich. Aber als der einfältige und zerlumpte Menſch nicht aufhörte zu reden und ſeine Stimme mehr und mehr über den Marktplatz erſchallen ließ, da entſetzten ſich viele über den unerhörten Frevel des Landſtreichers, der gleichſam das Heiligſte in den Schmutz der Gaſſe zog, liefen aufs Amt und zeigten es an.

Als der Amtsvorſteher, mitſamt dem Gendarmen, auf dem Markt erſchien, herrſchte dort unglaubliche Aufregung: die Hausknechte ſtanden vor den Gaſthäuſern, die Kutſcher der Droſchken ſchrien einander mit lauter Stimme zu und wieſen mit den Stöcken ihrer Peitſchen auf einen Knäuel Menſchen, den Quint, predigend, überragte, und der mit jeder Sekunde zunahm. Die Jungens gaben einander Zeichen durch laute Signalpfiffe, und wüſtes Gebrüll und Gelächter übertönte zuweilen auf lange die Stimme des ſeltſamen Predigers, der noch immer eifrig und eindringlich ſprach.

Er hatte ſoeben den Propheten Jeſaia genannt und gegen Reiche und Herrſcher gedonnert, „die die Sache der Armen beugen und Gewalt üben im Recht der Elenden“. Er hatte gedroht, Gott werde die Rute der Herrſcher zerbrechen, und dann zuletzt rührend und flehentlich alle Welt immer wieder zur Buße gemahnt. Da faßte die unentrinnbare Fauſt des ſechs Fuß hohen Gendarmen Krautvetter ihn hinten am Kragen feſt und riß ihn, unter Gejohl und Gelächter der Zuhörer, von ſeinem erhabenen Standorte herab.

Quer über den Markt ward nun Emanuel von Krautvetter, unter dem Hohngejauchze der Menge, abgeführt.

Der Amtsvorſteher, ein durchgefallener Juriſt und Mann von Adel, hatte einen proteſtantiſchen Pfarrer der Nachbarſchaft bei ſich zu Tiſch. Und als er ihm, während ſie ſich zum Eſſen niederließen, den ſkandalöſen Vorfall mitteilte, äußerte jener Pfarrer den Wunſch, den Verrückten zu ſehen. Der Geiſtliche war ein Mann von Schrot und Korn, herkuliſch gebaut und mit einem Luthergeſicht, deſſen lutheriſches Weſen nur durch den pechſchwarzen, geölten Scheitel und durch liſtige, ſchwarze Augen beeinträchtigt wurde. Er liebte die außerkirchlichen Schwärmer nicht. „Was bringen die Sekten?“ ſagte er immer: „Spaltung, Verführung, Ärgernis!“

Emanuel hatte kaum eine Stunde im Polizeigewahrſam verbracht, als er herausgeholt und dem Pfarrer vorgeſtellt wurde. Außer Quint, dem Gendarm, dem Pfarrer und Amtsvorſteher war niemand in der Amtsſtube. Emanuel ſtand da mit herabhängenden Armen und einem unbeweglichen Ausdruck ſeines blutloſen Geſichtes, der weder herausfordernd noch verſchüchtert war. Durch das dünne, rötliche Bartgekräuſel um Oberlippe und Kinn ſah man die feine Linie ſeines Mundes, gegen die Winkel herabgezogen, und die, bei Quints Jugend, in auffälliger Weiſe ausgeprägten Falten von den Naſenflügeln ſeitlich zum Munde herab. Die Augenlider des jungen Menſchen waren entzündet, und die etwas hervortretenden Augen, obgleich groß aufgetan, ſchienen im Augenblick nichts von dem zu bemerken, was um ihn war. Über die ganze, mit Sommerſproſſen bedeckte Geſichtshaut, von der klaren Stirn bis zum Kinn herab, gingen die inneren Bewegungen des Gemütes, wie unſichtbare Winde über einen ruhigen, den gelblichen Abendhimmel widerſpiegelnden See.

„Wie heißt Du?“ fragte der Pfarrer. Quint ſah zu dem Pfarrer hin und ſagte mit einer hohen klangvollen Stimme ſeinen Namen.

„Was iſt Dein Beruf, mein Sohn?“

Quint ſchwieg einen Augenblick. Alsdann begann er, Satz um Satz ruhig hervorbringend, durch kleine Pauſen der Überlegung getrennt:

„Ich bin ein Werkzeug. Es iſt mein Beruf, die Menſchen zur Buße zu leiten. — Ich bin ein Arbeiter im Weinberge Gottes! — Ich bin ein Diener am Wort! — Ich bin ein Prediger in der Wüſte! — Ein Bekenner des Evangeliums Jeſu Chriſti, unſeres Heilands und Herrn, der gen Himmel iſt aufgefahren und welcher dereinſt wird wiederkehren, wie uns verheißen iſt.“

„Gut“, ſagte der Pfarrer — ſein Name war Schimmelmann! — „Dein Glaube ehrt Dich, mein Sohn. Aber es iſt Dir bekannt, daß in der Bibel ſteht: Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen. Was haſt Du denn ſonſt für einen Beruf? Ich meine, welches Handwerk betreibſt Du denn?“

Der Wachtmeiſter Krautvetter räuſperte ſich, rückte den Säbel ein wenig, ſo daß es klirrte, und ſagte, als Emanuel ſchwieg, er habe in Erfahrung gebracht, daß Quint in ſeinem Dorfe als Nichtstuer gelte und ſeiner armen, fleißigen Mutter zur Laſt liege. Im übrigen habe er ſich ſchon früher durch ähnliche Streiche, wie den von heute, bemerklich gemacht. Nur daß in den Dörfern die Leute an ihn gewöhnt ſeien und über ſeine Torheiten ſich nicht mehr wunderten.

Jetzt erhob ſich der Pfarrer in ſeiner ganzen Länge und Breite vom Stuhl, auf dem er geſeſſen hatte, ſah Emanuel ſcharf an und ſagte mit Ernſt und Gewicht: „Bete und arbeite, heißt es, mein lieber Sohn. Gott hat die Menſchen in Stände geteilt. Er hat einem jeden Stand ſeine Laſt und einem jeden Stand ſein Gutes gegeben. Er hat einen jeden Menſchen nach ſeinem Stand und ſeinem Bildungsgrad in ein Amt geſetzt. Das meinige iſt, ein berufener Diener Gottes zu ſein. Nun, als ein berufener Diener Gottes ſage ich Dir, daß Du verführt und auf Irrwegen biſt. Ich ſage es Dir, als berufener Diener Gottes. Verſtehſt Du mich? Als einer ſage ich das, der in die Pläne und Abſichten Gottes durch Amt und Beruf einen tieferen Einblick hat, als Du. Soll ich vielleicht Deinen Hobel führen, mein Sohn, und wollteſt Du etwa an meiner Statt auf die Kanzel treten? Nun ſage mir doch: Was hieße denn das? Das hieße Gottes Ordnung mit Füßen treten. — Da haben wir's, lieber Baron" — und hiermit kehrte er ſich an den Amtsvorſteher — „man kann ſich gar nicht beſtimmt und energiſch genug dagegen auflehnen, daß Laien in ungeſunder Geſchäftigkeit den Dienern am Worte vorgreifen und eigenmächtigerweiſe das Volk beunruhigen. Der Laie iſt unverantwortlich. Herrnhut in Ehren! Aber, ob der Schade, der von dort ausgeht, den Segen nicht überwiegt, bleibe dahingeſtellt. Man darf nicht Keime in die Volksſeele tragen, die, ohne das treue Auge des Gärtners, wucheriſch auswachſen müſſen. Wie leicht ſaugt ſo ein Wuchertrieb alle edleren Säfte aus der Seele, um ſchließlich oben in eine Giftblume auszulaufen. Denken Sie an die gefährlichen Schwärmer zu Luthers Zeit! Denken Sie an Thomas Münzer! Denken Sie an die Wiedertäufer! Und wie viele verirrte Schafe, die reißende Wölfe wurden, gab es in allen Ländern, auch während der jüngſt verfloſſenen Zeit. Denken Sie an den Zündſtoff, der heut überall aufgehäuft, gleichſam nur auf den Funken wartet, um mit einer furchtbaren, ganz entſetzlichen Exploſion in die Luft zu gehen. Da heißt es, nicht mit dem Feuer ſpielen. Um Gottes und Chriſti willen nicht! Ein Pflänzchen gibt es, der zarteſten eins, der edelſten eins, das es geben kann, und dies Pflänzchen vor allem ſollen wir gießen und nähren in der Volksſeele: Gehorſam gegen die Obrigkeit. Und darum lies in der Bibel, mein Sohn, tue das, wenn Deine ernſte Arbeit Dir eine halbe Stunde am Abend übrig läßt. Tue das, wenn Du des Sonntags aus der Kirche kommſt, tue es, falls Du nicht vorziehſt, hinaus in Gottes freie Natur zu gehen, aber vergiß nicht, immer und immer wieder die Stelle zu leſen, wo da geſchrieben ſteht: Jedermann ſoll untertan ſein der Obrigkeit. In geiſtlichen Dingen bin ich Deine Obrigkeit, in weltlichen Dingen iſt es der Herr Baron, der neben mir ſteht, ich alſo, als Deine geiſtliche Obrigkeit, ich ſage Dir: Bleibe in den Dir von Gott gezogenen Grenzen, und zwar beſcheidentlich. Das Predigen iſt nicht Deines Amtes. Das verlangt einen klaren, gebildeten Kopf. Einen klaren, gebildeten Kopf haſt Du nicht. Den kannſt Du nicht haben. Den hat man in Deinem niedrigen Stande nicht! — Du ſcheinſt mir im Grunde kein böſer Menſch zu ſein, deshalb rate ich Dir aus ehrlichem, gutem Herzen, verblende Dich nicht. Überſpanne die unentwickelten Kräfte Deines ſchwachen Verſtandes nicht. Bohre und verbeiße Dich nicht in die Schrift, eine Sünde, deren Du mir verdächtig ſcheinſt. Es iſt beſſer, wenn Du ſie eine Zeitlang beiſeite legſt, als daß der Teufel Gelegenheit findet, Dich wohl gar durch das lautere, liebe Gotteswort ſelbſt zu verführen und ins Verderben zu ziehn."

Nachdem er dieſe Worte alle mit der ſicheren Technik des Kanzelredners geſprochen hatte, ſchien er einige Augenblicke auf Antwort zu warten. Aber der Zurechtgewieſene, der, ohne einen Gemütsanteil zu verraten, zugehört hatte, bewahrte ein ſinnendes Stillſchweigen. Darauf ſagte der Amtsvorſteher mit einem übelgelaunten Geſicht zum Paſtor: „Was tu ich mit ihm?" Worauf der Geiſtliche durch einen Seufzer ſeiner Ungehaltenheit erſt nochmals kopfſchüttelnd Ausdruck verlieh, alsdann den Baron beim Ärmel faßte und ihn in ein anderes Zimmer zog. Hier legte er ſeinem Freunde mit wenig Worten dar, wie er der Anſicht ſei, man dürfe einen Vorfall wie dieſen nicht weiter aufbauſchen, und beide Männer einigten ſich, Emanuel nur mit einem ſtrengen Verweis zu entlaſſen. Es ſprach ja doch vieles in ihnen zugunſten des einfältigen Menſchen, der ja doch höchſtens des Guten zu viel tun wollte.

Demnach verfügten ſie ſich wieder in die Amtsſtube, und der Baron, an Stelle des Paſtors tretend, brachte nun eine andere Tonart zur Anwendung, mit einer jener ſcharfen und ſchneidigen Abkanzelungen, um derentwillen er bei der Behörde in Anſehen ſtand. Er ſagte: „Wehe Dir!“ — Und: „Ich warne Dich!“ — Er ſagte: „Steck Deine Naſe in den Leimtopf, wenn Du Tiſchler biſt, und ſtiehl nicht dem lieben Gott ſeine Tage ab.“ Er ſagte: „Wenn dieſer Unfug noch einmal vorkommt — das iſt Kinderei, das iſt Läſterung! — dann wird man Dich ohne Gnade ins Loch ſtecken. Jetzt marſch! Verſtanden! Verkrümle Dich!“

Als Emanuel Quint auf die Straße trat, hatten ſich dort Müßige aufgeſtellt, die ihn mit Gejohle empfingen. Ihm ward dabei wohl zumute. Durch ſein ganzes Weſen verbreitete ſich ein ſtolzes Gefühl der Genugtuung darüber, daß er nun ernſtlich gewürdigt wäre, für das Evangelium Jeſu Chriſti zu leiden. Denn Quint, wie alle Narren, nahm ſeine Torheit für Weisheit und ſeine Schwachheit für Kraft. Mit leuchtenden Augen, die von Tränen des tiefſten Glückes feucht waren, ging er mitten durch die rohe Menge dahin und bemerkte nicht, daß zwei Männer, die unter den Leuten verborgen geſtanden hatten, ſich loslöſten und ihm nachfolgten. Dieſe beiden, ein Brüderpaar namens Scharf, noch jung und ehrſame Leinweber, hatten der Predigt auf dem Markt beigewohnt. Aber während alles in ihrer Umgebung lachte und Poſſen trieb, hatte der ganze Vorgang auf ſie einen tief bewegenden Eindruck gemacht. Man nannte die beiden in ihrem Dorfe die Betbrüder. Und auch ſie, ähnlich wie Quint, weil ſie mit ihrem alten Vater ein Sonderlingsleben führten und in ihrer verfallenen Hütte öfters laut ſangen und beteten, galten nicht für ganz richtig im Kopfe. Emanuel Quint ſchritt ſeines Weges, ohne ſich umzublicken. Sobald er aus dem Städtchen heraus über die Bahngleiſe auf die Landſtraße gelangt war, traten die Brüder Scharf ihn an. Sie fragten ihn, ob er nicht derjenige ſei, der vor einigen Stunden auf dem Markt von der Buße gepredigt habe und von dem Nahen des himmliſchen Reiches. Emanuel bejahte das alles, und nachdem alle drei eine Zeitlang ſtumm durch die öde Tallandſchaft gewandert waren, fing der älteſte von den Brüdern, Martin Scharf, an, allerhand ängſtliche Fragen zu tun und mit ſichtlicher Bangigkeit, indem er zuweilen die grauen, drohenden Wolken des Himmels betrachtete, danach zu forſchen, was man tun müſſe, um, vor den Schrecken des letzten Tages geſchützt, der künftigen, ewigen Wonnen ſicher zu ſein.

Anton Scharf, der zur Linken neben dem Narren ging und ebenſo blaß und rothaarig wie ſein Bruder war, ſtreifte, wie dieſer, Quint geſpannt mit Blicken. Der ſeltſam gravitätiſche Menſch, der den meiſten ein Lachen abnötigte, hatte vom Augenblick ſeiner Predigt an auf die ihm in geiſtiger Armut und Not verwandten Brüder eine ernſtliche Macht ausgeübt und, ohne davon zu wiſſen, beide mit Banden der Liebe an ſich gefeſſelt.

Als er nun zwiſchen den fremden Männern dahinſchritt, vom Gefühl ſeiner göttlichen Sendung berauſcht und ob ſeiner Erſtlingstat triumphierend, hörte er ihre Worte und Fragen gleich wie im Traum. Ihm war nicht anders, als müſſe es nur ſo ſein, daß, wenn er nach Gottes Gebot den Hamen auswürfe, ſich Fiſche fingen. Aber, ohne ſich zu verwundern, empfand er darüber doch Glück. So ſagte er denn, mit dem Klange der Liebe in der Stimme, zu den beiden nach Gottes Worte hungrigen Seelen gewendet: „Wachet!“

An einem beſtimmten Punkte des Weges, ſchon zwiſchen Bergen, in die ſie aufſtiegen, brachte nach einigem Zögern und Stottern Martin Scharf eine Bitte vor. In der rauhen und rohen Mundart der Gegend und ſich, wie alle im Volke, des Du zur Anrede bedienend, legte er Emanuel nahe, er möge doch mit ihnen gehen und ihren alten Vater womöglich geſund machen, der das Fieber habe und bettlägerig ſei. Emanuel ſagte, das ſtehe bei Gott. Aber an dem Kreuzwege, obgleich in ſeiner Antwort etwas gelegen hatte, was einer Abweiſung glich, folgte er doch den Brüdern auf vieles bittliches Drängen hin, und weil ein ſonderbares Zutrauen aus ihren Blicken und Bitten ſich auf ihn übertrug und ſeine nun einmal vom Schwarmgeiſte in Beſitz genommene Seele faſt widerwillig zum Rauſche des Wunders zog.

Während ſie ſich zwiſchen Granitblöcken auf einem holprigen Wege dem Wohnort der Brüder näherten, betete Emanuel innerlich. Nach ſeiner erſten Prüfung ſah er ſich plötzlich vor eine zweite, größere hingeſtellt. Er war dem Rufe des Heilands gefolgt. Er hatte öffentlich Zeugnis abgelegt für die Wahrheit des Evangelii, jetzt aber ſollte er den Beweis dafür antreten, daß er der vollen Nachfolge Jeſu durch Gott gewürdigt ſei, indem er Kranke geſund und Tote lebendig mache.

Man kann nicht ſagen, der törichte Menſch habe ſolches zu tun ſich aus Hochmut vermeſſen. Er war voll Demut. Auch ſeinen ſtillen Gebeten, die mit Inbrunſt durch ſeine Seele gingen und darin er den Heiland bat, ihn ganz zu heiligen, fügte er immer die Worte: „Nicht wie ich will, ſondern wie du willſt!“ an. Und deshalb, ohne Bewußtſein davon, daß er Sünde tat, von ſtarker Erwartung innerlich bebend, wandelte er der Stätte zu, die es ihm klar enthüllen ſollte, wie hoch er bereits in die Gnade Gottes gedrungen, wie nahe er ſchon ſeinem Herrn und Meiſter ſei. In ſeiner Verblendung dachte er auch der Worte des Paſtors nicht, geſchweige daß er des Amtsvorſtehers und ſeiner Warnungen ſich erinnert hätte. Er hatte am Bibelbuch leſen gelernt. Die unrechte Art, mit der er ſich in die heiligen Schriften vertieft hatte, wochen-, monate-, jahrelang, hatte ihn gegen die äußeren Übel der Erde leider ganz abgeſtumpft, weshalb ihm nicht leicht mit einer Waffe zu drohen war, die aus der irdiſchen Rüſtkammer ſtammte.

Der alte Scharf, ins Stroh ſeiner ärmlichen Bettſtatt gekrümmt, ſtöhnte, als ſeine Söhne hereintraten. Mühſam die kleinen, tränenden, rotgeränderten Augen aufmachend, bewegte der Greis den zahnloſen Mund, und ohne, wie es ſchien, zu erfaſſen, wer zu ihm kam, griff er mit den vertrockneten und erſtarrten Händen irr in die Luft, aufs neue wimmernd, röchelnd und ſtöhnend.

Der Jüngere, Anton Scharf, trat nun zu dem Vater heran, und nachdem er eine lange Weile in ihn hineingeredet hatte, was mit außergewöhnlich erregter Stimme geſchah, ſchienen die Schmerzen des alten Mannes ſich zu verdoppeln, und bange, hilfeflehende Laute entrangen ſich ſeiner Bruſt, die raſſelnd und krampfhaft auf- und abwogte. Auch Emanuel trat nun hinzu. Aber ihn hatte der alte Scharf kaum ins Auge gefaßt, als er mit gurgelnden Lauten des Schreckens und Grauſens auf- und zurückfuhr und, wie verſteinert den Narren anblickend, ein „Hilf, Herr Jeſus Chriſtus!" hervorſtieß. Er ſchien den leibhaftigen Satan zu ſehen. Und ſoviel auch immer die Brüder ſich mühten, den Alten von ſeiner Angſt zu befreien: er ſchob ſich nur immer zitternd zurück, bis endlich die Angſt in Entſetzen umſchlug, das Entſetzen in Wut, und er, erſt gleichſam eine Erſcheinung wegwiſchend, am Ende verzweifelt nach Emanuel ſchlug.

Aber dieſer, die langen, brandroten Wimpern über die Augen geſenkt, blickte nur in ſich hinein. Er hob ſeine lange, blaſſe, nicht unſchöne Hand ein wenig empor, und wie der Alte nach ſeinem Ausbruch wider Erwarten ſchwieg und ſtarr der

Bewegung ſeiner Rechten zu folgen ſchien, legte er dieſe ihm weich und leiſe auf die mit Runzeln und Falten bedeckte Stirn: darunter entſchlief der Alte ſogleich.

Vor dieſer Wirkung — an ſich nicht wunderbarer als irgendeine in dieſer Welt! — verſtummten die Brüder Scharf vor Schreck. Sie, die doch ſelber, von einem jähen Aberglauben gepackt, den fremden Burſchen ans Bett des Vaters genötigt hatten, waren in ihrer Einfalt nun ganz entſetzt, als das vermeintliche Wunder ſich wirklich vollzogen hatte. Der Alte ſchlief, wie es ſchien, einen ruhigen Schlaf. In tiefer Betäubung ruhte der ſchon ſeit Wochen ſchlafloſe Mann, der ſeine Tage mit Stöhnen und Jammern, ſeine Nächte mit Schreien und Wimmern hingebracht hatte, und atmete gleichmäßig aus und ein. Je mehr ſich die Brüder dieſer erſtaunlichen Wendung bewußt wurden, die mit dem Vater zugleich ſie ſelbſt von einer hölliſchen Folter losband, um ſo heftiger wurde in ihnen der Drang, überreizt, wie ſie waren durch Arbeit und Nachtwachen, dem Bringer der Hilfe die Hände zu küſſen, der ihnen nun ganz ein göttlicher Bote ſchien.

Auch Quint, durch das vermeintliche Wunder, und zwar noch mehr als die beiden Brüder, bewegt, konnte, wie ſie, nur mühſam des Aufruhrs Herr werden, den es in ſeinem Innern erregt hatte; aber während es laut in ihm ſchrie, weil ſeine Beſeligung bis zum phyſiſchen Schmerze ging, und während er um ſich und in ſich das Brauſen des heiligen Geiſtes zu hören glaubte, ſtand er doch aufrecht und ſtumm am Bett des Kranken ſtill, nur daß er den Kopf ein wenig nach rückwärts geneigt, die Augen nach oben gegen die Decke, wie gegen den Himmel gerichtet hatte, wobei eine große Träne ihm langſam die Wange herunterrann.

An dieſem Abend ließen die Brüder Quint nicht von ſich gehen. Da ſie am Tage vorher ihre Webe zum Kaufmann gebracht hatten, ſo war ein wenig gebrannter Roggen und Brot im Hauſe, ein Feuer konnte im Herd entzündet und Quint bewirtet werden. Nach einer Weile, indeſſen der Alte immer ruhig geſchlafen hatte, und nachdem Martin Scharf ſoeben das dürftige Mahl, Kartoffeln, Brot und eine Brühe aus Korn, auf den Tiſch geſtellt hatte, nahmen alle drei zugleich die übliche Stellung von Betenden ein, und Martin ſprach das „Komm, Herr Jeſus, ſei unſer Gaſt". Alsdann aber, miteinander eſſend und trinkend, hatten ſie alle drei ein klares Gefühl davon, daß nun der Heiland wirklich zugegen wäre. Und dadurch begreiflicherweiſe bis auf den innerſten Grund ihres Weſens entzückt, ſaßen ſie miteinander in ihrer Dürftigkeit am wackligen, gleichſam ſchwarz verkohlten Tiſch, bei Brot und Salz, wovon jedes Körnchen ſauer erarbeitet war, von einem feſtlichen Licht umſtrahlt, geborgen wie an dem Tiſche des Herrn.

Erwachſene Kinder und Unmündige, von Jugend auf an die Balken des Webſtuhls gefeſſelt, deſſen Pedale ſie ununterbrochen treten mußten, wie einer das Waſſer tritt, wenn er darin nicht ertrinken will, war ihnen die Erde ein wirkliches Jammertal: als ſolches hätten ſie es gekannt, auch wenn man es ihnen in Schulen und Kirchen nicht fortgeſetzt ſo bezeichnet hätte. Und deshalb, aus Pein und Not heraus, ergriffen ſie auch die frohe Botſchaft des Evangelii mit jener Kraft, die dem Ertrinkenden eigen iſt, und klammerten ſich an ihren Retter.

Der Weber in ſeinem Stübchen für ſich, nur an den Umgang mit vertrauten Menſchen, meiſt Gliedern der eigenen Familie, gewöhnt, und darum empfindlich und leicht verletzt bei Berührung mit Fremden — ein Stubenhocker, durch ſein Gewerbe zum Träumer gemacht, in dem der Hunger, die Sorge, die Not zum Dichter wird, und nicht zu vergeſſen, die Sehnſucht nach allem, was draußen iſt: nach Sonne, nach Luft, nach Himmelsblau … der Weber, in ſich zurückgedrängt und gleichſam in eine zweite Welt, entſchädigt ſich in der Welt der Träume für ſeine irdiſche

Trübſal und Not: und wenn er, an ein nach innen gekehrtes Daſein gewöhnt, zum Buche, gleichwie zum Hausbrunnen hingedrängt, aus ihm den Durſt des Geiſtes zu ſtillen gewohnt iſt und die Bibel das einzige Buch des Webers iſt, ſo kann es nicht fehlen, daß ſeine Seele die bibliſche Welt mehr als die wirkliche Welt erfüllt.

Emanuel Quint erſchien dieſen beiden Männern nun deshalb als geradezu aus dem Bibelbuch hervorgeſtiegen. Schon auf dem Markte zu Reichenbach, obwohl als Chriſten gewarnt vor falſchen Propheten, gerieten ſie doch ſogleich in Emanuels Bann. Kein Narr in der Welt, der nicht Narren macht! Leichtgläubig und in dem ſteten Gefühl, ihre Not ſei zu mächtig, um ſich nicht bald zu enden, warteten ſie mit ungeduldigeren Herzen auf Erfüllung der Verheißungen des Himmels, als ſie auf Brot warteten, ihren irdiſchen Hunger zu ſtillen. In ihrer Einfalt hatten ſie, ach wie oft, vermeint, das ſchreckliche Ende der Welt ſei nahe und alles ſtünde unmittelbar vor dem Untergang. Sie waren zu ihren Konventikeln gelaufen, Sommers und Winters, ſtundenweit, und hatten dabei, den letzten Blick auf die ärmliche Hütte werfend, aus der ſie gingen, für ſich gemeint, es könnte vielleicht zum letzten Abſchied ſein. Denn jedesmal, ſobald ſie mit anderen Sektierern ihrer Art betend, ſingend und Bibel leſend vereinigt waren, hatten ſie das Gefühl, dem Rätſel der letzten Stunde ganz nahe zu ſein. Da ſchien es ihnen, als lägen vielleicht nur Minuten zwiſchen jetzt und dem letzten Augenblick. Und oftmals, während des ſtillen Gebetes, wenn draußen die Nacht und innen im Zimmer der kleinen Gemeinde die Stille des Grabes herrſchte, wurden die Brüder jählings blaß, und während ſie, einer den anderen, entſetzt und beglückt zugleich ins Auge faßten, hatten ſie draußen die erſten Poſaunenſtöße des jüngſten Gerichtes dröhnen gehört.

Nachdem ſie gegeſſen hatten, und in der ſeltſamen Erregung, worin alle drei ſich befanden, nur wenig geſprochen worden war, erhob ſich der jüngere Scharf, um die Reſte des Mahles abzutragen, wobei ihm der ältere Bruder behilflich war: dann wurde von dieſem die Heilige Schrift — ſie hatte auf einem Balken der Decke gelegen! — herbeigeholt, und während er ſie vor Emanuel, auf dem geſäuberten Tiſche, aufſchlug, ſah er den neuen Apoſtel bittend an.

Dieſer hatte die Hand nicht ſobald auf das teure Buch gelegt, als es den Brüdern vorkam, wie wenn ſeine Augen überirdiſch zu leuchten begännen, und als verbreite ſich, von dem göttlichen Talisman aus, ein himmliſches Feuer durch ſeinen Leib, aber es zeigte ſich nur, daß der verſtiegene Menſch eine größere Sicherheit wieder gewann und, trotz aller Schwärmerei, in dem Augenblick feſt auf den Füßen ſtand, wo er den Urgrund göttlicher Weisheit wieder berührte, darin, wie er meinte, ſein Irrtum, den er für Wahrheit hielt, begründet lag.

Er hub nun zu leſen, das heißt, nur immer flüchtig die Schrift betrachtend, mit leiſer, innig-heimlicher Stimme zu ſprechen an: „Selig ſeid Ihr, dieweil das Reich Gottes Euer iſt. Ja, ich komme zu Euch, Ihr Armen! Euer, Ihr Armen, iſt das Reich. Selig, die Ihr hier hungert, Ihr werdet ſatt. Selig, die Ihr hier weinet, Euch wird man tröſten, Ihr lacht dereinſt. Der Geiſt des Herrn iſt bei mir", fuhr er dann fort. „Er hat mich geſandt, wie er viele geſandt hat. Ich bin hier. Ich verkünde das Evangelium. Ich komme, zerſtoßene Herzen zu heilen. Die Gefangenen ſollen ledig werden, die Zerſchlagenen heil, die Blinden geſund." Und weiter ſagte er: „Seht mich an," und dabei ſchien der Jammer verborgenen, ſchweren Leides auf ſeine verhärmten, plötzlich verfallenen Züge getreten zu ſein: „Ihr werdet am Ende zu mir ſagen, Arzt, hilf Dir ſelbſt. Wenn Ihr mich kennt, wie Euer Vater mich kannte, was er durch ſeinen Ausruf bewieſen hat, ſo wißt Ihr, daß ich ein von den Menſchen Verſtoßener bin. Ich war verachtet von Jugend auf. Ich war mit Schwären behaftet als Kind. Ich habe längere Zeit auf dem Stroh des Krankenlagers gelegen, als Euch, da ich lebe, möglich ſcheint. Aber die Schmach hat mich nicht erniedrigt, und die Krankheit hat meine Seele lebendig gelaſſen. Fand ich doch auch, daß geſchrieben ſteht: ſelig ſeid Ihr, ſo Euch die Menſchen haſſen und abſondern, Euch ſchelten und Euren Namen verwerfen. Sie nennen mich einen Narren. Mögen ſie's tun. Sie haben ſich auch von dem Heiland gewendet und haben ihm alle Namen gegeben. Sehet, das iſt Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Hatte er doch auch weder Geſtalt noch Schöne, ſie aber hielten ihn für den, der von Gott geſchlagen und gemartert würde. Wenn Ihr nun heut wolltet zu mir ſagen: Arzt, hilf Dir ſelbſt, ſo ſage ich Euch, daß ich das Kleid der Schmach und der Krankheit dieſer Welt nicht eher will ausziehen, als bei Gott. Auf dieſer Welt hier iſt Leiden Glück. Ich ſegne den Vater für jede Qual, die er mir geſchenkt, für jede Marter, die er mir beſcheret hat. Chriſti Blut und Gerechtigkeit, das iſt mein Schmuck und Ehrenkleid. Ich will das Kleid der irdiſchen Drangſal nicht von den Schultern laſſen, bevor der letzte von meinen armen Menſchenbrüdern es abgelegt. Denn wiſſet Ihr auch, wer der letzte, der ärmſte und elendeſte unter den Menſchen iſt? Der Kränkſte, der um Geſundheit fleht? Unter den Durſtenden der Verſchmachtende? Der, den der Hunger am meiſten plagt? Der unterm Mangel am bitterſten leidet? Ja? Wißt Ihr auch wirklich, wer das iſt! Er! Jeſus Chriſtus von Nazareth."

Emanuel war mit ſeiner Rede bis hierher gekommen, als einige übermütige Bauernburſchen, die, an der Hütte vorübergehend, im Innern das Licht und die Schwärmer darum bemerkt haben mochten, ihre betrunknen Geſichter an eines der kleinen Fenſterchen drückten und ſo, die Naſen und Mäuler zu ſchlimmen Grimaſſen breitgequetſcht, wüſtes Gebrüll und Drohungen ausſtießen. Erblaſſend ſahen die Brüder ſich an. Anton aber, dem plötzlich das Blut zu Kopf ſtieg, noch eben von Andacht ganz übermannt, ſprang auf, vom Zorn heftig gepackt, bereit die Störenfriede zu züchtigen.

Mit einer gelaſſenen Milde, vielleicht nicht ganz ohne Wohlgefallen, betrachtete Quint den ſeine Wut nur mühſam beherrſchenden Mann. „Selig ſind die Sanftmütigen,“ ſagte er zwar, ſtreckte ihm aber zugleich die Rechte entgegen, und als er die Hand des Erregten in ſeiner ſpürte, drückte er ſie und ſagte dabei: „Wohl Dir, daß Dir Mannheit und Mut von Gott gegeben ſind. Brauche ſie. Diene dem Evangelium. Die Diener am Wort ſollen Männer ſein. Aber brauche Deine Kraft zur Demut, Deinen Mut zur Duldung und Deinen Eifer verwandle in Liebe zu Gott. Dann wirſt Du ein Fels wie Petrus ſein.“

Zweites Kapitel

Das innere Feuer, das Emanuel zu ſeiner erſten Zeugnisablegung getrieben hatte, und das er für das Feuer des heiligen Geiſtes nahm, brannte fort, auch nachdem er die Brüder Scharf verlaſſen hatte. Er zweifelte nicht daran, daß der Heiland in ihm war, durch ihn mit der Kraft des Wunders gewirkt und ſeinen Apoſtelberuf auf dieſe Weiſe beſtätigt hatte.

Er war von den Brüdern weg in die Wälder gegangen, wie jemand, der ſeine Seligkeiten verbergen muß. Während der Morgen graute, der Himmel ſich immer heller färbte, die Vögel immer lauter zu ſingen anhuben, zog es ihn immer tiefer und höher in Wälder und Berge hinein. Denn dieſer irdiſche Frühlingsmorgen, dem alles entgegenſah, und deſſen innere Wolluſt, vor ihm her webend, alle Kreaturen bereits erfüllte, hatte für ihn einen himmliſchen Sinn. Der innere Antrieb, der dieſen Schwarmgeiſt mit ſeinem in Liebe überfließenden Herzen aufwärts trieb, war nicht nur darauf gerichtet, ſo bald wie möglich die Schöpferin dieſer irdiſchen Wonnen, die Sonne, zu ſehen, ſondern er fühlte Gott ſelber in ihrem Lichte heraufkommen und wollte in ſeiner Glorie ſtehen, und ſei es auch nur, um darin zu ſchmelzen.

Emanuel atmete Morgenluft. Aber es ſchien ihm der Morgen jenes ewigen Tages zu ſein, aus dem die Finſternis immerdar verbannt iſt, und wo wir, nach den Verheißungen der Bibel, im Angeſichte und Frieden Gottes, von allen Übeln erlöſt, wandeln werden, teilhaftig der ewigen Seligkeit. Und deshalb ſteigerte ſich ſeine Wonne zu Trunkenheit. Die Wogen der inneren Schauer gingen ſo hoch, daß er, faſt gegen ſeinen Willen, vor Freude zu ſchreien begann, zu ſingen, und Gott mit lauten Jubelrufen zu loben, nur um in dem ganz unfaßlichen Übermaße der Wonnen nicht zu vergehn.

So war er bis auf den Gipfel der Hohen Eule gelangt, der höchſten Erhebung in jener Gegend, und wer den armen Handwerksgeſellen beobachtet hätte, wie er, die Hände gen Himmel werfend, abwechſelnd murmelnd und rufend umherlief oder ſtarr aus heißen, verweinten Augen gen Oſten ſah, das Tagesgeſtirn voll krankhafter Spannung erwartend, der hätte in ihm einen Irren geſehn.

Und wie nun die Sonne mit dunkel purpurnem Lichte, goldfeurig warm, in weiter Glorie ſpielend, ins Irdiſche brach und die Räume gleichſam mit einem urgewaltigen Gottesgetümmel erfüllte — dieweil es von Becken, Pauken, Poſaunen und Harfen vor den Ohren des armen Apoſtels toſte und klang! — ſo konnte Emanuel ſich nur noch einen Augenblick lang hoch aufrichten, einen Augenblick feſt in die brünſtige Lohe ſehn, um dann, von einem brennenden Schmerz im innerſten Herzen gleichſam verſehrt, in die Knie zu ſinken — einem Schmerz, der ebenſo ſüß, als brennend war! — und ſtammelnd für alle um Gnade zu flehn.

Als Quint aus einem ſchweren, totenähnlichen Schlaf wieder erwachte, war der Mittag herangekommen. Ob er geträumt, und was er in dieſem Schlafe geträumt hatte, wußte er nicht, aber er war erfriſcht und empfand eine tiefe Beſeligung. Nachdem er dann Geſicht und Hände an einem nahen Waldbach gewaſchen und überdies ſich durch einen Trunk erquickt hatte, ſtieg er, ſcheinbar ziellos, zu Tal hinab und gelangte nach einiger Zeit an die erſte, dicht am Waldrand ſtehende Hütte, an deren Tür er Almoſen heiſchend anklopfte. Es wurde ihm Brot herausgereicht.

Nun wanderte der Narr, die Anſiedlungen der Menſchen vermeidend, über verſteckte und verlaſſene Fußſteige in die Ebene hinab und weiter auf dieſer Ebene hin, bald auf Rainen zwiſchen Feldern, auch wohl in der Furche eines blühenden Kartoffelackers oder an den Rändern kleiner Flüſſe, deren Lauf Weiden- und Erlenbüſche verrieten. Es war bereits dunkel, als er ein Dörfchen von Ackerbauern erreicht hatte, das in einer Bodenfalte gelagert war, über die es mit Giebeln und Schornſteinen und der Spitze eines verwitterten Heidenturmes und auch mit dem dunklen Gewölk ſeiner Eichen-, Rüſtern- und Lindenbäume hinausblickte. Man kannte den Narren hier nicht, und außerdem machte die Dunkelheit, daß er, ohne aufzufallen, gemeinſam mit einigen alten Männern und Weibern, das Schulhaus erreichen konnte, wo er bereits in einem der Schulzimmer eine kleine Gemeinde, auf ihren Prediger wartend, verſammelt fand.

Kaum hatte ſich Quint auf ein leeres Plätzchen der letzten Schulbank geſetzt, als die Tür wieder geöffnet wurde und ein weibiſch ausſehender junger Mann, der Lehrer des Ortes, einen anderen hereinführte, der breit, mit niedriger Stirn und kurzem Nacken, durchaus keineswegs wie ein Bote des Friedens geartet ſchien.

Nachdem dieſer Mann das kleine Katheder der Stube betreten und in einer zwiſchen zwei brennenden Kerzen aufgeſchlagenen

Bibel, wie um die düſtere Glut ſeiner Augen darin zu verbergen, forſchend geblättert hatte, muſterte er die Schar der Verſammelten, hauptſächlich ältere Weiber und Tagelöhner, mit einem drohenden und durchdringenden Blick.

Es war ein Blick, der den armen Emanuel Quint erzittern machte. Er kam ſich auf einmal mit Schuld beladen und wie ein des Todes würdiger Sünder vor. Noch während bereits die erſten Worte des Predigers den dunſtigen Raum durchdröhnten, wie das beginnende Grollen eines großen Gewitters, fand im Innern des Narren ein verzweifeltes Ringen ſtatt. Es fehlte nicht viel, er wäre aufgeſprungen und, wie von hölliſchen Geiſtern gepeitſcht, davongerannt; denn es fiel ihm auf einmal mit Zentnerlaſten aufs Herz, was er in dieſen letzten Wochen getan und ſich angemaßt hatte. Wie unter einem alles durchleuchtenden, jähen Blitz erkannte er ſeine geheimſten Gedanken und ihre noch geheimere Eitelkeit; dazu hörte er nun die furchtbaren Worte: „Es iſt ſchon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, der wird abgehauen und ins Feuer geworfen.“

Der arme rothaarige, bleiche Menſch riß die Augen weit auf, und von einer namenloſen Beſtürzung betroffen, ließ er den Mund mit dem falben Bärtchen weit offen ſtehen. In Gedanken ſchlug er an ſeine Bruſt, beugte ſich zehnmal ſo tief zur Erde, daß ſeine ſchweißbedeckte Stirne den Boden berührte, und war bereit, jeder furchtbaren Strafe und Züchtigung Gottes voll tiefer Zerknirſchung ſich auszuliefern.

Bruder Nathanael predigte nicht wie die Schriftgelehrten. Wie der Täufer Johannes gleichſam Donner, Blitz und feurige Ruten geredet hatte, ſo ging auch von ihm eine ſtrafgewaltige Stimme aus, die jeden Hörer erbeben machte. Aber er ſetzte nicht nur die Miſſion des erſten Johannes, des Täufers, fort, ſondern er hatte auch die ſchrecklichen und verwirrenden Bilder des andern Johannes in ſich geſogen, jene gräßlichen und entſetzlichen Phantaſien, die in dem Buche der Offenbarung beſchloſſen ſind.

Nachdem er die Blindheit und Verruchtheit der Welt gegeißelt hatte — die Kaufleute, welche Fürſten ſeien! die Könige und Gewaltigen, die nur darauf ausgingen, immer neue Werkzeuge zu erſinnen für Krieg und Mord! — rief er aus: „Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüſte. Aber ich ſage Euch: ich und ſchon mancher verſiegelte Chriſt außer mir, wir haben zuweilen des Nachts ſchon eine andere Stimme unter den Sternen rufen gehört: ſie iſt gefallen! ſie iſt gefallen die große Babel!“

„Wehe! wehe! wehe!“ ſchrie er, die Lider unter den buſchigen Wimpern über die Augen gezogen, wie um die Geſichte nicht ſehen zu müſſen, die ihm ſolche Rufe der Angſt, der Warnung und Qual entpreßt hatten. „Ich ſehe die Engel des Euphrat losgebunden! Ich ſehe ſie mit den Schwertern der Rache auf die Weltteile niederbrauſen! Sie fahren nieder und ſchlagen Amerika und ertränken das Dritteil aller Bewohner im Blut! Sie fahren hernieder und ſchlagen die große Aſia und morden den dritten Teil alles Lebendigen! Sie fahren nieder und ſchlagen Europa, Auſtralien, Afrika und würgen und ſchlachten und zertreten mit glühenden Füßen die Feinde des, der da war, iſt und ſein wird. Die Sonne verfinſtert ſich; die Sterne fallen vom Himmel auf die von Mordbrand ſchauerlich lohende Erde. Das Meer iſt Blut. Die Fiſche und alle Kreaturen im Meer ſind erſtickt im Blut. Und nun bäumt ſich das Meer und ſpeit und ſpeit und ſpeit ſeine Toten aus. Alle die Opfer ſpeit es nun wieder aus, die es vom Anfang der Zeiten an bis auf dieſe Stunde des letzten Gerichtes verſchlungen hatte...“ und auf dieſe Art fuhr er auf geraume Weile, das Ende der großen Babel zu ſchildern, fort. Schweflige Flammen durchzuckten das Schulzimmer. Die armen, in ſich zuſammengekrochenen Leutchen hörten mit ſchlotternden Kinnladen zu. Ihre mageren, knochigen Runzelgeſichter hingen mit gierigen Augen feſtgeſaugt am Munde des Sprechenden. Gleichwie in Wolluſt und kaltem Entſetzen waren die Münder weit aufgetan. Qualvolles Seufzen und Röcheln ward laut. Sie vernahmen von Kronen und wieder Kronen, womit die ſieben Tiere geſchmückt waren: ſie rochen den Dampf und Geſtank des freſſenden Feuers, das aus ihrem abgründiſchen Rachen ging. Unter ihnen erbebte die Erde bei immer erneutem Mord und Poſaunenſchall. Da war kein Ende; da war nirgend ein Heil; da war für den Sünder nirgend ein Schlupfwinkel.

Und Berge von Leichen häuften ſich unter Peſt, Brand, Schwert und Stachel. Raben, Geier und Wölfe ſtarben vom Aas. Man fühlte den qualmenden, giftigen Dunſt der Verweſung. Aber mitten in aller weit über Menſchenbegriffe ſintflutartig ſteigenden Greuel hörte auf einmal Emanuel Quint in ſeiner Seele etwas, ähnlich einem hellen, ſilbernen Glöckchen, leiſe anſchlagen, dann etwas erklingen, gleich einem rätſelhaft wunderbaren Schalmeienlaut, dem allſogleich ſein ganzes Weſen mit einem entzückten Schauer antwortete.

Nun hatte das wilde, buſchige Haupt mit den angeſchwollenen Stirnadern, das zwiſchen den Lichtern tobte, keine Gewalt mehr über ihn. Allein auch der Prediger ſchien ſich nunmehr darauf zu beſinnen, daß nun der Acker der Seelen genugſam bereitet war, um den Samen des Reiches ihm anzuvertrauen. Das Schwefelfeuer der Läuterung hatte wohl nun, wie er annahm, die Jungen genugſam nach einem Tropfen lebendigen Waſſers durſtig gemacht, nach jenem erquickenden Element, deſſen tiefer Brunnen ihm offenſtand. Und ſo ging er denn in ſeinem Vortrage auf den ſicheren Frieden der Auserwählten über, denen die Stätte ewiger Freude, die heilige Zion, bereitet ſei.

Er ſprach vom Senfkorn des Glaubens, das zu einem weltbeſchattenden Baum emporwachſen werde. — Emanuel horchte von neuem auf! — Er ſprach von dem roſenfarbenen Blute des Lammes, durch das der Gläubige rein von jedem Flecken der Sünde gewaſchen ſei. So ſchneeig und weiß, daß kein Makel an ihm zu erfinden wäre. Er baute an Stelle der alten Babel das neue glückſelige Zion auf und rief verzückt: „Selig iſt der und heilig, welcher teil an der erſten Auferſtehung hat. Wer überwindet, der wird alles ererben!“ — Und er bauete nach und nach, wie ein himmliſcher Baumeiſter, vor den bebenden Seelen die heilige Stadt auf Jaſpis auf. Er zeigte ihnen die Tore und Gründe. Er maß die Fläche Jeruſalems mit einem goldenen Rohre aus. Er machte die Häuſer aus Gold, die Gründe aus Jaſpis, Saphir, Kalzedonier und Smaragd. Er nannte Sardonyx, Sardis, Chryſolith, Topas, Hyazinth und häufte die Worte, die, ſeiner Gemeinde unverſtändlich, ihr doch einen Rauſch von Glanz und Verzückung brachten. Er ſchloß mit einem Gebet um Bußfertigkeit und um einen felſenfeſten Glauben, damit die Gemeinde zu denen gehöre, die tauſend Jahre unter dem Szepter des Lammes, das die einzige Leuchte des irdiſchen Zion ſei, in unausſprechlichen Wonnen hinzubringen berufen wäre.

Im Hausflur, nachdem die Menge der kleinen Leute ſich verlaufen hatte, trat Emanuel Quint den Predigtbruder mit den leiſe geſprochenen Worten an: „Was ſoll ich tun, daß ich ſelig werde?“ Der Angeſprochene aber umfaßte mit weichem Griff ſeiner harten Hand die herunterhängende Rechte des Fragenden und zog ihn über eine knarrende Holzſtiege mit ſich hinauf in das kleine Gaſtzimmer, das ihm die Lehrersleute eingeräumt hatten. Es ſchien, daß der redliche Gottesmann an der

Erſcheinung Emanuels mehr Gefallen fand, als jüngſt der inſtallierte Vertreter des Chriſtentums; denn der Lehrer und ſeine Frau warteten unten lange vergeblich vor dem ſauber gedeckten Abendtiſch, während die Stimmen der beiden Männer immer lebhafter durch die getünchte Decke herunterdrangen.

Als Bruder Nathanael endlich zum Abendeſſen erſchien, war, man fühlte es ſeinem Weſen an, etwas Unerwartetes in ſein Leben getreten. Seine Reden ſchienen zerſtreut, und er aß ohne Aufmerkſamkeit. Nach Schluß der Mahlzeit ließ er ſeinen ſchweren Körper in die Ecke des mit einer gehäkelten Decke überzogenen Sofas niederfallen und ſtocherte ſich, noch immer verſonnen, in den Zähnen herum; denn ſeine Manieren waren gewöhnlich.

Von Gott, dem Reiche Gottes und ſeinen Freuden zu reden, konnte der Lehrer nicht müde werden. Der bärtige, etwas weibiſche Mann mit dem weichen Jünger-Johannes-Kopf war geradezu unerſättlich darin. Seine üppige, junge Frau, die ein orientaliſch, ſinnlich-ſchlaffes Weſen hatte, verzog den Mund, da er, mit dem Bibelbuch in der Hand, nicht ohne Ungeduld ihr bereits wiederum Zeichen machte, ſie möge im Abräumen des Tiſches und im Hunger nach Gottes Wort ungeduldiger ſein.

„Ich habe da eben einen Menſchen oben in meinem Zimmer gehabt,“ ſagte Bruder Nathanael plötzlich, „deſſen Weſen und Wort mir noch immer vor meiner Seele ſteht. Ich kannte ihn nicht; doch er kannte mich. Er hatte von mir vielfach reden gehört — ich weiß nicht, von wem! — in frommen Flugblättern hat er manches von mir geleſen — ich weiß nicht, in welchen! — Er iſt bibelfeſt, und es war mir bei ſeinem erſten Anblick kaum möglich zu denken, daß er überhaupt leſen könne. Er hält mir ſeinen Namen verborgen. Ich weiß nicht, warum! Vielleicht iſt er bereits wegen irgendwelcher Vergehen beſtraft! Womöglich hat er bereits im Zuchthaus geſeſſen. Nun es wird Freude ſein vor neunundneunzig Gerechten über einen Sünder,

der Buße tut! — Ich muß aber wiederum ſagen, daß in ſeinem Weſen ein eigentümlicher Atem von Einfalt und Unſchuld iſt. Es iſt in dieſem Menſchen ein ſchlichter, überzeugender Glaube. Es kam mir bei ſeinem Anblick das Wort in Erinnerung, ich weiß kaum, wodurch: Fürwahr er trug unſere Krankheit und nahm auf ſich unſere Schmerzen; wir aber hielten ihn für den, der von Gott geſchlagen und gemartert würde. In der Tat, er ſcheint krank. Die roten Flecken auf ſeinen Wangen deuten wohl auf die Auszehrung. Allein ſo groß kann bei ſeinem Alter ſein Martyrium doch kaum geweſen ſein, daß es ihm ein ſo tiefes durchdringendes Auge für die Leiden und Schmerzen der Erde gegeben hätte. Es iſt erſtaunlich, mit welcher behutſamen, wiſſenden Hand er alles berührt! Ich verſtehe es nicht. Ich begreife es nicht.

Es iſt eine Liebe und eine Barmherzigkeit in dieſem Menſchen, deſſen abgezehrter Körper an vielen Stellen durch Riſſe ſeiner ärmlichen Kleider ſchimmert, die mich in einem gewiſſen Sinne entwaffnet und rührt. Es ſpricht aus ihm ein ſo allgütiger Geiſt der Barmherzigkeit, daß ich mit meiner Liebe mir vorkomme, wie ein toter und grauſamer Mann. Er wandte ſich gegen eine Stelle der Offenbarung, die ich in meiner Predigt gebraucht hatte, wo die große Babel, wie es heißt, gequält werden wird vor den heiligen Engeln und vor dem Lamm mit Feuer und Schwert. Er ſagte, dies ſei der Geiſt des Lammes nicht. Er ſprach das wie einer, der es weiß, und ich, der ich mich mit dem Worte Gottes geharniſcht wähne, wußte ihm nichts darauf zu erwidern. Er erklärte, das wäre unſeliger Mißverſtand und zwar aus der Blindheit des Haſſes geboren, den, auch nur in den Jüngern, ganz zu zerſtören, der ewigen Liebe des Heilandes ſelbſt nicht gelungen ſei.“

Der Lehrer erſchrak. Es war ihm ein unerhörter Gedanke, die unantaſtbaren Worte der Schrift, ja nur den kleinſten von ihren Buchſtaben, in ihrer göttlichen Wahrheit bezweifelt zu ſehen. Er hielt auch mit ſeinem Entſetzen deshalb nicht zurück.

„Der Heiland, der Heiland und wieder der Heiland", antwortete ihm der Bruder darauf. „Es iſt nichts dawider zu ſagen, lieber Genoſſe im Herrn, wenn Du bei jemand den unzweideutigen Eindruck haſt, er bette ſich ganz an die Bruſt des Lammes. Jeſus, Jeſus und wieder Jeſus. Etwas anderes kennt dieſer junge Gläubige nicht. Und dieſer Jeſus hat auch geſagt: der Buchſtabe tötet; der Geiſt macht lebendig. Vor dieſem Jeſus ziehen wir her. Auf welche Weiſe er kommen wird, wer kann es wiſſen? Ob er heut oder morgen kommen wird oder erſt nach zwölftauſend Jahren, wer kann es ausſprechen? Ich habe dem herzensreinen und herzensguten Menſchen meine beiden Hände übereinander ſegnend aufs Haupt gelegt und habe der Worte des Heilandes gedacht, der geſprochen hat: Was ihr getan habt einem meiner geringſten Brüder, eben das habt ihr mir getan."

Dann fuhr der Apoſtel des tauſendjährigen Reiches unter tieferem Sinnen fort: „Was geht aus dieſen Worten hervor? Zu welcher nimmer raſtenden Vorſicht müſſen ſie jeden Gläubigen auffordern? Wer ſagt mir denn, wenn ich jemand hart anlaſſe, ob es nicht Jeſus ſelber geweſen iſt? Wer ſagt mir denn, ob nicht vielleicht er, der Heiland ſelber, in dieſem Menſchen geweſen iſt? Steht es nicht ganz in ſeiner Macht, aufs neue den Weg der irdiſchen Niedrigkeit und des irdiſchen Elendes anzutreten? Steht es nicht täglich und ſtündlich in ſeiner Macht? Lieber Bruder in Chriſto, ich weiß, was ich ſage: dieſer junge Menſch kann der Heiland in eigener Perſon geweſen ſein! Ja, in einem gewiſſen Sinne iſt er es ganz beſtimmt geweſen." — So ſprachen ſie über den armen Emanuel Quint bis lange nach Mitternacht.

Am folgenden Morgen, als das Licht der herannahenden Sonne nur erſt bleich und kalt den Raum über der weiten Fruchtebene erfüllte, ohne daß der Quell ſolcher Helligkeit ſichtbar geworden wäre, hatte der Bruder Nathanael Schwarz einen Gang über Feld zu tun. Auf die Dorfſtraße getreten, begegnete ihm der achtzehnjährige ſogenannte Schreiber eines gewiſſen Gutes, deſſen Beſitzer gläubige Chriſten waren. Bei dieſen Leuten, deren Neffe und gleichſam angenommenes Kind der Schreiber-Eleve oder -Lehrling war, hatte der Wanderprediger ſchon oft Aſyl und einen gaſtlich gedeckten Tiſch gefunden.

Kaum daß er des jungen und zarten Menſchen anſichtig wurde, der in dem magiſchen Licht der Frühe, an den Toren der Bauerngüter und den Gattern der kleinen Koſſätenhöfe vorüber, einſam herangeſchlendert kam, ſo dachte er alſogleich daran, wie ſeine Gaſtfreunde, um das Seelenheil des halberwachſenen Burſchen beſorgt, ihn um Rat und Hilfe ſeinetwegen erſucht hatten. Er ging alſo auf den blaſſen und ſchönen Jüngling zu, der ſogleich die Mütze vom Kopfe zog, und begrüßte ihn freundlich, bei ſich ſelber den ſcheinbaren Zufall dieſer Begegnung als eine Schickung des Himmels ſegnend.

Wie ſich herausſtellte, hatten beide den gleichen Weg, und ſo ſchritten ſie nebeneinander hin, in einem mäßigen Fußgängertritt, und waren bald aus dem Dorfe hinaus in eine vergraſte, breite Kirſchenallee gelangt, unter ein langgeſtrecktes, durchſichtiges Gewölbe aus Blüten, in das von allen Seiten viel tauſendſtimmiger, raſtloſer Jubel von Lerchen drang.

„Wie kommt es,“ fragte der Bruder den jungen Mann, „daß Sie in dieſer frühen Stunde ſchon auf den Beinen ſind, Herr Kurt?“ Und Kurt, der den Familiennamen Simon trug, antwortete ihm mit ſcheuem Erröten. — „Sie ſind geſtern in meiner Predigt geweſen?“ „Jawohl!“ Und wirklich hatten die drohenden Bilder des jüngſten Gerichts und des Weltuntergangs den Gutsſchreiber bis ins Mark beunruhigt und ihm den Frieden des Schlafs geraubt.

Der Bruder verſuchte nun auf mancherlei Arten und Weiſen in das Vertrauen dieſer verſchloſſenen Jünglingsſeele ſich einzuſchleichen, deren ſeltſames Weſen ſeinen Gaſtfreunden Kummer machte. Soviel er ſich aber auch mühte, der Junge zog ſich nur immer mehr in ſich ſelbſt zurück. „Ihre Tante hat Ihnen vor einigen Tagen ein Teſtament geſchenkt?“ —

„Ja.“

„Und Sie haben darin geleſen?“

„Ich habe darin geleſen. Ja.“

„Haben Sie nie daran gedacht, ſich mit allen Ihren heimlichen Nöten und Schmerzen dem anzuvertrauen, der all unſere Schmerzen und Nöte kennt und der aus Liebe zu uns, damit wir von allen Sünden entbunden und ſelig würden, ſein Blut am Kreuze vergoſſen hat?“

Kurt Simon ſchwieg. In Wirklichkeit hatte er dies in heimlichen Stunden oft und mit Inbrunſt getan, ohne daß ſich die Wirrnis ſeines Innern durch ſeine Gebete in Klarheit gelöſt hatte.

Der Bruder, weil er den Mangel an Glauben als die hauptſächliche Wurzel alles übels im Weſen des jungen Menſchen anſah und nicht erwog, ob es vielleicht ein zu ſtarker Glaube war, verbunden mit einem allzu zarten Gewiſſen, was den Jüngling zu ſeinem eigenen Weſen und Werden in Widerſpruch ſetzte? verſuchte nunmehr, als getreuer Gärtner, das Saatkorn des Glaubens einzupflanzen. Allein die empfindſame Seele des ſeltſamen Jüngers lehnte den Ausgleich mit der Gottheit durch die derbe Vermittlung Bruder Nathanaels ab- und fand ſich durch ſeine Ratſchläge mehr beleidigt, als angezogen.

Die Beiſpiele von Gebetserhörungen, die ſein Begleiter ihm vortrug, die kleinlichen Verbrieſungen kleinlicher Wunder erſchienen ihm lächerlich: wie jener um zwanzig Mark, dieſer um Gewährung eines neuen Rockfutters oder um ähnliches gebeten hatte. Dagegen waren im Bereich ſeiner Phantaſie leicht brennbare Stoffe in großen Mengen vorhanden, die es leicht hatten, einen aushöhlenden und vernichtenden Brand in ihm aufzuzünden. Es war ein Glück, daß der Bruder, erfüllt von ſeiner Begegnung mit dem milden Emanuel, erneut durch die Friſche des Spätfrühlingsmorgens, die ſchwarzen Fackeln des Abgrundes nicht wieder ſchwang.

Am Ende der Kirſchenallee angelangt, wurden die Wanderer von den erſten warmen Strahlen der Sonne berührt. Um nun das erhabne Geſtirn über die weite Fläche des Erdreichs auftauchen zu ſehen, erklommen ſie eine gelinde Böſchung. Da bemerkten ſie unweit eines mächtig getürmten Strohſchobers, der teilweiſe abgeriſſen war und im grellſten Lichte ſtand, einen Menſchen knieen und, gleichſam zu einem ſomnambulen Zuſtand verzückt, wie blind an ihnen vorbei in die Sonne ſtarren.

Sie ſtanden ſtill und bewegten ſich nicht.

Wenn auch von ferne her die Dampfpfeifen einiger Fabriken ihre Arbeiter riefen und Stange und Draht einer nahen telegraphiſchen Leitung im Tumulte der Lerchen leiſes Summen vernehmen ließ, ſo konnte man doch, den knieenden Mann in der Sonne betrachtend, nicht glauben, in den Zeiten des Dampfs und der Elektrizität zu ſein. Er hatte kein Obergewand. Ein lehmfarbenes Beinkleid, um die Hüfte mit einem Riemen gegürtet, war alles, was er am Leibe trug. Die Hände hielt er auf ſeinen Knien gefaltet, den bleichen Kopf in verzehrender Andacht zurückgelehnt. Wie Flammen umfloß ſeine Stirne, Schläfen, Wangen und Schultern das rote Haar, als wären es heilige Flammen, die ein Opfer verbrennen, das ſich ſelbſt darbringt. Die Lippen des Beters waren bleich. Das nackte, perlmutterartige Fleiſch erſchien zart und durchſichtig, wie ohne Körperſchwere und gleichſam durchſchlagen von Licht. „Habe ich doch,“ ſprach, ſich ermannend, ganz unwillkürlich Bruder Nathanael, „von dieſem Menſchen die ganze Nacht durch geträumt und iſt es mir doch, als wenn ich ihn ſchon im Traum heute nacht in dieſer betenden Stellung mit meinen geiſtigen Augen erſchaut hätte.“

Kaum eine Spanne hoch ſchien die Sonne über den Horizont emporgerückt, als Emanuel Quint — er war der Beter! — aus ſeiner wunderlichen und kranken Ekſtaſe erwachte. Zwinkernd und wie im Dunkeln taſtend ſah er ſich um. Er hatte im Stroh des Schobers genächtigt, weil er am Abend vorher die wenigen Pfennige des Quartiergeldes, die Bruder Nathanael ihm hatte reichen wollen, wie alles Geld zurückwies, das man ihm bot. Vergeblich hatte er dann im „Krug“ der Ortſchaft angeklopft und um Obdach gebeten: eine närriſche Tat, die zuſammen mit ſeiner Marotte, kein Geld anzunehmen, eine ganz beſondere Narrheit des Narren war.

Eine Weile ruhte das Auge Emanuel Quints verſonnen auf Bruder Nathanael; dann verriet ein ſchwaches und gütiges Lächeln, das über ſein Antlitz ging: er hatte den Eiferer wiedererkannt.

Der junge Landwirt, der mit dem Ausdruck fragenden Staunens bald ſeinen Begleiter angeſehen, bald die Bewegungen des ſich nun von den Stoppeln des Brachfelds erhebenden Quint verfolgt hatte, ſah, wie dieſer ein grobes Hemde ergriff, das in der Nähe lag, und es mit komiſcher Mühe, wobei ſein Kopf darin verſchwand, über Arme und Schultern zog. Dann reichten er und der Bruder einander die Hand.

Ohne viel Worte zu machen, ſchloß ſich der ſichtlich ermattete, zuweilen fröſtelnde Menſch, dem Bruder und ſeinem Begleiter an. Schweigend, ſelbdritt, ſchritten ſie nebeneinander.

Der junge Landwirt konnte bemerken, daß in der Stimme des Bruders Nathanael, als er endlich zu reden begann, eine tiefe Bewegung zitterte, und auch er war ſeit dem Erſcheinen des Fremden, beſonders ſeit dem erſten Laut ſeiner ruhigen, klangvollen Stimme ſeltſam erregt.

„Ich habe über das, was wir geſtern abend miteinander geſprochen haben, noch lange nachgedacht", ſagte der Bruder. „Ich habe auch wenig Schlaf gehabt, und in den halbwachen Zuſtänden dieſes Schlafs haben Sie mir zuweilen vor Augen geſtanden. Ich möchte gern wiſſen, lieber Mitbruder, wer Sie ſind!"

„Ich bin ein Menſch", gab der Narr zur Antwort.

Mit dieſer Antwort, die mehr gehaucht, als geſprochen wurde, ſchien dem Bruder wenig gedient zu ſein. „Warum biſt Du zu mir gekommen," ſagte er plötzlich, „wenn ich Deines Vertrauens nicht würdig bin?"

Emanuel ſchwieg einen Augenblick; dann blieb er ſtehen, mitten im Feld, im Morgenwind und im Vogelſang, ſah den Bruder mit einem leiſen Vorwurf der Liebe an und beugte ſich dann zum Kuß über ſeine Hände.

„Ich könnte Dir ſagen, wer ich bin", erklärte er, als ſie weitergegangen waren. „Was liegt daran? Was iſt ein Name, und nun gar, was kann der meinige ſein, den keiner jemals anders genannt hat, als mit Verachtung? Warum ſoll ich ihn nennen? Wenn ich ihn anfaſſe und aus dem Schmutze aufhebe, der ihn bedeckt, ſo erhebe ich das oberſte Glied einer Kette von Leid, Gram und Erniedrigung, und alſo müßte ich auch dieſe Kette miterheben. Das will ich nicht! Denn ich will nicht klagen! Ich will keinem Menſchen die Beichte des eigenen Kummers ausſchütten. Dies darf ich nur dem gegenüber tun, der in mir iſt."

In einer leicht dialektiſchen Färbung hatte er dieſe Worte geſagt. „Wer iſt denn in Dir?" fragte Nathanael.

„Gott gebe, daß er, der in uns wohnen will, in mir iſt."

Wie eine Klammer legte es ſich um den Kopf des jungen Eleven der Landwirtſchaft, indem er ein wenig hinter den beiden herſchreitend den langſam ſchwingenden Gang der nackten, beſtaubten und wunden Füße des Menſchen in Lumpen und den ſchweren Schritt des Herrnhuter Bruders wandern und wandern ſah. Eine unſichtbare und dennoch undurchdringliche Wand ſchien ihn mehr und mehr von der Wirklichkeit ſeiner Lage auszuſchließen. Die Erde war ihm verwandelt und wunderlich. Als gäbe es keine Zeit, ſo kam es ihm vor, oder als wäre die Gegenwart die Vergangenheit und Längſtvergangenes gegenwärtig. Als ſeien tauſend Jahre ein Tag.

Der Kampf der Wirklichkeit, die ihn umgab und die er heute und geſtern gelebt hatte, mit einer phantaſtiſchen Vorſtellung, ſteigerte ſich bis zur Qual in ihm. In der Taſche das kleine Evangelienbuch mit der Hand umſchließend, das ihm die um ſein Seelenheil beſorgte Pflegemutter geſchenkt hatte, kam es ihm vor, als wanderten zwei Geſtalten aus dieſem Buch vor ihm her. Ja, als wäre er ſelbſt nur eine Geſtalt aus der heiligen Darſtellung, die ihn nun ſchon ſeit Wochen beſchäftigte. Aber er ſagte zu ſich, er ſei krank und wolle ſich dieſem vermeintlichen Wahne nicht hingeben. Sein Vater und ſeine Mutter fielen ihm ein, die unbefangne Naturen waren, und er dachte bei ſich, daß es ihnen gelingen würde, die phantaſtiſche Wolke, die ihn trug und in die er geſperrt war, aufzulöſen. Er ſelber ſah keine Möglichkeit, es zu tun. Er war bald vom Zittern der Freude bewegt, bald von Angſt. Bald wollte er ſeinen Eltern, den ahnungsloſen, über die fernen Hügel hin zurufen: „Sehet, der Heiland ſchreitet vor mir! Sehet den Sohn, den Ihr zeugtet, und welcher Euch mehr, als die anderen, Sorgen und Schmerzen bereitet hat, er ſchreitet jetzt in des Heilandes Fußſtapfen!“ Bald wollte er ſchreien: „Errettet Euch vor den Schrecken des Untergangs!“

Vielleicht war Jeſus Chriſtus, der eingeborene Sohn des allmächtigen Gottes, wirklich wiederum auferſtanden! Weshalb ſangen die Lerchen eigentlich heut ſo laut? Weshalb raſten ſie förmlich in den Lüften? Wußte der Bruder Nathanael eigentlich, oder nicht, wer neben ihm ging? Er ſprach, und man konnte es nicht heraushören.

Nathanael hatte den Namen einer gewiſſen Dorothea Trudel genannt, einer Schweizerin, die in der Nachfolge Jeſu ſoweit gegangen war, wie Paulus und Silas, Kranke geſund zu machen. Von dieſer Frau, ſo ſagte der Bruder, gehe ein großer Segen aus; derer, die da geſund geworden wären durch ſie an Leib und Seele, ſeien unzählige. In Mennedorf am Züricher See habe ſie eine Anſtalt errichtet, wo allerlei Sieche und vom Teufel Beſeſſene Aufnahme und Behandlung fänden. Ihr Glaube ſei groß, behauptete er; er müſſe groß ſein, denn ihr Gebet ſei von einer gewaltigen Kraft. Zwar habe ſie noch keine Toten aus dem Grabe erſtehen machen, aber durch Handauflegen und Beten habe ſie manchen vor dem jähen Sturz in Tod und Verdammnis bewahrt. Der Bruder hatte ſelber viele Blinde geſehen, die ſpäter ſehend geworden waren, raſende Veitstänzer, die ein beſcheidenes, geiſtliches Weſen durch Dorothea wiedergewonnen hatten, und anderes mehr.

Der Bruder Nathanael Schwarz befand ſich ſelbſt auf dem Wege zu einem Kranken. Er meinte, man müſſe vorſichtig ſein und ſtets auf der Hut vor den ränkeſüchtigen Kindern der Welt. Auch Dorothea Trudel wäre des öfteren mit den Ärzten, mit ihrer teufliſchen Wiſſenſchaft und mit den weltlichen Obrigkeiten zuſammengeſtoßen. Jede Verfolgung habe ſie aber nur froher und heiterer im Herrn gemacht; es ſei Pflicht jedes Chriſten, Verfolgungen zu erleiden nach dem Vorgang des Heilands und ſeiner Apoſtel, und ſo habe auch er ſich frei von Furcht und bereit gemacht.

Und er fing an aufs neue in Eifer zu geraten wider den Fluch der Weltlichkeit, aber der bleiche Begleiter blieb ernſt und friedfertig. Er ſagte: „Ich kann nicht eifern, ich kann nicht haſſen! —“ Und er forſchte den Bruder Nathanael ohne Haſt, doch mit einem merklich niedergehaltenen, brennenden Anteil aus, ob der auf dem rechten Wege wäre, der Werke zu tun wie Paulus und Silas in Hoffnung ſei, und ob man — hier überflog verräteriſche Röte des Narren Geſicht! — im Glauben ſo feſt zu werden wünſchen dürfe, im Namen Jeſu ein Erwecker der Toten zu ſein.

„Was kann ich Dir lehren? Lehre Du mich!“ ſagte Bruder Nathanael mit jäher Ergriffenheit. Und ſie ſetzten ſich nieder in gelbe Maiblumen, vor ſich ein junges Feld von bläulichen Halmen, am Wegrain, unter einen alten, einſam ſtehenden Eichenbaum.

Emanuel Quint war ſichtlich durch die Worte des Bruders tief bewegt. Leiſe Schauer und Zuckungen gingen wiederum über ſein Geſicht. Mit einer faſt ſchmerzlichen Spannung verfolgte der junge Kurt Simon dieſe Vorgänge. Einen Augenblick ging es durch ſeine Seele, ob wohl dies eigentümlich berückende Spiel der beiden ein abgekartetes und zum Zwecke ſeiner Bekehrung oder Erweckung erfundenes ſein könne. Aber ſogleich verwies er dieſen Gedanken weit hinweg.

Schließlich, um von dem Eindruck des Wunderbaren nicht länger befangen zu ſein, geſtand er ſich, daß der Bruder und jener ärmliche Menſch in Lumpen nur Dinge geredet hatten, wie ſie in einem gewiſſen Kreiſe von „Stillen im Lande“ alltäglich ſind. Es kam hinzu, daß jetzt der Bruder eine gewaltige, ſchwarze Ledertaſche öffnete, die er, über dem fadenſcheinigen Düffel-Überrock, an einem breiten Riemen ſtets mit ſich trug, und ihr eine Flaſche Wein, einen halben Laib Brot und ein Näpfchen mit Butter entnahm und neben ſich ſtellte. Die Sonne, die, jetzt ſchon höher geſtiegen, die Fächer und braunen Innenflächen der Taſche beſchien, entdeckte dem jungen Landwirt außerdem ſauber geordnete Schichten frommer Traktätchen, wie ſie der Bruder verkaufte oder an Kinder umſonſt vergab: dadurch entſtand in ihm eine gewiſſe Ernüchterung zugleich mit einem rein irdiſchen Wohlbehagen.

Es ſchien auch, als nähme die rings entfaltete Schönheit der Frühlingserde nun ihr Recht an den drei ſo äußerſt verſchiedenen Wanderern, indem ſie ihre Seelen durchdrang und an ſich ſog. Zurückgelehnt in das ſaftige Gras ruhte verſonnen der rote Emanuel, und man wußte nicht, ob das wachſende Entzücken ſeiner Mienen mehr durch ein inneres oder mehr durch das äußere Geſicht veranlaßt wurde. Geſtützt auf den linken Arm, hielt er ſeine rechte, edelgeformte, wenn auch mit Sommerſproſſen beſäte Hand, wie eine Röhre gekrümmt, und der Landwirt ſah, wie bald eine Weſpe, bald eine Biene ſorglos vertraulich durch dieſe Röhre kroch. Indeſſen hatte Bruder Nathanael ſich zu einem in Steinwurfsweite entfernten Quell begeben und hatte die Flaſche hineingelegt. Man konnte den weißgrauen, buſchigen Kopf, der mehr einem alten, verwetterten Kriegsmann aus Luthers Zeit, als einem Diener am Wort und Verkünder des Friedensreiches ähnlich war, von Zeit zu Zeit über Weiden- und Rüſterngebüſche auftauchen ſehen. Unweit von den Zurückgebliebenen lag der breite, in Regen, Schnee, Hagel und Sturm erprobte, erdfarbene Schlapphut des Abweſenden, darunter ſein Stab und nahe dabei die Taſche, an eine der machtvoll gekrümmten Wurzelarme der Eiche gelehnt.

Mit keinem Worte hatte der junge Kurt Simon, ſeit der Fremde erſchienen war, ſich hervorgewagt. Jetzt hörte er ſich auf einmal ſagen, daß es ein herrlicher Morgen ſei. Der Narr ſah ihn an. „Ja,“ gab er zur Antwort. „der Morgen iſt ſchön; aber der Tag, dem kein Abend folgt, wird noch ſchöner ſein!“ Der Eleve errötete. „Was wir hier ſehen,“ fuhr der Sprechende fort mit der leiſen Bewegung inneren Jubels in der Stimme, „iſt nur ſoviel, als wir jetzt zu ertragen imſtande ſind.

Es iſt nur der tauſendfältig verminderte Abglanz deſſen, was einſtmals ſein wird. Es iſt von dieſem Abglanz, muß man ſagen, wieder nicht mehr, als der Bericht eines Boten! Ein Wort, ja, ein Laut kaum aus dieſem Bericht." „Wie wird's ſein, wie wird's ſein, wenn ich zieh in Salem ein!" jubilierte Kurt Simon inwendig.

Die Nähe des Narren verführte den jungen Menſchen zu einem Gefühl überſchwenglicher Hoffnung und zu einer Geborgenheit darin. Er beſchloß bei ſich, in einem gegebenen Augenblick den ganzen Inhalt ſeiner verſchloſſenen Seele mit ihrer Selbſtqual und Sündenangſt vor dieſem Menſchen auszuſchütten. Es fehlte nicht viel, ſo hätte er ein Notizenbüchlein hervorgeholt, das Verſe von ſeiner Hand enthielt, und dieſe Emanuel vorgeleſen. Es weinte in dieſem Gedicht von Selbſtanklage, von Abkehr und Überwindung der Welt, die dem heißen, in Liebe überwallenden Herzen nur Kälte und Gleichgültigkeit entgegenbrachte. Es ſchwoll darin von ſchmerzhaft entzückter Sehnſucht nach reineren Sphären auf: „. . . wo liebend alles ſich umſchlingt und nur ein einziger hoher Wille mit Donnerton das All durchdringt!" — Und ſeine Verwandten hatten davon doch nur den befremdenden Eindruck unnützer, überſpannter Redensarten gehabt.

Quint ſtreichelte plötzlich ſeine Hand, als habe er etwas von dem, was Kurt Simon bewegte, erraten: „Mein Joch iſt ſanft; meine Laſt iſt leicht! Und es iſt und bleibt eine frohe Botſchaft," ſagte er dann mit dem Klange froher Zuverſicht und Fröhlichkeit, ohne daß ſeine Stimme die melodiöſe Ruhe verlor oder heftig und laut wurde.

Der Bruder, als er zurückkam, kniete ins Gras — ein Beiſpiel, dem Quint und Kurt Simon nachfolgten! — faltete ſeine Hände und betete: — „Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt und ſegne, was du uns beſcheret haſt!" — Hierauf brach er das

Brot, und während ſie aßen, wurde erörtert, wie das Sakrament des Abendmahls den Sinn einer täglichen Handlung habe, nicht nur zu einer Erinnerung. Sogar das kleine Gebet beſage dies ſchon. Jede Mahlzeit ſei ein tieriſches Mahl, wo Jeſus, der Herr, nicht zugegen wäre. Soſern er aber zugegen ſei, werde es eine heilige Handlung, man genieße dann Himmelsbrot und Himmelswein.

Und ſo genoſſen ſie wirklich himmliſches Brot und himmliſchen Wein in jener Verklärung, darin ſchon Quint und die Brüder Scharf miteinander gegeſſen hatten, nur daß dieſe Verklärung im Lichte des Frühlings unter dem ehrfürchtigen Flüſtern und im Schatten des weitverbreiteten Eichenwipfels diesmal eine noch hochgeſtimmtere war, als bei tiefer Nacht in dem Hüttchen der Brüder.

Wer will entſcheiden, ob dieſe drei mit ihren Gedanken und Taten Unrecht begingen und ſchwere Sündenſchuld auf ſich luden, indem ſie die Kirche gemieden hatten, deren Glocken ſoeben in der Ferne zu läuten begannen: und dadurch, daß ſie etwas vom Regiment der Kirche Verbotenes aus kindlicher Liebe zu Jeſu und ganz einfältiger Gläubigkeit unternommen hatten? Jedenfalls bemächtigte ſich der drei eine reine und gleichſam bebende Fröhlichkeit, die ſie weit über alles Gemeine erhob, ja, faſt zu weit von dem nüchternen Grunde der Erde entrückte.

Das Wort des Herrn: „Wenn zwei oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, ſo bin ich mitten unter ihnen," vereinte ſie; denn ſie zweifelten nicht an dieſem Wort, und es kam ihnen auch der Gedanke nicht, es wäre irgend dahin zu deuten, als müſſe der Heiland, um zu ſeinen verirrten Schäflein zu kommen, durchaus erſt den Weg über eine Kanzel, eine Abendmahlszeremonie und durch den Mund eines Biſchofs, Paſtors oder beſonders geprüften Gottesgelahrten gehn.

Sie waren einig, und dieſes Gefühl der Einigkeit war zugleich ein Gefühl verbindender Wärme. Die Liebe in ihren Herzen war befreit; die Liebe zu einem unſichtbar Gegenwärtigen, darin ſie ſich trafen und genug taten. Das Märchen des Frühlings, das ſie von allen Seiten umgab, mit leuchtenden Farben, Inſektengeſumm und Blumenduft, vermiſchte ſich mit dem Zauber der heiligen Legende von Jeſus, dem Sohn der Jungfrau und Gottes Sohn, und das Liebesgeheimnis ſeiner Geburt und irdiſchen Pilgerſchaft, ſeines Leidens, Sterbens und Auferſtehens, ſeiner heiligen Ferne und Gegenwart, erzeugte in dieſen dreien ein myſtiſches Glück.

„Über ein Kleines, ſo werdet ihr mich nicht ſehen, und aber über ein Kleines, ſo werdet ihr mich ſehen.“ Faſt zweitauſend Jahre nach Chriſti Geburt klangen die Worte nicht anders in dieſen Menſchen wider, als habe ſie Jeſus zu ihnen geſagt und als wären ſie nicht aus alten Schriften genommen worden.

Sie redeten von der Wiedergeburt, und bei dieſer Gelegenheit gab ſich der Bruder Nathanael Schwarz als Anhänger einer verſtreuten Sekte zu erkennen und bewies aus der Schrift, daß die Taufe von Kindern mehr eine kirchliche Greuel, als eine Handlung im Sinne des Heilands ſei. Nur der erwachſene Menſch, behauptete er, könne, nach ernſthafter Prüfung ſeiner ſelbſt, auf dem Wege der Buße und Läuterung aus klarem, freiem Entſchluſſe des Sakramentes teilhaftig werden. Er entwickelte, ganz nach der Lehre der Wiedertäufer, ſeine Anſicht mit großer Eindringlichkeit und gab zu verſtehen, daß niemand die Pforte zum ſchrecklichen Heidentum hinter ſich feſt genug verſchloſſen habe, der ohne die wahre Taufe geblieben ſei.

Nachdem ſie gegeſſen und auch getrunken hatten, erhoben ſie ſich und überließen es einer Schar von Finken und Ammern, die Broſamen aufzupicken. Der Bericht, die Taufe betreffend, hatte Quint und auch den jungen Kurt Simon in eigentümlicher Weiſe neu bewegt. Der Landwirt blieb in Gedanken verſunken; indeſſen der Narr im langſamen Weiterſchreiten vor dem Taufgeſinnten eine Art zögernder Beichte begann. Er bat Nathanael, ſchonungslos mit ihm ins Gericht zu gehen und ihm, nachdem er werde ſeine eigenmächtigen Taten und eitlen Beweggründe — oder wenigſtens einige unter ihnen! — erfahren haben, frei zu bekennen, ob er Vergebung erlangen könne und welchen Weg der Buße er gehen müſſe, um ſeiner Taufe würdig zu ſein.

„Ich habe mich unterfangen," fuhr Quint fort, „als ein Sünder Sündern zu predigen. Weil ich verachtet bin, habe ich ganz beſonders das Wort der Schrift ergriffen, wo der Heiland ſagt, wer Glauben habe, werde dieſelben Wunder tun als er und größere. Um meine Feinde dadurch in Demut niederzubeugen, wollte ich Zeichen und Wunder tun. Seit ich denken kann, habe ich mich an dieſen Gedanken geklammert. Jahrelang ging ich, in mich verſchloſſen, umher und träumte davon, ein wundergewaltiger König und Gott zu ſein. Ich habe mich ſelber als Götzen verehrt und angebetet. Mein Sinn ſtand durchaus nicht darauf, die Lahmen gehend, die Blinden ſehend, die Schmerzgequälten von Schmerzen freizumachen, vielmehr ich wollte nicht nur von mir, ſondern von Hoch und Niedrig rings um mich her beſtaunt und vergöttert ſein."

Nathanael unterbrach Emanuel. In einer Aufwallung, als ſei der Geiſt über ihn gekommen, ſprach er die Worte: „Es iſt genug. Wer iſt anders wert, mit der Taufe Gottes den Nächſten zu taufen, als durch die Gnade und die Barmherzigkeit? Taufe Du mich! Denn die Zahl meiner Sünden und Schwachheiten iſt Legion. —" Und ſo redeten ſie eine Weile herum, weil jeder die Taufe des anderen wollte, und keiner hielt ſich, den anderen zu taufen, für würdig genug.

Ich will nicht getauft ſein, dachte der junge Lehrling der Landwirtſchaft bei ſich ſelbſt. Seine Seele fing an, ſich leiſe von dem Handel der beiden auszuſchließen. Er ſah allmählich den

Bruder und ſeinen Begleiter wieder im nüchternen Licht der Alltäglichkeit. Sie erſchienen ihm ſeltſam und wunderlich, und hatte er eben noch die göttliche Gegenwart gefühlt, ſo war das Göttliche jetzt entwichen, ja, während ganzer Minuten empfand er jetzt das Betragen der Männer beinahe als lächerlich.

So, gleichſam um etwas Köſtliches, kaum gewonnen, nicht wieder einzubüßen, nahm er den kürzeſten Abſchied und entfernte ſich von den Weggenoſſen querfeldein. Es darf nicht verſchwiegen werden, daß ihm mehrmals, als er den kleiner und kleiner werdenden Wanderern Blicke nachſandte, das Wort Obſkuranten durch die Seele glitt.

Es floß ein Bach, der klares und kühles Waſſer enthielt, durch die Felder hin, zuweilen offen den Himmel ſpiegelnd, zuweilen durch kleine Trupps von Bäumen und Büſchen verſteckt und umſtellt. In einem ſolchen zerteilten Haine, deſſen Grund ein blumiger Raſen war, hatte Quint ſeine Kleider abgelegt, während Bruder Nathanael betend am Bachufer kniete und das Gurren der Wildtauben aus den hohen Zweigen einer edelgewachſenen, alten Birke klang.

Nußhäher flogen von Buſch zu Buſch. Das Lachen des Buntſpechtes ſcholl gewaltig. Und als der weiße Körper des irregeleiteten, armen Quint ſich in völliger Nacktheit über die farbige Aue bewegte, ſchien alles ein Bild aus den Unſchuldstagen der Menſchheit zu ſein, ein lieblicher Grund aus dem Garten Eden.

Als Emanuel mit den heißen Füßen ins kalte Waſſer ſtieg, ſah er, wie eine Schar kleiner Fiſche gedankenſchnell auseinanderſtob; danach jedoch ſah er ſich ſelbſt im Waſſer.

Es muß geſagt werden, daß der zu Taufende, gleichwie der Täufer — denn eine Taufe ſollte vollzogen werden! — weit entfernt von jeglicher Frivolität, ein Gefühl erhabenſter Weihe empfanden. Es iſt nicht zu billigen, ganz gewiß, daß ſie ſich hier verleiten ließen, etwas Unerhörtes zu tun, eine Blasphemie, die das Geſetz unter Strafe ſtellt! Aber wenn man bedenkt, wie Jeſus die Armen an Geiſt und die Einfältigen, wenn ſie nur reines Herzens waren, beſonders liebte, ſo wird man nicht ohne Nachſicht ſein.

Die Abſichten der Männer waren lautere. Sie weinten in tiefer Ergriffenheit: der Täufling bis zur Ohnmacht verzückt und verzehrt. Nur freilich, ſie waren in einem Irrtum. Das Gottesreich, welches die große und gewaltige, wenn auch zerſpaltete, chriſtliche Kirche verwirklicht hat, ſahen ihre verblendeten Augen als Babel an. Sie glaubten ein anderes Gottesreich und meinten, es ahnend zu begreifen. Ringsum lag die Welt. Dieſe, wußten ſie, war die Feindin des Reichs. Darüber hinaus war ſie ihnen fremd, und ſie kannten ſie kaum vom Hörenſagen; aber ſie wollten mit ihr nichts gemein haben und einzig Bekenner des Wortes Jeſu und ſeines zukünftigen Reichs auf Erden ſein.

So wurden dem armen Tagearbeitersſohn, als die für ihn geheiligten Waſſergüſſe ihm Scheitel, Schultern und Bruſt beſprengten, nicht nur die Schauer heiliger Weihe zuteil, ſondern es ward ihm auch leichter zumute: hatte er doch das Gewicht der Verantwortung zum großen Teile auf Bruder Nathanael abgewälzt.

Dieſer, mehr als Emanuel hingeriſſen, an ſich von einer ungebändigten, leicht entzündlichen Sinnesart, hatte inmitten der Stille mit dröhnender Stimme nur gefragt: „Glaubſt Du, daß Jeſus Chriſtus Gottes Sohn iſt?“ und Emanuel hatte das „Ja“ geantwortet. Bruder Schwarz indeſſen ſah mehr in ihm. Sein ſanguiniſcher Schwärmergeiſt war gewaltſam entrückt. Und als er nun das Wildtaubenpärchen aus den langen, grünen Behängen der Birken heranſchweben ſah und plötzlich über dem Täufling mit einer jähen Wendung dahinblitzen, kam er ſich vor, wie der Täufer Johannes, und der Himmel ſchien ihm geöffnet zu ſein.

Drittes Kapitel

Der Tiſchlersſohn aus dem Eulengebirge betrachtete ſeine Wiedertaufe im ganzen als eine Beſtätigung. Das Betragen des Bruders und ſeine Worte zum Abſchiede waren von einer Art geweſen, daß Emanuel es in einer gewiſſen Beängſtigung von ſich wies, Schlüſſe daraus zu ziehen. Kurz nachdem er den Bruder verlaſſen hatte, vermochte er ſchon nicht mehr ſicher zu unterſcheiden, ob nicht die eigene Erregung ihn hatte den Himmel offen ſehen und Stimmen hören gemacht oder ob der Bruder im Überſchwang ſolches behauptet hatte. „Das iſt mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.“ Es war genug und Glücks genug, ſofern auch nichts äußerlich Wunderbares ſich weiter ereignet hatte, und allein dieſe Rede wirklich aus der Seele Nathanael Schwarzens gedrungen war.

Von dieſem Manne hatte der Narr in ſeinem zehnten Jahre bereits reden gehört, wenn er, wie es bei Kindern in jener Gegend der Brauch iſt, in Hütten der nahen und ferneren Nachbarſchaft aus und ein ging. Voll tiefer Ehrfurcht ſah er in ihm einen wirklichen Gottesmann. Er war für ihn eine Autorität, trotzdem ſeine eigene Seele in der Zwiſchenzeit bereits zu einem ſo ſtarken Leben erwachſen war, daß die ſtarke Seele des Bruders ihrem ganz beſonderen Stand und Wuchs nichts mehr abbrechen konnte. Emanuel ging und war voll Geſang. In göttlichen Wallungen fiebernd hatte er ſeinen Schritten kein Ziel geſetzt; nur daß er die Richtung nach einer fernen Kette von Bergen zu und nicht nach den Heimatsdörfern einſchlug. Dieſe fernen Berge kannte er nicht. Einem Kinde ähnlich war ihm zumute, das der Meinung iſt, am ſcheinbaren Horizonte müßten Erde und Himmel zuſammenſtoßen, ja, man könne dort geradeswegs in den Himmel hinein.

Emanuels Seele war voller Liebe. Näherte ſich ein Menſch ihm an, ſo bemerkte er gleich den Kummer und auch die Schönheit in ſeinem Angeſicht. War es ein Mann, ſo ſagte ſeine Seele ſogleich in der Stille „Bruder“ zu ihm. War es ein Weib, ſo ſagte ſie „Schweſter“. Gingen ſie aneinander vorüber, er und das Weib oder er und der Mann, ſo ſprach es in ihm: „Ich kenne dich, dein Leiden, dein Glück und deine Schmerzen, ich kenne dich, wie mich ſelbſt und dein und mein Los.“ Waren ſie aneinander vorübergegangen, ſo war es ein Abſchied, und er liebte die Menſchen, indem er ſich von ihnen trennen mußte, noch mehr. „Du mußt einſam gehen, wohin du nicht willſt, mit deiner Schönheit,“ ſagte er manchmal, ſofern es ein ſchönes Weib war, die vielleicht unter einer Bürde von dannen ging, oder ſofern es ein Mann war: „Du wirſt mit deiner ſchlechtverborgenen Sehnſucht weiter irren und den Freund nicht finden in deiner Einſamkeit, der dir dein Königreich in deiner eigenen Bruſt erſchließt.“ Und er liebte ſie alle und hätte ſie alle gern in die Arme und an ſein Herz genommen, obgleich ihm aus ihren wahnſinnigen Blicken oft genug Haß, Hohn und Verachtung entgegenſprang.

Er war den Tag bis zu Sonnenuntergang durchgewandert. Bevor er wiederum in einen Strohſchober ſchlafen ging, betete er in die ſcheidende Sonne, am Morgen darauf in die wiedergekehrte hinein, und aufs neue begann ſeine Wanderung. Seine Nahrung beſtand aus Waſſer, das er, flach ausgeſtreckt, von dem Spiegel der Quellen trank – er umging die Dörfer! – aus Wurzeln, die er hier und da den Feldern entnahm, gelegentlich aus friſchen Salatblättern, und einige Male ward ihm, ohne daß er gebeten hatte, Brot und ein Trunk dünnen Kaffees zuteil, Reſte der Veſpermahlzeit, die Weiber und Kinder von den Arbeitsſtätten der Felder oder Fabriken heimtrugen.

Bei aller Hochgeſtimmtheit und ſchwärmeriſchen Verzückung ſeiner Natur erkannte Quint und mußte erkennen, daß alles

Neue in ſeinem Innern vorerſt mehr Gärung als Klärung war. Verwegene Gedanken hatten ſich vorgewagt, die unzweifelhaft Abgeſandte des hölliſchen Dämons waren und die zur Sünde und Überhebung verleiten ſollten. Die Schlange war liſtig. Noch immer war ſie darauf bedacht, durch allerlei Ränke die Rückkehr des ausgeſtoßenen Menſchen in ſeinen paradieſiſchen Unſchuldsſtand zu verhindern. „Ihr werdet ſein wie Gott!“ Quint wappnete ſich. Er wollte ſich nicht zum Genuß der verderblichen Früchte jenes verbotenen Baumes verführen laſſen. Indem er ging — und hier ſetzte die krankhafte Anlage ſeines Weſens wiederum ein — hörte er dringliche Stimmen flüſtern: „Ich grüße dich, Chriſtus, Gottes Sohn!“ „Der bin ich nicht!“ ſprach Emanuel.

Aber er konnte nicht Ruhe finden: „Ich grüße dich, Chriſtus, Gottes Sohn!“ klang es immer aufs neue. „Ich grüße dich, der du gekommen biſt und herabgeſtiegen vom Throne des Vaters in Elend, Schmach und Niedrigkeit. Tritt an: deinen Weg! tritt an: deine Sendung! Fürchte dich nicht. Siehe, an deinen Händen und Füßen die Nägelmale von ehedem ſind nicht verharſcht. Du ſpürſt in dir das brennende Weh aller Leiden von ehedem. Es iſt vollbracht. Der Vater hat keine neuen Leiden für dich erſonnen, du Geſegneter. Diesmal ſollſt du nichts anderes, als der gute Hirte ſein und ſollſt die Schalmei erklingen laſſen und deine Herden in Gärten führen, auf Weiden, wo Milch und Honig fließt. Ich grüße dich, Chriſtus, Gottes Sohn.“

„Ich bin nicht Chriſtus, Gottes Sohn,“ ſagte Emanuel, und indem er hinzuſetzen wollte: „ich bin nur ein Menſch“, trat ihm ganz unwillkürlich das Wort auf die Zunge: „Ich bin nur des Menſchen Sohn.“ Darüber erſchrak er aber ſogleich; denn es mußte ihm einfallen, wie der Heiland ſich auch mit dieſem Namen bezeichnet hatte. So hatte auch dorthin, wohin er ausweichen wollte, der Böſe eine Falle geſtellt. Es blieb nichts übrig, als ſchnell und eifrig zu widerrufen und zu ſagen: „Hebe dich weg von mir; ich nenne mich auch nicht des Menſchen Sohn.“

Allein ſtundenlang, als er weiterging, durchdachte er dieſe Fragen tiefer, und am Ende ſchien es ihm nicht mehr gegen Chriſti Gebot zu verſtoßen, ſich, wie er es getan, als Menſchenſohn zu bezeichnen. Die Geburt des Heilands im Jrdiſchen, wie nicht zu leugnen war, hatte die Merkmale äußerſter Niedrigkeit auch inſofern an ſich getragen, als Joſeph, der Mann ſeiner Mutter, nicht ſein Vater war. Jeſus war alſo, gleich wie er, Emanuel, vaterlos, und dieſer unterfing ſich nun, die Kette verſteckter Leiden, die er deshalb erduldet hatte, die quälende Scham und Bitterkeit mit den Leiden des Heilands, aus eben der Urſache, zu vergleichen. Wie mußte es nicht, wenn andere Kinder von ihren Vätern geſprochen hatten und Jeſum nach dem ſeinigen fragten, den Knaben mit Scham und Schrecken erfüllt haben, daß er ihn nicht zu nennen wußte, und welche ätzende Pein, als er älter wurde, mußte es ihm verurſacht haben, daß viele unter jenen niedrig und roh gearteten Menſchenkindern, die ihn umgaben, anders von ihrer Mutter reden durften, als er.

Emanuel biß die Zähne zuſammen. Wieviel hundertmal hatte er Vater und Mutter verleugnet, aus tiefer Scham, und ſich deshalb in den Augen der Leute zum Narren gemacht. Sollte nicht Chriſtus, der alle verborgenen Leiden der Seele kannte, wie niemand außer ihm, die gleiche Erfahrung gemacht haben? Sollte er nicht eines Tages ſich unter den lauernden Fragen der Phariſäer ſtolz aus dem ängſtlichen Druck der Schande zur freien Höhe des Menſchenſohnes aufgereckt haben? Und ſollte es nicht ſeine Abſicht geweſen ſein, indem er ſich dieſen Namen beilegte, damit zugleich für alle Zeit das Mal einer unverdienten Schmach von den Stirnen aller Später-Geborenen im vorhinein abzuwiſchen?

Quint war auf einmal davon überzeugt, es müſſe ſo und nicht anders geweſen ſein, und beſchloß das Erbe des Heilands in dieſer Beziehung mit reinem Vertrauen anzutreten. Er iſt es, und nicht der Satan, beſtätigte er ſich ſelbſt, deſſen Weſen ſich mir in dieſem Augenblick und mit dieſem Gedanken offenbaret.

Ganz unwillkürlich richtete er ſich auf und bekam einen freieren, feſteren Gang. Es war nicht mehr eine heftige Stimme, die ihm „Gottes Sohn“ in die Ohren blies, ſondern es lag eine ſtumme und klare Erkenntnis in ihm, daß er als Menſchenſohn durch die Felder ging. Er wußte von einem König und Kaiſer, der in Berlin, der Hauptſtadt des Reiches, auf ſeinem Throne ſaß; aber in ſeiner neuen Würde erkannte er plötzlich, daß er, Emanuel Quint, der Bankert — ſein Stiefvater nannte ihn oftmals ſo! — vor Gott nicht geringer daſtand, als er. Des Menſchen Sohn iſt ein Herr der Welt!

Und ſo rollte ſich der bräunliche Weg wie ein Tuch vor ihm aus. Wie Teppiche voller Koſtbarkeiten breitete ſich die Erde mit ihren Städten, Türmen, Flüſſen und Saaten gegen die Berge hin, als Erb und Eigen dem Menſchenſohn. Über ihm ſpannte ſich weit als Decke die blaue Seide des Himmelsgezelts. Die ſtrahlende Sonne war ſeine Ampel. Die Lerchen ſangen dem Menſchenſohn. Die Früchte reiften dem Menſchenſohn. Die Haine flüſterten huldigend ſeinen Namen. Es war nichts Mächtigeres und Herrlicheres auf der weiten Welt, als der, den die Vögel, die Winde, die Zungen der Gräſer und Blätter im Chore begrüßten: Geſegnet ſei und gelobt, der da kommt im Namen des Herrn! Nichts Herrlicheres als des Menſchen Sohn!

„Ich ſuche nicht meine Ehre, ſondern des, der mich geſandt hat,“ redete es nun wieder in ihm, ſo daß er erſchrak und Auen, Wälder und Hügel mit ihren Rufen plötzlich ſtumm wurden. Der Narr erkannte, es war ein ſtreitendes Wogen in ſeinem Inneren ausgebrochen, wo immer eine Welle des Lichts eine Welle der Finſternis — eine Welle der Finſternis die Welle des Lichts — zu verdrängen ſchien. Ganz unabhängig von ſeinem

Willen geſchah dieſer Kampf. Er war ſo ſtark und ſo unabhängig von Quint, daß dieſer zuweilen ihm gleichſam nur als erſtaunter und geſpannter Zuſchauer beiwohnte. „Nein, nein! ich ſuche nicht meine Ehre; allein ich war wiederum nahe daran, in Verſuchung und Stricke zu fallen. Iſt es Gott? Iſt es Satan, der mich verſucht? Iſt es nicht Gott, zu dem wir ſo beten: führe uns nicht in Verſuchung?“ Und er betete das Gebet des Herrn, das Jeſus gelehrt hatte. Danach wandte er ſich ſogleich von dem, an den es gerichtet war, ab, und dem zu, der es gelehrt hatte, und ging im Geiſt wieder, wie ſo oft, den Spuren des Heilandes nach. Er liebte den Heiland. Der arme oder in dieſer Hinſicht glückſelige Quint hatte eine Liebe zu dem holdſeligen Jeſus gefaßt, die ſo groß war, daß ihn, ſo oft er ſeiner gedachte, das Herz ſchmerzte — eine Liebe, die über alles Irdiſche ging.

Vor nahezu zweitauſend Jahren war Jeſus über die Erde gewandelt, und nun erſt war Quint aus ſeiner Hütte am Wege getreten und hatte mit einigen anderen nach der Richtung geſchaut, wo der heilige Wandrer verſchwunden war. Sogleich begab er ſich, wie ein treuer Hund ſeines Herrn, auf die Spur, und es hatte für ſeine brennende Sehnſucht kein anderes Beſchwichtigungsmittel gegeben, als Tag und Nacht dieſe Spur zu verfolgen. Er ſchlief, wenn er ſchlief, über Jeſu Fußſtapfen ein.

Seine Jeſusliebe war grenzenlos. Er hatte das zerleſene neue Teſtament, das die Nachrichten von dem Sohne Marias enthielt, an der Bruſt verwahrt, und es war ihm, als ob dort allezeit eine liebe Hand ſein Herz beſchwichtigte. Aber außerdem war er ſelber das Buch, das er, wie Johannes, gleichſam verſchluckt hatte. Es wohnte in ihm und er wohnte darin. Würde es nicht in ihm gewohnt haben, ſo würde der Tod an ſeine Stelle getreten ſein. Würde er nicht darin gewohnt haben, der Regen hätte ihn mit Nadeln geſtochen, die Sonne ihn mit Brandwunden überſät, der Himmel würde wie ein Felſen auf ihn gefallen ſein. Nun aber ſchadeten ihm weder des Todes Kälte, noch des Winters Froſt, weder die Hitze des Tages, noch die Rauheit der Nacht. Aber er ruhte nicht gern. Sofern er die Füße nicht regte, kam es ihm vor, als würde der Zwiſchenraum größer, zwiſchen ihm und dem Freunde, der vor ihm her durch die Erden und Himmel ging, und als hätte er weniger Teil an ihm.

Ein Kind, das weinend der Mutter nachläuft, die ihm verloren gegangen iſt, hat keine größere Liebe in ſeiner Seele als dieſer müßige Handwerksgeſelle, der nach dem Anblick des Heilands Verlangen trug. Er war bereit, in ihm unterzugehen. Deshalb war er, kaum daß ihm der Satz: „Ich ſuche nicht meine Ehre!" ins Bewußtſein kam, ſogleich ganz Selbſtverleugnung und Demut und empfand ſich, weit entfernt von dem Anſpruch, ein Hirte zu ſein, nur mehr als das letzte Lamm der Herde.

Er wollte in dieſem und keinem anderen Sinne des Heilands Nachfolger ſein. Allein ſeine Liebe hatte ihn mehr und mehr verlockt durch ſtärkere Anſprüche. Es genügte ihr nicht, gleichmütig zu dulden, was ein dumpfer Wandel der Nachfolge mit ſich brachte, ſondern ſie wollte dem Hirten auf allen labyrinthiſchen Pfaden nachgehen, um ſich nichts zu erſparen, was dieſer erduldet hatte, und ihm in jeglichen Dingen ähnlich und damit auch näher zu ſein.

„Wir eſſen dein Fleiſch, und wir trinken dein Blut, wie du uns befohlen haſt", grübelte Quint. „Heißt das nicht auch: wir ſollen in allem wie du werden? Hat es nicht deine unendliche Liebe uns aufgetragen, wie du zu ſein? Haſt du uns nicht dieſe ganz überſchwengliche ſelige Ausſicht eröffnet? Suchet in der Schrift! Ja, ſuchet, ſuchet!" — Und er zog ſein Teſtamentchen hervor und blätterte! — Es leuchtet ein, daß das, was geſucht werden ſoll, nicht zutage liegt. Aber ſuchet, ſo werdet ihr finden! Suchet! und ſuchen wollte Quint.

Er wollte vierzig Tage und vierzig Nächte in einer Wüſte ſein und wollte ſich, wie ſein Vorbild, aller Unbill des Wetters und Mangels in einer ganz beſonderen Weiſe ausſetzen. In dieſen Tagen ſollte der Heiland und nur der Heiland in ihm ſein. Er wollte ſich ihm ohne Rückhalt hingeben. Und hatte wirklich dereinſt Satanas den Geſalbten des Herrn verſucht, mochte auch ihn immerhin der Teufel verſuchen; denn er wollte kein Müßiggänger am Reiche ſein. Verwirf mich oder erleuchte mich, Herr, nach dieſer Zeit. Gib mir einen neuen gewiſſen Geiſt oder verſtoße mich, wenn du mich nicht würdig befindeſt. Send mich aus durch die Tore deines Leidens und Sterbens oder verurteile mich zur Nichtigkeit; aber laß mich wenigſtens den Saum deines Mantels berühren, ſo werde ich nie ganz verloren ſein; die Erde küſſen, auf der du gewandelt biſt, den Stein, der dein Kopfkiſſen war, die Dornen an den Sträuchern, von denen man deine Krone geflochten hat, ſo wird noch in der tiefſten Finſternis tiefſter Abgründe ein unverlierbarer Raub ewigen Lichtes mir Glück und Labſal ſein.

Mehrmals im Laufe der Tage hatte Quint, etwa auf einer Landſtraße, der er ſich annäherte, oder hinter dem Buſchwerk der Raine, die Helmſpitze eines oder des andern Gendarmen aufblitzen ſehen, und jedesmal hatte er, nicht anders wie es die Vagabunden tun, ſich irgendwo in Gräben und Feldern eine Deckung geſucht und abgewartet, bis der gefürchtete Reiter aus dem Geſichtskreis entſchwunden war. Nun aber kam einer dieſer Gewaltigen querfeldein, zuweilen im Schritt, zuweilen im Trab, wobei ſein frieſiſches Pferd ſich vorſichtig durch die Gräben heranarbeitete. Quer vor dem Wanderer aufgepflanzt, hielt es ſtill, und der Wachtmeiſter tat die üblichen Fragen.

Quint wußte, was ihm bevorſtand. Er hatte weder Papiere, die ſeinen Namen, Geburtsort, Beruf und Arbeitsausweis enthielten, noch konnte er daran denken, dem ſchweren Reiter den Grund und Zweck ſeiner Wanderung begreiflich zu machen. Er war ihm gegenüber, ohne Geld und in Lumpen, ganz rechtlos und ſeiner geſetzlichen Willkür preisgegeben, obgleich er durchaus nichts im Sinne führte und tat, als ſich dem Zug ſeiner kindlichen Seele zu überlaſſen. Durchbohrend ſah der Gendarm ihn an. O bliebe dir nichts verborgen in meiner Seele, dachte der Narr. Aber der Mann des Geſetzes, ſo ſehr er ſich von dem Gegenteile den Anſchein gab, war dennoch blind. Er ſah einen wunderlich ärmlichen Menſchen, deſſen Geſichtszüge bleich und leidend, aber vom Trunk nicht entartet waren. Er vernahm eine Stimme, die ihm bereitwillig über Namen und Herkunft Bericht erſtattete, und was er wahrnahm, brachte ihn nicht von dem Gedanken ab, er habe hier, wie nur je, einen Galgenvogel gefangen. Er ranzte ihn alſo gehörig an. Dennoch, als er ſich eine Weile in raunzenden Redensarten erleichtert hatte, ſchien er nicht recht zu wiſſen, was tun, und — war es nun, daß ihn ſeine Frau mit dem Mittageſſen erwartete, oder ihm im Städtchen ein gutes Bier und Frühſtück in unmittelbarer Ausſicht ſtand, kurz, ſtatt den Arbeitsſcheuen mit ſich ins Polizeigewahrſam abzuführen, ließ er ihn plötzlich nach einem menſchenfreſſeriſch furchtbaren Blicke ſtehen und ritt davon.

Quint dankte Gott, denn er ſah in dieſem unerwarteten Ausgang des Abenteuers eine Folge himmliſcher Einmiſchung. Aber es ging ihm auch hier wie ſtets: in der harten Maske hatte er nach und nach die ſchmerzlich erzwungene tote Berufsgrimaſſe erkannt, dahinter eine darbende Seele ſchmachtete, und dieſe hatte ihn bittend aus einer unwillkürlichen Miene heraus und aus den Tiefen der niemals lügenden Augen angeleuchtet. Bekümmert ſah er dem Reiter nach: er haßte ihn nicht, er liebte den Menſchen.

Am dritten Tag ſeiner Wanderſchaft hatte Quint, in ein düſteres Waldgebirge emporſteigend, eine wilde, verlaſſene Gegend erreicht, von wo aus der Blick unendlich weit über Berge, Hügel und Ebenen Schleſiens ſchweifen konnte. Dieſe Höhe hatte er gleichſam gegen die rückwärts gewandte Angſt ſeiner Seele ertrotzt. Die Einſamkeit, die tiefe, lautloſe Stille verlaſſener Waldgründe, die er durchſchritten hatte, das aufrauſchende Staunen und die flüſternden Beratungen der Wipfel über ihm, wenn er zwiſchen den Farnen, Mooſen, Steinen und Wurzeln ſtillſtand, und manches andere wirkte beklemmend auf ihn. Es ſchien, als ob hier die Stille und Einſamkeit, die Quint als eine ewig gleiche und gütige Freundin kannte, ſich zu einer furchtbaren Macht aufrichtete, um eine Sprache zu führen, die ihn und ſein eitles, unerhörtes Beginnen zerſchmettern wollte. Die Finger in beide Ohren gedrückt, wie um das tauſendfältige Ziſcheln eines wilden Dämonengelichters, das an Zahl mit jeder Minute zunahm, nicht hören zu müſſen, war er hinangeſtiegen, und zuweilen hatte er ſich auf den Waldboden niedergedrückt und auch hier mit den Ballen der Hände die Ohren verſchloſſen, um nichts von den lügenhaften Poſaunen eines vom Teufel erlogenen jüngſten Gerichtes hören zu müſſen. Er glaubte, daß es vom Teufel erlogen ſei; denn er ſagte zu ſich: Ich will zu Jeſu! Und wenn nun die Berge wie furchtbare Richter ſich um mich auftürmen, die ſchwarzen Wolken um ihre Spitzen zu grollen anheben, zuweilen Poſaunenſtöße gleich Winden daherfahren, um die Wipfel zum Ächzen zu bringen, ſo kann dies, ſowie das böſe Gelächter des Hohnes, das ich mitunter hören muß, nur Blendwerk des Teufels ſein.

Es war aber das Gelächter der Spechte, das er hörte, dann wieder das markdurchdringende, eigenſinnige Klagen eines Raubvogels, das den böſen und peinvollen Lauten einer im hölliſchen Feuer gemarterten Seele glich.

über der Baumgrenze angelangt, wurde dem Toren freier zumute. Die ungewohnten, gewaltigen Eindrücke um ihn her bedrohten ihn nun nicht mehr, ſondern ſie hoben ihn jählings aus dem Staub der Erniedrigung zu einer erhabenen Höhe empor. Er ſah die Welt unter ſich. Das Gebirge, das ihn rings mit ſteinernen Kraterwänden halbkreisförmig umgab und bis in die Wolken überragte, war ihm zugleich der Schemel für ſeine Füße geworden. Er atmete frei. Er wandte ſich gegen den weiten unendlichen Himmel, und ſagte: „Gott!“ Er wandte ſich gegen den bunten, welligen Teppich der Länderflächen, der von den Schatten weißer Gewölke gefleckt erſchien, und ſagte: „Gott!“ Er wandte den Rücken gegen die Tiefe und blickte ſtaunend gegen die zackigen Wände und Riffe der ihn umgebenden Felsmauer hin, auf die zwiſchen ihnen geſtauten Schutt- und Geröllhalden, und ſagte: „Gott!“ Er betrachtete das Geſtein, das in rieſige Blöcke gelöſt wie von Zyklopenhänden in jahrtauſendelanger Arbeit zuſammengetragen über- und untereinander geſtürzt weite Hänge bedeckte, und plötzlich, eh er den Namen Gottes zu nennen imſtande war, flüſterte ihm eine Stimme ins Ohr: Biſt du Gottes Sohn, ſo ſprich, daß dieſe Steine Brot werden.

Aber Emanuel war auf der Hut; er wies dieſe Stimme, die ihn zum Sohne Gottes machte, ab, indem er ſo tat, als habe ſie ihn nur verführt, an Jeſum dieſe Bitte zu richten. Und er bat den Heiland deshalb um Vergebung. Er ſagte: „Ich weiß, du kannſt es! Auch daß du es tun wirſt, wenn ich bitte! Aber es lebt der Menſch nicht vom Brot allein!“ — Es ſchien dem Narren, als ob durch dieſe Erwägung der leibliche Hunger, den er ſeit einigen Stunden empfand, geſtillt worden wäre.

„Sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht.“ Darüber dachte er weiter nach. Es war in ihm eine ſeltſame Unwiſſenheit. Er hatte leſen gelernt um der Bibel willen. In ihr forſchte ſein Geiſt. Was ſonſt an ſinnfälligen Dingen ihn ſeit ſeiner Jugend umgeben hatte, kannte er nur gemäß den natürlichen Spiegelungen der Seele und jener Liebesbeziehung, die ihn mit allem, was iſt, verband. Darum blieben ihm Himmel und Wolken, Sonne und Tag, Nacht, Mond und Sterne das reine Myſterium. Desgleichen die Erde mit ihrem Getier, Geſtein und Gras, und als er nun durch den Sinn des Geſichts und Gehörs dies alles aus tiefer Einſamkeit in ſich faßte, ſchien ihm jegliche Kreatur, und das Ganze der ihn umgebenden Welt der Erſcheinung das durch den Mund Gottes gegangene Wort zu ſein.

Gott ſprach zu ihm und er wollte zuhören. Er wollte ganz Ohr, ganz Auge, ganz Liebe ſein. Vielleicht, ſagte er ſich, werde er die gewaltige Stimme der Gottheit nicht zu ertragen vermögen! Allein, dann, dachte der Tor, wollte er gern an dem Worte Gottes zugrunde gehen. Schon empfand er ſich gleichſam als aufgelöſt. So erweitert vom Wort, ſo erfüllt und ins Unendliche ausgedehnt durch das Wort, erſchien er ſich manchmal, daß er kaum noch etwas in ſich und an ſich als eigen empfand: und doch war er nur erſt ein armſeliger Neuling an Wort, wie er wußte.

Jeſus, vom Geiſte in der Wüſte geführet, war ſchlimmer daran, als er, der Jeſum bereits als Freund und Begleiter hatte. Er hatte ihn außerdem als Vorbild. Er wußte nicht, wie viele vor ihm ſich in der imitatio Christi verſucht hatten, die eine ganz beſondere Falle des Teufels war.

Er glaubte, er ſei, wie der Heiland, vom Geiſt und nicht von Satanas in die Wüſte geführt und er könne ſich überdies an den Heiland halten, und deshalb überwand er immer wieder die Bangigkeit und ſuchte endlich, indem er einem verwachſenen Pfade durch hohes Knieholz mühſam nachkletterte, einen verborgenen Platz im Geſtein, wohin er ſich etwa bei Regen und

Wind zurückziehen und auch nötigenfalls vor Menſchen verbergen könnte: eine Stätte für einen dauernden Aufenthalt.

„Genügt es dir nicht," fragte auf einmal die dämoniſche Stimme in ihm, „was über des Heilands Verſuchung in deinem Büchlein geſchrieben ſteht? Glaubſt du, daß es zu wenig ſei? oder etwa erlogen? oder verſtehſt du, was da geſagt iſt, nicht?"

„Ich will es erdulden", ſprach halblaut Emanuel. Und nun bekam die Stille ſogleich eine neue Furchtbarkeit. Es war, als fielen die Wände ſeines Weſens auseinander, und ſein Inneres wurde grenzenlos. In der Verzauberung dieſer Stille, in ihrem Bann, mußte ſein Geiſt unaufhörlich Bilder hervorbringen, eine Reihe von Bildern, die einander zu jagen ſchienen als wie bei einer eiligen Fahrt. — Und immer eiliger wurde die Fahrt! Und immer unerhörter die Bilder. Es war, als ſei das Wort „Ich will es erdulden!" ein Zeichen für den Losbruch der feindlichen Mächte geweſen, deren Abſicht es ſchien, ihr Opfer von Grund aus zu verwirren.

Iſt die Stille: Gott? Iſt die Stille: der Teufel? Sind die tieriſch menſchlichen Fratzen, die mir entgegengrinſen, Gottes oder des Teufels Werk? Warum zeigt mir auf einmal die Welt ihre ſonſt verborgene ſcheußliche Unflätigkeit in zahlloſen eklen und widrigen Bildern? Warum iſt mein Geſicht auf einmal vom Anblick des Kots, des niedrigen Haſſes, der Mordſucht und jeder ruchlos und widernatürlichen Gier erfüllt? Warum wird das heilige Fließen und Weben in meiner Bruſt auf einmal durch einen Fluch gedämmt? Durch Schweinegrunzen und Ziegenmeckern, warum höre ich jenen ſtinkenden, greulich rohen Ton, den Gemeinheit nur immer hervorbringen kann? Das Heilige ſelbſt durch Kloaken gezogen, mit Kot beſudelt, unter Höllengelächter in jeder widerlichen Verrichtung vor das ſchauernde Innere hingeſtellt? — Plötzlich rief eine Stimme laut und weckte das Echo zwiſchen den Felswänden. „Du weißt nicht, was du erdulden willſt, und was alles Chriſtus erduldet hat!“ — „Und eben deshalb muß ich es jetzt erfahren“: mit dieſen Worten faßte ſich Quint und brach ſich weiter durchs Knieholzdickicht.

Er fand nach einigem Suchen ein rohes Gemäuer aus unbehauenen Blöcken zuſammengefügt, mit Moos verſtopft und mit einem kunſtloſen Dache bedeckt, das aus alten verwitterten Kiſtendeckeln beſtand, darauf Humusſchichten gebreitet waren. Gebeugt an der unvermauerten Seite eintretend, fand Quint in dieſem Verſteck ein erhöhtes Lager aus trockenem Mooſe vor und ſonſt ſo viel Raum, um darauf zu liegen oder gebeugten Nackens darauf zu ſitzen und dabei noch mit beiden Knien im Trocknen zu ſein. Hier konnte man Tage und Wochen aushalten.

Es war gegen die Mitte des Monats Mai und der Schnee von den Bergen bis auf wenige ſchmutzige Reſte abgeſchmolzen. Tagsüber hatten noch ſchwache Winde aus Süden geweht. Als Quint, nachdem er einen Trunk Bergwaſſers gegen den Hunger zu ſich genommen, ſich auf das Mooslager ausgeſtreckt hatte und die Sterne am Himmel hervortraten, wurde die Luft weich und ganz ſtill. Die Dämmerung kam, der Mond ſtieg herauf. Wie ein grenzenloſes goldbeſticktes Segel von dunkler Seide bauſchte ſich der Himmel über das Gebirge hervor und über die im Dämmer faſt verſunkenen Länderflächen. Es war, als hätten die unzähligen Stimmen der Natur viele Monate lang in ruheloſen Bemühungen jene vollkommene Harmonie geſucht, die ſie nun gefunden hatten. Quint hatte die Nacht gefürchtet, und nun gab ſie ihm mehr als einen Vorgeſchmack künftiger Seligkeit. Alle Dämonen ſchienen gebunden oder in ihre Käfige eingeſperrt, oder der Zauber der Schönheit hatte ſie ſtumm und ſelig gemacht. Metalliſch ſummende Mückenſchwärme bildeten zwiſchen den Augen des Toren und dem runden Mond ein tanzend durchſichtiges Gewölk, das mit ſeinem wohligen Klingen mit der Seele des Schauenden eins wurde, ja, dieſe ſelber, ſichtbar und hörbar geworden, darſtellte, wie es ſchien.

Zwiſchen Träumen und Wachen geriet Quint allmählich in einen Zuſtand der Wonne hinein, den er in ſeinem ganzen bisherigen Daſein noch nicht gefühlt hatte. Mit halbem Bewußtſein beſchloß er bei ſich, fortan immerdar die Nähe der Menſchen zu meiden und nur, wie jetzt, mit ganzer Liebe Gott in der Stille ergeben zu ſein. Würde jetzt, dachte er bei ſich ſelbſt, ein Menſch in ſeinen Geſichtskreis treten, er müßte ihn haſſen wie ein Geſpenſt. Jeden Menſchen? jedenfalls jeden Mann! — Jeden Mann, und wenn es der Heiland wäre? Er beantwortete dieſe Frage nicht. Der Heiland iſt in mir und unſichtbar! Damit verſuchte er zu entſchuldigen, daß er im Begriff ihn zu verleugnen ſtand.

Niemand durfte kommen, auch nicht ein Weib. Er kam ſich vor wie vermählt mit der Pracht und der laulichen Stille. Die ihn umgebende Felswüſte war durchaus etwas anderes als hartes und kaltes Geſtein. Von allem ging lebendige Wärme aus wie in Ställen von Tierleibern: nur daß dieſe Wärme rein und balſamiſch war. Es lag darin etwas Aufreizendes und Entzückendes, wovon man berauſcht wurde. Es miſchten ſich ſüße Düfte von Blumen und blühenden Gräſern hinein, die einen kitzelnden Pollen mit ſich brachten, der ein tolles, heimliches Lachen auslöſte. Der Boden der Schlafſtelle war mit Zweigen der Krüppelkiefer bedeckt, darin lag ein Ziegengehörn und das Stück eines Felles. Daher kam es, daß Quint im Traume Ziegenherden und bocksfüßige Hirten ſah, die mit Eimern voll Milch und runden, gewaltigen Käſen hantierten. Manche der Hirten waren gehörnt und trugen Kränze aus Kiefernzweigen.

So wie das Blut in den Adern des Narren heiß pulſierte, ſchien ihm die ganze Natur durchpulſt zu ſein. Es war etwas von entzückender Nacktheit in allem. Und immer wärmer, immer betäubender ſtieg der Atem des Nackten von allem auf. Der Mondglanz troff wie Salböl über die weichen Formen der Klippen und Bergſpitzen, und etwas wie eine Gruft aus Scharlach zog ſich zuſammen vor den geſchloſſenen Augen Quints und tat ſich auf; etwas, das er nicht müde wurde zu ſehen, bis es verſchwand; dann plötzlich tanzte, ganz nackt, ein Weib vor ihm, eine Eva mit üppigen Brüſten, ſie warf ſich zurück und warf den Schwall ihrer rotblonden Haare zurück. Alsdann ſtemmte ſie beide Hände in das quellende Fleiſch ihrer Hüften und drehte ſich langſam um ſich herum, — da fuhr der Narr aus dem Schlafe empor und ſchrie laut: „Hebe dich weg von mir, Satan!"

Als der Morgen heraufkam, hungerte Quint, und er ſtand auf, um irgend etwas Eßbares aufzufinden. An dem Rand einer weiten Hochfläche angelangt, kam es ihm vor, als dringe Geläut einer Herde von den tiefer gelegenen Wieſen herauf. Es war aber nur ein unter Steinen verſtecktes, gluckſendes Rinnſal, wodurch dieſe Täuſchung verurſacht wurde. Indeſſen bemerkte Quint in der Ferne ein einſames Haus, und da ſeine Augen weitblickend waren, konnte er ſehen, wie Ziegen und Rinder aus der Stallung des Hauſes ins Freie traten und allſogleich, nachdem ſie die Köpfe ein wenig in den kalten Morgen erhoben hatten, zur Tränke liefen. Die Luft war nicht mehr lau, wie zur Nacht, ſondern vielmehr friſch; denn der Südwind hatte ſich eingelegt, und den Narren fröſtelte.

Nachdem er eine geraume Weile die Vorgänge und das ſpielzeugartig klein erſcheinende Haus in der Ferne beobachtet hatte, konnte er merken, wie eine Herde ſich mitſamt ihrem Hirten mehr und mehr von der Baude ablöſte. Sie bewegte ſich wohl eine Viertelſtunde lang in beſtimmter, ihm näher führender Richtung und hatte dann ihre Weide erreicht.

Quint pirſchte ſich an den Hirten heran.

Er fand einen greulich zerlumpten Kerl mit wulſtigen Lippen und ſtruppigem Haar. Der Menſch erſchrak, als er Quinten ſah. Allein als dieſer ſich, mit gehörigem Abſtand, ruhig auf einem Granitblock niederließ und Ziegen und Zicklein, ja, ſogar der Bock ihn vertraulich beſchnupperten, achtete er ſeiner weiter nicht und fuhr fort, eine Pfeiſe aus Rinde zurechtzuklopfen.

Eine ziemliche Weile wartete Quint. Die ſchweren Rinder graſten ruhig. Zuweilen hob eines brummend den Kopf, um den Fremdling mit einem leeren, nichtsſagenden Blick zu beglotzen. Endlich trat Quint an den Hirten heran.

„Mich dürſtet."

„Hier gibt's genug Waſſer zu trinken", antwortete jener ohne Bedenken in ſeiner kaum verſtändlichen Mundart.

„Schenke mir einen Trunk Milch, um Gottes willen."

Der Menſch ſah Quint aus ſeinen gedunſenen und verſchworenen Augen an und bekreuzte ſich.

„Ich bin arm wie Du."

„Ich habe zwei Tage lang nichts gegeſſen," ergänzte Quint.

Nun warf der Burſch ſeine Pfeiſe weg, als ob er eine Erſcheinung ſähe, holte ein Kännchen aus Blech herbei, das er unter einer Krüppelkiefer verſteckt hatte, und ſchlich und kroch wie ein Tier auf Raub zu einer ſchwarzbraunen Bleſſe hin, die ihr Euter faſt auf dem Graſe ſchleppte, und als er ſie zwiſchen das Knieholz verlockt und dort verborgen, gemolken hatte, befand er ſich plötzlich im Rücken Quints und reichte den Trunk über ſeine Schulter. Quint trank mit Gier und erquickte ſich, und von nun an kam er täglich herauf zu dem armen Hirten, und dieſer, ohne zu zögern und ſcheinbar mit immer größerer Freude, ſchenkte ihm Milch und teilte ſein hartes Brot mit ihm.

Mit jedem Tage, den der arme Quint ohne anderen Menſchenverkehr als den mit dem Hirten zubrachte, geriet er tiefer in die Welt ſeiner Träume hinein. Jeder, der den eigentümlichen Reiz des Wanderns kennt und beſonders des Wanderns in Gebirgen, weiß, welchen Reichtum an Bildern es innerlich auftauchen läßt und welche Fülle ſtarker Empfindungen. Was Wunder, wenn Quint, unter den Einwirkungen der dauernden Einſamkeit und des planloſen Wanderns, allmählich jedes Maß des Wirklichen ganz verlor und zuweilen von neuen und ſtarken Empfindungen dermaßen trunken wurde, daß er ſich kaum noch als Menſch empfand. Einen ſo Verſtiegenen weckt nur das Menſchenwort! Und da er in ſeiner Abſonderung nur das Atmen und Brauſen in der Natur immer wieder hörte und nur mit Sternen und Winden Zwieſprache hielt, empfand er faſt nur noch ſein Daſein als Geiſt, als heiligen Geiſt, und alſo als göttlich. Ihm ging durch den Kopf, was die Schlange im Paradieſe geſagt hatte. War nicht durch das roſenfarbene Heilandsblut die Jahrhunderttauſende alte Sünde wettgemacht und dadurch der Zugang zum Baum der Erkenntnis freigeworden? Ja, war nicht Brot und Wein, wie es Jeſus geheiligt hat, die Erkenntnisfrucht, und hatte er, Quint, dieſe Frucht nicht gegeſſen? Dieſe Frucht, von der die Schlange geſagt hatte: Genießet ſie, und ihr werdet wie Gott?

Er war wie Gott, ſo in alles Erhabene aufgelöſt, oft ſtundenlang. Dann ſtand er zuweilen dicht am Abſturz verwitterter Klippen und blickte mit einem bacchantiſchen Lächeln furchtlos hinunter in die Abgründe. Unter ihm löſten ſich einſame Raubvögel und ſchwammen verloren im pfadloſen Raum, und plötzlich war es ihm dann zuweilen, als ſchölle ein Spottgelächter von unten herauf, und er müſſe, um dieſen Schall zu beantworten, einen triumphierenden Sprung in die Tiefe tun: dann würde er ſchweben, er wußte es, und leichter wie eine Taube dahingleiten.

Die heimliche Kraft dieſer Sehnſucht war groß in ihm. Er fühlte ſie oft. Er ſchalt ſich und ſagte, wenn er den inneren Anſturm überwunden hatte, zu ſich: man dürfe Gott den Herrn, nicht verſuchen! Aber es war nicht allein der Drang, den Glauben oder das Wunder beſtätigt zu ſehen, auch war es Wahn einer übermenſchlichen Größe und Allmacht nicht, ſondern es war eine Art Gewißheit, eine Empfindung der eigenen Unzerſtörbarkeit, verbunden mit einer wilden, hingeriſſenen Ungeduld, die Mächte des Todes, die Mächte des Abgrundes mit einem Triumphſchrei, und wär's im irdiſchen Tod, zu verſpotten.

Auf ſolche Wallungen folgte mitunter die tiefſte Zerknirſchung, und wenn dann die Stimmen, die „Gottes Sohn, Gottes Sohn!“ riefen, dazukamen und nicht ſchweigen wollten, ſo fand ſich der arme Menſch, nachdem er wiederum ſtundenlang ringend und betend auf den Knien gelegen, zuweilen erſt wieder, aus ſchwerer Ohnmacht aufgewacht, Haupt und Glieder mit Schweiß bedeckt und immer noch ſtammelnden Lautes den Heiland bittend, er möge ihn doch in Gnaden befreien von dem allzuſchweren Berufe der Nachfolge.

Nach ſolchen Erſchöpfungsaugenblicken lockte und winkte auf einmal die Welt. Sie war dann nicht mehr das Weib, das in Wehen liegt und immer nur Jammer gebären kann, ſondern ſie lachte, tanzte und ſprang in unverwüſtlicher Schönheit und Jugend. Quint meinte, er habe ſie nur nicht gekannt, und es kam ihm vor, als würde ſie, wollte er nur jetzt gelaſſen zu den Stätten der Menſchen niederſteigen, fortan auch ihm gegenüber nicht mehr ſpröde ſein. Es war, als habe er irgendwo das Ende eines goldenen Fadens gefaßt, dem er nur nachzugehen brauchte durch alle die Labyrinthe menſchlichen Handelns und Wandelns, um nicht länger mehr arm, verachtet und elend zu ſein. Es war, als habe ein hölliſcher Lichtfunken ihm plötzlich alle die ſeichten Kniffe und Ränke enthüllt, die den Schlauen im Handumdrehen reich machen, und als liege ihm plötzlich der eigene, ſcheinbare Narrenwert in Gold umgerechnet vor der Seele.

Es war nichts Gutes, was in ihm aufſtieg, das merkte er wohl, trotzdem es dabei ſehr ruhig herging und ohne ziſchelnden Satanslaut. Man würde tun, was ſie alle tun; man würde den Haß mit Haß bekämpfen, die Wut mit Wut, die Schmach mit Schmach. Man würde den Krieg zum Kriege tragen! Die Lüge zur Lüge! Betrug zu Betrug! Man würde auf Raub ausgehen, trotz allen gefräßigen Raubtieren und Räubern; erraffen, erbeuten und Reichtümer häufen, die Motten und Roſt freſſen. Man würde nehmen, nur nehmen: den Heller der armen Witwe, den Groſchen der Waiſe, die Decke des Frierenden, das Brot des Hungrigen, und würde die Schreie und Flüche der Beſtohlenen und Betrogenen, der Hungernden und Verkommenden, der Gequälten und Kranken, der Gemarterten und Gemordeten nicht mehr hören vor der Stimme der eigenen Gier. — Und natürlich müßte man Jeſum verleugnen.

Dadurch müßte das Leben leicht ſein, dachte mit Recht der arme Quint. Allein er verwirrte ſich wieder in ſeinen Gedanken, weil der Zwang, um der Welt willen von dem Heiland zu laſſen, ihm unerträglich war.

Nein, er mochte den Satan nicht anbeten, denn: „du ſollſt anbeten Gott deinen Herrn, und ihm allein dienen!“ ermahnte er ſich, und von nun an trat eine Wendung in ihm ein. Wieder ganz Jeſu zugekehrt, beſchloß er, ſich nochmals mit reinem und ruhigem Sinn ſeinem Evangelium hinzugeben.

So lag lag er in ſeinem Verſteck auf das Moos geſtreckt, und las und dachte oder, langſamen Schrittes gehend, nahm er, Satz für Satz, die Schrift in ſich auf und durchdachte ſie eindringlich. Damit wurde es ſtiller und ſtiller um ihn, und der Sinn für das allgemeine Wort Gottes in der Natur ſchien einzig nur noch den Offenbarungen durch die Buchſtabenreihen des heiligen Büchleins hingegeben.

Je näher Pfingſten heranrückte, um ſo ſtiller und ruhiger wurde Quint. Es waren neue und eigentümliche Dinge in ihm gereift, Erkenntniſſe, durch die ſich ſein Weſen geſchlichtet hatte.

Gott wurde Menſch, ſagte er ſich; das war das Myſterium. Er wurde ganz Menſch; dies war das größte unter den Wundern. Warum wurde er Menſch? Damit er dem Menſchen ein menſchliches und zugleich auch göttliches Beiſpiel ſein könne! Denn nur das Menſchliche iſt es, darin der Menſch das Göttliche faſſen kann. Was folgt nun daraus? erwog er weiter: daß wir mit Glauben und vollem Vertrauen das Menſchliche in dem Leben des Heilands zunächſt erfaſſen und immer tiefer begreifen ſollen: ihn menſchlich lieben, ihm menſchlich nacheifern. Dies wurde ſein Vorſatz, dies wollte er tun.

In dieſer Verfaſſung ward er ganz Demut. Der neue Geiſt, der ſich ſtandhaft erwies, entfremdete ihn, ohne daß er ſich deſſen deutlich bewußt wurde, den Lehren des Bruders Nathanael und brachte ihn auch zu ſeinem eigenen früheren Wirken in Gegenſatz. Er gedachte, wahrhaft beſcheiden zu ſein, und aus dieſem Grunde verwarf er alle Phantaſtik von ehedem, alle Ekſtaſen und Übertreibungen. Gewiß, er wollte, wie je, ein Bekenner ſein, aber nur ganz im Bereiche des Menſchlichen. Weniger die Lehre lehren, als tun. Um ja nicht dem Geiſt der Hoffart zu verfallen, dem ſchlimmen Geiſte des Selbſtbetruges, wollte er lieber ſogar von dem göttlichen Scheine ſich abkehren, um dafür um ſo inniger menſchlich zu ſein.

Er dachte nicht mehr daran, Wunder zu tun; denn er hatte geleſen, wie Jeſus das böſe, mirakelſüchtige, ehebrecheriſche Geſchlecht geſcholten hatte; auch erwog er das warnende Heilandswort von den falſchen Propheten und Wundertätern und wollte nicht einer der ihren ſein.

Quint konnte ſich kaum genug tun in ſeiner leidenſchaftlichen Neigung, ſich ſelbſt zu erniedrigen. Er hatte unklar einen gewiſſen Zwieſpalt erkannt, der ſich zwiſchen dem Heiland und ſeinen Jüngern vor Zeiten ſchon geltend gemacht hatte. Und indem er nun auf die Seite des Meiſters zu treten meinte, gedachte er Wunderſucht und Begier nach Lohn, dieweil ſie der Heiland an ſeinen Jüngern nur immer mit Kummer betrachtet hatte, in ſich abzutöten. Er wollte der letzte und keineswegs mehr der erſte Diener am Worte ſein.

Alles Laute war ihm verdächtig geworden. Hochfliegende Pläne wies er auf dieſer Stufe ſeines wunderlichen und ſeltſamen Wandels entſchieden ab. Er wollte ſein wie die Kinder und Unmündigen: im Herzen rein und eines Tages ein Baum voller Früchte. Die Lehre tun, nicht die Lehre lehren wollte er jetzt; man ſollte ihn einſtmals an den Früchten erkennen.

Deshalb wollte er auch nicht als ein beſonders ausgezeichneter Lehrer oder Jünger oder Prophet zu den Menſchen herniederſteigen, ſondern äußerlich mehr wie jedermann, weniger öffentlich als im verborgenen Gutes tun. Jeſus würde ihn ſicher leiten. Er wollte nicht drohen und nicht verheißen, ſondern nur für ſich zunächſt auf einem der goldnen Pfade der Seele gehn, die Jeſus paradieſiſch durch die Wüſteneien der Erde erbahnt und erſchaffen hatte. Jedem dienen, niemand beherrſchen wollte er: das war des Toren ganz ungeheurer und gänzlich unausführbarer Vorſatz.

Er betete täglich des Heilands Gebet. Und weil er verzeichnet fand, die Jünger Jeſu hätten, ehe er ihnen das Vaterunſer auf ihren beſonderen Wunſch hin lehren mußte, überhaupt nicht gebetet, ſo ſprach auch er nur dieſes Gebet. Er betete es mit kindlichem Geiſte.

Allmählich, auf dieſes Gebet beſchränkt, fiel ihn ein ſeltſamer Irrwahn an, der ſich leider in ſeinem Weſen befeſtigte. Jener

Geiſt, der ſchwerlich ein guter iſt, machte ihn glauben, dies Gebet ſei eigentlich gar kein Gebet, es ſei nur das Weſen der Lehre als Leitſtern für ſuchende Schüler in wenige Sätze zuſammengefaßt. „Vater unſer, der du biſt im Himmel. Geheiliget werde dein Name!“ — Dies war gebeten, nicht für den Bittenden, ſondern für Gott. An wen waren dieſe Worte gerichtet? An einen höheren Gott als Gott? Quint glaubte ſie an den Geiſt gerichtet: an den Gottgeiſt, welcher im Menſchen iſt. Er empfand das Verwegene dieſes Gedankens, doch zog ihn ſein Grübeln weiter fort. Da hieß es: „Zu uns komme dein Reich!“ An wen waren dieſe Worte gerichtet? Wiederum erſchien es ihm, an den Geiſt. Er fühlte, wie er ſie betend gleichſam an ſich ſelber richtete. Es kam ihm vor, als ob er damit in ſich eine heilige Quelle anſchlüge, ein reines, heiliges Streben erweckte, einen neuen, tätigen, heiligen Geiſt; und inwendig in uns war ja das Reich. Es ſollte ſich durch den Geiſt ja in uns errichten. „Dein Wille geſchehe!“ las er dann. War das überhaupt eine menſchliche Bitte? Der allmächtige Wille des allmächtigen Gottes, des gewaltigen Jehova, ſollte geſchehen? und darum ſollte ein Menſchlein bitten? und wen, wen ſollte es bitten darum? Hieß es aber: mach mit mir, was du willſt, ſo war es nur Ohnmacht und keine Bitte.

Allein Quint bezog auch dies auf den Geiſt.

Der Wille des Geiſtes ſollte geſchehen, und müßte der Körper zu Aſche werden.

„Unſer täglich Brot gib uns heute.“ Nun, da war viel mit wenigem abgetan. Vielleicht war dieſe Bitte, dachte Quint, nur ein Zugeſtändnis an den gabenhungrigen Jüngergeiſt.

„Und vergib uns unſere Schuld!“ Wir waren ſchuldig, wir brauchten Vergebung. Alle ohne Ausnahme, meinte Quint; und er konnte den Gedanken nicht los werden, als ob auch dies eine Scheinbitte ſei. „Wie wir vergeben unſern Schuldigern!“ nämlich ſoweit und nicht weiter ſollten uns unſere Sünden vergeben ſein.

Alſo: wer vergab, dem ward vergeben. Dem aber, der nicht vergab und doch betete, nicht. Es war eine Mahnung zum Vergeben.

„Führe uns nicht in Verſuchung!“ kam nun. Was ſoll man zu dieſer wunderlichſten der Bitten ſagen? hatte der Tor bei ſich, in einem Anfall von Aberwitz, gedacht, als er ſie eines Tages gewohnheitsmäßig geſprochen hatte. Und der Böſe flüſterte ihm ins Ohr: es hieße ſoviel als „Laß uns in Frieden!“ Über dieſe Stimme des Häßlichen ſiegte Quint. „Verſuche uns nicht! Verſuche uns nicht!“ Hieß nicht der Böſe der Verſucher? Sollte dieſes aber nicht ſoviel heißen als „Verlocke uns nicht durch falſche Vorſpiegelungen! Lege auf unſeren Weg nicht Fallen und Fallſtricke! Reize uns nicht durch Martern und Leiden zum Widerſtand! Mache uns nicht zu Verbrechern am Nächſten durch Not und Lüſte! Setze uns nicht auf Richterſtühle, damit wir nicht über unſeren Nächſten und Mitſünder richten und blutige Urteile ſprechen! Mache uns nicht zu Königen, damit wir nicht Gewalt üben und durch Gewalt leiden und untergehen! Verführe uns nicht zum Raub, zum Mord und zum Diebſtahl am Gute des Nächſten! Verſuche uns nicht, denn wir ſind ſchwach! Erwarte du nicht Taten des göttlich Starken und Sündloſen von uns armen im Dunklen tappenden Menſchen! Löſche das glimmende Docht nicht aus, ſondern erlöſe uns von dem Übel. Unſer ſei der Geiſt und der Frieden.“

Es war ein ſchrecklicher Gott, an den man die Bitte, uns nicht in Verſuchung zu führen, richten mußte, und Quint empfand, wie der Heiland verſucht hatte, eine furchtbare Gottesvorſtellung ihrer Härte und Furchtbarkeit zu entkleiden. Geheiliget und geliebt ſei dein Name, nicht mit Grauſen und mit Entſetzen genannt: ſo klang es durch das Gebet hindurch. Wir rufen in dir, was Liebe iſt, und was wir rufen, ruft in uns die Liebe. Soweit war der Tor auf gutem Weg; aber er ging über dieſe Erkenntnis hinaus. Er entthronte den perſönlichen Gott und glaubte, daß Jeſus ihn entthront habe und an ſeine Stelle den Geiſt geſetzt, womit ſich ſein Verhängnis ankündigte.

Faſt zwangsweis und tiefes Staunen erregend beherrſchte ihn dieſe Vorſtellung. Sie war ſo ſtark, er hätte zeitweilig leugnen können, auf dem feſten Grunde der Erde, in dem Elemente der Luft oder unter dem Dache des Himmels zu ſein. Seine Wohnung ſchien ihm allein der Geiſt. Die Bewegungen, die er ausführte, und beſonders alles, was er in einem höheren Sinne ſein Leben nannte, ging vor ſich gleichſam in einem Meer, das die ſeit Jahrhunderttauſenden lebenden und verbundenen Menſchenſeelen darſtellte. Außerhalb davon kannte er nichts oder wenigſtens nichts als Finſternis.

Denke man ſich die Menſchen, Greiſe und Greiſinnen, Männer, Weiber und Kinder, ſoviele ihrer die Erde bedecken, jeden mit einem Licht in der Hand. Etwas Ähnliches dachte ſich manchmal Quint. So wie die Menſchen getrennt voneinander ſtanden und doch das Licht ihrer Lichter zuſammenfloß, ſo waren ſie ihm, getrennt an Körper, einig im Licht. Ein Hunger nach Menſchenſeele überkam ihn, wie nie zuvor. Es brach eine ſchmerzhafte Liebe und Sehnſucht zu Menſchen in ihm auf. Es war, als wäre im Lichte der grenzenloſen Liebe zu Jeſu, dem Menſchen, ihm eine tiefe Erkenntnis von Menſchenwert und Menſchenberuf erſchloſſen worden. Die Menſchenliebe nagte an ihm. Sie erfüllte den Narren mit zehrenden Süchten. Er wollte zu ſeinen Brüdern und Schweſtern; er wollte nicht mehr, wie nach früherer eigenſüchtiger Gewohnheit, kaltherzig fern von ihnen ſein.

Er vergaß ſich ganz, das heißt er vergaß ſeine eigenen früheren Freuden und Leiden. Er glaubte erkannt zu haben, daß die Menſchheit die Wohnung der Gottheit iſt. Und während er dieſes Gotteshaus, dieſe Gottesſtatt noch blinzelnd unter der Überfülle von Pracht und Licht mehr ahnte, als ſie betrachtete, ſchien ihm die Angelegenheit ſeines eigenen, kleinen beſonderen Lebens vor dieſer erhabenen Sache ohne Bedeutung zu ſein.

Aus dieſem Grunde befiel ihn ein Selbſtaufopferungsdrang, eine Sehnſucht, aus der Vereinzelung ſeiner Körperlichkeit, wie aus einem Kerker, befreit, ins Allgemeine ſich hinzugeben: ſein Licht zum Licht, ſeine Liebe zur Liebe zu tun, um von ſich und der Liebe erlöſt ewig vollkommen in Gott zu ſein.

Die völlige innere Umwandlung Emanuel Quints war einer der ſonderbarſten Vorgänge. Es war das Sonderbare darin, daß ein reiner und kindlicher Schwärmergeiſt den größten Teil ſeiner Schwärmereien durch einige, anſcheinend ganz vernunftgemäße Erwägungen erſetzt hatte, die ſich nach und nach zu einem in ſich geſchloſſenen, feſten Syſtem verbanden, das die Seele des Narren in einer weit ausſchließlicheren Botmäßigkeit erhielt als der reine Gefühlsrauſch von ehedem. Oft kam es vor, daß er ſelbſt darüber erſchrak, wie weit ihn ſein Grübeln abſeits von allen früheren Wegen geführt hatte, vermeintlich mit Jeſu, dem Menſchen, vereint, und tief ins Geheimnis vom Reiche Gottes. Entdeckerfreude beherrſchte ihn. Aber alles, was er damals entdeckte und zu begreifen vermeinte, als es in überraſchender Hellſicht wie Schuppen von ſeinen Augen fiel, beſchloß er vorerſt geheimzuhalten.

Viertes Kapitel

Eines Tages ſtanden vor Emanuel Quint die Brüder Scharf. Sie hatten ſeit Wochen nach ihm geſucht, und es war den zuckenden Mienen ihrer bärtigen Angeſichter abzumerken, was es für ſie bedeutete, ihn endlich entdeckt zu haben. Auch der Narr war gemäß der neuen Verfaſſung ſeines Innern froh, ſie wiederzuſehen, und entſchloß ſich alsbald, mit ihnen die Herberge aufzuſuchen, eine entlegene Baude, darin ſie ſchon mehrere Tage genächtigt hatten.

Die Brüder hatten ihn gleich erkannt, trotzdem ſein Bart und Haupthaar ein wenig verwildert waren, und wie ſie nun, immer voll Demut, hinter ihm dreinſchritten, gegen die Herberge hin, ſtrahlte die Freude immer ſtärker und ſtärker aus ihren Blicken hervor, indeſſen ſie ſeine Fragen beantworteten.

Sie berichteten Quint zuvörderſt, daß ihnen vor mehr als drei Wochen der Vater geſtorben war. Der Alte war ſelig in Gott entſchlafen, im Glauben an Jeſum und an die Gewißheit der Auferſtehung. Sie hatten darauf ihre Wirtſchaft verkauft, um nicht an die Scholle ferner gebunden zu ſein und ganz den Spuren des Narren zu folgen.

Sie hatten um dieſer Abſicht willen, die nicht verborgen geblieben war, viel Spott und Hohn zu erdulden gehabt; denn weil eine Anzahl gläubiger Chriſten der Umgegend wunderbarliche Dinge über das Erſcheinen und das Verſchwinden Emanuel Quints geweisſagt hatten, ſo ward eine überwiegende Menge zu Haß und Verachtung angereizt, und kaum fehlte viel zur Wut der Verfolgung.

Ein ſozialiſtiſcher Agitator Kurovski hatte die Brüder Scharf beſucht, und als er von ihrer Abſicht hörte, hatte er ſie davor gewarnt. Aber ſie waren feſt geblieben. Auf ſeine Behauptung hin, daß Quint, wahrſcheinlich auf Nimmerwiederſehen, vielleicht über die Grenze entſchwunden ſei und daß ſie ihn ſchwerlich finden würden, hatten ſie ihren Glauben betont und den gewiſſen Geiſt ihrer Herzen.

Darauf hatte Kurovski ihnen mit vieler Umſtändlichkeit etwa dies auseinandergeſetzt, was ſie nun wiederholen mußten, da Quinten das Verhalten des Agitators und Redakteurs beſonders zu intereſſieren ſchien.

„Ihr werdet durch Euren guten Glauben irregeführt. Dieſer

Schwärmer, der ohne Zweifel in edler Abſicht handelte, als er in der Stadt ſeine Kapuzinerpredigt hielt, betrügt Euch doch. Er betrügt Euch, wie er ſich ſelbſt betrügt. Warum? Er fußt auf dem Grunde der Unbildung! Wenn dieſer Schwärmer gebildet wäre, was er nicht iſt, weil die Verruchtheit der herrſchenden Klaſſe die allgemeine Bildung verhindert, ſo könnte er Ungeheures leiſten. Es gibt eine neue ſoziale Wiſſenſchaft; und wer nicht auf dieſe, ſondern auf alte törichte Märchen baut, der baut auf Sand. Das größeſte Mitleid hilft uns nichts. Das tiefſte Mitleid bringt uns nicht weiter. Es gibt einen Götzen, das Kapital, und ſo lange man dieſen nicht zertrümmert, hilft alle Güte und Mitleid nicht."

Einer der Brüder zog aus dem ehrbaren, langgeſchößten Rock, den er anhatte, ein Schriftchen hervor, das ihm der Agitator geſchenkt hatte: Das Kommuniſtiſche Manifeſt. Und Emanuel las das „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Doch er achtete dieſes Anrufs nicht. Er bat die Brüder, ihm mehr zu berichten.

Als der Kreisarzt gekommen war, der den Totenſchein für den alten Scharf hatte ausſtellen müſſen, kam zugleich eine alte Frau in das Zimmer herein, halbblind, die ſich nach Quint, als ſei er ein Wunderdoktor geweſen, erkundigte. Da hatte der Arzt etwa dieſes geſagt:

„Daß Ihr armen, törichten, ungebildeten Leute doch immer wieder ſolchen Scharlatanen zum Opfer fallt! dieſen Meuchelmördern und Giftmiſchern, die nichts weiter im Sinne tragen, als Euch den letzten, kupfernen Pfennig aus der Taſche zu ziehen und Eure Leiden zu verſchlimmern. Es gibt kein triefäugiges und beſoffenes altes Weib, dem Ihr nicht alſogleich Eure Geſundheit zum Opfer bringt, wenn es ihr einfällt, Euch mit irgendeinem noch ſo albernen dreiſten Verſprechen anzuſchwindeln. Habt Ihr denn keine Ahnung davon: es gibt eine ärztliche Wiſſenſchaft! eine ärztliche Kunſt! und die muß man gelernt haben. Angeboren iſt ſie uns nicht! Wenn Ihr meinem Rat folgen wollt, guten Leute, ſo haltet Euch jeden abgefeimten Halunken, Pflaſterſchmierer, Harnbeſchauer und Wundertäter vom Hals. Sie ſaugen Euch Leib, Seele und Geldbeutel aus wie die Blutegel. Und dieſer Quint iſt ein kranker Hanswurſt, und ſollte er nochmals hier bei Euch auftauchen, ſo verſtändigt mich nur unter der Hand davon, und wir ſtecken ihn einfach ins Irrenhaus.“

Die Mutter Quints war ebenfalls und zwar zu wiederholten Malen bei den Brüdern geweſen und hatte nach ihrem Sohne gefragt. Sie war zuletzt heftig und dringend geworden in der beſtimmten Meinung, die Brüder verheimlichten ihr ſeinen Aufenthalt. Sie habe geweint, erzählten ſie, und waren davon überzeugt, ſie werde nicht nachlaſſen, bis ſie ihn finde. Ihre Rede ſei immer geweſen, Emanuel wolle zu hoch hinaus. Gerade ihm, wie keinem andern der Brüder, hätte es obgelegen, durch ſchlichten Fleiß und Verträglichkeit der Familie aufzuhelfen, den Zorn des Stiefvaters zu beſänftigen, deſſen Leiden ein Milderungsgrund bei Betrachtung ſeiner meiſt üblen Laune ſei. Sie hatte Emanuel nicht geſchont und erregt und entrüſtet, wie ſie war, ihm Dutzende bitterer Namen gegeben. Wie nun der ſtets zur Erregung geneigte Anton Scharf dieſe mit ſtarker Entrüſtung aufzählte, wurde er plötzlich von Quint gefragt: „Was glaubt denn Ihr, Du und der Bruder, wer ich ſei?“

Die Brüder ſchwiegen und ſahen einander an. Es lag aber in den Blicken der beiden ausgemergelten Schwärmer, die durch Arbeit, Nachtwachen am Bett des Vaters und die glühende Sehnſucht ihrer Herzen überreizt waren, ein ſeltſam entſchloſſener Glanz, vor dem Quint erſchrak. Es war ihm zumut, als müßte er ein noch unausgeſprochenes Wort auf den Lippen der Brüder zurückhalten: ein Wort, vor deſſen verwirrender Macht er Furcht empfand, und das zu vernehmen wiederum doch ſeine Seele hungerte.

Es hatte ſich aber in den Brüdern Scharf eine Überzeugung feſtgeniſtet und war durch dasjenige, was ſie von Nathanael Schwarz vernommen hatten, noch beſtärkt worden: eine törichte Überzeugung, die aber eine unerhörte Empfindung von Glück in den beiden lebendig hielt, einen ſeligen Wahnſinn, wie er ſich nur in dem engen, von der Welt geſchiedenen Bezirke ihrer Kindereinfalt entwickeln konnte. Sie ſagten: wir wiſſen, daß Du der Geſalbte des Vaters biſt.

Es muß zur Ehre des Narren geſagt werden, daß er, kaum ſeines Entſetzens Meiſter geworden, die Brüder mit heftigen Worten ſtrafte und den Verſuch machte, ihnen die ſchreckliche Abſurdität einer ſolchen Behauptung vorzuſtellen. Auch gebot er den Brüdern Scharf, ihre Meinung durchaus geheim zu halten.

Allein dieſe beiden fanden ſich durch die drohende Kraft ſeiner Worte und durch ſein blitzendes Auge in ihrer Meinung durchaus nicht erſchüttert, ſondern beſtärkt, obgleich ſie mit ganzer Seele zum Gehorſam geneigt waren und dies mit dem Ausdruck wahrhaft hündiſcher Treue und Demut kundgaben. Schweigend gingen ſie lange in der ſcharfen und klaren Luft des Gebirgskamms neben ihrem kläglichen Herrn und Meiſter her, bis alle eines entlegenen Häuschens anſichtig wurden, das mit tief heruntergezogenem Schindeldach auf einer verlaſſenen, von Steinblöcken überſäeten Berghalde ſtand.

Der Eintritt in dieſe Hütte, darin die Brüder vor einigen Tagen Quartier geſucht und gefunden hatten, würde für ſolche Menſchen, die nicht gewohnt ſind, irdiſchem Jammer und irdiſcher Not ins Auge zu ſehen, eine grauenvolle Überraſchung geweſen ſein, denn wenn man den kleinen nach Ziegendünger riechenden Hausflur durchſchritten hatte, betrat man ein niedriges, ziemlich geräumiges, ſchwarzes Gemach, deſſen ſchmutzig-bräunliches Dämmerlicht die Geſtalten darin zu Schemen machte und deſſen übelriechender Dunſt den Atem benahm. Und wenn man ſich dann, gewöhnt an die Dunkelheit, von allem, was dieſes Zimmer barg, unterrichtet hatte, ſo konnte man Menſchen in einem ungewöhnlichen Grade von Armut und irdiſchem Elende ſehen.

Selbſt Emanuel und die Brüder Scharf, die in ihrem Leben nichts anderes kennen gelernt hatten, als die ärgſte Bedürftigkeit, denen ein Pfennig immer ſoviel und mehr als anderen Leuten ein Goldſtück geweſen war, zeigten ſich von dem, was ſie ſahen, auf eigentümliche Weiſe bewegt.

Zunächſt hob ſich ein älterer Mann, mit buſchigem Bart und Haupthaar, von einem leeren, wurmzerfreſſenen Webſtuhl heraus und kam, die Füße in Lumpen gehüllt, den Fremden lautloſen Schrittes entgegen. Dieſer Menſch, der als alter Soldat an der ausgeblichenen, ehemals bunten Mütze, die er auch hier im Zimmer trug, zu erkennen war, beugte ſich, nachdem er ihn mit beinahe erſchrockenen Augen gemuſtert hatte, auf des Narren Hand. Als er ſich danach wieder emporgerichtet, traf ſein Blick in die leuchtenden Augen der Brüder Scharf und erkannte darin den Ausdruck eines verzückten Triumphes, aus dem ohne Mühe, mit Bezug auf Emanuel Quint zu leſen war: dieſer iſt es, den wir geſucht haben.

Quint merkte, er war erwartet worden, und dieſes eigentümliche Erwartetſein, wohin er auch immer kam, beſtärkte ihn auch hier in der närriſchen Annahme, als ob die Welt ſeiner ganz beſonders bedürfe, und als wäre ſein Wandel auf Erden eine göttliche Miſſion.

Er wurde an ein Lager geführt. Es war eine Bettſtatt mit Stroh bedeckt, deren Umriſſe man im kellerartigen Dunkel nicht gleich unterſchied. Doch als das Stroh zu raſcheln begann, erkannte Emanuel einen nackten mit Lumpen unzulänglich bedeckten, abgezehrten menſchlichen Leib und weiter ein Haupt, das Haupt eines noch jungen blonden Weibes, das ſich mit ſtierem, angſtvollem Blick ihm entgegenhob. Und ohne zu fragen, wer Quint wäre oder aus welchem Grund er gekommen ſei, fing ſie ſogleich mit lauter herzzerreißender Stimme zu klagen an.

Sie lag ſeit Wochen hilflos und krank auf dem Stroh und konnte nicht arbeiten. Sie hatte vor einem halben Jahr, in einer ſtürmiſchen Herbſtnacht, ein Kind geboren, das, in einen hölzernen Trog gebettet, neben ihr an der Erde lag. Sie wies auf das Kind, als Emanuel ihr mit wenigen, tiefbewegten Worten ſein Mitleid zu erkennen gab, mit einer Gebärde grenzenloſer Verzweiflung hin und gab zu erkennen, wo der Gegenſtand ihres eigentlichen und letzten Jammers wäre.

Und wie ſich nun das weiße und ſommerſproſſige Antlitz des Narren über das ſchlafende Kind in dem hölzernen Troge herunterbog, ſahen die Brüder, wie ſich ſein Auge mit Tränen füllte. Und wirklich erkannte Quint ſogleich, daß jenes ausgemergelte nackte Weib auf dem Stroh die Wahrheit geſprochen hatte: denn dieſes ſchwer und fieberhaft atmende, arme Kind war über und über mit einem einzigen widerlichen und ſchrecklichen Schorf bedeckt, ſo zwar, daß man kaum zu glauben vermochte, wie es trotzdem noch am Leben war.

Der bärtige Mann und Familienvater ſagte nichts, aber man konnte ihm anmerken, daß er ein Bewußtſein, und zwar ein faſt feierliches Bewußtſein in ſich trug, von Gott einer auserleſen furchtbaren Prüfung gewürdigt worden zu ſein. War doch ſein linker Arm durch Gicht verkrüppelt, die er ſich in den Feldzügen 1866 und 1870 geholt hatte, und ſaß doch ein vierzehnjähriges blondes Mädchen, ſchmal und großäugig, an einer Garnſpule hinter ihm, mit hohlen Wangen und hektiſchen Tupfen. Er wußte, ſeine morſche Hütte, von Menſchen gemieden und vom Glück, war eine Lieblingsherberge für allerlei Krankheiten, Kummer und Not, die der Tod alljährlich beſucht hatte, um einmal den Vater, einmal die Mutter, fünfmal je eines ſeiner Kinder mitzunehmen auf den kleinen Friedhof unten bei der Kirche im Tal.

All dieſer Ernſt, all dieſes ſtrenge und nackte Elend verſetzte Quintens ganzes Weſen in ſüße, heimlich-hoffnungsfreudige Schwingungen, die auf einem Himmelsinſtinkt zu beruhen ſchienen, wonach der tiefſten Not die Hilfe Gottes am nächſten ſei: dies Wort in keinem irdiſchen, ſondern in einem tiefen, myſtiſchen Sinne genommen. Im Leid, im Mitleid, in der Liebe offenbarte ſich Gott. Er ſchien unter dieſen bangen und qualvollen Pulſen nur kaum wie unter letzten dünnen Schleiern verborgen zu ſein. Oft ſtieg dann vor Quint, ſich aus dem Dunſte der Martern gleichſam formend, das ſchwebende Haupt des Erlöſers hervor, mit der Krone aus Stacheln über der Stirn, von denen langſam Tropfen um Tropfen des heiligen Blutes über die Augen des Schmerzensmannes herunterrann.

Es war nun, als wenn immer dort, wo Quint im Bereich des Kummers erſchien, ſich ſogleich dieſer heimlich-hoffnungsheitere Zuſtand ſeiner Seele auf alle verbreitete, wodurch dann jeglicher arme Schächer ſein Nahen als eine Wohltat empfand, ſein Scheiden wie etwas Schreckliches fürchtete. Die Art der Erregung jedoch, von der die drei Bewohner der kleinen Baude befallen waren und die von den Brüdern Scharf geteilt wurde, war mehr als das Wohlgefallen an menſchlicher Güte und menſchlichem Troſt. Quint fühlte die Augen des Mannes, die Augen der Frau, die Augen des vierzehnjährigen Mädchens mit einem hungrigfragenden Glanze auf ſich ruhen, er ſah ein ſeltſames Beben der Hände, wie wenn Zweifel und Glaube, unter ſich ringend, dennoch bereits die Gegenwart eines erſehnten Wunders nahe empfinden. Er bemerkte dies wohl, und da er, was er mit kühlen Sinnen beobachtete, mit dem überſpannten Ausdruck und Ausruf der Brüder zuſammenhielt, der ihn noch eben überraſcht und betroffen gemacht hatte, geſtand er ſich ein, daß ohne ſein Zutun hier die Einfalt, die Angſt und die Lebensnot ſich in ſündliche Einbildungen unglaublichſter Art verſtiegen hatte.

Dieſe armen, unwiſſenden Menſchen, ſagte er ſich, halten mich am Ende in ihrem Fieberwahn wahrhaftig und wirklich für Jeſum Chriſtum, Gottes Sohn, aber anſtatt nun gleich wiederum das zu tun, was er ſchon einmal vergeblich getan hatte, anſtatt zu verſuchen, den krankhaften Irrtum ſogleich mit der Wurzel auszutilgen, ſchob er es auf und ließ es zunächſt dabei bewenden. Ja, es ſchlug aus dieſem Irrtum etwas zurück in ihn, das ihn hilflos in das gleiche innere und auch äußere Beben verſetzte, das er im Kreiſe des Elends wahrnahm, dahin er zu Gaſte kam.

Die Brüder Scharf, der ausgehungerte Veteran, der Schubert hieß, und Martha, die vierzehnjährige Tochter, dienten ihm, das heißt, ſie verſtändigten ſich mit Blicken und holten dann, nicht ohne beſondere Wichtigkeit, einige Vorräte aus dem Kellergelaß der Hütte herauf, die mit den Pfennigen der Gebrüder Scharf gekauft worden waren. Martha, die Reiſig zuſammengeleſen hatte, füllte das Loch des Ofens damit, wo es luſtig erwärmend aufpraſſelte. Sie holte kaltes Gebirgswaſſer, in einer Topfſcherbe, von draußen herein und ſtellte Kartoffeln ans Feuer, ein außergewöhnliches Feſtmahl für die Familie, die ſich gewöhnlich mit einer Brühe aus Schalen begnügen mußte.

Es war aber noch etwas Köſtlicheres im Keller der Hütte verborgen geweſen: nämlich Wein. Die Brüder hatten ihn von einem zigeunerhaft häßlichen Menſchen gekauft, ohne zu wiſſen, daß jener ihn von Böhmen nach Preußen herüberſchmuggelte: und dieſer Wein, eine Flaſche voll, ward nun ebenfalls auf den Tiſch geſtellt.

Emanuel Quint beachtete alle dieſe Vorbereitungen für ein ſchwelgeriſches Gaſtmahl nicht. Er hatte einen Schemel ans Bett des kranken Weibes gerückt und ſaß nun, ruhig gebeugten Hauptes, leiſen Tones auf ſie einredend. Es war keine Spur von Scham, ihrer nahezu völligen Nacktheit wegen, in ihr. Der

Mangel, vergebliches Ringen mit dem Elend Jahr um Jahr, hatte jene Luxusempfindung vollſtändig in ihr abgetötet. Emanuel Quint, der kinderreiche Familien kannte, die, um Kleider zu ſparen, oder weil ſie nur einige, von dem oder jenem abwechſelnd zu benutzende Lumpen hatten, nackt im Hauſe umhergingen ... Emanuel Quint ward angeſichts dieſes Weibes doch von einer Empfindung geſtreift, die bewirkte, daß er ſoviel wie möglich vermied ſie anzublicken.

Oft hörte er gar nicht, was ſie ſprach, ſondern lag im Kampfe mit inneren Regungen, ſolchen, deren er glaubte in den letzten Wochen Herr geworden zu ſein. Dann kam es ihm vor, als ob dieſes Weib, deſſen Antlitz ſo abgezehrt war, daß ſie die ſchmalen Lippen über den Zähnen nicht ſchließen konnte, im üppigen Schmucke ihres aufgelöſten, rötlich barbariſchen Haarſchwalls, trotz ihres grauſigen Elends, verlockend ſei. Er ſchämte ſich bitter ſeiner Gedanken. Aber der makelloſe Glanz ihrer runden und ſchmächtigen Schulter, dem ſein Auge nicht wohl entgehen konnte, ſo wie der Perlmuttſchimmer des Körpers aus dem Stroh hervor, der die umgebende Dürftigkeit zu verhöhnen ſchien, machte ihn immer wieder unſicher. Er liebte das Weib. Er liebte ſie, weil er wie eine immer blutende Wunde das Leiden des Mitempfindens in ſich trug, weil jener im Kampf der Menſchen untereinander alles beherrſchende Haß in des Narren Bruſt keine Stätte hatte und alſo Menſchenhaß durch Menſchenliebe erſetzt worden war. Aber wie im Raum eines Schiffes die Waren voneinander getrennt liegen, die es über die Meere trägt, in beſonderen Räumen, durch Wände geſchieden, und wie ſie bei Sturm zuweilen durch die Wände, eins ins Bereich des anderen durchbrechen, ſo trat auch jetzt in der Seele Quints etwas Ähnliches ein. Nämlich wenn wir mit anderen Menſchen die Unterſcheidung zwiſchen himmliſcher Liebe und irdiſcher machen, ſo müſſen wir ſagen, daß die irdiſche Liebe des

Narren heimlich in das rein getrennte Gebiet der himmliſchen brach, wenngleich es ihm ſchien, als wäre dadurch dieſe himmliſche erſt recht zu ihren Himmeln geſteigert worden.

Das arme Weib erging ſich in Anklagen und zwar, was für Emanuel bitter zu hören war, nicht gegen Menſchen, ſondern vielmehr gegen Gott. Sie erzählte teilweiſe ihre Lebensgeſchichte, das heißt nichts anderes als die Geſchichte ihrer ununterbrochenen Lebensnot, und dem armen Narren ſchoß der Gedanke durch den Kopf: wie ſie denn überhaupt von einem anderen Zuſtand, einem glücklichen, etwas wiſſen und daran verzweifeln könne. Sie hatte als Kind die furchtbaren Quälereien einer dem Trunk ergebenen Mutter zu dulden gehabt und, oft unter übermäßiger Arbeit zuſammenbrechend, Dinge mit angeſehen, die ihre Erinnerungen dermaßen vergifteten, wie ſie vor Zeiten die Kräfte ihres Verſtandes unterwühlt hatten. Jegliches Unflätige, jegliches Viehiſche hatten Mutter und Vater von ihr verlangt und wie Kröten vor ihren Augen verrichtet. Die Mutter blieb endlich, zum Glück der Tochter, auf Bettel und Trunk immer länger und länger aus, ſo daß nun wenigſtens wochenlang Ruhe herrſchte, und die Wände der engen verfallenen Hütte nicht mehr von Gezänken widerhallten und von wildeſter Schlägerei.

Inzwiſchen aber war der Vater zum Liegen gekommen, wie man ſagt, und vermochte nicht mehr mit ſeinem Leierkaſten auf den Kammweg hinauszugehen, wo die fremden Touriſten vorüberſtrichen, und damit ward dem Mangel die Haustür erſt recht aufgetan und der nagende Hunger war neben der Krankheit ein ſtändiger Einlieger geworden. Pflege des Vaters, Ernährung ſeiner und der Geſchwiſter hatten von da ab auf ihren Schultern gelegen, den Schultern der Elfjährigen, bis eines Tages nach vielen Martern der Vater kalt, im Lichte der Winterſonne, auf ſeiner vermoderten Strohſchütte lag.

Nun waren die Flüche verſtummt, mit denen die Seele des

Alten ſich immer wieder entlud und die das Kind zu raſtloſer Arbeit gepeitſcht und in der Hölle gebunden hatten, aber jetzt tauchte die Mutter auf, das heißt, ſie erſchien im Wahnſinn der Trunkenheit nachts vor der Hütte, Einlaß und Geld fordernd.

Zitternd öffnete ihr das Kind!

Die betrunkene Frau erkannte den Tod im Antlitz des Abgeſchiedenen nicht. In deliranten Wahnvorſtellungen befangen, nahte ſie ihm, verſpottete ihn und beſchimpfte ihn. Sie geriet in immer ſteigende Wut hinein und vergriff ſich am Ende raſenderweiſe an dem Leichnam, ſein Antlitz durch Backenſtreiche entwürdigend. Schließlich fiel ſie, rot und gedunſen, Schnapsdunſt um ſich verbreitend, neben dem Toten aufs Lager hin, wo ſie bewußtlos liegen blieb, die Nacht bis zum ſpäten Morgen durchſchnarchend.

Immer eifriger legte das Weib, unter mühſamen Atemſtößen, vor Quint ihre Beichte ab, wozu das Stroh ihrer Bettſtatt, auf dem ſie ſich unruhig hin- und herwälzte, gleichmäßig kniſterte. Es kamen nun ihre Leiden als Jungfrau und Weib. Es kamen die Leiden des Gebärens, des letzten Kindbetts, vor kaum einem halben Jahr, von dem ſie ſich, in Wochen vernachläſſigt, bis jetzt nicht wieder erhoben hatte. Und immer klang ihre Frage: warum? warum alle dieſe Leiden auf ſie gehäuſt wären? Es hieße doch, meinte ſie, daß ein gütiger Gott im Himmel ſei.

Ob es denn wahr wäre, fragte ſie weiter, was ihr Mann zu erzählen nicht müde werde: nämlich, daß der Heiland noch einmal erſcheinen wolle in der Welt und tauſend Jahr darin eitel Glück und Freude verbreiten? Sie glaubte es nicht. Sie habe, ſprach ſie, zu oft immer wieder geglaubt und ſei doch immer betrogen worden. Es käme ihr vor, als ob das Gerede von Glaubenſollen und Beſſerwerden nichts als Lüge ſei.

Schubert, der Mann, trat nahe herzu, um ihr mit wenigen, ernſten Worten die Sünde des Unglaubens zu verweiſen.

Wie gerne hätte nun Quint dem armen blutflüſſigen Weibe geſagt: ſtehe auf und wandle! oder auch nur: trage das Joch, das ich dir auflege, mein Joch iſt ſanft, meine Laſt iſt leicht. Aber in ſeinem Innern herrſchte dieſe Überzeugung längſt nicht mehr. Schon vor ſeiner erſten Narrenpredigt auf dem Markte zu Reichenbach hatte ihm bereits der Heiland der Bergpredigt vorgeſchwebt, und: nehmt euer Kreuz auf euch! war ihm die Loſung geweſen. Freilich begriff er damals dieſe Loſung noch nicht, wie er ſie ſpäter verſtehen lernte.

Wie hätte Quint dieſem unter der Rute der Trübſal ächzenden Weibe das: „nimm dein Kreuz auf dich!" predigen ſollen? ihr, deren hungrige Augen, zu ihren Worten in Widerſpruch, allen Sättigungen des himmliſchen Paradieſes entgegenflehten. Wie konnte er dieſer Armen ſagen, was er ſich ſelbſt immer zurief: verleugne dich ſelbſt! oder: dein Leiden iſt Lohn! hoffe keinen anderen! der Lohnſüchtige iſt eben der Menſch in der Welt, der alles Böſe immer wieder hervorbringt! der Lohnſüchtige iſt des Menſchen Wolf! ſei du der Wolf nicht, den der Böſe in die Hürden der Menſchheit losläßt! ſei das Lamm! ſei Gotteslamm! ſei das geduldige Schaf unter den Händen des Scherers und des Schlächters? — Nein, alles dieſes behielt er für ſich, und er konnte nicht anders, als ihre Hoffnung auf einen gerechten Ausgleich, einen himmliſchen, jenſeitigen anzufachen und aufzunähren.

Während des Eſſens blieb der Narr ſtumm und in ſich gekehrt. Dieſes Weib, ſo erwog er bei ſich, wird das irdiſche Paradies der Zukunft nicht ſehen. Keiner von uns. Wir haben uns hinzugeben ohne Hoffnung auf Anteil, als Beiſpiele, als aufopfernde Bauleute einer Kirche, die wir ſelbſt nicht betreten werden. Nicht für Gott, dachte Quint weiter, mich zu opfern, treibt mich der Durſt! ſondern mit Gott und in Gott, nach Jeſu

Beiſpiel! für den Menſchen! Der Menſch, des Menſchen Sohn, er iſt es allein, dem meine irdiſchen Kräfte, ohne Rückhalt, in Liebe, ſich darbieten.

Aber die Brüder Scharf und der Weber Schubert ahnten von ſolchen Betrachtungen nichts. Dieſe beſchränkten und armen Menſchen lebten innerlich ganz in ihrem feſten, gläubigen Wahn, der wie jedweder Wahn für den Nüchterndenkenden ſchwer zu begreifen iſt. Es kommt von Zeit zu Zeit über die alte Welt ein Verjüngungsgefühl, verbunden mit einem neuen oder erneuten Glauben, und gerade zu jener Zeit, um das Jahr 90 verwichenen Säkulums, ſchwamm neuer Glaube und Frühlingsgefühl in der deutſchen Luft. Es war ein Rauſch, deſſen Urſachen vielfältig waren und ſpäterhin zu erörtern ſind. Genug: zu wiſſen, daß dieſer Rauſch bis in die entlegenſten Winkel des Landes drang und, ich möchte faſt ſagen, das Blut der Menſchen blühen machte – und daß er auch unvermerkt die Brüder Scharf mehr und mehr vom Boden der nüchternen Wirklichkeit entfernen half.

Der ungeheure Wahn, als die erſten der Gemeinſchaft mit Gott, bei ſeiner Wiederkunft in die Welt, gewürdigt zu ſein, erfüllte ihr waches Leben, gleichwie ihre nächtlichen Träume, mit einer ſchwer zu bemeiſternden Trunkenheit. Während ſie nun aber aßen und tranken, konnten ſie dies gebändigte Glück nicht ferner in ſeinen Feſſeln zurückhalten, und es tat ſich, trotz der Gegenwart Quints, hervor in Selbſtgerechtigkeit und in Übermut.

In ihren Reden, die ſie mit heiſeren, immerhin noch gedämpften Stimmen vorbrachten, war nicht die Erlöſung aller das Wichtige, ſondern vielmehr die Verfluchung der Schlechten, das Gericht! nicht ſo das Verzeihen, als die Rache! nicht ſo das Leiden um Jeſu willen, als um des erduldeten Leidens willen der Lohn. Mit Schrecken geſtand ſich Quint, wie weit dieſe, ſeine einſtweilen treueſten Jünger, vom Reiche Gottes, wie er es erſehnte, entfernt ſeien.

Die Nähe des Tauſendjährigen Reichs, das die Erde zum Paradieſe umwandeln ſollte, beſchäftigte ſie, und es war zu merken, daß ſie auf neue Leiden vor dem Eintritt des Millenniums der Glückſeligkeit nicht mehr rechneten. Zwar ſpukte die Offenbarung Sankt Johannis mit allen ihren Schrecken in ihnen, aber ſie waren ja ihrer Meinung nach unmittelbar in des Heilands Schutz. Sie ſtellten ſich vor, wie dieſer zur Rechten des Vaters herniederfahrend Gerichtstag hielt und wie er die Schafe von den Böcken abſonderte, und es befreite ſich ihre Wut gegen alle jene Mächte der Zeit, die ſie für gottlos hielten und denen ſie die ganze ungeheuere Summe des Erdenjammers ins Schuldbuch ſchrieben.

In dieſer Beziehung dachten ſie an das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus, und wie dieſer endlich im Himmel luſtwandelte, während der reiche Mann im ruſſiſch-türkiſchen Bade der Hölle durſtete. Daß jenen durſtete, tat ihnen wohl. Und wie der Wein und die Speiſen ſie anregten, ſtießen ſie nach und nach eine nicht geringe Anzahl ihrer Mitmenſchen: den Müller des Dorfes, in dem ſie gelebt hatten, den Pfarrer, den Barchenthändler, für den ſie am Webſtuhl geſchwitzt hatten, und manchen anderen lieben Nächſten zu dem gepeinigten Reichen in die ewige Flamme der Hölle hinab.

Quint dachte daran, die Scharfs mit harten Worten zu ſtrafen. Er beſann ſich jedoch und erwog, wie weit, ſeit der Trennung von ihnen, die Kluft zwiſchen ihnen und ihm geworden war. Er hielt ſich zurück und dachte, daß dieſe Menſchen, obſchon erwachſen, in einem gewiſſen Sinne doch Kinder wären, die man von Stufe zu Stufe zur Wahrheit hinanführen müſſe, ſollten ſie anders fähig werden, ſie zu begreifen. Überdies: wir wollen es rund heraus ſagen, Quint grauſte ein wenig vor ſeiner eigenen neuen Wahrheit. Er fürchtete ſich. Sie frei zu bekennen war nicht ganz in ihm der volle ſichere Mut vorhanden.

Und plötzlich, er wußte kaum wie und warum, fing der Narr vom „Geheimnis des Reiches Gottes“ zu reden an, hiermit unwillkürlich einen Ausdruck des Heilands aufgreifend. Mit ſorglicher Schonung des Jüngerwahns machte er dadurch ihre, das nahende Reich betreffenden Meinungen und Erwartungen unſicher, ſo daß die Männer ſchließlich verdutzt zurückblieben, als Quint ſich erhob und auf den leeren Dachboden der Hütte zur Ruhe ging.

Emanuel hatte nur wenig geſchlafen, als er wieder erwachte, mit dem kleinen Bibelbuch in der Hand in den Mondſchein des Dachfenſters trat und mühſam Bibelſtellen entzifferte. Dann ging er ruhelos langſam auf und ab, der ganzen Länge des Dachfirſtes nach, dem Geheimnis des Gottesreiches nachgrübelnd. Plötzlich drang aus dem unteren Zimmer Geſchrei herauf, und gleich darauf knarrte die Stiege heftig. Anton Scharf, der im Hausflur geſchlafen hatte, erſchien und bat inſtändig, Quint möge herabkommen.

Als Quint in das untere Zimmer trat, ſchrie der Säugling in ſeinem Troge laut. Die Frau auf der Strohſchütte rang ihm beide Arme entgegen, heftig weinend und Hilfe erbittend. Der alte Schubert, der im Webſtuhl ſaß, hielt etwas in ſeinen Armen feſt, das ſich in konvulſiviſchen Windungen regte. Martin Scharf ſtand ratlos dabei, einen qualmenden Lichtſtumpf in der Hand.

„Sie hat wieder ihren Krämpfeanfall bekommen,“ ſagte der ältere Scharf. Nun erkannte Quint, daß es die vierzehnjährige Martha war. Er nahm das Licht aus den Händen Scharfs. Sobald der Schein ihr entſetzlich verzerrtes Antlitz nahe berührte, fauchte und ſprudelte ſie wie eine Katze danach. Aber ſie wachte nicht auf, ſondern verharrte durchaus in Bewußtloſigkeit, und alle erſchraken, als unerwartet ein wildes tieriſches Heulen aus ihrer nackten und ſchmalen Bruſt erſcholl, wild und dem eines Hundes nicht unähnlich, und als ſie darauf mit raſender Überſtürzung Gott, den Heiland und alle Engel zu verfluchen begann.

Quint fühlte, was man von ihm erwartete, aber auch ohne das war ſein ganzes Weſen, Hilfe zu bringen, innigſt geneigt. Ganz inſtinktiv tat er ſogleich dasjenige, was, ſofern man jemand aus einem Schlafe erwecken will, gebräuchlich iſt, und erhob, nachdem er Waſſer vom Brunnen erbeten hatte, die eigene Stimme laut, mit ſtrengen Worten auf Martha einredend.

Wahrſcheinlich hatte nun der Anfall an ſich und in ſich ſein Ende erreicht, doch es konnte nicht fehlen, daß, als ſich Friede und Schlaffheit durch den Körper des jungen Mädchens verbreitete, dies für die Glaubenswilligen ein neuer Beweis für die Wunderkräfte des Narren war. Und in der Tat, als jener ſich ſchweigend wieder entfernt hatte und zwar, für ſich, in die eiſige, klare Mondnacht hinaus, das Mädchen aber ruhig ſchlummernd zur Seite der Mutter lag, hielten die Männer noch bis in den Morgendämmer hinein Geſpräch miteinander, vom vermeintlichen Wunder völlig durchdrungen.

Martha erwachte erſt ſpät am Nachmittag, und was ſie erzählte, war wiederum dazu angetan, die Einbildungen des kleinen Kreiſes anzufachen. Es lag über ihr eine ſtille und ſelige Feierlichkeit, nach deren Urſache ausgefragt ſie glatthin behauptete, ſie habe Jeſus, den Heiland, und zwar umleuchtet von himmliſcher Glorie mit allen Wundenmalen im Traum geſehen.

O Jeſu, ſüßes Licht,
nun iſt die Nacht vergangen.
Nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Solche und ähnliche Verſe ſang das Mädchen von jetzt ab beſtändig vor ſich hin, welche Hausgeſchäfte ſie immer verrichtete.

Fünftes Kapitel

Man hat erlebt, wie ein gewiſſer Wahnſinn wie Brand oder Meltau im Korn, oder wie phyſiſche Anſteckung, in weiten Diſtrikten um ſich greift, und ſo hatte auch hier in dieſer entlegenen Gegend ſich bald das Gerücht verbreitet, daß, wenn nicht der Heiland ſelbſt, ſo zum mindeſten ein Apoſtel! wenn kein Apoſtel, ſo doch mindeſtens ein heiliger Mann! wenn kein heiliger Mann, ſo doch mindeſtens ein Wunderdoktor erſchienen wäre! — und ſo fand Emanuel am dritten Morgen das Haus von einem Gewimmel breſthafter Menſchen umlagert. Um das aber glaubhaft zu finden, muß man in Rückſicht ziehen, welche Bedeutung der Laienarzt, der Schäfer, die weiſe Frau mit den Sympathiemitteln noch immer im Bereich des gemeinen Mannes hat.

Zufälligerweiſe war es der erſte Pfingſtfeiertag, der die Verſammlung ſo vieler lahmer und blinder, huſtender, fiebernder und ächzender Menſchen ſah. Es waren Weiber wie Männer, Kinder, Leute bei guten Jahren und Greiſe darunter. Die Sonne ſchien warm auf das kahle ſteinige Feld herab, und da Martha, die den ſeltſamen Zuſtrom zuerſt bemerkte, die an ſich nicht ungeduldigen Leute ruhig zu warten veranlaßt hatte, ſaßen ſie ganz geſittet auf den zerſtreuten Blöcken Granits umher und harrten des wundertätigen Arztes.

Es führte aber in nächſter Nähe einer jener Pfade vorbei, die angelegt ſind, um wanderluſtigen Bewohnern der Täler und Ebenen, Städte und Dörfer die herrliche Bergwelt zu erſchließen, und heute, als am erſten Pfingſtfeiertage, waren alle dieſe Pfade ſchon früh von heiteren, frühlings- und wanderfrohen Menſchen belebt. Einige dieſer Leute blieben nun auf dem nahen Wege verwundert ſtehen, um das ſeltſame Lager zu betrachten. Nach einiger Zeit bemerkten ſie, wie jemand aus der windſchiefen

Hütte ins Freie trat, und gleich darauf eine allgemeine Bewegung unter den Wartenden.

Emanuel Quint hatte mit äußerer Ruhe und heimlichem Herzklopfen durchs Fenſter die Menge der Hilfebedürftigen wahrgenommen und ſchließlich den Weber Schubert hinausgeſandt, damit er den Leuten ſagen ſollte, Quint ſei nur ein armer Mann wie ſie und durchaus nichts weniger als etwa ein Wundertäter. Und als nun die Leute den ihnen bekannten Weber umringten, tat er, wie ihm befohlen war, aber doch nicht auf eine ſo überzeugende Art, daß es den feſten Glauben der ihn Beſtürmenden irgend beirrt hätte. Sie traten vielmehr in dichten Schwärmen bis an die Fenſter des Hauſes heran: Weiber hoben mit viel Geſchrei ihre Säuglinge vor die Scheiben, Männer zeigten ihr hinkendes Bein, und viele Zeigefinger waren gleichzeitig auf die Augen von Blinden gerichtet, deren Heilung zugleich mit wilden Schreien erbeten ward.

Da trat der Narr mit einem ſtillen und feſten Entſchluß plötzlich in den Andrang der Mühſeligen und Beladenen mutig hinaus, die ſogleich die Falten ſeines zerſchliſſenen Rockes, ſowie ſeine Hände und nackten Füße mit Küſſen bedeckten. Die Fremden ſahen, wie der lange, groteske Menſch eine Zeitlang hilflos, wie auf einer Woge des Elends ſchwamm. Dann aber gelang es den Brüdern Scharf, einen Raum zwiſchen ihrem Idol und der ſinnloſen Menge frei zu machen. Es war nun für Quint kein anderer Ausweg möglich, als daß er mit lauter Stimme das Wort ergriff und zu der ganzen Verſammlung redete.

Was aber der Inhalt ſeiner Predigt war, wird von denen, die ſie gehört haben wollen, nicht einhellig dargeſtellt. Auch mengte der Narr im Feuer des Augenblicks wohl allerlei widerſprechende Dinge zuſammen, wie ſie aus eigenem Denken und Bibelerinnerungen auf ſeiner Zunge zuſammenſtrömten. „Was ſeid Ihr gekommen zu ſehen?" fing er etwa zu rufen an. „Wollt Ihr einen Arzt ſehen? Ich bin ein Kranker und nicht ein Arzt! Wollt Ihr einen Menſchen in ſchönen Kleidern ſehen? In beſſeren Kleidern als jene ſind, die Eure kranken Glieder bedecken? Wahrlich, ich bin ſo ſchlecht bekleidet denn Ihr. Die aber in guten und weichen Kleidern gehen, wohnen geruhig in ihren Paläſten! Wollt Ihr einen Propheten ſehen, der die Sünden der Welt verflucht? Ich bin nicht gekommen, um zu verfluchen! Wolltet Ihr einen Menſchen ſehen, der mehr iſt denn Ihr: ein Meiſter der Kunſt, ein Meiſter der Schrift? Wiſſet, ich bin ganz ungelehrt und bin weniger denn Ihr! Ich kann weder Kranke heilen, noch Tote erwecken, außer von geiſtlicher Krankheit und geiſtlicher Not, und wenn Ihr dergleichen wünſcht und erbittet, ſo wird Euch vielleicht geholfen ſein. Ich habe eine Taufe empfangen, eine Taufe mit Waſſer! ich aber kann nicht mit Waſſer taufen, meine Taufe geſchieht durch den Geiſt." — Die Brüder Scharf und den Weber Schubert anblickend, fuhr er fort: „Des Menſchen Sohn iſt nicht in die Welt gekommen, die Seelen der Menſchen zu vernichten. Er iſt auch nicht in die Welt gekommen, das Joch von dieſen Schultern auf jene, die Laſt vom Rücken der Guten auf die Rücken der Böſen zu tun, ſondern er ſelber will alle Laſten auf ſich nehmen. Wer Ohren hat zu hören, der höre: Jeſus der Heiland, Ihr nennt ihn wahrhaftig mit Fug den Gottesſohn. Gott aber iſt Geiſt! Jeſus ward aus dem Geiſt geboren! Es ſei ferne von uns und von Euch etwa anzunehmen, Gott ſei ein Leib und es habe ein irdiſcher Leib ſeinen leiblichen Sohn hervorgebracht. Was aus dem Geiſt geboren iſt, das iſt Geiſt. Tretet in die Geburt des Geiſtes, ſo ſeid Ihr in der Wiedergeburt! Geiſt iſt der Vater, Geiſt der Sohn und auch ich bin vom Geiſt wiedergeboren! Wohlan ich zögere nicht, Euch dies zu verkünden: wer aus dem Geiſte wiedergeboren iſt, der iſt Gottes Sohn. Ich bin Gottes Sohn ſo verſtanden. Aber auch Ihr, ein jeder von Euch, kann durch die Wiedergeburt eben das werden, was ich bin, Ihr alle könnt Gottes Kinder werden.“

Im Innern der Hütte hatte das kranke Weib und die kleine Martha durchs offene Fenſter die Predigt des blinden Blindenleiters mit angehört, und hatten ſie ebenſowenig verſtanden, als irgendeiner unter denen, die ihr dort draußen andächtig zuhörten. Sie hatten, vom Klange der lauten und innigen Stimme Emanuels ergriffen und aufgeregt, der Worte wenig geachtet, die er hervorbrachte, noch weniger ahnten ſie etwas von ihrem Zuſammenhang. Alle, und auch die Brüder Scharf, fanden ſich nur an das, was ſie aus der Bibel wußten und kannten, erinnert, und dieſe, die Brüder, lebten durchaus nur in ihrem eigenen Wahn, den ſie durch das gefährliche Wort Emanuels: „ich bin Gottes Sohn“ auf unerhörte Weiſe beſtätigt fanden. Wie Quint, das heißt, in welchem Sinne, er eine Gotteskindſchaft behauptet hatte, vermochten ſie nicht in Rückſicht zu ziehen.

Als Quint ſeine Predigt beendet hatte, ſtürmte die Menge heulend und flehend auf ihn ein, einer immer den anderen zurückſtoßend. Der Blinde ward zum Stolpern gebracht. Säuglinge ſchrien, während die Mütter unflätig aufeinander loskeiften. Nahe vor den Augen des Narren fuchtelten Stümpfe von Armen, verkrüppelte Hände, Stöcke und Krücken minutenlang, es begann ein entſetzliches Katzbalgen, wobei das immer wieder verſuchte zur Schau ſtellen ekelhafter Gebreſten beſonders entſetzlich zu ſehen war. Der Narr erſchrak! Was waren hier Worte?

Nachdem er eine Zeitlang vergebens verſucht hatte, Ordnung in die entfeſſelte Menge zu bringen, zog er ſich in die Hütte zurück, wo er aber von der Frau ſeines Wirtes auf eine Weiſe empfangen wurde, die ihn noch mehr als der Anſturm der Menge hilflos fand. Mitten im Zimmer kniete das Weib. Sie hob ihre Arme empor und betete. Sie ſah ihn, Gebete murmelnd, mit irrſinnig leuchtenden, gläubigen Augen an, während Martha mit zitternden Lippen am Ofen ſtand und ſichtlich ergriffen die Hände faltete. Bei alledem fühlte der Narr eine ſchwere Verwirrung in ſich aufſteigen, verbunden mit einer Verſuchung, die ſchwerer als irgendeine der früheren war. Um ihn her erhob ſich ein Wahn, der, einem gewaltigen, aus der Erde dringenden Sturme gleich, etwas Unwiderſtehliches an ſich hatte. Es wuchs eine ſchreckliche Macht um ihn, von der er nicht wußte, ob er ſie ſelbſt oder wer ſonſt ſie entfeſſelt hatte, eine Glaubensgewalt, die ihn, wie die Welle eines Bergbachs das dünne Reis, erhob und unaufhaltſam mit ſich riß. Nun, wird man ſagen, er war ein Narr, und alſo nahm er ſich wohl ohne erheblichen Widerſtand für das, wofür ihn die Leute in ihrer Torheit hielten: nämlich, wenn nicht für Gottes Sohn, ſo doch für einen mit übermenſchlichen Kräften ausgeſtatteten Wundermann. — Gewiß, er faßte ſich an die Stirn, er ſtellte an ſich in der Stille Fragen, ob er nicht etwa wirklich mehr, als er ſelber wiſſe, ſei: aber dann ſtieß er doch mutig alles aus dem Bereich ſeines Geiſtes hinaus, was ihn zu einem überheblichen Selbſtbewußtſein bereden wollte.

Und alſo wandte er ſich mit Schmerzen, wenn nicht mit Abſcheu, von dem faſt nackten Körper zu ſeinen Füßen und den verzückten Blicken ab, die ihn läſterlich anbeteten, und entfernte ſich durch die Hintertüre des kleinen Hauſes eiligen Schrittes, fluchtartig über die Bergwieſen, ſo daß er der lärmenden Menge und denen im Haus, die nach ihm ſuchten, plötzlich unauffindbar entſchwunden blieb.

Zwei junge Männer, jugendliche Touriſten, hatten Emanuel Quint davonlaufen ſehen und waren ihm, da ſie von allem, was ſie erblickt und gehört hatten, wie durch etwas ungeheuer Abenteuerliches ſich berührt fanden, nachgefolgt. In ziemlicher Ferne gelang es den beiden ihn einzuholen. Sie grüßten freundlich und ſprachen ihn an.

Es waren zwei Brüder Haſſenpflug aus dem Münſterſchen, zwei „Zigeuner", im Anfang der zwanziger Jahre ſtehend, die meiſt von geborgten Groſchen lebten, in Berlin eine Zeitſchrift herausgaben, die niemand las: kurz Schwärmer, Dichter und Sozialiſten. Sie ſahen in Quint einen guten Fang.

Die Menge Fragen, mit denen ſie ihn im Anfang beläſtigten, ließ er, ſie dagegen nur groß und forſchend betrachtend, vorübergehen. Es wäre ihm auch meiſt nicht leicht geworden, zu antworten. Was war zum Beiſpiel ein Sozialiſt? Er wußte nicht, ob er ein Sozialiſt wäre!

Er hatte auch nichts von Anarchismus und ruſſiſchem Nihilismus gehört. Auch nichts von einem Buche des Herrn von Egidy: „Ernſte Gedanken". Zuweilen überzog, aus Scham über ſeine Unwiſſenheit, dunkle Röte ſein Angeſicht.

Aber nachdem alle drei eine halbe Stunde und länger in der dünnen Luft der Kammhöhe miteinander gewandert waren, hatte ſich zwiſchen ihnen eine Art von Vertraulichkeit erzeugt. Mit lebhafter Neugier erkannte Quint in dem, was ſeine Begleiter nach und nach auf eine ſektiereriſch eifrige Weiſe vorbrachten, eine ihm völlig neue Welt, die er mit hungrigem Geiſte auffaßte und mit ſcharfem Blick zu durchdringen ſich Mühe gab.

Das äußere Weſen der Brüder Haſſenpflug behagte ihm nicht. Der eine und ältere von den beiden gefiel ſich in einer ſpöttiſchen Luſtigkeit, womit er die Äußerungen des jüngeren Bruders meiſt begleitete. Wenn dieſer von Freiheit, von Recht auf Glückſeligkeit, von einem allgemein harmoniſchen und ſorgenloſen Daſein ſprach, von der künftigen Vollkommenheit, zu der ſich der Menſch entfalten würde, ſo hatte Quint den peinlichen Eindruck, der andere ſei völlig beherrſcht von Unglauben und bezweifle alles das. Aber wodurch die drei auf gleichem Boden ſtanden, das war ihre Jugend, war die Liebe zu einer unbekannten und erſt noch zu erobernden, wirklichen Welt, in die ſie hineingeſetzt waren, und die den zur Mannesreife langſam erwachenden Jünglingen nun nach und nach ihre Wunder erſchloß.

Seltſam, wie ſehr der Geiſt einer geweckten Jugend in dieſen Lebensaltern ſich außer- und überweltlich dünkt und doch mit jeder Regung im Irdiſchen wurzelt. Sie ſelber zwar wußten nicht, wie über jeden Begriff köſtlich und herrlich die Welt ihnen erſchien, und würden, hätte man ihnen das vorgeſtellt, geleugnet haben. Die Brüder Haſſenpflug hätten ſicherlich Schopenhauer zitiert und mit Marx und Engels Kritik geübt an den verrotteten, menſchlichen Zuſtänden. Sie hätten vielleicht mit Bellamy oder anderen hingewieſen auf einen ſozialiſtiſchen Zukunftsſtaat, auf zu erſtrebende, paradieſiſche Zuſtände, ohne zu ahnen, daß irgendein höheres Glück ſich auszudenken, als das der Jugend, in der ſie lebten, ihnen unmöglich geweſen wäre.

Emanuel Quint, der unter Verachtung, Not und Entbehrung ganz anders wie ſeine Begleiter gelitten hatte und älter war, ſtand doch, wie dieſe, in einem ſchäumenden Jugendrauſch. Und wenn wir den ganzen Ernſt ſeines ſonderbaren Geſchicks und den feſt beſtimmten, kurzen Weg ſeines arg verfehlten Lebens bis an ſein Ende in Rückſicht ziehen, ſo müſſen wir dennoch ſagen, es war der Reichtum an junger, überwallender Liebe, den auszugießen, und ſei es mit ſeinem Blute zugleich, unſtillbar heißes Verlangen ihn zwang.

Als Lothar, der jüngere Haſſenpflug, die Bemerkung gemacht hatte, wie er dem eigentümlich würdevollen Weſen des Narren nur ſelten eine karge Äußerung abringen konnte, gab er ſich ſeine Antworten ſelbſt. Und ſo erfuhr Emanuel Quint nach und nach etwa dieſes:

Es habe ſich, und zwar in faſt allen Ländern der Erde, die ganz beſtimmte Überzeugung verbreitet, die ungerechte Geſellſchaftsordnung, wo ein kleiner Teil der genießende, der weitaus größere aber der leidende ſei, ſtehe unmittelbar vor dem Untergang. Auch ihm ſei keineswegs zweifelhaft, daß die große ſoziale Revolution in kurzer Zeit, die vielleicht nur nach Monaten zähle, beſtimmt zu erwarten ſei. Der dritte Stand, der Stand der Arbeiter, der Stand der ſogenannten Proletarier, werde die Revolution hervorrufen. Er bilde bereits durch faſt alle Staaten des Erdballs hindurch eine große Partei. Der Wahlſpruch dieſer Partei aber heiße: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Sie werde, ſobald ſie zur Herrſchaft gelange, zunächſt einen ſchlimmen Götzen zertrümmern: nämlich den Moloch des Kapitals! und die Folge davon werde dieſe ſein: daß jeder die Frucht ſeiner redlichen Arbeit genießen, ſtatt ſie durch Räuberhände der Reichen einbüßen werde.

Dieſer große Augenblick der Befreiung werde die Folge eines natürlichen ſozialen Prozeſſes ſein, eine Art Zerfall der modernen Geſellſchaft, naturgemäß, wie eine überreife Frucht verfault und zerfällt. Nun gäbe es aber Leute, die wollten nicht warten, und dieſe arbeiteten mit gewaltſamen Mitteln, Revolver und Dynamit auf das Ende hin. In dieſen Leuten, ſagte Karl Haſſenpflug, nehme die Wut des Unterdrückten entſetzliche Formen an. Ihr Wahlſpruch lautet: Krieg bis aufs Meſſer! Der Ordnungsbeſtie kein Pardon! Und er las Emanuel Quint einen anarchiſtiſchen Aufruf vor, der förmlich vom blutigen Atem der Rachſucht rauchte.

In dieſem Aufruf, der die Hinrichtung eines Anarchiſten auf der Place de la Roquette zu Paris als Mittel zur Aufreizung verwertete, wurden die Vertreter der geſetzlichen Mächte Ordnungsbande, Schweinebande, Hunde- und Mörderbande, Halunken und Schufte genannt, ſo daß mit dieſen Ausbrüchen verglichen dem Narren die feindlichen Äußerungen der Brüder Scharf gegen die Wohlhabenden und Beſitzenden wie ein lindes Säuſeln der Güte erſchienen. Aber ihn kam ein Grauſen an. Und indem er ſich ruhig dem Sprecher zuwandte, ſagte er, ſo daß es die Brüder

Haſſenpflug wie etwas unendlich Naives berührte: ſo gewiß ich ein Armer unter den Armen bin, dieſe ſind ferne vom Gottesreich.

Von nun an waren die Brüder bemüht, den originellen Landſtreicher nach ſeinen geheimen Marotten auszuforſchen. Sie waren ungeheuer erſtaunt geweſen, bei einer Pfingſtwanderung auf einen ſolchen Menſchen und einen Vorgang zu ſtoßen, der wie aus dem Neuen Teſtamente herausgenommen erſchien. Sie wußten recht gut, wie überhaupt die Kreiſe der jugendlich Intellektuellen von damals es wußten, daß im Volke der Mutterboden für alles urſprünglich Junge und Neue iſt. Und hier, in einer Gegend, die, von den großen Verkehrswegen des neuen Euraſiens abgelegen, fremd für ſie war, trat ihnen überall ein ganz unberührtes Volkstum entgegen. Sie gehörten zu jenen, denen die europäiſche Einheitsbildung Verflachung war. Mit Spannung aber und Wiſſensdurſt ſuchten ſie überall in das abgeſchloſſene Kaſtenbereich der niederen Stände einzudringen, als müßten dort Quellen der Offenbarung fließen, die im Bereiche des kultivierten Geiſtes verſiegt waren.

Sie brachten nun das Geſpräch auf ein anderes Gebiet. Sie ſagten ſich, weil dieſer Menſch einen ſolchen Zulauf von Kranken hatte, ſo müſſe ein Wundertäterwahn oder der hypochondriſche Glaube an irgendein Heilmittel, das er vielleicht ererbt hatte, in ihm ſein. Aber ſein Vater war nicht Schäfer geweſen, noch hatte er irgendein Büchelchen mit Rezepten geerbt, vielmehr hörte man hinter den wenigen, ſchlichten Worten, die er ſprach, nur immer wieder die Blätter des Buches der Bücher rauſchen. Und es war nicht die Rede von irgendeiner, wenn auch noch ſo geringen therapeutiſchen Einbildung.

Er ſagte: ich habe nichts mit den Leiden des Körpers zu ſchaffen. Weſſen Körper leidet, den mache ich nicht geſund! Weſſen Körper geſtorben iſt, den kann ich nicht aufwecken, ich bin nur ein Arzt der Seele, die nie ſtirbt. Ich ſehe, die Menſchen leiden Not. Ich ſehe, ſie wollen die Not überwinden. Ich kenne die Hoffnung, von der ſie zehren, auf endliche Überwindung der Lebensnot. Ich ſelbſt bin in Not. Ich weiß auch, wie bitter es iſt, das tägliche Brot zu entbehren, Hunger zu leiden. Aber der Menſch lebt nicht vom Brot allein, ſondern er lebt von ſolchen Worten, die durch den Mund Gottes gegangen ſind. Ihr ſagt, fuhr er fort, daß die Arbeiter auf der ganzen Erde einen Zuſtand erſtreben und nahe vorausſehen, wo jeder die Frucht ſeiner Arbeit genießen wird. Ich aber ſage: genießet jetzt, genießet in jedem Augenblick das lebendige Wort aus dem Munde Gottes. Wenn dereinſt, wie ihr ſagt, das Arbeiterparadies auf der Erde blühen wird, ſo werde ich weit davon entfernt im Reiche Gottes ſein.

Als ſie den Narren fragten, was denn und wo denn das Wort, die wahre Speiſe der Seele, wäre, zog er ſein kleines Bibelbuch und las ihnen aus dem Evangelium Sankt Johannis: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Und nachdem er dieſe Worte geleſen hatte, fragte ihn Chriſtian Haſſenpflug, wie es denn aber mit der Verkündigung des Reiches Gottes auf Erden, darin die Bibel doch gewiſſermaßen eines Sinns mit den ringenden Kräften des Gegenwartslebens ſei, beſchaffen wäre, da ſchwieg er zuerſt und ſagte dann: Es ſei denn, daß Ihr von neuem geboren werdet, ſo könnet Ihr das Reich Gottes nicht ſehen! womit er Johannes III, Vers 3 in einer Weiſe anführte,“ die für ihn eine myſtiſche Wolluſt war, jenes Nahrungaufnehmen des Geiſtes, jenes Ernährenlaſſen der Seele durch heilige Worte, die durch den Mund des Heilands gegangen ſind.

Ein wenig ermüdet hatten ſich alle drei in der Nähe der ſogenannten Speidlerbaude niedergelaſſen, von der aus ein großer Bernhardiner mit gewaltigem Bellen über die feuchte Kammwieſe näher kam: aber ſie achteten ſeiner nicht, und Emanuel

Quint entwickelte nun auch vor dieſen Leuten, wie das Reich Gottes eben ein Geheimnis ſei. Freilich, ſchloß er mit einem Lukaszitat, nichts ſei verborgen, es werde denn zu ſeiner Zeit offenbar, und nichts ſo heimlich, das nicht doch dereinſt kund werde! und wenn man auch eine Zeitlang wohl das Licht unter einen Scheffel zu ſetzen Urſache habe, ſo geſchehe dies nicht für ewige Zeit.

Quint hatte ſich ohne weiteres bereit erklärt, mit den Brüdern Haſſenpflug einzukehren und in der Baude ihr Gaſt zu ſein. Als ſie ſich nun dem Eingang annäherten, immer von dem Gebell des Hundes begleitet, der, wenn er ſchwieg, ihnen knurrend bis auf wenige Schritte nahe kam, füllten ſich Flur und Schwelle des Hauſes ſchnell mit einer Menge glotzender Menſchen an. Der Hund nahm immer den Narren aufs Korn, und in wenigen Augenblicken, indeſſen ſich die Schar der Touriſten vor der Haustür ſtark vermehrt hatte, fand er von da aus Ermunterung.

Die Predigt Quints war nämlich von einigen redlichen Männern und Frauen in Lodenſtoff bereits in der Baude bekannt gemacht worden, und weil der Zweck einer Bergwanderung begreiflicherweiſe das Vergnügen iſt, ſo muß alles, was etwa in den Geſichtskreis des wandernden Bürgers gelangt, durchaus die Eigenſchaft des Vergnügens nach ſeinem Herzen ſich aufzwingen laſſen. Man darf aber nicht vergeſſen, daß edle und wahre Entrüſtung ein echtes Sonntagsvergnügen des ſich begnügenden Kleinbürgers iſt.

Sobald ſich alſo der vorläufig harmloſe Unfug der Laienpredigt auf der Bergwieſe in der mit Touriſten überfüllten Gaſtſtube der Speidlerbaude verbreitet hatte, weckte er ſogleich einen wahren Sturm von Gelächter, aber auch von allen Seiten tiefſte Entrüſtung auf. In ſolchen Fällen pflegen die Herzen der Menſchen ſich zu vereinigen. Während der Schlachtermeiſter, der Bäcker, der Darmhändler oder der Vorſtadtbudiker beim dritten, vierten Glas Bier und ſeine Gattin beim Kaffee ſitzt, und beſonders auf Reiſen, iſt er ſich ſeiner moraliſchen Bürgerpflichten bewußt, und wer wollte das nicht in der Ordnung finden.

Das geflügelte Wort, das dem Narren durch Hundegebell entgegenſchallte, war aber dies: Kohlrabi-Apoſtel. Denn etwas von jenem überſpannten Unſinn des vegetariſchen Lebensprinzips war den Gevattern natürlich geläufig: ſowohl denen, die aus Breslau herübergekommen, als jenen, die in der Stadt Dresden anſäſſig waren. Ganz beſonders in dieſer Stadt ſah man zuweilen Leute in härenen Hemden, barfuß und einen Strick um den Leib, die Haare bis auf die Schulter reichend, durch die Straßen ziehen.

Die Kommenden taten, als bemerkten ſie Zurufe und Gelächter nicht: allein ſie konnten ihr Gebaren, als ob dies alles nicht ihnen gälte, in dem Augenblick nicht mehr durchführen, als ihnen ein rieſenhafter Touriſt mit Bergſtock, Ruckſack und kurzen Schaftſtiefeln unter frechem Lachen den Weg vertrat.

„Hier gibts keine Rüben,“ ſagte der Viehhändler.

Die Brüder Haſſenpflug wurden ſehr heftig. Sie entrüſteten ſich und fuhren mit einem Schwall von empörten Worten auf den blaurot aufgedunſenen, ſchwitzenden Bergfex ein, der aber ſtatt jeder Antwort Emanuel Quint vor der Bruſt ergriff und mehrmals gutmütig hin und her ſchüttelte. Dabei johlte er: „Du biſt verrückt, mein Kind!“

Im gleichen Augenblick war aber für den Bernhardiner ſoweit das Signal gegeben, daß er dem armen Landſtreicher nach der Wade griff, worauf die Kellnerin den Hund auf die Schnauze ſchlug.

Vielleicht bereute der Viehhändler nun ſeine Handlungsweiſe. Auf jeden Fall geriet er in Wut, ſo daß ſeine Frau ihn beſchwichtigen mußte. Am Ende hätte er ſonſt ſeine Drohungen wahr gemacht und die drei harmloſen Wanderer, Jüngelchen!

wie er ſie brüllend nannte, auf den Schornſtein der Baude geſetzt.

Trotz deſſen hatten die Haſſenpflugs Emanuel bis an die Schwelle des Hauſes mitgezogen. Hier ſtießen ſie auf den böhmiſchen Wirt. Er ſtand in der Tür und ließ ſie nicht eintreten. Er ſagte nichts. Oder wenigſtens bedeutete, was er in aller Ruhe, gelaſſen und ſchwerverſtändlich ausdrückte, etwa das: ſie möchten getroſt und zwar ſofort ihres Weges gehn.

Dieſe unbegreifliche Dreiſtigkeit ſteigerte ſehr natürlicherweiſe die Empörung der beiden Haſſenpflugs. Sie waren Kandidaten der Philoſophie, hatten das ſchwarz-rot-goldene Band getragen, und niemals, ſo lange ſie lebten, war ihnen etwas derartiges von dem Wirt einer Kneipe geboten worden. Es half ihnen aber alles nichts. Trotz ihrer empörten Reden mußten ſie unter dem wüſten Gelächter eines ganzen Touriſtenpöbels von dannen ziehn.

An der Grenze des Anweſens ſtand ein Knecht. Und als das Kleeblatt vorüberkam, ſchrie er mit lauter Stimme hinüber zu dem unter dem Beifall ſeiner Gäſte geſchmeichelt lächelnden Baudeninhaber, daß Quint der Menſch, von dem er ſchon mehrfach geſprochen hätte, ſei, der ſich ſchon wochenlang auf dem Gebirge herumtreibe. Was er im Schilde führe, wiſſe man nicht. Man müſſe ihm den Gendarm auf den Hals ſchicken.

Sie mochten von da ab kaum eine Viertelſtunde geärgert und ſchweigend gegangen ſein, als Emanuel Quint vom Wege ab und querwaldein durch die niedrigen Bergföhren ſchritt. Er bat die Brüder ihm nachzufolgen. Und plötzlich eröffnete ſich inmitten der Fichten und Krüppelkiefern ein Wieſenplan, auf dem jener Quinten befreundete Hirt ſeine Herde von Rindern und Ziegen weidete. Als nun die Brüder aus einer Bewegung des waldmenſchartigen Kerls und aus einer Gegenbewegung Quints entnommen hatten, daß dieſe beiden einander nicht fremd waren, rückten ſie, hungrig wie ſie waren mit dem Vorſchlag heraus, den Hirten in eine der nahen Bauden nach Lebensmitteln auszuſenden. Geſagt getan: es ließ ſich bewerkſtelligen. Mit Geld von den Haſſenpflugs verſehen, ward der Hirt durch Emanuel Quint am Schluſſe verſtändigt, wohin er den Einkauf zu bringen hätte.

Emanuel aber führte alsdann ſeine neuen Bekannten auf unwegſamen Pfaden mit ſich fort, bis ſie zu jener in Felſen und Krüppelkiefern verſteckten Behauſung gelangten, die wochenlang ſein Schutz vor Wind und Wetter geweſen war. Und als er dort, an einem gluckſenden Rinnſal in der Nähe, die Wunde, die ihm der Bernhardiner zugefügt, gleichmütig wuſch, ward er, wie jemand, der ſich als Wirt und zu Hauſe fühlt, geſprächig, beinahe heiter und freimütig.

Mit wenigen Anklängen ſeiner Mundart ſagte er, nicht ohne redneriſche Anmut und Leichtigkeit, etwa folgendes zu den Brüdern:

„Ich habe hier mehrere Wochen lang beinahe in völliger Einſamkeit gelebt und bin mit mir über allerlei ernſte Dinge zu Rat gegangen. Dieſe Hütte, die kaum eine Hütte iſt, war jedenfalls ein Verſteck für mich. Da aber das Reich Gottes heute wie je, trotzdem ſich ſoviele Menſchen Chriſten nennen, wie ſchon geſagt, ein Geheimnis iſt, wie ſollte ſich der Bekenner beklagen, der Diener am Wort, wenn er ſich auch vor den Menſchen verſtecken muß?

Ich merke ſehr wohl, Ihr ſeid gelehrt, ich bin ungelehrt," — er nahm aus dem arg zerſchliſſenen Rock und zwar aus einem der langen Schöße ſeine kleine Bibel hervor! — „Ich habe nur immer wieder dies eine, heilige Buch geleſen: aber ich glaube, Gott wäre auch dann bei mir, wenn ich auch dieſes Buch nicht gekannt hätte." Er küßte das Buch und fuhr dann fort: „Gott iſt in meinem Herzen ſo groß, daß mir den Gedanken zu denken nicht möglich iſt, er ſei an irgendein Buch gebunden. Ein Buch an ſich iſt ja wunderbar, beſonders für die, die nicht leſen können. Ich glaube, die Furcht vor dem Buch ſtammt vielleicht aus jenen Zeiten her, wo es den meiſten Menſchen noch unbegreiflich erſcheinen mußte, Bücher reden und gewiſſermaßen lebendig zu ſehen. Und nun gar dieſes Buch, das ich in der Hand halte.

Aber Gott wird nur immer in mir lebendig, nicht im Buch! Wenn ich das Buch hier unter die Steine verberge und liegen laſſe und der Menſch, der leſen kann, und in dem es zum Leben erwachen kann, findet es nicht, ſo bleibt es tot. Es iſt immer tot, nur wir ſind lebendig. Das Buch, ohne mich, iſt tot wie ein Stein. Ich ohne das Buch dagegen bin, wenn Gott will, ein Gefäß ſeiner Gnade und ganz erfüllt mit dem heiligen Geiſt."

Und Emanuel wies mit dem Finger auf ſeine rotbewimperten Augen hin: „Ich werde entweder Gott ſelbſt mit dieſen Augen, die nach außen und innen ſtrahlen, erblicken, oder ihn niemals ſehen!" Er wies auf die Sonne am bleichen Himmel: „wer dies nicht ſähe, er ſähe denn vorher in ein Buch, für den hätte Gott keine Zunge zu ſprechen. Das vornehmſte Werkzeug der Offenbarung Gottes iſt der Menſch, nicht irgendein Buch, wie immer geartet. Aber der Menſch, als Werkzeug der Offenbarung, ſchuf für die Menſchheit ein anderes Mittel menſchlich göttlicher Offenbarung: nämlich das Buch. Das Buch," ſagte Quint, „iſt nichts, als ein Brief, durch den Menſchen, die fern voneinander ſind — und eigentlich ſind alle räumlich und zeitlich fern voneinander! — ſich gegenſeitig von ihrem Leben und Leiden und dem, was Gott in ihnen wirkte, Meldung tun. Gott heiligt den Menſchen, der Menſch das Buch! und der Menſch, durch das Buch, kann den Menſchen heiligen.

So bin ich durch Jeſum, mittelſt des Buches, geheiligt worden."

Auf dem Antlitz des Narren verbreitete ſich eine innige Heiterkeit. „Man muß ſich an der reinen und ſtillen Erkenntnis genügen laſſen. Es iſt genug, wenn ich fühle, daß niemand — niemand! — nicht einmal ein Buch! zwiſchen mir und Gotte iſt! — Aber neben mir ſteht mein Menſchenbruder, des Menſchen Sohn! ſteht Jeſus, der aus Liebe zu ſeinen Brüdern um Gottes willen geſtorben iſt.

Man kann ſolche Dinge denen nicht ausſprechen, die auf Linderung ihrer Leiden harrend auf Sättigung ihrer Begierden hinwirken! Am allerwenigſten denen, die einen Gott in Körpergeſtalt, anſtatt des heiligen Geiſtes, ſehen. Jene ſind in Hoffnung! ich bin in Gewißheit. Freilich, wenn ich den Jammer der Menſchen wiederſehe, dem ich entronnen bin, ſo packt mich mitunter der alte Gram, das alte Grauſen, die alte Verzweiflung, und ich ſchäme mich meiner Glückſeligkeit.

Dergleichen Augenblicke," fuhr Quint fort, „packen mich manchmal ſo mit Gewalt, daß ich mich bald ſo, bald ſo vernichten möchte. Das eine Mal ruft es in mir: rette dein Himmliſches vor der Welt! Verlaſſe die Welt und fliehe noch tiefer hinein in Gott! Das andere Mal treibt es mich an, trotzdem ich weiß, warum der Heiland für uns geſtorben iſt, mich, gleich wie er, am Kreuze, der Menſchheit, zum Wohle der Menſchen nochmals zu opfern. Die Menſchen, ſelbſt wo ſie ſich roh gebärden, nicht zu lieben, gelingt mir nicht. Es iſt in allen eine große Hilfloſigkeit. Ich fühle ein ſchmerzliches Mitleid in mir ſich ſteigern bis zur Qual, wenn ich die Menſchen ſinnlos gegen ſich ſelbſt, den Menſchen, wüten ſehe. Sie ſind blind. Sie wiſſen nicht, was ſie tun."

Während er dieſes ſagte, war Emanuel Quint mit großen, langſamen Schritten auf dem kleinen, feſtgetretenen Pfade vor der Schutzhütte hin und her gegangen. Die Brüder Haſſenpflug hatten, jeder an einen mächtigen, kantigen Block Granit gelehnt, ſchweigend und ernſthaft zugehört. Sie blickten ſich an mit dem ſtummen Geſtändnis, daß von allem Sonderbaren, was ihnen die Zeit ihres Lebens begegnet war, dieſes unerwartete

Abenteuer der harmloſen Pfingſtreiſe wohl ſicher das Sonderbarſte ſei.

Jeder der beiden Haſſenpflugs trug ein Notizbuch in der Taſche. Sie ſchrieben in dieſe Bücher allerlei Einfälle und Beobachtungen, die ſie in ſpäteren literariſchen Werken — und ſie gedachten unſterbliche Werke dieſer Art hervorzubringen! — verwerten wollten. So ſtanden ſie gleichſam über dem Gegenſtand ihrer Beobachtung, über dieſem intereſſanten Modell, das ihnen mit zur Vervollkommnung ihrer Kenntnis der deutſchen Volksſeele dienen ſollte.

Als ſie ſich nun mit Blicken verſtändigt hatten, traten ſie mit der Frage hervor: was eigentlich wohl das Ziel und die weitere, wahre Abſicht Quints im Leben wäre, wie und für was er zu wirken gedächte und welche Hoffnung in ſeinem Herzen ſei.

„Jeſus!“ ſagte Quint, ſtatt aller Antwort, nach einigen Augenblicken des Stillſchweigens. Und „Jeſus!“ wiederholte er dann zum zweiten- und drittenmal. „Nichts will ich! ich will nur leben, wie Jeſus.“ Er fuhr nun fort und entwickelte vor den mit ängſtlicher Neugier horchenden Brüdern etwa das:

Er liebe die Menſchen, aber er habe ſich unter den Menſchen ſtets fremd und allein gefühlt. Erſt dann wäre ſein Weſen hervorgegangen „aus dem ängſtlichen Harren der Kreatur“, als er von Jeſus erfahren habe, dem Menſchenſohn. Von da ab habe er ſich auch nur noch auf Erden, wie Jeſus, als Fremder gefühlt, gleichzeitig auch, wie Jeſus, heimiſch.

Jeſus wäre für ihn der Mittler geworden und bliebe der Mittler nicht nur zwiſchen ihm, Quint, und Gott, ſondern auch zwiſchen ihm, Quint, und den Menſchen! zwiſchen ihm und der Erde, der ganzen Natur, fügte er ausdrücklich noch hinzu. — Es gäbe zu Gott unzählige Wege. Aber er, Quint, ſei Menſch, und es ſei ihm natürlich und auch durchaus keine Sünde vor Gott und an Gott, ihn im Menſchen zu lieben. Ich bin ein Menſch, hob er wieder hervor, und das mir zugeteilte Erdenſchickſal kann nur ein menſchlicher Wandel Gottes ſein. Kein anderer aber, als Jeſus, der Heiland, hat für Weg und Wandel Gottes auf Erden ein ſo reines Vorbild gegeben. Alſo das Leben Jeſu, die Nachfolge Jeſu iſt mein Ziel! die Einheit im Geiſte mit Jeſu mein wahres Leben.

Was ihr getan habt einem meiner geringſten Brüder, das tatet ihr mir, hat der Heiland geſagt. Nach dieſem Wort und nach keinem anderen will ich handeln. Ich will mir den allergeringſten ausſuchen und ich will ihm tun, als ob er Jeſus der Heiland wäre: Jeſus der Heiland, hilfsbedürftig, in irdiſcher Not. Irgend etwas anderes auf dieſer Welt zu verrichten liegt mir fern. Ich will die Wundmale des Heilands küſſen. Die Nägelmale. Ich will, ſoweit es an mir liegt, ſeine Wunden waſchen, die Schmerzen lindern. Und irgendeines Menſchen Wunde ſoll mir die Wunde Jeſu ſein.

Erſt am ſpäten Nachmittag, lange nachdem das Frühſtück verzehrt war, das der Hirt herbeigebracht hatte, verließen die Haſſenpflugs Emanuel Quint. Sie ſtiegen auf Pfaden, die der Narr ihnen wies, zu einem belebten Berghoſpiz hinauf, das mit einem trotzigen Turm aus Granitſteinen auf einer Klippe zwiſchen zwei Felſenkratern errichtet war. Als Emanuel ihren Blicken entſchwand und nichts mehr von ihm zu ſehen war, rieben die Brüder ſich die Augen, nicht anders, als wenn ſie beide den gleichen Traum gehabt hätten und nun zum Lichte des Tages wieder erwacht wären. Im Weiterſteigen beglückwünſchten ſie einander dazu wechſelſeitig, nun wieder am Ende des neunzehnten Säkulums und nicht annähernd neunzehn Jahrhunderte früher zu leben, und damit ſchien dieſes Intermezzo ihrer fröhlichen Bergtour zunächſt für ſie abgetan.

Oben auf dem Grat des Gebirges wiederum angelangt, zogen ſie in Gemeinſchaft vieler, vergnügter Touriſten der burgartigen Maſſenherberge zu und verſäumten nicht, ebenſowenig als die anderen Ausflügler, den weiten Horizont zu genießen und mit dem Fernglas wichtige Punkte ſowohl der preußiſchen als der böhmiſchen Seite aufzuſuchen.

Quint hatte ſich in der kleinen Schutzhütte auf ſeine Moosbank niedergeſtreckt. Er überdachte die jüngſten Ereigniſſe. Er war geflohen, weil etwas, er wußte nicht was, die Freiheit ſeiner Entſchlüſſe zu bedrohen ſchien: weil dunkle Gewalten, ohne Rückſicht auf das, was ſein neugewonnener Glaube, ſeine neue Erkenntnis war, ihn gleichſam in eine ſtarke Strömung hineinziehen wollten, die alles vielleicht, wer weiß wohin, in den Abgrund der Lüge, des ewigen Todes reißen würde.

Ich werde allein bleiben, dachte Quint — und auch das Zuſammenſein mit den Haſſenpflugs hatte dieſen Gedanken ihm wiederum nahe gebracht! — Ich werde, allein, weder jemand verführen, noch von jemand verführt werden! Ich werde der Welt, und die Welt wird mir kein Ärgernis ſein. Ich werde ganz nur mit allen meinen Gedanken, wie Johannes, der Jünger, den Jeſus lieb hatte, in ſtiller Verſenkung dem Heiland leben. Ich werde nur immer dem Heiland, ſonſt niemandem, nahe ſein.

„Wahrlich, ich bin kein ägyptiſcher Zauberer," fuhr es in ihm zu reden fort. „Ich habe mich niemals zu einem ſolchen noch irgendwie zu einem, der Zeichen und Wunder tut, gemacht. Ich weiß ſehr wohl, was Jeſus Markus 8, Vers 12 geſagt hat: Wahrlich es wird dieſem Geſchlecht kein Zeichen gegeben."

Aber in Emanuel Quint war etwas, was einen ſolchen Entſchluß, nämlich, ohne Rückſicht auf andere, ſich ſelbſt zu leben, ſtets wiederum untergrub: ſein Herz! ſeine Liebe zu den Mitmenſchen. Sie hielt ein immerwährendes, ſchmerzendes Mitleid, wie eine immer offene Wunde, in ihm wach, ſo daß er das „ſeid umſchlungen

Millionen!" im Jubel der Seele und im bitteren Schmerz eigener Leiden empfinden mußte.

Quint mochte wohl eine halbe Stunde und länger für ſich fortgegrübelt haben und lag, halb wach, beinahe entſchlummert, mit geſchloſſenen Augen ſtill, als er ſich von lebendigem Atem geſtreift fühlte. Er tat die Augen auf und erſchrak, denn über ihn ſtand ein Menſch gebeugt, deſſen Antlitz ſo abſtoßend häßlich war, wie Quint noch keines geſehen hatte.

Quint ſprang empor, doch jener Abſcheuliche, der nichts weiter als ein friedlicher, ſeiner Schlauheit wegen allerdings berüchtigter Schmuggler jener Grenzgegenden war, nahm ruhig den Schragen von den Schultern und ſtellte ihn, ohne Gruß, in der Hütte ein.

Er hatte das Geſicht eines Hundsaffen. Die Naſe des Schmugglers war breit und platt, er hatte pechſchwarzes Haar, einen niedrigen Wulſt an Stelle einer menſchlichen Stirn, und Augen darunter, klein wie Hundsaugen. Um ſein breites, rundes und vorgebautes Maul lag oben ein dünner ſchwarzer Bart. Ein ſtarker Haarwuchs dagegen bedeckte die Gurgel und zog ſich bis über die Schläfen und unter die Augen herum. Dieſer Kerl, den man ſchließlich doch als einen Menſchen anſprechen mußte, war übrigens klein und kräftig gebaut. Seine Kleidung beſtand aus einer Art Hoſe, einer Art Rock und einer Art Hemde außerdem, das offen ſtand und den tieriſch behaarten Leib, bis beinahe zum Nabel herunter, zeigte.

Der Schmuggler, der augenſcheinlich Quint für einen Kollegen hielt, hatte ſich an das Rinnſal unterm Knieholz auf alle Viere niedergelaſſen, um ſo, einem Pudel ähnlich, gierig das eiskalte Gletſcherwaſſer zu trinken. Sein Durſt war groß. Er hatte einen langen, beſchwerlichen Anſtieg aus dem Hirſchberger Tale über allerlei Kreuz- und Querwege hinter ſich, mit denen er übrigens dermaßen wechſelte, daß er im Jahre die gleiche Stelle kaum mehr als einmal zur Raſt betrat.

Als jetzt der Hundsaff, den ſeine Schmugglerſtreiche, verbunden mit einer großen Gutmütigkeit, und nicht zum wenigſten ſeine abſcheuliche Häßlichkeit im ganzen Umkreis des Gebirges unter dem Namen des böhmiſchen Joſef berühmt gemacht hatten, wieder zu Quint in die Hütte trat, bemerkte er dieſem: es ſei heute unſicher. Er nahm damit ſeinen Schragen auf, verſchwand und kehrte ohne den Schragen zurück.

„Wir werden am Ende nicht hier bleiben können," ſagte er dann zu Quint und wies hinauf gegen die Felshöhe der Turmbaude, wo die Leute, klein, wie ſtehende Ameiſen, am Rande der Klippen herumkrabbelten und allerlei Rufe von ſich gaben, die weithin durch die Felshalle ſchollen und in keinem Verhältnis zu den Inſekten zu ſtehen ſchienen, die ſie hervorbrachten.

„Das geht auf uns," ſagte der böhmiſche Joſef in ſeiner Gebirgsmundart zu Quint und zögerte einigermaßen, indem er den großen Kanten Brot auspackte, der in ein buntes Tuch gewickelt war und mit dem er ſich für die Reiſe ſtärken wollte.

Nun vernahmen die beiden Raſtgenoſſen Hundegebell. Während Quint nicht begreifen wollte, da er das reinſte Gewiſſen von der Welt beſaß, was etwa Hundegebell und Rufe ihn angehen ſollten, hatte das adlerſcharfe Auge des böhmiſchen Joſef ſchon einen Förſter, einen Grenzer und noch einen dritten uniformierten Mann erkannt.

„Nu dalli! jetzt aber heißt's Beine machen."

Mit zwei Sprüngen hatte er ſeinen Schragen erreicht, den er vielleicht, wo nicht die Hunde geweſen wären, vorläufig hätte im Stich gelaſſen. Er ſchnallte ihn auf den Rücken und winkte Quint, er möge ihm nachfolgen, wobei ein verſchmitztes Schmunzeln um ſeine affenartig geſchloſſenen Lippen ging, das etwa ausdrückte: wenn ſie uns fangen, ſo will ich nicht mehr der böhmiſche Joſef ſein.

Quint, ohne recht zu wiſſen warum, folgte doch faſt mechaniſch dem Schmuggler und beide krochen auf verſteckten Pfaden, ſelbſt ganz verborgen vom Knieholz, eine gute Weile ſeltſamerweiſe faſt in der Richtung hin, aus der die drei Verfolger ſich annäherten. Dabei überſchritten ſie mehrmals ein und denſelben Waſſerlauf, um die Hunde irre zu machen und befanden ſich, ungeſehen, dicht unterm Fuße der Klippe, darauf hoch oben die Baude thronte, in dem gleichen Augenblick, wo Förſter, Grenzjäger und Gendarm die Schutzhütte, die ſie verlaſſen hatten, durchſtöberten.

Förſter, Grenzaufſeher und Gendarm, die einander zufälligerweiſe in der Turmbaude begegnet waren, wo es ein gutes Bier zu trinken gab, hatten durch Touriſten von dem ſonderbaren Narren gehört, der die Berggegend unſicher machte, und der Mann des Geſetzes, der Gendarm, fand ſich dadurch der Erledigung eines recht beſchwerlichen Auftrags näher gebracht, den ihm ſeine Behörde erteilt hatte. Ein Amtsvorſteher aus dem Kreiſe Reichenbach hatte an verſchiedene Amtsvorſtände des Hirſchberger Kreiſes ein Rundſchreiben gerichtet des Inhalts, daß ein gewiſſer Emanuel Quint aus ſeinem Heimatsdorfe verſchwunden ſei. Man fahnde, hieß es, nach dieſem Quint, weil nach der Ausſage vieler vertrauenswürdiger Zeugen allerlei öffentlicher Unfug von ihm zu vermuten ſtehe, wie denn dergleichen auch innerhalb verſchiedener Kirchſprengel erwieſen wäre, und ſo fort. Man müſſe aber auch übrigens feſtſtellen, ob nicht die Unterbringung des P. P. Quint in ein Arbeitshaus bezugsweiſe in die Provinzial-Irrenanſtalt geboten wäre. Aus allen dieſen Gründen werde erſucht, den P. P. Quint, dem auch ſeine Mutter, eine Tiſchlersfrau, kein gutes Zeugnis ausſtelle, wo man ihn betrete, feſtnehmen zu laſſen.

Nun hatten Paſſanten auch die Brüder Haſſenpflug als

Begleiter Quints wiedererkannt und den Wachtmeiſter auf ſie hingewieſen, und dieſer war denn auch ſporenklirrend an den Tiſch der Studenten herangetreten. Sie gaben ihm aber nur zögernd und überdies abſichtlich ungenauen Beſcheid, wobei ſie allerhand Spottreden führten, die aber mit Latein untermengt und übrigens auch ſo ſchwer zu faſſen waren, daß der Gendarm, trotzdem er mehrmals rot vor Wut wurde, nicht wohl etwas gegen ſie einwenden konnte. Doch der Pächter der Baude trat hinzu, um den Gendarm an ein Fernglas zu nötigen.

Dieſes lange Fernrohr war draußen auf einer Felsſpitze aufgeſtellt, und man konnte gegen Bezahlung hindurchgucken. Natürlich wälzte ſich, außer daß Grenzwächter und Förſter dem Wirt und Gendarm ins Freie folgten, der ſenſationsbedürftige Teil der Baudenbeſucher hinterdrein.

Seit Wochen hatte der Pächter unten in dem von Menſchen wenig betretenen Teil der Schneegruben durch das Rohr einen ſeltſamen Menſchen beobachtet, der dort ein Eremitenleben zu führen ſchien, und eben jetzt wieder konnte man ihn am Eingang der kleinen Schutzhütte und zwar in Gemeinſchaft mit dem böhmiſchen Joſef deutlich feſtſtellen.

„Leider haben die Leute,“ ſagte der Förſter, als ſie die Vögel nicht mehr im Neſte fanden, „während wir durch das Fernrohr ſahen, ein zu großes Halloh gemacht, ſo was läßt ſich der böhmiſche Seppel nicht zweimal ſagen.“

Die Flucht des böhmiſchen Joſef, dem Quint nachfolgte, dauerte ſtundenlang, dann aber hatten die beiden eine Hütte auf der böhmiſchen Seite erreicht, wo ſie ſich jedenfalls vor den preußiſchen Beamten ſicher fühlen konnten. Man hatte von hier über die ſchönen und alten Waldbeſtände der böhmiſchen Seite hinweg einen weiten Blick nach Öſterreich hinein. Und ſo einſam war das Häuschen gelegen, daß man andere Menſchenwohnungen, rings ins Gewirr der mächtigen Bergtäler eingeſtreut, kaum größer als Zwergenſpielzeug erblicken konnte.

Die Hütte ſelbſt, in die ſie eintraten, war innen mit vielen ſchwarzen Pfählen geſtützt: man mußte ſich gleichſam wie durch den Stollen eines Schachtes hineinwinden, bevor man die Stube erreichen konnte: und dieſe Stube wiederum lag unter einem geborſtenen Tragbalken, der ſo niedrig war, daß Emanuel Quint aus den tiefen Löchern darin das Sägemehl der Holzwürmer mit dem Haupte abſtreifte. Die Sonne war untergegangen. Durch die trüben Fenſterlöcher, ſoweit ſie nicht mit Stroh verſtopft oder mit Brettern vernagelt waren, drang fahles Licht.

In dieſem Raum ſchien der böhmiſche Joſef, obgleich er von niemand begrüßt wurde, heimiſch zu ſein. Er ſetzte im Dunkel den Schragen ab und entzündete in einer Fuge der Ofenkacheln ein Streichholz, das mit blauem Licht und ſcharfen Phosphordämpfen alsbald zu brodeln begann. Mit dieſem Streichholz ſuchte und fand er dann eine Unſchlittkerze, die im Hals einer Flaſche ſtak. Langſam verbreitete ſich das Licht und enthüllte ein jämmerliches Bild der Verwahrloſung, deſſen Eindruck ſogar der böhmiſche Joſef abſchwächen wollte, indem er ſagte: es ſähe ein wenig „kurios" hier aus.

Quint, der im Bereiche des Elends und der Not zu Hauſe war, mußte das zugeben. Schon der beklemmende, widrige Dunſt von Unrat, Fäulnis und kalter Feuchtigkeit, darin man nur widerwillig atmen konnte, drängte ihn faſt ins Freie zurück. In dem Augenblick, als das Docht im Unſchlitt Feuer fing, hatte er vier oder fünf Mäuſe haſtig über den ſchwarzen Lehm der Diele nach allen Seiten davonlaufen ſehen. Ja es huſchte bedenklich da und dort über Fenſterbretter und über den Tiſch hinweg, der eine Ecke der Stube ausfüllte. Joſef erklärte: „das kommt davon, wenn ſie die Katzen auffreſſen." Aber Quint war bereits von einem anderen ſchemenhaften Anblick gebannt, ohne auf das zu merken was Joſef ſagte, und wußte nicht, war es Wirklichkeit was er ſah, oder nur Einbildung ſeiner von allen Eindrücken dieſes Tages übermüdeten Seele. Es kam ihm vor, als ſäße am Fenſter, im ſchwachen Mondlicht, oder wie aus Mondlicht geformt, ſchlohweiß in der Schwärze des Raums, ein uraltes Weib.

Quint mußte wohl, von einer tiefen Ehrfurcht berührt, irgend etwas leiſe geflüſtert haben, denn Joſef ermutigte ihn alsbald, ſich ganz ohne Zwang zu betragen und laut zu reden. Er ſagte, die Alte ſei hundertundzehn, ja, wie manche behaupten wollten, hundertundvierzehn Jahre alt. Viele meinten, ſie könne nicht ſterben. Sie könne deshalb nicht ſterben, weil mit ihr, zeit ihres Lebens, nicht immer alles ganz richtig geweſen ſei. Er wollte ſagen, ſie habe gottloſe Dinge getrieben mit Wettermachen und allerlei ruchloſer Hexenkunſt und deshalb könne ſie nun, zur Strafe, die Ruhe des Todes nicht finden.

In dieſem Augenblick verbreitete ſich ein fremdartig wunderliches Getön durch den Raum, eine Art Geſang, der Worte enthielt, der aber ſo unirdiſch leiſe und rührend ſchwebte, daß man nicht denken konnte, er käme aus einer Menſchenbruſt. Denn weder, daß irgend zarte Knaben auf eine ſolche Weiſe zu ſingen verſtünden, noch Mädchenkehlen, noch irgend Kehlen von Sängern und Sängerinnen dieſer Welt, wie ſie Quint in den Kirchen der Dörfer gehört hatte, geſchweige, daß ſie mit einer ſolchen rätſelvollen, ſtillen Gewalt, eine ſo rätſelvolle, erſchütternde Wirkung hervorbrachten.

Kaum hatte Emanuels Ohr der Klang berührt, als er ſich ſelbſt und ſeine Umgebung ſogleich vergeſſen hatte. Ohne Bewußtſein und willenlos angezogen, nahm er der ſingenden Greiſin gegenüber — und niemand anders war es, der ſang! — mit tränenüberſtrömtem Antlitz Platz, aber ohne zu wiſſen, daß er weinte. Er blickte, als gelte es irgendein Geheimnis aus fremden Regionen zu erforſchen, in die ſtarren, großen und edlen Züge der Hundertjährigen, in ein Geſicht, das von langen, offenen, ſchneeigen Locken umfloſſen, welk aber durchſichtig-wächſern-zart und leuchtend, wie das eines Kindes war.

Dies aber waren die ſchlichten Worte, die aus der gefangenen Seele der alten erhabenen Frau, ohne daß ſie die ſchmalen, weißen Lippen auch nur irgendwie merkbar bewegte, hervorzitterten:

„Mein Hemdlein iſt genäht,
mein Bettlein iſt gemacht.
Komm' o komm'
du letzte, lange Nacht."

Der böhmiſche Joſef brach in lautes Gelächter aus. „Das Lied," ſagte er, „hat die alte vertrocknete Hutzel wohl ſchon manch liebes Mal heruntergeplärrt. Deswegen ſtirbt die noch lange nicht. 's gibt Sachen! 's gibt in der Welt eben ſo allerhand, was einer kann und der andere nicht! Die hat's verſtanden! mit der war niemals gut Kirſchen eſſen."

Jetzt kam plötzlich mit lautem Gemecker eine Ziege von draußen durch den Flur in die Stube herein und fing an, die Greiſin, die wie ein Gebilde aus Schnee im ſchwachen Mondſtrahl des Fenſters ſaß, mit der Schnute zu ſtoßen, allein die Alte rührte ſich nicht. Sie hielt den Blick geradeaus gerichtet, die welken, gekrümmten Hände wie tot im Schoß, und ſchien mit inneren Sinnen einem anderen Bereiche der Schöpfung anzugehören, mit allen äußeren Sinnen dagegen geſtorben zu ſein.

„Nanu, jetzt Wirtſchaft!" ſagte der böhmiſche Joſef und trat in den Flur, von wo man alsbald, wie Weltuntergang, die ſchadhaften Orgelpfeifen eines Leierkaſtens dröhnen hörte. Dies war die Art und Weiſe, durch die er, der immer einen gewiſſen Überſchuß an guter Laune beſaß, ſeine Gegenwart in der Leierbaude anzukündigen pflegte, worauf denn meiſtens der ſiebzigjährige Enkel der Greiſin, der nahezu taube Leiermann, aus ſeinem Verſchlage die Heubodenleiter herunterkletterte.

Auch heut erſchien der betagte Enkel. Er glich einem rieſenhaften, in ſchmutzige Lumpen gewickelten Turm, als er, rauhe und nur für Joſef verſtändliche Laute ausſtoßend, über die knackenden Sproſſen der Leiter niederſtieg. Er begann ſogleich Reiſig über dem Knie zu brechen, bis er ein ſtarkes Bündel beiſammen hatte, das er ſogleich in die Wohnſtube trug und, aus dem zerlumpten, alten Militärrock, den er, wie Frauen die Schürze, vorn aufgenommen hatte, vor das Heizloch des Ofens hinfallen ließ. Dabei redete Joſef in ihn hinein.

Quint, der noch immer in den Anblick der Greiſin verſunken war, hörte mit halbem Ohr, während die Ziege nun eifrig den Handteller ſeiner Linken ausleckte, wie verſchiedene Namen genannt wurden: Namen von Leuten, die wahrſcheinlich ihr Gewerbe, nicht anders als Joſef, auf Schleichwegen ausübten! und er ſchloß, als nach einiger Zeit ſich neue Beſucher durch Fußgetrappel im Hausflur ankündigten, es möchten die von Joſef namhaft gemachten Schmuggler ſein.

Wirklich waren drei andere Paſcher angelangt, die ſich laut und lebhaft mit Joſef begrüßten. Sie waren ſichtlich vergnügt, nach langer, beſchwerlicher Wanderung an einem ſicheren Orte der Raſt zu ſein. Und wieder ertönte der Leierkaſten des Leiermanns, der ſeine Stelle auf einer gerammten Bank im Hausflur hatte und deſſen Kurbel von Joſef aus Liebhaberei und Spaßmacherlaune aufs neue in Bewegung geſetzt worden war.

Bald darauf ſaßen die Schmuggler um den Tiſch herum und hatten begonnen, Karten zu miſchen, während die Selterflaſche, mit Kornſchnaps gefüllt, von einem zum andern ging, bis ſie auch ſchließlich zu Quint gelangte, der ſie, ohne zu trinken, weitergab.

Es trug ihm grobe Bemerkungen ein.

Und eine Menge ſolcher Bemerkungen zielte auch auf die Greiſin hinüber, da die Schmuggler den Feſttag zwar durch Arbeit entehrt, dafür jedoch durch reichlichen Schnapsgenuß gefeiert hatten. Sie bezeichneten ſie mit rüden Worten und Schimpfereien, die ſie ohne Rückſicht verlautbaren ließen. Einer der Schmuggler wollte dann wiſſen, wo Quint herkäme und wo er hinginge.

Ohne ihm Antwort zu geben, erhob ſich der Narr und küßte der Greiſin beide Hände. Gleich darauf trat er an den Enkel, der einen eiſernen Topf mit Kartoffeln in die Röhre des Ofens ſchob, mit einigen feſten Schritten nahe heran, um einige Fragen an ihn zu tun. Er wollte unter anderem wiſſen, wo die Lagerſtätte der Greiſin ſei. Als das ſtrobelköpfige Untier von Leiermann ihm ein altes kahles Holzgeſtell im Winkel gezeigt hatte, brachte er mit einer wunderbar ſelbſtverſtändlichen Leichtigkeit die Alte auf ſeinen Armen dorthin. Sie war allerdings überraſchend und faſt zum Erſchrecken leicht geweſen. Und nun benahm ſich der närriſche Sonderling nicht anders, wie ein Samariter und Arzt von Beruf. Er trug Waſſer herzu und wuſch die Greiſin, die unter ſeinen mildtätigen Händen auf eigentümliche Weiſe zitterte und langſam, ſchwer und tief zu atmen begann.

Die Spielenden mäßigten ihre Stimmen nicht, vermieden es aber, ſich einzumiſchen.

Es war aber unter ihnen ein kleiner, bleicher und buckliger Menſch, der Schwabe hieß, ein ehemaliger Schneidergeſell, der, Gott weiß, wie? zu ihrem Gewerbe gekommen war. Er war meiſt ſchüchtern, bewies aber ſeltſamerweiſe den größten Mut, und das wußten die Schmuggler, wo immer Gefahr im Verzuge war. In ſeinem Betragen lag etwas Drolliges, was ihm die rauheſten Herzen geneigt machte, auch war er allen und immer dermaßen zu Liebesdienſten bereit, daß er überall einen oder mehrere Steine im Brette hatte. Er war Proteſtant, deſſenungeachtet ſtand er jedoch auch vor jedem der ſogenannten Marterln auf der böhmiſchen Seite ſtill und betete, während er beim Aufſtieg bald weltliche, bald geiſtliche Lieder, wahllos durcheinander ſang. Auch hatte er ſonderbare Ideen, die ſeine Kollegen lachen machten. Er gab ihnen Schilderungen aus der Welt, die ſeinem beſchränkten Verſtande entſtammten, teils geglaubt, teils bezweifelt wurden, ihn ſelbſt aber und ſeine Unterhaltung geſchätzt machten.

Dieſer Schwabe, der übrigens ſtatt Karte zu ſpielen in einer fettdurchtränkten Zeitung geſchmökert hatte, war nicht ohne Intereſſe dem gefolgt, was Quint unternahm, und hatte dann die Aufmerkſamkeit der Genoſſen von den Karten ab und auf einen ſeiner Wunderberichte gelenkt, die ſeiner Suada ſtets zur Verfügung ſtanden. Es ſei ihm heut etwas Wunderbares begegnet, ſagte er. Er wiederholte immer: „Ihr glaubt nicht daran! aber ich kann Euch ſagen, ich kann mit heiligen Eiden beſchwören, es iſt wahr.“

„Na was denn, Schneider?“ fragten die andern.

„Es iſt ſo wahr, wie ich hier in der Leierbaude ſitze, daß ich heut morgen das Weib in der Klennerbaude habe Schäffer aufwaſchen ſehen, der Kuh Tränke in den Stall tragen und auf den Heuboden klettern, ganz wie wir.“

„Was, die Klennern? die iſt doch ſeit Jahr und Tag kontrakt! die kann doch von ihrem Stuhl nicht aufſtehen?“

„Na ja, und heute morgen haben ſie das Weib nach der Schubertbaude geſchafft, und von da iſt ſie luſtig und flink wie ein Wieſel zurückgekommen.“

Und nun erzählte er alles das, aber ſchon bedeutend ausgeſchmückt, was ſich mit Quint vor dem Hauſe der Schubertleute am Morgen desſelben Tages ereignet hatte. Emanuel wurde in dieſer Erzählung zu einer Art mediziniſchem Wundermann, der den Sultan und den Kaiſer von Öſterreich zweimal vom ſicheren Tode errettet und der unter einem Steine, unten in Ungarn oder wo, das Rezept zu einer Salbe gefunden hatte, die ein unwiderſtehliches Heilmittel ſei. Das Sonderbarſte war aber dieſes, wie er meinte, daß der Wundermann, und zwar mitten aus der Menge heraus, mit einemmal, förmlich wie in die Luft, verſchwunden ſei.

„Wartet doch mal,“ ſagte der böhmiſche Joſef in das Gelächter hinein, das nach den letzten Worten des Schneidergeſellen ſich erhoben hatte — „wir wollen uns den Auguſt da drüben jetzt mal 'n wenig von nahe beſehn.“

„He, Du dort drüben: biſt Du heut morgen in der Schubertbaude geweſt?“ wandte ſich Joſef an den Narren. Dieſer, ganz mit der Greiſin beſchäftigt, nickte zur Antwort nur mit dem Kopf. Und nun wollte der böhmiſche Joſef in einer Laune, wie ſie manchmal plötzlich über ihn kam, mit den anderen Schmugglern nicht weiter ſpielen, wodurch, da die anderen im Verluſt waren, ſogleich ein großes Geſchrei entſtand: aber der kleine Schwarze blieb kaltblütig.

Es war ihm etwas, man wußte nicht was, durch den Sinn gefahren. Hatte ihm Quint von Anfang an einen unerklärlichen Eindruck gemacht? oder dachte er plötzlich, es wäre für einen guten Katholiken, wie er ſelbſt einer war, eine Sünde, am erſten Pfingſtfeiertag Karten zu ſpielen? oder ward er plötzlich von Mitleid erfaßt für die Alte, die der Tod vergeſſen zu haben ſchien? kurz, er ſtand auf, er trat zu dem Narren und fing mit ihm, eigentümlich ſeufzend, über das traurige Daſein im allgemeinen und das der Alten im beſonderen zu philoſophieren an.

Wenn jemand mit einem ſolchen Ton in der Kehle zu Emanuel trat, ſo wußte er immer, daß der Acker bereitet war, und begann ſogleich den Samen des Reiches auszuſäen. Bei einem jeden ſolchen Beginn ſtand ihm Wort und Ton dermaßen rein und ſchlicht zu Gebot, daß es jedem wie immer gearteten Menſchen weniger als ein Beginn, denn als etwas Altvertrautes erſchien. Da war irgend etwas Trennendes nicht mehr vorhanden, und das Innerſte und Echteſte der Menſchennatur verband ſich hemmungs- und hindernislos mit dem Innerſten und dem Echteſten.

Da die langausgeſtreckt und ſtarr daliegende alte Frau ſich kalt anfühlte, trotzdem Emanuel ſie mit allerlei Lumpen und ſeinem eigenen Schoßrock bis an das Kinn zugedeckt hatte, holte Joſef einen Ziegel herbei, der im Herde gewärmt worden war: weshalb ſich vom Tiſch der verlaſſenen Spieler Spott und Hohn über ihn ergoß und noch mehr über Quint, der ihnen den Kameraden entwendet hatte. Dagegen wurde mit einemmal der böhmiſche Joſef von ſeinem gefürchteten Jähzorn gepackt und ſtand, den Ziegel hoch in den Händen haltend, unerwartet vor den Radauluſtigen, mit einer maßloſen Drohung, die bei ſeiner wilden Natur nicht mißzuverſtehen war.

Der kleine zigeunerhaft häßliche Kerl hatte bei mancher Gelegenheit und auch in den Schenken „zum Spaß, der Luſt halber“ oft Proben herkuliſcher Kräfte abgelegt. Er hatte auch einigemal im Gefängnis geſeſſen, gewalttätiger Handlungen wegen, die der meiſt gutmütige Menſch, gereizt, in beſinnungsloſem Zuſtand verübt hatte. Jetzt rief ihn ein Wort des Narren an das Sterbelager der Greiſin zurück.

Auch Schwabe verließ ſeinen Platz neben den Spielern und trat mit ſchüchtern zuſammengekrochenen Schritten an das Lager heran. Es war ihm die ſeltſam feierliche Gewißheit aufgetaucht, daß hier der große und letzte Augenblick eines mehr als hundertjährigen Lebenskampfes endlich nahe wäre. Es ſchien ihm auch deshalb nicht verwunderlich, als Quint den ſiebzigjährigen Enkel mit lauter Stimme davon verſtändigte.

Es mußten dann aber beinahe noch acht Stunden vergehen, bevor die Greiſin den letzten Atemzug ihres Lebens aushauchen konnte. Es geſchah um die Zeit, wo die Sonne mit dunkelroten Strahlen gewaltig aus dem Tore des Oſtens brach und das wächſerne Gelb des Angeſichtes mit purpurnen Tropfen färbte. Quint band das Kinn der Toten, das herabfallen wollte, mit einem blauen Sacktuch, das Schwabe darbot, feſt, und knüpfte das Sacktuch über dem feinen, roſigen Scheitel. Dann herrſchte lautloſe Stille im Raum, darein ſich ſtumm die Helle des Morgens ausbreitete.

Die anderen Schmuggler hatten ſich längſt davongemacht. Quint aber ſaß mit Schwabe und Joſef am gleichen Tiſche, auf den die Karten und Fäuſte der Spieler dröhnend geſchlagen hatten, und ſprach oder las aus dem Bibelbuch. Er hatte nur wenig geſchlafen und beim Anblick der alten Frau auch immer an ſeine eigene Mutter gedacht, die ihn nun ſchon ſeit Wochen vermiſſen mußte. Er hatte ſich vorgeſtellt, wie im innerſten Weſen ſchmerzlich das Schickſal jedweder Mutter war, und wie inſonderheit die Laſt eines langen Lebens durch Laſten ſchwerer gemacht wurde, die eine letzte Vereinſamung in ſich ſchließt. Der böhmiſche Joſeph hatte, als Findling, Vater und Mutter niemals gekannt. Schwabe war von ſeinem ſiebenten Jahre an ausſchließlich [illegible] der Hut ſeiner Mutter geweſen und hatte im vierzehnten Jahre einmal in Begleitung der Mutter einen Menſchen beſucht, der im Gefängnis einer großen Stadt hinter Schloß und Riegel gehalten wurde und der, wie man ſagte, ſein Vater war. Einigermaßen aufgewühlt, einander nahe durch verwandte Erinnerungen, hatte ſich über die drei ein ernſter Geiſt der Einkehr geſenkt, der ſie zu ernſten Geſprächen veranlaßte.

„Warum haben Sie," fragte Joſef Emanuel, und wagte es nun nicht mehr, ihn mit Du anzureden ... „Warum haben Sie, nachdem die Alte geſtorben war, am Fenſter geſtanden und haben lange für ſich geweint? Sind Sie etwa verwandt mit der Alten?" „Weil das Leben", gab der Gefragte zurück, „für die meiſten ein unſäglich ſchweres, ſchmerzliches Schickſal iſt!" Danach fuhr er fort, von den Finſterniſſen der armen nachtbefangenen Erde zu reden, und ſprach davon, wie der Geiſt der Geſtorbenen unzweifelhaft nach den Läuterungen des Lebens — denn Leben ſei immer Läuterung! — zu Formen reineren Lebens verklärt worden ſei. Und als ſie dies nicht zu verſtehen ſchienen, las ihnen Emanuel die zweite Epiſtel St. Pauli an die Korinther vor:

„Und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt.

Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jeſum Chriſtum, den Gekreuzigten.

Und ich war bei euch mit Schwachheit, und mit Furcht, und mit großem Zittern.

Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menſchlicher Weisheit, ſondern in Beweiſung des Geiſtes und der Kraft;

Auf daß euer Glaube beſtehe, nicht auf Menſchenweisheit, ſondern auf Gottes Kraft.

Da wir aber von reden, das iſt dennoch Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieſer Welt, auch nicht der Oberſten dieſer Welt, welche vergehen;

Sondern wir reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verborgen hat vor der Welt, zu unſerer Herrlichkeit,

Welche keiner von den Oberſten dieſer Welt erkannt hat; denn, wo ſie die erkannt hätten, hätten ſie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt,

Sondern wie geſchrieben ſtehet: Das kein Auge geſehen hat, und kein Ohr gehöret hat.“

Dieſe Worte, die ohne Pathos geleſen wurden, erregten ganz anders, wie von der Kanzel herab zu geſchehen pflegt, die Wißbegierde der Zuhörer. Als Menſchen immer und von Natur auf die Offenbarung von etwas Verborgenem gerichtet, hofften ſie durch Emanuel zugleich ihn ſelbſt und die Schrift erklärt zu ſehen, die ſo rätſelvolle Dinge andeutete. Emanuel hatte dagegen die Bibelſtelle gewählt, in der Meinung, ſie werde für ihn ſprechen, und zwar ebenſowohl für das, was er ſagte, als was er verſchwieg, aber er hatte damit nur erreicht, daß ihn die beiden Hörer geradezu nach dem Geheimnis fragten, von dem ſie, zwar nur halb und halb überzeugt, vermuteten, es wäre die wunderbare Kraft, die am rechten Ort zu heilen und zu töten verſtand.

Somit war er gezwungen zu ſagen, er wäre aus freiem Antrieb ein Träger des Evangelii. Er habe als Kind die Taufe derer empfangen, die tote und laue Scheinchriſten wären, ſpäter die Waſſertaufe Johannes des Täufers, und endlich die durch den heiligen Geiſt: und dieſe, die letzte, ſchließe das Geheimnis des Reiches ein.

„Die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti," fuhr er fort, „ſei mit uns allen! Amen." —

Nachdem er dieſe Worte geſagt hatte, ſtand er auf, und war im Begriff, davonzugehen, als eine ſchlichte, ſauber gekleidete Frau, die Frau des Lehrers aus der Schule einer nahegelegenen, ärmlichen Berggemeinde, ins Zimmer trat. Sie ſah, daß die Greiſin geſtorben war, der ſie in Übung jahrelanger Mildtätigkeit täglich Suppe zu ſchicken oder ſelbſt zu bringen pflegte. Und als ſich ihr die volle Erkenntnis mitgeteilt hatte, wie ihr ſchwacher Verſuch zur Mildtätigkeit nun von einer ſtärkeren Hand überboten worden war, verſank ſie merklich ergriffen in Stillſchweigen.

Sechſtes Kapitel

Die Lehrersfrau hatte ſogleich bei ihrem Eintritt in die Stube Quint, den ſie nicht zum erſten Male ſah, wiedererkannt. Vor etwa acht Tagen waren die Brüder Scharf von Glaubensgenoſſen in Preußen an ihren Mann und ihr Haus als exemplariſch treue Diener am Wort empfohlen worden. Der Lehrer, ein vierzigjähriger bibelgläubiger Mann, hatte, wie ſich das in den Kreiſen derer, die auf Chriſtum harren, von ſelbſt verſteht, die Brüder mit herzlicher Liebe aufgenommen. Als er den Grund ihrer Reiſe erfuhr, obgleich ſie den Irrwahn, der ſie beherrſchte, verſchwiegen hatten, äußerte der ſchlichte Mann ein leiſes Befremden, wenn nicht Bedenklichkeit. Denn die Glut und der Eifer, mit dem die Scharfs Emanuel ſuchten, und die Fülle des Lobes und der Bewunderung, die ſie über ihn ausſchütteten, auch was der Lehrer über den Verkauf ihres Hauſes erfuhr: dies alles mußte beängſtigend wirken.

Seine Sorgen hielt der Lehrer Stoppe auch ſeiner Ehefrau gegenüber nicht zurück. Es iſt ſchon bedenklich, wenn allzeit fleißige Arbeiter ihre Arbeitsſtätte verlaſſen und müßig gehen. Bedenklicher aber, wenn ſie Dinge wörtlich und gläubig auffaſſen, die auf ihre Weiſe genommen ſein wollen oder ſchweren Schaden ſtiften. So ſchienen die Prophezeiungen eines ehemaligen Schäfers, namens Thomas, vom nahen Weltuntergang ein unwiderleglicher Glaubensartikel im Geiſte der Brüder Scharf geworden zu ſein, und ſo war ihnen der Apoſtelberuf Emanuel Quints, den ſie ſuchen kamen, über jeden Zweifel erhaben.

Der Lehrer hielt es für ſeine Pflicht, die beiden vor jenen falſchen Propheten zu warnen, den Wölfen in Schafskleidern, von denen die Bibel mit Abſcheu ſpricht, er mußte ſich aber eingeſtehen, daß nach ſtundenlangem, ja tagelangem Beten, Singen und Ringen, der Glaube an die himmliſche Sendung des geſuchten Landfahrers felſenfeſt wie je in den Seelen der Brüder gegründet ſtand.

Daran konnten auch alle Geſpräche nichts ändern, wodurch die frommen Eiferer meiſtens die Nacht zum Tage machten, eingedenk des Wortes, das da ſagt: „Wachet, denn der Bräutigam iſt nicht ferne von euch": und es kam am Ende ſo weit, wie es denn nicht anders ſein konnte: der Lehrer Stoppe wurde beinah in den Glaubensſtrudel hineingezogen und ſah jedenfalls mit einer gewiſſen Spannung der Erſcheinung Quints entgegen.

Einem beſtimmten und überzeugten Weſen vermag der Zweifel, ſelbſt in ſtarken Naturen und gebildeten Seelen, auf die Dauer nicht ſtandzuhalten, um wieviel weniger in einem glaubenswilligen Herzen, wie das des Lehrers war, und nachdem ihm die Scharfs immer wieder von der Predigt Quints auf dem Marktplatz der Kreisſtadt, von dem Wunder, das er angeblich an ihrem Vater verrichtet hatte, von vielerlei Gebetserhörungen und wunderbaren Heilungen berichtet hatten, ſchien ihm die wundertätige Kraft des Geſuchten tatſächlich erwieſen zu ſein: nur wußte er nicht, ob dieſe und ſeine Miſſion auf himmliſchem oder ſataniſchem Grunde beruhte, oder vielleicht mesmeriſtiſcher Magnetismus, verbunden mit falſch verſtandener, noch zu läuternder Heilandsliebe ſei.

Der Lehrer hatte die Brüder Scharf nach einiger Zeit in das Haus der Schuberts hinübergebracht, von wo aus ſie dann während längerer Zeit ihre Nachforſchungen anſtellten, immer und von Stunde zu Stunde gewaltiger aufgeregt. Wer je erlebt hat, wie eine liebe, erſehnte Illuſion, auf die man mit realen Bemühungen hinarbeitet, zuweilen gegen alle Vernunft ins Ungeheure wächſt, den wird es auch keineswegs in Verwunderung ſetzen, daß bald das Schubertſche Haus zur Brutſtätte vieler phantaſtiſcher Irrtümer und Geſichte geworden war.

Als nun Quint gefunden wurde und ſpäter bei den Schuberts in Herberge lag, hatten die Scharfs eines Tages den Lehrer beſucht und ihm das glückliche Wiederfinden, ſowie allerlei neues Wunderbares berichtet von Quint. Aufgefordert mit ihnen zu gehen, hielt ſich jedoch der Lehrer zurück, allerlei wichtige Pflichten vorſchützend. Hingegen konnte noch am Abend desſelben Tages Frau Stoppe ihrer wachſenden Neugier nicht widerſtehen. Sie machte ſich auf und kam in dem Schubertſchen Hauſe an, als Quint es verließ, um allein für ſich durch die Ödeneien des Gebirgskammes im beginnenden Mondſchein hinzuwandeln.

An jenem zweiten Pfingſtfeiertag, wo die Lehrersfrau die hundertjährige Greiſin tot, Quint aber bei der Leiche zum zweiten Male getroffen hatte, brachte ſie ihn um die zehnte Stunde mit ſich zur Schule zurück. Die Schule war ein winziges Holzhäuschen, und Stoppe, der ſie, bei ſeinen Bienenſtöcken im Garten beſchäftigt, kommen ſah, fand ſich auf ſonderbare Weiſe von dieſer Annäherung, vielleicht ein wenig unangenehm, berührt. Aber er ging ſeiner Frau entgegen und reichte auch ihrem Begleiter die Hand.

Während die Frau eine ſaubere Kammer zurecht machte, da ſie Emanuel unſägliche Müdigkeit angemerkt hatte, zeigte der Lehrer ihm ſeine Bienen. Emanuel trat an die Stöcke heran, und, obgleich der erfahrene Imker zur Vorſicht mahnte, vollkommen ohne jede Furcht, ließ er nicht nur die aufgeregten Bienen auf Geſicht und Händen herumkriechen, ſondern griff ſie ohne Bedenken da und dort aus den Haaren oder von ſeinen ſtaubigen Füßen auf und ſetzte ſie auf das Flugloch zurück.

In ihrer kleinen Küche, die mit einigem Kupfergeſchirr, irdenen Töpfen, Geräten aus Blech und Zinn aufs properſte glänzte und zugleich Wohnſtube war, erzählte, als Quint längſt in der Kammer und zwar in einem ſauberen Bette lag, die Lehrersfrau ihrem Gatten, wo ſie ihn dieſen Morgen gefunden hatte. Dieſer Zufall und auch leider der Narr hatten ihr unverkennbar einen nicht geringen Eindruck gemacht. Sie war von dem ſeltſamen Umſtand erſchüttert, daß die alte, von allen gemiedene Frau, die, wie es hieß, um ihrer vergangenen Sünden willen nicht ſterben konnte, erlöſt, ja beinahe in ſeinen Armen geſtorben war. Hätten wir, ſagte ſie, dieſen frommen und gütigen Menſchen damals zur Seite gehabt, die Kinder wären uns nicht geſtorben. Und damit fing ſie ſtill und lautlos zu weinen an, während ſie gleichzeitig ſich erhob und am Herd hantierte.

Was dieſer Frau den eigentlichen Inhalt ihres einſamen Daſeins gegeben hatte, waren zwei Kinder geweſen, die ihrer Mutter den neuen Lebensinhalt, die Trauer um ſie, hinterlaſſen hatten.

Stoppe richtete nun die folgende Mahnung an ſeine Frau:

„Wir ſollen ergeben ſein. Wir ſollen nicht ungeduldig ſein. Wir ſollen fröhlich ſein und wie der Apoſtel ſagt: Unſer Fleiſch ſoll ruhen in der Hoffnung des Herrn. Wir ſollen aber nicht ungeduldig ſein und täglich das Fenſter aufmachen und womöglich nach falſchen Propheten Auslug halten. Denn Jeſus, der wahre Heiland, hat geſagt, wie Du bei Lukas im 21. Kapitel und 8. Vers jederzeit leſen kannſt: ‚Sehet zu, laßt euch nicht verführen. Denn viele werden kommen in meinem Namen und ſagen, ich ſei es, und die Zeit ſei herbeigekommen. Folget ihnen nicht nach!‘ — Und es ſteht bei Matthäus: ‚So ſtark werde die Kraft der falſchen Propheten ſein, daß verführet werden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten.‘ Alſo hüten wir uns! hüte Dich.“

„Ich glaube nicht,“ ſagte die Frau, „daß er Unrechtes denkt oder tut und irgendwie Böſes im Herzen trägt, ich habe auch nicht geſagt, ich hielte ihn für einen Propheten. Auch hält er ſich ſelber nicht dafür. Mir kommt es vor, er ſpricht als Menſch, er handelt als Menſch und er wandelt ſchlechthin nur als ein Menſch.“

Der Lehrer wiegte bedenklich ſeinen weichen Johanneskopf.

„Es iſt,“ hub er wieder zu reden an, „nicht zu vermeiden, ihm für mancherlei die Verantwortung zuzuſchieben, was, wie Du ja ebenfalls weißt, geſchehen iſt. Tue ein jeder ſeine Pflicht und diene Gott im verborgenen an dem ihm zugewieſenen Ort. Mich hat er nach meinem Wunſch und Willen und in Erhörung meiner Gebete in dieſes entlegene Amt geſetzt, wo ich in dem Maße ihm näher zu ſein glaube, als ich ferner gerückt von den

Menſchen bin. Gott hat mir bei meinem Wirken Segen gegeben und macht es mir täglich deutlich, wie ich für meine rings in ärmlichen Hütten verſtreuten Bergbewohner und ihre Kinder nicht ganz ohne Nutzen bin. Daran, meine ich, laſſen wir uns genügen."

Nun ſagte die Frau, die eine Pfarrerstochter war und durch mancherlei Mißgeſchicke im Elternhauſe denken gelernt hatte: aus ſolchen Betrachtungen folge noch nicht, daß dieſer Emanuel Quint etwa, weil er auf andere Art und Weiſe dem Heiland diene, verwerflich und auf Irrwegen ſei. Sie erinnerte an die Gemeinſchaft der Heiligen, die, von den Apoſteln gegründet, noch heute ſogar von den Kanzeln als in Jeſu Chriſto beſtehend angenommen wird, und drückte, während ſie einen friſchgebackenen Eierkuchen, noch in der Pfanne, dem Gatten unter die Naſe ſchob, die feſte Überzeugung aus, daß Quint, wenn irgendeiner in dieſer Gemeinſchaft, ein echter und rechter Heiliger wäre.

„Er macht mir meine Gebirgsleute aufſäſſig. Sie laufen mit roten Köpfen umher, erzählen ſich überſpannte Dinge und bringen am Ende ſich und uns mit der Obrigkeit in Konflikt;" dies ſagte der Lehrer ein wenig unwirſch, ſchwieg und aß ſeinen Eierkuchen. Er fuhr dann fort: „An wen wird ſich die Behörde halten, zum Schluß nun gar, wo wir dieſen Menſchen beherbergen? Wer wird die ſchweren Folgen zu tragen haben, als ich, wenn das Ärgernis weiter um ſich greift?" Die Frau aber gab ihm dieſe Antwort: es käme doch alles nur darauf an, ob Quint ein Betrüger oder ein echter Bekenner wäre, ſei er aber ein ſolcher und wirklich erfüllt vom reinen apoſtoliſchen Geiſt, ſo könnte es doch keine Frage ſein, ob man ſich entſchließen müßte, ihn von ſich zu ſtoßen oder ihm nachzufolgen. Denn leiden um des willen, der für uns am Kreuze ohne Bedenken geſtorben ſei, wäre doch wohl die höchſte Gnade, die uns auf Erden zuteil werden könnte.

Daraufhin wurde der Lehrer ſtill.

Ungefähr um die zweite Stunde am Nachmittag erſchien Anton Scharf bei den Lehrersleuten. Mit lautem Gepolter trat der bleiche, nervige Mann ins Haus, während die Lippen unter den blonden Barthaaren ſeines ſchmalen Spitzbarts unruhig zuckten. Das braune Haupthaar ſtand aufgerichtet bürſtenförmig um ſeinen Kopf. Er rief dem Ehepaar ein „Gott grüß Euch" entgegen mit großer Lebhaftigkeit. Er warf die Mütze irgendwohin auf eine der Bänke der kleinen Schulſtube, darin er die Lehrersleute mit dem Aufhängen eines Bildes „Der Heiland über das Meer ſchreitend" beſchäftigt fand. Er war auf eine beſondere Art erregt, die einen feierlichen Grundcharakter hatte. Aber es war auch Wildheit in ihm! Ein nicht zu verkennender Einſchlag von Trotz, Kampfluſt, ja von Luſt zur Gewalttätigkeit.

„Bruder", rief er den Lehrer an, daß die Schulſtube dröhnte, „die Zeichen und Wunder mehren ſich. Wir haben in dieſen letzten Tagen Dinge geſehen, die ſich jedermann zu Gemüte führen ſoll. Wir haben die Kraft der Apoſtel, die Kraft Gottes lebendig geſehen! Uns iſt ein Kind geboren, ſage ich Euch, es wandelt einer unter uns, von dem geſchrieben ſteht, daß er kommen ſollte. Nicht wir allein haben ihn geſehen! Hundert Arme, Kranke, Mühſelige und Beladene haben ſein Angeſicht leuchten ſehen, ſeine Stimme reden gehört und ſind geſund geworden. Wahrlich, wahrlich, ich ſage Euch, dieſer iſt mehr denn ein Apoſtel und ein Prophet! Und auch die Kinder der Welt ſpüren ſein Nahen und regen ſich. Sie recken die Hälſe! Sie wittern den Tag des Gerichts! Sie machen ſich auf, mit Schwertern und Stangen, ihn zu fangen! Aber es ſteht nirgends geſchrieben, daß Jeſus zum zweiten Male von ihnen gekreuzigt werden wird."

Drohend erhob der irregeführte Mann ſeine Fauſt nach der preußiſchen Seite des Gebirges hin, von der er, wie es ſchien, den Anſturm der Widerſacher des Gottesreiches erwartete.

„Wenn aber dieſes anfängt zu geſchehen," fuhr er funkelnden Auges zu reden fort, „ſo ſehet auf und hebet Eure Häupter auf, darum, daß ſich Euere Erlöſung naht!" Mit dieſer Lukasſtelle ſchloß er, zog ein mächtiges rotes Taſchentuch und wiſchte die hellen Tropfen von Stirn und Nacken.

Der Lehrer Stoppe, deſſen Stimme ruhig, beinahe eiſig klang, wollte wiſſen, worum es ſich eigentlich handele, was aber nicht ſogleich bei dem aufgeſtörten Zuſtande Anton Scharfs zu ermitteln war. Nur ſoviel ſtand feſt, Quint wurde auf der preußiſchen Seite behördlich verfolgt, und davon hatte der Lehrer auch bereits reden gehört und zwar durch Paſſanten am heutigen Morgen. Schließlich konnte auch Scharf Genaueres mitteilen.

Es war am Morgen ein Gendarm bis vor die Hütte der Schubertleute geritten gekommen, die, gerade ſo, wie am geſtrigen Tage, von vielen hilfsbedürftigen Menſchen umlagert war. Er hatte in ziemlich barſchem Ton zunächſt viele der Wartenden ausgefragt und endlich alle mit lauten Befehlen fortgewieſen, zugleich betonend, daß Quint ein arbeitsſcheues, behördlich geſuchtes Individuum und nichts weiter ſei. — Dann war der Gendarm mit klirrenden Sporen und ſchleppendem Pallaſch in das Haus und die Stube der Schuberts eingetreten und hatte das Ehepaar, die Tochter und ihn, nämlich Anton Scharf — Martin war auf der Suche nach Quint ſchon ſeit geſtern abweſend! — hatte die drei, mit Blei und Notizbuch in der Hand, aufs peinlichſte ausgefragt.

Er hatte dabei wohl gehofft, meinte Scharf, er werde uns Betteleien oder gar noch Ärgeres nachweiſen. Er, Anton, hätte indeſſen dem Herrn Wachtmeiſter heimgeleuchtet und ihm den Beweis erbracht, daß ſie unabhängige, vorläufig durchaus nicht unbemittelte Leute ſeien, die niemand um Gaben anzuſprechen brauchten. Augenſcheinlich habe dies dem Wachtmeiſter nicht in den Kram gepaßt, und man ſehe daraus, wie wichtig es wäre, für Zukunft und Gegenwart durch einige Mittel vor Mangel geſchützt und dadurch der Bosheit der Kinder der Welt entrückt zu ſein.

Man konnte unſchwer erkennen, wie ſich Stoppe durch dieſe Erzählung, gleichwie durch das ungebändigte Weſen des jüngeren Scharf, aufs neue beunruhigt fand, und er wies mit bleichem Geſicht darauf hin, daß man der Obrigkeit nicht zu widerſtreben nach einem ausdrücklichen Heilandswort gehalten ſei. Er bat den etwas verblüfften Scharf, den er nach Herrnhutiſcher Sitte Bruder nannte, ſich zu beruhigen und fragte ihn lange, zwar mit milden und gütigen Worten, aber beinahe noch eingehender als der Wachtmeiſter, nach Emanuels Vorleben aus, ob da nicht etwa ſündliche Dinge verborgen lägen.

„Nein,“ ſagte der Bruder Scharf, „ich glaube, ich glaube mit Freudigkeit!“ Er war überzeugt, Emanuel habe ſich auf Grund eines göttlichen Vorwiſſens ſchon am geſtrigen Morgen ſeinen Verfolgern entzogen, und fürchtete ſeltſamerweiſe nichts für ihn. Sobald er erfuhr, Quint ſei mit ihm unter einem Dache, durchzuckte es ihn und er ſchlug ſich zugleich mit der harten Hand vor die breite Stirn, als ſei ihm nun erſt, mit einem Male, etwas verſtändlich geworden: nämlich ein unwiderſtehlicher Zug und Drang hierher, in das kleine Blockhaus der Lehrersleute. Schon bewies ſich übrigens, wie ein Blick aus dem Fenſter lehrte, in anderen Bergbewohnern die Kraft dieſer ſelben Anziehung.

Der Lehrer, in ſeinem Gewiſſen bedrängt und als ein Mann von echter und tiefer Frömmigkeit, ſchlug vor, nach apoſtoliſcher Weiſe Gott im Gebet anzugehen und um Erleuchtung der Seelen zu bitten. Er war von der Macht des Gebets überzeugt, gemäß der Verheißung Jeſu, die da ſagt: „was ihr erbittet in meinem Namen, das alles will ich euch geben.“ Er ging mit geringeren Sachen, als dieſe war, im Gebet zu Gott, und wenn er mit Gleichgeſinnten fromme Meinungen austauſchte, ſo unterließ er nie, auf gewiſſe Winke hinzuweiſen, die ihm Gott hatte zuteil werden laſſen, nach dem Gebet, und auf beſtimmte, unzweifelhafte Erhörungen.

Nachdem nun die drei in ſtillen und lauten Gebeten, wobei auch die Frau des Lehrers ſanfte und innige Worte fand, Gott Vater, Sohn und Geiſt um Aufſchluß darüber inſtändig gebeten hatten, ob Quint in der Gnade oder aber von einem Geiſt des Irrtums beſeſſen ſei, hörten ſie plötzlich unter den Fenſtern die Klänge eines Chorals anſchwellen, von Kinder- und Frauenſtimmen geſungen, der ihren erſchrockenen Herzen eine unwiderlegliche Antwort ſchien:

O Jeſu, ſüßes Licht,
nun iſt die Nacht vergangen,
nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Und ſie ſtimmten in dieſen Choral mit ein.

Es war aber Martha Schubert, die gekommen war und ihn intoniert hatte. Und es waren auch bereits wieder von allen Seiten viele Kinder und Frauen, ſowie einige Männer herbeigeeilt, von denen die meiſten, ſchon weil es Freitag war, ſich am Geſange beteiligten. Der böhmiſche Joſef und Schwabe hatten den Tod der Greiſin im Wirtshaus der ſieben Gründe bekannt gemacht und auch der erlöſenden Wirkung mit beſonders lauter Überzeugung Erwähnung getan, die der Wunderdoktor dabei ihrer Meinung nach ausgeübt hatte. Von da aus nahm das Gerücht in kurzer Zeit von Hütte zu Hütte ſeinen Weg, wobei auch die augenblickliche Herberge Quints, das Schulhaus, zugleich bekannt wurde.

Und plötzlich, ehe es Stoppe hindern konnte, ſtieß Anton Scharf, zu leidenſchaftlicher Glut der Zeugnisablegung hingeriſſen, das Fenſter des Schulzimmers auf und ſchrie in die immer wachſende Menge hinaus, wie ein Wahnwitziger, Worte, die ihm aus der Geſchichte der Apoſtel im Gedächtnis hafteten: „Denn Moſes hat geſagt zu den Vätern: einen Propheten wird euch der Herr euer Gott erwecken aus euren Brüdern, gleich wie mich, den ſollt ihr hören in allem, das er zu euch ſagen wird. — Und es wird geſchehen, welche Seele denſelben Propheten nicht hören wird, die ſoll vertilget werden aus dem Volk!“

Während nun alles dieſes im Parterre und an der Vorderſeite des Hauſes vor ſich ging, ſchlief der Prophet einen totenähnlichen Schlaf in der Giebelkammer. Frau Maria Stoppe jedoch fürchtete, als ſie die Wogen der Erregung ſteigen ſah und beſonders die laute Begeiſterung Bruder Antons, man möchte ihn vielleicht aus ſeiner wohlverdienten Ruhe aufwecken. Ihre Beſorgnis teilte ſie Bruder Anton und dann der draußen harrenden Menge mit, unter die ſie getreten war, mit der vollen Zutraulichkeit einer Frau, die faſt einen jeden der Harrenden perſönlich kannte und faſt jedem etwas Gutes gelegentlich angetan hatte.

Sie verſuchte die Wartenden zu beruhigen und mahnte, ſelbſt ein Bild der Gelaſſenheit, die Schar der ärmlichen Menſchen zur Geduld. Sie betonte, Emanuel Quint ſei zweifellos ein wahrer und redlicher Diener Gottes. Das ſei genug! und man brauche und möge ihm nicht Kräfte und Abſichten zuſchreiben, die ſeiner ſchlichten Demut durchaus zuwider wären.

Die Wirkung jedoch dieſer letzten Mahnung ward durch viele durcheinanderrufende Stimmen aufgehoben, die ſich nicht genug tun konnten in der Beteuerung wundertätiger Wirkungen, die, jedweden Zweifel ausſchließend, von Emanuel ausgegangen waren.

Nun aber drängte ſich durch die ſchwatzende Menge der ehemalige Schneidergeſelle Schwabe an die Frau des Lehrers heran, ſtotternd und mit der ihm eigenen Schüchternheit dem Wunſche Ausdruck verleihend, ihr etwas unter vier Augen mitzuteilen. Im dunklen Hausflur, hinter der von Frau Maria, die Hand auf der Klinke, verſchloſſen gehaltenen Türe, erzählte er, man ſei nun auch auf öſterreichiſcher Seite Quint hart an der Ferſe, und es wäre keineswegs unwahrſcheinlich, dürfe auch keinen Menſchen irgend verwundern, wenn öſterreichiſche Polizei vor der Schule erſcheinen ſollte, bevor noch eine Stunde verſtrichen wäre. Eine Minute danach wiederholte Schwabe alles im Schulzimmer, vor dem Lehrer ſelbſt und vor Anton Scharf.

Der Lehrer meinte: falls es der Gendarm aus Spindelmühle wäre, ſo könne er es wohl verhindern, daß Quint verhaftet und fortgeführt würde, er könne vielleicht auch ſonſt für ihn gut ſagen, wenn nicht die vielen armen Leute rings das Schulhaus umlagerten: was in den Augen der Behörde ein Unfug ſei. Quint iſt aber ohne Subſiſtenzmittel, fuhr er fort, weshalb man ihn möglicherweiſe, trotz aller Einreden, ohne weiteres über die nahe preußiſche Grenze bringt, das heißt, ihn an die Gendarmen drüben ausliefert. Ihn wecken, ihm alles ſelbſt eröffnen, ſchloß er, würde vielleicht das ratſamſte ſein.

Als ſie in dieſer und ähnlicher Weiſe noch berieten, erſchien Martin Scharf und fragte, ob Quint im Hauſe wäre. Das allgemeine „Ja“, womit man ihm antwortete, hatte zur Folge, daß der überwachte und übermüdete Mann ſchluchzend unter Tränen der Freude zuſammenſank.

Wie wenn aber etwa der Funke in einen Haufen erhitzter und brennbarer Stoffe fällt, und der Haufen in Flammen auflodert, ſo ward durch den unvermittelten Ausbruch Martin Scharfs die kleine Gemeinde in einen ſchluchzenden Rauſch der Tränen verſetzt, einen Paroxysmus der Brüderlichkeit und Gemeinſamkeit, der ſich außer durch Tränen in Umarmungen und apoſtoliſchen Küſſen äußerte.

Emanuel war nun doch in ſeinem verhängten Zimmer von dem Lärm und Gepolter unten im Hauſe aufgewacht und lag horchend und grübelnd auf dem Rücken. Er deutete die Geräuſche, die er ſonſt bei den Schuberts kennen gelernt hatte, ſogleich auf ſich und wußte, daß eine gläubige Menge, Hilfe aus aller Not von ihm fordernd, ſeiner wartete. Unwillkürlich die Hände faltend, betete er zu dem Göttlichen tief verſenkt in ſich.

Dies aber war ſtets das Weſen ſeines Gebetes, ſich ganz nur als Werkzeug unter den Willen der Gottheit zu ſtellen. Er überſah den vergangenen Tag. Er hatte nicht das Gefühl irgend etwas außer Gott im Leben geſucht zu haben, noch auch vermöge eigenen Willens und klarer Abſicht den Weg bis hierher gegangen zu ſein: dennoch lautete ſeine Frage: „Bin ich auf rechtem Wege geſchritten? Habe ich auch wirklich nicht meinen, ſondern deinen Willen getan?“ und er warf ſich, im Geiſte bemüht, den letzten Reſt von eigenem Willen aus ſich zu tilgen, aufs neue vor Gott aufs Angeſicht und flehte: „mache mich ganz nur zu einem Wort, einem Hauch, einem Blick, einem Herzſchlag von dir!

Es wird geſagt, Jeſus Chriſtus habe die Kraft des Wunders ſeinen Apoſteln hinterlaſſen. Ich bin kein Apoſtel. Ich bin ſeiner ganz unwürdig. Die Liebe des Heilands iſt wie ein Meer! die meine iſt nur ein ſickerndes Bächlein. Die wahre Heilandsliebe iſt eine Kraft, die nicht nur kranke Leiber ſogleich zu geſunden macht, ſondern ſie verwandelt verdammte und zur Hölle verfluchte Seelen mit einem Hauch ihres Mundes in ſelige Engel des Paradieſes. Ich bin ein Blinder. Auf meinem äußeren geſchloſſenen Augendeckel liegt von dem Schatten ſolcher Liebe ein Schein. Ja, wäre ich deſſen ſicher, daß es wirklich ein Schatten des Schattens der Heilandsliebe iſt, ich könnte damit allein ſchon die Wüſte der Welt zum tauſendjährigen Paradieſe umwandeln.

Aber ich kann keine Wunder tun. Ich will keine Wunder tun. Es ſei ferne von mir, zu meinen, ich könne mehr tun, als da bereits geſchehen iſt, aus der Liebesfülle der ewigen Weisheit. Sollte ich etwa dein Werk verbeſſern wollen, du heiliger Geiſt? Ich bin nicht ſo hochmütig, dieſen Wahnwitz der Überhebung berge ich in mir nicht.

Du weißt das, der du in mir biſt! Dir iſt nichts verborgen! Aber warum ſendeſt du dieſe Bedürftigen hinter mir her, die etwas wollen, was irdiſch, nicht himmliſch iſt, etwas, was ihnen vielleicht die Kinder der Welt, nicht die Kinder des Himmels vorenthalten? Sie dauern mich, ich fühle ein überquellendes Mitleid in meiner Bruſt. Ich möchte ihnen gern und von Herzen gern alles das geben und mitteilen, was Himmliſches in mir iſt, geſchweige das Irdiſche, wovon mich zu trennen mir nichts bedeutet. Führe mich! Lehre mich, ob ich ihnen und wie ich ihnen Mitleid und Liebe beweiſen ſoll, meinen taſtenden, in irdiſcher Finſternis tappenden Brüdern und Schweſtern! Oder ſoll ich mich abkehren von ihnen und ihrer kläglichen, bitteren, flüchtigen Lebensnot und ganz zurückkehren in dein Herze?

Aber freilich, warum denn bin ich hier in die Welt geſtellt? Warum denn bin ich herabgeſendet in dieſen irdiſchen Leib der Gebrechlichkeit und trage dich in mir wie ein Licht? Soll ich nicht meinen Mitbrüdern leuchten? Wem ſoll man leuchten, als denen, die im Finſtern ſind? Wem ſoll man Gott bringen, als dem Gottloſen? Wen ſoll man heimholen, als das verirrte, verlaufene Schaf? Wen ſoll man tröſten und zurückführen, als den in Finſternis Ausgeſtoßenen? In Finſternis, wo Heulen und Zähneklappern iſt? Wer kehrt zurück und wird mit Jubel empfangen von der Liebe des Vaters im Vaterhaus? Wer anders als der verlorene Sohn, der da ausgezogen war im Hochmut ſeines geringen Vermögens und mit den Schweinen Treber aß" — und Quint warf ſich herum, rang ſeine Hände, drückte ſein Angeſicht in die Kiſſen und flüſterte weinend: „Ich habe geſündigt im

Himmel und vor dir. Herr, Herr, ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße.“

Unvermittelt gleichſam kam ein Gefühl der Zerknirſchung über ihn, das mit dem glühenden Wunſche für den Vater zu leiden, zu ſterben, ſich auszulöſchen verbunden war, — ein Gefühl von Schuld erfüllte ihn, deren Urſache ihm verborgen war, denn er hätte ſich nicht erinnern können, jemals, wie der verlorene Sohn, mit eigenem Willen in die Fremde gegangen zu ſein. Aber er zweifelte nicht an der eigenen Schuld. Und jetzt glaubte er, zu begreifen, in dieſem Rauſch, nicht nur warum die verirrten Schafe ihm nachfolgten, ſondern auch, daß gerüſtete Männer zu Pferd, mit Waffen zum Töten der Menſchen, raſtlos auf ihn fahndeten. Weshalb er gehetzt wurde wie ein Wild. Seine Schuld lag früher! ſie lag nicht im Irdiſchen. Nicht daß man Gott nachzufolgen ſich bemühte, in Jeſu Fußſtapfen, war die Schuld, ſondern daß man den Vater verlaſſen hatte.

Und in ſeiner Seele überdachte er lange hin und her die Mythe vom Sündenfall, bis er plötzlich mit einem Ruck ſich vom Bette erhob, dabei leiſe ſprechend: „ſo will ich euch weiter dienen, meine Brüder und Schweſtern.“ Und es kam über ihn eine neue Entſchloſſenheit, die ihn mit einer Art freudiger Hoheit umgab, als er unter den bänglichen Menſchen in der Schulſtube plötzlich erſchien. Er liebte die Brüder Scharf, und ſie hatten für ihn eine grenzenloſe menſchliche Zuneigung. Mit Leidenſchaft küßten ſie ſeine Hände, was er um ihretwillen mit leiſem Lächeln geſchehen ließ.

Die Leute aber, die draußen ſtanden, drängten, kaum daß ſie das Angeſicht Quints durch das Fenſter erkannt hatten, mit einem ſtürmiſchen Anlauf ins Haus. Der böhmiſche Joſef war unter ihnen. Es gelang zwar der Lehrersfrau, den Schlüſſel im Schloß der Haustür umzuwenden, aber da Emanuel Quint das kleine Katheder beſtiegen hatte, ward ſie von den Brüdern umgeſtimmt. Sie öffnete wieder, und Weiber, Kinder, Greiſe und Männer, voran der böhmiſche Joſef, ſtrömten herein. Aller bemächtigte ſich eine erwartungsvolle Feſtlichkeit, ſtill ſchoben ſie eins um das andere ſich in die Schulbänke, und die keinen Platz bekamen, ſtanden und hockten eng gedrängt. So viele indeſſen waren gekommen aus irgendeinem dumpfen Triebe heraus, daß ſie Kopf an Kopf den Hausflur erfüllten, die Schwelle draußen und ſchließlich dichtgezwängt einen weiten Raum vor dem offenen Schulfenſter, durch das ſie mit offenem Munde hereinblickten.

Es war eine tiefe Stille eingetreten, ehe Quint zu reden begann. Seine Predigt, in die das Piepſen der Sperlinge von draußen hereinſchallte, ward aber an dieſem Morgen in einem Ton geſprochen, der hinreißen mußte, wenn man auch ihren Inhalt meiſt nicht verſtand.

„Die Kraft Jeſu,“ begann er, „ſei in den Schwachen mächtig. Und der Apoſtel ſage: ‚wenn ich ſchwach bin, ſo bin ich ſtark‘, und alſo ſolle ſich niemand fürchten etwa um ſeiner Schwäche willen oder weil er unwiſſend ſei, oder krank, oder etwa arm. — Auch ſolle ſich niemand fürchten, wenn er verfolgt werde von den Kindern der Welt. Jeſus ſei gekreuzigt, ſeine Apoſtel verfolgt und getötet worden. Aber es habe nichts auf ſich mit denen, die den Leib töten. Die da tot ſind, werden getötet, die aber lebendig ſind in Chriſto, können nicht getötet werden von den Toten. Wer Ohren hat, zu hören, der höre,“ fuhr er fort: „wir wandeln im Fleiſch, aber wir ſtreiten nicht fleiſchlich. Wir ſind der Friede, wir ſind die Liebe Gottes, ſonſt nichts, wir ſind der Geiſt! Chriſtus iſt in menſchlichem Leibe auf Erden gewandelt. Er wandelt noch unter uns. Aber ſofern wir ihn ſelbſt mit Augen geſehen, mit den Händen berührt hätten, nach dem Fleiſch, ſo kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr, außer im Geiſt.

Er iſt in uns und wir in ihm. Damit ſind wir getroſt und haben viel mehr Luſt, außer dem Leibe in ſeinem Geiſte zu wallen, als dazu, leiblich zu wallen. Denn ſo iſt jegliche Trübſal, die uns drohen will, zeitlich und leicht: uns, die wir nicht ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare. Denn was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich, was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig.

Wollen ſie uns verfolgen, quälen und hinrichten auf Erden, ſo zerbrechen ſie unſer irdiſches Haus, aber nur, auf daß offenbar werde, daß wir ein Bau ſind, nicht mit Händen gemacht, ſondern von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Gott der Herr iſt der Geiſt. Wo aber der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit. Darum können ſie uns nicht fangen mit Schwertern und Stangen! Können uns nicht in einen Kerker legen, außer mit vielen offenen Türen ins Himmelreich.

Möge uns nicht betrüben, daß wir töricht ſind vor der Welt: was töricht iſt vor der Welt, was unedel iſt vor der Welt, was verachtet iſt vor der Welt, hat Gott erwählt. Freilich, daß Ihr nicht töricht bleibet im Fleiſch, ſondern teilhaftig werdet jener göttlichen Torheit, die weiſer iſt denn Menſchen, und der göttlichen Schwachheit, die ſtärker iſt, als die Macht der Könige, dazu helfe Euch Gott. Er helfe Euch zu der verborgenen Weisheit, auf daß Ihr nicht greifet nach Brot, außer nach dem Leibe des Herrn Jeſu Chriſti, weder nach Wein, außer nach dem Blute des Herrn! Weder nach einem Gaſtmahl, denn nach ſeinem heiligen Abendmahl! Denn wenn wir fröhlich ſind, ſo freuen wir uns im Herrn, wenn wir traurig ſind, ſo gilt es ſeiner Trübſal.

Wer Ohren hat zu hören, der höre: ziehet den natürlichen Menſchen aus, ſterbet im Leib und werdet im Geiſte wiedergeboren! Der natürliche Menſch vernimmt nichts von dem, was ich ſage, vernimmt vom Geiſt Gottes nichts. Es iſt ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen. Solche aber ſagen von mir, wie die Juden von Paulus ſagten: ‚er iſt um Chriſti willen zum Narren geworden‘. Es iſt aber nichts verborgen, es wird dereinſt offenbar, und denen unſer Evangelium verdeckt iſt bis dieſe Stunde, die mögen ausharren und der Verheißung warten mit der Geduld.

Denn Gott, der da heißt das Licht, aus der Finſternis hervorleuchtend, der hat einen hellen Schein in unſere Herzen gegeben, daß durch uns entſtünde die Erleuchtung und Erkenntnis der Klarheit Gottes im Angeſicht Jeſu Chriſti. Dann wird ſich des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angeſicht in uns allen ſpiegeln.

Ihr Männer, liebe Brüder, und Ihr Weiber, liebe Schweſtern, fürchtet Euch nicht darum, daß ich verfolgt werde. Wir haben das Zeugnis unſeres Gewiſſens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleiſchlicher Weisheit auf der Welt mit Frieden wandeln. Unſer Amt iſt, Chriſtum zu predigen, Verſöhnung und Frieden. Haben wir Trübſal, ſo ängſten wir uns nicht. Iſt uns bange, ſo verzagen wir nicht. Leiden wir Verfolgung, ſo werden unſere Seelen doch nicht gefangen! Werden wir unterdrückt, doch bleiben wir frei. Denn es iſt keine Liebe und Sehnſucht ſo heiß in uns, ſo unwiderſtehlich glühend als die, allezeit das Sterben des Herrn Jeſu an unſerem Leibe zu tragen und das Leben des Herrn Jeſu in unſeren Herzen."

Ungefähr bis zur Anrede: „Ihr Männer, liebe Brüder, und Ihr Weiber, liebe Schweſtern, fürchtet Euch nicht!" – hatten alle mit Andacht zugehört. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Anton und Martin Scharf durch den Vortrag des Narren in Chriſto vollſtändig hingenommen waren. Aber auch der bärtige Schullehrer hing, ohne nur einen Blick zu verwenden, am Munde Quints und hatte über dieſer ſeltſam neuen Verkündigung des Geiſtes alle ſeine Bedenken, betreffend wahre und falſche Propheten und den Gehorſam gegen die Obrigkeit, beiſeite getan.

Die Frau des Lehrers, die neben Martha Schubert auf der niedrigen Schwelle des kleinen Katheders ſaß, blickte mit dem Mädchen zugleich andächtig zu dem Prediger auf, ſichtlich von einer Andacht befallen, die mehr der Verzückung ähnlich ſah. Aber nun hob ein Geflüſter an. In den Bänken reckten ſich mehrere Hälſe. Ein Säugling quäkte laut aus der Menge, die unter dem Fenſter ſtand. Und wie das Geflüſter nicht enden wollte und ſich viele Geſichter von Emanuel ab- und forſchend den Vorgängen unter dem Fenſter zuwandten, war es kein anderer als der böhmiſche Joſef, der ſein braunes häßliches Indianer- oder Zigeunerantlitz entrüſtet herumwandte und Ruhe gebot.

Es half einen kurzen Augenblick. Dann war es, als ſei draußen vor der Tür mit einemmal ein Habicht mitten unter Scharen von Spatzen hineingeſtürzt: ſo flogen die Menſchen mit lautem Gekreiſch auseinander. Sogleich pflanzte ſich das Geſchrei in den Hausflur fort, von wo ſich die Menge unter Knüffen und Gepolter ins Freie wälzte. Nun ſtießen auch die Weiber im Schulzimmer gellende Schreckenslaute aus, wodurch eine jähe Panik entſtand, die jedermann kopflos durch Tür und Fenſter ins Freie trieb.

Nachdem nun jene ſich von ihrer Verblüffung erholt hatten, die noch im Zimmer geblieben waren, wußten ſie nicht ſogleich, was etwa die allgemeine Flucht verurſacht hatte. Da tönte der Ruf „Polizei!“, mit lauter Stimme warnend gerufen, durchs Fenſter herein.

Es waren aber außer Quint, dem Lehrer und ſeiner Frau, außer Martha Schubert und den Gebrüdern Scharf auch Schwabe und der böhmiſche Joſef im Zimmer geblieben. Dieſer ſeufzte laut und kopfſchüttelnd ein „jaja!“ ſchob eine Schulbank zurecht, die im Durcheinander der allgemeinen Flucht beinahe umgeſtürzt worden war, und ſagte dann, daß alle Menſchen eben leider ſo und nicht anders wären. Er ſchloß mit einer Bibelerinnerung irgendwoher: „der Geiſt ſei willig, das Fleiſch ſei ſchwach“.

Dagegen erhob ſich Anton Scharf und redete mit trotziger Wut und Entrüſtung ein wenig unzuſammenhängend ſo:

„Wenn Ihr denkt wie ich, lieben Brüder und Schweſtern, ſo laſſet uns dieſe Stätte Gottes, dieſe Krippe des Herrn, dieſes neue Bethlehem mit Riegeln verſchließen und mit Fäuſten verteidigen gegen den Anſturm der Welt. Hier hat der Dornbuſch des Herrn gelodert. Hier hat die Stimme des Herrn aus dem Dornbuſch geredet zu uns. Hier iſt heiliges Land! Und kein Abgeſandter des hölliſchen Abgrundes ſoll es betreten.“

Damit riß der ekſtatiſche Menſch die niedrigen Schaftſtiefeln ſich von den nackten Füßen los, was dem Narren ein kleines Lächeln abnötigte.

Quint war im übrigen ruhig geblieben und blieb es auch jetzt, als er durch ein Schütteln des Kopfes die Heftigkeit ſeines treuen Bekenners mißbilligte. „Wir haben,“ ſagte er, „nichts mit Gewalt zu tun. Es iſt die Weiſe der wahren Jünger des Heilands von Ewigkeit, daß ſie dem Übel nicht widerſtreben: auf Erden nicht widerſtreben und nicht mit Gewalt.

Wer immer mich ſucht, der findet mich!“

Inzwiſchen war die Lehrersfrau zweien öſterreichiſchen Gendarmen entgegengegangen, die ſie durchs Fenſter hatte herankommen ſehen. Der Lehrer, im Begriff ihr nachzufolgen und gegen die Polizeileute beizuſtehen, beſann ſich anders. Er trat mit einem Entſchluß aufs Katheder zu Quint und richtete die treuherzig offene Frage an ihn: „ſage mir, was Du willſt, daß wir tun ſollen“.

Quint erhob ſich ſchlicht und ein wenig bleich, und indem er kaum merklich die Achſeln zuckte, antwortete er: „wandelt in

Jeſu Chriſti Fußſtapfen!“, erhob ſich und ſchritt gelaſſen dem Ausgang zu.

Die Zurückgebliebenen aber hörten, wie er in ſeine Kammer ging.

Die Gendarmen verhandelten mit der Lehrersfrau zunächſt in behaglicher Höflichkeit, was ſie jedoch nicht hinderte, auf der Verhaftung Quints zu beſtehen und dieſes Ziel, ihrer Order gemäß, ſchnurſtracks zu verfolgen. Ins Schulzimmer tretend ließen beide Herren zugleich ſich mit einem erſtaunten „Aha!“ vernehmen, da unerwarteterweiſe ihnen zwei Leute entgegentraten, wie Schwabe und der böhmiſche Joſef, deren Leumund in den Amtsſtuben auf beiden Seiten der Grenze ein gleicher war. Nachdem die Scharfs ihren Namen geſagt hatten, wurde auch ihnen überraſchenderweiſe, wie irgendeine freundliche Neuigkeit, ihre Verhaftung mitgeteilt.

Nun wollten ſie wiſſen, was ſie verbrochen hätten.

„Ja, mein Lieber,“ lachte der eine Grünrock den ihn mit Blicken vernichtenden Anton an: „was Du verbrochen haſt, wirſt Du wohl ſelber wiſſen. Übrigens habt Ihr, was man ſo ſagt, einen guten Umgang!“ Und er machte eine Bewegung mit dem Kopf nach Schwabe und dem böhmiſchen Joſef hin.

Schwabe kroch in ſich ſelber zuſammen.

Allein der böhmiſche Joſef, der vollkommen furchtlos den öſterreichiſchen Geſetzesvollſtreckern in die Augen ſah, meinte in ſchnellem, nicht gerade wohlerzogenem Tonfall: „wenn er immerhin manchen ſchon manchmal eine Naſe gedreht habe — und er werde mit Gottes Hilfe noch manchen manchmal eine Naſe drehen! — ſo würden ſie ihm doch nicht etwa einen Strick zum Aufhängen daraus machen, daß er einer Bibelſtunde beiwohne.“

„Ja was!“ meinte der Grünrock, „Bibelſtunde?!“

Da aber fuhren die Scharfs auf ihn ein. Einander mit heftigen Stimmen unterbrechend, redeten ſie von allerlei apokalyptiſchen Dingen, von denen keiner der Herren Grünröcke jemals auch nur das geringſte gehört hatte, und bauſchten den ſehr gewöhnlichen Vorgang der Predigt Quints, in einer Schulſtube, zu einem ungeheuren Ereignis auf. Mit Drohen, Bitten und Schreien war es beinah ein Bekehrungsverſuch an dieſen braven und ahnungslos lächelnden Offizianten, die einander mit Blicken ſagten, daß es ſich hier um Leute handele, die vielleicht nicht ins Zuchthaus gehörten, wohl aber in eine Irrenanſtalt.

„Na, wir wiſſen ja ſchon,“ ſagte einer der Grünröcke!

Siebentes Kapitel

Die Poliziſten hegten Emanuels wegen Fluchtverdacht. Wahrſcheinlich war ihnen das Auftauchen und Verſchwinden Quints und ſein Entweichen mit dem böhmiſchen Joſef von preußiſcher Seite mitgeteilt worden. Deshalb wurden dem armen Sünder, den man mit den Worten: „da iſt der Verführer!“ in der Kammer gegriffen hatte, Handſchellen angelegt.

Den beiden Scharfs, die mit großer Heftigkeit forderten, daß man ſie ebenfalls binden möge, gelang es indeſſen nicht, Fluchtverdacht zu erwecken, und ſie mußten, mit Qualen im Herzen, ohne Feſſeln und in großem Abſtand von Quint, der vorangeführt wurde, mit dem zweiten Poliziſten den Weg nach der preußiſchen Grenze antreten.

Obgleich man belebtere Pfade und Steige ſoviel wie möglich zu meiden verſuchte, kam man doch bald an einigen Bauden vorbei, in denen das Feiertagsleben, im Nahen des Abends, lebhaft bemerklich war: mit Türenſchlagen, Rufen der Kellnerinnen und Fiedelmuſik. Dort aber konnte ein ſolcher Transport eines langen, mageren, ſeltſam giraffenartigen Menſchen, der gefeſſelt vor einem Gendarmen herſchritt, nicht unbemerkt bleiben. Der

Weg war weit und im ganzen beſchwerlich, und als eine Stunde verfloſſen war, fand ſich der Öſterreicher mit ſeinem Delinquenten keineswegs mehr allein. Es hatten ſich Kinder angeſchloſſen, die los zu werden nicht möglich war. Es hatten ſich Weiber und Männer aus dieſer und jener Baude zugeſellt, die zu denen gehörten, deren Aberglauben dem armen Gefeſſelten günſtig war. Es liefen auch ſchwitzende Trupps von Ausflüglern hinterher ſolche zum Teil, die den gleichen Weg hatten, und andere, denen ein Umweg um des Verbrechers willen lohnend erſchien. Der zweite Gendarm mit den Brüdern Scharf blieb weit zurück und fand auch, mit ſeinen ungefeſſelten, ſichtlich ungefährlichen Leuten, weniger Publikum.

In der Seele des Narren regte ſich eine ſchwere und qualvolle Bitterkeit. Er war von dem reinen Geiſte der Schrift und nebenher von reiner Menſchenliebe erfüllt geweſen, und wiederum brach, wie ſo oft, die ganze Verachtung der Welt über ihn herein. Sie war diesmal für ihn noch unbegreiflicher, je weniger die Entehrung, in die man ihn durch die Feſſel geſtoßen hatte, irgendeinen begreiflichen Sinn zu enthalten ſchien. Man führte ihn wie ein reißendes Tier. Seine Empörung wollte aufwallen, wenn er hinter ſich Getrappel, Geſpräch und Geſchrei vernahm und Worte, die Vermutungen ausdrückten, ob Diebſtahl, Totſchlag, oder Raubmord die Urſache ſeiner Verhaftung ſei. Die Mitläufer nahmen kein Blatt vor den Mund, und der arme Quint, deſſen ärgſter Fehler — man weiß allerdings, daß Müßiggang aller Laſter Anfang iſt! — vielleicht eine gewiſſe Scheu vor der Arbeit war, mußte Proben eines Freimuts mit jeder Minute hinnehmen, die ſeine etwas zu hohe Stirn, ſeine ſpitze Naſe, ſeinen roten Bart, ſeine langen Arme und Beine, ja ſogar ſeine Sommerſproſſen betrafen. Einige meinten, er ſei ein Giftmörder.

Da aber fühlte er, ſofern er ſchreien wollte: ich bin es nicht! würde der Schrei wie von Steinen zurückhallen. — Wenn er zu ſagen unternähme: ich bin ein friedlicher Heilandsjünger, ſonſt nichts! würde damit nur ein gräßliches und wüſtes Gelächter entfeſſelt ſein. Soſern er aber die ganze Wahrheit nicht verſchwieg und jenen etwa zu eröffnen anfinge, daß er, mit ihnen verglichen, der Freie und nicht der Gefangene ſei, der Begnadigte und nicht der Verfluchte, dann, wußte er, würden rings im Geröll von raſenden Händen kaum ſpitze Steine genug zu finden ſein, Gott damit zu ſteinigen.

Deshalb ward er allmählich froh, und es überkam ihn der unvergleichliche Friede einer tiefen Gelaſſenheit. Das Trappeln und Reden hinter ihm drein berührte ihn auf keine andere Weiſe als etwa das Geräuſch einer langſam rinnenden Steinlawine, eines Baches, eines Pferdegetrappels, oder ſauſenden Windes berührt. Es kam ihm vor, als wanderten hinter ihm Gebilde aus Erz, aus Stein, oder aus Ton, Tote, die in ſich kein Leben hatten! Vergeſſene, Verlaſſene und Begrabene, die irgendwann einmal vielleicht dazu beſtimmt ſein könnten, durch den Liebesodem des Schöpfers geweckt und zu dem gemacht zu werden, was er war.

Und immer heller ſtrahlte in ſeiner Seele ein göttliches Glück, bis er manchmal unwillkürlich den bläulichen Gottestiſchrock an ſich zog, wie um das innere Leuchten zu verbergen. Und dann dachte er ſich: Ich bin ein Licht! Warum ſehen ſie eigentlich nicht, daß ich leuchte? Doch wohl, weil ſie unrettbar mit dem ſchwarzen Star des Todes behaftet ſind. Warum ſehen ſie eigentlich nicht, daß ſie mir in unausſprechlicher Weiſe Gutes tun, indem ſie mir Ähnliches zu erfahren geben, wie ihm, dem Heiland, dem ich nachleben, den ich von innen her immer beſſer ergründen will. Machen ſie mich nicht mit ihrer Härte, mit ihrem Hohn mit ihrer Unwiſſenheit und Gleichgültigkeit dem Heiland ähnlicher, ſo daß ich in einem Gebiet meines Weſens, meiner Erfahrung, meiner Schmerzensempfindung ihm gleich geworden bin? Erkennen ſie nicht, daß er dieſen ihm bekannten, öffentlichen Marter- und Kreuzesweg greifbar nahe neben mir hinwandelt? Möchte ich doch dem Gendarmen die Hände küſſen, der mich dieſen und keinen anderen Weg geführt! Ja, bemerken ſie denn nicht das Unerhörte, wodurch ich während ganzer nicht kurzer Zeitſpannen ſo in den Heiland verſunken war und er in mir, daß er ſelber, in meiner Geſtalt, vor ihnen mit Handſchellen an den Knöcheln, hinwandelte?

Der deutſche Gendarm, dem Quint in der Nähe der Pichlerbaude übergeben werden ſollte, brach, als er ſeiner anſichtig wurde, in ein joviales Gelächter aus, in das ſogleich die Herren aus Böhmen, ſowie die Menge der Mitläufer einſtimmten. Er ſagte dabei mit Bezug auf das lange Haar des Toren, das in der Zeit des Einſiedlerlebens nicht gekürzt worden war: „es ſei aber nun wirklich die allerhöchſte Zeit für das Haareſchneiden,“ und dieſe Worte rieſen deshalb eine noch lautere, humoriſtiſche Wirkung hervor, weil es faſt ſo ſchien, als ob der vierſchrötige Kavalleriſt als Barbier und nur zum Zwecke gekommen wäre, Emanuel Quinten das Haar zu ſchneiden, und dieſer wiederum nur zu dem Zweck, eben dieſe Arbeit von ihm verrichten zu laſſen.

Noch war das Gelächter nicht gänzlich verſtummt, als plötzlich ein Knabe, der etwa elf Jahre alt ſein mochte, ſich dicht vor Quint hindrängte und ihm einen Keil Roggenbrotes, der mit Fett beſtrichen war, zureichte. Der grübelnde Tor ſah ihn an, und, wie es ſchien, erwachte nun erſt ins Leben zurück. Als er die Abſicht des blaſſen, hager aufgeſchoſſenen Jungen begriffen hatte, vergaß der Narr, daß er Handſchellen um die Knöchel trug, und wollte, merklich gerührt, wie ſegnend die Rechte auf ſeinen Scheitel tun. Die ſomit entſtandene Bewegung, die kläglich genug zu ſehen war, konnte von dem Jungen nicht anders gedeutet werden, als habe der arme Sünder das Brot entgegen zu nehmen vergeblich verſucht, und es ward ihm zugleich zu Gemüte geführt, daß er in ſeiner herzlichen Aufwallung gerade den Umſtand, nämlich die Feſſel um Menſchenhände, vergeſſen hatte, durch den ſein Mitleid beſonders erregt worden war. So erlitt die gute Tat eine unerwartete, kurze Verzögerung und erregte das von dem Jungen gefürchtete Aufſehen. Jäh ſchoß ihm das Blut ins Angeſicht. Aber nur einen Augenblick beherrſchte ihn Ratloſigkeit, dann hatte er bereits die zerlumpte Seitentaſche im Rock des Sträflings bemerkt und blitzſchnell den Kanten Brot dort feſtgeſteckt. Jetzt ſah man zwei braune, nackte Füße, eiligen Laufs, die Sohlen nach rückwärts geworfen, über die Kammwieſe ſich entfernen und ſchließlich verſchwinden.

Über das neue Gelächter, das nun entſtand, ſuchte man doch mit einer gewiſſen Beſchämung hinwegzukommen. Einige aus der Menge entfernten ſich. Andre begannen ſogar etwas Geld zu ſammeln, das ſie Quint einhändigen wollten, nachdem die Gendarmen ihre Papiere gegenſeitig geordnet hatten. Aber Emanuel regte ſich nicht. „Zum Donnerwetter, ſo nimm's doch, dummes Kamel!“ ſchrie der deutſche Gendarm ihm zu und löſte danach, ſcheinbar unwirſch, die Handſchellen. Aber ſei es nun, daß die Seele Quints noch von dem Lichtſtrahl der ewigen Güte geblendet war, den Gott ihm durch einen Knaben geſandt hatte, und er darum nicht ſah, was man ihm bot! Oder glaubte er, ſeine Hände zu beflecken, wenn er Geld von dieſen wandelnden Leichen nahm? Kurz, ſeine freien Hände fielen nur ſchlaff herab und hingen offen und ſtill zur Erde.

Während des Abſtiegs ins Hirſchberger Tal hinunter hatte Emanuel die Brüder Scharf neben ſich. Der Gendarm hegte kein Mißtrauen. Er hatte ſich eine von den Zigarren angezündet, die er aus freundlichſt präſentierten Zigarrentaſchen zu ſich geſteckt hatte, und, indem er ſein ſchweres Pferd behaglich am Zügel mit ſich zog, ließ er die Häftlinge unbeſorgt voranſchreiten.

Natürlich waren die Brüder froh, wieder mit Quint vereint zu ſein, zugleich aber zitterten ſie vor großer Entrüſtung über das, was ihnen, und vor allem, was Quint widerfahren war. Beſonders war es Anton Scharf, der, kaum auf den abſchüſſigen Weg achtend und oftmals ausgleitend, mit faſt immer geballter Rechten, Drohungen und Verwünſchungen wider die Weltkinder von ſich gab. Er ſagte: „Sie wollen nicht Gutes tun! Sie haben Angſt und ſehen nicht! Sie haben Ohren und hören nicht! Der Fluch Gottes, der über ihnen iſt, macht ſie blind und taub!“

Martin Scharf, der während des Ganges über die Berge bereits vieles mit ſeinem Bruder durchgeſprochen und hin und her erwogen hatte, was wohl gegen die Mächte der betörten Welt für Maßregeln zu ergreifen ſeien, erbat nun für das, was ſie tun wollten, Emanuels Sanktion. Es war, wie ſie meinten, unmöglich, ſie beide und Quint lange in Haft zu behalten. Demnach wollen ſie ſich, ſofern ſie freigelaſſen wären, zu einer gewiſſen frommen und adligen Dame begeben, die ſehr alt, ſehr reich, ſehr wohltätig, und in der ganzen Provinz als die „Gurauer Frele“ bekannt und geachtet war. Bei dieſem alten Gurauer Fräulein wollten die Brüder um Schutz für Quint bitten und, nachdem dies geſchehen und der große Einfluß der Dame dahin gewirkt haben würde, daß man die friedlichen Bahnen Quints fortan ungeſtört ließe, wollten die Scharfs eine Gemeinſchaft von Gleichgeſinnten zuſammenrufen, eine Gemeinſchaft der Würdigſten, um Quint geſchart, und dieſen als ihren Führer verehrend.

Die Nachfolge Jeſu, ſagte Quint hierauf, müſſe ein jeder für ſeinen Teil aufnehmen und durchführen und es könne und müſſe hierbei nur einer, der Heiland ſelbſt, der Führer ſein. Er aber, Quint, werde ſich niemals ſo weit vermeſſen und vergeſſen, irgendwo in der Welt der Erſte zu ſein, wo der Heiland der letzte geweſen wäre.

Sie waren bis an eine Stelle gelangt, wo der Gendarm auszuruhen beabſichtigte, und plötzlich erklang ſein donnerndes: „Halt!“ Die Häftlinge ſtanden ſtill und erwarteten den Beamten der pruſtend und gutmütig fluchend näher kam, um ſich auf einer Bank niederzulaſſen, die man zum Gebrauch fremder Touriſten hier aufgeſtellt hatte. „Ruht Euch aus, Kerls,“ ſagte er, „wir haben noch weit! Wenn Euch nun nicht der Teufel geritten hätte, ſo brauchte ich jetzt, an den Feiertagen, nicht in den Bergen herumkriechen, was bei meinem Speck nämlich kein Vergnügen iſt. — Na, Ihr macht allerdings auch Geſichter, wie neun Meilen ſchlechter Weg. Das weiß Gott!“ Dies ſagte er mit einem ſeltſam forſchenden Blick ſeiner kleinen Augen, zugleich breit lächelnd und ſeinen behelmten Kopf ſchüttelnd. „Wenn man nur wüßte, was Euch in die Kaldaunen gefahren iſt? Ich glaube, Ihr ſeid verrückt geworden. Ich hab auch mal einen Kerl transportiert, der kam aber wirklich ſpäter ins Irrenhaus, der wollte mir immer einreden, daß er es ſchwarz auf weiß, ich weiß nicht von wem, beſcheinigt in den Händen habe, er werde lebendigen Leibes mit Wagen und Pferden gen Himmel kutſchieren. Schließlich ſollte der Wagen ja wohl, hol mich dieſer und jener! noch feurig ſein. — Was iſt denn los? Was habt Ihr denn? Hol mich dieſer und jener! Glaubt Ihr vielleicht, daß in drei Tagen die Welt untergeht? Bis dahin, o weh! Da wird noch mancher Kognak getrunken werden! — Macht doch die Menſchen nicht verrückt! Ihr macht ja das Geſindel in den Häuſern da oben richtig wahnſinnig! Wer redet Euch denn ſolchen Unſinn ein? Ich war doch wahrhaftig oft genug in der Garniſonskirche. Was Religion und was unſer Herr Chriſtus iſt, weiß ich doch wahrſcheinlich beſſer als Ihr! Aber ſo 'n Blödſinn iſt mir doch noch nicht vorgekommen.“

„Herr Gendarm,“ ſagte Martin Scharf, „wir haben nichts getan, als wozu der Geiſt des Herrn uns getrieben hat. Wir ſollen Zeugnis ablegen von Chriſto! Wir ſollen es heute tun und nichts auf morgen verſchieben, Herr Gendarm! Ja, wenn wir es eine Stunde verſchieben wollten, wer weiß, die wäre vielleicht verſäumt für die Ewigkeit.“ „Herr Gott ja, Menſch, glaubt Ihr, wir haben auf Euch gewartet? Wird nicht in allen Kirchen Sonntag für Sonntag für Jeſum Chriſtum Zeugnis abgelegt? Sonntag für Sonntag, in allen Kirchen! Bin ich ein Heide? Bin ich denn nicht ebenſo gut, wie Du, ein Chriſt?“

Anton Scharf aber, der die Zähne zuſammenbiß, ſah den Wachtmeiſter grimmig an, bevor er etwa dieſes unüberlegt und heftig hervorbrachte.

„Es gibt auch ſolche, die falſch Zeugnis reden von Chriſto Jeſu, es gibt ſolche genug und zu viel, die Chriſten heißen und andere Chriſten nennen und ſind doch nichts, als eitel Kinder der Welt.“ Quint aber winkte ihm mit der Hand. Er ſagte, als er des Wachtmeiſters Auge nicht ohne Intereſſe auf ſich gerichtet ſah, und Anton verſtummt war, mit ruhiger Stimme: „Wir wollen uns lieber nicht vermeſſen, keiner von uns, zu ſagen, er ſei ein Chriſt. Der Chriſt iſt der Chriſt. Es iſt nur ein Chriſt: Chriſtus der Heiland, wo aber ſonſt Chriſtus iſt, dort iſt er verborgen! Was wäre die Welt, wenn Chriſtus in Dir, in tauſend und und hunderttauſend! ja in Millionen anderer wäre? Sie wäre das Reich! Chriſt heißt nichts anderes als Chriſtus ſein. Wer kann ſich vermeſſen und ſagen: ich bin es?“

„Vorwärts, keine Müdigkeit vorſchützen,“ ſagte nicht ohne eine gewiſſe Betretenheit der Gendarm, den ſein Pferd ſchon mehrmals ungeduldig mit der Schnauze geſtoßen hatte, ſtand auf und gab das Zeichen zum Aufbruch. „Ihr redet verkehrtes Zeug durcheinander, und was Ihr quatſcht, wißt Ihr ſelber nicht. Steckt Euere Naſe in Euer Handwerk hinein und macht die einfachen Leute nicht aufſäſſig. Es wird Euch auch niemand hindern, wenn Ihr Sonntag für Sonntag zweimal meinethalben — mir wärs zu viel! — zur Kirche geht.“

„Ich ſage Ihnen aber, Herr Gendarm, daß hier unter uns einer iſt, der auch größer iſt, als die Kirche und der Tempel!" Hiermit zitierte Anton Scharf eine der vielen Schriftſtellen, die ihm geläufig waren: zugleich aber leuchtete in ſeinen krankhaften Augen wiederum jener wahnwitzige Glaube auf, der hauptſächlich die Urſache alles ſpäteren Unheils war. Der Gendarm ſah den groben und bärtigen Menſchen an, wie man eben nur jemand betrachtet, an deſſen geſundem Verſtande man zu zweifeln berechtigt iſt. Wenn es bei jemanden ſo zu rappeln begönne, meinte er, ſo finge es eben meiſtens im Kopfe an.

Den Reſt des Weges legten ſie in der alten Ordnung zurück. Wieder verſuchten die Brüder Scharf Quint für eine Gemeinſchaft zu gewinnen, die ſie begründen wollten. Emanuel aber, der durch die ſeltſame Flamme des Glaubens, die aus den Augen Antons wiederum aufgeleuchtet hatte, beunruhigt war, ſträubte ſich mehr wie je wider den Gedanken, das Haupt irgendeiner Gemeinde zu ſein. Er wurde ſogar überaus zornig, indem er betonte, daß ihm nichts ferner liege, als die Legionen von Wortmachern um einen zu vermehren, oder irgendeinem Aberglauben dieſer Welt Nahrung zu geben. „Ich bin verſöhnt mit Gott. Durch Jeſum Chriſtum bin ich verſöhnet. Und wenn ich etwas durch die Tat zu bezeugen auf dieſer Erde gehalten bin, ſo iſt es eben dieſe Verſöhnung mit meinem Gotte und dann die Verſöhnung mit den Menſchen. Ich bin verſöhnt mit ihnen, ich zürne meinen armen Brüdern und Schweſtern auf dieſer Erde nicht. Sorget, daß auch Ihr Euch verſöhnet. Wer verſöhnt iſt, der nur kann Verſöhnung predigen. Was ſorgt Ihr um mich? Bin ich etwa nicht wert zu leiden, was meine Brüder und Schweſtern leiden? Bin ich etwa nicht wert, Menſch unter Menſchen zu ſein? Der Menſchenſohn iſt ein Menſch unter Menſchen. — Gehet heim, folget Jeſu nach, und wenn Ihr meiner gedenket, ſo gedenket nicht meiner, ſondern des Menſchenſohnes! Gedenket des Heilands und bittet, daß er eins mit Euch werden möge. Nach mir aber fraget niemanden fortan!“

Die Häſtlinge wurden für dieſe Nacht im Polizeigewahrſam zu Hainsdorf untergebracht, die Brüder gemeinſam in einen Raum, der „Narr in Chriſto“ dagegen allein. Und als dieſer nun bei Waſſer und Brot in der feuchten und dunklen Zelle lag, hatte er einen Traum, aus dem er nach kurzer Zeit erwachte, um dann, bis zum Morgen, in einem Zuſtande tiefer Beſeligung zu verharren.

Quint hatte geträumt, der Heiland ſelber ſei in ſein Gefängnis zu ihm gekommen.

Alle verſchiedenen Arten und Grade der Träume erforſcht zu haben, würde bedeuten, in einem weit tieferen Sinne, als irgendeinem heutigen, Kenner der menſchlichen Seele zu ſein. Der Traum Emanuel Quints gehörte zu denen, die in nichts weniger real als irgendwelche Ereigniſſe des ſogenannten wachen und wirklichen Lebens ſind. Wenn alſo etwa der Poliziſt, der den Schlüſſel zur Zelle hatte, wirklich bei Quint erſchienen wäre, er hätte nicht können deutlicher, körperlicher und wirklicher als der Heiland ſein. Man träumt Gerüche, man träumt Geſichte, man träumt Berührungen. Man träumt Gedichte, Worte, man hört Erzählungen, hört Muſik. Man behält an ſolche ſinnliche Eindrücke eines Traums jahrzehntelang eine Erinnerung: eine Erinnerung, die ſcharf und lebendig iſt, während viele gleichzeitige und wichtigere Geſchehniſſe des wachen Lebens unwiederbringlich vergeſſen bleiben. So hatte Quint den leiſen Tritt des Heilands gehört, er hatte ihn, mit leicht gebeugtem Kopf, durch das knarrende Pförtchen eintreten ſehen. Er hatte bemerkt, wie ein matter, ſeltſamer Schein das feuchte Mauerwerk, den Kalkbewurf des Türbogens, nicht ſtärker als der Reflex eines Öllämpchens, um den blonden Scheitel des Heilands herum beleuchtet hatte. Er wußte: ſo und nicht anders ſah der Heiland, der Menſchenſohn, der Sohn Mariens, der König unter der Dornenkrone aus, der weder Geſtalt noch Schöne hatte und für den gehalten werden mußte, der von Gott geſchlagen und gemartert würde. Er kannte in ſeinem Geſicht jeden einzelnen Zug: ſo blickten die eingeſunkenen Augen, ſo waren die rötlichen Brauen darübergelegt, ſo ſaßen um die Winkel der Lider und um den Anſatz der feinen Naſe, deren Flügel leiſe bebten, die Sommerſproſſen. So ging der Arm, ſo hob ſich die Hand und ſtrich mit mageren länglichen Fingern leiſe durch das Gekräuſel des Spitzbartes, und dabei zeigte ſich auf dem Rücken dieſer Hand ein furchtbares Mal, wo die roſtige Nagelſpitze heraus und in den Kreuzesbalken gedrungen war. Die Wunde quoll von ſchwärzlichen Blutstropfen.

Und auch auf den rauhen und beſtaubten Füßen des Heilands, der barfuß von einer langen Wanderung zu kommen ſchien, waren die Male zu erkennen. Es ging eine Kraft von ihnen aus, die Quint wie ein Sturm des Mitleids und der Liebe zur Erde riß. Er konnte nicht anders, als immer wieder unter einer Sintflut von Tränen die beiden geliebten Füße küſſen. Und nun war es, daß über Emanuel Quint eine weiche und ernſte Stimme erſcholl: „Bruder Emanuel, haſt du mich lieb?" „Ja," ſagte Emanuel, „mehr wie mich ſelber!" Und wieder erklang die Stimme, genau wie vorher: „Bruder Emanuel, haſt du mich lieb?" Und als der Träumende es beteuerte, ſetzte die Stimme weiter hinzu: „Emanuel Quint, ſo will ich für immer bei dir bleiben!" Hatte Quint vor einigen Augenblicken gemeint, als das Schloß des Gewahrſams ſich knirſchend umdrehte und auch als Hand und Kopf des Kommenden im Türſpalt erſchien, daß ein neuer, armer Sünder hereingeführt würde, ſo fand er ſich jetzt, kaum daß Sekunden verſtrichen waren, bis in den ſiebenten Himmel verzückt, und indem er ſich aufrichtete und ſeine Arme weit ausbreitete, geſchah endlich das, was ſeinem Traume für ihn die Weihe des Wunders gab.

Nämlich, indem Quint und die Geſtalt des Heilands wie Brüder, die ſich lieben und lange vermißt haben, mit geöffneten Armen einander entgegenkamen, ſchritten ſie ganz buchſtäblich einer in den andern hinein, derart zwar, daß Quint den Körper des Heilands, das ganze Weſen des Heilands in ſich eintreten und in ſich aufgehen fühlte. Dieſes Erlebnis war zugleich ſo unbegreiflich und wunderbar durch ſeine vollkommene Realität: denn es ſchien nicht anders, als daß wirklich fühlbar in jedem Nerven, jedem Pulsſchlag, jedem Blutstropfen zu innerſt und innigſt die myſtiſche Hochzeit ſtattfand und Jeſus in ſeinen Jünger einging und in ihm ſich auflöſte.

Am Morgen wurden die beiden Webersleute Martin und Anton Scharf durch den Amtsvorſteher in Freiheit geſetzt, Quint dagegen wurde in Haft behalten, um per Schub in ſeine Heimatsgemeinde gebracht zu werden. Die beiden Freigelaſſenen trafen in der Gaſtſtube einer nahen Herberge den böhmiſchen Joſef und den ehemaligen Schneider Schwabe an, die den Spuren des Gendarms bis hierher gefolgt waren, und alle vier, von dem Schneider Schwabe geführt, begaben ſich nachher querfeldein in ein etwas entlegenes Dorf hinüber, wo viele arme Weber und Korbflechter wohnten und wo von altersher ein pietiſtiſcher Sektengeiſt, unbeachtet von der umgebenden Welt, ſein Daſein friſtete. Hier hatte der Schneider Schwabe „Freundſchaft", wie die Leute in jener Gegend zu ſagen pflegen, das heißt, eine Schweſter von ihm war dort verheiratet. Doch als er mit ſeinen Begleitern das Haus der Schweſter betrat, blieb die bleiche und ſorgenvoll blickende Frau wortkarg, und es machte den Eindruck, als hielte ſie etwa im Hausflur Wache und dürfe niemand ins Stübchen hineinlaſſen.

Die Wahrheit war: ein Mann, ein Hufſchmied namens John aus dem Oberdorfe, hielt Betſtunde ab, und es hatte ſich ein Häuflein guter Chriſten und Betbrüder am Morgen des ſogenannten dritten Feiertages im Stübchen zuſammengefunden. Das aber hatten Schwabe und der böhmiſche Joſef vorausgewußt. Sie waren im allgemeinen geneigt geweſen, über dieſen kleinen Kreis ihre Späße zu machen, bis ſie ſeit der Begegnung mit Quint ein neuer Geiſt überkommen zu haben ſchien. Nach einigem Hin- und Herreden wurde der Schwager, ein gelbliches und halbnacktes Männchen, herausgeholt, der denn nach wenigen Augenblicken die Brüder Scharf in die kleine Gemeinde einführte.

Eben lag alles auf den Knien in einem langen und ſtummen Gebet. Die Morgenſonne, die durch drei kleine Fenſter hereinleuchtete, ließ ihre Stäubchen über altersgraue, jugendlich blonde und kahle Scheitel tanzen, und plötzlich erhob ſich ein zahnloſes altes Weib und fing in einer unverſtändlichen Sprache faſt unverſtändliche Worte zu ſprudeln an. Und jene Ekſtaſe, in die ſie geriet, wurde für das „mit Zungen reden", von dem die Apoſtelgeſchichte berichtet, in dieſer Schwärmergemeinde gehalten. Nach einiger Zeit, als ſich die Alte mit vielem Weinen, Klagen und Jeſusrufen erſchöpft hatte, ward ſie von einem Manne abgelöſt, der laut zu beten und Gott um den Heiligen Geiſt zu bitten begann. Als jener ſchwieg, erhob ſich Martin Scharf von der Erde, auf die er ſich, gleich wie ſein Bruder, der böhmiſche Joſef und Schwabe, geworfen hatte, und ſprach in einem ſo neuen Ton, daß die ganze Gemeinde aufmerkte.

Er ward nicht laut, aber was er ſagte, geſchah im Ton einer ſicheren Mitteilung. „Singet," ſagte er, „jubilieret! der Herr, der Heiland iſt unter uns! Es iſt nicht mehr Zeit die Bruſt zu ſchlagen, zu ſeufzen, zu wimmern und um Erhörung zu bitten. Die Verheißung erfüllet ſich! Haben wir nicht ſeine Stimme gehört? Haben wir den Bräutigam nicht mit Augen geſehen?

Die Braut, ſolange der Bräutigam ferne iſt, hat ſie Traurigkeit! Iſt aber der Bräutigam nahe, ſo wird ſie voll Freudigkeit. Ich bringe Euch eine frohe Botſchaft. Es iſt nie irgend jemand zu Euch gekommen mit einer ſolchen Botſchaft wie wir: Jeſus Chriſtus iſt auferſtanden."

Es war niemand in der kleinen Gemeinde, den der Inhalt dieſer Rede verwundert hätte. Zu oft war ihnen die frohe Botſchaft verkündigt worden. Was ſie indeſſen alle erbeben ließ, war die bebende Überzeugung in der Stimme des Redenden. Sie war ſo ſtark, daß man ſich dadurch, wie von einer ungeheuren Neuigkeit, bei den altbekannten Worten erſchüttert fand. „Fraget nicht weiter," ſagte Scharf, ſeine Mitteilung abbrechend, „aber halte ſich ein jeder bereit. Jeder ziehe ein hochzeitlich Kleid an! Jeder horche bei Tag und Nacht und ſorge, damit er nicht etwa im Schlafe liege, wenn der Ruf des Gerichts erſchallt."

Und er hieß Kinder und Frauen heimgehen und behielt die verſtändigſten Männer zurück, um ſich mit ihnen über jenes Geheimnis auszuſprechen, das er bisher nur andeutungsweiſe verraten hatte. Bald ſaß er mit den Zurückgebliebenen um den Tiſch herum und eröffnete ihnen nicht ohne Feierlichkeit, wie ſeiner Meinung nach in Emanuel Quint ein Mann, mit der vollen Kraft des apoſtoliſchen Geiſtes ausgeſtattet, auf der Erde erſchienen ſei. Er vermied zunächſt, aus einem inſtinktiven Bewußtſein heraus, an die Gutgläubigkeit dieſer neuen Genoſſen einen noch höheren Anſpruch zu ſtellen, und erwähnte nicht, was ſeine und ſeines Bruders Anſicht war, von dem armen Narren in Chriſto, Quint. Dagegen erzählte er Wunderdinge. Durch Antons und ſeinen Mund ging die Chronik der letzten Tage, ſeit ſie den verlaufenen Sonderling wieder getroffen hatten, auf höchſt phantaſtiſche Weiſe ausgeſchmückt. Er glaubte die volle und ſchlichte Wahrheit auszuſagen und log natürlicherweiſe ebenſowenig wie Anton bewußt, der alles noch wunderbarer darſtellte. Auch Schwabe und der böhmiſche Joſef miſchten ſich ein, die, was ſie mit Quint erlebt hatten, aus Freude am Außergewöhnlichen, mit lebhafter Übertreibung darſtellten.

Nach Verlauf einer Stunde war es in dieſem Kreiſe ausgemacht, Quint habe den Vater Scharf durch bloße Berührung von ſeinen argen Schmerzen befreit und den Teufel vertrieben, der Martha Schubert gepeinigt hatte. Es war erwieſen, daß eine gelähmte Frau vor der Hütte der Schubert-Leute ſeinen Rock berührt und darauf mit beweglichen Gliedern, friſch und geſund den Heimweg genommen hatte. Niemand zweifelte, daß die hundertjährige Greiſin, die mancher kannte, durch Quint Vergebung der Sünden erhalten hatte und vom Leben erlöſt worden war.

Natürlich war der Schwager des Schneiders und Schmugglers Schwabe, Weber Zumpt, mitſamt ſeinem Häuflein Gleichgeſinnter das Bild der äußerſten Leichtgläubigkeit. Es lag in den Augen dieſer Leutchen der Ausdruck eines endloſen, langen, vergeblichen Hungerns und Dürſtens nach der Gerechtigkeit, der Ausdruck eines endloſen Wartens: er wurde von dem des Staunens und Grübelns über das Leben, das ihnen beſchieden war, abgelöſt, dem wieder der herzergreiſende Ausdruck des Wartens nachfolgte. In dieſen Ausdruck miſchte ſich Angſt. Denn es iſt zu bedenken, wie der geringe Erwerb dieſer armen Leute kein geſicherter und nur durch angſtvoll beſchleunigte Arbeit zu erzwingen iſt. Wie mit der Geißel erbarmungslos vorwärts treibend, ſteht hinter dieſen Leute das grauſenvolle Geſpenſt der Not. Sie ſehen Fremde und Feinde ringsum, die meiſtens drohend, beſtenfalls mit kaltem und hämiſchem Blick der Überanſtrengung ihrer Kräfte zuſchaun. Und alſo nimmt ſchließlich die Angſt ungeheure, myſtiſche Formen an. Überall, nicht mit Unrecht, ſehen die Armen raubtiermäßig verderbliche Mächte lauern und des Augenblicks warten, wo die Belauerten etwa auch nur vorübergehend Müdigkeit überfiele, wo denn ſogleich immer ihr Schreckensſchickſal entſchieden iſt.

Angſtvoll alſo, willenlos und gejagt, waren die Leutchen den überſpannten Einbildungen der Brüder Scharf vollkommen preisgegeben und hatten ihren ſtarken Beteuerungen weder im guten noch im böſen Widerſtand entgegenzuſetzen. Sie, die gewohnt waren, beſtändig um ein Leben zu ringen, das ſchon verloren war, unterließen es ebenſowenig, jemals nach dem Strohhalm zu greifen, ſo oft er ihnen, ſtatt des rettenden Balkens, geboten wurde, in ihrer dunklen Lebenflut. Jemand ſagt, daß Hoffnung die andere Seele des Menſchen iſt. Wer dieſer zweiten, höheren, lichteren Seele ſolcher Menſchen Nahrung bot, war ihnen ſtets, wie konnte es anders ſein? aufs höchſte willkommen: ſogar der Verbrecher, der Lügner, der Scharlatan! Hier aber ſtanden zwei Männer auf, die mit wilder Kraft und einem unverkennbaren, heimlichen Freudenrauſch von einem Ereignis zu reden wußten, das beinahe die Erfüllung aller Hoffnung ſelber war.

Im Volk, das heißt bei der ungeheuren Mehrzahl der Menſchen, beſonders vielleicht in der bodenſtändigen Schicht, lebt, unaustilgbar, nicht immer eingeſtandenermaßen, die Hoffnung auf einen Menſchen, oder auf einen Tag: und dieſer Menſch, dieſer Tag, wurden hier als erſchienen, oder in nächſter Nähe verkündigt. Mit bleichen Geſichtern und zitternden Kiefern ſaßen die frühgealterten Männer um die Erzähler herum und nahmen ihnen das Wort von den Lippen. Die Welt außer ihrem Dorf und außer den Bildern der Bibel war für ſie keine Realität, ſondern nur eine Stätte für alpdruckartig empfundene Geſpenſter: über ihr aber thronte in reinen und unberührten Höhen, erſt nach dem Tode erreichbar, Chriſtus der Heiland. Hier aber glaubte man wirklich an ihn. In dieſen markanten, alten Weberköpfen war Glaube noch Glaube, ſeinem innerſten Weſen nach: das heißt etwas anderes als Forſchung, Zweifel oder Erkenntnis.

Und zu den Dingen, auf die ſich ihr Glaube feſt bezog, gehörte auch die Wiederkunft Jeſu auf dieſe Erde und die Errichtung eines tauſendjährigen, irdiſchen Gottesreichs: es ſollte nun alſo wahrhaftig und wirklich nach den überzeugenden Worten der beiden fremden Brüder nahe bevorſtehen.

Das kleine Weberſtübchen ſah einen wahrhaft rührenden Freudenrauſch. Nachdem er vorüber war, ſagte Martin Scharf, mit jener Entſchloſſenheit, die auf einen früher gefaßten Vorſatz hindeutete, „man möge nun aufmerken und ſich bereiten, etwas in Erwägung zu ziehen, was er vorſchlagen wolle." Und er entwickelte ihnen die Abſicht einer feſten Vereinigung, wie er ſie am Tage vorher Emanuel Quint, ohne deſſen Beifall zu finden, mitgeteilt hatte, einer Gemeinſchaft, die eben jenen Narren in Chriſto als ihr Haupt anerkennen und ihm werktätig und praktiſch dienen ſolle. Es war natürlich, daß man ſich auf der Stelle zu einer ſolchen Gemeinſchaft bereit erklärte.

Aber es war auch dann keine Trübung der Einigkeit zu bemerken, als Martin eine Kollekte eröffnete: Kiſten und Kaſten wurden ſogleich umgekehrt, Pfennige und ſogar Markſtücke aus ihren Verſtecken in den Sparwinkeln hervorgezogen und in die Hände der Brüder gelegt, die alle Gaben gewiſſenhaft in ein blaues, abgegriffenes Büchelchen einzeichneten.

Achtes Kapitel

Emanuel wurde zunächſt im Gefängnis des Amtsgerichts ſeiner Kreisſtadt inhaftiert. Er ſollte ſich wegen Vagabundierens, wegen Kurpfuſcherei und Verübung öffentlichen Unfugs in wiederholten Fällen verantworten. Das Verhör ſetzte aber den Richter mehr als Emanuel in Verlegenheit, denn er konnte, trotz aller Fragen, das Zugeſtändnis der zu erweiſenden ſtrafbaren Handlungen aus dem Beklagten weder herausbekommen, noch ſich auf andere Weiſe davon überzeugen.

„Sie maßen ſich an, Kranke, und wären ſie mit unheilbaren Übeln behaftet, geſund zu machen,“ hatte die erſte Frage des Richters gelautet: die Antwort aber lautete „Nein!“ – „Sie pflegen unwiſſenden Leuten weis zu machen, daß Sie gleichſam in einer beſonderen Sendung von Gott auf dieſer Erde erſchienen ſeien. Wollen Sie dieſe Behauptung auch mir gegenüber aufrechterhalten?“ Auf dieſe zweite Frage des Richters erfolgte ein zweites „Nein“ zur Antwort. Gefragt, warum er nicht in der Werkſtatt ſeines Vaters arbeite, ſagte er: er wiſſe und zwar aus der Bibel, daß für die Nahrung und Notdurft des Leibes zu ſorgen nicht halb ſo wichtig, als die Sorge für das ewige Heil der Seele wäre: Kurz, der Richter wußte mit dieſem Sonderling, deſſen Antworten ſchlicht, glaubhaft und einfach klangen, nichts anzufangen. Er kam ſchließlich auf den Klagepunkt wegen Bettelei. Und als ihm Quint in gelaſſenem Tone geantwortet hatte, er vermeide es überhaupt, Geld in die Hand zu nehmen, alles Gut ſei unrecht Gut! ſo ſtutzte der Richter mit einem Aha, und das Verhör ward überraſchend ſchnell zum Abſchluß gebracht.

Zwei Tage nachher befand ſich Quint in einer nahen Irrenanſtalt zur Beobachtung. Ein Aſſiſtenzarzt ſtellte die ſonderbarſten Fragen an ihn. Er wollte wiſſen, wie alt er ſei. Er wollte das Datum des gegenwärtigen Tages wiſſen, die Jahreszahl. Er gab ihm Rechenexempel auf. Er vergewiſſerte ſich, ob Quint die Uhr kannte. Er führte den armen Menſchen ans Fenſter und ließ ihm das Licht in die Augen fallen, um feſtzuſtellen, ob die Pupille ſich verengte, was richtig geſchah.

Und plötzlich nahm er, gleichſam in einer Anwandlung von Mitleid und Menſchenfreundlichkeit, ein blankes Markſtück aus ſeiner Geldbörſe und händigte es Emanuel ein. Es rollte aber gleich darauf aus der Rechten des Narren zur Erde herunter.

Nun zeigte ſich allerdings, daß Quint zwar auf Befehl des Arztes das Geld von der Erde hob, aber auch, wie er es unter keiner Bedingung annehmen und behalten wollte. Ihn dennoch dahin zu vermögen, gelang dem Arzte durch keinerlei Liſt: er drohte, er lachte, er ſtellte ſich zornig, er gab ſchließlich vor, beleidigt zu ſein. Quint beharrte bei ſeiner Weigerung.

Alsdann nach der Urſache ſeines Betragens gefragt, ſagte er, er möchte um keinen Pfennig reicher, als unſer Heiland auf Erden ſein. Es ſchien beinahe, als wollte er mehr ſagen, aber da faßte ihn ſchon ein Wärter an, und der Arzt hatte ſich bereits einer ſchreienden Patientin zugewandt, die einige Wärterinnen in weißen Schürzen nur mit Mühe feſthalten konnten. Quint wurde in ſeine Zelle zurückgeführt.

Das pſychiatriſche Gutachten hatte die Anſicht vertreten, daß der P. P. Quint zu den Sonderlingstypen gehöre, im übrigen aber als geſund, und höchſtens mit Zeichen leichten Schwachſinns behaftet anzuſprechen wäre: doch könne man ihm die volle Verantwortung für ſeine Handlungen ſchwerlich aufbürden, weshalb er am beſten in die Hut des elterlichen Hauſes zu ſtellen und ganz beſonderer Aufſicht zu empfehlen ſei.

So wurde denn Quint nach einigen Tagen aufs neue einem Gendarmen anvertraut, nachdem er eine ſtrenge Verwarnung empfangen hatte, und dieſer trat mit ihm den Weg nach Emanuels Geburtsort an, wo Mutter und Stiefvater miteinander und einigen Kindern noch immer in einem verfallenen Häuschen ihr Daſein friſteten.

Die nun folgende öde und lange Wanderung durch gewohnte Gegenden war das größte Martyrium, das Quint, der Narr in Chriſto, je hatte durchmachen müſſen. Er wußte, was ihm bevorſtand, ſobald man ihm Weg und Ziel eröffnet hatte, und es gab keinen anderen Weg, den er nicht lieber gegangen, kein anderes

Ziel, dem er nicht lieber zugeſtrebt hätte. Es war ein regneriſcher und kalter Tag. Der Beamte führte ihn über den Platz und an der Kirche vorbei, wo Emanuel ſeine erſte, törichte Predigt zur Buße gehalten hatte. Es war gerade Wochenmarkt. Viele der Hökerinnen, die unter großen Schirmen Gemüſe, Kirſchen, Eier und allerlei Landesprodukte feilboten, erkannten Quint, und trotzdem der Gendarm ſo ſchnell wie möglich vorüber zu kommen ſuchte, ſchüttelte ſich doch, noch ehe er mit ſeinem Transport unter den Lauben der alten Stadt verſchwunden war, ein Hagel von ſpitzen Bemerkungen über Emanuel aus.

„He Du Tielſchern, das iſt doch der Quint Junge? — Herr Wachtmeiſter, er hat wohl lange Finger gemacht? — Na, Gott gnade Dir Burſche, wenn Du zu Deinem Vater kommſt!“ ſchrie ein in ſeinem Fette beinahe erſtickendes altes Weib, das Levkoien und Fuchſien in Töpfen aushökerte. „Hat etwa,“ krächzte ſie weiter, „der Tagedieb helfen wollen mein Wägelchen ziehen? Dabei hab ich dem Hungerleider Eſſen und wöchentlich eine Mark geboten! Was iſt denn dabei? Ja, wenn man nicht außerdem noch den Hund vorgeſpannt hätte! Seht Euch den an: ob der nicht den Wagen allein zieht? Aber nein, ſo'n Lump, ſo'n Lauſekerl will lieber faulenzen. Da kommt's ſo weit ganz natürlicherweiſe, wie's kommen muß.“ Ein Bierkutſcher, deſſen Gefährt am Rande des Marktes ſtand, ſpuckte Emanuel, als dieſer nahe an ihm vorüberging, mit einem „Guten Morgen, Spitzbube!“ wie aus Verſehen Kirſchkerne ins Geſicht. Sogleich brachen alle Gemüſeweiber in wildes, wüſtes Gelächter aus.

Auch unter den Lauben gab es Zurufe mit „Na nu?“ und „Oho“ und vielen ironiſch böſen Begrüßungen. Quint atmete auf, als die Stadt hinter ihm lag, obgleich es im übrigen kein Vergnügen war, in Regen und Wind barfuß am Rande der naſſen Chauſſee, von einer der rauſchenden Pappeln zur anderen, immer raſtlos weiter zu ſchreiten. Aber auch hier begann bald wieder das alte Martyrium. Wagen auf Wagen rollte auf der belebten Straße und ſtrebten das Landſtädtchen zu erreichen. Die meiſten der Fuhrleute, Bauern, die Holz zum Markte brachten, der Schlächtergeſell, der Müllerknecht und andere, kannten Quint und brüllten ihm, da ſie ihn in ſolcher Begleitung ſahen, allerlei nicht gerade ſchmeichelhafte Worte zu. Nicht alle, aber doch einige, hatten von ſeinem tollen Streich vor der Kirche gehört, andere wußten um ſein Verſchwinden, und ſo ward er von Stimmen, die das Wagengeraſſel zu überſchreien ſuchten, das eine Mal gefragt, ob er auch einen geſpickten Klingelbeutel nach Hauſe brächte? Das andere Mal, ob er nun endlich an der Hauptkirche Paſtor geworden ſei?

Der arme Menſch, der in ſeinem Leben ſchon manches gelitten hatte, fragte ſich nun, weshalb ihm die Mitmenſchen eine ſo große Steigerung des Leidens bis jetzt vorbehalten hatten, und was die Urſache ihres ſo allgemeinen und rätſelhaften Grimmes gegen ihn ſein könne, da er doch, weit entfernt davon, irgend jemandem auch nur in Gedanken wehe zu tun, nur in aller Stille den Weg des Heilands, den zu verehren ſie alle vorgaben, zu gehen verſucht hatte. Während ſein Herz von Mitleid und Liebe überfloß und es ihn förmlich dazu hinriß, Gott, und ſei es durch das Opfer des eigenen Blutes, freudig für alle hingegeben, gleichſam zu zwingen, dieſe Menſchen in das Glück ſeines Geiſtes, ſeiner Gnade aufzunehmen, transportierte man ihn wie ein wildes, gefährliches Tier und überſchüttete ihn, wie einen endlich gefeſſelten Feind, mit Verachtung und Haß.

In dieſer ihm vertrauten, heimiſchen Gegend, überfiel den armen Emanuel mehr und mehr eine fürchterliche Beängſtigung. Der Gendarm, der vollkommen gleichgültig war, dachte auch nicht entfernt daran, als er ſah, wie Quint ſeine Lippen bewegte, daß ſich nur immer mit Inbrunſt der eine Anruf: „mein Gott, mein Gott!“ aus ſeinem gequälten Inneren freimachen wollte.

Das Grauen aber nahm zu in der Seele Quints. Es kam ihm vor, als müſſe er mit jedem Schritt, von Stufe zu Stufe, in ein unterirdiſches, lichtloſes Foltergewölbe hinunterſteigen, wo jede Hoffnung, jeder Glaube und alle Liebe ſeit Jahrmillionen erloſchen iſt. Es kam ihm vor, als wenn Jeſus Chriſtus dort unten vollkommen machtlos ſei, und ſeine Seele wand ſich in Zweifeln.

Sollen wir einen Augenblick bei dem eigentümlichen Zuſtand verweilen, der das Weſen des ſonderbaren Schwärmers ergriff, beengte und gleichſam rückbildete, ſo ſei erinnert, wie ſehr die Welt der Jugend an den Kreis von Sinneseindrücken gebunden bleibt, die wir im Heimatskreiſe empfangen haben, und wie dieſe Welt, auch wenn ſie lange verſunken geweſen iſt, durch die alten Eindrücke bis zu einem qualvollen oder, je nachdem, beſeligenden Grade wieder gegenwärtig gemacht werden kann.

Emanuel war unter dem Drucke der ausgeſuchten Verachtung ſeiner Umwelt herangewachſen. Verachtung ſchien ihm das natürliche Erbe des Menſchen zu ſein. Ohne daß er jemals davon ein beſonderes Weſen machte, litt er unſäglich unter allen Formen dieſer Verachtung und Geringſchätzung, wie ſie ihm täglich, ſtündlich, im Hauſe wie außer dem Hauſe, entgegenkam. So ſtark, ſo furchtbar empfand er dieſe Herabwürdigung, daß er, im zehnten Jahre etwa, zu der feſten Anſicht reifte, wie Verachtung des Nächſten eine der ſchwerſten und furchtbarſten Sünden ſei. Sie hatte bei ihm zunächſt die völlige Selbſtverachtung zur Folge gehabt: eine Selbſtverachtung, die ihn mehr als einmal über die irdiſche Einſamkeit hinaus in eine tiefere, ewige, das heißt in den Tod treiben wollte.

Und irgendwann, gerade in einem ſolchen gefährlichen Augenblick, hatte ihn die Geſtalt des Heilands zuerſt berührt und ihm den wundervollen Troſt des göttlichen Menſchenſohnes gegeben. Er wurde von da ab des armen Verachteten einziger Freund. Was Wunder, wenn dieſer ſich, der Verachtete, an ſeinen gütigen

Freund und Tröſter ſchloß, mit verzehrender Inbrunſt ohnegleichen.

Während einer Reihe von Jahren wußte nicht einmal die Mutter Emanuels von dem göttlichen Umgang, den ihr Sohn im geheimen genoß. Da es ſich aber nicht um einen Menſchen von Fleiſch und Blut, ſondern doch nur um ein Gebilde handelte, das aus einer mühſam entzifferten Schrift ein phantaſtiſches Leben gewann, ſo wurde vielleicht mit dieſer gewaltſam erzeugten Traumeswelt der Grund zu ſeiner ſpäteren ſo verhängnisvollen Torheit gelegt.

Emanuel ſchlief als Kind mit der kleinen zerſchläterten Bibel, die er eines Tages aus der Hand eines herrnhutiſchen Kolporteurs zum Geſchenk erhalten hatte, derſelben, die er noch immer bei ſich trug. Der Einband des kleinen Buchs war von den zahlloſen, glühenden Küſſen, die er im Laufe der Jahre immer wieder darauf gedrückt hatte, wobei er die Hände Jeſu zu küſſen glaubte, faſt zerſtört. Oft gingen die Viſionen ſeines Knabengehirnes ſo weit, daß ſeine Mutter, die ihn aus einem Fehltritt mit in die Ehe gebracht hatte, von Äußerungen ganz verwirrt und betroffen wurde, die er in Gegenwart der ganzen Familie tat. Es waren unverſtändliche Worte, die ſie fürchten ließen, Emanuel könne auf dem Wege zum Wahnſinn ſein.

In Wahrheit ſah der Knabe oft ſtundenlang, gerade im Lärm der Tiſchlerwerkſtatt, nichts als den Heiland und ſeinen Leidensweg. Und es kam vor, daß ihm dabei, beſonders im deutlichen Anblick der entſetzlichen Martern vor und während der Kreuzigung des Gekreuzigten, ein angſtvoller Schrei entfuhr. Oder er rief: „Mutter, Mutter, ſie wollen ihn ſtechen!“ was dann immer Gelächter, Spott, Püffe und andere Strafen nach ſich zog, und, wie geſagt, die Sorge der Mutter um dieſes Sorgen- und Schmerzenskind verdoppelte.

Das Heimatsdorf Emanuels war erreicht. Es zog ſich an einem breiten Bach entlang, deſſen Lauf zugleich Gruppen alter Bäume begleiteten. Das Bett und das Waſſer des Bachs waren verunreinigt. Obgleich der Gendarm die große Dorfſtraße jenſeit des Waſſers mied und ſich mit Quint auf der ſogenannten kleinen Seite des Dorfes hielt, war er bereits bei dem zweiten, dritten kleinen Hofe, „Stellen“ wurden ſolche Anweſen hier genannt, bemerkt worden. Bald erkannte Emanuel, daß hinter ihm wieder jene entſetzlichen Stimmen laut wurden und ſich trotz des Regengerieſels von Haustür zu Haustür verſtändigten, die ihn, ſeit er denken konnte, mit ätzendem Spott und Hohn zu peinigen pflegten. Er wollte ſeine Gedanken von dieſer immer häßlicher drohenden Gegenwart ablenken, indem er ſein Auge in die grünen Wölbungen der Ebereſchen und Ahornbäume ſchweifen ließ, die leiſe im Regen rauſchten und tropften, aber die Schmach und Erniedrigung ließ ſich nicht aufhalten, und ſelbſt, ſo ſchien es, der Heiland ließ ihn allein.

Zunächſt waren es Kinder, die ſich ihm anſchloſſen, ſpäter traten dann auch hie und da müßige, ſchwatzende Weiber in die Gefolgſchaft ein. Was Emanuel jetzt zu hören bekam, war ſo ziemlich die ganze Summe von meiſt boshaften Märchen, wie man ſie nach ſeinem Verſchwinden erfunden hatte. Auf die an ihn gerichteten Anreden antwortete er nicht, gleichviel ob ſie ſchadenfroh, boshaft oder nur zudringlich waren, auch wenn ſie, wie meiſt, von Bekannten ausgingen. Einer der wirklichen großen Bauern, der in Schaftſtiefeln, peitſcheknallend in ſeinem gemauerten Hoftore ſtand, rief ihm zu: „Na Rotſcheck, haſt Du nun endlich die Rotznaſe vollgekriegt?“ und indem er ſich lachend mit dem Beamten begrüßte und großſpurig nähertrat, zog er dem Narren in Chriſto im Halbſpaß, nicht gerade gelind, eine mit der Peitſche über und ſetzte dann noch hinzu: „Na wart nur, Dein Vater hat ſchon den Ochſenziemer zurechtgelegt.“

In dieſen Minuten verſiegte die Menſchenliebe faſt ganz in der Seele Quints, aber auch der Haß, die Entrüſtung, die einige Male aufbegehrte. Mit Leib und Seele widerſtandslos und willenlos, ſchließlich kaum wiſſend, wie er ſich vorwärts bewegte, und daß er es tat und wohin er ging, war er dem Grauen der Stunde preisgegeben und endlich vor der Tür ſeines an einem Abhang gelegenen Elternhauſes angelangt.

Als er ſich, gefolgt von der Menſchenmenge, vor dem Gendarmen her faſt bewußtlos der Schwelle näherte, erſchien auf ihr ein mittelgroßer, gewöhnlicher Mann, deſſen magres Geſicht, von ſchmutziggrauem Bart umrahmt, eine unnatürliche Bläſſe bedeckte. Und ohne auch nur ein Wort zu ſagen, ſchlug dieſer Mann auf eine furchtbare Weiſe mehrmals, ehe man ſich deſſen verſehen hatte, Emanuel Quint ins Angeſicht.

Erſt als dies geſchehen war, tobte die ſinnloſe Wut des Stiefvaters ſich in einem Hagel von Flüchen, gemeinen Worten und Schimpfreden aus.

Jetzt warf ſich die Mutter des Narren dazwiſchen. Aber mit einem einzigen Griff hatte der Mann ſie zurückgeriſſen und ſich abermals mit den Fäuſten über den Sohn hergemacht. „Ich werde Dir,“ ſagte er, „Du verfluchter Hund, Du Schuft! ich will Dir die zehn Gebote ſchon beibringen.“ Der Gendarm aber, der wohl der Anſicht war, daß eine väterliche Lektion wie dieſe im Sinne des ſpäter zu übermittelnden Auftrags ſei, hatte vielleicht nicht lebhaft genug die Mißhandlung zu verhindern geſucht, immerhin aber ſah man ihn eingreifen. Er zog auch endlich den ſich nicht mehr kennenden Tiſchler gewaltſam von ſeinem an mehreren Stellen blutenden Opfer zurück.

Hierauf brüllte der Mann, niemand, auch nicht der Gendarm ſei berechtigt, ihn an der Züchtigung dieſes Lumpen, der ſeinen Namen trage, zu hindern. Er, nämlich, der Stiefvater, habe den Bankert überhaupt erſt ehrlich gemacht. Er habe ihn, trotzdem er ihn eigentlich gar nichts anginge, mit vielen Koſten mühſelig durch die Jahre aufgefüttert. „Aas,“ ſchrie er, „wärſt Du doch tauſendmal lieber krepiert.“ Und ſo fuhr er fort, den verſammelten Dorfgenoſſen ſeinen Edelmut und die Schmach ſeines Weibes und ſeines Sohnes zu verkündigen.

Die Sperlinge fielen faſt von den Dächern, die Tauben des Nachbarhofes flogen auf, und alle Hunde der Umgegend gerieten in Aufregung, als der wenigbeſchäftigte, ſehr dem Schnapſe ergebene Tiſchlermeiſter Adolf Quint ſein „komm Du ins Haus, ich ſchlag Dich tot!“ in den grauen Regendämmer hineinheulte. Eine Drohung, die Leuten ſeines Schlages immer ſehr locker ſitzt und nur deshalb immerhin ſelten verwirklicht wird, weil es gar nicht ſo leicht iſt, wie man meint, einen Menſchen vom Leben zum Tode zu bringen.

Neuntes Kapitel

Von den Halbbrüdern Quints war der Jüngſte, Guſtav, zwölfjährig, dieſer hing ihm im ſtillen an. In den erſten Tagen, als der Vater erzwingen wollte, daß Emanuel in der ärmlichen und verwahrloſten Werkſtelle mit dem Halbbruder Auguſt zuſammenarbeite, ging er Emanuel überall an die Hand. Auguſt, der tüchtigſte Arbeiter in der Familie, war ihm dagegen keineswegs freundlich geſinnt, obgleich Emanuel immer alles getan hatte, um ihm ein Verſtändnis zu ermöglichen, für dasjenige Fremde und Sonderbare des eigenen Weſens, woran jener ſich immer aufs neue ſtieß.

Emanuel an der Hobelbank zu ſehen, war allerdings ein Anblick von einem gewiſſen Widerſinn, der einen nachdenkſamen Beobachter ſtutzig machen, einen Tiſchlergeſellen zum Lachen reizen oder empören mußte. Auguſt fand ſich daher empört, und mit der Moral ſeiner eigenen Tüchtigkeit ſtand er nicht an, dem trägen und wenig geſchickten Bruder von früh bis ſpät zu Leibe zu gehen.

Man konnte unmöglich von Wohlſtand reden bei den Quints. Wenn ſie jedoch noch nicht völlig verarmt waren, ſo verdankten ſie es hauptſächlich der Mutter, die in die Häuſer des Paſtors, des Lehrers und einiger Gutsbeſitzer waſchen ging. Es war natürlich, wenn ſie Emanuel, obgleich ſie ihn dem Ehemann gegenüber, ſoweit es anging, zu verteidigen ſuchte, dennoch, ſo oft ſie ihn ſah, ſeines Verhaltens wegen mit Vorwürfen in den Ohren lag. Dazu kamen die Hänſeleien des Bruders, der, trotzdem man Emanuel in Begleitung eines Gendarmen heimgeſandt hatte, beinahe etwas wie Neid verriet. Der kurze und bärtige Menſch mit dem dunklen Haar, der, ſeiner Mutter zuliebe, nicht einmal, trotzdem er ſchon vierundzwanzig Jahre zählte, die übliche Wanderung angetreten hatte, fühlte ſehr wohl in Emanuel irgendein geiſtiges Weſen, das zu begreifen ihm nicht gegeben war: ein Etwas, das er heimlich bewunderte, während er ſich, es gering zu ſchätzen, ja zu verachten den äußeren Anſchein gab.

Und er merkte auch wohl, wie es ſeiner Mutter in dieſer Beziehung nicht anders ging. Auch ſie begriff die Narrheiten ihres Sohnes nicht, aber man konnte ihr anmerken, ſie war im Grunde nicht ohne einen gewiſſen ſchwankenden Reſpekt vor ihm. Es war ein Reſpekt, der ſich ſogar in ſeltenen, unbewachten Momenten geradezu in Mutterſtolz umſetzte und gelegentlich, etwa einer Nachbarin oder dem Schullehrer gegenüber, mit lebhaften Worten überraſchend zutage trat.

So kam es, daß in der Seele des arbeitſamen Burſchen Auguſt, der ſtets an die Werkſtatt gefeſſelt war, während Emanuel immer wieder ein freies und oft müßiges Kommen und Gehen durchſetzte, ſich ſchließlich mit vieler Bitterkeit die Sache ſo darſtellte, als ob er alle Laſten zu tragen, Emanuel dagegen nur zum Vergnügen berufen ſei, und es ihm ſchien, dieſer wäre in jeder Beziehung ſogar in der Liebe und Sorge der Mutter unrechtmäßig bevorzugt.

Dieſe Anſicht befeſtigte ſich indeſſen noch, als am dritten Tage nach der Heimkehr Emanuels der junge Paſtor des Ortes mit kurzem Gruß in die Werkſtatt trat und, Auguſt nur auf eine flüchtige Weiſe beachtend, ſogleich mit Emanuel freundlich zu reden begann. Es war in ſeinem Verhalten nichts davon zu bemerken, als ob er gekommen wäre zum Zwecke einer gehörigen Abkanzelung. Im Gegenteil zeigte eine gewiſſe Vorſicht im Verkehr mit Emanuel, die er Auguſt gegenüber vermiſſen ließ, eben dieſelbe geheime Achtung, die Auguſts durch Mißgunſt geſchärfter Blick bei allen Menſchen wahrnehmen wollte, die mit ſeinem Bruder in Verkehr traten.

Während er, Auguſt, dem friſchen und jovialen Geiſtlichen gegenüber in eine ſtumme Befangenheit hineingeriet, entging es ihm nicht, wie Emanuel gerade hier mit Wort und Gebärde eine ruhige Freiheit an den Tag legte. Vollends ganz unbegreiflich erſchien ihm jedoch, was es mit einem Briefe für Bewandtnis haben ſollte, den der geiſtliche Herr aus der Taſche zog unter allerlei freundlichen Fragen, die er ſtellte, und ſchließlich mit einer in liebenswürdigſter Form gehaltenen Einladung an Emanuel, ihn am Nachmittag — zu einer Taſſe Kaffee, hatte der Bruder deutlich gehört! — zu beſuchen.

Nachdem ſich der Paſtor, der eilig war, mit einem Händedruck von dem Narren verabſchiedet hatte, hörten ihn beide Brüder noch jenſeits des Flurs in die Wohnſtube eintreten, wo alsbald die laute Stimme des reſoluten Herrn abwechſelnd mit den Stimmen von Vater und Mutter hörbar ward. Und Auguſt konnte nun erſt recht nicht begreifen, warum, wie er deutlich vernahm, der Paſtor den Vater mit ganz entſchiedenen Worten vermahnte, er möge unbedingt gegen Emanuel nachſichtig ſein und ſich durchaus zu keiner rohen Züchtigung ferner hinreißen laſſen.

Der alte Quint war übrigens ohnedies ſchon erheblich verändert. Allerlei Zeichen, die ſich im Laufe der letzten drei Tage bemerkbar gemacht hatten, waren nicht ganz ohne Eindruck geblieben auf ihn. Schon vom zweiten Tage ab hatten ſich nämlich Leute aus nahen Dörfern bis zu dem Häuschen der Quints hindurchgefragt. Sie erklärten dem alten verdutzten Faulenzer und Maulmacher, der einen Hobel faſt nie mehr anfaßte, ganz beſtimmt gehört zu haben, daß ſein Sohn ein berühmter Wunderdoktor ſei. Nur ſelten gelang es, ſie abzuweiſen, ohne daß vorher, vom Vater gerufen, der Sohn Emanuel ſelber erſchien, wo ſie dann meiſtens ein an Ehrfurcht grenzendes Weſen vorkehrten.

Was aber vor allem Mutter, Vater und Bruder Emanuels zu verblüffen geeignet geweſen war, hatte der Briefträger am Morgen des dritten Tages aus ſeiner Ledertaſche gezogen: etwa ſiebzig Briefe mit der Adreſſe Emanuel Quint. Die Mehrzahl von dieſen Briefen war infolge eines gedruckten Berichtes geſchrieben worden, der in einem ſozialiſtiſchen Blättchen des Kreiſes geſtanden hatte, und darin, mit etwa vierzig kleinen Zeilen, Emanuels erſte Predigt, ſein Verſchwinden und ſeine Rückkehr ironiſch, aber nicht unſympathiſch, behandelt war. Auch des ſonderbaren Rufs eines Wundertäters, deſſen er bei gewiſſen Leuten genoß, war gedacht worden. Unter den Briefen gelangte auch, rot angeſtrichen, die Nummer der Volksſtimme an Emanuel, die den Bericht enthielt, und ein Schreiben des Redakteurs, worin er ſeinen Beſuch anmeldete.

Emanuel ſelber befand ſich bei alledem in einem Zuſtand verzweifelter Bitternis. Seine Seele vermochte ſich aus einem Gewirr zahlloſer grauer und feſter Fäden, in die ſie, gleich wie die Motte in das Netz einer Spinne, geraten war, nicht loszuwinden. Als hätte er irgendein ätzendes, zauberkräftiges Gift auf die Zunge genommen, das alles an ihm zwerghaft verkleinernd, ihn wieder in den armen und elenden Jungen verwandelt hatte, den troſtlos Gottverlaſſenen, der er früher geweſen war!

Es war gegen vier Uhr nachmittags, als Emanuel ſich nach dem Paſtorhaus auf den Weg machte. Die Mutter hatte ihn, ſo gut es ging, mit den Stiefeln des Vaters und einem alten Rock herausgeſtutzt, den ihr vor vielen Jahren einmal ein Gaſtwirt für ihren Mann geſchenkt und den ſie heimlich aufbewahrt hatte.

Der Paſtor empfing Emanuel freundlich. Er ſagte, nachdem die Köchin an die Tür des Studierzimmers mit den Fingerknöcheln geſchlagen hatte, mit lauter gemütlicher Stimme: „Nur immer herein" und hieß den Beſucher freundlich Platz nehmen. Freilich hatte die Köchin für dieſen Zweck einen beſonderen Stuhl bereit gehalten und ſchob ihn eilig Emanuel unter. Hierauf ſtellte der Paſtor, dem eine lange Tabakspfeife aus dem Munde bis faſt zur Erde hing, die Frage an ihn, ob er zu rauchen gewohnt wäre? Als dies Emanuel dann verneint hatte, ſagte er, daß er dieſem Laſter leider ergeben ſei. Es ſtand unter Stößen von Büchern eine Kaffeemaſchine auf dem Tiſch, mit der der geiſtliche Herr höchſt perſönlich ſich ſeinen Kaffee bereitete. Er meinte, er lebe hier gleichſam als Junggeſelle, weil ihm das Kommen und Gehen der Frauenzimmer während der Arbeit ſtörend ſei.

Mit ſolchen und ähnlichen allgemeinen Bemerkungen machte der ſtattliche, etwa dreißigjährige Mann ſeine Einleitung, drehte dabei die Kaffeemaſchine um, achtete auf das Durchſickern des Getränks in die bunte Porzellankanne und goß die dampfende Brühe ſchließlich in zwei bereit geſtellte Taſſen ein. Er bot Zucker und Sahne an, trank, wartete, bis Emanuel einige Schlucke getrunken hatte, zog alsdann die Schnüre ſeines grauen Schlafrocks feſt, kundigen Griffs eine Schleife knüpfend, und legte ſich mit einem „nun alſo!" behaglich in ſeinen Lehnſtuhl zurück und begann eine längere Anſprache.

„Ich glaube doch recht berichtet zu ſein,“ ſagte er: „nicht wahr, Sie ſind derſelbe Emanuel Quint, der ſich vor einiger Zeit veranlaßt fand, auf dem Markte unſrer Kreisſtadt eine öffentliche Predigt zu halten? Nun gut! wir leben in einem Staat, innerhalb deſſen alles dahin geordnet iſt, daß es nur gewiſſen, dazu berufenen Männern, wie mir zum Beiſpiel, erlaubt iſt, das Wort Gottes zu predigen. Aber ebenfalls keineswegs etwa auf dem Markt, ſondern in den eigens dafür errichteten Gotteshäuſern. Nun, ich habe ferner in Erfahrung gebracht, Sie haben ſich gedrungen gefühlt, Emanuel — Emanuel iſt ein ſchöner Name und will ſoviel ſagen als „Gott mit uns!“ — alſo Sie haben ſich gedrungen gefühlt, an verſchiedenen Plätzen der böhmiſch-preußiſchen Grenze in unſerem Schleſien, ſagen wir, wie eine Anzahl Ihrer Freunde ſagen, ein Bekenner zu ſein. Ich ſtehe nicht ganz auf dem gleichen Standpunkt, den mein Herr Amtsbruder drüben bei Ihrer erſten Predigt eingenommen hat. Ich will den Standpunkt der Polizeibehörde ebenſowenig kritiſieren, die für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung ſorgen muß. Ich weiß ferner nicht, inwieweit die Behörde Grund hat, Ihnen kurpfuſcheriſche Tendenzen und Verfehlungen vorzuwerfen. Man hat Sie vorübergehend in die Kreisirrenanſtalt gebracht und beobachtet. Ich bin ferne davon, etwa gleich anzunehmen, es ſei ein Zeichen von Irrſinn, wenn jemand in ſeiner Deutung des Bibelbuches nicht gleich durchaus das Rechte zu treffen vermag. Sie hatten gewiß die reinſten Abſichten.

Ich will Ihnen nun nichts weiter verbergen: Es iſt hier ein Brief an mich gelangt. Sie haben eine hohe Protektorin. Es iſt eine Dame, eine hochgeſtellte Frau — hochgeſtellt inſofern, als ſie von Adel iſt und im Beſitze von großen Reichtümern, hauptſächlich aber durch die allgemeinſte Verehrung, die ſie ihres echt chriſtlichen Wandels wegen genießt! — Was ſagte ich doch? Ja, dieſe hochgeſtellte, ſehr einflußreiche Dame, ſagte ich, wünſcht Näheres über Sie zu wiſſen.

„Iſt Ihnen ein Laienprediger Nathanael Schwarz bekannt?"

Quint ſagte: „Ja!" während ſein blaſſes Antlitz noch bläſſer wurde.

„Alſo dieſer Bruder Nathanael," fuhr der Geiſtliche fort, indem er Tabak aus einem Beutel nahm und die Pfeife ſtopfte. „. . . Dieſer Bruder Nathanael hat Ihnen einen gar nicht zu unterſchätzenden Dienſt geleiſtet, ihn wieder haben, wie es ſcheint, zwei andere Männer dazu bewegt. Warten Sie mal, hier ſtehen die Namen": und er las mit einiger Mühe die Namen Martin und Anton Scharf von den Blättern des neben ihm liegenden Briefes ab.

„So liegen die Dinge alſo," fuhr der Paſtor in ſeiner Rede fort, „und ich bin alſo nun gebeten worden, wie die Dame ſchreibt, ‚weil beſagter Emanuel doch ein Schäflein Ihrer Gemeinde iſt,' in Erfahrung zu bringen, wie es mit Ihnen beſchaffen ſei. Ich ſetze hinzu, daß mein fernerer Auftrag iſt, Sie mit einigem Reiſegeld auszuſtatten und Sie auf das Gut der Dame zu laden, was in der Nähe von Freiburg gelegen iſt, wenn nämlich unſere Beſprechung beiderſeits befriedigend ausfiele.

Jetzt alſo bitte ich, ſagen Sie mir doch mal, wenn auch nicht in zwei Worten, aber doch möglichſt kurz, wenn ich bitten darf, worauf Sie eigentlich und im Grunde hinauswollen."

Lange ſaß Quint hierauf mit einem leiſen, grübleriſchen Lächeln da und ſagte nichts, wobei ihn der Geiſtliche ſcharf beobachtete. Er nahm das Zögern für Schüchternheit. „Es iſt," begann er Quint zu ermutigen, „begreiflicherweiſe nicht leicht, ſo aus dem Stegreif gleich auf die tiefſten Dinge zu kommen. Am Ende wird es das Beſte ſein, Sie betrachten mich als einen, der anderer Anſicht iſt und den Sie zu ſich bekehren wollen."

Es hatte aber um das Haupt des armen Toren in Chriſto allbereits wieder wie Flügelrauſchen aus reineren Regionen angehoben, und es ſtrahlte ein innerer Glanz aus ihm heraus, als er langſam und ruhig den Blick erhob.

„Wenn die Dame, die hochgeſtellte Dame, von der Sie zu mir geſprochen haben, Herr Paſtor, Chriſtum ſucht, ſo werde ich zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, falls ſie danach Verlangen trägt, zu ihr kommen. Sucht ſie mich, ſo ſage ich: ſie bedarf meiner nicht, und ebenſowenig bedarf ich ihrer.“

Der Paſtor, auf den das plötzlich veränderte Weſen des Menſchen, ſowie die Gravität ſeiner Worte unheimlich wirkte, glaubte im erſten Augenblick, daß Emanuel ſich für Chriſtus hielte und damit das Urteil ohne weiteres über ihn ſchon entſchieden ſei. Aber Emanuel nahm die Rede von neuem auf.

„Ich bedarf ihrer nicht,“ ſagte er, „denn ich bin an Mangel gewöhnt und bedürfnislos. Weſſen ich aber allein bedarf, das iſt unſer Heiland Jeſus Chriſtus. Sie aber bedarf meiner nicht, denn Ihr ſeht ſelbſt, was an mir iſt. Ich habe niemals einen Vater gehabt, außer dem Vater Jeſu Chriſti. Ich bin mit Recht verachtet geweſen Zeit meines Lebens. Wenn ich es manchmal bitter empfand, ſo war es, weil ich mir eitle Dinge angemaßt, mich über den Heiland erhoben habe. Ich ſage dies alles ſchon ungern aus, kommt es mir doch beinahe vor wie Ruhmredigkeit. Falls es auch Ihnen ſo erſcheint, Herr Paſtor, ſo wird mein Bruder, mein Vater und meine Mutter ein beſſeres Bild deſſen entwickeln, was ich eigentlich bin. Alſo mich braucht die Dame, von der Sie reden, nicht. Sucht ſie Chriſtum dagegen, ich ſuche ihn auch! und die Gemeinſchaft des Geiſtes iſt die Gemeinſchaft in Jeſu Chriſto.“

„Wenn Du aber, mein Sohn,“ der Paſtor duzte Emanuel plötzlich, „eine ſo beſcheidene Meinung von Dir haſt, was durchaus im chriſtlichen Sinne iſt, ſo begreife ich nicht, wieſo Du dazu gelangen konnteſt, aufzutreten und in einem Lande, das voll von berufenen Dienern am Worte iſt, als ob es von Gott und Chriſto verlaſſen wäre, gerade das Heil an Deine eigene, ſchwache Perſon zu knüpfen. Wer wirklich beſcheiden iſt, der, ſcheint mir, richtet doch nicht auf ſolche Weiſe öffentliches Ärgernis an.“

Emanuel ſprach: „Herr Paſtor, das Kreuz iſt leider in dieſer Welt noch immer und überall, wie der Apoſtel ſagt, ein Ärgernis. Außerdem bin ich nur beſcheiden im Hinblick auf mich, nicht aber auf den, der in mir iſt.“

„Erkläre mir, wer iſt in Dir, mein Sohn?“ fragte hierauf mit Nachdruck der Paſtor.

„Der Vater, der mich gezeugt hat,“ antwortete Quint.

Der Paſtor verſuchte ruhig zu bleiben. „Du redeſt da“, ſagte er, „etwas äußerſt Sonderbares, man könnte faſt ſagen, Ungeheuerliches, mein lieber Emanuel. Vielleicht habe ich Dich nicht recht verſtanden: wer iſt der Vater, der in Dir iſt?“

„Derſelbe, durch den ich wiedergeboren bin,“ ſagte der arme Narr in Chriſto.

„Du biſt alſo Deiner Anſicht nach wiedergeboren? Wieſo? Womit begründeſt Du das? Meine Demut würde mir nicht geſtatten, ſo etwas ohne Vorbehalt etwa von mir ſelbſt zu behaupten.“

„Ich aber,“ ſagte Emanuel ruhig, „weiß, daß ich wiedergeboren bin.“

„Inwiefern, mein Sohn biſt Du wiedergeboren?“

„Ich bin durch die Gnade Jeſu Chriſti wiedergeboren, nicht im Fleiſch, ſondern in ſeinem heiligen Geiſt. Gebrechlich und geknechtet an meinem Leibe, bin ich im Geiſte ſtark und frei geworden. Ich war tot, begraben in der Verachtung der Welt und bin durch den Vater lebendig geworden. Der Geiſt iſt es, der lebendig macht, das Fleiſch iſt kein Nutze.“

Der Paſtor legte aus irgendeinem Grunde die Pfeife weg. „Sprecht weiter, redet nur getroſt und frei, was Ihr auf dem Herzen habt. Ich habe Zeit. Ich werde Euch zuhören,“ ſagte er in ermunterndem Ton. „Ihr ſeid alſo in der Wiedergeburt.

Ich nehme an, daß Ihr eine andere Wiedergeburt im Sinne habt, als jene, die in der heiligen Taufe ſtattfindet und durch die wir aus Heiden Chriſten geworden ſind und die uns ja allen gemeinſam iſt. Übrigens werdet Ihr mir am Ende noch ſagen, wem Ihr Euere beſondere Erkenntnis verdankt, denn Ihr habt ſie wohl kaum aus Euch ſelber gewonnen."

„Ich habe nichts von mir ſelbſt," ſagte Quint, „ſondern alles von dem, der in mir iſt."

Der Paſtor wurde ein wenig ärgerlich. „Ich möchte Dich bitten, mein Sohn," ermahnte er Quint, „mit mir in einem ganz einfachen und natürlichen Ton, ich möchte faſt ſagen, menſchlich zu reden. Was heißt das, Du habeſt Deine Erkenntnis, Deine Belehrung von dem, der in Dir iſt? Oder ſage mir wenigſtens: was glaubſt Du denn, wer biſt Du denn ſelber?

Emanuel fragte dagegen: „nach der Geburt im Geiſt oder im Fleiſch?"

„Meinethalben in beiden Geburten."

„Nach der Geburt im Fleiſch," ſagte Quint, „bin ich des Menſchen Sohn! Nach der Geburt im Geiſt aber Gottesſohn."

Der Paſtor erhob ſich entſetzt vom Stuhle. „Um Gottes willen, was redeſt Du da?" rief er aus. „Das allerdings iſt im beſten Falle eine Verſtiegenheit, die in das Gebiet der Krankheit gehört. Und das muß ich natürlich der Dame berichten." Er ging in Schlafſchuhen, wie er war, mit wuchtigen Schritten durch das Studierzimmer. „Menſch, weißt Du denn wirklich nicht, was Du redeſt?" ſagte er dann vor Emanuel ſtillſtehend. „Jeſus Chriſtus war Gottesſohn, empfangen von dem heiligen Geiſt, geboren von der Jungfrau Maria! Sollte Deine Vermeſſenheit ſich auch nur in Wahnſinn ſoweit erheben, daß Du behaupten wollteſt, jener Hochgebenedeite zu ſein, ſo würdeſt Du, trotz des Wahnſinns, Todſünde auf Dich laden."

Quint aber blieb ſtill, und ſein Geſicht verklärte eine tiefe, innere Heiterkeit.

„Erkläre Dich mir noch einmal und zwar ganz deutlich, und ſage mir mit klaren Worten noch einmal, was und wie Du's meinſt." Damit machte der Paſtor, wie wenn er erſticken wollte, ein Fenſter auf, das durch das grüne Gewölk eines Buchenwipfels verfinſtert wurde.

Emanuel ſagte: „Gott iſt ein Geiſt." Und er zog ſeine kleine Bibel hervor und las: „Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren. Wie wollen ſie alſo den Sohn erkennen und von ihm wiſſen, außer wenn der Vater in ihnen iſt?"

„Ich kann Dir nur den Rat geben, beſter Freund, Deine Hand von dieſen letzten und geheimnisvollſten Dingen zu laſſen, glaube mir, die erlauchteſten Geiſter, die allergelehrteſten Köpfe haben ſich ſchon vergeblich und oftmals zum Schaden ihrer unſterblichen Seelen daran verſucht", dies ſagte nicht ohne Emphaſe der Geiſtliche. „Ich möchte Dir raten," fuhr er fort, „Dich an die übliche Deutung zu halten, die jene Heilandsworte dahin interpretiert, daß allerdings die ganze Macht, Kraft und Tiefe des Gottesſohnes nur der Vater ergründen kann, zu dem wir anderen, wir niederen Sterblichen nur durch die Liebe des Sohnes, unſeres Heilands, gelangen können. Bevor wir aber unſere Beſprechung beendigen, Beſter, möchte ich wiſſen, was ich der Dame von Deinen praktiſchen Zielen berichten ſoll. Gehörſt Du vielleicht zu denen, die an das apoſtoliſche Vermächtnis auch inſofern glauben, als ſie meinen, daß ſie durch Gebet oder durch Handauflegen Kranke geſund zu machen imſtande ſind?"

„Nein!" ſagte Quint. „Auch iſt der Heiland nicht auf die Welt gekommen, um zu ſchwelgen, zu praſſen und ein Diener des eigenen Leibes oder fremder Leiber zu ſein. Er iſt gekommen, nicht um uns die Welt zu gewinnen helfen, ſondern die Welt zu überwinden."

Hiergegen wandte der Paſtor ein, daß immerhin, wie ja auch Emanuel wiſſen müſſe, von Jeſu ſowohl als von den Apoſteln Kranke durch Handauflegen geheilt worden ſeien. Der Heiland habe ſogar Lazarum, Jairi Töchterlein und den Jüngling zu Nain von den Toten erweckt.

Hier ſah der Geiſtliche, wie Emanuel Quint kaum merkbar den Kopf ſchüttelte, und fragte ihn, warum er dieſe Bewegung gemacht habe.

„Warum und zu welchem Zwecke," gab jener zurück, ohne die Frage zu beantworten, „hätte der Heiland wohl den Mann, den Jüngling und das Kind in dieſe bejammernswürdige Welt zurückerweckt, die ſie ja bereits überwunden hatten?"

Der Paſtor begriff zunächſt dieſe überraſchende Frage nicht.

„Ich würde denken," fuhr der Narr in Chriſto zu reden fort, „er habe es als Weltenrichter getan, und um die Toten durch das erneute Leben für Sünden, die ſie begangen hätten, zu ſtrafen. Aber wer hat des Menſchen Sohn zum Weltenrichter gemacht? Er kannte den Vater, der in ihm war, wie ich den Vater kenne, der in mir iſt. Dieſer Vater läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, und läßt ſeine Sonne aufgehen über Böſe und Gute, wie in meinem Herzen geſchrieben ſteht. Herr Paſtor: er läßt ſeine Sonne aufgehen! das iſt nicht etwa vor allem dieſe, die auf die Bücherregale ſcheint, es iſt nur die geiſtliche Sonne des Vaters, die auch den Böſen und Ungerechten zuteil wird. Wenn ich nun aber an den glaube, der nach dem Wort des Apoſtel Paulus nicht die Gerechten gerecht macht, ſondern die Ungerechten und Gottloſen — ja, die Gottloſen! — ſo frage ich mich: was wollte er Lazaro, Jairi Töchterlein und dem Jüngling zu Nain, da er ſie doch nicht ſtrafen wollte, als er ſie auferweckte, tun? Nein! wahrlich ich ſage Ihnen, Herr

Paſtor: der Gottesſohn hat dieſe Toten nicht auferweckt, außer aber ins ewige Leben! Des Menſchen Sohn aber wollte und konnte ſie nicht aufwecken. Es iſt dem Menſchenſohne nicht gegeben, Tote aufzuwecken und Kranke geſund zu machen, außer durch menſchliche Arzenei. Dem Menſchenſohn iſt es allein gegeben zu leiden und mitzuleiden, das heißt zu lieben, das heißt barmherzig zu ſein.“

„Du begibſt Dich auf ein gefährliches Feld, mein Freund,“ ſagte der Geiſtliche, indem er warnend den Finger hob, „Du biſt Dir doch wohl bewußt, daß Du im Begriff ſtehſt, nichts Geringeres als die Wundertaten unſeres Herrn Jeſu zu leugnen. Du ſtellſt Dich damit zur Heiligen Schrift und zur geſamten chriſtlichen Kirche in Widerſpruch.“

„Der Herr hat geſagt,“ erwiderte Quint, mit tiefen, fieberiſch glänzenden Augen, „laſſet die Toten ihre Toten begraben. Er hat nicht geſagt, er wolle die leiblich Toten zum Leben im Fleiſch und zum geiſtlichen Tode auferwecken. Was die Schrift aber anbetrifft, ſo iſt ſie von irrenden Menſchenhänden niedergeſchrieben. Der Buchſtabe tötet, und nur der Geiſt iſt es, der lebendig macht. Wenn nun der Geiſt den Buchſtaben nicht lebendig macht, ſo bleibt er tot. Der Geiſt iſt immer mehr als der Buchſtabe. Der Buchſtabe aber ſteht im Buch, der Geiſt dagegen iſt in mir. Alle, die zu leſen verſtehen, leſen Buchſtaben, aber was wäre der Geiſt, ſollte er in den kleinen Maßen der Buchſtaben eingekerkert ſein? Das Gewand des Vaters ſind nicht Buchſtaben, das Gewand des Sohnes ſind ebenſowenig Buchſtaben: beider Gewand iſt die Ewigkeit. Und alſo, Herr Paſtor, meine ich: der Vater in mir, der Sohn in mir, iſt das Wunder, ſonſt nichts. Ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt. Und weltliche Wunder des Menſchenſohnes, was ſollten ſie gelten gegen das himmliſche Wunder des Gottesſohnes. Und wie der Sohn allein den Vater kennet, ſo kennet der Sohn allein den Sohn. Und auch der

Vater kennet allein den Sohn und ſich ſelber, auch hinter dem toten Vorhang, der ſie verbirgt, den Worten der Schrift und ihren Buchſtaben. Nur was der Vater lieſet, iſt wahrhaft geleſen und vom Vater erkannt, und was der Sohn lieſet, iſt wahrhaft vom Sohne geleſen und vom Sohne erkannt. Was nicht vom Vater und nicht vom Sohne geleſen iſt, das gleicht einem Haufen kalter Aſche, den eines blinden Bettlers Krücke durcheinanderrührt."

„Nun meinethalben," ſagte der Paſtor, „trage dieſe Deine verwirrten Anſichten auf dem Schloſſe des Gurauer Fräuleins vor. Ich glaube nicht, daß Du Anklang findeſt. Nach dem, was ich bis jetzt ſchon gehört habe, gelüſtet mich nicht, mit Dir noch tiefer in das Labyrinth Deiner überaus ſonderbaren Meinungen einzudringen. Es iſt ſchade: Du denkſt, doch Du denkſt ohne Führung und Anleitung, was ja immer, beſonders bei einem ungeſchulten Kopf, gefährlich iſt. Hätteſt Du Theologie ſtudiert, ſo würdeſt Du ſicher nicht in das Geſtrüpp von Irrtümern Dich ſo hoffnungslos verwickelt haben. Denn ich fürchte, Du haſt bei weitem nicht alles mitgeteilt, was Du auf Deine Weiſe ergründet haſt. Man würde noch Wunderdinge erfahren.

Nun ſage mir noch zu guter Letzt, ob Du mit Deinen Anſichten und Meinungen irgendwelche irdiſchen Ziele haſt? Willſt Du die Lage der armen Bevölkerung aufbeſſern? Warteſt Du, wie gewiſſe Schichten verſtiegener Schwärmer, auf den baldigen Anfang des tauſendjährigen Reiches? Willſt Du die Kirche reformieren und gegen ihre Dogmen zu Felde ziehen? Strebſt Du die Gütergemeinſchaft an, wie ſie bei den erſten Chriſten üblich war? Neigſt Du zu den Sozialiſten? was ich Dir ganz beſonders und dringlichſt abraten möchte." — Aber zu allen dieſen Fragen ſchüttelte Quint verneinend den Kopf. Noch einmal, mit einem ſtillen prüfenden Blick, betrachtete er die blonde kernige Jugendgeſtalt des Paſtors, dann war es, als verhängte ein bleicher undurchdringlicher Vorhang ſein Angeſicht, und damit alle Geheimniſſe ſeines Innern.

„Ja," ſeufzte der Paſtor, „ſo wären wir nun ans Ende unſerer Beſprechung gelangt." Er begab ſich mit dieſen Worten an einen hohen, dunkelgebeizten Schrank, ein ehrwürdiges, altes Barockmöbelſtück, öffnete ſeine Flügeltüren und nahm aus einem der vielen Schubfächer, die ſichtbar wurden, einen Kaſſenſchein. Dieſen nun nachdenklich in der Hand haltend und mit den Fingern daran herumſtreichend, gab er ſich, ſcheinbar noch unſchlüſſig, einer längeren Überlegung hin. „Ich muß Ihnen ehrlich ſagen, Quint" — er ſiezte ihn wieder — „daß ich eigentlich nicht recht weiß, wie ich im Sinne der Dame recht handle: gebe ich Ihnen oder gebe ich Ihnen nicht das Geld? Wollte ich es Ihnen vorenthalten, ſo hätte ich allerdings anders handeln ſollen von vornherein. Ich war alſo etwas unvorſichtig. Immerhin iſt es ſchwer, ſich etwas ſo Unwahrſcheinliches vorzuſtellen, als Ihr über alle Begriffe ſonderbares Bekenntnis iſt. Ja, alſo, ſo gehen Sie nur in Gottes Namen getroſt zu dem Gurauer Fräulein hin. Mag ſich die allzu große Willfährlichkeit und Leichtgläubigkeit der edlen Dame in Sachen der Religion einmal auf dieſe Weiſe ein wenig rächen, und mag ſie zur Erkenntnis gelangen, daß das von ihr geförderte Laienweſen in Sachen der Religion manchmal auch ſolche Früchte zeitigt."

Der Paſtor hatte ſomit dem wunderlichen Tiſchlergeſellen, der ſich in einem Atem rühmte, des Menſchen Sohn und der Sohn Gottes zu ſein, mit einer entſchiedenen Geſte den Kaſſenſchein entgegengeſtreckt, den jener indeſſen kopfſchüttelnd ablehnte. Der Geiſtliche, der das zunächſt nicht begreifen wollte, ward dadurch nicht wenig beſchämt und ſtellte ſich gutmütig aufgebracht. Quint aber ſagte, es liege ihm fern, die Güte der Dame, die Güte des Paſtors nicht dankbaren Herzens zu erkennen, aber kurz und gut, er bedürfe des Geldes, auch wenn er die Dame beſuche, nicht.

Der Paſtor rief, als Quint ſich entfernt hatte, ſeine Frau zu ſich ins Zimmer herein. Sie ſahen den Narren durch den Vorgarten ſchreiten. „Siehſt Du den langen Menſchen, Frau?“ fragte er, auf Emanuel hinweiſend. — „Na, ganz natürlich,“ ſagte die Paſtorin, „ſehe ich ihn!“ — „Sage mir mal, wie kommt er Dir vor? Was würdeſt Du nach ſeinem Gang und ſeinem Äußeren von ihm halten?“ — Die Paſtorin, die ein junges, gewecktes Weibchen war, ſagte unwillkürlich herauslachend: „Ich würde denken, daß es einer iſt, der den Gendarm mehr fürchtet als Gott!“ — „Meine Liebe,“ gab ihr der Pfarrherr zur Antwort, „dieſer ſtromerhaft ausſehende Kerl hat mich minutenlang auf eine mir noch nicht vorgekommene Art und Weiſe verwirrt gemacht. Faſſe nur mal meine beiden Hände!“ „Aber Männchen,“ ſagte die Frau, „ſie ſind ja kalt und ganz feucht!“ — „Ja, denn dieſer Menſch behauptet, er ſei nichts geringeres als Jeſus Chriſtus von Nazareth.“

Zehntes Kapitel

Nach einigen Tagen hatten die Brüder Scharf bei Emanuel vorgeſprochen. Er deutete ihnen an, daß im Hauſe nicht wohl in Ruhe zu reden wäre. Daraufhin waren alle drei in ein Wirtshaus des Niederdorfes gegangen, das wirklich und wahrhaft „Emmaus Einkehr“ hieß. Hier hatten die Brüder erſtlich alles das mitgeteilt, was ihnen inzwiſchen begegnet war, und ſpäter vereinbart, das Gurauer Fräulein zu beſuchen. Ferner brachten die Brüder die Neuigkeit, daß der böhmiſche Joſef, der Weber Schubert und Schmied John ſowie der ehemalige Schneider Schwabe im Dorfe wären: ſie ſeien gekommen, von dem lebhaften Wunſch gedrängt, Emanuel wiederzuſehen.

Dieſer bezeichnete nun für den folgenden Tag einen gewiſſen

Birnbaum, der an einem Feldraine außerhalb des Dorfes ſtand, als das Wahrzeichen, bei dem man ſich treffen wollte: übrigens erſt in der Dämmerung, um jegliches Aufſehen zu vermeiden. „Denn," ſagte Quint, „das Dorf iſt meinetwegen auf eine ſonderbare Weiſe aufgeregt. Wenigſtens hat mir mein Stiefvater und mein Bruder allerlei wunderliche Reden erzählt, die geführt werden, und mir die Schuld daran beigelegt.

Sie haben in der Tat manches um meinetwillen zu leiden," fuhr er fort und meinte die Seinigen. „Obgleich ich niemals behauptet habe, ich könne Lahme gehen, Blinde ſehen, mit Ausſatz behaftete Menſchen rein machen, ſo kommen doch viele Kranke zu mir und ſuchen mich im Hauſe der Eltern. Andere wieder bekämpfen mich und verwünſchen mich, eben als wenn ich ein Lügner wäre."

Am folgenden Tag in der Dämmerung, als ein flacher, grauer Nebel im beginnenden Mondſchein über den Feldern hing, ſammelte ſich in der Stille um den Birnbaum die kleine Gemeinde der Armen und Törichten. Es waren nicht nur die Brüder Scharf, die erſchienen waren, nicht Schubert, John, Schwabe und der böhmiſche Joſef allein, ſondern es hatten ſich aus den Stillen im Dorfe noch etwa zwanzig Männer und Frauen angeſchloſſen, die von den anderen inſofern in das Geheimnis gezogen waren, als man ihnen von Emanuel als von einem Manne geſprochen hatte, der vom Heiligen Geiſte erleuchtet ſei.

Zu dieſen Leuten war aber auch ein Gerücht gedrungen, das im Pfarrhauſe ſeinen Urſprung hatte, den es in dieſem Falle auch nicht verleugnete. Der Pfarrer hatte von Quint geſagt, er habe ihm rundheraus erklärt, er ſei Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, und das Gerücht davon war wie ein Blitz in das Dorf gefahren. Der Geiſtliche ſchürte auch noch, ohne beſondere Abſicht, nur durch die oft wiederholte lebhafte Mitteilung die entſtandene

Aufregung. Er hatte über Emanuel im Laufe einiger Tage zum Küſter, zum Apotheker des Ortes, zum Pächter des herrſchaftlichen Dominiums und auch am Stammtiſch immer wieder geſprochen, wodurch denn die Sache zum öffentlichen Ärgernis und Emanuel zu einem gefährlichen, wenn auch ausgemachten Narren geſtempelt war.

Man hatte nun aber zugleich gehört, der falſche Jeſus von Nazareth ſolle das Gurauer Fräulein beſuchen, wodurch er ſogleich in aller Augen ein beſonderes Gewicht erhielt: ſo zwar, daß jene, die ſonſt nur mitleidig über ihn die Achſel gezuckt haben würden, ſich entrüſteten, diejenigen, die ihn kannten — wer kannte im Dorfe nicht Emanuel Quint? — und die ſich zunächſt vor Lachen ausſchütten wollten, hernach ſich heiſer ſchrien vor Wut. Die Stillen aber, die Urteilsloſen, deren Einfalt und Glaubensfreudigkeit dieſem ſonderbaren Fall nicht gewachſen war, fanden ſich aufgeſtört und in allerhand hoffnungsvolle fromme Schrecken hinein verführt.

Es kam hinzu, daß alle nicht wohl gewiſſe heilige Schauer verbergen konnten angeſichts dieſer nun Ereignis gewordenen phantaſtiſchen Anmaßung, die doch von dem Vorgang, der Wiederkunft Jeſu, die ſie erlog, einen nicht zu verkennenden Strahlennimbus entlehnt hatte. So war denn das ganze, ſich wohl eine Meile lang den Bach hinunter erſtreckende Dorf, auf einmal von religiöſem Leben erfüllt. Im Oberdorf, das gleichſam der Kopf des Ortes war, ſprach man von nichts, als von der heiligen Würde des echten und der Lächerlichkeit des falſchen Jeſu von Nazareth. Die Ärzte bei ihren Beſuchen erörterten an den Betten der Kranken den gleichen bibliſchen Gegenſtand und ſeine bejammernswürdige Nachäffung. Dienſtmädchen ſprachen mit Ladendienern über Heringstonnen davon. Während die armen Leute beſcheiden auf teure Medikamente warteten, rief ein Proviſor dem andern luſtige Neuigkeiten über den Giersdorfer Heiland zu. Die Langholz-Fuhrleute fragten das ganze Dorf hinunter, neben den ſchweren Pferden hergehend, jeden Tagelöhner, der ihnen entgegenkam, ob ſie auch wohl den neuen Herrgott ſchon mit Augen geſehen hätten, und ſetzten meiſtens hinzu: „da ſchlag doch ein Herrgottsdonnerwetter nein!“ Im Niederdorf, wo die katholiſche Kirche der evangeliſchen jenſeit der Straße gegenüberſtand, ward ſogar der Herr Kaplan durch die Fama beunruhigt. Alte und junge Weibchen unter den Beichtkindern trugen ihm die Tollheit des unglückſeligen Narren zu. Kurz, Emanuel hatte eine dermaßen gefährliche Popularität erlangt, daß er ſich nur im Dämmerlicht aus dem Hauſe hervorwagen und auch dann nur auf Schleichwegen gehen durfte.

Dieſer allgemeine, ungewöhnliche Zuſtand des Dorfes nun, das ſonſt ein ziemlich ſchläfriges Daſein führte, ſtellte ſich den Brüdern Scharf, ſobald ſie hineingelangten, als eine Beſtätigung ihres unausrottbaren Wahnes dar. Der Wirt von Emmaus Einkehr, ein ſeit Jahrzehnten im ganzen Dorfe belächelter über ſiebzigjähriger Sonderling, der zur „Gemeinde der Heiligen“ gehörte, hatte die Brüder Scharf ſogleich mit der Neuigkeit des falſchen Jeſus Chriſtus begrüßt. Er hatte das Unerhörte getan und ſchon ſeit Jahrzehnten aus ſeinem Gaſthauſe Wein, Bier und Kornſchnaps verbannt. Er verabreichte Milch und Selterwaſſer, weil eben nur Milch und Selterwaſſer ſich mit den frommen Grundſätzen ſeiner Brüdergemeinſchaft vertrug. Er meinte, als er das ſchreckliche Zeichen der Zeit — ein ſolches war ihm die untergeordnete Narrheit des Tiſchlerſohnes! — den Gäſten eröffnet hatte, daß eben alles darauf hindeute, wie das Schickſal dieſer ſündigen Welt im Begriffe ſich zu vollenden ſei.

Da aber waren die Brüder Scharf, und zwar beide zugleich, wie von einer Erleuchtung betroffen worden, und dieſe Erleuchtung hatte aus ihren Mienen und Worten hinreißend und feurig auf den Wirt von Emmaus Einkehr zurückgeſtrahlt.

So konnte es denn nicht anders ſein, als es wirklich war: nämlich, daß die armen, ängſtlich allenthalben dem Birnbaum näher ſchleichenden Leute Angſt, Spannung und Schaudern zugleich umfing.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe ſich alle in ein Häuflein zuſammenwagten. Bis dahin hatte ſich einer hier, der andere da, am Feldrain oder am Rande des etwa fünfzig Schritte nahen Birkengehölzes ſorgfältig abwartend ferngehalten. Nun ſaßen ſie ſchweigend oder flüſternd, während der Mond, groß wie das Rad eines Wagens und wie eine Scheibe aus Eiſen in voller Glut, ſich zwiſchen den beiden Kirchen hob, und harrten mit heimlichem Grauen des Kommenden.

Anton Scharf, der mit dem Rücken gegen den Stamm des Birnbaumes lehnte, hielt den neben ihm ſitzenden, zitternden Schneider Schwabe bei der Hand. Emanuel war noch nicht unter ihnen, und die Starrenden glaubten ihn bald da bald dort vom Dorfe her über die Felder nahen zu ſehen. Aus den Höfen herüber drang Hundegebell. Der Schrei eines Uhus wurde im nahen Gehölze laut. Nach und nach traten am wolkenloſen Himmel mehr und mehr Sterne hervor. Der tiefblauen, kalten, öſtlichen Hälfte über den langen Gebäudereihen und Bäumen des Dorfes ſtand die dunkle Röte des Weſtens, wo die Sonne verſunken war, noch eine Zeitlang gegenüber. Alles war groß, ſtill und feierlich. Fledermäuſe, die aus den Scheunendächern und Kirchen herüberkamen, durchhaſteten, ihren Flug in die Felder ausdehnend, in weiten Kreiſen den Dämmer über den Nebelſchichten und trieben ſich um den Birnbaum herum. Von einem ſumpfigen Teiche her, der hinter dem Holze verborgen lag, drang das Gequake vieler Fröſche weithin vernehmlich durch die Luft.

Die kleine Gemeinde würde vielleicht einen frommen Choral angeſtimmt haben, aber ſie fürchtete ſich. Daß aber eine gewiſſe Furcht über allen lag, war nachgerade ſo deutlich geworden, daß

Martin Scharf die Verſammelten bat, näher um ihn heranzurücken, und ihre Herzen mit leiſem, doch kernhaftem Zuſpruch aufzurichten nötig fand.

„Wir wiſſen wohl, daß geſchrieben ſteht,“ ſagte er: „kein Prophet iſt in ſeinem Vaterlande angenehm. Fürchtet Euch aber nicht. Sie mögen ſchlecht von ihm reden, ſie mögen ſeiner ſpotten, ihn verhöhnen, wie ſie es denn auch meiſtens tun: je mehr ſich der Geiſt des Abgrunds empört gegen ihn, um ſo mehr iſt das der Beweis, daß Gott mit ihm iſt.“

„Iſt es wahr,“ ſagte eine alte verkrümmte Leinewebersfrau, „daß er zu unſerm Pfarrer geſagt hat, er wäre der Heiland Jeſus Chriſtus?“

„Was er zum Pfarrer geſagt,“ äußerte, wie immer ein wenig überſtürzt, aber ebenfalls flüſternd Anton — „was er zum Pfarrer geſagt hat, wiſſen wir nicht. Eins aber wiſſen wir ganz gewiß, was er auch immer geſagt hat zum Pfarrer, iſt ſo wahr wie das Evangelium.“

Ein junger Menſch, der Stellmacher und dabei ſchwindſüchtig war, wollte wiſſen, daß wirklich Emanuel Quint eben das geſagt hatte, er wäre Jeſus Chriſtus, des lebendigen Gottes Sohn.

Nun erzählten nacheinander der Weber Schubert, der Schneider Schwabe, Anton und Martin Scharf ihre Träume, die ſie in der Zwiſchenzeit von Emanuel Quint geträumt hatten. Der eine hatte Nägelmale an ſeinen Händen und Füßen geſehen, den anderen hatte Emanuel dreimal im Traume gefragt, ob er ihn lieb habe, der dritte hatte ihn trockenen Fußes über einen grundloſen Sumpf im Hirſchberger Tale ſchreiten ſehen. Schubert aber hatte eines Abends geradezu eine Erſcheinung gehabt, die er, nach einfacher Leute Art, auf die allerlebendigſte Weiſe erzählte. Nachdem er eines Abends ſeine Bande oben auf dem Gebirgskamm verlaſſen hatte, um hinüber zum Lehrer Stoppe zu gehen, ſei er in Gedanken zu einer gewiſſen Stelle gelangt, wo ſich der Weg nach Preußen hinunter abzweige, und plötzlich aufblickend habe er Emanuel Quint ſich auf etwa zwanzig Schritte gegenübergeſehen, langſam gleich ihm der Wegkreuzung zuſchreitend. Nach ſeiner Behauptung hatte Schubert zunächſt kein Glied zu rühren vermocht und ſei geraume Weile wie feſtgewurzelt ſtill geſtanden. Emanuel aber ſchritt auf ihn zu. „Nun,“ meinte Schubert, „ich dachte mir, das iſt alles Einbildung, ſchritt ebenfalls vorwärts und wollte in Gottes Namen an ihm vorbei oder durch ihn durchſchreiten, aber plötzlich, genau vor dem Wege, der hinunter nach Preußen führt, prallte ich, als wär ich an einen Stein gelaufen, förmlich geradezu taumelnd, zurück. Und in dieſem Augenblick, wo er noch gerade dicht an mir ſtand, war er verſchwunden.

Nun wußte ich, was das bedeuten ſollte,“ endete Schubert mit Feierlichkeit. „Ich ging nach Hauſe, ſagte der Frau nur ſchnell, wo ich hinwollte, und ſchritt noch am ſelben Abend den Weg, von der gleichen Kreuzung aus, nach Preußen hinunter. Und darum, Ihr lieben Brüder, bin ich hier.“

Plötzlich ſchraken alle zuſammen. Der eine meinte, er habe im nahen Buſchwerk Knacken von Zweigen und Stimmen gehört. Der andre meinte, Quint ſei gekommen. Der dritte ſprang auf, es war der Stellmacher, und ſagte, er habe ihn eben am Rande des Wickenfeldes heranſchreiten ſehen. „Ihr lieben Schweſtern und Brüder, fürchtet Euch nicht und habt Geduld!“ beſchwichtigte Martin wiederum. Und der böhmiſche Joſef, der ſtets eine wilde Courage im Leibe hatte, drang mit einigen Sprüngen bis dicht an den Rand des Gehölzes vor, um nach dem Urſprung jener Geräuſche zu forſchen, die einen der Brüder beunruhigt hatten.

Der Kopf des böhmiſchen Joſef war ſtets mit Phantaſtereien angefüllt und dazu überraſchend intelligent und eigenſinnig. Menſchenfurcht kannte er eigentlich nicht, eher ſchon Furcht vor Gott und dem Teufel. Einſt von ſeiner Zigeunermutter in der

Nähe der Bradler Banden ausgeſetzt, hatte er in ſich, als Erbſchaft von ſeinem Stamme: Aberglauben, myſtiſche Auffaſſung der Natur und Trieb zu ruheloſem Umherſtreichen.

„Ihr Leute," ſagte er, als er vom Rand des Gehölzes zurückkehrte, nicht ganz im gedämpften Tone der Brudergemeinde, „ich glaube, es pirſcht ſich ein Regiment Freiburger Jäger an": eine Übertreibung, die, verbunden mit der gemütlichen Art und Weiſe, wie er ſich ſorglos zwiſchen die Wartenden niederließ, bei dieſen ein befreiendes, wenn auch gedämpftes Lachen auslöſte.

Von jeher war der böhmiſche Joſef religiös. Nicht ſelten begegnete man ihm auf Kirchhöfen. Er pflegte dann ruhig, nur von Zeit zu Zeit ein wenig mit ſich murmelnd und ſeufzend, vor dieſem und jenem Grab zu ſtehen. Immer zu Abenteuern neigend, ward er ſchnell in den Strudel um Quint hineingedrängt. Er dachte viel über ſich und Gott. Nachts blickte er oft, auf dem Rücken liegend, ſtundenlang in den Sternenhimmel hinein und genoß, faſt erdrückt und zugleich erhoben, das ganze unergründliche Wunder, wie nur ein in allen Tiefen empfindender Menſch es genießen kann. Er freute ſich aller großen Geheimniſſe. Er freute ſich voll erhabener Bangigkeit an den heiligen Spielen der goldenen Sternſchnuppen und hielt es in ſolchen Augenblicken für gewiß, daß er, der dies alles auffaſſen konnte, der arme, verlauſte, häßliche Lump! ein begnadetes, ausgezeichnetes, auserleſenes Glied der göttlichen Schöpfung ſei.

Dieſem Menſchen, man ſah es ſeinen verweilenden, grundlos dunklen Augen an, war nichts glatthin natürlich und alles Wunder. Das Einfachſte war ihm wunderbar, deshalb ſträubte ſich eigentlich nichts in ihm, auch in Quint, dem verlaufenen Handwerksgeſellen, ſo einfach er ſchien, ein Gefäß für Rätſel und Wunder anzuerkennen. Überdies war er ſich nicht zu gering, um an eine nie ſchlummernde göttliche Führung zu glauben, und war überzeugt, die leitende Hand aus dem Unſichtbaren habe ihn nicht umſonſt und ſcheinbar durch Zufall mit Quint hoch oben im Knieholz zuſammengeführt.

Im übrigen ſahen die Scharfs in ihm noch nicht den Mann, der ohne Rückhalt der Sache ergeben und gläubig war. Zwar hatte er reichlich und mehr als die anderen der gemeinſam begründeten Kaſſe beigeſteuert. Aber es war zunächſt nicht der echte und glühende Hunger nach endlicher Erfüllung der Verheißung in ihm. Er hatte nicht nur die Bibel im Kopfe, ja ſogar, wie man zuweilen vermuten konnte, wahrſcheinlich herzlich wenig von ihr. Allein, hatte Quint es ihm durch ſeine Perſönlichkeit angetan, ſo war es nun die phantaſtiſche Welt der evangeliſchen Vorgänge, die Matthäus, Markus, Lukas und Sankt Johannes erzählen, die ihn mit geſpannten Augen eines Kindes an die Lippen der Scharfs gebunden hielt. Davon konnte Joſef gar nicht genug hören.

So wuchs er denn nach und nach mit Neugier in die Welt der Bibelgeſchichten hinein, die ihm mit unbeirrbarer Überzeugung und Leidenſchaft in feurigen Zungen gepredigt ward, und wurde mit jenem Ereignis vertraut, der Sendung des eingeborenen Sohnes Gottes ſelbſt, um die Welt vom Sündenfluch ins verlorene Paradies zu erlöſen: einem Ereignis, das für die Geſchichte aller Geſchichten und für die große, einzige Wendung im trüben Geſchick der geſamten Menſchheit gehalten wird. Und wirklich, der böhmiſche Joſef dachte nun Tag und Nacht an den armen Jüngling und Gottesſohn und ſeine traurigen irdiſchen Schickſale. Zwar waren es Juden geweſen, die ihn verfolgt und gekreuzigt hatten, aber er ſchüttelte immer wieder den Kopf und ſchämte ſich ſeines Menſchentums. Was freilich nun die beiden verbohrten Brüder Scharf damit ſagen wollten: Quint wäre eben der damals Gekreuzigte! das begriff ſein geſunder Verſtand einſtweilen noch nicht.

Immerhin war in ihm das Wartende. Er hoffte längſt nicht mehr auf den kommenden Tag, aber ſchritt doch immer auf das irgendwann ſichere, große, noch dunkle Ereignis zu. Manchmal wurde er ungeduldig: dann baute er ſich auf irgendeinem Sterne neue Leben und neue Ereigniſſe aus. Geſpenſtergeſchichten, wie die der Erſcheinung Emanuel Quints, die Schubert eben zum beſten gegeben, waren immer nach ſeinem Sinn, beſonders bei Nacht, im Freien, am Reiſigfeuer, und wenn wirkliche oder nur eingebildete Gefahr im Verzuge war, aber auch in den Bergſchenken, unter der Lampe. Nichts Beſſeres aber konnte ihm zuſtoßen als dies gruſelige, nächtliche Warten auf den verfemten Emanuel Quint, umgeben von Rätſeln, Gefahren und Ahnungen.

Plötzlich ſtand der Erwartete da, und alle erhoben ſich von der Erde.

„Ich erſuche Euch, liebe Schweſtern und liebe Brüder, auseinander zu gehen," ſagte Emanuel mit bewegter Stimme und gütigem Ausdruck; wobei der Mond, der inzwiſchen, mehr und mehr erbleichend, höher geſtiegen war, ihn ſo beleuchtete, daß ſeine Geſtalt und ſein Antlitz wie ganz aus weißem Lichte erſchien. „Ich möchte nicht," fuhr er fort, „daß Ihr etwa um meinetwillen Leiden erduldet." Sie ſahen alle, trotz des Dämmers, wie ſehr das Antlitz des falſchen Heilands von Tränen feucht und verfallen war. „Ihr müßt um meinetwillen nicht leiden, denn ich bin nichts. Mögen ſie mich doch niedertreten. Das iſt es nicht! wahrlich, ich verdiene nichts Beſſeres! Aber ich wußte nicht, daß heut, zweitauſend Jahre nach unſeres Heilands Geburt in die Welt, eben dieſelbe Welt noch ſo raſend und wütend in ihren Sünden iſt. Liebe Brüder und Schweſtern, Ihr ſeht mich beſtürzt, nicht weil dieſe Leute da drüben gegen mich, ſondern weil ſie gegen Jeſum Chriſtum ſelber wüten."

„Wir wiſſen es, daß ſie wider Jeſum Chriſtum ſelber wüten," ſagte der bucklige Schneider Schwabe plötzlich und warf ſich vor Quint auf das Angeſicht.

Quint aber erſchrak und wollte ihn aufheben. Weil er aber von ſo viel Bereitwilligkeit, ſich dem Göttlichen hinzugeben, zugleich ergriffen war, ſo ſpürte er auch ſogleich in ſich eine zärtliche Liebe und inniges Mitleid für dieſen Menſchen aufſteigen.

Den Weinenden aufzurichten gelang ihm nicht. Er hätte nun, werden etliche meinen, ſagen müſſen, du beteſt in mir nicht Gott, ſondern eher den Fürſten der Hölle an, zum mindeſten einen armen Menſchen, wie du einer biſt, einen armen verblendeten Handwerksgeſellen! Du ergibſt dich, beſtenfalls, einem ſchrecklichen Selbſtbetrug! Aber dies oder etwas ähnliches auszuſprechen, vermochte Emanuel Quint nicht mehr über ſich.

Er konnte den Armen nicht enttäuſchen. Auch ſetzte hier gleich wiederum ſeine beſondere Narrheit ein, vermöge deren er ſich in ein Doppelweſen zerſpaltete: ein geiſtliches, das ihm durch und durch Gottheit ſchien, und ein fleiſchliches, nämlich das ſündliche, irdiſche. „Lieber Bruder,“ ſagte er, „das haſt Du nicht aus Dir ſelber herausgeſprochen! Du haſt es auch nicht zu mir geſagt, der ich hier im Fleiſche vor Dir ſtehe: der aber, zu dem Dein Geiſt in der Stille der Nacht ſich erhob und vor dem Du Dich niederwarfeſt zur Erde, nämlich der Vater, der in mir iſt, hat Dich gehört und zu ihm haſt Du geſprochen.“

Hiermit wollte Emanuel nun nicht ſagen, er wäre im fleiſchlichen Sinne der wiedergekommene Chriſt und Gottesſohn, dennoch war unter allen, die jenem Vorgange beiwohnten, wie ſich ſpäter ergab, nicht einer, Mann, Weib oder Kind, der ihn anders verſtand, als daß er wirklich der Heiland ſei.

Es muß in dieſem ganzen, kurzen Vorgang eine verwirrende Kraft gelegen haben, die der aufgeklärte Menſch unſrer Zeit wohl ſchwerlich begreifen kann. So wenigſtens iſt man zu glauben gezwungen, wenn man die ſpäteren Ausſagen aller dieſer Menſchen zuſammenhält. Ihr ſei geweſen, ſagte die mehr als ſechzigjährige Webersfrau, als wäre plötzlich ein ungeheurer Regen von Sternen vom Himmel geſtürzt und als hätte ſie im gleichen Augenblick die Kraft zu atmen und zu ſchlucken eingebüßt und ſolle erſticken. Der Stellmacher ſagte, er habe, als Quint ſich zu dem weinenden Schwabe niederbeugte, deutlich gefühlt, wie unter ihm Acker und Feldrain geſchwankt habe, und deutliches unterirdiſches Rollen gehört. Der böhmiſche Joſef erklärte, er wiſſe nicht, was das geweſen wäre, etwas Natürliches oder Zauberei: der ganze Himmel ſei auf einmal wieder tageshell und blutrot geworden.

Man ſtellte ihm vor, wie dieſe Himmelserſcheinung allerdings höchſt wunderbar und vorläufig unerklärlich ſei, jedoch in dieſem Jahre täglich und allgemein beobachtet werde: nämlich daß auf der Seite des Sonnenuntergangs, bis ſpät in die elfte Stunde hinein, eine helle Röte am Himmel verbreitet ſtand. Aber man ſah es dem böhmiſchen Joſef an, die Sache war ihm nicht auszureden.

Kurz, es brach ein augenblicklicher Wahnſinn aus. Alle, voran die Scharfs, drängten ſich um die Hände des Toren und küßten ſie mit einer weinenden Inbrunſt und Zärtlichkeit, ſo daß, wer etwa dieſen Vorgang unbeteiligt belauſcht hätte, ſich nicht würde haben erklären können, was hier geſchah. Und wirklich war das Gewimmel von knienden und gebeugten Menſchen, im Mondſchein, um den einen, der aufrecht ſtand, nicht unbeobachtet. Zwar keine Freiburger Jäger, aber doch Lauſcher hatten ſich bis in das nahe Wäldchen angepirſcht und begleiteten, was ſie von dem geſpenſtigen Treiben ſahen, bald mit Geflüſter, bald mit Gekicher, und auch wohl mit manchem fragenden und erſtaunten Blick.

Es war dem armen Emanuel Quint bei alledem an dieſem Abend unſäglich weh und troſtlos ums Herz. Von allen Seiten ſchien ihn etwas in einen Weg der Lüge hineinzudrängen, der zugleich ein Weg der Verachtung war. Er hatte den Wunſch, von allen Menſchen erlöſt zu ſein, ſo heiß, wie ſelten in ſeinem

Leben, um nur allein mit Gott verbunden zu ſein. Aber die Menſchen umlagerten ihn: dieſer bereit, ihm nachzufolgen, jener in bitterer Leibes- und Seelennot, von ihm eine ſolche Erlöſung fordernd, die er zu geben nicht fähig war. Aber was half es, ſie dauerten ihn. Er konnte ſich nicht aus der Welt zurückziehen und ſie, die wenigen, die ihm vertraut, enttäuſchen und in Verzweiflung zurücklaſſen. Zwar mancher lebt und lacht und ißt und trinkt gleichgültig, hoffnungslos und mit einer kalten Verzweiflung, die nicht mehr brennt, in der Bruſt. Aber er konnte den Glauben nicht töten. Allzugroß war ſein Mitleid und ſeine zärtliche Liebe, um einen ſolchen Mord zu begehen.

Er nahm aber doch die Scharfs beiſeite und ſagte immer wieder aufs dringlichſte: er bitte ſie innig, ihn zu verlaſſen. Bewahret das Geheimnis des Reichs, jedoch, lieben Brüder, verlaſſet mich. — Und nun kam er leider wieder in ſeine bibliſche Art zu ſprechen hinein und ſagte: „Der Menſchenſohn iſt gekommen, die Leiden des Menſchenſohnes zu tragen! Ich bin arm! Die Dielen im Hauſe meines Vaters und meiner Mutter verbrennen mir meine nackten Sohlen. Ich muß fort. Des Menſchen Sohn hat kein Dach über ſeinem Kopf, kein Bett und kein Kiſſen für ſein Haupt, das ihm gehört. Was hofft Ihr von mir? Was begehrt Ihr von mir?“

„Daß Du uns nicht vergeſſeſt,“ ſagte der überſtiegene Martin Scharf . . . „daß Du uns nicht vergeſſeſt, dereinſt in Deiner Herrlichkeit.“

Jetzt mußte Quinten wohl der furchtbare Irrtum deutlich aufgehen, der ſich in den Köpfen des engeren Kreiſes ſeiner Anhänger feſtgeſetzt hatte: deshalb verwandelte ſich die erneute Wahrnehmung eines ſo verſtiegenen Glaubens in einen heftigen Ausbruch des Zorns. „Martin,“ rief er, „Du ſiehſt, wer ich bin! Ich bin nicht der, für den Du mich nimmſt! Was willſt Du von mir? Wenn Du teilhaben willſt an meiner Herrlichkeit: Du ſiehſt, meine Herrlichkeit iſt das Leiden! Ich habe keine andere irdiſche Herrlichkeit! Gehet und redet mit meinem Stiefvater! Gehet und redet mit meinem Bruder! Hört, was man in den Schenken und in den Häuſern der Reichen von mir ſpricht! Und alles, was Ihr dort erfahren werdet, das iſt meine ganze Herrlichkeit! Wollt Ihr den Rock, den ich auf den Schultern habe, nehmt ihn hin. Silber und Gold habe ich nicht und ſuche ich nicht! Reichtum alſo iſt von mir, von jetzt an in alle Ewigkeit, nicht zu erwarten. Was erwartet Ihr alſo von mir?“

Und Anton rief ſogleich in berauſchtem Bibelton: „Wir warten auf die Erſcheinung der Herrlichkeit des ſeligen Gottes und unſeres Heilandes Jeſu Chriſti; der ſich ſelbſt für uns gegeben hat, auf daß er uns erlöſte von aller Ungerechtigkeit, und reinigte ihm ſelbſt ein Volk zum Eigentum, das fleißig wäre zu guten Werken.“

Emanuel atmete von Grund ſeines Herzens qualvoll auf. Er wollte ſich losreißen, aber da drängten ſich alle wiederum flehend, wie hungernde Bettler, um ihn herum, und als wäre er einer, der einen Laib Brot hoch in die Luft hinaus hielte. Mitleid und Grauen kam ihn an: Mitleid mit ihrer hilfloſen Leibesnot und Grauen vor der würdeloſen und heimlichen Gier nach anderen als nach geiſtlichen Gütern. Und ſchließlich graute ihm auch vor dem, was in dieſem Treiben ihm als eine ſinnloſe Luſt am Unfug an ſich erkenntlich ward.

Faſt bewog ihn dies alles, geradezu die Flucht zu ergreifen, aber da durchblitzte ihn plötzlich wieder die ganze Kraft ſeines eingebildeten Lehrberufs. Und nachdem er ſich mit Entſchiedenheit von ſeinen Bedrängern freigemacht hatte, ſchritt er entſchloſſenen Ganges den kleinen Hügel hinan, wo der Birnbaum ſtand, und befahl der Gemeinde, ſich um ihn im Kreiſe niederzulaſſen.

„Ihr wißt,“ begann er mit einer Stimme, die wiederum feſt und einfach klang und darin das Beben des Herzens, das Beben einer vorgeahnten Inſpiration fühlbar ward … „Ihr wißt, daß Jeſus, der Heiland, zu den Seinen, wie der Evangeliſt berichtet, nie anders als durch Gleichnis geredet hat …" Weiter kam Emanuel nicht, denn im nächſten Augenblick hatte ſich etwas überaus Klägliches mit ihm und ſeiner Gemeinde ereignet.

Elftes Kapitel

Es ſind nachher ihrer viele geweſen, die ſich ganz und voll auf die Seite derer geſtellt haben, die, wie man meinte, verſucht hatten, das dörfliche Ärgernis auf ihre Art aus der Welt zu ſchaffen. Es wurde geſagt, der Schlachtergeſelle, der dem Schneider Schwabe durch einen Schlag mit einer Bohnenſtange den linken Arm zerbrochen habe, ſei zwar nicht geradezu berechtigt geweſen, dies zu tun, aber man müſſe ihn aus ſeinem chriſtlichen Gefühl heraus entſchuldigen. Es wurde ferner allgemein eine Tat des böhmiſchen Joſef verdammt, der einen Gaſtwirt aus dem Niederdorf und einen Pferdejungen des Bauers Karge buchſtäblich in einen gewiſſen Froſchteich, der ziemlich tief war, geſchleudert hatte, wobei noch außerdem der Wirt ſowohl als der Pferdejunge von ihm auf eine ſo erhebliche Weiſe tätlich mißhandelt worden war, daß jeder von ihnen nahezu vierzehn Tage das Bett hüten mußte. Aber Joſef hatte ſich in der Notwehr befunden.

Es war erwieſen, daß eine Rotte aufgeregter Menſchen, worunter ſich einige Schlepper aus dem nahen Kohlenrevier, ein Pferdehändler, ein Handelsmann und ein Schlachtermeiſter befanden, um neun Uhr abends das Wirtshaus zum Stern in angetrunkenem Zuſtand verlaſſen hatten und zwar mit der ausgeſprochenen Abſicht, zunächſt in ein anderes Gaſthaus: Emmaus Einkehr, zu ziehen, dort mit den „Muckern" Händel zu ſuchen

X. 13

und, wenn man Emanuel Quint anträfe, dieſen zunächſt gründlich zu „vertobacken", was mit verbläuen, windelweichſchlagen oder fürchterlich durchprügeln gleichbedeutend iſt.

Schon als die Rotte über die Brücke und neben der Brücke durch die ſogenannte „Bache" gezogen war, dem Gaſthauſe zur Emmaus Einkehr gegenüber, hatten ſie Haſelnußſtöcke, Steine, geflochtene Stricke und dergleichen als Waffen mit ſich geführt. Der Wirt jener chriſtlichen Herberge hatte ſogleich ſeine Türen geſchloſſen. Als es ſpäterhin zu ſeiner Vernehmung kam, zeigte er einen fauſtgroßen ſogenannten Feuerſtein, der eins ſeiner Fenſter zertrümmert hatte. Weitere Ausſchreitungen geſchahen vor Emmaus Einkehr nicht.

Die Urſache aber, wodurch dies vermieden worden war, beſtand in einem ſchnöden Verrat, den die Schleußerin von Emmaus Einkehr ausübte. Sie hatte nämlich einem der Tumultuanten, der zugleich ihr Geliebter war, aus einem Fenſter, das auf den Hof ging, heraus, die Zuſammenkunft draußen am Birnbaum mitgeteilt. Es war der gleiche Schlachtergeſelle, der den Arm des bedauernswerten Schneider Schwabe zertrümmert hatte.

Nachdem der tolle und wilde Haufe, in dem ſich auch ein und der andere fanatiſche Katholik befand, den Aufenthalt des Narren in Chriſto und ſeiner Gemeinde durch den Schlachtergeſellen erfahren hatte, veränderten ſie ihre Taktik durchaus, und an Stelle des Lärms trat tiefe Stille.

Die Beteiligten redeten ſich ſpäter ziemlich übereinſtimmend auf einen mißglückten Spaß hinaus. Und wirklich war hie und da aus dem Kreiſe der Unfugſtifter Gelächter erſchollen: keinesfalls vermochte jedoch die kleine Schar um Emanuel Quint, weder die Herde noch der Hirte, als dieſer Apachenhaufe ſchließlich über ſie hereingebrochen kam, irgend etwas von Spaß zu bemerken.

Als Emanuel kaum geſagt hatte, wie Jeſus, der Heiland, faſt nur im Gleichnis zu ſeinen Jüngern geredet habe, unterbrach ihn ein weithin die Nacht durchgellender Pfiff, der aus dem nahen Gehölze hervortönte. Es war das Signal zum Angriff geweſen, das der Pferdehändler zu geben beauftragt war und das er hervorzubringen verſtand, indem er je zwei ſeiner dicken Finger tief in das aufgedunſene Maul ſteckte. Der ſtarre Schrecken, den der kannibaliſche Pfiff in der kleinen Gemeinde ſofort hervorrief, hatte noch nicht ſein erſtes Wort geſagt, als auch ſchon dunkle Geſtalten aus dem tiefen Schatten des Wäldchens in den Mondſchein laufend und ſpringend hervordrangen und gegen den Birnbaum heranſtürzten. Oft durchlebte Emanuel ſpäterhin noch dieſen Vorgang im Traum. Die gleiche Mondnacht mit ihrer weiten, geräumigen Stille umgab ihn dann. Er ſah das Schwanken dunkler Waldbäume. Er hörte plötzlich den gellenden, ohrenzerreißenden Pfiff und dann, wie es ihm vorkam, ein Rudel jechender Wölfe näher keuchen. In Wirklichkeit hatten dazu noch, unvergeßlicherweiſe, hinter dem Wäldchen die Fröſche gequakt.

Und nun, als die Angreifer näher kamen und zwar ſchweigend, wie ſie beſchloſſen hatten, erhoben die überraſchten Anhänger Quints ein lautes, verzweifeltes Hilfegeſchrei und ſtoben nach allen Seiten davon. Dieſes Hilfegeſchrei iſt ſpäter in das Bereich der Mythe gezogen worden, indem, nicht nur von den Arbeitsweibern auf dem Dominium, ſondern auch von Männern und Frauen aus dem Bürgerſtand erzählt und behauptet wurde, man habe dieſen Hilferuf hinauf bis ins Oberdorf und wiederum in einem nach entgegengeſetzter Richtung weit entlegenen herrſchaftlichen Vorwerk gehört, was, ſelbſt wenn man die Stille der Sternennacht dabei berückſichtigt, ohne daß man ein Wunder annimmt, nicht zu erklären iſt.

Im erſten Augenblick ſah ſich Emanuel ganz allein. Nach allen Seiten waren ſogleich Verfolger den Fliehenden nachgeeilt. Er wurde dann von drei keuchenden, wilden Köpfen, von unvergeßlichen, bläulichen und grimaſſenſchneidenden Masken, umringt, und er hörte die Worte: „das iſt ja das Bürſchchen!“ Gleichzeitig fühlte er ſich von harten Fäuſten vor der Bruſt, im Rücken und an den Armen gepackt.

Er leiſtete keinen Widerſtand.

Es war ihm mit einemmal geweſen, als ſei er gar nicht der, der er war, auch nicht an der Stelle, wo er war, ſondern ſei an allem, was vorging, unbeteiligt. Dies mag am Ende inſofern zu ſeinem Vorteil ausgeſchlagen ſein, als man, durch Widerſtand nicht gereizt, ihn zunächſt nicht mißhandelt hatte.

Man packte ihn aber und rannte mit ihm, der dadurch zu einem widerwilligen Lauf unwürdig gezwungen wurde, zu irgendeinem Endzweck über die Äcker gegen das Wäldchen hin. Dort zerrte und ſtieß man ihn über die Böſchung und war eben bis auf wenige Schritte Entfernung an das Ufer eines kleinen, mit Schilf bedeckten Sees gelangt, als unerwartet einer von Emanuels Peinigern, von einem furchtbaren Schlag aus der Dunkelheit — es klang, als ſauſte ein Knüttel auf einen Stein — jählings getroffen, lautlos in die Farnkräuter niederſtrauchelte.

Von den Übriggebliebenen aber wurde Emanuel weiter gegen den See geſchleppt. Man wollte ihn, wie man ſich vorgeſetzt hatte, im Waſſer des Sees auf eine beſondere Weiſe taufen, derart zwar, daß eine Ernüchterung für ewige Zeit, wie man glaubte, unausbleiblich war. Aber zu dieſer Taufe kam man nicht, oder wenigſtens wurde mit Hilfe des böhmiſchen Joſef die Abſicht der Unfugſtifter inſofern umgekehrt, als dieſe ſelbſt und nicht ihr Opfer die ernüchternde Taufe erdulden mußten.

Der böhmiſche Joſef nämlich war plötzlich vor den verblüfften Rowdys in ſeiner erſchrecklichen Häßlichkeit wie irgendein böſer Dämon oder der Teufel ſelber aufgetaucht und hatte mit wenigen

Griffen und Fauſtſchlägen den armen Narren von ſeinen Quälern befreit: freilich war dieſer kaum aus der Verklammerung vieler Hände losgeriſſen, als er bewußtlos zu Boden ſank.

Auf dieſe Weiſe hatte denn die zunächſt recht harmloſe, wenn auch ſonderbare Zuſammenkunft armer, nach Erlöſung hungriger, irregeführter Seelen ein überaus klägliches Ende genommen.

Die Sache wurde ſehr viel belacht. Man nahm ſie als eine Traveſtie des Allerheiligſten, die als ſolche freilich unbeabſichtigt und deshalb einigermaßen rührend war. Aber man nahm die Verſammlung ſelbſt auch, in anderen Kreiſen, mit voller Entrüſtung als Blasphemie: und in dieſem Zuſammenhang ſprach man von jenem Überfall, als von einer geſunden Reaktion der beleidigten chriſtlichen Volksſeele. Es gab aber in der nahen Kreisſtadt eine gewiſſe Vereinigung, und zwar zählten ſich einflußreiche Männer und beſonders viele Frauen darunter, die auf ein tieferes religiöſes Leben hinzuwirken unternahm, als es die Kirche bieten konnte: in dieſer frommen Gemeinſchaft aber wurden ſehr bald auch Stimmen für Quint und ſeine Anhänger laut. Alles in allem geriet der Vorfall ſehr ſchnell in Vergeſſenheit, denn damals hatten gerade der Kaiſer von Rußland und der Präſident der franzöſiſchen Republik auf einem franzöſiſchen Kriegsſchiff eine Zuſammenkunft, wobei ſie gewiſſe Trinkſprüche ausbrachten, durch die ſich die ganze europäiſche Welt teils freudig, teils im entgegengeſetzten Sinne beunruhigt fand.

Unter dieſen Verhältniſſen wurde es auch wenig beachtet, was in der Folge mit Emanuel Quint geſchah, den man aus einigen Wunden blutend, bewußtlos in das Haus ſeiner Eltern gebracht hatte. Die Mutter, die wahrhaft erſchrocken war und deren mütterliche Liebe mit Weinen und Schluchzen lebhaft zutage trat, pflegte ſeiner mit eben der Sorgfalt und etwa ein wenig zärtlicher, als es in jenen Kreiſen üblich war. Nach einigen

Tagen kam ein Arzt, den das Gurauer Fräulein, das von de
Mißgeſchick des armen Narren auf dem Wege über die Scharf
und Bruder Nathanael unterrichtet worden war, brieflich zu de
Beſuche veranlaßt hatte. Er ſtellte feſt, daß ungeachtet viele
Hautſchürfungen auch eine Zerreißung von Blutgefäßen in de
Lunge des Kranken vorhanden war, eine Verwundung, die ei
heftiger Stoß oder Schlag verurſacht hatte.

Nachdem der Arzt mit ſeiner Unterſuchung fertig geworde
war, riet er Emanuel und der Mutter Emanuels, die weinen
neben dem ärmlichen Lager ſtand, eine Privatklage gegen d
Täter einzureichen. Das war auch die Mutter Emanuels un
ſogar der Stiefvater willens zu tun: der Betroffene ſelbſt ab
weigerte ſich. Er wollte von einer Klage nichts wiſſen.

Wiederum nach einigen Tagen holte man ihn unter de
ſchrägen Dach der elenden Rumpelkammer, wo er gelegen hatt
hervor, nachdem es ſchon dunkel geworden war, und brach
ihn in ein Schweſternhaus, das die Gurauer Dame gegründ
hatte und aus eigenen Mitteln unterhielt. „Da dieſer ar
Menſch,“ ſo waren ihre Worte geweſen, „nun leider nicht ſelb
zu mir kommen kann, was bleibt mir übrig, als ihn zu holen“

Drei Diakoniſſinnen und eine Art Oberſchweſter beſorgte
das kleine Krankenhaus, das in einem freundlichen Garten ni
weit vom Rande des Waldes gelegen war. Von Zeit zu Z
kam das Fräulein ſelbſt in einer mit Atlas ausgeſchlagenen La
kutſche aus Gurau herüber, begleitet von ihrer Geſellſchafter
um ſich perſönlich von dem Gedeihen ihrer Stiftung zu unte
richten. Diesmal erſchien ſie genau am ſiebenten Tage, ein
Montag, nach Emanuels Einlieferung.

Sie hatte in einem für ſie reſervierten Raum zunächſt
dem Arzt und der Oberſchweſter eine längere Ausſprache, wo
die etwas verwachſene, kleine Dame nicht einen Augenblick ſi
ſtand, ſondern in ihrer ſchwarzen Seidenrobe fortwährend du

das Zimmer rauſchte: von einer Wand, mit dem Stiche des Ganges nach Emmaus, zu der anderen Wand, mit dem Bilde von Chriſti Himmelfahrt. Schließlich wurde ſie zu dem Kranken geführt, den ſie zunächſt mit Neugier betrachtete.

Sauber gebettet und mit einer flanellenen Jacke über den mageren Schultern, die den Anſatz des langen Halſes frei ließ, lag Emanuel Quint, den Rücken durch Kiſſen geſtützt, im Bett. Er hatte auf einem gelben Holzſtuhl zwei Exemplare der Bibel neben ſich liegen, von denen, bräunlich, beſchmutzt und abgegriffen, das eine ſein altes Eigentum und alſo der Quell ſeiner Irrtümer war, das andere dem Schweſternhauſe gehörte, ja ſogar dem Bett, das Emanuel inne hatte; denn nach Anſicht dieſer evangeliſchen Kreiſe und der Stifterin des chriſtlichen Heims: „Herr! Hilf!“ gehörte, wie leibliche Nahrung dem Körper notwendig iſt, jeglicher Seele ihr Bibelbuch.

„Hier iſt nun,“ ſagte der Arzt, „Ihre Wohltäterin.“

Die Dame ſchüttelte aber ſogleich ablehnend, zwiſchen den ſchwarzen Bändern ihres Kapotthutes, lebhaft den Kopf. „Ich bin nicht hierher gekommen,“ ſagte ſie, „um mich Ihnen als Wohltäterin präſentieren zu laſſen, Herr Quint. Ich will mich nur durch den Augenſchein überzeugen, ob es Ihnen einigermaßen beſſer geht: Was fällt Ihnen ein, Doktor?“ fuhr ſie fort, indem ſie dem Arzt mit dem Finger drohte, wobei die lange, magere Hand mit einem Halbhandſchuh aus ſchwarzer Spitze ſichtbar ward. „Wenn wir Gutes tun, ſollten Sie doch wahrhaftig wiſſen, als guter Chriſt, ſo haben wir gerade zur Not getan, was wir ſchuldig ſind.“ Sie kehrte ſich hierauf zu ihrer Geſellſchafterin, um dieſer ſehr langen und ſteifen Dame, aber ſo, daß alle es hören konnten, zuzuflüſtern: „ich finde, daß der Mann einen guten Eindruck macht.“

Jetzt begann der Arzt ſeinen kliniſchen Vortrag, wobei er, was die alte Dame zu lieben ſchien, die verſchiedenen Narben der Wundſtellen zeigte. Er klopfte auch, das Hemd des Narren beiſeite ſchiebend, jene Partie der Lunge ab, die durch den Stoß gelitten hatte, deſſen Spur als dunkler, in allen Farben des Regenbogens ſpiegelnder Fleck, auf der weißen Haut der rechten Bruſthälfte, noch zu ſehen war. Alles, was die rein pſychiſche Erkrankung des Patienten betreffen konnte, war durch den Arzt zunächſt aus ſeiner Behandlung ausgeſchaltet worden. Er hatte es überhaupt, ſo lange Quint unter ſeinen Händen war, nicht berührt.

„Meinen Sie,“ hatte das adlige Fräulein während jener Beſprechung, die dem Krankenbeſuch voranging, den Arzt gefragt, „daß es dem Menſchen ſchaden könnte, wenn ich mit Vorſicht das Geſpräch auf jene unſelige Schwäche bringe, die, wie es ſcheint, ſein Verhängnis iſt?“ Dieſer aber, der Arzt, hatte gelacht und ihr jeden Verſuch in dieſer Richtung anheim geſtellt. Er hatte auch noch hinzugefügt, daß es nicht immer ganz leicht wäre, die fixe Idee und das Wahnſyſtem eines Paranoiakranken aufzudecken, da ſolche Kranken zuweilen, aus irgendeiner geheimen Urſache, mit großer Schlauheit und Intelligenz den Beobachter irrezuführen vermöchten. Er hatte ſie darauf hingewieſen, wie Emanuel jetzt eben durch Preisgabe ſeines Wahns der Gotteskindſchaft recht übel gefahren ſei und vielleicht ſeine Überzeugung, er ſei der Meſſias, deshalb für längere Zeit geheim halten oder leugnen werde. Nun aber ſah die Dame den Arzt mit einem beſonderen Blicke an, ihn und auch die Geſellſchafterin, und beide entfernten ſich, weiterſchreitend, unauffällig zu einigen Kranken des nächſtfolgenden Zimmers hinein.

Schweſter Hedwig aber ſchob einen Korbſtuhl bis auf eine abgemeſſene Entfernung an Emanuels Lager heran, den das alte Gurauer Fräulein ablehnte, indem ſie ſich aber doch zu gleicher Zeit darauf niederließ.

Die Dame erzählte ſpäter oft, und auch einige Male hohen und höchſten Herrſchaften, wie Emanuel damals, bei dieſer erſten Begegnung, auf ſie gewirkt hatte. Sie verſicherte jedesmal dabei, es ſei nicht möglich geweſen, dieſem ſonderbaren Menſchen ohne Rührung, ohne Erſchütterung, ja ohne ein leiſes Grauen ins Auge zu ſehen. Als ich zu ihm ging, ſagte ſie, war ich neugierig, als ich von ihm ging, wußte ich nicht, was mit meiner Seele geſchehen war.

Das Gurauer Fräulein begann ihr Geſpräch mit Redensarten, wie ſie in ähnlichen Fällen üblich ſind: „Sind Sie zufrieden mit der Verpflegung?“ fragte ſie. „Sind Sie mit irgend etwas unzufrieden?“ fuhr ſie fort, als Quint zu der erſten Frage bejahend genickt hatte. Quint ſchüttelte nun verneinend den Kopf. Dann trat eine kleine Stockung ein. „Es iſt empörend, wie dieſe rohen und ſchlechten Menſchen Sie behandelt haben,“ ſetzte ſie dann ihre Rede fort. „Ich habe gehört, daß ſich der Staatsanwalt bereits mit der Sache beſchäftigt hat. Man ſagt mir, auch Sie, Herr Quint, wären über dieſe Sache bereits vernommen worden. Wir leben in einem geordneten Staat! Wo ſollte das hinführen, wenn Pöbelrotten ungeſtraft über friedliche Menſchen herfallen dürften?“

Quint, der, die Hände gefaltet auf der wollenen Bettdecke, mit ſcharfgerichteten, aber niedergeſchlagenen Augen zugehört hatte, erhob nun, mit einem langen Blick in das Antlitz der alten Dame, den Kopf, dann begann er, in einem gemeſſenen Tonfall und ohne jedwede Spur von Befangenheit:

„Was meinen Sie, wenn man die Lehre des Heilands, dazu ſein Leben und Sterben recht verſtanden hat, und wenn man ferner nichts Beſſeres und Höheres in dieſem irdiſchen Leben kennt, als ſeiner Lehre, ſeinem Leben und Sterben nachzufolgen, kann man dann wohl mit dem Vorgehen irgendeines Gerichtes, das aus menſchlichen Richtern gebildet iſt, einverſtanden ſein, oder gar jemals ein ſolches anrufen?“

„Ich denke doch,“ gab das Fräulein zurück. „Wo Obrigkeit iſt, ſagt unſer Heiland, ſo iſt ſie von Gott verordnet und jedermann ſei ihr untertan. Dieſe Menſchen haben ſich vergangen gegen Gott und die Obrigkeit und darum müſſen ſie füglich beſtraft werden.“

„Hat nicht,“ ſagte Emanuel, „der Heiland mitunter in einem gewiſſen Zuſammenhange Worte geſagt, die in einem anderen Zuſammenhange anders lauten und Andres bedeuten? Was ſoll man glauben, was von drei Dingen das köſtliche iſt: das von Menſchenhänden niedergeſchriebene Leben unſeres Herrn? das irdiſch gelebte Leben unſeres Heilandes, oder das himmliſche Leben unſeres Herrn?“

Die Dame meinte: „das himmliſche Leben“.

„So,“ ſagte Emanuel, „denke auch ich. Ich meine, daß in dieſem Leben das ſchlackenloſe Licht des Geiſtes geweſen iſt; daß aber Schlacken dieſes heilige Licht des Geiſtes in ſeinem zweiten irdiſchen Leben ſchon verdunkelten: um wieviel mehr in dieſem dritten Leben, auf den bedruckten Blättern eines Buchs, die etwas wiedergeben, was von Menſchen erzählt, von Menſchen erlauſcht, von Menſchenhänden niedergeſchrieben iſt. Oder ſollte es Menſchen geben, die da meinen, die Glorie, die den Sohn Gottes umſtrahlt, ſtamme etwa aus dieſem Buch? Es enthält vielmehr nur einen ſchwachen Abglanz ſeiner Glorie.“

Die Dame fand ſich ein wenig beunruhigt, weil ihr dies alles auf eine bedenkliche Weiſe einleuchtete, und Quint fuhr fort:

„Ich glaube, daß dieſes Wort von der Obrigkeit in einem gewiſſen Sinne unter die Schlacken zu rechnen iſt. Jedenfalls iſt es für Leute beſtimmt, die außerhalb der Wiedergeburt, ſowohl als Herrſcher wie als Beherrſchte, dem Reiche der Toten angehören. Ich aber gehöre dieſem Reiche nicht an: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“

Jetzt aber blickte das Fräulein plötzlich den Narren in Chriſto mit geſpannteſter Neugier an.

Sein Hemd ſtand offen. Die Muskeln ſpielten an ſeinem Hals. Die feinen Lippen öffneten ſich unter dem rötlichen, unten geſpitzten Bart und ſchloſſen ſich wieder ohne Strenge. Nicht weit vom Anſatz des Ohres pochte ſichtbar ein Puls, desgleichen im zarten Geäder der bleichen Schläfe. Das Auge aber des Tiſchlerſohnes war weit, freilich mehr nach innen als nach außen, aufgetan. Und er fuhr fort:

„Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. In dieſer Welt aber, wo der Lohn der Sünde zum Stachel des Todes geworden iſt, ward die Kraft der Sünde zum Geſetz. Wer es faſſen mag, faſſe es. Ich aber ſtehe unter der Kraft der Sünde und alſo auch unter dem Geſetze nicht. Deshalb ſuche ich auch meine Ehre vor dem Geſetze nicht, ſondern ich ſuche allein in mir die Ehre des, der mich geſandt hat.“

So war nun auf einmal das Gurauer Fräulein Auge in Auge jenem umfaſſenden Wahnſyſtem gegenübergeſtellt, an das ſie nicht eigentlich recht geglaubt hatte: und da ſie zunächſt nicht fähig war, in die eigentümliche Art der Quintiſchen Dialektik einzudringen, ſchien dieſer Wahn ihr anfangs noch ungeheuerlicher, als er tatſächlich war, zu ſein. Natürlicherweiſe erſchrak ſie förmlich. Aber die heißen und kalten Schauer, die der frommen Dame gleichzeitig über den Rücken liefen, waren ihr angenehm. Ähnliche Sinneserregungen ſuchte ſie und fand ſie in der Art ihres religiöſen Lebens, ſowie in ihrer philanthropiſchen Wirkſamkeit, und ähnliche Wirkungen hatte ſie oft — niemals jedoch die gleiche wie jetzt und mit ſolcher erſchütternden Stärke! — empfunden.

Denn Emanuel Quint erſchien ihr im erſten Augenblick weder lächerlich noch bedauerlich, weder ein Narr noch ein Kranker zu ſein, und der ſtarke Eindruck, den er ihr machte und der ſie unvorbereitet traf, konnte ſich auch durch den Umſtand nicht abſchwächen, daß Quint ſofort und ohne Umſchweif auf ſeine religiöſen Einbildungen zu ſprechen kam. Es ging ihr in dieſer Beziehung nicht anders, wie es vielen ergangen war, die der Irrtum des ſonderbaren Schwärmers in Feſſeln geſchlagen hatte. Die plötzliche Anmaßung eines Menſchen, kein geringerer als der Erlöſer zu ſein, betäubte ſie, obgleich ſie eben die Anmaßung ablehnte: die Illuſion der Heilandsnähe ward aber zugleich in ihr auf unerhörte Weiſe erzeugt und durch die Beſcheidenheit genährt, womit der Narr in Chriſto ſeinen Irrtum zum Ausdruck brachte.

Zwar hatte Emanuel keineswegs die runde Behauptung aufgeſtellt, er ſei der wiedererſtandene Chriſt! aber dies und nichts anderes war, durch die letzten Worte des armen Hoſpitaliten, nach Anſicht des Fräulein in vollem Umfange ausgedrückt und ihr Kapotthut begann zu zittern.

„Nicht alles, was Sie geſagt haben,“ erwiderte ſie vorſichtig . . . „nicht alles iſt mir ganz verſtändlich, lieber Herr Quint. Ich bin eine arme alte Frau und mein Kopf iſt niemals der allerbeſte geweſen. In meiner Einfalt meine ich allerdings, daß die Obrigkeit Gewalt zu richten und Gewalt zu ſtrafen hat. Ich kenne Sie noch zu wenig, Herr Quint. Ich kenne inſonderheit die Geſchichte Ihres Lebens und Ihrer Gotteserfahrungen nicht. Ich weiß wohl, daß geſchrieben ſteht: ‚ich habe es den Weiſen verborgen, den Ungelehrten, den Kindern und Unmündigen, denen, die arm an Geiſt und reines Herzens ſind, dagegen zu wiſſen getan!‘ ich weiß das wohl. Ich bin auch ganz erfüllt von dem, was der heilige Apoſtel Petrus geredet hat: wir haben ein feſtes, prophetiſches Wort und Ihr tut wohl, darauf zu achten, als auf ein Licht, das da ſcheinet in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenſtern aufgehe . . .“

„In Eurem Herzen!“ ergänzte Quint.

„Jawohl,“ fuhr ſie fort, „aber es werden auch äußere Zeichen geſchehen, wenn der Sohn in den Wolken zur Rechten des Vaters ſitzen wird am jüngſten Tag und am jüngſten Gericht. Hüten wir uns, in Verſuchung und Stricke und in verderblichen Irrtum hineinzugeraten.“ Dies alles ſprach die Dame mehr und mehr erregt und mit einem bebenden Herzenston.

„Gott iſt ein Geiſt,“ ſagte Quint dagegen, indem er, nicht ohne eine leiſe begütigende Zärtlichkeit, ſeine Hand über die zitternden Hände der Dame gleiten ließ. „Gott iſt ein Geiſt und die ihn anbeten, ſollen ihn mit dem Geiſte und mit der Wahrheit anbeten. Denket nach, liebe Frau: Gott iſt ein Geiſt. Die heiligen Menſchen Gottes, wie Petrus ſagt — und wahrlich, mehr denn Petrus war, bin ich! — ſind überall. So lange die Welt ſteht, haben heilige Menſchen Gottes geredet, getrieben von dem heiligen Geiſt. Aber dasſelbe Wort, gute Frau, dadurch das Licht ins Irdiſche ſcheinet, dasſelbe Wort verdunkelt das Licht, und ſoweit nicht der Geiſt das Wort tötet, ſoweit tötet das Wort den Geiſt. Aber wenn heilige Menſchen Gottes reden, ſo wiſſen wir allſogleich, wes Geiſtes Kinder ſie ſind. Gott iſt ein Geiſt: ſo wiſſen wir, zu wem und von wem ſie Vater ſagen. Der Vater iſt Geiſt und die da wiedergeboren ſind durch den heiligen Geiſt, die allein werden ihn Vater nennen und werden Gotteskinder heißen. Nicht aber die leiblich Toten, leiblich Erweckten an einem jüngſten Tag oder jüngſten Gericht.“

„Ihr müßt nicht glauben,“ fuhr Quint fort, „daß Gott ein Gott der Geſtorbenen iſt. Er iſt, wie es der Heiland uns offenbart, ein Gott der Lebendigen, nicht der Toten! Wehe denen, die eine Sünde tun wider den Geiſt, die nie vergeben wird, indem ſie ein Bild machen von dem Geiſt! indem ſie einen irdiſchen König aus ihm machen! einen Zauberer! einen König, der in den Wolken thront, umgeben von geflügelten Geißelknechten mit feurigen Geißeln! einen Mann, der uns richtet und alſo weder haßt noch liebt, ſondern unter dem Geſetze ſteht, dem aus Sünde geborenen Recht. Der uns kein Vater ſein kann und ſein darf, denn wo wäre je ein Vater zum Richter über Leben und Tod ſeiner Kinder geſetzt? Ein Vater liebt ſeine Kinder, denn ſeine Kinder ſind ſein Blut. Wir ſind aber Gottes Blut, denn ‚unſer Vater‘ beten wir. Unſer Vater richtet uns nicht! Zwiſchen ihm und uns iſt weder Gerechtigkeit, noch auch Ungerechtigkeit, ſondern nur Liebe. Und keiner thront zu ſeiner Rechten, der mehr iſt denn ich, des Menſchen Sohn! Keiner thront zu ſeiner Linken, der mehr iſt denn ich und irgendwer, der durch Jeſum Chriſtum wiedergeboren und in die Gemeinſchaft des Geiſtes beſchloſſen iſt. Was fürchtet Ihr? Wehe denen, die da Lügen verbreiten, als wäre der Geiſt nicht Geiſt, ſondern ein Kerkermeiſter ewiger Abgründe! Wehe allen, die da gekommen ſind, die Welt zu foltern und zu martern durch den ‚Geiſt‘! Wahrlich, wahrlich, ich ſage Euch: ich habe die Pforten der Hölle aufgeriegelt, ſo ſtark iſt die Kraft des Vaters in mir, es gibt keine Finſternis, in die Licht des Geiſtes nicht hinabdringen ſoll, es gibt keinen armen Schächer, den meine Liebe nicht befreit! Sie werden alle die Wahrheit erkennen, und eben die Wahrheit wird alle frei machen. Was wartet Ihr auf die Zukunft Gottes? Das Geheimnis iſt offenbar! Gott iſt nicht fern! Er iſt nicht in einem fernen Lande! Gott iſt hier! Gott iſt bei uns! In mir iſt Gott!“

Emanuel Quint hat dieſe für ihn ſo überaus bezeichnende Gedankenfolge ſpäterhin oft entwickelt, und die Hartnäckigkeit, mit der er das tat, wurde als für eine beſtimmte Krankheitsform ſeines Seelenlebens beweiſend erachtet. Nicht ſo dachte die Geiſtlichkeit, die in derlei verwunderlichen Deduktionen nur die Gefahr für die Dogmen der Kirche herausſpürte. Übrigens war dieſe Geiſtlichkeit ſpäter in zwei Lager geteilt: im erſten Lager ſah man in dem Beſtechenden, geradezu Einleuchtenden dieſer

Verſtandesoperation und Betrachtungsart die Gefahr, im anderen Lager, das bei weitem zahlreicher war, nahm man ſich nicht die Mühe, in die innere Logik dieſer närriſchen Weisheit einzudringen; oder auch, man vermochte es nicht. Hier tat man Quinten inſofern unrecht, als man ihn ſchlankweg für einen bewußten Charlatan und Betrüger nahm, der, einfach auf ſeinen gemeinen Vorteil bedacht, die Leichtgläubigkeit derer, die niemals ausſterben, ausnutzte und ſich, ähnlich wie zuweilen Hypnotiſeure, Spiritiſten und andere Tauſendkünſtler tun, zyniſcherweiſe — was allerdings noch nie dageweſen war! — geradezu mit dem Nimbus des Heilands breit machte.

Ein Erzbetrüger dieſer Art war aber der arme Narr in Chriſto nicht, und auch das Gurauer Fräulein hielt ihn, nachdem ſich längſt ſein Geſchick vollendet hatte, niemals dafür. Sie gehörte zu denen, die behaupteten, daß er höchſtens ein irregeführter, ehrlicher Heilandsſucher geweſen ſei, und manchmal hat ſie ſogar in Gegenwart vieler die Worte geſagt: „wer weiß, er war vielleicht ein Erleuchteter, den Eure neunmal kluge Theologie nicht begriffen hat“.

Einſtweilen griff ſie jedoch nach dem Riechfläſchchen! Die Worte Emanuels hatten ſie ganz aus der Faſſung gebracht. Sie empfand eine ſtarke Erſchütterung. Eine überaus tapfere Natur, die ſie war, und mit geſunden Verſtandeskräften, ja ſogar mit geſundem Humor begabt, hatte ſie doch in ſich, beſonders auf religiöſem Gebiet, einen gewiſſen Überſchwang des Gefühls zu bekämpfen, der ſie oftmals etwas bereuen ließ. So war es ihr jetzt, nach den Worten Quints, als umgebe ſie plötzlich ein großes Licht. Es war ihr, als ſeien Schleier gefallen, und ein letztes Geheimnis offenbart. Es war ihr, als habe ſie bisher nur gleichſam mit tönendem Erz oder klingenden Schellen von Heilandsliebe gehört und empfinde nun plötzlich den ganzen vollen und wahren Glanz und Sinn dieſer allumfaſſenden Heilandsliebe.

Ihr war, als habe ein Strahl aus dem Herzen dieſes fremden und doch ſo vertrauten Menſchen ihr innerſtes Weſen brennend berührt. Ihr ſchwindelte förmlich, ihr pochte das eigene Herz atemberaubend bis an den Hals hinauf, und wenn ſie ſich nicht gewaltſam beherrſcht hätte, ſo würde ſie tatſächlich am Bette des armen Hoſpitaliten weinend niedergeſunken ſein.

In dieſem Augenblick aber rang ſich ein leichtes Hüſteln aus der Bruſt Emanuel Quints hervor, und man konnte merken, wie ſich ein an ſeinen Mund geführtes weißes Tüchelchen rot färbte. Gleichgültig ſchob er es zwiſchen Matratze und Bettſtelle. Das Gurauer Fräulein erhob ſich ſogleich.

„Sie haben zu viel geſprochen, lieber Herr Quint,“ ſagte ſie mit einem ehrlichen Schreck und gleichzeitig über und über, wie ein junges Mädchen, errötend. „Ich hätte Ihnen gern noch lange zugehört, leider geht es nicht und darf ich es nicht. Unſer ſtrenger Herr Doktor macht mir Vorwürfe.“

Die Schweſter Hedwig trat heran. Sie hatte eine Zitrone zerſchnitten, die Scheiben auf einen Teller gelegt und reichte dieſen Emanuel. Emanuel achtete ihrer nicht.

„So Gott will,“ ſagte die Dame weiter, „haben wir uns nicht zum letzten Male geſehen, Herr Quint!“ und ſomit reichte ſie ihm die Hand, die jener nahm und in der ſeinigen ruhen ließ, wobei er die Gurauer Dame mit einem kaum merklichen Kopfnicken anblickte. Dabei fielen ihm rötliche Strähnen ſeines Haupthaars über das bleiche, eingeſunkene, mit Sommerſproſſen bedeckte Geſicht, auf das ſich ein Strahl der ſpäten Morgenſonne gelegt hatte, der durch weiße Gardinen in das Zimmerchen drang.

Wiederum zwiſchen dem Gange nach Emmaus und der Himmelfahrt Chriſti im Vorzimmer auf- und abrauſchend, wiederholte die Dame oftmals in jenem weltlichen, reſoluten Ton, für den ſie bekannt war: „ich ſage Euch, macht mir dieſen armen Menſchen geſund! Es wird nichts außer acht gelaſſen, Doktor, was irgend für ihn geſchehen kann." „Ich werde Euch Früchte und Wein ſchicken, Ihr Mädchen!" ſo wandte ſie ſich an die Oberſchweſter und einige Diakoniſſinnen, die dabei ſtanden. „Tut Euer Beſtes! Schont meinen Rendanten nicht!"

„So haben Sie ihn denn wirklich zum Reden gebracht, gnädigſtes Fräulein?" ſagte der Arzt mit Verwunderung. „Es iſt ſonderbar. Er hat die ganze Woche über weder in meiner noch in der Schweſtern Gegenwart irgendein religiöſes Thema berührt." Er habe nur geſchrieben und geleſen, erklärte die Oberſchweſter, und außer auf Fragen, die ſeine Pflege betrafen, kaum geantwortet, auch Anreden nur mit einem müden und guten Lächeln, leiſe den Kopf ſchüttelnd, abgelehnt.

Zwölftes Kapitel

Das Gurauer Fräulein hatte an dieſem Tage im Speiſeſaal ihres Schloſſes, das in einem großen Park alter Bäume ſtand, den Bruder Nathanael und einen ihrer Gutspächter, den Oberamtmann Scheibler mit ſeiner Gattin, zu Gaſt. Die Geſellſchafterin hatte aber die Geladenen zu Tiſche geführt, weil die Dame des Hauſes ſich durch den Beſuch im Schweſternheim verſpätet hatte, und ſchon während die Suppe gereicht wurde, wußte die Geſellſchafterin ſich kaum genug zu tun in Schilderungen des ſonderbaren Eindrucks, den Quint auf die Gurauer Dame ausgeübt hatte.

Als die Dame ſpäter bei Tiſch erſchien, erkannten alle, daß die Geſellſchafterin nicht übertrieben hatte, denn obgleich die kleine Tiſchgeſellſchaft das mit gedämpfter Stimme geführte Geſpräch über Quint ſogleich unterbrach, kam die Herrin des Hauſes, gleich nachdem ſie begrüßt worden war und alle ſich wiederum niedergelaſſen hatten, aus freiem Stück auf Emanuel Quint zurück.

„Erzählen Sie, erzählen Sie alles, was Sie von ihm wiſſen, Bruder Nathanael!“ damit wandte ſie ſich an den eifrig kauenden Apoſtel der inneren Miſſion, der ſeine vierſchrötige Geſtalt in einen ſaubergebürſteten, ſchwarzen Anzug geſteckt hatte, und Bruder Nathanael ſchluckte hinunter, was er gerade im Munde hatte, ſtrich ſich den wilden Bart mit der Serviette und begann.

Er erzählte von ſeiner Predigt in der Dorfſchule, wo er Emanuel Quint zuerſt geſehen und nach der Predigt geſprochen hatte. Er erinnerte ſich an Einzelheiten ihres erſten Geſprächs. Er wandte ſich an den Oberamtmann Scheibler und ſprach davon, wie er deſſen jugendlichen Neffen am Morgen danach getroffen und mit ihm gemeinſam den Gang über Feld angetreten hatte. Wie ſie auf dieſem Wege Emanuel Quinten fanden, als er, in der Nähe eines Strohſchobers, betend auf ſeinen Knien lag.

In ſeiner weiteren Schilderung des ſpäter Vorgefallenen befliß ſich Bruder Nathanael keiner beſondren Genauigkeit. Weder berührte er das ſchwärmeriſche Brotbrechen, noch viel weniger aber die ſeltſame Taufhandlung, durch die er die Weihe einer beſonderen Miſſion ſchließlich und endlich unaustilgbar in die Bruſt des Tiſchlerſohnes gelegt hatte.

Dieſe Sache hielt er geheim.

Er hatte ſich zwar, als die Brüder Scharf ihn deshalb angingen, in einem Briefe bei der Gurauer Dame für Quint verwandt, war aber übrigens, um des Ärgerniſſes willen, das Emanuel allenthalben erregt hatte, mit geheimer Beſorgnis, Reue und Angſt erfüllt.

Unähnlich ſeinem gewaltigen Predigerton pflegte der fromme Bruder in den Häuſern und an den Tiſchen ſeiner chriſtlichen Gaſtfreunde langſam und in einem verſchleierten Tone der Demut zu ſprechen. Er ſagte, als er mit ſeiner Erzählung fertig war:

„Wolle Gott dieſen armen Chriſtenbruder zurück zur Wahrheit leiten, wenn er mißleitet iſt, und möge er denen vergeben, die ihn mißleitet haben, und jedenfalls nicht mit Abſicht mißleitet haben. Die Macht des Satans iſt eben zu groß und wir dürfen nicht aufhören, täglich, ja ſtündlich, wider ihn auf der Hut zu ſein. Denn es iſt klar, daß der Satan niemand mit einem ſolchen Haſſe haſſen kann, als gerade den, der unſerem Heiland bei Tag und Nacht mit heißer Glut und heißer glühender Liebe dienet."

„Ich kenne ſeit langen Jahren," fuhr er fort, „die Brüder Scharf. Sie gehören zu den erſten Gnadenbeweiſen, die Gott mir ganz unwürdigem Diener am Wort erwieſen hat. Er wollte ihre Seelen durch mich zu Chriſto erwecken und Chriſto zuführen. Nun, ſcheint es, hat der alte böſe Feind auch mit ihnen ſein Spiel getrieben."

„Ich hatte ſie vor einigen Tagen zu mir beſchieden," fuhr er fort. „Sie folgen dieſem Verirrten nach. Ich habe ihnen einige Stunden lang alle Bedenken, alle Gefahren ihrer ſeltſamen Meinungen über dieſen Emanuel vorgehalten! ſie bleiben dabei, daß er die Kraft des Geiſtes Gottes in ſich hat und die Gewalt über Leben und Tod."

„Ich habe aber noch mehr getan," erklärte der Laienbruder weiter. „Ich habe das getan, was in ſolchen Fällen und in allen Fragen des Lebens das alleinige Mittel iſt, zur Wahrheit in Chriſto durchzudringen: ich bin mit ihnen vor Gott getreten im Gebet. Und gebe der Himmel, wie ich denn innig hoffe, daß die Macht des Irrtums nun in ihnen zerbrochen iſt!"

„Sagen Sie mir, mein lieber Bruder Nathanael," begann nun der Oberamtmann, „in welchem Irrtum dieſer Mann oder Jüngling, von dem Sie reden, dieſer Emanuel Quant oder Quint, wie Sie ihn nennen, beſonders befangen iſt."

„Beſter Oberamtmann, Sie haben noch nichts von dem ſogenannten falſchen Heiland von Giersdorf gehört?" fragte erſtaunt das Gurauer Fräulein. Herr Scheibler verneinte und ſie fuhr fort: „es iſt ein Menſch, der ſich, wie mir der Paſtor Schuch aus Giersdorf hier im Briefe beſtimmt verſichert, für den wieder gekommenen Erlöſer hält" — „und den auch," ergänzte die Geſellſchafterin, „viele arme, verführte Menſchen, wie es ſcheint, dafür halten."

„Das iſt eine Sache," ſagte der Oberamtmann, faſt bis zur Beſtürzung erſtaunt, „die ja wahrhaftig nicht zu begreifen iſt."

Frau Julie Scheibler, die eine temperamentvolle Chriſtin war, fand nun für nötig, ſich einzumiſchen.

„Das iſt ja ein Unfug ſondergleichen," rief ſie kopfſchüttelnd. „Das iſt ja ein unerhörter Frevel, der, meiner Meinung nach, die allerſchlimmſte Läſterung des Allerhöchſten und Allerheiligſten in ſich ſchließt. Es mag wohl vielleicht ein armer Verrückter ſein, von einem entſetzlichen Dämon beſeſſen, und man ſollte da wohl am Ende alles tun, ihn aus den Krallen des Satans zu befrein."

„Das iſt eben ſehr merkwürdig, Frau Oberamtmann," wandte die Herrin des Hauſes ein, „daß dieſer Emanuel Quint keineswegs den Eindruck eines Verrückten oder eines vom Teufel Beſeſſenen macht."

„Ja, aber wie kann er denn ſo etwas Ungeheueres behaupten?"

„An ſolchen Dingen iſt deutlich zu merken, daß der Tag aller Tage nicht mehr ferne iſt," ſagte der Oberamtmann faſt feierlich, „denn was anders ſoll man ſagen zu einem ſolchen erſchreckenden falſchen Propheten, als: Antichriſt? Es ſind die Tage des Antichriſts, die, wie an zahlloſen, deutlichen Zeichen der Zeit zu erkennen iſt, anheben. Wer zweifelt, daß die geiſtliche Babel überall in der vollſten Blüte ſteht?"

„Sie ſagen da ein furchtbares Wort, Oberamtmann: Antichriſt! Sollten wir da nicht mit einem zu großen und ſchrecklichen Wort vielleicht die Verirrung eines armen Schäfleins Jeſu brandmarken?" ſagte das Fräulein. „Man muß dieſen Menſchen mit Augen ſehen, um jedenfalls zu erkennen, daß Antichriſt ein bei weitem zu grauſames Wort für ihn iſt. Wenn er erſt ganz geſund iſt, werde ich ihn einmal zu uns bitten."

„Es iſt eigentümlich," ſagte Bruder Nathanael, als von den Dienern der Braten ſerviert wurde, „was mir ein Bruder, ein Volksſchullehrer Stoppe, aus dem Rieſengebirge ſchreibt, der Emanuel Quint bei ſich im Hauſe gehabt und geſprochen hat. Niemals, verſichert mir dieſer Mann, bekenne ſich Quint mit eigenem Munde zu übernatürlichen Kräften, ja er habe wiederholt erklärt, wie er nichts zu ſchaffen habe mit irgendwelchen Wundern und Zauberei. Er berichtet mir allerdings danach, daß unzweifelhaft, bewußt oder unbewußt, gewiſſe Wirkungen von ihm ausgehen, wie er ſelbſt ſich nachträglich überzeugt habe: die Heilung einer Gelähmten zum Beiſpiel, die Erlöſung einer Greiſin durch den Tod! — die nicht vereinbar ſind mit bloßer, ſchlichter Menſchenkraft. Übrigens ſchreibt mir Stoppe, er habe perſönlich niemals Emanuel Quint ſich ſelbſt etwa als den Heiland bezeichnen hören."

„Der Paſtor behauptet das unzweideutig," ſagte das Gurauer Fräulein, eh ſie einen Kelch mit weißem Wein an die ſchmalen Lippen des ſchon ein wenig runzligen Mundes hob und fuhr fort, nachdem ſie mit kräftigen Schlucken getrunken hatte: „und allerdings muß ich ſagen, ſo ſehr mich die ganze Erſcheinung des ſonderbaren Menſchen zum Mitleid erregt, daß er mir gegenüber heut, zwar nicht geradezu, aber doch indirekt quaſi, ſeinen Wahn der Gottesſohnſchaft beſtätigt hat. Auf alle Fälle ſagte er mir, es iſt mir das ohne jeden Zweifel gegenwärtig, daß er mehr als der heilige Apoſtel Petrus ſei."

„Um Gotteswillen, dann ſteht es wahrhaftig ſchlimmer, als ich glauben konnte, mit ihm!" ſo rief, bis an die Naſenwurzel erblaſſend unter der dichten Behaarung des Geſichts, der Bruder Nathanael. „Dann habe ich mich getäuſcht in dem Menſchen. Ich habe nämlich, durch meine Erfahrung mit ihm und durch den Brief des Bruders Steppe veranlaßt, immer noch an ein mögliches Mißverſtändnis geglaubt. Man hätte, nahm ich an, einen ernſten Verſuch zu einem reinen und heiligen Wandel in Jeſu Chriſto mißverſtanden: was jetzt zu glauben nun allerdings nicht mehr möglich iſt.“

Der Oberamtmann Scheibler, der an ſich von einer natürlichen Milde war, bereute nun, was er im erſten Schreck über Quint gedacht und geſagt hatte. „Sie haben recht, gnädiges Fräulein,“ wandte er ſich an die nachdenklich blickende Gutsherrin: „ein armer Irregeführter iſt deshalb noch lange kein Antichriſt. Wir Menſchen neigen zur Übereilung. Das ſiebenköpfige Tier der Läſterung ſcheint allerdings bereits in der Welt zu ſein. Immerhin dürfen wir nicht über irgendeinen unſerer armen Brüder den Stab brechen. Der Herr hat geſagt: ‚mein iſt das Gericht‘.

Ich würde es im Intereſſe des armen Menſchen wünſchen, wenn unſer Freund und lieber Bruder Nathanael verſuchen möchte, den Toren von ſeinem Irrtum abzubringen. Ich meine, er ſollte zu ihm gehen und ſollte ihm ernſthaft und mit der reinen und ſchlichten Kraft des Evangelii ins Gewiſſen reden. Er ſollte ihm die Gefahren vorſtellen, die denen drohen, die da vom rechten Wege abweichen. Er mag ihm ſagen: du lehreſt die anderen und lehreſt dich ſelber nicht! Du rühmeſt dich Gottes und ſchändeſt Gott! Er mag mit ihm beten und dieſen armen, verwirrten, falſchen Heiland dem echten Heiland inbrünſtig ans Herz legen, damit ihn dieſer in ſeiner unendlichen Gnade und Liebe von ſeinem furchtbaren Wahnwitz befreie. Ich bin überzeugt, daß Gott ſich dem armen ſündigen Menſchen, ſofern er ſeine Sünde bereut, nicht verſchließen wird.“

„Ihr müßt ihm die Folgen ſeines ſchrecklichen Hirngeſpinſtes deutlich ausmalen, Bruder Nathanael,“ ſagte die magere Oberamtmännin. „Man muß ihn darauf aufmerkſam machen, es ſei zweierlei, ob man aus der Kraft Gottes oder aus der Kraft der Hölle Wunder tut. Es iſt ja freilich geſagt: ‚wenn Ihr Glauben habt als ein Senfkorn, ſo könnet Ihr Berge verſetzen!‘ es iſt auch geſagt: ‚bittet, ſo wird Euch gegeben!‘ und wir wiſſen ja auch, wie Sie, Bruder Nathanael, ſelbſt durch Gebet und Glauben ſchon mancher armen Kranken, die von den Ärzten aufgegeben geweſen iſt, durch Gottes Gnade erſehnte Hilfe haben bringen können. In dieſer Beziehung haben wir ja allerdings das klare beſtimmte Heilandswort: ‚Was Ihr bittet in meinem Namen, dasſelbige ſoll Euch werden!‘ — wenn Reue und Buße und alſo Vergebung der Sünden damit verbunden iſt. Solche Wunder geſchehen ja, wie wir alle wiſſen, noch täglich und ſtündlich unter den Gläubigen überall, wenn auch die Welt es nicht ſehen, hören und für wahr halten will. Aber wehe, wo jemand, der durch Gottes Gnade Kranke heilen, ja meinethalben ſelbſt Tote erwecken könnte, ſich deshalb vermeſſen wollte, der eingeborene Sohn Gottvaters zu ſein oder auch nur zu ſagen, daß er mehr als einer der zwölf Apoſtel des Heilands wäre.

Erzählt ihm doch auch von Simon Magus, dem Zauberer und falſchen Propheten, Bruder Nathanael,“ damit ſetzte ſie ihre Rede lebhaft fort. „Sagt ihm, daß auch der böſe Feind ſolche Wunder anrichte, zum Fallſtrick und Verderben derer ſowohl, an denen das Wunder geſchieht, als jener, die es hervorrufen, und ſprecht ihm von der Strafe der Zauberei. Auch Simon Magus bezauberte das ſamaritiſche Volk und gab vor, etwas Großes zu ſein und ſie glaubten alle, daß er die Kraft Gottes, die da groß iſt, wäre. Und doch ſagte Petrus zu ihm: Du wirſt weder Teil noch Anfall haben an dieſem Wort, denn Dein Herz iſt nicht rechtſchaffen. Stelle ihm die ewigen Strafen vor, Bruder Nathanael ..“

Das Gurauer Fräulein wollte reden und die Oberamtmännin unterbrach ihre Rede ſogleich.

„Ich glaube kaum," begann die Dame, „es wird mit dieſem Emanuel Quint auf ſolche Weiſe ohne weiteres fertig zu werden ſein. Es ruht eine, wie ich bekennen muß, eigentümliche Kraft zu faſzinieren in ihm. Man kann nicht glauben, gerade in dieſem Menſchen, den augenblicklich ein ſtiller Friede zu beherrſchen ſcheint, einer Kraft des Abgrundes zu begegnen.

Ich ſcheue mich nicht, noch mehr zu bekennen: ich habe dieſem Menſchen, wie noch nie einem Menſchen in meinem Leben, gleichſam bezaubert und geradezu andächtig zugehört. Sein Mund erklang mir wie Friedensſchalmeien und nichts an ihm ſchien mir, wie es ja eigentlich hätte ſein müſſen, unbegründet, widerlich oder gar lächerlich.

Ich glaube, daß er die Hölle leugnet."

Mit dieſen Worten hob die Dame die Tafel auf und nahm den Arm des Oberamtmanns, der ſie auf eine ſchöne Terraſſe, vor einem weiten baumumſtandenen engliſchen Raſen, den übrigen Gäſten voranführte. Hier wurde, unter dem lauten allgemeinen Geſange der Vögel, im lichtgefleckten Schatten eines Kaſtanienwipfels, der den Altan überdachte, der Kaffee ſerviert.

„Wenn er die Hölle leugnet," erklärte der Bruder Nathanael, und ſtrich mit den groben Fingern über ſeinen wilden, ſchlechtgepflegten, gelblichen Bart, „... wenn er die Hölle leugnet, ſo geht mir ſchon allein daraus hervor, daß er den rechten Weg verloren hat." Und Bruder Nathanaels kleine Augen begannen in einem ſiechenden Glanze zu funkeln. „Haben wir nicht das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus?" fuhr er fort. „Wiſſen wir nicht aus der Schrift, daß des Menſchen Sohn in der Wolke kommen wird, zu richten die zwölf Geſchlechter Iſraels und alles Volk, das die Erde bewohnet? die Lebendigen und die Toten? Daß er zu den einen ſagen wird, zu den Schafen:

‚kommet her zu mir, Ihr Geſegneten meines Vaters', und zu den andern: ‚weichet von mir, Ihr Übeltäter? Die Gerechten aber werden leuchten wie die Sonne, wogegen die anderen, die Übeltäter, in den Feuerofen ſollen geworfen werden, und dort wird Heulen und Zähneklappern ſein'."

Der Bruder Nathanael fuhr noch längere Zeit in dieſem Sinne zu reden fort, während der Duft geſchorenen Graſes in der Sonne herüberwehte und überall lautes Geſchmetter luſtiger Finkenmännchen erſcholl.

Die Herrin des Hauſes bemerkte dazu:

„Ich wünſchte, unſer eifriger Bruder Nathanael hätte heut morgen dieſen Emanuel Quint über Gottes Gericht, über das Richteramt unſeres Heilands und ähnliche Dinge reden gehört."

Sie begann zu grübeln und ſuchte ſich die Worte des Narren in Chriſto ins Gedächtnis zurückzurufen. Dabei kamen ihr plötzlich ſeine Worte in den Sinn: „Und keiner thronet zu ſeiner Rechten, der mehr iſt denn ich, des Menſchen Sohn! Keiner thronet zu ſeiner Linken, der mehr iſt denn ich," und ſo weiter, und ſie ſprang aus ihrem Korbſtuhl geradezu erbleichend empor und rief immer wieder, während ſie die Terraſſe auf- und abtrippelte: „er iſt doch eine unerhörte Erſcheinung, dieſer Quint! — Denkt Euch, er hat von ſich ſelbſt die Worte gebraucht: ich habe die Pforten der Hölle entriegelt, ſo ſtark iſt die Kraft des Vaters in mir!"

Der Bruder Nathanael wollte ſofort in das Schweſternheim zu dem, wie er meinte, unglückſeligen Menſchen hinübergehen. Allein das Gurauer Fräulein brachte ihn mit großer Entſchiedenheit davon ab, indem ſie zugleich erzählte, wie ſchon die kurze Unterhaltung mit ihr dem armen Kranken Bluthuſten verurſacht hatte. „Ich werde aber keine ruhige Stunde, keinen ruhigen Augenblick mehr haben fortan, bevor ich nicht dieſen verblendeten Jüngling wiedergeſehen und auf den rechten Weg zurückgeführt habe."

Mit dieſen Worten ſchloß Bruder Nathanael.

Etwa vierzehn Tage waren vergangen, als es Bruder Nathanael endlich geſtattet wurde, ſeinen heimlichen Täufling, der ihm zum Schmerzenskinde geworden war, im Schweſternhauſe wiederzuſehen. Diesmal fand er ihn nicht, wie ihn das Gurauer Fräulein gefunden hatte, im Bett, ſondern, mit der blaugeſtreiften Kattunjacke eines Hoſpitaliten angetan, in einem Korbſtuhl aufrecht ſitzend, den man — der Morgen war warm und ein wenig regneriſch! — an eine offene Balkontüre gerückt hatte.

Emanuel ward zu Tränen gerührt.

Da ſich aber der Wanderprediger entſchloſſen hatte, auf jeden Fall mit dieſem ſeinem ehemaligen Bruder in Chriſto ſtreng ins Gericht zu gehen, kämpfte er die Bewegung nieder, die ſich ſeiner bei dieſem Wiederſehn ebenſo bemächtigen wollte, und ließ ſich anmerken, daß er nicht etwa dieſes Wiederſehens wegen, ſondern um anderer, bei weitem wichtigerer Dinge willen gekommen ſei.

So begann er denn alſobald, um endlich ſeiner Gewiſſensqualen ledig zu ſein, mit allerlei Vorhaltungen.

„Lieber Bruder in Chriſto," fing er an, „ich muß mich zuvörderſt alles deſſen gegen Dich entledigen, was mich, Gott weiß es, um Deinetwillen viele Tage und Nächte lang bekümmert hat. Ich habe es immer wieder im Gebet dem Herrn unſerem Heiland vorgetragen, und er hat mir ſchließlich ins Herz gegeben, zu Dir zu gehen und Dich zu dem ſchlichten und reinen Geiſte des Evangelii zurückzurufen. Es iſt wahr, Du ſchieneſt mir einer der Auserwählten zu ſein," fuhr er fort, „einer von denen, die von Natur aus beſchnitten ſind, aber nun ſehe ich, daß der Feind Deinen Tritten gefolgt iſt und hat Dich, verzeih mir, abſeits vom Wege des ewigen Heils den breiten Weg der Verdammnis geführt. Da aber eine jede Sache ohne die Kraft des Heiles iſt, die nicht durch Gebet begonnen, durch Gebet beendet wird, ſo wollen wir, lieber Bruder, gemeinſam zu unſerem Vater flehen, bevor wir unſern Streit mit dem Satan anheben, der, wie wir ja wiſſen, immer wieder Unkraut unter den Weizen ſät.“

Und Bruder Nathanael ſprach das Vaterunſer.

Emanuel, der nicht einmal die Hände gefaltet und, wie es ſchien, das Gebet des Heilands nicht mitgebetet hatte, blickte Nathanael fragend an, und dieſer, mit einem gewaltigen Wölben der breiten Bruſt aus der Tiefe noch einmal Atem holend, rüſtet ſich, ſeine Anliegen im Zuſammenhang vorzutragen.

Nachdem er alles dasjenige umſtändlich dargelegt hatte, was ihm über Quint teils mündlich zu Ohren gekommen, teils ſchriftlich mitgeteilt worden war, enthielt er ſich nicht, die ganze Art einer ſolchen Nachfolge Jeſu zunächſt zu mißbilligen, wobei er auf jene heimliche Taufe zu ſprechen kam, für die er, wie er ſagte, verantwortlich ſei, die aber einen anderen Sinn nicht gehabt haben könne, als eben den Emanuel zu einem in aller Demut getreuen Knechte Gottes zu weihen. „Nun aber,“ ſagte er, „biſt Du der Hoffart, biſt Du der Überhebung bis zu einem entſetzlichen Grade verfallen.“

Er hielt nun Emanuel Quinten vor, er habe viele arme Seelen auf eine verhängnisvolle Weiſe irregeführt, wobei er als erwieſen vorausſetzte, daß jener durch allerlei trügeriſche Wundertaten Anhänger zu erwerben geſucht, den Seelenfang mit allen erdenklichen Mitteln betrieben habe. Dann kam er, nicht ohne mehrmals erneute Anläufe, auf den allergefährlichſten Punkt zurück.

„Ich kann es nicht glauben,“ ſagte er, „aber ich kann es ebenſowenig bezweifeln, denn ich habe es gerüchtweiſe allenthalben gehört und es iſt ja auch das, weshalb ſie Dich überfallen haben. Oder warum überfielen ſie Dich?“

„Weil ich vom Böſen gewichen bin,“ antwortete Quint, „und weil ich ein ganz Geringes vom Geheimnis des Reiches Gottes gelüſtet habe. Weißt Du nicht, lieber Bruder, daß geſchrieben iſt,

‚wer von der Lüge weichet, alſo vom Böſen, der iſt jedermanns Raub'?"

Nathanael aber gab zur Antwort: „Sie ſagen aber, ſie ſeien über Dich hergefallen, weil der Teufel Dich bewogen hat, unſern Heiland im Wahnwitz zu läſtern und zwar zu läſtern durch einen Ausſpruch, der mir nicht einmal über die Zunge geht, nämlich indem Du ſagteſt, daß Du mehr denn Petrus wäreſt und nichts Geringeres als er ſelbſt, der Herr, der Heiland und Gottes Sohn. Sage mir, bin ich recht berichtet?"

„Sage Du mir zuvor, mein Bruder in Chriſto, Nathanael, der Du mich einſt mit Waſſer taufteſt, ob ich Dich nun dafür, ſtatt mit Waſſer, mit dem heiligen Geiſte taufen ſoll?"

Dieſe Worte erſchreckten den armen Laienbruder aufs äußerſte.

„Nein," rief er lebhaft, „nichts von Taufe! Mit Deiner Taufe verſchone mich. Ich werde genug zu büßen haben, um aus dem Schuldbuche meiner Sünden jenen Morgen auszutilgen, an dem ich Dich, in allzu blindem Vertrauen, mit Waſſer beſprengt habe. Deiner Taufe begehre ich nicht."

Emanuel Quint erbleichte bis unter die Nägel ſeiner langen und edeln Hand, mit bebenden Lippen ins Freie hinausblickend.

Nathanael war emporgeſchnellt.

Er hatte in ſeinem Leben viel erfahren und mit mancherlei Kranken, auch Verrückten zu tun gehabt. Er wurde auch in viele fromme Häuſer gerufen, um an den Betten erkrankter Söhne, Töchter, Mütter oder Väter zu beten und mancher Beſeſſene ward von ihm durch unabläſſiges Beten zur Ruhe gebracht, hier aber ſchien ihn der Wahnwitz mit ſeiner entſetzlichſten Fratze anzugrinſen. Hier war ein Jünger, hier war ein Freund, dem ſich beim erſten Anblick bereits Nathanaels Seele warm und herzlich geneigt hatte. Und faſt ohne Erregung, leiſe und ſchlicht, entglitten dem Munde dieſes Geliebten furchtbare Worte: Worte, deren Irrſinn grauenhaft feſt und grauenhaft ſelbſtverſtändlich anmutete, ſo hart und kalt, daß Nathanael dabei an eine harte, tote Maske aus Stein oder Eiſen denken mußte. Und beinahe wurde er ſelbſt, angeſichts dieſer Worte, zu Stein.

„Emanuel!“ rief er nun, aber nicht mehr hart, ſondern mehr von Mitleid erfüllt und flehend: „Kehre um, und ſei es auch nur um meinetwillen, um meinetwillen, von dem ſonſt Gott am Tag der Tage Deine verlorene Seele fordern wird. Du haſt vom Geheimnis des Reiches geſprochen! Mir ſträubt ſich das Haar, Emanuel! Laß uns beten, damit Gott dieſen Geiſt der Umnachtung von Dir nimmt. Das Geheimnis des Reichs iſt Gottes Sache! Der Heiland wird es denen, die ausharren, denen, die in Demut ausharren, dereinſt enthüllen, wie er verheißen hat, wenn er dereinſt wird wiederkehren, nicht mehr im Fleiſch, ſondern in aller ſeiner Herrlichkeit. Dann wird er uns alles offenbaren. Du aber tilge aus Deiner Seele den Flecken des böſen Geiſtes aus, den freſſenden Wurm, den Lügengeiſt jenes Erzlügners, der Dir einbilden will, daß Du das Geheimnis Gottes ergründet haſt. Befreie Dich von dieſem Deine Seele zerfreſſenden Wurm. Es ſind ihrer viele, die ſolche Geheimniſſe, die nur ihnen angeblich kund und zu wiſſen ſind, mit ſich herumtragen. Ich habe deren viele mit Augen geſehen und ſprechen gehört. Viele von ihnen ſchreien und toben und reden ſeit langen Jahren hinter den Eiſengittern des Narrenhauſes davon.

Laß uns beten, Emanuel, daß Gott dieſes Schickſal von Dir abwende. Beſinne Dich, daß Du Emanuel Quint, der Sohn eines armen Tiſchlers in Giersdorf und nichts anderes biſt und der ſchlechteſte, letzte, unwürdigſte Diener Deines Herrn.“

Emanuel, deſſen Mienen ſich jetzt vollkommen beruhigt hatten, lächelte nun unter leiſem Kopfſchütteln.

„Komm, verſtocke Dich nicht, laß uns beten!“ wiederholte Nathanael.

Aber der Narr in Chriſto ſagte: „Wo einer in Gott iſt, wie

Gott in ihm, der betet nicht! und zu wem ſollte ein ſolcher beten?"
Der Schrecken des Bruders Nathanael erneuerte ſich. Langſam gingen die ſchon zum Gebet gefalteten, groben Hände des ehemaligen Landarbeiters auseinander und er ſtarrte mit blödem Ausdruck den langen, bleichen und mageren Hoſpitaliten an. Hierauf griff er nach ſeinem Hute, einem alten, mitgenommenen Kalabreſer, der in der Nähe lag, dem Anſcheine nach, um ſofort ſeiner Wege zu gehen.

Dagegen ſah ihn Emanuel Quint noch immer mit einem langen Blicke und jenem früheren leiſen Lächeln an, das aber allmählich mit dem Ausdruck eines bitteren Verzichtes ſich miſchte.

„Ich lerne," ſagte er, „mehr und mehr das Gericht des Gottesſohnes auf eine ganz beſondere Weiſe verſtehen und wie ſich ohne ſein Zutun ſogleich die Welt in zwei Lager ſcheidet, wo er erſcheint. Meine Mutter iſt zu mir gekommen und hat mich mit gerungenen Händen angefleht, ich möge von meinem Wahnſinn laſſen. Nun aber weiß ich, wie ich weder voll ſüßen Weines bin noch ſchwachen Verſtandes oder betörten Herzens, weder hoffärtig noch betrügeriſch, ſondern daß ich in den Fußſtapfen unſeres Heilands wandle.

Faſſe es, wer es faſſen mag: die Spuren meiner Füße ſind die Stapfen der Füße des Menſchenſohnes! Ich rede Worte des Gottesſohnes, wie ſie der Vater mir zu ſagen ins Herz gegeben hat, allein Ihr kommt von allen Seiten zu mir und ruft mich an und ſchreit: Du biſt wahnſinnig.

Sie haben meine Mutter zu mir gelaſſen," fuhr er fort, „und ſie hat mir geſagt, wie ſie innig hoffe, daß ich nun durch die böſe Erfahrung, durch Gefängnis, Feſſeln, Hohn der Menge, nächtlichen Überfall, Mißhandlungen und Zuſpruch guter Menſchen klüger geworden ſei. Nein, ich bin nicht klüger geworden, nicht klüger als der Vater, der in mir iſt.

Ich bete nicht! auch meines Bruders Jeſu Jünger, die Jünger des Menſchenſohnes, beteten nicht. Sie aber ſprachen zu ihm: warum faſten Johannes' Jünger ſo oft und beten ſo viel und Deine Jünger eſſen und trinken? Und ſie drangen in ihn, obgleich er geſagt hatte: ‚Euer Vater weiß, wes Ihr bedürfet, ehe denn Ihr bittet‘. Sie drangen in ihn, daß er ſie dennoch beten lehre, bis er ihnen das Vaterunſer gab, ein Gebet, das nicht ſowohl ein Gebet, als ein Quell lebendigen Waſſers iſt.

Weil ich Dir von dem Lichte unter dem Scheffel, von dem verborgenen Senfkorn, von dem Schatz im Acker, kurz, vom Geheimnis des Reiches Gottes geſprochen habe, ſo meineſt Du, meine Seele ſei verfinſtert vom böſen Geiſt. Aber ich ſage Dir, ich habe den Schatz im Acker gefunden, den Schatz, der verborgen war, und wenn ich etwas habe oder beſitze, ſo will ich es alles hingeben, darum, daß ich nur dieſen Acker für mich gewinne und behalte, darin der Schatz, den ich gefunden habe, verborgen iſt. Ich will es alles hingeben, Bruder Nathanael, denn ich war ein Kaufmann, der ausging, gute Perlen zu kaufen. Und als ich die beſte der Perlen in jenem verborgenen Schatze fand, die köſtlichſte, wußte ich, daß ich alles, was ich habe, gerne hingeben will, um die Perle des Schatzes im Acker zu behalten. Verſtehe mich wohl, Bruder Nathanael, ich müßte alles dafür ohne Bedenken mit Freuden hingeben, denn wenn ich Dich und die ganze Welt gewönne, was hülfe es mir, ſo ich dieſe Perle des verborgenen Schatzes im Acker dafür verlieren müßte? Und alles will ich freudig dafür hingeben, ſogar mein Leben, Bruder Nathanael.“

Der Bruder Nathanael faßte ſich hilflos verwirrt an die Stirn, glotzte, wie wenn er den Satan erblickt hätte, in die ruhig, deutlich und langſam dozierenden Mienen Emanuel Quints, zerquetſchte den Hut mit beiden Fäuſten und rannte, als wie gepeitſcht, davon.

Dreizehntes Kapitel

Am Tage jenes unglückſeligen Überfalls, genauer geſagt, in der Nacht jenes Überfalls auf Emanuel Quint und ſeine Anhänger waren die meiſten von dieſen auseinandergeſprengt und zerſtreut worden. Der Schneider Schwabe lag mit ſeinem gebrochenen Arm im Kreiskrankenhaus. Der böhmiſche Joſef beſuchte ihn nach einigen Tagen dort, als er es in Erfahrung gebracht hatte. Schwabe fragte den böhmiſchen Joſef, wo Emanuel wäre, ob es ihm auch ſo übel wie ihm ſelber ergangen ſei, und erfuhr, daß Quint im Elternhauſe daniederliege.

Der Schneider und Schmuggler Schwabe, deſſen Naſe von einer grotesken Länge war, hatte, ſeit er im Krankenhauſe lag, Tag und Nacht von Emanuel Quint phantaſiert. Obgleich ſeine Fieberzuſtände anfangs nur leicht geweſen waren, ſich auch nach wenigen Tagen gänzlich verloren hatten, blieb doch ſeine Seele infolge jenes nächtlichen Überfalls nach wie vor aufgeregt, ſo daß ihn der Krankenpfleger oft in einem halbwachen Zuſtande Rufe und Gebetsworte ausſtoßen hörte.

Schwabe liebte, ſeit er ihn zum erſten Male im Hauſe der Greiſin geſehen und beobachtet hatte, den Narren in Chriſto, Emanuel Quint. Er wäre ihm auch dann perſönlich mit Leib und Seele ergeben geweſen, wenn ſeine Phantaſie nicht entzündet und zu Einbildungen religiöſer Natur mißleitet und mißbraucht worden wäre. Der böhmiſche Joſef hatte eine vielleicht nicht minder ſtarke Neigung zu dem eigenſinnigen Schwärmer in Chriſto gefaßt, aber einſtweilen überwog noch immer ſeinen ſchwankenden Glauben die Neugier, was wohl aus alledem noch werden wolle, und angeborene Abenteuerluſt.

„Schwabe, was meinſt Du, wollen wir nun nicht wieder in unſer Gebirge gehen?“ hatte der böhmiſche Joſef gefragt, aber Schwabe hatte nur heftig den Kopf geſchüttelt. Und auf den

Zigeuner hatte es keinen geringen Eindruck gemacht, wie er den alten, luſtigen Kameraden wiederfand: nämlich mit einem Kruzifix zur Seite und mit einer aufgeſchlagenen Bibel, aus der er buchſtabierte, im Schoß.

Vor allem aber bemerkte er an ihm eine unbegreifliche Weſensveränderung.

Der Schneider nämlich hatte ihn, den böhmiſchen Joſef, mit dringenden Worten zur Umkehr, zur Einkehr und zur Buße gemahnt, wobei er ſelbſt, mit einer verzückten Miene des Glücks, ſich als auf dem Wege zur Vergebung der Sünden bezeichnete. Er ſagte, daß er durch und durch reuig ſei und zu einem reinen Wandel in Chriſto entſchloſſen. Mit dem Schmuggeln und jedem üblen Gewerbe ſei es vorbei. „Verſprich mir, Joſef, daß auch Du Deine arme Seele nicht mehr durch ungerechtes Gut und unerlaubten Handel beflecken und wohl gar verderben willſt. Sieh, ich bin ſo glückſelig, ſage ich Dir, ſeit Gott mir dieſen neuen gewiſſen Geiſt und dieſe Prüfung mit dem gebrochenen Arm geſandt, mich ihrer für würdig gehalten hat. Obgleich ich hier feſt und ruhig in einen Gipsverband ſteifgebunden liege, hüpft, ſage ich Dir, mein Herz vor übergroßer Glückſeligkeit."

Und als der böhmiſche Joſef nicht recht gewußt hatte, was er darauf erwidern ſollte, hatte Schwabe ſeine Rede etwa folgendermaßen fortgeſetzt:

„Du ſollſt mir aufs Wort glauben, Joſef, daß Du, wenn Du nicht ganz verblendet biſt, wirſt ſolcher Dinge teilhaftig werden, wie ihrer kaum ein Menſch je teilhaftig geworden iſt. Glaube es oder glaube es nicht, aber ich, der ich hier liege, ſage Dir: der, um deſſenwillen ich hier mit gebrochenem Arm liege, iſt niemand anders, als er, deſſen Wiederkunft uns verheißen iſt."

Joſef wagte ſich nun hervor und erzählte verſchwiegenermaßen, was er für Quint mit ſeinen Fäuſten verrichtet hatte.

„Das wird Dir im Himmel," bemerkte der Schneider, „weiß

Gott nicht vergeſſen werden!“ Und dann erzählte er immer und immer wieder neue, lebhafte Träume, die er geträumt hatte von Emanuel Quint, bis er ſchließlich allerlei unverſtandene Worte aus der Offenbarung Sankt Johannis einmiſchte, die er, teils von den Brüdern Scharf, teils durch eigenes Leſen erfahren hatte.

Man weiß, wie gefährlich das Leſen dieſer Offenbarung, die viel weniger das, nämlich eine Offenbarung, als eine Verhüllung iſt, zuweilen den Köpfen einfältiger Menſchen werden kann. Es würde nicht ohne Intereſſe ſein, dieſen verhängnisvollen Einfluß auf die Köpfe der Menſchen in der Geſchichte des Chriſtianismus nachzuweiſen. Erinnert ſei einſtweilen nur an das große Münſteriſche Delirium, wo man das neue Jeruſalem in einer Wolke der allgemeinſten Raſerei errichten zu können vermeinte: eine Raſerei, in der die Wiedertäufer-Bewegung zugleich kulminierte und unterging.

Der Schneider Schwabe ſprach bereits von dem Sohne Gottes, den er mit Augen wie Feuerflammen und Füßen aus Meſſing in ſeinen Träumen geſehen hatte und der kein anderes Antlitz als dasjenige Quintens trug. Er ſprach dazwiſchen von einem verborgenen Manna, das er gegeſſen habe, wobei er nicht ohne Geheimtuerei zu verſtehen gab, wie er zu denen gehöre, die um jenes Geheimnis wüßten, das Emanuel Quint verbarg. „Wer Ohren hat zu hören,“ wiederholte er oft ohne rechten Sinn, indem er dazu mit dem Finger drohte. Er ahmte in dieſer Beziehung einen ekſtatiſchen Ausbruch Anton Scharfs, des Leinwebers, nach, der jenen, wie ſie meinten, mit der Kraft des heiligen Geiſtes überkommen hatte. „Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geiſt den Gemeinen ſagt.“

„Und ich ſah und ſehe ein weißes Pferd, und der darauf ſaß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus zu überwinden, und daß er ſiegte“: ſolche und ähnliche Stellen wirbelte Schwabe durcheinander, ſo lange, bis endlich der

Krankenwärter mit groben Worten dazwiſchenfuhr und Joſef aus dem Schlafſaal trieb.

Nun hatte dieſer das Geſehene und Gehörte, in einem Kornfeld verſteckt und ausgeſtreckt, unter einem blauen Dache voll Lerchengetriller, bei ſich erwogen und alledem nachgehangen, was im Weſen des Kameraden fremd, ja unbegreiflich erſchien, und dabei hatte er auch nicht unterlaſſen können, ſich ganz insgeheim die Frage zu ſtellen, ob mit dem Freunde denn im Kopfe wirklich noch alles recht richtig ſei.

Da aber Geheimnis und Verheißung und das Jagen nach einer Illuſion auch jeder geſunden Seele natürlich ſind, ebenſowohl als der Wunſch, den immer vorhandenen, unbeſtimmten Glauben auf einen beſtimmten Gegenſtand richten zu können, um dieſen Glauben womöglich davon zu ernähren, daran großwachſen zu laſſen, ſo ſteigerte ſich trotz aller Bedenken die Neigung des böhmiſchen Joſef, göttliche Einwirkung als Grund des verwandelten Weſens ſeines Freundes anzunehmen, und gleichzeitig auch die Sehnſucht, Emanuel wiederzuſehn.

Als er ſich aber ſpäter in der Dunkelheit vor dem Hauſe der Quints hatte blicken laſſen, ward ihm zum Lohne dafür, daß er Emanuel tatkräftig unterſtützt und von ſeinen Feinden befreit hatte, von deſſen Vater und Bruder, ſtatt eines Dankes, ein Hagel von Schmähungen und von Steinen zuteil.

Der böhmiſche Joſef war nicht empört geweſen. Er ſeufzte nur und blieb lange Zeit unſchlüſſig, nachdem er ſich aus dem Bereiche der Worte und Steine gezogen hatte. Es war ihm hart angekommen, härter als er geglaubt hatte, auf eine Begegnung mit Emanuel verzichten zu müſſen, und während er dies zu Gemüte nahm, erkannte er plötzlich, daß er durch unſichtbare Bande an dieſen Menſchen gebunden war.

Inmitten ſolcher Erwägungen fiel ihm ein, wenigſtens jenen

Stellmachergeſellen aufzuſuchen, der Quinten am Abend des Überfalls geſehen hatte, um jedenfalls von ihm reden zu können und vielleicht zu erfahren, was aus Schubert und John und aus den Gebrüdern Scharf geworden ſei.

Der böhmiſche Joſef hatte ſich aber, gewitzigt gemacht, in die Stellmacherei nicht hineingewagt, ſondern eine alte Frau angeſprochen, die in der Nähe vorüberhumpelte, und dieſe nach dem Geſellen gefragt, den leider der Meiſter, jenes nächtlichen Vorfalles wegen, Hals über Kopf aus dem Hauſe gejagt hatte.

Nun hatte der böhmiſche Joſef irgendeinen Strohſchober im freien Felde aufgeſucht, um darin zu nächtigen, und am nächſten Morgen in aller Gottesfrühe den Wirt von Emmaus Einkehr, den er beim Futtermachen, das heißt beim Grasmähen in ſeinem Obſtgarten hinter dem Gaſthauſe traf, nach Martin und Anton Scharf gefragt.

Der Wirt, indem er ein buntgeſticktes Käppchen ein wenig von ſeinem kahlen Scheitel hob, berichtete ihm, er habe aus einer gewiſſen Talmühle, die einſam an einem lebhaften Flüßchen lag, ein briefliches Lebenszeichen von Martin Scharf erhalten, worin man ihn aufgefordert hätte, an den Gebets- und Andachtsübungen teilzunehmen, die man dort in allem Frieden abhalten könne.

Nach dieſer Talmühle hatte ſich Joſef, durch Brot, Butter und dünnen Kaffee hinreichend geſtärkt, ſogleich auf den Weg gemacht.

Erſt gegen Abend war er dort angekommen. Schon als er ſich dem einſamen Hauſe näherte, vernahm er, durch das Plätſchern und Rauſchen des Rades, frommen Hallelujageſang. In einem Stübchen, deſſen Fenſter über dem Rade und abgeleiteten Bette des Mühlbaches lag, fand er die Brüder beieinander. Zu Anton und Martin Scharf hatten ſich wieder die beiden Weber Schubert und John geſellt, dazu hatte ſich ſeltſamerweiſe Martha

Schubert angefunden, auch waren außerdem gegenwärtig der hagere Waſſermüller und jener fortgejagte Stellmachergeſell, den Joſef am Abend vorher vergeblich geſucht hatte. Der böhmiſche Joſef war während ſeines ganzen Lebens noch nie mit einem ſolchen Rauſche der Freude wie hier begrüßt und empfangen worden. Man achtete weder auf die dicke, eingefreſſene Schmutzſchicht, die ſein häßliches, plattgeſchlagenes, braunes Geſicht überzog, noch fürchtete man das Ungeziefer auf ſeinem verfilzten, ſchwarzen Schädel, ſondern umarmte und küßte ihn brüderlich und als ob er der ſehnlichſt Erwartete und ein von den Toten Erſtandener wäre.

Als der erſte Taumel des Wiederſehens vorüber war, wurde „Nun danket alle Gott!" aus begeiſtertem Herzen angeſtimmt.

Das Treiben in der verſteckten Talmühle, wie es durch Wochen, ja durch Monate damals fortgeſetzt wurde, iſt ſpäter auf jede Weiſe verdächtigt worden. Es hieß, der Müller, ein fünfunddreißigjähriger Witwer, der lange Zeit in Braſilien gelebt hatte, wäre anrüchig. Er ſollte in irgendeine phantaſtiſche Mordgeſchichte in der Nähe von Breslau verwickelt geweſen ſein, ohne daß man ihm aber ſchließlich und endlich während der langen Unterſuchungshaft etwas nachweiſen konnte. Er hatte mit ſeinem verſtorbenen Weibe ſchlecht gelebt und wirklich hatte man es eines Tages tot im Mühlteiche ſchwimmend aufgefunden. Nachgewieſenermaßen aber litt dieſe Frau an einer ſtuporöſen, ſchweren Melancholie, die ſie aus dem Leben getrieben hatte. Jedenfalls war der Müller Straube ein Sonderling, der Bücher las, die Menſchen im allgemeinen wenig zu lieben ſchien, ſich ſchweigſam und mißtrauiſch gegen ſie zeigte und eine tiefgegrabene, bittere Falte des Kummers von den Naſenflügeln herunter zum Mund im Antlitz trug: anderer Eigenſchaften bedarf es wohl nicht, um in allerlei üblen Leumund zu bringen.

Man ſagte, es ſeien in jenen Verſammlungen unter den Anhängern Quints in der Talmühle wüſte und orgiaſtiſche Dinge vorgefallen, Vorgänge jener beſonderen Art, wie ſie von Zeit zu Zeit unter chriſtlichen Sekten immer wieder zutage treten! und es hätten dabei eine Anzahl liederliche Weibsperſonen mitgewirkt. Im großen ganzen täuſchte man ſich. Niemals war einer der Verſammelten in der Talmühle auch nur entfernt auf den Gedanken gekommen, etwa plötzlich das Licht zu löſchen und dabei den unſichtbar im Dunkel tappenden Brüdern und Schweſtern zuzurufen: ſeid fruchtbar und mehret euch!

Die Verſammelten nannten ſich auf den Vorſchlag des Müllers hin die Talbrüder. Sie hatten die Gütergemeinſchaft eingeführt — der allerdings die Weibergemeinſchaft in bedenkliche Nähe tritt! — und lebten aus einer gemeinſamen Kaſſe, die Martin Scharf übergeben war.

Sie hatten ſich gegenſeitig im Rauſch der Einfalt, im Rauſch der Beſchränktheit, im Rauſch der Nöte, Ängſte und Kümmerniſſe, im Rauſch der Sündenbefleckung und Reinigung, im Rauſch des Kampfes, der ungewöhnlichen Tat, des Aufbegehrens aus Niedrigkeit, im Rauſche des Suchens, des Wartens, der Heiligung, im Rauſche des Blutopfers Jeſu, vor allem aber im Liebesrauſch, davon überzeugt, daß der Heiland erſchienen und das neue Jeruſalem vor der Türe wäre. Sie waren die Kunden! Sie waren die Wiſſenden! Und das brachte den neuen Rauſch der Heimlichkeit.

Dieſe Leute alle für Narren zu erklären und zu beweiſen, daß ſie es wirklich geweſen ſind, iſt von einem gewiſſen überlegenen Standpunkt aus gewiß nicht ſchwer: ebenſowenig, als es ſchwer iſt, zu behaupten und nachzuweiſen, daß ſie beſchränkt und ohne Bildung geweſen ſind. Aber hier ſoll nicht verurteilt, ſondern ſo weit wie möglich begriffen und ganz verziehen werden.

Dieſe Menſchen fanden in ihrem gegenſeitigen Anblick allerdings nichts Merkwürdiges. Ein Beobachter von reifem und überlegenem Geiſte und Blicke jedoch würde in ihnen eine Verſammlung von wahrhaft Enterbten dieſer Erde erkannt haben und er hätte in ihnen jenes gefährliche Fieber bemerkt, das mit wechſelnden, bald abgründiſchen, bald himmliſchen Phantaſien entweder Geneſung oder Tod erzwingt.

Das bewußte Geiſtesleben dieſer Leute wurde beherrſcht von Lebensgier und einem jahrzehntelangen Harren und Hoffen in einer unſäglichen Alltagsmonotonie. Auf eine endliche Erfüllung aller zurückgeſtellten, leidenſchaftlichen Wünſche, Neigungen und Bedürfniſſe zu warten, mangelte plötzlich die Geduld. Man erinnere ſich etwa an müde und verdurſtete Wüſtenwanderer und an die bekannte Wirkung der Luftſpiegelung: worin dann plötzlich weite Seen und ſchattige Wälder verlockend erſcheinen und alle reſignierenden Lebenskräfte zu neuer wütender Sehnſucht und Hoffnung anſtacheln.

Sonderbar bleibt nun der Glaube an Emanuel Quint.

Ein Glaube iſt freilich nicht zu begreifen, außer dadurch, daß man ihn mit den Gläubigen teilt. Wir müſſen uns alſo mit der Annahme dieſer verkehrten Gläubigkeit als einer abſurden Tatſache abfinden. Es wird aber ſtets zu bemerken ſein, wie auch bei höher gearteten Menſchen immer ein höher gearteter Menſch, und nur immer ein Menſch! Vertreter und Mittler des Göttlichen iſt. Gott bleibt uns ſtumm, er ſpricht denn aus Menſchen.

Die Geſchichte der Religionen beweiſt, daß niemals die Gottheit anders als im Gottmenſchen zu uns herniedergeſtiegen iſt, und was ein ſolcher Gottmenſch von der Gottheit zu faſſen fähig iſt, das allein iſt es, was wir als göttliche Erbſchaft beſitzen.

Kein Menſch will immer und ewig ohne Antwort bleiben, wenn er zu einem Weſen ſpricht. Man hat zu ſeinem eigenen Vater gebetet, bevor man zu Gott gebetet hat, den man ſchon mit dem Worte Vater vermenſchlicht, aber die Menge des katholiſchen Volkes betet am liebſten zu Heiligen, weil dieſe Heiligen wieder vergötterte Menſchen ſind. Sie betet zur Mutter des Heilandes aus gleichem Grunde und weil ſie die Schmerzen jeder irdiſchen Mutter am eigenen Leibe empfunden hat und alſo das volle, naive Vertrauen der leidenden Mütter und Kinder von Müttern auf ſich vereinigt. Und auch der evangeliſche Chriſt betet mit größerer Wärme zu Jeſus, dem Heiland, als er zu Gott betet, weil dieſer ihm unerreichlich fern, jener dagegen menſchlich nahe iſt.

Man fürchtet vielleicht einen unſichtbaren Gott, aber man liebt ihn nicht. Dagegen liebt man den menſchlichen Mittler und die unſägliche Liebe, die Jeſus auf ſich vereinigt, ſtrahlt auch in das kalte Dunkel des Unſichtbaren, erwärmt im Anhauch das fremde Göttliche und ſchließt, indem ſie ſich ſelbſt als einen Abglanz Gottes erklärt, ein Verſprechen unendlicher Liebe ein.

Nun war allerdings der Glaube dieſer Talbrüder an Emanuel Quint weder zweifelsfrei noch bei allen in gleicher Stärke vorhanden. Martin Scharf ging im Glauben voran. Dieſer ſtille, mitunter finſtere Menſch, ſprach oft, in ſich geſunken daſitzend, ſtunden-, ja tagelang kein Wort: wenn er jedoch zu reden begann, ſo kam es heraus: er hatte über den tiefen Sinn irgendeines Wortes aus Emanuels Munde nachgegrübelt. Anton Scharf war meiſt von leidenſchaftlicher Gläubigkeit, fiel aber zuweilen in ſchweren Zweifel. Schubert ſchüttelte öfters den Kopf, als ob er gewiſſe Bedenken hätte. Bis zu welchem Grade der Müller an Quint glaubte, wußte man nicht. Der Müller war ſozialiſtiſchen Utopien und genoſſenſchaftlichen Experimenten geneigt. Übrigens ſtammte er aus einer ſtreng bigotten Familie, und ſein Vater, der ebenfalls Müller war, beſchloß ſeine Tage im Irrenhaus. Der Hufſchmied John ſtand in bezug auf Quint unter einer gewaltigen Suggeſtion, jedoch ſtellte er öfters ſchüchterne Fragen, durch die er verriet, daß er nicht frei von Gewiſſensnöten war.

Die Kraft irgendeines Dinges und ſo auch die Kraft einer Seele, eines Irrtums, eines Wahnes entwickelt ſich an ſeinem Widerſtand. Die Männer der Talmühle, unter denen nur hie und da eine Frau erſchien, waren ſich deſſen recht wohl bewußt, daß ihre kleine Gemeinſchaft von dem feindlichen Ozeane der Welt umgeben war. Ein ſolches Bewußtſein ſteigerte aber ihr Selbſtgefühl, das in der traditionellen Demut chriſtlicher Sekten, die ſie anſtrebten, keineswegs unterging. Das lutheriſche Wort von der „Seligkeit allein durch den Glauben“ mußte unter den Talbrüdern dazu dienen, Augenblicke der Schwäche im Glauben an Quint und ſeine göttliche Sendung zu überwinden. Das Treiben der Brüder der Talmühle dauerte wochen-, ja alles in allem monatelang. Der Schneider Schwabe hatte ſich wieder angefunden, ebenſo ſein Schwager, der Weber Zumpt. Einer der regſten und tätigſten Brüder war jener Hufſchmied John, der im Hauſe Zumpts die Betſtunde leitete, als Martin und Anton Scharf, begleitet von Schwabe und dem böhmiſchen Joſef, erſchienen und ihnen ſchließlich den Heiland verkündeten. Den erſten Schritten zu feſter Gemeinſchaft, die im Hauſe des Zumpt durch die Begründung von einer Art Gotteskaſten getan worden waren, wurden in der Talmühle weitere angefügt. Quint und ſein Wahn wurden tatſächlich hier im voraus auf rührende Weiſe finanziert. Die Brüder Scharf legten den Reſt ihrer ganzen Barſchaft in den Gotteskaſten. Der Hufſchmied John hatte ſeine Schmiede verkauft und einen Teil des Erlöſes in die Kaſſe gelegt. Das Vermögen der Talbrüder, das von Martin verwaltet wurde, hatte bereits eine für geringe Leute gewaltige Summe erreicht und blieb durch den Zufluß vieler geringer Beiträge ſtändig im Wachſen.

Unter den Brüdern befand ſich auch ein ehemaliges Mitglied der Heilsarmee: ein ſehr dürftig gekleideter „Leutnant“, der aus der Gegend von Bromberg gebürtig war und noch die verblichenen

Abzeichen ſeiner Würde an ſich trug. Der Mann, wegen Betrügereien mehrfach beſtraft, war dann durch weibliche Offiziere der Heilsarmee erweckt und gerettet worden. Gutmütig, über dreißig Jahre alt, gehörte Dibietz jener von den Pſychiatern als minderwertig bezeichneten Menſchenklaſſe an. Eines Tages war er erſchienen und hatte, wie gewöhnlich, auch in der Talmühle jene gelinde Form der Bettelei ausgeübt, die im Angebot und Verkauf des „Kriegsruf" beſteht. Bei dieſer Gelegenheit war er von der Verſammlung zum Anhänger gemacht worden. Dibietz war den Brüdern ſehr nützlich. Er brachte ihnen nicht nur den ſyſtematiſchen Orgiasmus der Heilsarmee, ihre Lieder und ihre Schlagworte mit, ſondern auch manchen Rat für eine zukünftige Organiſation. Er war im Dienſte der Heilsarmee in den verſchiedenſten Teilen Deutſchlands verwendet worden, und indem er davon erzählte und von der Menge derer, Männlein und Weiblein, die er kannte und die alle dem Rufe „Chriſt iſt erſtanden!" entgegenwarteten, gab er der Enge ihres Geſichtskreiſes eine gewaltige Erweiterung. Unter den Talbrüdern gewann er ſich bald eine Art praktiſcher Führerſchaft, obgleich ſie ſich ganz entſchieden gegen die Kindereien des Heilsſoldatenſpiels abſchloſſen und ſogar den Rock mit den Abzeichen, den er an ſich trug, eines Tages hinter der Mühle verbrannten.

Will man ſich von der geiſtigen Atmoſphäre, in der die Talbrüder lebten, einen Begriff machen, ſo muß man ſich in eine Zeit zurückverſetzen, wo Freizügigkeit und Eiſenbahn noch nicht vorhanden und der vlämiſche Fuhrmann ſo wie die Poſtkutſche den Verkehr in die Ferne und aus der Ferne vermittelten: denn obwohl Eiſenbahn und auch Telegraph bereits beſtanden, waren doch unter den Talbrüdern ganz wenige, die ein Leben außerhalb des narkotiſchen Brodems ihrer Heimatſcholle kennen gelernt hatten. Nun iſt lange noch nicht genügend erkannt, welche Bedeutung die Phantaſie im Leben jedes und ganz beſonders des einfachen Menſchen hat. Die Phantaſie iſt des Menſchen Mantel. Die Phantaſie iſt das, was der Geiſt erzeugt und wovon ſich die Seele des Menſchen nährt. Die Seele auch des verknöchertſten Mannes nährt ſich aus den Schätzen der Phantaſie, trotzdem er ſie bekämpft und gering ſchätzt, wie die Lunge von Luft: und ſofern es dem Manne gelänge, eben die Phantaſie zu erſticken, ſo ſtürbe ſein Geiſt: — und auch ſeine Seele, ſo wie ſein Körper, verfiele unrettbar dem Erſtickungstod. In dem Bereiche der Phantaſie wohnt dem Menſchen der Menſch, Welt und Gott! Dem Manne das Weib! Dem Weibe der Mann! den Eltern das Kind! Dem Kinde die Eltern! In eben demſelben Bereiche ſchweben und weben Hölle und Paradies. Der Einzelmenſch iſt in eine bunte, gebärende Wolke eingeſchloſſen, eine Wolke, die jeder nur um ſich ſelber, nicht aber an ſeinem Nebenmenſchen ſieht, der in Wirklichkeit von einer ähnlichen gebärenden Phantasmagorie umgeben iſt.

Das größte ſoziale Bindemittel ideeller Natur iſt immer ein gemeinſames Gebilde der Phantaſie. Das wiſſen diejenigen ſehr genau, die aus einer Vielheit von Menſchen eine gefügige Einheit herſtellen wollen. Solche ſtaatenbildende Unterjocher und Herrſchernaturen bedienen ſich jener Männer, die, mit fanatiſcher Phantaſie begabt, den Glauben an ihre Träume beſitzen, fordern und durchſetzen, wodurch denn bei der Maſſe das gemeinſame Heiligtum errichtet wird, für deſſen Erhaltung ihr bald, während langer Zeitperioden, kein Opfer zu koſtbar iſt.

Aber das Geiſtesleben gebildeter Völker gleicht, wie geſagt, einem ungeheuren Quellgebiet der Phantaſie, das von den Waſſern des Himmels, keineswegs aber nur aus der einen, gleichſam offiziellen Quelle Nahrung erhält. Es leidet an ewigen Überſchwemmungen. Große Menſchenmengen, geſchart um das eine phantaſtiſche Heiligtum, bilden doch unter ſich zahlloſe Sekten um ihre beſonderen Tempel, Götter und ſonſtige Werke der

Phantaſie: wie denn Sektengründung, Sektenkampf, Sektenglaube und Sektenfortſchritt das Abzeichen des modernen kulturellen Lebens iſt.

Die Sekte der Talbrüder mit dem phantaſtiſchen Wahne des nahen tauſendjährigen Reiches, einer zweitauſend Jahre lebendigen Vorſtellung als Untergrund, mit Quint als dem heimlich wiedererſtandenen Heiland, glich jenen, wie ſie während des langen Mittelalters in zahlloſer Menge entſtanden ſind. Es hat noch im jüngſt beſchloſſenen Jahrhundert Sekten gegeben, deren Keim ein weit wilderer Irrtum im Bunde mit dem Betruge eines hyſteriſchen Menſchen geweſen iſt, und die ſich zu glänzender Blüte entfalteten: man denke an die Brille „Urim und Thummim“ des Joſeph Smith und an ſeinen Fund der Mormonenbibel. Die mormoniſche Sekte war allerdings nur möglich in dem nüchternſten und zugleich abenteuerlichſten aller Weltteile, Amerika. Aber die Talbrüder waren dafür auch reiner und tiefer im alten chriſtlich-europäiſchen Glaubensboden verwurzelt. Man weiß, daß Wahnſinn ganze Völker ergreifen kann, um wie viel mehr ſolche kleine Gemeinden. Es iſt ein pſychiſches Fieber, das ſich fortwährend ſteigert durch Anſteckung. Kindlein, liebet euch untereinander: gemeinſamer Glaube, gemeinſamer Irrtum, gemeinſamer Wahn nähren eine gemeinſame Liebesflamme, die, je nachdem, leuchtend, wärmend oder auch freſſend iſt und in deren Glut mitunter auch Götze und Tempel verbrennen. Die Brüder beteten, hatten Geſichte, deuteten Träume, legten Sündenbekenntniſſe ab. Es kamen auch Kranke, denen ſie durch Handauflegen zu helfen glaubten. Herrnhutiſche Büchelchen, Loſungen und Lehrtexte fanden den Weg in ihren Kreis: aus ihnen, ſo wie aus der Bibel, ſtachen ſie Stellen und orakelten. Natürlich liefen auch einige mit, die mehr freiwillig, als aus innerer Notwendigkeit in dieſen Wahnſinn hineinwuchſen, der ihnen eine ungeahnte Erhöhung ihres Daſeins gab, andere wurden betört durch den Reiz der Heimlichkeit.

Dibietz, Anton und Martin Scharf. ſowie Schmied John und der Müller Straube bildeten einen engeren Ausſchuß und zogen ſich öſters, zu beſonderer Beratung, in ein Hinterzimmer der Mühle zurück. Hier, über dem Rauſchen des Mühlenrades, nahm der Wahn ſeine feſteſten Formen an, obgleich der Müller ſpäter bei ſeinem Verhör das Bekenntnis ablegte: er habe eigentlich ſeltſamerweiſe alles immer zugleich geglaubt und auch nicht geglaubt. Es wurde ſpäterhin durch Gerichtsperſonen, die Hausſuchung hielten, in der Schublade des Beratungstiſches im Hinterzimmer ein liegen gebliebenes Schriftſtück entdeckt, das, in der Handſchrift des Dibietz, das Glaubensbekenntnis der Talbrüder darſtellte. Es wich von dem allgemeinen proteſtantiſchen Glaubensbekenntnis nur in wenigen Punkten ab und zwar in Artikel ſieben bis zehn. Der ſiebente lautete: „Wir glauben an die Kräfte und Gaben des ewigen Evangeliums, das heißt, an die Gabe des Glaubens, der Erkenntnis von Geiſtern, der Prophezeiung, der Offenbarung, der Geſichte, der Heilkraft, der Zungen und der Verdolmetſchung der Zungen, der Weisheit, der Barmherzigkeit, Bruderliebe.“ — Folgender war der achte Artikel: „Wir glauben, daß das Geheimnis vom Reiche Gottes bis heut noch nicht offenbart iſt. Wir glauben und wiſſen aber: die Stunde der Offenbarung iſt nahe. Gott hat ſeinen Sohn in die Welt geſandt. Fürwahr, er trägt weder Geſtalt noch Schöne, ſie aber halten ihn für den, der von Gott geſchlagen und gemartert wäre. Es ſind ſolche unter uns, denen der Geiſt gegeben hat, ihn mit leiblichen Augen zu ſehen. Dieſer wird das Geheimnis verkündigen. Er iſt der Verachtetſten einer unter den Menſchen, wir aber loben ſeinen Namen: Emanuel.“ Wichtig iſt noch der neunte Artikel: „Wir glauben an die Aufrichtung Zions und die tauſendjährige Herrſchaft Chriſti auf Erden in paradieſiſcher Herrlichkeit. Und wir glauben, daß wir, die mit Wachen und Beten hier Verſammelten, den leiblichen Tod nicht ſterben werden, bevor der Herr ſeine Verheißung wahr macht.“

Die Brüder vergruben ſich in die Bibel. Wer leſen konnte, nahm je nachdem die Evangelien, die Epiſtel oder die Offenbarung des Johannes vor. Sie forſchten im Neuen Teſtament, ſie forſchten im Alten und alles natürlich gliederte ſich in betörender, überraſchender Weiſe zur Beſtätigung ihres Irrwahns ein. Sie beteten um das Licht der Erkenntnis bei ihren Forſchungen, und der Satan gab ihren Deutungen meiſt fälſchlich den ſicheren Frieden der Wahrheit. Nach der Meinung der Brüder war ihr verborgenes Leben ein wahrhaft evangeliſches Daſein der täglichen Heiligung. Sie verrichteten, wie geſagt werden muß, täglich die Zeremonie des Brotbrechens, und jedesmal, wenn ſie zu tafeln begannen, tranken ſie aus einem beſtimmten Becher den Erinnerungswein des Abendmahls. Dieſe Tatſache erregte, als ſie ſpäter bekannt wurde, ſicherlich nicht mit Unrecht, ganz beſonderes Ärgernis. Allein man wird als mildernden Umſtand gelten laſſen, daß es in wahrer Ekſtaſe und in jener wundergläubigen, legendären Einfalt geſchah, die eine törichte Glaubenshandlung der Armen im Geiſt zuweilen zu einer Gott wohlgefälligen Handlung umbildet und Gnade vor ſeinen Augen finden läßt.

Wenn jemand die Talbrüder in ihren Andachten beobachtet hätte, er würde zuweilen Eindrücke aufgenommen haben, verbunden mit einer wahrhaft frommen Erſchütterung, wie ſie uns etwa aus den plaſtiſchen Werken der deutſchen Gotik oder aus den Reliefs im Naumburger Dome zuteil werden. Maler und Plaſtiker der kirchlichen Kunſt hätten ſich vor einer Sammlung alter, wundervoller Modelle geſehen, aus niederem Stande, derb und treuherzig, wodurch ihnen vielleicht etwas von jener frommen Einfalt und Kraft wieder zuteil geworden wäre, die in den deutſchen Werken des Mittelalters ſo unwiderſtehlich wahr und erhebend iſt.

Im Kreiſe der Brüder wurde natürlich das Geheimnis des Reiches auch vielfach vermutungsweiſe ausgeſtaltet. Die tätige, unverbrauchte Phantaſie der verſammelten Gläubigen ließ ein geduldiges Harren auf die Erfüllung ihrer glühenden Hoffnung nicht zu. Sie hatten, ohne es ſich einzugeſtehen, auf dieſe Erfüllung, wie auf eine Karte, ihr ganzes Vermögen geſetzt, und wußten, ſie würden es einbüßen, ſofern das Spiel, das ſie ſpielten, verloren ging: — und ſo mußte es kommen, daß mit Bezug auf dies Anlagekapital Sorgen und Kümmerniſſe, Fragen und Antworten laut wurden. Das Herz der Beſitzer hing noch daran, und es wurde nicht ſelten durch die Anwartſchaft des tauſendjährigen Himmels auf Erden beſchwichtigt.

In rührender Weiſe regte ſich nun unter dieſen Leuten, die ſich alle für Auserwählte hielten, Eiferſucht. War doch vorerſt das Paradies nichts weiter, im erſten Jahrtauſend ſeligen Daſeins, das ihnen bevorſtand, als die von Mängeln befreite alte, geliebte Erdenwelt, wo endlich die Erſten die Letzten und die Letzten die Erſten ſein würden, nach der Verheißung. Deshalb genießt wohl hauptſächlich die Idee des tauſendjährigen Reichs bei den Enterbten und Entſagenden dieſer Welt ihre beſondere Popularität. Statt ihrer gezwungenen Entſagung und Enterbung ſetzen ſie eine Art Freiwilligkeit, für die ſie ſich dann die Erbſchaft und die Fülle ſinnlichen Lebens, auf die ſie verzichtet zu haben behaupten, hundertfältig, und wenn auch nur in der Einbildung, und zwar in gangbarer, irdiſcher Münze zurückerſtatten ließen. Da wollte nun natürlich insgeheim jeder dieſer armen Schlucker der Erſte und nicht der Letzte ſein.

Die Mitglieder der Gemeinſchaft der Talbrüder hatten den Schritt ins Außergewöhnliche nun einmal getan. Der Gang der Gewohnheit ihres täglichen Lebens war nicht mehr und konnte ihr Daſein nicht mehr ordnen. Sie feuerten ſich zudem mit ſchlecht verſtandenen Bibelworten wie dieſen an: „Wer die Hand an den Pflug leget und ſchauet zurück, ein ſolcher iſt nicht vom Reiche Gottes.“ Sie waren entwurzelt und der faſt immer irgendwo in der Mühle zum Rauſchen des Waſſers hörbare Kirchengeſang tat natürlich das Seinige, um die Füße der Schwärmer mehr und mehr vom Boden und von jeder irdiſchen Möglichkeit loszulöſen.

Beſonders oft intonierten ſie ein gewiſſes Tränenlied, eine wahrhafte Schwelgerei in zehn endloſen Strophen voller Tränen und Tränen. Es nimmt ſich wie ein tropfender, träufelnder, alles durchnäſſender, grauer, alles ſchmelzender Regen aus:

„Tränen, Tränen, lauter Tränen
Iſt der Chriſten Leben hier.
Die ſich nach dem Himmel ſehnen,
Gehn in Tränen für und für,
Tränenſpeiſe, Tränentrank,
Tränen unſer Leben lang.
Wer der Menſchen will erwähnen,
Der muß ſagen: Tränen! Tränen!"

Und ſo ging es fort.

Der letzte der Verſe aber lautete:

„Tränen, o ihr lieben Tränen!
Nun es ſei der Schluß gemacht,
Ich will euer nur erwähnen,
Als der ſchönſten Chriſtenpracht.
Wer hier Tränen ſäen will,
Erntet dort der Tränen viel.
Denn die Tränen dieſer Erden
Müſſen dort zu Thronen werden."

Nach ſolchen Tränen kam dann der Aufſchwung.

„Seele, mach dich heilig auf, Jeſum zu begleiten, gen Jeruſalem hinauf, tritt ihm an die Seiten," ſangen die Talbrüder. Oder ſie ſangen: „Seele, raffe dich zuſammen, flügele dich mit reinen

Flammen, fleug in Jeſu Wunden ein.“ Ein Lied, das ſie dann ebenfalls mit Vorliebe erſchallen ließen und das beſonders oft vom Ruf des Pirols, vom Schmätzen des Rotkehlchens und vom Gepiepſe der Finken und Meiſen in den Büſchen und Baumgruppen um die Talmühle begleitet wurde, war die Numero Fünfhundertzweiundvierzig eines evangeliſchen Geſangbuches, gedruckt zu Breslau ſiebzehnhundertundneunzig durch Gottlieb Korn, cum privilegio regio privativo. Und es kamen darin dieſe Verſe vor: „Sehet, welch ein Menſch iſt Gott! Sehet Gottes Klagen! Sehet ſeiner Seele Not! Seht ſein Zittern, Zagen! Seht, wie Gott ſo kläglich tut: Seht ſein Herze klopfen.“ So ging es fort mit der Wiederholung „Sehet, welch ein Menſch iſt Gott!“ geſungene Worte, die geeignet waren, gerade mittels des inbrünſtig ſchwebenden Gefühlselements und durch die derbe Realität, die ſie ausſagten, Illuſion und Realität, Himmel und Welt zu vermiſchen und den Glauben an Quint zu ſtärken — „ſehet, welch ein Menſch iſt Gott!“ — der den berauſchten Schwärmern tatſächlich ſo der erſehnte Gottmenſch ward.

Vierzehntes Kapitel

Gleichſam zur Nachkur hatte das Gurauer Fräulein Emanuel Quint in der Gärtnerei ihrer Herrſchaft Miltzſch untergebracht. Gern und gelaſſen war durch Emanuel ihr Vorſchlag, der ſeine neue Unterkunft betraf, angehört und befolgt worden. Der Schloßgärtner, der übrigens alle Gärtnereien und Parkanlagen auf den Beſitzungen des Gurauer Fräuleins unter ſich hatte, hieß Heidebrand. Er war, wie alle Angeſtellten des Fräuleins, ein proteſtantiſcher, gottesfürchtiger Mann, der zudem über die mit Roſen beſponnene Haustür die Bibelworte: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“ geſetzt hatte.

Das altertümliche Gärtnerhaus war früher das Schloß der Herrſchaft geweſen und ein idylliſcher Aufenthalt. Dickſtämmiger Efeu bedeckte die Mauern mit zweierlei Blättern und langte mit winzigen Kinderhändchen junger Schoſſe in das freundliche Giebelzimmerchen Quints hinein. Eine Zentifolienzüchterei, darin immer mehrere Burſchen arbeiteten, war im Vorgarten untergebracht. Es gab einige endloſe Reihen von Glasfenſtern. Die Wege waren mit Stachelbeerſträuchern und Johannisbeerſträuchern geſäumt. Auf weiten Plantagen wuchs die Erdbeere. Natürlich wurde zu ihrer Zeit auch die Himbeere unter der hinteren Gartenmauer in verſchwenderiſch üppiger Fülle reif.

Der Pfirſich war zum Teil ſchon geerntet worden oder hing noch, reif, am Spalier, als Quint ſein neues Quartier bezog. Herr Heidebrand hatte ſich ſogleich ſeines neuen Schützlings, mit der ihm eigenen Güte, angenommen. Er hatte ihn durch das ganze ihm unterſtellte Bereich geführt und ihm eigentlich freieſten Genuß aller Früchte des Gartens anempfohlen. Er ſah in Quint einen im Grunde auf den Wegen Gottes wandelnden jungen Mann, den der Satan zum Irrtum verleiten wollte, der aber ſicherlich nicht verloren war.

Vom erſten Augenblick an übernahm Herr Heidebrand Quint in eine ihm gleichſam von Gott übertragene Vormundſchaft: denn es iſt Überzeugung ſolcher Leute, immer mit einem perſönlichen Gott in Verbindung zu ſein und in ſeinem beſonderen Auftrag zu handeln. So wurde Quint der Familie Heidebrand allerdings durch einen Willensentſchluß des Gurauer Fräuleins, aber mehr noch durch Gottes Schickung zugeführt.

Quint hatte vom erſten Augenblick an ein Gefühl der Geborgenheit. Bald aber überkam ihn mitten unter dem Dufte des ſommerlich warmen Blüten- und Fruchtgartens ein zarter, neuer, paradieſiſch irdiſcher Hauch, der nichts an Duft und Wärme verlor, als die kleine Ruth Heidebrand, die fünfzehnjährige Tochter des Schloßgärtners, die ihm eine Karaffe friſchen Waſſers gebracht und nach ſeinen Wünſchen gefragt hatte, nicht mehr im Zimmer war. Bald wurde Emanuel Quint von Mutter und Tochter Heidebrand auf eine Weiſe verſorgt und gepflegt, als ob er im Hauſe Sohn und Bruder wäre.

Es iſt nicht leicht, den reichen und harmoniſchen Inhalt jenes idylliſchen Jahres wiederzugeben, das für den armen Narren in Chriſto nun begann: denn ungefähr von der Mitte des Sommers bis zum Herbſt des nächſtfolgenden Jahres hinaus, gelang es ihm, ſich verborgen zu halten. Nicht ganz allerdings, aber doch ſo weit, daß jene Lawine des Köhlerglaubens, die er verurſacht hatte, zunächſt nicht wieder ins Rollen kam.

Durch die hintere Gartenmauer trat man an den Rand unendlicher, ebener Felder hinaus, zwiſchen denen ſich einſame Pfade ſchlängelten, ein Gebiet, das für Meditationen eines grübelnden Sonderlings durchaus geſchaffen war. Mehrere Pforten der vorderen Mauer verbanden die Gärtnerei mit dem Park, der ſich mit engliſchen Raſenflächen und alten Bäumen um einen Waſſerſpiegel ausbreitete, auf dem ein ruderndes Schwanenpaar und der Widerſchein der weißen Faſſade des Schloſſes zu ſehen war. Dieſes Schloß war meiſt unbewohnt. Es wurde aber auf Befehl der Gurauer Dame in bewohnbarem Zuſtande erhalten. Ihr Bruder, der bei einer Durchquerung Afrikas ſein Leben einbüßte, hatte es ſeinerzeit gern bewohnt und eine Bibliothek darin angelegt, die ſeither aus Pietät durch die Schweſter ſorgſam gepflegt und bereichert wurde. Bibliothekar war jeweilen der Paſtor des Dorfes Krug in der Nachbarſchaft, das zum Patronat des Fräuleins gehörte.

Am fünften Tage nach der Ankunft Emanuel Quints hatte ſich das Gurauer Fräulein eingefunden. Sie war in die Gärtnerei gekommen und hatte perſönlich den armen Tiſchlersſohn ins Schloß herübergeholt. Wenn ſie mitunter auf eine ſo überraſchende Weiſe in einem ihrer Schlöſſer erſchien, ſo pflegten ihre Beamten zu ſagen: ſie hat ihren reſoluten Tag. Dann ſprach ſie niemals von Religion, ſondern es wurden praktiſche Dinge mit trockenen Worten ins Werk geſetzt, feſte Entſchlüſſe, die das Fräulein mit Gottes Hilfe und mit Hilfe ihres ſcharfen Verſtandes und geraden Herzens bei ſich in ſtillen Stunden gefaßt hatte.

Was ſie mit Emanuel durchgeſprochen hatte, als ſie mit ihren trippelnden Füßen und ohne ihre Geſellſchafterin neben Emanuel durch den Park und durch die Räume des Schloſſes ſchritt, wußte man nicht. Nur hatte ſie ganz beſonders lange mit ihm in der Bibliothek geweilt, und der Schlüſſel dazu ward dem unglückſeligen, falſchen Propheten ſpäter, in ihrer Gegenwart, feierlich durch den Kaſtellan des Schloſſes eingehändigt. Abends hatte ſie Quint und den alten Herrn Heidebrand zu Tiſch. Der Obergärtner erfuhr bei dieſer Gelegenheit, was ſie mit jenem für Abſichten hatte: ſie waren entſchloſſen und generös, ebenſo eigenſinnig und unwiderſprechbar, wie es in ähnlichen Fällen von ihr nicht anders erwartet wurde. Sie ſagte: „Emanuel, betrachten Sie ſich bis auf weiteres als mein Pflegekind. Ich habe dabei den Gedanken, daß Sie ein Menſch ſind, der Gelegenheit finden muß, ſorglos an ſeiner Bildung zu arbeiten. Ich lege Ihnen jedoch, die Art betreffend, wie Sie das anfangen wollen, nicht die geringſte Beſchränkung auf. Bis Sie geſund ſind, ſollen Sie hier bleiben. Wünſchen Sie dann in irgendeine Schule, zu irgendeinem Lehrer zu gehen, dies oder jenes zu ſtudieren, ſo biete ich Ihnen zu alledem jetzt ſchon im vorhinein alle Mittel an. Mein Bruder war auch ein Sonderling. Und wenn ich es nicht ſelbſt wüßte, ſo hätte ich es doch von ihm im Ohr, daß gewiſſen Naturen mit Zwang und Drill und Programm nicht geholfen iſt. Sie werden den Weg zum Guten ſchon ſelbſt finden. Aber lernen Sie, lernen Sie, lernen Sie!

In Ihren Augen, mein lieber Quint" — ſie mußte bei dieſen Worten wegblicken! — „liegt etwas, das mich mit einem gewiſſen Geiſt erfüllt. Vielleicht werden Sie für die Menſchheit, mit dem, was Sie in ſich tragen, noch einmal von bedeutungsvollem und ſegensreichem Einfluß ſein. Doch eh dies ſein kann, tut es not, daß man das Getriebe der Welt und der Menſchen kennen lernt.

Sie brauchen deswegen nicht Miſſionar zu werden! Gott mag Sie führen. Wie geſagt, ich denke in Ihrem Fall nicht im entfernteſten an äußeren oder inneren Zwang. Sie würden uns auch ſehr ſchnell entgleiten, wie ich ja weiß. Beſuchen Sie mich, wenn Sie mit mir ſprechen wollen, oder ſehen Sie ſich nach anderem Umgang um. Paſtoren oder auch nicht Paſtoren. Hauptſache bleibt, daß einer mit Leuten umgeht, von denen er lernen kann."

Mit ruhigem Ernſte, der von einer faſt beängſtigenden Klarheit war, hatte Quint den freundlich reſoluten Reden der Dame zugehört und mit einem ſinnenden Frieden, in den ein leiſes Lächeln gewoben war, begab er ſich mit Heidebrand unter das gaſtliche Dach des Gärtnerhäuschens zurück.

Er hatte ſchon aus dem Krankenhauſe gewiſſe beſſere Lebensgewohnheiten mitgebracht, die ſich in dem bürgerlich gutgeführten Heidebrandſchen Hauſe noch mehr verfeinerten. Die Mittagsmahlzeit nahm er meiſt am Familientiſch, wobei ihm ein geſittetes Betragen durchaus natürlich war. Übrigens begann man nach alter, chriſtlicher Sitte, ſtehend mit dem lauten Gebet: „Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt!" wodurch ſich der Mahlzeit überhaupt ein ſchlichter und reiner Anſtand aufprägte. „Wißt Ihr denn," ſagte Quint eines Tages bei dieſer Gelegenheit, nachdem der Obergärtner, deſſen Gattin, die Tochter Ruth und er ſelbſt ſich nach dem Gebete niedergelaſſen hatten, „wißt Ihr denn, daß wirklich Jeſus, ſo gerufen, jedesmal unter Euch zu Gaſte iſt?" — Und er hatte in folgender Weiſe fortgefahren:

„Mit dieſem Gebet zu Beginn wird eigentlich jede Mahlzeit zu nichts Geringerem als zum heiligen Abendmahl. Entweder Jeſus iſt auf Eure Bitte hin unter Euch getreten, und dann vollzieht ſich hier das Sakrament des heiligen Abendmahls! oder er iſt trotz Eures Rufes ferne geblieben, und dann habt Ihr nicht im rechten Geiſte gebetet und ſeid ihm ſo fern, wie er fern von Euch iſt! Wer aber unwürdig iſſet und trinket, der iſſet und trinket ſich ſelbſt das Gericht."

Der bärtige Hausherr und Vormund ſuchte ſolche Geſpräche meiſt abzulenken. Er war zu ſehr ein Mann der häuslichen Frömmigkeit, deren Grenzen nicht ſehr weit außerhalb des Gartenzaunes gezogen waren. Auch nahm er an und war auch hinlänglich in dieſer Beziehung vorbereitet worden, daß in Quintens Geiſt eine morbide Stelle ſei, die verheilen müßte, ehe von ihm etwas wahrhaft Nützliches für das Reich Gottes zu erwarten war. Ihn trat, ſo oft der Narr in Chriſto von der Gegenwart Jeſu redete, immer ein leiſer Schauder an. Viel eher als Jeſus ſchien ihm in einem ſolchen Augenblick der Verſucher, der Fürſt des Abgrunds, gegenwärtig zu ſein.

Die Gattin des Gärtners wußte ſich dem eigentümlichen Weſen Emanuels gegenüber nicht in ſo klarer Weiſe zu faſſen. Sie ſchwankte, ſo oft es krankhaft aufflackerte, zwiſchen Schrecken und einer Art Gläubigkeit. Ruth hörte die Eltern oft bis tief in die Nacht im Schlafzimmer ihre Anſichten friedlich gegeneinander ſetzen und aus dem, was durch die dünnen Wände des alten Fachwerkbaues vernehmlich ward, ſowie aus vielen Geſprächen, die ſie ſelbſt mit der Mutter geführt hatte, wußte ſie, wie dieſe, im Hinblick auf Quint, in ernſten Gewiſſensnöten war.

Die kleine Ruth war ein liebliches Kind, das in jenen Wochen, wo Quint im Hauſe der Eltern Wohnung nahm, ſich zur Jungfrau umbildete. Alſo durchlebte ſie jene gefährliche Frühlingszeit, wo Knoſpe und Blüte ſich hervorwagen und alles Duftige, Blühendzarte ſich dem Wechſel von Eis und Glut, von paradieſiſcher Wonne, wilden Stürmen und Hagelſchauern unſchuldig gläubig entgegenſetzt. Ein junger, zwanzigjähriger Arzt, ein Pfarrersſohn aus der Nachbarſchaft — einziges Kind des verwitweten Paſtors Beleites von Krug, desſelben, der die Bibliothek auf dem Schloſſe verwaltete! — kannte das Mädchen von Kindheit an und hielt ſein Auge auf es gerichtet. Die Eltern ſahen gern, wenn der ſtille und ſtrebſame junge Mann ſie beſuchen kam. Sie fühlten wohl, worauf er hinaus wollte und daß er in ſeiner ſtandhaften Treue innerlich mit dem Umſtande rechnete, nach einer Reihe von Jahren, gerade dann im Beſitze einer geſicherten Exiſtenz zu ſein, wenn Ruth die volle, weibliche Reife erlangt haben würde. Dies tat ihnen wohl und ſie ſahen in ihm bereits einen Sohn.

In jenen Tagen durchlebte der junge Arzt nach beſtandenem Staatsexamen beim Vater eine längere Ferienzeit und da er die Bibliothek benutzte, kam es, daß er faſt täglich für längere oder kürzere Zeit im Gärtnerhauſe bei Ruth erſchien. Er, als der erſte, bemerkte im Weſen des Mädchens eine tiefe Veränderung. Der arme Junge, der die Kleine immer nur als ein unſchuldig offenherziges Weſen gekannt hatte, fand ſie nun oft in einem Zuſtand dumpfer Befangenheit. Er erklärte ſich das im Anfang aus ihrem kritiſchen Alter, mit Hilfe ſeiner neugewonnenen, ärztlichen Wiſſenſchaft, aber da er ein geſunder und kräftiger Jüngling war und in der Vorfreude auf die ſeiner wartende Ferienzeit eigentlich mit den erſten Zeichen erwachender Glut gerechnet hatte, mußte er ſich nun doch im Gegenteil, deutlich ſpürbar, ein Erkalten eingeſtehen.

Zwiſchen den Roſenkulturen bemerkte er in den erſten Tagen einen ſonderbaren Gärtnergehilfen, den er dann auch am dritten, vierten Tage, am Tiſch des Hauſes, zu ſeinem Erſtaunen, wiederfand. Als er nach Tiſch mit der dunkeläugigen, ſchlanken Ruth, die ein bleiches Ausſehen hatte, im Park, am Ufer des Sees, die weißen Schwäne mit trockener Semmel fütterte, ſuchte er einige Auskunft über den Neuling zu erhalten: ein Unterfangen, womit er bei Ruth durchaus nicht zum Ziele kam. Am Abend nach Hauſe zurückgekehrt, ſprach er mit ſeinem Vater davon.

Paſtor Beleites war, trotz ſeiner fünfundſechzig Jahre, ein kerniger und robuſter Mann, der in allem, was ſich nicht auf das Dogma bezog, einen höchſt geſunden Verſtand entwickelte. Er lachte, als ihm ſein Sohn von dem Penſionär in der Gärtnerei zu erzählen begann und meinte, daß es ein Unglück für die „beati possidentes“ wäre und ſo auch für ſeine geehrte Kirchenpatronin, ohne Bedenken jede Marotte durchſetzen zu können. Dann erzählte er ihm die ſonderbare Geſchichte Quints, ſo weit ihm dieſe bekannt geworden war, und vergaß im Bewußtſein der theologiſchen Bildung, die er ſelber genoſſen hatte, und während er die Ereigniſſe um Quint als einen ärgerlichen Unfug bezeichnete, welche Verheißung den Armen und Schwachen im Geiſt durch Jeſum ſelber geworden war.

Der junge Beleites hatte pſychiatriſche Kurſe durchgemacht. Er ſtellte feſt, Quint ſei mit degenerativen Zeichen behaftet. Es war ihm ſogleich, als er ihn zwiſchen den Roſen ſah, aufgefallen. Er habe außerdem zweifellos einen Waſſerkopf. Der junge Arzt hatte noch einen Reſt der, von den Eltern ſtammenden, Rechtgläubigkeit, immerhin war der ehemalige Beſitz daran, während der Studienjahre, beträchtlich zuſammengeſchmolzen. Deshalb betonte er jetzt die Gefahr, die für den geſunden Geiſt eines religiöſen Hauſes durch die Gegenwart eines Menſchen gegeben ſei, der an religiöſem Wahnſinn leide. „Mache Du etwas,“ ſagte der Vater, „gegen dieſen Geiſt einer mißverſtandenen Wohltätigkeit.“

Und wirklich verſuchte Hans Beleites ſchon bei nächſter Gelegenheit etwas auf ſeine Weiſe dagegen zu tun. Er ließ ſich zunächſt von der kleinen Ruth, nicht ohne, um ſie ſicher zu machen, Glauben zu heucheln, die Abenteuer des Fremdlings beſtätigen. Sie tat das mit einer großen, kindlich naiven Begeiſterung. Es war am Rande eines Feldwegs hinter dem Garten, unter den wogenden Halmen eines Weizenfeldes, das kurz vor der Ernte ſtand. Ruth ſchwärmte. Sie zog ein winziges Neues Teſtament der Britiſch-ausländiſchen Bibelgeſellſchaft hervor und bekam große hektiſche Flecken am Halſe. Hans Beleites hielt ihr ein mediziniſches Privatiſſimum. „Höre,“ begann er, und nahm ihr unerwartet zunächſt das Neue Teſtament aus der Hand, „ſo kann es mit uns nicht weiter gehn. Erſtens nimmſt Du, nach einem Rezept, das ich ſchreiben werde, Eiſen, mein Kind. Was Du brauchſt, das ſind rote Blutkörperchen. Ferner verbiete ich Dir für die nächſten Monate, irgend etwas, ja ſelbſt die Bibel zu leſen. Du biſt immer ein bißchen überſpannt geweſen und kommſt in ein Alter, wo Überſpanntheit doppelt gefährlich iſt. Ich werde mit Deiner Mutter ſprechen und ſie bitten, daß man Dich von jetzt an möglichſt mit Kirchengehen, Kirchhofbeſuchen, Kirchenlieder abſingen und ähnlichen Dingen verſchonen möge. Der oft durchlaufende Vorſtellungskreis vom Ölberg über die Geißelungen und Verſpottungen zum Kreuzestod und Begräbnis des Heilands könnte für Dich und Dein Gemüt von verhängnisvoller Wirkung ſein. Laß uns von unſerer Zukunft reden, Ruth. Sei heiter. Du biſt es früher geweſen . . .“

Aber ſie ſah ihn mit aufgeriſſenen Augen an und verſtand ihn nicht.

Er griff nun direkt die allzu große Willfährigkeit ihres Vaters an, weil dieſer Quint bei ſich aufgenommen hatte. Er gehöre ins Diesdorfer Rettungshaus. Er nannte ihn einen kretinhaften Menſchen, deſſen ſchwachſinniger Wahn immerhin in der Nachbarſchaft jugendlich unreifer Menſchen möglicherweiſe anſteckend ſei.

Es ſeien, ſagte er, in der Schweiz und in Frankreich jüngſt Fälle eines Wahnſinns zu zweien, zu dreien und zu vieren bekannt geworden. Die weiteren Äußerungen des jungen Beleites über Quint ſteigerten ſich in einen natürlichen Ärger hinein und ließen an Offenheit nichts zu wünſchen. Sie troffen gleichſam von eigener Überhebung und von Geringſchätzung für Emanuel Quint.

Er hätte noch lange kein Ende gefunden, aber er ſah ſich plötzlich allein. Ruth war entflohen und ſo blieb dem Jüngling nichs weiter übrig, als einigermaßen beſchämt davonzugehn.

Am folgenden Tage ſuchte er mit Frau Heidebrand das gleiche Geſpräch wieder aufzunehmen. Es gelang ihm auch: aber der Erfolg, den er bei der immer ein wenig ſorgenvollen Mutter mit ſeiner Anſicht von Quint und ſeinen Warnungen hatte, enthüllte ihm, wie ſehr der Einfluß des närriſchen Menſchen auch hier im Wachſen war. Sie ſagte: „Es kann wohl ſein, daß Sie recht haben, guter Hans. So viel iſt gewiß: Sie hätten Ruth gegenüber zurückhalten ſollen. Sie haben das Mädchen, durch Ihre vielleicht etwas harten Worte über unſeren Pflegling, kopfſcheu gemacht. Das Kind iſt mir förmlich krank geworden. Ich rate Ihnen, wenn Ihre alte Kameradſchaft nicht leiden ſoll, reden Sie mit Ruth niemals mehr ein Wort über Quint.

„Sie müſſen nicht denken, lieber Hans," fuhr die Frau Obergärtnerin fort, „daß über Emanuel Quint beſtimmt zu urteilen eine leichte Sache iſt. Gehen Sie, treten Sie ihm gegenüber. Ich bin überzeugt, Sie finden einen ſchlichten, beſcheidenen Menſchen, ohne alle Überſpanntheit an ihm. Papa hat ihm einiges in der Gärtnerei beigebracht: das Okulieren von Zentifolien. Sie können ihn auch mit der Heckenſchere und mit dem Grabſcheit ſehn. Aber ohne daß er eigentlich ſich irgendwem annähert, merkt man es den Gärtnerburſchen und Arbeitern an, auch vielen Leuten drüben vom Gut: ſie wollen gern alle in ſeiner Nähe ſein. Sie müſſen mal kommen, wenn Feierabend iſt. Da ſitzt er mitunter hinten im Feld, wo der Grenzſtein iſt und hat vierzig bis fünfzig Kinder um ſich, denen er unermüdlich kleine hübſche Geſchichten erzählt. Man kann ſich da nämlich ganz ruhig hinzuſetzen und kann ihm zuhören. Es ſtört ihn nicht. Und wenn Sie da irgend etwas finden, lieber Hans, was auf Irrſinn oder auf Schwachſinn oder auf eine überhebliche fixe Idee deutet, ſo ſollte mir das verwunderlich ſein."

Schon am nächſten Abend wurde der Vorſchlag der Frau Obergärtnerin ausgeführt.

Die Unke rief. Die Grillen feilten und ſchrien im Roggſtoppel. Durch die hohen Wipfel des nahen Parkes ging ein warmer, nächtiger Abendwind. Am blaſſen Himmel ſtand rund der Mond. Noch herrſchte des Tages Helligkeit, aber die Sonne, der Quell des Lichts, war untergeſunken. Quint hatte den größten Teil des Tages mit dem Schäfer des Guts bei den Schafherden draußen auf den Feldern zugebracht. Als er an der Spitze einer nach Hunderten zählenden Herde in der Nähe des Gutes erſchien, hatten die Kinder ihn ſchon erwartet. Er ſchritt aber weiter, der Herde voran, und geleitete die trippelnde, trappelnde Maſſe durch den Torweg in den Hof und, begleitet vom Schäferhunde, durchs offene Tor in den Schafſtall hinein.

Der Schäfer ſelbſt folgte mit einer zweiten Schafherde. Er rief der Frau Obergärtner zu, die mit Ruth und Hans bei den Kindern ſtand: er habe nun einen Schäferknecht, mit dem er ſehr zufrieden ſein könne. Man weiß, daß gute Schäfer gute Tierärzte und Chirurgen ſind, und dieſer würdige und erfahrene alte Mann, allgemein nur unter dem Namen der Miltzſcher Schäfer bekannt, hatte ſchon manchen Knecht und manche Magd, die Schaden erlitten hatten, verbunden und manches gebrochene Bein kunſtgerecht angeheilt.

Als Quint vorüberkam, hielt ſich Ruth, mit merkbaren Zeichen der Erregung, voll Leidenſchaft an die Mutter geklammert.

Haus geſtand ſich, daß der Eindruck des vorüberſchreitenden, ſeltſamen Hirten an der Spitze der Herde von außergewöhnlichem Eindruck geweſen war. Es fehlte nicht viel, ſo hätte der junge Arzt, getroffen von der bibliſchen Glorie, die das bukoliſche Bild umgab, reſpektvoll den Strohhut vom Kopf genommen. Natürlich ſuchte er ſogleich nach Symptomen, die eine bereits vorausgeſetzte Diagnoſe beſtätigen konnten, fand jedoch, daß der jeſusähnliche Eindruck, den Emanuel machte, nicht leicht auf gekünſtelte Äußerlichkeit zurückzuführen war. Die Sucht, ſich von den Mitmenſchen zu unterſcheiden, äußerlich aufzufallen, ſieht nämlich der Pſychiater als krankhaft an. Emanuel trug einen ſpitzen Bart am Kinn, der mit einem leichten Bartflaum über der Oberlippe verbunden war. Seine Naſe war ſpitz und lang. Er hatte gewölbte, buſchige Brauen. Sein Auge blickte groß, aber gütig und ohne erſtaunt zu ſein. Vielleicht lag in dem etwas zu lang gewachſenen Haupthaar eine gewiſſe Abſichtlichkeit. Der Bart dagegen war kurz und gepflegt und ebenſowenig konnte das offene Hemd, das kurze Beinkleid, der Umſtand, daß Quint einen langen Stab in der Rechten trug und barfuß ging, als abſichtlich gedeutet werden. Auch der andere Hirt trug einen Hirtenſtab und hatte, wie Quint, die ausgezogene Jacke über die linke Schulter gehängt. In die Gewohnheit, barfuß zu gehen, fiel Quint mit vollem Bewußtſein mitunter zurück. Er ſagte, er wolle mit den Kräften der Muttererde verbunden bleiben.

Man konnte nun ſehen, wie ſich der neue Hirt im Hofe, am laufenden Brunnen, mit Sorgfalt Hände und Antlitz wuſch, worauf er kam und lächelnd Frau Heidebrand, Ruth und dem jungen Doktor die Hand reichte. Die Kinder drängten ſich um ihn heran. Die Art, wie er dieſem Flachskopf durchs Haar, jenem über den Nacken fuhr, dieſer hübſchen Elfjährigen ſeine Hand reichte, jenes Kleine vom Arm der älteren Schweſter nahm, um es nieder ins Gras zu ſetzen: alles das war, wie wenn ein erfahrener Hirt

Ordnung, Friede und Schutz unter ſeine Herde bringt. „Setzt Euch,“ hieß es und dann: „Wie lange haben wir heute noch Zeit bis zum Abendbrot, Frau Heidebrand?“ Die Antwort erfolgte und er begann, ſelber auf einem Grenzſtein Platz nehmend.

„Liebe kleine Mitmenſchen,“ ſagte er, „Menſchenſöhne und Menſchentöchter, der zu Euch ſpricht und der bei Euch iſt, iſt des Menſchen Sohn. Laſſet die Kindlein zu mir kommen, ſpricht er, und wehret ihnen nicht, denn ſolcher, ſagt er, iſt das Reich Gottes. Ihr Kleinen, Ihr habt das Gottesreich. Ihr Kinder habt es und ſollt es verbreiten. Alle Eure Augen, lieben Kinder, ſind wie ein himmliſcher Quell für mich. Zwar auch Böſes habt Ihr in Eurem Innern, denn irgendwo, irgendwann ward in die reine Schöpfung des lieben Herrgotts Unkraut unter den Weizen geſät.“ Und Quint erzählte das Heilandsgleichnis unter allgemeiner Spannung der Kinderherzen, vom böſen Feind, der das Unkraut unter den Weizen geſät hatte. „Ich halte Euch eine Kinderpredigt,“ fuhr er fort, „allein ich gebe Euch Worte, während Ihr mir den Quell Eures Schweigens, den Quell Eures Wartens, den Quell Eurer Kindheit gebt. Wenn ich aus dieſem Quell in das Gefäß meiner Seele ſchöpfe, ſo ſchöpfe ich Klares in Getrübtes hinein.“ Und er nahm eins der kleinen Knäbchen auf ſeinen Schoß. „Es iſt geſagt, wer ſein Kind lieb hat, der züchtige es. Ich aber ſage Euch, wer ein Kind züchtigt, der iſt gezüchtigt. Des Menſchen Sohn erhebt ſeine Hand nicht wider Euch, außer um Euch zu heilen oder zu ſtreicheln. Das aber iſt die heilende Kraft des Menſchenſohns, daß er die Keime des Böſen in Euch ausrottet, damit ſie nicht mit dem Himmelreich wachſen, das in Euch gegründet iſt. Wahrlich, wenn Ihr nicht werdet wie dieſes Kind“ — er hatte die Hand auf dem Scheitel des Knaben, der ihm auf den Knien ſaß, und blickte gegen Frau Heidebrand, Ruth und den jungen Beleites hin —, „ſo bleibt Ihr ferne vom Himmelreich.“ Im weiteren war es, als ob er ſeine Worte gegen die Gruppe der Erwachſenen richtete, zu der nun noch Herr Heidebrand und der Schloßkaſtellan hinzutraten.

„Kindlein, liebet Euch untereinander.“ Emanuel ſprach in jenem ſchlichten, natürlichen Ton, der in keiner Weiſe an die Pathetik der Kanzel erinnerte. Er entwickelte nun, wie es in bezug auf das, was die Kinderſeele ausmache, verſchiedene Phaſen in der Entwickelung eines Menſchen geben könne. Die erſte Phaſe ſchließe die wirkliche, körperliche Kindheit ein. Aber ſchon dieſe äußerlich unbezweifelbare Kindheit verbürge nicht immer die wahre Kindheit der Seele. Wo ſie vorhanden wäre, ginge ſie aber im natürlichen Lauf des Wachstums auch wieder verloren, in jenem Alter, wo das ſchmerzensreiche Weſen der Welt ſich dem Jüngling aufſchließe. Dieſe Zeit mit ihren Erfahrungen mache manchen für immer alt und raube ihm ſo für immer das Himmelreich. So verknöcherte Leute könne man denn allenthalben mit bitterer und harter Miene an ihr Tagewerk ſchreiten ſehen. In einem dritten Stadium, behauptete Quint, werde die Kindſchaft derer, die Gott lieb hätte, wiedergewonnen. Und wo ſie nun wieder erblühe, blühe ſie ſchöner und reicher auf. Dies ſei die Kindheit jenes Jüngers Johannes, der das Geheimnis des Reiches Gottes unwiſſend in ſeiner Seele trug, und den der Heiland beſonders lieb hatte.

Der junge Beleites wußte nicht recht, was er aus dem Eindruck, den er empfangen hatte, machen ſollte. Freilich war der Umſtand dieſer Kinderpredigt an ſich etwas ſonderbar, davon aber abgeſehen, ergab ſich nichts, was der Arzt für irgendein Krankheitsbild verwerten konnte. Allerdings war es ungewöhnlich, daß ein Menſch aus niederem Stande von ſchlechtem und bleichem Ausſehen, der nur eine Dorfſchule beſucht hatte, ſolche Worte fand: aber er ſprach ſie ohne jedwede Exaltation, und was ſie ausdrückten, gab zu denken. Wäre die kleine Ruth nicht geweſen, vielleicht hätte ſich Hans Beleites an den eigentümlichen Menſchen herangemacht: ſo aber erbitterte und erſchreckte ihn die merkbare Abhängigkeit, darin Ruth zu ſtehen ſchien und die den Narren zum Gegenſtand ſeiner Eiferſucht, zum Rivalen machte.

Eines Tages traf er ihn in der Bibliothek. Von der Erlaubnis, dieſe ganz nach Belieben zu benutzen, hatte Emanuel in ausgiebiger Weiſe Gebrauch gemacht. Er ſaß gewöhnlich mehrere Stunden am heißen Nachmittag in dem kirchenſchiffartigen Raume, deſſen Wände unter Bücherrücken verſteckt waren, las, oder ging gedankenvoll auf und ab, irgendein offenes Buch in der Hand. Der Miltzſche Schäfer hatte damals grade eine Kur gemacht, jener faſt wunderbaren Art, die von der großen Zunft der approbierten Ärzte meiſt mit Unglauben und Verachtung aufgenommen wird. Der bäuriſche Gutsbeſitzer Fritſch aus der Nachbarſchaft war von einer Fliege geſtochen worden. Man hatte ihn mit ſeinem bis zur Schulter blau geſchwollenen Arm in die chirurgiſche Klinik eines berühmten Arztes in Breslau gebracht, der Amputation des vergifteten Gliedes für die einzige Rettung erachtete. Einen Arm aber, wenn auch nur ſeinen linken, verlieren, wollte der eigenſinnige Bauer indeſſen nicht: er ließ ſich zum Miltzſcher Schäfer bringen, und dieſem gelang es in der Tat, trotz der hoffnungsloſen Prognoſe des Stadtarztes, ihm das Leben zu erhalten und zwar mitſamt ſeinem einſtweilen nur noch ein wenig ſteifen Arm.

An dieſe Geſchichte glaubte der junge Beleites nicht. Er benutzte ſie deshalb als Anknüpfungspunkt. Wobei ſeine inſtinktive Abſicht darin beſtand, Gegenſätze hervorzurufen.

Seine Äußerungen über den Schäfer ſtrotzten von jugendlicher Hitze und Überheblichkeit. Indem er, ohne daß es jemand herausforderte, den Stab über die geſamte Kurpfuſcherei des Schäfers brach, gelang es ihm doch nicht, einen Gegner in Quint zu finden. Dieſer meinte: der Breslauer Arzt ſowie der Miltzſcher Schäfer hätten beide nach beſtem Wiſſen Gutes tun wollen und Gutes getan, aber das Beſte ſtünde bei Gott. Im übrigen ſagte Quint, der den jungen Beleites mit ſchlichter Wärme begrüßt hatte, daß nach ſeiner Anſicht von allen Berufen der Beruf des Arztes der edelſte wäre. Er ſchloß: „Ich beneide Sie um den Weg, den Sie vor ſich haben, den Lebensweg der Barmherzigkeit.“ Von dieſer Seite hatte der junge Beleites, der immer nur hausbacken bürgerlich auf eine auskömmliche Exiſtenz hinarbeitete, ſeinen Beruf noch nicht aufgefaßt. Quint aber entwickelte ihm in der Bibliothek, wie der wahre Arzt des Körpers auch immer ein Arzt der Seele wäre.

Dann ſprach er weiter, indem er auf bibliſche Dinge überging und dabei die Gebiete des Körperlichen und Geiſtigen dermaßen durcheinandermengte, daß es dem jungen Arzte der Inbegriff überſtiegner Verwirrung ſchien. Dabei waren, deutlich hörbar, abſurdeſte Dinge mit untergelaufen. Zum Beiſpiel: wer nicht Tote erwecken könne, ſei kein Arzt: ein Wort, wodurch für den jungen Beleites die Grenze der Geſundheit zum Wahnwitz überſchritten war.

Dem jungen Menſchen gelang es nicht, das Ehepaar Heidebrand von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Schwärmer Quint aus dem Hauſe zu ſchaffen. Selbſt der würdige Obergärtner meinte nur immer: er finde beim beſten Willen nichts übles an ihm. In der Tat konnte niemand gefunden werden, der unauffälliger als Quint in jenen Zeiten ſein Daſein hinbrachte. Seine Lebensgewohnheiten geſtalteten ſich im Hauſe der Heidebrands mehr und mehr nach der Seite der Bürgerlichkeit. An ein ſauberes Zimmer und Bette gewöhnt, hatte er auch durch die ſorgende Güte des Gurauer Fräuleins die Annehmlichkeiten ſauberer Wäſche und guter Kleider kennen gelernt. Wuſch er ſich ſchon über dem Waſſertrog ſeines Elternhauſes mit beinahe prieſterlichen Gefühlen der Reinigung: jetzt fiel ihn ein wahrer Reinlichkeitsfanatismus an. In einer ſeiner Gepflogenheiten lag indeſſen wohl etwas, was ihn bei dem Landvolk in den Geruch eines Menſchen bringen half, mit dem es nicht ganz geheuer wäre.

In der vierten Stunde des Morgens geht während des Monats Auguſt die Sonne auf. Wenn ſie herauſkam, erblickte ſie Dörfer im tiefen Schlaf und den nackten Körper Emanuel Quints, der bereits am Ufer des Sees aus dem Bade ſtieg. Der Ort, der Seearm, wo dieſes geſchah, atmete tiefe Verlaſſenheit und Verſchwiegenheit, nur daß in den Wipfeln der rieſigen Parkbäume in den letzten Minuten vor Aufgang der Sonne, aus vielen Kehlen begeiſterter Singvögel, die übliche Huldigung für das Tagesgeſtirn begann, jener einſam jubelnde Gottesdienſt, der immer den Aufgang der Sonne begleitet. Dies Bad war für Emanuel ein erhabenes Glück, eine paradieſiſche Seligkeit. Es war noch mehr: es war eine Feier! Und die bezaubernde Andacht dieſer Minuten heiligten ſeinen ganzen Tag.

Eines Tages trat ein Ereignis ein, wodurch der Friede des Gärtnerhauſes eine Unterbrechung erfuhr, ein Ereignis, wodurch das Ehepaar Heidebrand ſich in der Folge zu langen, ernſten Geſprächen bewogen fand, die Emanuel Quint und die Frage zum Gegenſtand hatten, ob man es in Rückſicht auf Ruth ferner verantworten könne, ihn zu beherbergen. Die kleine Ruth nämlich fiel eines Sonntags, als man kaum in der alten Landkutſche, die der Gutshof ſtellte, aus dem Kirchdorf und aus der Kirche des Paſtors Beleites nach Hauſe gekommen war, in einen gleichſam magnetiſchen Schlaf. Das fünfzehnjährige Mädchen lag bei verhangenen Fenſtern und beim Fliegengeſumm des Spätſommertages auf einem alten, geblümten Sofa ausgeſtreckt, von den beiden erſchrockenen Eltern beobachtet, die, der ſeltſamen Reden wegen, die es im Schlafe zu führen begann, die Tür des Zimmers geſchloſſen hatten. Ruth war im Leben ein ſchweigſames

Kind, nun aber gehorchte ſie, wie es ſchien, einer inneren Einwirkung und redete mit geſchloſſenen Augen, ſtoßweiſe, lange, zuſammenhängende Reden, die keineswegs von ihr ſtammen konnten, und die ſie nur nachzuſprechen ſchien. Die beiden Eltern ſahen einen Zuſtand wie den ihres Kindes allerdings nicht zum erſtenmal. Vor noch nicht Jahresfriſt war eine ſogenannte Somnambule mit ihrem Begleiter auf den Gütern umhergereiſt und der Obergärtner und ſeine Frau hatten im Hauſe des Oberamtmann Scheibler einer Séance mit dieſem Medium beigewohnt. Es war natürlich inzwiſchen zuweilen im Gärtnerhauſe und in Ruths Gegenwart von den wunderbaren Ereigniſſen jener Sitzung die Rede geweſen.

Darin hatte der junge Beleites recht, daß er ſich für das Nervenleben der hübſchen Gärtnerstochter beſorgt zeigte. Freilich war die Atmoſphäre auch ohne Quint hinreichend ungeſund: wurden doch in den Kreiſen der Heidebrands faſt eben dieſelben Dinge fortgeſetzt diskutiert, die ſeinerzeit Anton und Martin Scharf in gefährliche Bahnen gedrängt hatten. Die Bibel anerkannte die Gabe der Weisſagung. Es ward verheißen, diejenigen ſollten mit Zungen reden und das Geheimnis des Reiches Gottes verkündigen, auf die der heilige Geiſt herniederſank. Überdies leugnete die Schrift eine Möglichkeit der Auferſtehung von den Toten nicht und endlich bildete die Offenbarung St. Johannis auch in dieſen Kreiſen einen ſtändig flackernden Fieberherd, der hie und da eine Seele anſteckte. Als nun die kleine Ruth in dieſen Schlaf der Verzückung verfallen war, ſtand für den naiven Geiſt ihrer Eltern eigentlich nur in Frage, ob ſie ein Werkzeug böſer oder guter Geiſter geworden ſei: mit dieſen und ihrem Meiſter, Gott, oder mit jenen und Satan in Rapport ſtünde. Schließlich im Zuhören faßte ſie Schreck und beinahe Ernüchterung. Sie gedachten den Arzt zu rufen.

Die kleine Ruth war nämlich mit niemand Geringerem, als dem Heiland ſelbſt in Rapport, wenn man ihrem Gebaren trauen wollte. Mit dieſem Gebaren würde ſie etwa als ſpaniſche Nonne Gegenſtand allgemeiner Verehrung, ja, nach und nach unzweifelhaft eine Heilige geworden ſein. Sie ſah den Heiland. Sie antwortete ihm. Er ſtand in einer Glorie reinſten Lichtes. Er richtete klare Befehle an ſie, die ſie mit kindlich beglücktem Gehorſam befolgen wollte.

Als ſie erwachte, fand ſie ſich lange nicht in die enge Umgebung zurück. Die Eltern ſagten ihr, daß ſie krank wäre und die Mutter wollte, ſie ſolle zu Bett und ſprach ihr von Flieder- und Fencheltee. Aber ſie war ganz außer ſich und kämpfte mit der Unmöglichkeit ihrer Mutter etwas begreiflich zu machen: einen Glanz, ein Erlebnis, eine Erfahrung, die außerhalb jedes menſchlichen Ausdrucksvermögens war. Sie rief immer wieder: „Ich bin nicht krank! Wie könnt Ihr glauben, ich wäre krank, und habt doch ganz nahe hier bei mir geſtanden. Wie iſt denn das möglich, wie könnt Ihr nicht wiſſen, welche himmliſche Gnade mir widerfahren iſt.“ Herr Heidebrand ſuchte zu beruhigen, die Mutter dagegen brach in angſtvolle Tränen aus. „Mutter,“ rief Ruth, „wie kannſt Du nur weinen, da doch der Bräutigam nahe, ganz nahe, Mutter, hier unter unſerem Dache und die Hochzeit bereitet iſt.“

Die Gärtnersleute erwogen nur, wen man zu Hilfe rufen, wem man den Vorfall eröffnen ſollte. Aus einem gewiſſen Inſtinkt heraus widerſprachen ſie zunächſt der Tochter nicht: ein Verhalten, das inſofern nicht ungünſtig wirkte, als ſich das junge Mädchen äußerlich und auch innerlich zu beruhigen ſchien. Die Eltern konnten zu keinem Entſchluß kommen. Erſtlich waren ſie immerhin abhängig und das Fräulein hatte den Sonderling Quint unter ihren Schutz geſtellt. Im übrigen waren ſie ſchlichte Leute, die Aufſehen zu vermeiden wünſchten. Endlich wußten ſie für ihren Fall nicht den rechten Arzt. Es gab in der Nähe einen Landdoktor, allein er war ein alter, wenig vertrauenerweckender Mann, der mit einigen Mitteln, die jeder kannte, auch jenen Übeln beikommen wollte, deren Wurzel der Böſe gepflanzt hatte. Seine Anſchauungen über das Leben des Gemüts, deſſen Verklärungen und Zerknirſchungen, waren denen der gläubigen Kreiſe ganz entgegengeſetzt. Eher ſchon hofften die Gärtnersleute auf die heilende Kraft des Gebets.

Und als ſie am Abend im Zimmer allein waren, nachdem ſie noch an Tür und Wand den ruhigen Atemzügen der kleinen geliebten Somnambule gelauſcht hatten, gingen ſie in der Stille Gott um Aufſchluß und Hilfe an. Gott aber gab ihnen ſonderbarerweiſe allmählich den feſten Entſchluß ins Herz, Emanuel Quint ins Vertrauen zu ziehen.

Die nächſtfolgenden Tage widmeten ſie der Beobachtung. Da war denn nun allerdings zu ſpüren, wie Quint ihre Tochter an unſichtbaren Banden und Ketten hielt. Ruth folgte dem Narren auf Steinwurfs Weite. Er trat aus dem Hauſe und ob ſie nun Wäſche gelegt oder ihrer Mutter in der Küche geholfen hatte, bald darauf mußte ſie ebenfalls draußen im Freien ſein.

Sprach Quint ſie an, ſo überſtrömte das wächſerne Antlitz eine purpurne Seligkeit. Oft ſchritt ſie neben ihm durch die Treibhäuſer. Aus weiter Ferne las ſie ihm Wünſche, nicht immer richtig, von dem hellbewimperten, blauen Augen ab und brachte ihm etwa ein Grabſcheit, den eiſernen Rechen oder ein anderes Gartengerät. Mit jener Maſchine, die man vor ſich herſchiebt, mähte Emanuel manchmal Teile der engliſchen Raſenflächen des Parkes ab: dann rechte die kleine Ruth Heidebrand ernſt und verſonnen um ihn herum das Gras zuſammen. Niemals aber berührte ſie ihn: wie denn auch keiner in Gärtnerei und Dominium je bemerkt hatte, daß Emanuels Hand etwa mit ihrer Hand, ihrer Schulter, ihrem Scheitel in Berührung kam.

Als eines Tages Frau Heidebrand ihrem ſeltſamen Pflegling mit merkbarer Sorge den myſtiſchen Vorfall des krankhaften Schlafs und Traumes ihrer Tochter erzählt hatte, äußerte Quint ein ſchlichtes und ernſtliches Mitgefühl; aber es war an ihm, auch als der Herr Obergärtner ſelbſt mit ihm redete, nicht der leiſeſte Schatten eines Schuldbewußtſeins oder davon etwas zu merken, daß etwa zwiſchen dem Seelenzuſtand der kleinen Ruth und ſeiner geheimen Narrheit ein Zuſammenhang ſei. Auch wagte man nicht, eine ſolche Vermutung anzudeuten. So ging nach dieſem Geſpräch Emanuel Quint wie bisher ſeinen ſtillen Geſchäften nach, jenen inneren, die ſeiner Umgebung verborgen waren und anderen äußeren, die man mit Augen ſah und die er ſich nach Gefallen auswählte. Und da die kleine Ruth in der Folge zunächſt nicht rückfällig ward, ſondern eher mit einer ſtillen, inneren Heiterkeit ihre Tage hinlebte, geriet ihr prophetiſcher Schlaf ſehr bald in Vergeſſenheit.

Fünfzehntes Kapitel

Eines Tages beſuchte Quint im Gärtnerhauſe Schweſter Hedwig, jene evangeliſche Pflegerin, die ihn im Krankenhauſe Bethesda gepflegt hatte. Er begab ſich mit ihr in die kleine Hütte des Schäfers hinüber, die dem Schafſtalle gegenüber lag und wo, da es Sonntag nachmittags war, ſich etwa zwanzig Landleute mit irgendwelchen Gebreſten eingefunden hatten, die den Rat des Miltzſchen Schäfers beanſpruchten. Die angeketteten Schäferhunde unterbrachen ihr wildes Gebell, als der Narr mit der Schweſter vorüberkam. Beide begaben ſich zu dem Schäfer hinein, der das gebrochene Bein eines Erntearbeiters ſchiente, den zwei Männer auf ſeinem Bette gebracht hatten. Sie begrüßten den Schäfer, er hieß ſie willkommen und ſtellte die beiden ſogleich als Gehilfen an.

Schweſter Hedwig ging dem Schäfer kunſtgerecht an die Hand, während Quint mit einigen Frauen redete, die ihm die Art ihrer Leiden eröffneten. Dabei ſchielte der Schäfer zu ihm hin und richtete Blicke auf die Schweſter, die ſie auf Quints Betragen hinwieſen: dieſes ſchien für den Schäfer ein Gegenſtand geheimen, bewundernden Staunens zu ſein.

Während der Schäfer eifrig arbeitete, ſchrie er laut zur Schweſter hinüber durch den vom Maſſengeblök des nahen Schafſtalls erfüllten Raum: „Sie verlaſſen mich alle und wollen zu ihm!“ worauf die Schweſter bemerken konnte, wie ſogar auch jener Patient, der eben unter den Händen des Schäfers war, zu Emanuel Quint hinüberlugte. Der Schweſter war die Geduld bekannt, deren Emanuel fähig war, da ſie ihn ja als Kranken gepflegt hatte. Er hatte ſein Leiden hingenommen, gelaſſen und heiter, wie etwas, das ein guter Geiſt zu ſeinem Beſten erſonnen hatte. Sie war ergriffen und an ihn gefeſſelt durch die wortloſe Wärme ſeiner Seele, die ſie empfand wie reinſte Dankbarkeit; aber ſie hatte zugleich, ein ſuchendes, junges Weib, das ſie war, etwas an ſich wie eine heilende und beglückende Kraft ſeines Herzens geſpürt. Sie wußte, was über ihn an Gerüchten in Umlauf ſtand. Allein, da ſie aus ſeinem Munde niemals ähnlich überſpannte Dinge vernommen hatte, als ſie deren in ihren eigenen Kreiſen und Konventikeln faſt täglich zu hören bekam, dagegen aber eine unbeſtimmbare Macht aus ſeiner Perſon in ſich wirken fühlte, nahm das Gerücht, das über ihn ging, mitunter in ihrem Geiſt den Hauch einer überirdiſchen Ahnung an.

Sie war beglückt, als Emanuel, gern bereit, ſie, wohl anderthalb Stunden weit, über Land, in das Haus ihrer Eltern begleitete. Schweigend ſchritt er neben ihr zwiſchen den Stoppelfeldern hin, auf denen ſich Tauben und Krähen tummelten. Es wäre vielleicht mit größerem Fug zu ſagen: die Schweſter ſchritt neben ihm. Als beide in den Hof einer romantiſch unter alten Linden gelegenen Dorfſchule einbogen, die der Vater des Mädchens ſchon ſeit dreißig Jahren verwaltete, ſchlug ihr das Herz gewaltig gegen den Hals hinauf. Aber Emanuel wurde von ihrem Vater und ihrer Mutter mit herzlicher Freude aufgenommen.

Lehrer Krauſe war ein dreiundfünfzigjähriger, jugendlich friſcher Mann, der etwas über ſeinen Stand hinaus Freies und Genialiſches an ſich hatte. Sein Weibchen glich einer dicken Fettkugel. Mitten im Wohnzimmer war ein altertümlicher Flügel, an der Wand ein Harmonium aufgeſtellt. Herr Krauſe, ein geſticktes Käppchen auf dem Scheitel, erhob ſich aus der Ecke des geblümten Sofas, als ſeine Tochter mit Quint erſchien. Mit lauten Worten der Bewillkommnung ſtreckte er dieſem die Hände hin. Der Rauch eines Knaſters erfüllte die Stube, den Krauſe aus einer mannshohen Pfeiſe geſogen hatte; das Möbel war neben dem Sofa abgeſtellt.

Schon nach wenigen Augenblicken ſchien Emanuel Quint in dieſer Umgebung heimiſch zu ſein. Hedwig hatte ihr Schweſternhäubchen heruntergenommen, war in die Küche hinausgegangen und ſorgte, mit fleißigen Händen der Mutter zuvorkommend, für das Abendbrot. Marie, ihre jüngere Schweſter, kam in hellem Kleid mit Strohhut und Buch von ihrem Lieblingsplätzchen hinter der alten Kirchhofsmauer zurück, wo ſie unter Grillengezirp die letzte Wärme des Tages genoſſen hatte. Noch vor dem Abendbrot nahm der Lehrer am Flügel Platz und das volle und ſtattliche Mädchen Marie mußte neben ihn hintreten, vor das Notenblatt, um begleitet von den ſpinettartigen Tönen des alten Muſikinſtruments einfache Volkslieder vorzutragen, was ſie mit einer ſchönen, etwas zarten Altſtimme, ohne ſich im geringſten zu zieren, tat.

Frau Oberamtmann Scheibler fiel ſozuſagen ins Abendbrot. Sie hatte ſich durch ihren Neffen Kurt Simon in der Stille des Abends von ihrem nahen Pachtgute her begleiten laſſen. Kurt

Simon, der Emanuel Quint im Hauſe des Lehrers, ſeit ſeiner Begegnung mit ihm, zum erſtenmal wiederſah, begrüßte ihn, ohne ihn zu erkennen. Es mußte eine geraume Zeit vergehen, bevor es ihm klar wurde, daß der reinlich gekleidete Menſch derſelbe war, den er, halb nackt, auf dem Gange mit Bruder Nathanael, im Anbruch des Morgens betend getroffen hatte. Frau Scheibler erſchrak, als ſie Namen und Herkunft Quints durch den Lehrer erfuhr. Sie war noch immer von allerhand übertriebenen Gerüchten ſeines früheren Wandels erfüllt, obgleich ſie, und zwar durch die Heidebrands, inzwiſchen über Weſen und Wandel des Narren in einem milderen Sinne beeinflußt war. Sie betrachtete ihn mit Neugier und Grauen: denn, da ſie neuerlich wieder mit Paſtor Schuch auf einem Miſſionsfeſt zuſammengetroffen war, und dieſer die alte Behauptung aufrechterhalten hatte, Emanuel habe ſich ſelbſt Jeſus Chriſtus, der Geſalbte, genannt, ſo hatte ihr Urteil nur die Wahl, ihn entweder als armen Kranken, oder als einen vom Satan Beſeſſenen aufzufaſſen. Ganz im Sinne des Paſtors Schuch bekundete ſie Herrn Krauſe gegenüber, ſobald ſie mit ihm allein war, Bedenklichkeit. Indeſſen, während ſie danach forſchte, durch welche Umſtände dieſer Emanuel Quint in der Familie Krauſe Eingang gefunden habe und die Gefahren andeutete, die darin lagen, ihn zu beherbergen, ging der Lehrer in ſeiner temperamentvoll gütigen Weiſe über alle Bedenken hinweg, beiläufig Quinten das Zeugnis eines ſchlichten, beſcheidenen Menſchen ausſtellend.

Frau Scheibler hatte allerlei Eßbares aus den Vorratskammern ihres Pachtgutes mitgebracht. Es entſprach ihrer reſoluten und werktätigen Art, bei jeder Gelegenheit den Tiſch der ihr innig befreundeten Lehrersfamilie aufzubeſſern. Es war in ihrer Natur, neben allerlei ideellen Rumoren eine nicht gerade derbe, aber geſunde Sinnlichkeit. Die Krauſes ſahen in ihr zugleich mit Bewunderung eine Wohltäterin. Obgleich eine Blutsverwandtſchaft nicht vorhanden war, hatte man das vertrauliche Du im Verkehr der Familien eingeführt, was allerdings mit großer Freiheit, aber doch ſtets mit reſpektvollem Anſtand gebraucht wurde. Für die Mädchen Hedwig und Marta Krauſe ſorgte Frau Scheibler in Mütterlichkeit, und dieſe, wie viele junge Mädchen der Umgegend, waren ihr manches ſchuldig geworden: ſie war eine eifrige Gärtnerin. Selbſt mit einer klangvollen Stimme begabt, die allerdings unter den harten und rauhen Lauten ihrer Sprache verborgen lag, ward ſie nicht müde, die etwas hilfloſen Gutstöchter zu Muſik und Geſang anzuhalten. Sie lehrte ihnen nützliche Künſte: nicht nur, wie man ſich in Geſellſchaft bewegen, wie man ſich einen Hut garnieren, wie man ſich kleiden, ſondern auch, wie man ſich gelegentlich tüchtig mit Waſſer und Seife waſchen ſoll.

In ihrer Jugend war Frau Scheibler auf Bällen eine berühmte Tänzerin. Sie würde die Mädchen das Tanzen gelehrt haben, wenn nicht ihr Leben durch den frühen Tod ihres einzigen Knaben mitten im Wuchſe geknickt worden wäre. Früher von einer heiteren Religioſität und vertrauenden Weltfreude, hatte ſie ſeit der Zeit zwiſchen ſich und der Welt eine Kluft gemacht. Sie lebte in Feindſchaft mit der Welt und zwar aus dem Grunde, weil dieſe ſie im Laufe des Lebens um jede, auch um die letzte Hoffnung, betrogen hatte. Ihr Hoffen war nun auf Chriſtum geſtellt! Und wenn die Welt ſie um die nahen Erfüllungen einer heißen Jugendliebe geprellt, ſpäter der Mutter ihr Letztes und Liebſtes genommen hatte, ſo hing ihres innerſten Herzens Blick nun an dem himmliſchen Jeſuskinde und an dem himmliſchen Bräutigam, mit denen ſie, myſtiſch vermählt, zur traumwandelnden Einheit im Jenſeits wurde. In dieſem Betracht kam ſie bei Quintens Anblick Entrüſtung und Abſcheu an, deſſen Behauptung, er ſei der Heiland, verbunden mit ſeiner platten, gewöhnlichen Gegenwart, ihr eine freche Verhöhnung der göttlichen Glorie ihrer qualvollen Träume ſchien.

Sie ſagte zu Hedwig: „Wie kommſt Du dazu, weshalb haſt Du Dir dieſen entſetzlichen Menſchen mitgebracht?"

Der kleine Scheibler war auf dem alten Kirchhof in Dronsdorf begraben, der, außer bei Todesfällen in der Familie des Kirchenpatrons, nicht mehr gebraucht wurde. Er war verſchloſſen, und der roſtige Schlüſſel zu ſeinem alten, ſchmiedeeiſernen Gittertor, ſowie ein zweiter, größerer, mit dem man das Eingangsportal eines verwitterten Kirchleins, das die Gräber bewachte, öffnen konnte, wurden im Schulhaus aufbewahrt. Faſt immer, ſo oft Frau Scheibler die Lehrersleute beſuchen kam, geſchah es, um auch das Grab zu beſuchen. Die Nähe der Stätte, wo die Frucht ihres Leibes begraben war und in einem metallenen Sarge ruhte, erfüllte die Mutter mit jenem ſchmerzlichen Glück, das in der trockenen Wüſte ihres Daſeins allein die quellende Inſel bildete. Man hätte ihr nochmals den Sohn und hätte ihr mehr als den Sohn geraubt, wenn man ſie aus der Nähe des efeuumſponnenen Hügels hinweggezwungen oder ſie an ihren faſt täglichen Gängen zum Grabe gehindert hätte. Alles, was in ihrem Innern noch blühend war, hätte man ſo in Aſche gelegt.

Alle Krauſes, nur nicht die ſchwerbewegliche, freundliche Mutter, gaben ihr nach genoſſenem Abendbrot zum Grabe des Sohnes das Geleit. Quint hatte ſich ihnen angeſchloſſen. Frau Scheibler, die mit männlichem Schritt voran neben Krauſe ging, ſchien Quint gefliſſentlich nicht zu beachten. Des Lehrers laute Stimme erſcholl, als ſie den kleinen Kirchhügel aufwärts kletterten, und hallte in der lauen Stille der ſinkenden Nacht von den mondbeſchienenen Giebeln der Kätnerhäuschen ſowie von der weißen Rückwand des Kirchleins zurück. Die Schweſtern Krauſe ſtiegen langſamen Schrittes hinterdrein, die eine rechts, die andere links neben Quint. Je ferner die Stimme des Vaters verhallte, um ſo lauter und ausſchließlicher war die Luft vom Bacchantengeſchmetter der Grillen erfüllt.

Quint erfuhr nun Frau Scheiblers Schickſal. Hedwig vor allem erzählte ihm, mit welchem Glanz, mit welcher allgemeinen Teilnahme der kleine Lorenz Scheibler zur Erde beſtattet worden ſei. Man hatte den Sarg vor den Altar geſtellt, von deſſen Stufen fünf oder ſechs Paſtoren nacheinander Worte der Liebe, Worte des Glaubens, Worte der Mahnung und Worte des Troſtes über ihn ausſchütteten. Den Segen am Schluß erteilte ein noch amtierender, neunzigjähriger Greis, deſſen tiefe Inbrunſt, deſſen edles, verklärtes Antlitz und ſilberweißes bis zur Schulter wallendes Haar auf die damals noch kindlichen Schweſtern einen erhabenen Eindruck gemacht hatte.

Maria übertraf ihre Schweſter Hedwig an Frömmigkeit, obgleich dieſe das Kleid der Diakoniſſinnen trug und ihr an Werktätigkeit überlegen war. Im Weſen Hedwigs lag etwas Suchendes, während das in ſich beruhende Weſen Mariens einer inneren Harmonie zu lauſchen ſchien. Beide waren von einer großen Verehrung für Frau Scheibler erfüllt, deren beinahe abweiſend feſtes Verhalten Quint gegenüber ſie merkbar beunruhigte: deshalb und weil ſie nicht ohne Grund annahmen, Quinten ſei die liebloſe Art der Frau Scheibler ihm gegenüber bemerkbar geworden, ſprachen ſie ſehr viel Gutes von ihr und ſuchten ſie mit dem Schmerze um den toten Sohn zu entſchuldigen.

Allein Emanuel ſchien durch die Gegenwart der Frau Scheibler nur eigentlich in bezug auf ſie ſelbſt berührt und widmete dem Bericht ihres ſchweren Schickſals eine ruhige Aufmerkſamkeit. Allerdings gebot er oben am Hügel, an der offenen Kirchhofspforte angelangt, den Schweſtern mit einer unwillkürlichen Aufwärtsbewegung der Rechten Stillſchweigen, und zwar gebannt durch den abendlich nächtlichen Zauber, der in der Natur zu walten ſchien.

Hedwig Krauſe, die Diakoniſſin, ſtand im vierundzwanzigſten Jahr, während Maria das zwanzigſte noch nicht erreicht hatte. Maria war von einer blonden Anmut und bereits von einer vollen, weibhaften Lieblichkeit, deren Reiz durch die kindliche Anmut eines ovalen Geſichtchens geſteigert wurde: es atmete Unſchuld und Jungfräulichkeit. Hedwigs Züge waren durch die Strenge ihres entbehrungsreichen Berufs bereits geprägt worden. Es war nicht ſchwer zu entziffern, was darin von bitteren Erfahrungen aller Art zu leſen ſtand. Immerhin war auch ſie noch in einer ſchönen Blüte der Jugendlichkeit, und die beiden Dronsdorfer Lehrerstöchter wurden, jede in ihrer Art, zu den hübſcheſten Mädchen der Gegend gezählt.

Indeſſen war Frau Scheibler mit Vater Krauſe am Grabe geweſen und ihre Stimmen näherten ſich. Ein großer Schlüſſel wurde hörbar in das roſtige Schloß des Kapellenportales geſteckt, und man vernahm, wie die Türe ſich öffnete. Im tiefen, flüſternden Schatten der tauſendjährigen Lindenbäume fanden ſich bald darauf Quint und die Mädchen vor der dunklen Tiefe des Kirchenſchiffes, neben Kurt Simon, der auf irgendeinem anderen Wege gekommen war. Im Innern des Kirchleins zuckte ein Licht, und vom Orgelchor fing es leiſe zu ſummen, ſtärker zu brummen und ſchließlich ſtark und harmoniſch zu tönen an.

Die Orgel ſchwieg und Kurt Simon wurde von Krauſe mit leiſer Stimme hinaufgerufen. Kurt verſtand ſich aufs Balkentreten, und als er nun dieſe Tätigkeit im Dunkeln ausübte, begann Krauſe ernſtlich zu präludieren. Endlich erfüllte über den niedergedämpften Klängen ſchwebend ein klarer, ergreifender Ton den Raum, der Quint und den Schweſtern vom Himmel zu kommen ſchien und dem ſie gebannt und ergriffen lauſchten. Zuweilen geſchah es, daß Frau Scheibler, wie jetzt, in der Kirche ſang, mitunter mit dem Lehrer und einem balkentretenden Bauernjungen allein, gelegentlich, wenn der Wunſch ſie zu hören bei einigen Freunden wieder beſonders rege wurde.

O Jeſu, ſüßes Licht,
nun iſt die Nacht vergangen.
Nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Während des Liedes ſtieg Emanuel Quinten, der zwiſchen den Schweſtern auf einer der alten Kirchenbänke Platz geſucht hatte, das Bild der armen von Krämpfen geſchüttelten Marta Schubert auf, die eben das gleiche Lied, aber mit einem kunſtloſen und kindlichen Stimmklang geſungen hatte. Er fühlte wohl, der Ton, wie er ſich hier durch die menſchliche Kehle rang, war von einer tiefen Begnadung erfüllt. Er war von Schmerz und Inbrunſt geheiligt und niemals, ſo weit Emanuel ſich erinnern konnte, war der verehrte Name des Heilands, der Name Jeſus, wie hier, auf ſo vollen, reinen und zärtlichen Liebeswellen zu ſeinem Ohr herabgeſchwebt.

Der Narr in Chriſto hatte, ſeit er im Hauſe des Gärtners wohnte, ein ſtilles und heiteres Weſen angenommen, deſſen Äußerungen, zumeiſt ohne jeden werbenden Zug, von nichts anderem zeugten, als von menſchlich herzlicher Einfachheit. Die gewonnene Einſicht, die Sicherheit des umfriedeten Daſeins, hatte den Sonderling mit einer heiteren, inneren Harmonie erfüllt. Sehet die Vögel unter dem Himmel an, ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln auch nicht in ihre Scheuern. Der Geiſt dieſes Heilandswortes ſchien wirklich in ihm beglückend lebendig zu ſein. Nun aber ſtieg es gleich dunklen Schatten aus tiefen Abgründen ſeiner Seele auf, als die triumphierenden Klänge des Liedes, durch die Erinnerung an eine häßliche Kinderſtimme entſtellt, die Hölle des Weber-Schubertſchen Hauſes vor das innere Auge des Jünglings emporhoben. Ihn durchzuckte ein Schmerz, der nur zum Teil aus der Bruſt der klagenden Mutter ſtammte und der einer ſchwarzen Flamme gleich, brennend und freſſend in ihm aufloderte. Emanuel wußte, daß es ſein alter Begleiter aus den Tagen ſeines erwachenden Daſeins war, der ſich wieder ankündigte: und zwar ein Begleiter von anderem Schlag, als der Schmerz der Mutter um ihren Sohn. Emanuel dachte an ſeine Mutter, aber der feuchte Glanz ſeiner Augen, den der gleißende Mond durch die Kirchenfenſter traf, galt ihr nicht. Er mußte der Mutter des Heilands gedenken und ſich geſtehen, daß dieſe ihm ſelber hart begegnende Frau, die er ſingen hörte, Marien am Kreuze nicht unähnlich war.

Kurt Simon hatte Emanuel Quint in das Gaſthaus begleitet, wo ihm durch den Lehrer Krauſe ein kleines Quartier ausgemacht worden war. Zum zweitenmal fühlte der junge Menſch ſich durch die Erſcheinung des „Menſchenſohnes", wie er ſich ſelbſt ja genannt hatte, angezogen. Er fand ihn verändert. Er unterhielt ſich, am Wirtstiſch des leeren Gaſtzimmers ſitzend, mit ihm vertraulich und in unbefangener Natürlichkeit. Dazu hatte der arme, junge Menſch im Scheiblerſchen Hauſe wenig Gelegenheit, das er übrigens bald verlaſſen wollte, um in der nahen Hauptſtadt der Provinz neuen Wegen und Zielen nachzugehen. Er befand ſich in einem gefährlichen Alter, wo der gärende Saft in die Krone ſteigt und der quälende Rauſch der Liebe ſich ankündigt. Ein Alter, wo die Lockungen dieſes Rauſches am Herzen ſaugen, ohne daß er erreichbar iſt, wo denn ein brennend heißer, ins Allgemeine drängender Liebestrieb, zuweilen zu Rändern von Abgründen führt, ja, den Liebenden dort, mit einer Verfluchung der Welt auf den Lippen, hinunterzieht. Denn die wilden Umarmungen, mit denen man das heiße Leben in Zeiten der Jugend zu fangen gedenkt, finden nicht ſelten einen ganz anderen Gegenſtand, und das Quietiv der Liebe wird in einem ganz anderen Bette erlangt, als es die Sucht dem Knaben vorgaukelte.

Es iſt durchaus nicht alles bekannt, was Kurt Simon und Emanuel Quint an dieſem Abend miteinander geredet haben, jedenfalls trat Frau Scheibler ohne Kurt in Begleitung eines Knechtes, den Krauſe hielt, den Heimweg an. Sie hatte ſich auch nach der Rückkehr vom Kirchhof im Zimmer der Lehrersleute noch weiter über Emanuel aufgeregt und beſonders behauptet, wie gleichſam der Segen Gottes immer bei ſeinem Erſcheinen zurückweiche.

„So“, ſagte ſie, „hat er auch in den häuslichen Kreis der allzuguten, allzuvertrauenden Heidebrands nur Verwirrung gebracht. Der junge Beleites iſt bitter unglücklich. Die arme, verleitete Ruth von einem fremden, trotzigen Geiſt erfüllt, deſſen Urſprung ſchwerlich im Himmel zu ſuchen iſt. Und übrigens geht er niemals zur Kirche.“

Frau Scheibler erlebte, daß die Lehrerstöchter den Narren verteidigten. Sogar Marie, obgleich ihre Stärke mehr das Zuhören, als das Reden war. Sie vermaß ſich, indem ſie lebhaft errötete, für den reinen, gottgefälligen Wandel Emanuels Bürgin zu ſein.

Von nun an erſchien Emanuel wöchentlich mehrere Male im Lehrerhaus. Obgleich Frau Scheibler, ſo oft ſie kam, dieſelben Bedenken äußerte und ſich auf jede Weiſe fern von dem Narren hielt, war er im Kreiſe der Lehrersfamilie ein immer willkommener Gaſt geworden. Man ſah ihn oft ſtundenweit mit Marien an den Rainen der abgeernteten Felder dahinwandeln, und die Eltern des Mädchens machten ſich allbereits mit dem Gedanken vertraut, eines Tages die beiden am Altar vereinigt zu ſehen. Herr Krauſe, der freilich bisher den Mut nicht gefunden hatte, gewiſſe Erwägungen vor Quint zu verlautbaren, hatte ſich die Zukunft der beiden ſogar einigermaßen zurechtgemacht. Warum ſollte Emanuel, deſſen Lernbegierde in dieſen Wochen und Monden beſonders rege war, nicht die Begabung zum Miſſionar haben, und warum ſollte er nicht eines Tages, von Herrnhut geſendet, mit Marien als Ehefrau an der Seite, als Heilandsapoſtel unter die Heiden gehn.

Zwiſchen Quint und Kurt Simon hatte ſich eine Freundſchaft entwickelt. Wenigſtens hatte Kurt Simon den Sonderling zweimal in Miltzſch beſucht und war auch von ihm zu Spaziergängen abgeholt worden. Wiederum zeigte ſich Quintens ſeltſame Anziehungskraft, die ihre Wirkung vielleicht gerade deswegen ausübte, weil die Abſicht zu wirken an Emanuel niemals zu ſpüren war. Kurt laborierte immer noch mit für und wider an einer gewiſſen Abart des proteſtantiſchen Chriſtentums, wie es im Kreiſe der Scheiblers gepflegt wurde. Hier wurde ihm nämlich gleichſam täglich die Piſtole auf die Bruſt geſetzt und ewiger Fluch oder ewiger Segen, ewiger Tod oder ewiges Leben, ewige Seligkeit oder Verdammnis in alle Ewigkeit zur Wahl geſtellt. Die Verwirrung des Jungen war grenzenlos. Dabei hatte die unzulängliche Nachtruhe, die ihm beruflich gegönnt werden konnte, die Nerven des Jünglings überreizt. An beiden Enden durch das Leben auf eine geringe Spanne Zeit zuſammengedrängt wurde ſein Schlaf von Leben, in Geſtalt des Traumes, überſchwemmt. Seine Träume gaben den Ideen, die am Tage erörtert worden waren, zuweilen eine furchtbare Wirklichkeit. Düſtere Landſchaften, gleichſam vor Erſchaffung der Welt, das jüngſte Gericht mit Poſaunenſtößen und nahem Weltuntergang, Qualen der Hölle wurden Ereignis und entließen den Träumer morgens mit einer bleiernen Müdigkeit. Aus dieſen ſchwülen Gewittergärungen zuckte der befreiende und erlöſende Blitz des Gedankens noch nicht. Es war alles ein dumpfes Schwelen und Hingären. Die ſchreckliche Mitgift der Todesfurcht, verſtärkt durch die Angſt vor Höllenſtrafen, hatte Kurt Simon noch nicht aus dem Blute geſchwitzt. Dazu war ihm das Leben verbarrikadiert worden. Wenn ſich in heißen, libidinöſen Träumen das Erwachen der Liebe ankündigte und mit einer entzückenden Wonne das Paradies in die angſtvollen Schatten der Nächte ſich eindrängte, ſo ward Kurt Simon, weil er dies alles für Lockung des Teufels hielt, in noch weit höherem Maße von Gewiſſensängſten gefoltert. Man ſah ihn nach ſolchen Nächten ſcheu umherſchleichen, gleichſam gezeichnet und ſchuldbewußt, als wie jemanden, der ein Verbrechen verheimlichen muß.

Emanuel Quint, etwa zehn Jahr älter als Kurt, wurde für dieſen zur Autorität. Der ganze ruhig gelaſſene Einfluß ſeines Weſens, wie es in jenen Zeiten war, die lautere Menſchenliebe, die es ausatmete, gab Kurt ein Gefühl der Erneuerung und Geborgenheit. Es war kein drohender Zug in Quint. Das wenige, was er den endloſen Jugendbeichten des neuen Freundes entgegenſetzte, hatte für dieſen die befreiende Kraft des: „Deine Sünden ſind dir vergeben". In Kurt erwuchs ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit, nicht allein deshalb, weil er die Achtung ſeiner ſelbſt, das Bewußtſein des eigenen Wertes durch den Schwärmer wiedergewonnen hatte, ſondern auch weil ihm dieſer, als erſter unter den Menſchen, wie gleich und gleich begegnet war. Und mehr noch: Kurt, der das edle und befreiende Glück der Freundſchaft bisher nicht kennen gelernt hatte, ward eben von dieſem Glück und von dem Stolz auf dies Glück durchaus erfüllt, womit ein leidenſchaftlicher Geiſt, eine leidenſchaftliche Liebe ſich einſtellte, die ihn mit ſeinem Idol verband

Quint wurde zuweilen eingeladen. Nicht allein weil ſeine ſonderbare Apoſtellaufbahn unvergeſſen, ſondern hauptſächlich weil er der Gaſt des Gurauer Fräuleins war, wurde ſeine Perſon an vielen Honoratiorentiſchen im Umkreis von Miltzſch Geſprächsgegenſtand. Man konnte ſich über ihn nicht einigen, hatte ſich doch der allgemeinſten Geringſchätzung das Urteil des Gurauer Fräuleins, der Heidebrands und endlich des allgemein beliebten und geachteten Lehrers Krauſe entgegengeſtellt. Im Volke wurde Emanuel nie anders als der Miltzſcher Narr genannt. Das war ihm ſelbſt nicht verborgen geblieben. Und jene große Partei, die im Streit der Meinungen ihm entgegenſtand, hatte reichlich

Gelegenheit, ſich auf die vox populi zu berufen, die ja die Stimme Gottes iſt.

Man weiß in Schleſien ebenſowohl als in gewiſſen anderen Provinzen Oſtelbiens, daß hie und da ein adliger Gutsbeſitzer überaus kirchengläubig und doch zugleich von einer reizbaren Härte iſt, die nichts von der Milde des Heilands atmet. Wenn ſolche Leute, deren es in der Miltzſcher Gegend einige gab, gelegentlich zu hören bekamen, wie Quint in dieſer und jener Geſellſchaft, etwa beim Apotheker von Krug oder beim Rittergutsbeſitzer Salo Glaſer, zu ſehen geweſen ſei, ſo konnten ſie ſich kaum genügend entrüſten. Beſonders ein Herr von Kellwinkel, deſſen Eigentum an die Herrſchaft Miltzſch grenzte, wurde, ſo oft er dergleichen vernahm, ja ſchon durch den Namen Quints in Wut verſetzt.

Er war bereits über die ſechzig hinaus. Sein bebrilltes Geſicht, das unter der Naſe ein weißer, gewaltiger Schnurrbart zierte und das ſich im Zorn martialiſch mit weißen buſchigen Brauen zuſammenzog, ſprach vornehmlich von Härte, Intelligenz und rückſichtsloſer Unduldſamkeit. Er hatte ſich durch eine Reichstagsrede vorübergehend in das Bewußtſein der Nation gebracht, in der er die Prügelſtrafe verteidigte. Gelegentlich ſelbſt im Bereich ſeines Gutsbezirks mit Prügeln zur Hand, ſuchte ſein ſcharfes, geiſtiges Auge nach gewiſſen ſuſpekten Zeichen der Zeit umher, von denen er fürchtete, ſie könnten das Bereich ſeines herrſchenden Arms einſchränken. Soziale Fürſorge liebte er nicht. Not wollte er niemals anerkennen. Dazu gezwungen, führte er ſie ausſchließlich auf die Schuld des Betroffenen zurück und nannte ſie eine verdiente Strafe. Die ewige Mahnung zum Mitleid und zur Barmherzigkeit hätte er nicht nur am liebſten aus allen, auch frommen Schriften, ſondern auch von den Kanzeln verbannt. Schilderungen gewiſſer arger und ſchlimmer Mißſtände, Darſtellungen von Beiſpielen himmelſchreiender Dürftigkeit, wie ſie mitunter in Büchern oder Journalen vorkommen, machten den Autor, dem ſie entſtammten, in ſeinen Augen zuchthausreif. „Schloß und Riegel!“ — in Sätzen wie: „der Kerl gehört hinter Schloß und Riegel!“ — war ſein Lieblingswort. Er ſagte: „wenn Schiller heut gelebt hätte ...“ und dann brachte der Nachſatz: „Schloß und Riegel“. Kurz, Herr von Kellwinkel hätte, wenn es nach ihm gegangen wäre, die ganze deutſche Herzens- und Geiſteskultur hinter Schloß und Riegel geſetzt.

Ohne daß er ihn jemals geſehen hatte, nährte er einen wütenden Haß gegen Quint. Er war nicht nur durch den Schlächtermeiſter und Viehhändler geſchürt worden, an den Kellwinkel ſein Maſtvieh perſönlich verhandelte und der, anſäſſig in Quintens Heimatsdorf, den nächtlichen Überfall auf den Toren in Jeſu mitgemacht hatte. Ebenſowenig hatte dieſen Haß allein der kirchenfeindliche Sektierergeiſt in Brand geſetzt, ſchließlich war es auch nicht der Kaſtenhochmut allein, der ſich in Wut umſetzte, weil, nach Meinung von Kellwinkels, etwas von Sklavenaufſtand in Quintens Verhalten zu wittern war: vielmehr lag in der bitteren Feindſchaft des Edelmanns die Erbſchaft des alten Räubers gebunden, der ſich durch Quintens bloße Exiſtenz in ſeinem Gewaltmenſchentum beleidigt fand.

Aller Augenblicke nahm er an etwas, das man ihm aus der Nähe Quintens zutrug, Ärgernis. Vor allem war es die, leider von Emanuel eigenſinnig feſtgehaltene, Wunderlichkeit, weder Geld zu nehmen noch auszugeben, die ihn immer wieder erheblich aufreizte. Es würde von Emanuel klüger geweſen ſein, wenn er nicht durch eine ſolche verrückte Gepflogenheit immer wieder, auch im niederen Volk, den Ruf ſeiner Narrheit erneuert hätte: es zeigte ſich aber, daß über dieſen Punkt auf keine Weiſe mit ihm zu markten war. Von Kellwinkel nahm aber auch an dem Zulauf, den der Miltzſcher Schäfer durch Quint erhielt, Ärgernis. Das Gurauer Fräulein bekam mehrere heftig gefaßte Briefe von ihm, worin er auch allerlei Baſſermannſche Geſtalten erwähnte, die ſich im Umkreis von Miltzſch bemerklich machten und vielfach auch ſeine Grenzen beunruhigten. Arbeiten wollten dieſe Leute nicht. Von ihm oder ſeinem Inſpektor geſtellt, hatten ſie ordnungsmäßig ihre Papiere vorgewieſen, hatten auch im Wirtshauſe, ohne zu betteln, ihre beſcheidene Zeche bezahlt, aber über den Grund ihres verdächtigen Umherſtreichens bekam man, wie Herr von Kellwinkel ausdrücklich hervorhob, nicht das geringſte aus ihnen heraus. Er ſtellte dem Gurauer Fräulein anheim, dem ganzen Quintſchen Unfug zu ſteuern, der eine Plage der Gegend ſei.

Emanuel ahnte die Gerüchte und Machenſchaften, die gegen ihn im Umlauf waren, in ihrem ganzen Umfange nicht. Sein Gefühl, in einem Verſteck von der Welt getrennt und vor ihr geborgen zu ſein, erfuhr indeſſen einige Störungen. Es war gegen Ende Februar, als ihm zum erſten Male, auf einem Gange nach Dronsdorf, Zeichen eines unter der Oberfläche ſchwelenden Volksunwillens bemerkbar wurden und zwar mitten in einer Wolke ſogenannter Kirchleute, die ihm, es war Sonntag und gegen die Mittagszeit, entgegenkam.

Es wurden ihm Schimpfworte nachgerufen, ja Hohn, Wut und Gelächter waren bald allgemein.

Als erſte hatte ein altes Weibchen hinter ihm drein gelacht. Ein Bauer im ſchwarzen Begräbnisrock und Zylinder hatte: „Achtung paßt auf“ geſchrien, mehrere Stimmen durcheinander: der „Miltzſcher Narr“ und der „Giersdorfer Heiland“ gebrüllt. Es war ein milder Vorfrühlingstag. Das Gelärm der Spatzen in den nackten und naſſen Pappeln, die in Reih und Glied die Straße begleiteten, miſchte ſich mit dem Glockengeläute der Dorfkirchen: wozu das gehäſſige Rufen der Menſchen den ſchneidendſten Mißton gab. Quintens Seele verſtummte in ſchmerzlicher Bitterkeit. Es war ein Gram ohnegleichen, der ihn anwandelte, als er das Rudel hinter ſich ließ und die Beleidigungen nochmals durchkoſtete, womit ihn die fromme Gemeinde bedacht hatte. Hatte ſich nicht ſchon einmal jemand, dem er den Frieden bringen wollte und dann gebracht hatte, der alte Scharf, als ſähe er Satan ſelber, abgewandt? und womit konnte er es verdient haben, daß ihm von jungen Burſchen heiß ins Geſicht der Name des „Gottſeibeiuns" gebrüllt wurde.

„Das iſt der Teufel! der Gottſeibeiuns! Ihr Leute, Ihr Leute, nehmt Euch in acht!" und einige Tagelöhnerweiber, die ſich beſonders hervortun wollten, wieſen mit Fingern auf ihn hin und kreiſchten: „er hat einen Pferdefuß". Es war aber damit noch nicht genug. Quint glaubte ſchon mit ſeiner Beſtürzung, mit ſeinem Gram allein und dem Pöbel entronnen zu ſein, als er von irgend etwas hinterrücks gewaltſam getroffen, für einen Augenblick die Beſinnung verlor und zu taumeln begann. Ein Triumphgejohl und andere Zeichen belehrten ihn, daß man ihm mit voller Wucht eine harte Erdſcholle, untermiſcht mit Geſtein, gleichſam zum Abſchied, nach und gegen den Nacken geſchleudert hatte.

Die Urſache dieſes Ausbruchs ſtand mit vielen unſichtbaren Gegnern Quints im Zuſammenhang: Gegnern, die zumeiſt nur durch das Andersſein Emanuels ihm erwachſen, zum Teil aber auch durch den Neid auf die Gunſt des Gurauer Fräuleins bewegt waren. Er ging indeſſen vor allem auf die eine und andere Predigt des Paſtors Beleites zurück, unter deſſen Kanzel auch jene Gemeindemitglieder ſoeben erſt das Wort Gottes genoſſen hatten, denen der Narr zu ſeiner bittren Belehrung begegnet war.

Am gleichen Tage, als Emanuel vor Marien auf ſein Erlebnis zu ſprechen kam, konnte er recht wohl merken, wie durch ſeine Erzählung ein gewiſſer, lange verſchwiegener Kummer in der Bruſt des Mädchens geweckt wurde. In ihrem Grame verriet ſie ſich. Die ſtill und reichlich fließenden Tränen, die von einigen bitter ſchmerzlichen Worten begleitet wurden, machten es Quinten plötzlich klar, daß man ihr den Umgang mit ihm zum Vorwurf gemacht hatte.

Wirklich hatte der Lehrer Krauſe, allein, und mehrere Male ſogar in Mariens Gegenwart, ſcharfe Verhöre, Emanuels wegen, zu beſtehen gehabt. Wie ein von Gewiſſensängſten gejagter Geiſt erſchien eines Tages in der Schule Bruder Nathanael und füllte das winterlich warme, behagliche Zimmer der Lehrersleute ſtundenlang, gleichſam bis an den Rand, mit ſeinen leidenſchaftlichen Reden an, in denen das Ärgernis, zu dem Emanuel Quint den Anlaß gegeben hatte, aufgebauſcht und verurteilt ward. Der Bruder ſchien von Dämonen gejagt. Der Glaube von ehemals, den er dem armen Toren entgegengebracht, die heilige Handlung der Taufe, die er an ihm vollzogen hatte: beides laſtete jetzt wie Verbrechen auf ihm! Er ſah den Jünger und Meiſter von einſt als einen von Gott Verworfenen und vom Teufel Verführten an und war überzeugt, durch allerlei angſtvolle Träume beunruhigt, der Richter der Welt, zur Rechten des Vaters, werde die Seele dieſes Verirrten von ihm fordern am jüngſten Tag.

Krauſe verſuchte ihn zu beruhigen. Nicht nur gegenüber Bruder Nathanael, ſondern auch Paſtor Beleites, ja ſogar gegenüber dem eigenen Kirchenpatron, ſtand er entſchieden bei dieſer Meinung: daß Emanuel Quint ein Menſch ohne Arg und nichts als ein ſchlichter Bekenner des Heilandes ſei.

Aber die Stimmen der Gegner, derer, die ſich in ihrem Glauben verletzt fühlen, derer, die ſich, in ihrem Standesbewußtſein gekränkt, über das „Glück“ des Narren ärgerten — und vieler anderer, mehrten ſich. Die Protektion des Gurauer Fräuleins erweckte den Neid. Man ſchreckte durchaus nicht davor zurück, ſie nicht allein unbegreiflich zu finden, ſondern man näherte die Gunſt der Dame eigner Faſſungskraft dadurch einigermaßen an, daß man Quint zum Betrüger ſtempelte.

Alle dieſe feindlichen Stimmen widerlegte und bekämpfte Lehrer Krauſe mit dem ſchlichten Freimut ſeiner Natur, immer unentwegt, mitunter gelaſſen, mitunter heftig.

Von alledem erfuhr nun Quint und ſchloß daraus, wie ſein im ganzen eingezogenes Leben, niemand zulieb, niemand zuleid, ihn vor den gehäſſigen Mächten der Welt nicht bewahren konnte. Sogar die Autorität des Gurauer Fräuleins ſchützte ſeinen ſtillen und wortkargen Wandel nicht. Das ſchöne Aſyl, das ihm die Dame bereitet hatte, erſchien ihm plötzlich von böſen, lauernden Mächten umſtellt, die er auf eine ihm ſelber nicht bewußte Art und Weiſe beleidigt hatte. Man gönnte ihm auch das andere Aſyl in der Familie des Lehrers Krauſe nicht. Hier, noch mehr als in der Familie Heidebrand, hatte Emanuel die Harmonie eines klugen und ſonnigen Chriſtentums durch Wochen und Monate eines ſchönen Herbſtes und Winters hindurch kennen gelernt. Hier war der Glaube etwas Lebendiges, das eher den blühenden Aſtern im Garten, dem Geſchmetter des Harzer Kanarienvogels im Fenſter, als einem auf Gebot des ſtrengſten Lehrers eingeprägten und hergeleierten Penſum glich. Der Lehrer Krauſe pflegte zu ſagen: jede Religion iſt falſch, die den Menſchen finſter macht. Er ſagte, man könne dem Teufel vielleicht aus Zwang, aber Gott nur aus freiem und frohem Herzen dienen. Deshalb herrſchten am Krauſeſchen Herde meiſt fröhliche Laune und Geſang. Die Liebe des Lehrers zu ſeinem Beruf war aus der Liebe zu Kindern entſtanden. Krauſe ſelbſt war ein großes Kind, deſſen luſtige Blicke und ſchalkhafte Worte von dem friſchen Behagen Zeugnis ablegten, das ihm durch die Güte Gottes ſchon hier auf Erden beſchieden war.

Obgleich nun Krauſe im weiten Umkreis bei hoch und niedrig reſpektiert wurde, fiel man ihm doch, Emanuels wegen, immer wiederum mit der Tür ins Haus. Er mußte allerlei Dinge erſahren, vor denen gleichermaßen ſeine unantaſtbare Berufstreue wie ſeine ſtarke Perſönlichkeit ihn bisher bewahrt hatten. Niemals hatte zum Beiſpiel Paſtor Beleites, der die Schulaufſicht führte — und überdies ſich mit Krauſe duzte! — bis zu dem Zeitpunkt irgend etwas zu rügen gehabt, wo er es ganz entſchieden tadelte, daß der Lehrer den gefährlichen Narren Emanuel zuweilen während des Unterrichts im Schulraum geduldet hatte. Feſt und energiſch, wie er war, hatte Krauſe der Mahnung des vorgeſetzten Duzbruders zwar ſeinen lachenden Eigenſinn gegenübergeſtellt, aber dadurch den verletzenden Strom zudringlicher Ratſchläge nicht aufgehalten. Vielmehr hatte der Paſtor den Umgang Quints und Mariens wie eine ſchwere Gefahr berührt und damit die alte Freundſchaft beinahe jählings zum Bruch gebracht, die ihn mit dem Lehrer verband.

An jenem ſchneeloſen Nachmittage im Februar, als dem Narren in Chriſto alles dieſes, durch Marien, bei einem Spaziergang über Feld, auf entlegenen Pfaden eröffnet wurde, tat er, ohne daß man ergründen konnte, was in ihm vorging, dieſe Ausſprüche: „Wenn ſie ſich jetzt ſchon an mir ärgern, wie erſt werden ſich dieſe Menſchen in der Zukunft an mir ärgern!“ Dann ſagte er: „Gott iſt bei mir und ich bin bei Gott!“ und außerdem: „ich habe gepredigt, wie Johannes und zur Buße gerufen öffentlich! Wenn ſie mich deshalb verfolgt haben, will ich nicht klagen. Daß ſie mich aber jetzt verfolgen, wo Licht und Leuchter unter dem Scheffel verborgen iſt, wer will dies deuten?“ Vor ſich hinſtarrend ſagte er mehrmals gedankenvoll: „Vergib ihnen, Herr, ſie wiſſen nicht, was ſie tun.“ Er ſeufzte mehrmals: „Schweigen heißt ſündigen.“ Dann wieder erklärte er: „es iſt Zeit“ und fügte nach mehreren Seufzern an: „des Menſchen Sohn muß ein Pilger bleiben auf dieſer Welt und der uns voranſchritt, hatte auf ihr keine bleibende Stätte, es heißt von ihm, er hatte nicht, wo er ſein Haupt hinlegte auf dieſer Welt.“

Marie Krauſe war mit Quint um die Veſperzeit in die Schule zurückgekehrt. Während Emanuel einige Bücher durchblätternd im Wohnzimmer ſaß, hatte ſie ihrem Vater berichtet, was Emanuel widerfahren war und was er geſagt hatte. Krauſe begab ſich, betroffen und erregt, ſtehenden Fußes zu Quint hinein.

In einer nun ſich entſpinnenden, durch einige Stunden währenden Ausſprache hatte Krauſe mit vielen klaren und klugen Worten Emanuel ſeine Lage den lokalen Mächten gegenüber nicht nur bis ins letzte deutlich gemacht, ſondern er war noch weiter gegangen und hatte dem Toren, als offenherziger älterer Freund, anheimgeſtellt, ob es nicht möglich ſei, erſtlich die Marotte von wegen des Geldablehnens einzuſtellen, durch die nun einmal die Leute gereizt würden. Überdies empfahl er Quinten, doch gelegentlich Sonntags einmal, und womöglich zu Paſtor Beleites, in die Kirche zu gehen. Daß er dort niemals geſehen wurde, war nämlich der hauptſächlichſte Anlaß allgemeiner Erbitterung.

Der kluge Freund und Berater traf indeſſen bei Emanuel Quint auf einen unerſchütterlich feſten Widerſtand.

Mit vieler Vorſicht, aber trotzdem mit herzlicher Dringlichkeit, verſuchte der Lehrer auf die, ſeiner Anſicht nach, ſchwächſte Seite im Weſen Emanuels einzuwirken: ein Beginnen, wozu der lange erwartete Anlaß nun endlich gekommen war. Das Mundſtück der langen Tabakspfeife bald hier, bald da zwiſchen die Zähne geklemmt, ernſte Rauchwolken aus beweglichen Nüſtern blaſend, rückte er ſein geſticktes Käppchen temperamentvoll bald gegen das rechte, bald gegen das linke Ohr und ſchien ſo in ſeiner nüchternen Friſche alles andere eher, als ein Freund von Verſtiegenheit. So war es denn auch nicht das Abenteuer mit den Kirchleuten, das ihm die ſtärkſte Beſorgnis einflößte, ja nicht einmal die hinter dem Vorgang lauernde Gegnerſchaft, ſondern es waren die abgeriſſenen Worte, die Quint gebraucht hatte.

Zum Unterſchiede von vielen frommen Leuten ſeiner Umgebung miſchte Krauſe in ſeine alltägliche Rede niemals oder ſelten ein Bibelzitat. Und auch Emanuel hatte in dieſer ganzen, ſtillen Epoche ſeines Daſeins kaum einen Anlaß dazu gefunden: und niemals in Krauſes Gegenwart. Aber nach und nach unterrichtete ſich der Lehrer unter der Hand genau von Quintens Vergangenheit und konnte ſich alſo nicht verhehlen, daß große und heilige Worte im Munde zu führen Quintens beſondere, ärgernisſtiftende, üble Gewohnheit war. Hier lag ein Keim, aus dem der Lehrer jedwede Gefahr für das ſonſt ihm ſo angenehme Weſen Quintens herleitete. Als er nun aber auf die von jenem vor Marien gebrauchten Heilandsworte zu ſprechen kam, indem er gedachte, das Gottesſchickſal des gebenedeiten Heilands der Welt von dem ſchlichten Erlebnis Quintens zu ſondern, fehlte dem ſonſt ſo gewandten Manne ſelbſt das Wort. Unter dem Blicke der großen und ruhigen Augen Quints vermochte er jenen, ſeiner Anſicht nach nötigen, ärztlichen Schnitt nicht auszuführen, wodurch er den Rückfall in eine Krankheit, die gefürchtete, ſchon beinahe überwundene Narrheit des Narren, verhüten wollte.

Sechzehntes Kapitel

Zu Anfang des Monats März erſchien in der Gärtnerei ein entſetzlicher Kerl, der einem Affen, ja einem Pudel faſt ebenſo ſehr als einem Menſchen glich. Die Gärtnerburſchen, die eben, weil die Märzſonne einen klaren Tag begann, die langen Reihen der Frühbeete lüfteten, ſchrien einander lachend an und verſpotteten ihn. Der böhmiſche Joſef fragte nach Quint und als man ihm das Haus des Obergärtners und das Giebelzimmer, das der Schützling des Gurauer Fräuleins bewohnte, gewieſen hatte, ſchritt er plumpen Ganges mit ſeinen gebogenen Beinen gegen die Eingangstür. Hier traf er auf die ſchlanke Geſtalt der bleichen Ruth Heidebrand, die er lange anſtarrte und dann ebenfalls nach Emanuel Quint fragte. Zurechtgewieſen, begab er ſich über die knarrende Stiege zu jenem hinauf.

Der böhmiſche Joſef war der vierte oder auch fünfte Bote, den die Talbrüder an Quinten geſandt hatten. Dieſer hatte den Sendlingen allen nach der Reihe ſehr beſtimmt erklärt, wie es ſeine und aller chriſtlichen Brüder Pflicht in Jeſu ſei, geduldig des kommenden Tages zu harren. Jeder, riet er, ſolle einſtweilen an ſeine ihm nach Geſtalt der Dinge zugewieſene Arbeit gehn: ein Rat, den ſie indeſſen nicht befolgt hatten.

Als nun der arme Messias designatus der Talbrüder, Quint, den Boten nach ſeinem Begehren fragte, rückte dieſer beinahe dummdreiſt trocken mit der Frage nach Quintens Geheimnis, dem Geheimnis des Reiches Gottes, heraus.

Emanuel ſah ihn an und lächelte.

Dieſes liebe, kaum merkliche Lächeln, das zuweilen um Emanuels Lippen ſpielte, war etwas, das ihm unwiderſtehlich viele Herzen gewann. Marta Schubert, die barmherzige Schweſter Hedwig Krauſe, Ruth Heidebrand und Marie Krauſe träumten davon. Dies ſtumme Lächeln, das ſo viel zu verſtehen, ſo viel zu vergeben ſchien, glich einem Frühlingsſonnenblick, der zu gleicher Zeit das Eis zerſchmilzt und die Blume zum Blühen bringt. Dies Lächeln lockte die Schar der Kinder, von denen Emanuel, wo er ſich blicken ließ, immer ſogleich umgeben war. Es war ein verführeriſches Lächeln, das auch den böhmiſchen Joſef wehrlos auf die Knie und zu einem keuchenden Handkuß zwang.

Quint wurde ernſt und anſtatt zu antworten, forſchte er den ſeltſamen Boten nach dem Leben der Brüder und nach dem Anlaß ſeiner plötzlichen Fragen aus.

Joſef ließ ſich dahin vernehmen, es ſei um dieſes Geheimniſſes willen ein großer Streit unter ihnen entbrannt. Der eine ſage: denen, die an die Sendung Quintens glaubten, ſei allbereits das Geheimnis ſchon offenbar. Denn es beſtünde eben juſt darin, daß Quint der neue Meſſias wäre! Der andere meinte, er glaube, Emanuel ſei in einem gewiſſen Betracht der wiedergekehrte Erlöſer ſelbſt, aber wer ſeine Worte, die er bei dieſer und jener Gelegenheit geſprochen habe, beherzigt hätte, der müſſe auch wiſſen, wie es noch ein letztes Geheimnis gäbe, das Emanuel Quint für ſich behielt. Beide Meinungen hatten Anhänger. Andere erklärten und wagten es zu erklären, trotz des fanatiſchen Glaubens der Brüder Scharf, es ſei überhaupt noch nicht erwieſen, ob Quint der wahre Geſalbte ſei. Dieſe Frage bedecke Quintens Geheimnis.

Die letzte Anſicht hatte einen wütenden Kampf entfacht. Der böhmiſche Joſef begann ihn nach ſeiner Art ernſthaft und pfiffig zugleich zu ſchildern. Die Brüder Scharf, er verhehlte es nicht, hatten mit raſenden Stimmen den Lärm der Streitenden überſchrien und einen Menſchen, der ſich ſo deutlich erklärt habe wie Emanuel Quint, falls er dennoch das Blut des Sohnes, den Geiſt des Vaters nicht in ſich trage, den größten Betrüger der Welt genannt.

Der arme Emanuel war ein Gottſucher. Jede andere Bemühung, jeder andere Zweck ſeines Daſeins trat hinter dieſes Suchen, dieſes Gottfinden, Gottergreifen, Gottbehalten zurück. Aber nicht mit dem Verſtande ſuchte er Gott, ſondern er ſuchte ihn mit der Liebe. Und dieſe Liebe, gleichſam in den Beſitz der Gottheit gelangt, ſtrömte nicht anders wie eine Sonne der Gnade über Brüder und Schweſtern, Kinder und Greiſe, Lahme, Taube und Blinde aus. Das göttliche Licht weckte göttliches Licht! und dann war zwiſchen Quint und dem Bruder, Quint und der Schweſter die Fremdheit wie ein Nebel zerſtört und die reine Einheit in Gott gewonnen. So ward er zu Zeiten mit Marie, zu Zeiten ſogar mit der ſomnambulen Ruth Heidebrand heimlich unter die gleiche Illumination, unter die gleiche Erleuchtung geſtellt.

Ebenſo auch mit den Brüdern Scharf und mit allen jenen mühſeligen und beladenen Menſchen, mit denen gemeinſam er ſich in irgendeiner Stunde der Andacht, auch nur ahnungsweiſe, im Bereich der göttlichen Liebe gefunden hatte.

Aber nun hob ſich mitten aus dieſer Schar eine ſchwielige Fauſt und bedrohte ihn.

Quint litt ſeit Wochen ſchlafloſe Nächte. Bis dahin hatte der ſtille Friede, das geſicherte Gleichmaß der Seßhaftigkeit, hatten gewiſſe Annehmlichkeiten des Lebens ihn in eine Art harmoniſcher Ruhe eingelullt. Sie hatten auch die Leidenſchaft ſeines Gotterlebens vermindert. Eben aus dieſem und keinem anderen Grunde ſtand er bei allen, die ihn damals gekannt hatten, ſpäter in angenehmſter Erinnerung. Denn er näherte ſich, außer durch den Äther des Göttlichen, ſeinen Mitmenſchen eigentlich nicht: weder dadurch, daß er etwa eigene, perſönliche Angelegenheiten zur Sprache brachte, noch etwa an ſolchen Geſchicken anderer Anteil nahm. Naturen wie Marie Krauſe ſchien dieſe perſönliche Unnahbarkeit des Sonderlings gerade etwas wie göttliche Nähe zu ſein.

Aus dieſem Halbſchlaf war nun Emanuel gleichſam durch eine Folge von harten Schlägen gegen die Tür ſeines Hauſes erweckt worden. Ein Nebel zerriß und er fand ſich mit ſeiner Liebe und Gott im Herzen, nackt, den Forderungen ſeiner leidenden Brüder und Schweſtern, dem unbarmherzigen Haß der Welt und dem gebietenden Ruf ſeines eigenen Gewiſſens oder auch Dämons gegenübergeſtellt.

Das Wort Betrüger erſchütterte ihn, obgleich er ſich von irgendeiner Schuld des Betruges vollkommen frei fühlte. Ja es ſtieg in ihm eine Wallung jäher Entrüſtung auf, die aber gleich darauf in Verſöhnung endete. Dieſe Menſchen irrten, waren betört, aber ſie hatten mit der gleichen Leidenſchaft wie er ſelber Chriſtum geſucht und ſo blieb er ihnen in Chriſto verbunden.

Er fühlte wohl den Bann der Gefahr ihrer Zähigkeit. Die Gebrüder Martin und Anton Scharf liefen wie die Leithunde einer nach Erlöſung lechzenden Meute hinter ihm her. Seit ſie auf dem Markt der kleinen Stadt, wo er ſeine erſte Bußpredigt hielt, ſeine Spur aufgenommen hatten, ließen ſie ſeine Fährte nicht los und folgten ihm über Flüſſe und Abgründe. Dennoch ſah er ſie nicht als jagende Raubtiere, ſondern mehr als gehetzte Schafe einer verirrten Herde an und war ihnen, wie geſagt, mehr in Kameradſchaft und Liebe in hirtenhafter Verantwortlichkeit als durch Furcht verbunden.

Immerhin erlebte der arme Deſignatus ſchon jetzt und bei der Erzählung des böhmiſchen Joſef das kurze Entſetzen eines ahndevollen Augenblicks: eines Augenblicks, wo er ſich ſelbſt als das Wild fühlte, das mehr und mehr von unbarmherzigen Jägern umgeben war. Er ſpürte die unſichtbaren Feinde, die ſich um ſeine Stätte ſammelten. Oder waren es Richter und hatte er irgendeine Schuld abzutragen an die Welt?

Nein! Er hatte ſich höchſtens ſchuldbewußt gegen Gott empfunden, bevor ſeine Rechnung mit ihm durch Jeſum, den Mittler, beglichen wurde. Durch Jeſum, der in ihm, ja der ſeine Seele war.

„Nicht ich lebe, ſondern Chriſtus lebet in mir," dieſes apoſtoliſche Wort war ihm zur eigenen Natur geworden.

Doch leider aus dieſer Wiedergeburt ſtieg, wie der Keim aus dem Mutterboden, das traurige Schickſal des Toren hervor.

Ich habe die myſtiſche Hochzeit gefeiert, ſagte er ſich und der Traum im Kerker, wo der Heiland in ihn hineingegangen war, ſtand täglich vor ihm, mit der Kraft einer Wirklichkeit. Bin ich Jeſus, ſo trage ich ſeine Verantwortung. Ich bin Jeſus und trage ſie, ſchloß er weiter. Die Talbrüder, die mich den Heiland nennen und die ſeine Werke von mir fordern, haben in dieſem Sinne recht. Man könnte ſagen, daß ſich das Heilandsbewußtſein Quintens in dem Maße vergröberte, als er genötigt war, es den rohen und grellen Forderungen der niederen Bedürftigkeit ſeiner Gemeinde anzupaſſen.

Die Unterredung zwiſchen Quint und Joſef, der übrigens Ruth Heidebrand hinter der Tür zur Dachkammer, wo die Blumenzwiebeln aufbewahrt wurden, gelauſcht hatte, wäre nun wohl mit Quintens gelaſſenen Worten geſchloſſen geweſen, durch die er die Brüder, ohne die Frage nach dem Geheimnis zu beantworten, grüßte und zur Geduld ermahnen ließ; aber der böhmiſche Joſef fing nach einigem Zögern aufs neue zu reden an, immer weiter und weiter ausholend, bis ein höchſt ſonderbarer Bericht zutage kam, deſſen Schluß Emanuel Quint, entrüſtet von ſeinem Sitze aufſpringend, durch einen Schlag auf den Tiſch begleitete.

Nie hatte Ruth, die an der Türſpalte das Antlitz des Narren in Chriſto beobachten konnte, ihren Abgott im Zorne, geſchweige in einem ſo heiligen Zorne wie jetzt, geſehen.

„Man ſoll nicht neuen Wein in alte Schläuche füllen wollen,“ rief Emanuel. Und mit einer mehr gewöhnlichen, gar nicht bibliſch gezirkelten Redeweiſe ſagte er heftig etwa dies.

„Geh und ſage den Brüdern: was ſie da treiben, iſt Unfug, aber nicht Gottesdienſt. Sage ihnen, der Heiland iſt in Gott und Gott in ihm und erkläre ihnen, wie er weder zur Rechten Gottes noch Gottvater zu ſeiner Linken ſitzt. Wenn ſie ſich um den Vorrang im himmliſchen Reiche ſtreiten wollen, ſo iſt es das gleiche, als wenn ſich die Kriegsknechte ſtreiten oder würfeln um die Kleider des toten Chriſtus am Kreuz. So lüfte ich mein Geheimnis, Ihr verwilderten Knechte der Gier! Ihr hölliſch Wahnwitzigen. Habt Ihr des Menſchen Sohn zum Richter am jüngſten Tage gemacht, ſo ſeid Ihr ſelbſt zu Verbrechern geworden! Habt Ihr ihn zu einem König mit Zepter und Schwert und zum Herrn der Erde gemacht, ſo habt Ihr ihm eine blutige Narrenkrone aufgeſetzt, und ihn als König der Himmel entthront!

Ihr Narren und Narrenknechte, dient Ihr um Lohn? So zieht den Pflug und freßt Euer Futter! Wollt Ihr Euch Schätze ſammeln, Gold und reiche Kleider verdienen, ſo geht und dient dem Mammon, nicht Gott! Was wollt Ihr mit Euren tauſend irdiſchen Jahren, dieſem einen kurzen Tag vor Gott? Freſſen, ſaufen, huren, bei Tafel obenanſitzen, verfluchen, verdammen, Bluturteil ſprechen, zitterndes Lob ſingen einem ſchrecklichen Adonai, deſſen Linke Euch ſtreichelt, deſſen Rechte Eure Brüder, Schweſtern, Väter und Mütter Myriaden um Myriaden aus den Gräbern reißt, lebendig macht und in den hölliſchen Abgrund ſchleudert? Giert Ihr nach dieſen tauſend Jahren mehr als nach dem Leben in Jeſu Chriſto von Ewigkeit zu Ewigkeit? Und wehe, wenn Euch das Himmelreich nichts weiter als ein erquickender Trunk für die brennende Glut Eurer Rachſucht iſt. Sage den Brüdern, im Himmel werden die Letzten ſoviel wie die Erſten, die Erſten ſoviel wie die Letzten ſein."

Es war der erſte Gedanke Quints, die zudringlich lächerliche Gefolgſchaft dieſer Talbrüder abzuſchütteln, die ihn zum Gegenſtand eines ſchreienden Aberglaubens gemacht hatte. Gleich darauf aber reute es ihn und jene Stimme, die es ihm eben geraten hatte, wurde zwar als eine Mahnung geſunder Vernunft erkannt, aber doch wurde ihr Schweigen geboten: im Namen deſſen, wie Emanuel meinte, der ganz Mitleid, ganz Liebe und der Inbegriff göttlicher Weisheit iſt.

Und dieſer, nämlich der Wille des Heilands ſelbſt, befahl Emanuel, noch am gleichen Abend den Weg zu den Talbrüdern anzutreten.

Er ſchickte den böhmiſchen Joſef voraus, damit er ihn in der Talmühle anmelde. Er ſelber verließ die Gärtnerei, ohne von jemand Abſchied zu nehmen, bei nachtſchlafener Zeit. Seine Seele in dieſer Stunde war wehmütig. Obgleich er wiederzukehren gedachte und auch nach einigen Tagen wiederkam in das Gärtnerhaus, fühlte er doch den nahen Abſchied für immer ſchon heut im Herzen. Mit leiſen Schritten trat er, nicht ohne vorher an der Schlafkammertür der kleinen Ruth gezögert zu haben, in die einſame Klarheit des Mondes hinaus. Aber er fühlte, trotzdem er auch an dem Mauerpförtchen des Parkes noch einmal gedankenvoll ſtehen blieb, daß ſeines Bleibens in dieſem Garten nicht länger war, wohin man ihn, wie einen Baum, aus ſteinichtem Boden verpflanzt hatte.

Anfänglich ward ihm traurig, aber ſchon auf der Landſtraße hinter dem Park ward ihm entſchloſſen und frei zumut und er hatte nicht nur erkannt, was er hinter ſich ließ, ſondern auch, was er vor ſich hatte. Emanuel Quintens Bruſt war voll Dankbarkeit. Er erkannte die Güte des Gurauer Fräuleins, der Krauſes, der Heidebrands und aller derer, die ihm den Zugang in das Bereich einer höher geſitteten Lebensführung eröffnet hatten: dennoch ging er jetzt mit einem feſteren, freieren Schritt ſeine Straße dahin, als jemals ſeit Monaten.

Er handelte wieder unter eigner Verantwortung. Er trat die, allen gemeinſame, Muttererde und hatte den, allen gemeinſamen, Raum des Himmels über ſich. Er genoß kein Aſyl, er genoß kein Almoſen. Alle die ſanften Feſſeln und Rückſichten, die ihn im Laufe des Herbſtes und Winters heimlich immer dichter und feſter umſtrickt hatten, fielen nun plötzlich von ihm ab. Es war ihm zumute, als ob der Gaſt, Freund, König und Gott ſeines Innern nun erſt wieder in einer ſeiner würdigen, weiten, geräumigen Wohnung wäre.

Er ſelbſt ſchritt dahin wie Gott.

Emanuels Weſen war im Göttlichen demütig. Allein es gibt einen hohen Stolz der Berufung, der ihn jetzt mit neuer Stärke erfüllte und der mit göttlicher Demut vereinbar iſt. Er fühlte wohl, die laue Güte der im Kreiſe des Gurauer Fräuleins gewonnenen Freunde hatte ihn aus der feurig ſtrömenden Bahn ſeines Daſeins in ein ſtilles, kühles, ſtehendes, ſeichtes Waſſer hineingezogen, wo weder Strudel noch Tiefe und alſo auch keine Gefahr des Ertrinkens iſt. Alle dieſe Leute, bieder und rechtſchaffen, übten an ihm, wie ſie meinten, die anbefohlene Chriſtenpflicht der Barmherzigkeit, dabei ſelbſt nicht ahnend, wie ſie es nach Emanuels Anſicht nur unter der Bedingung oder wenigſtens nur in der Hoffnung getan hatten, daß er Jeſum Chriſtum verleugne.

Er ſchwenkte die Arme, er hieb, als wenn er wie Petrus das Schwert des Malchus in der Fauſt hielte, durch die Luft. Faſt liebte er nun, im heiligen Zorn ſeines ſeltſamen Gottesſtreitertums, mehr jene Feinde, die ihn aus ſeinem Aſyl verjagten, als die Freunde, die es ihm bereitet hatten und die ihn darin behalten wollten.

Den Talbrüdern drohte ein Strafgericht. Aber der Irrtum, den Quint in dieſen armen Leuten vernichten wollte, erhöhte ihn. Sie hingen an ihm mit ihrem ganzen, törichten Glauben, mit ihrer ganzen törichten Hoffnung, mit allen ihren törichten Wünſchen und mit einer wilden und blinden Leidenſchaft. Die hinter ihm blieben, die er im Rücken ließ, duldeten ihn. Es iſt ein anderes, aus gutem Herzen geduldet zu werden, oder, wenn auch in Einfältigkeit und Torheit, erſehnt, geliebt, ja vergöttert zu ſein.

Freilich hatte der Narr von alledem keine Vorſtellung, was ſich mittlerweile in den Zuſammenkünften der Talmühle ereignet hatte.

Hier herrſchte die ärgſte Verwilderung.

Mit Kommen und Gehen, Hoffen und Harren, mit Beten und Singen, mit Brotbrechen und „Trinken des heiligen Blutes Jeſu", wie ſie ſagten, hatten ſie den Winter in der Mühle des

Müllers Straube zugebracht. Dieſer, ein Mann, wie geſagt, deſſen ſchweigſames Weſen nicht leicht zu durchſchauen war, ſchien ſich nicht übel dabei zu ſtehen, obgleich er vielleicht auch ſonſt, mit dem Zug ins Abenteuerliche, der ihm eigen war, den Talbrüdern die Tür ſeiner verfallenen und entlegenen Mühle geöffnet hätte.

Dibiez, der entlaufene Leutnant der Heilsarmee, hatte nach und nach von den orgiaſtiſchen Andachtsübungen ſeiner Sekte dieſes und jenes bei den Talbrüdern eingeführt, die ſich übrigens, nach dem Vorſchlage Anton Scharfs und nach der Epiſtel an die Epheſer, die Gemeinſchaft des Geheimniſſes nannten.

Die Entartung, wie ſie nach und nach in den Verſammlungen um ſich griff, wurde zum Teil durch das Tamburin und die Davidsharfe der Heilsarmee und mehr noch durch den geheimbündleriſchen Zug der Gemeinſchaft verurſacht. Dem romantiſchen Trieb zur Bildung geheimer Vereinigungen gaben Evangelien und Apoſtelgeſchichte von jeher Vorwände in Fülle an die Hand. Der in der Menge Verlorene ſondert ſich gern im Geheimnis von ihr, wobei er ſich ſelbſt als einen Wiſſenden fühlen kann, die Maſſe der anderen als die Unwiſſenden. Er wird eine Kunde, wird ein Kundiger und mit einer größeren oder geringeren Zahl von Genoſſen erachtet er ſich und darf ſich erachten als berufen und auserwählt: wo er doch ſonſt, ein Tropfen im Meer, nur als ein Geringer und, nach ſeinem geringen Verdienſt, unbeachtet dahinzuleben gezwungen wäre. Schon Kinder, die ein Geheimnis gemeinſam haben, gewinnen damit ein Gefühl von beſonderer Wichtigkeit. Durch Dibiez war es auch üblich geworden, in den Verſammlungen laut zu beichten und dabei Zeugnis abzulegen für die Erleuchtung durch die Gnade Jeſu Chriſti, deren man gewürdigt worden war. Aber dieſe ziemlichen flachen und etwas mechaniſchen Betätigungen religiöſer Erweckung, wie ſie bei gewiſſen Sekten ſeit Jahrhunderten üblich ſind und noch jetzt im Schwange gehen im großen Lager der Heilsarmee, wurden bald von anderen Bekundungen eruptiven Wahnſinns verdrängt und in Schatten geſtellt.

Die Brüder und Schweſtern ſprachen „in Zungen“.

Auf dieſem Gebiet zeigte ſich Schneider Schwabe beſonders als großer Matador vor dem Herrn. Er war es, der unter allen zuerſt eines Tages weisſagte und ebenſo den apokalyptiſchen Ton, die apokalyptiſche Raſerei und Phantaſterei in die Gemeinde der Heiligen einführte. Er zuerſt hatte überdies ſich ſelbſt, die Gebrüder Scharf, den Weber Schubert im apoſtoliſchen Geiſte, wie er meinte, Heilige genannt. Je mehr ſich dieſes Bewußtſein der Heiligkeit und des Auserwähltſeins bei Sprechern und Hörern der kleinen Gemeinde befeſtigte, um ſo maßloſer wuchs der Schwärmergeiſt ihrer frommen Übungen an.

Wer dieſe Menſchen früher gekannt hätte, als ſie noch gedrückt und ſchweigſam unter dem Joche täglicher Mühe und Not dem Erwerb ihrer kümmerlichen Nahrung und Notdurft nachgingen, würde bei ihrem jetzigen Anblick über die unerhörte Wandelbarkeit der Menſchennatur belehrt worden ſein. Der Schneider Schwabe, früher ein Bild betulicher Schüchternheit, war jetzt und an dieſem Ort ein Geiſt von gebietendem Range geworden. Gewiſſe Verzückungen, denen er, wie geſagt, angeſichts der Gemeinde als erſter anheimgefallen war, hatten ihn einſtweilen beinahe zum unbeſtrittenen Führer des Kreiſes gemacht. Er eröffnete auf der Tenne des Müllers ſeine Andachten immer nur mit den gleichen Worten: „Stille! Stille! Volk des Herrn! Da, wo ſein Wort verkündigt wird, iſt er gegenwärtig! Ruhe! Gott iſt gegenwärtig!“ Und in ähnlichem Tone ging es fort. Man kann ſich denken, daß im Klange der Stimme des Heroldes Gottes von der ſcheuen Beſcheidenheit des ehemaligen armen Schmugglers nichts mehr zu merken war.

Wenn die Brüder nicht beteten oder Verſammlungen abhielten oder ſchliefen, ſo ſtritten ſie über dem bibliſchen Gotteswort und man wird ſich nicht wundern, wenn ſich an den Texten der Evangelien, der Apoſtelgeſchichte und der Epiſteln ihre harten und groben Köpfe nur mehr und mehr verwirrten, ſelbſt wenn man die Offenbarung Sankt Johannis und die Schriften des Alten Teſtaments nicht in Rechnung zieht. Viele Worte, die aus den lodernden Seelen der Apoſtel ſtammten, richteten in den qualmenden Häuptern dieſer Unmündigen ſchlimme Verwüſtungen an.

Die mehr und mehr gefährliche Narrheit der Brüder gewann an Sicherheit, als der böhmiſche Joſeph eines Tages, den dicken Finger unter der Zeile, das Wort buchſtabiert hatte: „Wer will die Auserwählten Gottes beſchuldigen? Gott iſt hier, der da gerecht macht.“ Ein anderer hatte zur Not dieſe Zeilen aufgefaßt: „So iſt nun nichts Verdammliches an denen, die in Chriſto Jeſu ſind.“ Ein dritter ähnliches. Endlich ſchlug dieſen übelberatenen, plötzlich in die üppigen Freuden des tauſendjährigen Reiches aufbegehrenden Hungerleidern alles und alles zum Schlimmen aus: ihre Hoffnungen wurden eine ſtarre, unbewegliche Einbildung. Das Liebesgebot der Schrift trat aus dem allzugeringen Bereich, das in ihrem Weſen dem Geiſtigen übrigbehalten war, in die Tiernatur ihrer Leiber aus, deren eingeſchläferte Triebe es aufreizte. Das ängſtliche Harren und die Sehnſucht der Kreatur nach Erlöſung ward in einen glühenden Durſt, ward in ein Fieber der Gier, in eine unſtillbare Sucht verwandelt, die einer verzehrenden Krankheit glich.

Und eines Nachts, nachdem man viele, lange Stunden hindurch Himmel und Hölle, ewige Seligkeit, Sünde, Strafe, Gnade, Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geiſt, das neue Zion und das jüngſte Gericht in Bewegung geſetzt hatte, artete alles in einen böſen, ja ſchrecklichen Paroxysmus aus.

Erſcheinungen, Umgehen von Geſpenſtern, Manifeſtationen Verſtorbener, Klopfgeiſter, hatte der Seuchenherd der Talmühle längſt zur Genüge ausgeheckt. Was nun hinzutrat, war der Ausbruch einer phyſiſchen Krankheitsform von der Art, wie ſie in den glaubenseifrigen Zeiten des Mittelalters oft epidemiſch geweſen ſind. Es nahm ſeinen Anfang mit dieſem Ereignis.

Ein ſtarkes, blondes Bauernmädchen von achtzehn Jahren, die den Namen Thereſe Katzmarek trug, begann plötzlich in der Zerknirſchung, unter dem Eindruck glühender Zurufe, wunderlich ihren Kopf zu ſchütteln, anfangs langſam, ſpäter mit einer ſolchen unaufhaltſamen Schnelligkeit, daß viele der bäuriſchen Brüder und Schweſtern es merken mußten, wo ſie denn ihre Andacht unterbrachen, um dieſem ſonderbaren Betragen des Mädchens womöglich Einhalt zu tun. Aber da war durchaus kein Halt. Anruf, ja, ſelbſt der ſchraubſtockartige Griff von ſchwieligen Bauernfäuſten, fruchtete nicht. Der Kopf der Thereſe Katzmarek bewegte ſich. Das wiederbefreite, unſchuldig kindlich hübſche Mädchenhaupt flog, krampfhaft geworfen, hin und her, das ſtarke Kinn von Schulter zu Schulter, und zwar ſo ſchnell, daß der Blick nicht folgen konnte, und der Eindruck für das Auge verwirrend war. Der arme Kopf ſchien ein Weſen für ſich geworden zu ſein, eine Art gefangenen Vogels, der ſich aus einer Schlinge loswürgen wollte; genau ſo, ſchien es, wollte hier der Kopf unter jeder Bedingung vom Körper los. Natürlich entſtand eine allgemeine Aufmerkſamkeit und damit eine allgemeine Stille. In dieſer Stille nahm ſich der hilflos geſchleuderte Kopf des armen Kindes, verbunden mit dem Geräuſch, das er machte, noch grauenerregender aus. Erſt klatſchte der Zopf ihr um Bruſt und Schultern; als die Bewegung wilder wurde, peitſchte das aufgelöſte Haar ihr ziſchend ums Geſicht. Der offene Mund, die ſtarr geöffneten Augen des Mädchens, ſahen in ihrem entſetzten Staunen unendlich rührend aus. Es ſchien keine Rettung. Es war jeden Augenblick, als müſſe die Verbindung zwiſchen dem vollen, knirſchenden Hals des Mädchens und dem Rumpf nun endlich zerriſſen ſein.

In dieſem Augenblick fing es an einer anderen Stelle der von drei oder vier Laternen beleuchteten Tenne zu rumoren an. Alles wandte ſich nach der anderen Seite, wo allbereits das bleiche, faltige Haupt eines alten Weibchens in gleicher Weiſe ſich toll und wild zu gebärden begann. Kaum hatte man ſie ins Auge gefaßt, ſo ward eine dritte zur Erde geworfen: die Frau eines Ziegelſtreichers, die ſelber das gleiche Handwerk ausübte, in einer Ziegelei der Nachbarſchaft. Sie bog ſich, lallte, ſprang auf eine eigentümliche Weiſe ſchnellend, wie ein großer Fiſch, der ins Trockene geraten iſt. Als dieſe drei Opfer des langen Wachens, Betens, Singens, der Selbſtanklage, der Zerknirſchung und jeder erdenklichen, himmliſchen, ſowie hölliſchen, beſeligenden oder angſtvollen Einbildung gefallen waren, hub ſich ein allgemeines Schreckensgeſchrei, das durch den unwillkürlichen Ruf einer einzelnen Stimme einen verheerenden Sinn gewann.

Dieſe Stimme ſchrie, das Ende der Welt und der jüngſte Tag ſeien angebrochen.

Jetzt war in dieſer Verſammlung nicht einer, den langen dunkelhaarigen Müller Straube ausgenommen, der nicht von der gleichen ſinnloſen Raſerei ergriffen ward. Die Nacht war finſter. Die Bäume rauſchten. Die Zahl der ſich Wälzenden mehrte ſich, andere rannten, einander das leere Gebälk der Scheune weiſend, gegen die großen Tore und kleinen Pförtchen der Scheunentenne, drängten ins Freie und, wie durch ein Schlupfloch, ein und aus.

Von denen aber, die ins Freie gelangt waren, horchten einige, ob ſie nicht durch das Ohr die erſten Laute des nahenden Welt- und Strafgerichts erhaſchen könnten. Andere fielen erſt hier zur Erde und ſchrieen, indem ſie gen Himmel wieſen, ſie ſähen dort, auf Thronen, von Engeln umgeben, über Wolken, Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geiſt. Man ſtieg auf Bäume. Die Kinder weinten. Martin und Anton Scharf wateten, um irgend etwas genauer zu ſehen, bis übers Knie in den dunkel gurgelnden Mühlbach hinein.

Wer wüßte nicht, in welchem Umfang allein die Nacht die Dämonen im Innern der Menſchen entfeſſeln kann und wie dagegen die ſchöne Klarheit der Sonne die Abgründe deckt und die Seele zu Licht und Ordnung verklärt. Was in dieſen Minuten des allgemeinen Taumels geſchah, das hätte der Tag nie zugelaſſen. Man denke, wie das Bindemittel aller Gemeinden in Jeſu Chriſto die Liebe iſt. Wie Paulus ſagt, wird eine Mauer oder Wand zwiſchen Menſch und Menſch durch den Namen des Heilands hinweggenommen. Man erkennt die Gefahr, die mit dem Niederreißen von dergleichen Mauern gegeben iſt. Weh aber, wenn außerdem, durch Unberufene, apoſtoliſche Worte wie dieſe gepredigt wurden: „daß jedermann allein durch den Glauben gerecht werde, daß der Glaube Berge verſetzte und daß dem Gerechten kein Geſetz gegeben iſt.“

Kurz, die Angſt, das Entſetzen, der Jubel, die Raſerei brachte viele dazu, daß ſie ſich, Hilfe flehend, oder nicht wiſſend, was ſie taten, umklammerten, andere fielen einander in die Arme und küßten und herzten ſich. Im kleinen Gemüſegärtchen des Müllers ſah man, beleuchtet von einem ſchwachen Lichtſchein, der durch ein Fenſter fiel, einen Bruder und eine Schweſter ſich miteinander im Tanze drehen. Frauen, oder war es immer dieſelbe Frau? rannten, mit fliegenden Haaren und Röcken, geſpenſterhaft ſuchend, um das Mühlgebäude herum und einige, die ſich aus irgendeinem Grund im Sturm der Nerven das grobe Hemd von den Schultern, den Rock von den Lenden geriſſen hatten, rannten, vielleicht in irgendeinem paſſiven Opferdrang, ſplitterfaſernackt über die Böſchung hinauf und ins Feld hinein. Hier ſpukte wohl irgendeine Idee aus dem Gleichnis der törichten und klugen Jungfrauen und des himmliſchen Bräutigams. Man muß nun ſagen, daß durch die Liſt des böſen Feindes hier der himmliſche Bräutigam in einigen Fällen durch einen ebenfalls orgiaſtiſch verwirrten Bruder erſetzt wurde.

Der Müller Straube nahm ſich der wiederberuhigten Thereſe Katzmarek an. Der böhmiſche Joſef ſchlich ſchweigend herum, mit glühenden Augen und was er im Dunkel und in der Verwirrung alles verrichtet hatte, wußte man nicht.

Religiöſe Orgien dieſer Art wiederholten ſich. Gerüchte davon, die langſam durchſickerten, waren eines Tags auch zu Nathanael Schwarz gelangt. Der Unfug machte ihm ſchlafloſe Nächte. Endlich hatte er den Entſchluß gefaßt, und zwar trotz der Gefahr, die er lief, mit ſeinem ehrlichen Namen in das läſterliche Treiben verwickelt zu werden, perſönlich zum Rechten zu ſehn und womöglich dem Ärgernis zu ſteuern. So nahm er denn eines Abends, nachdem der verrückte Schneider Schwabe eine Menge illuminierten Unſinns gepredigt hatte, am Rednertiſche in der Scheune der Talmühle ſeine Stelle ein.

Was er vorbrachte, würde unzweifelhaft eine im ganzen heilſame Wirkung getan haben, beſonders hatte er auf die Scharfs, die durch Quintens Abweſenheit und durch das Treiben der Brüder beunruhigt waren, mit ſeinen Mahnungen, ſeinen Warnungen, ſeinen heftigen Apoſtrophen, ja ſtarken Drohungen einen beinahe befreienden Eindruck gemacht. Leider ließ ſich der Bruder verleiten, den Nerv der Torheit der Talbrüder anzutaſten, wodurch er ihre Verrücktheit, der er, ganz gegen ſeine Abſicht, nur Nahrung gegeben hatte, zu ſeinem Entſetzen, in ihrer ganzen nackten Gewalt, zu ſchmecken bekam.

„Ich habe,“ ſagte er, „Euren Emanuel Quint gekannt, wahrſcheinlich bevor irgend jemand von Euch etwas von ihm erfahren hatte.“ Und nun malte er ſeinen Hörern aus, wie dieſer Emanuel leider, nach Ausſage ſeines Vaters und ſeiner Mutter ſogar, nicht nur nach dem Zeugnis vieler gewichtiger Leute, von Jugend an, gelinde geſagt, in die Irre gegangen ſei. Er wollte dann, wie er ſagte, die Gläubigen dieſes Kreiſes nicht ſchelten, wenn ſie der Täuſchung verfallen wären, in Emanuel einen begnadeten Diener am Wort zu ſehen: er ſelber, Nathanael, ſei durch ein gewiſſes ſchlichtes und ſanftmütiges Weſen des falſchen Propheten faſt ebenſoſehr wie ſie getäuſcht worden. Er ſetzte hinzu: er ſei ſogar eine Sünde, die er an ſich ſelbſt und Emanuel Quint begangen habe, zu beichten bereit, um deretwillen er von Gott ſchon mit vielen heißen Gebeten Vergebung erfleht habe. Dann fügte er einen treuen Bericht von dem Morgengange mit Emanuel und von dem Vorgange am Bache ein, der ja in der Tat beinahe einer Taufe geglichen hatte. Er behauptete, daß eigentlich e durch Emanuel zu dieſer ihm unbegreiflichen Aufwallung verführt worden ſei. Dagegen wollte er freimütig zugeben, wie dieſe Taufe, nicht im rechten Sinne erteilt, noch weniger im rechten Sinne empfangen, Emanuel zum Verhängnis geworden wäre. So wolle er auch ſeinen Teil der Schuld an dem Ärgernis, da der Tor gegeben habe, hiermit eingeſtehn. Denn ſchwerlich hätte ſich ſonſt der Ärgernisſtifter in ſeinem läſterlich überheblichen Wandel durch irgend etwas ſo ſicher beſtätigt gefühlt.

Als der letzte Laut dieſer Worte nur gerade eben verklungen war, erhob ſich ein Gemurmel des Unwillens und zugleich di Stimme eines Handelsmannes und Lumpenſammlers, der ſi Quintens Gemeinde erſt in Giersdorf angeſchloſſen hatte un bei dem Überfall zugegen geweſen und zu Schaden gekommen war. Dieſer Menſch war über die Fünfzig, durch zahlloſe kleine Schachergeſchäfte profitwütig gemacht und im übrigen bleich un zuſammengeſchrumpft. In ſeinen Blicken lag der fieberhafte Glan eines inneren Leidens, im übrigen aber ängſtliche Ungeduld un irgend eine verzweifelte Gier. Es iſt erſtaunlich, bis zu welchen

Grade der hypochondriſche Menſch, wenn er ſich gleich nur durch bitteren Fron vor bitterem Mangel einigermaßen ſchützen kann, am Leben hängt und das Ende fürchtet. Es iſt Todesangſt, die den Menſchen nach der Phantasmagorie des ewigen Lebens greifen läßt. Feigheit iſt es, die immer wieder naive Naturen Quackſalbern Leibes und der Seele in die Garne treibt.

Dieſer Lumpenſammler hatte nach den Illuſionen und Mythen, die ſich um Quinten gebildet hatten, mit verzweifelter Hand gegriffen, dem Ertrinkenden gleich, der den Strohhalm ergreift.

Er ſchrie, daß Quint entweder das, was er ſich ſelbſt genannt habe, oder der größte Schurke, der größte Betrüger ſei, der je und je auf Erden gelebt habe. Aber er kehrte ſogleich ſeine Waffe um, wandte ſie gegen den Wanderbruder und fiel ihn an mit einer ſo leidenſchaftlichen Wut, mit einem ſo wilden Strom von Worten, daß alle, die zugegen waren, nicht zuletzt den Betroffenen, ein Grauſen befiel.

So wurde Bruder Nathanael der Reihe nach Lügner, Verräter, Satans Apoſtel und zuletzt ſogar Judas genannt, und dieſes Wort fiel, einem zündenden Funken gleich, in ein Pulverfaß und brachte ſomit eine Wirkung hervor, der ſich Bruder Nathanael nur durch ſchnellen Rückzug und Flucht zu entziehen vermochte.

Der Beſuch und die Flucht des Bruders Nathanael, der Judasruf und das Wort vom Betrüger, das von dem tobenden Lumpenſammler gebraucht worden war: dies alles hatte doch, trotzdem ſich die Atmoſphäre allgemeiner Verrücktheit täglich verdickte, jene Diskuſſion der tonangebenden Gläubigen über Quintens Sendung zur Folge gehabt und eben die Botſchaft, die man durch den böhmiſchen Joſef an Emanuel hatte gelangen laſſen.

Seit der böhmiſche Joſef mit dem Beſcheid, Emanuel werde ſelber kommen, bei den „Talbrüdern" oder in der „Gemeinſchaft des Geheimniſſes" eingetroffen war, nahm die Aufregung dieſes Kreiſes natürlich wiederum die ſeltſamſten Formen an. Man weinte. Der Jubel ſchlug hohe Wellen. Man grüßte einander mit den Worten: „Gelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn". Man erzählte einander Quintens „Wunder". Man ging die Ereigniſſe ſeines Wandels ſeit der Predigt auf dem Markt der Kreisſtadt in phantaſtiſcher Weiſe nochmals durch, alles wiederum glorifizierend. Es wurde dabei eine geradezu erſchreckliche Summe verrückter Einbildungen zutage gebracht. Die Scharfs erklärten, ſie fühlten ſein Nahen körperlich. Weiber und einige Mädchen, die ſich ein wenig von der ſtundenlang Kyrie Eleiſon und Halleluja ſingenden, etwa aus fünfzig Perſonen beſtehenden Menge entfernt hatten, kamen atemlos ſchreiend zurückgelaufen, die eine hier, die andere dort, und ſchwuren, ſie hätten den Heiland — die eine über die Wieſe, die andere über den Acker hinter dem Mühlwäldchen, die dritte über den Bach heranſchweben geſehen.

Soweit der böhmiſche Joſef Quintens ſtrafende Äußerungen verſtanden hatte, wurden ſie dem engeren Kreiſe der Brüder, zu dem außer den Scharfs Schneider Schwabe, Schubert, Krezig, der choleriſche Handelsmann, der Müller und noch einige andere gehörten, in der Mühlſtube überbracht. So erfuhren die angſtvoll und gierig lauſchenden zwar, wie ihr Idol über irgend etwas, worin ſie gefehlt hatten, entrüſtet geweſen wäre, aber ſie wurden doch durch die Schilderungen des böhmiſchen Joſef im Ganzen ihres tollen Glaubens noch ſichrer gemacht.

Siebzehntes Kapitel

Um neun Uhr des Abends, als man dem Narren in Chriſto ſehr viele Male vergeblich entgegengezogen war, kam endlich Marta Schubert gelaufen und richtete mit dem unzweideutigen

Ruf: er kommt! zunächſt die ärgſte Verwirrung an. Sie erklärte den Scharfs, ſie erklärte dem Vater, ſie erklärte es viele Male dieſem und dem, Emanuel käme den Feldweg, der hinten über das Brückchen führt, in den Mühlhof herein.

Als nun nach einigen bangen Minuten die allgemeine Erregung verſtummte und, unter dem Schweigen einer Erwartung, die das Herz eines jeden faſt ſtillſtehen machte, eine dunkle Geſtalt in den offenen Torweg der Mühle trat und dann in jenem Bereich des Gewölbes erſchien, der durch das vorn einfallende Mondlicht erleuchtet wurde, kam für Quinten ſelbſt und alle übrigen ein ebenſo verhängnisvoller, wie erſchütternder Augenblick. Quint — und er war es! — langſam und forſchend näher tretend, ſah, wie eine ſchweigende Menge mitten im Hof, einige die Stirn auf der Erde, einige das Geſicht im Mondſchein emporgerichtet, einige weinend, andere mit Beben Gebete murmelnd ... wie eine Menge vom Wahnwitz betörter Menſchen, ſag ich, reihenweis, mit gefalteten Händen, vor ihm auf den Knien lag.

Sogar der Müller Straube erklärte — dem ſonſt in Sachen des Glaubens wenig zu trauen war und der ſich dazu auch wenig äußerte — er habe, bei dieſer Ankunft Quints, vergeblich mit ſeiner ganzen Vernunft gegen die Mächte, die ihn zur Erde niederzwangen, anzukämpfen verſucht.

Ein Doppelbetrug dieſer Art, ja ein eigentlich dreifacher, — womit die Menge ſich ſelbſt und den Narren, der Narr aber nur ſich ſelber betrog! — iſt aber vielleicht trotzdem nicht ſchlechthin verwerflich, noch lächerlich: erſtens waren ſie alle betrogene Betrüger! und zweitens lag doch im Innerſten dieſes nächtlichen Vorgangs verborgen, wenigſtens Augenblicke lang, etwas wie ein Myſterium. Gott iſt ein Geiſt: Jeſus, der Nazarener, gilt nicht ſo ſehr als Gottes Inkarnation, ſondern er wird für ſein Gefäß gehalten. Quint wußte in ſich, oder glaubte in ſich den Gottesgeiſt, den Geiſt des Herrn. Die tölpelhaften oder derben

Gemüter ſahen in ihm zwar nicht dieſen Geiſt, aber das längſt zerſchellte Gefäß: den Zimmermannsſohn aus Nazareth. Was ſie indeſſen mit bebenden Schauern vor Quintens Erſcheinung niederzwang, war eine tiefe Erfahrung von Geiſt und ward vom Geiſte Quintens empfangen. Wer könnte nun mit Gewißheit behaupten, Gott, Chriſtus wäre in dieſem leiblichen Irrtum nicht als geiſtige Wahrheit zugegen geweſen?

Deshalb aber ward dieſer Vorgang für Quinten und viele ſeiner Anhänger verhängnisvoll, weil er das Band zwiſchen allen aufs neue knüpfte und ihm eine neue myſtiſche Weihe gab.

Emanuel ſtand im Hof ſtill und betrachtete lange die Schar der Knienden. Seltſamerweiſe erſchienen ihm dieſe betörten Menſchen, auch nachdem er das erſte Staunen, die erſte Erſchütterung überwunden hatte, weder ſchrecklich in ihrer Tollheit, noch lächerlich. Es gehörte zu Quintens Beſonderheit, daß ihm in jeder Lage des Lebens eine bewunderungswürdige Faſſung eignete: eine ſicher wirkende Selbſtdiſziplin, die ihm angeboren war, oder wenigſtens keinen Zug von Angeflogenem oder Erlerntem an ſich hatte. Dieſer eigentümliche Menſch ohne Bildungsgang hatte ſich, aus ſich ſelbſt, zum Herrn ſeiner ſelbſt emporgerungen. Er beherrſchte in ſich, ausgenommen die Liebe zu Gott und dem Göttlichen, jede Leidenſchaft und auf ſeinem Geſicht, wie in ſeinem Betragen jedwede Äußerung, wodurch denn, ohne ſeine Abſicht, von den Bewegungen ſeiner Seele ſich nichts verriet.

In Wahrheit kam ihn eine tiefe und ſchmerzliche Rührung an, die ihn indeſſen daran nicht hinderte, mit gelaſſener Frage Martin und Anton Scharf herauszufinden. Mit dieſen beiden Männern begab er ſich, — ſchwebte er, wie die Knieenden meinten! ohne daß er etwas Weiteres ſagte, an dem demütig winſelnden Kettenhunde vorüber ins Haus.

Mit ſeiner Gegenwart in der Talmühle trat, wie durch ein Wunder, Ruhe und Stille ein. Der Orgiasmus machte einem demutsvollen und eingeſchüchterten Warten Platz. Alles Singen und laute Beten ward in ein ſtilles Flüſtern verkehrt, geſchweige, daß ſich das Tamburin und die Zionsharfe Dibiezens auch nur im geringſten mehr geregt hätte.

Nicht anders wie aus einem Hauſe, darin der König zu Tafel ſitzt, bei Hungersnot, wurde durch Marta Schubert und andere von Zeit zu Zeit der an der Türe darbenden Menge Bericht erſtattet. Selbſt Müller Straube, der für gewöhnlich dem ganzen Treiben mit einer undurchſichtigen, zuweilen ironiſchen Reſerve begegnet war, zeigte ſich ernſt, ja feierlich. Zum erſten Male ſchien er aus einem ſelbſtbewußten und gnädigen Wirt, nur eben wie alle andern, zu einem beſcheidenen Gaſt geworden.

Emanuel hatte ſich in ein beſonderes, kleines Zimmer zurückgezogen, und die im Hausflur und vor der Tür ängſtlich harrende Schar erfuhr, er wolle zunächſt nur mit dem engeren Kreiſe der Auserwählten, und zwar mit einem jeden allein, verhandeln. Und ſo geſchah es, weshalb die Mühle, die noch vor kurzem ein Schauplatz tumultuariſchen Lebens geweſen war, plötzlich wie ausgeſtorben erſchien.

Zuerſt von allen wurde Martin Scharf durch die Magd des Müllers zu Quinten ins Zimmer gerufen. Als er nach etwa einer halben Stunde wiederkam, gingen nacheinander Anton Scharf, der Weber Schubert, Dibiez, Krezig, der Handelsmann, Weber Zumpt, der Müller Straube und Schneider Schwabe, ein jeder vor Erregung kaum ſeiner mächtig, zu dem „Giersdorfer Herrgott" hinein.

Auf ihren Stirnen ſtand kalter Schweiß. Ihre rauhen Hände waren wie Eiszapfen.

Liebe, Gehorſam, Andacht, Glaube, blinde, urteilsloſe Hingabe wurden aber durch dieſe nächtlichen Unterredungen unter vier Augen erſt recht zur Blüte gebracht, und zwar trotzdem Emanuel das geſamte Treiben in der Talmühle, das ſie ihm hatten darlegen müſſen, aufs ſtärkſte verurteilte. Es war, als hätten ſie alles dieſes, bevor er noch ſprach, allein durch ſeine Gegenwart eingeſehen, als hätten ſie mit ſeiner Perſon ſogleich das ſchlichte und rechte Maß aller Dinge, Lot, Waſſerwage und Winkelmaß, um ſogleich ihr ſchiefes Haus zu erkennen, in Händen gehabt.

Er ſagte dem Dibiez, der ihn nicht verſtand, wie das Reich Gottes nicht mit äußerlichen Gebärden verbunden iſt. Er verwarf, zum großen Erſtaunen aller, wodurch er jedoch an Autorität gewann! — nicht nur das Tamburin der Heilsarmee, die Gitarre des Dibiez, die bacchantiſchen Hallelujageſänge, ſondern auch den einfachen Kirchengeſang. „Als Jeſus“, ſagte er, „vor beinahe zweitauſend Jahren das erſtemal über die Erde wandelte, ſang er nicht. Er hat das lautere Gotteswort aus ſchlichtem, heiligem Munde geſprochen.“

War es nun, weil Quint den krankhaften Seelenbrand in der Talmühle unter allen Umſtänden auslöſchen wollte: jedenfalls riet er den Brüdern mit ſehr beſtimmten Worten, von allem Predigen, allem lauten Beichten, allem ſogenannten Weisſagen, ja allen öffentlichen Gebeten abzuſtehen. „Wollt Ihr und müßt Ihr aber beten — die Jünger Johannes des Täufers beten! die Jünger Jeſu indeſſen beten nicht! ſo tut es allein, in Eurer Kammer. Ich ſage Euch aber, es wäre um Euch und Euren himmliſchen Vater ſchlimm beſtellt, wüßte er nicht, wes Ihr bedürfet, ehe Ihr ihn bittet darum.“

„Der Geiſt des Herrn,“ ſo ſagte er ihnen, „iſt ein Geiſt der Weisheit, ein Geiſt des Friedens, ein Geiſt der Gerechtigkeit. Wenn etwas in Euch Bilder der Angſt und des Entſetzens, oder Bilder der Wolluſt, oder Bilder der Grauſamkeit ſchafft und anbetet, ſo iſt es der Geiſt des Vaters nicht. Was von den Abgründen Eurer Natur die Brücke des Lichtes reißt, daß die giftigen Dämpfe der Krankheit, die beſinnungsraubenden Dünſte des Todes in die Klarheit des Lebens in Jeſu Chriſto aufſteigen, ſo iſt es der Geiſt des Vaters nicht.“

Der Müller, als er vor Emanuel ſtand, konnte vor dieſem und ſeinen einfachen Fragen nicht ganz die richtige Faſſung finden. Emanuel ſah ihn ſchuldbewußt. Über den Paroxysmus befragt, der ſich mit den Frauenzimmern ereignet hatte, gab er widerſprechende Antworten und ſeine Reden hatten keinen ſchlichten Zuſammenhang.

Hierauf wurde Thereſe Katzmarek Emanuel Quinten vorgeführt.

Das Mädchen, mit Quinten allein geblieben, fing, nachdem ſie unter körperlichen Schauern und vielen Tränen ihm Hände und Füße geküßt hatte, von ihm beruhigt, zu beichten an. Die katholiſche Inbrunſt und Sündenwolluſt ihres Herzens befreite ſich, und Emanuel, der das Mädchen nur in einem menſchenfreundlichen Sinne beraten wollte, fand ſich durch ſie zum Mitwiſſer aller ihrer Vergehungen, unter denen die letzte eine Verſündigung gegen die Keuſchheit, und zwar mit dem Talmüller ſelber war! — ja zum Herrn über Leben und Tod gemacht.

Emanuel mußte erſchüttert ſein durch alle Beweiſe faſt hündiſcher Liebe und Anhänglichkeit, die ihm von dieſen, bis zu Tränen durch ſeine Gegenwart beglückten Menſchen entgegengebracht wurden. Und wenn er nun auch entſchloſſen war, ſoweit an ihm lag, das Neſt zu ſäubern, in das er ja zu keinem anderen Zwecke gekommen war, ſo hatte er doch den heißen Wunſch, ſoweit immer möglich, dieſen irren, hilfloſen Lämmern ein Hirte zu ſein.

Hatten doch alle dieſe Menſchen, ſo lange ſie lebten, einen leiblichen Hunger nach des Müllers Brot: und war es nicht ſonderbar, wie ſie trotz leiblichen Mangels und ſorgenbelaſteter Lebensnot dennoch nach geiſtigem Brote hungerten? Konnten da ihre unberatenen Einbrüche in die Vorratskammern der Schrift und die Wahl ihrer Nahrung von einem beſſeren Inſtinkte geleitet und anders als unbeholfen ſein?

An dieſem Abend wurden die Darbenden an den Türen mit leiblichem Brote geſpeiſt, und es wurde ihnen zugleich eröffnet, wie dies zunächſt die letzte Verſammlung auf der Dreſchtenne des Talmüllers geweſen wäre. Sie entfernten ſich, leiblich geſättigt, ohne daß im übrigen ihre Hoffnung, den vergötterten Fremdling reden zu hören, oder auch nur nochmals zu ſehen, erfüllt worden war. Inzwiſchen wurden alle, mit denen Emanuel einzeln geſprochen hatte, gemeinſam in Quintens Zimmer gerufen.

Dieſer erhob ſich von einem runden Tiſch, an dem er geſeſſen hatte und auf dem eine brennende Kerze ſtand, und der kleine Raum ward wohl eine halbe Stunde lang von dem gutturalen Klang ſeiner eher hohen als tiefen, weichen und doch jugendlich feſten Stimme durchdrungen.

In ſeiner Belehrung, die in der Hauptſache gegen den Aberglauben gerichtet war, hatte ſich Quint vom Ernſt bis zu einem den Brüdern an ihm ganz fremden Zorne geſteigert.

Was er ſagte, war etwa dies:

Heute noch, wie zu Zeiten Jeſu von Nazareth, ſei die Erde von wüſtem Geſtrüpp überwuchert. Man könne ſich kaum eine übertriebene Vorſtellung davon machen, wie in der Menſchenwelt die Pflanze des Aberglaubens verbreitet ſei. So ſei noch heut das Geheimnis des Reiches eben dasſelbe tiefe Geheimnis, wie zu Jeſu Zeit, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil es in Höhlen, in Schächten, unter den Wurzeln eines Waldes von Aberglauben verborgen wäre. „Von Zeit zu Zeit kommt Jeſus,“ ſagte er, „ganz verlaſſen, außer von Gott, durch dieſe Wälder einhergewandelt. So ſeht Ihr mich verlaſſen und einſam, der ich berufen bin vom Vater unter die, die gleich ſein ſollen dem Ebenbilde ſeines Sohnes, auf daß derſelbe der Erſtgeborene ſei unter vielen Brüdern, wie Paulus ſagt. Von dieſem Geheimnis, des ich gewürdigt worden bin, wißt Ihr nichts! ich kann es Euch auch nicht offenbaren! Allein der Vater kann es Euch offenbaren, der in mir iſt. Und wenn es der Vater Euch offenbart, ſo kommt und nennet Euch meine Brüder."

Und er gebot ihnen, daß ſie ihn vom Grauen des morgenden Tages an, aus ihren Gedanken entlaſſen, ihm nicht mehr nachfolgen ſollten. Da ſchrieen ſie aber alle, faſt weinend: „Herr, Herr, verſtoß uns nicht und verlaß uns nicht."

Er aber fuhr fort etwa ſo zu ſprechen:

„Ihr habt geſehen, wie auch Bruder Nathanael, deſſen Taufe ich habe, abgefallen iſt. Ihr habt ihn mit Unrecht Judas geheißen. Zwar ſteht geſchrieben, daß, wer zu ſeinem Bruder ſagt: Du Narr! ſchuldig des hölliſchen Feuers iſt! Aber ich ſage Euch, dieſer Nathanael iſt nicht mein Bruder, denn er iſt vom Vater, das Geheimnis des Reiches zu wiſſen, nicht gewürdigt worden."

Der Schneider Schwabe rief ihm zu: „Sage uns das Geheimnis, Herr!" Die Bezeichnung: Herr! hatte ſich in der Erregung des Wiederſehens und wohl auch mit durch die beſſere Kleidung und das gepflegtere Ausſehen Quintens eingebürgert.

„Das Himmelreich gleicht einem Senfkorn," antwortete Quint, „es gleicht einer Perle, für die ich alles hingebe, es gleicht einem Schatz im Acker, den ich gekauft habe, es iſt inwendig in mir, das Eigentum eines Kindes iſt das Himmelreich. Aber Dein Zion, das aus den Wolken herniederfällt mit Häuſern von Gold, mit Tälern aus Jaſpis, Saphir und Smaragd iſt es nicht! Warum denn wollt Ihr, daß Vater, Sohn und Geiſt unter Gewitter und Poſaunenſchall furchtbar aus Wolken niederſteigen, wo doch Vater, Sohn und Geiſt unerkannt unter Euch iſt?“

Und nun verrichtete Emanuel Quint, der arme Narr in Chriſto, jene hoffentlich unbedachte Tat der Läſterung, die ſpäter, als er eines ſchweren Verbrechens beſchuldigt unter Anklage ſtand, die Herzen der Richter ſo ſehr verhärtete.

Nämlich: er packte ein Bibelbuch, das einer der Brüder Scharf, wie früher gebräuchlich, neben das Licht auf den Tiſch gelegt hatte, und warf es, ſo daß es in Fetzen ging, wider die Wand.

Die armen Tagelöhner, trotzdem ſie erſchraken und eigentlich im erſten Augenblick dachten, es müſſe Feuer vom Himmel herabfahren, regten ſich nicht.

Und: „ich verbiete Euch dieſes Buch! hört Ihr! ich verbiete Euch dieſes Buch!“ rief nun, gar nicht im Sinne Luthers, Emanuel. „Ich verbiete es Euch, weil es eine Scheuer voll Unkraut, eine Scheuer voll Tollkraut, eine Scheuer voll Taumellolch mit nur wenigen Ähren guten Weizens iſt. Das Reich Gottes iſt wiederum auch hier nur ein Senfkorn darin.

Was leſet Ihr Euch aus dieſem Buch? was erntet Ihr Euch von dieſem Acker des guten Hausvaters? in den der böſe Feind im Finſtern Scheffel und Malter Unkraut geſäet hat? Ihr füllt Euch das Blut mit quälenden Ängſten, quälenden Wünſchen und Fieberbildern, die lügneriſche Hoffnungen ſind, bis zum Berſten an! Ihr meinet, wenn Ihr vom Gifte des Taumelmohns trunken ſeid und in läppiſcher Eitelkeit zu Affen der Allmacht aufgeſchwollen, mit Handauflegen und Wundertun, Ihr hättet den heiligen Geiſt empfangen! Was Ihr empfangen habt, iſt die Peſt der Gier! der Durſt der Tollheit! Meint Ihr, daß die Liebe zu Jeſu eine unbezwingliche Wut der Habſucht iſt? Was wollet Ihr denn von Gott erbitten? Wälzet Ihr Euch und zerrüttet Ihr Euch und macht Eure armen Kehlen heiſer, damit der himmliſche Vater das Zepter mit Euch teile? Und meint Ihr, daß es in Euren blinden Händen beſſer aufgehoben, als in den ſeinigen iſt?

Was reißet Ihr doch an Gottes Stuhl? Was zerrt Ihr doch an Gottes Gewandzipfel? Was heult Ihr? Was kreiſcht Ihr? Warum ſchlagt Ihr mit Euren Fäuſten, Euren groben Abſätzen gegen die Himmelstür? Wahrlich ich ſage Euch, Ihr werdet nicht mit der Türe ins Haus brechen und es liegt auch dahinter weder Brot, Speck, noch das kleinſte Fäßchen Branntwein für Euch!

Was leſet Ihr Euch aus dieſem Buch? Lügen, Lügen und wieder Lügen! Wie denn die Lüge noch immer auf allen Gärten und allen Äckern am geilſten wuchert! wie denn die Lüge noch immer Säulen, Tore, Türme und Tempel — die höchſten Säulen, die höchſten Tore, die höchſten Türme, die gewaltigſten Tempel von Gold, Jaſpis und Edelſteinen auf unſerer Erde beſitzt."

Es war wohl nicht allzuviel, was die mit hochgezogenen Brauen lauſchenden Brüder von dieſen heftig geſprochenen Worten begriffen. Es folgte ihnen auch eine große Menge anderer warnend, ja drohend nach, die Quinten doch wohl von dem Wunſche eingegeben wurden, dieſen Unfug der Talbrüder abzuſchütteln. Jene Monate, die er in der Gärtnerei, in der Bibliothek des Gurauer Fräuleins, beim Miltzſcher Schäfer als Samariter, in der Familie Krauſe und in anderen chriſtlichen Bürgerhäuſern zugebracht hatte, konnten nicht ſpurlos an ihm vorübergehn. Dennoch ſah er die Brüder nicht von einem neuen Kaſtenſtandpunkt an und nicht ein ſolcher war es, der den Abſtand zwiſchen ihm und ihnen vergrößerte. Dagegen konnte man aus der Art und mutigen Kraft ſeiner Reden ſchließen, daß ſich die Kraft ſeines eigenſinnigen Wahnes in der Stille vervielfacht hatte.

Jedenfalls zerſtörte er die ſtarre und fixe Idee ſeiner Anhänger nicht, wonach er ihnen als Retter aus jeder Not, als neuer Meſſias gelten mußte. Ja, dieſen Irrwahn beſtärkte er nur. Seine Zuhörer ſpürten recht wohl, wie ſich bei ihm in irgendeiner Form das Einheitsgefühl zwiſchen ihm und dem Heiland befeſtigt hatte: und wie ſollten ſie nicht, wo er ſich doch ausdrücklich als in Beſitz des Geheimniſſes Jeſu gelangt ihnen darſtellte.

In Wahrheit ſah Emanuel Quint den Heiland kaum mehr im Bibelbuch, das er ja auch mißhandelt hatte, ſondern, ſchrecklich zu ſagen, nur noch in ſich ſelbſt und als ſich ſelbſt. Der heilige Wahn ward zurückgedrängt und hatte dort, ſeit jenem Kerkertraume, wo Chriſtus in Quinten buchſtäblich hineingegangen war, Zeit gefunden, ſich feſtzuniſten. Damit hatte ſich etwas im Betragen des Narren in Chriſto eingeſtellt, was keineswegs von dem Schlage ſeiner früheren Beſcheidenheit und Demut war. Gegner, die es ſpäter bemerkten, nannten es einen lächerlichen Hochmutsgeiſt von Unfehlbarkeit, er ſelbſt die Freiheit der Kinder Gottes.

„Machet Euch frei von dem Dienſte des vergänglichen Weſens, zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes," ſagte er oft, wenn ſeine Freunde ihm eine gewiſſe heitere Sicherheit und Sorgloſigkeit, trotz des ihm eigenen Ernſtes, zum Vorwurf machten.

Während des Mahles, das die ſeltſamen Quint-Apoſtel und Müller Straube gemeinſam mit Emanuel in der Backſtube einnahmen, zeigte es ſich, wie wenig die weſentliche Abſicht von Quintens Beſuch erreicht worden war. Bald war es Martin, bald Anton Scharf, bald der Lumpenſammler, bald der bucklige Schneider Schwabe, die mit allerhand vorſichtig ängſtlichen Fragen an ihm herumhorchten und herumtaſteten.

„Herr," ſagte zum Beiſpiel der Schneider Schwabe, „Du haſt doch an dem alten Scharf, an Marta Schubert, an dem kontrakten Baudenweibe, an der ſterbenden Frau und an vielen anderen ebenfalls Wunder getan."

Was er ohne Abſicht und ohne Wiſſen verrichtet habe, antwortete Quint, wenn er überhaupt etwas verrichtet habe, das ſei nicht durch ihn, ſondern durch den Vater vollendet worden.

Jeſus habe doch ebenfalls Wunder getan.

„So wie ich," ſagte Quint, „in dieſem und keinem anderen Sinne."

Obgleich er nun eine Erklärung gab, konnte er ſeine grobſchlächtigen Tiſchgenoſſen doch nicht mehr von der Meinung abbringen: Jeſus und er, er und Jeſus hätten die gleichen Wunder getan.

So aber lautete ſeine Erklärung:

„Was wolltet Ihr je von Gottes Wundern begreifen, da Ihr doch bis jetzt von all den ungeheuren Wundern, mit denen der Vater Euch umgeben hat, nichts begriffen habt! Ihr Läppiſchen! O Ihr Lächerlichen! Seht Ihr den Wald vor Bäumen nicht? Was ſeid denn Ihr? Was bin denn ich? Sind wir denn um ein Haar Geringeres, als das größte Wunder iſt? Könntet Ihr etwas, oder wüßtet Ihr etwas von Gott zu verlangen, das auch nur den tauſendſten Teil ſo wunderbar, als eine einzige Lilie oder Kornblume auf den Feldern, die Kehle oder die Feder einer einzigen Nachtigall, geſchweige die ganze große, felſige, blühende Erde oder der unendliche Himmel mit allen ſeinen Geſtirnen wäre?"

„Wer es faſſen mag, faſſe es," endete er: „der Wunderſüchtige iſt von Mutterleibe an taub, ſtumm und blind geboren! Ihr wiſſet, daß einem ſolchen Geſchlecht kein Zeichen gegeben werden kann."

„Herr, wenn wir nicht im rechten Sinne gebetet haben, lehre Du uns!" wandte ſich Anton Scharf an Quint.

„Betet: zu uns komme dein Reich!" bekam er zur Antwort.

Es war für Weib und Kinder des Müllerknechts, die außen am Fenſter der Backſtube ſtanden, wo auch der Vater zuweilen hinter ſie trat, ein ſeltſam bibliſcher Anblick, wie drinnen Emanuel Quint, dem Heiland beim Abendmahle gleich, unter ſeinen Jüngern ſaß. Sie konnten ihre Blicke nicht abwenden.

Der längliche Tiſch, auf dem zwei gewaltige Schüſſeln dampften, war ſauber mit einem bunten Tuche bedeckt. Ein dunkler Wein, den der böhmiſche Joſef gebracht hatte, ward von dem ab- und zugehenden, feierlich ſtrahlenden Anton Scharf vom Fäßchen in Gläſer gefüllt. Zuweilen ſah man den Heiland trinken. Wenn er an jemand die Rede richtete, ſprang der Angeſprochene voll Eifer und auch zugleich voll Ehrfurcht vom Sitze empor.

Zuweilen ging durch die ganze Gemeinde ringsherum eine herzlich lachende Heiterkeit. Es ſchien, als ob ſich nicht ſelten die Lippen des neuen Meſſias über einem Scherzwort kräuſelten.

Plötzlich ſahen die Kinder des Knechtes, ein Mädchen von vierzehn, ein Knabe von zwölf, ein anderer von neun Jahren, unter ſich eine fremde Nachbarin. Sie hatten das dunkelhaarige, ſeltſame junge Mädchen nicht kommen hören und blickten es aus großen, einigermaßen dummen, erſtaunten Augen an. Die Fremde achtete ihrer nicht. Übrigens ſchien ſie nichts andres zu wollen, als ebenſo ungeſtört, wie die Kinder des Knechts, das Innere der Backſtube zu beobachten.

Das Mädchen war ſchlank, hatte feine Gelenke und längliche Finger, die mit Halbhandſchuhen aus ſchwarzen Seidenfäden bedeckt waren. Ein dunkles Mäntelchen mit rotgefüttertem Capuchon war um die noch ſchmalen Schultern gelegt. Ihr länglich-ovales Geſichtchen mit großen befranſten Augen hatte alle zarten Reize unverſehrter, beginnender Jungfräulichkeit. Sie hielt eine ſogenannte Kapotte mit dunklen Bändern in den Händen. Nicht ganz bis zu den feinen Knöcheln der ſchmalen Füße ging der Saum ihres ſchlichten Kleides, das über den ſchlanken Hüften von einem breiten Gürtel aus ſchwarzlackiertem Leder zierlich zuſammengeſchloſſen war. Wenn ſie ſich wandte, wurden zwei dicke, dunkle Zöpfe vom Lichte beſchienen, die bis zu den Fingerſpitzen bei ausgeſtreckten Armen herunterreichten und von denen der eine über die Schulter nach vorn genommen war.

Man mußte erſtaunen, das Mädchen in ſolcher Umgebung zu ſehen, das unzweifelhaft ein Kind aus gebildeten Kreiſen war.

Indeſſen blickte ſie nicht anders, oder mehr noch als die Kinder des Knechts, mit heißen, verlangenden Augen und verfolgte das ſonderbare Mahl mit ſeinen meiſt ungeſchlachten Teilnehmern, das hinter den Scheiben vor ſich ging.

Es ereignete ſich nach einiger Zeit, daß der böhmiſche Joſef innen von ungefähr in die Nähe des Fenſters geriet und ſein ſcheußliches Antlitz in nächſter Nähe vor der kleinen Gemeinſchaft der Späher auftauchte. Bei dieſem Anblick trat die kleine Fremde merklich erſchrocken ins Dunkel zurück.

Ob nun das Scheuſal die Fremde erblickt hatte, jedenfalls trat er nach einigen Augenblicken ins Freie heraus, um die Kinder des Knechts durchzumuſtern. Die Fremde aber, die ſich noch immer im Dunkel verborgen hielt und die ihn von dort genau beobachtete, fanden ſeine ſuchenden Augen nicht.

Er ſchien die Kinder fragen zu wollen, kehrte indeſſen plötzlich um und begab ſich wieder ins Haus hinein.

Emanuel ward indeſſen in der wachſenden Zutraulichkeit der feſtlichen Stunde — eine feſtliche Stunde war die Wiedervereinigung mit dieſen erſten Freunden und im Grunde kreuzbraven Seelen auch für ihn! — er ward alſo über allerlei Dinge weiter befragt, die hungrig harrenden Chriſtenſeelen immer noch brennende Anliegen ſind.

So trat ihn der eine und andere an: ob er nicht ihm das Geheimnis des Reiches unter vier Augen ſagen wolle? Schwabe meinte beunruhigt, daß doch wahrſcheinlich immer noch die alten Apoſtel und der Kreis der Zwölf zu Richtern des jüngſten Gerichts berufen wären. Ungeduldig wollte man wiſſen, wann ungefähr der Beginn des tauſendjährigen Reiches zu ſetzen wäre. Wann ſich Vater, Sohn und Geiſt endlich zeigen würden, nicht mehr in Niedrigkeit, ſondern in ihrer ganzen Herrlichkeit.

Emanuel aber lächelte nur und wollte auf keine Frage mehr eingehen. Die braven Leute und ſchlechten Chriſten, wie er ſie im geheimen nannte, dauerten ihn. Zuweilen ſah man ihn traurig den Kopf ſchütteln. Dann zeigte ſich wiederum um ſeinen Mund eine durch die drolligen Ängſte der einfachen Seelen beluſtigte Heiterkeit, wo dann der blinde Blindenleiter mit einer herzlichen Ironie den Brüdern Scharf über ihre ſtruppigen Scheitel ſtrich oder dem buckligen Schneider ſanft auf die Wange klopfte.

Bevor er aber nachts um die zwölfte Stunde ſich niederlegte, nahm Emanuel der ganzen Verſammlung das feſte Verſprechen ab, morgen mit Tagesgrauen auseinanderzugehn.

Emanuel Quint erwachte, als er kaum eine Stunde geſchlafen und der Zeiger der Uhr die Eins überſchritten hatte. Er rieb ſich die Augen, aber er ſah trotzdem eine dunkle Geſtalt an dem kleinen Fenſterchen ſeines Zimmers ſtehn, unter dem der Strahl des Mühlbaches rauſchte. Er fragte die übliche Frage, ob jemand da wäre, doch die ſchlanke Geſtalt am Fenſter regte ſich nicht und antwortete nicht. Da pochte des Narren Herz gewaltig. Er ſprang aus den ungeheuren Deckbetten, kleidete ſich in Eile an, entzündete Licht und erkannte — oder hatte bereits erkannt — Ruth Heidebrand.

Es muß geſagt werden, daß dieſe Entdeckung dem armen Quint mit beinahe lähmender Kraft in die Seele ſchlug. Er ſagte ſpäter, er habe damals ſchon die unentrinnbaren Folgen dieſes unverſchuldeten Umſtandes vorausgefühlt, obgleich das Verhängnis Wege ſuchte, die er unmöglich vorauszuſetzen imſtande war.

Übrigens war ſeine Beziehung zu Ruth in jedem Betrachte wunderlich.

Man hat ſpäter gefunden und hat es aus Äußerungen geſchloſſen, es ſei in der Seele des Tiſchlerſohnes für die ohne

Zweifel hyſteriſche Gärtnerstochter eine verſchwiegene Neigung vorhanden geweſen, ſonſt hätte ſich ein gewiſſer Verdacht nicht auf Quinten gelenkt. Jedenfalls gehört die unbeſonnene, dazu krankhafte Tat der kleinen Ruth, durch die ſie ihm bei dem Gurauer Fräulein, bei ihren Eltern, bei Krauſe und vielen Freunden faſt alle Sympathien verdarb und ſeinen Gegnern Waffen lieferte, nicht in das Schuldbuch des armen Quint.

Nicht vorher, nicht nachher in ſeinem Leben hat Emanuel je mit ſo heftigem Ausdruck heftige und ſtrafende Worte gebraucht, als es in den erſten Minuten der kleinen Ruth Heidebrand gegenüber jetzt geſchah, als er ſich endlich zum Reden ermannt hatte.

Die kleine Ruth aber ſah ihn unbeirrt aus ihren ein wenig zu großen, feuchten Augäpfeln an, als wollte ſie ſagen: den Zorn meines Heilandes, meines guten Hirten, der das verlorene Schaf in die Arme nimmt, den Zorn deſſen, der die ewige Güte ſelber iſt, deſſen Strahl mein Auge trifft und mit heiligem, ſtolzem Feuer daraus zurückleuchtet, den Allerbarmer fürchte ich nicht.

Der Glaube und das Vertrauen, wie es Quinten aus den Augen jener grobſchlächtigen Anhänger entgegenleuchtete, denen er, wie Paulus, nur das Zeugnis geben konnte, „daß ſie eiferten um Gott, aber mit Unverſtand“, ſchon dieſer Glaube, dieſes Vertrauen legte um ihn — um ſeine Gedanken, um ſeine Entſchlüſſe, alſo um ſeine Stirn und Hände! — ein hinderndes Band: obgleich die Macht dieſes ſtarken Vertrauens durch den lauernden Ausdruck der Gewinngier und eines verſteckten, nach Beruhigung drängenden Mißtrauens beeinträchtigt wurde. Sofern dieſer Bann nicht geweſen wäre, hätte wahrſcheinlich der arme Quint Mittel und Wege zu finden gewußt, dieſe Gläubiger durch das trockene Geſtändnis der Wahrheit über ſich abzuſchütteln: er aber bewirkte, daß er, unſchuldig ſchuldig, ihr Schuldner blieb. — Hier aber ſprach Vertrauen und Glaube zu dem noch nicht neunundzwanzigjährigen Quint aus holdem und ſüßem Mädchengeſicht und aus Tiefen der Seele heraufkommend, in welche nie auch nur der leiſeſte Schatten eines Zweifels gedrungen war.

...Es war die Liebe ſelbſt, die ihn anblickte.

So fühlte denn der Narr die Gefahr und die ganze Folgenſchwere des Augenblicks.

Dies gab ihm Kraft ſich emporzuraffen.

Schnell nacheinander tat er mit harter Stimme die Fragen: „Was willſt Du? Mit weſſen Erlaubnis biſt Du hier? Was willſt Du hier? Was ſuchſt Du hier?“

Ruth aber ſchlug die Augen nieder und ſchien die gleichen Worte zu flüſtern, die einſt ihre bibliſche Namensſchweſter geſprochen hatte: „wo Du hingeheſt, da will ich auch hingehen; wo Du bleibeſt, da bleibe ich auch. Dein Volk iſt mein Volk, und Dein Gott iſt mein Gott. Wo Du ſtirbſt, da ſterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, der Tod muß Dich und mich ſcheiden“.

Und wieder richtete ſie mit einer reinen, ſchlichten Gewißheit im Blick, er könne doch ganz unmöglich gegen dieſes Bekenntnis etwas einwenden, die Augen zu Emanuel auf.

Die wenigen Worte, mit denen die bibliſche Ruth ſich ihre ewige Krone, über alle Zeiten und Völker hinausglänzend, geſchmiedet hat — und die, auf eine Schale gelegt, allein Neunzehntel aller Worte der Bibel aufwiegen, ja aller Bibliotheken der Welt! — hörte nun zwar Emanuel nicht, aber er ſpürte die Kraft des Bekenntniſſes! deshalb rang er, noch tiefer erbleichend, wie in der Erkenntnis der Nutzloſigkeit jedes Widerſtandes, mit krampfhaftem Griffe Hand in Hand.

Jedermann in der Mühle war ſchlafen gegangen. Es war eine abgelegene, nur durch viele Gänge und Treppchen zu erreichende Kammer, in der ſich Quint mit Ruth befand. Er ſenkte den Kopf, entrang die Hände und begann im Raum auf und ab zu ſchreiten.

In dieſer Minute — man hörte den Gang ſeiner bloßen Füße nicht! — wo er bald die Gardine, bald den gelben, mit allerlei Tand und bäuriſchen Raritäten gefüllten Glasſchrank ſtreifte, fand er ſich nicht nur mit der Flucht der kleinen Ruth aus dem Elternhauſe, ſondern auch mit dem Umſtand ab, deſſen er völlig ſicher war, daß man keinem andern als ihm die Schuld dieſes Streiches zumeſſen würde. Dann ſagte er nur: „du haſt uns in eine ſchlimme Lage gebracht“.

Ruth wandte ſich um und ſagte dagegen:

„Wie kann ich anders, wenn ich nicht meinen Bräutigam verſäumen ſoll?“

Er ſagte:

„Ihr alle ſeid unverſtändig!“

„Lehre mich,“ ſagte ſie, „daß ich verſtändig bin.“

Er dagegen:

„Ehre Vater und Mutter und betrübe ſie nicht! Gedenke der Ängſte, die ſie jetzt ausſtehen. Im beſten Falle wird man uns finden und bringt Dich und mich durch Gendarmen nach Hauſe zurück.“

Ruth ſagte, das werde der „Vater“ nicht zulaſſen. Als Emanuel ſie befremdet muſterte, fügte ſie noch die Worte an: „ich meine den Vater, der in Dir iſt“.

Emanuel wurde ungeduldig.

Er begann: „Was ſuchſt Du? Was willſt Du von mir? Von den Legionen Engeln Eures himmliſchen Vaters weiß ich nichts. Ihre Schwerter ſtehen mir nicht zu Dienſten! Ich bin keines irdiſchen Königs, noch eines ſchwertgewaltigen Gottes Sohn. Ich bin nur ein armer Menſchenſohn. Wer mir nachfolgt, deſſen nackte Füße werden über ſcharfe Steine gehen. Der Regen wird ihn durchnäſſen, der Hagel auf ſeinen Scheitel ſchlagen. Er wird Almoſen nehmen, wo man ſie gibt! Er wird, wie ich verachtet, verdorben und am Ende einem ſchmachvollen Tode überliefert ſein.“

In dieſem Augenblick hatte Ruth in Haſt ihre durchlaufenen Schuhe von den Füßen gelöſt, den Mantel und ihr kleines dunkles Mieder heruntergeriſſen und warf ſich wildſchluchzend mit den Worten: „kreuzige mich, ich will vor Dir ſterben!“ an Quintens Bruſt.

Quint begann ihren Scheitel zu ſtreichen, aber er hielt ſeine Lippen fern von der ſchmalen weißen Rinne, die ihm ſo nahe war und von der aus das Haar zu beiden Seiten in einem dunklen und duftigen Glanze das Haupt umfloß. Seine Hände mieden die kindlichen Schultern, die ſich zuckend an ihn anſchmiegten, ſo daß er an bebende Flügelrücken eines jugendlichen, verſtoßenen Engels denken mußte oder eines verflognen vielleicht: eine Vorſtellung, die ihm durch die liebliche und berauſchende Fremdartigkeit dieſes ganzen, neuen Erlebens aufgedrängt wurde.

Emanuel biß die Zähne zuſammen und wehrte ſich mit der ganzen, ihm eigenen, bewußten Kraft gegen die Welle, die in ihm aufbrandete. Er rang mit ihr und beſiegte ſie. Die Arme der lieblichen Gärtnerstochter mit Zartheit löſend und an den heiß umklammernden Händen herunterziehend hatte er bald durch den gütigſten Zuſpruch das Mädchen einigermaßen zur Ruhe gebracht.

Mit eigenen Händen zog er ihr dann die Stiefelchen an, half ihren nackten Armen in die Ärmel ihres Mieders hinein, verdeckte darin die ſchönen Schultern und legte auch noch den Mantel, den er vom Tiſche nahm, ſorgſam darum.

Endlich ſagte er: „Ruth, nun komm, jetzt wollen wir ohne Verzug zurück zu den armen Eltern gehen.“

Da ſtand das Kind und regte ſich nicht und ſprach geraume Weile kein Wort. Aber wie Quint, überwältigt von Mitleid, die Hand um ſie legte und ihr Haupt herauf an den kummervollen Strahl ſeines ernſten Antlitzes bog, war ihr Geſicht von Tränen gedunſen.

Achtzehntes Kapitel

In dieſem Augenblick quietſchte die Zimmertür und der Kopf des böhmiſchen Joſef ſtreckte ſich durch den geöffneten Spalt mit einem pfiffig grinſenden Ausdruck herein. Dann ſchien es, als wollte er ſich zurückziehen, aber nun fragte ihn Quint, in einem erſtaunlichen Ton von Gelaſſenheit, was er wünſche und was ſein Begehren wäre.

Der böhmiſche Joſef war durch den Anblick, der ſich ihm eben geboten hatte, ſprachlos gemacht. Quint munterte ihn indeſſen auf und zwang ihn, am Tiſche Platz zu nehmen.

Der böhmiſche Joſef hatte in ſeinem Zimmer das Holz der Möbel auf eine entſetzliche Weiſe knallen gehört, Fenſter und Lampe hatten geklirrt, nicht anders wie bei ſtarkem Gewitter oder wenn ein ſchwerbeladener Rollwagen über ſtädtiſches Pflaſter fährt, oder noch ſchlimmer, wie bei einer unterirdiſchen Erſchütterung. Dabei habe er über ſich Lärm und vorher auf der Treppe Atmen und tappende Schritte vernommen.

„Wenn ich nun ein einziges kleines Knöchelchen von einem Gehängten hätte," ſagte Joſef, „ſo machte ich Euch alle beide jetzt unſichtbar und brächte Euch, ohne daß es die Leute merken, nach Miltzſch in Eure Betten zurück."

Ruth ſchien durch die Anweſenheit des böhmiſchen Joſef merklich beunruhigt und auch Quint war durch den neuen Ton einer gewiſſermaßen dreiſten Vertraulichkeit etwas unangenehm berührt. Dennoch ermangelte ſein Betragen, als er nun Joſef um einen Dienſt erſuchte, nicht der gewohnten, freundlichen Höflichkeit. Dieſer ſollte, und zwar ſogleich, in das nächſtgelegene Dorf vorangehen und einen Bauern erſuchen, daß er Wagen und Pferd zur Beförderung Ruths nach Miltzſch bereit ſtelle.

In der Backſtube, als der böhmiſche Joſef gegangen war, mußte ſich Ruth auf Quintens Drängen mit Brot, Butter und

Kaffee ſtärken, deſſen man eine reichliche Menge, in einem Bunzlauer Topf, noch heiß in der Röhre fand. Dann traten beide, leiſen Tritts aus der Haustür gehend, von niemand in der Mühle bemerkt, den Rückweg an.

Im Beginne der Reiſe waren ſie einſilbig. Noch immer mit gedunſener und wie erſtarrter Miene ſchritt die kleine Ruth neben Quint, während der Narr, grübleriſch und betreten, das Schweigen nicht brechen mochte. Die kleine Heilige, die triebhaft und opfermutig ihren irdiſch-himmliſchen Hochzeitsflug unternommen hatte, ward wie gelähmt, weil ſie annahm, Liebe und Opfer ſei nun durch den ſüßen Freund und himmliſchen Bräutigam verworfen worden.

Nach und nach aber, während des Wanderns, das Quinten die eigentlich angemeſſene Form des Daſeins war, ſtieg in ihm jene volle und große Empfindung auf, die zweifellos religiöſen Charakter hatte, wenn auch ſie es vornehmlich war, die ihn immer wieder über die berechtigten Forderungen der ihn umgebenden Welt erhob. So weit man dieſe Empfindung — und man bedenke, wie das bewußte Leben ſelber nichts anderes als eine Empfindung iſt! — ſo weit man ſie zu ſchildern vermöchte, würde man das eigentliche Urphänomen im religiöſen Leben dieſes wunderlichen Separatiſten zu begreifen imſtande ſein.

Das Leben in der geſamten Natur, die wir kennen, inſonderheit alles organiſche Leben, vollzieht ſich für uns in Form von Bewegung, inſonderheit durch Geburt, Tod und Wiedergeburt. So war denn auch in Quintens Seele die tiefſte Erfahrung immer wieder das göttliche Sterben und das göttliche Auferſtehen. Von allen Bildern im Reich der Erſcheinungen, die ſein Auge zu faſſen verſtand, war ihm die Sonne, die aufging, und die Sonne, die unterging, das gewaltigſte und zugleich das tiefſte Symbol. Wie ſie hinabſteigt und wieder erſteht, ſo ſtarb und erneute in ſeinem Geiſt ſich das Licht, und wenn es herauſkam, ſah er voll wahrhaft heiligen Jubels die Welt, nicht in Flämmchen, ſondern in der ganzen Glorie, in der ganzen glückſeligen Tageshelle des, wie er meinte, heiligen Geiſtes ſtehen.

Wie nun aber die wirkliche Sonne, wenn ſie aufgeht, allein die Freiheit des Himmels über ſich hat, nicht aber die Dächer der Hütten, Paläſte und Kathedralen, ſo war es auch bei dem Sonnenaufgang im Herzen Quints: nämlich, es kam eine faſt quälend erhabene, faſt ihr Gefäß zerſprengende Empfindung von Größe in ihn, die ihn auf die Spitzen der höchſten Türme wie auf das winzige Werk einer Ameiſe herabblicken machte. Dieſe Empfindung war ſo umfaſſend, daß er ſich ſelbſt im allwiſſenden Geiſte Gottes zu wohnen ſchien und keine andere als dieſe war es, an die er dachte, ſo oft er die Einheit von ſich und dem Vater, von ſich und dem Sohne, von ſich und dem heiligen Geiſt behauptete.

Die Gefahr leuchtet ein, die entſtehen mußte, wenn er mit einer ſolchen Empfindung, darin das Bewußtſein ſeiner ärmlichen Körperlichkeit und überhaupt jeder Körperlichkeit wie Schnee in der Sonne zerſchmolzen und aufgeſogen wurde, unter die Dächer der Hütten, der Paläſte, der Kathedralen kam. So war ſchon jetzt auf der Wanderung das Bewußtſein der Kalamität, in die ſich ſelber und ihn die liebliche Gärtnerstochter gebracht hatte, in Schauern von Größe untergetaucht.

Quint vergaß aber nicht, daß Ruth neben ihm ging.

Sie hat bekannt, daß der Sonderling, den ſie den Heiland nannte, ihre Hand ergriffen, noch bevor ſie das Dorf und den Wagen erreichten und bis dahin, etwa eine Stunde Wegs, nicht mehr freigegeben hat. Sie hat ferner verſichert, wie es denn auch der Wahrheit entſprach, ſie ſei dadurch wie durch einen himmliſchen Zauber geſtärkt, getröſtet, ja mit der Gewißheit eines ewigen himmliſchen Glückes erfüllt worden. Sie hat ſchließlich behauptet, daß der arme Narr verzückt und in einer heiligen Glorie mit Jeſus, Moſes und Elias geredet habe: trotzdem doch, nach ihrer Meinung, Emanuel ſelber der Heiland war.

Die Urſache ihres Irrtums war dieſe.

Emanuel fing nach einiger Zeit, während er ihre Hand in der ſeinen hielt, in beinahe hymniſcher Weiſe zu reden an, wobei ſie der tiefen, immer heller werdenden Röte des Sonnenaufgangs entgegenpilgerten. Er ſprach von der ſtrahlenden Kraft des Geſtirns, das mit demſelben Glanz und derſelben Freude ins Leben trete, als es nach vollbrachtem Tag ſich zum Opfer darbringe. Die Sonne wandere, ſagte er. Sie ruhe in Gott, aber ſie ruhe auf ihrem Wege, geſchweige in den Hütten und Häuſern der Menſchen, nicht aus. Was göttlich ſei, ſagte er, das wandere. So wandert der Heiland, wandert der Gottesſohn, wandert der Menſchenſohn, über die Welt, wandere ein jeglicher, der aus dem Geiſt geboren wäre, unbehauſt, ohne bleibende Stätte, ohne Vermögen, ohne Dach, ohne Weib, ohne Kind, ohne auch nur eine Ruheſtätte für ſein Haupt.

Und als die Sonne wirklich heraufgeſtiegen kam, riß Quint, der verzückt und entrückt, wie es von Kindheit an immer wieder ein Zwang in ihm forderte, niederfiel, auch die kleine Ruth auf die Knie nieder.

Nach dieſem Vorgang, der den ſtammelnden und lallenden Quint in dem an ihm bereits bekannten, ausgeſprochen krankhaften Zuſtand zeigte, worin er der exaltierten Ruth als im Geſpräch mit Jeſus und den Propheten erſchien, beruhigte ſich ſein Weſen zu einer friedlichen Heiterkeit. Es verharrte hierin, als er mit Ruth in dem Bretterwagen des Bauern holperige Feldwege, lange Chauſſeen und bei leidlichem Märzwetter durch eine Anzahl von Dörfern und Marktflecken fuhr.

In den letzten zwei, drei Ortſchaften an der Landſtraße, die vor Miltzſch lagen, wußte man von dem Verſchwinden Ruths und Quints, denn es war nach Ruth überall geſucht worden, und ſo erregte die Fahrt der beiden, denen ein Bund Stroh zum Sitz diente, wie ſie mit ihrem mageren Pferd, ihrem groben Kutſcher und klappernden Brettwagen daherkamen, lebhaftes Aufſehen.

Waren die beiden im erſten Flecken hie und da durch Johlen begrüßt worden, in den nächſten eilte die Nachricht ihrer Annäherung voraus und es bildeten ſich bereits größere Aufläufe. Quint hatte eben den Vorſchlag gemacht, das Bäuerchen, das übrigens große Augen ob der Empfänge machte, die ſeinem Gefährt zuteil wurden, möge ein wenig, etwa bis ans Ende des Dorfs, den Braunen friſch ausgreifen laſſen, dort wolle er ausſteigen und mit Ruth, unauffällig, quer über Feld, die letzte halbe Meile bis Miltzſch zu Fuße gehen:

Da rollte hinter ihnen, in lebhaftem Tempo, eine offene Kutſche, ſehr herrſchaftlich, mit zwei jungen feurigen Schimmeln heran.

In dieſer Karoſſe ſaß Herr von Kellwinkel.

Ohne daß der betreßte Kutſcher das Tempo mäßigte, ſtachen die Schimmel, Schaumflocken von den Kandaren ſchleudernd, zunächſt an dem Armeſünderwägelchen Quintens und Ruths vorbei. Aber Kellwinkel, deſſen grauer Schnauzbart noch eben, träumeriſch, ziemlich tief im breiten Kragen ſeines Fahrpelzes ſelbſtgeſchoſſener Füchſe geſteckt hatte, fuhr plötzlich aus dem Fond der Kaleſche empor, bog ſich herum, erkannte Quint und während er und der Wagen kleiner wurden, ſah man, wie er ſeinen Kutſcher heftig am Ärmel zog.

Der Wagen hielt an und Herr von Kellwinkel ſtieg, den Fuchspelz im Sitze zurücklaſſend, höchſtſelbſt auf die Straße heraus.

Der Kutſcher empfing eine Inſtruktion, drehte und folgte in langſamem Tempo dem energiſchen Schritte ſeines Herrn, der weniger als eine Minute brauchte, um hochrot und wütend vor Ruth und Quint zu ſtehen.

Natürlich waren die Worte nicht ſanft, mit denen er Ruth von der Angſt ihrer Eltern verſtändigte. Auf ſein kurzes, ſcharfes Gebot mußte ſie Hals über Kopf von ihrem Bund Stroh über das Ortſcheid auf die Straße herab und ebenſo in die Kaleſche einſteigen. Er duldete keinen Widerſtand. Sie mußte wie eine Puppe bald ſitzen, bald wieder aufrecht ſtehen, bis er die, wirklich ein wenig vor Kälte klappernde, kleine Heilige faſt gänzlich in ſeinem Fuchspelz verborgen hatte.

Jetzt erſt nahm er Quinten aufs Korn, den er zunächſt nicht beachtet, ja ſcheinbar nicht eines Blickes gewürdigt hatte und begab ſich an ſein Gefährt, neben dem der Narr, nun ebenfalls umgeben von einer Menſchenmenge, auf der Straße ſtand.

„Lümmel, infamer!" ſchrie er ihn ſchon von weitem an, „Schmarotzer, verfluchter, nun, denke ich, wird es doch ſelbſt bei denen, die nicht alle werden, mit Deinem Kredit zu Ende ſein! Schurke! Wenn es noch mit rechten Dingen zuginge in der Welt: Dir müßte man auf gut ruſſiſch kommen. Jede Viertelſtunde fünfundzwanzig auf den bloßen Hintern gezählt! Blödian! Lümmel! Infamer Halunke! Du gehörſt in ein Idiotenhaus! Dir wollte ich ſchon die Flauſen austreiben!" Emanuel ſchwieg und Herr von Kellwinkel wandte ſich. Es hatte den Anſchein, als wolle er in die Kaleſche einſteigen. Er kehrte indeſſen wieder um.

„Kretin!" So begann eine neue Kette von Schimpfworten. „Bube! kriechender, feiger, hinterhältiger, ſchmarotzeriſcher, geiler, arbeitsſcheuer, ſchleichender Schuft! Warum laſſen wir keine Galgen aufrichten, daß ein ſolch ſchandbarer Affe und öffentlicher Schänder unſeres Heilands kurzer Hand daran aufgezogen wird. Dummkopf! Eſel! Blödes Kamel! Du bildeſt Dir ein ... Du wagſt es, Dir in Deinem Drei-Unzen-Sperlings-Gehirne einzubilden ... Du Vogelſcheuche willſt uns weismachen, daß Du Gott weiß was: Apoſtel, Prophet, womöglich der Heiland ſelber biſt? Ein Gauner biſt Du, ein Anarchiſt! Du gehörſt hinter Schloß und Riegel!“

Emanuel hatte mit einer ſchmutzig-blaſſen Geſichtsfarbe dageſtanden. Der Lärm des wütenden Landedelmannes lockte noch immer mehr Weiber und Kinder aus den Häuſern und Arbeiter von den nahen Feldern herbei. Da ſagte zu ſeinem Schaden der Narr: „Habe ich denn eine Sünde begangen?“

„Das wirſt Du wiſſen!“ ſchrie Herr von Kellwinkel. „Du wirſt wiſſen, was Du an der Familie Deines Wohltäters, was Du an dieſem betörten Mädchen begangen haſt! Welche Mittel, welche Schliche, welche niederträchtigen Lügen, welche Lumpereien und Betrügereien mußt Du angewandt haben, nichtsnutziger, fauler, arbeitsſcheuer Rumtreiber Du, bis dieſes wohlerzogene Bürgerkind ſo weit gebracht war, Anſtand und Sitte ſoweit außer acht zu laſſen, daß ſie mit Dir, bei Nacht und Nebel, das Haus ihrer ſchwergeprüften Eltern verließ und ſo vollkommen in die Gewalt Deiner ſchmutzigen Pfoten geriet.“

Bei dieſen Worten nahmen die Bauernweiber und Landarbeiter gegen Quint eine drohende Haltung an.

Ein gewiſſer Tagelöhner, mit dem Quint zuweilen bei Gelegenheit ſeiner Feldgänge einige Augenblicke philoſophiert hatte, benutzte jetzt die Gelegenheit, um ſich bei Kellwinkel einzuſchmeicheln. Indem er vortrat, behauptete er: Quint halte die Leute vom Arbeiten ab. Er mache ſie unluſtig, mache ſie aufſäſſig, indem er Weiber und Kinder gewöhnlich frage, ob denn das Zuckerrüben-Hacken oder das Heil ihrer Seele wichtiger ſei?

Dieſe Frage hatte Quint allerdings im Verlaufe gelegentlicher Geſpräche mit dieſem und jenem geplagten Feldarbeiter zuweilen getan und gerade ſie war es, die man Kellwinkel zugetragen und die ihn beſonders aufgebracht hatte. Jetzt nun, beim Anblick des ihm, wie Emanuel meinte, befreundeten Arbeiters, der ihn mit frecher Stimme verriet, fühlte er, wie Judas nicht etwa ein geſtorbener Menſch, ſondern eine lebendige, furchtbare Macht in der Menſchengeſellſchaft iſt.

„Kerls wie Du verdienen den Galgen,“ brüllte nun in verdoppelter Wut faſt erſtickend der Edelmann. Dies ſchien ein Merk- oder Stichwort geweſen zu ſein, das viele wütend geſchwungene Fäuſte dicht vor das Antlitz Quintens heranführte.

Er aber ſagte mitten in dieſe ſeltſam durcheinanderfahrenden, knotigen Schlegel aus ſchwieligen Menſchenhänden mit bebender Stimme: „Welcher unter Euch Menſchen kann mich einer Sünde zeihen?“

Man ſtutzte. Man brach bei dieſem Heilandszitat, in dem man eine Probe der beſondren Verrücktheit des Narren zu haben glaubte, in ein allgemeines, wildes Gelächter aus. Und dieſes Gelächter war ſeine Rettung.

Der Gerechte muß Schmach leiden, dachte Quint. Und als er es dachte, bemerkte er noch, wie Herr von Kellwinkel Ruth auf dem halben Wege zu ihm, Quint, zurück, energiſch mit beiden Armen fing und das weinend widerſtrebende Mädchen in die nahe Kaleſche brachte, die ſogleich vom Flecke weg, in ſchnellſter Gangart von dannen fuhr.

Der Bauer, der Quinten und Ruth gebracht hatte, ſchimpfte auf beide und ſchlug dabei am Wegrand ſein Waſſer ab. Er ſagte, er ſei um ſeinen Fuhrlohn geprellt worden: denn er hatte vergeblich verſucht, von Kellwinkel mit der Frage zu ſtellen, wer ſeine Unkoſten tragen würde. Quint, angewidert durch ſo viel Häßlichkeit, ſo viel Sinnloſes um ihn her, verwies ihn nach Miltzſch an Heidebrand und verbürgte ſich, daß er beim Herrn Obergärtner ſein Geld, und zwar Heller für Pfennig, erhalten würde.

Dann ging er mit feſtem, eiligen Schritt, nicht weiter verfolgt von dem abergläubiſchen Dorfpöbel, über Feld davon.

Begreiflicherweiſe hatte das Verſchwinden der kleinen Ruth Heidebrand — wie man glaubte, in Gemeinſchaft mit Quint — in der ganzen Gegend bis hinein zur Kreisſtadt, ſtarke Erregung hervorgerufen. Beſonders hatten die Eltern in der begründeten Angſt um ihr Kind den Vorfall ganz allgemein bekannt gemacht. Nahezu vierundzwanzig Stunden lang waren nicht nur die Eltern ſelbſt, die Krauſes, die Familie Scheibler, ganz zu geſchweigen von Paſtor Beleites und ſeinem Sohne, auf das furchtbarſte aufgeregt, ſondern es bildeten ſich auch in ſolchen Köpfen, die dem Ereignis ferner ſtanden, Gerüchte von Blut und Verbrechen aus.

Als es ſich dann zum Glück herausſtellte, wie die kleine Ruth mindeſtens noch am Leben war, drückte ſich doch noch immer in den kaſernenmäßigen Worten und Urteilen eines Mannes, wie Herr von Kellwinkel, das allgemeine Urteil aus, das über Emanuel Quint gefällt wurde.

Dieſer war entſchloſſenen Mutes und mehr als furchtlos in ſein ehemals ſo geliebtes Aſyl zurückgekehrt. Es hatte ſich damals in ihm ſchon längſt, obgleich in der Stille, jener Umſchwung vollzogen, der ihn unaufhaltſam, um im Bilde zu reden, aus den ſtillen Seen des Friedens gegen die ſchnellen, ja reißenden Strömungen ſeichterer, aber breiter und wilder Flüſſe trieb.

So war ihm ſeltſamerweiſe bereits jene rüde Mißhandlung durch Herrn von Kellwinkel trotz allen Ekels, den er dabei empfunden hatte, eine erwartete, ja willkommene erſte Prüfung zum Beginn einer neuen Bahn.

Man hatte Emanuel Kaffee, Butter und Brot auf ſein Zimmer gebracht und er war eine Stunde und länger allein geblieben, ehe der Obergärtner bei ihm erſchien. Natürlich machte der Vater ihm Vorwürfe! Und weil es auf eine herzzerreißend bittere und dabei mehr klagende als ſcheltende Art und Weiſe geſchah und die Stimme des braven Mannes zuweilen von Tränen gehindert wurde — und endlich, weil er das Ganze zum Teil als ſelbſtverſchuldete Strafe des Himmels auffaßte, ſo fühlte Emanuel eine peinvoll ſchmerzliche Liebe zu ihm.

Der Gurauer Dame war auf ihren telegraphiſchen Wunſch die Rückkunft Ruths ſogleich nach Berlin depeſchiert worden. Das Fräulein, mit der in gewiſſen Fällen ſchlecht Kirſchen eſſen war, hatte auf die Anfrage Heidebrands: Muß ich Quint im Hauſe behalten, wenn er wiederkommt? die lapidare Antwort gegeben: Setzt ihn auf der Stelle hinaus.

Aber was die ſchlimmſte Befürchtung anbetraf, ſo war doch Heidebrand durch den reinen Freimut im Weſen des Narren in Chriſto beruhigt worden und ſo fühlte er bald, wie die Flucht der kleinen Ruth ohne ſeinen Willen, wahrſcheinlich auch ohne ſein Wiſſen geſchehen war, und mußte ſich ſagen, wie eigentlich, wenn dies ſich wirklich ſo und nicht anders verhielt, eine Schuld Emanuels nicht zu erweiſen wäre.

Aber es kamen fortgeſetzt viele entrüſtete Freunde ins Haus, deren beſtimmte Meinung, Quint ſei verbrecheriſch oder wahnſinnig und müſſe ſofort aus dem Hauſe hinaus, nicht zu beſchwichtigen war. Und wenn nun der immerhin rückſichtsvolle Heidebrand den Befehl der Gurauer Dame zunächſt nicht ausführte, ſo ſah er doch ein: der arme Menſch hatte irgendwie ſein Aſylrecht verſcherzt.

Es kam hinzu, daß der Landarzt, den man ans Bett der erkrankten Ruth gerufen hatte, aufs ſtrengſte jedes Wiederſehen zwiſchen dem Mädchen und Quint verbot. Sonſt, ſagte er, könne er für nichts einſtehen. Frau Heidebrand ſelber hatte indeſſen ſo furchtbare Stunden während des Suchens nach der verſchwundenen Tochter durchgemacht, daß ſie von ſich aus nach einem Wiederſehen mit demjenigen, der ihre Schmerzen verurſacht hatte, durchaus kein Verlangen trug.

So ward denn Emanuel fallengelaſſen. Der junge Beleites hatte Tag und Nacht in einem verzweifelten Krampfe von Wut, Angſt, Eiferſucht und Beſchämung zugebracht. Er hatte im Gärtnerhauſe geweint und weder gegen Frau Heidebrand noch den Gärtner ſelbſt ein Blatt vor den Mund genommen. Er hatte dabei, ohne alle Umſtände, ſeine Liebe bekannt, ſein verletztes Recht hervorgekehrt und Vorwürfe über Vorwürfe über die eingeſchüchterten künftigen Schwiegereltern ausgeſchüttet.

In der Familie des Lehrers Krauſe gab es Emanuels wegen Tränen und Kämpfe, denn auch Krauſe wollte nun, im Widerſpruch zu Marien, nichts mehr mit dem Narren zu tun haben. Marie dagegen verteidigte ihn. Bei ihrer Verteidigung blieb ſie nicht gerade gerecht in ihrem Urteil über Ruth Heidebrand, die ſie ein überſpanntes Mädchen nannte. Sie fügte hinzu: die krankhafte Überſpanntheit der kleinen Ruth wäre ja doch viel mehr etwas Altbekanntes, als eine Neuigkeit.

Alle ihre Einwände halfen Marien indeſſen nichts. Ihr Vater hatte im Schrecken der Nachricht von Ruths Verſchwinden den feſten Entſchluß gefaßt, nun ebenfalls von dem gefährlichen Narren abzurücken. Ob er trotzdem noch etwas für ihn fühlte, wußte man nicht.

Übrigens hatte der arme und außergewöhnliche Dorfſchulmeiſter, deſſen friedliche und behagliche Exiſtenz in dem Wohlwollen vieler Freunde wurzelte, nach dem, was vorgefallen war, keine Wahl mehr in ſeinem Verhalten zu Quint. Es war nicht ratſam, ja überhaupt nicht tunlich, ſich dem allgemeinen Urteil, das ihn richtete, entgegenzuſtellen. Man lief Gefahr, mit dem Narren als eine Perſon genommen, gebrandmarkt und aus der Geſellſchaft verſtoßen zu werden.

Emanuel wurde nicht empfangen, als er am Gründonnerstag — wo die Kinder in allen Dörfern in Scharen mit ihrem Bittgeſang und ihrem Gründonnerstag-Bettelſäckchen von Tür zu Tür herumliefen .. — an die Tür der Krauſeſchen Schule kam.

Dagegen ſah er, als er ſich annäherte, Nathanael Schwarz aus der Türe gehn, von dem es bekannt war, daß er vor einigen Jahren um die Hand Mariens geworben hatte.

Schwarz machte einen großen Bogen um Quint und verſchwand in Eile durch ein Quergäßchen. Emanuelen wurde nun von der Magd der kurze, ihn von der Schwelle weiſende Beſcheid überbracht; ſie hatte eben die Türe vor ſeiner Naſe zugeſchloſſen, da fiel aus einem Manſardenfenſter, von unſichtbarer Hand geworfen, ein Umſchlag mit einem Kärtchen herab, das Quint erſt draußen im Feld entzifferte: es trug die Worte: „Ich glaube an Dich!“

Neunzehntes Kapitel

Als am Oſterſonntag die Magd des Gärtners am frühen Morgen die Läden öffnete, fand ſie zu ihrem großen Erſtaunen ſowohl den Platz vor dem Gartentor, als auch Feldweg und Brachfeld hinter der Mauer, von einigen Hunderten fremder Leute beſetzt. Nun pflegten zwar an jedem Sonntag Patienten in einer gewiſſen Anzahl, mitunter bis vierzig, zum Schäfer zu kommen, von denen ſich einige, um den Vortritt zu haben, auch wohl ſchon im Morgengrauen einſtellten, woher aber dieſe zweihundert Menſchen kamen und was ſie wollten, begriff die Magd, die in ihrem Staunen mit ausgebreiteten Armen noch immer die Fenſterladen hielt, einſtweilen nicht.

Die Gärtnerburſchen, die an den Frühbeeten arbeiteten, taten eben die Frage an ſie, die der verdutzten Perſon durch die Seele ging. Sie wußte aber durchaus nichts zu antworten. Die Zahl der Wartenden mehrte ſich. Und wie die Magd ihre Blicke ausſchickte, ſah ſie, wie allenthalben, da und dort, ein Mann, ein Weib, ein Kind über Feld heran und gegen die harrende Menſchenmenge näher lief.

Die Sonne war eben aufgegangen. Frau Obergärtner Heidebrand, die durch die Magd geweckt worden war und nun, den Blick mit der Hand vor dem Lichte ſchützend, die ſich immer vermehrende Menge muſterte, begriff ebenfalls den Vorgang nicht. Sie ſah, wie der Schäfer, augenſcheinlich nicht minder befremdet, unten bereits mit der Menge verhandelte.

Er rief herauf: er wiſſe durchaus nicht, was den Leuten in die Glieder gefahren ſei. Es wären nur wenige Kranke darunter und zu ihm kämen ſie jedenfalls nicht.

Als der Herr Obergärtner erwachte, an dieſem Oſterſonntag nicht ganz ſo früh, als es ſonſt geſchah, wußte er ebenſowenig als die anderen für die Gegenwart dieſer Menge von Landleuten einen Erklärungsgrund. Es wollte ſich auch nichts herausbringen laſſen, bis gegen die neunte Stunde eine ſeltſame Deputation von bärtigen Männern im Hauſe erſchien, die ſich nach Emanuel Quint erkundigten.

Sie ſtanden im Hausflur — übrigens waren es beide Brüder Scharf, der böhmiſche Joſef, Weber Schubert, Dibiez, Schneider Schwabe, Weber Zumpt, der Handelsmann Krezig und der Hufſchmied John! — ſie ſtanden im Hausflur, lebhaft redend und geſtikulierend und es war ſeltſam, wie ſehr ihr erregtes Betragen mit dem mehr als beſcheidenen, dürftigen Äußeren dieſer Leutchen im Widerſpruch ſtand.

Heidebrand ſelber war ſogleich durch die mit Entſetzen fliehenden Mägde von dem Eintritt des wunderlichen Beſuches verſtändigt worden: Sie ſagten, es wären Menſchen gekommen, bei denen unbedingt etwas nicht ganz in Ordnung ſei.

Als Heidebrand ſchon geraume Weile, nicht ohne ſtarke innere Unruhe, unter der durcheinander ſprechenden, ihn mit wirren Fragen bedrängenden Rotte ſtand, konnte er ſich noch immer weder von ihrem Zuſtand, noch ihren Abſichten einen Begriff machen.

Ihr Betragen war ebenſo aufgeregt als feierlich. Sie ſchienen dabei vorauszuſetzen, daß man wiſſen müſſe, weshalb ſie kämen und weshalb das Gärtnerhaus des Miltzſcher Schloſſes heut von Menſchen belagert ſei. In allen dieſen ebenſo dürftigen als verſchiedenartigen Mannsgeſtalten lebte, wie es ſchien, ein doppeltes Bewußtſein von Wichtigkeit: nämlich der Wichtigkeit des gegenwärtigen Augenblicks und der ihrer eignen Perſönlichkeit.

Was der Herr Obergärtner zuerſt begriff, nachdem er den Gedanken, es möchten ſchlechthin Betrunkene ſein, verworfen hatte, war: Sie ſind von einem gemeinſamen Wahn bewegt; und dieſer mußte, erkannte er weiter, im Zuſammenhang mit dem Oſterfeſte entſtanden, alſo ein religiöſer ſein. Dieſe Leute betrugen ſich, als ob ihnen das Gerücht von einem außerweltlich ungeheuren Ereignis zu Ohren gekommen wäre und als ob ſie nun da wären, um es nach tagelangem und atemloſem Lauf, mit ihren eigenen Augen zu ſehn.

Der Gärtner ſah, daß dieſe haſtig atmende, ſtoßweis redende, mit fieberglänzenden Augen vagierende Rotte eigentlich ein Kehricht von Menſchen war. Ja, das Geſicht des böhmiſchen Joſefs ließ ihn einen Augenblick lang an ausgebrochene Sträflinge denken. Dem Inhalt ihrer Rede nach konnten es aber weit eher Flüchtlinge aus der Provinzial-Irrenanſtalt, aus dem Dasdorfer Rettungshaus oder aus Trinkeraſylen ſein. Joſef rief in einem fort: „Chriſt iſt erſtanden.“ Er rückte mit ſeinen ſtechenden Pudelaugen ekelhaft nahe an des Herrn Obergärtners Geſicht und wiederholte: jeder Menſch auf Erden müſſe doch wiſſen, daß Jeſus Chriſtus von den Toten erſtanden iſt. — „Jeſus, er mein Heiland, lebt!“ wiederholte der gedrungene Hufſchmied John redeweiſe. „Sie iſt gefallen, ſie iſt gefallen, die große Babel!“ äußerte Schwabe bald gegen den Gärtner, bald gegen die Scharfs, bald gegen John, Schubert, Dibiez, bald gegen Zumpt und bald für ſich ſelbſt. Gefragt, was ihr Begehren wäre, ſagte Anton Scharf dem bedrängten Gärtner dreimal hintereinander mit weitgeöffneten

Augen und Naſenlöchern die Worte: „Wir haben den gefunden, von welchem Moſes im Geſetz und die Propheten geſchrieben haben!“ ins Geſicht. Und wieder: „Wir haben den gefunden ...“, was immer mit wilder Freude durch den faſt ſchreienden Chorus: „Wir haben den Meſſias gefunden!“ beſtätigt ward.

Indeſſen ſtanden im Garten draußen vor der geöffneten Tür die Gärtnerburſchen, hielten ſich vor Lachen die Seiten und krümmten ſich.

Ein Wort, das man immer wieder im Durcheinander überſpannter Redensarten dieſer verrückten Deputation zu hören bekam, war: „wir haben ein Geheimnis entdeckt“. Mit dieſem Ausſpruch ſchienen ſie, wie nach Übereinkunft, den eigentlichen Zweck ihres Kommens verdecken zu wollen. Er drückte denn auch in der Tat in zwiefacher Hinſicht, nämlich in der eben bezeichneten Weiſe und noch in einer anderen, tatſächlich eine Übereinkunft aus. Sie glaubten nämlich erkannt zu haben, was das eigentliche Geheimnis Quintens ausmache.

Ohne auf die einzelnen Umſtände einzugehen, ſei nur geſagt, daß ſie ſich nach Quintens Verſchwinden wieder und wieder im engeren Kreiſe verſammelt hatten. Zudem hatte das Gerücht vom Erſcheinen des Wundertäters der Talmühle einen geradezu hundertfältigen Zulauf verſchafft. Es iſt natürlich, wenn dieſer Umſtand wie etwas Wunderbares auf die Verſammlung derer, die ſich als Jünger und Auserwählte fühlten, zurückwirkte. So hatten ſie denn eines Tages in der närriſchen Phantaſtik ihrer mehr und mehr ſich von dem nüchternen Gange der Wirklichkeit entfernenden Seelen gemeinſam, wie durch Erleuchtung, Quintens Geheimnis erkannt und ſich einer dem andern zur Wahrheit bekräftigt: nämlich Quintens nun über jeden Zweifel erhabenes Meſſiastum, deſſen Kraft, Leib, Blut und Geiſt über allen Worten der Bibel ſei, über allen Wahrheiten der Verheißungen. Er war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.

Er war gekommen und würde das Reich in einer von niemand geahnten, auch nicht durch die Bibel vorhergeſagten Art und Weiſe aufrichten. Kurz, die Gegenwart Quintens hatte den hellen Wahnſinn zum Ausbruch gebracht.

So traten ſie vor die Menge hinaus, die, wie geſagt, ſich täglich in größerer Anzahl um die Mühle verſammelte, und predigten das Geheimnis des Reichs. Sie verrieten Emanuels Aufenthalt. Sie ſprachen in Zungen, und John, der Schmied, der vielleicht wirklich an dieſem Tage über den Durſt getrunken hatte, tat ſich um Oſtern dadurch hervor, daß er eine wunderbare, letzte Enthüllung des Geheimniſſes für den Auferſtehungstag, ja eine doppelte Auferſtehung und Offenbarung des Heilands im Gärtnerhauſe zu Miltzſch fanatiſch weisſagte.

Während ſie noch im Innern des Hauſes wirre Dinge mit dem Obergärtner verhandelten, fing die verſammelte Menge draußen mit gewaltigem Ausbruch den erſten Vers eines Oſterliedes zu ſingen an:

Triumph! Triumph! Der Herr iſt auferſtanden,
er iſt nicht hie! er iſt nicht hie!
der weiland lag in Todes Strick und Banden,
er iſt erſtanden heute früh.

Ein ſolcher Geſang iſt überaus eindrucksvoll, und Frau Heidebrand hielt es für ein Glück, daß Ruth nicht im Hauſe war. Man hatte das Kind, weil man Emanuel doch nicht ſo Hals über Kopf vor die Türe ſetzen wollte und um ſie auf andere Gedanken zu bringen, bei befreundeten Apothekersleuten untergebracht, deren Tochter im gleichen Alter und früher mit Ruth befreundet war. So war ſie den Eindrücken dieſes Morgens genugſam entrückt, die ſonſt vielleicht wiederum Kriſen nervöſer Natur bei dem Kinde zum Ausbruch gebracht hätten.

Frau Heidebrand, durch den elementaren Zug des Ereigniſſes ebenſo wie ihr Gatte verdutzt, hatte dennoch, eher als dieſer, den unglückſeligen Penſionär als Urſache dieſes Übels, gleichſam als den Magneten, der es herbeigezogen hatte, erkannt. Sie bedauerte nun, daß ſie ſelbſt und ihr Gatte nur an Emanuels Mutter geſchrieben hatten, ſie möge den Sohn nach Hauſe holen, anſtatt dem Narren ſelbſt gegenüber, im Sinne des Gurauer Fräuleins, entſchloſſen und offen zu ſein.

Emanuel war an dieſem Morgen, der kühl, ruhig und ſonnig einſetzte, erſt durch den Geſang vor den Fenſtern geweckt worden. Er hatte am Abend vorher ein kleines Bündel mit Habſeligkeiten zuſammengepackt, nachdem er einig geworden war, in Gottes Namen ſeines Weges am kommenden Morgen von dannen zu gehen. Kaum war er notdürftig angekleidet, er hörte dabei ein Trampeln von Füßen und Laute rauher Stimmen im Haus, da pochte es, und Herr Heidebrand drang, gefolgt von den Talbrüdern, bei ihm ein.

„Dieſe Leute wollen zu Ihnen, Emanuel!“ ſagte in vorwurfsvollem Tone, die Röte des Unwillens im Geſicht, Herr Heidebrand. Worauf Emanuel kühl mit „Ich weiß es!“ antwortete. Die Talbrüder aber waren verſtummt und drehten, ein jeder mit einem Ausdruck, der in ſeiner bebenden Devotion etwas Verwirrendes an ſich hatte, verlegen die Mütze in der Hand.

Der Obergärtner hat ſpäter erzählt, das Verhalten Quints, das Betragen der Talbrüder, wie es bei dieſer erſten Begegnung zwiſchen Verführer und Verführten, der er beiwohnte, zutage trat, habe ſeinen eigenen geſunden Menſchenverſtand in Gefahr gebracht.

Herr Heidebrand ſtand vor dem Narren Quint, und es war ihm nicht anders zu Sinn, als wenn man ihm ſein Konzept durcheinander gebracht hätte. Es lag wie ein Zwang, wie ein

Druck um ſeine Stirn. Er fragte ſich, ob er an Tollkraut gerochen hätte, und meinte, der Satan habe ihm ein Blendwerk, eine ſcheußliche Gaukelei, eine höhniſche Spottgeburt der Wiederkunft Jeſu und ſeiner Jünger eingebildet, die doch in mancher Beziehung von einer betörenden, ja überzeugenden Treue war.

Es war in Emanuel nach vielen Kriſen ein ſtarrer, unbeirrbarer Wille, verbunden mit einer Idee, zur Herrſchaft gelangt, und was er dadurch gewonnen zu haben glaubte, war, wie der Narr in Chriſto es nannte: die kühne Freiheit des Gotteskindes zu chriſtlicher Tat und zu chriſtlichem Tod.

So war denn ein Feuer in ſeinen Augen, womit er die armen Jünger anblitzte. Er wies ihnen das Bündel mit einer befehlenden Weiſung der Hand, die keinesfalls ohne eine gewiſſe Hoheit war: worauf ſie ſich alle zugleich auf die Habſeligkeiten Emanuels ſtürzten, eiferſüchtig beſtrebt, ihm zu Dienſten zu ſein. „Ich gehe mit Euch,“ ſagte der Narr, „obgleich Ihr Euch an mir ärgern werdet. Doch ich weiß, der Sohn Gottes kann bei Euch jederzeit eines Trunks, eines Lagers und eines Biſſen Brotes ſicher ſein.“

Dann verließ er mit ihnen das Haus ohne Umblicken.

Hofknechte und Gärtnerburſchen, zwiſchen denen der von Quint mit ſtarken Schritten geführte, lächerlich ſtolpernde Trupp von Erweckten hindurch mußte, blieben zunächſt verdutzt und lachten nicht. Man wartete ab, was geſchehen würde. An den Grenzen jener ſingenden Gemeinde von „Kindern und Unmündigen“, die in der Einfalt und gläubigen Torheit reiner Herzen auf den Eintritt des Wunders warteten, wodurch „das ängſtliche Harren der Kreatur“ endlich, endlich in eitel Freude verwandelt werden ſollte, hatte ſich bereits ein Zulauf feindlicher Elemente bemerklich gemacht.

Bei dieſem faſt blinden, aber entſchloſſenen Schreiten ins

Unbekannte fühlte Emanuel etwas wie den felſenharten Druck einer Macht, die er herausfordern wollte und die ihm entgegenſtand.

Nun iſt es klar, ich fühle deutlich, wie ich dem Feind entgegenſchreite, dachte Emanuel. Ich habe den Feind nie ſo Bruſt an Bruſt gefühlt, habe ihm nie ſo, wenn auch mit blinden Augen, ins Auge geſehen. Dieſer Feind iſt ſo alt wie die Menſchenwelt, und ich unterfange mich, als ein zweiter Chriſtus, auszuziehen und ihn zu beſiegen. Und es war ihm, Quinten, als richte ſich am Horizont, wie ein Gebirgswall, von grimmigen Rieſen bewohnt, der Feind empor! Oder war es die breite und unwiderſtehliche Woge eines Urmeeres, die ſich ihm drohend, ſintflutartig, entgegenwälzte? Was würde ſein Lichtlein, unter dem Scheffel hervorgeholt, wie würde die kleine Gemeinde der Hoffenden dieſer Flut gegenüber ſtandhalten? Wir werden, ſprach es in ihm, unrettbar hinweggeſchwemmt.

Aber „das ſchwankende Rohr wird er nicht zerbrechen, und das glimmende Docht wird er nicht auslöſchen ...“ —? Und wie dem auch ſei: der Schritt war geſchehen und Emanuel dachte nicht an ein Zurück.

Wie es bei Wallfahrten üblich iſt, einige Pilger hatten, trotzdem nur ein allgemeines, wunderbares Ereignis vorausgeſagt worden war, dennoch die Kranken ihrer Familie mitgebracht. Sie verſuchten mit ihnen Quint nahezukommen, weshalb ſogleich ein Gedränge entſtand, als der falſche Heilige endlich erſchien. Man brachte einen Menſchen heran, der ganz einfach das delirium potatorum hatte, ein Leiden, deſſen Erſcheinungsform jedem Arzte bekannt, auf den Laien indeſſen zuweilen von einer grauſigen Wirkung iſt.

Wer hat nicht ſchon den Gedanken gehabt, daß weit mehr noch als hinter den Gittern eines Gefängniſſes, hinter den eiſernen

Stäben einer Irrenanſtalt, das Inferno, die Hölle iſt. Unter allen Zuſtänden, die dort behandelt werden, ſteht wohl das Trinkerdelirium an Furchtbarkeit obenan. Der breite und muskulöſe Menſch, der, von einem ſchrecklichen Tremor geworfen, von vier Männern gehalten, vor Quinten ſtand, ſtieß angſtvoll gepeinigte Laute aus und hatte ſchreckliche Viſionen, wie aus ſeinen froſtgeſchüttelten Worten deutlich wurde, von Erdbeben und von Weltuntergang. Wo er hintreten wollte, riß ſich ein Rachen des Abgrundes auf. Mitunter ward er hinuntergeſchleudert, wo dann wiederum andere Abgründe unter ihm Flammen heraufloderten, oder er ſich im Schlamm, überkrochen von Schlangen, Eidechſen und allerhand eklen Reptilien, fand.

Die Qual dieſes Menſchen wirkte anſteckend. Die übermenſchliche Angſt, die er litt, bewirkte etwas in der Menge, wie eine allgemeine, hilfeflehende Bangigkeit.

Als Emanuel, ſeiner nicht achtend, an dem gemarterten ehemaligen Hausknecht, oder Küfer, oder Bierkutſcher, was er nun ſein mochte, vorüberſchritt, hörte man deſſen Stimme rufen, aber ſo, daß es dem Heulen eines Hundes weit ähnlicher als einem menſchlichen Laute war: „Jeſus, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner.“

Der häßliche und vielleicht auch komiſche Laut, deſſen Bedeutung von den Fernerſtehenden nicht verſtanden wurde, löſte im Kreiſe der Unbeteiligten, deren Zahl ſich ſtändig vermehrte, ein koloſſales Gelächter aus.

Aber es ſchien an dieſem Tage nichts in Quint zu ſein von Mitleid und von Barmherzigkeit, wie er denn dieſe Tugenden überhaupt bisher nur als die natürlichen und gelegentlichen Äußerungen einer reinen Menſchlichkeit geübt hatte. Alles an ihm ſchien heute Feuer, ja entſchloſſene Herzenshärtigkeit. Dabei ſchien ſeine Stunde noch nicht gekommen. Er redete da und dort, mit dieſem und jenem einige Worte, ſchritt aber plötzlich, nur an der Spitze ſeiner neun Talbrüder, eiligen Gangs in die Felder fort.

Es war ein Brachfeld, das ein hügeliges Gelände überzog, auf dem er durch eine von allen Seiten ſtrömende Menſchenmenge geſtellt wurde. Nicht nur Landleute, die auf dem Wege zur Kirche waren, eilten herbei, ſondern auch bürgerliche Geſtalten zeigten ſich, und ſpäterhin ſah man ſogar Jagdwagen heranfahren, die junge Söhne von Gutsbeſitzern, ja die Väter ſelbſt herbeibrachten, um das ruchbar gewordene tolle Ereignis nahe zu ſehen.

Kurt Simon hatte ſich eingefunden. Der junge Beleites erſchien bei den Heidebrands. Neugier, oder irgendein anderes Gefühl, hatte den Obergärtner bewogen, der Menge und Quinten nachzugehen, als ſich der ganze Unfug feldein wälzte. Eben fing Emanuel Quint ſeine weit berüchtigte Rede an, als ſich auch Paſtor Beleites im Wagen mit Herrn von Kellwinkel einſtellte.

Wie ſehr gegen früher das Weſen Quintens verwandelt war, das konnte man ſchon am Ton ſeiner Stimme bemerken, mit der er Ruhe gebot, an der Art, wie er drohend und furchtlos die Fauſt erhob und herriſch mit ſeinem Fuße aufſtampfte. Noch mehr aber trat es durch den Inhalt der Rede hervor, die der Tor in flammenden Worten hinausſchleuderte.

„Ihr Heuchler," rief er, „die Ihr Mücken ſeiget und Kamele verſchlucket, höret die Worte Jeſu Chriſti, des Gottesſohnes! Höret die Worte des Menſchenſohnes, wie ſie ihm der Vater gibt auszuſprechen. Der Vater iſt bei mir, der mich geſalbet hat und geſandt: aber nicht, daß ich Frieden bringe, ſondern das Schwert!

Wehe Euch Heuchlern! Was ſeid Ihr anders als ein ungläubiges, lügneriſches, betrügeriſches und habgieriges Geſchlecht? einer des andern Feind, geheim oder öffentlich! einer des andern Räuber: geheim oder öffentlich! Diebe! Ehebrecher! Verräter!

Mörder! geheim oder öffentlich! Ich ſage Euch, Ihr Knechte des Antichriſt: ich bin hungrig geweſen, und Ihr habt mich nicht geſpeiſet! Ich war durſtig, und Ihr tränktet mich nicht! Ich bin krank geweſen, und Ihr habt mich nicht gepflegt! Ich bin gefangen geweſen, und Ihr habt mich aus dem Kerker, der ein Fenſter hatte, hinab in den lichtloſen Keller zu Skorpionen und Schlangen geſtoßen! Ihr habt mich gevierteilt, aufs Rad geflochten, habt mir mit glühenden Zangen den Leib zerſetzt! Ihr habt mich an den Galgen gehängt, geköpft, geſchunden, geprügelt, geheim oder öffentlich ..."

Bei dieſen Worten lief um die Peripherie der Menge ein helles und tolles Lachen herum, und eine Stimme ließ ſich vernehmen: „hätten ſie Dich doch gepökelt, gebacken, eingeſalzen, in Fäſſer verpackt und zum Satan in die Hölle geſchickt".

Quint rief dagegen: „Ich kenne Dich, Stimme. Wundere Dich nicht, Du armer, verblendeter, grober Ackerknecht, daß dieſe Stimme durch Deine Kehle gedrungen iſt! Sie ſtammt dorther, wo alles das herſtammt, was Gott nicht gereinigt hat. Es geht aus dem Munde hervor und machet Dich, nicht mich, unrein. Du weißt, und es iſt uns geſagt und iſt wahr, daß nur, was aus dem Munde hervorgeht, den Menſchen unrein macht. Aber wiſſe: nicht Du biſts, der da ſpricht, ſondern es iſt die Macht, ſo alt wie die Welt, die ihre Tage in Roheit verfinſtert."

Unbeirrt fuhr der Narr dann fort:

„Ihr Heuchler! Öffentlich habt Ihr meinen Namen und mich Euren Herrn genannt, heimlich mich täglich ans Kreuz geſchlagen! Berge, ja Gebirge von roſtigen Nägeln genügten Euch zu jahrtauſendelanger Henkersarbeit nicht.

Ihr nahmt mich unzähligemal vom Kreuz, Ihr ſchnittet mich vom Galgen herunter und verkauftet mich: Stück um Stück meines verweſenden Fleiſches wurde verkauft! Stück um Stück meiner bröckelnden Knochen! Jeder Span meines Kreuzes! Jeder

Flicken meines Gewands! Alles und alles habt Ihr zehntauſendemal, ſamt Gott dem Vater, Gott dem Sohn und Gott dem Geiſte, dem Mammon geopfert! Aber die mich kauften, betrogen ſich, die mich kauften, wurden durch Euch betrogen. Zwar habt Ihr den wahren Heiland unzählige Male ans Kreuz geheftet, aber den vom Kreuze herabzunehmen Euch gegeben iſt, iſt des Menſchen Sohn und der wahre Heiland nicht.“

Herr von Kellwinkel war aus der Kutſche geſprungen und hatte den jungen Beleites herangewinkt. „Hören Sie, Doktor,“ ſagte er ihm, „wenn dieſer Verrückte ſo weiter ſpricht, dann müſſen Sie mir den Gefallen tun, ſich freundlichſt in meinen Wagen zu ſetzen, nicht wahr? und Sie fahren dann ſchnell in meinem Auftrag zum Landrat hinein, denn es könnte zur Pflicht werden, ihn zu verſtändigen.“

„Was ſeid Ihr? Meinet Ihr etwa Chriſten? Dann war Pilatus, dann war Judas, war der Hoheprieſter, der ihn verdammte, waren die Kriegsknechte, die ihn verſpotteten, war ein jeder von ihnen ein Chriſt! Dann war es chriſtlich, ihn geißeln, chriſtlich, ihn mit der Fauſt ins Geſicht ſchlagen, chriſtlich, ihm mit einem Tuche die Augen verbinden, ihm eine Narrenpritſche in die Hand geben, ihm eine Narrenkrone aus Dornen auf das Haupt drücken und rufen: rate, Chriſte, wer Dich ſchlug.“

„Es iſt ein Skandal,“ ſagte Herr von Kellwinkel.

„Oder herrſcht unter Euch ein anderes Geſetz als Auge um Auge, Zahn um Zahn?“ fuhr Emanuel fort. „Habt Ihr nicht die Völker bewaffnet, die Welt mit Myriaden von furchtbaren Mordinſtrumenten bedeckt? Schwimmen nicht Eure ungeheuren eiſernen Mordmaſchinen auf allen Meeren, und meinet Ihr, daß der Heiland Eure Kanonen, Eure Gewehre und Eure ſcheußlichen Metzelfeſte ſegnen wird? — Es ging ein Sämann aus zu ſäen! Meint Ihr, daß dies die Saat des Heilandes, des Gottesreiches auf Erden iſt? Ich aber ſage Euch, die Ihr zuhört:

liebet Eure Feinde! tut denen wohl, die Euch haſſen! ſegnet die, die Euch verfluchen! bittet für die, die Euch beleidigen! und wer Euch ſchlägt auf eine Backe, dem bietet die andere auch dar.“

Der Narr fuhr fort:

„Meinet Ihr, daß Ihr zugleich Gott dienen könnt und dem Mammon? Wahrlich, ich ſage Euch: Ihr werdet Gott dienen oder dem Mammon! Meinet Ihr, Ihr werdet Euren Feinden Übles tun, denen fluchen, die Euch fluchen, Eure Beleidiger verfolgen, ſchlagen, die Euch ſchlagen, und doch Kinder Gottes heißen? Ich ſage Euch: wer Euch den Mantel von den Schultern reißt, den rufet zurück. Sagt ihm, Du haſt den Rock vergeſſen. Gebt ihm auch den Rock! Wer Dich aber bittet, dem gib ein zehnfaches Maß deſſen, worum er Dich bittet. Wenn aber ein Dieb kommt und bricht in Deine Vorratskammern, Du Reicher, ſo gehe nicht hin und hetze die Schergen hinter ihm drein, ſondern laß ihm, was er genommen hat und fordere es nicht wieder! Brechen ſie aber in Eure Gewölbe, darin Ihr Eure Juwelen, den Schmuck Eurer Weiber und Euer gemünztes Gold verborgen habt, ſo laſſet ſie getroſt davonſchleichen mit ihrem Raub! Denn ich ſage Euch: Ihr ſollt nicht Schätze ſammeln, die Motten und Roſt freſſen! Und was hilfe es Euch, wenn Ihr die ganze Welt gewönnet und nähmet doch Schaden an Eurer Seele?“

„Noch beſſer!“ ſagte Herr von Kellwinkel, und auch bei den übrigen Zuhörern löſten dieſe ſeltſamen Grundſätze Äußerungen der Beluſtigung, der Erbitterung und des Hohnes aus.

Quint konnte bemerken, wie die Geſichter jener frommen Schäflein länger und länger wurden, die gekommen waren, um Zeugen von etwas Wunderbarem zu ſein. Ebenſowenig entging es ihm, wie ſich auf den gleichſam erleuchteten Mienen der irgendeiner himmliſchen Manifeſtation, eines Auferſtehungswunders gewärtigen Talbrüder, die, wie ein Stab, ihm am nächſten ſtanden ... wie ſich in ihren Mienen hier Enttäuſchung, dort Beſtürzung auszuprägen begann.

Waren ſie denn nicht ehrliche Leute? und wenn ſie es waren, und waren ihm außerdem gläubig nachgefolgt, was ſollte denn dieſer Hagel von Scheltworten? Sind wir denn Räuber? Diebe? Verräter? Mörder? Ehebrecher? dachten ſie. Und ſie gaben ſich Antwort: wir ſind es nicht! Wir ſind auch nicht Knechte des Antichriſt! außer daß jener, der uns ſo nennt und der vor uns ſteht, der Antichriſt wäre.

Und was gehen ihn denn, da er es mit redlichen Menſchen zu tun hat, die Diebe an? Sind wir denn Diebsgenoſſen und Diebsgelichter? Wann hätten wir ihn beſtohlen, geköpft, geſchunden, an den Galgen gehängt, geheim oder öffentlich?

Anton Scharf wurde dunkelrot vor Scham und Wut! Was? Ich und mein Bruder, wir wären nicht Chriſten? Wir wären Judas, wären Pilatus, wären den Kriegsknechten, die ihn marterten, gleich? Wann hätten wir ihm die Fauſt ins Geſicht geſchlagen? Und was ſagt er: wir ſollen den Dieben und Räubern Vorſchub tun?

„Sehet Euren himmliſchen Vater an,“ fuhr der Tor indeſſen mit ſtärker erhobener Stimme fort, „iſt er nicht gütig über den Undankbaren? Freundlich über den Gottloſen und Boshaften? Läßt er nicht ſeine Sonne täglich aufgehen über Euch, die Ihr doch Böſe und Gute und wenige Redliche unter Dieben, Betrügern, Verrätern, Mördern und Gottloſen ſeid?“

„Halt Deine Schnauze,“ ſchrie ein betrunkener Pferdeknecht, „ſonſt kriegſt Du den nächſten Stein an den Schädel.“ Ein Trupp junger Leute aber zog mit dem Wechſelgeſang von „O du lieber Auguſtin“ und „Lott iſt tot, Lott iſt tot, Jule liegt im Sterben“ augenſcheinlich gelangweilt in den nächſten Dorfkretſcham ab.

Unbeirrt aber ging die Strafrede fort:

„O, ich kenne Euch wohl“ — und Quint ſchickte einen zornigen

Blick dorthin, wo die Jagdwagen und die gutgekleideten Leute ſtanden — „ich kenne Euch wohl, die Ihr über Eure Mitbrüder zu Gericht ſitzet! Ihr Gottloſen! Ihr kennet weder Gott den Vater, noch Gott den Sohn, noch kennet Ihr Gott den Geiſt! Und Gott der Geiſt, und Gott der Sohn und Gott der Vater kennen Euch nicht! Oder meint Ihr, die Ihr Gottes Sohn mit Handſchellen an den Händen hinter die eiſernen Türen Eurer Geſängniſſe transportiert, die Ihr den Sünder, dem Gott verzeiht, mit Ketten belaſtet, die Ihr den ſeiner leiblichen Freiheit beraubt, der des Königs Menſchenmordwaffe nicht in die Hand nehmen will ... Meinet Ihr, ſage ich, daß der Heiland Eure Gerichte ſegnen wird? Ihr habt vergeſſen, was der Vater geſagt hat: mein iſt das Gericht! daß er geſagt hat: richtet nicht, ſo werdet Ihr ſelbſt nicht gerichtet! verdammet nicht, ſo werdet Ihr auch nicht verdammet! vergebet, ſo wird Euch vergeben! Ihr ſeid alleſamt abgewichen, Du! Du! Du! und Du!“ — und er wies mit dem ausgeſtreckten Arm auf dieſen und jenen Zuhörer. — „Willſt Du zu Deinem Bruder hingehen und zu ihm ſagen, laß mich den Splitter aus Deinem Auge ziehen, bevor Du den Balken aus Deinem Auge gezogen haſt? Ziehe zuerſt den Balken aus Deinem Auge, ſage ich Dir! Dir! Dir! und Dir!“ — wiederum wies er auf einige hin, die ſich mit höhniſcher Miene umwendeten — ‚und dann ſiehe zu, gehe hin, ſiehe zu, wie Du den Splitter aus Deines Bruders Auge ziehen magſt.“

Und er erzählte ihnen das Gleichnis vom König, der mit ſeinen Knechten rechnen wollte:

„Ihm kam einer vor, der war ihm zehntauſend Talente ſchuldig. Der Knecht fiel vor ihm nieder, und der König, der Gott war und auch der Vater iſt, erließ ihm die Schuld. Derſelbe Knecht aber ging hin und fand einen Mitknecht, der ihm ein Geringes ſchuldig war, den griff er an, den würgte er, den ſtellte er vor Gericht, über den ſaß er als Richter ſelbſt zu Gericht, den ließ er foltern, ſtäupen, ins Gefängnis werfen. Er ließ ihn wieder herausholen und an den Galgen knüpfen. —

Tretet herzu, Ihr Schalksknechte! Ihr, denen Gott einem jeden ſeine zehntauſend Dukaten Schuld erlaſſen hat und die Ihr täglich Eure Brüder um einiger Pfennige willen kreuzigen laßt! Du Kaiſer, Du König auf Deinem Thron! Ihr Generäle, Miniſter und hohen Geiſtlichen! Ihr Magnaten und Fürſten! Ihr Gerichtspräſidenten, Richter, Schöffen, Polizeiverwalter und Poliziſten! Ihr Weiber, die Ihr Eure Dienerinnen mißhandelt! Ihr Landherren und Fabrikherren! Tretet herzu: hier iſt das Gericht des Menſchenſohnes! Oder wollt Ihr ſagen: laſſet uns Übles tun, auf daß Gutes daraus komme? Ich ſage Euch: Euer Geſetz iſt darum geſtiftet worden, daß die Sünde mächtiger würde.

Und wer ſich auf das Geſetz beruft, beruft ſich auf das Geſetz, nicht auf Gott. Sofern ich gekreuzigt, geſtorben und begraben bin, ſo iſt es die Sünde geweſen, die mich gemartert und getötet hat! Eure Sünde iſt es geweſen, die ſich ſtützt auf das Geſetz! Sie betrog und tötete mich durch dasſelbe Geſetz! Ja, die Sünde mit ihren ſündlichen Lüſten iſt mächtig in Euch durch das Geſetz erreget, und Ihr ſeid willig, dem Tode Frucht zu bringen! Euer Mund iſt voll Fluchens! Unter Euren Lippen iſt Ottergift! Eure Zunge iſt eitel Haß und Bitterkeit! Eure Füße ſind eilig, Blut zu vergießen! Was ſäet Ihr aber Unfall und Herzeleid, ſtatt daß Ihr den Frieden Gottes ausſäet?

Oder meinet Ihr wirklich, daß der Heiland Eure Gerichte, die Lippen Eurer Richter, die nach toten Buchſtaben Unrecht ſprechen, Böſes mit Böſem vergelten, Haß mit Haß, die unbarmherzig und kalt — ganz anders wie Gott! — den Sünder dem Kerker, dem Beil, dem Strang, dem Tod überliefern! — meint Ihr, daß Jeſus die Arbeit Eurer Henker, die Mauern Eurer Zuchthäuſer, die Richtblöcke Eurer Richtſtätten ſegnen wird?

Meint Ihr, er wird Euren Staatsanwälten die Palme des ewigen Friedens geben?"

„Das iſt die tollſte Farce," ſagte Herr von Kellwinkel zu Paſtor Beleites, „und dabei die wildeſte Blasphemie, die mir jemals begegnet iſt."

Quint fuhr fort:

„Nehmet allen Jammer, alle blutige Mühſal, allen ſchrecklichen Wahnſinn, der außerhalb des Geſetzes gewütet hat, und ſtellt allen blutigen Wahnſinn dagegen, den das Geſetz verewigt hat! ſtellt den Fluch, der außerhalb des Geſetzes wütet, gegen den Fluch, der durch das Geſetz gewütet hat, und wie ein Walfiſch den Jonas verſchlungen hat, ſo, ſage ich Euch, wird der Fluch der Sünde außerhalb des Geſetzes vom Fluch des Geſetzes verſchlungen werden."

Nachdem Emanuel Quint auch noch die Kirchen und „ſogenannten Gotteshäuſer", ſowohl proteſtantiſche als katholiſche, insgeſamt als das wahre Golgatha Jeſu Chriſti bezeichnet hatte, wofür ja auch das nachgemachte Kreuz und die Ausſtellung ſeiner Martern den Beweis liefere, ſtieß er gleichſam dem Faß der Langmut ſeiner Zuhörer durch dieſen Abſchluß den Boden aus:

„Ihr Heuchler, unter denen ein jeder Jeſum zu bekennen, die Taufe Jeſu zu beſitzen meint, ich ſage Euch, Ihr bekennt ihn weder, noch habt ihn bekannt, noch werdet Ihr je ſeine Taufe empfangen. Wer da bekennet, der wird getauft! und die da wahrhaft Chriſtum bekannt haben, die ſind in ſeinem Tode getauft! Und die da in Chriſto lebendig geworden ſind, die ſind in ſeinem Tode lebendig geworden! Wäre es anders: ich müßte Euch kennen und Ihr müßtet mich kennen, aber Ihr kennet mich nicht und ich kenne Euch nicht! Und ich ſage weiter und bekenne Euch, Ihr alle, nah und fern, die Ihr mir zuhöret, Ihr alle, die Ihr Ohren zu hören habt, daß Ihr mich ſehen werdet taufen mit einer Taufe, von der Ihr nichts wiſſet! mich, der ich von Johannes getauft, Johannes' Taufe verworfen habe! mich, der ich, der wahre Geſalbte, durch die Gnade des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes heut vor Euch auferſtanden bin und als Chriſtus, der Heiland, vor Euch daſtehe."

Emanuel ſchwieg, und im gleichen Augenblick rann ihm ein fingerbreiter Blutſtrom über die linke Stirnhälfte, über die rote Braue und, tropfend, über die roten Wimpern des linken Auges herab und rieſelte eilig die Wange hinunter.

Der Narr in Chriſto bewegte ſich nicht.

Paſtor Beleites und Herr von Kellwinkel, denen der Schluß und Gipfel der Feldpredigt noch den Atem verſchlagen hatte, wußten nicht, was geſchehen war, dann aber mußte ein jeder, der Augen hatte, ob er nun wollte oder nicht, ſich eingeſtehen, daß allbereits, da und dort vereinzelt geſchleudert, Feldſtein um Feldſtein gegen den armen Bekenner flog.

Beleites ſagte: „Sie werden ihn ſteinigen!"

Kellwinkel antwortete: „Was für den religiöſen Geiſt der Menge nicht gerade ein ſchlechtes Zeugnis iſt."

Noch hatte Kellwinkel nicht ausgeſprochen, als der Raum über den Köpfen der Menge zwiſchen ihm und Quint durch eine Wolke taubeneigroßer Kieſelſteine verfinſtert wurde:

„In welchem Jahrhundert leben wir?" ſagte ein hektiſch emporgeſchoſſener Student der Theologie, ein Paſtorsſohn, der eine große Brille trug und den Vorgang verſonnen beobachtete.

Das Entſtehen des unholden, immer dichter werdenden Schwarms von kantigen Vögeln, die auf Emanuel zuſtrebten, als ſei er ein Zauberer und habe jeden einzelnen unter ihnen mit Namen gerufen, hatte zur Folge, daß vor aller Augen eine Weibsperſon vor den noch immer ohne Regung verharrenden Narren ſprang und ihn mit ihrem Körper deckte. Außer den Talbrüdern wußte niemand, daß es Thereſe Katzmarek war, jenes Mädchen, deren epileptiſcher Krampf den allgemeinen Paroxysmus in der

Talmühle ausgelöſt hatte. Ihr Heldenmut aber ſchien den Steinhagel noch zu verdichten. Nun aber ſtürzte plötzlich mit heller Kommandoſtimme ſchreiend Herr von Kellwinkel durch die Steinwerfer auf Quinten zu, neben dem er ſich furchtlos mit gegen die Menge drohendem Stocke aufpflanzte.

„Schämt Euch! Wißt Ihr nicht, daß heut Oſterſonntag iſt? Ihr ſeid weder Türken noch Feuerländer, und im übrigen gebe ich Euch die Verſicherung, dieſer ruchloſe Poſſenreißer“ — er berührte die Schulter Quints — „entgeht der gerechten Strafe nicht.“

Die militäriſche Stimme und Perſon Herrn von Kellwinkels reinigte wie durch Zauber die Luft. Er hätte nicht mehr hinzuzuſetzen brauchen, was ihm der Sicherheit wegen geboten erſchien, nämlich: „Welcher Lümmel unter Euch auch nur meine kleine Zehe mit einem Steine trifft, der hat ein Jahr Zuchthaus zu gewärtigen.“

„Du haſt nun Dein Fett!“ wandte er ſich hierauf gegen Quint, den Thereſe Katzmarek eben, um das rinnende Blut zu ſtillen, mit ihrem Kopftuch wie mit einem bunten Turban umwickelt hatte. „Du haſt nun Dein Fett und wirſt es Dir zweimal überlegen, ehe Du wieder unſerem geſunden Landvolk Deine Räuber- und Diebsmaximen predigen und dabei den Namen unſeres gebenedeiten Heilands mißbrauchen wirſt. Nimm es als verdiente Strafe, obgleich Steinigen aus der Mode iſt. Ich würde Dir noch ganz anders kommen, aber nach Deinem Schluß, den Gott Dir verzeihen mag, halte ich Dich denn doch nicht für zurechnungsfähig.“

Auf Paſtor Beleites und die meiſten gebildeten Zuhörer hatte der unerhörte Schluß von Quintens Rede den Eindruck eines elektriſchen Schlages gemacht, der aber angeſichts des rinnenden Bluts und des Steinhagels faſt auf der Stelle vergeſſen ward. Beide Eindrücke floſſen in einen zuſammen: nämlich den eines drohenden ſchweren Unglücks, das unbedingt zu verhüten war. Hatten die Worte des „Bibelnarren“ zuerſt nach verkapptem Sozialismus oder Anarchismus geſchmeckt — Eigentum iſt Diebſtahl: alſo ſei Diebſtahl Eigentum! — ſo hatten ſie doch einen Schluß erhalten, der einen Zweifel an dem wahren Geiſteszuſtand Emanuels nicht mehr aufkommen ließ. Von dieſem Augenblick an jedoch mußte der einſichtsvollere Teil der Menge in dem inſtinkthaften Wunſch zur Verhütung eines Verbrechens an dieſem armen Unzurechnungsfähigen einig ſein.

Aus dieſem Grunde ſtanden nun auf einmal eine Anzahl Herren, Gutsbeſitzer und Bürgersleute, junge und alte, nahe um Quint, unter denen auch Paſtor Beleites, der junge Beleites, Kurt Simon, ein Jüngling namens Benjamin Glaſer, Sohn eines Großgrundbeſitzers in der Nachbarſchaft, Heidebrand und endlich ſogar Nathanael Schwarz zu ſehen waren; dagegen hatten ſich ſeltſamerweiſe alle neun Talbrüder aus der Nähe Emanuels fortgemacht.

Zwanzigſtes Kapitel

Es kann nicht gelingen, den notwendigen Gang eines Menſchenſchickſals in allen ſeinen Teilen faßlich zu machen, ſchon deshalb nicht, weil jeder Menſch zwiſchen Geburt und Tod ein zum erſten und letzten Male Erſcheinendes iſt, und weil der Betrachter jeden Gegenſtand nur in den Grenzen ſeiner, des Betrachters, ſelbſteigenen Natur zu begreifen vermag. In bezug auf Emanuel und die Art ſeiner Bildung darf jedenfalls nicht vergeſſen werden, das ſie überall einer leidenſchaftlichen, tiefen Einbildung gleichzuſetzen iſt. Er bildete Jeſum in ſein Inneres, er bildete ihn und ſein Schickſal tief in ſein eigenes Weſen hinein.

Emanuel trieb nicht Gottesgelehrſamkeit. Ihn hungerte, und er aß von der Hand in den Mund ſein geiſtliches Brot. Ihn dürſtete, und er trank vom Waſſer des Lebens, an einem Quell, den er für den Quell des Lebenswaſſers hielt. Und dies iſt gewiß, ihm war zu Sinn, als ob er fortan nicht mehr dürſten würde. Als er nun rief: er habe Johannes' Taufe verworfen, er ſei als der wahre Geſalbte durch die Gnade des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes als wahrhaftiger Heiland heut vor den Menſchen auferſtanden, ſo riß ihn zwar die Erregung des Augenblicks, das Bewußtſein des Auferſtehungsmorgens, der Anblick der wunderſüchtigen Menge ein wenig über ſich ſelber fort, aber es war doch der innere Chriſtus, der in ihn eingebildete Chriſtus, der auch äußerlich nun ſein Herrſcher und, wie nie zuvor, ganz mit ihm eins geworden war.

Dieſes abſolute Bekenntnis war vielleicht nur das Erzeugnis eines Zuſtandes augenblicklicher Fortgeriſſenheit, es hing vielleicht mit dem Umſtand zuſammen, daß der im Grunde verachtete, wenn auch durch das Gurauer Fräulein zu Gnaden angenommene Menſch, Emanuel Quint, ſich zum erſtenmale gerade emporrichtete und alſo einem neu erſtehenden Selbſtgefühl dieſen ſymboliſchen Ausdruck gab. Jedenfalls gab es keine ärgere, keine unglückſeligere Herausforderung, und es wäre nichts auszudenken geweſen, wodurch die Gefühle frommer Chriſten ebenſo furchtbar verletzt werden konnten.

Sobald der Steinhagel überſtanden war, Quint an einem Quell am Rande des Feldes ſich das Blut von Geſicht und Händen gewaſchen und dabei ein Kreuzfeuer vieler warnender, ſtrafender und auch höhnender Stimmen erduldet hatte, ging er aufrechten Ganges davon. Er hatte mit kurzen, harten Worten jedermann und ſogar Thereſe Katzmarek abgeſchüttelt. Der Stimmen, die ihm Miltzſcher Narr oder Langwaltersdorfer Heiland nachriefen, achtete er nicht.

Man ſorgte dafür, daß er nicht verfolgt wurde. Erſtlich hatte ſich unter dem Volk eine gewiſſe Beſchämung geltend gemacht, eine Beſchämung, die jene ergriff und eilig nach allen Seiten davonjagte, die gekommen waren ein Wunder zu ſehen, und ebenſo jene andere Partei, die ſich beinahe zur Lynchjuſtiz hatte hinreißen laſſen. Auch die Mehrzahl der Steinwerfer ſchlich ſich geduckt davon. Überdies hatten die Herren, untereinander und mit Hilfe ihrer Kutſcher und zufällig aufgegriffener Hofleute, eine Art Feldpolizei organiſiert, die nun auch noch die Hefe dieſes chriſtlichen Meetings hinwegſegte, oder wenn man will, den janhagelhaften Reſt der Mitläufer auseinander trieb.

Alle Herren ſamt Herrn von Kellwinkel einigten ſich: es wäre das Beſte, man ließe Quint ſeiner Wege gehn. Sie hatten dafür dieſelben Gründe, die ſeinerzeit Paſtor Schimmelmann gegenüber dem Amtsvorſteher angeführt hatte, als man ſich ebenfalls dahin entſchied — es war nach der erſten Predigt Quints! — ihn mit einer Verwarnung ziehen zu laſſen.

„Die chriſtliche Kirche hat in unſeren Tagen der ſieghaften Gottloſigkeit,“ ſagten ſie, „ſowieſo einen ſchweren Stand. Wenn die Geſchichte ruchbar würde, ſie allein trüge wieder den Schaden davon. Wem anders als uns und der Kirche würden wohl die Feinde des Heilands dieſen ganzen Skandal in die Schuhe ſchieben?“

Inzwiſchen erreichte Emanuel Quint den Rand eines Forſtes, der aus Fichten, Kiefern und einſtweilen noch nackten Buchen gebildet war. Stückweiſe ſäumten Birken den Weg, der, mit Nadeln und feuchtem Laube bedeckt, den Schritt des Wanderers lautlos machte. Die Erde dampfte von Feuchtigkeit. Immer, wenn das durchbrochene Gewölk, das am Himmel ging, der Oſterſonne den Zugang öffnete, fiel ihr Strahl durch die Wipfel in den Nebel hinein, der dann als Lichtgewölk durch den Wald wogte. Krähen riefen, laut geigte der Fink, und ſonderbarerweiſe mochte in dieſem Augenblick ſchwerlich irgend jemandem in der Welt reiner, befreiter und glückſeliger als Emanuel Quint zumute ſein.

In ſeinem Innern ſangen liebliche Engelſtimmen Worte von einer rührenden Kindlichkeit. Wie denn überhaupt ein ſpielendes Lächeln von einem ſüßen und knabenhaften Reiz um die Lippen des neuen Erlöſers ſpielte. Die Beulen der Steinwürfe thronten an ſeiner Stirn und wurden von ihm nicht anders empfunden, als wie die brennenden Gottesmale einer himmliſchen Sanktion.

Auch ſeine eigene Kehle fing allmählich halblaut zu pſalmodieren an. Es war ihm, als wenn die Harfner harften. Es war, wie wenn dabei der feierlich ewige Atem der Gottheit leiſe rauſchend und ſegnend durch Zweige der Fichten ging:

Jeſaia dem Propheten das geſchah,
daß er im Geiſt den Herren ſitzen ſah
auf einem hohen Thron mit hellem Glanz;
ſeines Kleides Saum den Chor füllet ganz.
Es ſtunden zween Seraphim bey ihm dran.
Sechs Flügel ſah er einen jeden han:
Mit zween verbargen ſie ihr Antlitz klar,
mit zween bedeckten ſie ihre Füße gar,
und mit den andern zween ſie flogen frey;
gegeneinander ruften ſie mit groß'm Geſchrey:
Heilig iſt Gott, der Herre Zebaoth!
Heilig iſt Gott, der Herre Zebaoth!
Heilig iſt Gott, der Herre Zebaoth!
Sein Ehr die ganze Welt erfüllet hat.
Von dem Geſchrei zittert Schwell und Balken gar;
das Haus auch ganz voll Rauch und Nebel war.

Als Emanuel die Worte dieſes lutheriſchen Sanktus ſo für ſich hin mit Zunge und Lippen artikulierte, treuherzig liebe

Verschen, die eine entzückende Schalkhaftigkeit zu enthalten ſcheinen, ließ ihn ein Knacken in den Zweigen plötzlich aufmerken. Warum ſollte nicht ein und der andere Verfolger auf ſeinen Spuren ſein? Als er nun bald darauf ſchwere und eilige Schritte vernahm, wollte er dennoch von ſeiner ſeligen Andacht nicht ablaſſen, bis eine tiefe und wohlbekannte Stimme nahe an ſeiner Seite erklang.

„Ich bin Dir gefolgt,“ ſagte die Stimme zu Emanuel, der den Sprecher, Nathanael Schwarzen, ohne zu antworten, eine Weile gleichen Tritts mit ſich fortwandeln ließ. „Ich bin Dir gefolgt, denn ich bin es Dir ſchuldig! Und wo ich es Dir nicht ſchuldig wäre, ſo doch Gott, der vielleicht Deine Seele am jüngſten Tage von mir fordert.“ Kurz, Nathanael erneuerte, diesmal mit einer großen und innigen Dringlichkeit, den Verſuch, Quint auf den rechten Weg zurückzuleiten.

Niemals hatte er ein gleiches Entſetzen wie heute beim Bekenntnis des Narren zu beſtehen gehabt: daß er Jeſus Chriſtus der Heiland wäre. Sein Täufling ſchien ihm in dieſem Augenblick geradezu vom Gepraſſel eines ſataniſchen Feuerwerks umgeben, von Schwefel- und Phosphorflammen umleuchtet zu ſein. Als er nun ſo handgreiflich und augenſcheinlich erkennen mußte, wieweit es mit Quint gekommen war, wurde jede Faſer in ihm noch einmal zu einem letzten Verſuche der Rettung aufgerufen.

„Ich werde heute nicht von Dir gehen,“ ſagte Nathanael, „bevor ich die Gewißheit erlangt habe, daß Du Deines entſetzlichen Frevels wegen zerknirſcht und reuig biſt. Denn ich halte Dich nur für verirrt, nicht für wahnſinnig. Wenigſtens glaube ich, daß aller Wahnſinn ein Werk des Teufels iſt.“

In ähnlichem Tone ging es fort.

Als aber hernach das erſte, wartende Schweigen kam, wollte der Narr noch immer nicht antworten.

Nathanaels Eifer ſteigerte ſich.

Er hielt Quint vor, wie er um ſeinetwillen und um der ruchbar gewordenen Taufe willen, die er an ihm vollzogen hätte, nicht mehr das alte Vertrauen in den Gemeinden gewinnen könne. So hatte ſich jener Lehrer, in deſſen Schule er Quinten zum erſtenmale erblickt hatte, merkbar von ihm abgewandt. Er war mehrmals, wahrſcheinlich auf die Anregung gewiſſer Paſtoren hin, vor die Behörde gerufen und auch durch den Vorſtand der Brüdergemeinde zur Vorſicht ermahnt worden. Da er es geweſen ſei, der Emanuel der Gurauer Dame empfohlen habe, ſo trage er nun auch vor ihr und eigentlich in der ganzen Gegend für das ſchreckliche Ärgernis, das durch Quinten entſtanden ſei, die Verantwortung. Herr von Kellwinkel habe ihm noch aus dem fahrenden Wagen laut zugeſchrien: daran iſt kein anderer als Sie ſchuld, Bruder Nathanael.

Kurz, der Apoſtel der ſogenannten Innern Miſſion, predigte, tobte, ja weinte vor Quint.

„Früher,“ ſagte er, „hat mir der Paſtor einer kleinen Gemeinde ſogar ſeine Kanzel eingeräumt, damit ich das Wort aus gläubigem Herzen verkünden konnte. Heute iſt den Lehrern faſt allen durch ihre Behörde bedeutet worden, mir nicht einmal mehr die kleinſte Schulſtube, um darin von Gott und dem Heiland zu reden, zur Verfügung zu ſtellen. Du haſt mich,“ ſagte er, „bei dem Gurauer Fräulein unmöglich gemacht, durch das ich früher reiche Spenden zur Verbreitung des Reiches Gottes empfangen habe. Verſchloſſen haſt Du mir außerdem die Tür im Hauſe der Heidebrands und die Schwelle der Schule meines alten, ſtets gütigen Freundes Krauſe, weil, zum Dank für genoſſene Gaſtfreundſchaft, die Köpfe und Herzen der wohlerzogenen Töchter dieſer gediegenen Chriſtenfamilien durch Dich verführt und verwirrt worden ſind.“

Da aber der Menſch ſich von den Stürmen ſeiner Tiefen mitunter erlöſt findet durch eine glückſelige Oberflächlichkeit oder aus einem anderen Grunde, konnte Emanuel in den Ernſt des geängſtigten, ja faſt gequälten Bruders nicht einſtimmen. Noch immer ſpielte um ſeine Lippen und Naſenflügel das knabenhaft heitere Lächeln fort. Plötzlich hatte er, immer noch lächelnd, ſeinen Arm um Nathanaels Schultern gelegt: „Wir wollen dem Übel nicht widerſtreben,“ ſagte er, „Bruder Nathanael!“ Dieſer gab Antwort: „Wenn Du nicht dieſen Weg der entſetzlichſten Läſterung beſchritten hätteſt, ich könnte für Dich durch Waſſer und Feuer gehn!“ Quint ſagte dagegen: „Ich weiß nichts von Läſterung, Bruder Nathanael!“ „Haſt Du vergeſſen,“ fragte dieſer, „weshalb Du eben beinahe geſteinigt worden biſt?“ „Weil ich mich ganz als den bekannt habe,“ ſagte Quint, „der in mir iſt.“ „So ſage, damit ich mich ganz davon überzeugen kann, ob Deine Verſtockung unrettbar iſt!“ fuhr Nathanael fort, „ſage mir, ohne Zeugen, Auge in Auge, ob Du nicht Emanuel Quint, der arme Giersdorfer Tiſchlersſohn, oder ſage mir überhaupt, wer Du biſt!“

„Erſtlich der, der ich mit Dir rede,“ verſetzte Emanuel und es wollte zunächſt auf keine Weiſe gelingen, ihn zu bewegen, näher auf ſeinen Meſſiaswahnſinn einzugehen.

Jetzt überholte die beiden ein offener Jagdwagen, in dem Kurt Simon zur Rechten des jungen Benjamin Glaſer ſaß. Die Jünglinge grüßten ſehr ehrerbietig. Quint winkte zum Danke leicht mit der Hand.

„Der Friede Gottes ſei mit uns allen! Amen!“ ſagte dann Quint. „Wer Gott und den Frieden vorgibt zu lieben, der muß frei ſein von Menſchenfurcht! Was anderes iſt Menſchenfurcht, als Todesfurcht und Liebe zum Leben dieſer Welt? In dieſer Welt leben, heißt in Unfrieden leben und ſeinen Nächſten bekämpfen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber ſage Euch, daß wir unſeren Nächſten nicht bekämpfen, ſondern lieben ſollen, wie uns ſelbſt. Des Menſchen Sohn iſt in eine Welt von Feinden mitten hineingeſtellt, aber darum wird er doch nicht zum Friedensbrecher werden. Eher wird er die Riegel des Todes zurückſchieben und durch die Pforte des Abgrundes treten. Des Menſchen Sohn hat den Tod überwunden. Was iſt die Welt, daß ich darin ſollte, Schritt um Schritt vordringend, durch Mord, Verrat und Betrug meines Nächſten, meines Bruders und meiner Schweſter, feſten Fuß faſſen? Liebe ich doch meine Schweſtern und meine Brüder mehr als die Welt! Ich bin nicht heimiſch und mag und will nicht heimiſch werden in dieſer Welt. Es ſei denn, daß Gott darin heimiſch würde. Gott aber iſt fremd in dieſer Welt! So muß wohl der Feind, der Feind, der Feind! und nur der Feind darin heimiſch ſein!

Weil aber der Feind unter meinen Brüdern und Schweſtern mächtig iſt, ſo ſind meine Brüder und Schweſtern im Göttlichen ohnmächtig. Ja ſogar der Sohn Gottes iſt ohnmächtig, der in dem Menſchenſohn herabgeſtiegen iſt! Noch immer muß der Sohn des Vaters, muß der Geſalbte, der Friedensbringer unter den Menſchen vereinzelt, verſteckt, verfolgt, verachtet, verflucht und endlich Henkern und Henkersknechten überantwortet ſein. Denn ſiehe, das iſt es: zu oberſt über allen Werken der Menſchen, wie ſie der Feind ihnen eingibt zu verrichten, ſteht der Henkersknecht! Zuoberſt auf den Paläſten ihrer Könige, auf den Dächern ihrer Gerichtsgebäude, auf den Türmen ihrer Kirchen ſteht der Henkersknecht! Oder was wäre denn Obrigkeit ohne Strafe, Kerker und Henker?

Dieſe Welt hat der Feind gemacht! Allein das Reich, deſſen Bürger ich, des Menſchen Sohn, des Gottes Sohn, der Geſalbte bin, hat Gott gemacht! Das Geheimnis des Reiches aber iſt der Friede! Ich ſage Dir, Bruder Nathanael, daß nichts anderes als der Friede Gottes der Schatz im Acker, das Licht unterm Scheffel, die Perle des Kaufmanns iſt. Ich bin der Mann, der alles verkaufte und hinging, dieſen Schatz zu gewinnen. Ich beſitze ihn nun, Bruder Nathanael.

Das aber wiſſe, daß die Welt noch immer der Scheffel überm Lichte iſt. Wer wäre des Menſchenſohnes Bruder und Schweſter, wer wäre des Menſchenſohnes Nächſter, wenn nicht der Menſch! Aber noch immer verfolgen ſeine Nächſten den Menſchenſohn, ohne zu wiſſen, was ſie tun! Dagegen, ſieh um Dich, wem ſie Altäre errichten? Wem bringen ſie täglich, ſtündlich blutige Hekatomben ihrer Kinder, Weiber und Brüder zum Opfer dar? Es iſt der Feind, der ſeine winſelnden Beter und Knechte zum Lohne Tag und Nacht mit glühenden Ruten peitſcht! Aus ſeinem Maule geht Haß, Neid, Wut und Gier. Die ſchlüpfrige Wolluſt iſt ſein Kiſſen! Ein Gebirge von raſſelnden Ketten iſt ſein Thron! Sein Rachen iſt mit Hauern geziert! Sein Blick iſt Mord! Sein Atem iſt Zwang, Furcht und Grauen ſind ſeine Fäuſte! Jeder Laut ſeiner Kehle iſt zehnfacher Fluch, wofür meine Brüder und Schweſtern ihn ſegnen.

Ihr könnt nicht zugleich Gott dienen und dem Feind. Ihr könnt nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen. Deshalb dienet Ihr dem Feind, dem Mammon und nicht Gott! Ich aber, der ich, ein Menſchenſohn, zum Sohne Gottes erhoben bin, diene nicht dem Feind, nicht dem Mammon, ſondern nur Gott! Des Menſchen Sohn muß aber viel leiden und überantwortet werden ſeinen Peinigern! Denn ſiehe, ich gehe den ſchmalen Weg, den verſteckten Weg, den vereinzelten Weg, den von allen gemiedenen Weg und durch die vereinzelte enge Tür, durch die man zum Reiche Gottes eingeht! Du aber geheſt den breiten und bequemen Weg über alle die breiten Plätze und Straßen, die der Feind geebnet, durch alle die tauſend Tore, die der Feind geöffnet hat! Wahrlich Du biſt des Feindes Knecht und alſo biſt Du der Sünde Knecht! Und biſt in ſeinen Kerkern gebunden, dieweil die Welt nichts Beſſeres als ein ungeheures Gefängnis des Feindes iſt. Mein aber, Nathanael, iſt der Weg und das Ziel des Gottesſohns und die herrliche Freiheit der Kinder Gottes."

Bei dieſen Worten waren die Wanderer an ein kleines, mitten im Walde gelegenes Forſthaus gelangt, vor deſſen Tür ſie durch Kurt Simon und Benjamin Glaſer begrüßt und gleichſam empfangen wurden. Die Haltung und Rede Emanuels hatte auf den Wanderapoſtel einen ſinnverwirrenden Eindruck gemacht. Er ſpürte genau, wie er noch immer bei näherem Umgang dem Banne Emanuel Quints nicht ſtandhalten konnte, dieſe ſeltſamen Folgerungen und Schlüſſe ſpannen ſich wie metallene Fäden einer gefährlichen Spinne um ihn herum, die ſein eigenes Denken erdroſſeln wollten.

Benjamin Glaſer, deſſen Äußeres den Juden erkennen ließ, trat an Quinten heran und fragte, die zarte Röte einer faſt mädchenhaften Schüchternheit im Geſicht, ob er ſich ſeiner noch erinnere. Man vergaß nicht leicht dieſes ſchmale, hübſche Geſicht, das mit ſeinem runden Kinn, ſeinen großen Augen und ſeiner zarten Haut eine beinahe mädchenhafte Schönheit hatte. Emanuel, der den Jüngling im Hauſe ſeines Vaters Salo Glaſer, des Großgrundbeſitzers, kennen gelernt hatte, jenes einzige Mal, wo er in Begleitung des Lehrers Krauſe dort eingeladen geweſen war — Emanuel alſo erinnerte ſich! worauf der junge Glaſer ſich mit der zweiten Frage hervorwagte: nämlich, ob er ihm die Ehre geben wollte, jetzt, zu Mittag, in der Förſterei ſein Gaſt zu ſein.

Quint war ohne weiteres einverſtanden und reichte erſt Herrn Glaſer und dann Kurt Simon die Hand.

Natürlich war die Behauptung Quints, daß er Chriſtus wäre, auch auf Kurt Simon nicht ohne Wirkung geblieben. Sie hatte in ihm, wie in allen übrigen, Schreck und überdies noch Bedauern, Beſorgnis und Mitleid erregt. Zugleich aber war ihm jene eigentümlich betäubende Kraft wiederum bemerklich geworden, von der er ſich bei ſeinem erſten Gange mit Nathanael Schwarz und Quint vor nun beinahe einem Jahre durch eine Art Flucht gerettet hatte.

Er hatte Benjamin Glaſer getroffen, der von der Strafpredigt Quintens, von ihrem Beſchluß ergriffen, von dem Märtyrertum des Narren zum Mitleid erregt, von dem rohen Verhalten der Menge empört worden war. Beide Jünglinge, Kurt und Benjamin, waren überdies von dem ungewohnten, in ſeinen Urſachen ihnen dunklen Ereignis gepackt, mit fortgeriſſen und in einen Zuſtand außergewöhnlicher Art gehoben worden. Als ſie den Narren davongehen ſahen, ſonderten ſie ſich von der Menge ab, nachdem ſie noch einige heftige Wortwechſel mit anderen jungen Leuten, beſonders aber mit Doktor Beleites, gehabt hatten, und fuhren gemeinſam auf einem Umweg — trotz ſeiner Tollheit leidenſchaftlich für Emanuel und ſein Genie, wie ſie ſagten, inflammiert! — mit begeiſtert klopfenden Herzen dem Narren nach.

Nun, wo ſie ihm gegenüber ſtanden, ſetzte ſie doch das Bewußtſein, es mit einem Manne zu tun zu haben, deſſen Geiſt zum mindeſten eine morbide Stelle beſaß, in Verlegenheit. Ohne es recht zu wollen, wechſelten ſie mit dem plumpen und bärtigen Menſchen in Schlapphut und Düffelpaletot, der neben ihm ging, und in dem Kurt Nathanael Schwarz erkannte, heimlich forſchende Blicke der Verſtändigung.

Ihre Sorge indeſſen, daß die Verrücktheit Quints ſich womöglich noch weiter geſteigert hätte, zerſtreute ſich angeſichts der gänzlich unbefangenen Heiterkeit, die im Weſen des Narren zutage trat. Er lockte die Tauben, er ſtreichelte mehrere wedelnde Dachshunde und einen ruppigen, ſtichelhaarigen Hühnerhund, der, durch die Güte des neuen Gaſtes ermutigt, auf die Hinterbeine geſtellt, ſich gähnend und wedelnd an ihm aufrichtete. Die jungen Menſchen bewunderten Quint, weil er ſich mutig in Gegenſatz zur geſamten Welt zu ſtellen getraute, einer Welt, die überall im Gegenſatz auch zu ihren Naturen ſtand. Ihre Seelen waren erfüllt von einer gut Schilleriſchen, gegenſtandsloſen Begeiſterung: oder wenigſtens wird man nicht zugeben wollen, daß ihre

Schwärmerei für ſoziale Gerechtigkeit, geiſtigen Fortſchritt und geiſtige Freiheit bei wütendem Haß gegen Unterdrückung, Kirchen-, Schul- und Staatstyrannei, ſich auf die rechten Gegenſtände bezogen hätte.

Nach einiger Zeit ſaßen die jungen Leute mit Quint und Nathanael Schwarz, der ſich hatte zum Bleiben bewegen laſſen, in einem langen und niedrigen Dachzimmer, durch deſſen beide Fenſter der Wald hereinrauſchte. Forſt und Forſthaus gehörten zum Glaſerſchen Grundbeſitz und es war vorgeſorgt, daß der alte Glaſer, ſowie ſein Sohn, auch ein Jagdgaſt, gelegentlich Quartier und Verpflegung finden konnten.

Die Mittagsſonne ſchien durch das Fenſter der Frontſpitze über einen mit ſauberen Linnen gedeckten Tiſch, auf den der behagliche Förſter ſelbſt die dampfende Suppenterrine geſtellt hatte, wie er denn überhaupt nach alter patriarchaliſcher Sitte eigenhändig den Wein dem für die Glaſers reſervierten Keller entnahm, entkorkte und nicht ohne Humor in die Gläſer goß. Es bediente außer ihm eine Magd, die es aber dem Alten nur ſelten recht machte.

„Wo werden Sie ſich jetzt hinwenden?“ fragte möglichſt harmlos der junge Glaſer Emanuel Quint. Jener, der mit Gelaſſenheit ſeine Suppe gelöffelt hatte, meinte, er wolle jetzt nach der Hauptſtadt der Provinz, nach Breslau, gehen. Kurt Simon kannte die Abſicht Quints, aber ohne je zu erfahren, was Emanuels Zweck in Breslau ſein mochte. In Wirklichkeit hatte Emanuel einen Brief von den Brüdern Haſſenpflug, der ihn an Freunde in Breslau wies.

Es iſt ein ſeltſamer Vorgang, wenn eine neue Generation die Fäden ihrer Geiſtesgemeinſchaft über die Erde ſpinnt. Junge Leute, die ihre Aufgabe, einen beſonderen Lebensberuf zu finden, noch nicht erfüllt haben, fühlen den allgemeinſten Beruf, die alte verrottete Welt zu verjüngen, fühlen die ungeheure Aufgabe umfaſſendſter Reformation und Revolution einer Menſchengeſellſchaft, die ihrer Anſicht nach bis zum Augenblick ihres Erſcheinens — nämlich der neuen Generation! — Jahrtauſende und Jahrtauſende lang auf falſchem Wege geweſen iſt.

„Was wollen Sie denn in Breslau, Emanuel?“ fragte, Suppentropfen am Bart, der Herrnhuter. Man ſah ſeinen bleichen Mienen an: jeder neue Schritt, jede neue Abſicht Quints war für ihn eine Urſache neuer peinlicher Unruhe.

Die Magd und der Förſter traten herein, wodurch die mit Spannung erwartete Antwort verſchoben wurde. „Da, ſehen Sie,“ ſagte der Förſter zu Benjamin, „hat meine Alte Ihnen nicht eine Schüſſel für einen König zurecht gemacht?“ Es war eine dampfende Platte gekochter Forellen, von jenen, wie ſie der Förſter, der auch Fiſchmeiſter war, in einem beſtimmten Bache des Forſtes fing. Übrigens kannte der Forſtmann Quint und hatte den Sohn ſeines Herrn bereits lachend danach gefragt, wo der Narr ſeine Beulen herhabe.

Es herrſchte von jetzt an während des Mahles eine harmloſe, etwas nachdenkliche Heiterkeit. Ein kurzes, ernſtes Frage- und Antwortſpiel entſtand eigentlich nur, als Emanuel von einem Gericht junger Tauben nicht eſſen wollte. Er ſagte, es widerſtreite ihm, obgleich das Gegenteil jedem freiſtehe, von einem Vogel zu eſſen, der Noah den erſten Ölzweig des Friedens gebracht habe und außerdem Symbol des heiligen Geiſtes ſei.

Nachdem Äpfel und Käſe gebracht worden waren, fing Benjamin an, aus ſeinem aufgewühlten und wißbegierigen Inneren alle jene fragenden, ſuchenden kleinen Geiſter zu befreien, die ihn beunruhigten. „Sagen Sie mir,“ begann er, „verehrter Herr Emanuel Quint, wie ſoll man handeln, um in Ihrem Sinne vollkommen zu ſein?“ Quint gab zurück: „Tut Gottes Werke!“ „Wie kann ich, ein Menſch,“ ſagte Benjamin, „Gottes Werke tun“? „Dadurch, daß Du vollkommen wirſt wie

Gott!“ „Vollkommen werden wie Gott,“ ſagte Benjamin, „das hieße ja doch nichts Geringeres, als aus einem Menſchen zum Gotte werden!?“ „Und nichts Geringeres,“ erwiderte Quint, „iſt der Beruf des Menſchenſohns.“

Jetzt verbreitete ſich jene eigentümliche Stimmung geſpannter und myſteriöſer Art, die immer eintritt, wenn man erwartet, ein von der Hand des Verhängniſſes geſtreifter Menſch werde den ungereimten Wahn ſeines Innern aufdecken. Ein ſolcher Wahn, der etwas abſolut Unbegreifliches hat, beſitzt außerdem eine geradezu majeſtätiſche Unantaſtbarkeit. Er iſt unbeirrbar und wunderbar, weshalb er denn auch auf naive Gemüter und Völker immer von ſtärkſtem Eindruck geweſen iſt. Man weiß, daß Schwachſinn und Wahnſinn nicht nur bei den Indianerſtämmen von Nordamerika als göttlich verehrt werden.

„Jawohl, es war der Beruf des Menſchenſohns,“ mit dieſen Worten wandte ſich Nathanael Schwarz an Benjamin, „des Menſchenſohns, der für uns am Kreuze geſtorben iſt, der Blinde ſehend, Ausſätzige rein und den armen Lazarus, der drei Tage im Grabe gelegen hatte, durch ein Wort ſeines Mundes lebendig machte. Es war Jeſus, der Jairi Töchterlein und den Jüngling zu Nain, die geſtorben waren, mit dem allmächtigen Hauch ſeines Mundes ins Leben rief, trockenen Fußes über das Waſſer des Meeres ging und lebendig vor aller Augen zu ſeinem himmliſchen Vater entrückt wurde. Dieſer war es, der vollkommen war wie Gott und der an ſeine Jünger die Frage richtete: Könnet Ihr meine Werke tun?“

Dagegen ſagte Emanuel Quint, mit einem ſilbernen Teelöffel nachdenklich auf den Tiſch pochend:

„Wer einen Menſchen vom leiblichen Tode erweckt, was tut er dem? Er ſchenkt ihm den zweiten Tod! Wer auf dem Meere zu gehen begehrt, der weiß nicht, wie der Geiſt Gottes über und in den Waſſern, in und über den Himmeln ſchwebt! Wüßtet

Ihr, was ich weiß, Ihr bedürftet des Glaubens nicht. Aber da Euch zu wiſſen nicht gegeben iſt, ſo ſage ich Euch: der da leiblich blind iſt, kann dennoch mehr ſehen und wiſſen als Ihr und wenn Ihr auch leiblich ſehet, könnt Ihr doch geiſtlich in Blindheit gebunden ſein. Selig ſind, die da nicht mit leiblichen Augen Leibliches ſehen und, wenn ſie ſchon nicht wiſſen, doch glauben!"

„Und was iſt es," fragte Benjamin, „was wir nach Ihrer Anſicht glauben ſollen, Herr Emanuel?"

„Habe ich je um eine Seele geworben, um die Gott nicht warb?" erhielt er zur Antwort.

Der Narr fuhr fort:

„Wahrlich, wenn Ihr Glauben habt als ein Senfkorn, könnet Ihr Berge verſetzen, wenn Ihr aber das Wiſſen habt, wie ich, ſo tut es nicht not zu irgendeinem Berge zu ſagen: hebe Dich weg und wirf Dich ins Meer."

Kurt Simon warf ein:

„Was ſind die Werke, die wir nun tun ſollen?"

„Haltet die Gebote!" ſprach Quint.

Die jungen Leute, die enttäuſcht waren, behaupteten, daß ihnen viele Menſchen bekannt wären, die im allgemeinen nicht gegen die zehn Gebote ſündigten und dennoch nichts weniger als vollkommen ſeien. „Nun, ſo weiß ich Euch nichts zu ſagen, die Ihr nach der Vollkommenheit hungrig und durſtig ſeid," gab Quint zurück, „als: folget mir nach."

Nathanael Schwarz, der im Grund entrüſtet, und, in Angſt um die Seelen der jungen Leute, losſchlagen wollte, bezähmte ſich. Doch machte er viele heimliche Zeichen hinüber zu Kurt und Benjamin, womit er den Eindruck des Narren entwurzeln wollte.

Kurt Simon ſagte: „Wenn wir Ihnen nun wirklich nachfolgten wollten, Emanuel, was hätten wir dann zunächſt wohl zu tun?" Der Gefragte ließ eine Bibel herbeibringen, öffnete ſie und legte den Finger auf jene Stelle der Apoſtelgeſchichte St. Lucä — es iſt ihr Beginn — die alſo lautet: „Die erſte Rede habe ich zwar getan, lieber Theophile, von allem dem, das Jeſus anfing, beides: zu tun und zu lehren“. — Dann ſagte er: „Es hilft nichts zu lehren, was man nicht tut, deshalb ſollt Ihr tun, was ich lehre, wie ich tun werde, was ich gelehrt habe! Oder habt Ihr vergeſſen, wie geſchrieben iſt: Ihr ſollt ſie an ihren Früchten erkennen? Wer meine Rede höret und tut ſie nicht, der hat ſeine Hütte aus Flugſand errichtet! Wer ſie dagegen tut, der baut auf Stein, der baut auf den Grund- und Eckſtein, den die Bauleute verworfen haben und ſein Baugeld iſt der Schatz, der im Acker gefunden worden iſt. Wer mir folgen will, tue meine Werke!“

Der Förſter, der hinter Emanuel ſtand, war verdutzt und begann zu Benjamin Glaſer hinüber Grimaſſen zu ſchneiden. Er kratzte den Kopf, ſpitzte den Mund, riß die Augen auf, um anzudeuten, der Vorfall komme ihm im alleräußerſten Grade bedenklich vor. Übrigens kannte er die Exzentritäten ſeines jungen Herrn, der keine Geſchwiſter und einen verwitweten Vater hatte, und wußte, daß der Alte ſeinem zärtlich geliebten Sohne, den er zugleich bewunderte, völlige Freiheit ließ.

Es ſchien indeſſen, als wenn Benjamin das Gebaren des Förſters gar nicht bemerkt hätte. Er ſagte, die langen und bleichen Hände voll zarten Geäders übereinander aufs Knie gelegt: „Ihre Lehre war, wie mir ſchien, die der Selbſtloſigkeit. Sie meinen, daß Selbſtſucht die Mutter aller irdiſchen Übel iſt. Andere behaupten das Gegenteil, nämlich Selbſtſucht ſei die Mutter jeden irdiſchen Fortſchrittes. Unſer Deutſches Reich erlebt im Augenblick infolge eines blutigen Krieges, der immer ſelbſtſüchtig iſt, einen großen Aufſchwung auf allen Gebieten. Sein Wohlſtand mehrt ſich. Das Land wird reich. Unſere Kaufleute treten unter die mächtigſten. Überhaupt: dem Kaufmann gehört die

Welt. Der Kaufmann hat den Verkehr geſtaltet. Im Austauſch der Waren iſt die Welt zu einer gewaltigen Einheit geworden, wie nie zuvor. Könnte nun aber ein Kaufmann ſein ohne Eigentum? ohne Gewiſſenhaftigkeit in bezug auf das Eigentum? Würde das ganze Erwerbsleben unſerer Tage nicht zuſammenbrechen ohne Gewiſſenhaftigkeit in bezug auf das Eigentum? oder wenn wir Diebſtahl, Mord, Betrug unbeſtraft laſſen wollten?"

Quint ſprach:

„Es war ein reicher Mann, der über alle Reichen hoch erhaben iſt, der hatte einen Haushalter; der ward vor ihm berüchtigt, als hätte er ihm ſeine Güter umgebracht. Und er ſprach zu ihm: Tue Rechnung. Der Haushalter gab Antwort: Ich bin bei einem geweſen, der war Dein Schuldner, dem hatte ich Dein irdiſches Gut dargeliehen, fünfzigtauſend Taler und mehr. Er konnte es nicht zurückgeben. Ich erließ es ihm. Ein anderer war Dir hundert Tonnen Öl ſchuldig. Ich zerriß ſeinen Schuldbrief und ſo fort. — Der Herr aber lobte den ungerechten Haushalter!

Wer es faſſen mag, faſſe es!" fügte Quint ſeiner Rede hinzu.

Man hörte jetzt Stimmen vor dem Haus. Die Jagdhunde hatten ſchon eine geraume Weile angeſchlagen. Eine Anzahl Menſchen mit groben Stiefeln traten, wie man deutlich hören konnte, in den mit Ziegeln gepflaſterten Hausflur ein. Mit einem Ausruf: „Nun, was iſt das?" horchte der Förſter befremdet auf und ging dann ſogleich in den Hausflur hinunter. Alle lauſchten. Emanuel aber, der mit dem Antlitz gegen die Tür gerichtet ſaß und eben noch in freier, unbefangener, beinahe heiterer Weiſe geſprochen hatte, zitterte leicht und entfärbte ſich.

Was nun geſchah, glich nach den Berichten, die ſpäter durch Benjamin Glaſer und Kurt Simon erteilt wurden, einem Überfall. Ächzend, mit haſtig ausgeſtoßenen Worten, unter Getrampel und Geſtampf, dem die Treppe kaum ſtandzuhalten ſchien, unter Gequietſch des von harten Fäuſten gepackten Treppengeländers, kam irgendeine Rotte Menſchen heraufgeſtürmt, ſo zwar, daß Nathanael Schwarz im gleichen Augenblicke mit den beiden Jünglingen blitzſchnell vom Stuhle ſprang. Nathanael hatte den Stuhl umgeworfen. Er dachte nicht anders und ebenſo dachten Kurt Simon und Benjamin, es möchte ein wütender Pöbel ſein, der Emanuel auf den Ferſen war und in beſtialiſcher Raſerei ſich vorgeſetzt hatte, die begonnene Lynchjuſtiz zu vollenden.

Emanuel ſagte zwar: „Fürchtet Euch nicht!" denn er hatte erkannt, wie es allerdings wohl Verfolger, aber nicht im Sinne derer waren, die ihn ſteinigen wollten. Allein es ſchien doch, obgleich er ſitzen geblieben und äußerlich ruhig war, als trete ein Grauen in ſeinen Blick. Die Tür ging auf und es glotzte eine gedrängte Menge wildzerzauſter, ſtruppiger Köpfe herein, verzehrte, vom Laufen gedunſene Geſichter und es war wie ein Machtwort, oder war es der Blick des Narren? — das, einem magiſchen Banne gleich, ſie nicht über die Schwelle treten ließ.

Dieſe Eindringlinge hatten Emanuel und jener ſie feſt ins Auge gefaßt. Natürlich wußte der Narr, wer ſie waren und daß in ihnen — den Talbrüdern nämlich! — ſein Schickſal mit allem Wohl und Wehe beſchloſſen lag. Er wußte das — und die Sinne entſchwanden ihm. Er ſchlug mit dem Kopf auf den Tiſch und ward ohnmächtig.

Es waren aber nur acht Talbrüder beieinander geblieben und hatten die Spur des Toren und endlich ihn ſelber aufgefunden.

Quintens Rede, die unvermutete Wirkung, die ſie auf die Menge ausübte, und beſonders der Steinhagel am Schluß, von dem auch ſie als die Nächſtſtehenden teilweiſe mitbetroffen worden waren, hatten ſie aus der Faſſung gebracht. Der in jedem Menſchen verborgene Fuchsinſtinkt hatte alsbald einem jeden von ihnen eingegeben, ſich unter der Menge zu verbergen. Sie ſelber wußten, wie oft ſie auch dort noch von Leuten, die ihnen bekannt waren, als Genoſſen des Gottesläſterers angerufen wurden und wieviele Male ſie ſeinen Umgang verleugnet hatten.

Schlotternd vor Angſt hatte ſich die verſprengte kleine Herde dennoch nach und nach in einer entlegenen Ziegelei zuſammengefunden, in der, da es Sonntag war, nicht gearbeitet wurde. Schon bevor ſie Quinten aus der Gärtnerei abgeholt hatten, diente ihnen die gleiche Lehmgrube, die von vielen Krähen umſchwärmt wurde, als Verſammlungsort.

Als erſte trafen ſich hier der böhmiſche Joſef und die Brüder Scharf: auch dieſe noch von Entſetzen ergriffen. Es war, als hätte ſie jemand aus langem Traum ſoeben mit harter Fauſt in die Wirklichkeit aufgeweckt. Der böhmiſche Joſef, der übrigens durch einen Trupp junger Burſchen ſeiner Häßlichkeit wegen beſonders verfolgt worden war — ſie hatten ihm Steine nachgeworfen, ihm Hund, Satan, Teufel, Gottſeibeiuns, Lucifer und dergleichen nachgeſchrien! — ſchien dennoch voll bei Beſinnung zu ſein.

Aber er wollte von Quint nichts mehr wiſſen.

Seine Bemerkungen über ihn ſtrotzten plötzlich von einem zurückgedrängten Ärger und troffen von dem Gifte der Boshaftigkeit. Er hörte nicht auf und reizte mit galligen Redensarten die ſchlotternden Brüder Scharf, bis ſie mit Heftigkeit auf ihn losfuhren und dadurch etwas von ihrer verlorenen Haltung wiedergewannen.

Auch nachdem ſich der Weber Schubert, vom Laufen erhitzt und dennoch bleich vor Entſetzen, und ſpäter John, der Schmied, hinzugefunden hatten, der noch immer unter dem Druck der Ereigniſſe ſprachlos war, fuhr das kleine böhmiſche Scheuſal mit dem Pudelgeſicht fort, Emanuel zu verläſtern: er habe niemals an ihn geglaubt und immer gewußt, daß er ein Maulmacher und Betrüger wäre. Das Schlimmſte von allem, was er verbrachte, war aber ein höchſt gemeiner Verdacht, der ſich auf jene Nacht bezog, in der er in Quintens Zimmer gedrungen war und Ruth Heidebrand bei ihm getroffen hatte.

Weber Zumpt, der mit ſeiner aufs ärgſte ernüchterten Frau erſchien, erlitt von dieſer die ſchwerſten Vorwürfe. Sie weinte, ſie ſchrie, ſie beſchwor ihn nach Hauſe zurück. Er wolle die Kinder verhungern, den Webſtuhl verfallen, das bißchen Acker, das ſie beſäßen, wüſt liegen laſſen. Die Kuh ſei fort. Es fehle an Dünger, fehle an Saat. Die einzige Ziege ſei übrig geblieben. Sie griff dann den Talmüller Straube und ſeine geheimen Praktiken an, mit einer Stimme, die überſchnappte in Raſerei, und mit Bewegungen beider Arme, durch die beſonders die Scharfs bedroht wurden. Dieſe ſah ſie mit Recht als die Urheber des, wie ſie ſagte, ganzen verfluchten Handels an.

„Ihr Dummköpfe,“ rief ſie, „Ihr ſeid die Betrogenen, und der Talmüller hat ſeinen Schnitt gemacht.“

Es lag am Tage, was das Weib in ihrer Verzweiflung herausheulte, entſprach der Wirklichkeit. Ein gut Teil von dem, was die anderen in die kommuniſtiſche Klaſſe zuſammengekratzt und oft mit großen Opfern erlegt hatten, fand in der Taſche des ſchlauen Müllers Unterſchlupf.

Als der Hufſchmied John ſeine verlorene Sprache wiederfand, waren dies ſeine erſten Worte: „Ich werde den Müller Straube totſchlagen.“

Geraume Weile tobte der Streit der Brüder mit Heftigkeit

Plötzlich aber, nachdem ſich Zweifel und Kleinmütigkeit, wie am Ende eines beſiegelten Fehlſchlags, eines Vernichtungsſchlags aller Hoffnungen, faſt ganz der Köpfe bemächtigt hatten, fühlte der Schneider Schwabe einen erneuten Bekenntnisdrang. Mit einer Kraft der Überzeugung, die auf alle, ſogar den böhmiſchen

Joſef, einen gewaltigen Eindruck machte, trat der kleine bucklige Mann mit erhobenen Schwurfingern vor ſie hin und ſagte: „Schlagt mich tot, aber ich glaube, ich glaube an ihn!“

Durch dieſe Erklärung wurde der Panik Halt geboten. Man zeigte ſich über Erwarten bereit, den Gründen des eifrigen Schneiders Gehör zu ſchenken. Den Scharfs beſonders ſchien damit eine große Laſt von der Seele genommen zu ſein. Nicht lange, ſo fingen die Männer an, ſich gegenſeitig der Feigheit, ja des Verrats, zu beſchuldigen. „Warum ſind wir geflohen?“ ſagte Schmied John. „Aus keinem anderen Grunde, als weil wir feige und nichtswürdig ſind.“ Vergeblich verſuchten der böhmiſche Joſef mit höhniſchen Einwürfen und die Frau des Webers Zumpt gegen dieſe veränderte Strömung anzukommen. Beſonders die Frau, deren Bruder ja der arme, von Fanatismus und Nachtwachen bleiche und ausgemergelte Schneider war, ward durch ſein Zeugnis in eine hilfloſe Lage gebracht. Sie warf ihm vor, wie kein anderer als er es geweſen wäre, der ihr die Brüder Scharf über den Hals geſchleppt und ſie dadurch in die Sache des Betrügers Quint verwickelt hätte. Der Bruder ſchrie: „Halt Dein Maul, Weib! läſtere nicht! verſündige Dich nicht! verwirke nicht Deine arme Seele!“ „Ihr ſeid ja ſo dumm und dümmer als Hornvieh,“ rief das zur Verzweiflung gebrachte, entſetzte Weib; „Ihr ſeid nicht bloß dumm, Ihr ſeid ja wahnwitzig!“ Schmied John aber rief: „Jawohl, es iſt der Wahnſinn des Herrn! der Wahnſinn des Heilands! der Wahnſinn des Kreuzes! und der Wahnſinn des Gottesreichs!“ Das Weib erwiderte: „Komm Du noch einmal in mein Haus, Schmied John, und halte Deine labbrige, wabblige Betſtunde ab! Du kriegſt Teller, Eimer, Töpfe und Kochlöffel um den Kopf und ich bring Dich beim Amtsvorſteher zur Anzeige.“

Dibiez meinte, daß ihm bei dem Geſtändnis Quints, daß er Jeſus wäre, ein Schauer über den Körper wie von einem eiskalten Winde gekommen ſei. Er fragte, im Reden ſich ſelbſt immer mehr erhitzend, ob denn keiner der Brüder das Zucken, Leuchten und Strömen von Licht um Emanuels Haupt erblickt habe, als das furchtbare Wort, auf das der Steinhagel folgte, ſeinen Lippen entglitten ſei.

Im Handumdrehen gewann ſo jeder der Brüder wieder die alte Wichtigkeit. Ihre Erſtarrung löſte ſich. Ihr Inneres geriet in das ihnen, wie irgendein Narkotikum, zum Lebenselemente gewordene Dunſtgewölk ihres Wahnes hinein. Es geriet in die alten, wilden Bewegungen. Was noch eben gefroren war, taute zu einem reichen, breiten, reißenden Strome auf, auf dem ſie mit klingendem Spiel dahinfuhren, wie ſie meinten nach dem Eden der ewigen Seligkeit, aber ohne Stromſchnellen, Waſſerſtürze und verborgene Klippen zu berückſichtigen.

In den Brüdern Scharf allein war eine rührende, ſtarke Liebe zu Quint, die jeder guten und beſſeren Sache würdig ſchien. Dieſe Liebe war wiederum aufgebrochen. Sie ſchlugen an ihre Bruſt, dieweil ſie ſo ſchmählich geflohen waren, und erklärten laut, daß ſie entweder wieder zu Gnaden angenommen würden von Emanuel Quint, oder ſie wollten ihr Leben lang Treber freſſen.

So hatte der alte, enge Wahn, der die Männer beherrſchte, eine gegen früher verſtärkte Herrſchaft erlangt.

Nur der böhmiſche Joſef blieb feſt und bockbeinig.

Krezig, der Handelsmann, deſſen langes Schweigen die unheildrohende Bläſſe innerer Wut kennzeichnete, ſprang ihn aber plötzlich mit geballten Fäuſten und dieſen raſenden Worten an:

„Ich ſage Dir, Joſef, daß Du lügſt. Wenn es ſo wäre, wie Du ſagſt, glaubſt Du, daß das ſo einfach ablaufen könnte?“ — Was er nun ſagte, glaubte er, ja glaubten alle, obgleich es der Wahrheit, wie man erkennen wird, nicht entſprach: „Er iſt in unſere Häuſer gekommen! er hat uns beredet! er hat uns verlockt!

er hat ſich als Wundertäter aufgeſpielt! Euch hat er verführt!" — er meinte die Scharfs — „er hat Euch keine Ruhe gelaſſen, bis Ihr alles, was Ihr beſeſſen, zu Geld gemacht, Hof, Haus und Arbeit verlaſſen habt! Er hat nicht gelogen, ſage ich Dir! Hätte er das, dann: wehe! wehe!"

Und der Wütende machte eine Bewegung, die über das Ziel ſeiner Rachſucht, falls er wirklich getäuſcht ſein ſollte, und über die Gründlichkeit ſeiner Rache keinen Zweifel mehr aufkommen ließ.

Nun hatte ſich noch zu guter Letzt mit verſchwollenen Augen und ſtierem Blick die Katzmarek zu den Brüdern gefunden. Die verrückte Magd fing nun, vollkommen furchtlos, die ganze Geſellſchaft wegen ihrer Altweiberfeigheit abzukanzeln an. Aber was ſie vorher und nachher tat, war noch mehr geeignet, die Schuldbewußten zu beängſtigen. Auf langen Regalen waren friſchgeſtrichene Ziegel zum Trocknen geſtellt. Dieſe Regale lief ſie entlang, kehrte knapp um, wenn ſie das Ende erreicht hatte und kam mit dem gleichen Schritt und dem gleichen zur Erde gerichteten, ſtieren Blick zurück, beinahe in den gleichen Fußſtapfen, wo ſie dann wiederum kehrt machte, an das andere Ende gelangt, um immer den gleichen Weg zu gehen. Dabei ſtieß ſie jedesmal nach drei, vier Schritten die Worte hervor: „Wir ſind verflucht! verflucht! verflucht!"

Kurz, die ſieben Männer hatten ſich, nachdem ſie zuvor verhängnisvollerweiſe den böhmiſchen Joſef in aller Form aus ihrem Kreiſe geſtoßen hatten, zerknirſcht und reuig wiederum auf Emanuels Spur gemacht.

Einundzwanzigſtes Kapitel

Es iſt ſchwer zu ſagen, warum der Meiſter dieſer ſieben Jünger bei ihrem Erſcheinen in Ohnmacht fiel. Nehmen wir an, es ſei aus Urſache großer und widerſtreitender Erregungen und aus Übermüdung geſchehen. Jedenfalls dauerte Quintens Bewußtloſigkeit beinahe eine Viertelſtunde lang. Bevor noch Kurt und der junge Benjamin den Vorfall richtig begreifen konnten, hatten ſich die neuen Ankömmlinge um Quintens Stuhl auf die Knie geworfen und hatten mit ächzenden Lauten, ja weinend, ihm Hände und Knie geküßt. Dann bemerkten ſie, daß er bewußtlos war. Und nun hoben ſie ihn, ſo leicht wie ein Kind, vom Tiſch, um ihn, unter einem tiefen Schweigen des Grauens, auf einem langen, geblümten, altväteriſchen Sofa an der Schmalwand des Zimmers auszuſtrecken.

Es genügt nicht zu ſagen, daß jeder der Männer in dieſem Augenblick einem Vater glich, der ſein einziges Kind zu verlieren fürchtet. Das Verhalten des einzelnen unter ihnen ähnelte in Beſtürzung und törichter Ratloſigkeit vielmehr dem Betragen einer Mutter, die das Kind ihres Herzens im Leben zurückhalten will, das ſie in den unerbittlichen Händen des Todes ſieht.

Als Emanuel, dem Benjamin Glaſer die Schläfen, die noch blutrünſtig waren, mit kölniſchem Waſſer gerieben und dem der Förſter, die herzugelaufene Förſterin und die Magd naſſe Kompreſſen auf die Bruſt gelegt hatten ... als Emanuel wieder erwachte, ſchien er im Geiſt noch fern von jener Umgebung zu ſein, in der er ſich nach der Wahrheit befand. Seine Augen waren nach oben gerichtet, und auf ſeinem Geſicht lag der Widerſchein des Erlebens einer fremden und tiefen Glückſeligkeit.

So lieblich war dieſer Ausdruck des Glücks und das kindliche Lächeln um Quintens Lippen, daß alle, die um ihn ſtanden, es ſehen mußten und jeden, bis herunter zur Magd, eine tiefe Rührung ergriff.

Endlich ſchien der Bekenner Emanuel wenigſtens teilweiſe wieder dort, wo ſein Körper war, nämlich in dem noch immer ſonnigen Zimmer der Förſterei, mit der Seele zu ſein. Er blickte lächend von einem zum anderen, betrachtete die Äpfel, die Kaffeetaſſen auf dem länglichen, weißgedeckten Tiſch, ſchickte den Blick über die Rehgehörne und harmloſen, bunten Bildchen, Jagdſzenen darſtellend, längs der Wände des Zimmers herum, horchte, wie wenn er es nie gehört hätte, dem endlos ſchmetternden Triller, mit dem ein Harzer Roller in einem unteren Zimmer das Haus durchdrang, und ſtreckte dann ſtill beide Arme aus, um jedem der Brüder die Hand zu reichen. Dies tat er auf eine den Brüdern an ihm neue Art und Weiſe, unendlich innig und liebevoll.

„Wißt Ihr, liebe Getreue meiner Seele“ — er hatte ſie niemals bisher mit einem ähnlichen zärtlichen Worte genannt! — „wißt Ihr, wo ich in dieſen hunderttauſend Jahren, die ich fern von Euch war, geweſen bin?“ Als ſie verneint hatten, ſchwieg er lange. „Ich war in dem erſten Himmel,“ ſagte er dann, „tief! tief! Ich war in dem zweiten Himmel, tiefer tief! Ich ſage Worte. Aber was ich durch die Gnade des Vaters dort in der tiefen Tiefe erfahren habe, davon können Worte nichts ausſprechen!“

Auf dem Hausflur ſagte zu ihrem Manne die Förſtersfrau: „Wenn einer ſo ſpricht, der muß bald ſterben!“ Sie erzählte dann: ihrem Großvater und ihrem Vater, beiden, hätte Gott kurz vor ihrem Tode ebenfalls ſchon das Paradies gezeigt. Und wem dies geſchehe, wer eines Vorſchmacks der ewigen Seligkeit gewürdigt werde, deſſen letztes Stündlein müſſe ſchon vor der Tür ſein.

Emanuel hatte ſich aufgerichtet. Und wie er mit ſeinen länglichen ſommerſproſſigen Händen, die für harte Arbeit nicht gemacht, noch durch ſie verdorben waren, erſt Anton und Martin Scharf, hernach dem Schmied John, dann dem Schneider Schwabe und den übrigen zärtlich ſtreichelnd über die ſtruppigen Köpfe fuhr, fingen ſie alle rettungslos und nicht anders wie alte Weiber zu flennen an.

An dieſem Tage wurde der Bund dieſer Menſchen in Wahrheit erſt zuſammengeſchweißt, und es hatte den Anſchein, als wären jetzt erſt unter ihnen die Quellen der Liebe aufgebrochen.

Quint war vom Sofa emporgeſprungen. Er ſagte, nie habe ſein Geiſt ſo tief und ſo herrlich ausgeruht, was den Förſter zu einer Bemerkung veranlaßte, die er ſeiner Frau gegenüber tat, und worin er ihre trübe Ahnung mit der heiteren Behauptung niederſchlug, das gute und reichliche Eſſen und Trinken möge die einzige Urſache der Himmelfahrt des Mitzſcher Heilands geweſen ſein.

Wie dem auch ſei, Quint winkte den Brüdern, reichte dem jungen Glaſer und Kurt die Hand und war im Begriff davonzugehen, als Nathanael Schwarz, der ihn lange mit brennenden Augen angeſehen, plötzlich den reinen Toren an ſich riß und in beide Arme ſchloß. „Ich verſtehe Dich nicht,“ ſagte er, „ich begreiſe Dich nicht, aber Gott wird eine Seele, wie die Deine, die zwar verirrt iſt, doch ohne Falſch, nicht in der Irre verkommen laſſen.“ Damit küßte er Quint, nahm ſeinen Hut und rannte davon.

Es begann zu dunkeln, und bald nachdem Nathanael Schwarz gegangen war, fanden ſich Benjamin Glaſer und Kurt Simon allein geblieben. Sie hatten beide den Eindruck gehabt, als wenn nach dem Eindringen der bäuriſchen Rotte Quint nicht eigentlich mehr ein Auge für ſie gehabt hätte. Gerüchtweis war ihnen das Vorhandenſein eines an Quint gebundenen Jüngerkreiſes zu Ohren gekommen. Weil aber der Meiſter nie, auch nicht zu Kurt Simon, von ihnen geſprochen hatte, nahmen ſie das Gerücht für eine bloße, grundloſe Nachrede hin, bis ihnen, in Geſtalt der Talbrüder, die Wahrheit vor Augen trat.

Man iſt nicht gewohnt, Leute aus ſchlichtem Stande anders als bei ihren Geſchäften oder von ihren Geſchäften reden zu hören. Ein Schmied, ein Kätner, ein Schneider, ein Handelsmann der breiteren Volksſchichten, beſonders in vorwiegend proteſtantiſchen Ländern, wird ſelten, außer mit kurzen, ſarkaſtiſchen Worten, ein Verräter an ſeinem Innenleben ſein, das er mit eiferſüchtiger Angſt verbirgt. Um ſo überraſchender und auch fremdartiger war der Eindruck dieſer weichmütigen Schwärmer, die dagegen ſo grobe Knochen und Arbeitsfäuſte hatten, und beſonders des kernigen Schmiedes John, der die Jacke umhängen hatte und deſſen über die Arme heraufgeſtreiftes und über der Bruſt offenſtehendes Hemd blaue Tätowierungen ſehen ließ.

Es war das Gemiſch von Brutalität und einer faſt läppiſchen Empfindelei, was den Jünglingen auffiel, und worüber ſie, beim Glaſe Wein allein geblieben oder, wenn der Förſter hinzutrat, auch mit ihm noch lange ihre Anſichten austauſchten. Sie ſahen und fühlten wohl, wie hier eine rätſelvolle Kraft wirkſam war, wurden aber ſelbſt nur teilweiſe von ihr angezogen, während viel Fremdes und Abſtoßendes für ſie im Schluſſe des ganzen Erlebniſſes lag. Eines ſtand feſt: es war ein Krampf und ein Wahn der Enterbten, und in Quinten lag ein Zug zum Martyrium, der auch in dieſen jungen Seelen vorhanden war. Darum hatte die Anziehungskraft des undurchſchaubaren Reformators, der ihnen abwechſelnd lächerlich und verehrungswürdig, verächtlich oder bewundernswert, gemein oder göttlich ſchien, noch immer nicht nachgelaſſen und bewirkte, daß beide junge Menſchen den Weg des Narren noch mehrmals kreuzten.

Quint ſelber, nachdem er das Forſthaus verlaſſen hatte, trat an jenem Abend mit ſeinen Jüngern jene lange Wanderung an, die, wenn irgend etwas in ſeinem Leben, eine gewiſſe Denkwürdigkeit auszeichnet. Er ſagte den ungeduldigen Bürgern des kommenden tauſendjährigen Reichs, die ihn eigentlich in die Bahn ſeines Schickſals hineingedrängt hatten, er ſagte ihnen zum

Anbeginn, wie es nun ſeine Hoffnung wäre, daß ſie ſich bis zu dem Tage, wo alles geſchehen würde, was er vorausſehe, nicht mehr trennen würden. Er fuhr fort, ſie zu ſtreicheln, abwechſelnd jedem im Gehen die Hände zu reichen und ſie zu liebkoſen.

Nach einiger Zeit begann eine milde, unerhört reine und ruhighelle Vollmondnacht. Da erſuchte er ſeine Anhänger, ſie möchten ihm immer von jetzt ab, ſofern er nichts anderes beſtimme, im Gehen eines Steinwurfs Weite den Vorſprung laſſen. Und ſo geſchah es. Er blieb ihnen, einſam, meiſt in dieſer Entfernung voran. So oft er ſtillſtand, blieben auch ſeine Jünger ſtehen, wie denn überhaupt von nun an ein Gehorſam bis zur Unmündigkeit ihr Glück und ihre Genugtuung ward.

In ihrer Ordnung waren ſie bis in die Nähe des Milzſchen Schloſſes gelangt, deſſen erleuchtete Bibliothek ſamt dem Speiſeſaal — da die Gurauer Dame gekommen war! — mit vielen hohen Fenſtern durch die Bäume des Parkes ſchimmerte. Ungeſehen und unbemerkt zog der ehemalige Günſtling und Narr in Chriſto, Emanuel Quint, durch die verlaſſenen Wege des Parkes längs des ſtillen Sees, in dem er zu baden pflegte, dahin. Schweigend folgten ihm ſeine Begleiter. Da ſahen ſie, wie er ſtilleſtand, und wie ein Schwan und nachher ein zweiter, glänzend weiß, aus dem dunklen Teile der Spiegelfläche in jenen hellen, darin ſich der Mond und der Himmel ſpiegelte, zu ihrem Meiſter herübergerudert kam. Sie ſahen, wie er die Tiere fütterte. Quint winkte den Brüdern und ſagte halblaut: „Sie wiſſen noch nicht, daß ich geächtet bin.“

„Aber des Menſchen Sohn“, fuhr er fort, „war von jeher von ſeinen Brüdern und Schweſtern verachtet und von ſeinem Nächſten verfolgt! Er muß auch jetzt noch verachtet, geknechtet und geächtet ſein!“

Furchtlos ging er mit ſeinen Jüngern an dem von Stimmengewirr erfüllten Schloſſe vorbei, durch ein Mauerpförtchen in das Bereich des Nutzgartens hinein, wo ein unendlich langer, ſchnurgerader Weg durch verpackte Roſenſtöcke, Johannisbeerſträucher und gedüngte Beete führte, der im Mondſchein gleißend vor ihm und den ängſtlich flüſternden, leiſetretenden Jüngern lag. Dieſe ſahen nach einiger Zeit, wie Emanuel wiederum ſtehenblieb und lange nach einem von Efeu dicht überſponnenen Giebel blickte, aber es war nicht die Seite des Hauſes, darin ſein eigenes Zimmer, ſondern die andere, in der Ruth Heidebrands kleines, reinlich gehaltenes Gemach gelegen war.

Die Jünger hörten den Meiſter aufſeufzen.

Gleich darauf ſtürzte mit Gebell ein Hund durch die Haustür in die Tageshelle des Mondes heraus. Er ſchwieg aber bald und begann zu wittern. Danach war er mit wenigen langen Sätzen bei Quint, der in ihm ſogleich einen alten, halbblinden Pudel erkannt hatte, ein armes Tier, das, von allen vernachläſſigt, lange Zeit ſein beſonderer Freund und treuer Begleiter geweſen war. Die Begrüßungen nahmen von ſeiten des Pudels die überſchwenglichſten Formen an, und es war nicht leicht, ihn am Ausgang des Gartens loszuwerden. Noch lange hörten ſie ſein klägliches Winſeln hinter der Gittertür.

Emanuel hatte ſeine Begleiter um den verſchloſſenen Gutshof langſam einmal herumgeführt, in dem die von ihren Ketten befreiten Wachthunde gleich Wölfen herumfuhren. Er nahm dann den Weg zwiſchen den flachen Feldern gen Dronsdorf hin, wo Meiſter und Jünger durch eine weite Breſche der Mauer in den Kirchhof eindrangen. Hier verweilte Quint in tiefem Nachdenken, während das Käuzchen ſchrie und das Mondlicht auf den enggedrängten, eingeſunkenen Grabſteinen gleißte, wohl eine halbe Stunde lang. Das einzige, was er in dieſer Zeit, und zwar beim Verlaſſen des Kirchhofes, ſagte, war: „Es gibt keine Gräber, außer die da wandeln, ſprechen und handeln!“

Wenige Augenblicke ſpäter traten Emanuel und die Seinen furchtlos in das kleine Höfchen der Dronsdorfer Schule ein, das im Sommer faſt ganz durch den Schatten eines großen Nußbaumes, der jetzt kahl war, bedeckt wurde. Das Haus, deſſen Bewohner längſt zur Ruhe gegangen waren, ſchien ſelber in tiefen Schlaf verſenkt. Hier nahmen die Wanderer, Quint auf dem Fundamente des Schwengelbrunnens ſitzend, kaum längeren Aufenthalt, als bis die Schloßuhr im nahen Park ihre zwölf langſamen Schläge vollendet hatte. „Ich ſehe dies alles zum letztenmal!“ ſagte, wie entſchuldigend, Quint, als ſie wiederum auf der Dorfſtraße dahinſchritten.

Wortlos und mit kräftigem Schritt wurde von jetzt ab die Wanderung fortgeſetzt, Quint voran, die Seinen im Abſtand hinterdrein: und ſie wagten es nicht, nach dem Ziele zu forſchen. Als ſie einige Dörfer paſſiert hatten, ſtand Emanuel einmal und dann nach einiger Zeit ein zweites Mal mitten im Lauf und mitten im Wege ſtill und ſchien nicht zu merken, wie ſeine Begleiter ihm nahekamen und ſich beunruhigten. Als Martin Scharf den Eindruck gewann, Quint horche in die Stille der Nacht hinein, faßte er ſich ein Herz und trat an ſeinen Meiſter mit der Frage heran, was ihn beunruhige. Worauf er nur dieſe Worte: „Der Ruf! Der Ruf!“ in geheimnisvollem Tone zur Antwort bekam.

Der Mond verblaßte. Im Oſten zeigte eine erſte ſchwache Röte das wiederkehrende Licht des Tages an, als die kleine Genoſſenſchaft der armen Törichten, wie man ſie nennen kann, ſich in einen etwas hügelig gelegenen Marktflecken hineinbewegte. Hier winkte Emanuel erſt Martin, dann Anton Scharf heran. Er ſagte zu Martin: „Ich habe ein Anliegen. Ich möchte meinen Bruder Guſtav“ — gemeint war der Zwölfjährige! — „noch einmal wiederſehen. Du wirſt gehen und wirſt ihn zu mir bringen!" Und er bezeichnete ihm als Ort der Wiederbegegnung, wo er auch den Knaben zu ſehen wünſchte, Breslau und das Gaſthaus zum grünen Baum.

Sein Wort war Befehl. Es gab in der Seele des ehemaligen Webers, die in ſchwerer Betäubung lag, allbereits nur noch blinden Gehorſam, ohne jeden Gedanken an Widerſpruch. So müde und abgeſchlagen er ſein mochte und ſo ſchwierig, bei dem Charakter des alten Quint! — ſo ungewöhnlich ſein Auftrag auch war, begab er ſich doch ſogleich, nachdem er die Kaſſe, die er führte, an ſeinen Bruder gegeben und ſelb[illegible] ur einen kargen Zehrpfennig zurückbehalten hatte, auf die Wanderung.

Er hatte kaum ſeinen Abſchied genommen, als Quint ſich auf einer Brückenmauer angeſichts des wie ausgeſtorbenen Fleckens niederließ und zu Anton Scharf etwa dieſes ſagte:

„Siehſt Du die Kirche?" Er wies mit dem ausgeſtreckten Arm auf eine höher und ziemlich am Rande des Städtchens gelegene, nach ihrer Bauart zu ſchließen und nach den Kruzifixen, die in der Nähe errichtet waren, katholiſch geweihten Kapelle hin. „Gut! Du ſiehſt in der Nähe ein kleines Haus. Es hat nur ein Erdgeſchoß und, außer denen im Dach, vorn ſechs Fenſter. In dieſes Haus werdet Ihr mich hineingehen ſehen und ich werde darin vielleicht eine halbe Stunde und länger verweilen. Sollte ich aber auch einen Tag darin verweilen, ſo geht in die nächſte Herberge und wartet auf mich."

Noch während er ſprach, hub das kleine Meßglöckchen eben jener Kapelle, von der er geſprochen hatte, hurtig zu bimmeln an.

Natürlich ſchien dieſe Sache den Begleitern des armen Quint beſonders geheimnisvoll. Sie hing mit gewiſſen häßlichen Briefen zuſammen, die Quinten ſein Stiefvater hatte zugehen laſſen, und mit anderen, die ſeine Mutter und er gewechſelt hatten. Es war in der Gärtnerei bekannt, daß Emanuel von einem kriechend freundlichen Manne aus dem Volke, der als ſein Stiefvater bezeichnet wurde, eines Tages beſucht worden war. Als er, wahrſcheinlich mit leeren Händen, davonging, war dieſer Mann nicht mehr kriechend und demütig, dagegen um ſo mehr dreiſt und aufgebracht. Bald darauf waren offene Karten mit Unflätigkeiten und ein Brief mit einer beleidigenden Aufſchrift für Emanuel eingelaufen. Was in dem Briefe geſtanden hatte, wußte, trotz des Vertrauens, das Quint ihr mitunter entgegenbrachte, nicht einmal Frau Heidebrand, die andrerſeits doch bemerken konnte, wie Quint durch den Inhalt des Briefes beſorgt und beunruhigt war.

Um es nun mit zwei Worten zu ſagen: das letzte holprige Schreiben der Mutter hatte, auf Drängen ihres Sohnes, den Namen eines Marktfleckens und eines katholiſchen Pfarrers genannt, beides Namen, die ihm bekannt waren. Er hatte als Kind, wie er ſich erinnerte, in Begleitung der Mutter zwei Krüge mit Erdbeeren in das Haus des Pfarrherrn gebracht und war mit einem Paar Stiefel, einem Anzug und einer Mütze dafür belohnt worden. Noch heute konnte er aber nur mutmaßen, in welcher Beziehung dieſer Mann zu ſeiner Mutter und zu ihm ſelber ſtand, da irgend etwas die Mutter, ja ſelbſt den rückſichtsloſen Stiefvater an der reſtloſen Offenbarung der nackten und vollen Wahrheit hinderte.

Seiner Abſicht gemäß trat der Narr in Chriſto nach einiger Zeit, der Pfarrer war eben vom Meſſeleſen zurückgekehrt, in den Flur des Pfarrhauſes und ſeine Anhänger ſahen noch, wie er mit einer Magd ins Geſpräch geriet. Durch dieſe Magd wurde hernach, mit einem flüchtigen Blick voll Mißtrauen, der von den in gemeſſener Entfernung wartenden Jüngern aufgefangen wurde, die ſchwere Haustür ins Schloß gezogen und der Schlüſſel herumgedreht.

Die ehemaligen Talbrüder hatten auf der Mauer am Rande einer wohl hundertſtufigen Steintreppe, die zur Kapelle führte, im grauenden Morgen erheblich fröſtelnd, Platz genommen. Einige alte Weibchen, die nach der Meſſe noch eine Weile gebetet hatten, ſtiegen langſam und hüſtelnd, Stufe um Stufe, die Treppe herab. Die Wartenden ſahen, wie in einigen Zimmern des Pfarrhauſes Licht gemacht wurde und wie der Schatten des wohlbeleibten Pfarrherrn, abwechſelnd mit dem Schatten Emanuel Quints, über die heruntergelaſſenen weißen Rouleaus der Fenſter ging.

Noch lag der kleine Marktflecken, in die Hügelſenkung hinein verbreitet, wie von ſeinen Bewohnern verlaſſen und jedenfalls in tiefer Verſchlafenheit. Im Oſten funkelte jener Stern mit vollem Glanz, der die Sonne verkündet. Es war während der langen Wanderung allerlei Abgeriſſenes unter den Jüngern oder Genoſſen Quints geflüſtert worden. Man würde indeſſen fehlgehen, wollte man annehmen, daß ihre Meinungen und Vermutungen, gegen die Tage der Talmühle gehalten, ſich im weſentlichen gewandelt oder an Überſpanntheit irgend eingebüßt hätten. Soviel ihnen Quint auch immer von einem inneren Himmelreich geſprochen und verſucht hatte, ſie von der grob-materiellen Genugtuung durch einen Weltengerichtshof, durch einen Kerker für Gottloſe und durch ein tauſendjähriges Reich auf Erden in Saus und Braus, deſſen Herzöge ſie ſein wollten, abzubringen, herrſchte dennoch in ihnen, ſo ſtark wie nur je, dieſe und keine andere Vorſtellung. Und wie ſie jetzt untereinander ſich mit Schwatzen die Zeit vertrieben, war es ihnen weniger als irgendwann zweifelhaft, daß Quint, der ſich ja nun öffentlich überdies als den Heiland bezeichnet hatte, der heimliche König des nahenden Zions und alſo des tauſendjährigen Reiches ſei und ſie ſelbſt ſeine nächſten Teilhaber.

Sie ſahen nach einiger Zeit Quint und den Pfarrherrn aus dem Hauſe treten — dieſer war ein ſechzigjähriger, noch ſehr ſtattlicher Mann! — und gegen den Platz, wo ſie ſaßen, heranſchreiten. Als ſie nahe gekommen waren, blickte der Pfarrer, der vielleicht innerlich nicht ſo ruhig war, als er zu ſcheinen beabſichtigte, mit feſtem Blick die Wartenden an. Nach alter Gewohnheit erhob ſich Schwabe mit einem „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“, worauf der Pfarrer „In Ewigkeit! Amen!“ antwortete. Er trug den üblichen, ſchwarzen Prieſterrock, aus deſſen Taſche er, ſcheinbar gelaſſen, jetzt eine Schnupftabakdoſe hervorholte. Er bot Emanuel Tabak an und ſchnupfte ſelber, als dieſer ablehnte.

„Wer ſind dieſe Leute?“ fragte er dann.

Quint ſprach:

„Es ſind die Mühſeligen und Beladenen!“

Der Pfarrer, der, wie man jetzt wohl merken konnte, eine heimliche Angſt vor Quinten empfand, blickte ihn ſchnell und aufmerkſam von der Seite an: dann wies er, wie um abzulenken, mit einer gleichſam ſegnenden Handbewegung in die Landſchaft hinein, während ſeine Wirtſchafterin befremdet und forſchend aus dem geöffneten Küchenfenſter herüberſchaute. Die Hähne huben von allen Seiten zu krähen an.

Der Pfarrer ſprach: „Von hier aus kann man die geſegneten ſchleſiſchen Auen bis zum Zopten und bis zum Streitberg, ja, bei klarem Wetter ſogar bis zur Schneekoppe überſehen.“ Quint gab zur Antwort: „In einem Gefängnis nahe bei jenen fernſten Bergen bin ich zum erſtenmal mit Chriſto Jeſu ein Leib und ein Geiſt geworden.“

„Hm, hm,“ ſprach der Pfarrer, „hm, hm! So, ſo!“ —

Er fuhr dann fort, nachdem er einige von den hundert Stufen zur Kapelle behäbig hinaufgeſtiegen war: „Wohin wirſt Du Dich von hier wenden, mein Sohn?“

Emanuel gab eine zögernde, ungenaue Antwort, die etwa ſo lautete:

„Ich ſchreite in einem doppelten Wandel. Meinet Ihr, wohin ich nach dem Leibe ſchreite, ſo iſt es dorthin, wohin ein jeder nach der Geburt im Fleiſch ſchreiten muß: nämlich Golgatha! Golgatha heißt die Schädelſtätte. Aber ich ſchreite nicht wie das Lamm, verbundenen Auges zur Schlachtbank geführt, ſondern mit fröhlichem Herzen ſchreite ich, offenen Auges, freiwillig.“

Der Pfarrer ſagte:

„Aus welcher Urſache hätteſt Du wohl ſolche ſchwere Todesgedanken, mein Sohn? Willſt Du Dein Herz und Dein Gewiſſen erleichtern? Obgleich Du nicht in unſerer Religion erzogen biſt, wenn Du beichten willſt, komm hinauf, komm in die Kirche zu mir.“

Quint fuhr in ſeinen Gedanken fort:

„Meine Seele iſt leicht! Mein Herz iſt voll Frohlocken, weil die Welt und weil der Tod durch den Vater in mir überwunden iſt! Ja, ich habe die Welt überwunden!“ — Wieder traf Quinten des Pfarrers Seitenblick! — „Des Menſchen Sohn aber, ſofern er im Geiſt wandelt, iſt nichts Geringeres, als ein Kind, überall daheim im Hauſe des Vaters, überall geborgen im Reiche ſeines Königs und Herrn, überall fremd in dieſer Welt.“

Alles dies hörten die Talbrüder, die langſam Quint und dem Pfarrer von Stufe zu Stufe nachſtiegen.

Der Pfarrer ſagte:

„Man könnte vielleicht, wenn Du meinem Rate folgen wollteſt, da Du zu körperlicher Arbeit keine Neigung zu haben ſcheinſt, Dir noch jetzt irgendeine Möglichkeit im Bereich unſerer Kirche eröffnen. Deinen geiſtigen Kräften fehlten vielleicht bis jetzt zu gedeihlicher Arbeit nur das klar begrenzte, wirklich fruchtbare Ackerfeld.“

Der Pfarrherr, der mit ſeiner Bemerkung ſchwerlich ganz unrecht hatte, ſchien durch Quinten befremdet, beunruhigt, aber auch angezogen zu ſein. Ja, er machte ſich im geheimen Vorwürfe, daß er mancherlei in der Vergangenheit unterlaſſen hatte, was er vielleicht zu tun doch verbunden geweſen wäre und was möglicherweiſe einigen Segen gezeitigt hätte. Hatte doch dieſem mit Schlapphut, offenem blauem Hemd, weitem Jackett und weitem Beinkleid aus Mancheſterſamt, wie ein etwas phantaſtiſcher Gärtner wirkenden Mann, höchſtwahrſcheinlich ſelbſt nur der ſorgſame Gärtner gefehlt.

Quint war ein Band ſeiner derben Schnürſtiefel aufgegangen. Sogleich ſtürzten ſich, als er ſelbſt es bemerkt hatte, zum Staunen des Pfarrers, einander wegdrängend, alle ſieben Begleiter darauf, jeder leidenſchaftlich bemüht, der beſonderen Ehre, dem grotesken Menſchen das Schuhband zu binden, vor den andern teilhaftig zu ſein.

Quint ſtand ſtill, wie wenn er an ſolche Dienſte gewöhnt wäre, und fing von neuem, aber nur ſeine eignen Gedanken weiterſpinnend, als ob er die Worte des Pfarrers gar nicht gehört hätte, zu ſprechen an.

„Ich bin ein König! Ich bin der Herr der Welt, der die Welt überwunden hat! Denn ich und der Vater, ich und der König, ich und der Herr ſind eins. Wer es faſſen mag, faſſe es.“

„Wer iſt denn der König und Herr, von dem Du ſprichſt?“ fragte der Prieſter, der nun wieder einen armen Irrenhauskandidaten in ſeinem Beſucher zu ſehen ſchien. „Der Herr iſt der Geiſt!“ ſagte kurz Emanuel.

Sie waren inzwiſchen mit ſachtem oben vor der offenſtehenden Kirchtür angelangt. Sie traten ein, in den heiligen Raum, der noch dunkel war, ſo weit er nicht durch die ewige Lampe, die wie ein Blutstropfen über dem Hauptaltare hing, und durch einige Opferkerzen auf einem eiſernen Ständer, ſpärlich beleuchtet wurde. Der Schneider Schwabe bekreuzte ſich. Wie üblich, war über dem Altar und dem Altarbilde, das die Geburt zu Bethlehem darſtellte, die Taube des heiligen Geiſtes, in einem goldenen Strahlenlimbus herniederflatternd, angebracht. Man ſah auch Moſen, oder war es Gott der Vater? als eine weiße Barockfigur mit vergoldetem Chiton, ſitzend und das Weltzepter in der Hand. Hauptſächlich aber trat überall die Geſtalt des Gottesſohnes aus dem Dämmer der Dunkelheit: hier als Hirt, das Lamm auf dem Arm, die Fahne mit dem Kreuzesſymbol in der rechten Hand! Dort, überlebensgroß, an ein Kreuz genagelt! und ferner in einer Anzahl verſchiedenartiger Kruzifixe, dieſe in Marmor, jene in Holz oder in Metall! Wie üblich, waren die Altäre mit ſpitzenumrandeten Altardecken, mit Papierblumen, Vaſen, Bildchen, Leuchtern und Kerzenſtöcken ziemlich trödelhaft ausgeſchmückt. Man ſah in einer beſonderen Niſche das falſche Grab irgendeines Heiligen. Auf einem Altar, nicht weit davon, ſtand ein metallener Reliquienſchrein, der ein Knöchelchen aus dem Skelett irgendeines vor mehreren tauſend Jahren geſtorbenen Kirchenmannes enthalten ſollte. Auf dem Hauptaltar leuchtete das mit edelſteinartig bunten Glasſtücken geſchmückte Ziborium.

Alles dieſes nahm der ſeltſame Morgenbeſuch des Pfarrers, nahmen Meiſter und Jünger unter Führung des jovialen Klerikus in Augenſchein. Dieſe Vormorgenſtunden erſchienen ſpäter allen, mit Ausnahme Quints, wie etwas, von dem ſie nicht wußten, ob es wirklich erlebt oder ob es die Einbildung überreizter Nerven, ob es ein Traum oder eine Erzählung war?

Quint ſagte plötzlich: „Gott iſt ein Geiſt, Ihr ſollt Euch kein Bild machen!“

„Schweig ſtill, mein Sohn,“ gab der Pfarrer ungehalten zurück, „vergiß nicht, daß Du in einem Gotteshauſe biſt.“

„Soll man in einem Gotteshauſe nicht für Gott Zeugnis ablegen dürfen?“ ſagte Quint.

„Vor allen Dingen ſollſt Du im Hauſe Gottes beſcheiden, demütig und ehrfürchtig ſein!“

Dieſen Worten des Pfarrers gab Quint zur Antwort:

„Meinet Ihr, das ſei in Wahrheit ein Gotteshaus, was um Eure Schmach und um einen Galgen errichtet iſt? Gott thronet weder auf Leichen, noch auf Schädeln. Habt Ihr aber Gott ans Kreuz geſchlagen, die Ihr Gotteskinder heißt, ſo nehmt ihn herab.“

Der Pfarrer ſprach: „Weißt Du nicht, daß Jeſus vom Kreuze herabgenommmen, begraben, von den Toten auferſtanden und gen Himmel gefahren iſt?“

„Nein!“ ſprach Quint. „Hättet Ihr wenigſtens,“ fuhr er fort, „Euren alten Adam gekreuzigt, hättet Ihr ihn, ſamt dem Galgen, daran er hing, in ein Haus geſetzt, und hättet Ihr beides bis in die Fundamente mit Feuer verbrannt!“

Der Pfarrer ſprach: „Was meinſt Du damit? Ich verſtehe Dich nicht.“

Quint dagegen:

„Ehe man nicht in Eure Folterkammern Gottes die Brandfackeln werfen wird, ſo daß ſie vertilgt werden von der Erde, bis man die Stätte nicht mehr erkennt, wo ſie geſtanden haben, werdet Ihr Gott täglich hinrichten.“

„Mein Sohn,“ ſprach der Pfarrer mit halber Stimme, „ſolche Gedanken ſind nicht bloß närriſch: ſie ſind verbrecheriſch.“

„Aber es muß die Zeit kommen,“ fuhr der Tor in Chriſto mit Härte fort, „wo man Gott weder auf dieſem, noch auf jenem Hügel, weder auf dieſem noch auf jenem Berge, noch in dieſem oder in jenem Hauſe, noch in dieſer oder in jener Kirche, weder in dieſer Kathedrale noch in jenem Dom anbeten wird, ſondern allein im Geiſt und in der Wahrheit.“

Mit dieſen Worten fiel im Dunkel des Raumes ein Geräuſch vieler harter Schläge zuſammen, deren Urſache, wie ſie bald von einem ſtürzenden Gefäß, dem Geklirr eines auf die Steinflieſe fallenden Metalleuchters und dem Klingklang von Porzellan und Glasſcherben begleitet wurden, dem Pfarrer ſo wenig wie den

Begleitern Quints ſogleich deutlich ward. Dann freilich war nicht mehr zu verkennen, daß der perſönliche Wahn des Narren einen tobſuchtartigen Ausbruch genommen hatte und er mit ſeinem derben Schäfer- oder Gartenſtock wie raſend, unter die heiligen Gegenſtände auf den Altären ſchlug.

„Menſch, hebe Dich weg," ſchrie der Pfarrer, ſprang hinzu und ſuchte die Arme des Tobenden feſtzuhalten. „Fluch über Dich! der Du ein entſetzlicher, gottverworfener Kirchenſchänder biſt!"

„Ich bin Chriſtus!" ſchrie dagegen Emanuel laut, ja gewaltig, ſo daß es von allen Gewölben widerklang. „Ich ſage Dir," — und er ſchlug mit einem mächtigen Schlage das Standkreuz des Hauptaltares herunter — „dies iſt kein Bethaus, ſondern es iſt eine Mördergrube!"

Jetzt hatte der Pfarrer, hatten die Jünger den wütenden Schwärmer und Bilderſtürmer angepackt und nachdem im Dunkel der hallenden Kirche ein längeres, ſtummes Ringen ſein Ende erreicht hatte, ſchien auch der Kirchenſchänder geſättigt zu ſein.

„Geh! Laß Dich nie wieder blicken! Geh! Du biſt vom hölliſchen Dämon beſeſſen! Geh! Gott ſtraf' mich durch Dich! Geh! Ich befehle es Dir!"

Dieſe Worte des Pfarrers, mit ſtarker, befehlender Stimme geſprochen, duldeten keinen Widerſpruch. Quint ſagte: „Kommt!" und ging, hochatmend, ſtarken Schritts, mit den Seinen davon. Die Sonne war eben heraufgekommen. Sie traten in das blendende, alles überflutende Licht hinaus, wo Quint den Staub ſeiner Schuhe mit einem Tuche abſtaubte. „Geh, geh!" ſchallte die Stimme des Pfarrers nochmals aus der ſchwarzen Höhlung der Kirche heraus, und der Verwieſene ſtreckte die Arme in Kreuzesform, nachdem er ſich wiederum aufgerichtet, gegen das gewaltige, herrliche Blutlicht des Tagesgeſtirnes auf und ſchritt ihm, von den armen Leuten gefolgt, mit einem lauten Aufſchrei entgegen.

Als der Pfarrer, bleich und mit zitternder Hand, die Kirchtür diesmal ſorgſam mit dem Schlüſſel verſchloß, ſah er die Rotte ſeiner Beſucher bereits weit draußen durch die Felder fürbaß ſchreiten. Es bedeutete eine Friſt für Quint, daß die Freveltat, die er an dieſem Morgen verübt hatte, aus irgendeinem dunklen Grunde durch den klugen Prieſter verſchwiegen blieb.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel

Ohne aufzuhören, ja ohne ſich umzublicken, lief nun Emanuel Quint einige Stunden lang und zwar in einer Gangart, der ſeine Begleiter nicht ohne Mühe folgen konnten. Da ſie ſeit nahezu vierundzwanzig Stunden weder gegeſſen noch geſchlafen hatten, ſiegten ſie manchmal nur gewaltſam über Hunger und Müdigkeit. Gleichſam im Fluge gelang es ihnen, aus dem Planwagen eines Müllers, der ihnen auf der Chauſſee begegnete, ein Brot zu erwerben, wovon ſie ſtarke Keile abſchnitten und im Gehen kauten, nachdem ſie ihrem Meiſter vergeblich davon angeboten hatten.

Dieſer ſpürte, wie es ſchien, nichts von Hunger und nichts von Müdigkeit. Er ſchien mit Ungeduld einem beſtimmten Ziele zuzueilen. So ſtrebt der Waſſervogel, der monatelang nur auf dem Spiegel eines ſtillen Sees ſchwamm und der plötzlich Luſt unter ſeine Flügel bekommen hat. Er hielt erſt inne, als man am fernen Horizonte die Schornſteine und die Kirchtürme Breslaus zu ſehen bekam, und es ward eine längere Raſt gehalten.

Der Himmel war nicht mehr wolkenfrei. Meiſter und Jünger hatten am Rande einer feuchten Wieſe, die von Erlen und Weidengebüſch umgeben, ja eingeſchloſſen war, unweit eines niedrigen Bahndammes, Platz genommen. Von Zeit zu Zeit flirrte in der Nähe ein Draht, der längs der Strecke auf eine weite Entfernung von dem Häuschen des Wärters bis zu einer Bahnbarriere gezogen war, mit Hilfe deſſen er, je nach Bedürfnis, den Bahnübergang eines Feldweges öffnen und ſchließen konnte. Das Vorhandenſein vieler alter Erlen, Weiden und Rüſtern, etwa ſteinwurfsweit vom Rande der Wieſe entfernt, ſowie der raſtloſe Lärm vieler Rohrſperlinge, zeigte die Nähe eines Weihers an. Es ſchien eine wildreiche Gegend zu ſein, denn es traten nicht nur Rehe, ſorglos äſend, auf die Wieſenflächen heraus, ſondern man hörte den Laut der Wildente und ſah Faſanen aus den erſt ſchwachbegrünten Büſchen hervor- und wieder hineinſchlüpfen.

Quint ſaß mit dem Rücken an einen Grenzſtein gelehnt und die Seinen, die ſich im Kreiſe gelagert hatten und, trotz des ermüdeten Ausdrucks ihrer Geſichter, geſpannt nach ihm hinblickten, ſchienen auf eine Eröffnung gewichtiger Art gefaßt zu ſein.

Dieſe Eröffnung ſollte nicht ausbleiben.

Nachdem er nämlich etwas geſagt hatte, deſſen Bedeutung ihnen vollſtändig dunkel war, fügte er andere, wichtige Dinge an, die ſie ebenſowenig begreifen konnten. Man wird aber annehmen müſſen, daß ſich ſeine erſte Bemerkung auf den jüngſten Zwiſchenfall mit dem Prieſter bezog: „Beinahe dreißig Jahre", ſagte er, „haben wir gemeinſam gelebt und ſind doch all die Zeit einer dem anderen nicht geboren worden. Als wir einander geboren wurden, an demſelben Tage, Morgen und Augenblick, ſtarben wir einander für alle Ewigkeit." Quint fuhr fort und ermahnte die Seinen, ſich fortan über ſein Tun und Laſſen nicht zu wundern. Er habe ſie auserwählet, damit ſie bis zur letzten Stunde, ja womöglich bis zum letzten Hauch, Zeugen ſeines Wandels ſein ſollten. Er wiederholte von jetzt ab oft und ſagte es hier zuerſt ſeinen Anhängern, wie er großen Leiden und Martern entgegenginge. Er wies auf die Türme am Horizont, als nach dem Schlachtfeld, zu dem er hinmüſſe, und meinte, ſeine Feinde, die Kinder der Welt, warteten ſein. Des Menſchen Sohn, erklärte er weiter, müſſe immer wieder in der Menſchen Hände überantwortet werden. „Ihr ſollt nicht glauben,“ hieß es weiter, „ſie werden des Menſchen Sohn, der ſich Gott allein zum Vater erleſen hat, auch diesmal anders erhöhen, als an den Galgen. Einſtmals werden ſie des Menſchen Sohn anders erhöhen, aber erſt, wenn die letzte Auferſtehung geſchehen iſt! Dann werden ſelbſt Blinde ſeiner gewahr werden.“

Alles dies ſagte Emanuel nicht mit Trübſinn, ſondern mit einem ſchwer zu verbergenden Rauſche innerer Glückſeligkeit.

Ein gewaltiger Donner unterbrach aber dieſen Redeſtrom. Es war ein Schnellzug, deſſen Wagen untereinander durch Gänge verbunden waren und deſſen eiſerne Räder über die Schienen, die ſich darunter bogen, vorüberſchmetterten. Der Luftzug riß Staub und verdorrte Blätter des letztvergangenen Herbſtes in einer wild gen Himmel taumelnden Wolke hinterher. Beide, Meiſter wie Jünger, hatten die Köpfe herumgewendet und es ſchien, daß im Augenblick alles, ausgenommen das ungeſtüme und lärmende Wunder der Ziviliſation, vergeſſen war. Als Quint, deſſen ſtaunend geöffnete Augen ſich gewaltſam geſammelt hatten, längſt aufs neue in das Gehäuſe ſeines Wahnes verkapſelt, weiter und weiter ſprach, konnten die Jünger, mit Flüſtern und Zeichenmachen, über die tafelnden Menſchen im Speiſewagen, über die vornehmen Damen und Herren an den Fenſtern nicht hinwegkommen, die ihren Trupp, dieſes Feldbiwak armer Landſtreicher, keines Blickes gewürdigt hatten.

Quint fuhr fort:

„Ich habe nicht recht getan, daß ich Gewalt geübt habe im Hauſe der Gewalttäter. Oder meinet Ihr etwa, daß ein Pfaffe“ — er gebrauchte zum erſten Mal dieſes Wort — „daß ein Pfaffe kein Gewalttäter iſt? Jeder Pfaffe iſt ein Gewalttäter! Und alle zuſammen, die ſich fälſchlich als Diener Gottes bezeichnen, möchten vom Geringſten bis zum Höchſten unter ihnen, lieber heute als morgen, Beherrſcher des Himmels und der Erde, Herrſcher nicht nur der Menſchen, ſondern auch Gottes ſein.“

Quint ſprang auf, wie wenn er durch den vorüberbrauſenden Eiſenbahnzug ſelbſt zur Eile gemahnt worden wäre. Es war nichts mehr in ſeinem Weſen von der ihm früher eigenen, ſcheinbar leidenſchaftsloſen Betrachter-Ruhe, ſondern eine ungeduldige Streitbarkeit. Im Gehen ſprach er: „Ich lege einen Stein des Anſtoßes, einen Stein des Ärgerniſſes, einen Felſen des Hinderniſſes in die Welt: daß die Kinder der Welt ſich die Räder ihrer Wagen und ihrer Maſchinen, ja ihre eigenen Füße und Stirnen zerſtoßen ſollen! Daran ſollen die Kärrner anlaufen und nicht minder die Könige!“ Und einige Male im kraftvollen Fortſchreiten wiederholte er: „Ich bin bereit.“

Aus allen dieſen Reden wußten die Jünger wenig zu machen. Ihr Weſen war erfüllt von dem immer ſteigenden Fieber ihrer Phantaſterei. Ihre Müdigkeit ließ himmliſche Vorſtellungen einer künftigen Ruhe entſtehen. Die Anſtrengungen der raſtloſen Wanderung machten, daß ſie immer wieder von jenem Aſyl ſprechen mußten, darin das Ende aller Leiden gekommen und das, wie ſie meinten, nicht mehr ferne war. Sie fühlten recht wohl die Veränderung, die mit ihrem Meiſter vor ſich gegangen war und wie ſie einer Entſcheidung zuſtrebten. Dies, ihre nun entſchloſſenere Nachfolge, dazu die auf ein dunkles Schickſal deutenden Reden Quints, die er weniger mit ihnen, als mit unſichtbar gegenwärtigen, feindlichen Mächten zu führen ſchien, erregten in ihnen eine gewiſſe, allgemeine Beſorgnis, Furcht und Bangigkeit.

„Wo habt Ihr den böhmiſchen Joſef gelaſſen?“ fragte mit einem Male Quint.

Sie ſahen einander betreten an, ſchwiegen und keiner wollte antworten.

„Ängſtet Euch nicht und fürchtet Euch nicht," ſagte Quint, der wohl merkte, daß ſich Joſef nicht im guten von ihnen getrennt hatte und die Anhänglichkeit der Seinen nun in ihren Augen zu einem bewußten Opfer geworden war. „Fürchtet Euch nicht, denn Ihr werdet von dem Haſſe der Welt nicht zu leiden haben, wie ich, der ich gegen ſie zeuge, der ich überall Zeugnis ablegen werde — wie ich denn ſchon begonnen habe — daß die Werke der Welt böſe und ruchlos ſind."

In der ſiebenten Stunde des Abends erreichten Quint und die Seinen Breslau und die kleine Herberge zum Grünen Baum. Der Meiſter wurde durch die Wirtsfrau, deren Mann eine Schlächterei betrieb, in einem Dachkämmerchen, nach der lehmig und ſchnell fließenden Oder hinaus, für ſich allein, die anderen Männer in einem Verſchlag des Heubodens untergebracht. Alle gingen, nachdem ſie, ſchon während des Kauens beinahe einſchlafend, etwas zu ſich genommen hatten, ſofort zur Ruhe, um erſt nach etwa ſechzehnſtündigem Schlaf gegen Mittag des folgenden Tages wiederum aufzuwachen.

Um dieſe Zeit ſendete Quint Dibiez, den ehemaligen Soldaten der Heilsarmee, mit einigen Zeilen von ſeiner Hand an Hedwig Krauſe, die ſeit etwa einem Monat nach Breslau übergeſiedelt war und in einem neu errichteten ſtädtiſchen Krankenhauſe jenſeits der Oder arbeitete. Keiner der Jünger, Dibiez ausgenommen, der einigermaßen in der Welt herumgekommen war, würde für eine ſolche Sendung im labyrinthiſchen Lärm einer Großſtadt zu brauchen geweſen ſein.

Dibiez hatte die Schweſter Hedwig indeſſen bald ausgemittelt und es traf ſich ſo gut, daß ihre Erholungsſtunden ſoeben begonnen hatten und ſie bereits nach Verlauf einer Stunde, an der Seite Dibiezens, im „Grünen Baum" und in Quintens Dachkammer erſchien.

Quint merkte ſehr wohl, wie aus dem Mädchen hier in der Stadt eine durchaus neue Perſönlichkeit geworden war und daß eine geiſtige Friſche und Beweglichkeit, ja, eine Tatkraft von ihr ausſtrömte, die von dem etwas ſchleppenden, mißmutig unbefriedigten Daſeinszuſtand, den er draußen auf dem Lande an ihr geſpürt hatte, durchaus unterſchieden war. Aber auch Schweſter Hedwig ſah einen neuen Menſchen in Quint. Er war ausgeruht und ſein Weſen beſaß, gegen früher gehalten, mehr männliche Friſche, Feſtigkeit, ja Heiterkeit.

Das ſchöne dreiundzwanzigjährige Mädchen, deſſen ein wenig ſtrenges Madonnengeſichtchen zwei große verzehrende Augen beſaß und deſſen ganze Erſcheinung durch die einfache Schweſterntracht überaus reizvoll zur Geltung gebracht wurde, fühlte ſogleich, wie ihre Illuſion von dem ſeltſamen Menſchen durch ſeine Gegenwart noch übertroffen wurde.

Sie hatte ganz ohne Umſtände auf Quintens Feldbettſtelle Platz genommen und erzählte, gerötet und merklich beglückt durch ſeine Anweſenheit, vielerlei aus ihren eigenen Erlebniſſen, nachdem ſie ebenſo vielerlei und mehr aus der Heimat zu wiſſen begehrt hatte. Sie berichtete ſchließlich, ein wenig zögernd, aber von Quint ſogleich ermutigt, daß ein Bericht ſeines Auftretens, ſie meinte damit ſeine verunglückte Feldpredigt, von allen Zeitungen der Provinzialhauptſtadt gebracht worden ſei.

Wirklich las Emanuel dieſes in einem Blatte, das Schweſter Hedwig aus einem kleinen Handtäſchchen genommen und ihm dargereicht hatte:

Religiöſer Wahnſinn. In der Nähe von Miltzſch wurde am erſten Feiertag ein Menſch ſiſtiert, der eine Art religiöſen Meetings mitten auf freiem Felde abhalten wollte. Man weiß, daß die Gegend von Miltzſch noch heute als eine Domäne der Orthodoxie zu betrachten iſt. Der Verrückte, der, wie einige wiſſen wollen, ſich als den wiederauferſtandenen Heiland ſelbſt bezeichnet haben ſoll, hat ſchon ſeit längerer Zeit und zwar an verſchiedenen Plätzen der Provinz ſein Unweſen getrieben. Man ſagt, daß eine gewiſſe vornehme Dame, die ihr ungeheures Vermögen in liberalſter Weiſe für ländliche Kirchenbauten zur Verfügung ſtellt, eine Vorliebe für den ſonderbaren Heiligen gefaßt und damit ſeine Narrheiten unterſtützt habe. Er wurde übrigens auch von der Volksmenge, die Gott ſei Dank bei uns aufgeklärter, als in den Ländern religiöſer Heuchelei und hyſteriſcher junger und alter Weibchen, Amerika und England, iſt, in gebührender Weiſe zurückgewieſen.

Lächelnd, obgleich erbleichend, gab Quint das Blatt an Hedwig zurück und ſagte dabei: „Ich bin frei geworden von Menſchenfurcht. Wenn ich ſagen wollte,“ fügte er an und zwar mit der größten Einfachheit ... „wenn ich ſagen wollte: ich ſei nicht Chriſtus, Gottes Sohn, ſo müßte ich mich von meinem Vater losſagen, müßte mich und Chriſtum und Gott vor ihm verleugnen.“

Schweſter Hedwig, die dem Berichte nur teilweiſe Glauben geſchenkt und die nun durch die Beſtätigung, die er in ſeinem ſchlimmſten Teile unmittelbar erhalten hatte, nicht wenig erſchrocken war, konnte ſich doch von einem einigermaßen betörenden Schauder myſtiſcher Wolluſt beim Anhören ſolcher Worte nicht freimachen.

Am folgenden Tage hatte ſie, weil Emanuel manchmal leicht huſtete und dann zuweilen etwas Blut in ſeinem vor den Mund gehaltenen Schnupftuch fand, einen ihr befreundeten Aſſiſtenzarzt mitgebracht, einen kräftigen, blauäugig-blonden jungen Mann, der von der pommerſchen Küſte herſtammte. Er ſtellte mit Quint, deſſen Geſchichte er teilweiſe durch Hedwig erfahren hatte, eine geduldig hingenommene, eingehende Unterſuchung an. Er hatte am Schluß allerdings, da ſein Patient, ſo oft ſeine Fragen über die körperlichen Angelegenheiten hinausgingen, zurückhaltend blieb, nichts Eigentliches über ſeine Geiſtesverfaſſung herausbekommen, aber er ſagte doch, als er einige Stunden ſpäter die Schweſter im Dienſte wiedertraf, daß man es in Quinten mit einem Degenerierten zu tun habe. Sie antwortete ihm: „Degeneriert oder nicht degeneriert! Wer bliebe heute noch auf freien Füßen, wenn man Euch Ärzten und Euren Diagnoſen Gehör ſchenkte? Übrigens ſind Sie Atheiſt und in Religionsſachen ohne Verſtändnis.“

Der junge Arzt wollte das nicht beſtreiten. Sein Name war Doktor Hülſebuſch. Allein er meinte, wenn er auch für das Religiöſe in der Erſcheinung vielleicht kein rechtes Verſtändnis habe, ſo ginge ihm doch, als einem demokratiſch geſinnten Manne, wenigſtens nicht das Intereſſe, von allem ärztlichen zu geſchweigen, für die ſoziale und menſchliche Seite der wunderlichen Erſcheinung ab. Die Frage, in welchem Berufe Emanuel arbeite, brachte die Schweſter in eine gewiſſe Verlegenheit. Sie wollte nicht ſagen, daß er überhaupt nicht arbeite und konnte nicht hoffen, dem Arzt begreiflich zu machen, wie er, mit ſeinem ausſchließlichen Sinn für Gott und das Göttliche, dennoch kein Müßiggänger ſei. Der Arzt aber ſchloß, Quint ſei von hektiſcher Konſtitution, brauche reichlich Nahrung und eine geſunde Beſchäftigung.

Es mochten ſeit Quints und der Seinen Ankunft im „Grünen Baum“ vier bis fünf Tage vergangen ſein, da geriet die gute Stadt Breslau eines Tages durch ein ungewohntes Ereignis, allerdings nur vorübergehend, in eine gewiſſe Aufregung. Man ſah gegen vier Uhr, Sonntags nachmittags, unter dem Gewimmel der Spaziergänger, auf der ſogenannten Liebigs-Höhe plötzlich einen Mann auftauchen, ſeinem Anſehen nach aus dem ländlichen Arbeiterſtand. Er ſtieg auf die Rampe einer dort befindlichen, mächtigen Freitreppe und machte, über den aufwärts und abwärts flutenden Strom geputzter Herren und Damen hoch emporragend, Zeichen, aus denen man ſeinen Wunſch zu reden entnehmen ſollte und auch entnahm. Ein Sonntagnachmittag iſt, auch wenn die Sonne eines Vorfrühlingstages ſcheint, nicht immer kurzweilig. So trat denn mit einer gewiſſen Bereitwilligkeit, nach kurzem Gelächter, eine verhältnismäßige Stille ein. Da ſchrie nun aber der bäueriſche Menſch nichts weiter als dreimal dieſelben Worte in die lauſchende Menge hinunter: „Ich ſage Euch, Jeſus Chriſtus iſt auferſtanden!“ Darnach ſprang er herab und verſchwand in der Menge, die mit lautem Gelächter und einem Hagel von Witzen antwortete und ohne zu fragen, wo der Verrückte geblieben war, zu anderen Dingen überging.

Dieſer Vorgang hätte nun wohl kaum ſeinen Weg bis in die Spalten irgendeiner Zeitung gemacht, wenn nicht das gleiche von der Rampe des königlichen Schloſſes herab, über der Menſchenmenge, auf dem ſogenannten Exerzierplatz, ferner auf dem Ring und der Rampe der Rathaustreppe und an mehreren anderen Orten genau um die gleiche Zeit paſſiert wäre. Unmöglich konnte der Unfugſtifter ein und derſelbe Mann geweſen ſein, denn erſtlich deuteten die Beſchreibungen, die gemacht wurden, auf verſchiedene Menſchen hin und zweitens war dasſelbe, und zwar um die gleiche Zeit, unter der Menſchenmenge im Scheitniger Park, in Pirſcham und auf der Ziegelbaſtion, ſowie auf dem Tauenzienplatze geſchehen, Orten, die weit voneinander gelegen ſind.

Da alles ſo kurz verlaufen war, hatte die Polizei weder Anlaß noch Möglichkeit gefunden, einzuſchreiten und als die Berichte in ihren Bureaus und den Redaktionen der Zeitungen zuſammenliefen, ſchien der Vorfall jedenfalls ſonderbar, aber weder genugſam verbürgt noch gefährlich zu ſein. So war er am Mittwoch bereits vergeſſen, trotzdem die Zeitungen am Montagabend und Dienstag früh eine Notiz darüber gebracht hatten.

Doktor Hülſebuſch hatte ſogleich, als ihm die Zeitungsnachrichten zu Geſicht kamen, ſeinen beſtimmten Verdacht gefaßt, und als er Schweſter Hedwig auf dem Korridor des Krankenhauſes begegnete, meinte er: dies wäre doch ein bedenklicher Streich, und man müſſe ſich fragen, ob nicht vielleicht noch größeres Unheil, durch vernünftige Einwirkung auf den Freund und Schützling, zu verhüten wäre. Schweſter Hedwig, obgleich ſie rot wurde, leugnete nicht, daß die ſonderbare Tat durch Quinten angeordnet und durch ſeine Begleiter ausgeführt worden war. Sie ſagte, es ſei die Abſicht Quints, um jeden Preis die Menſchen aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln, weshalb er auf dieſes Mittel verfallen ſei.

Der Arzt behauptete, Schweſter Hedwig Krauſe ſähe ſeit der Anweſenheit ihres Familienheiligen, wie er Quint gutmütig ſpottend nannte, ſelber kränklich wie eine durch Wachen und Faſten angegriffene, heilige Hedwig, Agnes oder Thereſe aus. Und er warnte das Mädchen davor, ſich von dem „pathologiſchen" Geiſt dieſes Menſchen umnebeln zu laſſen.

Schweſter Hedwig war ſchweigend vorübergegangen und hatte nur mit den Achſeln gezuckt.

Sie war auch an dieſem Tage, wie an jedem, ſeit er im Gaſthaus zum Grünen Baum war, während ihrer Freizeit bei Quint geweſen und hatte, vor kaum einer Stunde, die Frage nach dem Grund ſeiner ſeltſamen Maßnahme an ihn geſtellt, worauf er mit einem grimmigen Weinen in der Kehle, die Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, die Worte der Schrift, nicht anders, als wären es ſeine eigenen, gebraucht hatte: „Wahrhaftig, wo dieſe nicht redeten, müßten die Steine ſchreien!"

Inzwiſchen ſah es ſeit dem Ereignis recht wunderlich im „Grünen Baum" und um Emanuel aus. Erſtens war die Gegenwart eines Mannes, dem man gewiſſe Heilkräfte zutraute, unter den kleinen Leuten ruchbar geworden, und zwar hatten Quintens Begleiter, obgleich er leugnete, jemals ein Wunder getan zu haben, teils aus Überzeugung, teils aus einer gewiſſen Wichtigtuerei, ihn als Wundertäter bekannt gemacht. Emanuel nahm einen tieſen Anteil an der im Grunde kranken Menſchenwelt. Es war ihm, als trüge er ſelbſt ihre Krankheit. Deshalb gelang es ihm auch jetzt noch nicht gegen die Leiden des einzelnen Menſchen gleichgültig und gefühllos zu ſein. Trotzdem hatte er, ſich auf Behandlung Kranker einzulaſſen, im „Grünen Baum“ von vornherein abgelehnt: was natürlich nicht hinderte, daß die Leidenden kamen, den Wirtsleuten zu verdienen gaben, ja ſich mit Geſchenken an ſie heran machten.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel

Anton Scharf hatte von ſeiner Bekennertat auf der Rathaustreppe einen achtzehnjährigen Menſchen, Sohn eines Poſtbeamten und Primaner, mit nach Hauſe gebracht. Der dürftig gekleidete, ſtark im Wachſen begriffene, ſchöne Jüngling hieß Dominik. Er war ziemlich groß, hatte den erſten dunklen Bartſaum, wie einen feinen Schatten, um Oberlippe und Kinn, dunkle, melancholiſche Augen und eine zarte, bräunliche Haut. Er trug ſchadhafte Schuhe mit ausgeweitetem Gummizug, Beinkleider und Rockärmel waren zu kurz geworden, ſein Vorhemd und Kragen, der ohne Schlips war und den niemand ihm wuſch, konnten unmöglich ſauber ſein. Es lag ein ſchmerzlicher Idealismus in dieſem Kopf, der etwas Edles und dabei unſäglich Anziehendes hatte.

Dominik hatte die Worte Anton Scharfs: „Ich ſage Euch, Chriſtus iſt auferſtanden!“ gehört, er war dem Bekenner nachgeſchlichen und hatte ihn über Abſicht und Grund ſeiner Handlung ausgefragt. Als er aus einem dunklen Zuge des Herzens Anton begleitet hatte und vor dem Meiſter dieſes grobſchlächtigen Jüngers ſtand, wußte er faſt auf den erſten Blick, daß ſein Schickſal fortan unlöslich mit dem dieſes Menſchen verknüpft ſein würde.

Er wurde Emanuels rechte Hand.

Eine ſolche Hilfe brauchte Emanuel, denn er hielt bereits einige Tage nach der Ausſendung der Sieben gleichſam regelmäßige Sprechſtunde. Es zeigte ſich, daß im geheimen viel mehr Menſchen, als es den Anſchein gehabt hatte, durch das Bekenntnis, Chriſt ſei erſtanden, berührt worden waren, und dieſe hatten den Weg bis zum Herde des neuen Irrglaubens zu finden gewußt.

Unter denen, die Dominik empfing, ehe ſie eines Geſpräches mit Emanuel Quint gewürdigt wurden, waren keineswegs nur Mädchen, Frauen und Männer aus niederen Volksſchichten, ſondern auch Baroneſſen und Gräfinnen, Militärs in Zivil, kurz Leute von Stand und darunter manche prominente Perſönlichkeit; ſie ſcheuten ſich nicht vor dem übelriechenden, ziemlich verrufenen Platz, der, obgleich über ihn eine Straße führte, nur wie ein Hof wirkte, an dem das Gaſthaus zum Grünen Baum gelegen war. Sie traten über die ſchmierige Schwelle, mutig, wenn auch nicht ohne Schaudern, in den ſchmierigen, engen, von Fliegen überkrochenen Hausflur hinein und durch die Tür rechts in das von Käſegeruch und Alkoholdunſt geſättigte Gaſtzimmer, was für dieſen und jenen aus dem Kreiſe der Vornehmen zum Warteraum und zur Geduldprobe ward.

In wenigen Wochen tat ſich vor Quint der ganze Jammer auch der mittleren und oberen Stände auf, die eine den Neid ſo ſtark erregende, glänzende Außenſeite zur Schau trugen. Er blickte in ein über alle Begriffe bitteres, inneres Elend hinein, und es kam ihm vor, als wenn dies das echte Antlitz der Zeit wäre.

Da war ein Weib, das ihr vornehmer Mann, nachdem er ihr ewige Liebe und Treue geſchworen, phyſiſch vergiftet, geſchlagen, um ihr Vermögen gebracht, mit einer anderen betrogen und dann verlaſſen hatte. Eine Tochter, die von ihrem vergötterten

Vater ſittlich entehrt worden war. Eine andere Tochter, die ihr würdeloſer und deklaſſierter Papa zum Handelsobjekt erniedrigt und an Kavaliere verſchachert hatte. — („Er hat meine Seele zehnmal zertreten!“ ſagte ſie.) — Da war eine andere Tochter, durch ihre Eltern von einem jungen, geſunden, geliebten Mann hinweggeriſſen und an einen reichen und kranken Roué von Stand zur Ehe verkauft. Da war ein Mann, der vor dem Schlafzimmer ſeiner vergötterten Frau faſt jede Nacht die Stiefel eines andren Verehrers fand. Ein andrer, den ein geliebtes Weib zu Betrug, Diebſtahl und Totſchlag verführt hatte. Das Weib eines vornehmen Mannes, der ſeine Seele vor Quint ausſchütten wollte, war eine Trinkerin und kam, zur Landſtreicherin erniedrigt, zuweilen bettelnd vor ſeine Tür, wo ihre eigenen Kinder, die ſie von ungefähr ſahen und ſie nicht kannten, ſich vor der eigenen Mutter entſetzten und ekelten.

Es kam ein Vater zu Quint, der auf ſeinen Sohn jeden erdenklichen Fluch zu häufen ſich für berechtigt hielt: der Sohn hatte an der Kaſſa ſeines Vaters Diebſtahl, Betrug und Einbruch verübt. Es kamen Leute ohne Zahl, die waren in ihren Berufen unglücklich, das heißt, ihr Beruf erſchien ihnen wie ein Zwang, ein Kerker, ein Unglück, ein Seelenmord, dem ſie doch nicht entrinnen konnten, weil er das einzige Mittel war, ihr tägliches Brot herbeizuſchaffen. Unter dieſen Unfreien, dieſen Gefeſſelten waren hohe und niedrige Militärs, hohe und niedrige Beamte, Vertreter der allermeiſten Berufsarten: und keiner wollte gerade das, was zu ſein ihn die Verhältniſſe zwangen, ſondern etwas ganz anderes ſein.

Es mußte Emanuel und auch Dominik auffallen, welcher Grad von Demut, Furcht, ja Feigheit, der Mehrzahl dieſer Menſchen eigen war, die in ihren Kreiſen und in ihrer Öffentlichkeit meiſt mit unbeugſamer Härte und mit nicht minderem Hochmut auftraten. Und weshalb ſuchten ſie eigentlich bei ſeiner

Armut und in ſeinem ſchmutzigen Winkel Rat, da ihnen doch ganz andere Ratgeber zu Gebote ſtanden? Sie ſelber meinten, ihre Welt ſei bis obenan von Tücke, Lüge, Heuchelei, Haß und Niedertracht angefüllt. Einer belaure des andern Schritte und ſei, ſofern dieſer auch nur das geringſte Zeichen von Schwäche, etwa durch irgendein offenes Bekenntnis, merken laſſe, ſofort mörderiſch über ihn herzufallen bereit; „denn,“ ſagten ſie, „die moderne Geſellſchaft iſt auf den rückſichtsloſen Kampf der Intereſſen aller gegen alle geſtellt. Wehe dem, der auch nur einen Augenblick feindlich um ſich zu blicken und um ſich zu ſchlagen nachläßt!“

So kamen auch viele Leute zu Quint, die über eine widernatürliche Anlage ihrer Natur, die ſie vergeblich zu bekämpfen ſuchten, zu klagen hatten. Es waren ſolche darunter, deren übrige Weſensart von ganz beſonderer Feinheit und Zartheit war, Menſchen, die jeden Mut zur Schönheit, zur Treue und auch zum Tode hatten. Manche von ihnen gingen mit dem Gedanken, freiwillig aus dem Leben zu ſcheiden, um: eine Abſicht, über die ſich auch der junge Dominik zuweilen mit Quint auseinanderzuſetzen pflegte.

Die Martern der meiſten aber, die zu Quint kamen, drehten ſich um den Erwerb und Verluſt von Geld. Die Sorge darum vergiftete ihnen Tage und Nächte, verdarb und zerrüttete ihnen Jahr um Jahr ihrer Lebenszeit. Quint glaubte zu ſehen, wie die geſamte moderne Ziviliſation nichts weiter als eine erzwungene Orgie ohne inneren Sinn, verbunden mit einem faden oberflächlichen Rauſche, war, darin ſich keiner der Teilnehmer wohlfühlte. „Der Zweck“, ſagte Dominik, „der Geſamtheit iſt entweder der Einzelne oder der Einzelne braucht die Geſamtheit nicht.“ Seine Meinung war ferner: die ganze Menſchheit ſei augenblicklich zu einer ſchwitzenden, ächzenden, fluchenden Bedienungsmannſchaft des großen Molochs Maſchine herabgewürdigt, ja ſie ſei ſelbſt ein Maſchinenteil und ſtünde mit Rad, Achſe, Schiene, Kohle und Öl auf gleicher Stufe.

„Das würde nichts ſchaden,“ meinte Quint, „wenn nur nicht der ganze Körper, zu dem wir gehören, ſchlecht und verſeucht wäre. Ein ſchlechter Sauerteig hat das ganze Brot, von innen heraus, verdorben und ranzig gemacht. Außerdem ſitzen wie ebenſoviele Krebsgeſchwüre, verdeckt unter buntem Tuch, blanken Knöpfen, Seide, Hermelin und Spangen von Edelſtein, Geſchlechtsſucht, Ehrſucht, Mordſucht verbunden mit Menſchenfurcht in dem Leibe der Ziviliſation. Wer will ihn geſund machen?“

In dieſen Tagen und allen ſeinen Beſuchern gegenüber empfahl Quint immer wieder dasſelbe Heilmittel: „Segnet die, die Euch fluchen! bittet für die, die Euch beleidigen und verfolgen! tut wohl denen, die Euch haſſen! liebet Euren Nächſten wie Euch ſelbſt! wer Dich bittet, dem gib! und wer Dir das Deinige nimmt, von dem fordere es nicht wieder! und wer Dich ſchlägt auf eine Backe, dem reiche die andere auch dar! wer Dir den Rock nimmt, dem ſchenke auch noch Dein Hemd.“

So weit waren die Antworten Quints im ganzen harmlos geweſen. Eines Tages aber kam ein Menſch zu ihm, der fragte, was er tun ſolle, da er es mit ſeinem Gewiſſen nicht vereinbaren könne, eine Waffe zum Menſchenmord in die Hand zu nehmen, aber leider zum Militärdienſt ausgehoben ſei. Quint ſagte: „Du ſollſt nicht ſchwören! So verweigere dem König den Treueſchwur!“ Er fuhr dann fort: „Du ſollſt nicht töten! So lege den Säbel ab, den ſie Dir umbinden wollen, und nimm das Gewehr, wenn ſie es Dir reichen, nicht in die Hand!“ „Sie werden mich in den Kerker werfen,“ ſagte der Mann. „Dann liege im Kerker!“ gab Quint zur Antwort. „Sie werden mich anſpeien, mich verfluchen, mich verachten, mich auf jede erdenkliche Weiſe mißhandeln, mich aus der Geſellſchaft der Menſchen ausſtoßen.“ Quint ſprach: „Das haben ſie Jeſu Chriſto auch getan.“ „Wenn ſie mich aber töten?“ fragte der Mann. „Dann mußt Du ſterben!“ ſagte Emanuel.

Quint und Dominik, zuweilen mit Hedwig Krauſe als der dritten im Bunde, machten oft. weite Spaziergänge. Dann ſtreiften ſie an den Ufern der Oder hinauf oder bewegten ſich über die melancholiſchen Wieſenflächen der ſcheinbar ſtillſtehenden Ohle, wo ſie gelegentlich einen Kahn losmachten, den ſie in tiefſter Einſamkeit, etwa an eine Weide gebunden, vorfanden, die mit ihren Zweigen ins Waſſer hing. In dieſem Jahr war der Frühling zeitig eingetreten und es gab Nächte von einer unendlichen Schwermut und Schönheit in dieſer Flußniederung.

Emanuel nahm in den erſten vierzehn Tagen ſeltſamerweiſe keine Veranlaſſung, Hedwig und Dominik gegenüber auf ſeinen Meſſiaswahnſinn zurückzukommen. Er ging ausſchließlich auf die Sorgen und Kümmerniſſe des durch ihren Beruf nicht befriedigten Mädchens und auf die Philoſophie der Lebensmüdigkeit des ihm mit Leib und Seele ergebenen Primaners ein.

Dominik trug ſich mit Selbſtmordgedanken.

Menſchen, die das Leben bis ins hohe Mannesalter getragen haben, erinnern ſich meiſt gewiſſer Kriſen der Jünglingsjahre nicht und ſind nicht geneigt, ſie wichtig zu nehmen. Dennoch hat das Leben in jedem Alter die gleiche Wichtigkeit. Schon deshalb, weil immer der gleiche Einſatz, nämlich die ganze Perſönlichkeit, zu Gewinn und Verluſt auf dem Spiele ſteht. Tragik und Heroismus, das beweiſen zahlloſe Beiſpiele, ſtehen dem Jünglingsalter ebenſo nahe, ja vielleicht näher als jedem ſpäteren. Und jener Augenblick, in dem die reine und eigentümliche Gefühlswelt eines keuſch erwachten Idealismus hochbegabter Jünglingsnaturen von der Erkenntnis der herrſchenden Niedertracht und platten Gemeinheit der Welt wie mit einem vergifteten Speer tödlich getroffen iſt, wird dieſer ſelbe Speer, nicht ſelten von der Hand des Betroffenen, mutig und entſchloſſen weiter bis ins Herz des eignen, körperlichen Lebens weitergeführt. Jahr um Jahr kommen Schiffe mit ſchwarzen Segeln von den Labyrinthen des Minotaurus zurück.

Die Lehrer hatten Dominik eröffnet, er werde von dem ſogenannten Abgangs- oder Reifeexamen zurücktreten müſſen, nicht eigentlich mangelnder Kenntniſſe wegen, ſondern weil er moraliſch nicht von der nötigen Reife ſei. Der Anlaß, den er für dieſes Urteil gegeben hatte, beſtand in Freundestreue und kameradſchaftlicher Aufopferung. Er war, ohne daß er ſelbſt zum allergeringſten Verrat zu bewegen geweſen wäre, überführt worden, bei gewiſſen Arbeiten unter Klauſur, ſeinen Nachbarn rückſichtslos mit Rat und Tat hilfreich geweſen zu ſein.

Keineswegs war er aber durchdrungen von der eigenen Unmoral, ſondern, da er in dieſer ekelerregenden Schulmoral den herrſchenden, ſchmutzigen Unſinn der Welt verkörpert wähnte, ſo kam ihn vor dieſer Welt ein tödliches, mit Übelkeit gemiſchtes Grauſen an.

Dominik hat ein Heftchen Gedichte zurückgelaſſen und eine Anzahl Notizen über Emanuel Quint. Eines Abends, als eben der Mond wie eine rieſige, in düſterer Roſenfarbe glühende Kugel am Rande der Ohlewieſen lag, hatte er ſtill im Boot — aber nur dieſes einzige Mal — vor Hedwig Krauſe und vor Emanuel aus ſeinen Gedichten vorgetragen.

Seine Seele war, nicht anders wie eine eben geöffnete Blüte, von großer, eigener Schönheit — ja von einer königlichen Schönheit! — dabei aber auch von mimoſenhafter Verletzlichkeit. Die gleiche Verletzlichkeit ſah er in allen, die ſeiner Meinung nach unterdrückt und entrechtet waren. Ohne mit irgendeiner Partei Gemeinſchaft zu haben, ordnete er ſich ſelbſt in die Klaſſe der Verachteten und Zertretenen ein.

Dies war der Abſchluß eines Gedichtes, das er an jenem Abend im Boote mitgeteilt hatte:

Und wie man einſt am Anfang deines Lebens
nur mit Verachtung ſah auf dich herab,
ſo iſt auch jetzt das Endziel deines Strebens
und deiner Tatkraft ein verachtet Grab!

Dominik war ein Menſch von bewunderungswürdigen, vielfältigen Anlagen und von einer für ſein Alter ſtaunenswerten Gelehrſamkeit und Beleſenheit. Er beſaß einen Reichtum an Kenntniſſen aus der Naturwiſſenſchaft. Er liebte kosmologiſche und kosmogoniſche Träume. Er ſprach, als von zwei gleich großen Wundern, von dem moraliſchen Geſetze in uns und dem geſtirnten Himmel über uns. Er hielt Emanuel Quinten und Hedwig Krauſe Vorträge, in denen die Namen Giordano Bruno, Herſchel und Kepler vorkamen. Er ſprach mit funkelnden Augen davon, wie Galilei im Kerker ſein: „ſie bewegt ſich doch!“ geſprochen hatte und wie die Menſchheit allezeit ihre größten Wohltäter ſteinige. Er behauptete, wenn er weiter lebe, ſo werde er künftig mit dem Volk, durch das Volk, unter dem Volk und für das Volk ſein Beſtes tun.

Als ob er im Innerſten zu ihr gehöre, ſchloß er ſich der einſtigen romantiſchen Schule an. Er liebte Novalis, der das Wort geſagt hatte: „Deutſchheit iſt echte Popularität“. Er liebte die ganze Gruppe, weil ihr freies und kühnes Denken nicht in Rationalismus verſandete, ſondern das Myſterium des Daſeins fortgeſetzt als ſolches erkannte und beſtehen ließ. Dieſer Jüngling vereinigte den Geiſt und Stolz freier Forſchung mit der myſtiſchen Inbrunſt eines mehr katholiſchen Chriſtentums, das ihn mit einem weichen, ſehnſuchtsvollen Lyrismus erfüllte.

Sein Lieblingsdichter außer Novalis war Hölderlin. Nicht nur ſprach er in ſtillen Stunden gern dieſes und jenes ſeiner

Gedichte aus dem Kopfe vor, ſondern er führte auch den „Hyperion" in einem zerleſenen Exemplar faſt ſtets in der Taſche.

Was Dominik an Emanuel feſſelte, wird vielleicht nach alledem einigermaßen begreiflich ſein. Entſcheidend für die neuentſtandene Abhängigkeit des jungen Genies war natürlich vor allem der Eindruck, den Quintens ganze Erſcheinung hervorbrachte. War ihm ſchon der platteſte und gewöhnlichſte Menſch ein Myſterium, wieviel mehr dieſer Quint, deſſen geheimen Anſpruch er kannte. So ſtürzte er ſich mit einer vielleicht mehr künſtleriſchen, als blindgläubigen Sucht in die verwirrende Atmoſphäre um Quint hinein. Aber es war dabei ein bewußtes, entſchloſſenes Wollen in ihm, weil er ſpürte, daß der Weg des Meiſters, den er gefunden hatte, dorthin ging, von wo auch ihm die größte Lockung der Ruhe oder des Paradieſes ausſtrahlte. Dieſer, wie er ihn bereitwillig und aus Überzeugung nannte, heilige Menſch war, wie er ſelber, gleichſam nur verirrt in die Welt.

Seht — der Fremdling iſt hier — der aus demſelben Land
ſich verbannt fühlt, wie ihr; traurige Stunden ſind
ihm geworden — es neigte
früh der fröhliche Tag ſich ihm.
Bleibt dem Fremdlinge hold — ſpärlich Freuden ſind
ihm hienieden gezählt — doch bey ſo freundlichen
Menſchen ſieht er geduldig
nach dem großen Geburtstag hin.

Im Umgang mit Dominik zeigte Quint ſeltſamerweiſe eine, wie ein Ausruhen wirkende, ungeſchraubte Schlichtheit und menſchliche Einfachheit. Zwiſchen beiden, ſchien es, war, ohne jede Verhandlung, ſtillſchweigend ein feſter Pakt geſchloſſen. Es herrſchte eine faſt magiſche Einigkeit. Dominik, der, über einem verrufenen Lokal, bei Bahnſchaffnersleuten in Schlafſtelle war, wo er ein Kruzifix über dem Bett angebracht und ein anderes auf ſein Nachttiſchchen geſtellt hatte! — beſchäftigte ſich trotzdem nicht viel mit der Heiligen Schrift, und es wurde auch zwiſchen ihm und Quint kaum je eine Bibelſtelle beſprochen, ja überhaupt nur ein religiöſes Geſpräch geführt. Durch ein Wort, das Quint eines Tags geprägt hatte, als der Name des Heilands gefallen war, ward Dominik betört oder, nach ſeiner Anſicht, aufgeklärt: „Chriſtus? ich kenne ihn nicht, oder bin es ſelbſt!“ hatte es gelautet.

Vierundzwanzigſtes Kapitel

Erſt am zehnten Tage nach ſeiner Abfertigung hatte ſich Martin Scharf, mit dem zwölf Jahre alten Guſtav Quint, in der Wirtſchaft zum „Grünen Baum“ eingefunden. Er hatte auf dem Wege nach Giersdorf die eigene Heimat und das Grab ſeiner Eltern aufgeſucht, wo er betete und allen Ernſtes den Toten unter dem Raſen mitteilte, es ſei geſäet verweslich, um aufzuerſtehen unverweslich, und die Zeit ſei nahe, wo es in ſeine Hand gegeben ſein würde, ſie aufzuerwecken. Hernach, auf dem Wege durchs Dorf, hielt ihn der neue Beſitzer ſeines Häuschens an und er war gezwungen, über den Sonntag bei ihm zu bleiben, um endlich die ſogenannte Auflaſſung des Grundſtücks am darauffolgenden Montag, an Gerichtsſtelle vornehmen zu laſſen. Nachdem es geſchehen und Martin weiter gewandert war, ſagte der neue Beſitzer zu einem jeden, der es hören wollte, wie Martin Scharf dermaßen unſinnig in ſeinem Betragen und Reden wäre, daß man ſelber, um nüchtern zu bleiben, ſein ganzes bißchen Verſtand nötig habe.

Der alte Quint empfing Martin durchaus nicht mit Freundlichkeit, und da ſeine Frau, die immer im beginnenden Frühjahr einen Gemüſehandel eröffnete, nicht zu Hauſe war und er ſelbſt und Auguſt, ſein Sohn, von der Reiſe Guſtavs durchaus nichts wiſſen wollten, gab es lange Zeit niemand, der dieſen Eigenſinn brechen konnte. Am fünften Tage der Reiſe Martin Scharfs kam endlich, gegen Abend, die Mutter nach Haus und man konnte nun ruhiger unterhandeln.

Aber auch hier erhielt der gediegene und vertrauenerweckende Martin nur mit Mühe die Einwilligung, den kleinen Benjamin mit ſich zu nehmen. Die Mutter weinte viel über Emanuel Quint und überhäufte den Abweſenden mit Vorwürfen. In einem Atem ſchwor ſie, es ſei in ſeinem Kopfe von Jugend an, ja von Geburt an, nicht richtig geweſen und behauptete, er hätte können nach ſeinen Anlagen und nach alledem, was ihm geboten worden war, wenn er ſich's nur im geringſten wahrgenommen haben würde, die Stütze der ganzen Familie ſein. Für alles, was Martin von ihm erzählte, hatte ſie nur die Worte: närriſch, nichtsnutzig, übergeſchnappt! war aber ſchließlich doch ſo weit, beſonders weil ihr der kleine Guſtav ſelbſt mit dringlichen Bitten zuſetzte, den Jungen mit Martin reiſen zu laſſen. Sie gebrauchte dabei dieſe bittere Form der Zuſtimmung: „Gut! Ihr wollt mir den Bengel auch noch verrückt machen“.

Jetzt widerhallte die Hütte des Tiſchlers noch einen ganzen Tag lang von heftig geführter, häuslicher Streitigkeit, die endlich, auf das Anraten von Frau Quint, durch einen harten Taler für ihren Mann und einen für Auguſt von Martin geſchlichtet wurde. Der alte Tiſchler hatte ſich, im Beſitz des Geldes, denn auch ſofort ſtillſchweigend wie mit ſeinem Raube davongemacht.

So war denn Martin Scharf ſtrahlenden Auges mit Guſtav bei Quinten eingetroffen. Dieſer riß ſeinen Bruder an die Bruſt, und es war von jetzt ab, während dreier Tage, ſo, als ob nur der Bruder auf der Welt wäre und Emanuel ſich ſelbſt, ſeine Sendung, ſeinen heimlichen Vorſatz, ſeinen Jeſuswahn, ſeine vergangenen und zukünftigen Schickſale, ſeine Jünger, Freund und Feinde, kurz, alles, außer dem Bruder, vergeſſen hätte.

Das Betragen Emanuels hatte, nicht anders wie das ſeines jungen Halbbruders, etwas kindlich Rührendes. Er ſchlief auf dem Sofa und räumte dem Kleinen die Bettſtelle ein. Er erſuchte Dominik, oder einen ſeiner andren Begleiter, dieſe und jene Kleinigkeit einzukaufen, die der Junge, mit ſtaunenden Augen, etwa in einem Schaufenſter entdeckt hatte. Darunter war ein kleines Laubſäge-Handswerkszeug. Stundenlang half ihm Emanuel ſelbſt, eine zierliche Arbeit auszuführen. Auf ſeine Bitte kauften die Jünger ihm Gläschen voll Selterwaſſer mit Himbeerſaft. Man zeigte ihm Schaubuden, wo wilde Tiere zu ſehen waren. Guſtav war ein zarter, blonder, durchaus nicht bäuriſcher Knabe, der, durch die Fülle des Neuen berauſcht und beglückt, voll Bewunderung zu Emanuel aufblickte.

Schon am Morgen nach ſeiner Ankunft hatte Emanuel Schweſter Hedwig, unten am Eingang des Krankenhauſes, ſeinen Bruder mit einem merkbaren Stolze vorgeſtellt. Er ſagte es nicht, aber man konnte es ſeinen Blicken anſehen, daß er es dachte: Solche beſitzen das Himmelreich! Und wenn ſeine Mienen, gleich einem plötzlichen, tiefen Wolkenſchatten, der Ernſt überkam, ſo lag es dahinter: Wehe! und ſehet zu, daß Ihr nicht einen von dieſen Kleinen beleidigt! Emanuel ſchien dieſem Knaben gegenüber ganz Hingebung, ja, während einiger Tage, ganz hilfloſe Abhängigkeit. Er ſah die Welt aus des Bruders Augen.

Dominik pflegte eine vertraute Beziehung zu einer Kellnerin. Es war ein Mädchen, das ſich in der Gewalt jenes Wirtes befand, der die Bier- und Weinſtuben unter der Wohnung des Bahnſchaffners, dem Quartiere Dominiks, inne hatte. Dieſe Räume, die eine übelberüchtigte, niedre Spelunke bildeten, trugen den Namen Muſenhain, womit eine hochgelobte Gegenwart die goldene und reine Luft der parnaſſiſchen Höhen rückwirkend verpeſtete und dieſen ganzen Gottesberg der Vergangenheit zum Müllhaufen umwandelte.

Eliſe Schuhbrich, ſo hieß das Mädchen, hatte für Dominik eine ernſte, wenn auch reſignierte und hoffnungsloſe Neigung gefaßt. Sie war eines Bahnhofsinſpektors Tochter, die, nachdem ſie mit achtzehn Jahren ein Kind geboren hatte, wie üblich von ihrem Vater aus dem Hauſe geworfen und für immer verſtoßen worden war. Sie durfte ſich nicht mehr blicken laſſen, oder, wie er gedroht hatte, er ſchlüge ſie tot.

So wurde ſie, ohne Mittel für ihren Unterhalt, ganz natürlicherweiſe eine Beute für jedermann, ward von der Polizei „unter Sitte" geſtellt — das heißt unter Unſitte! — und fand endlich in jenem ſchrecklichen Giftwinkel Unterkunft.

Eliſe erſchien eines Tages vor Quint, um in einer weinenden Beichte ihr Herz und die ganze Laſt ihres Elends auszuſchütten.

Er ſagte zu ihr:

„Deine Eltern, die Dich verfluchen, Deine Brüder und Schweſtern, die Dich verachten und verdammen, alle, die über Dich und Deine Taten Recht ſprechen und ſie verurteilen, richten nach dem Fleiſch. Sünde wird nur durch Sünde verdammt. Ich richte niemand." Worte, womit er ſich dieſem käuflichen Mädchen gegenüber allerdings auf den vielumſtrittenen Boden des Heilands ſtellte. Er fügte, indem er der Knieenden, wie ſegnend, die Hand auf den Scheitel legte, noch hinzu: „Steh auf, Deine Sünden ſind Dir vergeben".

Von dieſem Tage an liebte Eliſe Schuhbrich, die verachtete Kellnerin aus dem Muſenhain, ihren Beichtiger abgöttiſch. Da ſie immer an ihren traurigen Dienſt in der Kneipe gebunden war, aber ſeine Geſellſchaft und die Geſellſchaft ihres Geliebten nicht entbehren wollte, hatte ſie es zu Wege gebracht, daß Quint ihr den Geliebten nicht mehr durchaus entzog, ſondern mit ihm, an einem der von ihr bedienten Tiſche, ein und den andern Abend zubrachte.

Man weiß, die Tiefe des Schmutzes, darin ein Menſch gezwungen oder freiwillig watet, iſt nicht immer ein Beweis für die Unſauberkeit ſeiner Seele. So hatte ſich denn in einem der Trinkzimmer um einen älteren Künſtler, einen Profeſſor für Malerei, auch ein ſogenannter Stammtiſch gebildet, der aus jugendlich idealiſtiſchen Künſtlern beſtand, unter denen einige allerdings der depravierenden Wirkung des Alkohols und der niedren Erotik bereits verfallen waren. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Profeſſor ſelbſt, der von ſeinen Schülern verehrt und umſchwärmt wurde, ein Trinker im letzten Grade war, deſſen ganze Nahrung am Tage aus einem ſauren Hering beſtand, den er in ungeheuren Mengen von Bier und von Wein ertränkte. Dominik war dieſem Kreiſe, dem er ſich manchmal zugeſellte, nicht unbekannt, und der Profeſſor mit dem ſchwarzen Faunsgeſicht und den roten und feuchten Faunslippen, dem ein ſchwarzer Schopf wild über die düſter funkelnden Augen hing, hatte ihn mehrmals mit kicherndem Lachen in bezug auf Eliſe Schubbrich „unſern Asra“ oder auch „unſern Ritter Toggenburg“ zubenannt.

Es machte ein nicht geringes Aufſehen, als Dominik, der etwa vierzehn Tage und länger dem Muſenhaine ferngeblieben war, eines Abends mit Quint, in Begleitung des kleinen Guſtav und ſeiner acht ländlichen Mitläufer, wieder erſchien. Der Profeſſor, der ſeine ſchwarzbewimperten Augen meiſt halbgeſchloſſen hielt, konnte ſie plötzlich kaum genügend weit aufreißen. Während aber in ſeiner Umgebung ein allgemeines Gelächter und ein großer Lärm der Begrüßung entſtand, hielt er den Blick, wie verſtört und erſchrocken, auf Quint gerichtet, als ob es ihm bei dem Lichte der Gasflammen und im dicken Dunſt von Rauch und Alkohol zu unterſcheiden nicht möglich wäre, daß jener ein wirklicher Menſch und keine bloße Erſcheinung ſeines deliranten Gehirnes ſei.

In der Flucht der Räumlichkeiten und an den verſchiedenen Tiſchen, die von neun Kellnerinnen — tatſächlich neun, nach der Zahl der Muſen! — bedient wurden, ſah es, die Gäſte anlangend, ſehr verſchieden aus. Meiſt allerdings fanden ſich ſolche Geſichter, denen das Zeichen der Venus vulgivaga auf der niederen, weichenden Stirne ſtand. Hier zechten Leute, die ihren Fäuſten, ihrem Anzug und ihrem Betragen nach zu urteilen, wahrſcheinlich auf dem Viehhof zu tun hatten, dort hatten ſich Leute niedergelaſſen, deren dürftiges Äußere auf niedere Schreibarbeit in ſchlecht gelüfteten Kanzleien zu deuten ſchien. Abgeſondert, an einem Tiſche für ſich, der ihm auch unbeſtritten blieb, ſaß ein athletiſcher Menſch, mit tückiſchen Augen und einem Stiernacken, der vielleicht als Kettenſprenger oder mittelſt der Brechſtange ſeinen Unterhalt fand. Man ſah Studenten! Dieſer Herr war vielleicht ein Referendar, jener vielleicht ein Regierungsbaumeiſter! Der Dritte konnte ein auf Reiſen befindlicher Paſtor ſein. Nahe am Ausſchank hatte ſich eine Tafelrunde lärmender Kleinbürger aufgetan: kurz, es war jenes ſtandesunterſchiedloſe Gemiſch vorhanden, welches entſteht, wenn der Major in Zivil und der Unteroffizier, der Feudalherr und der Oberkellner, der Kommis und der Hausknecht einträchtiglich in dem gleichen, übelriechenden Tümpel fiſchen gehn.

So weit von dieſen Tiſchen und Räumlichkeiten aus der Eintritt Quints in Begleitung des Knaben und ſeiner Jünger zu beobachten war, wurden aller Augen ſogleich angezogen und es trat in kurzer Zeit, als ob jeder der lebhaft ſchwatzenden und geſtikulierenden Menſchen das Ende des gerade angefangenen Satzes vergeſſen hätte, Stille ein. Dieſer, der trank, und jener, der, mit herausgequollenen Augen, begierig an einem zähen Beefſteak kaute, unterbrach einen Augenblick verdutzt ſeine Tätigkeit. Und es wurde erſt nach einiger Zeit wieder in der alten Weiſe weiter gekaut, getrunken, geſchrien, mit den Kellnerinnen geſcherzt und an ihnen, mit derben Griffen und rohen Späßen, wiederum das Beſte getan.

Als der wunderliche Heilige, dem übrigens alle neun Kellnerinnen ſogleich ſcheinbar bedingungslos zugeflogen waren, am vierten, fünften Tage wieder erſchien, war ſein heimlicher Spahn längſt ſcherzweiſe von den Mädchen unter den Gäſten verbreitet worden. Man machte ſich luſtig über den Narren in Chriſto, Quint, der ſeine neue Kirche in einer Kneipe mit Damenbedienung, wie ſie ſagten, aufgeſchlagen habe, deren ſauberes Symbol nicht mehr das Kreuz, ſondern die rote Laterne war. Aber Quint genoß den Reſpekt eines Irrſinnigen. Und es mußten erſt einige Tage vergehen, bevor man an dieſem und jenem Tiſch den Mut, ihn offen zu hänſeln, fand.

Nach und nach zog die Gegenwart Quints eine Menge verſchiedenartiger Elemente an, ſo daß die Tafel, deren Mittelpunkt er und nicht mehr der maleriſch in einen leichten römiſchen Mantel drapierte Profeſſor war, länger und länger ward. Die Geſpräche, die hier geführt wurden, und denen Emanuel, meiſt ohne einzugreifen, zuhörte, hatten die Kunſt, die Literatur, dieſen und jenen Zweig der Wiſſenſchaft, ſoziale Fragen oder philoſophiſche Dinge zum Gegenſtand. Man wußte in den Kreiſen derer, die an Quint irgendwie ein Intereſſe nahmen, wo er an mehreren Tagen der Woche zu finden war und ſo hatte ſich eines Abends Kurt Simon, der jetzt in Breslau eine ſogenannte Preſſe für den einjährig-freiwilligen Dienſt beſuchte, und eines anderen Abends auch Benjamin Glaſer der Tafelrunde eingefügt.

Es wurde Emanuel ſpäter zum Vorwurf gemacht und man ſchloß daraus auf ſeine Verkommenheit im Moraliſchen, daß er nicht nur in dieſer Umgebung niederer Sittenverderbnis ſelbſt ſeine Abende zubringen mochte, ſondern auch, ſo lange er bei ihm war, ſeinen Bruder Guſtav mit ſich nahm. Ja, er hatte ſchließlich auch Schweſter Hedwig um alle Reputation gebracht, ſo daß ſie aus dem Stande der Diakoniſſinnen unter dem Protektorat des Gurauer Fräuleins austreten und in dem konfeſſionsloſen Orden vom roten Kreuz ihre Tätigkeit fortſetzen mußte, weil ſie, wie man ihr nachgewieſen hatte, auch eines Abends, in Begleitung des Aſſiſtenzarztes Hülſebuſch, Gaſt an der Tafel des Muſenhaines geweſen war.

Der kleine Guſtav hing an dem Bruder, ſeit er in Breslau war, mit einer faſt beſorgniserregenden Hingabe. Den jungen ſtudierten und gebildeten Leuten, die eine reizvolle, oft zur Ehrfurcht erregende Ähnlichkeit in dem Wandel dieſes gefährlichen Sonderlings, Quint, mit dem Wandel und Weſen des wahren Heilands hineinſahen, ſchien der Knabe der am innigſten gläubige Jünger zu ſein. Dieſes Kindesauge bekannte es, ohne daß ein Schatten von Zweifel die volle Reinheit des Ausdrucks trübte, wie dieſer Bruder ſein alles in allem: Freund, Beſchützer, Herr und Heiland, ja ſein Gott oder Abgott war. Der blaſſe Knabe ſtarb übrigens früh. Er wurde nicht ganz vierzehn Jahre alt. Ihm wäre vielleicht, wenn er weiter gelebt hätte, ein ähnliches Schwärmerſchickſal, wie ſeinem Bruder, beſchieden geweſen.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel

Als Emanuel eines Tages von einem geweſenen Stukkateur, namens Weißländer, der ſich auf der Breslauer Kunſtſchule für das Zeichenlehrer-Examen vorbereitete, laut wegen der Gegenwart des Knaben am Trinktiſch getadelt wurde, ſagte Quint:

„Uns iſt eine kurze Friſt gegeben. Die Stunden, ja die Minuten, die uns gehören, ſind gezählt. Der Abſchied ſteht vor der Tür und Ihr könnt nicht wiſſen, unter welchen Zeichen wir leben und um welche geheime Stunde des Tages und Jahres und zu welchem Ziel wir beide einander geſchenkt worden ſind. Denn wir wandern von weit her und wandern weit hin, und obgleich wir hier ſind, ſind wir nicht hier, noch wir bei Euch, noch Ihr bei uns. Was Ihr hier ſuchet, das ſuchen wir nicht, und was Ihr hier findet, dafür ſind unſere Augen blind. Die Augen der Engel heiligen, was ſie betrachten. Glaubt Ihr, daß er weniger als ein Engel iſt?"

„Das iſt furchtbarer Schwulſt!" ſagte Weißländer, worauf man ihn aber allgemein — der Profeſſor voran! — zur Ruhe verwies.

„Die Worte des Teufels und die Augen des Teufels," ſchloß dann Quint, „ſind es, die Himmel und Erde gemein machen."

„Du biſt und bleibſt doch eben ein gemeines Luder, Minna," ſagte jemand laut am Nebentiſch, indem er die Kellnerin, die ihm Bier brachte, mit roher Spaßhaftigkeit auf den Rücken ſchlug. „Das hätten Sie beſſer bleiben laſſen," ſagte darauf, zu dem Fremden gewendet, Dominik. Er hatte bemerkt, wie die Kellnerin halb das Bier verſchüttete und nur mit Heroismus die ſtürzenden Tränen zurückdrängte.

Emanuels Weſen und Betragen machten in dieſen Tagen durchaus den Eindruck ſtrahlender Selbſtſicherheit und Furchtloſigkeit. In ſeinen Gang, in ſeine Haltung, in ſeinen Blick war eine ſtolze Freiheit gekommen. Den Augen der Jünger erſchien er beinahe gebieteriſch. Zu Kurt Simon und Benjamin Glaſer aber äußerte Dominik, voll überſchwenglich jünglingshafter Paradoxie und Bewunderung, wie in ſeinen Augen dieſer Tiſchlersſohn das geborene Genie, der geborene Fürſt des Geiſtes, ein König und Herrſcher des inneren Himmelreichs, und, wie er romantiſch-myſtiſch ſich ausdrückte, mit dem Zeichen allwiſſenden

Schmerzes an der gewölbten Stirn, auf Erden der wahre crucifixus ſei.

Nicht ohne tiefe Bewegung konnten die Jünger und Freunde Quints in jener Stunde des Abſchieds bleiben, als er ſich endlich entſchloſſen hatte, den kleinen Guſtav nach Haus zu entlaſſen. Meiſter, Jünger und einige Freunde gaben dem Jungen, der ſeine Heimreiſe diesmal unter der Obhut Dibiezens zurücklegen ſollte, zu Fuß, bis Schmolz, das Geleit. Unter den Freunden befand ſich Hedwig Krauſe und außer Benjamin Glaſer, ſowie Kurt Simon, auch der immer von Quinten eigentlich unzertrennliche Dominik. Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen und die vereinten Glocken der Breslauer Kirchtürme, des alten Doms, der Kirche Sankt Magdalenens und Sankt Eliſabethens und vieler anderer ſchickten den Wandernden ihr Geläut bis weit hinaus in die unter dem allgemeinen arbeitſamen Jubel der Lerchen friſch begrünten Felder nach.

Es wurde, während des ganzen Weges, durch die Jünger und auch durch die Freunde der übliche Abſtand von Emanuel innegehalten. Die Freunde, und vor allem Dominik, ſorgten dafür, daß die zärtliche Schwermut und Feierlichkeit, die über ihm lag, nicht etwa durch grob naives Fragen und Allgemeinverhalten der Jünger geſtört wurde. Quint hatte den rechten Arm um die Schulter des Knaben gelegt, deſſen rechte Hand faſt ſtets in der ſeinen haltend. Der Knabe umſchlang mit dem linken Arme die Hüfte ſeines vergotteten Bruders, er legte ſein blaſſes und ſchwärmeriſch blickendes Haupt an ihn an, während ihm ein harter Druck in der Kehle ſaß und Tränen über die Wangen herabtropften.

Ehe der kleine Guſtav auf dem Bahnhof von Schmolz mit Dibiez in den Wagen vierter Klaſſe ſtieg, warf er ſich ſchluchzend an Quintens Bruſt. Dieſer ſagte zu ihm: „Wenn Du lebſt, wirſt Du mir nachfolgen! wenn Du lebſt, wirſt Du die Taten des Menſchenſohnes tun! Du wirſt niederfahren zur Hölle, ſage ich Dir, und wirſt am dritten Tage wieder auferſtehen! Iſt es aber anders beſtimmt im Rat, ſo wirſt Du noch früher mit mir im Paradieſe ſein.“

Dieſe Worte waren nur halblaut geſprochen, aber doch ſo, daß Dominik, Hedwig Krauſe und Martin Scharf ſie vernommen hatten.

Auf dem Rückwege bildeten Freunde und Jünger meiſt eine andächtig lauſchende Gemeinde eng um Quint. Der Schmerz des Meiſters, die Schwermut des Meiſters, bildete eine unſichtbare Wolke der Wehmut, darin alle atmeten. Während der Wanderung ſagte Quint:

„Spürt Ihr nicht überall in der Natur das Wartende? Wenn Ihr lauſcht, wenn Ihr Euch vertieft, wird es Euch nicht unter ſchmerzlichen Schauern des Glückes deutlich, wie alles dieſes, was Euch umgibt, wartend, nur vorläufig und nicht endgültig iſt? Iſt Euch niemals der Wunſch gekommen, dort zu ſein, wo die von Euch ſtrömenden Wellen Eures Geiſtes — und Eure Sinne ſind Geiſt! — zu Ende ſind? Hattet Ihr niemals eine glühende Leidenſchaft, dort, an der äußerſten Grenze anzufangen? Wer es faſſen mag, faſſe es!“ fuhr er fort.

Dominik wagte einzufügen:

Selbſttötung ſei der reale Anfang aller Philoſophie und nur dieſer Akt habe alle Merkmale der tranſzendenten Handlung.

Ahnungslos fragten Kurt Simon und Benjamin Glaſer gleichzeitig:

„Was, Dominik, wollen Sie ſich denn ſelbſt töten?“

Er wehrte ab. „Sie verſtehen mich nicht!“

Quint überging dieſe Zwiſchenrede und ſchritt auf dem wirklichen, von Gras und Gänſeblümchen geſäumten Feldwege, und zugleich in die myſtiſchen Weiten ſeiner Seele weiter fort.

„Überall in der Natur iſt das Wartende! Oder meint Ihr, daß in dem Lerchenjubel, ob unſeren Häuptern, etwas endgültig iſt? Es iſt noch nicht ſo viel von der Wahrheit, ſage ich Euch, als in dem Berichte eines Boten Wahrheit iſt, der den Bericht eines anderen Boten vernommen hat, der von einem weiß, über den die Rede ging, er habe der Wahrheit einen Hauch verſpürt.

Wahrlich, wenn Ihr nicht werdet gewiß und gläubig wie dies Kind, das mich eben verlaſſen hat, ſo bleibt Ihr ferne vom Himmelreich. Wer aber einen von dieſen Kleinen verachtet, dem wäre beſſer, man hinge ihm einen ſchweren Stein um den Hals und ertränkte ihn. Ihm wäre beſſer, ſage ich Euch. Oder ſollte er als ein von Gott vergeſſener, gottloſer Leichnam leben wollen? Gott iſt Geiſt, und wo der Geiſt nicht iſt, iſt der Tod, ob auch der Körper lebendig iſt. Wer aber im rechten Sinne tötet, der iſt es, der im rechten Sinne lebendig macht. Wer aber im falſchen Sinne lebendig macht, der übt Mord."

Eine verräteriſche, faſt mädchenhafte Röte ging, mit dem Ausdruck einer ſcheuen, verſteckten Hoffnung, bei dieſen Worten über Dominiks Antlitz hin.

„Ich finde," ſagte Kurt Simon, „daß in unſerer heutigen Welt das Kind, der Knabe, der Jüngling unter dem Druck der Geringſchätzung und der Verachtung ganz allgemein zu leiden haben."

„Es iſt ſo," ſagte Emanuel. „Dennoch müſſen wir unſere irdiſche Predigt gründen auf Hoffnung, wo nichts zu hoffen iſt, wie die Apoſtel es taten, die nach mir kamen!" — Hier horchten Kurt Simon, Benjamin Glaſer und Hedwig Krauſe erſchrocken auf, während die übrigen von einem heiligen Schauer befallen wurden! — „die Apoſtel, die da ‚geglaubet' haben, wie geſchrieben ſteht, gleich mir ſelbſt ‚auf Hoffnung, da nicht zu hoffen war.'

Tauſend Jahre ſind vor Gott wie ein Tag," fuhr er fort, „ein Tag, der geſtern vergangen iſt. Und über alles das wird ein Tag kommen, auch in dieſe irdiſche Dunkelheit. Wenn dieſer Tag aber nahe iſt, ſo werden der Menſchen Söhne und der Menſchen Töchter das Angeſicht meines Gottes ſehen: ſie ſollen alsdann nicht mehr bloß träumen und weisſagen, denn der Geiſt wird ſich ausgießen auf alles Fleiſch, und der Geringſte wie der Höchſte wird alsdann Leben haben und wiſſend ſein.

Denn es iſt allein der Geiſt, der lebendig macht, das Fleiſch iſt dazu nichts nütze. Gott iſt ein Geiſt. Harret mit allem Fleiſch auf die Zukunft unſeres Gottes, des Herrn. Ich ſage Euch aber, daß er ein Feuer in Euern Söhnen und Töchtern anzünden wird, womit er ſich in Euren Söhnen und Töchtern wird wiedergebären, und daß fortan das Geheimnis des Reiches Gottes nicht mehr wird das Licht unter einem Scheffel ſein, ſondern des Menſchen Sohn und des Menſchen Tochter werden im Glanze ihres Tages dem Blitze gleichen und Brüdern und Schweſtern des Blitzes, der vom Himmel blitzt und leuchten wird über alles, was im Himmel und unter dem Himmel iſt. Harret!"

„Woran ſollen wir erkennen," fragte Schmied John, „daß der Tag des Menſchenſohns nicht mehr ferne iſt?"

„Erkennet an mir, meine Kinder," antwortete Quint, „daß er nahe iſt. Oder wollt Ihr mein Zeugnis bezweifeln? Wer ſollte ein gültigeres Zeugnis ablegen, als des Menſchen Sohn von des Menſchen Sohn? Oder als der Geiſt des Sohnes Gottes von dem Geiſte des Vaters ablegen kann? Des Vaters Geiſt gibt Zeugnis meinem Geiſt, auf daß ich hier in der Welt von ihm zeuge. Wer aber unter Euch nicht erkennt, wes Geiſtes Kind ich bin, und daß die Worte, die ich rede, Geiſt ſind und Leben, der iſt noch ferne vom Gottesreich."

„Wir erkennen es alle!" riefen die Jünger. Emanuel aber lächelte ſtill und ſah einen um den anderen von ihnen mit demſelben gütigen, ſtillen Lächeln an.

„Du haſt geſagt: harret," äußerte der immer mit ſtarker Unruhe und mühſamer Aufmerkſamkeit Quintens Rede verfolgende Krezig, der Handelsmann .... „Du haſt geſagt: harret! Alſo biſt Du nicht, der da kommen ſoll, und müſſen wir eines anderen warten?"

„Ich bin der Wiſſende und der Suchende," antwortete Quint. „Ihr aber ſeid die, die unwiſſend ſind und nicht ſehen. Deshalb ſage ich Euch: Glaubet, dieweil Ihr nicht wiſſet! Und wer an mich glaubet, der glaubet nicht an mich, ſondern an den, der mich geſandt hat. Deshalb, wenn Ihr mich läſtert, ſo läſtert Ihr des Menſchen Sohn, und wahrlich, wie ich geſagt habe: liebet Eure Feinde! ſegnet, die Euch fluchen! ſo will ich Euch dennoch lieben und ſegnen! — Läſtert Ihr aber den Geiſt, ſo läſtert Ihr Gottes Sohn und macht den Satan zum Herrn über Euch."

Sie näherten ſich wiederum der Stadt Breslau an. Quint wies mit der Hand in die dunkle Rauchwolke, die darüber hing. Er ſagte:

„Der Satan iſt der Lügner, iſt der Verbrecher von Anbeginn. Er iſt die Lüge und ein Vater der Lüge. Er iſt das Verbrechen wider den Geiſt und iſt der Vater des Verbrechens wider den Geiſt. Satanas iſt der Herr der Satzungen. Satanas hat Gott und die Menſchen in Kerker geſperrt. Satanas ſitzt auf Petri Stuhl. Satanas hat den Schlüſſel des Abgrundes als Zepter in ſeiner Hand und verſpricht, mit ihm das Himmelreich aufzuſchließen. Satanas hat die Menſchen zu Teufeln, und Götzen aus Holz, Stein, Erz und bemalter Leinwand zu Heiligen gemacht. Ich aber ſage Euch: Holz, Erz, Stein, Leinwand können den Menſchen nicht heiligen, ſondern es iſt der Menſch allein, der ſie heiligen kann. Deshalb ſollt Ihr zu heiligen Menſchen Gottes werden.

Ihr aber ſeid die Tempel Gottes, Tempel, die da wandeln und erfüllt ſind von Gottes Geiſt. Andere Tempel, Tempel aus Stein und Erz, Tempel mit Türmen, in denen erzene Glocken hängen, gibt es nicht. Gottes Mund iſt nicht von Eiſen, und ſeine Zunge iſt nicht ein Glockenklöppel aus Erz. Wer hätte Gott einen eiſernen Mund gemacht, und wer hätte ihm eine eiſerne Zunge gegeben? Oder iſt er ein klingendes Erz, oder eine tönende Schelle? Nein! Gott iſt der Geiſt! und wir wiſſen, daß er allein der Geiſt der Weisheit und des Verſtandes, der Geiſt der Wahrheit und der Erkenntnis und daß er der Geiſt der Liebe iſt.

Ein Menſch mag des anderen Diener ſein, aber er ſoll nicht Gottes Diener ſein. Die da Talare tragen, von den Kanzeln predigen, Gnaden verkaufen, unwirſch zuteilen und vorſchneiden, und ſich Diener und Knechte Gottes heißen, ſind in Wahrheit Knechte und Diener von Satanas. Knechte und Diener hat nur Satanas. Gott aber kennt keine Knechte und Diener. Viel eher iſt Gott ein Diener der Menſchen, als daß er die Menſchen zu Dienern erniedrigen möchte. Ich ſage Euch: Gott erhöhet die Menſchen, ſie wären denn gottlos, und wo jemand erniedrigt iſt vor Gott, den hat allein der Teufel erniedrigt. Ich aber, der ich von den Menſchen erniedrigt werde, bin erhöhet vom Vater, der ſich in mir erhöhet hat.

Tretet doch in die Kirchen, wo ſie mit ſchwieligen und verkrüppelten Seelen Totenknöchel und den Leichnam deſſen anbeten, den Satan getötet hat, ſtatt daß ſie Engel und Gefäße des Geiſtes ſelber ſind. Womit wollen ſie Gott dienen, außer mit Gott? Was können ſie Gott aus der Armut ihrer Knechtſchaft darbieten? Meinen ſie, daß er ein Vater von geprügelten Hunden, winſelnden und gefeſſelten Knechten zu ſein begehrt, deſſen Füße mit Wolluſt auf ihren Nacken herumſtampfen? Wahrlich, ich ſehe die Zeit, wo Eure Kirchen, Eure Kanzeln und Richterſtühle, Eure Altäre, wo ſie den Menſchen Greuel zu eſſen gaben, werden unter den Boden geſunken ſein, der ewig grünen wird von dem freien Wandel und unter den Füßen der Kinder Gottes."

Man ſieht, wie dieſem neuen Meſſias die ſchriftliche Überlieferung der Worte des erſten, echten Meſſias mit eigenen Zuſätzen kaleidoſkopiſch durcheinanderging, und wie er immer die gleichen Gedanken zu neuen Gruppierungen in ſich umwälzte. Freilich ſchien es, ſo wie alle dieſe Worte laut wurden, daß ein Zwang, eine innere Gewalt hier wirkſam war, die alles von innen, wie mit dem Hauche der erſten Schöpfung hervorbrachte, und jedenfalls lag für die Zuhörer ein kühner und erneuernder, wenn auch weit mehr berauſchender und entzückender, als klärender Sinn darin.

Was ſagen Sie zu der Äußerung Quints von den Apoſteln, die nach ihm gekommen ſind?“ fragte, als die jungen Leute ſpäter allein waren, Benjamin Glaſer mit einer gewiſſen eigentümlichen Spannung Dominik. Dieſer antwortete:

„Wenn Sie eine rationaliſtiſche Antwort ſuchen, ſo bin ich dafür nicht der rechte Mann. Dazu hat mich dieſe Erſcheinung zu ſehr verzaubert. Novalis ſagt: alle Bezauberung geſchieht durch partielle Identifikation mit dem Bezauberten, und ich, der Bezauberte, bin mit dieſem Zauberer identifiziert. Ich verſtehe, ich kenne, ich fühle ihn allenthalben. Er hat mich gezwungen, jede Sache ſo zu ſehen, zu glauben, zu fühlen, wie er will. Und hat er nicht über alle ſeine Begleiter, Sie und Herrn Simon ausgenommen, eine ähnliche Macht, als über mich?

Ich will Ihnen einen kurzen Dialog, wiederum von Novalis, ſagen, der Ihnen ſtatt aller Antwort auf Ihre Frage dienen ſoll. Ich glaube, ein Leben ohne Magie kann nur von oberflächlichen Denkern gedacht werden. Ich bin gewiß nicht erſt vor achtzehn Jahren, durch den Zufall meiner Geburt, in das Univerſum hineingeraten.“

Dominik ſchloß: „So lautet das Zwiegeſpräch:

‚Wer hat dir von mir geſagt?‘ fragte der Pilgrim. ‚Unſere Mutter.‘ — ‚Wer iſt deine Mutter?‘ ‚Die Mutter Gottes.‘ ‚Seit wann biſt du hier?‘ ‚Seitdem ich aus dem Grabe gekommen bin.‘ ‚Warſt du ſchon einmal geſtorben?‘ ‚Wie könnt ich denn leben?‘“

Glaſer fragte: „So glauben Sie alſo an die ewige Wiederkunft?“

„Ich wüßte nicht, was es mehr für ſich hätte, nicht daran zu glauben. Iſt es weniger ein Wunder, daß ich zum erſtenmale geboren bin? Und ſehen wir nicht, wie in unſerem engen Bereich ſich alles unerſchöpflich erneuert? Und gibt es außerhalb dieſes engen Bereichs, das unſer ſchwaches Bewußtſein beleuchtet, nicht das Bereich der Ewigkeit und der Unendlichkeit?“

Inzwiſchen war die Polizei auf das Treiben im „Grünen Baum“ aufmerkſam geworden und hatte mehrere Schutzleute abgeordnet, die bei den Nachbarn und auch geradezu bei dem Wirt Informationen, wie man es nennt, einziehen ſollten. Der Wirt und Schlächtermeiſter begünſtigte Quint, weil in ſeinem Laden, ſeit er im Hauſe war, mehr rohe Beefſteaks und Würſte aus Pferdefleiſch und in ſeiner Gaſtſtube mehr Bier und andere Getränke verkauft wurden. Er traktierte den Schutzmann, der in einem guten Verhältnis zu ihm ſtand, und gab die Verſicherung, man habe es in Quint und ſeinen Anhängern mit harmloſen Muckern zu tun, Betbrüdern, von denen gewiß nichts zu fürchten war.

Thereſe Katzmarek und Marta Schubert hatten Emanuels Spur entdeckt, waren ihm nachgefolgt und hatten in nahe gelegenen Fabriken Arbeit gefunden. Natürlich benutzten ſie jede Gelegenheit, um in der Nähe ihres Abgotts zu ſein. Der Wirt erklärte, die Weibsvölker kämen nur meiſt gegen Abend zur Betſtunde, und wirklich hielten die Jünger Quints täglich mehrmals auch hier in einem hinteren Zimmer des Gaſthauſes Betſtunde ab. In dieſen Verſammlungen, denen Emanuel ſelbſt nicht beiwohnte, ging es nach dem Zeugnis des Wirtes überaus ordentlich und geſittet zu. Er machte zum Lobe dieſer Zuſammenkünfte geltend, daß eines Abends ein großer Stein von Sozialdemokraten, die aus einer Verſammlung gekommen wären, durch die Scheiben in das Zimmer geworfen worden ſei, weil der Geſang eines Kirchenliedes ſie empört habe. Der Freund und Schutzmann bewies indeſſen bei allem Hunger und Durſt, den er entwickelte, im Ausfragen eine gewiſſe Zähigkeit und wollte nicht nur über Dominik, ſondern auch über Hedwig Krauſe, Benjamin Glaſer und Kurt Simon ſowie über alle anderen Beſucher Beſcheid wiſſen. So wagte der Wirt ihm nicht zu verſchweigen, wie auch der Agitator Kurowski eines Tages unter dieſen Beſuchern geweſen war.

Was die Leute, die Quint noch immer täglich heimſuchten, eigentlich von ihm wollten, wußten der Wirt und die Frau des Wirtes nicht. Sie hatte gelauſcht, natürlich nur zufällig, weil ihre Plättkammer neben dem Zimmerchen Quints gelegen war, und konnte verſichern, irgend etwas Ungehöriges wäre jedenfalls niemals vorgekommen, auch dann nicht, wenn ſchlechte Weibsbilder von der Straße ihn beſucht hätten. Es ſeien auch ſolche Mädchen gekommen, denen man wohl hätte anmerken können, daß ſie Freuden entgegenſahen und in der Verzweiflung Hilfe von ihm zu erlangen gehofft hätten. Aber er habe auch hier weder jemals ein Medikament verabreicht, noch etwas Verdächtiges getan. So ſei denn auch die eine etwa durch ſeine Worte getröſtet, die andere enttäuſcht davongegangen.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel

Nach einiger Zeit fand im Muſenhain jener vielbeſprochene Abend ſtatt, der den Kreis der dort Vereinigten ſprengte und die Beſuche in dem ſchlimmen Lokal zum Abſchluß brachte.

Hedwig Krauſe war erſchienen, aber nicht in Schweſterntracht, und hatte, gleichſam zum Schutz, den in perſönlich moraliſchen Dingen äußerſt braven und gediegenen Doktor Hülſebuſch mitgebracht. Dieſer nun wieder hatte ſchon längſt den Wunſch gehabt, das Treiben um Quint, wie es ſich in dieſer verrufenen Umgebung abſpielte, aus der Nähe zu beobachten. Es war damals nicht ganz ohne Gefahr, den Sitzungen ſolcher Konventikel beizuwohnen, da man überall geheimbündleriſche Tendenzen witterte, denen ein gewiſſes Ausnahmegeſetz, das in jenen Zeiten in Kraft war, mit drakoniſcher Strenge zu Leibe ging. Aber gerade dieſe Strenge bewirkte einen zähen und fanatiſchen Widerſtand und trug dazu bei, daß ſich in vielen guten, jugendlichen Köpfen kühne und revolutionäre Ideen in Menge bildeten. Man rechnete allen Ernſtes mit einem gewaltigen, allgemeinen geſellſchaftlichen Zuſammenbruch, der ſpäteſtens um das Jahr neunzehnhundert eintreten und die Welt erneuern ſollte. Wie die armen ländlichen Profeſſioniſten, die den Spuren des Narren gefolgt waren, auf das tauſendjährige Reich und auf das neue Zion hofften, ſo und nicht anders hofften die ſozialiſtiſchen Kreiſe, und diejenigen jugendlichen Intelligenzen, die ihrer Geſinnung naheſtanden, auf die Verwirklichung des ſozialiſtiſchen, ſozialen und alſo idealen Zukunftsſtaats.

Über vielen Tiſchen politiſierender Volkskreiſe ſchwebte damals, verquickt mit dem Bier- und Zigarrendunſt, gleich einer bunten, narkotiſchen Wolke, die Utopie. Was bei dem einen dieſen, bei dem andern jenen Namen hatte, war im Grunde aus der gleichen Kraft und Sehnſucht der Seele nach Erlöſung, Reinheit, Befreiung, Glück und überhaupt nach Vollkommenheit hervorgegangen: das gleiche nannten dieſe Sozialſtaat, andere Freiheit, wieder andere Paradies, tauſendjähriges Reich oder Himmelreich. Dieſe ſich immer neu erzeugende Wolke des Zukunftsſtaates oder Zukunftsreichs war auch über den Köpfen der Geſellſchaft im Muſenhain ſtets gegenwärtig.

Dominik ſaß zur Linken, Hedwig Krauſe zur Rechten Quints und die Eltern des Mädchens würden nicht wenig erſchrocken geweſen ſein, ihre Tochter in ſolcher Umgebung zu ſehen. Übrigens war der Leiter ihres Krankenhauſes ein berühmter mediziniſcher Forſcher und Arzt, der liberale Anſichten hatte und ſogar, über Doktor Hülſebuſch und Schweſter Hedwig hinweg, ſelbſt ein Intereſſe an Quinten nahm. Sein Haus vor der Stadt war ein in Deutſchland bekannter geſellſchaftlicher Mittelpunkt. Er liebte Muſik, er unterhielt mit den meiſten bedeutenden Geiſtern der Nation, im Gebiete der Literatur und Kunſt, Beziehungen. Kinderlos und bemittelt unterſtützte die Gattin junge begabte Menſchen, Künſtler und Künſtlerinnen und ein gewiſſer junger Maler, Bernhard Kurz, wurde von Profeſſor Mendel und ſeiner Gattin wie ein eigner Sohn gehalten.

Da nun Hedwig Krauſe zuweilen in die Familie ihres Chefarztes gezogen worden war und Bernhard Kurz, den ſie von dorther kannte, ebenfalls nicht weit von ihr in der Tafelrunde dieſer ſchlechten Spelunke ſaß und überdies Mendel ſelbſt einmal zu ihr geſagt hatte: eine Perſon, wie Sie, Schweſter Hedwig, kann und ſoll ohne Schaden überall hingehen! ſo fühlte ſie bald die Unſicherheit und das Unbehagen, das ſie beim Eintritt befallen hatte, nachlaſſen.

Sie war überdies nicht die einzige Frau in dieſem Kreis. Ihr gegenüber ſaß neben einem nicht ſehr großen, einem ruſſiſchen Bauern ähnelnden Menſchen ein junges Weib, das immer wieder ſchmachtend und abhängig nach den kleinen unter Barts-

Haupt- und Wimpernhaar faſt verborgenen, blöde zwinkernden Schweinsäuglein ihres Nachbars hinblickte. Dieſer Nachbar, der ein faſt immer ſubſiſtenz- und obdachloſer Dichter war, zog zuweilen ein Blättchen heraus, auf das er mit Bleiſtift Notizen machte. Sein Name war Peter Hullenkamp und der ſeiner Freundin Annette von Rhyn.

Peter Hullenkamp, mit Bettfedern im verwahrloſten Haar und dem langen kaftanartigen Paletot, den er deshalb nicht auszog, weil er ihn direkt auf dem Hemde trug, war eigentlich eine Apoſtelgeſtalt. Kurt Simon erſchien er wie ein Waldbruder. Dem jungen Dominik wie ein zyniſcher Philoſoph des Altertums. In Wirklichkeit war er ein zeitfremder Menſch, hinter deſſen ſteiler, gewaltiger Stirn ſich eine ferne Zukunft und eine ferne Vergangenheit in ein ewig gärendes Märchen zuſammenbildete. Auch Annette von Rhyn, die überall neben ihm herlief, wie Antigone neben dem blinden Ödipus, war vollkommen durch ihn und er durch ſie in dieſes brodelnde Märchen eingeſchloſſen. Sie nannte ihn abwechſelnd einen König von Taprobane, einen Kaiſer der ſieben ſchwimmenden Silberinſeln, einen Aufſeher der hängenden Gärten der Semiramis. Vier Wochen lang nannte ſie ihn den Herzog von Ophir, die nächſten vier Wochen lang war er ihr Harun al Raſchid, der Kalif, und ſie lebte mit ihm, indem ſie ihm ſeine Flöhe abſuchte, an den mit Früchten, Gewürzen und Getränken überlaſteten Tiſchen in den Paläſten und bedient von den vielen hundert Sklaven ihrer Einbildung.

Außer Hedwig Krauſe und Annette von Rhyn hatte, die Kellnerinnen natürlich ausgenommen, noch eine dritte Frau, Joſefa Schweglin, eine ruſſiſch-polniſche Studentin aus der Schweiz, den Mut gehabt, ſich in das Bereich der berüchtigten Kneipe und in das Bereich des Narren vom „Grünen Baum", wie Quint hier genannt wurde, hinabzuwagen. Dieſes Mädchen, das mit jenen Kreiſen Fühlung hatte, die Turgenjeff die nihiliſtiſchen nennt, war erfüllt mit eigenen Ideen und hatte, außer einer großen Befähigung und Leidenſchaft für die Mathematik, eine noch ſtärkere Leidenſchaft für alles, was in der Seele des niederen Volkes nach Freiheit, Erlöſung und Leben rang. Auch ihre Parole war: Alles mit dem Volk, für das Volk, durch das Volk, obgleich ſie aus einem hochmütig-adelsſtolzen Hauſe ſtammte und, wie viele ihrer ruſſiſchen und polniſchen Mitſchweſtern, mit ſeidenen Kleidern, Equipagen, Dienern und Gouvernanten aufgewachſen war.

In dieſem Kreiſe geiſtvoller und gebildeter Leute, wie überhaupt unter den Eindrücken der großen Stadt, waren die ſieben ländlichen Anhänger Quints etwas ſchüchtern und kleinlaut geworden. Aber ſie hielten mit Augen, in denen die myſtiſche Flamme flackerte, ihren mit leidenſchaftlichen Opfern erkauften Meſſias feſtgepackt — und es war ein Bann, den er ſpüren mußte und mit dem auf keine Weiſe zu ſpaßen war, ebenſowenig, als man ihm ſo und ſo zu entrinnen hoffen konnte. Dieſe einfachen Männer mochten beſcheiden und ſchüchtern ſein, aber ſie ließen ſich im Grunde keinen Pfennig von dem, was ſie von Quint glaubten fordern zu dürfen, abhandeln. Wehe aber, wenn er etwa eines Tages als eine Art Zechpreller vor ihnen ſtünde.

In Wahrheit hatte Emanuel für ſein Teil mit dem Leben abgeſchloſſen und eben darum eine volle Empfindung der Unabhängigkeit, der Freiheit erlangt. Aber er fühlte recht wohl, wie das Leben hier in der Stadt ihn mit tauſend neuen Organen umklammern wollte. Während er zwar die Gleichgültigkeit und den Haß der großen Maſſe deutlich empfand, fühlte er doch auch immer mehr Augen mit ſpannungsvoller Erwartung auf ſich gerichtet und wußte, daß ſie, ohne eine Art endlicher, übernatürlicher Offenbarung, nicht wohl würden zu befriedigen ſein. Es gab auf ſeinem Wege hier mitunter für ihn weder ein Vorwärts noch Zurück. Oft dachte er, aus dem Boot, wenn er allein auf der Oder ſchwamm, in den Fluß zu verſchwinden.

Aber er hoffte und harrte, beinahe mit heißer Sehnſucht, auf eine ahnungsvoll vorausgefühlte, andere Todesart, die er aus dem Unbekannten heraus beſtimmt erwartete. Immer wieder ward er enttäuſcht, wenn ſie der Abend nicht gebracht hatte und die Sonne eines neuen Tages wiederum in ſein Fenſter ſchien.

Während alſo die buntgewürfelte Tafelrunde, und mancher außerhalb der Tafelrunde, der Entpuppung des unerklärlichen Menſchen wie einer Erlöſung entgegenſah, ſtiegen in dieſem immer ſtärkere Wellen empor, die dem Tod durch Fügung des Schickſals wie einer Erlöſung entgegenfluteten.

Dominik hatte zu ſeiner Geliebten, Eliſe Schubbrich, geſagt, Quint ſei ein Menſch, der in einer erhabenen, innerlichen Größe über das Erdreich wandele. Die ganze Perſon erhebe ſich bis in das Göttliche hoch hinaus, während er kaum mit den Füßen in der platten Gemeinheit ihrer niedren Umgebung ſtünde. In der Tat hatte Emanuel Wallungen überirdiſcher Größe und Erhabenheit. Er ſagte ſelbſt wiederholt zu Dominik, wie er ſich allbereits dem Unſichtbaren überall näher verbunden fühle, als dem Sichtbaren. Der Weber Schubert meinte, daß er ſchon halb im Himmel ſei.

Im ganzen war ſeine Stellung in der Tafelrunde, wo die Jünger ihn anhimmelten, der Profeſſor ihn für ein gutes Modell und ſonſt für einen ſenſationellen Narren nahm, wo dieſer junge Künſtler ihn für ein Genie gelten laſſen wollte, der andere ihn für einen von Schwachſinn Geſchlagenen hielt, mehr lächerlich als beneidenswert. Beſonders da zwar ein jeder von dem ſtarken Eindruck ſeiner Perſönlichkeit getroffen, aber doch im letzten Winkel der Seele nicht ſicher war, ob er es mit einem reinen und gutgläubigen Toren oder mit einem bewußten, abgefeimten Betrüger zu tun hatte. Die aber, ohne im Sinne des Köhlerglaubens gläubig zu ſein, mit ſtarker Verehrung dem einzigartigen Weſen Quints ergeben waren, und zwar nicht ohne eine gewiſſe, myſtiſche

Gläubigkeit, waren: die ruſſiſche Polin, der haarbuſchige Dichter Peter Hullenkamp, Kurt Simon, Benjamin Glaſer und vor allem Hedwig Krauſe, Eliſe Schubbrich und Dominik.

Als die Geſellſchaft, zahlreicher als an jedem früheren Abend, eine Weile über alltägliche Dinge plaudernd beiſammen war, fing man bereits an den übrigen Tiſchen und Räumen des Lokales an, ſich über ſie aufzuhalten. Nach einiger Zeit fand eine Genoſſenſchaft halb betrunkner Kommis es für angebracht, halblaut das fromme Lied „Ach bleib mit deiner Gnade!“ unterbrochen von „Du biſt verrückt, mein Kind, Du mußt nach Berlin!“ anzuſtimmen.

Es war in der kleinen Gaſſe kein ſtarker Wagenverkehr, dennoch hörte man durch die Fenſter, die außen mit Läden verſchloſſen waren, durch das Geklapper der Bierſeidel und das Geträller der Kellnerinnen den dumpfen Rumor einer großen Stadt. Der blonde, verſtandestüchtige Doktor Hülſebuſch, der ſich eigentlich vorgenommen hatte, dem Idol Schweſter Hedwigs einmal gründlich den Puls oder auf den Zahn zu fühlen, erörterte, während die übrigen in einzelnen Gruppen andere Fragen behandelten, mit Dominik das Für und Wider der Viviſektion. Dominik machte ſtarke Einwände, während Hülſebuſch alle entſetzlichen Folterqualen, die man den Tieren im Dienſte der Forſchung auferlegte, im Intereſſe der Menſchheit für notwendig hielt. Dominik meinte: Schuld zeuge Schuld, und wenn es auch nur das Verbrechen am Tiere wäre, ſo hätte im Grunde die Menſchheit nur den Fluch, der in allem Verbrechen liege, davon. Übrigens hätte die Menſchheit bereits einen ſo großen Erkenntnisſchatz, daß ſie ihn gegen die Summe des maſſenhaften, brutalen Unſinns, der die Welt beherrſche und der von einer niedrigen und beſchränkten Selbſtſucht getragen ſei, nur durchzuſetzen brauche, um von dem größten Teil der Übel, denen ſie jetzt mit falſchen Mitteln zu Leibe gehe, befreit zu ſein. „Sie wenden ſich alſo gegen das Recht der freien Forſchung!“ ſagte Hülſebuſch: während mehrere Male das Wort „Gemeinheit“ über den Tiſch herübergeflogen kam, das der Profeſſor ausgeſprochen hatte und das ſich auf Viviſektion bezog. „Wenn Sie das Recht der freien Forſchung unterbinden, meine Herren,“ rief Doktor Hülſebuſch, „wie wollen Sie denn jemals zu erträglichen allgemeinen Zuſtänden kommen?“ „Die Wiſſenſchaft!“ rief ein Herr vom Nebentiſch ... „die Wiſſenſchaft hat uns zurückgebracht!“ „Ein ſolches Wort kann nur jemand ausſprechen, der von Wiſſenſchaft eine ebenſogroße Ahnung, wie ein Droſchkenpferd von Klavierſpiel hat!“ entgegnete Doktor Hülſebuſch. Der fremde, ſtarke Herr vom Nebentiſch, der ſchon erheblich getrunken hatte, trat darauf an die Geſellſchaft heran und fing an, von einem gewiſſen Leiden zu klagen, das er nicht näher bezeichnen wollte und das ſeit vier Jahren, unter den Händen von mindeſtens fünfzehn Ärzten, nur ſchlimmer und ſchlimmer geworden ſei. „Solche Leute wie Sie,“ rief Hülſebuſch, „die ſich mit ihrem Leiden nach vier Jahren noch immer in ſolcher Umgebung herumtreiben, könnte nicht einmal Gott ſelber geſund machen. Wir lernen nach und nach,“ fuhr er fort, „mittelſt der Wiſſenſchaft die Natur beherrſchen!“ „Lernten wir uns doch erſt ſelbſt beherrſchen!“ ſagte Dominik. „Was wollen Sie denn mit aller Ihrer Selbſtbeherrſchung anfangen?“ fragte Hülſebuſch, „gegen ſolche furchtbare Feinde der Menſchheit wie Cholera, Blattern, Lues und Tuberkuloſe, lieber Freund? Da müſſen doch eben wir Ärzte heran.“ „Gute Luft, Bewegung, Sonne, Seife,“ warf Benjamin Glaſer ein, „iſt meiner Anſicht nach das ganze ärztliche Evangelium.“

Jetzt redete Quint und in dem Kreiſe der gebildeten Leute erregte die veraltete und dabei bibliſche Form ſeines Denkens eine mitleidsvolle Betretenheit, die ſich in einem zwiefach höflichen Aufhorchen ausdrückte.

„Der Satan,“ ſagte Quint mit einer bald hohlen, bald leiſe klingenden Stimme, „iſt der Feind und Mörder von Anbeginn. Wer aber ein Leib und ein Geiſt iſt mit Gott, hat das ewige Leben. Der Satan allein brachte Krankheit und Tod in die Menſchenwelt. Des Satans Fluch, unter dem wir leben, heißt Feindſchaft, Haß, Selbſtſucht, Geſetz und ewig ſich wiedererzeugende Sünde durch das Geſetz. Kann jemand meinen, daß Krankheit etwas anderes als Sünde iſt? Der Teufel war des Geſetzes Anfang, und des Geſetzes und alſo der Sünde und alſo der Krankheit Ende wird Chriſtus ſein.“

Eliſe Schuhbrich hatte ihre beiden Arme ungeniert, hinter dem Stuhle Dominiks ſtehend, über ſeine Schultern gelegt und er hielt ihre Hände in den ſeinen, während ſie mit einem ernſten, etwas müden Geſichtchen unter ſchweren, blonden Flechten andachtsvoll auf Quinten herabblickte. Auch ihr Geliebter blickte auf Quint. Als dieſer ſchwieg, trat eben der Agitator Kurowski grüßend von der Straße herein und hing ſeinen Überrock an den Kleiderſtänder, nahm dann ein Spiegelchen, kämmte ſich, beſtellte Bier, faßte die Kellnerin unter das Kinn und hatte dann ſchließlich zwiſchen Kurt Simon und der ruſſiſchen Polin Platz gefunden.

„Gut!“ ſagte Hülſebuſch, ohne merken zu laſſen, daß er es ſeiner Meinung nach mit einem Irren zu tun hatte, zu Emanuel Quint. „Gut! Aber das können wir doch nicht den Kranken ſagen, die zu uns kommen und fordern, daß man ſie geſund machen ſoll.

Ich ſage Ihnen übrigens offen: ich bin ein Gegner des Chriſtentums. Ich bin mit Goethe, Schiller und unſeren größten Philoſophen der Anſicht, es iſt durch die chriſtliche Lehre ein lebensfeindliches Element in die europäiſche Menſchheit gekommen. Das Chriſtentum hat zum Beiſpiel mit der Verdammung, Entheiligung und Entwürdigung des Geſchlechtslebens allein ſchon maßloſes Unheil angerichtet. Es hat den Vorgang der Liebe der Geſchlechter, aus dem die neuen Menſchen hervorgehen, auf eine Stufe mit den Vorgängen in einer Latrine oder Kloake gebracht. Ja ſogar auf eine noch tiefere Stufe. Ich betrachte das Chriſtentum noch immer überhaupt als den wahren Krebsſchaden unſerer geſamten menſchlichen Zuſtände.“

Ein Murmeln ging durch den Jüngerkreis, aber Anton Scharf, der mit ſtotternden Worten dreinfahren wollte, ward durch einen Wink ſeines Meiſters zum Schweigen gebracht.

Dann ſagte Quint:

„Es ging ein Sämann aus zu ſäen ſeinen Samen, und indem er ſäete, fiel etliches an den Weg und ward zertreten und die Vögel unter dem Himmel fraßen es auf. Und etliches fiel auf den Fels und da es aufging, verdorrete es, darum, daß es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten unter die Dornen, und die Dornen gingen mit auf und erſtickten es. Und etliches fiel auf ein gutes Land. Da es aber aufgehen wollte, kam der Feind des Nachts und ſäete Unkraut darunter aus. Und es war am Tage der Ernte kein gutes Jahr und nach Froſt und Hitze, nach Mehltau und Hagelſchlag, waren wenige Körnchen Weizens übrig geblieben.“

„Er könnte ſich gut etwas deutlicher ausdrücken,“ bemerkte Weißländer zyniſch, „ohne ſeiner Stimme Zwang anzutun.“ Joſefa Schweglin aber, die mit Bewußtſein die gleiche Anrede wie die Jünger brauchte, ſagte: „Sie meinen alſo, Meiſter, daß unſer heutiges Chriſtentum Fels, Weg, Dornen, Hagel, Brand, Meltau, kurz alles andere, nur nicht der urſprüngliche Weizen des Sämanns iſt. Nun gut! Aber iſt überhaupt auch nur ein Körnchen des alten Weizens übrig geblieben?“

„Was müßte geſchehen, wenn ein Körnchen des alten Weizens übrig geblieben wäre?“ fragte, ſtatt zu antworten, Quint.

„Es müßte in gute Erde gelegt werden.“

„Es ſei denn, daß ein Weizenkorn in die Erde falle und erſterbe, anders bleibt es allein und trägt keine Frucht,“ fuhr Quint fort. „Du haſt recht geredet!“

„Demnach, wenn wir Sie richtig verſtanden haben, ſind Sie im Sinne des heute herrſchenden römiſch-katholiſchen, griechiſch-katholiſchen oder proteſtantiſchen Chriſtentums,“ bemerkte Kurowski, „durchaus kein Chriſt?“

„Ich bin die Auferſtehung und das Leben!“ ſagte Quint.

Dieſe letzte Bemerkung bewirkte eine allgemeine Bewegung unter den Anweſenden. Keiner von ihnen hätte eigentlich ſagen können, welcher Art die Wirkung war, die ſie ausübte. Wenn der eine ſich in ſeinem chriſtlich religiöſen Gefühl, deſſen doch jeder, wenn auch zurückgedrängt, noch genug beſaß, verletzt fühlte, der andere beleidigt, der dritte erſchrocken war, der vierte und fünfte mit lauernder Spannung weiteren Offenbarungen des Tollhauskandidaten entgegen paßte, ſo hatten doch alle zugleich, ſelbſt Doktor Hülſebuſch, einen unerklärlichen, tiefen Schauder gefühlt. Jedes Auge war auf dieſen feſt in ſeinem Wahne begründeten, neuen Meſſias gerichtet, ſelbſt von dem vorausgeſetzten falſchen Schein wie von etwas Übernatürlichem ausgezogen. Nie hatte man mit ſo leidenſchaftlicher, faſt quälender Gier hinter das Geheimnis eines Geiſtes zu dringen begehrt.

„Ich ſage Euch aber, das Geheimnis des Reiches, das Senfkorn im Acker der Menſchheit heißt Selbſtloſigkeit!“ Und Quint unterließ nicht, wieder gewiſſe entſcheidende Sätze der Bergpredigt wie: „Liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen!“ hinzuzuſetzen.

„Iſt wirklich die Befolgung jener Sätze und der Umfang der heute geübten Selbſtloſigkeit gleich dem Umfang des Reiches Gottes auf Erden, ſo muß man allerdings ſagen, daß es noch immer nicht größer als ein Senfkorn iſt,“ ſagte Fräulein Schweglin.

Doktor Hülſebuſch aber rief: „Die Entwicklung, ein menſchlicher Staat, die Kultur überhaupt, iſt nicht zu gründen auf Selbſtloſigkeit. Kampf, Selbſtſucht bleiben die mächtigſten Triebfedern. Das Chriſtentum hat es darum auch in zweitauſend Jahren mit dieſer falſchen Tendenz nur zu einer ungeheuren Heuchelei, zu einem ungeheuren Fiasko gebracht. Die Welt wird überall von Selbſtſucht getragen, die Nationen werden durch Selbſtſucht aufrecht erhalten, von Selbſtſucht werden alle großen und kleinen Handlungen der Menſchen untereinander diktiert und inſpiriert. Die Kirche übt die Herrſchaft in Gott und fordert dafür die Knechtſchaft in Gott. Die Herren wollen ſich gegen die Herren und gegen die Knechte, die Knechte gegen die Knechte und gegen die Herren durchſetzen. Da iſt nicht einer in den wilden Intereſſenkämpfen unſerer Zeit, der nicht ſeine eigene Feſtung iſt. Soll er nun alſo ſelbſtlos ſein und ſogleich ſeine Feſtung ſchleifen laſſen? Das allerſterilſte Prinzip, das es geben kann, behaupte ich, iſt die Selbſtloſigkeit: denn wer ſie wirklich und mit ganzer Folgerichtigkeit wahr machen will, der müßte, um den Frieden um jeden Preis durchzuſetzen, vom Schauplatz oder vom Kampfplatz abtreten, der müßte freiwillig aus dem Leben gehen. Damit würde, horribile dictu, Selbſtmord die echte chriſtliche Forderung, die eigentlich letzte Folge der Lehre ſein.“

„Töte die Selbſtſucht und wenn es nicht anders ſein kann,“ ſagte Quint, „ſo töte dich ſelbſt. Und wer ſein Leben lieb hat, der wird es verlieren und wer ſein Leben nicht lieb hat, der wird es gewinnen, ſage ich Euch.“

Nun ereignete ſich ein Zwiſchenfall. Benjamin Glaſer, der möglicherweiſe ein wenig zu haſtig getrunken und bisher, den Kopf in die Hand geſtützt, keinen Blick von Quinten verwendet hatte, ſchien plötzlich durch Wort und Anblick des Narren vom „Grünen Baum“ widerſtandslos, gleichſam in einen Strudel hineingezogen zu ſein. Er ſprang auf und ſagte mit feſter, lauter und bebender Stimme: „Meiſter, was ſoll ich tun, um Deiner würdig und des ewigen Lebens, von dem Du ſprichſt, teilhaftig zu ſein?“

Kurt Simon verſuchte Benjamin, während er leiſe und eindringlich redend ſeine Erregung beſchwichtigen wollte, auf den Stuhl niederzuziehen. Der Profeſſor ſagte: „Wir ſind aufgeklärte Leute und Künſtler, hyſteriſche Weibsperſonen ſind wir nicht!“ „Machen Sie doch um Gottes willen keine Geſchichten,“ ſagte Bernhard Kurz, „wir werden ja im höchſten Grade lächerlich! Die Leute werden ja aufmerkſam!“ „Das geht, weiß Gott, etwas weit,“ ſagte Weißländer. „Sollen wir uns denn hier von einem Primaner, einem durchgefallenen Abiturienten“ — gemeint war Dominik — „und einem Fuchs im erſten Semeſter unſterblich blamieren laſſen?“

Inmitten dieſes Durcheinanders von Worten erhob ſich jetzt feierlich die Apoſtelgeſtalt Peter Hullenkamps. „Ich ſage Euch,“ rief er, „laſt ihn reden. Ihr ſeid ein banales, plattes, flaches, gottverlaſſenes Geſchlecht, das von dem wahren Geiſte des Chriſtentums keine Ahnung hat. Trinkt Euer Bier und raucht Eure Giftſtangen, aber ſpuckt nicht den Unrat Eurer Seelen aus, wenn eine Raupe, die verpuppt im Staube gelegen hat, zum erſtenmal ihre Schmetterlingsflügel ausbreitet. Weiter,“ wandte er ſich an Benjamin Glaſer, indem er einen ihm dargebotenen Schnaps bis zur Neige trank, „immer vorwärts, junger Idealiſt! Weiter, laſſen Sie ſich nicht abſchrecken!“

Die Worte des Dichters, verbunden mit dem Trunk, den er tat, löſten unwiderſtehlich das allgemeinſte Gelächter aus.

Benjamin hatte inzwiſchen bleichen Antlitzes dageſtanden, von allen Einſprüchen unberührt. Jetzt ſagte er: „Wovon ſollte ich mich wohl einſchüchtern laſſen? Ich denke doch, daß, ſofern man ſich in einem Erlebnis wie dem unſern befindet und einem über das Leben hinaus entſcheidenden Augenblick nahe fühlt, alles andere geringfügig iſt.“ Benjamin ſchwieg und ſuchte nach Worten, da ſprang Dominik auf und umarmte ihn. „Jawohl,“ rief er alsdann mit lauter Stimme, „ich bin ein durchgefallener Abiturient! Aber dürfen vielleicht Primaner oder durchgefallene Abiturienten, die dem Leben, weil es ſie anekelt, hoffnungslos gegenüberſtehen, nicht Gottſucher ſein?“ „Machen Sie lieber,“ ſchrie Hülſebuſch, „phyſikaliſche oder chemiſche Experimente und ſuchen Sie herauszukriegen, durch welches Verfahren aus der anorganiſchen Natur das Eiweiß zu ziehen iſt. Wir müſſen lernen, aus Steinen Brot machen. Dann wird die berühmte ſoziale Frage gelöſt und Sie werden ein wirklicher Wohltäter der Menſchheit ſein.“ „Brot?“ fragte Dominik mit Achſelzucken und im Ton der Geringſchätzung. „Euer wiſſenſchaftliches Brot iſt mir zu trocken. Wenn Sie wenigſtens Manna geſagt hätten.“ Kurowski rief: „Unbedingt hat der Doktor recht; denn entweder iſt Gott überhaupt nicht zu finden, trotzdem er von tauſend und abertauſend verſunkenen Menſchengeſchlechtern geſucht worden iſt, oder aber er iſt gefunden und dann, muß ich ſagen, lohnt es des Suchens nicht. Was nützt mir ein Gott, dem nach hunderttauſend Jahren Nachdenkens die Löſung der ſozialen Frage noch nicht gelungen iſt, oder der ſich für ſie nicht intereſſiert!“

Alle ſprachen jetzt durcheinander, ſo daß in dem Lärm der Stimmen etwas Zuſammenhängendes kaum noch zu unterſcheiden war. Der ſtarke Herr, der vorhin über die Ärzte geklagt hatte, wiederholte fortwährend: „Selbſtloſigkeit? Das wäre doch eine höchſt dürre Moral!“ „Ich ſcheue mich nicht zu ſagen, meine Herrſchaften,“ ſagte ein Individuum, das herangetreten war und eine ſchlechte Zigarre, wie aus Höflichkeit, zwiſchen zwei Fingern in die Höhe hielt . . . „ich ſcheue mich nicht zu ſagen, ich bin ein Sünder und in gewiſſer Beziehung gläubig. Jeſus iſt für mich weit mehr als ein bedeutender Menſch geweſen. Ich bin ein

Sünder, ich hoffe auf Sündenvergebung und hoffe auf die ewige Seligkeit, die uns der Heiland verſprochen hat. Das aber muß ich Ihnen verſichern, wäre ſein Himmel nur Selbſtloſigkeit, dann, ja dann wäre Jeſus der größte Betrüger geweſen, der je gelebt hätte. Selbſtverſtändlich iſt er das nicht.“

Weißländer, der ſich mit einer der Kellnerinnen für eine Weile zurückgezogen hatte und wiederkam, hatte Ränder unter den Augen. Er rief nach Bier, er ſchlug auf den Tiſch. Er rief, daß es eine Gemeinheit wäre, das Heilige ſo in den Schmutz zu ziehen. „Ich halte mich aber durchaus, auch in dieſer Umgebung, nicht für ſchmutzig,“ ſagte gelaſſen und eine Zigarette drehend der Maler Kurz. „Es müßte Ihnen doch auch bekannt ſein, daß der Gründer der chriſtlichen Religion kein Salonlöwe geweſen iſt. Seine Jünger ſind ganz gewöhnliche Fiſchersleutchen und andere Profeſſioniſten geweſen. Ich bin durchaus nicht ſehr bibelfeſt, aber es iſt mir, als ob ich geleſen hätte: Chriſtus nimmt die Sünder an, oder ſo, und iſſet mit ihnen. So oder ähnlich, ich weiß es nicht.“ „Es iſt vielleicht dem Herrn nicht bekannt,“ äußerte er mit Bezug auf das Toben Weißländers, „wie die erſten chriſtlichen Gemeinden von den ſogenannten Heiden Verſammlungen der Bettler genannt wurden. Und was den Gebrauch von Bibelzitaten betrifft, ſo heißt es ja doch: Suchet und forſchet in der Schrift!“ Dominik rief: „Von wem iſt wohl das lautere Wort am meiſten mißbraucht worden? Ich denke doch von den vielen Hunderttauſenden, die es zu Herrſchaftszwecken herabwürdigten und es zur Knute, zur Folter, zum Scheiterhaufen erniedrigten. Ich meine damit alle die niederträchtigen, betrügeriſchen, tückiſchen, egoiſtiſchen, zänkiſchen, groben, ſchändlichen, oberflächlichen, pöbelhaft eitlen, von Dummſtolz aufgeblähten, kriechenden, anmaßlichen, lüſternen, verbuhlten ſchlechten Pfaffen — die guten natürlich nicht! — die für gute gegolten haben und unter dem Schutze ihres Talars, ihrer kirchlichen Feſtung weiter für gute gelten. Dieſe ſind es, dieſe — nicht wir! — entehren das Gotteswort.

Und was brauchen denn dieſe Menſchen den Heiland? Fühlen ſie ſich denn nicht in dieſem Leben hier auf der Erde ganz kannibaliſch wohl? Sagen Sie doch! Was ſoll denn ſo ein fettiger, wohlgenährter Pfaff, der fette Gänſe und Knödel frißt, von den Leiden des Menſchenſohns wiſſen? Sehen Sie ſich doch ſo ein Geſicht mal an! So ein Kerl kann ja überhaupt kein Geſicht machen. Dieſe Kerle ſind ja nicht mal Kuhſchweizer. Sie haben das Chriſtentum einfach zur milchenden Kuh gemacht! Dieſe Leute kennen und brauchen den Heiland nicht und der Heiland kennt und braucht ſie nicht! Aber dieſe neun Kellnerinnen hier, die, ausgenützt, von Ihnen und aller Welt verachtet, entehrt und mißbraucht, ausgeſtoßen von der geſamten chriſtlichen Welt, in Elend und Siechtum verkommen müſſen, die haben ihn nötig, die brauchen ihn."

Auf dieſe Rede, zu der ſich Dominik leider mehr und mehr durch die Erregung des Augenblicks hatte hinreißen laſſen und die er mit den Worten ſchloß: „Mich ekelt, mich ekelt, mich ekelt die Welt!", wäre vielleicht ſofort ein böſer Auftritt gefolgt, wenn nicht ein langgelockter, jugendlich hübſcher Pianiſt, der dem Kreiſe angehörte und der durch Eliſe Schubbrich mit krampfhaften Bitten an das Pianino gezwungen wurde, eben jetzt mit Macht die Taſten gerührt hätte. Er hatte begriffen, was ſeine Aufgabe war, und ließ nicht nach, alles Laute im Raume überdröhnend, mit Baß und Diskant einen ſolchen Rumor zu machen, bis jedermann, weil niemand ſein eigenes Wort verſtand, durch ihn zum Schweigen gebracht worden war.

Bereits aber hatte jemand dem ſchmierigen Wirt, der ſich aus Zuhälterkreiſen allmählich bis zur Höhe ſeiner jetzigen Stellung herausgearbeitet hatte, die Beleidigungen Dominiks hinterbracht und die Kellnerinnen, die beinahe darüber den Dienſt vernachläſſigten, hielten geſtikulierend Rat, wie ſie den Sturm beſchwören könnten. Die beſtialiſchen Eigenſchaften ihres rückſichtsloſen Brotherren und grauſamen Ausbeuters waren ihnen genugſam bekannt. Sie wußten genau, daß bei der Roheit und Rachſucht und zur Gewalttat neigenden Art dieſes Ehrenmanns viel zu befürchten war.

Langſam ſah man den Wirt heranſchreiten.

Die Geſtalt des Menſchen war unterſetzt. Auf einem kurzen Halſe ſaß ein friſeurhaft geſcheitelter Kopf, der mit ſeinen ſtechenden, ſchwarzen Augen und ſeinem gedrehten Bärtchen auf der Oberlippe, ebenſogut dem unter italieniſchem Namen reiſenden Leiter einer herumziehenden Kunſtreitergeſellſchaft angehören konnte. In ſeinen Kreiſen wurde der Mann auch jetzt noch der ſchwarze Karl genannt und man wußte, daß er in einem Fall, wo unter rätſelhaften Umſtänden ein gewiſſer Fabrikbeſitzer ermordet aufgefunden worden war, nur mit Mühe und Not, und weil die Beweiſe nicht ganz zureichten, dem Zuchthaus oder dem Beile entſchlüpfen konnte. Unter den Dirnen, in deren Betten, wie man weiß, Männer aus allen Geſellſchaftsſchichten einander ablöſen, wo der Platz eines ſchweren Verbrechers zuweilen, noch warm, von einem Polizeileutnant, oder umgekehrt der Platz eines Landjunkers und Herrenhausmitgliedes, noch warm, von einem ſogenannten Geldſchrankknacker oder Klingelfahrer eingenommen wird, glaubte man an die Unſchuld des ſchwarzen Karl keinen Augenblick. Man erzählte dort, er habe das Kapital zur Eröffnung des Muſenhains lediglich durch Erpreſſung zuſammengebracht.

Man fürchtete übrigens allgemein den Jähzorn und die Rachſucht des ſchwarzen Karl, der oft ſchon durch ein ganz harmloſes Wort in ſeiner Ehre verletzt werden konnte. Es kam hinzu, daß er, wie viele Verbrechernaturen, feurig und im gleichen Maße von Eitelkeit, geſchlechtlicher Gier und Geldgier erfüllt, ein gefürchteter Abgott der käuflichen Mädchen war: eine Stellung, die er entſchloſſen behauptete.

Schweſter Hedwig, die den Wirt jetzt breitbeinig in der Nähe des langen Tiſches daſtehen und trotz aller Beſchwichtigungsverſuche der Kellnerinnen, bald Quint, bald Dominik feſt aufs Korn nehmen ſah, geriet in Angſt und bat Doktor Hülſebuſch, daß er ihre Zeche begleichen und ihr bis an die Pforte des Krankenhauſes das Geleit geben möchte. Da der Pianiſt wieder leiſe ſpielte, ja zuweilen die Hände ganz von den Taſten nahm und übrigens alle Verſtändigen dieſer Tafelrunde die Unterhaltung in vernünftige Grenzen zurücklenken und Dominiks Entgleiſung vertuſchen wollten, ſo ſchwirrten nun allerhand religiös-hiſtoriſche Doktorfragen durch die Luft. Der Parakletus, Kirchenväter, Namen vieler chriſtlichen Sekten wurden durcheinander genannt und, vom Hundertſten in das Tauſendſte, mit den Tagen der früheſten Chriſtengemeinden angefangen, Eſſäer, Therapeuten, Nazarener, Ebioniten, Donatiſten und Montaniſten und Chiliaſten durchgenommen.

„Dieſe beſonders — die Chiliaſten“ — ſagte ein Student in den letzten Semeſtern, ein Freund von Hülſebuſch, „richten mit ihrer Erwartung des tauſendjährigen Reiches immer wieder in den Köpfen köhlergläubiger Menſchen das ärgſte Unheil an.“ Ein anderer rief und fügte hinzu: „Wie denn überhaupt der Glaube an Chriſti Wiederkunft, ſeit den Tagen der erſten Chriſten, die Stärke des chriſtlichen Wahnſinns und trotz aller jahrtauſendelanger Enttäuſchung noch heute ſeine Stärke und damit der ſchlimmſte Feind einer Geſundung unſeres geiſtigen Lebens iſt.“

Plötzlich trat eine Stille ein. Der ſchwarze Karl war mit einer unheilverkündenden Bläſſe im Geſicht bis zu Dominik durchgedrungen und hatte ſich vor dem ſchönen Jüngling, der vom Sitze emporgeſprungen war, aufgepflanzt. „Ich möchte bloß wiſſen,“ fragte er, „ob Sie geſagt haben, daß ich ein Ausbeuter bin.“ „Ich habe nicht ſpeziell Sie gemeint,“ erwiderte Dominik, der nicht wenig erſchrocken war und den die heiſere und gemeine Stimme des Kerls und überhaupt der ganze Menſch anekelte.

Da hatte ihn aber die Fauſt des Wirtes bereits mit brutalem Griffe vorn an der Gurgel und hinten im Nacken gepackt und er lag, eins, zwei, drei, auf der Gaſſe draußen.

Der Profeſſor und die meiſten Teilnehmer dieſer nächtlichen Sitzung, Weißländer und einige andere ausgenommen, erhoben ſich. Ihre Rufe der Entrüſtung und der Mißbilligung riefen indeſſen an einigen anderen Tiſchen und in den Nebenlokalen für den Wirt eine wahre Salve des Beifalls wach. Dazwiſchen wurden Worte wie: Sozialiſtenbagage! und Anarchiſtengeſindel! ausgeſprochen. Durch ſolche Worte und ſeinen Beifall ward aber der ſchwarze Karl auf dem Wege ſeiner Ehrenrettung noch weiter geführt, wobei auch ſeine Wut durch den Aufbruch der Tafelrunde geſteigert wurde. Er ſchrie, dieſes Jüngelchen habe er ſchon längſt auf dem Striche gehabt. Es ſei ein Schüler, der, ſtatt zu lernen, ſich herumtreibe und ein Verhältnis zu einer Kellnerin angefangen habe, einem Menſch, das er ihm am liebſten gleich auf die Straße nachſchmeißen möchte.

„Und Sie!“ — mit dieſen Worten trat jetzt der Wirt dicht vor Quint, deſſen Miene ſich nicht verändert hatte — „wagen Sie ſich noch einmal mit Ihrem Geſindel in mein Lokal herein, unterſtehen Sie ſich noch ein einziges Mal ...“ er ſchwieg. In dem ganzen Lokal aber war die Stille ſo tief geworden, daß man plötzlich die Stimme eines Harzer Kanarienvogels vernahm, der irgendwo in einem Wirtſchaftsraume der Kneipe herrlich trillerte.

Nach einigen bangen Augenblicken hörte man Quintens Stimme ſagen: „Womit habe ich Ihnen Böſes getan?“ Diejenigen aber, die, in der nun wiederum folgenden Stille, die entſtellten Züge des Wirtes betrachteten, hatten eine Empfindung, als ob dieſer Menſch den anderen, den armen Narren in Chriſto, der immer noch, nicht ohne Ruhe und Hoheit, vor ihm ſtand, mit einem tödlichen Haſſe gehaßt haben müßte, bis zu dieſem erſehnten Augenblicke, Jahrtauſende lang.

Leider ſagte der Maler Kurz jetzt ein Wort, das ſeiner Tapferkeit und ſeiner Empfindung zwar Ehre machte, aber das böſe Verhängnis des Auftrittes ward: „Rühren Sie dieſen Menſchen nicht an, ſonſt werden Sie es zu bereuen haben.“ Dieſen drohend und ſchneidig geſprochenen Worten folgte als einzige, ſchreckliche Antwort des Wirtes ein Fauſtſchlag mitten im Quintens Geſicht.

Emanuel ſchwankte. Das linke getroffene Auge ſchloß ſich zu und es rann daraus Blut und Waſſer über die im Augenblick unförmlich aufgeſchwollene Wange herunter. Während aber der Wirt, wahrſcheinlich rot vor den Augen ſehend, hochatmend und aufgeriſſenen Mundes noch die Beſinnung nicht wieder erlangt hatte, beugte Quint ſein furchtbar verſchwollenes Antlitz, ſchon wieder vollkommen ſeiner Herr, vor ihm hinab und küßte dem ſchlechten Halunken die ruchloſe Hand.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel

In dieſer Nacht, als Quint mit naſſen Kompreſſen um den Kopf im „Grünen Baum“ zur Ruhe gegangen war, hielten die Jünger, im hinteren Zimmer des Wirtshauſes, bis zum Morgen Rat miteinander. Sie konnten es voreinander nicht mehr verbergen, daß ihr Glaube an Quint, ſeit ſie in der Stadt lebten, von leiſen Zweifeln getrübt und durch die Ereigniſſe dieſer letzten Nacht mehr noch als durch die jüngſte Feldpredigt und den mit ihr verknüpften Steinhagel, geradezu erſchütttert worden war.

Mit wachſender Unruhe, ja mit Beſorgnis, waren ſie Quint in die Stadt gefolgt, und, zwar gehorſam, aber doch ängſtlich von Tag zu Tag eine Offenbarung erwartend, ſeinen Fußſtapfen nachgegangen und ſeinen Befehlen nachgekommen. Das unbeirrte, täglich erneute Treiben der großen Stadt, das jeden Morgen, als ob es keine Erdbeben, keine Poſaune des jüngſten Gerichts, kein nahes Weltende, keinen Heiland und keinen Emanuel Quint gäbe, mit Wagengeraſſel, Geſchrei, klappernden Menſchenſchritten, heulenden Dampfpfeifen von friſchem begann, trug dazu bei, ſie irre zu machen. In dieſem allem, das ihnen neu war, lag ein gewaltiger Lebensmut und etwas wie eine kühne, entſchloſſene Freudigkeit. Es war mit ihren ſtillen, beſchränkten Seelen, ähnlich wie es mit einem kleinen Weiher ſein würde, wenn plötzlich ein ſtarker und breiter Bergſtrom ſich ſeinen Weg durch ihn hin gebahnt hätte: der ruhige Spiegel ihres Innern ward gleichſam zerbrochen und in eine ſtrudelhafte Bewegung zerſtückt.

Als die Jünger nun, anfänglich furchtſam und flüſternd, im Hinterzimmer des „Grünen Baum“ beim Schein einer Kerze Rat hielten, hatten ſie ſich in kurzer Zeit, nachdem erſt das Eis gebrochen war, nicht minder im Zweifel als früher im Glauben geſtärkt, wobei Emanuel nicht zum einfachen Menſchen, ſondern weit mehr zum Feind, zum Dämon, zum böſen Geiſte ſich umbildete. Emanuel wollte nichts wiſſen von einem ſogenannten Kirchenlied. Er meinte: die ſchlichte, fruchtbare Einfalt der Lehre leide unter einem weichlich aufgeſchwemmten Gefühl, das in einer ſumpfigen Trübſal dahinſickere. Dies bekannte er eines Tages, in Gegenwart vieler, Dominik. Dieſe Anſicht deutete man ihm nun als Verbrechen aus. Quint hatte geſagt: „Buße? Was Buße? Tut meine Worte!“ Er hatte es zu dem zerknirſchten Weber Schubert geſagt, der ſich vieler heimlicher Sünden anklagte. Er bedeutete Dibiez, wie der öffentliche Sündenbekenntnisdrang eine öde Falle des Satans ſei. Seine Worte waren: „Der Teufel ſündigt, ſo lange der Teufel in Euch iſt; mag der Teufel dem Teufel Sünden vergeben! Gott aber, wenn er in Euch iſt, ſündigt nicht: ſo kann er ſich auch nicht Sünden vergeben, noch kann er in Euren Seelen Buße tun.“ War nicht, fragten die angſtvollen, ja entſetzten Augen der Jünger untereinander, auch dieſe Anſicht teufliſch und ketzeriſch?

Am allermeiſten bildete aber der Verkehr Emanuels mit einer wachſenden Anzahl gebildeter Menſchen für die Seinen ein Ärgernis. Sie ſahen erſtens, nach Art ihrer Sektengenoſſen, Teufelswerk in aller Bildung und Wiſſenſchaft und beſaßen außerdem jenen Haß gegen beſſere Kleider, edleres Ausſehen und überlegene Lebensform, die dem Paria der Geſellſchaft eigen iſt. Zudem war auf Grund des Glaubensreſtes, der ihnen geblieben war, die Angſt, ſie könnten durch jene Elemente auch im kommenden Reich um ihren Vorrang geprellt werden und zugleich die Eiferſucht auf den perſönlich geliebten Emanuel Quint erwacht und alles dies wirkte in jenen Stunden dahin, daß ſie, aufs heftigſte gegen ihren Meiſter erregt, zu entſchloſſenem Handeln bewogen wurden.

„Es geht nicht anders!“ ſagte Krezig, der Handelsmann. „Wir müſſen ihm ſagen, wir wollen endlich beſtimmt Beſcheid wiſſen.“

Dennoch mußten drei oder vier Tage vergehen, bis ſie ſich gegen den Meiſter herauswagten. Dieſer blieb inzwiſchen meiſt allein, empfing auch die wenigen Leute nicht, die jetzt noch kamen, um ſeinen Rat in Lebensnöten zu erbitten, machte einſam weite Spaziergänge, einige Male mit Dominik, aber nur ein einziges Mal mit den Jüngern, die indeſſen im Abſtand hinter ihm bleiben mußten und kaum eines Wortes teilhaftig wurden, und ſchien in Sorgen und Grübeleien verſunken zu ſein.

Man befand ſich im Wirtsgarten eines ländlichen Gaſthauſes, etwa zwei deutſche Meilen entfernt von der Stadt und auf Veranlaſſung Quints war das Mittageſſen durch die Seinen in einem kleinen, mit friſchem Sand beſtreuten Tanzſälchen beſtellt worden, das nach dem Garten zu offen ſtand. Während man unter den Kaſtanien auf und nieder ging, war das Geflüſter der Jünger zu gegenſeitiger Aufmunterung ſtärker und ſtärker geworden und Krezig hatte ſich eben gefaßt gemacht, eine vorbereitende Frage an Quint zu tun, als zur größten Verwunderung, ja zur Freude aller, die Geſtalt des böhmiſchen Joſef durch ein Hintertürchen im Garten erſchien.

Nachdem der Sturm des Empfanges vorüber war, Joſef etwas ſprunghaft auf die Menge an ihn gerichteter Fragen geantwortet hatte und Emanuel das verlorene, ſcheinbar wiedergefundene Schaf ſeiner Herde begrüßt und mit einem durchdringenden Blicke gemuſtert hatte, fing das Geflüſter von neuem an. Quint mußte bemerken, wie die Kreiſe, die ſeine Jünger in lebhaft geſtikulierenden Gruppen um ihn beſchrieben, weiter wurden, ja er befand ſich ſchließlich im Garten allein, indeſſen die Seinen außerhalb um das ganze Anweſen herumſtrichen.

Er ſetzte ſich nieder und lauſchte dem Bienengeſumm, verfolgte den Lärm einer Spatzengeſellſchaft, den Schwalbenflug, ſog Duft von Reſeda und Goldlack ein und hielt einen Maikäfer in der Hand, der abwechſelnd über ihre innere und äußere Fläche krabbelte. Endlich flog der Käfer davon, Schubert, die Scharfs, Schmied John und die anderen tauchten auf und Quinten kam plötzlich das alte unendliche Mitleid mit dieſen ihn hündiſch verfolgenden Leuten an.

Inzwiſchen hatten jene ſich mit Hilfe des böhmiſchen Joſef, auf deſſen in der Ziegelei geäußerte Zweifel ſie jetzt zurückgekommen waren, einen Mut gemacht und, indem ſie vor ihren Verführer und Abgott als feierliche Geſamtheit hintraten, erbaten ſie die Erlaubnis von ihm, eine Anzahl Fragen ſtellen zu dürfen. Sie ward ihnen unverzüglich gewährt.

„Wer biſt Du?“ fragte alſo der erſte Sprecher, Handelsmann Krezig, Emanuel.

„Erſtlich der, der ich mit Dir rede!“ war die Antwort.

„Iſt es wahr, daß Du gottgeſendet biſt?" hieß die zweite Frage. Die Antwort: „Meint Ihr, daß der Satan ſich gegen ſein eigenes Reich ſelbſt bewaffnen wird?"

„Du haſt geſagt, Du biſt Chriſtus! Biſt Du es wirklich?" hieß es weiter. — Die Antwort war: „Du ſagſt es, und Du ſagſt recht daran!"

Da ſprachen ſie zu ihm, indem ſie faſt alle bleich wurden: „Was tuſt Du für ein Zeichen, auf daß wir ſehen und glauben Dir? Was wirkeſt Du?" — „Habt Ihr nicht gehört, was geſchrieben ſteht: es wird dieſem böſen und mirakelſüchtigen Geſchlecht, das die Zeichen der Zeit nicht ſiehet, kein Zeichen gegeben? Warum forſchet Ihr nicht in der Schrift, wo Ihr doch ſelber meinet, Ihr habet das ewige Leben darin?" ſagte Quint.

Schmied John aber ſagte: „Auf das Wort des Heilands ſind böſe Geiſter aus den Menſchen in Säue gefahren. Er hat des Jairus Tochter, den Jüngling zu Nain und Lazarus von den Toten auferweckt. Lazarus roch bereits, er hatte vier Tage im Grabe gelegen. Jeſus verrichtete viele Wunder. Er machte Blinde ſehen, Lahme gehen, Ausſätzige rein."

„Ihr ſeid Toren," ſagte Emanuel. „Ihr, die Ihr ſelber ein Zeichen Gottes ſeid, begehret Zeichen! Das macht der Feind: er hat Euch gegen die Zeichen Gottes überall im Himmel und auf Erden blind gemacht. Würdet Ihr glauben, wenn ich trocknen Fußes über das Waſſer der Oder ginge, die dort fließt? Es ſtehet geſchrieben, des Menſchen Sohn ſpeiſete mit fünf Gerſtenbroten und zween Fiſchen fünftauſend Mann und es wurden davon zwölf Körbe mit Brocken geſammelt, er ging trockenen Fußes über das aufgeregte Meer gen Capernaum und danach glaubten ſie doch nicht an ihn, denn im ſechſten Kapitel des Evangelium Johannes ſteht zu leſen, gleich nachdem dieſe Wunder beſchrieben ſind, im dreißigſten Vers, eben das, was Ihr zu mir geſagt habt: ‚Da ſprachen ſie zu ihm: was tuſt Du für ein

Zeichen, auf daß wir ſehen und glauben Dir? Was wirkeſt Du?“ Die Männer riefen: „Wir würden glauben! Wir würden glauben! Verſuche es!“

Quint redete weiter: „Höret, der Satan ſprach eines Tages zu mir: ‚Mache, daß dieſe Steine Brot werden‘. Des Menſchen Sohn aber antwortete ihm: ‚Der Menſch lebet nicht vom Brot allein‘. Des Menſchen Sohn hat niemals fünftauſend Mann mit fünf Gerſtenbroten und zween Fiſchen geſpeiſet. Ihr Satanskinder! Warum verſucht Ihr mich? Des Menſchen Sohn hat ihnen aber Brot vom Himmel zu eſſen gegeben und hat Euch Brot vom Himmel gereicht und Ihr habt es in die Pfützen geworfen!“ — Sie riefen mit Ungeduld: „Zeige uns dieſes Brot!“

Mit einem tiefen Grauen im Ausdruck, als ob er einem Geſpenſt, dem ewigen Urfeind aus den Tiefen der Zeiten her unerwartet wieder ins Auge ſähe, ſagte Quint: „Ich ... ich ... ich! Ich bin das Brot des Lebens!“

Auf dieſe Worte des Narren in Chriſto trat ein verlegenes Schweigen ein; Krezig aber hatte den Mut es auszuſprechen, wie er ſich nicht erinnern könne an irgendein Brot, das Quint ihnen jemals zu eſſen gegeben, geſchweige, daß ſie es in eine Pfütze geworfen hätten. Alle, ausgenommen die Scharfs, blieben dabei, der Heiland habe Wunder getan, ſowohl an anderen wie an ſich ſelbſt: denn er ſei am dritten Tage nach ſeiner Kreuzigung und nach ſeinem Begräbnis ſogar von den Toten auferſtanden.

„Des Menſchen Sohn hat geſagt: ‚Ich bin die Auferſtehung und das Leben!‘ Er iſt es! Aber er iſt niemals als ein körperlicher Leichnam aus einem Grabe hervorgegangen,“ ſagte Quint. „Ich bin die Auferſtehung und das Leben! Wer es faſſen mag, faſſe es! Wem es aber der Vater gegeben hat, daß er dieſe Worte zu begreifen imſtande iſt, der und der Vater, der und der Sohn, ja der und der Geiſt ſind eins.“

„Herr,“ ſagte Martin Scharf, „rede deutlich mit uns. Wir ſind arme, ungelehrte Leute und verſtehen Deine rätſelhaften Worte nicht. Biſt Du von Deinem Vater geſendet, ſo kann es nicht Dein irdiſcher Vater ſein, den Du meinſt, ſondern nur der himmliſche. Öffne uns einmal nur den Himmel für einen einzigen Augenblick und zeige uns Deinen Vater in ſeiner Herrlichkeit, ſo fallen wir nieder und beten Dich an."

„Martin, ſo lange bin ich bei Euch," ſagte Quint, „und Du kennſt mich nicht? Wie ſprichſt Du denn: zeige uns den Vater? Wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater. Glaubet Ihr nicht, daß ich im Vater und der Vater in mir iſt?"

Sie riefen: „Tue das kleinſte Zeichen, ſo glauben wir! Tue das kleinſte Zeichen, ſo fallen wir nieder und beten Dich an!"

„Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben," antwortete Quint. „Und wer mich ſiehet, der ſiehet nicht mich, ſondern den, der mich geſandt hat. Wer aber den, der mich geſandt hat, nicht ſiehet, der ſiehet auch nicht mich. Wer aber den ſiehet, der mich geſandt hat, der betet nicht an, außer den Vater, und betet nicht anders an, als der Sohn, und ſein Gebet iſt die Kraft der Wahrheit und des Geiſtes allein. Der Satan iſt ein Gewalttäter, der Vater aber iſt kein Gewalttäter! Und wie Ihr noch heute vor Gewalttätern anbetet und im Staube liegt vor den Königen, die da Kinder des Satans ſind, und vor Satan ſelbſt anbetet, ſo ſollt Ihr vor dem Vater nicht anbeten. Der Vater iſt in Euch oder der Feind, und wo er in Euch iſt, nämlich der Vater, ſo weiß er, weſſen Ihr bedürfet in Ewigkeit."

Anton Scharf tobte jetzt in einer überſtürzten Verlegenheit. „Wir haben geglaubt und wir ſind Dir nachgefolgt. Wir haben das Unſere zu Geld gemacht und viele von uns haben ihr Gewerbe und ihr Haus vernachläſſigt. Wir haben Tag für Tag gehofft und ſind des feſten Vertrauens auf eine Offenbarung geweſen. Warum haſt Du uns in die Stadt geführt? Wozu haben wir unſer Geld zuſetzen müſſen? Warum ſind wir in dieſe Löcher des Laſters hinuntergeſtiegen? Warum umgibſt Du Dich mit den Studierten und Vornehmen? Warum haſt Du dem Schuft, der Dich ſchlug, die Hand geküßt und nicht lieber Feuer vom Himmel gerufen, ihn und die ganze Höhle der Unzucht zu verbrennen und auszutilgen?“

„Wiſſet Ihr nicht,“ ſagte Emanuel Quint, „wes Geiſtes Kind ich bin?“ Es war überraſchend anzuſehen, wie durch dieſe enttäuſchten Männer geſtellt, dieſer in die Enge getriebene Tiſchlersſohn trotzdem ſein Meſſiasgewand nicht ablegen konnte.

„Es iſt wahr, Ihr habt mir Euer irdiſches Brot zu eſſen gegeben und ich habe Euch weder Gold noch irdiſches Brot dafür zurückgeſchenkt. Verdammt mich denn, verleugnet mich. Und wenn Ihr meine Worte zwar höret, aber nicht glauben, ſondern verwerfen wollt, ſo werde ich Euch nicht richten. Denn ich bin nicht gekommen, daß ich die Welt richte, ſondern ſelig mache. Ich habe weder Silber noch Gold, noch Brot, das ich Euch zurücklaſſen könnte, aber meinen Frieden laſſe ich Euch. ‚Nicht gebe ich Euch, wie die Welt gibt‘ und nicht ſo, wie Ihr mir gegeben habt. Wer aber nehmen will, was ich gebe, der nehme und habe meinen Frieden.“

Es war zu erkennen, wie durch alle dieſe Reden der wankende, ja faſt zerſtörte Glaube der Landleute nicht geſtärkt worden war. „Tue ein Zeichen,“ riefen ſie durcheinander. „Tue ein noch ſo geringes Zeichen. an dem wir erkennen, daß Du wirklich der von Gott Geſendete biſt!“ Da ſtand Emanuel von dem Gartenſtuhle auf, wo er geſeſſen hatte, und ſprach: „O, Ihr Ungläubigen, des Menſchen Sohn iſt kein Wundertäter, das heißt, kein Gewalttäter. Der Wundertäter iſt ein Gewalttäter. Siehe, die Gerechtigkeit Gottes umgibt Euch wie ein Gewand zum Schutz vor der Kälte. Sie iſt wie ein Dach über Eurem Kopf, zum Schutz vor Hagel, Regen und Schnee und vor ſtürzenden Felsmaſſen. Die Gerechtigkeit Gottes iſt wie ein ſicheres Haus, ſie macht, daß

Ihr aufrecht geht und ſteht und Ihr vor Schwindel und Wahnſinn bewahrt bleibet. Der Wundertäter iſt der Gewalttäter. Nur der Feind will die Mauern der Gerechtigkeit Gottes zerſchlagen und die Dämme vor der Sintflut durchbrechen, der Sintflut, darin Ihr alle erſaufen müßtet. Nur der Feind, ſage ich Euch, will Wunder tun. Des Menſchen Sohn iſt aber kein Wundertäter und alſo kein Gewalttäter, ſondern ein Wohltäter. Sollte er wohl die Wohltat der Gerechtigkeit Gottes antaſten wollen? Wollt Ihr den Sohn gegen den Vater bewaffnen, wo doch der Vater den Sohn am Herzen trägt?

Der Fürſt dieſer Welt iſt ein Gewalttäter. Gott aber iſt kein Gewalttäter. Wenn Ihr Augen hättet zu ſehen und Ohren zu hören, ſo würdet Ihr die Hölle dieſer Welt, die Hölle des Abgrundes dieſer Welt, die Hölle des Gewalttäters durch die Jahrtauſende ächzen, ſtöhnen und heulen hören. Nun alſo: die Gewalttäter haſſen mich, denn ich bringe den Frieden; weil ich aber den Frieden bringe, ſo haſſen ſie mich ohne Urſache. Ihr aber ſollt mich lieben und nicht verwerfen, wie der Fürſt dieſer Welt, denn ich liebe Euch. Werdet Gottes Kinder!

Ich ſage Euch: entzündet Euer Licht an dem Licht, ſolange das Licht bei Euch iſt! Nur eine kleine Zeit iſt es noch bei Euch, dann überfällt Euch die alte Finſternis. Gläubet an das Licht, dieweil Ihr es habt, auf daß Ihr des Lichtes Kinder ſeid.“

Alle dieſe Worte hatten nicht den geringſten Eindruck auf Quintens Jünger gemacht: zu lange war ihre Hoffnung hingehalten, ihre Erwartung und ihre Neugier getäuſcht worden. „Rede deutlich! Wenn Du wirklich biſt, was Du zu ſein behaupteſt: der König in Zion, der König des tauſendjährigen Reichs, ſo kannſt Du es uns durch ein Wort, durch einen Wink Deiner Hand beweiſen.“

„Brechet alle dieſe Kirchen ab,“ ſagte lächelnd Quint, „deren Türme dort aus der Ferne herüberblicken und in zween Tagen will ich eine neue Kirche aufrichten, daß man der alten nur mit Grauſen gedenken ſoll.“

Die Jünger riefen: „Wie können wir denn die Kirchen abbrechen?“ „Da liegt es!“ ſchloß Emanuel Quint mit einer aus dem Lächeln in tiefen Ernſt ſich verkehrenden Zuſtimmung.

Dieſe mißverſtandenen Worte hatten nun wieder auf den Kreis der acht einen gewiſſen Eindruck gemacht. „So ſage uns wenigſtens endlich,“ ſchrie Weber Schubert, „was es mit dem Geheimnis des Reiches Gottes, das Du uns vorenthältſt, für eine Bewandtnis hat!“ „Und was heißt das?“ fragte der Weber John: „Wir haben dies alles hingeopfert und dafür ſoll uns Finſternis, wie Du ſagſt, überfallen?“

Emanuel griff ſich, wie in Verzweiflung gen Himmel blickend, mit beiden Händen gegen den Kopf. „Es ſteht nicht in meiner Macht,“ ſagte er, „Euch aufzuklären. Ich will meinen Vater bitten, daß er Eure Herzen erleuchten ſoll. Wenn Ihr Euch aber dermaleinſt bekehret und ſehend ſeid, wie Ihr jetzt verfinſtert ſeid, ſo werdet Ihr Euch erinnern und werdet erkennen und begreifen alles das, was ich Euch geſagt habe.“

„Werden wir ſterben oder werden wir, die wir Dir nachgefolgt ſind, mit dieſen unſeren leiblichen Augen die Herrlichkeit Gottes und das neue Zion herabkommen ſehn?“ fragten einige.

Quint ſprach: „Habe ich Euch nicht immer wieder geſagt: ohne daß Ihr von neuem geboren werdet, könnt Ihr das Himmelreich nicht ſehen? Und ſeid Ihr von neuem geboren worden? Seid Ihr, geheiligt durch den Geiſt, zu heiligen Menſchen Gottes geworden? Ich habe mich für Euch geheiligt durch den Geiſt und die Wahrheit, damit auch Ihr durch den Geiſt und die Wahrheit geheiligt werdet. Aber Ihr ſeid nicht geheiliget worden und habt Euch ſelbſt nicht geheiliget. Deshalb ſeid Ihr Knechte der Welt. Aber ich bin kein Knecht der Welt. Und ich bin nicht mehr in der Welt, während ich mit Euch rede, die Ihr nichts anderes ſeid als Kinder der Welt. Wahrlich, Ihr habt dem Menſchenſohne gedient, aber Ihr habt ihm gedient um des Feindes willen, habt ihm gedient um des Fürſten willen dieſer Welt. Des Menſchen Sohn aber hat Euch gedient um Gottes willen. Denn auch ich bin gekommen, nicht daß ich herrſche, ſondern diene! Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen ſoll. Aber nur wer aus der Wahrheit iſt, höret meine Stimme. Ihr aber habt Ohren, die nicht hören und Augen, die nicht zu ſehen vermögen. Meine Rede faſſet darum nicht Boden unter Euch. . ."

„Es iſt nicht wahr," lärmten ſie wütend untereinander, „daß ſeine Rede nicht Boden gefaßt hat unter uns. Nur zu ſehr hat ſie Boden gefaßt. Und jeder von uns hat ihm gedient um Gottes willen und nicht gedient um des Teufels willen." Krezig rief: „Vielleicht haben wir Dir gedient, ohne zu wiſſen, um des Teufels willen, denn Du biſt vielleicht ſelber der Antichriſt." „Er iſt ein Narr, er iſt ein Verführer, er iſt der verrückte, verbummelte Tiſchlersſohn," äußerte etwas im Hintergrunde der böhmiſche Joſef, der mager und ſtark verändert war, „er hat uns alle ins Elend gebracht."

„Wer mir dienet," klang die feſte Stimme Emanuels, „der dienet nicht mir, ſondern dem, der mich geſandt hat. Und ich wiederhole Euch: niemand hat teil an des Menſchen Sohn, der nicht vom Vater wiedergeboren iſt. Was vom Fleiſch geboren wird, das iſt Fleiſch, und was vom Geiſt geboren wird, das iſt Geiſt. Gott aber iſt nicht aus dem Fleiſch geboren. Gott iſt Geiſt. Der erſte Menſch iſt gemacht in das natürliche Leben und der letzte Menſch, des Menſchen Sohn, iſt gemacht in das geiſtliche Leben."

So redete Quint, alles zuſammengefaßt vor ihnen ausbreitend, was er ſie jemals gelehrt hatte, mit Dringlichkeit. Aber ſeine Bedränger warfen ihm vor, er habe ſie hingehalten, er habe ſie mit Ausflüchten abgeſpeiſt, er habe niemals anders, als in zweideutigen Gleichniſſen zu ihnen geredet. Und ſie forderten immer wieder, er möge ihnen ſeine Legitimation von Gott vorlegen und wenn Gott wirklich ſein Vater wäre, ſo müſſe es ihm doch ein Leichtes ſein, ſie etwas von ſeiner Herrlichkeit ſehen zu laſſen. „Zeige uns endlich den Vater!“ riefen ſie.

Und Emanuel rang die Hände. „Seid Ihr denn immer noch unverſtändig?“ ſeufzte er. „Habe ich nicht zu Euch geſagt: wer mich ſiehet, ſiehet den Vater? So lange bin ich bei Euch und Ihr kennt mich doch nicht! Wiſſet Ihr nicht, daß der Vater in mir iſt? Der Vater iſt Geiſt und niemand kann den Vater ſehen oder der ſelber vom Vater iſt. Niemand kommt zu mir, außer daß der Vater ihn an mich ziehet. Niemand ſiehet den Vater, als den er ſelber verkläret hat. Sollte ich einem Blinden mit leiblichem Finger den Vater zeigen? ‚Der Wind bläſet, wo er will und Du höreſt ſein Sauſen wohl, aber Du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt‘.“

Achtundzwanzigſtes Kapitel

Einige Dorfleute blickten über den Gartenzaun und wußten nicht, was ſie aus dieſer bald lärmenden, bald flüſternden Menſchengruppe machen ſollten, deren Betragen ſie befremdete. Plötzlich wurde der Weber Schubert durch den Wirt vor die Tür des Hauſes hinausgerufen, wo ſeine Tochter Maria, bleich und atemlos, ihn erwartete. Die Polizei habe Quintens Zimmer im „Grünen Baum“ um und um gekehrt und eine wachſende Volksmenge rotte ſich drohend um das Wirtshaus zuſammen. Man höre Rufe ausſtoßen, daß Quint ein Verbrecher, ein Mörder ſei. Er müſſe fliehen, er dürfe nicht in die Stadt zurückkehren, ſagte ſie. Man würde ihn ſonſt unfehlbar totſchlagen.

Während draußen der Weber Schubert mit ſeiner Tochter verhandelte, hatte Emanuel ſeine Rede fortgeſetzt.

„Zanket nicht, lieben Kinder, liebet Euch untereinander! Hadert nicht mit mir, der ich Euch liebe und geliebt habe, von Ewigkeit. Oder hat jemand größere Liebe als der, der ſein Leben laſſen wird für ſeine Feinde? Wahrlich, es wird die Zeit kommen und iſt gekommen, wo Ihr mich alle allein laſſen werdet. Aber ich bin nicht allein, denn der Vater iſt bei mir. Die Stunde wird kommen und iſt ſchon gekommen, wo Ihr zerſtreuet werdet, ein jeglicher in das Seine, und werdet mich um meiner Liebe willen verwünſchen, verfluchen, verleugnen, die ich zu Euch getragen habe. Kommt, laſſet uns niederſitzen und eſſen, denn die Stunde iſt da und der Abſchied iſt da, den ich von Euch und der Welt nehmen muß: ſie tötet die Propheten und ſteinigt, die zu ihr geſandt werden, die Kinder Gottes zu verſammeln. Lebet wohl. Laſſet uns dieſe letzte Stunde einträchtig beieinander ſein. Sehet, ſchon bin ich nicht mehr in der Welt, Ihr aber ſeid in der Welt. Fürchtet Euch aber nicht! Die Welt kann Euch nicht haſſen, mich aber haſſet ſie, denn ich zeuge von ihr, daß ihre Werke böſe ſind! Kommt! Was hätte ich Euch nicht alles zu ſagen, aber Eure ſchwachen Seelen ertragen es nicht.“

Aus dieſen Worten des Narren in Chriſto ſtrömte eine ſo volle, reine Güte und Zärtlichkeit, daß für den Augenblick der Sturm des Aufſtands beſchwichtigt wurde. Quint faßte Anton Scharf bei der Hand und legte den freien Arm um Schmied Johns Schultern, des ſtarken Mannes, dem ſogleich Träne um Träne der Rührung über die rauhen, behaarten Wangen rann: ſo aber ſchritt er um das von vielen Inſekten belebte, buchsbaumumgebene, bunte und duftende Blumenbeet und nahm als erſter am Tiſche Platz, den Wirtin und Wirt nun fertig gedeckt hatten.

Der böhmiſche Joſef, den es aus irgendeinem Grunde zu wiſſen zog, was es mit der Nachricht, die Schubert erhielt, für eine Bewandtnis hatte, erfuhr nun, vor die Haustür gelangt, von Marte Schubert das gleiche wiederum, was ihr Vater ſoeben erfahren hatte. Wunderlich war die Art, wie er die Nachricht ſchweigend und mit dem vergeblich angeſtrengten Verſuch, irgendein Wort darauf zu ſagen, entgegennahm. Noch waren die drei nicht von der Steinplatte vor der Schwelle ins Innere des Hauſes zurückgetreten, als bereits Dominik und ſeine Geliebte in ſchneller Gangart gelaufen kamen. Sie hatten etwas in Erfahrung gebracht von einem gewiſſen Ehepaar, das, begleitet von einem Geheimkommiſſar, im „Grünen Baum“ erſchienen war, und wie es ſich darum handelte, daß ein junges Mädchen ſeit einigen Tagen verſchwunden war, und man ſeltſamerweiſe von Quint eine Auskunft über ihr Verbleiben zu erhalten hoffte.

Dieſe Nachricht indeſſen mußte die ältere ſein, denn, wie Marta zitternd behauptete, war in der Menge bereits von dem Mord eines Mädchens geſprochen worden: was ſchon in der gleichen Minute von Thereſe Katzmarek beſtätigt wurde, die nach einem verzweifelten, dreiviertelſtündigen Lauf über Feld, auf der Steinbank neben dem Hauſe, mit einem halbunterdrückten Schrei der Erſchöpfung, zuſammenſank.

Sie hatte in der Fabrik, nichts ahnend, wie immer ihre Maſchine bedient, als man den Polizeibericht eines ſcheußlichen Mordes um ſie her zu erörtern begann. Man hatte ein etwa fünfzehnjähriges, augenſcheinlich den ſogenannten beſſeren Ständen angehöriges Mädchen, tot, nicht weit von dem Weichbild der Stadt entfernt, unter den Erlen eines Baches aufgefunden. Zwar zeigte die Leiche keine Verſtümmelung, aber es war doch unzweifelhaft, daß an ihr Mord und zwar mit beſtialiſchen Begleitumſtänden verübt worden war.

Als die Katzmarek ſich wieder ermannt und Dominik und den übrigen in einer gewiſſen Entfernung vom Hauſe dies alles erzählt hatte, wußten mit einem Schlag der Weber Schubert und ſeine Tochter, Eliſe Schuhbrich und Dominik, nicht minder Joſef, daß der Verdacht, der Täter zu ſein, ſich auf niemand als ihren Meiſter gelenkt hatte, ebenſo gewiß aber wußten ſie: ihr Meiſter konnte der Täter nicht ſein. Der Beſchluß, den ſie faßten, ging dahin, die Nachricht Quinten zunächſt zu verſchweigen, und da eine Verfolgung im Augenblick nicht zu befürchten war, Quinten erſt auf dem ſpäteren Gange einzuweihen. Die wirkliche Durchführung dieſes Beſchluſſes beruhte auf der Entſchiedenheit Dominiks, der ferner durchſetzte, daß man Emanuel die Aufklärung derer, die noch nichts wußten, allein überließ.

So ſchwebte denn über der Mahlzeit, die ſchon begonnen hatte, als die Neuangekommenen in den Saal traten, von Anfang an eine gewiſſe Beklommenheit und dieſe nahm zu, als Thereſe Katzmarek, Marta Schubert, Eliſe Schuhbrich, die das bunte Sommerkoſtüm einer Dame trug, Schubert ſelbſt, ſowie Joſef und Dominik ſich ebenfalls an der Tafel niedergelaſſen hatten.

Zwiſchen Quint und Dominik, Quint und Eliſe Schuhbrich wurden herzliche Worte der Begrüßung ausgetauſcht. In Kleidung und Betragen der Liebesleute lag unverkennbar eine beſondere Feierlichkeit. Ihr Weſen hatte etwas Feſttägliches. Sie ſchienen gleichermaßen von tiefſtem Ernſt und von einem heiteren Glück durchdrungen zu ſein.

Außer auf ihnen lag nur noch über Quint die gleiche ruhig-ernſte Feierlichkeit, die durch Äußerungen eines geheimnisvollen Glücks abgelöſt wurden. Dominik ſetzte ſich zur Linken Quints, während Eliſe Schuhbrich, die Kellnerin, den Platz an ſeiner Rechten einnehmen durfte.

Schon im Anfang der Mahlzeit löſte ſich die herrſchende

Schwüle des ſommerlichen Frühlingstags draußen gleichſam in das erſte Murren des Donners auf. Die Jünger, die ſich ſeit langem ſelbſt als die Gemeinſchaft des Geheimniſſes bezeichnet hatten, ſchienen nun wirklich die Mitglieder einer ſolchen Gemeinſchaft geworden zu ſein. Nicht derjenige unter ihnen, der das ſchwerſte Geheimnis in ſich trug und über dem ſich ein anderes Geheimnis wie eine ſchwere Wolke zuſammenzog, nämlich Quint, erſchien am meiſten geheimnisvoll, auch nicht Dominik und die Kellnerin, die außer dem Schrecken, der über Quinten heraufzog, auch noch ein eigenes für ſie ſelber verhängnisvolles Ereignis zu verbergen hatten, das ihnen infolge eigenen Entſchluſſes nahe war: ſondern die übrigen nicht Betroffenen, die einander mit unſtetem Blick, angſtvoll und ſcheu, wie Verurteilte, anſahen, bevor nicht der Wein, den Dominik von dem Gelde der Kellnerin auftragen ließ, ihr Weſen ein wenig zum Guten veränderte.

Nach einiger Zeit, noch ehe draußen der erſte Blitz gezuckt hatte, der erſte Regentropſen gefallen war, erhob ſich Dominik plötzlich, das volle Weinglas haltend, mit einer leuchtenden Freudigkeit. Er ſagte: „Die Welt iſt ſchlecht, die Welt iſt auf Verbrechen geſtellt und was die Menſchen Tugenden nennen, iſt faſt immer nichts als faule Bequemlichkeit. Das Weltweſen wird von Henkern gebildet und das, wodurch es aufrecht erhalten wird, ſind Galgen und Kreuz. Es war aber Kaiphas, der den Juden riet, es wäre gut, daß ein Menſch würde umgebracht für das Volk. Es iſt nicht wahr, daß ſie Halleluja ſingen. Ich habe gehorcht Tag und Nacht, Monate, Jahre lang, aber es war wie ein Sturm, den ich immer wieder von allen Seiten, millionenſtimmig zu hören bekam: Kreuzige, kreuzige!"

Und Dominik fuhr zu entwickeln fort, inwiefern die Welt ihm von Kindesbeinen an feindlich gegenübergeſtanden habe. „Es iſt eine Fremdheit," ſagte er, „zwiſchen Menſch und Menſch, und ich bin ſelbſt im Hauſe meiner Eltern fremd geblieben. Ich verſtehe den Sinn des Lebens, das ſie führen, nicht und ſie verſtehen den Sinn jenes anderen Lebens nicht, wohin es mich mit allen Kräften der Seele zieht. Ich will eher alles andere drangeben, aber ich möchte nicht den reinen Beſitz meiner Seele drangeben, um angenehm unter den Kindern der Welt zu ſein. Man hatte mich in einen Kerker geſteckt und unbarmherzige Kerkermeiſter haben mir meine Seele verſtümmeln wollen! ſie haben ſich vergriffen an mir! Sie wollten mich in den gemeinen, häßlichen Schlamm ihres elenden Daſeins herabzwingen. Ich habe Flügel und Ehrgefühl, ſie aber haben weder Flügel noch Ehrgefühl. Vor Gott ſind ſie Parias und vor den Gewaltigen dieſer Welt ſind ſie ebenfalls Parias. Ich habe Parias zu Lehrern gehabt, die mir meine Flügel abſchneiden, mich vor Gott und Menſchen zum Paria machen wollten. Ich habe ſchlechte, kalte, gleichgültige, bösartige, verruchte, verderbte, gottloſe und niederträchtige Lehrer gehabt, eh ich dieſen erhabenen Lehrer erhielt, der zur Rechten neben mir ſitzt." — Er ſprach es in jünglingshaft naiver Überſchwenglichkeit. — „Dieſer Mann hat mir den freien Gebrauch des Lebens gelehrt, zur Ehre Gottes, des Vaters in uns. Durch dieſen Mann iſt mir und meiner Geliebten, unter dem felſenhaften Druck der Knechtſchaft und Sklaverei, in der wir ſchmachteten, das Myſterium der Freiheit aufgegangen. Die Welt nennt uns Phantaſten: wäre die Welt doch voll ſolcher Phantaſten! Jeder iſt dem Philiſter ein Phantaſt und ihren matten und platten Gefühlen ein Schwärmer, der in einer menſchlich großen Empfindung glüht. Wir ſind keine Pferde für Göpelmaſchinen, auch nicht für Droſchken, auch nicht Automaten für Poſtſchalter oder Anwaltsbureaus, weder Unteroffiziere noch Bahnſchaffner, wir ſind weder praktiſch noch entſprechen wir dem Philiſterbegriff der Nützlichkeit. Sie nennen uns leere Enthuſiaſten und doch iſt das wenige, was das Leben für alle möglich und erträglich macht, durch Enthuſiasmus und durch den

Geiſt erſtritten worden. Wir ſind ihnen untüchtig, aber ich ſchwanke nicht, wenn ich mich zu entſcheiden habe, im Sinne der Welt oder im Sinne Gottes tüchtig zu ſein. Du haſt mich gelehrt, Meiſter, unbehindert von Menſchenfeſſeln und Menſchenfurcht, in Gott frei zu ſein und heiter die Welt und den Tod zu verachten.

Und ſo will ich denn meine Flügel gebrauchen, und die ich lieb habe, ſchwebt mit mir.“

Er trank. Die Jünger Quintens begriffen ihn nicht, aber dieſer ſelbſt und beſonders Eliſe Schuhbrich, taten Beſcheid, an den Gläſern nippend und, wie es ſchien, verſtanden ſie ihn.

Der Schneider und Schmuggler Schwabe ſprang nun auf, der ein wenig getrunken hatte und den es ſeit langem wiederum das erſtemal zum Reden trieb. Er ſprach davon, und zwar mit wachſender Leidenſchaft, wie ſie Emanuel zuerſt in der Hütte der ſterbenden Greiſin getroffen und dann ſeine Straße treulich verfolgt hätten. Er entwickelte ganz nach den glühenden Phantaſien ſeines eigenen Gehirns, welche Hoffnungen Quint in ihnen genährt hätte und wie das Beſte um dieſer Hoffnungen willen durch jeden von ihnen geleiſtet und getan worden war. Der Wahrheit zuwider behauptete er, daß Quint ſie immer wieder von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, auf Erfüllung ihrer Hoffnung, auf die Einlöſung ſeines Verſprechens vertröſtet hätte: auf nichts Geringeres als die Offenbarung ſeiner himmliſchen Herrlichkeit. So hätten ſie denn nur immer gewartet, aber es ſei nichts eingetreten.

„Glaubt Ihr vielleicht,“ rief mit Entrüſtung Dominik, „daß dieſer Mann Gottes ausſchließlich dazu in die Welt gekommen iſt, Euren acht blöden Köpfen den Star zu ſtechen?“

Auf dieſe Worte hin brach unter den Talbrüdern ein allgemeines Toben los. Es war, als habe ſich ein lange geſtauter Strom von Wut, Angſt, Enttäuſchung und Verzweiflung Luft gemacht und raſe über ein Wehr hinunter. Als wenn eine Meute, die mit der ganzen Gier des Blutinſtinktes ſtundenlang ruhelos auf der Fährte geweſen iſt, ſich plötzlich durch das Wild gefoppt und um ſeine Beute betrogen ſieht, kläfften, bellten, ſchrien und heulten ſie durcheinander. Beſonders Krezig, der Handelsmann, kannte ſich vor Entrüſtung nicht. Es war, als ſeien ſie alle gleichzeitig nüchtern und auf eine neue Weiſe verrückt geworden. Es hatte den Anſchein, als hielten ſie über ihren Meiſter von ehedem, als über einen gemeinen Betrüger, das furchtbarſte Strafgericht, wobei Worte wie: „Er hat Gott geläſtert! Er hat die Heilige Schrift entehrt! Er hat Kirchen geſchändet, Abendmahlskelche zerſtört!" und viele ähnliche Reden laut wurden.

Wer weiß, ob ſich die Empörung der Seinen nicht bis zur Mißhandlung Quintens, Dominiks und ſeiner Geliebten geſteigert hätte, wenn nicht die erſte beſchwichtigende und zugleich gebieteriſche Bewegung des falſchen Propheten zufälligerweiſe durch einen gewaltig praſſelnden Donnerſchlag, bei kaum ſichtbarem Blitz, unterſtützt worden wäre. Allein nun wurde es lautlos ſtill, während draußen ein leiſer Regen rieſelte.

„Gott vergibt Euch, denn Ihr wiſſet nicht, was Ihr tut," ſagte Quint — und während die lautloſe Stille andauerte, begann er mittelſt eines Waſchbeckens ruhig jene Zeremonie auszuüben, die an vielen Orten unter der römiſch-katholiſchen ſowie der griechiſch-katholiſchen Kirche üblich iſt: nämlich das ſogenannte Fußwaſchen. Die Jünger waren durch den Donnerſchlag in ihren abergläubiſchen Herzen eingeſchüchtert und diesmal in Unglauben wiederum ſchwankend geworden. Eine Art Grauen hielt ſie gebannt, was durch die Handlung des Meiſters in Hilfloſigkeit und Beſchämung verwandelt wurde. Es war offenbar, daß die eigentümliche Macht ſeiner Perſon noch einmal in alter Weiſe zu wirken begann.

Als Emanuel nach der Reihe bis zu den Füßen des böhmiſchen Joſef gekommen war, ſtarrte ihn dieſer zuerſt mit furchtbaren Augen an, rannte aber, ſchon von den erſten Waſſertropfen, wie von Weißglut berührt, gleich darauf mit Entſetzen davon.

Dies waren Emanuels letzte Worte, als die durch Schrift und Gebrauch überlieferte Zeremonie ihr Ende erreicht hatte: „Ihr nanntet mich Meiſter und Herr. So nun ich, den Ihr Herr und Meiſter nanntet, mich erniedrige, ſo ſollen ſich die Herren, Meiſter und Gewalttäter dieſer Welt vor einander erniedrigen! So ſollt Ihr Euch voreinander erniedrigen: denn ich ſage Euch, wie der Knecht nicht niedriger iſt als ſein Herr, ſo iſt auch der Herr nicht größer als ſein Knecht. Und wer der Geringſte iſt in der Welt, der wird den ewigen Tag des Reiches Gottes in ihm heraufkommen ſehen! Wer aber der Gewaltigſte iſt in der Welt, deſſen Sonne geht unter.“

Neunundzwanzigſtes Kapitel

Emanuel trat in den Garten hinaus, der in der lauen Fruchtbarkeit des Pfingſtregens dampfte. Nachdem Dominik und die übrigen alle Angelegenheiten im Gaſthaus geordnet hatten, folgten ſie ihm. Sie fielen, vor das Gartenpförtchen gelangt, alsbald, durch Quint geführt, in den üblichen Wanderſchritt, der aber nicht in der Richtung auf Breslau einſetzte.

Nach ruhigem Gleichmaß, während man noch im Dorfe ging, beſchleunigten ſich die Schritte Quints. Bald waren, außer Dominik, alle hinter dem Meiſter zurückgeblieben. Auch Eliſe Schubbrich ging ſtill für ſich, um die Eröffnung nicht zu ſtören, die der Primaner Quinten zu machen hatte. Über den Feldern hing Lerchengeſang.

Emanuel ſprach:

„Man füllt nicht neuen Wein in alte Schläuche, ſonſt zerreißt der Moſt die Schläuche und geht verloren. Was ich vor dieſen getan und geredet habe, habe ich getan als Menſchenſohn. Haben ſie nicht begriffen, was ich als Menſchenſohn getan und geredet habe, wie hätten ſie erſt begreifen wollen, wenn ich als der Sohn Gottes vor ihnen geredet und gehandelt hätte. Das Fleiſch iſt willig in ihnen, aber der Geiſt iſt ſchwach.

Ich habe Dich lieb und ich weiß, was Du vor haſt“, ſagte Emanuel zu Dominik. „Siehe, ich bin in Gott neu und jung, aber in der Welt bin ich müde. Ich habe geredet vor tauben Ohren und der Lärm der Welt iſt wie ein Meer, das eines verſchlagenen Schiffers Stimme verſchlingt. Ich bin ihr fremd und ſie iſt mir fremd geblieben.

Mein Leben in dieſer Welt iſt unnütz, nur mein Leben in Gott iſt nicht unnütz. Ich habe des Rufes gewartet, der da ergehen ſollte, vom Vater an des Menſchen Sohn, damit er ſeine Beſtimmung vollende. Ich habe immer wieder gefragt: wann ſoll ich mein Blut ausgießen, meine ſtarke Liebe in die ewige Glut des Haſſes dieſer Welt? Ich habe gefragt: jetzt? jetzt? doch mein Opfer wurde nicht angenommen.

Mit Dir wird Gott ſein, denn wo Du auch hingehſt, treibt Dich die Sehnſucht zu Gott! Aber mich jammert derer, die ich lieb habe und die ich im Ungewiſſen zurücklaſſe.

Aber alles iſt müßig! Meine Worte ſind ohne Kraft vor ihnen. Sie hafteten an Gewalttat, Aberglauben und knechtiſchem Götzendienſt.“

Er ſchwieg und Dominik fing nun erſt mit Vorſicht, dann in beſtimmteren Ausdrücken zu berichten an, was ſich inzwiſchen im Wirtshaus zum grünen Baum ereignet hatte. Emanuel rief Marta Schubert und die Katzmarek heran, aus deren Mitteilungen es ihm wahrſcheinlich wurde, daß das vermißte und möglicherweiſe getötete Mädchen niemand anders als Ruth Heidebrand ſein könne und daß es ihre Eltern, der Obergärtner und ſeine Frau geweſen ſein möchten, die ihn im „Grünen Baum“ geſucht hatten.

Mittlerweile hatte der Weber Schubert, gegen die Abrede, den Verdacht, der auf Quinten laſtete, ruchbar gemacht und wie die Volksmenge ſich Rache heiſchend um das Gaſthaus zum grünen Baum zuſammengerottet habe und als nun Emanuel nach den Seinen zurückblickte und ſie herbei winken wollte, ſah er bereits in großer Entfernung einige Männer quer über Feld davonlaufen und erkannte, wie ihm, außer Dominik und den Frauensleuten, nur noch Martin und Anton Scharf geblieben waren.

Dieſe traten an Quinten heran, deſſen Antlitz, man könnte ſagen einen Ausdruck bitterer, mitleidsvoller Güte zeigte. Sein Auge verfolgte die Fliehenden kummervoll. Zu den Scharfs aber, die geblieben waren, ſprach er die Worte: „Wie denkt Ihr: vermöget Ihr den Feinden das zu glauben, weſſen ich jetzt beſchuldigt bin?“ Die Scharfs aber ſchienen in Angſt verſtört und kaum noch, vor Furcht, Herr ihrer ſelbſt zu ſein. Sie ließen Emanuel ohne Antwort.

Da lächelte Quint, nahm jeden von ihnen in einen Arm und drückte ſie mehrmals an ſich, zwiſchen ihnen mit einem traurigen und faſt väterlichen Lächeln daſtehend. „Was habt Ihr doch,“ rief er mit einer gewiſſermaßen rührenden Luſtigkeit, „ſoviel Liebe, Treue, Glauben, Hoffnung und Tätigkeit an einen Narren in Chriſto vergeuden müſſen!“ Darauf ſagten ſie nur mehrere Male: „Fliehe, Emanuel, fliehe!“ zu ihm.

„Wollt Ihr nicht Euer Kreuz ebenfalls auf Euch nehmen und mit mir gehen?“ fragte Quint und ſie zitterten, ſtatt zu antworten. Er zog ſeine Arme von ihnen zurück, wendete ſich zu Dominik, ſagte die Worte: „Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich!“ und ſchloß, abermals zu den Brüdern gewendet: „Packt Euch! Geht! und laßt mich allein!“

Allein noch konnten die beiden nicht ſchlüſſig werden. Zwar ſahen ſie in Emanuel nun wirklich beinahe nur noch den Höllenfürſten, den Antichriſt, der ſie, ſtatt an die Pforte des Himmels, an den Rand des hölliſchen Abgrunds gelockt hatte. Sie ſchauderten, ſie entſetzten ſich. Noch hielt ſie jedoch die alte innige Zuneigung, die ſie zuerſt an Quinten gebunden hatte. Nachdem ſie jedoch eine weitere Viertelſtunde in der Gefolgſchaft Quintens geſchritten, vergrößerte ſich der innegehaltene Abſtand zwiſchen den Brüdern und ihm immer mehr, ſo daß, als Emanuel ſpäter ſich umwendete, auch von dieſen, ſeinen erſten und letzten Jüngern, keine Spur mehr zu finden war.

An einem gewiſſen Meilenſtein, der zwiſchen alten Pappeln nicht weit von der Mauer eines Gutshofes ſtand, ſagten ſich Dominik und Quint mit einer Umarmung, Quint und Eliſe Schuhbrich mit einem Händedruck Lebewohl. Das Mädchen wollte von Quint nicht ablaſſen. Dominik aber ſagte: „Er will es ſo, und wir müſſen dem Sohne Gottes gehorſam ſein.“ „Lebewohl,“ ſagte Quint, „und doch kommt die Zeit, da wird auch dieſe alte, herrliche, von knechtiſchem Ungeziefer entehrte Erde von Söhnen und Töchtern Gottes bewohnt werden.“

Nach dieſen Worten veränderte, ja verfinſterte ſich Emanuels Angeſicht und die Strenge ſeiner Mienen, ſowie ſein gebieteriſches Wort ſcheuchten, als Dominik und die Kellnerin ihn verlaſſen hatten, nun auch Thereſe Katzmarek und Marta Schubert dermaßen zurück, daß ſie ihm nur aus der Ferne nachſchleichen konnten. Dabei rückten ſich ſeine Schultern zurück, er trug ſeinen Nacken, wie niemals bisher, gerade und trotzig aufgerichtet und ſchien von der Stadt, der er ſich mit entſchloſſener Wendung wiederum zugekehrt hatte und wo doch ſein ſchwerſtes Verhängnis wartete, wie von etwas lange Erſehntem angezogen zu ſein.

Es war ein ungeheurer myſteriöſer Triumph in ihm, als er ſich ungeduldig, faſt eilend Breslau annäherte. Es ſprach in ihm: „Ihr Lauen im Lande, wißt ihr nicht, daß der heilige Geiſt mit Brauſen kommt?“ Und als er in das Bereich der Gaſſen kam: „Feinde, Feinde, wohin ich blicke! Ich bin als Opfer gewürdigt worden!“ Kurz, ihn erfüllte die Wolluſt über die Ohnmacht der Welt, angeſichts des Schreis, den ſeine Seele tat, nach Peinigung, nach dem Martyrium.

In dieſem Zuſtand wurde der Narr in Chriſto, als er am Tore eines wundervollen Gartens vorüberging, unerwartet von dem Maler Bernhard Kurz und von Hedwig Krauſe feſtgehalten Er war, kaum wußte er wie, alsbald ins Innere des Gartens eingeführt und an einem Teetiſch, der unter einer gewaltigen Buche ſtand, einem bebrillten Herrn und einer ſchön gekleideten Dame in mittleren Jahren vorgeſtellt. Es war das Ehepaar Mendel, das auf dieſe Weiſe ſeinen Wunſch verwirklicht ſah, den „neuen Meſſias“ kennenzulernen. Aber es ſchien in dem Manne, den ſie ſahen und der mit Freiheit ſich der grünen Wieſen, der wandelnden Perlhühner, der Roſenhecken und der flammenden Blumenbeete freute, keine Spur von angemaßtem Meſſiastum und Fanatismus vorhanden zu ſein. Es entwickelte ſich, auf eine Zeit von höchſtens zwanzig Minuten zuſammengedrängt, ein Gartenidyll, das in dieſem Kreiſe ſpäter noch oftmals beſprochen wurde. Es war eine kleine Dohle da, die mit ihren geſtutzten Flügeln in unerhörter Neugier um Quint herumhüpfte. Quint trank etwas Tee, und Mendel erzählte ihm aufgeräumt, wie Hedwig Krauſe wohl die beſte Schweſter ſeines Krankenhauſes ſei. Es war zu bemerken: ſie ſahen die Gegenwart Hedwigs gern und der junge und kluge Maler Kurz nahm womöglich ein noch größeres Intereſſe daran. Frau Mendel führte Emanuel Quint in den mit guten Malereien behängten Räumen ihres Hauſes herum und nachdem ſie ihm manchen Kunſtgegenſtand ihrer reichen Sammlung heiteren Herzens gezeigt hatte, brachte ſie eine kleine goldene Doſe auf die Wieſe unter die Bäume des Gartens heraus.

Das Döschen, in deſſen kunſtvollem Goldfiligran die Sonne funkelte, barg ein kleines Wunder in ſich, das Quinten alsbald in Entzücken verſetzte. Nämlich ein winziges, buntes, kaum über erbſengroßes Vögelchen erſchien auf der goldenen Oberfläche des Käſtchens, nach einem geheimen Fingerdruck der Beſitzerin und fing ſogleich da und dorthin komplimentierend, in melodiſcher Luſtigkeit, frühlingshaft zu flöten und zu trillern an, bis es blitzſchnell verſchwand und ein Golddeckelchen zuſchnappte.

Oft ſprachen ſpäter der Maler Kurz und Hedwig Krauſe, die ein Ehepaar wurden, davon, welchen Eindruck das Döschen und der künſtliche, kleine Sänger auf Quinten gemacht und warum es ihn ſo gerührt haben mochte. Er konnte nicht müde werden, immer wieder den kleinen, flügelſchlagenden Stieglitz erſcheinen zu ſehen und ſeinem tapferen Liedchen zu lauſchen. Es war, als horche er mit einer beſonderen Spannung darauf hin, als wäre etwas vom Inhalt des allertiefſten Geheimniſſes in dieſem Döschen und Liedchen verborgen geweſen.

Dreißigſtes Kapitel

Quint erreichte, nachdem er ſich plötzlich und überraſchend aus dem Kreiſe der Mendels losgemacht hatte, unerkannt von der das Gaſthaus umlagernden Menſchenmenge und mitten durch ſie hindurchgehend, den „Grünen Baum“. Er wurde ſogleich feſtgenommen und wiederum durch die Menſchenmenge, die ihn bedrohte und mißhandelte, abgeführt. Sie drohten ihm mit den Fäuſten, ſie ſchlugen, ja ſie ſpieen nach ihm, weil ſie ihn anders nicht erreichen konnten, denn ſie meinten, daß er unter der Maske frommer Heuchelei zu den reißenden Wölfen im

Schafspelz gehöre und der unnatürliche Mörder des fünfzehnjährigen Mädchens ſei.

Auf dem Polizeikommiſſariat wurde der Gefangene den inzwiſchen herbeigerufenen Eltern der kleinen Ruth vorgeſtellt, die natürlich ihren ehemaligen Pflegling ſogleich erkannten. Dieſe beiden, in ihrer Gebrochenheit, erſchütterten Quint, freilich, ohne daß man bei der Totenbläſſe ſeines ruhigen Angeſichts und da er auf alle Fragen ſchwieg, äußerlich etwas davon bemerken konnte. Selbſtverſtändlich wurde das Schweigen durchaus nicht zu ſeinen Gunſten ausgelegt.

Man war im Miltzſcher Kreiſe wie von einem Drucke befreit geweſen, als der Narr des Gurauer Fräuleins, unmittelbar nach ſeiner Feldpredigt, aus der Gegend verſchwunden war. Einige ſagten, ſeine Mutter habe ihn abgeholt, andere, ein Methodiſtenprediger habe ihn aufgegriffen und nach Amerika übergeführt, wo ſolche Bekenner, wie er, ſehr geſchätzt ſeien. Nach einigen Wochen redete man nur noch bei den Heidebrands und beim Lehrer Krauſe zuweilen von ihm.

Ruth war in das Haus ihrer Eltern zurückgekommen. Aber ſie trug ein befangenes und verſchleiertes Weſen zur Schau, das ihre Eltern in Sorgen hielt und alle Bemühungen des jungen Beleites, wieder auf den alten vertraulichen Fuß des Verkehrs mit ihr zu gelangen, vereitelte. Die Leidenſchaft dieſes armen Jungen wuchs, je träumeriſcher und myſteriöſer das Kind ihm begegnete. Das Mädchen war aber undurchdringlich in ſeiner Verſchloſſenheit.

So geſchah es, daß man von dem Verſchwinden der kleinen Ruth eines Tages vollkommen überraſcht werden konnte. Als man ſie eines Morgens wecken wollte, fand man nämlich ihr Zimmerchen leer, ihr Bett unberührt und konnte, trotz allen verzweifelten Suchens, das man ſogleich allgemein anſtellte, nirgendwo, weder im Gaſthof, noch im Park, weder in Scheunen, Ställen, noch Oberböden eine Spur von ihr auffinden.

Auf einem gewiſſen Balken, hoch oben in einer mit Weizen angefüllten Scheune, ſaß nämlich das Mädchen, das überhaupt gern verſteckte Plätze aufſuchte, ein Bein übers andere geſchlagen, Stunden, ja halbe Tage lang. Sie las dort, bei einem ſchmalen Strahl, der durch eine Luke des Daches drang, in einem mit Goldſchnitt verſehenen, durch viele fromme Buchzeichen geſchmückten Teſtament, das Paſtor Beleites ihr zum Feſte der Konfirmation geſchenkt hatte. Man kannte zum großen Teil die Lieblingsplätze, die ſie in ihrer Neigung zur Einſamkeit und zu ungeſtörter Lektüre bevorzugte, hatte aber ſchließlich doch alle vergeblich nach einer Spur des Mädchens durchſucht.

Man ſagte ſich, da man von Anfang an mit der ſchlimmſten der Möglichkeiten, dem Tode des Mädchens, rechnete, ſie möchte vielleicht auf dem Balken der Scheune eingeſchlafen und in die wohl dreißig Meter tiefen Getreidelagen, in denen ja Höhlen vorhanden waren, hinabgerutſcht und verſchüttet ſein. Man ſandte Knechte und Mägde hinauf und ließ viele tauſend Garben abtragen. Man durchſuchte den Schloßteich, weil man auch den Gedanken an einen Anfall ſchwerer Melancholie und Geiſtesumnachtung nicht gänzlich abweiſen durfte. Auch konnte Ruth, die zuweilen im Nachen die Schwäne fütterte, an der ſogenannten tiefen Stelle des Weihers verunglückt ſein. Gärtner und Förſter durchſuchten den Wald, weil es bekannt war, wie Ruth zuweilen leſend in irgendeinem alten Baumwipfel, ebenſo wie in der Scheune, Stunden zubrachte.

Endlich verfielen alle auf Quint und man hielt es für wahrſcheinlich, Ruth könne in ihrer Schwärmerei aufs Geratewohl in die Fremde gezogen ſein, um ihr Idol wieder aufzuſuchen.

Leider fand man, wie es in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, den einzigen Anhalt nicht, der vielleicht zur Entdeckung der kleinen Ruth und zu ihrer Rettung geführt hätte. Es hatte ſich nämlich ein überaus häßlicher Kerl vor Wochen auf dem Gutshofe eingeſtellt und war in Arbeit genommen worden. Man hätte ihn eigentlich kennen müſſen, da es derſelbe böhmiſche Joſef war, der Quinten ehemals in das Gärtnerhaus eine Nachricht gebracht und den man auch am Tage des großen Skandals in Quintens Nähe bemerkt hatte: aber da er nur auffallend häßlich, im übrigen nichts als ein ſtiller, tüchtiger Arbeiter war, auch, als er erſchien, bereits der Oſtervorfall nicht mehr erörtert wurde, achtete man ſeiner weiter nicht.

Es fiel auch nicht auf — Ruths Flucht war am Sonntagmorgen entdeckt worden! — daß der häßliche, kleine Wicht, der am Sonnabendabend ſeinen Wochenlohn, wie alle übrigen Gutsarbeiter, empfangen hatte, am Montagmorgen nicht wiederkam. Fand doch ein immerwährender Wechſel ſtatt, ſo daß ein fehlender Arbeiter zuweilen durch drei bis vier neue, die friſch eintraten, erſetzt wurde. Hätte man aber am Montagmorgen das Fernbleiben jenes Pudelmenſchen bemerkt und mit dem Verſchwinden Ruths in Verbindung gebracht, ſo wäre man, wie ſich ſpäter ergab, wahrſcheinlich ihrer, noch lebend, am gleichen Tag auf der Spur des Halunken habhaft geworden. So aber wußte man am Dienstagabend weder etwas von ihm, noch von Ruth, noch von Emanuel Quint, als die telegraphiſche Nachricht von der Ermordung eines jungen Mädchens in der Nähe von Breslau alle Zweifel auf einmal durch die kalte, grauenvolle Gewißheit verſtummen ließ.

Die Nachricht, die begreiflicherweiſe von den Eltern und dem jungen Beleites in einem an Wahnſinn grenzenden Zuſtand mühſam entziffert wurde, machte über die Kleidung der Toten Angaben. Schwarze Knöpfſtiefel, braune Strümpfe, weiße Strumpfbänder, Unter- und Oberkleider waren genannt. Ein grüner, fußfreier Lodenrock, ein Jackettchen von gleichem Stoff und derſelben Farbe. Braune Handſchuhe, ein brauner Hut, ſo und ſo gezeichnetes Hemd, ſo und ſo gezeichnetes Taſchentuch bildeten weitere

Erkennungszeichen. Das Alter der Toten wurde zwiſchen vierzehn und ſiebzehn, ihre Geſtalt als ſchlank und mittelgroß angegeben. Endlich hatte man, nach dem Bericht, in ihrer Nähe ein Neues Teſtament, das Geſchenk eines Paſtors Beleites an Ruth Heidebrand, aufgefunden.

Dieſes Stückchen Papier mit den blauen Schriftzügen ſchlug wie mit furchtbaren eiſernen Hämmern auf die Köpfe und Herzen derer los, die es in Händen hielten. Ein Kragen aus Katzenfell war genannt. Frau Heidebrand eilte ſofort, mehrmals zuſammenbrechend, die Treppe hinauf, nach Ruths Kleiderſchrank. Der Kragen war fort. Sie ſah die Freude des Kindes aufhüpfen an jenem elften Geburtstag Ruths, wo das beſcheidene Fellchen unter den anderen Geſchenken auf dem Tiſch zwiſchen den elf brennenden Kerzen und der größten, dem ſogenannten Lebenslichte des Töchterchens, lag. Für immer waren nun das Lebenslicht ſowie alle übrigen Kerzen ausgeblaſen.

Da nun alſo die Fragen der ſchwergeprüften Eltern von Emanuel auf dem Polizeibureau nur durch Schweigen beantwortet wurden, beſtärkte ſich der Verdacht ganz allgemein, er müſſe, ſofern er nicht ſelber der Mörder war, jedenfalls irgendwie mit dem Morde in Verbindung ſtehen. Es war herzzerreißend, wie die verwaiſte Mutter, Frau Heidebrand, ihre unwiederbringlich verlorene Tochter in allen Tönen der Verzweiflung und qualvollen Wut von Quint zurückforderte. Herr Heidebrand ſelbſt war ſtill und gefaßt und ſah, wie er ſagte, dieſe ſchreckliche Heimſuchung als eine verdiente Strafe des Himmels an.

Emanuel wurde in das Unterſuchungsgefängnis, das ſich in einem Ziegelrohbau, dem ſogenannten Inquiſitoriat, befand, eingeliefert, wo er gebadet und in eine Zelle allein geſteckt wurde. An mehreren folgenden Tagen ward er dem mit Unterſuchung des Falles betrauten Richter vorgeführt, der aber nicht einmal das Unumgängliche über ſeinen Namen, Geburtsort und -tag aus ihm herausbrachte. „Wenn Sie nicht reden,“ ſagte der Richter zu ihm, „ſo kann das, falls Sie unſchuldig ſein ſollten, höchſtens zu Ihrem Schaden ſein.“ Hätte Emanuel auch nur einen Namen aus dem Kreis ſeiner Jünger genannt, ſo wäre ein Anhalt gegeben und die Unterſuchung beſchleunigt worden. Je genauer und je ausführlicher er ſeine Angaben gemacht haben würde, um ſo eher hätte man ſeine Unſchuld an den Tag gebracht. Allein es ſchien beinahe, als ob er wünſche, unſchuldig für ſchuldig erklärt zu ſein.

Da Emanuel einen privaten Anwalt für ſeine Sache, ja überhaupt einen Anwalt nicht heranziehen wollte, hatte man ihm, wie es üblich iſt, einen Verteidiger von Amts wegen zur Seite geſtellt. Aber auch dieſer Mann konnte aus Quinten nichts herausbringen. Zwar ſagte er nicht, daß er ſchuldig wäre, aber ebenſowenig irgend etwas, wodurch unzweideutig auf ein Bewußtſein von Unſchuld zu ſchließen war.

Der Staatsanwalt glaubte an ſeine Schuld. Er hatte viele Zeugen verhört und es war ihm gelungen, die ſeltſame Laufbahn Emanuel Quints wenigſtens teilweiſe aufzulichten. Die Scharfs, die Haſſenpflugs, der Agitator Kurowſki, Bruder Nathanael Schwarz, der Müller Straube, die Paſtoren Schimmelmann und Schuch ſtanden bereits in ſeinen Akten und er hatte, in einer erheblichen Anzahl von Protokollen, ſehr viele, wenig günſtige Zeugniſſe gegen Quint zuſammengebracht.

Der Kern ſeiner Meinung über Quint hatte ſo ungefähr dieſe Geſtalt gewonnen:

Der Delinquent hatte außerehelich das Licht der Welt erblickt. Der Vater wurde von ſeiner Mutter nicht genannt und blieb alſo unbekannt. Man weiß, wie die große Mehrzahl dieſer nicht wohlgeborenen Kinder auf verſchiedenen Wegen, beſonders auf dem Wege des Verbrechens, zugrunde geht. Auch der

Staatsanwalt wußte das. Mit Arbeitsſcheu, alias Faulheit, war nun im Falle, der vorlag, wie ſo oft, der erſte Schritt auf der Bahn des Verbrechens gemacht worden. Der Stiefvater Quints, der Bruder Quints, ja ſelbſt die rechte Mutter des Menſchen, dieſe unter einem nicht endenwollenden Tränenſtrom, erbrachten dafür die Beſtätigung.

Der Müßiggänger, der zu Hauſe nicht gerne ſein mochte, weil er dort zur Arbeit angehalten zu werden fürchten mußte, fing zu vagabondieren an. Dies war ihm aber endlich ebenfalls unbequem und er ſagte ſich, vielleicht durch ſchlechte Geſellſchaft angeregt, daß er die gläubige Einfalt ſeiner Mitmenſchen durch irgendeinen dreiſten Schwindel ſich nutzbar machen müſſe. Dies gelang ihm über Erwarten und er niſtete ſich in zyniſcher Weiſe bei den Brüdern Scharf als Schmarotzer ein. Mit ſyſtematiſchen Schwindeleien hatte er nun die leichtgläubigen Webersleute ſeinen Zwecken dienſtbar gemacht, ſo daß er ſie in ihrer Verblendung nach und nach, dem raffinierteſten Hochſtapler gleich, um ihr ganzes Vermögen prellen konnte. Er wurde gefaßt und per Schub nach ſeiner Heimatsgemeinde zurückgebracht. Er hatte ſich irgendwie den Beruf eines Heilkünſtlers angemaßt, wie denn ſolche Leute und geborene Scharlatane, einmal entlarvt, um neue Mittel zu neuen Betrügereien niemals verlegen ſind. Er ging noch weiter, er gab ſich, in ſeinem Zynismus ſelbſt vor dem Heiligſten nicht zurückweichend, für einen Wundertäter, für einen Apoſtel, ja für den wiedergekommenen Chriſtus ſelber aus, womit er ſich, obgleich im beſchränkten Kreiſe, den größten Betrügern aller Zeiten anreihte. Da aber empörte ſich der geſunde Sinn ſeines Heimatsorts, ſo daß er über einen Denkzettel, leider einen, der nicht durchgreifend war, zu quittieren hatte.

Jetzt nahm ſich eine allgemein verehrte Dame in chriſtlicher Liebe ſeiner an und man ſuchte den Menſchen, unverdienterweiſe, mittelſt der Langmut vieler ehrenwerter und geachteter

Perſönlichkeiten, in ein beſcheidenes und geordnetes Daſein zurückzuleiten. Man umgab ihn in Miltzſch und Umgebung mit vieler, zwecklos vergeudeter Liebesmüh. War doch die Geſinnung des entſchloſſenen Parvenus — was er in jenen Tagen war! — inzwiſchen durch ſozialiſtiſche, anarchiſtiſche und nihiliſtiſche Ideen heimlich noch tiefer vergiftet worden. Zum Dank für genoſſene Wohltat knüpfte dieſer Dorftartuff eine unerlaubte Beziehung mit der kaum konfirmierten Tochter ſeiner Wohltäter an (sic! der Beamte zögerte nicht, zugunſten ſeines Kalkuls auf die Tote einen Schatten zu werfen), die er, mit der ihm eigenen Routine, auf Grund ihrer kindlich gläubigen Urteilsloſigkeit ganz in ſeine Gewalt bekam.

Aus dem weiteren Verlauf der Lebensſchickſale Quints ſchloß der öffentliche Ankläger auf ſeine Gefährlichkeit. Er hatte ſtaatsgefährliche Äußerungen, die der Betrüger laut vieler beſtimmter Zeugenausſagen öffentlich immer wieder getan hatte, ſorgſam zuſammengetragen. Sie waren unter den Spitzmarken: Gegen die Monarchie! Gegen die Religion! Gegen die Kirche! Gegen den Staat! rubriziert. Quint hatte ſich für die freie Liebe erklärt und mit Entſchiedenheit gegen das Privateigentum, wobei, was die Sache nur noch verſchlimmerte, das chriſtliche Mäntelchen herhalten mußte.

Der Staatsanwalt hatte den Schlächtermeiſter und Wirt vom „Grünen Baum“, ſowie den Reſtaurateur und Geſchäftsinhaber des „Muſenhain“ verhört oder verhören laſſen und beſonders das Protokoll des ſogenannten ſchwarzen Karl war von allen für Quint das am meiſten belaſtende. Der Beamte ſagte, ſelbſt das Gefühl dieſes nicht gerade muſterhaften Chriſten habe ſich gegen die Blasphemien dieſes Menſchen aufgebäumt.

Der unterſuchende Richter ſowie der offizielle Anwalt waren von der Schuld Emanuels nicht überzeugt, trotzdem man bei der Leiche Ruths, und zwar unter dem Hemd, auf bloßer Bruſt, einen Brief gefunden hatte, der „Emanuel Quint“ unterſchrieben war und das Mädchen nach Breslau in Quintens Umgebung, mit einigen ſchwülſtigen, überſpannten Phraſen, die von der Nähe des neuen Ziens faſelten, lud. Der Staatsanwalt gab zwar zu, der Brief ſei von dem Delinquenten ſelbſt vielleicht nicht geſchrieben, da er eine unbeholfene Hand zeigte, die den Quintſchen Schriftproben unähnlich war, aber er meinte, er wäre diktiert worden. Er behauptete ferner: es ſei bezeichnend für die tiefe Verderbnis Quints, wenn er wirklich nur durch Gelegenheit zu dem widernatürlichen, beſtialiſchen Morde gekommen ſei, daß er den traurigen Mut beſeſſen habe, das wohlerzogene Kind in jene Laſterhöhlen herbeizulocken, jenen Sumpf, der hier in der Stadt das Element ſeines Daſeins geweſen war.

Nun alſo: Unterſuchungsrichter und Verteidiger teilten dieſe Anſichten nicht. Man hatte Quinten den Brief gezeigt und auch daraufhin nur ein Schweigen zur Antwort erhalten. Eines Tages boten ſich Rittergutsbeſitzer Glaſer, Geheimrat Mendel und Maler Kurz als Zeugen dafür an, daß ſie Emanuel Quint der ihm zur Laſt gelegten Tat nicht für fähig hielten. Dies tat Herr Glaſer, obgleich ſein Sohn durch Quint, an jenem Abend im „Muſenhain“, arg verwirrt und betört worden war. Er hatte nämlich von Benjamin am nächſten Tage einen ausführlichen Brief erhalten, worin er in aller Form auf ſeine künftige große Erbſchaft verzichten wollte, war daraufhin nach Breslau gereiſt und hatte gefunden, wie ſein Sohn in ſeinem Entäußerungsdrange bereits den Inhalt ſeiner hübſchen Wohnung zur Hälfte verſchenkt hatte. Er lachte, packte ihn auf und ſchickte den jungen Menſchen mit einem ſeiner Freunde, einem jungen Arzt — und zwar unter deſſen Verantwortung! — nach dem Haag und ſpäter auf eine Nordlandreiſe.

Dominik und Eliſe Schubbrich waren tot in einem kleinen Wäldchen draußen, unweit der Oder, gefunden worden. Sie hatten, nach Übereinkunft, mit eigenem Willen dort ihrem Leben ein Ziel geſetzt. Eine Kugel aus dem Revolver Dominiks hatte die Geliebte, eine zweite ihn ſelber hingerafft. Er lag, als beide, erſt einige Tage nach der Tat, von polniſchen Flößern entdeckt wurden, mit ſeiner Stirn auf Eliſens Bruſt.

Natürlich belaſtete dieſer Vorfall Quint, beſonders als man nach einiger Zeit genügende Anhaltspunkte zu haben meinte, in Quint den Verderber und Verführer auch dieſer Jünglingsſeele zu ſehen. Der Häftling wurde denn eines Tages auch dem Vater Dominiks, einem Poſtbeamten, vorgeſtellt, der übrigens ohne ſichtbare Zeichen der Trauer, ausgenommen den ſchwarzen Krepp um den rechten Arm, den Toten und ſeine Handlungsweiſe mit trockenen, harten Schlüſſen verurteilte.

Wie er den Sohn nun einmal betrachtete, ſchien er eher durch ſeinen Tod von einer quälenden Sorge befreit, als betrübt zu ſein. So lange er lebte, hatte er einen Teil ſeines ſchmalen Gehalts für ſeine Erziehung abtreten müſſen, was ihm ein immerwährender Anlaß zur Entſagung, ſowie des Kummers und Ärgerniſſes war: eine Tatſache, die er dem Sohne bei jeder Gelegenheit ohne Umſchweife deutlich machte.

Quint ſchüttelte ſich, nachdem der rechtliche und korrekte Beamte gegangen war, als ob ihn ein phyſiſcher Ekel anwandele. Seine Aufſeher gaben an, er habe bei dieſer Gelegenheit laut geſagt, daß nichts den Menſchen ſo klein und verrucht mache, als die Sorge ums tägliche Brot.

Dieſelben Aufſeher konnten bei einer andren Gelegenheit, in der Gebundenheit ihrer Meldungspflicht, ihrer Entrüſtung über den Empfang, den Quint im Sprechzimmer ſeiner verzweifelten Mutter bereitet hatte, kaum genügenden Ausdruck verleihen. Die Mutter ſchrie und fragte den Sohn ein übers andere Mal: „Junge, haſt Du das wirklich getan?“ womit ſie den Mord des Mädchens meinte. Ohne daß ſie nun aber eine Antwort erhalten hatte, nahm ſie, nach ihren Reden zu ſchließen, die Schuld als erwieſen an und überhäufte den Sohn mit Anklagen, ſowie mit Vorwürfen wegen ſeiner leider von jeher an den Tag gelegten Unfolgſamkeit. Alles ſei nun, behauptete ſie, eingetroffen, wie es der Stiefvater, wie es der Bruder, ja wie ſie ſelbſt es ihm prophezeit habe und er könne darüber nun nicht weiter verwundert ſein.

Als ſie nun ſagte: „Du haſt es Dir zuzuſchreiben, wenn Deine arme Mutter mit Schande und Gram in die Grube fährt,“ rief der gefeſſelte Häftling plötzlich: „Weib, wer biſt Du? Ich kenne Dich nicht! Ich bin von oben herab und Du biſt von unten her! Willſt Du den Leichnam wieder nehmen, den Du geboren haſt, ſo gedulde Dich! Bald werfe ich auch das letzte, was an mir irdiſch iſt, hinter mich.“ Er bat dann die Wärter, ſie möchten ihn in die Zelle zurückbringen.

Man weiß, wie Gefangene durch die Wände, von Zelle zu Zelle ſich mittelſt Klopfens verſtändigen. Die ſechsundzwanzig Buchſtaben des Alphabets werden, je nach Bedarf, mit ſo viel Schlägen bezeichnet, als die Nummer beträgt, die jeder von ihnen in der geſamten Reihe inne hat. So wurden die unfreiwilligen Bewohner des Unterſuchungsgefängniſſes und vieler anderer Zellen auf Flügel B. durch die ſeltſame Nachricht eine Zeitlang beluſtigt und aufgeregt, die mit Klopfſignalen von unten, von oben, von rechts und von links durch die Wände drang: nämlich, daß Chriſtus ſelbſt in einer der Zellen zugegen wäre.

Die humoriſtiſche Tatſache hatte allmählich ihren Weg über die Aufſeher zum Bureau des Inſpektors gemacht, der ſie gelegentlich ſeinem Schwiegerſohn, einem Maſuren, der an dem gleichen Inquiſitoriat Gefängnisgeiſtlicher war, lachend mitteilte. Lange wußte man nicht, in welcher Zelle der Urſprung des Unfugs zu ſuchen war. Es ging hier mit dem gebenedeiten Namen ähnlich, wie es mit dem Maulwurf in der Tragödie geht: „hic et ubique, wühlſt ſo hurtig fort, o trefflicher Minierer!“ Er war hier und da und war überall, ohne daß man den geſpenſtiſchen Träger betreten konnte.

Endlich fiel es dem Geiſtlichen ein, den des Mordes verdächtigen Quint in ſein Amtszimmer führen zu laſſen, einen überaus behaglichen Raum, der natürlich innerhalb des Inquiſitoriates gelegen war. Der Geiſtliche liebte Gefängniskoſt und verſäumte ſelten ſich von dem allgemeinen Graupengericht zur Stillung ſeines maſuriſchen Appetits etwas auftragen zu laſſen. Er löffelte gerade, das Taſchentuch vor die Bruſt geſteckt, als Emanuel zwiſchen zwei Aufſehern bei ihm erſchien.

„Kinder,“ rief er, „ſolche Suppe! Ihr wißt ja gar nicht, wie gut Ihr es habt. Früher legte man Euch auf Latten und fütterte Euch mit unſauberem Waſſer und ſchimmligem Brot.“ Er war aufgeräumt und wollte verſuchen herauszubekommen, ob Emanuel nicht der Urheber des Chriſtusunfugs wäre, der nachgerade das ganze Gefängnis rabiat machte. Vielleicht legte der, wie aus den Akten erſichtlich war, verſtockte Menſch, bei ſeinem chriſtlichen Tick, dem Geiſtlichen ſogar in der ſchweren Schuldfrage am eheſten ein Geſtändnis ab.

Einſtweilen hatte er aber noch die Seelſorge eines Mädchens zu vollenden, die wegen Mord ihres Kindes zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Nur mit knapper Not war die Ärmſte dem Henker entgangen. Man hatte ihr und ihrem Kinde in fünf, ſechs Gemeinden rundweg das Domizil verweigert. Für die Not und die Tat des einfachen Landmädchens trugen Geſellſchaft und Staat die Verantwortung, ohne ſich deſſen, ganz wie ein gewiſſenloſes Individuum, in Trägheit und Gleichgültigkeit bewußt zu werden. Der Staat aber hatte ſeine Schuld durchaus nur durch ein neues Verbrechen, das er ſich ſelbſt ſanktionierte, an dem Mädchen wettzumachen gewußt.

Die Verurteilte weinte ſeit vielen Wochen. Sie wollte nicht leben und hatte verſchiedene Selbſtentleibungsverſuche gemacht. Zum Paſtor geführt, hatte ſie nur immer zerknirſchte und verzweifelte Fragen an ihn wiederholt, ob ſie wohl irgendwie Ausſicht habe, ihr Kindchen im Jenſeits wiederzuſehen. Alles andere erſchien ihr gleichgültig. Sehnſucht nach ihrem Kinde allein war es, was immer neue Tränenſtröme in ihre vom Weinen faſt erblindeten Augen trieb. Der ſogenannte Kalfakter, ein Sträfling, brachte die Graupenſuppe hinaus und als ſich der Paſtor, ſchon in Gedanken bei Quint, der Verbrecherin zuwandte, ſagte dieſe ſeufzend: „Ich weiß nicht, warum gerade mich das Schickſal ſo geſchleudert hat?“ — „Was? Schickſal geſchleudert?“ donnerte daraufhin der Paſtor und im nächſten Augenblick flog, von ſeinem herkuliſchen Arm geſchleudert, ein Stuhl buchſtäblich gegen die Wand. „Ich kann einen Stuhl ſchleudern,“ ſagte er, „aber das Schickſal kann keinen Menſchen ſchleudern. Gott hat ihm dazu die Macht nicht gegeben. Aber er hat dem Menſchen den freien Willen gegeben, hinter das Böſe die Strafe, hinter das Gute aber den Lohn geſetzt. Nicht das Schickſal trägt, ſondern Du allein trägſt vor Gott und Menſchen, Deines Verbrechens wegen, die Verantwortung. Dein Kind wird am jüngſten Gericht gegen Dich zeugen.“

Der Paſtor zog einen elfenbeinernen Zahnſtocher aus ſeiner bis an den Hals zugeknöpften ſchwarzen Weſte hervor und reinigte ſein prachtvoll weißes, negerhaft geſundes Gebiß damit, während das Mädchen, das in Verzweiflung ihr Kind getötet hatte, erſchrocken mit plötzlich trockenen Augen voll Grauen in ſich zuſammenkroch. Vor einem Jahre war die arme zwanzigjährige Jungfrau noch ſchön geweſen, heute erſchien ſie zuſammengekrochen, knöchern, unſchön und greiſenhaft ausgehöhlt. War es nun deshalb, weil die ſeltſam wiſſenden, großen Augen des anderen Sträflings, Emanuels, unverwandt auf ihr geruht hatten, oder hatte ſie überhaupt das wirre Bedürfnis, bei irgend jemandem um Gnade zu flehen: kurz, indem ſie abgeführt wurde, hatte ſie unverſehens ihre brennend ſaugenden Lippen auf Emanuel Quintens gefeſſelte Hände gedrückt.

Der Paſtor war ſprachlos. Er hielt den Zahnſtocher wie einen gen Himmel weiſenden Finger in der Hand. Es war ihm geweſen, als wenn jemand die deutlichen Worte: „Weib, Deine Sünden ſind dir vergeben!" geſprochen hätte. „Das wäre noch beſſer," fuhr er los, „wenn hier, im Zimmer des Paſtors, ein Schlingel, der beinahe des Mordes überwieſen iſt, die ungeheure Dreiſtigkeit haben wollte, mit dem Worte Gottes Unfug zu treiben. Verſteht Er mich? Er Kujon! Er Patron!" — und er brachte ſein glattraſiertes, mit breiten Backenknochen und Kinnladen verſehenes Angeſicht dicht an Quint — „verſteht Er mich? Schindluder treiben wir hier mit den heiligſten Dingen nicht!"

„Raus!" ſchrie er. „Das geht denn doch über alles, was mir irgendein Zuchthäusler jemals in dieſem Raume geboten hat, weit hinaus. Lanek," wandte er ſich an den Oberaufſeher, „bitte, melden Sie dieſe Perſon! Raus mit dem Menſchen, ich kann ihn nicht ſehen! Soll ich mir etwa von dieſem Abſchaum das Heiligſte in den Kot ziehen laſſen? das Erhabenſte, was überhaupt in mir iſt? Nein! Das liegt außerhalb meiner Amtspflichten."

„Schauen Sie doch mal unten nach," ſagte der Paſtor gleich darauf ſehr ruhig zum Kalfaktor, als er allein mit ihm im Zimmer war, „ob meine Frau beim Herrn Inſpektor iſt; ſie wollte mich nämlich zum Gartenkonzert in den ‚Zwinger' abholen." Der Kalfaktor ging und der Kirchenmann zündete mit Behaglichkeit ſeine Zigarre an.

Und es wurde noch einige Wochen lang unterirdiſch von Zelle zu Zelle die Nachricht gepocht, daß Chriſtus ſelbſt im Gefängnis zugegen wäre. Die Wände vibrierten und bebten eine Zeitlang, aus der myſteriöſen Quelle geſpeiſt, von den Worten des echten Heilandes, unter denen der Satz „Was ihr getan habt einem meiner geringſten Brüder, das habt ihr mir getan!“ immer wieder kam. Die Steine ſprachen: „Fürwahr, er trug unſere Krankheit und nahm auf ſich unſere Schmerzen, aber wir hielten ihn für den, der von Gott geſchlagen und gemartert wurde.“ Die Steine ſprachen: „Sie haben Chriſtus verachtet, gehaßt, verkannt, verfolgt, verflucht, verhöhnt, geſchlagen, angeſpien, unſchuldig eingekerkert und ans Kreuz geheftet! Er ward zwiſchen den Mördern aufgehängt und unter die Verbrecher gerechnet.“ So und ähnlich ſprachen die Steine fort, aber der Direktor der Anſtalt meinte, man tue am beſten, des im Grunde harmloſen Unfugs nicht weiter zu achten.

Mittlerweile wurden durch eine Fabrikarbeiterin, namens Katzmarek, gewiſſe Tatſachen zur Kenntnis der Behörde gebracht, die nach und nach den Verdacht des Mordes einigermaßen von Emanuel ablenkten. Eines Tages fragte man ihn, ob er einen gewiſſen Menſchen, der nach der Schilderung mit dem böhmiſchen Joſef identiſch war, kenne und ihn des Mordes für fähig halte. Quint ſagte zwar, er kenne ihn, daß er aber den Mord nicht verübt habe, ſei ihm gewiß. Trotz des Stillſchweigens, deſſen Quint ſich leider befleißigte und das man ſchlechterdings nur als Ausfluß ſeines Schuldbewußtſeins deuten konnte, waren doch aber nun die Zweifel der Anklagebehörde rege gemacht, und nachdem die Unterſuchung eine Zeitlang auch in einer anderen Richtung betrieben worden war, hatten ſich die Reſultate der Nachforſchung endlich zu einem faſt lückenloſen Entlaſtungsbeweiſe für Quint zuſammengeordnet. Man hatte die Spuren des böhmiſchen Joſef genau verfolgt und wußte, wo er an jedem Tage der letzten Wochen vor Begehung der ſcheußlichen Tat geweſen war. Er war um die Apotheke geſchlichen, in der die kleine Ruth bei Freunden der Eltern ſeinerzeit, um ſie auf andere Gedanken zu bringen, untergebracht worden war. Er hatte dann auf dem Miltzſcher Dominium Arbeit gefunden. Eine Anzahl Zeugen meldeten ſich, denen der häßliche Menſch in Begleitung des lieblichen Mädchens aufgefallen war, als er ſie, meiſtens auf Feldwegen, gen Breslau führte. Den Menſchen ſelber aufzufinden, gelang indeſſen trotz aller Bemühungen nicht.

Als man Quint, deſſen Alibi allmählich durch Zeugen durchaus erwieſen ward, die günſtige Wendung der Sache mitteilte und ihm die Ausſicht auf ſeine nahe Freiheit nicht vorenthielt, legte der Narr zum Schrecken des Anwalts und zur nicht geringen Verlegenheit der Behörde das Geſtändnis des Mordes ab.

Das Geſtändnis konnte indeſſen nicht Stich halten. Man ſtand auf dem Punkt, den Narren dennoch in Freiheit zu ſetzen, als man eben an der Stelle, wo der Mord der kleinen bejammernswerten Ruth verübt worden war, die Leiche des böhmiſchen Joſef fand, der ſich am Aſt einer Weide erhängt hatte. Es hätte kaum der Selbſtbezichtigung mehr bedurft, die man in ſeiner Taſche fand, ebenſo unbeholfen als umſtändig niedergeſchrieben, um ſeine Schuld über allen Zweifel erwieſen zu ſehen.

Die Kunde von der Entdeckung des wahren Täters drang natürlich ſogleich zu den Heidebrands und von da zu Lehrer Krauſe hinüber, wo ſie im Befinden Mariens eine Wandlung zum Beſſeren hervorbrachte. Das Mädchen hatte ihre Tage ſeit dem Verſchwinden Emanuels in Abſonderung von allem Verkehr zugebracht, und als der allgemein geteilte Verdacht ihn zum Verbrecher ſtempelte, war ihre Geſundheit buchſtäblich zuſammengebrochen. Es kamen Ärzte, man rief den Miltzſcher Schäfer herbei, man verſuchte es wiederum mit dem ſogenannten Geſundbeten, ohne daß es gelang, den Zuſtand des Mädchens zu verbeſſern. Sie erbrach die Speiſen, ſo oft man ſie etwas zu eſſen zwang, ſie litt an einer ſchrecklichen Blutleere, ſchließlich vermochte ſie kaum noch vor Schwindel und Herzklopfen die wenigen Schritte von ihrem Bett bis ans Fenſter zu gehen, wo ſie in einem Korbſtuhl ſitzend einige Stunden täglich Luft atmen mußte.

Man hatte hier die Idee von einem ſchlimmen Lotterdaſein bekommen, das Quint in der Großſtadt geführt und das ihn ins Verderben geſtürzt haben ſollte. Man fing dieſe Anſicht, als die Unſchuld Quints an dem Morde bekannt wurde, zu modifizieren an. Und nun, wie geſagt, geſchah es, daß ſich die Geſundheit Mariens zuſehends beſſerte. Sie aß, ſie ſprach, ihre Wangen nahmen ein wenig Farbe an. Bald unternahm ſie kleine Spaziergänge. Sie richtete einen Brief an ihre Schweſter Hedwig, die noch immer im Krankenhaus Profeſſor Mendels beſchäftigt war, worin ſie den Tag zu wiſſen wünſchte, an dem Emanuel aus dem Gefängnis vermutlich entlaſſen werden würde.

Für die Entlaſſung war der erſte Oktober feſtgeſetzt und das Datum Emanuel mitgeteilt worden. Er hatte alſo den ganzen Sommer in Unterſuchungshaft zugebracht. In ſeiner Antwort auf einen Brief, den er in ſeiner Zelle erhielt, ein Schreiben, in dem Hedwig Krauſe Mariens Frage an ihn weitergab und zugleich mitteilte, daß ihre Schweſter Marie, ſie ſelbſt und ihr Bräutigam, Bernhard Kurz, Quinten am Gefängnistore erwarten und in Empfang nehmen würden ... in ſeiner Antwort auf dieſe Nachricht ſagte Quint eine Unwahrheit: er gab auf das allerbeſtimmteſte als den Tag ſeiner Entlaſſung nicht den erſten Oktober, ſondern den zweiten an.

Als am zweiten Oktober der Maler Kurz mit den beiden Mädchen mittags zwölf Uhr am Eingang des Inquiſitoriats erſchien, fing für ſie ein langes vergebliches Warten und Nachfragen an, wodurch ſie am Ende zu der Überzeugung gelangen mußten, daß ſie Emanuel Quint verfehlt hatten. Sie glaubten zunächſt natürlich, ihn, womöglich am gleichen Tage, noch irgendwo in der Stadt zu entdecken, eine Vermutung, die leider nicht zutreffend war. Sie haben ihn nicht nur an dieſem und an den folgenden Tagen vergeblich geſucht, ſondern ihn überhaupt niemals wieder geſehen.

Quint hatte ſich am Tage vorher ſtillſchweigend davongemacht. Da ſein Prozeß nicht verhandelt worden war, hatte man ſeiner in der beſchränkten Öffentlichkeit, die ſein Fall erlangt hatte, längſt vergeſſen, als er wieder auf freiem Fuße ſtand.

In der Nähe des Platzes, an dem die kleine Ruth ihr Ende gefunden hatte, erſchien am erſten Oktober ein lang aufgeſchoſſener, dürftig gekleideter, rotblonder und bleicher Menſch, der von einigen Leuten geſehen wurde. Er trieb ſich lange in der Gegend der Mordtat herum. Er pochte kurz darauf an die Türe des Küſters leiſe an, worauf das Weib des Küſters, einen Bettler vermutend, öffnete. „Ich bin Chriſtus! Gib mir ein Nachtlager!“ Da ſchlug ſie ihm ſelbſtverſtändlich, tief erſchrocken, ſogleich mit ganzer Kraft die Tür vor der Naſe zu.

So ging es auch im Hauſe des Lehrers einige Tage ſpäter, wo einſt Emanuel Quint im Schulzimmer Bruder Nathanaels Bußpredigt gelauſcht hatte. Die Lehrersleute ſaßen bei Tiſch und ein kalter Herbſtwind durchbrauſte draußen die Dunkelheit. Man hörte einen Schritt auf der Hausſchwelle und hernach ein Pochen gegen die Tür. Die Frau wollte nicht öffnen, ſie fürchtete ſich. Nachdem, aus irgendeinem Grunde ängſtlich geworden, der fromme Lehrer ſeine Seele dem Herrn empfohlen hatte, öffnete er und fragte durch den Türſpalt: „Wer iſt hier?“ „Chriſtus!“ kam es leiſe zur Antwort. Und ſofort ſchlug mit einer Gewalt, die das Häuschen erbeben machte, von der Hand des Lehrers geriſſen, die Tür ins Schloß. Er kam ſchlotternd herein zu ſeiner Frau und behauptete, draußen ſtünde ein Wahnſinniger.

Etwa eine Woche nach dieſen Vorfällen brachten Berliner Zeitungen dieſe kurze Notiz:

Die Bewohner des Oſtens unſerer Stadt werden ſeit einiger Zeit durch die Erſcheinung eines Menſchen beunruhigt, der nie um Geld, ſondern immer nur um Obdach und Brot bittet und der auf die ſtereotype Frage: Wer iſt da? ſich als Chriſtus bezeichnet. Man kann ſich denken, welchen Schreck der im übrigen wahrſcheinlich harmloſe Irre überall, wo er auftaucht, verurſacht. Er dürfte wenig Geſchäfte machen. Die Hausfrauen ſchieben meiſt, kaum daß die ominöſe Bezeichnung gefallen iſt, den Riegel vor und bringen die Sicherheitskette in Ordnung.

Wiederum eine Woche ſpäter fing der gleiche Unfug in der ehemaligen freien Reichsſtadt Frankfurt am Main die Leute ein Weilchen zu beſchäftigen an. Vor dem Narren und Bettler, der ſich Chriſtus nannte, waren mittlerweile zwiſchen Berlin und Frankfurt Hunderte und Aberhunderte von Haustüren zugeflogen. Ein Frankfurter, der die Angelegenheit auf ironiſche Weiſe nahm, ſagte, der Herrgott in ſeinem Himmel müſſe unzweifelhaft durch den ungewohnten, wilden Lärm des Türenſchlagens neuerdings auf die Vorgänge unter dem Menſchengeſchlecht aufmerkſam geworden ſein.

Unwillkürlich dankt man dem Himmel, daß nur ein armer Erdennarr und nicht Chriſtus ſelber der Wanderer geweſen iſt: dann hätten nämlich Hunderte von katholiſchen und proteſtantiſchen Geiſtlichen, Arbeitern, Beamten, Landräten, Kaufleuten aller Art, Generalſuperintendenten, Biſchöfen, Adligen und Bürgern, kurz zahlloſe fromme Chriſten, den Fluch der Verdammnis auf ſich geladen.

Aber wie konnte man wiſſen – obgleich wir „Führe uns nicht in Verſuchung“ beten, ob es nicht doch am Ende der wahre Heiland war, der in der Verkleidung des armen Narren nachſehen wollte, inwieweit ſeine Saat von Gott geſäet, die Saat des Reiches, inzwiſchen gereift wäre?

Dann hätte Chriſtus ſeine Wanderung, wie ermittelt wurde, über Darmſtadt, Heidelberg, Karlsruhe, Baſel, Zürich, Luzern bis nach Göſchenen und Andermatt fortgeſetzt und hätte überall immer nur von dem gleichen Türenſchlagen an ſeinen Vater im Himmel berichten können. Nämlich der Narr, der ſich Chriſtus nannte, teilte zuletzt mit zwei armen, barmherzigen Schweizer Berghirten, oberhalb Andermatt, Brot und Nachtquartier. Seitdem iſt er nicht mehr geſehen worden.

Dem Chroniſten, der auf den Spuren Emanuel Quintens ging, iſt es wahrſcheinlich, daß jener Menſch, der ſeinen Chriſtuswahn, verlaſſen und einſam, durch Deutſchland und durch die Schweiz ſchleppte, der verſchwundene, arme Tiſchlergeſelle aus Schleſien war. Er war auch derſelbe, wie ihm ſcheint, der oberhalb des Gotthardhoſpizes nach der Schneeſchmelze im Frühjahr darauf erſtarrt und zuſammengekauert gefunden wurde. Unzweifelhaft hatte ſich Quint beim tiefen Schneegeſtöber verirrt, hatte das Hoſpiz auf dem Paſſe zu milderen Breiten verfehlt und war in die Wildnis des Pizzo Centrale hinaufgeraten. Dort hatten Nacht, Nebel und Schneegeſtöber ihn eingeſargt.

Dies mußte im Spätherbſt oder beginnenden Winter geweſen ſein, denn er hatte, als ihn die Sennen heraushoben, ſicherlich fünf oder ſechs Monate lang in der tiefſten Schnee- und Eisſchicht verborgen geſteckt. Auf einem Briefbogen, den man in ſeiner Taſche fand, waren die Worte noch deutlich zu leſen geweſen: „Das Geheimnis des Reichs?“ die keiner beachtete, noch verſtand, die aber dem Chroniſten, als er das traurige Dokument in Händen hielt, eine gewiſſe Rührung abnötigten. War er überzeugt oder zweifelnd geſtorben? Wer weiß es? Der Zettel enthält eine Frage, ſicherlich! Aber was bedeutet es: „Das Geheimnis des Reichs?“

Gerhart Hauptmann

Geſammelte Werke

in zwölf Bänden

Elfter Band

S. Fiſcher, Verlag
Berlin 1922

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript
Copyright 1922 by S. Fiſcher, Verlag, Berlin

[illegible]

Inhalt

Griechiſcher Frühling 1

Der Ketzer von Soana 139

Anna 245

Griechiſcher Frühling

Ich befinde mich auf einem Lloyddampfer im Hafen von Trieſt. Zur Not haben wir in Kabinen zweiter Klaſſe noch Platz gefunden. Es iſt ziemlich ungemütlich. Allmählich läßt jedoch das Laufen, Schreien und Rennen der Gepäckträger nach und das Arbeiten der Krane. Man beginnt, ſich zu Hauſe zu fühlen, fängt an ſich einzurichten, ſeine Behaglichkeit zu ſuchen.

Eine Spießbürgerfamilie hat auf den üblichen Klappſtühlen Platz genommen. Mehrmals ertönt aus ihrer Mitte das Wort „Phäakenland“. Erfüllt von einer großen Erwartung, wie ich bin, erzeugt mir Klang und Ausdruck des Wortes in dieſem Kreiſe eine ſtarke Ernüchterung. Wir ſchreiben den 26. März. Das Wetter iſt gut: warme Luft, leichtes Gewölk am Himmel.

Ich nahm heute morgen im Hotel hinter einer ſehr großen Fenſterſcheibe mein Frühſtück ein, als, mit einem grünen Zweiglein im Schnabel, draußen eine Taube aus dem Maſtenwalde des Hafens heran und nach oben, von links nach rechts, vorbeiflog. Dieſes guten Vorzeichens mich erinnernd, fühle ich Zuverſicht.

Wir entfernen uns nach einem ſeltſamen Manöver der „Salzburg“ von Trieſt. Die Gegenden ſind ausgebrannt. Alle Färbungen der Aſche treten hervor. Der Karſt erſcheint wie mit leichtem Schnee bedeckt. Viele gelbe und orangefarbene Segel ziehen über das Meeresblau. Die Maler ſind entzückt und beſchließen, zu längerem Aufenthalt gelegentlich zurückzukehren.

Es iſt jetzt fünf Uhr. Seit etwa zwei Stunden ſind wir unterwegs. Beinweiß zieht die nahe Strandlinie an uns vorüber. Wir haben zur Linken das flache dalmatiniſche Land, ausgetrocknet, weit gedehnt, in braunrötlichen Färbungen. Beinweiß, wie von ausgebleichten Knochen errichtet, zeigen ſich hie und da Städte und Ortſchaften, zuweilen bedecken ſie ſanftgewölbte, braungrüne Hügel oder liegen auf dem braungrünen Teppich der Ebene. Mit ſcharfem Auge erkennt man fern weiße Spitzen des Velebitgebirges.

Allmählich werden dieſe Bergſpitzen höher und der ganze Bergzug tritt deutlich hervor. Er iſt ſchneebedeckt. Den Blick hinter mich wendend, bemerke ich: die Sonne ſteht noch kaum über dem Waſſerſpiegel, iſt im Untergang. Der Mitreiſenden bemächtigt ſich jene Erregung, in die ſie immer geraten, wenn die Stunde herannaht, wo ſie die Natur zu bewundern verpflichtet ſind. Bemühen wir uns, wahrhaftig zu ſein! Der großartige, kosmiſche Vorgang hat wohl die Seelen der Menſchen von je mit Schauern erfüllt, lange bevor das maleriſche Naturgenießen zur Mode geworden iſt, und ich nehme an, daß ſelbſt der naturfremde Durchſchnittsmenſch unſerer Zeit, und beſonders auf See, noch immer im Anblick des Sonnenunterganges auf ehrliche Weiſe wortlos ergriffen iſt. Freilich hat ſein Gefühl an urſprünglicher, abergläubiſcher Kraft bis auf ſchwächliche Reſte eingebüßt.

Nach durchaus ruhiger Nacht ſetzt heut gegen fünf Uhr Vormittag Wind aus nordöſtlicher Richtung ein. Ich merke, noch in der Kabine, bereits das leichte Stampfen und Rollen des Schiffes. Als erſter von allen Paſſagieren bin ich an Deck. Ein grauer Dunſt überzieht den Morgenhimmel. Das Meer iſt nicht mehr lautlos: es rauſcht. Schon überſchlagen ſich einzelne Wogen und bilden Kämme von weißem Giſcht. Im Südoſten beobachte ich eine düſtere Wolkenbank und Wetterleuchten.

Die „Salzburg" iſt ein kleines, nicht gerade ſehr komfortables Schiff. Die Matroſen ſind eben dabei, das Deck zu reinigen. Sie ſpritzen aus einer „Schlauchſpritze" Waſſermaſſen darüber hin, ſo daß ich fortwährend flüchten muß und auch ſo jeden Augenblick in Gefahr bleibe, durchnäßt zu werden. Es iſt kein Tee zu bekommen, trotzdem ich, wärmebedürftig wie ich bin, mehrmals darum erſuche. Die Einrichtungen hier halten einen Vergleich mit dem norddeutſchen Lloyd nicht aus.

„O, Tee, in eine Minute fertig," wiederholt der Steward eben wieder, nachdem etwa anderthalb Stunden Wartens vorüber ſind.

Jetzt 7½ Uhr; volle Sonne und Seegang. Unter anderen Wohltaten einer Seereiſe iſt auch die anzumerken, daß man während der Fahrt die ruhige und geſicherte Schönheit der großen Weltinſeln wiederum tiefer würdigen lernt. Das Streben des Seefahrers geht auf Land. Statt vieler auseinanderliegender Ziele bemächtigt ſich ſeine Sehnſucht nur dieſes einen, wie wenige notwendig. Daher noch im Reiche des Idealen glückſelige Inſeln auftauchen und als letzte glückſelige Ziele genannt werden.

Allerlei Vorgänge der Odyſſee, die ich wieder geleſen habe, beſchäftigen meine Phantaſie. Der ſchlaue Lügner, der ſelbſt Pallas Athene belügt, gibt manches zu denken. Welche Partien des Werkes ſind, außer den eingeſtandenermaßen erlogenen, wohl noch als erfunden zu betrachten, vom Genius des erfindungsreichen Odyſſeus? Etwa die ganze Kette von Abenteuern, deren unſterbliche Schönheit unzerſtörbar beſteht? Es kommen zweifellos Stellen vor, die unerlaubt aufſchneiden; ſo diejenige, wo die Charybdis das Wrack des Odyſſeus einſaugt, während er ſich in das Gezweige eines Feigenbaumes gerettet hat, und wo dasſelbe Wrack von ihm durch einen Sprung wieder erreicht wird, als es die See an die Oberfläche zurückgibt.

Die Windſtärke hat zugenommen. Hie und da kommt ein Sprühregen über Deck. Regenbogenfarbene Schleier löſen ſich von den Wellenkämmen. Rechts in der Ferne haben wir italieniſches Feſtland. Ein kleines, ſcheinbar flaches Inſelchen gibt Gelegenheit, das Spiel der Brandung zu beobachten. Zuweilen iſt es, als ſähen wir den Dampf einer pfeilſchnell längs der Klippen hinlaufenden Lokomotive. Weiße Raketen ſchießen überall auf, mitunter in ſo gewaltigem Wurf, daß ſie, weißen Türmen vergleichbar, einen Augenblick lang ſtillſtehen, bevor ſie zuſammenſtürzen.

Ich laſſe mir ſagen, daß es ſich hier nicht, wie Augenſchein glauben macht, um eine Inſel, ſondern um eine Gruppe handelt: die Tremiti. Der freundliche Schiffsarzt Moſer führt mich ins Kartenhaus und weiſt mir den Punkt auf der Schiffskarte. Auf den Tremiti halten die Italiener gewiſſe Gefangene, die im Inſelbezirk bedingte Freiheit genießen.

Ein Dampfer geht zwiſchen uns und der Küſte gleichen Kurs.

Allmählich ſind wir dem Lande näher gekommen, bei ſchwächerem Wind und ſtärkerer Dünung. Das Waſſer, wie immer in der Nähe von Küſten, zeigt hellgrüne Färbungen. Es gibt ſchwerlich eine reizvollere Art Landſchaft zu genießen, als von der See aus, vom Verdeck eines Schiffes. Die Küſten, ſo geſehen, verſprechen, was ſie nie halten können. Die Seele des Schauenden iſt ſo geſtimmt, daß ſie die Ländereien der Uferſtrecken faſt alle in einer phantaſtiſchen Steigerung paradieſiſch ſieht.

Vieſte, Stadt und maleriſches Kaſtell, tauchen auf und werden dem Auge deutlich. Die Stadt zieht ſich herunter um eine Bucht. Den Hintergrund bilden Höhenzüge, die ins Meer enden: zum Teil bewaldet, zum Teil mit Feldern bedeckt. Durch das Fernglas des Kapitäns erkenne ich vereinzelt geſtellte Bäume, die ich für Oliven halte. Eine ſtarke, alte Befeſtigungsmauer iſt vom Kaſtell aus um die Bucht heruntergeführt. Es iſt eigentümlich, wie märchenhaft der Anblick des Ganzen anmutet. Man erinnert ſich etwa alter Miniaturen in Bilderhandſchriften: Histoire des batailles de Judée, Teside oder an Ähnliches, man denkt an Schiffe von phantaſtiſcher Form im Hafen der Stadt, an Mauren, Ritter und Kreuzfahrer in ihren Gaſſen.

Jene, nicht allzuferne, uns Heutigen doch ſchon völlig fremde Zeit, wo der Orient in die abendländiſche Welt, wie eine bunte Welle, hineinſchlug, jene unwiederbringliche Epoche vielfältig ausſchweifender, abenteuerlicher Phantaſtik — ſo iſt man verſucht zu denken — müſſe in einer dem Gegenwartsblick ſo geſpenſtiſchen Stadt noch voll in Blüte ſtehen. Wetterwolken ſammeln ſich über dem hochgelegenen Kaſtell. Die See wogt wie dunkles Silber. Der Wind weht empfindlich kalt.

Homer in der Odyſſee läßt den Charakter des Erderſchütterers Poſeidon durchaus nicht liebenswürdig erſcheinen. Er iſt es auch nicht. Er iſt unzuverläſſig; er hat unberechenbare Tücken. Ich empfinde die Seekrankheit, an der viele Damen und einige Herren leiden, als einen hämiſchen Racheakt. Der Gott übt Rache. In einer Zeit, wo er, verglichen mit ehemals, ſich in ſeiner Macht auf eine ungeahnte Weiſe beſchränkt und zur Duldung verurteilt ſieht, rächt er ſich auf die niederträchtigſte Art. Ich ſtelle mir vor, er ſchickt einen aalartiglangen Wurm aus der Tiefe herauf, mit dem Kopf zuerſt durch den Mund in den Magen des Seefahrers, aber ſo, daß der Kopf in den Magen gelangt, dort eingeſchloſſen, der Schwanz mittlerweile ruhig im Waſſer hängen bleibt. Der Seefahrer fühlt dieſen Wurm, den niemand ſieht. Obgleich er ihn aber nicht ſieht, ſo weiß er doch, daß er grün und ſchleimig iſt, und endlos lang in die See hinunterhängt, und mit dem Kopfe im Magen feſtſitzt. Die ſchwierige Aufgabe bleibt nun die: den Wurm, der ſich nicht verſchlucken und auch nicht ausſpucken läßt, aus dem Innern herauszubekommen.

Seltſam iſt, daß Homer dieſen göttlichen Kniff Poſeidons unbeſchrieben läßt, zumal er doch ſonſt im Gräßlichen keine Grenzen kennt und — von den vielerlei Todesarten, die er zur Darſtellung bringt, abgeſehen — einen verwandten Zuſtand, der dem Zyklopen Polyphem zuſtößt, ſo ſchildert:

„. . . . dem Rachen entſtürzten mit Weine Stücke von Menſchenfleiſch, die der ſchnarchende Trunkenbold ausbrach.“

Eine Geſellſchaft von Tümmlern zeigt ſich hie und da augenblicksſchnell überm Waſſer in der Nähe des Dampfers. Der Tümmler, vom Seemann als Schweinfiſch bezeichnet, iſt ein Delphin, der im Mittelmeer wohl faſt bei jeder Tagesfahrt geſichtet wird. Er iſt ein ausgezeichneter Schwimmer und ſehr gefräßig.

Wir verlieren die italieniſche Küſte wieder mehr und mehr aus den Augen. Der Nachmittag ſchreitet fort durch monotone Stunden, wie ſie bei keiner Seereiſe ganz fehlen. Regenböen gehen zuweilen über Deck. Ich finde einen bequemen Sitzplatz, einigermaßen geſchützt vor dem Winde. Ich ſchließe die Augen. Ich verſinke gleichſam in die Geräuſche des Meeres. Das Rauſchen umgibt mich. Das große, das machtvolle Rauſchen, überall her eindringend, unwiderſtehlich, erfüllt meine Seele, ſcheint meine Seele ſelbſt zu ſein.

Ich gedenke früherer Seefahrten; darunter ſind ſolche, die ich mit beklommener Seele habe machen müſſen. Viele Einzelheiten ſtehen vor meinem innern Geſicht. Ich vergleiche damit meinen heutigen Zuſtand. Damals warf der große Ozean unſer ſtattliches Schiff dreizehn Tage lang. Die Seeleute machten ernſte Geſichter. Was ich ſelber für ein Geſicht gemacht habe, weiß ich nicht; denn was mich betrifft: ich erlebte damals ſtürmiſche Wochen auf zwei Meeren, und ich wußte genau, daß, wenn wir mit unſerem bremenſiſchen Dampfer auch wirklich den Hafen erreichen ſollten, dies für mein eigenes, gebrechliches Fahrzeug durchaus nicht der Hafen ſei.

Ich erwäge plötzlich mit einem gelinden Entſetzen, daß ich mich nun doch noch auf einer Reiſe nach jenem Lande befinde, in das es mich ſchon mit achtzehn Jahren hyperion-ſehnſüchtig zog. Zu jener Zeit erzwang ich mir einen Aufbruch dahin, aber die Wunder der italieniſchen Halbinſel verhinderten mich, mein Ziel zu erreichen. Nun habe ich das Verſäumte nachzuholen: in ſechsundzwanzig Jahren zuweilen nicht mehr gehofft, zuweilen gewünſcht, zuweilen auch nicht mehr gewünſcht; einmal die Reiſe geplant, begonnen und liegengelaſſen. Und ich geſtehe mir ein, daß ich eigentlich niemals an die Möglichkeit ernſtlich geglaubt habe, das Land der Griechen mit Augen zu ſehen. Noch jetzt, indem ich dieſe Notizen mache, bin ich mißtrauiſch!

Ich kenne übrigens keine Fahrt, die etwas gleich Unwahrſcheinliches an ſich hätte. Iſt doch Griechenland eine Provinz jedes europäiſchen Geiſtes geworden; und zwar iſt es noch immer die Hauptprovinz. Mit Dampfſchiffen oder auf Eiſenbahnen hinreiſen zu wollen, erſcheint faſt ſo unſinnig, als etwa in den Himmel eigener Phantaſie mit einer wirklichen Leiter ſteigen zu wollen.

Es iſt ſechs Uhr und die Sonne eben im Untergehen. Der Schiffsarzt erzählt mancherlei und kommt auf die Sage vom grünen Strahl. Der grüne Strahl, den geſehen zu haben Schiffsleute mitunter behaupten, erſcheint in dem Augenblick, ebdie Abendſonne ganz unter die Waſſerlinie tritt. Ich weiß nicht, welche Fülle rätſelhaften Naturempfindens dieſe ſchöne Vorſtellung in mir auslöſt. Die Alten, erklärt uns ein kleiner Herr, müßten den grünen Strahl gekannt haben; der Name des ägyptiſchen Sonnengottes bedeute urſprünglich: grün. Ich weiß nicht, ob es ſich ſo verhält, aber ich fühle in mir eine Sehnſucht, den grünen Strahl zu erblicken. Ich könnte mir einen reinen Toren vorſtellen, deſſen Leben darin beſtünde, über Länder und Meere nach ihm zu ſuchen, um endlich am Glanz dieſes fremden, herrlichen Lichtes unterzugehen. Befinden wir uns vielleicht auf einer ähnlichen Pilgerfahrt? Sind wir nicht etwa Menſchen, die das Bereich ihrer Sinne erſchöpft haben, nach andersartigen Reizen für Sinne und Überſinne dürſten?

Jedenfalls iſt der kleine Herr, durch den wir über den grünen Strahl belehrt wurden, ein ſeltſamer Pilgersmann. Das putzige Männchen reiſt in Schlafſchuhen. Sein ganzes Betragen und Weſen erregt zugleich Befremden und Sympathie. Wohl über die fünfzig hinaus an Jahren, mit bärtigem Kopf, rundlicher Leibesfülle und kurzen Beinchen, bewegt er ſich in ſeinen Schlafſchuhen mit einer bewunderungswürdigen, ſtillvergnügten Gelenkigkeit. Ich habe ihn auf der Regenplane, von der die verſchloſſene Öffnung des Schiffsraums überzogen iſt, in wahrhaft akrobatiſchen Stellungen bequem ſeine Reiſebeobachtungen anſtellen ſehen. Zum Beiſpiel: er ſaß wie ein Türke da; indeſſen die Gleichgültigkeit, mit der er die unwahrſcheinlichſte Lage ſeiner Beinchen behandelte, hätte Theodor Amadeus Hoffmann ſtutzig gemacht. Übrigens trug er Wadenſtrümpfe und Kniehoſen, Lodenmantel und einen kleinen, verwegenen Tirolerhut. Mitunter machte er mitten am Tage aſtronomiſche Studien, wobei er, das Zeißglas gegen den Himmel gerichtet, die Knie in unbeſchreiblicher Weiſe voneinander entfernt, die Fußſohlen glatt aneinandergelegt, auf dem Rücken lag.

Wir gleiten nun ſchon geraume Weile unter den Sternen des Nachthimmels. Ein Schlag der Glocke, die vorn auf dem Schiff angebracht iſt, bedeutet Feuer rechts. Der Leuchtturm von Brindiſi iſt geſichtet. Nach und nach treten drei Blinkfeuer von der Küſte her abwechſelnd in Wirkung. Drei neue Glockenzeichen des vorn wachthaltenden Matroſen ertönen. Sie bedeuten: Schiff in Fahrtrichtung uns entgegen. Ich habe mich ſo aufgeſtellt, daß ich die Spitze des großen Vordermaſts über mir feierlich ſchwanken und zwiſchen den Sternen unaufhaltſam fortrücken ſehe. Erſt gegen zehn Uhr erreichen wir die enge Hafeneinfahrt von Brindiſi, durch die wir, an einem Geſpenſterkaſtell vorüber, im vollen Mondlicht langſam gleiten.

Die Bewohner der Stadt ſcheinen ſchlafen gegangen zu ſein. Die Hafenſtraßen ſind menſchenleer. Treppen und Gäßchen zwiſchen Häuſern, hügelan führend, ſind ebenfalls ausgeſtorben. Kein Laut, nicht einmal Hundegebell, ertönt. Wir erkennen im Mondlicht und im Scheine einiger wenigen Laternen Säulenreſte antiker Bauwerke. Brindiſi war der ſüdliche Endpunkt der Via Appia.

Unglaublich groß wirkt das Schiff in dem kleinen, teichartigen Hafen. Aber, ſo groß es iſt, macht es mit vieler Vorſicht am Kai feſt, und erſt als es faſt ganz ruhig liegt, iſt es bemerkt worden. Jetzt werden auf einmal die Straßen belebt. Und ſchon ſind wir nach wenigen Augenblicken vom italieniſchen Lärm umgeben. Die Polizei erſcheint an Bord. Wagen mit Paſſagieren raſſeln von den Hotels heran. Drei Mandoline zupfende, alte Kerle haben ſich auf Deck verpflanzt, die den Geſang einer ſehr phlegmatiſchen Mignon begleiten.

Die Nacht liegt hinter mir. Es iſt ſechs Uhr früh und der 28. März. Wir ſind dicht unter Land, und die Sonne tritt eben hinter den ziemlich ſtark beſchneiten Spitzen über die höchſte Erhebung des Randgebirges von Epirus voll hervor. Wenig Stratusgewölk liegt über der blauen Silhouette der Küſte. Übrigens hat der Himmel Scirocco-Charakter. Streifen und verwaſchene Wolkenballen unterbrechen das Himmelsblau. Das Licht der Sonne ſcheint blaß und kraftlos. Die Luft weht erkältend, ich ſpüre Müdigkeit.

Ich betrete den Speiſeſaal der „Salzburg". An drei Tiſchen iſt das Frühſtück vorbereitet. Dazwiſchen, auf der Erde, liegen Paſſagiere. Einige erheben ſich, noch im Hemd, von ihren Matratzen und beginnen die Kleider anzulegen. Ein großes Glasgefäß mit den verſchmierten Reſten einer ſchwarzbraunen Fruchtmarmelade ſteht in unappetitlicher Nähe. Der Löffel ſteckt ſeit Beginn der Reiſe darin.

Es iſt hier alles ſchon Aſien, bedeutet mich ein Mitreiſender. Ich kann nicht ſagen, daß ich beſonders von dieſen Übelſtänden berührt werde, weiß ich doch, daß Korfu, die erſte Etappe der Reiſe, nun bald erreicht iſt. Außerdem flüchtet man, nachdem man in Eile etwas Kaffee und Brot genoſſen hat, wieder an Deck hinaus. Die Berge der Küſte, nicht höher als die, von denen etwa Lugano umgeben iſt, ſind noch mit einigem Schnee beſtreut und ähneln ihnen, braunrötlich und kahl, durchaus. Durch dieſe Gebirge erſcheint das Hinterland wie durch einen gigantiſchen Wall vor dem Meere geſchützt.

Man hat jetzt nicht mehr das Gefühl, im offenen Meere zu ſein, ſondern wir bewegen uns in einer ſich mehr und mehr verengenden Waſſerſtraße. Überall tauchen Küſten und Inſeln auf, und nun zur Rechten bereits die Höhen von Korfu. Noch immer ſchweben mit Gelächter oder Geläut begleitende Möven über uns.

Je länger und näher wir an dem nördlichen Rande von Korfu hingleiten, um ſo fieberhafter wird das allgemeine Leben an Deck. In ſchöner Linie langſam anſteigend, gipfelt das Eiland in zwei Spitzen, ſanft darnach wieder ins Meer verlaufend. Wieder bemächtigt ſich unſer jenes Entzücken, das uns eine Küſtenlandſchaft bereitet, die man vom Meere aus ſieht. Diesmal iſt es in mir faſt zu einem inneren Jubel geſteigert, im Anblick des ſchönen Berges, den wir allmählich nach Süden umfahren, und der ſeine von der Morgenſonne beſchienenen Abhänge immer deutlicher und verlockender ausbreitet. Ich ſage mir, dieſes köſtliche, fremde Land wird nun auf Wochen hinaus — und Wochen bedeuten auf Reiſen viel! — für mich eine Heimat ſein.

Was mir bevorſteht, iſt eine Art Beſitzergreifen. Es iſt keine unreale, materielle Eroberung, ſondern mehr. Ich bin wieder jung. Ich bin berauſcht von ſchönen Erwartungen, denn ich habe von dieſer Inſel, ſolange ich ihren Namen kannte, Träume geträumt.

Es iſt zehn Uhr. Wir befinden uns nun in einer wahrhaft phäakiſchen Bucht. Drepane, Sichel, hieß die Inſel im älteſten Altertum, und wir ſind in dem Raume der inneren Krümmung. Aber das Joniſche Meer iſt hier einem weiten, paradieſiſchen Landſee ähnlich, weil auch der offene Teil der Sichel durch die epirotiſchen Berge hinter uns ſcheinbar geſchloſſen iſt.

Ich vermag vor Kopfneuralgien kaum aus den Augen zu ſehen. Ich bin inſofern ein wenig enttäuſcht, als unſer Hotel rings von den Häuſern der Stadt umgeben iſt und es nicht leicht erſcheint, zu jenen einſamen Wegen durchzudringen, die mich vom Schiff aus anlockten und die für meine beſondere Lebensweiſe ſo notwendig ſind. Ein kurzer Gang durch einige Straßen von Korfu, der Stadt, zwingt mich, die Bemerkung zu machen, daß hier viele Bettler und Hunde ſind. Eine bettelnde Korfiotin, ein robuſtes Weib in griechiſcher Tracht, das Kind auf dem Arm, geht mich um eine Gabe an, und ich vermag den feurigen Blicken ihrer beiden flehenden Augen mein hartes Herz nicht erfolgreich entgegenzuſetzen.

Ich ſehe die erſten griechiſchen Prieſter, die im Schmuck ihrer ſchwarzen Bärte, Talare und hohen, röhrenförmigen Kopfbedeckungen Magiern ähneln, auf Plätzen und Gaſſen herumſtreichen. Die nicht ſehr zahlreichen Fremden gehen mit eingezogenen Köpfen umher, es iſt ziemlich kalt. Im oberen Stock eines Hauſes wird Schule gehalten. Die Kinder, im Innern des Zimmers, ſingen. Die Lehrer gucken lachend und lebhaft ſchwatzend zum Fenſter heraus. Die Stimmen der Singenden haben mehr einen kühlen, deutſchen Charakter und nicht den feurigen, italieniſchen, an den man im Süden gewöhnt iſt. Zuweilen ſingt einer der Lehrer zum offenen Fenſter heraus luſtig mit.

Die Stadt Korfu iſt in ihrem ſchöneren Teil durch einen ſehr breiten, vergraſten Platz von der Bucht getrennt. Es iſt außerordentlich angenehm, hier zu luſtwandeln. Ein Capodiſtria-Denkmal und ein marmornes Rundtempelchen verlieren ſich faſt auf der weiten Grasfläche. Nach dem Meer hin läuft ſie in eine Felszunge aus, die alte Befeſtigungen aus den Zeiten der Venezianer trägt. Ich begegne kaum einem Menſchen. Die Morgenſonne liegt auf dem grünen Plan, ein Schäſchen graſt nicht weit von mir. Ein Truthahn dreht ſich und kollert in der Nähe der langen Hausreihe, deren zahlloſe Fenſter geöffnet ſind und den Geſang von — ich weiß nicht wie vielen! — Harzer Rollern in die erquickende Luft ſchicken.

Wir unternehmen am Nachmittag eine Fahrt über Land; es iſt in der Luft eine außerordentlich ſtarke Helligkeit. Figi d'India-Kakteen ſäumen mauerartig die Straße. Wir ſehen violette Anemonen unten am Wegrand, Blumen von neuem und wunderbarem Reiz. Warum will man den Blumen durchaus Eigenſchaften von Tieren oder von Menſchen andichten und ſie nicht lieber zu Göttern machen? Dieſe kleinen göttlichen Weſen, deren köſtlicher Liebreiz uns immer wieder Ausrufe des Entzückens entlockt, zeigen ſich in um ſo größeren Mengen, je mehr wir uns von der Küſte entfernen, ins Innere des Eilands hinein.

Der Blick weitet ſich bald über Wieſen mit ſaftig grünen, aber noch kurzen Gräſern, die fleckweiſe wie beſchneit von Margueriten ſind. In dieſen faſt nordiſchen Raſenflächen ſtehen Zypreſſen vereinzelt da und eine ſüdliche Bucht, der Lago di Caliciopolo lacht dahinter auf. In der Straße, die eben dieſe Bucht mit dem Meere verbindet, erhebt ſich ein kleiner, von Mauern und Zypreſſen gekrönter Fels. Die Mauern bilden ein Mönchskloſter. Ponticoniſi oder Mausinſel heißt das Ganze, wovon man behauptet, es ſei das Phaakenſchiff, das, nachdem es Odyſſeus nach ſeiner Heimat geleitet hatte, bei ſeiner Rückkehr, faſt ſchon im Hafen, von Poſeidon zu Stein verwandelt worden iſt.

Wieſen und umgeworfene Äcker begleiten uns noch. Vollbuſige, griechiſche Frauen, in bunter Landestracht, arbeiten in den Feldern. Kleine, zottelige, unglaublich ruppige Gäule graſen an den Rainen und zwiſchen Olivenbäumen, an ſteinigen Abhängen. Auf winzige Eſelchen ſind große Laſten gelegt, und der Treiber ſitzt auf der Laſt oder hinter der Laſt noch dazu.

Wir nähern uns mehr und mehr einem Berggebiet. Die Ölwälder geben der Landſchaft einen ernſten Charakter. Die tauſendfach durchlöcherten Stämme der alten Bäume ſind wie aus glanzloſem Silber geflochten. Im Schutze der Kronen wuchert Geſtrüpp und ein wildwachſender Himmel fremdartiger Blüten auf.

Das Achilleion der Kaiſerin Eliſabeth iſt auf einer Höhe errichtet, in einer Eiland und Meer beherrſchenden Lage. Der obere Teil des Gartens iſt ein wenig beengt und kleinlich, beſonders angeſichts dieſer Natur, die ſich um ihn her in die Tiefen ausbreitet. Und jener Teil, der zum Meere hinunterſteigt, iſt zu ſteil. Von erhabener Art iſt die Achillesverehrung der edlen Frau, obgleich dieſer Zug, durch Künſtler der Gegenwart, würdigen Ausdruck hier nicht gefunden hat. Das Denkmal Heines, eine halbe Stunde entfernt, unten am Meere, können wir, weil es bereits zu dunkeln beginnt, nicht mehr beſuchen.

Die unvergleichlich Edele unter den Frauengeſtalten jüngſter Vergangenheit, die, nach ihresgleichen in unſerem Zeitalter vergeblich ſuchend, einſam geblieben iſt, vermochte natürlicherweiſe den kunſtmäßigen Ausdruck ihrer Perſönlichkeit nicht ſelbſt zu finden. Und leider ſchufen Handlangernaturen auch hier nur wieder im ganzen und großen den Ausdruck desſelben, dem ſie entfliehen wollte. Und nur der Platz, die Welt, der erhabene Glanz und Ernſt, in den ſie entfloh, legt von dieſem Weſen noch gültiges Zeugnis ab.

Wir ſchreiben den 30. März. Helle, warme Sonne, blendendes Licht überall. Der Morgen iſt heiter, erfriſchend die Luft. Die Stadt iſt erfüllt vom Geſchrei der Ausrufer. Viele Menſchen liegen jetzt, gegen 9 Uhr früh, am Rande eines kleinen, öffentlichen Platzes umher und ſonnen ſich. Eine ganze Familie iſt zu beobachten, die ſich an eine Gartenmauer gelagert hat, in einem ſehr notwendigen Wärmebedürfnis wahrſcheinlich, da die Nächte kalt und die Keller, in denen die Armen hier wohnen, nicht heizbar ſind. Sie genießen die Strahlen der Sonne mit Wohlbehagen, wie Ofenglut. Dabei zeigt ſich die Mutter inſofern ganz ungeniert durch die Öffentlichkeit, als ſie, gleich einer Äffin, in den verfilzten Haaren ihres Jüngſten herumfingert, ſehr reſolut, obgleich der kleine Gelauſte ſchrecklich weint.

Am Kai der Kaiſerin Eliſabeth ſteigert ſich der Glanz des Lichtes noch, im Angeſichte der ſchönen Bucht. Der Kai iſt eine engliſche Anlage und die Nachmittagspromenade der korfiotiſchen Welt. Er wird begleitet von ſchönen Baumreihen, die, wo ſie nicht aus immergrünen Arten gebildet ſind, erſtes, zartes Grün überzieht. Junge Männer haben Teppiche aus den Häuſern geſchleppt und auf dem Graſe zwiſchen den Stämmen ausgebreitet. Ein ſcheußliches, altes, erotomaniſches Weib macht unanſtändige Sprünge in den heiteren Morgen hinein. Sie ſchreit und ſchimpft; die Männer lachen, verſpotten ſie gutmütig. Sie kratzt ſich mit obſzöner Gebärde, bevor ſie davongeht, und hebt ihre Lumpen gegen die Spottluſtigen.

Ich habe jetzt nicht mehr die tiefblaue, köſtlich blinkende Bucht zur Linken, mit den weißen Zelten der albaneſiſchen Berge dahinter, ſondern ein großes Gartengebiet, und wandere weiter, meiſt unter Ölbäumen, bis Ponticoniſi dicht unter mir liegt. Von hier gegenüber mündet ein kleines Flüßchen ins Meer und man will dort die Stelle annehmen, wo Odyſſeus zuerſt ans Ufer gelangte und Nauſikaa ihm begegnet iſt.

Goethes Entwurf zur Nauſikaa begleitet mich.

„Was rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
Wie ein Geſchrei, ein laut Geſpräch der Frauen
Erklang mir durch die Dämmerung des Erwachens.
Hier ſeh ich niemand! Scherzen durchs Gebüſch
Die Nymphen? oder ahmt der friſche Wind,
Durchs hohe Rohr des Fluſſes ſich bewegend,
Zu meiner Qual die Menſchenſtimmen nach?
Wo bin ich hingekommen? welchem Lande
Trug mich der Zorn des Wellengottes zu?“

Ich meine, wenn dieſes anziehende Fragment die ſtarke Liebe wieder erweckt, oder eine ähnlich ſtarke, wie im Herzen ſeines Dichters war, ſo kann dies kein Grund zum Vorwurf ſein. Auch dann nicht, wenn dieſe Liebe das Fehlende, das Ungeborene, zu erkennen vermeint, oder gar zu ergänzen unternimmt. Dieſer gelaſſene Ton, der ſo warm, ſtark, richtig und deutlich iſt, wird meiſt durchaus mißverſtanden. Man nimmt ihn für kühl und vergißt auch in der Sprache der Iphigenie die „by very much more handsome than fine“ iſt, die alles durchdringende Herzlichkeit.

Der Rückweg nach der Stadt führt zwiſchen wahre Dickichte von Orangen, Granaten und Himbeeren. Eukalyptusbäume mit großgefleckten Stämmen von wunderbarer Schönheit begegnen. Hie und da wandeln Kühe im hohen Gras unter niedrig gehaltenen Orangepflanzungen. Steinerne Häuschen, Höhlen der Armut, bergen ſich inmitten der dichten Gärten. Kinder betteln mit Fröhlichkeit, ſtarrend von Schmutz.

Immer weiter zwiſchen verwilderten Hecken, mit Blüten bedeckten, ſchreiten wir. Ich bemerke außer vielen Brombeeren, dickſtämmigen, alten Weißdorn. Marguerites, wie Schnee über Wegrändern und Wieſen, bilden weiße, liebliche Teppiche des Elends. Erbärmliche Höfe ſind von Aloepflanzen eingehegt, über deren Stacheln unglaubliche Lumpen zum Trocknen gebreitet ſind, und in der Nähe ſolcher Wohnſtätten riecht es nach Müll. Ich ſehe nur Männer bei der Feldarbeit. Die Weiber faulenzen, liegen im Dreck und ſonnen ſich.

Ein griechiſcher Hirt kommt mir entgegen, ein alter, bärtiger Mann. Die ganze Erſcheinung iſt wohlgepflegt. Er trägt kretenſiſche Tracht, ein rockartiges, blaues Beinkleid, zwiſchen den Beinen gerafft, Schnabelſchuh, die Waden gebunden, ein blaues Jäckchen mit Glanzknöpfen, dazu einen ſtrohenen Hut. Fünf Ziegen, nicht mehr, trotten vor ihm hin. Er klappert mit vielen kleinen Blechkannen, die, an einem Riemen hängend, er mit ſich führt.

Ein friſcher Nordweſt hat eingeſetzt, jetzt, am Nachmittag. Zwei alte Albaneſen, dazu ein Knabe, ſchreiten langſam über die Lepſianata. Einer der würdigen Weißbärte trägt über zwei

Mänteln den dritten, deſſen Kapuze er über den Kopf gezogen hat. Der unterſte Mantel iſt von hellerem Tuch, der zweite blau, der dritte über und über bedeckt mit langen, weißlichen Wollzotteln, ähnlich dem Ziegenhaar. Der Sauhirt Eumäus fällt mir ein und die Erzählung des Bettlers Odyſſeus von ſeiner Liſt, durch die er nicht nur von Thoas, dem Sohne Andrämons, den Mantel erhielt, ſondern auch von Eumäus.

Es ſcheint, daß die Zahl der Mäntel den Wohlſtand ihrer Träger andeutet. Denn auch der zweite dieſer imponierenden Berghirten hat drei Mäntel übergeworfen. Dabei tragen ſie weiße Wollgamaſchen und graulederne Schnabelſchuhe. Jeder von ihnen überdies einen ungeſchälten, langen Stab. Der Knabe trägt einen roten Fez. Die Schnäbel ſeiner roten Schuhe ſind länger, als die der Alten und jeder mit einer großen, ſchwarzen Quaſte geziert.

Die Hafenſtraßen zeigen das übliche Volksgetriebe. Die Läden öffnen ſich auf ſchmale, hochgelegene Lauben, aus denen man in das Menſchengewimmel der engen Gäßchen hinunterſieht. Ein Mann trägt Fiſche mit ſilbernen Schuppen auf dem flachen Handteller eilend an mir vorbei. Junge Schafe und Ziegen hängen, ausgeweidet und blutend, vor den Läden der Fleiſcher. Über der Tür einer Weinſtube voll rieſiger Fäſſer ſind im Halbkreis Flaſchen mit verſchieden gefärbtem Inhalt an Schnüren aufgehängt. Man hat ſchlechte Treppen, übelriechende Winkel zu vermeiden, vertierten Bettlern aus dem Wege zu gehn.

Einer dieſer Bettler nähert ſich mir. Er überbietet jeden ſonſtigen, europäiſchen Eindruck dieſer Art. Seine Augen glühen über einem ſackartigen Lumpen hervor, mit dem er Mund, Naſe und Bruſt vermummt hat. Er huſtet in dieſe Umhüllung hinein. Er bleibt auf der Straße ſtehen und huſtet, krächzt, ſpeit mit Abſicht, um aufzufallen, ſein fürchterliches Huſten minutenlang. Es iſt ſchwer, etwas ſo Abſchreckendes vorzuſtellen, als dieſes verlauſte, unſägliche, barfüßige und halbnackte Geſpenſt.

Ich verbringe die Stunde um Sonnenuntergang in dem ſchönen, verwilderten Garten, der dem König von Griechenland gehört. Es iſt eine wunderbare Wildnis von alten Zypreſſen-, Oliven- und Eukalyptusbäumen, ungerechnet alle die blühenden Sträucher, in deren Schatten man ſich bewegt. Vielleicht wäre es ſchade, wenn dieſer Garten oft vom König beſucht würde, denn bei größerer Pflege müßte er vieles verlieren von dem Reiz des Verwunſchenen, der ihm jetzt eigen iſt. Die Rieſenbäume ſchwanken gewaltig im Winde und rauſchen dazu: ein weiches, aufgeſtörtes Rauſchen, in das ſich der eherne Ton des Meeres einmiſcht.

Wie ich heute morgen das Fenſter öffne, iſt die Sonne am wolkenloſen Himmel längſt aufgegangen. Ich bemerke, daß alles in einem faſt weißen Lichte unter mir liegt: die Straßen und Dächer der Stadt, der Himmel, die Landſchaft mit ihren Wieſen, Olivenwäldern und fernen Bergen. Als ich aus dem Hotel trete, muß ich die Augen faſt ſchließen, und lange, während ich durch den nördlichen Stadtteil Korfus hinauswandere, ſuche ich meinen Weg blinzelnd.

Die Vorſtadt zeigt das übliche Bild. Auf kleinen Eſelchen ſitzen Reiter, ſo groß, daß man meint, ſie könnten ihr Reittier mühelos in die Taſche ſtecken. Ruppige Pferdchen, braunſchwarz oder ſchwarz, mit Schweifen, die bis zur Erde reichen, tragen allerlei tote Laſten und lebende Menſchen dazu. Vor ihren gemeiſt einſtöckigen Häuſern hocken viele Bewohner und ſonnen ſich. Eine junge Mutter ſingt, auf ihrer Türſchwelle ſitzend, ihr jüngſtes Kind und lauſt es zugleich in aller Behaglichkeit und Naivität. Die weißen Mauerflächen werfen das Licht zurück und erzeugen Augenſchmerzen.

Ich komme nun in die Region der Weiden und Ölgärten. Auf einer ebenen Straße, die ſtellenweiſe vom Meere beſpült, dann wieder durch ſumpfige Strecken oder Weideland vom Rande der großen, inneren Bucht getrennt iſt. Ich ruhe ein wenig auf einem Stück Ufermauer am Ausgang der Stadt. Die Sonne brennt heiß. Von den angrenzenden Hügeln ſteigt ein albaneſiſcher Hirte mit ſeinen Schafen zur Straße herunter: trotz der Wärme trägt er ſeine drei Mäntel, oben den fließartigen, über die Schultern gehängt. Ein ſehr ſtarkes und hochbeiniges Mutterſchwein kommt aus der Stadt und ſchreitet hinter ſeinen Ferkeln an mir vorüber. Es folgt ein Eber, der kleiner iſt.

Es iſt natürlich, wenn ich auch hier wieder an Eumäus denke, den göttlichen Hirten, eine Geſtalt, die mir übrigens ſchon ſeit längerer Zeit beſonders lebendig iſt. Eigentümlicherweiſe umgibt das Tier, deſſen Pflege und Zucht ihm beſonders oblag, noch heute bei uns auf dem Lande eine Art alter Opferpoeſie. Es iſt das einzige Tier, das von kleinen Leuten noch heute, nicht ohne große feſtliche Aufregung, im Hauſe geſchlachtet wird. Das Barbariſche liegt nicht in der naiven Freude an Trank und Schmaus; denn die homeriſchen Griechen, gleich den alten Germanen, neigten zur Völlerei. Metzgern, eſſen, trinken, geſundes Ausarbeiten der Glieder im Spiel, im Kampfſpiel zumeiſt, das alles im Einverſtändnis mit den Himmliſchen, ja in ihrer Gegenwart, war für griechiſche wie für germaniſche Männer der Inbegriff jeder Feſtlichkeit.

Es liegt in dem Eumäus-Idyll eine tiefe Naivität, die entzückend anheimelt. Kaum iſt irgendwo im Homer eine gleiche menſchliche Wärme zu ſpüren wie hier. Es wäre vielleicht von dieſer Empfindung aus nicht unmöglich, dem ewigen Gegenſtande ein neues lebendiges Daſein für uns zu gewinnen.

Es iſt nicht durchaus angenehm, außer zum Zweck der Beobachtung, durch dieſe weiße, ſtauberfüllte Vorſtadt zurück den Weg zu nehmen. Unglaublich, wieviele Murilloſche Kopfreinigungen man hier öffentlich zu ſehen bekommt! Es iſt glühend heiß. Scharen von Gänſen fliegen vor mir auf und vermehren den

Staub, ihn, die weite Straße hinabfliegend, zu Wolken über ſich jagend. Hochrädrige Karren kommen mir entgegen. Hunde laufen über den Weg: Bulldoggen, Wolfshunde, Pinſcher, Fixköter aller Art! Gelbe, graue und ſchwarze Katzen liegen umher, laufen, fauchen, retten ſich vor Hunden auf Fenſterbrüſtungen. Eſelchen ſchleppen Ladungen friſchgeflochtener Körbe, die den Entgegenkommenden das Ausweichen faſt unmöglich machen. Eine breitgebaute, griechiſche Bäuerin drückt, im bildlichen Sinne, wie ſie pompös einherſchreitet, ihre Umgebung an die Wand. Bettler, mit zwei alten Getreideſäcken bekleidet, den einen unter den Achſeln um den Leib geſchlungen, den andern über die Schultern gehängt wie ein Umſchlagetuch, ſprechen die Inhaber ärmlicher Läden um Gaben an. Ein junger Prieſterzögling von ſehr gepflegtem Äußeren, mit ſchwarzem Barett und ſchwarzer Sutane, der ſchön wie ein Mädchen iſt, von einem gemeinen Manne, dem Vater oder Bruder begleitet, geht mir entgegen. Der Arm des Begleiters iſt um die Schultern des Prieſters gelegt, deſſen tiefſchwarz glänzendes Haar im Nacken zu einem Knoten geflochten iſt. Weiber und Männer blicken ihm nach.

Heute entdecke ich eigentlich erſt den Garten des Königs und ſeine Wunder. Ich nehme mir vor, von morgen ab mehrere Stunden täglich hier zuzubringen. Seit längerer Zeit zum erſten Male genieße ich hier jene köſtlichen Augenblicke, die auf Jahre hinaus der Seele Glanz verleihen, und um derentwillen man eigentlich lebt. Es dringt mir mit voller Macht ins Gemüt, wo ich bin, und daß ich das Joniſche Meer an den felſigen Rändern des Gartens brauſen höre.

Wir haben heute den 1. April. Meine Freunde, die Maler ſind, und ich, haben uns am Eingange der Königsvilla voneinander getrennt, um, jeder für ſich, in dem weiten, verwilderten Gartenbereich auf Entdeckungen auszugehen. Es iſt ein Morgen von unvergleichlicher Süßigkeit. Ich ſchreibe, meiner Gewohnheit nach, im Gehen, mit Bleiſtift dieſe Notizen. Mein Auge weidet. Das Paradies wird ein Land voll ungekannter, köſtlicher Blumen ſein. Die herrlichen Anemonen Korfus tragen mit dazu bei, daß man Ahnungen einer andern Welt empfindet. Man glaubt beinahe, auf einem fremden Planeten zu ſein.

In dieſer eingebildeten Loslöſung liegt eine große Glückſeligkeit.

Ich finde nach einigem Wandern die Marmorreſte eines antiken Tempelchens. Es ſind nur Grundmauern; einige Säulentrommeln liegen umher. Ich lege mich nieder auf die Steine, und eine unſägliche Wolluſt des Daſeins kommt über mich. Ein feines, glückliches Staunen erfüllt mich ganz, zunächſt faſt noch ungläubig, vor dieſem zum Ereignis gewordenen Traum.

Weniger um etwas zu ſchaffen, als vielmehr um mich ganz einzuſchließen in die Homeriſche Welt, beginne ich ein Gedicht zu ſchreiben, ein dramatiſches, das Telemach, den Sohn des Odyſſeus, zum Helden hat. Umgeben von Blumen, umtönt von lautem Bienengeſumm, fügt ſich mir Vers zu Vers, und es iſt mir allmählich ſo, als habe ſich um mich her nur mein eigener Traum zur Wahrheit verdichtet.

Die Lage des Tempelchens am Rande der Böſchung, hoch über dem Meer, iſt entzückend; alte, ernſte Oliven umgeben in einiger Ferne die Vertiefung, in die es geſtellt iſt. Welchem Gotte, welchem Heros, welchem Meergreiſe, welcher Göttin oder Nymphe war das Tempelchen etwa geweiht, das in das grüne Stirnband der Uferhöhe eingeflochten, dem nahenden Schiffer entgegenwinkte? dieſe kleine, ſchweigende Wohnung der Seligen, die, Weihe verbreitend, noch heute das Rauſchen der Ölbäume, das ſchwelgeriſche Summen der Bienen, das Duftgewölk der Wieſen als ewige Opfergaben entgegennimmt. Die kleinen, klaffenden

Wellen des Meeres ziehen, vom leiſen Oſt bewegt, wie in himmliſcher Prozeſſion heran, und es iſt mir, als wäre ich nie etwas anderes, als ein Diener der unſterblichen Griechengötter geweſen.

Ich weiß nicht, wie ich auf die Vermutung komme, daß unterhalb des Tempelchens eine Grotte und eine Quelle ſein müſſe. Ich ſteige verfallene Stufen tief hinab und finde beides. Quellen und Grotten münden auf grüne von Margueriten überſäte Terraſſen, in ihrer verſteckten Lage von ſüßeſtem Reiz. Ich bin hier, um die Götter zu verehren, zu lieben und herrſchen zu machen über mich. Deshalb pflücke ich Blumen, werfe ſie in das Becken der Quelle, zu den Najaden und Nymphen flehend, den lieblichen Töchtern des Zeus.

Ein brauner, ſchwermütiger Sonnenuntergang. Wir finden uns an die Schwermut norddeutſcher Ebenen irgendwie erinnert. Es iſt etwas Kühles in Licht und Landſchaft, das vielleicht deutlicher vorſtellbar wird, wenn man es unitalieniſch nennt. Das Landvolk, obgleich die Bäuerinnen impoſant und vollbuſig ſind und von ſchöner Raſſe, erſcheint nach außen hin temperamentlos, im Vergleich mit Italien, und zwar trotz des italieniſchen Einſchlags. Es kommt uns vor, als wäre das Leben hier nicht ſo kurzweilig, wie auf der italieniſchen Halbinſel.

Die griechiſche Bäuerin hat durchaus den graden, treuherzigen Zug, der den Männern hier abgeht, und den man als einen deutſchen gern in Anſpruch nimmt. Sinnliches Feuer ſcheint ebenſowenig Ausdruck ihrer beſonderen Art zu ſein, als bei den homeriſchen Frauengeſtalten. Überhaupt erſcheinen mir die homeriſchen Zuſtände den frühen germaniſchen nicht allzu fernſtehend. Der homeriſche Grieche iſt Krieger durchaus, ein kühner Seefahrer, wie der Normanne verwegener Pirat, von tiefer Frömmigkeit bis zur Bigotterie, trunkliebend, zur Völlerei neigend, dem Rauſche großartiger Gaſtereien zugetan, wo der Geſang des Skalden nicht fehlen durfte.

Ich habe mich auf den Reſten des antiken Tempelchens, das ich nun ſchon zum dritten- oder viertenmal beſuche, niedergelaſſen. Es fällt lauer Frühlingsregen. Ein großer, überhängender, weidenartiger Strauch umgibt mich mit dem Arom ſeiner Blüten. Die Wellen wallfahrten heut mit ſtarkem Rauſchen heran. Immer der gleiche Gottesdienſt in der Natur. Wolkendünſte bedecken den Himmel.

Immer erſt, wenn ich auf den Grundmauern dieſes kleinen Gotteshauſes geſtanden habe, fühle ich mich in den Geiſt der Alten entrückt und glaube in dieſem Geiſte alles ringsumher zu empfinden. Ich will nie dieſe Stunden vergeſſen, die in einem ungeahnten Sinne erneuernd ſind. Ich ſteige ans Meer zu den Najaden hinunter. Auf den Stufen bereits vernehme ich das Geſchrei einer Ziege, von der Grotte und Quelle empordringend. Ich bemerke, wie das Tier von einem großen, rotbraunen Segel beunruhigt iſt, das ſich dem Lande, düſter ſchattend, bis auf wenige Meter nähert, um hier zu wenden. Unwillkürlich muß ich an Seeraub denken und das fortwährende, klägliche Hilferufen des geängſtigten Tieres bringt mir, beim Anblick des großen, drohenden Segels, die alte Angſt des einſamen Küſtenbewohners vor Überfällen nah.

Oft iſt bei Homer von ſchwarzen Schiffen die Rede. Ob ſie nicht etwa den Nordlandsdrachen ähnlich geweſen ſind? Und ob nicht etwa die homeriſchen Griechen, die ja durchaus Seefahrer und Abenteurernaturen waren, auch das griechiſche Feſtland vom Waſſer aus zuerſt betreten haben?

Eigentümlich iſt es, wie ſich in einem Geſpräch des Plutarch eine Verbindung des hohen Nordens mit dieſem Süden andeutet; wo von Völkern griechiſchen Stammes die Rede iſt, die etwa in Kanada angeſeſſen waren, und von einer Inſel Ogygia, wo der von Zeus entthronte Kronos gleichſam in Banden eines Winterſchlafes gefangen ſaß. Beſonders-merkwürdig iſt der Zug, daß jener entthronte Gott, Kronos oder Saturn, noch immer alles dasjenige träumte, was der Sohn und Sieger im Süden, Zeus, im Wachen ſah. Alſo etwa, was jener träumte, war dieſem Wirklichkeit. Und Herakles begab ſich einſt in den Norden zurück, und ſeine Begleiter reinigten Sitte und Sprache der nördlichen Griechen, die inzwiſchen verwahrloſt waren.

Ich ſtrecke mich auf das ſaftige Grün der Terraſſe unter die zahlloſen Gänſeblümchen aus, als ob ich, ein erſter Grieche, ſoeben nach vieler Mühſal gelandet wäre. Ein ſtarkes Frühlingsempfinden dringt durch mich; und in dieſem Gefühle eins mit dem Sproſſen, Keimen und Blühen rings um mich her, empfinde ich jeden Naturkult, jede Art Gottesdienſt, jedes irgendwie geartete höhere Leben des Menſchen durch Eros bedingt.

* * *

Ich beobachtete eben, vor Sonnenuntergang, in einer Ausbuchtung der Kaimauer, zwei Muſelmänner. Sie verrichten ihr Abendgebet. Die Geſichter „nach Mekka“ gewendet, gegen das Meer und die epirotiſchen Berge, ſtehen ſie ohne Lippenbewegung da. Die Hände ſind nicht gefaltet, nur mit den Spitzen der Finger aneinandergelegt. Jetzt, indem ſie ſich auf ein Knie ſenken, machen ſie gleichzeitig eine tiefe Verneigung. Dieſe Bewegung wird wiederholt. Sie laſſen ſich nun auf die Knie nieder und berühren mit den Stirnen die Erde. Auch dieſen Ausdruck andachtsvoller Erniedrigung wiederholen ſie. Aufgerichtet, beten ſie weiter. Nochmals ſinken ſie auf die

Knie und berühren mit ihren Stirnen wieder und wieder den Boden. Alsdann fährt ſich, noch knieend, der ältere von den beiden Männern mit der Rechten über das Angeſicht und über den dunklen, graumelierten Bart, als wollte er einen Traum von der Seele ſtreifen, und nun kehren ſie, erwacht, aus dem inneren Heiligtum in das laute Straßenleben, das ſie umgibt, zurück. Wer dieſe Kraft zur Vertiefung ſieht, muß die Macht anerkennen und verehren, die hier wirkſam iſt.

Heut werfen die Wellen ihre Schaumſchleier über die Kaimauer der Strada marina. Die Möven halten ſich mit Meiſterſchaft gegen den ſtarken Südwind über den bewegten Waſſern des Golfes von Kaſtrades. Es herrſcht Leben und Aufregung. Von geſtern zu heut ſind die Baumwipfel grün geworden im lauen Regen.

Die Luft iſt feucht. Der Garten, in den ich eintrete, brauſt laut. Der Garten der Kirke, wie ich den Garten des Königs jetzt lieber nenne, brauſt laut und melodiſch und voll. Düfte von zahlloſen Blüten dringen durch dunkle, rauſchende Laubgänge und ſtrömen um mich mit der bewegten Luft. Es iſt herrlich! Der Webſtuhl der Kirke brauſt wie Orgeln: Choräle, endlos und feierlich. Und während die Göttin webt, die Zauberin, bedeckt ſich die Erde mit bunten Teppichen. Aus grünen Wipfeln brechen die Blüten: gelb, weiß und rot, wie Blut. Das zarteſte der Schönheit entſteht ringsum. Millionen kleiner Stimmen trinken den Klang und wachſen in ihm. Himmelhohe Zypreſſen wiegen die ſchwarzen Wedel ehrwürdig. Der gewaltige Eukalyptus, an dem ich ſtehe, ſcheint zu ſchauern vor Wonne, im Anſturm des vollen, erneuten Lebenshauchs. Das ſind Boten, die kommen! Verkündigungen!

Wie ich tiefer in das verwunſchene Reich eindringe, höre ich über mir in der Luft das beinahe melodiſche Knarren eines großen Raben. Ich ſehe ihn täglich, nun ſchon das drittemal: den Lieblingsvogel Apollons. Er überquert eine kleine Bucht des Gartens. Der Wind trägt ſeine Stimme davon, denn ich ſehe nur noch, wie er ſeinen Schnabel öffnet.

Immer noch umgibt mich das Rauſchen, das allgemeine, tiefe Getöſe. Es ſcheint aus der Erde zu kommen. Es iſt, als ob die Erde ſelbſt tief und gleichmäßig tönte, mitunter bis zu einem unterirdiſchen Donner geſteigert.

Im Schatten der Ölbäume, im langhalmigen Wieſengras, gibt es viele gemauerte Waſſerbrunnen. Über einem, der mir vor Augen liegt, ſehe ich Nymphe und Najade geſellt, denn der Gipfel eines Baumes, deſſen Stamm im Innern der Ziſterne herausdringt, überquillt ihre Öffnung mit jungem Grün. Die Grazien umtanzen in Geſtalt vieler zarteſter Wieſenblumen den verſchwiegenen Ort.

Die Geſtalten der Kirke und der Kalypſo ähneln einander. Jede von ihnen iſt eine „furchtbare Zauberin", jede von ihnen trägt ein anmutig feines Silbergewand, einen goldenen Gürtel und einen Schleier ums Haupt. Jede von ihnen hat einen Webſtuhl, an dem ſie ein ſchönes Gewebe webt. Jede von ihnen wird abwechſelnd Nymphe und Göttin genannt. Sie haben beide eine weibliche Neigung zu Odyſſeus, der mit jeder von ihnen das Lager teilen darf. Beide, an beſtimmte Wohnplätze gebunden, ſind der mythiſche Ausdruck ſich regender Wachstumkräfte in der Frühlingsnatur, nicht wie die höheren Gottheiten überall, ſondern an dieſem und jenem Ort. In Kirke ſcheint das Weſen des Mythus, und beſonders in ihrer Kraft zu verwandeln, tiefer und weiter, als in Kalypſo ausgebildet zu ſein.

Das Rauſchen hat in mir nachgerade einen Rauſch erzeugt, der Natur und Mythus in eins verbindet, ja ihn zum phantaſtigemäßen Ausdruck von jener macht. Auf den Steinen des antiken Tempelchens ſitzend, höre ich Geſang um mich her, Laute von vielen Stimmen. Ich bin, wie durch einen leiſen, unwiderſtehlichen Zwang, in meiner Seele willig gemacht, Zeus und den übrigen Göttern Trankopfer auszugießen, ihre Nähe im Tiefſten empfindend. Es iſt etwas Rätſelhaftes auch inſofern um die Menſchenſeele, als ſie zahlloſe Formen anzunehmen befähigt iſt. Eine große Summe halluzinatoriſcher Kräfte ſehen wir heut als krankhaft an, und der geſunde Menſch hat ſie zum Schweigen gebracht, wenn auch nicht ausgeſtoßen. Und doch hat es Zeiten gegeben, wo der Menſch ſie voll Ehrfurcht gelten und menſchlich auswirken ließ.

„Und in dem hohen Palaſte der ſchönen Zauberin dienten
Vier fleißige Mägde, die alle Geſchäfte beſorgten.
Dieſe waren Töchter der Quellen und ſchattigen Haine
Und der heiligen Ströme, die in das Meer ſich ergießen.“

Die ſchöne Wäſcherin, die ich an einem verſteckten Röhrenbrunnen arbeiten ſehe, auf meinem Heimwege durch den Park — die erſte ſchöne Griechin überhaupt, die ich zu Geſicht bekomme! — ſie ſcheint mir eine von Kirkes Mägden zu ſein. Und wie ſie mir in die Augen blickt, befällt mich Furcht, als läge die Kraft der Meiſterin auch in ihr, Menſchen in Tiere zu verwandeln, und ich ſehe mich unwillkürlich nach dem Blümchen Moly um.

Heut, den 5. April, hat ein großes Schiff dreihundert deutſche Männer und Frauen am Strande von Korfu abgeſetzt. Ein mit ſolchen Männern und Frauen beladener Wagen kutſcht vor mir her. Auf der Strada marina läßt Gevatter Wurſtmacher den Landauer anhalten, ſteigt heraus und nimmt mit einigen lieben Anverwandten, eilig, in ungezwungener Stellung, photographiergerecht, auf der Kaimauer Platz. Ein ſchwarzbärtiger

Idealiſt mit langen Beinen und engem Bruſtkaſten erhebt ſich auf dem Kutſchbock und photographiert. Am Eingange meines Gartens holt die Geſellſchaft mich wieder ein, die ſich durch das unumgängliche Photographieren verzögert hat. „Palais royal?“ tönt nun die Frage an den Kutſcher auf gut Franzöſiſch. —

Und wie ich den Garten der Zauberin wieder betrete, von heimlichem Lachen geſchüttelt, fällt mir eine Geſchichte ein: Mithridates ſteckte einſt in Kleinaſien einen Hain der Eumeniden in Brand, und man hörte darob ein ungeheures Gelächter. Die beleidigten Götter forderten nach dem Spruche der Seher Sühnopfer. Die Halswunde jenes Mädchens aber, das man hierauf geſchlachtet hatte, lachte noch auf eine furchtbare Weiſe fort.

Das eine der Fenſter unſeres Wohnſaales im Hotel Belle Veniſe gewährt den Blick in eine Sackgaſſe. Dort iſt auch ein Abfallwinkel des Hotels. Der elende Müllhaufen übt eine ſchreckliche Anziehungskraft auf Tiere und Menſchen aus. So oft ich zum Fenſter hinausblicke, bemerke ich ein anderes hungriges Individuum, Hund oder Menſch, das ihn durchſtöbert. Ohne jeden Sinn für das Ekelhafte greift ein altes Weib in den Unrat, nagt das ſitzengebliebene Fleiſch aus Apfelſinenreſten und ſchlingt Stücke der Schale ganz hinab. Jeden Morgen erſcheinen die gleichen Bettler, abwechſelnd mit Hunden, von denen mitunter acht bis zehn auf einmal den Haufen durchſtöbern. Dieſe ſcheußliche Nahrungsquelle auszunützen, ſcheint der einzige Beruf vieler unter den ärmſten Bewohnern Korfus zu ſein, die in einem Grade von Armut zu leben gezwungen ſind, der, glaube ich, ſelbſt in Italien ſelten iſt. Von Müllhaufen zu Müllhaufen wandern, welch ein unbegreifliches Los der Erbärmlichkeit! Mit Hunden und Katzen um den Wegwurf ſtreiten. Und doch war es vielleicht mitunter das Los Homers, der, wie Pauſanias ſchreibt, auch dieſes Schickſal gehabt hat, als blinder Bettler von Ort zu Ort zu ziehen.

Der Garten der Kirke liegt dieſen Nachmittag in einer düſtern Verzauberung. Die blaßgrünen Schleier der Olivenzweige rieſeln leis. Es iſt ein ganz zartes und feines Singen. Von unten tönt laut das eherne Rauſchen des Joniſchen Meeres. Ich muß an das unentſchiedene Schlachtengetöſe homeriſcher Kämpfe denken. Der Wolkenverſammler verdunkelt den Himmel, und eine bängliche Finſternis verbreitet ſich zwiſchen den Stämmen unter den Ölbaumwipfeln. Vereinzelte große Regentropfen fallen auf mich. Der Efeu erſcheint wie ein polypenartig würgendes Tier, er ſchlägt in unzerbrechliche Bande: Mauern, ſteinerne Stufen, Bäume! Es iſt etwas ewig Totes, ewig Stummes, ewig Verlaſſenes, ewig Verwandeltes in der Natur und in allem vegetativen Daſein des Gartens. Die Tiere der Kirke ſchleichen lautlos, tückiſch und unſichtbar! der böſen, tückiſchen Kirke Gefangene! Sie erſcheinen für ewig ins Innere dieſer Gartenmauer gebannt, wie Sträucher und Bäume an ihre Stelle. Alle dieſe uralten, rätſelhaft verſtrickten Olivenbäume gleichen unentwirrbar verknoteten Schlangen, erſtarrt, mitten im Kampf, durch ein ſchreckliches Zauberwort.

Aber nun geht eine Angſt durch den Garten: etwas wie Angſt oder nahes Glück. Wir alle, unter der drohenden Macht des beklemmenden Rätſels eines unſagbar traurigen und verwunſchenen Daſeins, fühlen den nahen Donner des Gottes voraus. Mächtig grollt es fern auf; und Zeus winkt mit der Braue ... Kirke erwartet Zeus.

Ehe man Potamo auf Korfu erreicht, überſchreitet man einen kleinen Fluß. Die Ortſchaft iſt mit grauen Häuschen und einem kleinen Glockenturm auf eine ſanft anſteigende Berglehne zwiſchen Ölbäumen und Zypreſſen hingeſtreut. Unter den Bewohnern des Ortes, die alle dunkel ſind, fällt ein Schmied oder

Schloſſer auf, der in der Tür ſeiner Werkſtatt mit ſeinem Schurzfell daſteht, blauäugig, blond und von durchaus kernigem, deutſchem Schlag, ſeiner Haltung und dem Ausdruck ſeines Geſichtes nach.

Das Tal hinter Potamo entwickelt die ganze Fülle der fruchtbaren Inſel. Auf ſaftigen Wieſenabhängen langhalmiger, üppiger Gräſer und Blumen ſtehen, Wipfel an Wipfel, Orangenbäume, jeder mit einem Reichtum ſchwerer und reifer Früchte durchwirkt. Die gleiche, laſtende Fülle iſt, links vom Wege, in die Talſenkung hinein verbreitet und jenſeits die Abhänge hinauf, bis unter die allgegenwärtigen Ölbäume. Fruchtbare Fülle liegt wie ein ſtrenger Ernſt über dieſem geſegneten Tal. Es iſt von Reichtum gleichſam beſchwert bis zur Traurigkeit. Es iſt etwas fronmäßig Laſttragendes in dieſem Überfluß, ſo daß hier wiederum das Myſterium der Fruchtbarkeit, beinahe zu Geſtalten verdichtet, dem inneren Sinne ſich aufdrängt. Hier ſcheint ein dämoniſcher Reichtum wie dazu beſtimmt, verſchlagenen Seefahrern ſich für eine angſtvolle Schwelgerei darzubieten, paniſchen Schreckniſſen nahe.

Geſtrüppen, wilden Dickichten gleich, ſteigen Orangengärten in die Schluchten hinunter, die von uralten Oliven und Zypreſſen verfinſtert ſind und locken von dort her, aus der verſchwiegenen Tiefe mit ihrer ſüßen, ſchweren, faſt purpurnen Frucht. Man ſpürt das Gebärungswunder, das Wunder nymphenhafter Verwandlungen: ein Wirken, das ebenſo ſüß, als qualvoll iſt.

Ich ſollte hier der Orange von Korfu, als der beſten der Welt, begeiſtert huldigen! Man gehe hin und genieße ſie.

Die Straße ſteigt an und bei einer Wendung tut ſich, weithin gedehnt, eine ſanfte Tiefe dem Blicke auf: die Ebene zwiſchen Govino und Pyrgi ungefähr, mit ihren umgrenzenden Höhenzügen. Wälder von Olivenbäumen bedecken ſie, ja, Gipfel, Abhänge und Ebene überzieht ein einziger Wald. Der majeſtätiſche Ernſt des Eindrucks iſt mit einem unſäglich weichen Reiz verbunden.

Eine Biegung der Straße enthüllt teilweiſe die blauleuchtende

Bucht und die Höhe des San Salvatore dahinter. Zum Ernſt, zur Einfalt, zur Großheit, darf man ſagen, tritt nun die Süße. — Wir wandeln unter die Wälder hinein. Das Auge wird immer wieder gefeſſelt von dem unvergleichlichen Linienreiz der zerlöcherten und zerklüfteten Rieſenſtämme, von denen einige zerriſſen und in wilde Windungen zerborſten, doch, mit ehernem, unbeweglichem Griff in die Erde verknotet, aufrecht geblieben ſind.

Der Himmel iſt grau und bewölkt. Wir entdecken in der Tiefe der fruchttragenden Waldungen Kinder, Hirtinnen mit gelben Kopftüchern. Bis an die Straße zu uns her ſind kleine, wollige, unwahrſcheinliche Jeſusſchäfchen verſtreut. Ich winke einer der kleinen Hirtinnen; ſie kommt nicht leicht. Ihr Dank für unſere Gabe iſt ganz Treuherzigkeit.

Schemenhaft flüſtern die Ölzweige. Weithin geht und weither kommt ewiges, ſanftes, fruchtbares Rauſchen.

Wir unternehmen heut eine Fahrt nach Pelleka. Dort, von einem gewiſſen Punkte aus, überblickt man einen ſehr großen Teil der Inſel, die Buchten gegen Epirus hin und zugleich das freie Joniſche Meer.

Heute, am Sonntag, lehnen etwa hundert Männer über die Mauer der Straße, wo dieſe eine Kehre macht und gleichſam eine Terraſſe oder Raum [illegible] der Ortſchaft bildet. Unſer Wagen wird ſogleich von einer [illegible] Menge erbärmlich ſchmutziger Kinder umringt, die zumeiſt ein verkommenes Anſehen haben und ſchlimm huſten. Mit uns dem geſuchten Ausſichtspunkt zuſteigend — wir haben den Wagen verlaſſen — verfolgen uns die Kinder in hellen Haufen. Eingeborene Männer verſuchen es immer wieder, ſie zu verſcheuchen, ſtets vergeblich. Die Kleinen laſſen uns vorüber, ſtehen ein wenig, ſuchen uns aber gleich darauf wieder auf kürzeren Wegen, rennend, ſpringend, ſtürzend, einander ſtoßend, zuvorzukommen, um mit zäher Unermüdlichkeit uns wiederum anzubetteln.

Sie ſind faſt durchgängig brünett. Aber es iſt auch ein blondes Mädchen da, blauäugig und von zartweißer Haut: ein großer, vollkommen deutſcher Kopf, der als ſolcher auf einem Leiblſchen Bilde ſtehen könnte. Bei dieſem Anblick beſchleicht mich eine gewiſſermaßen irrationale Traurigkeit, denn das Mädchen iſt eigentlich die vergnügteſte unter ihren zahlloſen dunklen Zufallsſchweſtern.

In Gruppen und von den Männern geſondert, ſtehen am Eingang und Ausgang des kleinen Fleckens die Frauen von Pelleka. Sie machen in der ſtämmigen Fülle des Körpers und der bunten Schönheit der griechiſchen Tracht den Eindruck der Wohlhabenheit. Das reiche Haar, das ihre Köpfe in ſtolzer Friſur umgibt, iſt nicht nur ihr eigenes, ſondern durch den Haarſchatz von Müttern, Großmüttern und Urgroßmüttern vermehrt, der als heilige Erbſchaft betrachtet wird.

Heut, ſoeben, begann ich den letzten Tag, der noch auf Korfu enden wird. Zum Fenſter hinausblickend, gewahre ich in der Nähe des Abfallhaufens eine Verſammlung von etwa zwanzig Männern: ſie umſtehen einen vom Regen noch feuchten Platz, auf dem ſich, wie kleine zerknüllte Lümpchen, mehrere ſchmutzige Drachmenſcheine befinden. Man ſchiebt ſie mit Stiefelſpitzen von Ort zu Ort. Einer der Männer wirft vom Handrücken aus zwei kupferne Münzen in die Luft, und je nachdem ſie auf dem Kopfe der Könige liegen, oder dieſen nach oben kehren, entſcheiden ſie über Verluſt und Gewinn. Nachdem ein Wurf des Glücksſpiels geſchehen iſt, nimmt einer der Spieler, ein ſchäbiger Kerl, als Gewinner den ziemlich erheblichen Einſatz vom Erdboden auf und ſteckt ihn ein.

Die Bevölkerung Korfus krankt an dieſer Spielleidenſchaft.

Es werden dabei von armen Leuten Gewinne und Verluſte beſtritten, die in keinem Vergleich zu ihrem geringen Beſitze ſtehen. Man ſucht dieſer Spielwut entgegenzuwirken. Aber, trotzdem man das ſtumpfſinnige Laſter, ſofern es in Kneipen oder irgendwie öffentlich auftritt, unter Strafe ſtellt, iſt es dennoch nicht auszurotten. Macht doch die ganze Bevölkerung gemeinſame Sache gegen die Polizei! So ſind zum Beiſpiel die Droſchkenkutſcher auf der breiten Straße, in die unſer Sackgäßchen mündet, freiwillige Wachtpoſten, die den ziemlich ſorgloſen Übertretern der Geſetzesbeſtimmungen ſoeben die Annäherung eines Polizeimannes durch Winke verkündigen, worauf ſich der Schwarm ſofort zerſtreut.

Ein griechiſcher Dampfer liegt am Ufer. Ein italieniſcher kommt eben herein. Ihm folgt die „Tirol" vom Trieſter Lloyd. Menſchen und Möwen werden aufgeregt.

Die Einſchiffung iſt nicht angenehm. Wir ſind hinter einem Berg von Gepäck ins Boot gequetſcht, und jeden Augenblick drohen die hohen Wogen das überladene Fahrzeug umzuwerfen.

Selten iſt der Aufenthalt an Deck eines Schiffes im Hafen angenehm. Das Idyll, ſofern nicht das Gegenteil eines Idylls im Schickſalsrate beſchloſſen iſt . . . das Idyll beginnt immer erſt nach der Abfahrt.

Eine ſchlanke, hohe, jugendſchöne Engländerin mit den edlen Zügen klaſſiſcher Frauenbildniſſe iſt an Bord. Seltſam, ich vermag mir das homeriſche Frauenideal, vermag mir eine Penelope, eine Nauſikaa, nur von einer ſo gearteten Raſſe zu denken.

Langſam gleitet Korfu, die Stadt, und Korfu, die Inſel, an uns vorüber: die alten Befeſtigungen, die Esplanade, die Strada marina am Golf von Kaſtrades, auf der ich ſo oft nach dem königlichen Garten, nach dem Garten der Kirke, gewandert bin. Der Garten der Kirke ſelbſt gleitet vorüber. Ich nehme mein

Fernglas und bin noch einmal an dem lieblichen, jetzt in Schatten gelegten Ort, wo die Trümmer des kleinen antiken Tempelchens einſam zurückbleiben, und wo ich, ſeltſam genug bei meinen Jahren, faſt wunſchlos glückliche Augenblicke genoß. Oft ſah ich von dort aus Schiffe vorübergleiten und bin nun ſelbſt, der vorübergleitet auf ſeinem Schiff. Über den dunklen Wipfelgebieten des Gartens ſteht die Sonne hinter gigantiſchen Wolken im Niedergang und bricht über alles zu uns und zum Himmel hervor in gewaltigen, limbusartigen Strahlungen, und im Weitergleiten des Schiffes erfüllt mich nur noch der eine Gedanke: du biſt auf der Pilgerfahrt zur Stätte des goldelfenbeinernen Zeus.

Die erſten Stunden auf klaſſiſchem Boden, nachdem wir in Patras morgens gelandet ſind, bieten lärmende unangenehme Eindrücke. Aber, trotzdem wir nun in einem Bahncoupé, und zwar in einem ziemlich erbärmlichen, ſitzen, ſaugt ſich das Auge an Felder und Hügel dieſer an uns vorüberflutenden Landſchaft feſt, als wäre ſie nicht von dieſer Erde. Vielleicht lieben wir Träume mit ſtärkerer Liebe, als Wirklichkeit. Aber das innere Auge, das ſich ſelbſt im Schlafe oft genug weit öffnet, legt ſich mitunter in den Wieſen, Hainen und Hügelländern zur Ruh, die ſich einem äußeren Sinne im Lichte des wachen Tages ſchlicht und geſund darbieten. Und etwas, wie eines inneren Sinnes Entlaſtung ſpüre ich nun.

Alſo: um mich iſt Griechenland. Das, was ich bisher ſo nannte, war alles andere, nur nicht Land. Die Sehnſucht der Seele geht nach Land, der Sehnſucht des Seefahrers darin ähnlich. Immer iſt es zunächſt nur eingebildet, wonach man ſich ſehnt, und noch ſo genaue Nachricht, noch ſo getreue Schilderung kann aus der ſchwebenden Inſel der Phantaſie kein wirklich am Grunde des Meeres verwurzeltes Eiland machen. Das vermag nur der Augenblick, wo man es wirklich betritt.

Was nun ſo lange durchaus nur ein bloßer Traum der Seele geweſen iſt, das will eben dieſe Seele, vom Staunen der äußeren Sinne berührt, die, von dem Ereignis betroffen, raſtlos verzückt, faſt überwältigt umherforſchen . . . das will eben dieſe Seele nicht gleich für wahr halten. Auch deshalb nicht, weil damit in einem anderen Sinne etwas, zum mindeſten der Teil eines Traumbeſitzes, in ſich verſinkt. Dies gilt aber nur für Augenblicke. Es gibt in einem geſund gearteten Geiſte keine Todfeindſchaft mit der Wirklichkeit: und was ſie etwa in einem ſolchen Geiſte zerſtört, das hilft ſie kräftiger wiederum aufrichten.

Die Landſchaft von Elis, durch die wir reiſen, berührt mich heimiſch. Wir haben zur Rechten das Meer, hinter roter Erde, in unglaublicher Farbenglut. Wie bläulicher Duft liegen Inſeln darin: erſt wird uns Ithaka, dann Cephalonia, ſpäter Zakynthos deutlich. Wir werden an Hügeln vorübergetragen, niedrigen Bergzügen, vor denen Fluren ſich ausbreiten, die mit Rebenkulturen beſtanden ſind. Die Berge zur Linken weichen zurück hinter eine weite Talebene, die ſie mit ihren Schneehäuptern begleiten. Einfache, grüne Weideflächen erfreuen den Blick. Und plötzlich erſcheinen Bäume, einzelſtehend, knorrig, weitverzweigt, die für das zu erklären, was ſie wirklich ſind, ich kaum getraue. Aber es ſind und bleiben doch Eichen, deutſche Eichen, ſo alt und mächtig entwickelt, wie in der Heimat ſie geſehen zu haben ich mich nicht erinnern kann.

Stundenweit dehnen ſich nun dieſe Eichenbeſtände. Doch ſind die jetzt noch faſt kahlen Kronen ſo weit voneinander entfernt, daß ihre Zweige, ſo breit ſie umherreichen, ſich nicht berühren. In den einſamen Weideländern darunter zeigen ſich hie und da Hirten mit Herden.

Es kommt mir vor, als ob ich unter den vielen, die mit uns reiſen, einem großartigen Feſttumulte zuſtrebte. Und durchaus ungewollt drängt ſich mir nach und nach die Viſion eines olympiſchen Tages auf: der Kopf und nackte Arm eines jungen Griechen, ein Schrei, eine Bitte, ein Pferdegewieher, Beifallstoben, ein Fluch des Beſiegten. Ein Ringer, der ſich den Schweiß abwiſcht. Ein Antlitz, im Kampfe angeſpannt, faſt gequält in übermenſchlicher Anſtrengung. Donnernder Hufſchlag, Rädergekreiſch: alles vereinzelt, blitzartig, fragmentariſch.

Wir ſind in Olympia.

Auf dieſem verlaſſenen Feſtplatz iſt kaum etwas anderes, als das ſanfte und weiche Rauſchen der Aleppokiefer vernehmlich, die den niedrigen Kronoshügel bedeckt und hie und da in den Ruinen des alten Tempelbezirks ihre niedrigen Wipfel ausbreitet.

Dieſes freundliche Tal des Alpheios iſt dermaßen unſcheinbar, daß man, den ungeheuren Klang ſeines Ruhmes im Herzen, bei ſeinem Anblick in eigentümlicher Weiſe ergriffen iſt. Aber es iſt auch von einer beſtrickenden Lieblichkeit. Es iſt ein Verſteck, durch einen niedrigen Höhenzug jenſeits des Fluſſes — und diesſeits durch niedrige Berge getrennt von der Welt. Und jemand, der ſich von dieſer Welt ohne Haß zu verſchließen gedächte, könnte nirgend geborgener ſein.

Ein kleines, idylliſches Tal für Hirten — eine ſchlichte, beſchränkte Wirklichkeit! — mit einem verſandeten Flußlauf, Kiefern und kärglichem Weideland, und doch: es mag hier geweſen ſein, es weigert nichts in dem Pilger, für wahr hinzunehmen, daß hier der Kronide, der Ägiserſchütterer Zeus, mit Kronos um die Herrſchaft der Welt gerungen hat. — Das iſt das Wunderbare und Seltſame.

Die Abhänge jenſeits des Alpheios färben ſich braun. Die Sonne eines warmen und reinen Frühlingstages dringt nicht mehr mit ihren Strahlen bis an die Ruinen, zu mir. Zwei Elſtern fliegen von Baum zu Baum, von Säulentrommel zu

Säulentrommel. Sie gebärden ſich hier wie in einem unbeſtrittenen Bereich. Ein Kuckuck ruft fortwährend aus den Wipfeln des Kronoshügels herab. — Ich werde dieſen olympiſchen Kuckuck vom zwölften April des Jahres Neunzehnhundertundſieben nicht vergeſſen.

Die Dunkelheit und die Kühle bricht herein. Noch immer iſt das Rauſchen des ſanften Windes in den Wipfeln die leiſe und tiefe Muſik der Stille. Es iſt ein ewiges, flüſterndes Aufatmen, traumhaftes Aufrauſchen, gleichſam Aufwachen, von etwas, das zugleich in einem ſchweren, unerwecklichen Schlaf gebunden iſt. Das Leben von einſt ſcheint ins Innere dieſes Schlafes geſunken. Wer nie dieſen Boden betreten hat, dem iſt es ſchwer begreiflich zu machen, bis zu welchem Grade Rauſchen und Rauſchen verſchieden iſt.

Es iſt ganz dunkel geworden. Ich unterliege mehr und mehr wieder inneren Eindrücken geſpenſtiſcher Wettſpiele. Es iſt mir, als fielen da- und dorther Schreie von Läufern und Ringern aus der nächtlichen Luft. Ich empfinde Getümmel und wilde Bewegungen; und dieſe haſtig fliehenden Dinge begleiten mich wie irgendein Rhythmus, eine Melodie, dergleichen ſich manchmal einniſtet und nicht zu tilgen iſt.

Plötzlich wird, von irgendeinem Hirtenjungen geſpielt, der kunſtloſe Klang einer Rohrflöte laut: er begleitet mich auf dem Heimwege.

Der Morgen duftet nach friſchen Saaten und allerlei Feldblumen. Sperlinge lärmen um unſere Herberge. Ich ſtehe auf dem Vorplatz des hübſchen, luftigen Hauſes und überblicke von hier aus das enge, freundliche Tal, das die olympiſchen Trümmer birgt. Hähne krähen in den Höfen verſchiedener kleiner Anweſen in der Nähe, von denen jedoch hier nur eines, ein Hüttchen, am Fuße des Kronoshügels, ſichtbar iſt.

Man müßte ein Tälchen von ähnlichem Reiz, ähnlicher Intimität vielleicht in Thüringen ſuchen. Wenn man es aber ſo eng, ſo niedlich und voller idylliſcher Anmut geſunden hätte, ſo würde man doch nicht, wie hier, ſo tiefe und göttliche Atemzüge tun.

Mich durchdringt eine ſtaunende Heiterkeit. Der harzige Kiefernadelduft, die heimiſch-ländliche Morgenmuſik beleben mich. Wie ſo ganz nah und natürlich berührt nun auf einmal das Griechentum, das durchaus nicht nur im Sinne Homers oder gar im Sinne der Tragiker zu begreifen iſt. Viel näher in dieſem Augenblick iſt mir die Seele des Ariſtophanes, deſſen „Fröſche“ ich von den Alpheiosſümpfen herüber quaken höre. So laut und energiſch quakt der griechiſche Froſch — ich konnte das während der geſtrigen Fahrt wiederholt bemerken! — daß er literariſch durchaus nicht zu überſehen, noch weniger zu überhören war.

Überall ſchlängeln ſich ſchmale Pfade über die Hügel und zwiſchen den Hügeln hindurch. Sie ſind wie Bänder durch einen Flußlauf gelegt, der zum Alpheios fließt. Kleine Karawanen, Trupps von Eſeln und Mauleſeln tauchen auf und verſchwinden wieder. Man hört ihre Glöckchen, bevor man die Tiere ſieht, und nachdem ſie den Geſichtskreis verlaſſen haben. Am Himmel zeigen ſich ſtreifige Windwolken. In der braunen Niederung des Alpheios weiden Schafherden.

Man wird an ein großartiges Idyll zu denken haben, das in dieſem Tälchen geblüht hat. Es lebte hier eine Prieſtergemeinſchaft nahe den Göttern; aber dieſe, Götter und Halbgötter, waren die eigentlichen Bewohner des Ortes. Wie wurde doch gerade dieſes anſpruchsloſe Stückchen Natur ſo von ihnen begnadet, daß es gleich einem entfernten Fixſtern — einer vor tauſend Jahren erloſchenen Sonne gleich — noch mit ſeinem vollen, ruhmſtrahlenden Lichte in uns iſt?

Dieſe beſcheidenen Wieſen und Anhöhen lockten ein Gedränge von Göttern an, dazu Scharen glanzbegieriger Menſchen, die von hier einen Platz unter den Sternen ſuchten. Nicht alle fanden ihn, aber es lag doch in der Macht des olympiſchen Zweiges, von einem ſchlichten Ölbaum dieſer Flur gebrochen, Auserwählten Unſterblichkeit zu gewähren.

Ich erſteige den Kronoshügel. Es riecht nach Kiefernharz. Einige Vögel ſingen in den Zweigen ſchön und anhaltend. Im Schatten der Nadelwipfel gedeiht eine zarte Ilexart. Die gewundenen Stämme der Kiefern mit tief eingeriſſener Borke haben etwas Wildkräftiges. Ich pflücke eine blutrote, anemonenartige Blume, überſchreite das Band einer Wanderraupe, fünfzehn bis zwanzig Fuß lang. Die Windungen des Alpheios erſcheinen: des Gottes, der gen Ortygia hinſtrebt, jenſeits des Meeres, wo Arethuſa, die Nymphe, wohnt, die Geliebte.

Die Fundamente und Trümmer des Tempelbezirks liegen unter mir. Dort, wo der goldelfenbeinerne Zeus geſtanden hat, auf den Platten der Cella des Zeustempels, ſpielt ein Knabe. Es iſt mein Sohn. Etwas vollkommen Ahnungsloſes, mit leichten, glücklichen Füßen die Stelle umhüpfend, die das Bildnis des Gottes trug, jenes Weltwunder der Kunſt, von dem unter den Alten die Rede ging, daß, wer es geſehen habe, ganz unglücklich niemals werden könne.

Die Kiefern rauſchen leiſe und traumhaft über mir. Herdenglocken, wie in den Hochalpen oder auf den Hochflächen des Rieſengebirges, klingen von überall her. Dazu kommt das Rauſchen des gelben Stroms, der in ſeinem breiten, verſandeten Bette ein Rinnſal bildet, und das Quaken der Fröſche in den Tümpeln ſtehender Wäſſer ſeiner Ufer.

Immer noch hüpft der Knabe um den Standort des Götterbildes, das, hervorgegangen aus den Händen des Phidias, den

Wolkenverſammler, den Vater der Götter und Menſchen darſtellte; und ich denke daran, wie, der Sage nach, der Gott mit ſeinem Blitz in die Cella ſchlug und auf dieſe Art dem Meiſter ſeine Zufriedenheit ausdrückte. Was war das für ein Meiſter und ein Geſchlecht, das Blitzſchlag für Zuſtimmung nahm! Und was war das für eine Kunſt, die Götter zu Kritikern hatte!

Die Hügel jenſeits des Alpheios bilden eine Art Halbkreis, und ich empfinde ſie faſt, unwillkürlich forſchend hinüberblickend, als einen amphitheatraliſchen Rundbau für göttliche Zuſchauer. Rangen doch auf dem ſchlichten Feſtplatz unter mir Götter und Menſchen um den Preis.

Meinen Sinn zu den Himmliſchen wendend, ſteige ich langſam wieder in das Vergeſſenheit und Verlaſſenheit atmende Wieſental: das Tal des Zeus, das Tal des Dionyſos und der Chariten, das Tal des idäiſchen Herakles, das Tal der ſechzehn Frauen der Hera, wo auf dem Altar des Pan Tag und Nacht Opfer brannten, das Tal der Sieger, das Tal des Ehrgeizes, des Ruhmes, der Anbetung und Verherrlichung, das Tal der Wettkämpfe, wo es dem Herakles nicht erſpart blieb, mit den Fliegen zu kämpfen, die er aber nur mit Hilfe des Zeus beſiegte und dort hinüber, hinter das jenſeitige Ufer des Alpheios, trieb.

Und wieder ſchreite ich zwiſchen den grauen Trümmern hin, die eine ſchöne Wieſe bedecken. Überall ſaftiges Grün und gelbe Maiblumen. Das Elſternpaar von geſtern fliegt vor mir her. Die Säulen des Zeustempels liegen, wie ſie gefallen ſind: die rieſigen Porostrommeln ſchräg voneinander gerutſcht. Überall duftet es nach Blumen und Thymian um die Steinmaſſen, die ſich im wohltätigen Scheine der Morgenſonne warm anfühlen. Von einem jungen Ölbäumchen, nahe dem Zeustempel, breche ich mir, in unüberwindlicher Lüſternheit, ſeltſamerweiſe zugleich faſt ſcheu wie ein Dieb, den geheiligten Zweig.

Abſchiednehmend trete ich heut das zweitemal vor die Giebelfiguren des Zeustempels, in dem kleinen Muſeum zu Olympia, und dann vor den Hermes des Praxiteles. Ich laſſe dahingeſtellt, was offenkundig dieſe Bildwerke unterſcheidet, und ſehe in Hermes weniger das Werk des Künſtlers, als den Gott. Es iſt hier möglich, den Gott zu ſehen, in der Stille des kleinen Raums, an den die Äcker und Wieſen dicht herantreten. Und ſo gewiß man in den Muſeen der großen Städte Kunſtwerke ſehen kann, vermag man hier in die lebendige Seele des Marmors beſſer zu dringen und fühlt heraus, was an ſolchen Gebilden mehr als Kunſtwerk iſt. Die griechiſchen Götter ſind nicht von Ewigkeit. Sie ſind gezeugt und geboren worden.

Dieſer Gott iſt beſonders bedauernswert in ſeiner Verſtümmelung, da ihm eine überaus zärtliche Schönheit, ein weicher und lieblicher Adel eigen iſt. Ambroſiſche Sohlen ſind immer zwiſchen ihm und der Erde geweſen. Man hat ein Bedauern mit ſeiner Vereinſamung, weil die unverletzliche, unverletzte, olympiſch-weltferne Ruhe und Heiterkeit noch auf ſeinem Antlitz zu leſen iſt, während draußen Altäre und Tempel, faſt dem Erdboden gleichgemacht, in Trümmern liegen.

Seltſam iſt die hingebende Liebe und Schwärmerei, die dem Bildner den Meißel geführt hat, als er den Rinderdieb, den Schalk, den Täuſcher, den ſchlauen Lügner, den luſtigen Meineidigen, den Maultiergott und Götterboten darſtellte, der allerdings auch die Leier erfand.

Wie ſchwärmende Bienen am Aſt eines Baumes, ſo hängen die Menſchen am Zuge, während wir langſam in Patras einfahren. Lärm, Schmutz, Staub überall. Auch noch in das Hotelzimmer dringt der Lärm ohrenbetäubend. Geräuſche, als ob Raketen platzten oder Bomben geworfen würden, unterbrechen das Gebrüll der Ausrufer. Patras iſt, nächſt dem Piräus, der wichtigſte Hafenplatz des modernen Griechenland. Wir ſehnen uns in das Unmoderne.

Endlich, nachdem wir eine Nacht hier haben zubringen müſſen, ſitzen wir, zur Abfahrt fertig, wieder im Bahnkupee. Vor den Türen der Waggons ſpielt ſich ein tumultuariſches Leben mit allerlei bettelhaften Humoren ab. Ein junger, griechiſcher Bonvivant ſchenkt einem zerlumpten, lümmelhaft ausſehenden Menſchen Geld, zeigt flüchtig auf einen der jugendlichen Händler, die allerlei Waren feilbieten, und ſofort ſtürzt ſich der bezahlte, tieriſche Halbidiot auf eben den Händler und walkt ihn durch. Noch niemals habe ich überhaupt binnen kurzer Zeit ſo viele, wütende Balgereien geſehen. An zwei, drei Stellen des Volksgewimmels klatſchen faſt gleichzeitig die Maulſchellen. Man verfolgt, bringt zu Fall, bearbeitet gegenſeitig die Geſichter mit den Fäuſten: alles, wie wenn es ſo ſein müßte, in großer Harmloſigkeit.

Zu den ſchönſten Bahnlinien der Welt gehört diejenige, die von Patras, am Südufer des korinthiſchen Golfes entlang, über den Iſthmus nach Athen führt. Der Golf und ſeine Umgebung erinnern an die Gegenden des Gardaſees. Paradieſiſche Farbe, Glanz, Reichtum und Fülle in einer beglückten Natur. Der Iſthmus zeigt einen anderen Charakter: Weideflächen, vereinzelte Hirten und Niederlaſſungen. Am Nordrand durch Hügel begrenzt, die, bedeckt von den Wipfeln der Aleppokiefer, zum Wandern anlocken. Alles iſt hier von einer erfriſchenden, beinahe nordiſchen Einfachheit.

Die grünen Flächen der Landenge liegen in beträchtlicher Höhe über dem Meere. Nach den großartigen und prunkhaften

Wirkungen des peloponneſiſchen Nordufers überraſcht dieſe ſchlichte und herbe Landſchaft und berührt wohltätig. Eine Empfindung kommt über mich, als ſähe ich dieſe Fluren nicht zum erſtenmal. Das Vertraute daran iſt, was überraſcht. Ich kann nicht ſagen, daß mich etwa je auf der italieniſchen Halbinſel eine Empfindung des Heimiſchen, ſo wie hier, beſchlichen hätte. Dort blieb immer der Reiz: das ſchöne Fremdartige. Ich ſpüre ſchon jetzt: ich liebe dies Land. Schon jetzt, im Anfang, erfaßt die Erkenntnis mich wie ein Rauſch, daß eben nur dieſer Grund die wahre Heimat der Griechen ſein konnte.

Ich ſpreche den Namen Theſeus aus. Und nun hat ſich in mir ein pſychiſcher Vorgang vollzogen, der mich, angeſichts des iſthmiſchen, ernſten Landgebiets, der griechiſchen Art, ſich Halbgötter vorzuſtellen, näher bringt. Ich empfinde und ſehe in Theſeus den Mann von Fleiſch und Blut, der wirklich gelebt und deſſen Fuß dieſe Landenge überſchritten hat; der, zum Heros geſteigert, noch immer ſo viel vom Menſchen beſaß, als vom Gott und auch ſo noch mit der Stätte ſeines Wanderns und Wirkens verbunden blieb.

Warum ſcheuen wir uns und erachten für trivial, unſere heimiſchen Gegenden, Berge, Flüſſe, Täler zu beſingen, ja, ihre Namen nur zu erwähnen in Gebilden der Poeſie? Weil alle dieſe Dinge, die als Natur jahrtauſendelang für teufliſch erklärt, nie wahrhaft wieder geheiligt worden ſind. Hier aber haben Götter und Halbgötter, mit jedem weißen Berggipfel, jedem Tal und Tälchen, jedem Baum und Bäumchen, jedem Fluß und Quell vermählt, alles geheiligt. Geheiligt war das, was über der Erde, auf ihr und in ihr iſt. Und rings um ſie her, das Meer, war geheiligt. Und ſo vollkommen war dieſe Heiligung, daß der Spätgeborene, um Jahrtauſende Verſpätete, daß der Barbar noch heut — und ſogar in einem Bahnkupee — von ihr im tiefſten Weſen durchdrungen wird.

Man muß die Bäume dort ſuchen, wo ſie wachſen, die Götter nicht in einem gottloſen Lande, auf einem gottloſen Boden. Hier aber ſind Götter und Helden Landesprodukte. Sie ſind dem Landmann gewachſen, wie ſeine Frucht. Des Landbauers Seele war ſtark und naiv. Stark und naiv waren ſeine Götter.

Theſeus, um es noch einmal zu ſagen, iſt alſo für mich kein rieſenmäßiger, leerer Schemen mehr, ich empfinde ihn einerſeits nah, ſchlicht und materialiſch, als Kind der Landſchaft, die mich umgibt. Andererſeits erkenne ich ihn als das, wozu ihn die Seele des Griechen erhoben hat, die aber doch Gott, wie Landeskind, an die Heimat bannte.

Die Landſchaft behält, von einer Strecke dicht über dem Meere abgeſehen, fortan den ernſten Ausdruck. Der Abend beginnt zu dämmern, ja, verdüſtert ſich zu einer großartigen Schwermut, von einem Zauber, der eher nordiſch, als ſüdlich iſt. Es fällt lauer Regen. Das graue Megara, das einen Hügel überzieht, wirkt wie eine geplünderte Stadt. Zwiſchen Schutthaufen, in ärmlichen Winkeln halb eingeſtürzter Häuſer, ſcheinen die Menſchen zu leben. Man glaubt eine Stadt zu ſehen, über die ein Eroberer mit Raub, Brand und Mord ſeinen Weg genommen hat.

Kurz hinter Eleuſis ſteigt der Zug nochmals bergan, durch die Vorhöhen des Parnes. Bei tieferer Dunkelheit, zunehmendem Regen und kalter Luft kommt mir die ſteinige Einöde, in die ich hineinſtarre, faſt norwegiſch vor. Ich bin ſehr glücklich über den Wetterumſchlag, der mir die ungeſunde Vorſtellung eines ewiglachenden Himmels nimmt. Die Gegend iſt menſchenleer. Nur ſelten begegnet die dunkle Geſtalt eines Hirten, aufrecht ſtehend, dicht in den wolligen Mantel gehüllt. Und während der kalte und feuchte Wind meine Stirne kühlt, Regentropfen mir ins Geſicht wirft, und ich die ſtarke, kalte Regen- und Bergluft in mich einſauge, hat ſich ein neues Band geknüpft zwiſchen meinem Herzen und dieſem Lande.

Was Wunder, wenn durch die Erregung der langen Fahrt, in Dunkelheit, in Wind und Wetter, einer höchſten Erfüllung nah, die Seele in einen luziden Zuſtand gerät, wo es ihr möglich wird, von allem Störenden abzuſehen und deutliche Bilder längſt vergangenen Lebens in die phantaſtiſche, ſogenannte Wirklichkeit hineinzutragen. Faſt erlebe ich ſo den tapferen Bergmarſch eines Trupps atheniſcher Jünglinge, etwa zur Zeit des Perikles, und freue mich, wie ſie, geſund und wetterhart, der Unbill von Regen und Wind, wie wir ſelbſt es gewohnt ſind, wenig achten. Ich lerne die erſten Griechen kennen. Ich freunde mich an mit dieſem Schwarm, ich höre die jungen Leute lachen, ſchwatzen, rufen und atmen. Ich frage mich, ob nicht vielleicht am Ende Alcibiades unter ihnen iſt? Es iſt mir, als ob ich auch ihn erkannt hätte! Und dies Erleben wird ſo durchaus eine Realität, daß irgend etwas ſo Genanntes für mich mehr Realität nicht ſein könnte.

Wir rollen hinab in die attiſche Ebene. Die Lichter einer Stadt, die Lichter Athens, tauchen ferne auf. Das Herz will mir ſtocken.

Ein grenzenloſes Geſchrei, ein Gebrüll, das jeder Beſchreibung ſpottet, empfängt uns am Bahnhof von Athen. Mehrere hundert Kehlen von Kutſchern, Gepäckträgern und Hotelbedienſteten überbieten ſich. Ich habe einen ſolchen Schlachttumult bis dieſen Augenblick, der meinen Fuß auf atheniſchen Boden ſtellt, nicht gehört. Die Nacht iſt dunkel, es gießt in Strömen.

Eine Stadt, wie das moderne Athen, das ſich mit viel Geräuſch zwiſchen Akropolis und Lykabettos einſchiebt, muß erſt in einem gewiſſen Sinn überwunden werden, bevor der Geiſt ſich der erſehnten Vergangenheit ungeſtört hingeben kann. Zum drittenmal bin ich nun im Theater des Dionyſos, deſſen ſonniger Reiz mich immer aufs neue anlockt. Es hält ſchwer, ſich an dieſer Stelle in die furchtbare Welt der Tragödie zu verſetzen, hier, wo ſie ihre höchſte Vollendung gefunden hat. Das, was ihr vor allem zu eignen ſcheint, das Nachtgeborene, iſt von den Sitzen, aus der Orcheſtra und von der Bühne durch das offene Licht der Sonne verdrängt. Weißer und blendender Dunſt bedeckt den Himmel, der Wind weht ſchwül, und der Lärm einer großen Stadt mit Dampfpfeifen, Wagengeraſſel, Handwerksgeräuſchen und dem Geſchrei der Ausrufer überſchwemmt und erſtickt, von allen Seiten herandringend, jedweden Verſuch zur Feierlichkeit.

Was aber auch hier ſogleich in meiner Seele ſich regt und feſtniſtet, faſt jeder anderen Empfindung zuvorkommend, iſt die Liebe. Sie gründet ſich auf den ſchlichten und phraſenloſen Ausdruck, den hier die Kunſt eines Volkes gewonnen hat. Alles berührt hier geſund und natürlich, und nichts in dieſer Anlage erweckt den Eindruck zweckwidriger Üppigkeit oder Prahlerei. Irgendwie gewinnt man, lediglich aus dieſen architektoniſchen Reſten, die Empfindung von etwas Hellem, Klar-Geiſtigem, das mit der Göttin im Einklang ſteht, deren koloſſaliſches Standbild auf dem hinter mir liegenden Felſen der Akropolis errichtet war, und deren heilig geſprochenen Vogel, die Eule, man aus den Löchern der Felswand, und zwar in den lichten Tag und bis in die Sitzreihen des Theaters hinein, rufen hört.

Ich wüßte nicht, wozu der wahrhaft europäiſche Geiſt eine ſtärkere Liebe fühlen ſollte, als zum Attiſchen. Bei Diodor, den ich leider nur in Überſetzung zu leſen verſtehe, wird geſagt: die alten Ägypter hätten der Luft den Namen Athene gegeben, und Glaukopis beziehe ſich auf das himmliſche Blau der Luft. Der Geiſt, der hier herrſchte, blieb leicht und rein und durchſichtig, wie die attiſche Luft, auch nachdem das Gewitter der Tragödie ſie vorübergehend verfinſtert, der Strahl des Zeus ſie zerriſſen hatte.

Als höchſte menſchliche Lebensform erſcheint mir die Heiterkeit: die Heiterkeit eines Kindes, die im gealterten Mann oder Volk entweder erliſcht, oder ſich zur Kraft der Komödie ſteigert. Tragödie und Komödie haben das gleiche Stoffgebiet: eine Behauptung, deren verwegenſte Folgerungen zu ziehen, der Dichter noch kommen muß. Der attiſche Geiſt erzeugt, wie die Luft eines reinen Herbſttages, in der Bruſt jenen wonnigen Kitzel, der zu einem beinahe nur innen ſpürbarem Lachen reizt. Und dieſes Lachen, durch den Blick in die Weite der klaren Luft genährt, kann ſich wiederum bis zu jenem ſteigern, das im Tempel des Zeus gehört wurde, zu Olympia, als die Sendboten des Caligula Hand anlegten, um das Bild des Gottes nach Rom zu ſchleppen

Man ſoll nicht vergeſſen, daß Tragödie und Komödie volkstümlich waren. Es ſollen das diejenigen nicht vergeſſen, die heute in toten Winkeln ſitzen. Beide, Tragödie wie Komödie, haben nichts mit ſchwachen, überfeinerten Nerven zu tun, und ebenſowenig, wie ſie, ihre Dichter — am allerwenigſten aber ihr Publikum. Trotzdem aber keiner der Zuſchauer jener Zeiten, etwa wie viele der heutigen, beim Hühnerſchlachten ohnmächtig wurde, ſo blieb, nachdem die Gewalt der Tragödie über ihn hingegangen war, die Komödie eines jeden unabweisliche Gegenforderung: und das iſt geſund und iſt gut.

Die ländlichen Dionyſien wurden an der Südſeite der Akropolis, im Lenäon, nach beendeter Weinleſe abgehalten. Was hindert mich, trotzdem, das ſogenannte Schlauchſpringen mir unten in der Orcheſtra meines Theaters vorzuſtellen? Man ſprang auf einen geölten, mit Luft gefüllten Schlauch, und ſuchte, einbeinig hüpfend, darauf Fuß zu faſſen. Das iſt der Ausdruck überſchäumender Luſtigkeit, ein derber überſchüſſiger Lebensmut. Und nicht aus dem Gegenteil, nicht aus der Schwäche und Lebensflucht entſtehen Tragödie und Komödie!

Ein deutſcher Kegelklub betritt, von einem ſchreienden Führer belehrt, den göttlichen Raum. Man ſieht es den hilflos tagblinden Augen der Herren an, daß ſie vergeblich hier etwas Merkwürdiges ſuchen. Ich würde ihren gelangweilten Seelen gönnen, ſich wenigſtens an der Vorſtellung aufzuheitern, dem tollen Sprung auf den öligen Schlauch, die mich ergötzt.

Heut betrete ich, ich glaube zum viertenmal, die Akropolis. Es iſt länger als fünfundzwanzig Jahre her, daß mein Geiſt auf dem Götterfelſen heimiſch wurde. Damals entwickelte uns ein begeiſterter Mann, den inzwiſchen ein ſchweres Schickſal ereilt hat, ſeine Schönheiten. Es iſt aber etwas anderes, von jemand belehrt zu werden, der mit eigenen Augen geſehen hat, oder ſelber die ſteilen Marmorſtufen zu den Propyläen hinaufzuſteigen und mit eignen Augen zu ſehn.

Ich finde, daß dieſe Ruinen einen ſpröden Charakter haben, ſich nicht leicht dem Spätgeborenen aufſchließen. Ich habe das dunkle Bewußtſein, als ob etwa über die Säulen des Parthenon von da ab, als man ſie wieder zu achten anfing, ſehr viel Berauſchtes verfaßt worden wäre. Und doch glaubte ich nicht, daß es viele gibt, die von den Quellen der Berauſchung trunken geweſen ſind, die wirklich im Parthenon ihren Urſprung haben.

Wie der Parthenon jetzt iſt, ſo heißt ſeine Formel: Kraft und Ernſt! Davon iſt die Kraft faſt bis zur Drohung, der Ernſt faſt bis zur Härte geſteigert. Die Sprache der Formen iſt ſo beſtimmt, daß ich nicht einmal glauben kann, es ſei durch die frühere, bunte Bemalung ihrem Ausdruck etwas genommen worden.

Ich habe das ſchwächliche Griechiſieren, die blutloſe Liebe zu einem blutloſen Griechentum niemals leiden mögen. Deshalb ſchreckt es mich auch nicht ab, mir die doriſchen Tempel bunt und in einer für manche Begriffe barbariſchen Weiſe bemalt zu denken. Ja, mit einer gewiſſen Schadenfreude gönne ich das den Zärtlingen. Ich nehme an, es gab dem architektoniſchen

Eindruck eine wilde Beimiſchung. Möglicherweiſe drückte das Grelle des farbigen Überzugs den naiven Stand der Beziehungen zwiſchen Göttern und Menſchen aus, indem er faſt marktſchreieriſch zu feſtlichen Freuden und damit zu tiefer Verehrung einfing.

Jeder echte Tempel iſt volkstümlich. Trotz unſerer europäiſchen Kirchen und Kathedralen glaube ich, gibt es bei uns keine echten Tempel in dieſem Betrachte mehr. Vielleicht aus dem Grunde, weil ſich bei uns die Lebensfreude von der Kirche geſchieden hat, die nur noch gleichſam den Tod und die Gruft verherrlicht. Die Kirchen bei uns ſind Mauſoleen: wobei ich nur an die katholiſchen denke. Einen proteſtantiſchen Tempel gibt es nicht. Da nun aber das Leben lebt und lebendig iſt, ſo erzeugt ſich auch immer unfehlbar wieder der Trieb zur Freude. Und er iſt es, der heute das Theater, den gefährlichſten Konkurrenten der Kirche, geſchaffen hat. Ich behaupte, was heut die Menſchen zur Kirche treibt, iſt entweder Todesangſt oder Suggeſtion. Das Theater bedarf ſolcher Mittel nicht, um Menſchen in ſeine Räume zu bringen. Dorthin drängen ſie ſich vielmehr, wie Spatzen, von einem fruchtbeladenen Kirſchbaume angelockt.

Wenn heut bei uns eine Gauklergeſellſchaft auf dem Dorfplan Zelte errichtet, herrſcht ſogleich unter der Mehrzahl der Dörfler, vor allem aber unter den Kindern, feſtliche Aufregung. Kunſtreiter oder Bänkelſänger mit der neueſten Moritat, ſie genießen, obgleich in Acht und Bann ſeit Jahrtauſenden, immer die gleiche, natürliche Zuneigung. Der Karren des Theſpis war nicht in Acht und Bann getan; ja, Theſpis erhielt im Theater, im heiligen Bezirk des Dionyſos, ſeine Statue, und doch ſcheint er auch nur mit der Moritat von Ikaros umhergezogen zu ſein. Kurz, was heute in Theater und Kirche zerfallen iſt, war damals ganz und eins; und, weit entfernt ein memento mori zu ſein, lockte der Tempel ins höhere, feſtliche Leben, er lockte dazu, wie ein buntes, göttliches Gauklerzelt.

Während unſre Kirchen eigentlich nur den Unterirdiſchen geweiht zu ſein ſcheinen, galten die griechiſchen Tempel als Wohnung der Himmliſchen. Deshalb ſenkten ſie lichte Schauder ins Herz, ſtatt der dunklen, und die Pilger ergriff zugleich, in der olympiſchen Nähe, Furcht, Seligkeit, Sehnſucht und Neid.

Starker Wind. Geſundes, ſonniges Wetter. In der Luft wohnt deutſcher Frühling. Der Parthenon: ſtark, machtvoll, ohne ſüdländiſches Pathos, rauſcht im Winde, laut, wie eine Harfe oder das Meer. Ein deutſcher Grasgarten iſt um ihn herum. Frühlingsblumen beben im Luftzug. Um alle die heiligen Trümmer auf dem grünen Plateau der Akropolis weht Kamillenarom. Es iſt ein unſäglich entzückender Zuſtand, zwiſchen den ſchwankenden Gräſern auf irgendeinem Stück Marmor zu ſitzen, die Augen ſchweifen zu laſſen über die blendend helle, attiſche Landſchaft hin. Hymettos zur Linken, Pentelikon, als Begrenzung der Ebene. Der Parnes bei leichter Rückwärtswendung des Kopfes ſichtbar. Silbergraue Gebirgswälle, im weiten Kreisbogen um Athen und den Götterfelſen gelagert, der mit dem Parthenon auf dem Scheitel alles beherrſcht. Hier ſtand Athene, aufrecht, mit der vergoldeten Speerſpitze. Vom Parnes grüßte der Zeus Parnethios, vom Hymettos grüßte der Zeus Hymethios. Vom Pentele ein zweites Bild der Athene. Attika war von Göttern bewohnt, von Göttern auf allen umliegenden Höhen bewacht, die einander mit göttlichen Brauen zuwinkten. Geradeaus, unter mir, liegt tiefblau, in die herrliche Bucht geſchmiegt, das Meer. Ägina und Salamis grüßen herüber ... Ich atme tief! ...

Ich ſitze auf einem Prieſterſeſſel im Theater des Dionyſos. Hähne krähen; es iſt, als ob Athen und die Demen nur von Hähnen bewohnt wären. Der ſtädtiſche Lärm tritt heut ein wenig zurück, und das Geſchrei der Ausrufer iſt durch das oft wiederholte Geſchrei von weidenden Eſeln abgelöſt. Brütende Sonne erwärmt die gelblichen Marmorſeſſel und Marmorſtufen.

Etwa dreißigtauſend Zuſchauer wurden auf dieſen Stufen untergebracht, von denen nicht allzuviele Reihen erhalten ſind; und hinter und über der letzten, oberſten Reihe thronten die Götter: denn dort überragt das ganze Theater die rötliche Felswand der Akropolis, gewiß noch heut der ſeltſamſte, rätſelvollſte und zugleich lehrreichſte Fels der Welt.

Noch heute, jenſeits von allem Aberglauben jener Art, wie er im Altertum im Volke lebt und dichtet, empfinde ich doch die Kraft, die ſchaffende Kraft dieſes Glaubens tief, und wenn mein Wille allein es meiſtens iſt, der die ausgeſtorbene Götterwelt zu beleben ſucht, hier, angeſichts dieſes ragenden Felſens, erzeugt ſich augenblicksweiſe, faſt unwillkürlich ein Rauſch der Göttergegenwart. Zweifellos war es ein Grad der Ekſtaſe, der jene Dreißigtauſend hier, auf dem geheiligten Grund des eleutheriſchen Dionyſos, im Angeſichte der heiligen Handlung des Schauſpiels befiel, den zu entwickeln dem glaubensarmen Geſchlecht von heut das Mittel abhanden gekommen iſt. Und ich ſtehe nicht an, zu behaupten, daß alle Tragiker, bis Euripides, ſo ſehr ſie ſich von der derb naiven Gläubigkeit der Menge geſondert haben mögen, von Gottesfurcht oder Götterfurcht und vom Glauben an ihre Wirklichkeit, beſonders hier, am Fuße und im Bereich des Geſpenſterfelſens, durchdrungen geweſen ſind.

Die Akropolis iſt ein Geſpenſterfelſen. In dieſem Theater des Dionyſos gingen Geſpenſter um. In zahlloſen Löchern des rotvioletten Geſteins wohnten die Götter, wie Mauerſchwalben. Es iſt eine enggedrängte, überfüllte, göttliche Anſiedelung: hatten doch, nach Pauſanias, die Athener für das Göttliche einen weit größeren Eifer, als die übrigen Griechen. Die Art, wie ſie allen möglichen Göttern Aſyle und wieder Aſyle gründeten, deutet auf

Angſt. Während ich ſolchen Gedanken nachhänge, höre ich hinter mir wiederum den Vogel der Pallas aus einem Felsloch klägliche Laute in den Tag hineinwimmern und ſtelle mir vor, wie wohl die atemlos lauſchenden Tauſende ein Schauer bei dieſem Ruf überrieſelt hat.

Die Seelenverfaſſung der großen Tragiker wurde unter anderem auch von dem Umſtand bedingt, daß ſie Götter als Zuſchauer hatten. Daß es ſo war, iſt für mich eine Wirklichkeit. Die Woge des Glaubens, die ihnen aus dreißigtauſend Seelen entgegenſchlug, verſtärkt durch die Nähe göttlicher Troglodyten und Tempelbewohner des Felſens, war allein ſchon wie eine ungeheure Sturzwelle, und jede Skepſis wurde hinweggeſpült.

„An der ſogenannten ſüdlichen Mauer der Burg, dem Theater zugekehrt, iſt ein vergoldetes Haupt, der Gorgone Meduſa geweiht, und um dasſelbe iſt die Ägide angebracht. Am Giebel des Theaters iſt im Felſen unter der Burg eine Grotte; auch über dieſer ſteht ein Dreifuß; in ihr ſind Apollo und Artemis, wie ſie die Kinder der Niobe töten," ſchreibt Pauſanias. Ein Heiligtum der Artemis Brauronia iſt auf der Burg. Der große Tempel der Pallas Athene, ein Heiligtum des Erechtheus, des Poſeidon, Altäre des Zeus, zahlloſe Statuen von Halbgöttern, Göttern und Heroen ſind da, Äskulap hat im Felſen ſein Heiligtum, Pan ſeine Grotte, ſogar Serapis hat ſeinen Tempel. Zwei Grotten ſtanden Apollo zu, dem „Apoll unter der Höhe". Ein tiefer Felsſpalt iſt der Ort, wo der Gott Creuſa, die Tochter Erechtheus, überraſchte und den Stammvater aller Jonier mit ihr zeugte. Hephäſtos beſaß ſeinen Altar und ſo fort.

Alle dieſe Gottheiten lebten nicht nur auf der Burg. Sie durchwanderten bei Nacht und ſogar am Tage die Straßen der Stadt. Der Mann aus dem Volke, das Weib aus dem Volke waren nicht imſtande, die Gebilde des nächtlichen Traums von denen des täglichen Traums zu ſondern. Beide waren ihnen ſo gut, wie das, was ſie ſonſt mit Augen wahrnahmen, Wirklichkeit.

Die Tragiker hatten Götter als Zuſchauer, und dadurch wurde nicht nur die Grundverfaſſung ihrer Seele mit bedingt, ſondern die Art des Dramas, das ſie hervorbrachten. Auch in dieſem Drama traten Götter und Menſchen im Verkehr miteinander auf, und es ward damit, in einem gewiſſen Sinne, das geheiligte Spiegelbild der ins Erhabene geſteigerten Volksſeele. Was wäre ein Dichter, deſſen Weſen nicht der geſteigerte Ausdruck der Volksſeele iſt!

Es iſt der Vormittag des 20. April. Ich habe den Felſen des Areopag erſtiegen. Zwei Soldaten ſchlafen in einer verſteckten Mulde. Eſel ſchreien; Hähne krähen. Der Ort iſt verunreinigt. An einem Teile des Felſens werden Vermeſſungen vorgenommen. Wieder liegt das weiße, blendende Licht über der Landſchaft.

Auf dieſem Hügel des Ares, heißt es, iſt über den Kriegsgott Gericht gehalten worden, in Urzeiten, irgend eines vereinzelten Mordes wegen, den er begangen hatte. Hier, ſagt man, wurde Oreſtes gerichtet und losgeſprochen, trotzdem er die Mutter ermordet hatte. In nächſter Nähe ſoll hier ein Heiligtum der Erinnyen geweſen ſein, der zürnenden Gottheiten, die von den Athenern die Ehrwürdigen, oder ähnlich, genannt wurden. Ihre Bildniſſe ſollen nicht ſchreckenerregend geweſen ſein, und erſt Äſchylos hat ihnen Schlangen ins Haar geflochten.

Es fällt wiederum auf, wie überladen mit Götteraſylen der nahe Burgfelſen iſt: mit Neſtern, Gottesgeniſten könnte man ſagen! Jeder Spalt, jede Höhle, jeder Fußbreit Stein war für die oberirdiſchen, unterirdiſchen oder auch für ſolche Gottheiten, die im Waſſer leben, ausgenützt. Es iſt erſtaunlich, daß ſie hier untereinander Frieden hielten. Vielleicht geſchah es, weil Pallas Athene, als Höchſtverehrte, über den andern ſtand.

Man iſt hier auf dem Areopag erhaben über der Stadt. Man überſieht einen Teil von ihr und den Theſeustempel. Man ſieht gegenüber, durch ein Tal getrennt, die Felsplatten der Pnyx. Man hört die zahlloſen Schwalben des nahen Burgfelſens zwitſchern. Dies Zwitſchern wird zu einer ſonderbaren Muſik, wenn man ſich an den erſten Geſang der Odyſſee und an die folgenden Verſe erinnert:

> „Alſo redete Zeus' blauäugigte Tochter, und eilend
> Flog wie ein Vogel ſie durch den Kamin . . .“

und an die Neigung der Himmliſchen überhaupt, ſich in allerlei Tiere, beſonders in Vögel, umzuwandeln.

Ich laſſe mich nieder, lauſche und betrachte den zwitſchernden Götterfelſen, die Akropolis. Ich ſchließe die Augen und finde mich durch das Zwitſchern tief und ſeltſam aufgeregt. Es kommt mir vor, indem ich leiſe immer wieder vor mich hinſpreche: „Der zwitſchernde Fels! Die zwitſchernden Götter! Der zwitſchernde Götterfels!“ als habe ich etwas aus der Seele eines naiven Griechen jener Zeit, da man die Götter noch ehrte, herausempfunden. Vielleicht ſage ich mir, iſt, wenn man eine abgeſtorbene Empfindung wieder beleben kann, damit auch eine kleine, reale Entdeckung gemacht.

Und plötzlich erinnere ich mich der „Vögel“ des Ariſtophanes, und es überkommt mich zugleich in geſteigertem Maße Entdeckerfreude. Ich bilde mir ein, daß mit dieſer Empfindung: „der zwitſchernde Fels, die zwitſchernden Götter“, im Anblick der Burg, der Keim jenes göttlichen Werkes in der Seele des freieſten unter den Griechen zuerſt ins Leben getreten iſt. Ich bilde mir ein, vielleicht den reinſten und glücklichſten Augenblick, einen Schöpfungsakt ſeines wahrhaft dionyſiſchen Daſeins, neu zu durchleben, und will es jemand bezweifeln, ſo raubt er mir doch die heitere, überzeugte Kraft der Stunde nicht.

> „. . Tioto, tioto, tiotix!
> Widerhallte der ganze Olympos.“

Friſche, nordiſche Luft. Nordwind. Eine ungeheure Rauch- und Staubwolke wird von Norden nach Süden über das ferne Athen hingejagt. Gegen den Hymettos zieht der bräunliche Dunſt, Akropolis und Lykabettos in Schleier hüllend. Ich verfolge, vom Rande der phaleriſchen Bucht, ein beinahe ausgetrocknetes Flußbett, in der Richtung gegen den Parnes. Schwalben flattern über den ſpärlichen Waſſerpfützen in lebhafter Erwerbstätigkeit. Ich habe zur Linken die letzten Häuſer und Gärten der Anſiedelung von Neu-Phaleron, hinter einem Feld grüner Gerſte, die in Ähren ſteht. Zur Rechten, jenſeit des Flußlaufs, gegen das ferne Athen hin, ſind ebenfalls ausgedehnte Flächen mit Gerſte bebaut. Die Finger erſtarren mir faſt, wie ich dieſe Bemerkung in mein Buch ſetze. Die Landſchaft iſt faſt ganz nordiſch. Vereinzelte Kaktuspflanzen an den Feldrainen machen den unwahrſcheinlichſten Eindruck. Ich beſchreite einen Feldweg. Um mich, zu beiden Seiten, wogt tiefgrün die Gerſte. Man muß die Alten und das Getreide zuſammendenken, um ganz in ihre ſinnliche Nähe zu gelangen, mit ihnen vertraut, bei ihnen heimiſch zu ſein.

Die Akropolis, mit dem Parthenon, erhebt ſich unmittelbar aus der weiten Prärie, aus der wogenden See grüner Halme, empor.

Ich kreuze die Landſtraße, die von Athen in grader Linie nach dem Piräus hinunterführt, und ſtoße auf eine niederländiſche Schenke, unter mächtigen, alten Eſchen, die an Oſtade oder Breughel erinnert. Ich erblicke, mich gegen Athen wendend, über dem Ausgangspunkt der Straße wiederum die Akropolis mit dem Parthenon. Der Verkehr, mit Mäulern und Pferden an hochrädrigen Karren, bewegt ſich in zwei faſt ununterbrochenen Reihen von Athen zum Piräus hinunter und umgekehrt. Es wird ſehr viel Holz nach Athen geſchafft. Unter vielen Mühen, in beinahe undurchdringlichen Staubwolken, arbeite ich mich gegen eiſigen Wind. Hunde und Hühner bevölkern die Landſtraße. Im Graben, im Graſe, das eine dicke Staubſchicht überzieht, liegt, grau wie der Staub, ein todmüder Eſel und hebt ſeinen mageren Kopf mir zu. Kantine an Kantine begleitet die Straße rechts und links in arger Verwahrloſung. Ich bin beglückt, als ich einen tüchtigen Landmann mit zwei guten Pferden, die Hand am Pflug, ſeinen Acker beſtellen ſehe, ein Anblick, der in all dieſem jämmerlich verſtaubten Elend erquickend iſt.

Ich weiche dem Staub, verlaſſe die Straße, und bewege mich weiter, dem Parnes zu, in die Felder hinein. Nun ſehe ich die Akropolis wiederum und zwar in einem bleichen, kreidigen Licht, zunächſt über blühenden Obſtgärten auftauchen. Der Parthenongiebel ſteht, klein wie ein Spielzeug, kreidig-bleich. In langen Linien ſchießen die Schwalben dicht über das Gras der Auen und über die Ähren der Gerſtenfelder hin. Ich muß an den Flug der Götter denken, an den ſchemenhaft die ganze Landſchaft beherrſchenden, zwitſchernden Götterfels, und wie von Athene geſagt iſt:

„Plötzlich entſchwand ſie den Blicken
und gleich der Schwalbe von Anſehn
Flog ſie empor . . .“

Wie muß dem frommen Landbewohner mitunter der Flug und der Ruf der Schwalbe erſchienen ſein! Wie wird er ſeinen verehrenden Blick zuzeiten bald gegen das Bild des Zeus auf dem nahen Parnes, bald gegen die ferne, überall ſichtbare, immer leuchtende Burg der Götter gerichtet haben! Von dorther ſtrichen die Schwalben, dorthin verſchwanden ſie in geſchwindem Flug. Und ähnlich, nicht allzuviel ſchneller, kamen und gingen die Götter, die keineswegs, wie unſer Gott, allgegenwärtig geweſen ſind.

Auf dem heiligen Wege, von Athen nach Eleuſis hinüber, liegt an der Paßhöhe, zwiſchen Bergen, das kleine griechiſche Kloſter Daphni. Ich weiß nicht, welches rätſelhafte Glück mich auf der Fahrt hierher überkommen hat. Vielleicht war es zunächſt die Freude, mit jedem Augenblick tiefer in ein Gebiet des Pan und der Hirten einzudringen.

Überall duftet der Thymian. Er ſchmückt, ſtrauchartig, die grauen Steinhalden, auch dort, wo die wundervolle Aleppo-Kiefer, der Baum des Pan, nicht zu wurzeln vermag. Aber Kiefer und Thymian vermiſchen überall ihre Düfte und füllen die reine Luft des ſchönen Bergtals mit Wohlgeruch.

Der Hof des Kloſters, in den wir treten, iſt ebenfalls von weihrauchartigen und von grunelnden Düften erfüllt. Am Grunde ſchmücken ihn zahlloſe weiße und gelbe Frühlingsblumen, die ihre Köpfchen den warmen Strahlen des griechiſchen Frühlingsmorgens darbieten. An einem geſtutzten Baum iſt die Glocke des Kloſters aufgehängt, Sommers und Winters den atmoſphäriſchen Einflüſſen preisgegeben und darum bedeckt mit einer ſchönen, bläulichen Patina. Ein Hündchen, im Winkel des Hofes, vor ſeiner Hütte, wedelt uns an. Trotzdem es nach Bienen und Fliegen ſchnappen kann, deren wohlig ſchwelgeriſches Geſumm allenthalben vernehmlich iſt, ſcheint es ſich doch in dieſer entzückenden, gleichſam verwunſchenen Stille zu langweilen.

Antike Säulenreſte, Trommeln und Kapitäle, liegen umher, auf denen ſich Sperlinge, pickend und lärmend, umhertreiben. Sie beſuchen den Brunnen, an dem eine alte, hohe Zypreſſe ſteht, türkiſcher Sitte gemäß, als Wahrzeichen.

Das Innere der Kloſterkirche bietet ein Bild der Verwahrloſung. Die Moſaiken der Kuppel ſind faſt vernichtet, die Ziegelwände von Stuck entblößt. Aber der häusliche Laut der immerfort piepſenden Sperlinge und warme Sonne dringt vom Hofe herein, dazu der Ruf des Kuckuck herab aus den Bergen, und der kleine Altar, von gläubigen Händen zärtlich geſchmückt, verbreitet mit ſeinem braunen Holzwerk, mit ſeinen Bildchen und brennenden Kerzen, einen treuherzig-freundlichen Geiſt der Einfachheit.

Unſern Weg durch die Hügel abwärts fortſetzend, haben wir eine Stelle zu beachten, wo vor Zeiten ein Tempel der Venus ſtand. Nicht weit davon bemerken wir, unter einer Kiefer, in ſtatuariſcher Ruhe aufgerichtet, die Geſtalt eines Hirten, deſſen langohrige Schafe, im Schatten des Baumes zuſammengedrängt, um ihn her lagern und wie ein einziges Vlies den Boden bedecken.

Was mich auf dieſer heiligen Straße beſonders erregt, iſt das Hallende. Überall zwiſchen den Bergen ſchläft der Hall. Die Laute der Stimmen, die Rufe der Vögel, wecken ihn in den ſchlafenden Gründen. Ich ſtelle mir vor, daß jemand, den eine unbezwingliche Sehnſucht treibt, ſich in die untergegangene Welt der Hellenen, wie in etwas noch Lebendiges einzudrängen, auf ein beſſeres Mittel ſchmerzhaft-ſeliger Täuſchung nicht verfallen könnte, als durch das verwaiſte Griechenland nur immer geliebte Namen zu rufen, wie Herakles einſt den Hylas rief. Gleichwie nun die Stimme des Hylas, des Geſtorbenen, im Echo geſpenſtiſch, wie eines Lebenden Stimme, antwortete, ſo, meine ich, käme dem Rufe des wahren Pilgers jedweder heilige Name, aus dem alten, ewigen Herzen der Berge, fremd, lebendig und mit Gegenwartsſchauern zurück.

Wir ſind nun an den Rand der Eleuſiniſchen Bucht gelangt, die durch die Höhenzüge der Inſel Salamis gegen das Meer hin geſchützt, einem friedlichen Landſee ähnlich iſt. Ich habe niemals das Galiläiſche Meer geſehen, und doch finde ich mich an Jeſus und jene Fiſcher gemahnt, die er zu Menſchenfiſchern zu machen unternahm. Das bibliſche Vorgefühl findet auf der weißen Landſtraße längs des Seeufers unerwartet eine Beſtätigung, als das klaſſiſche Bild der Flucht nach Ägypten lebendig an uns vorüberzieht: eine junge, griechiſche Bäuerin auf dem Rücken des Maultiers, den Säugling im Arm, von ihrem bärtigen, dunkelhaarigen Joſeph begleitet.

Die Bucht liegt in einem weißlichen Perlmuttſchimmer ſtill und glatt und die Augen blendend unter den ſchönkonturierten Spitzen von Salamis. Die Landſchaft, im Gegenſatz zu dem Tale, aus dem wir kommen, iſt offen und weit, und ſcheint einem anderen Lande anzugehören. Dort wo ein ſeichter Fluß, aus den Bergen kommend, ſein Waſſer mit dem der Bucht vermiſcht, knien eskimoartig vermummte Wäſcherinnen, obgleich weder Haus noch Hütte im weiten Umkreis zu ſehen iſt.

Wie ſich etwa die Sinnesart eines Menſchen erſchließt, durch die Scholle, die er bebaut, durch die Heimat, die er für ſein Wirken erwählt hat, oder durch jene, die ihn hervorbrachte, und feſthielt, ſo erſchließt ſich zum Teil das Weſen der Demeter im Weſen des eleuſiniſchen Bezirks. Denn dies iſt den griechiſchen Göttern eigen, daß ſie mit innigen Banden des Gemüts weniger an den Olymp, als an die griechiſche Muttererde gebunden ſind. Kein Gott, der den Griechen weniger liebte, als der Grieche den Gott — oder weniger die griechiſche Heimat liebte und in ihr heimiſch wäre, als er!

Jeſus der Heiland und Gottesſohn, Jeſus der Gott, iſt uns durch ſein irdiſch-menſchliches Schmerzensſchickſal nahegebracht: ebenſo den Griechen Demeter. Man ſtelle ſich vor, wie der Grieche etwa auf dieſem heiligen Boden empfand, der wirklich Demeters irdiſchen Wandel geſehen hatte, wo ich, der moderne, ſkeptiſche Menſch, ſogleich von beſonderer Weihe durchdrungen ward, als ſich das Bild der Landſchaft in mir mit jener anderen Legende vermählt hatte, die mit einer Kraft ohnegleichen heute Zweifler wie Fromme beherrſcht.

Der heilige Bezirk, mit dem Weihetempel der Demeter, liegt nur wenig erhaben über die Spiegelhöhe, am Rande der Bucht. Es ſei ferne von mir, dieſes wärmſte und tiefſte Myſterium, nämlich das eleuſiniſche, ergründen zu wollen: genug, daß es für mich von Sicheln und ſchweren Garben rauſcht und daß ich darin das Feuer Apolls mit des Aidoneus eiſiger Nacht ſich vermählen fühle. Übrigens iſt ein wahres Myſterium, das durch Myſten gepflegt und lebendig erhalten, nicht in Erſtarrung verfallen kann, ein ewiger Quell der Offenbarung, woraus erhellt, daß eben das Unergründliche ganz ſein Weſen iſt.

Während ich auf den Steinflieſen der ehemaligen Vorhalle des Pylon, als wäre ich ſelbſt ein Myſte, nachdenklich auf und ab ſchreite, formt ſich mir aus der hellen, heißen, zitternden Luft, in Rieſenmaßen, das Bild einer mütterlichen Frau. Ihr Haarſchwall, der die Schultern bedeckt und herab bis zur Ferſe reicht, iſt von der Farbe des reifen Getreides. Sie wandelt, mehr ſchwebend als ſchreitend, aus der Tiefe der fruchtbaren eleuſiniſchen Ebene gegen die Bucht heran, und iſt von ſumſenden Schwärmen häuslicher Bienen, ihren Prieſterinnen, begleitet.

Die wahren Olympier leiden nicht, Demeter iſt eine irdiſch-leidende Göttin, deren mütterliches Schmerzensſchickſal ſelbſt durch den Richtſpruch des Zeus nur gemildert, nicht aufgehoben iſt. Auf ihren Zügen liegt, unverwiſchbar, die Erinnerung ausgeſtandener Qual und es kann eine größere Qual nicht geben, als die einer Mutter, die ihr verlorenes Kind in grauenhafter Angſt und Verzweiflung der Seele ſucht. Sie hat Perſephoneia wieder gefunden und hier zu Eleuſis, der Weihetempel, auf deſſen Boden ich ſtehe, iſt der Ort, von dem aus ſie die Rückkunft der Tochter und ihre Befreiung aus den Feſſeln des Tartarus erzwang, und wo Mutter und Tochter das ſelige Wiederſehen feierten. Aber ſie genießt auch ſeither, wie geſagt, nicht das reine, ungetrübte, olympiſche Glück. Nach leidender Menſchen Art iſt ihr Daſein Genuß und Entbehren, Weh der Trennung und Freude der Wiedervereinigung. Es iſt unlöslich, für immer, gleichwie das Daſein der Menſchen, aus bitteren Schmerzen und Freuden gemengt.

Das iſt es, was ſie dem Menſchengeſchlecht und auch dem Spätgeborenen nahebringt, und was ſie mehr, als irgendeinen Olympier, heimiſch gemacht hat auf der Erde.

Es kommt hinzu, daß, während eines Teiles des Jahres, Aidoneus die Tochter ins Innere der Erde fordert und dort gefangen hält, wodurch denn die ſeligen Höhen des Olymps, die dem Kerker der Tochter ferne liegen, den Füßen der Mutter, mit den eleuſiniſchen Ufern verglichen, unſeliger Boden ſind. Man iſt überzeugt, daß Schickſalsſchluß die Göttin in das Erkenntnisbereich der Menſchen verwieſen hat — in ein beginnendes, neues, höheres, zwiſchen Menſchen und Göttern und zwar mit einem Ereignis, das, unvergeßlich, das Herz ihres Herzens gleichſam an ſeinen Schauplatz verhaftet hält.

Die „weihrauchduftende" Stadt Eleuſis, die Stadt des Keleus, der Königin Metaneira, ſowie ihrer leichtgeſchürzten Töchter: Kallidike, Kleiſſidike, Dämo und Kallithoa der „ſafranblumengelockten" iſt heut nicht mehr, aber der Thymianſtrauch, der überall um die Ruinen wuchert, verbreitet auch heute um die Trümmer warme Gewölke von würzigem Duft. Und die Göttin, die fruchtbare, mütterliche, umwandelt noch heut, in alter, heiliger Schmerzenshoheit die Tempeltrümmer, die Ebene und die Ufer der Bucht. Ich ſpüre die göttliche Erntemutter, die göttliche Hausfrau, die göttliche Kinderbewahrerin, die Gottesgebärerin überall, die ewige Trägerin des ſchmerzhaft ſüßen Verwandlungswunders.

Was mag es geweſen ſein, was die offenen Kellergewölbe unter mir an Tagen der großen Feſte geſehen haben? Man verehrte hier neben Demeter auch den Dionyſos. Nimmt man hinzu, daß der Mohn, als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die heilige Blume der Demeter war, ſo bedeutet das, in zwiefacher Hinſicht, ekſtatiſche Schmerzens- und Glücksraſerei. Es bleibt ein ſeltſamer Umſtand, daß Brot, Wein und Blut, dazu das

Martyrium eines Gottes, ſein Tod und ſeine Auferſtehung, noch heut den Inhalt eines Myſteriums bilden, das einen großen Teil des Erdballs beherrſcht.

Ich liege, unweit von Kloſter Daphni, unter Kiefern, auf einem Bergabhange hingeſtreckt. Der Boden iſt mit braunen Kiefernadeln bedeckt. Zwiſchen dieſen Nadeln haben ſich ſehr feine, ſehr zarte Gräſer ans Licht gedrängt. Aber ich bin hierher gekommen, verlockt von zarten Teppichen weißer Maßliebchen. Sie zogen mich an, wie etwa ein Schwarm lieblicher Kinder anzieht, die man aus nächſter Nähe ſehen, mit denen man ſpielen will. Nun liege ich hier und um mich, am Grunde, nicken die zahlloſen kleinen, weißen Schweſtern mit ihren Köpfchen. Es iſt kein Wald. Es ſind ganz winzige Hungerblümchen, unter denen ich ein Ungeheuer, ein wahres Gebirge bin. Und doch ſtrömen ſie eine Beſeligung aus, die ich ſeit den Tagen meiner Kindheit nicht mehr gefühlt habe.

Und auch damals, in meiner Kindheit, ſchwebte eine Empfindung, dieſer ähnlich, nur feiertäglich durch meine Seele. Ich erinnere mich eines Traumes, den ich zuweilen in meiner Jugend gehabt habe, und der mir jedesmal eine Schwermut in der Seele ließ, da er mir etwas, wie eine unwiederbringliche, arkadiſche Wonne, ſchattenhaft vorgaukelte. Ich ſah dann ſtets einen ſonnigen, von alten Buchen beſtandenen Hang, auf dem ich mit anderen kleinen Kindern bläuliche Leberblümchen abpflückte, die ſich durch trockenes, goldbraunes Laub zum Lichte hervorgedrängt hatten. Mehr war es nicht. Ich nehme an, daß dieſer Traum nichts weiter, als die Erinnerung eines beſonders ſchönen, wirklich durchlebten Frühlingsmorgens war, aber es ſcheint, daß ein erſtes Genießen der goldenen Luſt, zu der ſich die Sinne des Kindes erſchloſſen, das unvergeßliche Glück dieſer kurzen Stunde geweſen iſt.

Ich liege auf olympiſcher Erde ausgeſtreckt. Ich bin, wie ich fühle, zum Urſprung meines Kindestraumes zurückgekehrt. Ja, es ward mir noch Höheres vorbehalten! Mit reifem Geiſt, mit bewußten, viel umfaſſenden Sinnen, im vollen Beſitz aller ſchönen Kräfte einer entwickelten Seele, ward ich auf dieſes feſte Erdreich ſo vieler ahnungsvoll-grundloſer Träume geſtellt, in eine Erfüllung ohnegleichen hinein.

Und ich ſtrecke die Arme weit von mir aus und drücke mein Geſicht antäos-zärtlich zwiſchen die Blumen in dieſe geliebte Erde hinein. Um mich beben die zarten Grashalme. Über mir atmen die niedrigen Wipfel der Kiefern weich und geheimnisvoll. Ich habe in mancher Wieſe bei Sonnenſchein auf dem Geſicht oder Rücken gelegen, aber niemals ging von dem Grunde eine ähnliche Kraft, ein ähnlicher Zauber aus, noch drang aus hartem Geröll, das meine Glieder kantig zu ſpüren hatten, wie hier ein ſo heißes Glück in mir auf.

Ich bin auf der Rückfahrt von Eleuſis nach Athen wieder in dieſe lieblichen Berge gelangt. Die heilige Straße liegt unter mir, die Athen mit Eleuſis verbindet. Herden von Schafen und Ziegen, die in dem grauen Geſtein der Talabhänge umherſteigen, grüßen von da und dort mit ihrem Geläut, das, melodiſch gluckſend, an die Geräuſche eines plaudernden Bächleins erinnert.

In der Nähe beginnt ein Kuckuck zu rufen, zunächſt allein: und heiter gefragt, ſchenkt er mir drei Jahrzehnte als Antwort. Es iſt mir genug! Nun tönt aus den Kieferhainen von jenſeit des heiligen Weges ein zweiter Prophet: und beide Propheten beginnen und fahren lange Minuten unermüdet fort, ſich trotzig und wild, über die ganze Weite des Bergpaſſes hin, wahrſcheinlich widerſprechende Prophezeiungen zuzurufen.

Und wieder ſpüre ich um mich das Hallende. Die Rufe der ſtreitenden Vögel wecken einen geſpenſtiſch verborgenen Schwarm ihresgleichen zu einem Durcheinander von kämpfenden Stimmen auf und mit einer nur geringen Kraft der Einbildung höre ich den Lärm des heiligen Fackelzuges, von Athen gen Eleuſis, aus den Bergen zurückſchlagen.

Emporgeſtiegen zu den Gipfeln habe ich ringsumher graues Geröll eines Bergrückens, Krüppelkiefern und Thymian, Mittagshitze und Mittagslicht. Unter mir liegen eingeſchloſſene Steintäler, verlaſſen und großartig paſtoral. Hohe peloponneſiſche Schneeberge, Hymettos, Lykabettos und Pentelikon ſchließen rings den Geſichtskreis ein. Der ſaroniſche Golf und die eleuſiniſche Bucht leuchten herauf mit blauen Gluten. In heißen, zitternden Wolken zieht überall würzig-bitterer Kräuterduft. Überall ſummen die Bienen der Demeter.

Wir betreten heute, gegen zehn Uhr abends, im Lichte des Vollmonds die Akropolis. Meine Erwartung, nun gleichſam alle Geſpenſter der Burg lebendig zu ſehen, erfüllt ſich nicht: Es müßte denn ſein, daß ſie alle in dem heiligen Äther aufgelöſt ſeien, der den ganzen Tempelbezirk entmaterialiſiert.

Mehr wie am Tage empfinde ich heut, und ſchon auf den Stufen der Propyläen, das Heiligtum, das Bereich der Götter. Ich zögere, weiter zu ſchreiten. Ich laſſe mich im tiefen Schlagſchatten einer Säule nieder und blicke über die Stufen zurück, die ich mir in die magiſch-klare Tiefe fortgeſetzt denke. Zum erſtenmal verbindet ſich mir das Ganze mit dem höheren Geiſtesleben, beſonders des Perikleiſchen Zeitalters, dem der Burgfelſen ſeine letzte und höchſte Weihe verdankt. Das Wirkliche wird im Lichte des Mondes ſchemenhaft unwirklich, und dieſem Unwirklich-Wirklichen können ſich hiſtoriſche Träume leichter angleichen.

Als vermöchte der Mond Wärme auszuſtrömen, ſo warm iſt die Luft und dazu klar und ſtill: das Zwitſchern der Fledermäuſe kommt aus dem Lichtäther unter uns. Man fühlt, wie in ſolchem göttlichen Äther atmend und heimiſch in dieſem heiligen Bezirk, erlauchte Menſchen mit Göttern gelebt haben. Hier, über den magiſchen Abgrund hinausgehoben, in einen unſäglich zarten, farbigen Glanz, war der Denker, der Staatsmann, der Prieſter, der Dichter, in Nächten wie dieſe, mit den Göttern auf gleichen Fuß geſtellt und atmete, in naher Vertraulichkeit, mit ihnen die gleiche elyſiſche Luft.

Man müßte von einem nächtlichen Blühen dieſes am Tage ſo ſchroffen und harten, arg mitgenommenen Olympes reden, von einem Blühen, das unerwartet und außerirdiſch die alte vergeſſene Götterglorie um ſeine Felskanten wieder herſtellt.

Der Parthenon, von der Hymettosſeite geſehen, iſt in dieſer Nacht nicht mehr das Gebilde menſchlicher Bauleute. Dieſe ſcheinen vielmehr nur einem göttlichen Plane dienſtbar geweſen zu ſein, das Irdiſche gewollt, das Himmliſche aber vollbracht zu haben. In dieſem Tempel iſt jetzt nichts Drohendes, nichts Düſteres, nichts Gigantiſches mehr, und ſeine Steinmaſſe, ſeine irdiſche Schwere ſcheint verflüchtigt. Er iſt nur ein Gebilde der Luft, von den Göttern ſelbſt in einen göttlichen Äther hineingedacht und hervorgerufen. Er iſt nicht aus totem Marmor zuſammengefügt, er lebt! von innen heraus warm und farbig leuchtend, führt er das ſelige Daſein der Götter. Alles an ihm wird getragen, nichts trägt. Oder aber, es kommt ein Gefühl über dich, daß, wenn du, mit deinem profanen Finger, eine der Säulen zu berühren nicht unterlaſſen könnteſt, dieſe ſogleich zu Staub zerſpringen würde vor Sprödigkeit.

In dieſer Stunde kommt uns die Ahnung von jenem Sein, das die Götter in ihrer Verklärung führen, von irdiſchen Obliegenheiten befreit. Auch Götter hatten Erdengeſchäfte. Wir ahnen, von welchem Boden Platon zu ſeiner Erkenntnis der reinen Idee ſich aufſchwang. Welche Bereiche erſchloſſen ſich in ſolchen ſchönheitstrunkenen Nächten, die warm und kriſtallklar zu ein und demſelben Element mit den Seelen wurden ... welche Bereiche erſchloſſen ſich den Künſtlern und Philoſophen hier, als den Gäſten und nahen Freunden der Himmliſchen!

Und damals, wie heute, drang, wie aus den Zelten eines Luſtlagers, Geſang und Geſchrei herauf aus der Stadt. Man braucht die Augen nicht zu ſchließen, um zu vergeſſen, daß jenes dumpfe Gebrauſe aus der Tiefe der Lärm des Athens von heute iſt: vielmehr hat man Mühe das feſtzuhalten. In dieſer Stunde, im Glanze des unendlichen Zaubers der Gottesburg, pocht und bebt und rauſcht für den echten Pilger in allem der alte Puls. Und ſeltſam eindringlich wird es mir, wie das Griechentum zwar begraben, doch nicht geſtorben iſt. Es iſt ſehr tief, aber nur in den Seelen lebendiger Menſchen begraben und wenn man erſt alle die Schichten von Mergel und Schlacke, unter denen die Griechenſeele begraben liegt, kennen wird, wie man die Schichten kennt, über den mykenäiſchen, trojaniſchen oder olympiſchen Fundſtellen alter Kulturreſte, aus Stein und Erz, ſo kommt auch vielleicht für das lebendige Griechenerbe die große Stunde der Ausgrabung.

Wir ſtehen auf dem hohen Achterdeck eines griechiſchen Dampfers und harren der Abfahrt. Der Lärm des Piräus iſt um uns und unter uns. Wir wollen gen Delphi zum Heiligtum des Apoll und Dionyſos.

Mehr gegen den Ausgang des Hafens liegt ein weiß angeſtrichenes Schiff, ein Amerikafahrer, rings um ihn her auf der Waſſerfläche über die er emporragt, ſteht, wie auf Dielen, nämlich in kleinen Booten, eng gedrängt, eine Menſchenmenge. Es ſind griechiſche Auswanderer, Leute, die das verwunſchene Land der Griechenſeele nicht ernähren mag.

Dem Hafengebiet entronnen, genießen wir den friſchen Luftzug der Fahrt. Unſere Herzen beleben ſich. Wir paſſieren das kahle Inſelchen, hinter dem die Schlacht bei Salamis ihren Verlauf genommen hat, den niedrigen Küſtenzug, wo Xerxes ſeinen gemächlichen Thron errichten und vorzeitig abbrechen ließ. Der ganze, beſcheidene Schauplatz deutet auf enge maritime Verhältniſſe.

Die bergiſche Salamis öffnet in die fruchtbare Fülle des Innern ein weites Tal. Liebliche Berglehnen, Haine und Wohnſtätten werden dem Seefahrer verlockend dargeboten: alles zum Greifen nahe! und es iſt wie ein Abſchied, wenn er vorüber muß.

Man weiſt uns Megara. Wir hätten es von der See aus nicht wiedererkannt: Megara, jetzt nur geſpenſtiſch und bleich von ſeinen Hügeln winkend, die Stadt, die Konſtantinopel gegründet hat. Wir werden den Weg der megarenſiſchen Schiffe in einigen Wochen ebenfalls einſchlagen.

Wenn wir nicht, wie bisher, über Steuerbord unſeres Dampfers hinausblicken, ſondern über ſeine Spitze, ſo haben wir in der Ferne alpine Schneegipfel des Peloponnes vor uns, darunter, vereinzelt, den drohenden Felſen der Burg von Korinth.

Wir ſuchen durch den zitternden Luftraum dieſer augenblendenden Buchten den Standort des äginetiſchen Tempels auf, und meine Seele ſaugt ſich feſt an die lieblichen Inſelfluren von Ägina. Warum ſollten wir uns in der vollen Muße der Seefahrt, zwiſchen dieſen geheiligten Küſten, der Träume enthalten und nicht der lieblichen Jägerin Britomartis nachſchleichen, einer der vielen Töchter des Zeus, von der die Ägineten behaupteten, daß ſie alljährlich von Kreta herüberkäme, ſie zu beſuchen.

Gibt es wohl etwas, das wundervoller anmutete, als die nüchterne Realität einer Mitteilung des Pauſanias, etwa Britomartis angehend, wo niemals die Exiſtenz eines Mitglieds der Götterfamilie, höchſtens hie und da ein lokaler Anſpruch der Menſchen mit Vorſicht in Zweifel gezogen iſt.

Nicht nur die Vaſenmalereien beweiſen es, daß der Grieche ſich in allen Formen des niederen Eros auslebte: aber der ſchaffende Geiſt, der ſolche Geſtalten, wie Britomartis, entſtehen ließ und ihnen ewige Dauer beilegte, mußte das Element der Reinheit, in Betrachtung des Weibes, notwendig in ſich bergen, aus dem ſie beſteht: keuſch, friſch, unbewußt-jungfräulich, iſt Britomartis im Stande glückſeliger Unſchuld bewahrt worden. Sie hat mit Amazonen und Nonnen nichts gemein. Es iſt in ihr weder Männerhaß noch Entſagung, ſondern ſie ſtellt, mit dem freien, behenden Gang, dem lachenden Sperberauge, der Freude an Wald, Feld und Jagd, die geſunde Blüte friſchen und herben Magdtums verewigt dar.

Überall auf der Fahrt ſind Inſeln und Küſtenbereiche von lieblicher Intimität, und es iſt etwas Ungeheueres, ſich vorzuſtellen, wie hier die Phantaſie eines Volkes, in dem die ungebrochene Weltanſchauung des Kindes neben exakter und reifer Weisheit des Greiſenalters fortbeſtand, jede Krümmung der Küſte, jeden Pfad, jeden nahen Abhang, jeden fernen und ferneren Felſen und Schneegipfel mit einer zweiten Welt göttlich phantaſtiſchen Lebens bedeckt und bevölkert hat. Es iſt ein Gewirr von Inſeln, durch das wir hingleiten, uns jener Stätte mit jeder Minute nähernd, wo, gleichſam aus einem dunklen Quell, dieſe zweite Welt mit Rätſelworten zurück ins reale Leben wirkte und damit zugleich die Atmoſphäre des Heimatlandes mit neuem, phantaſtiſchem Stoff belud. Es gibt bel uns keine Entwicklung des ſpezifiſch Kindlichen, das ſtets bewegt, ſtets gläubig und ſprudelnd von Bildern iſt, zum Weinen bereit und gleich ſchnell zum Jauchzen, zum tiefſten Abgrund hinabgeſtürzt und gleich darauf in den ſiebenten Himmel hinaufgeſchnellt, glückſelig im Spiel, wo nichts das vorſtellt, was es eigentlich iſt, ſondern etwas anderes, Erwünſchtes, wodurch das Kind es ſich, ſeinem Weſen, ſeinem Herzen zu eigen macht.

Der große Schöpfungsakt des Homer hat dem kosmiſchen Nebel der Griechenſeele den reichſten Beſtand an Geſtalten geſchenkt und die Zärtlichkeit, die der ſpätere Grieche ihnen entgegentrug, zeigt ſich beſonders in mancher Mythe, die wieder lebendig zu machen unternimmt, was der blinde Homer vor den Schauern des Hades nicht zu retten vermochte. Ich weiß nicht, ob hier herum irgendwo Leuke iſt, aber ich wüßte keine Sage zu nennen, die tiefer in das Herz des Griechen hineinleuchtete, als jene, die Helena dem Achill zur Gattin gibt und beide in Wäldern und Tempelhainen der abgeſchiedenen kleinen Inſel Leuke ein ewigſeliges Daſein führen läßt.

Unſer Dampfer iſt vor dem Eingang zum iſthmiſchen Durchſtich angelangt und einige Augenblicke ſtillgelegt. Mein Wunſch iſt, wiederzukehren und beſonders auch auf dem herrlichen Iſthmus umherzuſtreifen, dieſer geſunden und friſchen Hochfläche, die würdig wäre, von ſtarken, heiteren, freien und göttlichen Menſchen bewohnt zu ſein, die noch nicht ſind. Das Auge erquickt ſich an weitgedehnten, hainartig lockeren Kieferbeſtänden, deren tiefes und ſamtenes Grün, auf grauen, ſilbererzartigen Klippen, hoch an die blaue Woge des Meeres tritt. Auf dieſen bewaldeten Höhen zur Linken hat man den Platz der iſthmiſchen Spiele zu ſuchen. Man ſollte meinen, daß keiner der zahlloſen Spielbezirke freier und in Betrachtung des ganzen Griechenlandes günſtiger lag, und ferner: daß nirgend ſo belebt und im friſchen Zuge der Seeluft überſchäumend die heilige Spielluſt des Griechen ſich habe auswirken können, wie hier.

Die Einfahrt in den Durchſtich erregt uns ſeltſamerweiſe feierliche Empfindungen. Die Paſſagiere werden ſtill, im plötzlichen Schatten der gelben Wände. Wir blicken ſchweigend zwiſchen den ungeheuren, braungelben Schnittflächen über uns und ſuchen den Streifen Himmelsblau, der ſchmal und farbig in unſeren gelben Abgrund herableuchtet.

Kleine, taumelnde, braun-graue Raubvögel ſcheinen in den Sandlöchern dieſer Wände heimiſch, ja, der Farbe nach, von ihnen geboren zu ſein. Eine Krähe, wahrſcheinlich von unſerm Dampfer aufgeſtört, ſtrebt, ängſtlich gegen die Wände ſchlagend, an die Oberfläche der Erde hinauf. Nun bin ich nicht mehr der ſpäte Pilger durch Griechenland, ſondern eher Sindbad der Seefahrer, und einige Türken, vorn an der Spitze des rauſchenden Schiffes, jeder mit ſeinem roten Fez längs der gelblichen Ockerſchichten gegen den Lichtſtreif des Ausganges hingeführt, befeſtigen dieſe Illuſion.

Der Golf von Korinth tut ſich auf. Aber während wir noch zwiſchen nahen und flachen Ufern hingleiten, denn wir haben die weite Fläche des Golfes noch nicht erreicht, werden wir an einem kleinen Zigeunerlager vorübergeführt und ſehen, auf einer Art Landungsſteg, zerlumpte Kinder der, wie es ſcheint, auf ein Fährboot wartenden Bande mit wilden Sprüngen das Schiff begrüßen.

Nach einiger Zeit, während wir immer zur Linken das neue Korinth, die weite, mit Gerſtenfeldern beſtandene Fläche des einſtigen alten, das von dem gewaltigen Felſen Akrokorinth drohend beſchattet wurde und die bergigen Küſten des Peloponnes vor Augen hatten, eröffnet ſich zur Rechten eine Bucht mit den ſchneebedeckten Gipfeln des Helikon. Eine Stunde und länger bleibt er nun, immer ein wenig rechts von der Fahrtrichtung, ſichtbar, hinter niedrigen, nackten Bergen, die vorgelagert ſind. Die Luft war bis hierher ſchwül und ſtill, nun aber fällt ein kühler Wind von den Höhen des Heiligen Berges herab und in einige Segel, die leicht und hurtig vor ihm her über das blaue Waſſer des Golfes vorüberſchweben.

Aller Schönheit geht Heiligung voraus. Nur das Geheiligte in der Menſchennatur konnte göttlich werden, und die Vergötterung der Natur ging hervor aus der Kraft zu heiligen, die zugleich auch Mutter der Schönheit iſt. Wir haben heut eine Wiſſenſchaft von der Natur, die leider nicht von einem heiligen Tempelbezirk umſchloſſen iſt. Immerhin iſt ſie, und Wiſſenſchaft überhaupt, eine gemeinſame Sache der Nation, ja der Menſchheit geworden. Was auf dieſem Gebiete geleiſtet wird, iſt ſchließlich und endlich ein gemeinſames Werk. Dagegen bleiben die reinen Kräfte der Phantaſie heute ungenützt und profaniert, ſtatt daß ſie am großen ſauſenden Webſtuhl der Zeit gemeinſam der Gottheit lebendiges Kleid wie einſtmals wirkten.

Und deshalb, weil die Kräfte der Phantaſie heut vereinzelt und zerſplittert ſind und keine gemäße Umwelt (das heißt: keinen Mythos) vorfinden, außer jenem, wie ihn eben das kurze Einzelleben der Einzelkraft hervorbringen kann, ſo iſt für den Spätgeborenen der Eintritt in dieſe unendliche, wohlgegründete Mythenwelt zugleich ſo beflügelnd, befreiend und wahrhaft wohltätig.

Sollte man nicht einer gewiſſen, nur perſönlichen Erkenntnis ohne Verantwortung nachhängen dürfen, die den gleichen Vorgang, der jemals etwas wie eine Tragödie oder Komödie ſchuf, als Urſprung des ganzen Götterolymps, als Urſprung des geſamten, jenem angenäherten Kreiſes von Heroen und Helden ſieht? Wo ſollte man jemals zu dergleichen den Mut gewinnen, wenn nicht auf einem Schiffe im Golf von Korinth, im Angeſichte des Helikon? Warum hätte ſonſt Pan getanzt, als Pindar, geboren worden war? Und welche Freude muß unter den Göttern des Olymps, von Zeus bis zu Hephaiſtos und Aidoneus hinunter, ausgebrochen ſein, als Homer und mit ihm die Götterwelt aufs neue geboren wurde.

Die erſten Geſtalten des erſten Dramas, das je im Haupte des Menſchen geſpielt wurde, waren „ich“ und „du“. Je differenzierter das Menſchenhirn, um ſo differenzierter wurde das

Drama! Um ſo reicher auch an Geſtalten wurde es und auch um ſo mannigfaltiger, beſonders deshalb, weil im Drama eine Geſtalt nur durch das, was ſie von den übrigen unterſcheidend abſetzt, beſtehen kann. Das Drama iſt Kampf und iſt Harmonie zugleich, und mit der Menge ſeiner Geſtalten wächſt auch der Reichtum ſeiner Bewegungen: und alſo, in ſteter Bewegung Geſtalten erſchaffend, in Tanz und Kampf miteinander treibend, wuchs auch das große Götterdrama im Menſchenhirn zu einer Selbſtändigkeit, zu einer glänzenden Schönheit und Kraft empor, die jahrtauſendelang ihren Urſprung verleugnete.

Polytheismus und Monotheismus ſchließen einander nicht aus. Wir haben es in der Welt mit zahlloſen Formen der Gottheit zu tun, und jenſeits der Welt mit der göttlichen Einheit. Dieſe eine ungeteilte Gottheit iſt nur noch ahnungsweiſe wahrnehmbar. Sie bleibt ohne jede Vorſtellbarkeit. Vorſtellbarkeit iſt aber das weſentliche Glück menſchlicher Erkenntnis, dem darum Polytheismus mehr entſpricht. Wir leben in einer Welt der Vorſtellungen, oder wir leben nicht mehr in unſerer Welt. Kurz: wir können irdiſche Götter nicht entbehren, wenngleich wir den Einen, Einzigen, Unbekannten, den Alleinen, hinter allem wiſſen. Wir wollen ſehen, fühlen, ſchmecken und riechen, disharmoniſch-harmoniſch das ganze Drama der Demiurgen, mit ſeinen olympiſchen und plutoniſchen Darſtellern. Im „Chriſtentum“ macht der Sohn Gottes einen verunglückten Beſuch in dieſer Welt, bevor er ſie aufgibt und alſo zertrümmert. Wir aber wollen ſie nicht aufgeben, unſere Mutter, der wir verdanken, was wir ſind, und wir bleiben im Kampf, verehren die kämpfenden Götter, die menſchennahen; freilich vergeſſen wir auch den menſchenfernen, den Gott des ewigen Friedens nicht.

Ein kalter Gebirgswind empfängt uns bei der Einfahrt in die Bucht von Galaxidhi, den alten kriſäiſchen Meerbuſen, und überraſchenderweiſe ſcheint es mir, als liefe unſer Schiff in einen Fjord und wir befänden uns in Norwegen, ſtatt in Griechenland. Beim Anblick der Nadelwälder, von denen die ſteile Flanke der Kiona bedeckt iſt, erfüllt mich das ganze ſtarke und geſunde Bergglück, das mir eingeboren iſt. Es zieht mich nach den Gipfeln der waldreichen Kiona hinauf, wohin ich die angeſtrengten Blicke meiner Augen ausſende, als vermöchte ich dort noch heut einen gottſelig begeiſterten Schwarm raſender Bacchen zwiſchen den Stämmen aufzuſtöbern. Es liegt in mir eine Kraft der Zeitloſigkeit, die es mir, beſonders in ſolchen Augenblicken, möglich macht, das Leben als eine große Gegenwart zu empfinden: und deshalb ſtarre ich immer noch forſchend hinauf, als ob nicht Tauſende von Jahren ſeit dem letzten Auszug bacchiſcher Schwärme vergangen wären, und es klingt in mir ununterbrochen:

> Dahin leite mich, Bromios, der die bacchiſchen Chöre führt!
> Da ſind Chariten, Liebe da,
> Da dürfen frei die Bacchen Feſte feiern.

Wer hält es ſich immer gegenwärtig, daß die Griechen ein Bergvolk geweſen ſind? Während wir uns Itea nähern, tiefer und tiefer in einen ernſten Gebirgskeſſel eingleitend, erlebe ich dieſe Tatſache innerlich mit beſonderer Deutlichkeit. Die Luft gewinnt an erfriſchender Stärke. Die Formen der Gipfel ſtehen im tiefen und kalten Blau des Himmels kalt und klar, und jetzt erſtrahlt uns zur Rechten, hoch erhaben über der in abendlichen Schatten dämmernden Bucht, hinter gewaltig vorgelagerten, dunkel zerklüfteten, kahlen Felsmaſſen, ein ſchneebedecktes parnaſſiſches Gipfelbereich.

Nun, wo die Sonne hinter der Kiona verſunken iſt und chthoniſche Nebel langſam aus den tiefen Flächen der Felſentäler, Terraſſen und Riſſe verdüſternd aufſteigen, ſteht der Höhenſtreif des heiligen Berges Parnaß noch in einem unwandelbar makelloſen und göttlichen Licht. Mehr und mehr, indes das Schiff bereits ſeinen Lauf verlangſamt hat, erdrückt mich eine faſt übergewaltige Feierlichkeit.

Man fühlt zugleich, daß man hier nicht mehr im Oberflächenbereich der griechiſchen Seele iſt, ſondern den Urſprüngen nahe kommt, nahe kommt in dem Maße, als man ſich dem Kern der griechiſchen Landſchaft annähert.

Man findet ſich hier einer großen Natur gegenübergeſtellt, die nordiſche Rauheit und nordiſchen Ernſt mit der Weichheit und Süße des Südens vereinigt, die hier und dort ringsumher beſchneite Berggipfel in den nahen Höhenäther gehoben hat, deren Flanken bis zur Fläche des ſüdlichen Golfes herabreichen, bis an die Kriſäiſche Talſohle, die in gleicher Ebene, einen einzigen, weitgedehnten Ölwald tragend, den Grund des Tales von Kriſa erfüllt. Man fühlt, man nähert ſich hier den Urmächten, die ſich den erſchloſſenen Sinnen eines Bergvolks, nicht anders wie das Waſſer der Felſenquellen, die Frucht des Ölbaums oder des Weinſtocks, darboten, ſo daß der Menſch, gleichwie zwiſchen Bergen und Bäumen, zwiſchen Abgründen und Felswänden, zwiſchen Schafen und Ziegen ſeiner Herden oder im Kampf, zwiſchen Raubtieren, auch allüberall unter Göttern, über Göttern und zwiſchen göttlichen Mächten ſtand.

Wir ſteigen, angelangt in Ithea, in einen Wagen, vor den drei Pferde geſpannt ſind. Die Fahrt beginnt, und wir werden durch Felder grüner Gerſte in das Tal von Kriſa hineingeführt. Im Getreide tauchen hie und da Ölbäume auf, und mehr und mehr, bis ſie zu Hainen zuſammentreten und wir zu beiden Seiten der ſtaubigen Straße von Olivenwäldern begleitet ſind. Im Halblicht unter den Wipfeln liegen quadratiſch begrenzte Waſſerflächen. Nicht ſelten ſteigt ein gewaltiger Baum daraus empor, ſcheinbar mit ſeinem Stamme in einem glattpolierten Spiegel aus dunklem Silber wurzelnd, einem Spiegel, der einen zweiten Olivenbaum, einen rötlichen Abendhimmel und einen anderen, nicht minder ſtrahlenden Parnaſſiſchen Gipfel zeigt.

Bauern, die aus den Feldern heimwärts nach den Wohnungen im Gebirge ſtreben, werden von uns im Dämmer der Waldſtraße überholt. Es ſcheint ein in mancher Beziehung veredelter deutſcher Schlag zu ſein, ſo überaus vertraut in Haltung, Gang und Humor, in den Proportionen des Körpers ſowie des Angeſichts, mit dem blonden Haar und dem blauen Blick, wirken auf mich die Trupps der Landleute. Wir laſſen zur Linken ein eilig wanderndes und mit einer dunklen Genoſſin plauderndes, blondes Mädchen zurück. Sie iſt friſch und derb und germaniſch kernhaft. Die Art ihres übermütigen Grußes iſt zugleich wild, verwegen, ungezogen und treuherzig. Sie würde ſich von der jungen und ſchönen deutſchen Bauernmagd, wie ich ſie auf den Gütern meiner Heimat geſehen habe, nicht unterſcheiden, wenn ſie nicht doch ein wenig geſchmeidiger und wenn ſie nicht eine Tochter aus Hellas wäre.

Und ich gedenke der Pythia.

Religiöſes Empfinden hat ſeine tiefſten Wurzeln in der Natur; und ſofern Kultur nicht dazu führt, mit dieſem Wurzelſyſtem ſtärker, tiefer und weiter verzweigt in die Natur zu dringen, iſt ſie Feindin der Religion. In dieſem großen und zugleich urgeſunden Bereich des nahen, großen Myſteriums denkt man nicht an die Götterbilder der Blütezeit, ſondern höchſtens an primitive Holzbilder, jene Symbole, die, durch Alter geheiligt, der Gottheit menſchliche Proportionen nicht aufzwangen. Man gedenkt einer Zeit, wo der Menſch mit allen ſtarken, unverbildeten Sinnen noch gleichſam voll ins Geheimnis hinein geboren war: in das Geheimnis, von dem er ſich Zeit ſeines Lebens durchaus umgeben fand und das zu enthüllen er niemals wünſchte.

Nicht der Weltweiſe war der Erſehnte oder Willkommene unter den Menſchen jener Zeit, außer wenn er ſich gleich dem Jäger oder dem Hirten — der wahre Hirt iſt Jäger zugleich! — zur ach ſo wenig naiven Verehrung eines Idoles, einer beliebigen Rätſelerſcheinung, der nur im Rätſel belebten Natur, verſtand, ſondern erſehnt und willkommen war immer wieder nur das Leben, das tiefere Leben, das den Rauſch erzeugende Rätſel.

Immer jedoch iſt der Menſch dem Menſchen Träger und Verkünder der tiefſten Rätſel zugleich geweſen und ſo ward das Rätſel ſtets am höchſten verehrt, wenn es ſich durch den Menſchen verkündigte, die Gottheit, die durch den Menſchen ſpricht. Und um ſo höher ward es unter jenen Menſchen verehrt, ward die Gottheit verehrt, je mehr ſie den ſchlichten Mann, das gewöhnliche Weib aus dem Hirten- und Jägervolke gewaltſam vor aller Augen umbildete, ſo daß es von Grund auf verändert, von einem Gott oder Dämon beherrſcht, als Rätſel erſchien.

Ein ſo verändertes Weſen war vor urdenklichen Zeiten die erſte bäuriſche Pythia, und ſie erſchien in den Händen des bogenführenden Jägers und Rinderherden beſitzenden Hirten, in den Händen des Jäger- und Hirtengottes Apollon willenlos. Den Willen des Menſchen zerbrach der Gott, wie man ein Schloß zerbrechen muß, das die Tür eines fremden Hauſes verſchließt, will man als Herrſcher und Herr in dieſes eintreten; und nicht der menſchliche Wille, ſondern gleichſam die Knechtſchaft im göttlichen, nicht Vernunft, ſondern Wahnſinn beſaß vor den Menſchen damals allein die Staunen und Schauder verbreitende Autorität.

Die Pferde beginnen bergan zu klimmen. Mehr und mehr, während wir aus den dunklen Olivenwäldern emportauchen, verdichtet ſich um uns die Dämmerung. Die Luft iſt warm und bewegungslos. Es iſt eine Art tieriſcher Wärme in der Luft, die aus dem Erdboden, aus den Steinblöcken um uns her, ja überall her zu dunſten ſcheint. Überall klettern Ziegenherden. Ziegenherden kreuzen den Weg oder trollen ihn mit Geläut zu Tal. Ich fühle auf einmal, wie hier das Hirten- und Jägerleben nicht mehr nur als Idyll zu begreifen iſt. In dieſer brütenden Atmoſphäre, wie ſie über den ſchwarzen Olivenwäldern der Tiefe, in dem weiten, gewaltig zerklüfteten Abgrund zwiſchen den Wällen ſchroffer Gebirge ſteht, wird mein Blut überdies zu einem ſeltſamen Fieber erregt, und es iſt mir, als könne aus dieſer buhleriſch warmen, ſtehenden Luft die Frucht des Lebens unmittelbar hervorgehen. Das Geheimnis iſt ringsum nahe um mich. Faſt bang empfinde ich ſeine Berührungen. Es iſt, als trennte — ſagen wir von den „Müttern"! nur eine dünne Wand oder als läge das ganze Geheimnis, in dem wir ſchlummern, in einem zurückgehaltenen, göttlichen Atemzug, deſſen leiſeſtes Flüſtern uns eine Erkenntnis eröffnen könnte, die über die Kraft des Menſchen geht.

Ich habe in dieſem Augenblick mehr als je zu bedauern, daß mir der muſikaliſche Ausdruck verſchloſſen iſt, denn alles um mich wird mehr und mehr zu einer einzigen, großen, ſtummen Muſik. Das am tiefſten Stumme iſt es, was der erhabenſten Sprache bedarf, um ſich auszudrücken. Allmählich verbreitet ſich jenes magiſche Leuchten in der Natur, das alles vor Eintritt völliger Dunkelheit noch einmal in traumhafter Weiſe verklärt. Aber Worte beſagen nichts, und ich würde, mit der wahrhaft dionyſiſchen Kunſt begabt, nach Worten nicht ringen müſſen.

Ich empfinde inmitten dieſer grenzenlos ſpielenden Schönheit, die von einem grunderhabenen düſteren Glanze geſättigt iſt, immer eine faſt ſchmerzhafte Spannung, als ob ich mich einem redenden Brunnen, einem Urbrunnen aller chthoniſchen Weisheit gleichſam annäherte, der, wiederum einem Urmunde gleich, unmittelbar aus der Seele der Erde geöffnet ſein würde.

Niemals, außer in Träumen, habe ich Farben geſehen, ſo wie hier auf dem Marktplatze von Chryſo, in deſſen Nähe das alte Kriſa zu denken iſt. In dieſem Bergſtädtchen werden unſere Zugtiere getränkt. In Eimern holt man das Waſſer aus dem nahen ſtädtiſchen Brunnen, der im vollen, magiſchen Licht des Abends ſich, aus dem Felſen rauſchend, in ſein ſteinernes Becken ſtürzt. Hier drängen ſich griechiſche Mädchen, Männer und Maultiere, während im Schatten des Hauſes gegenüber würdige Bauern und Hirten beim Weine von den Laſten des Tages ausruhen. Alles dieſes wirkt feierlich ſchattenhaft. Es iſt, als beſtünde in dem Menſchengedränge des kleinen Platzes die geheiligte Übereinkunft, die innere Sammlung der delphiſchen Pilger nicht durch laute Worte zu ſtören.

Unter den ſchweigſam Trinkenden, die uns mit Würde beobachten und ganz ohne Zudringlichkeit, fällt manche edle Erſcheinung auf. Von einem Weißbart vermag ich mein Auge lange nicht abzuwenden. Er iſt der geborene Edelmann. Die Haltung des ſchlanken Greiſes, der ſeine eigene Schönheit durchaus zu ſchätzen weiß, iſt durchdrungen von einem Anſtand, der eingeboren iſt. Aus ſeinem Antlitz ſprechen Güte und Menſchlichkeit: ich ſehe in ihm das Gegenbild aller Barbarei. An dieſem Hirten legt jede Wendung des Hauptes, jede gelaſſene Bewegung des Armes von edler Herkunft Zeugnis ab: von einer Jahrtauſende alten, verfeinerten Hirtenwürde! denn wo wäre die Freiheit der Haltung, die ſtolze Gewohnheit des Selbſtgenügens, die Würde des Menſchen vor dem Tier, weniger geſtört als im Hirtenberuf.

Es iſt, nachdem wir die Stadt verlaſſen haben und weiter die ſteilen Kehren aufwärts dringen, als ſänke ſich von allen Seiten dichter und dichter, Finſternis über das Geheimnis, dem wir entgegenziehen, ſchützend herein. Es iſt wie eine Art Unſchlüſſigkeit in der Natur, als deren bevorzugtes Kind ſich der gläubige Grieche fühlen muß, die ſich mir aber dahin umdeutet, als ſollte erſt durch die volle Erkenntnis einengender Finſternis der volle Durſt zum Orakelbrunnen erzeugt werden.

Noch immer iſt die ſtehende Wärme auch in der faſt völligen Dunkelheit verbreitet um mich. Der Himmel hat rötlich zuckende Sterne enthüllt, aber der Blick iſt von nun an beengt und eingeſchloſſen. Die große Empfindung der Götternähe weicht einer gewiſſen heimlich ſchleichenden Spukhaftigkeit, und ſo will ich nun auch eine Vorſtellung dieſer ſpukhaften Art aus dem Erlebnis der unvergleichlichen Stunden feſthalten.

Mehrmals und immer wieder kam es mir vor, als ſtiege der Schatten eines einzelnen Mannes mit uns nach dem gleichen Ziele hinan, und zwar auf einem Fußſteige immer die Kehren der großen Straße abſchneidend. Kamen wir bis an die Kreuzungsſtelle heran, ſo ſchien es, als ſei er ſchon vorüber, oder er war zurückgeblieben und ſtieg weit unten, ſchattenhaft über die Böſchung der tieferen Straßenſchlinge herauf. Auch jetzt unterliege ich wieder dem Zwang dieſer Vorſtellung.

Es iſt unumgänglich, daß ein bis ins tiefſte religiös erregter, chriſtlich erzogener Menſch, auch wenn er das innere Auge abwendet, gleichſam mittels des peripheriſchen Sehens doch immer auf die Geſtalt des Heilands treffen muß: und dies war mir und iſt mir noch jetzt jener Schatten. Etwas wie Unruhe, etwas wie Haſt und Beſorgnis ſcheint ihn den gleichen Weg zu treiben, und etwas, wie der gleiche, immer noch ungeſtillte Durſt.

Und iſt nicht auch er wiederum ein Hirt? Sah er ſich ſelbſt nicht am liebſten unter dem Bilde des Hirten? Sehen ihn nicht die Völker als Hirten? Und verehren ihn nicht die prunkhaften Hohenprieſter von heut, mit dem Symbole des Hirtenſtabes in der Hand, als göttlichen Hirten, als Hirtengott?

Heut, am frühen Morgen aus meiner Herberge tretend, befinde ich mich auf der ſonnigen Dorfſtraße eines alpinen Dörfchens. Wenn ich die Straße nach rechts entlang blicke, wo ſie, nach mäßiger Steigung, in einiger Ferne abbricht oder in den weißlichen, heißen und wolkenloſen Himmel auszulaufen ſcheint, ſo bemerke ich die Spitze eines entfernteren Schneeberges, der ſie überragt.

Die Straße läuft meiſt dicht am Abhang hin. Von ihrem Rande ermeſſe ich die gewaltige Tiefe eines ſchluchtartigen Tales, mit ſteilen Felswänden gegenüber. Die grauen Steinmaſſen ſind durch Thymianſträucher dunkel gefleckt.

Der Grund der Schlucht ſcheint ein Bachbett zu ſein, und wie ſich Waſſer von ſeiner hochgelegenen Quelle herniederwindet, bis es am Ende der verbreiterten Schlucht in den weiten See eines größeren Tales tritt, ergießen ſich hier, gleichſam wie Wogen aus dunklem Silber, Olivenwaldungen in die Tiefe, wo ſie die Fülle des ölreichen Tales von Kriſa aufnimmt.

Es iſt eine durchaus nur ſchlichte und ganz geſunde alpine Wonne, die mich erfüllt, jener Zuſtand des bergluftſeligen Müßigganges, in dem man ſo gern das Morgenidyll dörflichen Lebens beobachtet.

Hähne und Tauben machen das übliche Morgenkonzert. Es wird in der Nähe ein Pferd geſtriegelt. Beladene Maultiere trappen vorüber. Alles iſt von jener erfriſchenden Nüchternheit, die wiederum die geſunde Poeſie des Morgens iſt.

Kaſtri heißt das Dorf, in dem wir ſind und genächtigt haben. Einige Schritte auf der mit grellſtem Lichte blendenden Landſtraße um einen Felſenvorſprung herum, und der heilige Tempelbezirk von Delphi ſoll ſich enthüllen.

In dieſem Felſenvorſprung, den wir nun erreichen, ſind die offenen Höhlen ehemaliger Felsgräber. Nahe dabei haben Wäſcherinnen ihren Keſſel über ein aromatiſches Thymianfeuer geſtellt, das uns mit Schwaden erquickenden Weihrauchs umquillt. Schwalben ſchrillen an uns vorüber, Fliegen ſummen, irgendwoher dringt das Hungergeſchrei junger Neſtvögel, und die Sonne ſcheint, triumphierend gleichſam, bis in die letzten Winkel der leeren Gräber hinein.

Eine zahlreiche Herde ſchöner Schafe begegnet uns, und minutenlang umgibt uns das freudige Älplergeräuſch ihrer Glocken. Ich beobachte eine dicke Glockenform mit tiefem Klang, von der man ſagt, daß ſie antikem Vorbild entſpreche. Inmitten der Herde bewegt ſich der dienende Hirt und ein herrenhaft-heiter wandelnder Mann in der knappen, vorwiegend blauen Tracht der Landleute.

Dieſer Mann erſcheint zugleich jung und alt: inſofern jung, als er ſchlank und claſſiſch iſt, inſofern alt, als ein breiter, vollkommen weißer Bart ſein Geſicht umrahmt. Doch es iſt die Jugend, die in dieſem Manne triumphiert: das beweiſt ſein ſchalkhaft blitzendes Auge, beweiſt der freie, übermütige Anſtand der ganzen Perſönlichkeit, eine Art behaglich fröhlichen Stolzes, der weiß, daß er unwiderſtehlich faſziniert.

Als Staub und Geläut uns am ſtärkſten umgeben, bemerken wir, wie dieſer ſchöne und glückliche Mann, der übrigens ſeine Jagdbüchſe über der Schulter trägt, den langen Stab aus der Hand ſeines Hirten nimmt. Gleich darauf tritt er uns entgegen und bietet uns, wirklich aus heiterem Himmel, eben denſelben Stab als Gaſtgeſchenk.

Die Wendung des Weges iſt erreicht. Die Straße zieht ſich in einem weiten Bogen eng unter mächtigen roten Felswänden hin, und der erſte Blick in dieſes ſchluchtartige, delphiſche Tal ſucht vergeblich nach einer geeigneten Stätte für menſchliche Anſiedelung. Von den roten, ſenkrecht ſtarrenden Rieſenmauern der Phädriaden iſt ein Böſchungsgebiet abgebröckelt, das ſteil und ſcheinbar unzugänglich über uns liegt. Überall in den Alpen trifft man ähnliche Schutt- und Geröllhalden, auf denen man, ebenſo wie hier, höchſtens weidende Ziegen klettern ſieht. Selten bemerkt man dort, etwa in Geſtalt einer beſonders ärmlichen Hütte, Spuren menſchlicher Anſiedelung, während hier der unwahrſcheinliche Baugrund für ein Gewirr von Tempeln, tempelartigen Schatzhäuſern, von Prieſterwohnungen, von Theater und Stadion, ſowie von zahlloſen Bildern aus Stein und Erz zu denken iſt.

Wir ſchreiten die weiße Straße langſam fort. Wir ſcheuchen eine anderthalb Fuß lange, grüne Eidechſe, die den Weg, ein Wölkchen Staub vor uns aufregend, überquert. Ein Eſel, klein, mit einem Berge von Ginſter bepackt, begegnet uns: es heißt, daß die Bauern aus Ginſter Körbe zur Aufbewahrung für Käſe flechten. Ein Maultier ſchleppt eine Laſt von bunten Decken gegen Kaſtri heran, begleitet von einer Handelsfrau, die während des Gehens nicht unterläßt, von dem Wocken aus Ziegenhaar fleißig denſelben Faden zu ſpinnen, aus dem jene Decken gewoben ſind.

Immer die ſteile Böſchung des delphiſchen Tempelbezirks vor Augen, drängt ſich mir der Gedanke auf, daß alle die einſtigen Prieſter des Apoll ſowohl als die des Dionyſos, alle dieſe Tempel, Theater und Schatzhäuſer von ehemals, alle dieſe zahlloſen Säulen und Statuen den Ziegen und einer gewiſſen Ziegenhirtin gefolgt und nachgeklettert ſind.

Das Hirtenleben iſt in den meiſten Fällen ein Leben der Einſamkeit. Es begünſtigt alſo alle Kräfte viſionärer Träumerei. Ruhe der äußeren Sinne und Müßiggang erzeugen die Welt der Einbildung, und es würde auch heut nicht ſchwer halten, etwa in den Irrenhäuſern der Schweiz ländliche Mädchen zu finden, die, befangen in einem religiöſen Wahn, von ähnlichen Dingen überzeugt ſind, von ähnlichen Dingen „mit raſendem Munde" ſprechen, als die erſte Seherin, die Sibylle oder ihre Nachfolgerin zu Delphi, tat. Dieſe hielten ſich etwa für die angetraute Gattin Apolls, oder für ſeine Schweſter, oder erklärten ſich für Töchter von ihm.

Wir klettern die ſteile Straße innerhalb des Tempelbezirkes empor. Überall zwiſchen den Fundamenten ehemaliger Tempel, Schatzhäuſer, Altäre und Statuen blüht die Kamille in großen Büſchen, ebenſo wie in Eleuſis und auf der Akropolis. Die Steine der alten und ſteilen Straße ſind glatt, und mit Mühe nur dringen wir, ohne rückwärts zu gleiten, hinan.

Nicht weit von dem Felſenvorſprung, den man den Stein der Sibylle nennt, ruhe ich aus. In heiß duftenden Büſcheln der Kamille, zwiſchen die ich mich niedergelaſſen habe, tönt ununterbrochen Bienengeſumm. Wer möchte an dieſer Stelle mit Fug behaupten wollen, daß ihm die ungeheure Vergangenheit dieſer ſteilen Felslehne in allem Beſonderen gegenwärtig ſei. Der chthoniſche Quell, jene, verwirrende Dämpfe ausſtrömende Felsſpalte, die Corethas entdeckte, quillt, wie es heißt, nicht mehr, und ſchon zur Zeit des großen Periegeten hatten die Dämonen das Orakel verlaſſen. Werden ſie jemals wiederkehren? Und wird, wie es heißt, wenn ſie wiederkehren, das Orakel gleich einem lange ungenutzten Inſtrument göttlichen Ausdrucks aufs neue erſchallen?

Die architektoniſchen Trümmer umher erregen mir einſtweilen nur geringe Aufmerkſamkeit. Die Kunſt inmitten dieſer gewaltigen Felsmaſſen hatte wohl immer, nur im Vergleich mit ihnen, Pygmäencharakter. Durchaus überragend in wilder, unbeirrbarer Majeſtät bleibt hier die Natur, und wenn ſie auch mit Langmut oder auf Göttergebot die Siedelungen der menſchlichen Ameiſe duldet, die ſich, nicht ohne Verwegenheit, hier einniſtete, ſo bleibt die Gewalt ihrer Ruhe, die Gewalt ihrer Sprache, die überragende

Macht ihres Daſeins, das unter allem, hinter allem, über und in allem Gegenwärtige.

Man denkt an Apoll, man denkt an Dionyſos, aber an ihre Bilder aus Stein und Erz denkt man in dieſer Umgebung nicht: eher wiederum an gewiſſe Idole, die uralten Holzbilder, deren keines leider auf uns gekommen iſt. Man ſieht die Götter da und dort, leuchtend, unmaterialiſch, viſionär, hauptſächlich aber empfindet man ſie in der Kraft ihrer Wirkungen. Hier bleiben die Götter das, was unſichtbar gegenwärtig iſt: und ſo bevölkern ſie, bevölkern unſichtbare Dämonen die Natur.

Iſt wirklich der chthoniſche Quell verſiegt? Haben die Dämonen wirklich die Orakel verlaſſen? Sind gar die meiſten von ihnen tot, wie es heißt, daß der große Pan geſtorben iſt? Und iſt wirklich der große Pan geſtorben?

Ich glaube, daß eher jeder andere Quell des vorchriſtlichen Lebensalters verſchüttet iſt als der pythiſche und glaube, daß der große Pan nicht geſtorben iſt: nicht aus Schwäche des Alters und ebenſowenig unter den jahrtauſendelangen Verfluchungen einer chriſtlichen Kleriſei. Und hier, zwiſchen dieſen ſonnebeſchienenen Trümmern, iſt mir das ganze totgeglaubte Myſterium, ſind mir Dämonen und Götter ſamt dem totgeſagten Pan gegenwärtig.

Noch heut ſind unter den „vielen Strömen, die unſere Erde nach oben ſendet“, viele, die in den Seelen der Menſchen eine Verwirrung und Begeiſterung hervorrufen, wie in dem Hirten Corethas jener, der in Delphi zutage trat, auch wenn wir dieſer Begeiſterung wenig achten und die tiefen Weihen nicht mehr allgemein machen wollen, die mit dem heiligen Rauſch verbunden ſind.

Dieſer Parnaß und dieſe ſeine roten Schluchten ſind Quellgebiet: Quellgebiet natürlicher Waſſerſtröme und Quellgebiet jenes unverſiegbaren, ſilbernen Stromes der Griechenſeele, wie er durch die Jahrtauſende fließt. Es iſt ein anderer Reiz und Geiſt, der die Quellen, ein anderer, der den Laſten und Wimpel tragenden Strom umgibt. Seltſam, wie der Urſprung des Stromes und ſeine Wiege dem urewig Alten am nächſten iſt: das ewig Alte der ewigen Jugend. Man kann ſolche Quellgebiete nicht einmal mit Fug allein griechiſch nennen, denn ſie ſind meiſt, im Gegenſatz zu den Strömen, die ſie nähren, namenlos.

Gegenüber, jenſeit des Taleinſchnitts, tönen von der Felswand dem Ruf des Hornes von Uri nicht unähnlich, gewaltige Laute eines Dudelſacks, hervorgerufen von Hirten, die unerkennbar mit ihren Ziegen in den Felſen umherſteigen. Dieſe geſegneten Quellgebiete waren und ſind noch heute von Hirten umwohnt. Platon nennt die Seele einen Baum, deſſen Wurzeln im Haupte des Menſchen ſind und der von dort aus mit Stamm, Äſten und Blättern ſich in das Bereich des Himmels ausdehnt. Ich betrachte die Welt der Sinne als einen Teil der Seele und zugleich ihr Wurzelgebiet, und verlege in das menſchliche Hirn einen metaphyſiſchen Keim, aus dem dann der Baum des Himmels mit Stamm, Äſten, Blättern, Blüten und Früchten empordringt.

Nun ſcheint es mir, daß die Sinne des Jägers, die Sinne des Hirten, die Sinne des Jägerhirten, ſagen wir, die feinſten und edelſten Wurzeln ſind und daß ein Hirten- und Jägerleben auf Berghöhen der reichſte Boden für ſolche Wurzeln, und alſo die beſte Ernährung für den metaphyſiſchen Keim im Menſchen iſt.

Zwiſchen den Trümmern des ſteilen Tempelbezirks von Delphi umherzuſteigen, erfordert einige Mühe und Anſtrengung. Am höchſten von allen Baulichkeiten lag wohl das Stadion; ein wenig tiefer, doch mit ſeinen oberſten Sitzen an die unzugängliche Felswand ſtoßend, iſt das Theater dem Felsgrunde abgetrotzt.

Der Eindruck der natürlichen Szenerie, die es umgibt, iſt drohend und großartig. Ich empfinde eine Art beengender Bangigkeit in dieſer übergewaltigen Nähe der Natur, dieſer geharniſchten, roten Felsbaſtionen, die den furchtbarſten Ernſt blutiger Schauſpiele von den Menſchen zu fordern ſcheinen.

In das Innere dieſer Felsmaſſen ſcheint übrigens ein dämoniſches Leben hineingebannt. Sie wiederholen, in die tiefe Stille über den rötlichen Sitzreihen, die Stimmen unſichtbarer Kinder weit unten im Tal, ſie laſſen geſpenſtige Herdenglocken, wie in einem hallenden Saale, durch ſich hin läuten und geben die klangvolle Stimme des fernen Hirten aus der Nähe und geläutert zurück. Aus ihrem Inneren dringt Hundegebell, und ein fernes und ſchwaches Dröhnen, aus dem Tale von Kriſa her, erregt in ihr einen klangvoll breiten, feierlich muſikaliſchen Widerhall.

Das ununterbrochene, mitten im heißen Lichte des Mittags gleichſam nächtliche Rauſchen der kaſtaliſchen Waſſer dringt aus der Schlucht der Phädriaden herauf.

Die Götter waren grauſame Zuſchauer. Unter den Schauſpielen, die man zu ihrer Ehre — man ſpielte für Götter und vor Göttern, und die griechiſchen Zuſchauer auf den Sitzreihen trieben, mit ſchaudernder Seele gegenwärtig, Gottesdienſt! — unter den Schauſpielen, ſage ich, waren die, die von Blute trieften, den Göttern vor allen anderen heilig und angenehm. Wenn zu Beginn der großen Opferhandlung, die das Schauſpiel der Griechen iſt, das ſchwarze Blut des Bocks in die Opfergefäße ſchoß, ſo wurde dadurch das ſpätere höhere, wenn auch nur ſcheinbare Menſchenopfer nur vorbereitet: das Menſchenopfer, das die blutige Wurzel der Tragödie iſt.

Blutdunſt ſtieg von der Bühne, von der Orcheſtra in den brauſenden Krater der ſchaudernden Menge und über ſie in die olympiſchen Reihen blutlüſterner Götterſchemen hinauf.

Anders wie im Theater von Athen, tiefer und grauſamer und mit größerer Macht, offenbart ſich hier, in der felſigten Pythe, unter der Glut des Tagesgeſtirns, das Tragiſche, und zwar als die ſchaudernde Anerkennung unabirrbarer Blutbeſchlüſſe der Schickſalsmächte: keine wahre Tragödie ohne den Mord, der zugleich wieder jene Schuld des Lebens iſt, ohne die ſich das Leben nicht fortſetzt, ja, der zugleich immer Schuld und Sühne iſt.

Gleich einem zweiten Corethas brechen mir überall in dem großen parnaſſiſchen Seelengebiet – und ſo auch in der Tiefe des roten Steinkraters, darin ich mich eben befinde! – neue chthoniſche Quellen auf. Es ſind jene Urbrunnen, deren Zuflüſſe unerſchöpflich ſind und die noch heute die Seelen der Menſchen mit Leben ſpeiſen: derjenige aber unter ihnen, der dem inneren Auge der Seele und gleicherweiſe dem leiblichen Auge vor allen anderen ſichtbar und myſtiſch iſt, bleibt immer der ſpringende Brunnen des Bluts.

Ich fühle ſehr wohl, welche Gefahren auf den Pilger in ſolchen parnaſſiſchen Brunnengebieten lauern, und vergeſſe nicht, daß die Dünſte aller chthoniſchen Quellen von einem furchtbaren Wahnſinn ſchwanger ſind. Oft treten ſie über dünnen Schichten mürben Grundes ans Tageslicht, unter denen glühende Abgründe lauern. Der Tanz der Muſen auf den parnaſſiſchen Gipfeln geſchah, da ſie Göttinnen waren, mit leichten, die Erde nicht belaſtenden Füßen: das ihnen Verbürgte nimmt uns die Schwere des Körpers, die Schwere des Menſchenſchickſals nicht.

Auch aus der Tiefe des Blutbrunnens unter mir ſtieg dumpfer, betäubender Wahnſinn auf. Indem man die grauſame Forderung des ſonſt wohltätigen Gottes im Bocksopfer ſinnbildlich darſtellte, und im darauffolgenden, höheren Sinnbild gotterfüllter dramatiſcher Kunſt, gaben die Felſen den furchtbaren Schrei des Menſchenopfers unter der Hand des Rächers, den dumpfen Fall der rächenden Axt, die Chorklänge der Angſt, der Drohung, der ſchrecklichen Bangigkeit, der wilden Verzweiflung und des jubelnden Bluttriumphes zurück.

Es kann nicht geleugnet werden, Tragödie heißt: Feindſchaft, Verfolgung, Haß und Liebe als Lebenswut! Tragödie heißt: Angſt, Not, Gefahr, Pein, Qual, Marter, heißt Tücke, Verbrechen, Niedertracht, heißt Mord, Blutgier, Blutſchande, Schlächterei – wobei die Blutſchande nur gewaltſam in das Bereich des Grauſens geſteigert iſt. Eine wahre Tragödie ſehen, hieß, beinahe zu Stein erſtarrt, das Angeſicht der Meduſa erblicken, es hieß das Entſetzen vorwegnehmen, wie es das Leben heimlich immer, ſelbſt für den Günſtling des Glücks, in Bereitſchaft hat. Der Schrecken herrſchte in dieſem offenen Theaterraum, und wenn ich bedenke, wie Muſik das Weſen einfacher Worte, irgendeines Liedes, erregend erſchließt, ſo fühle ich bei dem Gedanken an die begleitenden Tänze und Klänge der Chöre zu dieſer Mordhandlung eiſige Schauder im Gebein. Ich ſtelle mir vor, daß aus dem vieltauſendköpfigen Griechengewimmel dieſes Halbtrichters zuweilen ein einziger, furchtbarer Hilfeſchrei der Furcht, der Angſt, des Entſetzens, gräßlich betäubend zum Himmel der Götter aufſteigen mußte, damit der grauſamſte Druck, die grauſamſte Spannung ſich nicht in unrettbaren Wahnſinn überſchlug.

Man muß es ſich eingeſtehen, das ganze Bereich eines Tempelbezirks, und ſo auch dieſe delphiſche Böſchung, iſt blutgetränkt. An vielen Altären vollzog ſich vor dem verſammelten Volk die heilige Schlächterei. Die Prieſter waren vollkommene Schlächter, und das Röcheln ſterbender Opfertiere war ihnen die gewöhnlichſte und ganz vertraute Muſik. Die Jammertöne der Schlachtopfer machten die Luft erzittern und weckten das Echo zwiſchen den Tempeln und um die Statuen her: ſie drangen bis ins Innere der Schatzhäuſer und in die Geſpräche der Philoſophen hinein.

Der Qualm der Altäre, auf denen die Ziege, das Schaf mit der Wolke verbrannt wurde, wirbelte quellend an den roten Felſen hinauf, und ich ſtelle mir vor, daß dieſer Qualm, ſich zerteilend, das Tal überdeckte und ſo die Sonne verfinſterte. Der Opferprieſter, mit Blut beſudelt, der einem Zyklopen gleich das geſchlachtete Tier zerſtückte und ihm das Herz aus dem Leibe riß, war dem Volk ein gewöhnlicher Anblick. Er umgoß den ganzen Altar mit Blut. Dieſe ganze Schlachthausromantik in ſolchen heiligen Bezirken iſt ſchrecklich und widerlich, und doch iſt es immer vor allem der ſüßliche Dampf des Bluts, der die Fliegen, die Götter des Himmels, die Menge der Menſchen, ja ſogar die Schatten des Hades anzieht.

In alledem verrät ſich mir wiederum der Hirtenurſprung der Götter, ihrer Prieſter und ihres Gottesdienſtes, denn das Blutmyſterium mußte ſich den Jägerhirten zuerſt aufſchließen und dem Hirten mehr als dem Jäger in ihm, wenn er, friedlich, friedlich von ihm gehütete, zahme Tiere abſchlachtete, zuerſt das Grauſen und hernach den feſtlichen Schmaus genoß.

Wir ſind den ſteilen Abhang des delphiſchen Tempelbezirks bis an den oberſten Rand emporgeklommen. Ich bin erſtaunt, hier, wo aus dem ſcheinbar Unzugänglichen die rote unzugängliche Felswand ſich erhebt, auf eine ſchöne, eingeſchloſſene Fläche zu ſtoßen, hier oben, gleichſam in der Gegend der Adlerneſter, zwiſchen Felſenklippen, auf ein Stadion.

Es iſt ſtill. Es iſt vollkommen ſtill und einſam hier. Das ſchöne Oblong der Rennbahn, eingeſchloſſen von den roten Steinen der Sitzreihen, iſt mit zarten Gräſern bedeckt. Inmitten dieſer verlaſſenen Wieſe hat ſich eine Regenlache gebildet, darin man die roten Umfaſſungsmauern des Felſendomes, mit vielen gelben Blumenbüſcheln widergeſpiegelt ſieht.

Iſt nicht das Stadion dann am ſchönſten, wenn der Lärm der Ringer und Renner, wenn die Menge der Zuſchauer es verlaſſen hat? Ich glaube, daß der göttliche Prieſter Apolls, Plutarch, oft, wie ich jetzt, im leeren Stadion der einzige Zuſchauer war und den Geſichten und Stimmen der Stille lauſchte.

Es ſind Geſichter von Jugend und Glanz, Geſichter der Kraft, Kühnheit und Ehrbegier, es ſind Stimmen gottbegeiſterter Sänger, die unter ſich wetteifernd den Sieger oder den Gott preiſen. Es iſt der herrlichſte Teil der griechiſchen Phantasmagorie, die hier für den nicht erloſchen iſt, der gekommen iſt, Geſichter zu ſehen und Stimmen zu hören.

Die ſchrecklichen Dünſte des Blutbrunnens drangen nicht bis in dieſes Bereich, ebenſowenig das Todesröcheln der Menſchen- und Tieropfer. Hier herrſchte das Lachen, hier herrſchte die freie, von Erdenſchwere befreite, kraftvolle Heiterkeit.

Nur im Stadion, und ganz beſonders in dem zu Delphi, das über allen Tempeln und allen Altären des Götterbezirks erhaben iſt, atmet man jene leichte, reine und himmliſche Luft, die unſeren Heroen die Bruſt mit Begeiſterung füllte. Der Schrei und Ruf, der von hier aus über die Welt erſcholl, war weder der Ruf des Hirten, der ſeine Herde lockt, noch war es der wilde Jagdruf des Jägers: es war weder ein Racheſchrei noch ein Todesſchrei, ſondern es war der wild glückſelige Schrei und Begeiſterungsruf des Lebens.

Mit dieſem göttlichen Siegesruf der lebendigen Menſchenbruſt begrüßte der Grieche den Griechen über die Fjorde und Fjelle ſeines herrlichen Berglands hinweg, dieſes Jauchzen erſcholl von Spielplatz zu Spielplatz: von Delphi hinüber nach Korinth, von Korinth nach Argos, von Argos bis Sparta, von Sparta hinüber nach Olympia, von dort gen Athen und umgekehrt.

Ich glaube, nur vom Stadion aus erſchließt ſich die Griechenſeele in alledem, was ihr edelſter Ruhm und Reichtum iſt; von hier aus geſehen, entwickelt ſie ihre reinſten Tugenden. Was wäre die Welt des Griechen ohne friedlichen Wettkampf und Stadion? Was ohne olympiſchen Ölzweig und Siegerbinde? eben das gleiche erdgebundene Chaos brütender, ringender und quellender Mächte, wie es auch andere Völker darſtellen.

Es wird mir nicht leicht, dieſen ſchwebenden und verſteckten Spielplatz zwiſchen parnaſſiſchen Klippen zu verlaſſen, der ſo wundervoll einſam und wie für Meditationen geſchaffen iſt. Hier findet ſich der ſinnende Geiſt gleichſam in einen nährenden Glanz verſenkt, und der Reichtum deſſen, was in ihn ſtrömt, kann in ſeiner Überfülle kaum bewahrt und behalten ſein.

Man müßte vom Spiel reden. Man müßte das eigene Denken der Kinder- und Jünglingsjahre heraufrufen und jener Wegeswendung ſich erinnern, wo man in eine mißmutige und freudloſe Welt einzubiegen gezwungen war, die das Spiel, die höchſte Gabe der Götter, verpönt. Man könnte hervorheben, daß bei uns mehr Kinder gemordet werden, als jemals in irgendeinem Bethlehem von irgendeinem Herodes gemordet worden ſind: denn man läßt nie das Kind bei uns groß werden, man tötet das Kind im Kinde ſchon, geſchweige, daß man es im Jüngling und Manne leben ließe.

Nackt wurde der Sieger, der Athlet oder Läufer dargeſtellt, und ehe Praxiteles, ehe Skopas ſeine Statuen bildete, entſtanden ihre Urbilder hier im Stadion. Hier iſt für die Schönheit und den Adel der griechiſchen Seele, für Schönheit und Adel des Körpers der Muttergrund. Hier wurde das ſchon Geſchaffene umgeſchaffen, das Umgeſchaffene zum ewigen Beiſpiel und auch als Anſporn für höhere Artung in Erz oder Marmor dargeſtellt. Hier hatte die Bildung ihre Bildſtätte, wenn anders Bildung das Werk eines Bildners iſt.

Wer je ſein Ohr an die Wände jener Werkſtatt gelegt hat, deren Meiſter den Namen Goethe trug, der wird erkennen, daß nicht nur Wagner, der Famulus, den Menſchen mit Götterſinn und Menſchenhand zu bilden und hervorzurufen verſuchte: alles Sinnen, Grübeln, Wirken, Dichten und Trachten des Meiſters war eben demſelben Endzweck raſtlos untertan. Und wer nicht in jedweder Bildung ſeines Geiſtes und ſeiner Hände das glühende Ringen nach Inkarnation des neuen und höheren Menſchen ſpürt, der hat den Magier nicht verſtanden.

Es iſt bekannt, wie gewiſſen griechiſchen Weiſen, und ſo dem Lykurg! Bildung ein Bilden im lebendigen Fleiſche, nicht animaliſch unbewußt, ſondern bewußt „mit Götterſinn und Menſchenhand“ bedeutete. Was wäre ein Arzt, der ſeine Kranken bekleidet ſieht, und was ein Erzieher, dem jener Leib ſamt dem Geiſte, dem er höhere Bildung zu geben beabſichtigt, nicht nackt vor der Seele ſtünde? Aus dem Grunde der Stadien ſproßten, nackt, die athletiſchen Stämme einer göttlichen Saat des Geiſtes hervor. Und hier, auf dem Boden des delphiſchen Stadions, gebrauche ich nun zum erſten Male in dieſen Aufzeichnungen das Wort Kultur: nämlich als eine fleiſchliche Bildung zu kraftvoll gefeſtigter, heiterer, heldenhaft freier Menſchlichkeit.

Zwei Vögel, unſern Zeiſigen ähnlich, ſtürzen ſich plötzlich aus irgendeinem Schlupfloch der Felſen quirlend herab und löſchen den Durſt aus dem Spiegel der Lache vor mir im Stadion. Ihr piepſendes Spiel weckt Widerhall, und das winzige Leben, der ſorgloſe, dünne Lärm der kleinen Geſchöpfe, die niemand ſtört, offenbaren erſt gleichſam das Schickſal dieſer Stätte in ſeiner ganzen Verwunſchenheit.

Während ich auf die grüne Erde hinſtarre und der Füße jener zahlloſen Läufer und Kämpfer gedenke, aller jener göttergleichen, jugendlich kraftvoll ſchönen Hellenen, die ſie erdröhnen machten, vernehme ich wiederum aus den Felſen den gewaltigen Widerhall von Geräuſchen, die mir verborgen ſind. Aus irgendeinem Grunde erhebe ich mich, rufe laut und erhalte ein ſechsfaches mächtiges Echo: ſechsfach ſchallt der Name des delphiſchen Gottes, des Python-Beſiegers, aus dem Inneren der Berge zurück.

Ich bin allein. Die dämoniſche Antwort der alten parnaſſiſchen Wände hat bewirkt, daß mich die Kraft der Vergangenheit mit ihren triumphierenden Gegenwarts-Schauern durchdringt und erfaßt und daß ich etwas wie ein Bad von Glanz und Feuer empfinde. Beinahe zitternd horche ich in die neu hereingeſunkene, faſt noch tiefere Stille hier oben hinein.

Der Morgen iſt friſch. Wir ſchrieben den erſten Mai ins Fremdenbuch. Vor der Türe des Gaſthauſes warten ſchäbige Eſel und Maultiere, die uns nach Hoſias Lukas bringen ſollen. Ins Freie tretend, beginne ich mit letzten Blicken Abſchied zu nehmen. Ich begrüße die Kiona, den weißen Gipfel des Korax-Gebirges, dort, wo die Dorfſtraße, wie es ſcheint, in den Luftraum verläuft. Ich begrüße drei kleine Mädchen, die trödelnd ebenſoviele Schäfchen vor ſich her treiben, begrüße ſie mit einer ihnen unverſtändlichen Herzlichkeit. Eines der hübſchen Kinder küßt mir zum Dank für ein kleines, unerbetenes Geſchenk die Hand.

Wir laſſen die Mäuler voranklingeln. Wieder ſchreiten wir an den Felſen vorüber, mit den Höhlungen leerer Gräber darin, und wieder erſchließt ſich dem Auge die ſteinige Böſchung des delphiſchen Tempelbezirks. Wer alles dieſes tiefer begreifen wollte, müßte mehr als ein flüchtiger Wanderer ſein. Immerhin ſind mir auch hier die Steine nicht ſtumm geweſen.

Wir haben den Grund von Delphi, der Stadt, die unterhalb unſeres Weges lag, über allerlei Mauern und Treppchen kletternd, durchſtreift, und während wir jetzt unſere Reiſe fortſetzen, ziehe uns das Leuchten der Tempeltrümmer zwiſchen tauſendjährigen Ölbäumen, zieht uns der weiße Marmor umgeſtürzter Säulen an. An den kaſtaliſchen Waſſern nehmen wir wiederum einen kleinen Aufenthalt. Ich habe mich auf einen großen Felsblock niedergelaſſen, in der wundervoll hallenden und rauſchenden Kluft, den Felſenbaſſins jenes alten Brunnen- und Baderaums gegenüber, wo die delphiſchen Pilger von einſt ſich reinigten.

Ein Tempelchen, mit Niſchen der Nymphen, war grottenartig in die Felswand geſtellt.

Heut ſind die Bachläufe arg verunreinigt, die Waſſerbecken mit Schlamm gefüllt. Oben durch die feuchte und kalte Klamm fliegen lange Turmſchwalben und jagen einander mit raubvogelartigem, zwitſcherndem Pfiff.

Wir wiegen uns nun bereits eine gute Weile auf unſeren Maultieren. Der Weinſtock, das Gewächs des Dionyſos, begleitet uns in wohlgepflegten, wohlgeordneten Feldern die parnaſſiſchen Höhen hinan. Immer wieder begegnen uns wollige Herden mit ihren Hirten. Ich bemerke plötzlich den mir von geſtern bekannten ſtattlichen Weißbart auf dem Bauche im Graſe liegend am Straßenrand und empfinde mit ihm, was ſein leiſe ironiſches, überlegen lachendes Antlitz zum Ausdruck bringt. Hinter dem Patriarchen ſteigen ſeine Herden zwiſchen Rainen, Steinen und ſaftigen Gräſern umher und füllen die Luft mit der Glockenmuſik ſeines reichen Beſitzes. Die Sonne ſtrahlt, der Tag wird heiß.

Schon im Altertum wurden ſolche Wege wie dieſe auf Mäulern zurückgelegt. So wird auch das Um und An einer Bergreiſe, an Rufen, Geräuſchen und Empfindungen, nicht anders geweſen ſein, als es heute iſt. Maultiere haben die Eigentümlichkeit, am liebſten nicht in der Mitte des Weges, ſondern immer womöglich an ſteilen Rändern zu ſchreiten: was dem ungewohnten Reiter zuweilen natürlich Schwindel erregt. Allmählich gewinne ich im Vertrauen auf das ſich mehr und mehr entfaltende Klettertalent meines Reittieres eine gewiſſe, ſchwindelfreie Sorgloſigkeit. Immer wilder und einſamer wird die Berggegend, bis hinter Arachova die Einöde, das heißt die parnaſſiſche Höhenzone beginnt. Von der geſamten ſüdlichen Flora iſt nichts übrig geblieben. Der letzte Weinſtock, der letzte Feigenbaum, die letzte Olive liegt hinter uns. Nun aber tut ſich ein weiter grüner Gebirgsſattel vor uns auf, von jener geſunden, alpinen Schönheit, die ebenſo heimatlich, als über alles erquickend iſt.

Der weite Paß, mit flach geſchweifter, beinahe ebener Grundfläche iſt Weideland: das heißt, ein ſaftiger Wieſenplan, auf dem der Huf des ſchreitenden Maultiers lautlos wird und der Pfad ſich verliert. Das helle, ruhige Grün dieſer ſchönen Alm iſt eine tiefe Wohltat für Auge und Herz, und der ſtarke, düſtertrotzige Föhrenſtand, der die ſteile Flanke einer nahen Bergwand hinaufklettert, fordert heraus, ihm nachzutun. Ich weiß nicht, was in dieſer Landſchaft ſo fremdartig ſein ſollte, daß man es nicht in den deutſchen Alpengebirgen, um dieſe oder jene Sennhütte her, ebenſo antreffen könnte, und doch würde der geſunde Jodler des einſamen Sennen hier einen Zauber vernichten, der unausſprechlich iſt.

Das hurtige Glöckchen des Maultieres klingelt am Rand einer teichartig weit verbreiteten Waſſerlache dahin, die, in den hellen Smaragd der Bergwieſe eingefügt, den blauen Abgrund des griechiſchen Himmels, die ernſte Wand der wetterharten Apolloföhren, und das haſtende, kleine Vögelchen in einem ruhigen Spiegel wiedergibt.

Über die Art, wie für den, der ſich einmal in das Innere des Mythos hineinbegeben hat, jeder neue ſinnliche Eindruck wiederum ganz unlöslich mit dieſem Mythos verbunden wird und ihn zu einer faſt überzeugenden Wahrheit und Gegenwart ſteigert, möchte manches zu ſagen ſein. Es beträfe nicht nur den Prozeß eines gläubigen Wiedererweckens, ſondern jenen, durch den die menſchliche Schöpfung der Welt überhaupt entſtanden iſt, es beträfe das Weſen jener zeugenden Kraft, die im dichtenden Genius eines Volkes lebendig iſt und darin ſich die Seele des Volkes verklärt.

Plötzlich taucht in der paniſch beinahe beängſtigenden, nordiſchen Viſion von Bergeinſamkeit die wilde Geſtalt eines bärtigen Hirten auf, der uns in ſchneller Gangart, fünf ſchwarze Böcke vor ſich hertreibend, von jenſeits über die grüne Matte entgegenkommt. Die ſchönen Tiere, die von gleicher Größe und, wie geſagt, ſchwarz wie Teufel ſind, machen den überraſchendſten Eindruck. Noch niemals ſah ich ein ſo unwahrſcheinliches Fünfgeſpann. Wer wollte da, wenn eine auserleſene Koppel ſolcher Böcke, wie zum Opfer geführt, ihm entgegenkommt, und zwar über einen parnaſſiſchen Weidegrund, die Nähe des Gottes ableugnen, der einſt durch Zeus in die Geſtalt eines Bockes verwandelt ward, um ihn vor Heres Rache zu ſchützen, und dem dieſe Höhen geheiligt ſind.

Wie dieſe Tiere einhertrotten, unwillig, durch den rauhen Treiber mehr geſtört als in Angſt verſetzt, mit dem böſe funkelnden Blick beobachtend, jeder mit ſeinem zottigen Bart, jeder unter der Laſt und gewundenen Krönung eines gewaltigen Hörnerpaares, ſcheinen ſie ſelber inkarnierte Dämonen zu ſein, und in weſſen Seele nur etwas von dem alten Urväter-Hirten-Drama noch rumort, der fühlt in dieſem klaſſiſchen Tier einen wahrhaft dämoniſchen Ausdruck zeugender Kräfte, dem es leider auch ſeinen Blocksbergverruf in der verderbten Weltanſchauung der chriſtlichen Zeit zu verdanken hat.

Wir beſteigen nach kurzer Raſt unſere Maultiere, die wiederum mager, ſchäbig und ſcheinbar kraftlos, wie zu Anfang der Reiſe, daſtehen. Das unſcheinbare Äußere dieſer Tiere täuſcht uns nicht mehr über den Grad ihrer Zähigkeit.

Zur Linken haben wir nun eine rötlich-graue, ſenkrechte Wand parnaſſiſcher Felsmaſſen, deren Rand einen Gießbach aus großer Höhe herabſchüttet. Es iſt ein lautloſer Waſſerfall, der, ehe er noch den Talgrund erreicht, in Schleiern verweht.

Die Maultiere müſſen neben dem Lauf eines ausgetrockneten Felſenflußbettes abwärts klettern und erweiſen, mehr und mehr erſtaunlich für uns, ihre wundervolle Geſchicklichkeit. Man würde vielleicht von dieſen Felstälern ſagen können, daß ſie Einöden ſind, wenn ihre zitternde, leuchtende und balſamiſche Luft nicht überall von den waſſerartig gluckſenden Lauten zahlloſer Herdengeläute erfüllt wäre.

Der Paris-artige Knabe, der vorhin, während wir Raſt hielten, mit zwitſchernden Lauten unſere Aufmerkſamkeit beanſpruchte, war ein Hirt. Hoch auf der Spitze eines vereinzelten Felskegels, der an der Kreuzungsſtelle einiger Hochtäler ſich erhebt, ſteht, gegen den Himmel ſcharf abgegrenzt, wiederum ein romantiſch drapierter Ziegenhirt mit dem landesüblichen Hirtenſtabe. Sofern uns ein Menſch begegnet, iſt es ein Hirt, ſofern unſer Auge in der felſichten Wildnis Menſchengeſtalt zu unterſcheiden vermag, unterſcheidet es auch ringsum ſogleich ein Gewimmel von Schafen oder Thymian rupfenden Ziegen.

In einem Engpaß, durch den wir müſſen, hat ſich ein Strom von dicker, wandelnder Wolle geſtaut, der ſich, wohl oder übel, vor den Hufen des langſam ſchreitenden Maultiers teilen muß. Der Reiter ſtreift mit den Sohlen über die braunen Vlieſe hin, nachdem die Leitböcke ihre gewaltigen, tiefgetönten Glocken antiker Form, feurig glotzend, ungnädig pruſtend, vorübergetragen haben.

Dieſe ſteinichten Hochtäler, zwiſchen Parnaß und Helikon, erklingen — nicht von Kirchengeläut! — aber ſie ſind beſtändig und überall durchzittert vom Klange der Herdenglocken. Sie ſind von einer Muſik erfüllt, die das überall gluckſende, rinnende, plätſchernde Element einer echten parnaſſiſchen Quelle iſt. Ob nicht vielleicht die Glocke unter dem Halſe des weidenden Tieres die Mutter der Glocke im Turme der Kirche iſt, die ja, ins Geiſtige übertragen, den Parallelismus zum Hirtenleben nirgend verleugnen will? Dann wäre es von beſonderem Reiz, den apolliniſchen Klang zu empfinden, den alten parnaſſiſchen Weideklang, der in dem Gedröhne ſtädtiſcher Sonntagsglocken enthalten ſein müßte.

Im Klangelement dieſer parnaſſiſchen Quelle, dieſes Jungbrunnens, bade ich. Es beſchleicht mich eine Bezauberung. Ich fühle Apollo unter den Hirten und zwar in ſchlichter Menſchengeſtalt, als Schäferknecht, wie wir ſagen würden, ſo, wie er die Herden des Laomedon und Admetos hütete. Ich ſehe ihn, wie er in dieſer Geſtalt jede gewöhnliche Arbeit des Hirten verrichten muß, dabei gelegentlich Mäuſe vertilgt und den Eidechſen nachſtellt. Ich ſehe ihn weiter, wie er, ähnlich mir, in der lieblich monotonen Muſik dieſer Täler gleichſam aufgelöſt und verſunken iſt und wie es ihm endlich, beſſer als mir, gelingt, die Chariten auf ſeine Hand zu nehmen. Chariten, muſiſche Inſtrumente tragend, auf der Hand, war er zu Delphi dargeſtellt.

Vorſichtig ſchreitet mein Reittier über eine große Schildkröte, die von den Treibern nicht beachtet wird; ich laſſe ſie aufheben und die lachenden Agogiaten reichen mir das, zwiſchen gewaltigen Schildpattſchalen, lebhaft proteſtierende Tier. Ich ſehe an den Mienen der Leute, daß die Schildkröte unter ihnen ſich der Popularität eines allbeliebten Komikers zu erfreuen hat, eines luſtigen Rats, über den man lacht, ſobald er erſcheint und bevor er den Mund öffnet. In das Vergnügen der Leute miſcht ſich dabei eine leiſe Verlegenheit, wie ſie den ernſten Landmann unverkennbar überſchleicht, der auf den Holzbänken einer Jahrmarktsbude ſein Entzücken über die albernen Späße des Hanswurſt nicht zu verbergen vermag. Auch fühlt man heraus, wie das ſchöne Tier nicht minder geringſchätzt, ja verachtet iſt, als beliebt: eine Verachtung, eine Geringſchätzung, die in ſeinem friedlichen Weſen und ſeiner Hilfloſigkeit gegenüber den Menſchen, trotz ſeines doppelten Panzers, ihren Urſprung hat.

> „Als er ſie ſah, da lacht er alsbald und ſagte die Worte:
> Du glückbringendes Zeichen, ich ſchmähe Dich nicht, ſei willkommen.
> Freudegeberin heil! Geſellin des Tanzes und Schmauſes.“

„Als er ſie ſah, da lacht er alsbald!“ nämlich Hermes, der Gott, vor Zeiten. Ganz ſo ergreift unſere kleine Reiſegeſellſchaft beim Anblick des klaſſiſchen Tieres unwiderſtehliche Heiterkeit.

Wir ziehen weiter, nachdem wir das alte homeriſche Lachen, das Lachen des Gottes, zu Ende gelacht haben. Aber wir töten nicht, wie Hermes, das Tier, ſondern nehmen es lebend unter unſeren Gepäckſtücken mit. Ich denke darüber nach, wie wohl die Leier ausgeſehen und wie wohl geklungen hat, die Hermes aus dem Panzer der Schildkröte und aus Schafsdärmen bildete und die in den Händen Apolls ihren Himmel und Erde durchhallenden Ruhm gewann.

Aber wir ſind nun in ſengenden Gluten des Mittagslichts zu einem wirklichen, reichlich Waſſer ſpendenden parnaſſiſchen Brunnen gelangt, aus dem die Tiere und Treiber gierig trinken. Dicke Strahlen köſtlichen Waſſers ſtürzen aus ihrer gemauerten Faſſung hervor und rauſchend und brauſend in das ſteinerne Becken hinein. Es iſt wie ein Reichtum, der ſich hier ausſchüttet, der nirgends ſo, als in einem heißen und waſſerarmen Lande empfunden wird.

Wir ruhen aus in dem wohligen Lärm und dem kühlen Geſtäube des lebenſpendenden Elementes.

Das Kloſter Hoſios Lukas bietet uns Quartier für die Nacht. Vom behäbigen Prior empfangen, geleitet von dienſtfertigen Mönchen, treten wir, durch ein kleines Vorgärtchen, ohne Treppen zu ſteigen, ins Haus. Gleich linker Hand iſt ein Zimmer, das uns überwieſen wird. Auf den gebrechlichen Holzaltan des Zimmerchens tretend, blicken wir in den tiefen Kloſterhof und zugleich über die Dächer der Mönchskaſernen in das vollkommen einſame, wilde Hochtal hinaus.

Eng und nur wenig Hofraum laſſend, ſind die Kloſtergebäude in, wie es ſcheint, geſchloſſenem Kreis um eine alte byzantiniſche Kirche geſtellt, die ſie zugleich beſchützen und liebevoll einſchließen. Das Hauptportal der Kirche liegt ſchräg in der Tiefe unter uns. Wir können mit den nahen Wipfeln alter Zypreſſen Zwieſprache halten, die ſeit Jahrhunderten Wächter vor dieſem Eingang ſind.

Der Prior wünſcht uns die Kirche zu zeigen, die innen ein trauriges Bild der Verarmung iſt. Reſte von Moſaiken machen wenig Eindruck auf mich, deſto mehr ein Geldſchrank, der, an ſich befremdlich in dieſem geweihten Raum, zugleich ein wunderlicher Kontraſt zu ſeinem kahlen, ausgepowerten Zuſtand iſt.

Dem Prior geht ein jugendlich ſchöner Mönch mit weiblicher Haartracht an die Hand. Er öffnet Truhen und Krypten mit roſtigen Schlüſſeln. Das Auge des jungen Mönches verfolgt uns unabläſſig mit bohrendem Blick. Als wir jetzt wiederum auf dem Balkon unſeres Zimmers ſind, taucht er auf einem nahen Altane neugierig auf.

Während über den Dächern und in der Wildnis draußen noch Helle des ſinkenden Tages verbreitet iſt, liegt der Hof unter uns bereits in nächtlicher Dämmerung. Ich horche minutenlang in die wundervolle Stille hinunter, die durch das Geplätſcher eines lebendigen Brunnens nur noch tiefer und friedlicher wird. Mit einem Male iſt es, als ſei die Seele dieſer alten winkligen Gottesburg aus tauſendjährigem Schlummer erwacht. Arme werden hereingelaſſen und es wird von den Brüdern unterm Kloſterportale ziemlich geräuſchvoll Brot verteilt.

Nach einigem Rufen, Treppengehen und Türenſchließen tritt wieder die alte verwunſchene Stille ein, mit den einſamen Lauten des Röhrenbrunnens. Dann klappert die dicke Bernſteinkette des freundlichen Priors unten im Hof. Man hört genau, wie er ſein Spielwerk gewohnheitsgemäß bearbeitet, das heißt die Bernſteinkugeln ununterbrochen durch die Finger gleiten läßt und gegeneinander ſchiebt.

Ich gehe zur Ruhe, im Ohre feierlich ſummenden Meßgeſang, der ſchwach aus dem Innern der Kirche dringt.

Der Aufbruch von Hoſios Lukas geſchieht unter vielen freundlichen Worten und Blicken der Mönche, die um uns verſammelt ſind. Ich komme eben von einer ſchönen Terraſſe des Kloſters zurück, die, inmitten der ſteinichten Ödenei, von alten, vollbelaubten Platanen beſchattet iſt. Terraſſen für den Gemüſebau ſetzten ſich in die Tiefe fort und hie und da ſind dem Felſenſchutt des verlaſſenen Tales Wieſen und Ackerſtreifen abgerungen. Ich ſah die kleinen „Mädchen für alles“ der älteren Brüder und Patres mit Beſen und Waſſereimern in lebhafter Tätigkeit, die Patres ſelber, wie ſie rotkarierte Betten auf ihren morſchen Balkonen ausbreiteten. Die kleinen „Mädchen für alles“ ſind junge Lehrlinge, deren ſchönes, langes Haar, wie das von Mädchen, im Nacken zu einem Knoten aufgenommen iſt. Es iſt ein wolkenlos heiterer Morgen mit einer frühlingshaften Wonne der Luft, die göttlich iſt und die in jedem Auge wiederleuchtet. Noch klingt mir der Gruß des Bruders Küper ſein friſches Καλιμερα im Ohr, womit er mich grüßte, als ich unten am Brunnen vorüberging, wo er trällernd ein Weinfaß reinigte. Es war ein Gruß, der ebenfalls von dem friſchen Glück dieſes Morgens widerklang.

Kaum hat unſere kleinere Karawane ſich nur ein wenig, zwiſchen Gebüſchen von Steineichen hintrottend, aus dem Bereich des Kloſteridylls entfernt und ſchon umgibt uns wieder das alte ewige Hirtenidyll. Ich unterſcheide mit einem Blick vier einzelne Schafherden, deren Geläute herüberdringt, und plötzlich erſcheinen, Wölfen gleich, gewaltige Schäferhunde über uns an der Wegböſchung. Man ſcheucht ſie mit großen Steinen zurück.

Wir biegen nach einem längeren Ritt in ein abwärts führendes, enges Tal, das, wie es ſcheint, recht eigentlich das Dionyſiſche iſt. Wir müſſen zunächſt durch eine gedrängte Herde ſchwarzer Ziegen förmlich hindurchſchwimmen, unter denen ſich prächtige Böcke auszeichnen, jenen ähnlich, die ich auf der Höhe des Paſſes ſah. Und wie ich die Blicke über die ſteinichten Talwände forſchend ausſchicke, ſehe ich ſie mit ſchwarzen Ziegen, wie mit überall hängenden, kletternden, kleinen ſchwarzen Dämonen bedeckt.

Der Eingang des ſchwärzlich wimmelnden Tales wird von dem vollen Glanz des Parnaſſes beherrſcht, der aber endlich dem Auge entſchwindet, je weiter wir in das Tal hinabdringen: das Tal der Dämonen, das Tal des Dionyſos und des Pan, das immer mehr und mehr von gleichmäßig ſchwarzen Ziegen wimmelt. Wohl eine Viertelſtunde lang und länger ziehen wir mitten durch die Herden dahin, die zu beiden Seiten unſeres geſtrüppreichen Pfades ſchnauben, Steineichenblätter abrupfen und hie und da leiſe meckern dazu. Überall raſchelt, reißt, ſtampft und pruſtet es zwiſchen den Felſen, in den Gebüſchen: da und dort wird ein Glöckchen geſchlenkert. Mitunter kommen wir in ein ganzes Glockenkonzert hinein, deſſen Lärm das geſprochene Wort verſchlingt.

Ich habe, auf meinem Maultier hängend, Augenblicke, wo mir dies alles nicht mehr wirklich iſt. Ein alter Knecht und

Geſchichtenerzähler fällt mir ein, der mir in ländlichen Winterabenden ähnliche Bilder als Viſionen geſchildert hat. Er war ein Trinker, und als ſolcher ja auch verknüpft mit Dionyſos. In ſeinen Delirien ſah er die Welt, je nachdem, von ſchwarzen Ziegen oder Katzen erfüllt, wobei er von alpdruckartiger Angſt gepeinigt wurde.

Der Schritt des Maultiers, die Glocke des Maultiers, allüberall das Eindringen dieſer fremden Welt, dazu die ungewöhnliche Lichtfülle, die Exiſtenz in freier Luft, Ermüdung des Körpers durch ungewöhnliche Reiſeſtrapazen, jagen auch mir einen Anflug von Angſt ins Blut. Ich habe vielleicht eine Viſion und es iſt mir manchmal, als müſſe ich dieſe zahlloſen ſchwarzen Ziegen vor meinen Augen wegwiſchen, denen mein Blick nicht entgehen kann.

Ein weites Quertal nimmt uns auf und wie ein Spuk liegt nun die Viſion der ſchwarzglänzenden Ziegen hinter mir. Wir überholen einen reiſenden Kaufmann, deſſen Maultier von einem kleinen Jungen getrieben wird. So ſchön und vollſtändig, wie nie zuvor, ſteht der Parnaß, von dem wir bereits Abſchied genommen hatten, vor uns aufgerichtet: ein breiter ſilberner Wall mit weißen Gipfeln. Ich gewinne den Eindruck, der apolliniſch ſtrahlende Glanz ſtrömt in das Tal, das der Berg beherrſcht.

Wir reiſen nun ſchon ſeit einiger Zeit durch die Ebene hin. Neben flacheren Felsgebieten und einem verzweigten Flußbett, das mit Gebüſchen bewachſen iſt, breiten ſich Flächen grüner Saat, über denen klangreich die Lerche zittert.

Es iſt faſzinierend, zu ſehen, wie der Parnaß nun wiederum dieſe Ebene überragt. Auf breiteſter Baſis ruhend, baut ſich der göttliche Berg aus eitel Glanz in majeſtätiſcher Schönheit auf. Hier wird es deutlich, wie die bezwingende Gegenwart ſolcher Höhen göttlichen Ruhm vor den Menſchen, die ſie umwohnen, durchſetzen und behaupten muß. Ich empfinde nicht anders, als ſtammte der trillernde Rauſch des Lerchengeſchmetters, das leuchtende Grün der Saaten, der zitternde Glanz der Luft von dieſem geheiligten Berge ab und nähre ſich nur von ſeinem Glanze.

Oftmals wende ich mich auf meinem Maultier nach der verlaſſenen Felſenwelt der Hirten und Herden zurück, während ſich über mir Parnaß und Helikon mit dem Glanz ihrer ſilbernen Helme über die weite Ebene grüßen. Flöſſen doch alle Quellen dieſer heiligſten Berge wieder reichlich voll und friſch in die abgeſtorbenen Gebiete der europäiſchen Seele hinein! Möchte das ſtarre Leuchten dieſer olympiſchen Viſion wiederum in ſie hineinwachſen und den übelriechenden Dunſt verzehren, mit dem ſie, wie ein ſchlecht gelüftetes Zimmer, beladen iſt.

Nun ſitze ich, von der glühenden Sonne nicht ganz geſchützt, unterm Vordach einer Weinſchenke. Parnaſſiſche Hirten und Hirtenhunde umgeben mich, unter den wettergebräunten Männern ſind blonde Köpfe, deren antiker Schnitt unverkennbar iſt. Der kühne Blick verrät dionyſiſches Feuer im Blut. Der Bartwuchs, ohne gepflegt zu ſein, ähnelt ſich in Form, Dichte und Kräuſelung durchaus gewiſſen antiken Plaſtiken, die Helden oder Halbgötter darſtellen.

Ich teile die Reſte meiner Mahlzeit mit einem weißen, gewaltigen Schäferhund. Und nachdem wir einen Blick auf den ſchmerzvoll grinſenden Löwen von Chäronea geworfen, iſt der parnaſſiſche Hirtentraum zu Ende geträumt. Doch nein, an der kleinen Halteſtelle der Eiſenbahn, die wir erreicht haben, und die von einem Sumpfe voll quakender Fröſche umgeben iſt, finden wir ein gefeſſeltes ſchwarzes Lamm. Es hat, mit dem Rücken nach unten, am Sattel eines Maultieres hängend, eine Reiſe von zehn Stunden, durch die Hochtäler des Parnaß, von Delphi her, im Sonnenbrande zurückgelegt. Es trägt den Ausdruck hoffnungsloſer Fügung im Angeſicht. Sein Eigentümer iſt jener Kaufmann, den wir überholten und deſſen Maultier ein Knabe trieb. Er wird um ſein Oſterlamm beneidet und Bahnbeamte treten hinzu, fühlen es ab nach Preis und Gewicht und Fettgehalt. Schließlich legt man das arme, unſäglich leidende, ſchwarze parnaſſiſche Lamm mit zuſammengebundenen Füßen dicht an die Geleiſe, damit es leicht zu verladen iſt. Ich ſehe noch, wie es an ſeinen Feſſeln reißt und verzweifelt emporzuſpringen verſucht, als die Maſchine herandonnert und gewaltig an ihm vorüberdröhnt.

Wir haben Athen verlaſſen, um über Korinth, Mykene, Argos und andere klaſſiſchen Plätze ſchließlich nach Sparta zu gelangen. Am Nachmittag iſt Korinth erreicht, nach längerer Bahnfahrt, die uns nun ſchon bekannte Bilder wiederum vor die Augen geführt hat, darunter flüchtige und doch warme Eindrücke von Eleuſis, Megara, dem ſchönen Iſthmus und der Äginetiſchen Bucht.

Ein Wagen führt uns unweit vom Rande des Golfes dem Fuße von Akrokorinth entgegen, einer drohenden Felsmaſſe, die von den Reſten roher Befeſtigungen verunziert iſt.

Über den Golf herüber weht eine friſche, faſt nordiſche Luft, aus der Gegend des Helikon, deſſen leuchtender Gipfel ſchemenhaft ſichtbar bleibt. Der Wagen rollt auf ſchlechten Feldwegen zwiſchen grünen Saaten dahin.

Der korinthiſche Knabe hatte für Körper und Geiſt einen weiten, unſäglich mannigfaltigen Tummelplatz. Den furchtbarſten Burgfelſen über ſich, ſchwamm er im Lärm und Getriebe einer Hafenſtadt, die im weiten Kreiſe von grünen oder nackten Hügeln umgeben war. Überall erlangte ſein Blick die geheiligten Höhen der Götter- und Hirtenwelt, die wiederum bis in das Herz der

Stadt hineinreichte. Für Wanderungen oder Fahrten taten ſich Peloponnes und Iſthmus auf und auf dieſem herrlichen Erdenfleck genoß er die gleichſam geborgene Schönheit eines ſüdlichen Alpenſees und auch die grenzenloſe Wonne des freieren Meeres.

Wir beſteigen Pferde, und dieſe erkletterten nun mühſam den Felſen von Akrokorinth, der mehr und mehr, je weiter wir an ihm hinaufkriechen, wie eine verdammte Stätte erſcheint: ein düſteres Tor durch einen Ring von Befeſtigungsmauern führt in ein ödes Felſenbereich.

Wir ſind — die Pferde haben wir vor dem erſten Tore zurückgelaſſen! — einer zweiten Ringmauer gegenübergeſtellt, die abermals ein Tor durchbricht. Eilig klimmen wir weiter aufwärts: eine weißliche Sonne hat ſich ſchon nahe bis an den Horizont herabgeſenkt. Kalter Bergwind fegt durch ein zweites ungeheures Trümmerbereich, und wir finden uns vor dem engſten jener Mauerringe, die den Gipfel des Feſtungsberges einſchließen. Dieſen Gipfel erkletterten wir nun durch ein drittes Tor. Es iſt eine Wüſtenei, ein Steinchaos. Fremd und ſchon halb und halb in Schatten geſunken, liegt die gewaltige Bergwelt des Peloponnes unter uns. Wir eilen, aus dieſer entſetzlichen Zwingburg durch die Trümmerhöfe wieder hinabzukommen. Wirkliches Grauen, wirkliche Angſt tritt uns an.

Nach den geheiligten Hügeln und Bergen, deren Bereich ich in den letzten Wochen betrat oder wenigſtens mit dem Blick erreichte, iſt dies der erſte, der unter einem unabwendbaren Fluch verödet ſcheint.

Seltſam wie das bange Gefühl, was der nahende Abend einflößt, mit dem kleinen Kreis ſonderbar banger Phantaſiegeſtalten in Einſtimmung iſt, die für mich, ſeitdem ich ein bewußteres Leben führe, mit dem Namen Korinth verbunden ſind.

Schon vor etwa achtundzwanzig Jahren, während einer kurzen akademiſchen Studienzeit, drängten ſich mir die rätſelvollen Geſtalten des Periander, ſeiner Gattin Meliſſa und des Lykophron, ſeines Sohnes, auf. Ich darf wohl ſagen, daß die Tragödie dieſer drei Menſchen in ihrer unſäglich bitterſüßen Schwermut all die Jahre meine Seele beſchäftigt hat.

Periander! Meliſſa! Lykophron!

Periander, auf dem Burgfelſen hauſend, Tyrann von Korinth, allmählich ähnlich wie Saul, ähnlich wie der ſpartaniſche König Pauſanias, in einen finſteren Wahnſinn verſinkend. Leidend an jenem unausbleiblichen Schickſal großer Herrſchernaturen, die nach erreichtem Ziel von jenen Dämonen verfolgt werden, die ihnen dahin lockend voranſchritten. Er hatte die Einwohnerſchaft Korinths von den furchtbaren Felſen herunter terroriſiert und dezimiert. Er hatte Lyſide, die Tochter des Tyrannen Prokles, geheiratet, der zu Epidaurus ſaß. Die Gattin, zärtlich von ihm Meliſſa genannt, ward ſpäter von ihm aus unbekannten Gründen heimlich ermordet: zum wenigſten wurde ihr Tod Periander zur Laſt gelegt. Prokles, Lyſidens Vater, ließ eines Tages vor den beiden inzwiſchen herangewachſenen Enkeln, Kypſelos und Lykophron, den Söhnen Meliſſens und Perianders, Worte fallen, die beſonders dem Lykophron eine Ahnung von dem Verbrechen des Vaters aufgehen ließen, und dieſe Ahnung bewirkte nach und nach zwiſchen Sohn und Vater den tiefſten Zerfall.

Der große Brite hat die Tragödie eines Sohnes geſchrieben, deſſen Mutter am Morde ihres Gatten, ſeines Vaters, beteiligt war. Er hat die pſychologiſchen Möglichkeiten, die in dem Vorwurf liegen, nicht bis zu jeder Tiefe erſchöpft. Wie denn ein ſolcher Gegenſtand ſeinem Weſen nach überhaupt unerſchöpflich iſt, derart zwar, daß er ſich ſelber in immer neuen Formen, aus immer neuen Tiefen manifeſtieren kann. Vielleicht iſt das Problem Periander-Lykophron noch rätſelvoller und furchtbarer, als es das Rätſel Hamlets und ſeiner Mutter iſt. Dabei hat dieſer göttliche Jüngling Lykophron mit dem Dänenprinzen Ähnlichkeit … man könnte ihn als den korinthiſchen, ja den griechiſchen Hamlet bezeichnen.

Gleichwohl war in ſeiner Natur ein Zug von finſtrer Entſchloſſenheit.

Während Periander in der weſentlichen Vereinſamung der Herrſchbegier — denn der Herrſchende will allein herrſchen und wenn er auch andere Herrſcher dulden muß, ſo erreicht er doch die Trennung von allen, das Alleinſein, immer gewiß. Er gräbt ſich meiſtens jeden gemütiſchen Zufluß der Seele ab, wodurch ſie denn, wie ein Baum bei Dürre, qualvoll langſam zugrunde geht.

Alſo während Periander, ſagte ich, vereinſamt, als Herrſcher von Korinth, in ſeinem Palaſt auf dem öden Burgfelſen, mit den Dämonen und mit dem Schatten Meliſſens rang, hatte ſich Lykophron nicht nur von ihm abgekehrt, ſondern von Grund aus alles und jedes, außer das Leben! was er ihm zu verdanken hatte — alles und jedes, was ihm durch Geburt an Glanz und Prunk mit dem Vater gemeinſam war, dermaßen gründlich von ſich getan, daß er, obdachlos und verwahrloſt, in den Hallen und Gaſſen des reichen Korinth umherlungernd, von irgendeinem anderen Bettler nicht mehr zu unterſcheiden war.

Hier noch wurde er aber von dem allmächtigen Vater mit rückſichtsloſer Strenge verfolgt, dann wieder mit leidenſchaftlicher Vaterliebe; doch weder Härte noch Zärtlichkeit vermochten den qualvollen Trotz der vergifteten Liebe abzuſchwächen.

Die Tat des Periander wurde mit dem Schickſale dieſes Lykophron zum Doppelmord: zum Morde der Gattin und des Sohnes. Und hierin liegt die Eigenart der Tragik, die in der Bruſt Perianders wütete, daß er einen geliebten und bewunderten Sohn, das köſtlichſte Gut ſeines ſpäteren Lebens, plötzlich und unerwartet durch den Fluch ſeiner häßlichen Tat vernichtet fand.

Damit war ihm vielleicht der einzige Zuſtrom ſeines Gemütes abgeſchnitten und das Herz des alternden Mannes ward von dem Grauen der großen Leere, der großen Öde umſchränkt.

Ich bin überzeugt, daß tiefe Zwiſte unter nahen Verwandten unter die grauenvollſten Phänomene der menſchlichen Pſyche zu rechnen ſind. In ſolchen Kämpfen kann es geſchehen, daß glühende Zuneigung und glühender Haß parallel laufen — daß Liebe und Haß in jedem der Kämpfenden gleichzeitig und von gleicher Stärke ſind: das bedingt die ausgeſuchten Qualen und die Endloſigkeit ſolcher Gegenſätze. Liebe verewigt ſie, Haß allein würde ſie ſchnell zum Austrag bringen. Was könnte im übrigen furchtbarer ſein, als es die Fremdheit derer, die ſich kennen, iſt?

Periander ſendete Boten an das Totenorakel am Acheron, um irgendeine Frage, die ihn quälte, durch den Schatten Meliſſens beantwortet zu ſehen. Meliſſa dagegen beklagte ſich, ſtatt Antwort zu geben und erklärte, ſie friere, denn man habe bei der Beſtattung ihre Kleider nicht mit verbrannt.

Als die Boten heimkehrten, hierher nach Korinth, konnte Periander nicht daran zweifeln, daß wirklich der Schatten Meliſſens zu ihnen geredet hatte, denn ſie brachten in rätſelhaften Worten die Andeutung eines Geheimniſſes, deſſen einziger Hüter Periander zu ſein glaubte.

Durch dieſes Geheimnis wurde ein perverſes Verbrechen des Gatten verdeckt, der ſeine Gattin nicht allein getötet, ſondern noch im Leichnam mißbraucht hatte: eine finſtere Tat, die das ſchreckliche Weſen des Tyrannen gleichſam mit einem hölliſchen Strahle der Liebe verklärt.

Er ließ nun in einem Anfall ſchwerer Gewiſſensangſt die Weiber Korinths wie zum Feſt in den Tempel der Hera berufen. Dort riſſen ſeine Landsknechte ihnen gewaltſam Zierat und Feſtkleider ab und dieſe wurden zu Ehren Meliſſens, und um ihren Schatten zu verſöhnen, in ſpäter Totenfeier verbrannt.

Periander, Meliſſa, Lykophron. Es hat immer wieder, während beinahe dreier Jahrzehnte, Tage gegeben, wo ich dieſe Namen lebendig in mir, ja oft auf der Zunge trug. Sie waren es auch, die, Sehnſucht erweckend, vor mir her ſchwebten, als ich das erſtemal den Anker gehoben hatte, um hierher zu ziehen. Auch während der kleinen Schiffsreiſe jüngſt, durch den Golf von Korinth, hat mein Mund zuweilen dieſe drei Namen lautlos geformt, nicht minder oft auf der Fahrt nach Akrokorinth. Und hier, im fröſtelnden Schauder heftiger Windſtöße, auf dem geſpenſtiſchen Gipfel des Burgfelſens, habe ich im kraftloſen Licht einer bleichen Sonne, die unterging, die fröſtelnden Schatten Perianders, Meliſſens und Lykophrons dicht um mich geſpürt.

Unten, im Dämmer der Rückfahrt, während die Feldgeiſter über der in Gerſtenhalmen wogenden Gräberſtätte des alten Korinth ſich zu regen beginnen, zuckt im Rädergeroll der nächtlichen Fahrt ein und das andere Bild der lärmenden alten Stadt vor der Seele auf. Mitunter iſt alles plötzlich von einer ſo toſenden Gegenwart, daß ich Geſchwätz und Geſchrei des Marktes um mich zu hören glaubte, und alles dieſes mit dem Anblick weiter abgelegener Felder verquickt, die ſich rings um den übermächtig hineingelagerten, finſteren Gewalttäterfelſen wie Leichentücher weit umherbreiten.

Und ohne daß dieſer tote Dämmer, dieſes ewig teilnahmsloſe Gegenwartsbild verändert wird, ſehe ich die Lohe der Totenfeier Meliſſens nächtlich hervorbrechen und fühle das Fieber, das die leidenſchaftliche Kraft des großen Periander auf die Bewohner der geknechteten Stadt überträgt. Der Heratempel iſt vom Geſchrei der Weiber erfüllt, denen die Bravi die Kleider vom Leibe reißen, die Gaſſen vom Geſchrei jener anderen, die nackt und beraubt entkommen ſind. Nicht weit vom Tempel, den Blick in den rötlichen Schein der Feuersbrunſt mit einem ſtarren Lächeln gerichtet, ſteht Lykophron: durch Schmerz und die Wolluſt der Selbſtkaſteiung faſt irrſinnig, das Antlitz durch Hunger und innere Wut verzerrt, aber in dieſem Augenblick nicht nur vom Widerſcheine des Feuers, ſondern von einem böſen Triumphe verklärt. Rings lärmen und brüllen die Leute um ihn: es iſt durch Verordnung Perianders aufs ſtrengſte verboten, ihn anzureden.

Als aber am folgenden Tage Periander ſelbſt dies zu tun unternimmt, erhält er von ſeinem Sohne nur dieſe Antwort: man wird Dich in Strafe nehmen, weil Du mit Lykophron geſprochen haſt.

Gegen zwölf Uhr mittags, nachdem wir am Morgen Korinth verlaſſen haben, befinde ich mich in einer Herberge, von der aus man die argiviſche Ebene überſieht. Sie iſt begrenzt von gewaltigen peloponneſiſchen Bergzügen und augenblicklich durchbrauſt von einem heißen Wind, der in der blendenden Helle des Mittags die Saatfelder wogen macht.

Der Raum, in dem die Kuriere das Frühſtück auftragen, hat den geſtampften Boden einer Lehmtenne. Er iſt zugleich Kaufladen und Weinausſchank. Es riecht nach Kattun. Blaue Kattune ſind in den Wandregalen aufgeſtapelt. Dank den Kurieren, die in Athen eine Korporation bilden, herrſcht in den Herbergen, die ſie bevorzugen, eine gewiſſe Sauberkeit.

Ich bin vor die Tür des kleinen Wirtshauſes getreten. Die von den Bergen Arkadiens eingeſchloſſene Ebene iſt noch immer durchbrauſt vom Sturm und ſteht noch immer in weißer Glut. In weißlich blendendem Dunſt liegt der Himmel über uns. Die Burg von Argos, Lariſſa, iſt in der Talferne ſichtbar, der Boden des Tals iſt in weite Gewände abgegrenzt, die teils von wogender Gerſte bedeckt, teils unbeſtellt und die trockene rote Scholle zeigend, daliegen.

Dieſe Landſchaft erſcheint auf den erſten Blick ein wenig kahl, ein wenig nüchtern in ihrer Weiträumigkeit. Ich bin nicht geneigt, ſie als Heimat jener blutigen Schatten anzuſprechen, die unter den Namen Agamemnon, Klytämneſtra, Thyeſt und Oreſtes ruhelos durch die Jahrtauſende wandern. Ihre Heimat war im Haupte des Äſchylos und des Sophokles.

Die Geſtalten der großen Tragödiendichter der Alten ſind von einem Element des Grauens getragen und in ihm zu körperloſen Schatten aufgelöſt. Es iſt in ihnen etwas von den Qualen abgeſchiedener Seelen enthalten, die durch die unwiderſtehliche Macht einer Totenbeſchwörung zu einer verhaßten Exiſtenz im Lichte gezwungen ſind. Auf dieſe Weiſe wecken ſie die Empfindung in uns, als ſtünden ſie unter einem Fluch, der ihnen aber, ſo lange ſie noch als Menſchen unter Menſchen ihr Leben lebten, nicht anhaftete. Der ſchlichte Eindruck einer realen landſchaftlichen Natur bei Tageslicht widerlegt jeden Fluch und zwingt der bis zum Zerreißen überſpannten Seele den Segen natürlicher Maße auf.

Den Tragikern bleibt in dieſer Beziehung Homer vollkommen geſondert gegenübergeſtellt. Seine Dichtungen ſind keine Totenbeſchwörungen. Über ſeinen Gedichten iſt nirgend das Haupt der Meduſa aufgehängt. Gleicht das Gedicht des Tragikers einem Klagegeſang — ſeines gleicht überall einem Lobgeſang, und wenn das Kunſtwerk des Tragikers von dem Element der Klage wie von ſeinem Lebensblute durchdrungen iſt, ſo iſt das Gedicht Homers eine einzige Vibration der Lobpreiſung. Die dichtende Klage und heimliche Anklage und das dichtende Lob, wer kann mir ſagen, welches von beiden göttlicher iſt?

Die Tragödie iſt immer eine Art Höllenzwang. Die Schatten werden mit Hilfe von Blut gelockt, gewaltſam eingefangen und brutal, als ob ſie nicht Schatten wären, durch Schauſpieler ins reale Leben geſtellt: da müſſen ſie nun nichts anderes als ihre

Verbrechen, ihre Niederlagen, ihre Schande und ihre Beſtrafungen öffentlich darſtellen. Hierin verfährt man mit ihnen erbarmungslos.

Seit Beginn meiner Reiſe liegt mir eine wundervolle Stelle der Odyſſee im Sinn. Der Sonnengott, dem man ſeine geliebte Rinderherde getötet hat, klagt die Frevler, die es getan haben, die Genoſſen des Odyſſeus, im Kreiſe der Götter an und droht, er werde, ſofern man ihn nicht an den Tätern räche, fortan nicht mehr den Lebenden, ſondern den Toten leuchten:

„Büßen die Frevler mir nicht vollgültige Buße des Raubes;
Steig ich hinab in Aides Reich und leuchte den Toten!“

Wer wollte dieſe erhabenſte und zugleich herrlichſte Drohung in ihren überwältigenden Aſpekten nicht empfinden. Es iſt nicht mehr und nicht weniger als der ganze Inhalt eines künftigen Weltepos, deſſen Dante geboren werden wird. Aber wenn nicht mit der ganzen apolliniſchen Lichtgewalt, ſo doch mit einem Strahle davon erſcheinen die Geſtalten Homers beglückt und ſind damit aus dem Abgrund der Toten zu neuem Leben geweckt worden, und es iſt nicht einzuſehen, warum der Gott nicht auch dem dramatiſchen Dichter einen von ſeinen Strahlen leihen ſollte. Iſt doch das Dramatiſche und das Epiſche niemals rein getrennt, ebenſowenig wie die Tendenzen der Zeit und des Ortes. Und wer wüßte nicht, wie das Epos Homers zugleich auch das gewaltigſte Drama und Mutter zahlloſer ſpäterer Dramen iſt.

Wenn wir einen Durchbruch des apolliniſchen Glanzes in die Bereiche des Hades als möglich erachteten, ſo möchte ich die Tragödie, cum grano salis, mit einem Durchbruch der unterirdiſchen Mächte, oder mit einem Vorſtoß dieſer Mächte ins Licht vergleichen. Ich meine damit die Tragödie ſeit Äſchylos, von dem es heißt, daß er es geweſen iſt, der den Erinnyen Schlangen ins Haar geflochten hat.

Nehmen wir an, die Tragödie habe dem gleichen Inſtinkt gedient, wie das Menſchenopfer. Dann trat allerdings an Stelle der blutigen Handlung der unblutige Schein. Trotzdem in Wahrheit aber Menſchenblut nicht vergoſſen wurde, hatte die bange und ſchreckliche Wirkung an Macht gewonnen und ſich vertieft: derart, daß erſt jetzt eine chthoniſche Wolke gewaltſam laſtend und verdüſternd in den olympiſchen Äther ſtieg, deren grauenerregende Formen mit den homeriſchen Lichtgewölken olympiſchen Urſprungs rangen, und ſchließlich den ganzen Olymp der Griechen verdüſterten.

Wir brechen auf, um die Trümmer von Mykene und die unterirdiſchen Bauten zu ſehen, die man Schatzhäuſer nennt. Ich bin durchaus homeriſch geſtimmt, wie denn mein ganzes Weſen dem Homeriſchen huldigt, auch wenn ich nicht des wundervollen Schatzes gedenken müßte, der im Muſeum zu Athen geborgen liegt und der aus den Gräbern von Mykene gehoben iſt. Wo iſt das Blutlicht, mit dem Äſchylos und Sophokles durch die Jahrhunderte rückwärts dieſe Stätte beleuchteten? Es iſt von der Sonne Homers getilgt. Und ich ſehe in dieſem Augenblick die Greueltaten der Klytämneſtra, des Ägiſth und des Oreſt höchſtens mit den Augen des Menelaos in Sparta an, als er dem jugendlichen Telemach, der gekommen iſt, nach Odyſſeus, ſeinem Vater, zu forſchen, davon erzählt.

„Aber indeſſen erſchlug mir meinen Bruder ein Anderer
Heimlich mit Meuchelmord durch die Liſt des heilloſen Weibes . . .
Dennoch, wie ſehr ich auch trauere, bewein ich alle nicht ſo ſehr
Als den einen . . .“

womit er Odyſſeus — nicht einmal Agamemnon! — meint, den lange Vermißten.

Wer, der die kerngeſunde Königsidylle jenes Beſuches lieſt, den Telemach in Sparta abſtattet, könnte dagegen des Glaubens ſein, daß der erprobte Held, Mann und Bruder ſich ſophokleiſchen Bluttväumen überlaſſen hätte? Zumal, wenn er ſagt:

> „Laßt uns alſo des Grams und unſerer Tränen vergeſſen“

oder wenn Helena bei ihm ruhte, noch immer „Die Schönſte unter den Weibern“.

Das Löwentor, der mykenaiſche Schutthügel und die Hügel ringsum ſind von Sonne durchglüht und von Sturm umbrauſt. Überall füllt Duft von Thymian und Myrrhen die Luft. Ganz Griechenland duftet jetzt von Thymian und Majoran. In den Kalkſteintrümmern der alten Stadt ſchreien Eulen einander zu, wach und lebhaft, trotz hellblendender Sonne. Weiß wie Schlacke liegt Trümmerſtück an Trümmerſtück.

Die Burg hat eine raubneſtartige Anlage: in Hügeln verſteckt und von höheren felſigen Bergen gedeckt, überſah ſie das ganze roſſenährende Argos. Zur Seite hatte ſie eine wilde Kluft, die jeden Zugang verhinderte.

Es iſt von eigentümlichem Reiz, ſich nach den mykenaiſchen Gräberfunden in dieſer Umgebung ein Leben in Üppigkeit und Luxus vorzuſtellen: Männer und Frauen, die ſich ſchnürten, und beſonders Frauen, deren Toiletten an Glanz und Raffinement der Toilette einer ſpaniſchen Tänzerin, die in einem Pariſer Theater tanzt, gleichgekommen ſind. Aber ſchließlich iſt es wieder Homer, der überall den Sinn für Komfort und Luxus entwickelt und nie vergißt, Bäder, duftende Betten, reinliches Linnen, hohe und hallende Säle, Schmuck und Schönheit der Weiber, ja ſogar den Wohlgeſchmack des Getränks und der Speiſen gebührend zu würdigen.

Die unterirdiſchen Kuppelbauten, die Pauſanias Schatzhäuſer nennt, ſind ihrer eigentlichen Beſtimmung nach noch heute ein Rätſel. Sie waren bekannt, wie es ſcheint, durch das ganze griechiſche Altertum und wahrſcheinlich, ſo weit ſie frei lagen, wie noch heute, erfüllt von Bienengeſumm. Das „Schatzhaus des Atreus", iſt vollkommen freigelegt. Die weiche, ſauſende Chormuſik der kleinen honigmachenden Prieſterinnen der Demeter, die den unterirdiſchen Bau erfüllt, verbreitet myſtiſche Feierlichkeit. Sie ſcheinen im Halblicht der hohen Kuppel umherzutaumeln. Sie fliegen, an den unbeſtrittenen Beſitz dieſer Räume gewöhnt, gegen die Köpfe der Eintretenden. Ihr ſonorer Flug bewegt ſich mit Gehen und Kommen in eine niedrige Nebenkammer, die ſehr wohl eine Grabkammer ſein könnte. Aber die Menge der Schatzhäuſer würde durch eine Beſtimmung als unterirdiſche Tempelgräber, für Totenopfer und Totenkult, nicht erklärt. Ich ſtelle mir aber gern inmitten dieſes ſogenannten Atreusſchatzhauſes einen Altar vor und das Feuer darauf, das den Raum erleuchtet und lärmend belebt und deſſen Rauch durch die kleine runde Öffnung der Kuppel abzieht und oben ſcheinbar aus der Erde ſelber hervorbringt.

Drei Schimmel ziehen unſern Wagen im Galopp durch die Vorſtädte von Tripolitza in die arkadiſche Landſchaft hinaus. Der wolkenloſe Himmel iſt über weite Ackerflächen geſpannt, auf denen Reihen bunter, griechiſcher Landleute arbeiten. Der Tag wird heiß. Die Luft iſt erfüllt von Froſchgequak.

Nun, nach einer längeren Fahrt durch kleine Ortſchaften, verlaſſen wir die Ebene von Tegea. Die ſchöne Landſtraße ſteigt bergan, und ſtatt der Felder haben wir rötlich-graue Maſſen kahlen Geſteins zur Rechten und Linken, die ſpärlich mit Thymianſträuchern bewachſen ſind. Es beginnt damit ein Arkadien, das mehr einer Wüſtenei, als dem Paradieſe ähnlich ſieht. Nach einiger Zeit iſt in der Höhe ein Dorf zu ſehen, mit einigen langen, dünn belaubten Pappeln, die das Auge hungrig begrüßt. Nur wenig löſen ſich die Häuſer der Ortſchaft von ihrem ſteinigten Hintergrund, der mit ſchmalen Gartenſtreifen rötlicher Erde durchſetzt iſt.

Die Spitzen des Parnon werden zur Linken ſichtbar, auf denen der Schnee zu ſchwinden beginnt. Ein kühler Wind ſetzt ein und erquickt inmitten dieſer arkadiſchen Wüſte.

Ich hatte hier einen womöglich noch größeren Reichtum an Herden zu ſehen gehofft, als zwiſchen Parnaß und Helikon; aber auf weitgedehnten, endloſen Trümmerhalden und auf der Landſtraße begegnet nur ſelten Herde und Hirt. Die Gegend iſt arm und ausgeſtorben, die ehemals das waldreiche Paradies der Jäger und Hirten geweſen iſt.

Die Straße wendet ſich auf einer freien Paßhöhe rechts und tritt in das Gebiet von Lakonika. Der Taygetos liegt nun breit und mächtig mit weißen Gipfeln vor uns da.

Aus einer ärmlichen Schenke ertönt Geſang. Und zwar iſt es eine Muſik, die an das Kommersbuchtreiben deutſcher Studentenkneipen erinnert. Die Stimmen gehören Gymnaſiallehrern aus Sparta an, die, noch im Oſterferien-Rauſch, fröhlich dorthin zurückreiſen.

Es erſcheinen jetzt Äcker, Gartenflächen, Wieſen und Bäume oaſenartig. Die Erde zwiſchen Felſen und Bäumen iſt rot, und hier und da ſtehen rötliche Waſſerlachen.

Der Parnon verſchwindet und taucht wieder auf. Die Gegend gewinnt, nachdem wir die Paßhöhe überſchritten haben, an Großartigkeit. Einige der vielen ſteinigten Hochtäler, die man überſieht, zeigen Baumwuchs inſelartig in ihrer Tiefe. Es iſt mir, ſo lange mein Auge durch dieſe uferloſen, kochenden Wüſteneien ſchweift, als ob ich das traurig-nackte, ausgetrocknete Griechenland mit einem Mantel grüner Nadelwälder bedecken müßte, und meine Träumereien führen Armeen tätiger Menſchen hierher, die, vom ſorglich gepflegten Saatkamp aus, in geduldiger

Arbeit Arkadien aufforſten. Mit tiefem Reſpekt gedenke ich der zähen Kraft und Tüchtigkeit jener Männer und Frauen meiner engeren Heimat, auch derer mit krummgezogenem Rücken, die den Forſt ernähren, mehr wie ſie der Forſt ernährt, und mit Staunen vergegenwärtige ich die Schöpferkraft, die in der harten Fauſt der Arbeit liegt.

Wir halten Raſt. Die Herberge iſt an eine Krümmung der Bergſtraße geſtellt. Unter uns liegt ein weites Tal, das der Taygetos mit einer Kette von Schneegipfeln mächtig beherrſcht. Der Himmel glüht in einer faſt weißen Glut. Hügelige Abhänge in der Nähe, von Olivenhainen beſtanden, erſcheinen ausgebrannt.

Unſere Herberge hat etwas Japaniſches. Das Schilfdach über der ſchwankenden Veranda, auf der wir ſtehen, iſt durch dünne Stangen geſtützt. Unten klingeln die müden Pferde mit ihren Halsglöckchen. Die trinkfrohen Lehrer aus Sparta haben uns eingeholt und ſitzen lärmend unten im Gaſtzimmer. Wir werden in ein oberes Zimmer geführt, deſſen Dielen dünn wie Oblaten ſind. Durch fingerbreite Fugen zwiſchen den Brettern können wir zu den Lehrern hinabblicken. Der Kurier trägt ein Frühſtück auf. Indeſſen ſchwelgen die Augen und ruhen zugleich im jungen Blättergrün eines Pappelbaums, der, vom heißen Winde bewegt, jenſeits der Straße ſchwankt und rauſcht.

Nachdem wir gegeſſen haben, ruhen wir auf der Veranda aus. Bei jedem Schritt, den wir etwa tun, ſchaukelt die ganze Herberge. Zwei Schwalben ſitzen nahe bei mir unter dem Schilfdach auf der Geländerſtange. Überall um uns iſt lebhaftes Fliegengeſumm.

Wir haben vor etwa einer Stunde das Chani verlaſſen, wo uns die Lehrer aus Sparta eingeholt hatten. Ihr Einſpännerwägelchen ſtand, als wir abfuhren, vor der Tür und wartete auf die indeſſen luſtig zechenden Gäſte. Sonderbar, wie in dieſem heißen, ſtillen und menſchenleeren Lande die brave Turnerfidelitas anmutete, die immer wieder in einem gewaltigen Rundgeſang gipfelte!

Die Straße beginnt ſich ſtärker zu ſenken. Wir fahren weite Schlingen und Bogen an tiefen Abſtürzen hin, die aber jetzt den Blick in eine immer reicher ausgeſtaltete Tiefe ziehen. Wir nähern uns der Gegend von Sparta, dem ſchönen Tal des Eurotas an.

Es iſt eine wundervolle Fahrt, durch immer reicher mit Wein, Feigenbäumen und Orangenhainen beſtandene Abhänge. Ziegen klettern zur Linken über uns und zur Rechten unter uns. Lieblich gelegene Anſiedlungen mit weißem Gemäuer mehren ſich, bis wir endlich das flache Adergeflecht des Eurotas und zugleich die weite Talſohle überblicken können.

Faſt wie Vögel ſenken wir uns aus gewaltiger Höhe auf das moderne Sparta herab, das, mit weißen Häuſern, aus Olivenhainen, Orangengärten und Laubbäumen, weiß heraufleuchtet. Es iſt mir dabei, als beginne das ſtrenge und gleichſam erzene Wort Sparta ſich in eine entzückende, ungeahnte ſüdliche Viſion aufzulöſen. Eine augenblendende Viſion von Glanz und Duft.

Ich kann nicht glauben, daß irgendein Land an landſchaftlichen Reizen und in der Harmonie ſolcher Reize mit dem griechiſchen wetteifern könnte. Es zeigt den überraſchendſten Wechſel an Formen und überall eine beſtrickende Wohnlichkeit. Man begreife ſogleich, daß auch dieſes Tal von Sparta eine feſtgeſchloſſene Heimat iſt, mit der die Bewohner, ähnlich wie mit einem Zimmer, einem Hauſe verwachſen mußten.

Ich möchte behaupten, daß der Reichtum der griechiſchen Seele zum Teile eine Folge des eigenartigen Reichtums der griechiſchen Muttererde iſt. Wobei ich von dem landſchaftlichen Sinn der Alten den allerhöchſten Begriff habe. Natürlich nicht einem landſchaftlichen Sinn in der Weiſe moderner Malerei, ſondern als einer Art Empfindſamkeit, die eine Seele immer wieder zum unbewußten Reflex der Landſchaft macht.

Zweifellos war die Phantaſie im Geiſte des Menſchen die erſte und lange Zeit alleinige Herrſcherin, aber das im Wechſel der Tages- und Jahreszeiten feſte Relief des Heimatbodens blieb in einem gewiſſen Sinne ihr Tummelplatz. Was an bewegten Geſtalten von ihr mit dieſem Boden verbunden wurde, das hatte dieſer Boden auch miterzeugt.

Das unbewußte Wirken des Geiſtes, im Kinde ſo wie im Greiſe, iſt immer weſentlich künſtleriſch, und Bildnertrieb iſt eine allgemein verbreitete Eigenſchaft, auch wo er ſich nie dem äußeren Auge ſichtbar kundgibt. Auch der Naivſte unter den Menſchen wohnt in einer Welt, an deren Entſtehung er den hauptſächlichſten Anteil hat und die zu ergründen ebenſo reizvoll ſein würde, als es die Bereiſung irgendeines unentdeckten Gebietes von Tibet iſt. Unter dieſen Naivſten aber iſt wiederum keiner, der nicht das Beſte, was er geſchaffen hat, mit Hilfe des kleinen Stückchens Heimat geſchaffen hätte, dahinein er geboren iſt.

Ich befinde mich im Garten eines kleinen Privathauſes zu Sparta. Vor etwa einer Stunde ſind wir hier angelangt. Ich habe mich beeilt, aus dem dürftigen Zimmerchen, das man uns angewieſen hat, wieder ins Freie zu gelangen. Es war eine ſogenannte gute Stube, und es fehlte darin nicht einmal das Makartbukett.

Irgendwie, ich weiß zunächſt nicht wodurch, bin ich in dieſem

Graſegarten an längſt vergangene Tage erinnert. Eindrücke meines frühen Jünglingsalters ſteigen auf. Ich vergeſſe minutenlang, daß die verwilderte Raſenfläche unter meinen Füßen der Boden von Sparta iſt. Dann kommt es mir vor, als wandle ich in jenem kleinen Obſtgarten, der an das Gutshaus meines Onkels ſtieß, und etwas vom Tanze der nackten Mädchen Spartas und erſter Liebe ginge mir durch den Kopf.

Es iſt aber wirklich ein Garten in Sparta und nicht das Gehöft meiner guten Verwandten, wo ich jetzt bin. In der nahen Gartenziſterne quakt ein ſpartaniſcher Froſch, ich ſchreite an einer ſpartaniſchen Weißdornhecke hin und ſpartaniſche Sperlinge lärmen.

Auf der Konſole des Nußbaumſpiegels, deſſen ſich das Quartier meiner Gaſtfreunde rühmen kann, fand ich unter anderen Photographien auch ein Bild, — das Bild eines hübſchen, ländlichen Mädchens! — das mir ſogleich ins Auge fiel. Sie mag wohl längſt geſtorben ſein oder iſt etwa vor dreißig Jahren jung geweſen, um jene Zeit, als auch das Mädchen, an das ich mich jetzt erinnern muß, ſiebzehnjährig durch Garten, Hof und Haus meiner ſchleſiſchen Anverwandten ſchritt.

Die Bergwand des Taygetos iſt zum Greifen nahe. Die Sonne verſinkt ſoeben hinter die hohe Kammlinie und beinahe das ganze Tal des Eurotas iſt in Schatten gelegt. Die Landſchaft ringsum iſt zu dieſer Stunde zugleich heroiſch und anheimelnd.

Plötzlich finde ich mich mit lebhaftem Griechiſch angeredet. Ein Mann hat mich zwiſchen Stachelbeer- und Johannisbeerſträuchern entdeckt, iſt herzugetreten und ſetzt voraus, daß ich Griechiſch verſtehe. Kurze Zeit bin ich hilflos gegen ſeine neuſpartaniſche Zudringlichkeit, dann aber wird im Giebel unſeres Häuschens — das übrigens, windſchief wie es iſt, von außen betrachtet unbewohnbar ſcheint — ein Fenſter geöffnet, und das ſchöne Mädchen, die ſchöne Spartanerin, noch ganz ſo jung, wie das Bild ſie zeigte, lehnt ſich heraus.

Der Mann von der Straße wird nun durch eine tiefe, ſonore Frauenſtimme zurechts, das heißt aus dem Garten gewieſen, und ich habe, mit gebundener Zunge, Antlitz und Blick der hübſchen Spartanerin über mir.

„Gott grüß Euch, ſchönes Jungfräulein,
Wo bind ich mein Rößlein hin? —
Nimm Du dein Rößlein beim Zügel, beim Zaum,
Binds an den Feigenbaum.“

Der irrationale Wunſch und Zwang, eine Stätte wie des alten Sparta zu ſehen, erklärt ſich zwar nicht durch den Namen Lykurg, aber doch iſt es vor allem der Genius dieſes Namens, der Genius, deſſen Wirken eine ſo unvergleichliche Folge hatte, den man in dieſer Landſchaft ſucht. Man konnte nicht hoffen oder erwarten wollen, hier irgendein Jugendidyll, auch nur in Erinnerung, ſich erneuern zu ſehen: dennoch nimmt mich, ſtatt jeder hiſtoriſchen Träumerei, eine ſolche Erinnerung ſetzt in Beſitz.

„Nicht zweimal ſchwimmſt Du durch die gleiche Welle,“ ſagt Heraklit, und es iſt nicht dieſelbe, die um mich und durch mich flutet, als jene Frühlingswoge, durch die ich vor Jahren geſchwommen bin: aber es iſt doch auch wieder etwas von ewiger Wiederkehr in ihr.

Ich ſage mir, daß Lykurg wiederum nichts weiter, als ein großer Hirte, ein großer Schäfer geweſen iſt, der den Nachwuchs ſeines Volkes in „Herde“ teilte. Daß ſeine Gedanken in der Hauptſache ſehr entſchloſſene Züchtergedanken geweſen ſind, wie ſie aus den Erfahrungen eines Hirtenlebens ſich ergeben und zwar mit Notwendigkeit. Lykurg, der trotzdem mit Delphi Verbindung hatte, war überwiegend ein Mann der kalten Vernunft, geſteh ich mir, und wußte, wie keiner außer ihm, das zeitliche Leben vom ewigen und ihre Zwecke rein zu ſondern. Allein durch alle dieſe Erwägungen vermag ich meine Seele nicht von dem ſpartaniſchen Ebenbilde meiner ländlichen Jugendliebe abzuwenden.

Jungens, nicht anders wie Jungens ſind, gucken über den Zaun, der hier allerdings von dem krebsſcherenartig, ſtachliggrünen Gerank der Agave gebildet iſt. Sie ſind neugierig, werfen Steine in blühende Obſtbäume, ſuchen etwas für ihre Tatkraft, ſtören mich. Der gleiche Fall veranlaßte mich vor Jahren, an einem denkwürdigen Tage, aus begreiflichen Gründen zu vergeblicher Heftigkeit, dagegen gelang es dem deutſchen Urbilde der Spartanerin, das damals neben mir durch den Grasgarten ſchritt, die Knaben mit wenigen gütigen Worten zu bewegen, von ihren Störungen abzulaſſen.

Nun iſt das ſchöne Mädchen im Garten erſchienen. Ich grüße ſie und werde dann magiſch in die gleiche Richtung gezogen, die ſie eingeſchlagen hat, und durch dasſelbe Pförtchen im Heckenzaun, durch das ſie verſchwunden iſt.

Ich ſtehe auf einer kleinen begraſten Halbinſel hinter dem Garten, um die der ſtarke Bergbach eilig ſein klares und rauſchendes Waſſer trägt. Es kommt, eisfriſch, vom Taygetus. Kaum fünf Schritt von mir entfernt haben Zigeuner ihr Zelt aufgeſchlagen. Der Vater ſteht in guterhaltener kretenſiſcher Tracht, mit ruhiger Würde, pfeiferauchend, am Bachesrand. Die Mutter, von zwei Kindern umſpielt, hockt an der Erde und ſchnitzelt Gemüſe für ie Abendſuppe zurecht, die allbereits über einem beſcheidenen Feuerchen brodelt. Zwiſchen den braunen, halbnackten Kindern pringt ein zähnefletſchendes Äffchen umher. Dies alles, beſonders as kleine Äffchen, wird mit kindlicher Freude bewundert von einer Dorfſchönen.

Ich ſehe nun, ſie iſt kräftig gebaut und jünger, als ich nach em Bilde, nach der Erſcheinung am Fenſter und nach den Lauten ihrer Stimme geurteilt hatte, wahrſcheinlich nicht über fünfzehn Jahre alt. Sie erinnert mich an den derben Schlag der Deutſch-Schweizerin. Die Zigeunermutter hat, ſobald ſie meiner anſichtig wurde, ihrem ſingenden, ſpringenden Lauſetöchterchen das Tamburin zugeworfen, womit es ſich augenblicklich klirrend vor mir im Tanze zu drehen beginnt. In der Freude darüber trifft ſich mein Blick mit dem der jungen Spartanerin.

Inzwiſchen iſt alles um uns her mehr und mehr in abendliche Schatten geſunken. Die Glocke einer nahen Kirche wird angeſchlagen. Gebrüll von Rindern dringt von den dämmrigen Weideflächen am Fuß des Taygetus. Das ganze Gebirge iſt nur noch eine einzige, ungeheure, blauſchwarze Schattenwand, die, ſcheinbar ganz nahe, den Bach zu meinen Füßen zu ſpeiſen ſcheint, deſſen Waſſer blauſchwarz und rauſchend, wie flüſſiger Schatten, heranwandelt.

Grillen zirpen. Ein märchenhaftes Leuchten iſt in der Luft. Kalte und warme Strömungen machen die Blätter der Pappeln und Weiden flüſtern, die, zu ernſten, ja feierlichen Gruppen geſellt, die Ränder des breiten Baches begleiten.

Es iſt ein Uhr nachts, aber in der Mondeshelle draußen herrſcht trotzdem dämoniſcher Lärm. Hühner und Hähne piepſen und krähen laut, Hunde kläffen und heulen ununterbrochen. Mitunter klingt es wie Stimmen von Kindern, die mit lautem Geſchrei luſtig und doch auch geſpenſtiſch ihr nächtliches Spiel treiben. In der Gartenziſterne quakt oder trillert immer der gleiche Froſch.

Die alten Spartaner befolgten jahrhundertelang eine Züchtungsmoral. Es hat den Anſchein, als wenn die Moral des Lykurg in einem größeren Umfang noch einmal aufleben wollte. Dann würde ſein kühnes und vereinzeltes Experiment, mit allen ſeinen bisherigen Folgen, vielleicht nur der beſcheidene Anfang einer gewaltigen Umgeſtaltung des ganzen Menſchengeſchlechtes ſein.

Wenn etwas vorüber iſt, ſo iſt es am Ende für unſere Vorſtellungskraft gleichgültig, ob es geſtern geſchah, oder vor mehr als zweitauſend Jahren, beſonders, wenn es menſchlich voll begreifliche Dinge ſind. Ob alſo die ſpartaniſchen Mädchen geſtern nackt auf der Wieſe getanzt haben, damit die Jünglinge ihre Zuchtwahl treffen konnten, oder vor dreitauſend Jahren, iſt einerlei. Ich nehme an, es ſei geſtern geweſen. Ich nehme an, daß man noch geſtern hier die Willenskraft, den perſönlichen Mut, die Disziplin, Gewandtheit, Körperſtärke und jedwede Form der Abhärtung vor allem gepflegt und gewürdigt hat. Und daß meinethalben die Epheben noch heute Nacht im Heiligtum des Phöbus, draußen auf den dämmrigen Wieſen, wo ich ſie nicht ſehe, wie unſre Zigeuner dem Monde, einen Hund opfern.

Ihr Geſetzgeber war Lykurg, ihr Ideal Herakles. Die Standbilder beider Heroen ſtanden auf beiden Brücken, die über den Waſſergraben zum Spielplatz bei den Platanen führten. Leider ging es auf eine ſinnloſe Weiſe roh, mit Treten, Beißen und Augenausbohren, bei dieſen Ephebenkämpfen zu.

Immer noch herrſcht im Mondſchein draußen derſelbe dämoniſche Höllenlärm. Durch Ort, Stunde, Mondſchein und Reiſeermüdung aufgeregt, bevölkert ſich meine Phantaſie mit einer Menge wechſelnder Vorſtellungen, gleichſam einem altſpartaniſchen Geſpenſter- und Kirchhofſpuk. Bald ſehe ich zappelnde Säuglinge im Taygetus ausgeſetzt, bald löffle ich ſelbſt bei der gemeinſamen öffentlichen Männermahlzeit die greuliche, ſchwarze Suppe ein, bald bin ich gleichzeitig dort, wo ein Ephebe zu Ehren der Artemis nackt im Tempel gegeißelt wird und ſehe auf dem entfernten Stadion Odyſſeus mit den erſten Freiern der jungfräulichen Penelope wettlaufen.

Zaudern iſt, wie es ſcheint, ſchon damals eine Schwäche des edlen Weibes geweſen: ich führe auch die Mißwirtſchaft der Freier, im Hauſe des Gatten, auf ſie zurück. Ikarios, der Vater Penelopes, wollte ſie aus dem Elternhauſe in Sparta nicht mit Odyſſeus ziehen laſſen und folgte dem Paare, als es nun doch nicht zurückzuhalten war, im Wagen nach. Dem Odyſſeus aber, der das Herz ſeines Weibes noch auf der Reiſe ſchwankend ſah, iſt, nach einem Bericht des Pauſanias, die Geduld geriſſen, und er hat kurzerhand ſeinem Weibe an einer gewiſſen Stelle des Weges zur Wahl geſtellt: entweder nun entſchloſſen mit ihm nach Ithaka, oder mit ihrem Vater und einem Abſchied für immer wieder nach Sparta heimzureiſen.

Der Spuk der Nacht iſt dem Lichte des Tages gewichen. Unten im Garten graſen Ziegen und eine Kuh. Das Zigeunermädchen ſucht nach irgendetwas die Hecken ab. Man hört drei- oder viermal die Pauke der Zigeuner anſchlagen. Es iſt kein Tropfen Tau gefallen in der Nacht. Ich ſchreite trockenen Fußes durchs hohe Gras.

Der Zigeuner und ſeine Frau hocken auf Decken vor ihrem Zelt. Er hat den roten Schal des Kretenſers bereits um die Hüften und ſchmaucht behaglich, indes die zerlumpte Gattin Knöpfe an ſeiner geöffneten Weſte, mit Zwirn und Nadel, ſorgſam feſtmacht. Der Bergfluß rauſcht um die Lagerſtatt.

Herr Allan J. B. Wace, Pembroke College, Cambridge, hat die Freundlichkeit, uns im kleinen Muſeum von Sparta mit Erklärungen an die Hand zu gehen. Er geleitet uns durch ausgedehnte Olivenhaine, trotz brennender Sonnenglut, zur Ausgrabungsſtätte am Eurotas. Zu hunderten, ja zu tauſenden werden hier in den Fundamenten eines Athenatempels Figürchen nach Art unſerer Bleiſoldaten aufgefunden. Dieſe Figürchen, von denen viele zutage lagen, ſo daß die ſpartaniſchen Kinder mit ihnen ſpielten, verrieten das unterirdiſche Heiligtum.

Gegen Mittag beſteigen wir Maultiere, nicht ohne Mühe, weil dieſe ſpartaniſchen Mulis beſonders tückiſch ſind. Die ſchöne Tochter unſeres Gaſtfreundes, die uns noch geſtern abend mit tremolierender Stimme etwas zur Laute ſang, lehnt im Fenſter der kleinen Baracke, nicht ſehr weit über uns, und beobachtet die Vorbereitungen für unſere Abreiſe mit kalter Bequemlichkeit. Das hübſche, naive Kind von geſtern, deſſen Gegenwart mir die Erinnerung eines zarten Jugendidylls erneuern konnte, iſt nur noch eine träge, unempfindliche Südländerin.

Ich erinnere mich — und ſchon iſt dieſes Geſtern wieder Erinnerung! — Wie mir die Kleine nochmals im Garten begegnete, mir ins Geſicht ſah und mich anlachte, mit einer offenen Luſtigkeit, die keine Schranke mehr übrig läßt. Nun aber blickt ſie über mich fort, als ob ſie mich nie geſehen hätte, mit vollendeter Gleichgültigkeit.

Wir frühſtücken gegen ein Uhr mittags im Hofe eines byzantiniſchen Kloſters -- einer Halbruine unter Ruinen! — an den ſteilen Abhängen der Ruinenſtätte Miſtra.

Der quadratiſche Hof iſt an drei Seiten von Säulengängen umgeben. Sie tragen eine zweite, offene Galerie. Die vierte Seite des Hofes iſt nur durch eine niedrige Mauer vom Abgrund getrennt und eröffnet einen unvergleichlichen Blick in die Ferne und Tiefe des Eurotastales hinab.

Den kurzen Ritt von Sparta herauf haben wir unter brennender Sonne zurückgelegt. Hier iſt es kühl. Eine Zypreſſe, uralt, ragt jenſeits der niedrigen Mauer auf. Sie hat ihre Wurzeln hart am Rande der Tieſe eingeſchlagen. Ich ſuche den Lauf des Eurotas und erkenne ihn an ſeiner Begleitung hoher und friſchgrüner Pappeln. Ich verfolge ihn bis zu dem Ort, wo das heutige Sparta liegt: mit ſeinen weißen Häuſern in Olivenwäldern, unter Laubbäumen halb verſteckt.

Dieſes mächtige, überaus glanzvolle ſüdliche Tal, mit den fruchtreichen Ebenen ſeiner Grundfläche, widerſpricht dem ſtrengen Begriff des Spartanertums. Es iſt vielmehr von einer großgearteten Lieblichkeit und ſcheint zu ſorgloſem Lebensgenuſſe einzuladen.

Herr Adamantios Adamantiu, Ephor der Denkmäler des Mittelalters in Miſtra, ſtellt ſich uns vor und hat die Freundlichkeit, ſeine Begleitung durch die Ruinen anzutragen. Seine Mutter und er bewohnen einige kleine Räume eben desſelben ausgeſtorbenen Kloſters, in dem wir jetzt ſind.

Oben, auf einer der Galerien, hat ſich ein luſtiger Kreis gebildet. Es ſind die gleichen, lebensluſtigen Pädagogen, denen wir bereits auf dem Wege nach Sparta mehrmals begegnet ſind. Sie befinden ſich noch immer im Enthuſiasmus des Weins und ſingen unermüdlich griechiſche, italieniſche, ja ſogar deutſche Trinklieder.

Ich kann nicht ſagen, daß dieſer Studentenlärm nach deutſchem Muſter mir an dieſer Stätte beſonders willkommen iſt, und doch muß ich lachen, als einer der fröhlichen Zecher, ein älterer Herr, im weinſelig-rauhen Sologeſang ausführlich darlegt, daß er weder Herzog, Kaiſer noch Papſt, ſondern, lieber als alles, Sultan ſein möchte.

Der lebensluſtige Sänger, ſpartaniſcher Gymnaſialprofeſſor, ſpricht mich unten im Hofe an. Er macht mir die Freude, zu erklären, ich ſei ihm ſeit lange kein Unbekannter, was mir begreiflicherweiſe hier, an dem entlegenen Abhange des Taygetus, ſeltſam zu hören iſt.

Die Herren Lehrer haben Abſchied genommen und ſich entfernt. Herr Adamantios Adamantiu hat mittels eines altertümlichen Schlüſſels ein unſcheinbares Pförtchen geöffnet und wir ſind, durch einen Schritt, aus dem hellen Säulengang in Dunkelheit und zugleich in ein liebliches Märchen verſetzt.

Der blumige Dämmer des kleinen geheiligten Raumes, in den wir getreten ſind, iſt erfüllt von dem Summen vieler Bienen. Es ſcheint, die kleinen heidniſchen Prieſterinnen verwalten ſeit lange in dieſer verlaſſenen Kirche Chriſti allein den Gottesdienſt. Allmählich treten Gold und bunte Farben der Moſaiken mehr und mehr aus der Dunkelheit. Die kleine Kanzel, halbrund und graziös, erſcheint, mit einer ſchmalen Hand verziert, die eine zierliche, bunte Taube, das Symbol des heiligen Geiſtes, hält.

Dieſes enge, byzantiniſche Gotteshaus iſt zugleich im zarteſten Sinne bezaubernd und ehrwürdig. Man findet ſich nach dem derben Schmollistreiben der Herren Lehrer ganz unvermutet plötzlich in ein unterirdiſches Wunder der Scheherazade verſetzt, gleichſam in eine liebliche Gruft, eine blumige Kammer des Paradieſes, abgeſchieden von dem rauhen Treiben irdiſcher Wirklichkeit.

Herr Adamantios Adamantiu, der Ephor, liebt die ihm anvertrauten Ruinen mit Hingebung, und was mich betrifft, ſo empfinde ich ſchmerzlich in dieſem Augenblick, daß ich mich ſchon im nächſten von dem reinen Vergnügen dieſes Anblicks trennen muß. Reichtum und Fülle köſtlichen Schmucks wird hier vollkommener Ausdruck des Traulichſten, Ausdruck der Einfalt und einer blumigen Religioſität. Das byzantiniſche Täubchen am Rande der Kanzel verkörpert ebenſowohl einen häuslichen, als den heiligen Geiſt.

Es ſcheint, daß Herr Adamantios Adamantiu keinen heißeren Wunſch im Herzen trägt, als dauernd dieſe Ruinen zu hüten: und ich bin überraſcht, im Laufe der Unterhaltung wahrzunehmen, wie ſehr verwandt der Geiſt des lauteren Mannes mit jenem iſt, der dieſes Kirchlein ſchuf und erfüllt.

Mit leuchtenden Augen erklärte er mir, daß ich, glücklicher als der große Goethe, dieſe Stätten mit leiblichen Augen ſehen kann, wo Fauſt und Helena ſich gefunden haben.

In dieſes Heiligtum gehört keine Orgel noch Bachſche Fuge hinein, ſondern durchaus nur das Summen der Bienen, die von den zahlloſen Blüten der bunten Moſaiken Nektar für ihre Waben zu ernten ſcheinen.

Sparta und Helena ſcheinen einander auszuſchließen. Was ſollte ein Gemeinweſen mit der Schönheit als Selbſtzweck beginnen, wo man den Wert eines Suppenkoches höher als den eines Harfenſpielers einſchätzte? Was hätte Helena mit der ſpartaniſchen Strenge, Härte, Roheit, Nüchternheit und Tugendboldigkeit etwa gemein?

Ein junger Spartaner rief, als man beim Gaſtmahl eine Lyra herbeibrachte: Solche Tändeleien treiben ſei nicht lakoniſch. Wer möchte nun, da Helena und die Leier Homers nicht zu trennen ſind, behaupten wollen, daß Sparta Helenen eine wirkliche Heimat ſein konnte?

Herr Adamantios Adamantiu geleitet uns ſtundenlang auf mühſamen Fußpfaden durch die fränkiſch-byzantiniſch-türkiſche Trümmerſtadt, die erſt im Jahre 1834 durch Ibrahim Paſcha zerſtört worden iſt. Das alte Miſtra war an die ſchwindelerregenden Felswände des Taygetus wie eine Anſiedlung von Paradiesvogelneſtern feſtgeklebt. Einzelne Kirchen werden durch wenige Arbeiter unter Aufſicht des Herrn Ephoren ſorgſam, Stein um Stein, wieder hergeſtellt: Baudenkmäler von größter Zartheit und Lieblichkeit, deren Zerſtörung durch die Türken einen unendlich beklagenswerten Verluſt bedeutet.

überall von den Innenwänden der Tempel ſpricht uns das Zierliche, Köſtliche, Höfiſche an, in dem ſich der Farbenreichtum des Orients mit dem zarten Kultus der Freude des deutſchen Minneſanges durchdrungen zu haben ſcheint. Die Reſte herrlicher Moſaiken, ſoweit ſie der Brand und die Spieße der Türken übriggelaſſen haben, ſcheinen, auch wenn ſie heilige Gegenſtände behandeln, nur immer die Themen: Ritterdienſt, Frauendienſt, Gottesdienſt durcheinanderzuflechten.

Mittels eines naſſen Schwammes bringt der Herr Ephor, auf einer Leiter ſtehend, eigenhändig die erblindeten Moſaiken zu einem flüchtigen Leuchten im alten Glanz.

„Ein innerer Burghof, umgeben von reichen, phantaſtiſchen Gebäuden des Mittelalters“ iſt der Schauplatz, in dem Helena ſich gefangen fühlt, bevor ihr Fauſt, im zweiten Teil des gleichgenannten Gedichts, in ritterlicher Hoftracht des Mittelalters entgegentritt. Und mehr als einmal umgibt mich hier das Urbild jener geheiligten Szenerie, darin ſich die Vermählung des unruhig ſuchenden deutſchen Genius mit dem weiblichen Idealbild griechiſcher Schönheit vollzog.

Herr Adamantios Adamantiu, der etwa dreißig Jahre alt und von zarter Geſundheit iſt, ſtellt uns auf einer der Galerien des Kloſterhofes ſeiner würdigen Mutter vor. Dieſe beiden lieben Menſchen und Gaſtfreunde wollen uns, wie es ſcheint, nicht mehr fortlaſſen. Die Mutter bietet meiner Reiſegefährtin für die Nacht ihr eigenes Lager an, ihr Sohn dagegen das ſeine mir.

Von ſeinem Zimmerchen aus überblickt man die ganze Weite und Tiefe des Eurotastales, bis zu den weißen Gipfeln des Parnon, die hineinleuchten: das Zimmer ſelber aber iſt klein und enthält nichts weiter als ein kleines Regal für Bücher, Tiſch, Stuhl und Feldbettſtelle, dazu im Winkel ein ewiges Lämpchen unter einem griechiſch-katholiſchen Gnadenbild. Natürlich, daß in einem verlaſſenen Kloſter die Fenſter undicht, die Wände ſchlecht verputzt — und daß in den rohen Bretterdielen klaffende Fugen ſind.

Ganz Sohnesliebe, ganz Vaterlandsliebe und ganz von ſeinem beſonderen Beruf erfüllt: der Pflege jener vaterländiſchen Altertümer! bringt Herr Adamantios Adamantiu in weltentſagender Tätigkeit ſeine jungen Jahre zu und beklagt es, daß manche ſeiner Mitbürger ſo leicht die mütterliche Scholle aufgeben mögen, die ihrer Kinder ſo ſehr bedarf.

Der hingebungsvolle Geiſt dieſes jungen Griechen erweckt in meiner Seele wärmſte Bewunderung und ich rechne die Begegnung mit ihm zu den ſchönſten Ereigniſſen meiner bisherigen Reiſe durch Griechenland. Wie er unverdroſſen und mit reinſter Geduld Werkſtück um Werkſtück aus dem Schutt der Verwüſtung zu ſammeln ſucht, um in mühſamen Jahren hie und da etwas Weniges liebevoll wieder herzuſtellen, von der ganzen, beinahe in einem Augenblicke vernichteten, unerſetzlichen Herrlichkeit, das legt von einem Idealismus ohnegleichen Zeugnis ab.

Wir nehmen Abſchied von unſern Wirten, um noch vor Einbruch der Nacht den Ritt bis Trypi zu tun: Trypi am Eingang jener mächtigen Schlucht, die ſich in die Tiefe des Taygetus fortſetzt, den wir überſteigen wollen.

Unſere Maultiere fangen wie Ziegen oder Gemſen zu klettern an: bald geht es faſt lotrecht in die Höhe, bald ebenſo lotrecht wieder hinab, ſo daß ich mitunter die Überzeugung habe, unſere Tiere hätten den eigenſinnigen Vorſatz gefaßt, um jeden Preis auf dem Kopfe zu ſtehen. Wenn man, mit den Blicken vorauseilend, als Unerfahrener die drohenden Schwierigkeiten des Weges im Geiſte zu überwinden ſucht, ſo glaubt man mitunter verzagen zu ſollen, denn es eröffnet ſich ſcheinbar nur ſelten für ein Weiterkommen die Möglichkeit.

Aber das Maultier nimmt mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit jedes Hindernis: über Böſchungen rutſchen wir an ſteinige Bäche hinunter und jenſeits des Waſſers klettern wir wieder empor. In einem Bachbett ſteigen wir lange Zeit von einem kantigen Block zum andern bergan und zwar bereits von der Dunkelheit überraſcht, bis wir das Waſſer am Ausgang der Langada in dem ſteilen Tale von Trypi rauſchen hören. Über eine Geröllhalde geht es alsdann in gefährlicher Eile hinab, bis wir, die Lichter von Trypi vor Augen, auf einer breiten, geſicherten Straße geborgen ſind.

Gegen vier Uhr des Morgens wecken mich die Nachtigallen von Trypi. Ich glaube, daß alle Singvögel der ganzen Welt den Aufgang der Sonne mit einem kurzen Konzert begrüßen. Zweifellos iſt dies Gottesdienſt.

Unſer Haus iſt in ſchwindelerregender Höhe über der Talwand erbaut. Wir haben in einem Raume übernachtet, der drei Wände von Glas ohne Verhänge hat. Büſche reichen bis zu den Fenſtern. Mächtige Wipfel alter Laubbäume ſind unter uns und bekleiden die ſteilen Wände der Schlucht.

Während das einſame Licht zunimmt, ſchlagen die Nachtigallen lauter aus dem Abgrund herauf. Nach einiger Zeit beginnen alle Hähne des Dorfes einen lauten Sturm, der die Nachtigallen ſofort verſtummen macht.

Auf einem Felſen, ſcheinbar unzugänglich, inmitten der Schlucht erſcheint die Kirche von Trypi im Morgenlicht. Die Pfade von Trypi, die ganze Anlage dieſes Ortes ſind ebenſo maleriſch wie halsbrecheriſch.

Die Maultiere klettern ſchwindelerregende Pfade. Sie halten ſich meiſtens am Rande der Abgründe. Die Langada beginnt großartig, aber kahl und baumlos. Die Geſteinmaſſen des Bachbettes, auf dem Grunde der gewaltigen Schlucht, liegen bleich, verwaſchen und trocken da. Das Tal iſt tot. Kein Vogellaut, kein Waſſerrauſchen!

Indem wir ein wenig höher gelangen, zeigt ſich geringe Vegetation. Einige Vögel beginnen zu piepſen. Nach einiger Zeit fällt uns der Ruf eines Kuckucks ins Ohr.

Weiter oben erſchließt ſich ein Tal, auf deſſen Sohle lebendiges Waſſer rauſcht. Wir ſteigen in dieſes Tal, das eigentlich eine Schlucht iſt, hinunter. Die Abhänge ſind von Ziegenherden belebt. Eng in die Felswände eingeſchloſſen, ſchallen die Herdenglocken laut.

Bis hierher war es, trotz der Frühe, ziemlich heiß. Nun werden wir von erquickenden Winden begrüßt. Erfriſcht von der gleichen Strömung der Luft, winken die grünen Wedel der Steineichen von den Felsſpitzen. Plötzlich haben wir nickende Büſche überall. Efeuranken klettern wohl hundert Meter und höher die Steinwand hinauf.

Immer waſſerreicher erſcheinen die Höhen, in die wir aufdringen. Mehrmals werden reißende Bäche überquert. Eine erſte, gewaltige Kiefer grüßt vom Abhange. Anemonen, blendend rote, zeigen ſich. Kleine Trupps zarter Alpenveilchen. Aus Seitenſchachten ſtürzen klare Waſſer über den Weg und ergießen ſich in das Sammelbett des größeren Baches.

Wir halten die erſte Raſt, etwa 2300 Meter hoch im Taygetus, unter einem blühenden Kirſchbaum vor der Herberge, genannt zur kleinen Himmelsmutter. Der Bergſtrom rauſcht. Kirſchblüten fallen auf uns herunter. Wir haben herrliche Abhänge gegenüber, die mit ſtarken Aleppokiefern bewaldet ſind.

Es iſt köſtlich hier, entzückend der Blick durch die tiefgeſenkten Blütenzweige in die ebenſo wilde als wonnige Bergwelt hinein.

Man fühlt hier oben das unbeſtrittene Reich der göttlichen Jägerin Artemis, die in Lakonien vielfach verehrt wurde. Hier iſt für ein freies, ſeliges Jägerleben noch heut der eigentlich arkadiſche Tummelplatz. Hier oben fanden auch Opfer ſtatt. Und zwar jene ſelben Sonnenopfer, die bei den alten Germanen üblich geweſen ſind und bei denen die Spartiaten, nicht anders wie unſere Vorfahren, Pferde ſchlachteten.

Wir haben den Hochpaß überſtiegen und nach einem ermüdenden Ritt, meiſt ſteil bergab, das Dörfchen Lada erreicht. Ein Bergſtrom hat die ſteinige Straße der Ortſchaft mit ſeinen ſtürzenden Wellen überſchwemmt und niemand denkt daran, ihn in ſein Bett zurückzuleiten. Mit Ausnahme eines kleinen Bezirks um die Anſiedelungen Ladas, iſt das weite Tal eine einzige Steinwüſte.

Träge, faſt unwillig, öffnet auf das Klopfen unſeres Führers eine derbe, blonde, noch nicht zwanzigjährige Bäuerin die Tür zur Herberge. Ein Ferkel wühlt zwiſchen Tiſch und Bank, in einem finſteren, kellerartigen Raum, deſſen Hintergrund ein Lager mit gewaltigen Fäſſern ausfüllt. In einer hölzernen Schlachtermulde auf dem Tiſche ſchläft ein neugeborenes Kind.

Die Jachten der Königin von England und des Königs von Griechenland liegen im Haſen zur Abfahrt bereit. Eben hat ſich die „Galata“ des Norddeutſchen Lloyd in Bewegung geſetzt, die uns nach Konſtantinopel führen ſoll. Die Häuſer des Piräus ſtehen im weißen Licht.

Athen iſt das Licht, das Auge, das Herz, das Haupt, die atmende Bruſt, die Blüte von Griechenland: heute des neuen, wie einſt des alten! Ich empfand das lebhaft, trotz aller großen Landſchaftseindrücke meiner peloponneſiſchen Fahrt, als ich nach ununterbrochener Reiſe von Kalamata wieder hier anlangte. Athen iſt durch ſeine Lage geſchaffen, und Griechenland ohne Athen wäre niemals geworden, was es war und was es uns iſt. Der freie, attiſche Götterflug hat den freien attiſchen Geiſtesflug hervorgerufen.

Indem wir, Abſchied nehmend, die Küſte zur Linken, hingleiten, vorüber an dem kleinen Haſen Munichia, vorbei an den Siedelungen von Neu-Phaleron, ſteigt noch einmal das ganze attiſche Wunder vor uns auf.

Dieſer Hymettos, dieſer Pentele, dieſer Lykabettos, dieſer Fels der Akropolis ſind keine Zufälligkeit. Alles dieſes trägt den Adel ſeiner Beſtimmung im Angeſicht.

Wir trinken gierig den Hauch des herrlichen Götterlandes, ſolange er noch herüberdringt und ſaugen uns mit den Blicken in ſeine ſilberne Anmut feſt, bis alles unſeren Augen entſchwindet.

Der Ketzer von Soana

Reiſende können den Weg zum Gipfel des Monte Generoſo in Mendriſio antreten oder in Capolago mit der Zahnradbahn, oder von Melide aus über Soana, wo er am beſchwerlichſten iſt. Das ganze Gebiet gehört zum Teſſin, einem Kanton der Schweiz, deſſen Bevölkerung italieniſch iſt.

In großer Höhe trafen Bergſteiger nicht ſelten auf die Geſtalt eines brilletragenden Ziegenhirten, deſſen Äußeres auch ſonſt auffällig war. Das Geſicht ließ den Mann von Bildung erkennen, trotz ſeiner gebräunten Haut. Er ſah dem Bronzebildnis Johannes des Täufers, dem Werke Donatellos im Dome zu Siena, nicht unähnlich. Sein Haar war dunkel und ringelte über die braunen Schultern. Sein Kleid beſtand aus Ziegenfell.

Wenn ein Trupp Fremder dieſem Menſchen nahe kam, ſo lachten bereits die Bergführer. Oft, wenn dann die Touriſten ihn ſahen, brachen ſie in ein ungezogenes Gebrüll oder in laute Herausforderungen aus: ſie glaubten ſich durch die Seltſamkeit des Anblicks berechtigt. Der Hirte achtete ihrer nicht. Er pflegte nicht einmal den Kopf zu wenden.

Alle Bergführer ſchienen im Grunde mit ihm auf gutem Fuße zu ſtehn. Oft kletterten ſie zu ihm hinüber und ließen ſich in vertrauliche Unterredungen ein. Wenn ſie zurückkamen und von den Fremden gefragt wurden, was da für ein ſeltſamer Heiliger ſei, taten ſie meiſt ſo lange heimlich, bis er aus Geſichtsweite war. Diejenigen Reiſenden aber, deren Neugier dann noch rege war, erfuhren nun, daß dieſer Menſch eine dunkle Geſchichte habe und, als „der Ketzer von Soana“ vom Volksmund bezeichnet, einer mit abergläubiſcher Furcht gemiſchten zweifelhaften Achtung genieße.

Als der Herausgeber dieſer Blätter noch jung an Jahren war und das Glück hatte, öfters herrliche Wochen in dem ſchönen Soana zuzubringen, konnte es nicht ausbleiben, daß er hin und wieder den Generoſo beſtieg und auch eines Tages den ſogenannten „Ketzer von Soana“ zu ſehen bekam. Den Anblick des Mannes aber vergaß er nicht. Und nachdem er allerlei Widerſprechendes über ihn erkundet hatte, reifte in ihm der Entſchluß, ihn wiederzuſehen, ja, ihn einfach zu beſuchen.

Der Herausgeber wurde in ſeiner Abſicht durch einen deutſchen Schweizer, den Arzt von Soana, beſtärkt, der ihm verſicherte, wie der Sonderling Beſuche gebildeter Leute nicht ungern ſehe. Er ſelber hatte ihn einmal beſucht. „Eigentlich ſollte ich ihm zürnen,“ ſagte er, „weil mir der Burſche ins Handwerk pfuſcht. Aber er wohnt ſo hoch in der Höhe, ſo weit entfernt, und wird, Gott ſei Dank, nur von den wenigen heimlich um Rat gefragt, denen es nicht darauf ankäme, ſich vom Teufel kurieren zu laſſen.“ Der Arzt fuhr fort: „Sie müſſen wiſſen, man glaubt im Volk, er habe ſich dem Teufel verſchrieben. Eine Anſicht, die von der Geiſtlichkeit darum nicht beſtritten wird, weil ſie von ihr ausgegangen iſt. Urſprünglich, ſagt man, ſei der Mann einem böſen Zauber unterlegen, bis er dann ſelbſt ein verſtockter Böſewicht und hölliſcher Zauberer geworden ſei. Was mich betrifft, ich habe weder Klauen noch Hörner an ihm bemerken können.“

An die Beſuche bei dem wunderlichen Menſchen erinnert ſich der Hausgeber noch genau. Die Art der erſten Begegnung war merkwürdig. Ein beſonderer Umſtand gab ihr den Charakter einer Zufälligkeit. An einer ſteilen Wegſtelle fand ſich nämlich der Beſucher einer hilflos daſtehenden Ziegenmutter gegenüber, die eben ein Lamm geworfen hatte, und dabei war, ein zweites zu gebären. Das vereinſamte Muttertier in ſeiner Not, das ihn furchtlos anblickte, als ob es ſeine Hilfe erwartet habe, das tiefe Myſterium der Geburt überhaupt inmitten der übergewaltigen Felſenwildnis, machten auf ihn den tiefſten Eindruck. Er beſchleunigte aber ſeinen Lauf, denn er ſchloß, daß dieſes Tier zur Herde des Sonderlings gehören müſſe, und wollte dieſen zu Hilfe rufen. Er traf ihn unter ſeinen Ziegen und Rindern an, erzählte ihm, was er beobachtet hatte, und führte ihn zu der Gebärenden, hinter der bereits das zweite Ziegenlämmchen, feucht und blutig, im Graſe lag.

Mit der Sicherheit eines Arztes, mit der ſchonenden Liebe des barmherzigen Samariters, ward nun das Tier von ſeinem Beſitzer behandelt. Nachdem er eine gewiſſe Zeit abgewartet hatte, nahm er jedes der Neugeborenen unter einen Arm und trat langſam, von der ihr ſchweres Euter faſt ſchleifenden Mutter gefolgt, den Weg zu ſeiner Behauſung an. Der Beſucher wurde nicht nur mit dem freundlichſten Dank bedacht, ſondern auf eine unwiderſtehliche Art zum Mitgehen eingeladen.

Der Sonderling hatte mehrere Baulichkeiten auf der Alpe, die ihm gehörte, errichtet. Eine davon glich äußerlich einem rohen Steinhaufen. Innen enthielt ſie trockne und warme Stallungen. Dort wurden Ziege und Zicklein untergebracht, während der Beſucher zu einem weiter oben gelegenen, weiß getünchten Würfel geleitet wurde, der, an die Wand des Generoſo gelehnt, auf einer mit Wein überzogenen Terraſſe lag. Unweit des Pförtchens ſchoß aus dem Berge ein armdicker Waſſerſtrahl, der eine gewaltige Steinwanne füllte, die man aus dem Felſen gemeißelt hatte. Neben dieſer Wanne wurde durch eine eiſenbeſchlagene Tür eine Berghöhle, wie ſich bald erwies, ein Kellergewölbe, abgeſchloſſen.

Man hatte von dieſem Platz, der, vom Tale aus geſehen, in ſcheinbar unzugänglicher Höhe hing, einen herrlichen Blick, von dem der Verfaſſer indes nicht reden will. Damals freilich, als er ihn zuerſt genoß, fiel er von einem ſprachloſen Staunen in laute Ausrufe des Entzückens und wieder in ſprachloſes Staunen zurück. Sein Wirt aber, der eben in dieſem Augenblick aus der Behauſung, wo er etwas geſucht hatte, wieder ins Freie trat, ſchien nun auf einmal mit leiſeren Sohlen zu gehen. Solches Verhalten, ſowie überhaupt das ganze ſtille, gelaſſene Betragen ſeines Gaſtfreundes ließ der Beſucher ſich nicht entgehen. Es ward ihm zur Mahnung, mit Worten karg, mit Fragen geizig zu ſein. Er liebte den wunderlichen Sennen bereits zu ſehr, um Gefahr zu laufen, ſich ihn durch einen bloßen Schein von Neugier oder Zudringlichkeit zu entfremden.

Noch ſieht der Beſucher von damals den runden Steintiſch, der, von Bänken umgeben, auf der Terraſſe ſtand. Er ſieht ihn mit allen guten Dingen, die der „Ketzer von Soana" darauf ausbreitete: dem herrlichſten Stracchino di Lecco, köſtlichem italieniſchen Weizenbrot, Salami, Oliven, Feigen und Miſpeln, dazu einen Krug voll roten Weins, den er friſch aus der Grotte geholt hatte. Als man ſich ſetzte, ſah der ziegenfellbekleidete, langgelockte, bärtige Wirt dem Beſucher herzlich in die Augen, dabei hatte er ſeine Rechte gefaßt, als wollte er ihm eine Zuneigung andeuten.

Wer weiß, was alles bei dieſer erſten Bewirtung geſprochen wurde. Nur einiges blieb erinnerlich. Der Berghirt wünſchte Ludovico genannt zu ſein. Er erzählte manches von Argentinien. Einmal, als das Gebimmel der Angelusglocken aus den Tiefen drang, machte er eine Bemerkung über dieſes „allfällig aufreizende Getön". Einmal fiel der Name Seneca. Es wurde auch etwas obenhin von Schweizer Politik geſprochen. Endlich wünſchte der Sonderling manches von Deutſchland zu wiſſen, weil es des Beſuchenden Heimat war. Er ſagte, als für dieſen, nach vorgefaßtem Beſchluß, die Zeit des Abſchieds kam: „Sie werden mir immer willkommen ſein.“

Obgleich, wie er nicht verbergen will, der Herausgeber dieſer Blätter nach der Geſchichte dieſes Menſchen lüſtern war, vermied er es auch bei neuen Beſuchen, irgendein Intereſſe dafür zu verraten. Man hatte ihm einige äußere Tatſachen mitgeteilt, bei gelegentlichen Geſprächen, die er in Soana geführt hatte, Tatſachen, die daran ſchuld ſein ſollten, daß Ludovico zum „Ketzer von Soana“ ernannt wurde: ihm dagegen lag weit mehr daran, herauszubringen, in welchem Sinne man mit dieſer Bezeichnung recht hatte und in welchen eigentümlichen inneren Schickſalen, welcher beſonderen Philoſophie die Lebensform Ludovicos wurzele. Er hielt jedoch mit Fragen zurück und iſt dafür auch reichlich belohnt worden.

Er traf Ludovico meiſtens allein, entweder unter den Tieren der Herde oder in ſeiner Klauſe. Einige Male fand er ihn, als er, wie Robinſon, eigenhändig die Ziegen molk. Oder er legte einer widerſpenſtigen Mutter die Zicklein an. Dann ſchien er ganz im Berufe eines Sennhirten aufzugehen: er freute ſich der Ziege, die das ſtrotzende Euter am Boden ſchleppte, des Bockes, wenn er hitzig und fleißig war. Von einem ſagte er: „Sieht er nicht wie der Böſe ſelber aus? Sehen Sie doch ſeine Augen. Welche Kraft, welches Funkeln in Zorn, Wut, Boshaftigkeit. Und dabei welches heilige Feuer.“ Dem Autor aber kam es vor, als ob in den Augen des Sprechers dieſelbe Höllenflamme vorhanden wäre, die er ein „heiliges Feuer“ genannt hatte. Sein Lächeln bekam einen ſtarren und grimmigen Zug, er zeigte die weißen, prächtigen Zähne und geriet dabei in einen Zuſtand von Verſonnenheit, wenn er einen ſeiner dämoniſchen Matadore mit dem Blicke des Fachmanns bei ſeiner nützlichen Arbeit beobachtete.

Manchmal ſpielte der „Ketzer" die Panflöte, und der Beſucher vernahm ihre einfachen Tonreihen ſchon bei der Annäherung. Bei einer ſolchen Gelegenheit kam natürlich das Geſpräch auf Muſik, und der Hirt entwickelte ſeltſame Anſichten. Niemals, wenn er inmitten der Herde war, ſprach Ludovico von etwas anderem als von den Tieren und ihren Gewohnheiten, vom Hirtenberuf und ſeinen Gepflogenheiten. Nicht ſelten ging er der Pſychologie der Tiere, der Lebensweiſe der Hirten nach bis in tiefſte Vergangenheit, ſo ein gelehrtes Wiſſen von nicht gewöhnlichem Umfang verratend. Er ſprach von Apoll, wie dieſer bei Laomedon und Admetos die Herden beſorgte, ein Knecht und ein Hirte war. „Ich möchte wohl wiſſen, mit welchem Inſtrument er damals ſeinen Herden Muſik machte." Und als wenn er von etwas Wirklichem ſpräche, ſchloß er: „Bei Gott, ich hätte ihm gerne zugehört." Das waren die Augenblicke, in denen der zottige Anachoret vielleicht den Eindruck erwecken konnte, als wären ſeine Verſtandeskräfte nicht eben ganz lückenlos. Andrerſeits erfuhr der Gedanke eine gewiſſe Rechtfertigung, als er bewies, wie vielfältig eine Herde durch Muſik zu beeinfluſſen und zu leiten ſei. Mit einem Ton jagte er ſie empor, mit anderen brachte er ſie zur Ruhe. Mit Tönen holte er ſie aus der Ferne, mit Tönen bewog er die Tiere, ſich zu zerſtreuen oder, an ſeine Ferſen geheftet, hinter ihm drein zu ziehen.

Es kamen auch Beſuche vor, bei denen faſt nichts geredet wurde. Einſt, als die drückende Hitze eines Juninachmittags bis auf die Almen des Generoſo geſtiegen war, befand ſich Ludovico, von ſeinen lagernden, wiederkäuenden Herden umgeben, ebenfalls liegend, in einem Zuſtand ſeliger Dämmerung. Er blinzelte nur den Beſucher an und veranlaßte ihn durch einen Wink, ſich ebenfalls ins Gras zu ſtrecken. Er ſagte dann unvermittelt, nachdem dies geſchehen war und beide eine Weile ſchweigend gelagert hatten, in ſchleppendem Tone etwa dies:

„Sie wiſſen, daß Eros älter als Kronos und auch mächtiger iſt. — Fühlen Sie dieſe ſchweigende Glut um uns? Eros! — Hören Sie, wie die Grille feilt? Eros!“ — In dieſem Augenblick jagten einander zwei Eidechſen und huſchten blitzſchnell über den Liegenden weg. Er wiederholte: „Eros! Eros!“ — Und als ob er das Kommando dazu gegeben hätte, erhoben ſich jetzt zwei ſtarke Böcke und griffen einander mit den gewundenen Hörnern an. Er ließ ſie gewähren, obgleich der Kampf immer hitziger wurde. Das Klappern der Stöße erklang immer lauter und ihre Zahl nahm immer zu. Und wieder ſagte er: „Eros! Eros!“

Und nun drangen an das Ohr des Beſuchers zum erſtenmal Worte, die ihn ganz beſonders aufhorchen ließen, weil ſie einigermaßen über die Frage Licht verbreiteten oder wenigſtens zu verbreiten ſchienen, warum Ludovico im Volksmund „der Ketzer“ hieß. „Lieber“, ſagte er, „will ich einen lebendigen Bock oder einen lebendigen Stier, als einen Gehängten am Galgen anbeten. Ich lebe nicht in der Zeit, die das tut. Ich haſſe, ich verachte ſie. Jupiter Ammon wurde mit Widderhörnern dargeſtellt. Pan hat Bocksbeine, Bacchus hat Stierhörner. Ich meine den Bacchus Tauriformis oder Tauricornis der Römer. Mithra, der Sonnengott, wird als Stier dargeſtellt. Alle Völker verehrten den Stier, den Bock, den Widder und vergoſſen im Opfer ſein heiliges Blut. Dazu ſage ich: ja! — denn die zeugende Macht iſt die höchſte Macht, die zeugende Macht iſt die ſchaffende Macht, Zeugen und Schaffen iſt das gleiche. Freilich, der Kultus dieſer Macht iſt kein kühles Geplärr von Mönchen und Nonnen. Ich habe einmal von Sita, dem Weibe Vichnus, geträumt, die unter dem Namen Rama ein Menſch wurde. Die Prieſter ſtarben in ihren Umarmungen. Ich habe da vorübergehend etwas von allerlei Myſterien gewußt: dem Myſterium der ſchwarzen Zeugung im grünen Gras, von dem der perlmuttfarbenen Wolluſt, der Entzückungen und Betäubungen, vom Geheimnis der gelben Maiskörner, aller Früchte, aller Schwellungen, aller Farben überhaupt. Ich hätte brüllen können im Wahnſinn des Schmerzes, als ich der unbarmherzigen, allmächtigen Sita anſichtig wurde. Ich glaubte zu ſterben vor Begier.“

Während dieſer Eröffnung kam ſich der Schreiber dieſer Zeilen wie ein unfreiwilliger Horcher vor. Er ſtand auf, mit einigen Worten, die glauben machen ſollten, daß er das Selbſtgeſpräch nicht gehört habe, ſondern mit ſeinen Gedanken bei anderen Dingen geweſen ſei. Danach wollte er ſich verabſchieden. Ludovico ließ es nicht zu. Und ſo begann denn auf der Bergterraſſe abermals eine Gaſterei, deren Verlauf aber diesmal bedeutſam und unvergeßlich war.

Der Beſucher wurde gleich bei der Ankunft in die Wohnung, den Innenraum des ſchon geſchilderten Würfels, eingeführt. Er war quadratiſch, ſauber, hatte einen Kamin und glich dem ſchlichten Arbeitszimmer eines Gelehrten. Vorhanden waren Tinte, Feder, Papier und eine kleine Bücherei, hauptſächlich griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller. „Warum ſoll ich es Ihnen verhehlen,“ ſagte der Hirt, „daß ich aus guter Familie bin, eine mißleitete Jugend und gelehrte Bildung genoſſen habe. Sie werden natürlich wiſſen wollen, wie ich aus einem unnatürlichen Menſchen ein natürlicher, aus einem gefangenen ein freier, aus einem zerſtörten und verdroſſenen ein glücklicher und zufriedener geworden bin? Oder wie ich mich ſelbſt aus der bürgerlichen Geſellſchaft und der Chriſtenheit ausgeſchloſſen habe?“ Er lachte laut. „Vielleicht ſchreibe ich einmal die Geſchichte meiner Umwandlung.“ Der Beſucher, deſſen Spannung aufs höchſte geſtiegen war, fand ſich plötzlich wiederum weit vom Ziele verſchlagen. Es konnte ihm dabei wenig helfen, daß der Gaſtfreund zum Schluß erklärte, die Urſache ſeiner Erneuerung ſei: er bete natürliche Symbole an. Im Schatten des Felſens, auf der Terraſſe, am Rande der überfließenden Wanne war, in köſtlicher Kühle, reichlicher als das erſtemal getafelt worden: Räucherſchinken, Käſe und Weizenbrot, Feigen, friſche Miſpeln und Wein. Vielerlei war, nicht übermütig, aber mit ſtiller Heiterkeit geplaudert worden. Endlich wurde der Steintiſch abgeräumt. Nun aber kam ein Augenblick, der dem Herausgeber wie etwas eben Geſchehenes gegenwärtig iſt.

Der bronzefarbene Hirt machte, wie man weiß, mit ſeinem ungepflegten, langen Gelock des Haupt- und Barthaares, ſowie durch ſeine Kleidung aus Fell den Eindruck der Verwilderung. Er iſt mit einem Johannes des Donatello verglichen worden. In der Tat hatten auch ſein Geſicht und das Antlitz jenes Johannes in der Feinheit der Linien viel Ähnlichkeit. Ludovico war eigentlich, näher betrachtet, ſchön, ſofern man von dem Entſtellenden der Brille abſehen konnte. Freilich erhielt die ganze Geſtalt durch ſie wiederum, neben dem leiſe komiſchen Zug, das rätſelhaft Sonderbare und Feſſelnde. In dem Augenblick, von dem die Rede iſt, unterlag der ganze Menſch einer Veränderung. Hatte das Bronzeartige ſeines Körpers ſich auch durch eine gewiſſe Unbeweglichkeit ſeiner Züge ausgedrückt, ſo wich es inſofern, als ſie beweglich wurden und ſich verjüngten. Er lächelte, man könnte ſagen, in einem Anflug knabenhafter Schamhaftigkeit. „Was ich Ihnen jetzt zumute,“ ſagte er, „habe ich noch keinem anderen Menſchen vorgeſchlagen. Woher ich den Mut plötzlich nehme, weiß ich eigentlich ſelber nicht. Aus alter Gewohnheit vergangener Zeiten leſe ich gelegentlich noch und hantiere auch wohl noch mit Tinte und Feder. So habe ich in müßigen Winterſtunden eine ſimple Geſchichte niedergeſchrieben, die lange vor meiner Zeit, hier in und um Soana, ſich ereignet haben ſoll. Sie werden ſie äußerſt einfach finden, mich aber zog ſie aus allerlei Gründen an, die ich jetzt nicht erörtern will. Sagen Sie kurz und offen: wollen Sie mit mir nochmals ins Haus gehen und fühlen Sie ſich aufgelegt, etwas von Ihrer Zeit an dieſe Geſchichte zu verlieren, die auch mich ſchon ohne Nutzen manche Stunde gekoſtet hat? Ich möchte nicht zu-, ich möchte abraten. Übrigens, wenn Sie befehlen, nehme ich jetzt ſchon die Blätter des Manuſkripts und werfe ſie in den Abgrund hinunter."

Selbſtverſtändlich geſchah dies nicht. Er nahm den Weinkrug, ging mit dem Beſucher ins Haus, und beide ſaßen einander gegenüber. Der Berghirt hatte ein in Mönchsſchrift und auf ſtarke Blätter geſchriebenes Manuſkript aus feinſtem Ziegenleder gewickelt. Wie um ſich Mut zu machen, trank er dem Beſucher, eh er gleichſam vom Ufer abſtieß, um ſich in den Fluß der Erzählung zu ſtürzen, noch einmal zu und begann dann mit weicher Stimme.

Die Erzählung des Berghirten

An einem Bergabhang oberhalb des Luganer Sees iſt unter vielen anderen auch ein kleines Bergneſt zu finden, das man auf einer ſteilen, in Serpentinen verlaufenden Bergſtraße in etwa einer Stunde, vom Seeufer aus gerechnet, erreichen kann. Die Häuſer des Ortes, die, wie an den meiſten italieniſchen Plätzen der Umgegend, eine einzige, ineinandergeſchachtelte, graue Ruine aus Stein und Mörtel ſind, kehren ihre Fronten einem ſchluchtähnlichen Tale zu, das von den Auen und Terraſſen des Fleckens und gegenüber von einem mächtigen Abhang des überragenden Bergrieſen Monte Generoſo gebildet wird.

In dieſes Tal, und zwar dort, wo es wirklich als enge Schlucht ſeinen Abſchluß nimmt, ergießt ſich von einer wohl hundert Meter höher gelegenen Talſohle ein Waſſerfall, der je nach Tages- und Jahreszeit und der gerade herrſchenden Strömung der Luft, mehr oder weniger ſtark, mit ſeinem Rauſchen eine immerwährende Muſik des Fleckens iſt.

In dieſe Gemeinde war vor langer Zeit ein etwa fünfundzwanzigjähriger Prieſter verſetzt worden, der Raffaele Francesco hieß. Er war in Ligornetto geboren, alſo im Teſſin, und konnte ſich rühmen, ein Mitglied desſelben, dort anſäſſigen Geſchlechtes zu ſein, das den bedeutendſten Bildhauer des geeinten Italiens hervorgebracht hatte, der ebenfalls in Ligornetto geboren wurde und endlich auch dort geſtorben iſt.

Der junge Prieſter hatte ſeine Jugend bei Verwandten in Mailand und ſeine Studienzeit in verſchiedenen Prieſterſeminaren der Schweiz und Italiens zugebracht. Von ſeiner Mutter, die aus einem edlen Geſchlechte war, ſtammte die ernſte Richtung ſeines Charakters, die ihn ohne jedes Schwanken ſchon zeitig dem religiöſen Beruf in die Arme trieb.

Francesco, der eine Brille trug, zeichnete ſich vor der Menge ſeiner Mitſchüler aus durch exemplariſchen Fleiß, Strenge der Lebensführung und Frömmigkeit. Selbſt ſeine Mutter mußte ihm ſchonend nahelegen, daß er als künftiger Weltgeiſtlicher ſich ein wenig Lebensfreude wohl gönnen möge und nicht eigentlich auf die ſtrengſten Kloſterregeln verpflichtet ſei. Sobald er die Weihen empfangen hatte, war es indeſſen ſein einziger Wunſch, eine möglichſt entlegene Pfarre zu finden, um ſich dort als eine Art Eremit, nach Herzensluſt, noch mehr als bisher dem Dienſte Gottes, ſeines Sohnes und deſſen geheiligter Mutter zu weihen.

Als er nun nach dem kleinen Soana gekommen war und das mit der Kirche verbundene Pfarrhaus bezogen hatte, merkten die Bergbewohner bald, daß er von einer ganz anderen Art als ſein Vorgänger war. Schon äußerlich, denn jener war ein maſſiver, ſtierhafter Bauer geweſen, der die hübſchen Weiber und Mädchen des Orts mit Hilfe ganz anderer Mittel in ſeinem Gehorſam hielt, als Kirchenbußen und Kirchenſtrafen. Francesco dagegen war bleich und zart. Sein Auge lag tief. Hektiſche Tupfen glühten auf der unreinen Haut über ſeinen Backenknochen. Hierzu kam die Brille, in den Augen einfacher Leute noch immer Symbol präzeptoraler Strenge und Gelehrſamkeit. Er hatte nach Verlauf von vier bis ſechs Wochen, auf ſeine Art, die erſt ein wenig widerſpenſtigen Weiber und Töchter des Orts ebenfalls, und zwar noch mehr als der andere, in ſeine Gewalt gebracht.

Sobald Francesco durch die kleine Pforte des an die Kirche geſchmiegten Pfarrhöfchens auf die Straße trat, ward er auch meiſt ſchon von Kindern und Weibern umdrängt, die ihm mit wahrer Ehrfurcht die Hand küßten. Und wie viele Male des Tags er durch die kleine Kirchenſchelle in den Beichtſtuhl gerufen wurde, das machte am Abend eine Zahl, die ſeiner neuangenommenen, beinahe ſiebzigjährigen Haushälterin den Ruf entlockte: ſie habe nie gewußt, wieviele Engel in dem ſonſt ziemlich verderbten Soana verborgen geweſen wären. Kurz, der Ruf des jungen Pfarrers Francesco erſcholl auch in der Umgegend weit und breit, und er kam ſehr bald in den Ruf eines Heiligen.

Von alledem ließ ſich Francesco nicht anfechten und war weit davon entfernt, irgendein anderes Bewußtſein in ſich zu pflegen, als daß er ſeinen Pflichten leidlich gerecht wurde. Er las ſeine Meſſen, vollzog mit nie vermindertem Eifer alle kirchlichen Funktionen des Gottesdienſts und — das kleine Schulzimmer befand ſich im Pfarrhauſe — verſah auch überdies die Obliegenheiten des weltlichen Schulunterrichts.

Eines Abends, zu Anfang des Monats März, wurde ſehr heftig an der Klingel des Pfarrhöfchens geriſſen, und als die Schaffnerin öffnen kam und mit dem Licht der Laterne in das ſchlechte Wetter hinausleuchtete, ſtand vor der Tür ein etwas verwilderter Kerl, der den Pfarrer zu ſprechen wünſchte. Nachdem die Schaffnerin erſt die Pforte wieder geſchloſſen hatte, begab ſich die alte Perſon zu ihrem jungen Gebieter hinein, um, nicht ohne merkbare Ängſtlichkeit, den ſpäten Beſucher anzumelden. Allein Francesco, der es ſich unter anderem zur Pflicht gemacht hatte, niemand, wer es auch ſei, der ſeiner bedürfe, abzuweiſen, ſagte nur kurz, von der Lektüre irgendeines Kirchenvaters aufblickend: „Geh, Petronilla, führ ihn herein.“

Bald darauf ſtand vor dem Tiſche des Pfarrers ein etwa vierzigjähriger Mann, deſſen Äußeres das der Landleute jener Gegend war, nur weit vernachläſſigter, ja verwahrloſter. Der Mann ging barfuß. Eine zerlumpte, regendurchnäßte Hoſe war über den Hüften von einem Riemen feſtgehalten. Das Hemd ſtand offen. Die braune, behaarte Bruſt ſetzte ſich in eine buſchige Kehle und in ein von Bart- und Haupthaar ſchwarz und dicht umwuchertes Antlitz fort, aus dem zwei dunkel glühende Augen hervorbrannten.

Eine aus Flicken beſtehende, vom Regen durchnäßte Jacke hatte der Menſch nach Hirtenart über die linke Schulter gehängt, während er einen von Wind und Wetter vieler Jahre entfärbten und zuſammengeſchrumpften kleinen Filz aufgeregt mit den braunen und harten Fäuſten herumdrehte. Einen langen Knüttel hatte er vor dem Eingang abgeſtellt.

Gefragt, was er wünſchte, brachte der Mann unter wilden Grimaſſen einen unverſtändlichen Schwall rauher Laute und Worte hervor, die zwar der Mundart jener Gegend angehörten, aber wiederum einer Abart davon, die ſelbſt der in Soana geborenen Schaffnerin wie eine fremde Sprache erſchien.

Der junge Prieſter, der ſeinen Beſuch neben der kleinen, brennenden Lampe hin mit Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, bemühte ſich vergeblich, den Sinn ſeines Anliegens zu ergründen.

Mit viel Geduld, mittels zahlreicher Fragen, konnte er endlich ſoviel aus ihm herausbringen, daß er Vater von ſieben Kindern war, von denen er einige gern in der Schule des jungen Prieſters angebracht hätte. Francesco fragte: „Wo ſeid Ihr her?“ Und als die Antwort hervorgeſprudelt: „Ich bin aus Soana“ lautete, erſtaunte der Prieſter und ſagte zugleich: „Das iſt nicht möglich! ich kenne jedermann hier am Ort! aber Euch und Eure Familie kenne ich nicht.“

Der Hirte, Bauer oder was er nun ſein mochte, gab nun von der Lage ſeines Wohnhauſes eine von vielen Geſten begleitete, leidenſchaftliche Schilderung, aus der jedoch Francesco nicht klug wurde. Er meinte nur: „Wenn Ihr Einwohner von Soana ſeid, und Eure Kinder das geſetzliche Alter erreicht haben, ſo müßten ſie doch ohnedies ſchon längſt in meiner Schule geweſen ſein. Und ich müßte doch Euch oder Eure Frau oder Eure Kinder beim Gottesdienſt in der Kirche, bei Meſſe oder Beichte, geſehen haben.“

Hier riß der Mann ſeine Augen auf und preßte die Lippen aufeinander. Statt jeder Antwort ſtieß er, wie aus empörter und gepreßter Bruſt, den Atem aus.

„Nun, ſo werde ich mir Euren Namen aufſchreiben. Ich finde es brav von Euch, daß Ihr ſelber kommt und Schritte tut, damit Eure Kinder nicht unwiſſend und womöglich gottlos bleiben.“ Bei dieſen Worten des jungen Klerikers fing der zerlumpte Menſch, ſo daß ſein brauner, ſehniger und beinahe athletiſcher Körper davon geſchüttelt wurde, auf eine ſonderbare, beinahe tieriſche Art und Weiſe zu röcheln an. — „Jawohl,“ wiederholte betreten Francesco, „ich zeichne mir Euren Namen auf und werde der Sache wegen nachforſchen.“ Man konnte ſehen, wie Träne um Träne von den geröteten Augenrändern des Unbekannten über das ſtruppige Antlitz herniederrann.

„Gut, gut,“ ſagte Francesco, der ſich das aufgeregte Weſen ſeines Beſuchers nicht erklären konnte und übrigens davon noch mehr beunruhigt als ergriffen war – „gut, gut, Eure Sache wird unterſucht werden. Nennt mir nur Euren Namen, guter Mann, und ſchickt mir morgen früh Eure Kinder!“ Der Angeredete ſchwieg hierauf und ſah Francesco mit einem ratloſen und gequälten Ausdruck lange an. Dieſer fragte nochmals: „Wie heißt Ihr? ſagt Euren Namen.“

Dem Geiſtlichen war, von Anfang an, in den Bewegungen ſeines Gaſtes etwas Furchtſames, gleichſam etwas Gehetztes aufgefallen. Jetzt, wo er ſeinen Namen angeben ſollte und draußen auf dem ſteinernen Eſtrich gleichzeitig der Schritt Petronillas hörbar ward, duckte er ſich und zeigte überhaupt eine Schreckhaftigkeit, wie ſie meiſt nur Irrſinnigen oder Verbrechern eignet. Er ſchien verfolgt. Er ſchien auf der Flucht vor Häſchern zu ſein.

Dennoch ergriff er ein Stück Papier und die Feder des Geiſtlichen, trat ſeltſamerweiſe ins Dunkel, vom Lichte abgewandt, ans Fenſterbrett, wo unten ein naher Bach und, mehr von ferne, der Waſſerfall von Soana hereinrauſchten, und malte, mit einiger Mühe, aber doch leſerlich, etwas auf, was er mit Entſchluß dem Geiſtlichen zureichte. Dieſer ſagte: „Gut!“ und, mit dem Zeichen des Kreuzes: „geht mit Frieden!“ Der Wilde ging und ließ eine Wolke von Dünſten zurück, die nach Salami, Zwiebel, Holzkohlenrauch, nach Ziegenbock und nach Kuhſtall dufteten. Sobald er hinaus war, riß Francesco das Fenſter auf.

Den nächſten Morgen hatte Francesco, wie immer, ſeine Meſſe geleſen, danach ein wenig geruht, danach ſein frugales Frühſtück zu ſich genommen und befand ſich bald danach auf dem Wege zum Sindaco, den man zeitig beſuchen mußte, um ihn anzutreffen. Er fuhr nämlich täglich von einer Bahnſtation, tief unten am Seeufer, nach Lugano hinein, wo er in einer der belebteſten Gaſſen einen Groß- und Kleinhandel mit teſſiniſchem Käſe betrieb.

Die Sonne ſchien auf den kleinen, mit alten Kaſtanienbäumen, die einſtweilen noch kahl waren, beſtandenen Platz, der dicht bei der Kirche gelegen war und gleichſam die Agora der Ortſchaft bildete. Auf einigen Steinbänken ſaßen und ſpielten Kinder herum, während die Mütter und älteren Töchter an einem von kaltem Bergwaſſer, womit er reichlich geſpeiſt wurde, überfließenden, antiken Marmorſarkophag Wäſche wuſchen und in Körben zum Trocknen davontrugen. Der Boden war naß, weil am Tage vorher Regen, mit Schneeflocken untermiſcht, gefallen war, wie denn der machtvolle Felſenabhang des Monte Generoſo unter Neuſchnee, jenſeits der Talſchlucht, in ſeinem eigenen Schatten mit unzugänglichen Schroffen aufragte und friſche Schneeluft herüberhauchte.

Der junge Prieſter ging mit niedergeſchlagenen Augen an den Wäſcherinnen vorbei, deren lauten Gruß er durch Nicken erwiderte. Den ihn umdrängenden Kindern ließ er, ſie ältlich über die Brille betrachtend, die Hand einen Augenblick, wo ſie denn alle mit Eifer und Haſt ihre Lippen abwiſchten. Die Ortſchaft, wie ſie hinter dem Platz begann, ward durch wenige enge Gaſſen gangbar gemacht. Aber ſelbſt die Hauptſtraße konnte nur von kleinen Fuhrwerken und auch nur in ihrem vorderen Teile benutzt werden. Nach dem Ausgang des Ortes zu verengte ſie ſich und wurde noch überdies ſo ſteil, daß man höchſtens noch mit einem beladenen Maultier hindurch und hinan kommen konnte. An dieſem Sträßchen befand ſich ein kleiner Kramladen und die ſchweizeriſche Poſtagentur.

Der Poſtagent, der mit Franceſcos Vorgänger auf kameradſchaftlichſtem Verkehrsfuß geſtanden hatte, grüßte und ward von Franceſco wieder gegrüßt, aber doch nur ſo, daß zwiſchen dem

Ernſt des Geweihten und der platten Freundlichkeit des Profanen der volle Abſtand gewahrt wurde. Nicht weit von der Poſt bog der Prieſter in ein erbärmliches Seitengäßchen ein, das mit Treppen und Treppchen auf eine halsbrecheriſche Weiſe, an geöffneten Ziegenſtällen und allen Arten ſchmutziger, fenſterloſer, kellerartiger Höhlen vorüber, abwärts ſtieg. Hühner gackerten, Katzen ſaßen auf morſchen Galerien unter Büſcheln aufgehängter Maiskolben. Hie und da meckerte eine Ziege, blökte ein Rind, das aus irgendeinem Grunde nicht mit auf die Weide gezogen war.

Man konnte erſtaunt ſein, wenn man, aus dieſer Umgebung kommend, durch eine enge Pforte das Haus des Bürgermeiſters betreten hatte und ſich in einer Flucht von kleinen, gewölbten Sälen befand, deren Decken von Handwerkern im Stile Tiepolos figurenreich ausgemalt worden waren. Hohe Fenſter und Glastüren, mit langen roten Gardinen geſchmückt, führten aus dieſen ſonnigen Räumen auf eine ebenſo ſonnige, freie Terraſſe hinaus, die von uraltem, kegelförmig geſchnittenen Buchsbaum und wundervollem Lorbeer geziert wurde. Wie überall, ſo auch hier, vernahm man das ſchöne Rauſchen des Waſſerfalls und hatte jenſeits die wilde Bergwand ſich gegenüber.

Der Sindaco, Sor Domenico, war ein gutgekleideter, in der Mitte der vierziger Jahre ſtehender, ruhiger Mann, der vor kaum einem Vierteljahre erſt zum zweitenmal geheiratet hatte. Die ſchöne, blühende, zweiundzwanzigjährige Frau, die Francesco in der blanken Küche mit der Zubereitung des Frühſtücks beſchäftigt getroffen hatte, geleitete ihn zu dem Gatten herein. Als jener die Erzählung des Prieſters von dem Beſuch, den er abends vorher empfangen hatte, angehört und den Zettel geleſen hatte, der den Namen des Beſuchers und wilden Mannes in unbeholfenen Schriftzügen trug, ging ein Lächeln durch ſeine Geſichtszüge. Dann, als er den jungen Sacerdote Platz zu nehmen genötigt hatte, fing er, vollkommen ſachlich, und ohne daß die maskenhafte Gleichgültigkeit ſeiner Mienen jemals geſtört wurde, die gewünſchte Auskunft über den myſteriöſen Beſucher, der tatſächlich ein dem Pfarrer bisher verborgen gebliebener Bürger Soanas war, zu geben an.

Luchino Scarabota," ſagte der Sindaco – es war der Name, den der Beſucher des Pfarrers auf den Zettel gekritzelt hatte – „iſt ein keineswegs armer Mann, aber ſchon ſeit Jahren machen ſeine häuslichen Zuſtände mir und der ganzen Gemeinde Kopfſchmerzen, und es iſt nicht eigentlich abzuſehen, wo dies alles am Ende noch hinauslaufen ſoll. Er gehört einer alten Familie an, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er etwas von dem Blut des berühmten Luchino Scarabota da Milano in ſich hat, der zwiſchen Vierzehn- und Fünfzehnhundert das Langhaus des Domes unten in Como baute. Solche alte, berühmte Namen haben wir ja, wie Sie wiſſen, Herr Pfarrer, manche in unſerem kleinen Ort."

Der Sindaco hatte die Glastüre geöffnet und den Pfarrer während des Redens auf die Terraſſe hinausgeführt, wo er ihm, mit der ein wenig erhobenen Hand, in dem trichterförmigen, ſteilen Quellgebiete des Waſſerfalles einen jener, aus rohem Stein gemauerten Würfel wies, wie ſie die Bauern der Gegend bewohnen. Aber dieſes, in großer Höhe, weit über allen anderen hängende Anweſen unterſchied ſich von jenen nicht nur durch ſeine vereinzelte, ſcheinbar unzugängliche Lage, ſondern auch durch Kleinheit und Ärmlichkeit.

„Sehen Sie, dort, wo ich mit dem Finger hinzeige, wohnt dieſer Scarabota," ſagte der Sindaco.

„Es nimmt mich wunder, Herr Pfarrer," fuhr der Sprechende fort, „daß Sie von jener Alpe und ihren Bewohnern noch nichts gehört haben ſollten. Die Leute geben weit und breit in der ganzen Gegend ſeit einem Jahrzehnt und länger das widerwärtigſte Ärgernis. Leider kann man ihnen nicht beikommen. Man hat die Frau vor Gericht geſtellt, und ſie hat behauptet, die ſieben Kinder, die ſie geboren hat, ſtammten — gibt es etwas Unſinnigeres? — nicht von dem Manne, mit dem ſie lebt, ſondern von ſommerlichen Schweizer Touriſten ab, die an der Alpe vorüber müſſen, wenn ſie zum Generoſo hinaufklettern. Dabei iſt die Vettel verlauſt und ſchmutzſtarrend und überdies abſchreckend häßlich, wie die Nacht.

Nein, es iſt offenkundig, daß der Mann, der Sie geſtern beſucht hat und mit dem ſie lebt, Vater von ihren Kindern iſt. Aber das iſt der Punkt: dieſer Menſch iſt zugleich ihr leiblicher Bruder."

Der junge Prieſter verfärbte ſich.

„Natürlich iſt dies blutſchänderiſche Paar von aller Welt gemieden und in die Acht getan. In dieſer Beziehung wird die vox populi ſelten fehl gehen." Mit dieſer Erklärung ſetzte der Sindaco ſeine Erzählung fort. „Sooft ſich eines der Kinder etwa bei uns oder in Arogno oder in Melano hat blicken laſſen, iſt es beinahe geſteinigt worden. Man hält jede Kirche, ſoweit die Leute bekannt ſind, für entweiht, wenn das verruchte Geſchwiſterpaar ſie betritt, und die beiden Verfemten haben das, als ſie den Verſuch glaubten machen zu dürfen, auf eine ſo furchtbare Weiſe zu fühlen bekommen, daß ihnen ſeit Jahren jede Neigung zum Kirchenbeſuch abhanden gekommen iſt.

Und ſollte man etwa geſtatten", fuhr der Sindaco fort, „daß ſolche Kinder, ſolche verfluchte Kreaturen, die jedermanns Abſcheu und Grauen ſind, hier unten in unſere Schule gehen und zwiſchen den Kindern guter Chriſten in der Schulbank ſitzen? Kann man uns zumuten, wir ſollen dulden, daß unſere ganze Ortſchaft, klein und groß, durch dieſe moraliſchen Schandprodukte, dieſe ſchlechten, räudigen Beſtien verpeſtet wird?"

Das bleiche Antlitz des Prieſters Francesco verriet durch keine Miene, inwieweit die Erzählung Sor Domenicos ihn berührt hatte. Er dankte und ging mit dem gleichen würdigen Ernſt im Ausdruck des ganzen Weſens, mit dem er erſchienen war, davon.

Francesco hatte bald nach der Unterredung mit dem Sindaco ſeinem Biſchof über den Fall Luchino Scarabota Bericht erſtattet. Acht Tage ſpäter war die Antwort des Biſchofs in ſeiner Hand, die dem jungen Geiſtlichen auftrug, ſich von dem allgemeinen Stand der Verhältniſſe auf der ſogenannten Alpe von Santa Croce perſönlich zu unterrichten. Der Biſchof lobte dabei den geiſtlichen Eifer des jungen Manns und beſtätigte ihm, er habe wohl Urſach, ſich dieſer verirrten und verfemten Seelen wegen in ſeinem Gewiſſen bedrängt zu fühlen und auf ihre Errettung bedacht zu ſein. Von den Segnungen und Tröſtungen der Mutterkirche dürfe man keinen noch ſo verirrten Sünder ausſchließen.

Erſt gegen Ende des Monats März erlaubten die Amtsgeſchäfte und auch die Schneeverhältniſſe des Berges Generoſo dem jungen Geiſtlichen von Soana, mit einem Landmann als Führer, den Aufſtieg zur Alpe von Santa Croce anzutreten. Oſtern ſtand vor der Tür, und trotzdem an der Schroffwand des Bergrieſen fortwährend mit dumpfem Donner Lawinen in die Schlucht unterm Waſſerfall niedergingen, hatte der Frühling überall, wo die Sonne ungehindert zu wirken vermochte, mit voller Kraft eingeſetzt.

So wenig Francesco, unähnlich ſeinem Namensheiligen von Aſſiſi, Naturſchwärmer war, konnte doch das zarte und ſaftige Sprießen, Grünen und Blühen um ihn her nicht ohne Wirkung auf ihn bleiben. Ohne daß ſich der junge Menſch deſſen deutlich bewußt werden brauchte, hatte er die feine Gährung des Frühlings im Blut und genoß ſein Teil von jenem inneren

Schwellen und Drängen der ganzen Natur, das himmliſchen Urſprungs und trotz wonnig-ſinnlich-irdiſchen Auswirkens auch in allen ſeinen erblühten Freuden himmliſch iſt.

Die Kaſtanienbäume auf dem Platz, über den der Prieſter mit ſeinem Begleiter zunächſt wieder ſchreiten mußte, hatten aus braunen, klebrigen Knoſpen zarte, grüne Händchen geſtreckt. Die Kinder lärmten, nicht minder die Sperlinge, die unterm Kirchdach und in unzähligen Schlupflöchern der winkligen Ortſchaft niſteten. Die erſten Schwalben zogen ihre weiten Schleifen von Soana über den Abgrund der Schlucht, wo ſie ſcheinbar dicht vor dem phantaſtiſch getürmten, unzugänglichen Felsmaſſiv der Bergmauer abſchwenkten. Dort oben auf Vorſprüngen oder in Felslöchern, wo nie eines Menſchen Fuß hingedrungen war, horſteten Fiſchadler. Die großen, braunen Pärchen traten herrliche Fahrten an und ſchwebten, nur um zu ſchweben, in ſtundenlangen Dauerflügen über Bergſpitzen, immer höher und höher kreiſend, als wollten ſie majeſtätiſch, ſelbſtvergeſſen, in die befreite Unendlichkeit des Raumes hinein.

Überall, nicht nur in der Luft, nicht nur in der braunen, aufgewühlten oder mit Gras und Narziſſen bekleideten Erde und allem, was ſie durch Halme und Stämme in Blätter und Blüten aufſteigen ließ, ſondern auch in den Menſchen war das Feſtliche, und die braunen Geſichter der Bauern, die auf den Terraſſen zwiſchen den Reihen der Weinſtöcke mit Hacke oder gekrümmtem Meſſer arbeiteten, ſtrahlten von Sonntäglichkeit: hatten doch überdies die meiſten von ihnen das ſogenannte Oſterlamm, eine junge Ziege, bereits geſchlachtet und mit zuſammengebundenen Hinterläufen zu Hauſe am Türpfoſten aufgehängt.

Die Weiber, die ganz beſonders zahlreich und laut mit ihren gefüllten Wäſchekörben um den überfließenden Sarkophag aus Marmor verſammelt waren, unterbrachen, als der Prieſter und ſein Begleiter vorübergingen, ihre lärmende Heiterkeit. Auch am

Ausgang des Dorfes ſtanden Wäſcherinnen, wo unter einem kleinen Madonnenbild ein Waſſerſtrahl aus dem Felſen drang und ſich ebenfalls in einen antiken Sarkophag aus Marmor ergoß. Beide Stücke, ſowohl dieſer Sarkophag, als jener, der auf dem Platze ſtand, waren vor längerer Zeit aus einem Baumgarten voll tauſendjähriger Steineichen und Kaſtanien gehoben worden, wo ſie ſeit undenklicher Zeit, nur wenig aus dem Boden hervorragend, unter Ephen und wildem Lorbeer verſteckt, geſtanden hatten.

Im Vorübergehen bekreuzte ſich Francesco, ja, unterbrach das Schreiten für einen Augenblick, um der lieblich mit Feldblumenopfern der Landleute umſtellten Madonetta über dem Sarkophag, mit einer Beugung des Knies zu huldigen. Zum erſten Male ſah er dies kleine, von Bienen umſummte, liebliche Heiligtum, da er dieſen oberen Teil der Ortſchaft noch niemals beſucht hatte. War Soana mit ſeinem unteren Teil, mit ſeiner Kirche und einigen mit grünen Läden geſchmückten, hübſchen Bürgerhäuſern um den terraſſenartig untermauerten Kaſtanienplatz bürgerlich, beinahe wohlhabend, und zeigte es dort in Gärten und Gärtchen blühende Mandelbäumchen, Orangen, hohe Zypreſſen, kurz, eine mehr ſüdliche Vegetation, hier oben, einige hundert Schritte höher hinauf, war es nur noch ein alpines, ärmliches Hirtendorf, das nach Ziegen und Kuhſtall duftete. Auch ſetzte hier ein mit Wackerſteinen gepflaſterter, äußerſt ſteiler Bergweg ein, der durch täglichen morgendlichen Auszug und abendlichen Einzug der großen Gemeinde-Ziegenherde geglättet war; denn er führte hinauf und hinaus zur Gemeindealm in das keſſelförmige Quellgebiet des Flüßchens Savaglia, das weiter unten den herrlichen Waſſerfall von Soana bildet und nach kurzem, rauſchenden Lauf durch tiefe Schlucht im See von Lugano untergeht.

Nachdem der Prieſter, immer geführt von ſeinem Begleiter, eine kurze Weile auf dieſem Bergweg hinan geklettert war, ſtand er ſtill, um aufzuatmen. Den großen, ſchwarzen, tellerartigen Hut mit der Linken vom Kopfe nehmend, hatte er mit der Rechten ein großes, buntes Taſchentuch aus der Soutane gezogen, womit er die Schweißperlen von ſeiner Stirn tupfte. Im allgemeinen iſt der Naturſinn, der Sinn eines italieniſchen Prieſters für die Schönheit der Landſchaft, nicht ſonderlich. Aber der Weitblick von großer Höhe und aus der ſogenannten Vogelperſpektive, wie man es nennt, iſt doch ein Reiz, der auch den naivſten Menſchen mitunter trifft und ihm ein gewiſſes Staunen abnötigt. Francesco erblickte ſeine Kirche mitſamt der dazugehörigen Ortſchaft bereits nur noch als ein Miniaturbild tief unter ſich, während rings um ihn her die gewaltige Bergwelt, wie es ſchien, immer höher gen Himmel ragte. In das Gefühl des Frühjahrs miſchte ſich jetzt das Gefühl des Erhabenen, das vielleicht aus einem Vergleich der eigenen Kleinheit mit den erdrückend gewaltigen Werken der Natur und ihrer drohenden, ſtummen Nähe entſtehen mag und das mit einem halben Bewußtſein davon verbunden iſt, daß wir doch auch an dieſer Übermacht auf irgendeine Weiſe teilhalben. Kurz, Francesco fühlte ſich erhaben-groß und winzig-klein in ein und demſelben Augenblick, und dies gab den Anlaß, mit gewohnter Bewegung auf Stirn und Bruſt das vor Irrungen und Dämonen ſchützende Kreuz zu ſchlagen.

Im Weiterſteigen hatten bald wieder religiöſe Fragen und praktiſch-kirchliche Angelegenheiten ſeines Sprengels von dem jugendlich eifrigen Klerikus Beſitz ergriffen. Und als er wiederum diesmal am Eingang eines felſigen Hochtals ſtille ſtand und ſich umwandte, hatte ihn der Anblick eines arg verwahrloſten, hier für die Hirten errichteten, gemauerten Heiligenſchreins auf den Gedanken gebracht, alle vorhandenen Heiligtümer ſeines Kirchſpiels, und wenn ſie noch ſo entlegen wären, aufzuſuchen und in einen gotteswürdigen Stand zu ſetzen. Er ließ ſogleich ſeine Augen umherſchweifen und ſuchte den die vorhandenen Kultſtätten womöglich umfaſſenden Überblick.

Er nahm ſeine eigene Kirche mit dem daran geklebten Pfarrhaus zum Ausgangspunkt. Sie ſtand, wie geſagt, auf der Ebene des Dorfplatzes und ihre Außenmauern ſetzten ſich in ſteilen Wänden des Grundfelſens fort, an dem ein munterer Gebirgsbach unten vorüberrauſchte. Dieſer Gebirgsbach, unter dem Platz von Soana hindurchgeführt, trat in einem gemauerten Bogen ans Licht, wo er, freilich durch Abwäſſer ſtark verunreinigt, Baumgärten und blumige Wieſen wäſſerte. Jenſeits der Kirche, ein wenig höher, was von hier aus nicht feſtzuſtellen war, lag auf rundem, flachen Teraſſenhügel das älteſte Heiligtum der Umgegend, eine kleine Kapelle, der Jungfrau Maria geweiht, deren verſtaubtes Kultbild auf dem Altar von einem byzantiniſchen Moſaik der Apſis überwölbt wurde. Dieſes, trotz tauſendjährigen und höheren Alters in Goldgrund und Zeichnung wohlerhaltene Moſaik ſtellte Chriſtus Pantokrator dar. Die Entfernung von der Hauptkirche bis zu dieſem Heiligtum betrug nicht über drei Steinwurfsweiten. Eine andere hübſche Kapelle, dieſe der heiligen Anna geweiht, lag in der gleichen Entfernung von ihr. Über Soana und hinter Soana erhob ſich ein äußerſt ſpitzer Bergkegel, der im Umkreis natürlich von weiten Talräumen und den Flanken der überragenden Generoſo-Kette umgeben war. Dieſer beinahe zuckerhutartige, aber bis oben begrünte, ſcheinbar unzugängliche Berg hieß Sant Agatha, weil er auf ſeinem Gipfel zur Not ein Kapellchen eben dieſer Heiligen beherbergte. Dies waren im engſten Umkreis der Ortſchaft eine Kirche und drei Kapellen, der ſich im weiteren Kreiſe der Pfarre drei oder vier andern Kapellen anreihten. Auf jedem Hügel, an jeder hübſchen Wegwende, auf jeder weithin blickenden Spitze, da und dort an maleriſchen

Felsabſtürzen, nah und fern, über Schlucht und See hatten fromme Jahrhunderte Gotteshäuſer angeklebt, ſo daß in dieſer Beziehung die tiefe und allgemeine Frömmigkeit des Heidentums noch zu ſpüren war, die im Verlauf vergangener Jahrtauſende alle dieſe Punkte urſprünglich geweiht und ſo gegen die bedrohlichen, furchtbaren Mächte dieſer wilden Natur ſich göttliche Bundesgenoſſen geſchaffen hatte.

Der junge Eiferer ſah alle dieſe Anſtalten römiſch-katholiſchen Chriſtentums, wie ſie den ganzen Kanton Teſſin auszeichnen, mit Befriedigung. Freilich mußte er ſich zugleich mit dem Schmerz des echten Gottesſtreiters eingeſtehen, daß in ihnen weder überall ein reger und reiner Glaube lebendig war, noch auch nur eine genügend liebevolle Fürſorge ſeiner Amtsbrüder, um alle dieſe verſtreuten, himmliſchen Wohnſtätten vor Verwahrloſung und Vergeſſenheit zu bewahren.

Nach einiger Zeit ward in den engen Fußſteig eingebogen, der in dreiſtündiger, mühſamer Steigung zum Gipfel des Generoſo führt. Dabei mußte ſehr bald das Bett der Savaglia auf einer verfallenen Brücke überſchritten werden, in deren nächſter Nähe das Sammelbecken des Flüßchens war, das von da aus in ſeinen ſelbſtgebildeten Eroſionsſpalt von hundert und mehr Meter Tiefe hinabſtürzte. Hier hörte Francesco aus verſchiedenen Höhen, Tiefen und Richtungen neben dem Rauſchen des zu ſeinem Sammelbecken heraneilenden Wildwaſſers Herdengeläut und ſah einen Mann von rauhem Äußeren — es war der Gemeindehirt von Soana! — der lang auf der Erde ausgeſtreckt, ſich mit den Händen am Ufer ſtützend, den Kopf zum Waſſerſpiegel hinabgebeugt, ganz nach Art eines Tieres ſeinen Durſt löſchte. Hinter ihm graſten einige Ziegenmütter mit ihren Zicklein, während ein Wolfshund mit geſpitztem Ohr auf Befehle wartete und des Augenblicks, wo ſein Meiſter und Herr mit Trinken fertig war. „Auch ich bin ein Hirte," dachte

Franceſco, und als jener ſich von der Erde erhob und mit ſchneidendem Pfiff durch die Finger, der an den Felswänden widerhallte und mit weit ausholenden Steinwürfen ſeine überallhin verſtreuten Tiere bald zu ſchrecken, bald weiter zu treiben, bald zurückzurufen und überhaupt vor der Gefahr des Abſturzes zu bewahren ſuchte, dachte Franceſco, wie dies ſchon bei Tieren, geſchweige bei Menſchen, die der Verſuchung des Satans allezeit preisgegeben waren, eine mühevolle und verantwortungsſchwere Arbeit ſei.

Mit doppeltem Eifer begann nun der Prieſter weiter zu ſteigen, nicht anders, als wenn zu fürchten geweſen wäre, der Teufel könne auf dieſem Wege zu den verirrten Schafen womöglich der Schnellere ſein. Als er, immer von ſeinem Begleiter geführt, den Franceſco einer Unterhaltung nicht würdigte, eine Stunde und länger ſteil und beſchwerlich geſtiegen war, immer höher und höher in die Felswildnis des Generoſo hinein, hatte er plötzlich die Alpe von Santa Croce auf fünfzig Schritt vor Augen liegen.

Er wollte nicht glauben, daß jener Steinhaufen und das inmitten davon befindliche, ohne Mörtel aus flachen Steintafeln geſchichtete Mauerwerk, wie ihn der Führer verſichert hatte, das geſuchte Anweſen ſei. Was er erwartet hatte, war, nach den Reden des Sindaco, eine gewiſſe Wohlhabenheit, wogegen dieſe Behauſung höchſtens als eine Art Unterſchlupf für Schafe und Ziegen bei plötzlichem Unwetter gelten konnte. Da es auf einer ſteilen Halde von Geſteinſchutt und kantigen Felsblöcken lag und der Pfad dahin in ſeinem Zickzacklaufe verborgen war, ſchien der verfluchte Ort ohne Zugänge. Erſt nachdem der junge Prieſter ſein Befremden und einen gewiſſen Schauder, der ſich meldete, überwunden hatte und näher gedrungen war, geſtaltete ſich das

Bild der verſemten und gemiedenen Wohnſtätte etwas freundlicher.

Ja, die Trümmerſtätte verwandelte ſich ſogar vor den Augen des näherkommenden Prieſters in eitel Lieblichkeit: denn es ſchien, als würde die aus großer Höhe losgelöſte Lawine von Blöcken und Schutt durch den rohgemauerten Würfel der Wohnſtätte aufgeſtaut und feſtgehalten, ſo daß unter ihm eine ſteinfreie, ſaftig begrünte Lehne blieb, aus der in entzückender Fülle und holdeſter Lieblichkeit gelbe Kuhblumen bis an die Rampe vor die Haustüre hinankletterten — und als wären ſie neugierig, über die Rampe hinweg und buchſtäblich durch die Haustür in die verſemte Wohnhöhle hinein.

Bei dieſem Anblick ſtutzte Francesco. Dieſer Sturmlauf von gelben Wieſenblumen gegen die verrufene Schwelle hinauf, dieſes Hinanblühen üppiger Prozeſſionen langgeſtielter Vergißmeinnicht, unter denen Adern von Bergwaſſer verſickerten, und die ebenfalls mit ihrem blauen Abglanz des Himmels die Tür zu erobern ſuchten, ſchien ihm beinahe ein offener Proteſt gegen Acht, Bann und Femgerichte der Menſchen zu ſein. Francesco mußte ſich in ſeinem Staunen, dem eine gewiſſe Verwirrung folgte, mit ſeiner ſchwarzen Soutane auf einen von der Sonne gewärmten Geſteinsblock niederſetzen. Er hatte ſeine Jugend im Tal und dazu meiſt in geſchloſſenen Räumen, Kirchen, Hörſälen oder Studierzimmern zugebracht. Sein Naturſinn war nicht geweckt worden. Eine Unternehmung wie dieſe, in die erhabene, herbe Lieblichkeit des Hochgebirges hinein, hatte er niemals bisher ausgeführt und würde es vielleicht niemals getan haben, hätten nicht Zufall und Pflicht vereint ihm die Bergfahrt aufgedrängt. Nun überwältigte ihn die Neuheit und die Größe der Eindrücke.

Zum erſten Mal fühlte der junge Prieſter Francesco Vela eine klare und ganz große Empfindung von Daſein durch ſich hinbrauſen, die ihn augenblicklang vergeſſen ließ, daß er ein

Prieſter und weshalb er gekommen war. Alle ſeine Begriffe von Frömmigkeit, die mit einer Menge von kirchlichen Regeln und Dogmen verflochten waren, hatte dieſe Empfindung nicht nur verdrängt, ſondern ausgelöſcht. Er vergaß jetzt ſogar, das Kreuz zu ſchlagen. Unter ihm lag das ſchöne Luganer Gebiet der oberitalieniſchen Alpenwelt, lag Sant Agatha mit dem Wallfahrtskirchlein, über dem noch immer die braunen Fiſchräuber kreiſten, lag der Berg San Giorgio, tauchte die Spitze des Monte San Salvatore auf, und endlich lag in ſchwindelerregender Tiefe unter ihm, in die Täler des Gebirgsreliefs wie eine längliche Glasplatte ſorgfältig eingefaßt, der Capolago genannte Arm des Luganer Sees mit dem ſegelnden Boot eines Fiſchers darauf, das einer winzigen Motte auf einem Handſpiegel glich. Hinter alledem waren in der Ferne die weißen Gipfel der Hochalpen, gleichſam mit Francesco, höher und höher geſtiegen. Daraus hob ſich der Monte Roſa weiß, mit ſieben weißen Spitzen hervor, zugleich diademhaft und ſchemenhaft aus dem ſeidigen Blau des Azurs herüberſtrahlend.

Wenn man mit Fug von einer Bergkrankheit reden kann, ſo mit nicht minderem Recht darf man von einem Zuſtand reden, der Menſchen auf Berghöhen überkommt, und den man am beſten als Geſundheit ohnegleichen bezeichnet. Dieſe Geſundheit ſpürte nun auch der junge Prieſter im Blut, wie eine Erneuerung. Neben ihm, zwiſchen Steinen unter noch dürrem Heidekraut, ſtand eine kleine Blume, dergleichen Francesco noch niemals im Leben erblickt hatte. Es war eine überaus liebliche Spezies blauen Enzians, deſſen Blütenblättchen mit einem flammenden Blau überraſchend köſtlich bemalt waren. Der junge Mann in der ſchwarzen Soutane ließ das Blümchen, das er in ſeiner erſten Entdeckerfreude hatte abpflücken wollen, unbehelligt an ſeinem beſcheidenen Platze ſtehen und bog nur das Heidekraut beiſeite, um das Wunder lange entzückt zu betrachten.

überall aus den Steinen drang junges, hellgrünes Zwergbuchenlaub, und aus einer gewiſſen Ferne, über den Lehnen von hartem, grauen Schutt und zartem Grün, meldete ſich mit Glockengeläut die Herde des armen Luchino Scarabota. Dieſe ganze Bergwelt beſaß eine frühe Eigenart, den Jugendreiz verſunkener, menſchlicher Zeitalter, von denen in den Taltiefen keine Spur mehr vorhanden war.

Francesco hatte ſeinen Begleiter heimgeſchickt, da er den Rückweg ungeſtört durch die Gegenwart eines Menſchen machen wollte und überdies bei dem, was er am Herde Luchinos vorhatte, einen Zeugen nicht wünſchen konnte. Er war inzwiſchen bereits bemerkt worden, und eine Anzahl ſchmuddliger und verfilzter Kinderköpfe ſtreckten ſich immer wieder neugierig zu dem ſchwarzverräucherten Türloch der Scarabotaſchen Geſteinsburg heraus.

Langſam begann ſich der Prieſter ihr anzunähern und betrat jenen Umkreis des Anweſens, der den großen Viehbeſtand des Beſitzers anzeigte und von den Rückſtänden einer großen Herde Rinder und Ziegen verunreinigt war. In Francescos Naſe ſtieg ſtärker und ſtärker mit der dünnen und kräftigen Bergluft Rinder- und Ziegenduft, deſſen ſteigende Penetranz am Eingang der Wohnung durch zugleich mit ihm herausdringenden Holzkohlenrauch erträglich gemacht wurde. Als Francesco im Rahmen der Tür erſchien und mit ſeiner ſchwarzen Soutane das Licht verſtellte, waren die Kinder ins Dunkel zurückgewichen, von wo ſie dem Gruße des Prieſters, der ſie nicht ſah, und allen ſeinen Anreden Schweigen entgegenſetzten. Nur eine alte Mutterziege kam, meckerte leiſe und beſchnüffelte ihn.

Allmählich war es im Innern des Raumes für das Auge des Boten Gottes heller geworden. Er ſah einen Stall, mit einer hohen Dungſchicht gefüllt und nach hinten in eine natürliche Höhle vertieft, die urſprünglich im Nagelfluh, oder was für Geſtein es ſein mochte, vorhanden war. In einer groben Steinwand rechts war ein Durchgang geöffnet, durch den der Prieſter einen Blick auf den jetzt verlaſſenen Herd der Familie tat: einen Aſchenberg, innen noch voll Glut und zwar auf dem natürlich zutage liegenden Felſen des Fußbodens aufgeſchichtet. An einer von dickem Ruß überdeckten Kette hing ein verbeulter, ebenfalls verrußter, kupferner Topf darüber herab. An dieſer Feuerſtätte des Steinzeitmenſchen ſtand eine lehnenloſe Bank, deren fauſtdickes, breites Sitzbrett auf zwei ebenſo breiten, im Felſen befeſtigten Pfeilern ruhte und das ſeit einem Jahrhundert und länger von Generationen ermüdeter Hirten, Hirtenweiber und Kinder abgewetzt und poliert worden war. Das Holz ſchien nicht mehr Holz, ſondern ein gelber, polierter Marmor oder Speckſtein zu ſein, aber mit zahlloſen Narben und Schnitten. Der quadratiſche Raum, der im übrigen mit ſeinen natürlich ungeputzten, aus rohen Blöcken und Schieferplatten geſchichteten Mauern mehr einer Höhle glich und aus dem der Qualm durch die Tür in den Stall und wiederum von dort durch die Tür vollends ins Freie drang, weil er außer etwa durch Undichtigkeiten der Wände ſonſt keinen Abzug hatte, der Raum alſo war vom Qualm und Ruß der Jahrzehnte geſchwärzt, ſo daß man beinahe den Eindruck gewinnen konnte, im Innern eines dickverrußten Kamines zu ſein.

Eben bemerkte Francesco den eigentümlichen Glanz von Augen, die aus einem Winkel hervorleuchteten, als draußen ein Rollen und Rutſchen von Geſteinſchutt hörbar ward und gleich darauf die Geſtalt Luchino Scarabotas in die Tür und wie ein lautloſer Schatten vor die Sonne trat, wodurch ſich der Raum noch tiefer verdunkelte. Der verwilderte Berghirt atmete ſchwer, nicht allein deshalb, weil er in kurzer Zeit den Weg von einer entfernten, höher gelegenen Alm gemacht, nachdem er von dort aus die Ankunft des Prieſters beobachtet hatte, ſondern weil dieſer Beſuch ein Ereignis für den Verfemten war.

Die Begrüßung war kurz. Francesco wurde von ſeinem Wirt zum Sitzen genötigt, nachdem er die Speckſteinbank mit ſeinen rauhen Händen von Steinen und abgeriſſenen Kuhblumen geſäubert hatte, die der verfluchten Brut ſeiner Kinder als Spielzeug gedient hatten.

Der Berghirte ſchürte und blies aus vollen Backen das Feuer an, wobei ſeine fieberhaſten Augen im Widerſchein noch wilder erglänzten. Er nährte die Flamme mit Scheiten und trockenem Reiſig auf, ſo daß der beizende Qualm den Prieſter beinahe vertrieben hätte. Das Betragen des Hirten war von kriechender Unterwürfigkeit und von einem ängſtlichen Eifer getragen, dermaßen, als ob nun alles darauf ankäme, ſich die Gnade des höheren Weſens nicht zu verſcherzen, das ſeine ſchlechte Wohnung betreten hatte. Er brachte eine große ſchmutzige Gelte voll Milch herbei, deren Oberfläche dicken Rahm abgeſetzt hatte, aber leider auf eine unglaubliche Weiſe verunreinigt war, ſo daß Francesco ſie ſchon deshalb nicht anrühren konnte. Er wies aber auch den Genuß von friſchem Käſe und reinlichem Brote zurück, trotzdem er hungrig geworden war, weil er ſich in abergläubiſcher Scheu damit zu verſündigen fürchtete. Schließlich, als der Berghirt ſich ein wenig beruhigt hatte und mit furchtſam wartenden Blicken und hängenden Armen ihm gegenüber ſtand, begann der Prieſter alſo zu reden:

Luchino Scarabota, Ihr ſollt des Troſtes unſerer heiligen Kirche nicht verluſtig gehen, und Eure Kinder ſollen aus der Gemeinſchaft katholiſcher Chriſten nicht ferner verſtoßen ſein, wenn es ſich entweder herausſtellt, daß die üblen Gerüchte über Euch unwahr ſind, oder wenn Ihr redlich beichtet, Reue und Zerknirſchung zeigt und Euch bereit findet, mit Gottes Hilfe den Stein des Anſtoßes aus dem Wege zu räumen. Alſo öffnet mir zuerſt Euer Herz, Scarabota, bekennet mit Freimut, worin Ihr verleumdet ſeid und mit wahrhaftiger Wahrheit die Sündenſchuld, die Euch etwa belaſtet."

Nach dieſer Anrede ſchwieg der Hirt. Es rang ſich nur plötzlich ein kurzer, wilder Ton aus ſeiner Kehle hervor, der aber keinerlei Gefühl verriet, vielmehr etwas Gluckſendes, Vogelartiges an ſich hatte. Wie es Francesco geläufig war, ſchritt er alsbald dazu, dem Sünder die ſchrecklichen Folgen der Verſtocktheit vorzuſtellen und die verſöhnliche Güte und Liebe Gottes des Vaters, die er durch das Opfer ſeines einigen Sohnes bewieſen habe, das Opfer des Lammes, das die Sünden der Welt auf ſich nahm. Durch Jeſum Chriſtum, ſchloß er, kann jede Sünde vergeben werden, vorausgeſetzt, daß eine rückhaltloſe Beichte, verbunden mit Reue und Gebet, dem himmliſchen Vater die Zerknirſchung des armen Sünders bewieſen hat.

Erſt nachdem Francesco, der Prieſter, eine lange Weile gewartet hatte und ſich achſelzuckend erhob, wie es ſchien, um davon zu gehen, begann der Hirte ein unverſtändliches Durcheinander von Worten durch die Kehle zu würgen: eine Art Gewölle, wie es der Raubvogel tut. Und mit geſpannter Aufmerkſamkeit verſuchte der Prieſter das Verſtändliche aus dem Wuſte feſtzuhalten. Aber dieſes Verſtändliche erſchien ihm ebenſo wie das Dunkle fremd und wunderbar. Nur ſo viel ward aus der beängſtigenden und beklemmenden Menge eingebildeter Dinge klar, daß Luchino Scarabota ſich ſeines Beiſtandes gegen allerlei Teufel, die in den Bergen hauſten und ihn bedrängten, verſichern wollte.

Es hätte dem jungen, gläubigen Prieſter ſchlecht angeſtanden, am Daſein und Wirken von böſen Geiſtern zu zweifeln. War doch die Schöpfung erfüllt von allen Arten und Graden gefallener Engel aus dem Gefolge Luzifers, des Empörers, den Gott verſtoßen hatte; hier aber grauſte ihm, er wußte nicht, ob vor der Verfinſterung durch unerhörten Aberglauben, auf die er traf, oder ob vor der hoffnungsloſen Erblindung durch Unwiſſenheit. Er beſchloß, mittels einzelner Fragen ſich über den Vorſtellungskreis und das Begriffsvermögen ſeines Parochialen ein Urteil zu bilden.

Da ward denn alsbald erſichtlich: dieſer wilde, verwahrloſte Menſch wußte nichts von Gott, noch viel weniger von Jeſus Chriſtus, dem Heiland, am allerwenigſten vom Vorhandenſein eines Heiligen Geiſts. Dagegen gewann es den Anſchein, als fühle er ſich von Dämonen umgeben und ſei beſeſſen von einem düſteren Verfolgungswahn. Und in dem Prieſter ſah er nicht etwa den berufenen Diener Gottes, ſondern viel eher einen mächtigen Zauberer oder den Gott. Was ſollte Francesco anderes tun, als ſich bekreuzigen, während der Hirte ſich demütig auf die Erde warf und mit feuchten, wulſtigen Lippen ſeine Schuhe abgöttiſch zu belecken und mit Küſſen zu bedecken begann.

Der junge Prieſter hatte ſich noch niemals in einer ähnlichen Lage befunden. Die dünne Bergluft, der Frühling, die Trennung von der eigentlichen Schicht der Ziviliſation brachten es mit ſich, daß ſein Bewußtſein ſich ein wenig umnebelte. Etwas wie ein traumhafter Bann zog ins Bereich ſeiner Seele ein, darin ſich die Wirklichkeit zu ſchwebenden Luftgebilden auflöſte. Dieſe Veränderung verband ſich mit einer leiſen Furchtſamkeit, die ihm mehrmals ſchleunige Flucht hinab ins Bereich der geweihten Kirchen und Glocken anraten wollte. Der Teufel war mächtig, wer konnte wiſſen, wie viele Mittel und Wege er hatte, den ahnungsloſen, gutgläubigſten Chriſten hinanzulocken und vom Rande eines ſchwindelerregenden Abgrunds hinabzuſtürzen.

Man hatte Francesco nicht gelehrt, daß die Götzen der Heiden nur leere Gebilde der Phantaſie und nichts weiter geweſen ſeien. Die Kirche anerkannte ausdrücklich ihre Macht, nur daß ſie dieſelbe als eine Gott feindliche hinſtellte. Sie kämpften noch immer, wenn auch hoffnungslos, mit dem allmächtigen Gott um die

Welt. Deshalb erſchrak der bleiche, junge Prieſter nicht wenig, als ſein Wirt ein hölzernes Ding aus irgendeinem Winkel ſeiner Behauſung hervorholte, eine greuliche Schnitzerei, die zweifellos einen Fetiſch vorſtellte. Trotz ſeines prieſterlichen Abſcheus vor dem zuchtloſen Gegenſtand, konnte Francesco nicht umhin, das Gebilde näher zu betrachten. Mit Abſcheu und Staunen geſtand er ſich, daß hier die ſcheußlichſten, heidniſchen Greuel, nämlich die des ländlichen Priapdienſtes, noch lebendig ſeien. Nichts anderes, als Priap konnte, wie klar erſichtlich war, das primitive Kultbild vorſtellen.

Kaum hielt Francesco den kleinen, harmloſen Zeugungsgott, den Gott der ländlichen Fruchtbarkeit, der bei den Alten ſo offen in hohen Ehren ſtand, als ſich die ſonderbare Umklammerung ſeines Weſens in heiligen Zorn umſetzte. Er warf zunächſt, ohne Überlegung, das ſchamloſe, kleine Alräunchen ins Feuer hinein, von wo es aber mit der Schnelligkeit eines Hundes-Zufahrens der Hirt im ſelben Augenblick wieder herausholte. Es glimmte da und es brannte dort, wurde aber ſofort durch die rauhen Hände des Heidenmenſchen in den alten ungefährlichen Zuſtand verſetzt. Nun mußte es aber, ſamt ſeinem Retter, eine Flut von ſtrafenden Worten über ſich hingehen laſſen.

Luchino Scarabota ſchien nicht zu wiſſen, welchen von beiden Göttern er für den ſtärkeren halten ſollte: den von Holz oder den von Fleiſch und Blut. Indeſſen hielt er den Blick, in dem ſich Entſetzen und Grauen mit tückiſcher Wut miſchten, auf die neue Gottheit gerichtet, deren frevelhafte Kühnheit jedenfalls nicht auf ein Bewußtſein von Schwäche ſchließen ließ. Einmal im Zuge, ließ ſich der Bote des einigen und alleinigen Gottes in ſeinem heiligen Eifer durch noch ſo gefährliche Blicke des umnachteten Götzendieners nicht einſchüchtern. Und ohne alle Umſtände kam er nun auch auf die verruchte Sünde zu ſprechen, der, wie man allgemein behauptete, der Kinderſegen des Berghirten zu verdanken war.

In die lauten Reden des jungen Prieſters platzte gleichſam die Schweſter Scarabotas hinein, die aber, ohne zu reden und nur verſtohlen den Eiferer muſternd, ſich da und dort in der Höhle zu tun machte. Sie war ein bleiches und widerwärtiges Weib, dem Waſchwaſſer, wie es ſchien, eine unbekannte Sache war. Man ſah ihren nackten Körper durch die Riſſe verwahrloſter Kleider unangenehm hindurchſchimmern.

Nachdem der Prieſter geendet und ſeinen Vorrat von ſtrafenden Anklagen fürs erſte erſchöpft hatte, ſchickte das Weib den Bruder mit einem kurzen, kaum hörbar geſprochenen Wort ins Freie hinaus. Ohne Widerſpruch war der wilde Menſch ſogleich wie der folgſamſte Hund verſchwunden. Hierauf küßte die ſchmutzſtarrende Sünderin, der das verfilzte, ſchwarze Haar über die breiten Hüften hing, mit den Worten „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ dem Prieſter die Hand.

Gleich darauf brach ſie in Tränen aus.

Sie ſagte, der Prieſter habe ganz recht, wenn er ſie mit harten Worten verurteile. Sie habe ſich allerdings verſündigt gegen Gottes Gebot, wenn auch keineswegs in der Weiſe, wie es die Verleumdung ihr nachrede. Sie allein ſei die Sünderin, ihr Bruder dagegen vollkommen unſchuldig. Sie ſchwor und zwar bei allen Heiligen, daß ſie jener fürchterlichen Sünde, der man ſie zeihe, der Blutſchande nämlich, niemals verfallen wäre. Freilich habe ſie unkeuſch gelebt, und da ſie nun einmal im Beichten ſei, ſo ſei ſie bereit, die Väter ihrer Kinder zu beſchreiben, wenn auch nicht alle namhaft zu machen. Denn nur die wenigſten Namen wiſſe ſie, da ſie, wie ſie ſagte, aus Not oftmals ihre Gunſt an vorüberkommende Fremde verkauft habe.

Im übrigen habe ſie ihre Kinder ohne jede Hilfe mit Schmerzen zur Welt gebracht, und einige hätte ſie müſſen da und dort, bald nach der Geburt, im Schutte des Generoſo wieder begraben. Ob er ſie nun abſolvieren könne oder nicht, ſie wiſſe trotzdem, daß Gott ihr verziehen habe, denn ſie habe durch Nöte, Leiden und Sorgen genügſam gebüßt.

Franceſco konnte nicht anders, als die weinende Beichte des Weibes wie ein Gewebe von Lügen anſehen, wenigſtens ſoweit das Verbrechen in Frage kam. Freilich fühlte er, es gab Handlungen, die jedem Bekenntnis vor Menſchen unbedingt widerſtreben und die nur Gott allein in einſamer Stille des Gebetes erfährt. Er achtete in dem verkommenen Weibe dieſe Schamhaſtigkeit und konnte ſich überhaupt nicht verhehlen, daß ſie in mancher Beziehung höher als ihr Bruder geartet war. In der Art ihrer Rechtfertigung lag eine klare Entſchloſſenheit. Das Auge geſtand, aber ein Geſtändnis durch Worte würden ihr weder gutes Zureden, noch glühende Zangen des Henkers entriſſen haben. Sie war es geweſen, wie ſich ergab, die den Mann zu Franceſco geſandt hatte. Sie hatte den jungen, bleichen Prieſter geſehen, als ſie eines Tages nach Lugano zum Markte ging, wo ſie die Erzeugniſſe ihrer Alm verhandelte, und ſie hatte bei ſeinem Anblick Vertrauen und den Gedanken gefaßt, ihm ihre verfemten Kinder ans Herz zu legen. Sie allein war das Familienhaupt und trug die Sorge für Bruder und Kinder.

„Ich laſſe es unerörtert,“ ſagte Franceſco, „inwieweit Ihr ſchuldig oder unſchuldig ſeid. Eines ſteht feſt: wenn Ihr Eure Kinder nicht wie Tiere aufwachſen laſſen wollt, ſo müßt Ihr Euch von dem Bruder trennen. Solange Ihr mit ihm lebt, wird der furchtbare Leumund, den Ihr habt, niemals zum Schweigen zu bringen ſein. Immer wird man die ſchreckliche Sünde bei Euch vorausſetzen.“

Nach dieſen Worten ſchien Verſtockung und Trotz im Gemüte des Weibes herrſchend zu werden, jedenfalls gab ſie keine Antwort und widmete ſich ſo, als ob kein Fremder zugegen wäre, eine längere Weile häuslicher Tätigkeit. Währenddeſſen kam ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen herein, das einige Ziegen in die

Öffnung des Stalles trieb und ſich alsdann, ebenfalls als wenn Franceſco nicht da wäre, an der Arbeit des Weibes beteiligte. Der junge Prieſter wußte ſofort, als er nur erſt den Schatten des Mädchens durch die Tiefe der Höhle gleiten ſah, daß es von ungewöhnlicher Schönheit ſein mußte. Er bekreuzte ſich, denn er hatte einen leiſen Schrecken unerklärlicher Art im Körper geſpürt. Er wußte nicht, ob er in Gegenwart der jugendlichen Hirtin ſeine Ermahnungen wieder aufnehmen ſollte. Zwar war ſie, wie nicht zu bezweifeln war, von Grund aus verderbt, da Satan ſie auf dem Wege der ſchwärzeſten Sünde zum Leben erweckt hatte, aber es konnte doch noch ein Reſt von Reinheit in ihr ſein, und wer mochte wiſſen, ob ſie von ihrem ſchwarzen Urſprung eine Ahnung hatte.

Ihre Bewegungen zeigten jedenfalls eine große Gelaſſenheit, aus der man keineswegs auf Unruhe des Gemütes oder Gewiſſensbeſchwernis ſchließen konnte. Im Gegenteil war alles an ihr von einer beſcheidenen Selbſtſicherheit, die durch das Daſein des Pfarrers nicht berührt wurde. Sie hatte Franceſco bis jetzt nicht mit einem Blicke geſtreift, wenigſtens nicht ſo, daß er ihrem Auge begegnet wäre oder ſie ſonſtwie ertappt hätte. Ja, während er ſelbſt ſie verſtohlen durch die Brille beobachtete, mußte er mehr und mehr in Zweifel ziehen, ob wirklich ein Kind der Sünde, ein Kind ſolcher Eltern von dieſer Beſchaffenheit ſein könnte. Endlich verſchwand ſie über eine Steigeleiter in eine Art Dachgelaß hinauf, ſo daß nun Franceſco ſein mühſames Seelſorgerwerk fortſetzen konnte.

„Ich kann meinen Bruder nicht verlaſſen,“ ſagte die Frau, „und zwar ganz einfach deshalb, weil er ohne mich hilflos iſt. Er kann zur Not ſeinen Namen ſchreiben, und ich habe ihm das nur mit der größten Mühe beigebracht. Er kennt keine Münze, und vor der Eiſenbahn, der Stadt und den Menſchen fürchtet er ſich. Wenn ich fortgehe, wird er mich verfolgen, wie ein armer Hund ſeinen verlorenen Herrn verfolgt. Er wird mich entweder finden oder elend zugrunde gehen: und was ſoll dann aus den Kindern und unſerem Beſitztum werden. Bleibe ich mit den Kindern hier, ſo wollte ich den wohl ſehen, dem es gelänge, meinen Bruder fortzuſchaffen: man müßte ihn denn in Ketten tun und hinter Eiſenſtangen in Mailand einſchließen."

Der Prieſter ſagte: „Dies kann ſich am Ende noch ereignen, wenn Ihr meinem guten Rate nicht folgen wollt."

Da gingen die Ängſte des Weibes in Wut über. Sie habe ihren Bruder zu Francesco geſchickt, damit er ſich ihrer erbarme, aber nicht deshalb, damit er ſie unglücklich mache. Es ſei ihr dann ſchon lieber, von denen da unten gehaßt und ausgeſtoßen weiter zu leben, wie bisher. Sie ſei eine gute Katholikin, aber wen die Kirche ausſtoße, der habe ein Recht, ſich dem Teufel anheimzugeben. Und was ſie bisher noch nicht getan habe, die große, ihr zur Laſt gelegte Sünde, werde ſie dann vielleicht erſt tun.

In dieſe mit einzelnen Schreien gemiſchten, gepreßten Worte der Frau hörte Francesco von dort, wo das Mädchen verſchwunden war, von oben her, immer einen ſüßen Geſang bald im leiſeſten Hauch, bald ſtärker ſchwellend hineinklingen: ſo daß ſeine Seele mehr in dieſem melodiſchen Banne, als bei den Wutausbrüchen des verkommenen Weibes war. Und eine Welle ſtieg heiß in ihm, verbunden mit einer Bangigkeit, wie er ſie nie gefühlt hatte. Das qualmige Loch dieſes tieriſch-menſchlichen Wohnſtalles ſchien, wie durch Zauberei, in die lieblichſte aller kriſtallenen Grotten des Danteſchen Paradieſes verwandelt zu ſein: — voll Engelſtimmen und lachtaubenartig klingender Fittiche.

Er ging. Es war ihm unmöglich, noch länger, ohne ſichtbar zu beben, ſolchen verwirrenden Einflüſſen ſtandzuhalten. Draußen, vor dem ausgehöhlten Steinhauſen angelangt, ſog er die Friſche der Bergluſt ein und ward ſogleich, wie ein leeres Gefäß, mit dem ungeheuren Eindruck der Bergwelt angefüllt. Seine Seele ward gleichſam in die weiteſte Kraft des Auges verlegt und beſtand aus den koloſſalen Maſſen der Erdrinde, von fernen, ſchneeichten Spitzen zu nahen, furchtbaren Abgründen, unter der königlichen Helle des Frühlingstages. Noch immer ſah er braune Fiſchadler überm Zuckerhut von Sant Agatha ihre ſelbſtvergeſſenen Kreiſe ziehn. Da verfiel er darauf, der verfemten Familie dort einen heimlichen Gottesdienſt abzuhalten und eröffnete dieſen Gedanken der Frau, die kummervoll auf die vom gelben Löwenzahn umwucherte Schwelle der Höhle getreten war. „Nach Soana dürft Ihr nicht kommen, wie Ihr ja ſelber wißt,“ ſagte er, „würde ich Euch dazu einladen, ich und Ihr, wir würden gleich übel beraten ſein.“

Wiederum ward das Weib bis zu Tränen gerührt und verſprach, ſich an einem beſtimmten Tage mit dem Bruder und den älteren Kindern vor der Kapelle von Sant Agatha einzufinden.

Als der junge Prieſter ſoweit aus dem Bereich der Wohnſtätte Luchino Scarabotas und ſeiner fluchbeladenen Familie war, daß er von dort aus nicht mehr geſehen werden konnte, wählte er einen von der Sonne durchwärmten Block zum Ruheplatz, um über das eben Erlebte nachzudenken. Er ſagte ſich, daß er zwar mit einem ſchauerlichen Intereſſe, aber doch pflichtmäßig nüchternen Sinnes und ohne jeden Vorſchmack von dem heraufgeſtiegen war, was ihn jetzt auf ſo ahnungsvolle Weiſe beunruhigte. Was war das doch? Er zupfte, ſtrich und putzte lange an ſeiner Soutane herum, als ob er es dadurch loslöſen könnte.

Als er nach einiger Zeit noch immer nicht die erwünſchte Klarheit empfand, nahm er gewohnheitsgemäß ſein Brevier aus der Taſche, aber auch das alsbald begonnene, laute Leſen befreite ihn nicht von einer gewiſſen wunderlichen Unſchlüſſigkeit. Es war ihm zumute, als ob er irgendetwas, einen wichtigen Punkt ſeiner Sendung, zu erledigen vergeſſen hätte. Deshalb wandte er ſeine Blicke unter der Brille immer wieder mit einer gewiſſen Erwartung den Weg zurück und konnte ſich nicht ermannen, den begonnenen Abſtieg fortzuſetzen.

So verfiel er in ſeltſame Träumerei, aus der ihn zwei kleine Vorfälle weckten, die ſeine aus dem gewohnten Bereich gebrochene Phantaſie mit erheblicher Übertreibung ſah: erſtlich zerſprang ihm mit einem Knick, durch den Einfluß der kalten Bergluft, das rechte Brillenglas, und faſt unmittelbar darauf hörte er ein fürchterliches Gepruſt über ſeinem Kopf und ſpürte einen heftigen Druck auf den Schultern.

Der junge Prieſter war aufgeſprungen. Er lachte laut, als er die Urſache ſeines paniſchen Schreckens in einem ſcheckigen Geißbock erkannte, der ihm einen Beweis ſeines unbegrenzten Vertrauens dadurch gegeben hatte, daß er ohne jedwede Rückſicht gegen ſein geiſtliches Gewand mit den Vorderhufen auf ſeine Schultern geſprungen war.

Damit begann aber erſt ſeine höchſt vertrauliche Zudringlichkeit. Der zottige Bock mit den ſtarken, ſchön gewundenen Hörnern und feuerſpeienden Augen war gewohnt, wie es ſchien, vorüberkommende Bergſteiger anzubetteln und tat dies auf eine ſo drollige, entſchloſſene und unwiderſtehliche Art, daß man ſich ſeiner nur durch die Flucht erwehren konnte. Er ſetzte Franceſco immer wieder, hochaufgebäumt, die Hufe vor die Bruſt und ſchien entſchloſſen, nachdem der Bedrängte ſich eine Durchſchnupperung ſeiner Taſchen hatte gefallen laſſen müſſen und einige Brotreſte mit unglaublicher Gier verſchluckt worden waren, Haar, Naſe und Finger des Prieſters abzuknabbern.

Eine alte, bärtige Geiß, der Glocke und Euter bis auf die

Erde hing, war dem Wegelagerer nachgefolgt und begann, durch dieſen ermutigt, den Prieſter ebenſo zu bedrängen. Ihr hatte das mit Goldſchnitt und Kreuz verſehene Brevier beſonderen Eindruck gemacht, und es gelang ihr, während Francesco mit der Abwehr eines gewundenen Bockshorns zu tun hatte, ſich des Büchelchens zu bemächtigen. Und ſeine ſchwarz bedruckten Blätter für grüne nehmend, aß ſie, nach des Propheten Vorſchrift, die heiligen Wahrheiten buchſtäblich und gierig in ſich hinein.

In ſolchen Nöten, die ſich durch Anſammlung anderer, vereinzelt weidender Tiere noch geſteigert hatten, erſchien mit einemmal die Hirtin als Retterin. Es war ebendasſelbe Mädchen, das Francesco zuerſt in der Hütte Luchinos flüchtig erblickt hatte. Er ſagte, als die ſchlanke und ſtarke Perſon, nachdem ſie die Ziegen verſcheucht hatte, mit friſch geröteten Wangen und lachenden Augen vor ihm ſtand: „Du haſt mich gerettet, braves Mädchen!“ Und er ſetzte ebenfalls lachend hinzu, indem er ſein Brevier aus den Händen der jungen Eva entgegennahm: „Es iſt eigentlich wunderlich, daß ich trotz meines Hirtenamts gegen Deine Herde ſo hilflos bin.“

Ein Prieſter darf ſich nicht länger, als ſeine kirchliche Pflicht etwa erfordert, mit einem jungen Mädchen oder Weibe unterhalten, und die Gemeinde vermerkt es ſofort, wenn er außerhalb der Kirche bei einer ſolchen Begegnung zu zweien geſehen wird. So hatte denn auch Francesco, eingedenk ſeines ſtrengen Berufs, ohne ſich lange zu verweilen, ſeinen Rückweg fortgeſetzt: dennoch hatte er ein Gefühl, als ob er ſich auf einer Sünde ertappt hätte und bei nächſter Gelegenheit ſich durch eine reuige Beichte reinigen müſſe. Noch war er nicht aus dem Bereich der Herdenglocken gelangt, als der Klang einer weiblichen Stimme zu ihm drang, der ihn plötzlich wiederum alle Meditationen vergeſſen machte. Die Stimme war ſo geartet, daß er nicht auf den Gedanken kam, ſie könne der eben zurückgelaſſenen Hirtin angehören. Francesco hatte nicht nur zu Rom die kirchlichen Sänger des Vatikans, ſondern auch öfters früher mit ſeiner Mutter in Mailand weltliche Sängerinnen gehört, und alſo war ihm Koloratur und bel canto der Primadonnen nicht unbekannt. Er ſtand unwillkürlich ſtill und wartete. Unzweifelhaft ſind es Touriſten von Mailand, dachte er und hoffte womöglich, im Vorübergehen die Beſitzerin dieſer herrlichen Stimme ins Auge zu faſſen. Da ſie nicht kommen wollte, ſetzte er weiter Fuß vor Fuß, ſorgſam abſteigend, in die ſchwindelerregende Tiefe hinunter.

Was Francesco im ganzen und im einzelnen auf dieſem Berufsgang erlebt hatte, war äußerlich nicht der Rede wert, wenn man die Greuel nicht in Erwägung zieht, die ihre Brutſtätte in der Hütte der armen Geſchwiſter Scarabota hatten. Aber der junge Prieſter fühlte ſogleich, wie dieſe Bergfahrt für ihn ein Ereignis von großer Bedeutung geworden war, wenn er auch über den ganzen Umfang dieſer Bedeutung vorläufig noch nicht entfernt Beſcheid wußte. Er ſpürte, daß von innen heraus eine Umwandlung mit ihm vorgegangen war. Er befand ſich in einem neuen Zuſtande, der ihm von Minute zu Minute wunderlicher und einigermaßen verdächtig war, aber doch lange nicht ſo verdächtig, daß er womöglich den Satan gewittert oder etwa ein Tintenfaß nach ihm geſchleudert haben würde, wenn er es auch in der Taſche gehabt hätte. Die Bergwelt lag wie ein Paradies unter ihm. Zum allererſten Male wünſchte er ſich, mit unwillkürlich gefalteten Händen, Glück, von ſeinem Oberen gerade mit der Verwaltung dieſer Pfarre betraut worden zu ſein. Was war, gegen dieſe köſtliche Tiefe gehalten, Petri Tuch, das an drei Zipfeln von Engeln gehalten vom Himmel kam. Wo gab es eine für Menſchenbegriffe größere Majeſtät, wie dieſe unzugänglichen Generoſo-Schroffen, an denen fort und fort der dumpfe Frühlingsdonner ſchmelzenden Schnees in Lawinen hörbar ward.

Vom Tage ſeines Beſuches bei den Verfemten an konnte ſich Francesco zu ſeinem Erſtaunen nicht mehr in den gedankenloſen Frieden ſeines früheren Daſeins zurückfinden. Das neue Geſicht, das die Natur für ihn angenommen hatte, verblaßte nicht mehr, und ſie wollte ſich auf keine Weiſe in ihren früheren, unbeſeelten Zuſtand zurückdrängen laſſen. Die Art ihrer Einwirkungen, durch die der Prieſter nicht nur am Tage, ſondern auch in ſeinen Träumen beängſtet wurde, nannte er und erkannte er zunächſt als Verſuchungen. Und da der Glaube der Kirche, ſchon dadurch, daß er ihn bekämpft, mit dem heidniſchen Aberglauben verſchmolzen iſt, ſo führte Francesco ſeine Verwandlung allen Ernſtes auf die Berührung jenes hölzernen Gegenſtandes zurück, jenes Alräunchens, das der ſtruppige Hirt aus dem Feuer gerettet hatte. Da war unzweifelhaft noch ein Reſt jener Greuel lebendig geblieben, denen die Alten unter dem Namen des Phallus-Dienſtes huldigten, jenes ſchmachvollen Kultes, der durch den heiligen Krieg des Kreuzes Jeſu in der Welt niedergezwungen worden war. — Bis dahin, als er den ſcheußlichen Gegenſtand erblickt hatte, war allein das Kreuz in Francescos Seele eingebrannt. Man hatte ihn, nicht anders, wie wenn man die Schafe einer Herde mit einem glühenden Stempel zeichnet, mit dem Brandmal des Kreuzes verſehen, und dieſes Stigma war, im Wachen und Träumen gegenwärtig, zum Weſensſymbol ſeiner ſelbſt geworden. Nun blickte der leidige und leibhaftige Satan über dem Kreuzesbalken herab, und das höchſt unſaubere, entſetzliche Satyrſymbol nahm in immerwährendem Wettſtreit mehr und mehr die Stelle des Kreuzes ein.

Francesco hatte, neben dem Bürgermeiſter, vor allem ſeinem Biſchof über den Erfolg ſeines Hirtenganges Bericht erſtattet; die Antwort, die er von ihm erhielt, war eine Billigung ſeines Vorgehens. „Vor allem," ſchrieb der Biſchof, „vermeiden wir jedes laute Ärgernis." Er fand es überaus klug, daß Francesco für die armen Sünder einen beſonderen und geheimen Gottesdienſt auf Sant Agatha, in der Kapelle der heiligen Mutter Mariens, anberaumt hatte. Aber die Anerkennung ſeines Oberen konnte den Seelenfrieden Francescos nicht herſtellen, er vermochte den Gedanken nicht los zu werden, daß er von dort oben mit einer Art Bezauberung behaftet zurückgekommen ſei.

In Ligornetto, wo Francesco geboren war, und wo ſein Oheim, der berühmte Bildhauer, die letzten zehn Jahre ſeines Lebens zugebracht hatte, war noch derſelbe alte Pfarrer, der ihn als Knabe in die Heilswahrheiten des katholiſchen Glaubens eingeführt und ihm den Weg der Gnade gewieſen hatte. Dieſen alten Prieſter ſuchte er eines Tages auf, nachdem er den Weg von Soana bis Ligornetto in beiläufig drei Stunden zurückgelegt hatte. Der alte Prieſter hieß ihn willkommen und war mit ſichtlicher Rührung bereit, die Beichte des jungen Mannes, die er ihm abzulegen wünſchte, entgegenzunehmen. Natürlich abſolvierte er ihn.

Francescos Gewiſſensnöte ſind ungefähr in folgender Eröffnung, die er dem Alten machte, ausgedrückt. Er ſagte: „Seit ich bei den armen Sündern auf der Alpe von Santa Croce war, befinde ich mich in einer Art von Beſeſſenheit. Ich ſchüttele mich. Es iſt mir, als hätte ich nicht etwa einen anderen Rock, ſondern geradezu eine andere Haut angezogen. Wenn ich den Waſſerfall von Soana rauſchen höre, ſo möchte ich am liebſten in die tiefe Schlucht hinunterklettern und mich unter die ſtürzenden Waſſermaſſen ſtellen, ſtundenlang, gleichſam um äußerlich und innerlich rein und geſund zu werden. Sehe ich das Kreuz in der Kirche, das Kreuz über meinem Bett, ſo lache ich. Es will mir nicht gelingen, wie früher, zu weinen und zu ſeufzen und mir die Leiden des Heilands vorzuſtellen. Dagegen werden meine Augen von allerlei Gegenſtänden angezogen, die dem Alräunchen des Luchino Scarabota ähnlich ſind. Manchmal ſind ſie ihm auch ganz unähnlich, und ich ſehe doch eine Ähnlichkeit. Um zu ſtudieren, um mich in das Studium der Kirchenväter recht tief verſenken zu können, hatte ich Vorhänge an die Fenſter meines Stübchens gemacht. Ich habe ſie nun hinweggenommen. Der Geſang der Vögel, das Rauſchen der vielen Bäche durch die Wieſen an meinem Haus nach der Schneeſchmelze, ja, der Duft der Narziſſen ſtörte mich. Jetzt öffne ich meine Fenſterflügel weit, um das alles recht gierig zu genießen.

Dies alles beängſtet mich," hatte Franceſco fortgefahren, „aber es iſt vielleicht nicht das Schlimmſte. Schlimmer iſt vielleicht, daß ich, wie durch ſchwarze Magie, in das Machtbereich unſauberer Teufel geraten bin. Ihr Zwicken und Zwacken, ihr freches Kitzeln und Anreizen zur Sünde, zu jeder Stunde Tages und Nachts, iſt fürchterlich. Ich öffne das Fenſter, und durch ihren Zauber kommt es mir vor, als ſtrotze der Geſang der Vögel in dem blühenden Kirſchbaum unter meinem Fenſter von Unzüchtigkeit. Ich werde durch gewiſſe Formen der Rinde der Bäume herausgefordert und durch ſie, ja durch gewiſſe Linien der Berge an Teile des corporis feminini erinnert. Es iſt ein ſchrecklicher Sturmlauf hinterliſtiger, tückiſcher und häßlicher Dämonen, dem ich trotz aller Gebete und Kaſteiungen überantwortet bin. Die ganze Natur, ich ſage es Euch mit Schaudern, rauſcht, brauſt und donnert manchmal vor meinen erſchrockenen Ohren ein ungeheures Phalluslied, womit ſie, wie ich trotz allen Sträubens zu glauben gezwungen bin, dem erbärmlichen, kleinen, hölzernen Götzen des Hirten huldigt.

Dies alles ſteigert natürlich," hatte Franceſco fortgefahren, „meine Unruhe und Gewiſſensnot, um ſo mehr, als ich es als meine Pflicht erkenne, gegen den Peſtherd oben auf der Alp als Streiter zu Felde zu ziehen. Es iſt aber immer noch nicht der ärgſte Teil meines Bekenntniſſes. Schlimmer iſt: ſogar in die eigenſten Pflichten meines Berufs hat ſich, mit einer gleichſam hölliſchen Süßigkeit, etwas wie ein allesverwirrendes, unauſtilgbares Gift gemiſcht. Ich bin zunächſt mit reiner und heiliger Gewalt durch die Worte Jeſu von dem verlorenen Schaf und dem Hirten, der die Herde verläßt, um es von den unzugänglichen Felſen zurückzubringen, ergriffen worden. Nun aber zweifle ich, ob dieſe Abſicht noch immer in alter Reinheit vorhanden iſt. Sie hat an leidenſchaftlichem Eifer zugenommen. Ich erwache des Nachts, das Geſicht in Tränen gebadet, und alles löſt ſich, ob der verlorenen Seelen da oben, bei mir in ſchluchzendes Mitleid auf. Doch wenn ich ſage: verlorene Seelen, ſo iſt hier vielleicht der Punkt, wo mit einem ſcharfen Schnitt die Lüge von der Wahrheit getrennt werden muß. Nämlich die ſündige Seele Scarabotas und ſeiner Schweſter wird vor meinem inneren Auge einzig und allein durch das Bild ihrer Sündenfrucht, das heißt ihrer Tochter, eingenommen.

Ich frage mich nun, ob nicht unerlaubtes Verlangen nach ihr die Urſache meines ſcheinbar gottgefälligen Eifers iſt, und ob ich recht tue und nicht Gefahr des ewigen Todes laufe, wenn ich mein ſcheinbar gottgefälliges Werk fortſetze."

Meiſt ſehr ernſt, doch einige Male lächelnd, hatte der alte, welterfahrene Prieſter die pedantiſche Beichte des Jünglings angehört. Dies war Francesco, wie er ihn kannte, mit ſeinem gewiſſenhaften, äußeren und inneren Ordnungsſinn und ſeinem Bedürfnis nach überſichtlicher Akkurateſſe und Sauberkeit. Er ſagte: „Francesco, fürchte Dich nicht. Schreite nur weiter Deinen Weg, wie Du ihn immer geſchritten biſt. Es kann Dich nicht wundern, wenn ſich die Machenſchaften des böſen Feindes gerade dann am mächtigſten und gefährlichſten zeigen, wenn Du daran gehſt, ihm ſeine ſchon gleichſam ſicheren Opfer wiederum zu entreißen."

In befreiter Stimmung trat Francesco aus der Pfarrwohnung auf die Straße des kleinen Ortes Ligornetto heraus, in dem er ſeine erſte Jugend verlebt hatte. Es iſt ein Dörfchen, das, auf breiter Talſohle ziemlich flach gelegen, von fruchtbaren Feldern umgeben iſt, auf dem über Gemüſe und Halmfrüchten ſich die Weinrebe, feſtgedrehten dunklen Strängen gleich, von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum herüber und hinüber ſchlingt. Auch dieſe Lage wird von den gewaltigen Schroffen des Monte Generoſo beherrſcht, der hier, in ſeiner Weſtſeite, von ſeinen breiten Fundamenten aus majeſtätiſch ſichtbar wird.

Es war um die Mittagszeit, und Ligornetto befand ſich, wie es ſchien, in einem Zuſtand der Verſchlafenheit. Franceſco wurde auf ſeinem Gange kaum von einigen gackernden Hühnern, einigen ſpielenden Kindern und am Ende des Dorfes von einem kläffenden Hündchen begrüßt. Hier, nämlich am Ende des Dorfes, war, wie ein Riegel, das mit den Mitteln eines vermögenden Mannes errichtete Wohnhaus ſeines Oheims vorgeſchoben, das buen retiro jenes Vincenzo, des Bildhauers, das nun unbewohnt und als eine Art Gedächtnisſtiftung in den Beſitz des Kantons Teſſin übergegangen war. Franceſco ſchritt die Stufen zu dem verlaſſenen und verwilderten Garten hinauf und gab alsdann dem plötzlich entſtandenen Wunſche nach, auch einmal das Innere des Hauſes wiederzuſehen. Nahe wohnende Bauersleute, alte Bekannte, händigten ihm den Schlüſſel aus.

Die Beziehungen, die der junge Prieſter zur Kunſt hatte, waren die bei ſeinem Stande herkömmlichen. Sein berühmter Oheim war ſeit etwa zehn Jahren tot und nach dem Tage der Beſtattung hatte Franceſco die Räume des berühmten Künſtlerheims nicht wieder geſehen. Er hätte nicht ſagen können, was ihn auf einmal zum Beſuche des leeren Hauſes bewog, das er bisher meiſt nur mit flüchtiger Anteilnahme im Vorübergehen betrachtet hatte. Der Oheim war ihm niemals mehr, als eine Reſpektsperſon, deren Wirkungskreis ihm eine fremde, nichts bedeutende Sache war.

Als Franceſco den Schlüſſel im Schloß gewendet und durch die in verroſteten Angeln knarrende Tür den Hausflur betrat, kam ihn ein leiſer Schauder an vor der verſtaubten Stille, die ihm den Treppenaufgang herab und von allenthalben aus den offenſtehenden Zimmern entgegen hauchte. Gleich rechts vom Hausflur war des verſtorbenen Künſtlers Bibliothek, die ſogleich erkennen ließ, daß hier ein bildungseifriger Mann gelebt hatte. In niedrigen Schränken fanden ſich hier, außer Vaſari, die ſämtlichen Werke von Winckelmann, während der italieniſche Parnaß durch die Sonette von Michelangelo, durch Dante, Petrarca, Taſſo, Arioſt und andere vertreten war. In eigens gebauten Schränken war eine Sammlung von Handzeichnungen und Radierungen untergebracht, eine andere von Medaillen der Renaiſſance und allerlei wertvolle Seltenheiten, darunter bemalte, etruskiſche Tonvaſen, und einige andere Antiken aus Bronze und Marmor waren im Zimmer aufgeſtellt. Da und dort hing ein beſonders ſchönes Blatt von Lionardo und Michelangelo eingerahmt an der Wand, das etwa einen männlichen oder weiblichen Körper nackt darſtellte. Das folgende kleine Kabinett war ſogar beinahe von oben bis unten an dreien ſeiner Wände mit ſolchen Objekten angefüllt.

Von da aus trat man in einen Kuppelſaal, deſſen Höhe durch mehrere Stockwerke reichte und der von oben ſein Licht empfing. Hier hatte Vincenzo mit Modellierholz und Meißel gearbeitet, und die Gipsabgüſſe ſeiner beſten Schöpfungen füllten in einer gedrängten und ſtummen Verſammlung dieſen beinahe kirchlichen Raum.

Beengt, ja beängſtigt und vor dem Hall ſeiner eignen Schritte erſchreckend, gleichſam mit böſem Gewiſſen war Francesco bis hierher gelangt und ging nun daran, eigentlich zum erſtenmal dieſes und jenes Werk des Oheims zu betrachten. Da war neben einer Statue Michelangelos Ghiberti zu ſehen. Ein Dante war da, Werke, die mit Punktierungszeichen überdeckt waren, da man die Modelle vergrößert in Marmor ausgeführt hatte. Aber dieſe weltberühmten Geſtalten konnten die Aufmerkſamkeit des jungen Prieſters nicht lange feſthalten. Neben ihnen waren die Statuen dreier junger Mädchen aufgeſtellt, der Töchter eines Marcheſe, der vorurteilsfrei genug geweſen war, ſie durch den Meiſter in völlig unbekleidetem Zuſtande porträtieren zu laſſen. Dem Anſehen nach war die jüngſte der jungen Damen nicht über zwölf, die zweite nicht über fünfzehn, die dritte nicht über ſiebzehn Jahr. Francesco erwachte erſt, nachdem er die ſchlanken Körper lange ſelbſtvergeſſen betrachtet hatte. Dieſe Arbeiten trugen ihre Nacktheit nicht, wie die der Griechen, als natürlichen Adel und Ebenbild der Gottheit zur Schau, ſondern man empfand ſie als Indiskretion aus dem Alkoven. Erſtlich war die Kopie der Urbilder von dieſen nicht losgelöſt und als ſolche durchaus erkenntlich geblieben: und dieſe Urbilder ſchienen zu ſagen: wir ſind unanſtändig entblößt und gegen unſeren Willen und unſer Schamgefühl durch brutalen Machtſpruch entkleidet worden. Als Francesco aus ſeiner Verſenkung erwachte, pochte ſein Herz, und er blickte furchtſam nach allen Seiten. Er tat nichts Schlimmes, aber er empfand es bereits als Sünde, mit ſolchen Gebilden allein zu ſein.

Er beſchloß, um nicht noch am Ende ertappt zu werden, ſo ſchnell als möglich davon zu gehen. Als er jedoch die Haustür wieder erreicht hatte, klinkte er, ſtatt ſich zu entfernen, den Türgriff von innen ins Schloß und drehte dazu noch den Schlüſſel herum, ſo daß er nun in dem geſpenſtiſchen Hauſe des Toten eingeſperrt, von niemand mehr überraſcht werden konnte. Nachdem dies geſchehen war, begab er ſich vor das gipſerne Ärgernis der drei Grazien zurück.

Hier kam ihn alsbald, indem ſein Herzklopfen ſtärker wurde, ein bleicher und ſcheuer Wahnwitz an. Er empfand den Zwang, der älteſten unter den Marcheſinnen, als wäre ſie lebend, über das Haar zu ſtreicheln. Obgleich dieſe Handlung offenkundig und ſeinem eigenen Urteil nach an Wahnſinn ſtreifte, war ſie doch noch einigermaßen prieſterlich. Aber die zweite Marcheſina mußte ſich bereits ein Streicheln über Schulter und Arm gefallen laſſen: eine volle Schulter und einen vollen Arm, der in eine weiche und zärtliche Hand endigte. Bald war Francesco an der dritten, der jüngſten Marcheſina, durch weitergehende Zärtlichkeit und ſchließlich durch einen verbrecheriſchen Kuß unter die linke Bruſt zum faſſungslos verwirrten und zerknirſchten Sünder geworden, dem nicht beſſer zumute war, als jenem Adam, der die Stimme des Herrn vernahm, nachdem er vom Apfel der Erkenntnis gekoſtet hatte. Er floh. Er lief, wie gehetzt, davon.

Die folgenden Tage verbrachte Francesco teils in den Kirchen mit Gebet, teils in ſeiner Pfarrwohnung mit Kaſteiungen. Seine Zerknirſchung und ſeine Reue waren groß. Bei einer Inbrunſt der Andacht, wie er ſie bisher nicht gekannt hatte, durfte er hoffen, am Schluſſe über die Anfechtungen des Fleiſches Sieger zu ſein. Immerhin war der Kampf des guten und böſen Prinzips in ſeiner Bruſt mit ungeahnter Furchtbarkeit losgebrochen, ſo daß es ihm ſchien, als ob Gott und der Teufel zum erſtenmal ihren Kampfplatz in ſeine Bruſt verlegt hätten. Auch der eigentlich unverantwortliche Teil ſeines Daſeins, der Schlaf, bot dem jungen Klerikus keinen Frieden mehr; denn gerade dieſe unbewachte, nachtſchlafende Zeit ſchien dem Satan beſonders willkommen, verführeriſche und verderbliche Gaukeleien in der ſonſt ſo unſchuldsvollen Seele des Jünglings anzurichten. Eines Nachts, am Morgen, er wußte nicht, ob es im Schlafen oder im Wachen geſchehen war, ſah er im weißen Lichte des Mondes die drei weißen Geſtalten der ſchönen Töchter des Marcheſe in ſein Zimmer und an ſein Bett treten und bei genauerem Anblick erkannte er, wie jede auf magiſche Weiſe mit dem Bilde der jungen Hirtin auf der Alpe von Santa Croce verſchmolzen war.

Ohne Zweifel war von dem ſpielzeugartig kleinen Anweſen Scarabotas bis herunter ins Zimmer des Prieſters, in das die Alpe durchs Fenſter ſah, eine Verbindung hergeſtellt, deren Hanf nicht von Engeln geſponnen wurde. Francesco wußte genug von der himmliſchen Hierarchie und ebenſo auch genug von der hölliſchen, um ſofort zu erkennen, wes Geiſtes Kind dieſe Arbeit war. Francesco glaubte an Hexenkunſt. Erfahren in manchem Zweige der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft, nahm er an, daß böſe Dämonen, um gewiſſe verderbliche Wirkungen auszuüben, ſich den Einfluß der Geſtirne zunutze machen. Er hatte gelernt, hinſichtlich des Körpers gehöre der Menſch zu den Himmelskörpern, der Verſtand ſtelle ihn den Engeln gleich, ſein Wille ſei unter Gott geordnet, aber Gott laſſe es zu, daß gefallene Engel ſeinen Willen von Gott ablenkten, und das Reich der Dämonen nehme durch Bündnis mit ſolchen ſchon verführten Menſchen zu. Überdies könne ein zeitlicher, körperlicher Affekt, von den hölliſchen Geiſtern ausgenützt, oft die Urſache ewigen Verderbens eines Menſchen ſein. Kurz, der junge Prieſter zitterte bis ins Mark ſeiner Knochen und fürchtete ſich vor dem giftigen Biß der Diaboli, vor den Dämonen, die nach Blut riechen, vor der Beſtie Behemoth und ganz beſonders vor Asmodeus, dem ausgemachten Dämon der Hurerei.

Er konnte ſich zunächſt nicht entſchließen, bei den verfluchten Geſchwiſtern die Sünde der Hexenkunſt und der Zauberei vorauszuſetzen. Freilich machte er eine Erfahrung, die ihm in arger Weiſe verdächtig war. Jeden Tag nahm er mit heiligem Eifer und allen Mitteln der Religion eine Purifikation ſeines Inneren vor, um es von dem Bilde des Hirtenmädchens zu reinigen und immer wieder ſtand es klarer, feſter und deutlicher da. Was war das für eine Malerei und für eine unzerſtörbare

Tafel aus Holz darunter, oder was war es für eine Leinwand, die man weder durch Waſſer, noch Feuer auch nur im geringſten angreifen konnte.

Wie dieſes Bild ſich überall vordrängte, ward manchmal Gegenſtand ſeiner ſtillen und erſtaunten Beobachtung. Er las ein Buch, und wenn er das weiche Antlitz, umrahmt von dem eigentümlich rötlich erdbraunen Haar, mit weiten dunklen Augen blickend, auf einer Seite ſah, ſo blätterte er ein vorangeheftetes Blatt herum, durch das es bedeckt und verſteckt werden ſollte. Aber es ſchlug durch jedes Blatt, als ob keines vorhanden wäre, wie es ſich auch ſonſt durch Vorhänge, Türen und Mauer im Hauſe und ebenſo in der Kirche durchſetzte.

Bei ſolchen Beängſtigungen und inneren Zwiſtigkeiten verging der junge Prieſter vor Ungeduld, da der beſtimmte Termin für den beſonderen Gottesdienſt auf dem Gipfel von Sant Agatha nicht ſchnell genug herbeikommen wollte. Er wünſchte, ſo bald wie möglich die übernommene Pflicht zu tun, weil er dadurch vielleicht das Mädchen den Klauen des Höllenfürſten entreißen konnte. Er wünſchte noch mehr: das Mädchen wiederzuſehen, was er aber am meiſten erſehnte, war die Befreiung, die er beſtimmt erhoffte, von ſeiner martervollen Verzauberung. Franceſco aß wenig, brachte den größten Teil ſeiner Nächte wachend zu, und täglich verhärmter und bleicher werdend geriet er bei ſeiner Gemeinde noch mehr als bisher in den Geruch einer exemplariſchen Frömmigkeit.

Der Morgen war endlich herbeigekommen, an dem der Pfarrer die armen Sünder in die Kapelle beſtellt hatte, die hoch auf dem Zuckerhut von Sant Agatha gelegen war. Der äußerſt beſchwerliche Weg dort hinauf konnte unter zwei Stunden nicht zurückgelegt werden. Franceſco trat um die neunte Stunde, fertig zum Gang, auf den Dorfplatz von Soana hinaus, heiteren und erfriſchten Herzens und die Welt mit neugeborenen Augen betrachtend. Man näherte ſich dem Anfang des Mai, und ſo hatte ein Tag begonnen, wie er köſtlicher nicht zu denken war, aber der junge Menſch hatte Tage von gleicher Schönheit ſchon oft erlebt, ohne doch die Natur, ſo wie heut, wie den Garten Eden ſelbſt zu empfinden. Heute umgab ihn das Paradies.

Frauen und Mädchen ſtanden, wie meiſtens, um den von klarem Bergwaſſer überfließenden Sarkophag herum und begrüßten den Prieſter mit lauten Rufen. Etwas in ſeiner Haltung und in ſeinen Mienen, dazu die feſtliche Friſche des jungen Tages hatte den Wäſcherinnen Mut gemacht. Die Röcke zwiſchen die Beine geklemmt, ſo daß bei einigen die braunen Waden und Knie ſichtbar waren, ſtanden ſie herabgebeugt, mit den kräftigen, ebenfalls braunen, nackten Armen wacker arbeitend. Franceſco trat an die Gruppe heran. Er fand ſich veranlaßt, allerhand freundliche Worte zu ſagen, deren keines in einem Zuſammenhange mit ſeinem geiſtlichen Amte ſtand und die von gutem Wetter, gutem Mut und einem zu hoffenden guten Weinjahre handelten. Zum erſtenmal, wahrſcheinlich durch den Beſuch im Hauſe ſeines Oheims, des Bildhauers, angeregt, ließ ſich der junge Prieſter herbei, den Ornamentfries des Sarkophags zu betrachten, der in einem Bacchantenzuge beſtand und hüpfende Satyren, tanzende Flötenſpielerinnen und den von Panthern gezogenen Wagen des Dionyſos, des mit Trauben bekränzten Weingottes, zeigte. Es erſchien ihm in dieſem Augenblick nicht ſonderbar, daß die Alten die ſteinerne Hülle des Todes mit Geſtalten überſchäumenden Lebens bedeckt hatten. Die Weiber und Mädchen, unter denen einige von ungewöhnlicher Schönheit waren, ſchwatzten und lachten bei dieſer Beſichtigung in ihn hinein, und zeitweilig kam es ihm vor, als ob er ſelbſt von berauſchten Mänaden umjauchzt wäre.

Dieſer zweite Aufſtieg in die Bergnatur war, mit dem erſten verglichen, wie der eines Menſchen mit offenen Augen gegen den eines anderen gehalten, der blind von Mutterleibe an iſt. Francesco hatte mit zwingender Deutlichkeit das Gefühl, er ſei plötzlich ſehend geworden. In dieſem Sinne erſchien ihm die Betrachtung des Sarkophags durchaus kein Zufall, ſondern tief bedeutungsvoll. Wo war der Tote? Lebendiges Waſſer des Lebens füllte den offenen Stein und Totenſchrein, und die ewige Auferſtehung war in der Sprache der Alten auf der Fläche des Marmors verkündet. So verſtand ſich das Evangelium.

Freilich war dies ein Evangelium, dem wenig mit jenem, was er früher gelernt und gelehrt hatte, gemeinſam blieb. Es ſtammte keineswegs von den Blättern und Lettern eines Buchs, ſondern viel eher kam es durch Gras, Kraut und Blumen aus der Erde gequollen oder mit dem Licht aus dem Mittelpunkt der Sonne herabgefloſſen. Die ganze Natur nahm ein gleichſam ſprechendes Leben an. Die Tote und Stumme ward rege, vertraulich, offen und mitteilſam. Plötzlich ſchien ſie dem jungen Prieſter alles zu ſagen, was ſie bisher verſchwiegen hatte. Er ſchien ihr Liebling, ihr Auserwählter, ihr Sohn zu ſein, den ſie, wie eine Mutter, in das heilige Geheimnis ihrer Liebe und Mutterſchaft einweihte. Alle Abgründe des Schreckens, alle Ängſte ſeiner aufgeſtörten Seele waren nicht mehr. Nichts war von allen Finſterniſſen und Bangigkeiten des vermeintlichen hölliſchen Sturmlaufs übrig geblieben. Die ganze Natur ſtrömte Güte und Liebe aus, und Francesco, an Güte und Liebe überreich, konnte ihr Güte und Liebe zurückgeben.

Sonderbar: indem er mühſam, oft von kantigen Steinen abrutſchend, durch Ginſter, Buchen und Brombeerdickicht aufwärts kletterte, umgab ihn der Frühlingsmorgen wie eine glückſelige und ebenſo gewaltige Symphonie der Natur, die mehr von der Schöpfung, als von Geſchaffenem redete. Offen gab ſich das Myſterium eines dem Tode für immer enthobenen Schöpfungswerks. Wer dieſe Symphonie nicht vernahm, ſo ſchien es dem

Prieſter, der betrog ſich ſelbſt, wenn er mit dem Pſalmiſten „jubilate Deo, omnis terra“ oder „benedicte coeli Domino“ zu lobſingen ſich unterfing.

In ſatter Fülle rauſchte der Waſſerfall von Soana in ſeine enge Schlucht hinunter. Sein Brauſen klang voll und ſchwelgeriſch. Seine Sprache konnte nicht überhört werden. Bald dumpfer, bald heller herüberſchlagend, tönte im ewigen Wandel die Stimme der Sättigung. Lawinendonner löſte ſich von des Generoſo gigantiſcher Schattenwand, und wenn er für Franceſco hörbar ward, hatte ſich die Lawine ſelbſt, mit lautloſen Strömen von Schneegeröll, bereits in das Bett der Savaglia hinabgeſchüttet. Wo gab es da irgend etwas in der Natur, das nicht in der Wandlung des Lebens begriffen und das ohne Seele war: etwas, darin nicht ein drängender Wille ſich betätigte? Wort, Schrift, Geſang und treibendes Herzblut waren überall. Legte die Sonne nicht wohlig eine warme Hand im Rücken zwiſchen ſeine Schultern? Ziſchten nicht und bewegten ſich nicht die Blätter der Lorbeer- und Buchendickichte, wenn er im Vorübergehen ſie ſtreifte? Quoll nicht das Waſſer überall und zeichnete überall, leiſe plaudernd, die Faden- und Knotenſchrift ſeiner Rinnſale? Las nicht er, Franceſco Vela, und laſen nicht die Faſerwurzeln von Myriaden kleiner und großer Gewächſe darin, und war es nicht ihr Geheimnis, das in Myriaden von Blumen und Blütenkelchen ſich darſtellte? Des Prieſters Hand erhob einen winzigen Stein und fand ihn mit rötlichen Flechten beſchlagen: auch hier eine ſprechende, malende, ſchreibende Wunderwelt, eine formende Form, die für die überall im Bilde wirkende Bildkraft des Lebens Zeugnis ablegte.

Und legten nicht die Stimmen der Vögel das gleiche Zeugnis ab, die ſich in unendlich zarten, unſichtbaren Fäden über den Höhlungen des gewaltigen Felstales netzartig vereinigten? Dieſes hörbare Maſchennetz ſchien ſich zuweilen für Franceſco in ſichtbare Fäden eines ſilbernen Glanzes umzuwandeln, die ein innerliches und ſprechendes Feuer flimmern machte. War es nicht in Formen hörbar und ſichtbar gemachte Liebe und offenbartes Glück der Natur? Und war es nicht köſtlich, wie dieſes Geſpinſt, ſo oft es verwehte oder zerriß, wie mit eilig fliegenden, unermüdlichen Weberſchiffchen immer wieder verbunden wurde? Wo ſaßen die kleinen gefiederten Weber? man ſah ſie nicht, wenn nicht etwa ein kleiner Vogel ſtumm und eilig ſeinen Ort wechſelte: die winzigſten Kehlen ſtrömten dieſe alles überjubelnde, weithin tragende Sprache aus.

Wo alles quoll, wo alles pulſierte, ſowohl in ihm, als um ihn herum, wußte Francesco den Platz des Todes nicht auszumitteln. Er berührte den Stamm eines Kaſtanienbaums und fühlte, wie er die Nahrungsſäfte durch ſich empordrängte. Er trank die Luft wie eine lebendige Seele ein und wußte zugleich, daß ſie es war, der er das Atmen und Lobſingen ſeiner eigenen Seele verdankte. Und war ſie es nicht allein, die aus ſeiner Kehle und Zunge ein ſprechendes Werkzeug der Offenbarung machte? Francesco verzog vor einem wimmelnden, eifrig tätigen Ameiſenhaufen einen Augenblick. Eine winzige, kleine Haſelmaus war von den rätſelhaften Tierchen faſt ganz in ihrem grazilen Skelett präpariert worden. Sprach das köſtliche, kleine Skelett und die in der Wärme des Ameiſenſtaates untergegangene und verſchwundene Haſelmaus nicht von der Unzerſtörbarkeit des Lebens, und hatte nicht die Natur in ihrem Bildnerdrang oder Zwang nur die neue Form geſucht? Der Prieſter ſah, diesmal nicht unter ſich, ſondern hoch über ſich, wiederum die braunen Fiſchadler von Sant Agatha. Ihre beſchwingten und gefiederten Körper trugen das Wunder des Bluts, das Wunder des pulſierenden Herzens in majeſtätiſcher Wonne durch den Raum. Aber wer mochte verkennen, daß die wechſelnden Kurven ihres Flugs auf die blaue Seide des

Himmels eine deutliche, unverkennbare Schrift zeichneten, deren Sinn und Schönheit aufs engſte mit Leben und Liebe verbunden war. Francesco war nicht anders zumut, als ob ihn die Vögel zum Leſen aufforderten. Und wenn ſie mit der Bahn ihrer Flüge ſchrieben, ſo war ihnen auch die Kraft des Leſens nicht verſagt. Francesco gedachte des weittragenden Blicks, der dieſen geflügelten Fiſchern beſchieden ward. Und er gedachte der zahlloſen Augen der Menſchen, der Vögel, der Säugetiere, der Inſekten und Fiſche, mit denen die Natur ſich ſelbſt erblickt. Mit einem immer tieferen Staunen erkannte er ſie in ihrer unendlichen Mütterlichkeit. Sie ſorgte dafür, daß ihren Kindern nichts im allmütterlichen Bereich ungenoſſen verborgen blieb: ſie waren von ihr nicht allein mit den Sinnen des Auges, des Ohrs, des Geruches, des Geſchmackes und des Gefühls begabt worden, ſondern ſie hatte, wie Francesco fühlte, für die Wandlungen der Äonen noch unzählige, neue Sinne bereit. Was war das für ein gewaltiges Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen in der Welt! — Und eine weißliche Wolke ſtand über den Fiſchadlern. Sie glich einem ſtrahlenden Luftgezelt. Aber auch ſie verließ ihren Ort und wurde zuſehends im lebendigſten Wechſel umgewandelt.

Es waren tiefe und myſtiſche Kräfte, die dem Prieſter Francesco den Star geſtochen hatten. Aber die Folie dieſes Erlebniſſes war der ihn uneingeſtandenermaßen beglückende Umſtand, daß er vier köſtliche Stunden vor ſich ſah, die ein Wiederſehen mit dem armen, verfemten Hirtenmädchen in ſich ſchloſſen. Dieſes Bewußtſein machte ihn ſicher und reich, als könne die ſo koſtbar erfüllte Zeit nicht vorübergehen. Dort oben, ja dort oben, wo die kleine Kapelle ſtand, über der die Fiſchadler kreiſten, erwartete ihn, wie er meinte, ein Glück, um das ihn die Engel beneiden mußten. Er ſtieg und ſtieg, und der ſeligſte Eifer beflügelte ihn. Was er dort oben vorhatte, mußte ſicherlich eine Art von Verklärung über ihn ausgießen und ihn in losgelöſter Himmelsnähe beinahe dem guten ewigen Hirten ſelbſt gleich machen. „Sursum corda! Sursum corda!“ Er ſprach den Gruß Francisci immer vor ſich hin, während die heilige Agathe neben ihm ſchritt, jene Märtyrerin, der man das Kapellchen hoch oben geweiht hatte und die dem Tode durch Henkershand wie einem fröhlichen Tanze entgegengegangen war. Und hinter ihr und ihm, ſo kam es Francesco im eifrigen Steigen vor, folgte ein Zug von heiligen Frauen, die alle dem Liebeswunder auf dem feſtlichen Gipfel beiwohnen wollten. Maria ſelbſt ſchritt, mit köſtlich gelöſtem, ambroſiſchem Haar und lieblichen Füßen, weit vor dem Prieſter und ſeiner Prozeſſion der ſeliggeſprochenen Weiber hin, damit ſich unter ihrem Blick, unter ihrem Hauch, unter ihren Sohlen die Erde feſtlich für alle mit Blumen bedecke. „Invoco te! invoco te!“ hauchte Francesco in ſich verzückt, „invoco te, nostra benigna stella!“

Ohne Ermüdung war der Prieſter auf dem Gipfel des Bergkegels angelangt, der kaum breiter war, als es der Grundriß des kleinen dort befindlichen Gotteshauſes erforderte. Er gab noch einem ſchmalen Rande und einem engen Vorplätzchen Raum, deſſen Mitte von einer jungen, noch blätterloſen Kaſtanie eingenommen wurde. Ein Stück des Himmels oder von Mariens blauem Gewand ſchien um das Wildkirchlein hingeſtreut, ſo hatte der blaue Enzian ſich um das Heiligtum ausgebreitet. Oder man konnte auch meinen, die Spitze des Berges habe ſich einfach in den Azur des Himmels getaucht.

Der Chorknabe und die Geſchwiſter Scarabota waren ſchon anweſend und hatten es ſich unter der Kaſtanie bequem gemacht. Francesco erbleichte, denn ſeine Blicke waren vergebens, wenn auch nur flüchtig, nach der jungen Hirtin ausgeweſen. Er nahm aber eine ſtrenge Miene an und öffnete mit einem großen roſtigen Schlüſſel die Kapellentür, ohne ſich die Enttäuſchung und den beſtürzten Kampf ſeiner Seele merken zu laſſen. Er trat in das enge Kirchlein ein, in dem der Chorknabe alsbald hinter dem Altar einiges für die Zelebrierung der Meſſe vorbereitete. Aus einer mitgebrachten Flaſche ward etwas Weihwaſſer in das ausgetrocknete Becken getan, in das die Geſchwiſter nun ihre harten und ſündigen Finger tauchen konnten. Sie beſprengten und bekreuzigten ſich und ließen ſich mit ſcheuer Ehrfurcht gleich hinter der Türſchwelle auf die Knie nieder.

Indeſſen begab ſich Francesco, getrieben von Unruhe, nochmals ins Freie hinaus, wo er mit einer plötzlichen ſtummen und tiefen Erſchütterung, nach einigem Umherſchreiten, etwas unterhalb der Plattform des Gipfels das Mädchen, das er ſuchte, über einem Sternenhimmel leuchtend blauen Enzianes ruhend fand. — „Komm herein, ich warte auf Dich,“ rief der Prieſter. Sie erhob ſich, anſcheinend träge und ſah ihn unter geſenkten Wimpern mit einem ruhigen Blicke an. Dabei ſchien ſie in lieblicher Weichheit leiſe zu lächeln, was aber nur mit der natürlichen Bildung des ſüßen Mundes, mit dem lieblichen Leuchten der blauen Augen und den zarten Grübchen der vollen Wangen zuſammenhing.

In dieſem Augenblick vollzog ſich die ſchickſalsſchwere Erneuerung und Vervollkommnung des Bildes, das Francesco in ſeiner Seele gehegt hatte. Er ſah ein kindlich unſchuldvolles Madonnengeſicht, deſſen verwirrender Liebreiz mit einer ganz leiſen, ſchmerzlichen Herbheit verbunden war. Die etwas ſtarke Röte der Wangen ruhte auf einer weißen, nicht braunen Haut, aus der die feuchte Röte der Lippen mit der Glut des Granatapfels leuchtete. Jeder Zug in der Muſik dieſes kindlichen Hauptes war zugleich Süße und Bitterkeit, Schwermut und Heiterkeit. In ſeinem Blick lag ſchüchternes Zurückweichen und zugleich ein zärtliches Fordern: beides nicht mit der Heftigkeit tieriſcher Regungen, ſondern unbewußt blumenhaft. Schienen die Augen das Rätſel und das Märchen der Blume in ſich zu ſchließen, ſo glich die ganze Erſcheinung des Mädchens vielmehr einer ſchönen und reifen Frucht. Dieſes Haupt, wie Francesco bei ſich mit Verwunderung feſtſtellte, gehörte noch ganz einem Kinde an, ſoweit ſich darin die Seele ausdrückte, nur eine gewiſſe traubenhaft ſchwellende Fülle deutete auf die überſchrittene Grenze des Kindesalters und auf die erreichte Beſtimmung des Weibes hin. Das teils erdfarbenbraune, teils von lichteren Strähnen durchzogene Haar war in ſchwerer Krone um Schläfe und Stirn gebunden. Etwas von ſchwerer, etwas von innerlich gärender, edelreifer Schläfrigkeit ſchien die Wimper des Mädchens niederzuziehen und gab ihren Augen eine gewiſſe feuchte, überdrängende Zärtlichkeit. Aber die Muſik des Hauptes ging unterhalb des elfenbeinernen Halſes in eine andere über, deren ewige Noten einen anderen Sinn ausdrücken. Mit den Schultern begann das Weib. Es war ein Weib von jugendlicher und reifer Fülle, das beinahe zur Überfülle neigte und das nicht zu dem kindlichen Haupte zu gehören ſchien. Die [illegible]en Füße und ſtarken gebräunten Waden trugen eine fruchthafte Fülle, die faſt, wie dem Prieſter dünkte, zu ſchwer für ſie war. Dieſes Haupt beſaß das ſinnenheiße Myſterium ſeines iſishaften Körpers unbewußt, höchſtens leiſe ahndevoll. Aber gerade darum erkannte Francesco, daß er dieſem Haupte und dieſem allmächtigen Leibe rettungslos auf Tod und Leben verfallen war.

Was nun aber auch der Jüngling im Augenblick des Wiederſehens mit dem durch Erbſünde ſo ſchwer belaſteten Gottesgeſchöpf alles erblickte, erkannte und empfand, außer daß ſeine Lippen ein wenig zuckten, konnte man ihm deswegen nichts anmerken. „Wie heißt Du eigentlich?“ fragte er nur die ſündenerfüllte Sündloſe. Die Hirtin nannte ſich Agatha und tat dies mit einer Stimme, die Francesco wie das Lachen einer paradieſiſchen Lachtaube dünkte.

„Kannſt Du ſchreiben und leſen?“ fragte er. Sie erwiderte: „Nein!“ „Weißt Du etwas von der Bedeutung des heiligen Meßopfers?“ Sie ſah ihn an und antwortete nicht. Da gebot er ihr, in das Kirchlein zu treten, und begab ſich ſelbſt vor ihr hinein. Hinter dem Altar half ihm der Knabe in das Meßgewand, Francesco ſetzte ſich das Barett aufs Haupt, und die heilige Handlung konnte beginnen: nie hatte ſich der junge Menſch dabei, wie jetzt, von einer ſo feierlichen Inbrunſt durchdrungen gefühlt.

Ihm kam es vor, als wenn ihn der allgütige Gott erſt jetzt zu ſeinem Diener berufen hätte. Der Weg prieſterlicher Weihen, den er zurückgelegt hatte, ſchien ihm jetzt nicht mehr als eine trockene, inhaltloſe und trügeriſche Übereilung zu ſein, die mit dem wahrhaft Göttlichen nichts gemein hatte. Nun aber war die göttliche Stunde, die heilige Zeit in ihm angebrochen. Die Liebe des Heilands war wie ein himmliſcher Feuerregen, in dem er ſtand, und durch den alle Liebe ſeines eigenen Innern plötzlich befreit und entflammt wurde. Mit unendlicher Liebe weitete ſich ſein Herz in die ganze Schöpfung hinein und ward mit allen Geſchöpfen im gleichen, entzückten Pulsſchlag verbunden. Aus dieſem Rauſch, der ihn faſt betäubte, brach das Mitleid mit aller Kreatur, brach der Eifer für das Göttlich-Gute mit verdoppelter Kraft hervor, und er glaubte nun erſt die heilige Mutterkirche und ihren Dienſt ganz zu verſtehen. Er wollte nun mit einem ganz anderen, erneuten Eifer ihr Diener werden.

Und wie hatte ihm nicht der Weg, der Aufſtieg zu dieſem Gipfel, das Geheimnis erſchloſſen, nach deſſen Sinn er Agatha gefragt hatte. Ihr Schweigen, vor dem er ſelber ſtumm geworden war, bedeutete ihm, ohne daß er es merken ließ, gemeinſames Wiſſen durch Offenbarung, die ihnen beiden nun widerfahren war. War nicht die ewige Mutter der Inbegriff aller Wandlungen und hatte er nicht die verwahrloſten und im Finſteren tappenden, verlorenen Gotteskinder auf dieſen überirdiſchen Gipfel gelockt, um ihnen das Wandlungswunder des Sohnes, das ewige Fleiſch und Blut der Gottheit zu weiſen? So ſtand der Jüngling und hob den Kelch, mit überſtrömenden Augen, voll Freudigkeit. Es kam ihm vor, als ob er ſelber zum Gott würde. In dieſem Zuſtand des Auserwählten, des heiligen Werkzeugs, den er empfand, fühlte er ſich mit unſichtbaren Organen in alle Himmel hineinwachſen, in einem Gefühl von Freude und Allgewalt, das ihn, wie er glaubte, über das ganze wimmelnde Gezücht der Kirchen und ihrer Pfaffheit unendlich erhob. Sie ſollten ihn ſehen, die Augen zu ihm in die ſchwindelnde Höhe ſeines Altars, auf dem er ſtand, mit ſtaunender Ehrfurcht emporrichten. Denn er ſtand auf dem Altar in einem ganz anderen und höheren Sinne, als Petri Schlüſſelhalter, der Papſt, es nach ſeiner Erwählung tut. Krampfhaft verzückt hielt er den Kelch der Euchariſtia und der Wandlungen, als ein Symbol des ewig ſich neu gebärenden Gottesleibes der ganzen Schöpfung in die Unendlichkeit des Raums, wo es wie eine zweite, hellere Sonne leuchtete. Und während er ſeines Erachtens eine Ewigkeit, in Wirklichkeit zwei oder drei Sekunden, daſtand mit dem erhobenen Heiligtum, kam es ihm vor, als ob der Zuckerhut von Sant Agatha von unten bis oben mit lauſchenden Engeln, Heiligen und Apoſteln bedeckt wäre. Allein beinahe noch herrlicher ſchien ihm ein dumpfer Paukenlaut und ein Reigen ſchön gekleideter Frauen, der ſich, verbunden mit Blumengewinden, klar durch die Mauern ſichtbar, rund um die kleine Kapelle bewegte. Dahinter drehten ſich in verzückter Raſerei die Mänaden des Sarkophags, tanzten und hüpften die ziegenfüßigen Satyrn, deren einige das hölzerne Fruchtbarkeitsſymbol des Luchino Scarabota in fröhlicher Prozeſſion umhertrugen.

Der Abſtieg nach Soana brachte Franceſco eine grübleriſche Ernüchterung, wie jemandem, der die letzte Hefe aus dem Becher des Rauſches getrunken hat. Die Familie Scarabota war nach der Meſſe davongegangen: Bruder, Schweſter und Tochter hatten beim Abſchied dankbar die Hand des jungen Prieſters geküßt.

Wie er nun mehr und mehr in die Tiefe ſtieg, wurde ihm ebenſo mehr und mehr der Zuſtand ſeiner Seele verdächtig, in dem er dort oben die Meſſe geleſen hatte. Auch der Gipfel von Sant Agatha war ſicherlich früher eine irgendeinem Abgott geweihte, heidniſche Kultſtätte, was ihn da oben ſcheinbar mit dem Brauſen des Heiligen Geiſtes ergriffen hatte, vielleicht dämoniſche Einwirkung jener entthronten Theokratie, die Jeſus Chriſtus geſtürzt hatte, deren verderbliche Macht aber vom Schöpfer und Lenker der Welt immer noch zugelaſſen war. In Soana und in ſeinem Pfarrhauſe angelangt, hatte das Bewußtſein, ſich einer ſchweren Sünde ſchuldig gemacht zu haben, den Prieſter ganz eingenommen, und ſeine Ängſte deswegen wurden ſo hart, daß er noch vor dem Mittageſſen die Kirche betrat, die Wand an Wand mit ſeiner Wohnung lag, um ſich in heißen Gebeten dem höchſten Mittler anzuvertrauen und womöglich in ſeiner Gnade zu reinigen.

In einer deutlich gefühlten Hilfloſigkeit bat er Gott, ihn den Angriffen der Dämonen nicht auszuliefern. Es ſpüre ſehr wohl, ſo bekannte er, wie ſie ſein Weſen auf allerlei Weiſe angriffen, jenachdem einengten oder über ſeine bisherigen, heilſamen Grenzen ausdehnten und in erſchrecklicher Weiſe verwandelten. „Ich war ein ſorgſam angebautes, kleines Gärtlein zu Deiner Ehre“, ſagte Francesco zu Gott. „Nun iſt es in einer Sintflut ertrunken, die vielleicht durch Einflüſſe der Planeten ſteigt und ſteigt, und auf deren uferloſen Fluten ich in einem winzigen Kahne umhertreibe. Früher wußte ich genau meinen Weg. Es war derſelbe, den Deine heilige Kirche ihren Dienern vorzeichnet. Jetzt werde ich mehr getrieben, als daß ich des Zieles und des Weges ſicher bin.

Gib mir,“ flehte Francesco, „meine bisherige Enge und meine Sicherheit und gebiete den böſen Engeln, ſie mögen davon ablaſſen, ihre gefährlichen Anſchläge gegen Deinen hilfloſen Diener zu richten. Führe, o führe uns nicht in Verſuchung. Ich bin zu den armen Sündern hinaufgeſtiegen in Deinem Dienſt, mache, daß ich mich in den feſtbeſchränkten Kreis meiner heiligen Pflichten zurückfinde.“

Francescos Gebete hatten nicht mehr die einſtige Klarheit und Überſicht. Er bat um Dinge, die einander ausſchloſſen. Er ward mitunter ſelbſt zweifelhaft, ob der Strom der Leidenſchaft, der ſeine Bitten trug, vom Himmel oder aus einer anderen Quelle ſtamme. Das heißt: er wußte nicht recht, ob er nicht etwa den Himmel im Grunde um ein hölliſches Gut anflehe. Es mochte chriſtlichem Mitleid und prieſterlicher Sorge entſprungen ſein, wenn er die Geſchwiſter Scarabota in ſein Gebet einbezog. Verhielt es ſich aber ebenſo, wenn er inbrünſtig bis zu glühenden Tränen den Himmel um die Rettung Agathas anflehte?

Auf dieſe Frage konnte er einſtweilen noch mit Ja antworten, denn die deutliche Regung des mächtigſten Triebes, die er beim Wiederſehen des Mädchens geſpürt hatte, war in eine ſchwärmeriſche Empfindung für etwas unendlich Reines übergegangen. Dieſe Verwandlung war die Urſache, daß Francesco nicht merkte, wie ſich die Frucht der Todſünde anſtelle Mariens, der Mutter Gottes, eindrängte und für ſeine Gebete und Gedanken gleichſam die Inkarnation der Madonna war. Am erſten Mai begann in der Kirche von Soana, wie überall, ein beſonderer Mariendienſt, deſſen Wahrnehmung die Wachſamkeit des jungen Prieſters noch beſonders einſchläferte. Immer, Tag für Tag, gegen die Zeit der Abenddämmerung, hielt er, hauptſächlich vor den Frauen und Töchtern Soanas, einen kleinen Diskurs, der die Tugenden der gebenedeiten Jungfrau zum Gegenſtand hatte. Vorher und nachher erſcholl das Schiff der Kirche, bei offener

Tür, in den Frühling hinaus, zu Ehren Mariens von Lobgeſang. Und in die alten, köſtlichen, nach Text und Muſik ſo lieblichen Weiſen, miſchte ſich von außen fröhlicher Spatzenlärm und aus den nahen, feuchten Schluchten die ſüßeſte Klage der Nachtigall. In ſolchen Minuten war Francesco, ſcheinbar im Dienſte Mariens, dem Dienſte ſeines Idols ganz hingeben.

Hätten die Mütter und Töchter Soanas geahnt, daß ſie in den Augen des Prieſters eine Gemeinſchaft bildeten, die er Tag für Tag zur Verherrlichung dieſer verhaßten Sündenfrucht in die Kirche zog, oder darum, um ſich auf den andachtsvollen Klängen des Marien-Geſanges zu der fern und hoch am Felſen klebenden, kleinen Alm emportragen zu laſſen, man würde ihn ſicher geſteinigt haben, ſo aber ſchien es, als wüchſe mit jedem Tag vor den ſtaunenden Augen der ganzen Gemeinde des jungen Klerikers Frömmigkeit. Nach und nach wurde alt und jung, reich und arm, kurz jedermann, vom Sindaco bis zum Bettler, vom Kirchlichſten bis zum Gleichgültigſten, in den heiligen Maienrauſch Francescos hineingezogen.

Sogar die langen einſamen Wege, die er nun öfters unternahm, wurden zugunſten des jungen Heiligen ausgelegt. Und doch wurden ſie nur unternommen in der Hoffnung, daß ein Zufall ihm einmal bei ſolcher Gelegenheit Agatha in den Wurf führen könne. Denn er hatte bis zum nächſten beſonderen Gottesdienſt für die Familie Scarabota in ſeiner Scheu, ſich zu verraten, einen Zwiſchenraum von mehr als acht Tagen angeſetzt, der ihm jetzt unerträglich lang wurde.

Noch immer ſprach die Natur in jener aufgeſchloſſenen Weiſe zu ihm, die er zuerſt auf dem Gange nach Sant Agatha, auf der Höhe des kleinen Heiligtums wahrgenommen hatte. Jeder Grashalm, jede Blume, jeder Baum, jedes Wein- und Epheublatt waren nur Worte einer aus dem Urgrund des Seins aufklingenden Sprache, die, in tiefſter Stille ſelbſt, mit gewaltigem Brauſen redete. Nie hatte eine Muſik ſo ſein ganzes Weſen durchdrungen und, wie er meinte, mit heiligem Geiſt erfüllt.

Francesco hatte den tiefen, ruhigen Schlaf ſeiner Nächte eingebüßt. Der myſtiſche Weckruf, der ihn getroffen hatte, ſchien ſozuſagen den Tod getötet und ſeinen Bruder, den Schlaf, verbannt zu haben. Jede dieſer von überall quellendem Leben durchpulſten Schöpfungsnächte ward für Francescos jungen Körper zur heiligen Offenbarungszeit: ſo zwar, daß es ihm manchmal zumute war, als ob er den letzten Schleier vom Geheimnis der Gottheit fallen fühlte. Oft, wenn er aus heißen Träumen, die beinahe ein Wachen darſtellten, in das Wachen der Sinne überging, draußen der Fall von Soana doppelt ſo laut als am Tage rauſchte, der Mond mit den Finſterniſſen der mächtigen Klüfte kämpfte und ſchwarzes Gewölk, gigantiſch murrend, die höchſten Spitzen des Generoſo verdüſterte, zitterte Francescos Leib von Gebeten, inbrünſtig, wie nie zuvor, und ähnlich, wie wenn ein durſtiger Stamm, deſſen Wipfel der Frühlingsregen tränkt, im Winde erſchauert. In dieſem Zuſtande rang er voll Sehnſucht mit Gott, ihn in das heilige Schöpfungswunder, wie in den brennenden Kern des Lebens, einzuweihen, in dieſes allerheiligſte, innerſte Etwas, das von dort aus alles Daſein durchdringt. Er ſprach: „Von dort, o Du mein allmächtiger Gott, dringt Dein ſtärkſtes Licht! von dieſem in nie zu erſchöpfenden Feuerwellen ſtrömenden Kern verbreitet ſich alle Wonne des Daſeins und das Geheimnis der tiefſten Luſt. Lege mir nicht eine fertige Schöpfung in den Schoß, o Gott, ſondern mache mich zum Mitſchöpfer. Laß mich teilnehmen an Deinem nie unterbrochenen Schöpfungswerk; denn nur dadurch, und durch nichts anderes, vermag ich auch Deines Paradieſes teilhaft zu werden.“ Unbekleidet lief

Francesco, um die Glut ſeiner Glieder zu kühlen, im Zimmer bei weitgeöffnetem Fenſter umher und ließ die Nachtluft um ſeinen Leib fluten. Dabei kam es ihm vor, als ruhe das ſchwarze Gewitter über dem rieſenhaften Felsrücken des Generoſo, wie ein ungeheurer Stier über einer Färſe ruht, ſchnaube Regen aus ſeinen Nüſtern, murre, ſchieße zuckende Blitze aus düſter flammenden Augen und übe mit keuchender Flanke das zeugende Werk der Fruchtbarkeit.

Vorſtellungen wie dieſe waren durchaus heidniſcher Art, und der Prieſter wußte es, ohne daß es ihn jetzt beunruhigte. Er war allbereits zu ſehr in die allgemeine Betäubung drängender Frühlingskräfte verſunken. Der narkotiſche Brodem, der ihn erfüllte, löſte die Grenzen ſeiner engen Perſönlichkeit und weitete ihn ins Allgemeine. Überall wurden Götter geboren in der frühen, toten Natur. Und auch die Tiefen von Francescos Seele erſchloſſen ſich und ſandten Bilder herauf von Dingen, die im Abgrund der Jahrmillionen verſunken lagen.

In einer Nacht hatte er, im Zuſtande halben Wachens, einen ſchweren und in ſeiner Art furchtbaren Traum, der ihn in eine grauſige Andacht verſenkte. Er ward gleichſam zum Zeugen eines Myſteriums, das eine ſchreckliche Fremdheit und zugleich etwas wie Weihungen einer uralten, unwiderſtehlichen Macht ausatmete. Irgendwo verſteckt in den Felſen des Monte Generoſo ſchienen Klöſter gelegen zu ſein, aus denen herab gefährliche Steige und Felstreppchen in unzugängliche Höhlen führten. Dieſe Felsſteige klommen in feierlichem Zuge, einer hinter dem anderen, bärtige Männer und Greiſe in braunen Kutten herab, die aber in der Verſunkenheit ihrer Bewegungen, ſowie in der Entrücktheit ihrer Geſichter ſchauerlich wirkten und zur Ausübung eines ſchrecklichen Kultes verdammt ſchienen. Dieſe beinahe rieſenhaften und wilden Geſtalten waren auf eine beklemmende Weiſe ehrwürdig. Sie kamen hochaufgerichtet herab, mit gewaltig verwilderten, buſchigen

Häuptern, an denen ſich Haupt- und Barthaar vermiſchte. Und dieſen Vollſtreckern eines unbarmherzigen und tieriſchen Dienſtes folgten Weiber nach, die nur von den mächtigen Wogen ihres Haars, wie von ſchweren goldenen oder ſchwarzen Mänteln bedeckt waren. Während das Joch des furchtbaren Triebs die wortlos abwärtsſteigenden Traumeremiten ſtarr und beſinnungslos gefangen hielt, lag eine Demut über den Weibern, gleichwie über Opfertieren, die ſich ſelber einer ſchrecklichen Gottheit darbringen. In den Augen der Mönche lag ſtille, beſinnungsloſe Wut, als wenn der giftige Biß eines tollen Tiers ſie verwundet und ihnen einen Wahnwitz ins Blut geſetzt hätte, deſſen raſender Ausbruch zu erwarten war. Auf den Stirnen der Weiber, in ihren andächtig fromm geſenkten Wimpern lag eine erhabene Feierlichkeit.

Endlich hatten die Anachoreten des Generoſo ſich, wie lebende Götzen, vereinzelt in flache Höhlen der Felswand geſtellt, und es begann ein ebenſo häßlicher als erhabener Phallusdienſt. So ſcheußlich er war — und Francesco erſchrak in der tiefſten Seele — ſo ſchauerlich war er in ſeinem tödlichen Ernſt und ſeiner bangen Heiligkeit. Mächtige Eulen revierten mit durchdringendem Schrei an den Felswänden, beim Sturze des Waſſerfalls und im magiſchen Lichte des Mondes; aber die gewaltigen Rufe der großen Nachtvögel wurden von den herzerſtarrenden Schmerzensſchreien der Prieſterinnen übertönt, die an den Qualen der Luſt dahinſtarben.

Der Tag des Gottesdienſtes für die armen, verfemten Sennhirten war endlich wieder herangekommen. Er glich ſchon am Morgen, als der Prieſter Francesco Vela ſich erhob, keinem unter allen früheren, die er jemals erlebt hatte. So ſpringen im Leben jedes bevorzugten Menſchen unerwartet und ungerufen Tage wie blendende Offenbarungen auf. Der Jüngling hatte an dieſem Morgen den Wunſch, weder ein Heiliger, noch ein Erzengel, noch ſelbſt ein Gott zu ſein. Vielmehr beſchlich ihn leiſe Furcht, Heilige, Erzengel und Götter möchte der Neid ihm zu Feinden machen; denn er kam ſich an dieſem Morgen über Heilige, Engel und Götter erhaben vor. Aber oben auf Sant Agatha wartete ſeiner eine Enttäuſchung. Sein Idol, das den Namen der Heiligen trug, hatte ſich von dem Kirchgang ausgeſchloſſen. Von dem erbleichenden Prieſter gefragt, brachte der rauhe, vertierte Vater nur rauhe, vertierte Laute heraus, während die Gattin, die zugleich ſeine Schweſter war, die Tochter mit häuslicher Arbeit entſchuldigte. Hierauf ward die heilige Funktion durch Francesco auf eine ſo teilnahmsloſe Weiſe erledigt, daß er am Schluſſe der Meſſe nicht recht wußte, ob er ſie ſchon begonnen habe. Im Innern durchlebte er Höllenpein, ja ſolche Zuſtände, die, einem wirklichen Höllenſturz vergleichbar, aus ihm einen armen Verdammten machten.

Nachdem er den Miniſtranten zugleich mit den Geſchwiſtern Scarabota entlaſſen hatte, ſtieg er, noch immer vollkommen faſſungslos, an irgendeiner Seite des ſteilen Kegels bergab, ohne ſich eines Zieles, noch weniger irgendeiner Gefahr bewußt zu ſein. Wieder hörte er Rufe hochzeitlich kreiſender Fiſchadler. Aber ſie klangen ihm wie Hohn, der ſich aus trügeriſch leuchtendem Äther herabſchüttete. Im Geröll eines trockenen Waſſerlaufs rutſchte er keuchend und ſpringend ab, während er wirre Gebete und Flüche wimmerte. Er fühlte Foltern der Eiferſucht. Obgleich etwas Weiteres nicht geſchehen war, als daß die Sünderin Agatha durch irgendetwas auf der Alpe von Santa Croce feſtgehalten wurde, erſchien es dem Prieſter ausgemacht, daß ſie einen Buhlen beſaß und die der Kirche geſtohlene Zeit in ſeinen Armen zubrachte. Während ihm durch ihr Fernbleiben mit einem Schlage die Größe ſeiner Abhängigkeit zum Bewußtſein kam, fühlte er abwechſelnd Angſt, Beſtürzung und Wut, den Drang, ſie zu ſtrafen und um Rettung aus ſeiner Not, das heißt um Gegenliebe, zu betteln. Er hatte den Stolz des Prieſters noch keineswegs abgeſtreift: es iſt dies der wildeſte und unbeugſamſte! und dieſer Stolz war aufs tiefſte verletzt worden. Für ihn war das Ausbleiben Agathas dreifache Demütigung. Die Sünderin hatte den Mann an ſich, den Diener Gottes und den Geber des Sakramentes verworfen. Der Mann, der Prieſter, der Heilige wand ſich in Krämpfen getretener Eitelkeit und ſchäumte, wenn er des beſtialiſchen Kerls, Hirt oder Holzknecht, gedachte, den ſie inzwiſchen wahrſcheinlich ihm vorzog.

Mit zerriſſener und beſtaubter Soutane, beſchundenen Händen und zerkratztem Geſicht gelangte Francesco nach einigen Stunden wilden und irren Umherkletterns, Schlucht ab, Schlucht auf, zwiſchen Ginſtergebüſch, über brauſendes Bergwaſſer, in eine Gegend des Generoſo, wo Herdengeläut ſein Ohr berührte. Welchen Ort er ſomit erreicht hatte, war ihm nicht einen Augenblick zweifelhaft. Er blickte auf das verlaſſene Soana hinunter, auf ſeine Kirche, die bei heller Sonne deutlich zu ſehen war, und erkannte die Menge, die nun vergeblich dem Heiligtum zuſtrömte. Jetzt eben hätte er ſollen das Meßgewand in der Sakriſtei übertun. Aber er hätte viel eher ein Seil um die Sonne legen und dieſe herabziehen können, als daß es ihm möglich geweſen wäre, die unſichtbaren Feſſeln zu zerreißen, die ihn gewaltſam nach der Alpe zogen.

Eben wollte den jungen Pfarrer etwas wie Selbſtbeſinnung anwandeln, als ein duftender Rauch, von der friſchen Bergluft getragen, ihm in die Naſe ſtieg. Unwillkürlich forſchend umherblickend, bemerkte er nicht ſehr fern eine ſitzende Mannesgeſtalt, die ein Feuerchen zu behüten ſchien, an deſſen Rand ein blechernes Gefäß, wahrſcheinlich gefüllt mit einer Mineſtra, dampfte.

Der Sitzende ſah den Prieſter nicht, denn er hatte ihm ſeinen Rücken zugekehrt. So konnte der Prieſter wiederum nur einen runden, beinahe weißwolligen Kopf, einen ſtarken und braunen Nacken unterſcheiden, während Schulter und Rücken von einer durch Alter, Wetter und Wind erdfarbgewordenen Jacke bedeckt waren, die nur loſe darüber hing. Der Bauer, Hirt oder Holzfäller, was er nun ſein mochte, ſaß, gegen das Feuerchen hingebeugt, deſſen kaum ſichtbare Flammen vom Berghauch gedrückt, wagrecht an der Erde hinzüngelten und Rauchſchwaden flachhin ausſendeten. Er war augenſcheinlich in eine Arbeit vertieft, eine Schnitzelei, wie ſich bald herausſtellte, und ſchwieg zumeiſt, wie jemand, der bei dem, was er gerade tut, Gott und die Welt vergeſſen hat. Als Francesco, aus irgendeinem Grunde ängſtlich jede Bewegung vermeidend, längere Zeit geſtanden hatte, fing der Mann oder Burſche am Feuer leiſe zu pfeifen an, und einmal ins Muſizieren gekommen, ſchickte er plötzlich aus melodiſcher Kehle abgeriſſene Stücke irgendeines Liedes in die Luft.

Das Herz Francescos pochte gewaltig. Es war nicht deshalb, weil er ſo heftig ſchluchtab, ſchluchtauf geſtiegen war, ſondern aus Gründen, die teils aus der Sonderbarkeit ſeiner Lage, teils von dem eigentümlichen Eindruck herrührten, den die Nähe des Menſchen am Feuer in ihm hervorbrachte. Dieſer braune Nacken, dieſes krauſe, gelblichweiße Gelock des Kopfes, die jugendlich ſtrotzende Körperlichkeit, die man unter dem ſchäbigen Umhang ahnte, das ſpürbar freie und wunſchloſe Behagen des Bergbewohners: alles zuſammen ging blitzartig in Francescos Seele eine Beziehung ein, in der ſeine krankhafte und gegenſtandsloſe Eiferſucht noch qualvoller aufloderte.

Francesco ſchritt auf das Feuer zu. Es wäre ihm doch nicht gelungen, verborgen zu bleiben; und er war überdies von unwiderſtehlichen Kräften angezogen. Da wandte ſich der Bergmenſch herum, zeigte ein Antlitz voll Jugend und Kraft, wie es ähnlich der Prieſter noch niemals geſehen hatte, ſprang auf und blickte den Kommenden an.

Es war Francesco nun klar, daß er es mit einem Hirten zu tun hatte, da die Schnitzelei, die jener verfertigte, eine Schleuder war. Er bewachte die braun und ſchwarz gefleckten Rinder, die, da und dort ſichtbar, im ganzen entfernt und verſteckt, zwiſchen Geſtein und Geſträuch herumkletterten, nur durch das Geläute verraten, die der Stier und eine und die andere Kuh am Halſe trug. Er war ein Chriſt: und was hätte er zwiſchen allen dieſen Bergkapellen und Madonnenbildern der Gegend auch anderes ſein ſollen? Aber er ſchien auch ein ganz beſonders ergebener Sohn der heiligen Kirche zu ſein, denn er küßte, ſogleich das Gewand des Prieſters erkennend, Francesco mit ſcheuer Inbrunſt und Demut die Hand.

Sonſt aber, wie dieſer ſogleich erkannte, hatte er mit den übrigen Kindern der Parochie keine Ähnlichkeit. Er war ſtärker und unterſetzter gebaut, ſeine Muskeln hatten etwas Athletiſches, ſein Auge ſchien aus dem blauen See in der Tiefe genommen zu ſein und an Weitblick dem der braunen Fiſchadler gleich, die, wie immer, hoch um Sant Agatha kreiſten. Seine Stirn war niedrig, die Lippen wulſtig und feucht, ſein Blick und Lächeln von derber Offenheit. Verſtecktes und Lauerndes, wie es manchem Südländer eigen iſt, war ihm nicht anzumerken. Von alledem gab ſich Francesco, Auge in Auge mit dem blonden jungen Adam des Monte Generoſo, Rechenſchaft und geſtand ſich, daß er einen ſo urwüchſig ſchönen Lümmel noch nicht geſehen hatte.

Um den wahren Grund ſeines Kommens zu verbergen und ſein Erſcheinen zugleich verſtändlich zu machen, log er, daß er einem Sterbenden das Sakrament in einer entlegenen Hütte gereicht und dann den Heimweg ohne ſeine Miniſtranten angetreten habe. Dabei habe er ſich verirrt, ſei abgeglitten und abgerutſcht und wünſche nun auf den rechten Weg gewieſen zu ſein, nachdem er ein wenig geruht habe. Dieſe Lüge glaubte der Hirt. Mit derbem Lachen und ſeine geſunden Zahnreihen zeigend, aber doch mit Verlegenheit, begleitete er die Erzählung des Geiſtlichen und machte ihm einen Sitz zurecht, die Jacke von ſeinen Schultern werfend und über den Wegrand am Feuer ausbreitend. Hierbei wurden ſeine braunen und blanken Schultern, ja, der ganze Oberkörper bis zum Gürtel entblößt, und es zeigte ſich, daß er ein Hemd nicht anhatte.

Mit dieſem Naturkinde ein Geſpräch anzufangen, hatte beträchtliche Schwierigkeiten. Es ſchien ihm peinlich, mit dem geiſtlichen Herrn allein zu ſein. Nachdem er eine Weile knieend ins Feuer geblaſen, Reiſig dazu getan, ab und zu den Deckel des Kochgeſchirrs gelüftet und dazu Worte in einer unverſtändlichen Mundart geſprochen hatte, ſtieß er urplötzlich einen gewaltigen Juchzer aus, der von den Felsbaſtionen des Generoſo zurück und in vielfachem Echo widerhallte.

Kaum daß dieſes Echo verklungen war, ſo hörte man etwas mit lautem Kreiſchen und Gelächter ſich annähern. Es waren verſchiedene Stimmen, die Stimmen von Kindern, von denen ſich eine abwechſelnd lachende und nach Hilfe rufende weibliche Stimme unterſchied. Beim Klang dieſer Stimme fühlte Franceſco ſeine Arme und Füße abſterben, und es war ihm zugleich, als ob ſich eine Macht ankündige, die, verglichen mit der, die ſein natürliches Daſein hervorgebracht hatte, das Geheimnis des wahren, des wirklichen Lebens enthielt. Franceſco brannte wie der Dornbuſch des Herrn, aber äußerlich war ihm nichts anzumerken. Während ſein Inneres ſekundenlang ohne Beſinnung war, fühlte er eine unbekannte Befreiung und zugleich eine ebenſo ſüße als rettungsloſe Gefangenſchaft.

Inzwiſchen hatten ſich die von Gelächter erſtickten weiblichen Notrufe angenähert, bis an der Wendung eines abſchüſſigen Steiges ein ebenſo unſchuldiges als freilich auch ungewöhnliches, bukoliſches Bild ſichtbar ward. Ebenderſelbe ſcheckige Ziegenbock, der den Prieſter Francesco bei ſeinem erſten Beſuch auf der Alm beläſtigt hatte, führte, pruſtend und widerſpenſtig, einen kleinen Bacchantenzug, wobei er, von lärmenden Kindern verfolgt, die einzige Bacchantin des Trupps rittlings auf ſeinem Rücken trug. Das ſchöne Mädchen, das Francesco, wie er glaubte, zum erſten Male erblickte, hielt die gewundenen Hörner des Bockes kräftig gefaßt, ſo ſtark ſie ſich aber nach rückwärts bog, den Hals des Tieres mit ſich reißend, vermochte ſie doch nicht, weder es zum Stillſtand zu zwingen, noch von ſeinem Rücken herunterzuſteigen. Irgendein Spaß, den ſie den Kindern zuliebe vielleicht unternommen haben mochte, hatte das Mädchen in dieſe hilfloſe Lage gebracht, wie ſie, nicht eigentlich ſitzend, ſondern zu beiden Seiten des ungeeigneten Reittieres mit nackten Füßen die Erde berührend, weniger getragen ward als ſchritt, und doch, ohne einen Fall zu tun, von dem ungebärdigen, feurigen Bock nicht los konnte. So hatte ſich ihr Haar gelöſt, die Tragbänder ihres groben Hemdes waren von den Schultern geglitten, ſo daß eine köſtliche Halbkugel ſichtbar ward, und die ſowieſo kaum bis zur Wade reichenden Röckchen der Hirtin langten jetzt noch weniger zu, ihre üppigen Knie zu bedecken.

Es dauerte eine geraume Zeit, bevor der Prieſter ſich bewußt wurde, wer eigentlich die Bacchantin war, und daß er in ihr den lechzend geſuchten Gegenſtand ſeiner marternden Sehnſucht vor ſich hatte. Die Schreie des Mädchens, ihr Lachen, ihre unfreiwillig wilden Bewegungen, ihr feſſelloſes, fliegendes Haar, der geöffnete Mund, die hoch und ſtoßweis atmende Bruſt, die ganze gleichſam erzwungene und doch freiwillige Tollkühnheit des übermütigen Ritts hatten ſie äußerlich ganz verändert. Eine roſige Glut überzog ihr Geſicht und miſchte Luſt und Angſt mit Schamhaftigkeit, die ſich drollig und lieblich ausdrückte, wenn etwa blitzſchnell eine der Hände vom Horne des Bockes fort nach dem gefährlich verſchobenen Rockſaum fuhr.

Francesco war gebannt und dem Bilde verfallen, als wäre es mit der Kraft zu lähmen begabt. Es erſchien ihm ſchön, auf eine Art, die ihm nicht im entfernteſten die naheliegende Ähnlichkeit mit einem Hexenritt in Erinnerung brachte. Dagegen belebten ſich ſeine antikiſchen Eindrücke. Er gedachte des marmornen Sarkophags, der, immer von klarem Bergwaſſer überfließend, am Dorfplatze in Soana ſtand, und deſſen Bildnerei er jüngſt ſtudiert hatte. War es nicht ſo, als hätte dieſe ſteinerne und doch ſo lebendige Welt des bekränzten Weingotts, der tanzenden Satyrn, der panthergezogenen Triumphwagen, der Flötenſpielerinnen und Bacchantinnen ſich in die ſteinernen Ödeneien des Generoſo verſteckt, und als wäre plötzlich eine der gottbegeiſterten Weiber, von dem raſenden Bergkult der Mänaden abgeſprengt, überraſchend ins Gegenwartleben getreten.

Hatte Francesco nicht ſogleich Agatha, ſo hatte dafür der Bock den Prieſter ſofort erkannt: weshalb er ihm ſeine vergeblich ſchreiende und widerſtrebende Laſt geradeswegs zuſchleppte, und indem er, ganz ohne Umſtände, mit ſeinen beiden geſpaltenen Vorderhufen auf den Schoß des Prieſters trat, bewirkte er, daß ſeine Reiterin, endlich erlöſt, von ſeinem Rücken langſam herunterglitt.

Nachdem das Mädchen begriffen hatte, daß ein Fremder zugegen war, und als ſie nun gar in dieſem Fremden Francesco erkannte, verſiegte ganz plötzlich ihr Lachen und ihre Munterkeit, und ihr Antlitz, das noch eben vor Luſt geglänzt hatte, nahm eine gleichſam trotzige Bläſſe an.

Warum biſt Du heut nicht zur Kirche gekommen?" Francesco tat dieſe Frage, ſich erhebend, in einem Ton und mit einem Ausdruck ſeines bleichen Geſichts, den man als einen zornigen deuten mußte, obgleich er eine andere Erregung des Gemütes als Urſache hatte. Sei es, weil er dieſe Erregung verſtecken wollte, oder aus Verlegenheit, ja Hilfloſigkeit, oder weil wirklich der Seelſorger in ihm in Entrüſtung geriet: der Zorn nahm zu und trat in einer Weiſe hervor, der den Hirten befremdet aufblicken machte, dem Mädchen aber nacheinander die Röte und Bläſſe der Beſtürzung und Scham ins Antlitz trieb.

Aber während Francesco ſprach und mit Worten ſtrafte — Worten, die ihm geläufig waren, ohne daß ſeine Seele in ihnen zu ſein brauchte, war es in ſeinem Inneren ſtill, und während die Adern in ſeiner alabaſternen Stirn aufſchwollen, empfand er die Wonnen einer Erlöſung. Die noch eben empfundene, tiefſte Lebensnot war in Reichtum verwandelt, der marternde Hunger in Sättigung, die noch eben verfluchte, infernaliſche Welt troff jetzt vom Glanze des Paradieſes. Und indem ſich die Wolluſt ſeines Zornes ſtärker und ſtärker ergoß, wurde ſie ſelber ſtärker und ſtärker. Er hatte den verzweifelten Zuſtand nicht vergeſſen, in dem er ſoeben geweſen war, aber es jubilierte in ihm, und er mußte ihn ſegnen und wieder ſegnen. Dieſer Zuſtand war ja die Brücke geweſen zur Seligkeit. So weit war Francesco allbereits in die magiſchen Kreiſe der Liebe hineingeraten, daß die bloße Gegenwart des geliebten Gegenſtandes jenen Genuß mit ſich brachte, der mit Glück betäubt und an eine noch ſo nahe Entbehrung nicht denken läßt.

Bei alledem fühlte der junge Prieſter und verbarg ſich nicht mehr, welche Veränderung mit ihm vorgegangen war. Der wahre Zuſtand ſeines Weſens war gleichſam nackt hervorgetreten. Die tolle Jagd, die er hinter ſich hatte, er wußte es wohl, war von der Kirche nicht vorgezeichnet und außerhalb des geheiligten

Wegenetzes, das ſeinem Wirken deutlich und ſtreng gezogen war. Zum erſtenmale geriet nicht nur ſein Fuß, ſondern auch ſeine Seele in die Wegloſigkeit und es kam ihm vor, als wenn er nicht ſo als Menſch, ſondern eher als ein fallender Stein, ein fallender Tropfen, ein vom Sturme getriebenes Blatt, an die Stelle, auf der er nun ſtand, gelangt wäre.

Jedes ſeiner zornigen Worte belehrte Francesco, daß er ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig war, hingegen aber gezwungen wurde, um jeden Preis Gewalt über Agatha zu ſuchen und auszuüben. Er nahm ſie mit Worten in Beſitz. Je mehr er ſie demütigte, deſto voller tönten in ihm die Harfen der Seligkeit. Jeder Schmerz, den er ihr ſtrafend zufügte, weckte einen Taumel in ihm: es fehlte nicht viel, ja, wäre der Hirte nicht zugegen geweſen, Francesco wäre, in einem ſolchen Taumel, der letzten Beherrſchung ſeiner ſelbſt verluſtig gegangen und hätte, dem Mädchen zu Füßen fallend, den echten Schlag ſeines Herzens verraten.

Agatha hatte bis dieſen Tag, trotzdem ſie in dem verrufenen Anweſen groß geworden war, den Unſchuldſtand einer Blume bewahrt. Ebenſowenig, als der Bergenzian waren ihre dieſem gleichenden blauen Augenſterne jemals im Tale, unten am See geſehen worden. Sie hatte den engſten Erfahrungskreis. Doch, obgleich der Prieſter für ſie eigentlich gar kein Menſch, viel eher ein Ding zwiſchen Gott und Menſch, eine Art fremder Zauberer war, erriet ſie doch plötzlich, und bekundete es durch einen erſtaunten Blick, was Francesco verbergen wollte.

Die Kinder hatten den Ziegenbock, über Geröll empor, davongeführt. Dem Holzknecht war in Gegenwart des Prieſters nicht wohl geworden. Er nahm den Topf vom Feuer und kletterte damit unter vielen Mühen wahrſcheinlich zu einem Kameraden hinauf, der Laſten Reiſig an einem unendlich langen Draht über einen Abgrund zur Tiefe hinab beförderte. Mit einem ſchleifenden Geräuſch zog jeweilen ſolch ein dunkles Bündel längs der Felsbaſtionen dahin, einem braunen Bären oder dem Schatten eines Rieſenvogels nicht unähnlich. Übrigens ſchien es zu fliegen, da der Draht nicht ſichtbar war. Als nach einem urkräftigen Jodler, der von den Zinnen und Baſtionen des Generoſo widerhallte, der Hirt dem Geſichtskreis entſchwunden war, küßte Agatha, gleichſam zerknirſcht, dem Prieſter den Saum des Gewandes und dann die Hand.

Francesco hatte mechaniſch über den Scheitel des Mädchens das Zeichen des Kreuzes gemacht, wobei ſeine Finger ihr Haar berührt hatten. Nun aber ging ein krampfhaftes Zittern durch ſeinen Arm, als ob ein Etwas mit letzter Kraft ein anderes Etwas in ſeiner Gewalt behalten wollte. Aber das angeſpannte, hemmende Etwas vermochte doch nicht zu verhindern, daß die ſegnende Hand ſich langſam ſpreizte und mit ihrer Fläche dem Haupte der reuigen Sünderin näher und näher kam und plötzlich feſt und voll darauf ruhte.

Feige ſah ſich Francesco ringsum. Es lag ihm fern, ſich etwa jetzt noch ſelbſt zu belügen, und die Lage, in der er war, mit den Obliegenheiten ſeines heiligen Amtes zu rechtfertigen, dennoch redete allerlei aus ihm von Beichte und Firmelung. Und die nahezu ungebändigte, ſprungbereite Leidenſchaft fürchtete ſo ſehr die Möglichkeit, bei ihrer Entdeckung Entſetzen und Abſcheu zu erregen, daß auch ſie noch einmal feige unter die Maske der Geiſtlichkeit flüchtete.

„Du wirſt zu mir hinunter in die Schule nach Soana kommen, Agathe", ſagte er. „Dort wirſt Du leſen und ſchreiben lernen. Ich will Dich ein Morgen- und ein Abendgebet lehren, ebenſo Gottes Gebote, und wie Du die ſieben Hauptſünden erkennen und vermeiden kannſt. Wöchentlich wirſt Du dann bei mir beichten."

Aber Francesco, der ſich nach dieſen Worten losgeriſſen hatte und, ohne ſich umzublicken, bergabwärts geſtiegen war, entſchloß ſich am nächſten Morgen, nach einer übeldurchwachten Nacht, ſelbſt zur Beichte zu gehen. Als er einem tabakſchnupfenden Erzprieſter des nahen Bergſtädtchens, Arogno mit Namen, ſeine Gewiſſensnöte, nicht ohne Verſteckensſpiel, eröffnete, ward er bereitwilligſt abſolviert. Es war eine Selbſtverſtändlichkeit, daß ſich der Teufel dem Verſuche des jungen Prieſters, verirrte Seelen in den Schoß der Kirche zurückzuleiten, entgegenſetzte, beſonders da das Weib für den Mann immer die nächſte Gelegenheit zur Sünde ſei. Nachdem Francesco dann mit dem Arciprete im Pfarrhaus gefrühſtückt hatte und bei offenem Fenſter, linder Luft, Sonne und Vogelſang manches offene Wort über den öfteren Widerſtreit menſchlicher mit kirchlichen Angelegenheiten gefallen war, gab ſich Francesco der Täuſchung hin, ein erleichtertes Herz davonzutragen.

Zu dieſer Wandlung hatten wohl auch für ihren Teil einige Gläſer jenes ſchweren, ſchwarzvioletten Weines beigetragen, den die Bauern Arognos kelterten und deſſen der Pfaff einige Oxhofte voll beſaß. Zu dem Kellergewölbe unter gewaltigen zartbelaubten Kaſtanien, wo dieſer Reichtum auf Balken lagerte, gab ſogar ſchließlich noch nach beendeter Mahlzeit der Prieſter dem Prieſter und Beichtkinde das Geleit, da er gewohnheitsgemäß um dieſe Zeit für den weiteren Tagesbedarf ſeinen mitgenommenen Fiasco zu füllen pflegte.

Kaum aber hatte Francesco ſeinem Beichtvater auf der blumigen, windbewegten Wieſe vor der eiſenbeſchlagenen Pforte des Felsgewölbes Lebewohl geſagt, kaum hatte er, rüſtig um eine Biegung des Weges davon ſchreitend, hügeliges Land genug, mit Baum und Gebüſch, zwiſchen ſich und ihn gebracht, als er auch ſchon einen unerklärlichen Widerwillen gegen den Troſt des Kollegen empfand und die ganze Zeit, die er mit ihm verbracht hatte.

Dieſer ſchmuddlige Bauer, deſſen abgenutzte Soutane und ſchweißiges Unterzeug einen widerlichen Geruch verbreiteten, deſſen ſchinniger Kopf und mit eingefreſſenem Schmutz bedeckte, rauhen Hände bewieſen, daß Seife für ihn eine fremde Sache war, ſchien ihm vielmehr ein Tier, ja ein Klotz, ſtatt ein Prieſter Gottes zu ſein. Die Geiſtlichen ſind geweihte Perſonen, ſagte er ſich, wie die Kirche lehrt, die durch die Weihe übernatürliche Würde und Gewalt erhalten haben, ſo daß ſelbſt Engel vor ihnen ſich neigen. Dieſen konnte man nur als eine Spottgeburt auf das alles bezeichnen. Welche Schmach, die prieſterliche Allmacht in ſolche Rüpelhände gelegt zu ſehen. Da doch Gott ſogar ſolcher Allmacht unterliege und er durch die Worte: „hoc est enim meum corpus“ unwiderſtehlich gezwungen wird, auf den Meßaltar niederzuſteigen.

Francesco haßte ihn, ja verachtete ihn. Dann wieder empfand er tiefes Bedauern. Aber endlich kam es ihm vor, als ob ſich der ſtinkende, häßliche, unflätige Satan in ihn verkleidet hätte. Und er gedachte ſolcher Geburten, die mit Hilfe eines incubus oder eines succubus zuſtande gekommen ſind.

Francesco erſtaunte ſelbſt über ſolche Regungen ſeines Innern und über ſeinen Gedankengang. Sein Wirt und Beichtiger hatte, außer durch ſein Daſein, kaum einen Anlaß dazu gegeben, denn ſeine Worte, auch über Tiſch, waren durchaus getragen vom Geiſte der Wohlanſtändigkeit. Aber Francesco ſchwamm bereits wiederum in einem ſolchen Gefühl von Gehobenheit, glaubte eine ſo himmliſche Reinheit zu atmen, daß ihm, verglichen mit dieſem geheiligten Element, das Alltägliche wie im Stande der Verdammnis feſtgekettet ſchien.

Der Tag war gekommen, an dem Francesco die Sünderin von der Alpe zum erſtenmal im Pfarrhauſe zu Soana erwartete. Er hatte ihr aufgetragen, die Schelle, unweit der

Kirchtür, zu ziehen, durch die man ihn in den Beichtſtuhl rufen konnte. Aber es ging ſchon gegen die Mittagszeit, ohne daß die Schelle ſich regen wollte, während er, immer zerſtreuter werdend, einige halberwachſene Mädchen und Knaben im Schulzimmer unterrichtete. Der Waſſerfall ſandte ſein Brauſen, jetzt aufſchwellend, jetzt abſinkend, durchs offene Fenſter herein, und die Erregung des Prieſters wuchs, ſo oft es ſich ſteigerte. Er war dann beſorgt, womöglich das Läuten der Schelle zu überhören. Die Kinder befremdete ſeine Unruhe, ſeine Geiſtesabweſenheit. Am wenigſten entging es den Mädchen, deren irdiſche, wie himmliſche Sinne ſchwärmeriſch an dem jungen Heiligen ſich weideten, daß er mit der Seele nicht bei der Sache und alſo auch nicht bei ihnen war. Durch tiefen Inſtinkt mit den Regungen ſeines jugendlichen Weſens verknüpft, empfanden ſie ſogar jene Spannung mit, die es augenblicklich beherrſchte.

Kurz vor dem Zwölfuhrglockenſchlag entſtand Gemurmel von Stimmen auf dem Dorfplatz, der mit ſeinen mailich ſproſſenden Kaſtanienwipfeln bis dahin ſtill im Lichte der Sonne lag. Eine Menſchenmenge näherte ſich. Man hörte ruhigere, ſcheinbar proteſtierende, männliche Kehllaute. Aber ein unaufhaltſamer Strom von weiblichen Worten, Schreien, Verwünſchungen und Proteſten überſchwoll mit einemmal jene und dämpfte ſie bis zur Unhörbarkeit. Dann trat eine bange Ruhe ein. Plötzlich ſchlugen ans Ohr des Prieſters dumpfe Geräuſche, deren Urſache im erſten Augenblick unbegreiflich blieb. Man war im Mai und doch klang es, als wenn im Herbſt ein Kaſtanienbaum, unter der Wucht eines Windſtoßes, Laſten von Früchten auf einmal abſchüttelte. Platzend trommelten die harten Kaſtanien auf das Erdreich.

Franceſco beugte ſich aus dem Fenſter.

Er ſah mit Entſetzen, was auf der Piazza im Gange war. Er war ſo erſchrocken, ja ſo beſtürzt, daß ihn erſt der ohrzerreißende, gellende Laut des Beichtglöckchens zur Beſinnung brachte, an dem mit verzweifelter Hartnäckigkeit geriſſen wurde. Und ſchon war er in die Kirche und vor die Kirchtür geeilt und hatte das Beichtkind, es war Agatha, vom Zug der Klingel weg und in die Kirche hineingeriſſen. Dann trat er vor das Portal hinaus.

Soviel war klar: der Eintritt der Verfemten in den Ort war bemerkt worden und geſchehen, was in dieſem Falle gewöhnlich war. Man hatte verſucht, ſie mit Steinen, wie jeden räudigen Hund, oder wie man einem Wolfe getan hätte, aus dem Wohnbereich der Menſchen zu jagen. Bald hatten ſich Kinder und Mütter von Kindern zuſammengetan und hatten das ausgeſtoßene, fluchbringende Weſen gehetzt, ohne ſich durch die ſchöne Mädchengeſtalt irgendwie in der Annahme ſtören zu laſſen, ihre Steinwürfe gälten einem gefährlichen Tier, einem Ungeheuer, das Peſt und Verderben verbreite. Indeſſen hatte Agatha, des prieſterlichen Schutzes gewiß, ſich von ihrem Ziel nicht abbringen laſſen. So war das entſchloſſene Mädchen, verfolgt und gehetzt, vor der Kirchtür angelangt, die jetzt noch von einigen geworfenen Steinen aus Kinderhänden getroffen wurde.

Der Prieſter hatte nicht nötig, die aufgeregten Gemeindeglieder durch eine Strafpredigt zur Beſinnung zu bringen: ſie verflüchtigten ſich, ſobald ſie ihn ſahen.

In der Kirche hatte Francesco der hochatmenden, ſtummen Verfolgten durch einen Wink bedeutet, mit ihm ins Pfarrhaus zu gehn. Auch er war erregt, und ſo hörten ſich beide ſtoßweiſe atmen. Auf einem engen Treppchen des Pfarrhäuschens, zwiſchen weißgetünchten Mauern, ſtand die beſtürzte, doch ſchon wieder ein wenig beruhigte Schaffnerin, um das gehetzte Wild zu empfangen. Man merkte ihr an, daß ſie bereit zu helfen war, wenn es irgendwie not täte. Erſt beim Anblick der alten Frau ſchien Agatha ſich des Demütigenden ihres augenblicklichen Zuſtands bewußt zu werden. Vom Lachen zum Zorn, vom Zorn zum

Lachen übergehend, ſtieß ſie ſtarke Verwünſchungen aus, und gab ſo dem Prieſter Gelegenheit, zum erſtenmal ihre Stimme zu hören, die, wie ihm vorkam, voll, ſonor und heroiſch klang. Ihr war nicht bekannt, weshalb ſie verfolgt wurde. Sie ſah das Städtchen Soana etwa wie ein Neſt von Erdweſpen oder einen Ameiſenhaufen an. So wütend und entrüſtet ſie war, kam es ihr doch nicht in den Sinn, über die Urſache einer ſo gefährlichen Bösartigkeit nachzudenken. Kannte ſie doch dieſen Zuſtand von Kindheit an und nahm ihn für einen nur natürlichen. Allein man wehrt ſich auch gegen Weſpen und Ameiſen. Mögen es Tiere ſein, die uns angreifen, wir werden durch ſie, je nachdem, zum Haß, zur Wut, zur Verzweiflung empört und entladen die Bruſt, wiederum je nachdem, durch Drohungen, Tränen oder durch Regungen tiefſter Verachtung. So tat auch Agatha, während ihr nun die Haushälterin die ärmlichen Lumpen zurechte zupfte, ſie ſelber aber den ſtaunenerregenden Schwall ihres roſt- bis ockerfarbenen Haares, das ſich im haſtigen Lauf gelöſt hatte, aufſteckte.

Wie nie zuvor, litt der junge Franceſco in dieſem Augenblick unter dem Zwang ſeiner Leidenſchaft. Die Nähe des Weibes, das, wie eine wilde, köſtliche Frucht, in der Bergödenei zur Reife gediehen war, die berauſchende Glut, die ihr erhitzter Körper ausſtrömte, der Umſtand, daß die bis dahin ferne Unerreichliche jetzt die Enge der eigenen Wohnung umſchloß, alles das brachte zuwege, daß Franceſco die Fäuſte ballen, die Muskeln ſpannen, die Zähne zuſammenbeißen mußte, um nur in einer Verfaſſung aufrecht zu bleiben, die ihm das Hirn ſekundenlang völlig verfinſterte. Wurde es hell, ſo war ein ungeheurer Aufruhr von Bildern, Gedanken und Gefühlen in ihm: Landſchaften, Menſchen, fernſte Erinnerungen, lebendige Augenblicke der familiären und beruflichen Vergangenheit vermählten ſich mit Vorſtellungen der Gegenwart. Gleichſam fliehend von dieſen, ſtieg ſüß und ſchrecklich eine unentrinnbare Zukunft empor, der er ſich ganz verfallen wußte. Gedanken zuckten über dies Bilderchaos der Seele hin, unzählbar, ruhelos, aber ohnmächtig. Der bewußte Wille, erkannte Franceſco, war in ſeiner Seele entthront, und ein anderer herrſchte, dem nicht zu widerſtehen war. Mit Grauen geſtand ſich der Jüngling, ihm war er auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Dieſe Verfaſſung glich der Beſeſſenheit. Aber wenn ihn die Angſt vor dem unvermeidlichen Sturz in das Verbrechen der Todſünde überkam, ſo hätte er gleichzeitig vor unbändigſter Freude aufbrüllen mögen. Sein hungriger Blick ſah mit niegekannter, ſtaunender Sättigung. Mehr: Hunger war hier Sättigung, Sättigung Hunger. Ihm ſchoß der verruchte Gedanke durch den Kopf, hier allein ſei ſeine unvergängliche, göttliche Speiſe, mit der das Sakrament gläubige Chriſtenſeelen himmliſch nährt. Seine Empfindungen waren abgöttiſch. Er erklärte ſeinen Oheim in Ligornetto für einen ſchlechten Bildhauer. Und warum hatte er nicht lieber gemalt? Vielleicht konnte er ſelbſt noch Maler werden. Er dachte an Bernardino Luini und ſein großes Gemälde in der alten Kloſterkirche des nahen Lugano und an die köſtlichen, blonden, heiligen Frauen, die ſein Pinſel dort geſchaffen hat. Aber ſie waren ja nichts, verglichen mit dieſer heißen, lebendigſten Wirklichkeit.

Franceſco wußte nun nicht ſofort, was er beginnen ſollte. Eine warnende Empfindung veranlaßte ihn zunächſt, die Nähe des Mädchens zu fliehen. Allerlei Gründe, nicht alle gleich lauter, bewogen ihn, ſogleich den Sindaco aufzuſuchen und, ehe es andere tun konnten, von dem Geſchehnis zu verſtändigen. Der Sindaco hörte ihn ruhig an, Franceſco hatte ihn glücklicherweiſe zu Hauſe getroffen, und nahm in der Sache den Standpunkt des Prieſters ein. Es war nur chriſtlich und gut katholiſch, die Mißwirtſchaft auf der Alpe nicht einfach laufen zu laſſen und ſich des in Sünde und Schande verſtrickten, verrufenen Volkes anzunehmen. Was aber die Dorfbewohner und ihr Verhalten betraf, ſo verſprach er dagegen ſtrenge Maßregeln.

Als der junge Prieſter gegangen war, ſagte die hübſche Frau des Sindaco, die eine ſtille, ſchweigſame Art zu betrachten hatte:

„Dieſer junge Prieſter könnte es wohl bis zum Kardinal, ja zum Papſt bringen. Ich glaube, er zehrt ſich ab mit Faſten, Beten und Nachtwachen. Aber der Teufel iſt gerade hinter den Heiligen mit ſeinen hölliſchen Künſten her und mit den verborgenſten Schlichen und Liſten. Möge der junge Mann, durch Gottes Beiſtand, vor ihnen immer behütet ſein.“

Viele begehrliche und auch böſe Weiberaugen verfolgten Franceſco, als er, mit ſo wenig wie möglich beſchleunigtem Schritt, zurück zur Pfarre ging. Man wußte, wo er geweſen war, und war entſchloſſen, ſich dieſe Peſt von Soana nur mit Gewalt aufdrängen zu laſſen. Aufrecht ſchreitende Mädchen, die, Holz auf dem Kopf tragend, ihm auf dem Platze nahe dem Marmorſarkophage begegneten, hatten ihn zwar mit unterwürfigem Lächeln gegrüßt, ſich aber hernach ſchnöde angeſehen. Wie im Fieber ſchritt Franceſco dahin. Er hörte das Durcheinanderſchmettern der Vögel, das ſchwellende und verhaltene Rauſchen des ewigen Waſſerfalls: aber es war ihm, als ob er die Füße nicht auf dem Boden hätte, ſondern ſteuerlos in einem Wirbel von Lauten und Bildern vorwärts geriſſen würde. Plötzlich fand er ſich in der Sakriſtei ſeiner Kirche, dann im Schiff vor dem Hauptaltar, als er kniend die Jungfrau Maria um Beiſtand in den Stürmen ſeines Innern anflehte.

Allein ſeine Bitten waren nicht in dem Sinne gemeint, daß ſie ihn von Agatha befreien ſollte. Ein ſolcher Wunſch hätte in ſeiner Seele keine Nahrung gehabt. Sie waren vielmehr ein Flehen um Gnade. Die Mutter Gottes ſollte verſtehen, vergeben, womöglich billigen. Jäh unterbrach Franceſco das Gebet und ward vom Altar fortgeriſſen, als ihm von ungefähr der Gedanke, Agatha könne davongegangen ſein, ins Bewußtſein ſchoß. Er fand das Mädchen indeſſen noch, und Petronilla leiſtete ihr Geſellſchaft.

„Ich habe alles ins Reine gebracht", ſagte Francesco. „Der Weg zur Kirche und zum Prieſter iſt frei für jedermann. Traue auf mich, das Geſchehene wird ſich nicht wiederholen." Ihn überkam eine Feſtigkeit und Sicherheit, als ob er nun wieder auf rechtem Pfad und auf gutem Grund ſtünde. Petronilla wurde mit einem wichtigen, kirchlichen Aktenſtück auf die Nachbarpfarre geſchickt. Der Gang war leider unaufſchiebbar. Im übrigen möge die Wirtſchafterin dem Pfarrer über den Vorfall berichten. „Triffſt Du Leute, ſo ſage ihnen," betonte er noch, „daß Agatha von der Alpe oben hier bei mir im Pfarrhaus iſt und in den Lehren unſrer Religion, unſres geheiligten Glaubens von mir unterrichtet wird. Sie mögen nur kommen und es verhindern und ſich die Strafe der ewigen Verdammnis aufs Haupt ziehen. Sie mögen nur einen Auflauf vor der Kirche machen, um ihre Mitchriſtin zu mißhandeln. Die Steine werden nicht ſie, ſondern mich treffen. Ich werde ihr mit Einbruch der Dunkelheit, und ſei es auch bis zur Alpe hinauf, ſelbſt das Geleit geben."

Als die Haushälterin gegangen war, trat eine längere Stille ein. Das Mädchen hatte die Hände in den Schoß gelegt und ſaß noch auf dem gleichen, ſcheinbar zerbrechlichen Stuhl, den Petronilla für ſie an die weißgetünchte Wand gerückt hatte. In Agathas Augen zuckte es noch, und die erlittene Kränkung ſpiegelte ſich in Blitzen der Entrüſtung und heimlichen Wut, aber ihr volles Madonnengeſicht hatte mehr und mehr einen hilfloſen Ausdruck angenommen, bis endlich ein ſtiller, ergiebiger Strom ſeine Wangen badete. Francesco, ihr den Rücken kehrend, hatte mittlerweile zum offenen Fenſter hinausgeblickt. Während er ſeine Augen über die gigantiſchen Bergwände des Soanatales, von der ſchickſalsträchtigen Alpe an bis zum Seeufer, gleiten ließ und, mit dem ewigen Summen des Falles, Geſang einer einzelnen, ſchmelzenden Knabenſtimme aus den üppigen Rebenterraſſen drang, mußte er zögern zu glauben, daß er nun wirklich die Erfüllung ſeiner überirdiſchen Wünſche in der Hand hätte. Würde Agatha, wenn er ſich wendete, noch vorhanden ſein? Und war ſie zugegen, was würde geſchehen, wenn er ſich wendete? Müßte dieſe Wendung nicht entſcheidend für ſein ganzes irdiſches Daſein, ja darüber hinaus entſcheidend ſein? Dieſe Fragen und Zweifel bewogen den Prieſter, die eingenommene Stellung ſolange wie möglich innezuhalten, um noch einmal vor der Entſcheidung mit ſich ins Gericht oder doch wenigſtens zu Rate zu gehen. Es handelte ſich dabei um Sekunden, nicht um Minuten: doch in dieſen Sekunden wurde ihm nicht nur, vom erſten Beſuche Luchino Scarabotas an, die ganze Geſchichte ſeiner Verſtrickung, ſondern ſein ganzes bewußtes Leben unmittelbar Gegenwart. In dieſen Sekunden breitete ſich eine ganze gewaltige Viſion des jüngſten Gerichtes mit Vater, Sohn und heiligem Geiſt am Himmel, über der Gipfelkante des Generoſo aus und ſchreckte mit dem Gedröhn der Poſaunen. Den einen Fuß auf dem Generoſo, den andern auf einem Gipfel jenſeits des Sees ſtand, in der Linken die Wage, in der Rechten das bloße Schwert, furchtbar drohend, der Erzengel Michael, während ſich hinter der Alpe von Soana der ſcheußliche Satan mit Hörnern und Klauen niedergelaſſen hatte. Faſt überall aber, wo der Blick des Prieſters hinirrte, ſtand eine ſchwarzgekleidete, ſchwarzverſchleierte, händeringende Frau, die niemand anderes, als ſeine verzweifelte Mutter war.

Franceſco hielt ſich die Augen zu und preßte dann beide Hände gegen die Schläfen. Wie er ſich dann langſam herumwandte, ſah er das in Tränen ſchwimmende Mädchen, deſſen purpurner Mund ſchmerzlich zitterte, lange mit einem Ausdruck des Grauens an. Agatha erſchrak. Sein Geſicht war entſtellt, wie wenn es der Finger des Todes berührt hätte. Wortlos wankte er auf ſie zu. Und mit einem Röcheln, wie das eines von unentrinnbarer Macht Beſiegten, das zugleich ein wildes, lebensbrünſtiges Stöhnen und Röcheln um Gnade war, ſank er zerbrochen vor ihr ins Knie und rang gegen ſie die gefalteten Hände.

Francesco würde ſeiner Leidenſchaft vielleicht noch lange nicht in ſolchem Grade unterlegen ſein, wenn nicht das Verbrechen der Dorfbewohner an Agatha ihr ein namenloſes, heißes, menſchliches Mitgefühl beigemiſcht hätte. Er erkannte, was dieſem von Gott mit aphrodiſiſcher Schönheit begabten Geſchöpf in ſeinem fernen Leben und in der Welt ohne Beſchützer bevorſtehen mußte. Er war durch die Umſtände heute zu ihrem Beſchützer gemacht worden, der ſie vielleicht vom Tode durch Steinigung errettet hatte. Er hatte dadurch ein perſönliches Anrecht auf ſie erlangt. Ein Gedanke, der ihm nicht deutlich war, aber doch ſein Handeln beeinflußte: unbewußt wirkend, räumte er allerlei Hemmungen, Scheu und Furchtſamkeit hinweg. Und er ſah in ſeinem Geiſt keine Möglichkeit, ſeine Hand je wieder von der Verfemten abzuziehen. Er würde an ihrer Seite ſtehen und ſtünde die Welt und Gott auf der anderen. Solche Erwägungen, ſolche Strömungen verbanden ſich, wie geſagt, unerwartet mit dem Strome der Leidenſchaft, und ſo trat dieſer aus den Ufern.

Vorerſt war ſein Verhalten indeſſen noch nicht die Abkehr vom Rechten und die Folge eines Entſchluſſes, zu ſündigen: es war nur ein Zuſtand der Ohnmacht, der Hilfloſigkeit. Warum er das tat, was er tat, hätte er nicht zu ſagen gewußt. In Wahrheit tat er eigentlich nichts. Es geſchah nur etwas mit ihm. Und Agatha, die nun eigentlich hätte erſchrecken müſſen, tat dies nicht, ſondern ſchien vergeſſen zu haben, daß Francesco ein ihr fremder Mann und ein Prieſter war. Er ſchien auf einmal ihr Bruder geworden. Und während ihr Weinen zum Schluchzen ſich ſteigerte, ließ ſie es nicht nur zu, daß der nun auch von trocknem Schluchzen Geſchüttelte ſie, wie zum Troſte, umfing, ſondern ſie ſenkte ihr überſtrömtes Geſicht und verbarg es an ſeiner Bruſt.

Nun war ſie zum Kinde geworden und er zum Vater, inſoweit, als er ſie in ihrem Leid zu beruhigen trachtete. Allein er hatte nie den Körper eines Weibes ſo nahe gefühlt, und ſeine Liebkoſungen, ſeine Zärtlichkeiten waren bald mehr als väterlich. Deutlich empfand er zwar, wie in dem ſchluchzenden Weh des Mädchens etwas wie ein Bekenntnis lag. Sie wußte, das erkannte er, welcher häßlichen Liebe ſie ihr Daſein verdanke und ſchwamm darüber mit ihm im gleichen Leid. Ihre Not, ihre Schmerzen trug er mit ihr. So waren ihre Seelen geeinigt. Allein er hob bald ihr ſüßes Madonnengeſicht zu dem ſeinen, indem er ſie um den Nacken faßte und an ſich zog, mit der Rechten die weiße Stirn zurückbiegend, und indem er daran, was er ſo gefeſſelt hielt, lange, mit dem Feuer des Wahnſinns im Auge, gierige Blicke weidete, ſchoß er plötzlich, wie ein Falke, auf ihren heißen, von Tränen ſalzigen Mund herab und blieb untrennbar mit ihm verſchmolzen. — Nach Augenblicken irdiſcher Zeit, Ewigkeiten betäubender Seligkeit, riß Franceſco ſich plötzlich los und ſtellte ſich feſt auf beide Füße, auf ſeinen Lippen ſchmeckte er Blut —: „Komm,“ ſagte er, „Du kannſt nicht allein, ohne Schutz, nach Hauſe gehn und alſo werde ich Dich begleiten.“

Ein wechſelnder Himmel lag über der Alpenwelt, als Franceſco und Agatha aus der Pfarrei ſchlichen. Sie bogen in einen Wieſenpfad, auf dem ſie, zwiſchen Maulbeerbäumen, unter Rebengirlanden hindurch, ungeſehen von Terraſſe zu Terraſſe abkletterten. Franceſco wußte ſehr wohl, was hinter ihm lag und welche Grenze jetzt überſchritten war, Reue vermochte er nicht zu empfinden. Er war verändert, geſteigert, befreit. Die Nacht war ſchwül. In der lombardiſchen Ebene, ſchien es, zogen Gewitter umher, deren ferne Blitze fächerförmig hinter der Rieſenſilhouette der Berge aufſtrahlten. Düfte des gewaltigen Fliederbuſches unter den Fenſtern des Pfarrhauſes ſchwammen von dort mit dem vorüberkommenden, ſickernden Waſſer des Bachgeäders herab, vermiſcht mit kühlen und warmen Luftſtrömen. Die beiden Berauſchten redeten nicht. Er ſtützte ſie, ſo oft ſie im Dämmer die Mauer zu einer tiefer gelegten Terraſſe abklommen, fing ſie auch wohl mit den Armen auf, wobei ihre Bruſt an ſeiner pochte, ſein durſtiger Mund an ihrem hing. Sie wußten nicht, wo ſie eigentlich hin wollten, denn aus der Tiefe der Schlucht der Savaglia führte kein Weg zur Alpe hinauf. Darüber indeſſen waren ſie einig, daß ſie den Aufſtieg dorthin durch die Ortſchaft vermeiden mußten. Aber es kam auch nicht darauf an, irgendein äußeres, irgendein fernes Ziel zu erreichen, ſondern das nahe Erreichte auszugenießen.

Wie war doch die Welt bisher ſo ſchlackenhaft tot und leer geweſen, und welche Wandlung hatte ſie durchgemacht. Wie hatte ſie ſich in den Augen des Prieſters, und wie hatte er in ihr ſich verwandelt. Getilgt und entwertet waren alle Dinge in ſeiner Erinnerung, die ihm bis dahin alles bedeutet hatten. Vater, Mutter, ſowie ſeine Lehrer waren wie Gewürm im Staube der alten, verworfenen Welt zurückgeblieben, während ihm, dem Sohne Gottes, dem neuen Adam, durch den Cherub die Pforte des Paradieſes wieder geöffnet worden war. In dieſem Paradies, darin er nun die erſten, verzückten Schritte tat, herrſchte Zeitloſigkeit. Er fühlte ſich nicht mehr als ein Menſch irgendeiner Zeit oder irgendeines Alters. Ebenſo zeitlos war die nächtliche Welt um ihn her. Und da nun die Zeit der Verſtoßung, die Welt der Verbannung und der Erbſünde hinter ihm lag vor der bewachten Pforte des Paradieſes, empfand er auch nicht mehr die allergeringſte Furcht vor ihr. Niemand da draußen konnte ihm etwas anhaben. Es lag nicht in der Macht ſeiner Oberen, noch in der Macht des Papſtes ſelbſt, ihn auch nur am Genuſſe der geringſten Paradieſesfrucht zu verhindern, noch ihm das geringſte zu rauben von der ihm nun einmal gewordenen Gnadengabe höchſter Glückſeligkeit. Seine Oberen waren die Niederen geworden. Sie wohnten, vergeſſen, in einer verſchollenen Erde des Heulens und Zähneklapperns. Franceſco war nicht Franceſco mehr, er war als erſter Menſch ſoeben vom göttlichen Odem geweckt, als alleiniger Adam, alleiniger Herr des Gartens Eden. Es lebte kein zweiter Mann außer ihm in der Fülle der ſündenloſen Schöpfung. Geſtirne zitterten, himmliſch klingend, Glückſeligkeit. Gewölke brummten wie ſchwelgeriſch weidende Kühe, Purpurfrüchte ſtrömten ſüße Entzückung und köſtliche Labung aus, Stämme ſchwitzten duftendes Harz, Blüten ſtreuten köſtliche Würzen: allein dieſes alles hing doch von Eva ab, die Gott als die Frucht der Früchte, die Würze der Würzen zwiſchen all dieſe Wunder geſetzt hatte, von ihr, die ſelber ſein höchſtes Wunder war. Aller Gewürze Duft, ihre feinſte Eſſenz hatte der Schöpfer in Haar, Haut und Fruchtfleiſch ihres Körpers gelegt, aber ihre Form, ihr Stoff hatte nicht ihresgleichen. Ihre Form, ihr Stoff war Gottes Geheimnis. Die Form bewegte ſich aus ſich ſelbſt und blieb gleich köſtlich in Ruhe, wie in Wandlung. Ihr Stoff ſchien aus dem gemiſcht, aus dem Lilienblätter und Roſenblätter gebildet werden, aber er war keuſcher an Kühle und heißer an Glut, er war zugleich zarter und widerſtandskräftiger. In dieſer Frucht war ein lebendig pochender Kern, es hämmerten in ihr köſtliche, zuckende Pulſe, und wenn man von ihr genoß, ſo ſchenkte ſie je mehr und mehr um ſo köſtlichere, ausgeſuchtere Wonnen, ohne daß ihr himmliſcher Reichtum dabei verlor.

Und was in dieſer Schöpfung, dieſem wiedergewonnenen Paradieſe das Köſtlichſte war, konnte man wohl aus der Nähe des Schöpfers herleiten. Weder hatte hier Gott ſein Werk vollendet und allein gelaſſen, noch ſich darin zur Ruhe gelegt. Im Gegenteil war die ſchaffende Hand, der ſchaffende Geiſt, die ſchaffende Macht nicht abgezogen, ſie blieben im Werke ſchöpferiſch. Und jeder von allen Teilen und Gliedern des Paradieſes blieb ſchöpferiſch. Francesko-Adam, ſoeben erſt aus der Werkſtatt des Töpfers hervorgegangen, fühlte ſich als ein rings umher Schaffender. Mit einer Entzückung, die außerweltlich war, ſpürte und ſah er Eva, die Tochter Gottes. Es haftete noch an ihr die Liebe, die ſie gebildet hatte, und der köſtlichſte aller Stoffe, den der Vater zu ihrem Leibe verwendete, hatte noch jene überirdiſche Schönheit, die durch kein Erdenſtäubchen verunreinigt war. Aber auch dieſe Schöpfung bebte, ſchwoll und leuchtete noch von der himmliſchen Glut tätiger Schöpferkraft und drängte, mit Adam zu verſchmelzen. Adam wieder drängte nach ihr, um gemeinſam mit ihr in eine neue Vollkommenheit einzugehen.

Agatha und Francesko, Francesko und Agatha, der Prieſter, der Jüngling aus gutem Haus und das verfemte, verachtete Hirtenkind, waren das erſte Menſchenpaar, wie ſie Hand in Hand auf nächtlichen Schleichwegen zu Tale kletterten. Sie ſuchten die tiefſte Verborgenheit. Schweigend, die Seele von einem namenloſen Staunen erfüllt, mit einem Entzücken, das ihnen beiden faſt die Bruſt ſprengte, ſtiegen ſie tiefer und tiefer in das köſtliche Wunder der Weltſtunde.

Sie waren bewegt. Die Begnadung, die Auserwählung, die ſie auf ſich ruhen fühlten, vermiſchte mit ihrem unendlichen Glück eine ernſte Feierlichkeit. Sie hatten ihre Körper gefühlt, waren im Kuß verbunden geweſen, aber ſie fühlten die unbekannte Beſtimmung, der ſie zuſchritten. Es war das letzte Myſterium.

Es war eben das, warum Gott ſchuf, und warum er den Tod in die Welt geſetzt, ihn gleichſam in Kauf genommen hatte.

So gelangte das erſte Menſchenpaar in die enge Schlucht hinab, die das Flüßchen Savaglia geſägt hatte. Sie war ſehr tief, und nur ein wenig begangener Fußpfad führte am Rande des Bachbetts bis zu dem Waſſerbecken hinauf, in das ſich aus ſchwindelerregender Höhe das Bergwaſſer über die Felsſtufe hinabſtürzte. Noch in beträchtlicher Entfernung davon wurde der Bach in zwei Arme geteilt, die ſich wieder vereinigten, durch ein kleines grünes Inſelchen, das Francesco liebte und oft beſuchte, weil es mit einigen jungen Apfelbäumen, die dort Wurzel geſchlagen hatten, ſehr lieblich war. Und Adam zog ſeine Schuhe aus und trug ſeine Eva dort hinüber. „Komm, oder ich ſterbe,“ ſagte er mehrmals zu Agatha. Und ſie zertraten Narziſſen und Oſterlilien mit dem ſchweren, faſt trunkenen Gang der Liebenden.

Auch hier in der Schlucht war es ſo ſommerwarm, wenngleich der rauſchende Lauf des Baches Kühlung mitbrachte. Wie kurz war die Zeit, die ſeit dem Wendepunkt im Leben des Paares ſchon verfloſſen war, und wie weit war alles zurückgewichen, was vor dem Wendepunkte lag. Der Bauer, dem das Inſelchen angehörte, hatte ſich, da es ziemlich entfernt von der Ortſchaft lag, um gegen die Zufälligkeiten der Witterung einigermaßen gedeckt zu ſein, eine Hütte aus Steinen, Reiſern und Erde gefertigt, die ein leidlich regenſicheres Laublager bot. Es war vielleicht dieſe Hütte, die Adam vorgeſchwebt hatte, als er mit Eva die Richtung zu Tal, ſtatt zu Berge nahm. Die Hütte ſchien zum Empfang der Liebenden vorbereitet. Hier ſchienen heimliche Hände von dem nahenden Feſte der heimlichen Menſchwerdung verſtändigt worden zu ſein: denn es waren Gewölke von Licht um die Hütte, Gewölke von Funken, Leuchtkäfer, Glühwürmchen, Welten, Milchſtraßen, die manchmal in

Garben gewaltig aufſtiegen, als wollten ſie leere Welträume neu bevölkern. Sie quollen und ſchwebten ſo hoch durch die Schlucht, daß man Sterne des Himmels davon nicht mehr unterſchied.

Obgleich ſie es kannten, war dieſes Schauſpiel, war dieſer ſchweigende Zauber für Francesco und die ſündige Agatha doch wunderbar und ihr Staunen darüber hemmte ſie einen Augenblick. Iſt das die Stelle, dachte Francesco, die ich im Grunde doch, ahnungslos, was ſie einmal für mich bedeuten würde, ſo oft geſucht und mit Wohlgefallen betrachtet habe? Sie ſchien mir ein Ort, um ſich als Eremit vor dem Jammer der Welt dahin zurückzuziehen und entſagend in Gottes Wort zu verſenken. Was ſie wirklich iſt, eine Inſel im Strome Phrat oder Hiedekel, der heimlich-glückſeligſte Ort im Paradieſe, hätte ich ihr nicht angeſehen. Und die myſtiſchen, lohenden Funkengewölbe, Hochzeitsbrände, Opferbrände, oder was es nun immer war, löſten ihn vollends von der Erde. Wenn er die Welt nicht vergaß, ſo wußte er, daß ſie ohnmächtig vor den Toren des Gartens Eden lag, wie der ſiebenköpfige Drache, das ſiebenköpfige Tier, das aus dem Meer geſtiegen iſt. Was hatte er mit denen zu tun, die den Drachen anbeten. Mag er Gottes Hütte läſtern. Sein Geifer erreicht ihre Stätte nicht. Nie hatte Francesco, nie hatte der Prieſter ein ſolches Naheſein bei Gott, ein ſolches Geborgenſein in ihm, ein ſolches Vergeſſen der eignen Perſönlichkeit gefühlt, und im Rauſchen des Bergbachs ſchienen allmählich die Berge melodiſch zu dröhnen, die Felszacken zu orgeln, die Sterne mit Myriaden goldner Harfen zu muſizieren. Chöre von Engeln jubilierten durch die Unendlichkeit, gleich Stürmen brauſten von oben die Harmonien, und Glocken, Glocken, Geläut von Glocken, von Hochzeitsglocken, kleinen und großen, tiefen und hohen, gewaltigen und zarten verbreiteten eine erdrückend-ſelige Feierlichkeit durch den Weltenraum. — Und ſo ſanken ſie, ineinander verſchlungen, auf das Laublager.

Keinen Augenblick gibt es, der verweilt, und wenn man auch mit angſtvoller Haſt ſolche der höchſten Wonne feſthalten will — ſo ſehr man ſich müht, man findet dazu keine Handhabe. Sein ganzes Leben beſtand, wie Francesco fühlte, aus Stufen zum Gipfel dieſes nun gelebten Myſteriums. Wo ſollte man künftig atmen, konnte man es nicht feſthalten. Wie ſollte man ein verdammtes Daſein ertragen, wenn man aus den Verzückungen ſeiner innerſten Himmel wieder verſtoßen war. Mitten im überirdiſchen Rauſch des Genuſſes empfand der Jüngling mit ſtechendem Schmerz die Vergänglichkeit, im Genuß des Beſitzes die Qual des Verluſtes. Es war ihm, als ſollte er einen Becher des köſtlichen Weines austrinken und einen ebenſo köſtlichen Durſt löſchen: der Becher aber wurde nie leer, während der Durſt trotzdem nie geſtillt wurde. Und der Trinkende wollte auch nicht, daß ſich ſein köſtlicher Durſt ſättige, noch daß der Becher leer würde: dennoch ſog er mit gieriger Wut daran, gepeinigt, weil er nie auf den Grund kommen konnte.

Umarmt vom Rauſchen des Baches, überflutet davon, umtanzt von Leuchtkäfern, ruhte das Paar im raſchelnden Laub, während durchs Dach der Hütte die Sterne hereinblinzelten. Von allen Heimlichkeiten Agathas, die er wie unerreichliche Güter bewundert hatte, hatte er zitternd Beſitz ergriffen. Er war in ihr offenes Haar hineingetaucht, er hing mit den Lippen an ihren Lippen. Aber ſogleich ward ſein Auge voll Neid gegen ſeinen Mund erfüllt, der ihm den Anblick des ſüßen Mädchenmundes geraubt hatte. Und immer unfaßbarer, immer glühender, immer betäubender quoll aus den Geheimniſſen ihres jungen Leibes Glückſeligkeit. Was er nie zu beſitzen gehofft hatte, wenn es ihm heiße Nächte vorſpiegelten, das war nichts, gegen das gehalten, was er nun grenzenlos beſaß.

Und während er ſchwelgte, ward er immer aufs neue ungläubig. Das Übermaß der Erfüllungen veranlaßte ihn immer aufs neue, unerſättlich ſich ſeines Eigentums zu verſichern. Zum erſten Male fühlten ſeine Finger, ſeine bebenden Hände und Handflächen, ſeine Arme, ſeine Bruſt, ſeine Hüften das Weib. Und ſie war für ihn mehr als das Weib. Ihm war, als habe er etwas Verlorenes, etwas Verſcherztes, ohne das er ein Krüppel geweſen war, und mit dem er ſich jetzt zur Einheit verbunden hatte, wiedergefunden. War er von dieſen Lippen, dieſem Haar, dieſen Brüſten und Armen jemals getrennt geweſen? Es war eine Göttin, es war kein Weib. Und es war überhaupt nichts, was für ſich beſtand: er wühlte ſich in den Kern der Welt und das Ohr unter die magdlichen Brüſte gedrückt, hörte er glückſelig ſchaudernd das Herz der Welt pochen.

Jene Betäubung, jener Halbſchlaf kam über das Paar, wo die Wonnen der Erſchöpfung in die Reize des wachen Fühlens und die Reize des wachen Fühlens in die Wonnen der Betäubung des Vergeſſens übergehen: wobei Francesco jetzt in den Armen des Mädchens, jetzt Agatha in ſeinen Armen entſchlief. Wie ſeltſam und mit welchem Vertrauen hatte das ſcheue, verwilderte Mädchen ſich unter den liebkoſenden Zwang des Prieſters gefunden, wie ergeben und glücklich diente ſie ihm. Und wenn ſie in ſeinen Armen entſchlief, ſo war es mit dem beruhigten Lächeln, mit dem ſich das Auge des geſättigten Säuglings im Arme und an der Bruſt der Mutter ſchließt. Francesco aber betrachtete, beſtaunte und liebte die Schlummernde. Durch ihren Leib gingen Wellen von Zuckungen, wie es die Entſpannung des Lebens mit ſich bringt. Manchmal ſchrie das Mädchen im Traum. Aber immer war es das gleiche, betörende Lächeln, wenn ſie die ſchmachtenden Lider öffnete und dann das gleiche Sterben in letzter Hingabe. So oft der Jüngling entſchlummerte, ſchien es ihm, als entwinde eine Macht ihm leiſe, leiſe den Körper, den er, mit ganzem Leibe fühlend, umſchlungen hielt. Aber jedesmal folgte dieſem kurzen Entwinden im Erwachen zuerſt ein Fühlen von höchſter, dankbar empfundener Süßigkeit; ein unnennbarer Traum mit einem ſeligen, wachen Empfinden des ſüßeſten Wirklichen.

Das war ſie, die Paradieſesfrucht, von dem Baume, der mitten im Garten ſtand. Er hielt ſie mit ganzem Leibe umſchlungen. Es war die Frucht von dem Baume des Lebens, nicht vom Baum der Erkenntnis des Guten und Böſen, mit den die Schlange Eva verführt hatte. Vielmehr war es jene, deren Genuß Gott gleich machte. Erſtorben war in Francesco jeder Wunſch nach einer höheren, einer andren Glückſeligkeit. Auf Erden nicht und im Himmel nicht gab es Wonnen, die mit der ſeinen vergleichbar waren. Es gab keinen König, keinen Gott, den der Jüngling, wühlend im ſchwelgeriſchen Überfluß, nicht als darbenden Bettler empfunden hätte. Seine Sprache war zum Stammeln, zum ſtoßweiſen Atmen herabgedrückt. Er ſog den betörenden Hauch, der zwiſchen den offenen Lippen Agathas hervorſtrömte. Er küßte die Tränen der Wolluſt heiß von der Wimper, heiß von der Wange des Mädchens fort. Geſchloſſenen Auges, nur ſparſam blinzelnd, genoſſen beide im anderen ſich ſelbſt, nach innen gerichteten Blicks, heißfühlend und hellfühlend. Aber das alles war mehr als Genuß, vielmehr etwas, was auszudrücken menſchliche Sprache nicht hinreichend iſt.

Francesco las pünktlich am Morgen die Frühmeſſe. Seine Abweſenheit war von niemand, ſeine Heimkunft nicht einmal von Petronilla bemerkt worden. Die Überſtürzung, mit der er, ſich flüchtig ſäubernd, zu den wartenden Miniſtranten in die Sakriſtei und an den Altar vor die harrende, kleine Gemeinde ſich begeben mußte, verhinderte, daß er zur Beſinnung kam. Die Beſinnung trat ein, als er wieder im Pfarrhaus, wieder in ſeinem Stübchen war, wo ihm die Wirtſchafterin das übliche

Frühſtück vorſetzte. Aber dieſe Beſinnung brachte nicht ſogleich die Klarheit einer Ernüchterung. Vielmehr gab die alte Umgebung, der aufſteigende Tag dem Erlebten den Schein von etwas Unwirklichem, das wie ein vergangener Traum verblich. Aber hier war doch Wirklichkeit. Und obgleich ſie jeden von Franceſco jemals geträumten Traum an phantaſtiſcher Unglaubhaftigkeit überbot, konnte er ſie dennoch nicht wegleugnen. Er hatte einen furchtbaren Fall getan, an dieſem Umſtand war nicht zu deuteln: die Frage hieß, ob eine Erhebung von dieſem Sturz, dieſem furchtbaren Sündenfall, überhaupt noch möglich war? Der Sturz war ſo tief und von einer ſolchen Höhe herab, daß der Prieſter daran verzweifeln mußte. Nicht nur im kirchlichen, auch im weltlichen Sinne ſtand dieſer ſchreckliche Fall ohne Beiſpiel da. Franceſco gedachte des Sindacos, und wie er mit ihm über die mögliche Rettung der Verworfenen von der Alpe geredet hatte. Nun erſt, heimlich, in ſeiner tiefen Erniedrigung erkannte er die ganze pfäffiſche Hoffart, den ganzen überheblichen Dünkel, der ihn damals gebläht hatte. Er biß die Zähne zuſammen vor Scham, er krümmte ſich gleichſam, wie ein eitler, entlarvter Betrüger, vor Entehrung, in nackter Hilfloſigkeit. War er nicht eben noch ein Heiliger? Hatten nicht Frauen und Jungfrauen von Soana faſt mit Abgötterei zu ihm aufgeblickt?

Und war es ihm nicht gelungen, den kirchlichen Geiſt der Ortſchaft dermaßen zu heben, daß Meſſehören und Die-Kirche-beſuchen ſogar bei den Männern ſich wieder einbürgerte? Nun war er zum Verräter an Gott, zum Betrüger und Verräter an ſeiner Gemeinde, zum Verräter an der Kirche, zum Verräter an ſeiner Familienehre, zum Verräter an ſich ſelbſt, ja, ſogar zum Verräter an den verachteten, verworfenen, verruchten und erbärmlichen Scarabotas geworden, die er unter dem Vorwand, ihre Seelen zu retten, erſt recht in die Verdammnis verſtrickt hatte.

Franceſco dachte an ſeine Mutter. Sie war eine ſtolze, faſt männliche Frau, die ihn als Kind mit feſter Hand beſchützt und geführt, und deren unbeugſamer Wille auch die Bahn ſeines künftigen Lebens vorgezeichnet hatte. Er wußte, daß ihre Härte gegen ihn nichts als glühende Mutterliebe war, und daß ſie durch die geringſte Trübung der Ehre ihres Sohnes in ihrem Stolze aufs ſchwerſte verletzt, durch eine ernſte Verfehlung des Sohnes aber im Sitz des Lebens unheilbar verwundet werden mußte. Seltſam, wie im Zuſammenhange mit ihr das wirklich Geſchehene, nahe und deutlich Durchlebte nicht einmal auch nur ausgedacht werden konnte.

Francesco war in den ekelhafteſten Schlamm hinabgeſunken, in den Unflat letzter Verworfenheit. Er hatte darin ſeine Weihen als Prieſter, ſein Weſen als Chriſt, wie als Sohn ſeiner Mutter, ja als Menſch überhaupt zurückgelaſſen. Der Werwolf, das ſtinkende, dämoniſche Tier, würde in der Meinung der Mutter, in der Meinung der Menſchen überhaupt, ſofern ſie von dem Verbrechen Kenntnis gehabt hätten, einzig übrig geblieben ſein. Der Jüngling fuhr von dem Stuhl empor und von dem Brevier auf dem Tiſch, in das er ſich zum Scheine vertieft hatte. Es war ihm geweſen, als wenn Hagel von Steinen wider das Haus praſſelten: nicht in der Art, wie am Tage zuvor, bei dem Verſuch einer Steinigung, ſondern mit hundert-, mit tauſendfachen Kräften. So, als ſollte das Pfarrhaus vertilgt, oder mindeſtens in einen Schutthaufen umgewandelt und er als ein giftiges Krötengereck darunter begraben werden. Er hatte ſeltſame Laute gehört, furchtbare Schreie, raſende Zurufe und wußte, daß unter den Wütenden, die unermüdlich Steine ſchleuderten, nicht nur ganz Soana, der Sindaco und die Frau des Sindacos, ſondern auch Scarabota und ſeine Familie, und ſogar allen voran ſeine Mutter war.

Aber ſchon nach Stunden hatten ganz andere Phantaſien und ganz andere Regungen ſolche abgelöſt. Alles, was aus der Einkehr, aus dem Entſetzen über die Tat, aus der Zerknirſchung geboren war, ſchien jetzt niemals vorhanden geweſen. Eine nie gekannte Not, ein brennender Durſt dörrte Francesco aus. Sein Inneres ſchrie, wie jemand, der ſich im glühenden Wüſtenſande verſchmachtend wälzt, nach Waſſer ſchreit. Die Luft ſchien ohne jene Stoffe zu ſein, die man braucht, um zu atmen. Das Pfarrhaus wurde dem Prieſter zum Käfig, zwiſchen deſſen Wänden er mit ſchmerzenden Knien, ruhelos wie ein Raubtier, ſchritt, entſchloſſen, falls man ihn nicht befreie, lieber, als ſo weiter zu leben, den Schädel im Anlauf gegen die Mauer zu zerſchmettern. Wie iſt es möglich, als Toter zu leben? fragte er ſich, indem er Bewohner des Dorfes durchs Fenſter beobachtete. Wie mögen ſie oder wie können ſie atmen? Wie tragen ſie, da ſie doch das nicht kennen, was ich genoſſen habe und nun entbehre, ihr erbärmliches Sein? Und Francesco wuchs in ſich. Er ſah auf Päpſte, Kaiſer, Fürſten und Biſchöfe, kurz auf alle Leute herab, wie ſonſt Menſchen auf Ameiſen. Selbſt in ſeinem Durſt, ſeinem Elend, ſeiner Entbehrung tat er das. Freilich, er war nicht mehr Herr ſeines Lebens. Eine übermächtige Zauberei hatte ihn zu einem vollſtändig willenloſen und, ohne Agatha, vollſtändig lebloſen Opfer des Eros gemacht, des Gottes, der älter und mächtiger iſt, als Zeus und die übrigen Götter. Er hatte in den Schriften der Alten geleſen über dergleichen Zauberei und dieſen Gott und beides geringgeſchätzt mit einem Lächeln. Jetzt fühlte er deutlich, daß ſogar an einen Pfeilſchuß und eine tiefe Wunde gedacht werden mußte, mit der, nach Meinung der Alten, der Gott das Blut ſeiner Opfer vergiftete. Dieſe Wunde brannte, bohrte, flammte, fraß und nagte ja in ihm. Er fühlte furchtbar ſtechende Schmerzen — bis er ſich bei Dunkelwerden, innerlich gleichſam ſchreiend vor Glück, auf den Weg nach derſelben kleinen

Welt-Inſel begab, die ihn geſtern mit der Geliebten vereint und wo er ſeine neue Begegnung mit ihr verabredet hatte.

Der Berghirt Ludovico, den Bewohnern der Umgegend als „Ketzer von Soana“ bekannt, ſchwieg, als er bis zu der Stelle ſeines Manuſkriptes, wo es abbricht, geleſen hatte. Der Beſucher hätte die Erzählung gern bis zu Ende gehört. Als er indeſſen den Wunſch zu äußern ſo freimütig war, eröffnete ihm ſein Wirt, daß ſeine Handſchrift nicht weiter reiche. Er war auch der Anſicht, die Geſchichte könne, ja müſſe hier abreißen. Der Beſucher war dieſer Meinung nicht.

Was wurde aus Agatha und Franceſco, aus Franceſco und Agatha? Blieb die Sache geheim oder war ſie entdeckt worden? Fanden die Liebenden auf die Dauer oder flüchtig Gefallen aneinander? Erfuhr die Mutter Franceſcos von der Angelegenheit? Und endlich wollte der Hörer wiſſen, ob eine wirkliche Begebenheit der Erzählung zugrunde liege oder ob ſie durchaus nur Dichtung ſei.

„Ich ſagte ſchon,“ erwiderte Ludovico, ſich ein wenig verfärbend, „daß ein wirklicher Vorfall den Anlaß für mein Geſchreibſel gegeben hat.“ Er ſchwieg hierauf eine lange Weile. „Man hat,“ fuhr er ſpäter fort, „vor etwa ſechs Jahren einen Geiſtlichen mit Stockſchlägen und Steinwürfen, buchſtäblich genommen, vom Altar fort aus der Kirche gejagt. Es wurde mir jedenfalls, als ich von Argentinien nach Europa zurück und in dieſe Gegend kam, von ſo vielen Leuten erzählt, daß ich an dem Geſchehnis ſelbſt nicht zweifle. Auch haben die blutſchänderiſchen Scarabotas, allerdings nicht unter dieſem Namen, hier am Generoſo gelebt. Der Name Agatha iſt erfunden, ich nahm ihn einfach von dem Kapellchen Sant Agatha, über dem, wie Sie ſehen, noch immer die braunen Fiſchräuber kreiſen. Aber die Scarabotas haben wirklich unter anderen Sündenfrüchten eine erwachſene Tochter gehabt, und der Prieſter iſt eines unerlaubten Umgangs mit ihr bezichtigt worden. Er hat, wie man ſagt, die Sache nicht abgeleugnet, auch nie die geringſte Reue gezeigt, und der Papſt hat ihn, behauptet man, deshalb exkommuniziert. Die Scarabotas mußten die Gegend verlaſſen. Sie ſollen — die Eltern, nicht die Kinder — in Rio am gelben Fieber geſtorben ſein.“

Der Wein und die Erregung, die durch Ort, Stunde, Geſellſchaft und beſonders durch das geleſene Gedicht, verbunden mit allerlei myſtiſchen Umſtänden, im Hörer hervorgerufen war, machte dieſen noch weiter zudringlich. Er fragte wieder nach dem Schickſal Francescos und Agathas. Darüber konnte der Hirt nichts ausſagen. „Sie ſollen nur lange Zeit ein Ärgernis der Gegend geweſen ſein, indem ſie die überall verſtreuten, einſamen Heiligtümer entweihten und ſchändeten und zu Aſylen ihrer verruchten Luſt mißbrauchten.“ Bei dieſen Worten brach der Anachoret in ein gänzlich unvermitteltes, lange nicht einzudämmendes, lautes und freies Gelächter aus.

Gedankenvoll und ſeltſam bewegt trat der Übermittler dieſes Reiſeabenteuers den Heimweg an. Sein Tagebuch enthält Schilderungen dieſes Abſtiegs, die er hier jedoch nicht einrücken will. Die ſogenannte blaue Stunde, die eintritt, wenn die Sonne unter den Horizont geſunken iſt, war jedenfalls damals beſonders ſchön. Man hörte den Fall von Soana rauſchen. Ganz ſo hatten ihn Francesco und Agatha rauſchen gehört. Oder hörten ſie am Ende jetzt noch ſein Getön und zwar in demſelben Augenblick? Lag dort nicht der Scarabotaſche Steinhaufen? Hörte man nicht Laute fröhlicher Kinder, untermiſcht mit dem Blöken der Ziegen und Schafe, von dort? Der Wanderer fuhr ſich übers

Geſicht, wie wenn er einen verwirrenden Schleier abſtreifen wollte: war die kleine Erzählung, die er gehört hatte, wirklich, wie eine winzige Enzianblume oder dergleichen, auf einer Matte dieſer Bergwelt gewachſen, oder war dieſes herrliche, urgewaltige Gebirgsrelief, dieſe erſtarrte Gigantomachie aus dem Rahmen der kleinen Novelle hervorgegangen? Dies und ähnliches dachte er, als ſein Gehör vom ſonoren Klang einer ſingenden Frauenſtimme berührt wurde. Es hieß ja, der Anachoret ſei verheiratet. Die Stimme trug, wie in einem weiten, akuſtiſchen Saal, wenn die Menſchen den Atem anhalten, um nur zu lauſchen. Auch die Natur hielt den Atem an. Die Stimme ſchien in der Felswand zu ſingen. Manchmal wenigſtens flutete ſie, in weiten Schwingungen voll ſüßeſten Schmelzes und feurigen Adels, gleichſam von dort heraus. Allein die Sängerin kam, wie ſich zeigte, von ganz entgegengeſetzter Richtung den Pfad zum Würfel Ludovicos heraufgeſtiegen. Sie trug ein Tongefäß auf dem Kopf, das ſie mit der erhobenen Linken ein wenig hielt, während ſie mit der Rechten ihr Töchterchen führte. Dadurch nahm die volle und doch ſchlanke Geſtalt jene grade, köſtliche Haltung an, die ſo feierlich, ja erhaben anmutet. Irgendeine Vermutung ſchoß dem Beſchauer bei dieſem Anblick, wie eine Erleuchtung, durch die Seele.

Wahrſcheinlich war er nun entdeckt worden, denn plötzlich verſtummte der Geſang. Man ſah die Steigende näherkommen, voll vom Glanze der weſtlichen Himmelshälfte getroffen. Man vernahm das Kind — die Mutter mit ruhiger, tiefer Stimme antworten. Dann hörte man, wie die nackte Sohle des Weibes klatſchend die roh behauenen Stufen trat. Der Laſt wegen mußte man feſt und ſicher auftreten. Für den Wartenden waren die Augenblicke vor dieſer Begegnung von einer nie gefühlten Spannung und Rätſelhaftigkeit. Die Frau ſchien zu wachſen. Man ſah das hochgeſchürzte Kleid, ſah bei jedem Schritte ein Knie ſich flüchtig entblößen, ſah nackte Schultern und Arme hervortreten, ſah ein rundes, frauenhaftes, trotz ſtolzen Selbſtbewußſeins holdes Geſicht, das von ſtarkem Haarwuchs, wie von rotbrauner Erde, urweſenhaft umgeben war. War das nicht die Männin, die Menſchin, die ſyriſche Göttin, die Sünderin, die mit Gott zerfiel, um ſich ganz dem Menſchen, dem Manne zu ſchenken?

Der Heimkehrende war beiſeite getreten, und die leuchtende Kanephore ſchritt, ſeinen Gruß der Laſt wegen faſt unmerklich erwidernd, an ihm vorbei. Sie wandte beide Augen nach ihm, indes der Kopf geradeaus gerichtet blieb. Über das Antlitz glitt dabei ein ſtolzes, ein ſelbſtbewußtes, ein wiſſendes Lächeln. Dann ſenkte ſie den Blick wiederum auf den Weg, während gleichzeitig ein überirdiſches Funkeln durch ihre Wimpern zu ſprühen ſchien. Der Beſchauer war vielleicht durch die Hitze des Tages, den Wein und alles ſonſt noch Erlebte überhitzt, aber das iſt gewiß: er fühlte vor dieſem Weibe ſich ganz, ganz klein werden. Dieſe vollen, in aller betörenden Süße faſt höhniſch gekräuſelten Lippen wußten, es gab gegen ſie keinen Widerſpruch. Es gab keinen Schutz, keine Waffe gegen den Anſpruch dieſes Nackens, dieſer Schultern, und dieſer von Lebenshauchen beſeligten und bewegten Bruſt. Sie ſtieg aus der Tiefe der Welt empor und ſtieg an dem Staunenden vorbei — und ſie ſteigt und ſteigt in die Ewigkeit, als die, in deren gnadenloſe Hände Himmel und Hölle überantwortet ſind.

Anna

Ein ländliches Liebesgedicht

Erſter Geſang

Luz, Du biſt es? Du biſt's. So ſei mir doch herzlich willkommen.
Ein ſo lieber Beſuch, und ſo ganz unerwartet: wie herrlich!
Wie wird Julie ſich freun, die Gute! Erſt heute beim Frühſtück
ſprach ſie lange von Dir und dachte vergangener Zeiten.
Ach! Du biſt ja verändert, mein Junge, komm her, laß Dich anſchaun!
Keine Spur von dem Stoppelhopſer, dem Landwirt von einſtmals,
iſt noch ſichtbar. Anſtatt langer Stiefeln mit faltigen Schäften,
trägt er Schuhe mit ſilbernen Schnallen! Und welche Krawatte!
Welcher gewaltige Filz! Und ſeh einer die rieſige Krempe!
Dieſes ſcheint ja ein wahrhafter Sproß aus Kalabriens Bergland,
Kalabreſer genannt: oder ſage mir, bin ich im Irrtum?
Lange nämlich iſt's her, daß ich ſolcherlei Hüten begegnet,
auch wohl ſelber ſie trug. Da lachſt Du! Wir ſind hier verbauert!
Nein, ich leugne das nicht. Was ſollt es auch helfen? So iſt es.
Stille ſteht hier die Welt: nun komm, und mach ihr Bewegung! –
Alſo lebhaft begrüßte am Gatter der Onkel den Neffen,
herzlich lachend, ſowohl aus unverhohlener Freude,
als auch, weil ihn die eigene Rede beſonders ergötzte.
Und ſo traten ins freundliche Gutshaus der Mann und der Jüngling:
der Betagte, trotzdem, noch rüſtig und dieſer mehr Knabe
noch, dem das Safrangelock herabfiel bis faſt auf die Schulter.
Küſſe wurden getauſcht, wie es üblich iſt unter Verwandten.

„Pfingſten, das liebliche Feſt war gekommen," begann jetzt der Kömmling,
und ſo hielt es mich nicht zu Hauſe mehr, wo ich auf Urlaub
war, bei Vater und Mutter. – Natürlich, ſie laſſen Euch grüßen! –
Sehnſucht packte mich an. Sie packte mich unwiderſtehlich:
wandern mußt ich, Euch wiederzuſehn und das Haus und das Dörſchen,
wo ich Jahre verbracht: ein Befliſſ'ner des löblichen Landbaus.
Nun, da bin ich. Famos! Aber hoffentlich komm ich gelegen!?
Luz! Mein Junge! Biſt Du's? Seh einer den ſchweigſamen Wicht an!
ſchreibt kein Wort und erſcheint miteins, wie geſtampſt aus der Erde.
Jahrelang wußte man nicht, ob der Schlingel wohl noch in der Welt iſt.
Nun, willkommen, Du Strick. Wie geht's Dir? Was machen die Eltern?
Alſo Tante, die laut und mit kräftigen Schritten hereintrat
aus der dunklen Kanzlei in das ſonnendurchflutete Zimmer:
ſie verſetzte dem Luz einen Kuß, daß die Locken ihm flogen.
Ach, wie ſchön es hier iſt, wie alles mich wieder entzückt hat!
ſagte der Neffe gerührt, nachdem der Sturm der Begrüßung
endlich ſich etwas gelegt und er ſelber wieder zu Wort kam.
Warum lebt wohl der Menſch zuſammengepfercht in den Städten?
Ich beklage mich nicht, denn vieles ſchenkte die Stadt mir.
Doch der Lärm auf den Straßen! Der Staub, und der Mangel an Grünem
ſteinerne Würfel getürmt, aneinander gereiht ohne Lücke,
Höhl an Höhle gehöhlt im Innern, mit Schlupfloch und Lichtloch.
Menſchen hauſen darin, Troglodyten, betriebſam und raſtlos.
Das, wie geſagt, iſt die Stadt. So ſeh ich ſie wenigſtens manchmal
wenn mich Pfiffe der Lokomotiven, der Schrei der Fabriken,
und was alles den Städter ſonſt noch beſtürmt, überreizt hat. –

Hier dagegen iſt nichts von alledem, hier iſt es dörflich.
Höchſtens quaket der Froſch und ſchnattern die Gänſe im Dorfteich.
Das tut wohl. Überhaupt, wie wundervoll war dieſer Morgen.
Um punkt drei brach ich auf, heut nacht, von der Schwelle der Eltern,
bald erſchien dann das Licht und leuchtete über das Erdreich:
aber einſam im Glanz, erſchien es, verlaſſen von Menſchen,
wie erſtarrt in Magie, mir fremd, wie ein fremder Planet faſt.
Doch bald wachte es auf. Mit jeglichem Schritt, den ich vordrang,
tönte lauter die Luft vom Geſange unzähliger Lerchen,
bis, noch ſchläfrig, aufrauſchte die Saat von dem Hauche der Frühe.
Ich durchquerte den Wald, da wechſelten Rehe, da hört ich
Tauben gurren und hörte die köſtliche Stimme des Kuckucks.
Bald erſchien dann der Menſch, im Feld hie und da an der Arbeit.
Dort, mit ſtämmiger Kraft die Senſe gebrauchend, im Kleefeld
„machte Futter“ die Magd. So iſt ja der techniſche Ausdruck.
Später kam ein Geſpann und ſo fort, bis die Arbeit im Feld ſtand.
Doch, was red ich ſo viel, das Geſchilderte ſcheint ja alltäglich.
Nun, mir war dieſes alles ſo neu und ſo herrlich, als hätt ich
nie dergleichen geſehn, vor dem Antritt der heutigen Wandrung,
ſelig bin ich noch jetzt und im mind'ſten nicht müde. Ich könnte
mit Vergnügen den Weg ein zweites Mal machen von vorn an.
    Luz, nun ſeh einer an! Zu Fuße von Hauſe bis hierher
biſt du, Tauſendſaſſa, marſchiert, wo fünf Stunden die Bahn fährt?
ſprach der Onkel, erwärmt und erfreut durch des Jünglings Erzählung,
und erzählte nun ſelbſt aus der Chronik des Dorfs und des Gutshofs
dies und das, was geſchah, ſeit der Neffe die Gegend verlaſſen. —
Dieſen aber indes betrachtete ſchweigend die Tante,
und ein ſchmerzlicher Zug veränderte plötzlich ihr Antlitz.
Doch ſo flüchtig auch glitt die Verdüſtrung über der Gutsfrau
ausgeprägtes Geſicht, nicht entging es dem Gatten, er blickte
auf ſie hin voller Güte, mit heimlich bekümmertem Anteil.

Auch der Jüngling begriff und erkannte im ſtillen, was vorging. —

Kaum das vierzigſte Jahr lag hinter Frau Julie, während
bis zum ſechzigſten ſchon gediehen war Guſtav, ihr Gatte.
Kinderlos war ihr Glück: zehn Jahre lang harrend, wie Hanna
und Elkana und ſo anflehend den Herrgott im Himmel
um den Erben, erſchien auch ihnen der Tag der Erhörung.
Julie genas eines Sohns. Man nannte ihn Erwin. Unſäglich
war die Freude, das Glück, die mit jenem vom Himmel herabkam.
Seit des Knäbleins Geburt ward gleichſam ein Feſthaus das Gutshaus.
Keine Klage, nur Dank ſtieg dazumal täglich zu Gott auf,
mit der Bitte vermählt, das Kleinod, den Sohn, zu behüten.
Und er tat es, der Unerforſchliche, wie ſie ihn nannten,
ließ erſtehen ein Kind unter ſeligem Staunen der Eltern,
einen Knaben, ſo gütig, als ſchön, ſo unſchuldigen Herzens,
als auch tiefen Gemüts und an Reichtum des Geiſtes ein Wunder.
Und man fragte ſich oft, wie kommt in die niedrige Hütte
dieſer Glanz, wie verirrt in die Fremde, aus himmliſchen Welten? —
Nun, es kehrte zurück im vierzehnten Jahre des Lebens
Erwin, ſchwand wiederum und verließ die vernichteten Eltern.
Und ſie lebten nur noch wie im Dämmer verhangener Zimmer,
ob's den meiſten auch ſchien, ſie lebten wie andere Menſchen
auch, mit Speiſe und Trank, und ſich freuend behaglich des Daſeins.
Nein, ſie freuten ſich nicht, zählten die Tage, die Stunden,
dankbar, wie es der Knecht mit den Furchen tut, die er geackert,
weil mit jeder ein Werk des mühſamen Frones getan iſt,
näher rücket die Zeit, wo das Joch von dem Nacken des Stiers fällt. —

Nun, mein Junge, Du haſt einen Magen, ſo denk ich, und Hunger,
ſprach Frau Julie, ſtand auf und warf auf die Tafel das Strickzeug.

Keineswegs übereilt, vollkommen gefaßt, aber dennoch
in der Seele bewegt entwich ſie, ſich nicht zu verraten.
Sie war fort. Und es ſchwieg eine Weile der Gatte und ſprach dann:
Armes Julchen! Sie denkt, Du wirſt das ja unſchwer begreifen,
unſres Lieblings, den ja der himmliſche Vater zurücknahm.
Heiter ſitzeſt Du hier, ſein Geſpiele einſt, friſch und voll Hoffnung,
bald nun völlig ein Mann: unſer Erwin ſchlummert im Grabe.
Nun, dies drängt ſich ihr auf. Ihr Gedanke iſt: lebte heut Erwin,
ſtünde er da neben Dir in dem nämlichen Alter und auch ſo
friſch und blühend wie Du, und da krampft ſich das Herz ihr zuſammen.
Doch nun muß ich aufs Feld zu den Rübenarbeitern, mein Guter,
fuhr der Landmann dann fort, und der Ernſt des Berufes befiel ihn.
Du mußt eſſen! ſonſt wohl: ich ſchlüge Dir vor, kurz, begleit mich,
inſpiziere mit mir Dein treulos verlaßnes Berufsfeld.
Lorbeer hätteſt Du zwar von dieſem vielleicht nicht geerntet,
aber um deſto größre Kartoffeln, gewiß, nach dem Sprichwort.
Und er lachte vergnügt und freute ſich laut ſeines Einfalls.
Weiter ſagte er dann: Wie ſchade, Dein früheres Zimmer,
wo Dein Kaſten noch hängt mit dem ausgeſtopften Geflügel —
nochmals lachte er auf — bald hätten wir's freilich gebraten! ...
ja, es iſt nicht mehr frei, Dein Zimmerchen. Unſre Elevin
hat es inne. Weil doch es mit Dir, dem Eleven, ſo mißriet —
denn Du übteſt Verrat, geſteh's, an dem heiligen Landbau! —
wandten Julchen und ich uns dem weiblichen Teile der Welt zu.
Aber freilich auch da ... nun ſtill, der Erfolg wird es lehren.
Du verſtehſt mich nicht falſch: ſie iſt redlich im Grunde, nur etwas
eigenwillig und Julie hat mit ihr oft ihre Mühe.

Zweiter Geſang

Roſen nannte das Dorf ſich, in welchem der Herr Oberamtmann
Guſtav Schwarzkopp ein Gut ſich erworben, nachdem vor zwei Jahren —
Erwins Tod ging voraus! — die Pacht des Dominiums ablief,
die er inne gehabt und von wo auch ſein Titel noch ſtammte.
Zu erneuern die Pacht und weiter die Laſten ſo großer
Mühen auf ſich zu nehmen, wie eine Domäne ſie auflegt,
dies lag nicht mehr im Sinne des Manns, dem der Hingang des Sohnes
jeden Anreiz genommen, Beſitz und Vermögen zu mehren,
und ſo trat er zurück und heraus aus dem Kreiſe der großen
Ökonomen des Lands und bezog das beſcheidene Gütchen:
es entſtand ſeinem Tor gegenüber das einfache Wohnhaus.
Eben war das Gelände, auf welchem es ſtand, unter Bäumen,
während diesſeits der Straße der Gutshof ein weniges anſtieg.
Als Herr Schwarzkopp den Jüngling verlaſſen, und Luz nun allein war,
ſchritt er ſinnend umher in den freundlich durchſonnten Gemächern
und es ſtiegen ihm auf alle Freuden und Leiden der Lehrzeit.
Dieſes Zimmer, in dem er ſtand, war die Seele des Hauſes.
Hier nun ſtand das Klavier und ein Bild hing darüber, das Chriſtum
zeigte, über das Meer hinwandelnd mit trockenem Fuße,
Petro reichend die Hand, ihn rettend, der ungläubig einſank.
„Ihr Kleingläubigen", ſprach der Herr, wie man deutlich erkannte.
Auch den Leuten im Schiff galt der Vorwurf. Sie ſchrien in Seenot.
Auf dies Bild, wußte Luz, hielt Frau Julie täglich gerichtet
ihren hoffenden Blick und erholte ſich gläubige Stärkung.
Selten ſpielte ſie noch das Klavier, denn die lärmigen Schläge
ſeiner Töne zertrennten die grauen Gewebe der Trauer
und den dämmernden Duft, in den ihre Seele gehüllt war:

Julie ſah überdies den Tummelplatz weltlichen Rauſches
in der Klaviatur und faſt graute ihr vor der Berührung,
ja, ſie haßte beinah die Taſten, als wären's Dämonen,
auf Verführung bedacht und Zerſtörung der ewigen Hoffnung.
Nein, ſie war auf der Hut, und man ſollte ſie nicht überliſten
um das Kleinod des Schmerzes, das, ängſtlich und neidiſch gehütet,
allen irdiſchen Guts Hochheiligſtes war ihrem Herzen!
noch auch gar um den Tag und die Stunde der Auferſtehung,
jene Stunde, von der ſie wußte, die Stimme des Heilands
werde liebreich ſie rufen, um vor dem erſtrahlenden Throne
ihr den Sohn in die Arme zu legen mit freundlichen Worten.
Dies und ähnliches ging durch die Seele des ſinnenden Jünglings.
Danach ruhte ſein Blick auf der Orgel, die nah, an der Wand, ſtand.
Drüber hing ein bekränztes Bildnis, das Abbild von Erwin,
wie als lockiges Kind er, ganz Liebreiz und Geiſt, in die Welt ſah.
Hier war Juliens Altar. Es ſtiegen hier täglich Gebete
in Chorälen ſowohl, als auch Bachſchen Kantaten zu Gott auf.
Um das Bild war in Perlen geſtickt, im Ovale des Rahmens,
„Dein, Herr Jeſu!“ zu leſen. Nichts weiter, als eben die Worte:
„Dein, Herr Jeſu!“ Es gab mit dieſen drei Worten die Mutter
das gewaltſam entrißne Kind nun freiwillig dem Heiland,
ſo, als wollte ſie ſagen: Nimm hin, er gebührt dir, für mich war
dieſer Engel zu rein, nur du allein biſt ſeiner würdig.
Dies und mancherlei ſonſt erwog bei ſich ſelber Lutz Holtmann,
doch nicht trüb, ſondern froh, denn er war bei dem Schmerz zu
Beſuch nur.
Er durchblickte das Leid und er fühlte das Weh der Verwandten,
doch nur ſo, daß es ihn betraf und bewegte als Schönheit.
Damals, als es ihm noch obgelegen, die Lücke zu füllen
gleichſam, welche der Tod durch den Hingang des Vetters geriſſen,
dies war ſicher der Plan des Ehepaars, das ihn ins Haus nahm!...
Damals alſo verdüſterte arg ſein ſchwerer Beruf ihn,

denn, wie ſollte ihm wohl die Erinnerung an den Verſtorbnen
zu beſiegen gelingen? Es wollen ſchon, war ihm unmöglich! —

Es erſchien nun Pauline, die Magd, das Brett voller Speiſen,
tiſchte auf und begrüßte den Hausgenoſſen von ehmals,
und vertraulichen Tons erwiderte dieſer dem Mädchen.
Dann erſchien Frau Julie wieder, nach ihrer Gewohnheit
großen, eiligen Schritts: ſie führte ein Kind in die Stube.
Doch es machte ſich frei der Wildfang, ein Mädchen von ſieben
Jahren war es, recht hübſch, der Abkömmling einfacher Leute,
angenommen an Kindesſtatt und auch wieder an Luzens.
Thea hieß das Geſchöpf, Luz kannte ſie, ſeit ſie ins Haus kam.
Thea, Thea, ſo ſagte die Tante, Du ſollſt nicht ſo wild ſein!
Doch, unbändig vor Freude, bedeckte mit Küſſen der Pflegling
Luzens Wange und Mund, und es ſchien, daß ſie ihn in Beſitz nahm.
Eigentum nimmt man ſo in Beſitz, das man lange entbehrt hat.
Faſt beklommen erduldete Luz dieſen ſtürmiſchen Zudrang.
Endlich ward er befreit und Thea entfernt, und die Tante
blieb alleine zurück, und indeſſen der Neffe den Hunger
ſtillte, ſaß ſie daneben und plauderte über dem Strickſtrumpf. —

Irrtum würde es ſein, zu vermeinen, das Weſen Frau Juliens
ſei in weichlichem Gram, ſchmerzſeliger Schwäche zerfloſſen:
männlich ſchien ſie vielmehr, ſprach laut und mit kräftigem Ausdruck.
Tätig war ſie und herb, meiſt ungeduldig, ja, ruhlos,
unter rauhem Gewand die wehrloſe Seele verbergend.
Zwar ſie hatte die Welt mit eiſernem Willen verworfen,
ihre Klugheit indes, ihre Wißbegier, ihre Talente:
es war immer noch nicht gelungen, ſie ganz zu erdroſſeln.
Freilich hatte zu lachen faſt ganz verlernt dieſe Gutsfrau:
tat ſies dennoch einmal, ſo klang es verſtimmt, ja, verletzend. —
Nun ſei aber das Haus ganz voll, bemerkte die Tante,
denn die Schwiegermama ſei da, die alte Frau Schwarzkopp,
dieſe brauche viel Pflege, ſie ſei doch nun weit über achtzig.

Leider ſei nun auch Juſt wieder hier, denn er habe die Stellung
eingebüßt wiederum. Es ſei immer das leidige Übel,
das, wie ſtets, ihn auch jetzt um den Poſten gebracht. Und ſie ſeufzte.
Juſt war Juliens jüngerer Bruder, der ſich als Verwalter
kleiner Güter durchs Leben geſchlagen, doch oftmals entgleiſt war
Denn es packte den Mann zuweilen der Dämon der Trunkſucht.
War das Unglück geſchehn, ſo fand der Betroffene meiſtens
bei der Schweſter und bei dem Schwager Aſyl, der ihn manchmal,
wie ein totes Stück Holz aufhob von der Straße und mitnahm.
Wie geſagt, er iſt hier, wiederholte die Tante, und was nun
weiter mit ihm geſchehn ſoll, das weiß allein wohl der Himmel.
Nicht der Jüngſte iſt Juſt, der Geſündeſte auch nicht. Wer kann es
denn nach dem, was geſchehn, überhaupt mit dem Bruder noch wagen?
Auf die Wirtſchaftselevin kam plötzlich die Frau Oberamtmann,
kurz auflachend und hart, es klang faſt, wie ſchmerzlich beluſtigt:
Beinah haben wir hier eine Beſſerungsanſtalt! ſo etwas
gleichſam, wie ein Aſyl für ſchwankende Exiſtenzen.
Nun, es iſt nicht ſo ſchlimm, unterbrach ſie ſich, Anna verträgt ſich
mit der neuen Gewalt nicht, daheim, der Stiefmutter im Hauſe,
und es ſind wohl auch ſonſt noch Flecken an ihr zu behandeln,
Schönheitsflecken, nicht mehr: ich hoffe, ſie werden herausgehn. —
Luz war wieder allein. Es erſchollen die Rufe des Kuckucks
in das lichte Gemach, durch angelweit offene Fenſter
unaufhörlich, und Luz, der ſie zählte, erhielt ein Jahrhundert
Lebenszeit als Geſchenk: wahrhaftig, es war nicht zu viel ihm.
Zweige ſtreckte herein ein blühender Obſtbaum. Er brauſte
ganz von Bienen und andren Inſekten und duftete köſtlich.
Seltſam, wie es mich traf, was iſt mir doch dieſe Elevin?
daß mir ſtockte das Herz, als ihr Name, Anna, genannt ward?
Ich war immer ein Narr, und mein Leben lang werd ich ein Narr ſein.
Alſo dachte der junge Menſch bei ſich ſelber und blickte

über Garten und Straße hinüber durchs offene Hoftor:
linker Hand lag das Haus mit den Wohnungen für das Geſinde.
Hinten ſchloſſen die Scheuern den Hof mit gewaltiger Durchfahrt,
hoch genug, den getürmten mit Garben beladenen Wagen
unbehindert hindurch zu laſſen, herein in die Wirtſchaft.
Jeder Stein und jeglicher Winkel des ganzen Bereiches
war dem Jüngling bekannt, in Ställen, auf Treppen, auf Böden
war der einſt'ge Eleve zu Hauſe und wär's im Stockfinſtern.
Täglich hatte er ja den Kreis ſeiner Pflichten durchlaufen,
in zwei Jahren, auf dieſem Gebiete, von drei Uhr des Morgens
bis zur ſinkenden Nacht, wo er dann, wie ein Stein, in ſein Bett ſank.

O wie wohl war ihm heute zumute, verglichen mit damals —
heut, wo nichts ihn mehr band, als Erinnerung, an dieſen Fronkreis.
Träge ruhte das Vieh und wiederkäuend im Dunghof,
Schwalben ſtreiften es faſt mit den Flügeln im Flug, und es lärmten
Spatzen auf der Umfriedung und plumpten fortwährend herunter
in den goldigen Miſt, um wer weiß welches Futter zu ſuchen.
Gänſe lagen nicht weit von der Pumpe und nah einer Pfütze,
mittagsträg, wie das Vieh, ja, es ſaßen nicht minder die Hühner
ſchläfrig geſellt auf der Tür des Kuhſtalls und nur ihrer wen'ge
ſchritten pickend umher, wie verſonnen und nicht bei der Sache.
Menſchen zeigten ſich nicht, denn alles war fort, auf dem Felde.

Dritter Geſang

Da indeſſen geſchah's … was geſchah wohl? Ein Nichts! Und doch klingt es:
hebet den Liebesgeſang, ihr Muſen, mit ſüßem Getön an!
Ob ein Mädchen auch nur, den obern Torweg durchſchreitend,
ganz gemächlich erſcheint und hernieder zum unteren Hof ſteigt:
hebt den Liebesgeſang, ihr Muſen, den Liebesgeſang an!

Anna iſt es, die neue Elevin. Wer ſollte es ſonſt ſein?
Was ſie trägt, im gehenkelten Korb, iſt vom Standort des Spähers
nicht zu ſehn, doch es blinket der Korb ſo, als ſei er aus Golde.
Und Luz fühlt einen Stich, einen ſtechenden Schmerz unterm Herzen. —
Hebt den Liebesgeſang, ihr Muſen, den Liebesgeſang an!
Tiefer bohrt ſich der Schmerz, anſtatt ſich zu mildern, ein Schrecken
tritt hinzu, wie wenn jemand mit jäher Gewißheit erkennet,
daß ein tückiſcher Schuß ihn im Marke des Lebens verſehrt hat.
Hebt den Liebesgeſang, ihr Muſen, den bittren Geſang an.
Jung, apolliniſch gelockt, und niemals ein ſchleſiſcher Landwirt
biſt du geweſen, mein Luz: viel eher verwandt jenem Gotte
nenn ich, Lieber, dich dreiſt, der als Hirt ſich verdang bei Admetos.
Obenhin nur geſehn, allerdings, Luz, bot deine Abkunft
nicht den mindeſten Zug des Übernatürlichen, denn du
kameſt wie andere Kinder zur Welt, und nicht einmal am Sonntag,
nur vielleicht etwas ſchneller: kaum daß deine ehrſame Mutter
eine Wehe empfand, und ſchon war ſie des Knäbleins geneſen.
Leto hieß ſie indes keineswegs, ſie hieß nur Frau Hanna,
ebenſowenig war Delos, mein göttlicher Freund, dein Geburtsort,
ſondern Salzborn, ein Dorf, ſo genannt nach dem köſtlichen Heilquell.
Dort beſaß dein Herr Vater das ſtattliche Wirtshaus zum Greifen,
deſſen freundlichem Dach es zu danken iſt, daß deine Wiege
nicht vom Sturme geſchaukelt, von Regen und Schloßen nicht naß ward.
Woher kam dir nun alſo der göttliche Funke ins Innre?
Aus dem Grießbrei gewiß nicht, mit dem man dich löblich gepäppelt,
eher ſchon aus den Zitzen der Amme, die ſelber mit Branntwein
jedesmal ſich geſäugt, wie man ſagt, eh ſie dir ihre Bruſt gab,
denn es war ein ſtets trunkner Silen, wie es heißt, ihr Geliebter. —
Ernſt geſprochen, dir gaben die Weihen die Nymphen des Brunnquells,
der von bärtigen Schöpfern aus dröhnendem Schachte geſchöpft ward.

Von glückſeligen Spielen erhitzt der glückſeligſten Jugend
trankſt du täglich die Flut des ſternſtaubdurchfunkelten Salzborns.
Und du ſpürteſt ſogleich, nach geſättigtem Durſt, und zum Spiele
ſtürmend, daß ſich dein Fuß erlöſt und beflügelt vom Grund hob.
Denn der göttliche Born, an die doriſche Halle gefüget,
er war eins mit der Flut des kaſtaliſchen Quells am Parnaſſos:
dies verriet ſo die doriſche Säule, am Quellrand entſprungen,
es verrieten's die griechiſchen Laute der lieblichen Nymphen,
die auf ſtrömendem Pfad, durch die heimlichen Tiefen der Erde,
ihn beſuchten und gern bewohnten und Luzen, den Knaben,
mit nektariſchem Naß und ambroſiſchem Anhauch verzückten.
    Da indeſſen geſchah's, wie geſagt … Was geſchah? Nichts und Alles!
Hebt, o hebet, ſikeliſche Muſen, den Liebesgeſang an.
Die Elevin ſchritt langſam herab und hervor aus der Durchfahrt,
ganz wie jemand, den nichts zur Eile treibt oder auch anzieht.
Läſſig trug ſie den Korb im Arme, es ruhte die Linke
leicht am inneren Rand des Geflechtes. Das einfache Landkind
ſchien verſonnen, beinah, als ſei es allein auf der Erde,
zu nichts andrem beſtimmt, als den eignen Gedanken zu leben.
    Schütz, wo hatteſt du dich wohl verborgen? Aus welchem Verſtecke,
Boden, Tenne und Stall entſchwirrte dein Pfeil, der den Jüngling
tödlich traf? Sieh, er wankt und er greift ſich entſetzt nach dem Herzen.
Doch da kichert der Gott. Gemach nur, es ſtirbt ſich ſo leicht nicht.
    Wirlich lag ja der Hof ganz ſtille im Lichte des Mittags.
Nichts war da des Betrachtens wert, nichts im mindſten verdächtig.
Und was ſollte es Seltſames ſein, wenn die Hühner und Gänſe
nickten und auf dem Dung wiederkäuend das ſchläfrige Rind lag,
und dazu die Mamſell gelangweilt und planlos herumſchritt?
    Und Luz runzelte ſtark ſeine Brauen, um ſchärfer zu ſehen.
Zum Zerreißen geſpannt die Bruſt und behindert am Atmen.

Und was ſah er? Nun wohl: die Elevin. Sie hieß Anna Wendland.
Anna blühte im zwanzigſten Lenze. Es waren die neunzehn
in dem letzten vereint und ſie alle vereint in der Blüte,
dieſem ſchönen Geſchöpf, einer Tochter des ſchleſiſchen Erdreichs.
Gudrun nannte ſie Luz in Gedanken: es ſchien ihm die magdlich
ſtillverſchloſſne Geſtalt, wie gebannt und gebunden in Fremdheit,
Königsblut, in die Fremde verſchlagen und niedrigem Volke
ausgeliefert zu niedrigem Dienſt. Wie ein goldner Kronreif
ſchmückten laſtende Zöpfe ihr Haupt, und es lag eine Süße
in dem reinen Geſicht, drin ſich Wehmut und Hoheit vermählten.

Alſo war dies ſo nahe geweſen und nun ſchon erſchienen,
was in heimlicher Ahnung bereits ſich dem Knaben verraten,
jenes, dem er entgegen gewartet in dumpfer Gewißheit,
und das je zu erleben, ihm dennoch zu glauben verſagt blieb.

Als den Liebling der Nymphen vom heiligen Quelle zu Salzborn
ſo das Fieber der Wiedergeburt durch den Pfeilſchuß des Eros
überkommen, umſchritt die Elevin gelaſſen den Gutshof.
Und es hatte der Hahn, es hatten die Hennen und alles
zahme Geflügel des Hofs ſie entdeckt und ſich um ſie verſammelt.
Und vom Schlage ſogar herſchwankten die Tauben der Venus,
flügelſchlagend das frohe Getümmel des Volkes vermehrend.
Da nun leitet der Gott ans gefiederte Ende des Pfeiles
Luzens Hand, daß er ſelbſt umdrehen ihn muß in der Wunde,
und ſo ſaugt ſie verdoppelt das Gift, entbrennet nun zehnfach.
Hochmut kommt vor dem Fall. Luz, du biſt viele Meilen gewandert,
unermüdet und frei, nun erweichen dir plötzlich die Kniee,
und du fühlſt dich umſtrickt. Geworfen in tödliches Siechtum,
hat nur jene, die dort dem Geflügel das Futter verteilet,
dich zu heilen die Macht, bei ihr liegt's, ob du verweilen
darfſt im ſeligen Licht oder ſchnell zu den Schatten hinabmußt.

Dies erwägend, wie wenn nach verhallendem Donner des Blitzſchlags

alles ſchüttert und bebt, noch ganz übertäubt und benommen,
fühlt ſich Luz an der Rechten geſtreift und ſchrickt heftig zuſammen.
Es iſt Fido, der Pudel, erblindet, vor Alter faſt zahnlos,
der, als Hündchen einſt Erwin geſchenkt und mit atlaßnem Bändchen
ausgeſchmückt paradiert, an des längſt nun Entſchlafnen Geburtstag.
Fido winſelte leiſe und atmete heftig. Die Zunge
hing zum Rachen heraus und ſie perlte von Schweiß. Mit Gewedel
drehte Fido den zottigen Leib und verbog ihn nach Kräften:
alles dieſes, weil Luz, nach Erwin, ſein treueſter Freund war,
den er wieder erkannt und nun freudigen Herzens begrüßte.
Gut, ſchon gut, ſagte Luz, der den Anſpruch des Hundes wohl kannte
und ſein Recht, auf erwieſene Taten der Freundſchaft zu pochen,
denn er war wie ſein Schatten geweſen, verwichener Gutszeit.
Heute ſchämte ſich Luz dieſer Freundſchaft. Ein ſchrecklicher Ekel
kam ihn an vor dem Bild des Verfalls und des traurigſten Elends.
Ward er doch durch das häßliche Tier mit den kotigen Zotteln
widerwärtig geweckt und herab aus den Himmeln geriſſen,
wo am Tiſche der Götter ſein Sitz unter Göttern bereit ſtand.
Somit wandte ſich Luz mit den Worten: Fort, Vieh! Und es war ihm
ſo, als habe ein feindlicher Dämon des Tiers ſich bedienet
tückiſch lauernden Neids, um das Heiligſte ihm zu beſudeln.

Vierter Geſang

Luz bewohnte mit Onkelchen Juſt eine Stube im Giebel.
Alle Räume ſonſt waren beſetzt und man mußte ſich fügen.
Zwar der Onkel beſaß viel Humor und er hielt's mit der Jugend,
und Luz hatte ihn gern. Er hörte ihn gern ſeine Schnurren,
oft gepfefferter Art, erzählen. Indeſſen für diesmal
wär's ihm lieber geweſen, ein Zimmer für ſich zu beſitzen.

Denn es gärte in ſeiner Seele, er trug das Geheimnis:
dieſes wollte er nicht bedroht ſehn durch Fragen, auch ſollte
nichts ablenken den Sinn ihm von dieſem geheiligten Kleinod,
nicht das mindeſte war von dem allen zu merken, als Luz und
Onkel Juſt ſich zur Ruhe begaben und ſchwatzend die Kleider
von den Gliedern ſich ſtreiften. Sie lärmten und lachten vergnüglich,
und ſie trieben es ſo: es blickte ſogar noch die Tante
heiter mahnend zu ihnen herein und erſuchte um Ruhe.
Halblaut ſetzte ſich fort das Geſpräch, als die Stubengenoſſen
in die Betten geſtreckt und die Lichter gelöſcht und der Vollmond
auf den Blüten des Birnbaums gleißte am offenen Fenſter.
    Immer dasſelbige Kreuz mit dem Leben der braven Verwandten,
ſeufzte Juſt, ſowohl was Freund Guſtav betrifft, als die Schweſter.
Was nicht bündeln ſie alles ſich auf! Gewiß iſt es löblich,
gut nach Kräften zu ſein, meinetwegen freigebig und hilfreich.
Hier geſchicht des Guten zu viel! das läßt ſich nicht leugnen! —
So zum Beiſpiel nach meinem Geſchmack auch in Sachen des Glaubens
Auch ich glaube an ein allmächtiges Weſen im Himmel.
Beten hat mich bereits meine Mutter gelehrt, und wo ſie nicht,
hätte Not es getan. Die Frömmigkeit halt ich in Ehren.
Wie es Guſtav und Julchen betreiben, das ſcheint mir bedenklich.
Wird die Frömmigkeit doch beinah hier der Grund zur Zerrüttung
des durchaus nicht ſehr großen Vermögens der braven Geſchwiſter.
Denn der Kreis von Schmarutzern in Jeſu Chriſt iſt gewaltig:
alte Herren, die gern gut eſſen, und junge Vikare,
die nicht langen mit ihrem Gehalte, erſcheinen faſt täglich,
und dann wiederum auch kreuzbrave Apoſtel aus Herrnhut:
gottbegnadete Seelen, und Magen, nicht minder begnadet!
    Alſo nörgend fuhr fort Onkel Juſt. Luz dachte: wie ſeltſam!
jener Schwäche nur, die er mißbilligt und rügt, ihr verdankt er,
daß ihn Liebe umgibt, ein Aſyl und ein wohliges Bette.

Und der Gedanke taucht ihm nicht auf, wie er ſelber wahrſcheinlich
obdachlos ſich von Dorf zu Dorf mit zerriſſenen Schuhen
ſchliche bettelnd umher, wo nicht die grundgütigen Hände
der Verwandten noch ſtets vor dem äußerſten Fall ihn bewahret.
Jeder ſiehet wohl eh'r den Dorn in den Augen des andern
als im eigenen den Balken: allein dieſer Fehler des Sehens
bei dem Onkel war mehr als bei anderen Leuten entwickelt.
Manchmal ſchien es, als ahne er etwas von ſeinem Gebrechen.
Und ſo jetzt, als er fortfuhr zu reden: Es iſt mir entſetzlich,
ſelbſt die Laſten der guten Geſchwiſter ſogar zu vermehren.
Freilich handelt ſich's heute nurmehr noch um wenige Tage,
denn ich hoffe beſtimmt, demnächſt einen Poſten zu finden.
Schnappt ihn jemand mir fort, fahr wohl dann auf immer der Hochmut,
keinen Augenblick zögre ich mehr, mich als Knecht zu verdingen.
Muß es ſein, nur um fernerhin keinem zur Laſt mehr zu liegen,
hüt ich Schweine und nähre mich redlich wie ſie von den Trebern.
Und der Onkel, in Eifer geraten, fuhr fort, ſeine Schwächen
rückhaltlos zu entblößen, wie das ſeine neueſte Art war.
Unverzeihlich iſt meine Verfehlung, rief jetzt aus dem Bette,
unverſehens ſich lauter gehabend, der alternde Landwirt,
doch mir wird die Geſchichte zu bunt, und ſie ſteht mir bis hierher.
Es iſt beſſer ein Ende mit Schrecken als Schreck ohne Ende.
Oftmals war ich ſoweit, ich verſicher Dich, Luz, und mein Zeuge
iſt der allmächtige Vater im Himmel, ihm freilich auch dank ich's,
daß ich die Sünde nicht auf mich geladen, mich ſelbſt zu entleiben.
Er fuhr fort: Ich habe auf Ehre einmal die Piſtole
an das Herz mir geſetzt, nicht etwa aus Schmerzen der Liebe,
Gott bewahre mich! nein! aus Verzweiflung über mein Daſein.
Und ich habe auch losgeſchoſſen. Luz, frag Deinen Vater!
Denn in Salzborn geſchah's, im Greifen, im Haus Deiner Eltern,
in der „Zwölf". Du bemerkſt, ich weiß noch die Nummer des Zimmers.

Darin hatten Aſyl mir gewährt Deine Eltern, wie immer
hilfreich, wenn mich mein Laſter einmal wiederum aus der Bahn
warf.
Das war damals geſchehn! und als ich aus bleiernem Schlafe
aufgewacht, mich beſann und mich meines Rückfalls erinnernd,
inne ward meiner unaustilgbaren, ſträflichen Schwachheit,
ja da krachte der Schuß! Und wahrhaftig, ich lebte heut nicht mehr,
hätte Zufall es nicht gewollt, daß ein Breslauer Dienſtmann
ſeine Marke mir abzufordern vergeſſen, und eben
ausgerechnet durch ſie der Lauf der Kugel gehemmt ward.
Denn ich trug ſie bei mir, die Marke, wie heut im Notizbuch. —
Und es kramte der Onkel dann lange herum auf dem Nachttiſch.

Sag mir doch, Onkel Juſt, unterbrach ihn nun plötzlich der Neffe,
von ſich werfend die Scheu und ſo gleichſam ſich ſelbſt übereilend,
Anna Wendland, ſo heißt ja wohl Euere neue Elevin . .
Was iſt eigentlich los mit ihr? Warum ſeufzt denn die Tante,
wenn ſie von der Elevin zu ſprechen ſich anſchickt und richtet
niederwärts den vielſagenden Blick? Hat ſie etwas verbrochen?
Ach, es hatte mit dieſer Frage, ſo ſchien es, der Neffe
den empfindlichſten Nerv berührt in der Seele des Onkels:
Luz, ſo rief er, Du täteſt wahrhaftig am beſten, Du ließeſt
mich mit dieſem Geſchöpf ungeſchoren. Sie ſteht mir bis hierher,
und vor allem durch ſie iſt der Aufenthalt hier mir verleidet.
Wo man hintritt, begegnet man ihr oder muß von ihr reden,
man verſpritzt ſeine Galle und ändert doch nicht ihre Hoffart.
Oder haſt Du vielleicht nicht bemerkt, wie das Mädchen umhergeht,
ſo, als wären wir alle nicht wert, ihr die Schuhe zu putzen.
Ich war Kavalleriſt und Du weißt, ein vorzüglicher Reiter.
Racker nennt man die Gäule, den ſchlimmeren Ausdruck
verſchweig ich,
die zuletzt das Genick jedem Reiter abſtürzen, drum Achtung!
Luz, ſie haßt uns, ſie haßt jeden Mann, wie der Racker den Reiter.

Haſt Du wohl ihr Verhalten bemerkt, Luz, als ihr die Schweſter
Deinen Namen genannt? Was? ſchenkte ſie Dir wohl Beachtung?
Oh, bewahre, wie könnteſt du ihr etwas andres als Luft ſein.
Himmel, Herrgott, entweder ſie weiß, was ſich ſchickt und ſich nicht ſchickt
oder aber man fackele nicht, es ihr gründlich zu lehren.
Sind ihr Männer nur Luft, um ſo beſſer! Auch kann es mir recht ſein,
wenn ſie Männer nicht liebt, ſondern haßt, ſo erwog Luz befriedigt.
Und er hatte wahrhaftig im mind'ſten nichts andres erwartet.
Schwerlich war ſie wohl je einem Mann, ihrer würdig, begegnet.
Alſo ſchwieg er, weit mehr durch der Wortſchwall beglückt als entrüſtet.
Anna, flüſterte Luz, als er folgenden Tages erwachte,
ſpät, nach erquickendem Schlaf und die Augen, voll Staunen, weit aufſchlug.
Juſtens Bette war leer, und er fand ſich alleine im Zimmer:
oh, wie ſelig, wie ſüß iſt ein ſolches Erwachen! Wie innig
miſchen Jugend, der Morgen des Lebens, der Morgen des Jahres
und der Morgen des Tags, des Maitages, ſich miteinander:
oh, wie ſüß iſt die Freiheit, wie ſüß iſt's zu raſten und nicht mehr
draußen Fröner zu ſein in dem Hörigendienſte der Scholle,
ohne Freude an Licht und Luft, denn ſo ging es ja Luz einſt:
kam die Sonne herauf, ihm erſchien ſie ein grauſamer Fronvogt,
ging ſie unter, er durfte aufatmen, er durfte im Hauſe
vor der ſchrecklichen Gorgo Natur ſich ein Weilchen verſtecken.
Aber heut: o, wie ſüß war Natur, o, wie ſüß war die Mailuft,
und wie heiter ſein Herz, einem ſpringenden Fiſchlein vergleichbar.
Aus dem Bette ſprang Luz, ſtand ſicher auf ſeinen zwei Füßen,
ſog die Luft ein, hochauf in die Bruſt, ja, ihm ſchien's, in die Seele:
dieſe füllte ſich an mit dem Taumel des ſeligſten Daſeins.
Und er ſteckte den Kopf in die Schüſſel, er planſchte und wuſch ſich.

Dabei pfiff er höchſt flott, ohne Syrinx, und endlich begann er
laut und fröhlich und zwar mit männlichem Klange zu ſingen.
Prächtig ſcholl es durchs Haus. Nun mochten ſie alle doch wiſſen,
daß er furchtlos, voll hoffender Kraft und auch ſonſt ganz ein
Mann war.
Ja, er glich einem ſchreienden Hirſch, der den einſamen Bergwald
mit dem trotzigen Ruf ſeiner Kampfluſt erfüllt, jeden Gegner
fordernd, ſicher des Siegs auf der Walſtatt des Kampfs
und der Liebe.

Als Pauline, die Magd, dem Jüngling das ländliche Frühſtück
aufgetragen, erklärte ſie ihm, daß die Frau Oberamtmann
ſich nach Dromsdorf hinüber begeben, das Grab zu beſuchen.
Richtig ja, dachte Luz, an dem heutigen Tag vor fünf Jahren
ſtarb ja Erwin. Und er beſchloß, an dem Hügel des Vetters
ebenfalls eine Stunde der ſtillen Verſenkung zu feiern

Wermut miſchte ſich nun in den brauſenden Becher der Freude,
doch vorerſt nur ſoviel, als es not tat, ihn feiner zu würzen.
Ausgeſtorben durchaus ſchien das Haus von Bewohnern.
Doch war es
voll dithyrambiſchen Lärms, wie der endende Mai ihn entfeſſelt.
Vor geſchloſſener Tür, die Hand auf der Klinke: es ſchien faſt
ſo, als ſängen die Vögel dahinter in jeglichem Zimmer.
Außen war wie das Innen, und innen wie außen der Glücksrauſch.
Schimmernd ſtürzte das Grün überall durch geöffnete Fenſter,
und von leuchtendem Grün bis zum Rande aufquoll Luzens Seele.
Hatteſt du auch wohl davon einen Reſt hinterm Ohr, mein Geliebter?
Wie dem immer auch ſei, an einem Vormittag wie dieſem
ſtarb Erwin. Er zerwühlte mit flammendem Haupte die Kiſſen,
brandig glühte ſein Mund und dann brachen dem Dulder die Augen.

Fünfter Geſang

Lieblich war es, das Kirchlein zu Dromsdorf, und lieblich der Kirchhof!
Als die Pforte des Gräbergartens der Jüngling erreichte,
ſtak der Schlüſſel im Schloß, wo Frau Julie zurück ihn gelaſſen.
Und es wichen ſogleich die Flügel dem leiſeſten Drucke,
allerdings mit Geſchrill ihrer roſtigen Angeln. Und Luz hielt
ſchnell ſie an, faſt beſtürzt, denn im Kirchlein ſpielte die Orgel
Lehrer Krauſe und klang Tante Juliens herrliche Stimme.
Luz war friſch und aufatmend geſchritten, mit feſtlicher Seele
über Land. Und je näher dem Ziel, um ſo deutlicher ſah er
Erwins liebe Geſtalt, ſeines treuen Geſpielen von einſtmals.
Ganz ſo leuchtend wie heut war der Tag, und ebenſo brauſte
die ehrwürdige, mächtige Linde, ein Wächter der Kirchtür,
denn ſie blühte wie heut und es ſchwelgten in Nektar die Bienen:
nämlich damals, als ſchwarz von Menſchen der liebliche Kirchhof
war, und überall Schluchzen ertönte bei Erwins Beſtattung.
Wieder ſtand Luz im Geiſt am geöffneten Grabe, wie damals.
Hochher kam, wie ein Schiff, gewankt durch den Garten des Todes,
vom Geſchmetter der Vögel umjauchzt, der graue Metallſarg.
Abgeſetzt ſchon am Rande der Gruft dann, ſeit mancher Minute
harrte er auf die Mutter des Toten, die zwiſchen dem Gatten
und dem Freiherrn von Schulz mehr hängend als gehend herankam.
Nicht ein Laut entrang ſich der ehrfürchtig harrenden Menge,
als man mit vieler Geduld und unſäglicher Mühe Frau Julien
half, den furchtbaren Weg vom Kirchenportale zum Grabe
zu beſtehn und das Letzte zu dulden bei voller Beſinnung.
Mit Entſchluß und zuſammengebiſſenen Zähnen befreite
Luz ſich nun von dem innren Geſicht, das ihn völlig in Bann ſchlug,
und der Friede des Orts beſänftigte bald ſein Gemüte.
Und es kam nun geſtürmt durch den ſingenden Garten des Todes

Thea, die Waiſe, das Kind, der muntere Pflegling der Schwarzkopps,
warf ſich hoch und umſchloß mit Armen und Beinen den Jüngling:
ihn umſpülte das Haar, er fühlte die Lippen des Wildfangs
überraſcht und beſchämt auf den eignen. Sie ſaugten ſich gierig
feſt, es entrang ſich der Bruſt des Mägdleins ein luſtvolles Wimmern.
Und wahrhaftig ein Biß — ſchon empfand er das Mal ihrer Zähne.
Katze, rief er und machte ſich frei von der Klammer des Kindes.
Seltſam ward ihm dabei, als hab es wahrhaftig gegolten,
abzuwehren den Raub am Gedächtnis des Toten und mehr noch
an dem heilig verborgnen Geheimnis, das Luz in der Bruſt trug.
Doch mit feindlichem Blick, als wiſſe ſie, was in ihm vorging,
kenne auch die Rivalin genau, ſo ſtand Thea nun vor ihm,
und bevor er ſie noch begütigen konnte, entſprang ſie.

Wo die weſtliche und die ſüdliche Mauer des Kirchhofs
ſich einander im Winkel vereinten und alſo den Einbruch
einer bläulichen Flut leisliſpelnd herwogender Ähren
gleichſam ſtauten, vor Überſchwemmung die Gräber beſchützend,
dort, ein beſonderes Gärtlein, befand ſich die Stätte, wo Erwin
ſchlief in gemauerter Gruft und beſtattet in erzenem Sarge.
Um den Hügel, faſt ganz unter ſchwärzlichem Efeu verborgen,
friſch gerecht lag der Kies, bis zum Buchsbaum der blumigen Borte,
die ein Gitter umſchloß, mit Sorgfalt gebildet vom Dorfſchmied.
Ein gewaltiger Strauß Vergißmeinnicht lag auf dem Grabe,
von der Mutter gepflückt, am Rain, auf dem Hergang nach Dromsdorf.
Leiſe trat Luz hinzu, als gelt es, den kindlichen Schläfer
nicht zu wecken, und ließ auf der Steinbank ſich nieder, die daſtand.
Kaum, daß Luz ſich geſetzt, ſo verſtummte im Kirchlein die Orgel,
gleich als wär's auf Geheiß, und es war nun um Luz eine Stille,
tief verhalten, als ob ſich Himmel und Erde vereinten
in dem heil'gen Beſchluß, nicht die Andacht des Jünglings zu ſtören.

* * *

„Dein, Herr Jeſu,“ ſo ſtand in Gold auf dem ſchwarzen Granitkreuz,
das, gebettet in Efeu, bedeckte den länglichen Hügel:
eben das nämliche Wort, das um Erwins Bildnis geſtickt war.
Oh, es kannte genau die Geſchichte des düſteren Denkmals
Luz, der Eleve von einſt, und es grüßte von ferne der Streitberg,
wo das ernſte Geſtein man gebrochen im mächtigen Steinbruch.
Immer wieder beriet man im häuslichen Kreiſe der Schwarzkopps
Inſchrift, Stoff und Geſtalt dieſes Epitaphiums, eh es
dann in Angriff genommen und alſo vollbrachte der Steinmetz.
Nun erſchien es im Haus und wurde im beſten Gemache
aufbewahrt, wo es lag, den Hausraum belaſtend mit Grufthauch.
Doch dies war nun vorbei, und der Bann war geſprengt und das Auge
Luzens trübte ſich nicht im erneuerten Anblick des Denkmals.
Freilich ward ein Erinnern geweckt, aber nur an das Daſein.
Und die lebendigſte Liebe war's, welche vor allem geweckt ward.
Ja, ſie drang in die Gruft, doch ſiehe, ſie fand keinen Leichnam.
Ausgeflogen, entſchwebt, und doch in beglückender Nähe
ſchien der ſelige Knabe, der Bruder, der Freund und der Liebling.
O Geſpiele, wie ſpielten wir doch den glückſeligen Tag durch,
unerſättlich in Luſt: und wahrhaftige Luſt iſt das Spiel nur.
Kind und Künſtler und dann die ſeligen Götter im Himmel,
ſie genießen das Recht allſeliger zweckloſer Spiele.
„Dein, Herr Jeſu!“ Jawohl, ich ſehe dich ſchreiten an ſeiner
wild-allmächtigen Hand, er führt durch das wogende Korn dich.
Es erhaſcht noch mein Blick einen Zipfel bewegter Gewandung
deines himmliſchen Kleids, womit dich der Heiland geſchmückt hat:
Glücks genug ſein Smaragd, ſein Azur, ſein Gepränge von Blumen,
ſeine Juwelen, und, Gold über Gold, den goldfeurigen Kronreif ...
Glücks genug nur zu ſehn einen flüchtigen Glanz dieſes Prunkſtücks,
und zu ahnen die Pracht in den ewigen Orten der Gottheit.

Sei bedankt, paradieſiſcher Freund, für den himmliſchen Anhauch.
Süß, faſt ſtechend, durchdringt unirdiſche Wonne die Bruſt mir.
Wie das Kind auf der Schaukel aufjauchzet im ſeligen Schwunge
hochgetragen, ſo treibt es zu jauchzen auch mich und ein Kitzel
will mich, wie es mir ſcheint, mit den Wonnen des Himmels verſchwiſtern.

Ach, ſchon da, guter Luz! klang plötzlich die Stimme der Tante.
Und wahrhaftig, es fiel aus den Wolken durchaus der Gemeinte.
Sie indeſſen fuhr fort: Ich hoffe, Du haſt gut geſchlafen.
Jüngſt beklagte ſich nämlich auf drollige Weiſe ein Schulfreund
unſeres Erwin, er war zum Beſuche in Roſen und wohnte
ſo wie Du jetzt mit Juſt, meinem ſeltſamen Bruder, zuſammen.
Schnarcht er wirklich ſo laut, wie es neulich der Jüngling behauptet?
Haſt Du auch wohl wie dieſer nachtüber kein Auge geſchloſſen?
Damit war ins Geheg der Umzäunung getreten die Gutsfrau,
ließ ſich nieder aufs Knie, ſogleich, um den Hügel zu jäten,
und entfernte mit ſachlichem Eifer, als ſei ſie beauftragt
mit der Pflege des Grabes, verdorrtes Geranke im Efeu.
Nein, ich ſchlief wie ein Stein und beklage mich nicht über Onkel
Juſt, der in keinem Betracht meine nächtliche Ruhe geſtört hat.
Stockend brachte hervor dieſe nüchternen Worte Luz Holtmann,
daß er aber ſie ſprach, kaum wußte davon ſeine Seele.
Wunderbar, dieſe Frau, ſo erwägt er bei ſich, heut und damals,
wie verändert das Bild. Beinahe gefühllos erſcheint heut,
die ich einſt an dem nämlichen Ort wie von Schwertern durchbohrt ſah.
Rauft und reißt ſie nicht Ranke und Blatt mit gleichgültiger Hand aus?
Klingt ihr Reden nicht hart, als habe in ihr nie Empfindung,
niemals Seele vibriert. Luz ſieht ſich ernüchtert, iſt fremd hier.
Eine Stille tritt ein, eine peinliche. Peinlich zu bleiben
und nicht minder zu gehn. Gleich peinlich zu ſchweigen, zu reden!
Doch am Ende, um etwas zu ſagen, und ſo ſeinen Zuſtand

irgendwie zu verändern, erklärt er, es ſei ihm unmöglich,
vorzuſtellen den Tod! er begreife nur immer das Leben!
Antwort gibt ihm ein Laut aus Frau Juliens Munde, er ſagt ihm:
Wohl, Du ſprachſt und ich hab es gehört, aber was Du geſprochen
iſt gewiß nicht für mich. Doch halte es, wie es Dich gutdünkt.
Alles ſcheint mir mitunter untrennbare Einheit, ſprach Luz nun,
und ſo iſt, kommt mir vor, in allem auch alles zu finden:
das Entſchwundene nicht nur, vor allem in allem die Gottheit. —
Nein, man darf nicht das Werk anſtatt ſeines Schöpfers verehren,
ſprach, als ſtreife ſie nur ein Spinnweb ſich etwa vom Ärmel,
drauf Frau Julie. Tante, begann jetzt der Neffe aufs neue,
mich durchdringt faſt Gewißheit, daß Erwin uns hört und uns nah iſt.
Freilich iſt er uns nah, denn er ſchläft ja hier unten im Grabe,
ſprach die Tante ſo ſchlicht, als wie etwa: heut iſt ſein Geburtstag.
Und ſie fügte hinzu: Hier iſt ja der Ort und ſonſt nirgend,
wo ihm zu hören den Ruf der Poſaune des Jüngſten Gerichtes
von dem himmliſchen Vater und unſerem Heiland beſtimmt ward.
Nun, ſo ſchläft ſeine Seele der ewigen Freude entgegen,
ſagte Luz. Und Frau Julie ergänzte: Ich baue auf Jeſum.
Jetzt nun drang ein ſchneidender Laut durch die Stille des Friedhofs,
unterbrach das Geſpräch und lenkte die Blicke der Tante
in der Richtung des roſtigen Pförtchens, zum Eingang des Kirchhofs:
ſtammte doch das Geräuſch, das ſchrille, von dort her. Es hatte
ſeinen Flügel gedreht das Pförtchen in roſtiger Angel.
Nein, nicht ſelber! Das tat die Hand eines himmliſchen Cherubs,
der in einem Gewimmel von Glanz in das Dunkel hereintrat.
Beim allmächtigen Gott! Und wie war es nur möglich, daß Tante
kühl hinſagte: Es iſt Anna Wendland. Es geht wohl auf Mittag.
Unſer Käſer wohnt hier in Dromsdorf. Sie hatte um elf Uhr
bei dem Manne zu tun und verſprochen, mich auf dem Rückweg
hier zu treffen. Sie ſchloß: Nun, da ſind Sie ja ſchon, liebe Anna.

Langſam ſchreitend kam Anna herüber. Sie trug einen Buſchen
Flieder, grüßte, nur leicht das Haupt und die Lippen bewegend.
Keine Miene verzog ihr Angeſicht. Nur daß die Flügel
ihrer Naſe, ſo fein wie Schmetterlingsflügel, erbebten.
Nicht Frau Julien gab ſie den Strauß feuchtduftender Blüten,
wenngleich dieſe danach unwillkürlich gegriffen. Sie brachte
ſelbſt dem Toten ihn dar, ihn verneſtelnd im wuchernden Efeu.
Still geſchah's, ohne Wort und auch ohne daß eine Bewegung
des Gemütes in ihr ſich irgendwie hätte verraten.
Nein, dies hatte wohl doch, erkannte jetzt Lutz, nur den Anſchein,
denn jetzt löſeten Tropfen ſich los von der Wimper des Mädchens,
quollen reicher und rannen die roſigen Wangen herunter.
Und den Jüngling beſchleicht ein befremdliches Fühlen. Wie kann ſie
ſolchen Schmerz dem Verſtorbenen weihn, den ſie gar nicht gekannt hat?
So erwägt er. Entweder der Vetter, der einſt ihn im Leben
durch die Fülle des äußeren Reizes und innerer Gaben
ſchon verdunkelt, er übte die Macht noch über das Grab aus —
oder war es ein anderer Verluſt, der dem Mädchen im Sinn lag?
Dann entriß ihr vielleicht einen Bruder der Tod, auch wohl einen,
der ihr mehr als ein Bruder geweſen. Doch wie es auch immer
ſich verhielt, Lutz empfand es als Raub an dem eignen Beſitze,
wer auch immer Tribut ſolcher Schmerzen und Tränen dahinnahm.
Tut mir jetzt den Gefallen und geht, gute Kinder: ihr kennt ja
meine Gangart, ich hole Euch ein. Zu den Krauſes hinüber
ſpring ich ſchnell noch einmal und hole mir Thea, den Tollkopf.
Schwer iſt's manchmal mit ihr, und ſchwer war es heute beſonders,
ſie zur Stunde dem Herrn Präparanden ins Schulhaus zu liefern!
So Frau Julie. Und ſie liebkoſte das Grab mit dem Blick noch
eh ſie ſchied, einem Blick, der die Woge unnennbaren Grames,
die aus Tiefen emporbegehrte, gewaltſam zurückhielt.
Danach wandte ſie ſich, mit befreiendem Seufzer die Faſſung

neu gewinnend, und ging, durch ein Pförtchen der Mauer entſchwindend.
Luz, wo blieb dein Latein, als du nun mit der Jungfrau allein warſt?
die, ſo kam es dir vor, von dir überhaupt nicht Notiz nahm.
Ja, wo blieb dein Latein? Es entſchloß ſich kein noch ſo geringes
Wort, ſich finden zu laſſen, in einer Verfaſſung, darin du
ſein bedurfteſt, als wie eines Hellers im Laden des Bäckers,
deſſen bedarf, der vor Hunger und Armut beinahe verſchmachtet.
Grüble, grüble nur Freund, deine Lage iſt ernſt und du fühlſt es,
denn es heißt nun: erweiſe dich, Schuft, oder gehe zugrunde.
Mut, vor allem nur Mut! denn du neigſt, Freund, noch immer zum Kleinmut,
haſt dich immer noch nicht erholt von den Schrecken der Schulzeit. —
Damals wardſt du lädiert am Rückgrat, allein die Erkenntnis
nützt Dir nichts, wo es heißt, ein ganzer, ein ſchrotiger Kerl ſein.
Endlich fange doch an, ſonſt iſt deine Lage entſetzlich.
Sprich vom Wetter! Das Wetter iſt ſchön, und wer wollte das leugnen,
alſo, ſtelle das feſt! Damit ſagſt du doch immerhin etwas.
So erfuhr denn die ſtill Hinwandelnde, was ſie ſchon wußte.
Und ſie ſah ihn befremdet an und verzog keine Miene.
Ich bin Luft, dachte Luz: nie fühlt ich ſo völlig als Luft mich.
Welch ein Zuſtand: ich bin! und bin doch für ſie nicht vorhanden.
Plötzlich: Eſſen Sie Kirſchen? erklang's jetzt im Ohre Luz Holtmanns
und er blickte verdutzt und wußte nicht, ob dieſe Worte
wirklich jemand geſagt? Oder hatte er nur bei ſich ſelber
dieſe Phraſe geprüft, ob ſie angängig ſei zur Verwendung?
Doch, wo dachte er hin! Nie hätten drei Worte des eignen
Innern ſo ihn im Mark getroffen und ſo ihn beſeligt.
Nie wird Luz die Muſik von dieſen drei köſtlichen Worten,

die ein unſterblicher Hauch aus dem himmliſchen Ort Aphrodites
trug, vergeſſen und nie je die gleiche Muſik wieder hören.
Welche Gnade und welche Huld war's, ſo zu ihm zu ſprechen.
Viele Kirſchen gibt's dieſes Jahr, ſagte Luz und erſtaunte,
wie ſo leicht dieſer Satz ihm, ja förmlich geläufig, vom Mund floß.
Doch ihm war jetzt zumut wie einem erſtarreten Falter,
wenn in Schatten und Froſt ihn die Sonne berühret und auftaut.
Und er lachte und Glück überflutete ganz ſeine Seele.
Eine Kirſchenallee, ſchnurgrade, durch welche die Dörfer
Dromsdorf und Roſen verbunden waren: ſie hatte zur Hälfte
jetzt durchſchritten das Paar. Nun ſtand eine bretterne Hütte
ihm zur Linken: davor, in die graſige Erde gerammet
Tiſch und Bänke, und eine war gänzlich mit Körben bedecket,
jeder voll bis zum Rand mit der zeitigſten Kirſche, der Maifrucht.
Und es ſteckte ein Mann ſeinen Kopf aus der Hütte und grüßte
Fräulein Anna, doch ſtumm, nur mit leiſe andeutendem Lächeln.
Sie bog hin, als ſie ihn, durch Bewegung der Wimpern, kaum merklich,
wieder hatte gegrüßt und trat zu den Körben und prüfte,
was der ſchweigſame Mann in den Wipfeln der Bäume geerntet:
dieſer kam nun herzu und füllte, als wär's ihm gegeben
in den Herzen der Menſchen die unausgeſprochenen Wünſche
zu erkennen, ein Maß mit Kirſchen und bot es dem Fräulein.
Dank ſchön, ſagte ſie nur und bloß einmal; nichts weiter, als: dank ſchön!
Welcher Zauber indes lag für Luzen in dieſen zwei Worten!
Niemals konnt er, nachdem er ſie einmal gehört, mehr im Leben
ganz verarmen, nie wieder je völlig verſinken im Unglück.
Und die ſchöne Elevin nahm Platz auf einer der Bänke,
ſprechend: Iſt's Ihnen recht, ſo warten wir hier auf Frau Schwarzkopp?
Welche Frage das: Iſt's Ihnen recht? Recht wär's ihm geweſen,

dem Gefragten, er hätte können den Reſt ſeines Daſeins
hier und wartend verbringen mit Anna, womöglich die Hütte
mit ihr teilen. Er wünſchte nichts Beſſres auf Zeit ſeines Lebens.

Und ſo ſaß er im Tiefſten erregt, ja im Tiefſten beſeligt,
aber doch auch im Zuſtande ſchmerzhafter Bangnis und Spannung.
Denn nach den wenigen Worten, die Anna Wendland geſprochen,
aß ſie ſchweigend die purpurnen Kirſchen, gelaſſenen Sinnes,
mit ſich ſelber allein und ihn nicht im geringſten beachtend.
Hui, was fegte denn dort im Staube der Straße ſo eilig
in der Richtung von Roſen gen Dromsdorf vorüber? Ein Männlein,
das nicht hörte und ſah: wie flogen die Schöße des Rocks ihm!
Höchſte Zeit war's zur Bahn und es durfte den Zug nicht verſäumen.
Heftig ſchwenkte die Linke den Filz und es ſtampfte die Rechte
laut zu Boden den Stock, mit der eiſernen Schaufel als Zwinge.
Doch es gab keinen Bahnhof in Dromsdorf, noch ſonſt in der Gegend!
Heda, Onkel, wohin denn in Gottes Namen ſo eilig?
Was iſt los und wo brennt's, ſo rief Luz jetzt, der plötzlich den Onkel
Juſt erkannte. Der Bann war gebrochen, er hatte die Sprache
wiedergewonnen beim Anblick des Onkels, doch leider, weil dieſer
wie durch Steinwurf die Tauben der Aphrodite verſcheuchte,
alle Zauber der Liebe zugleich durch ſein nüchternes Daſein.
Ja, er tat noch ein übriges gleich, um durch Mißlaut und Mißduft
die elyſiſche Luft um Luzen ja ganz zu verſtänkern.

Ja, wo brennt's denn? Du haſt gut fragen, Du hochidealer
Jüngling, der noch beſchwingt und in Schuhen mit Schnallen umherläuft.
Du ſagſt gick und ſie gack, und ihr beide, ihr guckt in den Himmel.
Fräulein Anna ſitzt hier, iſt Kirſchen, dieweil auf dem Hofe
alles geht, wie es mag: und ſo geht es denn drunter und drüber.
Ich muß laufen mit meinen Vierzigen hier auf dem Buckel,
laufe morgens zur Poſt und laufe Euch nach, weil der Schwager

alle Schlüſſel vermißt, die er braucht, um dem Müller Getreide
zum Vermahlen, den Leuten das Deputat auszugeben.
Und Sie haben das Bund, Fräulein Anna, gewiß in der Taſche.
Doch was tut's, wenn ich auch die Auszehrung kriege, die Schwindſucht
mir zuziehe, wenn nur Fräulein Anna davon keine Not hat.
Sie entgegnet darauf: Sie irren, Herr Juſt, denn entweder
hat ein andrer das Bund mit den Schlüſſeln vom Brette genommen,
oder aber es hängt noch jetzt, wo es hing, als ich fortging.
Dies geſprochen, erhebt ſich das Mädchen, bezahlt ihre Kirſchen
und ſetzt fort ohne Haſt den kaum unterbrochenen Heimweg.
Gott, ſagt Lutz, denn er iſt geärgert, ja förmlich verbittert,
Schlüſſelbünde! wie oft hat man ſolche geſucht oder etwa
in der Taſche gehabt, wenn andre verzweifelt ſie ſuchten —
Du, verſteht ſich, ſagt Juſt, warſt niemals, mein Junge, ein Landwirt,
ob Du das Schlüſſelbund in der Taſche nun trugſt oder ſuchteſt.
Deine Taten auf dieſem Gebiete erzählen die Leute
wie man Schnurren erzählt, faſt täglich, in Roſen und Umkreis.
Drauf ſagt Lutz: Ja, was iſt da zu tun, wenn am Ende die Taten
eines jungen Kumpans an die Deinen nicht reichen? Ich bin mir
des natürlich bewußt. Aber ſage mir, lieber Verwandter,
womit hätt ich's verdient, daß Du plötzlich ſo über mich herfällſt.
Hierauf ſagt Onkel Juſt: Daraus mach ich mir nichts, wie Du's auffaßt,
viel Jahre noch kannſt Du viel von mir lernen, obgleich Du
nicht ſehr edel auf etwas in meiner Vergangenheit anſpielſt. —
Dein Verhalten, ſagt Lutz, beſonders auch gegen das Fräulein,
iſt nicht ſo, daß es mir eines gläubigen Studiums wert ſcheint. —
Und es wandte ſich Onkel Juſt nun zum Staunen Lutz Heltmanns
zur Elevin und ſprach: Ich frage Sie nun aufs Gewiſſen,
hab ich jetzt oder je Sie auch nur im Geringſten beleidigt?
Und ſie ſagte und ſchüttelte leis mit dem Kopfe: Gewiß nicht!

Sechſter Geſang

Ganz entſchieden verſtimmt ſaß Luz bei Tiſche. Die Schwarzkopps
machten keinen Verſuch, ſeiner Schweigſamkeit ihn zu entreißen,
denn ſie waren der Meinung, es ſeien die Stunden am Grabe,
die zum Ernſte geſtimmt ſein Gemüt, ſowie Erwins Gedächtnis.
Und man ſprach auch im ganzen nur wenig beim Eſſen, ſehr kärglich
löſten Worte ſich los und gingen von einem zum andern.
Kaum daß Schwarzkopp geſprochen das Schlußgebetlein der Mahlzeit,
als ſich Luz ſchon empfahl und ſogleich auf ſein Zimmer zurückzog.
Und er warf auf ſein Bette ſich hin mit dem innigen Wunſche,
daß ſein kränklicher Stubengenoſſe nur ja nicht erſcheinen
möge ihm zum Verdruß, denn er war ihm verhaßt und zum Ekel.
Was iſt eigentlich mit mir geſchehen? ſo fragte Luz bitter,
an die Decke des Zimmers die Augen geheftet, wo Fliegen,
dunkle Punkte, umher in allerlei Schlingen ſich jagten.
Schlingen, ja! Und mir iſt ſo, als ſei ich in eine getreten.
Nun, es iſt an der Zeit, jedenfalls, meine Lage ein wenig
zu bedenken, mit nüchternem Sinne ins Auge zu faſſen,
denn ich habe zu früh jubiliert, und es iſt mir entgangen,
daß die Himmliſche, die mir erſchienen, nicht nur die Gewalt hat,
mir die Hallen der Seligen aufzutun, nein, auch den Abgrund.
Ja, das iſt's. Und nun ſeh ich ihn, ſenke die ſchaudernden Blicke
in den ſchwindelnden Abgrund hinab, der auf einmal ſo nah iſt.
Faſt erblick ich nur ihn noch, dann allerdings wäre ja plötzlich
ein ganz anderes Ziel erreicht, als es geſtern mich dünkte. —
Sein empfindſames Herz rang ſchwer. Es bemächtigte Kleinmut
jetzt ſich ſeiner durchaus. Er, der heute morgen, im Kraftrauſch,
Triumphator ſich hatte gefühlt und Bezwinger des Weltalls,
fühlte nun ſich hinfällig und klein und von allen verlaſſen.

* * *

Und er ſprach mit ſich ſelbſt und er ſprach zu ſich ſelbſt etwa dieſes:
Freund, du kameſt ja geſtern hierher, um die Wonnen der Freiheit
hundertfach zu genießen am Ort, wo du unfrei gelebt haſt,
unfrei, was deinen Körper betraf und ſo auch deine Seele.
Wollteſt ſehen und mehr noch ſehen dich laſſen nach deiner
Mauſer, Luz, und man ſollte dein neues Gefieder bewundern.
Wo du als Entlein gelebt und auf lehmiger Pfütze geſchnattert
unbeachtet, da wollteſt du dich blähn und entfalten dein Pfaurad.
Denn du biſt kein gewöhnlicher Menſch mehr, du biſt ja ein Fürſt jetzt.
Michelangelos Moſes, du haſt ihn zwar noch nicht gemeißelt,
doch es kann dir gewiß nicht fehlen, du wirſt es dereinſt tun.
Vieles wirſt du vielleicht vereinen, denn dieſe Empfindung,
dieſer Sturm, den du in dir beherbergſt, er kann dich nicht täuſchen.
Michelangelo führte den Meißel, er malte, er wölbte
die gewaltige Kuppel vom Dome Sankt Petri. Er war auch
Dichter: auch mir iſt's vielleicht beſtimmt, alles dies zu vereinen.
Nun auf einmal, was fällt dich denn an, guter Junge, was haſt du?
Stell dich nun, wie du willſt, du biſt ja von Grund aus verändert.
Und durchaus nicht nur du, nein, ebenſo deine Umgebung,
wo du im Schweiße des Angeſichts und als Sklave des Bodens
unfrei lebteſt und gedrückt, ohne Hoffnungen, Ausblick und Aufſchwung …
Haſt du nicht förmlich Sehnſucht danach, in den früheren Sielen
wieder zu wandeln, das frühere Joch auf dem Nacken zu ſpüren?
Pfeifſt du nicht auf die Freiheit beinah und die Wunder des Erdballs
und die Fahrten auf weitem Meer zu verzauberten Küſten?
Auf den glücklichen Himmel Italiens ſelbſt, der vor allem dich anzog?
Und der Ruhm? Nun, was iſt denn geſchehen, mein Teurer, weshalb dir
Reichtum, Ehre und Glanz und ein großer, gefeierter Name
nicht der Mühe mehr wert dünkt? Dagegen der Glücksgüter höchſtes

unter Ulmen ein Dach, ein Gärtchen, ein Quell, eine Wieſe,
Ziegen, Hühner, was mehr? nur freilich, es müßte die Hütte
Anna teilen mit dir. Anna Wendland! Jawohl, Anna Wendland!

Faſt wie Winſeln und Betteln erklang auf den Lippen des Jünglings
dieſer Name. Luz ſelber erſchrak. Aufbrauſend begann er
nicht unbillig, in heftigſter Weiſe ſich ſo zu beſchimpfen:
O du dünkelhafter Geſelle, großmäuliger Burſche,
proſit Mahlzeit, heut haſt du dich wahrhaft als ſolchen bewieſen,
Einfaltspinſel, als blöd du neben dem Mädchen einhergingſt.
Und er ſchimpfte und grübelte weiter und wurde ganz elend,
bis der Onkel am Ende doch noch in das Zimmer hereinkam.
Sag mal, rief er vergnügt, was iſt denn wohl in Dich gefahren?
Menſch, Du täuſcheſt Dich ſehr! wenn Du meinſt, ich hatte die Abſicht
Dich zu kränken, ſo iſt das im äußerſten Grade ein Irrtum.
Mißverſtändnis liegt vor! Es genügt Dir wohl, wenn ich das ſage.
Du biſt geſtern gekommen und weißt drum nicht, wie es hier zugeht.
Was ich zum Beiſpiel für Grund und Urſache habe, ſo deutlich
und energiſch mit Anna zu reden wie heute vor Mittag.
Lern ſie kennen, Du wirſt mich ſehr bald ohne weitres begreifen. —
Du, ich warne Dich, Luz, rief im Tone des treuen Verwandten,
des erfahrenen Mentors, die Stimme erhebend, der Onkel.
Doch er dämpfte ſie gleich: Sie hat einen böſen Charakter.
Darin kenn ich mich aus! Wofür hätte man ſeine Erfahrung.
Nun, ſprach Luz, das mag ſein, wie es wolle, es fehlt mir an Neigung,
Onkel, und an Beruf, mich aufzuwerfen als Richter
über jemand, der mich im Grunde genommen ganz kalt läßt.
Dies antwortete Luz. So log er mit eiſerner Stirne,
ſelbſt im Tiefſten erſchreckt, durch den Judasverrat ſeiner Liebe,
den er zyniſch verübt. Indeſſen, er hätte den Onkel
gern mit Inbrunſt umarmt für ſeine entzückende Warnung.

Zweierlei ging hervor aus ihr: daß der ältliche Landwirt
es für möglich erachte, es könne die ſchöne Elevin
den Gedanken wohl faſſen, nach ihm ihre Netze zu werfen.
Eiferſüchtige Furcht und die Abſicht ſodann, einen Ausgang
dieſem ähnlich durchaus auf jedmögliche Art zu verhindern!
Ja, es hatte der Onkel wahrhaftig ſich gründlich verplappert! —
Luz ſprang auf und verdutzte den Warner durch lautes Gelächter.
Warum lachſt Du denn? ward er gefragt, das Ding iſt ſehr ernſthaft,
hieß es weiter, mit ſolchen Vampyren, mein Kind, iſt ſchlecht ſpaßen.
Höre, du nimmſt das Ding viel zu leicht, guter Junge,
ich will Dir
mal erzählen, warum ich bis heut auf die Ehe verzichtet.
Wie das Mädchen geheißen, das tut nichts zur Sache. Wir waren
rund drei Jahre verlobt, und da kannt ich denn freilich am Ende
meine Ware von innen und außen und allen vier Seiten,
denn die Katze im Sack zu kaufen war nie meine Schwäche.
Bitterlich hat ſie geweint, doch es half nichts, ich gab ihr den Laufpaß.
Und warum? Lieber Gott! Sogar meine ſelige Mutter
ſtand auf Seite der Braut. Sie war ja das Kind guter Leute,
und es ſtand auch durchaus eine leidliche Mitgift in Ausſicht:
kurz, ſie war mir nicht ſchamhaft genug und ſie war mir zu ſinnlich.
Mehrmals lachte der Neffe bei dieſer Erzählung des Onkels.
Jener hatte die Pfeife geſtopft und tat ſie in Brand jetzt.
In der Pauſe nun redete Luz: Was ſoll das bedeuten?
War Deine einſtige Braut Dir nicht treu? Ging das Blut mit
ihr durch, wie?
Nicht im mindſten, ſie war mir in jeder Beziehung ergeben,
hing an mir, lief mir nach, war gehorſam. Ich konnte verlangen
was ich wollte, ſie war wie ein Lamm und ließ alles geſchehen.
Aber grade das war der Grund der Gründe zur Trennung.
Lieber bleib ich ein armer Schlucker von Junggeſell Zeit meines
Lebens,

eh ich nehme ein Weib zur Ehe, das nicht unberührt iſt.
Alſo, Onkel, verzeih, ſprach der Neffe, mit Deiner Erlaubnis
und mit vollſtem Reſpekt gefragt: ſie war nicht mehr Jungfrau,
als Ihr Euch kennen gelernt und Du haſt das erſt ſpäter erfahren?
Wie, bevor ſie mich kennen gelernt, nicht mehr Jungfrau, das kleine
ſechzehnjährige Lieſelchen Schütz? Aber Liebſter und Beſter!
Damals glaubte ſie noch ganz feſt, es würden die Kinder
aus dem Lehmteich geholt, hinterm Armenhaus, durch die zwei Störche,
die ihr Neſt ſich gemacht beim Rudolfbauer, der ihnen
ein gewaltiges Rad auf dem Giebel der Scheune befeſtigt:
unbeſcholtener war und auch ahnungsloſer kein Schäflein!
Oder hältſt Du mich allen Ernſtes für fähig, mein Beſter,
mich mit einer Perſon, die Vergangenheit hat, zu verloben?
Lieber Onkel, Du ſiehſt mich verdutzt, ja, es iſt mir zumute
ſo, als wär ich nicht ganz mehr, hier oben, bei klarer Beſinnung.
Du verlobſt Dich mit einem Kinde, das keuſch und das treu iſt,
Dir allein nur gehör Und dann nach drei Jahren, in denen
ſie wie Gold ſich bewährt, da meinſt du...? Ich kann's nicht begreifen!
Und der Onkel: Bewährt! daran hat es ja eben gemangelt.
Dazu fehlte dem Mädchen die Kraft, und ſo iſt ſie gefallen.
Ein gefallenes Mädchen iſt jedermanns Beute, doch niemals
nimmt ein Mann, der ſich achtet, ein ſolches Geſchöpf ſich zur Ehe,
gründet auf ſolche Geſchöpfe mit nichten Familie und Hausſtand. —
Ach, ich werde verrückt, ich bin fällig für Leubus, denn, Onkel,
immer hör ich von einer Jungfrau, die keuſch und die treu iſt,
und dann nennſt Du dieſelbe mir unkeuſch und eine Gefallene.
So rief Luz und drückte die Handflächen gegen die Schläfen.
Hab Erbarmen mit mir, Onkel Juſt, denn Du treibſt mich zum Wahnſinn.
Würdeſt Du Dich mit einem Mädchen fürs Leben verbinden, mein Junge,

ſprach mit ruhigem Ernſt an der Pfeife ſaugend, der alte
Schwerenöter, das Dir in der Nacht nach dem Tage der Hochzeit
etwas neues nicht mehr zu geben hat, weil ſie dir alles
längſt geſchenkt? Und Du alles und noch was ſchon längſt im Beſitz haſt?
Mache Du ein entſetztes Geſicht, Luz, ich will Dich nicht hindern,
wenn ein ähnlicher Fall Dir in Zukunft mal blüht und Du etwa
Obſt, das wurmſtichig iſt, für geſundes zu ſpeiſen geneigt biſt.
Denkſt Du laxer in Sachen Moral, Freund, ich will Dich nicht ſtören.
In dem Punkt bin ich ſtreng und von ſtrengſter Moral ohne Gnade.
Ich empfand, ſagte Luz, in der Tat eine leiſe Verblüfftheit
über die Wendung, die Deine Erzählung ſo plötzlich genommen.
Du haſt alſo das Mädchen verführt, und weil ſie gehorſam,
voll Vertrauen ſich Dir überließ, voller Liebe ſich hingab,
darum iſt ſie vor Dir entehrt, zur Gefallnen geworden?
Hier verſagt mein Verſtand. Und daß er verſagt: es iſt gut ſo!
Kein Vergnügen gewährt's, ihn auf ein Verfahren zu lenken,
das die Marke der Schurkerei ſo frech an der Stirn trägt! —
Nun, Dein Ausfall iſt ſtark, und Du haſt Dich vergriffen im Ausdruck,
doch Du meinſt's nicht ſo ſchlimm, biſt auch darin der Sohn Deines Vaters.
Sachte, ſachte: wie oft, wenn er tobte, Luz, ich ihm das zurief!
Du verſtehſt nichts von Weibern: das Weib iſt das Werkzeug des Satans.
Wohl, ſo war Lieschen Schütz Dein Werkzeug und Du warſt der Satan:
dabei bleibt es und das iſt in dieſer Geſchichte mein Standpunkt,
ſagte Luz. Und der Onkel, erſt ernſt und dann plötzlich geſchmeichelt,
kurz auflachend ſodann und wieder ſodann und noch einmal,
ſprach: Das gebe ich Dir zu und will ich am Ende nicht leugnen,

weitaus beſſer als ich iſt unſer Herr Jeſus! Ich bin ein gemeiner
Sünder oftmals geweſen und bin es zu Zeiten auch heut noch.
Und den gepfefferten Satan zu ſpielen, gelang mir meiſt prächtig.

Siebenter Geſang

Doch es pochte. Herein! rief Luz. Und da ſtand Onkel Schwarzkopp
mit dem ſtrohigen Haar, voll Sommerſproſſen das Antlitz,
durch die goldene Brille heräugelnd mit luſtigen Blicken.
Nun, das iſt recht, Ihr ſeid fröhlich. Gott liebt ja die fröhlichen Herzen,
ſprach er und ſetzte hinzu: Ich komme, Luz, um Dich zu fragen,
ob Du mit mir einen Gang in die Felder zu machen geneigt biſt?
Ja, mit Freuden, log Luz. Ihm war der Gedanke entſetzlich,
ſich vom Haus und vom Hof entfernen zu müſſen, wo Anna
war und Hoffnung beſtand, ſie zu ſehn oder ihr zu begegnen.
Doch, was half's? Er ſtand auf, man trank in der Eile noch Kaffee,
und bald ſchritt er dahin mit dem heiter plaudernden Landmann,
dem entlegenſten Felde der Ortsgemarkung entgegen.
Und der Onkel weiſt hin auf die grünenden Breiten des Landes,
lobt den heiteren Tag und den ſchwellenden Segen der Feldfrucht,
den allmächtigen Gott, der dies alles ſo herrlich gemacht hat.
Und bei alledem denkt der Neffe: Ich ſehe wahrhaftig
auf der Erde und in der Luft kein Ding, das mich anzieht.
Nein, mich geht dieſes alles nichts an, denn was kann es mir nützen,
wenn ich in Allem ein Nichts und in Einem das Alles erblicke
Endlich war man am Keu, dem Ackerfleck, welchen der Onkel
Schwarzkopp heute zu inſpizieren ſich vorgeſetzt. Heu ſtand in Haufen
auf der gemäheten Wieſe, die groß und baumlos und flach war.
Schwarzkopp nahm von dem Schober und prüfte und fand ſie zur Einfahrt
reif. Er ſagte, nun weiß ich Beſcheid, und nun können wir heimgehn.

Hei, wie war doch mit einem Male die Landſchaft verändert,
paradieſiſch und hoffnungsgrün, als man wieder die Richtung
gegen Roſen genommen. Man lebte jetzt auf, ward geſprächig …
So nicht wechſelt im Monat April, nicht ſo plötzlich, das Wetter
als in der Seele, die liebt. — Die Welt lag im Glanze der Hoffnung
nun aufs neue für Luz und die Gegenwart ſchien ihm erträglich.
Ja, das Neu! ſo begann er erheitert. Nun hab ich's doch einmal
wiedergeſehen. Es iſt ja im Grunde ein Fleck wie die andern,
ſieht man aber darauf, wird's einem doch ſeltſam verſtändlich,
daß im Lande herum er bei allen ſo arg im Verruf ſteht.
Stille ſtand auf dies Wort, — noch traten die beiden den Neugrund, – –
jetzt der Landmann und ſprach: Mein Guter, das magſt Du wohl ſagen.
Was hier einmal geſchehn ſein mag, nun, das weiß der Allmächtige.
Doch es gibt eben Orte, die tragen den Bann der Verfluchung.
Niemand ſieht dieſer Wieſe es an, und was wär auch zu ſehen?
Denn ſie iſt ja in nichts von den andren ringsum unterſchieden,
und doch wird einem ſtets in der ſchweigenden Luft hier zumute,
ſo, als ob man ſich doppelt dem gnädigen Vater im Himmel
grade hier an das Herz zu legen Grund hätte. Und wär ich
Katholik, lieber Luz, ich ſchlüge hier ſtets die drei Kreuze.
Schwaches Hundegebell erſcholl ringsher von den Dörfern,
auch der Lerchengeſang drang nur ſchwach zu der Gegend des Feldflecks,
ganz als wären die Vögel beauftragt, die Wieſe zu meiden.
Nur ein Kibitz umflog in der Nähe ſein Neſt, ſeine Stimme
mit dem Fluge bald ſenkend, mit dieſem auch wieder erhebend.
Kläglich war die Muſik, eine Künderin ewiger Trübſal.
Ja, da hätten wir nun ein Gebiet, ſprach belebter der Onkel,
als das verrufne Feld erſt im Rücken lag, wo ſich die Geiſter
wohl entſchiedener trennen, als ſonſt auf den meiſten. Und richtig

iſt es: Vorſicht erheiſcht jede Frage, die dunkle Gebiete,
ſolche, die Gott uns verbarg, betrifft, denn leicht fällt man in Sünde.
Immerhin bleibt beſtehn. von unzähligen Zeugen beſtätigt,
daß ein geſpenſtiſches Pferd ſich, ein Schimmel, des Nachts auf den Dörfern
und zwar immer vor einem bedeutenden Unglück gezeigt hat.
Von hier komme das weiße Pferd, wird geſagt, nach hier kehre
es auch wieder zurück. Allerdings, ich ſelbſt ſah es niemals
und begehre es auch, ſo es Gott gefällt, nimmer zu ſehen.
Und der Onkel ward blaß bis unter die Wurzeln des Haares.
    Oh, er ſpukte gewaltig in Roſen, der Keuhengſt. So nennt man
überall das Geſpenſt. Ich ſelbſt, ſagte Luz, glaubte mehrmals,
es zu ſehen des Nachts, wenn ich einſam im Dorfe heraufkam,
um die Tagelöhner des Guts aus den Federn zu holen.
Bei dem Kretſcham erſchien's, an dem unteren Ende des Dorfes,
Augen hatte es wie Rubin, und es flog ſeine Mähne
weiß im Mondſchein, indes es ſich bäumte, aus feurigen Nüſtern
Funken ſchnaubte, bis es in raſendem Laufe herankam.
Eingebildet natürlicherweiſe war dieſe Erſcheinung,
doch es war meine Phantaſie in der nächtlichen Stille
ſo erregt, daß ich oft von der gleißenden Rennbahn der Straße
ſchnell zurück und beiſeite mich drückte ins Dunkel der Büſche,
um vorüber zu laſſen den milchig ſchimmernden Keuhengſt.
So ſprach Luz! Und es ſtand nun abermals ſtille Herr Schwarzkopp.
ſah dem Neffen ins Auge mit tiefer Bewegung und ſagte:
So wie Du jetzt es ſchilderſt, erblickte drei Tage vor Erwins
unerwartetem Hingang der Gutſchreiber Brinke (es war die
Nacht von Mittwoch zu Donnerstag, frühe am Sonntag ſtarb Erwin!)
das Geſpenſt, dieſen Keuhengſt. Du kennſt ja den Gutshof von Konig,
wo ich damals noch ſaß in der Pacht. Der Spuk kam vom Keu her

durch das hintere Tor, er durchſprengte den Hof und verließ ihn
durch das vordere dann. Der Gutſchreiber Brinke indeſſen,
der am Morgen ſogleich ſein Erlebnis Julien erzählte,
konnte lange ſich nicht von dem nächtlichen Schrecken erholen.
Und nach dem, was mit Erwin geſchah, binnen kurzem, wer mag's ihm
da verdenken, wenn er von der Wahrheit des Spuks überzeugt iſt.

Achter Geſang

Sag doch, Lieber, ſprach heut Onkel Schwarzkopp über dem Schachbrett,
als er eben die dritte Partie an den Neffen verloren,
ſag doch, bitte, wie ſtehſt Du denn eigentlich jetzt mit der Dichtkunſt?
Gut gelaunt kam die Frage heraus. Schwarzkopp liebte das Necken.
Und es lachte der Onkel, es lachte der Neffe, es lachte
ſelbſt die Tante kurz auf, die am Stickrahmen ſaß. Es war Abend,
Schlafenszeit, und es gaukelten rings um die brennende Lampe
Falter, trunken vom Licht, das ihnen die Flügel verbrannte.
Gut, recht gut, gab der Neffe zurück, und zwar feſt und mit Freimut.
Mit der Muſe der Dichtkunſt ſteh ich auf freundlichſtem Fuße,
und Du haſt Dich beträchtlich geirrt, als Du Deinem Eleven
ganz entſchieden dereinſt das Drechſeln von Verſen verboten,
weil in den Schnitzeln, die Du gefunden, kein Funke Talent ſei.
Nein, ich habe Talent, und ich will es Euch gleich auf der Stelle
ſchwarz auf weiß, — nämlich, wenn Ihr ein bißchen Geduld habt, — beweiſen.
Ja, man wollte geduldig ſein, und ſo rückten denn alle
um die Lampe. Auch Juſt war zugegen, vor allem auch Anna,
eifrig nähend und keinen Blick von der Arbeit verwendend.
Und Luz nahm aus der Taſche ein kleines vergriffnes Oktavbuch.

ehmals grünmarmoriert der Deckel, im Innern bekritzelt,
brav beſchmiert und bekleckſt überall, und begann draus zu leſen,
frei und klar und voll Mut, was nur ihm zu entziffern vergönnt war.
Luz, Du wareſt ſehr ſtolz auf das, was Du laſeſt. Es waren
ſogenannte Geſänge, und zwar ihrer zwei, die Du ſelber,
beim allmächtigen Gott, wag jemand es Dir zu beſtreiten,
hingezaubert, aus nichts hervor, zu poetiſchem Daſein.
Und Du zweifelteſt nicht, mein Liebling, es würde Dir glücken,
dem unſterblichen Paar anzureihen die andern Geſänge,
die das unſterbliche Werk noch zur letzten Vollendung verlangte.
Damit war aber dann Dein unſterbliches Schickſal entſchieden,
und bisher nur verhüllt, trat dann Deine Epiphanie ein.
Wer alsdann Dich zu ſehn noch Verlangen trug unter den niedern
Kreaturen — das waren doch eben die ſterblichen Menſchen! —
mußte das Auge zugleich zum Himmel erheben und ſchützen
mit der Hand, vor dem Glanz, der unſterblich von dorten herabbrach.
Alſo ſah er den Thron des Homeros und ihn, der darauf thront,
ein unſterblicher Zeus! Ihm zur Linken den Thronſitz Virgilens.
Und den dritten! — Genug — man weiß es ja längſt, wem er zuſteht.
Ja und abermals ja: drei gewaltige Sonnen der Dichtkunſt
mit unſterblicher Lichtgewalt, ſo getrennt als dreieinig,
würden die kommende Welt mit unſterblicher Schönheit beglücken
wenn der Schlußpunkt dereinſt unter Luzens Geſänge geſetzt war.

Ehrlich ſei der Chroniſt: es machte die Dichtung Luz Holtmanns
auf den Kreis ſeiner einfachen Hörer entſchiedenen Eindruck.
„Hermannslied“ war das Epos betitelt von ſeinem Erzeuger,
Held der berühmte Cherusker natürlich, der einſtmals den Varus
ſchlug aufs Haupt und die Römer vertrieben und Deutſchland befreit hat.
Und er hörte die Harfen der Barden, ſo lange er vorlas.

Alſo war er nicht übel zufrieden, der Dichter, mit ſeiner
Wirkung. Eins war gewiß: man war überraſcht und man hatte

ihm dergleichen nicht zugetraut, niemals, nicht im entfernteſten!
Andres aber erfüllte mit innerſter Wonne den Jüngling:
daß zwei Augen auf ihm unabläſſig, voll Spannung, geheftet,
als er las, und es gab auf der weiten, bevölkerten Erde
nicht noch einmal ein Paar ſolcher Augen, ſo nixenhaft ſchillernd
nicht, und nicht ſo durchgleißt von eiſig verzehrendem Feuer.
Freilich las er allein für ſie, der dieſe zwei Augen
angehörten, es galt auch um ihretwillen allein ihm,
was die übrigen ihm an Beifall geſpendet. Es traf ſich
gut, daß Luzens Gedicht zunächſt die heroiſchen Falten
nicht um Hermann ſchlug, den Cheruſker, ſondern um eine
Marſin, ein herrliches Mädchen natürlich, von „göttlicher“ Schönheit.
Dieſe ſchildernd, mit vielen Worten, hochtönenden Schalles,
war ihm einmal, zweimal vergönnt mit flüchtigem Aufblick
den zwei Augen zu ſagen, wem einzig allein dieſes Lob galt.
Und ſie ſenkten ſich nicht, die zwei Augen. Das heiligſte Antlitz,
horchend blieb es auf ihn geheftet, und Mittel und Wege
hatte nun das Gefühl, das übermächt'ge, auf einmal
ſich, verborgen in Glut und Begeiſterung, der zu verraten,
der es lohte, von der es die himmliſche Nahrung empfangen!
Onkel Juſt, er ſtand auf, als man noch mit dem eben Gehörten
ſich befaßte, und ſagte in nüchternem Tone zu Schwarzkopp:
Höre, Schwager, mir fällt eben ein, wir brauchen für morgen
unbedingt das verborgte Faß, morgen müſſen wir jauchen,
denn die Grube läuft über, es bilden ſich Pfützen im Hofe.
Ach, verzeih, lieber Luz. — er lachte nicht ſelten ein wenig
hämiſch. — ich reiße Dich da, wider Willen, aus höheren Sphären,
damit wandte er ſich an den Dichter, doch was iſt zu machen?
Schließlich lebt ohne Verſe der Menſch, während Brot und Kartoffeln,
Rindfleiſch, Speck und ſo fort unerläßlich ihm ſind für ſein Daſein.
Und der Dung, wie Du weißt, iſt das lauterſte Gold für den Landmann.

Luz gab dies ihm zurück, und zwar ohne Beſinnen: Das Güllfaß
ſei Dir gerne gegönnt, lieber Onkel, und fülle mit Gold es
bis zum Rande und mache zum Segen der hungernden Menſchheit
auf den Spund wiederum und ſo das Flüſſige flüſſig.
Aber komm nur der Klaviatur nicht zu nah und dem Flügel.
Und es fahre der Knecht nicht etwa damit durch die Kirchtür.
Lärmend entfernte ſich Juſt und gezwungen auflachend, die Worte,
die Luz eben geſprochen, gefliſſentlich ganz überhörend.
Doch es lachten, wenn auch nicht laut, ſo Tante als Onkel,
und faſt ſchien es, als gönnten ſie Juſt die gelungene Abfuhr.
Anna Wendland blieb ſtumm. Sie erhob kaum den Kopf
von der Arbeit.

Luzen aber kam nun ein überaus ſeltſamer Einfall:
Wag ich jetzt einen kleinen Betrug und erkläre zum Beiſpiel,
daß ich Roſen wahrſcheinlich ſchon morgen müſſe verlaſſen,
ſo erwägt er, dann wird Anna Wendland, ſofern ſie mich gern hat,
unvermeidlich beinah, eine kleine Enttäuſchung verraten . . .
Wie gedacht, ſo getan, und ſo ſprach er ſogleich und voll Frechheit,
mit dem ſichren Inſtinkt der Liebe auswerfend die Schlinge:
Leider, leider wird meines Bleibens wohl morgen ein Ende
ſein. Ich fürchte, es bringt der Briefträger morgen die Nachricht
daß . . . hier kam er nicht weiter. Wie wenn man den Arm
ſich erſchellet,
ſo erſchellt, faſt betäubt, war der Leib, war die Seele des Jünglings.
Funken tanzten und taghell leuchtete ihm vor den Augen
auf und abermals auf, ein paradieſiſches Blitzlicht.
Und es tauchten darin Geſtalten auf, ſelige Knaben,
diamantne Noten abſingend von goldenen Rollen.
Und Luz lebte nun nicht mehr im Elemente des Luftmeers,
ſondern einzig und nur allein im Geſange der Engel.
Und was ſangen ſie denn? Sie ſangen in ewigem Echo
nur ein einziges Wort, triumphierend, das Anna geſprochen . . .

Nein, es waren ja zwei verräteriſch köſtliche Worte:
Ach! und ſchon? Nur Ach, ſchon? hatte Anna geſprochen. Der aber,
gnadenlos ſei er geſtürzt in die ſchwärzeſten Schlünde der Hölle,
der eine Silbe, geſchweige ein Wort dieſer zwei unterſchlüge,
niemals werde er ſelig, er ſterbe gewaltſamen Todes.
Leider, leider wird meines Bleibens wohl morgen ein Ende
ſein. Ich fürchte, es bringt der Briefträger morgen die Nachricht,
daß ... ſo lautete Luzens höchſt lügenhafte Vermutung.
Da erklang erſt ein Ach! in dem Schreck und Bedauern ſich malte,
dann ein fragendes „Schon?“ mit dem Stimmklang wahrer Enttäuſchung.
Anna hatte die Worte geſagt, niemand anders als Anna.

Neunter Geſang

Wie voll Ungeduld heut ging zu Bette Luz Holtmann! Wie waren
ungeduldig und wild ſeine hoffnungsbeflügelten Träume!
Seine Wünſche, im Schlaf ſelbſt, ſie ſtürmten wie feurige Roſſe
durch die hemmende Nacht und der Sonne des Tages entgegen.
Und da war er, der Tag, von der geſtern empfangnen Gewißheit
doppelt hell und durchaus von glückſeliger Ahnung beladen.
Wie gefällt Dir denn eigentlich Anna, ſo fragte der Onkel
Juſt, von draußen hereingekommen, als Luz ſich erſt anzog.
Oh, es macht ſich. Warum denn auch nicht: ſie gefällt mir ganz leidlich,
gab zur Antwort ihm Luz und ſeifte ſich über dem Waſchtiſch.
Ach, die Gute, was hat ſie wohl geſtern gedacht, als Du laſeſt?
Nichts, wie immer, ſo fürcht ich, dies ſagte nun weiter der Onkel.
Nichts verſteht ſie, rein nichts! Und ſo hat ſie, ich ſchwöre, auch geſtern
ganz ſo vieles von Deiner nicht unebnen Dichtung verſtanden.

Das kann ſein und auch nicht, ſagte Luz, und wer will es entſcheiden?
Nein, es iſt, ſagte Juſt. Trotzdem bleibt ſie nicht minder gefährlich.
Iſt ein Weib gut gebaut und hat jugendlich üppige Schenkel,
hat ſie Waffen genug, um die Klugheit des Manns in die Winde,
mir nichts, dir nichts, zu blaſen. Und Anna iſt wirklich ein Vampyr.
Fröhlich lachte da Luz und geradezu etwas triumphhaft.
Unbeirrt fuhr Juſt fort: Oh, das ſcheint mir bei Anna ſehr möglich.
Und ſo kann man ſich ſchließlich und endlich nicht einmal mehr wundern,
wenn ihr etwas bigotter Herr Vater, der Rechnungsrat Wendland,
zu der Meinung ſich neigt, Anna habe den Böſen im Leibe.
Ich verbitte mir das! ſagte Luz, das iſt Unſinn und Frechheit,
ſo von Dir, Onkel Juſt, als dem würdigen Herrn Kanzleirat.
Laß, ich bitte Dich, ſolches Geſchwätz, denn es iſt mir zum Ekel.
Braver Junge, Du denkſt wohl an mich zurück eines Tages,
ſagte Juſt, wenn der Rat mit zwei dicken Apoſteln hier einſchneit,
zu dem Zweck, aus dem ſündigen Körper der Tochter den Satan
auszutreiben: man iſt ja doch feſt überzeugt, daß er drin ſteckt.
Onkel Juſt, rief der Neffe, ich habe den Finger im Ohre,
höre nichts, was Du ſprichſt, alſo bitte, Du läßt es jetzt gut ſein.
Wer will wiſſen, ſchloß Juſt, ſich mit bitterem Lachen entfernend,
ob man's am Ende nicht gar für nötig erachtet, um Anna
aus den Klauen des Teufels zu retten, ſie einem der Brüder
anzutrauen und ſo ihr den Weg in den Himmel zu ebnen.

Anna liebt mich! Ich weiß es, ich habe es geſtern untrüglich,
ganz untrüglich gefühlt: ſo jubelte Freude in Luz jetzt.
Niemand macht mir mehr Angſt, nicht mit Vätern und nicht mit Rivalen.

Ach, es traf bald darauf die Blumen der gläubigen Hoffnung
ein gewaltiger Froſt, und Anna war's, die ihn hervorrief:
Kälte hauchte ſie aus, wie noch kaum bei der erſten Begegnung,
und ſo blieb es, ſo oft man ſich traf, im Verlaufe des Tages.

Mehr! Es ſchien dem gepeinigten Jüngling, ſie mied ihn mit Abſicht,
wo dies aber mißlang, ſo traf ihn kein Blick, und man mußte
meinen, ſie ſähe ihn nicht und wolle auch nicht ihn bemerken.
Was iſt das, dachte Luz, wie kann ſich ein Weib ſo verändern?
geſtern ſo und heut ſo. Die untrügliche Sprache des Herzens
geſtern, heute dafür ein verſchloſſenes Weſen, faſt feindlich.

Du biſt grauſam, ſann Luz, deſſen Inneres ein einziger Schmerz war,
eine Spannung voll Pein: du biſt grauſam, nicht weil du ſo kalt ſcheinſt,
ſondern, weil du in deiner kalten Verachtung ſo ſchön biſt.
Furchtbar biſt du und grauſam, allein durch das Gift deiner Schönheit,
das den Willen mir lähmt und den Körper in Feſſeln dahinwirft.
Sieh, hier lieg ich, nur noch jedes Winks deiner Wimper gewärtig.
Töten kann er und kann mich höher beglücken als Gott ſelbſt.
Willſt du, ſag ich ihm ab für ein einziges leiſes Berühren
deines Scheitels, den Herrgott, und Vater und Mutter verleugn' ich.

Lieber Luz, ſagte nach dem Kaffee Onkel Schwarzkopp zum Neffen,
iſt's Dir recht, und faſt mein ich am Ende, es ſei Dir willkommen,
einen Gang aufs Dominium Lonig mit mir nach der Veſper
anzutreten? Ich muß hinüber, von Wirtſchafter Schröder
etwas über den Stand unſres Mumienweizens erfahren.
Siebenährig, du weißt, iſt der Halm und gewaltig ertragreich.
Ganz gewiß, ſagte Luz, mit Freuden! Und dachte im ſtillen:
Wie entſetzlich! Ich haſſ' ihn, er raubt mir unſchätzbare Stunden,
ſchleppt lebendigen Leibs mich fort in die Öde des Todes,
aus dem Bereich des Geſtirns, von dem ich, es durſtig umkreiſend,
als ein Gnadengeſchenk mein ſchmerzliches Daſein erhalte.
Doch, was half es, es kam die Veſper, die Stunde des Aufbruchs,
und durchs obere Tor des Hofes mit rüſtigen Schritten
dem Gerichteten gleich, der Neffe zur Seite des Onkels,

zog das ungleiche Paar von dannen, hinaus in die Feldflur.
Diesmal war man indes nicht lange gewandert, als Luzens
Bruſt der Zauber verklungener Tage und Stunden in Bann ſchlug.
Auch der Onkel war ernſt, und je mehr man der einſtigen Pachtung,
dem Dominium Konig, ſich näherte, mehr und mehr wortkarg.
Denn dort hatte er ſechzehn köſtliche Jahre im höchſten
Glück der Liebe und Ehe verbracht, davon dreizehn mit Erwin.
Welche Wandlung! Wie fremd heut im Feld liegt der Dominialhof.
Kurz, wie kurz iſt der Weg! Nicht einmal ein Stündchen von Roſen
liegt die Herrſchaft entfernt, und zwar wenn man gemächlich zu Fuß geht.
Weit, wie weit iſt der Weg nach dem lieblichen Orte der Kindheit,
wo Frau Julie munter geherrſcht und in tätigem Frohſinn,
nicht dieſelbe wie heut, wahrhaftig, nein, eine ganz andre.
Dieſe andre, ſie glich der von heut, wie der Mai dem November.
Alles blühte an ihr und in ihr und man kam, dieſes Blühen
der bewunderten Frau zu genießen, von weither im Umkreis.
Darum ward auch das Gutshaus von Gäſten nicht leer: gern geſehen
und an Seele und Leib von den Wirten aufs ſchönſte erquicket.
Oh, wie weit iſt der Weg nach dem Hauſe. Du kämeſt dorthin nicht,
ob Du dreimal die Erde umkreiſteſt auf eigenen Füßen:
wohl, ein ähnliches ſteht, denkt Luz, auf dem Dominialhof,
doch mich ſchaudert ſchon jetzt, vor dieſem Geſpenſt des entſchwundnen.
Weh ward Luzen ums Herz. Wohl ſtand er im Zeichen der Liebe
hoffnungsvoll! Und er war im Grunde durchaus nicht verzweifelt.
Allgewaltig war das Gefühl, und nicht möglich, zu denken,
daß dies Wunder in ihm ganz nutzlos ſolle gewirkt ſein.
Trotzdem ward, wie geſagt, ihm wehe ums Herz. Es ergriff ihn
gleichſam Urweh. Wie hinfällig war, wie vergänglich doch alles!
Täuſchung jeder Beſitz, wie er ſterblichen Menſchen gewährt iſt.
Vieles lockt uns und greifbar iſt manches, doch haltbar durchaus nichts.

Und mit allem Beſitz iſt Verluſt untrennbar verbunden.
Stündlich wirſt du geboren und ſtündlich auch rührt dich der Tod an.
Ich bin jung und ſie nennen mich jung! Doch wie alt komm ich ſelber
wohl mir vor, wenn ich bei mir ſelber im ſtillen erwäge,
was nicht alles ich überlebt und was alles beſeſſen!
Eine Welt! Oder nicht? Beſaß ich am Ende ſie niemals?
Und ſo wären denn nur eben Schatten zu Schatten geworden?
War ſie wirklich die Welt, nun, ſo iſt es dasſelbe: zerſchmolzen
iſt ſie, ein Wölkchen, in Luſt, und ſo hab ich ſie ſehen dahingehn.
Man erreichte nun bald die wenigen Hütten von Lonig,
die gedrückt und verarmt das Haupttor des Gutshofs umlagern,
Bettlern gleich, die gewohnt an die Schwelle der Reichen, ihr Daſein
dort verbringen, gewärtig des Brockens, gewärtig des Fußtritts.
Bald dann ſtand man im Tor und verließ die geſegneten Fluren,
die in weiten Gewenden ſich dehnend, mit wogender Fülle
drängend gleichſam die Inſel des Herrenhofes umſpülten,
ſo als könne die Flut, die köſtlich duftende Halmflut,
trächtig heiliger Frucht, es kaum noch erwarten, in Banſen,
Speicher, Keller und Faß ſich in rauſchenden Güſſen zu ſtürzen.
Doch noch war es zu früh. Indeſſen vertrieben die Lerchen,
wie von ordnender Hand verteilt unterm brütenden Himmel
einer werdenden Schöpfung die Zeit mit geſchwätzigem Trillern,
zur Geduld unermüdlich und haſtig und dringlich ermahnend:
daß man müſſe den Tag der Reife geduldig erwarten.
Und Luz mahnte ſich ſelbſt zur Geduld aus dem gleichen Betrachte.
Denn es gor ja in ihm und er hoffte auf Frucht, doch das Korn war
noch nicht ſichtbar, geſchweige reif, und er hätte ſo gern doch
goldne Laſten davon der Geliebten zu Füßen geſchüttet.
Mit dem Wirtſchafter Schröder, — man hatte ſogleich ihn
gefunden, —
einem bärtigen Mann voll Weisheit, der heiſer und leis ſprach,
ſchritt man jetzt durch den Hof, der noch immer in ſtreichendem Licht lag,

ob die Sonne auch ſchon vom Zenithe mit ſachten herabſtieg.
Und bald drehte der ernſte Mann, der den Hof für die Schulzens
nun betreute, den Schlüſſel herum in dem Türſchloß des Hauſes,
das ſo fröhliches Leben in Gott noch vor kurzem beherbergt.
Innen hallte es laut, als ſchnappend der Riegel zurückſprang.
Außen klang es als wie ein Getös in gruftartiger Höhlung,
ein Signal für Geſpenſter, daß Menſchen ſich nahten und es nun
höchſte Zeit zu entfliehn und ſich da oder dort zu verſtecken.
Und wahrhaftig, es flog den Beſuchern entgegen ein Grufthauch,
als ſie hallenden Schritts die Ziegel der Hausflur betraten.
Unbewohnt und als Speicher benützt war das liebe Gebäude,
und dumpf ſtaubig roch es und kellrig. Man kriegte das Fröſteln.
Gleich vom Eingange rechts lag die Küche. Sie ſtand weit geöffnet.
Faſt bis zur Höhe der Platte des Herds war jetzt Weizen geſchichtet,
und es hielt an der Tür ihn ein Brett, daß das Korn nicht herausrann.
Wie doch hatte einſt dies Gewölbe ſo luſtig gelärmet,
wenn von nah und von fern man geſellig im oberen Stockwerk
ſich verſammelt! Wie klang in den Pfannen das Fett und wie klirrten,
von der Köchin bald da und bald dorthin mit Eifer geriſſen,
die vom lebhaften Feuer weißglühenden eiſernen Ringe.
Kuchen lagen bereit für den Ofen auf knatternden Blechen,
und es miſchten die Düfte von Mandeln und Zimt ſich mit jenen
von Kaffee und dem Brodem der ſchmorenden Braten im Bratröhr.
Und es ſtieg in den Keller hinunter der Herr Oberamtmann
immer wieder, indes das Getrommel der Tritte der Mädchen
nie ermüdend im Dienſt der Gäſte treppauf und treppab lief.
Doch da ſtand ja der Onkel, als ſei ihm dies alles entfallen,
ſchöpfte über das Brett aus der Küche den Weizen und hob ihn
an das bebrillete Auge herauf bis in dichteſte Nähe.
Und es tat der Verwalter ein gleiches: ſie brummelten beide,
daß es ausſah und ſich anhörte, als wären ſie hier, um

dunkle Bräuche, im Dienſt Verſtorbener, ſo zu verrichten.
Danach ſtieg man die Treppe hinan in die obern Gemächer:
da war jenes, wo Luz als Knabe geſchlafen mit Erwin.
Feuchte Wände, zwei Schuh hoch der Boden beſchüttet mit Roggen.
So das Zimmer, wo Onkel und Tante geſchlafen! So jenes,
wo man aß! So auch das, wo Harmonium einſt und Klavier ſtand
Ein aufflammendes Holz gab Licht, bis der Wirtſchafter Schröder,
knietief watend im Korn, einen Laden entriegelt und aufſtieß.
Da ward's Tag! Von dem krachenden Lärme geweckt und dem Glanze
aber ſchwebten anjetzt im Kreiſe und lautloſen Fluges
Fledermäuſe gleich Schatten umher der verſunkenen Zeiten.
Waren bleiern die Füße Luzens beim Herweg, der Rückweg
fiel dem Eilenden leicht: ſie ſcheinen beflügelt, ſie löſen
ſich vom Feldrain, vom Feldwege los wie im Tanz! Und nicht anders
iſt dem Jüngling zu Sinn, als wäre nun plötzlich ein Feſttag.
Freilich, alles iſt ja in Wandlung, wo geſtern das Leben
froh vertrauend geblüht, da war heute die Stätte des Todes.
Nein, nicht ganz! Nur in einem Betrachte! Es lag ja das Brotkorn
dort ſchon wieder bereit zur Ausſaat, unſterbliches Leben
in geheiligter, winziger Kapſel von Golde bewahrend.
Und der Jüngling zerbiß ein Weizenkorn zwiſchen den Zähnen.
Freilich alſo: in Wandlung iſt alles und nichts iſt beſtändig,
aber was auch geweſen und heut nicht mehr war: nun es war doch
einmal. Und zudem: für den Lebenden gab's eine Zukunft.
Ja, man mochte vergehn und mit Freuden auf alles verzichten,
wenn man das erſt genoſſen, was ahnender Liebe bevorſtand.
Wie mit klingendem Spiel die Kapelle vom Grabe zurückkehrt,
ſo mit klingendem Spiel, voll Hoffnung, voll Glaube, voll Liebe
ſchwebte Luz über Feld. Oh, es jauchzte in ihm ohne Maßen.
So wie ſo; er empfand es als ſicher, es würde die Welt ihm
eines Tages gewiß ihre köſtlichſte Wonne gewähren.
Dann — man hatte gelebt, man konnte gelaſſen dahingehn.

Zehnter Geſang

Und ihm blühte ein Glück, unerwartet, noch heut, als er heimkam.
Abgebogen war dicht vor dem Gutstor der Onkel, zum Rechten
irgendwo noch zu ſehn, und es würde um nichts in der Welt jetzt
nochmals Folge geleiſtet haben der Neffe. Ein Ahnen
trieb ihn, heiligen Zwangs, als gälte es nichts zu verſäumen.
Ja, bei Gott, ganz allein, im Kanzleizimmer, ſaß Fräulein Anna
hart am Fenſter, das offen ſtand, und mit Nähen beſchäftigt.
Als der Liebende nun betrat das Gemach, die Elevin
aber flüchtig empor das ſchlicht geſcheitelte Haupt hob,
trieb's ihn an, ſo zu tun, als ſei er enttäuſcht und als hätte
er im ſtillen gehofft, unbeſetzt den Kanzleiraum zu finden:
Stör ich? fragte ſogleich bis zum Anſatz des Halſes errötend
Anna, gern kann ich gehn und wo anders die Arbeit verrichten.
Nein, rief Luz, und es mag Gott im Himmel verhüten, daß ich Sie
je vertriebe durch mein Erſcheinen, wo immer es ſein mag.
Hab ich dies ſelber geſagt? dachte Luz, und fühlte ſich gleichfalls
tief erröten. Bemerkte es wohl oder nicht, die Elevin?
Luzen ſchien es, als ſuche ſie äußerſt gelaſſen das Nähzeug
mit der Rechten zuſammen, indem ſie ſagte: Oh, bitt ſchön.
Dunkel wird es ja doch, ich gehe hinauf in mein Zimmer.
Bitte, tun Sie das nicht, denn Sie kränken mich ſchwer, Fräulein Anna,
wenn Sie's tun. Und ſie ſprach: Nein, bitt ſchön, ich will Sie nicht kränken.
Eine Stille ward nun in dem einfachen Raume, doch dieſe
ganz erfüllt mit Magie, ſie glich irgendwie einer andren,
wie ſie vor dem Gewitter die Seelen der Menſchen belaſtet.
Ja, ſo dachte nun Luz, da ſitzt man nun wieder im Schraubſtock.
Die Gelegenheit iſt nun da und gleich wird ſie vorbei ſein.
Doch man iſt wie gelähmt und ein Knebel ſteckt einem im Halſe.

Kennen Sie Lonig? Soeben komm ich von dorther und bin noch
ganz benommen und traurig davon. Somit hatte der Jüngling
das Geſpräch doch eröffnet. Die Nähende fragte: Warum denn? —
Nichts hat im Leben Beſtand. Wo Erwin gelacht und ich ſelber
fröhlich war, iſt ein Schüttboden heut und die Mäuſe und Ratten
wohnen dort, und vom Einſt iſt auch nicht eine Spur mehr zu finden.
Erwin! Haben Sie ihn gekannt? — Ich? Nein! gab ſie zur
Antwort. —
Dieſer Junge war wirklich ein Engel vom Himmel. — Ich weiß es,
ſagte Anna. — Und dieſes: ich weiß es, traf Luz in die Seele.
Glauben Sie mir, fuhr er fort, ich träume von ihm hier faſt täglich.
Anna ſagte: Auch ich, und bewegte dabei keine Miene.
Er iſt tot, dachte Luz, und möcht ich wahrhaftig doch tot ſein,
könnt ich in Annas Traum dadurch ſeinen Platz mir erkaufen.
Und er ſagte: Das Leben iſt ſchal, und ich würde gern ſterben,
aus der Nähe beſehn, hat Erwin im Grund nichts verloren,
ebenſowenig mein Freund, der vor etwa vier Wochen freiwillig,
und mit klarem Entſchluß aus dem nichtigen Leben davonging.
Oh, was hab ich geſagt, denkt Luz, womit hab ich's verſehen?
Denn es blickt die Elevin ihn an mit entgeiſtertem Ausdruck,
ihrem Antlitz entweicht die Farbe und Bläſſe bedeckt es.
Danach ſenkt ſie die Stirn in Verwirrung, es atmet gewaltſam,
heftig ringend, die Bruſt, Überraſchung, ja Schrecken verratend.
Habe ich Sie ohne Wiſſen verletzt? Wenn das iſt, Fräulein Anna,
ſo der Jüngling, vergeben Sie mir, denn es liegt mir nichts ferner,
das bezeuge mir Gott, als wiſſentlich jemand zu kränken,
der mir wert iſt, wie Sie. — Es geht ſchon vorüber, es iſt nichts,
ſprach das Mädchen, ich habe mich nur eines Vorfalls erinnert,
eines Unglücks, das mir, ich kann es nicht ſagen, wie nah ging.
Und ſie ſchwieg. Als ſie endlich ſich faßte, Luz harrte betreten,
ſprach ſie ſo, erſt mit zitterndem Ton, doch allmählich die alte,
kühl gelaſſene Art zu reden ſich wieder gewinnend:

Wenn Sie wüßten, wovon Sie reden, es wüßten, wie ich's weiß,
ach, Sie würden gewiß vor dem eigenen Wort ſich entſetzen.
Sie ſind Freigeiſt, ich glaube an Gott, und ich weiß von der Sünde,
die ſelbſt Gott nicht vergibt: alſo ſprechen Sie nie mehr von Selbſtmord.
Darauf wieder log Luz: Ja, was ſoll der, der ſich bewußt iſt,
ein nichtsnutziges Glied der Geſellſchaft zu ſein, der mit Recht drum
eine Niete ſich zog! Und die Näherin fragte: Wer iſt das?
Blick ich ehrlich in mich, ſo ſeh ich des Böſen die Menge.
Und bezwäng ich mich nicht, welche Scheußlichkeit könnte ich nicht tun! —
Aufs Bezwingen kommt's an, ſagte Anna. Und Luz ſchrak zuſammen.
War dies Wort doch recht gut als gewichtige Warnung zu deuten.
Dennoch trieb's ihn, in ſich noch weiter zu wühlen und dadurch
auch in Anna, und ſo ihr verſchloßnes Gemüt zu verſuchen.
Ach, wie fiel es noch eben in Lonig mir auf das Gewiſſen,
wie grade ich Vetter Erwin gequält, der ſo rührend mir anhing.
Fügſam war er und gut, hingebend, von adliger Großmut,
und doch macht ich ihn weinen gar oft, nur aus grauſamem Antrieb,
um ihn weinen zu ſehn ... da wandte das Auge der Anna
Wendland Luzen ſich zu mit kaltem, durchdringendem Schillern,
beinah grün wie Opal, und er ſchauderte förmlich zuſammen.
Nein, das haben Sie nicht getan, denn Sie ſind gar nicht grauſam.
Und ſie kehrte ſich ab, indem ſie das ſagte, mit leiſem
Nüſternzucken und einem kaum merklich ſardoniſchen Lächeln.
Doch, ſo ſprach er, ich tat's, und heute noch habe ich Zeiten,
wo mich Reue nicht rührt. Und bei dem Allmächtigen, ich weiß nicht
was geſchehe, ſofern er wieder erſchiene, um etwa
in den Weg mir zu treten und mich wie dereinſt zu verdunkeln.
Abgelöſt ward dies Wort durch ein langes, bedeutſames Schweigen,
drin auf offener Bahn ſich hüllenlos trafen die Seelen.

Er erhob ſich und trat ans Fenſter. In bleicher Erregung
nahm er Platz mit Entſchluß, ihr dicht gegenüber am Nähtiſch.
Hob das Mädchen den Blick von der Arbeit, ſie mußte ihn anſehn.
Warum quälen ſich doch die Menſchen, ſo ſagte er plötzlich,
ohne Urſach ſo viel? Sie brauchten doch ſchließlich nur wollen,
um einander ein Paradies ſchon auf Erden zu ſchaffen.

Tiefer beugte ihr Haupt die Näherin über die Arbeit.
Aber einmal im Zug, fragte Luz: Oder denken Sie anders?
Und ſie ſchwieg. Eine Weile zum mindeſten, bis dann
doch die Antwort noch kam. Es mag ja wohl ſein, ſagte Anna,
daß die Menſchen ſich vielfältig quälen und oftmals auch grundlos.
Dabei hob ihre Bruſt ſich, tief ſog ſie, beklommen, die Luft ein,
dann ausatmend, als ob ſie von drückender Laſt ſich befreie,
ſchloß ſie: Freilich, ſo iſt's, davon wußte mancher zu ſagen.
Sie hat Schweres gelitten, ſo fühlte jetzt Luz, wie ſchon früher.
Mitleid füllte ihn ganz. Von den eigenen Leiden begann er
zu berichten, um ſo ſie mit ſich zu reißen, womöglich
einen Gleichklang mit ihr, ſympathetiſchen Geiſts, zu erzielen.
Wie die Schule das Rückgrat ihm hatte lädiert, das beſchrieb er,
die Wahrhaftigkeit hatte ſie ihm und den Freimut genommen,
eigenes Denken verpönt und abgeſtempelten Unſinn
einzukleiden verſucht in das edle Organ, drin die edle,
hochgebietend und frei, die Vernunft, zu thronen beſtimmt ſei.
Doch er hatte ſich freigemacht aus dem Joche der Knechtſchaft,
ſagend: ſelbſt iſt der Mann! und ſelbſt iſt der Menſch und ſein ſelber
Herr ein jeder, befugt, ſeinen Wandel allein zu beſtimmen.
Welch unendliches Glück, rief er aus, iſt die Freiheit des Geiſtes!
Wohl, es kann mir geſchehn, daß ich äußere Feſſeln erdulde,
niemand aber, vom Weibe geboren, nicht König, nicht Pfaffe,
kann mich zwingen fortan, mich irgendwie meines Urteils
zu begeben, beträfe die Sache auch Gott und den Teufel.
Gottes Weg zu den Menſchen iſt frei, er bedarf keines Mittlers:

darauf fuß' ich allein, auf eben dem Wge, der frei iſt,
keinen duld ich, der mir, wer immer, dabei in den Wurf tritt,
Paſtor oder auch ſelbſt ein kreuzbraver Apoſtel aus Herrnhut.

Elfter Geſang

Anna hatte ihr Haupt zuweilen erhoben und Luzen,
aufmerkſam und mit prüfendem Auge, gelaſſen betrachtet.
Was Sie ſagen, verſteh ich nicht ganz. Ich weiß nur, ich hatte
ſechs Geſchwiſter, als Mutter ſtarb und ich dreizehn Jahr alt war.
Alſo ſprach ſie und fuhr dann fort: Ich war nämlich die Älteſte.
Seit dem Tode der Mutter beſorgt ich für Vater den Haushalt
ganz allein. Das Gehalt war gering und wir hatten kein Mädchen.
Manchmal iſt das nicht leicht: ſechs Geſchwiſter, das Jüngſte ein Säugling!
Denn ſie war ja, ich meine die Mutter, im Kindbett geſtorben.
Vaters Wäſche nicht mal wurde außer dem Hauſe gereinigt.
Ich beklage mich nicht... im Winter das Heizen zum Beiſpiel!...
Ich beklage mich nicht, doch gibt es Verhältniſſe, die ſich
unbezwinglich um einen herumtun: das fühlt man auch geiſtig. —
So, nun war es heraus. Und auf einmal fiel es wie Schuppen
von den Augen des Jünglings. Ein ſolches Geſicht trug das Schickſal
Anna Wendlands, und ſo ſah die Sünderin aus, die nicht gut tat.
Und Entrüſtung, vermiſcht mit unendlichem Mitleid, erhob ſich
in der Seele des jungen Luz Holtmann. Mit Mühe nur hielt er
die Bewegung zurück, ſie machte ſein Antlitz erbleichen.
Er verſuchte zu reden: da ſaß ihm ein Froſch in der Kehle,
wie man ſagt, und er konnte nichts andres als flüſtern und hüſteln.
Nein, unmöglich zu ſprechen und ſich dabei nicht verraten.
Und Luz dachte, was iſt mit mir, und was tut ſich in meinem
Innern? Und wie entſtand dieſer Sturm, der beinah mich umwirft?

Eben hab ich geprahlt, es müſſe ſein eigener Herr ſein
jeder Menſch, und nun packt es und wirbelt mich ohne mein Zutun.
Anna, Engel! Du ſchmählich Verkannte! Es iſt ja Verkennung
das am meiſten begangne Verbrechen des Alters am Geiſte
der erwachenden Jugend. Mein Los war wie deines: Verkanntſein.
Wie man an dir ſich vergeht, das aber iſt geradezu ruchlos.
Wie, ſie wagen's, ſie wagen es, Anna, nachdem du die Jahre
deiner Kindheit dem Vater und deinen Geſchwiſtern geopfert,
dich wie ein räudiges Schaf, ein verlorenes Lamm zu behandeln?
Dies geſchieht und dies kann geſchehen, obgleich nicht ein leiſer,
nicht ein leiſeſter Zweifel an deiner Erzählung erlaubt iſt,
weil, wie ich eben mit bitterſter Wonne, Geliebte, entdecke,
du ein Mal der Wahrhaftigkeit deutlich an Deiner Geſtalt trägſt.
Was iſt dies für ein Mal? Oh, könnt ich es küſſen, oh, könnt ich,
ſchönes Mädchen, dir deine armen, unförmigen Hände,
die ſo deutlich vom allerhärteſten Frone der Arbeit
zeugen, hüllen in köſtlichſte Seiden, und wieder enthüllen,
immer wieder und immerzu ſie mit Küſſen bedecken.
Dieſe Hände, oh, dieſe Hände, wer könnte ſie anſehn,
ohne daß es ihn zwänge aufs Knie, um ein Herz zu verehren,
das ſo willig geopfert den Pflichten des Lebens die Schönheit.
Aber auch, wer verſchlöſſe ſein Ohr vor der ſchrecklichen Klage
dieſer klagenden Hände? Anklagende Hände, es hört auch
einer, und ſei immerhin mit Taubheit geſchlagen die Welt euch.
Schweigend hatte an ſeinen Lippen genagt Luz, als dieſes
alles und noch viel mehr gebar an Gedanken und Worten
ſeine ſtürmende Bruſt: ſie war aufgewühlt bis zum Grunde.
Und, nun war ſie gekommen, die heilige Stunde des Durchbruchs. —
Oh, du Heiland, du Eros, du Gott, wenn nun etwa dein Reich kommt
und du etwa dich mir offenbareſt, zur Rechten des Vaters,

und du denkeſt das Wehr vor dem Meer deiner Gnade zu öffnen,
daß es ſintflutgewäſſerartig hereinbricht, bedenke,
daß ich nichts als ein tönerner, als ein zerbrechlicher Krug bin.
Anna, erbarme dich mein! Auf Erden nicht und nicht im Himmel
wardſt du je ſo geliebt. Und bliebſt du in ewiger Jugend
und erlebteſt das tauſendjährige Reich Jeſu Chriſti,
nie mehr wirſt du, kein zweites Mal, ſolche Liebe erwecken.
Sprich ein Ja, wenn ich frage: du Heilige, darf ich dich lieben?
Dieſes Ja, dieſes kleine Ja nur, es tilgt von der Erde,
alles Leid, allen Gram, alle Ängſte und Nöte und Mühſal,
und die goldene Zeit, die noch jeder vergeblich herbeirief,
ſie iſt da. Und ich ſage noch mehr: dieſes winzige Jawort
tilgt, vernichtet mit einem Schlag die von Sünde verderbte
Erde, zaubert hervor das verlorene Eden, auf daß wir,
wie dereinſt, uns darin glückſelig und ſündlos ergötzen.
Anna, hör meinen Ruf! Es nahet dein Sabbat. Hier bin ich,
dich zu mahnen, daß du nicht verſäumeſt, was nie mehr zurückkehrt.
Sieh, auch ich, nicht als Bettler zu dir bin ich etwa gekommen.
Ich bin reich! Meine Bruſt iſt ein Hort von unendlichem Reichtum.
Alles könnteſt du hinter dich werfen; beſitzeſt du ihn nur,
iſt viel tauſendmal dir erſtattet, was immer du wegwirfſt.
Hier iſt Liebe! Das Wunder der Liebe! die Liebe! verſtehſt du?
Heilig, Anna, iſt mir Staub, den deine Sohlen berühren,
Brot biſt du mir und Wein, biſt Luft mir, biſt Sonne, biſt alles.
Sieh, ich bebe, ich bin eiskalt und mir perlt auf der Stirne
etwas, das mir beinah wie Schweiß eines Sterbenden vorkommt.
Rühr mich an, und ich bin geſund, ja, und läg ich im Sarge,
tot, und ſprächſt du zu mir: Geliebter! und nur eine Träne
tropfte brennend auf mich herunter, nicht würd ich mehr tot ſein.
Solches alles ward keineswegs mit dem Munde geſprochen.
Innen tobte noch immer ſich aus und nicht hörbar dem Mädchen

dieſer Sturm des Gefühls. O, hätteſt du lieber die Schleuſen
doch geöffnet, mein Freund, anſtatt erſt die Probe zu halten.
Endlich warſt du ſo weit und du nahmſt den entſchloſſenen Anlauf,
und noch waren die Maſſen genugſam im Fluſſe, wahrhaftig:
Fräulein Anna, Sie haben mir da ... ſo begann er auch wirklich,
ein erſchütterndes Schickſal enthüllt ... nur bis hierher, nicht weiter
war die Rede gediehen, als plötzlich, gleichwie aus dem Boden
aufgeſtiegen ... als Thea, die Waiſe, der Pflegling, vor Luz ſtand.
Und ſie rief: Sie ſind hier, Onkel Juſt, komm, ich hab ſie gefunden.
Und der Onkel erſchien ... und dahin war, vertan war die Stunde.

Zwölfter Geſang

Luz, Du haſt ja geſchrien im Traum, ſprach frühmorgens der Onkel,
haſt mich zweimal geweckt und ausführliche Reden gehalten.
Und ich hab Dich zurecht gerückt, denn Du hingſt mit den Armen
und dem Kopf, lieber Freund, kotzjämmerlich über den Bettrand.
Ach, das macht wohl der Mond, rief Luz, die Nacht war ja taghell.
Doch er war ſich bewußt, daß der Mond nicht alleine die Schuld trug.
Und die Not war ſo groß, die Spannung und Stauung ſo mächtig
in der Seele des langgelockten, bezauberten Jünglings,
des verhaltenen Jauchzens ſo voll und verhaltener Tränen
war ſein Herz, ſo voll heiligen Sturms und voll bitterſter Ängſte,
daß noch am ſelbigen Morgen die Schleuſe der Seele entzwei brach.
Und es war Onkel Juſt, der nun einmal den Schlafraum mit Luzen
teilte, in deſſen Gemüt die Beichte des Neffen ſich ausgoß.
Schmunzelnd hörte er zu. Ich ſage Dir, Onkel, ſchloß Luz jetzt
einen langen Sermon: Ich kann Dir nur ſagen, ich liebe

Anna Wendland. Beachte dies Wort. Es hat viel zu bedeuten.
Dir vertrau ich es an, weil ich weiß, daß Du immer mein Freund warſt,
von Dir weiß ich gewiß, Du kannſt mein Vertrauen nicht täuſchen.
Lieber Neffe, ich denke wohl auch, deſſen wirſt Du gewiß ſein.
Onkel Juſt, Du haſt eines Tages den Lauf einer Waffe,
kurz entſchloſſen, Dir gegen die Schläfe gehalten . . .
Ach, nicht doch,
unterbrach ihn hier Juſt, ein Junge wie Du muß verliebt ſein.
Lariſari! Was da, Revolver? womöglich gar Selbſtmord!
Ich war alt und mein Leben vertan, und da hatt ich wohl Urſach,
einmal mutlos zu ſein und den Kopf, wie man ſagt, zu verlieren.
Aber Du – Gott bewahr mich! Er iſt noch kaum flügge, der Bartflaum
mit der Lupe noch kaum zu entdecken, und fuchtelt bereits mit
ſolchen Phraſen herum, wie wenn ſich ein Abeceſchütz
von vier Jahren bereits mit dem Schieferſtift wollte erſtechen!
Onkel, höre mich an, unterſchätze mich nicht und mein Daſein.
Was iſt alt und was jung? Es haben achtjährige Knaben
ihrem Leben ein Ende geſetzt, weshalb wollt ich es nicht tun?
Höre alſo, ſofern Du vermagſt, ohne Skepſis: die Stunde
der Entſcheidung iſt da, unverbrüchlich vollendet mein Los ſich.
Als ich Anna zuerſt von weitem erblickte, da traf mich
die Erkenntnis ſofort, und ſie ſchlug in mich ein wie ein Blitzſchlag.
Was ich ſuchte, war ſie, ſeit ich anfing zu denken, und anfing,
mich zu ſehnen ins Unbekannte, dem Ort der Beſtimmung
zu, denn wir haben ja doch eine Ahnung des Zieles im Herzen.
Iſt ſie mir nicht beſtimmt, dieſe arme Verkannte, die man hier
liebelos, ja, ich ſage es, gradezu ruchlos mißhandelt:
gut, ſo ſteht ſtatt den weiten, geöffneten Räumen des Lebens,
Tummelplätzen des herrlichſten Strebens, der heiterſten Arbeit,
eine Mauer vor mir, aus Granit, dran die Stirn zu zerſchmettern.
Ein unbänd'ges Gelächter war Juſtens alleinige Antwort.

Mitten in das Gelächter hinein trat urplötzlich Frau Julie,
und ſie ſagte zu Luz, im Ton der ihr eignen Beſtimmtheit:
Sei ſo gut und begleite mich, Luz, denn ich muß zu den Schulzens
in das Dromsdorfer Schloß und möchte nicht gerne allein gehn.
Domgewölbe von Wipfeln, durch mächtige Säulen getragen,
ſtanden über den Wegen, die Tante und Neffe jetzt ſchritten.
Sie durchquerten den herrlichen Schloßpark von Roſen, als welchen
ein ſtets offenes Tor mit dem Schloßpark von Dromsdorf verbindet.
Wenig hatte bis jetzt Frau Julie geſprochen, doch merkte
Luz, es lag ihr ein Etwas im Sinn und ein Ding, das ihn anging.
Höre, ſprach ſie denn auch, ohne Umſchweif zur Sache ſich wendend,
Du ſollſt wiſſen, ich habe vorhin Deine Worte vernommen,
denn Du redeteſt mit Bruder Juſt, daß es förmlich durchs Haus ſcholl.
Eine Lauſcherin bin ich durchaus nicht. Das wirſt Du mir glauben,
doch ich zählte nun einmal im oberen Hausflur das Weißzeug,
Watte hatte ich nicht in den Ohren, und alſo verſtand ich
dies und das, was Du ſprachſt. Nur einiges, keineswegs alles.
Laß mich reden. Du wirſt es in dieſer Minute erfahren,
ob ich Rechtes, ob Falſches gehört, Luz, und was mich veranlaßt,
im Vertrauen mit Dir über alles Gehörte zu ſprechen.
Bruder Juſt, in der Tat, hat die furchtbare Sünde begangen,
eines Tags gegen ſich eine tödliche Waffe zu richten:
die entſetzlichſte Tat, von den furchtbarſten Folgen im Jenſeits.
Nun, es hat dem allmächtigen Vater in Gnaden gefallen,
zu verhindern, daß Juſt ſeine ſchreckliche Abſicht vollendet.
Davon ſprecht ihr und ſprachet frivol von dem furchtbaren
Umſtand,
ſolcher Art, daß es mir wie mit blutigen Meſſern durchs Herz ſchnitt.
Oder ſollte ich nicht erſchrecken — Juſt iſt ja mein Bruder! —
Wenn Du ihn an den ſchwärzeſten Tag ſeines Daſeins erinnerſt,
und er nur mit Geſchwätz, ja, Gelächter, darüber hinwegſpringt?
Weinen müßte mein Bruder und ſeufzen und beten, in Reue

ſeine Tage verbringen, ſo viele ihm hier noch vergönnt ſind,
denn nur ſo kann er hoffen, der ewigen Pein zu entrinnen.

Worauf will ſie hinaus, dachte Luz, und er lauſchte mit Spannung,
als ſie fortfuhr: Das iſt mein Bruder, das andre geht Dich an.
Alter Menſch, ſo wie Baum, beide werden ſie etwa wohl kernfaul
Zehnmal ärger jedoch iſt's, wenn Fäulnis ſich zeiget im Grünholz.
Und das iſt's, guter Luz, was ich leider bei Dir jetzt befürchte.

Aber Tante, rief Luz. Doch ſie ſchnitt ihm entſchieden das Wort ab:
Leugne es, wenn Du kannſt, daß auch Du mit dem Selbſtmord gedroht haſt!
Wenn ich denke, wohin die Jugend von heute gelangt iſt,
oh, ſo werd ich nicht müde, dem Vater im Himmel zu danken,
daß er Erwin ſo früh aus dem irdiſchen Leben hinwegnahm.
Schlimmer wird ja die Menſchheit mit jeglichem Tag, der heraufkommt,
und es mehren ſich rings die Zeichen der letzten Verderbnis.
Doch genug! Solche Worte vermögen Dich ſchwerlich zu rühren,
denn Du ſtehſt ja auf anderem Grund, Luz, Du biſt ja ein Freigeiſt.
Haſt Du jemals geglaubt und nur Deinen Glauben verloren
oder niemals geglaubt? Früher dacht ich einmal, es ſei möglich,
den im Dunkel Verirrten zum Quell der Erleuchtung zu führen.
Es mißriet mir. Nun wohl, ich war ein unwürdiges Werkzeug.
Heute weiß ich nichts weiter zu tun, als Dich Gott zu empfehlen.

Glaube alſo durchaus nicht, ich hätte die Abſicht, mein Guter,
etwa meinen Verſuch zu erneuern, zu Deiner Bekehrung.
Nein! Zwar drängte es mich, Dir noch einmal die furchtbaren Folgen
vorzuſtellen, die den, der ſich ſelber entleibet, im Jenſeits
unverbrüchlich erwarten, allein ich wollte vor allem
Dir, dem Sohn meiner Schweſter, im ſchlichteſten Hausverſtand beiſtehn.

Julie ſchwieg und fuhr fort: Wenn jemand die ſchrecklichſte Sünde

zu begehn in Erwägung zieht, muß der Grund dafür ernſt ſein.
Nun, ich kann Deinen Grund nicht ergründen. Es liegt ja auch wenig,
Luz, daran, welche Gründe Du haſt, denn es gibt ja doch keinen,
ſtark genug in der Welt, um die Sünde des Selbſtmords zu tilgen.
Was Du alſo für Gründe gehabt, liegt mir fern zu erforſchen,
und mein Standort am Wäſcheregal hat ſie mir unterſchlagen.
Doch ich gehe vielleicht nicht fehl, wenn ich etwa auf eine
Liebelei oder Ähnliches ſchließe, die Du in der Stadt haſt.
Gott ſei Dank, dachte Luz, Tante ahnt nicht, um was es ſich handelt!
Feſter noch überzeugt ihn davon, was die Tante nun vorbringt.
Jung war jeder, der alt iſt, mein Junge. Mir ging es nicht anders.
Flatterhaft war mein Sinn und nach eitlen Vergnügungen durſtig
und begehrlich, nach was weiß Gott? zwiſchen fünfzehn und neunzehn.
Später fiel dann ein Reif, worauf denn die Blüte zerſtört ward.
Das war gut, und ſo mußte es ſein. Heute dank ich dem Himmel,
daß die Hoffnung von einſt mich ſo völlig und gründlich betrogen.
Nun erſt lernt ich es kennen und lieben, das Glück der Entſagung,
unter Tränen, gewiß, dennoch iſt es auf Erden das höchſte.
Wer es zeitig erkennt und begreift, dieſes Glück, dem erſchließt es
früh das goldene Tor zu den wahrhaften Freuden des Diesſeits,
reinen Freuden, entlehnt einer ewigen, himmliſchen Heimat.
Und ein Mädchen, wie Anna zum Beiſpiel, es will nicht begreifen,
welchen Schatz es verwirft, wenn es Freuden wie dieſe zurückſtößt
und mit ſtörriſchem Sinn nach vergifteten Früchten umhergreift.
Was das Mädchen bereits erfahren, es ſollte genug ſein,
ihm den rechten, den einzigen Weg der Entſagung zu weiſen.

Anna Wendland iſt keinesweges von heitrer Gemütsart,
Schwere liegt ihr im Blut; es verſtarb ihre Mutter in Schwermut.
Sie iſt ernſt und ſie kennt ein entſagendes Leben, das Pflicht heißt,
hat dies Leben gelebt und die Hände durch Arbeit gehärtet.
Dennoch niſtet in ihr irgendwie ein gefährlicher Schlupfgeiſt,
einem anderen Weſen vergleichbar, das Anna von Grund aus

zu verändern vermag, das ſie willenlos macht und beherrſchet,
ja, ſie knechtet! Dann tut ſie Dinge, vom böſen Prinzipe
angeſpornt, die hernach nicht die bitterſte Reue mehr auslöſcht.
Und ſo iſt es tatſächlich geſchehen: ein Jüngling,
faſt noch Knabe, er hat ſich ertränkt, und er hat ſeinen Eltern
Anna Wendland genannt, als die Urheberin ſeines Unglücks.
Luz erblaßte. Nun iſt ihm auf einmal verſtändlich geworden,
was geſchah, als er Anna vom Tode des Freundes erzählte.
Darum ſchrak ſie zuſammen, und deshalb verſtörte ihr Blick ſich.
Darum rang ihre Bruſt nach Luſt und ſie ſelber nach Faſſung.
Schwer zu ſagen, fuhr Julie nun fort, welche Schuld Anna Wendland
wirklich trifft an dem Tode des Gymnaſiaſten. Wer weiß es?
Niemand weiß es. Nicht einmal ſie ſelber vielleicht, die man anklagt.
Doch ſie wird dieſen Schatten nicht los, und es kann auch nicht anders
ſein. Gewollt oder nicht, immer war ſie der traurige Anlaß,
der die verzweifelte Seele ins ew'ge Verderben gehetzt hat.
Warum halt ich es nun für Pflicht, Dir dies alles zu ſagen?
Weil ich meine, es müſſe ein Beiſpiel, ſo nahe wie dieſes,
ganz beſonders zur Warnung vor ähnlichem Schickſal ſich eignen.
Dieſer Jüngling verſcherzte leichtſinnig ſein Diesſeits und Jenſeits
und belud, die er liebte, mit einer erdrückenden Schuldlaſt.
Luz begriff, daß die Rede der Tante auf Anna gemünzt war,
und ſo hatte ſie doch eine Ahnung vielleicht und Befürchtung
nach der Richtung, in der ſein innres Geſchick ſich vollendet.
Ach, er kannte den Text. Sie ſangen ja alle das gleiche
Lied. Es lief drauf hinaus, eine Heil'ge zur Sünd'rin zu ſtempeln.
Freilich war ſie bewehrt mit betörender Schönheit: das war ſie!
Weh der Motte, die ihrem unſterblichen Glanze zu nah kam.
Nicht für Motten iſt Anna beſtimmt, noch für Gymnaſiaſten.
Sie wird mein. Sie iſt mein: denn ich allein weiß ihren Zauber

zu empfinden, ihm ſtand zu halten und mit ihm zu wuchern.
Nur Geduld, und ihr werdet ſie ſehn zu unſterblichem Ruhme
an den Himmel erhöht, als ein nie zu verdunkelndes Sternbild.

Dreizehnter Geſang

Weit gefehlt, wenn Frau Julie gemeint, daß der Tod des verliebten
Schülers, Luzen erzählt, ſeine Leidenſchaft ſollte vermindern.
Vielmehr war das Geſchehene Öl, in ein Feuer gegoſſen.
Denn die furchtbare Macht, die er kannte, ſie ward ihm beſtätigt.
Und er ſollte ſie fühlen, noch oftmals, der arme Luz Holtmann,
und zuvörderſt am folgenden Tag. Ach, er hatte erwartet,
der vertrauende Ton, der vertrauliche, ſollte ſich heute
und womöglich noch wärmer und trauter als geſtern, erneuern.
Sieh, das Mädchen betrug ſich, als hätte ſie niemals mit Luzen
nur zwei Worte getauſcht, ja, als hätte ſie nie ihn geſehen,
noch als ſähe ſie ihn, wo ſie zufällig an ihm vorbeiging.
So unnahbar, ſo eiſig erſchien ſie, ſo fern jedem Wunſche,
daß ein ſolcher, geweckt, in mutloſe Lähmung zurückſank.
Und Luz griff an die Stirn, er fragte ſich: gab es ein Geſtern,
oder hab ich's geträumt? Und was iſt denn wohl Traum, was iſt Wahrheit?
Spielt ein Teufel mit mir und verhöhnt mich mit hölliſchem Blendwerk?
Ich unſeliger Narr, der ich geſtern von Hoffnung berauſcht war,
weil ſich Anna herbeigelaſſen, mit mir nur zu reden!
Heute büße ich ſchwer meine ſelber verſchuldete Täuſchung.
Und er litt, ſchlich umher wie vernagelt. Er kam ſich verachtet
vor, überſehen und von dem Geſinde im Hofe geringſchätzt.
Niemand kümmerte ſich um ihn, ſo wenigſtens ſchien's ihm.
Biſt Du krank, Luz? rief Schwarzkopp ihm zu, als er eilig ins Feld ging.

Oh, das war er gewiß, er war ſiech und zerſchlagen und elend.
Punkte ſchwammen ihm vor den Augen und über dem Magen
lag ein peinlicher Druck. — Trotzdem rief er: Nein! als der Onkel
ſchon davon war und nichts von der Antwort des Neffen mehr hörte.
Und ſie redeten alle mit Anna, das war das Verruchte:
Onkel Juſt ward mit ihr fortwährend geſehen und, fuchtelnd
mit den Armen, durchſchritt er, jetzt ihr zur Seite, das Hoftor.
Warum durfte der ſchwitzende Knecht mit ihr reden und tat es?
Warum rief die unruhige Tante fortwährend ihr: Anna?
Warum ſtreichelte Anna den räudigen Pudel? Nun Fido,
unſre Rollen ſind heute vertauſcht, und ich fühle als Hund mich,
der voll Scheelſucht und Neid dich aus feiger Entfernung belauert.
Und ſo blieb es. Es kam dem Verzweifelten nicht der Gedanke,
welcher Einfluß ſich etwa vielleicht Fräulein Annas bemächtigt,
denn ſie mied ihn, ſie hielt ihn ſich fern mit erkennbarer Abſicht.
Scham verhinderte Luz, Onkel Juſten ſein Leid zu verraten.
Doch, auch wenn der Gedanke ihm aufſtieg, vermied es der Onkel
unverkennbar, mit deutlicher Abſicht, von Anna zu ſprechen.
So vergingen die Tage und wurden Luz Holtmann zur Folter.
Doch da trug's eines Sonntags ſich zu: es waren die Schwarzkopps
früh zur Kirche gefahren nach Jenkau, um dann bei dem alten
Paſtor Balzer zu ſpeiſen. Und damit verſchob ihre Rückkehr
bis zum ſinkenden Abend ſich meiſt! Es war auch der Onkel
Juſt heut fort über Land. Er hatte recht mürriſchen Abſchied
von dem Neffen und Anna genommen, doch half hier kein Sträuben.
Dieſe Reiſe war nicht zu vermeiden: es ſuchte ein Gutsherr
einen tüchtigen Ökonomen und wünſchte, daß Juſt ſich,
deſſen Brief ihm gefallen, in eigner Perſon präſentiere.
Und auch Thea war heut nicht im Haus, ſondern fort mit den Schwarzkopps.
Dieſes aber, das Haus, lag verlaſſen im Grün ſeiner Büſche,
ſeiner mächtigen Ulmen und heiter gebreiteten Wieſen.

Und es ſchlich durch den Garten Freund Luz, einem Wilddieb vergleichbar,
der die edelſte Hinde umkreiſt, die er heut unbewacht weiß.
Doch ſie war nicht zu ſehn. Luz wußte, es hatte im Zimmer,
wo ihr Bett ſtand, ſich Anna verſchloſſen: dort ſchrieb ſie wohl Briefe.
Und er trat unters Fenſter, nach uraltem Brauch der Verliebten,
promenierte davor und hielt es beſtändig im Auge,
wenn er ſchließlich einmal ſich weiter vom Fenſter entfernte.
Jäh durchzuckte es ihn, weil Anna nun plötzlich darin ſtand.
Ruhig ſtand ſie. Sie ſtand unbeweglich. Den Blick in die Ferne
unverwandt und verloren gerichtet, die Arme gebreitet,
und in jeder der Hände je einen der offenen Flügel.
Und ſie atmete tief. Es wölbte ſich voll ihre Bruſt auf,
ſank dann wieder und hob ſich zum anderen Male und höher.
Oh, wie hämmerte Luzen das Herz, als er nun ſich verſteckte,
und es fühlte: ſie weiß, daß ich da bin, ſie liebt mich, ſie liebt mich!
Denn was will ſie mir anders mit ſolcherlei Seufzern verraten,
als, ſie lebe, wie ich, in Entbehrung und ſchwerer Bedrängnis,
ſei gefangen, wie ich, und ſchwelge in Seufzern der Sehnſucht.
Und da faßte er Mut und rief: Fräulein Anna, es iſt wohl
keinem Menſchen erlaubt, das Heiligtum Ihrer vier Wände,
wär's auch nur für die Hälfte, das Viertel von einer Minute,
zu betreten? Es hängen da nämlich noch immer im Kaſten
meine Spechte und Pirols verglaſt, aus vergangenen Zeiten.
Ich bin froh, daß ſie Ihnen, wie mir einſt, das Zimmer beleben.
Doch ich würde ſie gern und ganz flüchtig mal wieder begrüßen.
Es verging eine Zeit, dann klang es herunter: Oh, bitt ſchön.
Und da waren ſie nun allein in dem kahlen Gemach.
Anna rückte den Korbſtuhl zurecht und ſprach wiederum: Bitt ſchön!
Bitt ſchön, ſetzen Sie ſich, fuhr ſie fort mit dem äußerſten Gleichmut.
Als ſich Luz überlang in die gläſernen Käſten vertiefte,

die zerfreſſenen Bälgen von Vögeln und Motten und Spinnen
zu Behauſungen dienten — es kreiſte in Wahrheit das Zimmer
rings um Luzen, es kreiſte das Dorf, und er konnte kaum ſtehen.

Vierzehnter Geſang

Und ſie blickte ihn an, die ſchöne Elevin, mit Augen
von Opal. Doch das wechſelnde Spiel dieſer Farben
ſchien entflammt und bewegt, gleich den grünlichen Waſſern des Alpſees.
Und ſie ſann. Und ſie prüfte verſtohlenen Sinnes, faſt lauernd,
den, der ſprach und nichts ſah. Faſt ſchien's, ſie erwarte mit Spannung
irgend etwas, ein Wort, ein erlöſendes, welches am Ende
ihr bereit lag im Grund dieſer Seele und für ſie beſtimmt war.
Doch bald drang in den Blick des jungen Geſchöpfes ein neues,
drang ein anderes auf, ein Licht, das ſich nixenhaft anſog:
fiſchhaft war es, eiskalt und doch ſtechend, gleichwie unterm Brennglas.
Hilfe ſuchte nicht mehr dieſes Licht, dazu ſpielte zu grauſam
dieſer brennende Strahl: wie ein zitterndes Opfer empfand ihn
Luz, er fühlte den Blick, als dräng ihm ein Gift in die Bruſt ein.
Und es wirkt: ihm war, als entrücke ein Nebel die Erde
und er ſchwimme verlaſſen im Raum des unendlichen Weltalls.
Trotzdem hört er ſich reden und reden, als ging's um ſein Daſein.
Was wird ſein und geſchehn, denkt Luz, wenn der magiſche Zuſtand
des betäubenden Zwangs in der nächſten Sekunde nicht weichet?
Doch da hört er die Stimme des Mädchens: Wir wollen hinunter,
ſagte ſie, kommen Sie jetzt, Herr Luz, ich höre die alte
Dame! — Schritte vernahm auch Luz, denn die alte Frau Schwarzkopp,

Greiſin, Mutter des Herrn Oberamtmann, ſie wurde hinunter
in den Garten geführt, und es knarrte und ächzte die Stiege. —

Selten ſah man, faſt nie, die alte Frau Schwarzkopp, ſie zählte
neunzig Jahr, und es war eine Pflegerin um ſie beſchäftigt.
Heute ward ſie herab, wie geſagt, in den Garten geleitet.
Sei es nun, weil die Wärme des Maitags ſie lockte, vielleicht auch,
weil ſo ſtill und verlaſſen das Haus, war im Herzen der Greiſin
heute grade der Wunſch entkeimt, ſich ins Freie zu wagen.

Schön geſchmückt mit bebänderter Haube, im ſeidenen Kleide,
ſchwarz, mit Spitzen verbrämt, ſaß die freundliche Greiſin im Lehnſtuhl,
den die Magd in die Laube geſtellt, etwas ſeitlich zum Tiſche.
Und es dampfte bereits auf dem Tiſche der Kaffee, die fette
Sahne, eben geſchöpft, ſtand dabei, friſche Butter und Honig.
Auch die ſilberne Doſe mit Zucker und freundlich geblümtes
Porzellan, wie der Wohlſtand des Schwarzkoppſchen Hauſes es darbot.
Bald nun ſaß man zu drein um den Tiſch in der Laube, es hatte
ſich die Pflegerin gern ein wenig beurlaubt, um einmal
aufzuatmen vom Zwange des Dienſts. Unterm Blicke der Greiſin
ſaßen Anna und Luz: und es war ein unſagbarer Zauber
allverſtehender Milde darin, der ſie beide durchwärmte.
Wenig ſprach ſie, die hochehrwürdige Alte. Sie ſchien faſt
nicht aus irdiſchem Stoff, oder aus Amiant, unverbrennlich,
ſeidig weiß, nur von Güte beſeelt und von Liebe zum Menſchen.
Zärtlich ruhte auf Luz das lächelnde Auge der Mutter
Onkel Schwarzkopps, und wiſſend umſing es zugleich die Elevin:
und es war wie ein lächelnder Segen, den beide empfanden.
Ja, er ſchmolz ſie zuſammen, die Seelen. Wie Eisblock und Eisblock
eine Flut wird, ſo wurden ſie eins in der Wärme des Anhauchs.
Wollt ihr zögern, die Stunde verſäumen? ſo ſchien ſie zu fragen.
Liebt euch, traut meinem Segen, traut, Kinderchen, eurer Patronin.

Köſtlich iſt's, euch zu ſehen, eure tauige Jugend und Schönheit!
Schon der Abglanz erfüllt meinen Abend mit Strahlen von Frühlicht.
Zögert nicht, ach, und fürchtet euch nicht! Laßt euch ſagen, Gott will es!
Euch betrügt, wer es anders euch ſagt, und die Stunde verrinnt euch:
ſie verrinnt, und ihr ringt eure Hände umſonſt nach dem Flüchtling,
ruft vergeblich nach ihm und ſchicket vergeblich die Träume
eurer Sehnſucht zurück, gleich nächtlich umirrenden Schatten,
nach den Stätten umher zu wittern, wo einſtens der Dämon
euch bewog, euch ſelbſt um das köſtlichſte Gut zu beſtehlen.

Und allmächtig ergriff der werdende Sommer den Frühling
heut, es brannte die Sonne herab aus blauglühender Wölbung
in den Garten. Tief tönte die Luft vom Geſumm der Inſekten,
Hummeln brauſten im Baß und mit zornigem Flug durch die Laube.
Skarabäen, ſo blau wie Stahl, wagten brummende Flüge,
grünlich rannte der Käfer, voll Raubbegier, über den Kiesweg.
Schmetternd geigte der Fink, gewaltig ertönte des Pirols
heller Ruf. Es revierte der Wiedehopf laut durch die Dorfmark.
Aufgeplatzt im Rondell war der brünſtige Ball der Päonie,
dunkelrot. Ihre Stauden umgab das Smaragdgrün der Wieſe.
Blendend geilte darin die dotterfarb-fettige Wolfsmilch.
Doch Bewegung und Fülle des Klanges und Wettſtreit der Farben,
all dies Drängen und Weben im Licht: es vermochte ein ſüßes
Schweigen nicht zu erſticken, das fruchtbar und ſchläfrig im Licht lag.
Und es ſchienen wie Seelen des Schweigens die lautloſen Falter,
traumhaft taumelnd, wie blind, in beweglichem Schlafe befangen,
Somnambulen des Tags, und magiſche Stille verbreitend.

Still verzückt neben Anna und faſt ihre Schulter berührend,
doch nicht ganz, ſaß der Liebende nun. Eine magiſche Klammer
war auch ihm um die Schläfen gelegt, und es brütete etwas
ſo berückend, als wie erſtickend dem Jüngling im Blute.
Ach, es war wie die ſüße Betäubung von Weihrauch und Myrrhen,

Spezereien, weit köſtlicher noch, als die Könige brachten,
die der Stern unſres Heilands geleitet zu Bethlehems Krippe.
Lutz, du wareſt ganz Ohnmacht in dieſer unſterblichen Fülle,
drin du plötzlich dich fandſt, übereilt von dem Zauber der Stunde.
Niemals hatteſt du Wonne gefühlt, wie ſie jetzt in dir aufdrang,
als die Unnahbare nun, die Geliebte, auf einmal ſo nah war.
Doch was war's, und warum ſchlug plötzlich ſo hoch in den Hals dir
dein unſinniges Herz und benahm dir dabei faſt den Atem?
War dies wirklich, und durfteſt du trauen dem, was du erblickteſt,
was du fühlteſt, ſo lag deine Hand um die Hand Fräulein Annas,
und es hatte in ſanfter Berührung ihr Knie an das deine
unterm Tiſch ſich geſchmiegt — und was bliebe dir jetzt noch zu wünſchen?
Und es lüftet verſtohlen ein Knäblein mit goldenem Gürtel
das Gebüſch, das ihn barg und blickt liſtig, voll Neugier herüber.
Roſen kränzen dem Kinde, blutrot, die ambroſiſchen Locken,
und er zupft in Gedanken die Sehne des Bogens, die einen
Ton, nur einen, ertönt, ſie entflammet der Leier Apollens,
dem ſie Eros, der Knabe und Pflegling des Hermes, geſtohlen.
Und es iſt niemand anders als er, den des Liebenden Auge
in hellſichtiger Wut der Verzauberung eben entdeckte,
wie er kommt, um zu ſehn, was ſein ſicheres Gift nun gewirkt hat.
Und es löſen ſich Lutz alle Glieder in Wolluſt und Schönheit,
bis urplötzlich ein Krampf ihn durchfährt und er hart der Geliebten
Arm ergreift, ihn emporreißt und wütend die lechzenden Lippen
preßt ins blühende Fleiſch, dorthin, wo das Knäblein es wollte.

Fünfzehnter Geſang

Und ſie hatten durch Wink und die wenigſten Worte beſchloſſen,
nach dem Nachtmahl ſich noch in der Stille der Felder zu treffen,
als mit lautem Geräuſch Onkel Guſtav und Tante und Thea

ſich dem Wagen entwanden, zur leidigen Stunde der Heimkehr.
Luzens Bruſt aber war ſo übervoll: — ganz unerträglich
ſchien ihm Theas Geſchwätz und die Nähe der guten Verwandten.
Er empfahl ſich und bat, mit dem Eſſen auf ihn nicht zu warten.

Feſtlich rauſchte das Korn, als Luz auf dem Feldweg dahinſchritt,
in der Richtung gen Morgen. Noch hatte im Abend die Sonne
nicht den Erdrand erreicht, und ſie wärmte den Rücken des Jünglings,
der unnennbar beſeligt, das Auge erhoben zum Vollmond,
ſchritt entgegen dem Ort, wo die ſel'ge Begegnung bevorſtand.
Und es rauſchte in ihm noch immer von Waſſern des Frühlings,
Bäche ſtürzten und, vielfach zerteilet, die Schäume des Bergſtroms
von gewaltigen Felſen herab in die köſtlichſten Gärten,
drin ſich klingende Bäume und Wogen und Roſen bewegten.
Solche hatte er oft ſich erträumt, doch noch keine wie dieſe.
Und er ſprach zu den Halmen, zum einſamen Baum, der im Feld ſtand,
zu den werdenden Sternen, dem Mond, und er ſchüttete allen,
überſtrömender Freude, ſein nicht zu bezähmendes Herz aus.
Wiſſet alle: Ich liebe und werde geliebt, und es gibt nun
nichts, worum ich die Könige noch, ja, die Götter beneide.

Und er hatte den Ort erreicht. Ein verſchwiegener Weiher
lag verlaſſen im Feld. Es ſtanden um ihn, wie als Wächter,
hundertjährigen Alters vereinzelte Eichen und Rüſtern.
Dieſe hatten am Ende auch andres geſehen vor Zeiten.
Heilig war er vielleicht und geweiht einer Göttin, der Seehain.
Warum nicht einer eigebärenden Mondfrau! Es war ja
das Geheimnis der Sumpfgeburt mit den Weihern verſchwiſtert.
Alles Leben entſtammet dem Sumpf, ſo ja meinten die Alten:
auf dem Inſelchen ſchien ein Kranich darüber zu ſinnen,
unbeweglich, auf einem Ständer, in tiefer Verſenkung.

Uralt war, zwiſchen mächtigen Stämmen, die einfache Steinbank,
irgendwann von vergeſſenen Ahnen der Herrſchaft geſtiftet.
Und es trugen die Borken der Stämme verſchlungene Zeichen
eingeſchnitten von liebenden Händen, nun längſt ſchon vermodert.
Luz erſchauerte leis. Es kam etwas von paniſcher Bangnis
über ihn, trotz des ſelig rumorenden Glücks ihm im Innern.
Stunden hat er verharrt und den Stimmen gelauſcht, die im Haine
ſich vernehmbar gemacht, hat die Weihen des Ortes genoſſen
immer wieder. Er hat ſich ausgemalt, wie dieſe Wildnis
dann erſt werde ſich ganz in unirdiſcher Schönheit enthüllen,
wenn der himmliſche Fuß der Geliebten in ſie werde eingehn.
Und ſo iſt zu dem Rande der Erde die Sonne geſunken,
hat ſich endlich darunter verborgen, den weſtlichen Himmel,
ungeſehen, noch ſpeiſend mit Licht, ja, das ganze Gewölbe
leuchten machend allüberall, in befremdlichem Glanze.
Venus ſinket ihr nach, doch ſie funkelt noch über der Erde.
Bleibe, ſüßes Geſtirn, denkt Luz, und meide dein Feſt nicht!
Ach, er hat die Natur, hat den Himmel, die Erde beſchworen,
alles Köſtliche aufzubewahren der kommenden Stunde!
Horch, ein Schritt. Und er lauſcht. Es ſchießt alles Blut ihm zum Herzen:
Anna! — Alles bleibt ſtill. Ach, es plumpſte ein Eichhorn zur Erde.
Oder hat mich ein Satyr geſoppt? Ja, vielleicht Eros ſelber?
Stärker leuchtet Selene und gelblicher, ſilbrige Schleier
ſpinnend über den nachtenden See, bis die ſchweigſame Gottheit
zum erquickenden Bad in die leis aufrauſchende Flut ſteigt.
Und es ziſchelten leiſe die Schilfe im ſchilfigen Sumpfrand.
Anna! Nein, wiederum nur ein Raſcheln im Röhricht. Ein Otter
fuhr vielleicht auf den Fang, es verließ wohl ein brütender Vogel
für Minuten ſein Neſt. Und brennender ward Luzens Sehnſucht.
Alles iſt nun ſo nah, und du glaubſt faſt das Glück zu umarmen,

Luz, es iſt alles bereitet zum Feſt, dem allein noch der Gaſt fehlt.
Komm, o komm, du geliebteſter Gaſt dieſer harrenden Erde!
Denn ich habe die Kerzen der Liebe bereits in den Himmeln entzündet,
habe ſchwebende Funken geweckt in dem düſternden Sumpfland,
die, wie brennender Staub, wie Gewölke die Wipfel erleuchten.
Opfer wird hier gebracht, und ich ſelbſt bin dein Opfer, Erſehnte,
bin bereit, meinen Nacken zu beugen, für dich zu verbluten.
Plötzlich heftiger Lärm, gleich wie ſtreitende Stimmen von Männern.
Luz erſtarret. Es ſträubt ſich ſein Haar und entſetzt ſpringt er vorwärts,
denn er ſieht die Geliebte am Rande des Hains überfallen —
Nein! — Nun wieder iſt alles ganz ſtill und nichts weiter vernehmbar
als das plätſchernde Nagen der Welle am ſumpfigen Ufer.
Wenn dies Täuſchung geweſen, denkt Luz, nun, ſo kann es nur Spuk ſein.
Oder aber mein Hirn ſchlägt Blaſen. — Ihm ſteigt eine Angſt auf.
Eſſenszeit iſt nun lange vorüber, und trotzdem: ſie kommt nicht.
Oh, wie nahe liegt Gram und Elend dem ſüßeſten Glücksrauſch!
Bleibt ſie fern, was denn hält ſie zurück? Und nun drangen ſie quälend
in die Seele ihm ein, wie Inſekten mit grauſamen Stacheln,
Einbildungen und Ängſte und Zweifel der ſchmachtenden Liebe.
Es befiel ihn ein glühender Durſt, wie den Wandrer in Wüſten.
Du mußt ſterben, unrettbar, ſo denkt er, wo nicht dieſe Quelle,
dieſe eine und keine ſonſt, dich erquicket und rettet.
Anna! Endlich! Dahin iſt die Not und vergeſſen die Drangſal.
Luz erzittert, ihm bebt jedes Glied, denn dort ſteht ſie leibhaftig
zwiſchen Bäumen im Dufte. Sie flüſtert ihr köſtliches „Bitt ſchön“,
keuſch geſenketen Blicks. Faſt bewußtlos im Sturm der Gefühle
ſchreitet Luz auf ſie zu. — Doch da iſt ſie im Nebel verſchwunden.

Und es hallt durch den heiligen Hain ein ingrimmiger Aufſchrei:
Anna! Anna! Es klingt vielmehr wie „Zu Hilfe! Zu Hilfe!“
Es erwachen die Falken im Neſt und durchbrechen die Wipfel,
flüchtig und mit erſchrocknem Geklatſch ihrer taumelnden Flügel.
Mit Gewalt unterdrückt nun die wilde Erregung der Jüngling,
lauſcht und höret nun wirklich, wie etwas durch Büſche heranſtreift.
Und er ſucht mit den Blicken die dämmrige Nacht zu durchdringen.
Oh, wie elend ich bin, ſteigt ihm auf, welche brennende Krankheit
frißt an mir, wie die Klaue zerreißet die Bruſt des Prometheus.
Ja, nun kenn ich den Eros: ein grauſamer Gott, aus der Löwin
Euter ſog er die Milch, und es nährt ihn die Mutter auf Felshöhn,
ihn, der arg mich verſengt und bis auf den Knochen mir bohret.
Und aus grünlicher Wolke von leuchtenden Punkten ſieht Luz nun,
wie zwei Augen auf ihn mit grünlichen Rundungen glotzen.
Und er ſchreit: Wer iſt da? Darauf wird ihm ein Winſeln als Antwort,
und Sekunden danach ſchlängelt Fido ſich ihm um die Füße.
Und er ſtößt mit dem Fuße den Hund und ſtürzt ſinnlos von dannen.
Haſt Du Mondſcheinpromenaden gemacht, mein romantiſcher Neffe?
klang Onkel Juſtens leicht hämiſche Stimme, als Luz in den Hof trat.
Wie Du ſiehſt, ſagte Luz, denn ich habe ja leider die Macht nicht,
Mondſchein, wenn der Kalender ihn anzeigt, ganz einfach zu ſtreichen.
Nichts für ungut, ſprach Juſt, ich meine nur, daß Du es gut haſt,
denn wir hatten zu tun, Fräulein Anna und ich, mit dem Lohntag.

Sechzehnter Geſang

Anna hatte ſich ſchon in ihr Zimmer begeben, es ſah ſie
Luz am Abend nicht mehr. Aus dem Fenſter nur traf ihn ihr Lichtſchein.
Und die Nacht, die nun kam, ach, ſie hatte für Luz keinen Schlummer!

Peinlich hell ſchien der Mond, mit durchdringendem Lichtglanz das Zimmer
füllend und Luzens Hirn, ob er gleich ſeine Augen feſt zuſchloß.
Das Entbehren, das Meiden, das Abſchiednehmen in ſeiner
Seele nahm es kein Ende. Er war gegen Morgen ein wenig
wohl entſchlummert und fand ſich im Traum auf dem Dromsdorfer Kirchhof,
wo man Erwin begrub wiederum und mit finſtrem Gepränge.
Und wie jüngſt beim Beſuch mit der Tante, ſo knarrte das Pförtchen
und der Cherub erſchien in der ſüßen Geſtalt Fräulein Annas.
Wieder legte ſich furchtbare Angſt auf die Seele Luz Holtmanns,
diesmal nicht vor dem kommenden Glanz, nein, vielmehr von dem Grufthauch
und dem eiſigen Wind der Verweſung, der gegen ihn andrang.
Denn ſie war in Kreppe gehüllt, und ſie glich einer Wittib
des Verſtorbenen, dazu beſtimmt, ihm als Opfer zu folgen.
Und lebendig begraben zu werden war ihre Beſtimmung.
Da nun packte den Träumer unbändig raſende Wut an,
wie ſie ähnlich ihn nie übermannt und geſchüttelt im Wachſein
und mit entrüſteten Tränen am Ende vermiſchet, zerriß ſie
das Gewebe des Traums, und der Jüngling erwachte noch zitternd
und erbebend vor Grimm und in reichlichen Tränen gebadet.

Und es kamen nun Tage, in Wahrheit von morgens bis abends
nur ein Irren, ein heimliches Suchen, ein marterndes Dürſten
in der dorrenden Wüſte der Welt, für den armen Luz Holtmann.
Denn das Geſtern war tot, das Erlebte wie niemals vorhanden.
Kalt, unnahbar und fremd blieb das ſüße Geſicht Fräulein Annas,
nicht der leiſeſte Blick, der ihn traf oder auch nur ihn ſtreifte,
oder etwas verriet von dem Tage des Glücks, der dahin war.

Und er ſagte zu ſich: nun wohl, du warſt nur ihr Spielzeug.
Und ſo nahm ſie dich auf, als die Laune dazu in ihr aufſtieg,
warf dich weg, als die Laune, die grauſame, wieder vorbei war.

Solches kann ſie, ſie hat die Macht, und ich kann mich nicht wehren.
Sagte nicht Onkel Juſt: gib acht, Luz, ſie ſaugt uns das Blut aus?
Uns? Nun freilich nur mir, denn der Onkel iſt alt und ſchon blutlos.
Etwas andres noch ſagte der Onkel — Luz grübelte ernſthaft.
Richtig, ja: von der möglichen Heirat mit einem Apoſtel
war die Rede geweſen. Es hatte der böſe Gedanke,
Luzen halb nur bewußt, ihm genagt an den Wurzeln des Lebens.
Darum war der Schreck nicht gering, als die Tante einſt meinte,
wie ſie hoffe, ſo ſeien doch mehrere Wagen am Sonntag
frei, man wolle doch wohl in Gemeinſchaft nach Diesdorf zum Feſte.
Oftmals hatte man ſchon Erwähnung getan des Miſſionsfeſts,
das, von vielen Paſtoren beſucht und Herrnhutiſchen Brüdern,
als ein großes Ereignis nun ſchon binnen kurzem bevorſtand.
Manches wurde auf ſolchen hochheiligen Feſten beſchloſſen,
Miſſionare beſtimmt für entlegene Inſeln der Südſee,
Wunder wurden getan durch Gebet und auch Ehen geſchloſſen. —
Oh, es wird ganz gewiß eine herrliche Feier, ſprach Schwarzkopp.
Ganz gewiß, ſagte Julie drauf, doch die übrigen ſchwiegen.
Schweigſam aß man. Man ſaß um den Tiſch gegen Ende der
Mahlzeit.

So verging eine Zeit. Dann hub Onkel Juſt an: Ich weiß nicht,
ob ich kann, liebes Julchen, ich meine, am Sonntag dabei ſein.
Denn das iſt ja der einzige Tag, wo ich einige Briefe
ſchreiben kann, die mein Fortkommen angehn: das iſt ja doch wichtig.
Doch da wurde die Miene der Schweſter, das Antlitz Frau Juliens
umgewandelt. Es war wie ein bittres Entſagen in ihren
Zügen, ſowie ihrem Wort, als ſie ſagte: Man darf wohl im Zweifel
ſein, was wichtiger iſt, das Zeitliche oder das Jenſeits.
Lieber Schwager, Du tuſt mir die Liebe, begann nun voll Milde
Schwarzkopp, und Du entſchließeſt Dich doch, Sonntag mit uns
zu fahren,
denn ich habe vor Wochen bereits Bruder Tobler aus Herrnhut

unterrichtet davon, daß Du kämeſt, um mit ihm zu ſprechen.
Und Du hatteſt ja doch dieſe löbliche Abſicht. Es iſt auch
nur durchaus zu verſtehn, den Zuſpruch von Männern zu ſuchen,
deren Wirken der Herr im Himmel ſo ſichtbarlich ſegnet.
Nun, dann reden wir noch davon, ſagte Juſt, und geärgert,
das Gebet mit gefalteten Händen ein wenig markierend,
und entwich. Und es ſeufzten voll Kummer die guten Verwandten.
Luz war mürbe und blaß und durchſchlich ſeine Stunden im Elend.
Am Harmonium hockte er oft, unterm Bilde des Vetters,
trat die Bälge bis zur Ermüdung und ſchwelgte ſein Leid aus.
Heute ſaß er verſonnen und hatte vergeſſen, die Hände
auf die Taſten zu legen, weil plötzlich die furchtbarſte Sorge
ihn befallen und ihm ſeine innerſten Ängſte geſteigert.
Nun, ich denke wie Luther, ſo ſpricht er bei ſich, und begleite
Anna hin zu dem Feſt, und warteten mein ſo viel Teufel,
als die Dachdecker Ziegel gelegt auf die Dächer von Diesdorf. —
Da nun aber geſchieht, was der Jüngling am mindſten erwartet,
den Verzweifelten trifft überraſchend ein Strahl höchſter Gnade.
Jemand fragt: Nun, Herr Luz, Sie fahren doch auch zum Miſſionsfeſt?
Iſt es Anna? Wahrhaftig, ſie iſt's, die die Frage getan hat!
Luz erſchrickt vor dem Glanz. Doch ſchon ſpricht er faſt ohne Bewußtſein:
Nein, ich bleibe zu Haus, für die Frömmelei bin ich verloren.
Nun, dann bleib ich mit Ihnen zu Hauſe, ſagt Anna. — Was ſagt ſie?
hallt es jauchzend in Luz. Und er ſagt nur erſchüttert: O, Anna …
Und es ſtellte ſich Luz mißmutig und wortkarg am Abend,
um das Fieber der Bruſt nur ja als Geheimnis zu wahren.
Dies mit gutem Bedacht und mit ſchlauem Inſtinkt. Er beſorgte,
daß der Onkel am Ende, gefoltert von Scheelſucht, noch Mittel
finden könnte, daheim zu bleiben. Nicht Feuer, nicht Kohle
überdies brennt ſo heiß, wie ein Spruch ſagt, als heimliche Liebe.
Und der Tag kam heran. Mißbilligend hatte die Tante

Annas Entſchließung und zwar durch ſie ſelber vernommen. Doch drang ſie,
weil ihr die meiſt unbeugſame Starrheit des Mädchens bekannt war,
drum nicht weiter in ſie. Zudem widerriet es ihr Schwarzkopp.
Gott hat Mittel und Wege genug, er braucht unſern Zwang nicht,
und, ſo ſprach er, er weiß die verſtockteſte Seele zu finden,
wenn er eben nichts andres beſchließt. Und dabei mag es bleiben.
Und es fuhren zwei Wagen vors Haus. Warum ihrer zweie,
achtete Luz nicht weiter: zu ſehr frohlockte das Herz ihm,
denn es war ja geſpannt und beglückt von der höchſten Erwartung.
Um ſo mehr knirſchte Juſt. Er verbarg ſeinen grimmigen Zorn kaum.
Tückiſche Blicke ſchoß er auf Luz und auf Anna, die Gift und
Galle, ja, geradezu die bitterſte Feindſchaft enthielten.
Doch was half es, man mußte doch fort. Den Fuß auf das Trittbrett,
und dann flugs zu der Großmutter Schwarzkopp hinein in die Kutſche.
Gott ſei Dank, dachte Luz, er muß! Ihm ſind Hände und Füße
in moraliſche Feſſeln gelegt, und ſie ſind unzerreißlich.
ſonſt: weh uns! Unſer Tag wäre hin, unſere Hoffnung vernichtet!
Es erkannte nun plötzlich der Liebende deutlich, was vorging,
welche Kriſis ſich, in den bewegten Minuten der Abfahrt,
im Geſchick dreier Menſchen vollzog: ſo im eignen, in Annas
und — begriff er nun klar, mit ſehend gewordenen Augen —
im Geſchick Onkel Juſts, denn er war ganz gewiß ſein Rivale.
Endlich knallten die Peitſchen, es rückten vom Flecke die Kutſchen,
fort, zum Garten hinaus: entrollten und rollten die grade
Straße fort und verfolgt von den Augen des liebenden Paares
bis, am Ende des Dorfs, vor dem Kretſcham, ſie ſeitwärts entſchwanden.

Siebzehnter Geſang

Lächelnd deckte die Magd den Tiſch in der nämlichen Laube,
drin das Paar mit der Greiſin, der alten Frau Schwarzkopp, geſeſſen.
Und ſie rief: Heut, Herr Luz, heute ſind Sie der Herr Oberamtmann,
Fräulein Anna die Frau. Und ſie zwinkerte klug mit den Augen.
Wie es oftmals geſchieht, wenn lange Erſehntes nun endlich
ſich erfüllt… wenn ein Ziel, ein mit Eifer verfolgtes, erreicht iſt,
ſo geſchah es auch hier: man empfand eine leiſe Ernüchtrung.
Dies iſt eine der Tücken des ränkevoll liſtigen Eros,
daß er Abſicht, ſofern er ſie merket, nicht ungern durchkreuzet.
Gänzlich frei war der Weg, nun kam es drauf an, ihn zu gehen.
Fräulein Anna, ſprach Luz nach einer bedrückenden Stille —
nicht zur Seite ſaß er dem Mädchen, nur ihr gegenüber! —
Werden Sie mir es glauben, mich hat dies verſchlafene Dörfchen
Roſen, dem ich doch jüngſt erſt entrann, wieder völlig umſponnen.
Ich war frei wie der Wind, als ich diesmal hierher zu Beſuch kam,
offen lag mir die Welt. Ich war Künſtler, ich wollte als Dichter
unvergänglichen Ruhm mir erwerben. Sie kennen mein Opus.
Rom, die ewige Stadt, wollt ich ſehn und Paris und was weiß ich!
Weite Reiſen zur See wollt ich tun. Und es mag Ihnen Onkel
Juſt erzählen, was Kameraden und ich alles planten.
Denn wir ſind übereingekommen, zum wenigſten waren's,
auf jungfräulichem Land einen Staat, eine Siedlung zu gründen
und in ihr die größtmöglichſte Summe von Glück allbereits hier
auf der Erde den Bürgern der Kolonie zu vermitteln.
Doch, was geht mich jetzt alles dies an, Fräulein Anna?
Man ſucht ja
eigentlich für ſich ſelbſt, wenn man vorgibt, für andre zu ſuchen.
Weggeblaſen iſt dieſer Staat, dieſes irdiſche Zion,
jeder Wunſch iſt verlöſcht nach der überhirniſchen Glücksſtadt.

Was ich immer davon dem Onkelchen jüngſt auch geflunkert,
heute denk ich an mich und an jemanden, der's in der Hand hat,
mich auf alles verzichten zu machen im Diesſeits und Jenſeits,
wenn ich eines dafür nur erkaufe, ihn ſelbſt, dieſen Jemand! —
Anna ſchwieg. Er ſprach weiter: Ich wollte nichts andres hienieden.
Möchte dann mich die Welt doch vergeſſen. Es iſt kein Verſteck dann,
kein Gefilde verborgen genug, mein Aſyl mir zu bauen.
Gräben macht ich darum, Fußangeln verteilt ich und Schlingen,
eiferſüchtig weit mehr als Blaubart, wennſchon nicht ſo grauſam.
Und wir äßen zuſammen das karge Mahl, Fräulein Anna …
Gut, mein Luz! Nun betrittſt Du die Brücke. Sie hält. Mutig vorwärts!
Fräulein Anna, Sie wiſſen vielleicht nicht, wie ſehr dies mein Ernſt iſt,
fährt er ſtockend dann fort mit beinahe verſagender Stimme.
Arm eracht ich, wenn das, was ich meine, zur Wirklichkeit würde,
allen fürſtlichen Glanz und Ruhm und Reichtum der Erde.
Schnitte mir eine das Brot, die ich meine, mit heiligen Händen,
wie ſie es ihren Geſchwiſtern geſchnitten, die Schweſter und Mutter,
trocken ſollt es mir ſein wie das himmliſche Manna des Herrgotts.
Da erbleichte die ſchöne Elevin, ihr meerfarbnes Auge
ſelbſt erblaßte, wie wenn ein Gewölke die Buchten entfärbet,
heftig gingen, wie Kiemen der Fiſche, die Flügel des Näschens,
das ſo grade und fein im reinen Oval des Geſichts ſtand,
und ſie ſagte: Es gibt einen Jemand, in dem Sie ſich täuſchen.
Dieſer Jemand iſt ſchlecht und nicht wert, daß ihn einer vergöttert.
Anna, läſtern Sie nicht ein Geſchöpf, das mir alles in allem,
Himmel, Erde, ſo Vater wie Mutter, ſo Bruder wie Schweſter
aus dem Raum meiner Seele verjagt, wie es Wind mit dem Staub tut,
die mein Auge zum Auge erſt macht, meine Lunge zur Lunge,

mich zu etwas aus nichts und zum ſeligſten Bürger des Weltalls!
Beigeſetzt im Metallſarg, ganz wie Vetter Erwin zu Dromsdorf,
lag ich, gleichſam gelähmt und mit halbem Bewußtſein im Halbſchlaf.
Eine Stimme erklang, keine irdiſche war's, überm Kirchhof:
da erwacht ich, weil alles in Höhen und Tiefen erwacht war
vom allmächtigen Zauber der Stimme. Es ſei dieſer Jemand
ſchlecht meinetwegen, ſei gut: er ſpottet ja irdiſchen Urteils,
und es geht eine Kraft von ihm aus, der die Gruft ſelbſt nicht ſtandhält.
Denn ich rege mich ja, ich bewege mich ſchon, wie der Falter
in der Puppe ſich regt, noch gefaltet die fertigen Flügel.
Rufet jetzt mich die Stimme: ſteh auf! und erfüllt mich mit Daſein,
hebt ins goldene Bereich der herrlich verzaubernden Sonne
mich empor und verzückt mich im Licht, ſoll ich da mich vermeſſen,
ich, verklärtes Gewürm, ich, Geſchöpf ihres Hauchs, meine Gottheit
mit der Elle des Wurms, mit Gut oder Böſe zu meſſen?
Heftig atmend erhob ſich jetzt Luz, und er trat vor die Laube,
biß die Zähne zuſammen und ballte die Fäuſte, wie um ſich
Mut zu machen zur Tat, zugleich ſein Geſchwätze verwünſchend.
Und auch Anna erhob ſich. Es ging durch den Garten ein Windhauch,
war er kühl oder heiß? Genug, Luzen ſtrich er durchs Herze.
Faſt erſchrak er, als künde er ihm eine Wendung des Schickſals.
Anna ſprach, und ſie ſetzte dabei ſtill die Teller und Taſſen
und das übrige Kaffeegeſchirr aufs Tablett: Ach, Herr Holtmann,
Sie ſind weitaus zu gut für die Welt und von dieſem Herrn Jemand,
ſei es auch eine Frau meinethalben: Sie denken von ihr dann
ebenfalls viel zu gut. Sie haben Verwandte, die wiſſen,
wer ſie iſt, großer Gott! und ſie würden es Ihnen erklären.
Nicht mehr feſt war die Stimme der ſchönen Elevin bei dieſen

Worten. Immer noch ballte die Fäuſte verzweifelt der Jüngling,
weil ſein Handeln noch immer durch Ängſte und Rückſicht gelähmt war.
Doch er hatte ſich umgewandt und umfing mit den Augen
ſtarr die ſchöne Geſtalt der Geliebten, die nicht zu ihm aufſah.
Knapp geſchnitten und ſchlicht umſpannte die Formen des ſchönen
Leibs das ſelbergefertigte Kleid, es war bräunliche Seide.
Von dem nämlichen Stoff im geſcheitelten Haar war das Haarband.
Doch es würde vergeblich ſein, zu verſuchen der Schönheit
unausſprechlichen Zauber und Reiz mit dem Worte zu ſchildern:
eine Stirn wie der Mond, der Olympierin Augen darunter,
unergründlich im wechſelnden Glanz, wie die Fläche des Weltmeers.
Streng der Mund, aber dennoch der Mund eines ſaugenden Kindes.
Runder Fülle, voll Adel das Kinn, edle Ahnen verratend.
Stark der Nacken, voll Liebreiz der Hals und betörend der Buſen,
unterm ſeidigen Stoff ſich, ſo ſteigend wie fallend, verratend.
Ja, ſo ſtand er denn endlich vor ihr, die noch immer nicht aufſah.
Und es hatten die zitternden Hände die Schläfen der Schönen,
elfenbeinerne Schläfen und bläulich geädert, gefunden.
Und die Flächen der Hände bedeckten mit innigem Druck ſie. —
Nein, es pochte nicht mehr jetzt das Herz des bewußtloſen Jünglings
und doch ließ es geduldig geſchehen die ſchöne Elevin,
hob dann furchtſam den Blick und demütig fragend, doch gänzlich
fügſam, als er die Lippen, ſchon nahe der köſtlichen Stirne,
zu den geflüſterten Worten: o ewig, o ewig! erſt formte
und alsdann dieſe Stirn mit dem keuſcheſten Kuſſe berührte.
Doch da fuhr ſie zuſammen und horchte. Es war wie ein Anruf,
der ſie traf und erweckte, wie jemanden, welcher zur Nachtzeit
ſich im magiſchen Traum ergeht auf den Firſten der Dächer
und, Beſtürzung und Angſt, ja Entſetzen im Antlitz, herabrollt.

Nein doch, nichts! Es war nichts. Noch horchte ſie ſtarr eine Weile,
und nachdem alles ſtill blieb, begann ſie aufs neue, die Taſſen
und das Kaffeegeſchirr ineinander zu ordnen: Mir war nur,
ſprach ſie dann, mit dem alten verſchloſſenen Ausdruck im Antlitz,
ſo, als wäre vorm Haus das eiſerne Türchen gegangen.
Anna trug das Geſchirr in das Haus, und im Garten zurücke
blieb der Jüngling, verdutzt und beinahe ein wenig ernüchtert:
kam ſie wieder, jetzt war er entſchloſſen, ſich ihr zu erklären.

Achtzehnter Geſang

Und ſie kam. Anna trug einen Teller mit gelblichen Kirſchen.
Wohin ging ſie? Nicht mehr zur Laube, dorthin nicht, wo Luz ſchritt,
ſondern langſam ſeitab in die tiefere Wildnis des Gartens,
ſein nicht achtend, des Zaudrers, ja, völlig ihn ſcheinbar vergeſſend,
ſo, als ginge ſie ſelbſt ſein Zaudern nichts an. — Anna! Anna!
ſeufzte Luz aus beklommenſter Bruſt. O, welch furchtbarer Schwächling
bin ich doch und wie ſtark würd ich ſein, wenn nur du es ſo wollteſt.
Und er ſchlich hinterdrein unter Hangen und Bangen und hätte
küſſen mögen den Kies, der den Abdruck des Fußes bewahrte
des vergotteten Weibs. Und es ward ihm beſchieden, ſie nochmals
im Verſtecke der tiefſten Verborgenheit ſitzend zu finden.
Zögernd trat er zu ihr. Iſt's erlaubt, mich zu ſetzen? ſo fragt er.
Groß und fremd blickt ſie auf. Was ſoll dieſe Frage? Warum nicht?
ſcheint die Miene zu ſagen. Er tut's. Und er bricht ſich ein Rütlein,
da ihr Weſen ihn völlig verwirrt, ihn betreten und ſtumm macht,
zeichnet Kreiſe mit Schlingen, höchſt törichtes Zeug in den Kiesſand.
Ungenützt rinnt die Zeit, rinnt dahin durch Minuten und Stunden.

Wenig war's und ganz ohn Belang, was die beiden geſprochen.
Endlich fragte ſich Luz, warum die Elevin ſo ſtill ſaß?
Forſchend ſah er ſie an und erkannte, ſie weinte. Es floſſen
dicke Tränen ihr übers Geſicht, welches ruhig und ſtarr blieb.
Und nun wareſt du reif, mein Freund, und du legteſt den linken
Arm behutſam um ſie und drückteſt die Wange an ihre.
Und du fühlteſt die Feuchte der Tränen des himmliſchen Mädchens.
Keine Regung von Widerſtand, nicht die allergeringſte,
als dein Druck ſich verſtärkte! Und nun, ja, nun waren die
Tage des Leidens,
waren die ſchweren, die furchtbaren Nöte des Schmachtens vorüber.

Halt! ſie horchte und drängte ihn von ſich, nicht hart,
ſondern liebreich,
horchte wieder, ſtand auf und ſagte: 's iſt jemand gekommen.
Wirklich nun ſchlugen Türen im Haus, man erkannte, wie Schritte
über Dielen hinſtampften der Zimmer, bis ſich eine Stimme
hören ließ, Onkel Juſts, mit Gelärm, unverkennbar. Sie ging nun,
wie es ſchien, um den lärmenden, zankenden Mann zu beſchwichtigen.

Tief erſchüttert ſtand Luz. Es wurde ihm ſchwarz vor den Augen,
als ihm klar ward, daß wirklich der Onkel zurück und im Haus war.
Und er ſucht zu ſich ſammeln, er ſucht ſich zu faſſen, er weint ſich
knirſchend aus im Gebüſch. Er bezwingt ſich zuletzt, als er mehrmals
rings den Garten umgangen, ſein kochendes Blut zu beſänftigen.
Er bezwingt ſich ſo weit, daß er nun ſeiner Faſſung gewiß iſt.
So erſcheint er im Raum, wo Onkel Juſt kauend am Tiſch ſitzt,
höchſt unbillig rumort über liederlich ſäumige Wirtſchaft:
Zucker fehlt ihm, es wird heißes Waſſer ſerviert ſtatt des Kaffees.
Alle Brötchen ſind hart, die Butter verſalzen und ranzig.
Was der Onkel damit bezweckt, ſcheint dem Neffen nicht unklar,
gibt ſein Ärger zu tun, ſo kommt man nicht erſt zur Beſinnung
und vergißt, ihn zu fragen, warum er denn das Miſſionsfeſt
abgebrochen und umgekehrt und ſo früh ſchon zurück ſei.

Doch ein andres erſtaunt ihn aufs tiefſte: was wurde aus Anna?
Welche Wandlung geſchah mit dem Mädchen? Sie glich einer Sklavin,
Onkel Juſt ihrem Herrn: er befahl und ſie ſtand im Gehorſam.
Als der Onkel nun endlich ſich einigermaßen beruhigt
und geſättigt, entfernte ſich Anna und ging auf ihr Zimmer.
Und es dachte der Neffe daran, nun den Onkel zu ſtellen:
ausgeſtreckt lag er da und ziemlich befriedigt im Lehnſtuhl.
Luzens Blick zu begegnen, Luz nur zu betrachten, vermied er.
Tief zerriſſen und tiefer zerſtöret als irgendwer ahnte,
fühlte Luz, daß ein Augenblick unwiderruflich verſäumt war.
Und ihm ſchwante noch mehr: ein Geſchick, das um Anna ſich ballte,
denn wie wären ihr ſonſt die Tränen vom Antlitz geträufelt?
Und er hatte zu ſchweigen, er durfte die Bruſt nicht erleichtern.
Alſo trieb es ihn fort. Da rief ihn der Onkel: So bleib doch!
Und er blieb. Denn am Ende, wen hatte man außer dem Onkel,
der bereit war und immer bereit war, von Anna zu reden.
Und er tat es auch jetzt. Er ſagte: Gott weiß, was Dich aufregt!
Irgend etwas, was immer ich rede, das bringt Dich in Harniſch,
und doch habe ich recht. Erinnere Dich, wie ich Dir neulich
davon ſprach, daß man glaube, es hauſe in Anna ein Dämon,
und Du haſt Dich empört und wahrſcheinlich gemeint, Luz, ich ſelber
ſei vom Teufel beſeſſen. Nun alſo: es werden heut abend
mit den guten Verwandten zugleich ſo der Rechnungsrat Wendland,
als zwei Brüder in Jeſu Chriſt, Teufelsbanner, erſcheinen.
Onkel, biſt Du verrückt? entfuhr es jetzt Luz unwillkürlich.
Oh, es macht nichts, ſprach jener, und tu Dir nur ja keinen Zwang an,
denn die Sache iſt ſtark, iſt, ich gebe das zu, faſt unglaublich.
Blei und Tobler, zwei Miſſionare, der letzte ein Schweizer,
innig verbrüdert in Chriſto mit Rechnungsrat Wendland, ſie waren
aufgetaucht mit dem Rat bei dem heutigen Feſte in Diesdorf.

Und ſie hatten den Fall Anna Wendland beſonders erörtert.
Darum lief ich nach Haus, rief der Onkel, ſpornſtreichs und kopfüber,
denn ich wollte dem armen Geſchöpf, was heranzieht, verkünden.
Selbſtverſtändlich iſt wohl, daß ich hierbei ganz ihre Partei bin.
Und er paſſte erregter und ſagte: Es werden die Burſchen
ihr die Hölle gehörig heizen! Sie hält, wie ſie ſagen,
viele noch ihrer Sünden geheim in entſchloßner Verſtockung.
Danach werden ſie wühlen und angeln und krebſen und grapſchen,
bis das arme Geſchöpf, zerknirſcht, nicht ein mehr, noch aus weiß,
und ſich ſelbſt, und wen noch, der ärgſten Vergehen bezichtigt.
Das nun darf nicht geſchehn, ſie dürfen die arme Perſon nicht
ganz vernichten: hier fühl ich als Menſch und als Mann,
der Vernunft hat.
Steh doch ich, meine Wenigkeit auch, auf der Liſte der Schächer,
und ſie werden ihr Hokuspokus an mir auch erproben.
Dunkel war es, der Abend brach an. Es bewölkte der Himmel
ſich, es begannen im Laub erkältende Böen zu rauſchen.
Fenſter ſchlugen, man ſchloß ſie. Es klagte der Wind
um die Hauswand.
Anna hatte ſich nicht mehr gezeigt. Und, verſchloſſen im Zimmer,
unterwies ſie die Magd in dem, was im Haus noch zu tun war.
Bei der Lampe ſaß Juſt, Tabellen berechnend, doch meiſtens
müßig kauend am Bart, in der Seele, Gott weiß was, bedenkend.
In ſein Bette gekrochen war Luz, nur um ja nicht noch abends
jene Rüpel zu ſehn und den Rat, dieſen herzloſen Vater.
Jedes Glied wie zerſchlagen am Leib, hat er doch keine Ruhe,
hört das kleinſte Geräuſch und ſpannt alle ſchmerzenden Sinne,
um, womöglich geſchloſſenen Auges, zu ſehn und Geräuſche
noch viel feinerer Art durch Dielen und Wände zu ſpüren.
Draußen regnet's. Es ſprühen die Schauer zuweilen ans Fenſter.
Später dann wird es ſtill. Und es iſt Luz, als hörte er Annas
Türe gehn und noch ſpäter dann knirſchende Schritte im Garten.

Horch, nun rollen die Kutſchen heran, und die lieben Verwandten,
hoch erbauet, rückkehren nun endlich von dem Miſſionsfeſt.
Und er ſpringt aus dem Bette, als werd er geſchleudert, als werfe
eine Feder den Burſchen, ſchon lehnt er, im Hemd, an dem Fenſter.
Dieſes führt nicht nach vorne hinaus, es liegt ſeitwärts im Giebel:
alſo hört er nur Stimmen. Die Stimme der Tante, der Fremden.
Der jetzt brummelt, es iſt gewißlich der Rechnungsrat Wendland.
So, nun ebbt das Geräuſch und verſtummt. Und es rücken
die Kutſchen
an und wenden und winden ſich durch in den Hof gegenüber.
Aber im Innern des Hauſes erwachen erſtickte Geräuſche,
welche Luzen mit Grauſen erfüllen und mehr noch mit Abſcheu,
denn ſie ſtammen von blinden Zeloten: ſie haben ihr Werkzeug
mitgebracht, um es morgen zum blutigen Opfer zu brauchen.
Was iſt das? War das nicht ein haſtiges Wort Onkel Juſtens
tief im Garten? und kamen nicht eilige Schritte von dorther?
Und nun rauſchte ein Kleid und dann klinkte die hintere Haustür.
Luzen ſträubte das Haar ſich empor, und es traf ihn ein Eishauch.
Nein, er hatte geträumt! Denn nun regte ſich nichts mehr.
Und lange
herrſchte Stille und Nacht. Allein, nun bewegte ſich zögernd
wer den Giebel entlang. He, Onkel! rief Luz. Und: Ja, was denn?
klang Juſtens Stimme zurück. Luz dachte: ſo iſt er es wirklich.
Und es legte ſich bleiern auf ihn, als er nun ſich zurückzog.

Neunzehnter Geſang

Bleiern lag es auf allen im Hauſe am folgenden Morgen,
und es glich der Bewölkung der Seelen der Anblick des
Himmels.
Nur in verſchleiertem Ton ſprach Rat Wendland, ſchon als man
beim Frühſtück

ſaß und hob beinah nie die Blicke von Taſſe und Teller.
Er war gut und mit Sorgfalt gekleidet und trug eine Brille.
Anna ging hin und her und betreute den Kreis ihrer Pflichten.
Niemals blickte der Vater ſie an und ſo auch Anna ihn nicht,
dennoch war ſie nicht mehr, die ſie war, als der Vater das Haus nicht
mit dem Drucke der Autorität ſeines Daſeins beengte.
Hilflos ſchien ſie, ſie ſchien ohne Stolz, ja, durchaus wie entmündigt.
Ihre Miene war faſt verlegen und bittend. Gehorſam
ſchien ihr einziges Glück zu bedeuten, fernab jedem Hochmut.
Die ſo trotzig zu blicken verſtand, erſchien jetzt faſt ſchüchtern,
nach der Schnur ihre Arbeit verrichtend, die Menſchen zu meiden.
Luz ſchlich knirſchend umher und von wirklichen Schmerzen gemartert,
ſchon allein die Verwandlung des Mädchens empörte ihn bitter.
Onkel Juſt fuhr vom Hauſe zum Hofe, von Scheune zu Kuhſtall,
aus dem Keller zum Boden hinauf und von da in den Keller,
fuhr im Garten, im Hofe umher, wie gehetzt und vergiftet,
doch er änderte nichts an dem erzenen Gang des Geſchickes,
das im Haus ſich vollzog, an der mahlenden Mühle, die langſam,
unaufhaltſam die Steine bewegte, gleichgültig befliſſen,
Lebensrechte und menſchliches Glück zwiſchen ſich zu zermalmen.

Nach dem Frühſtück erſchienen die beiden Apoſtel aus Herrnhut,
die Geſichter bis unter die Augen mit Haaren verwachſen.
Kurze Hälſe auf mächtigen Schultern und bäuriſche Fäuſte,
dickes, wettergewohntes Zeug, trotz der Wärme der Jahreszeit,
ließ ſie Händlern mit Schwarzvieh nicht unähnlich ſcheinen, als welche
auf der Straße bei jeglichem Wetter zu leben gewohnt ſind.
Doch ſie hatten in ihren Geſichtern den Ausdruck von Sanftmut,
und der Ton ihrer Stimmen war ebenfalls weich und verſchleiert,
und ſie hatten im Auge unleugbar ein ſeltſames Glänzen,
tief und gut, und der ſonſt'gen Geſtalt durchaus widerſprechend.

Später dann, gegen Mittag, als Luz auf ſein Bette geworfen,
böſer Ahnungen voll, ſich fruchtloſem Grübeln anheimgab,

was denn wohl der Beſuch dieſes Rechnungsrats Wendland und ſeiner
Spießgeſellen, beſonders im Hinblick auf Anna, bedeute:
da begab ſich's, daß ſich im Zimmer des Mädchens, es lag ja
Wand an Wand mit dem ſeinen, zwei redende Stimmen erhoben.
Luz ſprang auf, er verſchloß ſeine Tür und, — es wird ihm verziehen! —
ſchlich erbleichend zur Wand, um verhaltenen Atems zu lauſchen.
Ohne Zweifel, es war der drübige Sprecher Rat Wendland.
Und es klang nicht wie Scherz, was er ſprach, und belangloſes Plaudern.
Ein Gebrummel, bald lauter, bald leiſer, verriet, daß der alte
Bürokrat irgendwen nicht grade ganz ſanft ins Gebet nahm.
Seine Tochter natürlich, wer anders ſollte es ſonſt ſein?
War es nun, daß im Hirne des Horchers die Ängſte der Seele
Furchtgeſpenſter erzeugten, unſinnigſte Täuſchung,
eins iſt ſicher, er meinte das Folgende deutlich zu hören.
Du verkennſt Deine Lage. Begreif das! So Vater zur Tochter.
Dieſer letzte Verſuch iſt gemacht und iſt wieder geſcheitert.
Du wirſt ſagen, er ſei nicht geſcheitert. Belüge Dich ſelbſt nicht,
Anna, iſt meine Antwort darauf! magſt Du ſelber ergründen,
Dir beweiſen, was mich zu ergründen und Dir zu beweiſen
ekeln würde, anwidern! Allein Du darfſt Dich nicht täuſchen:
wenn auch Schwarzkopps, die ausgezeichneten Menſchen, nichts ahnen,
iſt es ruchbar im Dorf und weit in der ganzen Umgebung! —
Es iſt Lüge und nichts iſt geſchehn mit Herrn — Juſt! Oder war's ein
andrer Name, den Luz nicht verſtand? Was ſollte mit Juſt ſein?
Woran lag es, daß Luz, ſo geſpannt er auch lauſchte, nun lange
Zeit kein Wörtchen mehr deutlich verſtand? Vielleicht hatte der eine
Name Juſt ihn verwirrt oder gab ihm an ſich viel zu denken.
Endlich aber verſtärkte ſich doch die Stimme Rat Wendlands

ſo gewaltig, daß Luz das Geſagte nicht konnte entgehen:
Weiſeſt Du von der Hand, was die Stimme des Höchſten Dir bietet
durch den Mund dieſes heiligen Manns, ja, in dieſem Mann ſelber,
nun, dann nenne ſich eine Verworfne nicht mehr meine Tochter.
Denn verworfen, das biſt Du, ſo ganz eine Beute des böſen
Geiſtes, daß Du Verderben jedwedem bringſt, welchen Du anrührſt.
Du verlockeſt zur Luſt, ja, die böſe Luſt, Du biſt ſie ſelber!
Deine Opfer trifft ewiger Tod! Und wir haben's erfahren.

Eine Stille entſtand nach dieſen entſetzlichen Worten.
Wenig hätte gefehlt, und Luz vergaß ſich und pochte
raſend gegen die Wand. Doch er ballte die Fäuſte im Abſtand.
Plötzlich drang an das Ohr des Empörten ein Weinen, das anwuchs
und ſich endlich zu wildem, herzbrechendem Schluchzen verſtärkte,
bittere Marter und bitterſte Not eines Menſchen bezeugend.

Was geſchah im Gemüte des Jünglings, nachdem ihn das Schickſal
hier zum Zeugen gemacht des rätſelvoll-peinlichen Vorgangs?
dieſes Vorgangs, ſo wirr als bedrohlich in vielerlei Hinſicht!
Schon die Sprache des Vaters, die Luzen empört und entrüſtet!
dann der Hinweis auf eine Verfehlung, mit welcher der Name
Juſt — wohl nicht Onkel Juſt? — auf unfaßbare Weiſe verknüpft ward.
Wie man ſchläft und erwacht von dem Schreck, den das Traumbild uns vortäuſcht,
etwa, daß ein Geländer zerbricht an dem Umgang des Kirchturms,
ähnlich, gleichſam im Sturz in den Abgrund, erwachte der Jüngling
als der Name des Onkels ſein Ohr traf in ſolcher Verbindung.
Und noch war dieſer Schlag nicht verwunden, der Sturz nicht vollendet,
da erhob ſich bereits aus den heftigen Worten des Vaters,
die vom Wege der Rettung, dem einzig noch möglichen, ſprachen,
ein Entſetzensgeſpenſt, deſſen Anhauch der eiſige Tod war:

denn wie ſollte man ſie wohl anders verſtehen, als daß man
drauf und dran war, die ſchöne Elevin dem einen der beiden
Gottesmänner, den Dienern am Worte des Herrn, zu verkuppeln!
Nacht ward plötzlich um Luz, er ächzte und tappte verzweifelt
wie ein Blinder erſtickend umher, wenn die Wohnung in Brand ſteht.

Zwanzigſter Geſang

Plötzlich ſaß er, kaum wußte er, wie an die Stelle gekommen,
hinter einem Glas Bier, Onkel Juſt gegenüber, im Kretſcham.
Dieſem füllte ſoeben der Gaſtwirt von neuem das Schnapsglas.
Ja, mein Junge, es iſt, ich will es nicht leugnen, ein Rückfall,
rief der Trinker, jedoch was tut's? Es ſagt ja ſelbſt Luther:
ſünd'ge friſch darauf los! Und überdas nichts ohne Urſach.
Fliegen ſummten im Raum, der weit war und niedrig. Die Bank ging
rings herum an den Wänden. Es ſtanden geſcheuerte Tiſche
längs der Bank, doch kein Gaſt ſaß daran. Außer Luz und dem Onkel,
war mitunter der Gaſtwirt zugegen, zuweilen ein Dorfkind,
das von Hauſe geſchickt, den üblichen Kornſchnaps davontrug,
niemand ſonſt. Und es roch nach vergoſſenem Bier und nach Spundloch.
Alſo nichts ohne Urſach, mein Sohn, wohlgemerkt! ſprach der Onkel.
Alles hat ſeinen Grund in der Welt, lieber Luz, ſelbſt der Kaffee.
Und es iſt leicht geſagt: der und der iſt ein Trinker, proſt Mahlzeit!
Was ihn aber dazu gebracht, danach fragt meiſtens niemand.
Gott, ſie haben ſich Mühe gegeben, die guten Verwandten,
mich zu beſſern. Ich wurde nach Baſel geſchickt in die Anſtalt.
Auf dem Wege dahin, in Dresden war's, kam meine Barſchaft

mir abhanden. Ein ſcheußliches Pech. Nun, ich ſchrieb Schwager Schwarzkopp
von dem Unglück, der mich aufs neue mit Mammon verſorgte.
Herzlich lachte er in ſich hinein, bis er lachend ſo fortfuhr:
Ahnungsloſer, gottſeliger Guſtav, verzeih mir der Himmel,
was ich damals Dir aufgebunden, Dir aufbinden mußte —
Briefpapier iſt geduldig! — Als ich in der Krone zu Dresden
feſt ſaß, nicht einen Heller im Sack und gerupft wie ein Sperling,
Hätte ich Dir die Wahrheit geſagt vom Verbleib meines Geldes,
guter Schwager, dir ſtünde noch heute der Mund vor Entſetzen
offen, offenen Munds erſchieneſt du ſelbſt am Gerichtstag.
Lachend kippte der Ökonom außer Dienſt jetzt ſein Schnapsglas,
klopfte heftig damit auf den Tiſch, bis der Gaſtwirt es füllte,
und fuhr fort: Nun, man kennt Dich ja, Luz. Du biſt wahrlich kein Mucker.
's iſt mir lieb, daß wir endlich einmal ſo vertraulich hier ſitzen.
Wir verſtehen uns ja, — und er zwinkerte! — Luz, Du begreifſt mich.
Nun, da gibt es in Dresden ein Haus. Es gibt viele Häuſer
dort, natürlich: ſonſt wär es am Ende ja wohl keine Großſtadt!
Punktum! Aber dies war ein beſonderes Haus, — und er ſchnalzte
mit der Zunge und mit den Fingern, — es ſaß eine Dame,
weißt Du, hinter der Tür. Doch dann gab es noch andre. Zum Teufel!
Die geringſte darunter, Luz, war noch die ſchönſte Prinzeſſin!
Und die älteſte . . . ſchlage mich tot, wenn ſie ſchon majorenn war.
Schwer, bei Gott, war die Wahl: hier ſaß die pikante Franzöſin,
dort bewegte die Böhmin . . . und Menſch, was für Hüften! im Tanzſchritt.
Alles Ballſtaat, und bis an den Nabel herunter der Ausſchnitt.
Eine Dänin war da, eine Spanierin, eine Schwarze —
Luz, ich ſage nicht mehr, und Du wirſt mir das weitre erſparen.

Luz, im Innern zerquält und von dörrenden Gluten zerfreſſen,
eingeſunkenen Auges und fieberhaft flackernden Blickes,
wußte kaum, weshalb er hier ſaß und die häßliche Beichte
des verkommenen Kerls, der ſein Onkel war, ruhig erduldete.
Der indeſſen fuhr fort: Behüte Gott! Luz, wie Du ausſiehſt!
käſigblaß! Menſch, was iſt Dir denn über die Leber gekrochen?
Hab ich etwa was Dummes erzählt, das Dir gegen den Strich geht?
Nun, verzeih: ich geſtehe ganz offen, ich war nie ein Joſeph,
eher, wenn ich's bedenke, das Gegenteil. Und was den Schwindel
anbetrifft, nun, in wem kommt nicht manchmal der Schweinhund nach oben?
Oh, das nenn ich ein großes Kapitel: der Mann und der Schweinhund,
doch ein größeres noch: das Weib und der Schweinhund. Schluß. Sela.
Und es ſeufzte der Onkel und leerte ſein Glas, und man hörte
ſein Gepoch durch das Haus nach erneuerter, eiliger Füllung.
Danke Gott, lieber Sohn, daß Dir dieſes Kapitel noch fremd iſt,
fuhr er fort, und ich wünſche wahrhaftig die ſchlafloſen Nächte,
die mir dieſes Kapitel gemacht, meinem blutigſten Feind nicht.
Laſten liegen auf mir unſühnbarer Schuld, wenn ich dieſes
grauenvolle Kapitel betrachte, das leugn' ich durchaus nicht.
Doch, was hilft es, der Geiſt iſt willig, der Pfahl ſteckt im Fleiſche,
Buße ſollte man tun in Sack und in Aſche, ſtatt deſſen
häuft man immer noch Schuld auf Schuld, und wer wird ſie einſt tilgen?
Jetzund ſchneuzte ſich Juſt, und es rannen zwei wirkliche Tränen,
Trinkertränen, im ſchnellſten Sturze die Wange herunter.
Luzen ſtockte das Herz. Er fühlte, die Hand dieſes Wichtes
hielt ſein Leben ſo wie die Klaue des Buſſards den Sperling:
Augenblicke vielleicht nur noch trennten ihn von der Vernichtung.
Trotzdem reizte der Sperling den Buſſard. Ein furchtbarer Zwang trieb

Luzen an, ſein Geſchick zu der letzten Entſcheidung zu treiben.
Lieber Onkel, ich glaube, Du flunkerſt ein wenig, begann er.
Doch da ſah ihm der Onkel ins Auge und ſagte nur: Nein, Luz,
ſo weit iſt es noch längſt nicht mit mir, und Du irrſt Dich gewaltig,
wenn Du meinſt, der paar Gläschen halb meinſt, daß ich jetzt ſchon ſo weit bin.
Nein, mein Junge, wir plaudern nichts aus. Ob wir ſonſt auch verderbt ſind,
willensſchwach und charakterlos, hierin ſind wir vom alten
Ehrenkodex der Schweigepflicht niemals und nirgends gewichen.
Lieber Onkel, ich nehme nicht an, daß ich irgendwen kenne
deſſen Leid Dein Gewiſſen beſchwert, und es lag mir auch jene
Neugier ferne, was Namen betrifft, antwortete Luz drauf.
Eigenſinnig indes blieb der Onkel dabei: Nimmermehr, Luz,
bringſt Du mich zum Verrat, und ich liefre Dir niemand ans Meſſer.
Bis zum Reißen geſpannt war die Seele des armen Luz Holtmann.
Er hielt an ſich, er wäre ſonſt Juſt an die Gurgel geſprungen.
Dieſer ahnte vielleicht, ja, erkannte den Zuſtand des Neffen,
denn er lachte jetzt laut und ſchlug einen anderen Ton an:
Nichts für ungut. Ich komme ins Plappern, da ſpricht man viel Unſinn.
Keineswegs iſt das der Zweck dieſer Übung, die Hefe
aufzurühren, den häßlichen Satz in dem Becher des Daſeins.
Neffe, reich mir die Hand — er ſtreckte die Rechte zu Luz hin —
Du biſt jung und ich alt, wenn Dein Leben beginnt, iſt das meine
aus und hin und vertan, doch freu' ich mich Deiner Kam'radſchaft.
Ungleich ſind wir vielleicht auch ſonſt, doch ich hatte wahrhaftig
Ideale ſo gut wie Du, wenn ſie heut auch dahin ſind.
Daß Du hier biſt, ich rechne es mir und ich weiß, was das heißt, Luz.
Es liegt nah, daß man Dich mit mir in denſelbigen Topf wirft,
und der Topf iſt voll niedrigen Schlamms, daran iſt nicht zu zweifeln.

Und Luz zweifelte nicht, indeſſen der Onkel ſo fortfuhr:
Warum tat ich den Sturz und brach mein Gelübde? Ich habe
das Verſprechen getan, mich des Alkohols ganz zu enthalten.
Schriftlich habe ich's niedergelegt und es ſelbſt unterſchrieben.
Und ich habe es mündlich gelobt in die Hand Schwager Guſtavs,
ehrenwörtlich und bei dem Geiſt meiner ſeligen Eltern.
Warum tat ich den Sturz und brach das Gelübde und machte
ſelbſt mich ehrlos? Denn was gebührt mir, als höchſtens ein Fußtritt?

Ja, Du ſitzeſt mit einem verächtlichen Menſchen am Tiſche,
Schande iſt es für Dich und Schande iſt's für Deine Mutter,
meine Schweſter, vor allem jedoch, wie geſagt, für mich ſelber.
Vorbild ſollte ich ſein für den Sohn meiner Schweſter. Du müßteſt,
Luz, aufblicken zu mir mit Verehrung, ja Ehrfurcht.
Schließ die Augen, mein Sohn, oder ſieh ein abſchreckendes Beiſpiel.

Fort, nur fort, ſprach der Onkel darauf und entfernte ſich ſchwankend,
und der Gaſtwirt erſchien, eh er wieder ins Zimmer hereintrat.
Dringend bat er, Luz möge doch ſeinen Herrn Onkel bewegen,
fortzugehn, ihn womöglich ſtillſchweigend nach Hauſe geleiten,
denn er habe ſonſt Schererei mit dem Herrn Oberamtmann
Schwarzkopp, oder wohl gar am Ende noch mit dem Herrn Landrat:
denn er dürfe ja geiſt'ges Getränk dem Herrn Onkel nicht reichen.

Dieſer kam nun mit Poltern zurück und er rief ſchon von weitem:

Warum tat ich den Sturz? Zum Satan! Ich wollte die Tollheit
dieſer tollen, irrſinnigen Welt nicht mehr hören und ſehen.
Und was treibt man denn anders im Haus der Verwandten als Tollheit.

Könnt ich's ändern, ich ſäße nicht hier, und es geht ja auch Dich an.
Guter Luz, Du haſt damals den Kopf ungläubig geſchüttelt,
als ich Dir von dem Anzug der Teufelsaustreiber erzählte:

nun, die Burſchen ſind da, bereits ſchon am Werk, und der eine
ſchickt ſich an, Beelzebub mitſamt dem Gehäuſe zu ſchlucken:
deutſch geſprochen, er hat bei Rat Wendland um Anna geworben.
Alſo doch, fuhr es Luzen heraus. Daran iſt nicht zu zweifeln,
Juſt darauf, und infolge davon iſt es ebenſo ſicher,
daß der haarige Kerl, dem der Bartflechtengrind im Geſicht ſitzt,
unter Glockengeläut und dem Beifall der ganzen Gemeinde,
dieſer lauſige Pudel mit Anna ins ehliche Bett ſteigt.

Einundzwanzigſter Geſang

Wo iſt Juſt? fragte Luzen Frau Julie, als er nach Haus kam.
Gramverzerrt und verweint war das Antlitz der Tante.
Auch Schwarzkopp
kam nun haſtig herein mit dem Hute und fertig zum Ausgang.
Wo iſt Juſt? rief auch er. Er habe im Gaſthaus den Onkel
angetroffen, berichtete Luz, an die Wahrheit ſich haltend,
und er deutete an, in welcher Verfaſſung. Da rieſen
beide Schwarzkopps zugleich: Das war zu erwarten, ja freilich!
Nun, ſei ruhig, mein Kind, begütigte Julien der Gatte,
Gott wird helfen. Ich gehe jetzt ſelber und werde das Meine
tun, um ihn zur Vernunft und womöglich zur Einkehr zu bringen.
Guſtav, alles iſt hier vergeblich. Es bleibt keine Hoffnung.
Was iſt alles geſchehn, ihn vom Rande des Abgrunds zu reißen!
Immer hofften wir wieder aufs neue: nun bin ich am Ende!
So die Tante. Allein, es küßte ſie Guſtav und ſagte:
Denke, Kind, was der Heiland befohlen, wir ſollen dem Nächſten
einmal, zweimal, wir ſollen ihm hunderte Male vergeben …
Und er wandte ſich wieder zum Gehen, als Luz ihm erklärte,
daß zugleich mit ihm ſelber der Onkel das Wirtshaus verlaſſen,
daß er ihn eine Strecke begleitet, dann aber urplötzlich

abgebogen, im Anblick des Hauſes, und quer in die Felder
ſich geſchlagen und taub durchaus jedem bittenden Zuruf.
Um ſo mehr noch iſt Eile geboten, ſprach Schwarzkopp, und ſeine
Schritte hallten bereits im Hausflur und dann auf der Treppe
nach dem Garten. Es knirſchte der Kies, und dann hörte man nichts mehr.

Luz bewohnte nunmehr das Zimmer allein. Alles Suchen
nach dem Stubengenoſſen, es blieb bis zum Abend erfolglos.
Es war gut ſo, denn Luzens Zuſtand war äußerſt erbärmlich.
Während ſeines Geſpräches bereits mit dem Ehepaar Schwarzkopp
war ein winziger Punkt ihm im Sehfeld der Augen entſtanden,
einer winzigen Spore vergleichbar, umgeben von Härchen.
Dieſe Spore nahm zu und behinderte Luzen am Sehen.
Lehnen ſah er von Stühlen, mitunter auch nur ihre Beine,
Köpfe, die in der Luft hinſchwebten und ohne die Körper;
Körper, kopflos und ſo nur Trümmer, bis daß er ganz blind ward.
Eh die letzte der Lücken ſich ſchloß vor dem Auge des Jünglings,
war's zur Not ihm geglückt, ſein Zimmer und Bett zu ertappen.
Dort nun lag er, vollſtändig geblendet, mit wütendem Kopfſchmerz.
Niemand fragte nach ihm, und er hatte ſich keinem verraten.
Dieſer ſeltſame Zuſtand und Anfall war Luzen nicht unlieb.
Er empfand ihn beinah wie Triumph, und ſofern er jetzt ſtürbe,
würden alle erkennen, er ſei an der Liebe geſtorben:
und vor allem ſie ſelber, die Sünderin, Anna, o Anna!

Es bewegten Geſtalten ſich längs des geſchloſſenen Vorhangs,
der die äußere Welt dem Jüngling verſchloß. Er erblickte,
wie in haſtiger Flucht, die Bilder des Fernſten und Nächſten.
Oft beängſtigten ihn dieſe Züge von farbigen Schatten,
die der Tiefe des Raums allſeitig entquollen: Geſichter,
Herren, Damen, bald nahe Verwandte, bald vollkommen Fremde.
Ihre Zahl Legion! Es war, als erſchienen ſie alle,

aufgeſcheucht aus dem Stande der Ruhe gleich Scharen von Vögeln,
die ein Schuß oder ſonſt ein plötzlicher Schrecken verſtört hat.

Gut, ich ſterbe, ſo denkt er, die haſtenden Völker des Traumes
tragen wehenden Krepp. Sie kommen zu meinem Begräbnis.
Kaum gedacht, ſo erſcheint ihm der liebliche Kirchhof von Dromsdorf
und im Winkel das Grab Erwins und es läuten die Glocken.
Und er ſteht am geöffneten Grabe des Vetters, doch dieſer,
der im Sarg liegt, er ſteht ihm höchſt ſeltſamerweiſe zur Seite.
Und Luz ſagt: Lieber Erwin, ich bin von der nämlichen Krankheit
hingerafft wie du ſelbſt, und dort tragen ſie ſchon meinen Sarg her.
Lieber Vetter, ich gönne dir Anna. Es iſt mir begreiflich,
daß ſie niemand als dir ſich in innerſter Seele geweiht hat,
denn du haſt dir aus Liebe zu Anna das Leben genommen.
Luz ſchrak auf und erwog, er hatte den Gymnaſiaſten,
der geſtorben um Annas willen, mit Erwin vermenget.
Trotzdem war er ſogleich von der nämlichen Täuſchung befangen.
Und er ſprach: Wir ſind drei, die bei Annas Begräbnis heut trauern.
Seltſam, wahrlich, iſt dieſes Begräbnis. Erſcheint doch die Tote
ſelber köſtlich geſchmückt, wenn auch düſteren Prunkes und aufrecht:
und ſie ſchreitet einher wie die magdliche Mutter des Heilands,
voller Hoheit und bitterſüßer, berückender Schönheit.
Und ſie lächelt Luz zu auf dem Wege zum Grabe und wieder,
wie ſchon einmal im Traum, berührt ſeine Seele das Urweh
des Entſagens, er weiß jenen ehernen Richtſpruch, der Menſchen
grauſam eint, um ſie dann, grauſamer, für ewig zu trennen.

Luz erſchrak und erwachte. Er hörte ſich ziſcheln und flüſtern.
Todesſtille lag in der Luft. Ferne grollten Gewitter.
Draußen trafen vereinzelte Tropfen die Blätter des Birnbaums.
Und Luz weinte. Er ward von Schluchzen geſchüttelt. Es krampfte
ſeine Bruſt ſich zuſammen, es wollten ſich heftige Schreie
ihr entringen, und Luz erſtickte ſie kaum in den Kiſſen.
Du biſt rein, du biſt rein! klang in Luzen der wortloſe Wehlaut.

Oder wäre es dem ſtinkenden Satan gegeben, den Cherub
zu beſudeln? — Und wäreſt du unrein, die Kraft meiner Liebe,
Anna, würde dich weißer brennen und reiner als Demant.
Und es ſtürzte ſein Weh ihm ſtromweis hervor aus der Seele.
Und er hatte ſich ſatt geweint und erwogen, er wolle
nicht mehr träumen, um nicht immer neu aus dem Schlafe zu ſchrecken.
Und es quälte ihn auch ein beſondres Geſicht, das ſich immer,
ſichtbar oder gefühlt, in die anderen Traumbilder einzwang.
Fido war es, der räudige Pudel. Er kreuzte fortwährend
hin und her ſeinen Weg und ſah ihm dabei in die Augen.
Immer hin, immer her ſchlich das Tier und vertrat ihm die Straße.
Immer her, immer hin ſchlich der Pudel, er war wie ſein Schickſal,
und er ſchien ihn für immer vom Ziel jeder Sehnſucht zu trennen.
So gedenkt er bei ſich: Wahrhaftig, ich wache doch lieber,
als dem quälenden Pudelgeſpenſt wiederum zu begegnen.
Und er horcht auf die Laute im Haus, auf das Brummeln und Murmeln,
auf das Knarren der Stiege und auf das Geklapper der Küche.
Denn ſo Schweres auch ſonſt geſchieht, man vergißt nicht der Ätzung.
Das iſt Onkel, er holt aus dem Keller den Wein für das Nachtmahl.
Annas Schritt aber iſt nicht zu hören. Es ſcheint, daß Rat Wendland
immer noch mit dem ſtarren Gemüt ſeiner Tochter zu tun hat.
Oh, wie königlich iſt, wie unbeugſam, ſo denkt er, ihr Wille.
Blickt ſie nicht ſo verſchloſſen, als habe der Herrſcher des Himmels
und der Erde in ihr ſein tiefſtes Geheimnis verſiegelt?
Iſt ihr Weſen nicht ſo unnahbar, als habe ſie täglich
Gott geſchaut und ſei weltenferne dem Treiben der Menſchen?
Trotzdem wagt dies Geſchmeiß, das den Adel nicht fühlt, ſie zu knechten,
wagt's, zu trüben den Glanz, den göttlichen, der von ihr ausgeht:
und doch ſpaltet kein Blitz dieſes Haus und legt alles in Aſche?

Anna! Hätteſt du mir dich vollkommen erſchloſſen! Ich wäre
heute ſelber der rettende Blitz und wir beide geborgen.

Und er ſah die Geliebte wie vordem mit Nadel und Weißzeug,
und durchlebte die Stunde, in der ſie ein wenig ſich aufſchloß,
damals in der Kanzlei. Da waren die formloſen Hände,
die geliebten! da klang ihm am Ohr das bezaubernde ‚Bitt ſchön‘.
Alſo mußte im Kreiſe der himmliſchen Heerſchar erklingen
für die Ohren der Engel und Gottes das Kyrie eleiſon.
Doch, da war er ja wieder, der Pudel, und kreuzte die Straße
hin und her, her und hin, wie ein hämiſcher, neidiſcher Dämon.
Stockend ſchritt Luz, fortwährend gehemmt und in dumpfer Gewißheit,
daß er ſo ſein erſehntes Ziel niemals könne erreichen.
Als am folgenden Tag Luz Holtmann erwachte, empfand er
Stärkung, blickte umher und war im Beſitz ſeiner Sehkraft.
Unberührt war das Bett Onkel Juſts und er ſelbſt nicht im Zimmer.
Draußen rauſchten die Goſſen. Es hatte die Nacht durch geregnet.
Und es regnete noch. Luz fühlte am Kopf einen Umſchlag,
nahm ihn fort und ſann nach: wie war er dahin wohl gekommen?
Sicher hatte ihn Luz ſich nicht ſelber beſorgt. Und da ſtand ja
auch ein Glas, halb geleert und halb Limonade enthaltend.
Ganz allmählich beſann ſich Luz Holtmann, es habe die Magd ihn
geſtern abend beſucht. Sie hatte auch manches geſprochen:
daß Frau Julie mit Tobler gebetet und ebenſo Anna
mit dem andern Apoſtel. Und völlig in Tränen gebadet
ſei das Mädchen ins Zimmer geflüchtet und nicht mehr erſchienen.

Und Luz ſann. Er ſann weiter und griff ſich verdutzt an die Schläfe.
Ja, gewißlich, er hatte geträumt und ein Tohuwabohu!
Was ihm nun im Gedächtnis erſchien, konnte das wohl auch Traum ſein?

Schlagen hatte er noch gehört die Dominialuhr.

Wie ihm vorkam, ſo ſchlug ſie unendlich. Es war ihm unmöglich,
bis ans Ende zu zählen. Es mochte, ſo ſchloß er, wohl zwölf ſein.
Überm Schlagen entſchlief er und ſank in die üblichen Träume.
Auch der räudige Hund war wiederum da und verlegte
ihm die Bahn. Plötzlich aber vernahm Luz Geflüſter und hörte
eine weibliche Stimme, ſie ſagte: Herr Holtmann hat Fieber.
Hab ich dieſes geträumt? Doch nein, warum ſollte die Magd nicht
nochmals haben zum Rechten geſehn? Allein, zu wem ſprach ſie? —
Dieſe Frage ſtellte ich mir auch heut nacht, eh die Traumflut
überm Haupt mir aufs neue ſich ſchloß. Doch was nun kam,
iſt ſeltſam.
Ich lag wach und ich wußte nicht wann, noch wodurch ich erwacht war:
totenſtill war die Luft, doch mit einemmal wachte mein Ohr auf
und ich hörte das Rauſchen des Regens, der wolkenbruchartig
in die ſauſenden Wipfel des dämmernden Gartens herabſchoß.
Und ich wußte, es war jemand da, jemand bei mir im Zimmer.
Ihn verriet kein Geräuſch, und ich konnte von ihm auch nichts ſehen.
Jetzt erſt griff ich, nach längerer Zeit, dieſe naſſe Kompreſſe,
und da habe ich ganz gewiß zweimal „Anna“ gerufen.
Alles ſchwieg. Lag ich längere Zeit, eh ich abermals einſchlief?
Ich empfand jedenfalls einen ſeltſam wohligen Frieden.
War's das niedergegangene Wetter, der Umſchlag, was immer —
jedenfalls war mein Kopfweh gelindert und auch jener Vorhang,
der die Sehkraft mir nahm, ich fühlte, war nicht mehr vorhanden. —
Ja, nun weiß ich's genau: es war Licht! Nur ein kniſterndes
Nachtlicht!
Und mir hob eine Hand den Kopf, jemand gab mir zu trinken.
Das geſchah, als ich wieder erwacht. Oder war es ein Traumbild? —
Groß erſchien die Geſtalt der barmherzigen Mutter. Sie deckte
mir das winzige Licht, doch das machte um ſie eine Glorie.
Und ich fühlte mich nie ſo geborgen, als da mich der Atem
dieſes mächtigen Schattens getroffen und hörbar umwehte.

Anna? — Nein! — Wäre ſie es geweſen, ich könnte nicht zweifeln.
Alſo war es die Magd. Dann hätte mein Traum ſie vergottet.
Wagt ich doch kaum zu atmen, von wortloſem Staunen gelähmet,
und zugleich ſo unſäglich verzückt wie zum ſiebenten Himmel.
Es ſei beſſer, ſo dacht ich, daß dies nur ein Traum ſei,
um die bezaubernde Täuſchung ſo lange wie möglich zu halten,
als für wirklich es nehmen und dann der Enttäuſchung erliegen. —
Nein, es war nicht die Magd, ſondern war Anna Wendland.
Sie war es
wirklich!! Fühl ich doch jetzt: die Geſtalt, die ſolange am Fenſter
ſtand und ſtumm in die Nacht hinaus ſah, war ſie. Und ich wußte,
daß ſie's war, niemand ſonſt. Trotzdem wagte ich nicht, es zu glauben,
nicht zu reden im Banne der Nacht und des ſeltſamen Hirnzwangs,
angſtvoll fürchtend, die Wundererſcheinung wie Spuk zu verſcheuchen. —
Und ſofern ſie es war, was dann? Was hat dieſes Zeichen
zu bedeuten? ſinnt Luz. Wenn ruhloſe Seelen aus Gräbern
ſich erheben und nächtlich umhergehn und jemand erſcheinen,
iſt es dann nicht, um Hilfe von ihm zu erflehen und Rettung
aus dem ſchwefligen Pfuhl des Abgrunds? — Luz ſprang aus dem Bette
auf die Füße, mit beiden Händen die Schläfen ſich preſſend:
Du grundgütiger Gott, du allmächtiger, gibſt du es wirklich
deinen Kindern im Schlaf, alſo denkt er, o, hätteſt du mich doch
auch rechtzeitig geweckt, ich hätte mein Glück nicht verſchlafen.
Und er knirſcht, und es packt ihn die Wut der Verzweiflung: ſo nahe
war das Glück, und ich lag wie ein Sack und vergaß es zu greifen.

Zweiundzwanzigſter Geſang

Alſo Luz. Nachdem die Entdeckung des nächtlichen Vorfalls
im Gemüt ſich vollendet, die erſte Erregung darüber
ſich gelegt, fing er an, das Erlebnis genau zu erwägen.
Und er ſprach zu ſich ſelbſt: ſie war bei dir alleine im Zimmer.
Dieſe Nacht iſt die erſte, da Onkel es nicht mit dir teilte.
Du warſt krank und das hat ihr die Magd höchſtwahrſcheinlich berichtet,
deshalb kam ſie. Sie kam, um nach deinem Befinden zu ſehen.
Darin läge an ſich nichts Beſondres: doch ſagt dein Gefühl dir,
ſchwerlich hätte ſie dieſen Anlaß in einer Bedrängnis
wie der ihren, in ſolcher Zeit ohne weitres ergriffen,
wenn er ihr nicht gelegen gekommen! Und alſo: ſie liebt dich!
Es durchtobte den jungen Menſchen ein Sturm neuer Hoffnung,
als er endlich zu dieſem beglückenden Schluſſe gelangt war.
Alſo auf! Auf zum Kampf — warum ſtockt ihm jetzt plötzlich der Herzſchlag?
Fido kratzte ja nur an der Tür und erbettelte Einlaß.
Unſinn, ſagte Luz laut, doch das linderte nicht ſeinen Herzſchmerz,
der ihn zwang, auf die linke Bruſt beide Hände zu preſſen.
Und er öffnete nur einen Türſpalt und ſchlug mit dem Stocke
blindlings zu, daß der Pudel, getroffen, aufheulend davonlief.
Beſtie! flüſterte Luz in ihm ſelbſt faſt befremdlichem Jähzorn.
Und es ging ihm mit einemmal auf, wie das hölliſche Auge
des dämoniſchen Tiers, ſo wie es im Traum ihn beläſtigt,
Juſtens Auge, des Onkels, geweſen, durchaus und kein andres.
Juſtens Seele, ſie ſchien inkarniert in dem hündiſchen Nachtmahr,
eingeſargt in den wandelnden Grind, in das ſchleichende Unflat —
und ſchon wieder revierte und ging es um in Luz Holtmanns Bewußtſein.
Luz ergriff einen Stein, in Gedanken, das Untier zu ſcheuchen:

doch es blieb, ſeiner Treue verſchlug weder Steinwurf noch Fußtritt.
Scharrend ſtand es, die Schnauze im Müll, oder ſchlenkerte Därme
mit entblößtem Gebiß oder tat irgendwie ſeine Notdurft.

Sei verflucht, ſagte Luz. Du biſt von dem nämlichen Blute
wie der Andre, nach dem das Tintenfaß Luther geſchleudert. —

Luz begab ſich, bedeutend verſpätet, hinunter, zum Frühſtück.
Und es hatte bereits das heimliche Weſen im Hauſe
ſeinen Fortgang genommen. Er hatte gehofft, Fräulein Anna
bald zu ſehn und womöglich zu ſprechen. Es war ſeine Abſicht,
ihr entſchieden den Vorſchlag zu tun, mit ihm eine Wandrung
nach dem Kirchhof von Dromsdorf zu unternehmen. Er wollte
auf dem Wege ſich ihr vollſtändig erklären, ihr Pläne
kühnſter Art unterbreiten für eine Entführung und Rettung.
Doch einſtweilen war Anna nicht ſichtbar. Ihm blieb unbenommen,
einen Fluchtplan mit leeren Taſchen und Luftſchloß auf Luftſchloß
aufzubauen nach Herzensluſt, mit dem Mut der Verzweiflung.

Tante Julie kam, eine Bunzlauer Schüſſel mit Schoten
unterm Arm, denn ſie mußte ſich heut um die Küche bekümmern.
Unterredungen ernſteſter Art nahmen Anna in Anſpruch,
wie ſie ſagte. Mehr ſagte ſie nicht. Es war das, was Luz wußte.
Denn man hörte Gebrummel im Zimmer, das rechts lag vom Eingang.
Bruder Bleich war darin, der Rat Wendland, ſowie ſeine Tochter.

Julie ſchien wiederum recht gefaßt, obgleich ſie ſehr blaß war.
Freilich ſeufzte ſie oft, die Schoten auspellend, und flüchtig,
wie es üblich bei ihr, ward ihr Antlitz zum Schmerze verändert.
Und ſie fragte leichthin, ohne Aufblick zum Neffen: Wie geht's Dir?
Danke, Tante, ſprach Luz. Ich höre, Du haſt etwas Kopfſchmerz!
fuhr ſie fort. Und er drauf: Nicht der Rede wert, Tante! Du
weißt doch,
ſagte ſie, daß mein Bruder noch immer nicht wieder zurück iſt?
Danach ſchwieg ſie. Es hing ein ſchickſalbeladnes Gewölke,
ſchwer beklemmend herab ins Haus, und es rangen die Herzen.

Unwillkürlich entglitt es Luz: Ja, ich muß nun bald wieder
an die Arbeit. — Gewiß, ſprach Julie, das läßt ſich wohl denken.
Wann beginnt denn der Unterricht wieder in Breslau? Ich bin hier
läſtig, falle zur Laſt, denkt der Neffe mit Recht, und ſie ſagt mir
ſo sub rosa: man ſoll die Gaſtfreundſchaft niemals mißbrauchen.
Ob ſie ahnete, was in ihm vorging? Beinah ſchien es nicht ſo.
Oder wußte ſie es und vermied doppelt peinlich, jedweden
Anlaß ihm zu gewähren, womöglich ſein Herz ihr zu öffnen?
Thea kam, als die Tante gegangen. Sie war einer Klette
zu vergleichen und hing Luz an, wo ſie ihn nur erwiſchte,
ihm zur Pein! Denn es brachte ihr ſtürmiſch-wildzärtlicher Zudrang
ihm nur bitterer ins Bewußtſein das, was er entbehrte.
Und dabei hieß es Hangen und Bangen und Harren in Ohnmacht.

Plötzlich ſtockte Luz Holtmann das Herz. Es befiel ihn Entſetzen.
Fremde, völlig unmenſchliche Laute erſchollen im Zimmer,
wo der Rat und der geiſtliche Mann und die Sünderin weilten.
Was dort vorging, Luz wußte es nicht, und trotzdem ergriff ihn
ein faſt tödliches Weh, als wurde in dieſer Sekunde
ſeine Jugend und alles Glück ſeines Daſeins ermordet.

Und es ſtapften herein ins anſtoßende Zimmer die Tritte
rauher Stiefeln. Es klangen bewegte, befriedigte Stimmen:
Bruder Bleiens verſchleierter Baß und das Flüſtern des Rates,
mit dem freudig bewegten, wohltätigen Stimmklang Herrn Schwarzkopps.
Auch Frau Juliens Organ war nun deutlich zu hören. Luz lauſchte.
Und es ſprach Bruder Blei: Alſo trog meine Hoffnung mich doch nicht,
Gott hat Gnade gegeben und unſre Gebete erhöret,
ihr verſtocktes Gemüt hat ſich gänzlich erweicht und gereinigt,
und nun ſcheint mir der Boden bereitet für glückliche Ausſaat. —
Überraſchend ſelbſt mir, mit gewaltiger Macht, kam die Wendung,
dieſe Umkehr vom Wege der Schuld auf den Heilsweg der Buße.

Die Zerknirſchung iſt groß, die Reue iſt voll und aufrichtig. —
Wendlands Stimme erklang: Wie meinen Sie, Bruder, ich denke,
es ſei Zeit, Bruder Tobler zu rufen. — Es hauſte der Bruder
in dem Schulhaus des Orts, nicht weit vom Gehöfte der Schwarzkopps.
Dorten ſaßen zwei exemplariſche Chriſten, der Lehrer
und noch mehr ſeine Frau: dieſer fehlte nur wenig zur Heil'gen.
Ihrem Scharfſinn allein gelang zu ermitteln, was Anna
überführte, ſie hilflos den rettenden Richtern dahingab. —
Ja, warum nicht, ſprach Blei, doch möge ſich Tobler gedulden,
bis der läuternde Sturm ihrer Bruſt ſich ein wenig gelegt hat.
Deshalb hab' ich ſie auch ſich ſelbſt überlaſſen, damit ſie
Sammlung finde, nachdem ſich die Flut ihrer Seele geglättet
und im Stande der Gnade ſich finde und gleichſam befeſt'ge.
Denn die Wiedergeburt in unſerm Herrn Chriſto iſt wahrlich
kein Geringes, und heißt es, den Chriſten im Menſchen gebären,
wird der irdiſche Leib nicht ſelten von Grund aus erſchüttert.
Plötzlich ſchluchzte Frau Julie auf: Doch mein Bruder, mein Bruder!
Schmerzlich ſpannte ſich Luzens Gehör, ja, es gab keine Faſer
ſeines Leibes, kein Glied, das nicht angeſpannt horchte. Was war das,
dies: mein Bruder, mein Bruder? Was hatte die wilde Zerknirſchung
Anna Wendlands nun wieder gemeinſam mit Onkel Juſts Trunkſucht?
Julchen, Julchen, ſo tröſtete innig der Herr Oberamtmann,
furchtbar iſt dieſe Sünde gewiß und überaus ſchändlich.
Unſer Haus iſt entehrt, und wir haben hinreichenden Grund, Kind,
vor dem würdigen Mann, vor Ihnen, Herr Rat, uns zu ſchämen.
Denn Sie brachten Ihr Liebſtes zu uns in dem feſten Vertrauen,
daß der Geiſt unſres Hauſes die ſicherſte Hut ihm verbürge.
Darin wurden Sie gröblich getäuſcht. Gewiß, auch wir ſelber
wurden häßlich und gröblich getäuſcht, doch das tilgt unſre Schuld nicht,

denn wir hatten die Pflicht, uns vor ſolcherlei Täuſchung zu ſchützen
Doch es dankte der Rat mit beweglichen Worten Herrn Schwarzkopp,
bat ihn dringend und herzlich, doch ja nicht von Schuld mehr zu ſprechen,
vielmehr habe er ſich einen Gotteslohn reichlich verdienet,
er ſowohl, als die hochverehrliche Frau Oberamtmann.
Und er ſchloß: Wie denn wollten Sie wiſſen, was Ihnen mit Anna
für ein Geiſt in das Hausweſen trat? Mir war's nicht verborgen.
Höllen webten um Luz. Es war eine grünende Hölle
draußen, die durch das Fenſter mit Wieſen und Wipfeln hereinſah.
Überflüſſig und fremd, ja, ſtörend erklangen die Stimmen
der gefiederten Sänger, aufreizend das Rufen des Kuckucks.
Seelenlos, ohne Anteil und vollſtändig fühllos erwies ſich
dieſer Frühling, dem man die Kraft zur Beſeligung nachrühmt:
Hätte ich nie dieſen Frühling erlebt, wär ich niemals geboren!
Wie war Luz in die atlasgefütterte Kutſche geraten,
neben Schwarzkopp? Sie rollte bereits, von zwei Gäulen gezogen,
langſam fort über Land unterm lerchendurchjubelten Himmel.
Dumpf und heiß war der Raum, trotzdem man die Fenſter geöffnet.
Wie war Luz in den Wagen gelangt, und wohin ging die Reiſe?
Mit der Wahrheit geſprochen: es hatte ihn Schwarzkopp höchſt dringlich
aufgefordert, ihn bei der Suche nach Juſt zu begleiten.
Wollte er nur bei der peinlichen Fahrt den Begleiter nicht miſſen
oder Luz aus dem Hauſe entfernen, damit ſich ein Etwas
dort in Ruhe und ohne ſonſt mögliche Störung vollzöge?
Oder lag ihm daran aus Gründen, die er geheim hielt,
ſeinen Neffen nicht aus den Augen zu laſſen? Wer weiß es!

Dreiundzwanzigſter Geſang

Eh man abfuhr und noch an der Haustür erſchien Bruder Tobler,
käſeweiß im Geſicht überm apoſtoliſchen Vollbart,
ſeine Naſe war weiß, und es zuckten ihm bläulich die Lippen.
Tobler blickte voll Demut und Angſt empor zu Herrn Schwarzkopp,
eine brennende Frage im Auge, die aber nicht laut ward,
durch die Gegenwart Luzens gehemmt und im Buſen gebunden.
Dennoch hatte Herr Schwarzkopp die Frage verſtanden. Er ſagte:
Lieber Bruder, es ſcheint, daß der Herr Ihre edele Abſicht
ſegnen will. Man erwartet Sie drin, und ſo ſeid Gott befohlen.
Und es war Luz nicht anders, als ſchleppte man ihn auf den Richtplatz
und es warteten Schwert oder Galgen auf ihn. Onkel Schwarzkopp,
was er immer auch ahnte, er konnte unmöglich ermeſſen,
ganz ermeſſen, wie ſchlimm es um Luz, ſeinen Neffen, beſtellt war.
Noch bis jetzt hatten beide kein Wort miteinander gewechſelt,
hin und her auf dem ausgefahrenen Feldweg geſchüttelt.
Endlich aber begann der Onkel und ſagte verdrießlich:
Noch zu allem unſagbaren Kummer, den Juſt uns bereitet,
ſcheint er förmlich darauf erpicht, jede Wendung zum Beſſern
zu durchkreuzen. So traf heute morgen dies Telegramm ein,
drin Graf Heuer mich bittet, dem Schwager zu ſagen, er habe
unter zwanzig Bewerbern den Poſten für ihn reſervieret.
Heut iſt Freitag. Am Montag ſchon ſoll er die Stelle beziehen.
Darauf ſchwieg er, und ebenſo ſchwieg auch ſein Neffe, Luz Holtmann.
Doch nach einiger Zeit begann Schwarzkopp wieder und ſagte:
Ohne Gott iſt kein Segen, ſo wenig im Diesſeits wie Jenſeits.
Das hat Juſt zu erfahren gehabt, doch er kommt nicht zur Einſicht.
Warum gibt ihm denn Gott nicht die Einſicht, ſprach Luz, lieber Onkel?

Das ſind Fragen, drauf jener, auf welche zu antworten ſchwer iſt,
ja, ſie geht über Menſchenvernunft, und wir fallen in Sünde,
wenn wir etwa mit Hartnäckigkeit auf der Löſung beſtehen.
Wieder ſchwieg man, denn Luz, gepreßt in die Kutſche, war dennoch
fern von ihr und in Höllen geſperrt. Dorten ward er gemartert,
ward mit glühenden Zangen gezwickt und ſtieß gräßliche Schreie
aus der Bruſt, die der Onkel, ihm körperlich nah, doch nicht hörte.
Iſt Dir etwa nicht wohl, lieber Luz? fragte dieſer ihn endlich.
Ganz, ganz wohl, ſagte Luz. Nur war ich die Nacht ziemlich ſchlaflos.
Das Gewitter, natürlich, ſprach Schwarzkopp, das ſonſt ja ſehr not tat.
Er verſuchte zu lachen: Nun Luz, bald biſt Du ja wieder
mitten drin in dem Dienſte des Schönen und kannſt Dich den Künſten
wieder widmen, ſtatt hier, bei den armen Verwandten, verbauern.
Und Luz atmete tief und dachte: Was ſoll ich erwidern?

Dem Verborgenen kam der Gedanke, noch mehr zu verbergen
das Verborgne und ſo hinter jenes Verborgne zu kommen,
das er ahnungsweiſe begriff, jedoch ohne Beſtät'gung.
Und er fragte, als ſei er durchaus unbeteiligt: Iſt's richtig,
daß Bruder Tobler dran denkt, trotz des Vorfalls mit Onkel, um Anna
anzuhalten, will heißen, mit ihr in die Ehe zu treten?
Leicht befremdet ſah Schwarzkopp ihn an. Ach, Du weißt von den Sachen!
Nun, ſo kannſt Du ermeſſen, wie groß dieſe Prüfung von Gott war.
Denn es fällt ja doch auch auf uns andre der Schatten der Schandtat.
Unverdient für uns alle nun hat der allgütige Vater,
ja, man ſage getroſt, ſeinen Engel geſendet, um endlich
die hauptſächlich Betroffne zu ſich und zum Guten zu leiten:

Bruder Tobler! — Es iſt Bruder Tobler ſeit mehreren Jahren
Witwer. Bei der Geburt eines Kindes verlor er die Gattin.
Dieſes Kind aber lebt. Es iſt unter ſechſen das jüngſte,
während das ält'ſte, ein Knabe, das ſiebente Jahr überſchritten.
Bruder Tobler nun war eines Tags zu Beſuch bei Rat Wendland.
Tobler hatte ſchon oft und in heißen Gebeten inſtändig
Gott erſucht, daß er ihm doch womöglich mit deutlichem Hinweis
ſage, was in betreff der Waiſen, der Kinder, zu tun ſei.
Iſt er ſelber, der Bruder, doch meiſtens auf Reiſen und kann nichts
andres tun, als die Kinder daheim Gott dem Herrn zu empfehlen.
Und er hat überdies eine ältliche Frau zu beſolden,
die, ſoviel ſie auch koſte, ſagt Tobler, den Kindern nur gram iſt.
Als er nun, wie geſagt, um Rat Wendland und ſeine Familie
in der Hoffnung auf Chriſtum zu ſtärken, bei jenem zu Gaſt war,
gab ihm Gott einen Wink: er ſoll nicht länger mehr ledig
bleiben, ſolle nicht um die verewigte Gattin mehr trauern.
Dieſe ſelber erſchien ihm des Nachts und ſie ſagte, es habe
ihr die heilige Trinität ſelbſt den Auftrag erteilet,
ihm, dem einſtigen Gatten, die älteſte Tochter Rat Wendlands
zu empfehlen: ſie ſei nach dem Willen des Höchſten erkoren,
Mutter ihrer mit Tobler gezeugeten Kinder zu werden,
und, ſo ſchloß die Erſcheinung, dem einſtigen Gatten ein Ehweib.
Und der Onkel fuhr fort: Dieſe Eingebung hatte zur Folge,
daß ſich Tobler verpflichtet hielt, ihr genau zu entſprechen.
Er eröffnete ſich ſchon am folgenden Morgen Rat Wendland.
Lange haben ſie dann miteinander gebetet, und endlich
kam Gewißheit in ſie, daß die nächtliche Stimme von Gott war.
Und auch Anna, ſie hat ſich gebeugt und erkennt dieſe Stimme
nun als das, was ſie iſt, und erwartet in Demut ihr Schickſal.
Werde ich dies überſtehn? dachte Luz, als im dämmernden Abend
Roſen wieder ſich nahte die Kutſche. Es ſchlief jetzt der Onkel.

Eine Reihe von Dörfern war abgefragt, und man hatte
Onkel Juſt wohl geſehen, doch wußte man nicht, wo er hin war.
Seine Spur ging von Gaſthaus zu Gaſthaus. Es hatten die letzten
ſeine Zeche mit Kreide gebucht, denn er hatte kein Geld mehr.
Dieſe Kreide ward ausgelöſcht durch die Börſe Herrn Schwarzkopps,
aus Glasperlen, geſtickt, mit dem Kreuze geſchmückt von Frau Julie.
Und es röchelte ſchwer und ſchnarchte der Herr Oberamtmann,
Schweiß entrollte der Stirn und er ſtammelte traumhafte Worte,
wie ſie Kummer und Sorge des Tages im Schlafe ihm eingab.
Plötzlich ſcheuten die Pferde ein wenig. Der Kutſcher hielt ſtille,
kroch vom Bocke und ſagte, ans Fenſter getreten: Da liegt was!
Luz ſtieg aus. Doch der Schläfer ſchlief weiter den Schlaf des Gerechten. —
Und man ſah einen Klumpen, gelagert im grauenden Zwielicht,
in der Mitte des Wegs, einer breiten, vergraſeten Straße:
tot und wenig benutzt ſchien die grade Allee, und ſo hatte
wohl ſchon lange der Klumpen inmitten der Gleiſe gelegen.
Und was meint Ihr denn nun, was es iſt? fragte Luz jetzt den Kutſcher.
Drauf der zahnloſe Knecht: Nu was denn, 's wird halt a Menſch ſein.
Wirklich war es ein Menſch. Luz fror. Es gingen ihm Ströme
Eiſes kalt durchs Gebein. – Nun genug, dieſes war der Geſuchte! –
Schnarchend lag er, ein atmender Tod, in dem eignen Geſpeie,
überkrochen und rings umſummt von Dungkäfern und Fliegen.
Mühſam lud man ihn auf, dieſen Unflat, den einen der Sieger,
den ſich Eros gekrönt, und brachte den Ärmſten nach Dromsdorf,
wo der freundliche Lehrer, Herr Krauſe, ſich ſeiner erbarmte,
erſt ihn wuſch und ihn dann auf dem Bett in der Kammer allein ließ.

Vierundzwanzigſter Geſang

Alle ſchliefen, als Onkel wie Neffe ins Gutshaus zurückkam.
Dieſer legte ſich nieder, zerſchlagen, und doch war ſein Bette
ihm ein glühender Roſt. Und er ſchloß bis zum Morgen kein Auge.
Wieder jagten ſich Bilder des Tags in dem Raum ſeiner Seele.
Doch vor allem erſchrak er bei jedwedem Knacken des Holzes,
denn er war ſo verblendet, zu hoffen, es könne ſich Anna
nochmals zeigen, von Reue und inniger Liebe getrieben.
Doch es blieb bis zum Morgen die Stille des Grabes im Hauſe.
Luz erhob ſich und ging ins Freie mit Aufgang der Sonne,
denn es litt ihn nicht mehr auf dem Foltergeſtell ſeines Lagers.
Und es zog Luz hinaus in die Felder. Ein wenig geöffnet
ſtand das Fenſter im Raume der ſchönen Elevin. Es durfte
durch die Spalte einſtrömen die Luft und die Liebſte umfächeln.
Bald betrat er die Kirſchenallee in der Richtung auf Dromsdorf.
Dorthin zog's ihn. Ich habe dich neu in die Seele geſchloſſen,
Erwin, ſchuldloſes Kind, denn du biſt nun nicht mehr mein Rivale:
alſo denkt er. Auch ſonſt: ihn dürſtet nach Reinheit und Unſchuld.
Oh, wie hatte er doch mit Ehrfurcht die Stunde erwartet,
wo das dunkel Gefühlte ſich endlich ihm würde entſchleiern,
jenes höchſte Geheimnis, die myſtiſche Weihung der Liebe.
Und ſie hatte ſich ihm offenbart in vollkommenſter Reine,
Paradieſe dem Jüngling gezeigt und ihm wieder entzogen,
daß er nun ein Verſtoßener war in den Bulgen des Daſeins.
Und er watete fort durch den ſumpfigen Unrat des Lebens.
Nein, da winkte ja ſchon in der Ferne das Kirchlein von Dromsdorf,
und beim Anblick allein umwehte ihn ſeltſam der Friede.
Oh, da war ja die Bank und die Hütte, hier hatte ja Anna
ihn zu einem Maß Kirſchen genötigt und mit ihm gegeſſen.
Einſam war es. Kein Menſch in der Nähe. Er küßte inbrünſtig
jede Stelle, die Anna berührt, und dann ließ er ſich nieder,

um, den Kopf auf dem Tiſch, in wilder Verzweiflung zu weinen.
Und er küßte das Tor, als es endlich erreicht war, des Kirchhofs,
wo er jene Erſcheinung gehabt von dem kommenden Cherub.
Und ſie hatte ihn doch geliebt, ihn allein, rief ſein Innres.
Oh, was hätten wir doch für ein ſeliges Leben begonnen!
Oh, du ſchleichender Wicht, Onkel Juſt, o ihr Stillen im Lande!
Und er trat an das Grab, wo der Strauß Fräulein Annas im Efeu,
ganz vertrocknet, noch ſtak: und er kniete und preßte ſein Antlitz
tief hinein in das raſchelnde Stroh zwiſchen geilendem Efeu.
Lange ſtand er danach und erzählte dem ſeligen Knaben,
dem Geſpielen, umſtändlicherweiſe, ſein ſchmerzvolles Schickſal.
Stärker hatte er nicht geweinet und heißere Tränen
nicht vergoſſen, als Erwins Sarg in die Grube verſenkt ward.
Freund, du haſt dir das beſſere Teil in den Himmeln erwählet!
Deutlich war zu erkennen, daß Tobler mit Anna verlobt war,
als ſich Luz um die Mittagsſtunde im Gutshauſe einfand.
Und es wurde ihm auch durch Frau Julie und Schwarzkopp beſtätigt.
Tobler durfte es wagen, ihr zuzunicken, er durfte
ihren Scheitel, ſowie ihren köſtlichen Nacken berühren.
Deutlich konnte man ſehn, wie der Mann ſeines Kaufes höchſt froh war.
Und die Stunde des Abſchieds iſt da. Vor der Tür ſteht der Wagen.
Regen rieſelt, der Himmel iſt grau wie der herrſchende Alltag.
Die Effekten hat Luz auf den Kutſchbock geſtellt, und er wartet.
Wie ſo ganz ohne Sang und Glanz, denkt ſich Luz, iſt mein Abſchied.
Fühllos geht man dem Alltage nach. Es ſcheint niemand zu ahnen,
daß man hier einen tödlich verwundeten Menſchen hinausſtößt
in die Wüſte der Welt, wo nicht einmal mehr Waſſer und Brot iſt.
Wo iſt Anna? Sie zeigte ſich nicht. Und Luz nimmt einen Anlauf,
geht und ſuchet und findet zuletzt die Geſuchte im Kuhſtall

wo, die Stirne gelehnt an die Wampe der Kuh, einer Kuhmagd
gleich, ſie milkt. Er erkennt ſelbſt im Dunkel das Gudrunenantlitz.
Ach, Sie reiſen? Adieu, ſagte Anna und wiſcht ſich die Hände,
um alsdann mit der Rechten die Luzens ganz kühl zu berühren.
Und er ſpricht ſo wie ſie: Nun adieu, Fräulein Anna. Es klingt wie:
Guten Abend, Herr Müller, Herr Schulze, wie geht's?
Und ſo geht er.
Luzen rinnet das Blut, als dies Salz in die Wunde geſtreut wird.
Jetzt erſcheint unter Ehrengeleit von Frau Julie und Schwarzkopp
Blei und Tobler, der Wagen, er ächzt unter ihren Gewichten.
Guter Luz, grüß die Eltern, ſagt Tante. Ja ja, auch von mir, Luz,
ruft der Onkel. Und Luz kriechet fröſtelnd hinauf auf den Rückſitz.
Süßlich lächeln die Brüder ihn an, dick vermummt in die Mäntel.
Er muß denken: Was koſtet ein Ferkel? Wie ſteht jetzt das
Schwarzvieh?
Und bei alledem quälet ihn neu, nach dem eben Erlebten,
jener Zweifel, ob Anna ihn liebe, ihn jemals geliebet? —
Was verſchlug es, da doch hier alles und alles verſpielt war? —
Trotzdem, wenn er nur dieſes erführe. Es packt ſeine Seele
Ungewißheit, ſo ſtark, als nur je. Er verlöre ſie nochmals,
würde ihm das Bewußtſein entwendet, es ſei auch in Anna
höchſten Daſeins Erfüllung in köſtlicher Knoſpe zerſtöret.
Denn er glaubte dies eine verſtanden zu haben mit Hellſicht:
die den Gymnaſiaſten einſt trieb in den Tod ohne Abſicht,
die ſich Sünderin fühlte zudem und als ſolche geachtet
und verachtet, ſie wollte die Reinheit in ihm nicht beſudeln,
und je heißer und reiner ſie liebt, erſt recht um ſo weniger.
Tobler blickte ihn an mit verſtohlenen Blicken und forſchend,
doch nicht anders, als ſei er ein ſeltſames Tier und gefährlich.
Ob er Witterung hatte von etwas? Wer ſollte das wiſſen?
Doch da ſagte Frau Julie laut: Wo bleibt denn nur Anna?
Tobler aber: Frau Schwarzkopp, wir haben ſchon Abſchied genommen.

Walte ſie ruhig im Kreis ihrer Pflicht, denn das iſt mir am liebſten,
wird das Leben, das ihrer einſt wartet, doch Gleiches verlangen.
Der Apoſtel war noch nicht zu Ende mit Reden, da ſtand ſie
neben Julie und blickte hinein in den Wagen. O Augen,
meerfarb ſchillernd, denkt Luz, wem denn gilt euer Blick?
Und es ſteigt ihm
Urſchmerz wild aus der Seele empor, als er wieder die Hände,
die anklagenden Hände, erblickt dieſes ſchönſten Geſchöpfes,
rauh und plump und entſtellt und durch Hörigenmühſal gehärtet.
Und es wechſelt ſein Blick durchdringend von dort in die Augen
Toblers. Untertan ſei dem Manne das Weib, eine Sklavin
brauchſt du für deinen Wanſt, deine Kinder und für deine Geilheit!
denkt er. Tobler blickt weg, er kann dieſen Blick nicht ertragen.
Und der Wagen rückt an. Ade! Räder knirſchen im Kiesſand.
Eine glühende Kugel ſteigt Luz in den Hals, und ſie brennt ihn
furchtbar. Nun, was iſt das? Ade! — Doch ſie liebt dich, ſie liebt dich!!
will es jubeln in ihm. Denn ſie liegt in den Armen Frau Juliens,
ihres Stolzes vergeſſend, von maßloſem Schluchzen geſchüttelt. —
Und ihm kommt die Erleuchtung: Nicht Tobler, der ganz
ungerührt bleibt,
gilt der mächtig ausbrechende Schmerz, nicht dem flüchtigen Abſchied,
nein, dem Abſchied auf ewige Zeit und auf Nimmerbegegnen.

Gerhart Hauptmann

Geſammelte Werke

in zwölf Bänden

Zwölfter Band

S. Fiſcher, Verlag
Berlin 1922

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript
Copyright 1922 by S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Inhalt

Aufzeichnungen:

- Kunſt 5
- Dramaturgie 13
- Eindrücke 24
- Ich 28
- Perſönlichkeit 33
- Menſchentum 36
- Erkenntnis 41
- Wunder 52
- Lebenskampf 54
- Vergänglichkeit 60
- Weiſungen 63
- Vom Mann und vom Weib 64
- Religion und Pfaffentum 67
- Politiſches 76
- Literariſches 79
- Xenien 92
- Paradoxe 95
- In Reimen 96

Erzählendes:

- Das Feſt 107
- Velas Teſtament 118
- Aus dem Tagebuch eines Edelmannes 125

Gedichte:

- Sonette (I—III) 157
  - Du ſtehſt vor meinem Sinn, verſchwiegene Grotte . 160
  - Wie iſt das Licht ſo krank 161
  - Ritter, Tod und Teufel 162
  - Schwarz wogt und finſter heut allmächtge Flut . . 163
  - Madonna 164
  - Wo Reinheit fern iſt 165
- König Enzio 166
- Requiem 167

Die Weihe
Col di Rodi
Die Tauben
Die Barken
Sünderin
Du weißt nicht, was du geweſen biſt
Die Kloſteruhr
Hans Sachs in ſeiner Werkſtatt ſaß
Zum Gedächtniſſe Schillers
An Detlev von Liliencron
Prolog zur Eröffnung des Deutſchen Theaters in Berlin
Björnſtjerne Björnſon
Frau Julie Schubert ins Stammbuch

Dramatiſches:

Helios
Das Hirtenlied
Kaiſer Maxens Brautfahrt
Der Dom
Till Eulenſpiegel
Veland

168
170
173
175
176
177
178
180
181
183
184
187
189

193
202
233
248
260
270

Aufzeichnungen

Zuſammenſtellung beſorgt von
Viktor Ludwig

Nicht als Leitfaden, oder etwa, daß man ſich darnach richten ſoll, ſammle ich dieſe Ausſprüche, ſondern nur, damit der, welcher Luſt hat, nehmen und beſitzen möge, was ſein, wie mein iſt.

Kunſt

Die eigentlich metaphyſiſche Tätigkeit iſt die Kunſt.

Kunſt macht gerecht.

Die Kunſt iſt frei, und ſo muß auch der freieſte Menſch im Staate der Künſtler ſein. Bezweckt der Staat, neben ſeinen ſchabloniſchen Notwendigkeiten, die irgend mögliche Steigerung ſeiner Individuen, ſo kann er an ſeinen Künſtlern erkennen, wie weit es damit gediehen iſt. Je größere und umfaſſend entwickelte Künſtler eine Nation hervor und zur Reife bringt, um ſo mehr wird Geſundheit und Gerechtigkeit in ihr wohnen. Der Künſtler iſt nicht weniger, aber wohl weit mehr als jeder Charakter. Er wendet ſich weder an Narren noch an Charaktere, ſondern an das freie und menſchlich gebliebene ausſchließlich Menſchliche. Den Staat ignoriert er, um des Menſchen willen. Das iſt auch der Grund, weshalb er der großen Internationale der Künſte und Wiſſenſchaften angehört. Der Staatsmann hat ſich vor dem falſchen Inſtinkt der Kunſtfeindſchaft und Künſtlerfeindſchaft zu hüten. So ſelbſtherrlich er ſein muß, iſt der Künſtler niemandes Feind. Ein Künſtler würde ſich falſch verſtehen, wenn er ſich zum Feinde des Staatsmannes machte. Dieſer wie er arbeiten daran, das Geſetz zu erfüllen, nicht es aufzulöſen. Das erfüllte Geſetz aber iſt der frei edle harmoniſche Staat oder Menſch. Ein Staatsmann, der den Künſtler beengen will, ein Staat, der ihn ignoriert, beide betrügen ſich ſelbſt. Sie gleichen Gärtnern, die ihre Ananasfrüchte über die Gartenmauer auf die Straße werfen.

11. Mai 1898

Immaterielles will die immaterielle Seele. Alles letzte Reſultat der Kunſt iſt immateriell.

In der Kunſt wird auch durch das realſte Material ſtets das Immaterielle erſtrebt.

Dichtung, auch in ihrer zarteſten Form, iſt immerhin Materialiſation. Aber wie verſtanden? Ohne Materie! Dichtungen werden und vergehen, wie materielle Formen vor den Augen Gottes, vor den Augen des Dichters.

Im Anfang war der Rhythmus. Die in den Körpern ſchlafenden Rhythmen wecken: ein Teil der Bildung.

Es iſt nicht ſo widerſinnig als es klingt, wenn man als Zweck aller Kunſt angibt: das große Schweigende ſchweigend ausſprechen.

Dichten heißt: hinter Worten das Urwort aufklingen zu laſſen.

Jakob Böhme redet von einer gebärenden Harmonie: — Grundverfaſſung des wirkenden Künſtlers.

Als Pindar geboren ward, tanzte Pan.

Wenn der paſſive Zuſtand des menſchlichen Ingeniums abgelöſt wird durch den aktiven, ſo beginnt es aus dem Nichts zu ſchaffen.

Kunſt iſt Sprache: alſo im höchſten Sinn ſoziale Funktion.

Es gibt in der Kunſt nur eine große Gegenwart für den Lebenden: ſie reicht von den Gräbern in Ägypten und Babylon bis herauf zu uns.

Wehe dem, der ſich mit ſeiner Generation verzettelt!

Warum ſchafft man, da doch das beſte Vorhandene ungekannt und -gewürdigt daliegt? — Nicht zum mindeſten auch deshalb, damit das zum Gegenwärtigen geweckte Intereſſe auch den Schatz der Vergangenheit ans Licht bringe und belebe.

Jedes Kunſtwerk iſt Überwindung.

Überwinden heißt etwas beſiegen, etwas, das im Wege liegt, beiſeite räumen oder ſonſtwie darüber hinausgelangen. Das iſt die Scala d'oro, deren Stufen Kunſtwerke ſind. Sie tragen zu einem Ziel, das über ihnen liegt.

Hier haſt du Ton, hier Raum, hier Zeit: nun bilde für Raum und Zeit ein Kleid!

Der Künſtler iſt ein Nomade. Ein Kunſtwerk hervorbringen, heißt etwas mehr als ein Zelt aufſchlagen und darin wohnen. Es heißt Weideplätze finden für den Geiſt. Ein neues Tal, ein neuer Hügel, einen neuen Himmel, eine neue Sonne darin! Es heißt: Alles aus dem Nichts hervorbringen, nicht nur finden.

Jedes Kunſtwerk hat eine präſtabilierte Harmonie zum Grunde: von ihr abweichen heißt irren.

Es gibt heute keinen die Zeit beherrſchenden Geſchmack, ſondern nur einen beherrſchenden Ungeſchmack, von dem ſich gänzlich zu befreien der Künſtler gezwungen iſt; dadurch erlangt er dann eine größere Freiheit, als unter der Tyrannei des beſten Geſchmacks.

Das Geſchöpf iſt vielleicht ſentimental, der Schöpfer nie.

Gute Kunſt iſt immer kathartiſch. Aber ſelbſt gute Menſchen zuweilen nicht. Kathartiſche Menſchen vermögen ihre geiſtige

Exiſtenz nicht fortzuſetzen, wenn nicht mit Hilfe täglich erneuter Katharſis. Von allen Neueren beſitzt das Kathartiſche am mächtigſten Beethoven.

Ein Künſtler, dem nicht das letzte ſeiner Kunſt Muſik iſt, befindet ſich im Puppenſtadium.

Alle Muſik iſt eigentlich innere Muſik und muß wieder zu innerer Muſik werden.

Dieſelbe bildende Kraft, die dir den Baum als Baum erſcheinen läßt, gibt dir die Fähigkeit, dieſe Erſcheinung als Kunſt feſtzuhalten.

Der Maler: was geht die ganze meinem Pinſel nicht entfloſſene Welt mich an!

Irgendwann entwickelt dir jeder Gegenſtand ſeine immanente Schönheit.

Man ſenkt nicht, wie Taine zu glauben ſcheint, als Künſtler die Wurzeln in ſeine Zeit. Man ſenkt ſie ins Ewige und rankt ſich vielleicht empor in der Zeit.

Vielleicht ſucht man nur immer das Werk und nicht ein Werk hervorzubringen: dann wäre alles Geleiſtete nur Verſuch oder Vorarbeit, bis es gelingt.

Der Künſtler braucht Arbeitsilluſionen, wie der Forſcher Arbeitshypotheſen braucht: ja Hypotheſe und Illuſion ſind funktionell und an ſich beinah das Gleiche.

Der Begriffler entfernt ſich vom Ziel, der Künſtler umſchließt es.

Wie der auf reine Abſtraktion geſtellte Menſch niemals Dichter ſein kann, ſo auch nicht Muſiker im großen Stile.

Man kann ein und dieſelbe Sache in ſo vielen Geſtalten richtig darſtellen, daß es ſchmerzt, ſich für eine allein entſcheiden zu müſſen.

Wenn die inneren Möglichkeiten unerſchöpflich, das Leben aber allzu kurz erſcheint, ermahnt zum Wirken der Gedanke, daß im kleinſten Teil der Kunſt das Ganze iſt. 23. Januar 1921

Wer auf ſeine Art etwas zu ſagen hat, muß auf jede andere Art ſchweigen können. 19. Januar 1913. Villa Carnarvon

Schönheit iſt eine Sache der Sekunde. Die Sekunde entfaltet ſie und verhüllt ſie wieder. Für den Menſchen iſt Schönheit ein göttlicher Zufall. Die begnadete Sekunde bringt den Einklang von Natur, Gott und Menſch. Schönheit iſt aber auch eine Sache der Form; und alſo auch die iſt immer ein göttlicher Zufall. (Sie fällt uns zu!) Das iſt das große Geheimnis den meiſten. Die Form im Kunſtwerk, das letzte Formale, das alſo das Göttliche iſt, das alſo die Schönheit heißt, es wird von den wenigſten überhaupt empfunden! Sie reden aber vielfach davon und vermiſſen es, wo es iſt.

Kunſt, die moraliſiert, iſt keine Kunſt. Geſchichte, die moraliſiert, keine Wiſſenſchaft, Literarhiſtorie, die moraliſiert, iſt eine Erbärmlichkeit: das ſind alles Reſte einer Tyrannei der Theologie.

Was liegt tiefer, der Grunderuſt eines Dichters oder der Humor? Zu einem von beiden, oder gar zu beiden durchzudringen, iſt ſchwierig.

Menſchen tragen Balken, Balken tragen Menſchen: der Dichter das Werk, das Werk den Dichter.

Vergiß alles, was du erreicht und vollendet haſt, nur dann wirſt du jenes Erſtmalige beſitzen, das in jedes Kunſtwerk eingehen muß als ſein lebendigſtes Leben.

Le style, c'est l'homme. Dieſer Satz Buffons gilt in Malerei und Muſik ebenſo wie in der Dichtkunſt. Er gilt in einem Umfang, der alle ſtiliſtiſchen Spielereien ausſchließt.

Griechiſche Münzen: das Haus, wo ſie ſind, iſt erfüllt vom Dampf der Götter.

Dichteriſche Produktivität iſt, wie das Atmen, halb willkürlich, halb unwillkürlich: daher beim Dichter ein Kennen und Nichtkennen, ein Können und Nichtkönnen, ein Tun und Nichttun, ein Laſſen und Nichtlaſſen, ein Wollen und Nichtwollen Hand in Hand geht.

Ich bedauere kunſtverzehrte Menſchen, die von ihrer eigenen Kunſt nicht erlöſt, ſondern aufgefreſſen werden, für die fremde Kunſt entweder nicht vorhanden iſt, oder nur als Gegenſtand der Qual und quälender als die eigene Kunſt.

Wenn ein Künſtler nicht mehr iſt, als ſeine Lobredner begreifen und ausſagen, ſo iſt er nichts.

Die Achtung der Guten, Echten oder Großen in der Kunſt zu genießen, iſt das ſchönſte ſoziale Reſultat künſtleriſchen Wirkens. Inwieweit man eine ſolche Achtung genießt, zu erkennen, und beſonders genau zu erkennen, iſt nicht leicht.

Große Künſtler ſind ſcheu, zartfühlend und ſtolz. Das iſt der Grund, weshalb ſie einander oft ſo fern und fremd bleiben. Je größer die Achtung und Liebe iſt, die einer für den andern hegt, um ſo mehr Zurückhaltung legt ſie ihm auf. Er weiß auch, daß es zu den peinlichſten Dingen gehört, den unmittelbaren Ausdruck irgendeiner Liebe und Bewunderung zu empfangen, die man nicht erwidert. Dieſen peinlichen Zuſtand will er dem Verehrten um keinen Preis auferlegen, aber er muß auch fürchten, den Mangel an Gegenliebe und Gegenachtung zu bemerken, weil produktive Naturen, und zwar unter ihnen die beſten, in Sachen der Kunſt nicht zu heucheln vermögen. Die Wahrheit gleicht dann vielleicht einem Pfeil, den man mit einer Roſe in Nachbars Garten ſchießt, und der mit vergifteter Spitze zurückkehrt und tödlich trifft.

Wo aber unter Künſtlern die Erkenntnis gegenſeitiger Achtung, Bewunderung und Liebe durchgedrungen iſt, dort muß man die tiefſte und echteſte Freundſchaft ſuchen. Zwiſchen ſolchen Naturen brennt die gegenſeitige Neigung wie ein ewiges, geläutertes Licht, das immer vom Beſten genährt wird, was die Seelen der Befreundeten hervorbringen und der Gottheit opfern.

Jeder wenn auch noch ſo unvollkommene Gedanke ſchlägt Funken aus dem Geiſte deſſen, der ihn vernimmt, wenn er Geiſt hat. Aber, o wehe, das vollkommene Kunſtwerk, das Werk des Genies, welchen Unverſtand, welchen Unſinn, welche Torheit, wieviel Niedertracht und Barbarei zwingt es nicht oft in die Erſcheinung!

Es gibt ein großes Mißlingen, mit dem nur die Größten unter den Künſtlern in ihren vollkommenſten Werken zu rechnen haben, und zwar als dem Unvermeidlichen. Es hat nichts zu tun mit den kläglichen Fehlſchlägen der Stümper.

Der beſte Teil des Talentes iſt vielleicht das Glück, mit den Großen aller Zeiten in den ſtillen Geheimbund getreten zu ſein.

Genies ſind unbequem.

Geſchmack darf nicht produktiv werden, er iſt weſentlich korrektiv.

Koloſſe ſind keine vornehmen Gebilde der Kunſt.

Marmor kann keine Fratzen ſchneiden.

Auch in den Fragen der Kunſt iſt zu ſagen: „Sie haben Moſen und die Propheten, laßt ſie dieſelben hören!“

Dramaturgie

Faſt in allen Punkten mögen wir Leſſing für uns ſprechen laſſen, auch allem Überflüſſigen gegenüber, was von neuen Hamburger Dramaturgen über Schauſpielkunſt geäußert wird. „Dieſes junge Frauenzimmer hat Gefühl und Stimme und Figur und Anſtand; ſie hat den falſchen Ton des Theaters noch nicht angenommen . . .“

„Denn nichts iſt groß, was nicht wahr iſt.“

Allem Denken liegt Anſchauung zugrunde. Auch iſt das Denken ein Ringen: alſo dramatiſch. Jeder Philoſoph, der das Syſtem ſeiner logiſchen Konſtruktionen vor uns hinſtellt, hat es aus Entſcheidungen errichtet, die er in den Parteiſtreitigkeiten der Stimmen ſeines Innern getroffen hat: demnach halte ich das Drama für den Ausdruck urſprünglicher Denktätigkeit, auf hoher Entwicklungsſtufe, freilich ohne daß jene Entſcheidungen getroffen werden, auf die es dem Philoſophen ankommt.

Aus dieſer Anſchauungsart ergeben ſich Reihen von Folgerungen, die das Gebiet des Dramas über das der herrſchenden Dramaturgien nach allen Seiten hin unendlich erweitern, ſo daß nichts, was ſich dem äußeren oder inneren Sinn darbietet, von dieſer Denkform, die zur Kunſtform geworden iſt, ausgeſchloſſen werden kann.

Vorwort zur Geſamtausgabe 1906

Das Drama iſt doch wohl die größte Dichtungsform. Schließlich werden alle Gedanken dramatiſch gedacht, wird alles Leben dramatiſch gelebt.

Urſprung des Dramas iſt das zwei-, drei-, vier-, fünf- und mehrgeſpaltene Ich.

Die früheſte Bühne iſt der Kopf des Menſchen. Es wurde darin geſpielt, lange bevor das erſte Theater eröffnet wurde.

Das primitive nach außen zur Erſcheinung gebrachte Drama war das erſte Selbſtgeſpräch mit lauter Selbſtanrede und Antwort.

Erfahrung iſt das Weſen der Dichtkunſt.

In der Dichtung bedingt wie in der Architektur alles der Grundriß.

Ein Erlebnis muß wie ein Saatkorn in eine gewiſſe lichtloſe Tiefe verſinken und für eine gewiſſe Zeit, ehe es keimt, Wurzeln und Stengel trägt und über der Erde Blüte und Frucht bringt: das heißt, ehe es dichteriſch wird.

Es gibt kein irgendwie geartetes menſchliches Hirn, das nicht ſein Drama in ſich herum trüge. Immer wieder werden Epiſoden aus dem großen Epos des eigenen Lebens vom Gegenwartsbewußtſein dramatiſch geformt. Deshalb iſt die dramatiſche Form, das dramatiſche Werk volle Gegenwart. Der zuſammenfaſſende Geiſt wirtſchaftet mit einem Reſiduum deutlicher und lebendiger Anſchauung, worin ſeine Situation im Verhältnis zu Vater, Mutter, Geſchwiſtern, Freunden, Vorgeſetzten wie Untergebenen und vor allem zu ſeinen Feinden ſprechend und agierend enthalten iſt.

Das Genie benutzt dieſe innere Urform des dramatiſchen Bewußtſeins, wie man es nennen kann, um aus ſeinen Grundelementen die dramatiſche Kunſtform herauswachſen zu laſſen.

Das Schickſal ſtieg aus dem Meere, die Schickſalsidee iſt meergeboren.

Wenn das dramatiſche Bewußtſein ſchöpferiſch geworden iſt, ſo beweiſt es den Dramatiker: und dieſer, vermöge der Eigenart des täglich neue Gebiete umſpannenden dramatiſchen Bewußtſeins, wird außergewöhnlich fruchtbar ſein.

Harmonie iſt das Produkt von Kämpfen: danach iſt ihr ethiſcher Wert zu beurteilen. Auch Wert und Weſen des Dramas ſind darin beſchloſſen.

Drama iſt Kampf. Das größte Epos wurzelt in dem Ehebruchsdrama. Helena, Menelaos, Paris und den Kämpfen um Troja. Es hat ſich zum Teil dann wieder in Dramen aufgelöſt.

Ein Drama, das nicht vom erſten bis zum letzten Wort Expoſition iſt, beſitzt nicht die letzte Lebendigkeit.

Das Epos geht ſeine Straße, das Drama bleibt auf ſeinen Kampfplatz angewieſen. Das Epos entwickelt ſich in der Zeit. Das Drama vornehmlich im Raum.

Die epiſche Kunſt lebt von der hiſtoriſchen Fiktion. Sie ſetzt einen Erzähler voraus.

Die dramatiſche Kunſt fingiert Gegenwart. Sie hat einen unſichtbaren Schöpfer, allerdings einen unſichtbar Gegenwärtigen, der ſich in ſeinen Geſchöpfen dokumentiert.

Zeit im Drama: geſetzmäßige Sukzeſſion des Pſychobiologiſchen. Ort im Drama: Stand und Bewegung des Menſchen unter Menſchen.

Es gibt einen pſychiſchen Akt. Auch der Dramatiker muß vor allem Akt zeichnen können. Viele ſogenannte Dramatiker ſind leider nur beſtenfalls Koſtümſchneider.

Man muß, um wahrhaft produktiv zu ſein, den dramatiſchen Stoff, alſo Menſchen und ihre inneren und äußeren Beziehungen und Kämpfe, ganz unabhängig davon ſehen, daß die Menſchen Menſchen, Männer, Weiber, Ariſtokraten, Bürger, Arbeiter oder regierende Fürſten, daß ſie alt, jung, arm oder reich ſind. Man muß ſie ſehen, als wüßte man nicht, wie ſie atmen, was ſie eſſen, trinken, wie ſie leben müſſen, um zu leben, daß ſie ſprechen, ſingen, ſchreiben, wachen, ſchlafen und Notdürftiges verrichten — nicht, was ſie tun, noch in Künſten und Wiſſenſchaften erreicht haben. Man muß ſie ſehen, als wüßte man gar nichts von ihnen und erführe alles zum erſtenmal. Dieſes vollkommen Fremde muß dem Beſchauer in ſeiner kleinſten Funktion das ganze Myſterium, in ſeiner vollen Wunderbarkeit und Unbegreiflichkeit ausdrücken.

Das Drama iſt nichts weiter als die natürliche Syntheſe zeitlich und räumlich weit auseinander liegender dramatiſcher Einzelmomente im Menſchengeiſt.

Die Diſtance, aus der man ein Drama ſieht, darf ſich während der Arbeit nicht verſchieben.

Ein Drama muß ſich ſelbſt bewegen, nicht vom Dichter bewegt werden. Der Urſprung ſeiner Bewegung muß, wie der Urſprung des Lebens, allen verborgen ſein.

Wer das Weſen des Dramatiſchen ſtudieren will, vergeſſe nicht, Rembrandts Handzeichnungen zu betrachten.

Es gibt im Drama außer dem Stofflichen und Formalen noch ein drittes.

Man darf auch in der Produktion niemals das unbewußt Wirkende aufſtören: man könnte ſonſt leicht in die Lage kommen, Mechanik für Wachstum zu ſetzen.

Der Maler, dem die Farbe in einer unlöslichen Miſchung, die zugleich Licht, Schatten, Seele des Objekts, Plaſtik und ſubjektiven Ausdruck enthält, aus dem Pinſel fließt, hat den meiſterlichen Ausdruck ſeiner inneren Figur erreicht. Er ſchafft ſein Bild vermöge eines eingefleiſchten Prozeſſes unmittelbar, ſo zwar, daß ſelbſt der Kunſtverſtand im Unbewußten verborgen iſt. Ebenſo der Dramatiker.

Die wahren Syntheſen des wahren Dramas ſind viel verwickelter, obgleich nicht zutage tretend außer in volles Leben umgeſetzt, als alle mechaniſch errechneten Verwickelungen.

Die Sprache des Augenblicks iſt unartikuliert, ſie entwickelt ſich zur eigentlichen Sprache erſt in der Zeit. Der Augenblick, der leben und ſterben würde, überlebt ſich durch Sprache. Immer und überall wurzelt dramatiſche Sprache im lebendigen Augenblick.

Starke Schickſale ſind ſtarkes Leben: deshalb drängt ſich das Volk zur Tragödie und zur Leidensgeſchichte Jeſu.

Nur ſo lange ich lebe, erinnere ich mich; je tiefer ich lebe in Schmerz und Luſt, um ſo tiefer! Darum ſchreibe und ſehe ich Schauſpiele uſw.

Man muß unterſcheiden: den Gedanken, welcher denkt, und den, der gedacht iſt. Es iſt ein Gedanke, daß gedachte Gedanken im Drama ſelten oder nie formuliert werden dürfen. Der denkende Gedanke ſoll laut werden. Höchſtens der Gedanke in ſeiner Geburt, oder kaum erſt geboren, ungebadet und mit noch unzerriſſener Nabelſchnur. Vielleicht auch ein blindgeborener Gedanke, der die Augen zum erſtenmal hell aufſchlägt. Solcher Gedanken gibt es viele in meinen Dramen, aber ſie werden nicht immer erkannt in ihrem Zuſtand. Vielleicht auch ihrer Ungewöhnlichkeit wegen, und ſind nicht zu gebrauchen für den Zitatenſchatz.

Immer mehr „Undramatiſches" dramatiſch zu begreifen iſt der Fortſchritt.

Schauſpielkunſt: keine Nachahmung, eine geſteigerte Sprache, reichſter Ausdruck des Perſönlichen iſt im Schauſpieler mehr als in jedem andern Menſchen bewußt geworden.

Ein Schauſpieler beweiſt ſein Leben durch den Laut ſeiner Stimme und durch äußerliche Bewegungen. Die Geſtalt des dramatiſchen Dichters beweiſt ihre Lebensfähigkeit durch die Geſetzmäßigkeit jener immateriellen und doch feſt umriſſenen Innerlichkeit, welche die Feſtigkeit des Diamanten mit der Beweglichkeit der Luft verbindet. Aber der Diamant iſt nicht hart, die Luft nicht beweglich genug! Sie beweiſt ihre echte und lebendige Exiſtenz durch die richtige Abhängigkeit von anderen Geſtalten und durch die abſolut geſetzliche Art, in der ſie kollidiert.

Das Verhältnis des Schauſpielers zur Dichtung muß mehr ſein als das des Pferdes zu Geſchirr und Wagen.

In der alten Tragödie überwiegt das Sein, in der neuen das Werden.

Das Theater wird ſolange nicht zu ſeiner vollen und tiefen Wirkungskraft gelangen, bis es bei uns wie in Griechenland die Sanktion eines Gottesdienſtes hat. Es iſt bei uns kräftig aus ſich, aber nur geduldet, nicht kultiviert. Es ſteht unter dem Druck eines feindlichen Vorurteils, nicht unter dem Schutze der Heiligung.

Die Athener allein errichteten dem Mitleid eine Statue. Das Mitleid hat eine Stimme in uns. Zu dieſer Stimme formte der Grieche eine Geſtalt, gleichſam ihre ausſchließliche Wohnung. Stimmen wie Bildſäulen ſind Glieder des großen Dramas, an dem wir alle dichten.

Ariſtoteles und Leſſing wenden ſich gegen die Wahl abſtrakter und idealer Charaktere; dieſer beſonders gegen den makelloſen Helden im chriſtlichen Trauerſpiel.

Man hört Worte wie dieſe immer aufs neue: Niederungen des Lebens! Alltägliche Miſere! Arme-Leute-Geruch! — Man trenne von einem Fürſten das, was des Titels iſt, von dem, was des Menſchen iſt: was iſt wichtiger? Nie und nirgend hat es die Kunſt mit Titeln zu tun! auch nicht mit Kleidern! Ihr Gegenſtand iſt die nackte Seele, der nackte Menſch! Es braucht kein Leſſing zu kommen, um uns wiſſen zu laſſen, daß „die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, der Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menſchen überhaupt …“ „pathetiſcher“ ſind als alle Titel uſw.

Armeleutekunſt

Man ſollte endlich damit aufhören, die Kunſt der Klaſſiker durch einen ſolchen Ausdruck zur Reicheleutekunſt zu degradieren. Volk und Kunſt gehören zuſammen, wie Boden, Baum, Frucht und Gärtner.

Wo du auch immer dem begegneſt, was dramaturgiſch Schädlinge immer vermiſſen, immer ſuchen und niemals erkennen wo es vorhanden iſt, eben das, was ſie auch mit dem Namen „Handlung“ bezeichnen — nimm was du findeſt, wenn dir di „Handlung“ begegnen ſollte, Axt, Knüppel oder den erſten beſten Stein, der dir gerade zur Hand iſt, und ſchlage ſie tot.

Ich habe noch in keiner Kritik zum Beiſpiel geleſen: dieſe Geſpräch hat einen ſchönen Rhythmus, jenes hat einen tiefe Unterſtrom, jenes verrät eine leichte Hand, dieſes beſitzt ein eruptive Macht uſw.

Wer etwas im Dichteriſchen nimmt, was er nicht ſchon beſitzt, behält ſelbſt als Meiſterdieb leere Scheuern.

Der Denkweiſe eines Menſchen nachzugehen, iſt leicht. Sein Art zu empfinden, nachzuempfinden, worauf es allein mir ankommt, ſchwer.

Man muß in der Arbeit zuweilen auch auf Meiſterſchaft zu verzichten wiſſen.

Das Abſolute hat im Drama keinen Ausdruck.

Das Drama regiert die Welt, nicht das Theater.

Die innere Bühne muß ihre Entwicklung nehmen, und zwar über das Natürliche in das Kunſtmäßige hinaus, wenn das Theater, die äußere Bühne, danach ſeine Entwicklung nehmen ſoll.

Jedes Drama iſt ein hiſtoriſches, ein anderes gibt es nicht.

Verbeſſere deine Arbeitsmethode und du verbeſſerſt dein Werk.

Jede Familie trägt einen heimlichen Fluch oder Segen. Ihn finde! Ihn lege zugrunde!

Tieck und andere Dramatiker kennen die vielfältigen Äußerungen der Affekte nicht, ſondern nur einige konventionelle.

Das Bereich deſſen, was man geſund und normal nennt, wird im Affekt verlaſſen. Ein Drama ohne Affekt iſt undenkbar, daher es immer einigermaßen ins Pathologiſche übergreifen muß.

Sie verlangen den Helden: diejenigen am lauteſten, die ihn am lauteſten ſchmähen würden, wenn er erſchiene. Reichtum der Seele, ein ſtarkes, friedliches, großes Empfinden machen vielleicht Heldentum aus.

1896—1897

Jedes Drama enthält einen Zug von Pedanterie, den das Leben nicht hat.

Vom Individuellen der Charakteriſtik muß in der Tragödie irgendwie abſtrahiert werden.

Epiſodenfiguren können geſchaut, Geſtalten des engeren Dramas müſſen gelebt ſein.

Fanatiker ſind im Drama nur epiſodiſch zu verwerten: ihr unbewegliches Wahnſyſtem iſt bald heraus und die Standhaftigkeit, mit der es behauptet wird, ebenfalls: darüber hinaus gibt es dann nichts, was dem Leben des Dramas noch förderlich ſein könnte.

Mechaniſche Szenen ſind roh und nur mit aller Vorſicht künſtleriſch zu verwerten: Totſchlag, Duell, Schlachtſzenen.

Die Fabel muß einfach bleiben und die Perſonen nicht belaſten, damit weniger Faſern und viele ſaftige Zellen in der Frucht der Dichtung entſtehen mögen.

Je zuſammengeſetzter die Fabel, um ſo weniger Charakter. Je einfacher die Fabel, um ſo reicher der Charakter.

Was man der Handlung gibt, nimmt man den Charakteren.

Eine ſtille Dramatik findet nicht einmal unter den Fiſchen im Meere ſtatt.

Das Leben ſchließt einen tragiſchen Konnex ebenſowohl ab als der Tod.

Ibſen ſieht das Tragiſche meiſt nur in der ſogenannten geſcheiterten Exiſtenz. Tragik bei voller Exiſtenz iſt die höhere.

In Fällen, wo wir das Leben der dramatiſchen Kunſtform nicht anpaſſen können: — ſollen wir nicht dieſe Kunſtform dem Leben anpaſſen?

Der Dichter, der zum Pathologiſchen ſeine Zuflucht nimmt, habe ſchlecht komponiert, ſagt P. E. Darf der Dichter den Menſchen univerſell betrachten? Muß er die mediziniſche Fachunterſcheidung von krank und geſund machen und dann das krank ausſchalten? Wieviel ärztliches Fachwiſſen würde aber allein dieſer Prozeß vorausſetzen und, nach ſeiner Vollziehung, was bliebe übrig? Ein Reſtermenſch? Würde dieſer in ſeiner notwendigen Exiſtenzunfähigkeit noch Objekt der Kunſt ſein können? Warum nicht ebenſo gut der vollkommene Menſch? Das gleiche Unding und von Subalternen geſucht.

Vermögt ihr die Schönheit einer inneren Linie im Drama zu ſehen?

Man hat immer alle und jede Tragödie abgeſchwächt, ja im weſentlichen abgelehnt. Keine Tragödie, die nicht gemildert, gelähmt und verdorben worden wäre. Das Haupt der Meduſa iſt nicht einmal auf dem Schreibtiſch des Gelehrten, geſchweige im Salon oder Boudoir erträglich geweſen.

Die Satyrmaske, die hinter der Schlußfeuersbrunſt der Tragödie aufgrinſt im göttlichen Triumph des Lebens. Ironie iſt der Grundzug des triumphierenden Lebens.

Man ſpricht von blutiger Ironie: das iſt die echte Tragödie.

„Die Form iſt ein Geheimnis den meiſten.“ Die Form iſt ein Geheimnis: allen!

Eindrücke

Sebaldusgrab

Wie grazil es iſt! wie die Apoſtel gleich göttlichen Flammen auf Leuchtern ſtehen! wie alles auf eine unſägliche Koſtbarkeit im Innern des Sarges deutet!

Man muß die Art, wie der Meiſter ſein Kunſtwerk genoß, wiederfinden: dann werden es die Schnecken, auf denen es ruht, langſam und feierlich um ſich ſelbſt bewegen und um das Kind, das die zentrale Erneuerung der Welt bedeutet, die es zugleich als höchſte Spitze und Blüte trägt.

Im Stephansdom, den ich morgens beſuchte, empfing ich einen tiefen Eindruck von dem Grabmal Kaiſer Friedrichs des Dritten (begonnen von Niklas Lerch aus Leiden, 1467, vollendet 1513 durch Michael Dichter). Es iſt aus rotem Marmor und ſteht im ſogenannten Paſſionschor. Es iſt ein gewaltiger Ernſt mit dieſen Monumenten in den Chor gebracht, der in der Kirche ſonſt nirgend noch erreicht wird. Hier iſt drohende, kahle, finſtere Kraft ausgeſprochen, und die Niſche hat eine drohende Weihe. Merkwürdig ſind Geſtalten von Dämonen, in Form von Hunden und Affen: ſie füllen, einer an den anderen geſchlungen, eine Art Rinne oder Graben aus, der um das ganze Monument geht. Die Kette iſt unterbrochen durch einen Menſchenſchädel, zwiſchen deſſen Kinnladen eine dicke Schlange hineinkriecht. Die Hunde nehmen allerhand natürliche beobachtende Stellungen ein, kratzen ſich uſw. uſw., desgleichen die Affen. Dieſer ganze Kranz um den altarähnlichen Bau herum iſt von grauſiger Kälte und Bizarrerie.

25. Januar 1897

Ich ſah geſtern im Stephansdom mit großer Ruhe ein kleines Marienbildchen, das mit einem ſilbernen Gitter überzogen iſt, und dem man göttliche Ehren erweiſt. Etwa hundert Menſchen ſtanden und knieten immer gleichzeitig und Gebete liſpelnd davor. Der Türſteher ſagte mir, Kaiſer Franz Joſeph habe es von Tetſchen(?) hierher bringen laſſen, weil es ein wundertätiges Bild ſei und aus den gemalten Augen Tränen vergoſſen habe. Am Fundort ſei es nicht genügend verehrt worden und ſtünde deshalb nun hier. In der Tat: es brannten auf eiſernem Ständer davor dicke und dünne, lange und kurze Opferkerzen, deren Flammen der kalte und düſtere Steinhauch des rieſigen Kirchenraumes hin und herbog. In der flackernden Beleuchtung gab es ein unaufhörliches Neigen, Beugen, Sichniederlaſſen, Sicherheben, Kommen und Davongehen. Die Andächtigſten und Gläubigſten küßten das ſilberne Gitter. 26. Januar 1897

Die Orientpracht der Kirche von San Marco erſchließt Venedig. In dieſes goldene Haus gehören die Purpur- und Goldgewänder der Dogenzeit. Ein meſſeleſender Prieſter ordnet ſich in den Prunk durch ſein feuerfarbenes Meßgewand.

Von San Marco zu Tizian iſt ein kleiner Schritt. Hier mußte der Meiſter von Pieve di Cadore gewandelt haben.

Die Prieſter ſind zufällige Beſiedler dieſer Prachtſchale, wie die Larve eines gewiſſen Inſekts des Raumes im Inneren einer Haſelnuß. In gewiſſer Weiſe ſind Prieſter mehr.

Tätiger Wahn, zeugender Wahn! Iſt nicht dies alles, was wir wünſchen können. Dieſe Schale iſt da, um eine religiöſe Hauptempfindung teils zu zeugen, teils zu verherrlichen, teils durch Umhüllung zu behüten. Nicht ſo die Natur, Kunſt gebiert dem Menſchen das Göttliche. Kunſt aber iſt menſchlichen Urſprungs durchaus. Marmor, Porphyr, Gold, Eiſen, Silber, dem menſchlichen Handwerk unterworfen, das wieder der Geiſt zur Einheit fügt, hat die Hülſe geſchaffen für etwas Ungreifbares, Unmeßbares, Unwägbares, Unſichtbares. 1. Februar 1897

Ich träumte von Lonig. Ich beſah mir die Scheune, wo ich als Vogt neben den Arbeitern geſtanden habe. Der Hof machte einen öden Eindruck. Ich ging dann ins Herrenhaus, wo Tante Julie noch wohnte, aber gänzlich vereinſamt. Die Räume und Wände enthielten für ſie und mich noch die Schatten der Vergangenheit. Es herrſchte ein fremder Verwalter. Wir ſchritten gemeinſam durch eine ungeheure Allee von Kaſtanien: Tante Julie und ich. Auf einmal fühlte ich, ſah in ihrem Geſicht die Veränderung zum liebenden Weibe. Um die Lippen ſpielte Zärtlichkeit, Humor und kindliches Leben. Da ſah ich, und weiß nun auch im Wachen, was ihr das Leben genommen hatte. Unter den Seitenfenſtern war ein ſtehendes Waſſer, ein Teich: düſter von Pappeln und Weiden umgeben. Gelbe Blätter bedeckten überall die Ufer. Mai 1898

Mir iſt, als hätte ich den Grat eines Gebirges erſtiegen, auf dem ich nun gehe. Der Gang iſt ſicherer, ruhiger, leichter, indeſſen der innere Auftrieb, der zwecklos geworden iſt, fehlt. Jetzt blicke ich gradeaus, nicht mehr in die Höhe. Ich blicke nach unten, wohin ich, wie ich fühle, wieder hinabſteigen muß, wenn ich eine Strecke in der Höhe werde gewandelt ſein. Früher baute ich Utopien und bildete im Ringen nach ihrer Verwirklichung. Jetzt ſchwebt mir ein plaſtiſches Werk vor, ein großes Denkmal vieler Freuden, Menſchen und Dinge. Ein ſolcher Tempel des Todes müßte reſignierend und veredelnd, ſcheint mir, in das noch übrige Leben hereinwirken. 14. Juni 1898

Warum bin ich nicht Muſiker, der ich doch vor allem Muſiker bin? Ich habe geſtern von Sonnenuntergang bis tief in die Mondnacht mit allen Sinnen Muſik gehört. Es gibt in der Muſik das Konkrete und das Abſtrakte wie in jeder Sprache. Die Muſik des Sonnenuntergangs, die Muſik der Meeresunendlichkeit, die myſtiſche Muſik der lebenzeugenden Meerestiefe, die konkrete Muſik der Brandung, die machtvolle der zerklüfteten, wilden Felsküſte mit ihren Faltungen und Verwerfungen. Der Kirchhof auf der Spitze mit ſeiner Muſik. Die Muſik der fortſchreitenden Dämmerung, der hereinbrechenden Nacht. Das Aufgehen der Lyra des Himmels mit dem Geſang der Sterne. Luna, die Trägerin ſo zahlloſer menſchlicher Irrtümer der Sehnſucht, mit ihrer rätſelvollen Urmuſik. Gegen dieſe duldende ſteht die gewaltig aktive des Sol. — Die Muſik der Straßen. Das aufdringende Geſchrei der Menſchen. Die Hähne mit ihrer Muſik. Der große Karren mit rieſigen Rädern, dieſe ſich bewegend in Ton und Rhythmus. Die Schlittenſchellen der vier Gäule: dieſe ſelbſt von unten beleuchtet und ihre Muſik. Das ſchwankende Licht der unterm Wagen baumelnden Laterne und die ſeine. Der ſingende Fuhrmann dazu uſw. uſw.

Ich

Wonach ich mich ſehne? Nach gläubigen Menſchen aller Art!

Dir das Deine,
jedem das Seine,
mir das Meine.

Ex corde lux.

Ich will etwas, das von Klein und Groß ebenſo unabhängig iſt als von Gut und Böſe.

Ihr glaubt mich zu überſchätzen? Schätzt mich nur als das, was ich bin, ſo verliere ich nichts.

Wo willſt du ſtehn: hoch oder niedrig? verborgen oder öffentlich auf der Rednerbühne? auf der Kommandobrücke eines Schiffes oder eines Staates?

Dort will ich ſtehen, wo ich zu mir und andern ſagen muß: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

Ich habe niemals eine andere Würde bekleidet als die mir innewohnende.

Soll ich mich in die Gegenwart drängen wie eine Zeitung?

Es konnte mir nichts Beſſeres paſſieren, als daß der Antagonismus der Welt mich immer wieder auf mich und in mich zurückwies.

Ich achte die geiſtigen Ameiſen. Ich liebe die geiſtigen Bienen.

Der Himmel möge mir das Glück erhalten, mich täglich über das Lokale und allzu Perſönliche ins Unendliche und Ewige erheben zu können: will heißen vom zeitlichen ins ewige Schickſal.

Von dem, was die Welt beherrſcht und allgemeinſte Verbreitung hat, von der Argliſt, iſt bis jetzt wenig in meinem Werk. Trotzdem habe ich ſie von Jugend auf gekannt, gewußt, geſehen, gefühlt und mich gegen ſie aufgebäumt: immer ohne ſie eigentlich für möglich zu halten. Sie iſt das wahrhaft Niederträchtige und im Nurirdiſchen das wahrhaft Erfolgreiche. Bosheit iſt nur eine impotente Abart der Argliſt.

Weil Hartmann von Aue atmete, meinen die Leute, ich ſolle erſticken.

Ich hatte mitunter viel Zeit für fremdes Leid. Allmählich bekam ich mehr zu tun mit dem eigenen.

Oft, wenn ich Schwächen meiner Natur freimütig bekannte, fand ich einen Menſchen, der ſich gleicher Schwächen rühmte.

Die Hand am Ruder kenn ich keine Furcht, wohl aber als untätiger Paſſagier.

Vogel-Straußpolitik iſt nicht immer ganz vom Übel. Ich erfahre es oft in den Kämpfen meiner Seele, in denen ich zugrunde gehen müßte, wenn ich nicht einen vorübergehenden Frieden auf Vogelſtraußmanier mitunter erzwänge.

25. Januar 1897

Mein Frühjahr muß früh ſein, mein Herbſt ſpät, wenn Früchte reifen ſollen.

Die glücklichſten unter meinen Tagen begannen zuweilen hoffnungslos, die übelſten wie Gottes Sonntag.

Mein Leben an einem Tage ohne Einſamkeit iſt das Leben des Fiſches in einem Teiche ohne Waſſer.

Meine Kunſtform iſt meine Moral.

Haus Gottes, Kirche. Welchen Beſudelungen ausgeſetzt! Wie rein dagegen mein Haus!

Wer meine Dramen verleugnet, verleugnet ſein Menſchentum.

Mich beſchäftigt nicht nur die Sache der Lebendigen, ſondern auch die der Toten.

Ich fühle, daß ich wirke, und das macht mich, im Augenblick, wo ich es fühle ... nicht glücklich, nicht zufrieden, nicht ſtolz, aber ... im Wirken wahrhaft wirklich.

Glaubt ihr, daß ich alles nicht kann, was ich ungetan laſſe?

Was ich vielleicht habe, und was mein iſt, wird mir fremd wie einem Fremden. Aber ich behalte keine Möglichkeit, es mir wie dieſer vertraut zu machen.

Wir haben ein Recht über Unſinn zu klagen. Wir müſſen ſchwerſte Anklagen geduldig und ſchweigend anhören mit den lebendigſten Gegenbeweiſen in der Hand. Unſere Richter ſind ſo geartet, daß ſie ganz beſtimmt und gelaſſen wiſſen: ihr Juſtizmord ſei reinſte Gerechtigkeit. Oh, wann wird der Tag kommen, dieſe Richter vor Gericht zu ſtellen? Niemals!

Anfang Februar 1908

Es kommt vor, daß eine Geſamtheit ſich entſchließt, dir großmütig das zu verehren, was ſchon ſeit Jahrzehnten dein ſchönſtes Eigentum iſt.

Bewunderung, die man erfährt, macht klein; Geringſchätzung groß.

Der Dummſtolz iſt der undurchdringlichſte Panzer: aber ich mag wider ihn nicht einmal die goldene Rüſtung meines echten Stolzes anlegen! Warum nicht? weil ſie ein wenig jenem andern Panzer ähnlich ſieht.

Zwei Dinge unterſchätzen meine Gegner, meinen Hochmut und meinen Gleichmut.

Nein, ich liebe nicht alle Menſchen, und ſie haben es auch wahrhaftig nicht alle nötig.

Es gab eine Zeit, wo ich für mutig galt. Heut bin ich es.

Ich habe dem Politiker in mir jeden Tag mit einem Hammer den Schädel einſchlagen müſſen, um zu leben: es wäre verkauftes Menſchentum, wenn ich es in meinem beſonderen Falle nicht getan hätte.

Im April 1913 ſprang mein Kätzchen in den weißglühenden Kamin und wieder heraus. Es war vollſtändig nackt geſengt. Am 31. Mai 1913 tat ich dasſelbe.

Glaubt jemand vielleicht, ich könnte mich je als Kohlhaas auftun und nach Gerechtigkeit ſchreien? Der irrt ſich.

Meine Feinde kennen den Grad der Verachtung nicht, deſſen ich fähig bin.

„Und wiſſen Sie was, ich kann ſchweigend lachen!" die wenigſten Menſchen können das.

Perſönlichkeit

Man ſagt, eine Perſönlichkeit ſei bedeutend oder nicht. Nennen wir ſie bedeutend, ſo laſſen wir das außer acht, was ſie iſt. Was bedeutet ein Menſch? Das zu wiſſen iſt wichtiger, als die richtige Antwort auf die Frage: was iſt er?—?

Menſchen klagen zuweilen über Mangel an Perſönlichkeit bei anderen: meiſtens ſind es Leute, die Perſönlichkeit weder haben, noch dulden können, wo ſie ihnen entgegentritt. Juni 1905

Man redet von öffentlichen Charakteren: es gibt überhaupt keine anderen. Das, was wir Charakter nennen, iſt eine Form, die nur im Betrachter entſteht. Je intuitiver die Betrachtung iſt, je tiefer ſie auf Weſenhaftes drängt, um ſo weniger Charakteriſtiſches wird ſie bemerken. Der Künſtler iſt der ſicherſte, geduldigſte, am wenigſten voreingenommene Betrachter. Wenn auch das Künſtleriſche in jedem Kinde und Menſchen enthalten iſt, ſo iſt es doch meiſt verkümmert, und die Künſtler ſind eine kleine Gemeinde. Ihre Propaganda der Tat wirkt nicht ſo weit, weil nur auf Eingeweihte! wie die Propaganda des Wortes, die von den Schulmeiſtern ausgeht. Sie, dieſe Schulmeiſter, haben den guten und ſchlechten, den ſchwachen und ſtarken Charakter erfunden. Ihrem oberflächlichen Blick genügen wenige Züge, und der Maſſe wiederum behagen die wenigen Merkmale, die ihr an die Hand gegeben werden, um „richtig“ über Menſchen urteilen zu können. Überdies will der Schulmeiſter mit etwas „fertig“ werden oder „fertig“ ſein: ſonſt läßt ſich darüber nichts „Richtiges“ ſagen.

Ergo: Ihr ſollt nicht einen „Charakter“ aus mir machen wollen, und ſucht ihr an mir feſte Merkmale, ſo werdet ihr letzten Endes nur auf das ſtoßen, was allen Menſchen gemeinſam iſt.

Ein Miniſter, mehr noch ein Parteipolitiker, iſt ein Charakter. Ich nicht. Die Geſichter aber, welche dieſe Leute jahrzehntelang der Öffentlichkeit zukehren, ſind nicht ihre eigenen, ſondern Masken. Hinter jeder ſteckt ein Charakterloſer, der mich tiefer als der Charakter intereſſiert. Charaktere wollen und müſſen ſich darſtellen. Ich aber muß weder, noch will ich einen Charakter darſtellen, ſondern mich, mich ſelbſt. Wenn ihr nach meinem Charakter ſucht, ſo iſt das, als ob ihr nach meiner Staatsuniform ſucht: ich habe keine. Aber ich denke mehr wert zu ſein als das Werk eines Schneiders, und wenn ich auch ſelbſt der Schneider wäre.

11. Mai 1898

Jedes Menſchen Geiſt iſt über alles hinaus ſynthetiſch, und auch Goethes Kraft zur Syntheſe war dieſe natürliche, nicht außergewöhnliche Kraft. Aber daß er ſie in ihrer Wirkſamkeit erkannte und gelten ließ, auch über alle logiſchen Widerſprüche hinaus, gab ihr die große Entfaltung. Sie wird in vielen Fällen verkannt, negiert und in Bann getan zugunſten der reinen Logik, die auf gewiſſen Gebieten die großartigſten Syntheſen zuwege bringt. Die reine Logik als ſynthetiſche Kraft iſt immer nur eine Teilkraft der großen ſynthetiſchen Kraft der Perſönlichkeit.

Der Menſch beruhigt ſich dem Mitmenſchen gegenüber niemals gänzlich. Seelenruhe iſt unſozial, man muß ſie geheim halten. Man gewinnt ſie einzig aus ſich und in ſich. Jeder andere muß ſie, ſelbſt wenn er nicht will, zerſtören.

Was iſt mein Eigen? Alles und nichts! Mit größter Wahrſcheinlichkeit ein feinſtes formales Element, welches in der Geſamtäußerung der Perſönlichkeit am ſtärkſten hervortritt. Dieſe Geſamtäußerung kann aber nie eintreten, es wird ſich alſo um Teile handeln, in denen aber das Eigenelement ſchwerer nachzuweiſen iſt.

4. Februar 1899

Eine Sache gewinnt oder verliert durch den Mann, der ſich für ſie einſetzt, auch ein Gedanke und eine Meinung.

Man nehme ein Bild von Rubens und laſſe es von van Dyck kopieren: es wird ein van Dyck daraus.

Schroff, eckig, unabgeſchliffen, ſchmerzend im Reagieren muß der Echte zur Tiefe gezwungen ſein: er muß Tyrann, Narr, Hyſteriker ſcheinen! — Anders geht er den Weg der Verflachung.

Es iſt wohl der Beweis einer kräftigen Seele, wenn ſie, jahrzehntelang öffentlichen Angriffen ausgeſetzt, von den übrigen Leiden abgeſehen, ſich weder zum Rundſpiegel wölben, noch zum Hohlſpiegel einſchlagen läßt, ſondern richtig und gerade nach wie vor Gott, Menſch und Welt widerſpiegelt.

Was verwandelt die geiſtige Atmoſphäre in ein Vakuum? Nichts Eigenes mehr ſein zu dürfen.

Bekenntniſſe ſind ihrem Weſen nach flach; aber dieſer Art Flachheit ſoll man ſich niemals ſchämen, ſie iſt urlebendig.

Wir ſehen überall Individualitäten, ſelbſt in einem halb verkohlten Stück Holz: aber ebenſowenig wie dieſes in ſich, würden wir, ohne andere, imſtande ſein, Individualität an uns ſelbſt feſtzuſtellen.

Menſchentum

Wenn der moderne Fortſchritt mit Hilfe der Wiſſenſchaft auch den Wagen gebaut hat, wohin wollt ihr reiſen? Zu einem Menſchen wollt ihr reiſen! So achtet darauf, daß noch irgendwo in dem Wirbel der Ziviliſation einer übrig bleibt.

Es liegt ein dunkler gewaltiger Rhythmus in der Natur. Wir hören ihn nicht mehr! Wer ihn hört, wird fortgeriſſen zum tanzenden Sein und Sehertum, zum Dithyrambus des Alls.

Gerade wir, die wir den Bund der wahren Menſchheit wiederherſtellen wollen, wir können leben ohne Bund, und doch, und doch: einigt euch, Ihr Einigen.

Er will gelten!
Nein!
Nicht gelten!
Sein!

Etwas ſein iſt nicht ſo viel als etwas werden, am allerwenigſten etwas ſein, ohne es geworden zu ſein.

Abhängigkeiten? Ja! Durch Liebe, aber nicht durch Furcht.

Man muß zugleich mit dem Geſicht, dem Gehör, dem Geruch, dem Geſchmack und dem Gefühl vorſtellen. Die reichſte Empfindung des Lebens liegt im Atmen.

Das Neugeborene: das neue Zentrum, die neue Sonne für das Planetenſyſtem und Spiel unſerer auseinanderſtrebenden Seele.

Der wahre Menſch geht auf dem Kopfe, weniger auf den Händen, noch weniger auf den Füßen: aber die Gehwerkzeuge müſſen alle in Ordnung ſein, wenn vollkommen gegangen werden ſoll.

Die Jugend legt die Fundamente aller unſerer künftigen Werke in unſeren Geiſt.

Die Trennung der Generationen iſt ein zu wenig beachtetes Phänomen: dieſe Trennung iſt abſolut; größte Vertraulichkeit ja Freundſchaft (ſelbſt von Vater und Sohn) können ſie nicht aufheben. Die neue Generation lebt in einer neuen, jungen, ſelbſtgeſchaffenen Welt, die aber doch etwas Einmaliges hat. In dieſe hinein ſind ſie geboren, in ihr leben und ſterben ſie. Wir aber ſind nicht hinein geboren, noch leben und ſterben wir darin.

Ich möchte mich in deine Jugend drängen, iſt der Gedanke mancher Väter, die ihre Söhne betrachten.

Ich war einmal jung, du aber warſt niemals alt, ſagte der Greis zum Jüngling, alſo habe ich etwas voraus.

Jugendliche Greiſe ſind die Hauptpfeiler des menſchlichen Kulturbaus. Darunter verſtehe ich ſolche, die nicht erſtarrt ſind, ſondern die noch immer an bewegter, beweglicher und bewegender Weisheit zunehmen.

Die pſychiſchen Flugbewegungen ſeien ſchön und vielgeſtaltig: Taube, Falke, Storch, Kranich, Adler, Geier, Bachſtelze, Schwalbe fliegen auf ſehr verſchiedene Art, und es gibt noch unzählige Formen des Fluges unter Käfern, Fliegen und Schmetterlingen.

Der „moderne Menſch" kann ſich ſeine Bedeutung meiſt nur durch Negation ſichern.

Vergeßt nicht: jedes Inſtrument muß geſpielt werden und in gewiſſem Sinne von ſeinesgleichen geſpielt werden. Daher iſt man zuweilen in Geſellſchaft ſtumm. Das geſpielte Inſtrument aber will auch von ſeinesgleichen gehört werden. Damit tröſte ſich der Stumme. Überhaupt wird der Redende nur ſelten gehört, höchſtens der Redner. Und auch dieſer hört ſich beſſer ſelbſt, als ihn die anderen hören.

Wir glauben mit Unrecht, daß menſchliche Ziviliſation, das heißt die geſamte Ökumene, mehr ſei als eine Arche Noah.

Wer die Empfindungen nicht in ihrer tiefen, anklagenden Kraft verſteht, der wird überall nur das Gewöhnliche ſehen.

Oft erneut der Morgen über Erwarten.

Man darf jeden Tag einen Geburtstag nennen. Von früh an üben wir gleichſam das Aufwachen. Wir wachen von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr immer vollſtändiger auf.

Das Leben bedeutet eine faſt lückenloſe Reihe perſönlichſter Entdeckungen.

Alle wahren Häuſer (nicht Warenhäuſer!) erſcheinen äußerlich einſam und verlaſſen, innen aber ſind ſie voll des wahren Lebens.

Der Menſch iſt des Menſchen Zeuge und Zeugnis.

Die Fackel, die leuchtet, zeugt für Licht und Träger.

Jedem Mitgefühl geht eine Empfindung von Schönheit voraus.

Die Tummelplätze der Seelen ſind nur wieder Seelen.

Jeder Menſch verbirgt ein geheimſtes Motiv. Es iſt oft über jeden Begriff nebenſächlich und lächerlich. Weil er das weiß, ſtirbt er, ohne es je verraten zu haben. Wer es entdeckt, beſitzt oft den Schlüſſel zu vielen und großartigen Handlungen eines großen Mannes.

Das, was das Allerzarteſte, Edelſte und Reinſte der Menſchenſeele einſchließt und verbirgt, iſt immer aus größerem Stoff, ja zuweilen aus grobem. Wie könnte es anders ſein?

Ich fragte ein elfjähriges Mädchen: „Was macht Deine Tante?" (Sie hat ihren Mann und ihr Kind vor etwa Jahresfriſt bei den Spartakiſtenkämpfen in Berlin verloren.) Alſo „Wie geht es der Tante?" frage ich. „Gut," antwortet das Kind, „aber alles, was ſie ißt, ſchmeckt ihr bitter."

Die Welt ignoriert uns alle wahrhaft; und das iſt gut.

Dummheit und Langeweile ſind als zwei furchtbare Mächte oft genannt, aber in ihrer ganzen ungeheuren Größe noch nicht begriffen.

Wenn die menſchliche Arroganz körperlich dargeſtellt werden könnte, ſo würde die Menſchheit darunter begraben ſein wie ein Ameiſenhaufen unter dem Mont Blanc.

Optimismus an ſich hat etwas Verdächtiges ... mehr: etwas Vulgäres ... mehr: etwas Banales ... mehr: etwas Gemeines! — Aber auch der Peſſimismus wirkt abgegriffen und in jeder Beziehung als geforderter Gegenſatz zu dem vorherigen: denn

Begriffe ſind ganz unzulänglich, wenn es gilt, das Myſterium des Seins auch nur zu berühren.

Pariagefühl und die Verhöhnung des Volksmäßigen verhalten ſich zueinander wie Zweig und Frucht.

Es gibt einen blinden Eigenſinn, der ſich für Kraft nimmt und genommen wird, und eine redliche Klugheit, die Kraft iſt und für Schwäche gilt.

In den modernen Großſtädten rennen die Menſchen hinter ſich ſelbſt her und erreichen ſich ſelten.

Wir ringen alle um das Weſtöſtliche.

Wer ſchreibt uns den neuen weſtöſtlichen Koran?

Ziviliſation

Der Oſten verliert ſein Öſtliches, der Weſten ſein Weſtliches: beide ihr Köſtliches!

Mit der Bekleidung beginnt Maskerade, das heißt Kultur. Das iſt einigermaßen ernſthaft geſagt.

Ziviliſation iſt Zwang, Kultur Freiheit.

In jedem Menſchen ſchläft ein Tanz.

Weſſen Leben feſtlich durchwoben iſt vom Großen und Göttlichen, ſo daß er den Alltag nicht kennt: was ſind dem „Feſte?“

Gemeinſchaft? iſt einer außen geblieben,
der trete herein: wir wollen ihn lieben.

Erkenntnis

„Philoſophiere mit wenigem, Neoptolemus!“

„Sedula curavi, humanas actiones non ridere, non lugere, neque detestari, sed intelligere.“ Baruch Spinoza

Deine tiefſte Erkenntnis iſt zugleich am meiſten und ganz ausſchließlich dein Eigentum.

Der Menſch kann niemals etwas anderes entdecken als ſich ſelbſt: aber das iſt ein unendliches Feld.

Erkenntnis iſt Anbetung.

Erkennen heißt: Raum und Zeit beſiegen.

Wahre Zeit: wahre Produktivität!
Wahre Produktivität: wahre Zeit!

Wir wollen das Rätſel nicht in ſein Bett legen, ſondern nur Wahrheit, darum bleibt das Bett leer.

Viel Chaos empfinden heißt weiſe ſein.

Jedes Sinnes Weſen iſt Sehnſucht.

Was du nicht malſt, Liebe, bleibt farblos.

Erkenne dich ſelbſt! — Die Befolgung des Satzes und die Konſequenzen des Gehorſams würden die Welt erneuern.

Der Strauß im zoologiſchen Garten zu Dresden hat im Freien ein weites Begängnis, geht aber immer an der Umzäunung, das heißt an der Grenze, hin und her. Das Gleiche iſt's mit dem Menſchengeiſt.

Laß deine Skepſis ins Rieſenhafte anwachſen, aber laß ſie den Rieſen des Poſitiven nicht niederwerfen und beſiegen!

Gewonnene Einſicht und betätigte Einſicht ſind zweierlei. — Die allgemeinſte Erſcheinung ſind Menſchen, die, harmlos ſowohl als ahnungslos, täglich die Summe ihrer beſten Einſichten in ihren Handlungen unberückſichtigt laſſen.

Wie ſorgfältig vermeiden ſie alles, was einen Anflug zur Größe notwendig macht; ſie meinen: Verehren, das ſei Erniedrigen.

„Morgen iſt auch noch ein Tag."
Morgen iſt auch noch kein Tag!

Irrtümer, durch Überzeugung und Mehrheit getragen, werden nur ſtärker in ihrer Weſenheit als Irrtümer, entfernen ſich damit aber nur um ſo weiter von der Wahrheit.

Je mehr Stimmen einen Irrtum ſtützen, um ſo ſtärker wird er als Irrtum, um ſo verheerender greift er über in das Gebiet der Wahrheit, deren Namen er ſich anmaßt.

Es gibt einen Leittrieb beim Obſtbaum, es gibt einen Leittrieb auch im bewußten Seelenleben.

Ich glaube, daß der erſte unter ſeinen Mitmenſchen, der erkannt hatte, wie ſich das Leben in Schlaf und Wachen teilt, geſteinigt wurde.

In der Lebensgeſchichte Stanleys: „während ſolch niedriger Daſeinsſtufe war es mir nicht möglich, zwiſchen Traum und Wirklichkeit zu unterſcheiden“.

Dies iſt ein Beleg für meine Anſicht, wonach es in der Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit einen entſcheidenden Augenblick gab, wo man anfing, die Welt des Schlafes von der Welt des Wachens abzuſondern. Lange jedoch blieben ihre Bilder noch als Objekte des Denkens ununterſchieden.

Die Erſcheinung des intermittierenden Wachens (und Schlafens) iſt irgendwie verwandt mit der Erſcheinung von Ebbe und Flut.

Zieht man ab, was der Menſch wirklich erkennt, ſo bleibt ihm noch das ungeheuere Werk ſeiner Einbildungen: faſt alles, was ihn ängſtet und erfreut, iſt darin beſchloſſen. Zieht man dagegen alles dieſes ab, was bleibt übrig? Keinesfalls irgendein Grund zur Angſt, noch zur Freude.

Einbildungen ſind die Unterjocher der Menſchennatur. Wer iſt nicht durch ein Bild und Bilder unterjocht!

D'Anville, ſagt A. von Humboldt, hat die geiſtreiche Bemerkung gemacht, daß der größte aller Irrtümer die Menſchen zu der größten Entdeckung in bezug auf neue Erdſtriche geführt habe. (Gemeint iſt die Entdeckung Amerikas auf Grund der irrtümlichen Meinung über die Ausdehnung Aſiens nach Oſten.) Nun: das Kapitel: produktive Irrtümer iſt ſehr groß.

Wäre Irrtum nicht produktiv, dann ſollten wir lange warten, ehe wir Brot zu eſſen bekämen.

Welche große Wahrheit hat nicht Unheil angeſtiftet in den Köpfen der Menſchen? Welche große Lüge hat nicht Segen gebracht? Auch das Gegenteil iſt vorgekommen.

Wahn iſt wichtiger für uns Menſchen als Wahrheit.

Wer tiefer irrt, der wird auch tiefer weiſe.

Der Denktraum iſt höchſte menſchliche Kraft, Bedingung höchſten menſchlichen Adels, in ſeinen höchſten Auswirkungen Gotteswort.

Irrtum des Herzens iſt der köſtlichſte aller Irrtümer.

Oh, wie tief beuge ich mich vor den wahrhaften, den wirklich göttlichen Irrtümern der Seele.

Die abſoluten Wahrheiten — ſcheint mir — haben das größte Unheil angerichtet. Daher iſt weniger verbrochen durch Wiſſen als durch Glauben, durch Denken als durch Eingebung. Die „Nägel“ im Menſchenhirn, das iſt die Gefahr: um ſie herum beginnt es immer zu eitern. 22. Oktober 1892

Vermutlich iſt Glaube die ſtärkſte Macht im Menſchen. Die geglaubte Subſtanz übertrifft weit die des Weltalls.

Erwägen wir recht, was wir in dieſem Leben tun, ſo werden wir finden, daß ein jeder an der Welt malt. Michel Angelo.

Nur Glaube exiſtiert, Aberglaube iſt ein monſtröſer Begriff.

Die Welt und der Himmel bauen ſich auf aus unſeren Denkfehlern.

Lüge iſt eine Wahrheit mit ſchiefer Wurzel.

Wer die Wahrheit ſpricht, durch den braucht deshalb die Wahrheit noch nicht zu ſprechen.

Jedes Wort iſt Proteus.

Wie ſchwer iſt es irgend etwas zu ſagen. Sagen heißt Wahrſagen, und alles Wahrſagen ſetzt den Propheten voraus und den Gläubigen. Welche Verantwortung für den mit Sprachwerkzeugen begabten, der Lüge und der Verführung abgeneigten Menſchen.

Wahrheit ſah noch niemand, außer in ihm ſelber.

Wer fühlt, fühlend denkt und erkennt, dem ſind alle menſchlichen Bekenntniſſe und Erkenntniſſe, inbegriffen Sprache, gleich verkorkten Flaſchen mit eingeſchloſſenen Notſchreien verſchollener Schiffbrüchiger, auf dem Weltmeere treibend.

Das iſt mir nun aufgegangen: Ein Menſch kehrt nicht nur jedem ſeiner Mitmenſchen eine andre Seite zu, ſondern er iſt tatſächlich jedem gegenüber von Grund aus anders.

Ich habe während dreißig Jahren keine wirkliche Veränderung am Menſchen wahrgenommen, außer an mir ſelbſt.

Nie wirſt du wahrhaft erfahren, was du nicht an dir ſelbſt erfährſt: ergo mußt du alles ſelbſt erfahren.

Wenn nach Schopenhauer der Widerſtreit des Willens gegen ſich ſelbſt der Quell alles dem Leben eigenen Leidens iſt, ſo muß, da dieſer Widerſtreit auf Vernichtung des Willens hinausläuft und dieſe Vernichtung auch das Streben des Weiſen iſt, ihm etwas weſentlich Gutes eigen ſein, wie einem immerwährenden, immererneuerten Verſuch zur Erlöſung.

Nur in der Tätigkeit ſondert man ſich rein von der Welt, von der Maſſe und vom Chaos im Innern.

Du willſt Beſcheid ſagen über das Leben der Menſchen in vergangenen Jahrtauſenden! Was weißt du von denen, die mit dir leben? ja was auch nur von dir ſelbſt?

Wir wiſſen nicht einmal, was wir ſind, geſchweige was wir werden können.

Wer nicht weiß, was iſt, wie will er vorausſagen, was werden ſoll, oder erkennen, was einmal geweſen iſt?

Wir wiſſen von keiner höheren Vollkommenheit als die menſchliche iſt.

Was für uns nicht Individuum iſt, iſt für uns nicht.

Was die Menſchenſtimme von andern Naturlauten allein grundſätzlich unterſcheidet, iſt der bewußte Gebrauch.

Die Seele empfindet nicht eigentlich, ſondern erkennt nur den Schmerz.

Der eine Sinn des Auges hat mehr für das Bewußtſein getan als alle übrigen.

Der Hunger der Organe: er iſt am deutlichſten beim Magen. Es gibt aber auch einen Hunger des Auges, er geht auf Licht, Farbe und Form. Er iſt der immateriellſte. Was eſſen die Augen? Was verdauen ſie? Die Vorteile der Belichtung hat auch der Körper eines Blinden, nicht aber die der Augennäherung.

Was ſind dieſe? Wer und welches unſichtbare höhere Organ wird dadurch geſpeiſt, ernährt, entwickelt? Das Denken.

Beethoven, Bach uſw. können nur durch das Ohr aufgenommen werden. Wie mächtig alſo ſind die Funktionen des Gehörſinnes erweitert und geſteigert worden durch den Geiſt. Iſt das Auge wirklich ſo weit gediehen? Nein. Ich glaube wenigſtens nicht. Was alles müßten wir ſehen, könnten wir ſehen, was wir hören können.

Leute mit Suggeſtionskraft ſind in viel höherem Grade Erlöſer der Menſchheit als man gemeinhin annimmt. Feſte Willensrichtungen haben nur wenige Menſchen, ſofern es ſich nicht um Ziele handelt wie eſſen, trinken, ſchlafen und andere tieriſche Funktionen. Der Sonderling, dem es gelang, ſeiner Umgebung ſeine Idee, alſo eine fremde Idee, einzuprägen, war der Begründer der Kultur. Dieſe Idee mußte zunächſt unpraktiſch ſein, denn ſie konnte nicht unmittelbar mit den Zielen der tieriſchen Triebe identiſch ſein. Sie vermittelte höhere Ziele und einen höheren Willen, die dem gemeinen Individuum ohne Suggeſtion nicht erkennbar noch nutzbar geworden wären. September 1898

Jenes eigentümliche Phänomen des leuchtenden Punktes, den wir als den Quellpunkt der Seele, den Sitz der Seele, die Seele ſelbſt empfinden, und den wir im Kopfe lokaliſieren, lokaliſiert der Inder im Herzen. Alſo kann dies Phänomen Verſchiebungen erfahren, kann auch wohl eines Tages in den Fuß verlegt werden. Ungeeigneter aber, es zu beherbergen, kann uns ein Zweig, ein Baumblatt auch nicht erſcheinen: die Folgerung iſt klar.

Wir ſind in die Welt geſtellt, um zu prüfen.

Gibt es eine Aufrichtigkeit ohne Tat?

Dem denkenden Geiſt kann keine Schranke geſetzt werden, eine ſolche aufrichten heißt den Verſuch machen, alles Denken überhaupt auszurotten.

Das grenzenloſe Denken kann niemals eine allgemeine Gefahr werden. Die Gefahr entſteht dort, wo es ſich beſchränkt; dort allerdings droht immer wieder der neue malleus maleficarum.

Es gibt weder wirkliche Zeugung, noch wirkliche Zerſtörung.

Alle Geburt iſt Wiedergeburt.

Wer beſtreiten wollte, daß ein Leben vor der Geburt möglich ſei, ohne daß wir uns ſeiner erinnern, der bedenke, wieviel, genau genommen, nach einer durchſchlafenen Nacht vom vorhergehenden Tage in Erinnerung bleibt: einiges, manches, keineswegs alles! Schon iſt viel Verluſt zu bezeichnen; ſchon zeigt ſich eine Unvollſtändigkeit und zwar des bloßen Traums.

Verbarg dir Licht nie etwas?

Du glaubſt, die Finſternis ſei nur Nichtlicht: ſie iſt eine Form des Lichts.

Eine goldene Folie, darauf die Sonne fällt, macht den Geiſt leuchten, dem ſie zum Grunde liegt: Glück! — Eine dunkle Folie macht den Geiſt dunkel, dem ſie zum Grunde liegt: Gram! Verbitterung! — Jeder Gedanke bekommt, je nach der geheimen Folie, die Helle und Wärme der Liebe oder die düſtere Färbung des Haſſes, ſo daß er ein dunkler oder lichter Dämon, ein Schöpfer oder ein Mörder ſein kann.

Deine ganze, gute und freundliche Auffaſſung irgendeiner menſchlichen Angelegenheit kann, ſo feſt ſie immer gegründet ſei, mit einem Schlage ins Böſe verkehrt werden.

Von Illuſion zu Illuſion gelockt, erreicht man ſchließlich ein Ziel: in der Kunſt! — aber im Leben?

Das Bewußtſein wandert. Allem jedoch, was wandert, offenbart ſich etwas bei jedem Schritt und etwas verſchließt ſich ihm: nämlich das, was vor ihm liegt, offenbart ſich, was hinter ihm zurückbleibt, ſchließt ſich zu. Die Summe des Offenbarten iſt immer gleich der Summe deſſen, was verloren geht.

Willſt du ſchreiten, ſo kannſt du auch einen hohen Standort nur vorübergehend betreten. Du mußt notwendigerweiſe Abhänge auf- und abſteigen, Täler verfolgen, Ebenen nach allen Himmelsrichtungen durchmeſſen uſw.: denn ſelbſt die ganze Erde iſt zu enge für einen immerwährenden Fortſchritt.

Alle Urteile ſind Vorurteile.

Erzwungene Geiſtesklarheit iſt Lüge.

Der wahre Skeptiker wird zum konſequenten Individualiſten: aber wer weiß, was das heißt? Verallgemeinerungen ſind Lügen.

Jedes irgendwie gefärbte Urteil verſtellt dem Urteilenden ſeinen Gegenſtand.

Urteilen iſt leider immer eine Wohltat für den Urteilenden. Aus dieſem Grunde ſeien wir milde gegen Vorurteile: falſche, dumme, tolle, blinde, wilde und grauſame, niederträchtige, ſchurkiſche, beſchränkte, neidiſche, ironiſche, hinterliſtige, feige, verwegene, ja verruchte. Urteilen iſt der größte Selbſtgenuß, verurteilen der tiefſte und verruchteſte! Anerkennen? Dieſe Funktion löſcht uns aus, nimmt uns den erwähnten Selbſtgenuß, macht urteilen überflüſſig und läßt uns das Gefühl der Unterlegenheit. Es iſt klar, weshalb ſo viel geurteilt wird.

Moraliſche Urteile ſind Bequemlichkeit.

Zuweilen verwechſeln wir Kälte mit Größe.

Eine Krume Weißbrot erſchlägt dich wohl: wer kann es wiſſen?

Eine Lüge kann mehr Adel in ſich tragen als zehn Wahrheiten.

Öffentlichkeit trivialiſiert,
Heimlichkeit idealiſiert.

Genau ſo weit, als man ſich ſelbſt kennt, kennt man die andern.

Der größere Kenner der Menſchen iſt der größere Menſch.

Weib, Wein, Geſang ... alles in Ordnung, das heißt, wenn der wirkliche Mann noch hinzu kommt.

Die Folgen einer wahrhaft ſelbſtloſen Tat wiſſen nichts von ihrem Urſprung. Wer Gedanken hat zu denken, der denke!

Das Gegenwartsleben hat wenig Sinn für Humor und Humore. Die meiſten Menſchen ſchleppen einen toten Humor mit ſich herum. In ſeinen Humoren einig ſein, heißt im Tiefſten befreundet ſein und teilhaftig eines überirdiſchen Glückes.

Humor iſt Scharfſinn an ſich. — Humor iſt zugleich die tiefſte Schätzung und die tiefſte Geringſchätzung. — Humor erhebt über den Wunſch zu fliegen und über die Notwendigkeit zu gehen. — Humor hält den Dachdecker auf dem Kirchturm und ſchickt den Bergmann in die Grube: er iſt da, ſteckt unter dem größten Ernſt und tut ſeinen Dienſt, den der Ernſt allein nie leiſten würde. — Humor iſt das Wappen des Weltüberwinders: in hoc signo vinces. — Humor iſt kein Lachreiz für Toren, ſondern allein für Weiſe. — Humor iſt adlig. — Humor iſt in ſeiner Domäne, wenn er über den Ernſt … nicht lacht! — Humor iſt das wahre Echo des Schweigens Gottes. Humor iſt gelebte und gelachte Erkenntnis. — Humor iſt Erkenntnis der Grenze, verbunden mit grenzenloſer Erkenntnis. — Humor vereinigt das Beſcheidenſte und das Unbeſcheidenſte in einem Gelächter. — Humor löſt den Willen ab, wenn er ruhen muß. — Humor iſt nicht unſterblich, auch Humor iſt verwundbar, aber der letzte Widerſtand, den der Menſch leiſten kann, iſt der des Humors. — Humor läßt nie fallen, trägt immer: er befreit immer, ſchlägt nie in Feſſeln. Er ſchlägt die ſicherſten Brücken, er verfeindet nie. — Humor habe das letzte Wort: der Leichtſinnigſte und der Schwerſinnigſte ſollen Hochzeit machen und ihn wieder zeugen, wenn er einmal ausſterben will.

Man darf nicht das Gras wachſen hören, ſonſt wird man taub.

Wahrheiten dürfen nicht dicht beieinanderſtehen, ſonſt verbrennen ſie.

Mit alledem kann ich dir nichts geben, als was du haſt.

Wunder

Wahrheit und Lüge ſind Geſchwiſter,
das Märchen ſtammt aus einem edlern Haus.

Das Urgeheimnis: wenn nicht zum Sprechen, bringe es zum Tönen.

Der Märchenerzähler gewöhnt die Leute an das Ungewöhnliche, und, daß dies geſchehe, iſt von großer Wichtigkeit: denn im Gewöhnlichen erſtickt der Menſch.

Das Leben ſchmückt Erinnerung eines Traums, es ſchmückt den Traum Erinnerung eines Lebens.

Du hörſt durch die Nacht, ſiehſt erleuchtete Häuſer. Die Menſchen hinter den Mauern ſind dir ebenſo fern und fremd wie jene, die zu Karl des Großen Zeit gelebt haben. Seltſam genug.

Mythos, große Heimat.

Man darf die Illuſion des Lockenden nicht zu ſehr verfolgen und nicht zu lange, ſonſt verflüchtigt ſie ſich: ſieh ab von ihr, und ſie ſchenkt ſich dir wieder.

Wie unreal iſt ein Traum, und wie feſt verbindet er Menſchen!

Nicht träumen können würde, wie es mit uns nun einmal beſtellt iſt, heißen: nicht denken können, weder Geſchichte noch Sage, weder Zukunft noch Vergangenheit! Und was wäre dann unſere Gegenwart?

Einſt war anſchauliche Phantaſie von einer ähnlichen Kraft als heut die Mathematik.

Wieviel Phantaſie hat Amerika geſucht, gefunden, begründet: wieviel Nüchternheit iſt das Reſultat!

Wir leben ebenſo ſehr und mehr auf der Sonne als auf der Erde, in der Sonne als in der Erde.

Wir wiſſen nichts über das Weſen der Kraft und ſind ſelbſt das Weſen der Kraft.

Wenn du horchſt, hörſt du eine Stimme zuweilen in dir, ſie ſagt: ich verſtehe dich uſw. — Nimm dieſe Stimme getroſt für das, was ſie iſt: Gottes Stimme. Gott ſpricht mit einer Menſchenſtimme in dir. In dieſer Anſicht liegt nichts Überſchwengliches, ſolange du das Denken als etwas Wunderbares, als Wunder anſiehſt. Gott kann nur nah ſein, nicht fern, wenn er iſt. Er kann dir nur das Vertrauteſte ſein, wenn er iſt.

Iſt es nicht ſeltſam, daß wir durch menſchliche Bildung, alſo künſtlich, zu den höchſten Dingen gelangen: zur Kunſt, zur Wiſſenſchaft von Natur und Gott.

Das Bewußtſein als das höchſte Wache in uns iſt aus Schlaf geboren, aber wenn es brennt, ſo bedient es ſich der Sinne als Diener, der Welt als Scheiterhaufen und nähret und vergrößert durch beides den Brand.

Aber wer oder was, aus dem Schlaf heraus, bedient ſich des Bewußtſeins?

Lebenskampf

Du ſchöne, ſeufzende Welt.

Die großen Geſunden.

Wo kann man die Menſchen hinführen? Ich fürchte immer nur wieder in den Kampf.

Einen aufrechten Mann nur ſehen, ſtärkt das Rückgrat.

Man ſteht wohl einmal am Ende des Lebens, immer aber am Anfang des Lebens.

Die Leidenſchaften erzwingen das Leben.

Es iſt verlorene Unſchuld, wenn jemand nicht ganz an dem Orte iſt, wo er ſteht, das heißt eine geſpaltene Seele hat.

Saul ging aus, ſeines Vaters Eſelin zu ſuchen, und fand ein Königreich, aber wieviele gingen und gehen aus, ein Königreich zu ſuchen und finden nicht einmal die Eſelin!

Das Geheimnis jedes Erfolges heißt Organiſation.

Ordnung iſt die Grundlage aller Kultur. Ackerbau, Architektur, alle Künſte und Erfindungen gehen auf Ordnungsſinn zurück und aus ihm hervor.

Es genügt nicht, auch im Geiſtigen nicht, Kadaver am Wege liegen zu laſſen: ſie müſſen begraben werden.

Es iſt beſſer, das Geringſte zu unternehmen, als die halbe Stunde unbenutzt vorübergehn zu laſſen.

Wenn die Ratten das Schiff verlaſſen,
muß der Mann das Steuer faſſen.

Alle großen und wichtigen Sachen haben wenig Gehilfen: Martin Luther.

Die Menſchengeſchichte, ſowie die perſönliche, bedeuten Rückblicke auf ein ungeheures Totenfeld von Illuſionen: welcher grenzenloſe Aufwand von Täuſchungen zu einem unerſichtlichen Zweck. Außer dem Begriff der Wahrheit haben wir nichts von ihr.

Welche Verſchwendung an Gläubigkeit, welche Gleichgültigkeit gegen Enttäuſchungen, welche Blindheit bezeichnet den Weg der Menſchheit!

Bild und Bilderſturm iſt vielleicht eine ewig notwendige Ergänzung.

Es gibt viele Spiegelbilder des Leidens. Aber ſolche der Freude? Leiden wird illuminiert im Spiegel! Aber die Freude im Spiegel? — Leid verwandelt ſich nicht in Freude, wenn es verſchwindet, aber Freude, wenn ſie verſchwindet, je nachdem die Freude war, in mehr oder weniger tiefes Leid.

Die Welt der Scheinfreude und des Scheinleides einen ſich, die Welt der abſoluten Freude und des abſoluten Leides niemals. Dann gäbe es Himmel und Hölle? Hölle bedeutet eine ſchmachvolle Degradation des Leidenswertes. Durch dieſe wird auch die

Freude, das heißt der Himmel, degradiert, zu einer vulgären Volksbeluſtigung herabgewürdigt.

Das iſt ein zäh Kapitel: der Zweck verdirbt die Mittel.

Der Begriff des Richters iſt die höchſte menſchliche Anmaßung.

Handeln macht gemein.

Immer wenn das Volk zu einer großen moraliſchen Handlung aufgerufen wird, verſteht es: kreuzige, kreuzige!

Wie allſeitig iſt das Gute bedroht. Selbſt durch ſeine Verteidiger. Wie wirr und verworren ſind die Richtungen ihrer Schwertſchläge, verworrener faſt, wie die der offenen Gegner des Guten, wirrer und verworrener als die Richtungen des Haſſes.

Der Verſtand arbeitet unverſehens leider immer wieder an einem malleus maleficarum.

Der Hunger des Raubtiers iſt eine Art Raſerei: eine ſchreckliche, ſchmerzgepeinigte Ekſtaſe: Das Grauſame liegt nicht in ihrer Abſicht, ſondern nur die Stillung ihrer ſelbſt.

Es gibt naiv aggreſſive Geiſter, die es darauf anlegen, daß man ſich in ſie verwickelte, ich möchte ſagen mit den Beinen der Seele.

Reizbaren Temperamenten liegt Irrtum und Gehäſſigkeit meiſt ebenſo nahe als echte Begeiſterung.

Den weitaus bitterſten und heftigſten Haß erzeugt man durch Humanität.

Mit den Waſſen der Seele können ſich nur wenige verteidigen, ohne ſich ſelbſt zu verwunden.

Wiſche die Läſterungen ab wie die Athleten den Staub.

Der Kommunismus im Menſchlichen allzu Menſchlichen iſt längſt eine Tatſache.

Zwei Dinge erzeugen gleicherweiſe Ungeduld: Schmerz und Freude.

Ein Leben muß ſich in ſich ſelbſt immer wieder entzünden können.

Es gibt eine Kraft der Werkſtatt.

Wahre Muſik ſtärkt den Starken.

Solange man lebt und wirkt, muß man leben und wirken, als ob man ewig lebte und wirkte.

Der Einzelne, wahrhaft Einzelne, wahrhaft einzeln Denkende muß notwendigerweiſe vor der Maſſe, der Menge, der ſozialen Gemeinſchaft im Ideellen und Materiellen als Verbrecher oder als Irrſinniger gelten.

Es kommt mir vor, zu allermeiſt
erweiſt ſich feindlich Geiſt dem Geiſt.

Lebe jeden Tag, als ob er dein erſter und dein letzter wäre!

Man muß ſeine Gebäude errichten mit Schwert und Kelle, wie zu Zeiten des Romulus und Remus die erſten Römer.

Du haſt eine Idee: ſtelle dich mit dem gezogenen Lauf deines Gewehres davor und verteidige ſie! — Du willſt abſeits von der Heerſtraße einen Schritt tun: tue ihn mit dem Revolver in der Hand! — Du willſt Gott, deinem Gott, dienen: ſtelle Kanonen um den Altar! Du willſt anbeten: tue es hinter dicken Steinmauern, wohin das Hohngelächter der Niedertracht nicht dringt, noch ſeine Stein- und Schmutzwürfe.

Der Orkus ſoll verſchüttet werden, das iſt die Rieſenarbeit der Menſchheit.

Weltabgeſchiedenheit? Worauf käme es alſo an? Erſticke das Drama in dir.

Wenn die Füße nicht mehr auf der Erde ſind, hört auch der Tanz auf.

Romantik iſt das Leben als Spiel gelebt.

Worauf ſtützt ſich der innere Widerſtand? Gegen Auflöſung und Untergang im Menſchen.

„Ich kann des Niederträchtigen, Allzumächtigen um mich nicht Herr werden.“ „Verſuchen Sie es noch einmal aus Leibeskräften mit Humor.“

Sollen wir warten, bis die Gegenſätze des Lebens ausgeglichen, die Armen und die Reichen reich geworden ſind: wann ſollten wir denn ein höheres Leben anfangen?

Die Tat trägt, die Tat macht Zeit, ſie ſchafft, ſie wirkt die Schöpfung: denn wo Schöpfung iſt, da iſt Zeit. — Alſo tut! —

Tut einen Tag, ſo habt ihr ein Jahrhundert oder Jahrmillion oder was ihr davon zu beſitzen wünſcht. Verſäumt einen Tag, ſo habt ihr ein Jahrhundert verſäumt. — Dies alles bezieht ſich auf das höhere Leben und Sterben. Kloſter, 4. Auguſt 1918

Zieh ſelbſt den Wagen aus der Klemm
und dann ruf an den Herkulem!

Die Qual von geſtern muß die Tat von heute werden.

Will Gott den Frieden nicht — ich will ihn!

Vergänglichkeit

Wer Landſchaft ſieht, Landſchaft wahr ſieht, wahre Landſchaft ſieht: der ſieht die wahre Verlaſſenheit des Menſchen.

In der Jugend hat man Zeit treu zu ſein.

Mein Freund! Es gibt Menſchen und Dinge, die für dich zu lange leben. Du haſt den rechten Augenblick nicht benützt, ſie ſterben zu laſſen.

Wer richtig tötet, macht recht lebendig.

Leben heißt auch ſterben: das bedenken die wenigſten.

Man darf nicht durch ein Schlachtfeld ſchreiten wie der Storch durch den Salat.

Es muß in der Seele etwas geben, ähnlich den Jahresringen der Bäume.

Warum können wir das Leben nie, jederzeit aber den Tod hervorrufen?

Mit den Griechengöttern vernichtete man einen ganzen Olymp der Seele.

Wenn du im Leben nur noch Wiederholungen ſiehſt, intermittiert der Lebensprozeß.

Wenn der Geiſt eine Zeitlang einen gewiſſen Grad von Ruhe genoſſen hat, ſo gelangt er in eine Verfaſſung, die dem Tode mehr verwandt iſt als dem Leben.

Sie ſahen plötzlich nicht mehr, daß es Leute gab, die das Gewordene darſtellten. Sie wollten mit lautem Geſchrei die Welt ganz ummodeln: was ſpäter die Welt in aller Ruhe mit ihnen tat.

Die meiſten unſerer Wünſche ſind deshalb unerfüllbar, weil ihre Erfüllung irgendwie unſere Vernichtung in ſich ſchließt.

An unerfüllten Wünſchen hängen noch mehr falſche Vorſtellungen, die niemals korrigiert werden.

Der Vogel, das Kamel, der Sklave, der Krieger, der Menſch überhaupt, alle ſind notbeflügelt.

Wie viele gehen zugrunde, Männer und Frauen, weil eine fette, große, dicke Lüge über ihnen liegt und ſie erdrückt.

Es gibt nichts ſo Grauenvolles als die Fremdheit derer, die ſich kennen.

Die Bruderzwiſte in der Geſchichte ſind die in jedem Betracht grauenvollſten Phänomene der menſchlichen Pſyche. Ich glaube, daß Beethoven nur durch Vermittelung ſeines Bruders den tiefſten Abgrund der Hölle kennen gelernt hat und damit einen Grad des Leidens, von dem alle diejenigen nichts wiſſen, die den Schatten nicht kennen gelernt haben, den Bruderliebe zu werfen vermag.

In das Bruderproblem ſchlägt das Doppelgängerproblem. Völlige Doppelgänger müßten ſich ohne Überlegung ſogleich mit dem Dolch anfallen. Sie müßten einen grenzenloſen Haß gegenſeitig erwecken, den Urhaß, der ein Zwang, ein Befehl zur Vernichtung iſt.

Hat man die Vergänglichkeit tief erfahren, ſo dauert es einen, daß man die Jugend mit ihrem Glauben an ſich gebunden ſieht.

Das größte Mauſoleum iſt das der Lebendigen.

Der Grundklang des Todes iſt in allem Feſtlichen.

Mit jedem Menſchen ſtirbt eine Welt.

Um wie weniges tiefer liegen die Toten als wir.

Er und ich, wir nähern uns einander langſam im Laufe des Lebens: man mag unſern Staub vermiſchen.

Weiſungen

Gehe blind an die neue Arbeit: Homer war blind.

Durchdenke deine Sinne.

Sobald man in einer Sache Meiſter geworden iſt, ſoll man in einer neuen Schüler werden.

Iſt es eigentlich vornehm, ſich im Geiſtigen allzuweit auszubreiten, allzuviel Plätze zu belegen?

Es müßte uns gehen wie echten Teppichen; je mehr man mit Füßen auf uns herumtrampelt, um ſo beſſer ſollten wir werden.

Enttäuſche nie das wahrhaft Dienende.

In der Kraft liegt auch die Geduld. In der Ungeduld offenbart ſich die Schwäche.

Sowohl in der Freude als im Leid bleibt Arbeit das Quietiv.

Laſſet uns leben in Eintracht der Dämonen!

Gib deine liebſten und geheiligten Werte nur mit größter Behutſamkeit preis, am liebſten gar nicht.

„Wer das Leben nicht ſchätzt, verdient es nicht.“ Leonardo. „Wer das Leben ſchätzt, verdient es“ würde ihm Eckehart und Gotamo Buddha antworten.

Vom Mann und vom Weib

Als die Götter zeugten und nicht wußten, was, war E
aller Götter Vorfahr und Herr.

Auf der falſchen Vorausſetzung, als könnten zwei Menſc
ganz ineinander aufgehn, wurzeln die ſchlimmſten Übel des Lebe

Es gibt Frauen, die nur Frauen und ſonſt ohne Tale
ſind, die aber nach Geiſt hungern, wie der Fiſch auf dem Stra
nach ſeinem Element. Sie öffnen und ſchließen gleichſam Kien
und Mund ihrer Seele krampfhaft, um aus der leeren L
Lebensgeiſt einzuatmen.

Unter den Ehefrauen gibt es ſehr viele eingemauerte Nonn

Die Frau hat nichts weiter zu tun, um das volle Bewußtſ
ihres Wertes zu gewinnen, als ſich vorzuſtellen, was ſie
nämlich Mutter aller Männer, die je gelebt, gewirkt, gedacht u
gedichtet haben. Dieſes Bewußtſein, verbunden mit dem je
unendlichen Summe von Schmerzen, durch die ſie das Geſchle
der Menſchen ſtetig verjüngen muß, wird jenen Stolz in
ſchließen, den ſie braucht, um ſich aus einem nicht hinreiche
würdigen Zuſtande aufzurichten, in dem ſie iſt: denn die Geſe
ſchaft entzieht ihr mit Fug die Freiheit, Kinder zu töten, al
mit Unrecht die Freiheit in alledem, wodurch ſie wahrhaft leben
macht. Dieſe Freiheit muß ſich die Frau zurückerobern! Ein
Sieg, den ſie niemals erringen wird, ſie werde denn Mutter
großem Sinne.

Die Mutteraufgabe iſt fruchtbar und reich: die Mutter
mit Seele und Leib um den Quellpunkt des Lebens herumgeba

Wenn viele Kinder ſich in die Liebe einer Mutter teilen müſſen und jedes einzelne die ganze zu beſitzen meint, iſt dies nicht ſpukhaft?

Kind der Liebe: kein reinerer Name.

Wer nicht ein Kind von ſeiner Geliebten will, liebt ſie nicht.

Vom Mann zur Seele des Weibes gibt es Verwachſungen. Mit unſichtbaren Polypenwurzeln ſenkt ſich die Seele des verführeriſchen Geſchöpfes in dich. Du gehſt vorüber, ahnungslos, und trägſt den Paraſiten im Innern davon. Er zehrt von dir, aber er iſt nicht ſo ganz ein Paraſit, daß du nicht auch von ihm zehren könnteſt. Liebende ſind innerlich eins, bevor ſie es äußerlich ſind. Gewaltſames Auseinanderreißen iſt ſchmerzlich, läßt Wunden zurück, wo es nicht tötet. Es gibt allerdings auch ein Auseinanderwachſen, wie es ein Ineinanderwachſen gibt: das eine geſchieht gedankenſchnell, das andere braucht lange Zeit. Wird der Prozeß nicht unterbrochen, ſo verläuft er ſchmerzlos.

Gewiſſe Ehen halten nur in der Weiſe zuſammen wie ineinander verbiſſene Tiere.

Haben wir Frieden, ſo müſſen wir nach Liebe gehen, haben wir Liebe, ſo müſſen wir nach Frieden gehen.

Liebe ſtrebt zur Vereinigung, durch Vereinigung erſtrebt ſich der Friede, das heißt die Ruhe: iſt ſie erreicht, ſieht man aber auch vom Tode nicht mehr allzu fern.

Liebe ſtellt eine Beziehung zwiſchen Menſchen her. Ebenſo der Haß. Wer Beziehungen ſucht, hat die Wahl.

Stabil im Knaben bleibt das Verhältnis zu ſeiner Mutter. Dem Vater gegenüber ſchon wird er zum Mann. Der Mann wiederum wird zum Unmann ſeinem Weibe gegenüber. Sein Verhältnis zum Weibe an ſich dagegen bleibt ſtabil, ihm gegenüber bleibt er Mann.

Man redet über tiefſte eigene Schmerzen, die wie tiefſtes Glück aus Liebe ſtammen; man redet zu anderen, hört die Antwort und iſt zumeiſt verletzt auch durch den Wohlmeinenden. Warum? Gerade das Eigenſte bleibt den Freunden immer fremd, und jeder Anteil in dieſer Beziehung iſt oberflächlich: weshalb er als das und meiſtens als roh empfunden wird. Er geſtattet jedoch keinen Schluß auf das Weſen des Menſchen, der ihn uns zuteil werden läßt.

Die Weiber zerreißen immer noch den Mann, wie die Mänaden den Stier.

Spiel mit Frauen: Keine Partie wird zu Ende geſpielt. Immer werden zuletzt die Figuren durcheinander geworfen.

Jemand ſagte: „Wir wollen Gott lieben, das Weib iſt es nicht wert.“

Sie war ein echtes Weib und hatte täglich Freude an ihrem Pantöffelchen.

Religion und Pfaffentum

„Wie wir getragen haben das Bild des Irdiſchen, alſo werden wir auch tragen das Bild des Himmliſchen.“ I. Kor. 15. 49

Duldſamkeit

Duldſamkeit iſt die Religion der Zukunft. Duldſamkeit beruht auf der völligen Gleichachtung des Nächſten. Ohne Duldſamkeit keine Freiheit. Es gibt wohl eine religiöſe Wahrheit, aber dieſe iſt nicht ſo geartet, daß ſie vielgeſtaltige religiöſe Wahrheiten ausſchlöſſe. Der tolerante Chineſe ſagt: „Bruder, wie ſchön iſt deine Religion.“

Es wird lange dauern, bevor ſich aus den jahrtauſendelangen Wehen der Kultur die Toleranz geboren hat. Bisher iſt der einzig vollkommene Toleranzfaktor die Kunſt. Die Kunſt kennt nicht den Fanatiker. Die Kunſt, durchaus nicht charakterlos, iſt parteilos: allen Künſten voran die Muſik. Sie iſt unter den Künſten die univerſellſte und die Seele aller übrigen. Die Künſte verwirklichen den Frieden durchaus. Nicht nur den Frieden, ſondern auch die Religion. In ihnen verbindet ſich das wahrhaft Humane mit dem wahrhaft Göttlichen. Alſo nicht: du ſollſt dir kein Bild machen! ſondern: du ſollſt dir Bilder machen! Nur vergiß nie, daß es Bilder ſind.

Natur iſt die größte Bildnerin. Was ſie gebildet hat, bildet ſie uns ein (Einbildung) und bildet es durch uns aus zur Kunſt. Natur ſchafft die Vorbilder der Kunſt, den Künſtler und die Kunſt. Sie dichtet blind, wie Homer, aber es iſt, als wolle ſie auf dieſe Art langſam, langſam ſehend werden. Auch in der Natur liegt aber das zerſtörende Prinzip. Nur ſcheint es, als ſuche ſie in der Kunſt zum Unzerſtörbaren durchzudringen, um deſſen Anblick und deſſen Weihe zu ſichern.

Die Natur ſchafft die Blume und ſchafft Eſel, Ochſe und Schaf die ſie ſtumpfſinnig auffreſſen. Nur der Künſtler frißt ſie nicht, wenn er ſich ihrer durch die Kunſt bemächtigt. Die Natur ſchafft den Vogel und den Fallenſteller, den Fiſch und den Fiſcher, das Raubtier und den Haſen und ſo fort. Aber indem ſie den Künſtler ſchafft, ſtellt ſie das parteiloſe Auge in den allgemeinen Krieg: dieſen irdiſch notwendigen Krieg, der nur mit dem Leben der Erde ſtirbt, deſſen Formen aber immer mehr und mehr zu veredeln ſind.

Bilder als Bilder, Viſionen als Viſionen anſehen, darauf kommt es an. Unſre Phantaſie nährt ſich von den Eindrücken des Tages, mehr noch von denen der Nacht. Unſer wahrer Zuſtand wird mit der Erſcheinung der Sonne gleichſam unterbrochen. Wir werden in die göttlichen Äußerlichkeiten abgelenkt. Der nächtliche Traum reicht aber ins tägliche Leben und der Tagestraum ins nächtliche. Der Tagestraum hat einen mehr dualiſtiſchen Charakter. Das Subjekt erhält ein Objekt. Der Vollblutkünſtler iſt mit allen Arten Bildern und Träumen vertraut, aber der rohe und ehrgeizige Dilettant kommt in Gefahr, aus irgendeinem ſeiner Bilder und Träumereien, ohne Fähigkeiten dafür, eine Realität machen zu wollen. Ihm gelingt kein Kunſtwerk, dafür aber das Furchtbarſte, was es geben kann: der Götze.

Iſt aber das Phantaſiebild des Künſtlerdilettanten zum Götzen geworden, ſo iſt er ſelber zum Pfaffen geworden. Die Eigenliebe jedes Menſchen iſt ſo groß, daß er leicht ſich und das, was er hervorbringt, anbetet. Der Dilettant, der den Götzen geformt hat, ohne die wahre Beſcheidenheit des Meiſters einer Kunſt. betet erſt ſich in dem Götzen an, unterjocht alsdann, in Geſtalt des Götzen, eine möglichſt große Menge ſeiner Mitmenſchen und wird endlich ſelbſt von dem Götzen unterjocht.

Wahre Religion hat nichts mit Unterjochung und mit Götzen zu tun, ſie iſt ſynonym mit dem Wort Frieden.

Nicht die Könige, ſondern die Pfaffen, die Schöpfer der Götzen, haben die Welt unterjocht. Um der Götzen der Pfaffen willen iſt das meiſte Blut gefloſſen. Wo aber Blut um religiöſe Dinge fließt, ſo fließt es immer nur um der Götzen willen.

Götzendienſt iſt die ärgſte und furchtbarſte Greuel. In der Reihe der Unterjochungen iſt dieſe beſonders grauſig, die der ſchlechte Künſtler durch ſein ſchlechtes, angebetetes Werk erfährt. Er beſitzt ſein Werk und wird noch mehr durch ſein Werk beſeſſen. Alſo wird der Pfaff ein Beſeſſener.

Unter dieſen Beſeſſenen lebt, ſtatt des ewigen Friedens, der ewige Krieg. Wer von dieſem ewigen Kriege erzählen will, der verſinkt in Blut. Man ſpricht davon, daß im rohen Heidentum nicht ſelten Menſchen den Götzen geopfert wurden. Zweifellos war es der Fall. Die Menſchenopfer der alten Ägypter, Babylonier, Juden, der alten Karthager, Inder und Germanen ſind bekannt. Man glaubt, in dieſe Epochen wie in Zeiten überwundener Barbarei zurückblicken zu können. Aber dieſe Opfer ſind ſehr gering im Vergleich zu denen, die man indirekt den Götzen darbrachte. Was ſind nicht in grauſamſten Götzenkriegen, bis noch zuletzt im Dreißigjährigen Krieg für unzählbare Menſchenmaſſen geopfert worden. Wir haben einſtweilen nicht den geringſten Grund, mit hochmütiger Genugtuung auf die Zeiten vor Chriſti Geburt herabzublicken.

Und auch auf die Zeiten der Chriſtenverfolgungen von Nero bis Diokletian ſollen wir nicht herabblicken. Sie ſind aufgebauſcht. Die ſchlimmſten Verfolgungen hatten Chriſten von Chriſten zu erdulden; Chriſten waren es, die chriſtliche Brüder in unzählbarer Menge hinmordeten. Dagegen ſchrumpfen die ſogenannten Chriſtenverfolgungen des alten Rom zur Geringfügigkeit. Aber nicht nur katholiſche Chriſten haben in maßloſen Chriſtenſchlächtereien ſich hervorgetan, ſondern auch unter den Reformatoren floß in Strömen unſchuldiges Blut. Richtet man den Blick auf dieſe Verhältniſſe, ſo iſt es nicht zu begreifen, wie Hiſtoriker noch immer eine Art Schuld der Gerichteten herauszutüfteln den Mut haben. Statt die ungeheure, ſchwarze Laſt von verbrecheriſcher Schuld zu ſehen, die nur als finſterſter Wahnwitz zu begreifen iſt, der unerſättlich mit Henkersſchwert, Scheiterhaufen und jeder fluchwürdigen Folter gearbeitet hat. Götzendiener waren die Richter. Reißende Tiere ſind barmherziger!

Die Religion der Zukunft iſt Duldſamkeit! 1912

Das individuelle Verhältnis zu Gott iſt die Religion eines Menſchen: ſie bleibt faſt immer Geheimnis.

Ich glaube, das Wort der Pythia muß eine Kraft entwickelt haben ähnlich der Lawine, die, je weiter ſie ſich vom Punkte ihres Entſtehens entfernt, um ſo mehr wächſt.

Die Religionen ſiechen hin, ſeit ſie die Spaltung in ihr Exoterium und ihr Eſoterium aufgegeben haben. Ihr Mark wird von der Maſſe vertilgt.

Der Begriff phyſiſcher Reinheit und Ordnung iſt urſprünglich mit dem göttlicher Reinheit und Göttlichkeit überhaupt beinahe identiſch.

Totenkult, Ahnenkult: angeblich nur bei Chineſen, Japanern oder primitiven Völkern. Und doch, was iſt die Liebe zu Shakeſpeare, Goethe, Buddha, Jeſus uſw. anderes?

Geſellſchaftsreligion muß notwendig flacher ſein als Individualreligion, weil ſie Produkt eines Übereinkommens iſt und nur Übereinkommen zum Ziel hat. Das bedeutet für jedes Individuum erſtens bewußte Aufgabe des Tiefſten und Eigentümlichſten, wenn es dem Übereinkommen ſchädlich iſt. Es bedeutet zweitens Verluſt eines wertvollen Teiles des Individualbekenntniſſes durch das unzulängliche Mittel der Sprache. Es bedeutet drittens Beſchneidung des zutage Geförderten, ſofern es dem erſtrebten letzten Idealübereinkommen entgegenſteht. Alles in allem: Geſellſchaftsreligion ermöglicht ſich nur durch fortgeſetzte Opfer an Individualreligion. Auch in Jeſus war Individualreligion, als deren einziger Bekenner er ſtarb: was von ihr Geſellſchaftsreligion geworden iſt, hat das Individuellſte ihres Gründers unberührt, ſowie unentwickelt laſſen müſſen und beſitzt übrigens alle Eigenſchaften eben einer Geſellſchaftsreligion.

Das Gefühl des Verlorenſeins im All als Wolluſt.

Sollte nicht, um die blutige Raſerei der Menſchen untereinander und gegeneinander zu hemmen, ihre eingeborene Gottesſcheu auf den Menſchen dadurch überleitet werden, daß man dieſen zu Gottes Ebenbild machte? In weiterer Folge dieſes Gedankens könnte man vielleicht das Chriſtentum überhaupt eine Staatsreligion oder eine Geſellſchaftsreligion nennen, zum Unterſchied von Individualreligion, weil ſie den Landfrieden, Volksfrieden, Geſellſchaftsfrieden als vielleicht weſentlichſtes Ziel hat. Überall finden wir den Gewalttätertypus, die Großen und Gewaltigen ausgeſondert, welche die eigentlichen „Gottloſen" ſind, trotzdem ſie ſo wenig gottlos ſind oder ſein können wie Hiob. Dieſe Großen und Gewaltigen und Verbrecher haben Individualreligion: in ihr Bewußtſein tritt eine Art univerſales Bewußtſein, in welchem die Geſellſchaft, ja der Menſch nur ſehr beiläufige Figuranten ſind. Damit werden ſie und ihre Religion leicht der Geſellſchaft und ihrer Religion feindlich. Die Geſellſchaft, das iſt der himmliſche Friede; alles Außergeſellſchaftliche, das iſt hölliſches Chaos, Krieg, böſer Feind. Juni 1898

Wir haben nicht den Wunſch, im Paradieſe heroiſche Taten verrichten zu müſſen.

Man iſt erſtaunt, wie alles, was das Tridentiniſche Konzil, 1577 die Formula concordiæ der Proteſtanten in ſich begreift, ſo vollkommen abſeits vom Begriffsvermögen des Volkes ſteht. Eine Welt- und Lebensfremdheit ohnegleichen macht ſich darin geltend. 99 Teile vom Hundert der ganzen Chriſtenheit, auf dieſe ſubtilen Dinge eingeſchworen, haben falſch geſchworen.

Mein Freund, Pfaffen ſtecken in vielen Vermummungen, und wir ſind ſtets in Gefahr, entweder von ſolchen der Religion, der Philoſophie, der Wiſſenſchaft und der Kunſt vergewaltigt zu werden.

Krankheiten des Leibes und der Seele ſind es, welche die Menſchen immer wieder Quackſalbern Leibes und der Seele in die Arme treiben. Wahre Religion iſt Geſundheit in ihrem Weſen und hat mit Pfafferei nichts gemein.

Gott ſprach: Glaubſt du, ich könnte meinen Prieſtern nicht vorgreifen?

Der Menſch, deſſen Sinne durch eine antiſinnliche Moral verdorben und geſchwächt worden, iſt ein von Prieſtern um ſich ſelbſt betrogener armer Schelm. Wir verwerfen heut Aſkeſe in Form der Kaſteiung und blutiger Geißelung, auch ſind die eingeſtandenen Formen der Gottesopfer — Menſchenopfer! — ſelten geworden. Aber ihre geheimen, feinen und tödlichen Formen blühen geheimöffentlich.

Die Moral hat mehr Kinder gemordet als Herodes und Moloch, Scharlach, Maſern und ſämtliche Seuchen der Welt.

Der organiſierte Wahnſinn iſt die größte Macht in der Welt.

Vielerlei Irre liefen im Mittelalter herum, fanden ſich, tauſchten ihre Erfahrungen aus, erhoben und verfochten ihre Wahnſyſteme gemeinſam, erklärten ſie für Offenbarungen und verbreiteten ſie fanatiſch.

Wir preiſen die „Gemeinde"
und ſind die beſten Feinde.

In jeder direkten Beziehung zu Gott liegt Gefahr für die ſoziale Ordnung.

Um bloß immer ſo fort zu leben in Ewigkeit, liegen allbereits die Himmel unſerem Weſen zu offen da.

Ihr löſt den Gewöhnlichen aus ſeinem einzigen Verhältnis zum Ungewöhnlichen: ihr habt ihm die Ehrfurcht genommen.

Ganz unwillkürlich nenne ich den Himmel mitunter, zu ihm aufblickend, den blauen Gott.

Es gibt eine heitere Ironie und eine finſtere: die letztere geht auf ſtärkeren Füßen. Gott vernichtet beide, wenn er will. Vor Gott beſteht keine Ironie außer der ihm eigenen.

Die Götter waren Begriffe, nichts weiter! und noch immer machen wir Begriffe zu Göttern.

Gott iſt auch im Säugling, aber dieſer weiß nichts von Gott. Alſo beginnt irgendwann die Offenbarung Gottes ins Bewußtſein des Menſchen zu treten. Er kann auch wieder darin erlöſchen.

Da Gott ſich im Geiſt des Menſchen nach und nach offenbart, ſeine Offenbarung alſo fortſchreitet, iſt es wichtig, alt zu werden. Bleibt es wichtig und richtig, auf immer neue Offenbarungen zu hoffen.

Natur, ſich voll genießend, iſt Gott.

Geht und ſeht, wie die Tempel entſtanden, die Dome, die Theater, die Städte überhaupt, die Staaten überhaupt, die höhere Menſchlichkeit, die Menſchlichkeit überhaupt . . . Dionyſos! Dionyſos!

Von Gott ſoll man wiſſen, an Gott ſoll man nicht glauben.

Im Geiſt iſt eine Vergötterung der Natur im Gange.

Schauſpieler, indem ſie das Leben ſpielen, leben ſie es erſt! Sollte es Gott ebenſo gehen?

In neuerer Zeit, auch mit durch die Reſultate des Darwinismus, liegt die Idee nahe, die Schöpfung der Welt als des eigentlichen Paradieſes ſei im Gange: eines Menſchenparadieſes.

So viele Gedanken über Gott! Warum nicht auch zahlloſe Bilder von Gott?

Der Scholaſtiker, der Gott nachzulaufen glaubt, läuft dem Teufel nach. Der Künſtler nicht.

Schildere, wie alle Götter zum Altare Jeſu kommen. Warum? Weil er ein Menſch war.

Ihr bliebt nur Götter. Er wurde Menſch.

Gott iſt hier, der gerecht macht, wer will verdammen? Römer 8, 33. Dieſen Spruch hatte ein frommer Proſelytenmacher in eines Knaben Hand geſpielt. Handelte da der gute, enge, magere Frömmling wohl im Sinne ſeiner intoleranten Sekte? Schwerlich! Graviert ſich wirklich dieſe Goldſchrift auf dem blutroten Gelablättchen in junge Seelen, dann ade Eiferertum.

Der Proteſtantismus iſt unſinnlich und unſexuell.

Die Seele brennt auch im Himmel, nicht nur in der Hölle.

Die Götter pochen noch immer vergebens an die Türen der Menſchen.

Der Born der Sage iſt vertrocknet. Die Berge ſind entgöttert und kahl. — Aber ſie ſind! Sie ſind und warten.

Politiſches

Man verleumdet die Wüſte, wenn man ſagt, Politik ſei eine.

Größe holt ſich ein Volk auf dem Meer.

Wenn Sie wiſſen wollen, was Europa iſt, müſſen Sie nach Amerika gehen.

Es war für Napoleon leicht, über die Menſchen ſchlecht zu denken. Es iſt für die Menſchen leicht, über Napoleon ſchlecht zu denken: wer entſchließt ſich zuerſt, das Schwerere zu wählen?

Bismarcks Erinnerungen. Sprachlich durchaus nichts Lutheriſches. Eine Art Benvenuto Cellini auf preußiſch. Deutſches Fundamentalbuch. Ein Buch, das Preußens Hegemonie rechtfertigt. Ein Lehrbuch, ein Grundbuch. Bismarcks zweite Tat, die ſeine erſte ergänzt. Es muß die tragende Säule der deutſchen Einheit werden. 3. Dezember 1898

Deutſche Geſchichte. Selbſt in Lamprechts Darſtellung, wo liegt für all das die Verantwortung? Es liegt keine befriedigende Erklärung in der moraliſchen Belaſtung von Ständen oder einzelnen.

Geſchrieben und geleſen: Was ſagt das? Geſchrieben, ein Schatten! Geleſen, eines Schattens Schatten. Wie hoch anzuſchlagen, mit ſolcher Erkenntnis, iſt der Anſpruch auf Realität unſerer Geſchichtſchreibung.

Wie ein Menſch zunächſt erzogen wird, dann aber nur fortſchreiten kann und eine höhere Bildung erlangen, wenn er dieſe ſeine Bildung ſelbſt in die Hand nimmt, ſich ſelbſt erzieht: ſo ein Volk. 15. Februar 1913

Vorausſetzung der Kultur iſt, daß dem Menſchenleben höchſte Wichtigkeit beigemeſſen wird. Krieg, dem das Menſchenleben nichts gilt, verleugnet, ja verrät deshalb die Kultur.

Jeder Schwertſtreich entehrt und verwundet irgendwie die ganze Menſchheit. Jeder Spatenſtich bereichert ſie.

Nur die Idee des Friedens, nicht die des Krieges iſt ſteigerungsfähig.

So viel Spekulation beſchäftigt ſich heut mit der Zukunft, warum ſo wenig mit der Vergangenheit? Kann es nicht ſein, daß dieſe uns überſchwemmt wie eine rückkehrende Flut eine fruchtbare Inſel, die durch die Ebbe freigelegt wurde? So ſchrieb ich am 30. Oktober 1911. Heut 1921 iſt das Gefürchtete geſchehen.

Poſitive Begabung des Menſchen iſt nur in den Künſten nachweisbar. Die negativen Begabungen überwiegen. Sie kritiſieren und analyſieren: Gott, Natur, die Welt, den Himmel und alles. Aber was von allem können ſie machen? Marx und Engels kritiſieren den Gegenwartsſtaat. Wer wird die neue Geſellſchaftsordnung aufbauen und ausbauen?

Das Reinindividuelle vom Reinſozialen zu trennen ſind Menſchenalter genialer Arbeit erforderlich.

Wir ſind im Demokratiſchen ahnungslos: deshalb wiſſen wir nicht, wie produktiv wir im Demokratiſchen ſein würden.

Der Idealſtaat würde mit voller Geſundheit des Volkes identiſch ſein.

„Wer Soldat werden muß, muß auch Offizier werden können, ſolange der Staat nicht faul iſt", ſagt Mommſen in ſeiner römiſchen Geſchichte.

Es gibt Fehlſprüche mit Gewicht und ſolche ohne Gewicht: dieſe ſind zahllos, die andern gering an Zahl, — aber doch zahlreich genug, um das allergrößte Elend über die Welt zu bringen.

Recht häuft ſich nicht, wohl aber Unrecht.

Krieg iſt gewöhnlich, Homer iſt ſelten.

Wenn ſie unſer Volk nicht mögen in der Welt, ſo iſt höchſtens der Durchſchnittszuſtand zwiſchen Menſch und Menſch ein wenig verſtärkt worden.

Zu erſtreben?
Das Volk der Einzelnen.
Der Staat der Individuen.
Die Geſelligkeit der Einſamen.
Die Herrſchaft der Duldenden.

Denn keiner hat einen ſo hohen Stand,
daß höher nicht ſtände das Vaterland.
(Im eigenen Exemplar des Feſtſpiels.)

Literariſches

Die Sprache, ſofern ſie die Gegenwart betrifft, iſt unartikuliert. Ihr Entwicklungsgebiet iſt Vergangenheit und Zukunft.

Schrift der Götter nannten die Ägypter die Hieroglyphe: Kunſt!

Die meiſten Leute vergeſſen, in wie hohem Maße fragmentariſch doch alle Bücher ſind: in dem, was ſie ſubjektiv ausſagen, in dem Objektiven, das ſie darzuſtellen gedenken. 15. Juni 1898

„Die Mundart zerſtört die Poeſie?“
Der Quell verdirbt das Waſſer!

Das Alte Teſtament hat die monſtroſe Suggeſtionskraft, die begrenzt, indem ſie vertieft, aber nur ſo weit vertiefen kann, als ſie begrenzt; darin iſt ſie unerhört magiſch, weil unerhört ſubjektiv: ſie vermittelt Unendliches auf der Grundlage von Beſchränktzeitlichem, alles Unendlichzeitliche ignorierend.

Ich habe mich von jeher beſonders zum indiſchen Drama gezogen gefühlt: der Blumenſaft, das Blütenarom, die weiche, brünſtige Natur des indiſchen Dramas entſpricht meiner Weſenheit. Es iſt alles ſinnlich in ihm und jeder Sinn darin ganz geheiligt. Sinnſein und ſinnrein alſo und dabei üppig iſt das indiſche Drama im Schoße einer natürlichen, tiefſinnlichen Religion erzeugt. Es iſt nicht lärmend und ſkandalſüchtig, ſondern tief und ſtill, und der Ohr und Seele zerreißende Knalleffekt hat in ihm keine Stätte.

Die Minneſänger erkannten den unendlichen Wert der Freud Schiller den der Begeiſterung. Heilig war das Lieblingswor Hölderlins. Goethe ſprach viel von Wirkung und Wirke E. T. A. Hoffmann viel von Wehmut.

„Ungeacht des Papſtes Bann, Kaiſers, Kunige, Fürſten Pfaffen, ja, aller Teufel Zorn“: das war Luthers Sprache, de Gottesmannes, zu Wittenberg.

Luthers wahre Vorzüge haben zu wenig gewirkt, ſeine Fehle zu viel.

Was wißt ihr von dem abgrundtiefen Haß Shakeſpeares, vo dem furchtbaren Ernſt ſeiner von ihm voll erkannten Situation

Ich ſah geſtern „Romeo und Julia“ (1898). Ich will kein künſtlich geſtachelte und auf die Spitze getriebene Handlung Pater Lorenzo würde die Trauung, bei ſeinem Wunſch beid Häuſer zu verſöhnen, nicht geheim halten, ſondern zur Verſöhnung ausnützen. Romeo würde nicht von Julia, ſondern mit ihr fliehen Julia würde, als ſie mit Paris vermählt werden ſoll, dieſem be kennen: daß ſie es bereits iſt. Die Fläſchchen-Geſchichte iſt fü ſolche Leute fabuliert, denen es nicht abenteuerlich genug, nich toll genug kommen kann; und nur Shakeſpeares Kunſt bewahr in den Konſequenzen vor dem Lächerlichen. Die plötzliche Trauungs idee, der Tod am Hochzeitstage, als gerade der Traugang ſtatt finden ſoll, ſind eine Häufung grobſchlächtiger Effekte, wodurc die Charaktere mißbraucht, die Schlußtragik völlig vernichtet wird Was in der Wirkung übrig bleibt, iſt allein die Leidenſchaft junge Liebe: eine ſchnelle, großartig geſtaute, und dadurch furchtbar ge machte Leidenſchaft.

London. Kaufmann von Venedig. Irving gehört unter die Großen ſeiner Kunſt. Der „Kaufmann“ iſt ganz als Märchen aufgefaßt. Viel Muſik. Die Poeſie erhebt ſich aus einem muſikaliſchen Gewölk. Sie liegt darauf wie ſchöne Stickerei auf einem Kiſſen. Das Beſte an Irving läßt ſich nicht ausdrücken. Er iſt nie laut, nie, als Schauſpieler, allein. Als Shylok oft allein. Er iſt faſt ganz verzehrt von Erwerbsgier, Haß, Liebe, Intelligenz, Alter, ſobald er auftritt. Es iſt eine furchtbare Senilität in ihm, eine aktive: aus ihr heraus glaubt man ihm alles. Furchtbar in ſich gekehrt iſt ſein Haß, ſcheu ſeine Liebe, ſcheu ſeine Intelligenz, ſcheu und ſchamhaft. Seine Haut iſt wie gelbes Leder, die Geſtalt gebeugt. Aber ſie richtet ſich auf in Haß. Einmal entblößt Shylok den Hals bis unters Schlüſſelbein und ſchlägt mit der Fauſt ſeinen mageren Leib. Der Laut des Pochens an das alte Gebäude gibt uns die unabweislich ſchmerzliche Gewißheit, daß dort ein Brudergeſchöpf von Fleiſch und Blut leidet. Überhaupt: wir fühlen das Leiden in Shylok. Der große und hauptſächlich an zertretenem Stolz leidende Geiſt reißt das kraftloſe Fleiſch zu einer letzten kläglichen Anſtrengung auf, die das ganze Gefäß zertrümmert. Das lange innere Werden ſeiner Qualen, Ängſte und Anſchläge zeigt Irving. Groß ſind die halbblinden Augen aufgeriſſen, vagierend der Blick, die Hände, aber alle unvermeidliche Gebrechen dennoch durch den Willen geführt. Irvings Organ umſpannt jeden Ausdruck. Er greint kläglich oder böſe wie eine Katze, zeigt greiſenhafte Anſtrengung der Sprachbildung. Seine Bewegungen haben das ewig Lauernde ohne Aufdringlichkeit. Er rührt und ergreift und erregt zugleich Entſetzen, Mitleid, Ekel, Liebe. Er hat eigenen Stil: ſo wenn er in ſtummer Verſonnenheit eine Minute lang und länger das Haus anblickt, aus dem ſeine Tochter entflohen iſt. Da bricht das Theater in Beifall aus. Er hat das Stück mit Kunſtverſtand inſzeniert. Tiefe Dunkelheit wird durch feſtliche Helle, Häßlichkeit durch Zartheit und Jugend abgelöſt. Die Qual des Einzelnen durch Muſik und Maskentaumel. Am Ende iſt Shylok wie ein ſchlechtes Inſekt unter Shawls aus Seide, unter golddamaſtnen Gewändern, unter Juwelen und Blumen erſtickt und erdrückt, und das grauſam göttliche Märchen triumphiert.

3. Juni 1905

Falſtaff in „Die luſtigen Weiber von Windſor" macht, ſeinem Dichter ſpitzbübiſch zublinzelnd, gleichſam gute Miene zum böſen Spiel und läßt gutmütig alles mit ſich geſchehen, was den luſtigen Weibern ſowohl, als etwa einer allerhöchſten Beſtellerin Spaß macht. Aber dieſe ſind die Gefoppten. Er ſtellt ſich nur ſo, als ob er der Angeführte ſei.

Sommernachtstraum. Er iſt, im böſen Sinne, die Komödie der Liebe. Die Menſchen zu Marionetten herabgewürdigt und als ſolche genasführt. Zettel muß einen Eſelskopf aufſetzen, um geliebt zu werden. Und es iſt niemand geringeres als Titania, die ihn liebt.

Shakeſpeare-Viſionen

(Einleitung zum dritten Druck der Marées-Geſellſchaft.)

Dieſe Blätter enthalten Shakeſpeare-Viſionen moderner Künſtler. Hier entzündet ſich Phantaſie an den Geſichten, die der Seele des großen Briten entſtiegen und von ſeinem inneren Auge zuerſt wahrgenommen worden ſind. Die wiederholten Geſichte haben neue Geſtalter und neue Geſtalt gewonnen, durch die ſie ſichtbar bleiben und fortwirken.

Die Viſion des Dichters hat eigentlich keine Sichtbarkeit. Sie geht von Einbildungskraft zu Einbildungskraft mittelſt krauſer Zeichen. Einbildungskraft jedoch nennt Kant ein blindes Vermögen der Seele.

Vielleicht wird jede Shakeſpeare-Viſion durch jede äußere Sichtbarkeit abgeſchwächt: durch die des Pinſels, des Griffels ſowie der Bühne, weil ſie allein in dem blinden Vermögen der Seele ganz zu Hauſe iſt. Aber was kann man über das Geheimnis des Hin und Her von geſchriebener Sprache und innerer Apperzeption überhaupt ausſagen?

Oder was wiſſen wir über den Schöpfungsprozeß, der den Viſionen und Geſtalten Shakeſpeares ihre beſondere Art von Realität, Dauer und Weihe gibt? Eines von Shakeſpeares Dramen heißt „Der Sturm". Vielleicht kann man den Sturm als Symbol des Schöpfungsprozeſſes gelten laſſen. Es geſchehen vielleicht in der Dichterſeele Ballungen ſtürmender Rotation, erzeugen im Verdichten Wärme, Licht und zuletzt das Leben. Dabei iſt etwas wie Kampf zwiſchen Ormuzd und Ahriman.

Überhaupt Ormuzd und Ahriman, Gott und Teufel, bekämpfen ſich, und Schauplatz dieſes Dramas iſt des Menſchen Bruſt.

So wäre denn jeder Menſch Dramatiker? Ich meine, daß es ſo iſt. Goethe ſuchte die Urpflanze. Man könnte mit mehr Recht nach dem Urdrama, und zwar in der menſchlichen Pſyche ſuchen. Es iſt vielleicht zugleich der früheſte Denkprozeß.

Urſprung alles Dramatiſchen iſt jedenfalls das geſpaltene oder doppelte Ich. Die beiden erſten Akteure hießen homo und ratio, oder auch „du" und „ich", das primitivſte nach außen zur Erſcheinung gebrachte Drama war das erſte laute Selbſtgeſpräch. Die erſte Bühne war nirgend anders als im Kopfe des Menſchen aufgeſchlagen. Sie bleibt die kleinſte und größte, die zu errichten iſt. Sie bedeutet die Welt, ſie umfaßt die Welt mehr als die weltbedeutenden Bretter.

Der Seher und Schöpfer großer Dramen bedarf allerdings nicht nur der Einbildungskraft, ſondern auch der Ausbildungskraft. Er iſt Bändiger und Verdichter des Sturms, Schöpfer, Demiurgos einer neuen, inneren Himmels-, Erden- und Menſchenwelt, über deren Geſchicken er mit der Zaubergewalt eines Proſpero waltend ſchwebt, auch bewirkt, daß dieſe ganze ſeiende und nichtſeiende Schöpfung anderen im göttlichen Lichte der Kunſt erkennbar wird.

Proſpero Shakeſpeare iſt dieſer Zauberer. Niemand hat ſo wie er die Gewalten magiſcher Täuſchungen in der Hand. Wir unterſcheiden ſeine Welt des Scheins in vielen ihrer Geſtaltungen nicht von der Wirklichkeit. Wem wäre zum Beiſpiel Falſtaff nicht eine Realität. Kein Menſch iſt es mehr, dem man irgend im Leben begegnet und nahe geweſen iſt. Er wirkt ſo real wie ein Schauſpieler, der ins Theater ging, um zu ſpielen, und den man hernach bald da, bald dort auf der Straße trifft. Sein Leibgericht und Getränk kennen die Weinwirte. Man weiß nicht nur, wie es um ſeinen Geldbeutel, ſondern auch wie es um ſein Hirn, ſein Herz, ſeine Leber beſchaffen iſt.

Es gibt unter den Dichtern keinen, der es uns ſo leicht macht, die Fiktion aufrecht zu erhalten, als hätten wir es in ſeinen Geiſteswerken nicht mit Erdichtungen, ſondern mit Wirklichkeiten zu tun. Der Zauber, das göttliche Blendwerk dieſes Proſpero, iſt unergründlich und unübertrefflich. „Man kann über Shakeſpeare nicht reden, es iſt alles unzulänglich“, ſagt ein Goethewort. Alſo tritt der Sprecher zurück und gibt denen Raum, die als Künſtler bilden, nicht reden.

Goethe entfernte ſich nie weit von ſich ſelbſt, blieb vielleicht ein wenig zu ängſtlich in ſeiner Nähe.

Goethe wollte nur Liebhaber ſein und war doch Gildemeiſter.

Es iſt ſchön zu ſehen, wenn das Göttliche in Goethe den Gildemeiſter überſtrahlt.

Die Geſtalten Hebbels ſind wie Eisblumen, gefrorener Seelenhauch.

Ein wirklich gebildeter Menſch kann unmöglich den Begriff des Unzüchtigen mit der großen Kunſt Flauberts in Verbindung bringen. Dazu ſteht dieſer Begriff an ſich viel zu niedrig. Mit dem gleichen Recht könnte man die Klinik und den kliniſchen Bericht eines Dermatologen als eine Porcherie bezeichnen. Der große Arzt, der große Künſtler kann ebenſowenig wie der große Politiker beſtehn, wenn man ihn den kleinbürgerlichen Moralbegriffen ausliefert.

Ibſens Stücke enthalten eine gewiſſe unentſchiedene „Moral“.

Tolſtoi

Tolſtoi iſt tot. Die Welt hat ihren zweiten Savonarola verloren. Der einzige große Chriſt der Zeit iſt nicht mehr. Die Kirche hat ihn verflucht. Sie würde ſeinen Leib zu Aſche verbrannt haben, wie den Savonarolas, wenn ſie die Macht dazu beſeſſen hätte. Immerhin bedeutet der Fluch ihr mehr, der die Seele trifft und ſie der Verdammnis für ewig ausliefert. Und wiederum mußte dies alles geſchehen, wie geſchrieben ſteht. Wiederum iſt der wahre Chriſtos, der wahre Geſalbte, der Stein des Anſtoßes und das heilige Ärgernis.

Viele haben Tolſtoi für einen Narren gehalten. Auch Jeſus, den Heiland, hielt man dafür. Er war ein Menſch. Er war unſer Bruder. Es brannte in ihm das verzehrende Feuer der Liebe, der Menſchlichkeit. Dies nahm der Synod für ein Feuer der Hölle. Und es brannte in ihm der Geiſt, den die Klerisei mit Beſchwörungsformeln nicht auslöſchen konnte, weil ſelbſt herrſchſüchtigen Prieſtern Gott überlegen iſt.

Tolſtoi iſt kein Reformator geweſen. Er war mehr. Wer das nicht ſpürte, ſolange er lebte, der ſpürt es jetzt, wo Tolſtois Laufbahn beſchloſſen iſt. Wer es jetzt nicht ſpürt, der wird es nach zwanzig Jahren ſpüren. Furchtbar und ſtärker, wie die des Lebendigen, pocht die heilige Geiſterfauſt des Toten gegen die Kirchentür, und ſie greift hindurch und ſchreibt an die innere Kirchenwand mit feuriger Schrift ihr Mene, Mene, Tekel, Upharsin. Geſchrieben unmittelbar nach Tolſtois Tode.

Tolſtoi, ein ſchwacher Luther, für alle: Rußland, Europa Amerika, ein ſchwacher Luther: der ſtarke hat gewirkt und ſein Werk verwirkt, wie Kohlhaas, der ſchwächſte Luther. Was nun, wenn wir lutheriſch, wahrhaft lutheriſch noch ein Intereſſe haben? Was tun?

Nietzſche empfand ſich vor als Religionsgründer. Sein Angriff gerade auf Straußens neuen Glauben bedeutet im Grunde: Raum für Zarathuſtra!

Strindberg

Auguſt Strindberg iſt für mich eine der markanteſten Perſönlichkeiten unſerer Epoche: Dichter, Wahrheitſucher, Skeptiker und Mann des Glaubens! Alles nicht etwa lau, ſondern in Glut. Seine Leidenſchaft erreicht zuweilen einen furchtbaren Grad, wo ſie dem Gefäß, das ſie einſchließt, gefährlich wird. Dann gibt es etwas wie „einen Brand in der Schmiede". Aber Strindberg meint: Mag die Schmiede verbrennen, wenn nur der Schmied, der Hammer, der Amboß und genug Roheiſen übrig bleibt. Immer wieder geht er ans Werk und ſei es auch unterm bloßen Sternenhimmel der Winternacht. Wer in einer ſolchen Natur keine Größe ſieht, der wird ſie auch nicht in der Sage von Prometheus finden, der um der Menſchheit willen mit den Göttern im furchtbarſten Kampfe lag, oder in dem Mythos von Weland dem Schmied. Zwar iſt das Flugproblem heute gelöſt, aber doch nicht ſo, wie es Weland und Lionardo auffaßten, denn wir ſind höchſtens zu fliegenden Philiſtern geworden. Strindbergs Flüge in den eiſigen Weltenraum und ſein Hinabſteigen in die Abgründe bietet meinem Geiſt noch immer das ſowohl gefährlichere als erhabenere Schauſpiel dar, und ſeine Abenteuer ſind die verwegeneren. — Es gibt ſtarke und große Geiſter, die ſich mehr diſzipliniert haben als er. Aber die Gewitter, die See, die Vulkane, die Urwälder ſind undiſzipliniert, dennoch befruchten die Gewitter die Erde! — die See gibt Fiſche und Perlen! — die Vulkane bringen kochende Solphataren ans Licht, und der Urwald köſtliche Früchte! Strindbergs Arbeitstag iſt ſtark, gefährlich und ſchöpferiſch wie die Natur, und viele ſeiner Werke beſitzen Meiſterſchaft! Das germaniſche Geiſtesleben wird ſtets mit ihm rechnen.

Zu Strindbergs Geburtstag.
(Vor dem Kriege.)

Rhythmen

Neue Folge

Ob man auch wenige Blätter eines bedeutenden Künſtlers vor Augen hat, ſie werden ſein geſamtes Werk vor die Seele rufen. Das Werk Ludwig von Hofmanns iſt durch und durch Kultus der Schönheit. — Es iſt damit wenig geſagt. Der Streit über das Weſen der Schönheit iſt noch nicht ausgetragen. — Wir wollen ihn nicht entſcheiden. Das Werk Ludwig von Hofmanns überträgt in die willig erſchloſſene Seele Heiterkeit, Freude, Rauſch, Glanz. — Die Geſtalten des Werkes — Menſch, Tier — haben die Aura von Göttern oder ſie leben in Götternähe. Sie trinken den gleichen Äther mit Zeus und Helios. — Beſonders dieſem Gotte ſcheint das in ewiger Jugend freudeatmende Menſchengeſchlecht entſproſſen zu ſein und den Sonnenroſſen die Hofmannſchen Pferde.

Selige Mädchen, ſelige Knaben, ſelige Kindlein, Tänzerinnen, Badende, Licht- und Freudeberauſchte überall, allüberall. — Überall auch die keuſche Nacktheit des Griechentums. — Ob dieſer Künſtler Pinſel, Farbſtift oder Holzſchnittmeſſer führt, es iſt immer ein Suchen, nach dem entſchwebten Lande der Griechen, mit der Seele. — Die Zartheit, die Reinheit, die Innigkeit ſeiner Hand in dieſem Betracht erinnert an Hölderlin.

Wie ſeltſam, wenn man von dieſem Suchen und Finden des entſchwundenen Landes der Griechen den Blick auf die grundſtürzenden Geſchehniſſe unſerer harten Zeiten abirren läßt. — Beinahe iſt es, als blicke man von der Mondinſel Leuke auf eine verfluchte Erde herunter. — Als weltfern und weltfremd könnte man dieſen Geſtalter mit Pinſel und Stift anſprechen, ihm etwa auch einen Mangel an Ernſt vorwerfen, träten nicht eſſentielle, vom reinſten Feuer des Lebens durchglühte Gebilde aus ihm hervor, die als ſolche nach einem Recht auf Daſein nicht zu fragen haben, und läge nicht Flucht in jeder Art Eigenleben, das ſich erhalten und durchſetzen will. — Hier iſt alſo kein Mangel an Tiefe, kein Mangel an Ernſt, kein ruchloſer Optimiſmus, wie Schopenhauer es nennen würde, ſondern aus dem geſättigten Humus, aus dem Kampf- und Gräberfelde der Erde, darin ihre Wurzeln ſich ausbreiten, erhebt ſich die überirdiſche Blume dieſer Kunſt.

Agnetendorf im Sommer 1921

Wenn im Bereiche der literariſchen Welt die Wege gebeſſert werden, ſo geht man mitunter wie auf Haifiſchzähnen.

Abſchiedsworte an Richard Dehmel

Wir ſind wieder einmal die Zurückbleibenden. Lieber Dehmel, lieber Freund, Du haſt uns verlaſſen, wie uns ſo mancher liebe

Kamerad und Mitſtreiter im Laufe der Jahre verlaſſen hat. Solche Trennungen ſind immer groß und trübe, auch in Zeiten, die wir glücklich zu nennen geneigt ſind. Sie ſind größer und trüber in trüben Zeiten. Es ſind trübe Zeiten, in denen Du uns zurück und allein gelaſſen haſt.

Wir waren gemeinſam jung. Etwa zur gleichen Weltſtunde betraten wir das ſchöne Reich verantwortlicher Geiſtigkeit, getragen von einer Welle — ich möchte ſagen — ſonniger Energien. Unſere Mutter, unſer Deutſchland, war bekränzt und heiter. Es war bekränzt und war heiter, trotzdem manche es ableugneten. Wir gehörten nicht zu denen, aber auch nicht zu den anderen, die mit unermüdlichen, grellen Siegesfanfaren den Neid der Götter herausforderten. Den nationalen Gewinſt in allen Pulſen fühlend, wandten wir uns dem allgemein Menſchlichen zu, in dem die Gegenſätze der Nationen verſchwinden und von jeher verſchwunden ſind. Und getragen von eben jener ſonnigen Welle der Energien, wurden wir im rein Menſchlichen ſtark, und vor allem Du wurdeſt ſtark darin, und das Starke iſt immer optimiſtiſch, will heißen: im Guten zuverſichtlich.

In Dir war eine gute Zuverſicht. Es lag in Deiner Dichtung die volle Sinnenfreude des Diesſeits in der Umarmung mit der Wirklichkeit, in der Vermählung mit der Tragik des Irdiſchen und nicht zuletzt mit einer Ewigkeitshoffnung, ja, einer Ewigkeitsgewißheit. Deine Inbrunſt war, obgleich ſie kein Nonnen- oder Mönchsgewand, ſondern den Purpur des Lebens um ſich gelegt hatte, der Inbrunſt chriſtlicher Heiliger nicht unähnlich, die in Jeſu ihrem Bräutigam entgegenleben und entgegenharren. Nicht war es bei Dir der Bräutigam, ſondern das „Ewig-Weibliche" zog Dich hinan.

Was in Deiner Dichtung das Beſte iſt, hatte dieſen Charakter. Es war von der Art, daß es den Tod als eine Brücke zum Jenſeits nicht anzuerkennen ſchien. Vielmehr bot es ſich ſelbſt als Brücke. Das Beſte in Deiner Dichtung war, oder ſchien zu ſein, ein beſonderes ätheriſches Element, das ſchon hier die ungehemmte Einheit von Jenſeit und Diesſeit herſtellte.

Nun, lieber Freund, lieber Dichter und Seher, der Du auch aus der Inbrunſt Deiner Empfindung ein Erkenntnisorgan Dir gebildet hatteſt, wir müſſen in Deine Dichtung flüchten, denn anders wüßte ich keinen Weg, weiter mit Dir vereint zu ſein. Und wir müſſen geduldig zuwarten, bis die Weltſtunde die Entſcheidung bringt, daß Dein wiſſensmächtiges Gefühl Dich nicht getäuſcht hat.

Ohne das, ohne dieſes Gefühl, ohne das ätheriſch verbindende Element Deiner Dichtung, ſehen wir uns rettungslos vor Deinen Sarg, vor Deinen Verluſt geſtellt, und wir ſind geneigt, wenn wir von unſerem nahen und perſönlichen Verluſt und perſönlichen Schmerz abſehen, Dir nachzurufen: „Oh, wäreſt Du doch bei uns geblieben, nicht um unſertwillen, ſondern um Deutſchlands willen, Deiner Mutter willen, der Du mit ſo heißer Liebe Treue gehalten, Treue bewieſen haſt!“ Sie iſt nicht mehr, wie damals, heiter und bekränzt, Deine Mutter. Sie iſt tief unter ſchwarzem Schleier verhüllt. Sie ſteht nicht an einer Bahre bloß, nicht an Deiner Bahre bloß, ſie ſteht an der Bahre von Millionen hingemordeter Söhne. Und wenn ſie ſich wendet, dieſe in ſchwarze Trauer gehüllte Geſtalt, ſo ſieht ſie hinter ſich ein baufälliges Haus, in das der eiſige Herbſt hineinregnet. Sie ſieht unzählige Hände, die bemüht ſind, es ganz und gar abzutragen. Und ſie ſieht und erleidet und erduldet noch viel, viel mehr. Ihr heiliges Trauergewand, das iſt nicht hinwegzulügen, ſieht ſie, von oben bis unten, durch Würfe wahnwitziger Fäuſte mit Unrat beſudelt.

Dich und Deinesgleichen braucht Deine Mutter wie nie zuvor.

Aber wir wollen von Dir nicht Abſchied nehmen, ohne daß Du uns mit einer kleinen Welle Deines Lichtäthers beſchenkſt. Mit einem Hauch Deiner Zuverſicht. Du wirſt Söhne haben im Geiſt, Söhne und Töchter, wie Sand am Meer, und das arme, gemarterte Deutſchland wird nicht untergehen. Langſam, langſam wird unſere Mutter Schleier um Schleier ablegen und eines Tages daſtehen in geſunder Weiße und Reine. Dann wird ſie auch wieder einen Kranz tragen, und niemand, der ſich ſelbſt nicht beſudeln will, wird noch wagen, ſie zu beſudeln. Aber wir wollen auch — darin weiß ich mich einig mit Dir — jene grellen Fanfaren nicht mehr hören, womit man einſt den Neid der Götter herausforderte.

Lieber edler Mann: lebe wohl!

Xenien

Es gibt Eſel, die tote Adler mit den Zähnen rupfen, um ſich in ihren Federn zu wälzen.

Eitelkeit iſt eine ſchöne Wiege für Erwachſene.

„Ihr verſteht es nicht in eurem Frankfurt“, ſagte Imhoff zu einem Frankfurter: Albrecht Dürer hatte, nachdem ſich ſein Auftraggeber, eben dieſer Frankfurter, töricht gezeigt, den von ihm erhaltenen Auftrag annulliert und die Anzahlung an Imhoff zurückerſtattet. Der Frankfurter nahm ſie von Imhoff befriedigt in Empfang.

Es gibt Männer, die ſind ihre eigenen Schulmeiſter, Pfaffen und Henkersknechte.

Ich ſchätze ſein körperliches Gewicht höher als ſein geiſtiges, ſagte jemand.

Er hatte eine nicht ſehr ausgedehnte Verſchönerungsanlage im Kopfe, und darauf ging ſein Geiſt ſpazieren.

Die Poeſie lag über ihrem Weſen wie die Lackmalerei auf einem japaniſchen Käſtchen. Das Holz des Käſtchens iſt hart und ſaftlos. Dazu iſt das Käſtchen leer.

Nichts liebe ich mehr als das kalte, klare, reine Gebirgswaſſer, ſagte der Schlammpeitzker und ſchnellte vergnügt durch die dicke warme Lehmpfütze.

Die Benachteiligten und Erfolgsarmen halten ſich auf gewiſſe Weiſe reichlich ſchadlos.

Es gibt in der Welt allzuviel geiſtreichen Schweiß.

Es gibt ein Genie der Oberflächlichkeit.

Es gibt Pfennigfuchſer der Begeiſterung.

Es gibt Gymnaſtiker der Gemütsbewegungen.

Gewohnheitstiere ſind keine Charaktere.

Er hatte ſein ganzes Leben dazu verwendet, ſeine Perſönlichkeit rein und groß auszubilden, und brachte es am Ende nur zu kleinen Schurkereien.

Einer hatte geborgt, veruntreut, geſtohlen ſein Leben lang und behauptete ſchließlich vorwurfsvoll, die Welt ſei ihm alles ſchuldig geblieben.

Man erkennt den Deutſchen ſchon am Huſten.

Wie wäre es mit einem neuen Begriff: Humanitätsſchurkerei.

Es gibt heute eine philoſophiſche Waſſerpeſt.

Es gibt etwas in unſerem öffentlichen Leben, das man treffend geiſtigen Speichelfluß nennen könnte.

Ihr nehmt teil an allem Neuen und laßt alles beim Alten.

Wahrhaft ſterile Bücher haben den Geruch der Frechheit und der Unfähigkeit zum Reſpekt.

Es gibt Literaten, die ſagen: friß mein Buch und ſage, daß es gut ſchmeckt, oder ſtirb.

Die ſchwächſten Intelligenzen bedienen ſich zumeiſt der ſtärkſten Worte. Naturen von den kleinſten Maßen, die ſich nur höchſt mühſam „druckreif“ machen können, beſtreiten „Größe“ oder fordern ſie. Was können ſolche Menſchen von Größe wiſſen? Und wenn ſie ſchon etwas ahnen von ihr, warum bewundern ſie nicht das Geahnte, anſtatt die Erkenntnis ihrer eigenen Geringfügigkeit unnützerweiſe in anderen zu erzwingen, ſomit den Adel der Ahnungskraft ſelbſt verſcherzend?

Dieſer Publiziſt iſt wie eine Waſchfrau. Er bringt ſein Leben zwiſchen Bergen ſchmutziger Wäſche zu. Er chlort mit Vorliebe. Eine Stänkernatur: er ſchreit in einem fort: „Achtung! ich bin ein Kra . . . Kra . . . Kra . . . Krawattenmacher.“

Er iſt wie ein Vogel, der immerfort über der Erde fliegt und dabei piepſt: „Ich kann mich nicht ſetzen, ich kann mich nicht ſetzen.“ — „Das iſt dein Pech, guter Junge!“ — Aber er ſetzt ſich doch, wenn er Hunger hat und ſchnabuliert ſein Räupchen. Gleich darauf ſchreit er ebenſo weiter: „ich kann mich nicht ſetzen“. Überall ſucht er das Poſitive! Überall iſt es da, nur fehlt ihm der Sinn dafür. Oder tut er am Ende nur ſo, um ſich bemerkbar zu machen? „Ich kann mich nicht ſetzen, ich kann mich nicht ſetzen.“

Die Suchenden.
Ich ſuche, du ſuchſt, er ſucht, wir ſuchen, ihr ſucht, ſie ſuchen.

Gewiſſe Miſtkäfer, wenn ſie auf den Rücken fallen, vermögen ſich nicht mehr aufzurichten: einige aber doch.

Paradoxe

Das Paradoxon iſt der Gedanke in der Faſſung des Affekts.

Da ich mich ſchon entſchloſſen habe, im Geiſtigen zu leben, lebe ich viel zu wenig im Geiſtigen.

Werde Menſchenfeind, damit deine Menſchenfreundlichkeit Dauer gewinne.

Sehr viele Menſchen leben ohne Gegenwart.

Es gibt Leute, denen der Anſtand nicht fehlt — den ſie nicht beſitzen.

Das Dilettieren in den Künſten iſt verzeihlich, ja ſogar zu billigen: nur darf man es nicht berufsmäßig betreiben.

Nirgends rauſchen die Laubwälder ſüßer und erquickender als am kahlen Strand, wo keine ſind.

Die Ehe iſt ein Staatsinſtitut — die Galeere ein anderes.

Irren iſt göttlich.

Güte iſt eine Kunſt.

Nichts iſt ſo fürchterlich als die Macht der Dummheit in den Klugen.

Wieviel Kluges iſt geſagt, wieviel Törichtes benutzt worden!

In Reimen

Das Feuer minn ich,
das Feuer verehr ich.
Ein Feuer bin ich,
zum Feuer kehr ich.
Muß ich einſt ruhen tief in der Erden,
werd ich zum ſchlafenden Feuer werden.
Schlafende Feuer, wachende Flammen
ſchlagen doch einſtmals wieder zuſammen.

Gehe deiner Wege gerade,
ſchenken wird ſich dir die Gnade.

Was ich einſog von dem Licht,
nahm mir meinen Schatten nicht.

Die Erde gab ihre heiße Kraft,
mir Leidenſchaft, die Leiden ſchafft.

Die du ſchön und groß zugleich
ſchenkteſt liebe Gabe,
ſei belohnt durch alles, reich,
was ich nicht mehr habe.

Ihr Augen, die ihr ſeht aus Sehens Grund,
Mund, der du iſſeſt mit des Mundes Mund,
aus Horchens Urgrund, wie du höreſt, Ohr!
Dort bricht des Fühlens Fühlen reich hervor.
Und alles, was da riechet, ſchmeckt und ſpricht,
es iſt nicht Naſe, iſt die Zunge nicht;
es flammt aus ganzer Gottheit ew'gem Sinn,
mit der ich, als ihr Sinn, verbunden bin.

Unter ein Bild für Elſe Lehmann:
Ich hab es erdacht, du haſt es gemacht,
wir waren Genoſſen in mancher Schlacht.

Ein goldnes Sternlein reiſet
mit mir ferne übern dunklen Wald.
Es reiſet durch grünlichen Schimmer,
durch klaren, roſigen Hauch,
es reiſet im ſchönen Himmel,
ich muß auf der Erde gehn.

Unter der Berge Schnee und Eis
ſchluchzen die Vögel frühlingsheiß.

Ich rufe einen Vogel,
der ſoll dir ſingen.
Ich grabe eine Quelle,
die ſoll dir ſpringen.

Eine Scala d'oro dacht ich mein eigen,
nun muß ich auf grauen Stufen ſteigen:
grau, wie die Steine, die wir beſchreiten,
Kummer und Sorge zu meinen Seiten.
Oben über der höchſten Schwelle
ſtatt des Weines die Wermutsquelle.
Tremezzo, 25. April 1898

Hier hab ich nach jeder reichen Nacht
das Licht erwacht,
das Große gedacht,
das Niedere veracht,
Agni das heilige Bett gemacht:

Oh wahre Sonne, oh letzte Pracht!
wie im Meere doppelt entfacht,
ſo biſt du doppelt in mir erwacht!
Oh, wenn die doppelte Sonne lacht,
der hat gewonnen die doppelte Schlacht!

Villa Carnarren

Krankheit

Ich ſtehe feſt mit meinem Schiff,
mit meinem Meer zwiſchen Riff und Riff.
Mir bleibt verſchwiegen, was ſich bewegt,
ſtarr iſt das Bild, das mein Inneres trägt.

Haſt du jemals darüber nachgedacht:
was ſie entſchleiert, die alte Nacht?
Und was ſie verhüllt an Schauern und Wonne,
die Allerleuchterin, Mutter Sonne?

Prüderie

Womit hat Gott dich am reichſten beſchenkt?
Mit dem Rocke, der am Nagel hängt?
Oder mit dem, was übrig iſt,
wenn du nackend wie Adam biſt?

Wer alles faßt in ſeine Hand,
dem wird auch alles wieder entwandt.

Verſchlafner Grieche, ſalbe deine Glieder
und ſteig geſchmeidig zur Paläſtra nieder.

Du hatteſt dir meine Achtung erworben,
ſonſt wärſt du nicht in ihr geſtorben.

Der Himmel dampft, feucht glänzt das Gras,
ein klingend Maſchennetz, von Vogelkehlen
geſponnen, überzieht das offne Tal.
Stumm gärt an allen Hängen Öl und Wein.
Dicht überdeckt mit Blütenſternen ſpreizt
das Pfirſichbäumchen ſeine nackten Ruten
in feuchte Luft und Klang: ein Weltenraum
voll lauſchender, voll werdender und voll
welkender Sonnen. Drüber ſät der Wolke
ſich löſender Schoß des Regens wehende
Saat in des Tales krauſe Runzeln und
der Bauern Gärten. Alles trank und trank.
St. Margherita. Februar 1912

Siehſt du Chriſtophoro ins Geſicht,
am gleichen Tage ſtirbſt du nicht.

Als wäre nichts geſchehen,
liegt Sonne auf dem Blatt:
die Arche ſcheint zu ſtehen
am Berge Ararat.
Und doch, noch ſteigt die Flut!
Noch fließet, fließet edles Blut.
26. Dezember 1918

Viel Lebendes wird durcheinander gerüttelt,
viel Leben tödlich abgeſchüttelt: aber die Toten!?
Die ſind ſtumm.
Sie können ihr Recht nicht mehr vertreten.
Laßt ſie für uns beten.
Für ſie zu beten, wäre dumm.

Geiſter gehen mit lautloſen Füßen,
ſtumm können ſie lieben, unſichtbar grüßen.

Kein noch ſo winzig kleines Tor,
draus Gott und Welt nicht tritt hervor.

Zu eurer Freude gehören zwei:
Leider bin ich nicht dabei.

Kinderreim

Ich klopfe, klopfe Steine,
ſo grobe wie feine:
die Straße liegt im Sonnenſchein,
bald wird mein Tempel fertig ſein.

Es frißt und glimmt von Flämmchen und Flammen,
ſchlügen ſie niemals in Brunſt zuſammen.

Breche niemals der Herd im Haus
zum alles verſchlingenden Brande aus.

Was wird nicht alles in Aſche gelegt,
wenn erſt die Brunſt aus den Fenſtern ſchlägt.

Es iſt immer ein einziger Augenblick,
da endet das Unglück, beginnt das Glück! —
Da endet das Glück — und kein Schritt zurück
macht ungeſchehen das ſchwerſte Geſchick.

Spinne dich ein!
und du wirſt befreit zu Tiefen und Höhen ſein.
Aber, wenn das Gewebe reißt,

der Alltag die goldenen Fäden durchbeißt,
dann iſt ſelbſt der Sonntag ein toter Mann,
der nicht ſchreiten, geſchweige fliegen kann.

Der Papierne ſpricht:
Ich bin Papier, du biſt Papier.
Papier iſt zwiſchen dir und mir.
Papier der Himmel über dir,
die Erde unter dir Papier.
Willſt du zu mir und ich zu dir:
Hoch iſt die Mauer von Papier!
Doch endlich biſt du dann bei mir,
drückſt dein Papier an mein Papier:
ſo ruhen Herz an Herzen wir!
Denn auch die Liebe iſt Papier. —
Und unſer Haß iſt auch Papier.
Und zweimal zwei iſt nicht mehr vier:
Ich ſchwöre dir, es iſt Papier.
23. Februar 1908

Oh, wenn er nur nicht ſo krampfhaft wäre,
voller Künſte, Dünſte, Schwüle und Schwere!
Voller Flüche, die wir, wie lange, nicht fluchten
Voller Ängſte, die uns nicht mehr ängſten,
immer auf der Jagd nach dem Allerbängſten,
dem Blutrünſtigen und Verruchten.
Oh, wenn er nur nicht! Denn ſtark im Kleinen
iſt er im Großen leider ſchwächlich:
im Einzelnen tief, im Ganzen nur oberflächlich.
Und will er auch noch ſo blutig ſcheinen,
ſo iſt er doch leider blutlos ganz.

Und noch ſo reicher Firleſanz
iſt immer noch kein Blutestanz.

Er?
Wir deckten ihm den Tiſch,
Gaſtgeber ward er friſch.
Wir buken gut Gebäcke,
ihm zahlte man die Wecke.
Wir kelterten die Weine,
ihm trocknete man die Beine.
Der Bürger, der die Weine trank,
ihm ſagt' er freundlich ſchönen Dank.

Er findet an mir alles ſchief und ſchlecht,
dieweil an ihm keine Faſer gerecht.

Ich weiß nicht, was mein Pate hat,
er macht ſonſt einen beſſern Salat.

Willſt ins Herbar tun deinen Witz,
gibt es einen getrockneten Blitz.

Sie treiben alberne Tändeleien
und laſſen ſie als Kunſt ausſchreien;
ſo wie Wahrheit im dicken Dunſt,
ſteht vergeſſen im Nebel die Kunſt,
ſteht verborgen, nein liegt begraben.
Wär ſie ſterblich, fräßen ſie Hunde und Raben.

Wenn Straßendirnen Tugend predigen,
wer ſoll dann die andern Dinge erledigen?

Er reibt die Heſperidenfrucht
und Dreck in ſeinem Tiegel:
Duft wird Geſtank, Wein Waſſerſucht
verfluchter Schweine-Igel!

Die Reblaus, die am Weinſtock heckt,
hat nie einen Tropfen Wein geſchmeckt.
Es liegt ihr gar nichts an Traube und Wein!
Würde ſie ſonſt eine Reblaus ſein?

Erzählendes

Das Feſt

Fragment

Der Raum glich einem Refektorium, die Tafel war gedeckt. Ein bartloſer Mann von ſechzig Jahren rückte den großen ſilbernen Weinkrug, der voll Wein war. Nach und nach fanden ſich drei andere Männer hinzu, ein ſtarker, weißbärtiger, ein magerer und gebeugter mit ſcharfen Zügen, und ein kleiner und dicker, der oft und laut lachte. Sie kamen zuſammen, um zu eſſen, ſie wollten bei weit geöffneten Fenſtern ſitzen und ſchmauſen. Die Klarheit eines ſonnigen Herbſttages lag über den Gebirgen, und von den Wieſen drang das Geläut der Herdenglocken herein.

Über der Tafel, von dem Gewölbe herab, hing eine Lichterkrone aus blankem Meſſing; ſie war mit den letzten Roſen bekränzt: weißen Roſen und nur wenigen roten, das hatte der alte bartloſe Mann getan, bei dem die anderen zu Gaſte waren. Er hatte ſein ganzes Haus geſchmückt und Blumen in alle Räume verteilt, um das Stille, Feſtliche hineinzubannen, das ihn erfüllte.

Bald ſaßen die Freunde beieinander zu Tiſch. Ein Diener ſetzte die Speiſen auf, der Wirt zerteilte den Braten und legte vor, mit Ruhe und Andacht wurde geſpeiſt, wie alten Männern geziemt, und jeder genoß das gute Mahl, dankbarlichſt zufrieden, daß es ihm noch vergönnt war. Geſprochen wurde zuerſt nicht viel. Sie kannten einander, ohne zu ſprechen. Auf einmal faßte der Wirt ſein Glas, erhob ſich und ſagte dies: „Liebe Freunde, wir ſind die Übriggebliebenen. Wir haben ein langes, ſeltſames Leben gelebt, das für keinen von uns ohne die anderen zu denken iſt. Nach zahlloſen Stürmen ſitzen wir nun doch wieder in einer Art Hafen. Nach langen, lichtloſen Wochen und Monaten, wo der Hunger nach Sonne das einzige war, was uns vom Leben blieb, ſitzen wir nun wieder im Licht. Es iſt eine herbſtliche Sonne, die uns beſcheint, aber ſie verklärt uns nicht minder als die

Kraft des Frühlings. Laſſet uns dankbar ſein für die Stunde, die uns geſchenkt iſt, laſſet uns dankbar ſein für den Becher und für den edlen Wein, den wir daraus noch trinken dürfen. Wenn das Feſtliche aus dem Glaſe geſtiegen iſt, ſo empfinde ich es immer noch, wie wenn das Meer, vom Treibeis frei, wogt. Die Liebe erwacht. Nicht nur an klaren, hellen, heiligen Tagen wie heut, iſt der Zauber kräftig, ſondern auch zwiſchen den dumpfen Mauern der Städte, in trüber, mondloſer Nacht. Da kommen die Toten zu uns als die Lebendigen, die ſie uns waren, zugleich mit allen Fernen, noch Lebenden, und die Seele umſchließt ſie alle inbrünſtig. Wenn ich trinke, bringe ich Opfer, wenn ich anſtoße, iſt es eine Libation. Ich bin nie tiefer religiös geweſen, als beim perlenden Wein. Alles Zeitliche ſtirbt da ab, alles Ewige tritt hervor. Es kommt etwas ſelig Lachendes in mich, eine wundervolle Gewißheit. Während die Fächer meines Innern, wo die toten Namen liegen, ſich ſchließen, brechen tiefſte Quellbrunnen des Lebens auf. Scheinbar tote Beziehungen der Vergangenheit treten in einer Art Ewigkeitsverklärung hervor und nahe, und Saiten, welche ich zerſprungen glaubte, geben Klänge von ſich, jugendlicher und ſüßer, denn je. Schmerz und Luſt treten gleichſam in ein Leben, ſo daß Höhe der Seligkeit und Tiefe des Wehes ein einiges Schwingen und Beben ſind.

Freunde, gedenket der Toten!" Er trank und ſetzte ſich nieder, die anderen erhoben ſich nicht. Sie nickten und tranken ſtill. Dann lehnte ſich einer zurück, es war der mit dem weißen Bart und den breiten Schultern. Er kaute, huſtete etwas, und ſagte dann: „Du haſt eine ſchöne Rede gehalten, Joſeph, es iſt aber gut, daß ſie niemand gehört hat als wir. Den Wein zu loben, wie Du es tuſt, mag hingehen, wenn Du es tuſt und kein anderer, und wenn Du es tuſt vor Leuten, wie wir ſind. An uns iſt nichts zu verderben, dem Volke draußen den Segen der ſtarken Getränke predigen, das hieße ſoviel als Feuerbrände in eine gefüllte Scheune tragen.“

„Natürlich!“ entgegnete ihm der Wirt, und während er ruhig weiter aß, verzog ſich ſein altes Geſicht ein wenig, die Naſenflügel vibrierten leiſe, und es leuchtete unter der hohen Stirn. Ein wenig Spott und viel, viel Liebe. — So hatte ſich alles zur Ruhe begeben, und Alf mit den breiten Schultern auch. Einſt war er der wackerſte Ritter Georg, der gegen den Drachen der Trunkſucht zu Felde zog. Zu Zeiten legte er da die Lanze täglich ein. Heut war es nur noch ein ſchwaches Erinnern an ehemals. Die Sommerfäden ſchwammen herein, die Gabeln und Meſſer klapperten leiſe, und alles war gut und friedlich geworden. Nun ſagte, zum Wirt gewendet, der Gebeugte: „Wir haben ſo manches im Laufe der Jahre eingeſargt, Joſeph: Menſchen, Dinge und Meinungen, vielerlei Glück, vielerlei Unglück, manche Hoffnung und auch manche Befürchtung. Ich wundere mich oft, daß ich noch immer des Morgens aufſtehe und meinen Tag lebe, und es iſt wahrhaftig wunderbar genug, daß wir vier noch ſitzen und ſchmauſen können auf einem ſo ausgedehnten Trümmerfelde.“ — „Das iſt kein ganz treffender Ausdruck: Trümmerfeld“, ſagte der Wirt. „Solange einer lebt, iſt, im Grunde genommen, nichts von alledem geſtorben, was er hinter ſich gelaſſen. Das wirkliche Erlebnis iſt nicht allzuviel realer als die Erinnerung daran. Je älter der Mann wird, je mehr gewinnt er durch ſeine Erinnerung. Wenn die glücklichſten Ereigniſſe unſeres Mannesalters ohne das leidenſchaftlich verlangende Weib nicht zu denken ſind, ſo ſind die freundlichſten Stunden unſeres Alters durch Erinnerungen verſchönt: Das ſind gleichſam milde, reſignierte Frauen, welche mit ſchönen Krügen hin- und wiedergehen und uns verjüngendes Quellbrunnenwaſſer aus dem fernen Quell der Jugend zutragen, der uns ſelbſt unzugänglich geworden iſt. Wir haben die Erinnerungen, und zumal wenn vier Freunde zuſammenſitzen, ſo ſind die Samariterinnen beſonders geſchäftig. Ich weiß nicht, wie Ihr fühlt, aber bei mir bewirkt Eure Gegenwart eine Art Wunder. Ich brauche gar nicht mit Euch zu reden, und doch iſt mir mein ganzes Leben mit Euch gegenwärtig. Der ganze Raum erfüllt ſich mit einem äolsharfenartigen Akkordklang, jeder von Euch klingt für mich wie die Säule Memnons, und in ſolcher Muſik iſt alles, was wir waren und ſind. Ich ſuchte da etwas auszudrücken, was unausſprechlich iſt, ich weiß es wohl, aber es gibt ein Fluidum der Freundſchaft, das alten Männern wie Waſſer des Lebens wird. — Alte Männer ſind froſtig, ſie brauchen Wärme: wenn vier beiſammen ſind, wärmen ſie ſich.“

Alf ſagte das und blickte dabei den Gebeugten an, der nickte, kaute und wiſchte ſich die geröteten Augen. Sie ſchienen ſonſt klein und freundlich und blau. Der Gebeugte war Dichter und Philoſoph, er wiſchte den Mund und begann aufs neue. „Joſeph hat recht; Proſit, liebe Kinder, es iſt um die Freundſchaft kein leerer Wahn. Unſere Kultur hat im allgemeinen keinen Platz dafür, oder beſſer, ſie läßt die fruchtbarſten Gebiete der menſchlichen Seele unbebaut. Im Haß ſind die Menſchen heutigen Tages nicht lau, der Haß iſt ſo tätig am Werk, wie nur je, und wer wollte den Wert des Haſſes verkennen? Aber die Menſchen ſind lau in der Liebe. Die Menſchen ſind lau und ängſtlich und klein in allem, was mit der Liebe zuſammenhängt. Der Haß mag wüten in allen Formen, das ficht ſie nicht an, das ſtört ſie nicht, er knebelt die Liebe überall, das laſſen ſie ungehindert geſchehen. Wo Liebe ein bißchen ihr Haupt erhebt, gleich ſchlägt der Philiſter ſie auf den Kopf. Der Haß wird belobigt und geſtreichelt. Ich will mich darüber nicht weiter verbreiten, mein Loblied der Freundſchaft kennt Ihr ja. Von uns vieren bin ich es vielleicht geweſen, der den Freundſchaftsgedanken am zäheſten feſthielt.“

Sie ſtießen nun alle mit ihm an.

„Ich hab ihn nicht minder feſtgehalten und hoch dazu,“ erklärte der Wirt, „allein weder Liebe noch Freundſchaft ſind im Zeitlichen unzerſtörbar, wie nichts im Zeitlichen unzerſtörbar iſt. Auch unſere Freundſchaft konnte zerſtört werden, und daß ſie es nicht ward, beruht auf Glück. Ihr wißt ja, wie viele Kriſen ſie hatte. Es iſt überdies ein Glück für uns, und wir müſſen ſehr dankbar dafür ſein. Jeder von uns iſt zu Zeiten auch in der Freundſchaft lau geweſen; das konnte nicht anders ſein, wir wiſſen das und haben einander längſt vergeben. Weil jedoch irgendeiner von uns immer das Band wieder feſtzog, wenn es ſich allzuſehr gelockert hatte und Schickſal das übrige tat, hielt das Ganze bis dieſen Tag. Über irgend etwas allzutief nachdenken, führt davon ab. Über die Freundſchaft allzutief philoſophieren, iſt ebenſo gefährlich für den einzelnen Freundſchaftsfall, wie die Neugier des Botanikers für die einzelne Pflanze. Vielleicht iſt es außerdem nicht viel anders, als wenn man ein Netz wollte auswerfen, um einen vorüberziehenden Narziſſenduft, der uns für Augenblicke frühlingshaft beſeligt, darin aufzufangen und feſtzuhalten. Freundſchaft iſt nicht zu bezweifeln. Man braucht nicht einmal an ſie zu glauben. Sie iſt. Wir wiſſen es, daß ſie iſt!“

Sie ſtießen an. Eine rote Roſe löſte ſich von dem Kronleuchter und fiel auf das weiße Tiſchtuch. Dort lag ſie neben dem breiten Rand einer flachen Fruchtſchale aus Meſſing, einem alten, ehrwürdigen Stück, das mit friſchen Weintrauben, dunklen und grünen, mit Äpfeln und Pfirſichen prangte. Der Diener brachte neue Speiſen herein.

Mit einem kühlen Windhauch durchdrang den Saal der Geruch der Bergtannen und das Rauſchen des Baches, der fern durch Gerölle zu Tale floß. Das weiße Haar auf den Scheiteln der alten Männer regte ſich leiſe, wie kühle Flämmchen des Geiſtes. Sie wurden ſtill. Nach einer Weile ſagte der kleinſte, der Arzt: „Wenn einer doch die vielen Verkappungen des einen Triebes feſtſtellen könnte, der die Welt erhält. Ich meine natürlich den Trieb des Geſchlechts, den meiſt geſchändeten und dennoch unter tauſend Formen herrſchenden Trieb. Er ſcheint mir der wahrhaft unbekannte Gott zu ſein: allwiſſend, allmächtig und allgegenwärtig. Der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Erzeuger der Kunſt, der Religion und der Wiſſenſchaft.“ — „Doch nicht ſo ſchlechthin“, bemerkte der Wirt. „Du haſt in gewiſſem Sinne recht. Darüber einiges zu ergründen, könnte nach meinem ſuperklugen Bedünken vielleicht ſogar für die Allgemeinheit fruchtbar werden. Im Allgemeinen iſt meine wiſſenſchaftliche Neugier nicht ſo ſehr auf die Grundkräfte gerichtet als Deine. Sie iſt überhaupt, wie Du weißt, ziemlich ſchwach. Ich habe faſt nur mit den Formen zu tun und laſſe mir gern an den Formen genügen.“

„Das iſt bei Euch Künſtlern das alte Lied“, ſo ſagte der Arzt und lachte behaglich. „Er wollte wahrſcheinlich,“ fügte der Dichter an, „auf jenen nicht mehr ganz neuen Gedanken hinaus, daß es im Grunde nur eine Art Liebe gäbe und ihre verſchiedenen Formen nichts weiter ſeien als Gradunterſchiede. Daß alſo die Elternliebe, die Liebe zweier Geſchwiſter, die Liebe von Freunden untereinander, die Liebe der Nonne zum himmliſchen Bräutigam, die Liebe des Mönches zur himmliſchen Braut und ſchließlich die Liebe von Mann zu Weib und von Weib zu Mann ſchlechthin aus ein und derſelben Wurzel ſtamme. Kinder, ich glaube, daß es ſo iſt. Die Frommen im Lande wiſſen das nicht, Gott ſei's gedankt. Sie würden ſonſt die Liebe in ihren letzten Schlupfwinkeln aufſtöbern und wer weiß wohin, aus der Welt jagen. Das ‚Kindlein, liebet euch untereinander‘ würde ſie daran wenig hindern. Ebenſowenig die Worte und Handlungen deſſen, den ſie als ihren Meiſter mit dem Munde bekennen und der von der Ehebrecherin ſagte: ‚Ihr wird viel vergeben, denn ſie hat viel geliebt.‘ Die Frommen reden von Liebe viel und wiſſen von Lieben wenig, wie mir ſcheint.“ Der Wirt, der eben die Becher füllte, begann nun wieder: „Sie haben auch eine Art von Liebe, die lieben Frommen, doch iſt es gleichſam gefrorene Liebe. Denn Liebe und Waſſer ſind darin gleich, man kennt ſie heiß und man kennt ſie kalt, man kennt ſie ſchäumend und brauſend und hart wie Stein. Die Frommen lieben die ſteinerne Liebe.“

Mit mancherlei Scherzen wurde das Bild von der ſteinernen Liebe und von der gefrorenen zu Tode gehetzt. Sie meinten, die Frommen im Lande würfen mit Steinen nach jedermann, indeſſen, wenn einer geſteinigt ſei, ſo könne er doch noch im Sterben zu ſich ſagen, er ſei mit Steinen der Liebe geſteinigt. Dann kam die Rede auf Toleranz, die edelſte Blüte der Menſchlichkeit: dafür erklärten ſich alle vier.

Die Früchte wurden herumgereicht, und wie das Geſpräch noch immer inſonderheit um die Freundſchaft ging, ſo ſagte der Wirt, in den Seſſel zurückgelegt: „Ich war einmal nahe daran, uns allen Fünfen, denn damals lebte der fünfte noch, ein würdiges Grabmal zu errichten. Zu einer Zeit war das, wo ich ohne äußeren Markſtein empfand, daß meines Lebens Mittagshöhe nunmehr erreicht ſei. Mir kam es vor, als ob der Weg unter meinen ſchreitenden Füßen ſich langſam ſenkte. Ich ſah zurück, ich ging auf dem Scheitel eines Gebirges, ſchon wieder ein wenig tiefer als kurz zuvor. Zur Rechten lag das bekannte Tiefland, aus dem ich gekommen war, ein abendlich farbiger Duft verklärte es. Zur Linken, im Nebel, lagen die Täler der Zukunft, die unbekannten, in die ich hinab ſollte. Keine Höhen, die über mich ſelbſt noch hinauswieſen, Täler und Hügel überall, aber unter mir. So hatt' ich nun das gewonnen, wonach zu ſtreben mein Schickſal geweſen war. Aber der große Gewinſt war ein großer Verluſt zugleich. Das Glück des Aufſtiegs mit all ſeinen jugendlich treibenden Kräften, ſeinen verwegenen Wünſchen, ſeinen lockenden Phantasmagorien, war unwiederbringlich dahin. Ich war nicht enttäuſcht! Auf meinem Wege hatte ich Sonne, Waldesſchatten, Quellen, Blumen und Früchte getroffen. Auf manchen bunten Paradiesvogel richtete ich unterwegs mein Geſchoß und holte ihn mir herunter. Ich hatte genoſſen, was zu genießen iſt und empfand das dankbar. Ich empfand auch zugleich, triumphierend im Herzen, daß Himmel und Erde nichts Göttlicheres und nichts Süßeres zu vergeben haben, als was mir geworden war ohne Verdienſt. Aber dieſer Triumph war vollgeſogen gleichſam mit Wermuth. Genuß wie Entſagung verbrauchen gewiſſe Gebiete der menſchlichen Seele und der menſchlichen Lebenskraft, und was ich genoſſen hatte und niemals in dieſer Friſche wieder genießen konnte, das ließ mir nun eine unſtillbare Sehnſucht zurück. Ich mußte entſagen, ſo gut wie der, der nie zum Genuſſe gelangt iſt. Und kurz und gut, mich befing eine große Traurigkeit. Empfindungen, welche das Leben in der Reihe der Jahre in uns auslöſt, und die wir mit gleichem Namen bezeichnen, ſind einander nur ähnlich, niemals gleich. Und da mir der Sinn nicht abgeht für ihre Verſchiedenheit, war eben das Gefühl, von dem ich rede, mir eine ſeltſame, ſchöne und neue Erfahrung. Die Zugänge zu den ſeltenſten Empfindungen ſind der Willkür faſt immer verſchloſſen. So vermag ich Euch auch ſetzt nur ins Ungefähre davon zu reden. In einer großen Traurigkeit, in einem großen Trübſinn, iſt immer etwas Trennungsſchmerz. In mir war damals etwas von dem tiefen und rätſelvollen Trennungsſchmerz der Welt, verbunden mit einem wehmutsvollen Hellſehen in einen weiten Geſichtskreis. Der Verbrüderungs- und Verſchwiſterungsdrang, der die Menſchheit zur Zeit unſerer Jugend beſonders ſtark zu bewegen ſchien, und der auch in unſerem kindlichen Freundſchaftsbunde ſeinen Ausdruck gefunden hatte, ſchien mir hoffnungsloſer als je zu ſein. Die hochaufſchwellende Woge der Liebe, die uns getragen, ſchien mir verebbt, und ſo dachte ich, was die Welt zerſtört und getrennt hatte, in einer gemeinſamen Totenhalle wenigſtens feierlich zu vereinen.“

Der Arzt hub an, nachdem eine Weile Schweigen geherrſcht hatte. „Mir iſt dieſe Leichenbeſtatterſtimmung auch bekannt. Die erſten inneren wie auch äußeren Todesfälle bringen ſie mit ſich, und da ſich das Glück verzehrt, ſo gut wie der Schmerz, und eines wie das andere ſterben muß, ſo ändert es nichts an der Sache, daß ich ziemlich viel Schmerzen und wenig Glück zu beſtatten hatte. Denn wie es dem Joſeph gegangen iſt, ging es mir nicht.“

„Kinder, nehmt Euch in acht,“ ſagte Alf, indem er langſam Beeren von einer Traube pflückte und aß, „ſonſt kommen wir jetzt noch zuletzt ins graue Elend hinein, und unſer ſolennes Gelage, das Gott uns geſegnet, bekommt uns ſchlecht; zum Teufel die Leichenbittermienen und alle Leichenbeſtattergeſpräche. Denk lieber daran, Joſeph, wie Du von den Hallen des Lebens träumteſt. Weißt Du noch? Da warſt Du ein anderer Kerl, als in der vertrackten Mauſoleumszeit, da hatteſt Du buntere Sachen im Kopfe.“

„Ganz recht,“ entgegnete ihm der Wirt, „es ſah überhaupt recht bunt aus in unſeren Köpfen dazumal. Aber warum fürchteſt Du, weil wir ein wenig um Tod und Grab herumreden, gleich ein Verflauen der Stimmung, Alf? Eine Stimmung, die ſich verflüchtigen will, verflacht ſich zuerſt, ein ernſtes Thema vertieft ſie nur. Eine feierliche Vertiefung der Empfindung iſt für mich in den letzten Jahren überhaupt nicht zu denken, als durch den Gedanken an Grab und Tod. Die magnetiſchen Liebeskräfte, die uns im Leben und ins Leben gelockt haben, ſind mit ſo vielen trauten Geſellen und Geſellinnen in die Gräber geſunken und wirken von dort aus ſtärker auf mich, als die gleichen Kräfte des mich umgebenden Lebens der Gegenwart. Kinder gehen nicht gern auf Gräbern, Erwachſenen und Greiſen wird der Kirchhof ein traulicher Ort. Denkt doch an unſere ganze, liebe Kumpanei, die uns vorangegangen iſt. Jeder nahm etwas Heimliches mit ſich hinunter aus der Welt. Sollte, da doch die Welt für uns an Heimlichkeit vieles verloren hat, auf dieſe Art ... ſollte es nun da unten nicht heimlicher für uns geworden ſein?"

„Joſef hat recht, Kinder", ſagte der Dichter. „Alten Männern ſteht es überhaupt an, ſich mit dem Tode auf einen freundlichen und würdigen Fuß zu ſtellen. Wir haben ja nun eine Reihe gemeinſamer Tage vor uns, und ich bin ganz dabei, wenn wir uns gelegentlich in die Zeit der goldenen Jugendeſeleien, der Utopien und Luſtſchlöſſer zurückverſetzen. Aber es ſchadet auch nichts, wenn ſich die ſtillen, leichten Feſtſtunden des heutigen Tages zu einer Art ſonnigen Totenfeier geſtalten. Das Leben enthält ja doch alles, auch den Tod, und der Tod iſt ja nur die mildeſte Form des Lebens." „Und überhaupt, liebe Kinder," ſagte der Wirt, „es iſt um den Tod ein ähnliches Weſen wie um die Liebe. Ein- oder zweimal, vielleicht nur einmal im Leben des Mannes, kann durch das Weib die große Liebe in ihm entbunden werden. Ingleichen die große Liebe des Weibes durch den Mann. Da werden alle göttlichen, reinſten Kräfte der Liebe befreit, zwei myſtiſche Flammen treten in eine zuſammen, und in ihrem Lichte erſchließt ſich das tiefſte Rätſel des Seins. Der Tod entbindet Liebe, ſo wie dem Weibe der Mann und dem Manne das Weib. Sofern die Dämonen des Lebens die Sinne des Sterbenden nicht verwirren, umfaßt er noch einmal mit ganzer, liebender Seele alles, was er im Lichte zurückläßt, und einig in dieſem Gefühl und gleichſam verjüngt in Liebe iſt alles, was um ihn iſt. Verſteht Ihr das?" Die Freunde nickten, und er fuhr fort: „Die ſchöne, traurige und ſchwere Zeit nun, wo der alte Mann, der in der Kette meines Lebens der Vorgänger war — von dem ich die unauslöſchliche Fackel des Lebens gleichſam empfing — ſeine letzten Stunden lebte — er lehrte mich damals zugleich, wie man ſterben ſoll! — Die ſchöne, traurige, ſchwere Zeit ließ mich zu meinem Staunen gewahr werden, wie ſehr der Zuſtand, darein ich im Anblicke dieſes Sterbens geraten war, einem andern glich, den einſt die Geliebte entbunden hatte. Das war ein heißes, göttliches Fieber des Lebens geweſen, das Leben ſelber in ſeiner ſtärkſten Form (wo es ‚Liebe‘ heißt) und doch eine Krankheit zugleich, mit dem Drohen des Todes. Ich ward zugleich ein Gefäß des tiefſten Leides und der höchſten Glückſeligkeit. Schmerzlich, glückſeliges Wiedergebären in jedem Augenblick, und ſo auch jetzt. Jetzt hatte der Tod den Aronſtab, den damals die Geliebte beſeſſen, und machte die Quellen der Liebe ſpringen. Sie ſind den blutigen Quellen verwandt, die aus den Wunden der Märtyrer fließen.

Velas Teſtament

Ich ſage zu mir dies und Ihr mögt mir zuhören. Wenn ich als ein Toter noch auf meinem Krankenbette liege, oder wenn das Feuer meinen Leichnam verzehrt haben wird, wie es nach meinem Wunſche tun ſoll, werden dieſe Zeilen offen vor Euch liegen als ein wichtiger Teil meines vergangenen Lebens. Ich ſagte zu mir dies alles, was nun folgt, und wiederholte es mir in ſehr vielen Augenblicken, bis ich den Wunſch in mir reifen fühlte, es ſo zu geſtalten, daß auch Ihr es hören könnt, aber nicht früher, als bis ich geſtorben bin. Der Unterſchied zwiſchen dem, was die Menſchen ſind, und dem, was ſie ſcheinen möchten voreinander, war immer ſehr groß. Ich habe mich gleichermaßen intereſſiert ſowohl für den Schein, als auch für das Sein. Allein, je länger ich in der Welt gelebt, je ſeltener konnte ich in den Fehler verfallen, den Schein für das Sein zu nehmen und umgekehrt. Sehr mannigfaltig fand ich den Schein, und ich habe mich viel und mit großem Vergnügen mit ihm befaßt. Es iſt ſehr luſtig, ſich mit dem Schein zu befaſſen, mitunter auch traurig, mitunter führt es zum blutigen Kampf bis aufs Meſſer mit ihm. Einfacher und reiner iſt die Beſchäftigung mit dem Sein. Ich ſchloß mich um ſo tiefer an es, je älter ich wurde, und in dieſem Beſtreben erloſch für Zeiten in mir der Hohn, der Spott und jede Beluſtigung der Oberfläche.

Wenn ich gezwungen war, mit dem Schein zu kämpfen, ſo ſah ich ihn in feindlicher Beleuchtung, ſcharf und klar. Mein Urteil wurde ein Schwert, das die Faſchingsgewänder und Masken zerſchnitt, der Könige Masken, die Masken der Generale, die Masken der Kirchenfürſten, die Talare der Richter und Paſtoren, die Kutten der Mönche, die Kleider der Nonnen, ganz zu geſchweigen von der übrigen Herde der großen Narren, welche von ihresgleichen ſich haben beſcheinigen laſſen, daß ſie Weiſe ſind. Man kann dies tun und braucht darauf doch keinen Wert legen, aber ſie legen den höchſten Wert darauf und werden dadurch zu ſehr niedrigen Narren. Ich ſpreche mit mir und zu den Bildern von Euch in mir, denn Ihr lebt in mir und ſeid Beſtandteile meines Weſens geworden, wie meine Hand, mein Auge oder mein Ohr; Kinder beiderlei Geſchlechts, Freunde beiderlei Geſchlechts. Ich ſage Euch alſo, auch ich bin einer der Narren geweſen. Ich ſtritt als Narr mit den Narren, ich ſtritt auch dann ohne Maske und Faſchingsgewand mit ihnen und ſchließlich ſchwieg ich als Weiſer. Und wenn ich hier rede mit meinen geliebten Bildern, ſo weiß ich doch zur Genüge, ich ſchweige den Narren ſo wie bisher. Es iſt eine allgemeine Krankheit bei ihnen, ſie kennen nichts Höheres als ihr Faſchingsgewand, und nichts iſt ihnen verächtlicher in der Welt, als einer, der dieſes Faſchingsgewand ſtillſchweigend ſich auszieht. Da wenden ſie ihre Geſichter ab und wollen nichts hören und ſehen, und ſehen auch nichts und hören auch nichts.

Ich lief alſo mit den Narren, und Ihr tut ein gleiches und werdet ein gleiches tun. Eins aber ward mir von Anfang an zur Pein dabei. Es iſt immer einer, der führt die vielen an, da heißt es: Beugt euch, hebt euch, ſetzt euch, ſteht. Da heißt es: Lacht, weint, belobigt, flucht, verwünſcht, und wer die Befehle nicht augenblicklich befolgt, der bekommt die neunſchwänzige Katze zu koſten, nicht nur der Führer ſchlägt auf ihn ein, ſondern alle, alle, ſoviel ihrer ſind. Auf dieſe Art ward ich mit Striemen geſegnet. Ich konnte nicht immer fluchen, wenn andere fluchten und konnte nicht immer verdammen, wenn andere verdammten. Dagegen fluchte ich denn zuweilen, wo allen zu ſegnen geboten war. Wie das: ‚Metaphoriſch!‘ Doch nun genug von der Narrenzunft. Eins ſchießt mir noch durch den Sinn. Ich hatte immer ein tiefes Gefühl von Schmach, wenn ich ſollte gezwungen werden etwas zu tun, was ich nicht frei bei mir ſelber bedacht

und beſchloſſen hatte. Ich ſage Euch, lieben Kinder und liebe
Freunde, es iſt ſehr ſchwer, wahrhaftig zu bleiben, und die Sprach
iſt nicht die Seele ſelbſt, ſondern auch nur immer ein Mantel de
Seele. Die Seele webt ihn, die Seele hüllt ſich darein. Er i
ihr Erzeugnis, aber doch nie die Seele ſelbſt. So fordert e
alle Behutſamkeit der höchſten Urteilsinſtanz in unſerm Innern
etwas Schlichtes und Richtiges auszuſagen. Es kommt hinzu
daß wir ſelber ein inneres Drama ſind und daß eine inner
Ausſage meiſt in einer zweiten, entgegengeſetzten eine Antwor
erfährt. Über dieſe beiden ſtreitenden Stimmen erhebt ſich dan
eine dritte Inſtanz, die Schweigen gebietet und entſcheidet. S
wird denn Frieden geſtiftet, aber es kann kein dauernder Fried
ſein, es iſt immer nur eine Waffenruhe.

Einen Teil von dem nun, was meine höchſte Inſtanz entſchie
und was mein Auge, nach innen gerichtet, im ruhigſten Anſchaun
von meinem Weſen erkannte, verbunden mit dem, was ich al
Eſſenz aus vielen äußeren und inneren Lebenserfahrungen zog,
die mein Gedächtnis verwahrt, nur dies allein kann ich hier
niederlegen, nur dies allein kann ich in den Mantel der Sprache
wirken. Ich bin wahrhaftig, indem ich dies ſage, das iſt meine
höchſte Wahrhaftigkeit. — Fragt Ihr mich, lieben Kinder und
lieben Freunde, warum ich mir dieſe Umſtände mit mir ſelber
mache? Antwort: Ich lebte, als ich dies ſchrieb! Ich lebe jetzt
nicht mehr und die Umſtände habt nun Ihr. Solange ich lebte,
war ich mir doch nun einmal der wichtigſte Gegenſtand. Es hat
mit jedem von Euch die gleiche Bewandtnis. Ich war gezwungen,
mich wichtig zu nehmen wie Ihr, wenn Ihr leben wollt, Euch
wichtig zu nehmen gezwungen ſeid. Willſt Du Dich ſelbſt zerſetzen, Dich ſelbſt geringſchätzen oder verachten, es hindert Dich
keiner, aber Du haſt damit nichts weiter getan, als den Weizen
im Raum Deines Schiffes über Bord geworfen. Ich habe von
Gott gewußt und der Welt gewußt, die Geſtirne ſind um mich

gekreiſt, die Erde hat ſich mit mir durch den Raum gerollt, die Sonne gab mir ihr Licht, der Mond ſeinen Schein. Ich hatte die Kraft und den Willen und ward gezwungen, andere Geſchöpfe zu töten, um zu leben. Gott hatte mein Auge berührt, daß ich wußte, was Schönheit war, und zweimal gab er mir Früchte des Paradieſes zu eſſen, wovon eine göttliche Trunkenheit in mich kam. Von dieſer Trunkenheit will ich nur dieſes ſagen: Ich finde in ihr des Lebens Eſſenz, ſeinen Sinn und Lohn und alles, was irgend von einem höheren Daſein dem Menſchen bewußt werden kann, wird ihm gegeben mit dieſer Trunkenheit. Bevor wir mit ihr begnadet werden, die eine Hälfte unſeres Lebens ſind wir die Wartenden, und wenn wir ſie einmal gekoſtet haben, ſo iſt die zweite Hälfte unſeres Daſeins durchleuchtet von der Erinnerung.

Was ich von Gottes Wundern weiß, das weiß ich durch mich, ich war mir das vollkommenſte Werkzeug ſeiner Offenbarung, Luſt und Schmerzen und Leid und Liebe und Sehnſucht und Grauen genoß ich durch mich und war mir von allen Wundern das Wundervollſte und bin mir von allen Wundern das Wundervollſte geweſen.

Solltet Ihr bis zur letzten Zeile dem, was ich hier niederlege, nachgehen, ſo werdet Ihr, möglicherweiſe, nichts für Euch gewonnen haben, als daß Ihr in einer oder der anderen nun herzlich gleichgültigen Sache klarer ſehen und gerechter urteilen könnt. Das Bild von mir, das in Euren Seelen lebt, wird bis zu einem gewiſſen Grade von den hier niedergeſchriebenen Worten bedingt und beleuchtet ſein. Das iſt mir ein lieber Gedanke. Um dieſes Gedankens willen, der zu einer Hoffnung, zu einem Wunſch ſich geſteigert hat, iſt mir die Arbeit an dieſer Schrift zur Wohltat geworden. Denkt nicht, liebe Kinder und Freunde, Ihr hättet, als Ihr dies Siegel von dieſen Blättern nahmt, den Eingang zu dunklen Geheimniſſen etwa gefunden. Ich hatte im Leben nichts zu verſchweigen und was ich hier unter Siegel lege, ſind allerlei Äußerungen, wie ich ſie, zeit meines Lebens, überallhin gemacht und verantwortet habe. Weshalb ſollte ich mich auch geſcheut haben zu reden? Wir können doch immer nur weniger ausſprechen, als wir ſtillſchweigend voneinander wiſſen. Irgendwelche Bekenntniſſe habe ich auch nicht zu machen und Sünden, um derenwillen ich Verzeihung etwa erbitten ſollte, habe ich nicht begangen. Ich bin mir niemals als Sünder vor Gott erſchienen. In dieſem Punkte habe ich ſtets wie Hiob gedacht, aber das Leben bringt es mit ſich, daß oft der Nächſte nicht hört, was der Fernſte vernimmt und das feinſte Ohr weniger als das taube, und der Lärm, den das Leben mit ſich bringt, die immerwährende Bewegung der Menſchen umeinander, das Anziehen und Sichabſtoßen der Einzelnen, ihr unausgeſetztes Gruppieren, Binden, Löſen und Neugruppieren hindert es leider oft, daß Worte die Seelen erreichen, für die ſie vornehmlich beſtimmt ſind. Tretet zu mir heran und ſeht in mein Geſicht, ob es nicht ruhig iſt. Nicht dieſe Ruhe, aber ein Vorſchmack davon war in mir, als ich beſtimmte, daß Ihr jene Siegel nach meinem Tode erſt brechen ſolltet, denn iſt der Tod in ein Haus getreten, dann ſenken ſich zum letzten Male die Gedanken der Zurückgebliebenen wie ein Schwarm Vögel auf den Verſtorbenen, um dann auseinander zu fliegen und nur vereinzelt hie und da noch wiederzukehren an ſein Grab. Ich habe mir alſo gedacht in dem Augenblick, wo Eure Gedanken zum letztenmal um mich verſammelt ſind und in der Stunde der beſten Empfänglichkeit Euch nochmals und zwar zum letzten Male, anzureden.

Ich gedenke noch nicht ſo bald zu ſterben, aber ich hoffe in Bereitſchaft zu ſein, wenn es geſchehen muß. Mein Wunſch iſt lange zu leben, denn nur ein langes Leben kann alle Keime zur Reife bringen, die ich in mir trage. Mein Leben iſt außerdem reich und ſchön an ſich. Die herrliche Fantasmagorie, deren

Mittelpunkt ich bin, zu ſehen, werde ich ſchwerlich jemals müde werden. Ich bin der Erzeuger dieſer Fantasmagorie, ſie iſt nicht die Welt, aber ſie iſt doch das, was mir gehört von der Welt. Sie iſt mein bewußter Schöpfungsanteil und wird verblaſſen, ſobald meine Kraft zu ſchaffen nachläßt. Ich lebe gern, das will heißen, ich liebe gern und ich leide gern. Dabei faß ich nur das unter ‚Leiden', was die aufrechte Perſönlichkeit nicht zerſtört. Wenn dieſe zerſtört iſt, ſo treten die großen Dämonen in ihr Recht, und aus ihren eiſernen Banden befreit nur der Tod. Sind wir erſt ihnen überliefert, ſo haben wir nichts mehr mit uns zu tun und unſere wahrhaft irdiſchen Geſchäfte, die auch zugleich unſere wahrhaft himmliſchen waren, ſind uns entrückt. Es iſt uns ganz die Verfügung genommen und ob über irgend etwas noch fernerhin zu verfügen iſt, das werden die Erben ſpäter Jahrhunderttauſende vielleicht einſtmals wiſſen. Hier ſetzt mein Glaube ein, und von dieſem Glauben rede ich ſpäter.

Es iſt ſehr wohl möglich, daß von den Keimen, die ich in mir trage, nicht einer mehr zur Entwicklung gelangt und daß die Perſönlichkeit in mir nicht mehr Zeit gewinnt, ihre Angelegenheiten zu ordnen, bevor ſie in die Gewalt der Dämonen gerät. Eine Vorbereitung für dieſen Fall gibt es nicht, denn ſolange Perſönlichkeit iſt, drängt ſie zur Vollendung. Wollt Ihr aber nunmehr erfahren von meiner Perſönlichkeit, ſo hört nun weiter dies und das, was ich von ihr weiß. Stets war ſie voller Bewegung und gleich einem unverlaſſenen Hauſe, das Leben flutete ungehindert herein und hinaus, die Winde kamen und gingen und mit den Winden die Vögel, die Schmetterlinge, der Duft von Blüten, der treibende Schnee, der ſcharfe Froſt und der warme Frühling. Und Schiffe mit allerlei Wimpeln kamen auf einem Strome geſchwommen, der auch durch das Haus floß. Sie kamen und gingen und ſegelten fort, dem

Meere zu. Aber was auch hereintrat in mein Haus, es blieb immer nur eine kurze Weile und mußte fort. Ich will jetzt das Bild von dem Hauſe nicht weiter treiben, denn es kann das bewegliche Leben einer Perſönlichkeit nicht verkörpern. Bis zu welchem Grade alles darin in Bewegung iſt, kann man ſchwer deutlich machen. Die eigentliche Lage, darin der Menſch ſich befindet, erkennt er am beſten, wenn er auf einem Schiffe auf hoher See iſt. So empfindet ſich auch die bewußte Perſönlichkeit. Sie ruht auf den Wogen und wird von den Wogen geworfen wie das Schiff. Das iſt ihre erſte Bewegung. Sie hat eine Zielſtrebigkeit wie das Schiff, und das iſt ihre zweite Bewegung. Sie hat Paſſagiere wie das Schiff, die ununterbrochen ſich umeinander, ſich gegeneinander, ſich miteinander bewegen und von denen jeder ein eigenes Ziel hat, das iſt die dritte Bewegung. Die Perſönlichkeit hat ihren Kapitän wie das Schiff, der dem Ganzen zu dienen ſucht, indem er das Ganze beherrſcht. Ich bin an den ſeligſten Inſeln gelandet, ich bin im Hafen des Paradieſes gelegen, und wie ich den himmliſchen Boden betrat, empfand ich ſchon bitter den Schmerz der gewiſſen Trennung. Ach, laßt uns ein wenig auf den ſeligen Inſeln weilen, wo ſeltſame Vögel den reinſten Hauch Gottes ausſtrömen in Liedern von ſinnverwirrender Süße. Und warum ſind ſie ſo ſüß und warum brennen die Tränen in Deiner Luſt, wenn Du ſie hörſt? (Amalfi). Weil es darin nicht heißt: Hier kannſt Du weilen, Du biſt hier daheim, ſondern weil es nur immer klingt daraus: Du biſt heimatlos und mußt nun ſogleich wieder in die Fremde.

Aus dem Tagebuche eines Edelmannes

(Fragment)

Vor mir liegen die Aufzeichnungen eines Mannes, der nicht mehr iſt. Sie erſtrecken ſich über fünfzehn und mehr Jahre und berühren ſo viele Ereigniſſe des Lebens, daß der Eindruck verwirrend iſt. Das Leben auch nur eines Menſchen iſt unerſchöpflich; man kann, um beſtimmte, zuſammenhängende, überſichtliche Formen zu erreichen, kaum mehr tun als der Chemiker, der einen Faden in eine geſättigte Lauge taucht, damit ſich Kriſtalle daran abſetzen.

Man könne nicht mehr tun, ſagte ich; und dabei erinnere ich, daß auch das Leben ſelber nicht anders verfährt. Indem ich die Tagebücher des verſtorbenen Herrn v. J. durchgehe, finde ich ſogar dieſes Verfahren angewendet und bemerke, daß vieles darin Ausgeſprochene ſich um den Faden der Liebe herum zuſammenſchließt. Ich brauche daher nichts zu tun, als den Anfang oder das Ende dieſes Fadens zu ſuchen und die kriſtallene Schnur ins Trockene zu ziehen.

Der Edelmann ſchreibt:

Dezember 18 . . . Merkwürdig! Die letzten acht Jahre meines Lebens erſcheinen mir wie ein Tag, dagegen die Zeit von vorgeſtern zu heut mir wie zehn Jahre und länger vorkommt. Mir iſt, als wäre mein Reiſewagen bei klarem Wetter immer allmählich hügelan gerollt, ſo daß die zurückgelegte Strecke von ihrem Ausgangspunkte an immer unter meinen Augen blieb, und plötzlich habe der Weg eine Biegung gemacht auf eine Art chineſiſcher Mauer zu, die Kutſche ſei durch ein Tor gerollt und dieſes habe ſich dann, ſobald ſie hindurch war, für immer geſchloſſen und alles hinter mir verſperrt.

Das hochverſchneite Gutshaus, darin ich dies ſchreibe, wird von mir, meiner Frau und meinen Kindern bewohnt; nicht zu vergeſſen einige nahe Verwandte, die den öſtlichen Flügel für ſich benützen. Heute um die Dämmerung kam ich unten im Bahnhofe an, der tiefer im Tale liegt; meine Frau, meine Kinder empfingen mich, und die ausgeruhten, vierjährigen Litauer, die ich erſt vor ſechs Wochen gekauft habe, zogen den Schlitten, darin wir, in Pelzwerk wohl eingemummt, beieinander ſaßen, mit Schellengeläute das Gebirge hinan. Weihnachten ſteht vor der Tür. Die Kinder lachten, forſchten mich nach Geſchenken aus, neckten und ſtreichelten mich, indes meine Frau ſich an mich ſchmiegte und im Gefühle, mich wieder zu haben, ein geſichertes Glück genoß.

Was biſt denn du für ein Menſch? ſprach ich zu mir, äußerlich doch derſelbe; denn die Gattin und die Kinder erkennen dich ganz für den an, der du geweſen biſt. Sie ſind erfüllt von dem Jubel des Wiederſehens, und dir ſitzt der Schmerz des Abſchiedes wie ein unbeweglicher Stachel tief in der Bruſt. Warum wärmt dich das volle und ahnungsloſe Vertrauen dieſer hingegebenen Herzen nicht, ſondern erzeugt vielmehr einen ratloſen Schrecken in dir, wie etwas Furchtbares? Kannſt du nicht ganz gewaltſam der Mann und Gatte und Vater von ehedem wieder ſein und in die vollkommene Harmonie dieſer Seele einſtimmen?

Nein; es war, als habe irgendwo gegen die leichentuchartigen Schneeflächen der Talabhänge oder vor dem klaren und funkelnden Nachthimmel ein rieſiges Haupt ſeine ſchweren Locken geſchüttelt, kurz ehe mein Blick es treffen konnte. Es geht nicht an; du biſt für ſie tot, und ſie ſind für dich tot.

Ich kam aus Berlin. Ich hatte einen äußerſt langwierigen Erbſchaftsſtreit zu einem überraſchend glücklichen Ende geführt. Meine Frau, aus einem begüterten Hauſe ſtammend, hatte doch, als eine von vielen Töchtern, nicht ſo viel in die Ehe gebracht, daß wir mit dem, was ich als fünfter Sohn eines ſchlichten Landedelmannes beſaß, ſorgenlos hätten leben können. Nun auf einmal waren wir hinſichtlich unſeres Durchkommens ſorgenfrei. Für mich bedeutete das nicht allzuviel, für meine Frau, die von Natur aus geneigt war, ſich Sorgen zu machen, deſto mehr. Die Freude über den großen Vermögenszuwachs ſteigerte ihr für gewöhnlich ernſtes Weſen ſchon während der Fahrt zu einer Art Ausgelaſſenheit. Sie ſagte mir, zu Hauſe angelangt, unter der freundlichen Lampe, im warmen Zimmer, indem ſie ſich an mich ſchmiegte, ich ſolle fortan keinen Anlaß mehr haben, ſie wegen Sorgen und Trübſinns zu ſchelten, denn nun ſehe ſie meine Zukunft und die der Kinder geſichert nach Menſchenmöglichkeit. Plötzlich ſtutzte ſie aber und fragte mich, ob ich unpäßlich ſei. Ich verneinte das. Allein ſo viel ich mir nun auch Mühe gab, wenigſtens dieſen Abend noch der Alte zu ſcheinen, bemerkte ich doch, daß ſie beunruhigt blieb und wie in uneingeſtandener Angſt vor irgendeinem drohenden Unheil ihre häuslichen Obliegenheiten verrichtete.

Ich habe unter anderen Schwächen auch dieſe in meiner Natur, nichts Weſentliches verbergen zu können. Es kam dazu, daß, von dem Augenblicke an, wo meine Frau und ich einander gefunden hatten, Wahrhaftigkeit zur Grundbedingung unſerer Beziehung gemacht worden war. Als ich daher mit der Lüge im Herzen nach einer ziemlich peinvollen Nacht mich erhoben hatte und meine Frau mit ſchmerzlicher Dringlichkeit mich geradezu nach der Urſache meines veränderten Weſens fragte, ſo bekannte ich ihr, wie in der Tat ein Ereignis in mein Leben getreten ſei, unerwartet und unabweisbar, von dem ich nicht wiſſen könne, ob es ſich werde aus unſerem gemeinſamen Leben wieder austilgen laſſen. Und nun ergriff ich entſchloſſen und wie unter einem Zwange gleichſam das Meſſer des Operateurs und trennte mit einem grauſamen Schnitte zum größten Teile die Vernetzungen unſerer Seelen, indem ich erzählte, daß ich einer Leidenſchaft zu einem anderen Weibe wie einer ſchweren, vielleicht unheilbaren Krankheit verfallen ſei.

Sie glaubte mir nicht. Und jetzt, wo die Wunde geriſſen w und blutete, verband ich ſie, und um die Frau, die ich faſt ſehr liebte als mich ſelbſt, am Leben zu halten, gab ich ihr all hand Stärkungsmittel und behandelte ſie in jeder Beziehung w ein verantwortungsvoller Arzt. Ich gab mir den Anſchein, a nähme ich nun plötzlich die Sache leicht, als habe ich wirkli nur einen Scherz gemacht, ſchnitt aber doch, mit „wenn“ un „vielleicht“ das Unheil ins Bereich des Möglichen ziehend, ve ſtohlen weiter Fäden entzwei, bis die arme Patientin im Fieb lag und alsbald mit ihrem Fieber mich anſteckte.

Ich habe ihr nun zum zwanzigſtenmal geſagt, es ſei, um un nicht in der erſten Verwirrung unſerer Seelen zugrunde richten, nötig, den ganzen Konflikt auf einige Stunden wenigſten als nicht vorhanden zu betrachten, und bin dann heraufgeeilt, u ſchreibend für einige Zeit die Sachen kühl und als fremde ſehen und ſo, wenn auch vorübergehend nur, ihrer Herr zu ſei

Nachmittags. Es will ihr nicht in den Kopf; und wie ſoll ſie auch, nach dem, was wir einander geweſen ſind und mi einander durchlebt haben, glauben, daß ich ihr unwiderrufli und unwiederbringlich verloren ſei; ſie wollte den Namen de Mädchens wiſſen oder der Frau, die es mir angetan habe, un als ſie ihn, hin- und herratend, endlich erfuhr, fiel ſie erſt rec aus allen Himmeln herab, denn ſie begriff es nicht, daß ein ſ unbedeutendes, oberflächliches Menſchenkind, wie ſie meinte, mic feſſeln könne. Sie meinte, es würde ſie nicht gewundert haben wenn irgendeine reiſe und bedeutende Frau — ſie nannt Namen — mir Eindruck gemacht hätte; aber dieſes unbeſchrieben Blatt, dieſes halbe Kind ohne jede Erfahrung und ohne Charakter wie ſie es kannte, ſich als Rivalin zu denken, verletzte im Innerſten ihren Stolz. Es iſt nicht unedel, ſondern durchaus nur natürlich daß ſie mit ſtarker Geringſchätzung und entrüſtet von dem Mädchen ſprach und ihr alle erdenklichen Fehler andichtete:

Zynismus, Verliebtheit, Vergnügungsſucht, und daß ſie für ganz unmöglich erklärte, ein ſo nichtsſagendes, leeres Frauenzimmer könne Sinn und Verſtändnis für meine Art und Bedeutung haben. Sie täuſcht ſich vielleicht.

Seltſam, mir wird ſogleich um einige Grade leichter zumute, wenn von der Geliebten, ſei's auch im böſen, überhaupt nur die Rede iſt. Ich verteidige ſie nur wenig; denn es liegt mir gar nichts daran, daß andere ſie für etwas Beſonderes halten; im Gegenteil, ſo habe ich ſie deſto mehr und ausſchließlich nur für mich.

Ich ſehe übrigens ein, daß ich als Mann und Familienvater alles Erdenkliche aufzuwenden ſchuldig bin, um mich von dieſer leidenſchaftlichen Raſerei zu befreien. Aber die Stärke, mit der ſie von meinem ganzen Weſen Beſitz ergriffen hat, läßt wenig Hoffnung nach dieſer Richtung; dagegen leuchten andere Hoffnungen in mir auf und erneuern die Welt mit der Kraft eines unerhörten, göttlichen Feuerwerks und decken paradieſiſche Gegenden auf mit unbekannten, himmliſchen Lockungen.

Ich bin mehr als dreißig Jahre alt. Von meinen Kindern iſt das älteſte ein Junge von acht, das zweite ein Junge von ſechs, das dritte ein Mädchen von kaum zwei Jahren. Vier Jahre war ich verlobt, woraus hervorgeht, daß ich zu denen gehörte, die warten können, und daß ich jung in die Ehe kam. Meine Frau iſt drei Jahre älter als ich. Ich glaubte in dieſer ganzen Zeit der Verlobung und Ehe durchaus nichts anderes, als daß nun mein ganzes Leben, und zwar bis zum letzten Atemzuge, in dieſem Verhältniſſe gebunden ſei. Außerhalb dieſes feſtgefügten Familienweltſyſtems, wo meine Gattin für mich die Sonne, die Kinder und ich Planeten darſtellten, lag für mich nichts, was ſein Bewegungsgeſetz auch nur von fern zu verändern in der Lage war. Heute, obgleich der alten Sonne noch nahe, bewegte ich mich doch nur noch ſcheinbar um ſie, in Wahrheit bereits um ein neues Geſtirn.

Es ſoll alſo nun meine Aufgabe ſein, mich aus der neuen Bahn in die alte wieder hineinzuretten.

Ich will es mir eingeſtehen, daß dieſes Beginnen kein leichtes iſt. Ich vollende dieſes Geſtändnis und füge hinzu, daß ich meinen Kräften nach dieſer Richtung vollkommen mißtraue. Es iſt eigentlich gar nichts Feſtes in mir, nicht einmal Reſte von dem, was man Charakter nennt. Der entſchiedene und gewiſſe Bau meiner Seele ſcheint von reißenden Waſſern unterwühlt und hinweggeſpült, ſo daß ich ſtatt feſter Türme, Mauern, Gemächer und Stockwerke nichts als ſchwimmende Trümmer erblicke. Was ſoll ich tun? Ich ſehe zu. Ich ſtehe in der Gewalt eines Naturereigniſſes, das um ſo furchtbarer iſt, weil es äußerlich niemand bemerken kann. Ich ſehe zu und hoffe und warte auf ein Wunder.

Mein ganzes Weſen befindet ſich in der Umbildung. Worauf ſoll ich fußen? Mitunter kommt mir das ganze, ungeheuer verwegene Spiel, das ich zu ſpielen gezwungen bin, in ſeiner Unerhörtheit zum Bewußtſein und dann, muß ich ſagen, ſchaudert es mich. Ich frage, wie wird der Ausgang ſein? und weiß darauf durchaus keine Antwort. Bringt mir doch einen Arzt. Ihr ſolltet doch wiſſen, daß der Zuſtand, dem ich verfallen bin, ganz unabhängig von meinem Willen iſt. Wenn ich ein Gift auf die Zunge nehme, ſo kann ich nicht hindern, daß es mein Blut zerſetzt und meine Maſchine zum Stillſtande bringt. Man flößt mir Wein durch die Gurgel und ich werde betrunken: mein Wille leiſte auch einen noch ſo entſchloſſenen Widerſtand. Ebenſo iſt es vergeblich, mit dem Willen gegen den Typhus zu kämpfen, ſobald er, und zwar in ſtarker Form, uns einmal ergriffen hat. Wir müſſen uns ſeinem Verlaufe unterwerfen und anheimſtellen, ob wir davonkommen oder zugrundegehen.

Am 13. Dezember, vormittags.

Soeben ſprach mein Bruder mit mir. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß etwas zwiſchen uns iſt, was den Geiſt, den Frieden, das Glück unſeres Hauſes in Frage ſtellt. Was ich ihm aufklärend ſage, nimmt er, obgleich vom ſelben Blute wie ich, doch nicht ernſt. Er betont immer wieder, es ſei ja vielleicht nicht ſo unerhört, daß ein Mann in meinen Jahren ſich nochmals verliebe, aber man könne doch über die Art, wie ein ſolcher Konflikt zu löſen ſei, nicht im Zweifel ſein. Ich bin anderer Meinung. Er widerſpricht und wir redeten ſtundenlang hin und her, ohne am Schluſſe einig zu ſein. Er fragt auch, was ich beginnen wolle und bezeichnet es als unmöglichen Wahnſinn — wie es mir denn auch beinahe erſcheint! — mein gegründetes Hausweſen, die Frau und die Kinder zu verlaſſen und planlos davonzuziehen, in eine abenteuerlich-dunkle Zukunft hinein. Allein, noch während mir davor grauſt, vor der Unzuverläſſigkeit und Wandelbarkeit der eigenen Natur und ihrer Härte, jubelt es plötzlich in mir auf, ſo daß ich auf einmal nicht anders kann und von meinem neuen Glücke zu reden anfange. Ich reiße, ſelbſt hingeriſſen, den Bruder fort und merke ihm an, daß die trunkenen Schilderungen ſchon genoſſener und noch bevorſtehender wilder Glückſeligkeiten der jungen Liebe ihn völlig einnehmen, bis er mit mir zu ſchwärmen beginnt und ſeine Abſicht, mich umzuſtimmen, vorübergehend gänzlich vergißt.

Nachmittags. Ich habe ein unbeſtimmtes Gefühl davon, daß ich meiner Umgebung wie ein Kranker erſcheinen muß, vor allem meiner geliebten Frau, mit der ich faſt ununterbrochen zuſammen bin. Das unſichtbare Ereignis bildet ein neues Band zwiſchen uns, und indem wir darüber reden, verſchränken ſich unſere Seelen mit einer ſeit Jahren abhanden gekommenen Innigkeit. Oftmals grauſt mir vor dem, was ich ausſpreche; zeigt es doch meiſt die Verblendung durch Leidenſchaft mit allergrauſamſter

Offenheit, während es gleichzeitig auch verwirrend iſt und nach Wahnſinn ſchmeckt. Es iſt ja der Wahrheit gemäß, wenn ich ſage, daß gleichſam ein Quell der Liebe, der meine ganze Welt übernetzt, in mir zum Durchbruch gekommen iſt. Es iſt ja wahr, daß in mir das „Seid umſchlungen, Millionen" ſingt und klingt und dabei meine Frau für Hunderttauſende gilt. Es zieht mich zu ihr, ich liebe ſie. Wenn das Innerſte zweier Seelen ſich berührt, ſo gibt es eine phyſiſch deutlich empfundene, letzte Einigkeit, und ich glaube nicht, daß ich während der ganzen Dauer unſeres Verhältniſſes es je mit gleicher Stärke empfand. Und doch! Wie ſoll ſie es mit der unausbleiblichen Loslöſung in Übereinſtimmung bringen, von der in gleichem Atem die Rede iſt? Während ich rede, raunt es in mir: Gewiß, du liebſt ſie wie eine Sterbende. Ich erſchrecke und beſorge mich, dieſe nüchterne Stimme nicht laut werden zu laſſen.

Meine Frau und ich, wir tanzen in dieſen Winterſtunden einen gefährlichen Tanz. Wir laufen treppauf, treppab hintereinander her, umeinander herum, ſuchen einander im Reden und umſchlingen einander ſchweigend in qualvoller Innigkeit. Was um uns vorgeht, beachten wir nicht. Es iſt kein Winter um uns, kein Sommer um uns. Wir haben kein eigenes Dach über uns, keinen eigenen Grund unter unſeren Füßen. Keine Freunde haben wir mehr, keine Geſchwiſter, keine Kinder. Die unerledigten Korreſpondenzen häufen ſich. Nicht ein Brief wird beantwortet. Wir haben keine Geſchäfte, keine Intereſſen, keine Pflichten. Weihnachten ſteht dicht vor der Tür. Wir klammern uns nur aneinander wie Menſchen, die über Bord gefallen ſind und ſich retten wollen. Meinethalben, ſie wollen einander retten; aber der eine kann ſchwimmen, der andere nicht; und während der Schwimmer den anderen packt, befällt dieſen die Todesangſt, er klammert ſich, dieſen beengend und feſſelnd, verzweiflungsvoll um den Schwimmer, und jählings beginnt jener letzte Kampf, der alle Menſchen zu Feinden macht.

Der Sieg wird bei mir nicht ſein, das fühle ich. Dennoch werde ich freiwillig untergehen, wenn es mir nicht gelingen ſollte, „ſie“ an das Ufer des Lebens zu ziehen.

Am 14. Dezember. Vormittag.

Immer wieder gerate ich in Staunen über die vollkommen veränderte Art und Weiſe, womit ich meine nächſte Umgebung auffaſſe. Eines Tages erblickte ich bei einer Gebirgspartie von oben her dieſes Tal und dachte, hier wäre gut Hütten bauen. Entzückt und begeiſtert ſtieg ich mit dieſem Gedanken durch Wälder und über Wieſenpfade hinab und hatte binnen wenigen Stunden das Gutshaus mit dazugehörigen Ländereien, Grasflächen, Buchenhainen und Quellen käuflich an mich gebracht. Noch erinnere ich mich der unendlichen Freude von Frau und Kindern, als wir den ſchönen Grund unſer Eigen nannten und angefangen hatten mit dem Umbau des alten, verfallenen Kaſtens, der nun, aufs ſchönſte verwandelt, dieſes behagliche Landhaus geworden war. Ich dachte nicht anders, als daß keine Macht der Welt mich bis zum Schluſſe meines Lebens von dieſem paradieſiſchen Fleckchen Erde mehr trennen könne, wo eine große und einfache Bergnatur uns umgab, die geeignet war, den wilden und häßlichen Cancan unſerer modernen Kulturraſerei vergeſſen zu machen. Ich hatte dies ganze Haus Jahre vorher aus wünſchlichen Träumereien in meiner Seele liebevoll aufgebaut, und während es, jedermann ſichtbar, wirklich erſtand, wochen- und monatelang dem Maurer auf ſeine Kelle, dem Zimmermann auf die Axt, dem Tiſchler auf ſeinen Hobel geſehen. Jedes Möbelſtück in der freundlichen Zimmerflucht hatte ich ſelbſt gekauft und geſtellt, und es hing kein Bild an den Wänden, wozu ich nicht eigenhändig die Fuge für den Nagel geſucht und einige Nägel mit ungeduldigem Hammer gekrümmt hätte. — Wie ſah mir nun alles auf einmal fremd und geſpenſtig aus!

Ich habe mein Buch, dahinein ich dies ſchreibe, auf mein altes Stehpult am Fenſter gelegt; mich umgibt ringsum meine liebevoll aufgeſtapelte Bücherei, die von Adalbert v. Chamiſſo andeſſen Werke ich mir mit elf Jahren erſtanden habe, bis zum Zarathuſtra herauf den Weg meines ſuchenden Geiſtes durch die Jahrzehnte kennzeichnet. Stiche, Abgüſſe griechiſcher Büſten, Photographien, allerhand Reiſeerinnerungen liegen umher, und alles das bedeutet auf einmal für mich nicht mehr als der Inhalt einer Rumpelkammer.

15. Dezember. Nachmittags.

Der heutige Tag hat mir den furchtbaren Ernſt meiner Lage gezeigt, die ganze Zerrüttung meiner bisherigen häuslichen Exiſtenz. Der Kampf zwiſchen meiner Gattin und mir nimmt Formen an, die an Wahnſinn ſtreifen. Ich höre von ihr bittere, ſchiefe und ungerechte Worte, die ich vergebens zu widerlegen ſuche. Ich ſtoße ſelbſt bittere und ungerechte Worte aus, die ſichtlich eine quälende, ja marternde Wirkung ausüben. Es kommt ſoweit, daß meine Frau einen ihrer hyſteriſchen Anfälle bekommt und in ſchrecklicher grotesker Weiſe zu tanzen beginnt. Das iſt die Gefahr! Ein Zug der Schwermut war ihr bereits als Mädchen eigen. Damals erhöhte er ihren Reiz. Hernach kamen Monate, Jahre, wo dieſer Gemütsausdruck ſich auf mich übertrug und mein an ſich heiteres Weſen in ſteter Abhängigkeit erhielt. Unſere Kinder waren einander ſchnell gefolgt und das Abnorme der Zuſtände vor der Geburt und nach der Geburt hatte die Mutter ſehr angegriffen und ſie gegen allerlei Einwirkungen, die das Gemüt berührten, faſt wehrlos gemacht. Ich bin jünger als ſie und war zu einer Zeit in den ſogenannten Stand der heiligen Ehe getreten, wo junge Menſchen gewöhnlich ihr Leben in Freiheit zu genießen beginnen. Aber was geht mich das alles in dieſem Augenblick an, und was ſoll es damit? Will ich mich vor mir ſelbſt entſchuldigen? Das brauche ich nicht. Ich fühle in jedem Augenblick, daß ich recht habe und daß mir übrigens nichts an Schmerzen erſpart bleiben wird in natürlicher Folge des erſten Schritts meiner Zukunftswanderung, gerade ſo wenig mir etwas erſpart blieb in der Vergangenheit. Sie kann nicht ſchreiben, ſie kann ſich nicht mitteilen; weshalb ſoll ich unedel ſein und Anklagen in ein Buch ſetzen, die vielleicht ſpäter jemand lieſt, und ohne daß die Angegriffene Gelegenheit findet, ſich zu verteidigen? Sie litt mehr als ich... leidet mehr als ich! — Wer leidet wohl mehr als derjenige, der ſein Leiden in ſich einſchließen muß? Ich ſah dieſes Leiden, wenn ſie in wortloſer Grübelei unruhigen Schrittes hin- und herlief, von einer Zimmerecke zur andern, wie ein Gefangener im Kerker. Sie ſagt, ich habe nur immer für die Mängel ihrer Natur ein Auge gehabt, etwas Gutes ihr niemals zugetraut, ihr Weſen klein gemacht und erdrückt; das letztere tat ich möglicherweiſe unbewußt, aber daß ich das Reiche, Gute in ihr zu würdigen wußte, kann außer ihr, wenn ſie im Zuſtand der Verdüſterung iſt, niemand bezweifeln. Vergeblich beweis ich ihr in der Hitze des Streites das Gegenteil: Du haſt mich, ſage ich ihr, als einen nichtsbedeutenden, armen Menſchen mit Entſchloſſenheit aufgegriffen. Dein Charakter war ſo, daß Du der leidenſchaftlichen Einreden Deiner Verwandten nicht geachtet haſt. Sie hielten mich alle für einen Tagedieb ohne Ausſichten, Du glaubteſt an mich. Du eröffneteſt mir mit Deiner Liebe und Deiner Freigebigkeit die Welt und bekannteſt Dich zu mir, trotzdem Du deswegen Spott genug zu erdulden hatteſt. Ich ging einen Weg, der, im Sinne der Anſchauung unſerer Väter, keiner war; denn was iſt ein Menſch in den Augen eines feudalen Herrn, der ſich in ſeiner Geſinnung ziemlich offen neben Enterbte und Unterdrückte ſtellt und ſich mit Humanität und Idealen befaßt, ſtatt nach Rang, Gold und Titel zu ſtreben. Wenn ich dieſes und ähnliches zu ihr geſagt hatte, wiederholte ſie doch ganz unentwegt, ich wi das Gute in ihr nicht zu würdigen. Ich gehe fort. Nicht n weil ich muß und weil ich das Gefühl einer ſchweren Verſäu nis in mir trage, ſondern weil ich einſehe, daß unſer Zuſamme ſein uns derart an Hals und Kragen geht, daß es uns binn kurzem vernichten muß. Wie ſie behauptet, ſieht ſie das e Wir haben verabredet, daß ich die nächſte Zeit fern von ihr u auch fern von der anderen zubringen ſoll. Ich ſoll den Verſu machen, ob es mir für mich ſelbſt gelingt, in ſtillem, ganz u geſtörtem Kampf den geliebten Friedensſtörer aus meine Inneren hinauszudrängen. Gereiche es uns zur Beſchwichtigun Jedenfalls gewinnen wir Zeit, und ich habe das klare Gefüh daß, wenn alles heilſam verlaufen ſoll, es zunächſt darauf a kommt, Zeit wirken zu laſſen. Die Einſamkeit iſt auch verlocken für mich! Klingen mir doch die Worte anderer wie ein rohe gemeines Geräuſch, ſofern ſie nicht auf die Geliebte Bezug habe und wenn ſie Bezug haben, ſo reißen ſie unaufhaltſam in d Zerrüttung hinein: alles entfremdet, entfernt von dem einzige Gegenſtand, der meine Einſamkeit ganz erfüllt. Und außerdem was das Wichtigſte iſt, ich werde ihn, eh ich die Probewoche und -Monate über mich nehme, wiederſehen.

Am 18. September.

Seit geſtern bewohne ich ein ſogenanntes möbliertes Zimme in Berlin. Es iſt, wie dieſe Räumlichkeiten immer zu ſein pflegen ekelhaft. Ich gelange zu meinem Tuskulum durch einen engen nach Mänteln und Schuhwerk riechenden Korridor, den zuweile noch Küchendüfte und fettige Dünſte ſchwängern, die Huſtenrei auslöſen. Auf dieſe Weiſe fängt ein beſonderes Martyrium fü mich an.

Ich bin doch eigentlich ſehr verwöhnt, und indem ich beſonders um dieſe Jahreszeit, wo Weihnachten vor der Tür iſt, ein behagliches Heimweſen aufgebe, wo alles darauf geſtellt war, mir Gutes und Liebes anzutun, wo alles meinen Gewohnheiten, Wünſchen und Neigungen ſchmeichelte, leiſte ich etwas. Ich weiß nicht, was für einen entſetzlichen Stil dieſe ſchwarzlackierten, mit gepreßtem, rotbraunem Plüſch überzogenen Möbel repräſentieren wollen. Ich weiß überhaupt nicht, warum ſie da ſind, und die Öldrucke an den Wänden, in protzigen Goldleiſten, und die Papierblumen und die dick verſtaubten Makartbukets und das ſchreckliche bric à brac an Nippes, kleinen Vaſen, japaniſchen Fächern, geſtickten Deckchen uſw., denn ich würde lieber in dem gut geſcheuerten Zimmerchen eines Katners, ja in einem Samojedenzelt wohnen, als in einer ſo unbegreiflich reizloſen Räumlichkeit.

Nun, was habe ich weiter damit zu ſchaffen! Wenn ich die Feder abſetze, mit der ich in dieſes Buch ſchreibe, nehme ich meinen Mantel um, ſtülpe den Hut auf den Kopf und begebe mich in die Winternatur hinaus, hinaus vor die Stadt an die weitgedehnten, gefrorenen Havelſeen, und zwar nicht allein. Ich werde dabei die Stimme meines Mädchens hören, das luſtige Geläut ihres Lachens, werde ihren energiſchen Gang, ihre aufrechte Haltung bewundern und im Bewußtſein ihrer Gegenwart ein anderer ſein. Am Rande der Seen werde ich Schlittſchuhe an ihre kleinen Füße legen und die meinigen desgleichen auf Schlittſchuhe ſtellen, und wir werden ſtundenweit über das Eis dahinſchweben, wie in einem ſeligen Tanze, losgelöſt von der ganzen überflüſſigen Welt, mit uns allein.

Als ich ſie geſtern traf, verabredetermaßen auf einem großen belebten Platz, nach ihrer Muſikſtunde, war ich im erſten Augenblick beinahe enttäuſcht. Ihr Bild war in meiner Phantaſie dermaßen ins Überirdiſche gewachſen, daß die reizvollſte Wirklichkeit es dennoch entthronen mußte. Kaum aber waren wir eine Viertelſtunde nebeneinander hingewandelt, ſo trat ihre ganze ungebrochene, ſpannkräftige Jugend wieder in Kraft und riß mich hin, von einem zum andern überſchwenglichen Augenblick.

Sie iſt eher groß als klein. Ein kindlicher Kopf auf ſchlankem Halſe, ſchmale, kindliche Schultern, Hüften, die ſchon das Weib verraten. Sie beugt das Haupt nicht nach vorn, wenn ſie grüßt, ſondern wirft es zurück, ſo daß ihre großen, trotzigen Augen kühn hervorſtrahlen, mit einem graden, entſchloſſenen Blick. Ihr Händedruck iſt bieder und feſt. Man fühlt den Freund, nicht wie bei anderen Frauen nur die molluskenhaft weiche Hand. Ein Fluidum ſtarken Vertrauens geht von ihr aus, ohne Zweifel und Frage, das von ſtaunenerregender Schönheit iſt.

Nach einem ſolchen Vertrauen hab ich geſucht. Ich laſſe dahingeſtellt, inwieweit wir berechtigt ſind, blindes Vertrauen in Sachen der Liebe zu beanſpruchen. Jedenfalls ſchrie mein Herz danach. Ich war gewöhnt vom Tage unſerer Verlobung an, mit meiner erſten Braut Erwägungen über Erwägungen anzuſtellen über „ob“ und „wie“ und „wann“ und „wie lange“, über Abſichten und Ausſichten, über Hoffnungen und Befürchtungen, über „warum“ und „darum“, „deshalb“ und „weil“. Tagelang hatte der Kopf mir geſummt, und wenn ich, der Kräfte meiner beſonderen Art gewiß, nicht imſtande war, meiner Geliebten deutlich zu machen, nach welcher Art von Erfolgen ſie hinſtrebten, zu welchem Ziel, ſo ſchloß ich und bettelte um Vertrauen. Habe Vertrauen, ſorge dich nicht, was kann uns paſſieren, ſagte ich zu meiner Braut, ſolange ich dich habe und du mich haſt? Darüber hinaus wird ſchwerlich ein Glück zu erjagen ſein. Aber ſie ſpornte, trieb an, ließ ſich durch Ratſchläge anderer antreiben, durch Befürchtungen anderer ängſtigen, betonte den Optimismus als eine Schwäche meiner Natur, mein illuſioniſtiſches Weſen als ſchweren Mangel, wennſchon es auch wiederum das, was ſie an mir liebte, war.

Ihr Bruder, erzählt Johanna, habe ſie oft als ſechs- oder ſiebenjähriges Kind auf Tiſche oder Schränke geſtellt und ihr befohlen, herunterzuſpringen: das habe ſie dann auch ſofort und unweigerlich beim erſten Wort des Kommandos getan, und wenn der Schrank noch ſo hoch geweſen ſei, die Gefahr, ſich zu ſchädigen, noch ſo groß. So entſchieden war ihr Vertrauen zum Bruder damals, der ſie auch ſtets in die Arme auffing, daß ſie blindlings, gefährlich oder nicht, das Allerverwegenſte würde getan haben. Ja, es lag auch jetzt in ihrem Weſen dieſer herrliche Zug von Verwegenheit. Wie dunkle Flammen umgab das Haar ihr Kindergeſicht, und eine trotzige Stirnlocke fiel nieder bis auf die ſtarken, ſchön geſchwungenen Brauen herab.

Ich weiß nicht, wieſo ich in meinem Alter plötzlich das Glück einer wunderbaren Verjüngung empfinden kann. Es iſt, als tauche angeſichts dieſes Kindes nicht nur ein neuer Morgen, ſondern ein neues Leben und eine völlig erneuerte Erde auf. Mit einemmal iſt das raſtlos Suchende gänzlich aus meinem Weſen verſchwunden, hingenommen und aufgeſaugt von einer Erfüllung, die über jedes Erwarten iſt. Ich leſe nichts mehr. Die hypochondriſchen Grübeleien ſozialiſtiſcher, ethiſcher, religiöſer und philoſophiſcher Eſſayiſten erſcheinen mir nur wie häßlich krankhafte Prozeſſe zur Vermehrung der Makulatur. Zu Zeiten erſcheint mir die geiſtige Produktion dieſer Art einem Niagarafalle von Abwäſſern nicht ſehr unähnlich, und ich habe den Wunſch, daß irgendein bodenloſer Abgrund ſie für ewig verſchluckt. Dies alles beſchäftigt uns viel zu ſehr in müßiger Weiſe und lenkt uns von dem einzigen, was des Lebens würdig iſt, der Liebe, ab. Entzieht euch der Liebe nicht, das heißt, ergreift das Glück und verleugnet dagegen ebenſowenig den Schmerz! In dieſen Dingen geſchieht das Aufblitzen der großen Mächte des Lichts und der Finſternis; da kommt es vor, daß ein ſchnelles Leuchten dem Auge nachtbedeckte Paradieſe enthüllt, bis zu den Thronen, und jäher Schmerz die brennenden Höllen der Unterwelt! Die ein anderes Leben zu leben meinen, ſind tot.

Am 19. Dezember.

Ich promenierte heute mit ihr unter den Säulen der National-Galerie, nachdem wir vorher miteinander Bilder beſehen hatten. Der Geiſt des Lebens, mit dem wir zum Überfluß noch unſer wahrhaftes Leben überfüllt hatten, wogte in uns, während wir zwiſchen den Säulen ſchritten, und es regte ſich etwas in uns, wie bei Wandervögeln erſter unwillkürlicher Flügelſchlag. Gewiß, es war ſchön! Doch es rann kalter Regen um uns her und wir dachten, wie viel ſchönere Blüten die Liebe noch treiben müßte, wenn wir ſie unter die ſüdliche Sonne verpflanzten. Wir hatten den Wunſch, in der warmen Sonne auf blumigen Wieſen, an klaren Bächen, unter ſproſſenden Büſchen und alten, rauſchenden Bäumen zu ſein. Wir wollten Narziſſen pflücken, auf Bergpfaden klettern, in den einſamen Sennen der Hirten nächtigen, balſamiſche Lüfte atmen, dem Geſange der Vögel lauſchen und Schmetterlinge mit uns und um uns in unendlicher Wonne taumeln ſehen; das wollten wir! Und obgleich ich nicht wußte, wie dieſer Wunſch zu verwirklichen wäre, labten wir uns an der Vorſtellung und berührten die unüberſteiglichen Hinderniſſe nicht, die unſeren Plänen entgegenſtanden.

Ich habe heut einen Brief von daheim. Jedes Wort darin hat blutigſte Qual aus der Seele gepreßt. Jedes Wort iſt aus einer unerhörten Beſtürzung geboren. Es ſind wenige, gleichſam weinende Zeilen einer verlaſſenen Frau. Ich ſehe den Brief, der neben mir liegt, immer wieder an und faſſe mir an den Kopf. Es iſt mir minutenlang unfaßbar, daß wirklich das Blättchen zwiſchen uns ſich auf eine ſo ſchreckliche Weiſe gewendet hat. Noch vor drei Wochen hätte ich jedermann für verrückt erklärt, der behauptet hätte, ich würde vor meinem Lebensende aus dem Kreis meiner Ehe ausſcheiden. Es war kein Gedanke daran. Heut erfüllte mich eine unzweifelhafte Entſchiedenheit, die mich ſelber in Verwunderung ſetzte. Wäre meine Gattin vor reichlich acht Tagen, wo wir gemeinſam in Berlin waren, nicht vorausgereiſt, um das Haus für meinen Empfang inſtand zu ſetzen, würde das Entſcheidende zwiſchen mir und der jungen Johanna nicht geſchehen ſein: das heißt, wir hätten uns nicht zu längeren Wanderungen begegnen können, nicht unſere Seelen zu einer unlöslichen Einheit verbinden. Ich glaube, ſie weiß es ebenſo wenig als ich, wie es plötzlich zu dem Bekenntnis unſerer gegenſeitigen Neigung gekommen war. Die Möglichkeit einer Verbindung zwiſchen ihr, der Freien, und mir, dem Gebundenen, war mir nicht einmal aufgetaucht. Ich hätte einen ſolchen Gedanken nicht zu faſſen vermocht, ohne ihn gleichzeitig mit allen Kräften meines geſunden Verſtandes niederzuſchlagen. Dieſes Geſchöpf, mit dem Pfirſichflaum einer von Menſchenhänden noch unberührten, makelloſen Frucht, entzückte mich. Ich wurde nicht ſatt, ſie anzuſchauen, aber ich ſagte mir doch auch immer: ſie iſt nicht für dich. Wahr iſt es, ich haßte alle die, von denen ich annahm, daß ſie eine Anwartſchaft auf Johanna hätten; zählte mich unter jenen aber nicht mit. Sie hatte in ihrer luſtigen Weiſe die Namen einiger Männer genannt und in ihrem geſellſchaftlichen Kreiſe übermütig bekannt gemacht, in die ſie ſterblich verliebt war, wie ſie behauptete. Unter dieſen Namen war meiner nicht. Auch habe ich in bezug auf eine günſtige Wirkung meiner Perſönlichkeit, wenn Frauen in Frage ſind, wenig Zutrauen, ſo daß ich auch mit aus dieſem Grunde nicht in der zahlreichen Schar der Bewerber war. Als wir indeſſen eines Abends bei milder Luft das Kronprinzenufer hinuntergingen, begannen plötzlich unſere Worte einen verwickelten Sinn zu bekommen, der uns beiden gleichermaßen den Irrtum benahm, wir ſeien einer dem anderen gleichgültig, und kaum eine Viertelſtunde ſpäter hatte die ſchlanke, junge Brunhilde ihre blitzende Rüſtung abgelegt und ſich mir auf Leben und Tod übergeben.

Ich geſtehe, ich habe nicht die leiſeſte Vorſtellung davon, wie alles ſich in Zukunft geſtalten ſoll. Ich fühle, daß ich ein tollkühnes, nahezu hoffnungsloſes Spiel ſpiele, aber gleichzeitig, daß ich nicht anders kann. Johannas Liebe iſt mir gewiß. Im übrigen aber iſt alles unſicher, ſo daß ich das Äußerſte immer erwarten muß. So oft der Depeſchenbote erſcheint, erſchrecke ich, obgleich ich täglich allerlei gleichgültige Telegramme von literariſchen oder politiſchen Freunden erhalte, denn ich zittere davor, es könnte mit meiner Frau etwas Furchtbares vorgefallen ſein. Hatte ſie doch ſchon in Zeiten, wo unſere Ehe von äußeren Fährniſſen nicht bedroht war, Wochen ſchwerer pſychiſcher Depreſſion zu überſtehen gehabt, die es notwendig machten, ihre Handlungen zu bewachen. In ſolchen Zuſtänden erklärte ſie ſich für nichtswürdig und ſchlecht und nicht wert zu leben und ging in den Selbſtquälereien ihres Kleinmuts ſo weit, daß man ſcharfe Werkzeuge und giftige Stoffe aus ihrer Umgebung entfernen und auf ihre Bewegungen, wenn ſie etwa an hochgelegene Fenſter geriet, achtſam ſein mußte. Sollte in dieſem Zuſammenhang etwas Irreparables eintreten, ſo fühle ich, daß ich, wie ich jetzt bin, trotz meiner Liebe und meiner Tendenz zur Höhe und Licht mit hinab in den Strudel geriſſen würde. In einiger Zeit vielleicht nicht mehr. Vielleicht habe ich eines Tages die Stärke gewonnen und ſei es über ein Grab. Deshalb heißt es: harre, gewinne Zeit. Ich ſchreibe deshalb meiner Frau, ich werde ihrem Wunſche gemäß nur noch ein, zwei Tage in der Nähe des Gegenſtandes meiner Leidenſchaft ſein und Weihnachten zwar nicht im Gebirge bei ihr und den Kindern verleben, aber doch ebenſo fern von Johanna in Einſamkeit. Wahrſcheinlich werde ich nach der Schweiz reiſen und in einem ſtillen, entlegenen Ort verſuchen, den Kampf zugunſten der Meinen auszukämpfen.

Zürich, am 24. Dezember. Abends halb elf Uhr.

Ich ſitze in einem engen, überheizten Hotelzimmer. Den Weihnachtstag und Weihnachtsabend habe ich in vollkommener Einſamkeit verbracht, ohne mit anderen Leuten ein Wort zu wechſeln, als mit dem Portier meines Hotels, wenn ich Briefe aufgab, mit dem Briefträger, wenn ich welche empfing, mit dem Kellner, wenn ich mein Eſſen beſtellte oder im Café eine Zeitung las. Es war unerhört, daß ich dieſen Abend wirklich nicht in meiner geliebten Heimat unter den Meinigen zubrachte. Mitunter glaubte ich wirklich, daß ich von dem Alb einer Morgenſtunde befallen ſei und binnen Augenblicken, geweckt von dem Lachen meiner Kinder, erwachen müſſe; aber nein, ich lebte. Ich lebte in jenem Zuſtand jedenfalls, den man übereingekommen iſt, Wachen zu nennen.

Und zwar war es ein Gefühl geſteigerten Daſeins, was ich empfand. Mit einer Liebesempfindung ohnegleichen wanderte meine Seele in die fernen Berge, in das verſchneite Haus zurück, wo etwas namenlos Schmerzliches unter den Lichtern des Chriſtbaums ſich zutragen mußte. Verwaiſte Kinder, eine verlaſſene Frau, durch den feſtlichen Glanz dieſes göttlichen Abends noch mehr gequält und zum Bewußtſein ihres Jammers gebracht. Wenn ich mit meinem tränenerfüllten, durch Tränen leuchtenden Herzen in den winterlich grauen Straßen ſchritt, kam es mir trotzdem vor, als lebten die Menſchen um mich her in dumpfer Erniedrigung. Sie kamen mir vor mit ihrer nüchternen Haſt und Befliſſenheit wie zu einem wimmelnden Fron verdammt, ohne jede Hoffnung auf Erlöſung. Ich dagegen war von der Hand des Schickſals berührt und ſchritt wie ein fremdes, höher geartetes Weſen durch ſie hin, das mit ihrem lichtſcheuen keller- und kerkerſeligen Daſein nichts gemein hat.

Seltſam iſt es, wie eines Menſchen Seele erwacht, wächſt und ſich ausdehnt zu überirdiſchen Maßen in der Einſamkeit.

Es entſteht ein Zuſtand, der einerſeits die ſouveräne Macht der Perſönlichkeit ſtatuiert und ihren grenzenloſen Charakter. Mir war es, wenn ich den dicken Rauch eines Cafés durchſchritt, als müßten die auf Plüſchſofas um kleine Marmortiſchchen gequetſchten armſeligen Renommiſten und Schwätzer plötzlich erſchrocken aufblicken, wie von einem Cherubglanze berührt, ſo körperlich war in mir das Gefühl einer ſchmerzhaft ſtrahlenden Helligkeit.

Zuweilen erſchrak ich über das Geſteigerte meiner Zuſtände, erwägend, daß der Philiſter ſie überſpannt und verſtiegen nennt. Ich begriff, wie nötig es für mich war, bei meiner gegenwärtigen Lage im Vollbeſitz meines Verſtandes zu ſein. Wie anders ſollte es möglich werden, meinen hoch in den aufgeregten Fluten der Liebe ſchaukelnden Nachen nach den ſeligen Inſeln ſicher zu ſteuern. Aber, wo war eine Sicherheit? Aus dem Pferch, aus der Hürde, aus jedem Hafen war ich heraus; mit der Herde und mit den ſtehenden Waſſern hatte ich nichts mehr zu tun und von dem Landfrieden nichts zu erwarten. Ich ſtand im Freien, für mich allein, auf nichts als mich ſelber angewieſen, bei meinem verwegenen Mädchenraub. Allein, was leider ebenfalls in dem Nachen der Liebe ſchaukelt, iſt mein Verſtand. Er übertreibt die Gefahren ringsum. Er zeigt mir ſo viele erbitterte Feinde, als in der Nähe und Ferne Menſchen um mich herumwimmeln. Er ſtellt es ſo dar, als ſei ich verfolgt und nährte in mir eine kindiſche Angſt vor Journaliſten, Pfaffen und Irrenärzten. Beſonders die letzte Klaſſe von Menſchen beunruhigt mich, denn ich ſehe in ihnen die herrſchbegierigen, furchtbaren Inquiſitoren der Zukunft. Ihre Theorien ſind mir nicht fremd: es wird in ihnen, wie es mir ſcheint, die Philiſtermoral als Norm aufgeſtellt und alles ſich davon Unterſcheidende als krankhafte Abweichung aufgefaßt. Die Krankheit aber wird interniert, denn der ſakroſankte Herr Pſychiater beſtreitet jedem das Recht, außer ſich ſelbſt, auf ſeine Weiſe verrückt zu ſein und frei in den Straßen herumzulaufen.

Genug davon. Ich erachte mich keineswegs für verrückt, ſondern nur für beglückt. Ich möchte den pſychiatriſchen Herren vorſchlagen, einmal ſtatt des erkrankten Menſchen den geſunden in das Bereich ihrer Unterſuchungen einzubeziehen und ſtatt irgendeiner beſonderen Krankheitsform das rein entwickelte Phänomen der Liebe zu ſtudieren. Es iſt ein Prozeß der Erneuerung; ich glaube faſt in mich hineinzuſehen, wie ſich die Moleküle, zu hurtigem Leben aufgeſtört, ununterbrochen umordnen, zu einer anderen, höher gearteten Daſeinsform. Ich bin überzeugt, daß ich mit dieſer Behauptung bei den meiſten Menſchen ein Lächeln hervorrufe. Es muß ſo ſein; denn wie ſollte ich etwa das Göttliche ſichtbar machen, was mich durchdringt, obgleich es ſein Gefäß bis zum Rande füllt.

Etwas von einem Auserwählten iſt in mir, eines heimlich über die Maßen Begnadeten, und aus dieſem Bewußtſein begriff ich die Feindſchaft der Menſchen als einen tödlichen, tiefbegründeten Haß aus Neid! Der Liebende wird von jedem beneidet, indeſſen er ſelbſt völlig neidlos iſt, denn jeder weiß, auch der, dem die Fähigkeit zu lieben abhanden gekommen oder niemals eigen geweſen iſt, daß Liebe unter den guten Dingen der Erde das allerbeſte iſt, und daß der wahrhaft Liebende mit Geringſchätzung auf ihn blickt und zu blicken Grund hat, ſelbſt wenn er ein amerikaniſcher Multimillionär oder Kaiſer wäre.

Zwei Briefe ſchmiegen ſich ſehr verträglich aneinander in meiner Bruſttaſche, und doch hat das Schickſal ewige Feindſchaft zwiſchen ihre beiden Verfaſſerinnen gelegt. Ich, der ich ſie beide im Herzen trage, zergrüble mich, von allverſöhnlichem Geiſt bewegt, warum es ſo iſt und darüber, ob es wirklich ſo ſein muß. Ich denke an Zeiten der Vielweiberei und finde die Einehe als die einzig ſanktionierte Form der modernen Geſellſchaft unzulänglich. In dem Beſtreben, unerbittlich Geſchiedenes zu vereinen, ſtelle ich Möglichkeiten, dem Weſen beſſer gearteter Menſchen mehr entſprechende Eheformen, auf und lande ſchließlich bei dem Goetheſchen Diwanvers:

Wer ſich ſelbſt und andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Okzident
Sind nicht mehr zu trennen.

Wäre Johanna — der Name ſei hochgebenedeit! — in den Kreis meines Heimweſens eingetreten, als berechtigter neuer Geiſt, und Menſchen, zu ruhiger, ausgeglichener Schönheit gereift, hätten ſie als das Gottgegebene hingenommen, ſamt dem Schmerz, den das Notwendige auferlegt, es hätte ſich über den beglückteren Teil vielleicht ein etwas gedämpfteres Licht, über den ſchmerzlich Betroffenen aber ein viel weniger tiefer Schatten geſenkt. Mit klaren Worten: wir zwei, von der neuen Liebe Beglückten, hätten die Reſignation der zur Duldung Beſtimmten vielleicht mit einer Wärme und Treue des Herzens belohnt, die einen milden Frühling um ſie gezaubert hätte, ſtatt daß ſie jetzt in troſtlos eiſigen Finſterniſſen hauſen muß.

Gewiß könnten auch ſolche Ehen zu dreien nur bei beſonders gearteten Menſchen glückliche ſein; aber es geht nicht an, den Gedanken an ſie nur deshalb für abſurd zu erklären, weil viele mäßig entwickelte Weiberköpfe es leider tun, die nicht wiſſen, inwieweit ſie das Opfer eines in ihren Seelen gedrückten Stempelſchemas ſind, durch welches das Bild der begrenzten modernen Familie unverwiſchbar mit ihrem Bewußtſein verbunden iſt.

Ich ſtelle mir vor, Johannas Lachen hätte das ganze Haus mit neuem, friſchem Leben erfüllt. Ihr verſtändiger, heiterer Geiſt würde vielleicht ſogar die Wolken des eigentümlichen Tiefſinns zerſtreut haben, die immer wieder den Geiſt meiner erſten Frau umlagerten. Ihr wundervolles Talent zur Muſik hätte die Stunden und Tage feſtlich gemacht und wäre den Kindern zugute gekommen. Wir ſind alle vielleicht ein wenig zu tief. Das

Chriſtentum hat vielleicht unſere ſchönen und oberflächlichen Seelen auf blutigem Wege tiefer gemacht, ſo daß nun die Tiefe, mit der wir leben, unter allem und allen wie eine unheilbare Wunde brennt, und das iſt der Grund, weshalb uns dergleichen Kombinationen undurchführbar ſcheinen.

Zürich, am 25. Dezember.

Ich habe heut in der Familie eines Freundes zu Mittag gegeſſen, der ſeit ſeiner Studentenzeit in Zürich lebt und Dozent an der hieſigen Hochſchule iſt. Er hat es ſeit jeher vereinigen können, zugleich ein Frauenrechtler und Frauenverächter zu ſein. Seit einigen Jahren iſt er verheiratet, und zwar unternahm er den kühnen Schritt ziemlich unvermittelt zu einer Zeit, wo ſein Hageſtolzentum ſich faſt überſchlug. Jetzt iſt er der folgſamſte Ehemann und nach wie vor ein raſtloſer Arbeiter.

Da es mir wohltut, meine einigermaßen kritiſche Lage einmal vor anderen auszubreiten und durchzuſprechen, wie ich denn leider zu denen gehöre, denen ein volles Herz zu tragen, ohne daß der Mund davon überläuft, Mühe macht, habe ich ihn ins Vertrauen gezogen und auf einſamen Gängen zu zweien am Seeufer oder die Hügel hinauf tauſchen wir Rede und Gegenrede. Er hütet ſich wohl, zu moraliſieren oder mein Tun als verwerflich zu brandmarken. Die Überfülle von Argumenten für das Recht auf die große Leidenſchaft, der ich verfallen bin, überſchwemmen ihn außerdem wohl ſo ſehr, daß er nicht zu Atem kommt. Er kennt meine Frau; das Verhältnis, in dem wir miteinander gelebt haben, hat ſich ihm als ein faſt muſtergültig glückliches dargeſtellt. Daß ich es ihm im Lichte der neuen Gegenwart anders darſtelle, wundert ihn. Nachdem ſich indeſſen ſein Staunen darüber gemäßigt hatte, findet er ſich in ſeiner peſſimiſtiſchen Grundanſchauung über Liebe, Ehe und Weib beſtätigt und begegnet dem ſchwärmeriſchen Optimismus, der mich beherrſcht, mit kühlem Hohn.

Die glühenden Schilderungen, die ich ihm von meiner Geliebten mache, bleiben, da er ein kurzgehalſter Sanguiniker iſt, nicht ohne Wirkung auf ihn. Iſt ſie ſchön, verführeriſch, unternehmend, intelligent, um ſo ſchlimmer für dich! — Und er redet mit ſkeptiſcher Bitterkeit und verſucht den Gegenſtand meiner Vergötterung zu entlarven und mit zyniſchen Griffen ins Bereich des Allergewöhnlichſten niederzuziehen. Hierbei zeigt er einen ſo wütenden Frauenhaß, daß ich gewiſſen Gerüchten nachträglich Glauben ſchenkte, die über ihn umliefen, er habe in einigen Liebesaffären böſe Erfahrung gemacht.

Trotz alledem beunruhigen mich ſeine Einreden. Ich lache ihn aus, ich ſteigere mich in bedingungsloſen Lobreden auf meinen Gegenſtand; ich behaupte von der Geliebten, ſie ſei mir unrettbar auf Gnade und Ungnade ergeben, ſie habe keinen anderen Gedanken als mich! Sie werde für mich die Verachtung der Welt, die Armut, die Not, den Bruch mit Brüdern, Schweſtern und Mutter ertragen und keine Anſprüche ſtellen, als dieſe, von mir geliebt zu ſein. Sie würde, behauptete ich ohne Bedenken, um meinen Hunger zu ſtillen, wenn es nötig wäre, Hühner ſtehlen, ja, meinetwegen Verbrechen begehen, geſchweige, daß ſie auf einen Wink von mir die ihrigen auf der Stelle verlaſſen und bei mir ſein würde. Dies alles wahrhaftig glaube ich; aber indem ich es ſagte, vermochte ich doch nicht, die quälende Unruhe einzudämmen, die mich befiel und mir mit allerlei Zweifeln zuſetzte.

Rufe ſie doch hierher, verſuchs, ſagte mein Freund, ſie wird nicht kommen. Sie kommt auf der Stelle, behauptete ich und malte aus tiefer Überzeugung heraus ein Bild ihrer goldenen Eigenſchaften, darunter die unabirrbare Treue ihres Herzens am höchſten ſtand. Er lachte mich aus und glaubte mir nicht.

Ich werde die Zeit der Trennung abkürzen müſſen. Ich halte die Trennung von ihr nicht aus. Das Leben iſt immer nur

Gegenwart, und eine Gegenwart ohne ſie iſt einem krampfhaften Ringen vergleichbar nach Luft und Licht. Mitunter, ja alle Augenblicke, ruckt es mich heftig zuſammen; ich fühle etwas wie einen ſtarken elektriſchen Schlag und dann bleibt mir gleichſam der Mund, wie, mit Reſpekt zu vermelden, das Maul eines auf den Sand geſchleuderten Fiſches, weit offen ſtehen und ich fühle das Nichts durch die Kiemen dringen. Wenn ich rufe, erruf ich ſie nicht. Ich kann ſie nicht warnen, trotzdem die große, verruchte Stadt, darin ſie lebt, voller Gefahren iſt. Was hat meine Phantaſie mir nicht im Laufe des Tages unaufgefordert für ſchreckliche Szenen gemacht! Wie kann man etwas ſo Unerſetzliches, etwas ſo einzigartig Koſtbares, wovon man mit jeder Faſer des eigenen Lebens abhängig iſt, ſo allein laſſen! Es iſt Sünde gegen den heiligen Geiſt. Man wäre wohl wert, ſolchen Kaltſinnes wegen des unbegreiflichen, einzigen, kosmiſchen Glückes der Liebe verluſtig zu gehen. Es kommt mir vor, als triebe der gläubige Chriſt ſeine blöde Kaſteiung ſo weit, daß er die Hoſtie nicht genöſſe, wenn ſie der Heiland ſelber ihm reicht. Wem zuliebe tue ich das? Jawohl, das Bewußtſein des eigenen Darbens entlaſtet mich in etwas gegenüber meiner vereinſamten Frau. Aber hat nicht auch jene andere ihr Recht auf das Feuer, das ſie in mir entfacht hat? Ihr Recht auf die Wärme meiner Glut, und iſt es nicht ſchlecht und widernatürlich gehandelt, wenn ich die Flamme weit fort in den Schnee trage, wo ſie nutzlos ins Leere verlodern muß. Bin ich nicht wahnſinnig, bin ich nicht verſchwenderiſch mit dem Glück bis zur Läſterung, indem ich einen taubeneigroßen Diamanten, den ich im Getriebe des Marktes unter den Füßen der Händler und Käufer entdeckt habe, an ſeinem Orte zurücklaſſe und töricht darauf vertraue, ihn wiederzufinden, wenn ich zurückkehre?

Zürich, am 26.

Alles um mich hat ſich verändert. Ebenſo, wie mein Schlaf ſich mit Träumen belebt, ſcheint die wirkliche Welt um mich nur Ausgeburt meiner Träume zu ſein. Zürich, die alte Stadt, hat etwas an ſich, als ob ſie nicht wirklich, oder auf den Grund eines Meeres geſunken wäre und als ob ihre Einwohner Schemen wären von Menſchen, die früher einmal gelebt haben; das kommt daher, daß ich jetzt nur körperlich zwiſchen den Mauern Zürichs bin, während ich einſtmals mit Körper und Seele hier geweilt habe. Heute berühre ich den Boden ihrer Straßen nicht. Ich ſchwebe, ſelbſt ein Schemen, den alten Giebelhäuſern vorbei und über die Dächer und um die Türme mit den wundervollen Glocken darin, Dinge, die alle gleichſam nur aus fließenden Lüften gebildet ſind. Ich genieße dabei, obgleich es mich zuweilen wie Grauen aus fremden Traumestiefen anweht, ein immer ſteigendes, inneres Glück. Die Briefe, die von der Geliebten eintreffen, erfüllen mein Blut mit einem ungekannten Lebensgefühl, ſo daß ich beſtürzt, wie unter einer himmliſchen Offenbarungslaſt, in einem entrückten Zuſtand dahinwanke.

Ich will mit erzwungener Nüchternheit das Weſen des eigentümlichen ſeeliſchen Zuſtandes einigermaßen zum Ausdruck bringen, der in mir Ereignis geworden iſt. Zwei Liebende wirken gegenſeitig in ihre Seelen hinein. Die Körperlichkeit des einen wird von der grundloſen Pſyche des anderen aufgenommen; und lange bevor die Vermählung der Körper zur Wiedergeburt der höheren Form geſchieht, vereinigen ſich die Geiſter wie zwei Meere zu einem Meer. Daß ich nun nicht ſein kann, außer in ihr, und ſie, wie es ſcheint, wiederum nur in mir, dieſe völlige Einheit iſt das Wunder.

Unſere Liebe iſt eine, allem Banalen ſo völlig entrückte, dem ſogenannten praktiſchen Leben durchaus entzogene Angelegenheit, daß irgendein verwirrender Eingriff von da nicht möglich iſt.

In unſerer Verbindung iſt alles ſo ſtark und ſo rein und ſo vollkommen göttlich, daß irgendeine Erwägung, die etwas mit „wenn“ und „aber“ die Meinung von Eltern, Geſchwiſtern, Kirche, Staat oder Öffentlichkeit in Rückſicht zöge, nicht, auch nur im entfernteſten, aufkommen kann. Ein etwa kirchlich beſtallter Mann, der ſich beikommen laſſen wollte, uns durch Redensarten pflichtgemäß zuſammenzutun, würde uns beiden nicht anders erſcheinen, als eine unflätige Monſtroſität, und ein ſolcher Weg zur „Vereinigung“ wäre in Wirklichkeit das unüberwindlichſte Hindernis. Wenn ich ſo von dem Ereignis meiner Erneuerung rede, hört mein Freund, immer unwillkürlich die Enden des Schnurrbarts drehend, mit dem leiſen Lächeln zyniſcher Überlegenheit zu. Ich ſehe ihm an, daß er von dem geſchilderten Zuſtand wohl eine Ahnung hat, doch nicht an ihn glaubt und im übrigen unter den Schemen der toten Stadt ein Toter iſt.

Zürich, den 27.

Ich habe eben einen Freund in Enge, dem ſo geheißenen Stadtteil von Zürich, beſucht, deſſen Anweſenheit ich erſt am heutigen Morgen erfahren hatte. Es waren zwei gute Stunden, die ich mit ihm verbracht habe, denn ich fand in ihm die erſte ähnlich geſtimmte Seele, trotzdem in einem ſchweren Schickſal, das gleich einem Unwetter über ihn hingezogen war, er der hauptſächlich Betroffene iſt. Er wohnt allein. Mit ſeinen Käferſammlungen, Büchern und Bildern hat er ſich aus einem Vorort Berlins hierher geflüchtet und eine junge Gattin dem überlaſſen, der ſie ihm nahm.

Wir ſaßen und tranken zuſammen Wein. Und es war eine losgelöſte Stimmung in uns. Wir ſtießen an und ſagten einer zum andern Diwanzeilen des großen Goethe:

Und ſolang du das nicht haſt,
Dieſes: Stirb und Werde!,

Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde.

Dieſer Freund beſtätigte mich in allem Schweren, Süßen und Neuen durchaus.

Berlin, den 29.

Ich bin wieder hier. Ein Ereignis der Liebe, in meiner Erinnerung zugleich ſchrecklich und lächerlich, hat mich hierher geführt. Am 28. früh war ich mit einem ſchwerwiegenden Brief an meine Frau drei oder vier Male an den Briefkaſten getreten und hatte ihn endlich mit Entſchluß in der Öffnung verſchwinden laſſen. Ich hatte in dieſem Briefe beinahe den definitiven Abſchied genommen und mit allerlei Tröſtungen zweckloſer Art ziemlich deutlich erklärt, wie ich mich außerſtande fühle, von meiner Liebe zu laſſen und zurückzukehren. Darnach, im Hotel, ward mir ſelber ein Brief überreicht, und ich mußte für ihn Strafporto zahlen. Von ſeiner Adreſſe leuchteten Züge jener mich ſtets wie Wetterſchlag elektriſierenden Hand.

Was aber, nachdem ich den Inhalt des Schreibens durchflogen, mit mir geſchehen iſt, weiß ich nicht. Es war wie nach einem ungeheuren Zuſammenbruch, wie nach einem alles verheerenden Erdbeben.

Wenn ich mir jetzt die Urſache meiner unmännlichen Kopfloſigkeit ins Gedächtnis rufe, ſo wird mir an ihrer Geringfügigkeit die furchtbare Größe meiner Leidenſchaft und die ſchreckliche Abhängigkeit meines Zuſtandes klar, denn in dem Briefe ſtand nichts, als daß Johanna eine Unterredung mit ihrem Bruder gehabt hatte, und der Gedankengang ihres Bruders über unſere Beziehung war mitgeteilt.

In mir aber ſchrie es, kaum daß ich die Erwägung über die praktiſchen Ziele unſerer Liebe ins Bewußtſein gefaßt und die Worte Heirat und Ehe geleſen hatte — ihnen waren die Begriffe

Konkubinat und Liebſchaft gegenübergeſtellt! — — alſo haſt Du, zyniſcher Freund, doch recht! Und ich ſah dieſe ſchriftliche Auseinanderſetzung für eine kühle Machenſchaft an, mich in die ſchrecklichſte Enge zu treiben und zur ſofortigen Scheidung von meiner Frau oder von der Geliebten zu nötigen.

Aber die etwa ſo geſchaffene Situation war es nicht, die meine Beſtürzung hervorbrachte; denn mein Weg, wie ich mehr als je in dieſen Stunden empfunden habe, iſt feſtbeſtimmt und zur definitiven Entſcheidung durch Verhältniſſe, nicht durch die Perſon der Geliebten gezwungen, blieb mir auch nur für den leiſeſten Zweifel keine Möglichkeit.

Allein, ich ſah das reine Bild der Geliebten geſtürzt.

Gedichte

Sonette

I

Aus Mittagsgluten klagen Windesklagen
um heiße Mauern und in ſchwüle Räume.
Ich höre ſie im Schlummer meiner Träume:
ruhloſe Stimmen, die am Herzen nagen.

Gleich wie Verdammte, aus geſtorbnen Tagen,
die etwas ſuchen und nicht können finden,
um ihrer Schanden Male zu verbinden,
und, ohne Antwort, immer wieder fragen.

Die heiße Luft aus Süd, die finſtre Wolke,
die ſchweigend über den Gebirgen türmet,
erſcheinet überfüllt mit dieſem Volke!

Wo ſtarrt der Fels, den dieſes Heer beſtürmet,
von Kriegern, die mit böſen Stimmen greinen
wie Kinder, die ein Vater nicht beſchirmet

und, ſtatt zu kämpfen, Regentropfen weinen?

II

Die Lüfte grollen ſchwere Düſterniſſe.
Voll rauſcht die Milch der Berge durch die Schlünde.
Erhabnes murren dunkle Wolkenmünde,
und bleich und tropfend duftet die Narziſſe.

Ich harre, was ein Leuchten mir verkünde:
ob tot im Licht, von eines Cherubs Schwinge? —
verſtummen, oder daß ich neu erklinge
im Jubelchor erfriſchter Wieſengründe? —

Da, aus Erſtickungs-Nächten frei gerungen,
beginnt ein Tanz! Glanzfiebernd drängt der Himmel
ſich in der Erde kranke Dämmerungen.

Das Ohr erbebt vom Götter-Kampf-Getümmel,
doch dann, von goldnen Fäuſten aufgeriſſen,
klafft weit ein Spalt: mich blendet Lichtgewimmel,

und Freude bricht aus allen Finſterniſſen.

III

Ich war, wo gelber Nebel drang in Hallen
der Götterbilder, die bewahrt der Brite.
Im Nebel fragend, lenkt ich meine Schritte,
doch Schweigen fiel von den Entthronten allen.

Was wollt ihr, Fremde, hier in unſrer Mitte? —
Dringt ſolchen Hauches Sinn aus toten Steinen,
von euren Lippen Bilder oder meinen
und iſt es Drohung, Klage oder Bitte?

Würd ich in euch und ihr in mir geboren,
ſo müßten Gräber wahrhaft ſich entriegeln.
Bis dahin bleibt der Liebe Lohn verloren.

Wenn Motten tanzend ſich in Marmor ſpiegeln,
ſo tanzt in Ptah und Sechmet nur die Motte:
doch ihr Geheimnis kann ſie nicht entſiegeln.

Verſchleiert bleibt und tot der Gott im Gotte.

Du ſtehſt vor meinem Sinn, verſchwiegne Grotte

Du ſtehſt vor meinem Sinn, verſchwiegne Grotte,
umringt vom Roſenfleiſche deiner Muſcheln,
um deren Eingang Roſenblätter tuſcheln,
und die darum geweiht dem Traubengotte.

Eidechſen, klug geäugt, am Boden huſcheln,
Silenus-Fettwanſt ſtreift des Satyrs Zotte:
begeiſtert um die Wölbung ſchwebt die Rotte.
Im kargen Eſeu hörſt du Tropfen ruſcheln.

Hier, unterirdiſch, iſt es aufgeſproſſen,
was Eros deiner Jugend einſt beſtimmte:
und mehr wie Trauben haſt du hier genoſſen.

O ſüße Kohle, die hier unten glimmte,
die, unauslöſchlich, nimmer ausgegoſſen
die Wut des Schickſals, wie's auch drob ergrimmte.

Wie iſt das Licht ſo krank

Wie iſt das Licht ſo krank, das ich hier ſehe,
und farbig, hoch erhaben doch ſein Leuchten.
Es fliegen vor dem Mond die aufgeſcheuchten
Vampyre, Fledermäuſe, wo ich gehe.

Gebein, die Pinien, ringet auf und wehe
ſich los vom Felſen: ſo, als ob ſie keuchten,
die Bäume. Will auch meine Stirn ſich feuchten
im Todesſchweiß vor dem, was ich verſtehe?

O Vampyrbiß, du trinkſt von meinem Blute.
Warum erſcheint die Schönheit mir Verweſung
und infernaliſch ſelbſt das Wahre, Gute?

Hier ſucht ich darbend für die Seele Aſung,
ein ſtärkend Stahlbad dem geſunknen Mute,
doch neue Krankheit fand ich ſtatt Geneſung.

Seſtri Levante, Frühjahr 1921

Ritter, Tod und Teufel

Was in ſich einig iſt, iſt in ſich ſtark:
drum, deutſches Volk, ſei einig, einig, einig!
Dein Rock iſt heute etwas fadenſcheinig,
allein, noch biſt du unverſehrt im Mark.

Verläſterung umtanzt dich tauſendbeinig
und überſchüttet dich mit jedem Quark,
wutheulend zimmert man an deinem Sarg,
nie war dein Weg ſo dornenvoll, ſo ſteinig.

Trotzdem, trotz alledem: nicht wirſt du fallen,
nie eine Beute deiner Quäler werden,
bleibſt du ein Leib mit deinen Gliedern allen.

Neu, unvermindert wirſt du blühn auf Erden,
zerfleiſcheſt du dich nicht mit eignen Krallen,
ſo toll ſich Tod und Teufel auch gebärden!

Agnetendorf, 21. Oktober 1921

Schwarz wogt und finſter heut allmächtge Flut

Schwarz wogt und finſter heut allmächtige Flut,
ein Ackerfeld, in fürchterlichem Glanze
bewegt. Nacht, ſcheint's, entringt als Rieſenpflanze
ſich dieſes Schoßes grauenvollem Sud.

Urdonner brummt, es ſcheint. zu Shivas Tanze,
des wilden Tänzers, welcher nimmer ruht.
Die Kreaturen kennen ſeine Wut,
den Hals umkränzt vom Schädelroſenkranze.

Der knochige Olbaum ſtarrt geſpenſtiſch zu.
wie ſteinicht bleicher Giſcht den Strand beſpringet,
angſtvoll entflohn des wilden Tänzers Schuh.

Ein Rieſengeier ſich herniederſchwinget
auf Shivas gellen Sturmespfiff im Nu:
der mir nun ewig in den Ohren klinget.

Madonna

Madonna, o wie oft zu deinem Haine
haſt du mich aus des Nordens Nacht gezogen
ich ſagte oft, und habe nicht gelogen,
denn hundert Male rechn' ich jedes eine.

O ſelger Gipfel, drauf du glühſt aus Steine,
der Marmor von der Sonne Glanz durchſogen,
von Pinienhäuptern köſtlich überbogen,
von Duft umfloſſen wie von ſüßem Weine.

Du kennſt mich, o geliebteſte Madonne,
und warteſt mein als deines treuſten Ritters,
daß er in dir und Südens Glut ſich ſonne.

Du, die voll Güte ſich erfreut des Flitters,
gewähre mir noch einmal jene Wonne,
im Kuß zu nahn der Maſche deines Gitters.

Wo Reinheit fern iſt

Wo Reinheit fern iſt, die ſo innig wir
von Herzen ehren, die ſo viel gegolten
im Höchſten, das wir ſuchten, liebten, wollten —
da ſind uns Edens Haine ohne Zier.

Und wenn wir, unrein, ſie betreten ſollten,
ſind doch die ſüßen Sonnen ohne Glanz,
kein Wipfel klingt, noch reicht dir ſeinen Kranz
der Quelle Flut ſcheint trübe und beſcholten.

Nicht klingend iſt, wie einſt, der Wellen Tanz,
die ſonſt mit Silberſchleiern dich bewarfen,
und keine Frucht iſt ohne Wurm und ganz.

Von allen Tönen hörſt du nur die ſcharfen.
Wo, fragſt du ſchaudernd, ſind des heilgen Lands
ſilberne Zimbeln, wo die goldenen Harfen?

König Enzio

König Enzio fährt auf dem Meer.
Wer iſt König Enzio? Wer?
Er fährt auf weißem Schiffe, und
hinter ihm drein ein ſchwarzer Hund,
ein Hund ſchleicht hinter ihm her.

Das Meer iſt blau, die Woge ruht,
die Küſte bebt im Licht.
Die weiße Flamme auf leuchtender Flut,
mein Knabe, ſiehſt Du ſie nicht?
Sie gleitet weiß und rein
ſich biegend im Sonnenſchein.
Soll das König Enzios Seele ſein?
König Enzios Seele flammt heiß und weiß,
doch hinter ihr ſchleicht ein Schatten leis.
König Enzio fährt auf dem Meer.
Wer iſt König Enzio? Wer?
Er fährt auf weißem Schiffe, und
hinter ihm drein ein ſchwarzer Hund,
ein Hund ſchleicht hinter ihm her.

Herbſt 1911 beim Herankommen der „Hohenzollern" mit Kaiſer Wilhelm an Bord, auf der Höhe von Portofino geſchrieben.

Requiem

Ein Waldhorn fand ich im Tannengrund,
ruhe, du lieber Schläfer!
das hob ich auf an meinen Mund,
ruhe, du lieber Schläfer!
ich ſtieß von ungefähr hinein,
da ſpielte das Horn im Sonnenſchein:
ruhe du lieber Schläfer!

Auf eine Burg will ich ſteigen hoch,
ruhe, du lieber Schläfer!
da klingt mein Waldhorn lieblicher noch:
ruhe, du lieber Schläfer!
da ward's lebendig im alten Haus
von Tanz und Turney, von Spiel und Schmaus.
O weh, du lieber Schläfer!

Ich hab einen wonnigen Tag gelebt,
ruhe, du lieber Schläfer!
und auch ein buntes Netz gewebt,
ruhe, du lieber Schläfer!
der Tau der Nacht fiel auch darauf,
drum hob ich's am Morgen voll Perlen auf.
Ruhe, du lieber Schläfer!

Was leg ich auf dein friſches Grab?
Ruhe, du lieber Schläfer!
das Netz, das ich gewebet hab;
ruhe, du lieber Schläfer!
und auch mein güldenes Hörnelein,
das haucht und ſingt noch ganz allein:
ruhe, du lieber Schläfer!

Die Weihe

Mir träumte! und im Traume ſchließ ich ſchweigend
des Traumes Traum in ſtumme Rätſelzeichen:
Es kamen Wolken, ſchwollen an dem bleichen
Saume des leeren Himmels, langſam ſteigend.

Wo war ich? wo ich bin: in Traumesreichen
und ganz in fremde Wunder eingeboren.
Auf Tempelbergeshöh, im Raum verloren,
ſpäht' ich, wie jetzt, hilflos nach Vogelzeichen.

Und als die Wolken ſchwebend näher drangen
und dunkel über Attikas Gefilde
ſich breiteten — zergingen ſie in wilde
Schwärme von Vögeln, die den Tag verſchlangen.

Und hangend mit den Augen meiner Träume
an dieſem unerklärlichen Gewimmel,
ſtund ich erbebend unterm Griechenhimmel,
erſchauernd vor dem Flug-Gebraus der Räume.

Aus Tempeltiefen wehte ſchwere Kühle:
und bange vor der heiligen Kraft des Hügels,
fühlt ich… wie bittren Schmerz gebrochnen Flügels —
da ſank ein Schwan herab aus dem Gewühle!

An einer Säule reichem Kapitäle
klebt' er alsbald, ſchräg über mir, gefangen,
der Schwingen ſtolze Fächer voll Verlangen
anſchmiegend: und aus liebesbrünſtiger Kehle

ließ er ein heißes Sterbelied erſchallen,
machtvoll und tief die Gottheit mir erſchließend,
qualſchwer! von Schönheitsgluten überfließend!
Und ich betrat, ein Gott! der Götter Hallen.

Und als ich mir mit beiden nackten Händen
vom Altar nahm das blanke Gottesfeuer,
zerging in nichts das marmorne Gemäuer,
und ich entſtieg mit den Prometheusbränden.

Und dem gewaltigen Fluge mich geſellend,
ſtürmt' ich im Licht ob aller Vögel Rücken,
vernahm das Rauſchen unten voll Entzücken
und hörte Feſteszymbeln, fern und gellend.

Col di Rodi

Ein Spaziergang

Abſeit vom Lärm, mit ſtillem Schritt hinan,
ins Ölbaumdüſter, auf des Saumtiers Pfaden:
ſteil, ſteinig und verſchwiegen iſt die Bahn.
Hier mag die Seele rein vom Staub ſich baden!
Von nahen Hängen grüßt das lichte Laub
der Goldlimone. Bläulich, von Terraſſen,
wölkt die Olive ernſte Wipfelmaſſen:
darüber hin ein Reif, wie Silberſtaub.

Wohin? Nur tiefer in die Schlucht hinein,
die ſchon von Anfang dich entrückt der Stunde.
Wie Pallas' Goldhelm oben blitzt ein Schein.
Wie Eumenidendonner murrt's im Grunde.
Doch tief im Schatten, an der Quelle Ranft,
hebt jetzt das Einhorn ſtill das Haupt vom Raſen
und ſieht mich an: die Roſennüſtern blaſen —
und weiter äſt es, äugend klug und ſanft.

Du weißes Fabeltier in Pallas' Hain,
erharrteſt du mich einſam hier? Wie lange? . . .
Hoch ein Getrümmer hängt ins Tal herein:
die Abendglut küßt Turm und Mauerwange.
Iſt dies der Schutt zerfallner Griechenpracht,
zu der mich ſpäte Pulſe heimlich drängen?
Soll ich die Seele an Getrümmer hängen?
Da ſchwingt ein Ton ſich aus der Waldesnacht.

Heiß ſchwillt er auf! Es iſt der alte Born
der Menſchenbruſt, in Sehnſucht überquillend:
Narkiſſos ſingt, gebückt in Strauch und Dorn,
das Körbchen fleißig mit Oliven füllend. —
Aufwachend ſpielt dazu der Droſſeln Schlag —
und Echo tönt ein andrer Born der Lieder:
der Knabe ſchluchzt und ſchluchzend kommt es wieder.
Im letzten Glanze lauſcht der Frühlingstag.

Hinan! Du graues Bergneſt über mir
ſollſt dein verſteckt Pygmäenvolk mir zeigen.
Die gleiche Dumpfheit über Menſch und Tier
und Gärten, die in Stufen mit mir ſteigen.
Zerwühlt der Grund. Der Scholle Brodem, reich
ausdampfend, Früchte ohne Maß gebärend.
Der Gärtner, atmend, fronend und verzehrend,
in Dumpfheit ſchwälend, ſeinen Früchten gleich.

Wir ſind nicht dumpf, und rein iſt unſre Bruſt
vom Brodem, drin die Götterbilder weben.
Uns kann die matte Qual und ſchale Luſt
den leeren, weiten Himmel nicht beleben:
entgöttert die Natur ſo ganz wie er!
Tief unten rauſcht die blaue Glut zu Lande.
Ich ſehe keine Beter knien am Strande.
Und doch: du biſt es noch, du heiliges Meer!

Allein wer hindert mich, daß ich mein Haupt
zur Erde neige und Poſeidon grüße?
Daß ich in Ehrfurcht, wenn auch marktbeſtaubt,
im Strahl des Helios die Augen ſchließe?

Zeus Hypatos, daß ich, anrufend, dir
den Hauch, den du mir ſchenkteſt, wieder ſchenke?
Wer, Aphrodite, daß ich dein gedenke
und deines ewigen Götterſtrahls in mir?

Wer hindert mich? — „Nicht ich!“ — Nicht du! Ich weiß!
Du bleicher Schmerzensgott, den ich nicht nenne.
Ich fühle dich, o Haupt voll Blut und Schweiß,
und deine Stimme iſt's, die ich erkenne!
Nicht du! — Da klappt und klimmt ein müder Huf.
Silenus führt ſein magres Tier am Zügel,
ſorglich und fromm: ein Kranker hängt im Bügel . . .
Und durch die Luft erſchwillt Hoſiannaruf.

Liguriſcher Mann auf deiner Eſelin:
Was blickſt du her auf mich aus wunden Sternen?
Willſt du mich kennen, landfremd, wie ich bin? —
„Wir waren eins in tiefentſunknen Fernen.“
Oh, Bruder! Eros zuckt im Auge dir
und ſchießt den Pfeil: ſchon ſpür ich heiß die Wunde:
Mit tiefſtem Schmerze dehnt er die Sekunde
Zur Ewigkeit und ſchenkt ſie dir und mir.

Oſpedaletti 1904

Die Tauben

O ihr weißen, mauriſchen Städte! Ihr ſüdlichen Hänge!
Schwarze Zypreſſen und goldene Kuppeln im Gartengedränge.
Weht ihr und winkt mit langen Tüchern von weißer Seide,
braune Frauen im bunten, golddurchwirkten Kleide?—!
Wem doch winkt ihr? —

Seht, es beginnt zu dunkeln —
über den alten, hohen Zypreſſen im tiefen Blauen ſilbern zu funkeln;
und das reine Symbol des hohen Propheten
hebt ſich: der Halbmond! — Horch, der Muezzin!
Beugt eure Kniee zu beten.
Und das Gebet iſt beendet. Langſam durch weiße Hallen
wandeln die Frauen. Klingende Waſſer rauſchen im Steigen und
Fallen.
Sieh, der Halbmond ſpiegelt mit hellen Wolken ſich unten im
Becken!
Zitternde Ringe rollen und können das heilge Juwel nicht decken;
Und da ſeufzen die Frauen. Eine beginnt zu klagen:
„Morgen, ja morgen, da wird eine blutige Schlacht geſchlagen!
Haſſan, Kalut, Kafur, ſo Gatte als Brüder,
führen die ſcharfen Klingen wider die Chriſten-Barbaren.
Wann kehren ſie wieder?“
Spricht die Zweite: „Allah iſt mit uns! Unſere Scharen
werden wie Engel Gottes unter die Völker der Feinde fahren.
Weiße Tauben aus unſeren Söllern nahmen die Krieger,
ſprachen: ‚Fliegende Boten ſollt ihr uns ſein! — Ja, Boten der
Sieger!‘“ —
Da — mit flatterndem Sauſen, licht und geſpenſtig, entſchweben
Tauben, ein Schwarm, den beſternten Räumen, wippen und kleben
um den leuchtenden Rand der marmornen Schale. Ein Rucken
und Girren,

Flügelſchlagen, durſtiges Durcheinanderhüpfen, Drängen und
Schwirren.
„Tauben! Die Tauben! Sittulhaſſan, komm, meine Taube!“
Und ſchon kommt ſie herbei mit zierlich nickender Federhaube.
Um den braunen Finger der Herrin klammern ſich roſige Krallen;
nun — ein Schütteln: — Dunkle Tropfen ſprühen und fallen.
„Freundin, komm und ſieh, in meiner Wimper hangt eine Feuchte!“
Jene, erwartungbebend, nahet mit Tuch und Leuchte,
und die Herzen der beiden Frauen ineinander pochen und klopfen! —
„Siehe, an meinem weißen Tüchlein haftet ein blutiger Tropfen …
Blut!! —“
Es iſt ein Schrei. —
In Büſchen und Hallen
jäh verſtummen die wohllautquellenden Nachtigallen.
„Blut!“ —
In fernen Bergen, blonde Barbaren, wild lachende Sieger,
werfen Tauben, in Blut getaucht, hinaus in die Nacht:
Normannenkrieger!

Die Barken

Trunken vom Mondlicht und ertrunken faſt
im Silberdunſt der Nacht fühl ich die Barke
die Bahn hingleiten. Und nußſchalenklein
trägt ſie Begeiſterung, Gottestrunkenheit,
Muſik. Der Burſche ſingt. Die Seele jauchzt
in die verlaßne Pracht. Die Stimme ſchwillt
zur Höhe, bebt, ſie drängt ſich voll hervor,
weinend und jubelnd. — Und am Ufer hin
ſchlafen die Häuſer. — Roh zerriſſen ward mit eins
das Bündnis aller Zauber ſüßer Schönheit
durch einen gellen Pfiff, der grauenvoll
die Nacht zerriß. — Halb ſchlafend lag ich da
und fern erſtarb allmählich der Geſang.
Nur ferne hör ich immer leiſe noch
graſen des Comerſees geſpenſtiſche
Kuhherden: Barken, welche Glocken tragen,
die ungeſehen läuten ob dem Waſſer
und ſtumme Fiſche locken in den Tod.
Und weiter träumt ich: in verfallner Burg
am Meere war's. Durch hohe Mauerbogen
der Fenſter ſah der Mond. Beſtirnter Himmel
ſchien her bis übers Lager ſich zu breiten.
Tief unten brauſten Waſſer, warfen ſich
dumpf wuchtend gegen die Zyklopenquadern
der Burg. — In tiefer Hafenhalle ſchlugen
die Barken aneinander.

1. Mai 1898

Sünderin

Die mich lieben, ſollen dankbar finden!
Blondes Liebchen bin ich ihnen allen.
Liebe lohnen, Mädchen, heißet fallen:
Und ſo ſtolp'r ich, fall ich, gleich der Blinden.
Und ſie ſchwelgen an den toten Blüten
Und den weißen Früchten unverwehret.
Jeder Rüſſel gierig wühlt und zehret.
Süß und ſchrecklich iſt der Gäſte Wüten.
Und mein weites Auge, ſchmerzlich offen,
Hungert in die Ferne ungeſtillet.
Meine Seele iſt mit Nichts erfüllet
Und von keinem Lebensſtrahl getroffen.

Du weißt nicht, was du geweſen biſt

Du weißt nicht, was du geweſen biſt.
Du weißt nicht, wozu du geneſen biſt. —
Du biſt noch von jedem Leiden geneſen.
Du biſt! und alſo biſt du geweſen!
Und alſo wirſt du auch niemals ſterben,
ſondern nur Leben um Leben erwerben. —
Was haſt du jemals im Tode erkannt?
Weder Luft, noch Waſſer, noch trockenes Land!
Nicht Freund, nicht Weib, nicht Welt, nicht Geiſt,
nicht was Gott, was Hölle, was Himmel heißt.
Dich lehrte der Tod weder „Ja“ noch „Nein“,
weder Dulder noch Überwinder ſein:
Nun biſt du Dulder, biſt Überwinder!
Wir ſind es alle, des Daſeins Kinder.
Bleibt mir vom Leib mit eurem Geſchrei,
daß der Menſch nur ein Häuflein Aſche ſei.
Seine eigene Aſche hat niemand geſehn!
Wovon wir wiſſen, iſt Auferſtehn.

Die Kloſteruhr

Die Kloſteruhr der Schweigenden ſpricht:
mit Klang und Beben
zerrinnt das Leben!
oder zerrinnt das Leben nicht?

Die da ſchweigen
in Kloſtermauern,
hoffen zu dauern,
wie würden ſie ſonſt ſich beugen, ſich neigen
und ein Leben vertrauern,
ein Leben verſchweigen,
ſich nur vor dem Künftigen ſchweigend neigen?
Oder iſt es ein Zwieſprachhalten
mit dunklen Gewalten?
ein Bitten, ein Flüſtern, am Ende ein Schreien,
womit ſie das unerbetene Leben
zurückgeben?
Wie Vögel mit ſchmerzenden Flügeln ſchweben,
verwundet von Raubtierkrallen,
zugleich ſich heben und fallen? —
Iſt es Flucht? iſt es Todesmut? —
Oh, weiße Schweiger,
Die Kloſteruhr rückt den Zeiger.
Die Zeit verrinnt. Es verrinnt euer Blut:
durch Kloſtermauern fühlt man es tropfen
und eure Herzen an Steinen verklopfen.
Mit gelber Haut, überwacht, überweint,
ſchlürft ihr durch den Käfig des Heiles,
wund von der Wunde des Gnadenpfeiles,
im dumpfigen Zuchthauſe Gottes vereint,

um in heiſeren Wahnſinnsgeſängen
wirre Seelen ans Licht zu drängen.
Draußen im Lichte brauſt das Meer.
Wogen und Wolken wandern ſchwer:
wandeln ſchwer und trübe einher.
Da ſind keine Mauern —
und doch auch hier ein Zwieſprachhalten
mit dunklen Gewalten?
ein Bitten, ein Flüſtern, am Ende ein Schreien
über den leuchtenden Wüſteneien,
ſie von dem Fluche des Scheins zu befreien?
Sind Wogen und Winde marternde Fragen
und niemand will ihnen Antwort ſagen?
oder müſſen ſie nutzlos flehen,
zu vergehen?
oder iſt es ein trübes Trauern,
daß ſie vergehen und nicht dauern?
hoffen ſie noch? und warten ſie nur?
Horch, die Glocke der Kloſteruhr!

Kloſter „Cervara"
Frühjahr 1912

Hans Sachs in ſeiner Werkſtatt ſaß

Hans Sachs in ſeiner Werkſtatt ſaß,
hatte den Knieriem angezogen,
ſchlug Zwecken ein, vorn übergebogen.
Trat dick ein Bürger zu ihm ein,
ein ſchwerer, war vielleicht ein Färber
oder ein Lohgerber,
mochte auch wohl ein Ratsherr ſein.
Der Meiſter hämmert ohn' Unterlaß,
nickte und tat den Kunden begrüßen.
Aber der ſchert ſich nit weiter d'rum,
ſtößt ihm Tiſchchen und Schemel um,
wirſt ihm alles drunter und drüber mit den Füßen
und meint, daß vorne beim ſchönen Brunnen
ein andrer Schuſter die Arbeit begunnen:
der käm' aus dem Lande Polen her
und mache weit beſſere Schuhe als er.

Nun ſagte trocken der Meiſter Hans,
dann muß man freilich ſagen: er kann's!
Macht der da draußen beſſere Schuhe,
geht und kauſt ſie, doch laßt meinen Kram in Ruhe.

Zum Gedächtniſſe Schillers

Prolog zur Schillerfeier am 9. Mai 1905 in Wien

Klar, in dem bleichen Schein der Mitternacht
erſtrahlen weiße Gipfel: weit hinein
ins Land und weit hinaus und — weit hinauf.

Und aus der dunklen Reinheit niederwärts
quellen die goldnen Brunnen uns: die Sterne!
Kommt, die ihr nach dem Trunke durſtig ſeid
und nach der Berge mitternächtigem Glanz.

Erhebt die Herzen zum Heroendienſt,
ſo wird der Heros euer Herz erheben,
der uns vom Himmel als ein Sternbild grüßt:
Uns! uns! „Denn er war unſer!"

So ſprach ein Freund, ein Stadtgenoſſe ſprach
dereinſt dies Wort. Der milde Seelenlaut,
aus ſeines Schöpfers Mund hervorgegangen,
iſt nicht mehr ſein: er wuchs und ſchwoll zum Sturm,
millionenſtimmig heute widerhallend
und weiterrollend in die Ewigkeit.

Ja, er war unſer! Unſer war er ganz!
Dem Fremden ewig fremd! Es brach ſein Geiſt
aus Volkesgrunde, wie der Geiſir ſpringt,
voll Kraft und Schönheit in den deutſchen Tag:
Naturgewaltig, quellhaft war ſein Wurf
und Sprung. Gefährlich dem Philiſter war
das Stäuben ſeiner diamantnen Perlen
und ihrer ſcharfen Blitze harter Schmerz. —
Sein Weg war Läuterung. In Platons Höhle
ſaß er, dem Licht des Eingangs zugekehrt,

nicht an dem Spiel der Schatten ſich vergnügend,
wie wir, und nicht die Schattenbilder formend
in Lehm und Stein und Erz. Nein: ſchlackenlos
durchſichtig vor der Sonne ſchwebend blieb
ihm die Geſtalt und ward es mehr und mehr…
Ward mehr und mehr vom ewigen Licht durchſchlagen. — —
Ja, er war unſer! Unſer war er ganz!
Dem Fremden ewig fremd! Sofern ihr Ohren
zu hören habt und jenen Stimmen lauſcht,
die das Heroon nun durchbrauſen ſollen:
Im mächtigen Schwingen der Begeiſterung
mit allem Großen fühlt ihr ihn verſchwiſtert.
Sein Tiefſtes iſt Muſik, und ihre Meiſter
durchdrangen ſich mit ſeinem tiefſten Geiſt.

Tretet herbei, ihr, die ihr kamt! und ihr,
in Scharen harrend auf den Opferrauch,
der friſch dem neuen Altar ſoll entſteigen:
ihr alle, die des Tempels Raum nicht faßt.
Auch ihr, die, abſeits ſtehend, vorwurfsvoll
des erdgeborenen Bildners Hand bemängeln,
dankt ihm und preiſt ihn! Iſt doch eure Bruſt
entzündet an dem Brande ſeiner Fackel,
ſofern ihr Deutſche ſeid und je ein Glanz
mit Götterklarheit hymniſch euch durchdrang.

Auf zu des Lichtes fernen Paradieſen ſtrebt
die Heerſchar der Erkornen: fügt euch ein!
In die Gewalt des Fluges eingeſchloſſen,
im heiligen Wirbel dieſer mächtigen Bahn
vergeßt, was irdiſch iſt an ihm — und euch.

Hört, wie die Berge und Geſtirne ſingen!

An Detlev von Liliencron

(Zu ſeinem 60. Geburtstage)

Du haſt mir den Becher oft gefüllt,
und ich habe Geſundheit und Freude geſogen,
aber mein Durſt iſt nie geſtillt:
Bleibe, Winzer, uns weiter gewogen!

Und dir bleibe Dionyſos hold,
Göttlicher! Guter! und ſegne die Reben,
daß ſie auch ferner ihr lauterſtes Gold
ſeinem lauterſten Sohne geben.

Prolog zur Eröffnung des Deutſchen Theaters in Berlin

(1894)

In das alte Haus berufen
tret ich vor, ein Alt- und Neuer.
Über neugefügte Stufen
tragen wir das alte Feuer.

In der Wunderflamme Schimmer
ſchließen wir den neuen Reihen,
ſtreben vorwärts, aufwärts immer
wie im Alten, ſo im Neuen.

Aber weil wir uns bemühen,
müßt ihr vieles uns vergeben;
Hände ſind, die erdwärts ziehen,
Hände, die uns aufwärts heben.

Und in langem Widerſtreiten
vorwärts, rückwärts hingenommen
können wir, wohin wir ſchreiten,
nur in Kämpfen zielwärts kommen.

Auch der nie geworfne Ritter
darf zu Zeiten unterliegen,
Schild geborſten, Speer in Splitter!
Aber endlich wird er ſiegen.

Und ſo wie es einſt den Alten
doch gelang in dieſem Hauſe,
wollen wir die Fahne halten
ob der Straße Marktgebrauſe.

Reine Stimmen junger Kehlen
haben wir uns auch geworben,
und ſo wird es uns nicht fehlen,
denn die Kunſt iſt nicht geſtorben.

Muß der Baum mit neuen Blättern
immer wieder ſich entfalten,
wird trotz Sturm und Winterwettern
auch die Kunſt uns nicht veralten.

Wenn es draußen toſt und brandet,
ſei es hier im Innern leiſe,
jeder finde ſich gelandet
von der eignen Lebensreiſe.

Gleich dem Gotte mög er ſitzen
ungeängſtet vom Geſchicke —
unter ihm der Wolken Blitzen —
auf der Regenbogenbrücke.

Aus dem reingeklärten Blauen
neig' er furchtlos ſich hernieder,
ſich verlierend ganz im Schauen;
reicher findet er ſich wieder.

Doch die Zärteſten von allen
werden Beſtes nicht genießen:
Schwindel darf uns nicht befallen,
wenn die Tiefen ſich erſchließen.

Alles müſſen wir erfaſſen:
So das Schöne wie das Rohe,
das Gemeine und das Hohe
mit dem Künſtler gelten laſſen.

Und durchſchmerzt es uns die Kehle
wie von wehem Tiefbegreifen,
werden ſich von unſrer Seele
neunundneunzig Hüllen ſtreifen.

Kaufmann, Arbeitsmann und Kaiſer,
Chriſt und Jude, hingeriſſen,
werden, billiger und weiſer,
Menſchen ſich erkennen müſſen.

Ja, ich ſehe ſolchen Räumen
manches herrlich vorbehalten;
Weiſe ſinnen, Dichter träumen,
vieles will ſich umgeſtalten.

Kölner Dome, Kathedralen
werden einſtmals winzig ſcheinen
vor den Kuppeln jener Hallen,
drin ſich Menſch und Menſchen einen.

Björnſtjerne Björnſon

Ein Morgen, ſcharf und rein die kalte Luft.
Das Weiß des Schwans beſchämend und die Brüſte
von Schildjungfrauen, liegt die Nordlandsflucht
der Rieſengipfel meiner Heimat. Fern
zu höh'ren Nordlandsbreiten ſchweifend, fliegt
mein morgenfriſcher Geiſt und trinkt das Licht,
das ſtahlige, der Berge. Sei gegrüßt,
du Toter. Sei gegrüßt, du großer Toter!
Björnſtjerne Björnſon, Toter, ſei gegrüßt!

Ihr weißen Schneegebirge, überſtrömt
vom Glanz des tageflutenden Geſtirns,
gleicht einem Sarkophag aus Silber! Nein,
Gräbern von Hünen gleicht ihr, überdeckt
vom kalten, makelloſen Hermelin
der Gottheit: Firnſchnee! der Verweſung Feind!
Und hier, du Hüne, will ich dich beſtatten.

Um einen ſolchen Toten ſollſt du ringen,
wie um Patroklus: Deutſchland! du Achill
im Schlaf! Ein ſolches Grab, von dir erkämpft,
iſt ewiges Feuer, heiliges Feuer! iſt
ein weißer Gottesbrand des Geiſtes, wo
ein Volk verloſchne Fackeln zünden kann.

Doch iſt dies weiße Rieſengrab nicht dein,
nur mein! Wenn Deutſchlands Männer ſterben,
ſo ſchläft das Volk: an ſeinem Bette ſtehn
die ſchwarzen Magier mit dem Opiat,
und klanglos wird der deutſche Held vergraben —

es ſei denn, daß des Kaiſers Rock ihn putzt,
dann löſen ſie Kanonen! aber, ach,
es gilt dem Manne nicht, es gilt dem Rock!
Was ſoll der Rock? Laßt uns den Mann betrauern!

Ein ſolcher Mann! Steigt auf die Hügel, ihr
Mehrer des Reichs im Arbeitskittel! Alle
ihr armen Reichen aus den goldnen Zwingern
und Höhlen! kriecht hervor! erhebt euch! ruft
mit lautem Ruf nach einem ſolchen Mann!
auf daß er lebe, ſo wie der, der ſtarb,
und daß ſein Volk, ſein König ihn verdiene.

Frau Julie Schubert ins Stammbuch

Ich kam vom Pflug der Erde
zum Flug ins weite All --
und vom Gebrüll der Herde
zum Sang der Nachtigall.

Die Welt hat manche Straße,
und jede gilt mir gleich;
ob ich ins Erdreich faſſe,
ob ins Gedankenreich.

Es wiegt mit gleicher Schwere
auf Erden jedes Glied. —
ihr gebt mir eure Ähre,
ich gebe euch mein Lied.

1880

Dramatiſches

Helios

Ein Fragment

Küche im Erdgeſchoß eines alten Schloßbaues. Ein altertümlicher, offener Herd mit Rauchfang. Der Koch iſt unter dem Drehen des Spießes, an dem ein Huhn ſteckt, eingeſchlafen. Rechts führt ein niedriger Türbogen ins Freie; man muß dort Stufen hinabgehen. Krank und zerlumpt ſitzt auf den Stufen der junge Spielmann. Die durch die offene Tür einſtrömende Abendröte beleuchtet ihn, während ſie das Dunkel im übrigen Teile des Raumes nur ſchwach aufhellt. Eine Panflöte hält der Spielmann am Munde. Wenn er der einen langen, weichen, klagenden Ton entlockt hat, ſpricht er in einem traumſchweren Zuſtand vor ſich hin.

Der Spielmann: Es iſt ein junger König. Und es zieht ihn ins Dunkel. Es umhüllt ihn ein ſchwerer Traum. Ich trage ein Leuchten in meiner Bruſt, und wo er es wollte nähren mit ſeinem Öle, es würde die Nacht erhellen. Ich trage in meiner Seele ein Lied, es würde ihn wecken. Aber der junge König will mein Lied nicht hören. Er hat meine ſingende Liebe ſtumm gemacht, ſtumm und krank auf den Tod.

Ein junger Fiſcher tritt herein. Er hat eine Narrenkappe auf dem blonden Kopf und bringt Heringe in einem Netze. Seine ſchleppenden Bewegungen verraten Müdigkeit.

Der Fiſcher: Oho! Schlaft Ihr immer noch? Ich bringe Fiſche. Ich bringe Faſtenfiſche für König Bettelmanns Tiſch. Holla! Koch! Willſt Du den König Bettelmann verhungern laſſen?

Koch, aus dem Schlafe: Was willſt Du? Laß mich ſchlafen. Ich will lieber ſterben, als mich in den giftigen Dünſten dieſer Höhle mit halbwachen Augen noch weiter herumſchleppen.

Fiſcher: Drehe Deinen Spieß, Koch. Du ſtirbſt zeitig genug. Aber das letzte Huhn iſt noch nicht gebraten, und Deine Hand iſt noch nicht erſtarrt.

Spielmann: Wie hoch iſt's an der Zeit?

Fiſcher: Die Sonne verblutet tief im Weſten. Ich ſah den Kranich hoch durchs Himmelsrot zu Neſte fahren.

Spielmann: Es will Abend werden. Die Nacht iſt kühl und ſtumm.

Fiſcher: Ich denke, daß es noch gute Zeit hat, bevor die Nacht kommt, denn ſeht: die Schellen meiner Kappe klappern noch ein wenig. Zwar riecht ſie ſchon ſtockig genug, aber den Schimmel und die Flechten, die ſie zerfreſſen wollen, behindert der ſalzige Waſſerſtaub bis jetzt noch immer. Die kleinen Fiſchchen aus dem Netze nehmend: Freilich, wenn ich nicht mehr hinaus kann mit Angel und Netz und die kleinen, zappligen, ſchnalzenden Silberfiſchchen fangen, ſo iſt es um meine Kappe geſchehen.

Der Küchenjunge kommt.

Fiſcher: Woher kommſt Du?

Junge platzt heraus: Gebadet habe ich.

Fiſcher: Wo?

Junge: Im Meere, an dem heiligen Badeplatz. Schön war's! Ich habe mir Mut gefaßt, trotz des Verbotes. Die Kleider herunter — eins, zwei, drei — unter dem heiligen Nußbaum. — Der rauſchte. Grau war die Luft. Beinahe hätte mich Furcht übermannt, denn es flüſterte ſo in den Blättern — Ihr wißt — hoch zwiſchen den Zweigen, wo ſie das Kreuz aufgehängt haben mit dem blutenden Manne. Als aber der Schaum meine Füße ſpülte, floh die Furcht wie ein krächzender Rabe von mir. Ich mußte jauchzen und warf mich ins Tiefe — hei! Und wie ich ſchwamm und ſchwimmend lachte, da ſchoß die Sonne ein Bündel Strahlen durchs Bleigewölk. So wälzte ich mich in grüner Kriſtallpracht, warf mich herum auf den Rücken und dankte laut ſchreiend der Mutter Sonne. Und ſiehe da: ein bläulich ſchillerndes Waſſerjungferlein kam über die Fläche herüber mit feinem Klirren der Flügelchen und ruhte wippend auf meinem Bauch . . .

Fiſcher: Du ſollſt Dich in acht nehmen, Junge! Zwei Galgen hat der Oberprieſter aufrichten laſſen neben jedem Kreuz. Und die Raben ſind hungrig.

Junge: Beſſer, durch das hänfene Fenſter gucken, als Nägel durch die Hände geſchlagen, Nägel durch die Füße; beſſer, als mit Eſſig und Galle getränkt und mit dem Spieß in die Seite geſtochen zu werden.

Koch, zum Fiſcher: Was machſt Du da?

Fiſcher: Ich laſſe eine Mücke mein Blut ſaugen und ſchaue ihr zu. Es iſt luſtig, zu ſehen, wie ſie den langen Stachel in die geſchwollene Ader bohrt und anſchwillt von meinem Lebensſaft. Es iſt ein gutes Vergnügen, zuzuſchauen. Aber das größere folgt hinterdrein. Gebt acht: nun iſt ſie voll bis zum Berſten — nun ſchlag ich zu. Er erſchlägt ſie und lacht.

Koch: Unſer König iſt ein verlorener Mann.

Fiſcher: Wir alle ſind es. Es ſauſt mir vor beiden Ohren, und ich fühle mich oft übel zum Sterben. Das Fieber verzehrt mich. Ich höre meinen ſchnellen, haſtenden Atem, wo ich gehe und ſtehe.

Koch: Pfui Teufel! Was iſt das wieder für eine Art Muſcheln — nach Sumpf riechen ſie, peſtilenzialiſch! Ich bin kein Giftmiſcher, ſondern ein Koch — und Deine Fiſche ſtinken nicht weniger.

Fiſcher: Ja, Alter, da ſiehe Du zu. Meinſt Du, ich ſollte mich mit dieſen kraftloſen Armen aufs offene Meer hinauswagen? Ich will froh ſein, wenn ich mit meinem elenden Fahrzeug mich durch die Kanäle ſchleichen kann. Was ich greife und angele, iſt mir gut.

Spielmann: Der Tod bereitet ſich vor. Das Ende bereitet ſich vor. Zieht nicht das ſchwarze Gewölk ſeit Monden von Oſten her über das Land? Schwarz, furchtbar und ſtumm. Wir haben die alten Götter verlaſſen und ſündigen wider den neuen Gott. Die Erde wird erbeben und wird uns verſchlingen.

Ein Krieger im blauen Stahlhemd, mit blauem Stahlſchild, Wurfſpieß Schleuder tritt ein.

Koch: Wache, was gibt es Neues?

Krieger: Mich friert. Die Kühle und Feuchtigkeit der N dringt durch und durch. Erſt will ich mich erwärmen und d erzählen. — Erſtlich iſt ein Wagen über die Zugbrücke gefah ſechs kleine ruſſiſche Pferdchen davor. Jetzt ſtehen ſie drin im Schloßhofe. Im Wachtzimmer ſagten ſie, daß der Beichtv der Königin in der Kutſche geſeſſen ſei; ein alter, fremder, bekannter Mann und ein Knabe. Mehr weiß ich nicht. mußte dann meine Runde machen.

Koch: Es ſcheint zu Ende zu gehen mit unſerm König, w die Königin ihren Beichtvater ſendet. Wer doch nur wüßte, dies alles gekommen iſt!?

Krieger: Sie munkeln in der Wachtſtube, des Königs Kr heit rühre daher, daß er in ſeinen geheimen Gemächern ſchwarze Schlange füttere. Sie lebe von ſeinem Mark, ſ ſie, und trinke täglich drei goldene Becher ſeines Blutes lee

Fiſcher: Wenn es wahr iſt, was Du ſagſt, ſo wollt ich weiß Gott — ich bekäme ſie zu Geſicht, daß ich mein biß übriggebliebene Kraft daranwenden und ihr meine Kappe kö in den offenen Rachen ſtopfen. Was läge daran!? Entw ſie würde an ihr verrecken, oder es wäre um meine Kappe ſchehen. Dann müßte ich freilich ohne Kappe ins Grab. kitzeln ſollte es mich, noch im Grabe kitzeln, wenn ich die Sch im Bauche der ſchwarzen Schlange klingen hörte!

Krieger: Ich muß hinaus. — Wißt Ihr, daß ruſſiſche K leute heute vorübergezogen ſind? Sie haben drüben Raſt halten auf dem Erlenhügel. Sie hatten Sklaven und Pferd zum Verkauf, ſchöne, blaſſe Mädchen mit großen, ſchwarzen A und Haaren wie Kohle. Sie ſaßen ums Feuer und erzäh ſich, wie ganze ungeheure Völkerſchaften von Sonnenauf

ſich erhöben und ihren Zug nähmen gen Sonnenuntergang.
Er geht.

Stille. Verſchlafenheit. Der Küchenjunge erſchauert. Der Spielmann bläſt langgezogene Töne auf der Flöte und ſpricht dazwiſchen.

Spielmann: Es will ein junger König ſterben. Er gleicht der Seevogel — tauſend Meilen vom Lande ſeiner Heimat ſpürt er den Tod in der Bruſt. So ſtrebt er, mit matten Flügeln ſchlagend, der Heimat zu — fliehend den Tod der Fremde, ſuchend mit letzten Kräften den Tod der Heimat.

Es öffnet ſich eine Tür links in der Ecke. Es wird ein ſchöner Krieger ſichtbar, blauäugig, blondgelockt, ein wenig blaß, aber voll Kraft. Er ſteht auf den unterſten Stufen einer Wendeltreppe, in die er hinaufflüſtert. Es iſt Alf, der Schloßhauptmann.

Alf: Tretet mit Vorſicht! Die Stufen der Wendeltreppe ſind morſch und abgenützt. Gelächter als Antwort.

Er tritt ein wenig vor, und ſogleich kommt ein junger, ſchlanker, goldgegürteter Knabe das Geländer heruntergerutſcht.

Helios ſteht da und ſagt lachend: So mache ich das! — Herr — aber wo ſind wir hier? Hier duftet es gar ſehr nach Spülwaſſer, geſchabten Mohrrüben und ſo ſüßlich nach Fett. Könnt Ihr kein Licht machen?

Alf: Koch!

Helios: Soll hier ein Koch ſein? Das iſt mir eine recht ſaubere Höhle! Hier kocht man für einen König?

Alf: Koch! Schlaft Ihr ſchon wieder!? Es ſind Gäſte gekommen, ſind von der Reiſe ermüdet, wollen eſſen und trinken.
Der Koch grunzt im Schlaf.

Helios ſtößt an den Fiſcher: Heda! Du! Was biſt Du für einer?

Fiſcher: Was ich für einer bin?

Helios: Ja, Du kannſt es mir ſagen, wenn Du willſt.

Fiſcher: Ein Spaßmacher.

Helios: Du biſt ein trauriger Spaßmacher, ſcheint mir.

Fiſcher: Da habt Ihr den Nagel zu meinem Sarg recht eigentlich auf den Kopf getroffen, junger Herr. Ich bin ein trauriger Spaßmacher. Ich habe einſtmals eine hübſche Portion Witz beſeſſen — ein ganzes Netz voll kleiner, kribbelnder, krabbelnder und flatternder Vögelchen. Die reizendſten Kolibrichen, ſage ich Euch! Wenn ich ſie fliegen ließ — wie ich denn manchmal tat — ſo in der Sonne —, wißt Ihr, das war luſtig genug. Ja, ja, junger Herr, ich ſage Euch reine Wahrheit. Faßt Ihr in Eure beiden zierlichen Hände lauter geſchliffene Edelſteine — grüne Smaragde, Karfunkel, Rubinen, Perlen und Diamanten — und werft ſie wie Sand in die Luft, es funkelt und blitzt und leuchtet nicht bunter wie meine lieben Vögelchen alle.

Helios: Wo habt Ihr ſie denn gelaſſen — die lieben Vögelchen alle, wie Ihr ſie nennt?

Fiſcher: Ja, ſeht Ihr, das hat ſeine Bewandtnis. Ich weiß nicht, wie ich Euch das erklären ſoll. Es kam — ſozuſagen — eine böſe Seuche. Viele ſtarben, viele blieben im Sumpfe ſtecken, das Alter raffte die letzten hinweg. Und da die Sonne unſerem Lande zürnt, ſo hat ſie mir keine neuen ausgebrütet — aber deſto mehr Maden.

Helios: Was tuſt Du mit dieſer Angel, Freund?

Fiſcher: Daran hefte ich dieſe Maden und fange Fiſche mit ihnen. Ich fange Fiſche. Ich habe mich auf den Fiſchfang verlegt. Aber von Hunderten, die ich fange, iſt oft nicht einer genießbar. Entweder ſie ſchmecken nach dem Sumpf oder, was meiſtens geſchieht, ich zerquetſche ihnen die Galle. Ich kann mich anſtellen, wie ich will, ſo bringe ich Gallenfiſche. Da iſt's denn ein Freſſen für die Schweine — weiter nichts.

Helios: Ihr müßt an die Sonne, guter Freund.

Fiſcher: Das gebratene Huhn am Spieß wird eher Flügel bekommen und durch die Luft davonfliegen, als daß mich die Sonne wieder beſcheint.

Alf: So wollen wir wenigſtens den Mond hereinlaſſen. Er öffnet die Tür ins Freie.

Helios: Seltſam fremd iſt es hier.

Spielmann: Hüte Dich, Knabe!

Helios: Sprichſt Du zu mir?

Alf: Hüte Dich! hat er geſagt — und wahrlich, ich ſage wie er: Hüte Dich! Das Feuer der ewigen Mutter durchglüht Dich noch. Du trägſt in Deinen Augen den Stolz und den Glanz und das Glück des Lichtes. Ich weiß nicht, woher Du biſt, Knabe. Aber Dein Gang iſt nicht ſchwer wie unſer Gang. Bei Deinem Lachen erſchrecken die Fledermäuſe und fliehen haſtig. Aber der Gewalten der Nacht ſind viele in unſerem Lande. Es wäre ſchade um Dich, Du Sonnenkind.

Helios: Ich fürchte mich nicht. — Heda! Du! Küchenjung! Was nickſt Du mir immer heimlich zu? Kennſt Du mich denn?

Junge, Mohrrüben ſchabend, dumm in ſich kichernd, verlegen: Freilich kenne ich Dich.

Helios: Haſt Du vielleicht zu Salamanca mit mir ſtudiert?

Junge, kichernd: Du biſt nicht, was Du biſt.

Helios, ihn am Ohr ziehend: Nun halt Deinen Mund, Herr Junker Schmutzfink! Verſtehſt Du wohl?!

Alf, an der Tür: Hörſt Du das dumpfe, eherne Brauſen? Das ferne Toſen? Die See.

Helios: Iſt es das Meer — das große Heidenmeer?

Alf: Ja — das große Heidenmeer iſt es! Und dort drüben, wo Ihr es im Mondſchein hüpfen und ſpringen ſeht — weiße Schaumroſſe …

Helios: Die Brandung! Ich will hin! Ich will das Meer ſehen! Ich will das große Heidenmeer ſehen! Ich hab mich nach ihm geſehnt — geſehnt. Ich habe mir große, roſenfarbene Muſcheln ans Ohr gedrückt und halbe Tage gehorcht, was ſie mir rauſchten, raunten und ſprachen. Laßt mich hinaus! Ich will hin! Meer!

Großes Heidenmeer: Sei mir gegrüßt! Ich komme zu D Warte nur. Halte mir einen Delphin bereit — er ſoll mich n Helixoia tragen!

Alf: Was iſt Helixoia, Knabe?

Helios: Weißt Du das nicht? So laß Dir's von mein Vater erzählen, Mann. Dort lebt ein Volk, ganz anders Ihr. Und immer im neunzehnten Jahre kommt Apollo zu ih herab, tanzend, Kithara ſpielend, von kreiſenden Schwärn ſingender Schwäne begleitet. Sei mir gegrüßt, Du Meer!

Alf: Haſt Du das Meer noch niemals geſehen?

Helios: Niemals! Nein! Ich will hin!

Alf: Du kannſt nicht hier hinaus. Du verſinkſt im Sum waſſer.

Helios: Ich ſpringe hinüber.

Alf: Ich höre Ruderſchläge. Seid ſtill! Es iſt die Stun in welcher der König hinauszurudern pflegt.

Helios: Kann man ihn ſehen, wenn man ſich verborgen h

Alf: Sei ſtill und rühre Dich nicht.

Helios: Euer König iſt krank?

Alf, bewegt: Ja!

Helios: Euer König iſt ſchön?

Alf: Unſer König iſt ſchön und krank.

Helios: Sie ſagen, es gleiche ſein Haupt der weißen welche auf ſchwarzem Waſſer ruht...

Alf: Still! Dort iſt er.

Helios: Weshalb rudert er doch hinaus — ſo allein Nachts?

Alf: Niemand hat es erforſcht. Unſere Fiſcher meinen, höre in ſtillen Nächten, draußen, vom Grunde des Meeres her Glocken läuten — und wer dieſe Glocke einmal gehört, ſo mei ſie, der müſſe ſie hören und wieder hören und verginge in S ſucht nach der Tieſe.

Helios: Hat Euer König die Glocken gehört?

Alf: Das weiß Euch niemand zu ſagen.

Helios: Iſt Euer König jung?

Alf: Dreißig Sommer. Hört Ihr, wie langſam, langſam er mit den Rudern ins Waſſer taucht? Gebt acht, jetzt könnt Ihr das ſilberne Kreuz an der Spitze des Nachens ſehen. Er biegt um die Erlen — da — jetzt leuchtet der Mond in ſein Geſicht.

Helios, verzückt: Ich ſehe ihn. Ich ſehe ſein Geſicht. Starrt hinaus und verſinkt in Schauen.

Spielmann, wie im Traum: Es iſt ein junger König. Und es zieht ihn ins Dunkel. Es umhüllt ihn ein ſchwerer Traum.

Ende des Fragments.

Das Hirtenlied

Fragment

Erſter Akt

Der arme Künſtler liegt auf dem Ruhebett ſeines Arbeitsraums. Ein ſtarker, männlicher Engel tritt aus dem Mittelvorhang, der dieſen Raum teilt.

Der Künſtler:

Was willſt Du?

Der Engel:

Warum liegſt du trüb und faul
auf Deinem Lager, ganze Tage lang,
und rührſt Dich nicht?

Der Künſtler:

Mich hungert! ich bin ſchwach!

Der Engel:

Steh auf! geh aus! und ſuche Dir Dein Brot!

Der Künſtler:

Ich mag nicht!

Der Engel:

Wer zu träg iſt, aufzunehmen,
was Gott der Herr zur Nahrung ihm beſtimmt…

Der Künſtler:

Das Brot, das in dem Kot der Straße liegt,
iſt mir zum Ekel. Bücke ſich, wer will,
es aufzuheben. Weiß mir Gott im Himmel
nicht reinere Speiſe, meid ich ſeinen Tiſch.

Der Engel:

Du ſündigſt!

Der Künſtler:
Nein. Gott ſündigt, und nicht ich.

Der Engel:
Du läſterſt!
Der Künſtler:
Nein, Gott läſtert, und nicht ich.
Wo hat ihm einer treu wie ich gedient?
Ich hab ihm rein bewahrt die reine Flamme,
warum verſagt er mir das heilige Öl?
Mit Talg von Schweinen mag ich ſie nicht nähren.

Der Engel:
Was Gott gereinigt, mache Du nicht unrein!

Der Künſtler:
Was willſt Du und wer biſt Du?

Der Engel:
Ich? Dein Engel!

Der Künſtler:
Mein guter Engel?
Der Engel:
Ja!

Der Künſtler:
Darf ich Dir's glauben?

Der Engel:
Betrachte mich vom Scheitel zu den Füßen:
Du findeſt weder Falſch noch Fehl an mir.

Der Künſtler:
Du biſt ein Spuk, nichts weiter! Sieh, ich liege,
vor Hunger fiebernd und vor Dunkelheit,

allein, vergeſſen unter Staub und altem
Gerümpel, und da malt mein armes Hirn
Dich in die Leere.
Der Engel:
Faſſe meine Hand!

Der Künſtler:
Warum? ſie ſcheint mir ſtark, doch iſt ſie's nicht.

Der Engel:
Du kennſt ſie nicht!
Der Künſtler:
Du ſpotteſt! wäre ſie
nicht ſchwach und unnütz, Deine Engelshand,
wie läg ich hier geſchlagen und entnervt?
Nein! nein! nur fort! Du hohles Trugbild, fort!

Der Engel:
Ich bin kein Trugbild!
Der Künſtler:
Aus der wüſten Gärung,
der großen Babel biſt Du aufgeſtiegen,
aus Blaſen, giftigen Dämpfen, was weiß ich!
Hör, wie ſie toſt, die Stadt, die mich begräbt,
mich und mein reines Licht!

Der Engel:
Du irrſt, mein Freund!

Der Künſtler:
Spuk! hebe Dich hinweg! Schreib meinethalb
Dein ‚Mene mene tekel' an die Wand!
Mich ſchreckſt Du nicht. —

Der Engel:
Steh auf, der Frühling kommt

Der Künſtler:
Du machſt mich lachen!
Der Engel:
Und das will ich tun!

Der Künſtler:
Du machſt mich bitter lachen. Sprichſt Du nicht,
als wäreſt Du die Macht und Herrlichkeit?
Erborgte Majeſtät von meinen Gnaden!
Leb nur ein Weilchen, meinethalben, Freund!

Der Engel:
Fühlſt Du es nicht von meinen Flügeln ſtrömen
wie Duft von Blumen, die am Waſſer tändeln?
Siehſt Du das Waſſer nicht durch Wieſen ſprudeln?
in ſchmaler Rinne, über blanke Steinchen?
Sieh dort, ein Veilchen! Sieh, ein Gänſeblümchen!
Leg Dich dort nieder, dort, am trocknen Hang,
wo leis umher, doch trunken, kaum erwacht,
ein Molkendieb ſich tummelt in der Sonne.

Der Künſtler:
O ferne Heimat! weißer Schmetterling!
O Frühling! Land der Jugend! Land der Freiheit!

Der Engel:
Was ſäumſt Du noch? ſteh auf und folge mir!

Der Künſtler:
Ins Grab?
Der Engel:
In Deine Heimat folge mir!

Der Künſtler:
O Gabriel! — denn alſo tauf ich Dich,
weil wie Verheißung Deine Worte brennen

in meinem Herzen — ob ich es auch weiß,
daß Du nichts biſt, nichts ſagſt, als was Du lügſt …
O Gabriel, Phantom, ich kenne beſſer
den Weg, den, tret ich einmal hier hervor
aus meiner finſtren Kammer, ich muß pilgern:
Durch abgelegne Gaſſen muß ich ſchleichen,
in Keller kriechen, die nach Fuſel duften,
muß Speiſe ſchlingen, die mich ekelt, muß
Geſtank, verdorbne Dünſte in mich atmen.
Dort, wo die Peſt des Laſters ewig frißt,
Verworfenheit Gott ſchändet, wo der Menſch,
ein viehiſch Zerrbild, ſich im Schlamme wälzt,
iſt meine Wohnung: dorthin führt mein Weg.

Der Engel:

Du irrſt!

Der Künſtler:

Da haſt Du recht. Ein Labyrinth
umgibt mich dieſe Stadt, darin ich nun
ſeit zwanzig ſchweren, leeren Jahren irre.
Die Gänge ſind von ſcharfem Qualm erfüllt.
Hier gleicht die Nacht dem Tag, der Tag der Nacht.
Hier ſind der Schrei der Luſt, der Schrei des Wehs
zwei Brüder: Zwillingsbrüder! mehr als das:
ganz eins ſind beide, unzertrennlich eins.
Und immer gellt der eine, gleiche Schrei
gehetzter Kreatur! Schlaf iſt nicht Schlaf!
Wachen nicht Wachen! und der Friede iſt
ein altes, totes Wort, das nicht mehr gilt.
Such ihn, den Frieden, Engel Gabriel,
und bring ihn mir! Vergebens gehſt Du aus:
Du wirſt nicht auf dem Markt, nicht in den Gaſſen,

nicht in den Kirchen, noch in den Paläſten
die weiße Taube finden, die Du ſuchſt.

Der Engel:
Vertraue mir! Die Stadt hat Tore. Komm!

Der Künſtler:
Gib mir die Hand, dies war ein Wort, das gilt.
Ja, führe mich, Du lieber Friedensfürſt —
denn jetzt erkenn ich Dich — zu meiner Pforte.
Öffne ſie leiſe und entlaß mich lind.
O könnt ich Dir vertrauen! Sieh, ich ſelbſt,
wie Kork auf einem breiten, wilden Strom,
bin willenlos. Ich kann den Mut nicht finden,
den mancher ſand, den letzten Mut ins Freie.
So oſt ich in Bereitſchaft mich geglaubt,
den Torgriff in der Hand, bebt ich zurück.

Der Engel:
So komm, vertraue mir!
Der Künſtler:
Ich kann nicht! geh!

Der Engel:
Was hält Dich noch?
Der Künſtler:
Mein Werk.

Der Engel:
Was für ein Werk?
Der Künſtler:
Das Werk, darum ich lebte.
Der Engel:
Lebteſt Du
um eines Werkes willen?

Der Künſtler:

Allerdings!
Was denn rechtfertigt mich, wenn nicht mein Werk?

Der Engel:

Rechtfertigen vor wem?

Der Künſtler:

Vor meinen Brüdern.

Der Engel:

— Die Du zurückläßt in der Stadt der Schmerzen,
ſie fragen nicht nach Dir und Deinem Werk.
Geh nur von ihnen, Mann! ſo wie Du kamſt!
Sie wiſſen nichts von Dir und Deiner Schuld.
Komm nur!

Der Künſtler:

Noch nicht. Phantom, heb Dich hinweg!
bedarf ich Deiner, ſprech ich Deinen Namen.
Du kamſt zu früh! Du bliebſt zu lang! Nun geh!
Ich wiſche Dich von meiner Tafel aus,
wie Linien aus Kreide, die ich zog.
Noch ſtehſt Du? willſt Du mehr ſein als Du biſt?
Die Zeiten ſind vorüber, wo die Engel
des Herrn wie gleich und gleich gewandelt ſind
unter uns Menſchen.

Der Engel:

Wieder irrſt Du!

Der Künſtler erhebt ſich, traumwach, tritt zur Staffele

Nun!
wenn Du nicht weichen willſt, ſteh denn, Phantom!
Steh ſtill, auf daß ich Dich mit meinem Pinſel
auf dieſe Leinwand banne.

Der Engel:
Sag, was malſt Du?

Der Künſtler:
Rahel am Brunnen!
Der Engel:
Armer, armer Mann!
Wie willſt Du malen, was Du nie geſehn?
Was weißt Du von dem friſchen, ſtarken Weinſtock
im Garten Iſrael? Vergebens langſt Du
nach ſeinen jungen Trauben. Deine Seele,
ſo ſehr ſie ſchmachtet nach den Himmelsſüßen,
ſo brünſtig ſie verlangt, kennt ſie doch nicht.
Rahel war ſchön...
Der Künſtler:
Ich weiß!

Der Engel:
Was weißt Du? nichts!
Sie war, daß, wer ſie ſah, ſich niederwarf
vor Gott, anbetend, ſtammelnd, ganz zerknirſcht.
Sie war ein Weib...
Der Künſtler:
Ich habe ſie erblickt,
einmal, in meinem Traum!

Der Engel:
Rahel war ſchön...
ſo ſchön, daß Deine Träume ſich erleuchten
von ihrem Schatten. Dieſes Schattens Schatten
auf Deiner Leinwand wäre Glücks genug:
doch er verſagt ſich Dir.
Der Künſtler:
O Rahel! Rahel!

Der Engel:
Du ſeufzeſt! ſieben Jahre diente Jakob
um Rahel, und die Jahre däuchten ihm
wie Tage, alſo hatte er ſie lieb.
Und nie hat Gott der Herr ein Menſchenkind
höher begnadet, als er Jakob tat
mit dieſen ſieben Jahren.
Der Künſtler:
Rahel! Rahel!
um Deines Schattens Schatten dien ich nun
dreifach die Zeit als Jakob, hoffnungslos.

Der Engel:
Um Rahel dient Ihr alle!! Ja, ſo iſt's!
um Rahels Schatten. — Dieſer Zeiten Sturm
und Krieg iſt Krieg und Sturm um ihretwillen.
Doch Rahels Schatten flieht, indes ſie kämpfen:
Er flieht und flieht! Betrogner! folge mir!
Worum Du harrſt und harrſt, das iſt nicht hier.
Ich aber führe Dich ins Land der Träume,
der bunten Wolken, deren Mutterſchoß
allein uns geben kann, wonach wir ſchmachten.

Der Künſtler:
Mit Träumen ward ich ſchon beſchenkt genug,
o Gabriel! das bunte Rauchgeſchwele
beklemmt mir Herz und Hirn, erſtickt mein Haupt.
Willſt Du mich führen, leite mich ins Helle!
ins klare Sonnenlicht des friſchen Tages!
Mit Träumen ſchreckſt Du mich. Laß endlich mir
den ſtarken Morgen alles Traumgewölk
durchtrennen! Gib mir jenes ganze Sein,
das keines Traums bedarf.

Der Engel:

Tor, der Du biſt!
Das Sein, das keines Traums bedarf, heißt Tod.
Blick um Dich!

Finſternis. Allmähliche Verwandlung.

Der Künſtler:

Wo denn ſind wir? ſage mir —
Biſt Du mir noch zur Seite, Gabriel?
wie lange, ſag mir, ſollen wir noch wandern?

Man erblickt die Geſtalten des Engels und des Künſtlers wie die zweier Wanderer zuweilen hervortreten. Der Engel iſt Führer.

Der Engel:

Im Oſten, tief, ob fernem Hügel, ſieh,
ein ſchmaler Wolkenſtreif, der ſich durchhellet.
Dort ſteigt uns bald das große Licht herauf,
das einen neuen Tag uns muß gebären.

Der Künſtler:

Mich dürſtet! ich bin müde! Laß uns raſten!
Die Nacht war lang und ſteinicht iſt der Weg.
Wir haben rauhe Klüfte überſtiegen,
einſame Päſſe, Gletſcher, und durch Ströme,
die kalt und toſend aus den Felſen brachen,
ſind wir geſchwommen. Meine Zähne klappern
im Froſt. Bald wieder wird in heißen Wellen
Glut mich durchdringen, die mich ganz ermattet.
Ich bleibe hier! ich will nicht weitergehen!

Der Engel:

Wohlan! ſo diene uns zur Ruheſtätte
auf jener Halde ein bemooſter Stein.
Ich laſſe Dich aus einer Quelle ſchöpfen,

die manch Jahrtauſend jene Stätte heiligt.
Gar viele Wandrer Himmels und der Erden
hat ſie erlabt: erlabe ſie nun Dich.
Und — Jakob! Strecke Deine Hände aus:
die Frucht des Feigenbaumes über Dir
wartet auf Dich, daß Du ſie nimmſt und iſſeſt.

Die Szene verändert ſich. Im allmählichen Tagen ſieht man den
und den Engel an einem Felſenquell ſitzen. Aus dem Felſen über
ein mächtiger Feigenbaum herausgewachſen. Sonſt eine Ferne von
und ſanften Hügelungen. Gruppen uralter Bäume.

Der Künſtler:

Herr, hier iſt gut ſein! — Sieh, ich wußte nicht,
daß Du hier weileſt, Herr! — O Gabriel!
Freund Du und Mittler! Habe Dank! Ich bin
geborgen hier, ich fühl's, nah dem Allgütigen!
bin heimgekehrt! zum Brunnen meines Vaters.
Und er, mit ſeiner Hand, von Ewigkeit
getreu, reicht mir den Becher, ſchenkt mir Früchte
voll heißen Lebens. Nun, ich küſſe ſie:
Die Früchte küß ich und den Becher küß ich
und falle reuig auf mein Angeſicht.

Morgenröte.

Der Engel:

Ich aber recke hoch in Gottes Frühe
das Schwert. Entfach es ſich am Himmelsfeuer
zum Flammenzeichen dieſer jungen Welt!
Denn, Bruder, wo dies Schwert uns nicht mehr brennt,
ſo iſt des Blinden leere Augenhöhle —
vergleichſt Du ſie mit unſrer Blindheit — Licht!
ein Quell des Lichtes! Reichtum! Segen! Gnade!
Horch, Herdenglocken!

Der Künſtler:

— Nichts! zu meinem Ohre
dringt Deine Stimme, meine, ſonſt kein Laut.
Von ſolcher Stille hab ich nie gewußt.
Verlaßne Wieſenflächen, grün gebreitet.
Gewalt'ge Wälder Laubes, über Stämmen
von Rieſenmaßen. Haine, welche beben
und ſchillern, wenn das junge Blattgewölk
ein Lüftchen regt. — Hier möcht ich Hütten bauen!!
Wo blickſt Du hin?

Der Engel:

Auf jene Herde dort,
die, langſam wandelnd, immer höher graſend
am weichen Hügel, ſich zum Brunnen nähert.

Der Künſtler:

Wo?

Der Engel:

Dort! und hörſt Du nun die Glocken?

Der Künſtler:

Ja,
nun hör ich Glocken. Kühe wandeln dort,
vom braunen Stier geführt, der, tief geſenkt
den ſchwarzen Nacken, ſchwer ſich aufwärts graſt —
Und unten ſeh ich Hirten. Sage mir:
wie heißt dies Land und wer bewohnt es?

Der Engel ruft durch die Hände:

Hört,
Ihr Hirten! Hier, ein Mann, unkund der Gegend,
fragt, wer Ihr ſeid, woher des Wegs Ihr zieht
und wie das Land ſich nennt, darauf Ihr weidet!

Der Künſtler:
Ich höre ſie lachen.
Der Engel:
Warum lacht Ihr? ſprecht! —
weil ich ein Engel bin und ſie befrage.
Gedulde Dich! — ſchon hör ich nah und höher
die Herde ſchnauben... Zwei junge Hirten kommen.
Richte nur getroſt
Dein Wort an ſie.
Der Künſtler:
Wer ſeid Ihr?

Erſter Hirt:
Hirten Labans!

Der Künſtler:
Wie heißt dies Land?
Erſter Hirt:
Meſopotamien!

Der Engel:
Du ſiehſt mich fragend an und faſt beſtürzt:
Was dieſe Männer ſagen, darfſt Du glauben.
Wie geht es Laban, Eurem großen Herrn?

Erſter Hirt:
Es geht ihm wohl.
Der Engel:
Und Rahel?

Erſter Hirt:
Rahel? ei!
kein Füllen iſt ſo wild und ſo geſund
in Labans Herden.

Zweiter Hirt:
Wenn Du warten willſt,
ſie bringt die Lämmer hinter uns zur Tränke.

Der Engel:
Ich kann nicht warten: meine Zeit iſt um.
Leb wohl nun — Jakob! Du bedarfſt fortan
nicht mehr des Führers. Wohlgeleitet ſind
die Kinder dieſer jugendlichen Triſten.
Zum Vater dieſes Gartens eil ich auf,
des ſtarkes Herz Euch liebt, des mächt'ger Arm
Euch ſchützt, in deſſen Hut die Herden weiden.

Der Künſtler, dem entſchwindenden Engel nachblickend:
Er wirft ſich in den Raum! Die Flügel breiten
ſich aus wie Segel. Ruhig trägt er ſich
fort über Täler, Flüſſe, höchſte Wipfel,
und eilig folgt ſein Schatten übers Erdreich.

Erſter Hirt:
Woher denn kommſt Du, Fremdling?

Der Künſtler:
Fragſt Du mich?

Zweiter Hirt:
Wir hätten gern gewußt, woher Du ſtammſt.

Der Künſtler:
Wißt Ihr, was Träume ſind? Ihr ſchüttelt beide
die braunen Köpfe. Nun, was hilft es mir,
wenn ich Euch ſage, daß ich aus dem Lande
der Träume ſtamme!
Erſter Hirt:
Wohin pilgerſt Du?

Der Künſtler:
Ich bin am Ziel. Ich höre ſingen …?

Zweiter Hirt:
Rahel,
mit ihres Vaters Lämmern, kommt zur Tränke.
Heil, Tochter Labans!

Der Künſtler:
Rahel, nahſt Du Dich?

Rahel erſcheint.

Rahel:
Ana und Magdiel, ich ſuche Euch!
Ihr hütet ſchlecht. Die Tiere Eurer Herden
zerſtreuen ſich und ſuchen Waſſer: tränket
ſie doch!

Erſter Hirt:
Wir warten Deiner Brüder, Rahel!
Wir ſind die Schwächſten nicht, doch ihrer zwei
bewegen nicht den Stein von dieſer Tränke.

Rahel:
Die Schwächſten ſeid Ihr nicht, doch ſeid Ihr ſchwach!
Was aber ſoll geſchehn? Die Lämmer ſchreien
und wollen trinken.

Der Künſtler, plötzlich mit Entſchiedenheit:
Locke, Tochter Labans,
die Schafe! ich indeſſen will den Stein
vom Waſſerbrunnen wälzen. — Hirten, treibet
doch Euer Vieh zuſammen und alsbald
heran zum Waſſer, nach den Schafen Rahels.
Denn neue Herden ſchwimmen aus der Ferne
hierher und wollen trinken. Sputet Euch!
auf daß der Zug nicht ſtocke, ein Gedränge

wohl gar entſtehe, wo der Stier das Lamm
zertritt und ſich die Schafe quetſchen, eins
das andre überdrängend. Geht und eilt!

Erſter Hirt:
Erſt laß uns ſehn, wie Dir gelingen will,
was einem Engel Gottes einſt mißlang.

Der Künſtler:
Wohlan! *Er wälzt den Stein vom Brunnen.*
Nun fort! und tut, wie ich befahl!
Die Hirten entfernen ſich mit Zeichen des Entſetzens.

Rahel:
Ich heiße, ſtarker Fremdling! Dich willkommen,
denn, wie es ſcheint, Du biſt uns gut geſinnt.
Wenn Dir's beliebt: zu meines Vaters Zelten
geleit ich Dich, ſie ſind nicht fern von hier
in einem Schattengrunde aufgeſchlagen.

Der Künſtler:
Ihr wohnt in Zelten?
Rahel, *ſtolz:*
Unermeßlich reich
iſt Laban, und ſo weit Du wandern magſt
in dreißig Tagen, alles Land iſt ſein.
Die ungezählte Menge der Kamele,
Schafe und Eſel, Rinder und Ziegen decken
auf Meilenweite rings die Erde zu.
Um ihrer Nahrung willen reiſen wir
von Ort zu Ort. — Und ich bin Labans Tochter.

Der Künſtler:
Auch ohne Reichtum biſt Du reich genug.
Doch ſage mir, Du wilde Blume, ſprich:

Dein Vater, der ein Fürſt iſt, wird er mich —
den Mann, der ſeine Armut hat, ſonſt nichts —
wie Du willkommen heißen?

Rahel:
Deine Augen
ſind voll Erſtaunen, wie nach langem Schlaf.
Und weil Dich jäh die Hirten hier erweckten,
ſo kommt's, daß Deine Fragen ſeltſam klingen.
Ich höre Leas Stimme. Lea! Schweſter!
Hier wächſt ein Heilkraut für des Vaters Wunde.
Du weißt, er klagt, daß ſie ſich nicht will ſchließen!
Ich ſammle mir davon und bring es ihm.

Leas Stimme:
Wer hat den Stein vom Brunnen uns gewälzt?

Rahel, zögernd:
Ich weiß nicht!
Der Künſtler:
Rahel, warum ſagſt Du das?

Rahel:
Ich will nicht, daß ſie kommt und Dich erblickt,
denn anders hab ich mich nunmehr beſonnen.
Eh ich Dich führe zu den Jurten Labans,
wo meines Vaters Weiber Dich umringen
und Kinder ſich an Deine Kleider hängen ...
wo Du mußt eſſen, trinken und erzählen,
ſollſt Du, in dieſer Stille, Worte ſprechen
allein zu mir.
Der Künſtler:
Was willſt Du hören? frage!

Rahel:

Dich will ich hören! Deiner Stimme Laute!
Sonſt nichts. Erzähle, ſage, was Du magſt!
Woher Du kommſt, wohin Du nun mußt reiſen,
aus welchem Volke Du entſprungen biſt…
kurz, was Du meinem Herzen kannſt gewähren!

Der Künſtler:

Nun, ſo gedulde Dich, bis meine Seele
ſich klärt und ich aus Klarem Klares ſchöpfe.
Bevor Du kamſt, verließ ein Engel mich,
der mein Begleiter war auf dunkler Straße.
Wo war ihr Urſprung? Wüßt ich das nur ſelbſt!
Von dieſem Feigenbaume nahm ich Früchte,
und als ich ſie gegeſſen, loſch in mir
das Geſtern aus. Kaum daß ich niederſaß,
nach vielen Mühen, trüben Wanderungen,
an dieſen Quellen, da umdrängte mich
die Heimat, und von meinen Schultern fiel
die Laſt der Fremde. Einſam und verloren
war ich, nun bin ich nicht mehr einſam, bin
dem Vater nah, dem Schutze und der Liebe.

Rahel:

Aus einem fernen Lande, Kanaan,
von meines Vaters Schweſter, ward uns Kunde,
durch Wanderhirten, wie wir ſelber ſind:
Es heißt, ſie habe Jakob, ihren Sohn,
hinausgeſendet, daß er ſich ein Weib
unter den Töchtern meines Vaters wähle.
Nun ſieh! mir ſcheint: Du biſt es! Biſt der Jakob,
Sohn Iſaaks, des großen Patriarchen,
und der Rebekka, meines Vaters Schweſter…?!

Und biſt Du's wirklich, der da kommen ſoll,
ſo ſprich! dann wart ich fürder keines andern.

Der Künſtler:
Ich bin's — und bin es nicht.

Rahel:
Und biſt es doch!

Der Künſtler:
Woran erkennſt Du mich?

Rahel:
Ich lag am Feuer
am hellen Mittag einſam bei den Schafen,
da kam es über mich, daß ich den Gürtel,
womit ich meinen Leib gegürtet, nahm
und ihn ins Feuer warf. Er ward verzehret.
Und wie der grade Rauch gen Himmel quoll,
ſprach ich zu unſerem Gotte: Herr und Gott!
wenn einer kommt, ein Mann allein, und mir
den Felſen von dem großen Waſſerbrunnen —
und ungebeten — wälzt, ſo ſei es Jakob!

Der Künſtler:
Je nun, was ich Dir bin, das will ich ſein!
Ward je ein König ſo wie ich empfangen?! —
O Rahel, hat Dein Gott mich ſo geführt,
ſo darf ich auch den Namen nicht verleugnen,
den er mich tragen heißt: Ich bin's! bin Jakob!

Zweiter Akt

Das Zelt Labans im Hintergrunde. Vorn rechts aus mehreren Steinen ein Altar. Laban ſitzt auf einem Stein vor der Hütte. Rahel ſteht vor ihm.

Laban:

Willkommen, Rahel! Du, mein liebſtes Kind!

Rahel:

Ich dank Dir, Herr!

Laban:

Wo haſt Du Deine Schweſter?

Rahel:

Nach Lea fragſt Du mich? Ich weiß nicht, Herr!
Der alte Mann, der zu Kamele abends
die Runde macht, der krumme Simeon,
berief mich her zu Dir. Da bin ich denn.
Von Lea aber ward mir keine Kunde.

Laban:

Ihr meidet Euch! Ihr Schweſtern! Du und Lea! – ?
Kind, hebe Deine Augen auf! Ich weiß
von Deinen Heimlichkeiten mehr als Du,
auch wenn Du mit den Wimpern ſie verſchleierſt:
Um Jakobs willen ſeid Ihr uneins.

Rahel:

Herr,
wir ſind nicht uneins!

Laban:

Setze Dich und höre.
Viel hab ich Dir zu ſagen. Merke auf!
Wenn morgen früh die Sonne ſich erhebt,
um von den Weideplätzen Deines Vaters

die Finſternis zu ſcheuchen, ſiehe, dann
beginnt der Tag, an dem vor ſieben Jahren
Du einen Mann zu meinen Hütten führteſt,
Jakob, Sohn Iſaaks.

Rahel:
Ich weiß es, Herr!

Laban:
Er ward empfangen unter meinem Volk
von uns mit Freuden. Während dreier Tage
ſtellten ſie Feſte an und brachten Opfer,
aßen und tranken fröhlich, und es ſchien,
als ſollten Spiel und Tanz und Harfenſchlagen
kein Ende finden. Wahrlich, Jakob ward
empfangen wie ein Fürſt, Rebekkas Sohn
von mir geehrt wie meiner Lenden Kind.
Es ſind dieſelben Bäume, unter denen
die Pauken damals dröhnten. Blick umher!
Und wo mein Zelt vor ſieben Jahren ſtand,
dort hieß ich meine Knechte heute es
mir wiederum errichten. Rahel, ſiehe:
Weiß iſt mein Scheitel, weißer noch als Silber
mein Bart. Ich ſehnte mich. Ich wollte wieder
mit Jakob fröhlich ſein. Denn meine Seele
war dieſem Mann geneigt von Anbeginn.
Den Jubelklang der Harfen jener Tage,
wo Gott ihn mir geſchenkt — in ſtillen Nächten
hat er ſeitdem mich oft beſucht! — ich will
ihn wieder hören.

Rahel küßt ſeine Hand:
Vater! Herr und Vater!

Laban:

Mich ſchmerzt Dein Dank. Noch iſt er nicht verdient
um Dich. Ich ſage beſſer: liebes Kind!
Wenn Du erſt ganz erfahren, was mir Gott
im Traum gebot zu tun, wirſt Du vielleicht
mir Deinen Dank entziehn vorerſt. Laß ſehn!
Morgen iſt Hochzeit! Jakobs und der Lea.

Rahel:

Ei nun, ſo laß auch mich beim Feſte ſein,
ich habe bunte Röcke mir gewebt,
und Jakob, der Dir ſieben Jahre dient
um meinetwillen, wird Dir's danken, Vater!
Oh, laß mich jauchzen! Mein iſt Jakob, mein!
Und weil er mein iſt, will ich opfern, will
mein ſchwarzes, ſchweres Haar, ſo lang es iſt,
Dir auf den Altar legen: Kleider, Schuhe,
mein Lieblingslamm, den Stier, kurz: was Du willſt.

Laban:

Und Lea, Deine Schweſter, ſoll verſchmachten?

Rahel:

Vater, eh Jakob ging aus Kanaan,
war er ſchon mein. Die Kinder Gottes kamen
und warben um mich: Ich harrte Jakobs. Sieh,
ein ſtarker Engel führte ihn, den Starken,
zu uns, Ihr aber aßet miteinander
und tranket, während rings die Täler ſchollen
vom Lärm der Zimbeln, Harfen und Trompeten.
Geſegnet ſei die Stunde, da Du kamſt,
ſprachſt Du zu ihm, und bleibe bei uns, ewig!
Er blieb — um meinetwillen! — diente Dir

um meinetwillen, mehrte Deine Güter
ins Ungemeßne, und aus einem Volke
ſind wir zwei Völker worden. — Nun wohlan,
Jakob iſt mein! Was ſchiert mich Lea?!

Laban:

Rahel!
Der Trotz Rebekkas, meiner Schweſter, bäumt
in Dir ſich auf. Von ihrem harten Sinn
lebt auch in Dir ein Teil. O wäreſt Du
nun auch bedacht mit ihrer Klugheit! — Lea,
mein Kind gleich Dir, verbringet ihre Tage
mit Seufzen, ihre runden Wangen ſind
verfallen, ihre Augen ohne Glanz,
ihr Tun ganz ohne Kraft und ohne Glück.
Dem Weinſtock gleich ſiecht Deine Schweſter hin,
wenn Froſt ihn in der Blüte trifft. Sie wähnt
um ihrer Zukunft Früchte ſich betrogen: —
und iſt betrogen, wahrlich, wie ſie wähnt,
wo meiner Väter Gott — der ſtarke Gott! —
ſich ihrer nicht erbarmt in letzter Stunde.

Rahel:

Lea betrügt ſich ſelbſt. Jakob iſt mein!
Wer ihn mir nimmt, betrügt mich. Er betrügt
die Götter, die ihn mir geſchenkt, betrügt
auch den, um den er mich betrogen: Jakob!
Jakob iſt mein!

Laban:

O Törin! Jakob iſt
niemandes Eigentum. Nicht Deins noch meines.
Dein iſt die Magd, die ich Dir ſchenkte, Dein
der Knecht, der Hund, der Eſel, das Kamel,

das Schaf, die Ziege! Alles, was Du nimmſt
aus meinen offnen Händen; das Gezelt
ob Deinem Haupt, das Lager unter Dir,
obgleich es mein iſt, wie Du ſelber mein,
gehört Dir mehr und kann mit größrem Recht
Dein Eigen heißen. Dieſer Jakob aber
wird herrſchen! — Keines Weibes Gürtel kann —
auch Deiner nicht, obgleich Du ſchön biſt, Rahel! —
ihn binden, daß er liege, wie ein Farren,
beſchickt zum Opfer. Selber wird er ſchlachten
die Hekatomben Gottes, als ein Zeichen
des Bundes der Gewaltigen: nicht ein Knecht.
Blind war Dein Auge, wenn Du nicht erkannteſt,
was doch am Tag iſt, unwert Jakobs. Geh!

Rahel:

Wo Jakob mir nicht wird, ſo will ich ſterben.

Laban:

Geh zu den Jägern. Laß in Deinen Käfig
Dir einen Adler ſperren, Närrin Du!
und achte, bis er Dir zum Spotte wird:
Dann komm und ſprich von Jakob. Bis dahin
leb oder ſtirb! Doch dies, bei meinem Zorn:
Gleich einer Stummgebornen ſollſt Du ſein
in dieſen Tagen! Und in Furcht und Beben
erkenne mein Gebot, Jakob zu meiden.
Lea erſcheint.
Weh', wenn Du wollteſt gen den Stachel lecken! —
Tritt näher, Lea! Lea tritt heran.
Reichet Euch die Hände!
Ihr ſeid ein Blut! ſo werdet auch dereinſt
ein Herz! Nun, Rahel, ſei geſegnet, geh! Rahel ab.

Bring Krug und Becher mir aus meinem Zelt.
Mich dürſtet. — Sage mir … Dein Gang iſt müde!
umflort und ſcheu Dein Blick! Was fehlt Dir?

Lea:

Nichts.

Laban:

Nun, ſo belog mich Silpa, Deine Magd.
Sie kam zu mir und ſagte: Lea kränkelt!
Du weigerſt, Milch zu trinken, Brot zu eſſen,
und auch vom Opfertiere nimmſt Du nichts.
Ich aber, der Dich liebt, Dein Herr und Hirt,
will nicht, daß Du verwelkeſt vor der Zeit,
wie Gras im Sommer; komm, vertraue mir!
Ich ſehe, daß Du ſprichſt, doch hör ich's nicht.
Wenn irgendeine Krankheit an Dir nagt,
ſo weißt Du, wie ich durch der Götter Gunſt
Heilkräfte kenne, die in Kräutern wohnen.
Wenn aber ihnen dann Dein Leiden nicht
will weichen, nun ſo mag, um Deinetwillen,
der Zehnte fallen meiner ganzen Herde,
zum Opfer. Sprich! Iſt irgend Deiner Seele
geheim ein Wunſch bewußt? Ein Wunſch vielleicht,
der unerfüllbar Dir erſcheint und den
Du dennoch wünſchen mußt mit einer Glut,
die jeden andern Wunſch in Dir verzehrt,
ſo nenn ihn mir. Sieh, groß iſt meine Macht,
und viel kann ich gewähren.

Lea:

So gewähre
mir eines, Herr und Vater! Sende mich
zu Deinen Weiden unten an den Flüſſen,
die gegen Abend liegen, mit den Hirten.

Heiß mich und Silpa heut noch unſer Zelt
auf der Kamele Rücken tun und wandern. ...
weit, weit von hier!
Laban:
Erbitte, was Du willſt,
nur das nicht, Lea! Iſt Dir unbekannt,
wie jedermann im Volk auf morgen rüſtet?
Die Weiber backen, und die Knechte metzgen,
und Schläuche Weines liegen aufgereiht.
Du darfſt nicht fehlen, wenn zur Ehre Jakobs
der Lobgeſang erſchallt. Du darfſt Dich nicht
entziehn dem Auge Labans, Deines Vaters.
Der alte Hirte, der ich bin, er würde —
nicht achtend ſeiner übergroßen Herde —
nach dem vermißten Lamme ſuchen gehn.
Das aber will ich nicht. Mein Eigentum
ſei morgen mein. Und nichts von alledem,
was je mein eigen war, will ich entbehren.
Die Totenſpenden ſollen reichlich fließen,
und wer im Licht iſt, wird mit vollen Händen
von meinem Tiſche nehmen Wein und Brot,
wird mit mir ſchwelgen und wird jauchzen: So,
im Taumel meiner Freude, ſollt Ihr ſchmelzen
mit mir in Eins. Aus allen Euren Herzen
werde mein Herz, aus dem Ihr ſtammt! Mein Herz ...
mit Euren tauſend Pulſen ſoll es ſchlagen.

Lea:
Dann gebe Gott, daß meins darüber nicht
zerbreche, Vater.
Laban:
Nun, ſo wappne Dich!
Nicht gegen Schmerzen, gegen Freude, Lea!

Denn morgen, wenn das laute Feſt erſtirbt,
die Kränze fallen von dem Kopf der Zecher,
die Feuer nur noch glimmen und im Reich
des Himmels Mond und Sterne klar
die laue Nacht regieren, wirſt Du, Lea! . . .
Du hörſt mich? Du! nicht Rahel! Lea! Du!
in Jakobs Zelt an Jakobs Seite ruhn.

Lea:

O Rahel! Arme Rahel! Sie wankt.

Laban:

Faſſe Dich!
Was dieſer Kelch an Honig Dir enthält,
das ſauge Du getroſt. Auch Rahels Becher
ſteht ihr bereit in Eures Vaters Hauſe.
Indes wir reden, ſind die goldnen Bienen
nicht müßig in den Feldern, und von Blumen
brennt rings die Flur: Was Dein iſt, nimm es hin.
Lea küßt Laban den Fuß und entfernt ſich auf ſeinen Wink. Jakob, ehemals der Künſtler, kommt.

Laban:

Jakob, Sohn Iſaaks und meiner Schweſter
Rebekka, hochwillkommen biſt Du mir! Jakob kniet.
Du knieſt vor meinem Alter. Sieh, ich hebe
vom Sitz mich auf, um Deiner Jugend willen.

Jakob:

Du ehrſt mich, Laban!

Laban:

Setze Dich und ſprich.
Auf dieſem Steine ſollſt Du ſitzen, Bruder!
— einſt meines Vaters Stuhl vor hundert Jahren,
und heilig mir und meinem ganzen Volk —

zum Zeichen, daß ich dankbar bin. Geſchieht
mir doch im Herzen wohl, dieweil ich merke,
daß Du auch mich Gnade finden läſſeſt
vor Deinen Augen. Komm und ſetze Dich!

Jakob:
O Laban, Du erhöhſt mich ohne Maß!
Doch eh in Demut Deinem hohen Willen
der Knecht ſich fügt, laß ihn zuvor bekennen
und noch auf eignen Knechtesfüßen ſagen,
was durch drei Tagereiſen raſtlos ihn
getrieben, was ihn zwingt, vor Dich zu treten.
Ich habe mir vor meinem Gott gelobt:
ich will nicht eſſen, ſitzen oder liegen,
bevor ich nicht, frei in Dein Angeſicht,
bekannt, was mich bewegt.
Laban:
Ich bin bereit.

Jakob:
O Laban, Vater, großer Patriarch!
Nun da ich reden ſoll, ſtirbt mir die Zunge.
Was ich erſehnt, erſtrebt, mit Ungeduld,
nun hat es ſeine Stunde, und die Bruſt,
die jauchzen wollte, iſt voll banger Trauer.
Um dieſer Stunde willen dient ich Dir,
und nun ſie da iſt, Herr, umgibt ſie mich
mit einem ſtillen Volk wehmüt'ger Schatten.
Und alles, was in friſchen Säften ſchwoll,
iſt nun auf einmal welk in meiner Hand.

Laban:
Du lieber, heim'ſcher Fremdling, laß Dir ſagen:

In allen Traumgefilden unſres Gottes
gehet die Sonne früh, im Morgen auf,
und ſenket ſich gen Abend in die Nacht.
Des alten Tages Abend heißt ein Weh!
Des neuen Tages Morgen heißt ein Glück!

Jakob:
Herr, Deine Worte klingen mir herauf
wie aus der Seele Jſaaks, ſie kommen
aus tiefer Fremde, wie ein Vogel fliegt,
langſamen Fluges, lautlos, und ihr Sinn,
wie jenes Vogels Schatten, ſchattet mir
durch meiner Seele Licht. — Wo bin ich hier?

Laban:
Du biſt in Kanaan.

Jakob:
Im Paradies?
Und jener dunkle Vogel überfliegt
auch dieſes himmliſchen Bezirkes Grenzen?
Das dacht ich nicht.

Laban:
Gott machte ſeine Tage
aus Abend und aus Morgen überall.

Jakob:
Das dacht ich nicht. Und ſeine Schatten dringen
auch hier herzu und ſaugen gierig ſich
aus unſerm heißen Gottesblut ihr Sein,
das uns beſchwert?

Laban:
O Jakob, ſiehe dort…
was ſind die Schatten Deiner ſieben Jahre?
Siehe doch jene, die mich hier umgeben!

ſiehſt Du ſie nicht? Sie drängen ſich herzu,
wie Herden an die Tränke. Sieh, ich reiche,
ach, gern und willig, ihnen meine Bruſt.
Ein guter Hirte hütet auch der Schatten.
Du biſt ein guter Hirte! Sei getroſt!

Jakob:

Bin ich ein guter Hirte?

Laban:

Ja, Du biſt es!
Von allen Hirtenfeuern ſteigt Dein Lob
wie eine klare Flamme ohne Rauch.
Du warſt gerecht als Herr, als Knecht getreu:
Hab Dank! — Du mehrteſt meine Herden, haſt
das Land geweitet, hielteſt mein Geſtade
in Zucht, und immer ſtand an Deinem Lager
des Nachts der goldne Friede und erhob
mit weißem Fittich ſich an jedem Morgen,
um über meine Auen hinzuſchweben.

Jakob:

Bin ich ein guter Hirte? War ich das?
Willſt Du die Gnade krönen über mir
und mich ſo nennen? Herr, ich bin ein Nichts!
Ich kam im Sturm, ich wollte vor Dich treten
und fordern, doch vor Deinem Angeſicht
zerſchmilzt mein hoher Mut. Ich bin ein Bettler,
von Dir beſchenkt mit ſieben Seligkeiten:
den ſieben Jahren, die ich Dir gedient —
um Rahel: denn Du ſetzteſt Rahel mir,
Dein einziges Kind, in unbegriffener Güte
zum Lohn für meine ſieben Seligkeiten:
Zum Lohn für Lohn — o gib mir Rahel, Herr.

Ich habe nie gedient und nichts verdient!
Unwürdig bin ich Deiner ganz und gar!
Staub bin ich! Dein Geſchöpf! Ein Narr und Nichts!
Doch gib mir Rahel, gib mir Rahel, Vater!

Laban:

Du weißt, wer Rahel iſt? Sie gleicht dem Sterne,
der, auserleſen, zwiſchen meinen Herden
uns alle überflammt. Du bitteſt viel.
Die Kinder Gottes harren aus der Ferne,
wenn ſie vorübergeht, bis ſie ſich neigt,
und Cherubime ſenken ihre Augen.
Gott ſchuf in allen ſeinen Himmeln nichts,
das ſo glückſelig könnte ſein, als ſie:
Und alle ſeine Süße ruht beſchloſſen
in dieſes Kindes Schoß — doch — nimm es hin!

Ende des Fragments.

Kaiſer Marens Brautfahrt

Idyll

Das Innere einer Bauernhütte, ärmlich, aber ſauber, im Hochgebirge. Es iſt gegen Abend im Herbſt, man ſieht durch die offenen Fenſterchen Himmel, Berge, Wieſen, Wald.
Emmerenz, ein altes Frauchen, ſitzt am Spinnrad.

Emmerenz:

's Fädl reißt, 's reißt immer wieder, reißt's entzwei,
das will was heißen! na, was wird's denn heißen erad:
als mach dich fertig, denn dein Lebensfädl, altes Weib,
wird auch niemehr werweiß wie lange haltn. Der Mann
is weg. Is nunter! 's war a Tag, wie heute warſch,
da koma Leute, die 'n nunter trugen auf
a Schultern und das fichtne Käſtl ſchwamm davon,
als wie a Hobelſpan in unſerm Bache ſchwimmt.
Von Stein zu Steine, immer drieber nunter weg,
zu Tale und wer weeß wohin? Wer kann das ſagn,
was wird, wenn's kommt, was emal kommen ſoll und muß:
Ich nicht! und andere auch nicht! nu, ich frag och nich
d'rnach. Man brennt ſich und 's tut weh. Man lebt,
ma legt ſich, abgemattet wie eins manchmal abends iſt,
ufs Bette und ſchläft ein: das tut nich weh und kann
der Tod ſein! . . . und wer ſchläft . . . und wer einſchlafen kann,
weshalbig ſoll denn der ni wieder kenn dernach
ufwachen, wenn die Zeit verſchlafen is? . . .

Kaiſer Max, fünfundzwanzigjährig, im Jagdhabit, iſt eingetreten. Er führt die Armbruſt.

Emmerenz:

Guten Abend!

Max:

Schönen Dank! Ich deute Deinen Gruß mir, Alte, ſo,

als wenn Du mir nichts Übles wünſcheſt. Ob ich gleich
nur rate, nicht verſtehe, was Du ſagſt .... Wohin
muß ich mich wenden, welchen Weg empfiehlſt Du mir
hinab ins Kloſter?
Emmerenz:
Welches Kloſter, ſcheener Herr?

Max:
Der Bruderſchaft des heiligen Laurentius.

Emmerenz:
Erſt, wenn es Euch gefällig iſt, mein ſcheener Herr,
ſetzt Euch und ruht. Denn wer ſich hier herauf verirrt,
muß müde ſein.
Max:
Ich bin nicht müde. Sage mir,
wie weit nach Deiner Schätzung iſt es wohl von hier
zurück ins Kloſter?
Emmerenz:
Welches Kloſter?
Max:
Kann es wohl
ein anderes als das allbekannte Kloſter ſein,
auf halber Höhe des Gebirges? und geweiht
dem Schutzpatron der Gegend St. Laurentio?

Emmerenz:
Mein junger Herr, was Ihr da ſagt, verſteh ich nicht.
Denn von dem Heiligen, den Ihr nanntet, hört ich nie
bis jetzt: Zeit meines Lebens! und doch iſt
mein Alter fünfzig Jahr. Wie war der Name doch?

Max:
Wenn ich Dir ſage, wunderliches, altes Weib,
daß der Fürſtbiſchof, Euer Oberhirt und Herr,

unweit dem Kloſter ſeine Burg errichtet hat:
den Stein, wo er dem Weidwerk ſich zu widmen pflegt.

Emmerenz:

O ja, das wär ich wiſſen, junger Herr. Mir wird
nichts weiter übrig bleibn. Ich ſimmeliere ſchon
'ne ganze Weile, doch ich weiß: wie weit man geht
von hier: 'nen Tagesmarſch nach jeder Seite fort,
da hat's kein Kloſter auch nicht, wie Ihr ſagt,
'nen Stein.

Max:

Nun, Deine Tagesmärſche, geb ich zu,
ſind wohl zu kurz, dem heiligen Laurentius
alltäglich Deine Reverenz zu tun: indes
ſind meine Glieder immerhin noch friſch genug,
zu wandern, Deiner Tagesmärſche zwei und mehr,
heut, noch vor Nacht.

Emmerenz:

Das kann ich Euch nicht glauben, Herr.

Max:

Glaub oder glaub es nicht, nur gib mir einen Trunk,
wenn Du ihn haſt, am liebſten Milch, gib mir ein Stück
von Deinem groben Brot, und dann ade, leb wohl.

Emmerenz:

Es donnert und es wird a Wetter niedergehn.

Max:

Was tut's, iſt doch kein Faden trocken, ſo wie ſo
an meinem Jagdrock, wandern will ich, laufen und,
wenn's not tut, ſpringen, ſchwimmen meinethalben auch,
und iſt's nicht anders, wenn der Sturm mich etwa packt
— der Roland, der durch Eure Wälder, ſcheint es, zog

und Fichten knickte! oder mit der Wurzel ſie
ausbrach! — ſo will ich fliegen wie ein Federſpiel.
In allen dieſen Künſten bin ich wohl geübt.

Emmerenz:

Was Euch ſo ſehr nach Hauſe zieht, das kann wohl ernd
niſcht Kleenes ſein.

Max:

Das ſagſt Du wahr. Was bin ich hier?
Als wär ich meines Augenlichts
beraubt, als ſei tot meine Hand: denn niemand folgt auf meine
als formt ich Worte und es trüge ſie kein Laut, [Wink
denn niemand ruft auf mein Gebot: Ja, hier, Herr.
Auch hör ich nichts, denn wo iſt hier der Pfeiferchor?
Wo iſt Muſik? Das dumpfe Brüllen einer Kuh,
das Meckern einer Ziege nehm ich nicht dafür!
Faſt fühl ich einen Taub- und Stummgeborenen mich
und lahm dazu, und häßlich, einem Bauern gleich:
Ich, unter allen Menſchen der zumeiſt Geachtete,
bin nun, zur Strafe dafür, daß ich einen Schritt
vom vorgeſchriebenen Weg zu tun mich nicht enthielt,
ſogleich verachtet, ausgeſetzt, vergeſſen, nackt.
Iſt der ein Mächtiger, deſſen Macht ſich gerade dann
in Ohnmacht wandelt, wenn er ihrer mehr wie je bedarf?

Emmerenz:

De Toten, die ſind mächtig, beſter Herr:
Wir, die hier auf der armen Erde krabbeln, nicht.

Max:

Oh, wenn Ihr ahnen könntet, Alte, wer ich bin.

Emmerenz:

Nu ja, ja, ſehn ſe: freilich warſch vor langer Zeit,

da hatten wir ne Kalbe, die verkauften wir,
mei Mann und ich: a lebte damals noch, a is
jetzt tot: und als wir auf a Markt gekommen waren, da
ſahn wir a hänfnes Seil, hoch in der Luft,
und eben auf dem Seile ging a Mann. Er ſah
bald aus wie Ihr. Wir hatten unſre Freude dran,
wie ich an Euch.

Max:

Nun, wenn Du auch voll Runzel biſt,
wie eine Morchel, daß ich Dir gefalle, macht
Dich, wenn nicht grade ſchön, doch weniger häßlich, Weib,
allein, daß Du mich, wie ich bin, für einen nimmſt
von meinen Gauklern, einen, der die Brocken frißt
von meiner Knechte Tafel, ſchmerzt mich um ſo mehr.
Wo bin ich hier? an welchen Strand geworfen, und wie
heißt der fahle Stern, an welchem ich
geſcheitert bin: es iſt die blühende Erde nicht,
die ich bewohne und beherrſche. Allerdings,
auch ich hab lernen müſſen, auf dem Seil zu gehn,
hoch über allen Menſchenköpfen, und der Strick
iſt zwiſchen Rathausturm und Kirchturm feſtgeknüpft,
doch golden iſt mein Seil, und eine Kaiſergruft
empfängt den Leichnam, wenn ich falle.

Emmerenz:

Hier iſt Milch.

Max:

Das ſtärkt. Lebt wohl! Ich hab nichts, als Weidmannsheil
für heut zu wünſchen. Keinen Dank. Doch der ſich jetzt
als ein beſchämter Bettelmann von hier entfernt,
kehrt wieder, und er ſchüttelt goldne Fülle aus
auf Deinen Tiſch.

Anna, die Tochter der alten Emmerenz, tritt ein. Hübſches fünfzehnjähriges Bauernmädchen.

Emmerenz:

Tu Brot in ſeine Taſche, Kind! er will
nicht bleiben, ob's auch noch ſo ſehr vom Himmel gießt,
a kann a Morgen nich erwarten.

Max betrachtet verdutzt Anna:

Ei! wie kommt
das Kind in Deine Wildnis?

Emmerenz:

Herr, ſie iſt von Gott
hervorgebracht wie Ihr und ich: ein Mann, ein Weib
hat ſie gezeugt: ich war das Weib. Die Wieſen ſind
voll Blumen, die auf Füßen unſre Berge nicht
erſtiegen haben, und doch ſind ſie hier und blühen.

Max:

Mag ſein. Zu wenig faſt, wie mir jetzt ſcheinen will
hab ich den Blick geweidet in der Blumenwelt
auf Euren Bergen. Schönes Kind, wie heißt Du denn?

Anna:

Anna!

Max:

Mariens Mutter alſo nahmſt Du Dir
zur Schutzpatronin? Siehſt Du ſo erſtaunt darob
mich an? Kennſt Du Mariens Mutter nicht?

Anna:

Nein, Herr.

Max:

Die Jungfrau ſelber aber kennſt Du doch?

Anna:

Nein, Herr.

Max:
Nein, Herr? Am Ende biſt Du nicht einmal getauft?

Emmerenz:
Ihr müßt! Ihr müßt! Wir aber müſſen nich ins Kloſter gehn!
Deshalben, ſcheener Herr, verſäumt jetzt keine Zeit,
's wird dunkel, runter is die Sonne allbereits.

Max:
Nun, Alte, kommt es wahrlich ſchon auf eins hinaus,
ob ich hier noch ein Stündchen ruhe oder nicht.
Wenn Ihr mich unter Eurem Dach noch leiden mögt,
ſoll der beſternte Kanzler mittlerweile doch
das Reich regieren. Meinſt Du nicht?

Emmerenz, gutmütig-ſchalkhaft:
Du Morchel, Du!

Max:
Im Leben, Alte, muß ein jeder Spaß verſtehn.

Emmerenz:
Und ohne Spaß zu ſterben, wenn das Stündlein kommt,
warum denn nicht?

Max reicht ihr die Hand:
Und keine Feindſchaft zwiſchen uns!

Emmerenz:
Bewahre Gott. Ihr geht, wohin Ihr hingehört,
wir bleiben hier.

Max:
Und wenn ich Dich nun, Mütterchen,
dieweil ich andern Sinnes jetzt geworden bin
und Froſt mich anfällt, bäte, laß die Kleider mich,
die ganz durchweichten, trocknen hier an Deinem Herd?

Emmerenz, lachend:
Da müßte Euer Turmſeil warten, weiter nichts.

Max wirft Jagdtaſche, Rock und Armbruſt weg:
Ein Mann, ein Wort. Bring Reiſig. Jedes Zweiglein ſoll
nach Läng und Breite mein Schatzmeiſter Euch in Gold zurückerſtat
lodre hoch die Flamme auf!

Anna:
Hier, lieber Herr.

Max:
Ich rufe Anna Dich,
Du nennſt mich Max: wir wollen wie Geſchwiſter ſein,
nicht anders. Sieh, wie hoch die Lohe praſſelnd ſteigt!
Wie ſie uns beide, Dich und mich, mit Glut bedeckt.
Nie ſchien mir heilig ſo wie jetzt dies Element.
Dich, Feuer, hab ich lange ſchon im Knechtesdienſt.
Nun, wie vor einem Gotte möcht ich knien vor Dir.

Anna:
Laß mich den Rock von Deiner Schulter nehmen, Max.

Max:
Wie herrlich mir dies Abenteuer plötzlich ſcheint!

Anna:
Dein Hemd!

Max:
Du ſpaßeſt, ſoll ich nackend vor Dir ſtehn?

Emmerenz:
Sie wird die Bruſt Euch kneten, ſcheener, junger Herr,
wie ſie gewohnt war, ihrem Vater es zu tun,
am Abend, wenn ein Tagewerk verrichtet war.
Des Vaters Wams aus Ziegenfellen ſuch hervor!

Max:
Ja, kleidet mich in Felle! denn dies Kleid erſcheint
mir köſtlicher als Purpur jetzt mit einem Mal.
Macht mich vergeſſen, daß ich eine Puppe war,
tot und mit toten Edelſteinen ausſtaffiert,
die man herumtrug durch die götterloſe Welt.
Hier ſpür ich Götter und den unbekannten Gott.
Gebt Arbeit mir, denn Euch zur Laſt zu fallen bin
ich wahrlich nicht gewillt.

Anna:
Hier iſt des Vaters Rock.
Doch, Mutter, viel zu groß für unſern Gaſt.

Max:
Gib her.
Auch ſtinkt's ein wenig nach des Bockes Eigenſchaft.
Was tut's, auch der Geruchſinn ſtärke ſich einmal
an derber Koſt. Hab ich an meinem Hofe Herrlein nicht,
die ſtets in einer Moſchuswolke gehn
und nichts mehr riechen, ob auch von dem üblen Duft
die Kavaliere gelblich ſich verfärben rings.
Er iſt in zottige Ziegenfelle gekleidet worden.
So, wett ich, geht es mit dem grauen Zotten mir
und ihrem Biſam. Hei, wie das die Glieder wärmt!
Und wie ſich nun die ſtählern friſche Bergesluft
eintrinkt, im Schutze des durchſchwitzten Väterrockes!
Wann hab ich unterm Panzer je ſo wohlig mich
gefühlt und ſo geborgen. Was denn ſchaff ich nun?

Emmerenz, am Fenſter ſtehend, hinausblickend:
O Jes! Was vor a kleener Vogel hat ſich bloß
auf unſerm alten Kirſchbaum wieder eingeniſt?
Hert bloß! Der pfeift! Das hat man lange nicht gehert.

Was ſingt er denn? Wie der zum letzten Male ſang,
da war ich — dazumal, da konnt ich ſechzehn ſein!
Seitdem hab ich den kleen'n zweebenigen Sittig nicht
gehert und in der Nähe och nich mehr geſehn.

Max:
Was für ein ſonderbarer Vogel iſt denn das?
Stark ſingt er — ſeine Bruſt muß ſanggewaltig ſein!
der Kleine! Und die ganze Stube iſt erfüllt
von ſeiner Kehle Laut.
Er nimmt Anna bei der Hand und tritt mit ihr hinter die Mutter, alle drei blicken hinaus in den Kirſchbaum.

Max ſetzt die Rede fort:
Horch, Schweſter, komm und ſieh,
wie er, im Abendſchein verzaubert, gleichſam als
ein künſtlich Uhrwerk ſpielend, glüht.

Anna:
O Mutter!

Emmerenz:
Nun?

Anna:
Ich möchte, daß der Gaſt nie wieder von uns geht.

Emmerenz:
Der Vogelſteller iſt noch nich geboren, der
den kleenen Burſchen, der de dort im Kirſchbaum pfeift,
einfängt.

Max:
Ich tu's! Verlaß Dich, Alte, nur auf mich,
ich will Euch einen Vogelherd errichten hier,
trotz jenem Heinrich, den ſie Finkler einſt benannt,
und tauſend außer dieſem lockern Vogel hier,
fang ich mit Netz und Sprenkel Euch für Euren Tiſch.

Emmerenz:

Wo ſitzt der lockre Vogel, ſcheener junger Herr?

Max:

Wohin Ihr blicket, Alte, auf dem höchſten Zweig.

Emmerenz:

Und wo der andere, der nicht weniger locker is?

Max:

Das weiß ich nicht.

Emmerenz:

Nun, Ihr zweebeden Jäger, Ihr!
Da wär ich Euch was ſagn: Sucht Ihr zwee danach!
Ich will indes, damit er was zu picken hat,
für a Mehlwürmel ſorgen gehn!

Sie geht hinaus, läßt das Paar allein.

Max:

Was meint ſie denn?

Anna:

Oh, meine alte Mutter iſt oft wunderlich.
Kommſt Du mit mir, ich muß die Bläſſe melken gehn.

Max:

O nimm mich mit Dir, denn ein Grab wird ohne Dich
mir jeder Raum, ein Grab die ganze weite Welt.

Anna:

So komm.

Max:

Doch wo die Mutter nicht zugegen iſt.
Denn ſieh, mit Dir allein erfüllt ein ſolcher Geiſt
die Seele mir, daß ſie von ſüßen Schauern trieft,
ich haſſe jeden, ſollt es ſelbſt mein Bruder ſein,
mein Vater, deſſen bloße ſtumme Gegenwart

mich quälen würde, mir den Wein vergiften und
mit Feindſchaft mich erfüllen bis zur Raſerei.

Anna:

Nun laß uns Gras vom Boden holen gehn!...
Was tuſt Du denn?

Max:

Ich rede, mache Worte: weil Verworrenheit
mich überfällt! Weil Du ſo ſchön biſt! Weil Du mich
ſo anblickſt! So mit dieſem weiten Blau anſtrahlſt!
Ich halte ſcheu hier überm Handgelenke Dich
umſpannt, weil ich, wenn Du Dich losmachſt, ſterben muß.
Ich bin ein Tor, ein Kaiſer! Der nichts weiter will,
als Krone, Thron und Zepter, Scharlach, Hermelin
für eine Locke hinzugeben Deines Haars,
für ein Berühren Deines friſchen Knoſpenmunds,
ſo leiſe, wie der Flügel eines Schmetterlings.

Anna:

Berühr ihn, wenn Du ſonſt dabei nicht weh mir tuſt.

Max:

Sind dieſe Worte wirklich Deinem Mund entflohen?
Und wag ich es, den Kelch, der ſo verführeriſch
glüht, wie von kühlen Feuerweines Tau benetzt,
mich gierig anzuſaugen, einer Biene gleich?
Ich wag es nicht, weil Neid des Auges Sinn befällt,
dem eines Bruderſinnes Gier den Raub begräbt.
Und doch!
Er küßt ſie.

Anna:

Halt, Fremder, gib ein wenig Atem mir.

Max:
Die Blumenſeele trink ich Dir aus Deinem Leib.

Anna:
Nein! Nein! Wohin verirren Deine Finger ſich?

Max:
Sie ſchwelgten nie auf einer ſüßeren Weide, Kind.

Anna:
Ich ſterbe! Willſt Du mich denn töten, biſt Du denn ein Gott, der meine Seele mit ſich nimmt?

Max:
Nein. Doch kein Gott hat reinere Wonnen je gefühlt.

Anna:
Die Mutter ruft! Ich ſterbe!

Max:
Und ich Dir im Arm.

Anna:
Zu Hilfe, Mutter, denn ich muß vor Glut vergehn!

Emmerenz kommt wieder:
Ei! Ei! Was muß ma da erleben, junger Herr!
Anna verſteckt ihr Geſicht in der Schürze der Mutter.

Emmerenz:
Was ſoll ma nun wohl zu eim ſolchen Gaſte ſagen?

Max kniet vor der Alten nieder:
Dies tat ein Gott, der mächtiger iſt, als Du und ich,
verzeih mir. Weiſe mich von Deiner Schwelle nicht;
denn wie ein Geiſt von ruheloſer Qual gepeitſcht,

müßt ich in alle Ewigkeit um dieſes Haus,
ſofern Du mich verſtießeſt, ächzend und verflucht,
an Ketten ſchleichen: aber ſonſt beſtrafe mich,
ich bin Dein Knecht: ſo laß mich harte Arbeit tun!
Dein bin ich! Einem Tiere gleich, nimm hin
den jungen Stier, auf daß er Deinen Pflug Dir reißt
durchs Ackerland, und was Du ſonſt ihm auferlegſt,
und ſei mit Stacheln meinethalb ſein Joch bedeckt.

Emmerenz lachend:

Halt! Immer ſachte! Gar ſo happig ſind wir nicht
uff junge Stiere. Bloß Ihr müßt Euch halt vertragn.
Was hat's denn aber, daß Ihr ſchon uneinig ſeid? —
Jetzt geht zur Strafe, gleich geht auf den Boden nauf,
a jedes rafft 'n Arm voll Heu und bringt das mit,
und in die Raufe, daß die Kuh zum Freſſen kommt.
Und wenn das Böckla etwa wieder ſtoßen will,
da packn bei a Hörnern — denn der Vatersrock
aus Bockshaut is, wie's ſcheint, an allem Unglück ſchuld:
gut Kirſchen eſſen war mit Vatern manchmal nich! —
Da! packn bei a Hörnern, ſag ich, zieh 'ms Fell
herunter, o, wie manchmal hab ich das gemacht!
und wie a nacktes Lämmel wird a vor Dir ſtehn.
Jetzt Eile, Eile, eh's noch vollends finſter wird.
Anna und Max ſpringen davon. Emmerenz bleibt allein; ſie fährt fort:
Man is halt tot. Man ſtellt a Lichtel auf a Tiſch
fer andre Leut, die de nich geſtorben ſein:
die ſehn's, was in dem Lichte für a Zauber is,
und da dawider hält ſich keene Finſternis.
Uns ſchließt ſie ein. (Sie horcht.)
Hei, ieber beede Treppen nauf!
Ein Habicht und ne weiße Taube! Wie ſe lacht!
Nu, Du kannſt lachen! Bin ich doch a altes Weib

und lache, daß mir Troppen in a Augen ſtehn.
O, o, der Sturm! Wie das in allen Fugen kracht,
das alte Haus! Halt feſte! Jeſ's, der Wirbelwind
im friſchen Heu! Das kreiſcht und ſpringt und tobt ſich aus,
daß ſich die Balken biegen: lieber Gott, Du, Du!
Da möchte wohl a alter Türnoal[*] neidiſch wern.

---

[*] Türnagel.

Der Dom

Laßt uns nichts wegwerfen, denn wir können
einmal einen ſolchen Vers gebrauchen.
(Troilus und Creſſida) 4. Aufzug, 4. Szene.

Nacht. Sakriſtei. Mondlicht.
Martin allein.

Martin:

O Gott, Dreifaltiger,
Alleinig, Allgewaltiger,
wie oft ſchrie ich zu Dir aus tiefer Not,
Du mögeſt meines Herzens Blindheit heilen,
die Finſternis mit einem Strahle teilen,
den Schritt mir leitend gen ein Morgenrot.
Doch keine Straße will ſich mir entrollen,
von Nachtgewölk bleibt meine Bruſt umquollen.

Beſtimmt von meiner Mutter Herzeleide
zu Deinem Dienſt, kaum ihrer Bruſt entwöhnet
zuletzt umhüllt mit dieſem heiligen Kleide,
vom Hallen Deiner Dome ſtets umtönet,
wuchs ich und wurde, voll Dir hingegeben,
und liebte Dich und wollte Dir nur leben.

Ich ſchweige. Hab Erbarmen, wenn ich ſchweige.
Du hörſt ja dennoch, was ich ſchweigend ſpreche —
und darum ſchweig ich nicht, dieweil ich feige,
nur daß mich Scham vor Dir nicht ganz zerbreche,
denn meines Geiſtes Wirrnis wie ein Knäuel,
ſie iſt mir ſelbſt ein Grauen und ein Greuel.

Was lall ich! Wahrheit Dir von mir zu ſagen,
es hieße Waſſer in das Weltmeer tragen.
Und hat die Wirrnis irgendeine Stätte,

wo ſie nicht Wirrnis iſt, ſo wär's bei Dir.
O ſchenk ein Fünkchen Klarheit mir,
damit ich mich vom Wahnſinn rette.

O Herr! Ich habe Stimmen in der Bruſt,
die Tag und Nacht mit meiner Seele ſtreiten,
ſie ſchmeicheln ihr, ſie höhnen ſie zuzeiten,
ſie finden eine frevelhafte Luſt
daran, ſie bis ins Innre zu erſchrecken,
indem ſie Deinen heiligen Namen ſchmähn
und ihre Schwachheit wohl erſpähn,
um Böſes in ihr aufzuwecken.
O Herr! Wie oft muß ich ergrimmen
beim Toben dieſer innren Stimmen,
und wenn ich noch ſo ſehr ergrimme,
zu ſchwach iſt meine eigne Stimme,
ſie bringt ihr Lärmen nicht zum Schweigen.
Und Zweifel über Zweifel ſteigen,
Irrwiſchen ähnlich über Moor,
aus meines Weſens Grund hervor.

O Gott, ich bin ein Mönch, ein Chriſt,
von Deinem Heiligtum umſchloſſen,
von dem, was meines Vaters iſt.
Und ſieh: Wen hab ich zum Genoſſen? —
Wer iſt in dieſem heiligen Raum,
iſt in der Kirche, in der Klauſe
beinahe mehr als ich zu Hauſe?
Ich ſehe, rede, denke kaum,
daß nicht mit meinem Blick und Wort
und in Gedanken fort und fort
der Satan ſich mit mir vermiſche.

Mit jedem Beter tritt er ein,
taucht er die Finger in das Becken,
ja, ſelbſt in Deinem Brot und Wein
gelingt es ihm, ſich zu verſtecken.
Im Licht, das durch die Fenſter ſtrahlet,
auf jedem Bild iſt er gemalet,
er wirbelt hin in Weihrauchdüften;
und tönt Geſang vom hohen Chor,
ſo bringt er herrlich mit hervor
und jubiliert in heil'gen Lüften.

Wie kommt es, daß Du ſolche Macht
dem Feinde Deines Reichs gegeben?
Wie ſollen wir dem widerſtreben,
den Du zum Herrn der Welt gemacht?
Ein Fürſt der Engel an Gewalt,
unendlich vielfach an Geſtalt,
unendlich reichen Zaubers mächtig,
allfältiger Liſt und Bosheit trächtig,
dem es gelang, Dich zu betrügen,
wie ſollte den ein ſchwacher Menſch beſiegen!

Stübchen des Türmers, genannt Eckart. Der Alte ſitzt bei der Lampe. Es blitzt. Donner grollt. Der Wind pfeift. Es klopft.

Eckart:

Herein!

Fauſt und Michael treten ein.

Eckart:

Willkommen, Meiſter Fauſt!

Fauſt:

Hei, wie's in Eurem Turme ſauſt!
Und wieviel Stufen muß man ſteigen
im Finſtern um den Wendelſtein!

Eckart:
Oh, das gewöhnt ſich. Nur herein!

Fauſt:
So arg wie heute war es ſelten.
Mein Knabe will vor Angſt vergehn.

Eckart:
Man muß den Schwindel überſtehn.

Fauſt:
Ihr thronet zwiſchen zween Welten,
zu Haus in beiden. Aber wir
ſind doch nur kriechendes Getier.

Eckart:
Nehmt Platz in meiner niederen Hütte!

Fauſt:
Ein Scherzwort habt Ihr ſtets bereit,
Erquickung bei ſo ſchwerer Zeit.

Michael:
Horcht, Herr Magiſter — auf der Treppe! Tritte!

Fauſt:
Ihr könnt nicht glauben, dieſer Fant
iſt abergläubiſch wie ein Hexenrichter,
er malt Geſpenſter ſich an jede Wand
und hält von hölliſchem Gelichter
ſich für verfolgt und überall umlauert.

Eckart:
Und hat, Ihr wißt, damit ein wenig recht.
Allein das Fürchten, Knabe, ſteht uns ſchlecht.

Fauſt:

Er iſt verbildet, iſt verbauert,
bei ſeinem Vater tief im Land
hat er gedient als Miniſtrant.
Dort hat er das Weihrauchfaß geſchwungen,
auch ein wenig im Chor geſungen,
kann aber weder ſchreiben noch leſen.

Eckart:

So ſind wir alle einmal geweſen.
Nun Ihr zieht ihn Euch bald heran
und macht ihn zu einem gelehrten Mann.
Sein Auge iſt hell, ſeine Stirne iſt frei.
Ihr werdet ihn nach der Kunſt behandeln,
die Puppe in den Falter verwandeln.

Fauſt:

Es ſcheint, das Gewitter iſt vorbei.
Der Wind wird ſchwächer mit jeder Bö. —
Was gibt es Neues in Eurer Höh?

Eckart:

Die Frage iſt die: was wollt Ihr wiſſen?
Wieder hab ich zu vieles ſehen müſſen.
Denn es geſchieht auf dem Erdenrunde
Unendliches in jeder Sekunde.

Fauſt:

Getreuer Wächter im deutſchen Dom,
Plaudre gemächlich nach Deiner Weiſe
von Wittenberg etwa, dem deutſchen Rom!

Eckart:

Still, Herr Doktor, reden wir leiſe!
Vergeßt nicht, aus welchen Gewölben und Streben

wir beide hier oben uns erheben.
Spielt nicht mit dem Feuer, vermeiden wir das!
Wir ſitzen auf einem Pulverfaß.

Fauſt:

Ihr habt recht. Es trieft zum Glücke
von Waſſer in dieſem Augenblicke.
Sturzbäche fallen aus allen Traufen.

Eckart:

Deshalb wird nicht ein Pfaffe erſaufen.
Und ſei es Luther, ſei es Denck,
im Grunde haſſe ich Pfaffengezänk.

Fauſt:

Das gleiche wäre von mir zu ſagen,
kenntet Ihr mich nicht lange genug.
Es iſt die Plage aller Plagen.

Eckart, in einem Folianten blätternd, der vor ihm liegt:

Ich blättre in einem furchtbaren Buch.
Der Erisapfel im Altertum
verblaßt vor ſeinem ſchrecklichen Ruhm;
um ſeinetwillen ward Troja vernichtet,
dies Buch hat Weltteile zugrunde gerichtet.
Jahrtauſende hat ſein Mordbrand verqualmet,
Zeitalter um Zeitalter hat es zermalmet,
um Patroklus' Leiche ward ſo nicht geſtritten,
wie um jede Zeile auf jedem Blatt;
um jedes Wort ward geſtritten, gelitten
ja um jeden Buchſtaben, den es hat.
Es machte die Menſchen zu reißenden Tieren,
zu feigen, ſchleichenden, blutgierigen Vampyren,
zu allem Scheußlichen, was man will,
will man es nur nicht menſchlich nennen.

Fauſt:

Ich mache dazu ein Kodizill:
Es ſoll ein jeder hängen und brennen,
der dieſen Kodex anders lieſt,
wie einer, der blind geboren iſt.
Es pocht.

Michael:

Nun hab ich recht, daß ich Schritte vernahm?
Ich hörte genau, daß jemand kam.
Don Hernando, in ſpaniſcher Tracht, den Degen an der Seite, Federbarett, ſteckt den Kopf zur Tür herein.

Don Hernando:

Es ſind dreihundertſiebzig Stufen.
Verzeiht: Ihr habt Herein! gerufen.

Eckart:

Ihr werdet wohl ein Spanier ſein
und tretet ungerufen ein.

Don Hernando:

Ah, Ihr ſeid deutſch, ſeid gradezu.

Eckart:

Womit, Sennor, kann man Euch dienen?

Don Hernando:

Ich ſtöre Eure Abendruh,
bin ungelegen hier erſchienen.

Eckart:

Von Ruh war wenig zu verſpüren.

Don Hernando:

Ich ließ mich hier herauf verführen,
dieweil die Turmtür offen ſtand.

Ich bin ein Fremder hier zu Land.
Die Neugier macht mir viel zu ſchaffen,
ich möchte alles mir begaffen,
den kleinſten Umſtand mir notieren
und alſo, bitt ich, ſagt mir doch,
wieviele Stufen gibt es noch,
die in die höchſte Spitze führen?

Eckart:

O Herr, nach oben weiß ich nicht Beſcheid,
ich ſehe tief, ich ſehe weit,
auf Erden jede Kleinigkeit.
So hoch ich ſtehe, bin ich hingeſtellt,
doch auf der Leiter in die Himmelswelt,
man nennt ſie auch die Jakobsleiter,
komm ich mit Blick und Hand nicht weiter.
Und ihre Sproſſen abzuzählen
heißt, ſich dem Wahnſinn zu vermählen.

Don Hernando:

Laßt nur ein wenig mich verpuſten,
was Jakobsleiter, mein verfluchter Huſten.
Er läßt ſich auf einen Stuhl fallen.

Michael, zu Fauſt:

O Meiſter Fauſt, hab acht, ich bitte,
der fremde Herr iſt mir nicht unbekannt.
Gefliſſentlich, wo ich auch ging und ſtand,
verfolgte dieſes Langbein meine Tritte.
Er hat mir täglich aufgelauert
auf meinem Gang zum Auditor.
Er hat was Arges mit mir vor.

Fauſt:

Ihr kommt wohl grade von Madrid?

Don Hernando:
Nicht gerades Weges kann ich ſagen.
Seit ich dort aus dem Tore ſchritt,
hat manche Fahrt und mancher Ritt
mich durch die halbe Welt getragen.
Euer hübſcher Junge ſieht mich zweifelnd an.
Wirſt Du erſt älter und ein Mann,
wie wär's, Du könnteſt mit mir reiſen.
Ich würde dann Dir tauſend Dinge weiſen,
von denen ſelbſt Dein Doktor Fauſt nichts wiſſen kann.

Fauſt:
Ihr kennt mich, Sennor, welche Ehre —
ja, ja, Ihr Spanier nehmt uns in die Lehre.

Don Hernando:
Wär ich ein Spanier reinen Blutes,
leicht brächte mich in Wallung Euer Wort,
es trifft mich nicht, ich ſtreich es fort.
Der Spanier tut hierzulande wenig Gutes,
zum mindeſten ſo obenhin beſehn;
in meinem Sinn kann er beſtehn.

Eckart:
Euer Gnaden ſind ein Freund von vielen Dingen,
die unſereins um Kropf und Kragen bringen.

Don Hernando:
Gewiß: mein Degen wird nicht roſtig.
Inſofern bin ich kein vollkommner Chriſt,
als mir der Kampf Gewohnheit iſt,
und Friedensglocken find ich froſtig:
Der Türmer fühlt's und hat's im Blick.
So iſt denn auch ein Donnerwetter,
wo Scheiben fliegen, Ziegeln, Bretter.

für mich weit beſſer angebracht,
als etwa friedliches Geleier
bei der verfloſſenen Sonnwendfeier
von „Stille Nacht und heilige Nacht“.

Eckart:

Ja ja, ſo ſchätzt ich gleich Euch ein.
Ihr müßt heut ganz in Eurem Elemente ſein.
Ich meine, wenn ein Blitz Euch träfe,
er ſengte Euch noch nicht die Schläfe.
Der Bannſtrahl, der von Rom gezückt,
jedweden in die Hölle ſchickt;
am Ende käme er Euch gelegen
mehr als des Papſtes großer Segen.
Nur eines möchte ich bezweifeln,
ob ſelbſt ein feuerfeſter Mann
dergleichen Reden ſich leiſten kann
dort, wo ſie den Teufel überteufeln
um Kaiſer Karle des Fünften Thron,
im Lande der Inquiſition.

Don Hernando:

Ich nehme nirgends ein Blatt vor den Mund.
Der Kaiſer iſt mir zum höchſten verpflichtet:
Ich erwarb ihm Neu-Spanien, Peru und
habe ihm Gold zu Bergen geſchichtet.
Auch der Großinquiſitor erhielt ſeinen Teil.
Nährt man jemand mit dieſem Haber,
ſo vergißt er ſein Wenn und ſein Aber.
Höre doch einmal, Michael,
was nützt das Gezänk um den Doktor Luther!
Gelüſtet Dich nicht nach dem gleichen Futter?
Sie ſuchen noch immer den goldnen Kaziken,
den hombre dorado, auf allen Meeren.

Wenn wir nun die glücklichen Finder wären!
Wir müßten uns ohne Zaudern anſchicken,
da grade günſtige Winde wehn;
leicht könnte uns ſonſt die Beute entgehn.

Fauſt:

Die Sache wäre zu überlegen.
Man ſoll nicht verhocken, man muß ſich regen.

Don Hernando:

Wir könnten auch nach Indien ſchiffen.
Wir haben ja nun das Aſtrolab
und nicht bloß den alten Jakobsſtab.
Da heißt es nur: wacker zugegriffen,
eine ſolche Gelegenheit bietet ſich ſelten
nach den Ländern der Gewürze.
Machen wir einen Vertrag in der Kürze.

Türmer:

Das läßt ſich hören, Michel, potz Velten,
höchſtens biſt Du noch etwas zu jung.

Don Hernando:

Mitten ins Leben mit einem Sprung:
Das war noch immer das beſte Rezept.

Fauſt:

Hidalgo, es ward ſchon mancher verſchleppt,
der beſſer wäre zu Hauſe geblieben.

Don Hernando:

Hier iſt der Vertrag: nur unterſchrieben!
Herr Doktor, Euer Tintenfaß;
wahrhaftig, ich bin nicht Satanas
und brauche kein Blut zu meinen Verträgen.
Ihr ſagtet ja ſelbſt, man muß ſich regen.

Fauſt:
Entſcheide, Michael, willſt Du mit?

Don Hernando:
Oder wir machen zu Land einen Ritt
quer durch die Wunder des Morgenlandes
bis zu den Küſten des äußerſten Weltrandes;
zum mindeſten aber bis Ophir,
dem berühmten Goldland, gelangen wir.
Der Weg iſt mitunter etwas ſchwierig,
indes man iſt mutig, iſt wißbegierig,
und er führt von Wunder zu Wunder.

Türmer:
Allmählich wohl verfängt der Zunder.

Don Hernando:
Von Märchenſtadt zu Märchenſtadt:
Den Doppelgipfel des Ararat
werden wir unterwegs erſteigen.
Freilich wird er von Engeln bewacht,
doch wir gehören nicht zu den Feigen,
und oben finden wir ganz gewiß
die Arche, wie Noah ſie verließ.
Aber wir machen vielleicht die höchſte Entdeckung
und finden das irdiſche Paradies,
über deſſen Lage und deſſen Erſtreckung
man mir wertvolle Winke hinterließ.
Und denke, Knabe, wie müßte das ſein,
röchen wir nur ſeine Düfte von ferne,
vielleicht täten wir auch einen Blick hinein!

Michael, ſeufzend:
Wenn es ſein könnte: o wie gerne.

Till Eulenſpiegel

Ein dramatiſcher Verſuch

Ein Wald. Planwagen mit Pferdchen. Till, ſiebzehnjährig, und ſe
Vater ſteigen heraus.

Der Vater:
Till, Till, halt ſtill!
Till:
Wie Vater will.
Der Vater:
Zieh mich hervor, hier ſteig ich aus,
ich weiß gewiß, ich bin zu Haus.

Till:
Hier in dem regenfeuchten Walde?

Der Vater:
Ich bin zu Haus, Du merkſt es balde.
Till:
Bleib unter Deiner Plane, bleib,
der Regen fällt in langen Strähnen.

Der Vater:
Nun flenn auch Du noch Abſchiedstränen:
Mach hurtig, Till, und ſei kein Weib.

Till:
Was ſoll ich tun?
Der Vater:
Es iſt vor Wochen,
vor Jahren unter uns beſprochen.
Verlier kein Wort, die Friſt iſt um,
noch bin ich laut, bald bin ich ſtumm.

Till:
O Herr, ich kann Euch nicht verſtehn.

Der Vater:

So nimm die Hacke, nimm den Spaten.
Kannſt Du's nicht hören, nicht erraten,
auch ohne beides muß es gehn.
Wer gar nichts kann und nichts erreicht:
ein Grab für andre gräbt er leicht.

Till:

Wieſo ein Grab?

Der Vater:

Mach keine Worte.
Ich ſage Dir, wir ſind am Orte.
Ich möchte hier nicht lange frieren,
könnt ich's, ich würde ſelbſt mich rühren.
Komm, hüll mich in den alten Rock,
bring mich zu jenem Wurzelſtock,
dort will ich ſitzen und betrachten,
wie Du das Wurzelwerk durchſtichſt,
die ſchwarze, ſchwere Scholle brichſt
und immer tiefer dringſt mit ſachten.

Till:

Du ſprichſt im Fieber, Vater. Nein!

Der Vater:

Das Leben mag ein Fieber ſein.
Iſt's ſo, dann iſt es bald vorbei,
und ich bin endlich fieberfrei. —
Nun hurtig!

Till:

Hurtig, Vater? Was?

Der Vater:

Was ich Dir eben ſagte, das!

Till:

Ich kann nicht.

Der Vater:
Till, Du machſt mir's ſchwer,
weiß Gott, ich nahm Dich ſonſt für mehr.

Till:
Weil Ihr es denn nicht anders wollt.
Er beginnt ein Grab zu graben.

Der Vater:
Die Erde knirſcht, die Scholle rollt.
O furchtbar grauſiges Entzücken
auf dieſen Spatenſtich zu blicken,
der bröckelnd auseinander weicht
und keinem anderen Staube gleicht,
ein Tritt, ein Schnitt, ſchon wieder ſchollert's,
und über Halm und Heide kollert's.
Schatzgräber Till, o halte ein,
hier blinkt's von edelſtem Geſtein.
Hier gilt es beide Augen ſchließen,
erblindend Glänzendſtes genießen.
Die dritte Scholle bricht hervor,
und heiliger Donner trifft mein Ohr.
Erſchrick nicht, Till, vor Deiner Macht,
grab weiter, weiter Deinen Schacht.

Till:
Weil mir's nicht ziemt zu widerſprechen.

Der Vater:
Stich zu, Du mußt den Star mir ſtechen.
Schon hebt die Schaufel goldnen Sand.
Ich wittere ſchon den nahen Strand
und mich gelüſtet es zu landen.
Siehſt Du das diamantene Riff?

Dort, dort zerſchmettre ich mein Schiff!
Dort ſchlag ich dieſe Welt zuſchanden.

Till:
Nun gut, es ſei! Ich ſchaffe Rat.
Ich bin bereit den Schatz zu heben:
Doch mußt Du eine Friſt mir geben.

Der Vater:
Till, Till, wer gibt, was er nicht hat?

Till:
Mit Erde will ich meinethalben
Dir Deine blinden Augen ſalben.
Du ſollſt den goldnen Strand erſteigen,
den Du ſo innig Dir erſehnſt
und ſchon ſo lockend nahe wähnſt.
Ich will den Weg dahin Dir zeigen.
Doch dazu muß ich tüchtig ſchwitzen.
Was willſt Du hier im Regen ſitzen?
Komm, kriech in unſer warmes Neſt:
indes bereit ich Dir Dein Feſt.

Der Vater:
Nein, niemals wieder in den Karren!
Hör, Till, Du wirſt mich hier verſcharren,
verſtehſt Du mich? Im Ernſt geſprochen!
Der Bann des Daſeins iſt gebrochen.
Ich ſtehe wieder, wo ich ſtand,
eh ich die Welt im Staube fand,
und wiederum zu neuem Staube
lockt weiter mich der alte Glaube.
Begreifſt Du nun, wie ſehr es drängt
und was am Augenblick jetzt hängt?

Till:

Du magſt es noch ſo eilig haben,
leicht iſt es, ſterben! — ſchwer, begraben.
Kannſt Du nicht warten, mach es ab,
ich grabe nachher Dir Dein Grab.

Der Vater:

Nein, Till, ſo wirſt Du mich nicht los,
hier heißt es, brechen oder biegen:
erſt will ich auf dem Rücken liegen,
geborgen in der Mutter Schoß!
So ſehr ich in der Irre lief,
ich weiß, wovon ich ausgegangen,
dort gilt es wieder anzufangen.
Bequem geſtreckt, ſechs Spannen tief
tu ich den letzten Atemzug.
Dann iſt's vollbracht, dann ſei's genug.

Till:

Nun, wie Ihr wollt. Auf dieſe Art
bleibt Pfaff und Küſter uns erſpart.
Es koſtet keinen Leichenſchmaus.
Das Grabgeleite bleibt zu Haus.
Die Lieſe läutet mit der Schelle,
ſtatt Glockenturmes Sturmgegelle,
wir ſparen Nägel, Leim und Bretter
und machen keinen Schreiner fetter.
Herunter Decke denn und Hemd,
das Eiſen friſch zu Grund geſtemmt:
von ſelbſt faſt Lag um Lage weicht,
ſchon iſt die rechte Schicht erreicht.

Der Vater:

Unmöglich, Till!

Till:
Ging Dir's zu ſchnelle?

Der Vater:
Wie angemeſſen mit der Elle.

Till:
Gebt acht, daß Ihr nicht ſtolpert, denkt,
wie leicht man ſich ein Glied verrenkt:
daß Ihr nicht noch zu guter Letzt
den Bader mir in Nahrung ſetzt.
Gebt mir die Hand, ſteigt ſacht herein.

Der Vater:
O Till, mein Kind, Du ſpotteſt mein.

Till:
Nur ſachte!

Der Vater ſteigt ins Grab:
Welch ein großer Schritt.

Till ſpringt heraus:
Auch der! — Lebt wohl. Ich mach nicht mit.

Der Vater:
Ih, Gott verhüt's. Wo denkſt Du hin?
So leicht iſt hier nichts zu gewinnen.
Wer enden will, muß erſt beginnen.
Werd erſt, was ich geworden bin.

Till:
Ich weiß mir anderes noch zu hoffen.

Der Vater:
Ein Netz von Straßen ſteht Dir offen.
Die Mähre zieht, die Achſe hält,
es rollt das Rad: Dein iſt die Welt!

Till:
Was machſt Du, Vater? Liegſt Du weich? —
Dies iſt mir doch der tollſte Streich
von allen, die Du je vollführt.
Doch nun, der Schwank iſt durchprobiert,
zum Jahrmarkt ſind wir nun verſehen.
Steh auf und laß uns weiter gehen.

Der Vater:
Ich gehe ſchon, ich ſchreite, ſchreite,
nach allen Seiten, fort ins Weite.
O Till, o Till, wer kann es faſſen?
Dies iſt ein Wandern ohne Straßen.
Hier wirſt Du einſt mir neu begegnen:
komm, guter Sohn, und laß Dich ſegnen.

Till:
Er dehnt ſich, reckt ſich ſonderbarlich:
dies nimmt kein gutes Ende, wahrlich.
Wenn Euer Stück nicht beſſer endet,
ſo ſpringt kein Batzen aus dem Säckel.
Und wenn das Blättlein ſo ſich wendet,
dann fehlt zum Sarg nur noch der Deckel.
Ein junger Narr, ein alter Narr:
der eine ſtumm, der andre ſtarr. — — —
Iſt es zu faſſen? Nie und nimmer!
Vater, Er ſpaßt, Er ſpaßt wie immer.
Sprich, mach ein Ende, gib Beſcheid:
was hüllſt Du Dich in dieſes Kleid?
in dies Kartäuſerweiß des Schweigens?
Jetzt, wo mein ganzes Weſen drängt
und fragend Dir am Munde hängt,
jetzt ſtiehlſt Du mir die Antwort eigens?

Willſt Du denn nun nicht auferſtehn?
Wir haben heut noch weit zu reiſen,
Du weißt den Weg und mußt ihn weiſen.

Ein Greis in Geſtalt eines chriſtlichen Eremiten iſt aus den Büſchen hervor und an das Grab getreten.

Der Greis, ohne Bewegung:
Die Sache wird ſo ſchnell nicht gehn.
Und wer auch wollte einen wecken,
der, eben noch am Wanderſtecken,
kaum auf dem Pfühl ſich ausgeſtreckt? —
Der Schlaf iſt heilig, der ihn deckt.

Till:
Dies klingt nicht übel, läßt ſich hören.
Wo aber, ſage, kommſt Du her?

Der Greis:
Gott ſelbſt kann ſolchen Schlaf nicht ſtören,
tut er's, ſo iſt er ſelbſt nicht mehr.

Till:
Wie weißt Du das, ſag wer Du biſt?

Der Greis:
Ich bin ein Muni und ein Chriſt,
ein Stück von Dir, ein Freund, ein Schatten!

Till:
Wenn wir die Freunde, die wir hatten,
vertauſchen ſollen mit dergleichen
Gebilden aus den Schattenreichen,
ſo muß ich meinen Kram verſchenken
und an den nächſten Baum mich henken.
Dann iſt Kommerz und Mühſal nutzlos
und ich bin arm und nackt und ſchutzlos.

Der Greis:

Was arm, was nackt? Till, Du biſt jung
gelenk und friſch zu Wurf und Sprung,
behend Dich am Trapez zu ſchwingen:
biſt auf dem Turmſeil ſchwindelfrei.
Du balancierſt ein rohes Ei
und ſchluckſt ſechs blanke Degenklingen.
Den wilden Hengſt machſt Du zum Lamm.
Du muſizierſt auf jedem Kamm.
Du biſt der hübſchen Kinder Luſt,
Dir hebt ſich jede volle Bruſt.
Kaum halb ein Jüngling, ganz noch Knabe,
ſteht jede goldne Tür Dir offen.
Was haſt Du heute nicht zu hoffen?
Greif in des Stockes vollſte Wabe
und achte keiner Biene Stich!
Die Frucht, die auf Dich her hängt, brich.
Dort liegt entſeelt, der Dir's verboten:
die Schaufel her, begrab den Toten.

Till:

Die Hand iſt lahm, der Spaten ſtumpf.
Soll ich auf dieſen heiligen Rumpf,
in dieſes Antlitz Erde ſchütten,
das klar von einem fremden Licht,
ſtumm Nieerhörtes zu mir ſpricht?
Du haſt beſiegt, was Du gelitten.
Es ſtrahlt Triumph von Dir empor.
Ich wußte nicht, wer Du geweſen,
nun kann ich's von der Stirn Dir leſen,
Erkenntnismacht bricht voll hervor:

Kein Schellennarr, ein wahrhaft Weiſer,
viel mächtiger als Max der Kaiſer.

Der Greis:

Heb auf die Schaufel, hurtig, Till,
gönn ihm die Erde, die er will,
von Sohneshand um ihn gehäuft,
von Deiner Tränen Salz beträuft.
Die Welt bleibt Deinen Sinnen helle
auch ohne dieſe Strahlenquelle,
die, ob Du's ſelber auch nicht weißt,
von Deines Lebens Mark ſich ſpeiſt.

Die letzten Worte des Greiſes, den ein vorüberziehender Nebel unſichtbar gemacht hat, kommen aus der Ferne.

Till:

Wohlan Du Echo jenes Hauchs,
der mich von ſeiner Lippe rührte,
als mich des Vaters Hand noch führte,
Du Stimme eines Nebelrauchs:
ich folge Dir — mit Schaudern freilich! —
denn ſelbſt dies Echo iſt mir heilig.

Er ſchüttet das Grab zu.

Till wirft den Spaten weg:

Vollendet iſt's! Nun will ich ruhn.
Wer wird mir dieſen Dienſt einſt tun?
Ein Mann? Ein Weib? Gekrönt? Geſchoren?
Nah? Fern? Schon überhaupt geboren?
Alt oder jung zu dieſer Stunde,
Till oder gehſt Du vor die Hunde?
Nun, wann und wer es immer ſei,
ich habe nichts zu tun dabei.

Veland

I

Die Schafinſel

Eine flache Ödenei, mit ſpärlichem Graswuchs. Zwiſchen Blöcken der Eingang in die rußige Werkſtatt Velands. Dieſe ſelbſt iſt in einem wüſten Steinhaufen verborgen.
Erſter und zweiter Strandwächter, ſchwerbewaffnet, ſehr langſam den Strand abſchreitend.

Erſter Strandwächter:

O widerwärtig ſchauderhafter Dienſt, den uns
Harald, der König, aufhalſt: immer nur den Strand
von dieſer wüſten Inſel abzuſchreiten.

Zweiter Strandwächter:

Er
ſtraft uns. Zwar weiß ich nicht, womit wir es verſehn
und ſeine Gnade uns verſcherzten: doch wir ſind
verbannt, ſo viel iſt ſicher.

Erſter Strandwächter:

Heißt es auch, daß wir
beſtellt ſind, Veland zu bewachen, dieſes Vieh,
das einem Menſchen kaum von ferne ähnlich iſt:
Wir ſelbſt ſind die Gefangenen!

Zweiter Strandwächter:

Und bei alledem
erpreßt man noch von uns den Zoll der Dankbarkeit:
denn, ſagt man, dieſes Untier zu bewachen iſt
der Tüchtigſte, der Tapferſte kaum gut genug.
Und eine Laſt von Ehren ſei auf uns gehäuft,

indem man uns zum Wächteramte auserwählt.
Wahrlich, ich wüßte keine Laſt, die ich ſo gern
ins Meer verſenken würde.

Erſter Strandwächter:
Aus der Seele haſt
Du mir geſprochen, Bruder. Oder legte endlich doch
auf andre Harald unſre ehrenvolle Laſt.

Zweiter Strandwächter:
Als König würd ich töten dieſe Nachtgeburt,
Veland! Ich bin ein Krieger zwar, und weiß es Gott,
Furcht hat ſich mir im Schlachtgetümmel nie genaht,
allein, ſo oft ich dieſen bleichen Unhold, dies
gelähmte Scheuſal, dieſen fürchterlichen Schmied
erblicke, läuft es eiſig übern Rücken mir.
Ja, ſchon, wenn ſeine Höhle in der Nähe iſt.
Und dabei heißt es, daß er unſern König haßt
und nur das Leben deshalb trägt, um ſich an dem
zu rächen, der ſo furchtbar ihn verſtümmelt hat.
Wer aber tat das?

Erſter Strandwächter:
König Harald! niemand ſonſt.

Zweiter Strandwächter:
Und wo und wie geſchah es? Weißt Du's, ſag es mir.

Erſter Strandwächter:
Im Wolfstal. König Harald hatte ſich im Herbſt
mit vielen ſeiner Mannen dorthin aufgemacht.
Sie ritten viele Tagereiſen, ehe ſie
am Fuße des Gebirges waren, drin es liegt.
Und manche Tagereiſe klommen ſie hinan,

eh ſie das Tal erreichten. Selten nur betritt
das abgelegene, felsumſchloſſene, Menſchenfuß,
und außer Atli, der des Königs Koppel führt,
kennt nur der Bär, der Adler nur, den Weg dorthin.
Und, ſagt man, böſe Geiſter.
Mitten inne nun
im Tal liegt ewig unbewegt ein klarer See.
Die Flut iſt grundlos! Und am Ufer fanden wir
die Höhle Velands aufgetürmt wie dieſe hier.
Rauch ſtieg aus ihrem Dache.

Zweiter Strandwächter:
Alſo wareſt Du
auch damals von der Fahrt.

Erſter Strandwächter:
Und nie vergeß ich ſie.

Zweiter Strandwächter:
Und merkte Veland Euer Nahn? Des Luchſes Ohr
hört nicht ſo fern Geräuſche, als ſie ſeines hört,
und keines Hundes Witterung war je ſo fein
als ſeine. Und ſein Auge blicket adlerweit.

Erſter Strandwächter:
Es ſollte wohl uns übel ausgeſchlagen ſein,
wenn er daheim war, der an Kraft ein Rieſe iſt.
Allein, verlaſſen glimmte nur im leeren Haus
der Herd und ſandte durch die Eſſe dünnen Rauch.
Wir traten unbehindert in das Innre ein. —
O Himmelsvater, welch ein Reichtum gleißte da
dem Jarl ins Auge. Aus geſchwärzter Wölbung hing

auf Lindenbaſt gereiht der Ringe goldner Hort:
Armring und Fußring, Zauberring und Siegelring.
Die Laſt war groß und für zwölf Roſſesrücken wohl
zu ſchwer. Solch eine Goldlaſt ſah ich nie ſeitdem.
Vergeſſen war da ganz im Augenblick die Jagd.
Was war uns jetzt der Höhlenbär und jedes Wild
außer das goldne: die bequeme Beute, die
uns ohne Hatz und ohne Kampf ins Eiſen ſprang
und jede Fauſt beſinnungslos zum Raube trieb.
Allein, Jarl Harald hatte kaum die Wut erkannt,
als er mit harter Stimme jeden Griff verbot
ins fremde Gut des Schmiedes, und er ſagte ſo:
Der Schmied gilt mehr als hundertfach des Schatzes Wert,
ihn, und nicht Gold, das doch von Hand zu Händen geht,
ſollt Ihr mir fangen und zu ew'ger Knechtſchaft ihn
heimſchleppen. Dann erſt nehmt, was er im Hauſe hat
und teilt es nach gerechtem Spruche unter Euch! —
Und ſo geſchah's. Wir hielten lange lauernd uns
verſteckt im Hinterhalt bis Veland endlich kam.
Da zagte mancher, der ihn ſah und der das Wild,
den Bären, ſah der ſeine breite Schulter kaum
zu drücken ſchien, ſo ungebunden war ſein Schritt.
Denn damals ſtand er ja noch aufrecht, war noch nicht,
wie jetzt, durch König Haralds Liſt verſtümmelt.

Zweiter Strandwächter:
Geſchah das gleich? Durchſchnitt man gleich die Sehne ihm
an ſeiner linken Ferſe und am rechten Knie?

Erſter Strandwächter:
Wir banden ihn, als er ermüdet von der Jagd
in unerwecklich tiefem Schlafe röchelnd lag.
Und erſt hier auf dem Holm, als man die Feſſeln ihm

abnahm, damit er durch die Werke ſeiner Kunſt
ſich nützlich mache, hat man ihm den Fuß gelähmt.

Zweiter Strandwächter:

Sein Los iſt bitter. Uns noch kommt es bitter an,
des vordem Freien ſchmähliche Gefangenſchaft
bewachen, drin zum Tiere er entartet iſt.

Doch ſieh, dort kommt des Königs Jäger, Atli, her.
Wer hat ſein Boot ihm durch des Sundes Eis gezwängt?
Und wichtig muß die Botſchaft ſein, die er uns bringt.
Atli iſt eilenden Schrittes herangekommen.

Atli:

Ahoi Ihr Männer! ſeid Ihr's wirklich? Seid
Ihr die Strandwächter, die ich ſuche, oder
nur wieder Schatten, die im Nebel ſchwinden?

Erſter Strandwächter:

Wir ſind die Wächter Bui und Boddi, fürchte nichts.

Zweiter Strandwächter:

Wer Bui und Boddi trifft, der iſt in guter Hut.
Was aber, Atli, wollt Ihr auf dem Holme wohl
jagen? Denn weder Bär noch Eber gibt es hier.
Hier hauſt nur Seegevögel, und Ihr waret nie
ein Mann, der gerne Vögel oder Fiſche fing.

Atli:

Wie gerne fing ich Fiſch und Vogel und
was für ein zahmes Wild Ihr immer wollt,
müßt ich nur nicht auf dieſer Wildſpur keuchen,
die nun der Droſt ſamt allen ſeinen Dienern
ſeit Tagen ſchon in bittrer Not verfolgt.
Ihr Männer: Ai und Ingi ſind verſchwunden.

Bui:
Die Königsknaben Ali und Ingi, meinſt Du ſie?

Boddi:
Die Sproſſen meineſt Du aus Harald Schönhaars Blut,
wovon des Königs ganzer Stamm ergrünet war,
die Augenſterne Älruns, unſrer Königin?

Atli:
Ja, ſie! Sie eben mein ich, niemand ſonſt.
Nach ihnen haben wir, der König ſelbſt,
des Königs Mannen, haben Knecht und Magd
das Land auf allen Wegen abgeſucht,
auf mancher Tagereiſe weitem Ritt
und Gang Gebirge, Wald und Feld durchforſcht.
Das Schleppnetz ſuchte ſie am Meeresgrund
und tief im Bett von Flüſſen und von Seen.

Bui:
Traf König Harald Schönhaar ſolch ein Schickſalsſchlag,
ſo wird das höchſte Glück von Göttern wohl gewährt,
damit in trügeriſche Wonnen eingewiegt
der Menſch nur um ſo ſichrer ihrem Haß erliegt.

Boddi:
Iſt irgend etwas noch, das leiſe Hoffnung gibt,
ſie doch noch, und noch lebend aufzufinden, ſprecht.

Atli:
Ein andres Etwas jeden Augenblick,
der Jarl fährt immer wieder jäh empor
vom Sitz und herrſcht uns an: fahrt hier, fahrt dorthin.
Ali liebte den und Ingi jenen Ort.
Ein Fiſcher ſah die Königskinder fiſchen,

ein Jäger Fallen ſtellen und ſo fort.
Die Königin iſt ſtill, der Jarl bleibt ruhlos,
das Unabänderliche faßt ſein Kopf nicht.
So hat er jetzt mich auf den Holm geſandt,
nach den Vermißten umzufragen. Und
ich frage, frage aber hoffnungslos.

Bui:

Wie kämen Ai und Ingi auf den Velandsholm,
für Knabenhände eine allzu harte Fahrt!
Und dann iſt hier der undurchdringlich ſtrenge Wächterring
dem nichts, was ſich dem Ufer naht, entgehen kann.
Nie hat der Königskinder Fuß es je berührt.

Atli:

Ich weiß es, weiß, daß Du die Wahrheit ſagſt.
Fänd ich die Knabenleichen angeſpült
im Sande hier und brächte ſie dem König,
es überträfe ſchon mein Hoffen weit.
Denn mit den Toten brächt ich ihm die Ruhe.
So aber: Ungewißheit zehrt ihn auf
und trinkt ſein Blut gleich einer Otter, die
ſich in die Bruſt ihm einbiß und nicht losläßt.

Bui:

Wo kommt der Rauch her, der dort drüben aufſteigt?

Boddi:

Aus Velands Schmiede. Hörſt Du denn ſein Hämmern n

Bui:

Hör, Boddi, ein Gedanke ſchießt mir durch den Sinn.
Warum hat man bei Veland noch nicht Rats erholt?
Es geht die Rede, daß er manches andre noch

verſteht als nur die Kunſt, die Gold und Eiſen ſchweißt,
und eine Greiſin hört ich von ihm ſagen einſt,
er wiſſe das Verborgene, was im Bauch der Erde, was
in Luft und Himmel waltet, in Vergangenheit
und Zukunft ſich verſteckt hält. Und ſo iſt es auch:
mir hat er meines Weibes Tod vorausgeſagt.

Boddi:
Warum gedachte wohl der König Velands nicht,
der doch des Schmieds geheime Kräfte beſſer kennt
als irgendwer und klagte ihm nicht ſeine Not?

Bui:
Warum nicht? Du haſt recht. Wär ich in gleicher Not
als wie der Jarl: vor allem forſcht ich Veland aus.

Atli:
Wenn ſich's verhält, Ihr Wächter, wie Ihr ſagt,
dann kam ich doch wohl nicht vergeblich her,
und ohne weiter einen Augenblick
durch Schwatzen zu vergeuden, laßt uns gleich
und unverzüglich zu dem Schmied hineingehn.

Bui:
Man merkt, Du kennſt das Tier noch nicht, von dem Du ſprichſt.
Viel eher preſſeſt Du den Bauern Hof und Feld
ab, eh Du gegen ſeinen Willen dieſem Wicht
ein Wort abzwingſt. Nur Liſt vermag das und Geduld.
Er haßt die Rede, wie uns immer wieder ſcheint:
die eigne Rede, und die fremde Rede mehr.
Nicht anders als ein Stummer lebt er jahrelang,
und grimmig, zähnefletſchend tritt er vor das Tor,
wenn Menſchenrede Menſchennähe ihm verrät.

Boddi:

Und wenn ſich endlich würgend Laute ſeiner Bruſt
entwinden und Du aus des Höhlenbärs Gebrumm
etwas zu hören glaubſt, das einem Worte gleicht,
ſo ſchwitzt es, hinterhältig, Gift und Tücke aus
und hält den Sinn geheimnisvoller noch verſteckt
als Schweigen.

Bui:

Atli, er hat recht: ſo iſt der Mann.
Noch immer muß man ihn belauern, will man ihm,
es ſei nun, was es immer ſei, abnötigen.
Und deshalb folgt mir, denn am längſten kenn ich ihn,
ich kenne ſeine Schliche ſeit dem Wolfstal ſchon.
Wir liegen hier geduldig ſtill im Hinterhalt.

Sie treten hinter Steinblöcke, von wo ſie ungeſehen den Eingang der Höhle überblicken können.
Aus der Schmiede tritt nun **Veland**, der Schmied: ein mächtiges, menſchliches Urtier. Roſtrote, langzottelige Behaarung bedeckt faſt ſeinen ganzen Körper. Er ſchleppt einen Fuß nach. Er erklettert die Spitze eines Porphyrblockes und hockt dort nieder, in die trübe, zur Meereswoge ſinkenden Sonne ſtarrend und von ihr blutig blaß beleuchtet.

Veland:

Verdammte Schöpfung, biſt Du immer noch ringsum
bewegt von Deines Erbfluchs ungebrochner Kraft?
Luft, die mein Fell zauſt und die Bruſt mir nährend füllt!
Meer, frönend allen Stürmen, ſelber ſtürmend auch
und Blöcke gleichſam ſchleudernd flüſſigen Geſteins
wider den fluch- und grambeladenen Velandsholm! —
Und Du, Du Erde, wüſter Schauplatz einer Wut,
die ſich in Zeugung ſpaltet und Vernichtung! Auf
was wartet Ihr, das nicht ſchon längſt vollendet iſt?

Atli:
Dies wäre Veland, der kunſtreiche Schmied,
und nicht ein wildes Tier, das aus den Höhlen
der Felſenwüſtenei im Hochgebirg
furchtbar auf Beute ausgeht? Und iſt dies
Sprache, an dem ſein Schlund zu würgen ſcheint,
als wär's ein trockner Biſſen in der Kehle?

Veland:
Weh! Wehe! Wer nimmt auf ſich meine blut'ge Tat?
Was fährſt Du boshaft rachezüngelnd auf mich ein,
Brandung, und ſchickſt mir geiferndes Geſchmeiß, gebierſt
mir Schlangenbrut, mir tückiſch ziſchendes Gewürm,
das hämiſch, ſchadenfroh und widerlich mich höhnt?
Da! meine Antwort!
Er hat einen ſchweren Stein erhoben und in die Brandung geſchleudert.
Zur Belohnung nimm mein Brot.

Bui:
An ſonderbares Tun des Wichts ſind wir gewohnt:
allein, wie er ſich heut gehabt, befremdet mich.

Boddi:
Verſuchen wir doch das Geknurr und das Geraunz
und das Gebell des lahmen Teufels zu verſtehn.

Bui:
Bei Gott, nun heult er auf: es geht durch Mark und Bein.

Atli:
Ich bin ein Jäger, fürchte weder Bär noch Ur,
doch dieſer Schrei raubt beinah die Beſinnung mir.
Wo brach je ſo viel Qual und Wut aus einer Bruſt?

Boddi:

Faßt Eure Spieße feſt und haltet Euch ganz ſtill,
entdeckt er uns, ſo ſchlägt's uns, fürcht ich, übel aus.

Weland:

Mord! Und warum nicht Mord? Was reißt aus mir Geh
ſich auf und ſprengt die Luft mit wüſtem Klageton?
Lache!

Er tut es laut und gräßlich.

Wer zwingt ſich ſelbſt zum Morde, außer dem,
der ſelbſt der Schöpfer iſt. Aus Mordgeſtöhn erblüht
die Welt! Und Blütenmord erſchafft die reife Frucht.
Lache! Wer hört nicht überall das Mordgeſtöhn?
Was lebt, harrt ſeines Mörders! Ja, ſogar der Stein,
auf dem ich hocke, wartet ſein voll Ungeduld. —
Hinab jetzt, meine Mutter iſt die Nacht, Du Licht!
Mag nun die Mutter Haralds Söhne einmal noch
an ihrer Hand hinführen in des Vaters Traum.
Mich aber ſäuge ſie zuvor mit ſchwarzer Milch
des gnadenloſen Grimmes und bedecke mich
mit undurchdringlichem Gewand, mich und mein Werk:
das meiner Rache Heiligtum im Schoße birgt.

Er hinkt zurück in die Höhle.

Bui:

Er ſprach von Haralds Söhnen. Habt Ihr's auch gehört?

Boddi:

Von Ai und Ingi.

Bui:

Nein, die Namen nannt er nicht.
Des Königs Namen ſtieß er laut und deutlich aus
und auch der Söhne hat er irgendwie gedacht.

Atli:

Auch ich vernahm von Söhnen etwas, ſicherlich.
Gedenkt Ihr nun noch nicht zu ihm hineinzugehn?

Bui:

Ich wag es nicht. Er hat heut ſeinen grimmen Tag,
da kennt er niemand, weiß von ſich und andren nichts,
und ſchlägt, gereizt, in ſtarrem Wahnſinn um ſich her.

Atli:

Der Jarl hat wahrlich keinen beßren Knecht als ihn:
ſchon wieder reiht ſich Hammerſchlag an Hammerſchlag.

Bui:

Niemals ermüdet dieſer fürchterliche Schmied.
Doch was iſt das? Sag, tönt auch Dir vor Deinem Ohr
ein Schwall von ungewohnten Klängen rauſchend auf?

Boddi:

Ich höre nur die Brandung, die ans Ufer toſt.

Bui:

Und aus dem Meeresbrauſen hörſt Du nichts heraus?

Boddi:

Jetzt! Ja! als rollte klingend Erz die Flut heran.

Bui:

Das iſt vorbei: es war wie Frühlingsdonner, der
fruchtbar und gnädig übers Inſelmeer ſich wälzt.
Nun aber fällt es aus der Luft wie Saitenklang
von goldnen Harfen, wie die Barden ſie im Saal
Jarl Harald Schönhaars ſchlagen.

Boddi:

Es iſt wahr, bei Gott.

Atli:

Von ſolchen Klängen haben Männer mir
erzählt. Unglaublich war die Nachricht mir.
Wer einmal ſie gehört, ſo geht die Sage,
und hört ſie nicht mehr, der verzehre ſich
fortan in Sehnſucht gleich, als hätte er
am Tiſch der Götter einmal nur geſeſſen
und wäre nun geſtürzt in Finſternis.

Bui:

Atli, auch Du hörſt dieſe himmliſche Muſik.

Boddi:

Sie quillt aus Velands Schmiede, ich erkenn es nun,
und füllt die Luft mit Sonne an und Vogelſang,
mit Grüne, Waldesluſt und buntem Blütenhauch.

Bui:

Laut ſchmettern erzne Becken aufeinander jetzt.

Boddi:

Was ſtrahlt dort?

Bui:

An den Strand geſtiegen iſt ein Weib.

Boddi:

Kein irdiſches: von Walhall iſt ſie ausgeſandt.

Bui:

In Gold gehüllt vom Scheitel nieder bis zum Fuß.

Boddi:

's iſt eine Göttin, die von Himmelsanmut ſtrahlt.

Bui:

Goldringe klirren an den zarten Feſſeln ihr.

Boddi:
Bei Gott, Ihr Männer, eine nur iſt dieſer gleich
an Götterſchönheit in Jarl Haralds ganzem Reich
und das iſt Bödwild, König Haralds Tochter ſelbſt.
Doch wie kommt Bödwild auf die Inſel? Still, nur ſtill,
Ihr Männer, ein Geheimnis, ſcheint's, enthüllt ſich uns.

Bui:
Sie kommt, ſie ſchreitet vorwärts: wohin geht ihr Weg?

Boddi:
Sind nicht die ſchleppenden Gewölke über ihr
durchhellt von ihrer Schönheit Glanz, der aufwärts bricht?

Bui:
Ihr Männer, wohin geht ihr Weg? 's iſt unerhört.
Sie ſchreitet auf die Schmiede zu, ſie tritt hinein.
Verſchwunden iſt der Glanz mit ihr im Teufelsneſt.

Atli:
Gebt Worte mir, ein Stein drückt meine Bruſt.
Atem! Das packt mich! Atem! Ich erſticke!

Bui:
Die Augen reib ich mir, als wär ich eben jetzt
aus jahrelangem, tiefem Schlummer aufgeſtört.
Daß je die Königstochter Velands Holm betrat,
mit Eiden hätt ich's abgeleugnet vor dem Jarl.
Nun ſteigt ſie ſo als wär's ihr ein gewohnter Gang
ſogar in den verrufenen Bau des Knechts hinab.
Wenn dies nicht etwa boshaft ränkevoller Trug,
Blendwerk und Zauber dieſes zottigen Teufels war,
der freilich aller böſen Täuſchung Meiſter iſt.

Boddi:

Dies kann den Kopf uns koſten, Bui, haſt Du's bedacht?
Schon ſchneidet Schwertes Schärfe in den Nacken mir,
denn dies war Bödwild wirklich, ſieht man doch im Sand
noch klare Spuren, die ihr Fuß hinein gedrückt.

Atli:

Ins Boot, Ihr Männer, und zum Jarl ſofort,
denn offenkundig iſt's, daß dieſer Schmied
mit Höllenkünſten Bödwild an ſich lockt.
Und was der Vater alles Böſen tut,
das wahrlich tut er nicht in guter Abſicht.

Bui:

Wohl, Atli, doch verzieht noch einen Augenblick:
erſtlich weil wir ein beßrer Schutz zu dreien ſind
für dieſes höchſte Gut aus König Haralds Schatz.
Wer weiß, ob es des Schutzes nicht ſofort bedarf!
Und dann weil Ihr geduldig auf der Lauer hier
noch mehr etwa und Wichtigeres wohl erfahrt.
Schon tritt ſie aus der Schmiede wiederum hervor.
Still! Laßt uns keinen Laut verlieren, wenn ſie ſpricht.

Bödwild tritt wieder aus der Schmiede hervor. Sie ſpricht rückwärts i
Schmiede hinein.

Bödwild:

Knecht, Knuten gibt es, Deinen ekelhaften Leib
mit Schwielen zu bedecken. Hüte Deinen Blick!
Und eh mich jemals Deine plumpe Arbeitsfauſt
ſtreife: viel lieber nehm ich einen Tauſendfuß,
als das zu dulden, rußiges Scheuſal, in mein Bett.

Veland tritt ebenfalls hinkend aus der Schmiede.

Veland:

Und dennoch greifen meine goldnen Spangen Dir

ins Haar, das niemals eines Buhlen Hand gefühlt,
um die Fußknöchel faſſen Dich mit goldnem Zwang
Feſſeln, goldelfenbeinern, meiner Finger Werk:
und ſo liebkoſen meine Finger Dich durch ſie.
Und was meinſt Du zu meinen Schlangenringen denn,
die in das blonde Fleiſch des Oberarmes ſich
Dir ſchwelgend wühlen, feſt im Biß mit ihm verſtrickt.

Bödwild:

Wahnſchaffnes Untier, aberwitziger Höllenhund:
wär Gold nicht Gold, nicht rein geläutert durch die Kraft
des Feuers und von aller Schlacke rein geglüht,
ich ſtreifte ſchaudernd das Geſchmeid vom Leibe mir,
ſo widert Dein zudringlich geiles Wort mich an,
unflätiger Krüppel, haſſen Dich die Götter ſo,
daß ſie Dich zwingen zu beſudeln, was allein
an Dir noch rein blieb, Deines Künſtlerfleißes Werk.

Veland:

Meinſt Du, es müſſe jeder ein Verſchnittner ſein,
der Bildnerei zu bilden Luſt und Kunſt beſitzt?
Du irrſt: die Brunſt der Wildnis ſchuf das Roggenfeld.
Die Brunſt des Meiſters, ſie allein, ſchmilzt rotes Gold
und knetet es zu köſtlichen Gebilden um.
Die Brunſt der Liebe nicht nur, auch des Haſſes Brunſt.

Bödwild:

Nun, kannſt Du anders Ringe denn und Spangen nicht
vollenden, hilf Dir mit dem Haß, was mich betrifft.
Und muß es Brunſt ſein, ſchenke mir des Haſſes Brunſt.
Nur fülle weiter mit Kleinoden meine Kammern an.

Veland:

Genug nun der Kleinode hab ich Dir geglüht,

genug des Spielzeugs, dem Dein Fleiſch nur Wert verleiht:
ein neu Verlangen packt mich übermächtig an,
des Feuers Samen auszuſä'n in Weibes Schoß
und rächend einen Gott zu zeugen, wie mich ſelbſt
zum Leid verdammt, zu ſchmählicher Entwürdigung,
und ihm zu ewigem Gram, aus meines Todfeinds Blut.
Dies Werk allein iſt's, das ſich noch das Leben lohnt.

Bödwild:

Zwar kann ich Deine Worte keineswegs verſtehn:
eins iſt gewiß, verderbt iſt ihr geheimer Sinn.
Um dieſes Sinnes halb verdienſt Du Züchtigung.
Doch, daß ich Augen, Ohr und Hände ferner nicht,
abſtoßendes Gewürm, durch Deine Gegenwart
beleid'ge, geh ich nun und kehre nie zurück.

Veland:

Du irrſt, Du kommſt mir immer wieder, kehrſt zurück,
der Bärin gleich, vom Honigſtocke angelockt.
So fandeſt Du ja auch den Weg zum Velandsholm,
kamſt ungerufen, ungeladen her zu mir.
Rührt ich dagegen je von meiner Inſel mich
etwa, hochmütige Törin, um Dir nah zu ſein?

Bödwild:

Nein, weil des Königs rotgefleckte Doggen Dich
zerreißen würden vor den Toren des Palaſts.
Doch freilich muß ich jenen Tag verwünſchen, wo
ich kindiſch mädchenhafter Neubegier erlag
und mir zu landen wirklich hier gelang, und ich,
dem tückiſchen Zauber Deines Höhlendunſts verfiel.

Veland:

Verfallen biſt Du wahrlich ihm, Niarenkind,

denn noch ſahſt Du den zehnten Teil des Hortes nicht,
den unterirdiſch meine ruß'ge Wohnung birgt,
von Jade, Jaſpis und Demanten Kammern voll,
auch ungezählte Roſſeslaſten Barrengold.

Bödwild:

Der Schatz iſt meines Vaters, nicht Dein Eigentum,
Knecht! Und ich fordre billig, daß Du nichts verbirgſt.
Was meines Herrn und Vaters iſt, das iſt auch mein.

Weland:

Und doch verberg ich Deinem Vater ſelber heut,
dem König, treff ihn jeder Fluch der Finſternis! —
Kleinodien, nach denen ſeine Seele heult,
die er mit Qualen der Verzweiflung ſuchen muß.

Bödwild:

Wie das? Seit Neumond ſah ich meinen Vater nicht.

Weland:

Nach Ai und Ingi frage, wenn Du jetzt ihn ſiehſt.
Wahrlich, die Stunde der Vergeltung iſt nicht fern.

Bödwild:

Dies ſind ohnmächtige, längſt bekannte Reden nur,
wie Dein vertiertes Hirn ſie immer neu gebiert,
und Harald Schönhaar, meines Vaters Majeſtät,
blickt heiter lächelnd nur auf dies Gekläff herab.

Weland:

Vielleicht, daß Du ſo nicht mehr ſprichſt, wenn Du den Blick
umwendeſt. Löſen ſich nicht Drachenſchiffe dort
am Fuß des Vorgebirges, das des Königs Hof
und Burg als Krönung trägt auf ſeinem grünen Haupt?
Und ſcheint es nicht, als wenn, verwirrend, Ungeduld

die Maſten beugte, und mit Stümperhänden ſich
beſtürzt am Steuer quälte, durcheinanderhin
die Kiele jagend? Wildgewordenes Segeltuch
klatſcht um die Maſten, und wahrhaftig kopflos ſcheint
mir dies Geſchwader, ob es an der Spitze auch
Jarl Harald Schönhaars königlichen Wimpel führt.

Bui:

Der König ſelber kommt zum Holm, der König kommt.

Boddi:

Bei Gott, mit allen ſeinen Mannen kommt er ſelbſt.

Atli:

Zum Landungsplatz, Ihr Wächter! Furchtbar muß die No
geſtiegen ſein in der zerriſſenen Bruſt des Jarls,
wenn er zu dem verfemten Wege ſich entſchließt.

Boddi:

Oder die Prinzen ſind gefunden und die Not
hat ſich verkehrt in Jubel, und es iſt 'ne Fahrt
des neu geſchenkten Glückes zu genießen. Kommt!
Bui, Boddi und Atli ſtürmen davon.
Veland ſteht verdutzt, als er Bui, Boddi und Atli rückſichtslos reden
ſie aus ihrem Verſteck hervortreten und davonrennen ſieht.

Veland:

Wer wüßte nicht, daß einen Hahn die Liebesbrunſt
taub macht und blind. Und drum benutzt der Jäger ſtets
die Balz, ſicher heranzukommen an ſein Wild.
Nun alſo: Bui und Boddi haben uns belauſcht
und was ſie ſahn und hörten, ſtecken ſie dem Jarl,
ſobald er einen Fuß nur auf den Strand geſetzt,
auch Dein verbotner Umgang bleibt nicht mehr geheim.

Allein was tut's? Das neuerlaſſene Verbot
iſt eben doch nur wiederum dem alten gleich.
Du übertrittſt es, wie das alte auch.

Bödwild:
Scham bringt mich um, wenn mich der König hier erblickt.

Veland:
So tritt in meine Schmiede und verbirg Dich dort.

Bödwild:
Spring ich ins Boot, entgeh ich dem Geſchwader nicht.

Veland:
In meiner Werkſtatt biſt Du ſicher. Niemand wagt
in meiner Arbeitshöhlen Weißglut ſich hinein.
Ich aber leugne ſtandhaft Deine Gegenwart
und ſchwöre Atlis, Buis und Boddis Zeugnis ab.

Bödwild:
Was blickſt Du heut ſo boshaft, bleicher Höllenhund,
und warum packte plötzlich mich ein Schauder an,
als ich den Fuß heut über Deine Schwelle hob?
Und wieder packt der Schauder mich und doppelt ſtark,
nun ich Dein Reich zum andern Mal betreten muß.
Am Ende ſollt ich meinem Vater offnen Blicks
entgegenſchreiten und ihm alles eingeſtehn.

Veland:
Tu's, doch Dein ſtolzer Nacken mache ſich bereit,
im Angeſicht von König Haralds ganzem Troß
ſich in den Staub der Erde zu erniedrigen.

Bödwild:
Verbirg mich, Schmied, verbirg mich, ich ertrag es nicht.

Bödwild geht in die Schmiede. Veland verrammelt hinter ihr das Tor. Hernach den lauernden Blick immer in die Ferne gerichtet, benimmt er ſich ähnlich einem angeketteten Hunde, der ein Stück Wild eräugt, das ſich ihm ahnungslos annähert.

Veland:

O Feſt, o Feſt, daß endlich nun ſich meiner Burg
der Schmerzen und des bittren Frones Harald naht!
Komm nun, Willkommner! Zögre nicht, Heerkönig, Jarl,
Jarl Harald Schönhaar mit dem duftgen Lockenhaupt.
Das letzte Werk iſt fertig und das ſchönſte auch,
an dem mein erſter Hammer ſchon in Deinem Dienſt,
von meinem erſten Fluch begleitet, heimlich ſchuf:
Jahrzehnte ſind ſeitdem vorbeigerauſcht. —
Fackeln! Der Sonne Glutball iſt hinabgetaucht,
ſchaudernd vor meinem Werk, das dieſe Nacht enthüllen muß.
Fort, feiger Gott, denn Deines Lichts bedarf es nicht,
auch ohne Dich und ohne ſeine Fackeln ſelbſt
wird jener, der da kommt, die Aureole ſehn,
die es umgleißt, ja wird erblinden an dem Glanz.
Geduld. Veland, bezähme Deines Blutes Sturm,
ſonſt ſprengt die Adern raſend Dir Dein junges Glück.
Wie köſtlich brennen meine alten Wunden mir
und meine Sehnen trennt erſt jetzt der grauſe Schnitt,
der mich zum Krüppel, Teufel und zum Knecht gemacht.
Geduld. Und halte Deiner Wolluſt Gift im Herzen feſt,
nur ſchweigend Bosheit ſchwitzend, nach gewohnter Art,
denn ſo nur kannſt Du mit langſamer Marter ihn
ſpeiſen, auf gleiche Weiſe, als er Dich geſpeiſt.
Und kannſt Dich weiden, weiden an dem Rachewerk.

König Harald Schönhaar tritt auf an der Spitze einer großen Gefolgſchaft, darunter Jarl Gunnar, Feldhauptmann, Bjarni, Steuermann, und wiederum Atli, Bui und Boddi.

Harald:
Biſt Du es, Veland, der auf einem Steine hockt
als wärſt Du eins mit ihm und ſelbſt nur Stein?

Veland:
Ich bin's.

Harald:
Meinſt Du, daß Du ein Stein ſeiſt oder Veland noch?

Veland:
Als Antwort gäb ich gerne Dir ein Rätſel auf.

Harald:
Tu's, doch dann gib auch eines Rätſels Löſung mir
um derentwillen ich Dich heute aufgeſucht.
Denn zauberrunenkundig, ſagt man, ſollſt Du ſein,
Verborgnes ſehn in Zukunft und Vergangenheit.

Veland:
Du irrſt, o König. Hätte anders tückiſch mich
mein Unheil ſo beſchleichen können wie es tat?
Ich bin ein grober Knecht mit zottiger Bruſt und Fauſt
und hätt ich wohl in Deinem Dienſte etwa erſt
erlernen ſollen Seherkunſt und Wiſſenſchaft,
wo mir der Schweiß in rauher Arbeit Tag und Nacht
vom Leibe floß und kaum die Zeit mir übrig blieb,
das Wüten meines Durſts zu ſtillen und den Schmerz
der unvernarbten Wunden, die Du mir gemacht.

Harald:
Ich tat Dir unrecht, Veland, ſprich nicht mehr davon.
Nur der fühlt andrer Schmerzen, der ſelbſt Schmerzen fühlt.
Jung war ich, grauſam unbedacht, als ich Dich fing.
Die Götter aber ſchenkten damals alles mir

ſchon eh ich bat, als wär ich ihr verzognes Kind.
Und darum griff ich alles mir, was mir gefiel.
Die ganze Welt und alles was darinnen war
erſchien mir als mein angeſtammtes Eigentum.
Nun aber flog ein ſchwarzer Rieſenvogel breit
beſchwingt und krächzend über meines Daches Firſt,
und ſeitdem weicht von mir ſein tiefer Schatten nicht.
O Veland, nun verſteh ich, was das Elend iſt.

Veland:

Biſt Du vor dieſer Schmiede endlich angelangt,
ſo glaube mir, daß Du nur halb erſt Lehrling biſt.
Und was Du zu verſtehen meinſt, o armer Jarl,
vom Haus der Knechtſchaft und des glutgebornen Frons:
darüber wirſt Du lachen, wenn Du Meiſter biſt.

Harald:

Und kurz und gut, ich gebe Dir mein Königswort:
unendlich vieles ſchon verdank ich Deiner Kunſt.
Allein, gelingt es Dir, mich meinen Ängſten dieſes Mal
und meinen bittren Sorgen zu entheben, Freund,
ſo ſollſt Du frei davonziehn, nicht nur ungekränkt,
auch reich belohnt, wohin es immer Dir beliebt.

Veland:

Und wie genieß ich meiner Freiheit, meines Lohns?
Knüpfſt Du die Sehnen, die durchſchnittnen, auch
mir wieder, daß ich wie in alter Jägerluſt
das Elen überhole mit beſchwingtem Sprung?

Harald:

Sag mir, wo meine Söhne Ai und Ingi ſind.
Man ſagt, daß Deine Seele Seherkraft beſitzt
und jede Buße alten Unrechts zahl ich Dir.

Doch führſt Du ſie zurück in meine Arme, Schmied,
die ſüßen Knaben, meiner Mannesjahre Stolz,
mein und der Mutter höchſte Erdenſeligkeit,
ſo geb ich Dir ein Land zu Lehn, ein Königreich.

Veland:

Haſt Du zum Wächter Deines Hauſes mich beſtellt?
Wie kann ich wiſſen, wer die Prinzen Dir geraubt?
oder haſt Du zu ihrem Lehrer mich gemacht
und ihre Wohlfahrt meinen Händen anvertraut?
oder meinſt Du, ich nähme es an Witterung
mit einem Bluthund auf, dem nie das Wild entgeht?
Schweißhunde, Wächter, Hüter haſt Du ja genug,
genug des faulen Volks, das von des Landes Schweiß
ſich mäſtet und nichtstueriſch herumſchmarotzt
an Deinem Hof und Deinem Tiſch, der unterm Fraß
für alle dieſe faulen Freſſer faſt zerbricht.

Gunnar:

Schlag ich ihm mit der flachen Klinge übers Ohr
für dieſe gift'ge, unverſchämte Rede, Jarl?

Veland:

Verſuch's, wenn Du des Lebens überdrüſſig biſt:
dem König haſt Du manchen Sieg erfochten zwar
und dennoch bleibſt Du einer, den mein bloßer Blick
hinſtürzt wie eine Ferſe, die der Axtſchlag trifft.

Gunnar:

Nun, dieſem Blicke will ich ſtehn und dieſen Schlag
will ich erproben, aber nur an Deinem Kopf.

Harald:

Still, Gunnar, wer ihn jetzt erzürnt, der iſt mein Feind

und Feind auch meinen Söhnen, denn er ſperrt den Rettungsweg.
Veland, ich bleibe Dir getreu in meinem Wort.

Gunnar:
Ich kann nicht glauben, daß im Kopfe dieſes Viehs
was andres brüten ſoll als Haß und Finſternis.
An dieſes Scheuſals Sehergabe glaub ich nicht.

Veland:
O wär ich blind! Ich ſehe, ſehe, glaub es nur.

Harald:
Du ſiehſt, ich fühle, daß Du ſiehſt! Und deshalb ſprich,
enthülle der Verirrten, der Verſchollnen Aufenthalt!
Zeig meine armen Knaben mir, ſag, wo ſie ſind.

Veland:
Ich weiß es nicht.
Harald:
Du weißt es.

Veland:
Wer denn zwingt mich dann
es irgend jemand zu verraten, wenn ich's weiß?

Die Mannen durcheinander:
Der Marterpfahl, die Folter, wenn Du ſtörriſch biſt.

Veland:
An beides hat mich König Harald längſt gewöhnt.
Noch nicht geboren iſt der Folterknecht, der mir
ein Wort entreißen könnte, wenn ich ſchweigen will.
Allein Ihr faſelt, heute, ſcheint mir, liegt der Jarl,
nicht ich, gefeſſelt auf die Folterbank geſtreckt.
Und wenn ich ſeine Meinung recht mir deute, bin
ich's, der die Qual ihm mehren oder mindern kann.

Harald:
Veland, Erbarmen! Du haſt recht: es liegt bei Dir
in Ungewißheit mich zu halten und in Folterqual.
Biſt Du gleich uns unwiſſend, nun ſo mag es ſein,
doch ſonſt, ſei edel und verlängre nicht die Pein
des angſtgejagten Vaters, der in bittrer Not
um ſeine Kinder jammert, die verſchwunden ſind,
und die, o Graun, vielleicht im gleichen Augenblick
in namenloſer letzter Not um Hilfe ſchrein.
Biſt Du vertiert heut, warſt Du einmal doch ein Menſch
und fühlteſt Deiner Menſchheit, drum erinnre Dich.

Veland:
Ein Menſch bin ich geweſen: ſprich, wo war doch das?
und weshalb konnt ich es nicht bleiben, wenn ich's war?

Harald:
Weil Du in meinen Felsgebirgen mir das Wild
ausrotteteſt und meiner Flüſſe Gold mir ſtahlſt,
auch den Tribut an mich zu zahlen weigerteſt,
deshalb geſchah Dir, was Du zu beklagen haſt.

Veland:
Daß Du zum Tier aus einem Menſchen mich gemacht.
Allein ich war noch mehr als nur ein Menſch, o Droſt,
und das Verhängnis hatte längſt den Halbgott ſchon
geſtreift, als es Dich endlich zum Gehilfen nahm,
Menſch! weil nur Menſchen zu ſo niedrer Bubentat
ſich fähig zeigen als es mir vorherbeſtimmt.

Harald:
Du redeſt, Veland, während ſo die Zeit vergeht,
in der vielleicht das Unheil noch zu wenden iſt,
das meiner Knaben goldnen Lockenköpfen droht.

Veland:
Du mußt Dich ſchon gedulden, denn in meinem Haupt
wohnt ungebrochen noch der Alſen Eigenſinn.
Auch haſt Du ſo gewaltſam mich Geduld gelehrt,
daß ich ſie Dir zu lehren nun imſtande bin.

Harald:
Du riſſeſt ſtets in Deine Ketten, knirſchteſt ſtets
voll ungeduldigen Wütens wider mein Geſetz.

Veland:
Und dennoch hab ich mich bezähmt, ſonſt wär ich tot.

Harald:
Was Du erſehnteſt, war nur Ungebundenheit,
ich aber will zwei Kindern Hilfe bringen, die
verzweifelnd jetzt vielleicht in allerhöchſter Not
darnach verlangen. Unmenſch, ſage, was Du weißt.

Veland:
Als Du mich die Geduld zu lehren anfingſt, Jarl,
mocht ich aus Freiheitsdrang wohl ungelehrig ſein.
Auch fühlt voll Grimm und Ungeduld der freie Mann
die bittre Schmach, wenn ſchmählich er in Feſſeln liegt,
geſchweigen will ich ganz von der Verſtümmelung,
die meinem gottentſproſſenen Leibe widerfuhr
und die zum Wurm im Schlamme mich erniedrigt hat.
Doch damals ſucht ich, damals ſucht ich, wie Du heut
nach meinem Kinde, das zugleich mein Weib mir war,
nach Herwar Allweiß, König Hödwers Tochter, der
geflügelten, die mir gen Süd entflogen war.
Und ſchon war ich auf ihrer Spur, Jarl, wie Du heut
auf Deiner Söhne Spur biſt, die entflogen ſind

und darum kam damals Dein Zwang mir zur Geduld
doppelt ſo bitter an, als heut der meine Dir.

Harald:

Weißt Du, wo meine Kinder ſind? Sag dieſes nur.

Veland:

Kannſt Du mir ſagen, wo Herware ſei, o Droſt?

Atli:

Hund, haſt Du eines freien Mannes Tochter je
beſudelt mit dem geilen Unrat Deines Leibs,
entehrt mit Deines hitzigen Hundeblutes Gier,
was haſt Du andres dann verdient, als daß man Dich
mit einer räudigen Wölfin öffentlich vermählt
und mit Peſtlappen Bettlervolk zu Tod Dich peitſcht.

Veland:

Wohl, Atli, nicht in allem, doch in einem haſt
Du wirklich recht, Vermählung ſteht mir nah bevor.

Harald:

Denkſt Du mit Hohn uns zu bewirten, ſieh Dich vor.
Wenn Du mich reizeſt, denke immer noch, daß ich
der gleiche bin, der Dich im Wolfstal überwand.

Veland:

Doch ich bin nicht der Überwundne mehr, o Jarl.

Harald:

An Wahnſinnsworte iſt man ja von Dir gewöhnt.
Was liegt dem Herrſcher, was liegt mir daran, ob ſich
der Stier im Joch der Knechtſchaft frei dünkt oder nicht.

Veland:

Hab Dank, daß Du nun wieder ganz der alte biſt.

Schlag weiter nur mit ſolchen Schlägern auf Dich ein,
die jahrelang mir Brot und Lohn geweſen ſind.
Ich muß ſie hören, muß ſie fühlen! Schlag nur, ſchlag!
So nur, nicht anders ſchmiedeſt Du den Racheblitz,
der unabwendbar und vernichtend niederfährt.
Doch warum iſt es grade meine Hochzeit, Jarl,
die Dich auf einmal wiederum in Harniſch bringt,
nachdem Du eben noch ein Hilfeflehender
demütig bettelhaft mit Bitten mich beſtürmt?

Gunnar:

Nun ſei's genug. Ich halte meine Fauſt nicht mehr,
wenn Du den Hund auch nur ein Wort noch bellen läßt.

Harald:

Veland! Veland! ſag mir, wo meine Kinder ſind.
Du kannſt es, da Du Meiſter aller Künſte biſt.
Und gibſt Du die geliebten Söhne mir zurück,
geht Deine Macht ſo weit, ade dann Velandsholm!
mein Eid! ich teile gerne Reich und Thron mit Dir.

Veland:

Was mein iſt, willſt Du mit mir teilen, Harald Droſt?
Bin ich es nicht, der Dir Dein Reich errichtet hat?
War ich es nicht, der Schwert und Pflug Dir ſchmiedete,
gleichwie den Kronreif und die Säule Deines Throns?
Hob ich das Erz nicht aus der Erde Schacht,
womit Du Deine Krieger wappneſt und Dein Haus
mit ſchweren Pforten panzerſt, die kein Feind zerbricht?
Wer baute Deinen Saal und ſchaffte Hausgerät
bis auf den Becher, deſſen Rand Dich täglich labt?
Wer machte Wohnungen der Menge Deines Volks
und lehrte das Unwiſſende, der Tiefe Frucht

zu wecken? Ich, der ſolchen Zaubers Rune kennt!
Und alſo bin ich's, der mit goldnen Ernten Dir
weiträumige Speicher bis zum Berſten aufgefüllt.
Doch immerhin, gibſt Du die Hälfte mir zurück,
ſo biſt Du doch zur halben Einſicht nun erwacht.
Und dieſe Hälfte ſamt der halben Einſicht nun
nehm ich und prüfe ſie auf ihren Goldgehalt:
Jarl, ſoll ich Deinen Wunſch erfüllen, mußt Du mir
zum Pfande deſſen, was Du eben mir verſprachſt,
Bödwilde, Deine Tochter, ſchenken für mein Bett!
Die Mannen ſtoßen einen Schrei der Wut aus und greifen an die Waffen.

Harald:
Was ſagt er? Denn der Brandung Ton verſchlang ſein Wort.

Gunnar:
Nie darf Dein Ohr vernehmen, König, was er ſprach.

Beland:
Gib mir Bödwilde zur Gemahlin und Du tilgſt
den Fluch der Taten, die Du einſt an mir verübt.
Dies ſei mir Bürgſchaft, daß Dein Sinn gewandelt iſt.
Und Deiner Söhne Kuß entbehrſt Du ferner nicht.

Harald:
Es ſei. Doch vorerſt zeige meine Kinder mir.
Auch ich bedarf der Bürgſchaft, daß Du Wahrheit ſprichſt.

Beland:
Jarl, ſage mir, womit ich jemals Dich betrog?

Harald:
Nachtalfenſproß, die Tücke ſitzt in Deinem Blut,
der Rachedurſt, die Bosheit ſchwelt in Deinem Blick.

Veland:

Die Lüge hockt in Deinem, lauernd, ſprungbereit.
Nein, niemals ſiehſt Du Deine holden Knaben, eh
ich meine Brunſt in Deinem Königsblut gelöſcht
und als Gemahl Bödwildens das Beilager hielt.

Harald:

Packt ihn! Erwürgt ihn!

Alles dringt mit Geſchrei auf Veland ein, er ſpringt ins Innere der Höhle und läßt eine ſchwere Gittertür hinter ſich ins Schloß fallen.

Gunnar:

Brecht hinein, zerreißt die Tür.

Harald:

Zurück, wem ſeines Königs Wort noch etwas gilt
und meiner Söhne Leben.

Veland, durch das Gitter:

Jarl, nun ſage ſelbſt,
ob ich mit Königseiden nicht bewandert bin.

Er entfernt ſich lachend ins Innere der Höhle.

Bui:

Ein toller Wolf im Zwinger, Eiſenſtangen her.

Boddi:

Wozu? Kein Weibgeborener ſprengt dies Gittertor.

Gunnar:

Haltet den König. Er verfärbt ſich. Er ſinkt um.

Es entſteht ein kopfloſes Durcheinander.

Rufe: Zu Schiff! Der König ſtirbt! Zu Hilfe! Ärzte! Helft!

II

Eine Abteilung in dem Höhlenlabyrinth Velands: ſchwarz, verrußt. Mehrere Schmiedeherde, Amboſſe, Hämmer, Zangen uſw. Gitterpforten in andere unterirdiſche Räumlichkeiten. An den Wänden mehrere gewaltige, kunſtreich beſchlagene Truhen.

An einer dieſer Truhen ſteht Bödwild. Sie prüft Goldſchmiedearbeiten und behängt ſich mit Schmuck. Zuweilen blickt ſie in einen metallenen Handſpiegel.

Ohne von ihr zunächſt bemerkt zu werden, tritt Veland durch eine der Gittertüren.

Veland:

Nun iſt es wieder ſtille draußen vor dem Tor,
auch ſtieß das letzte Königsſchiff vom Strande ab.

Bödwild:

Beim Himmel, Veland, ich vergaß faſt, wo ich bin,
ſo viele der Kleinodien ſind hier aufgehäuft.

Veland:

Wieviel unnützer Lärm, wo ſich ein Herrſcher zeigt.
Haſt Du nicht Waffenklirren und Geſchrei gehört?

Bödwild:

Nicht müde wird man, dieſen Hort ſich anzuſchaun,
darin zu wühlen wie in eines Bornes Flut,
die beiden Arme badend tief hinein verſenkt.
Dies iſt ein Quell. Doch dieſe Truhe iſt zugleich
unendlich vieler, bunter Strahlenquellen Quell,
von denen jede farbenſprühend überquillt.
O Glanz, o Feuer, das in dieſem Kaſten ſtürmt,
mit Lichtern blitzend, die das Auge kaum erträgt.
Und manche ſolcher Pracht, daß ewige Blindheit ſelbſt
dem, der ſie ſtahl, faſt noch geringe Buße ſcheint.

Veland:
Du haſt nun, Königstochter, reichlich Muße, Dich
an dieſer Kiſte voll Kleinodien ſattzuſehen.

Bödwild:
Das will ich und das werd ich: ſatt ſehn werd ich mich.
Du wirſt mich nun ſo leicht nicht wieder los, o Schmied,
und keinesfalls, bevor ich den Tribut erhob,
den Zehnten dieſes ungeheuren goldnen Raubs.

Veland:
An goldner Angel hing noch ſtets der beſte Fiſch.

Bödwild:
Was ſagſt Du?

Veland:
Nichts, als daß ich niemals knauſrig bin:
nicht wenn ich gebe, freilich auch im Nehmen nicht.

Bödwild ſtreicht ſich über die Augen:
Ich bin benommen, dieſes tauſendfält'ge Sprühn
ſenkt Zauber der Betäubung ſchleichend in mein Blut.
Holla, Du tückſcher Affe, ſag, wie kam ich doch
zu dieſer ungewohnten Stunde hier herein

Veland:
Wenn über dieſem Bettel ſchon Vergeſſen Dich
beſchleicht, Du Strotzende, wie will denn Deine Kraft
dem ganzen noch verborgenen Hort gewachſen ſein?

Bödwild:
Ich gehe nun, gleichviel wie ich hereinkam, Schmied,
mir ſcheint, hier iſt ein lähmend Räucherwerk verteilt
im Raum, womit Du irgendwas im Schilde führſt.

Veland:

Wohl führ ich was im Schilde, Du haſt recht,
und was an mir liegt, denk ich's zu vollenden auch.
Verbrenn ich aber Räucherwerk für Dich, o Weib,
ſo iſt's ein duftend Opfer höchſtens, wie man es
der Liebesgottheit darzubringen ſchuldig iſt.
Dich hat nur Gold verwirrt, und freilich es betäubt,
was immer in der Welt vom Weib geboren iſt.

Bödwild, eine Gittertür rüttelnd:

Die Pforte iſt verſchloſſen, hurtig, öffne mir.

Veland:

Du haſt vorhin nach Gürtel mich und Reif gefragt,
womit Du, einer Göttin gleich, beim Hochzeitsmahl
geſchmückt, an Deines Gatten Seite, ringsumher
verſchmähte Männerherzen tödlich treffen willſt.
Du wirſt es ohne Schmuck, und auch der Frauen Glanz
beim Feſt, Du wandelſt ihn in Todesfarbe um.
Allein auch Reif und Gürtel ſind vollendet, und
ich log aus Bosheit nur, um zornig Dich zu ſehn.

Bödwild:

Du Narr und Lügner, weiſe die Kleinodien denn
mir endlich vor und halte mich nicht länger auf,
wie komm ich bei ſtockfinſtrer Nacht denn durch den Sund?

Veland:

Dies, glaube mir, iſt eine müß'ge Sorge nur.

Bödwild:

Die Fahrt iſt weit und ohne Segel iſt mein Boot,
auch kam ich ohne Bootsmann, wie es meine Art.

Weland:
Nun, eine Nacht verbracht auf Welandsholm, was tut's?
An Daunen mangelt's nicht und einem goldnen Bett.

Bödwild:
Du raſeſt, gottverdammter Knecht, unreiner Wicht,
bedecke Ausſatz, weiß wie Schnee, doch meine Haut
lieber als daß mir einer ſagen dürfte, Du
verbrachteſt eine Nacht allein mit dieſem Knecht
Weland: für immer wär ich ja dadurch entehrt.
Anſpeien müßten mich die Herren ja im Königsſaal.

Weland:
Und dennoch trug mir Deines Vaters Majeſtät
vor wenig Augenblicken einen halben Thron
mit ſeines Königreiches einer Hälfte an.

Bödwild:
Das blökt der Wahnwitz eines unvernünft'gen Tiers,
am Feuer Deiner Schmiede iſt Dein Hirn verdorrt,
Du dünkelhafter Einfaltspinſel. Auf die Tür!
Denn jetzt iſt mir, als drückte ſich ein glühend Mal
in dieſer Stunde ſchon ſchandbar auf meine Stirn.

Weland:
So willſt Du Reif und Gürtel alſo nicht mehr ſehn?

Bödwild:
So ſchwatze nicht und handle: bring den Plunder her.
Reif und Gürtel erſcheinen in der Luft ſchwebend.

Weland:
Ich habe Diener, die es für den Meiſter tun.
Gefällt die Arbeit Dir? Wo nicht, ſo ſchilt mich aus.

Bödwild:

Ein Gott hat dies geſchaffen, keines Menſchen Hand,
wenn es nicht etwa nur ein bunter Schatten iſt.

Veland:

Erlauchte, ſo geruhe Deinen weißen Arm
danach zu ſtrecken.

Bödwild:

Gleich iſt's, ob er ſchwarz, ob weiß.
Nun ſeh ich wohl, an ſeiner Goldſchnur ſenkte ſich
der Reif herab und Gürtel. Oh, wie köſtlich gleißt
doch dieſe, aller Kronen Krone! Ganz umhüllt
vom brünſtigen Spiele der Karfunkel muß das Haupt
erglühen, das ſie trägt.

Veland:

Und dennoch haſt Du nicht
zu fürchten, daß die ſchwere Goldlaſt Deines Haars
verblaſſe oder ſchmelze unter dieſem Reif.

Bödwild:

Doch dieſer Gürtel übertrifft die Krone faſt,
wie bildete ſo feine Schuppen Deine grobe Fauſt?
Du haſt das Meer an Perlen, der Gebirge Schoß
an Edelſteinen leer geraubt.

Veland:

Was tut man nicht,
würdig die Braut zu ſchmücken am Vermählungstag.

Bödwild:

Zwölftauſend Roſſe wiegen dies Geſchmeid nicht auf,
nicht für drei Königreiche geb ich's wieder her.

Veland:

Und doch, erſt wenn die Krone Deinen Scheitel krönt,

gewinnt ſie ihre volle Flammenkraft und wird
zur zweiten Sonne, purpurdröhnend gleichſam wie
die andre, ehe ſie zum Grund des Meers verſinkt.
Und ſo der Gürtel: ſieh, er ſchläft. Was Du jetzt ſiehſt
an ihm, iſt nicht ſein wahres Leben, nur ſein Schlaf,
tot im Metall noch ſtarrt die reiche Bildnerei.
Erſt wenn Du ihn gleich einem Kinde an die Bruſt
hebſt und ihm einräumſt, daß er Dich wie einen Stamm
bewegten Elfenbeins umſchlinge, wacht er auf.
Dann ſpielt um Deine Hüften Nordlichtzauber, und
es ziehn um ſie den Reigen nackte Jünglinge,
im Schwertertanz Dir huldigend.

Bödwild:

Laß ſehen, Schmied.

Sie verſucht den Gürtel um die Hüften zu nehmen.

Veland:

Nicht ſo.

Bödwild:

Wie anders? Unterweiſe mich denn! He,
willſt Du krepieren: Deine Zähne klappern ja
und Deine Fratze ſtarrt mich an ſo grau wie Blei.

Veland:

Willſt Du, es ſollen wirklich dieſe Fäuſte Dir
nahen, Dich ſelbſt gürten.

Bödwild:

Hurtig, ſei nicht zimperlich!
Für mich biſt Du nicht Fiſch, nicht Fleiſch, nicht Mann, noch Weib.

Veland:

Was ich für Dich bin, ahneſt Du bis jetzt noch nicht.
Die Frage aber lautet jetzt: was biſt Du mir?

Die einzige Macht, vor der ich zittre: hörſt Du das?
ſonſt lach ich aller Götter, aller Könige.

Bödwild:

Ich bin ein Weib nur und ich liebe Maide nicht,
die waffentragend auf der Männer Spuren gehn.
Von mir iſt nichts zu fürchten, wenn Du folgſam biſt.

Veland:

Ich halte meines Schickſals Steuer in der Hand,
Herr meines Loſes bin ich heut wie nie zuvor.
Den Todfeind draußen band ich auf ein glühend Roſt,
wo er ſich windet in unnennbar wilder Pein.
Dies weiß ich, und mein Herze hüpft vor Luſt darum.
Ich fürchte keine Wächter mehr, die Woge nicht,
die Tag und Nacht mit dumpfem Drohn den Strand berennt,
nicht macht ſie ferner mir zum Kerker Velandsholm.
Gram, der ſo lange mir am Lebensmark gezehrt,
im erſten Rachebrande iſt er faſt verkohlt.
Heut noch ein Krüppel, hinkend, trägt mich morgen ſchon —
bereite Adlerſchwinge fort im höchſten Flug. —
Dann aber bin auch ich gelähmt und liege ſo
fortan als Leichnam lebend in der Gruft, und dann
wird alle Schmach und Not, die ich bisher ertrug,
nichts gegen die der ewigen Verdammnis ſein.

Bödwild:

Du ſprichſt in Rätſeln, wunderliche Mißgeburt,
doch nun die Riegel auf: zwar werd ich dieſe Nacht
kein Auge ſchließen, denn wahrhaftig, Veland, hier
haſt Du geſchaffen, was die Nacht mir taghell macht.
Allein 's iſt hohe Zeit. Auch plagt mich Ungeduld,
die glotzenden Geſichter meiner Fraun zu ſehn
beim Anblick dieſes übermenſchlich hohen Werks.

Veland:

Weh! Wehe! Wenn ich nun das Wort nicht ſprechen kann
vor Schmerz um Dich, wie es mein hartes Werk verlangt.
Weh, wenn nun Deiner jungen Schönheit Unſchuld mich,
den alten zauberkundigen Meiſter, lähmt.
Du meinſt, daß Götter Deiner warten und Dein Fuß
ſchreite auf buntem Himmelsbogen nach Walhall,
derweil vor meiner Seele ſteht Dein wahres Los.

Bödwild:

Wicht, meine nicht, daß je mich eine Bangigkeit
vor Dir beſchleicht: wahnwitz'ger Hochmut ſolcher Art
beflecke niemals Dein fronſeliges Knechtsgehirn.
Doch öffne ſchleunigſt jetzt der Pforte Riegel mir,
ſonſt fürchte meines Vaters Strafen, Deines Herrn!
Du kennſt ſie, weißt, wie einſt Dein Fleiſch in Fetzen hing,
als man für irgendein Vergehn Dich ausgepeitſcht,
bis drüben zum Palaſte drang Dein Schmerzgebrüll,
die Hunde überheulend, die es aufgeſtört.

Veland:

Die Dankbarkeit iſt König Haralds Sache nicht
noch ſeiner Kinder: doch ich will ihm dankbar ſein.
Er zahlt mit ſchlechter Münze mir mein gutes Gold:
mit gleicher Münze, mindrer nicht, vergelt ich ihm.

Bödwild:

Boshafter, tück'ſcher Kobold, Hilfe ruf ich nun.
Du übſt hier Ränke: laß mich an die friſche Luft,
in nebelhaften Dämmer haſt Du mich gehüllt.
Was lockte mich zum zweiten Male hier herein?

Veland:

Nichts, doch Du ſuchteſt Unterſchlupf, flohſt vor dem Jarl.

Bödwild:
Richtig, ſo war's. Und hat der Jarl nach mir gefragt?

Veland:
Nach Deinen beiden Brüdern, die verſchollen ſind.

Bödwild:
Wie, Ai und Ingi ſind verſchwunden?

Veland:
Ja, ſo ſcheint's:
ſonſt hätte ſchwerlich ſo der Jarl ſein Haar gerauft.

Bödwild:
Was heißt das, Ai und Ingi ſind verſchollen? Wie?
Unmöglich! Alles dies iſt Traum, nicht Wirklichkeit,
ſie ſind des Landes Zwillingsſonne. Ohne ſie
iſt Dunkel außen ſo wie innen im Palaſt,
und meinen Vater, meine Mutter trennen kaum
noch Stunden von der eignen Gräber Finſternis.
Hallende Schläge gegen Eiſen dringen vom äußeren Tor herein.

Bui, unſichtbar:
Veland! He, Veland! Gut Freund! Öffne, laß uns ein.
Bödwild rüttelt heftig am Tor.

Veland:
Was rufſt Du nicht?

Bödwild:
Ich kann nicht.

Veland:
Bui und Boddi ſind's,
die Wächter, und ſie kommen, um nach Dir zu ſehn.

Boddi, unſichtbar:
Wir ſind es, Bui und Boddi, Veland, die Du kennſt,

in guter Abſicht kommen wir, ſei des gewiß.
Wir walteten ſtets milde unſres Amts, Du weißt's.

Veland:

Erlauchte, gib ein Lebenszeichen, melde Dich.

Bödwild, heiſer:

Du hämiſcher Hund haſt meiner Stimme Klang geraubt.

Veland:

Sie kommen als Schatzgräber, und Du biſt der Hort.

Bui, unſichtbar:

Bui bin ich, Bui! Stets ging mir nahe Dein Geſchick
und manches gute Wort, Schmied, legt ich für Dich ein.
Laß uns von alten Zeiten plaudern.

Veland, zu Bödwild:

Plaudre denn.

Bödwild:

Wo bin ich? Schwarze Wogen und ein ſchwarzes Schiff!
Wer ſteht am Steuer? Haltet! Schwindel packt mich an.

Veland:

So Schiff als Woge, beide ſind mir wohlbekannt.
Komm, ſtütze Dich, Jarl Gunnar iſt's, Dein Bräutigam.
Auf kurze Zeit nur füge Dich der Macht des Schlafs,
bis Bui und Boddi ihres Wegs gegangen ſind.

Stützend, haltend, faſt tragend führt Veland Bödwild davon durch eine der Gitterpforten. Gleich darauf kommt er wieder und läßt **Bui** und **Boddi** ein.

Bui:

Da ſind wir. Das war mehr als ich erwartete:
Du öffneſt und Dein Zorn ſcheint mir verraucht zu ſein.
Doch Rauch haſt Du genug gemacht, vertrackter Schmied.

Jarl Harald, Gunnar und die Mannen alleſamt
recht ſehr bedenklich huſtend ſtiegen ſie an Bord.

Veland:
Was wollt Ihr hier? Macht's kurz und packt Euch Eures Wegs,
an Müßiggänger werf ich meine Zeit nicht fort.

Bui:
Fahr doch nicht gleich ſo zu, Du galliges Gezücht.
Wir kommen doch ſonſt miteinander leidlich aus.
Vergiß nicht, daß ich redlich mich dawider ſchon
gekehrt, als man im Felsgebirge Dich verriet,
Dich meuchlings überfiel und Dich verſtümmelte.

Veland:
Haſt Du's verhindern können, Knecht? Sonſt prahle nicht.

Bui:
Mußt Du denn immer ſchimpfen, Wicht, aus vollem Hals?
Was, Köter, ſchnappſt Du, wenn man hinterm Ohr Dich kraut.

Veland:
Einfältige Tölpel, was auch Eure Abſicht iſt,
mein Fell zu ſtreicheln oder zauſen, gilt mir gleich:
kommt Ihr mir nahe, reiß ich Euch die Gurgel durch.

Boddi:
Wenn Du ſo weiter geiferſt, reißt mir die Geduld.

Bui:
Ei, laß ihn, iſt er nicht der Herr im eignen Haus?

Veland:
Ich bin's! Und laßt es Euch geſagt ſein: mehr als je,
ſeitdem ſich Harald nährt von meinem blut'gen Schweiß.

Bui:

Auch unſrer ſchmeckt ihm: nun das iſt ſo Königsart!
Laß uns doch endlich wackren Spießgeſellen gleich
einmal vertraulich ſchwatzen und nicht immer Galle ſpein.

Veland:

Damit Ihr aller Mühen überhoben ſeid
und Euren Wanſt nicht etwa durch ein Nadelöhr
hindurch zu quälen unnütz den Gedanken faßt. —
Auch darum, daß Ihr Eure plumpen Fäuſte nicht
zerbrecht am Knoten, den kein Bui und Boddi löſt —
ſo hört und führt Euch meine Runen zu Gemüt,
ſteckt ſie dem Jarl, und wohl bekomm der Botenlohn.
Ich habe einen Käfig mir geſchmiedet und
mit ſchweren Riegeln ihn verwahrt von ſolchem Stahl,
den ſelbſt des Wettergottes Hammer nicht zerſprengt.
In dieſem Kerker aber eingeſchloſſen liegt,
merkt auf, das blutende, zerrißne Herz des Jarl.
Ich war's, der es ihm ausſchnitt und darin verſchloß.
Nun kommt das andre: Ihr ſucht Bödwild. Sie iſt hier.
Geht, ſagt dem Jarl und ſeinem künftigen Tochtermann,
Gunnar, dem Strahlenden, ſagt ihnen deutlich ſo:
der Alfe Veland ladet Euch zur Hochzeit ein.
Hört Ihr: zur Hochzeit ladet Veland beide Jarls.
Und ſind ſie lüſtern, ſagt, daß zwei Pokale ſchon,
zwei Wunderwerke ſchon von mir gebildet ſind,
gefüllt mit einem heißen Trank ſo rot wie Blut.
Sagt: König Haralds Herz wird Eure Speiſe ſein.

Bui:

Furchtbar freche Worte ſprichſt Du, Spottgeburt
aus Dreck und Feuer! Doch Du gibſt uns Rätſel auf,
die ſich wie leere Seifenblaſen blähn

und dann zerſpringen. Dies war oft ſo Deine Art.
Doch Dir zum bittren Leid berichten wir's dem Jarl.

Veland:

Tut's! Dieſe Ringe, dieſes Hackgold nehmt zum Dank.
Und auch noch dieſes tut ihm kund: ſagt meinem Herrn,
es werden alle Gruben, Höhlen, Schächte und
Erdlöcher Deines Maulwurfs, Deines Krüppelſchmieds,
die ganze Satansſchmiede, ſagt ihm einfach ſo,
auffliegen, aufgeſprengt von einem Jubelſchrei,
und dann hebt Veland ſich mit Flügeln in die Luft,
und gleich dem Adler wirſt Du ihn entkreiſen ſehn.

Bui und Boddi ziehen ſich zurück. Veland bricht unter tollen Freudenſprüngen in wahnwitziges Gelächter aus.

Veland:

O Feſt, o Feſt! Wie hat ſich alles mir gefügt,
nun aber zögre nicht mehr, Veland: ſchnell ans Werk,
füge die erſte Stufe von der Treppe nun,
die in des Grauens, des Entſetzens Abgrund bald
der Weichling mit den duft'gen Locken abwärts ſteigt,
in Weißglut wird ſie ziſchen unter ſeinem Fuß. —
Nun kommt heraus, Ihr Königsknaben, kommt hervor.

Die zwölfjährigen Königsſöhne Ai und Ingi, Knaben von höchſter Schönheit, kommen durch eine der Gittertüren aus dem Innern des Velandbaues.

Veland:

's iſt Zeit, Ihr Prinzen, daß Ihr an die Heimfahrt denkt.

Ai:

Jetzt ſchon, wo wir doch grade kaum gekommen ſind?

Ingi:

Du ſtrobelköpfiger Zottelbär, da irrſt Du Dich,

Du wirſt uns, bis der Abend dämmert, nicht mehr los
und morgen, mit dem frühſten, ſind wir wieder hier.

Veland:
Wenn man Euch nur nicht etwa im Palaſt vermißt.

Ai:
Man meint, wir ſeien nur im Wald auf Vogeljagd.
Da ſind wir oftmals manche Stunde unterwegs,
wir haben's unſerm Vater abgetrotzt, dem Jarl,
daß uns Atli, der Jäger, nicht begleiten darf.

Veland:
Wie lange meinet Ihr wohl auf dem Holm zu ſein,
Ihr Burſchen, ſeitdem Euer Boot ans Ufer ſtieß?

Ai:
Kein Stündlein iſt ſeitdem herum, ſo kurze Zeit.

Veland:
Ein Augenblick wird oft zur kleinen Ewigkeit
und eine kleine Ewigkeit zum Augenblick.
Drei Tage und drei Nächte ſind vergangen, ſeit
ich Euch, auf Euer Pochen, in die Schmiede ließ.

Ingi:
Sag lieber doch drei Wochen oder Jahre, Schmied.
Wenn man ſchon lügt und Spaß treibt, warum ſoll der Spaß
ſo mager, nicht die Lüge von den fetten ſein!

Veland:
Wie ſeltſam: Ihr ſeid gern bei mir. Und hat man Euch
denn nicht vor mir und meinem finſtren Sinn gewarnt?

Ingi:
Wir ſahen Deiner Eſſen Rauch und wollten ſelbſt

ergründen, ob Du wirklich wie ein Feuerwurm
auf Schätzen liegſt und flammenſpeiend ſie bewachſt.

Veland:
Und alſo fliegen Haralds Kinder alleſamt
von böſen Zaubern angetrieben in ein Licht,
das ſeine Wurzeln aus dem Höllenabgrund ſpeiſt.
Sagt, habt Ihr wohl den Drachen nun gefunden, der
Verderben haucht? Bekennt doch: wie erſchein ich Euch?

Ingi:
Ein armer Hinker biſt Du: lahm und doch an Künſten reich.
An Deiner Hände Werken ſieht man ſich nicht ſatt.

Ai:
Nein, wer Dich einen Drachen nennt, der kennt Dich nicht.
Du biſt ja kindgut, wie ein armer kranker Hund.

Ingi:
Und nichts bewachſt Du, eher ſchenkſt Du alles fort,
wo Du nur immer ein Begehren halbwegs ſpürſt.

Veland:
Oh, oh!

Ai:
Was ſtöhnſt Du ſo auf einmal?

Veland:
Wehe, oh!
's iſt nichts! Geht weiter! Wählt Euch Ringe, wie Ihr wollt.
Nach Herzensluſt Goldſchnallen, Wehrgehenke — geht!
Oh, oh! — ah! — geht! Seht mich nicht an.

Ingi:
Was haſt Du denn?
Du ſtöhnſt ja auf, daß man davon ins Mark erſchrickt.
Wer quält Dich?

Veland:

Eitrige, verfluchte Lappen, fort.
Er reißt Binden von ſeiner Wunde und ſchleudert ſie fort.
Macht Eiſen glühend, Eiſen glühend, hört Ihr nicht,
und bohrt es in die Wunde mir.

Ai:

Die Wunde iſt's,
Dich peinigt Schmerz in Deiner offnen Wunde, Schmied.

Veland:

Laßt, nun iſt's gut.

Ai:

Was ſchweigſt Du? Iſt es wirklich gut,
Was beißeſt Du die Zähne aufeinander, ſag
uns doch, wie wir Dir helfen können, armer Knecht?

Veland:

Laßt ab! Laß ab mit Foltern! Lieber tötet mich.

Ai:

Nennſt Du es foltern, wenn man Dir zu helfen ſucht?

Veland:

Ihr ſeid berufen, mir auf fürchterliche Art
und nicht nach Eures Herzens Wunſch mir beizuſtehn.

Ai:

Nun fletſcheſt Du ſchon wieder Deine Zähne, Wicht.
Noch eben blickten Deine Augen flehentlich
und ſchon entzucken ihnen Blitze düſtrer Wut.
Niemand iſt Deiner ſicher, und man ſagt mit Recht,
wenn Du mit weicher Tatze irgendwen berührſt,
erfühlſt Du nur die Stelle für den Prankenhieb.

Veland:

So iſt es, Bürſchlein, kommt denn näher zu mir her,
denn die Gevattern logen nicht, die das geſagt.

Ingi:

Doch Du, als Du uns von den goldnen Scheiben ſprachſt,
die Du uns zeigen wollteſt, nun, wo ſind ſie denn?
Die Götter ſpielten einſt damit im Himmelreich:
ſo ſagteſt Du, in ihrer Kindheit, und es klang
vom Flug des goldnen Götterſpielzeugs hell die Luft.

Veland:

Ah, wartet, gleich erinner ich jenes Wurfgolds mich:
zwölf runde Platten waren es, ſchwerlötigen Golds.
In Ruhe lagernd, jede gleich dem vollen Mond,
geſchleudert, jede einer bunten Sonne gleich.
Dies Spiel bedurfte keines Lichtes in der Nacht,
ſo hell ward von der Gotteskinder Jauchzen, ward
vom herrlichen Getön des Spielwerks und vom Glanz
der Mond- und Sommerwürfe alles überflammt. —
Ein Alfe ſtahl ſie, ſtahl die goldnen Scheiben, und
die Götter wurden alt und grämlich, welk und kalt.

Ingi:

Biſt Du der Alfe, der ſie ſtahl?

Veland:

Mir zeigte ſie,
o weh! die Schwanenflüglige, die mich verriet,
doch auf Verrat iſt ja dies ganze Sein geſtellt!
Und beide trugen wir gemeinſam ſie ans Licht
aus einer tiefen Spalte, die im Wolfstal klafft.
Wie bald erſcholl das ganze Tal vom Vogelſang.

Ingi:

Nun alſo, dieſe Wunderſcheiben zeig uns jetzt! —
Er ſchweigt. Er iſt nicht bei ſich. Was geſchah mit ihm?

Ai:

Veland! He, Veland!

Ingi:

Weit die Lider aufgeſperrt
kehrt er das Weiße ſeines Auges uns nur zu.
Die Sterne ſcheinen rückwärts in ſein Haupt gewandt.
Wir wollen gehn. Ruf nochmals ſeinen Namen laut,
damit er uns entlaſſe durch die erzne Tür.

Ai:

Veland!

Ingi:

Er hört nicht. Einen neuen Poſſen hat
er ausgeſonnen, uns zu ängſten. Zittert nicht
das ganze Scheuſal leiſe wie ein Eſpenblatt
und ſcheint in ſich verſunken blind und taub zu ſein?

Ai:

Muſik! Getöne wie von Erz und Saitenſpiel,
Hörſt Du es auch?

Ingi:

Und niemals hört ich ähnliches
Geräuſch: dazwiſchen Pochen wie von Hammerſchlag.
Wo kommt es her? Von allen Seiten dringt es zu.

Ai:

Du irrſt. Es bebt aus ſeiner Stirne, ſeiner Bruſt hervor.

Ingi:

Ja, Du haſt recht. Wie urgewaltig brauſt es auf,
die Flut dringt an. Kaum halt ich auf den Füßen mich.
Er ſchwitzt Gewalt aus, dröhnt von göttergleicher Macht.

Ai:

Horch, ſüße Stimmen ſchweben jetzt aus ihm empor.
Oh, braucht ich dieſes Jubilierens Himmelslaut
doch nie mehr miſſen bis zum letzten Atemzug.

Geſang weiblicher Stimmen:

Durch Myrkwidr flogen Mädchen von Süden.
Sie ſaßen am Strand der See und ruhten.
Schönes Linnen ſpannen die ſüdlichen Frau'n.
Ihrer eine hegte ſich Eigel, Schlagfeder die zweite.
Aber Hervare Allweiß nahm Veland zum Weibe.

Veland:

Weh mir! Hervare, horcht doch: Schwanenflügelſchlag,
er flieht, ein letztes Blinken übern Firn davon
gen Süden eilt ſie wieder hin, von wo ſie kam.

Geſang weiblicher Stimmen:

Vom Waidwerk kamen die wegmüden Schützen
Slagfidr und Egil, fanden öde Säle,
gingen aus und ein und ſahen ſich um.
Da ſchritt Egil oſtwärts Alrunen nach,
und ſüdwärts Slagfidr, Swanhwit zu finden.

Derweil im Wolfstal ſaß Veland,
ſchlug funkelndes Gold und feſtes Geſtein,
und band die Ringe mit Lindenbaſt.
Alſo harrt er ſeines holden
Weibes, wenn ſie ihm wiederkäme.

Ai:

Auf einmal ſchweigt nun alles. Iſt der Alfe tot?

Veland:

Ich bin's, weil ich aus dieſem Traum erwachen muß

und meines Feindes Neſtbrut ſehe, der mich hier
feſtband, daß ich mein Liebſtes nicht verfolgen darf.
O Not, o namenloſe Not des Darbens! — Doch
Geduld! Der Rache Flügel ſproſſen deutlich ſchon
am künſtlichen Geſtricke meiner blutigen Liſt
und bald entheben Rieſenſchwingen mich davon
ihr, der Vermißten, nach: ſie kann mir nicht entgehen.
Zierbiſſen, kommt nun, tretet in die Kammer ein.
Millionen Euresgleichen wirft der Mütter Schoß,
damit Jarl Harald ſeinen Acker düngen kann
mit Jünglingsblut. Auch ich nun fordre meinen Zoll
von ihm: denn auch mein Garten ſoll nun bald erblühn.

Ai:

Öffne die Pforte, Unhold, ich befehl es Dir.

Weland:

Und ich befehle Dir und ihm: tritt hier herein.

Ingi:

Ai, tritt zurück, hier riecht es nach geronnenem
Blut, roſtige Eiſenketten lagern dort umher
und bärtige Köpfe, blutbeſudelt, wie mir ſcheint.

Ai:

Unwiderſtehlich zieht ein unſichtbares Netz
mich dort hin. Dies ſind tück'ſche Zauber, laß mich frei.
Der Kronprinz bin ich, werde einſtmals König ſein,
und wer mir nicht gehorcht, dem blüht der Henkersblock.

Weland:

Ich zeig Euch eine Kiſte ganz aus ſchwerem Erz,
darin ich die zwölf goldnen Scheiben aufbewahrt.
Das Götterſpielzeug wartet Eurer, greift hinein.

Ai:
Behalt Dein Spielzeug. Laß uns frei, ſonſt will ich Dich
lehren, welch eines ſtarken Herrſchers Blut ich bin.

Veland:
Dir hilft kein Flehn. Dein Weg iſt vorgezeichnet.

Ai:
Wie?
Gebieten nennſt Du Flehn, armſeliger Feuerwurm?

Ingi:
Oh, laß uns leben, laß uns leben, Veland.

Veland:
Er
weiß beſſer, welcher Augenblick für Euch erſchien.
Hurtig. Seid mir doch dankbar! Denn was mühſam ſich
andre erarmen in jahrzehntelangen Mühn,
Euch, die Ihr noch nicht flügge ſeid, fällt's in den Schoß.

Ai:
Jarl Harald! König Harald, höre Deinen Sohn,
o hätt ich doch gemieden dieſen Velandsholm
und Dein Gebot nicht übertreten. Rette mich,
mein Vater, hilf, aus tiefer Not ſchrei ich zu Dir.

Veland:
Dies tat ich oft. Sei ſicher, daß er Dich nicht hört.

Ai:
Ingi, reiß mich zurück.

Ingi:
Mich ſelber ſpült es fort
mit Dir, als wären wir im Strudel eines Stroms.

Beide werden magiſch fortgezogen durch das Pförtchen eines Verließes, in dem ſchwere Ketten raſſeln.

Ai, von innen:

Mir graut. Hier kriecht in ſchwarzen Lachen Giftgewürm.

Ingi:

O Sonne, Wieſen, Wogen, Meer und Vogelſang.

Veland:

Des Kaſtens erzner Deckel gähnt: blickt nur hinein
und aller Wünſche höchſter iſt ſogleich erfüllt.

Man hört krachend den Erzdeckel der Kiſte zuſchlagen. Danach ebenſo die Pforte des Verlieſes.

Veland:

Nun iſt's geſchehn, und wie auf Dein Gebot man einſt
die Sehnen mir durchſchnitt, ſo tat ich heute Dir.
Doch weiter nun ans Werk, ans Werk! Die Zeit vergeht. —
Doch welch ein Laut iſt das? Ketill, der Schafhirt, ſcheint's.
Vor ihm iſt keine Rettung. Seiner Flöte Ton
macht erzne Pforten ſchmelzen, alle Riegel auf.

Ketill tritt flöteſpielend ein.

Ketill ſetzt die Flöte ab:

Erlaube, daß ich Dich beſuche, fleiß'ger Schmied.

Veland:

Du kamſt zu mir und haſt mich nie deshalb gefragt.

Ketill:

Ich kam, wenn Du mich riefeſt aus gequälter Bruſt.

Veland:

Hab ich Dich je gerufen, tat ich's ohne Laut,
nie hörte jemand Veland um Erbarmen flehn.

Ketill:

Dein Los allein ſchon, Veland, fordert es heraus.

Veland:
Nicht mehr, Ketill! Bald wirſt Du deſſen Zeuge ſein.

Ketill:
In Reichtum wühlend und in Schätzen ohne Maß
lebſt Du als Ärmſter aller Armen hier zu Land.

Veland:
Nicht mehr, nicht mehr! Und hin iſt alle Not, Ketill.

Ketill:
So ſprachſt Du oft, wenn blut'ger Schweiß von Deiner Stirn
herabtroff und das bleiche Graun in Deinem Blick
vom Bohren Deiner immer offnen Wunden ſprach.
Des Leiden iſt unſterblich, der unſterblich iſt.

Veland:
Du lügſt. Unſterblich bin ich, aber nicht mein Leid.
Noch heute brenn ich ſelber es für ewig aus.

Ketill:
Allein noch ſchüttelt's Dich. Die Zähne klappern Dir
umſonſt nicht ſo vor Froſt. Trink dies, es nimmt
das Fieber, nicht nur meinen Schafen tut es gut.

Veland:
Dies Fieber ſtillet Dein armſeliges Tränklein nicht.

Ketill:
So mögen meiner Flöte Klänge, wie ſchon oft,
Dir Lind'rung träufeln in der Seele wilde Glut.

Veland:
O dieſer Flammen Wolluſt, Schafhirt, kennſt Du nicht.

Ketill:
Und doch, könnt ich ſie dämpfen, Schmied, ich tät es gern.

Veland:

Du kannſt kein Blut ſehn, Rache aber ſtillt nur Blut.

Ketill:

Gern würd ich meins vergießen, könnt ich nur damit
auslöſchen dieſen fürchterlichen Rachebrand,
wahrlich, er legt die ganze Welt in Aſche noch.

Veland:

Gib hin Dein Blut, für wen Du magſt, mich dürſtet nicht
nach Deiner Arzenei, denn meine ſteht bereit,
von ihren glühen Läuterbränden ahnſt Du nichts.

Ketill:

O Veland, tue denen wohl, die Übles tun,
und liebe, die Dich haſſen, Dir zum ew'gen Heil.

Veland:

Ich lache Deiner und es lachen Dein noch mehr
die Unſichtbaren, deren Lefzen fließen ſchon
vor Gier, weil ſie nach meinem Gaſtmahl hungrig ſind.
Und nun, Ketill, getreuer Knecht, heb Dich hinweg,
es drängt die Zeit, und Bui und Boddi bitten ſchon
zu meiner Hochzeit. Richten muß ich eilig jetzt
für das Gelage Hochſitz, Becher, Wein und Brot.

Ketill:

O ſegne, die Dir fluchen, Schmied, und fluche nicht
dem Fluchenden: denn Du verdoppelſt nur den Fluch,
und Doppelfluch erwürgt den Segen ihm und Dir.

Veland:

Zu ſpät, Ketill. Schon band ich los den Höllenhund,
und eh er ganz nicht ſeinen blut'gen Fraß verzehrt,
zwingt ihn an ſeine Kette wiederum kein Gott.

Ketill:
Leb wohl, und denke mein in aller Deiner Not.

Weland:
O Not, o heil'ge Not, nun erſt erkenn ich ganz,
daß Du es biſt, die mich zum Gott emporgeſäugt.

Ketill:
Leb wohl. Bedarfſt Du meiner dennoch, rufe nur.

Weland:
Bleib! Gern hört ich immer Deiner Flöte Klang
und Deiner ſanften Herde Rauſchen war mir lieb.
Oft, wenn ich es vernahm, entſpannte ſich mein Hirn,
das brennende, das lange Nächte durch umſonſt
gerungen um Erlöſung von des Wachens Qual.
Da ſchlief ich ein und hatte Frieden, wußte nichts
von meiner Schmerzen Wut. Und dafür ſei bedankt. —
Faſt iſt mir weh, wo Du nun von mir gehſt, Ketill,
denn dies iſt wohl zum letztenmal, daß ich Dich hier
erblicke. Mit dem Tagesgrauen fahr ich hin
von dieſem Unheilsholme weit ins Morgenrot.
Nur meiner Qual Geſpenſter bleiben hier bei Dir.
Ade, Du lieber Schäfer! Dank! Und nochmals Dank!

Ketill:
Soll ich im Scheiden ſpielen oder haſt Du nun
ſchon beſſere Muſik und brauchſt die meine nicht?

Weland:
Du guter Hirte, ſpiele. Deine Flöte hab
ich nicht umſonſt aus heil'gem Weidenholz gefügt
von einem Aſt, auf dem Hervare ſaß und ſang
und ſtrählte ihres ſchweren Haares goldnen Strom.

Laß ihrer Stimme einen fernen Widerhall
das Herz mir hüpfen machen in entmenſchter Bruſt.
O Täler, Gärten, Inſeln ihr voll Seligkeit,
an deren Bruſt mein Flügelpaar nun bald mich trägt,
wenn erſt die Furt des blut'gen Sumpfs durchwatet iſt.
Kenil hat ſich entfernt. Sein Flötenſpiel iſt verhallt.

Veland, nach kurzem, verfinſtertem Schweigen:
Wie kommt's, daß Du erblaſſeſt, Veland, und Dein Herz
ausſetzt, wie eine Feldmaus ſich nicht mehr bewegt,
wenn eine Fauſt von Eiſen ſie zuſammenpreßt.
Du biſt allein und Deine Bruſt verrät es Dir,
im Wolluſtkerne Deiner überſel'gen Tat.
Du ſtießeſt manchem Feuerſee den Zapfen aus
und brüllteſt auf, wenn ſich das glühende Metall
weißglühend in die Form ergoß. Was biſt Du nun
ſo kleinlaut? Haſt auf Deiner Stirne Todesſchweiß
und Totenſtarre in der eiſeskalten Hand,
wo zeugend ſich der Rache Glut ergießen ſoll. —
Es bricht durch Eis und Schnee des Heklas rote Brunſt,
er ſchmilzt Geſtein und wälzt es kochend ab zu Tal
in Liebeshaß verheerend, was ihm widerſteht.
Wach auf, Bödwild, furchtlos tritt zu mir herein.
Bödwild erſcheint wiederum.

Bödwild:
Wann wirſt Du aus dem Traume mich entlaſſen, Schmied?

Veland:
Nicht eh zu Ende dieſer ganze Traum geträumt,
wenn Du für Traum dies halten magſt, o Königskind.

Bödwild:
Obgleich dies alles wirklich ſcheint, iſt es doch Traum.

Seit Du mich einſt als Kind auf Deine Arme nahmſt
und ich aus vollem Halſe ſchrie, mich zu befrein,
träumt ich den Traum und alles, wie es jetzt geſchieht.

Veland:
Und wie, wie war der Traum, den Du ſo oft geträumt?

Bödwild:
Wenn ich die Augen kaum geſchloſſen, ſpricht zu mir
der Vater: meide, meide, Kind, den Velandsholm.

Veland:
Und dann?

Bödwild:
Verſprech ich es und tu es wiederum
trotzdem, wie heut, und wie ich's auch vordem getan.

Veland:
Was alſo tateſt Du?

Bödwild:
Den Holm beſucht ich doch.

Veland:
Trotzdem er ſagte: meide ihn?

Bödwild:
Gewiß, trotzdem.

Veland:
Allein, Du ſagteſt eben doch, Du träumteſt jetzt.

Bödwild:
Ach ja, das kommt, weil Träume ſtets verwirrend ſind.

Veland:
So biſt Du alſo wahrhaft hier und nicht im Traum?

Bödwild:

— Hier bin ich wohl, gewiß, wo ſollt ich anders ſein?

Veland:

Zu Haus, in Deinem königlichen Bett, Bödwild.

Bödwild:

Du Ausgeburt des Traums, wie ſeltſam doch, daß Du
zurecht mich weiſeſt und den Irrtum richtig ſtellſt.

Veland:

So liegſt Du nun im Bett und ſchläfſt?

Bödwild:

Ja, wenn man will.
Ein ſonderbarer Schlaf iſt freilich ſolch ein Traum.

Veland:

Erwachſt Du nun wohl lieber oder träumeſt fort?

Bödwild:

Erwachen, fürcht ich, ſteht jetzt nicht in meiner Macht.

Veland:

Da ſprichſt Du lautre Wahrheit aus im tiefſten Traum.

Bödwild:

So ſagſt Du immer, und ſo ſtierſt Du ſtets mich an,
wenn Du mit Deinem fürchterlichen Alpdruck drohſt.
Allein ich ſchreie, und ſo weck ich ſelbſt mich auf.

Veland:

Verſuch's.

Bödwild:

Weshalb? Ich weiß ja, Unhold, Traum iſt Traum.

Veland:

Du wagſt es nicht. Und das iſt gut. Sei ganz ein Lamm,
ſo fühlſt Du nicht die mag'ſche Feſſel, die Dich lähmt.

Bödwild:

Aus hundert Träumen kenn ich Deine Tücke, Wicht,
heut ſollſt Du mich nicht lähmen, wie ſo manches Mal.

Weland:

Zerſchlage doch das Gruftgewölb, das Dich bedeckt.

Bödwild:

Du ſprichſt von einem Gruftgewölb, das nicht beſteht.

Weland:

Nun gut, nun alſo: wenn Du träumſt, was träumſt Du denn?

Bödwild:

Ich möchte heim und etwas hemmt mich fort und fort.

Weland:

Was hemmt Dich denn?

Bödwild:

Bald iſt es das, bald iſt es das.

Weland:

Und was?

Bödwild:

Ein Brautſchmuck bald, bald eine Tür und bald
der König und die Seinen vor dem Welandsſchacht.

Weland:

Und ſolche Not bereitet Dir der Welandstraum?

Bödwild:

Stets, und noch größre, doch ich kenn ihn allzu gut,
ſelbſt heute, wahrlich, jagt er wenig Furcht mir ein.

Weland:

So iſt der Traum wohl, ſage, heut beſonders ſchwer?

Bödwild:
Gewiß, weil heute im Palaſte Hochzeit iſt.

Weland:
Wo iſt die Hochzeit? Und wer wird vermählt, Niarenkind?

Bödwild:
Bödwild, des Königs Tochter, weißt Du das nicht, Schmied?

Weland:
Mit wem wird ſie vermählt? Mit Weland?

Bödwild:
Biſt Du toll,
Geſpenſt? Mit König Gunnar, wie ein jeder weiß.

Weland:
Gunnar? Iſt das nicht das geleckte Milchgeſicht?

Bödwild:
Gunnar iſt Gunnar, Knecht, und weiter ſag ich nichts.

Weland:
Ich bin der Schatten Deines Traums, haſt Du vor mir
Geheimniſſe, Bödwild, vor Deinem andern Ich?

Bödwild:
Gibt es doch Dinge, die man ſich ſelbſt doch nicht geſteht.
Und Du, mein andres Ich, Du machſt mich lachen, Schmied.

Weland:
Demnach, ſo ſcheint es, Liebchen, träumſt Du wieder nicht.

Bödwild:
Wie wagſt Du mich zu nennen, ekles Schlanggezücht?

Weland:
Was tut's, Du träumſt ja nur.

Bödwild:

Nimm Dich in acht, es packt
mich zehnfach heſtig kalter Jähzorn oft im Traum.

Veland:

Es iſt die Angſt des, den lebendig man begrub.

Bödwild:

Laß mich hinaus, im Hochſitz prangt der Vater ſchon,
im Schmucke ſteht die Mutter da und ihre Frau'n.
Die Hörner ſchmettern und des Volkes Woge jauchzt.
Der Bräutgam harrt und ſeine Fürſten um ihn her.

Veland:

Laß Väter thronen, Mütter harren, laß Gunnar
ſtehn, blöde wie den Ochſen vor dem Tor: was tut's?

Bödwild:

Wenn bei dem Hochzeitsfeſt die Braut fehlt, tut das nichts?

Veland:

Nur keine Angſt, nur keine Angſt, Du träumſt ja bloß,
von Kindheit auf iſt Dir bekannt der Velandstraum.

Bödwild:

Scheußliche Fratze, freilich, ja, ich träume, ja!
Doch ſeh ich meine Mutter aufgelöſten Haars
nach Ai und Ingi rufend, des Palaſtes Tor
verlaſſen, wilden Blickes, auf den Lippen Schaum.

Veland:

Dein Velandstraum, nichts weiter, den Du längſt ja kennſt.
Auch Harald Schönhaar hat ihn oft geträumt
im Königsbett. Indes aus jeder Pore ihm
in kalten Perlen brach der giſt'ge Todesſchweiß.

Bödwild:
Ich will nun wachen!

Veland:
Packt nun doch die Angſt Dich an.

Bödwild:
Geſchmeiß! Nie! Hockteſt Du leibhaftig ſelbſt vor mir.

Veland:
So recht! Stolz muß der Nacken ſein, den Veland ſich
mit ruß'gen Arbeitsfäuſten beugt und, muß es ſein,
auch krachend bricht. — Komm nun, laß uns zu Bette gehn.

Bödwild:
Daran erkenn ich meinen Velandstraum. Daran
erkenn ich ihn und will geduldig warten, bis
wie immer mich die Winterſonne freundlich weckt.

Veland:
Wie aber ſetzt Dein Velandstraum ſich weiter fort?

Bödwild:
Ich rufe Hilfe!

Veland:
Rufe nur ſo viel Du magſt.

Bödwild:
Hört mich, ich rufe Hilfe, drüben im Palaſt.

Veland:
Sie hören Dich. Auch ſandt ich meine Boten ſchon,
und ihre Schiffe ſtoßen ſchon vom Ufer ab.

Bödwild:
Ich bin gelähmt.

Veland:
Das biſt Du.

Bödwild:
Rettet, rettet, eilt!

Veland:
Blick her nun, König Harald und Du Königin,
ſo wickelt Veland langſam ſich um ſeine Fauſt
dies fürchterliche Gold, das Euerm Blut entquoll.

Bödwild:
Ich bin gelähmt, Erbarmen!

Veland:
Kein Erbarmen! Nein.

Bödwild:
Veland, Erbarmen.
Veland:
Dir entflieht zum zweiten Mal
ein Wort, das Deinen ſtolzen Lippen ſelbſt im Traum,
nun gar in Deinem Velandstraum, ſonſt nie entſchlüpft.
Hornruf.
Bödwild:
Schon hör ich König Haralds Horn. Hier bin ich! Hier!

Veland:
So iſt es, ja, die Hochzeitsgäſte nahn, mein Lieb.
Doch meine Riegel weichen nur auf mein Geheiß.

Bödwild:
Ach wehe!
Veland:
Welches Labſal, dieſer Weheſchrei.
Wie tief vertraut. Schon er allein vermählt Dich mir.

Bödwild:
Nimm weg die wilde, rohe Fauſt aus meinem Haar.

Weland:

Löſch aus die Glut, die Haar und Hand mir jetzt verſchmilzt.

Bödwild:

Du machſt mich wehrlos, niedriger, gemeiner Wicht.
Fort, fort, unreiner Griff, hinweg aus meinem Schopf.

Weland:

Er nimmt ein Bad, es badet die verfluchte Fauſt,
die Frönerfauſt von allem blut'gen Schweiß ſich rein.

Bödwild:

Furchtbarer Teufel, laß mich los.

Weland:

Mit dieſem Wulſt
bleibt meine Hand verbiſſen, meine Fauſt vermählt,
bis wir vom Hochzeitslager wieder auferſtehn.

Bödwild:

Fort, Kröte, ich zertrete Dich.

Weland:

Wie's Dir beliebt.
Tu, was Du kannſt und magſt, ich will das gleiche tun.

Bödwild:

Tier!

Weland:

König Harald, König Harald, ſieh, nun ſieh.

Bödwild:

Tier! Niemals!

Weland:

Bödwild! Bödwild! Bödwild! Bödwild! Oh!

Längeres Stillſchweigen. Dann hört man Knabenſtimmen ſingen wie vorher.

Durch Myrkwidr flogen Mädchen von Süden.
Sie ſaßen am Strand der See und ruhten.
Schönes Linnen ſpannen die ſüdlichen Fraun,
ihrer eine hegte ſich Eigel, Schlagfeder die zweite,
Aber Hervare Allweiß nahm Veland zum Weibe.

Die Hörner Haralds tönen näher und näher.

III

Bödwild ſitzt wenig erhöht und hält Velands Haupt auf ihrem Schoß.

Bödwild:

O welches Leid geſchah Dir, welche bittre Not
ward in der Unglücksjahre ſchmerzerfüllter Zeit
auf Dich, Du Gott, wie eine Bergeslaſt gehäuft.
Verflucht mein Blut, dieweil es meines Vaters Blut,
der allen Deinen Jammers einz'ger Urſprung iſt.
Ich haſſe meinen Vater. Fluch dem goldnen Bett,
in das er mich, als Säugling, einſt hineingelegt.
War es doch Deiner blut'gen Marter Werk, und ich
ward ſchuldig, als ich ſel'ger Ruh darin genoß.
Schlagt mich, mißbrauchte Hände.

Veland:

Sprich, was träuft ſo heiß
herab auf mich wie Regen in der Sommernacht?
Was iſt's, was mir ſo brennend übers Antlitz ſpült
und alles ganz zerſchmilzt, was an und in mir iſt?
Soll ich mit allem, was ich bin, in Nichts vergehn?

Bödwild:

Verflucht der Eſtrich, den ich trat im Königshaus,
weil er mir nicht verraten, daß Dein Schweiß und Blut

ihn bildete! Weil er nicht ſchrie und meinen Fuß,
den ahnungsloſen, nicht mit Stacheln mir durchſtach.
Verflucht das goldne Dach, weil es mich deckte und
vor Schnee und Schloßen ſicher barg, indes Du hier
die Geißelhiebe litteſt Deiner bittren Fron.
Es ſei verflucht, weil es in ſchwarzer Höllennacht
des Winters mir den Strahl der Sonne vorgetäuſcht,
ſo daß voll Freude ſchlug das Herz in meiner Bruſt,
indes hier Nacht und Trübſal würgend auf Dir lag.

Veland:

Dies alles ſei geſegnet, ſei geſegnet heut.
Geſegnet ſei dies alles, weil es Dir gedient.

Bödwild:

Verflucht der Zaum, der mir das wilde Roß gezähmt,
der Zügel, der nicht glühend ward in meiner Hand,
weil beides Dir erpreßt und Deiner Kunſt der Jarl.
O Du, durch Leiden heilig, Du Geſegneter
durch Not! Befreiter durch der Knechtesketten Laſt,
der höchſten Ehr teilhaftig durch die tiefſte Schmach.
Durch Ohnmacht mächtig, ja allmächtig! Deine Hand
gefeſſelt ſelbſt, doch Täter jeder guten Tat,
Verwundeter und dennoch Arzt der ganzen Welt.
Mit Schlangengift getränkt, mit Schlangengift geſpeiſt
wardſt grade Du zum Schrecken allen Giftgewürms,
durch Ausſatz rein, durch Eiterbeulen lieblich! Schön
durch der Scheuſäligkeit entmenſchtes Götzenbild.
Du, hart und leuchtend wie Demant, ganz ungetrübt
gehärtet und geläutert von der Niedertracht
im Tiegel der Gemeinheit.

Veland:
O Bödwild, Du biſt
nicht Deines Vaters Tochter.

Bödwild:
Niemals drang mir noch
ein Lob ſo ſehr wie Balſam in die wunde Bruſt
als dies, Geliebter.

Veland:
Niemals wuſch mir ſolche Flut
die Wunden, wie ſie jetzt mein Elend überrinnt. —
Doch nun geh heim, Dein Vater wartet.

Bödwild:
Wartet er?
Mag er denn warten wie die Klippe in der Bucht.
So wie zu dieſer und nicht mehr zieht's mich zu ihm.

Veland:
Doch Deine Mutter ſchreit nach Dir, Schaum vor dem Mund.

Bödwild:
Laß ſchreien, bis ſie heiſer wird, was geht's mich an?

Veland:
Du biſt das letzte ihrer Kinder, außer Dir
iſt nichts von dem lebendig, was ihr Schoß gebar.

Bödwild:
Sie haben Ai und Jngi, meine Brüder.

Veland:
Nein! —
Wenn ich Verbrechen eingeſtehe, lüg ich nie.

Bödwild:

So laß ſie leben, laß ſie tot ſein, einerlei!
Stürb ihnen doch die Mutter, doch der Vater nach.
Ich haſſe beide, will ſie niemals wiederſehn.

Veland:

Biſt Du ſo hart? Nun grade bricht zum erſtenmal
das Mitleid in mir auf mit Deiner Eltern Not.

Bödwild:

Oh, reiße dieſe Pflanze mit der Wurzel aus,
die Deine wahre Kraft vernichtet und Dich ſo
zwiefach ohnmächtig wieder preisgibt dem Verrat.

Veland:

Die Hochzeit iſt bereitet und der Doppelthron
des Brautpaars wartet ſchon im hohen Skaldenſaal.

Bödwild:

Du willſt mich von Dir ſtoßen, Leidgehärteter,
nachdem uns Deines Himmelsfeuers Glut vereint.

Veland:

Jarl Gunnar hat des Vaters, hat der Mutter Wort
und Deins. Eidbrüche rächt des Himmelsvaters Zorn.

Bödwild:

Wenn Du nur, Veland, gnädig auf mich niederblickſt.

Veland:

Jarl Gunnar iſt der ſchönſte Mann im ganzen Nord,
und auch der ſtärkſte unter allen, wie man ſagt.

Bödwild:

Laß Deiner Wunden Eiter mich mit meinem Haar

auftrocknen, gönne mir nur dieſe Seligkeit
und gönne mir's, Jarl Gunnar ins Geſicht zu ſpein.

Weland:

Warum nicht wählſt Du mein entſtelltes Angeſicht,
das Deinem Speichel oftmals als Gefäß gedient?

Bödwild ſchreit auf, wirft ſich zu ſeinen Füßen:

O Weland, hab Erbarmen, hab Erbarmen, oh!

Weland:

Steh auf, die Hörner dringen näher ſchon. Mir iſt,
als mahne mich an Längſtvergeſſenes ihr Getön.
Wie ſeltſam kann verwandeln uns ein Augenblick.

Bödwild:

Oh, nimm mich an, Weland, o Weland, nimm mich an
als Deine Magd, als Deine Metze meinethalb.
Als Teppich diene Deinem wunden Fuß, Weland,
mein Haar, der Hände Flächen! Wolle nicht verſchmähn,
dem Wert zu geben, was mir ſo nur Wert gewinnt.
Nur ſtoße mich nicht von Dir aus und wirf mich nicht
den Wölfen hin, die nun ſchon heulen vor dem Tor.

Weland:

Mir ſind es Wölfe, Dir iſt's eine lichte Schar
erlauchter Männer, Fürſten, die, wenn Du erſcheinſt,
bereit ſind, auf den Knien Dir zu huldigen.

Bödwild:

Sind es Dir Wölfe, Weland, laß uns fliehn,
den aber ſchicken wir mit blut'ger Schnauze heim,
der ſich zu nah an unſere flücht'gen Ferſen wagt.

Weland:

Ich wob, ein ruß'ger Weber, mir mit blut'ger Fauſt

gewalt'ger Fittiche ein Zwillingspaar: ſo will
mir's ſcheinen, wenn ich grüble. — Wüßt ich nur warum?
Wo ſoll ich atmen, wenn nicht hier im Paradies?

Bödwild:

Verdammt die Stätte, die Dein Gram allein begrünt.
Verſchlinge doch der Abgrund dieſen Velandsholm,
der willig ſich zur Marterſtätte eines Gotts
hergab, verdammt auch ſei die bittre Meeresflut,
die ſein Entweichen feige, liebedieneriſch
den Strand umrollend, Tag und Nacht verhinderte.

Veland:

Was fluchſt Du dieſem ſel'gen Eiland, Königskind?
Die Brüſte meiner Mutter ſind mir nicht ſo wert.

Bödwild:

Veland, die Feinde wettern ſchon an Deine Tür
und fordern Einlaß.

Veland:

Kind, es iſt der Südſturm nur,
der weiche Süd, der duft'ge Süd, der liebe Süd,
der Weihrauch heiſer Zauberwälder mit ſich führt.

Bödwild:

Veland, in Splitter kracht das Tor; wach auf. Du ſchläfſt,
wenn Du vor Gunnars Händen mich nicht ſchützen kannſt,
ſo tut es dieſer ſcharfe Stahl in meiner Hand.

Veland:

Wohl, nun erwache ich. Praſſelnd bricht der Schutt herein
der Steinlawine, deren Bollwerk ich zerſtört,
und der ſie löſte, hält ſie nun nicht wieder auf.
Nun laß mich handeln, Bödwild, meine ſtolze Magd,

und harre folgſam hier, gewärtig meines Rufs.
Es kommen Gäſte, Hochzeitsgäſte, die ich lud,
und ich muß ſie empfangen.

Bödwild geht ab durch die gleiche Tür. Veland hockt ſich in die Aſche ſeines Herdes. Es erſcheinen zuerſt Bui und Boddi, mit Eiſenſtangen vorfühlend, alsdann Harald, Gunnar und die frühere Gefolgſchaft.

Bui:

Beſtie, biſt Du hier?

Boddi:

Knurrt nicht und faucht der Feuerwurm hier irgendwo,
ſo wie ein Raubtier knurrt, das Haß und Bosheit ſchwitzt?

Bui:

Dort ſchillern grün zwei Augen aus dem Dunkel auf,
ſie dunſten ſchweflig, wie die Haut des Dorſches raucht.

Gunnar:

Die Fackeln vor.

Atli, eine brennende Fackel in der Hand:

Hätt ich die gelbgefleckten doch,
die Doggen, längſt wär ausgeſtöbert dieſes Wild.
Selbſt nicht wenn ſie den Eisbär wittern, ſträubt ihr Kamm
ſo wild empor, iſt halb ſo fürchterlich ihr Grimm,
als wenn des Schmiedes Witt'rung ihre Naſe ſtreift.

Gunnar:

Jarl, bleibe aufrecht, niemals haſt Du Deiner Kraft
ſo ſehr bedurft, als gerade jetzt im Augenblick,
auf keinem Ting, in keinem Kampf, in keiner Schlacht.

Harald:

Oh, meine Söhne, meine Tochter! Wehe, oh!
Mein Stamm bricht nieder, bricht in einem Augenblick,
wo an die Sternenwölbung ſchon ſein Wipfel ſtößt.

Gunnar:
Oh, Vater Bödwilds, Jarl, gib nicht verloren, was
die Angſt uns als verloren an die ſchwarze Wand
der ſorgenvoll durchwachten Winterſturmnacht malt.
Der Schmied ſtreut drohend Worte aus, doch ſcheut die Tat.
Sei ſtark.

Harald:
Den Bären ſchlug ich mit der bloßen Fauſt.
Ich griff ihm in den Rachen und es krachten ihm
die Kiefer auseinander. Heute ſchreckt mich ſchon
ein fallend Blatt.

Atli:
Wie ſeltſam dieſe Höhlung iſt.
Ein Bild der Sonne trägt mit Kreis und Strahlenkranz
die Decke: ſie erleuchtet ſchwerlich dieſe Gruft.
Und hier ein Haupt und halber Schlangenleib entringt
der Wand ſich.

Harald:
Ja, in meinem Grabgewölbe bin
ich nun als ein Lebendig-Toter angelangt.
Ich ſtürbe ganz und ſtürbe gern, wüßt ich gewiß,
daß meiner Kinder Geiſt erlöſt und ſie nicht mehr
in des erfinderiſchen Höllenknechts Gewalt
Martern erleiden, die er gnadenlos verhängt,
um furchtbar mir zu würzen der Vergeltung Trank.

Bui:
Zurück! hier hockt der Wicht.

Weland:
Wo wollt Ihr mich denn
antreffen, den Begrabnen, außer wenn Ihr mich
in Gräbern ſucht?

Gunnar:
Man zerrt ans Licht Dich gleich hinaus,
die Inſelraben jagen kreiſchend ſchon umher,
des Fraßes froh, der ihnen bald vom Galgen blüht.

Atli:
Dein Zauber iſt gebrochen, wie Du ſiehſt, Weland.
Wir ſtießen Deine Tore ein und ſind nun hier.
Gibſt Du die Geiſeln nicht heraus, die Du verbirgſt,
ſo wirſt Du an den Marterpfahl gebunden, uns
beluſt'gen durch ein volles Jahr der Todespein.

Harald:
Hört, ich verbiete, daß Ihr ſo mit Weland ſprecht!
Nachläſſ'ge Mannen, Euer iſt die ganze Schuld
an dem, was plötzlich uns ſo hart betroffen hat.
Weland, ich biete meine Hand Dir zum Vertrag.
Wir ritzen unſern Arm und miſchen Blut mit Blut.
Dein Haß verzehrt Dich ſelbſt, Weland, vergib, vergiß.

Weland:
Du irrſt, Du irrſt, ich liebe Dich, o Jarl.

Harald:
Oh, Weland, dies iſt Deine wahre Meinung nicht.

Weland:
Ich liebe Dich, verbände ſonſt mich Haß mit Dir?

Harald:
Du legſt in Eiſen gleichſam meinen ganzen Leib.

Weland:
Wie Du den meinen.
Harald:
Nun ſo ſag ich: Sei nun frei!

Veland:
Des Alls gramvoller Notzucht doch entgeh ich nicht!

Harald:
Gib meine lieben Kinder mir heraus, Veland,
und ſei mein Bruder. Wahnwitz hat mein Weib erfaßt.

Veland:
Ich weiß.
Harald:
Die Königsburg mit Gäſten angefüllt
harrt Bödwilds, dieſes jungen Herrſchers Braut.
Du ſiehſt ihn bleich, entſtellt, von bittrem Gram zerſtört.

Veland:
Er lebt.
Harald:
Der Tod iſt ſolchem Leben vorzuziehen.
Heut, wo ich ihm ſein höchſtes Glück vollenden ſoll,
verkehrt ſich alles ihm in uferloſes Leid,
wenn Du nicht Mitleid und Erbarmen haſt mit ihm.

Veland:
Er lebt, er lebt! Jetzt lebt Ihr beide wahrhaft, Jarl.

Harald:
Tu einmal Gutes, lerne endlich Gutes tun
und öffne uns das Grab, zu dem Du uns die Welt
gemacht.
Veland:
Nun lebſt Du, lebt Ihr beide wahrhaft, Jarl.

Harald:
Oh, dehne nicht die Zeit mit dieſem dunklen Wort:
führ ihm die Braut, mir meine beiden Söhne zu,

und meine Harfenmeiſter ſollen durch das Reich
hin Deinen Ruhm nur ſingen jetzt und alle Zeit,
und auch Dein Leid und welches Unrecht ich Dir tat.

Veland:

Ich grüble, grüble, habe nur Geduld mit mir.

Gunnar:

O Jarl, die Zunge blutet mir, und länger will
ich nun nicht mehr ſo reden hören dieſen Knecht
und auch den König nicht mehr reden ſo wie jetzt.

Veland, zu Gunnar:

Es tut mir leid, daß Dich ein Blitz zerſchmettern wird.

Gunnar:

Mir nicht, wenn meine Axt in Deinem Kopfe ſitzt.

Veland:

Unholde Gäſte, wißt Ihr nicht, wozu ich Euch
lud? Hat nicht Bui und Boddi meinen Spruch geſagt?

Harald:

Nur hirnverbrannter Wahnſinn kam aus ihrem Mund.

Veland:

Seid Ihr ſo ſchlechte Boten?

Harald:

Bödwild ſei bei Dir.
Zur Hochzeit ludeſt Du uns ein und was noch ſonſt.
Die ganze Schmiede ſollte jauchzen und Du ſelbſt
auf und davon Dich heben einem Geier gleich.

Veland:

Gleich einem Adler! Und ſo wird es alles ſein.
Doch Hochzeitsgäſte, dünkt mich, die geladen ſind

zu reichem Mahle und zu reichem Schauſpiel dann:
Sie ſollten dankbar, freundlich und beſcheiden ſein.

Harald:

Jarl Gunnar, ſchweige, ich gebiet es Dir!! —
Wir nehmen Deine Abendmahlzeit an, Veland.
Doch wenn ich Dir nun ſage, Lieber, ſei mein Gaſt,
des Königs und der Königin im goldnen Saal! —?
Wo Du, ein Gott, auf meinem Hochſitz thronen ſollſt! —?
Oh, Schmied, mein Haar iſt weiß geworden dieſe Nacht.
Die Kinder! Meine Kinder! Gib ſie mir zurück.

Veland:

Du warſt bisher gewohnt an heitre Träume, Jarl:
Der heute Dich beſucht, iſt mehr von meiner Art.
Wie ich jahraus, jahrein ſie aß als täglich Brot.

Gunnar:

Willſt Du uns hier noch länger ſchmählich hinziehn, Schmied?

Veland:

Gewiß nicht, und ſo nehmt denn Platz an meinem Tiſch.

Harald:

Und alſo nimmſt Du ſelbſt als Bruder mich nicht an,
verſchmähſt die Hochzeit und den Hochſitz? Beides? —

Veland:

Nein!
Du ſiehſt, ich ſetze auf den Hochſitz mich
Er tut es
und auch
der eignen Hochzeitsfeier halt ich mich nicht fern.

Harald:

Schweigt ſtill, Ihr Mannen, ich befehle, reizt ihn nicht!

noch liegt's in ſeiner Hand, zum Paradieſe mir
die Grabesnacht zu wandeln, die mich jetzt umgibt.
Sieh, Veland, blut'ger Angſtſchweiß quillt auf meiner Stirn.
Wir wollen gern wohl Deine Gäſte ſein, wohlan.
Nur eines ſage mir: ob mir beſchieden iſt
ans Herz zu reißen Ai und Ingi einmal noch?
Sprich: werd ich meine beiden Knaben wiederſehn?

Veland:

Du wirſt die Knaben wiederſehn, o armer Jarl.

Harald:

Wenn dies mir vorbehalten iſt, bin ich nicht arm. —
Biſt Du voll Tücke? Spielſt Du wie die Katze ſpielt
mit ihrem Opfer, das dabei vom Blute trieft?
O Veland, kehre Deine ſinnlos kalte Wut
hier gegen mich, hier gegen meine offne Bruſt.
Erbarme Dich nur meiner lieben Kinder, Schmied.
Sag nur zwei Worte: „ſie ſind ledig aller Qual!"
Und Deinen Stahl im Herzen, will ich glücklich ſein.

Veland:

Nun, ſie ſind ledig aller Qual! So ſagt ich's denn!

Harald:

Schwörſt Du bei Hel im dunklen Erdenſchoß den Eid?

Veland:

Bei Hel ſei es geſchworen.

Harald:

Oh, ſo laß mich Dir
abbitten alles, was ich je an Dir verübt,
der Du mir Böſes ſo mit Gutem jetzt vergiltſt.

Weland:

Wie anders. Biſt Du doch jetzt wie ein Vater mir.

Harald:

Nun ſetzt Euch alle. Dunkel zwar iſt Welands Tun,
allein, ich habe nun ſein Wort und fühle klar,
daß Frühlingsatem ſeines Haſſes Eis zerſchmilzt
und er nichts Arges weiterhin im Schilde führt.

Gunnar:

Das lahme Scheuſal ſoll auch mir mit Eiden ſich
verbürgen, daß Bödwild, die königliche Braut,
an Leib und Leben ungekränkt uns wiederkehrt:
nicht eher nehm ich Platz an dieſes Wichtes Tiſch.

Weland:

Nehmt meinen Eid: die Braut wird bei der Hochzeit ſein.

Alle, auch Gunnar, haben jetzt an der Tafel Platz genommen.

Gunnar:

Könnt ich dem Lahmen auf den Grund der Seele ſehn.

Weland:

Oh, dort iſt Jubel, namenloſe Seligkeit,
dort jauchzen aller Himmel Himmel im Triumph,
o Jarl, ich liebe Dich, mehr als ich ſagen kann,
denn nie, nie tatſt Du an mir Böſes. Aber ſtets
tatſt Du mir Gutes, Gutes ohne Maß und Ziel.

Gunnar:

Nun ſchöpf ich Hoffnung, wenn auf Deines Herzens Grund
die wahre Wahrheit endlich ſo zum Lichte dringt.

Harald:

Eins iſt gewiß, das Rechte dacht ich ſtets zu tun.

Veland:

Und tatſt es ſtets an Deinem überſel'gen Knecht. —
He, Magd, he, Trulle, bring das Hochzeitsbier herein,
daß wir es luſtig kreiſen laſſen um den Tiſch.

Bödwild mit dem Bierkrug erſcheint. Sie ſtellt ihn vor Veland.

Harald:

Haſt Du hier Mägde, Veland?

Veland:

Eine nur. Nur eine Magd.

Gunnar:

Haſt Du hier Mägde?

Veland:

Wie ich ſagte: eine nur!

Gunnar:

Ich hätte nie geglaubt, es könnte eine ſich
wegwerfen, ſei's die ſchlecht'ſte Vettel, an den Schmied.

Veland:

Da haſt Du recht, die ſchlecht'ſte Vettel iſt es nicht.

Harald:

Ein Zwang liegt auf mir. Täuſchung, Veland, ſenkt Dein Blick
mit kaltem Gleißen uns, den Gäſten, in das Hirn.
Ein Schatten, ein Geſpenſt iſt dieſe Deine Magd.

Veland:

So ſchenk dem Vater Bier und ſprich ihn an, Bödwild.
Denn beides, Trank und Stimme, lehrt ihn etwa wohl,
daß kein Geſpenſt Du, keines Zaubers Täuſchung biſt.

Gunnar:

Bei Gott, auch mich bezaubert dieſer Krüppel: und
was ich zu ſehen glaube, iſt verruchter Trug.

Bjarni ſpringt auf, als Bödwild ihm eingießt:
O Königstochter, Du bemühſt Dich mir?

Harald:
Was iſt?
Was redet Bjarni, packt uns alle Wahnwitz an?

Gunnar, wie Bjarni:
Nein! Ja! — Ja! Nein! Mir brauſt es in den Ohren, ich …
Verrückung überfällt mich, es zerſpringt mein Haupt.
Ich wage dieſe Magd nicht anzuſprechen.

Harald:
Biſt
Du tot? Biſt Du der Traum, der liebe Menſchen uns
zeigt, ſchon Geſtorbene, mit uns hauſend ſo wie ſonſt
im altgewohnten, lieben Haus, am alten Herd,
und doch uns unerreichbar fern? Entlaſſen nur
gleichſam dem Hügel, den man über ſie gehäuft?

Gunnar:
Biſt Du der Traum, der aus dem tiefſten Schlamm der Hel
in gift'gen Blaſen quillt und trächtig jeder Qual
ſich ſtechend, würgend, mordend auf den Menſchen wirft?
Wer hörte je mich ſchreien, weil ich Schmerzen nicht
ertrug? Erpreßte irgendwas mir einen Laut
der Furcht, der Angſt? Nun aber … Nicht, wenn Blut hoch auf
aus meinem Herzen ſpritzte, ſchrie ich, doch was hier
mich anhaucht, anbläſt, reißt den feigen Schrei der Not
aus meiner Bruſt.

Veland:
Es geht vorüber, Jarl: Du trinkſt
am beſten eilig, was die Norne Dir kredenzt.

Harald:
Bödwild!

Gunnar:
Erlauchte Königstochter!

Harald:
Kind! mein Kind!
Bödwild, mein Kind! Biſt Du's, mein vielgeliebtes Kind?

Bödwild:
Ich bin's, mein Vater.
Allgemeines Entſetzen und Aufſtand unter Haralds Gefolge.

Bödwild
Und warum erſchreckt Ihr ſo,
wenn ich Euch ſage, daß ich bin die, die ich bin?

Harald:
Sie ſpricht, ſie ſpricht! Was ſpricht ſie? Oh, verliert kein Wort.

Bödwild:
Mein Vater...

Harald:
Ja, es iſt der glockenklare Laut,
der tiefe Laut, von dem die Hallen des Palaſts
ſo königlich erſchollen. Sagt mir, was ſie ſpricht
und wann und wie verruchter Mord an ihr geſchah:
denn dies iſt eine Tote.

Beland:
Nein, hier irrſt Du, Jarl.
Auch Tote werden Dich bedienen, doch ſie iſt
nicht tot.

Bödwild:
Nicht tot! So ſelig hab ich nie gelebt.

Harald:
Was ſagt ſie? Sprecht. Er hat durch Zauber ſie gelähmt.

Weland:

Iſt ſie gelähmt, ſo lähmt ich ſie, ſonſt aber nicht.

Bödwild:

Vater, Du haſt auf Unrecht Deinen Stuhl geſtellt,
und Deiner Hochburg Quadern ſeufzen qualvoll nachts.
Ein goldner Wehruf iſt am Tag Dein goldnes Dach.
Wie magſt Du auf dem Stuhle ſitzen, magſt
im Wimmern Deiner Mauern, die mit blut'gem Kitt
gebunden ſind, mit taubem Ohr ein Glück Dir lügen, das
nicht wahres Glück iſt, ſondern Raub und Fraß und Fluch.
Ich mag nicht, daß ich je an ſolchem Glück
mit ſtumpfen Sinnen frevelnd mich beteiligte.

Harald:

Du leere Hülſe meiner Tochter, die
der Wicht mit ſeiner bittren Galle angefüllt,
hinweg von meinem Blicke, denn Du ſchändeſt die,
die nachzuäffen der verdammte Schmied Dich zwingt.

Bödwild:

Verdammt ſei der Verdammer!

Harald:

Bödwild, Bödwild, oh!
Ich bin's, weil ich in Welands Höllen dieſes Wort
von dem Geſpenſte höre, das ſich meine Tochter lügt.
Hinaus, Ihr Männer! Folgt mir! Gebt mir Licht! Licht! Luſt!

Weland:

O Jarl, wär unentrinnbar nicht der Norne Spruch,
ich ließe unvollendet meine Rache gern.
Ein Etwas hat den Haß gedämpft in meiner Bruſt.
Doch Welands Höllen ſind nun einmal jetzt im Gang;

und Veland ſelbſt vermag ſie nicht zu löſchen, noch
Jarl Harald zu befrein aus dieſer Höllen Brunſt,
und wär der Jarl mein Vater.

Gunnar:

Einen Hund als Sohn
zeugt immer nur ein Hund und niemals, Hund! ein Jarl.

Veland:

So müßt ich, was im Schoße Bödwilds wächſt, die Frucht,
Hund, Hundeſohn am Ende nennen.

Bödwild:

Gunnar, höre mich.
Viel lieber will ich einen Hund gebären, und von ihm,
als einen König, der aus Deinen Lenden ſtammt.

Gunnar:

Du biſt nicht Bödwild.

Bödwild:

Meinſt Du, darum bin ich's nicht,
weil Dir der Haß ins Antlitz ſpringt, den Du mich lehrſt?

Harald:

Fort, fort von hier, wo Wahnwitz uns das Haupt verſengt.

Bödwild:

Vergeßt nicht, daß man Euch zur Hochzeit lud, Ihr Herrn.

Veland bricht aus in Weinen:

Laß, Bödwild, laß dies Häuflein Jammers, laß
dies arme Trüpplein Schafe, blökender
verſtörter Lämmer, die des Wolfes heißer Rachen ſchreckt.

Inhalt der zwölf Bände

Inhalt der zwölf Bände

- Erſter Band:
  - Vor Sonnenaufgang
  - Das Friedensfeſt
  - Einſame Menſchen
- Zweiter Band:
  - Die Weber
  - Kollege Crampton
  - Der Biberpelz
  - Hanneles Himmelfahrt
- Dritter Band:
  - Florian Geyer
  - Elga
  - Die verſunkene Glocke
  - Fuhrmann Henſchel
- Vierter Band:
  - Schluck und Jau
  - Michael Kramer
  - Der rote Hahn
  - Der arme Heinrich
- Fünfter Band:
  - Roſe Bernd
  - Die Jungfern vom Biſchofsberg
  - Und Pippa tanzt!
  - Gabriel Schillings Flucht
- Sechſter Band:
  - Kaiſer Karls Geiſel
  - Griſelda
  - Die Ratten
  - Peter Brauer

Siebenter Band

- Feſtſpiel in deutſchen Reimen
- Der Bogen des Odyſſeus
- Winterballade

Achter Band:

- Der weiße Heiland
- Indipohdi

Neunter Band:

- Bahnwärter Thiel
- Der Apoſtel
- Atlantis

Zehnter Band:

- Der Narr in Chriſto Emanuel Quint

Elfter Band:

- Griechiſcher Frühling
- Der Ketzer von Soana
- Anna

Zwölfter Band:

- Aufzeichnungen
- Erzählendes:
  - Das Feſt / Velas Teſtament / Aus dem Tagebuch eines Edelmannes
- Gedichte
- Dramatiſches:
  - Helios / Das Hirtenlied / Kaiſer Maxens Brautfahrt / Der Dom / Till Eulenſpiegel / Veland

Chronologiſches Verzeichnis

Bahnwärter Thiel	1887
Vor Sonnenaufgang	1889
Der Apoſtel	1890
Das Friedensfeſt	1890
Einſame Menſchen	1891
Die Weber	1892
Kollege Crampton	1892
Der Biberpelz	1893
Hanneles Himmelfahrt	1893
Florian Geyer	1896
Elga	1896
Die verſunkene Glocke	1896
Fuhrmann Henſchel	1898
Schluck und Jau	1900
Michael Kramer	1900
Der rote Hahn	1901
Der arme Heinrich	1902
Roſe Bernd	1903
Die Jungfern vom Biſchofsberg	1905
Und Pippa tanzt!	1906
Gabriel Schillings Flucht	1907
Griechiſcher Frühling	1907
Kaiſer Karls Geiſel	1908
Griſelda	1909
Die Ratten	1910
Der Narr in Chriſto Emanuel Quint	1910

Chronologiſches Verzeichnis

Peter Brauer	1911
Atlantis	1912
Feſtſpiel in deutſchen Reimen	1913
Der Bogen des Odyſſeus	1914
Winterballade	1917
Der Ketzer von Soana	1918
Der weiße Heiland	1920
Indipohdi	1920
Anna	1921

Gedruckt in einer numerierten Ausgabe von zwei-
tauſend Exemplaren bei W. Drugulin in Leipzig

Den Nummern 1 bis 400 iſt ein von Max Liebermann
radiertes und ſigniertes Porträt des Dichters beigegeben
Dieſe 400 Exemplare wurden vom Dichter ſigniert

Druckleitung und Einbandentwurf: E. R. Weiß

Dies iſt Nummer 193